This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

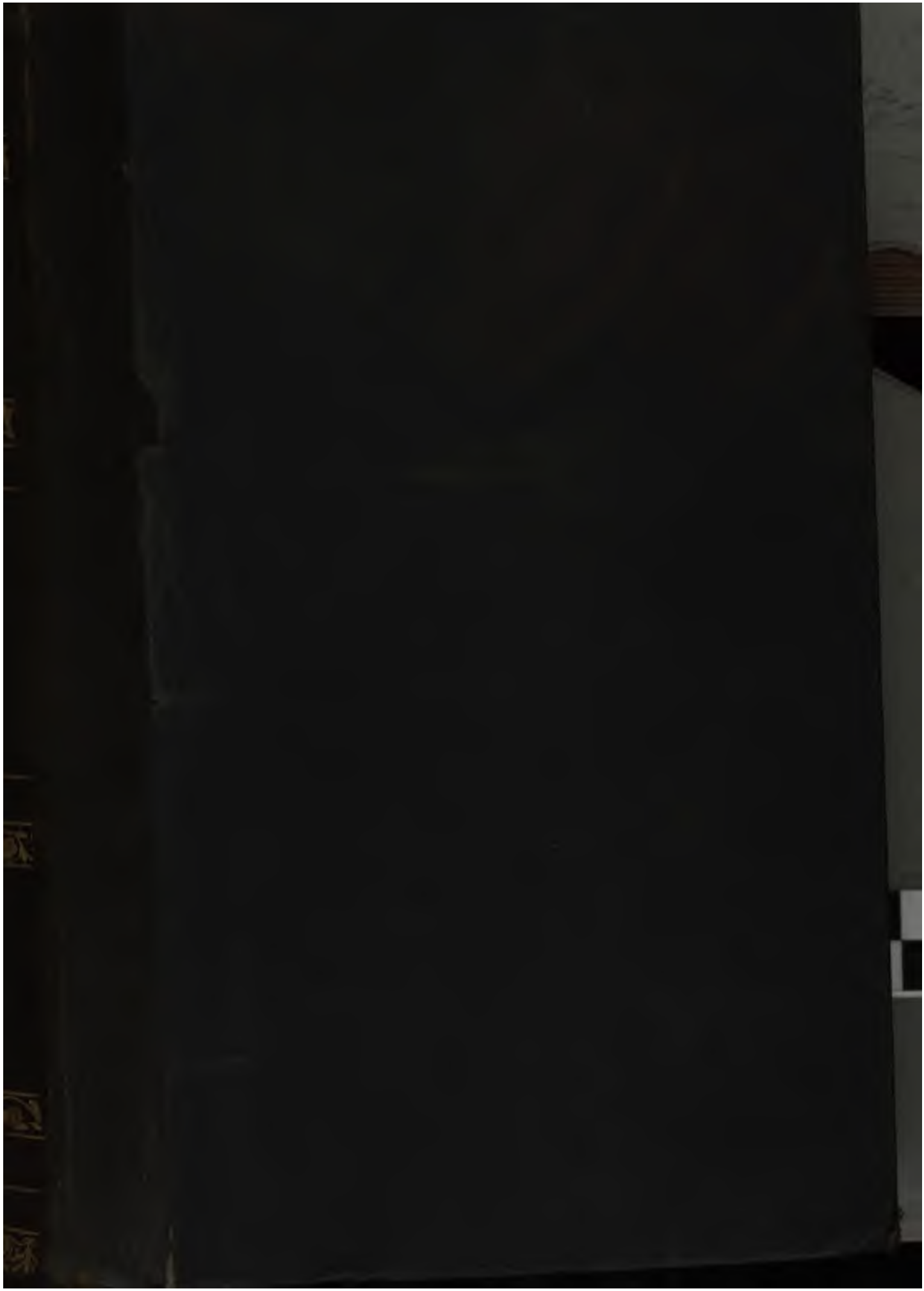
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`



6000046781W

399 d 399 2

haus'

ns-Lexikon.

umgearbeitete Auflage.

ter Band.

— Kades.

Brockhaus'
Conversations-Lexikon.

Dreizehnte vollständig umgearbeitete Auflage.

Neunter Band.

Hede — Kades.

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie.

Dreizehnte vollständig umgearbeitete Auflage.

Mit Abbildungen und Karten.

In sechzehn Bänden.

Neunter Band.

Hede — Kades.

BIBLIOTHECA BODLEIANA

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1884.

R. 1. 1
399. d. 300

Holzſchnitte aus der Xylographiſchen Anſtalt,

Karten aus der Geographiſch-artiſtiſchen Anſtalt

von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Brockhaus'
Conversations-Lexikon.

Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie.

Dreizehnte vollständig umgearbeitete Auflage.

Mit Abbildungen und Karten.

In sechzehn Bänden.

Neunter Band.

Hede — Kades.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1884.

R. 1. 1
(300. d. 300)

H.

Hede oder **Werg** (frz. étoupe, engl. tow), die kurzen und verworrenen Fasern, die sich beim Hecheln des Flachses, Hanfs u. s. w. in den Hechelzähnen ansammeln und teils zu grober Leinwand versponnen, teils zu andern Zwecken, zum Kalfatern der Schiffe, als Verpackungsmittel u. s. w., verwendet werden.

Hedemarken, Amt im südl. Norwegen, grenzt östlich an Schweden, westlich an Christians-Amt, südwestlich an Agershuus-Amt und nördlich an Söndre-Drontheim und zählt auf 26316,3 qkm (1878) 123372 E. Es besteht hauptsächlich aus dem Thale des Glommenflusses und dem offenen Lande östlich vom Mjösensee. Unter den übrigen Seen sind die bedeutendsten der Fämund, Stor und Osen. Das Land östlich vom Mjösensee, die eigentliche Provinz H., gehört zu den fruchtbarsten Landstrichen Norwegens, während der bei weitem größte Teil des Amtes, dessen mittlere Höhe 495 m beträgt, gebirgig ist. Im N. hat das Svuku-Fjeld 1760 m, das Sölen-Fjeld 1790 m Höhe. Acker und Wiese bedecken nur etwa 4 Proz. des Areals. Mit Ausnahme des eigentlichen H. ist das Amt reich bewaldet und nimmt an der norweg. Holzausfuhr bedeutenden Anteil. In Nordösterdalen werden zwei Kupferminen, Foldal und Kvikne, ausgebeutet, am Mjösen findet sich Kalkstein und in Österdalen Schiefer. Außer von 2263 km Chausseen wird H. durchzogen von den Eisenbahnen: Kristiania-Kongsvinger (mit Fortsetzung nach Schweden) und Hamar-Elverum-Koppang. Das Amt zerfällt in die fünf Vogteien H., Solör, Vinger- und Odalen, Nord- und Söndresösterdalen und hat nur zwei Städte: Hamar und Kongsvinger am Glommen mit 941 E.

Hedemora, uraltes Städtchen im südl. Dalekarlien, im schwed. Län Kopparberg, zwischen den Seen Brunnsjön und Häfran, Station der Privatbahn Krylbo-Borlänge, zählt (1882) 1343 E. und hat große Eisenwerke. Sten Sture der Ältere besiegte hier 1470 seinen Nebenbuhler Erik Karlson Vase.

Hedemünden, Stadt in der preuß. Provinz Hannover, Landdrostei Hildesheim, Kreis Göttingen, rechts an der Werra, 9 km im OSO. von Münden, Station der Linie Halle-Nordhausen-Münden der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1880) 896 meist evang. E. und hat Cigarrenfabrikation.

Hedèra, Pflanzengattung, s. **Epheu.**

Hederich (Raphanus Raphanistrum), Pflanzenart, s. **Rettich**; H. wird auch der **Ackersenf** genannt, s. unter **Senf.**

Hédervár, Marktflecken im ungar. Komitat Raab, mit schönem Schlosse und ansehnlicher Bibliothek. H., ursprünglich «Hedrichsburg», wurde der ungar. Stammsitz eines 1141 aus Tirol eingewanderten Adelsgeschlechts, der Grafen von Hédervári, die in der männlichen Linie erloschen sind. Den Namen führt der Schwiegersohn des letzten Hédervári als «Khuen-Hédervári (seit Dez. 1883 Banus von Kroatien) fort.

Hedio (Kasp.), Mitbegründer der Reformation in Straßburg, geb. 1494 zu Ettlingen in Baden, studierte zu Freiburg und Basel, wurde in Basel durch Capito für die Reformation gewonnen, folgte letzterm nach Mainz und ging 1523 als Leutpriester am Münster nach Straßburg. Hier hat er im Verein mit Matthias Zell, Capito und Bucer eifrig für die Einführung der Reformation gewirkt. Seine litterarische Thätigkeit war besonders der Übersetzung von Schriften der Kirchenväter (Ambrosius, Augustinus, Chrysostomus) zugewandt. Auch hat er das «Chronicon Uspergense» in verbessertem Text herausgegeben und von 1230 bis 1537 fortgesetzt, und in dem «Chronicon Germanicum» eine Beschreibung aller alten christl. Kirchen bis 1545 gegeben. Mit Capito und Bucer hielt H. Vorlesungen zur Heranbildung evang. Geistlicher, wodurch der Grund zur spätern Universität gelegt ward. H. führte die Reformation im Gebiete des Grafen von Fürstenberg durch, nahm am Marburger Gespräch (1529) teil, sowie 1543 an der Kölner Reformation. Als Straßburg 1548 das Interim annahm, legte H. sein Amt am Münster nieder und wurde Nachmittagsprediger am Dominikanerkloster. Er starb 17. Okt. 1553 an der Pest. Vgl. Spindler, «H., essai biographique» (Straßb. 1864).

Hedionda (La), Schwefelbad bei Casares in der span. Provinz Malaga.

Hedlinger (Joh. Karl), ausgezeichneter Stempelschneider des 18. Jahrh., geb. zu Schwyz 28. März 1691, erlernte die ersten Anfänge der Kunst bei dem Münzmeister Krauer, dem er nach Luzern und nach Pruntrut folgte, wo er sich zuerst in Porträtmedaillen versuchte. Zu seiner weitern Ausbildung ging er hierauf nach Nancy, dann nach Paris, 1718 nach Stockholm, wo er Direktor der königl. Münze wurde. Von 1726 bis 1728 hielt er sich auf Urlaub in Italien, 1735—37 in Petersburg auf. Von 1741 bis 1744 lebte er in der Schweiz, wohin er auch 1745, nachdem er in Stockholm seine Entlassung genommen, zurückkehrte. Er starb in Schwyz 14. März 1771. H. war einer der größten Meister seines Fachs, in der Technik vielleicht der ausgezeichnetste seit dem Erlöschen der antiken Kunst. Seine Köpfe sind ohne die Derbheit des Naturalismus doch von treffender Charakteristik. Das Fleisch, die Gewandung, die Haare sind mit unerreichter Schönheit und Leichtigkeit dargestellt. Die Mängel H.s sind die seiner Zeit, nämlich unschöne Allegorien und Sinnbilder auf den Rückseiten.

Aber auch da steht er, abgesehen von der vollkommenen Technik, hoch über den meisten Zeitgenossen. Gute Abbildungen seiner vielen Werke enthalten die «Oeuvres du chevalier H.» (herausg. von Mechel, Bas. 1775). Unter seinen Schülern sind Fehrmann, Nik. Georgi und Dan. Hasling zu erwähnen.

Hedonik nennt man die Lehre von der Lust; dieselbe kann aber, da es keine allgemeingültige Norm für die Lust und ihre Arten gibt, immer nur ein Kapitel aus der empirischen Psychologie, resp. Anthropologie, keine philos. Disciplin sein.

Hedoniker, s. Cyrenaiker.

Hedonismus ist der Name für die im Altertum durch die cyrenaische Schule vertretene Lehre, die das Prinzip der Moral in der Lust sucht und die moralische Wertschätzung von den Merkmalen der Lust, ihrer Intensität, ihrer Dauer, ihrem Mangel an Unlusterzeugung ꝛc. abhängig macht. Daher nennt man die Cyrenaiker auch Hedoniker.

Hédouin (Edmond), franz. Maler und Radierer, geb. 1819 zu Boulogne, war in Paris Schüler von Nanteuil und Delaroche. Er ist hauptsächlich Landschaftsmaler. Zu seinen bekanntesten Gemälden gehören: die Holzhacker in den Pyrenäen, arab. Kaffeehaus, Frauen im Ossauthal, Ährenleserinnen vom Sturm überrascht, der Säemann. Als Radierer lieferte er fünf Blätter nach Bidas Zeichnungen zu den Evangelien, sechs Blätter zu Sternes «Empfindsame Reise» u. s. w.

Hedschas, s. Hidschâz.

Hedschra (eigentlich Hidschra, früher auch Hegira), bedeutet im Arabischen so viel als Flucht und dann vorzugsweise die Flucht Mohammeds von Mekka nach Medina, welche nach der gewöhnlichen Annahme am 16. Juli (= 1. Muharram), eigentlich aber schon am 18. oder 19. Juni 622 n. Chr. stattfand. Die Mohammedaner beginnen ihre Zeitrechnung mit dem 16. Juli 622 und rechnen nach Jahren der H. (S. Kalender.)

Hedwig, die Heilige, Herzogin von Schlesien, geb. 1174, war die Tochter des Herzogs Berthold IV. von Meran, aus dem Geschlecht der Grafen von Andechs. Erzogen im Kloster Kitzingen, wurde sie im 12. Jahre mit dem Herzog Heinrich I., dem Bärtigen, von Niederschlesien verheiratet. Sie überlebte ihren Gemahl, welcher 18. April 1238 starb, und ihren Sohn Heinrich II., den Frommen, welcher 9. April 1241 gegen die Mongolen fiel, und starb 9. Okt. 1243 als Nonne in dem von ihr gestifteten Kloster Trebnitz bei Breslau, in welches sie sich schon bei Lebzeiten ihres Gatten zurückgezogen hatte. Wegen ihrer Enthaltsamkeit, Mildthätigkeit, Stiftungen und Wunder wurde sie 26. März 1267 kanonisiert. Sie gilt als die Patronin Schlesiens. Der ihrem Andenken bestimmte Tag ist der 15. Okt., der Tag ihres Begräbnisses in Trebnitz. Ihre am Ende des 13. Jahrh. verfaßte Lebensbeschreibung (bei Stenzel, «Scriptores rerum Silesiacarum I») wurde, ins Deutsche übersetzt, 1504 in Breslau gedruckt, das erste dort gedruckte Buch. Vgl. Görlich, «Das Leben der heiligen H.» (2. Aufl., Bresl. 1854); Bach, «Geschichte des Klosterstiftes Cistercienser Ordens in Trebnitz» (Neisse 1859); Oesele, «Geschichte der Grafen von Andechs» (Innsbr. 1877).

Hedwig oder Hadwig, Tochter des Herzogs Heinrich I von Bayern, also Enkelin des Königs Heinrich I., war in ihrer Jugend einem byzant. Prinzen bestimmt und wurde später um 955 mit dem Herzog Burkhard II. von Schwaben vermählt. Von ihrem Wirken ist wenig bekannt, außer daß sie, 973 Witwe geworden, meistens auf dem Hohentwiel lebte, wo sie schon früher ein Kloster gestiftet und eine für jene Zeit bedeutende Bildung sich erworben hatte. Nach den Erzählungen Ekkehards IV. von St. Gallen hatte sie sich von dort einen jungen gelehrten Mönch Ekkehard II. zum Lehrer erbeten, dessen Verhältnis zur Herzogin und Erlebnisse auf dem Hohentwiel Scheffel zum Mittelpunkte seines Romans «Ekkehard» machte.

Hedwig oder Jadwiga, Königin von Polen, Tochter des Königs Ludwig d. Gr. von Ungarn und Polen, war eigentlich durch Verfügung des Vaters, welcher 1382 starb, von aller Thronfolge ausgeschlossen, welche ungeteilt auf ihre älteste Schwester Maria, der Verlobten des spätern Kaisers Sigismund, übergehen sollte. Aber die Polen erhoben, um selbständig zu bleiben, H. zu ihrer Königin und vermählten sie 1386 mit dem Großfürsten Jagiel oder Jagello von Litauen, von welchem sie bis dahin arg bedrängt wurde. Jagiel, der bisher Heide gewesen war, aber nun das röm. Christentum und den Namen Wladislaw annahm, und H. (gest. 1399) wurden so die Stammeltern der bis 1572 über Polen regierenden Jagellonischen Dynastie.

Hedwig (Johann), Botaniker, geb. zu Kronstadt in Siebenbürgen 8. Dez. 1730, wurde 1781 Arzt am Stadthospital in Leipzig, 1786 daselbst Professor der Medizin und 1789 Professor der Botanik und Inspektor des botan. Gartens. Er starb in Leipzig 18. Febr. 1799. Er veröffentlichte namentlich «Fundamenta historiae naturalis muscorum frondosorum» (2 Tle., Lpz. 1782—83), «Theoria generationis et fructificationis plantarum cryptogamicarum Linnaei» (preisgekrönt, Petersb. 1784; Lpz. 1798), «Abbildungen kryptogamischer Gewächse» (4 Bde., Lpz. 1787—97), «Filicum genera et species» (Heft 1—4, Lpz. 1799—1803; die beiden letzten Hefte sind von seinem Sohne Roman Adolf H. [geb. 1772, gest. 1. Juli 1806] herausgegeben), «Sammlung meiner zerstreuten Abhandlungen» (2 Bdchn., Lpz. 1793—97).

Hedypathie (grch.), Zustand des Behagens.

Hedysma (grch.), Versüßungsmittel, Zusatz zu einer Arznei, welcher derselben angenehmen Geschmack gibt.

Heeckeren (Georges Charles d'Anthes, Baron von), franz. Senator, geb. in Colmar 5. Febr. 1812, trat 1830 in russ. Dienste und wurde 1832 Kapitän der kaiserl. Garde zu Pferd. Vom holländ. Geschäftsträger in Petersburg, Herrn van Heeckeren, adoptiert, nahm er dessen Namen an und heiratete die Schwester des russ. Dichters Alexander Puschkin. Letzterer fühlte sich später durch seinen Schwager an seiner Ehre angetastet und sandte ihm eine Herausforderung. Das Duell fand 10. Febr. 1837 statt. Puschkin wurde tödlich verwundet und starb, H. floh eiligst aus Petersburg, um sich vor der Erbitterung des Volks zu retten. Er kehrte nach Frankreich zurück und führte mehrere Jahre ein zurückgezogenes Leben. Im J. 1848 in die konstituierende Versammlung gewählt, nahm er seinen Sitz auf der Rechten und unterstützte die Politik des Prinz-Präsidenten Napoleon. Von diesem wurde er 1852 zum Senator ernannt und mit einer außerordentlichen Mission an den petersburger Hof und später mit andern diplomatischen Aufträgen betraut. Seit 1870 lebt er vom öffentlichen Leben zurückgezogen.

Heegermühle, Dorf in der preuß. Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Oberbarnim, am Finowkanal, 5 km westlich von Eberswalde, zählt (1880) 1871 E. und hat ein Messingwerk und bedeutende Ziegelbrennerei.

Heek (Alexander), Humanist, s. Hegius.

Heem (Joh. David de), der größte niederländ. Frucht- und Stilllebenmaler, geb. 1600 zu Utrecht, lernte bei seinem gleichnamigen Vater und gewann bald ungeheuere Summen für seine Fruchtstücke. Gegen Ende seines Lebens zog er von Utrecht nach Antwerpen und starb daselbst 1674. Seine Bilder stellen meist prächtige Gefäße mit Früchten, Schmucksachen, Uhren u. dgl. auf Marmortischen vor; den Hintergrund pflegt eine reiche grüne Draperie zu schließen. Auch herrliche Guirlanden von Früchten und Blumen pflegte er darzustellen, besonders gern als Umgebung eines Mittelbildes, z. B. einer Monstranz, einer Madonna u. s. w., nach Art des Dan. Seghers. Kolorit und Helldunkel, besonders die Abstufung der Töne, sind bei ihm vollkommen, die Charakteristik jedes einzelnen Gegenstandes in Bezeichnung der rauhen oder glatten Oberfläche, z. B. bei seinen Flaums der Früchte, des Stoffs der Draperien u. s. w., unübertrefflich. Trotz der großen Beschränktheit der Aufgaben sind H.s Stillleben interessant und anmutig. — Auch sein Sohn, Cornelis de H. (geb. 1623 zu Utrecht, gest. 1680 zu Antwerpen), lieferte Treffliches in dieser Gattung.

Heemskerk (Jak. van), ausgezeichneter holländ. Seemann, geb. zu Amsterdam 1. März 1567, zeichnete sich früh im Seedienst aus und machte sich 1596 und in den folgenden Jahren besonders durch seinen zweimaligen, doch vergeblichen Versuch berühmt, um den Norden Europas und Asiens herum einen kürzern Weg nach Ostindien aufzufinden, wobei er jedesmal auf Nowaja-Semlja zu überwintern gezwungen war. Im J. 1601 focht er im Indischen Meere ruhmvoll gegen die Portugiesen und wurde dafür zum Admiral ernannt. Als Vizeadmiral 1607 mit einer Flotte gegen die weit stärkere spanische unter Davila gesandt, griff er dieselbe 25. April vor Gibraltar an und besiegte und zerstörte sie gänzlich, fand aber dabei selbst den Tod. Sein prächtiges Grabmal ist in der alten Kirche zu Amsterdam.

Heemskerk (Jan), niederl. Staatsmann, geb. 30. Juli 1818 in Amsterdam, studierte an dem dortigen Athenäum, wo er sich philol. und juriſt. Studien widmete, und bekleidete dann daselbst mit Auszeichnung verschiedene Ämter. Nachdem er von seinen Mitbürgern 1859 zum Mitglied der Zweiten Kammer gewählt war, that er sich als einer der talentvollsten Wortführer der konservativen Partei hervor, sodaß er nach dem Sturz Thorbeckes 1866 zum Chef des neuen, 1. Juli desselben Jahres ans Ruder kommenden Kabinetts ernannt wurde. Doch hatte H. von Anfang an gegen eine heftige Opposition zu kämpfen und mußte im Mai 1868 zurücktreten. Noch im Laufe desselben Jahres wurde er zum Mitglied der Zweiten Kammer gewählt, und 1873 zum Ratsherrn im obern Gerichtshof ernannt. Zum zweiten mal kam er an die Spitze der Verwaltung, Aug. 1874, und es gelang ihm, mehrere wichtige Gesetze, unter anderm dasjenige über den höhern Unterricht und ein anderes, die Ausdehnung des Staatsbahnsystems betreffend, durchzusetzen. Nach drei Jahren reichte H. mit seinen Amtsgenossen wegen der feindlichen Haltung der Kammer seine Entlassung ein (Sept. 1877). Im J. 1879 wurde er zum Staatsrat ernannt und erhielt nach dem Sturze des Ministeriums van Lynden-Modderman im Frühjahr 1883 vom König zum dritten mal den Auftrag, ein Ministerium zu bilden, welches April desselben Jahres zusammentrat. Als Schriftsteller hat H. sich bekannt gemacht durch seine «Voordragten over den eigendom van voortbrengselen van den geest» (Harl. 1856; 2. Aufl., Amsterd. 1869); eine Frucht seiner klassischen Studien ist die von ihm im Verein mit Spaller veröffentlichte «Handleiding tot de studie der oudheid» (Amsterd. 1843).

Heemskerk (Martin van), holländ. Maler, geb. 1498 zu Heemskerk bei Harlem, wonach er sich nannte, war der Sohn eines Maurers, Namens van Veen, der ihn bei einem harlemer Maler in die Lehre gegeben hatte, dann aber zu seinem Handwerk nach Hause nahm. Doch ging H. bald nach Delft zu einem Maler, Joh. Lucas, und später zu J. Schoorel. In dieser Zeit malte er den heil. Lukas, wie er die Heilige Jungfrau und das Jesuskind malt, und schenkte das Gemälde, welches großen Beifall fand, der Malerinnung zu Harlem. Hierauf war er drei Jahre in Italien, wo er seinen Geschmack nach der Antike bildete und Michel Angelos Einfluß aufnahm. Nach seiner Rückkehr nach Holland fand er bald sehr zahlreiche Schüler. Er starb 1. Okt. 1574. Einige seiner Werke fanden bei der Eroberung Harlems durch die Spanier ihren Untergang; ein Altarstück von ihm findet sich noch gegenwärtig in Stockholm. H. teilt bei einem bedeutenden Talent doch das Schicksal mehrerer seiner Schulgenossen, welche im Schwanken zwischen dem altüberlieferten niederländ. Kunstgeiste und ihren ital. Studien stehen blieben. Die letztern gaben ihm den Anspruch auf vollere, reichere Entfaltung der Form, des Nackten, während er sich doch von der nordischen Befangenheit in Ausdruck und Gewandung nicht losmachen konnte. Seine ältern Leistungen haben jedenfalls den Vorzug größerer Wahrheit und Innigkeit voraus.

Egbert van H., geb. 1610 zu Harlem, gest. 1680, und dessen gleichnamiger Sohn (geb. 1645, gest. 1704 zu London) waren ebenfalls geschätzte Maler. Der erstere malte besonders Zechgelage und Herbergsscenen; der letztere zeichnete sich ebenfalls im humoristischen Genre (Zecher, Quäkermahlzeiten, Wachtstuben) aus. Mehrere seiner Blätter sind in Kupferstichen verbreitet.

Heer heißt die gesamte Landkriegsmacht eines Staats. Um seinem Zwecke zu entsprechen, muß das H. eine gute Organisation haben, tüchtig in jeder Beziehung und streng diszipliniert sein. In den ältesten Zeiten bestanden die H. aus den waffenfähigen Männern der Volksstämme und nur aus Fußvolk. Bald kamen aber Reiter dazu, Streitwagen wurden erfunden, Kamele und Elefanten im Orient zum Kriegsdienst abgerichtet. Bei den Indern und Ägyptern gab es besondere Kriegerkasten. Das Persische Reich hatte schon stehende Truppen und brachte durch Volksaufgebote ungeheuere Streitmassen auf. In den griech. Staaten bestanden die H. aus Bürgern, denen der Kriegsdienst ein Recht war, in Athen nach dem Vermögen geregelt. Doch gab es später auch Söldner, welche durch stete Waffenübung kriegstüchtig und sehr gesucht waren. Philipp und Alexander d. Gr. hatten treffliche H. fast immer unter den Waffen. Im

röm. Staate wurden die H. anfangs auch aus Bürgern nach den Vermögensklassen ausgehoben, jährlich zwei konsularische H. zu zwei röm. Legionen mit zwei Legionen Bundesgenossen. Als aber die Besitzlosen (Proletarii) auch zum Kriegsdienste berufen wurden (seit Marius), die röm. Bürger sich demselben immer mehr entzogen und auch die Provinzialen nicht für den Bedarf ausreichten, wurden viele fremde Söldner in das H. aufgenommen, das unter den Kaisern eine stehende Kriegsmacht blieb. Bei den german. Stämmen galt das allgemeine Aufgebot aller wehrhaften Freien, der Heerbann (s. d.). Daneben brachte die Völkerwanderung durch das Lehnwesen (Grundbesitz für Kriegsdienst) eine neue Heeresbildung hervor, die Lehnsheere mit ihren Vasallenscharen. Je mehr das Lehnwesen den freien Grundbesitz verdrängte, desto mehr erlosch der Heerbann. Die Lehnsreiterei bildete den Kern der H., neben ihnen gab es zahlreiche Söldnerscharen. Karl VII. von Frankreich bildete sich 1445 zuerst stehende Truppen in 15 Ordonnanzkompagnien, jede zu 100 Lanzen, welche aus einem schwerbewaffneten Homme d'armes und fünf leichten Reitern bestanden; 1448 kam dazu ein Fußvolk, Franc-archers genannt. Im Orient sind die Janitscharen, in Rußland die Strelitzen die ersten stehenden Truppen gewesen. Die Masse der H. blieb aber geworbenes Volk, das nach dem Kriege entlassen wurde und dem Lande zur Last fiel.

Erst nach dem Dreißigjährigen Kriege sind die stehenden H. eine bleibende Staatseinrichtung geworden. Sie wurden bis zum Ende des 18. Jahrh. teils durch Aushebung, teils durch Werbung aufgebracht, bis in Frankreich während der Revolution die allgemeine Verpflichtung zum Kriegsdienst ausgesprochen und 1798 durch das Konskriptionsgesetz geregelt wurde. Diese Einrichtung ging unter verschiedenen Modifikationen bald zu den andern Staaten über, sodaß seitdem die H. durch regelmäßige Aushebung im Lande aufgebracht werden, wovon nur England, das noch geworbene Truppen hat, eine Ausnahme macht. Doch war in den meisten Staaten die Stellvertretung durch Loskauf gestattet, wofür die militärische Behörde gediente Soldaten als Kapitulanten annahm. Seit den Kriegen von 1866 und 1870—71 haben aber die meisten Staaten nach dem Vorgange Preußens die allgemeine und persönliche Dienstpflicht (mit Ausschluß der Stellvertretung) angenommen, namentlich Österreich-Ungarn, Frankreich, Italien, Rußland, während in andern, mit Ausnahme Englands, für die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht kräftig agitiert wird (Niederlande, Belgien). Einer Erwähnung verdient noch das nach dem Tilsiter Frieden in Preußen durch Scharnhorst eingeführte System, wonach jährlich ohne Vermehrung der Stärke, welche die eingegangenen Verpflichtungen auf 42000 Mann beschränkt hatten, eine bedeutende Zahl von Rekruten, für die gediente Leute entlassen wurden, auszubilden war. Dadurch gab es im Lande eine Wehrkraft, die beim Ausbruch der Feindseligkeiten 1813 bald ein großes H. aufzustellen erlaubte. (S. Krümper.) Nach dem Pariser Frieden wurde in Preußen das System der Landwehr (s. d.) eingeführt, das bei Annahme der allgemeinen Wehrpflicht auch in den betreffenden [illegible]aten unter verschiedenen Namen (in Frankreich [illegible]itorialarmee) und mit einzelnen Modifikatio[illegible]doptiert wurde. Milizheere, von denen nur Stämme unter den Waffen bleiben, gibt es in der Schweiz und den Vereinigten Staaten von Amerika. (Vgl. auch Heerwesen Europas.)

Heer (Joachim), schweiz. Staatsmann, geb. 1825 zu Glarus, studierte an den Universitäten Zürich, Heidelberg, Berlin und Paris die Rechtswissenschaften und wurde, als Doktor beider Rechte in die Heimat zurückgekehrt, 1851 zum Mitglied der Standeskommission, 1852 zum Landesstatthalter und 1857 zum Landammann des Kantons Glarus gewählt, in welcher Stellung er bis 1875 verblieb. Seit 1857 zugleich Mitglied des Nationalrats, nahm H., der mit einem glänzenden Rednertalente ein vielseitiges und gründliches Wissen, praktischen Blick und einen festen, lautern Charakter verband, bald eine ebenso hervorragende und einflußreiche Stellung in der Bundesversammlung ein, wie als Landammann in seinem Heimatskanton. In den J. 1863 und 1869 wurde er zum Präsidenten des Nationalrats gewählt, 1868 als erster schweiz. Gesandter beim Norddeutschen Bunde nach Berlin abgeordnet und 1875 in den Bundesrat berufen, in welchem er 1876 das Post- und Telegraphenwesen, 1877 als Bundespräsident das polit. Departement und 1878 das Handels- und Eisenbahnwesen leitete und unter anderm an der Rekonstruktion der Gotthardbahn thatkräftigen Anteil nahm. Die Rücksicht auf seine geschwächte Gesundheit veranlaßte ihn jedoch schon im Dez. 1878 von seinem Amte zurückzutreten und nach Glarus heimzukehren, wo 1. März 1879 ein Herzleiden dem Leben des allgemein beliebten und hochgeachteten Mannes ein Ende machte. H. war auch Verfasser mehrerer histor. Schriften, unter andern der Biographie seines Landsmannes, des ehemaligen Bundesgerichtspräsidenten Blumer.

Heer (Oswald), schweiz. Naturforscher, geb. 31. Aug. 1809 zu Nieder-Utzwyl im Kanton St. Gallen, studierte Theologie, daneben aber von Jugend auf Naturgeschichte, wandte sich nach Beendigung seiner Studien 1832 nach Zürich, wo er 1835 die Professur der Botanik und Entomologie an der Hochschule, später auch eine Professur am Eidgenössischen Polytechnikum erhielt. Er war an der Errichtung des botan. Gartens zu Zürich beteiligt und seit 1835 Direktor desselben. Auch war H. 20 Jahre hindurch Mitglied des Großen Rats des Kantons Zürich. Seinen Ruf begründete H. mit mehrern vortrefflichen entomolog. Werken, unter denen «Die Käfer der Schweiz» (2 Bde., Neuenburg 1838—41) und die «Fauna coleopterum helvetica» (3 Tle., Zürich 1839—41) die bedeutendsten sind. Hieran schlossen sich zunächst eine Reihe von Arbeiten über die fossile Fauna und Flora, wie «Die Insektenfauna der Tertiärgebilde von Öningen und von Radoboj in Kroatien» (3 Bde., Lpz. 1847—53) und die «Flora tertiaria Helvetiae» (2 Bde., Winterth. 1854—56), woran sich anreihen die Untersuchungen über «Die Pflanzen der Pfahlbauten» (Zür. 1865), ferner die Monographien: «Über die sächs.-thüring. Braunkohlenflora» (Berl. 1861), «Die Braunkohlenpflanzen von Bornstedt» (Halle 1869), «Die miocene baltische Flora» (Königsb. 1869), «Beiträge zur Kreideflora» (Zür. 1869—72) u. s. w. Hierzu kamen noch die «Untersuchungen über das Klima und die Vegetationsverhältnisse des Tertiärlandes» (Winterth. 1860), «Die fossile Flora der Polarländer» (7 Bde., Zür. 1868—83), «Die Urwelt der Schweiz» (Zür. 1865; 2. Aufl. 1879), die Biographie «Arnold

Escher von der Linth» (Zür. 1873), «Flora fossilis helvetica» (Zür. 1877), «Über fossile Pflanzen von Sumatra» (Zür. 1875), «Contributions à la flore fossile du Portugal» (Lissabon 1881), «Die nivale Flora der Schweiz» (Zür. 1883). Er starb in Lausanne 27. Sept. 1883.

Heerbann hieß das Aufgebot aller waffenfähigen Freien zur Heerfahrt, d. h. zu einem Volkskriege. Wer es versäumte, sich mit seinem Gefolge, mit Rüstung und mit Lebensmitteln auf drei Monate zu stellen, zahlte 60 Solidi. Nur den Geistlichen war der persönliche Kriegsdienst erlassen; wenn sie aber größern Grundbesitz hatten, mußten sie ihre Mannschaft stellen und auch persönlich, wenn auch unbewaffnet, sich einfinden. Da die Heerespflicht, in dieser Weise ausgedehnt, bei den vielen Kriegen und den großen Entfernungen im Reiche Karls d. Gr. den Ärmern zu Grunde richten mußte, bestimmte Karl, daß mehrere ärmere gemeinschaftlich einen ausgerüsteten Krieger stellen sollten. Doch suchten viele ärmere Freie sich dem Dienste zu entziehen, indem sie als abhängige Leute in den Schutz der Kirche oder großer Herren traten. Vom 10. Jahrh. an wird der H. nur noch ausnahmsweise aufgeboten, da man die Kriege lieber mit den besser bewaffneten und geübtern Vasallen führte, welche zum Dienst für ihre Lehn verpflichtet waren. Seit der Ausbildung des Lehnwesens wurde die Rangordnung im Lehnstaate nach einem besondern System bezeichnet, das den Namen Heerschild führt. Den ersten Schild hat der Kaiser, den zweiten die geistlichen, den dritten die weltlichen Fürsten (die Herzöge, Mark-, Land- und Pfalzgrafen), den vierten die Grafen und Dynasten, den fünften die Bannerherren, den sechsten die Ritterschaft und den siebenten alle Freien von nichtritterlicher Geburt.

Heereman-Zuydwyk (Clemens, Freiherr von), Politiker, geb. 26. Aug. 1832 zu Surenburg bei Nienbeck im Regierungsbezirk Münster, studierte in Bonn, Heidelberg und Berlin die Rechte. Hierauf trat er in den Staatsjustizdienst, wurde Auskultator, später Regierungsassessor in Münster und dann Regierungsrat in Merseburg, nahm aber bei Beginn des Kulturkampfs seine Entlassung aus dem Staatsdienste. H. ist seit 1870 Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses und seit 1871 des Deutschen Reichstags, wo er der Centrumspartei angehört. Er vertritt in beiden Körperschaften den Wahlkreis Münster-Koesfeld, war 1879—80 zweiter, und ist seit 1881 erster Vicepräsident des Abgeordnetenhauses.

Heeren (Arnold Herm. Ludw.), deutscher Historiker, geb. 25. Okt. 1760 zu Arbergen bei Bremen, erhielt seine gelehrte Bildung auf der bremer Domschule und auf der Universität zu Göttingen. Hier wendete er sich unter Heynes und Spittlers Leitung den philol. und histor. Studien zu. Als Privatdocent machte er sich der litterarischen Welt zuerst durch die Ausgabe der Schrift des Rhetors Menander «De encomiis» (Gött. 1785) bekannt. Zur Vorbereitung seiner Ausgabe der «Eclogae physicae et ethicae» des Stobäus (4 Bde., Gött. 1792—1801) unternahm er eine Reise nach Italien, den Niederlanden und nach Paris. Nach der Rückkehr wurde er 1787 zum außerord., 1794 zum ord. Professor der Philosophie, 1801 zum ord. Professor der Geschichte, später zum Geh. Justizrat ernannt. Er starb zu Göttingen 7. März 1842.

Schon 1784 war er Beisitzer der Königlichen Societät der Wissenschaften und 1789 Mitglied derselben geworden. Auch hatte er gleich nach seiner Anstellung mit Mitscherlich und Tychsen die Herausgabe der «Bibliothek der alten Litteratur und Kunst» übernommen. Nach Eichhorns Tode übernahm er 1827 die Redaction der «Göttinger Gelehrten Anzeigen». Seine Universitätsvorträge bezogen sich vom Anfang an mehr auf die griech. und röm. Altertümer und die Geschichte der Litteratur als auf die eigentliche Sprachphilologie. Vorzüglichen Einfluß hatte auf seine Geistesrichtung das Studium des Polybius, wodurch sich ihm die Alte Welt von einer neuen Seite, von der des Handels und Verkehrs und, was damit in genauer Verbindung steht, des Ursprungs, der Bildung und der Verfassung der alten Staaten zeigte. Auf diese Weise entstanden seine «Ideen über Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der Alten Welt» (2 Bde., Gött. 1793—96; 4. Aufl., 5 Bde., 1824—26), ein Werk, welches, nach Inhalt und Form klassisch, ihm eine Stelle unter den vorzüglichsten Historikern für alle Zeit sichert. Noch schrieb er «Geschichte des Studiums der klassischen Litteratur seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften» (2 Bde., Gött. 1797—1802), «Die Geschichte der Staaten des Altertums» (Gött. 1799; 5. Aufl. 1826), «Geschichte des europ. Staatensystems und seiner Kolonien» (Gött. 1809; 4. Aufl. 1822), außerdem «Abhandlungen» über Johs. von Müller (Lpz. 1810), Spittler (Berl. 1812) und Heyne (Gött. 1813). In seinen «Kleinen histor. Schriften» (3 Bde., Gött. 1803—8) sind höchst interessante Abhandlungen enthalten. Seine «Histor. Werke» (15 Bde., Gött. 1821—26) sind zum Teil neue Auflagen der erwähnten Schriften. Mit Ukert begründete er das berühmte, später von Giesebrecht fortgesetzte histor. Sammelwerk «Geschichte der europ. Staaten» (Gotha 1819 fg.).

Heeren (Friedrich), Chemiker, Neffe des vorigen, geb. 11. Aug. 1803 zu Hamburg, besuchte das Johanneum und akademische Gymnasium daselbst, studierte in Göttingen und Paris, legte dann mit seinem Bruder eine Fabrik von Stearinlichten in Hamburg an, mit welcher er später die Fabrikation von Seife und Walratlichten verband; 1831 wurde er Lehrer der Chemie an der höhern Gewerbeschule (jetzt Technische Hochschule) in Hannover. Eine seiner wichtigsten Leistungen auf dem Gebiete der technischen Chemie ist ein ihm patentiertes Instrument «Pioskop» zur Prüfung der Milch auf ihren Fettgehalt. Außer Arbeiten in verschiedenen Zeitschriften gab er namentlich im Verein mit Karmarsch ein «Technisches Wörterbuch», als freie Bearbeitung von Ures «Dictionary of arts etc.» (Prag 1841—44 u. öfter) heraus.

Heerfahrt, s. unter Heerbann.

Heerführer, s. Feldherr.

Heerführung, s. Strategie.

Heergeräte oder Heergewette bedeutet die nach altdeutschem Recht aus dem Nachlasse eines Verstorbenen ausschließlich dem nächsten Schwertmagen, d. h. dem in männlicher Linie von dem Erblasser abstammenden nächsten waffenfähigen Verwandten, zufallenden Stücke. Diese begriffen ursprünglich vorzugsweise die Waffen und Kriegsrüstung der Verstorbenen; später aber wurde in verschiedenen Ländern noch mehreres andere dazugerechnet, worüber die Landrechte und Statuten die

nähern Bestimmungen enthalten. Nach dem «Sachsenspiegel» gehörten zum H. das beste Pferd mit Sattel und Zaum, der Harnisch, das Schwert, die tägliche Kleidung des Verstorbenen, der Heerpfühl mit zwei Betttüchern, ein Tischtuch, zwei Becken, ein Fischkessel, ein Handtuch und ein Schüsselring oder Dreifuß. In Betreff der sog. Gerade (s. d.) fand zu Gunsten der weiblichen oder geistlichen Familienglieder eine ähnliche Abweichung von der gemeinen Erbfolge statt wie hinsichtlich des H. zu Gunsten der wehrhaften männlichen Verwandten. In den meisten neuern Gesetzgebungen ist die Heergeräterbfolge aufgehoben.

Heermann (Johs.), evang. Kirchenliederdichter des 17. Jahrh., geb. 11. Okt. 1585 zu Rauden in Schlesien, wurde 1612 Geistlicher in Köben im Fürstentum Glogau. Fortwährend kränklich, hatte er überdies die Unbilden des Dreißigjährigen Kriegs reichlich zu erdulden. Um so höher zu schätzen ist der frische Glaubensmut, den er, ein Geistesverwandter P. Gerhardts, in allen seinen Kirchenliedern mit gewaltiger Dichterkraft und Tiefe ausspricht. Sie sind, 62 an der Zahl, zusammen gedruckt in seiner «Haus- und Herz-Musica» (1630 u. öfter; neu herausg. von Ph. Wackernagel, Stuttg. 1856). Obgleich teilweise sehr verändert, sind von diesen Liedern noch jetzt vorzüglich im kirchlichen Gebrauch: «Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen», «O Gott, du frommer Gott», «Wo soll ich fliehen hin» u. s. w. H. starb, aus seinem Amte 1634 durch die Kriegsunruhen vertrieben, zu Lissa 27. Febr. 1647. Vgl. Ledderhose, «Das Leben Johannes H.s» (2. Aufl., Heidelb. 1876).

Heermeister, ursprünglich soviel als Kriegsheerführer, hieß im Mittelalter überhaupt der Vorgesetzte einer einem Ritterorden gehörigen Provinz, der die Ritter seiner Provinz im Kriege anführte, und war demnach gleichbedeutend mit Landkomtur. Im Johanniterorden führte insbesondere das Haupt der Ballei Brandenburg diesen Titel. Der Landmeister des Deutschen Ordens hatte einen höhern Rang als der H. und die Landkomture. (S. Kommende.) Er war, bevor der Hochmeister in Marienburg seinen Sitz aufschlug, Stellvertreter desselben in dem eroberten Preußen, Oberbefehlshaber und zweiter Würdenträger und entsprach demnach dem Großprior des Johanniterordens oder dem Johannitermeister.

Heerrauch, s. Höhenrauch.

Heerschau, s. Parade und Revue.

Heerschild, s. unter Heerbann.

Heerschnepfe, s. unter Becassinen.

Heerstraße (lat. via militaris, via regia) heißt jede Straße, auf der Truppen marschieren können.

Heerwesen Europas. Während des Mittelalters wurde die Wehrkraft bei den german. Völkern durch den Heerbann aufgebracht, neben welchem, denselben fast verdrängend, in den abendländischen Reichen sodann Lehns- oder Vasallenscharen auftraten. In den Kreuzzügen fand freiwillige Heeresfolge statt, auch treten überall Söldnerscharen auf, welche bald zu einer dem eigenen Kriegsherrn und den Ländern gefährlichen Bedeutung gelangen; doch kommen zeitweilig noch immer Volksaufgebote vor. In Frankreich und England suchen die Könige den alten Heerbann als Ge[illegible]ndemiliz beziehungsweise durch Aushebung der [illegible]assen wieder zu beleben; in den lombard., [illegible]länd., namentlich aber in den deutschen Städten bildet die streitbare und gut bewaffnete Bürgerschaft einen wichtigen Teil der Streitmacht des Landes. Unter König Karl VII. beginnt in Frankreich die Errichtung stehender Heere (1445 Ordonnanzkompagnien, 1448 Freischützen), doch werden die Heere vorzugsweise durch Werbung, als Söldnerheere, bis in die neue Zeit hinein aufgebracht. Das byzant. Kaisertum bildete seine Heere fast durchweg aus Fremden. Bei den tatar. Völkern führten die Chane die gesamte kriegstüchtige Mannschaft ins Feld; doch errichteten die Osmanen im 14. Jahrh. zuerst ein stehendes Heer (Janitscharen) und gewannen dadurch eine entschiedene Überlegenheit über die Sold- und Lehnstruppen der christl. Staaten.

Von der Mitte des 14. Jahrh. an gibt es zuverlässige Nachrichten über die Anwendung von Feuerwaffen. Schon 1338 sind in Frankreich Ausgaben für Pulver gebucht worden, 1353 bereitete ein Jude Pulver zu Augsburg und bald darauf findet man in den Rechnungen der Städte Ulm, Nürnberg, Lübeck, Speier, sowie in engl. Kriegsrechnungen Ausgaben verzeichnet für Pulver und Büchsenmeister. Das beste Pulver wurde zu Nürnberg verfertigt, von woher es viele Städte bezogen; in Wien wurde erst 1440 eine eigene Pulverfabrik angelegt. Schon früh wurden in allen Ländern Geschütze gegossen, 1346 zu Tournay in den Niederlanden, 1356 zu Nürnberg, 1378 zu Augsburg, 1444 zu Wien, 1477 zu Dresden, in Frankreich unter König Ludwig XI., anfänglich aus Kupfer, dann aus Eisen, gegen Ende des 14. Jahrh. aus Metall. Diese Geschütze waren zuweilen von übermäßiger Größe (1378 zu Augsburg ein 127-Pfünder, 1381 zu Schweidnitz ein 253-Pfünder, 1478 in Frankreich ein 500-Pfünder, 1452 auf Mohammeds II. Befehl zu Konstantinopel ein 1200-Pfünder) und durchweg sehr schwerfällig; ihre Herstellung und Bedienung fiel einer neuen, zunftmäßig organisierten Waffengattung, der Arcolay oder Artolarey, zu, deren Mitglieder Gezeugmeister oder Büchsenmeister, im 17. Jahrh. auch Konstabler hießen. Anfänglich fertigte man nur Kanonen, im 15. Jahrh. auch Wurfgeschütze (Hauffnits und Mörser), sowie Terras-(Wall-)Büchsen. Alle schweren Geschütze schossen steinerne, die Wallbüchsen bleierne Kugeln. Erst im 15. Jahrh. werden Geschütze häufiger im Feldkriege angewendet, Handfeuerwaffen dagegen schon früher, nach Chroniken 1311 vor Brescia, und 1334 waren dieselben bereits in der Rüstkammer des Markgrafen Rinaldo von Este in großer Zahl vertreten. Im J. 1364 wurden zu Perugia kleine Faustrohre (Pistolen) verfertigt, dann längere Rohre (Hand- und Hakenbüchsen, Arkabusen, Musketen). Im J. 1381 stellte im Städtekriege Augsburg 30 Büchsenschützen ins Feld, 1428 fand zu Nürnberg das erste Scheibenschießen der Bürger statt. Die Einführung der Feuerwaffen verringerte die Bedeutung des Rittertums und veränderte die Gliederung und Fechtart der Heere. Das deutsche Reichsheer, für welches 1422 die erste Matrikel festgestellt wurde, war zur Zeit der Hussitenkriege bereits sehr reichlich mit Geschütz versehen (1431 gingen 150 Stücke verloren); das Fußvolk bildete «Fahnen» von 100 Mann (Kumpaneien), deren 8 einen «Haufen» ausmachten, die Reiter Rotten zu 32 geharnischten Lanzierern, deren 5 «Reiterfahne» und 4 Fahnen «Geschwader» genannt wurden. Die Aufstellung war noch sehr tief (bis 10 Glieder),

doch nahm die Tiefe derselben durch die Wirkung der Feuerwaffen ab. Karl der Kühne von Burgund besaß das trefflichste Heer jener Zeit. Die Reiterei (der Adel nebst Gefolge) bestand aus gegen 1200 Lanzen und 3000 berittenen Schützen, gliederte sich in Kompagnien zu 100 Lanzen, welche sich aus 4 Schwadronen zusammensetzten. Das Fußvolk bestand aus 2000 Spießen und 1000 Schützen, die Artillerie aus 300 Stücken mit 1200 Mann Bedienung, ein Wagenpark von 2000 Fahrzeugen schaffte die Zelte und Munition fort. Diese ständig organisierten Truppen Burgunds wurden in Kriegszeiten durch Aufgebote (1476 nach der Schlacht bei Granson wurde der sechste Mann ausgehoben) und Söldner (Lombarden und Briten) beträchtlich (bis 60000 Mann) verstärkt.

Auch die Schweiz besaß ein geregeltes Heerwesen. Jeder Kanton stellte seine Streiter unter Hauptleuten und Bennern (Bannerträgern), die Rottmeister (Führer von 20—30 Mann) wählte die Mannschaft, welche mit eigenen Waffen (darunter namentlich lange Spieße, Morgensterne, zweihändige Schwerter) kämpfte. Geschütze und Handfeuerwaffen waren vorhanden, doch vertraute man mehr auf die blanken Waffen für die Schlacht (1386 ist Geschütz zur Bezwingung von Burgen angewendet worden). Für besondere Unternehmungen stellte man Freifahnen auf, Freiwillige (verlorne Knechte) dienten als Kundschafter, das Roßbanner war schwach, das Fußvolk stark und waffengeübt. Das stärkste Heer der Eidgenossen (bei Murten, 1476) bestand aus 3000 Hakenschützen, 27000 Spießen, Schlachtschwertern u. s. w., 1600 Reitern und 2400 berittenen Bundesgenossen nebst 10 von den Verbündeten gestellten Geschützen.

In Schweden hatte König Karl VIII. das Heerwesen zeitgemäß geordnet. Der achte Mann wurde ausgehoben, Rüstung und Bewaffnung waren gleichmäßig, Büchsengießer werden schon 1431 erwähnt. Unter Gustav Wasa wurde 1526 das Einkommen als Maßstab für militärische Leistungen eingeführt (von 400 Mark Silber waren 6 Knechte gerüstet zu stellen). In Rußland wurde das Heerwesen erst nach der Befreiung von der Mongolenherrschaft geordnet. Die Hauptmacht bildete die von den Bojaren gestellte Reiterei, Kaufleute und Bürger stellten das mit Spieß und Bogen bewaffnete Fußvolk, das Landvolk wurde niemals zum Kriegsdienst herangezogen; Feuergewehre hatten Deutsche 1389 nach Rußland gebracht, doch waren diese Waffen noch selten. Die Kasaken (s. d.), welche die Ukraine gegen die Tataren unter selbstgewählten Führern verteidigten und der Krone Polen treffliche Dienste leisteten, waren von Kasimir IV. zu Lehnsleuten der Krone erhoben und dem poln. Adel gleichgestellt worden, der das Heer aufzubringen hatte (die Szlachta). Das poln. Heer bestand aus leichter Reiterei, erst nach der Vereinigung mit Litauen (1386) kommt das Fußvolk zu einiger Bedeutung, Geschütze sind schon 1410 im Felde (gegen den Deutschen Orden, bei Tannenberg) verwendet worden.

In Ungarn hatte König Sigismund 1435 jeder Gespanschaft die Stellung einer bestimmten Zahl von Mannschaften, deren Ausrüstung und Verpflegung dem Adel oblag, auferlegt. Im J. 1453 wurde zur Abwehr der Türken eine Portalordnung erlassen, wonach von je 100 Thorwegen 4 Reiter und 2 Fußgänger zum Heere gestellt werden mußten. Matthias Corvinus reorganisierte die Banderialverfassung und ließ den 20. Mann für die Reiterei ausheben (Huszaren), das Fußvolk wurde durch Söldner (die schwarzen Banden, 6000 Mann stehende Truppen) vermehrt und die Artillerie trefflich organisiert. Geldmangel nötigte später zur Entlassung der stehenden Truppen, die Portalmiliz kam nicht recht zu Stande, und 1526 ging das Heer unter (Schlacht bei Mohacs). Das Heer der Osmanen hatte anfänglich nur aus Reiterei bestanden, doch errichtete Sultan Murad I. nach der Einnahme von Adrianopel 1361 aus christl. Gefangenen ein Fußvolk, die Janitscharen (s. d.) als stehende Truppe und 1376 besoldete Reiterei, die Sipahi; daneben bestand die Lehnspflicht der mit Grundbesitz in den eroberten Ländern ausgestatteten türk. Krieger (Timarioten). Alljährlich wurden im ganzen Reiche Christenkinder ausgehoben und im Islam erzogen, um später im Heere oder als Beamte dem Großherrn zu dienen. Die Reiterei (Sipahi, Timarioten und unregelmäßiges Aufgebot) war sehr zahlreich, die Janitscharen das beste Fußvolk der Welt, in Ortas geteilt und schon frühzeitig mit Feuergewehren bewaffnet. Das türk. Heer besaß auch viele Geschütze, die von bestimmten Janitscharenabteilungen bedient wurden. Das Heer wurde systematisch in fünf Teile, die unter bestimmten Befehlshabern standen, für die taktische Verwendung gegliedert: Vorhut, Hauptmacht, rechte Hand, linke Hand und Zurückbringer (Nachhut, auch zum Aufhalten Fliehender bestimmt).

Am Schlusse des Mittelalters gab es in Europa nur noch wenige lehnspflichtige Ritter, da die Verpflichtung zur Heeresfolge fast überall abgelöst worden war; doch diente der Adel um Sold im Heere, und unter den Landsknechten (s. d.) befanden sich Grafen und Herren. Die handwerksmäßigen Söldner hörten auf, die Heere wurden großenteils aus Landeskindern aufgebracht, neben denen geworbene Scharen (Schweizer und deutsche Landsknechte, nach der Niederlage der Schweizer in der Schlacht bei Pavia fast nur noch Deutsche) unter bewährten Feldhauptleuten in allen Staaten verwendet werden. Aber noch immer wurde das Heer bis auf kleine Leibwachen der Fürsten und schwache Besatzungsstämme für die Festungen nach dem Friedensschlusse entlassen; doch finden sich bereits die Anfänge stehender Truppen. Die Einführung der Feuerwaffen hat dem Fußvolk die erste Stelle zurückgewonnen, die leichte Reiterei und die Artillerie haben namhafte Bedeutung erlangt, und die Entscheidung der Schlachten liegt nicht mehr bei der schwergerüsteten Kavallerie. Kriegsverordnungen und Kriegsartikel haben die Organisation der Heere und die Mannszucht der Truppen verbessert. Das mit Spießen bewaffnete Fußvolk kämpfte in tiefen Haufen, in Geviertordnung, alle Fahnen in der Mitte, die Hauptleute im ersten und letzten Gliede, ringsum verteilt die Hakenschützen, von denen ein Teil als verlorener Hauf (Blutfahne) voranzog und den leichten Dienst that. Zuweilen (bei Pavia) entschied das Fußvolk die Schlacht, zuweilen zog es aus verlorener Schlacht ungebrochen ab (Spanier bei Ravenna, Schweizer bei Marignano). Die schwere Reiterei kämpfte in tiefen Geschwadern, nur die französische griff gliederweise mit großen Abständen an. Leichte Reiter bedienten sich im Scharmützel des Faustrohrs; Kaiser Max I. schaffte die Armbrust bei denselben

gänzlich ab. Die Artillerie beginnt in der Schlacht beherrschende Stellungen aufzusuchen und wird schon zur Einleitung angriffsweise verwendet; meist sind die Geschütze noch verteilt, doch kommen auch schon Batterien (bei Cerisolles 2 zu je 8 Stücken) vor.

Beim Beginn der neuen Zeit waren Spaniens Heer für den Westen, das osmanische für den Osten Europas das Muster, später, nach der Befreiung der Niederlande, für die nördl. Staaten das niederländische, während Deutschland und das südl. Europa die span. Heereseinrichtungen beibehielten. Erst von 1630 ab wurde das schwed. Kriegswesen, welches König Gustav Adolf auf eine hohe Stufe gebracht hatte, das maßgebende Vorbild für die europ. Heere, doch trat Frankreich, dessen unter König Ludwig XIV. reorganisiertes Heer sich unter ausgezeichneten Führern als die stärkste Kriegsmacht Europas erwiesen hatte, an dessen Stelle, und die Kriegsterminologie bediente sich vorzugsweise franz. Bezeichnungen. Erst zu Anfang des 18. Jahrh. erwies sich, im Spanischen Erbfolgekrieg, das kaiserl. Heer dem französischen ebenbürtig, und von der Mitte des 18. Jahrh. bis zur Französischen Revolution wurde Preußen durch die treffliche Heeresorganisation König Friedrich Wilhelms I. und das Feldherrngenie König Friedrichs d. Gr. Europas erste Militärmacht, deren Einrichtungen in allen Ländern nachgeahmt wurden. Im J. 1789 stand das Heerwesen aller Staaten nahebei auf gleicher Höhe.

In den Niederlanden traten den geworbenen Heeren Spaniens 1572 zuerst Truppen, welche durch das Aufgebot der kriegstüchtigen Mannschaft des Landes aufgebracht waren, entgegen; doch wurden neben diesen auch Söldnerscharen verwendet. Im Dreißigjährigen Kriege bestanden die Heere aus geworbenen Mannschaften aller Länder, neben denen aber schon Nationaltruppen auftraten (schwed. Regimenter, Landesaufgebot in Brandenburg, Defensioner in Sachsen, Husaren und Kroaten im kaiserl. Heere).

In Schweden und einigen deutschen Ländern bestand außerdem eine Miliz für die Landesverteidigung. Nach dem Westfälischen Frieden werden die Heere entlassen, aber bald neue Truppen errichtet. Frankreich beginnt 1665 mit der Aufstellung eines stehenden Heers, dessen Mannschaft teils geworben, teils ausgehoben wird, die übrigen Staaten folgen. Allmählich wird überall die Werbung mehr eingeschränkt und die Aushebung vorzugsweise für die Ergänzung der Truppen verwertet; militärische Landeseinteilung (Kantonreglements) bildet die Grundlage für die Aushebung, von welcher freilich viele Klassen der Bevölkerung befreit sind.

Bis zum Beginn des 18. Jahrh. führte ein großer Teil der Infanterie noch Spieße, deren Abschaffung im kaiserl. Heere im Türkenkriege, im franz. Heere 1703, bald danach in England, bei den nordischen Mächten 1721 erfolgt ist. Die Landsknechte verschwanden um 1600, mit ihnen schied das Pistol aus der Bewaffnung des Fußvolks, und gleichzeitig trat an die Stelle der Arkebuse die schwerere Muskete. Diese wurde von König Gustav Adolf erleichtert und blieb bis um 1700 mit dem Luntenschloß allgemein im Gebrauch, dann wurde das Steinschloßgewehr, die Flinte, eingeführt, seit 1732 mit Bajonett versehen und dadurch auch als Stoßwaffe brauchbar. Die Einführung eiserner Ladestöcke 1730 (zuerst in Preußen auf Anregung des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau), dann cylinderförmiger Ladestöcke (1773) und trichterförmiger Zündlöcher (1781) verbesserte die Waffe; Versager wurden selten, und die preuß. Infanterie erreichte eine Feuergeschwindigkeit von sieben Schuß in der Minute. Um 1700 werden einzelne Schützen, sowie die Jägertruppe mit gezogenen Büchsen bewaffnet. Schwert und Degen des Fußvolks werden verkürzt und erhalten gekrümmte Form, in einigen Heeren werden dieselben abgeschafft, Helm und Rüstung verschwinden im 17. Jahrh. mit den Spießen, dagegen kommen vorübergehend Handgranaten beim Fußvolk zur Verwendung, und nachdem diese im Anfang des 18. Jahrh. aufgegeben wird, bleiben die Grenadiere als Kerntruppe (Kompagnien, welche im Kriege zusammengestellt werden) bestehen. Die Kavallerie hatte zunächst ihre Rüstungen wegen der Schußwaffen verstärkt, legte um 1600 allgemein die Lanze ab und führte dafür Feuerwaffen (neben der Pistole die Arkebuse, den Karabiner, sogar Bajonettflinten) ein. Bis zum Schlusse des 17. Jahrh. trugen die schweren Reiter noch den vollen Harnisch, späterhin den Küraß und Helm. Die Artillerie verbesserte ihre Geschütze und führte um 1600 im Felde Schlangen (Kanonen), Kartaunen und Kammergeschütze, jede dieser Gattungen in verschiedenen Kalibern, daneben zuweilen Orgelgeschütze. In Frankreich wurde die übermäßige Zahl der Kaliber zuerst eingeschränkt, am einfachsten war die österr. Artillerie organisiert. Im 17. Jahrh. gab man die leichten Geschütze der Infanterie bei und stellte die schweren zu Positionsbatterien zusammen, die Feldartillerie bestand aus schweren und leichten Kanonen, sowie Haubitzen. König Friedrich d. Gr. errichtete 1758 zuerst reitende Artillerie, welche nur leichte Kanonen führte.

Im 16. Jahrh. begann die Zusammenstellung des Fußvolks in Regimenter, welche im 17. Jahrh. fast überall die Stärke von 10 Kompagnien erhielten und in 2 Squadronen (im 18. Jahrh. Bataillone genannt) gegliedert wurden. Auch die Kavallerieregimenter wurden in Squadronen und Kompagnien eingeteilt, doch war ihre Stärke und Gliederung in den einzelnen Heeren verschieden. Im Kriege wurden aus je 2 Infanterie- oder Kavallerieregimentern Brigaden zusammengestellt, deren mehrere im 18. Jahrh. unter Zuteilung von Artillerie zu Korps oder Divisionen vereinigt wurden. Aber die Einteilung in Korps war noch keine feste und wurde im Laufe eines Feldzugs häufig verändert. Als die Artillerie militärisch organisiert wurde, bildete dieselbe ebenfalls Regimenter, Bataillone und Kompagnien. Die Offiziere der Kompagnie waren der Hauptmann, Lieutenant (später zwei) und Fähnrich, das Regiment hatte sodann drei Stabsoffiziere (Oberst, Oberstlieutenant und Oberstwachtmeister [später Major genannt]), die Generalität bestand ebenfalls aus drei Rangstufen, dem General, Generallieutenant und Generalwachtmeister (später Generalmajor genannt). In Frankreich gab es außerdem noch andere, für den hohen Adel geschaffene militärische Stellungen, für deren Vorhandensein in der Heeresorganisation kein Bedürfnis vorlag. Marschall hieß anfänglich der Befehlshaber der Reiterei, später der Oberfeldherr eines Heers, Feldzeugmeister der Befehlshaber der Artillerie, in Österreich der General, ebenso in Österreich der Generallieutenant Feldmarschall-

leutenant. Die Unteroffiziergrade wurden vermehrt (Feldwebel, Wachtmeister, Sergeant, Unteroffizier, Korporal), und im 18. Jahrh. bildete sich an der Hand der schärfer durchgeführten Strafbefugnisse eine strenge Manneszucht heraus. Mit Errichtung der stehenden Heere wurden die Soldverhältnisse allenthalben fest geregelt, bei der Anwerbung wurde ein oft beträchtliches Handgeld gezahlt und die Bekleidung von der Militärverwaltung seit dem 17. Jahrh. übernommen. Es begann der Bau von Kasernen, den Garnisonstädten wurden gewisse Leistungen auferlegt und die Verpflegung in Marschquartieren geregelt. Im 18. Jahrh. wurden die Truppen allgemein, auch im Kriege, aus Staatsmagazinen verpflegt und das Kriegsmaterial möglichst im eigenen Lande beschafft; im Kriegshaushalt greift höchste Sparsamkeit Platz, da die Einkünfte der Staaten sonst nicht die Mittel gewährten, die verhältnismäßig sehr starken stehenden Heere zu unterhalten. Die taktische Gliederung und Ausbildung der Truppen machte außerordentliche Fortschritte. Moritz von Oranien stellte das Fußvolk, welches bisher in tiefen Massen gekämpft hatte, in 10 Glieder, König Gustav Adolf in 6 Glieder, die franz. Infanterie focht seit 1703 in 4 Gliedern, die preußische seit 1730 in 3 Gliedern. Kolonnen wurden nur für den Marsch, nicht in der Schlacht, gebildet, man kämpfte in entwickelter Linie. Jede Kompagnie bestand aus 3 Trupps zu 2 Pelotons. Im 18. Jahrh. werden Reglements für die taktische Ausbildung erlassen, um dieselbe gleichmäßig zu machen, man übt sehr künstliche Bewegungen ein und legt vorzugsweise Wert auf das Feuergefecht der in Linie entwickelten Bataillone; Angriffe mit der blanken Waffe kommen selten vor. Auch die Kavallerie verringert die Tiefe ihrer Aufstellung auf 8—4 Glieder, König Gustav Adolf stellt dieselbe in 3, König Friedrich d. Gr. im Siebenjährigen Kriege auf 2 Glieder. Die Bewegungen waren schwerfällig, das Feuergefecht wurde mit Vorliebe gepflegt; aber König Gustav Adolf und König Friedrich d. Gr. bringen die Waffe zu einer nicht weiter gesteigerten Höhe der Ausbildung, lassen dieselbe den Erfolg im geschlossenen Angriff im vollen Lauf und raschen Bewegungen suchen und entscheiden durch dieselbe wiederholt die Schlacht. Seit der Mitte des 18. Jahrh. kämpfen auch die Dragoner nicht mehr zu Fuß, und die preuß. Husaren sind das Muster einer überaus leistungsfähigen, vielseitig brauchbaren leichten Reiterei geworden. Die Feldartillerie begann erst unter König Gustav Adolf während der Schlacht taktische Bewegungen auszuführen, war indessen noch schwerfällig und konnte deswegen nicht häufig ihre Stellung verändern. Die schweren Batterien wurden wegen ihrer geringen Beweglichkeit und mangelhaften Bespannung in der Regel nach großen Schlachten die Beute des Siegers. Erst die von König Friedrich d. Gr. errichtete reitende Artillerie war manövrierfähig und geeignet zur Verwendung im Verbande mit der Kavallerie. Genietruppen waren nur sehr spärlich vorhanden und wurden, sowie die Ingenieure, fast nur im Festungskriege verwendet; für Stromübergänge war man auf die Benutzung der vorhandenen Brücken und Schiffsgefäße angewiesen, doch war die Kavallerie auch im Durchschwimmen breiter Gewässer geübt und kannte in ihrer Ruhm- und Glanzperiode unter König Friedrich d. Gr. für ihre weitausgreifenden Züge kaum ein Bewegungshindernis.

Das Heerwesen der neuesten Zeit ist aus der Macht der Verhältnisse, nicht aus dem Willen einzelner Fürsten oder Feldherren zu der gegenwärtigen Stufe der Entwickelung gelangt und hat sich zweimal (nach der Beendigung der Napoleonischen Kriege und nach der Wiederaufrichtung des Deutschen Reichs) in allen größern Heeren nahezu gleichartig gestaltet. Die Anregung zu den tief einschneidenden Veränderungen ist von Frankreich ausgegangen und dort durch die Kriege der ersten Republik, welche das durch die Revolution in seinem innern Halt erschütterte, eines großen Teils seiner Offiziere beraubte franz. Heer nicht zu führen vermochte, aus innerer Notwendigkeit entstanden. Die übrigen Mächte folgten nach und reorganisierten ihre Heere, mit deren Hilfe sie dann das franz. Joch abschüttelten. Nur Preußen betrat hierbei eigentümliche Bahnen durch die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, brachte während der auf die Napoleonische Kriegszeit folgenden Friedensperiode sein Heer auf eine hohe Stufe der Ausbildung, entwickelte sein Heerwesen alsdann entsprechend dem Geiste der nationalen Wehrverfassung abermals nach dem Regierungsantritt des Königs Wilhelm und machte nach drei siegreichen Kriegen dieselbe zum Gemeingut des deutschen Volks, sowie zu dem allerwärts von den großen Militärmächten Europas nachgebildeten Vorbilde für die Organisation des Kriegswesens.

Der Italienische Krieg von 1859, namentlich jedoch die Erfolge des aus der allgemeinen Wehrpflicht hervorgegangenen preuß. Heeres im J. 1866 veranlaßten große Veränderungen in der Organisation der europ. Heere. Man strebte, wenige Staaten (Großbritannien, Belgien, Niederlande) ausgenommen, die militärische Ausbildung der gesamten kriegsdiensttauglichen männlichen Bevölkerung an; doch konnte dies Ziel erst nach Verlauf einer Reihe von Jahren einigermaßen und vollständig nur in denjenigen Staaten erreicht werden, die auf die gründliche militärische Ausbildung der Mannschaft verzichten und deshalb die gesamte diensttaugliche Ersatzmannschaft unter starker Abkürzung der aktiven Dienstzeit im Frieden an den Waffenübungen teilnehmen lassen. Mit dem längern Bestehen der allgemeinen Wehrpflicht gewannen allmählich auch diejenigen Truppenverbände der Heere, die erst bei der Mobilmachung aufgestellt werden und für welche Friedensstämme nicht vorhanden sind, festern Zusammenhalt und wurden deshalb brauchbar zur Verstärkung der Feldarmee. In Preußen war die Landwehr bereits 1866 und in großem Maßstabe während des Deutsch-Französischen Kriegs in diesem Sinne zur Verwendung gelangt, und in Österreich-Ungarn, Frankreich und Italien wird in Zukunft ebenfalls ein nicht unbeträchtlicher Teil der Landwehr, resp. Honvéd, Territorialarmee und Mobilgarde, zur Verstärkung der Feldarmee dienen. Griechenland, sowie die nach dem Russisch-Türkischen Krieg selbständig gewordenen oder doch durch Gebietszuwachs verstärkten christl. Staaten des Balkangebiets vergrößerten ihre Heere und verbesserten gleichzeitig deren Organisation durch Erhöhung der Friedensstärke.

Das Nähere über das Heerwesen der einzelnen Staaten findet sich in deren Spezialartikeln, während die beiden folgenden Tabellen eine vergleichende Übersicht über die Kriegsstärke der europ. Heere in den J. 1859 und 1884 gewähren.

der Infanterie, Feldartillerie und Pioniere im J. 1881, sowie auf die Bereitstellung einer Anzahl bereits militärisch einigermaßen vorgebildeter Mannschaften für die erst bei der Mobilmachung aufzustellenden Ersatztruppen der Fußtruppen (Ersatzreserve erster Klasse). Das in der Reorganisation begriffene Heer des Osmanischen Reichs würde die oben angegebene etatsmäßige Kriegsstärke in nächster Zeit noch nicht erreichen können. Alle Landsturmformationen sind bei den Armeen der Großmächte außer Ansatz geblieben; in Griechenland, der Schweiz und Serbien bilden dieselben den größten Teil der Besatzungstruppen.

Heerwurm nennt man einen zuweilen vorkommenden merkwürdigen Zug von vielen Tausenden dicht an- und übereinander kriechender, wenig über 1 cm langer Maden, der manchmal 8 m lang, handbreit und daumenhoch ist und in Gebirgswäldern, besonders dem Thüringerwald, bei Oberhof, Eisenach u. s. w. an feuchten Gegenden umherzieht. Nach Berthold sind es die Larven der schwarzen Trauermücke (Sciara Thomae), nach Bechstein die Larven einer verwandten Mückenart. Solche Larven sollten Krieg, Durchmärsche und ähnliches öffentliches Unglück bedeuten. Ähnliche Züge von Fliegenlarven wurden auch in Nordamerika beobachtet.

Hefe (Saccharomyces cerevisiae s. vini *Meyen*, Hormiscium cerevisiae *Bail.*, Torula cerevisiae *Turp.*, Cryptococcus cerevisiae *Ktzg.*), eine zu den Ascomyceten gehörende Pilzart (Hefenpilz), welche in pflanzlichen, zuckerhaltenden Flüssigkeiten vegetiert und die Eigenschaft besitzt, durch Fermentwirkung Zucker in Alkohol und Kohlensäure zu zersetzen. (S. unter Fermente und Gärung.) Die H. bildet während ihres Wachstums nie ein Mycelium, sondern besteht stets aus einzelnen, rundlichen Zellen, von denen häufig mehrere aneinander haften, ohne aber miteinander verwachsen zu sein. Die Zellen werden von einer Cellulose-Membran umhüllt, ihr Inhalt besteht aus körnigem Protoplasma, in welchem häufig eine oder mehrere mit Zellsaft gefüllte Vacuolen eingebettet sind. In zuckerigen Flüssigkeiten erfolgt rasch Vermehrung der Zellen durch Knospung. Bei diesem Vorgange verdichtet sich ein Teil des Protoplasmas an einer bestimmten Stelle der Zellwand, der Inhalt der Vacuolen verschwindet und es entsteht, da wo das Protoplasma sich angelegt hat, eine zuerst minimale Ausstülpung an der Membran. Die Ausstülpung füllt sich mit Protoplasma, sie vergrößert sich mehr und mehr, bis sie nach kurzer Zeit die gleiche Größe wie die ursprüngliche Zelle erreicht hat, worauf die Verbindungsstelle beider Zellen sich abschnürt und nunmehr zwei Individuen vorhanden sind, eine Mutterzelle und eine Tochterzelle, die sich wieder auf gleiche Weise vermehren. Erfolgt diese Vermehrung verhältnismäßig langsam, in Flüssigkeiten, deren Wärme nicht über höchstens 10° C. steigt, so bleiben die einzelnen Zellindividuen meist isoliert und lagern sich allmählich am Boden der gärenden Flüssigkeit ab. Bei raschem Wachstum haften die einzelnen Zellen, an der Stelle, wo sie durch Knospung entstanden sind, lose zusammen und bilden Sproßverbände von zwei oder mehrern Individuen, die durch ihre vergrößerte Oberfläche den bei der Gärung entstehenden Kohlensäurebläschen reichliche Gelegenheit zum Anhaften geben und dann von diesen Bläschen an die Oberfläche der Flüssigkeit getrieben werden. Nach diesen Erscheinungen hat man früher zwei verschiedene Hefenarten, Unterhefe und Oberhefe, unterschieden. Beide sind aber auf keine Weise voneinander verschieden. Unterhefe verhält sich in wärmern Flüssigkeiten wie Oberhefe und umgekehrt.

Etwas verschieden von der Bier- und Branntweinhefe ist die sich im gärenden Moste findende H.; doch beschränkt sich die Verschiedenheit der Weinhefe auf äußere Eigenschaften, Größen- und Gestaltverhältnisse. Hiernach sind von Rees in der Weinhefe verschiedene Saccharomyces-Arten unterschieden und als Saccharomyces ellipsoideus, S. apiculatus, S. Pastorianus, S. conglomeratus benannt.

Das Wachstum und die Vermehrung aller Hefenarten in Flüssigkeiten wird begünstigt durch die Gegenwart von Sauerstoff, d. i. Luft. Doch ist der Zutritt der Luft nicht unbedingt erforderlich, da eine kräftig ernährte H. die Fähigkeit besitzt, den zu ihrer Atmung erforderlichen Sauerstoff durch Zersetzung Sauerstoff enthaltender chem. Verbindungen sich anzueignen. In Lösungen von chem. reinem Zucker ruft H. Gärung hervor und vermehrt sich eine kurze Zeit lang, stirbt aber bald ab, häufig ohne die Gärung zu Ende geführt zu haben. Die unter diesen Umständen anfänglich zu beobachtende Vermehrung der Zellen erfolgt unter Verwendung des Materials der übrigen; sobald dieses aber verbraucht ist, hört jedes weitere Wachstum auf, die H. verhungert, weil es ihr an Bildungsmaterial fehlt. Zur Ernährung der H. ist außer der Anwesenheit des Zuckers noch die von löslichen und diffusionsfähigen Eiweißkörpern und von mineralischen Salzen, Kaliumphosphat und Magnesiumsulfat erforderlich; die Eiweißkörper können durch Ammoniumsalze ersetzt werden, jedoch assimiliert die H. den nötigen Stickstoff aus letztern Verbindungen nur schwierig. Das Wachstum der H. beginnt bei Temperaturen von 3—4° C. und setzt sich bei höhern Wärmegraden, bis etwa zur Blutwärme, mit zunehmender Energie fort, während eine weitere Steigerung um wenige Grade zuerst Störung der Vegetation und dann sichern Tod der Pflanze verursacht. Bei Temperaturen unter 3° C. geht die H. in Ruhezustand über, d. h. sie hört auf sich zu vermehren und ist nicht mehr fähig, Gärung hervorzurufen, ohne aber abgestorben zu sein. Gegen extrem niedere Temperaturen ist die H. in diesem Ruhezustand höchst widerstandsfähig.

Der Ruhezustand wird außerdem durch vorsichtigen Entzug des Vegetationswassers, durch freiwilliges Austrocknen bei gewöhnlicher Temperatur hervorgerufen. Die H. kann darin längere Zeit verharren, um dann, in normale Bedingungen versetzt, in Zuckersäfte gebracht, zu neuem Wachstum, zu neuer Gärthätigkeit zu erwachen. Wasserfrei gemacht, widersteht sie der Einwirkung sehr hoher Temperaturen, sie verträgt dann eine Wärme von 100° C., ja es werden noch weit höhere Temperaturen angegeben, denen man sie ohne Schädigung aussetzen kann. Die wachsende H. wird durch geringe Mengen von Chlor, Brom, Jod, schwefliger Säure, Phenol, Thymol, Salicylsäure getötet, doch ist sie gegen letzteres Agens, gegen Salicylsäure, widerstandsfähiger als andere niedere Pilze. Man kann daher, durch mäßigen Zusatz von Salicylsäure, in gärenden Flüssigkeiten die Vegetation fremder Pilze unterdrücken, ohne die Thätigkeit der H. zu hemmen, während ein größerer Zusatz dieser Säure auch die H. zum Absterben bringt.

Außer der angegebenen Vermehrung durch Knospung hat die H. noch eine andere Art der Fortpflanzung, durch welche ihr der Platz im botan. System bei den Ascomyceten angewiesen ist. Bringt man kräftig vegetierende H. auf ein zu ihrer Ernährung geeignetes Substrat, z. B. auf eine Möhrenscheibe, und setzt sie frei dem Zutritt der Luft aus, so hört nach einiger Zeit die Knospung auf, die einzelnen Zellen vergrößern sich, die im Protoplasma vorhandenen Vacuolen verschwinden, das Protoplasma ballt sich an einzelnen Stellen zusammen und bildet in der Zelle zwei, drei oder vier deutlich voneinander gesonderte Klumpen. Letztere umziehen sich alsbald mit einer Cellulose-Membran und werden damit zu eigenen Zellen, zu Sporen, zu Schlauchsporen oder Ascosporen, welche von der ursprünglichen Zellmembran, die dadurch zum Sporenschlauch geworden ist, umhüllt sind. Kommen diese Sporen mit dem Schlauch in gärungsfähige Flüssigkeiten, so wird die Hülle zersprengt, die Sporen vergrößern sich und beginnen sofort durch Knospung sich zu vermehren.

Hefe, zum Backen, s. Preßhefe.

Hefele (Karl Jos. von), Bischof von Rottenburg und hervorragender kath. Kirchenhistoriker, geb. 15. März 1809 zu Unterkochen im Oberamt Aalen in Württemberg, ward auf den Schulen zu Ellwangen und Ehingen vorgebildet, studierte alsdann zu Tübingen, wurde 1834 Repetent am theol. Konvikt, 1836 Privatdocent, 1840 ord. Professor der Kirchengeschichte und christl. Archäologie an der kath.-theol. Fakultät der Universität Tübingen. Außer einer Ausgabe der Werke der «apostolischen Väter» (4. Aufl., Tüb. 1855) und der «Chrysostomus-Postille» (3. Aufl., Tüb. 1857), einer Auswahl der Homilien des Chrysostomus in deutscher Übersetzung, veröffentlichte er: «Die Einführung des Christentums im südwestl. Deutschland» (Tüb. 1837), «Der Kardinal Ximenes und die kirchlichen Zustände Spaniens im 15. Jahrh.» (2. Aufl., Tüb. 1851), «Beiträge zur Kirchengeschichte, Archäologie und Liturgik» (2 Bde., Tüb. 1864—65). Das Hauptwerk aber ist die «Konziliengeschichte» (7 Bde., Freiburg 1855—74; 2. Aufl. 1873 fg.), eine Geschichte sämtlicher Synoden bis zu der von Basel (1431). Im J. 1868 wurde H. vom Papst nach Rom berufen, um an der Vorbereitung des Vatikanischen Konzils mitzuarbeiten. Im J. 1869 zum Bischof von Rottenburg ernannt, gehörte H. auf dem Konzil zu den entschiedensten und einflußreichsten Mitgliedern der Opposition. Der Widerspruch gegen die päpstliche Unfehlbarkeit wurde besonders genährt durch seinen Nachweis, daß Papst Honorius I. auf dem sechsten allgemeinen Konzil (681) zu Konstantinopel als Ketzer verurteilt wurde. Vgl. die Schriften: «Honorius und das sechste allgemeine Konzil» (Tüb. 1870), «Die Honorius-Frage» (aus dem Lateinischen von Rump, Münster 1870). Mit der Mehrzahl der oppositionellen Bischöfe verließ auch H. nach Unterzeichnung eines Protestes gegen Proklamierung des neuen Dogmas Rom und kehrte nach Rottenburg zurück. Doch verkündete auch H. in einem Hirtenbriefe (1871) das neue Dogma.

Hefenpilz, s. unter Hefe.

Hefenpulver soviel wie Backpulver (s. d.).

Heffter (Aug. Wilh.), namhafter Rechtslehrer, geb. 30. April 1796 zu Schweinitz im ehemaligen sächs. Kurkreise, studierte in Leipzig und wurde 1820 Assessor bei dem Appellationshofe in Köln. Das Werk «Athenäische Gerichtsverfassung» (Köln 1822) veranlaßte seine Berufung an die Universität Bonn. Seitdem wirkte er als ord. Professor in der jurist. Fakultät über sechs Jahre in Bonn, drei Jahre in Halle und seit 1833 in Berlin. Seine Hauptwerke sind: «Institutionen des röm. und deutschen Civilprozesses» (Bonn 1825), «System des Civilprozeßrechts» (2. Ausg., Bonn 1843), ferner «Das europ. Völkerrecht der Gegenwart» (7. Aufl., bearb. von Geffken, Berl. 1881; in franz. Übersetzung von Bergson, 4. Aufl., Berl. 1883), «Lehrbuch des gemeinen deutschen Strafrechts» (6. Aufl., Braunschw. 1857), «Die Sonderrechte der souveränen und mediatisierten Häuser Deutschlands» (Berl. 1871). Weiter sind aufzuführen: «Gaii institutionum commentarius IV.» (Berl. 1830), «Die Erbfolgerechte der Mantelkinder, Kinder aus Gewissensehen u. s. w.» (Berl. 1836), «Civilprozeß im Gebiet des Allgemeinen Landrechts für Preußen» (Berl. 1856), desgleichen mehrere, zum Teil anonym erschienene publizistische Schriften, wie «Das Recht Kurhessens auf die Verlassenschaft des Landgrafen zu Hessen-Rotenburg» (Berl. 1835), «Der gegenwärtige Grenzstreit zwischen Staats- und Kirchengewalt» (Halle 1839). In den J. 1849—52 war er Mitglied der Ersten Kammer, seit 1861 Kronsyndikus und damit lebenslängliches Mitglied des Herrenhauses. Im J. 1846 wurde H. Obertribunalsrat, als welcher er 1868 in den Ruhestand trat. Er starb 5. Jan. 1880.

Heffter (Mor. Wilh.), Historiker und Philolog, Bruder des vorigen, geb. 7. Okt. 1792 zu Schweinitz bei Torgau, war Lehrer am Gymnasium zu Torgau und wurde 1831 Prorektor, 1839 Professor am Gymnasium zu Brandenburg. Er starb zu Brandenburg 8. Juli 1873. H. schrieb: «Die Götterdienste auf Rhodos» (3 Hefte, Zerbst 1827—33), «Geschichte der Stadt Brandenburg» (Potsd. 1840), «Der Weltkampf der Slawen und Deutschen» (Hamb. u. Gotha 1847), «Die Mythologie der Griechen und Römer» (2. Aufl., Potsd. 1848), «Geschichte des Klosters Lehnin» (Brandenb. 1851), «Geschichte der lat. Sprache» (Brandenb. 1852; Zusätze 1855).

Hefner-Alteneck (Jak. Heinr. von), ausgezeichneter Kultur- und Kunsthistoriker, geb. 20. Mai 1811 zu Aschaffenburg, erhielt eine wesentlich künstlerische Erziehung und ergab sich dann einem eifrigen Studium der Kunstgeschichte, insbesondere der des Mittelalters. Im J. 1835 erhielt er den Titel als Professor der Zeichnungskunde; 1853 zum Konservator der vereinigten Kunstsammlungen zu München ernannt, erhielt er 1863 die Stellung eines Konservators des königl. Kupferstich- und Zeichnungskabinetts und wurde 1868 Generalkonservator der Kunstdenkmale Bayerns und Direktor des Bayrischen Nationalmuseums. Von seinen kunsthistor. Arbeiten sind zu nennen: «Trachten des christl. Mittelalters nach gleichzeitigen Kunstdenkmalen» (3 Abteil., Mannh. 1840—54), im Verein mit Becker «Kunstwerke und Gerätschaften des Mittelalters und der Renaissance» (Frankf. a. M. 1848), «Hans Burgkmaiers Turnierbuch nach Maximilians I. Anordnung» (Frankf. a. M. 1853), «Die Burg Tannenberg und ihre Ausgrabungen» (Frankf. a. M. 1850), «Eisenwerke oder Ornamentik der Schmiedekunst des Mittelalters und der Renaissance» (14 Lfgn., Frankf. a. M. 1861—71), «Entwürfe deutscher Meister für Prachtrüstungen der Könige von Frankreich» (Münch. 1865), «Die Kunstkammer des

röm. Staate wurden die H. anfangs auch aus Bürgern nach den Vermögensklassen ausgehoben, jährlich zwei konsularische H. zu zwei röm. Legionen mit zwei Legionen Bundesgenossen. Als aber die Besitzlosen (Proletarii) auch zum Kriegsdienste berufen wurden (seit Marius), die röm. Bürger sich demselben immer mehr entzogen und auch die Provinzialen nicht für den Bedarf ausreichten, wurden viele fremde Söldner in das H. aufgenommen, das unter den Kaisern eine stehende Kriegsmacht blieb. Bei den german. Stämmen galt das allgemeine Aufgebot aller wehrhaften Freien, der Heerbann (s. d.). Daneben brachte die Völkerwanderung durch das Lehnwesen (Grundbesitz für Kriegsdienst) eine neue Heeresbildung hervor, die Lehnsheere mit ihren Vasallenscharen. Je mehr das Lehnwesen den freien Grundbesitz verdrängte, desto mehr erlosch der Heerbann. Die Lehnsreiterei bildete den Kern der H., neben ihnen gab es zahlreiche Söldnerscharen. Karl VII. von Frankreich bildete sich 1445 zuerst stehende Truppen in 15 Ordonnanzkompagnien, jede zu 100 Lanzen, welche aus einem schwerbewaffneten Homme d'armes und fünf leichten Reitern bestanden; 1448 kam dazu ein Fußvolk, Franc-archers genannt. Im Orient sind die Janitscharen, in Rußland die Strelitzen die ersten stehenden Truppen gewesen. Die Masse der H. blieb aber geworbenes Volk, das nach dem Kriege entlassen wurde und dem Lande zur Last fiel.

Erst nach dem Dreißigjährigen Kriege sind die stehenden H. eine bleibende Staatseinrichtung geworden. Sie wurden bis zum Ende des 18. Jahrh. teils durch Aushebung, teils durch Werbung aufgebracht, bis in Frankreich während der Revolution die allgemeine Verpflichtung zum Kriegsdienst ausgesprochen und 1798 durch das Konskriptionsgesetz geregelt wurde. Diese Einrichtung ging unter verschiedenen Modifikationen bald zu den andern Staaten über, sodaß seitdem die H. durch regelmäßige Aushebung im Lande aufgebracht werden, wovon nur England, das noch geworbene Truppen hat, eine Ausnahme macht. Doch war in den meisten Staaten die Stellvertretung durch Loskauf gestattet, wofür die militärische Behörde gediente Soldaten als Kapitulanten annahm. Seit den Kriegen von 1866 und 1870—71 haben aber die meisten Staaten nach dem Vorgange Preußens die allgemeine und persönliche Dienstpflicht (mit Ausschluß der Stellvertretung) angenommen, namentlich Österreich-Ungarn, Frankreich, Italien, Rußland, während in andern, mit Ausnahme Englands, für die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht kräftig agitiert wird (Niederlande, Belgien). Einer Erwähnung verdient noch das nach dem Tilsiter Frieden in Preußen durch Scharnhorst eingeführte System, wonach jährlich ohne Vermehrung der Stärke, welche die eingegangenen Verpflichtungen auf 42000 Mann beschränkt hatten, eine bedeutende Zahl von Rekruten, für die gediente Leute entlassen wurden, auszubilden war. Dadurch gab es im Lande eine Wehrkraft, die beim Ausbruch der Feindseligkeiten 1813 bald ein großes H. aufzustellen erlaubte. (S. Krümper.) Nach dem Pariser Frieden wurde in Preußen das System der Landwehr (s. d.) eingeführt, das bei Annahme der allgemeinen Wehrpflicht auch in den betreffenden Staaten unter verschiedenen Namen (in Frankreich Territorialarmee) und mit einzelnen Modifikationen adoptiert wurde. Milizheere, von denen nur Stämme unter den Waffen bleiben, gibt es in der Schweiz und den Vereinigten Staaten von Amerika. (Vgl. auch Heerwesen Europas.)

Heer (Joachim), schweiz. Staatsmann, geb. 1825 zu Glarus, studierte an den Universitäten Zürich, Heidelberg, Berlin und Paris die Rechtswissenschaften und wurde, als Doktor beider Rechte in die Heimat zurückgekehrt, 1851 zum Mitglied der Standeskommission, 1852 zum Landesstatthalter und 1857 zum Landammann des Kantons Glarus gewählt, in welcher Stellung er bis 1875 verblieb. Seit 1857 zugleich Mitglied des Nationalrats, nahm H., der mit einem glänzenden Rednertalente ein vielseitiges und gründliches Wissen, praktischen Blick und einen festen, lautern Charakter verband, bald eine ebenso hervorragende und einflußreiche Stellung in der Bundesversammlung ein, wie als Landammann in seinem Heimatskanton. In den J. 1863 und 1869 wurde er zum Präsidenten des Nationalrats gewählt, 1868 als erster schweiz. Gesandter beim Norddeutschen Bunde nach Berlin abgeordnet und 1875 in den Bundesrat berufen, in welchem er 1876 das Post- und Telegraphenwesen, 1877 als Bundespräsident das polit. Departement und 1878 das Handels- und Eisenbahnwesen leitete und unter anderm an der Rekonstruktion der Gotthardbahn thatkräftigen Anteil nahm. Die Rücksicht auf seine geschwächte Gesundheit veranlaßte ihn jedoch schon im Dez. 1878 von seinem Amte zurückzutreten und nach Glarus heimzukehren, wo 1. März 1879 ein Herzleiden dem Leben des allgemein beliebten und hochgeachteten Mannes ein Ende machte. H. war auch Verfasser mehrerer histor. Schriften, unter andern der Biographie seines Landsmannes, des ehemaligen Bundesgerichtspräsidenten Blumer.

Heer (Oswald), schweiz. Naturforscher, geb. 31. Aug. 1809 zu Nieder-Utzwyl im Kanton St. Gallen, studierte Theologie, daneben aber von Jugend auf Naturgeschichte, wandte sich nach Beendigung seiner Studien 1832 nach Zürich, wo er 1835 die Professur der Botanik und Entomologie an der Hochschule, später auch eine Professur am Eidgenössischen Polytechnikum erhielt. Er war an der Errichtung des botan. Gartens zu Zürich beteiligt und seit 1835 Direktor desselben. Auch war H. 20 Jahre hindurch Mitglied des Großen Rats des Kantons Zürich. Seinen Ruf begründete H. mit mehrern vortrefflichen entomolog. Werken, unter denen «Die Käfer der Schweiz» (2 Bde., Neuenburg 1838—41) und die «Fauna coleopterum helvetica» (3 Tle., Zürich 1839—41) die bedeutendsten sind. Hieran schlossen sich zunächst eine Reihe von Arbeiten über die fossile Fauna und Flora, wie «Die Insektenfauna der Tertiärgebilde von Oningen und von Radoboj in Kroatien» (3 Bde., Lpz. 1847—53) und die «Flora tertiaria Helvetiae» (2 Bde., Winterth. 1854—56), woran sich anreihen die Untersuchungen über «Die Pflanzen der Pfahlbauten» (Zür. 1865), ferner die Monographien: «Über die sächs.-thüring. Braunkohlenflora» (Berl. 1861), «Die Braunkohlenpflanzen von Bornstedt» (Halle 1869), «Die miocene baltische Flora» (Königsb. 1869), «Beiträge zur Kreideflora» (Zür. 1869—72) u. s. w. Hierzu kamen noch die «Untersuchungen über das Klima und die Vegetationsverhältnisse des Tertiärlandes» (Winterth. 1860), «Die fossile Flora der Polarländer» (7 Bde., Zür. 1868—83), «Die Urwelt der Schweiz» (Zür. 1865; 2. Aufl. 1879), die Biographie «Arnold

Escher von der Linth» (Zür. 1873), «Flora fossilis helvetica» (Zür. 1877), «Über fossile Pflanzen von Sumatra» (Zür. 1875), «Contributions à la flore fossile du Portugal» (Lissabon 1881), «Die nivale Flora der Schweiz» (Zür. 1883). Er starb in Lausanne 27. Sept. 1883.

Heerbann hieß das Aufgebot aller waffenfähigen Freien zur Heerfahrt, d. h. zu einem Volkskriege. Wer es versäumte, sich mit seinem Gefolge, mit Rüstung und mit Lebensmitteln auf drei Monate zu stellen, zahlte 60 Solidi. Nur den Geistlichen war der persönliche Kriegsdienst erlassen; wenn sie aber größern Grundbesitz hatten, mußten sie ihre Mannschaft stellen und auch persönlich, wenn auch unbewaffnet, sich einfinden. Da die Heerespflicht, in dieser Weise ausgedehnt, bei den vielen Kriegen und den großen Entfernungen im Reiche Karls d. Gr. den Ärmern zu Grunde richten mußte, bestimmte Karl, daß mehrere ärmere gemeinschaftlich einen ausgerüsteten Krieger stellen sollten. Doch suchten viele ärmere Freie sich dem Dienste zu entziehen, indem sie als abhängige Leute in den Schutz der Kirche oder großer Herren traten. Vom 10. Jahrh. an wird der H. nur noch ausnahmsweise aufgeboten, da man die Kriege lieber mit den besser bewaffneten und geübtern Vasallen führte, welche zum Dienst für ihre Lehn verpflichtet waren. Seit der Ausbildung des Lehnwesens wurde die Rangordnung im Lehnstaate nach einem besondern System bezeichnet, das den Namen Heerschild führt. Den ersten Schild hat der Kaiser, den zweiten die geistlichen, den dritten die weltlichen Fürsten (die Herzöge, Mark-, Land- und Pfalzgrafen), den vierten die Grafen und Dynasten, den fünften die Bannerherren, den sechsten die Ritterschaft und den siebenten alle Freien von nichtritterlicher Geburt.

Heereman-Zuydwyk (Clemens, Freiherr von), Politiker, geb. 26. Aug. 1832 zu Surenburg bei Riesenbeck im Regierungsbezirk Münster, studierte in Bonn, Heidelberg und Berlin die Rechte. Hierauf trat er in den Staatsjustizdienst, wurde Auskultator, später Regierungsassessor in Münster und dann Regierungsrat in Merseburg, nahm aber bei Beginn des Kulturkampfs seine Entlassung aus dem Staatsdienste. H. ist seit 1870 Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses und seit 1871 des Deutschen Reichstags, wo er der Centrumspartei angehört. Er vertritt in beiden Körperschaften den Wahlkreis Münster-Koesfeld, war 1879—80 zweiter, und ist seit 1881 erster Vicepräsident des Abgeordnetenhauses.

Heeren (Arnold Herm. Ludw.), deutscher Historiker, geb. 25. Okt. 1760 zu Arbergen bei Bremen, erhielt seine gelehrte Bildung auf der bremer Domschule und auf der Universität zu Göttingen. Hier wendete er sich unter Heynes und Spittlers Leitung dem philol. und histor. Studien zu. Als Privatdocent machte er sich der litterarischen Welt zuerst durch die Ausgabe der Schrift des Rhetors Menander «De encomiis» (Gött. 1785) bekannt. Zur Vorbereitung seiner Ausgabe der «Eclogae physicae et ethicae» des Stobäus (4 Bde., Gött. 1792—1801) unternahm er eine Reise nach Italien, den Niederlanden und nach Paris. Nach der Rückkehr wurde er 1787 zum außerord., 1794 zum ord. Professor der Philosophie, 1801 zum ord. Professor der Geschichte, später zum Geh. Justizrat ernannt. Er starb zu Göttingen 7. März 1842.

Schon 1784 war er Beisitzer der Königlichen Societät der Wissenschaften und 1789 Mitglied derselben geworden. Auch hatte er gleich nach seiner Anstellung mit Mitscherlich und Tychsen die Herausgabe der «Bibliothek der alten Litteratur und Kunst» übernommen. Nach Eichhorns Tode übernahm er 1827 die Redaction der «Göttinger Gelehrten Anzeigen». Seine Universitätsvorträge bezogen sich vom Anfang an mehr auf die griech. und röm. Altertümer und die Geschichte der Litteratur als auf die eigentliche Sprachphilologie. Vorzüglichen Einfluß hatte auf seine Geistesrichtung das Studium des Polybius, wodurch sich ihm die Alte Welt von einer neuen Seite, von der des Handels und Verkehrs und, was damit in genauer Verbindung steht, des Ursprungs, der Bildung und der Verfassung der alten Staaten zeigte. Auf diese Weise entstanden seine «Ideen über Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der Alten Welt» (2 Bde., Gött. 1793—96; 4. Aufl., 5 Bde., 1824—26), ein Werk, welches, nach Inhalt und Form klassisch, ihm eine Stelle unter den vorzüglichsten Historikern für alle Zeit sichert. Noch schrieb er «Geschichte des Studiums der klassischen Litteratur seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften» (2 Bde., Gött. 1797—1802), «Die Geschichte der Staaten des Altertums» (Gött. 1799; 5. Aufl. 1826), «Geschichte des europ. Staatensystems und seiner Kolonien» (Gött. 1809; 4. Aufl. 1822), außerdem «Abhandlungen» über Johs. von Müller (Lpz. 1810), Spittler (Berl. 1812) und Heyne (Gött. 1813). In seinen «Kleinen histor. Schriften» (3 Bde., Gött. 1803—8) sind höchst interessante Abhandlungen enthalten. Seine «Histor. Werke» (15 Bde., Gött. 1821—26) sind zum Teil neue Auflagen der erwähnten Schriften. Mit Ukert begründete er das berühmte, später von Giesebrecht fortgesetzte histor. Sammelwerk «Geschichte der europ. Staaten» (Gotha 1819 fg.).

Heeren (Friedrich), Chemiker, Neffe des vorigen, geb. 11. Aug. 1803 zu Hamburg, besuchte das Johanneum und akademische Gymnasium daselbst, studierte in Göttingen und Paris, legte dann mit seinem Bruder eine Fabrik von Stearinlichten in Hamburg an, mit welcher er später die Fabrikation von Seife und Walratlichten verband; 1831 wurde er Lehrer der Chemie an der höhern Gewerbeschule (jetzt Technische Hochschule) in Hannover. Eine seiner wichtigsten Leistungen auf dem Gebiete der technischen Chemie ist ein ihm patentiertes Instrument «Pioskop» zur Prüfung der Milch auf ihren Fettgehalt. Außer Arbeiten in verschiedenen Zeitschriften gab er namentlich im Verein mit Karmarsch ein «Technisches Wörterbuch», als freie Bearbeitung von Ures «Dictionary of arts etc.» (Prag 1841—44 u. öfter) heraus.

Heerfahrt, s. unter Heerbann.

Heerführer, s. Feldherr.

Heerführung, s. Strategie.

Heergeräte oder Heergewette bedeutet die nach altdeutschem Recht aus dem Nachlasse eines Verstorbenen ausschließlich dem nächsten Schwertmagen, d. h. dem in männlicher Linie von dem Erblasser abstammenden nächsten waffenfähigen Verwandten, zufallenden Stücke. Diese begriffen ursprünglich vorzugsweise die Waffen und Kriegsrüstung der Verstorbenen; später aber wurde in verschiedenen Ländern noch mehreres andere dazugerechnet, worüber die Landrechte und Statuten die

nähern Bestimmungen enthalten. Nach dem «Sachsenspiegel» gehörten zum H. das beste Pferd mit Sattel und Zaum, der Harnisch, das Schwert, die tägliche Kleidung des Verstorbenen, der Heerpfühl mit zwei Betttüchern, ein Tischtuch, zwei Becken, ein Fischkessel, ein Handtuch und ein Schüsselring oder Dreifuß. In Betreff der sog. Gerade (s. d.) fand zu Gunsten der weiblichen oder geistlichen Familienglieder eine ähnliche Abweichung von der gemeinen Erbfolge statt wie hinsichtlich des H. zu Gunsten der wehrhaften männlichen Verwandten. In den meisten neuern Gesetzgebungen ist die Heergeräterfolge aufgehoben.

Heermann (Johs.), evang. Kirchenliederdichter des 17. Jahrh., geb. 11. Okt. 1585 zu Rauden in Schlesien, wurde 1612 Geistlicher in Köben im Fürstentum Glogau. Fortwährend kränklich, hatte er überdies die Unbilden des Dreißigjährigen Kriegs reichlich zu erdulden. Um so höher zu schätzen ist der frische Glaubensmut, den er, ein Geistesverwandter P. Gerhardts, in allen seinen Kirchenliedern mit gewaltiger Dichterkraft und Tiefe ausspricht. Sie sind, 62 an der Zahl, zusammen gedruckt in seiner «Haus- und Herz-Musica» (1630 u. öfter; neu herausg. von Ph. Wackernagel, Stuttg. 1856). Obgleich teilweise sehr verändert, sind von diesen Liedern noch jetzt vorzüglich im kirchlichen Gebrauch: «Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen», «O Gott, du frommer Gott», «Wo soll ich fliehen hin» u. s. w. H. starb, aus seinem Amte 1634 durch die Kriegsunruhen vertrieben, zu Lissa 27. Febr. 1647. Vgl. Ledderhose, «Das Leben Johannes H.s» (2. Aufl., Heidelb. 1876).

Heermeister, ursprünglich soviel als Kriegsheerführer, hieß im Mittelalter überhaupt der Vorgesetzte einer einem Ritterorden gehörigen Provinz, der die Ritter seiner Provinz im Kriege anführte, und war demnach gleichbedeutend mit Landkomtur. Im Johanniterorden führte insbesondere das Haupt der Ballei Brandenburg diesen Titel. Der Landmeister des Deutschen Ordens hatte einen höhern Rang als der H. und die Landkomture. (S. Kommende.) Er war, bevor der Hochmeister in Marienburg seinen Sitz aufschlug, Stellvertreter desselben in dem eroberten Preußen, Oberbefehlshaber und zweiter Würdenträger und entsprach demnach dem Großprior des Johanniterordens oder dem Johannitermeister.

Heerrauch, s. Höhenrauch.

Heerschau, s. Parade und Revue.

Heerschild, s. unter Heerbann.

Heerschnepfe, s. unter Becassinen.

Heerstraße (lat. via militaris, via regia) heißt jede Straße, auf der Truppen marschieren können.

Heerwesen Europas. Während des Mittelalters wurde die Wehrkraft bei den german. Völkern durch den Heerbann aufgebracht, neben welchem, denselben fast verdrängend, in den abendländischen Reichen sodann Lehns- oder Vasallenscharen auftraten. In den Kreuzzügen fand freiwillige Heeresfolge statt, auch treten überall Söldnerscharen auf, welche bald zu einer dem eigenen Kriegsherrn und den Ländern gefährlichen Bedeutung gelangen; doch kommen zeitweilig noch immer Volksaufgebote vor. In Frankreich und England suchen die Könige den alten Heerbann als Gemeindemiliz beziehungsweise durch Aushebung der Freisassen wieder zu beleben; in den lombard., niederländ., namentlich aber in den deutschen Städten bildet die streitbare und gut bewaffnete Bürgerschaft einen wichtigen Teil der Streitmacht des Landes. Unter König Karl VII. beginnt in Frankreich die Errichtung stehender Heere (1445 Ordonnanzkompagnien, 1448 Freischützen), doch werden die Heere vorzugsweise durch Werbung, als Söldnerheere, bis in die neue Zeit hinein aufgebracht. Das byzant. Kaisertum bildete seine Heere fast durchweg aus Fremden. Bei den tatar. Völkern führten die Chane die gesamte kriegstüchtige Mannschaft ins Feld; doch errichteten die Osmanen im 14. Jahrh. zuerst ein stehendes Heer (Janitscharen) und gewannen dadurch eine entschiedene Überlegenheit über die Sold- und Lehnstruppen der christl. Staaten.

Von der Mitte des 14. Jahrh. an gibt es zuverlässige Nachrichten über die Anwendung von Feuerwaffen. Schon 1338 sind in Frankreich Ausgaben für Pulver gebucht worden, 1353 bereitete ein Jude Pulver zu Augsburg und bald darauf findet man in den Rechnungen der Städte Ulm, Nürnberg, Lübeck, Speier, sowie in engl. Kriegsrechnungen Ausgaben verzeichnet für Pulver und Büchsenmeister. Das beste Pulver wurde zu Nürnberg verfertigt, von woher es viele Städte bezogen; in Wien wurde erst 1440 eine eigene Pulverfabrik angelegt. Schon früh wurden in allen Ländern Geschütze gegossen, 1346 zu Tournay in den Niederlanden, 1356 zu Nürnberg, 1378 zu Augsburg, 1444 zu Wien, 1477 zu Dresden, in Frankreich unter König Ludwig XI., anfänglich aus Kupfer, dann aus Eisen, gegen Ende des 14. Jahrh. aus Metall. Diese Geschütze waren zuweilen von übermäßiger Größe (1378 zu Augsburg ein 127-Pfünder, 1381 zu Schweidnitz ein 253-Pfünder, 1478 in Frankreich ein 500-Pfünder, 1452 auf Mohammeds II. Befehl zu Konstantinopel ein 1200-Pfünder) und durchweg sehr schwerfällig; ihre Herstellung und Bedienung fiel einer neuen, zunftmäßig organisierten Waffengattung, der Arcolay oder Artolarey, zu, deren Mitglieder Gezeugmeister oder Büchsenmeister, im 17. Jahrh. auch Konstabler hießen. Anfänglich fertigte man nur Kanonen, im 15. Jahrh. auch Wurfgeschütze (Haufnitz und Mörser), sowie Terras-(Wall-)Büchsen. Alle schweren Geschütze schossen steinerne, die Wallbüchsen bleierne Kugeln. Erst im 15. Jahrh. werden Geschütze häufiger im Feldkriege angewendet, Handfeuerwaffen dagegen schon früher, nach Chroniken 1311 vor Brescia, und 1334 waren dieselben bereits in der Rüstkammer des Markgrafen Rinaldo von Este in großer Zahl vertreten. Im J. 1364 wurden zu Perugia kleine Faustrohre (Pistolen) verfertigt, dann längere Rohre (Hand- und Hakenbüchsen, Arkabusen, Musketen). Im J. 1381 stellte im Städtekriege Augsburg 30 Büchsenschützen ins Feld, 1428 fand zu Nürnberg das erste Scheibenschießen der Bürger statt. Die Einführung der Feuerwaffen verringerte die Bedeutung des Rittertums und veränderte die Gliederung und Fechtart der Heere. Das deutsche Reichsheer, für welches 1422 die erste Matrikel festgestellt wurde, war zur Zeit der Hussitenkriege bereits sehr reichlich mit Geschütz versehen (1431 gingen 150 Stücke verloren); das Fußvolk bildete «Fahnen» von 100 Mann (Kumpaneien), deren 8 einen «Haufen» ausmachten, die Reiter Rotten zu 32 geharnischten Lanzierern, deren 5 «Reiterfahne» und 4 Fahnen «Geschwader» genannt wurden. Die Aufstellung war noch sehr tief (bis 10 Glieder),

doch nahm die Tiefe derselben durch die Wirkung der Feuerwaffen ab. Karl der Kühne von Burgund besaß das trefflichste Heer jener Zeit. Die Reiterei (der Adel nebst Gefolge) bestand aus gegen 1200 Lanzen und 3000 berittenen Schützen, gliederte sich in Kompagnien zu 100 Lanzen, welche sich aus 4 Schwadronen zusammensetzten. Das Fußvolk bestand aus 2000 Spießen und 1000 Schützen, die Artillerie aus 300 Stücken mit 1200 Mann Bedienung, ein Wagenpark von 2000 Fahrzeugen schaffte die Zelte und Munition fort. Diese ständig organisierten Truppen Burgunds wurden in Kriegszeiten durch Aufgebote (1476 nach der Schlacht bei Granson wurde der sechste Mann ausgehoben) und Söldner (Lombarden und Briten) beträchtlich (bis 60000 Mann) verstärkt.

Auch die Schweiz besaß ein geregeltes Heerwesen. Jeder Kanton stellte seine Streiter unter Hauptleuten und Bennern (Bannerträgern), die Rottmeister (Führer von 20—30 Mann) wählte die Mannschaft, welche mit eigenen Waffen (darunter namentlich lange Spieße, Morgensterne, zweihändige Schwerter) kämpfte. Geschütze und Handfeuerwaffen waren vorhanden, doch vertraute man mehr auf die blanken Waffen für die Schlacht (1386 ist Geschütz zur Bezwingung von Burgen angewendet worden). Für besondere Unternehmungen stellte man Freifahnen auf, Freiwillige (verlorene Knechte) dienten als Kundschafter, das Roßbanner war schwach, das Fußvolk stark und waffengeübt. Das stärkste Heer der Eidgenossen (bei Murten, 1476) bestand aus 3000 Hakenschützen, 27000 Spießen, Schlachtschwertern u. s. w., 1600 Reitern und 2400 berittenen Bundesgenossen nebst 10 von den Verbündeten gestellten Geschützen.

In Schweden hatte König Karl VIII. das Heerwesen zeitgemäß geordnet. Der achte Mann wurde ausgehoben, Rüstung und Bewaffnung waren gleichmäßig, Büchsengießer werden schon 1431 erwähnt. Unter Gustav Wasa wurde 1526 das Einkommen als Maßstab für militärische Leistungen eingeführt (von 400 Mark Silber waren 6 Knechte gerüstet zu stellen). In Rußland wurde das Heerwesen erst nach der Befreiung von der Mongolenherrschaft geordnet. Die Hauptmacht bildete die von den Bojaren gestellte Reiterei, Kaufleute und Bürger stellten das mit Spieß und Bogen bewaffnete Fußvolk, das Landvolk wurde niemals zum Kriegsdienst herangezogen; Feuergewehre hatten Deutsche 1389 nach Rußland gebracht, doch waren diese Waffen noch selten. Die Kasaken (s. d.), welche die Ukraine gegen die Tataren unter selbstgewählten Führern verteidigten und der Krone Polen treffliche Dienste leisteten, waren von Kasimir IV. zu Lehnsleuten der Krone erhoben und dem poln. Adel gleichgestellt worden, der das Heer aufzubringen hatte (die Szlachta). Das poln. Heer bestand aus leichter Reiterei, erst nach der Vereinigung mit Litauen (1386) kommt das Fußvolk zu einiger Bedeutung, Geschütze sind schon 1410 im Felde (gegen den Deutschen Orden, bei Tannenberg) verwendet worden.

In Ungarn hatte König Sigismund 1435 jeder Gespanschaft die Stellung einer bestimmten Zahl von Mannschaften, deren Ausrüstung und Verpflegung dem Adel oblag, auferlegt. Im J. 1453 wurde zur Abwehr der Türken eine Portalordnung erlassen, wonach von je 100 Thorwegen 4 Reiter und 2 Fußgänger zum Heere gestellt werden mußten. Matthias Corvinus reorganisierte die Banderialverfassung und ließ den 20. Mann für die Reiterei ausheben (Huszaren), das Fußvolk wurde durch Söldner (die schwarzen Banden, 6000 Mann stehende Truppen) vermehrt und die Artillerie trefflich organisiert. Geldmangel nötigte später zur Entlassung der stehenden Truppen, die Portalmiliz kam nicht recht zu Stande, und 1526 ging das Heer unter (Schlacht bei Mohacs). Das Heer der Osmanen hatte anfänglich nur aus Reiterei bestanden, doch errichtete Sultan Murad I. nach der Einnahme von Adrianopel 1361 aus christl. Gefangenen ein Fußvolk, die Janitscharen (s. d.) als stehende Truppe und 1376 besoldete Reiterei, die Sipahi; daneben bestand die Lehnspflicht der mit Grundbesitz in den eroberten Ländern ausgestatteten türk. Krieger (Timarioten). Alljährlich wurden im ganzen Reiche Christenkinder ausgehoben und im Islam erzogen, um später im Heere oder als Beamte dem Großherrn zu dienen. Die Reiterei (Sipahi, Timarioten und unregelmäßiges Aufgebot) war sehr zahlreich, die Janitscharen das beste Fußvolk der Welt, in Ortas geteilt und schon frühzeitig mit Feuergewehren bewaffnet. Das türk. Heer besaß auch viele Geschütze, die von bestimmten Janitscharenabteilungen bedient wurden. Das Heer wurde systematisch in fünf Teile, die unter bestimmten Befehlshabern standen, für die taktische Verwendung gegliedert: Vorhut, Hauptmacht, rechte Hand, linke Hand und Zurückbringer (Nachhut, auch zum Aufhalten Fliehender bestimmt).

Am Schlusse des Mittelalters gab es in Europa nur noch wenige lehnspflichtige Ritter, da die Verpflichtung zur Heeresfolge fast überall abgelöst worden war; doch diente der Adel um Sold im Heere, und unter den Landsknechten (s. d.) befanden sich Grafen und Herren. Die handwerksmäßigen Söldner hörten auf, die Heere wurden großenteils aus Landeskindern aufgebracht, neben denen geworbene Scharen (Schweizer und deutsche Landsknechte, nach der Niederlage der Schweizer in der Schlacht bei Pavia fast nur noch Deutsche) unter bewährten Feldhauptleuten in allen Staaten verwendet werden. Aber noch immer wurde das Heer bis auf kleine Leibwachen der Fürsten und schwache Besatzungsstämme für die Festungen nach dem Friedensschlusse entlassen; doch finden sich bereits die Anfänge stehender Truppen. Die Einführung der Feuerwaffen hat dem Fußvolk die erste Stelle zurückgewonnen, die leichte Reiterei und die Artillerie haben namhafte Bedeutung erlangt, und die Entscheidung der Schlachten liegt nicht mehr bei der schwergerüsteten Kavallerie. Kriegsverordnungen und Kriegsartikel haben die Organisation der Heere und die Mannszucht der Truppen verbessert. Das mit Spießen bewaffnete Fußvolk kämpfte in tiefen Haufen, in Geviertordnung, alle Fahnen in der Mitte, die Hauptleute im ersten und letzten Gliede, ringsum verteilt die Hakenschützen, von denen ein Teil als verlorener Hauf (Blutfahne) voranzog und den leichten Dienst that. Zuweilen (bei Pavia) entschied das Fußvolk die Schlacht, zuweilen zog es aus verlorener Schlacht ungebrochen ab (Spanier bei Ravenna, Schweizer bei Marignano). Die schwere Reiterei kämpfte in tiefen Geschwadern, nur die französische griff gliederweise mit großen Abständen an. Leichte Reiter bedienten sich im Scharmützel des Faustrohrs; Kaiser Max I. schaffte die Armbrust bei denselben

gänzlich ab. Die Artillerie beginnt in der Schlacht beherrschende Stellungen aufzusuchen und wird schon zur Einleitung angriffsweise verwendet; meist sind die Geschütze noch verteilt, doch kommen auch schon Batterien (bei Cerisolles 2 zu je 8 Stücken) vor.

Beim Beginn der neuen Zeit waren Spaniens Heer für den Westen, das osmanische für den Osten Europas das Muster, später, nach der Befreiung der Niederlande, für die nördl. Staaten das niederländische, während Deutschland und das südl. Europa die span. Heereseinrichtungen beibehielten. Erst von 1630 ab wurde das schwed. Kriegswesen, welches König Gustav Adolf auf eine hohe Stufe gebracht hatte, das maßgebende Vorbild für die europ. Heere, doch trat Frankreich, dessen unter König Ludwig XIV. reorganisiertes Heer sich unter ausgezeichneten Führern als die stärkste Kriegsmacht Europas erwiesen hatte, an dessen Stelle, und die Kriegsterminologie bediente sich vorzugsweise franz. Bezeichnungen. Erst zu Anfang des 18. Jahrh. erwies sich, im Spanischen Erbfolgekrieg, das kaiserl. Heer dem französischen ebenbürtig, und von der Mitte des 18. Jahrh. bis zur Französischen Revolution wurde Preußen durch die treffliche Heeresorganisation König Friedrich Wilhelms I. und das Feldherrngenie König Friedrichs d. Gr. Europas erste Militärmacht, deren Einrichtungen in allen Ländern nachgeahmt wurden. Im J. 1789 stand das Heerwesen aller Staaten nahebei auf gleicher Höhe.

In den Niederlanden traten den geworbenen Heeren Spaniens 1572 zuerst Truppen, welche durch das Aufgebot der kriegstüchtigen Mannschaft des Landes aufgebracht waren, entgegen; doch wurden neben diesen auch Söldnerscharen verwendet. Im Dreißigjährigen Kriege bestanden die Heere aus geworbenen Mannschaften aller Länder, neben denen aber schon Nationaltruppen auftraten (schwed. Regimenter, Landesaufgebot in Brandenburg, Defensioner in Sachsen, Husaren und Kroaten im kaiserl. Heere).

In Schweden und einigen deutschen Ländern bestand außerdem eine Miliz für die Landesverteidigung. Nach dem Westfälischen Frieden werden die Heere entlassen, aber bald neue Truppen errichtet. Frankreich beginnt 1665 mit der Aufstellung eines stehenden Heers, dessen Mannschaft teils geworben, teils ausgehoben wird, die übrigen Staaten folgen. Allmählich wird überall die Werbung mehr eingeschränkt und die Aushebung vorzugsweise für die Ergänzung der Truppen verwertet; militärische Landeseinteilung (Kantonreglements) bildet die Grundlage für die Aushebung, von welcher freilich viele Klassen der Bevölkerung befreit sind.

Bis zum Beginn des 18. Jahrh. führte ein großer Teil der Infanterie noch Spieße, deren Abschaffung im kaiserl. Heere im Türkenkriege, im franz. Heere 1703, bald danach in England, bei den nordischen Mächten 1721 erfolgt ist. Die Landsknechte verschwanden um 1600, mit ihnen schied das Pistol aus der Bewaffnung des Fußvolks, und gleichzeitig trat an die Stelle der Arkebuse die schwerere Muskete. Diese wurde von König Gustav Adolf erleichtert und blieb bis um 1700 mit dem Luntenschloß allgemein im Gebrauch, dann wurde das Steinschloßgewehr, die Flinte, eingeführt, seit 1732 mit Bajonett versehen und dadurch auch als Stoßwaffe brauchbar. Die Einführung eiserner Ladestöcke 1730 (zuerst in Preußen auf Anregung des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau), dann cylinderförmiger Ladestöcke (1773) und trichterförmiger Zündlöcher (1781) verbesserte die Waffe; Versager wurden selten, und die preuß. Infanterie erreichte eine Feuergeschwindigkeit von sieben Schuß in der Minute. Um 1700 werden einzelne Schützen, sowie die Jägertruppe mit gezogenen Büchsen bewaffnet. Schwert und Degen des Fußvolks werden verkürzt und erhalten gekrümmte Form, in einigen Heeren werden dieselben abgeschafft, Helm und Rüstung verschwinden im 17. Jahrh. mit den Spießen, dagegen kommen vorübergehend Handgranaten beim Fußvolk zur Verwendung, und nachdem diese im Anfang des 18. Jahrh. aufgegeben wird, bleiben die Grenadiere als Kerntruppe (Kompagnien, welche im Kriege zusammengestellt werden) bestehen. Die Kavallerie hatte zunächst ihre Rüstungen wegen der Schußwaffen verstärkt, legte um 1600 allgemein die Lanze ab und führte dafür Feuerwaffen (neben der Pistole die Arkebuse, den Karabiner, sogar Bajonettflinten) ein. Bis zum Schlusse des 17. Jahrh. trugen die schweren Reiter noch den vollen Harnisch, späterhin den Küraß und Helm. Die Artillerie verbesserte ihre Geschütze und führte um 1600 im Felde Schlangen (Kanonen), Kartaunen und Kammergeschütze, jede dieser Gattungen in verschiedenen Kalibern, daneben zuweilen Orgelgeschütze. In Frankreich wurde die übermäßige Zahl der Kaliber zuerst eingeschränkt, am einfachsten war die österr. Artillerie organisiert. Im 17. Jahrh. gab man die leichten Geschütze der Infanterie bei und stellte die schweren zu Positionsbatterien zusammen, die Feldartillerie bestand aus schweren und leichten Kanonen, sowie Haubitzen. König Friedrich d. Gr. errichtete 1758 zuerst reitende Artillerie, welche nur leichte Kanonen führte.

Im 16. Jahrh. begann die Zusammenstellung des Fußvolks in Regimenter, welche im 17. Jahrh. fast überall die Stärke von 10 Kompagnien erhielten und in 2 Squadronen (im 18. Jahrh. Bataillone genannt) gegliedert wurden. Auch die Kavallerieregimenter wurden in Squadronen und Kompagnien eingeteilt, doch war ihre Stärke und Gliederung in den einzelnen Heeren verschieden. Im Kriege wurden aus je 2 Infanterie- oder Kavallerieregimentern Brigaden zusammengestellt, deren mehrere im 18. Jahrh. unter Zuteilung von Artillerie zu Korps oder Divisionen vereinigt wurden. Aber die Einteilung in Korps war noch keine feste und wurde im Laufe eines Feldzugs häufig verändert. Als die Artillerie militärisch organisiert wurde, bildete dieselbe ebenfalls Regimenter, Bataillone und Kompagnien. Die Offiziere der Kompagnie waren der Hauptmann, Lieutenant (später zwei) und Fähnrich, das Regiment hatte sodann drei Stabsoffiziere (Oberst, Oberstlieutenant und Oberstwachtmeister [später Major genannt]), die Generalität bestand ebenfalls aus drei Rangstufen, dem General, Generallieutenant und Generalwachtmeister (später Generalmajor genannt). In Frankreich gab es außerdem noch andere, für den hohen Adel geschaffene militärische Stellungen, für deren Vorhandensein in der Heeresorganisation kein Bedürfnis vorlag. Marschall hieß anfänglich der Befehlshaber der Reiterei, später der Oberfeldherr eines Heers, Feldzeugmeister der Befehlshaber der Artillerie, in Österreich der General, ebenso in Österreich der Generallieutenant Feldmarschall-

lieutenant. Die Unteroffiziergrade wurden vermehrt (Feldwebel, Wachtmeister, Sergeant, Unteroffizier, Korporal), und im 18. Jahrh. bildete sich an der Hand der schärfer durchgeführten Strafbefugnisse eine strenge Mannszucht heraus. Mit Errichtung der stehenden Heere wurden die Soldverhältnisse allenthalben fest geregelt, bei der Anwerbung wurde ein oft beträchtliches Handgeld gezahlt und die Bekleidung von der Militärverwaltung seit dem 17. Jahrh. übernommen. Es begann der Bau von Kasernen, den Garnisonstädten wurden gewisse Leistungen auferlegt und die Verpflegung in Marschquartieren geregelt. Im 18. Jahrh. wurden die Truppen allgemein, auch im Kriege, aus Staatsmagazinen verpflegt und das Kriegsmaterial möglichst im eigenen Lande beschafft; im Kriegshaushalt greift höchste Sparsamkeit Platz, da die Einkünfte der Staaten sonst nicht die Mittel gewährten, die verhältnismäßig sehr starken stehenden Heere zu unterhalten. Die taktische Gliederung und Ausbildung der Truppen machte außerordentliche Fortschritte. Moritz von Oranien stellte das Fußvolk, welches bisher in tiefen Massen gekämpft hatte, in 10 Glieder, König Gustav Adolf in 6 Glieder, die franz. Infanterie focht seit 1703 in 4 Gliedern, die preußische seit 1730 in 3 Gliedern. Kolonnen wurden nur für den Marsch, nicht in der Schlacht, gebildet, man kämpfte in entwickelter Linie. Jede Kompagnie bestand aus 3 Trupps zu 2 Pelotons. Im 18. Jahrh. werden Reglements für die taktische Ausbildung erlassen, um dieselbe gleichmäßig zu machen, man übt sehr künstliche Bewegungen ein und legt vorzugsweise Wert auf das Feuergefecht der in Linie entwickelten Bataillone; Angriffe mit der blanken Waffe kommen selten vor. Auch die Kavallerie verringert die Tiefe ihrer Aufstellung auf 8—4 Glieder, König Gustav Adolf stellt dieselbe in 3, König Friedrich d. Gr. im Siebenjährigen Kriege auf 2 Glieder. Die Bewegungen waren schwerfällig, das Feuergefecht wurde mit Vorliebe gepflegt; aber König Gustav Adolf und König Friedrich d. Gr. bringen die Waffe zu einer nicht weiter gesteigerten Höhe der Ausbildung, lassen dieselbe den Erfolg im geschlossenen Angriff im vollen Lauf und raschen Bewegungen suchen und entscheiden durch dieselbe wiederholt die Schlacht. Seit der Mitte des 18. Jahrh. kämpfen auch die Dragoner nicht mehr zu Fuß, und die preuß. Husaren sind das Muster einer überaus leistungsfähigen, vielseitig brauchbaren leichten Reiterei geworden. Die Feldartillerie begann erst unter König Gustav Adolf während der Schlacht taktische Bewegungen auszuführen, war indessen noch schwerfällig und konnte deswegen nicht häufig ihre Stellung verändern. Die schweren Batterien wurden wegen ihrer geringen Beweglichkeit und mangelhaften Bespannung in der Regel nach großen Schlachten die Beute des Siegers. Erst die von König Friedrich d. Gr. errichtete reitende Artillerie war manövrierfähig und geeignet zur Verwendung im Verbande mit der Kavallerie. Genietruppen waren nur sehr spärlich vorhanden und wurden, sowie die Ingenieure, fast nur im Festungskriege verwendet; für Stromübergänge war man auf die Benutzung der vorhandenen Brücken und Schiffsgefäße angewiesen, doch war die Kavallerie auch im Durchschwimmen breiter Gewässer geübt und konnte in ihrer Ruhm- und Glanzperiode unter König Friedrich d. Gr. für ihre weitausgreifenden Züge kaum ein Bewegungshindernis.

Das Heerwesen der neuesten Zeit ist aus der Macht der Verhältnisse, nicht aus dem Willen einzelner Fürsten oder Feldherren zu der gegenwärtigen Stufe der Entwickelung gelangt und hat sich zweimal (nach der Beendigung der Napoleonischen Kriege und nach der Wiederaufrichtung des Deutschen Reichs) in allen größern Heeren nahezu gleichartig gestaltet. Die Anregung zu den tief einschneidenden Veränderungen ist von Frankreich ausgegangen und dort durch die Kriege der ersten Republik, welche das durch die Revolution in seinem innern Halt erschütterte, eines großen Teils seiner Offiziere beraubte franz. Heer nicht zu führen vermochte, aus innerer Notwendigkeit entstanden. Die übrigen Mächte folgten nach und reorganisierten ihre Heere, mit deren Hilfe sie dann das franz. Joch abschüttelten. Nur Preußen betrat hierbei eigentümliche Bahnen durch die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, brachte während der auf die Napoleonische Kriegszeit folgenden Friedensperiode sein Heer auf eine hohe Stufe der Ausbildung, entwickelte sein Heerwesen alsdann entsprechend dem Geiste der nationalen Wehrverfassung abermals nach dem Regierungsantritt des Königs Wilhelm und machte nach drei siegreichen Kriegen dieselbe zum Gemeingut des deutschen Volks, sowie zu dem allerwärts von den großen Militärmächten Europas nachgebildeten Vorbilde für die Organisation des Kriegswesens.

Der Italienische Krieg von 1859, namentlich jedoch die Erfolge des aus der allgemeinen Wehrpflicht hervorgegangenen preuß. Heeres im J. 1866 veranlaßten große Veränderungen in der Organisation der europ. Heere. Man strebte, wenige Staaten (Großbritannien, Belgien, Niederlande) ausgenommen, die militärische Ausbildung der gesamten kriegsdiensttauglichen männlichen Bevölkerung an; doch konnte dies Ziel erst nach Verlauf einer Reihe von Jahren einigermaßen und vollständig nur in denjenigen Staaten erreicht werden, die auf die gründliche militärische Ausbildung der Mannschaft verzichten und deshalb die gesamte diensttaugliche Ersatzmannschaft unter starker Abkürzung der aktiven Dienstzeit im Frieden an den Waffenübungen teilnehmen lassen. Mit dem längern Bestehen der allgemeinen Wehrpflicht gewannen allmählich auch diejenigen Truppenverbände der Heere, die erst bei der Mobilmachung aufgestellt werden und für welche Friedensstämme nicht vorhanden sind, festern Zusammenhalt und wurden deshalb brauchbar zur Verstärkung der Feldarmee. In Preußen war die Landwehr bereits 1866 und in großem Maßstabe während des Deutsch-Französischen Kriegs in diesem Sinne zur Verwendung gelangt, und in Österreich-Ungarn, Frankreich und Italien wird in Zukunft ebenfalls ein nicht unbeträchtlicher Teil der Landwehr, resp. Honvéd, Territorialarmee und Mobilgarde, zur Verstärkung der Feldarmee dienen. Griechenland, sowie die nach dem Russisch-Türkischen Krieg selbständig gewordenen oder doch durch Gebietszuwachs verstärkten christl. Staaten des Balkangebiets vergrößerten ihre Heere und verbesserten gleichzeitig deren Organisation durch Erhöhung der Friedensstärke.

Das Nähere über das Heerwesen der einzelnen Staaten findet sich in deren Spezialartikeln, während die beiden folgenden Tabellen eine vergleichende Übersicht über die Kriegsstärke der europ. Heere in den J. 1859 und 1884 gewähren.

1. Die Kriegsstärke der europ. Heere zu Beginn des Jahres 1859, nach Waffengattungen.

a) Feld- und Feldreservetruppen. Für angriffsweise Kriegführung auch außerhalb des eigenen Staatsgebietes verfügbar. (Kopfstärke in Hunderten.)

Staat	Stärke der zum Kampfe bestimmten Truppen, ohne Trains						Stäbe, Nichtstreitbare, Verwaltung, Parks und Trains	Gesamte Verpflegungsstärke
	überhaupt		Infanterie und Jäger	Kavallerie	Feld- und Gebirgsartillerie	Pontoniere, Pioniere u. a. Genietruppen		
	Mann	Feld- und Gebirgsgeschütze						
Österreich	4438	1140	3602	524	223	89	630	5068
Preußen	2956	792	2290	432	189	45	431	3387
Deutscher Bund [1]	1887	416	1529	218	116	24	190	2077
Europäisches Rußland [2]	6041	1544	4580	970	366	125	826	6867
Osmanisches Reich [3]	1859	636	1453	268	130	8	137	1996
Moldau und Walachei	77	8	64	11	2	—	3	80
Serbien	26	72	10	2	14	—	5	31
Montenegro	—	—	—	—	—	—	—	—
Griechenland	76	24	67	3	4	2	5	81
Sardinien	785	120	665	57	25	11	69	854
übrige ital. Staaten [4]	780	210	644	75	40	21	77	857
Spanien [5]	961	228	800	100	52	9	94	1055
Portugal [5]	271	64	210	40	15	6	28	299
Frankreich [6]	4380	1098	3644	384	256	96	470	4850
Schweiz	863	200	750	27	68	18	61	924
Belgien	538	150	431	65	32	10	24	562
Niederlande [7]	422	120	356	36	26	4	18	440
Großbritannien [8]	773	240	592	94	75	12	79	852
Dänemark [9]	385	144	285	60	38	2	23	408
Norwegen	138	64	115	10	13	—	10	148
Schweden	325	136	246	52	25	2	39	364

b) Besatzungs- und Ersatztruppen. (Kopfstärke in Hunderten.)

Staat	Stärke der zum Kampfe bestimmten Truppen, ohne Trains						Stäbe, Nichtstreitbare, Verwaltung, Parks und Trains	Gesamte Verpflegungskosten
	überhaupt		Infanterie und Jäger	Kavallerie	Artillerie mit Einschluß der Belagerungsartillerie	Pontoniere, Pioniere u. a. Genietruppen		
	Mann	Feldgeschütze						
Österreich	1906	120	1561	109	171	65	138	2044
Preußen	2206	118	1623	331	213	39	149	2355
Deutscher Bund [1]	1319	16	1148	72	145	17	39	1358
Europäisches Rußland [2]	5301	308	4230	621	314	136	230	5531
Osmanisches Reich [3]	1430	—	1240	140	42	8	50	1480
Moldau und Walachei	251	—	192	54	2	3	12	263
Serbien	551	60	500	30	13	8	130	681
Montenegro	150	—	150	—	—	—	20	170
Griechenland	45	—	40	3	1	1	2	47
Sardinien	553	40	485	30	30	8	20	573
übrige ital. Staaten [4]	1059	—	950	20	75	14	27	1086
Spanien [5]	1011	120	870	33	90	18	68	1079
Portugal [5]	177	32	127	14	33	3	12	189
Frankreich [6]	2025	66	1457	198	291	79	491	2516
Schweiz	450	—	400	12	32	6	15	465
Belgien	264	24	196	21	39	8	15	279
Niederlande [7]	163	8	87	14	57	5	7	170
Großbritannien [8]	1685	—	1350	175	136	24	134	1819
Dänemark [9]	191	—	160	18	5	8	10	201
Norwegen	90	—	90	—	—	—	2	92
Schweden	796	—	749	38	9	—	20	816

Anmerkungen. [1] Ohne Österreich, Preußen, Holstein, Lauenburg, Luxemburg und Limburg. — [2] Mit Kaukasien. — [3] Ohne Ägypten. — [4] Beide Sizilien, Kirchenstaat, Parma, Modena und Toscana. — [5] Ohne Kolonialtruppen. — [6] Nebst Algerien, ohne Kolonialtruppen. — [7] Mit Luxemburg und Limburg, ohne Kolonialtruppen. — [8] Mit den Mittelmeergarnisonen. — [9] Mit Holstein und Lauenburg.

2. Die Kriegsstärke der europ. Heere um die Mitte des Jahres 1884.

a) Feld- und Feldreservetruppen. Für angriffsweise Kriegführung u. s. w. (Stärke in Hunderten der Mannschaft und Pferde.)

Staat	Stärke der zum Kampfe bestimmten Truppen, ohne Trains							Stäbe, Nichtstreitbare, Verwaltung, Parks und Trains		Gesamte Verpflegungsstärke	
	überhaupt			Infanterie u. Jäger	Kavallerie	Feld- und Gebirgsartillerie	Pontoniere, Pioniere u. a. Genietrup.				
	Mann	Pferde	Feld- u. Gebirgsgeschütze					Mann	Pferde	Mann	Pferde
Österreich-Ungarn	5466	1192	1660	4188	609	514	155	956	700	6422	1892
Deutsches Reich	6491	1003	2040	5152	558	533	248	1143	1421	7634	2424
Europäisches Rußland [1]	14192	2152	3318	11480	1448	974	290	950	800	15142	2952
Osmanisches Reich [2]	5940	951	1512	4680	648	504	108	110	90	6050	1041
Rumänien	1056	146	288	840	88	96	32	106	70	1162	216
Serbien	2224	143	384	2000	66	96	62	389	150	2613	293
Montenegro	121	10	48	100	1	12	8	10	5	131	15
Bulgarien	282	30	88	240	12	22	8	78	40	360	70
Griechenland	579	53	120	484	25	40	30	70	60	649	113
Italien	4036	490	1524	3348	198	384	106	650	300	4686	790
Spanien [3]	1964	228	460	1680	148	100	36	180	80	2144	308
Portugal [3]	922	91	216	810	48	54	10	70	30	992	121
Frankreich [4]	8996	1097	2838	7510	483	743	260	1300	1027	10296	2124
Schweiz	968	78	262	854	25	71	18	107	60	1075	138
Belgien	591	70	160	480	37	40	14	62	45	653	115
Niederlande [3]	331	48	108	270	26	26	9	41	30	372	78
Großbritannien [5]	894	147	270	700	100	70	24	250	180	1144	327
Dänemark	305	39	96	260	20	15	10	47	35	352	74
Norwegen	188	28	80	158	12	15	3	27	20	215	48
Schweden	361	97	234	246	50	58	7	68	50	429	147

b) Besatzungs- und Ersatztruppen. (Stärke in Hunderten der Mannschaft und Pferde.)

Staat	Stärke der zum Kampfe bestimmten Truppen, ohne Trains							Stäbe, Nichtstreitbare, Verwaltung, Parks und Trains		Gesamte Verpflegungsstärke	
	überhaupt			Infanterie u. Jäger	Kavallerie	Artillerie m. Einschl. d. Belagerungsartillerie	Pontoniere, Pioniere u. a. Genietrup.				
	Mann	Pferde	Feldgeschütze					Mann	Pferde	Mann	Pferde
Österreich-Ungarn	4160	220	184	3630	165	258	107	250	68	4410	288
Deutsches Reich	6994	605	768	5642	451	766	135	292	98	7286	703
Europäisches Rußland [1]	5107	245	504	3890	227	910	80	280	70	5387	315
Osmanisches Reich [2]	2207	301	216	1960	172	72	3	121	20	2328	321
Rumänien	723	32	48	636	67	16	4	40	8	763	40
Serbien	918	—	—	900	—	8	10	20	5	938	5
Montenegro	200	—	—	200	—	—	—	20	5	220	5
Bulgarien	140	13	8	120	12	6	2	20	5	160	18
Griechenland	618	5	12	589	3	15	11	25	5	643	10
Italien	2301	90	266	1874	64	289	74	64	18	2365	108
Spanien [3]	1930	77	42	1688	68	114	60	80	20	2010	97
Portugal [3]	372	17	24	320	12	38	2	20	5	392	22
Frankreich [4]	6866	446	456	5485	355	786	240	480	80	7346	526
Schweiz	982	33	81	863	17	90	12	15	3	997	36
Belgien	345	27	24	212	22	98	13	23	4	368	31
Niederlande [3]	320	20	12	226	17	71	6	25	5	345	25
Großbritannien [5]	4241	205	160	3149	167	788	137	136	25	4377	230
Dänemark	182	—	—	117	—	57	8	8	2	190	2
Norwegen	142	2	8	140	—	2	—	8	1	150	3
Schweden	1354	38	—	1300	38	9	7	86	15	1440	53

Anmerkungen. [1] Mit Kaukasien. — [2] Ohne Ägypten. — [3] Ohne Kolonialtruppen. — [4] Nebst Algerien, ohne Kolonialtruppen. — [5] Mit den Mittelmeergarnisonen.

Die Zahlen beruhen zum Teil auf Schätzung und bieten deshalb nur ein annähernd zutreffendes Bild der wirklichen militärischen Leistungsfähigkeit der Staaten. Die auf Verstärkung der für angriffsweise Kriegführung verfügbaren Streitkräfte bezüglichen Maßnahmen sind in Rußland und Italien noch im Vollzuge begriffen, und erst im J. 1886 dürfte insbesondere die Kavallerie dieser beiden Staaten in der Stärke, welche die Tabelle 2a angibt, im Felde erscheinen können. In Österreich-Ungarn wird die Feldartillerie wahrscheinlich demnächst um 120 Geschütze verstärkt werden. Die im Deutschen Reiche seit 1874 eingetretenen Veränderungen beschränken sich auf eine geringe Vermehrung

der Infanterie, Feldartillerie und Pioniere im J. 1881, sowie auf die Bereitstellung einer Anzahl bereits militärisch einigermaßen vorgebildeter Mannschaften für die erst bei der Mobilmachung aufzustellenden Ersatztruppen der Fußtruppen (Ersatzreserve erster Klasse). Das in der Reorganisation begriffene Heer des Osmanischen Reichs würde die oben angegebene etatsmäßige Kriegsstärke in nächster Zeit noch nicht erreichen können. Alle Landsturmformationen sind bei den Armeen der Großmächte außer Ansatz geblieben; in Griechenland, der Schweiz und Serbien bilden dieselben den größten Teil der Besatzungstruppen.

Heerwurm nennt man einen zuweilen vorkommenden merkwürdigen Zug von vielen Tausenden dicht an- und übereinander kriechender, wenig über 1 cm langer Maden, der manchmal 8 m lang, handebreit und daumenhoch ist und in Gebirgswäldern, besonders dem Thüringerwald, bei Oberhof, Eisenach u. s. w. an feuchten Gegenden umherzieht. Nach Berthold sind es die Larven der schwarzen Trauermücke (Sciara Thomae), nach Bechstein die Larven einer verwandten Mückenart. Solche Larven sollten Krieg, Durchmärsche und ähnliches öffentliches Unglück bedeuten. Ähnliche Züge von Fliegenlarven wurden auch in Nordamerika beobachtet.

Hefe (Saccharomyces cerevisiae s. vini *Meyen*, Hormiscium cerevisiae *Bail.*, Torula cerevisiae *Turp.*, Cryptococcus cerevisiae *Ktzg.*), eine zu den Ascomyceten gehörende Pilzart (Hefenpilz), welche in pflanzlichen, zuckerhaltenden Flüssigkeiten vegetiert und die Eigenschaft besitzt, durch Fermentwirkung Zucker in Alkohol und Kohlensäure zu zersetzen. (S. unter Fermente und Gärung.) Die H. bildet während ihres Wachstums nie ein Mycelium, sondern besteht stets aus einzelnen, rundlichen Zellen, von denen häufig mehrere aneinander haften, ohne aber miteinander verwachsen zu sein. Die Zellen werden von einer Cellulose-Membran umhüllt, ihr Inhalt besteht aus körnigem Protoplasma, in welchem häufig eine oder mehrere mit Zellsaft gefüllte Vacuolen eingebettet sind. In zuckerigen Flüssigkeiten erfolgt rasch Vermehrung der Zellen durch Knospung. Bei diesem Vorgange verdichtet sich ein Teil des Protoplasmas an einer bestimmten Stelle der Zellwand, der Inhalt der Vacuolen verschwindet und es entsteht, da wo das Protoplasma sich angelegt hat, eine zuerst minimale Ausstülpung an der Membran. Die Ausstülpung füllt sich mit Protoplasma, sie vergrößert sich mehr und mehr, bis sie nach kurzer Zeit die gleiche Größe wie die ursprüngliche Zelle erreicht hat, worauf die Verbindungsstelle beider Zellen sich abschnürt und nunmehr zwei Individuen vorhanden sind, eine Mutterzelle und eine Tochterzelle, die sich wieder auf gleiche Weise vermehren. Erfolgt diese Vermehrung verhältnismäßig langsam, in Flüssigkeiten, deren Wärme nicht über höchstens 10° C. steigt, so bleiben die einzelnen Zellindividuen meist isoliert und lagern sich allmählich am Boden der gärenden Flüssigkeit ab. Bei raschem Wachstum haften die einzelnen Zellen, an der Stelle, wo sie durch Knospung entstanden sind, lose zusammen und bilden Sproßverbände von zwei oder mehrern Individuen, die durch ihre vergrößerte Oberfläche den bei der Gärung entstehenden Kohlensäurebläschen reichliche Gelegenheit zum Anhaften geben und dann von diesen Bläschen an die Oberfläche der Flüssigkeit getrieben werden. Nach diesen Erscheinungen hat man früher zwei verschiedene Hefenarten, Unterhefe und Oberhefe, unterschieden. Beide sind aber auf keine Weise voneinander verschieden, Unterhefe verhält sich in wärmern Flüssigkeiten wie Oberhefe und umgekehrt.

Etwas verschieden von der Bier- und Branntweinhefe ist die sich im gärenden Moste findende H.; doch beschränkt sich die Verschiedenheit der Weinhefe auf äußere Eigenschaften, Größen- und Gestaltverhältnisse. Hiernach sind von Rees in der Weinhefe verschiedene Saccharomyces-Arten unterschieden und als Saccharomyces ellipsoideus, S. apiculatus, S. Pastorianus, S. conglomeratus benannt.

Das Wachstum und die Vermehrung aller Hefenarten in Flüssigkeiten wird begünstigt durch die Gegenwart von Sauerstoff, d. i. Luft. Doch ist der Zutritt der Luft nicht unbedingt erforderlich, da eine kräftig ernährte H. die Fähigkeit besitzt, den zu ihrer Atmung erforderlichen Sauerstoff durch Zersetzung Sauerstoff enthaltender chem. Verbindungen sich anzueignen. In Lösungen von chem. reinem Zucker ruft H. Gärung hervor und vermehrt sich eine kurze Zeit lang, stirbt aber bald ab, häufig ohne die Gärung zu Ende geführt zu haben. Die unter diesen Umständen anfänglich zu beobachtende Vermehrung der Zellen erfolgt unter Verwendung des Materials der übrigen; sobald dieses aber verbraucht ist, hört jedes weitere Wachstum auf, die H. verhungert, weil es ihr an Bildungsmaterial fehlt. Zur Ernährung der H. ist außer der Anwesenheit des Zuckers noch die von löslichen und diffusionsfähigen Eiweißkörpern und von mineralischen Salzen, Kaliumphosphat und Magnesiumsulfat erforderlich; die Eiweißkörper können durch Ammoniumsalze ersetzt werden, jedoch assimiliert die H. den nötigen Stickstoff aus letztern Verbindungen nur schwierig. Das Wachstum der H. beginnt bei Temperaturen von 3—4° C. und setzt sich bei höhern Wärmegraden, bis etwa zur Blutwärme, mit zunehmender Energie fort, während eine weitere Steigerung um wenige Grade zuerst Störung der Vegetation und dann sichern Tod der Pflanze verursacht. Bei Temperaturen unter 3° C. geht die H. in Ruhezustand über, d. h. sie hört auf sich zu vermehren und ist nicht mehr fähig, Gärung hervorzurufen, ohne aber abgestorben zu sein. Gegen extrem niedere Temperaturen ist die H. in diesem Ruhezustand höchst widerstandsfähig.

Der Ruhezustand wird außerdem durch vorsichtigen Entzug des Vegetationswassers, durch freiwilliges Austrocknen bei gewöhnlicher Temperatur hervorgerufen. Die H. kann darin längere Zeit verharren, um dann, in normale Bedingungen versetzt, in Zuckersäfte gebracht, zu neuem Wachstum, zu neuer Gärthätigkeit zu erwachen. Wasserfrei gemacht, widersteht sie der Einwirkung sehr hoher Temperaturen, sie verträgt dann eine Wärme von 100° C., ja es werden noch weit höhere Temperaturen angegeben, denen man sie ohne Schädigung aussetzen kann. Die wachsende H. wird durch geringe Mengen von Chlor, Brom, Jod, schwefliger Säure, Phenol, Thymol, Salicylsäure getötet, doch ist sie gegen letzteres Agens, gegen Salicylsäure, widerstandsfähiger als andere niedere Pilze. Man kann daher, durch mäßigen Zusatz von Salicylsäure, in gärenden Flüssigkeiten die Vegetation fremder Pilze unterdrücken, ohne die Thätigkeit der H. zu hemmen, während ein größerer Zusatz dieser Säure auch die H. zum Absterben bringt.

Außer der angegebenen Vermehrung durch Knospung hat die H. noch eine andere Art der Fortpflanzung, durch welche ihr der Platz im botan. System bei den Ascomyceten angewiesen ist. Bringt man kräftig vegetierende H. auf ein zu ihrer Ernährung geeignetes Substrat, z. B. auf eine Möhrenscheibe, und setzt sie frei dem Zutritt der Luft aus, so hört nach einiger Zeit die Knospung auf, die einzelnen Zellen vergrößern sich, die im Protoplasma vorhandenen Vacuolen verschwinden, das Protoplasma ballt sich an einzelnen Stellen zusammen und bildet in der Zelle zwei, drei oder vier deutlich voneinander gesonderte Klumpen. Letztere überziehen sich alsbald mit einer Cellulose-Membran und werden damit zu eigenen Zellen, zu Sporen, zu Schlauchsporen oder Ascosporen, welche von der ursprünglichen Zellmembran, die dadurch zum Sporenschlauch geworden ist, umhüllt sind. Kommen diese Sporen mit dem Schlauch in gärungsfähige Flüssigkeiten, so wird die Hülle zersprengt, die Sporen vergrößern sich und beginnen sofort durch Knospung sich zu vermehren.

Hefe, zum Backen, s. Preßhefe.

Hefele (Karl Jos. von), Bischof von Rottenburg und hervorragender kath. Kirchenhistoriker, geb. 15. März 1809 zu Unterkochen im Oberamt Aalen in Württemberg, ward auf den Schulen zu Ellwangen und Ehingen vorgebildet, studierte alsdann zu Tübingen, wurde 1834 Repetent am theol. Konvikt, 1836 Privatdocent, 1840 ord. Professor der Kirchengeschichte und christl. Archäologie an der kath.-theol. Fakultät der Universität Tübingen. Außer einer Ausgabe der Werke der «apostolischen Väter» (4. Aufl., Tüb. 1855) und der «Chrysostomus-Postille» (3. Aufl., Tüb. 1857), einer Auswahl der Homilien des Chrysostomus in deutscher Übersetzung, veröffentlichte er: «Die Einführung des Christentums im südwestl. Deutschland» (Tüb. 1837), «Der Kardinal Ximenes und die kirchlichen Zustände Spaniens im 15. Jahrh.» (2. Aufl., Tüb. 1851), «Beiträge zur Kirchengeschichte, Archäologie und Liturgik» (2 Bde., Tüb. 1864—65). Das Hauptwerk aber ist die «Konziliengeschichte» (7 Bde., Freiburg 1855—74; 2. Aufl. 1873 fg.), eine Geschichte sämtlicher Synoden bis zu der von Basel (1431). Im J. 1868 wurde H. vom Papst nach Rom berufen, um an der Vorbereitung des Vatikanischen Konzils mitzuarbeiten. Im J. 1869 zum Bischof von Rottenburg ernannt, gehörte H. auf dem Konzil zu den entschiedensten und einflußreichsten Mitgliedern der Opposition. Der Widerspruch gegen die päpstliche Unfehlbarkeit wurde besonders genährt durch seinen Nachweis, daß Papst Honorius I. auf dem sechsten allgemeinen Konzil (681) zu Konstantinopel als Ketzer verurteilt wurde. Vgl. die Schriften: «Honorius und das sechste allgemeine Konzil» (Tüb. 1870), «Die Honorius-Frage» (aus dem Lateinischen von Rump, Münster 1870). Mit der Mehrzahl der oppositionellen Bischöfe verließ auch H. nach Unterzeichnung eines Protestes gegen Proklamierung des neuen Dogmas Rom und kehrte nach Rottenburg zurück. Doch verkündete auch H. in einem Hirtenbriefe (1871) das neue Dogma.

Hefenpilz, s. unter Hefe.

Hefenpulver soviel wie Backpulver (s. d.).

Heffter (Aug. Wilh.), namhafter Rechtslehrer, geb. 30. April 1796 zu Schweinitz im ehemaligen sächs. Kurkreise, studierte in Leipzig und wurde 1820 Assessor bei dem Appellationshofe in Köln. Das Werk «Athenäische Gerichtsverfassung» (Köln 1822) veranlaßte seine Berufung an die Universität Bonn. Seitdem wirkte er als ord. Professor in der jurist. Fakultät über sechs Jahre in Bonn, drei Jahre in Halle und seit 1833 in Berlin. Seine Hauptwerke sind: «Institutionen des röm. und deutschen Civilprozesses» (Bonn 1825), «System des Civilprozeßrechts» (2. Ausg., Bonn 1843), ferner «Das europ. Völkerrecht der Gegenwart» (7. Aufl., bearb. von Geffken, Berl. 1881; in franz. Übersetzung von Bergson, 4. Aufl., Berl. 1883), «Lehrbuch des gemeinen deutschen Strafrechts» (6. Aufl., Braunschw. 1857), «Die Sonderrechte der souveränen und mediatisierten Häuser Deutschlands» (Berl. 1871). Weiter sind aufzuführen: «Gaii institutionum commentarius IV.» (Berl. 1830), «Die Erbfolgerechte der Mantelkinder, Kinder aus Gewissensehen u. s. w.» (Berl. 1836), «Civilprozeß im Gebiet des Allgemeinen Landrechts für Preußen» (Berl. 1856), desgleichen mehrere, zum Teil anonym erschienene publizistische Schriften, wie «Das Recht Kurhessens auf die Verlassenschaft des Landgrafen zu Hessen-Rotenburg» (Berl. 1835), «Der gegenwärtige Grenzstreit zwischen Staats- und Kirchengewalt» (Halle 1839). In den J. 1849—52 war er Mitglied der Ersten Kammer, seit 1861 Kronsyndikus und damit lebenslängliches Mitglied des Herrenhauses. Im J. 1846 wurde H. Obertribunalsrat, als welcher er 1868 in den Ruhestand trat. Er starb 5. Jan. 1880.

Heffter (Mor. Wilh.), Historiker und Philolog, Bruder des vorigen, geb. 7. Okt. 1792 zu Schweinitz bei Torgau, war Lehrer am Gymnasium zu Torgau und wurde 1831 Prorektor, 1839 Professor am Gymnasium zu Brandenburg. Er starb zu Brandenburg 8. Juli 1873. H. schrieb: «Die Götterdienste auf Rhodos» (3 Hefte, Zerbst 1827—33), «Geschichte der Stadt Brandenburg» (Potsd. 1840), «Der Weltkampf der Slawen und Deutschen» (Hamb. u. Gotha 1847), «Die Mythologie der Griechen und Römer» (2. Aufl., Potsd. 1848), «Geschichte des Klosters Lehnin» (Brandenb. 1851), «Geschichte der lat. Sprache» (Brandenb. 1852; Zusätze 1855).

Hefner-Alteneck (Jak. Heinr. von), ausgezeichneter Kultur- und Kunsthistoriker, geb. 20. Mai 1811 zu Aschaffenburg, erhielt eine wesentlich künstlerische Erziehung und ergab sich dann einem eifrigen Studium der Kunstgeschichte, insbesondere der des Mittelalters. Im J. 1835 erhielt er den Titel als Professor der Zeichnungskunde; 1853 zum Konservator der vereinigten Kunstsammlungen zu München ernannt, erhielt er 1863 die Stellung eines Konservators des königl. Kupferstich- und Zeichnungskabinetts und wurde 1868 Generalkonservator der Kunstdenkmale Bayerns und Direktor des Bayrischen Nationalmuseums. Von seinen kunsthistor. Arbeiten sind zu nennen: «Trachten des christl. Mittelalters nach gleichzeitigen Kunstdenkmalen» (3 Abteil., Mannh. 1840—54), im Verein mit Becker «Kunstwerke und Gerätschaften des Mittelalters und der Renaissance» (Frankf. a. M. 1848), «Hans Burgkmaiers Turnierbuch nach Maximilians I. Anordnung» (Frankf. a. M. 1853), «Die Burg Tannenberg und ihre Ausgrabungen» (Frankf. a. M. 1850), «Eisenwerke oder Ornamentik der Schmiedekunst des Mittelalters und der Renaissance» (14 Lfgn., Frankf. a. M. 1861—71), «Entwürfe deutscher Meister für Prachtrüstungen der Könige von Frankreich» (Münch. 1865), «Die Kunstkammer des

Fürsten Karl Anton von Hohenzollern» (Münch. 1866—73 fg.), «Ornamente alter Meister» (Münch. 1871 fg.). Außerdem «Trachten, Kunstwerke und Gerätschaften vom frühen Mittelalter bis Ende des 18. Jahrh.» (2. Aufl. der beiden zuerst genannten Werke, Frankf. a. M. 1879 fg.), «Ornamente der Holzskulptur von 1450 bis 1820 aus dem bayr. Nationalmuseum» (Frankf. a. M. 1881).

Hefner-Alteneck (Friedrich von), Sohn des vorigen, geb. 27. April 1845 zu Aschaffenburg, arbeitete in Werkstätten und besuchte die Hochschulen in München und Zürich. Seit 1868 bei der Telegraphenbauanstalt von Siemens u. Halske in Berlin als Konstrukteur und Oberingenieur thätig, ist er der Urheber vieler aus dieser Firma hervorgegangenen berühmt gewordenen Erfindungen. Die hervorragendsten derselben sind: der sog. Trommelinduktor für dynamoelektrische Maschinen, welcher viele Nachahmungen (neuerdings auch in der Edison-Maschine) gefunden hat (s. Elektrische Maschinen); die Wechselstrommaschine mit rotierenden Spulen ohne Eisenkerne; mehrere elektrische Lampenkonstruktionen, darunter vornehmlich die sog. Differentiallampe, durch welche die Teilung des elektrischen Lichtes ohne Anwendung der Jablochkoff-Kerze zuerst praktisch ermöglicht wurde (s. Elektrische Lampen).

Hefteisen (frz. pontil, engl. punty-rod), stabförmiges Werkzeug des Glasmachers, mittels dessen das Arbeitsstück in der gewünschten Lage festgehalten wird. (S. unter Glas, Bd. VIII, S. 80*.)

Heftlade (frz. cousoir, engl. sewing-press), ein rahmenartiges Gestell, dessen sich die Buchbinder zum Aufspannen der Schnüre bedienen, mittels welcher die einzelnen Bogen eines Buchs, in der richtigen Reihenfolge übereinander liegend, geheftet werden. (S. unter Buchbinderkunst, Bd. III, S. 651*.)

Heftpflaster, s. unter Bleipflaster.

Hegar (Alfred), namhafter Arzt und Kliniker, geb. 6. Jan. 1830 zu Darmstadt, widmete sich in Heidelberg, Berlin und Gießen dem Studium der Medizin, ließ sich 1852 als praktischer Arzt in seiner Vaterstadt nieder und folgte 1864 einem Ruf als ord. Professor der Gynäkologie und Direktor der gynäkologischen Klinik an die Universität Freiburg i. Br., in welcher Stellung er sich wesentliche Verdienste namentlich um die operative Gynäkologie erwarb. Außer zahlreichen Journalaufsätzen veröffentlichte er im Verein mit Kaltenbach: «Operative Gynäkologie» (2. Aufl., Stuttg. 1881), ferner «Die Castration der Frauen vom physiol. und chirurgischen Standpunkt aus» (Lpz. 1878), «Ignaz Philipp Semmelweiß, sein Leben und seine Lehre» (Freiburg 1882).

Hegau, Landschaft im südl. Schwaben, zwischen dem Bodensee, dem Rhein und der Donau, jetzt größtenteils zu Baden gehörig, mit vielen Burgruinen, wie Hohenlöwen, Hohenstoffeln, Hohenkrähen, Hohentwiel u. s. w.

Hegel (Georg Wilh. Friedr.), einer der einflußreichsten Philosophen der neuern Zeit, geb. 27. Aug. 1770 zu Stuttgart, wurde teils durch Privatlehrer, teils auf dem dortigen Gymnasium für die Universität vorbereitet und widmete sich dann in dem theol. Stift zu Tübingen 1788—93 dem theol. und philos. Studium. In das Studium der Philosophie wurde er teils durch die Alten, teils durch die Kantschen Schriften eingeführt. Nachdem er seine Studien durch das theol. Kandidatenexamen abgeschlossen, lebte er als Hauslehrer in Bern (1793—96), dann in Frankfurt a. M. (1797—1800). Diese Zeit war für seine Entwickelung einflußreich durch histor. und polit. Studien. Allmählich jedoch wurde die Philosophie, die damals nach einer kurzen Alleinherrschaft des Kantschen Kritizismus einen raschen Umschwung durch Fichte und Schelling erfahren hatte, immer entschiedener der Mittelpunkt seiner Arbeiten. Die ersten Entwürfe eines Systems der Philosophie fallen noch in die Zeit seines Aufenthalts in Frankfurt. Anfang 1801 ging H. nach Jena, um sich als Docent der Philosophie zu habilitieren. Er that dies, nachdem er vorher «Über die Differenz des Fichteschen und Schellingschen Systems» (Jena 1801) geschrieben hatte, mit der Abhandlung «De orbitis planetarum» (Jena 1801) und gab bald darauf mit Schelling, mit dem er schon im tübinger Stift eine vertraute Bekanntschaft geschlossen und mit dessen philos. Ansichten er sympathisierte, das «Kritische Journal der Philosophie» (Tüb. 1802) heraus. In jenem Buche sowie in den diesem Journal einverleibten Aufsätzen: «Glauben und Wissen» u. s. w., läßt H. schon eine entschiedene Selbständigkeit gegenüber den nächst vorhergegangenen Systemen erkennen. In den folgenden Jahren arbeitete er die «Phänomenologie des Geistes» aus, welche damals als der erste Teil des «Systems der Wissenschaft» (Bamb. 1807) erschien. In diesem, H.s Eigentümlichkeit am frischesten darstellenden Werke, welches er selbst seine Entdeckungsreisen nannte, suchte er nachzuweisen, wie das Subjekt von der Unmittelbarkeit des gemeinen Bewußtseins allmählich auf den Standpunkt des spekulativen Denkens oder der Philosophie fortgetrieben werde, und entwickelte dabei zum ersten mal die ihm eigentümliche dialektische Methode. Er war 1806 außerord. Professor der Philosophie in Jena geworden, ging aber noch in demselben Jahre, nachdem die Schlacht von Jena alle dortigen Verhältnisse gestört, auf Niethammers Veranlassung nach Bamberg und redigierte daselbst einige Zeit eine polit. Zeitung, bis er im Herbst 1808 zum Rektor des Gymnasiums zu Nürnberg und zum Professor der philos. Vorbereitungswissenschaften ernannt wurde. Hier arbeitete er seine «Wissenschaft der Logik» (3 Bde., Nürnb. 1812—16) aus. Im Herbst 1816 wurde er durch Daubs Vermittelung als Professor der Philosophie nach Heidelberg berufen, wo er seine «Encyklopädie der philos. Wissenschaften» (Heidelb. 1817; 3. Aufl. 1830) herausgab. Schon 1818 jedoch folgte er dem Rufe nach Berlin als Professor der Philosophie an Fichtes Stelle. Gleich anfangs fand er hier viele Zuhörer, und Männer aus allen Ständen besuchten seine Vorträge. Überhaupt begann erst mit seiner Übersiedelung nach Berlin, wo er auch die «Grundlinien der Philosophie des Rechts, oder Naturrecht und Staatswissenschaft» (Berl. 1821) herausgab, seine Philosophie in Deutschland und namentlich in Preußen Epoche zu machen. Die 1827 in Gemeinschaft mit seinen Anhängern gegründeten «Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik» wurden ein wirksames Organ für die Verbreitung seiner Lehre, und die Gunst des Ministers von Altenstein sicherte dieser Lehre zugleich eine große Anzahl akademischer Lehrstühle auf den preuß. Universitäten. So stand H. im Mittelpunkte einer zahlreichen Schule und war mit einer neuen Ausgabe

seiner «Logik» beschäftigt, als ihn die Cholera 14. Nov. 1831 wegraffte. Vgl. Rosenkranz, «H.s Leben» (Berl. 1844). Kurze Zeit nach seinem Tode vereinigten sich mehrere seiner Schüler zu einer Gesamtausgabe seiner Werke (18 Bde., Berl. 1832—41), unter die auch seine Vorlesungen über die Religionsphilosophie, Ästhetik, Philosophie der Geschichte und Geschichte der Philosophie aufgenommen wurden. In Veranlassung der Jubiläumsfeier wurde ihm 1870 zu Berlin seitens der Universität ein Denkmal (von Bläser) errichtet.

Das Verhältnis der **Hegelschen Philosophie** zu den unmittelbar vorhergehenden Systemen ist dadurch bezeichnet, daß H. die Voraussetzung einer absoluten Identität zwischen dem Wissen und dem Sein, dem Gedanken und der Wirklichkeit, dem Subjektiven und Objektiven aus der Schellingschen Identitätsphilosophie sich aneignete. Aber er sagte sich frühzeitig von der Art und Weise Schellings los, diese Identität samt ihren innern Gegensätzen durch das Medium einer bloßen intellektuellen Anschauung zu betrachten, ging vielmehr auf die Methode der transscendentalen Logik Kants zurück, und zwar in einer ähnlichen Weise, wie hierzu bereits in der deduktiven Methode der Fichteschen Wissenschaftslehre der Anfang gemacht worden war. Ist nämlich die Ordnung und Verknüpfung unserer Gedanken die Ordnung und Verknüpfung der Dinge selbst untereinander, wie die Kantsche Kritik lehrt, so muß die allgemeine Form im Laufe des objektiven Geschehens mit der Form in der Entwickelung unserer Gedanken a priori genau übereinstimmen und umgekehrt. Die allgemeinste Form dessen, was da erscheint, ist aber das Werden; alles Werdende erscheint als ein solches, welches zugleich ist und nicht ist, was es ist. Indem es ein anderes wird, negiert es sich, und diese immanente Negation, durch welche es sich dauernd erhält und durch immer neue Gestalten sein Dasein bereichert, erscheint als sein Wesen. Auf diese Weise erklärt H. die «immanente Negativität» für die Form und den Ausdruck eines Denkens, dessen Bewegungen, mit dem Prozesse des Werdens identisch, ihm vollkommen korrespondieren. Die dialektische Methode ist daher nach ihm ein mit dem Prozesse der Sache selbst identischer Prozeß des Denkens, welcher durch Auflösung jedes Begriffs in sein eigenes Gegenteil und die dadurch vermittelte Erhebung desselben zu einem reichern Inhalt sich zum absoluten Wissen fortarbeitet. Das System der Philosophie gliedert sich in drei große Gedankenkreise. Der erste Teil ist die Logik, als die Wissenschaft der Idee an sich, die in die Lehre vom Sein, als dem Unmittelbaren und Voraussetzungslosen, vom Wesen, als der Reflexion und der Vermittelung der Idee mit sich, und dem Begriff oder der Idee, als der Rückkehr des Begriffs in sich, zerfällt. Der zu sich selbst gekommene Begriff geht in sein Gegenteil, die Natur, über. Innerhalb der Naturphilosophie, als des zweiten Hauptteils, bezeichnen dann der mechan., der physik. und der organische Prozeß die drei allgemeinsten Stufen oder Momente. Aber die Idee faßt sich endlich aus ihrer Entfremdung in der Natur wieder zusammen, kommt als Geist zu sich, wird «an und für sich», was sie in der Logik «an sich» und in der Natur «außer sich» war, und die Darlegung der Momente, durch welche dies geschieht, ist die Philosophie des Geistes, der sich von den Stufen des subjektiven durch die des objektiven zu denen des absoluten Geistes erhebt. Während hier die anthropol. und psychol. Erscheinungen dem Gebiete des subjektiven, die rechtlichen und sittlichen Begriffe dem des objektiven untergeordnet werden, bezeichnen die Kunst, die Religion und die Philosophie die Momente des absoluten Geistes.

Die H.sche Philosophie charakterisiert sich demnach erstlich durch ihr Prinzip, als den positiven Begriff des Geistes, im Gegensatz zu der vagen Schellingschen Indifferenz des Subjektiven und Objektiven; zweitens durch ihre Methode der Dialektik, welche Kant bereits in den Antinomien seiner Vernunftkritik in negativer Weise handhabte, H. aber in positiver Weise durchführte. H. nimmt hierdurch in der Geschichte der Logik die Stellung ein, das durch Kant eingeleitete Verhältnis eines unzertrennlichen Ineinandergreifens von Logik und Metaphysik zur Ausführung gebracht und dadurch sämtliche Denkgesetze, Kategorien, Begriffsformen und Methoden in ein allgemeines System vereinigt zu haben, in welchem zugleich jeder einzelne Zweig des Wissens aus allen Erfahrungsgebieten seine Stelle findet, sodaß ihm hier sein Umfang, seine Grenze, sein Wert, seine Bedeutung, seine Methode und sein Zusammenhang mit allen übrigen Zweigen des Wissens bestimmt und bewiesen wird. Durch einen so großartig gedachten encyklopäd. Plan war es hauptsächlich, daß die H.sche Philosophie vor allen übrigen mit ihr wetteifernden Schulsystemen ihr Übergewicht gewann. An diesem encyklopäd. Plane hielt daher auch anfangs die Schule streng fest, wobei sie die Anwendung der dialektischen Methode auf die Zweige einzelner Disciplinen mit emsiger Geschäftigkeit fortsetzte. So wurde die Psychologie als die Wissenschaft des subjektiven Geistes zunächst von Rosenkranz, dann von Erdmann und Schaller gefördert. In der Jurisprudenz war es Gans, der das ewige Recht der praktischen Vernunft gegen die histor. Schule vertrat und das Erbrecht in seiner weltgeschichtlichen Ausbildung entwickelte. Die Moral bearbeitete Michelet; die Ästhetik und Kunstgeschichte wurden von Hinrichs, Hotho, Rosenkranz, Vischer, Ruge, Schnaase betrieben. Am lebhaftesten wurde die Bewegung in der Religionsphilosophie durch die Mitleidenschaft, in welche sich die Theologie gezogen sah. Wie Kant, Fichte und Schelling gethan, so suchte auch H., und mit ihm Daub, Marheineke, Rosenkranz, Göschel, Vatke u. a., den ewigen Vernunftgehalt des Christentums in seinen histor. und symbolischen Formen nachzuweisen. Aber mit diesem Streben zerfiel die H.sche Schule durch den Streit über die Christologie, den vorzüglich Strauß durch sein «Leben Jesu» (1835) anregte und durch seine «Christl. Glaubenslehre» (1840) nährte. Es bildete sich eine supranaturalistische, eine rationalistische und eine vermittelnde rationellmystische Fraktion, die man die Rechte, die Linke und das Centrum der H.schen Schule zu nennen pflegte. Für die Geschichte der Philosophie, in der H. selbst als ein wahrhafter Gelehrter viel geleistet, ist seine Schule in Feuerbach, Schwegler, Zeller, Erdmann, Kuno Fischer vorzüglich thätig gewesen. Die «Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik» (1827—47 durch Henning redigiert) galten gewissermaßen als das Organ der Orthodoxie der H.schen Doktrin bis 1841, wo Schelling nach Berlin kam.

Das Bedürfnis, den gleichsam häretischen Ansichten der jüngern Hegelianer einen ungenierten Ausdruck zu ermöglichen, hatte indessen Ruge und Echtermeyer schon 1838 veranlaßt, die «Halleschen Jahrbücher» zu gründen. Infolge der kölner Streitigkeiten gerieten die Junghegelianer mit Leo in Kampf, der sie des Atheismus anklagte. Schubart und andere gesellten zu dieser Anklage die der Revolution. So ward die H.sche Philosophie, die zu Lebzeiten H.s für kirchlich und politisch konservativ gegolten, als destruktiv verurteilt. Ruge verlegte seine Zeitschrift von Halle nach Leipzig und nannte sie «Deutsche Jahrbücher», die aber 1847 ebenfalls dem Verbot erlagen. Seit dieser Zeit hat der H.sche Denkweg sich in einer freiern Weise als früher weiter entwickelt, nämlich in Gestalt einer fortgesetzten Arbeit auf den Grundlagen der Kantschen Kritik und der Fichteschen Wissenschaftslehre, indem einerseits bedeutende Repräsentanten der Schule sich erhebliche Abweichungen im System erlaubten, wie K. Werder in seiner «Logik» (Berl. 1841), Rosenkranz in seiner «Wissenschaft der logischen Idee» (2 Tle., Königsb. 1858—59), Kuno Fischer in seiner «Logik und Metaphysik oder Wissenschaftslehre» (Stuttg. 1852; 2. Aufl. 1865); andererseits Männer von entgegengesetzten Weltansichten, wie J. H. Fichte, Weiße, K. Ph. Fischer, Chalybäus, Wirth, Ulrici, Carriere, sich der dialektischen Methode bei ihren Arbeiten bedienten und dadurch von seiten der strengen Schulanhänger sich den Namen der Pseudo-Hegelianer zuzogen. Während nun diese nicht unbedeutende Schar von außen her zur Anfrischung und Erneuerung der Schule in dieselbe einrückte und sich gleichsam gewaltsam darin Quartier erbat, reinigte sich die Schule von innen her dadurch, daß ihre in Materialismus auslaufenden Zweige (Feuerbach, Moleschott, Noack) förmlich sich von ihr trennten. Dagegen hat sich die Schule der strengen Observanz seit 1860 in der philos. Zeitschrift «Der Gedanke, Organ der Philosophischen Gesellschaft zu Berlin» (herausg. von Michelet) ein Werkzeug ihres festen Bestandes und Einverständnisses gegründet.

Im Auslande hat sich das Studium der H.schen Philosophie mehr und mehr verbreitet. In Frankreich hat Cousin so lange für sie gewirkt, bis er nach H.s Tode zu Schelling übertrat und von hier ab dessen Polemik teilte. Diese Polemik blieb in Frankreich vorherrschend, bis man neuerdings (seit Bénard) ein selbständigeres und eindringenderes Studium H.s vornahm, welches sich sowol in Übersetzungen der H.schen Werke als in raisonnierenden Darstellungen ihres Inhalts bekundete. Warme Anhänger fand das H.sche System in Dänemark (Heiberg, Martensen), Schweden und Finland (Snellmann, Tengström, Bring), Norwegen (Monrad). Später drang das Studium H.s nach Italien, wo es durch Desanctis, den Rechtsphilosophen Salvetti, den Ästhetiker Trani und ganz besonders durch Vera vertreten ist, und in neuerer Zeit nach England, wo es, durch Hutchison Stirling («The secret of H.», 2 Bde., Lond. 1865) eingeführt, namentlich auf dem Gebiete der Ethik zahlreiche Anhänger gefunden hat.

Vgl. Haym, «H. und seine Zeit» (Berl. 1857); Köstlin, «H. in philos., polit. und nationaler Beziehung» (Tüb. 1870); Rosenkranz, «H. als deutscher Nationalphilosoph» (Berl. 1870).

Hegel (Karl), namhafter Geschichtsforscher, älterer Sohn des vorigen, geb. 7. Juni 1813 zu Nürnberg, besuchte das Französische Gymnasium zu Berlin, studierte in Berlin und Heidelberg Philosophie, Philologie und Theologie, war dann Hilfslehrer am Köllnischen Gymnasium zu Berlin, erhielt 1841 einen Ruf als außerord. Professor der Geschichte nach Rostock, wurde daselbst 1849 zum ord. Professor ernannt und ging in gleicher Eigenschaft 1856 nach Erlangen. H.s Hauptwerk ist: «Geschichte der Städteverfassung von Italien» (2 Bde., Lpz. 1847). Außerdem leitet er die Herausgabe der «Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrh.» (Bd. 1—18, Lpz. 1862—82). Ferner veröffentlichte er die histor. Monographien: «Geschichte der mecklenb. Landstände bis zum J. 1555» (Rost. 1856), «Die Ordnungen der Gerechtigkeit in der florentin. Republik» (Erlangen 1867) und «Die Chronik des Dino Compagni» (Lpz. 1875).

Hegel (Immanuel), hervorragender Führer der konservativ-kirchlichen Partei in Preußen, jüngerer Sohn des Philosophen H., geb. 24. Sept. 1814 in Nürnberg, besuchte in Berlin das Französische Gymnasium und studierte auf den Universitäten Berlin, München und Heidelberg vier Jahre Philosophie, Jurisprudenz und Staatswissenschaften. Im J. 1836 trat er in den preuß. Staatsdienst, war seit 1842 als Regierungsassessor bei der Regierung in Magdeburg beschäftigt und wurde 1844 in das neuerrichtete Handelsamt in Berlin als Hülfsarbeiter berufen. In dieser Stellung gründete er mit Delbrück das «Handelsarchiv» und besorgte mit ihm die beiden ersten Jahrgänge. Im April 1848 wurde er dem neugebildeten Handelsministerium überwiesen und im Juli 1848 in das Bureau des Staatsministeriums berufen. Hier blieb er bis 1865 und wurde 1849 zum Regierungsrat, 1853 zum Geh. Regierungsrat und vortragenden Rat und 1859 zum Geh. Oberregierungsrat befördert. H. war 1853—58 Kurator des «Preuß. Staatsanzeigers» und des Litterarischen Bureau im Staatsministerium. Im J. 1858 wurde er Kurator des Staatsschatzes und vortragender Rat bei der Verwaltung des Staatsschatzes, 1861 Mitglied der Ober-Examinationskommission für das Fach der Nationalökonomie und des Finanzwesens. Aus allen diesen Stellungen schied er infolge seiner Ernennung zum Präsidenten des Konsistoriums der Provinz Brandenburg, welches Amt er 1. Febr. 1865 antrat.

Hegemeister, früher gebräuchlicher Titel für untere Forstbeamte verschiedenen Wirkungskreises.

Hegemone, eine der beiden in Athen verehrten Chariten, s. unter Grazien.

Hegemonie (grch.), eigentlich Oberbefehl oder Obergewalt, nannte man in Griechenland namentlich die diplomatische und militärische Führung, die einem einzelnen Staate wegen seiner Machtfülle, Tapferkeit und Kriegserfahrung seiner Bürger von einer Anzahl anderer Gemeinden eingeräumt wurde. Zuerst trat Sparta, nachdem es seit der Mitte des 6. Jahrh. v. Chr. der Vorort der peloponnes. Staaten geworden war, zur Zeit der Perserkriege an die Spitze von Hellas, indem damals die meisten griech. Staaten seiner Führerschaft sich unterordneten. Doch entstanden bald Spaltungen in dieser Verbindung. Sparta geriet seit 461 in Konflikt mit dem seemächtigen Athen, welches selbst seit 476 an der Spitze eines großen Inselbundes stand, und

nun den Spartanern überall als ebenbürtige Macht die Spitze bot. Erst als die Macht Athens im Peloponnesischen Kriege gebrochen war (404), konnten die Spartaner ihr früheres Übergewicht wiedererlangen. Unter Epaminondas' Führung machte hernach Theben, welches Sparta in der Schlacht bei Leuktra (371 v. Chr.) demütigte, eine Zeit lang mit Erfolg den Versuch, die H. an sich zu ziehen. Nach Epaminondas' Tode riß dann bei dem unaufhörlichen innern Hader der Griechen König Philipp von Macedonien als Sieger in der Schlacht bei Chäronea (338 v. Chr.) die H. an sich.

Hegensäure, die Säure der Kussoblumen (s. d.).

Heger (Franz), Architekt, geb. 5. Jan. 1792 zu Worms, bildete sich in Darmstadt und Karlsruhe unter Moller und Weinbrenner und bereiste 1817—21 Italien, Griechenland und Frankreich. Hierauf ließ er sich in Darmstadt nieder, wo er 2. Mai 1836 als hess. Baurat starb. Unter seinen Gebäuden sind die Kasernen in Darmstadt, unter seinen Publikationen die «Entwürfe ausgeführter und zur Ausführung bestimmter Gebäude» (mit Moller, Darmstadt 1825—30) hervorzuheben.

Hegereiter oder Hegereuter, ehemals auch «reitender Förster» genannt, unterer Beamter für Forst- und Jagdschutz, später eine Art Forstaufseher, dem besonders Pflege und Schutz der Jagd obliegt, weniger forstwirtschaftliche Thätigkeit. Dieser Titel verschwindet in neuerer Zeit allmählich.

Hegergut, im Braunschweigischen Bezeichnung größerer Bauergüter; Hegermänner heißen die Bauern, Hegerherren die Gutsherren. Für ihre Rechtsverhältnisse bestand ein Hegergericht und besondere Weistümer (Hegerrecht).

Hegesias, griech. Philosoph, einer der spätern Cyrenaiker, welcher dadurch bekannt ist, daß er auf Grund der Lusttheorie zu dem Resultat gelangte, das höchste Gut, die vollkommene, dauernde Lust, sei, weil sie nicht vom Menschen allein, sondern von dem unberechenbaren Geschick abhänge, nicht erreichbar, und es sei deshalb besser, aus dem Leben freiwillig zu scheiden. Pessimismus und Empfehlung des Selbstmordes erscheinen so als Konsequenzen des Hedonismus. Da er, besonders in Alexandria, mit dieser Lehre großen, auch praktischen Erfolg hatte, so erhielt er den Beinamen πεισιθάνατος, d. h. «der zum Sterben Überredende».

Hegesippus von Sunion, Parteigenosse des Demosthenes, wird zuerst 364 v. Chr. als öffentlicher Redner genannt, und bekämpfte mit Eifer die Politik Philipps und der macedon. Partei in Athen selbst; letztere hing ihm daher den von der Komödie wider ihn aufgebrachten Spitznamen «Krobylos» an (d. h. Haarbusch, wegen seiner wohlgepflegten Haartour). Er überlebte noch das Jahr 322 v. Chr. Eine seiner Reden (die 342 v. Chr. gehaltene Rede «über Helonnesos») ist unter den Reden des Demosthenes erhalten. Vgl. A. Schäfer, «Demosthenes und seine Zeit» (Lpz. 1856).

Hegesippus, Kirchenschriftsteller aus der zweiten Hälfte des 2. Jahrh., schrieb fünf Bücher unter dem Titel «Aufzeichnungen» (ὑπομνήματα), welche gegen die Gnostiker gerichtet waren und ihnen gegenüber die Einheit und Wahrheit der in den Apostelkirchen erhaltenen und durch die bischöfliche Succession fortgepflanzten Lehrüberlieferung darthun sollten. Von der Schrift sind leider nur Fragmente erhalten, die aber durch die darin mitgeteilten Traditionen für die älteste Kirchengeschichte sehr wichtig sind. H. war vermutlich jüdischer Abkunft, mit Unrecht aber hat man ihn zum Vertreter judaistischer Grundsätze gestempelt. Vgl. Dannreuther, «Du témoignage d'Hégésippe sur l'église chrétienne aux deux premiers siècles» (Nancy 1878).

Hegetsch., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Hegetschweiler.

Hegetschweiler (Johs.), schweiz. Botaniker, geb. 14. Dez. 1789 zu Rifferswil im Kanton Zürich, ließ sich 1814 zu Stäfa als Arzt nieder und wurde 1831 Mitglied des neuen Regierungsrats des Kantons Zürich. Infolge dessen nach Zürich übergesiedelt, wirkte H. daselbst eifrig bei Gründung der Universität, als Präsident des Sanitätsrats und der Forstkommission und besonders bei der Anlegung des neuen botan. Gartens. Er starb an einer Verwundung, die er in dem Gefecht zu Zürich 6. Sept. 1839 erhielt, an demselben Tage. H. veröffentlichte «Reisen in den Gebirgsstock zwischen Glarus und Graubünden» (Zür. 1825), «Beiträge zu einer kritischen Aufzählung der Schweizerpflanzen» (Zür. 1831), «Flora der Schweiz» (4 Lfgn., Zür. 1838—40, fortgesetzt von O. Heer).

Hegewisch (Dietr. Herm.), verdienter deutscher Geschichtsforscher, geb. 15. Dez. 1740 zu Quakenbrück im Osnabrückischen, studierte Theologie in Göttingen, war dann bis 1775 Hofmeister bei dem dän. Konsul Grafen Schimmelmann in Hamburg, wo er hierauf bis 1780 privatisierte und die «Geschichte Karls d. Gr.» (Lpz. 1772) und die «Geschichte der fränk. Monarchie» (Hamb. 1779) schrieb. Im J. 1780 kam er als Professor der Geschichte nach Kiel, wo er 1782 die ord. Professur der Geschichte erhielt, 1805 zum Etatsrat ernannt wurde und 4. April 1812 starb. Unter seinen zahlreichen Schriften sind noch hervorzuheben: «Geschichte der Deutschen von Konrad I. bis Heinrich II.» (Hamb. 1781), «Geschichte der Regierung Kaiser Maximilians I.» (2 Bde., Hamb. 1782—83; 2. Aufl. 1818), «Allgemeine Übersicht der deutschen Kulturgeschichte» (Hamb. 1788), die Fortsetzung von Christianis «Geschichte der Herzogtümer Schleswig und Holstein» (Bd. 3 u. 4, Kiel 1801—2), «Geschichte der engl. Parlamentsberedsamkeit» (Altona 1804), «Geogr. und histor. Nachrichten, die Kolonien der Griechen betreffend» (Altona 1808; Nachtrag, 1811). Auch besorgte er selbst eine Sammlung seiner «Histor.-philos. und litterar. Schriften» (2 Bde., Kiel 1793).

Sein Sohn, Franz Hermann H., geb. 13. Nov. 1783 zu Kiel, war seit 1809 Professor der Medizin daselbst und machte sich durch seine rege Teilnahme an den Geschicken seines Vaterlandes bekannt. Seine Ansichten veröffentlichte er in vielfacher Form durch die Tagespresse, meist anonym, bisweilen unter dem Namen Franz Baltisch. Unter letzterm Namen erschienen auch die Schriften: «Polit. Freiheit» (Lpz. 1832) und «Eigentum und Vielkinderei» (Kiel 1846). H. starb 27. Mai 1865.

Hegi (Franz), Zeichner und Kupferstecher, geb. im April 1774 zu Zürich, wurde im dortigen Waisenhause erzogen und war dann Schüler des Kupferstechers Pfenninger. Er ging 1796 nach Basel, kehrte aber 1802 nach Zürich zurück und besuchte 1822 Paris, wo er eine Anzahl von Blättern für die «Voyage pittoresque en Sicile» von Osterwald lieferte. Er starb 14. März 1850 in Zürich. Seine Handzeichnungen und die meisten seiner Radierungen sind im Besitz der Künstlergesellschaft in Zürich.

Hegira, s. Hedschra.

Hegius (sein eigentlicher Name ist Alexander Heek), ein um die Wiederbelebung der Wissenschaft im 15. Jahrh. sehr verdienter Mann, wurde wahrscheinlich 1433, nach andern 1420 in dem Flecken Heek bei Ahaus in Westfalen geboren. In dem Fraterhaus in Zwolle unterrichtet, trat er in den geistlichen Stand ein und wurde Magister. Er erwarb sich große Verdienste um die Gelehrsamkeit nicht durch Entdeckung neuer wissenschaftlicher Schätze, wohl aber durch Verbreitung derselben als Lehrer in Deventer, zuerst bei der durch die Brüder des gemeinsamen Lebens errichteten Schule, nachher als Vorsteher entweder eben dieser oder einer neu von ihm eingerichteten Schulanstalt. Vorher hatte er Schulen in Wesel, Emmerich und Deventer geleitet. Er starb 27. Dez. 1498 in Deventer. Aus seiner Schule gingen Männer wie Erasmus, Mutianus, der Führer des erfurter Humanistenkreises, Herm. von dem Busch, Jos. Horlenius (erster Professor der Eloquenz in Wittenberg), Joh. Cäsarius, Joh. Murmellius u. a. hervor. Von seinen Schriften haben sich nur wenige erhalten.

Hegnenberg-Dux (Friedr. Adam Justus, Graf von), bayr. Ministerpräsident, wurde geb. 2. Sept. 1810 auf seinem Stammschlosse Hofhegnenberg im oberbayr. Verwaltungsdistrikt Bruck als zweiter Sohn des königl. bayr. Kämmerers und Obersten Friedrich Georg Maximilian Joseph, Grafen von H. (geb. 1775, gest. 15. Jan. 1835) und gehörte einem vom Herzog Wilhelm IV. von Bayern und der Freiin Margarete von Hausen stammenden, seit 3. Sept. 1790 gräfl. Geschlecht an. H. wandte sich nach dem Tode seines ältern Bruders vom Studium der Medizin der Landwirtschaft zu, übernahm nach dem Tode seines Vaters zu der Herrschaft Sidlasberg noch die Herrschaft Hofhegnenberg und erhielt 1837 die Würde eines königl. bayr. Kämmerers. Im J. 1845 in die Zweite bayr. Kammer gewählt, in welcher er für die liberalen Ideen eintrat, gehörte er derselben bis 1865 an. Er wurde 1847 zum zweiten und von 1848 ununterbrochen bis 1865 zum ersten Präsidenten der Abgeordnetenkammer gewählt. In der Kammer sowie als Mitglied der Konstituierenden Deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. gehörte H. zur großdeutschen Partei. Obgleich H. sich mit den Ereignissen von 1866 nicht befreunden konnte, mißbilligte er doch nach 1870 entschieden jeden Gedanken an eine Feindseligkeit gegen das neue Deutsche Reich, suchte aber die innerhalb der Reichsverfassung bestehende Selbständigkeit der bayr. Krone zu wahren. H. übernahm 21. Aug. 1871 das Ministerium des königl. Hauses, das des Aeußern und den Vorsitz im Ministerrate, in der Hoffnung, zwischen den beiden nichtultramontanen Parteien (den Nationalliberalen und den in den innern, namentlich den kirchlichen Fragen liberal gesinnten Partikularisten) eine Versöhnung stiften und dadurch eine Partei zur Stütze des Ministeriums schaffen zu können, was ihm zum Teil gelang. Insbesondere bekämpfte H. mit Erfolg 18. Febr. 1872 in der Abgeordnetenkammer den Schüttingerschen Initiativantrag, wonach die Aufhebung von Reservatrechten durch die Reichsgesetzgebung für Bayern nur nach vorheriger Einholung der Zustimmung des bayr. Landtags Geltung haben sollte. Er starb indes schon 2. Juni 1872. Seine Leiche wurde in der Familiengruft zu Hofhegnenberg beigesetzt. Er hinterließ einen einzigen Sohn, Lothar, geb. 3. Aug. 1847.

Hegner (Ulrich), schweiz. Schriftsteller, geb. 7. Febr. 1759 zu Winterthur, studierte zu Straßburg Medizin, ward nach einer Reise durch Deutschland Landschreiber der Grafschaft Kyburg, 1798 Appellationsrat in Zürich, 1805 Senator zu Winterthur und starb daselbst 3. Jan. 1840. Das Ergebnis einer Reise nach Paris (1801) war: «Auch ich war in Paris» (3 Bde., Winterthur 1803—4); ein trefflicher Sittenroman ist seine «Molkenkur» (3 Bde.; Bd. 2—3 unter dem Titel «Suschens Hochzeit», Zür. 1812; neue Aufl. 1827), in welchem er in anschaulicher Weise den Fremdenverkehr in der Schweiz schildert; bekannt sind auch «Salys Revolutionstage» (Winterthur 1814) und seine «Beiträge zur Kenntnis Lavaters» (Lpz. 1836). Seine «Gesammelten Schriften» erschienen in 5 Bänden (Berl. 1828—30). Vgl. Schellenberg-Biedermann, «Erinnerungen an H.» (Zür. 1843).

Hegumenos (neugrch. Iguman), Abt, Prior eines (griech.) Klosters.

Hegyallja (spr. Hedjállja) ist der Name der in der Zempliner Gespanschaft in Ungarn gelegenen, 45—55 km breiten und 22—30 km langen Weingebirgskette, welche die Weingebirge der Ortschaften Tokay, Tarczal, Keresztúr, Maád, Tállya u. s. w. umfaßt und den weltberühmten Tokayer Wein und Ausbruch liefert. Der Hügelzug übersteigt selten die Höhe von 490 m. In der nördl. Hälfte heißt er auch Sóvárv-, das Salzburger-Gebirge, und dieser Teil ist der höhere (Berg Simonka 1083 m); in den südl. tokayer Bergen ist der am Südende gelegene Berg von Tokay (508 m) der höchste Punkt. Der Boden dieses Gebirges besteht in der obern Schicht größtenteils aus verschieden gestaltetem trachytischen Gestein, hat anmutige Formen und eine üppige Vegetation. Dem vulkanischen Boden sowie der außerordentlichen Sorgfalt und Geschicklichkeit, mit der die Einwohner den Weinbau betreiben, ist wohl hauptsächlich die Güte der Erzeugnisse zuzuschreiben. Die Weinlese beginnt sehr spät (gewöhnlich erst 20. Okt.) und wird unter Festlichkeiten und Belustigungen begangen. Das mittlere Jahreserträgnis beträgt etwa 200000 Eimer, wovon an zwei Drittel ins Ausland geführt werden. Am süßesten ist der Tállyaer und Maáder, am feurigsten der Tokayer Wein, weshalb letzterer im Auslande am meisten gesucht und das gesamte Erzeugniß der H. nach ihm benannt wird. Doch wird er auch vor der Ausfuhr vielfach gefälscht.

Hegyes (spr. Hedjesch), ungar. Lokalname, der häufig vorkommt; er bedeutet «bergig» oder «gebirgig», auch «spitzig» (von hegy = Berg, Spitze). — Hegyes, ungar. Dorf im Komitat Bács-Bodrog, mit 4500 E., in den telecskaer Sandhügeln in sehr fruchtbarem Terrain gelegen. — Kún-Hegyes, Marktflecken im Komitat Jazygien-Kumanien, zählt 7461 magyarische E. — Mezö-Hegyes, Dorf im Komitat Arad, hat 3600 E., Magyaren und Deutsche, und ein berühmtes königl. Pferdegestüt.

Heher (Garrulus) heißt eine Gattung der Rabenvögel, welche im Äußern jedoch mehr den Würgern gleicht und sich durch einen ganz geraden, an der Wurzel mit nach vorn gerichteten Federn umgebenen Schnabel und lockeres, seidenartiges, mehr oder minder buntes, besonders mit Blau gemischtes Gefieder unterscheidet. Hierher gehört der über ganz Mittel- und Nordeuropa verbreitete, die

Laubwaldungen bewohnende **Eichelheher** oder **Margolf** (G. glandarius), der wegen seines rastlosen Geschreies auch **Holzschreier** genannt wird und einer der schönsten Vögel Deutschlands ist; er lebt von Eicheln, Buchekern, Haselnüssen und Beeren, raubt aber auch Eier und Nestvögel, welchen letztern er den Schädel spaltet, um das Hirn zu fressen. In listigem und mutwilligem Wesen gleicht er der Elster. Seine Stimme ist rauh; er besitzt aber die Fertigkeit, die verschiedensten Töne hervorzubringen, und lernt in der Gefangenschaft menschliche Worte nachsprechen. Das erwachsene Männchen ist 34 cm lang, hell rötlichgrau, die Flügeldeckfedern sind hellblau mit dunkeln Querbinden und die Hollenfedern weiß und schwarz gefleckt. Noch schöner sind indes die ausländischen H. gefärbt, wie z. B. der **nordamerikanische Blauheher** (Cyanetta cristata), welcher schön blau, an dem Bauche, Hinterleibe und den Schwanzspitzen weiß und an Flügeln und Schwanz ultramarinblau und schwarz gebändert ist, übrigens dem europ. Eichelheher auffallend gleicht. Der **Tannen- oder Nußheher** (Nucifraga caryocatactes), der einen langen, fast spechtartigen Schnabel besitzt, bildet jetzt eine eigene Gattung.

Hehlerei. Das Reichsstrafgesetzbuch §§. 258 fg. schildet zwei Formen, welche als Personenhehlerei und als Sachenhehlerei (Partiererei) bezeichnet werden können. Es soll als Hehler bestraft werden, wer, seines Vorteils wegen, der Begünstigung von Diebstahl, Unterschlagung, Raub und dem Raube gleicher Mißthaten sich schuldig macht, wobei keine Rücksicht darauf genommen wird, ob der Hehler ein Angehöriger des Begünstigten ist. Sachenhehlerei wird angenommen, wenn jemand seines Vorteils wegen Sachen, von denen er weiß oder den Umständen nach annehmen muß, daß sie mittels einer strafbaren Handlung erlangt sind, in irgendwelcher Form an sich bringt oder aber zu deren Absatz bei andern mitwirkt. Gegenüber der frühern Anschauung, «der Hehler ist so gut als der Stehler», zeigt man sich jetzt meist zu einer mildern Ansicht, sofern nicht gewerbs- oder gewohnheitsmäßige H. (§. 260) vorliegt. Den besten Aufschluß über H. in der Praxis gibt Ortloff, «Die strafbaren Handlungen nach Deutschlands Reichsrecht und Praxis» (Münch. u. Lpz. 1883).

Hehn (Victor), Kulturhistoriker, geb. 8. (20.) Okt. 1813 in Dorpat, besuchte das Gymnasium und die Universität daselbst und begab sich zu seiner weitern Ausbildung nach Deutschland und Italien. Im Winter 1840—41 entdeckte er in der Bibliothek des Vatikans in Rom die Handschrift des «Antonius Possevius de Livonia», welche er im Auszuge (Dorpat 1852) veröffentlichte. Zur Heimat zurückgekehrt, erhielt er eine Anstellung an der Kreisschule in Pernau und veröffentlichte hier seine Studie «Über die Physiognomie der ital. Landschaft» (Pernau 1844). H. wurde Lektor der deutschen Sprache an der Universität Dorpat, dann Bibliothekar bei der kaiserl. öffentlichen Bibliothek in Petersburg, wo er sein Werk: «Italien. Ansichten und Streiflichter» (Petersb. 1867; 2. Aufl., Berl. 1879) verfaßte. Er nahm 1873 als Wirkl. Staatsrat seinen Abschied und siedelte nach Berlin über, wo er unter anderm sein Hauptwerk schrieb: «Kulturpflanzen und Haustiere in ihrem Übergange aus Asien nach Griechenland und Italien, sowie in das übrige Europa» (3. Aufl., Berl. 1873).

Heiberg (Peter Andr.), ausgezeichneter dän. Dichter, geb. 16. Nov. 1758 zu Vordingborg, lebte nach vollendeten Universitätsstudien drei Jahre zu Bergen und später, von 1788 an, als Translator in Kopenhagen. Als er 1799 wegen seines polit. Liberalismus des Landes verwiesen wurde, ging er 1800 nach Paris, wo er während der Kaiserzeit als Bureauchef im Ministerium des Auswärtigen angestellt war. Auch begleitete er Talleyrand nach Berlin, Warschau, Erfurt und Wien. Unter der Restauration wurde er 1817 pensioniert. Er starb zu Paris 30. April 1841. Als Schauspieldichter hat er nächst Holberg die größte Anzahl originaler dän. Lustspiele geliefert, die auch mit Beifall aufgenommen wurden. Sie zeichnen sich durch Menschenkenntnis, Scharfsinn und Witz aus; allein seine Satire ist oft mehr beißend als komisch. Das Niedrigkomische gelang ihm am besten in den beiden Operetten «Die Chinafahrer» und «Der feierliche Einzug», von denen die erste von Schall, die zweite von Schulz komponiert wurde. Weniger gelungen ist das Lustspiel «Die sieben Muhmen», während seine Parodien von Baggesenschen Opern («Mikkel og Malene», «Holger Tydske», 1787) außerordentlichen Beifall fanden. Übrigens gehören die bedeutendsten Schauspiele H.s zum höhern Lustspiel, und sein «Heckingborn», der ins Deutsche und Englische übersetzt wurde, kann mit dem Besten in dieser Gattung wetteifern. Seine sämtlichen Schauspiele sind von Rahbek (4 Bde., 1806—19) herausgegeben worden. Außerdem beschäftigte sich H. mit populär-philos. und polit. Arbeiten. Zu letztern gehören die dänisch geschriebenen Schriften «Über die Todesstrafe» (Kristiania 1830), «Über die Einführung der Souveränetät in Dänemark» (Drammen 1828), die «Polit. Aphorismen» (Kristiania 1826) und der «Précis historique et critique de la constitution de la monarchie danoise» (Par. 1820). Seine «Lettres d'un Norvégien de la vieille roche» (Par. 1822) waren eine Nachahmung der Briefe des Junius. Beiträge zur Charakteristik H.s enthalten «Drei Jahre in Bergen» (Drammen 1829), «Erinnerungen aus meiner polit., gesellschaftlichen und litterarischen Wirksamkeit in Frankreich» (Kristiania 1830), beide in dän. Sprache, und der (1882) von der Witwe seines Sohnes veröffentlichte Briefwechsel H.s mit seiner, aus Veranlassung der Verweisung von ihm geschiedenen Frau. (S. **Gyllembourg-Ehrensvärd.**)

Heiberg (Joh. Ludw.), dän. Dichter, Sohn des vorigen, geb. zu Kopenhagen 14. Dez. 1791, bezog 1809 die Universität, um Medizin zu studieren, widmete sich aber bald litterarischer Thätigkeit. Schon 1813 trat er als Dichter mit einer Bearbeitung des «Don Juan» und einem romantischen Schauspiele: «Pottemager Walther», auf und wendete von nun an seine Aufmerksamkeit der südl. Romantik zu. Von seiner Bekanntschaft mit Calderon zeugte sowohl das Schauspiel «Dristig vovet halv er vundet» (1817) wie die Abhandlung «De poeseos dramaticae genere Hispanico» (1817). In «Psyche's Indvielse», einem mytholog. Schauspiel (1817), versuchte er den Mythus von Amor und Psyche poetisch wiederzugeben. Das komische Element seiner Poesie trat hervor in «Julespög og Nytaarslöier» (1816), worin er Schwächen der Litteratur und des Theaters geißelte. Bei einem Aufenthalt in Paris (1819—22) studierte er namentlich das franz. Theater. Nach seiner Rückkehr

als Lektor in Kiel angestellt, schrieb er «Die Formenlehre der dän. Sprache» (Altona 1823) und «Nordische Mythologie, aus der Edda und Oehlenschlägers mythischen Dichtungen dargestellt» (Schlesw. 1827). Im J. 1825 trat er mit seinem ersten Vaudeville: «Kong Salomon og Jörgen Hattemager», auf, dem dann «Recensenten og Dyret», «Den otte og tyvende Januar», «Aprilsnarrene», «Et Eventyr i Rosenborg Have», «De Uadstillelige», «Nei», «Emilies Hjertebanken», «De Danske i Paris» u. s. w. folgten, die in der That nationale Lustspiele sind. Mit großem Beifall wurde auch sein Schauspiel «Elverhöi» (1828) aufgenommen. Ferner schrieb er: «Über die menschliche Freiheit» (Kiel 1824) und «Über die Bedeutung der Philosophie für die Gegenwart» (1833). In der letztern Schrift erklärte er sich entschieden für das Hegelsche System. Großen Beifall fanden seine «Nye Digte» (1841). H. wirkte 1849—56 als Direktor des königl. Theaters in Kopenhagen. Seitdem Theatercensor, starb er 25. Aug. 1860 zu Kopenhagen. Er selbst gab Sammlungen seiner poetischen (8 Bde., 1845—47) und seiner prosaischen Schriften (3 Bde., 1841—44) heraus. Eine vollständigere Ausgabe seiner «Samlede Skrifter» (22 Bde., Kopenh. 1861—63) erschien erst nach seinem Tode. H.s «Dramatische Schriften» wurden von Kannegießer (Bd. 1 u. 2, Lpz. 1844) ins Deutsche übertragen. Vgl. Hansen, «Om Johann Ludvig H. Nogle litteratur-historiske Oplysninger» (Kopenh. 1866).

Seine Gattin, Johanne Luise H., geborene Pätges, geb. 22. Nov. 1812 zu Kopenhagen, 1829—57 und 1859—64 am königl. Theater daselbst angestellt und seit 1831 mit H. vermählt, gehörte zu den vorzüglichsten Schauspielerinnen Dänemarks. Von 1864 bis 1875 wirkte sie als Bühnenlehrerin.

H. E. I. C. (S.), Abkürzung für Honourable East India Company('s Service), d. h. (In der) Ehrenwerte(n) Ostindische(n) Kompagnie (Dienst).

Heide oder Haide nennt man in dem großen nordgerman. Tieflande die sich oft über weite Flächen erstreckenden, im allgemeinen ebenen Landstriche, welche meist sandig, trocken und unfruchtbar, stellenweise wohl auch sumpfig oder moorig sind, nur an einzelnen begünstigten Orten einen spärlichen Anbau gestatten und in der Regel eine sehr gleichmäßige und einförmige Pflanzendecke tragen. Dieselbe besteht meist aus Gräsern und Heidekraut (Calluna vulgaris), in einzelnen Strichen jedoch auch vorherrschend aus Nadelwald. Die H. des nördl. Deutschlands sind stets niedrige, plateauartige Bodenschwellen, die sich selbst bis zu einigen 30 m über die Küstenebenen oder die benachbarten Thalsenkungen der Stromläufe erheben. Ein ganzer, nur wenig unterbrochener Zug von H. erfüllt, bereits im Norden des Limfjord beginnend, in Form eines breiten Gürtels das Innere von Jütland (Ahlheide) und streicht dann, schmaler geworden, durch Schleswig und Holstein der Elbe zu. Auf dem linken Ufer der Elbe breitet sich die große Lüneburger H. aus, wohl die ausgedehnteste eigentliche Heidestrecke Deutschlands, die sich zwischen dem linken Elbufer, der Aller und der Ilmenau bis zu 110 m erhebt. Andere umfangreichere H. des nordgerman. Tieflandes sind der Huimling östlich der Ems im Meppenschen, die waldreiche Dübener und Torgauer H. in der preuß. Provinz Sachsen, die Koniţer oder Tucheler H. mit einem 110 km langen Kiefernwalde im preuß. Regierungsbezirk Marienwerder. Die Pußten in Ungarn sowie die Steppen (s. d.) des südl. Rußland und des nordwestl. Asien zeigen eine den H. ähnliche Natur.

Heide, Pflanzengattung, s. Calluna und Erica. [Heiden.

Heide, im Gegensatz zu Christ und Jude, s.

Heide, Kreisstadt des Kreises Norderdithmarschen in der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, Station der Linie Neumünster-Tönning der Westholsteinischen Bahn und Endpunkt der Linie Elmshorn-H. der Holsteinischen Marschbahn, und H.-Büsum, auf einem zwischen der Marsch und der Moorniederung sich hinziehenden Heideplateau, ist Sitz eines Landratsamts, eines Amtsgerichts und eines Steueramts, zählt (1880) 7485 meist evang. E. und hat Cigarren- und Tabakfabrikation, Ölschlägerei, Kornmühlenbetrieb, Gerbereien, Fabrikation landwirtschaftlicher Maschinen. Auch werden hier bedeutende Pferde- und Viehmärkte abgehalten. H. entstand um 1420 und war seit 1447 Hauptort der Bauernrepublik Dithmarschen, bis es 1559 nach dem letzten unglücklichen Kampfe der Dithmarschen für ihre Freiheit (13. Juni bei H.) von den Dänen und den Herzögen von Schleswig-Holstein eingenommen wurde. H. ist Geburtsort des plattdeutschen Dichters Klaus Groth.

Heideck, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Mittelfranken, Bezirksamt Hilpoltstein, an der obern Roth, in 408 m Höhe, 12 km im OND. von Pleinfeld, am Nordfuße des Schloßbergs, zählt 970 E.

Heideck (Karl Wilh., Freiherr von), genannt Heidegger, bayr. Staatsmann und Landschaftsmaler, geb. 1788 zu Saaralben in Lothringen, besuchte seit 1801 die Militärakademie zu München, wo er sich auch in den zeichnenden Künsten ausbildete. Er wurde 1805 bayr. Artillerielieutenant, wohnte den Feldzügen von 1805, 1806 und 1809 gegen Östreich, Preußen und Tirol bei, ging 1810 als Freiwilliger zum franz. Heere nach Spanien, und kehrte von dort erst 1813 nach Bayern zurück, wo er zum Major befördert wurde. Seit 1816 begann er sich in der Ölmalerei zu versuchen. Als Oberstlieutenant ging er mit Bewilligung des Königs 1826 nach Griechenland, wo er bis zur Ankunft des Präsidenten Kapodistrias an der Spitze der Kommission zu Napoli stand, welche die nach Griechenland gesandten Unterstützungen verwaltete. Außerdem nahm er im Febr. 1827 an der Expedition zum Entsatz der Akropolis von Athen teil, und bald darauf führte er den Oberbefehl über das Geschwader, welches in dem Kanal von Negroponte die Magazine der Türken zerstörte. Kapodistrias übertrug ihm im März 1828 das Kommando von Napoli di Romania, bald darauf auch das Militärgouvernement von Argos. Nach Fabviers Rückkehr nach Frankreich fiel ihm überdies noch die Organisation der Taktiker zu, mit der obersten Leitung der Centralmilitärschule und der Aufsicht über alle Militäranstalten. Seiner Gesundheit wegen verließ er 1828 Griechenland; er wurde 1829 zum Obersten im Generalquartiermeisterstabe der bayr. Armee ernannt, beschäftigte sich aber meist mit der Malerei und lieferte viele Landschaften und Genrebilder. Auch versuchte er sich in der Freskomalerei, indem er in der Glyptothek in München das Viergespann am Wagen des Helios ausführte. Seine Zeichnungen und Skizzen sind vortrefflich, höchst geistreich, treu und charakteristisch. Die Erhebung

des Prinzen Otto von Bayern auf den griech. Königsthron brachte ihn abermals nach Griechenland. Schon früher als bayr. Kämmerer angestellt, wurde er zum Generalmajor und Mitglied der Regentschaft des griech. Staats während der Minderjährigkeit des Königs Otto ernannt, in welcher Stellung er sich Verdienste um die Beruhigung des Staats, das Militärwesen und den Verteidigungszustand erwarb. Nach dem Eintritt der Volljährigkeit des Königs Otto begab er sich 1835 nach München zurück, wo er wieder in seine frühere Stellung eintrat und 1844 zum Freiherrn erhoben wurde. Später ward H. zum Generallieutenant befördert und 1850 als Referent im Kriegsministerium angestellt. Er starb 21. Febr. 1861 zu München.

Heideerde, s. unter Erden und Erdarten.

Heidegger (Johann Heinrich), einer der bedeutendsten reform. Theologen des 17. Jahrh., geb. 1. Juli 1633 zu Bärentschweil im Kanton Zürich, studierte in Zürich, Marburg und in Heidelberg, wurde hier Professor der hebr. Sprache, 1659 Professor der Theologie an der Akademie zu Steinfurt. Im J. 1665 kehrte H. nach Zürich zurück, wo er zunächst Professor der Moral wurde und von 1667 bis an seinen Tod, 18. Jan. 1693, als Professor der Theologie wirkte. Er schrieb: «De fide decretorum concilii Tridentini quaestiones» (1664), «Anatome concilii Tridentini» (1672), «Historia patriarcharum» (Tl. 1, Amsterd. 1667; Tl. 2 1671, gegen Baronius gerichtet), «Historia papatus» (Amsterd. 1684, unter dem Namen Nicander von Hohenegg); ferner «Demonstratio de Augustanae confessionis cum fide Reformatorum consensu», «Manuductio in viam concordiae Protestantium ecclesiastica» (1686). Großen Einfluß gewann H. durch seine Lehrschriften, besonders durch das «Corpus theologiae christianae» (herausg. von J. H. Schweizer, 1700) und «Ethicae christianae elementa» (herausg. von J. Luricke, Frankf. 1711).

Heidegger (Karl Wilh.), s. Heideck.

Heidekorn, Pflanze, s. Buchweizen.

Heidekraut, s. Calluna und Erica.

Heidel (Herm.), vorzüglicher Bildhauer, geb. 29. Febr. 1810 in Bonn, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studierte dann auf den Wunsch seiner Mutter Medizin, verließ aber nach deren Tode diese Laufbahn, um sich der Bildhauerkunst zu widmen. Er trat 1835 zu München in die Werkstatt Schwanthalers, in der er die jetzt im Rathaus zu Bonn bewahrte Büste Beethovens entwarf. Im J. 1838 ging H. sodann nach Rom, wo er statt der Romantik der Münchener Schule die Antike mit Hingebung aufnahm. H. kehrte 1842 nach Köln zurück, arbeitete hier eine kleine Statue der Pandora, siedelte aber 1843 nach Berlin über. Hier schuf er, im Verkehr mit Beuth, der den gewerblichen Angelegenheiten vorstand, viele Modelle zu Geschirren, Humpen, Bechern u. s. w., welche in den Manufakturen ausgeführt wurden. Größere dekorative Arbeiten von ihm sind die Karyatiden im Opernhause und zwei der Prophetengestalten für die Schloßkuppel. Das Lutherstift in Erfurt besitzt von ihm ein Hautrelief, das in einer bedeutenden Anzahl fast lebensgroßer Gestalten den Anschlag der Thesen versinnlicht. Seine wichtigsten Ausführungen sind: eine Marmorstatue der Iphigenie, am Ufer stehend, voll Sehnsucht nach dem Lande der Griechen (1852), für die Orangerie in Potsdam gefertigt; Ödipus von Antigone geleitet (1854), nicht minder eine vollendete Gruppe, die jedoch nicht zur Ausführung in Marmor kam. Beide Werke sind wenig unter Lebensgröße gehalten. Der Reichtum seiner Ideen legte sich in zahlreichen dekorativen Arbeiten, Grabmälern u. s. w. dar. Indes kehrte er immer wieder zur Antike zurück, wie seine Umrisse zur Iphigenien-Sage (1850 und 1851) und mehrere Blätter aus dem Leben der Penelope, sowie auch die reizvollen Reliefs aus Homer beweisen. Sein bestes Werk ist die Statue Händels für Halle, 1859 gegossen. H. starb auf einer Reise 29. Sept. 1865 zu Stuttgart. In seinem Nachlaß befand sich eine in Schrift und Zeichnung ausgearbeitete Anatomie für Künstler.

Heideland, soviel wie Heide.

Heidelbeeren oder Blaubeeren sind die Früchte von Vaccinium Myrtillus *L.* (S. unter Vaccinium.)

Heidelberg, Universitäts- und Kreishauptstadt im Großherzogtum Baden, in einer der schönsten Gegenden Deutschlands, am linken Ufer des Neckar, da, wo dieser Fluß aus den Bergen in die Rheinebene tritt, 116 m über dem Meere, ist Station der Linien Mannheim-H., H.-Basel, H.-Würzburg und H.-Speier der Badischen Staatsbahnen und Frankfurt a. M.-H. der Main-Neckarbahn, ferner Sitz eines Kreisamts, eines Bezirksamts, eines Amtsgerichts, eines Hauptsteueramts und einer Reichsbanknebenstelle und hat eine Handelskammer, eine Gewerbebank, ein Waisenhaus und ein Theater. Die Stadt, zwischen Fluß und Berg eingeengt, hat sich in den letzten Jahrzehnten hauptsächlich an ihrem westl. Ende, wo die Ebene mehr Raum gewährt, vergrößert und verlängert. Der obere östl. Teil derselben ist mit dem jenseitigen Ufer durch eine 1786—88 vom Kurfürsten Karl Theodor erbaute steinerne, 210 m lange, 9 m breite Brücke (mit den Bildsäulen Karl Theodors und einer Minerva) verbunden, welche ihrer Bauart und Lage wegen von Goethe als eine der schönsten Brücken der Welt bezeichnet wird. Im J. 1877 wurde am westl. Ende der Stadt eine zweite feste Brücke eröffnet, welche die Stadt und insbesondere den Hauptbahnhof mit dem am Fuße des Heiligen Berges gelegenen Dorfe Neuenheim (mit zahlreichen Villen) und der dort beginnenden Bergstraße verbindet.

Auf einem Vorhügel des Königstuhls, dem Jettenbühl, 205 m über dem Meere, 89 m über der Stadt, liegt das weltberühmte Schloß, ein Komplex von Gebäuden und Ruinen, deren älteste nach der gewöhnlichen Annahme aus der Zeit des Pfalzgrafen Rudolf I. (1294—1319) herrührt; die prächtigsten Bauten sind der Otto-Heinrichs-Bau, ein Meisterstück der deutschen Frührenaissance, obwohl erst um 1559 erbaut, und der Friedrichs-Bau, von Kurfürst Friedrich IV. erbaut, ein Prachtstück der Spätrenaissance, aus den J. 1601—7, mit 16 Porträtstatuen. In letzterm befindet sich eine interessante kunsthistorische Sammlung, die frühere Graimbergsche, jetzt städtische Sammlung (Katalog von Albert Mays, 1882). Zu erwähnen sind hauptsächlich noch der dicke Turm und der gesprengte Turm mit 6—7 m dicken Mauern und in einem Keller das große Faß, welches 375 hl (283200 Flaschen) faßt, ursprünglich 1664 unter Kurfürst Karl Ludwig erbaut, in seiner jetzigen Form von Kurfürst Karl Philipp aus dem J. 1751 stammend. Das Schloß wurde 2. März 1689 (durch Mélac) und 22. Mai 1693 von den Franzosen, 24. Juni 1764

durch Blitzschlag zerstört. Seit 1883 hat die bad. Regierung die Frage der Restauration einzelner Teile des Schlosses in die Hand genommen und zunächst umfassende Vorarbeiten angeordnet. Die wichtigsten kunsthistor. Arbeiten über das Schloß sind die von Leger, «Führer» (5. Aufl., 1860); Metzger, «Beschreibung» (1828, mit Wiederabdruck des «Hortus Palatinus» von Salomon de Caus von 1619); Stark in Sybels «Histor. Zeitschrift» (1867, der zuerst die 16 symbolischen Statuen am Otto-Heinrichs-Bau richtig deutete); Pfnorr und Ramée, «Monographie du château de Heidelberg» (Par. 1859); Rosenberg, «Quellen zur Geschichte des heidelberger Schlosses» (mit Wiederabdruck von Starks Arbeit, Heidelb. 1882); endlich die Aufsätze von Durm (1884) und Alt in «Lützows Zeitschrift» (1884, Heft 4 u. 5). Oberhalb des Schlosses und doppelt so hoch als dieses über der Stadt (293 m über dem Meere) befindet sich die Anhöhe, auf welcher früher die ältere Burg stand, welche Konrad von Hohenstaufen, Bruder Kaiser Friedrichs I., gegründet haben und wo er 1195 gestorben sein soll. Dieselbe wurde 1537 durch Pulverexplosion zerstört, jetzt befindet sich daselbst eine Wirtschaft, die sog. Moltentur. Hier wie im 1804 geschaffenen Schloßgarten befinden sich die schönsten Aussichtspunkte.

Unter den fünf Kirchen H.s sind zu nennen: die simultane Stifts- oder Heiliggeistkirche auf dem Marktplatze, eine spätgot. Hallenkirche, gegründet von Kaiser Ruprecht um 1400, im Chor mit einem wohlerhaltenen Grabstein, auf welchem der Erbauer und seine Gemahlin Elisabeth von Hohenzollern, Schwester des Kurfürsten Friedrich I. von Brandenburg, dargestellt ist; die evang. St. Peterskirche aus dem J. 1485, 1867 in reichem got. Stil restauriert, mit schön durchbrochener Turmpyramide; die Jesuitenkirche, kath. Pfarrkirche, aus dem J. 1750, mit reicher polychromer Ausschmückung von Mayerhauser in Karlsruhe und einer Marmorkanzel von Steinhäuser. Das bekannte älteste Gebäude der Stadt ist das Gasthaus Zum Ritter, 1592 in reichem Renaissancestil von dem Hugenotten Charles Belier erbaut, fast das einzige Haus, welches 1693 unversehrt blieb.

An höhern Lehranstalten hat H. ein Gymnasium, eine höhere Bürgerschule, eine Gewerbeschule und eine höhere Töchterschule mit Lehrerinnenseminar, außerdem zahlreiche Erziehungsinstitute. Unter den wissenschaftlichen Vereinen nimmt der Naturhistorisch-Medizinische Verein den ersten Rang ein. Der bedeutendste gesellige Verein ist das Museum mit wohleingerichtetem Gebäude am Ludwigsplatz und sehr reichem Lesezimmer. Hier befindet sich auch eine kleine Bildersammlung des Kunstvereins, in welcher namentlich Rottmann, Feuerbach, Fries und andere heidelberger Maler vertreten sind. Auf dem Gebiete der dortigen Industrie sind zu erwähnen: eine großartige Cementfabrik, eine auf das vollendetste eingerichtete Tabaks- und Cigarrenfabrik, die Fabrik von Feuerlösch- und Rettungsapparaten des Organisators vieler Feuerwehren, Karl Metz (gest. 1877), welchem von jenen in der Nähe des Klingenthors 1880 ein Denkmal (Büste) errichtet ist, eine große Kunstwollfabrik, Fabriken von chirurgischen und mathem. Instrumenten, Leder und Brauereien. Die Einwohnerzahl beträgt (1880) 24417, darunter 14175 Protestanten, 9312 Katholiken, wovon etwa 1400 altkatholisch, und 799 Juden. Die Zahl der ständig hier wohnenden Ausländer, hauptsächlich Engländer und Amerikaner, beträgt gegen 800. Der Nahrungsstand der Einwohner hängt hauptsächlich von der Universität und dem großen Fremdenverkehr ab. Letzterer findet seinen Ausdruck in zahlreichen guten und eleganten Gasthöfen u. s. w. und in der großen Zahl von Verkaufsläden, welche auf einer Länge von 2 km beide Seiten der Hauptstraße fast in ununterbrochener Reihe einnehmen. Auf den Höhen um H. wachsen Reben, Kastanien, Mandeln und Kirschen, mit welchen letztern ein bedeutender Handel nach Holland und England getrieben wird; in der benachbarten Ebene werden hauptsächlich Handelsgewächse, wie Tabak und Hopfen, gebaut. Das Klima des durch Berge gegen den Nordwind geschützten Thals ist eins der mildesten Süddeutschlands (daher Durchschnitt 10,74° C.). Lokale Ostwinde reinigen die Luft, Westwinde bringen aber auch häufige Regen, sodaß die Summe des jährlichen Regenniederschlags allerdings geringer ist als die der meisten bad. Städte, dagegen H. die meisten Regentage (1877—80), nämlich 188 zählte.

Auf dem Boden des jetzigen Bergheimer Stadtviertels bestand bis in das 3. Jahrh. n. Chr. eine Kolonie röm. Bürger, von welcher in neuern Zeiten zahlreiche Überbleibsel gefunden wurden. Die Entstehung der jetzigen Stadt, ursprünglich ein Lehn der Bischöfe von Worms, geht wohl nicht über das 12. Jahrh. zurück. Pfalzgraf Otto der Erlauchte (1228—53), aus dem Hause Wittelsbach, verlegte seine Residenz von Stahleck bei Bacharach hierher. H. blieb nun Hauptstadt der Pfalz bis 1720. Im J. 1556 wurde hier die Reformation eingeführt, 1563 erschien der in fast alle Kultursprachen übersetzte Heidelberger Katechismus, als Ausdruck der Calvinischen Glaubensanschauung; 1622 wurde die Stadt von Tilly erobert und geplündert und von den Franzosen unter Mélac 1689 teilweise und 1693 völlig zerstört und in eine menschenleere Öde verwandelt. Im J. 1718 verlegte der kath. Kurfürst Karl Philipp seine Residenz wieder nach H. und fing an, das Schloß zu restaurieren, geriet aber mit seinen reformierten Unterthanen in Streit, denen er die Heiliggeistkirche wegnehmen wollte, und zog 1720 nach Mannheim. Im J. 1803 kam H. infolge des Reichsdeputationshauptschlusses an Baden. Unter den neuern histor.-topogr. Schriften sind zu erwähnen die von Fickler (Lahr 1863), Oncken (2. Aufl., Heidelb. 1874) und Salzer (über die Zerstörungen von 1689 und 1693; 1881 u. 1882).

Die Universität, im Okt. 1386 von Kurfürst Ruprecht I. gegründet, ist die älteste im jetzigen Deutschen Reiche. Ihre erste Glanzperiode fällt in die Regierungszeit Kurfürst Philipps des Aufrichtigen (1476—1508), dessen Kanzler Johann von Dalberg, Bischof von Worms, Männer wie Rud. Agricola, Konrad Celtes, Jak. Wimpfeling, Tritheim, Reuchlin, Wessel, Ökolampadius u. a. teils an den kurfürstl. Hof, teils an die Universität berief und dadurch H. zu einer Stätte des Humanismus machte. In gleichem Geiste wurde die Universität nach Einführung der Reformation unter Kurfürst Otto Heinrich (1556—59) unter Mitwirkung von Melanchthon vollständig reorganisiert und gelangte unter dem nachfolgenden Kurfürsten Friedrich III. dem Frommen zu höchstem Ansehen als Mittelpunkt des Calvinismus. Im Dreißigjährigen Kriege verlor H., nachdem es 1622 durch Tilly erobert

worden war, seine Bibliothek, darunter 3527 Handschriften, welche Maximilian I. von Bayern als Kriegsbeute 1623 dem Papste zum Geschenk machte (Bibliotheca Palatina). Nach dem Westfälischen Frieden suchte Kurfürst Karl Ludwig (1648—80) die Universität wieder zu heben, an die er Spanheim, Freinsheim, Pufendorf, Cocceji und Beger berief. Nachdem aber 1685 die kath. Linie Pfalz-Neuburg zur Regierung gekommen und bald darauf H. zerstört worden war, trat eine gänzliche Unterbrechung in der Existenz der Universität ein, welche auch nach ihrer Wiedereröffnung das ganze 18. Jahrh. hindurch infolge des Einflusses der Jesuiten niemals mehr zu einem kräftigen Gedeihen gelangen konnte. Infolge des Friedens von Lunéville (1801) verlor sie fast ihre sämtlichen Einkünfte, welche hauptsächlich in Gütern und Gefällen in der linksrhein. Pfalz bestanden, und hätte sich auflösen müssen, wenn ihr nicht der neue Landesherr Kurfürst Karl Friedrich von Baden, welchem die rechtsrhein. Pfalz durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1802 zugefallen war, mit einem für damalige Verhältnisse sehr bedeutenden Aufwand zu Hilfe gekommen wäre, weshalb er durch den Namen Ruperto-Carola mit Recht als deren zweiter Stifter bezeichnet wird. Seit jener Zeit sind eine Menge der berühmtesten Gelehrten als Professoren an der Universität angestellt worden. Die Zahl der Studierenden beträgt gewöhnlich im Winter gegen 700, im Sommer gegen 900 (1882 über 1000), darunter bei weitem der größere Teil Nichtbadener. Von der Bibliotheca Palatina erhielt die Universitätsbibliothek 1816 durch den Pariser Frieden 38 der wertvollsten Handschriften, welche infolge des Friedens von Tolentino (1797) nach Paris gewandert waren, und dann, auf Verwendung von Österreich und Preußen, sämtliche altdeutsche Handschriften, 854 an der Zahl, zurück, und zählt gegenwärtig über 320 000 Bände, 100 000 Dissertationen und Broschüren, gegen 3000 Handschriften und mehrere tausend Urkunden. Vgl. Wilken, «Geschichte der Bildung, Beraubung und Vernichtung der alten heidelberger Büchersammlungen» (Heidelb. 1817); Bähr, «Entführung der heidelberger Bibliothek» (Lpz. 1845). Die jetzigen Gebäude der Hochschule am Ludwigsplatz stammen aus den J. 1712—15. Von sonstigen Universitätsinstituten sind hauptsächlich die zahlreichen und großartigen Neubauten zu erwähnen, welche in den letzten Jahrzehnten für naturwissenschaftliche und mediz. Zwecke geschaffen worden: 1848 die Anatomie, 1855 das chem. Laboratorium, 1863 das Fridericianum mit dem zoolog. Museum und der bedeutenden Mineraliensammlung, 1875 das physiol. Institut, 1876 das aus 16 getrennten Gebäuden bestehende neue Krankenhaus, 1877 der neue botan. Garten und die Irrenklinik und 1884 die neue Entbindungsanstalt. Das archäol. Institut, nahe der Universität, hat eine Sammlung von Gipsabgüssen und eine Anzahl in der Umgegend gefundener röm. Altertümer. Vgl. Hautz, «Geschichte der Universität H.» (2 Bde., Heidelb. 1863—64). — H. ist Geburtsort des bayr. Feldmarschalls Fürsten Karl von Wrede, dem 1860 auf dem Wrede-Platz ein Bronzestandbild, von Brugger, von König Ludwig I. von Bayern errichtet wurde.

Die schönsten Aussichtspunkte bei H. sind außer der bereits erwähnten Molkenkur die Kanzel, das Knebel, der Geisberg (376 m über dem Meere) mit 1876 erbautem Aussichtsturm, und namentlich der Königstuhl, seit dem Besuch des österr. Kaisers Franz I. (1815) auch Kaiserstuhl genannt (569 m über dem Meere), dessen 1832 erbaute 29 m hohe Warte eine weite Rundschau bietet. Alle diese Orte, sowie der Speierer Hof mit Gasthaus, südlich vom Geisberg, ein beliebtes Ziel der Spaziergänger, liegen links vom Neckar; auf dem rechten Ufer des Flusses, in halber Höhe des Heiligenbergs, führt zwischen Weinbergen der Philosophenweg hin, mit Aussicht auf Stadt, Schloß, Neckarthal und Rheinebene bis zum Hardtgebirge. Nahebei das altbekannte Kommers- und Pauklokal der heidelberger Studenten in der Hirschgasse. — Zur Stadtgemeinde H. gehört auch das Dorf Schlierbach, in schöner Lage links am Neckar, 3 km östlich von H., Station der Linie H.-Würzburg der Badischen Staatsbahnen, mit 905 E. und Weinbau.

Der Kreis Heidelberg zählt auf 968 qkm (1880) 143 386 E., darunter 87 904 Evangelische, 50 471 Katholiken und 4003 Juden.

Heidelberger Katechismus (Catechesis palatina) heißt der noch heute in der reform. Kirche in hohem Ansehen und weitverbreitetem Gebrauche stehende Leitfaden zum religiösen Jugendunterricht, welcher auf Veranlassung Kurfürst Friedrichs III. von der Pfalz durch die heidelberger Theologen Zacharias Ursinus und Kaspar Olevianus verfaßt wurde und zuerst 1563 erschien. Der Katechismus handelt in prägnanter Kürze und Klarheit in drei Hauptstücken, die in 129 Fragen zerfallen, von des Menschen Elend, von der Erlösung und von der rechten Dankbarkeit. Die Prädestinationslehre ist ohne die Calvinische Schärfe, die Abendmahlslehre in dem bei den Reformierten allgemein verbreiteten Sinne, ohne die eigentümlich calvinischen Wendungen dargestellt. Der Katechismus ist nächst der zweiten helvetischen Konfession die verbreitetste Bekenntnisschrift der reform. Kirche und auf der Synode zu Dordrecht ausdrücklich sanktioniert worden. Eine kritische Ausgabe des Heidelberger Katechismus lieferte Wolters (1864). Vgl. die Abhandlungen von Ullmann, Plitt und Wolters in den «Theol. Studien und Kritiken» (1863, 1863, 1867), und Kluckhohn, «Friedrich der Fromme, Kurfürst von der Pfalz» (Nördl. 1879).

Heidelerche, s. unter Lerche.

Heideloff (Victor Peter), Bildhauer, Maler und Architekt, wurde 1757 zu Stuttgart geboren, wo er gleichzeitig mit Schiller, Dannecker und Hetsch Zögling der Karlsschule war und unter Guibal die Geschichtsmalerei, unter Scotti die Theatermalerei studierte. Der Herzog Karl von Württemberg schickte ihn nach Italien, wo er 1782—87 blieb, später nach Paris, wo er sich sieben Jahre lang aufhielt. Nach der Rückkehr in sein Vaterland wurde er als Professor an der Karlsschule und als Hof- und Theatermaler in Stuttgart angestellt. Bei dem Theater suchte er den altfranz. Geschmack zu verbannen. In seinen histor. und allegorischen Malereien, unter welchen die Jagd am Bärensee bei Stuttgart und die Einweihung der dortigen Hochschule, ferner die vier Jahreszeiten im königl. Schlosse zu Stuttgart und ein Altarblatt in der Kirche zu Rottweil, den heil. Valentin vorstellend, besondere Erwähnung verdienen, zeigt er schöpferische Phantasie. Zu erwähnen ist auch das Prachtwerk, das er über den herzogl. württemb. Park in Hohenheim herausgab (50 Blätter in Aquatinta). H. starb 1816.

Heideloff (Karl Alexander von), ausgezeichneter Architekt, Sohn des vorigen, geb. 2. Febr. 1788 zu Stuttgart, machte seine Studien auf der dortigen Kunstakademie unter Leitung seines Vaters, Scheffhauers und Danneckers, und wurde 1818 als Lehrer und städtischer Baumeister in Nürnberg angestellt. Hier fand er in der Ausführung eines Grabmals für den letzten Fürst-Bischof von Bamberg zuerst Gelegenheit, seine Studien des mittelalterlichen Baustils in Anwendung zu bringen. Er wurde 1822 Professor an der Polytechnischen Schule zu Nürnberg, in welcher Stellung er bis zu seiner Emeritierung 1854 wirkte. Nach zahlreichen Reisen zu kunsthistor. Zwecken begann H. eine Reihe eigener Schöpfungen, meist in Nürnberg und der Umgegend. Der neue Altaraufsatz zu St. Sebald, der Dürersbrunnen, die Herstellung des Portals der Frauenkirche, der gänzliche Umbau und die neue Dekoration der St. Jakobskirche sind Zeugnisse seines Strebens, den german. Stil mit seiner alten Schönheit wieder ins Leben zu rufen. Auch das schöne Plattnersche Haus in Nürnberg mit Balkon und Säulen von Gußeisen fällt in diese Zeit. Unter den außerhalb Bayerns nach seinen Plänen ausgeführten Bauten zeichnen sich besonders aus: das Lustschloß Reinhardsbrunn, der Rittersaal in der Feste zu Coburg, die Schlösser Landsberg und Altenstein, die Begräbniskapelle in Meiningen, das Schlößchen Rosenburg bei Bonn, die Restauration des durch Hauffs Erzählung berühmten Lichtenstein und die Kapelle des Schlosses Rheinstein bei Bingen. Die Restauration des Doms von Bamberg ist völlig sein Werk. Hieran schließen sich von seinen spätern Arbeiten: die gründliche Restauration von der Sebaldus- und der Lorenzkirche in Nürnberg, das Denkmal des Generals Byström in Kissingen und die kath. Kirche in Leipzig. Sein letztes Werk war die Restauration der Ritterkapelle zu Haßfurt, wo er auch 28. Sept. 1865 starb.

Neben seinen zahlreichen Bauten und Umbauten hat sich H. im Porträt, in der kleinern malerischen Komposition (architektonische Aquarellen) und in der Radierung ausgezeichnet, auch viele geschätzte Schriften, besonders über das Baufach geliefert. So erschienen von ihm: «Die Lehre von den Säulenordnungen» (Nürnb. 1827), «Der kleine Vignola» (Nürnb. 1832; 3. Aufl. 1852), «Die architektonischen Glieder, deren Konstruktion, Zusammenstellung und Verzierung» (2 Hefte, Nürnb. 1831), «Der Bau- und Möbelschreiner» (4 Hefte, Nürnb. 1832—37), «Der Tüncher» (Nürnb. 1835), «Der kleine Grieche» (Nürnb. 1836), «Der kleine Byzantiner» (Nürnb. 1837), «Architektonische Entwürfe» (Heft 1 u. 2, Nürnb. 1850—51), «Der kleine Altdeutsche (Gote)» (1. Kurs, Nürnb. 1849; 2. Kurs, 1850; 3. Kurs, 1851), «Anleitung zur Schattenkonstruktion» (4. Aufl., Nürnb. 1859) u. s. w. Sein berühmtestes Werk ist die «Ornamentik des Mittelalters» (24 Hefte, Nürnb. 1838—52; Supplemente, 1855 fg.). Schätzbare Beiträge zur Geschichte der mittelalterlichen Kunst lieferte er z. B. in «Der christl. Altar» (Nürnb. 1838), «Die Bauhütte des Mittelalters» (Nürnb. 1844), sowie in den Kupferwerken: «Nürnbergs Baudenkmale der Vorzeit» (vollständige Ausg., Nürnb. 1854), «Die Kunst des Mittelalters in Schwaben» und «Baudenkmale aus Schwaben» (Heft 1—6, Stuttg. 1854—61). H.s Bedeutung kann nur eine relative genannt werden, indem sein Streben auf noch ungenügenden Vorarbeiten der Wissenschaft ruhte und dadurch insbesondere das wahre Verständnis des konstruktiven Elements in der Gotik seinen Schöpfungen fehlt.

Heidelsheim, Stadt im Großherzogtum Baden, Kreis Karlsruhe, Amtsbezirk Bruchsal, an der Saalbach, 6 km im SO. von Bruchsal, Station der Linie Bruchsal-Bretten der Badischen Staatsbahn, zählt (1880) 2271 meist evang. E.

Heiden heißen in der Lutherischen Bibelübersetzung und nach dem Sprachgebrauche der christl. Kirche alle Menschen, die weder Christen noch Juden sind. Die Juden nannten alle Nichtjuden, auch die Christen nicht ausgenommen, mit demselben Worte Gojim, welches Luther durch H. übersetzt hat. Dagegen wurden in der Zeit der ersten Ausbreitung des Christentums alle Bekenner der polytheistischen Volksreligionen, Griechen, Römer und Orientalen, mit demselben Namen Ethnē oder Ethnikoi (d. i. Völker) bezeichnet. Das lat. Wort pagani (eigentlich «Landleute», «Bauern»), wovon H. (ursprünglich ein Adjektiv zu Heide in der Bedeutung Gefilde) die deutsche Übersetzung ist, entstand zu einer Zeit, als die röm. und griech. Volksreligion vor dem immer mächtiger werdenden Christentum aus den Städten auf das flache Land geflüchtet und zur Bauernreligion herabgesunken war. In der Zeit der Kreuzzüge wurden auch die Türken zu den H. gerechnet, neuerdings aber hat man sich gewöhnt, nur die Anhänger polytheistischer Religionen H. zu nennen. Indessen ist diese Bezeichnung jedenfalls mißverständlich, da auch unter den Bekennern der polytheistischen Religionen, z. B. im Brahmanismus, vielfach monotheistische Anschauungen verbreitet sind. Heidenchristen pflegt man mit einem erst neuerdings aufgebrachten Ausdrucke diejenigen Christen zu nennen, welche aus der Zahl der heidnischen Griechen, Römer u. s. w. zum Glauben bekehrt wurden, im Unterschiede von den Judenchristen, d. h. die aus dem jüd. Volke dem Christentum Gewonnenen.

Heiden, Flecken im Bezirke Vorderland des schweiz. Kantons Appenzell-Außerrhoden, liegt 806 m über dem Meere, 5 km südöstlich von Rorschach auf einer sonnigen Bergterrasse in dem nordöstlich gegen den Bodensee und das Rheinthal vorgeschobenen Vorlande der Appenzeller Alpen. Der ansehnliche, wohlhabende Ort, 1838 fast vollständig abgebrannt und seither stadtartig mit breiten, regelmäßigen Straßen wieder aufgebaut, besitzt eine Pfarrkirche, deren Turm eine weite Aussicht auf den obern Bodensee und die denselben umrahmenden Gebirge bietet, eine Kurhalle, mehrere Gasthöfe und Pensionen und einige Fabriken und zählt (1880) 3192 meist reform. E., deren Haupterwerbsquellen neben dem Feldbau und der Alpenwirtschaft die Baumwollindustrie (Weberei, Stickerei u. s. w.) und der sehr lebhafte Touristen- und Kurantenverkehr sind. Schon lange als Molkenkurort bekannt, ist H. in neuester Zeit auch ein sehr beliebter Luft- und Milchkurort und eine vielbesuchte Sommerfrische geworden, wozu es sowohl die schöne aussichtsreiche Lage 408 m über dem Bodensee und die freundliche, wiesen- und waldreiche Umgebung, als auch die reine Bergluft, das gelinde tonisierende Klima und die gut betriebene Milchwirtschaft der umliegenden Alpen geeignet machen. Mit Rorschach ist es durch eine 7 km lange

Bergbahn (Zahnstangensystem, Maximalsteigung 9 Proz.), mit St. Gallen, Herisau und dem sanct-gallischen Rheinthale durch Poststraßen verbunden. Vgl. Gsell-Fels, «Die Bäder und klimatischen Kurorte der Schweiz» (Zür. 1880); Scabrowsky, «H. und die Rorschach-H.-Bahn» (2. Aufl., Zür. 1877).

Heiden (Joachim Christian Eduard), Agrikulturchemiker, geb. 8. Febr. 1835 zu Greifswald, besuchte daselbst das Gymnasium und seit 1854 die Universität, wo er zuerst Staatswissenschaften, später Naturwissenschaften studierte. Er ging 1855 nach der Akademie Eldena, um sich der Agrikulturchemie zu widmen, und wurde 1857 Assistent des dortigen chem. Laboratoriums; Herbst 1862 übernahm er dieselbe Stellung an der Akademie zu Waldau, nach deren Aufhebung 1867 er nach Berlin ging; 1868 wurde er Vorstand der agrikulturchemischen Versuchsstation Pommritz und 1871 zum Professor ernannt. H. schrieb: «Die Phosphorsäure in ihren Beziehungen zur Landwirtschaft» (Berl. 1864), «Lehrbuch der Düngerlehre» (Bd. 1—2, Stuttg. 1867—68; Bd. 3, Hannov. 1871; 2. Aufl., Hannov. 1879—81), «Bericht über die Arbeiten der landwirtschaftlichen Versuchsstation Pommritz in den J. 1868—69» (Stuttg. 1870), «Die landwirtschaftlichen Versuchsstationen» (Lpz. 1873; 2. Aufl. 1874), «Leitfaden der gesamten Düngerlehre und Statik des Landbaues» (Hannov. 1873; 2. Aufl. 1882), «Untersuchungen über die zweckmäßigste Ernährung des Schweins» (Hannov. 1879), «Die menschlichen Extremente» (Hannov. 1882), «Wie wird roher, schwerer Boden fruchtbar gemacht?» (Hannov. 1883).

Heidenberg, Gelehrter, s. Tritheim.

Heidenchristen, s. unter Heiden.

Heidenen, Heiden und Heider heißen in der Schweiz, den Niederlanden und vielen Gegenden Deutschlands beim Volke die Zigeuner (s. d.).

Heidenheim, Flecken im bayr. Regierungsbezirk Mittelfranken, Bezirksamt Gunzenhausen, in 534 m Höhe, an der Rohrach und am Hahnenkamme, 12 km südlich von Gunzenhausen, zählt (1880) 1342 E. und ist Sitz eines Amtsgerichts. Eine Mineralquelle befindet sich im Kreuzgange des ehemaligen, 750 vom heil. Wunibald gestifteten Benediktinerklosters.

Heidenheim, Stadt und Oberamtssitz im württemb. Jaxtkreise, zwischen dem Aalbuch und der Schwäbischen Alb, in 504 m Höhe, an der Einmündung des Stubenthals in das Brenzthal, nahe an der Brenz, Station der Linie Aalen-H.-Ulm (Brenzbahn) der Württembergischen Staatsbahnen, am Fuße eines grotesken, von dem zum Teil in Ruinen liegenden Schlosse Hellenstein getrönten Felsen gelegen, ist Sitz eines Amtsgerichts, eines Hauptsteueramts, einer Handels- und Gewerbekammer, hat eine Latein-, eine Real-, eine Fortbildungs-, eine Frauenarbeits- und eine Webschule und zählt (1880) 6229 meist evang. E., die bedeutenden Fabrikbetrieb, namentlich in Baumwolle unterhalten. Außerdem bestehen Fabriken in Zigarren, Tuch, Strickgarn, Maschinen, eine Eisen- und Metallgießerei, eine Messinggießerei, Rot- und Buntfärbereien, chemische und Naturbleichen, sowie Töpfereien, welche nebst andern Ortschaften des Oberamts das vorzügliche heidenheimer Geschirr liefern; die bedeutende württemb. Kattunmanufaktur hat etwa 450 Arbeiter. Auch hat H. große Schafmärkte und namhaften Kornhandel.

H., zum ersten mal 1323 genannt, erhielt 1356 von Kaiser Karl IV. Marktgerechtigkeit. Das Schloß, welches 1519 durch den Schwäbischen Bund viel gelitten, wurde 1537 vom Herzog Ulrich neu aufgebaut. In neuerer Zeit ist H. geschichtlich geworden durch das Gefecht, welches die Österreicher unter dem Erzherzog Karl und General Hotze 11. Aug. 1796 nach der Schlacht bei Neresheim den Franzosen unter Moreau und Dehesme lieferten, das die Neutralitätserklärung Bayerns in der Konvention zu Pfaffenhofen 7. Sept. 1796 zur nächsten Folge hatte.

Heidenheim (Wolf), Kenner der hebr. Grammatik und der Masora, hat sich als Herausgeber einer Anzahl hebr. Werke in korrekter und gefälliger Ausstattung Verdienste erworben. Früher in Offenbach thätig, gründete er im Anfang des 19. Jahrh. in Rödelheim (bei Frankfurt a. M.) mit S. Baschwitz eine hebr. Druckerei, aus welcher namentlich mehrere Ausgaben hebr. Ritualien mit deutscher Übersetzung, dann auch verschiedene Ausgaben des Pentateuch, die Naturgeschichte des Gerson ben Salomo, das Kompendium der pentat. Gebete Maamar Haskel (wie H. meinte, von Elieser ben Natan), eine philos. Schrift von Isak Obravanel, Grammatisches ꝛc. hervorgingen. H. starb 1832.

Heidenmauer heißt eine uralte Befestigung auf dem Odilienberg bei Barr (s. d.) im Elsaß, welche mehr als 7 km lang überall noch erkennbar die Ränder des 833 m hohen Bergrückens, dessen Ausläufer der Mennelstein ist, umzieht. Dieselbe, an manchen Stellen noch 2—3 m hoch, ist aus unbehauenen Quadern von Vogesensandstein erbaut, die ohne Mörtel durch Holzklammern zusammengehalten werden, welche von ihrer Gestalt den Namen «Schwalbenschwänze» erhalten haben. Nach dieser bei Vitruvius erwähnten röm. Technik zu schließen, dürfte das Bauwerk zur Zeit der Römerherrschaft als Zufluchtstätte gegen die Einfälle der Alamannen u. s. w. erbaut worden sein.

Heidenmauer heißen auch die Überreste einer röm. Gußmauer am sog. Alten Friedhof in Wiesbaden, die wahrscheinlich eine Verbindung zwischen der Stadt und dem ehemals auf dem sog. Heidenberg belegenen röm. Kastell herstellte.

Die Heidenmauer auf dem Gipfel des Kastanienbergs bei Dürkheim an der Hardt ist ein vorgeschichtlicher Ringwall, der den Stoff zu Coopers Roman «Die Heidenmauer» (1832) geliefert hat.

Heidenschanzen nennt man die vorgeschichtlichen Erd- oder Steinwälle, die entweder selbständige Werke für sich bilden (Burgwälle, Ringwälle, seltener viereckige Schanzen) oder zur Beschützung gewisser Terrainabschnitte, Bergrücken u. s. w. dienen (Langwälle, Landwehren). Die sog. Brand- oder Schlackenwälle (Glasburgen, vitrified forts) sind aus abwechselnden Lagen von Holz, Steinen und Erde erbaut; indem man das Holz anzündete, schmolz das Gestein und verband den Bau zu einer glasigen festen Masse. Solche Urbefestigungen kommen in ganz Europa sowohl in der Ebene wie im Gebirge vor und führen in verschiedenen Gegenden verschiedene Namen, z. B. Hünenburgen, Bauernburgen, Hussitenschanzen, Schwedenschanzen u. s. w., indem die Sage dieselben vielfach an spätere histor. Ereignisse und Persönlichkeiten anzuknüpfen suchte. Auch wurden solche Wälle allerdings im Mittelalter häufig zur äußern Umwallung hölzerner Burgen verwendet. Ohne

Zweifel dienten die H. urſprünglich als Zufluchtsſtätten für die benachbarten Dorfſchaften, Gaue u. ſ. w., wo in Kriegszeiten die wehrloſen Familien, das Vieh und die Fahrende Habe geborgen wurden; auf manchen Burgwällen entſtanden auch bleibende Niederlaſſungen. Dagegen läßt ſich aus den H. keineswegs ein zuſammenhängendes, methodiſch angelegtes Befeſtigungsſyſtem rekonſtruieren. Im weitern Sinne kann man zu den H. auch die Pfahl- oder Inſelfeſtungen rechnen, welche mitten in Landſeen und Mooren durch Pfahlwerk, Steinaufſchüttung u. ſ. w. hergeſtellt ſind, wie ſolche neuerdings beſonders in Pommern entdeckt wurden. In Irland, wo die Burgwälle (duns, downs) und Pfahlfeſtungen (crannoges, d. h. Holzinſeln) durch das ganze Mittelalter hindurch in fortwährendem Gebrauch blieben, ſind dieſelben weiter ausgebildet als ſonſt irgendwo.

Heidentum, ſ. Heiden.

Heidepflanzen nennt man diejenigen Pflanzen, welche auf den großen Heideflächen, wie ſie ſich beſonders in Nordweſtdeutſchland finden, wachſen. Die Flora dieſer Gegenden iſt eine ſehr beſchränkte, da die eigentliche Heide, Calluna vulgaris, faſt alle andern Gewächſe unterdrückt. Am häufigſten ſind noch die Mooſe vertreten. Von den höhern Pflanzen finden ſich einige Binſenarten, ebenſo einige Gramineen, die für die Heideflächen charakteriſtiſch ſind. An feuchten moorigen Stellen wachſen ein paar Sumpfpflanzen, wie Drosera, Empetrum u. ſ. w. An den trockenen ſandigen Partien finden ſich mehrere Kompoſiten, ferner einige niedere Sträucher, wie der Beſenginſter (Sarothamnus scoparius). Im großen und ganzen bietet die Heideflora ſehr wenig Abwechſelung, und auf dieſer Armut an verſchiedenen Arten beruht auch der öde Charakter der Heideflächen.

Heider (Guſt. Adolf, Freiherr von), verdienter Forſcher auf dem Gebiete der mittelalterlichen Kunſt, geb. 15. Okt. 1819 zu Wien, erhielt nach Beendigung ſeiner juriſt. Studien auf der dortigen Hochſchule eine Anſtellung als Adjunkt an der Bibliothek der Akademie der bildenden Künſte, wurde 1850 Konzipiſt im Handelsminiſterium, bald darauf im damaligen Miniſterium für Kultus und Unterricht, ſtieg 1854 zum Miniſterialſekretär auf und erhielt 1861 die Leitung des Kunſtreferats. Seine Ernennung zum Sektionsrat und Kunſtreferenten im Unterrichtsminiſterium erfolgte 1863, und 1866 wurde er zum Präſidenten der Akademie der Künſte gewählt; er bekleidete dieſes Ehrenamt bis 1873. In dieſem Jahre wurde er zum Sektionschef befördert und mit der Leitung der Abteilung für Univerſitäten und Mittelſchulen betraut. Bei ſeinem 1880 erfolgten Übertritt in den Ruheſtand wurde er in den öſterr. Freiherrenſtand erhoben. Unter ſeinen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten ſind hervorzuheben: «Über Tierſymbolik und das Symbol des Löwen in der chriſtl. Kunſt» (Wien 1849), «Physiologus. Nach einer Handſchrift des 11. Jahrh.» (Wien 1851), «Die roman. Kirche in Schöngrabern» (Wien 1855), «Der Altaraufſatz im Stifte Kloſterneuburg» (Wien 1860), ein ſchätzbarer Beitrag zur Typologie. In den «Beiträgen zur chriſtl. Typologie aus Bilderhandſchriften des Mittelalters», die ſich in dem von H. längere Zeit redigierten «Jahrbuch der Centralkommiſſion zur Erforſchung und Erhaltung der Baudenkmale» (Bd. 5) finden, erfuhr dieſer Stoff zum erſten mal eine wiſſenſchaftliche Behandlung. Eine Reihe von Aufſätzen enthalten auch die auf ſeinen Antrag ins Leben gerufenen «Mitteilungen der k. k. Centralkommiſſion» und die von ihm mit Eitelberger herausgegebenen «Mittelalterlichen Kunſtdenkmale des öſterr. Kaiſerſtaats» (Stuttg. 1855 fg.).

Heiderauch, ſ. Höhenrauch.

Heidingsfeld, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Unterfranken, Bezirksamt Würzburg, links am Main, 5 km im SSO. von Würzburg, in 184 m Höhe, Station der Linie Heidelberg-Neckargemünd-Eberbach-Würzburg der Badiſchen und der Linie Treuchtlingen-Ansbach-Würzburg der Bayriſchen Staatsbahnen, zählt (1880) 3746 meiſt kath. E. und hat Fabrikation von Fäſſern, Cigarren und Maſchinen, Glockengießerei, Ziegelbrennerei, Bierbrauerei, Weinbau und Weinhandel. Der Ort, 779 zuerſt genannt, erhielt 1367 Stadtrechte.

Heidſchnucke oder Heideſchaf, eine ſehr kleine in der Lüneburger Heide heimiſche Schafraſſe. (S. Schaf.)

Heigel (Karl), deutſcher Novelliſt, geb. 25. März 1835 zu München, Sohn des Oberregiſſeurs am dortigen Hoftheater, ſtudierte zu München Philoſophie und wurde dann Bibliothekar des Fürſten Carolath-Beuthen in Niederſchleſien, mit deſſen Neffen er größere Reiſen machte. Im J. 1863 ließ er ſich in Berlin nieder. Seit 1875 wohnt er abwechſelnd in München, Tirol und Italien. Er ſchrieb die Dramen «Marfa», «Vor hundert Jahren», «Freunde»; ferner «Novellen» (1866, 1872, 1873, 1878), das Epos «Bar Cochba» (1857), die Erzählungen: «Ohne Gewiſſen» (Berl. 1871), «Die Dame ohne Herz» (Berl. 1873), «Benedictus» (Berl. 1875), «Das ewige Licht» (Lpz. 1877), «Es regnet» (2. Aufl., Stuttg. 1878), «Der Theaterteufel» (Lpz. 1878), «Die Veranda am Gardaſee» (Lpz. 1879). Auch vollendete er Grillparzers «Eſther».

Heigel (Karl Theodor), Bruder des vorigen, Hiſtoriker, geb. 23. Aug. 1842 zu München, trat nach Beendigung ſeiner Studien an Gymnaſium und Univerſität ſeiner Vaterſtadt in Praxis am allgemeinen Reichsarchiv, wurde 1872 zum Sekretär daſelbſt ernannt, habilitierte ſich 1873 als Docent der Geſchichte, wurde 1876 zum Mitglied der Akademie, 1879 zum außerord. Univerſitätsprofeſſor, 1883 zum ord. Profeſſor der Geſchichte an der techniſchen Hochſchule zu München ernannt. Von ihm erſchienen: «Das Herzogtum Bayern zur Zeit Heinrichs des Löwen und Ottos von Wittelsbach», in Gemeinſchaft mit Riegler (Münch. 1867), «Ludwig I., König von Bayern» (Lpz. 1872), «Der öſterr. Erbfolgeſtreit» (Nördl. 1877), «Aus drei Jahrhunderten. Vorträge» (Wien 1881), «Münchens Geſchichte» (Münch. 1882), «Das Tagebuch Kaiſer Karls VII.» (Münch. 1883), «Neue hiſtor. Vorträge und Aufſätze» (1883).

Heije (Jan Pieter), holländ. Dichter, geb. 1. März 1809 in Amſterdam, beſuchte daſelbſt das Gymnaſium und darauf das Athenäum und bezog dann 1827 die Univerſität Leiden, wo er hauptſächlich mediz. Studien oblag. Als Jäger von Leiden nahm er am Kriege gegen Belgien teil und ließ ſich dann als praktiſcher Arzt in Amſterdam nieder. Nachdem er ſich früher ſchon bei verſchiedenen Gelegenheiten als Dichter verſucht und 1832—34 den «Vriend des vaderlands» herausgegeben hatte, vereinigte er ſich mit Potgieter und andern Freunden zur Herausgabe der «Muſen». Im J. 1841 wurden ſeine «Liederen en zangen» von der Hollandſche

Maatschappij bekrönt; dieselbe Auszeichnung wiederfuhr 1847 seitens der Maatschappij tot Nut van 't Algemeen seinen «Kinderliederen». Im J. 1843 wurde er Sekretär der Gesellschaft zur Beförderung der Tonkunst und 1844—60 stand er an der Spitze der Maatschappij tot Nut van 't Algemeen. In letzterer Eigenschaft war er 15 Jahre lang der thätigste Mitarbeiter am «Enkhuizer Volksalmanak». Daneben vernachlässigte er doch seinen Beruf keineswegs; 1838—40 war er Redacteur der (medizinischen) «Wenken en Meeningen», 1840—45 des «Archief voor Geneeskunde», wurde 1847 Mitglied der vom Staate ernannten Kommission für den Entwurf eines Medizinalgesetzes und 1847 Präsident der Gesellschaft zur Beförderung der Heilkunde. Im J. 1853 erschien sein letztes poetisches Werk: «Dichterlijke Krans», eine Sammlung Kinderlieder von großer Tiefe und Wärme des Gefühls. Nachdem 1861 H. «Al de Kinderliederen» herausgegeben, erschienen 1870 seine «Volksdichten» in einer Gesamtausgabe. H. starb 24. Febr. 1876 zu Amsterdam; seine Leiche wurde auf seinem Landgute Abbenes (Harlemer Meer) beigesetzt und ihm daselbst ein Denkmal errichtet.

Heijn (Pieter Pietersz), berühmter holländ. Seeheld, geb. 1577 zu Delftshaven bei Rotterdam, aus niederm Stande, schwang sich durch seine Tapferkeit und seemännische Tüchtigkeit bis zum Admiral von Holland empor. H. war in seiner Jugend zweimal von den Spaniern zum Gefangenen gemacht, auf die Galeeren geschmiedet und dabei so grausam behandelt, daß fortan sein ganzer Lebenszweck darauf hinausging, sich dafür zu rächen. Er begann seine seemännische Laufbahn auf den Schiffen der holländischen Westindischen Kompagnie. Schon 1624 fungierte H. als Vizeadmiral in der Flotte des Admirals Willekens, der San-Salvador in Brasilien eroberte, was er hauptsächlich der verwegenen Tapferkeit H.s verdankte. In Anerkennung dieser That gab ihm die Kompagnie 1626 den Oberbefehl über neun Schiffe und fünf Jachten, mit denen er nach der Allerheiligen-Bai segelte, dort die span. Flotte nach einem blutigen Kampfe schlug, in dem er selbst verwundet wurde und 22 feindliche Schiffe nahm. Zwei Jahre später ging er als Befehlshaber einer Flotte von 31 Schiffen nach Westindien, um vor Havana zu kreuzen. Sturm und Strömung trieben ihn in die Bai von Matanzas, und hier überraschte er die span. Silberflotte, welche sich fast widerstandslos ergab und H. eine Beute von 12 Mill. Gulden Wert in die Hände lieferte. Um diese Zeit wurde es für nötig erachtet, die staatliche Kriegsflotte, welche sowohl an Zahl wie Beschaffenheit nicht mehr im Stande war, den niederländ. Seehandel gegen die span. Kaper aus Dünkirchen zu schirmen, zu regenerieren, und der Statthalter Friedrich Heinrich berief H. als die geeignetste Persönlichkeit hierfür an die Spitze der Marine. Während er 1629 Dünkirchen blockierte, suchten drei feindliche Kaper durchzubrechen. Er verfolgte und nahm sie, wurde aber dabei durch eine Flintenkugel niedergestreckt. Er wurde in Delft beigesetzt.

Heil, eigentlich alles, was zur Verwirklichung der menschlichen Lebensbestimmung oder zur religiösen und sittlichen Vollkommenheit des Menschen gehört, bezeichnet in der Dogmatik namentlich im Gegensatz zu der Gottesferne des natürlichen und der Gottentfremdung des sündigen Menschen den hergestellten Zustand normaler Gottesgemeinschaft, welcher zugleich die sittliche Lebensvollendung und die ewige Teilnahme am Reiche Gottes verbürgt. Das Wort H. ist eigentlich Übersetzung des neutestamentlichen Ausdrucks σωτηρία, welcher Errettung (nämlich von der Sünde und vom Tode als Strafe der Sünde) bedeutet, lat. salus.

Heiland, Übersetzung des griech. σωτήρ (lat. salvator), d. h. Erretter oder Erlöser, eigentlich der Heilende, ein stehendes Prädikat Christi in der kirchlichen Sprache. Selten findet sich dasselbe im Neuen Testament von Gott selbst gebraucht. In den spätern Zeiten des griech. Heidentums findet sich häufig die Verwendung desselben Namens für den Gott Äskulap (Asklepios). Der altsächs. Name für H. ist Hêliand (s. d.).

Heiland (Karl Gustav), Philolog, geb. 17. Aug. 1817 zu Herzberg in der preuß. Provinz Sachsen, studierte in Leipzig und wurde 1840 Hilfslehrer am Domgymnasium in Halberstadt. Infolge einer Schrift «Zur Frage über die Reform der Gymnasien» (1850) wurde er als Direktor des Gymnasiums nach Öls berufen. Zu Michaelis 1854 übernahm er das Direktorat in Stendal, 1856 das des Gymnasiums zu Weimar und Ostern 1860 trat er in das Provinzialschulkollegium in Magdeburg als Schulrat ein. H. starb 16. Dez. 1868 in Magdeburg. Außer seiner Ausgabe des «Agesilaus» des Xenophon (2. Ausg., Lpz. 1847) sind besonders die von ihm gelieferten Beiträge zu der «Encyklopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens» von Schmid zu erwähnen. Vgl. W. Herbst, «Karl Gustav H. Ein Lebensbild» (Halle 1869).

Heiland (Marianne Theodore Charlotte), medic. Schriftstellerin, genannt von Siebold (s. d.).

Heilbronn, Oberamts- und Handelsstadt im württemb. Neckarkreise, in einem milden und fruchtbaren Thale, 155 m über dem Meere, an dem hier für größere Schiffe fahrbar werdenden und von mehrern Brücken überspannten Neckar, Station der Linien Bietigheim-Jagstfeld (Untere Neckarbahn), H.-Hall-Crailsheim (Kocherbahn) und H.-Eppingen (Kraichgaubahn) der Württembergischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Landgerichts, eines Amtsgerichts, Oberamts, Hauptzollamts mit Freihafen, einer Reichsbanknebenstelle, der Württemberger Transportversicherungsgesellschaft und einer Handels- und Gewerbekammer, hat große Kanal- (Wilhelmshafen) und Hafenanlagen (Winterhafen, Floßhafen), ein historisches Museum mit Altertümern, ein Theater, ein Gymnasium, eine Realschule, eine Frauenarbeitsschule, ein Zellengefängnis, ein Hospital und eine treffliche Quellwasserleitung. Sehenswert sind die 1013—1529 gebaute Kilianskirche mit einem Holzschnitzaltar von Tilmann Riemenschneider (1498); das Deutschordenshaus, zuerst kaiserl. Pfalz, wo Oxenstjerna 1633 den Heilbronner Vertrag abschloß, jetzt Landgericht mit der kath. Kirche; das Rathaus von 1535 mit kunstreicher Uhr von Habrecht (1580); der Turm, in welchem Götz von Berlichingen 1519 gefangen saß; die Synagoge und der alte Friedhof. Neben der Kilianskirche befindet sich der Heilbrunnen, dem die Stadt ihren Namen verdankt. Das Haus, in welchem Schiller 1793—94 wohnte, liegt gegenüber der Nikolaikirche, in welcher 1525 in H. der erste evang. Gottesdienst gehalten wurde. Die (1880) 24446 meist evang. Einwohner treiben außer Weinbau bedeutenden Handel mit Kolonialwaren, Landesprodukten, Holz und Kohlen, welcher außer der

Eisenbahn auch durch die Kettenschleppschiffahrt (nach Mannheim), durch Woll-, Rinden-, Leder-, Wein- und Viehmärkte gefördert wird. Die Fabriken liefern namentlich Papier, Zucker, Essig, Bleiweiß, Bleizucker, Stearin, Seife, Gipsmehl, Farbestoffe, Messerschmiede-, Stahl-, Gold-, Silber- und Eisengußwaren, Maschinen, Kunstdünger, Tabak, Tapeten, Weinsäure, Schwefelsäure, Soda, Chlorkalk, Salzsäure, Cichorien, Zwirn, Öl, Klaviere, Orgeln, Leim u. s. w. in großer Menge zur Ausfuhr. Ein Salzwerk mit einem Anlagekapital von 10 Mill. Mark ist (1884) im Entstehen begriffen. Von Vergnügungsorten sind der im NO. der Stadt belegene rebenbepflanzte Wartberg (314 m) mit guter Fernsicht von der Zinne des Wartturms, das Jägerhaus in der Nähe eines großen Sandsteinbruchs und der Schweinsberg mit weiter Rundsicht vom 20 m hohen Aussichtsturm zu erwähnen. — Schon 745 schenkte der fränk. Majordomus Karlmann eine Michaeliskirche zu Heiligbronn dem Bistum Würzburg, und 1225 ward H. Reichsstadt. Dieselbe bewies sich durch viele Türme, hohe Mauern und tiefe Wassergräben so fest, daß sie im Mittelalter zwar oft berannt und belagert, nie aber erobert worden ist. Im Bauernkriege 1525, im Schmalkaldischen Kriege, im Dreißigjährigen und in den Kriegen gegen Frankreich erlitt die Stadt große Drangsale. Am 7. Sept. 1802 nahm Württemberg von H. Besitz. Das Schauspiel Kleists: «Das Käthchen von Heilbronn», beruht auf einer unverbürgten Chronikfage. Vgl. Jäger, «Geschichte von H.» (Heilbr. 1828); Kuttler, «H., seine Umgebungen und seine Geschichte» (Heilbr. 1859); die vom Königlich Württembergischen Statistischen Bureau herausgegebene «Beschreibung des Oberamts H.» (Stuttg. 1865).

Heilbrunn, auch Oberheilbrunn, Dorf von 70 E. im Bezirksamt Tölz des bayr. Regierungsbezirks Oberbayern, 5 km nordöstlich von Benediktbeuren und 60 km südlich von München, mit der Adelheidsquelle, einer nach der Gemahlin des Kurfürsten Ferdinand von Bayern benannten Mineralquelle, deren iod- und bromhaltiges Kochsalzwasser hauptsächlich zum Trinken, weniger zum Baden benutzt und weithin versandt wird. Am wirksamsten zeigt sich die Quelle bei skrofulösen Leiden, Drüsenanschwellungen, Knochenkrankheiten, Kropf und Frauenkrankheiten.

Heilbuth (Ferd.), Genremaler aus Hamburg, eignete sich während eines längern Aufenthalts in Italien große Geschicklichkeit in der Darstellung des vornehmen Genres an, dessen Stoffe er dem ältern wie dem modernen Leben der höhern Stände zu entlehnen versteht. Der Vorzug seiner Arbeiten liegt im lebhaften Kolorit wie in der geistreichen Charakteristik, wozu er bei den alten Venetianern und Niederländern in die Schule ging. Er trat in der Mitte der fünfziger Jahre zuerst hervor und erreichte durch seine ersten Bilder: die Probe Palestrinas (1857) und Tasso (1860) ganz hervorragende Erfolge, wozu seine eminente Fertigkeit in technischen Dingen, besonders in Kostümen, nicht wenig beitrug. Später begab er sich nach Paris, wo er noch thätig ist. Das Museum des Luxembourg enthält sein Bild: das Leihhaus. Sehr schön ist ferner: der Spaziergang am Monte-Pincio, das Geständnis und der Frühling an der Seine. Im J. 1878 malte er als Pendant dazu das Bild: an der Themse. Auch als Porträtist leistete er Rühmenswertes.

Heil dir im Siegerkranz, die preuß. Nationalhymne, als deren eigentlicher Verfasser Heinr. Harries anzusehen ist; derselbe wurde 9. Sept. 1762 in Flensburg geboren; studierte Theologie, redigierte dann bis 1790 das «Flensburger Wochenblatt», ward 1790 Pastor zu Sieverstedt im Amte Flensburg, 1794 zu Brügge, Amt Bordesholm, und starb daselbst 28. Sept. 1802. In seiner ursprünglichen Gestalt erschien das Lied in der Nummer des «Flensburger Wochenblatts» vom 27. Jan. 1790 und trug die Überschrift: «Lied für den dän. Unterthan an seines Königs Geburtstag zu singen in der Melodie des engl. Volksliedes ‚God save great George the king'.» Das Lied wurde von B. G. Schumacher zum «Berliner Volksgesang»: «Heil dir im Siegerkranz» umgearbeitet und in dieser veränderten Gestalt zur preuß. Nationalhymne.

Heildistel, s. Benediktenkraut.

Heilgymnastik (Kinesiatrik, Kinesitherapie), die methodische Anwendung von Körperbewegungen und Leibesübungen behufs eines Heilzwecks. Während das gewöhnliche Turnen (s. d.) die harmonische Ausbildung der Bewegungsapparate in ihrer Gesamtheit zum Ziele hat, ist die H. auf die Kräftigung einzelner Muskelgruppen gerichtet in Fällen, wo man diese zur Beseitigung von Verbildungen und Verkrümmungen des Körpers, z. B. der Wirbelsäule, oder zur Erhöhung der Funktionen gewisser Organe, z. B. des Unterleibes, für nötig erachtet. Systematisch zur Anwendung gebracht wurde die H. zuerst vorzüglich durch den Schweden Pehr Henrik Ling (geb. 15. Nov. 1776, gest. 3. Mai 1839 zu Stockholm).

Diese sog. Schwedische Heilgymnastik unterscheidet drei Arten von Bewegungen: aktive, bei welchen der Kranke, meist in liegender Stellung, allein die Bewegungen ausführt; halb aktive oder duplizierte, bei welchen den Bewegungen des Kranken durch eine zweite Person ein bald stärkerer, bald schwächerer Widerstand entgegengesetzt wird; endlich passive, welche nicht der Kranke, sondern der Heilkünstler am Körper des Kranken vornimmt und welche zumeist mit knetenden, klopfenden oder streichenden Manipulationen (s. Massage) verbunden werden. Dieses künstliche, sich in einer oft barocken Nomenklatur bewegende System leistet indes keineswegs mehr als das deutsche Gerät- und Freiturnen, wie es zu Heilzwecken namentlich von Schreber (geb. 15. Okt. 1808 zu Leipzig, gest. als Direktor der Orthopädischen Heilanstalt daselbst 10. Nov. 1861) angewendet wurde und seitdem als Zimmergymnastik nicht bloß zur Beseitigung krankhafter Zustände, sondern auch als diätetisches Mittel bei mangelnder anderweiter Körperbewegung mehr und mehr in Aufnahme gekommen ist. Freilich muß beim Turnen zu Heilzwecken durchaus von einem sachverständigen Arzt eine passende Auswahl der Bewegungen getroffen werden. Von den krankhaften Zuständen, gegen welche die H. sich besonders wirksam erweist, sind namentlich Muskelschwäche und Lähmungen, alle Verkrümmungen und Verbildungen des Körpers, die durch eine angewöhnte fehlerhafte Körperhaltung zu Stande kommen, ferner die nach Gicht und Rheumatismus zurückbleibende Gelenksteifigkeit, mangelhafte Entwickelung des Brustkastens und dadurch bedingte Neigung zu Lungenaffektionen, übermäßige Fettbildung und Unterleibsbeschwerden, sowie manche Nervenleiden (Hypochondrie,

Hysterie, Gemütsverstimmungen) hervorzuheben; auch gegen fehlerhafte Blutmischung und Störungen im Blutlauf der verschiedenen Organe pflegen sich regelmäßige und methodische Bewegungen nützlich zu erweisen. Nur bei solchen Verkrümmungen und Verbildungen des Körpers, bei welchen das Knochengerüst, z. B. die Wirbelsäule, schon wesentlich in Mitleidenschaft gezogen ist, reicht die H. für sich allein gewöhnlich nicht aus; in den meisten Fällen der Art kann die Anwendung zweckmäßiger Apparate und Maschinen oder die Vornahme gewisser chirurgischer Operationen (Durchschneidung von Muskeln, Sehnen u. dgl.) nicht entbehrt werden. (S. Orthopädie.)

Litteratur. Rothstein, «Die Gymnastik nach dem System des schwed. Gymnasiarchen P. H. Ling» (3 Bde., Berl. 1848—59); Schreber, «Kinesiatrik oder die gymnastische Heilmethode» (Lpz. 1852); derselbe, «Ärztliche Zimmergymnastik» (16. Aufl., Lpz. 1879); Eulenburg, «Die schwedische H.» (Berl. 1853); Seeger, «Diätetische und ärztliche Zimmergymnastik» (Wien 1878); Averbeck, «Die militär. Gymnastik» (Stuttg. 1882).

Heilig (von Heil, s. d.) ist in der biblischen und kirchlichen Sprache Übersetzung des Wortes kadosch, welches das vom gemeinen Gebrauch des Lebens Ausgesonderte und dem Dienste Gottes Geweihte bezeichnet und ebensowohl von Dingen als von Personen gebraucht wird. Das spätere Judentum bezeichnete mit dem Ausdruck Heilige (hagioi) die Propheten und Gerechten des Alten Testaments; dagegen hießen nach neutestamentlichem Sprachgebrauch so die an Jesum Gläubigen, weil sie durch Christus dem Reiche der Welt entnommen und in das Reich Gottes versetzt, Gott zugeeignet und infolge dessen auch vom Heiligen Geiste (s. d.), als dem Prinzip des neuen religiös-sittlichen Lebens, ergriffen worden sind. Die Heiligung nach ihrer subjektiven Seite ist im Neuen Testament zunächst Sündenvergebung (Reinigung von der Schuld) und erst abgeleiteter Weise wirkliche sittliche Erneuerung. Allmählich fing man dann auch in der christl. Kirche an, das Prädikat «heilig», welches ursprünglich allen Christen ohne Unterschied zukam, vorzugsweise solchen Männern beizulegen, welche durch besondere Geistesausrüstung und Glaubenskraft vor andern sich auszeichneten.

So begann man von heil. Aposteln und Evangelien, aber seit Ende des 2. Jahrh. auch schon von heil. Bischöfen zu sprechen, sofern man annahm, dieselben den Heiligen Geist in besonders hohem Maße besessen hätten. Besonders aber hießen die Märtyrer, diese Heroen der Christenheit, heilig, so schon um die Mitte des 3. Jahrh. galt der Märtyrertod als das sicherste Mittel, sich von allen Sünden zu reinigen, die Märtyrer selbst aber als mit besondern Vorrechten im Gottesreich ausgestattet. Zu der alten Idee von der Kraft der Fürbitte der Märtyrer brachte schon Origines die Meinung, daß man ihnen auch seine Wünsche kundgeben könne, daß die Fürbitte der verklärten Heiligen eine große Kraft besitze, andern die Vergebung der Sünden zu verschaffen. So entwickelte sich jetzt hier ein umfassender Heiligendienst oder Kultus der Heiligen (Hagiolatrie), der in der Ansicht wurzelte, daß der Mensch himmlischer Fürsprecher bedürfe. Noch Augustinus hatte darauf hingewiesen, daß die sittliche Nacheiferung der Heiligen als die Hauptsache des Heiligendienstes zu betrachten sei. Aber schon waren die Vorstellungen von der Wirksamkeit der Heiligen und deren Fürsprache dahin gediehen, daß man ihre Verehrung, ja selbst die ihrer Reliquien als ein Mittel zur Sündenvergebung und Tugend betrachtete. Redner und Dichter schilderten die Macht und Herrlichkeit der Heiligen in den stärksten Farben, bezeichneten sie als Diener, Freunde und Vertraute Gottes, als Beschützer des menschlichen Geschlechts, als unsichtbare, überall gegenwärtige Helfer aller geistigen und leiblichen Not. Die Kirchen, unter deren Altären die Leiber oder Reliquien der Heiligen sich befanden, wurden denselben geweiht, und wie man früher Götter und Heroen zu Patronen erwählte, so suchte man jetzt als solche Heilige aus. Bald hatte jedes Land, jede Stadt, jede Gemeinde, ja jeder Stand und Beruf ihren eigenen Schutzheiligen. Die Franzosen riefen den heil. Dionysius von Paris, die Spanier den heil. Jakobus von Compostella, die Ungarn den heil. Stephan, die Engländer den heil. Georg, die Österreicher den heil. Leopold als Schutzheiligen an. Den Juristen galt der heil. Ivo, den Musikern die heil. Cäcilie, den Schuhmachern der heil. Krispin als Schutzpatron. Auch gegen besondere Krankheiten wurden besondere Schutzheilige angerufen, so die Heiligen Rochus und Sebastian gegen die Pest, die heil. Apollonia gegen Zahnschmerzen u. s. w. Als die Königin aller Heiligen wurde die Jungfrau Maria angerufen. Als das Märtyrerzeitalter geschlossen war, wurden auch fromme Asceten, Mönche oder angesehene Kirchenlehrer unter die Zahl der Heiligen aufgenommen. Von der wunderthätigen Kraft der Gebeine und Reliquien kamen die seltsamsten Sagen in Umlauf. Durch Gregor d. Gr. wurde die Verehrung der Reliquien immer mehr der Hauptteil des Heiligendienstes; die sittliche Seite desselben trat ganz zurück. Die Wundersucht bildete die Heiligensage immer weiter aus, schmückte das Leben der alten Märtyrer, deren Namen man kaum kannte, und der neuen Heiligen reichlich mit Wundererzählungen der unglaublichsten Art.

Seit dem 9. Jahrh. war der Gottesdienst in dem Heiligendienste völlig aufgegangen. Obschon eine Synode zu Frankfurt a. M. (794) die Anrufung neuer Heiligen verboten und Karl d. Gr. dieses Verbot selbst verschärft hatte (805), wurden doch fortwährend alte Heilige entdeckt und neue ernannt. Die Bischöfe, denen noch das Recht zustand, in ihrem Sprengel heilig zu sprechen, machten namentlich Mönche zu Heiligen, eröffneten dadurch besonders den Klöstern eine reiche Quelle von Reichtümern, riefen aber auch zugleich in jenen oft solche Unordnungen hervor, daß sich strenge Äbte alle Wunder der Heiligen verbaten. Das erste Beispiel einer päpstl. Heiligsprechung gab Johann XV. (993). Erst Alexander III. erklärte sie für ein ausschließliches Recht des päpstl. Stuhls (1170) und nannte sie zuerst Kanonisation (s. d.), die aber gewöhnlich erst lange nach der Beatifikation oder Seligsprechung (s. d.) erfolgte. Mancher blieb auch nur selig, ohne heilig gesprochen zu werden. Im 7. Jahrh. kam neben den besondern Heiligenfesten auch ein Fest Allerheiligen (s. d.) auf. Die Form der Heiligenverehrung besteht, abgesehen von der kirchlichen Feier der Heiligentage, in Kniebeugung und Gebet vor den Bildern und Reliquien der Heiligen. Doch unterscheidet die katholische und übereinstimmend mit dieser auch die griech. Kirche zwischen Anbetung

(latria), die nur Gott und Christo zukomme, und der Verehrung (dulia), welche den Heiligen in der angegebenen Weise gebühre.

Opposition gegen den Heiligendienst tritt zuerst vereinzelt seit dem 12. und 13. Jahrh. auf. Danach bekämpfte die humanistische Richtung des 14. und 15. Jahrh. die Heiligen und den Dienst derselben mit den Waffen der Wissenschaft und oft beißender Satire. Die Reformation des 16. Jahrh. aber verwarf ihre Anrufung und Verehrung als Schmälerung des Verdienstes Christi, des alleinigen Mittlers, und als pelagianischen, die Möglichkeit sündloser Vollkommenheit für die Menschen voraussetzenden Irrtum. Höchstens zur Stärkung des Glaubens sei es nützlich, das Andenken der Heiligen zu bewahren. Seitdem gerieten in der prot. Kirche die Heiligentage in Vergessenheit, die Heiligenbilder und Reliquien verschwanden aus den Gotteshäusern, auch das Wort «heilig», das im mittelalterlichen Sprachgebrauch längst die Nebenbedeutung vollkommener Tugend erhalten hatte, wurde auf Menschen von den strengern Protestanten nicht mehr angewendet. Während die Katholiken außer der Schar von Heiligen noch eine heil. Jungfrau, einen heil. Vater, eine heil. Kirche, einen allerheiligsten Glauben u. s. w. haben, wußten die Protestanten nur von einer heiligen, d. h. vom Heiligen Geiste eingegebenen Schrift, und bezogen den Ausdruck «heilige allgemeine Kirche» im apostolischen Glaubensbekenntnis auf die unsichtbare Kirche oder die Gemeinschaft der Gläubigen, die sich erst am Jüngsten Tage vollenden werde.

Heiligbutt, Fischart, s. Scholle.

Heilige, s. unter Heilig.

Heilige des Jüngsten Tages, s. Mormonen.

Heiliger Abend heißt in einem großen Teile von Deutschland der Tag vor einem hohen kirchlichen Feste; insbesondere vor Weihnachten, Ostern und Pfingsten, und zwar vorzugsweise der 24. Dez., der Tag vor Weihnachten (Weihnachts-Heiliger-Abend). In England wird der 31. Okt., der Tag vor Allerheiligen, Holy Eve genannt.

Heilige Allianz, Name des internationalen Bündnisses, dessen Grundriß zuerst vom Kaiser Alexander I. von Rußland entworfen, und das dann von diesem, dem Kaiser von Österreich und dem König von Preußen zu Paris durch die Akte vom 26. Sept. 1815 mittels eigenhändiger Unterschrift vollzogen, 1816 vom Kaiser von Rußland öffentlich bekannt gemacht und nach und nach durch den Beitritt aller damals lebenden christl. Monarchen, mit Ausnahme des Papstes und des Prinz-Regenten von England, verstärkt wurde. Auch letzterer versicherte seine persönliche Billigung des Bundes, wurde aber vom Beitritt durch konstitutionelle Bedenken abgehalten. Die Akte trug indessen mehr den Charakter einer Deklaration als eines Staatsvertrags. Auch hat sie durch Nichterneuerung von seiten der Nachfolger die positiv rechtliche Bedeutung verloren, die sie etwa ansprechen mochte. In der Urkunde selbst sicherten die Monarchen sich gegenseitige Bruderliebe, Hilfe und Beistand zu und erklärten, daß sie die Religion, den Frieden und die Gerechtigkeit aufrecht erhalten wollten. Bei dem Ganzen handelte es sich wesentlich um das öffentliche Anerkennen einer sittlichen Verpflichtung und Gesinnung; es waren die Fürsten persönlich, welche diese Erklärungen erließen und denselben beitraten; auch sollten dieselben nur ihre persönliche Gesinnung ausdrücken.

Heiliges Bataillon (bataillon sacré) nannte man die während des Rückzugs der franz. Armee 1812 in Rußland aus Offizieren, deren Truppenteile sich aufgelöst hatten, zum Schutz des Kaisers Napoleon zusammengestellte berittene Leibwache, welche aufgelöst wurde, nachdem der Kaiser 4. Dez. das Heer verlassen hatte.

Heiliges Bein (Os sacrum), soviel wie Kreuzbein, s. Becken.

Heiliger Bund (Liga santa), s. unter Liga.

Heiliger Christ, s. Weihnachten.

Heilige drei Könige, s. Drei Könige.

Heilige Familie heißt in der Kunstgeschichte die Darstellung des Christuskindes und seiner Angehörigen. Das frühere Mittelalter, dessen erster Kunstzweck die Erweckung der Andacht war, begnügte sich meist mit der Madonna und dem Kinde. Erst als ein episches Interesse in die Kunst eindrang, erweiterte sich der Kreis der Heiligen Familie auch auf Joseph, Elisabeth, die heil. Anna (die Mutter der Maria) und Johannes den Täufer. Am ausgedehntesten haben manche altdeutsche Maler die Heilige Familie aufgefaßt, indem sie auch die zwölf Apostel als Kinder und Jugendgespielen Christi samt den Müttern, welche ihnen die Legende zuteilt, hinzufügten (die sog. Heilige Sippe). Die ital. Schule hat in ihrem großartigen Sinne für Inhalt und Komposition der Gruppe zuerst erkannt, wie viele Figuren dieselbe enthalten kann, wenn das Interesse ein ungeteiltes bleiben und auf einer Figur, sei es die Madonna oder das Kind, sich konzentrieren soll. Zwei Maler beherrschen diesen Kreis von Darstellungen auf das vorzüglichste: Leonardo da Vinci und Rafael. Ersterer hat den Joseph meist weggelassen, aber die heil. Anna und den kleinen Johannes mit seinem Lamm oder auch Engelsfiguren beigegeben und so den Gegensatz zur höchsten Anmut und Lieblichkeit nicht in eine kräftige Mannsgestalt, sondern etwa in den dunkeln landschaftlichen Grund verlegt, wie z. B. in der Vierge aux rochers und in der Vierge aux balances. Völlig weltlich, aber von der größten Lieblichkeit ist seine heil. Anna, auf deren Schos Maria sitzt, das schalkhaft sich umwendende Kind fassend. Solche Darstellungen heißen Metterzià (Selbdritt). Rafael hat vielleicht die reichste Abstufung. Auf der Grenze des bloßen Madonnabildes stehen seine Belle Jardinière und die Madonna del cardellino, wo außer Maria nur die beiden Kinder Christus und Johannes dargestellt sind. Dann folgt die Heilige Familie in der münchener Pinakothek, die als der Haupttypus der Gattung gelten mag und in symmetrisch-dreieckiger Gruppe die beiden Kinder, von ihren halb sitzenden, halb knieenden Müttern gehalten, und darüber den auf einen Stab gestützten Joseph darstellt. Endlich hat Rafael in der großen Madonna Franz' I. (im Louvre) in völlig freier Auffassung vielleicht das Höchste in diesem Darstellungskreise geleistet. Es ist charakteristisch für die mittelalterliche Auffassung der Maria, daß Joseph immer als betagter Mann neben der jugendlichen Schönheit der Maria auftritt.

Heilige Fem, s. Femgerichte.

Heiliges Feuer. Wie bei andern Völkern, so wurde auch bei den Hebräern das Feuer mit seinem eigentümlichen Glanze, seiner zerstörenden und vernichtenden, aber auch reinigenden und

läuternden Macht mit dem religiösen Glauben in Beziehung gesetzt (s. Feuersäule) und insbesondere zur Verbrennung der Opfergaben, als in welchen der Mensch sein Reinstes und Bestes zu Gott aufsteigen lasse, bei den täglichen Brandopfern verwendet. Da alles, was von dem gemeinen Gebrauch abgesondert, zu religiösen, gottesdienstlichen Zwecken diente, als heilig galt, so insbesondere auch das Feueropfer auf dem Brandopferaltar, «die Feuerung für Jahve», die beständig fortbrennen sollte, analog dem ewigen Feuer in den heidnischen Tempeln. (S. Opfer.) Aus der Heiligkeit des Opferfeuers erklärt sich die Nachricht (2 Makk. 10), daß man bei Wiederherstellung des drei Jahre lang unterbrochenen Opferdienstes zu Jerusalem «Steine feurig machte und Feuer von ihnen nahm». Nur ein noch nicht zu profanen Zwecken gebrauchtes neues Feuer, wie man es hier wohl durch Reiben oder Aneinanderschlagen von Steinen gewann, konnte den Wiederanfang des Altarfeuers bilden. Ähnlich mußte bei Griechen und Römern die erloschene Flamme eines Tempels entweder von dem unentweihten Feuer eines andern Nationalheiligtums wiedergewonnen werden, oder durch einen frisch erzeugten Funken, welchen ein Brennspiegel von dem aufgefangenen Strahl des ewig reinen Sonnenfeuers oder das Aneinanderreiben zweier Hölzer gab. Übrigens widerspricht jenem Berichte sowie der ebendaselbst (2 Makk. 1) erzählten Fabel von der Auffindung des heil. Feuers nach der Rückkehr der Juden aus dem babylon. Exil die rabbinische Überlieferung, nach welcher unter andern Heiligtümern auch das heil. Feuer dem zweiten Tempel gefehlt habe.

Heiliger Geist. Das Alte Testament bezeichnet mit dem Ausdruck Geist Gottes oder Geist des Herrn den lebendig machenden Hauch oder Odem Gottes, danach im übertragenen Sinne die aus Gott auf die Menschen übergehende geistige Kraft, welche die Quelle der prophetischen Erkenntnis und alles höhern geistigen und sittlichen Lebens in den Menschen ist. Im spätern Judentum wird der Geist Gottes immer mehr als die Offenbarungsseite des an sich schlechthin überweltlichen göttlichen Wesens gedacht, ja geradezu poetisch personifiziert, ohne daß man jedoch darum an eine wirkliche göttliche Person im dogmatischen Sinne zu denken hätte. Mit der Vorstellung vom göttlichen Geiste wechselt in der nachexilischen Zeit die von der göttlichen Weisheit, dem Schöpferwort und der Herrlichkeit Gottes, welche sämtlich die Offenbarungsthätigkeit Gottes von verschiedenen Seiten her bezeichnen. Wenn im Alten Testament besonders die prophetische Begeisterung auf den Geist Gottes zurückgeführt wurde, so sah die älteste judenchristl. Anschauung in der Ausrüstung mit dem «Geiste ohne Maß» das spezifische Merkmal des Messias. Sofern der Messias durch diesen Geist zum Dienste Gottes ausgesondert und geweiht war, erhielt der Messiasgeist vorzugsweise das Prädikat «heiliger» Geist (πνεῦμα ἅγιον). Nach der ursprünglichen einfachsten Vorstellung kam der Heilige Geist auf den natürlich erzeugten Menschen Jesus bei der Taufe in Gestalt einer Taube, dem Symbol der Reinheit, herab und machte ihn dadurch tüchtig für seinen messianischen Beruf. Nach Paulus bildet der Heilige Geist oder der Geist Gottes das substantielle Wesen des Sohnes Gottes überhaupt, die irdische Menschheit ist nur seine angenommene Hülle, um die Sünde im Fleische zu ertöten, daher der Gekreuzigte in Kraft dieses Lebensgeistes von neuem erweckt wird und nun auch den Seinen den Heiligen Geist und durch denselben die Auferstehung von den Toten mitzuteilen im Stande ist. Die judenchristl. Vorstellung dagegen läßt den Heiligen Geist in dem Menschen Jesus nur als in seinem Gefäß in unermeßlicher Fülle wohnen. Letztere Ansicht steigerte sich weiter zu der Vorstellung von der übernatürlichen Erzeugung der im übrigen noch immer wesentlich menschlich gedachten Person Jesu durch den Heiligen Geist, wogegen die paulinische Anschauung den Sohn Gottes vorweltlich dachte und als das himmlische Urbild der vollkommenen Menschheit beschrieb. Beide Vorstellungsreihen wurden in der kirchlichen Lehre des 2. Jahrh. ebenso verbunden, wie im Matthäus-Evangelium die Empfängnis vom Heiligen Geiste und die Herabkunft desselben auf Jesus bei der Taufe nebeneinander hergehen. Neben der Lehre vom göttlichen Geiste als dem übermenschlichen Prinzip in Christi Person bildete sich unter alexandrinischem Einflusse die verwandte Vorstellung vom ewigen göttlichen Wort (dem Logos), welches die Welt geschaffen habe und in Jesu Fleisch geworden sei. Da beide Lehrweisen nicht wesentlich unterschieden waren, so konnten viele Kirchenlehrer des 2. Jahrh. Logos und Pneuma als gleichbedeutende Ausdrücke für das Göttliche in Jesu gebrauchen. Ursprünglich waren weder der Logos noch das Pneuma streng persönlich gedacht, aber als ersterer Ausdruck immer allgemeiner zur Bezeichnung der vorweltlichen Persönlichkeit Christi verwendet wurde, begann man den Heiligen Geist vorzugsweise als das übernatürliche Prinzip alles höhern göttlichen Lebens in den Gläubigen zu betrachten. Anlaß hierzu gab vorzugsweise das vierte Evangelium, nach welchem Jesus als der vom Himmel gekommene und wieder zum Vater zurückkehrende göttliche Logos den Seinen nach seinem Scheiden den Heiligen Geist, den Geist der Wahrheit, als den Beistand (Parakleten) verheißt, der sie in alle Welt leiten und ihnen das lehren solle, was sie jetzt noch nicht zu verstehen vermöchten. Aber schon in der Anschauung des Urchristentums ist es der Heilige Geist, welcher den Glauben erweckt, die Gläubigen von der Sünde reinigt, sie als Gereinigte Gott zueignet und mit neuen Kräften des sittlichen Lebens erfüllt. Derselbe wird vorgestellt als eine objektive, über dem Menschen waltende und von oben her über ihn kommende Macht, ohne daß jedoch die gelegentlich vorkommende Personifikation des Heiligen Geistes dogmatisch zu nehmen wäre. Als das die Gläubigen aus der Welt aussondernde und Gott zueignende Prinzip ward der Heilige Geist in der Taufformel Matth. 28, 19 vom Vater und Sohn noch unterschieden. Die Summe des christl. Bewußtseins ist hier in dem Glauben an Gott den Vater, an Jesum Christum, den Sohn Gottes, unsern Erlöser, und an den Heiligen Geist als die in den Gläubigen waltende Gottesmacht zusammengefaßt. Als Person war der Heilige Geist auch in dieser Zusammenstellung noch nicht verstanden.

Erst die Gnostiker des 2. Jahrh. räumten dem Heiligen Geist eine Stelle unter ihren mythol. Gestalten ein, in welche sich für sie die göttliche Wesensfülle auseinanderlegte (Aonen), und in judenchristl. Kreisen fand sich die Auffassung vor, daß der Heilige Geist ein Engelwesen sei, obwohl

daneben wieder die Engelwelt nur als die Auseinanderfaltung des im Heiligen Geiste zur Einheit zusammengefaßten göttlichen Wesens erscheint. Die Montanisten endlich bezeichneten den Heiligen Geist oder den Parakleten als den vom göttlichen Logos immer schärfer unterschiedenen Urheber der neuen Prophetie, welche der Montanismus verkündigte, und als das die Kirche über die Gottesoffenbarung in der Apostelzeit noch hinaus zur Periode der männlichen Reife führende Prinzip. So wurde der Heilige Geist seit dem Ende des 2. und Anfang des 3. Jahrh. auch von rechtgläubigen Kirchenlehrern, wie Irenäus, Tertullian, Origines, immer allgemeiner als ein besonderes, vom Logos unterschiedenes Subjekt gefaßt. Das Verhältnis der drei Personen zueinander aber ward in der Weise strenger Unterordnung gedacht, der Heilige Geist insbesondere als hervorgebracht durch den Sohn und geringer als dieser. Nähere Bestimmungen blieben bis zum Ende des 4. Jahrh. der Freiheit der einzelnen Kirchenlehrer überlassen. Erst als die volle Gottheit des Sohnes und dessen Wesensgleichheit mit dem Vater kirchlich festgestellt worden war, forderte die Konsequenz des kirchlichen Dogmas, Gleiches auch vom Heiligen Geiste auszusagen. Während das Konzil zu Nicäa (325) noch gar nichts Näheres über den Heiligen Geist festgestellt hatte, entspann sich 50 Jahre später ein heftiger Streit über die Ansicht des Patriarchen Macedonius von Konstantinopel, daß der Heilige Geist nicht Gott, wie der Sohn, daher auch nicht «Herr» genannt oder göttlich verehrt werden dürfe, sondern ein Geschöpf und Diener des Vaters sei. Von den angesehensten Kirchenlehrern der Zeit, einem Athanasius, Basilius d. Gr., Gregor von Nyssa, Gregor von Nazianz als «Streiter wider den Heiligen Geist» (Pneumatomachen) bekämpft, wurden die Anhänger des Macedonius auf der Synode zu Konstantinopel (381) auch kirchlich verdammt. Dafür bestimmte die Synode, der Geist sei «Herr», lebendigmachend, vom Vater ausgegangen und ebenso wie der Vater anzubeten und zu verehren. Die Benennung «Gott» und das Prädikat der Wesensgleichheit mit Vater und Sohn wagte selbst diese Synode dem Geiste noch nicht zu geben, doch wurde beides schon damals als rechtgläubige Meinung betrachtet. Ihren letzten Abschluß erhielt die orthodoxe Lehre vom Heiligen Geist im Abendlande durch den zuerst von Augustin ausgesprochenen Satz, daß der Heilige Geist auch vom Sohne ausgehe. Auf der Synode zu Toledo (589) kam jene Annahme zuerst in den lat. Text des konstantinopolitanischen Glaubensbekenntnisses, in welchem man die Worte «qui ex patre procedit» mit dem Zusatze «filioque» hinter «patre» vermehrte. Dieser Zusatz ging dann auch in das Athanasianische Glaubensbekenntnis über, in welchem es heißt: «Spiritus sanctus a patre et filio procedens». Dieses Ausgehen aber dachte man sich als ein Aushauchen des Vaters und Sohnes (spiratio activa), im Gegensatz zu der Zeugung des Sohnes vom Vater. Noch Papst Leo III. hatte (809) Bedenken getragen, den Zusatz zum Symbol kirchlich anzuerkennen; aber in der Folgezeit ward er einer der Streitpunkte zwischen der röm. und griech. Kirche. Photius, Patriarch von Konstantinopel, erhob zuerst (867) gegen die abendländ. Kirche die Anklage der Verfälschung des Glaubens, die seit der Kirchenspaltung im 11. Jahrh. ein Hauptvorwurf der Orientalen gegen die Abendländer blieb. Dagegen ist die Vorstellung der lat. Kirche auch zu den Protestanten übergegangen. In der kirchlichen Dogmatik ist die Lehre vom Heiligen Geiste ziemlich vernachlässigt. Dieselbe schreibt ihm eine Reihe von Wirkungen (Berufung, Erleuchtung, Heiligung u. s. w.) zu, welche jedoch gewöhnlich in dem Kapitel von den göttlichen Gnadenwirkungen behandelt werden. Speziell des Heiligen Geistes wurde fast nur in den Lehren von der buchstäblichen Eingebung der Heiligen Schrift durch den Heiligen Geist und von dem sog. testimonium Spiritus Sancti internum gedacht, worunter man früher die unmittelbar göttliche Beglaubigung der Wahrheit des Evangeliums im Menschengemüt, später die auf wunderbare Weise vom Heiligen Geiste gewirkte Überzeugung vom göttlichen Ursprung der Bibel verstand.

Von der seit Mitte des 18. Jahrh. erwachten Kritik ward auch die orthodoxe Lehre vom Heiligen Geiste immer entschiedener bestritten. Während der Supranaturalismus zu den unbestimmten Ausdrücken der ältern Väter zurückkehrte, bekämpfte der Rationalismus die Persönlichkeit des Heiligen Geistes überhaupt mit philos. und exegetischen Gründen, und sah in ihm nur die unpersönliche göttliche Kraft, welche uns sittlich erneuert. Diesen religiösen Gehalt in der Lehre vom Heiligen Geist hob zuerst Schleiermacher wieder hervor, welcher denselben als den christl. Gemeingeist oder als die die Gemeinschaft der Gläubigen beseelende und in alle Wahrheit leitende göttliche Lebensmacht beschrieb. Der spekulative Gehalt der Lehre vom Heiligen Geiste wurde durch die Hegelsche Philosophie dahin bestimmt, daß der in der Welt oder dem Sohne, als dem Gebiete des Endlichen, objektivierte Gedanke im endlichen Geiste sich auch für das subjektive Bewußtsein erschlossen und dadurch erst als die absolute Idee vollkommen verwirklicht habe, daher das im Reiche des Vaters nur an sich gesetzte, im Reiche des Sohnes gleichsam seines ewigen Wesens entäußerte Göttliche im Reiche des Geistes oder in dem völlig geistig gewordenen religiösen Bewußtsein der Gemeinde zu seiner vollen konkreten Offenbarung gekommen sei. Gott als absoluter Geist ist hiernach der im Bewußtsein der endlichen Geister gegenwärtige Gott. Neuere spekulative Theologen sind seitdem bemüht gewesen, den Heiligen Geist zwar nicht als eine Person, aber doch als eine besondere Existenzweise des innergöttlichen Lebens selbst zu beschreiben und die Persönlichkeit Gottes erst als im Moment des Geistes wahrhaft vollzogen zu denken. Da jedoch das innergöttliche Leben für die religiöse Betrachtung nur Bedeutung erhält, sofern es sich an und in uns offenbart, so sieht die freie Theologie der Gegenwart, im Anschluß an Schleiermachers und Hegels Ideen, im Heiligen Geiste Gott selbst, sofern er als absoluter Geist im religiös-sittlichen Leben der Gemeinde sich wirksam erweist, oder das über das fromme Selbstbewußtsein übergreifende und dennoch als die Macht der religiösen Idee demselben wahrhaft innewohnende, es erfüllende und bewegende Göttliche selbst. Die restaurierte Orthodoxie der Gegenwart ist jedoch auch hier zu den dogmatischen Bestimmungen der altprot. Kirchenlehre zurückgekehrt.

Heiliges Grab nennt man das in den Evangelien erwähnte Felsengrab des Joseph von Arimathia außerhalb Jerusalem, in welches Jesus

us nach seiner Kreuzigung gelegt wurde und
religiöse Bedeutung auf dem an dasselbe
pften christl. Dogma der Auferstehung beruht.
nach der Zerstörung durch Titus Jerusalem
dem Namen Ælia Capitolina wieder aufge-
worden war, zeigte man im Innern der da-
gen Stadt einen künstlich aufgetragenen Hügel,
über der Stelle der heiligen Passion errichtet
en sein sollte und wahrscheinlich schon bei den
en jener Zeit den Namen Monticulus Gol-
führte. Kaiser Konstantin ließ 326 den Hügel
umen und über einem unter demselben auf-
ten Felsengrabe, welches man nicht anstand,
s authentische Grab des Heilands zu halten,
Grabrotunde mit sich östlich ihr anschließender
le aufführen. Das Grab selbst wurde zu
in der Mitte der Rotunde freistehenden Ka-
ausgearbeitet. Zu der ursprünglichen Bau-
gehörte auch die Krypte der heil. Helena
Kreuzauffindungskapelle. Dagegen scheint
perkirche des sog. Kalvarienbergs, in wel-
die alte Benennung Monticulus Golgatha
t, erst später hinzugefügt worden zu sein.
614 wurde der Konstantinische Bau von
ern zerstört, aber noch vor der 22 Jahre
folgten mohammed. Eroberung durch einen
Namens Modestus als vier getrennte Kir-
eder aufgeführt. Eine abermalige teilweise
rung fand 1011 unter dem Kalifen Hakim-
lich statt. Die Kreuzfahrer waren besonders
t, dem Heiligtum, zu dessen Befreiung sie
gen, eine glänzende Ausstattung zu geben.
nsehnliche Kirche, welche, die vier Gottes-
des Modestus wieder zusammenfassend, sich
eute über der Stelle erhebt, ein durch das
rt späterer Jahrhunderte vielfach entstellter
m. Kunstbau, wurde von ihnen unter teilwei-
benutzung der Konstantinischen Grundmauern
ührt. Die Grabkapelle selbst zerfällt in zwei
einander gelegene Gemächer, deren äußeres,
umigeres dem Vestibulum, das innere der
kammer der süd. Felsengräber entspricht. Letz-
ist 2 m breit und 2,5 m lang. An der nördl.
seite befindet sich eine 1 m breite und ebenso
Marmorbank, das Leichenbett, über welchem
Menge silberner Kirchenlampen stets brennend
ten werden. Nach dem Grabe sind die Kreu-
gstätte auf dem Kalvarienberge, der Sal-
stein, die Stelle der Kreuzauffindung, das
gnis Christi und der in der Chorkapelle der
den gezeigte Nabel der Erde besonders wert-
ene Heiligtümer des Gebäudes. Das Hei-
Grab und seine Kirche bilden ein Condomi-
, an welchem neben drei reichen und mäch-
Konfessionen, nämlich den Lateinern, den
ten und den Armeniern, drei arme und ein-
sie, die Jakobitischen Syrier, die Kopten und
bessinier, Anteil haben. Die Modalität des
ses ist sehr verwickelt und gibt häufig zu Strei-
ten unter den verschiedenen Mitberechtigten
. Aus solchen Streitigkeiten entwickelte sich
die Parteinahme Frankreichs für die Latei-
und Rußlands für die Griechen der folgen-
re Krimkrieg. Die Echtheit der Stätte des
gen Grabes ist vielfach bestritten worden; doch
re topogr.-histor. Möglichkeit zuzugeben.

eiligen Grabe (Orden vom) soll der Sage
schon in den Kreuzzügen errichtet sein, ist aber
weislich erst 1496 vom Papst Alexander VI.

zur Anregung des Besuchs des Heiligen Grabes gestiftet. Papst Pius IX. teilte ihn 24. Jan. 1868 in drei Klassen: Großkreuze, Komture und Ritter. Das Ordenszeichen ist ein rotes Kreuz mit vier kleinen solchen Kreuzen in den Winkeln und wird am schwarzen Bande, von den Großkreuzen von der rechten Schulter zur linken Hüfte, von den Komturen um den Hals, von den Rittern im Knopfloch getragen, von den Großkreuzen zugleich mit einem silbernen Stern, welcher mit dem Ordenszeichen belegt ist, auf der linken Brust.

Heiliges Herz Jesu bildet in der kath. Kirche den Gegenstand eines besondern Kultus. Maria Alacoque (s. d.) behauptete, Jesus habe ihr sein Herz eingesetzt, und warb seitdem für die von ihr getriebene Anbetung des heil. Herzens Jesu. Nach ihrem Tode suchte der Jesuit La Colombière, sich berufend auf die Offenbarungen einer armen Klosterfrau zu Paray, diesen Kultus allgemein zu verbreiten. Die Jesuiten empfahlen ihn in mehrern Schriften, einzelne jesuitische Bischöfe begünstigten ihn, doch fand er zunächst nur in einigen Nonnenklöstern der Heimsuchung Christi Beifall. Eine Pest war die Veranlassung, daß der Bischof Heinrich Franz de Belsunce diese Andacht 1720 in Marseille einführte und den Freitag nach der Oktave des Fronleichnamsfestes dafür bestimmte. Die Jesuiten gründeten auch besondere Brüderschaften des geheiligten Herzens Jesu. Die Päpste dagegen hatten es mehrmals abgelehnt, dem neuen Kultus ihre Zustimmung zu geben, erst Clemens XIII. bestätigte ihn am 6. Febr. 1765. Nachdem 1773 der Jesuitenorden aufgehoben war, stiftete der Jesuit Tournelly 1794 zu Löwen eine Kongregation der regulierten Kleriker des heil. Herzens Jesu, in welche viele Jesuiten eintraten. Im J. 1796 nach Wien verlegt, ging sie 1799 in dem verwandten Orden der Paccanaristen und bei der Wiederherstellung des Jesuitenordens 1814 in diesem auf. Im J. 1800 entstand zu Paris ein weiblicher Orden der Damen des heil. Herzens Jesu, welcher 1826 von Leo XII. bestätigt wurde und in allen kath. Ländern Verbreitung fand. Die Anbetung des heil. Herzens Jesu wird neuerdings in Frankreich in Verbindung mit polit. Agitation begünstigt. Nachdem Pius IX. 1875 die ganze Welt dem heil. Herzen Jesu geweiht hat, wird dieser Kultus in der ganzen kath. Kirche mit Eifer betrieben. Vgl. Wenzelburger, «Maria Alacoque und das heil. Herz Jesu» («Unsere Zeit», 1873, II); Reusch, «Die deutschen Bischöfe und der Aberglaube» (Bonn 1879). [Jesu.

Heilige Jungfrau, s. Maria, die Mutter

Heiligen Kreuzes (Orden der Töchter des), gestiftet 1625 von Frau von Villeneuve und dem Pfarrer Guerin zu Roge in der Picardie, wurde 1640 als Kongregation bestätigt und widmete sich der Erziehung junger Mädchen. Die Tracht besteht aus schwarzem Rock und Schleier und weißem Halstuch, auf der Brust ein silbernes Kreuz. — Derselbe Pfarrer Guerin begründete 1634 zu demselben Zweck einen weltlichen Verein ohne Gelübde. — Im J. 1639 stiftete Marguerite Senaux de Garibal zu Toulouse einen Orden gleichen Namens für beschauliches Leben und gute Werke, besonders zur Verbreitung christl. Sinnes unter dem weiblichen Geschlecht und zur Unterweisung armer Mädchen im Spitaldienst. Der Orden erhielt sich sogar während der Französischen

Revolution und wurde 1816 wieder als Kongregation anerkannt.

Heilige Kriege heißen in der altgriech. Geschichte drei unheilvolle Kriege, die von der Mehrheit oder doch einem großen Teile der amphiktyonischen Staaten im Interesse von Delphi gegen solche Staaten geführt wurden, die in irgend einer Weise die Interessen dieser Gemeinde oder ihres Heiligtums verletzt hatten. Der erste dieser Kriege galt der phokischen Stadt Krissa; gegen diese kämpften auf Beschluß der Amphiktyonen die Athener, die thessalische Ritterschaft und der Tyrann Kleisthenes von Sikyon 595—586 v. Chr. Zuerst wurde die Stadt Krissa erobert und zerstört, nach vierjähriger Blockade auch deren Seefestung Kirrha, dann der letzte Widerstand in den Gebirgen überwältigt. — Der alte Stammeshaß der Thessalier und der neu entbrannte der Thebaner gegen das tapfere phokische Bergvolk gab den Anlaß zu dem sog. zweiten Heiligen Kriege, der von seiten der Amphiktyonen mit Dekretierung einer hohen Geldstrafe wegen der angeblich durch die Phoker verschuldeten Besitznahme einiger Teile heiligen Tempellandes eingeleitet und durch militärische Besetzung von Delphi seitens der phokischen Führer im J. 355 unvermeidlich gemacht wurde. Die Phoker hielten sich längere Jahre so glücklich, daß nur die Hilfe des macedon. Königs Philipp im J. 352 die Thessalier rettete. Als nachher auch die Böoter mit dem König Philipp sich verbündeten und der letzte phokische Feldherr Phaläkos sein Volk verriet (im Sommer 346 v. Chr.), mußten die Phoker die Waffen strecken. Sie wurden aus dem Bunde der Amphiktyonen ausgestoßen und verurteilt, so lange eine Steuer nach Delphi zu zahlen, bis die aus dessen Tempel geraubten 10000 Talente (47 Mill. Mark) wieder ersetzt sein würden. — Den dritten der Heiligen Kriege veranlaßte der Athener Äschines, indem er im März 339 v. Chr. im Rate der Amphiktyonen gegen die ozolischen Lokrer von Amphissa den Vorwurf erhob, daß sie widerrechtlich die seit 586 v. Chr. dem Apollo gehörige Ebene von Kirrha zu ihrem Vorteil benutzten. Zum Führer in dem hierüber entbrennenden Kriege wurde im Okt. 339 v. Chr. König Philipp berufen, der auch sofort herbeieilte, die Lokrer niederwarf, dann aber im J. 338 daran die Schritte knüpfte, die endlich zu dem weltgeschichtlichen Kampfe bei Chäronea führten.

Heiliges Land, s. Palästina.

Heiliges Mädchen von Kent, Beiname der religiösen Schwindlerin Elisabeth Barton (s. d.).

Heilige Nacht, s. unter Nacht.

Heiliges Officium, s. Inquisition.

Heiliges Öl, soviel wie Chrisma (s. d.).

Heiliger Orden im Königreich Siam, Nop'aratana-rach'a-warap'ann genannt, 1851 für die Mitglieder der Herrscherfamilie gestiftet; er besteht in einer mit neun Steinen und kleinen Diamanten besetzten achtspitzigen Dekoration, die an einer gelbseidenen, mit grünen Rändern und roten und blauen Linien versehenen Schärpe getragen wird.

Heiliges römisches Reich deutscher Nation, Bezeichnung des frühern Deutschen Reichs (962—1806), welche sich daraus erklärt, daß man dasselbe als eine Fortsetzung der röm. Weltmonarchie auffaßte, während ein christl. Monarch an der Spitze stand und die deutsche Nation die herrschende [illegible]te.

Heilige Schar nannten die Thebaner eine Schar von 300 Mann, welche seit der Vertreibung der Spartaner aus ihrer Stadt (zu Ende des J. 379 v. Chr.) systematisch für den Krieg gegen die Spartaner ausgebildet und unter des Gorgidas Führung, zunächst zum Schutze der Kadmeia, dauernd unter den Waffen gehalten wurden. Diese Schar hatte in den seit 378 v. Chr. entbrennenden Kämpfen bereits ihre Tüchtigkeit auf dem Schlachtfelde zu bewähren gehabt, als sie berufen wurde, in der Schlacht bei Leuktra (371 v. Chr.) unter Pelopidas den höchsten Ruhm zu erkämpfen. Bei Chäronea (338 v. Chr.) fand diese Heldenschar ihren Untergang. — Im J. 1821 bildete Alexander Ypsilanti bei seinem Einbruch in die Donaufürstentümer aus 500 jungen griech. Freiwilligen nach dem Vorbild der alten Thebaner ebenfalls eine »heilige Schar« (die Mauromoriten), die dann 19. Juni 1821 in der Schlacht von Dragatschan durch die Türken vernichtet wurde.

Heilige Schrift, s. Bibel.

Heilige Vehm, s. Femgerichte.

Heilige Woche, soviel wie Karwoche.

Heilige-Geist-Inseln, Name von zwei Bahama-Inseln (s. d.).

Heiligelinde, Dorf und sehr besuchter Wallfahrtsort in der Provinz Ostpreußen, Regierungsbezirk Königsberg, Kreis Rastenburg, in schöner Waldgegend, an der Grenze des Ermelandes, 11 km im SW. von Rastenburg, zählt 330 kath. E. und hat eine prächtige Kirche, Rest eines alten Klosters, sowie Leinwandmärkte.

Heiligenbeil, Kreisstadt in der Provinz Ostpreußen, Regierungsbezirk Königsberg, rechts an der Jarft, in 24 m Höhe, 2 km vom Frischen Haff, 50 km von Königsberg, Station der Linie Berlin-Königsberg-Eydtkuhnen der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1880) 3430 meist evang. E., ist Sitz eines Amtsgerichts und hat eine Landwirtschaftsschule, Fabrikation von berühmten Drechslerwaren und Maschinen, sowie lebhaften Getreidehandel.

Der Kreis Heiligenbeil zählt auf 908 qkm (1880) 46479 meist evang. E.

Heiligenberg, Dorf im Großherzogtum Baden, Kreis Konstanz, Amt Pfullendorf, auf den Linzgauer Bergen, zählt 480 kath. E. und hat auf einer nach SW. steil abfallenden Felsterrasse ein großes Schloß des Fürsten von Fürstenberg (728 m über dem Meere) mit schönem Park und einem prächtigen, 35 m langen und 13 m breiten Saale, dessen aus der Mitte des 16. Jahrh. stammende geschnitzte Holzdecke wohl die schönste in ganz Deutschland ist. Die herrliche Aussicht vom Schlosse aus umfaßt den Bodensee, die Vorarlberger und Schweizer Alpen vom Hochvogel bis zur Jungfrau, den Hegau, sowie den obern Schwarzwald mit Feldberg und Belchen.

Heiligenbilder, Abbildungen oder Statuen von Heiligen, s. Heilig und Bilderdienst und Bilderverehrung.

Heiligenblut, das höchste Dorf im österr. Herzogtum Kärnten (Bezirkshauptmannschaft Spittal, Gerichtsbezirk Winklern), liegt 1404 m über dem Meere im obern Möllthale, am südöstl. Fuße des Großglockners (s. Glockner), der von hier aus nicht selten bestiegen wird, zählt (1880) 173, als Gemeinde 1018 E. und hat eine große got. Kirche aus dem 15. Jahrh., welche wegen eines vom heil. Briccius aus Konstantinopel mitgebrachten Fläschchens mit angeblichem Blute Christi das Ziel vieler

Wallfahrer ist. Die bemerkenswertesten Punkte der Umgebung, welcher die Steilheit und Höhe der Bergwände und die das Thal beherrschende scharfe Firnpyramide des Großglockner hochalpinen Charakter verleihen, sind der Kalvarienberg mit der Ruine Kirchheimeck, nach welcher das obere Möllthal auch Kirchheimthal heißt, die Fälle der Möll, des Gößnitz- und des Leiterbachs, die Franz-Josephshöhe (2329 m) und der Pasterzengletscher. Mit dem Unter-Pinzgau ist H. durch die Bergpässe der Pfandelscharte (2668 m) und der H.-Rauriserthurm (Hochthor 2572 m) verbunden; thalabwärts führt ein Fahrweg nach dem 22 km südlich von H. gelegenen Gerichtsort Winklern und über den Iselsberg (1204 m) zur Station Dölsach der Linie Franzensfeste-Villach.

Heiligendamm, Ostseebad, s. Doberan.

Heiligendienst, s. unter Heilig.

Heiligengrabe, Fräuleinstift im Kreise Ostprignitz, s. unter Priegnitz.

Heiligenhafen, Hafenstadt in der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, Kreis Oldenburg, an der Ostsee, 13 km im NO. von Oldenburg in Holstein, an Ostende der Kieler Bucht, der Insel Femern gegenüber, zählt (1880) 2507 fast nur evang. E., ist Sitz eines Amtsgerichts und eines Nebenzollamts und hat Eisengießerei, eine Stärkefabrik, Schiffbau, Getreide- und Bauholzhandel, Schiffahrt und Fischerei. Von H. geht wöchentlich zweimal ein Dampfschiff nach Kiel. [Jesu.

Heiligen-Herzens-Orden, s. Heiliges Herz

Heiligenkraut oder Gartencypresse, s. unter Cypresse.

Heiligenkreuz, schön gelegenes Dorf mit einer Cistercienserabtei in der Bezirkshauptmannschaft Baden in Niederösterreich, 11,5 km im NW. von Baden, am Sattelbach, einem linken Zuflusse der Schwechat, im Wienerwalde, zählt (1881) 465, als Gemeinde 921 E. Der ursprüngliche Name des Orts war Sattelbach, der jetzige rührt von der geistlichen Stiftung her, die der fromme Babenberger Leopold III. hier 1135 ins Leben rief. Die Kirche des Cistercienserstifts gehört im Lang- und Querschiffe der roman. (1150—87), im Chore der got. Bauperiode an. Die gemalten Glasfenster des Kirchenchors sowie des herrlichen Kreuzgangs mit seiner zierlichen Brunnenhalle stammen größtenteils aus der ersten Hälfte des 13. Jahrh. Das Kapitelhaus enthält die Grabmäler der meisten Babenberger von den Söhnen Leopolds des Frommen bis auf Friedrich II., dessen Gruft noch ein gleichzeitiger, aber verstümmelter Grabstein deckt.

Heiligenlandhubel oder Lueg, Aussichtspunkt bei Burgdorf (s. d.) im Kanton Bern.

Heiligenschein oder Glorie nennt man in der christl. Kunst den Glanzkreis, mit welchem die Maler und Bildhauer entweder den ganzen Körper oder das Haupt göttlicher und heiliger Personen, denen dies zur Charakteristik dient, umgeben. Liegt dieses Attribut nur um den Kopf, so pflegt man es Nimbus, liegt es um den ganzen Körper, Aureole zu nennen. Die ovale (mandelförmige) Umfassung heißt mandorla. Die christl. Ikonographie gibt die Aureole nur den göttlichen Personen der Dreieinigkeit, bisweilen der Madonna, namentlich bei der Himmelfahrt. Der Nimbus hat die verschiedensten Formen: er erscheint zirkelrund, dreieckig, viereckig, mit Flammen und Strahlen. Bisweilen ist er in der Malerei wie im Strahlenschein gegeben, der sich nach außen ohne scharfen Umriß verliert; mitunter streng peripherisiert, bisweilen nur in der Umrißlinie angedeutet, bisweilen in elliptischer Form über dem Haupte schwebend. Charakteristisches Zeichen für die Göttlichkeit ist das Kreuz im Nimbus. Außer der Gottheit kommt er den Engeln, den Propheten, der Jungfrau Maria, den Aposteln und Heiligen zu und hatte sonst nach den verschiedenen Personen verschiedene fest bestimmte Formen.

Heiligenstadt, Kreisstadt im Regierungsbezirk Erfurt der preuß. Provinz Sachsen, früher die Hauptstadt des kurmainzischen Eichsfeldes, links an der Leine, in 266 m Höhe, Station der Linie Halle-Nordhausen-Münden der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts nebst Strafkammer und eines Landratsamts (beide im ehemaligen Schlosse des kurmainzischen Statthalters), hat zwei kath. Haupt- und drei Nebenkirchen, sowie eine evang. Kirche im got. Stil aus dem 13. und 14. Jahrh., unter denen die Liebfrauenkirche mit der got. Annenkapelle sich auszeichnet, ein kath. Gymnasium, ein kath. Schullehrerseminar mit Präparandenanstalt, ein Kranken- und Waisenhaus, ein Hospital und zählt (1880) 5411 meist kath. E., welche Ackerbau betreiben, mehrere Cigarrenfabriken, eine Dampfpapiermühle, eine Nadelfabrik und eine mechan. Weberei unterhalten. H. bekam 1227 Stadtrechte durch den Erzbischof Siegfried II. von Mainz und wurde 1802 preußisch.

Der Kreis Heiligenstadt zählt auf 433,8 qkm (1880) 38846 überwiegend kath. E.

Heiliger-Geist-Orden (Ritterorden des Heiligen Geistes zum gerechten Verlangen oder des Knotens), wurde von Ludwig von Tarent 1352 zur Erinnerung an seine Krönung zum König von Jerusalem und Sicilien gestiftet, zählte 300 Ritter, erlosch aber mit dem Tode des Stifters.

Ein anderer H. wurde in Frankreich vom König Heinrich III. 30. Dez. 1578 zum Andenken an seine Thronbesteigung in Frankreich und seine Berufung auf den poln. Thron, welche beide am Pfingstfest stattfanden, gestiftet. Derselbe setzte den Besitz des Michaelordens voraus und zählte 100 Ritter, Ausländer ungerechnet. Das Ordenszeichen war ein grünes achtspitziges Kreuz, auf welchem eine abwärts gekehrte silberne Taube ruhte. Das Band war himmelblau und die Ordenskette golden, aus Lilien, Waffentrophäen und gekrönten Heiligen zusammengesetzt. Durch die Revolution 1792 beseitigt, wurde er 1814 durch Ludwig XVIII. erneuert, aber durch Dekret Ludwig Philipps vom 10. Febr. 1831 wieder aufgehoben.

Ein Orden des Heiligen Geistes von Montpellier wurde 1198 von einem Grafen Guy zu Montpellier zur Unterstützung der Kranken und Armen gestiftet und vom Papst Innocenz III. bestätigt. Papst Clemens XIII. vereinigte ihn mit dem Lazarusorden. [(heilige).

Heilige-Stätten-Frage, s. unter Stätten

Heiligkeit ist im Alten Testament ursprünglich als Prädikat für Gott eine Bezeichnung seiner Erhabenheit über jede Verunreinigung durch die Kreatur und der Unverletzlichkeit seines Wesens und Willens gegenüber aller Kreatur, danach Bezeichnung von allem, was als Eigentum Gottes ausschließlich seinem Dienst geweiht und von profanem Gebrauch ausgesondert war. (S. Heilig.) In der christl. Dogmatik versteht man unter H. diejenige

Eigenschaft Gottes, unter welcher man ihn als Urquell und Urbild sittlicher Vollkommenheit oder als den die Ordnungen der sittlichen Welt unverbrüchlich aufrecht erhaltenden absolut guten Willen betrachtet.

Heiligkeit (Seine, Sanctitas sua) ist das Prädikat des Papstes, welcher als das Oberhaupt der röm.-kath. Kirche Allerheiligster Vater in Christo (Sanctissime Pater in der Anrede, Sanctitas Vestra im Kontext) genannt wird.

Heiligkreuz, Badeort in Tirol, s. unter Hall.

Heiligsprechung, s. Kanonisation; vgl. Heilig.

Heiligtumsfest, s. Heiltumsfest.

Heiligung, s. Heilig und Heilsordnung.

Heiling (Hans), nach böhm. Sage ein Erd- oder Berggeist, der eine Sterbliche liebte, dieselbe heiratete, aber von Eifersucht gequält, sie und ihre Umgebung in Felsen (Hans-Heilingsfelsen, zwischen Karlsbad und Elnbogen) verwandelte. Marschner hat den Stoff zu einer Oper benutzt.

Heilkunde oder Heilkunst, s. Medizin.

Heilmittel, im weitern Sinne alles, was zur Beseitigung und Heilung von Krankheiten und Störungen jedweder Art benutzt wird, im engern Sinne die in den Apotheken bereiteten Arzneimittel oder Medikamente. Man pflegt folgende Klassen von H. zu unterscheiden: 1) die pharmaceutischen Heilmittel oder Arzneimittel (s. d.), chemisch wirkende Stoffe, welche teils dem Tierreich, teils dem Pflanzen- und Mineralreich entnommen werden und hinsichtlich ihrer physik. und chem. Eigenschaften, ihrer Anwendung und Wirkungsweise die größte Verschiedenartigkeit darbieten; 2) die diätetischen Heilmittel, welche teils für sich allein, teils in Verbindung mit andern H. angewendet werden und in vielen Fällen mehr vermögen als alle übrigen H. zusammengenommen; hierher gehören die zweckmäßige Wahl der Nahrungsmittel und Getränke (s. Diät), gehörige Hautpflege durch Bäder, Waschungen und Abreibungen, die Beschaffung einer möglichst reinen sauerstoffreichen Luft (Land- und Waldluft, klimatische Kuren), geregelter Schlaf, sowie gehörige Ruhe und Schonung des kranken Körperteils, ferner zweckmäßige Bewegungen (s. Heilgymnastik) u. dgl. m.; 3) die physikalischen Heilmittel, welche in den erkrankten Organen und Geweben rein physik. Veränderungen hervorrufen und dadurch unter Umständen gewisse pathol. Veränderungen zu beseitigen im Stande sind; hierher zählen die Kälte und die Wärme in ihren verschiedenen Anwendungsweisen, die Elektricität (s. Elektrotherapie), die Einatmung komprimierter Luft (s. d.) u. a.; 4) die chirurgischen oder mechanischen Heilmittel, solche Stoffe und Gerätschaften, welche, mit dem Körper in Berührung gebracht, eine rein mechan. Wirkung auf denselben ausüben, wie die zahlreichen Instrumente, deren sich der Arzt bei der Vornahme chirurgischer Operationen bedient, die verschiedenartigen Verbandstoffe und Bandagen, orthopädischen Apparate u. dgl. Die Lehre von der Anwendung und Wirkungsweise der H. pflegt man als Heilmittellehre oder Pharmakologie zu bezeichnen.

Heilmittellehre, s. Pharmakologie.

Heilmonat, s. Dezember.

Heilquellen, s. unter Mineralwasser.

Heilsarmee (Salvation-army) oder Heer der Seligmacher nennt sich in England eine militärisch organisierte Gemeinschaft von Männern und Frauen, welche beabsichtigt, daß alle Menschen sich dem Willen Gottes unterwerfen, oder wenigstens den Ansprüchen, welche Gott an ihre Liebe und ihren Dienst hat, Gehör geben. Diese neueste und abenteuerlichste Form methodistischer Bekehrungen ist begründet im J. 1865 im östl. Teile Londons, durch William Booth, den jetzigen «General». Booth ward 1829 in Nottingham geboren. Obgleich die Eltern der anglikan. Kirche angehörten, wandte er sich mit 14 Jahren zu den Methodisten, wurde schon 1846 Laienprediger, 1853 Pastor in London. Er fand bedeutenden Beifall und wurde deshalb als Evangelist durch ganz England geschickt. Nachdem Booth sich mit den Methodisten (Wesleyanern) überworfen hatte, trieb er seit 1862 seine Erweckungspredigten auf eigene Hand. Seit 1865 wandte er sich an die sittlich verkommensten Schichten der londoner Bevölkerung und predigte ihnen auf Straßen und Plätzen unter freiem Himmel die Notwendigkeit der Buße. Auch andere große Städte besuchte er und fand überall neben lautem, erbittertem Widerspruch auch vielfach Beifall und Zustimmung. Im J. 1878 gab er seinen bereits zahlreichen Anhängern eine feste Organisation und zwar ahmte er bis ins Einzelne militärische Einrichtungen nach. Er selbst blieb als «General» an der Spitze; sein ältester Sohn Bramwell Booth (geb. 1856), welcher schon mit 15 Jahren zu predigen begann, ward «Chef des Generalstabes». Die Leitung von kleinern Abteilungen liegt in den Händen von «Offizieren» (darunter Frau Booth und zwei jüngere Söhne und Töchter), welche nach bestimmter Rangordnung gegliedert und durch besondere Abzeichen kenntlich gemacht sind. Lärmende Aufzüge durch die besuchtesten Straßen und Plätze, wobei lauter Trommelschlag und das Absingen geistlicher Lieder nicht weniger als auffallende Uniformen und Fahnen die Aufmerksamkeit erregen, leiten die Versammlungen ein oder beschließen sie. In den Ankündigungen der Versammlungen heißt es z. B.: Sonntag um 7 Uhr: Kniebeugungen, Verteilung neuer Munition durch den Generalquartiermeister; um 11 Uhr: Herabkommen des heil. Geistes; um 6½ Uhr: Großer Angriff auf den Teufel; um 9 Uhr: Halleluja-Galopp. Oder: der Hauptmann werde 10 Minuten auf dem Kopfe stehen und in dieser Stellung die Bibel erklären u. dgl. m. Bisweilen werden auch «Die-ganze-Nacht-bei-Jesus»-Meetings abgehalten. In England zählt die Armee (1883) 528 Korps mit gegen 2 Mill. Mitgliedern. Die Jahreseinnahmen belaufen sich auf 3—4 Mill. Mark. Ebenso viel beträgt der Wert des Grundeigentums, welches meist aus großen Versammlungshäusern besteht, wozu mit Vorliebe berüchtigte Theater und unsaubere Wirtschaften umgewandelt werden. Die gelesensten Zeitungen: «The war cry», «The little soldier», The auxiliary», werden in vielen Hunderttausend Exemplaren verbreitet.

In England sind zwei Gemeinschaften zur Bekämpfung der H. erstanden. Die Skelettarmee (Skeleton-army) sucht die Aufzüge der H. zu stören. In alten, zerlumpten Uniformen, mit Bannern, auf welchen Skelette gemalt sind, ihre Gassenhauer nach der Melodie geistlicher Lieder singend, ziehen ihre Mitglieder durch die Straßen und suchen Zusammenstöße mit der H. Die kirchliche Armee

(Church-army) hat die militärische Einrichtung der H. adoptiert und sucht ihr im Geiste der engl. Staatskirche entgegenzuwirken. Auch außerhalb Englands ist die H. bereits thätig. In Amerika zählt sie 42, in Australien 41, in Ostindien 7, in Afrika 4 Korps. Auf dem europ. Kontinent hat sie zuerst (März 1881) in Paris den Kampf gegen den Unglauben aufgenommen und zählte 1883 in Frankreich 4 Korps. Die Invasion in die Schweiz (1883) endete nach starken Pöbelexcessen mit der Ausweisung der «Marschallin» und ihres Begleiters. Neuerdings ist auch Schweden in Angriff genommen, und dort scheint die H. günstige Aufnahme zu finden. Der Angriff auf Deutschland wird durch Einübung eines «Deutschen Armeekorps» energisch vorbereitet.

Vgl. Schramm, «Das Heer der Seligmacher oder die H. in England» (Berl. 1883); «The Salvation war» (Lond. 1883); «Was ist die H.?» (Lond. 1884).

Heilsberg, Kreisstadt im Regierungsbezirk Königsberg in der preuß. Provinz Ostpreußen, 62 km im Süden von Königsberg, am Einfluß der Simser in die Alle, ist Sitz eines Amtsgerichts und eines Warendepots der Reichsbank, hat eine evang. und zwei kath. Kirchen, ein Schloß des Bischofs von Ermeland mit Waisenanstalt und zählt (1880) 5874 meist kath. E., welche Stärkefabrikation, Mühlenbetrieb, Flachs- und Ackerbau, Viehzucht und Getreidehandel treiben. H. ist denkwürdig durch die Schlacht, welche hier 10. Juni 1807 von den Franzosen unter Soult gegen die Russen unter Bennigsen angefangen, aber, da ihr rechter Flügel umgangen war, abgebrochen wurde, jedoch die Räumung des russ. Lagers zur Folge hatte.

Der Kreis Heilsberg zählt auf 1096 qkm (1880) 55707 meist kath. E.; Sitz des Landratsamts ist Guttstadt.

Heilsbronn oder Kloster-Heilsbronn, Marktflecken mit (1880) 1238 E., im bayr. Regierungsbezirk Mittelfranken, Bezirksamt Ansbach, 18 km von Ansbach, an der Schwabach, 412 m über dem Meere, Station der Linie Crailsheim-Ansbach-Nürnberg-Furth der Bayrischen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts, verdankt seinen Ursprung dem daselbst 1132 vom Bischof Otto von Bamberg gestifteten Cistercienser-Mönchskloster, welches gleich anfangs die benachbarten Grafen von Abenberg reich dotierten und seit Anfang des 13. Jahrh. deren Erben, die hohenzoll. Burggrafen von Nürnberg, die das Vogteirecht über das Kloster erwarben und daselbst ihr Erbbegräbnis hatten, in ihre besondere Obhut nahmen. Daselbst wurden 1218—1625 zehn Burggrafen von Nürnberg, drei Kurfürsten, fünf Markgrafen von Brandenburg und außerdem viele fränk. Ritter und andere ausgezeichnete Personen beigesetzt. Unter diesen durchgehends historisch interessanten Grabdenkmälern, welche Hocker im «Heilsbronnischen Antiquitätenschatz» (2 Bde., Ansb. 1731—40), später zum Teil der Freiherr von Stillfried herausgegeben und beschrieben hat, befinden sich mehrere von hohem Kunstwert. Das Kloster wurde 1555, endgültig 1640 aufgehoben und in eine Fürstenschule (1581—1736) umgewandelt; 1770 wurden die Klostergebäude mit Ausnahme der 1851—66 restaurierten Kirche abgetragen. Vgl. Stillfried, «Kloster H., ein Beitrag zu den hohenzoll. Forschungen» (Berl. 1877); Muck, «Geschichte von Kloster H. von der Urzeit bis zur Neuzeit» (3 Bde., Nördl. 1879—80).

Heilsmittel, soviel wie Gnadenmittel.

Heilsordnung (ordo salutis) heißt in der christl. Dogmatik die bestimmte Art und Weise, wie die Menschen durch die Gnade Gottes des durch Jesus Christus erworbenen Heils teilhaftig werden sollen. (S. Gnade.) In den Symbolischen Büchern wie in den ersten dogmatischen Lehrbüchern der prot. Kirche ist die Lehre von der H. nicht für sich, sondern in den Abschnitten über die Buße, den Glauben, die guten Werke u. s. w. behandelt worden. Erst spätere Theologen, wie Baumgarten, Michaelis u. a., brauchten den Ausdruck ordo salutis und teilten die H. in gewisse Stufen, welche der Mensch zurücklegen muß, um aus einem Kinde des Zorns ein Kind der Gnade zu werden und im Stande der Gnade zur höchsten Vollendung emporzusteigen. Indessen wenn auch nicht der Ausdruck, so ist doch die Sache selbst weit älter, und schon im luth. Katechismus Art. 3 und in der Konkordienformel im Artikel vom freien Willen werden die Berufung, Erleuchtung, Bekehrung, Heiligung als besondere Stufen in der H. bezeichnet. Im Unterschied von dem religiösen Prozeß, welcher in den beiden Stücken der Buße und des rechtfertigenden Glaubens besteht, bezeichnet man mit den verschiedenen Stufen der H., genau genommen, die verschiedenen Momente im Prozeß der sittlichen Erneuerung des Menschen, obwohl die Dogmatiker, indem sie die religiöse und die sittliche Seite der Heilsaneignung nicht immer scharf genug auseinanderhielten, gerade in diesem Lehrstücke vielfach im Unklaren geblieben sind. Die freisinnige Theologie versteht den Begriff der H. von den auf der religiösen Vollendungsstufe, wie dieselbe durch Christus offenbart worden ist, geltenden Gesetzen des religiösen Lebens und beschreibt sie als die ewig von Gott geordnete, aber erst im Christentum geschichtlich verwirklichte Weise, der Versöhnung mit Gott und mittels derselben des ewigen Lebens teilhaftig zu werden, also im scharfen Unterschiede von der Naturordnung und moralischen Weltordnung, als den Vorstufen des religiösen Bewußtseins, die in die Vollendungsstufe übergehen müssen. Der Naturordnung entspricht die Naturreligion, der moralischen Weltordnung die Gesetzesreligion, der H. die Erlösungsreligion.

Heiltumsfest (Heiligtumsfest, Festum armorum Christi), Fest am Freitag nach der Osteroktave, zur Ehre der Marterwerkzeuge Christi.

Heilung (Sanatio), der Übergang der Krankheit zu dem normalen Zustand, zur Gesundheit, erfolgt entweder ohne jedes Zuthun des Arztes durch den sog. Naturheilungsprozeß, d. h. durch die im Körper wirksamen physik. und chem. Prozesse des Stoffwechsels, welche die vorhandenen krankhaften Veränderungen der Gewebe bald schneller, bald langsamer wieder entfernen und so eine mehr oder weniger vollkommene Ausgleichung der betreffenden Störung herbeiführen (sog. Naturheilung oder spontane Heilung), oder durch das Eingreifen des Arztes, indem der letztere unter Benutzung der vorhandenen physiol. Einrichtungen und Kräfte des Körpers häufig auch in solchen Fällen eine befriedigende H. herbeiführt, in denen der Naturheilungsprozeß ohne gehörige Unterstützung seitens der Kunst die krankhafte Störung gar nicht oder nur sehr unvollkommen zu beseitigen vermag (sog. Kunstheilung).

Im Grunde genommen besteht zwischen beiden Formen der H. kein wesentlicher Unterschied; auch

die Kunstheilung erfolgt mit Hilfe derselben physik. und chem. Vorgänge des Organismus wie die Naturheilung, aber indem sie vielfach die äußern Bedingungen, welche auf das Kranksein wirken, vorteilhaft zu regeln und neue äußere Bedingungen, die ohne Eingreifen der Kunst sicher nicht eintreten würden, herbeizuführen versteht, erreicht die ärztliche Kunst oft genug unter Anwendung energischerer Mittel ungleich schneller und sicherer, was die Natur nur langsam oder nur auf Umwegen zu erreichen vermag. Ein eingeklemmter Darmbruch heilt, sich selbst überlassen, im günstigsten Falle nur nach längerm und schwerem Siechtum und mit Hinterlassung eines widernatürlichen Afters, eines ebenso ekelhaften als lästigen Übels, oder führt, was noch häufiger, durch allgemeine Bauchfellentzündung zum Tode, wogegen rechtzeitiges ärztliches Eingreifen vermittelst der Bruchoperation in den allermeisten Fällen vollkommene Heilung in kürzester Frist und ohne Hinterlassung irgend welcher weitern Störung bewirkt. Ähnliches gilt von vielen andern chirurgischen Krankheiten (Geschwülsten, Knochen- und Gelenkleiden, Geschwüren u. dgl.), von gewissen Geburtshindernissen und manchen innern Krankheiten, bei denen die ärztliche Kunst einen günstigen Ausgang der betreffenden Krankheit zu erreichen versteht, während die Natur, sich selbst überlassen, nur eine unvollkommene H., mit Hinterlassung organischer Fehler und Gebrechen, erreicht oder gar die Vernichtung des erkrankten Teils (Brand) oder des ganzen Körpers (Tod) nicht abzuwenden vermag. Vollständig oder radikal nennt man die H., wenn die Krankheit gänzlich und dauernd beseitigt ist, unvollständig oder unvollkommen, wenn die Krankheitsprodukte nicht gänzlich entfernt werden können und dadurch gewisse krankhafte Zustände zurückbleiben. (S. Gesundheit, Krankheit, Stoffwechsel.)

Hei-lun-tsian, chines. Stadt, s. Aigun.

Heim (Albert), Geolog, geb. 12. April 1849 in Zürich, studierte in Zürich und Berlin, wurde 1871 Privatdocent der Geologie am Polytechnikum und an der Universität zu Zürich, 1873 Professor der Geologie am Polytechnikum, 1875 auch außerord. Professor an der Universität. Seit 1881 ist er Vorstand der naturwissenschaftlichen Abteilung am Polytechnikum und Direktor der geolog. Sammlungen. Er veröffentlichte namentlich: «Über einen Fund aus der Renntierzeit» (Zür. 1874), «Untersuchungen über den Mechanismus der Gebirgsbildung» (2 Bde., mit Atlas, Bas. 1878, sein Hauptwerk), «Über Bergstürze» (Zür. 1882), zahlreiche andere Abhandlungen und eine Reihe von ihm selbst gezeichneter Panoramen. Diese wie auch sämtliche Tafeln zu seinen wissenschaftlichen Arbeiten wurden auch von ihm selbst lithographiert.

Heim (Ernst Ludw.), berühmter Arzt, geb. 22. Juli 1747 zu Solz im Meiningischen, wo sein Vater Johann Ludwig H., der Herausgeber der «Hennebergischen Chronik» (3 Bde., Meining. 1767—77), als Pastor 1785 starb, kam 1764 auf das Lyceum zu Meiningen und 1766 auf die Universität zu Halle, wo er sich der Heilkunde widmete. Er erhielt 1772 die mediz. Doktorwürde gleichzeitig mit seinem Freunde Muzel, mit welchem er dann eine wissenschaftliche Reise machte, zu der Muzels Vater, der Leibarzt Friedrichs II., das Geld gab. Sie besuchten Norddeutschland, Holland, wo sie längere Zeit in Leiden sich aufhielten, England und Frankreich. Nach der Rückkehr 1775 ging H. nach Berlin und von hier 1776 nach Spandau, wo er als Physikus und einige Jahre später als Kreisphysikus des Havellandes angestellt wurde. Im J. 1783 wendete er sich nach Berlin, wo er 1799 zum Geheimrat, 1810 zum Leibarzt des Prinzen Ferdinand ernannt wurde. Nur kurzer Zeit bedurfte es, um ihm hier unter allen Ständen Anerkennung und eine sehr große Popularität zu verschaffen. Seine Krankenlisten, nach denen er jährlich 3—4000 arme Kranke unentgeltlich behandelte, oft noch unterstützte, bezeugten, daß menschliche Tugenden und ärztliche Vorzüge sich bei ihm in seltener Vereinigung fanden. H. starb 15. Sept. 1834.

Eine Sammlung «Vermischte mediz. Schriften» aus seinen Papieren veranstaltete Paetsch (Lpz. 1836). H. war übrigens der erste Arzt, der in Berlin die Kuhpocken einimpfte. In der Botanik verwendete er besondern Fleiß auf die Kenntnis der Moose. H.s Biographie («Der alte H.», 2 Bde., Lpz. 1835; 3. Aufl. 1879) wurde von seinem Schwiegersohn Keßler verfaßt.

Heim (François Jos.), franz. Historienmaler, geb. 16. Dez. 1787 zu Belfort, trat 1803 zu Paris bei dem Maler Vincent als Lehrling ein und erhielt 1807 mit seinem Theseus den großen Preis, sodaß er als Staatspensionär auf fünf Jahre nach Rom gehen konnte. Nach seiner Rückkehr verschaffte ihm auf der Ausstellung von 1812 sein Gemälde Jakobs Ankunft in Mesopotamien die goldene Medaille erster Klasse, die ihm auch 1817 für die Bilder Ptolemäus Philopator und Josephs Rock zuerkannt wurde. Außer verschiedenen in den nächsten Jahren entstandenen Märtyrergeschichten malte er 1824 das Blutbad der Juden im Tempelhofe zu Jerusalem. Im J. 1827 erschien das Bild, welches Karl X. darstellt, wie er am Schlusse der Ausstellung von 1824 Belohnungen an die Künstler austeilt, ein Meisterstück feiner und geistreicher Darstellung, mit mehr als 100 Porträts. Der Kupferstecher Jazet verfertigte nach diesem Bilde ein großes Blatt in Aquatintamanier. Auch auf der Ausstellung von 1855 war er durch bedeutende Bilder vertreten. Ungeachtet der nachgedunkelten Töne, welche die Gesamthaltung seiner Gemälde teilweise entstellen, bemerkt man an denselben ein redliches Streben nach Wahrheit und eine gewissenhafte Sorgfalt für Komposition. Seine Kirchenbilder leiden dagegen an einer gewissen Kälte. H. war seit 1829 Mitglied des Instituts, seit 1839 Professor der Akademie. Er starb zu Paris 2. Okt. 1865.

Heimann (Wasilij Alexandrowitsch), russ. Generallieutenant, stammte von unbemittelten Eltern deutscher Abkunft und wurde 1823 im Gouvernement Kowno geboren. H. besuchte das Gymnasium zu Grodno, trat 1839 als Unteroffizier in das Nischegorodsche Infanterieregiment, diente dann im 4. kaukas. Linienbataillon und wurde 1844 Offizier im Kabardinischen Jägerregiment. Er blieb stets in der Kaukasusarmee, deren Feldzüge er fast sämtlich mitmachte, wurde 1861 Oberst und entschied 1862 und 1863 die Niederwerfung der noch unabhängigen Stämme im westl. Kaukasus. Seit 1872 Generallieutenant und Chef der 20. Infanteriedivision, führte er dieselbe beim Ausbruch des Türkenkriegs 1877 nach Kars. H. erstürmte 17. Mai die Festung Ardahan, führte dann die

nördliche der Kolonnen, die Mukhtar Pascha nach Erzerum folgten, wurde aber durch die Schlacht bei Zewin zur Rückkehr nach Kars genötigt und nahm als Führer eines selbständigen Korps an den in der Nähe dieser Festung stattfindenden Kämpfen teil. In der Schlacht bei Awliar 15. Okt. 1877 stürmte H. die Mitte der türk. Stellung und entschied die Niederlage Mukhtar Paschas, führte dann eine Kolonne über den Soghanlü Dagh, schlug die Türken am Demirboinpaß und warf dieselben nach Erzerum zurück, welches ihm auf Grund des Vertrags von San-Stefano übergeben wurde. H. kehrte krank nach Kars zurück und starb dort 25. April 1878 am Typhus.

Heimarmene (grch.), Verhängnis, Schicksal.

Heimat bedeutet ursprünglich den Ort, an welchem man sein Haus (Heim) hat, an welchem man wohnt, ist also genau entsprechend dem lat. domicilium. Die H. steht im Gegensatz zum Ort des zeitlichen Aufenthalts und ist andererseits verschieden von der Staatsangehörigkeit oder dem Indigenat. Die H. ist die rechtlich anerkannte und tatsächlich wirksame Zugehörigkeit zu einer Gemeinde, auf welcher die kommunalpolit. Rechte und Pflichten beruhen; daher sind die Voraussetzungen für den Erwerb und Verlust der H. rechtlich geregelt. Hierdurch entstand allmählich ein Unterschied zwischen H. und Domizil; denn das letztere wird durch Niederlassung an einem Orte begründet, auch ohne daß die Bedingungen für den Erwerb des Heimatrechts an diesem Orte oder für den Verlust desselben an dem frühern Wohnorte gegeben sind. Während für den Gerichtsstand und die privatrechtlichen Beziehungen das Domizil maßgebend wurde, hatte für den Gewerbebetrieb, die Gemeindebürgerrechte und den Anspruch auf Armenunterstützung die H. ihre alte Bedeutung bis in die neuste Zeit beibehalten. Hierdurch entstand ein vom Domizil verschiedener Rechtsbegriff der H. (S. Heimatsrecht.)

Heimatsamt oder genauer: «Bundesamt für das Heimatwesen» ist eine durch das Bundesgesetz über den Unterstützungswohnsitz vom 6. Juni 1870 errichtete Behörde, welche ihren Sitz in Berlin hat. Sie besteht aus einem Vorsitzenden und mindestens vier Mitgliedern; der Vorsitzende sowohl als auch mindestens die Hälfte der Mitglieder muß die Qualifikation zum Richteramt besitzen. Der Vorsitzende und die Mitglieder werden auf Vorschlag des Bundesrats vom Kaiser auf Lebenszeit ernannt und sind in Beziehung auf Versetzung in ein anderes Amt, auf einstweilige und zwangsweise Versetzung in den Ruhestand, Disziplinarbestrafung und vorläufige Dienstenthebung den Mitgliedern des Reichsgerichts gleichgestellt. Das Amt kann als Nebenamt übertragen werden. Das H. entscheidet in letzter Instanz in Streitigkeiten zwischen verschiedenen Armenverbänden über die öffentliche Unterstützung Hilfsbedürftiger, sofern die streitenden Armenverbände verschiedenen Bundesstaaten angehören. Überdies ist es den Einzelstaaten überlassen, im Wege der Landesgesetzgebung zu bestimmen, daß die Entscheidung letzter Instanz in Streitigkeiten zwischen Armenverbänden desselben Staats über die Pflicht zur Unterstützung Hilfsbedürftiger dem H. übertragen werde. Von dieser Ermächtigung haben Gebrauch gemacht Preußen, Hessen, die Mehrzahl der thüring. Staaten, Anhalt, Braunschweig, Lippe, Lübeck. In Bayern und Elsaß-Lothringen ist das Gesetz vom 6. Juni 1870 nicht eingeführt. Der Geschäftsgang des H. ist durch ein im «Centralblatt für das Deutsche Reich» 1873 abgedrucktes Regulativ geordnet. Die Entscheidungen des Bundesamts erfolgen gebührenfrei in öffentlicher Sitzung nach erfolgter Ladung und Anhörung der Parteien und werden «Im Namen des Deutschen Reichs» erlassen. Eine Sammlung derselben, herausgegeben von Wohlers, erscheint seit 1873 in Berlin, auch werden die wichtigern in dem citierten «Centralblatt» veröffentlicht.

Heimatshafen oder Registerhafen eines Schiffs heißt derjenige Hafen, von welchem aus mit diesem Schiffe die Seefahrt betrieben wird und in dessen Register dasselbe daher eingetragen wird (Reichsgesetz vom 25. Okt. 1867, §. 5); den Namen seines H. muß jedes Schiff an seinem Heck in gut sichtbaren und fest angebrachten Schriftzeichen führen. Abgesehen von seiner Wichtigkeit für die Kontrolle und wirksame Beaufsichtigung der Seeschiffahrt ist das Institut des H. auch für das Privat- und Prozeßrecht von großer Bedeutung, weil der Reeder in dem H. eines jeden seiner Schiffe ein Quasidomizil hat und gegenüber seinen Reedereigläubigern daselbst Recht zu nehmen verpflichtet ist.

Heimatsrecht ist die Zugehörigkeit zu einer Gemeinde und daher im allgemeinen gleichbedeutend mit Gemeindebürgerrecht. Bis zur Gründung des Norddeutschen Bundes war das H. in den meisten deutschen Staaten die Voraussetzung für die Ausübung wichtiger Rechtsbefugnisse, insbesondere der Niederlassung, des Grunderwerbes, des Gewerbebetriebes, der Eheschließung und der Gründung eines eigenen Hausstandes, und namentlich beruhte auf dem H. der Anspruch auf Unterstützung im Falle der Verarmung. Dabei waren die Voraussetzungen für den Erwerb des H. in den Landesgesetzen sehr verschiedenartig bestimmt. Abgesehen von der regelmäßigen Begründung des H. durch Abstammung entstand dasselbe bald durch Aufenthalt von bestimmter Dauer, bald durch Verleihung gegen Entrichtung eines Einzugs- oder Bürgergeldes. Die Gesetzgebung des Norddeutschen Bundes, beziehentlich des Deutschen Reichs hat zwar das H. an sich nicht unmittelbar geregelt, ihm aber den weitaus größten Teil seiner praktischen Bedeutung entzogen. Die Verfassung hat im Art. 3 zunächst den Grundsatz zur Geltung gebracht, daß der Angehörige eines jeden Bundesstaats in jedem andern Bundesstaate als Inländer zu behandeln sei, zugleich aber ausdrücklich anerkannt, daß diejenigen Bestimmungen, welche die Armenversorgung und die Aufnahme in den lokalen Gemeindeverband betreffen, durch diesen Grundsatz nicht berührt werden. Ebenso hat das Reichsgesetz vom 1. Juni 1870 zwar die Erwerbung und den Verlust der Bundes- und Staatsangehörigkeit, nicht aber den Erwerb und Verlust der Gemeindeangehörigkeit geregelt. Dagegen hat bereits der Norddeutsche Bund durch eine Anzahl von speziellen Gesetzesbestimmungen die meisten Vorschriften der Landesgesetze, durch welche Ortsfremde von den mit dem H. verbundenen Befugnissen ausgeschlossen waren, beseitigt. In erster Reihe steht hier das Gesetz über die Freizügigkeit vom 1. Nov. 1867, welches nach der Reichsgründung in den süddeutschen Staaten mit Einschluß von Bayern und Elsaß-Lothringen eingeführt worden ist. Dasselbe bestimmt, daß jeder Reichsangehörige das Recht hat, innerhalb des Bundesgebiets an jedem Orte sich aufzuhalten

oder niederzulassen, wo er eine eigene Wohnung oder ein Unterkommen sich zu verschaffen im Stande ist; ferner an jedem Orte Grundeigentum zu erwerben und unter den für Einheimische geltenden gesetzlichen Bestimmungen Gewerbe aller Art zu betreiben. Das Reichsgesetz hebt dabei ausdrücklich hervor, daß in der Ausübung dieser Befugnisse der Bundesangehörige weder durch die Obrigkeit seiner Heimat noch durch die Obrigkeit des Ortes, in welchem er sich aufhalten oder niederlassen will, gehindert oder durch lästige Bedingungen beschränkt werden darf, und daß ihm insbesondere nicht wegen fehlender Landes- oder Gemeindeangehörigkeit der Aufenthalt, die Niederlassung, der Gewerbebetrieb oder der Erwerb von Grundeigentum verweigert werden darf. Ferner hat das Gesetz vom 4. Mai 1868 den Rechtssatz sanktioniert, daß Bundesangehörige zur Eingehung einer Ehe oder zu der damit verbundenen Gründung eines eigenen Haushalts weder des Besitzes noch des Erwerbes einer Gemeindeangehörigkeit oder des Einwohnerrechts, noch der Genehmigung der Gemeinde (Gutsherrschaft) oder des Armenverbandes, noch einer obrigkeitlichen Erlaubnis bedürfen; auch wurde es untersagt, von der ortsfremden Braut ein Zuzugsgeld oder eine sonstige Abgabe zu erheben. Sodann wurden die Bedingungen für den Gewerbebetrieb durch die Gewerbeordnung und die zu derselben ergangenen Abänderungs- und Ergänzungsgesetze einheitlich geregelt und hierbei der im Freizügigkeitsgesetz bereits ausgesprochene Grundsatz festgehalten und das den Zünften und kaufmännischen Korporationen nach Landesgesetz etwa noch zustehende Recht, andere von dem Betriebe eines Gewerbes auszuschließen, aufgehoben. In Elsaß-Lothringen ist aber die Gewerbeordnung (mit Ausnahme des auf Ärzte sich beziehenden §. 29) nicht eingeführt worden. Endlich hat das Gesetz vom 6. Juni 1870 über den Unterstützungswohnsitz das Recht auf Unterstützung im Falle der Bedürftigkeit in der Art geregelt, daß nicht das Gemeindebürgerrecht oder H. die Grundlage desselben bildet, sondern daß dasselbe durch zweijährigen ununterbrochenen Aufenthalt in dem Bezirk eines Armenpflegeverbandes erworben wird. Freilich besteht noch gegenwärtig eine große Meinungsverschiedenheit darüber, ob es praktischer und zweckmäßiger sei, die Unterstützungspflicht nach der Heimat oder nach dem Aufenthalt des Bedürftigen zu normieren; und man hat auch davon Abstand genommen, das Reichsgesetz vom 6. Juni 1870 in Bayern und in Elsaß-Lothringen einzuführen. Infolge aller dieser Gesetze ist das H., außer in Bayern, nur noch von praktischer Bedeutung geblieben hinsichtlich des Wahlrechts und der Wählbarkeit zu den kommunalen Ehrenämtern und Vertretungskörpern und hinsichtlich des Genusses der für Gemeindebürger bestimmten Güter und Stiftungen. Bemerkenswert ist, daß die durch Art. 4, Ziff. 1 der Reichsverfassung begründete Kompetenz des Reichs zur Gesetzgebung und Beaufsichtigung in Bayern hinsichtlich der Heimats- und Niederlassungsverhältnisse ausgeschlossen ist.

Vgl. Arnoldt, «Freizügigkeit und Unterstützungswohnsitz» (Berl. 1872); Rocholl, «System des deutschen Armenpflegerechts» (Berl. 1873); Eger, «Das Reichsgesetz über den Unterstützungswohnsitz» (Berl. 1874); G. Meyer, «Lehrbuch des deutschen Verwaltungsrechts» (Bd. 1, Lpz. 1883). Über das bayrische H. sind die maßgebenden Bestimmungen enthalten in dem bayr. Gesetz vom 16. April 1868 und dem Abänderungsgesetz vom 23. Febr. 1872. Einen Kommentar hierzu lieferte Riedel (5. Aufl., besorgt von L. A. Müller, Nördl. 1881).

Heimbach (Gust. Ernst), Jurist, geb. 15. Nov. 1810 zu Leipzig, wurde 1840 außerord. Professor der Rechte zu Leipzig und starb daselbst 24. Jan. 1851. Er veröffentlichte: «Die Lehre von der Frucht» (Lpz. 1843), «Die Lehre vom Creditum» (Lpz. 1844), «Ἀνέκδοτα» (3 Bde., Lpz. 1838—43), «Authenticum» (2 Bde., Lpz. 1846—51), «Harmenopuli manuale legum» (Lpz. 1851).

Heimbach (Karl Wilh. Ernst), Jurist, Bruder des vorigen, geb. 29. Nov. 1803 zu Merseburg, wurde 1828 ord. Professor des sächs. Rechts zu Jena, 1832 Oberappellationsgerichtsrat zu Jena, später Vizepräsident des Oberappellationsgerichts daselbst und starb in Jena 4. Juli 1865. Er veröffentlichte: «Lehrbuch des partikulären Privatrechts der zu den Oberappellationsgerichten zu Jena und Zerbst vereinigten Länder» (Jena 1848; Nachtrag 1853), «Lehrbuch des sächs. bürgerlichen Prozesses» (3 Bde., Jena 1852—61), «Jurist. Abhandlungen und Rechtsfälle» (mit Ortloff, Schüler und Guyet, 2 Bde., Jena 1847—57), «Basilicorum libri LX» (6 Bde., Lpz. 1833—70).

Heimburg (Gregor von), einer der tüchtigsten Rechtsgelehrten und edelsten deutschen Männer seiner Zeit, geb. zu Anfang des 15. Jahrh. in Würzburg, trat während des Konzils zu Basel in die Dienste des ihm befreundeten Äneas Sylvius (nachmaligen Papstes Pius II.) und verteidigte, wie damals auch dieser, energisch den Standpunkt des Konzils gegenüber dem des Papstes. Im J. 1433 wurde er in Nürnberg als Syndikus angestellt, doch hinderte ihn dieses Amt nicht, an weitern und engern Händeln seines Vaterlandes teilzunehmen und in den Diensten verschiedener Fürsten zu arbeiten. So hatte er einen bedeutenden Anteil an der Neutralitätserklärung der deutschen Kirche in dem fortdauernden Streite zwischen dem Konzil und Papst Eugen IV. am 17. März 1438; ferner war er ein Mitglied der kurfürstl. Gesandtschaft an Papst Eugen IV. im J. 1446, welche die Wiedereinsetzung der vom Papst wegen ihrer Hinneigung zu dem Gegenpapst Felix V. abgesetzten Kurfürsten von Köln, Mainz und Trier bewirken sollte. Auf dem Tage von Wienerisch-Neustadt 1452 vertrat er die Rechte der Stadt Nürnberg in dem Streite, in den sie mit Markgraf Achilles von Brandenburg geraten war, und bekämpfte namentlich das Gesetz der Goldenen Bulle über die Fürstengerichte. Zu dieser Zeit trat er, nachdem er das nürnberger Syndikat aufgegeben, in die Dienste Erzherzog Albrechts von Österreich. Als dessen Gesandter erschien er auf dem Kongreß zu Mantua 1459, wo er infolge seiner energischen Opposition gegen den von Pius II. geplanten Türkenzug mit dem Papst in Konflikt geriet, der sich durch die Verhandlungen über die Besetzung des brixener Bistums, in welchen H. als Sachwalter Herzog Sigismunds von Tirol auftrat, bis zu dem Grade verschärfte, daß 20. Jan. 1464 der Bann über H. verhängt wurde. Nach der Aussöhnung Herzog Sigismunds mit dem Papst 1464 fand H. Aufnahme bei dem König Georg Podiebrad von Böhmen und nach dessen Tode, 22. März 1470, bei den Herzögen von Sachsen in Dresden. Im J. 1472 erlangte

er durch Papst Sixtus IV. Lösung vom Bann und starb im August desselben Jahres. Seine Schriften, wesentlich polemischen Inhalts, wie die Streithändel auf staatlichem und kirchlichem Gebiete, in denen er thätig war, es mit sich brachten, spiegeln sein stürmisches, wahrhaftiges und treues Wesen wieder und zeugen von der ihm nachgerühmten hohen Beredsamkeit. Sie erschienen gesammelt als «Scripta nervosa justitiaeque plena» (Frankf. 1608). Gustav Pfizer hat den Gegensatz des Charakters von H. und Aneas Sylvius in einem poetischen Werke: «Der Deutsche und der Welsche» (1844), schön geschildert. Vgl. Hagen, «Zur polit. Geschichte Deutschlands» (Stuttg. 1842), und Clemens Brockhaus, «Gregor von H.» (Lpz. 1861).

Heimburg (W.), Pseudonym für Bertha Behrens, Schriftstellerin, geb. 7. Sept. 1850 zu Thale am Harz als Tochter eines Arztes, verlebte ihre Jugend in Quedlinburg, Glogau und Salzwedel, wo ihr Vater Oberstabsarzt war. Ihr späterer Wohnort war Frankfurt a. M., dann Arnstadt, seit 1882 Kötzschenbroda. Ihre erste Novelle «Mianie» erschien in der «Illustrierten Modenzeitung», die zweite, «Aus dem Leben meiner alten Freundin» (3. Aufl., Lpz. 1881), zuerst in der «Magdeburgischen Zeitung», andere namentlich in der «Gartenlaube». In Buchform erschienen: «Lumpenmüllers Lieschen» (Lpz. 1879), «Kloster Wendhusen» (Lpz. 1880), «Ihr einziger Bruder» (2. Aufl., Lpz. 1883), «Waldblumen» (2. Aufl., Lpz. 1882), «Ein armes Mädchen» (Lpz. 1884).

Heimbürge, Aufseher, Verwalter einer Gemeinde, Gemeindevorsteher, Dorfrichter; der Ausdruck war namentlich im Elsaß und Hessen gebräuchlich, ist aber jetzt als Amtsbezeichnung ausgestorben. In Dresden heißen Heimbürgen und Heimbürginnen mit der Leichenbesorgung beauftragte Personen.

Heimchen oder Hausgrille (Gryllus domesticus), s. Grillen.

Heimdall, eine Gottheit in der nordgerman. Mythologie, wacht auf dem Himmelsberge an der Brücke Bifröst (s. d.), welche das Reich der Asen mit dem der Menschen verbindet. Er sieht und hört schärfer als alle andern Geschöpfe, daher kann nichts seiner Wachsamkeit entgehen. Vor dem Weltuntergange wird er in sein Horn, das Gjallarhorn, blasen, um die Götter zum Kampfe gegen die bösen Elemente zu rufen. H. ist der Sohn Odins und von neun Schwestern; golden sind seine Zähne, Golltopp (Goldmähne) heißt das Roß, auf dem er reitet; hiervon rührt auch sein Name, denn H. heißt «der über die Welt Glänzende». Er ging einst als Rigr zu den Menschen und war hier der Gründer der drei Stände und somit menschlicher Ordnung. Im Mythus vom Halsbande der Freya erscheint H. als Vertreter des guten Elements im Kampfe mit dem bösen Loke.

Heimfall, bei Lehnen Apertur, heißt das Zurückfallen einer Sache oder eines Guts an denjenigen, von welchem es einem andern mit diesem Vorbehalt verliehen worden ist. So fällt das Lehn dem Lehnsherrn heim, wenn der Stamm des Beliehenen erlischt. Ebenso fällt eine Rente, welche einer Person auf ihr Leben oder einer Familie zu bestimmten Zwecken unter dem Vorbehalt des H. bestellt ist, an den Bestellenden zurück, wenn die Person stirbt, die Familie erlischt oder der Zweck aufhört. Dieses Heimfallsrecht versteht sich in den meisten Fällen von selbst, doch ist es ratsam, sich und den Seinigen solches bei Stiftungen auf längere oder unbestimmte Zeit ausdrücklich vorzubehalten. Von dem Heimfallsrecht ist das Recht auf erblose Güter, droit d'épave, und die Erblosigkeit der Fremden, droit d'aubaine, verschieden. Vgl. Tomaschek, «Das Heimfallsrecht» (Wien 1882).

Heimführung der Braut (Donum deductio), im deutschen Privatfürstenrecht der feierliche Einzug eines neuvermählten fürstl. Paars in ihren künftigen Wohnort.

Heimliches Gericht, s. Femgerichte.

Heimsheim, Stadt im württemb. Neckarkreise, Oberamt Leonberg, am Gotzenbach, zählt (1880) 1294 meist evang. E., welche Landwirtschaft betreiben, und hat eine Realschule. Im Schleglerschloß, einem im spätromanischen Stil des 13. Jahrh. erbauten, mit architektonischen Schönheiten geschmückten Steinhause, nahm Graf Eberhard der Milde 1395 sechs Mitglieder des Schleglerbundes, worunter drei sog. Schleglerkönige, gefangen, nachdem er vorher H. in Brand gesteckt hatte. Das neben dem Schleglerschloß zu Anfang des 18. Jahrh. erbaute neue Schloß ist jetzt Schulhaus und hat im Speisesaal schöne Fresken. Die Kirche enthält interessante Grabdenkmäler. Der 965 als Heimsbodesheim zuerst genannte Ort kam 1465 größtenteils, 1687 vollständig an Württemberg.

Heimskringla, das Hauptwerk des norweg. Dichters Snorri Sturluson (s. d.)

Heimsuchung Mariä, s. unter Maria.

Heimsuchungsorden (Orden der Nonnen von der Heimsuchung unserer Lieben Frauen), gestiftet 1610 zu Annecy durch Franz von Sales (s. d.), in Gemeinschaft mit der Frau Johanna Franziska Fremiot von Chantal. Die Mitglieder des Ordens, auch Salesianerinnen genannt, widmeten sich, ohne in Klausur zu leben, der Armen- und Krankenpflege, dem Gebet und der Ascese. Papst Paul V. gab ihnen die Regel des heil. Augustin, Papst Urban VIII. bestätigte sie (1626). Sie verbreiteten sich rasch über Frankreich, Italien, Deutschland, sind dann aber stark wieder zurückgegangen. Ihnen gehörte auch die heil. Margarete Maria Alacoque (s. d.) an.

Miß Nano Nagle begründete 1758 zu Cork einen Orden der Schwestern der Heimsuchung, welcher sich die Erziehung armer Kinder, die Pflege Kranker und Gebrechlicher zur Aufgabe setzte und besonders in England sich ausbreitete. — Einen Orden gleichen Namens stifteten Maria Rivier und Schwester Chantal 1793 zu Thueys bei Aubenas. Dieser Orden fand in Frankreich Verbreitung und widmet sich der Kranken- und Armenpflege, sowie der Erziehung von Waisen.

Heimweh (nostalgia) ist eine durch unbefriedigte Sehnsucht nach der Heimat oder den heimatlichen Verhältnissen hervorgerufene Melancholie (s. d.), welche zugleich die körperliche Gesundheit angreift und so selbst zum Tode führen kann. In diesen schweren Fällen wird der an H. Leidende erst von tiefer Traurigkeit befallen, worauf sich Verdauungsstörungen einstellen, denen Fieber, Tuberkulose, allgemeine Erschöpfung und, wenn keine passende Hilfe geleistet wird, der Tod folgen. Ein jedes Volk liefert Beispiele von Heimwehkranken. Besonders aber verfallen die Gebirgsbewohner und überhaupt die, welche an ein einfaches Naturleben gewöhnt sind, in diese Krankheit, und dies um so

ähnlich, wenn die neuen Verhältnisse mit den gewohnten in einem auffallenden Kontrast stehen, wenn die Entfernung aus der Heimat eine ergreifende, wenn jedes neue Verhältnis mit Widerwärtigkeiten verbunden ist, aber wenn durch Unsicherheit die Entfernung von den Angehörigen besonders fühlbar wird. Als Hauptmittel gegen das H. wird allgemein die Rückkehr in die Heimat und in die gewohnten Verhältnisse empfohlen; ist diese nicht möglich, so muß versucht die Hoffnung baldiger Rückkehr und erhalten werden. Außerdem muß man den Gedanken des Kranken eine andere Richtung zu geben versuchen.

Hein (oder Hain), in der Formel «Freund Hein» eine Bezeichnung des Todes, welche Claudius in die Litteratur einführte, indem er den Tod auf zu ersten und zweiten Teil der «Sämtlichen Werke des Wandsbecker Boten» (1775) in der «Erklärung der Kupfer und Zeichen, für den dort vorgestellten Totentanz» erfunden hat, wofür man es in den Volksmunde entstanden halten, worauf die folgende Stelle in seinen Werken und der Umstand hindeutet, daß H. (nach Grimms «Wörterbuch») Bildung von Heine, einer Koseform von Heinrich, bereits im Mittelalter auch zur Bezeichnung des Teufels diente.

Heim (Franz, Freiherr von), österr. Staatsmann, geb. 28. Juni 1809 in Olmütz, widmete sich juristischen Studien, wurde Advokat zu Johannesberg in Schlesien, dann 1847 in Troppau. Im J. 1848 beschickte er den österr. Reichstag gewählt, nahm er an den Verhandlungen in Kremsier hervorragend Anteil, kehrte 1849 wieder nach Troppau zurück und wurde 1860 in den verstärkten Reichsrat berufen; 1861 (bis 1869) in den schles. Landtag gewählt, wurde H. von da indirekt in den Reichsrat entsendet und dort Präsident des Abgeordnetenhauses. Am 18. Dez. 1862 wurde er als Justizminister in das Kabinett Schmerling berufen und blieb in demselben bis 27. Juli 1865. Bald darauf wurde H. Präsident des wiener Oberlandesgerichts, welche Stelle er bis 1881 bekleidete. Seit 20. Jan. 1869 ist H. lebenslängliches Mitglied des Herrenhauses, wo er zu den Anhängern der deutschliberalen Richtung gehört.

Heine (Heinr.), einer der genialsten deutschen Dichter und Schriftsteller der neuern Zeit, geb. 13. Dez. 1797 zu Düsseldorf, von jüd. Abkunft, studierte in Bonn, Berlin und Göttingen die Rechte, promovierte an letzterer Universität und trat 1825 zum Christentum über. Er lebte seitdem in Hamburg, Berlin und München, bis er 1830 Paris zu seinem bleibenden Aufenthalt wählte. H. widmete sich hier ausschließlich litterarischer Beschäftigung und bezog seit 1830 bis zum Sturze des Ministeriums Guizot im Febr. 1848 ein ansehnliches Jahrgeld aus der Kasse des Ministeriums des Auswärtigen. Seinen Aufenthalt in der franz. Hauptstadt unterbrach er nur durch mancherlei Ausflüge, zuletzt 1844 durch eine Reise nach Hamburg. Seit dieser Zeit versetzte ihn ein Rückenmarksleiden in einen traurigen Körperzustand, der indes die Frische und Beweglichkeit seines Geistes wenig beeinträchtigte. Er starb nach langem Leiden zu Paris 17. Febr. 1856.

H. betrat die litterarische Laufbahn zuerst mit «Gedichten» (Berl. 1822) und den im folgenden Jahre erschienenen Tragödien «Almansor» und «Ratcliff», in denen er sich zwar noch von den Einflüssen der Romantik abhängig zeigte, aber doch schon eine eigentümliche Begabung verriet. Seinen eigentlichen Ruf begründete er durch die beiden ersten Bände der «Reisebilder» (Hamb. 1826—27), die später noch durch zwei neue Bände vermehrt wurden (Hamb. 1830—31; zusammen 4 Bde., 5. Aufl. 1854). Obgleich nur ein Reisetagebuch voll flüchtiger Einfälle und Erfindungen, erregte dieses Werk, in welchem er die formlose Stimmungsfülle in der Litteratur, das deutsche Spießbürgertum und andere humoristische Erscheinungen jener Zeit mit schlagendem Witz geißelte, bei ungeheuerlichstem Aufsehen und tiefe unverwischbare Eindrücke auf die jüngern Gemüter eine revolutionäre Wirkung aus. Ungefähr gleichzeitig aber erschien seine zum Teil sehr originelle Lieder, die er in dem «Buch der Lieder» (Hamb. 1827; 29. Aufl. 1883; Jubiläumsausg. von L. Ulmann, Hamb. 1883) gesammelt herausgab. Hierauf folgten die Schrift «Ludwig Börne. Ein Denkmal» (Hamb. 1840; Verfasser der Schrift war L. Wihl), «Zur Geschichte der neuern schönen Litteratur in Deutschland» (2 Bde., Hamb. 1833; neue Aufl. 1868), «Französische Zustände» (Hamb. 1833), eigentlich nur eine Sammlung seiner seit Juli für die «Allgemeine Zeitung» geschriebenen Aufsätze, «Der Salon» (4 Bde., Hamb. 1835—40; 3. Aufl. 1869—71), «Die romantische Schule» (Hamb. 1836), «Shakespeares Mädchen und Frauen mit Erläuterungen» (Par. u. Lpz. 1839), «Über Börne» (Hamb. 1840), «Neue Gedichte» (Hamb. 1844; 6. Aufl. 1858), nebst dem Anhange «Deutschland. Ein Wintermärchen», welches seine letzte Reise nach Deutschland mit treffendem Witz und scharfer Satire darstellt, endlich der dem letztern verwandte «Atta Troll» (Hamb. 1847). Später erschienen noch der «Romanzero» (Hamb. 1851; 4. Aufl. 1859) mit einem höchst eigentümlichen «Nachwort», in welchem er sein Verhältnis zur positiven Religion bespricht, und das fratzenhafte Tanzpoem «Der Doktor Faust» (Hamb. 1851). Seine «Vermischten Schriften» (3 Bde., Hamb. 1854) enthalten die «Geständnisse» und «Lutetia». Eine Gesamtausgabe seiner Werke erschien erst nach seinem Tode (21 Bde., Hamb. 1861—65; neue Ausg., 12 Bde., Hamb. 1876) und im Anschluß daran aus seinem Nachlaß noch «Letzte Gedichte und Gedanken» (3. Aufl., Hamb. 1870). Gegen die Echtheit mehrerer der von Steinmann veröffentlichten «Briefe» (5 Tle., Amsterd. 1861—62) und «Dichtungen» (2 Bde., Amsterd. 1860) sind von Strodtmann Bedenken erhoben worden. H.s Talent ist unzweifelhaft ein sehr bedeutendes. Ein geistvoller Prosaist, erscheint er noch ausgezeichneter als lyrischer Dichter, indem er bald die zartesten Saiten anschlägt, bald wieder die lyrische Harmonie durch ironische grelle Dissonanzen aufhebt, bald durch ein Sprühfeuer des Witzes und der Laune ergötzt. Er kann wie Börne als Vorläufer der Bewegung angesehen werden, welche durch die Julirevolution von 1830 ihre polit. Signatur erhielt. Seine Dichtungen, die in dem Jahrzehnt von 1840—50 erschienen, zeigen das Streben, zusammenhängendere satirische Kunstwerke zu schaffen. Der unnachahmliche Reiz seiner Lyrik wie die seltene Schlagfertigkeit seines Witzes sichern ihm für alle Zeiten eine hervorragende Stelle in der deutschen Litteratur.

Vgl. die Biographien und Charakteristiken H.s von Meißner (Hamb. 1856) und Strodtmann (Hamb. 1857; 2. Aufl., 2 Bde., Berl. 1873—74). Max H., des Dichters Bruder, veröffentlichte «Erinnerungen an Heinrich H. und seine Familie» (Berl. 1868);

ßerdem erschienen «H.s Briefe an seinen Freund
ßes Maser» (Lpz. 1862). Ferner: Stephani,
einrich H. und ein Blick auf unsere Zeit» (Halle
34); Fr. Steinmann, «Heinrich H. Denkwürdig-
iten und Erlebnisse aus meinem Zusammenleben
it ihm» (Prag 1857); Karpeles, «Heinrich H. Bio-
raphische Skizzen» (Berl. 1869); Gädke, «Aus H.s
ichterwerkstatt, eine Studie» (Hamb. 1875); Hüffer,
us dem Leben H.s» (Berl. 1878); «Erinnerungen
H. Von seiner Nichte Maria Embden.-H., Prin-
ssa della Rocca» (Hamb. 1881). Von H.s «Me-
iren» existierten zwei Manuskripte, von denen
eine, ausführlichere, wahrscheinlich vernichtet
rden ist, während das andere, welches nur einen
il von H.s Jugend behandelt, erhalten blieb und
den Besitz des pariser Rechtsgelehrten Henri
ße gelangte. Das letztere erschien, herausgegeben
n Eduard Engel, im Jahrg. 1884 der «Garten-
be» und dann auch als «Supplementband»
mß. 1884) zu den «Sämtlichen Werken».

Heine (Heinr. Eduard), Mathematiker, geb. 15.
ng 1821 zu Berlin, habilitierte sich 1844 in Bonn
, wurde 1856 ord. Professor in Halle. Seine
hriften, welche sich meist auf die höhere Analysis
ziehen, sind meist in Crelles «Journal» veröffent-
cht. Außerdem schrieb er «Handbuch der Kugel-
ktionen» (Berl. 1861). H. starb 24. Okt. 1881
Halle.

Heine (Karl von), namhafter deutscher Chirurg,
. 28. April 1838 zu Cannstatt als Sohn des
chsoden Jakob H., studierte in Tübingen und
rzburg, nahm als Arzt am Schleswig-Holsteini-
n Kriege 1864 teil und legte seine hier gewon-
nen Erfahrungen in dem Werke «Die Schußver-
tzungen der untern Extremitäten» (Berl. 1866)
der. Er wurde dann Assistent der heidelberger
urg. Klinik und nach dem Tode Webers außer-
d. Professor der Chirurgie in Heidelberg. Doch
on 1869 folgte er einem Rufe als ord. Professor
Direktor der neubegründeten chirurg. Klinik zu
lsbruck. Während des Feldzugs in Frankreich
1870 war er in den Feldspitälern zu Nancy thätig.
. 1873 wurde ihm die Leitung der chirurg.
k zu Prag übertragen. Er starb 9. Sept. 1877
einem Besuche in seiner Heimat an den Folgen
phtherie.

Heine (Wilh.), Maler und Reisender, geb. 30.
1827 zu Dresden, bildete sich in Dresden und
rum Künstler und siedelte 1849 nach Neuyork
Von hier bereiste er 1851 Centralamerika;
schloß er sich der Expedition unter Perry nach
n und Ostasien an und 1860 machte er die
Expedition nach Ostasien mit. Im nord-
Bürgerkriege war er Ingenieurkapitän der
lichen Potomac-Armee. Nach dem Kriege
konsul zuerst in Paris, dann in Liverpool,
ich später in Dresden nieder. H. schrieb:
bilder aus Centralamerika» (Lpz. 1853),
n die Erde» (2 Bde., Lpz. 1856), «Die
in den Seen von China, Japan und
Bde., Lpz. 1858—59), «Japan und seine
(Lpz. 1859), «Eine Sommerreise nach
(Berl. 1860), «Eine Weltreise um die
ilipsäre» (Lpz. 1864) und das Pracht-
n» (Dresd. 1873 fg.).

Heinec (Joh. Gottlieb), Jurist, geb.
681 zu Eisenberg, studierte erst zu Leip-
e, dann in Halle die Rechte und wurde
3 Professor der Philosophie, 1720 außerord., 1721 ord. Professor der Rechte. In letzterer Eigenschaft ging er 1723 nach Franeker und 1727 nach Frankfurt a. O., und kehrte 1733 nach Halle zurück, wo er 31. Aug. 1741 starb. Seine philos. und jurist. Lehrbücher, wie das «Antiquitatum Romanarum jurisprudentiam illustrantium syntagma» (Halle 1718; von Haubold, Lpz. 1822), die «Elementa juris civilis secundum ordinem institutionum» (Amsterd. 1725; von Biener, Lpz. 1815), «Elementa juris civilis secundum ordinem pandectarum» (Amsterd. 1728; Frankf. 1775), «Historia juris civilis Romani et Germanici» (Halle 1733; von Schilter, Straßb. 1765), «Elementa juris Germanici» (2 Bde., Halle 1746) behaupteten lange klassisches Ansehen.

Johann Christian Gottlieb H., sein Sohn, geb. 1718 zu Halle, der lange Zeit als Professor an der Ritterakademie zu Liegnitz angestellt war und 1791 zu Sagan starb, hat sich namentlich durch die Herausgabe mehrerer Schriften seines Vaters verdient gemacht, z. B. der «Elementa juris cambialis» (Amsterd. 1743; von Gmelin, Nürnb. 1779), der Brissonschen «Opuscula posthuma» (Halle 1743), der «Opera omnia» (9 Bde., Genf 1744) und der «Antiquitates German. jurispr. patr. illustrantes» (2 Bde., Kopenh. 1772).

Johann Michael H., Bruder des Erstgenannten, geb. zu Eisenberg 12. Dez. 1674, studierte zu Jena und Gießen, ließ sich dann in Helmstedt als Docent nieder und wurde 1699 Diakonus zu Goslar, 1709 Pastor an der Ulrichskirche zu Halle, 1711 Oberpfarrer an der Liebfrauenkirche daselbst und 1720 königl. preuß. Konsistorialrat und Inspektor des Ministeriums im Saalkreise. Er starb 11. Sept. 1722. H. war ein vorzüglicher Kanzelredner und zugleich der erste wissenschaftliche Bearbeiter der Siegelkunde. Sein Werk über die griech. Kirche (Lpz. 1711) hat jetzt noch Wert.

Heinecken (Karl Heinr. von), Kunstkenner, geb. zu Lübeck 1706, wurde Privatsekretär des Grafen Brühl und wegen seiner Verdienste um Sachsen geadelt und zum Geh. Rat ernannt, nach Brühls Tod aber verhaftet, jedoch sehr bald wieder freigelassen. Er starb 23. Jan. 1791 auf seinem Gut Altdöbern in der Niederlausitz. Er ließ auf seine Kosten das Prachtwerk «Recueil d'estampes d'après les plus célèbres tableaux de la galerie royale de Dresde» (2 Bde., Dresd. 1755—57) ausführen. Von seinen Schriften sind anzuführen: «Nachrichten von Künstlern und Kunstsachen» (2 Bde., Lpz. 1768—71) und «Neue Nachrichten u. s. w.» (Bd. 1, Dresd. u. Lpz. 1786); ferner «Idée générale d'une collection complète d'estampes» (Lpz. u. Wien 1770) und das nur bis zum Buchstaben D reichende «Dictionnaire des artistes» (4 Bde., Lpz. 1778—90). — Sein Bruder **Christian Heinrich H.**, bekannt unter dem Namen **der Knabe von Lübeck**, geb. 6. Febr. 1721, machte durch außerordentliches Gedächtnis, Lernbegierde und frühzeitige Entwickelung seiner Geistesfähigkeiten großes Aufsehen, starb aber schon 1725. (S. unter Frühreife.)

Heinefetter (Sabine), Sängerin, geb. 19. Aug. 1809, war, ebenso wie ihre Schwester Klara, in ihrer Jugend Harfenistin. Zur Sängerin ausgebildet, betrat sie 1824 in Frankfurt a. M. zuerst die Bühne, kam dann nach Kassel, wo Spohr ihre Ausbildung vervollkommnete, und von da nach Paris. Hier von Tandolini unterrichtet, sang sie neben der Malibran und Sontag an der Italienischen Oper.

Im J. 1829 nach Deutschland zurückgekehrt, wurde sie besonders in Wien enthusiastisch aufgenommen, 1832 an der mailänder Scala gefeiert. In den J. 1833—35 Mitglied des Königsstädtischen Theaters in Berlin, ging sie 1835 an das Hoftheater zu Dresden, 1836 wieder nach Mailand und gastierte darauf an verschiedenen Bühnen bis 1843, in welchem Jahre sie sich von der Bühne zurückzog. Im J. 1853 heiratete sie den Kaufmann Marguet in Marseille und starb irrsinnig 18. Nov. 1872 in der Heilanstalt Illenau. Zu ihren besten Rollen zählte Rosine, Romeo, Anna Bolena, Norma u. s. w. Sie war die Lehrerin ihrer Schwester Klara, nach ihrer Vermählung Stöckl-H. genannt, die ebenfalls eine schöne und trefflich geschulte Stimme besaß. Am 17. Febr. 1816 in Mainz geboren, begleitete sie ihre Schwester nach Paris, genoß dort den Unterricht der Malibran und debütierte 1831 als Dame («Zauberflöte») und Neris («Medea») mit großem Erfolg am Kärntnerthortheater zu Wien. Cicimara übernahm ihre weitere Ausbildung. Sie heiratete 1837 den Mimiker Franz Stöckl, ließ sich 1840 in London hören und durchzog dann wieder, wie schon früher, auf Gastreisen Deutschland. Seit 1855 irrsinnig, starb sie 24. Febr. 1857 in einer Irrenanstalt zu Wien. Iphigenie, Gräfin («Figaros Hochzeit»), Leonore («Fidelio»), Norma u. s. w. gehörten zu den besten Leistungen ihres Repertoire. Auch die dritte Schwester, Kathinka H., geb. 1820, gest. 20. Dez. 1858 zu Freiburg i. Br., war eine vortreffliche, in Deutschland und Frankreich geschätzte Sängerin.

Heinicke (Samuel), Begründer des deutschen Taubstummenunterrichts, geb. zu Nautschütz bei Weißenfels 10. April 1727, widmete sich zuerst der Landwirtschaft, entfloh aber im 21. Lebensjahre aus der Heimat und trat in Dresden in die kurfürstl. Leibgarde ein. Später ernährte er sich vom Unterrichtgeben. Im J. 1754 oder 1755 wurde ihm zuerst ein taubstummer Knabe zugeführt. H. erzielte mit demselben Resultate, die alle Erwartungen übertrafen, und um sich nun ganz dem Lehrerberufe widmen zu können, bat er um seinen Abschied. Der Ausbruch des Siebenjährigen Kriegs störte indes seine Pläne. Bei Pirna mit gefangen genommen, wurde er nach Dresden gebracht, floh jedoch bald wieder, zuerst in seine Heimat und von da nach Jena, wo er sich 1757 bei der Universität als Student inskribieren ließ. Von preuß. Werbern verfolgt, ging er im folgenden Jahre nach Hamburg. Insbesondere auf Klopstocks und Cramers Empfehlung kam er 1760 als Hauslehrer und Sekretär zum Grafen Schimmelmann, dessen Haus er erst 1768 verließ, um die Kantorstelle in dem hamburgischen Klosterdorfe Eppendorf zu übernehmen. Hier wurde ihm abermals ein taubstummer Knabe zugeführt, den er zum Staunen aller zum Sprechen brachte. Von allen Seiten brachte man ihm nun Taubstumme, und bald wurde sein Name so bekannt, daß der Kurfürst von Sachsen sich bewogen fand, ihn in sein Vaterland zurückzurufen. Er ging nach Leipzig und eröffnete daselbst 14. April 1778 die erste Taubstummenanstalt in Deutschland, der er bis zu seinem Tode 30. April 1790 als Direktor vorstand. Auch um das Volksschulwesen hat sich H. große Verdienste erworben. Er war einer der ersten, die dem Schulschlendrian des 18. Jahrh. energisch entgegentraten und namentlich die geisttötende Buchstabiermethode bekämpften. Von seinen Schriften sind zu nennen: «Beobachtungen über Stumme und die menschliche Sprache» (Hamb. 1778), «Über die Denkart der Taubstummen» (Lpz. 1780), «Über alte und neue Lehrarten» (Lpz. 1783), «Wichtige Entdeckungen und Beiträge zur Seelenlehre und zur menschlichen Sprache» (Lpz. 1784), «Metaphysik für Schulmeister und Plusmacher» (Halle 1787). Vgl. Stötzner, «Samuel H. Sein Leben und Wirken» (Lpz. 1870). In Leipzig ist H. von Taubstummenlehrern und dankbaren Taubstummen 1881 ein Denkmal errichtet worden.

Heinlein (Heinr.), ausgezeichneter Landschaftsmaler der Münchener Schule, geb. 3. Dez. 1803 in Nassau-Weilburg, erhielt daselbst seine Schulbildung, wandte sich auf der Akademie in München der Landschaftsmalerei zu, trat schon 1825 mit zwei großen tiroler Ansichten auf, welche sein ungewöhnliches Talent und seine Richtung darlegten. Seit 1846 ist er Ehrenmitglied der Münchener Akademie, seit 1868 auch derjenigen in Wien. H. liebt großartige Massen, düstere Waldschluchten, Gletscher in geisterhaft wirkendem Lichte. Auf der ersten internationalen Ausstellung in Wien brachte er 1882 zwei schöne Motive aus dem obern Lechthal und aus Ampezzo.

Heinrich, deutscher Name, altdeutsch Heimrich, «Fürst des Hauses», lat. Henricus, frz. Henri, engl. Henry oder Harry.

Heinrich I., der erste deutsche König aus dem sächs. Hause, 919—936, geb. 876, war der Sohn Ottos des Erlauchten, Herzogs von Sachsen. Schon bei Lebzeiten seines Vaters hatte H. mit glücklichem Erfolg gegen die angrenzenden slaw. Völkerschaften gestritten. Nach dessen Tode 912 zum Herzog erhoben, mußte er mit König Konrad I., der ihm einen Teil der geerbten Länder, namentlich Thüringen, entziehen wollte, einen harten, wechselvollen Kampf bestehen, der jedoch zuletzt zu seinen Gunsten ausfiel. Auf dem Sterbebette empfahl Konrad seinen bisherigen Gegner H. den deutschen Fürsten als den Würdigsten zur deutschen Krone, und so wurde H. 919, allerdings zunächst nur von den Franken und Sachsen, zu Fritzlar gewählt. Späterer unglaubwürdiger Sage zufolge trafen ihn die Gesandten der Fürsten bei seinem Vogelherde unweit Quedlinburg, weshalb ihm der Beiname des Finklers gegeben worden sein soll. Die Unterwerfung der Schwaben und Bayern gewann er durch kluge Mäßigung, indem er die von ihren Herzögen Burchard und Arnolf gewonnene Machtstellung anerkannte. Lothringen überließ er sogar im Frieden zu Bonn 921 an Frankreich; als aber 923 Karl III. von Frankreich von seinen eigenen Vasallen gefangen genommen worden war, zwang H. 925 den Herzog Giselbert von Lothringen, seine Oberhoheit anzuerkennen. An Eingreifen in die Verhältnisse der einzelnen Herzogtümer und an Beschränkung der Macht der Herzöge konnte H. im übrigen nicht denken; das blieb seinem Sohne Otto I. aufbehalten. Innerer Friede war vor allem notwendig, um sich der Ungarn zu erwehren; 924 verheerten sie Sachsen, nur in fester Burg konnte H. sich bergen, aber ein Anführer der Ungarn wurde gefangen und für dessen Auslieferung ein neunjähriger Friede gegen jährlichen Tribut gewährt. Diese Zeit benutzte H., um die am meisten ausgesetzten Marken vom Harz und der Oker bis zur Elbe durch umwallte Zufluchtsplätze zu schützen, welche die Bevölkerung des Gebiets (Burchward) aufnahmen, wo Vorräte aufbewahrt wurden und für regelmäßig

wechselnde Burgwächter gesorgt war. Viele von diesen sind später verschwunden, aus andern Städte erwachsen. Auch schon vorhandene Orte wurden befestigt, aber als Städteerbauer, als Begründer bürgerlicher Ordnung ist H. mit Unrecht von spätern Geschichtschreibern gepriesen. Außerdem war er darauf bedacht, den Ungarn gegenüber eine tüchtige Reiterei zu bilden durch Beförderung der Sitte, größere Lehne nur gegen die Verpflichtung des Reiterdienstes zu vergeben. Nach solchen Vorbereitungen fing er den Kampf gegen die Slawen an und bekriegte zunächst die Heveller, deren Hauptort Brennaborch (Brandenburg) er im Winter 927 nahm. Hierauf wendete er sich gegen die Daleminzier, die sich ihm ebenso wie die Milziener unterwerfen mußten. Zuletzt erlagen die Redarier, die 929 in der mörderischen Schlacht bei Lunkini (Lenzen unweit der Elbe) besiegt wurden. Im J. 933 fühlte H. sich stark genug, den Ungarn den Tribut zu verweigern, worauf sie mit einem Heere erschienen, dessen eine Hälfte westlich gewandt in Thüringen einbrach und dort eine Niederlage erlitt; der andern begegnete der König selbst bei Riade (vielleicht Kalbsried) und gewann einen glänzenden Sieg. Nur unglaubwürdige spätere Sage verlegt diesen Sieg nach Keuschberg bei Merseburg. Seinen Ruhm vermehrte ein siegreicher Feldzug gegen die Dänen, und hochverehrt, mit bedeutend gesteigerter königl. Gewalt, starb er 2. Juli 936 in Memleben; begraben wurde er in Quedlinburg.* Von seiner Gemahlin Mathilde hatte er drei Söhne, seinen Nachfolger Otto, Heinrich, später Herzog von Bayern, und Bruno, Erzbischof von Köln. Seine Tochter Gerberga war mit Herzog Giselbert von Lothringen, später mit König Ludwig IV. von Frankreich vermählt; Hedwig mit Herzog Hugo von Francien, die Mutter Hugo Capets. Vgl. Waitz, «Jahrbücher des Deutschen Reichs unter H. I.» (Berl. 1837; 2. Ausg. 1863).

Heinrich II., der Heilige, röm.-deutscher Kaiser, 1002—24, der letzte aus dem sächs. Fürstenhause, geb. in Bayern 6. Mai 973, war ein Sohn Heinrichs II. des Zänkers von Bayern und ein Urenkel König Heinrichs I. Nach seines Vaters Tode, 995, erbte er das Herzogtum Bayern und begleitete 1001 den Kaiser Otto III. nach Rom, wo seine Entschlossenheit den Aufstand der Römer beschwor. Als Otto in Italien starb, bemächtigte sich H. der Reichskleinodien, und nachdem der Markgraf Eckard von Meißen, welcher nach der Krone strebte, erschlagen war, gelang es ihm, gegen Herzog Hermann von Schwaben seinen wohlberechtigten Anspruch durchzusetzen, unterstützt vom Erzbischof Willegis von Mainz, der ihn 7. Juni 1002 zu Mainz krönte. Gleich im Anfang seiner Regierung bestand er einen harten Kampf mit seinem Bruder Bruno und dem Markgrafen Heinrich von Schweinfurt, die beide mit den Waffen Ansprüche auf das erledigte Herzogtum Bayern erhoben. Er siegte trotz der Hilfe, die ihnen Boleslaw II. Chrobry von Polen gewährte, bei Kreußen im Bayreuthischen in einer Hauptschlacht. Bayern verlieh er nun 1004 dem Bruder seiner Gemahlin, Heinrich von Luxemburg. Unterdes hatten die Italiener nach Ottos kinderlosem Tode den Markgrafen Harduin von Ivrea zu ihrem König erhoben. Von den ital. Bischöfen, welche Harduin feind waren, gerufen, eilte H. nach Italien, siegte und ließ sich zu Pavia die Eiserne Krone aufsetzen. Am Abend des Krönungstags brach ein Aufstand aus, welcher mit großer Anstrengung und Verheerung der Stadt überwältigt wurde; dann kehrte der Kaiser nach Deutschland zurück, wo Boleslaw von Polen, welcher seine Herrschaft über ganz Böhmen ausgedehnt hatte, in die Lausitz und Meißen eingefallen war. H. unternahm wiederholte Kriegszüge gegen ihn, bei welchen er auch die Hilfe der heidnischen Liutizen nicht verschmähte, entriß ihm Böhmen, gab es dem böhm. Herzogssohne Jaromir zu Lehn und griff hierauf Boleslaw in Polen selbst an. Im Frieden zu Bautzen (30. Jan. 1018) mußte er ihm jedoch die Lausitz lassen.

Diese Händel hatte Harduin in Italien benutzt, um sich weitern Anhang zu verschaffen. Daher zog H. 1013 aufs neue, diesmal von seiner Gemahlin Kunigunde, einer Gräfin von Luxemburg, begleitet, nach Italien und nach Rom, wo Papst Benedikt VIII. ihn mit seiner Gemahlin krönte (14. Febr. 1014). Harduin dankte ab und starb bald. Einen dritten Kriegszug nach Italien unternahm H. 1022, als Papst Benedikt ihn gegen die Griechen in Unteritalien, die fortgesetzt ihre Macht zu erweitern suchten, zu Hilfe rief. Der Kaiser war glücklich gegen die Griechen, vereinigte die Truppen der Normannen mit seinem Heere und sicherte ihnen als Wächter des Reichs gegen die Griechen feste Wohnsitze in Unteritalien. Außerdem hatte H. noch manche Kämpfe meist in Deutschland selbst zu bestehen. Ein Bruder seiner Gemahlin, Adalbero, erhob sich eigenmächtig zum Erzbischof von Trier. H. zog gegen ihn, belagerte ihn vier Monate in Trier und sah sich, als Adalbero bei seinem Bruder, dem Herzog Heinrich von Bayern Schutz fand, auch mit diesem in eine Fehde verwickelt, die mit dessen zeitweiser Absetzung endigte. Ferner empörten sich der Graf von Flandern und der neue Markgraf von Meißen; doch auch sie bezwang H. Wegen Burgund schloß H. mit dem kinderlosen König Rudolf III. 1006 einen Vertrag, demgemäß dieses Land nach Rudolfs Tode an das Deutsche Reich fallen sollte. Den Papst Benedikt VIII., der 1014 vor dem Gegenpapst Gregor nach Deutschland hatte flüchten müssen, setzte der Kaiser wieder in seine Würde ein. Thatkräftig und tapfer, fast unausgesetzt zu Feldzügen genötigt, war H. zugleich der Kirche aufrichtig ergeben und hat sich vorzüglich durch die Stiftung des Bistums Bamberg ein glänzendes Andenken gesichert. Hier ist aber auch sein Name von Fabeln umwuchert und aus dem kriegerischen Fürsten ein mönchischer Frömmler gemacht. H. starb kinderlos 13. Juli 1024 zu Grona bei Göttingen, wurde zu Bamberg begraben und von Papst Eugen III. 1046 unter die Heiligen versetzt. Seine Gemahlin Kunigunde starb 1038 zu Kaufungen im Kloster und wurde später gleichfalls heilig gesprochen. Auf dem Throne folgte ihm Konrad II. Vgl. S. Hirsch, «Jahrbücher des Deutschen Reichs unter H. II.» (fortgesetzt von Usinger, Pabst und Breßlau; 3 Bde., Berl. 1862—75); Giesebrecht, «Geschichte der deutschen Kaiserzeit» (4. Aufl., Bd. 2, Braunschw. 1875).

Heinrich III., röm.-deutscher Kaiser, 1039—56, der zweite aus dem Hause der salischen Franken, Kaiser Konrads II. und Giselas Sohn, geb. 28. Okt. 1017, wurde schon 1026 zum deutschen König erwählt, 1027 Herzog von Bayern, 1038 Herzog von Schwaben und König von Burgund und folgte seinem Vater 1039 in der deutschen Königswürde. Durch ausgezeichnete Naturgaben und eine treffliche Erziehung unterstützt, frühzeitig in den Waffen

geübt, von strengem, gebieterischem Charakter, hielt er die Zügel des Reichs und der Kirche in starker Hand und war überhaupt einer der gewaltigsten Herrscher Deutschlands. Um die Gefahren, welche seiner Krone seitens der übermächtig gewordenen Herzöge drohten, abzuwenden, behielt er entweder die verfallenen Herzogtümer für sich und seine Familie, oder vergab sie, wie Bayern und Kärnten, an minder mächtige Herren. Nur Bernhard von Sachsen behauptete sein Ansehen; allein auch ihm gab H. in dem Landgrafen Ludwig dem Bärtigen von Thüringen und in dem ehrgeizigen Erzbischof Adalbert von Bremen ein mächtiges Gegengewicht. Um die Ehre des Reichs und seine Macht auch bei fremden Völkern zu sichern, bekriegte er 1039 den Herzog Bretislaw von Böhmen, der einen Beutezug gegen Polen gemacht, Breslau zerstört, Krakau ausgeplündert und die Leiche des heil. Adalbert aus Gnesen nach Prag entführt hatte. Nachdem er Prag 1041 überwältigt, mußte Herzog Bretislaw um Frieden bitten und 1042 zu Regensburg sein Herzogtum Böhmen zu Lehn nehmen. Hierauf begann er die Kriegszüge gegen Ungarn, um den von seinem Oheim Samuel Ovo vertriebenen König Peter, der sich in H.s Arme geworfen hatte, wieder auf den Thron zu setzen. Nach der Eroberung von Heimburg und Preßburg kam er 1042 bis nach Gran. Noch weiter drang er, von einer Flotte unterstützt, 1043 vor. Doch ließ er, da Peter bei den Ungarn zu verhaßt war, Ovo unter der Bedingung, daß er alles Land zwischen dem Kahlenberg bis zur Leitha abtrete, im Besitz des Throns. Als indes auch Ovo durch Tyrannei sich verhaßt zu machen anfing, zog H. 1044 zum dritten mal nach Ungarn, schlug Ovo in einer blutigen Schlacht, eroberte Raab und übergab Peter, unter der Bedingung der Lehnsabhängigkeit, und später, als Peter von den Ungarn verjagt wurde, an Andreas I. 1047 unter gleichem Vorbehalt den ungar. Thron.

Auch in Oberitalien, besonders in Mailand, gelang es ihm, die Zwistigkeiten der Parteien zu beschwichtigen und die Normannen in Apulien und Calabrien durch Anerkennung der von ihnen gemachten Eroberungen zu seinen Vasallen zu machen. Größern Widerstand erfuhr er in Lothringen, wo Herzog Gottfried von Niederlothringen nach seines Vaters Tode auch Oberlothringen unter seiner Herrschaft vereinigen wollte. Zweimal mußte er gegen diesen zu Felde ziehen, ehe er 1049 des Herzogtums sich bemächtigen konnte; auch trat Gottfried später in Italien, wo er nach seiner Flucht Beatrix von Toscana geheiratet, gegen den Kaiser auf. Im J. 1046 zog H. nach Italien und ließ auf einer Versammlung der Bischöfe zu Sutri die drei gleichzeitig regierenden Päpste Benedikt IX., Sylvester III. und Gregor VI. absetzen, worauf er den deutschen Bischof Suitger von Bamberg als Clemens II. zum Papst erhob, der ihn am Weihnachtsfest zum Kaiser krönte. Die Einsetzung der Päpste wurde ihm, um der Unordnung ein Ende zu machen, förmlich übertragen. Jetzt wirkte H. mit den nacheinander von ihm eingesetzten Kirchenhäuptern eifrigst für Ausrottung der vielen Gebrechen der Kirche und Umwandlung der Lebensweise der Geistlichen, ganz im Sinne der vom Kloster Cluny ausgegangenen reformatorischen Richtung und aus dem Bewußtsein seines kaiserl. Aufsichtsrechts. Aber schon unter Leo IX. kam die einheimische Partei, welche volle Selbständigkeit und Herrschaft der Kirche erstrebte, unter Hildebrands Führung zu großem Einfluß, und nach H.s Tod und dem bald darauf folgenden Tode des deutschen Papstes Victor II. gewann sie völlig die Oberhand. H. starb 5. Okt. 1056 zu Botfeld am Harz; von seiner zweiten Gemahlin Agnes von Poitiers hinterließ er den Knaben Heinrich IV., welcher schon 1054 zum König gewählt war. Seine eigenmächtige Regierung hatte große Unzufriedenheit der Reichsfürsten erregt, welche schon ihn selbst bedrohte und seines Sohnes Stellung untergrub. Die von ihm betriebene Kirchenreform beförderte die Blüte der wissenschaftlichen Studien in den Kirchen und Klöstern, welche damals einen hohen Grad erreichte. Vgl. Steindorff, «Jahrbücher des Deutschen Reichs unter H. III.» (2 Bde., Lpz. 1874—81); Giesebrecht, «Geschichte der deutschen Kaiserzeit» (4. Aufl., Bd. 2, Braunschw. 1875).

Heinrich IV., röm.-deutscher Kaiser, 1056—1106, der Sohn des vorigen, geb. 11. Nov. 1050 wahrscheinlich zu Goslar, war beim Ableben seines Vaters ein Kind von fünf Jahren; die Verwaltung des Reichs fiel daher zugleich mit der Erziehung seiner Mutter Agnes zu. Obgleich mit vielen Vorzügen begabt und bei den Regierungsgeschäften zuerst von Papst Victor II., später vom Bischof Heinrich von Augsburg thätig unterstützt, war die Kaiserin doch der schwierigen Stellung, in welcher sie sich den anspruchsvollen Reichsfürsten und der aufstrebenden Papstmacht gegenüber befand, keineswegs gewachsen. Um die gereizten Gemüter der von Heinrich III. gedrückten Fürsten in Deutschland zu beruhigen und sie mit dem Königshause zu versöhnen, gab sie dem Herzog Gottfried das ihm von ihrem Gemahl entrissene Lothringen zurück. Der Graf Rudolf von Rheinfelden erhielt mit der Hand ihrer Tochter Mathilde das Herzogtum Schwaben, während sie den Grafen Berthold von Zähringen, der nach ihres Gemahls Zusage gerechte Ansprüche auf dieses Herzogtum hatte, mit Kärnten entschädigte und dem kühnen und mächtigen sächs. Grafen Otto von Nordheim das erledigte Herzogtum Bayern verlieh. Während jedoch die Kaiserin einzelnen Fürsten Zugeständnisse machte oder auf die Regierung ihnen Einfluß verstattete, sahen andere, unter ihnen besonders Erzbischof Anno von Köln, sich dadurch zurückgesetzt und gekränkt und faßten den Entschluß, der Person des jungen Königs und somit der Reichsverwaltung sich zu bemächtigen. Man lockte H. auf ein Rheinschiff und entführte ihn 1062 nach Köln, und Anno nahm nunmehr mit dem Besitz des Königs auch die Zügel des Reichs in seine Hand. Seitdem verbreitete sich Verwirrung und Gewaltthat über Deutschland und alles ging aus den Fugen gesetzlicher Verfassung. Anno erregte bald durch Eigennutz, Herrschsucht und Verschwendung der Reichsgüter sich viele Neider und Widersacher, sodaß er sich genötigt sah, den Erzbischof Adalbert von Bremen an der Regierung und der Erziehung H.s teilnehmen zu lassen. Für H. war dadurch nichts gewonnen. Annos Erziehung hatte durch große Härte und Strenge auf den Charakter des jungen H. nachteilig gewirkt; Adalberts Einfluß ward durch zu große Nachsicht unheilvoll. Bald schloß H. mit voller und alleiniger Zuneigung sich an Adalbert an, der seinerseits diese Anhänglichkeit benutzte, dem jungen König seine Grundsätze über die unumschränkte Gewaltfülle des Throns, seinen Haß gegen die sächs. Fürsten einzupflanzen und sich selbst die oberste Verwaltung des Staats in die Hände zu

Zur Erreichung des letztern Zwecks ließ H. nach der Rückkehr von seinem ersten gegen die Ungarn, wohin er ihn selbst beatte, 1065 in seinem 15. Jahre nach ripuaRecht zu Worms in feierlicher Fürstenverng für mündig erklären und regierte nun elben. Bald aber wurden die übrigen Fürälligkeiten des Erzbischofs müde, bene Versammlung eigenmächtig nach Tribur en es durch, daß H. die Reichsverwaltung aus ihrer Mitte und besonders an Anno n mußte.

der Lebenswandel des Königs erfuhr herben Anno vermochte ihn deshalb, die längst ihm Bertha, Tochter des ital. Markgrafen von heiraten. Kaum war diese Vermählung ß H. danach trachtete, sich seiner Gemahr zu entledigen. Aber der Einspruch des dem die Fürsten auf dem Reichstage beinderte den Plan einer Scheidung, und fahr und Zwang mußte H. sich fügen. er seitdem lange Zeit die Königin nicht, er vereinigte er sich wieder mit ihr und besie, nachdem sie ihm 1071 einen Sohn geten mit Liebe. Unterdes war Herzog Otto rm, eines Mordanschlags gegen H. angeeinen Fürstentag nach Mainz vorgeladen rteilt worden, seine Unschuld im Zweiquthun. Da er aber bei dem Gottesgericht en, sondern die Waffen ergriff, wurde er rzogtums für verlustig erklärt und dasm treulosen und habsüchtigen Schwiegerlf gegeben. Seine Güter und Besitzungen verwüstet, bis er endlich im Juni 1071 sich m Verbündeten, dem Herzog Magnus von dem König unterwarf. Auch dem Herzog von Zähringen wurde auf den Verdacht rischer Gesinnung das Herzogtum Kärnten en, und Rudolf von Schwaben, ebenfalls r Umtriebe angeklagt, entging kaum dem Schicksal. Der festgehaltene Herzog Otto m zwar von H. nach einiger Zeit freigelasgnus aber auf Adalberts Rat, der wieder am Hofe gewonnen hatte, auf der Harzburg ten. Zugleich ließ H., um seine Herrschaft en zu sichern, durch das ganze Land feste mit zahlreichen Besatzungen anlegen. Da ies, unter dem Vorgeben eines Feldzugs en, ein großes Heer sammelte, so traten die ßen unter Otto von Nordheim zu einem sammen, zogen mit 60 000 Mann gegen nd belagerten H. in der Harzburg. H. retzwar mit Bertholds von Zähringen Hilfe Flucht, aber auch die oberdeutschen Fürn sich mit den Sachsen in eine Verschwö, um H. abzusetzen. Dieser Plan wurde mannhafte Erhebung der wormser Bürger König vereitelt, und im Gerstunger Frieden währte H. den Sachsen die Zerstörung der und Otto von Nordheim das Herzogtum Bald gab die Verwüstung der in der Harzauten Kirche mit den Gräbern seines Sohs Bruders durch die erbitterten Bauern H. die Sachsen beim Papst zu verklagen und heer gegen sie zusammenzubringen. Er be13. Juni 1075 bei Hohenburg an der Unnd ein zweiter Feldzug im Oktober brachte zur Unterwerfung und nötigte die Fürsten, gefangen zu geben. Die Burgen wurden wieder aufgebaut. Vom Papst forderte H. die Entsetzung der rebellischen Bischöfe. Als dagegen Gregor VII. die Freilassung derselben verlangte und H. selbst vorforderte, um sich wegen des ihm schuld gegebenen Verkaufs von Kirchenämtern (Simonie) und der Investitur zu verantworten, ließ H. zu Worms 24. Juni 1076 durch eine Synode der deutschen Bischöfe die Entsetzung des Papstes aussprechen. Gregor antwortete mit dem Bannfluch, und dieser, damals zuerst gegen einen deutschen König verkündet, wurde von den unzufriedenen Fürsten zum Vorwand einer neuen Auflehnung benutzt, bei welcher Rudolf von Schwaben selbst König zu werden hoffte. Man setzte sich zu H.s förmlicher Absetzung mit dem Papst in Verbindung. Darum eilte H., sich mit dem letztern zu verständigen. Er zog mitten im Winter, nur von seiner treuen Gemahlin und seinem Sohne begleitet, über die Alpen nach Italien und traf den Papst im Schlosse Canossa (s. d.) bei der Markgräfin Mathilde. Drei Tage mußte H. im Schloßhofe (25. bis 28. Jan. 1077) bei großer Kälte barfuß, im härenen Gewande büßend stehen, ehe er vom Bann losgesprochen wurde. Er mußte sich verpflichten, Gregor als Schiedsrichter in seinem Streit mit den Fürsten anzunehmen, während der Papst dazu nach Deutschland zu kommen versprach.

Aber obwohl H. nun äußerlich mit dem Papst versöhnt war, ließen sich die Fürsten dadurch nicht abhalten, den Herzog Rudolf von Schwaben zum König zu wählen. Dem so eröffneten Thronstreit stand Gregor zunächst abwartend gegenüber. Als aber nach längerm Schwanken des Kriegsglücks (Schlacht bei Melrichstadt 1078 und bei Flarchheim 1080) H.s Sieg in Aussicht zu stehen schien, wurde er von Gregor VII. aufs neue mit dem Kirchenbann belegt. H. dagegen brachte zu Brixen eine Versammlung von Bischöfen zusammen, welche Gregor VII. absetzte und an seiner Statt den Erzbischof Guibert von Ravenna als Clemens III. wählte. Zwar verlor H. das Treffen an der Elster unweit Merseburg (15. Okt. 1080), aber der Gegenkönig Rudolf kam dabei um. Hierauf eilte H., die Verwaltung Deutschlands seinem Schwiegersohne, Friedrich von Hohenstaufen, überlassend, 1081 mit einem Heere über die Alpen, durchzog siegreich Oberitalien und stand zu Pfingsten vor Rom. Doch konnte er erst nach drei Jahren, im März 1084, der Stadt sich bemächtigen, worauf er sich und seine Gemahlin von Clemens III. am Osterfest feierlich krönen ließ; Gregor VII. hatte sich in die Engelsburg geflüchtet und folgte später den zu seinem Schutze gekommenen Normannen nach Salerno, wo er als Flüchtling 25. Mai 1085 starb. H. mußte sich jetzt wieder nach Deutschland wenden, wo man 9. Aug. 1081 den Grafen Hermann von Luxemburg zum König erwählt hatte, sodaß ein neuer Bürgerkrieg begann. Hermann, obgleich er bei Würzburg (11. Aug. 1085) über H. siegte, zog sich indessen, der Abhängigkeit von den mit ihm verbündeten Fürsten müde, 1087 zurück und starb bald darauf. Von einem gefährlichern Feinde, dem Markgrafen Ekbert von Meißen, der sich selbst als Gegenkönig aufgestellt und H. bereits in mehrern Gefechten besiegt hatte, befreite ihn 1089 ebenfalls dessen Tod. Inzwischen war Victor III. und nach dessen Tod Urban II. von der gregorianischen Partei als Papst gewählt worden. Um den kaiserl. Papst Clemens III. zu schützen und zugleich sein Übergewicht in Italien aufrecht zu halten, zog H. 1090 zum dritten mal über die Alpen. Schon hatte er Mantua erobert

geübt, von streng[illegible] er die Zügel [illegible] Hand und [illegible] Herrscher [illegible] seiner [illegible] Herzöge [illegible] verfallen[illegible] oder [illegible] der mü[illegible] behan[illegible] in [illegible] rü[illegible] [illegible] Fürsten, [illegible]gewann. [illegible]ltester Sohn [illegible]g der Königs- [illegible] sein zweiter [illegible]ger bestimmt. [illegible]emens (1100), [illegible] in Italien star- [illegible] in das Reich zurück- [illegible]s II. sprach bald [illegible] päpstl. Stuhl über [illegible] aus, und zugleich [illegible] Heinrich anzureizen, [illegible] zu entzweien. Der Jüngling [illegible] zu Felde, trieb ihn zur [illegible] da doch noch immer eine ge- [illegible] hielt, ihn durch friedliche [illegible] ihn gefangen und zwang [illegible] zu entsagen. Zwar entkam der [illegible], flüchtete nach Lüttich, fand [illegible] neuen Anhang, starb aber schon [illegible] Lüttich. Der dortige Bischof ließ [illegible] Pracht begraben. Doch des Kaisers [illegible] durch, daß die Leiche wieder aus- [illegible] nach Speier geschafft und hier in einer [illegible] Seitenkapelle in einem steinernen [illegible] lange unbeerdigt blieb, bis die Lösung des [illegible] erfolgte, was erst nach fünf Jahren geschah. [illegible] Kaiser hat ein so wechselvolles Leben, [illegible] so stürmische Regierung geführt wie H. Neben [illegible], welche die Folge seiner unglücklichen [illegible]jahre waren, besaß er zugleich herrliche Ga- [illegible] des Geistes und Herzens. Er war treu und er- [illegible] gegen seine aufrichtigen Anhänger, mit- [illegible] gegen Arme und Kranke, scharfsinnig im Rate, [illegible] in Gefahr, tapfer im Kampfe und ein Freund [illegible] damals zuerst aufblühenden Bürgerstandes, [illegible], welcher dafür treu zu ihm hielt. Unter den schwie- [illegible] Verhältnissen zur Regierung gelangt, hat er Großes erreicht, aber gegenüber dem Bündnis des [illegible] mächtig auftretenden Papsttums mit den ehrgeizi- [illegible] und gewissenlosen Reichsfürsten unterlag er seiner Aufgabe. Ihm folgte als König sein Sohn, Heinrich V. Vgl. Floto, «H. IV. und sein Zeitalter» (2 Bde., Stuttg. 1856); Giesebrecht, «Geschichte der deutschen Kaiserzeit» (4. Aufl., Bd. 3, Abt. 1, Braunschw. 1876).

Heinrich V., röm.-deutscher Kaiser, 1106—25, der Sohn des vorigen, geb. 1081, wurde 1098, als sein älterer Bruder Konrad sich gegen den Vater empört hatte, zum deutschen König erwählt und auf des Papstes Paschalis II. Betrieb noch bei Lebzeiten des Vaters 1106 zu Mainz als König anerkannt. Schon im Dez. 1104 hatte er sich empört und durch Unterwerfung unter die Gebote des Papstes die streng kirchlich gesinnte Partei für sich gewonnen. Dadurch gekräftigt, war er im Stande, die gesunkene Königsmacht durch Züchtigung der [illegible]schen Großen im Innern und durch Be- [illegible]ng der Fürsten von Polen und Böhmen nach [illegible] wieder zu Ansehen zu bringen. Obgleich [illegible]s II. auf der Kirchenversammlung zu Gua- stalla (1106) das Verbot der Investitur durch Laienhand wiederholte, erteilte doch H. dieselbe wie sein Vater, und erklärte dieses Recht nicht entbehren zu können, weil die Bischöfe die wichtigsten Rechte und Landschaften vom Reich zu Lehn hatten. Nach vergeblichen Verhandlungen zog er 1110 mit 30000 Mann nach Italien. Paschalis schloß nun einen Vertrag mit ihm, nach welchem die Bischöfe alle Regalien und Reichslehne zurückgeben und dagegen die Wahl frei sein, die Investitur fortfallen sollte, sodaß Staat und Kirche vollständig getrennt worden wären. Als aber der Vertrag vor der Krönung in der Peterskirche publiziert wurde, scheiterte er an dem Widerstand der Bischöfe, und da nun der Papst die Krönung verweigerte, nahm H. ihn samt den Kardinälen gefangen und erzwang nach zwei Monaten die Anerkennung des alten Investiturrechts der Krone und das Versprechen, ihn nie zu bannen. Darauf wurde er 9. April 1111 zum Kaiser gekrönt. Kaum aber war H. nach Deutschland zurück, als Paschalis auf einer röm. Synode den Vertrag als erzwungen widerrief und es auch zuließ, daß sein Legat, der Erzbischof Guido von Vienne, auf einer Synode in Burgund über den Kaiser den Bann aussprach, den jedoch dieser jetzt um so weniger achtete, als er gerade mit einem Kriege gegen seine Vasallen in Deutschland beschäftigt war. Denn die sächs. Fürsten hatten wegen der Willkür, mit welcher H. über Güter und Personen schaltete, zunächst wegen Einziehung der erlamünd. Erbschaft, einen Aufstand erregt, der, obwohl durch den Sieg seines Feldherrn, des Grafen Heger von Mansfeld, bei Warenstädt scheinbar beruhigt, von den rhein. und westfäl. Fürsten erneuert wurde und in der Schlacht am Welfesholze an der Wipper (1115) einen unglücklichen Ausgang für den Kaiser nahm. Die üble Lage, in welche er hierdurch geriet, benutzten die ihm feindlich gesinnten Erzbischöfe von Köln und Mainz, um den Bann nochmals über ihn auszusprechen. Dies und der 24. Juli 1115 erfolgte Tod der Markgräfin Mathilde, deren hinterlassene Länder und Güter er in Besitz zu nehmen eilte, bewogen ihn, die Verteidigung Deutschlands den treugebliebenen Fürsten Schwabens überlassend, aufs neue 1116 nach Italien zu eilen, wo er, nach Besitzergreifung der Mathildischen Erbschaft, Paschalis II. aus Rom vertrieb und nach dessen Tode Gregor VIII. zum Papst wählen ließ, dem jedoch die Priesterpartei in der Person Gelasius' II. einen Nebenbuhler entgegenstellte. Der letztere sprach aufs neue den Bann über den Kaiser aus und entfloh dann nach Frankreich. Nach Gelasius' Tode (1119) wurde der Erzbischof von Vienne unter dem Namen Calixtus II. zum Papst erwählt.

Unterdes hatte der Bürgerkrieg in Deutschland mit wechselndem Glück fortgedauert und die Fürsten bedrohten den Kaiser mit Absetzung. H. eilte daher nach Deutschland, legte auf dem Reichstage zu Tribur die Zwistigkeiten mit den Fürsten durch Festsetzung eines Landfriedens und das Versprechen, jedem Berechtigten sein Eigentum wieder zu erstatten, bei und erneuerte beides nach abermaligem zweijährigen Bürgerkriege auf dem Reichstage zu Würzburg (1121). Hier vereinigten sich die Fürsten mit ihm zur Herstellung des Friedens, und infolge davon mußte auch Calixtus, obgleich er H. auf einer Kirchenversammlung von 450 Geistlichen zu Rheims aufs neue mit dem Bann belegt hatte, doch so weit nachgeben, daß in Deutschland die Wahl der

öfe in Gegenwart des Kaisers oder seiner Boten
inden, und die Weihe nicht erfolgen sollte, be-
er König die Belehnung mit den Regalien er-
, für welche die Bischöfe zu leisten hatten, was
ämmlich war. Von der Genehmigung und Ver-
igung auf dem Wormser Reichstag heißt dieser
rag das Wormser Konkordat (1122). Im all-
einen waren danach die Rechte von Kirche und
richtig abgegrenzt und von Rechts wegen
e auch seitdem, bis in den Anfang des 13.
., niemand Bischof werden, den der König
wollte. H. mußte noch mehrere Fehden aus-
fen, kämpfte indes mit wenig Glück gegen die
tmäßigen Fürsten, starb zu Nimwegen 23. Mai
und wurde zu Speier beigesetzt. Mit ihm er-
das salische oder fränk. Kaisergeschlecht. Sein
folger war Lothar der Sachse.

l. Gervais, «Geschichte Deutschlands unter der
rung H.s V. und Lothars» (2 Tle., Lpz. 1841—
W. von Giesebrecht, «Geschichte der deutschen
rzeit» (4. Aufl., Bd. 3, Tl. 2, Braunschw.
; Kolbe, «Erzbischof Adalbert I. von Mainz
. V.» (Heidelb. 1875); Bernheim, «Zur Ge-
e des Wormser Konkordats» (Gött. 1878).

inrich VI., röm.-deutscher Kaiser, 1190
, der Sohn Friedrichs I. (s. d.) und der Beatrix
burgund, geb. zu Nimwegen im Herbste 1165,
e schon 15. Aug. 1169 zum deutschen König
t, vertrat seit dem berühmten Pfingstfeste zu
1184, auf welchem er das Schwert empfan-
tte, seinen Vater erst in Deutschland, dann
ner Hochzeit mit Constantia, der Erbin Sici-
und nach seiner Krönung zum Könige Italiens
auch in diesem Lande und übernahm die Re-
ng des Kaisers überhaupt, als der Vater
ai 1189 den Kreuzzug unternahm, auf dem er
Tod fand. Zunächst mußte H. gegen Heinrich
Löwen Krieg führen, weil dieser eigenmächtig
der Verbannung zurückkam. Indessen sah er
bald zu friedlicher Ausgleichung mit diesem ge-
t, da 1189 durch den Tod König Wilhelms II.
rledigung des sicil. Königsthrons eintrat, auf
en ihm durch seine Gemahlin Constantia das
der Nachfolge zustand. Auf die Nachricht,
e sicil. Barone den Grafen Tancred von Lecce,
unehelichen Sohn von Constantias Bruder,
n Thron gehoben, eilte H. nach Italien. Er
e die lombard. Stände auf seine Seite, ge-
die Römer durch treulose Auslieferung der
verhaßten Nachbarstadt Tusculum, ließ sich
Papst Cölestin III. zu Ostern (15. April) 1191
Kaiser krönen und drang nun siegreich ins
reich Sicilien ein. Aber die Stadt Neapel
tand und eine im Lager ausgebrochene Pest
den Kaiser zum Abzuge. Nach Deutschland
gekehrt, empfing H. die durch den Tod Herzog
s VI. ihm zugefallene reiche Erbschaft, übertrug
urch Herzog Friedrichs Ableben erledigte
eben seinem Bruder Konrad, brachte den vom
uge heimkehrenden engl. König Richard Lö-
en in seine Gewalt, sprengte ein Bündnis
cher Fürsten, versöhnte sich mit Heinrich dem
, dessen Sohn seine Nichte, die Pfalzgräfin
heiratete, und zog jetzt, gefördert durch das
ch abgepreßte Lösegeld, aufs neue nach Ita-
um seinen Hauptplan, die feste Vereinigung
sil. Krone mit der deutschen, zu erreichen.
rich war 1194 gestorben und sein junger Sohn
dm III. unter Vormundschaft der Königin

Sibylle zum König ausgerufen worden. Neapel öffnete diesmal die Thore, Salerno wurde gestürmt, auch Sicilien unterwarf sich, und 20. Nov. 1194 hielt der Kaiser seinen feierlichen Einzug in Palermo, wo er am Weihnachtstage sich zum Könige Siciliens krönen ließ.

Jetzt entsagten Sibylle und Wilhelm gegen das Versprechen, die Grafschaften Lecce und Tarent behalten zu dürfen, der Krone Siciliens. Aber H. ließ unter dem Vorwande einer Verschwörung bald darauf die Königin Sibylle und ihre Tochter verhaften und nach dem Kloster Hohenburg im Elsaß bringen, Wilhelm blenden und entmannen, selbst Tancreds Leichnam mißhandeln und alle Anhänger des normann. Königshauses ergreifen und ohne Untersuchung hinrichten. Zwar schleuderte der Papst seinen Bannfluch gegen den Kaiser; aber die Furcht vor der Grausamkeit H.s sicherten seine Herrschaft so, daß er ohne Besorgnisse nach Deutschland zurückkehren konnte. Hier hatte H. einzelne, in seiner Abwesenheit entstandene Fehden beizulegen. Alsdann trat er auf den Reichstagen zu Würzburg und Mainz 1196 mit dem großen polit. Plane hervor, in seinem Hause die deutsche Königskrone für immer erblich zu machen. Er konnte jedoch bei dem Widerspruche der geistlichen Fürsten und der Gegenwirkung des Papstes für jetzt nur die Wahl seines zweijährigen Sohnes Friedrich zum deutschen Könige erlangen. Dann brach er wieder in den Süden auf und gedachte mit Hilfe eines deutschen Kreuzzugs, zu welchem er viele Fürsten warb, seine Herrschaft auch über den Osten auszudehnen. Schon zahlten die maurischen Fürsten Nordafrikas und auch der griech. Kaiser Alexius, der seinen Bruder Isaak vom Throne gestoßen, ihm Tribut. Nachdem ein Aufstand in Sicilien mit blutiger Strenge unterdrückt war, wollte H. dem Kreuzheere nachfolgen. Da starb er 28. Sept. 1197 zu Messina und wurde zu Palermo begraben. Nun entfesselte sein früher Tod alle Feinde des Reichs, und in dem Kampfe seiner Nachfolger, Philipp und Otto IV., ging die Reichsgewalt unrettbar zu Grunde. Vgl. Th. Toeche, «Jahrbücher des Deutschen Reichs unter H. VI.» (Lpz. 1867).

Heinrich (VII.), röm.-deutscher König 1220—35, war der 1211 in Sicilien geborene Sohn Kaiser Friedrichs II. und seiner Gemahlin Constantia von Aragonien. Friedrich ließ ihn, als er selbst zur Kaiserkrönung 1220 nach Rom zog und längere Zeit in Italien zu bleiben gedachte, zum röm. Könige erwählen und stellte ihn unter die Vormundschaft des Erzbischofs Engelbert I. von Köln und nach dessen Ermordung 1225 unter die des Herzogs Ludwig I. von Bayern. Selbständig begann H. erst zu walten, als letzterer 1229 sich auf die Seite des Kaiser feindlichen Papstes Gregor IX. stellte. H. kam jedoch bald in einen Zwiespalt mit seinem Vater, wie es scheint, weil er sich von seiner Gattin Margarete von Österreich trennen wollte, und obwohl 1232 durch Vermittelung der Fürsten eine Aussöhnung zu Stande kam, nahm H. nach kurzer Zeit wieder eine feindliche Haltung an, verbündete sich 1234 mit den Lombarden und wagte 1235, indem er sich besonders auf die Ritter und Dienstmannen stützte, offene Empörung gegen die Fürsten, welche zum Kaiser hielten. Deshalb kam Friedrich selbst nach Deutschland herüber, H. mußte sich unterwerfen und wurde als Gefangener nach Apulien abgeführt. Zu Martirano in Calabrien soll er

[illegible]

Heinrich VII., [illegible] Heinrich [illegible] wurde nach dem Tode Albrechts I. [illegible] 27. Nov. [illegible] zum König [illegible] dem [illegible] Heinrich von Kärnten [illegible] Elisabeth, auf seinen Sohn Johann. [illegible] der Grafen Eberhard von Württemberg in die Acht, [illegible] mit Heeresmacht in das durch [illegible] der Ghibellinen und Guelfen [illegible] Ruhe und Frieden [illegible] die lombard. Städte [illegible] Brandenburg mit Friedrich dem Gebissenen [illegible] von Württemberg mit den Staaten [illegible] eilte H. nach Rom und ließ, wie [illegible] zu Mailand die Eiserne, so hier [illegible] 1312 die Kaiserkrone sich aufs Haupt [illegible]. Von Rom aber hatte er nur einen Teil [illegible], da König Robert von Neapel, auf [illegible] der Macht H.s in Italien eifer[illegible], den andern Teil mit einem überlegenen [illegible] besetzt hielt. Zugleich umgaben andere feind[illegible] Heerhaufen von allen Seiten die Stadt. In [illegible] schwierigen Lage stellte er sich entschieden auf [illegible] Seite der Ghibellinen, und da ihm viele mächtige [illegible] Truppen sandten und der König von Sicilien ein Bündnis mit ihm schloß, erklärte er trotz [illegible] Drohungen des Papstes den König Robert in [illegible] Acht und schickte sich an, Neapel zu erobern, als ihn zu Buonconvento bei Siena 24. Aug. 1313 ein schneller Tod hinwegraffte. Die Vergiftung durch einen Dominikanermönch beim Abendmahl mittels einer Hostie wird zwar von vielen Chronisten be[richtet], scheint aber doch unbegründet zu sein. Außer seinem Sohn Johann hinterließ er zwei Töchter, von denen die eine, Beatrix, an den König Karl Robert von Ungarn, die andere an König Karl IV. von Frankreich vermählt war. Ihm folgte [illegible] Ludwig IV., oder der Bayer mit [illegible] Herzog Friedrich von Österreich. [illegible] Barthold, »Der Römerzug König H.s von [illegible] 31); Dönniges, »Acta Henrici VII.« (2 Bde., Berl. 1840–[illegible]); derselbe, »Geschichte des deutschen Kaiserreichs im 14. Jahrh.« (Berl. 1841); J. E. Kopp, »Geschichte der eidgenössischen Bünde«, Bd. 4, Abteil. 1: [illegible] als König und Kaiser und seine Zeit« ([illegible] 1854–[illegible]); Thomas, »Zur Königswahl des [illegible] von Luxemburg im J. 1308« ([illegible]); Schirrmacher, »Der Römerzug Kaiser [illegible]«; [illegible] »Die Romfahrt Kaiser [illegible] VII. im Bildercyklus des Cod. Balduini Trevir.« [illegible] von G. Irmer« (Berl. 1881).

Heinrich I., der dritte König von Frankreich aus dem Hause der Kapetinger 1031–60, geb. um [illegible], wurde von seinem Vater Robert dem Frommen [illegible] zum Herzog von Burgund und nach dem Tode seines ältern Bruders 1027 zum Nachfolger [illegible]. Burgund trat er, als er selbst König wurde, seinem jüngern Bruder Robert ab, der so [Stifter] einer besondern herzoglichen Linie ward. Die königliche Gewalt war damals in Frankreich [illegible] und wurde durch die Umtriebe der Mutter H.s, Constantia, noch mehr geschwächt, [illegible] durch die mächtigen Herzoge der Normandie, denen H. [illegible] mußte, um sich nur auf dem Throne zu behaupten. Sein Versuch, nach dem Tode des Herzogs Robert II. aus der Minderjährigkeit Wilhelms (des Eroberers) Vorteil zu ziehen, mißlang vollständig und er mußte im Frieden [illegible] den ganzen frühern Besitz lassen. H. starb 4. Aug. 1060 zu Vitri. Von seinen Söhnen aus der Ehe mit Anna, der Tochter des russ. Großfürsten Jaroslaw I., wurde der ältere Philipp I. noch bei seinen Lebzeiten zum Nachfolger gekrönt und gekrönt; der zweite, Hugo d. Gr., wurde Graf von Vermandois.

Heinrich II., König von Frankreich, 1547–59, zweiter Sohn Franz' I. aus der Ehe mit Claudia, der Tochter Ludwigs XII., wurde 31. März 1519 geboren, lebte 1526–29 als Geisel für seinen Vater mit seinem ältern Bruder am Hofe Karls V., vermählte sich 1531 mit Katharina von Medici, befehligte, nach dem Tode seines Bruders Dauphin geworden, 1542 die Armee, welche Perpignan belagerte, und bestieg 1547 inmitten der Krisis des von Franz I. im Stich gelassenen deutschen Protestantismus den Thron. Obgleich die Spannung mit Spanien unverändert blieb, hielt sich H. doch, von herrschsüchtigen, geldgierigen Parteihäuptern, wie die Guise, der Connetable Montmorency, der Marschall von St.-André und seine Maitresse Diana von Poitiers, geleitet, auf der kath. Seite und bekämpfte den wachsenden Protestantismus im Staate mit Blut und Feuer. Den von dem Vater ererbten Krieg gegen England beendete er im März 1550 mit der Rückgewinnung von Boulogne. Schon seit 1548 war er wieder mit Karl V. in kaum verhüllter Feindschaft gewesen. Von England unbelästigt, reichte er daher den deutschen Protestanten die Hand zum Angriff auf die kaiserl. Macht. Indem Kurfürst Moritz von Sachsen in Deutschland vordrang, fiel H. mit 35000 Mann im März in Lothringen ein, eroberte Toul und Verdun, besetzte Nancy, während der Connétable 10. April durch Verrat Metz nahm. Von Straßburg, das er vergeblich überfiel, wendete sich der König nach Niederelsaß. Kaiser Karl V., der 27. Mai 1552 den Separatfrieden zu Passau mit den prot. Fürsten schloß, dem H. nicht beizutreten gewillt war, legte im Herbst ein bedeutendes Heer

«christlichen Republik», d. h. einer europ. Konföderation von 15 teils monarchischen, teils republikanischen Staaten mit gemeinsamem Schiedsgericht, auf dem Grunde religiöser Duldung und zum Zwecke der Eindämmung der habsburgischen Macht und Vertreibung der Türken aus Europa auf Fälschung beruht, so gingen doch in der That H.s Absichten dahin, den Einfluß Habsburgs durch einen Bund aller diesem Hause feindseligen Mächte zu brechen. Er selbst rüstete ein bedeutendes Heer und setzte diese Macht beim Ausbruche des jülichschen Successionsstreits, in welchem er Kurbrandenburg und Pfalz-Neuburg unterstützen wollte, in Bewegung. Die Königin sollte während des Kriegs die Regentschaft führen und verlangte deshalb auf Eingebung ihres Günstlings Concini gekrönt zu werden. Nur ungern willigte H. in die Ceremonie, die 12. Mai 1610 stattfand. Am Tage nach der Krönung fuhr der König, um den kranken Sully zu besuchen, nachmittags gegen 4 Uhr durch die enge Straße la Feronnerie und wurde daselbst im Wagen, umgeben von mehrern Großen, durch einen Messerstoß Ravaillacs (s. d.) ermordet.

Vgl. Poirson, «Histoire du règne de Henri IV» (3 Bde., Par. 1857); Jung, «Henri IV Écrivain» (Par. 1855); Freer, «Henry IV and Marie de Medici» (2 Bde., Lond. 1861); Stähelin, «Der Übertritt König H.s IV. von Frankreich zur röm.-kath. Kirche» (Bas. 1856); Lescure, «Henri IV. 1553—1610» (Par. 1873); Philippson, «H. IV. und Philipp III. Die Begründung des französischen Übergewichts in Europa 1598—1610» (2 Bde., Berl. 1870—73); derselbe, «König H. IV. von Frankreich» (in «Der Neue Plutarch», Bd. 1, Lpz. 1874); Zeller, «Henri IV et Marie de Medici d'après des documents nouveaux» (Par. 1877).

Heinrich V. wurde von den franz. Legitimisten der Graf von Chambord (s. d., Bd. IV, S. 171) genannt und zugleich als «Roy» bezeichnet. Er starb nach längerm schweren Leiden 24. Aug. 1883 zu Frohsdorf. Die Leiche wurde 3. Sept. in dem oberhalb der Stadt Görz gelegenen Franziskanerkloster Castagnavizza beigesetzt.

Heinrich I. mit dem Beinamen Beauclerc, d. i. der Gelehrte, König von England und Herzog der Normandie 1100—35, der dritte Sohn Wilhelms des Eroberers, geb. zu Selby in Yorkshire 1068, bemächtigte sich, gleich nachdem sein Bruder Wilhelm II. auf der Jagd erschossen war, der engl. Krone, zum Nachteile seines ältern Bruders Robert, welcher damals noch nicht vom Kreuzzuge zurückgekehrt war. Letzterer trat später sein Recht um Geld ab und geriet, als er trotzdem zu den Waffen griff, in H.s Gefangenschaft, der ihn bis an seinen Tod festhielt. H. hatte sich in England dadurch Anhang verschafft, daß er in dem ersten großen Freibriefe die Gesetze der angelsächs. Zeit bestätigte. Auch im Kampfe mit dem Erzbischof Anselm von Canterbury um die Investitur der Bischöfe blieb er Sieger, da er zwar die formale Belehnung mit Ring und Stab verlor, aber den Lehnseid der Bischöfe und den Einfluß auf ihre Wahlen behauptete. Da ein Sohn früh starb, bestimmte er die Nachfolge seiner Tochter Mathilde, der Witwe des Kaisers Heinrich V., welche er mit dem viel jüngern Gottfried Plantagenet, dem Sohne Fulcos von Anjou, vermählte. Er begünstigte aber andererseits auch einen Neffen Stephan von Blois, welcher die Hand der reichen Erbtochter des Grafen Eustach von Boulogne gewann und, als H. 1. Dez. 1135 in der Nähe von Rouen starb, die Abwesenheit Mathildens und ihres Gatten benutzte, um sich selbst zum Könige ausrufen zu lassen. Erst 1154 gelangte Gottfrieds Sohn, Heinrich II. Plantagenet, in den unbestrittenen Besitz der Krone.

Heinrich II., König von England, 1154—89, geb. zu Le Mans im März 1133, der erste engl. König aus dem Hause Plantagenet, ein Sohn des Grafen Gottfried Plantagenet und Mathildes, der Tochter Heinrichs I. von England. Gottfried war 1151 gestorben, ohne seinen Anspruch auf die engl. Krone gegen den König Stephan (von Blois) durchsetzen zu können. H. aber vermählte sich 1152 mit der Erbin von Poitou, Guyenne und Gascogne, Eleonore, welche sich eben von Ludwig VII. von Frankreich hatte scheiden lassen; er ward stark genug, Stephan ernste Verlegenheit zu bereiten, welcher deshalb im Frieden zu Wallingford, um dem Thronstreite ein Ende zu machen, H. zu seinem Erben annahm. Ein Jahr später, im Okt. 1154, wurde H. durch Stephans Tod König und 19. Dez. gekrönt. Unterstützt von dem Erzbischof Theobald von Canterbury suchte er zunächst die arg gestörte Ordnung herzustellen und die königl. Macht zu handhaben. Er geriet aber dadurch mit Theobalds Nachfolger, Thomas Becket (s. d.), in Streit, obwohl dieser früher sein Kanzler gewesen war. Thomas erstrebte im Gegensatze zu den übrigen Bischöfen des Landes, welche mit ihrer hergebrachten Stellung ganz zufrieden waren und diese 1164 durch die Konstitutionen von Clarendon sanktionierten, die völlige Unabhängigkeit der Kirche vom Könige. Schwer gekränkt, ließ der König sich unbedachtsam den Wunsch entschlüpfen, von dem widerspenstigen Geistlichen befreit zu sein, und gab so die Veranlassung, daß 1170 einige Ritter den Erzbischof am Altar seiner Kirche ermordeten. Die durch die blutige That hervorgerufene Aufregung wurde durch Wunder gesteigert, welche am Grabe des Erschlagenen angeblich geschahen, und durch das den Gottesdienst einstellende Interdikt; Intriguen der Königin Eleonore, welche durch H.s Verkehr mit seiner geliebten Rosamunde Clifford gereizt war, steigerten die Verwirrung. Eleonore wurde zwar 1173 gefangen gesetzt, aber gegenüber der Aufregung des Volks, welches den schon 1172 heilig gesprochenen Thomas verehrte, mußte H. nachgeben: er that Kirchenbuße, ließ die Konstitutionen von Clarendon fallen und gestattete dem Papste, einen ständigen Legaten in England zu halten. Auch nach außen hin war H. keineswegs so erfolgreich, als man bei der großen Menge seiner Besitzungen voraussetzen sollte. Zwar setzte er sich seit 1171, auf eine ältere Verleihung der Päpste gestützt, in einem Teile von Irland fest und zwang auch den Schotten durch die Schlacht bei Alnwick 13. Aug. 1174 wieder seine Oberhoheit auf. Aber seine festländischen Besitzungen (Normandie, Maine, Anjou, Bretagne, Poitou, Guyenne, Gascogne), für welche er franz. Vasall war, verwickelten ihn in unaufhörliche Streitigkeiten mit den franz. Königen, welche zeitweise von H.s eigenen Söhnen gegen den Vater unterstützt wurden. Von diesen starb der älteste, Heinrich, welcher 1170 zum Nachfolger gekrönt war, schon 1183; ein zweiter, Gottfried von der Bretagne, 1186, sodaß nur Richard (Löwenherz) und Johann (ohne Land) übrigblieben, von denen besonders jener dem Vater zu schaffen machte, aber

1589 wurde H. jedoch durch den Dominikaner Jacques Clément, der mit einem vergifteten Messer [illegible] verwundet und starb am folgenden Tage [illegible].

Heinrich IV., König von Frankreich, 1589—1610, dritter Sohn Antons von Bourbon und der [illegible] Tochter und Erbin Heinrichs, [illegible] von Navarra und Bearn, wurde 13. Dez. 1553 in Pau in Béarn geboren. Sein Vater war 1562 vor Rouen, die Mutter starb 1572 mit im Sache der Hugenotten. Sie wußte ihn und ihren Sohn den Anschlägen Katharinas von Medici zu entziehen und erhielt H. nach der Ermordung seines Vaters zum Chef der prot. Partei. Nach dem Frieden von St. Germain (Aug. 1570), der [illegible] Ehe, Gef., um die Hugenottenführer zu versöhnen und zu verderben, die Vermählung H.s mit Margarete von Valois. Sonntag, Karl IX. vor. Johannis wurde das erste Opfer dieser List, H. Abend 18. April 1572 der Hofe [illegible] an Gift. H. nahm nun selbst den Titel eines Königs von Navarra an und vollzog [illegible] 18. Aug. seine Vermählung. Schon im 24. [illegible] über die Hugenotten die Bartholomäusnacht herein. H. wurde [illegible] und mußte [illegible] Hofe bleiben. Indessen [illegible] Heinrich Conde [illegible] Waffen [illegible] durch [illegible] Gefangenschaft [illegible] 6. Mai herbeiführen. Diese Bedrohung [illegible] der Liga und dem Hofe [illegible], daß [illegible] Katharina Mutter zum [illegible] Verführung, Verführung und Friedens[illegible] zu gewinnen suchte.

[illegible] Flucht des Herzogs von Anjou (Heinrich [illegible]) am 15. Sept. erließ H. [illegible] Edikt, das den [illegible] Hugenotten [illegible] Religionsfreiheit [illegible] Sicherheitsplätze [illegible] Waffen, [illegible] Juli 1585 ab, welches H. [illegible] Hugenotten [illegible] neue [illegible] Verfolgung [illegible] Heinrich, [illegible] Hofe [illegible] 1585 geächtet, [illegible] sich [illegible] Spitze der Katholiken und erfocht [illegible] 1587 den Sieg bei Coutras. Schon [illegible] Heinrich III., auch den Herzog von Guise [illegible] Verbindung mit dem Navarrer [illegible] befand. Die schlimme Lage, in welche [illegible] durch die Ermordung der Guisen [illegible], suchte endlich die Vereinigung 3. April 1589 [illegible] zu Tours. H. führte nun sein durch [illegible] verstärktes Heer vor Paris, [illegible] Mitwirken der Belagerung, 2. Aug. 1589, durch den Tod des Königs, kraft des Salischen Gesetzes und der Verordnung des Sterbenden, die Krone zufiel.

[illegible] Treuesten fielen bald die kath. [illegible] und Anführer von H. ab. Da der Herzog von Mayenne (Guise) mit einem starken Heere anrückte, verschanzte sich H. mit 6000 Mann hinter dem Flusse Arthonne bei Dreux und schlug in dieser Stellung 21. Sept. 1589 das an 30000 Mann [illegible] Heer des Herzogs. Schon 1. Nov. erschien [illegible] vor Paris, zog sich aber noch einmal zu[illegible] [illegible], von England durch Geld und Mannschaft unterstützt, die Eroberung der Provinzen. Die Sache der Ligisten befand sich in großer Verwirrung. Der König von Spanien hatte sich zum Bundeshaupt erklärt und hegte den Plan, seine Tochter Isabella, die Nichte Heinrichs III., durch Umgehung des Salischen Gesetzes auf den franz. Thron zu setzen. Um die span. Ränke zu hindern, ließ der Herzog von Mayenne 21. Nov. den alten Kardinal von Bourbon, trotzdem derselbe Gefangener H.s war, als Karl X. zu Paris zum König ausrufen und ernannte sich selbst die Würde eines Generalstatthalters. So bildeten sich mehrere Faktionen, welche einander lähmten und dem König H. in die Hände arbeiteten. Durch ein span. Hilfskorps unter dem Grafen Egmond verstärkt, griff Mayenne den König 14. März 1590 bei dem Flecken Ivry an der Eure an, verlor aber dabei 10000 Mann und sein Geschütz. H. belagerte nun nochmals Paris, eroberte 27. Juli die Vorstädte und stand schon wegen der Übergabe in Unterhandlung, als er sich vor Alexander von Parma, welcher der Liga 15000 auserlesene Spanier aus den Niederlanden zuführte, zurückziehen mußte. Auch der Papst Gregor XIV. schickte Geld und ein Hilfskorps von 10000 Mann, und der Herzog von Savoyen eröffnete in der Dauphiné und Provence den Krieg. H., obschon durch engl. und deutsche Hilfsvölker allmählich auf 30000 Mann verstärkt, beschränkte sich jetzt auf die Einnahme fester Plätze. Der Umstand, daß auf der am 26. Jan. 1593 in Paris eröffneten Ständeversammlung die Anträge Spaniens zu Gunsten Isabellas verworfen wurden, stimmte die Gemüter der Katholiken für ihn allmählich milder und trug dazu bei, daß Mayenne endlich in einen Waffenstillstand willigte. Vollends gewann H. die öffentliche Stimmung, als er 25. Juli 1593 in St.-Denis zum Katholizismus übertrat. Nachdem er sich 27. Febr. 1594 zu Chartres hatte krönen lassen, öffnete man auch 22. März Paris die Thore.

Trotzdem war H. der Krieg gegen die von Spanien aufgehetzte Liga noch jahrelang hin; erst der Friede von Vervins 2. Mai 1598) brachte allgemeine Ruhe. Auch den Hugenotten gewährte H. Sicherheit durch das Edikt von Nantes (13. April 1598). Nach der Scheidung von seiner ersten Gemahlin heiratete der König 1600 Maria von Medici, die Tochter des Großherzogs Ferdinand von Toscana. Einen kurzen Krieg mit Savoyen um Saluzzo, die Verschwörung Birons (s. d.) und eine Rebellion des Herzogs von Bouillon abgerechnet, hatte H. seit dem Frieden von Vervins Ruhe, um, von Sully (s. d.) unterstützt, an der Hebung seines tiefzerrütteten Reichs zu arbeiten. Zur neuen Begründung des bürgerlichen Wohlstandes reformierte er den Staatshaushalt, Administration und Rechtswesen, ließ Kanäle und Straßen bauen, unterstützte Handel und Gewerbe und veranlaßte sogar die Gründung franz. Kolonien in Amerika. Auch der Ackerbau hob sich aus tiefem Verfall. Nach den der «Geschichte Heinrichs d. Gr.» (1681) von Hardouin de Péréfixe angehängten «Denkwürdigen Worten» sprach H. einst dem Herzog von Savoyen die Hoffnung aus, daß er es so weit bringen werde, daß jeder Bauer in seinem Königreiche im Stande sei, ein Huhn in seinem Topfe zu haben. Dabei ließ er jedoch die allgemeine polit. Lage keinen Augenblick aus dem Auge. Wenn auch der aus Sullys Memoiren bekannte Plan einer

unwürdige Gesellschaft, umgab sich mit den Räten seines Vaters, deren harten Tadel er oft erlitten, und zeigte sich ebenso tüchtig als König wie liebenswürdig als Mensch. Durch eine allgemeine Amnestie suchte H. die Härten seines Vaters, besonders an dem Hause Percy, auszugleichen. Dagegen opferte er die Anhänger Wiclifes, die sog. Lollharden, der fanatischen Geistlichkeit. Um die Thatkraft der Nation nach außen zu leiten und die franz. Landschaften wieder zu gewinnen, beschloß er den Krieg gegen Frankreich, das damals unter dem wahnsinnigen Karl VI. von Parteien zerrüttet wurde. Nachdem er die Verschwörung des Grafen Richard von Cambridge, Stammvaters des Hauses York, unterdrückt, erschien H. im Aug. 1415 mit 30000 Mann in der Normandie und überwältigte Harfleur, geriet aber mit dem Heere durch Mangel und Krankheit in die traurigste Lage. H. bot den Franzosen, die viermal stärker anrückten, den Frieden und die Rückgabe des Platzes für einen freien Abzug nach Calais. Allein diese forderten unbedingte Unterwerfung und griffen sein geschmolzenes Heer 25. Okt. 1415 in der waldreichen Gegend beim Dorfe Azincourt an. Das Feldherrntalent des Königs, die kaltblütige Tapferkeit der Engländer, die Geschicklichkeit ihrer Bolzenschützen und die Beschaffenheit des Terrains, das die Entfaltung der franz. Reiterei nicht gestattete, zog den Franzosen eine vollständige Niederlage zu. H. kehrte nach England zurück und verständigte sich mit dem Herzog Johann von Burgund zur völligen Eroberung Frankreichs. Doch erschien er erst wieder im Aug. 1417 mit 25000 Mann in der Normandie und eroberte in zwei Jahren fast diese ganze Provinz.

Gern hätte sich nun der Herzog von Burgund von den Engländern losgesagt und mit dem Dauphin, nachherigen Karl VII., vereinigt, allein letzterer haßte und fürchtete den Herzog und ließ ihn 10. Sept. 1419 sogar ermorden. Der nunmehrige Herzog Philipp der Gute von Burgund verband sich jetzt, um den Vater zu rächen, um so enger mit dem Könige von England. Dieses Bündnis führte endlich 21. Mai 1420 zwischen H. und der Königin Isabella, welche ihren Sohn, den Dauphin, haßte, den Vertrag von Troyes herbei. Gemäß der Übereinkunft vermählte sich H. mit Katharina, der Tochter Karls VI., und übernahm die Regentschaft von Frankreich unter der Bedingung, daß nach dem Ableben des wahnsinnigen Königs ihm und seinen Nachkommen aus dieser Ehe, mit Ausschluß des Dauphins, die franz. Krone zufallen sollte. Obschon die Rechte und Freiheiten beider Völker dabei verbürgt waren, so erregte die Vereinigung der Kronen auf ein Haupt sogar in England wenig Freude, zumal der durch ein schott. Hilfskorps verstärkte Dauphin den einen Teil von Frankreich behauptete. Auf die Nachricht von der Niederlage des Herzogs von Clarence bei Baugé in Anjou (22. März 1421) eilte H. mit einem Heere von 23000 Mann nochmals nach Frankreich, konnte aber den Dauphin zu keinem entscheidenden Treffen bewegen. Er starb während dieses Feldzugs 31. Aug. 1422 zu Vincennes; einige Monate später (21. Okt. 1422) starb auch Karl VI. H., dessen Charakter die Königsdramen Shakspeares mit Vorliebe schildern, zeichnete sich durch strenge Handhabung des Gesetzes aus, schaffte die Lehnmiliz ab und führte das bewaffnete Bürgertum ein. Ihm folgte sein Sohn, Heinrich VI. Seine Witwe Katharina heiratete den walisischen Edelmann Owen Tudor, dessen Nachkommen später die engl. Krone erwarben. Vgl. Cole, «Memorials of Henry V.» (Lond. 1858).

Heinrich VI., König von England, 1422—61, geb. zu Windsor 6. Dez. 1421, war wenige Monate alt, als der Tod seines Vaters Heinrich V. ihn in England und Frankreich zugleich zum Könige machte. die Brüder des Verstorbenen übernahmen für ihn die Regierung, der Herzog von Bedford in Frankreich und der Herzog von Gloceſter in England. Unter tapfern Führern, wie Salisbury, Talbot u. a., blieben die Engländer auch ferner in Frankreich Sieger, auch dann, als sich die Burgunder von ihnen trennten. Der König Karl VII. oder, wie er noch bis zu seiner Krönung genannt ward, der Dauphin, hatte 1428 nördlich der Loire nur noch Orléans, als das Auftreten der Jeanne d'Arc den Umschwung einleitete. Obwohl H. noch 1430 in Paris zum Könige von Frankreich gekrönt wurde, machte die Sache Karls nun unaufhörliche Fortschritte, namentlich nach dem Kongreß von Arras 1435, als Burgund sich endgültig von den Engländern trennte; 1436 verloren sie auch Paris. Nachdem ein 1444 geschlossener Waffenstillstand 1449 abgelaufen war, entriß der franz. Feldherr Dunois ihnen auch die Normandie und 1450 Guyenne, und die Engländer hatten, als der tapfere Talbot 1453 in der Schlacht bei Châtillon fiel, von allen ihren Eroberungen nur noch Calais, welches sie bis 1556 behaupteten, und die Normannischen Inseln, welche sie noch haben. Der Krieg hörte damit auf, ohne daß Frieden geschlossen worden wäre. H. wurde eigentlich nie selbständig, da er stets fremden Einflüssen gehorcht und sich der Reihe nach von ehrgeizigen Großen oder Verwandten, wie z. B. dem Herzog von Gloceſter und dem Kardinal Heinrich von Beaufort, seit 1445 auch von seiner energischen Gemahlin Margarete von Anjou, beherrschen ließ. Alle aber überragte der gewaltige Richard von York, ein Enkel Eduards III., welcher nach Bedfords Tode Statthalter in Frankreich gewesen war und 1453 es durchsetzte, daß das Parlament ihn zum Protektor ernannte. Die Bemühungen der Königin um Beseitigung dieses Protektorats waren die Ursache, daß die Linie Lancaster des Hauses Plantagenet und die Linie York, nach ihren Abzeichen rote und weiße Rose genannt, sich von nun an in tödlicher Feindschaft gegenüber traten. H. geriet durch die Schlacht bei St.-Albans 1455 in Richards Gewalt, aber Margarete gab den Kampf für ihren Gemahl und ihren Sohn Eduard nicht auf und blieb in der Schlacht bei Wakefield 24. Dez. 1460 Siegerin. Schon damals war die Erbitterung so groß, daß nicht bloß alle vornehmen Gefangenen hingerichtet, sondern auch die Leiche des gefallenen Protektors geköpft ward. H. erlangte seine Freiheit wieder, aber schon 4. März 1461 wurde Richards Sohn Eduard (IV.) in London zum Könige ausgerufen und H. mußte nach der Niederlage seines Heeres bei Towton (29. März) mit Gemahlin und Sohn nach Schottland flüchten. Ein mißglückter Versuch Margaretens, ihm den Thron zurückzuerobern, brachte ihn 1465 von neuem in den Tower. Er hat ihn nur kurze Zeit verlassen und nochmals königl. Ehren genossen, als 1470 Eduard IV. sich mit seinen eigenen Anhängern, namentlich dem mächtigen Grafen Warwick, verfeindete und von diesem verjagt wurde. Die Schlacht bei Barnet, in welcher der im März 1471 zurückkehrende York Warwick erschlug, lieferte

auch Johann, sonst H.s Liebling, sich verräterisch erwies. H. selbst, welcher den dritten Kreuzzug mitmachen wollte, starb vor Antritt desselben im Schloß Chinon 6. Juli 1189. Ihm folgte Richard. Vgl. Lappenberg, «Geschichte Englands» (Bd. 2); Stubbs, «Epochs of modern history. The early Plantagenets» (Lond. 1876).

Heinrich III., König von England, 1216—72, geb. 1. Okt. 1207, wurde neunjährig nach dem Tode seines Vaters Johann (ohne Land) zum Könige ausgerufen, während Johanns Gegenkönig, der franz. Erbprinz Ludwig, noch einen Teil des Landes behauptete. Aber H.s Vormund, Graf Wilhelm von Pembroke, wußte seinem Mündel Anhang zu schaffen, sodaß Ludwig schon 11. Sept. 1217 entsagte und die Insel räumte. Nach dem Tode Pembrokes 1219, welcher mit dem Titel eines Protektors für H. regierte, hatte der Justitiar Hubert de Burgh (bis 1231) die erste Stelle. H. zeigte sich gleich seinem Vater im höchsten Grade unzuverlässig und darauf bedacht, die Freiheiten der Magna Charta zu verkümmern. Ein weiterer Grund zur Unzufriedenheit war die Begünstigung der Franzosen, welche seit seiner Heirat mit Eleonore, einer Tochter Raimund Berengers von der Provence (1236) ins Land kamen, und die Dienstbeflissenheit H.s gegen die Päpste, welchen er die Aussaugung des Landes durch Legaten nachsah, um bei der Kirche Schutz gegen die Auflehnung der Barone zu finden. Deren Haupt ward der Graf Simon von Montfort, welcher jung an den engl. Hof gekommen war, die Güter der Grafen von Leicester geerbt hatte und 1238 mit H.s Schwester Eleonore vermählt worden war. Vom Könige, seinem Schwager, 1252 persönlich beleidigt, trat er auf die Seite der Barone, welche H. fast alle Regierungsrechte entzogen, und ihn zwangen, die bezüglichen Festsetzungen ebenso wie die Charta neuerdings zu beschwören. Er that dies, ließ sich aber sogleich durch den Papst vom Eide entbinden. So kam es zu neuen Kämpfen, bei welchen auch der Umstand einen Grund zur Beschwerde abgab, daß H.s Bruder Richard von Cornwall sich 1257 in Deutschland zum Könige wählen ließ und viel Geld dorthin ausführte. Simon gewann 14. Mai 1264 einen entscheidenden Sieg bei Lewes, nahm den König und Richard, später auch H.s tapfern Sohn Eduard gefangen, und trat nun förmlich die Regierung an, indem er auf 20. Jan. 1265 nicht bloß die Barone und die hohe Geistlichkeit, sondern auch Abgeordnete der Grafschaft und Städte zu einem Parlament entbot und auch wirklich versammelte, sodaß das «Haus der Gemeinen» auf ihn zurückgeht. Aber Prinz Eduard entfloh, sammelte seine Freunde und tötete den Protektor 4. Aug. 1265 bei der Abtei Evesham. Die letzten Jahre des Königs verliefen ruhiger, da Eduard sowohl die Gegner des Vaters niederwarf, als auch diesen anhielt, die dem Lande verliehenen Freiheiten anzuerkennen. H. starb 16. Nov. 1272 zu Westminster, während Eduard auf einem Kreuzzuge war. Vgl. die Litteratur bei Heinrich II.; außerdem Pauli, «Simon von Montfort» (Tüb. 1867).

Heinrich IV., König von England 1399—1413, geb. 4. April 1367 (nach andern 1366) zu Bolingbroke in Lincolnshire, der Sohn Johanns von Gaunt, Herzogs von Lancaster, und Enkel König Eduards III., führte früher die Titel eines Grafen von Derby und (1397) Herzogs von Hereford. In seiner Jugend beteiligte er sich lebhaft an den innern Unruhen, und 1390 mußte er einen Kreuzzug nach Preußen gegen die heidnischen Litauer. Der schwache König Richard II., welcher ihn fürchtete, verbannte ihn, infolge eines Streits mit dem Herzog von Norfolk, 1398 aus England. Die gute Aufnahme, die H. in Frankreich fand, verstärkte den Haß des Königs. Als nach H.s Vater starb, zog Richard willkürlich die Güter des Hauses Lancaster ein. H. erschien darauf 4. Juli 1399 mit andern Unzufriedenen in der Grafschaft York und erhielt außerordentlichen Zuwachs. König Richard schickte ihm den Grafen von Salisbury entgegen, dessen schwaches Truppenkorps jedoch leicht zersprengt wurde. Nicht glücklicher war der König selbst. H. lockte ihn in seine Gewalt, indem er ihm Ergebenheit versicherte, setzte ihn aber dann in den Tower gefangen, zwang ihm 29. Sept. 1399 eine Konzessionsakte ab und klagte ihn vor dem Parlament an. Das Parlament erklärte den schwachen Richard der Krone unwürdig und ließ 30. Sept. H. als König von England ausrufen. Richard starb wenige Wochen darauf eines gewaltsamen Todes. Da der siebenjährige Graf von March, Edmund Mortimer, dem Hause Clarence wenn auch nur von weiblicher Seite entsprossen, ein näheres Anrecht auf den Thron besaß als das Haus Lancaster, so ließ H. den Knaben einsperren. Der Graf von Salisbury, der zu Gunsten Richards eine Verschwörung gestiftet hatte, mußte dafür im Jan. 1400 mit dem Leben büßen. Zugleich fielen die Schotten ins Land, und in Wales erhob Owen Glendower, ein Abkömmling der vormaligen Fürsten, die Fahne des Aufruhrs. Mit letzterm verband sich, zu Gunsten Mortimers, Heinrich Percy, Graf von Northumberland, der zur Thronerhebung H.s wesentlich beigetragen, sich aber jetzt vernachlässigt glaubte. Sein ältester Sohn, Heinrich Percy, seiner Kühnheit wegen Hotspur, d. i. Heißsporn, genannt, stellte sich an die Spitze des Bundesheers, wurde aber vom Könige 21. Juli 1403 in dem Treffen bei Shrewsbury geschlagen und getötet. Der alte Percy vermittelte hierauf zwar den Frieden, verband sich aber 1405 mit dem Erzbischof von York, Richard Scrope, nochmals zu H.s Sturze. Der König ließ die Empörer durch Verrat gefangen nehmen und enthaupten. H. führte nun die Regierung in Ruhe und zeigte viel Klugheit, Wachsamkeit und Mäßigung. Das Parlament, dem er gegen den Adel manche Zugeständnisse machte, trug ihm mehrmals die Einziehung der geistlichen Güter an, was er jedoch ablehnte. Vielmehr suchte er sich bei der Geistlichkeit durch die Verfolgung der Wicliffiten beliebt zu machen. Gegen Schottland kämpfte H. glücklich. Wiewohl er den jungen Sohn König Richards in steter Gefangenschaft hielt, machte er dieses unedle Verhalten doch durch eine treffliche Erziehung des Prinzen gut. Bekümmert über den Lebenswandel seines Sohnes Heinrich und von Gewissensbissen verfolgt, schickte er sich zu einem Zuge nach Palästina an, als er 20. März 1413 in Westminster starb.

Heinrich V., König von England, 1413—22, auch Regent von Frankreich, der Sohn des vorigen, war 9. Aug. 1388 zu Monmouth geboren. Von lebhaftem Naturell und durch seinen argwöhnischen Vater zur Thatenlosigkeit verurteilt, gab er sich, der Sage nach, als Kronprinz der Gesellschaft wilder Gesellen, darunter namentlich Falstaff, hin, sodaß man an seiner Herrscherfähigkeit zweifelte. Mit der Thronbesteigung aber entfernte er die

ge Gesellschaft, umgab sich mit den Räten
ters, deren harten Tadel er oft erlitten,
e sich ebenso tüchtig als König wie liebens-
als Mensch. Durch eine allgemeine Am-
hte H. die Härten seines Vaters, besonders
Hause Percy, auszugleichen. Dagegen
er die Anhänger Wiclifes, die sog. Loll-
der fanatischen Geistlichkeit. Um die That-
r Nation nach außen zu leiten und die
nschaften wieder zu gewinnen, beschloß er
gegen Frankreich, das damals unter dem
igen Karl VI. von Parteien zerrüttet
Nachdem er die Verschwörung des Grafen
von Cambridge, Stammvaters des Hauses
terdrückt, erschien H. im Aug. 1415 mit
dann in der Normandie und überwältigte
, geriet aber mit dem Heere durch Mangel
heit in die traurigste Lage. H. bot den
, die viermal stärker anrückten, den Frie-
die Rückgabe des Platzes für einen freien
ch Calais. Allein diese forderten unbe-
terwerfung und griffen sein geschmolzenes
Okt. 1415 in der waldreichen Gegend beim
incourt an. Das Feldherrntalent des
die kaltblütige Tapferkeit der Engländer,
lichkeit ihrer Bolzenschützen und die Be-
t des Terrains, das die Entfaltung der
terei nicht gestattete, zog den Franzosen
ständige Niederlage zu. H. kehrte nach
rück und verständigte sich mit dem Herzog
von Burgund zur völligen Eroberung
s. Doch erschien er erst wieder im Aug.
25 000 Mann in der Normandie und
n zwei Jahren fast diese ganze Provinz.
hätte sich nun der Herzog von Burgund
Engländern losgesagt und mit dem Dau-
chterigen Karl VII., vereinigt, allein letz-
te und fürchtete den Herzog und ließ ihn
. 1419 sogar ermorden. Der nunmehrige
Philipp der Gute von Burgund verband sich
den Vater zu rächen, um so enger mit dem
von England. Dieses Bündnis führte end-
Mai 1420 zwischen H. und der Königin
, welche ihren Sohn, den Dauphin, haßte,
ng von Troyes herbei. Gemäß der Über-
vermählte sich H. mit Katharina, der
Karls VI., und übernahm die Regentschaft
kreich unter der Bedingung, daß nach dem
des wahnsinnigen Königs ihm und seinen
nen aus dieser Ehe, mit Ausschluß des
s, die franz. Krone zufallen sollte. Obschon
e und Freiheiten beider Völker dabei ver-
ren, so erregte die Vereinigung der Kro-
ein Haupt sogar in England wenig Freude,
r durch ein schott. Hilfskorps verstärkte
den einen Teil von Frankreich behauptete.
Nachricht von der Niederlage des Herzogs
nce bei Baugé in Anjou (22. März 1421)
mit einem Heere von 23 000 Mann noch-
h Frankreich, konnte aber den Dauphin zu
ntscheidenden Treffen bewegen. Er starb
dieses Feldzugs 31. Aug. 1422 zu Vin-
einige Monate später (21. Okt. 1422) starb
d VI. H., dessen Charakter die Königsdra-
kspeares mit Vorliebe schildern, zeichnete
h strenge Handhabung des Gesetzes aus,
ie Lehnmiliz ab und führte das bewaffnete
m ein. Ihm folgte sein Sohn, Hein-
Seine Witwe Katharina heiratete den
walisischen Edelmann Owen Tudor, dessen Nach-
kommen später die engl. Krone erwarben. Vgl.
Cole, «Memorials of Henry V.» (Lond. 1858).

Heinrich VI., König von England, 1422—61,
geb. zu Windsor 6. Dez. 1421, war wenige Monate
alt, als der Tod seines Vaters Heinrich V. ihn in
England und Frankreich zugleich zum Könige machte.
die Brüder des Verstorbenen übernahmen für ihn
die Regierung, der Herzog von Bedford in Frank-
reich und der Herzog von Gloceſter in England.
Unter tapfern Führern, wie Salisbury, Talbot u. a.,
blieben die Engländer auch ferner in Frankreich
Sieger, auch dann, als sich die Burgunder von ihnen
trennten. Der König Karl VII. oder, wie er noch
bis zu seiner Krönung genannt ward, der Dauphin,
hatte 1428 nördlich der Loire nur noch Orléans, als
das Auftreten der Jeanne d'Arc den Umschwung
einleitete. Obwohl H. noch 1430 in Paris zum
Könige von Frankreich gekrönt wurde, machte die
Sache Karls nun unaufhörliche Fortschritte, na-
mentlich nach dem Kongreß von Arras 1435, als
Burgund sich endgültig von den Engländern trennte;
1436 verloren sie auch Paris. Nachdem ein 1444
geschlossener Waffenstillstand 1449 abgelaufen war,
entriß der franz. Feldherr Dunois ihnen auch die
Normandie und 1450 Guyenne, und die Engländer
hatten, als der tapfere Talbot 1453 in der Schlacht
bei Châtillon fiel, von allen ihren Eroberungen nur
noch Calais, welches sie bis 1556 behaupteten, und
die Normannischen Inseln, welche sie noch haben.
Der Krieg hörte damit auf, ohne daß Frieden ge-
schlossen worden wäre. H. wurde eigentlich nie
selbständig, da er stets fremden Einflüssen gehorcht
und sich der Reihe nach von ehrgeizigen Großen
oder Verwandten, wie z. B. dem Herzog von
Gloceſter und dem Kardinal Heinrich von Beaufort,
seit 1445 auch von seiner energischen Gemahlin
Margarete von Anjou, beherrschen ließ. Alle aber
überragte der gewaltige Richard von York, ein
Enkel Eduards III., welcher nach Bedfords Tode
Statthalter in Frankreich gewesen war und 1453 es
durchsetzte, daß das Parlament ihn zum Protektor
ernannte. Die Bemühungen der Königin um Be-
seitigung dieses Protektorats waren die Ursache,
daß die Linie Lancaſter des Hauses Plantagenet
und die Linie York, nach ihren Abzeichen rote und
weiße Rose genannt, sich von nun an in tödlicher
Feindschaft gegenüber traten. H. geriet durch die
Schlacht bei St.-Albans 1455 in Richards Gewalt,
aber Margarete gab den Kampf für ihren Gemahl
und ihren Sohn Eduard nicht auf und blieb in der
Schlacht bei Wakefield 24. Dez. 1460 Siegerin.
Schon damals war die Erbitterung so groß, daß
nicht bloß alle vornehmen Gefangenen hingerichtet,
sondern auch die Leiche des gefallenen Protektors
geköpft ward. H. erlangte seine Freiheit wieder,
aber schon 4. März 1461 wurde Richards Sohn
Eduard (IV.) in London zum Könige ausgerufen
und H. mußte nach der Niederlage seines Heeres bei
Towton (29. März) mit Gemahlin und Sohn nach
Schottland flüchten. Ein mißglückter Versuch Mar-
garetens, ihm den Thron zurückzuerobern, brachte
ihn 1465 von neuem in den Tower. Er hat ihn nur
kurze Zeit verlassen und nochmals königl. Ehren
genossen, als 1470 Eduard IV. sich mit seinen eigenen
Anhängern, namentlich dem mächtigen Grafen
Warwick, verfeindete und von diesem verjagt wurde.
Die Schlacht bei Barnet, in welcher der im März
1471 zurückkehrende York Warwick erschlug, lieferte

[illegible]

Heinrich VII.

[illegible]

Heinrich VIII. König von England und Irland 1509—47, der Sohn des vorigen, geb. zu Greenwich 28. Juni 1491, war mit vorzüglichen geistigen und körperlichen Eigenschaften ausgestattet und erhielt eine gelehrte und [illegible] Erziehung. Das von der Habsucht des Vaters gedrückte Volk begrüßte seine Thronbesteigung mit Jubel. Er vermählte sich 7. Juni 1509 mit Katharina von Aragonien, der Witwe seines Bruders Arthur und der Muterschwester Kaiser Karls V. und verband sich 1512 mit Maximilian I. gegen Ludwig XII. Obschon er 17. Aug. 1513 mit dem Kaiser die sog. Sporenschlacht bei Guinegate gewann, gewährte ihm doch der kriegerische König keinen Vorteil. Überdies von dem Eigennutz des Verbündeten empört, schloß er im Aug. 1514 mit Ludwig XII. nicht nur Frieden und gab ihm seine Schwester Maria zur Gemahlin, sondern mit Franz I. nachher sogar ein Schutzbündnis gegen Karl V. Auch Schottland, das in der Schlacht von Flodden 9. Sept. 1513 König Jakob IV. verloren, erntete einen billigen Frieden. Nach Franz' I. Thronbesteigung schien das Bündnis H.s mit Frankreich um so fester, als beide Könige bei der Bewerbung um die Kaiserkrone gegen Karl von Spanien durchgefallen waren. Doch H.s Günstling, der Kardinal und Kanzler Wolsey, wurde

von Kaiser Karl V. durch Aussichten auf die Papstwürde gewonnen und zog so auch seinen Herrn von Frankreich ab. Im Nov. 1521 kam zwischen dem Kaiser und dem Könige von England ein geheimer Vertrag zu Stande, nach welchem H. im Juni 1522 den Krieg gegen Frankreich eröffnete. Nachdem er den Schatz seines Vaters verschwendet, griff er zu Erpressungen, zwang 1523 dem Parlament unter Androhung von Todesstrafen eine große Summe ab und regierte dann, über den Widerstand desselben, sieben Jahre ohne Parlament. Unterdessen hatte Wolsey in Rücksicht der Papstwahl mehrfache Täuschung erfahren und suchte nun aus Rache den König von der Sache des Kaisers zu trennen. Zwar wurde das engl. Heer aus Frankreich nicht zurückgerufen, als aber Franz I. bei Pavia 1525 in des Kaisers Gefangenschaft geriet, ließ sich H. nicht mehr abhalten, mit dem franz. Hofe ein Freundschaftbündnis zu schließen. Die Feindseligkeiten gegen den Kaiser von engl. Seite begannen erst Anfang 1528 und endeten mit dem Frieden zu Cambray (5. Aug. 1529).

Schon längst ging H. mit einer Scheidung von seiner Gemahlin, der Tante des Kaisers, um, und jetzt begann er die Ausführung dieses Plans. Er äußerte Gewissenszweifel über die unkanonische Verbindung mit der Witwe seines Bruders und erklärte sich mit der Dispensation des Papstes nicht beruhigt, da diese während seiner Minderjährigkeit erteilt worden sei. Der Hauptgrund für die Scheidung war aber wohl, daß der König seine reizlose Gemahlin, von der er nur eine Tochter besaß, nicht liebte und die schöne Anna Boleyn (s. d.) heiraten wollte. Der Papst Clemens VII. suchte dieser Angelegenheit aus Furcht vor dem Kaiser auszuweichen, schickte aber endlich den Kardinal Campeggio nach London, der mit Wolsey den Scheidungsprozeß führen sollte. Ehe jedoch der Spruch geschah, rief Clemens den Legaten 1529 zurück und lud den König vor sein eigenes Tribunal nach Rom. Wolsey erfuhr zuerst den Zorn H.s und wurde abgesetzt. H. hatte bisher als eifriger Katholik gegolten. Mit Feuer und Schwert war er nicht nur den Wicliffiten, sondern auch der Reformation Luthers entgegengetreten; ja seine Schriftstellerei gegen Luther hatte ihm sogar vom Papste Leo X. den Titel Defensor fidei eingetragen. Jetzt aber, als der Papst ihm den Ehedispens verweigerte, beschloß er, sich und sein Reich von dem päpstl. Stuhle, doch nur schrittweise, loszureißen. Die Aussicht auf die geistlichen Güter und die Erweiterung der königl. Gewalt bestimmte hierbei den König ebenso sehr als seine Privatangelegenheiten. Im Jan. 1531 preßte er der Geistlichkeit eine große Geldsumme und das Bekenntnis ab, daß nach einem uralten Statut der König der Protektor und das Haupt der engl. Kirche sei; im nächsten Jahre hob das Parlament die Annaten auf. Nachdem H. das Freundschaftsbündnis mit Franz I. erneuert, vermählte er sich 14. Nov. 1532 mit Anna Boleyn und ließ im Mai 1533 durch ein geistliches Gericht die Scheidung von Katharina aussprechen. Das Parlament faßte zugleich ein Gesetz ab, nach welchem nur die Nachkommen zweiter Ehe successionsfähig waren, und alle Unterthanen mußten unter Androhung von Hochverratsstrafe dieses Erbfolgegesetz beschwören. Nur Thomas Morus und Bischof Fisher von Rochester widersetzten sich und bezahlten dafür 1535 das Schafott. Das Parlament von 1534 schaffte die päpstl. Gewalt völlig ab und übertrug dem Könige die Einkünfte, die Gerichtsbarkeit, das Reformationsrecht, die Ketzerverfolgung u. s. w. Schon 1536 machte H. von dieser neuen Gewalt Gebrauch, indem er die geringern Klöster aufheben und auf Cranmers Rat die Bibel übersetzen ließ. Der Prozeß und die Hinrichtung von Anna Boleyn (19. Mai 1536) und die Vermählung H.s am folgenden Tage mit Johanna Seymour unterbrachen einen Augenblick diese Umwälzungen. Das Parlament mußte eine neue Successionsakte geben, welche die aus zweiter Ehe geborene Prinzessin Elisabeth enterbte und dem Könige in Ermangelung von Nachkommen aus seiner dritten Ehe das Recht erteilte, über die Krone zu verfügen.

Zur Feststellung des kirchlichen Lehrbegriffs versammelte H. im Juni 1536 die Geistlichkeit. Er ließ derselben sein Glaubensbekenntnis, ein Gemisch kath. und prot. Satzungen, vorlegen, das nach langem Streite auch angenommen und nach abermaliger Abänderung von königl. Hand als Glaubensregel anbefohlen wurde. Dieser Despotismus erregte im Okt. 1536 in mehrern Provinzen gefährliche, von Fanatikern geleitete Volksbewegungen, die nur mit Mühe beigelegt werden konnten. Die Bewältigung der Insurrektion, die Geburt des Prinzen Eduard (12. Okt. 1537), die jedoch den Tod der Königin herbeiführte, befestigte das Ansehen H.s so bedeutend, daß er 1538 auch die reichern Klöster und Stiftungen einzog. Dieses Vorgehen gegen die Klöster bewog endlich 1538 den Papst Paul III. zur Publikation der schon vor Jahren gegen H. erlassenen Bannbulle, welche jedoch gänzlich wirkungslos blieb. Um jede Verschiedenheit der Religionsansichten auszurotten, legte der König dem Parlament 1539 sechs Glaubensartikel vor, die ebenfalls angenommen und als Dogmen der engl. Kirche proklamiert und beschworen wurden. Die blutigsten Anfeindungen aller, denen diese Artikel nicht zusagten, waren die nächste Folge. Auch die polit. Freiheit gab das Parlament preis, indem es den Edikten des Königs, die dem Staatsrate vorgelegen, volle Gesetzeskraft erteilte. Nach mancherlei Heiratsplänen vermählte sich H., der gern die deutsch-prot. Fürsten zu Freunden haben wollte, 6. Jan. 1540 mit Anna von Kleve. Da er aber die Prinzessin nicht liebgewann, ließ er sich schon im Juli von ihr scheiden. Er verwickelte zugleich seinen Kanzler, Thomas Cromwell, der ihm zu dieser Verbindung geraten, in einen Hochverratsprozeß und ließ ihn 24. Juli schuldlos enthaupten. Durch den Einfluß der Katharina Howard, mit der sich H. 8. Aug. 1540 vermählte, traten der Herzog von Norfolk und Gardiner an die Spitze der Geschäfte und begannen die eigentlichen Protestanten wütend zu verfolgen. Viele ausgezeichnete Männer, welche die sechs Artikel bezweifelten, wurden verbrannt oder gehenkt. Unterdessen mußte der König zu seinem Schrecken erfahren, daß seine neue Gemahlin unzüchtig gelebt habe und noch lebe. Obwohl ihre eheliche Untreue nicht völlig erwiesen war, ließ er sie 12. Febr. 1542 mit ihren vermeintlichen Helfern und Liebhabern hinrichten.

Vergeblich hatte H. seinen Neffen Jakob V. von Schottland zu einer Kirchenreformation zu bewegen gesucht und darum mit demselben Krieg angefangen. Ein engl. Korps schlug 24. Nov. 1542

Doch erwehrte sich H. seiner Feinde siegreich. Damals trennte er sich von seiner ersten Gemahlin Clementia von Zähringen und heiratete Mathilde, die Tochter König Heinrichs II. von England. Bald nachher (1171—72) unternahm er eine Wallfahrt nach Palästina. Von einer neuen Erhebung seiner sächs. Feinde bedroht, mit dem Kaiser, dessen Nachfolger er einst zu werden gehofft, über das ihm entgangene Erbe Welfs VI. gespannt und unzufrieden mit der Fortdauer des Kampfes gegen Papst Alexander III., verweigerte H. im Frühjahr 1176 dem Kaiser die geforderte Hilfe gegen die Lombarden und verschuldete somit Friedrichs Niederlage bei Legnano 1176.

Jetzt erhoben sich H.s Feinde von allen Seiten und drängten den zur Versöhnung geneigten Kaiser zu strengstem Vorgehen. H.s Trotz, der keiner Ladung folgte und die Vergleichsvorschläge des Kaisers schroff abwies, arbeitete ihnen noch in die Hände. H. wurde 1180 zu Würzburg geächtet und seiner Lehne verlustig erklärt. Bayern erhielt Otto von Wittelsbach, Bernhard von Askanien Sachsen, der Erzbischof von Köln Engern und Westfalen. H. griff zu den Waffen, schlug bei Hallerfelde die kölnischen Heerhaufen und nahm den halberstädter Bischof Ulrich gefangen. Da rückte der Kaiser mit dem Reichsheere nach Sachsen, und H.s Vasallen fielen fast alle ab. Im Nov. 1181 unterwarf sich H. zu Erfurt dem Kaiser, der ihm zwar nicht die abgesprochenen Fürstentümer und Lehne, aber doch wenigstens die ebenfalls verwirkten Eigengüter Braunschweig und Lüneburg ließ. Doch mußte H. Deutschland verlassen; er ging zu Heinrich II. nach der Normandie und dann nach England, erhielt zwar 1185 die Erlaubnis zur Heimkehr und lebte in Braunschweig, mußte aber, als der Kaiser 1189 den Kreuzzug antrat und er denselben zu begleiten ablehnte, abermals in die Verbannung gehen. Kaum aber war Friedrich I. fortgezogen, so kam H. nach Ostsachsen zurück, wo ihn der Erzbischof von Bremen aufnahm und viele ehemalige Vasallen sich ihm wieder anschlossen. Anfangs glücklich, zerstörte H. Bardowiek bis auf den Dom, an dessen Mauern er die Inschrift «Vestigia Leonis» setzen ließ. Auch Lübeck und Lüneburg fielen; bei Segeberg aber erlitt H. eine Niederlage. König Heinrich VI. gebot H. Einhalt, und derselbe mußte sich 1190 zu einem unbefriedigenden Vergleich bequemen. Auch die Hoffnung, mit Hilfe der großen Fürstenverschwörung, die sich 1192 gegen Heinrich VI. unter Anlehnung an Richard I. von England bildete, seine völlige Herstellung zu erzwingen, sah H. scheitern. Erst als H.s ältester Sohn, Heinrich, sich mit Agnes, der Erbtochter des Pfalzgrafen Konrad am Rhein, einer Nichte Kaiser Friedrichs, vermählte, machte H. mit den Staufen Frieden und lebte nun still zu Braunschweig, wo er 6. Aug. 1195 starb, im Dom begraben wurde und sein Denkmal noch vorhanden ist. Über sein Zeitalter ragt er besonders dadurch hervor, daß er Handel, Gewerbfleiß, Bürgerglück und Wohlhabenheit in seinen Ländern zu verbreiten, die Künste emporzubringen und Gelehrsamkeit zu fördern bemüht war. Seine Kolossalstatue auf dem Hagenmarktsbrunnen zu Braunschweig wurde 4. Juli 1874 enthüllt. Vgl. Hans Prutz, «H. der Löwe» (Lpz. 1865); Weiland, «Das sächs. Herzogtum unter Lothar und H. dem Löwen» (Greifsw. 1866); Philippson, «Geschichte H.s des Löwen» (2 Bde., Lpz. 1867—68).

Heinrich der Jüngere, Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, zweiter Sohn Heinrichs des Ältern, geb. 10. Nov. 1489, folgte 1514 seinem Vater in der Regierung. Bald nach seinem Regierungsantritt kam er mit dem Bischof von Hildesheim in Fehde, die für ihn in der Schlacht bei Soltau (29. Juni 1519) unglücklich endigte. Durch die Gunst Kaiser Karls V. wurden jedoch nachmals ihm und seinem Vetter Erich fast sämtliche hildesheimische Stiftslande zugesprochen. Im Bauernkriege (1525) zog er dem Landgrafen Philipp von Hessen und dem Herzog Georg von Sachsen zu Hilfe und 1528 begab er sich auf Veranlassung Karls V. nach Italien mit 1000 wohlgerüsteten Reitern; allein das Heer wurde die Beute ansteckender Seuchen, und er selbst entkam mit genauer Not, als Knecht verkleidet. Inzwischen hatte die Reformation in seinem Erblande schnelle Fortschritte gemacht. H. blieb dagegen der alten Lehre und dem Kaiser ergeben. Am 16. Nov. 1537 gelang es ihm, seinen Bruder Wilhelm, den er durch eine 12jährige Gefangenschaft gebeugt hatte, zu einem Vertrage zu nötigen, wodurch das Recht der Erstgeburt und Alleinregierung im braunschw. Hause gesetzlich eingeführt wurde. Seinen unermüdlichen Bemühungen, die Katholiken gegen den vordringenden Protestantismus zu sammeln, gelang es 1537 die nürnberger kath. Liga zu stiften, deren Hauptmann er neben Ludwig von Bayern-Landshut wurde. Er bedrohte nun die von dem Kammergericht geächteten Städte Goslar und Braunschweig, welche die schmalkaldischen Bundesgenossen zu Hilfe riefen. H. wich vor ihrer Übermacht zurück, und bald hatten sie nicht nur sein Erbland, sondern auch das feste Wolfenbüttel erobert. Nach längern Werbungen glückte es ihm, Sept. 1545 wieder in sein Land einzubrechen, aber in der Schlacht beim Kloster Höckelem umzingelt, mußte er sich mit seinem ältesten Sohne Victor an Philipp von Hessen ergeben. Als er nach der Schlacht bei Mühlberg (1547) wieder in Freiheit gesetzt wurde, sollte Braunschweig entgelten, was es zur Unterstützung seiner Feinde gethan. Doch während er 1550 die Stadt belagerte, fiel Graf Volrath von Mansfeld in die wolfenbütteler Länder ein, und H. sah sich genötigt, mit Braunschweig einen Vertrag abzuschließen, welcher alles beim alten beließ. Der Einbruch Markgraf Albrechts in Braunschweig 1553 bewog H. zum Bunde mit Kurfürst Moritz. Bei Sievershausen trafen 9. Juli 1553 die Heere aufeinander. H. und Moritz siegten; allein des erstern beide Söhne, Karl Victor und Philipp Magnus, blieben auf dem Platze, und sein Bundesgenosse wurde so verwundet, daß er bald nachher starb. Ein neuer Sieg über Albrecht verschafften H. auch das Übergewicht über die Stadt Braunschweig, die sich nun unterwarf. Noch einmal traf H. den Feind unweit Steterburg und zwang ihn zur Flucht. H. starb 1568. Romanhaft ist H.s Liebe zu Eva von Trott, mit der er auf der Feste Staufenburg lebte und die ihm zehn Kinder gebar.

Heinrich Julius, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, deutscher Dramatiker, geb. 15. Okt. 1564 zu Wolfenbüttel, bestieg 1589 nach dem Tode seines Vaters Julius den Thron, geriet in Mißhelligkeiten mit seiner Hauptstadt, lebte die letzte Zeit meist in Prag und starb daselbst 20. Juli 1613. Seine Werke (vollständig von Holland 1855 in den «Publikationen des Stuttgarter Litterarischen Vereins» herausgegeben) verließen zuerst auf Anregung

der von den engl. Komödianten in Umlauf gesetzten dramatischen Stoffe den engen Kreis des meist biblischen Schuldramas, und nur sein erstes, die «Susanna» (1593), ist noch diesem Kreise entlehnt. Seine Stoffe sind aus Novellensammlungen oder Schwankbüchern entlehnt; die stehende komische Figur, ein dreister, gefräßiger Bedienter, heißt bei ihm gewöhnlich Johann Bousset. Zu nennen sind besonders: «Von einem Edelmann, welcher einem Abt drei Fragen aufgegeben» (1594; derselbe Stoff wie Bürgers «Kaiser und Abt») und «Vincentius Ladislaus» (1594), ein Geistesverwandter von A. Gryphius' «Horribilicribrifax» und zum Teil Vorbild des «Münchhausen».

Heinrich I., das Kind, erster Landgraf von Hessen allein, geb. 24. Juni 1244, war ein Sohn Herzog Heinrichs II. des Großmütigen von Brabant und Sophias, einer Tochter des Landgrafen Ludwig des Frommen von Thüringen und der heil. Elisabeth. Seine Mutter betrachtete sich, als 1247 mit Heinrich Raspe der landgräfl. thüring. Mannsstamm ausstarb, als nächste und alleinige Erbin desselben, konnte aber nach langer heldenmütiger Wehr gegen mehrere Prätendenten und namentlich gegen ihren Hauptfeind, den Markgrafen Heinrich den Erlauchten von Meißen, kraft Vertrags von 1263 nur Hessen erlangen, welches sie, als ihr Sohn, bis dahin «Kind von Brabant» genannt, mündig geworden war, demselben nebst dem landgräfl. Titel überließ. H., dessen älterer gleichnamiger Stiefbruder schon 1247 die Regierung von Brabant übernommen hatte, schlug seinen Sitz zu Kassel auf, säuberte das Land von Raubrittern, schützte es gegen die Anmaßungen des Erzbischofs von Mainz und legte den Grund zu der Größe seines Hauses, dessen unmittelbare Besitzungen sich anfangs auf die Grafschaft Gudensberg mit Einschluß der Landschaft an der Werra beschränkten, aber schon unter ihm durch Erwerbung der Herrschaft Gießen, des Schlosses Grabenstein, der Stadt Immenhausen, Schartenberg u. s. w. beträchtlich erweitert wurden. In die zerrütteten Verhältnisse seines väterlichen Erbes Brabant griff er kräftig ein. Außerdem beschäftigten ihn nach außen hin seine Verhältnisse zu König Rudolf I., dem er zu dem Siege über Ottokar von Böhmen behilflich war. Durch seine in zwei Ehen geborenen Söhne wurden Erbstreitigkeiten in seinem Hause veranlaßt, welche bei seinem Tode (21. Dez. 1308) auf eine Landesteilung hinausliefen, die jedoch, da nur einer der Söhne, Otto, den Stamm fortpflanzte, nicht von Dauer war.

Heinrich, Herzog von Kärnten, wurde, als der letzte böhm. König aus dem Hause der Przemysliden, Wenzel III., 1306 ermordet war, von einem Teile der Böhmen, weil er Wenzels Schwester Anna geheiratet hatte, im Aug. 1307 zum König erwählt. Ein anderer Teil freilich erkannte Rudolf, einen Sohn König Albrechts I., an. Die Angriffe der Habsburger schlug H. glücklich ab, dagegen verstand er es nicht, sich einen festen Anhang im Lande zu verschaffen. So kam es, daß, als König Heinrich VII. der Luxemburger Annas Schwester Elisabeth mit seinem Sohne Johann vermählte und diesem 1310 Böhmen zu Lehn gab, H. am Ende des Jahres das Land räumen mußte. Auch seine Regierung in Kärnten und Tirol war keine rühmliche, da er stets in Geldnot war und fortwährend zwischen dem Anschlusse an Habsburger, Luxemburger und Wittelsbacher schwankte, um kleine Vorteile zu erlangen. Von Ludwig dem Bayern verschaffte er sich die Erlaubnis, auch seine Reichslehne auf seine Tochter Margarete zu vererben, welche 1330 mit einem Sohne Johanns von Böhmen vermählt wurde. Er starb 2. April 1335.

Heinrich Jasomirgott (so genannt nach einem von ihm angeblich häufig gebrauchten Ausruf «joch so mir Got»), Markgraf von Österreich seit 1141, aus dem Hause der Babenberger, folgte seinem Bruder Leopold außer in Österreich auch in Bayern, welches dem Welfen Heinrich dem Stolzen von ihrem Halbbruder König Konrad III. abgesprochen und jenem verliehen war. Zur Sicherung dieses Besitzes heiratete H. die Witwe Heinrichs, Gertrud, welche jedoch schon 1143 starb. H. kam dann in üble Lage, da er sich zugleich in Bayern gegen Heinrichs des Stolzen Bruder Welf VI. und in Österreich gegen den König Geisa von Ungarn zu wehren hatte und von letzterm 1146 gründlich geschlagen wurde. Er verschaffte sich Frieden durch die Teilnahme am zweiten Kreuzzuge, aber gleich nach der Rückkehr stand Welf ihm von neuem gegenüber und vor allem begann jetzt auch Heinrichs des Stolzen Sohn, Heinrich der Löwe, Ansprüche auf Bayern zu erheben. Nach mancherlei Kämpfen und Verhandlungen wurde in der That dieses Herzogtum von Kaiser Friedrich I. Heinrich dem Löwen 1154 zuerkannt und 1155 förmlich verliehen, H. aber auf dem Reichstage zu Regensburg (Sept. 1156) dadurch entschädigt, daß die Mark Österreich von dem Lehnsverbande mit Bayern gelöst, zu einem Herzogtum erhoben und mit weitgehenden Befugnissen ausgestattet ward, welche in dem Privilegium minus enthalten sind. So wird die echte Urkunde Friedrichs I. von Österreich genannt, im Gegensatze zu dem Privilegium majus, welches der Herzog Rudolf IV. im 14. Jahrh. zur Erlangung noch weiterer Vorrechte gefälscht hat. H.s spätere Zeit verlief ebenso stürmisch; doch verdankt Wien erst ihm größere Bedeutung, da er es zur Residenz des neuen Herzogtums machte. Er starb zu Wien 13. Jan. 1177 infolge Sturzes mit dem Pferde.

Heinrich XXII., Fürst von Reuß älterer Linie, geb. 28. März 1846 als Sohn des Fürsten Heinrich XX., dem er 8. Nov. 1859 unter Vormundschaft seiner Mutter, der Fürstin Karoline (gest. 18. Jan. 1872) folgte. Nach erlangter Volljährigkeit übernahm er 28. März 1867 die Regierung selbst. Er ist seit 8. Okt. 1872 vermählt mit Ida, Prinzessin von Schaumburg-Lippe (geb. 28. Juli 1852); aus dieser Ehe entsprossen drei Kinder, darunter der Erbprinz Heinrich XXIV., geb. 20. März 1878. (S. Reuß.)

Heinrich XIV., Fürst von Reuß jüngerer Linie, geb. 28. Mai 1832 als Sohn des Fürsten Heinrich LXVII., dem er 11. Juli 1867 in der Regierung folgte, vermählte sich 6. Febr. 1858 mit Agnes, Herzogin von Württemberg (geb. 13. Okt. 1835), welche 10. Nov. 1858 den Erbprinzen Heinrich XXVII. gebar. (S. Reuß.)

Heinrich der Erlauchte, Markgraf von Meißen, war bei seines Vaters, Dietrichs des Bedrängten, Tode (1221) erst drei Jahre alt und stand anfangs unter Vormundschaft seines Oheims, des Landgrafen Ludwigs des Frommen von Thüringen, der aber 1227 starb. Hierauf begann die herrschsüchtige Mutter, Jutta, eine Schwester des thüring. Landgrafen und zum zweiten mal mit dem Grafen Poppo von Henneberg vermählt, sich mehr in die

Doch erwehrte sich H. seiner Feinde siegreich. Damals trennte er sich von seiner ersten Gemahlin Clementia von Zähringen und heiratete Mathilde, die Tochter König Heinrichs II. von England. Bald nachher (1171—72) unternahm er eine Wallfahrt nach Palästina. Von einer neuen Erhebung seiner sächs. Feinde bedroht, mit dem Kaiser, dessen Nachfolger er einst zu werden gehofft, über das ihm entgangene Erbe Welfs VI. gespannt und unzufrieden mit der Fortdauer des Kampfes gegen Papst Alexander III., verweigerte H. im Frühjahr 1176 dem Kaiser die geforderte Hilfe gegen die Lombarden und verschuldete somit Friedrichs Niederlage bei Legnano 1176.

Jetzt erhoben sich H.s Feinde von allen Seiten und drängten den zur Versöhnung geneigten Kaiser zu strengstem Vorgehen. H.s Trotz, der keiner Ladung folgte und die Vergleichsvorschläge des Kaisers schroff abwies, arbeitete ihnen noch in die Hände. H. wurde 1180 zu Würzburg geächtet und seiner Lehne verlustig erklärt. Bayern erhielt Otto von Wittelsbach, Bernhard von Askanien Sachsen, der Erzbischof von Köln Engern und Westfalen. H. griff zu den Waffen, schlug bei Hallerfelde die kölnischen Heerhaufen und nahm den halberstädter Bischof Ulrich gefangen. Da rückte der Kaiser mit dem Reichsheere nach Sachsen, und H.s Vasallen fielen fast alle ab. Im Nov. 1181 unterwarf sich H. zu Erfurt dem Kaiser, der ihm zwar nicht die abgesprochenen Fürstentümer und Lehne, aber doch wenigstens die ebenfalls verwirkten Eigengüter Braunschweig und Lüneburg ließ. Doch mußte H. Deutschland verlassen; er ging zu Heinrich II. nach der Normandie und dann nach England, erhielt zwar 1185 die Erlaubnis zur Heimkehr und lebte in Braunschweig, mußte aber, als der Kaiser 1189 den Kreuzzug antrat und er denselben zu begleiten ablehnte, abermals in die Verbannung gehen. Kaum aber war Friedrich I. fortgezogen, so kam H. nach Ostsachsen zurück, wo ihn der Erzbischof von Bremen aufnahm und viele ehemalige Vasallen sich ihm wieder anschlossen. Anfangs glücklich, zerstörte H. Bardowiek bis auf den Dom, an dessen Mauern er die Inschrift «Vestigia Leonis» setzen ließ. Auch Lübeck und Lüneburg fielen; bei Segeberg aber erlitt H. eine Niederlage. König Heinrich VI. gebot H. Einhalt, und derselbe mußte sich 1190 zu einem unbefriedigenden Vergleich bequemen. Auch die Hoffnung, mit Hilfe der großen Fürstenverschwörung, die sich 1192 gegen Heinrich VI. unter Anlehnung an Richard I. von England bildete, seine völlige Herstellung zu erzwingen, sah H. scheitern. Erst als H.s ältester Sohn, Heinrich, sich mit Agnes, der Erbtochter des Pfalzgrafen Konrad am Rhein, einer Nichte Kaiser Friedrichs, vermählte, machte H. mit den Staufen Frieden und lebte nun still zu Braunschweig, wo er 6. Aug. 1195 starb, im Dom begraben wurde und sein Denkmal noch vorhanden ist. Über sein Zeitalter ragt er besonders dadurch hervor, daß er Handel, Gewerbfleiß, Bürgerglück und Wohlhabenheit in seinen Ländern zu verbreiten, die Künste emporzubringen und Gelehrsamkeit zu fördern bemüht war. Seine Kolossalstatue auf dem Hagenmarktsbrunnen zu Braunschweig wurde 4. Juli 1874 enthüllt. Vgl. Hans Prutz, «H. der Löwe» (Lpz. 1865); Weiland, «Das sächs. Herzogtum unter Lothar und H. dem Löwen» (Greifsw. 1866); Philippson, «Geschichte H.s des Löwen» (2 Bde., Lpz. 1867—68).

Heinrich der Jüngere, Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, zweiter Sohn Heinrichs des ältern, geb. 10. Nov. 1489, folgte 1514 seinem Vater in der Regierung. Bald nach seinem Regierungsantritt kam er mit dem Bischof von Hildesheim in Fehde, die für ihn in der Schlacht bei Soltau (29. Juni 1519) unglücklich endigte. Durch die Gunst Kaiser Karls V. wurden jedoch nachmals ihm und seinem Vetter Erich fast sämtliche hildesheimische Stiftslande zugesprochen. Im Bauernkriege (1525) zog er dem Landgrafen Philipp von Hessen und dem Herzog Georg von Sachsen zu Hilfe und 1528 begab er sich auf Veranlassung Karls V. nach Italien mit 1000 wohlgerüsteten Reitern; allein das Heer wurde die Beute ansteckender Seuchen, und er selbst entkam mit genauer Not, als Knecht verkleidet. Inzwischen hatte die Reformation in seinem Erblande schnelle Fortschritte gemacht. H. blieb dagegen der alten Lehre und dem Kaiser ergeben. Am 16. Nov. 1537 gelang es ihm, seinen Bruder Wilhelm, den er durch eine 12jährige Gefangenschaft gebeugt hatte, zu einem Vertrage zu nötigen, wodurch das Recht der Erstgeburt und Alleinregierung im braunschw. Hause gesetzlich eingeführt wurde. Seinen unermüdlichen Bemühungen, die Katholiken gegen den vordringenden Protestantismus zu sammeln, gelang es 1537 die nürnberger kath. Liga zu stiften, deren Hauptmann er neben Ludwig von Bayern-Landshut wurde. Er bedrohte nun die von dem Kammergericht geächteten Städte Goslar und Braunschweig, welche die schmalkaldischen Bundesgenossen zu Hilfe riefen. H. wich vor ihrer Übermacht zurück, und bald hatten sie nicht nur sein Erbland, sondern auch das feste Wolfenbüttel erobert. Nach längern Werbungen glückte es ihm, Sept. 1545 wieder in sein Land einzubrechen, aber in der Schlacht beim Kloster Höckelem umzingelt, mußte er sich mit seinem ältesten Sohne Victor an Philipp von Hessen ergeben. Als er nach der Schlacht bei Mühlberg (1547) wieder in Freiheit gesetzt wurde, sollte Braunschweig entgelten, was es zur Unterstützung seiner Feinde gethan. Doch während er 1550 die Stadt belagerte, fiel Graf Volrath von Mansfeld in die wolfenbütteler Länder ein, und H. sah sich genötigt, mit Braunschweig einen Vertrag abzuschließen, welcher alles beim alten beließ. Der Einbruch Markgraf Albrechts in Braunschweig 1553 bewog H. zum Bunde mit Kurfürst Moritz. Bei Sieversháusen trafen 9. Juli 1553 die Heere aufeinander. H. und Moritz siegten; allein des erstern beide Söhne, Karl Victor und Philipp Magnus, blieben auf dem Platze, und sein Bundesgenosse wurde so verwundet, daß er bald nachher starb. Ein neuer Sieg über Albrecht verschafften H. auch das Übergewicht über die Stadt Braunschweig, die sich nun unterwarf. Noch einmal traf H. den Feind unweit Steterburg und zwang ihn zur Flucht. H. starb 1568. Romanhaft ist H.s Liebe zu Eva von Trott, mit der er auf der Feste Staufenburg lebte und die ihm zehn Kinder gebar.

Heinrich Julius, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, deutscher Dramatiker, geb. 15. Okt. 1564 zu Wolfenbüttel, bestieg 1589 nach dem Tode seines Vaters Julius den Thron, geriet in Mißhelligkeiten mit seiner Hauptstadt, lebte die letzte Zeit meist in Prag und starb daselbst 20. Juli 1613. Seine Werke (vollständig von Holland 1855 in den «Publikationen des Stuttgarter Litterarischen Vereins» herausgegeben) verließen zuerst auf Anregung

r von den engl. Komödianten in Umlauf gesetzten
amatischen Stoffe den engen Kreis des meist bi-
ischen Schuldramas, und nur sein erstes, die
Susanna» (1593), ist noch diesem Kreise entlehnt.
eine Stoffe sind aus Novellensammlungen oder
chwankbüchern entlehnt; die stehende komische
igur, ein dreister, gefräßiger Bedienter, heißt bei
m gewöhnlich Johann Bousef. Zu nennen sind
sonders: «Von einem Edelmann, welcher einem
t drei Fragen aufgegeben» (1594; derselbe Stoff
e Bürgers «Kaiser und Abt») und «Vincentius
dislaus» (1594), ein Geistesverwandter von A.
ryphius' «Horribilicribrifax» und zum Teil Vor-
d des «Münchhausen».

Heinrich I., das Kind, erster Landgraf von
essen allein, geb. 24. Juni 1244, war ein Sohn
erzog Heinrichs II. des Großmütigen von Brabant
d Sophiens, einer Tochter des Landgrafen Lud-
g des Frommen von Thüringen und der heil.
isabeth. Seine Mutter betrachtete sich, als 1247
t Heinrich Raspe der landgräfl. thüring. Manns-
mm ausstarb, als nächste und alleinige Erbin
selben, konnte aber nach langer heldenmütiger
hr gegen mehrere Prätendenten und namentlich
gen ihren Hauptfeind, den Markgrafen Heinrich
n Erlauchten von Meißen, kraft Vertrags von
d nur Hessen erlangen, welches sie, als ihr Sohn,
s dahin «Kind von Brabant» genannt, mündig
worden war, demselben nebst dem landgräfl. Titel
erließ. H., dessen älterer gleichnamiger Stief-
uder schon 1247 die Regierung von Brabant
ernommen hatte, schlug seinen Sitz zu Kassel auf,
berte das Land von Raubrittern, schützte es
en die Anmaßungen des Erzbischofs von Mainz
s legte den Grund zu der Größe seines Hauses,
essen unmittelbare Besitzungen sich anfangs auf
e Grafschaft Gudensberg mit Einschluß der Land-
aft an der Werra beschränkten, aber schon unter
m durch Erwerbung der Herrschaft Gießen, des
chlosses Grabenstein, der Stadt Immenhausen,
chartenberg u. s. w. beträchtlich erweitert wurden.
n die zerrütteten Verhältnisse seines väterlichen
ses Brabant griff er kräftig ein. Außerdem be-
stigten ihn nach außen hin seine Verhältnisse zu
nig Rudolf I., dem er zu dem Siege über Ottokar
n Böhmen behilflich war. Durch seine in zwei
en geborenen Söhne wurden Erbstreitigkeiten in
em Hause veranlaßt, welche bei seinem Tode
. Dez. 1308) auf eine Landesteilung hinauslie-
, die jedoch, da nur einer der Söhne, Otto, den
amm fortpflanzte, nicht von Dauer war.

Heinrich, Herzog von Kärnten, wurde, als der
te böhm. König aus dem Hause der Przemysli-
, Wenzel III., 1306 ermordet war, von einem
le der Böhmen, weil er Wenzels Schwester Anna
eiratet hatte, im Aug. 1307 zum König erwählt.
n anderer Teil freilich erkannte Rudolf, einen
hn König Albrechts I., an. Die Angriffe der Habs-
rger schlug H. glücklich ab, dagegen verstand er
nicht, sich einen festen Anhang im Lande zu ver-
affen. So kam es, daß, als König Heinrich VII.
Luxemburger Annas Schwester Elisabeth mit
em Sohne Johann vermählte und diesem 1310
hmen zu Lehn gab, H. am Ende des Jahres
s Land räumen mußte. Auch seine Regierung in
rnten und Tirol war keine rühmliche, da er stets
Geldnot war und fortwährend zwischen dem
schlusse an Habsburger, Luxemburger und Wit-
lsbacher schwankte, um kleine Vorteile zu erlan-
gen. Von Ludwig dem Bayern verschaffte er sich die Erlaubnis, auch seine Reichslehne auf seine Tochter Margarete zu vererben, welche 1330 mit einem Sohne Johanns von Böhmen vermählt wurde. Er starb 2. April 1335.

Heinrich Jasomirgott (so genannt nach einem von ihm angeblich häufig gebrauchten Ausruf «joch so mir Got»), Markgraf von Österreich seit 1141, aus dem Hause der Babenberger, folgte seinem Bruder Leopold außer in Österreich auch in Bayern, welches dem Welfen Heinrich dem Stolzen von ihrem Halbbruder König Konrad III. abgesprochen und jenem verliehen war. Zur Sicherung dieses Besitzes heiratete H. die Witwe Heinrichs, Gertrud, welche jedoch schon 1143 starb. H. kam dann in üble Lage, da er sich zugleich in Bayern gegen Heinrichs des Stolzen Bruder Welf VI. und in Österreich gegen den König Geisa von Ungarn zu wehren hatte und von letzterm 1146 gründlich geschlagen wurde. Er verschaffte sich Frieden durch die Teilnahme am zweiten Kreuzzuge, aber gleich nach der Rückkehr stand Welf ihm von neuem gegenüber und vor allem begann jetzt auch Heinrichs des Stolzen Sohn, Heinrich der Löwe, Ansprüche auf Bayern zu erheben. Nach mancherlei Kämpfen und Verhandlungen wurde in der That dieses Herzogtum von Kaiser Friedrich I. Heinrich dem Löwen 1154 zuerkannt und 1155 förmlich verliehen, H. aber auf dem Reichstage zu Regensburg (Sept. 1156) dadurch entschädigt, daß die Mark Österreich von dem Lehnsverbande mit Bayern gelöst, zu einem Herzogtum erhoben und mit weitgehenden Befugnissen ausgestattet ward, welche in dem Privilegium minus enthalten sind. So wird die echte Urkunde Friedrichs I. von Österreich genannt, im Gegensatze zu dem Privilegium majus, welches der Herzog Rudolf IV. im 14. Jahrh. zur Erlangung noch weiterer Vorrechte gefälscht hat. H.s spätere Zeit verlief ebenso stürmisch; doch verdankt Wien erst ihm größere Bedeutung, da er es zur Residenz des neuen Herzogtums machte. Er starb zu Wien 13. Jan. 1177 infolge Sturzes mit dem Pferde.

Heinrich XXII., Fürst von Reuß älterer Linie, geb. 28. März 1846 als Sohn des Fürsten Heinrich XX., dem er 8. Nov. 1859 unter Vormundschaft seiner Mutter, der Fürstin Karoline (gest. 18. Jan. 1872) folgte. Nach erlangter Volljährigkeit übernahm er 28. März 1867 die Regierung selbst. Er ist seit 8. Okt. 1872 vermählt mit Ida, Prinzessin von Schaumburg-Lippe (geb. 28. Juli 1852); aus dieser Ehe entsprossen drei Kinder, darunter der Erbprinz Heinrich XXIV., geb. 20. März 1878. (S. Reuß.)

Heinrich XIV., Fürst von Reuß jüngerer Linie, geb. 28. Mai 1832 als Sohn des Fürsten Heinrich LXVII., dem er 11. Juli 1867 in der Regierung folgte, vermählte sich 6. Febr. 1858 mit Agnes, Herzogin von Württemberg (geb. 13. Okt. 1835), welche 10. Nov. 1858 den Erbprinzen Heinrich XXVII. gebar. (S. Reuß.)

Heinrich der Erlauchte, Markgraf von Meißen, war bei seines Vaters, Dietrichs des Bedrängten, Tode (1221) erst drei Jahre alt und stand anfangs unter Vormundschaft seines Oheims, des Landgrafen Ludwigs des Frommen von Thüringen, der aber 1227 starb. Hierauf begann die herrschsüchtige Mutter, Jutta, eine Schwester des thüring. Landgrafen und zum zweiten mal mit dem Grafen Poppo von Henneberg vermählt, sich mehr in die

Edelleute in allen zur Schiffahrtskunde erforderlichen Wissenschaften unterrichtet wurden. Mit seinen reichlichen Mitteln rüstete er alljährlich Schiffe aus, die er auf Entdeckungen aussandte. So fanden 1420 Tristam Vaz und Gonsalves Zargo, durch Sturm verschlagen, die schon früher von Genuesen entdeckten und auf der florentiner Seekarte 1351 verzeichneten Inseln Porto-Santo und Madeira auf. Beide Inseln wurden alsbald kolonisiert, die benachbarten Eilande Desertas, sowie 1422 oder 1423 auch die Gruppe der Salvages besetzt. Gonsalves Velho Cabral fand 1431 die Formigaseilande und 1432 Sta.-Maria auf. An der afrik. Küste waren die vor H. ausgesandten Expeditionen nur bis zum Kap Bojador vorgedrungen, bis es dem kühnen Gil Eannes (Gilianes) 1434 gelang, dieses Vorgebirge zu passieren. Bereits 1435 gelangten Gil Eannes und Baldaya nach Angra dos Ruivos, und 1436 ankerte der letztere am Rio dos Lobos marinhos (Rio do Ouro). Durch Beteiligung an der Ordnung der innern Angelegenheiten Portugals für die nächsten Jahre abgehalten, nahm H. seine Entdeckungspläne erst 1441 wieder auf. In demselben Jahre drang Nuno Tristam bis zum Cabo Blanco vor, und 1443 gelangte dieser bis zur Insel und Bucht Arguin und weiter bis zur Ilha dos Garcos. Im J. 1445 erreichte Dinis Diaz das Grüne Vorgebirge, 1446 nahmen Lancerota, Gomes Pires u. a. die Arguingruppe in Besitz und fanden den Senegal auf, und 1447 drang Alvaro Fernandes bis jenseit Sierra Leona vor. Nachdem H. 1449 auf Arguin eine Festung angelegt, entwickelte sich alsbald ein friedlicher und gewinnreicher Handelsverkehr mit den Bewohnern der afrik. Westküste. Cadamosto befuhr 1455 den Senegal 450 km weit aufwärts und kam zum Gambia. Auf einer zweiten Fahrt entdeckte derselbe die Capverdischen Inseln, die Flüsse Casamansa und Rio Grande sowie die Bissagosinseln. Nachdem H. 1458 nochmals als Feldherr glücklich gegen die Mauren gekämpft, starb er 13. Nov. 1460 zu Sagres. H. hat nicht nur den Grund gelegt zu dem spätern Welthandel, der Kolonialmacht und der welthistor. Bedeutung Portugals, sondern auch durch seine Unternehmungen die Schiffahrt in neue Bahnen gelenkt. Vgl. Azurara, «Cronica de Guiné» (Par. 1841); Wappäus, «Untersuchungen über die geogr. Entdeckungen der Portugiesen unter H.» (Gött. 1842); de Veer, «Prinz H. der Seefahrer und seine Zeit» (Danzig 1864); Major, «Life of prince Henry of Portugal surnamed the Navigator» (Lond. 1868) und «The discoveries of prince Henry the navigator and their results» (Lond. 1877).

Heinrich, Graf von Champagne (seit 1180), König von Jerusalem, zog beim dritten Kreuzzug ins Heilige Land, heiratete im Mai 1192 Isabella, die Witwe des den Monat zuvor ermordeten Königs von Jerusalem, Konrad von Monferrat, und wurde darauf hin selbst zum Könige erwählt. Von dem kleinen noch übrigen Reste des Königreichs, der hauptsächlich aus Tyrus, Akkon und einigen Küstenstädten bestand, verlor er im Aug. 1197 noch Joppe und starb gleich darauf durch Sturz aus dem Fenster. Seine Tochter Alix, 1208 mit Hugo, dem Sohne seines Nachfolgers Amalrich von Cypern, vermählt, wurde die Stammmutter der spätern Könige von Cypern aus dem Hause Lusignan.

Heinrich, Graf von Flandern und Hennegau, s. Heinrich, lat. Kaiser von Konstantinopel.

Heinrich der Balier, deutscher Steinmetz aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrh., von dem man nur weiß, daß er den Bau des Schönen Brunnens in Nürnberg leitete.

Heinrich von Beaufort, s. unter Beaufort.

Heinrich, Truchseß von Diessenhoven, verfaßte als Domherr zu Konstanz (seit 1341) eine lat. Chronik, welche er an die 24 Bücher der Kirchengeschichte des Ptolemäus von Lucca anknüpfte. Er ergänzte nämlich dieses Werk, fügte ein 25. Buch selbständig hinzu, namentlich zum Ruhme des Papstes Johann XXII., an dessen Hofe in Avignon er früher gelebt hatte, und sammelte zahlreiche weitere Notizen bis 1362, welche er jedoch nicht mehr verarbeitet hat. Er starb 22. Dez. 1376. Sein Werk ist zuletzt herausgegeben in: Böhmer, «Fontes rerum Germanicarum», Bd. 4.

Heinrich von Freiberg, deutscher Dichter aus Freiberg in Meißen; er lebte am Ende des 13. Jahrh. am Hofe König Wenzels II. von Böhmen. Sein bedeutendstes Werk ist die Fortsetzung des unvollendet gebliebenen «Tristan» von Gottfried von Straßburg (herausg. durch von der Hagen in «Gottfrieds Werken», Bresl. 1823, und kritisch durch R. Bechstein in den «Deutschen Dichtungen des Mittelalters», Bd. 5, Lpz. 1877). Wiewohl ein Epigone, hat H. es doch verstanden, den Ton seines Vorbildes glücklich zu treffen und einen des Meisters würdigen Schluß der Dichtung zu schaffen. Sehr stehen gegen den «Tristan» zwei andere Gedichte H.s zurück: «Die Ritterfahrt Johanns von Michelsberg» (in von der Hagens «Germania», Bd. 2, Berl. 1837) und das Gedicht «Vom heiligen Kreuz» (in Pfeiffers «Altdeutschem Übungsbuch», Wien 1865).

Heinrich der Glichesäre (d. h. der Gleisner), deutscher Dichter des 12. Jahrh., wahrscheinlich ein fahrender Spielmann aus dem Elsaß, der um 1170 nach franz. Quelle die älteste noch erhaltene Bearbeitung der Tiersage in deutscher Sprache unter dem Titel «Isengrims Not» verfaßte. Das frisch und lebendig erzählte Gedicht ist in seiner ursprünglichen Gestalt nur in Bruchstücken erhalten (herausg. von J. Grimm, «Sendschreiben an K. Lachmann über Reinhart Fuchs», Lpz. 1840); dagegen hat sich vollständig eine Umarbeitung aus dem 13. Jahrh. erhalten, die den Titel «Reinhart» führt (herausg. in dem «Koloczaer Codex altdeutscher Gedichte», Pest 1817, und kritisch in J. Grimms «Reinhart Fuchs», Gött. 1834).

Heinrich von Hervord, Dominikanermönch zu Minden, gest. daselbst 9. Okt. 1370, verfaßte außer vielen theolog. und philos. Traktaten, welche ihn so berühmt machten, daß Kaiser Karl IV. ihm eine ehrenvolle Begräbnisstätte auswirkte, eine sehr umfassende Weltchronik: «Liber de rebus memorabilibus», welche für das 13. und besonders das 14. Jahrh. eine Fülle von Nachrichten enthält. Das Werk wurde von A. Potthast (Gött. 1859) herausgegeben.

Heinrich von Laufenberg, deutscher Dichter des 15. Jahrh., lebte in Freiburg im Breisgau und später als Angehöriger des Johanniterordens in Straßburg. Er verfaßte zwischen 1415 und 1458 viele geistliche Lieder, die insbesondere der Verherrlichung der Jungfrau Maria gelten, der zu Ehren auch sein «Buch von den Figuren» (1441) gedichtet ist, das umfangreichste seiner Werke (25 000 Verse), eine Zusammenstellung der für Maria in der christlichen Tradition gebrauchten Bilder. Auf dem lat.

…m humanae salvationis» beruht sein 1437 …ner «Spiegel menschlichen Heils» (15 000 Mehrfach hat er auch weltliche Volkslieder …nd in geistlichem Sinne umgedichtet. Seine …nd in Ph. Wackernagels «Deutschem Kir… (2 Bde.) herausgegeben.

…rich von Lausanne, oder Heinrich von …, heißt der Begründer der ketzerischen Sekte …nzianer, welche in der ersten Hälfte des …h. in Südfrankreich sich bildete. Aus der …oder aus Italien stammend, als Kind dem …er Cluniacenser übergeben, verließ H., …er zum Diakon geweiht war, das Kloster, …ßergewand von Ort zu Ort und predigte …e Verweltlichung der Kirche, gegen die …ung äußerer Ceremonien, gegen die Geld… Unsittlichkeit der Geistlichen u. dgl. Er …e sich mit dem geistesverwandten Peter de …aber dieser ward um 1132 verbrannt, H. …öher gefangen genommen und 1135 vor …il von Pisa gestellt. Hier soll H. wider… …en. Bald nachher war er in der Gegend …louse thätig. Seine Anhänger nahmen …ß Papst Eugen III. den Kardinalbischof …und den heil. Bernhard von Clairvaux …aussandte. H. ward gefangen genommen …n Bischof von Toulouse zur Bestrafung …n, starb aber bald nachher ums J. 1148.

…rich von Lettland, der Verfasser der …» Livoniae sacrae et civiles», geb. in …um 1187, kam in Begleitung des Bischofs …m Riga 1203 nach Livland. Mit Alo… …m Lettenapostel, kam H. 1208 in die lett. Tolowa, wo er an der Ymera (jetzt Sedde) …in Aufschlug. Seine missionare Wirksam… …eckte sich bis in die Lettenprovinz Autine. …m J. 1212 war H. dem Bischof Philipp …eburg während seines mehrjährigen Auf… …in Livland als Dolmetscher beigegeben, …leitete ihn auch im Sommer 1215 zum …Konzil nach Rom. Nach Riga zurückgekehrt, …r sich 1216 als Missionar dem Esten-Be…zuge an. In dem darauf ausbrechenden …wischen den Dänen und den Deutschen um …s von Estland vertrat H. in Reval 1220 …r dem dän. Bischof Wesselin die Ansprüche …schofs Albert von Riga. Bei Erstürmung …russ. Zinsburg Tarbata (altruss. Jurjeff …pat) 1223 war er zugegen und wurde 1225 …mit Legaten Wilhelm von Modena auf …st. Rundreise als Dolmetscher mitgegeben. …ter 1225—26 schrieb H. seine Chronik nie… …be vom J. 1184 bis 1227 reicht. Noch 1259 …als Pfarrer in Papendorpe (Papendorf), …Ropa (jetzt Roop) seinen Wirkungskreis …n Letten. Seine Chronik wurde zuerst …T. Gruber (Frankf. a. M. u. Lpz. 1740) …ans Licht. Die beste deutsche Übersetzung stammt …von Pabst (Reval 1867), welche Arbeit Wilh. …Meiner Ausgabe der Chronik für die «Mo… …Germaniae» (Hannov. 1874) benutzte. …Hildebrand, «Die Chronik H.s» (Berl. 1865); …G. Sievers, «Die Lettenburg Autine und …Identität des Chronisten H.» (Riga 1879).

…rich von Meißen, der Meistersänger, s. …Frauenlob.

…rich von Melk, deutscher Dichter des …13., von ritterlicher Herkunft, der aber aus …Lust an dem weltlichen Leben Laienbruder in dem Kloster Melk in Österreich wurde und hier zwischen 1152 und 1163 ein Lehrgedicht «Von des Todes Erinnerung» verfaßte (herausg. von Maßmann in «Gedichte des 12. Jahrh.», Quedlinb. 1837, und von Diemer in seinen «Kleinen Beiträgen», Bd. 3, Wien 1856). Wie hier vorzugsweise den Laien, so ist den Geistlichen insbesondere ein Spiegel vorgehalten in dem nur als Bruchstück aufbewahrten «Pfaffenleben» (herausg. von Haupt in den «Altdeutschen Blättern», Bd. 1, Lpz. 1835), das allerdings anonym überliefert ist, aber nach der Ähnlichkeit des Stils und Charakters unzweifelhaft von dem Dichter der «Erinnerung» herrührt. Beide Gedichte (kritisch herausg. von Heinzel, Berl. 1867) sind für die Sittengeschichte der Zeit von großem Interesse und zeigen einen strengen und scharfen Beurteiler der menschlichen Schwächen und der Verkehrtheiten des Zeitalters.

Heinrich von Morungen, Minnesänger des 12. Jahrh., aus einem ritterlichen Geschlecht in Thüringen, in der Nähe von Sangerhausen, lebte später am meißnischen Hofe, wo er um 1213—21 mit der Bezeichnung als «miles emeritus» erscheint, also schon in höherm Lebensalter stand. Er ist unter den ältern Lyrikern durch Innigkeit der Empfindung wie durch Feinheit der Gedanken hervorragend und zeigt eine nicht häufige Bekanntschaft mit dem klassischen Altertum. Von Einfluß auf seine Entwickelung ist die romanische, namentlich provençal. Lyrik gewesen. Seine Lieder sind in «Des Minnesangs Frühling» von Lachmann und Haupt (3. Aufl., Lpz. 1882) herausgegeben; eine Auswahl in «Liederdichter des 12. bis 14. Jahrh.» von Bartsch (2. Aufl., Stuttg. 1879). Vgl. Ferd. Michel, «H. und die Troubadours» (Straßb. 1880).

Heinrich von Müglin (Mogelin), deutscher Dichter des 14. Jahrh., aus dem Meißnischen, war bei den Meistersängern hochgeehrt und wurde als einer der Begründer des Meistergesangs angesehen. Er lebte zur Zeit Kaiser Karls IV., an dessen Hofe er sich längere Zeit aufhielt, und dem er sein allegorisches Gedicht «Der meide Kranz», einen Wettstreit der freien Künste darstellend, widmete. Später kam er nach Österreich an den Hof des Erzherzogs Rudolf (1358—65). Außer einer beträchtlichen Anzahl von Spruchgedichten, Fabeln und Minneliedern verfaßte er noch eine prosaische Chronik von Ungarn und eine deutsche Übersetzung des Valerius Maximus. Vgl. W. Müller, «H., Fabeln und Minnelieder» (Gött. 1848); Schröer, «Die Dichtungen H.s» (Wien 1867).

Heinrich von Neuenstadt, deutscher Dichter um 1300, aus Wienerisch-Neustadt, wirkte als Arzt in Wien, wo er von 1297 bis 1318 urkundlich nachgewiesen ist. Er verfaßte nach dem «Anticlaudianus» des franz. Dichters Alanus ab Insulis eine geistliche Dichtung «Von Gottes Zukunft», d. h. von Christi Wiederkehr am Jüngsten Tage. Mehr Verbreitung fand seine spätere Bearbeitung der Apolloniussage, ebenfalls nach lateinischen Quellen, durch viele Episoden zu dem beträchtlichen Umfang von 21 000 Versen angeschwellt. Beide Werke sind im Auszug herausgegeben von Strobl, «Heinrich von Neuenstadt» (Wien 1875).

Heinrich von Osterdingen, sagenhafter Sänger, der in dem Gedicht vom Wartburgkriege (um 1290) eine Rolle spielt, und in dem der Sage nach 1207 veranstalteten Sängerkampfe Wolfram von Eschenbach gegenübertritt als Lobredner des

Herzogs Leopold VII. von Österreich. Wenn er auch wohl nicht eine rein erfundene Persönlichkeit ist, so besitzt man doch nichts von ihm; eine jüngere Bearbeitung der tirolischen Zwergdichtung «Laurin» nennt ihn allerdings als Verfasser. Novalis hat H. zum Helden eines Romans gewählt. Richard Wagner identifiziert ihn mit Tanhäuser (s. d.).

Heinrich von Rucke, Minnesänger des 12. Jahrh., aus einem ritterlichen Geschlecht in Schwaben, in der Gegend von Blaubeuern, wo er urkundlich zwischen 1175 und 1178 nachgewiesen ist. In seinem «Leich» beklagt er den Tod Kaiser Friedrichs I. (1190), als die Nachricht davon eben nach Deutschland gekommen war (Herbst 1191). Außerdem gibt es eine Anzahl Liebeslieder von ihm, bei denen jedoch die Autorschaft zum Teil zwischen ihm und Reinmar dem Alten schwankt. Sie sind gedruckt in «Des Minnesangs Frühling» von Lachmann und Haupt (3. Aufl. 1882). Vgl. E. Schmidt, «Reinmar von Hagenau und H.» (Straßb. 1874).

Heinrich der Teichner, deutscher Dichter, der meist in Wien lebte und zwischen 1350 und 1377 zahlreiche (gegen 700) didaktische Gedichte verfaßte, in denen sich ein ebenso kenntnisreicher, wie das Leben ernst und tief auffassender Mann bekundet. Nur sind sie etwas zu breit und haben durch die Gleichmäßigkeit der Einkleidung (gewöhnlich stellt der Dichter im Eingang sich als einen von jemand über irgend einen Punkt Befragten hin) etwas Monotones. Gleichwohl sind sie für die Kenntnis des Kulturlebens der damaligen Zeit, namentlich der Zustände in Österreich, von hohem Interesse. Viele sind gedruckt in Docens «Miscellaneen», in der Brüder Grimm «Altdeutschen Wäldern», in Laßbergs «Liedersaal» u. s. w. Vgl. Karajan, «Über Heinrich den Teichner» (Wien 1855).

Heinrich von dem Türlin, deutscher Dichter des 13. Jahrh., aus Kärnten, verfaßte um 1215 eine poetische Bearbeitung der Sage vom Zaubermantel, der nur einer keuschen Frau paßt (zuletzt herausg. und als H. angehörig erwiesen von Warnatsch, Bresl. 1883), vielleicht ein Stück aus einer Lanzelot-Bearbeitung, nach dem franz. Gedicht «Le mantel mantaillié». Bekannter ist sein Gedicht «Der Aventiure kröne» (herausg. von Scholl, Stuttg. 1852), deren eigentlicher Held Gawan, das Ideal höfischen Rittertums ist. Seine angebliche Quelle ist eine Dichtung von Crestien de Troyes, doch ist dies nicht richtig, thatsächlich hat H. verschiedene Quellen benutzt und das Benutzte mit eigener Erfindung vermischt. Seinen Namen nennt er in dem zweiten Gedicht in Form eines Akrostichons. Vgl. Reißenberger, «Zur Krone Heinrichs von dem Türlin» (Graz 1879).

Heinrich von Veldeke (d. i. Feldchen), der Vater der mittelhochdeutschen höfischen Poesie, war am Niederrhein, bei Spalbeke in der Nähe Mastrichts, zu Hause, ritterlichen Standes und vielleicht Dienstmann der Abtei St.-Truyden (St.-Trond). Außer einer Reihe von Minneliedern bearbeitete er auf die Bitte der Gräfin Agnes von Loz (Loen) nach lat. Quelle die Legende vom heil. Servatius, die, lange verloren geglaubt, erst von Bormans aufgefunden und herausgegeben wurde (Mastr. 1858), ein mattes, schwächliches Gedicht, offenbar eine Jugendarbeit und daher in der Sprache noch mehr zum Niederländischen hinneigend. Weit bedeutender und in ihrer Wirkung fruchtbarer ist die epische Dichtung «Eneide» (dreisilbig zu sprechen), die nicht sowohl nach der «Äneis» des Virgil als nach dem franz. Gedicht des Benoît de Sainte-More verfaßt ist. Nachdem der größte Teil derselben schon zu Anfang der achtziger Jahre am Hof zu Kleve niedergeschrieben war, wurde ihm bei Gelegenheit der Vermählung des Landgrafen Ludwig von Thüringen mit einer Gräfin von Kleve durch Graf Heinrich von Schwarzburg das Buch entwendet und nach Thüringen gesandt. Erst neun Jahre später kam er wieder in dessen Besitz, und er vollendete es in Thüringen, wohin er der Gräfin, seiner Gönnerin, gefolgt war, um 1190. Durch die allen Ansprüchen genügende Ausgabe von Behaghel (Heilbr. 1882) ist die ältere von Ettmüller (Lpz. 1852) antiquiert. H.s Name bezeichnet einen wichtigen Wendepunkt in der Geschichte der deutschen Poesie. Ohne selbst ein hervorragender schöpferischer Geist zu sein, blieb ihm doch der Ruhm durch Jahrhunderte ungeschmälert, «das erste Reis auf den Baum höfischer deutscher Dichtung geimpft zu haben», wie Gottfried von Straßburg bildlich sich ausdrückt. Diese Bedeutung H.s hat aber ihren wesentlichen Grund darin, daß er der erste ritterliche Dichter war, der, angeregt durch die in der franz. Poesie schon früher eingetretene Formvollendung, den reinen Reim, den geregelten Versbau und überdies das minnigliche Element, als ein Hauptmotiv der ritterlichen Kunstdichtung, in die Ethik einführte. Nicht geringen Anteil an dieser durchgreifenden Wirkung hatte aber gewiß die Entführung seines Hauptwerks nach Thüringen. Indem er der Gräfin von Kleve dahin folgte, verpflanzte er die neue Kunst vom Niederrhein nach Mitteldeutschland.

Heinrich von Zütphen, eigentlich Moller oder Möller, einer der ersten Blutzeugen der Reformation, geb. 1488 in der niederländ. Grafschaft Zütphen, trat 1504 in den Augustinerorden und bezog 1515 die Universität Wittenberg, wo er sich Luther eng anschloß. Im J. 1516 zum Prior des Augustinerklosters in Dordrecht erwählt, wirkte er in Luthers Geiste, mußte aber deshalb sein Vaterland verlassen. Nach kurzem Aufenthalt in Wittenberg (1521) zurückgekehrt, war er in Dordrecht und Antwerpen für Verbreitung der Reformation thätig, wurde aber hart bedrängt. Er floh nach Bremen, wo die Bürgerschaft ihn 1524 zum Priester wählte. Im Nov. 1524 folgte H. der Einladung des Predigers Boje zu Meldorf in Dithmarschen, um hier das Evangelium zu predigen. Die Mönche aber regten die Bauern gegen ihn auf, in der Nacht zum 11. Dez. 1524 wurde H. aus dem Bette geholt, nach Heide geschleppt und dort am andern Morgen verbrannt.

Heinrich (Christian Gottlieb), Geschichtschreiber, geb. 14. Aug. 1748 zu Dahlen, studierte in Leipzig und wurde 1782 ord. Professor der Geschichte in Jena, wo er 24. Mai 1810 starb. Er schrieb: «Deutsche Reichsgeschichte» (9 Bde., Lpz. 1787—1805), «Handbuch der sächs. Geschichte» (fortgesetzt von Pölitz, 2 Bde., Lpz. 1810—12), «Geschichte von Frankreich» (3 Bde., Lpz. 1802—4), «Geschichte von England» (2 Bde., Lpz. 1806—10).

Heinrich (Guillaume Alfred), franz. Gelehrter, geb. 4. Dez. 1829 zu Lyon, Professor der Litteraturgeschichte an der Fakultät zu Lyon, hat folgende Werke herausgegeben: «De origine juris septem principum electorum in imperio germanico» und «Étude sur le Parcival de Wolfram d'Eschenbach

et sur la légende du Saint-Graal» (1855), «Les invasions germaniques en France» (1871), «La France, l'étranger et les partis» (1873); ſein Hauptwerk iſt eine dreibändige «Histoire de la littérature allemande» (1870—73).

Heinrich (Guſt.), ungar. Litterarhiſtoriker, geb. 17. März 1845 in Peſt, abſolvierte in Leipzig und Wien hiſtor. und germaniſtiſche Studien und wurde 1867 Profeſſor am evang. Gymnaſium in Budapeſt, 1873 am Profeſſorenſeminar der Univerſität, 1875 Profeſſor der german. Philologie an der Univerſität. H. iſt ſeit 1875 Mitglied des Landesunterrichtsrats, ſeit 1880 der Akademie, ſeit 1882 der Kiſfaludy-Geſellſchaft. Seine litterariſchen Arbeiten bewegen ſich auf dem Gebiete der deutſchen und der ungar. Litteraturgeſchichte; beſonders hat er in zahlreichen bahnbrechenden Studien und Forſchungen den Einfluß der deutſchen Litteratur auf die ungariſche und die Quellen ungar. Dichtungen in ausländiſchen Litteraturprodukten nachgewieſen. H.s Hauptwerke ſind die Ausgaben von Goethes und Bürgers Balladen (1878), von Herders Cid-Romanzen (1879), von Hartmanns «Armen Heinrich» (1881), von Schillers «Tell» (1883) mit eingehendem hiſtor.-philol. (ungariſchen) Kommentar, «Bankban in der deutſchen Dichtung» (1879), «Boccaccios Leben und Werke» (1882), «Etzelburg und die ungar. Hunnenſage» (1882), «Deutſche Verslehre» (2. Aufl. 1878) und zahlreiche andere deutſche Lehrbücher für den deutſchen Unterricht. Seit 1877 redigiert er die «Allgemeine philol. Zeitſchrift», ſeit 1880 die «Ungar. Revue».

Heinrichau, Dorf bei Münſterberg (ſ. d.) im preuß. Regierungsbezirk Breslau.

Heinrichs, Marktflecken in der preuß. Provinz Sachſen, Regierungsbezirk Erfurt, Kreis Schleuſingen, in freundlichem Thale an der Haſel, 3 km im SW. von Suhl, zählt (1880) 1360 meiſt evang. E. und hat Baumwollweberei, Bleiweißfabrik, Schuhmacherleiſtenfabrik, Bierbrauerei und zwei Gewehrfabriken.

Heinrichsbad oder Moosbergbad (das), Kurort im Bezirke Hinterland des ſchweiz. Kantons Appenzell-Außerrhoden, liegt 776 m über dem Meere, 1 km nordöſtlich von Heriſau, von Wieſen, Waldungen und Parkanlagen umgeben in dem freundlichen Thale zwiſchen dem Roſenberg (874 m) und dem ausſichtsreichen Lutzenland (918 m), beſteht aus einem großen Kurhauſe mit Badehaus, Kapelle und mehrern Nebengebäuden und beſitzt eine erdige Eiſenquelle, die ſich in Verbindung mit der geſunden Luft, dem guten Trinkwaſſer, der Milch- und Molkenkur und der friedlich ſchönen, wieſen- und waldreichen Umgebung beſonders bei chroniſchen Nervenkrankheiten und Schwächezuſtänden heilkräftig erweiſt. Schon ſeit 1666 bekannt, wurde das Moosbergbad 1824 von Heinrich Steiger gekauft, neu eingerichtet und vergrößert und in H. umgetauft. Seit 1873 im Beſitze einer Geſellſchaft «zur Förderung des Reiches Gottes», trägt das übrigens muſterhaft geführte Bad ein ſpezifiſch pietiſtiſches Gepräge. Vgl. Gſell-Fels, «Die Bäder und klimatiſchen Kurorte der Schweiz» (Zür. 1880).

Heinrichs des Löwen Orden, vom Herzog Wilhelm von Braunſchweig am 25. April 1834 für höhere bürgerliche oder militäriſche Verdienſte geſtiftet, zerfiel zunächſt in Großkreuze, Kommandeure I. und II. Klaſſe und Ritter, welche letztere durch Erweiterungsſtatut vom 8. März 1877 in zwei Klaſſen geteilt ſind. Das Ordenszeichen iſt ein goldenes, für die zweite Ritterklaſſe ſilbernes, achtſpitziges, an den Enden mit Kugeln verſehenes, hellblau emaillirtes Kreuz mit rotem Mittelſchilde. Auf der Vorderſeite ruht auf dem untern Kreuzesflügel der braunſchw. Helm, die darauf ſtehende gekrönte Säule mit dem ſpringenden Pferde und den beiden Sicheln auf dem Mittelſchilde, der aus der Säule hervorgehende Pfauenwedel mit dem Stern auf dem obern Kreuzesflügel, über welchem zwiſchen zwei Lorbeerzweigen ein ſchreitender goldener Löwe erſcheint, während zwiſchen den Kreuzesflügeln der herzogl. Namenszug mit der Krone ſteht. Das Band iſt hochrot mit gelber, ſchmaler Einfaſſung und wird von den Großkreuzen von der linken Schulter zur rechten Hüfte, neben einem achteckigen ſilbernen Stern auf der linken Bruſt, getragen. Durch Verfügung vom 12. Sept. 1870 wird für militäriſches Verdienſt im Felde die Dekoration mit Schwertern verliehen.

Heinrichsgrün, Stadt im Bezirk Graslitz im nördl. Böhmen, 8 km im SO. von Graslitz, auf dem ſüdl. Abhang des Erzgebirges, zählt (1881) 1809 E. deutſcher Zunge, deren Haupterwerb die Spitzenklöppelei iſt, für welche hier eine Schule beſteht. Der Bergbau auf Silber und Blei, dem die Stadt ihre früheſte Entwickelung dankt, hat mit Beginn des 19. Jahrh. aufgehört. Vor der Schlacht am Weißen Berge (1620) war H. im Beſitz der Herren von Schlick; nach der Konfiszierung der Schlickſchen Güter kam es an die Grafen von Noſtitz. Das Schloß, ein maſſiver Bau mit vier Thürmen an den Ecken, wurde 1672 erbaut. Es liegt auf einer Anhöhe und iſt von einem Park umgeben, an den ſich ein großer Tiergarten mit einem Jagdſchloſſe anſchließt.

Heinrichshall, Saline mit chem. Fabrik bei Gera (ſ. d.).

Heinrichs-Orden, königl. ſächſ. Militärorden, 7. Okt. 1736 vom Kurfürſten Friedrich Auguſt II. geſtiftet und 23. Dez. 1829 vom König Anton mit neuen Statuten verſehen, welche 9. Dez. 1870 einen Nachtrag erhielten. Er führt ſeinen Namen nach dem Kaiſer Heinrich II. dem Heiligen und wird zur Belohnung ausgezeichneter, im Felde erworbener Verdienſte verliehen. Die Mitglieder, deren Großmeiſter der König iſt, zerfallen in Großkreuze, Kommandeure I. und II. Klaſſe und Ritter. Das Ordenszeichen iſt ein goldenes achtſpitziges Kreuz mit breiter weißer Einfaſſung. In der Mitte befindet ſich ein gelb emailliertes rundes Schild mit dem Bilde des Kaiſers Heinrich. In der blauen Einfaſſung dieſes Schildes ſteht (ſeit der Erhebung des Kurfürſten von Sachſen zum König) die Inſchrift «Fridericus Augustus D. G. Rex Saxoniae instauravit». Auf der andern Seite des Kreuzes iſt das königl. ſächſ. Wappen und in der blauen Einfaſſung die Inſchrift «Virtuti in Bello». Die vier Kreuzwinkel ſind mit grünen Zweigen des ſächſ. Rautenkranzes ausgefüllt. Das Ordenszeichen wird an einem himmelblauen Bande mit citrongelber Einfaſſung getragen, und zwar von den Großkreuzen von der rechten Schulter zur linken Hüfte und zugleich mit einem goldenen achteckigen Stern auf der linken Bruſt, von den Kommandeuren um den Hals, und zwar von der I. Klaſſe zugleich mit einem Stern und von den Rittern im Knopfloch. Dem Orden ſchließen ſich als V. Klaſſe die Inhaber der am 17. März 1796 für Unteroffiziere

und Gemeine gestifteten goldenen und silbernen Militärverdienst-Medaillen an.

Heinrichswalde, Marktflecken in der Provinz Ostpreußen, Regierungsbezirk Gumbinnen, Kreis Niederung, unweit des Linkuhner Kanals in der Tilsiter Niederung, 17 km von Tilsit, zählt (1880) 1554 meist evang. E., hat eine schöne, 1869 im got. Stil gebaute Kirche und ist Sitz des Landratsamts für den Kreis Niederung und eines Amtsgerichts; in der Nähe Rittergut Adlig-H. mit 140 E. H. ist neuerdings als klimatischer Kurort in Aufnahme gekommen. — Der Kreis Niederung zählt auf 893 qkm (1880) 55243 E., darunter 341 Katholiken und 339 Juden.

Heinroth (Joh. Christian Friedr. Aug.), psychol. Schriftsteller, geb. zu Leipzig 17. Jan. 1773, studierte von 1791 an Medizin zu Leipzig und Wien und wurde 1803 Arzt in seiner Vaterstadt, 1812 außerord., 1819 ord. Professor der psychischen Therapie daselbst und starb 26. Okt. 1843 zu Leipzig. Er schrieb: «Beiträge zur Krankheitslehre» (Gotha 1810), «Lehrbuch der Seelenstörungen und ihrer Behandlung» (2 Bde., Lpz. 1818), «Lehrbuch der Anthropologie» (Lpz. 1822; 2. Aufl. 1831), «Lehrbuch der Seelengesundheitskunde» (2 Bde., Lpz. 1824—25), «System der psychisch-gerichtlichen Medizin» (Lpz. 1825), «Die Psychologie als Selbsterkenntnislehre» (Lpz. 1827), «Geschichte und Kritik des Mystizismus aller bekannten Völker und Zeiten» (Lpz. 1830), «Grundzüge der Kriminalpsychologie» (Berl. 1833), «Orthobiotik oder die Lehre vom richtigen Leben» (Lpz. 1839). Unter dem Namen Treumund Wellentreter ließ er «Gesammelte Blätter» (4 Bde., Lpz. 1818—26) erscheinen.

Heinsberg, Kreisstadt in der preuß. Rheinprovinz, Regierungsbezirk Aachen, links an der Wurm, nahe deren Mündung in die Roer, 12 km im NNW. von Geilenkirchen, zählt (1880) 2142 meist kath. E., ist Sitz eines Amtsgerichts und hat eine evang. und zwei kath. Kirchen, eine Synagoge, eine höhere Schule, mechanische Weberei, Bleicherei, Korbflechterei und Gerberei. H. war ehemals Hauptort einer Grafschaft, die 1472 durch Heirat an das Herzogtum Jülich kam. Die Ruinen der Grafenburg stehen auf einer Anhöhe bei H.

Der Kreis Heinsberg zählt auf 243,5 qkm (1880) 35693 meist kath. E.

Heinse (Joh. Jak. Wilh.), genialer, aber weder zur sittlichen noch zur künstlerischen Reife gelangter deutscher Schriftsteller, geb. 16. Febr. 1749 zu Langewiesen im Schwarzburg-Sondershausenschen, besuchte das Gymnasium zu Schleusingen und widmete sich in Jena und Erfurt jurist. Studien. Wieland, der H.s poetisches Talent erkannte, empfahl ihn Gleim, der, nachdem H. eine abenteuernde Reise an den Rhein und nach Bayern unternommen, ihm im Herbst 1772 eine Hauslehrerstelle in Halberstadt verschaffte, wo H. unter dem Namen Rost bis zum Frühjahr 1774 lebte. Durch Joh. Georg Jacobi ließ er sich um diese Zeit bestimmen, die Mitredaction der «Iris», einer Zeitschrift, die Friedr. Heinr. Jacobi in Düsseldorf herausgab, zu übernehmen. Seine litterarische Laufbahn hatte er durch Herausgabe der «Sinngedichte» (Halberst. 1771) eröffnet. Diesen folgten die «Begebenheiten des Encolp, aus dem Satiricon des Petron übersetzt» (2 Bde., Rom [Schwabach] 1773), die «Kirschen», ein schlüpfriges Gedicht nach Dorats «Cerises», und «Laidion, oder die eleusinischen Geheimnisse» (Lemgo 1774), welches letztere Werk weniger ein Roman als ein wilder Dithyrambus ist, worin er die Himmelserhöhung der Lais und die Genüsse der griech. Helden im Elysium schildert. Nachdem in Düsseldorf durch das Studium der Gemäldegalerie sein Kunstsinn genährt und verfeinert worden, ging er 1780 in das ersehnte Italien, wo er drei Jahre zubrachte. Er übersetzte hier das «Befreite Jerusalem» (4 Bde., Mannh. 1781) und den «Orlando» (4 Bde., Hannov. 1782—83) in Prosa. Nach seiner Rückkehr 1784 hielt er sich einige Zeit wieder in Düsseldorf auf. Dann wurde er Vorleser des Kurfürsten von Mainz, Friedrich Karl Joseph, später zu Aschaffenburg, 1787 dessen Privatsekretär und, als nach des Kurfürsten Tode dessen Bibliothek durch Schenkung Staatseigenthum geworden, als Bibliothekar mit dem Titel als Hofrat bei derselben angestellt. In dieser Zeit erschienen sein «Ardinghello oder die glückseligen Inseln» (2 Bde., Lemgo 1787; 2. Aufl. 1794; zuletzt 1838) und «Hildegard von Hohenthal» (2 Bde., Berl. 1795—96; neue Aufl., 3 Bde., 1804; zuletzt 1838). In ersterm Werke legte er seine Ansichten über bildende Kunst und Malerei nieder, in letzterm charakterisierte er musikalische Kompositionen. Außerdem erschienen von ihm Briefe aus Italien unter dem Titel «Anastasia und das Schachspiel» (2 Bde., Frankf. 1803). Er starb zu Aschaffenburg 22. Juni 1803.

Seine höchst anziehenden «Briefe zwischen Gleim, H. und Johannes von Müller» gab aus Gleims Nachlaß Körte heraus (2 Bde., Zür. 1806). In Bezug auf poetische Komposition sind seine Romane unbefriedigend; um so mehr zeichnen sie sich durch Kraft und Glut der Darstellung und sinnliches Feuer aus. Durch seine Apotheose des Nackten, die er freilich oft bis zum Äußersten trieb, trug er jedenfalls viel dazu bei, die Ansichten von der Antike zu berichtigen und die damals herrschenden beschränkten Kunstprinzipien zu erweitern. Das Vorzüglichste sind vielleicht seine Charakteristiken der ausgezeichnetern Gemälde der düsseldorfer Galerie (in seinen Briefen an Gleim). Seine «Sämtlichen Schriften» gab H. Laube heraus (10 Bde., Lpz. 1838; wiederholt 1851 fg.). Vgl. Pröhle, «Lessing, Wieland, H.» (Berl. 1877); Schober, Joh. Jak. Wilh. H., sein Leben und seine Werke» (Lpz. 1882).

Heinsius (Anthony), holländ. Staatsmann, geb. 22. Nov. 1641 in Delft, ließ sich, nach Beendigung seiner rechtsgelehrten Studien an der Universität zu Leiden, in seiner Vaterstadt nieder, zu deren Ratspensionär er 1679 ernannt wurde. In demselben Jahre wurde er als außerordentlicher Gesandter nach Versailles geschickt, um Beschwerden zu erheben gegen die widerrechtliche Besitznahme des Fürstentums Orange und die Unterdrückung der dortigen Protestanten seitens des Königs von Frankreich. H. wurde jedoch von Louvois aufs unglimpflichste behandelt und kehrte unverrichteter Sache nach Holland zurück. Als der Statthalter Wilhelm III. 1689 den engl. Thron bestiegen hatte, erhielt H. die wichtige Stelle eines Ratspensionärs der Staaten von Holland, und als solcher besaß er den nötigen Einfluß, um die Angelegenheiten der Republik nach den Ansichten des Statthalters zu leiten und dessen Politik zu unterstützen. Vollkommen vertraut mit den polit. Zielen des Oraniers, trat H. im Spanischen Erbfolgekriege als hartnäckiger Gegner der Herrschsucht Ludwigs XIV. auf. Mit Marlborough und Prinz Eugen bildete

er das sog. Triumvirat, dem die Kriegführung der Verbündeten gegen Frankreich anvertraut war. Als Ludwig XIV. 1706 heimlich Friedensanträge an die Staaten von Holland stellen ließ, antwortete H. kurzweg, daß die Republik der Allianz treu bleiben wolle. Spätere Versuche des franz. Monarchen bei den Unterhandlungen im Haag und zu Geertruidenberg scheiterten ebenfalls. Auch später, als Marlborough abberufen war, bot H. alles auf, um die Allianz aufrecht zu halten. Doch nachdem England 19. Aug. 1712 einen Waffenstillstand mit Frankreich geschlossen hatte, und Portugal 7. Nov. 1712 diesem Beispiel gefolgt war, sah H. sich genötigt nachzugeben und dem Frieden, der 11. April 1713 in Utrecht geschlossen ward, beizutreten. Nach dem Kriege blieb H. noch an der Spitze der Verwaltung der Republik, bis er 3. Aug. 1720 starb.

Heinsius (Dan.), berühmter holländ. Philolog und Kritiker, geb. zu Gent 9. Juni 1580, Lieblingsschüler Jos. Scaligers, in Franeker und Leiden gebildet, wurde in seinem 25. Jahre Professor der Staatskunst und Geschichte in Leiden, dann Custos der Universitätsbibliothek und Sekretär der Universität, königl. Rat und Historiograph des Reichs. Er starb 25. Febr. 1655. Seine griech. und lat. Gedichte, ebenso seine histor. Schriften und Reden zeichnen sich durch eine fließende und kräftige Sprache aus, und unter seinen Ausgaben der alten Klassiker sind die des Hesiod, Horaz, Virgil, Ovid, Terenz, des Tragikers Seneca und des Maximus Tyrius noch jetzt geschätzt. Außerdem schrieb er «Exercitationes sacrae ad N. T. libros» (Leid. 1639; Cambr. 1640).

Sein Sohn, **Nikolaus H.**, geb. zu Leiden 20. Juli 1620, gebildet unter der Aufsicht seines Vaters, unternahm viele wissenschaftliche Reisen nach England, Frankreich und Schweden, besonders aber nach Italien, wohin ihn die Königin Christine von Schweden sandte, bekleidete später die Stelle eines niederländ. Residenten zu Stockholm, brachte aber die letzten 10 Jahre seines Lebens in seinem Vaterlande zu und starb im Haag 7. Okt. 1681. Glücklich war er besonders in der kritischen Behandlung der röm. Dichter, von denen er den Virgil, Ovid, Claudian, Silius Italicus und Valerius Flaccus herausgab. Zerstreute Anmerkungen über mehrere röm. Schriftsteller enthalten seine von P. Burmann dem Jüngern herausgegebenen «Adversariorum libri» (Harling. 1742).

Heinsius (Otto Friedr. Theod.), deutscher Sprachforscher, geb. 6. Sept. 1770 in Berlin, wurde, nachdem er Philologie studiert, 1795 in seiner Vaterstadt am Friedrich-Werderschen Gymnasium angestellt und 1801 Professor am Gymnasium zum Grauen Kloster, wo er allmählich zum ersten Lehrer und Prorektor emporstieg. Ende 1847 trat er in den Ruhestand und starb 19. Mai 1849. Seine Hauptschriften sind: «Deutsche Sprachlehre» (3 Bde., Berl. 1798; 5. Aufl. unter dem Titel «Teut», 6 Bde., 1835), «Kleine deutsche Sprachlehre» (Berl. 1804; 13. Aufl. 1834), «Der Bardenhain» (4 Bde., Berl. 1808; 3. Aufl. 1820), «Geschichte der deutschen Litteratur» (Berl. 1810; 5. Aufl. 1832), vor allem aber «Volkstümliches Wörterbuch der deutschen Sprache» (4 Bde., Hannov. 1818—20).

Heinze (Franz Friedr. Max), philos. Schriftsteller, geb. 13. Dez. 1835 zu Prießnitz in Sachsen-Meiningen, wo sein Vater Pfarrer war, studierte auf den Universitäten Leipzig, Tübingen, Erlangen, Halle und Berlin Theologie, Philologie und Philosophie. Besonders regte ihn Trendelenburg an, dem er auch seine Doktordissertation «Stoicorum de affectibus doctrina» widmete. Nachdem er drei Jahre lang Lehrer an der Landesschule Pforta und sodann Erzieher der oldenburg. Prinzen gewesen war, habilitierte er sich 1872 in Leipzig, wurde 1874 ord. Professor der Philosophie zu Basel, 1875 zu Königsberg und im Herbst desselben Jahres zu Leipzig. Unter seinen histor. Arbeiten sind neben kleinern Abhandlungen über die Ethik der Stoiker, über Descartes, Spinoza u. a. hauptsächlich «Die Lehre vom Logos in der griech. Philosophie» (Oldenb. 1872) und «Der Eudämonismus in der griech. Philosophie» (Lpz. 1883 fg.) hervorzuheben. Ein besonderes Verdienst erwirbt sich H. durch die seit 1875 von ihm besorgte, schon durch mehrere vielfach umgearbeitete Auflagen hindurch fortgeführte Herausgabe des «Grundriß der Geschichte der Philosophie» von Überweg.

Heinze (Karl Friedr. Rud.), Lehrer des Strafrechts, Bruder des vorigen, geb. 10. April 1825 zu Saalfeld, trat 1847 in den meiningischen Justizdienst ein, wurde 1860 Staatsanwalt zu Dresden, 1865 ord. Professor des Strafrechts in Leipzig, 1873 in Heidelberg. Er veröffentlichte: «Ein deutsches Geschworenengericht» (2. Ausg., Lpz. 1865), «Staatsrechtliche und strafrechtliche Erörterungen zum Entwurf eines Strafgesetzbuchs für den Norddeutschen Bund» (Lpz. 1870), «Verhältnis des Reichsstrafrechts zu dem Landesstrafrecht» (Lpz. 1871). Auch hat er einzelne Teile des von Holtzendorff herausgegebenen «Handbuchs des Strafrechts» (4 Bde., Berl. 1871—77) bearbeitet. Für die siebenbürger Sachsen trat er ein in der Schrift «Hungarica, eine Anklageschrift» (Freiburg i. Br. 1882).

Heinzel (Richard), Germanist, geb. zu Capodistria 3. Nov. 1838, studierte in Wien klassische und deutsche Philologie, war dann Gymnasiallehrer in Triest, Wien und Linz, von 1868 bis 1873 ord. Professor der deutschen Sprache an der Universität Graz und wurde dann in gleicher Eigenschaft an die Universität Wien berufen. Im J. 1874 wurde H. zum correspondierenden, 1879 zum wirklichen Mitglied der wiener Akademie der Wissenschaften ernannt. Er veröffentlichte: «Heinrich von Melk» (Berl. 1867), «Gottfried von Straßburgs Tristan und seine Quelle» (in Haupts «Zeitschrift für deutsches Altertum», 1869), «Geschichte der niederfränkischen Geschäftssprache» (Paderb. 1874), «Über den Stil der altgerman. Poesie» (Straßb. 1875, in Heft 18 der «Quellen und Forschungen»), «Notkers Psalmen» (gemeinsam mit Scherer, Straßb. 1876), «Wortschatz und Sprachformen der wiener Notkerhandschrift» (3 Tle., Wien 1875—76), «Über die Endsilben der altnord. Sprache» (Wien 1877), «Beschreibung der isländ. Saga» (Wien 1880).

Heinzelin von Konstanz, deutscher Dichter am Ende des 13. Jahrh.; er lebte am Hofe des auch als Minnesänger bekannten Grafen Albrecht von Hohenburg (gest. 1298), wo er das Amt eines Küchenmeisters innehatte. Man besitzt von ihm eine Liebesallegorie unter dem Titel «Der Minne Lehre», anmutig und frisch erzählt und den Einfluß guter Vorbilder älterer Zeit verratend; außerdem ein Streitgedicht «Ritter und Pfaffe», in welchem die beiden genannten Stände um den Vorrang

streiten, und ein ähnliches «Von den beiden Johansen», das in Form einer Vision von dem Rangstreit zwischen Johannes dem Täufer und Johannes dem Evangelisten handelt. Sämtliche Gedichte sind herausgegeben von Pfeiffer, «Heinzelin von Konstanz» (Lpz. 1852).

Heinzelmännchen (von Heinz, einer Koseform für Heinrich), Name von geschäftigen Hausgeistern, Kobolden, die heimlich Hausarbeiten besorgen.

Heinzen (Peter, genannt Karl), deutsch-amerik. Schriftsteller, geb. 22. Febr. 1809 in Grevenbroich in der preuß. Rheinprovinz, besuchte die Universität Bonn, um Medizin zu studieren, wurde aber wegen einer revolutionären Rede relegiert und ging im Nov. 1829 als holländ. Unteroffizier nach Batavia. Von hier 1831 zurückgekehrt, trat er als Steueraufseher in den preuß. Staatsdienst, nahm aber 1840 seinen Abschied und wurde zuerst Direktionssekretär der Rheinischen Eisenbahn, dann Sekretär der Aachener Feuerversicherungsanstalt. Die letztgenannte Stelle legte H. 1844 nieder, um den Kampf gegen die preuß. Bureaukratie führen zu können, über welche er 1845 seine erste erbitterte Streitschrift veröffentlichte. Seine Verhaftung fürchtend, begab sich H. zuerst nach Belgien, im Frühjahr 1845 nach der Schweiz und im Jan. 1848 nach Amerika, von wo er aber nach Ausbruch der Februarrevolution nach Deutschland zurückkehrte. Hier beteiligte er sich an der Erhebung Hecker's, flüchtete nach deren Unterdrückung wieder in die Schweiz, welche ihn im Herbst 1849 auswies, und begab sich zunächst nach London, von wo er 1850 nach Neuyork übersiedelte. Von hier ging er, verschiedene Zeitungen redigierend, zuerst nach Louisville, dann nach Cincinnati und nach einem kurzen zweiten Aufenthalt in Neuyork (1856—59) nach Boston, wo er sein radikales Wochenblatt, den «Pionier» herausgab und 12. Nov. 1880 starb. Seine «Gesammelten Schriften» erschienen in Boston (1864 fg.).

Heinzenberg heißt der nordöstlichste Ausläufer der Adulagruppe im schweiz. Kanton Graubünden. Aus grauem Bündnerschiefer bestehend, bis zum Kamme bewachsen, bildet der Berg einen 12 km langen, durchschnittlich 2000 m hohen, sanft geschwungenen Rücken, der westlich zum Safierthale mit waldigen, von zahlreichen Bachrinnen durchfurchten Halden abfällt, östlich dagegen sich mit breiten Wiesenterrassen zum Domleschg hinabsenkt. Nördlich schiebt sich der H. mit seinen bewaldeten Vorstufen bis zum Vorderrheine vor, südlich wird er vom Piz Beverin (3000 m) durch die Einsattelung des Glaspasses (1846 m) geschieden, über welche der Saumweg von Safienplatz nach Thusis führt. Obwohl die höchsten Punkte des langgestreckten einförmigen Rückens bis zu 2162 und 2168 m über dem Meere ansteigen, trägt doch der H. durchaus den Charakter der Voralpen, und seine Bergweiden gelten für die schönsten und üppigsten Graubündens. — Der Bezirk Heinzenberg, wie der Berg nach der Burg H. benannt, deren Trümmer bei dem Dorfe Präz (1186 m) am Ostabhange des Bergs liegen, umfaßt die Kreise Domleschg, Safien und Thusis und zählt (1880) auf einem Areal von 255 qkm 6956 E., worunter 5077 Protestanten, 1861 Katholiken und 18 Andersgläubige; drei Fünftel der Bevölkerung sprechen deutsch, zwei Fünftel romanisch. Die Haupterwerbsquellen sind der Feldbau und die Alpenwirtschaft, für welche namentlich der eigentliche H. berühmt ist. Der wichtigste Ort des Bezirks ist Thusis (s. d.).

Heinzerling (Joh. Georg Ernst Friedr.), Baumeister und Lehrer der Bauwissenschaften, geb. 15. Dez. 1824 zu Großenbusek bei Gießen, absolvierte 1842 das Gymnasium, 1845 die höhere Gewerbeschule zu Darmstadt, studierte 1846—48 in Berlin und Gießen Naturwissenschaften, Architektur und Ingenieurwesen. Er war 1848—56 beim Brücken- und Hochbau der Main-Weserbahn und am Gymnasium zu Gießen als Zeichenlehrer thätig, baute 1856—60 die Bahnstrecke Ingelheim-Bingen, wurde 1860 Lehrer des Ingenieurwesens an der höhern Gewerbeschule zu Darmstadt, 1864 außerord., 1868 ord. Professor der Bau- und Ingenieurwissenschaften an der Universität Gießen und ist seit 1870 Professor des Brückenbaues und der höhern Baukonstruktionen an der Technischen Hochschule zu Aachen. Von H.s litterarischen Werken sind zu erwähnen: «Die Brücken in Eisen» (Lpz. 1870), «Ein Beitrag zur Begründung einer allgemeinen Theorie und Systemkunde der Baukonstruktionen» (Lpz. 1870), «Grundzüge der konstruktiven Anordnung und statischen Berechnung der Brücken und Hochbaukonstruktionen» (2 Tle., Lpz. 1870—74), «Die angreifenden und widerstehenden Kräfte der Brücken- und Hochbaukonstruktionen» (2. Aufl., Berl. 1876), «Die Brücken der Gegenwart» (2. Aufl., Lpz. 1884 fg.), «Der Eisenhochbau der Gegenwart» (Lpz. 1878 fg.).

Heirat, die den betreffenden Landesgesetzen entsprechend vollzogene Verbindung zur Ehe (s. d.), vgl. Hochzeit.

Heiratsgut, s. Mitgift.

Heis (Eduard), Astronom, geb. zu Köln 18. Febr. 1806, wurde 1827 daselbst, 1837 in Aachen Gymnasiallehrer und 1852 Professor der Mathematik und Astronomie an der Akademie in Münster. Er widmete sich namentlich der Beobachtung von Sternschnuppen und veränderlichen Sternen. Besonders berühmt ist sein «Atlas Coelestis novus» (Köln 1872), in welchem alle mit bloßem Auge sichtbaren Sterne aufgenommen sind. Auch veröffentlichte er eine «Sammlung von Beispielen und Aufgaben aus der allgemeinen Arithmetik und Algebra» (63. Aufl., Köln 1883), ferner mit Eschweiler ein «Lehrbuch der Geometrie» (1. Tl. «Planimetrie», 7. Aufl., Köln 1881; 2. Tl. «Stereometrie», 4. Aufl., Köln 1881), und gab die Zeitschrift «Wöchentliche Unterhaltungen aus dem Gebiete der Astronomie und Meteorologie» heraus. H. starb 30. Juni 1877 in Münster.

Heischesatz, s. Postulat.

Heise (Georg Arnold), Jurist, geb. 2. Aug. 1778 zu Hamburg, wurde 1804 außerord. Professor der Rechte zu Göttingen, noch in demselben Jahre ord. Professor zu Heidelberg, kehrte 1814 nach Göttingen zurück, wurde 1818 vortragender Rat im Justizdepartement zu Hannover, 1820 Präsident des Lübecker Oberappellationsgerichts. Er starb zu Lübeck 6. Febr. 1851. Von H. erschienen: «Grundris eines Systems des gemeinen Civilrechts» (2. Aufl., Heidelb. 1830), «Jurist. Abhandlungen mit Entscheidungen des Oberappellationsgerichts zu Lübeck» (in Gemeinschaft mit Cropp, 2 Bde., Hamb. 1827—30), «Handelsrecht» (Frankf. a. M. 1858).

Heise (Peter), dän. Komponist, geb. 11. Febr. 1830 in Kopenhagen und daselbst gest. 12. Sept. 1879, erhielt seine musikalische Bildung auf dem

leipziger Konservatorium. Er hat sich besonders durch Lieder, Balladen und die Oper «Die Tochter des Pascha» (1869) bekannt gemacht.

H-Eisen oder besser Doppel-T-Eisen, eine nach ihrer Querschnittform benannte Stabeisengattung. (S. unter Walzeisen.)

Heiserkeit (raucedo) nennt man diejenige krankhafte Beschaffenheit der Stimme, bei welcher sie ihren reinen, vollen metallischen Klang verliert und statt dessen rauhe, schnarrende oder klanglose, auch wohl lispelnde, zischende oder pfeifende Töne hervorbringt. Letzteres deutet auf Verengung des Kehlkopfs. Den höchsten Grad der H., bei welcher die Stimme vollkommen klanglos ist und der Kranke sich nur durch Lispeln verständlich machen kann, nennt man Aphonie. Die nächste Ursache dieser Unregelmäßigkeit liegt in entzündlicher Schwellung, Auflockerung und Schlaffheit der Kehlkopfschleimhaut, namentlich der die Stimmbänder überziehenden, seltener in Erschlaffung, Lähmung, Zerstörung der Stimmbänder selbst. Zumeist ist es ein Katarrh des Kehlkopfs, welcher diese Rauhigkeit der Stimmbänder verursacht, auch dann, wenn typhöse, tuberkulöse oder syphilitische Geschwüre im Kehlkopf bestehen oder Geschwülste im Innern desselben vorhanden sind, und mit der Intensität des Katarrhs nimmt die H. zu und ab. Unter den Gelegenheitsursachen der H. sind namentlich übermäßiges Reden, Singen und Kommandieren, das Einatmen kalter, staubiger oder rauchiger Luft, Erkältungen der äußern Haut, insbesondere des Halses und der Füße, sowie der Mißbrauch alkoholischer Getränke hervorzuheben. Zerstört ein Geschwür die Schleimhaut oder die Stimmbänder, so wird die H. dauernd, wie dies bei schwindsüchtigen häufig ist, bei denen zu der tuberkulösen Lungenaffektion leicht eine chronische Entzündung und Verschwärung der Kehlkopfschleimhaut hinzutritt. Durch Veränderung der Schleimhaut ist auch die H. bei Krupp und Diphtherie der Luftröhre bedingt. Bei Anwesenheit fremdartiger Gebilde (Polypen und anderer Geschwülste) im Kehlkopf zeigt sich ebenfalls oft hochgradige H. Eine nervöse H., der keine anatom. Veränderung des Stimmorgans zu Grunde liegt und die nur aus krankhaftem Nervencinfluß entspringt, findet sich bei gewissen Nervenleiden, vorzüglich bei Hysterie. Die Behandlung richtet sich auf die Hebung der Ursache. Bei Katarrh ist dieser durch Schonung und Ruhe des Organs, Enthaltung vom Sprechen und Singen, Prießnitzsche Umschläge und örtliche Anwendung von ätzenden und adstringierenden Mitteln zu heben, während die Geschwüre durch örtliche Behandlung zu heilen, die Polypen wegzuschneiden sind. (S. Kehlkopfkrankheiten.)

Heißen (Hissen) ist der seemännische Ausdruck für etwas in die Höhe ziehen. Man heißt ein Segel, ein Boot, eine Flagge. Das Gegenteil von H. ist Fieren oder Niederholen.

Heißgußporzellan, auch Kryolithglas genannt, ein durch Zusammenschmelzen von Kryolith mit Quarz darstellbares, milchweißes, dem feinsten franz. Porzellan ähnliches Glas, das als Ersatz des eigentlichen Milchglases verwendet wird.

Heißhunger (Ochsenhunger, bulimia) ist der Zustand, in welchem ein Mensch an heftigem Hunger mit schmerzhafter Empfindung im Magen und Ohnmachtsgefühl leidet. Dieser Zustand tritt auf bei chronischem Magen- und Darmkatarrh, bei Magen- und Darmfisteln, sowie bei Reizung des Darms durch Würmer (Bandwürmer), ist aber auch häufig das Zeichen einer Nervenkrankheit und zeigt sich als solches bei Hysterischen, Schwangern und Gemütskranken, insbesondere Blödsinnigen. Der Anfall tritt meist nach längerm Fasten auf und kann durch Genuß von Nahrung oder durch narkotische Mittel beseitigt werden; gänzlich beseitigt wird er nur durch Hebung der Ursache. Vom H. verschieden ist die Art des Hungers, bei welchem die Kranken trotz reichlichster Nahrungszufuhr nicht gesättigt werden, z. B. bei hochgradiger Zuckerharnruhr, nach bedeutenden Blut- und Säfteverlusten, nach sehr erschöpfenden Krankheiten. Ferner unterscheidet sich vom H. der sog. Wolfshunger (fames lupina), bei welchem sich der Appetit auch auf sonst nicht genießbare Dinge erstreckt.

Heißluftmaschinen, soviel wie Calorische Maschinen (s. d.).

Heißschüren, s. u. Glas, Bd. VIII, S. 78ª.

Heißwasserheizung, s. unter Heizung.

Heißwasserofen, s. unter Heizung.

Heist., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Heister (Lorenz).

Heister werden in der Forstwirtschaft ältere, meist 1—2 m hohe Laubholzpflanzen genannt, welche zu Zwecken der Waldkultur in besondern Pflanzgärten erzogen werden.

Heister (Lorenz), einer der ausgezeichnetsten deutschen Wundärzte, geb. zu Frankfurt a. M. 19. Sept. 1683, studierte 1702—8 in Gießen, Amsterdam und Leiden Medizin und übte sich nebenbei in Feldlazaretten in der praktischen Chirurgie. Nachdem er 1708 in Harderwijk die mediz. Doktorwürde erhalten hatte, lehrte er gemeinschaftlich mit Ruysch in Amsterdam Anatomie und wurde 1709 als Oberfeldarzt in der holländ. Armee angestellt. Als solcher wohnte er den Belagerungen von Tournay und Mons und der Schlacht bei Malplaquet bei. Doch schon 1710 verließ er diesen Posten, um eine wissenschaftliche Reise nach England zu machen, worauf er Professor der Anatomie und Chirurgie in Altdorf wurde. Von hier aus folgte er dem Rufe als Professor der Chirurgie nach Helmstedt, wo er 18. April 1758 starb. H. muß als Begründer der neuern deutschen Chirurgie gelten, welche durch ihn einer großen Ausbildung entgegengeführt wurde. Sein Hauptwerk ist die «Chirurgie» (Nürnb. 1719; 6. Aufl. 1779; lat., 2 Bde., Amsterd. 1739; neue Aufl. 1750), seiner Zeit eins der berühmtesten Bücher, das fast in alle europ. Sprachen übersetzt wurde. Nach seinem Tode erschienen noch «Mediz., chem. und chirurg. Observationen» (2 Bde., Rost. 1758—70).

Heister (Sigbert, Graf von), österr. Feldmarschall, geb. 1646, kämpfte bereits 1665 gegen die Türken, dann gegen die Franzosen, und zeichnete sich als General durch Einsicht und ungewöhnliche Tapferkeit in den Feldzügen von 1683 bis zum Schluß des Jahrhunderts aus. H. führte die gesamte Infanterie des Prinzen Ludwig von Baden 1689 in den Schlachten von Batotschina und Nissa, und 1693 in Oberungarn ein selbständiges Korps gegen die Aufständischen, schlug während des Spanischen Erbfolgekriegs 1704 bei Korompa und Gerencsér die Ungarn Rákoczys und war fast immer siegreich. Er verteidigte danach Tirol, kam 1707 zur Reichsarmee und 1708 als Oberbefehlshaber nach Ungarn, wo er die Rebellen bei Trentschin

aufs Haupt schlug, mehrere Festungen eroberte und ganz Niederungarn dem Kaiser unterwarf, sowie schließlich in ganz Ungarn die Ruhe herstellte. Auch an dem Feldzuge im J. 1717 nahm H. mit Auszeichnung teil. Er starb 22. Febr. 1718 auf seinem Landgute Kirchberg in Steiermark.

Heisterbach, Cistercienserabtei im Siebengebirge, unweit Königswinter, im Siegkreis des preuß. Regierungsbezirks Köln, 1203—33 gebaut, war ehemals berühmt und reich; jetzt sind nur noch wenige Ruinen davon vorhanden.

Heistulf, soviel wie Aistulf (s. d.).

Heiter (Amalie) und Serena (Amalie) sind Pseudonymen der Prinzessin Amalie von Sachsen.

Heitersheim, Stadt im Großherzogtum Baden, Kreis Freiburg, Bezirksamt Staufen, am Sulzbach, 20 km im SW. von Freiburg, Station der Linie Mannheim-Konstanz der Badischen Staatsbahnen, zählt (1880) 1270 meist kath. E. und hat viel Obst- und Weinbau sowie Weinhandel. Das 60 qkm große Fürstentum H., mit 6200 E., hatte von dieser Stadt den Namen. Seit dem 16. Jahrh. bis 1806 war H. Residenz des fürstl. Großpriors des Johanniterordens in Deutschland, welcher das 1524 erbaute, von Gärten mit Orangerie und von Wirtschaftsgebäuden umgebene Schloß bewohnte.

Heizfläche, Teil des Dampfkessels (s. d.).

Heizkraft, s. unter Brennkraft.

Heizmaterialien oder Heizstoffe, s. Brennmaterialien.

Heizung (frz. chauffage, engl. heating) nennt man im allgemeinen jede Einrichtung zur Erwärmung der Luft in Gebäuderäumen. Die zur H. dienende Wärme wird stets auf dem Wege der Verbrennung erzeugt. Als Heizstoffe oder Brennmaterialien (s. d.) verwendet man Holz, Holzkohle, Steinkohle, Braunkohle, Torf, Cols oder Gas. Die zu gewerblichen Zwecken dienenden H. werden speziell als Feuerung (s. Feuerungsanlagen) bezeichnet. Man unterscheidet Lokal- und Centralheizungen. Die erstere Heizungsart besteht darin, daß man in jedem zu heizenden Raum einen Ofen (s. d.) oder Kamin (s. d.) aufstellt und in demselben die Heizmaterialien zur Verbrennung bringt, während bei der Centralheizung von einer gemeinschaftlichen Wärmequelle aus mehrere Räume gleichzeitig geheizt werden. Die allgemeinen Vorteile der Centralheizung sind: Ersparung an Arbeitskraft und Vermeidung von Rauch, Ruß und Staub in den zu heizenden Räumen. Centralheizungen werden ausgeführt als Luft-, Wasser-, Dampf- und kombinierte H.

A. Die Luftheizung besteht darin, daß man Luft in besondern Heizkammern erwärmt und den zu heizenden Räumen zuführt. Man unterscheidet hier drei Systeme: 1) Heizung mit Lüftung, wobei stets frische Luft erwärmt den Zimmern zugeführt, die verbrauchte Luft dagegen ins Freie abgeleitet wird. Dieses System erfordert allerdings den größten Brennstoffverbrauch, ist aber stets mit Vorteil da anzuwenden, wo die Luft leicht verdorben und eine vollständige Erneuerung derselben verlangt wird, also in Wohnungen, Schulen, Theatern, Krankenhäusern und besonders in Trockenräumen aller Art. 2) Heizung mit Cirkulation, wobei die gleiche Luft zwischen der Heizkammer und den zu heizenden Räumen cirkuliert; dieselbe erfordert zwar weniger Brennstoffverbrauch, ist aber nur in Räumen anwendbar, in welchen sich im Verhältnis zu ihrer Größe wenige Menschen kurze Zeit aufhalten, wie in Kirchen. In beiden Fällen liegt die Heizkammer im tiefsten Punkte des Gebäudes, damit die erwärmte Luft in alle zu heizenden Räume strömen kann. 3) Kanalheizung, wobei die Heizkammer durch lange Kanäle mit in denselben liegenden Heizrohren gebildet ist, welche direkt unter oder über dem Fußboden angelegt sind, um nach Bedarf jedem beliebigen Punkte die warme Luft direkt zuzuführen. Die abgekühlte und infolge ihres größern Gewichts zu Boden sinkende Luft wird durch Öffnungen oder Querkanäle unter die Heizröhren in den Kanälen geleitet, erwärmt sich hier und strömt durch die mit Gitter abgedeckten Kanalöffnungen in den zu heizenden Raum zurück. Die Kanalheizung wird vorzugsweise in Gewächshäusern angewendet.

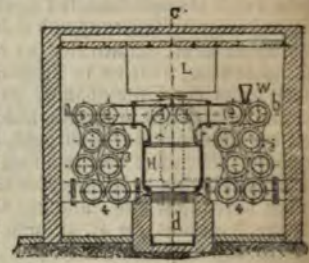


Fig. 1.

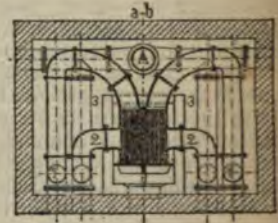


Fig. 2.

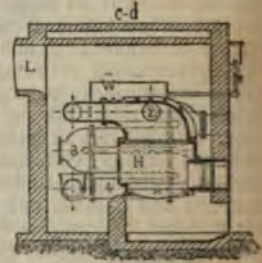
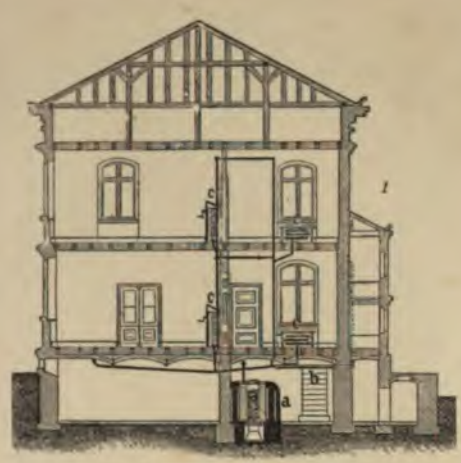
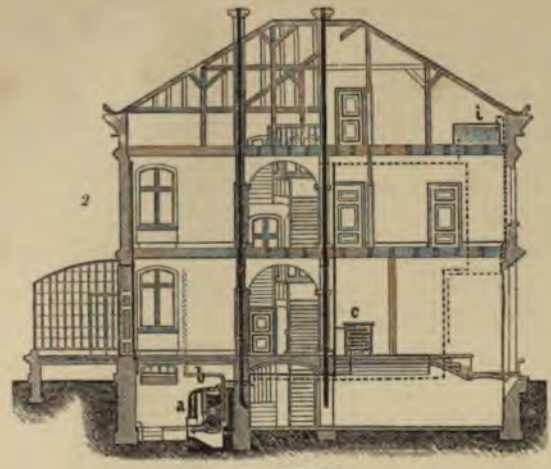


Fig. 3.

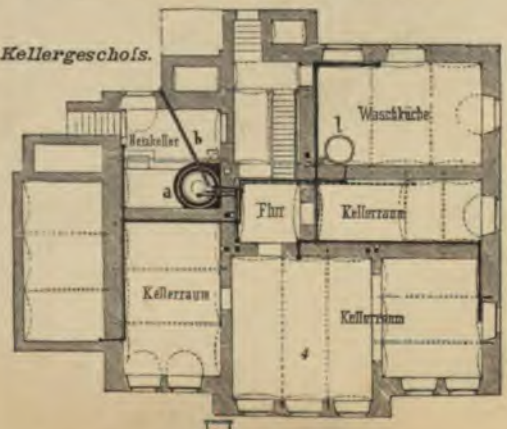
Bei der besonders häufig zur Anwendung kommenden Lufthei-zung mittels Calorifères wird in dem Keller des zu heizenden Gebäudes ein Ofen untergebracht, in welchem die den einzelnen Zimmern zuströmende Luft erwärmt wird. Der Calorifère ist aus dem Ofen und einem über diesem gelegenen Raum, der sog. Verteilungskammer, zusammengesetzt, aus welch letzterer sich die Luftkanäle abzweigen. Als Material für den Bau von Calorifèren wird sowohl Gußeisen als gebrannter Thon verwendet. Der aus Fig. 7 u. 8 der Tafel: Heizung ersichtliche, von dem Ingenieur Käuffer konstruierte Calorifère wird von dem Eisenwerk Kaiserslautern gebaut. Besonders zweckmäßig ist an diesem Centralschachtofen einmal die kontinuierliche Feuerung, dann auch die Konstruktion des Calorifère an und für sich, dessen Reinigung von Ruß in kurzer Zeit und auf bequeme Weise erfolgen kann. Die Luft wird an dem gerippten Ofen erwärmt. Der Calorifère von Reinhardt in Würzburg (Textfig. 1—3) unterscheidet sich von der Käufferschen Konstruktion dadurch, daß er einen aus Röhren zusammengesetzten Rauchweg besitzt. Die auf dem Rost H entwickelten Gase ziehen durch die Röhren 1 und 2, 3 und 4 ab, diese und somit auch die umgebende Luft erwärmend. A ist das Abzugsrohr, L der Wärmeluftkanal.

HEIZUNG.

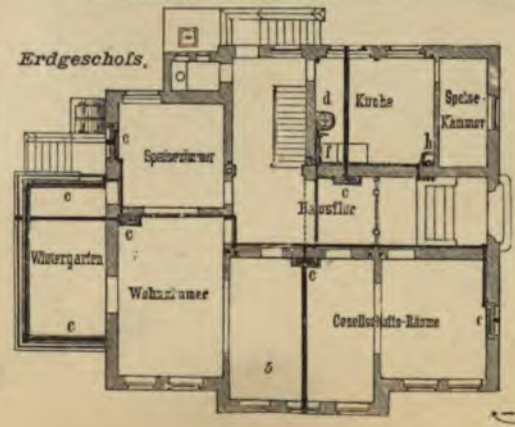




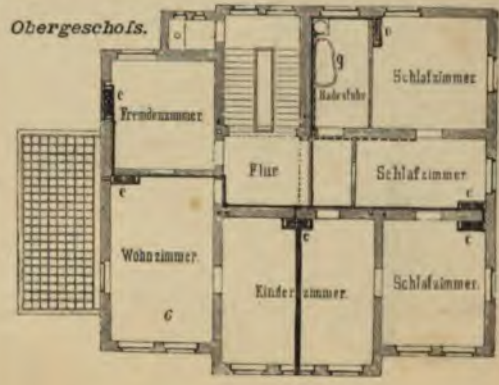
Kellergeschofs.



Erdgeschofs.

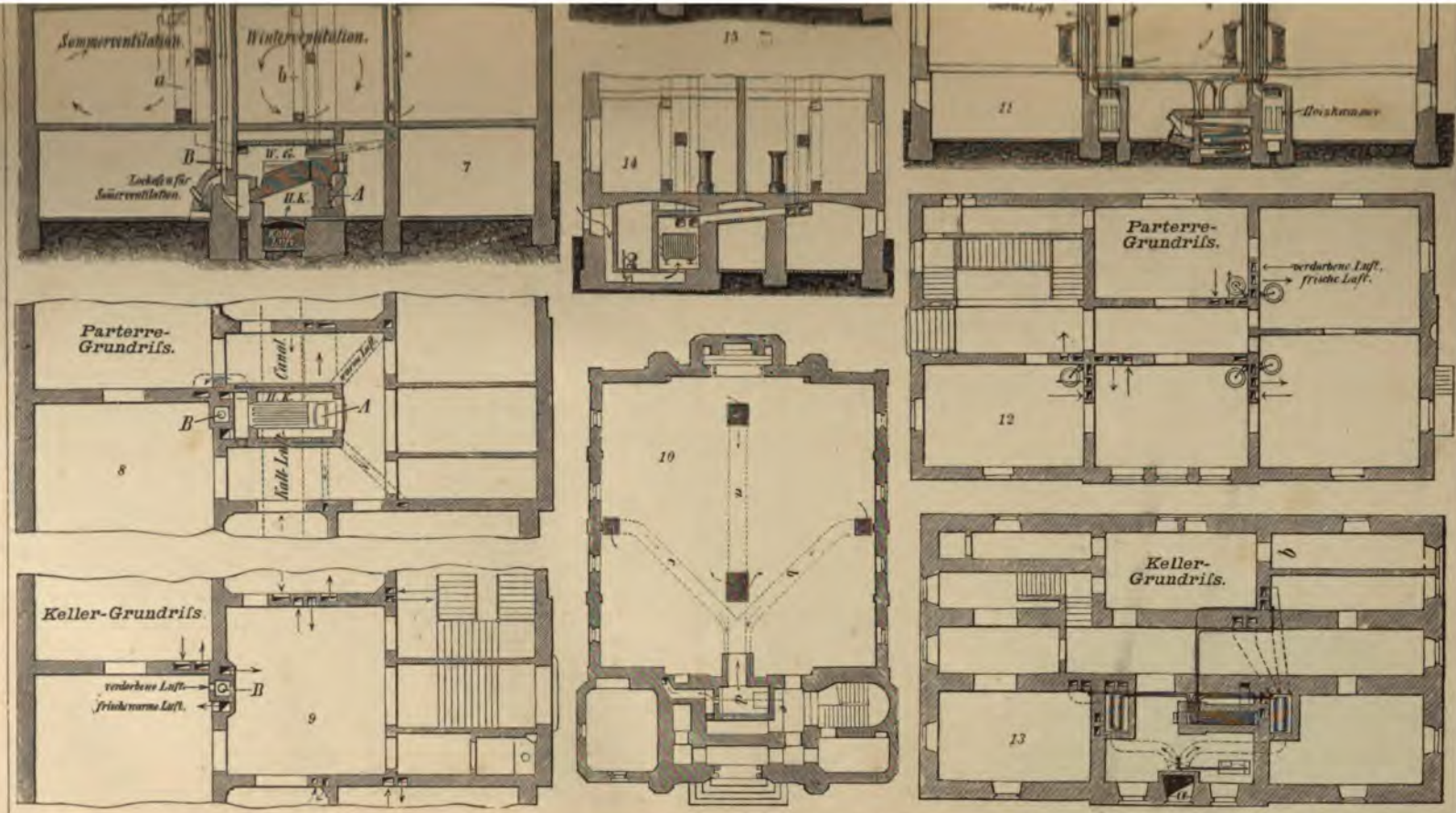


Obergeschofs.



Längenschnitt.

Längenschnitt.



1—6. Central-Niederdruck-Dampfheizung für ein Wohnhaus mittlerer Gröfse. 7—9. Central-Luftheizungsanlage für ein Wohnhaus. 10. Central-Luftheizung für eine Kirche. 11—14. Central-Heifswasser-Heizung für ein Wohnhaus. 15. Heifswasser-Ofen.

der Wasserverdunstung ist ein Ap-
angebracht, der von außen gespeist
1 ist ein Querschnitt durch den Calori-
ein Schnitt nach der Linie a b, Fig. 3
ach der Linie c d. Fig. 7—9 der Tafel:
eigen eine von dem Eisenwerk Kaisers-
jektierte Central-Luftheizungs-
t Ventilation für ein Wohnhaus.
r Calorifère, B der Lockofen für die
tilation, HK die Heizkammer für die
alte, WG der Sammelraum für die
, welche in dem Kanal e emporsteigt
selben in die einzelnen Zimmer tritt.
a, b und c dienen zum Abführen der
schweren Luft, welche durch die beiden
e und x ins Freie gelangt. Von der-
a ist die in Fig. 10 dargestellte Heiz-
r eine Kirche mit Cirkulation. Hier
lorifère, e der Heizraum; die warme
s den Öffnungen des in der Längen-
che liegenden Kanals a in die Kirche,
, teilt sich an der Wölbung der Decke
den Wänden zu Boden, um durch die
b c wieder nach dem Calorifère zu ge-

en Wasserheizungen benutzt man
ionsbewegungen erwärmten Wassers
chlossenen Röhrensystem. Man unter-
derdruck-Wasserheizung (wenn
bis nahe unter dem Siedepunkt er-
), Mitteldruck-Wasserheizung
ung über den Siedepunkt bis höchstens
ochdruck-Wasserheizung (bei Er-
s Wassers bis 200°).
derdruckheizung oder Warmwasserhei-
aus einem Kessel (gewöhnlich Flamm-
einem Steig- und Rücklaufrohr und
ansionsgefäß. Die allgemeine Anord-
auf verschiedene Weise getroffen. Es
em im Keller stehenden Kessel ein Steig-
dem Expansionsgefäß und können von
ungsrohre nach jeder näher zusammen-
ruppe von Öfen Ablaufrohre führen.
ulliert das Wasser und ein gemeinschaft-
ufrohr führt in den Kessel zurück. Auch
e Anordnung wählen, welche für jede
Ofen ein Steigrohr und ein Rücklauf-
nach den Öfen zweigen sich kleine Lei-
Außerdem ist jedoch ein Überfallrohr
um das überschüssige Wasser aufzufan-
zte Anordnung endlich ist von der Art,
Steigrohr sich horizontale Röhren ab-
s Abfallrohre nach unten gehen und
cklaufrohr in den Kessel zurückkehren.
llen wird durch das wie bei allen Warm-
gen offene Expansionsgefäß bewirkt,
n sich das Heberrohr abzweigt. Hier-
in selbstthätiges Nachfüllen und durch
mventil im Expansionsgefäß ein kon-
sserniveau erzielt. Die Heizkessel müssen
sphären Überdruck aushalten können.
ruktion ist meist die eines Flammrohr-
aber, da er ganz mit Wasser angefüllt
dig in die Züge eingebaut wird. Zweck-
nderungen sind von verschiedenen Sei-
worden.
gste und am schnellsten funktionierende
ng ist die Hochdruck- oder Heißwas-
g, wie eine solche, von dem Eisenwerk Kaiserslautern für ein Wohnhaus projektierte, auf der Tafel Heizung in Fig. 11—14 zur Darstellung gebracht ist. Im Keller ist ein Heißwasserofen (Fig. 15) aufgestellt, in welchen Heizspiralen derart gewunden eingelegt sind, daß die Flamme zunächst die obern, heißesten Stellen der Spiralen trifft und, ihren Weg abwärts nehmend, mit immer kältern Stellen in Berührung kommt, bis endlich die Rauchgase gut ausgenutzt an der untersten Stelle des Ofens, wo das zurückkehrende abgekühlte Wasser in denselben eintritt, nach dem Schornstein entweichen. Die im Feuer liegenden Heizspiralen sind derart angeordnet, daß jede derselben zwei in den Etagen direkt übereinander placierte Heizkörper speist und alle zusammen mit letztern ein endloses System bilden. Von den obern Enden der Heizspiralen führt nämlich je ein Leitungsrohr das heiße Wasser nach den zu speisenden Heizkörpern in der ersten Etage, durch diese nach den Heizkörpern im Erdgeschoß und von hier in der Weise nach den untern Enden der Heizspiralen zurück, daß das Wasser der ersten Spirale nach der zweiten, das der zweiten nach der dritten u. s. w. und das der letzten nach der ersten Spirale zurückfließt. Das Expansionsgefäß zur Ausgleichung der Spannungen in den Röhren wird an der höchsten Stelle der Leitung, eventuell im Dachboden, aufgestellt. Fig. 15 der Tafel veranschaulicht den bei dieser Anlage zur Verwendung kommenden Heißwasserofen.

C. Die Anlage einer Dampfheizung ist in Fabriken, wo Hochdruckdampfmaschinen als Motoren benutzt werden, meist die empfehlenswerteste; man verwendet dann den abziehenden Dampf der Maschinen und nutzt so die Wärme desselben zweckmäßig aus. Hat dagegen die H. einen eigenen Kessel, so wird die Anlage sehr kostspielig. In neuester Zeit findet die Dampfheizung als Centralheizung die ausgedehnteste Anwendung und sollen sich die Kosten bei Versorgung ganzer Stadtviertel von einer Wärmequelle aus billiger stellen als bei jedem andern System. Die allgemeine Anordnung ist meist derart getroffen, daß man den Dampf durch ein vertikales Standrohr leitet, von welchem sich die Verteilungsrohre abzweigen. Der Dampf kondensiert sich infolge der Wärmeabgabe und gelangt als Wasser von etwa 60° in den Vorwärmer des Kessels zurück, in welchen er durch einen Injektor hineingeschafft wird. Die Wärmeabgabe erfolgt entweder durch Verteilungsröhren oder durch Öfen, welche im Zimmer aufgestellt sind.

Von der Firma Bechem u. Post in Hagen i. W. ist unter dem Namen Central-Niederdruck-Dampfheizung ein neues Dampfheizungsverfahren eingeführt worden, welches sich sehr gut zu bewähren scheint. In den Fig. 1—6 der Tafel ist die Anordnung dieser H. für ein Wohnhaus mittlerer Größe dargestellt. Das Wohnhaus enthält folgende zu heizende und zu ventilierende Räume: Im Erdgeschoß: 1) Hausflur, 2) Gesellschaftszimmer, 3) Gesellschaftszimmer, 4) Wohnzimmer, 5) Speisezimmer, 6) Wintergarten. Im Obergeschoß: 7) Flur, 8) Schlafzimmer, 9) Schlafzimmer, 10) Schlafzimmer, 11) Kinderzimmer, 12) Wohnzimmer, 13) Fremdenzimmer. Im Dachgeschoß: 14) Wäschetrockenraum. In dem betreffenden Hause sind noch folgende Apparate, als zur Verwendung gelangend, zu erwähnen. In der Küche: ein Dampfkochtopf und ein Warmwasserapparat; in der Badestube: ein Dampfbadeofen, welcher zur Erwärmung

des Wassers und der Badestube dient. Es bezeichnet: a den Niederdruckwasserkessel, b das Standrohr, c die Dampftrippenheizkörper, d den Dampfkochtopf, e den Dampfwasserlocherparat, f den Kochherd, g den Badeofen für Dampf- und Etalheizung mit Baderaum, h die Druckpumpe, i das Wasserreservoir, k den Dampfwärmeschrankraum, l den Waschkessel. Von dem Kessel a mit dem Standrohr b wird der Dampf mittels der durch eine starke Linie angedeuteten Rohrleitung in die Heizkörper c geführt; das Kondensationswasser fließt durch dieselbe Leitung zum Kessel zurück. Auf dem Speicher ist, wie aus Fig. 2 ersichtlich, ein Wasserreservoir i angeordnet, das durch die Handpumpe h gespeist wird. Die punktierten Linien in Fig. 3 u. 4 veranschaulichen die Leitung des Wassers zu dem Badeofen g und dem Warmwasserapparat e in der Küche. In Fig. 2 ist ferner durch eine punktierte Linie die Wasserleitung zum Kessel a angegeben. In den Wohn- und Schlafzimmern sind als Heizkörper Zimmercaloriferen aufgestellt, welchen die frische Außenluft durch Kanäle zugeführt wird, die in der Zeichnung durch stark schraffierte Linien markiert sind. Die verdorbene Luft wird durch die mit starken schwarzen Linien angedeuteten Luftabführungskamine entfernt.

Um die Vorteile des einen Heizsystems mit denen des andern zu verbinden, hat man die Heizsysteme auch kombiniert. So wendet man Wasser-, beziehungsweise Dampfheizung und Luftheizung an. Hierbei erwärmt man Luft durch Spiralen, in denen sich warmes Wasser oder Dampf befindet; die nunmehr warme Luft wird nach dem Prinzip der Luftheizung in die zu erwärmenden Räume geführt. Man erzielt so leichte und bequeme Ventilation und bei Warmwasser große Gleichmäßigkeit der Erwärmung, bei Heißwasser und Dampf größere Billigkeit und schnellere Erwärmung auf große Entfernungen. Sehr häufig wird Wasser- und Dampfheizung angewendet und zwar in der Art, daß man den Dampf einer Heizungsanlage in sog. Wasseröfen sich kondensieren läßt; auf diese Weise wird das Wasser erwärmt und erzeugt eine sehr gleichmäßige Zimmertemperatur.

Nachstehend folgt eine kurze Vergleichung der Vorteile und Nachteile der einzelnen Centralheizungssysteme: Luftheizung. Vorteile: Mit der H. leicht zu verbindende vollkommene Ventilation, billige Anlage und Unterhaltung, leichte Bedienung und Regulierung, sowie Wegfall jedes Heizapparates in den Zimmern. Nachteile: Geringes Wärmeerhaltungsvermögen, Schwierigkeit der Leitung auf längere horizontale Strecken, Schwierigkeit der gleichmäßigen Erwärmung übereinander liegender Räume; nur in neuen Gebäuden ausführbar, weil viele Kanäle in den Mauern erforderlich; leicht eintretende Überhitzung und damit in Verbindung auch Trockenheit der Luft. — Warmwasserheizung. Vorteile: Großes Wärmeerhaltungsvermögen, leichte Anlage in alten und neuen Gebäuden; Erzielung wohlthuender, strahlender Wärme und gleichmäßige andauernde Erwärmung. Nachteile: Bei Ventilation schwere Erwärmung der kalten Luft, kostspielige Anlage. — Heißwasserheizung. Vorteile: Billiger als Warmwasserheizung, Leitungen auf größere Entfernungen möglich; H. schneller und intensiver. Nachteile: Es tritt leicht eine Überhitzung ein, welche eine Explosion zur Folge haben kann; die rasche Abkühlung macht ununterbrochenes Heizen notwendig. — Dampfheizung. Vorteile: Benutzung des schon zu andern Zwecken gebrauchten Dampfes, die Weiterleitung auf große Entfernungen geleitet werden kann, die Wirkung der H. Nachteile: Wenn kein Wasser vorhanden, ist der Betrieb sehr teuer.

Die hier nicht mit erläuterte Gasheizung bietet eine Lokalheizung; s. unter Ofen, Gasheizungsvorrichtungen.

Die elektrische Heizung, von der in neuester Zeit öfters die Rede ist, beruht nach der Theorie darauf, daß die einen metallischen Leiter durchströmende elektrische Energie, sobald der Leitungsquerschnitt ihrem Durchgange einen zu großen Widerstand entgegensetzt, den Leiter erwärmt und bei großer Stromstärke zum Glühen bringt. Um diese strahlende Wärme nutzbar zu machen, müßte man demnach dem betreffenden Leiter eine entsprechend große Oberfläche geben. Nach Professor Perry ist ein Leiter von 2 Ohms Leitungswiderstand, durch den ein elektrischer Strom von 20 Ampères geleitet wird, im Stande, mehr als eine Pferdekraft in Form von Wärme auszustrahlen. In der Praxis hat sich bis zur Zeit noch keine Verwertung gefunden.

Vgl. Ferrini, «Technologie der Wärme» (Wien 1878); Degen, «Praktisches Handbuch der Ventilation und H.» (München 1878); Wolpert, «Theorie und Praxis der Ventilation und H.» (2. Aufl., Braunschw. 1880); Scholtz, «Handbuch der Heizungs- und Ventilationsanlagen» (Stuttgart); «Sammlung von Heizungs- und Lüftungsanlagen, ausgeführt durch das Eisenwerk Kaiserslautern».

Hekábe, s. Hecuba. [Red.]

Hekatäus aus Milet, griech. Logograph, lebte noch vor Herodot, um 500 v. Chr., ein vornehmer und einsichtsvoller Mann, der in seiner Vaterstadt wiederholt trefflichen Rat erteilte. Auch muß er gleich Herodot und vor diesem einen großen Teil der damals bekannten Länder bereist haben. H. hat ein geogr. und ein genealogisches Hauptwerk verfaßt. In letzterm, den «Genealogien» (Stammbäumen), hat er in der Hauptsache die Mythen der einzelnen Stämme und Orte in Anschluß an die Sagen, wenn auch zum Teil in rationalistischer Umdeutung erzählt; in seiner «Erdbeschreibung» aber, der auch eine Karte beigegeben war, erweist er sich als einen bedeutenden Vorgänger des Herodot. Die Bruchstücke seiner Schriften sind in «Historicorum Graecorum fragmenta» von Creuzer (Heidelb. 1806) und Müller (Paris 1841) gesammelt und von Klausen (Hamb. 1831) besonders herausgegeben worden. Vgl. Untersuchungen über die Geographie des H. (Berl. 1814); Röper, «Über einige Schriftsteller namens H.» (Danzig 1877).

Hekáte hieß bei den Griechen eine Göttin des nächtlichen Mondlichts. In der Hesiodischen Theogonie, wo sie zuerst erwähnt wird, erscheint sie als eine Tochter des Perses und der Asteria (die Sternennacht), der Schwester der Leto; andere machen sie eine Tochter des Zeus und der Demeter, auch des Zeus und der Hera. Hauptsitz ihres Kultus waren die Insel Samothrake (wo eine korynthische Grotte als ihr Wohnsitz galt), Theben, die Insel Ägina und Athen. Als unterirdische Göttin wurde sie naturgemäß teils zu einer Göttin der Unterwelt, teils eine Göttin aller Spuks und Zauberwesens, wozu beide

rung an Kreuzwegen beitrug. Sie hieß
uch Trioditis, lat. Trivia, ein
r infolge der Identifizierung der H. mit
is dann auch auf diese überging. Die
kunst stellte sie teils eingestaltig, in kurz
rztem Gewand, regelmäßig mit zwei
n den Händen dar, teils dreigestaltig,
drei mit den Rücken gegeneinandergeo
wachsenen mit verschiedenen Attributen
Kannen, Schalen, später Dolchen, Gei
ßlangen, Schlüsseln) in den Händen. So
t der berühmte Bildhauer Alkamenes die
f der Akropolis in Athen gebildet. Noch
stellungen der dreigestaltigen H. sind er
Vgl. Petersen, «Die dreigestaltige H.», in
ologisch-epigraphischen Mitteilungen aus
» (Bd. 4 u. 5, Wien 1880—81).
t ist auch der Name des 100. Asteroiden.
Planeten.)

mbäon, der erste Monat des attischen
elcher vom 16. Juli bis 13. Aug. reichte;
führung des Julianischen Kalenders in
nd wurde der Anfang des H. auf den
ngesetzt. In den H. fielen die Heka
, Feste, an denen Hekatomben geopfert

mbe hieß bei den Griechen ein Opfer
Stieren, dann überhaupt jedes große,
Opfer, besonders bei großen Festen, wo
n zugleich als eine Fleischspende an das
. Häufig waren solche H. im demokra
en, wo der Opferluxus aufs höchste stieg;
m opferte Konon nach Wiedererbauung
n von Athen 100 Stiere.

mpēdos, Beiname des Parthenon (s. d.).

ncheiren, s. Centimanen.

oder Hellufjall, der berühmteste, wenn
t der größte und höchste der Vulkane Is
s südwestl. Teile der Insel, 112 km östlich
Spitze und 49 km vom nächsten Punkte der
gelegen, erhebt sich als ein 1557 m hoher,
und unregelmäßiger Kegel von etwa 32 km
us einem eigenen, etwa 1100 qkm be
Gebirgsstock empor, der im SW., W. und
einer Ebene begrenzt, im O. durch tiefe
n den benachbarten Gletscherplateaus ge
und von dem in Schnee gehüllten, meist
Wolkenkappe bedeckten, weit sichtbaren
nstens um ein Drittel überragt wird.
hat fünf Krater, von denen der bedeu
kreisrund, kaum 2 km Umfang und eine
0—100 m hat. Die H. ist weder durch
durch pittoreskes Ansehen ausgezeichnet,
r durch die Häufigkeit ihrer Ausbrüche.
seit 1104 bis zur Gegenwart 21 Erup
eichnet, wobei die Zwischenzeiten 6, aber
hre währten. Der vorletzte Ausbruch
m Sept. 1845 bis April 1846. Die
e ward 690 km weit über das Land und
ngeführt; die Verwüstungen waren fürch
er letzte Ausbruch fand im J. 1878 statt.
Berge selbst findet sich keine Spur von
und weit im Umkreis keine andere als
Saharas. Eine eigentümliche Rolle spielt
der Volkssage des Nordens. Schon im
versetzen nordische wie auswärtige Quel
Berg eine Hölle, und später übernimmt
ohl auch die Aufgabe unsers Brockens,
Hexenfahrten dahin gingen. Seinen Na
men, hekla, d. h. Kapuzenrock, hat der Berg wohl von der erwähnten Wolkenkappe.

Hektār (ital. Ettara, Ecto-ara oder Ectara), ein Flächenraum von 100 a, s. unter Ar und Hekto...

Héktik, hektischer Zustand, Schwindsucht, in der Medizin ein Zustand, welcher sich durch stetige Abnahme des Körperumfangs, Mager- und Leichterwerden, Schwinden des Fettes und der Muskeln u. s. w., also durch Überwiegen des Verbrauchs von Nahrungsstoffen über die Wiederersetzung derselben kundgibt. Meist ist die H. ein Zeichen und eine Folge von Krankheiten, welche die Ernährung des Körpers beeinträchtigen, also namentlich von Tuberkulose, von innern oder äußern Vereiterungen u. dgl. Das Zeichen, welches neben der Abmagerung das Dasein der H. verrät und sie von bloßer Abmagerung oder von Darrsucht (s. Atrophie) unterscheidet, ist das hektische Fieber, das in den Nachmittagsstunden fast täglich erscheint, abends sich steigert und des Nachts in ermattende Schweiße übergeht. (S. Fieber.) Auch andere Symptome der H. nennt man hektisch, z. B. eine gewisse Röte der Wangen, eine Art Husten u. s. w. Endlich nennt man auch Personen hektisch, deren Ansehen die Anlage zur H. oder das Vorhandensein derselben verrät. (S. Schwindsucht und Tuberkulose.)

Hekto... (vom grch. ἑκατόν, d. i. hundert; ital. Etto... oder Ecto...) bezeichnet im metrischen Maß- und Gewichtssystem hundert, wo es sich um eine Multiplikation handelt, im Gegensatz zu Centi... (wo es sich um eine Division handelt); also Hektogramm (ital. Ettogramma oder Ectogramma) = 100 g, Hektoliter (ital. Ettolitro oder Ectolitro) = 100 l (s. Liter), Hektometer (ital. Ettometro oder Ectometro) = 100 m. Vor einem Vokal steht nur Hekt..., z. B. Hektar (ital. Ettara, Ecto-ara oder Ectara). (S. Ar.)

Hektograph, s. unter Autographie.

Hektor, der Tapferste im Heere der Trojaner, war der Sohn des Königs Priamus und der Hekabe (lat. Hecuba) und vermählt mit des cilicischen Königs Eetion Tochter, Andromache, die ihm den Astyanax oder Skamandrios gebar. Seine Thaten besingt Homer in der Ilias. Als er den Patroklos, des Achilleus Freund, erlegt hatte, und dieser, des Haders mit Agamemnon vergessend, die Waffen ergriff, um den Tod des geliebten Genossen zu rächen, fiel H., den Athene in der Gestalt des Deïphobos täuschte, von Achill durchbohrt. Sein Leichnam wurde von Achill geschleift und dann gegen ein Lösegeld dem Priamus überlassen, der ihn feierlich bestatten ließ. In Ilion wurde H. als Heros verehrt und durch Totenopfer gefeiert. Auch in Theben, wohin seine Gebeine zufolge eines Orakelspruchs gebracht worden sein sollten, wurde H.s Grab gezeigt. Zu den schönsten Episoden der Ilias (6. Buch) gehört der Abschied H.s von seiner Gattin Andromache bei seiner Rückkehr in die Schlacht.

Hel, Hellia, die nordische wie deutsche Göttin der Unterwelt. Die Tochter des Gottes Loki und der Riesin Angrboda, Schwester des Wolfs Fenrir und der erdumgürtenden Midgardsschlange, ward sie einst von Odhin in die neunte Welt, nach Nifheim, d. i. Nebelwelt, hinabgeworfen. Hier sammelt sie alle an Alter oder Krankheit Gestorbenen. Ihre Farbe ist bleich und blau; Gier und Unbarmherzigkeit zeichnen sie aus; was sie hat, läßt sie nicht wieder aus ihren Händen. Eine Brücke führt über den

des Wassers und der Badestube dient. Es bezeichnet: a den Niederdruckwasserkessel, b das Standrohr, c die Dampfrippenheizkörper, d den Dampfkochtopf, e den Dampfwasserkochapparat, f den Kochherd, g den Badeofen für Dampf- und Lokalheizung mit Baderaum, h die Druckpumpe, i das Wasserreservoir, k den Dampfwäschetrockenraum, l den Waschkessel. Von dem Kessel a mit dem Standrohr b wird der Dampf mittels der durch eine starke Linie angedeuteten Rohrleitung in die Heizkörper c geführt; das Kondensationswasser fließt durch dieselbe Leitung zum Kessel zurück. Auf dem Speicher ist, wie aus Fig. 2 ersichtlich, ein Wasserreservoir i angeordnet, das durch die Handpumpe h gespeist wird. Die punktierten Linien in Fig. 3 u. 4 veranschaulichen die Leitung des Wassers zu dem Badeofen g und dem Warmwasserapparat e in der Küche. In Fig. 2 ist ferner durch eine punktierte Linie die Wasserleitung zum Kessel a angegeben. In den Wohn- und Schlafzimmern sind als Heizkörper Zimmercalorifères aufgestellt, welchen die frische Außenluft durch Kanäle zugeführt wird, die in der Zeichnung durch stark schraffierte Linien markiert sind. Die verdorbene Luft wird durch die mit starken schwarzen Linien angedeuteten Luftabführungskamine entfernt.

Um die Vorteile des einen Heizsystems mit denen des andern zu verbinden, hat man die Heizsysteme auch kombiniert. So wendet man Wasser-, beziehungsweise Dampfheizung und Lufthei-zung an. Hierbei erwärmt man Luft durch Spiralen, in denen sich warmes Wasser oder Dampf befindet; die nunmehr warme Luft wird nach dem Prinzip der Luftheizung in die zu erwärmenden Räume geführt. Man erzielt so leichte und bequeme Ventilation und bei Warmwasser große Gleichmäßigkeit der Erwärmung, bei Heißwasser und Dampf größere Billigkeit und schnellere Erwärmung auf große Entfernungen. Sehr häufig wird Wasser- und Dampfheizung angewendet und zwar in der Art, daß man den Dampf einer Heizungsanlage in sog. Wasseröfen sich kondensieren läßt; auf diese Weise wird das Wasser erwärmt und erzeugt eine sehr gleichmäßige Zimmertemperatur.

Nachstehend folgt eine kurze Vergleichung der Vorteile und Nachteile der einzelnen Centralheizungssysteme: Luftheizung. Vorteile: Mit der H. leicht zu verbindende vollkommene Ventilation, billige Anlage und Unterhaltung, leichte Bedienung und Regulierung, sowie Wegfall jedes Heizapparates in den Zimmern. Nachteile: Geringes Wärmeerhaltungsvermögen, Schwierigkeit der Leitung auf längere horizontale Strecken, Schwierigkeit der gleichmäßigen Erwärmung übereinander liegender Räume; nur in neuen Gebäuden ausführbar, weil viele Kanäle in den Mauern erforderlich; leicht eintretende Überhitzung und damit in Verbindung auch Trockenheit der Luft. — Warmwasserheizung. Vorteile: Großes Wärmeerhaltungsvermögen, leichte Anlage in alten und neuen Gebäuden; Erzielung wohlthuender, strahlender Wärme und gleichmäßige andauernde Erwärmung. Nachteile: Bei Ventilation schwere Erwärmung der kalten Luft, kostspielige Anlage. — Heißwasserheizung. Vorteile: Billiger als Warmwasserheizung, Leitungen auf größere Entfernungen möglich; H. schneller und intensiver. Nachteile: Es tritt leicht eine Überhitzung ein, welche eine Explosion zur Folge haben kann; die rasche Abkühlung macht andauerndes Heizen notwendig. — Dampfheizung. Vorteile: Benutzung des schon zu industriellen Zwecken gebrauchten Dampfes, die Wärme kann auf große Entfernungen geleitet werden, schnelle Wirkung der H. Nachteile: Wenn kein Abdampf vorhanden, ist der Betrieb sehr teuer.

Die hier nicht mit erläuterte Gasheizung ist stets eine Lokalheizung; s. unter Ofen, vgl. auch Gasheizungsvorrichtungen.

Die elektrische Heizung, von welcher in neuester Zeit öfters die Rede ist, beruht in der Theorie darauf, daß die einen metallischen Leiter durchströmende elektrische Energie, sobald der Leitungsquerschnitt ihrem Durchgange einen entsprechenden Widerstand entgegensetzt, den Leiter erwärmt und bei großer Stromstärke sogar zum Glühen bringt. Um diese strahlende Wärme nutzbar zu machen, müßte man demnach dem zu erwärmenden Leiter eine entsprechend große Oberfläche geben. Nach Professor Perry ist ein Draht von 2 Ohms Leitungswiderstand, durch den ein elektrischer Strom von 20 Ampères geleitet wird, im Stande, mehr als eine Pferdekraft in Form von Wärme auszustrahlen. In der Praxis hat dieselbe zur Zeit noch keine Verwertung gefunden.

Vgl. Ferrini, «Technologie der Wärme» (Jena 1878); Degen, «Praktisches Handbuch der Ventilation und H.» (München 1878); Wolpert, «Theorie und Praxis der Ventilation und H.» (2. Aufl., Braunschw. 1880); Scholtz, «Handbuch der Feuerungs- und Ventilationsanlagen» (Stuttg. 1881); «Sammlung von Heizungs- und Lüftungsanlagen, ausgeführt durch das Eisenwerk Kaiserslautern»

[Berl. 1883.

Hekábe, s. Hecuba.

Hekatäus aus Milet, griech. Logograph (s. d.), lebte noch vor Herodot, um 500 v. Chr. Er war ein vornehmer und einsichtsvoller Mann und hat seiner Vaterstadt wiederholt trefflichen Rat gegeben. Auch muß er gleich Herodot und vor diesem einen großen Teil der damals bekannten Länder bereist haben. H. hat ein geogr. und ein geschichtliches Hauptwerk verfaßt. In letzterm, den «Genealogien» (Stammbäumen), hat er in der Hauptsache nur die Mythen der einzelnen Stämme und Ortschaften im Anschluß an die Sagen, wenn auch zum Teil in rationalistischer Umdeutung erzählt; in seiner «Erdbeschreibung» aber, der auch eine Karte beigegeben war, erweist er sich als einen bedeutenden Vorgänger des Herodot. Die Bruchstücke seiner Schriften sind in «Historicorum Graecorum fragmenta» von Creuzer (Heidelb. 1806) und Müller (Bd. 1, Par. 1841) gesammelt und von Klausen (Berl. 1831) besonders herausgegeben worden. Vgl. Ukert, «Untersuchungen über die Geographie des H.» (Weim. 1814); Röper, «Über einige Schriftsteller mit Namen H.» (Danzig 1877).

Hekáte hieß bei den Griechen eine Göttin des nächtlichen Mondlichts. In der Hesiodischen Theogonie, wo sie zuerst erwähnt wird, erscheint sie als eine Tochter des Perses und der Asteria (der Sternennacht), der Schwester der Leto; andere nennen sie eine Tochter des Zeus und der Demeter oder auch des Zeus und der Hera. Hauptorte ihres Kultus waren die Insel Samothrake (wo die Zerynthische Grotte als ihr Wohnsitz galt), Thessalien, Theben, die Insel Ägina und Athen. Als nächtliche Göttin wurde sie naturgemäß teils eine Göttin der Unterwelt, teils eine Göttin alles nächtlichen Spuks und Zauberwesens, wozu besonders auch

Ritglied des Statistischen Seminars unter
nd Hanssens Leitung in der Statistik und
tschaft sich weiter zu bilden. Nachdem H.
zu Bonn für die staatswirtschaftlichen Ge-
Privatdocent habilitiert hatte, wurde er
außerord., 1872 zum ord. Professor der
issenschaften daselbst ernannt. Anfang 1880
Professor der Staatswissenschaften an die
t Berlin berufen, verunglückte er 25. Aug.
Jahres im Thunersee. Seiner wissen-
n Richtung nach gehörte er zu den eifrig-
liedern des Vereins für Sozialpolitik (Ka-
alisten). Von H.s schriftstellerischen Ar-
zu erwähnen: «Careys Sozialwissenschaft
Merkantilsystem» (Würzb. 1866), «Die Ein-
wer» (Bonn 1872), «Die Arbeiterpresse der
t» (Lpz. 1872), «Grundriß für Vorlesungen
nalökonomie» (Bonn 1876). Die Frucht
rmaligen Aufenthalts in England waren
cher zur sozialen Geschichte Englands»
von Knapp, Lpz. 1881).

urg, Stadt im Herzogtum Sachsen-Mei-
kreis Hildburghausen, in 296 m Höhe,
der Kreck, 22 km im W. von Coburg,
dlich von Hildburghausen, zählt (1880)
t evang. E., ist Sitz eines Amtsgerichts
reichen Obst-, Getreide- und Futterbau.
Schloß auf hohem, steilem, isoliert im
igendem Klingsteinschieferberge, um 1200
schaft Wildberg gehörig, ist oft Residenz
von Henneberg gewesen und bietet herr-
chten. Johann Friedrich II. erneuerte es.
80 wurde H. Stadt.

buch, der Titel, unter dem eine Samm-
Umarbeitungen epischer, zum Kreise der
Heldensage (s. d.) gehöriger Gedichte vom
h. bis 1590 mehrmals gedruckt wurde.
en Drucke enthalten den Ortnit, den Wolf-
den großen Rosengarten und den Laurin
kleinen Rosengarten und bilden das alte H.
n Gedichte und außerdem das Eckenlied, die
vom Riesen Sigenot, von Dietrichs und
fellen Kämpfen, von Etzels Hofhaltung,
ere Hildebrandslied und außerdem zwei
esem Kreise gehörige Gedichte, das Meer-
nd eine Bearbeitung der Sage vom Her-
, vereinigt in einer abkürzenden, rohen
esen, sprachlich völlig verwilderten Über-
eine um 1472 geschriebene dresdener
t (abgedruckt in von der Hagens und
«Heldenbuch», 2 Bde., Berl. 1820). Weil
chreiber einiger Stücke Kaspar von der
Münnerstadt in Franken nennt, hat man
her mit Unrecht für den Verfasser und
r des Ganzen gehalten. Eine noch um-
Sammlung gab (2 Bde., Lpz. 1855) von
und eine Erneuerung der deutschen Helden-
gleichem Titel Simrock heraus (6 Bde.,
43—49). Eine kritische Gesamtausgabe
en Teils der Dichtungen der Heldensage
benfalls unter dem Titel «Deutsches H.»
Berl. 1866—73).

gedicht, die Hauptgattung der epischen
S. Epos.)

sage (deutsche), der älteste, ursprüng-
mische Kreis deutscher Dichtung, deren
nicht einzelne bevorzugte Persönlichkeiten
ern in der das Volk selbst schöpferisch und
auftritt und, was es an histor. Erinne-
rungen wie an religiösen Vorstellungen besitzt, poetisch verklärt. Die deutsche Sage hat ohne Zweifel gleich dem deutschen Mythus ihre ersten Keime schon in der asiat. Urheimat getrieben, aber ihr Wachstum wurde durch die Völkerwanderung unterbrochen, die einerseits die alten Sagenbildungen zerstörte, auf der andern Seite nun selbst die Grundlage einer neuen allgemeinen Nationalsage hergab. Diese ist die eigentliche deutsche H. Sie beschäftigte und umfaßte alle german. Völkerschaften von den Alpen bis nach Island, von Ungarns Grenze bis nach England durch das ganze Mittelalter; ja selbst heute noch werden Bruchstücke derselben auf den Färöern gesungen, und Spuren von ihr finden sich sogar in der Dichtung der Stämme, welche über den Rhein gewandert und mit Aufgabe ihrer Muttersprache zu Romanen geworden waren. Dieser Wanderung der Sage und ihrer Verbreitung unter den german. Stämmen verdankt man die Erhaltung einer Reihe von Liedern, welche der ursprünglichen Anschauungs- und Darstellungsweise noch ziemlich nahe stehen. Sie wurden errettet durch die erst später dem Christentum gewonnenen und zäher am Altertümlichen festhaltenden Isländer in der Edda (s. d.). In Deutschland dagegen hat sich aus der ältesten Periode, aus der Zeit der eigentlichen Volksdichtung, nur ein einziges, noch die alte unstrophische, allitterierende Form tragendes Bruchstück, das Hildebrandslied (s. d.), erhalten. Eine Erklärung findet der gänzliche Verlust aller übrigen, unzweifelhaft in großer Anzahl neben ihm vorhandenen Lieder darin, daß sie nur gesungen, nicht aufgeschrieben wurden. Zwar hat Karl d. Gr. eine schriftliche Sammlung alter Heldenlieder veranstaltet, aber bei seinen Nachfolgern und der Geistlichkeit scheint der heidnische Inhalt derselben keinen Beifall gefunden zu haben, und die Sammlung ist in keinen Abschriften auf uns gekommen. Erst im 10. Jahrh. änderte sich die bis dahin feindselige Stellung der Geistlichkeit zur Volkspoesie, indem sie unter dem Einfluß des gelehrten sächs. Kaiserhofs sich entschiedener der lat. Dichtung nach klassischen Vorbildern zuwandte, dabei aber wiederum nach heimischen Stoffen griff. So entstand durch Mönche von St. Gallen in der ersten Hälfte des 10. Jahrh. eine lat., den Virgil nachahmende Bearbeitung der Sage von Walther von Hiltgunt, bekannt unter dem Namen Waltharius (s. d.), ferner gegen Ende desselben Jahrhunderts auf Betrieb des Bischofs Piligrin von Passau durch dessen Schreiber Meister Konrad ein die einzelnen Lieder von Siegfried und dem Untergang der Burgunden zusammenfassendes, leider verlorenes lat. Buch von den Nibelungen. Jedenfalls waren noch mehrere solche, im einzelnen nicht mehr näher nachweisbare lat., aus der deutschen H. entnommene Gedichte vorhanden.

Im deutschen Volke hat natürlich die H. selbständig fortgelebt und im Gesange geblüht. Aber, dem Fortschritte der Gesittung und der übrigen Litteratur entsprechend, hat auch sie die naturgemäßen Wandlungen durchgemacht, sie hat das Mythische und Wunderbare mehr und mehr abgestreift, das Zerstreute zu besondern Gruppen vereinigt, abgerundet und dieselben durch innere Beziehungen untereinander eng verknüpft. Auch ihre Gestalten gewannen allmählich eine schärfere persönliche Ausprägung und in ihren Handlungen gelangten sittliche Antriebe als ursächliche Grundlage zu immer größerer Geltung, mit einem Worte: das Mythische ward verdunkelt, das Ethische hervorgestellt, die deutsche

Fluß Gjöll nach ihrem Reich; ein mächtiges Gitter umgibt ihren Sitz, an welchem der Höllenhund Garm wacht. Ein Fluß, angefüllt mit Schlamm und Schwertern, fließt durch das Gebiet. Der persönliche Begriff der H. ging in christl. Zeit bei allen german. Stämmen in den lokalen der Hölle über.

Hela, Flecken (ehemals Stadt) in der Provinz Westpreußen, Regierungsbezirk Danzig, Kreis Neustadt in Westpreußen, mit 425 evang. E. (meist Fischern), liegt am breiten Ende der 36 km langen und bis 3 km breiten, größtenteils aus Sandboden und Dünen bestehenden und an der breitesten Stelle mit ansehnlichem Kiefernwalde bestandenen Landzunge (Halbinsel H., Putziger Nehrung), 30 km im NNO. von Neufahrwasser, hat Leuchttürme und gehört mit dem nahen Walde der Stadt Danzig. Die Landzunge begrenzt nach NO. das Putziger Wiek. H. wurde 1130 gegründet.

Helbig (Wolfgang), Archäolog, geb. zu Dresden 2. Febr. 1839, besuchte die dortige Kreuzschule, studierte zu Göttingen und Bonn, war 1861 Lehrer am Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin, wurde 1862 als Stipendiat des Archäologischen Instituts nach Italien gesandt und 1865 zum Sekretär dieses Instituts ernannt, als welcher er seitdem in Rom lebt. Er schrieb: «Wandgemälde der vom Vesuv verschütteten Städte Campaniens» (Lpz. 1868), «Untersuchungen über die campanische Wandmalerei» (Lpz. 1873), «Beiträge zur altitalischen Kultur- und Kunstgeschichte» (Bd. 1: «Die Italiker in der Po-Ebene», Lpz. 1879), «Das Homerische Epos aus den Denkmälern erläutert» (Lpz. 1884).

Helcel-Szterfztyn (spr. Schterstün, Anton Sigmund), namhafter poln. Rechtsgelehrter, geb. 1808 in Krakau, entstammte einer ursprünglich deutschen Kaufmannsfamilie (Höltzel von Sternstein). H. widmete sich dem Studium der Rechte, beteiligte sich 1830 am poln. Aufstande, wurde dann 1833 zum außerord. Professor des poln. Rechts an der krakauer Universität ernannt, bekleidete jedoch diese Stelle bloß zwei Jahre lang, worauf er 1835—36 eine «Wissenschaftliche Vierteljahrschrift» («Kwartalnik naukowy») herausgab. Nachdem er 1837—38 an den Verhandlungen des krakauer Landtags teilgenommen, sodann 1839—48 auf seinem Landgute bei Krakau wissenschaftlichen Arbeiten obgelegen hatte, wurde H. 1848 von der Stadt Krakau in die Konstituierende Reichsversammlung zu Kremsier gewählt, wo er auf der Rechten seinen Sitz einnahm. Von 1849 bis 1853 war H. Professor des poln. Rechts an der krakauer Universität, in welcher Stellung er einen Grundriß zu Vorlesungen über das alte poln. Privatrecht schrieb (herausg. Krakau 1874). In den J. 1856 und 1870 erschienen die ersten zwei Bände seines größten Werks: «Die alten Denkmäler des poln. Rechts» («Starodawne prawa polskiego pomniki»), dessen Fortsetzung nach dem 2. April 1870 zu Lemberg erfolgten Tode H.s die krakauer Akademie besorgt. Von den sonstigen Arbeiten H.s sind hervorzuheben «Jurium constitutionumque Sigismundinarum proposita a Mathia Siwnicio descriptio» (1859) und «Die Briefe König Johann Sobieskis an seine Gattin» (1860).

Helche (auch Herche, altnordisch Erla), die Gemahlin des Attila, eine Sagengestalt der german. Heldensage. Rüdiger von Bechlaren hatte sie ihrem Vater Osantrix entführt und dem Attila gebracht. Beider Kinder waren Erp und Ortwin, welche in der berühmten Rabenschlacht im Kampfe gegen Ermanrich fielen. Nach ihrem Tode ward, wie das Nibelungenlied erzählt, Kriemhild Attilas Gemahlin.

Held (Hans Heinr. Ludw. von), preuß. Patriot, geb. zu Auras in Niederschlesien 15. Nov. 1764, studierte die Rechte und Kameralwissenschaft zu Frankfurt a. O., Halle und Helmstedt und trat als Zollbeamter in den preuß. Staatsdienst, in welchem er 1793 zum Oberrevisor und Zollrat in Posen ernannt wurde. H. trat 1797 dem Minister Grafen Hoym, welcher als Administrator von Südpreußen sich allerlei Unterschleife hatte zu schulden kommen lassen, in Wort und Schrift offen entgegen und wurde deshalb nach Brandenburg versetzt und scharf getadelt, veröffentlichte aber mit Wissen des Ministers Struensee ohne Angabe des Druckorts 1801 «Die wahren Jakobiner im preuß. Staat, oder altenmäßige Darstellung der bösen Ränke und betrügerischen Dienstführung zweier preuß. Staatsminister» in schwarzem Umschlag und Schnitt, welche dieser für die Minister Hoym und Goldbeck vernichtenden Schrift den Namen «das schwarze Buch» verschafften. H. wurde nach langer Untersuchungshaft mit 18 Monaten Festungshaft, welche er in Kolberg verbüßte, bestraft und danach im Sommer 1803 auf Wartegeld gesetzt. Zwei feurige Schriften H.s gegen Napoleon und die 1805 erschienene Schrift «Struensee» erregten viel Aufsehen, und der Minister von Hardenberg veranlaßte 1812 die Wiederanstellung H.s als Salzfaktor in Berlin. Aber die ihm anvertraute Salzkasse wurde bestohlen und ihm, der gänzlich unbemittelt war, der Ersatz des fehlenden Geldes aufgegeben, worauf er 30. Mai 1842 seinem Leben ein Ende machte. Im J. 1848 erschien aus H.s Nachlaß zu Berlin «Geschichte der drei Belagerungen Kolbergs im Siebenjährigen Kriege». Vgl. Varnhagen von Ense in «Biographische Denkmäler» (Bd. 7, 3. Aufl., Lpz. 1873).

Held (Jos. von), namhafter Rechtsgelehrter und publizistischer Schriftsteller, geb. 9. Aug. 1815 in Würzburg, besuchte das dortige Gymnasium, sowie das zu Neuburg a. D., bezog 1833 die Universität und studierte zu Heidelberg, München und Würzburg. Im J. 1839 erwarb er an der Rechtsfakultät in Würzburg die venia legendi auf Grund der Dissertation «De juris Canonici circa usuras interdictis» (Würzb. 1839), an welcher Fakultät er auch 1841 zum außerord. und 1843 zum ord. Professor ernannt wurde. Daselbst hat H. ununterbrochen, zuerst vorzüglich als Lehrer des deutschen Privatrechts, seiner Nebenfächer und der Deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte, dann aber ausschließlich für die Fächer des öffentlichen Rechts, des Völkerrechts und der Rechtsphilosophie gewirkt. An größern Werken hat H. geschrieben: «System des Verfassungsrechts u. s. w.» (2 Bde., Würzb. 1856—57), «Staat und Gesellschaft» (3 Tle., Lpz. 1861—63), «Grundzüge des allgemeinen Staatsrechts» (Lpz. 1868), «Die Verfassung des Deutschen Reichs» (Lpz. 1872). An kleinern Schriften sind zu nennen: «Über die Nationalität» (Würzb. 1851), «Über Legitimität» (Würzb. 1859), «Deutschland, der Deutsche Bund und die deutschen Großmächte» (Würzb. 1864), «Das Kaisertum als Rechtsbegriff» (Würzb. 1879), «Der Mensch als Ausgangspunkt der Rechtsphilosophie» (Würzb. 1883).

Held (Adolf), volkswirtschaftlicher Schriftsteller, Sohn des vorigen, geb. zu Würzburg 10. Mai 1844, studierte daselbst und in München Jurisprudenz und Staatswissenschaften, begab sich dann nach Berlin,

hoos entführt wurde. Tyndareos ließ
werbenden Freier schwören, dem erwähl-
l seiner Tochter im Falle der Befehdung
a wollen. Diesem gemäß forderte ihr
nelaos, als ihm H. von Paris, dem
trojan. Königs Priamus, entführt wor-
alle griech. Fürsten zur Bestrafung des
Schimpfs auf, wodurch der Trojanische
nlaßt wurde. Unerschöpflich sind die
hen in der Ausschmückung der Schicksale
n. Von den vielen widersprechenden
n ist die gewöhnliche, daß aus dem Be-
aris H. in die Hände seines Bruders
kam, und daß nach Trojas Eroberung
den sie durch ihre Reize aufs neue ge-
nt sich zurück nach Sparta nahm. Als
s Gemahlin trifft sie nach der Odyssee
Schon in früher Zeit ließen griech. Dich-
Stesichoros, den Paris nur ein Schein-
entführen, sie selbst aber nach Ägypten
den, von wo sie dann Menelaos, der
nach Homer längere Zeit mit ihr auf der
s Troja dort verweilt, wieder heim-
h wurde gedichtet, daß H. zuletzt die
des Achilles auf der als Aufenthalt
Heroen gedachten Insel Leuke wurde.
laos gebar sie eine Tochter, Hermione.
mit Menelaos, und mit den Dioskuren
sowie auch allein in Lakonien göttliche
Griech. Dichter und Künstler haben sie
ld weiblicher Schönheit verherrlicht und
sie oft zum Stoffe ihrer Werke genom-
Lehrs, «Über die Darstellungen der H.
und den Schriftwerken der Griechen»,
pulären Aufsätzen» (2. Aufl., Lpz. 1875).
der Name des 101. Asteroiden, s. un-
ten.

H. die heilige, Gattin des Constantius
Mutter Konstantins d. Gr. Sie war
er Herkunft, stammte vielleicht aus Dre-
t Golf von Nikomedien und gebar ihren
nstantin wahrscheinlich zu Naissus in
n im J. 274. Später ward sie ihres
Geschlechts wegen von ihrem Gatten
In hohem Alter wallfahrte sie nach
nd gründete mehrere Kirchen, besonders
des Heiligen Grabes zu Jerusalem. H.
80 J. alt, ums J. 326. Ihre Gebeine
h Konstantinopel gebracht; ihr Gedächt-
er 16. Aug.

H. (Sankt), Insel, s. Sault Helena.

H., Hauptstadt des County Phillips im
nsas, Vereinigte Staaten von Amerika,
Mississippi, 85 km im SW. von Mem-
3652 E., ist ein wichtiger Handelsplatz,
unkt der Arkansas-Central- und der
Iron Mountain-, sowie Endpunkt der
nd Northwestern-Eisenbahnen. Am
3 fand hier eine Schlacht statt zwischen
erierten unter General Holmes und den
pen unter General Prentiß, in welcher
nach einem mehrstündigen verzweifelten
rückziehen mußten.

H., Stadt im County Lewis and Clarke
ritums Montana, Vereinigte Staaten
la, 1864 angelegte Minenstadt am Nul-
der Rocky-Mountains, Station der
acific-Eisenbahn, zählte 1870: 3106,
erst 3624 E., hat reiche Gold- und
Quarzminen in der Nachbarschaft und ist Sitz ver-
schiedener Bundesämter.

Helena-Medaille, die vom Kaiser Napoleon III.
am 12. Aug. 1857 allen Militärs, welche zu Was-
ser oder zu Lande unter franz. Fahnen von 1792
bis 1815 gefochten hatten, verliehene Medaille. Sie
ist von Bronze und trägt auf der einen Seite das
Bildnis des Kaisers Napoleon I., auf der andern
die Inschrift: «Campagnes de 1792 à 1815. A ses
compagnons de gloire sa dernière pensée. 5. Mai
1821.» Die Medaille ist von einem Lorbeerkranz
eingefaßt, von der Kaiserkrone bedeckt und wird
an einem grünen, rotgestreiften Bande getragen.

Helene (Pawlowna Charlotte Marie), Groß-
fürstin von Rußland, geb. 9. Jan. 1807 als Tochter
des Herzogs Paul von Württemberg, vermählt
30. Febr. 1824 mit dem Großfürsten Michael von
Rußland, dem jüngsten Bruder des Kaisers Niko-
laus. Sie unterstützte in Petersburg Kunst und
Wissenschaft und beeinflußte auch die Politik. Seit
9. Sept. (28. Aug.) 1849 war sie Witwe; sie starb
2. Febr. (21. Jan.) 1873. Ihr einziges Kind,
Großfürstin Katharina, 28. (16.) Aug. 1827 ge-
boren, ist seit 30. Juni 1876 Witwe des Herzogs
Georg von Mecklenburg-Strelitz.

Helene (Luise Elisabeth), Herzogin von Or-
léans, geb. 24. Jan. 1814 als Tochter des 1819
verstorbenen Erbgroßherzogs Friedrich Ludwig von
Mecklenburg-Schwerin, wurde 30. Mai 1837 ver-
mählt mit Prinz Ferdinand von Orléans, aber
schon 13. Juli 1842 Witwe. Sie starb 18. Mai
1858 zu Richmond in England. (S. Orléans
[Prinz Ferdinand Philippe Joseph Louis Charles
Henri]).

Helenin, s. Alantkampfer.

Helenopolis, alte Stadt in Bithynien, s. Dre-
panon.

Helenos, Sohn des Priamus und der Hecuba,
tapferer Krieger und Seher in der Ilias, wurde
nach der nachhomerischen Poesie später von den
Griechen gefangen genommen und offenbarte diesen,
daß Troja nicht ohne Philoktet erobert werden könne.
Nach Trojas Fall soll er mit Pyrrhus nach Epirus
gezogen und nach dessen Tode Andromaches Ge-
mahl geworden sein. So findet ihn Äneas bei Virgil.

Helensburgh, Stadt in der schott. Grafschaft
Dumbarton, 18 km im NW. von Dumbarton, am
rechten Ufer der Clyde-Mündung, gegenüber von
Greenock und an der Eisenbahn Dumbarton-Gare-
loch-Head, zählt 6000 E. und hat von den Bewoh-
nern Glasgows vielbesuchte Seebäder.

Helepolis (grch., «Städteeroberer»), eine Be-
lagerungsmaschine der Alten, ein Breschwerkzeug
von kolossalen Dimensionen, welches von Deme-
trius Poliorketes erfunden wurde.

Helfenberger Bandwurmmittel, s. unter
Farnkrautwurzel.

Helfer, in Württemberg Name der untersten
Stadtgeistlichen, entsprechend dem Titel Diakonus;
Oberhelfer soviel wie Archidiakonus; bei den
Herrnhutern ist H. ein Seelsorger und Sittenauf-
seher. [Rositz (Geschlecht).

Helfer (Joh. Wilh.), Naturforscher, s. unter

Helferich (Joh. Alfons Renatus), National-
ökonom, geb. 5. Nov. 1817 zu Neuchâtel, besuchte
das Gymnasium in Nürnberg, von 1836 an die Uni-
versitäten Erlangen, Berlin, Heidelberg, München,
wurde 1843 Privatdocent in Freiburg i. Br., 1844
außerord., 1847 ord. Professor, war 1849—60 in

H. nahm nun mehr und mehr das Kostüm der Zeit an. So war sie innerlich zu kunstmäßiger Auffassung vorbereitet, und es bedurfte nur eines letzten Schritts, um auch die äußere Form der Kunstdichtung entgegenzuführen. Aber nicht von den Fahrenden und Spielenden, wie man so lange gemeint, ist diese Durchgangsbildung bewirkt worden, sondern ein Ritter war es, der mit kühner Hand die Schranken durchbrach, die den Adel von der Ausübung der Dichtkunst ferngehalten, und die deutsch-nationale Poesie, die unter der Pflege der Geistlichkeit bisher verkümmerte, in den Händen der Fahrenden vergröberte, mit bewußter, überlegener Kraft zur Kunst erhob. Es war nach der zuerst von Franz Pfeiffer vertretenen Ansicht der Kürnberger, der Sprößling eines alten ansehnlichen Adelsgeschlechts Österreichs, wo die Volksdichtung früher wie später überhaupt die sorgsamste Pflege fand, der um die Mitte des 12. Jahrh. auf Grund eben jenes schon genannten lat. Nibelungenbuchs die erste große nationale Epopöe, das Nibelungenlied (s. d.), dichtete und damit der deutschen volksmäßigen Epik für alle Zukunft Form und Gehalt, Richtung und Ziel gab. Dies fand eifrige Nachfolger, und vom 12. bis zum 15. Jahrh. gingen aus dem reichen Stoffe der deutschen H. zahlreiche mehr oder minder volksmäßige Dichtungen hervor: Ortnit, Hug- und Wolfdietrich, in drei verschiedenen Gestaltungen; Etzels Hofhaltung, Dietrichs erste Ausfahrt und Drachenkämpfe, Sigenot, Ecke, Goldemar, Biterolf und Dietleib, Laurin, der Rosengarten von Worms, in mehrfachen Darstellungen; Alphart, Dietrichs Flucht, Schlacht vor Raben, das jüngere Hildebrandslied, Walther und Hiltgunt (nur in Bruchstücken erhalten), der gehörnte Siegfried, das Nibelungenlied, die Klage, endlich die Gudrun.

In diesen Dichtungen sind hauptsächlich dreierlei Heldengeschlechter verherrlicht: die Amelunge, die Nibelunge und die Hegelinge. Demgemäß umfassen sie drei große Sagenkreise: den gotischen, den rheinisch-burgundischen und den niedersächsischen, deren Mittelpunkt Dietrich (Theodorich d. Gr.), Siegfried und Gudrun bilden. Den größten Raum nehmen die Amelunge, Dietrich von Bern, der eigentliche Held der deutschen Sage, und seine Stammgenossen ein. Doch treffen in den Gedichten dieser Kreise, wie schon im Nibelungenliede, Nibelunge und Amelunge kämpfend zusammen. Die Zeugnisse der deutschen H. sind in musterhafter Weise gesammelt von Wilh. Grimm, «Die deutsche H.» (Gött. 1829; 2. Ausg., Berl. 1867); Nachlesen dazu haben geliefert Mone, «Untersuchungen zur Geschichte der deutschen H.» (Quedlinb. 1836), und Müllenhoff in Haupts «Zeitschrift für deutsches Altertum» (Bd. 12). Eine Bearbeitung hat Raßmann versucht («Die deutsche H. und ihre Heimat», 2 Bde., Hannov. 1857—59). Insbesondere ist noch zu nennen Uhlands Darstellung in den «Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage» (Bd. 1, Stuttg. 1865).

Helder, versandeter und mit Vegetation bedeckter, noch nicht eingedeichter Wattenboden. (S. Watten.)

Helder, den Helder, befestigte Hafen- und Handelsstadt an der Nordspitze der niederländ. Provinz Nordholland, durch das Texelgat oder die 4 km breite Meerenge Marsdiep von der Insel Texel getrennt, durch den Helderkanal mit dem Nordholländischen Kanal und durch Eisenbahn mit Amsterdam verbunden, hat dem Entstehen des Kanals, der 1819—25 ausgeführt wurde und für die größten Seeschiffe fahrbar ist, ihre Blüte zu verdanken. Ende des 18. Jahrh. noch ein Fischerdorf, zählte der Ort 1814 nur 2600, 1882 aber 20039 E. und ist nächst Amsterdam jetzt die belebteste Hafenstadt der Provinz. Nur 1 km östlich, durch eine Straße auf dem Helderdeiche mit H. verbunden, liegt das Nieuwe Diep, der am Eingange zum Nordkanal künstlich gesicherte Hafen mit großen Wehren, Schleusenwerken, ansehnlichen Werften und Magazinen. Der schöne Außenhafen kann mit dem innern 300 Schiffe bergen. In ihm und im Marsdiep liegt die holländ. Kriegsflotte vor Anker. An der Westseite des Nieuwe Diep befindet sich das Marine-Etablissement Willemsoord mit großem Dock, Hospital, Kaserne und Wachthaus, einer Navigationsschule, einer meteorolog. Beobachtungsstation und mit dem 1856 aus Breda hierher verlegten königl. Marine-Institut. Im Rücken ist H. geschützt durch den 8 km langen, auf der Höhe 12 m breiten Helderdeich, ein Riesendamm, aus norweg. Granitblöcken erbaut. Der H. ist fast der einzige Punkt der holländ. Küste, wo unmittelbar am Ufer und am Fuße des Deichs tiefes Fahrwasser sich findet. Schon 1811 begann Napoleon I. durch span. Kriegsgefangene die Befestigungen von H.; vollendet wurden sie erst 1830. Dieselben sind durch eine Reihe von Forts verteidigt und fassen eine Besatzung von 8000 Mann. Das mit Tranchéen umgebene Lager nimmt 30000 Mann auf. Das Fort Kijkduin, ein geschlossenes Hornwerk mit tiefen, trockengelegten Gräben, erhebt sich auf dem höchsten Punkte der nördl. Düne. Unweit dieser Düne siegten 21. Aug. 1673 in einer blutigen Seeschlacht die Holländer unter de Ruyter und Cornelis Tromp über die Engländer. Am 27. Aug. 1799 landeten fast an derselben Stelle 10000 Engländer, später verstärkt durch 13000 Russen, unter Admiral Abercrombie und dem Herzog von York und warfen die Franzosen zurück, während gleichzeitig die holländ.-franz. Flotte den H. verließ und 30. Aug. in dem Vlieterkanal sich den Engländern ergab.

Heldrungen (Schloß), Stadt in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Eckartsberga, 10 km südwestlich von Artern, unweit rechts der Unstrut zwischen der Schmücke und Schrecke, Station (2,5 km vom Orte) der Linie Sangerhausen-Erfurt der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1880) 2312 fast nur evang. E., worunter viele Altlutheraner, ist Sitz eines Amtsgerichts und einer Oberförsterei und hat Gemüsebau (Zwiebeln). In dem von Mauern und Gräben umgebenen alten Schlosse saß 1525 Thomas Münzer vor seiner Abführung nach Mühlhausen in Thüringen gefangen; ein Originalbild desselben ist im Schlosse noch vorhanden.

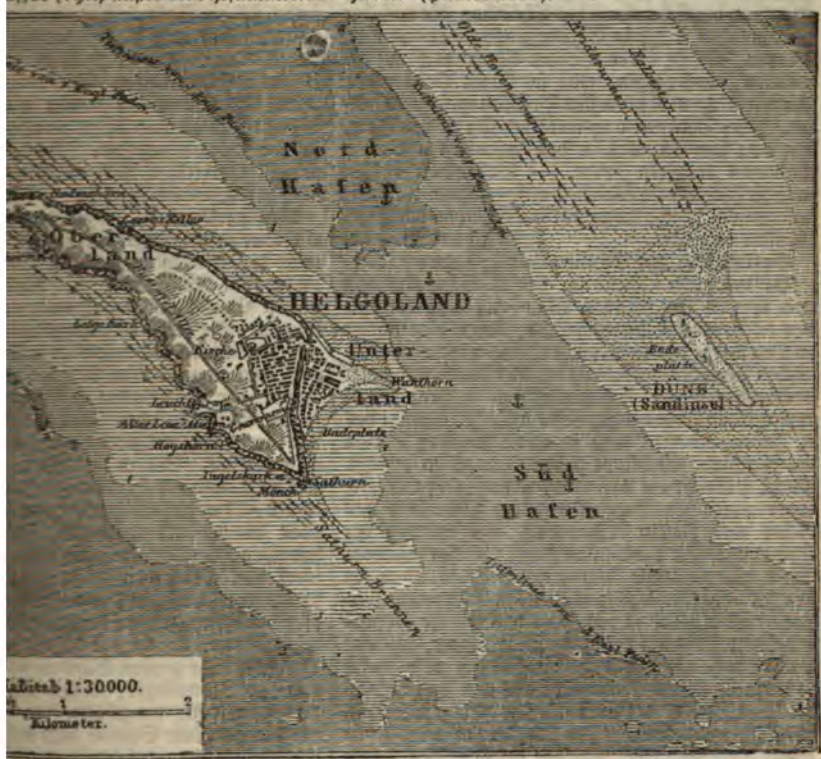
Helecho, s. unter Adlerfarn.

Helĕna war nach der verbreitetsten griech. Sage die Tochter der Leda, der Gemahlin des spartan. Königs Tyndareos, und des Zeus, der in Gestalt eines Schwans ihrer Mutter sich genaht hatte. Nach anderer Sage war sie eine Tochter der Nemesis, welche, um der Umarmung des Zeus zu entgehen, in verschiedene Tiere und zuletzt in einen Schwan sich verwandelt hatte und so das Ei gebar, welches Leda dann fand oder das ihr gebracht wurde. H. war von so unvergleichlicher Schönheit, daß sie schon als Kind der Sage nach von Theseus

von 500 Häusern, an die sich auf
le noch etwa 70 Häuser reihen.
eppe von 190 Stufen führt nach
er Ort hat Theater, Gesellschafts-
re Hotels. Fischerei, Hummer-
ers der Lotsendienst, in welchem
sind, bilden die Hauptnahrungs-
2001 Bewohner. Dieselben sind
und sprechen einen fries. Dialekt;
t und Schulunterricht finden in
rache statt. Übrigens unterhalten
rt und gewinnen durch den Auf-
eichen Fremden, die das Seebad
sser fehlt, außer dem gesammelten

Landrecht, das nur aus 14 Artikeln besteht. Die Einwohner sind im allgemeinen von einfachen und strengen Sitten, und zu keiner Zeit war ein Gefängnis auf H. vorhanden. Die Helgoländer bekennen sich zur luth.-evang. Kirche und wählen ihre Prediger selbst, von denen der jüngere zugleich den Unterricht in der obern Klasse der Schule besorgt. Die Besoldung der Geistlichen liegt dem Landesherrn ob.

Vgl. Oetker, «H., Schilderungen und Erörterungen» (Berl. 1853); Wallace und Parkinson, «Der unentbehrliche Begleiter nach H.» (5. Aufl., Hamb. 1882); Seelig, «Führer durch H. und Cuxhaven» (Hamb. 1883).



Topographische Lage von Helgoland.

Ein submariner Telegraph führt zur
e.
r in ältester Zeit ein Heiligtum des
, der bei allen Friesen in hohem An-
bis der heil. Willebrod 785 dasselbe
t Nordfriesland kam die Insel an
n Schleswig, war bis 1712, wo Dä-
ermarf, ein Besitztum der Herzöge
wurde aber 1807 von den Englän-
elche sie während der Kontinental-
ons I. zur Hauptniederlage ihres
dels mit dem Festlande machten.
eden trat Dänemark 1814 H. förm-
d ab. Die brit. Regierung bezieht
eine geringe Getränk- und Haus-
axtaxe, und läßt die Verwaltung
ouverneur, der gewöhnlich Stabs-
rgen. Ihm steht ein Rat zur Seite.
el. Gesetze bilden das helgoländer

Das Seebad zu H. entstand 1826 durch den Vorschlag von der Deckens und ist, namentlich seit der regelmäßigen Dampfbootverbindung mit Hamburg, Cuxhaven und Geestemünde, eins der besuchtesten der Nordsee. Der Hauptplatz für die Bäder ist die Düne. Auch an der Ostseite der Insel besteht eine Badeanstalt sowie ein vorzüglich eingerichtetes Schwimmbassin.

Heliäa hieß im alten Athen der große, zuerst durch Solon angeordnete Ausschuß von tausend Männern, der (alljährlich neu aus allen Bürgern, die das 30. Lebensjahr überschritten hatten, auszulosen) die volkstümliche Instanz bildete, an welche in allen schweren Kriminalfällen von dem Urteil der Archonten appelliert und vor welchem nach Ablauf jedes Amtsjahres Klage gegen Beamte wegen Überschreitung ihrer Amtsbefugnisse erhoben werden konnte. Mit der fortschreitenden Entwickelung der Demokratie in Athen wuchs die Macht und Bedeu-

gleicher Stellung in Tübingen, 1860—69 in Göttingen, seit 1869 in München. H. veröffentlichte zahlreiche größere Untersuchungen über ökonomische Themata, meist in der tübinger «Zeitschrift für Staatswissenschaft» erschienen, unter welchen die wichtigsten sind: «Die Domänenverwaltung in Baden» (1847), «Heinr. von Thünen und sein Gesetz über die Teilung des Produkts unter Arbeiter und Kapitalisten» (1852), «Württemb. Agrarverhältnisse» (1853—54), «Über die österr. Valuta» (1855—56), «Die Waldrente» (1867 u. 1871). Neuerdings verfaßte er die Artikel «Forstwirtschaft» und «Allgemeine Steuerlehre» in Schönbergs «Handbuch der polit. Ökonomie» (Tüb. 1882).

Helferstorfer (Othmar), österr. Abgeordneter, geb. 19. Juli 1810 in Baden bei Wien, wurde 1828 im Benediktinerstift der Schotten in Wien aufgenommen, 1833 zum Priester geweiht, war als Seelsorger, dann als Lehrer im Stiftsgymnasium (daneben an Sonntagen auch als Hofprediger) thätig, 1860 als Abt gewählt. Von der Großgrundbesitzerkurie in den niederösterr. Landtag und auch in das Abgeordnetenhaus entsendet, stimmte er stets mit der deutschen und freisinnigen Partei und war deshalb im Lande sehr populär. Im J. 1874 wurde er in das Herrenhaus berufen, seit 1872 bis zu seinem Tode (25. Okt. 1880) leitete er als Landtagspräsident und Vorsitzender des Landesausschusses die Provinzialgeschäfte von Niederösterreich.

Helfert (Alexander, Freiherr von), österr. Schriftsteller und Abgeordneter, geb. 3. Nov. 1820 in Prag, widmete sich jurist. Studien, lehrte kurze Zeit an der krakauer Universität, vertrat im Reichstag 1848—49 die Stadt Tachau, trat dann in das Unterrichtsministerium und war 1849—60 Unterstaatssekretär unter dem Minister Leo Graf von Thun. Vom 1. Okt. 1860 bis 4. Febr. 1861 leitete H. provisorisch das Unterrichtsministerium und, als dessen Geschäfte dem Staatsministerium zugewiesen worden, die Abteilung des Staatsministeriums für Unterricht und Kultus bis 1865 und trat dann in den Ruhestand. Hierauf nahm er seine schriftstellerische Thätigkeit, die er mit einer Streitschrift «Huß und Hieronymus» (Prag 1853) begonnen, wieder auf, als Herausgeber der «Österr. Geschichte für das Volk», in welcher Sammlung er die Geschichte Österreichs unter der Regierung des Kaisers Franz I. bearbeitete. Ferner schrieb H.: «Geschichte Österreichs vom Ausgange des wiener Oktoberaufstandes 1848» (Bd. 1—4, Prag 1869—76), «Maria Luise, Erzherzogin von Österreich, Kaiserin der Franzosen» (Wien 1873), «Der rastatter Gesandtenmord» (Wien 1874), «Die wiener Journalistik im J. 1848» (Wien 1877), «Bosnisches» (Wien 1879), «Der wiener Parnaß» (Wien 1882), «Fabrizio Ruffo» (Wien 1882), «Maria Karolina von Österreich, Königin von Neapel und Sicilien» (Wien 1884). Durch den Pairsschub vom Jan. 1881 gelangte H. in das Herrenhaus des österr. Reichsrats, wo er als Vertreter der föderalistischen Partei eine hervorragende Rolle spielt.

Helge-å, mehrere schwed. Flüsse. Der größte derselben entspringt im Süden des Jönköpings-Län auf einer Höhe von 200 m, durchfließt mehrere Seen, darunter Möckeln in Småland und Helgesjön in Schonen, wo er in der Hanöbucht bei Ahus, dem Hafen Kristianstads, in die Ostsee fällt. Die gesamte Länge beträgt 193 km, das Stromgebiet 4600 qkm. Am Ausflusse der H. fand eine Seeschlacht statt zwischen dem Dänenkönige Knut d. Gr. und den Königen Arund von Schweden und Olaf von Norwegen.

Helgi Hjörvardhsson, ein nordischer Sagenheld, über welchen die Eddalieder berichten. Er war der Sohn des Hjörvardh und der Sigrlin; seinen Namen erhielt er von der Walkyrie Svava, welche ihm als Zahngeschenk ein siegbringendes Schwert verleiht. Im Kampfe erschlägt er den Mörder seines Großvaters und den Riesen Hati und vermählt sich dann mit Svava. Beim Bragarfull (s. unter Bragi) hatte H.s Bruder Hedin gelobt, die Svava zu erlangen; als er bittere Reue darüber empfindet, tröstete H. ihn durch Hinweisung auf den bevorstehenden Kampf. In diesem erhält H. die Todeswunde und bittet sterbend Svava, sich mit Hedin zu vermählen. Die ganze Sage behandelt die «Helgarkridha Hjörvardhssonar» der Eddalieder.

Helgi Hundingsbana, d. h. der Hundingstöter, eine der schönsten Erscheinungen der nordischen Sage, war der Sohn Sigmunds und der Borghild, der Stiefbruder Sigurdhs. Bei seiner Geburt erscheinen die Nornen und geben ihm Namen und Güter. Als er herangewachsen ist, erschlägt er Hunding und dessen Söhne. Auf die Bitte der Walkyrie Sigrun kämpft er gegen Hödbrod und besiegt diesen und seinen Anhang, verlobt sich alsdann mit Sigrun, wird aber bald darauf von deren Bruder Dag getötet. Sigrun bewahrt dem nach Walhalla gekommenen Helden ihre Liebe; auf seinem Grabhügel erwartet sie ihn allnächtlich, bis ihr H. erscheint und sie bittet, von ihrem Schmerz abzulassen. Bald darauf stirbt auch Sigrun. Diese Sage, welche ursprünglich für sich bestand, ist in den altnord. Quellen an die Völsungensage, die Geschichte von Sigurdh und seinem Geschlecht, angeknüpft.

Helgoland (engl. Heligoland), ein kleines, jetzt Großbritannien zugehörendes Felseneiland der Nordsee, welches, 56 km von dem nächsten Punkte Schleswigs (Eiderstedt) und 58 km im NW. von Cuxhaven gelegen, die Mündungen der Elbe, Weser und Eider beherrscht und von einigen andern Sandinseln oder Dünen und verschiedenen Klippen und Riffen, unter denen der sog. Mönch die vorzüglichste, umgeben ist. Die Insel, nur 0,55 qkm groß, wird in das Ober- und Unterland eingeteilt. Jenes hat bei 1792 m Länge und 600 m Breite 3978 m im Umfang und ist 60 m, im höchsten Punkte 66 m über der Meeresfläche erhaben; dieses, ein flaches Vorland aus rötlichem Thon und Rollsteinen, hat jetzt kaum noch einen Umfang von 900 m, weil die Fluten des Meers fortdauernd größere oder kleinere Massen von den steilen roten Keuperfelswänden abspülen. Die vor den Wänden isoliert aus dem Meere sich erhebenden und die Insel gegen die Wut der Wellen schützenden Felsen heißen die Brünne, d. i. der Panzer. Die Sandinseln haben nur zwei Fünfteile des Umfangs von H. Etwa 1200 m östlich von dem Vorlande liegt eine 300 m lange und 100 m breite, 6 m über der Meeresfläche erhabene Sanddüne, an deren westl. Strande das Seebad liegt. Dieselbe hing bis 1720 durch einen Landstreif mit der Insel zusammen. Der obere Teil der Insel ist zwar Felsengrund, aber mit einer fruchtbaren Erde bedeckt, welche Gras und Klee, Gerste, Kartoffeln, auch niedrige Sträucher trägt. Auf diesem Teile der Insel steht der Leuchtturm von 80 m Seehöhe und

eine kleine Stadt von 500 Häusern, an die sich auf dem untern Teile noch etwa 70 Häuser reihen. Eine hölzerne Treppe von 190 Stufen führt nach oben hinauf. Der Ort hat Theater, Gesellschaftshaus und mehrere Hotels. Fischerei, Hummerfang und besonders der Lotsendienst, in welchem sie ausgezeichnet sind, bilden die Hauptnahrungsquelle der (1881) 2001 Bewohner. Dieselben sind friesischen Stammes und sprechen einen friesischen Dialekt; aber Gottesdienst und Schulunterricht finden in hochdeutscher Sprache statt. Übrigens unterhalten sie auch Schiffahrt und gewinnen durch den Aufenthalt der zahlreichen Fremden, die das Seebad besuchen. Trinkwasser fehlt, außer dem gesammelten Regenwasser. Ein submariner Telegraph führt zur deutschen Küste.

Auf H. war in ältester Zeit ein Heiligtum des Gottes Fosite, der bei allen Friesen in hohem Ansehen stand, bis der heil. Willebrod 785 dasselbe zerstörte. Mit Nordfriesland kam die Insel an das Herzogtum Schleswig, war bis 1712, wo Dänemark sie unterwarf, ein Besitztum der Herzöge von Gottorp, wurde aber 1807 von den Engländern besetzt, welche sie während der Kontinentalsperre Napoleons I. zur Hauptniederlage ihres Schmuggelhandels mit dem Festlande machten. Im Kieler Frieden trat Dänemark 1814 H. förmlich an England ab. Die brit. Regierung bezieht von der Insel eine geringe Getränk- und Haussteuer, nebst Kurtaxe, und läßt die Verwaltung durch einen Gouverneur, der gewöhnlich Stabsoffizier ist, besorgen. Ihm steht ein Rat zur Seite. Die alten friesischen Gesetze bilden das helgoländer Landrecht, das nur aus 14 Artikeln besteht. Die Einwohner sind im allgemeinen von einfachen und strengen Sitten, und zu keiner Zeit war ein Gefängnis auf H. vorhanden. Die Helgoländer bekennen sich zur luth.-evang. Kirche und wählen ihre Prediger selbst, von denen der jüngere zugleich den Unterricht in der obern Klasse der Schule besorgt. Die Besoldung der Geistlichen liegt dem Landesherrn ob.

Vgl. Oetker, «H., Schilderungen und Erörterungen» (Berl. 1853); Wallace und Parkinson, «Der unentbehrliche Begleiter nach H.» (5. Aufl., Hamb. 1882); Seelig, «Führer durch H. und Cuxhaven» (Hamb. 1883).

Topographische Lage von Helgoland.

Das Seebad zu H. entstand 1826 durch den Vorschlag von der Deckens und ist, namentlich seit der regelmäßigen Dampfbootverbindung mit Hamburg, Cuxhaven und Geestemünde, eins der besuchtesten der Nordsee. Der Hauptplatz für die Bäder ist die Düne. Auch an der Ostseite der Insel besteht eine Badeanstalt sowie ein vorzüglich eingerichtetes Schwimmbassin.

Heliäa hieß im alten Athen der große, zuerst durch Solon angeordnete Ausschuß von tausend Männern, der (alljährlich neu aus allen Bürgern, die das 30. Lebensjahr überschritten hatten, auszulosen) die volkstümliche Instanz bildete, an welche in allen schweren Kriminalfällen von dem Urteil der Archonten appelliert und vor welchem nach Ablauf jedes Amtsjahres Klage gegen Beamte wegen Überschreitung ihrer Amtsbefugnisse erhoben werden konnte. Mit der fortschreitenden Entwickelung der Demokratie in Athen wuchs die Macht und Bedeu-

tung der H. fortdauernd. Kleisthenes (gegen Ende des 6. Jahrh.) erhöhte die Zahl der Heliasten, bestimmte, daß von allen Sprüchen der Archonten über Verbrechen und Vergehen und auch in Civilsachen an die H. appelliert werden konnte, und gab der H. das Recht, alle Beschwerden gegen abtretende Beamte anzunehmen, die Rechenschaft der Beamten über ihre Amtsführung entgegenzunehmen, dieselben endlich ordnungsmäßig zu entlasten. Endlich in der Perikleischen Zeit erhielt das System der aus der H. besetzten Schwurgerichtshöfe seine Vollendung.

Heliäden (Helíades) hießen die drei, nach andern sieben oder fünf Töchter des Helios und der Klymene, die Schwestern des Phaëthon, die nach der gewöhnlichen Sage in Schwarzpappeln verwandelt wurden, als sie ihren Bruder Phaëthon (s. d.) beweinten, nach Hygin, weil sie ihrem Bruder des Vaters Wagen ohne dessen Befehl angespannt hatten. Ihre Thränen verwandelten sich in Bernstein, der von den Bäumen in den sagenhaften Strom Eridanos träufeln sollte. — Heliaden heißen auch die sieben durch Weisheit ausgezeichneten Söhne des Helios, welche dieser mit der Nymphe der Insel Rhodus erzeugte. [gang der Sterne.

Heliakisch, zur Sonne gehörig; s. unter Auf-

Hêliand, d. i. Heiland, hat A. Schmeller das von ihm (2 Tle., Münch. 1830—40) nach den beiden vorhandenen Handschriften, deren eine früher in Bamberg, jetzt in München, die andere im Britischen Museum aufbewahrt wird (Bruchstücke einer dritten Handschrift sind neuerdings in Prag gefunden worden), herausgegebene altsächs. Gedicht des 9. Jahrh. genannt, das in allitterierenden Versen die Geschichte Christi nach den Evangelien erzählt. Es ist vielleicht ein Teil eines umfassendern Werks, einer poetischen Bearbeitung der Geschichte des Alten und Neuen Testaments, die Ludwig der Fromme einem berühmten sächs. Sänger auftrug. Wo der ungenannte Dichter des H. lebte, ob er ein Westfale war, wie viele meinen, ist nicht zu entscheiden. Sein Werk ist nicht nur das fast einzige uns erhaltene Denkmal der altsächs. Mundart, sondern auch durch Wärme der Empfindung und durch Glanz und Kühnheit der Sprache von hohem dichterischen Werte. Es stellt sich den gleichzeitigen angelsächs. und altnordischen Dichtungen würdig zur Seite und läßt eine Blütezeit der deutschen Poesie im 9. Jahrh. erkennen. Zugleich gibt es durch seinen Ton, der in formelhaften Ausdrücken und Wendungen als ein volksmäßiger unverkennbar ist, ein Bild der epischen deutschen Volkspoesie jener Zeit. Neuere Ausgaben lieferten Köne (Münster 1855, mit Übersetzung), Heyne (3. Aufl., Paderb. 1883), Rückert (in «Deutsche Dichtungen des Mittelalters», Bd. 4, Lpz. 1876), Sievers (Halle 1878) und Behaghel (Halle 1882). Übersetzungen veröffentlichten Kannegießer (Berl. 1847), Simrock (3. Aufl., Berl. 1882), Grein (Minteln 1854; neue Bearbeitung, Kass. 1869) und Rapp (Stuttg. 1856). Vgl. Vilmar, «Deutsche Altertümer im H.» (2. Aufl., Marb. 1862); Windisch, «Der H. und seine Quellen» (Lpz. 1868); Grein, «Die Quellen des H.» (Kass. 1869); Sievers, «Der H. und die angelsächs. Genesis» (Halle 1875).

Helianthêmum *Pers.*, Pflanzengattung aus der Familie der Cistineen. Die Arten derselben sind sehr variabel, und man kennt etwa 100 Formen, die sich jedoch auf ungefähr 30 Arten zurückführen lassen. Die meisten derselben kommen im Mediterrangebiet und Westasien vor, nur wenige finden sich in Amerika. Es sind krautartige Pflanzen oder Halbsträucher mit meist niederliegenden Stengeln und eiförmigen oder linealischen ganzrandigen Blättern. Die Blüten sind ansehnlich und gewöhnlich von gelber Farbe, sie bestehen aus fünf leicht abfallenden Blumenblättern, drei bis fünf Kelchblättern, sehr vielen Staubgefäßen und einem fadenförmigen Griffel, der dem einfächerigen, mit drei nach innen vorspringenden Placenten versehenen Fruchtknoten aufsitzt. Die bekannteste Art ist das gemeine Sonnenröschen (H. vulgare *Gärtn.* oder H. Chamaecistus *Mill.*); es findet sich an Waldrändern und auf sonnigen Grasplätzen durch ganz Mitteleuropa verbreitet. Das Kraut desselben war früher unter dem Namen Herba Helianthemi s. Chamaecisti vulgaris offizinell. Einige andere Arten werden wegen ihrer schönen Blüten und ihrer großen Veränderlichkeit in den Gärten gezogen. Es gibt eine ziemliche Anzahl Varietäten mit verschieden gefärbten und auch mit gefüllten Blüten.

Helianthus *L.*, Sonnenblume, Gattung ein- oder mehrjähriger Gewächse Amerikas, zur Familie der Kompositen gehörig und so genannt, weil die großen Blütenköpfe mit ihrem ausgebreiteten gelben Strahl mit der Sonne verglichen werden können. Der Kelch ist unregelmäßig dachziegelförmig, die äußern Schuppen desselben blattartig, spitz, mit nicht angedrückten Anhängseln, die innersten kleiner; der Fruchtboden ist flach oder gewölbt, mit spitzen Spreublättchen besetzt, die Früchtchen sind fast vierkantig, mit zwei grannenförmigen Schüppchen gekrönt. Die in den Blumengärten häufigste Art ist H. annuus *L.*, die einjährige Sonnenblume, eine 2—3 m hohe Zierpflanze mit 30 cm und darüber breiten nickenden Blütenköpfen und scharfhaarigen, herz-eiförmigen Blättern. Man kultiviert von ihr in den Gärten, besonders in landschaftlichen Anlagen, wo sie eine ausgezeichnete Rolle spielen, mehrere konstante Arten, die einblumige (var. uniflorus) mit höherm und viel stärkerm Stengel, sehr großen Blättern und mit nur einem einzigen Blütenkopfe, dessen Scheibe aber gegen 50 cm breit ist; die gefüllte (var. flore pleno), bei der die gewölbte Scheibe dicht mit dachziegelig geordneten Blüten besetzt ist, die in der Form den Strahlblüten ähnlich sind; die kugelblütige (var. globosus), ohne Strahl und auch die der Scheibe verlängert-röhrig, sodaß die Blume, da der Rand der Scheibe nach hinten umgebogen ist, eine fast kugelige Gestalt erhält, und andere Spielarten. Man pflanzt diese effektvollen Pflanzen durch Aussaat im März und April fort. Die Sonnenblume verlangt zum Gedeihen ein sehr nahrhaftes, gut gedüngtes Erdreich, in welchem ihre Stengel bis 4 m hoch werden. Da sie den Boden sehr aussaugt, so ist sie zur Trockenlegung sumpfigen Bodens geeignet. Von großer wirtschaftlicher Bedeutung ist sie als Ölpflanze. Das aus der Frucht gewonnene Öl ist ein wichtiger Produktions- und Handelsartikel, besonders für Rußland. Dort betrug die Produktion schon 1870 mehr als 80 000 Doppelcentner, welche einen Wert von etwa 4 Mill. Rubel repräsentieren. Der Anbau dieser Pflanze nimmt aber von Jahr zu Jahr zu.

Von Zierpflanzen dieser Gattung ist noch zu erwähnen H. argophyllus, ebenfalls einjährig, die

ge Pflanze mit dichtem, silberweißem Seiden-
bedeckt, die Blumen mit orangegelbem Strahl
schwarzpurpurner Scheibe, welche letztere bei
gefüllt blühenden Varietät mit blumenblatt-
gen, braungerandeten Blümchen ausgefüllt ist.
r ausdauernde H. multiflorus besitzt zwar viel
nere Blumen, aber desto zahlreichere Blüten-
gel und ist eine stattliche, für Ziergärten sehr zu
pfehlende Pflanze, besonders die gefüllt blühende
rietät. Vor der Einführung der Kartoffel von
ßerer Wichtigkeit als jetzt war der Topinam-
r, H. tuberosus, eine Pflanze Nordamerikas,
allen Teilen kleiner als die einjährige Sonnen-
me, ausdauernd mit birnförmigen Knollen,
che der Wurzelstock erzeugt. Sie sind von der
he mittelgroßer Kartoffeln und eßbar, jedoch
ger reich an Nährstoffen als diese. Ihr etwas
ßer Geschmack erinnert an Artischocken. Als
nutzpflanze wird der Topinambur wenig mehr
aut, dagegen verdient er mehr Beachtung als
ßfutter, da er mit dem schlechtesten Boden für-
b nimmt und keiner Pflege bedarf. Die Knollen
den besonders gern von Schweinen gefressen,
nen aber auch vom Rindvieh. Die Blätter
en gutes Schaffutter und können auch als Streu
d zur Düngerbereitung Verwendung finden. Diese
anze ist so anspruchslos, daß ihre Kultur fast
keine Mühe weiter erfordert als die Pflanzung
s für allemal. Man pflanzt sie durch Knollen
Frühjahr sofort und erntet im Herbst, wenn die
engel trocken geworden sind.

Heliasten, s. unter Heliäa.

Hélice (frz.), Schraubenlinie, Schraubengang;
escalier en hélice, Wendeltreppe.

Helichrysum, s. unter Immortellen.

Helicidae, Heliciden oder Schnirkel-
neden bilden eine artenreiche (mit weit über
00 Spezies) Familie der Pulmonaten. Sie sind
dbewohner von sehr verschiedener Größe (wenige
limeter bis 6 cm), mit vier (nur sehr selten mit
ei) retraktilen Tentakeln, auf deren hintern die
gen sich befinden. Die Schale ist sowohl der Ge-
t als auch der Färbung nach außerordentlich
nigfaltig: einzelne (sog. Nacktschnecken) besitzen
eine rudimentäre innere Schale; bei andern ist
Schale zwar äußerlich, aber sehr klein, während
nder bei andern das ganze Tier aufzunehmen
stande ist. Sehr häufig zeigen sie fünf farbige
der, welche in sehr verschiedener Art und Weise
einander verschmelzen, zum Teil auch ausfallen
nen, sodaß für gewisse Arten der Kreis der Far-
variäten ein ungemein großer wird; bei der ge-
nlichen Hainschnecke (Helix nemoralis) zählt man
t weniger als 89 Fälle verschiedener Färbung.
Tiere sind eierlegende, nur in seltenen Fällen
ebe Junge zur Welt bringende Zwitter, die
Teil von animalischer, zum Teil von vege-
lischer Kost leben und in letzterm Falle sehr
g für Gartenbau und Landwirtschaft werden
nen. Besonders erwähnt zu werden verdienen:
garten- und die Ackernacktschnecke (Limax cinereus
agrestis), erstere bis 5 Zoll lang, dem Gemüse
Gärten, aber auch den Vorräten davon in Kel-
u. s. w. sehr schädlich; man vertilgt sie ent-
er, indem man Köder, Kürbisstücke, süße Äpfel,
at- und Kohlblätter u. s. w., namentlich aber
anzen, die mit Jodium getränkt sind, dessen
ch die Schnecken nach Erfahrungen franz.
ner ungemein anzieht, auslegt und die ange-
lockten mittels kochendem Wasser, aufgestreutem Kochsalz oder ungelöschtem Kalk tötet, oder man streut an Stellen, wo die Tiere häufig sind, vor Sonnenaufgang oder kurz nach Sonnenuntergang Gips, Kalk, Asche, Salz, Eisenvitriol, Fichtennadeln, kurz Substanzen, welche die Tiere ihres Schleims berauben, sie in der Fortbewegung hindern oder ihre Haut verletzen. Auch Enten und Stare sind in den Gärten ausgezeichnete Vertilger der lästigen Gäste. Harmlos sind die rot, braun und schwarz vorkommenden Weg- oder Waldnacktschnecken (Arion empiricorum), weniger die gebänderten Gartenschnecken (Helix nemoralis und hortensis) und die gesprenkelte Baumschnecke (H. arbustorum). Den Schaden, den die große Weinbergschnecke (H. pomatia) thut, könnte sie leicht mit ihrer eigenen Haut ersetzen, da sie ein ausgezeichnetes Nahrungsmittel ist, das man in Süddeutschland recht zu schätzen weiß, das aber im Norden der Menschheit verloren geht. In Schwaben, namentlich um Ulm, werden sie massenhaft in sogenannten «Schneckengärten» gehegt und gehen in Fässern zu 10000 Stück als Handelsartikel donauabwärts bis Wien. Am besten sind sie im Anfang des Winters, wenn sie ihre Gehäuseöffnung mit einem festen Kalkdeckel geschlossen haben. Die Schnecken sind nicht allein eine Fastenspeise, denn auch bei den alten Römern waren sie sehr beliebt, die sie in eigenen Behältern (cholearia) mästeten. In Südeuropa werden viele Arten gern verzehrt. Die Heliciden sind kosmopolitisch; fossil treten sie (in Nordamerika) in der Steinkohlenformation auf, fehlen dann aber, bis jetzt wenigstens, bis zur obern Kreide. Vgl. Pfeiffer, «Monographia heliceorum viventium» (8 Bde., Lpz. 1848—77).

Heliconiden, eine Familie lebhaft gefärbter, tropischer Tagschmetterlinge.

Hélie (Faustin), franz. Jurist, geb. 31. Mai 1799 zu Nantes, wurde 1823 Advokat daselbst, 1827 im Justizministerium angestellt und 1837 Chef des Bureau der Kriminalsachen, 1849 Rat am Cassationshof und 1879 Vizepräsident des Staatsrats. H. gründete 1829 das «Journal du droit criminel» und schrieb: «Théorie du code pénal» (mit Chauveau, 6 Bde., 1834—43; 5. Aufl. 1872—73) und «Traité de l'instruction criminelle» (9 Bde., 1845—60; 2. Aufl. 1866—67).

Helike, uralte Stadt im Peloponnes an der achäischen Küste des Korinthischen Meerbusens, etwa eine halbe Stunde südöstlich von Vostitza (dem alten Ägion), in fruchtbarer Ebene gelegen. Ein Naturereignis im J. 373 v. Chr., von Aristoteles beschrieben, das sich beim benachbarten Bura als Erdbeben, bei H. wesentlich als Austreten des Meeres äußerte, zerstörte den Ort vollständig und veränderte die ganze Küstenlinie. Nur der Name verblieb der Gegend.

Helikoïdisch (lat.-grch.), spiralförmig.

Helikometrie, Schneckenmessung, ist die Lehre von den Spiralen oder Schneckenlinien, welche durch Drehung eines Schenkels unter gleichzeitiger Fortbewegung eines Punktes desselben entstehen. Zu den Spiralen, welche transscendente Kurven sind, gehören z. B. die archimedische, die hyperbolische und die logarithmische Spirale.

Helikon, jetzt Zagora, ein von W. nach O. streichender, an Quellen und heilkräftigen Kräutern reicher Gebirgszug im SW. der griech. Landschaft Böotien, zwischen dem Kopaïschen See und dem

r oder längerer Dauer auf große Ent-
hin hervorzubringen. Durch entspre-
bination derselben wird, ähnlich wie
e-Apparat, aus Punkten und Strichen
t gebildet. Der H. von Mance soll bei
n England günstige Ergebnisse geliefert
ei schließt die Abhängigkeit des H. vom
t eine unbedingte Brauchbarkeit desse-
Vgl. Poten, «Handwörterbuch der ge-
litärwissenschaften» (Lpz. 1877).

aphie (grch.) ist zunächst der Name der-
enschaft, welche sich mit der Lehre von
als Weltkörper befaßt, also soviel wie
chreibung, Sonnenkunde. Dann aber
nan auch mit H., zuweilen Heliotypie
nerseits die Kunst, mit Hilfe der chem.
es Lichts ein vertieftes Bild auf einer
e hervorzubringen, welches sich in Kupfer-
abdrucken läßt, andererseits die von
llfläche gewonnenen Abdrücke.

e heliographische Verfahren wurde von
Niepce 1827 erfunden. Es gründet sich
wendung von Asphalt. Asphalt hat
mlichkeit, durch chem. Wirkung des
Löslichkeit in ätherischem Öl zu ver-
erzieht man demnach eine Metallplatte
ustösung von Asphalt in Lavendelöl,
Schicht und belichtet sie unter einer auf
dem Papier gefertigten Zeichnung, so
chwarzen Striche das Licht zurück, an
r befindlichen Stellen bleibt somit der
lich; unter den Licht durchlassenden
len der Zeichnung wird er aber unlös-
ndelt man demnach eine in dieser Weise
latte mit Lavendelöl, so wird der lös-
t weggenommen, der unlösliche bleibt
s Metall wird daher an allen Stellen,
urch die Striche der Zeichnung gedeckt
ne Asphaltdecke behalten. Gießt man
e Säure auf die Platte, so frißt diese
an allen freien Stellen an, an den ge-
er nicht, und so entsteht eine vertiefte
in Metall, ähnlich einer Radierung.
ecksche Asphaltverfahren erfordert we-
ngen Lichtempfindlichkeit des Asphalts
ge Belichtung.

res heliographisches Verfahren ist das
albot; derselbe benutzt mit einer Mi-
chromsaurem Kali und Leim überzogene
n. Die genannte Mischung verliert
lichtung ihre Löslichkeit in warmem
lich wie Asphalt im Licht seine Löslich-
ischen Ölen verliert, und erlaubt des-
analoger Weise, wie oben beschrieben,
ung einer Radierung mit Hilfe des
drittes Verfahren rührt von Scamoni
r fertigt auf gewöhnlichem photo-
Wege mittels Silbersalzen ein posi-
auf Collodium. Ein solches Bild stellt
s Relief dar, welches durch geschickte
erhöht, dann galvanoplastisch abge-
en kann und dadurch ebenfalls eine ab-
letallplatte liefert.

es Verfahren, welches jetzt allgemeiner
schriebenen angewendet wird, ist das
vanographische, das Pretzsch (s.
graphie) zuerst benutzte und das nach
Verbesserungen jetzt in der Art aus-
, daß man von einem photographischen,
nach einer Zeichnung oder einem Stich angefer-
tigten Negativ eine Lichtkopie auf Pigmentpapier
herstellt und das so erhaltene Bild auf eine blanke
Kupferplatte überträgt und entwickelt. (S. Pig-
mentprozeß unter Photographie.) Das re-
liefartig heraustretende Bild wird alsdann gal-
vanoplastisch abgeklatscht und dadurch eine ver-
tiefte, zum Kupferdruck geeignete Platte gewonnen.

Diese Verfahren eignen sich hauptsächlich zur
Wiedergabe von in Strichmanier ausgeführten
Zeichnungen oder Stichen, z. B. Landkarten,
Kupferstiche (die nach gravierten Blättern auf
Kupfer angefertigten H. nennt man wohl auch
Heliogravüren), viel weniger aber zur Wieder-
gabe von Halbtonbildern; sie werden hauptsächlich
zur Reproduktion von Karten und bei der Herstel-
lung von Wertpapieren angewendet, bei welchen
es auf eine absolut treue Wiedergabe eines Origi-
nals in mehrern Druckplatten ankommt. Neben
dem oben beschriebenen Verfahren existieren noch
zahlreiche Modifikationen desselben, von Negré,
Placet, Baldus, Pretzsch, Mariot u. s. w. Im
Prinzip verwandt ist der Heliogravüre die sog.
Photogravüre, welche sich die Wiedergabe von
Halbtönen zum Ziel setzt. (S. Photographie.)
Wird die Belichtung einer mit Asphalt oder Leim-
chromat überzogenen Platte unter einem negativen
Bilde vorgenommen, so erhält man beim nachfol-
genden Ätzprozeß ein erhabenes Bild, welches in der
Buchdruckerpresse abgedruckt werden kann. Man
bezeichnet dieses Verfahren zuweilen als Helio-
plastik oder Phototypie.

Vgl. Scamoni, «Handbuch der H.» (Berl. 1872);
Husnik, «Die H.» (Wien 1878).

Heliogravüre, s. unter Heliographie.

Heliolatrie (grch.), Sonnenanbetung.

Heliometer, ein in der neuesten Zeit in der
praktischen Astronomie vielfach angewandtes In-
strument, mit welchem die Entfernungen von nahe-
stehenden Sternen, Doppelsternen und Durchmesser
von Planeten, Mond und Sonne (daher der Name)
gemessen werden. Der franz. Astronom Bouguer
hat das Instrument erfunden; er nahm zwei ganze
Objektive von gleicher Brennweite, setzte das eine
fest und bewegte das andere seitlich durch eine
Schraube und beobachtete die von beiden Objektiven
hervorgebrachten Bilder mit ein und demselben
Okular. Dollond wandte zwei Objektivhälften an,
indem er das ganze Objektiv in zwei halbkreisför-
mige Hälften zerschnitt; doch erst Fraunhofer gab
dem Instrument die große Vollkommenheit und
machte es zu einem der vorzüglichsten Mikro-
meterinstrumente. Beide Objektivhälften sind durch
Schrauben beweglich und die Größe der Bewegung
wird an genauen Teilungen abgelesen, die Schnitt-
linie ist in einer Fassung drehbar und kann in jede
Richtung gebracht werden, sodaß man nicht nur
Entfernungen und Durchmesser, sondern auch Po-
sitionswinkel messen kann. Bessel hat für die königs-
berger Sternwarte 1829 zuerst ein größeres H. an-
fertigen lassen und mit demselben vorzügliche Dop-
pelsternmessungen und eine genaue Parallaxenbe-
stimmung des Sterns 61 im Schwan u. s. w. aus-
geführt. Später sind H. für die Sternwarten in
Bonn, Pulkowa, Oxford, Lissabon, besonders von
Repsold in Hamburg u. s. w. angefertigt, und 1874
sind von den deutschen, russ. und holländ. Astrono-
men diese Instrumente bei der Beobachtung des
Vorübergangs der Venus vor der Sonnenscheibe

verwandt worden. Die nachstehende Abbildung zeigt das H. der pulkowaer Sternwarte. Dasselbe ist parallaktisch auf dem Steinstativ a montiert, in b ist die Polarachse, in c die Deklinationsachse, in m der Stundenkreis, welcher durch ein Uhrwerk mit der Achse in 24 Stunden einmal herumgetrieben werden kann. In l ist der Deklinationskreis, d d ist das Fernrohr mit dem durchschnittenen Objektiv; in e ist ein Sucher parallel dem großen Fernrohr,

in g die Mikrometerschrauben zur Bewegung der Objektivhälften, welche durch die Schlüssel h vom Okular i ausgeführt werden können. f ist ein Hilfsfernrohr zur Ablesung der Skala an der Mikrometerschraube g, in k k k k sind Gegengewichte sowohl für das Fernrohr als auch für den Sucher, für die Mikrometerschraube und zu den Friktionsrollen. Vgl. Hansen, «Ausführliche Methode, mit dem H. Beobachtungen anzustellen» (Gotha 1827); Bessel, «Astron. Untersuchungen» (Königsb. 1841); Seeliger, «Theorie des H.» (Lpz. 1876).

Helioplastik, s. unter Heliographie.

Heliopolis, Stadt in Cölesyrien, s. Baalbek.

Helios (von den Römern mit Sol [s. d.] identifiziert), der Sonnengott, eine alte griech. Gottheit, bei Hesiod ein Sohn des Titanen Hyperion und der Theia, nach den homerischen Hymnen der Euryphaessa, ist der Führer des mit vier Rossen bespannten Sonnenwagens. Diese Rosse hießen nach Eumelos Coos und Aithiops, Bronte und Sterope, nach Ovid Pyrois, Eous, Aithon und Phlegon. H. fährt täglich vom Okeanos im Osten, wo er nach späterer Dichtung einen Palast hat, über den Himmel hin, bis er abends im Westen in das Dunkel hinabtaucht. Von hier bringt ihn ein goldenes Fahrzeug (der Sonnenbecher) in der Nacht nach Osten zurück. Übrigens ist H. nicht bloß eine Personifikation der Sonne. Schon bei Homer heißt er auch der Gott, der alles erschaut und hört. Er ist mit Apollo verwandt, doch keineswegs identisch. Oft heißt er bei Spätern Titan und schon bei Homer Hyperion. Er wurde in Korinth, Argos, Trözen, Elis u. s. w. verehrt. Sein Hauptsitz aber war Rhodus, wo man ihm jährlich ein Viergespann opferte, das man ins Meer stürzte. Auch war er hier ein bedeutender Gegenstand der Bildnerei, namentlich wurde ihm, außer einem Meisterwerk von Lysipp, H. auf seinem Viergespann darstellend, die berühmte kolossale Bildsäule, der Koloß von Rhodus, errichtet. Die Münzen zeigen seinen Kopf meist von vorn mit runden Formen und strahlenförmig fliegenden Haaren, später auch mit einem wirklichen Strahlenkranz. In ganzer Figur erscheint er meist bekleidet auf seinem Viergespann; so auch auf der neugefundenen Metope von Neu-Ilion.

Heliōsis (grch.), das Sonnen; Sonnenbad; Sonnenstich.

Heliosköp oder Sonnenglas nennt man ein Fernrohr, hinter welchem man das Bild der Sonne auf einer Ebene auffängt. Ein astron. Fernrohr wird nämlich etwas weiter auseinandergezogen, als es, um entfernte Gegenstände dadurch zu sehen, nötig ist. So wird es gegen die Sonne gerichtet und das dadurch entstehende Bild an einem dunkeln Ort aufgefangen. In dieser Absicht wird entweder ein Zimmer verfinstert oder man steckt das Fernrohr in ein dunkles, trichterförmiges Behältnis, dessen Boden mit geöltem Papier überspannt oder mit einem mattgeschliffenen Glase verschlossen ist, worauf sich die Sonne abbildet. Auf diesem Papier oder Glase wird ein Kreis beschrieben, den das Sonnenbild gerade ausfüllt, und der durch fünf innere konzentrische Kreise in die gewöhnlichen zwölf Teile (die sog. Zolle) geteilt wird. Mit einem solchen H. kann man das Bild der Sonne mit ihren Flecken sowie die Sonnenfinsternisse ohne Nachteil für die Augen beobachten. Indes ist das Instrument zu genauern Bestimmungen nicht geeignet, und man betrachtet daher die Sonne lieber durch Fernrohre, an welche vor dem Okular ein lichtabsorbierendes Glas, meistens ein farbiges Glas, angebracht wird. Ein solches Glas wird Sonnenglas genannt. In neuerer Zeit hat man statt dieser Gläser eine Kombination von Prismen, an deren Seiten das Licht reflektiert wird, oder auch eine Art Polarisationsapparat mit reflektierenden Spiegeln angewandt und nennt diese Apparate, welche in vorzüglicher Gestalt von Merz in München geliefert werden, ebenfalls und ganz besonders H.

Heliostāt, ein zu vielen optischen Versuchen, bei denen man sich der Sonnenstrahlen bedient, unentbehrliches Instrument, im wesentlichen aus einem Spiegel bestehend, der durch ein auf geeignete Weise angebrachtes Uhrwerk sich dem Gange der Sonne gemäß so dreht, daß ein darauffallender Sonnenstrahl ungeachtet der scheinbaren Fortrückung der Sonne in unveränderter Richtung auf einen bestimmten Punkt zurückgeworfen wird. Es wurde von 's Gravesande erfunden und nachher vielfach, z. B. von Silbermann und Angust, abgeändert und

Da der H. teuer und nicht überall ein
latz zu seiner Aufstellung vorhanden
t man sich gewöhnlich einer einfachern
bei welcher man einen Spiegel mittels
ier Stellschrauben aus freier Hand in
nder senkrechten Richtungen nach klei-
men allmählich so weiter bewegt, daß
selben fallende Sonnenlicht in wenig-
nveränderter Richtung reflektiert wird.
macht man auch in neuerer Zeit den
otographie bei Herstellung vergrößer-
nach kleinen Negativen mittels der sog.
.

rmometer, s. Aktinometer.

p, ein von Gauß erfundenes Instru-
aus zwei aufeinander senkrechten, mit
rohr verbundenen ebenen Spiegeln,
er dazu dient, das Sonnenlicht nach
nten, weit entfernten Punkte hinzu-
ß man daselbst den Spiegel hell er-
der andere aber nur zum Zweck hat,
die nötige Stellung zu geben. Sieht
zuerst durch das Fernrohr nach dem
nkte und dreht darauf beide Spiegel
Sonnenstrahl von dem einen derselben
gewarfen wird, so wirft der andere
Sonnenstrahl nach dem Punkte, wo
chtbar sein soll. Diese sehr sinnreiche
wird vorzüglich bei großen Landesver-
als Signal mit vielem Vorteil ange-
ertritt die Stelle der sonst so schwieri-
auf entfernten Standpunkten, zunächst
und doch nur auf kurze Zeitmomente
g. Blickfeuer. Die Erleuchtung des
so stark, daß man selbst bei einer Ent-
vielen Kilometern das Auge durch ge-
schützen muß. Im Fernrohr konnte
em Inselsberge aus mittels eines H.
cht auf dem Brocken (also in mehr als
fernung) noch gut sehen. Dabei hat
nde Spiegel nur etwa 5 cm Durch-
er hat den Apparat vereinfacht; statt
bedient er sich eines Diopters und
es Spiegels. Nur ein Hilfsspiegel
ndt, um in bestimmten Stellungen
das Licht auf den Hauptspiegel zu
ahl Steinheil die H. wieder verbes-
doch gegenwärtig hauptsächlich die
ewandt.

), Heliotropium peruvianum, Ba-
ch, eine aus Peru stammende Zier-
e in Deutschland gewöhnlich einjährig
, obschon sie im Gewächshause aus-
lbst strauchartig ist. Ihre sehr kleinen
unkelblauen Blumen stehen in Wickel-
an der Spitze der Zweige wieder
gesammelt sind, und hauchen einen
ehmen, an Vanille erinnernden Duft
hren Varietäten sind Volaterranum
Blaireauum) und Triomphe de Liége
en, jene mit größern, dunkelblauen,
weißen, diese mit blaß-graublauen
e mit größern Blättern und größern
aber weniger stark duftenden Blumen
Abart ist H. grandiflorum oder co-
Für den Garten säet man das H. früh-
armbeet und setzt die Pflanzen Mitte
sonniges Beet. Die Varietäten wer-
rch Stecklinge vermehrt.

Heliotrōp, eine Abart des Minerals Chalcedon, besteht aus einer dunkellauchgrünen plasmaartigen Masse mit blutroten Eisenockerflecken; der orientalische H. nimmt eine sehr schöne Politur an und wird oft zu Ring- und Siegelsteinen, Petschaftgriffen ꝛc. verarbeitet. Die dunkelgrüne Farbe stammt von einem Helminthpigment her, das als mikroskopische, wurmähnlich gekrümmte Stäubchen in einer an sich farblosen Chalcedonmasse eingebettet liegt.

Heliotrōpisch, s. unter Heliotropismus.

Heliotropismus nennt man in der Botanik alle diejenigen Bewegungserscheinungen, welche durch einen von der Wirkung des Lichts beeinflußten Wachstumsprozeß hervorgerufen werden. Alle Pflanzenteile, welche die Fähigkeit besitzen, solche Bewegungen auszuführen, werden heliotropisch genannt. Ähnlich wie beim Geotropismus unterscheidet man auch beim H. verschiedene Richtungsbewegungen. Findet einseitige Beleuchtung statt, so stellen sich manche Pflanzenteile mit ihrer Längsachse allmählich in die Richtung der einfallenden Lichtstrahlen, sie können dabei mit ihrer Spitze entweder der Lichtquelle zugekehrt oder von ihr abgewendet stehen; im erstern Falle spricht man von positivem Heliotropismus, im letztern von negativem Heliotropismus, beide Fälle kann man zusammenfassen unter den Bezeichnungen Ortho-Heliotropismus oder auch Longitudinal-Heliotropismus. Positiv heliotropisch sind die meisten Stammorgane. Negativer H. kommt verhältnismäßig selten an oberirdischen Organen vor; bei einigen Kletterpflanzen, wie beim Epheu, kehrt sich die wachsende Spitze vom Lichte hinweg und wird so an die Unterlage, an Mauern u. dgl. angedrückt; einige Ranken, wie die von Vitis und Ampelopsis, wenden sich ebenfalls vom Lichte weg und erreichen dadurch eher die Möglichkeit, sich befestigen zu können. Negativ heliotropisch, wenn auch nur in geringem Grade, ist die Mehrzahl der Wurzeln. Da alle heliotropischen Bewegungen ebenso wie die geotropischen Wachstumserscheinungen sind, so können dieselben natürlich nur an wachstumsfähigen Organen auftreten. Allerdings bleiben auch an manchen ältern Pflanzenteilen, die ihr Längenwachstum bereits abgeschlossen haben, noch wachstumsfähige Partien erhalten, wie z. B. die sog. Blattpolster, die am Grunde der Blattspreite oder am Grunde des Blattstiels bei einigen Pflanzen vorkommen. In diesen Polstern können deshalb immer noch heliotropische Krümmungen oder Drehungen stattfinden.

Neben den ortho-heliotropischen unterscheidet man noch transversal- oder dia-heliotropische Bewegungen. Dieselben sind dadurch charakterisiert, daß manche Pflanzenteile sich senkrecht zu den einfallenden Lichtstrahlen stellen. Solche Bewegungen führen die meisten Laubblätter aus; die Lage, die sie hierdurch erreichen, ist von großer Wichtigkeit für die Ernährung der ganzen Pflanze, denn dadurch, daß die Assimilationsorgane mit ihrer Fläche senkrecht zu der Richtung der Lichtstrahlen stehen, erhalten sie die möglichst beste Beleuchtung, und die Assimilation (s. d.) geht so am lebhaftesten vor sich. Übrigens scheinen beim Zustandekommen der «fixen Lichtlage», wie man diese Lage der Blattspreite nennt, außer dem Licht auch noch andere Einflüsse, hauptsächlich die Schwerkraft, mitzuwirken; einen klaren Einblick in den Mechanismus der Blattbewegungen haben wir bis jetzt noch nicht. Aber

ebenso wenig kann man auch über den Mechanismus der heliotropischen Krümmungen selbst aussagen, wir kennen, wie beim Geotropismus, nur die Bewegung, welche die Pflanzenteile ausführen, und wissen, daß dieselben in gewissen Beziehungen zur Richtung der einfallenden Lichtstrahlen stehen; in welcher Weise jedoch das Licht auf das Wachstum der Pflanzen wirkt, weshalb in dem einen Falle verzögernd, in dem andern beschleunigend, wie beim positiven und negativen H., das ist uns gänzlich unbekannt; es ist deshalb auch sehr wenig gewonnen, wenn man den Einfluß des Lichts als eine Reizwirkung auffaßt, denn durch das Wort Reiz wird der eigentliche Mechanismus nicht im geringsten erklärt. (S. Geotropismus.)

Heliotypie, s. unter Heliographie.

Heliozoa, Sonnentierchen, mikroskop. Organismen des süßen Wassers, den Foraminiferen (s. d.) nahe verwandt, aber mit einem Kieselskelett, das entweder aus radiär angeordneten Kieselstacheln (Acanthocystis) oder einem Gitterwerk (Clathrulina) besteht; bei einer dritten Gruppe (Astinophryidae) fehlt ein Skelett überhaupt.

Helix, s. unter Helicidae; vgl. Schnecken.

Helkologie (grch.), Lehre von den Geschwüren; Helkose, Geschwürbildung; helkotisch, geschwürartig.

Hell (Theod.), s. Winkler (Karl Gottfr. Theod.).

Hell., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Heller (Karl Bartholomäus).

Hellada, alt Sperchéios, ein Fluß im O. des nördl. Griechenland, der vom Gebirgsknoten des Veluchi (des alten Tymphrestos) her in sich erweiterndem Thale zwischen Othrys im N. und Öta im S. nach O. ins Meer geht, das er etwa 65 km von seinem Ursprung im Golf von Zituni (dem alten Malischen Meerbusen) erreicht. Im Altertum trat das Meer tiefer ins Land, sodaß der Sperchéios schon nördlich der Thermopylen mündete, an denen er jetzt durch Sumpfterrain vorüberfließt.

Hellah (El-), Stadt im türk. Vilajet Bagdad, s. Hilleh.

Hellanikos, aus Mytilene auf Lesbos, ein griech. Logograph (s. d.), geb. angeblich 496 v. Chr., wahrscheinlich aber später, gest. nach 406, war ein Zeitgenosse Herodots und verfaßte genealogische, chronol. und lokalgeschichtliche Schriften. Die Fragmente des H. hat Sturz gesammelt (Lpz. 1787 und 1826); nachher Müller in den «Fragmenta historicorum Graecorum» (Bd. 1, Par. 1841). Vgl. Preller, «De vita et scriptis H.» (Dorpat 1840, und in dessen ausgewählten Aufsätzen, Berl. 1864).

Hellanodiken, die Kampfrichter in den Olympischen Spielen (s. d.)

Hellas war der gewöhnlichen Annahme zufolge ursprünglich eine Stadt zwischen Pharsalus und Melitäa, und der Name eines Landstrichs in der als Phthiotis bekannten südöstl. Landschaft Thessaliens. (Manche wollten auch in der Gegend um Dodona das älteste H. erkennen). Als sich dann durch den Einfluß von Delphi und der an dieses Heiligtum sich lehnenden großen Amphiktyonie der Name der Hellenen (s. d.) zum Gesamtnamen für alle höher entwickelten griech. Stämme erweiterte (so namentlich seit dem 7. Jahrh. v. Chr.), wurde der Name H. allmählich über alle Länder dieser Stämme und über einen großen Teil ihrer Kolonien ausgedehnt. Strenger geographisch angesehen bezeichnet H. im weitern Sinne die zusammenhängenden griech. Landschaften vom Golf von Ambrakia im W. und der Mündung des Peneios im O., und vom Olympos südlich bis zum Kap Tänaron; im engern Sinne wird unter H. Mittelgriechenland zwischen den Thermopylen und dem korinth. Isthmus verstanden. (S. Griechenland.)

Helldunkel, s. Clairobscur.

Helle war nach der griech. Mythologie die Schwester des Phrixos und Tochter des Athamas und der Nephele. Um dem Haß ihrer Stiefmutter Ino zu entgehen, flüchtete sie mit ihrem Bruder und sollte von einem Widder mit goldenem Vlies über Land und Meer getragen werden. Aber nur Phrixos kam nach Kolchis; seine Schwester stürzte ins Meer, welches von ihr den Namen Hellespont (s. d.), erhielt.

Hellebæk, Fischerdorf auf der dän. Insel Seeland, an deren Nordostküste, in reizender Lage am Öresund, 5 km im NW. von Helsingör, hat viel besuchte Seebäder; die berühmte Gewehrfabrik wurde 1870 aufgehoben.

Hellebarde, mittelhochdeutsch helmbarte, d. h. Barte oder Beil zum Einschlagen der Helme, nach andern von Barte und Helm (in der Bedeutung von Stiel), also gestieltes Beil (davon abgeleitet frz. hallebarde, ital., span. alabarda), ist die im 14. Jahrh. zunächst bei den Schweizern auftauchende Streitart des Fußvolks an langem Stiel. Der Schaft der H. von Holz ist 2—2½ m lang, vorn läuft die H. in eine stählerne Stoßklinge aus, an deren unterm Ende an der einen Seite das Streitbeil, auf der andern Seite ein Haken vorspringt, dessen Zweck es ist, in die Fugen der Rüstung zu fassen und feindliche Reiter vom Pferde zu reißen. Die H. ist somit in dreifacher Richtung, als Waffe zum Stoß, zum Schlag und zum Niederreißen des Gegners, brauchbar. Mit dem 16. Jahrh. wird sie als Kriegswaffe allmählich durch den langen Spieß oder die Pike verdrängt, erhält sich aber noch längere Zeit als Paradewaffe, welcher die Waffenschmiede häufig eine künstlerische Ausstattung verleihen.

Helleborin, $C_{36}H_{42}O_6$, Glukosid, welches den narkotischen Bestandteil der seit 1882 nicht mehr offizinellen, grünen Nieswurzel, Radix Hellebori viridis, bildet, es findet sich darin neben einem andern Glukosid, dem Helleboreïn $C_{26}H_{44}O_{12}$. Das H. bildet weiße, in Wasser unlösliche, leicht in Alkohol und Chloroform, schwieriger in Äther lösliche Kryställnadeln, geruchlos und geschmacklos, in alkoholischer Lösung von scharfem und brennendem Geschmack. Von verdünnten Säuren wird es erst bei langem Kochen zersetzt, beim Erhitzen mit konzentrierter Chlorzinklösung wird es gespalten in Zucker und einen harzigen Körper Helleboresin $C_{30}H_{38}O_4$. H. wirkt schon in geringen Mengen giftig durch Lähmung der Nervencentren.

Helleborus *L.*, zu den Ranunculaceen gehörige Gattung perennierender Gewächse mit großem, außen schwarzem Rhizom, wegen dessen Schärfe sie schon bei den Alten für mediz. Zwecke Anwendung fanden, mit großen, lederartigen, fußförmig geteilten, gezähnten Blättern und innen grünen, meistens mit Purpurviolett verwaschenen, bei einigen Arten weißen Blumen, und innerhalb derselben mit einem Kreise dütenförmiger Gebilde, welche wahrscheinlich die röhrig gewordenen Blumenblätter darstellen. Eine der ausgezeichnetsten Arten dieser Gattung ist H. niger, die Weihnachtsrose

Chriſtwurz, deren große, weitgeöffnete ſpäter purpurn anlaufende Blumen je nach ort und Witterung vom Dezember oder Ja- bis zum Februar, bisweilen auch noch im erſcheinen. Eine Varietät (var. major) iſt räftigern Wuchs und hat größere Blumen einerm Weiß. Das Rhizom dieſer Art war als ſchwarze Nieswurz (Radix Helle- nigri) offizinell. Sie enthält einen ſehr gifti- haft, welcher, in größern Gaben in den Kör- aufgenommen, bei Menſchen und Tieren hem- auf die Reſpiration und den Herzſchlag wirkt nach vorausgegangener Muskelſchwäche und entzündung den Tod herbeiführen kann. che Eigenſchaften beſitzt der Wurzelſtock der en Nieswurz, H. viridis, einer im mittlern üdlichen Deutſchland, in der Schweiz und in reich wild wachſenden Art mit beblättertem el und im Frühling mit grünlichen Blumen, der der Stinknieswurz, H. foetidus, in den Alpen und verſchiedenen Gegenden ſchlands vorkommt und ſich von der vorigen ſchellenförmige grüne, purpurn geſäumte en unterſcheidet. Beide werden bisweilen n Ziergärten unterhalten, häufiger aber ne- dern Arten, H. orientalis, die echte ſchwarze rz der Alten mit grünlich-weißen, purpurn ben, H. caucasicus mit glänzend blaugrü- H. olympicus mit außen grünlich-roſenroten, rötlich-weißen Blumen. Von dieſen Arten n neuerer Zeit zahlreiche Blendlinge mit teil- lebhaftern Blumen erzogen und in den Han- bracht worden. Alle dieſe Winterblumen ſich durch Stockteilung im Herbſt, leicht aber urch Ausſaat vermehren. Sie eignen ſich wenigſtens die erſte dieſer Arten und die zu- dachten Blendlinge, zur Topfkultur.

Hellegat nennt man an Bord die Räumlich- im untern Raume oder Zwiſchendeck, in denen erſchiedenen Inventarien und Materialien auf- ert werden, welche man zum Erſatz verlorener ſtände und zur Inſtandhaltung des Schiffs ert. An Bord von Kriegsſchiffen gibt es re H., welche den die Verwaltung führenden ßieren zugeteilt ſind.

Hellen, Stammvater der Hellenen (ſ. d.).

Hellenen, ein urſprünglich im ſüdl. Theſſalien er griech. Stamm (ſ. Hellas), erhielten der nach den Namen von ihrem Ahnherrn Hel- nem Sohne des Deukalion und der Pyrrha, s Zeus und der Dorippe, der in Phthia als geherrſcht haben ſoll. Seine Söhne Äolos ros und ſeine Enkel Jon und Achäos (von dritten Sohne Xuthos) ſollen den vier griech. ſtämmen (Äoler, Dorer, Jonier und Achäer) amen gegeben haben. Später bezeichnete mit H. die Geſamtnation der Griechen.

Helleniſches Meer, ſoviel wie Ägäiſches (ſ. d.)

Helleniſmus, die nationale Eigentümlichkeit riechenvolks, insbeſondere in Bezug auf e, Sitte und Bildung; im ſpeziellen Sinne wie helleniſtiſches Idiom (in welchem die aginta und das Neue Teſtament verfaßt ſind). ter Helleniſten.)

Helleniſten heißen überhaupt die gelehrten Ken- griech. Altertums, vornehmlich der griech. e und Litteratur. In der griech. Litteratur- ſte bezeichnet man als die helleniſtiſche Pe- riode den Zeitraum vom Tode Alexanders d. Gr. bis zum Beginn der chriſtl. Zeitrechnung, als griech. Sprache, Litteratur und Kunſt in den Reichen des Oſtens, beſonders in Syrien und Ägypten, nicht nur an den Höfen, ſondern auch in den gebildetern Kreiſen der Bevölkerung Eingang fanden und aus der Miſchung griech. und orient. Elemente eine neue des national-griech. Charakters entkleidete Kultur hervorging. Unter den H. oder Hellenizontes, die Griechiſch ſprachen und ſchrieben, ohne geborene Griechen zu ſein, ſpielten beſonders die Juden in Ägypten, namentlich in der Hauptſtadt Alexandria, unter der Herrſchaft der Ptolemäer eine hervor- ragende Rolle. Hier begründete die Miſchung der jüd. und ägypt. Kulturelemente mit den griechiſchen eine neue Epoche gräciſierender jüd. Bildung, ins- beſondere auf dem Gebiete der Philoſophie, welche Epoche man als die jüd.-helleniſtiſche bezeichnet. Der merkwürdigſte der jüd.-helleniſt. Philoſophen iſt Philo und das bedeutendſte Denkmal des Fleißes der alexandriniſchen Juden die griech. Überſetzung des Alten Teſtaments, die Septuaginta.

Hellenizontes, ſ. Helleniſten.

Hellenomanie, ſ. Gräkomanie.

Hellenopontus, ſ. unter Pontus.

Hellenotamien, Name einer Behörde, welche ſeit der Stiftung des Deliſchen Inſelbundes (476 v. Chr.) die jährlichen Beiträge der Bundesgenoſſen in Empfang zu nehmen, die Bundeskaſſe zu verwal- ten, den (anfangs in Delos, ſpäter, ſeit 460 v. Chr., nach der atheniſchen Akropolis verlegten) Bundes- ſchatz zu verwahren und die Zahlungen für das Kriegs- und Feſtweſen zu leiten hatten. Mit der Zertrümmerung der atheniſchen Macht durch den unglücklichen Ausgang des Peloponneſiſchen Kriegs (404 v. Chr.) verſchwanden auch die H. Dagegen gab der röm. Kaiſer Hadrian dieſen Namen noch einmal der von ihm 129 n. Chr. in Athen neuge- bildeten Behörde, welche die Kaſſe der von ihm ins Leben gerufenen und an Athen geknüpften feſt- lichen Synode der «Panhellenen» zu verwalten hatte.

Heller, eigentlich Häller, eine alte deutſche Scheidemünze, welche ihren Namen von der Stadt Hall in Schwaben führt, wo ſie ſeit dem Anfang des 13. Jahrh. geprägt wurde und zwar zuerſt als Silbermünze, die mit den gleichzeitigen ſilbernen Pfennigen denſelben Wert hatte. Wegen ſeines Ge- präges, das auf der Vorderſeite aus einem Kreuz mit vier Punkten in den Winkeln und auf der Rück- ſeite aus einer aufgehobenen Hand beſteht, wurde der H. auch ſpäterhin Händelpfennig oder Kreuz- heller genannt. Man zählte die H. nicht, ſondern wog ſie, woher der Ausdruck «Pfund H.» ſtammt. Sie wurden ſchneller verringert als die Pfennige und 1420 gingen ſchon zwei H. auf einen Pfennig. Endlich hörten ſie ganz auf Silbermünzen zu ſein und man teilte ſie ein in ſchwarze und rote H. Auf den Reichsthaler gingen 576 Stück; doch war das Verhältnis nicht überall das nämliche. Noch im Anfang des 19. Jahrh. wurden ſolche H. als Mün- zen ausgeprägt; ebenſo auch in Bayern noch nach der Verordnung vom 25. Aug. 1858 kupferne H. zu $\frac{1}{8}$ Kreuzer Rhein.

Heller (Jomtob Lipmann ben Moſes), geb. in Wallerſtein 1579, wurde gegen Ende des J. 1624 Rabbiner in Nikolsburg, aber ſchon im Frühjahr 1625 Rabbiner in Wien, von wo er 1627 nach Prag überſiedelte. Er wurde 1631 Rabbiner in Nemirow (Litauen), 1634 in Wladimir, endlich in Krakau,

wo er 1654 starb. Sein Hauptwerk ist sein Kommentar zur Mischna unter dem Namen «Josefot Jomtob», der sich zunächst an denjenigen des Obadia Bertinoro anlehnt, denselben aber durch methodische Behandlung des Textes übertrifft. Er ist zuerst 1614 und dann sehr häufig mit dem Text der Mischna zusammen gedruckt worden. H.s Selbstbiographie «Megillat Eba» erschien mit deutscher Übersetzung zu Breslau (1837) und Wien (1851).

Heller (Jos.), Kunstschriftsteller, geb. 22. Sept. 1798 zu Bamberg, besuchte das dortige Gymnasium und widmete sich dem Studium der Kunstgeschichte. Er lebte als Privatgelehrter zu Bamberg, wo er auch 4. Juni 1849 starb. H. veröffentlichte «L. Cranachs Leben und Werken» (Bamb. 1821), «Geschichte der Holzschneidekunst» (Bamb. 1822), «Das Leben und die Werke Albrecht Dürers» (Bd. 2, in 3 Abteil., Lpz. 1827—31), «Monogrammenlexikon» (Bamb. 1831), «Handbuch für Kupferstichsammler» (3 Bde., Bamb. 1823—36; 3. Aufl., bearbeitet von Andresen und Seltzig, 2 Bde., Lpz. 1870—73), «Leben Georg Erlingers» (Bamb. 1837), «Die gräfl. Schönbornsche Gemäldesammlung» (Bamb. 1845) u. s. w. Mehrere Monographien betreffen die Geschichte Bambergs, wie z. B. «Reformationsgeschichte des Bistums Bamberg» (Bamb. 1825), Beschreibungen der bischöfl. Grabdenkmäler in der Domkirche» (Münch. 1827), «Geschichte der Bischöfe zu Bamberg» (Bamb. 1837.)

Heller (Karl Bartholomäus), Naturforscher, geb. 20. Nov. 1804 zu Mislitz bei Olmütz in Mähren, unternahm 1845 eine dreijährige Reise nach Mittelamerika und wurde 1851 Lehrer am Gymnasium zu Graz. Er veröffentlichte unter anderm: «Reisen in Mexiko in den J. 1845—48» (Lpz. 1853).

Heller (Rud.), belletristischer und publizistischer Schriftsteller, geb. 24. Nov. 1812 (oder 1814) zu Großdubrau bei Stolpen im Königreich Sachsen, erhielt seine Vorbildung auf der Kreuzschule in Dresden und dem Gymnasium in Bautzen, studierte 1832 in Leipzig die Rechte und wurde 1836 zu Dresden beim dortigen Kriminalamt. Diese Laufbahn, die er weit der litterarischen, als seine [illegible] Arbeiten eine günstige Aufnahme fanden, gründete 1838 die Zeitschrift [illegible] das Taschenbuch «Poesien», die er [illegible] herausgab. Außerdem beteiligte [illegible] sich mit verschiedenen Beiträgen an Zeitschriften, [illegible] auch zahlreiche selbständige Novellen- [illegible] und Romane. Die wertvollsten darunter [illegible] gehaltvolle Stoffe, z. B. «Der [illegible] (3 Bde., Lpz. 1844), «Florian [illegible] (2 Bde., Braunschw. 1848). Die Frucht einer [illegible] war «Eine Sommerreise» (Lpz. [illegible] Nach der Bewegung von 1848 der vormärzlichen [illegible] ein Jahr machte, ging H. nach [illegible] wo er als Publizist auftrat. [illegible] «Brustbilder aus der [illegible] fanden vielen Beifall. [illegible] leitete H. die Redaction der [illegible] bis zu ihrem Eingehen im [illegible] Hierauf wandte er sich nach Berlin, wo er seit 1851 das [illegible] redigierte. [illegible] die Novellen «Der Reichsgraf» (Braunschw. 1857), «Das [illegible] (Braunschw. 1860), «Hohe [illegible] eine Erzählung aus der [illegible] «Polenschwarze Bilder» (Lpz. 1863), ein hamburger Roman aus den bürgerlichen Wirren des 17. Jahrh., und «Primadonna. Roman aus der kursächs. Vergangenheit» (2 Bde., Berl. 1871). H. starb zu Hamburg 7. Mai 1871. Nach seinem Tode gab Laube H.s «Nachgelassene Erzählungen» (5 Bde., Brem. 1874) heraus.

Heller (Stephen), ausgezeichneter Klavierspieler und Komponist für sein Instrument, geb. 15. Mai 1814 zu Pest, war im Alter von neun Jahren schon so weit, daß er mit seinem Lehrer Bräuer ein Doppelkonzert von Dussek öffentlich vortragen konnte. Der Erfolg dieser Leistung bestimmte seinen Vater, ihn nach Wien zu senden, wo er zuerst bei Czerny und dann bei Anton Halm höhere Pianistenausbildung fand. Im J. 1829 machte er mit seinem Vater eine Kunstreise durch Ungarn, Polen und einen Teil von Deutschland. Auf der Rückreise 1830 blieb er in Augsburg, wo er nun seine theoretischen Studien vollendete und sich unter der Leitung von Chelard der Komposition widmete. Im J. 1838 wandte er sich nach Paris, wo er, einige Ausflüge abgerechnet, seinen dauernden Aufenthalt nahm. H. hat nur Kompositionen für das Klavier veröffentlicht, und die Zahl derselben beträgt 150 (Sonaten, Phantasie- und Charakterstücke, einiges Instruktive u. s. w.). Es bekundet sich darin außer großer technischer Geschicklichkeit ein feines, liebenswürdiges und von poetischem Duft angehauchtes Wesen, das zwar in der von Schumann und Chopin eingeschlagenen Richtung der Romantik sich bewegt, dabei aber seine Selbständigkeit nicht aufgibt.

Hellerlinse, s. unter Linse (Frucht).

Hellespont, d. i. Meer der Helle, die jetzige Straße der Dardanellen (s. d.), hieß bei den Alten die Meerenge zwischen Mysien und dem Thrazischen Chersones, welche das Ägäische Meer mit der Propontis vereinigte und Asien von Europa trennt. Die Ufer von beiden Seiten waren mit herrlichen Anlagen, Flecken und Städten besetzt, unter denen Lampsakos mit seinen Weinpflanzungen hervorragte. Die schmalste, nur sieben Stadien breite Stelle zwischen den beiden einander gegenüberliegenden Städten Sestos und Abydos ist im Altertum durch die aufopfernde Liebe des Leander zur Hero (s. d.) und durch den mittels einer doppelten Brücke von Xerxes hier bewerkstelligten Übergang aus Asien nach Griechenland berühmt geworden. Am 3. Juli 1810 wurde der H. in 1 Stunde 10 Minuten von Lord Byron durchschwommen.

Hellet-Abbas, verfallene Niederlassung bei Berbéra (s. d.) am Golf von Aden.

Hellevoetsluis oder **Helvoet**, wohlgebaute, starkbefestigte Stadt von 4450 E. in der niederländ. Provinz Südholland, 11 km im SSW. von Briel, an der Südseite der von der Maas bei ihrer Ausmündung gebildeten Insel Voorne, und zwar an dem breiten Haringvliet und dem Voorneschen Kanal gelegen, hat einen schönen und wichtigen Hafen mit zwei großen Docks, eine sichere Reede, eine fast 16 m breite Schleuse, welche die höchste Springflut aushält, eine eiserne Drehbrücke und bedeutende Reichs-Seemagazine und Schiffswerfte. Auch besteht hier ein großes Artilleriemagazin, eine Kaserne, ein Krankenhaus für die Marine auf einem Wachtschiffe und eine Unterrichtsanstalt für Maschinisten. H. ist der Hafen für die durch den Voorneschen Kanal nach Rotterdam gehenden Ostindienfahrer und war früher der Überfahrtsort nach Harwich in England.

…lte Wilhelm von Oranien im Nov. 1688
…ffen und 14 000 Mann zur Eroberung
…b. Von den Franzosen wurde die Stadt
…95 eingenommen und von den Englän-
…. 1813 besetzt.
…sit, der Name eines Sprengstoffs aus
…Schwefelsäure und Teeröl.
…Göttin der Unterwelt, s. Hel.
…Stadt in der span. Provinz Albacete,
…560. von Albacete, Station der Linie
…rtagena der Bahn Madrid-Zaragoza
…zählt (1877) 13 655 E., ist ein gut ge-
…und besitzt Reste eines röm. Kastells,
…Kirche und ansehnliche Raffinerien des
…km entfernten berühmten Minen ge-
…Schwefels, fabriziert auch Thonwaren,
…, Hüte, Leder und Öl.
…ist auf einer Schiffswerft die geneigte,
…mit Mauerwerk oder Holzbohlen belegte
…der man neue Schiffe baut. Sie mün-
…m untern Ende in tiefes Wasser des Ha-
…s u. s. w., damit die von ihr ablaufen-
…sofort schwimmen. Sie muß deshalb
…hle, je nach der Größe der auf ihr zu
…Fahrzeuge, unmittelbar an entsprechend
…r liegen, oder es muß, wo die Verhältnisse
…tatten, erstere so tief gelegt werden, daß
…erreicht wird. In letzterm Falle wird
…Wasser durch ein Ponton abgeschlossen,
…en zu halten und letzteres erst kurz vor
…des Schiffs fortgenommen. Letzteres
…mit seinem Kiel unmittelbar auf der
…, sondern auf den hölzernen oder eiser-
…lätzen, die in 1—1½ m Entfernung
…aufgestellt, mit ihrer Oberfläche genau
…Ebene liegen, damit auch der Kiel ge-
…wird. Während des Baues wird das
…sich durch eine Zahl Balken abgestützt.
…auf erbaut man in der ganzen Länge des
…d zu beiden Seiten desselben eine Bal-
…ung, das Ablaufgerüst. Auf ihm ruht
…m; derselbe besteht unten aus einer dop-
…lenlage, in Läufern, und ist oben der
…Schiffs angepaßt. Die obere Fläche
…gerüstes und die untere der auf ihm
…ufer werden mit grüner Seife und Fett
…und dann zwischen die beiden Läufer-
…berte von Keilen gleichzeitig getrieben.
…t sich die obere Fläche des Schlittens
…Schiffsrumpf, der auf ihm wie in einer
…. Dann nimmt man die obern Teile der
…und die Stützen fort; das jetzt nur vom
…etragene Schiff setzt sich in Bewegung
…auf dem Ablaufgerüst zu Wasser. Früher
…die Schiffe auch auf die Helling, um sie
…n. Dies war nicht nur eine sehr schwere
…dern griff erstere auch sehr an. Jetzt
…deshalb die Reparaturen in Docks aus.
…er, s. Wilde Jagd.
…berger (Georg), Violinlehrer und Kom-
…. 24. April 1800 zu Wien, besuchte
…atorium der Musikfreunde daselbst und
…Dirigent der Hofoper, 1830 Mitglied
…elle. Er wurde 1867 pensioniert und
…g. 1873 zu Neuwaldegg bei Wien. Zu
…lern gehören H. Ernst und J. Joachim.
…meist ist er durch Konzerte, Quartette
…nnat geworden. — Sein Sohn Joseph
…Nov. 1829 in Wien, wurde 1851 artis-

tischer Direktor der Gesellschaft der Musikfreunde und Violinprofessor am Konservatorium, 1877 Hofkapellmeister. Großen Ruf haben die von ihm seit 1849 geleiteten Streichquartette.

Hellqvist (Karl Gust.), schwed. Maler, geb. 1851 zu Kungsör, bildete sich auf der Kunstakademie zu Stockholm und siedelte 1878 nach München, 1882 nach Paris über. Er ist hauptsächlich Historienmaler, hat sich aber auch mit Glück im Genre versucht. Unter H.s Bildern sind hervorzuheben: Tod des Reichsverwesers Sten Sture (1881), Disputation zwischen Galle und Olaus Petri in Upsala (1883), sowie das humoristische: Bismarck oder Moltke?

Hellsehen, s. Somnambulismus.

Helluland, s. unter Labrador.

Hellvig (Amalie von), s. Helvig.

Hellville, Hauptort der Insel Nossi-Bé (s. d.).

Hellwag (Wilh. Konrad), namhafter Eisenbahn-Ingenieur, geb. 18. Sept. 1827 zu Eutin, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, studierte zu Kiel Mathematik und Naturwissenschaften und nahm an dem schlesw.-holstein. Kriege von 1848 bis 1851 teil, nach dessen Beendigung er an der Universität und am Polytechnikum zu München seine Studien fortsetzte. In den J. 1855—57 unter Etzel an dem Bau der Schweizerischen Centralbahn thätig, wurde er mit demselben zum Bau der Kaiser-Franz-Joseph-Orientbahn nach Ungarn berufen, nach deren Vollendung 1860 er in die Verwaltung der Österreichischen Südbahn übertrat, um später als stellvertretender Ingenieur an der Brennerbahn zu fungieren. Nachdem die letztere 1867 fertig gestellt war, wurde H. als Baudirektor der zu erbauenden Österreichischen Nordwestbahn nach Wien berufen, deren gesamtes Bahnnetz (940 km) er 1868—74 vollendete. Die hierbei ausgeführten hervorragenden Bauwerke sind: die Donaubrücke bei Wien, der Thaja-Viadukt bei Znaim, die Elbbrücken bei Pardubitz, Kollin, Brandeis, Aussig und Tetschen. Ferner hat er große Bahnhöfe zu Wien, Prag und Tetschen erbaut. Im Frühjahr 1875 wurde H. als Oberingenieur zur Leitung der Gotthardbahn in die Schweiz berufen. Er starb 4. Jan. 1882 zu Wien. H. veröffentlichte «Die Bahnachse und das Längenprofil der Gotthardbahn» (Zür. 1876).

Hellwald (Friedr. Ant. Heller von), Kulturhistoriker und geogr. Schriftsteller, geb. 29. März 1842 zu Padua, trat 1858 in die österr. Armee, machte als Oberlieutenant 1866 den Krieg gegen Preußen mit, folgte aber 1871 einem Rufe als Redacteur des «Ausland» nach Augsburg und ließ sich 1873 nach der Übersiedelung dieser Zeitschrift nach Stuttgart in Cannstatt nieder; 1882 gab er seine Thätigkeit als Redacteur auf. Er schrieb: «Maximilian I., Kaiser von Mexiko» (2 Bde., Wien 1869), «Kulturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung bis zur Gegenwart» (Augsb. 1874; 3. Aufl., 2 Bde., 1883), «Centralasien» (Lpz. 1875), «Hinterind. Länder und Völker» (Lpz. 1876), «Oskar Peschel» (Augsb. 1876), «Die Erde und ihre Völker» (2 Bde., Stuttg. 1877—78; 3. Aufl. 1883 fg.), «Im ewigen Eis» (Stuttg. 1881), «Naturgeschichte des Menschen» (2 Bde., Stuttg. 1883 fg.), «Amerika in Wort und Bild» (Lpz. 1883 fg.). Mit L. C. Beck gab er heraus: «Die heutige Türkei» (2 Bde., Lpz. 1878—79; 2. Aufl. 1882).

Hellwald (Ferd. von), Litterarhistoriker, Bruder des vorigen, geb. 22. Sept. 1843 zu … hielt 1862 eine Stelle an der kaiserl. H… ha-

selbst und wurde 1874 Sekretär des Malteserordens in Rom. Er starb 28. Juni 1884 zu Clarens am Genfersee. H. veröffentlichte des Malers Adrian Matham «Voyage au Maroc 1640—41» (Haag 1866) und den von ihm in der wiener Hofbibliothek entdeckten zweiten Teil von Jakob von Maerlants «Spieghel historiael» (Leid. 1873 fg.), ferner von selbständigen Schriften: «Vlām. Leben. Geschichten und Bilder» (Wien 1867), «Geschichte des holländ. Theaters» (Rotterd. 1874).

Hellweg, s. unter Mark (Grafschaft).

Helm (althochdeutsch helm, daraus abgeleitet ital. und altspan. elmo, neuspan. yelmo, altfrz. healmet), eine gewölbte, der Form des menschlichen Hauptes angepaßte Kopfbedeckung des Kriegers, in der Regel auch Kopfschutz, deshalb aus dichtern Stoffen, wie starkem Leder, und wenn der H. hiebfest sein soll, aus Metall hergestellt, in Hauben-, Kessel-, Topf-, Glocken-, Hutform u. s. w. vorkommend. Der H. spielte, solange man auf Schutzwaffen Wert legen mußte, als Deckungsmittel des wichtigsten Körperteils eine hervorragende Rolle und hat sich unter jenen am längsten erhalten, wenn er auch jetzt eigentlich nur noch bei der schweren Reiterei in entsprechender Beschaffenheit vorkommt.

Als Vorläufer des H. kann die über das Haupt gezogene Kopfhaut eines erlegten Tieres gelten. Eigentliche H. kommen im griech. Altertum zunächst in Fell, namentlich in Seehundsfell (daher der Name κυνέη), dann in Bronze vor. Letztere haben anfänglich die einfache Haubenform, späterhin sind sie mit Nacken- und Stirnschirm, mit Backen-, wie mit Nasenstück, oft auch mit einem behufs Sehens durchbrochenen Gesichtsschutz, dem Visier, versehen (s. nachstehende Fig. 1). Der mit einem zum

Fig. 1.

Fig. 2.

Fig. 3.

erhöhten Schutze des Schädels und Hinterkopfs dienenden Kamme versehene H. gilt als eigentlicher griech. Typus (Fig. 2); der Kamm trägt zugleich Verzierungen, wie den Helmbusch oder den Roßschweif. Der H. der Römer ist entweder von Leder mit ehernen Beschlägen (galea) oder ganz von Metall, anfänglich von Bronze, später auch von Eisen (cassis). Während der H. der Etrusker der spätern Sturmhaube ähnelte, ist der eigentliche röm. H. mit Stirn- und Nackenschirm versehen und hat Backenstücke, welche zugleich als Bänder dienen. Auf dem Scheitel befindet sich ein Ring oder Knopf, welcher die Helmzier, aus Federn oder aus den langen Haaren der Pferde bestehend, trägt (Fig. 3).

Aus der antiken Welt ging der H. zu den german. Völkern über, welche anfänglich entweder entblößten Hauptes gefochten, oder dasselbe mit der Kopfhaut des Auerochsen oder Elens bedeckt hatten. Aus der eng ansitzenden, mehr dem runden Hut ähnlichen Form (Fig. 4) entwickelte sich die mehr in die Höhe

ne, welche größern Schutz gegen den Hieb des

ten Schwertes verlieh. Im 11. u. 12. Jahrh.

lbendland die hauptsächlichste Helmform die konische. Im weitern Verlaufe entwickeln sich daraus die Kesselhaube oder das Bassinet, welches als kleines, als hochgekegeltes und als Visierbassinet (Fig. 5) vorkommt, und der Topfhelm, Kübelhelm oder Stülphelm (Fig. 6), welcher einem Kübel ähnlich über den ganzen Kopf gestülpt wird, oft auch auf den Achseln aufsitzt, in der Höhe der Augen mit einer Sehspalte, dem Helmfenster, versehen ist und namentlich zum ritterlichen Lanzenkampf dient. Eine besondere Rolle spielt der Helmschmuck, auch Helmzier oder -Kleinod genannt, in einem beliebig gewählten Emblem oder einem Wappenbilde bestehend, woran sich später die häufig flatternden Helmdecken reihten. Aus der Kesselhaube entwickelte sich der mit Rand versehene, für Feldzwecke sehr beliebte Eisenhut (Fig. 7). Durch eine

Fig. 4.

Fig. 5.

Fig. 6.

Fig. 7.

Abplattung des Hirnstücks verbunden mit einer Ausschweifung für das Gesicht entstand aus dem Topfhelm der sehr schwere auf Brust und Rücken herabreichende Stechhelm oder Krötenkopfhelm (heaume à tête de crapaud), der in der Regel nur zum ernsten Turnier benutzt wurde (Fig. 8). Aus der Verbindung des Eisenhutes als obern Kopfschutzes mit der von den Achseln aufsteigenden Barthaube ging die Schale oder der Schaller (frz. salade, ital. celata) mit festem oder beweglichem Visier hervor (Fig. 9). Mit 1450 wurde eigentliche Feldtracht der gewöhnlich als Ritterhelm bezeichnete Helmlin (Fig. 10), welcher, in der Höhe der Augen am weitesten ausladend, sowohl nach dem Oberkopf als nach dem Halse zu sich glockenartig verjüngt und auf einem Kehlstück aufsteht, das mit dem Küraß verbunden wird. Durch das zum Aufschlagen eingerichtete Visier oder Helmfenster wird der H. verschließbar eingerichtet. Die Geschichte des H. ist innig mit derjenigen des Rittertums verwachsen, mit dessen Verfall wieder einfachere Formen des H. üblich werden, so namentlich die nur den obern und hintern Teil des Kopfes bedeckende Sturmhaube (Fig. 11), bis auch diese durch den Hut verdrängt wird. Zwar erhielt sich der Ritterhelm mit einzelnen Teilen der Rüstung noch längere Zeit als Ceremonialtracht und als Abzeichen der Führer, sowie bei den «Kyrisser oder Reutern», die als die Ausläufer der schwer gepanzerten Ritterschaft betrachtet werden können, doch selbst bei den letztern machte er in der zweiten Hälfte des 17., spätestens mit Beginn des 18. Jahrh. fast durchweg dem Hute Platz. In den franz.

Revolutionskriegen und der Kaiserzeit taucht der metallene H., mehr in röm. oder griech. Form mit Kamm, als Kasket (aus dem frz. casque) bei den Kürassieren und Dragonern wieder auf, vgl. den

Fig. 8.

Fig. 9.

Fig. 10.

Fig. 11.

in Fig. 12 dargestellten franz. Dragonerhelm (1812—70). Bayern nimmt 1807 für die Infanterie den ledernen Raupenhelm an, der sich mit Modifikationen bis heute behauptet hat. Im J. 1843 wird in der preuß. Armee der als Pickelhaube (s. d.) bezeichnete H. eingeführt, der später auch auf die Armee des Deutschen Reichs übergegangen ist.

Fig. 12.

Dieser H. ist für die Kürassiere von Stahl, für die übrigen Truppengattungen aus Leder mit Metallbeschlägen und läuft oben in eine Spitze (beziehungsweise bei den preuß. Garde du corps und Gardekürassieren in einen Adler, bei der Artillerie in eine Kugel) aus. Zeitweise hat auch die russ. Armee einen ähnlichen H. gehabt. Sämtliche moderne H. schneiden vorne mit den Augen, an den Seiten mit den Ohren ab und können durch Schuppenketten oder Sturmbänder unter dem Kinn befestigt werden.

Litteratur. Bezüglich des ältern H. vgl. M. Jähns, «Handbuch einer Geschichte des Kriegswesens» (Lpz. 1880).

Helm (in der Heraldik). Zu den heraldischen H. gehören die Topf- und Kübel-, sowie die Stechhelme, welche geschlossen waren, ferner die offenen Turnier- (Spangen-, Gitter- und Rost-)Helme. In der Heraldik erscheint der H. später als der Schild und zwar zuerst als Topfhelm seit Ende des 12. Jahrh. Die Topfhelme waren oben ganz flach, vorn höher als hinten und etwas weiter herabhängend, und folgten meistens der Wölbung des Gesichts. Bald mit schmalen, bald mit ziemlich weiten Augenschlitzen, meistens mit darunter befindlichen Luftlöchern versehen, wurden diese schweren, einem eisernen Topfe ähnelnden H. über den Kopf gestürzt, auf dem sie eigentlich nur hingen. Ende des 13. und Anfang des 14. Jahrh. ging dieser H. in eine Form über, welche mehr auf den Schultern ruhte und mehr walzenförmig, oben rund oder flachkegelförmig geschlossen war. Derselbe diente während des ganzen 14. Jahrh. im Streit und Turnier und wird als Kübelhelm bezeichnet.

Die Kübelhelme waren von Eisen, oftmals mit Hinterteil von Leder oder Holz, vergoldet, versilbert, schwarz mit goldenen Spangen oder bemalt; nicht alle, namentlich nicht die ältern, scheinen bereits zur Aufnahme eines bildnerischen Helmschmucks eingerichtet gewesen zu sein, da an ihnen die an den spätern Stechhelmen vorhandenen Vorrichtungen zur Befestigung desselben mitunter fehlen.

Ende des 14., beziehungsweise in der ersten Hälfte des 15. Jahrh. treten zwei neue Helmgattungen auf, welche ausschließlich zum Turnier bestimmt waren und bis heute als die heraldischen H. gelten: der Stechhelm, für die Gesteche mit der Lanze, und der Turnier- (Spangen- und Rost-) H. für das Gefecht mit hölzernen Kolben und stumpfen Schwertern. Bei dem Stechhelm ist das untere, den Hals deckende Vorderstück, welches in der ältern Gestalt geradlinig erscheint, stark ausgeschweift und schließt sich, in der Augengegend scharf vorspringend, an den obern Teil an, wo die Augenschlitze angebracht sind. Dieser H., der fast 20 kg wog und weit schwerer als Topf-, Kübel- und Spangenhelme war, wurde stets aus Eisen gefertigt und mit Tuch, meistens wohl von roter Farbe, gefüttert. Er wurde auf den mit einer Tuchkappe bedeckten Kopf gesetzt und schloß sich eng an Brust und Nacken an. Die Befestigung dieses H., welcher nicht vom Kopfe, sondern von den Schultern getragen wurde, sodaß sich darin der Kopf wie in einem Gehäuse ziemlich frei bewegen konnte, geschah am Harnisch mittels Schrauben, Schnallen und Haken.

Die ebenfalls an Hals und Rücken sich fest anschmiegenden und oben mehr der Kopfform sich annähernden Spangen- und Rosthelme waren von Eisen und Leder gefertigt und erheblich leichter als die Stechhelme. Die Wölbung der Spangen, Roste und Bügel vor der Augenöffnung artete schließlich in Übertreibung aus. Gegen Ende des 15. Jahrh. bediente sich der turnierfähige Adel fast nur noch der Spangenhelme statt der Stechhelme, sodaß jene in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. ausschließlich als adelige Helme betrachtet wurden.

Ums J. 1500 erscheinen auch die sog. Burgunderhelme, die jüngste Art wirklicher Kriegshelme, welche mit einem kurzen engen Halse versehen waren, ein Visier zum Aufschlagen hatten und an der Seite geöffnet werden konnten. Auch diese H. erscheinen mit heraldischen Abzeichen, aber erst zur Zeit des Verfalls der Heraldik. — Endlich sind noch die sog. goldenen Königshelme zu erwähnen, welche mit offenem Visier, nach vorn gekehrt und rot gefüttert dargestellt werden.

Was die Anwendung des H. in der Heraldik betrifft, so sollten, wie zu einem Wappen nur ein H. gehört, folgerichtig auch für ein aus mehrern zusammengesetztes nur eine entsprechende Anzahl von H. gehören. Ein Schild mit mehrern H. ist stets gerade zu stellen und sind diese dann nach Verhältnis kleiner zu zeichnen. Der H. steht auf dem Wappenschilde in der Weise, daß das Bruststück auf dem Oberrande ruht und ein wenig die Ortstelle überdeckt, also nicht mit dem Bruststücke auf dem Oberrande schwebt. Wird der Schild gelehnt, so steht der der Richtung des Schildes entsprechend seitwärts gekehrte H. auf dem erhöhten Oberrd.

Die Anzahl der Bügel an einem Spangenhelm ist in der deutschen Heraldik ohne Bedeutung. H. können Menschen oder Tieren, welche als Schildhalter dienen, aufgestülpt oder neben den Schild gestellt werden, wenn ihrer sehr viele sind. In letzterm Falle können die Schildhalter auch H. in den Händen tragen. Bei zwei gegeneinander gekehrten H. ist der rechtsseitige der erste, bei drei H. der mittlere (vorwärts gekehrte) der erste, rechts der zweite, links der dritte. Bei einer ungeraden Zahl der H., die größer ist als drei, ist die Rangordnung so: 6, 4, 2, 1, 3, 5, 7 und sind die äußern H. dem mittelsten zuzukehren; bei einer geraden Zahl der H. gilt diese Rangordnung: 5, 3, 1, 2, 4, 6.

Zu Helmsiegeln, welche zuerst in der ersten Hälfte des 14. Jahrh. vorkommen, eignen sich namentlich diejenigen Wappen, welche eine Wiederholung der Schildfigur auf dem H. zeigen. Was das Größenverhältnis betrifft, so wird bei modernen Wappen der Schild fast so groß, wie H. und Kleinod zusammen sein können; jedenfalls hat man sich vor der Unsitte zu hüten, den H. mit seinem Schmuck gar zu klein darzustellen, hat sich vielmehr zu vergegenwärtigen, daß der Wappenschild nur der Brustschild des Helmträgers war, also in diesem Verhältnis zu zeichnen ist.

Helmarshausen, Stadt in der preuß. Provinz Hessen-Nassau, Regierungsbezirk Kassel, Kreis Hofgeismar, links an der Diemel, unfern deren Mündung in die Weser, 3 km südlich von Karlshafen, Station der Linie Hümme-Karlshafen der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1880) 1361 meist evang. E. und hat Cigarrenfabrikation, Werkzeugschmiederei, Sandsteinbrüche, Steinplattenschleiferei und Ausfuhr von Pflastersteinen. Das ehemalige, schon 998 urkundlich erwähnte Benediktinerkloster (Helmardeshusen, Helmwarteshusen) war eine Reichsabtei. Die Ruine der Krukenburg überragt den Ort.

Helmbold (Ludw.), geistlicher Liederdichter des 16. Jahrh., geb. 21. Jan. 1532 zu Mühlhausen in Thüringen, war Konrektor zu Erfurt, später Diakonus und Superintendent zu Mühlhausen und starb daselbst 8. April 1598. Seine zahlreichen lat. und deutschen Dichtungen sind meist schwerfällig und trocken. Am bekanntesten sind seine Lieder: «Von Gott will ich nicht lassen», «Nun ist es Zeit zu singen», «Du Friedefürst Herr Jesu Christ», «Frisch auf, mein Seel, verzage nicht», «Es stehn vor Gottes Throne». Vgl. W. Thilo, «Ludwig H. nach Leben und Dichten» (Berl. 1851).

Helmbrecht, s. Wernher der Gartenäre.

Helmbrechts, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Oberfranken, Bezirksamt Münchberg, auf dem östl. Abhange des Frankenwaldes, 8 km im NW. von Münchberg, zählt (1880) 2910 meist evang. E. und hat Manufakturen in Flanellen, baumwollenen und wollenen Shawls, baumwollenen Stückzeugen, sowie Appreturanstalten, Woll- und Baumwollfärbereien.

Helmbrünne, im 13. u. 14. Jahrh. ein Teil des Panzers, bestand aus Kettengeflecht, bedeckte den Kopf wie eine Haube und reichte über Hals und Schultern hinab; über die H. konnte noch eine Eisenhaube gestülpt werden.

Helmdach, s. unter Dach.

Helmdecke (Helmhang) in der Heraldik hatte ursprünglich wohl einen thatsächlichen Zweck und verdankt ihre Entstehung nicht nur dem Wunsche der Erhöhung des Waffenschmucks, sondern diente auch zur Befestigung des Helmkleinods und verdeckte zugleich die Verbindungsstellen desselben an dem Helm. Die ersten bekannten Helmdecken, denen man gegen 1300 auf Siegeln begegnet, bestanden aus einem kurzen, einfachen Stück Tuch oder einem breiten Band und wurden bald in Mantel- oder Kragenform, hängend, fliegend oder gefaltet dargestellt, doch schon im 14. Jahrh. sind sie länger, zu beiden Seiten aufgezogen, an den äußern Rändern eingeschnitten (gezaddelt) und im 15. Jahrh. erscheinen sie als blattartig ausgeschnittene lange Bänder in reichen künstlerischen Formen. In der Folge artete die Gestalt in eine immer unruhigere und unverständlichere aus, und die schlechtesten und geschmacklosesten Decken brachte das 17. und 18. Jahrh. In der Heraldik ist das Weglassen der Decken auf einem Helm ebenso zu vermeiden, wie die Darstellung des letztern ohne Kleinod. Für die Farben sind in der Regel die Schildesfarben maßgebend und zwar so, daß die Innenseite der Decken mit Metall, die Außenseite mit Farbe tingiert werden.

Helme, linker Zufluß der Unstrut in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Erfurt und Merseburg, entspringt im W. von Stöckey, fließt östlich bis Ober-Röblingen, dann südlich bis Kalbsrieth, wo sie nach 90 km langem Laufe mündet. Ihr Thal bildet die Grenze zwischen dem Harz und der thüringer Terrasse und wird wegen seiner großen Fruchtbarkeit die Goldene Aue genannt.

Helmerding (Karl), ausgezeichneter berliner Lokalkomiker, geb. 29. Okt. 1822 zu Berlin, debütierte 1847 in Meißen und spielte hier bis 1848 Charakterrollen und Intrigants. Direktor Kallenbach, an dessen Sommertheater in Berlin er 1848—51 engagiert war, wies ihn zuerst auf das Gebiet der Komik. Im J. 1852 erhielt er ein Engagement an das Königstädtische, 1854 an das Krollsche Theater in Berlin, nachdem er im Winter vorher Mitglied des Theaters in Köln gewesen war. Im J. 1855 engagierte ihn Wallner für Posen, mit dem er noch im selben Jahre nach Berlin übersiedelte. Hier war er am Wallner-Theater bis 1878 der glänzendste Vertreter der berliner Komik. Seit 1878 hat H. nur noch ausnahmsweise gespielt. Das Leichte und Bewegliche des Berlinertums ist nie besser zum Ausdruck gebracht worden als durch H., der den großen Vorzug hat, durch das abgeschlossene, aber überall scharf durchgeführte Ganze seiner Leistungen zu wirken.

Helmers (Jan Frederik), holl. Dichter, geb. 7. März 1767 in Amsterdam, fand in den traurigen Zeiten, die Holland nach 1790 erlebte, den Stoff für seine Gedichte fast ausschließlich in der Vergangenheit des Vaterlandes, dessen Fall er tief empfand; davon zeugen seine Dichtungen «Nederland in 1672» (1793), «Lofzang op het graf van Nederland» (1795), «Vaderlandsche Lierzang» (1799). Sein Meisterwerk «De Hollandsche Natie» erschien 1812, als der volle Druck der Napoleonischen Herrschaft auf Holland lastete. Dieses Gedicht machte trotz mancher Mängel einen tiefen Eindruck, sogar in seiner von der franz. Censur arg verstümmelten Form. H. starb 26. Febr. 1813. Ziemlich vollständige Ausgaben seiner Gedichte sind «Gedichten» (2. Aufl., Amsterd. 1816) und «Nagelatene Gedichten» (Rotterd. 1823).

Helmersen (Gregor von), russ. Reisender und Naturforscher, geb. 29. Sept. (11. Okt.) 1803 auf dem väterlichen Gute Duckershof bei Dorpat, erhielt seine

it 1811 zu Petersburg und seit 1818
afium zu Dorpat, um sich dann auf
iversität der Jurisprudenz zu wid-
sagte er diesem Studium, indem er
für Naturwissenschaften, nament-
e und Geognosie folgte. Er beglei-
n Lehrer in diesen Fächern, Moritz
t, auf einer wissenschaftlichen Reise
Wolga, wurde 1828 in den Staats-
men, dem Bergwesen aggregiert,
orschung des südl. Ural beauftragt,
in der gemeinschaftlich mit Ernst
ßten Schrift «Geognost. Unter-
daralgebirgs» (Berl. 1831) nieder-
dieser Reise traf H. 1829 in Minsk
Humboldt zusammen, welcher H.
u Begleitern erhielt bei der Erfor-
. Ural. Von 1830 bis 1832 stu-
mann in Berlin, Heidelberg, Bonn
ach Rußland zurückgekehrt, ward H.
östl. Ural von Bogoslowsk bis Je-
gnostisch zu untersuchen. Die Er-
pedition machte H. bekannt in den
nach dem Ural und der Kirgisen-
. 1841) und «Reise nach dem Al-
1848), sowie in einigen Spezial-
Notizen über die Entdeckung des
Ural», «Der Magnetberg Blago-
Ural» (Petersb. 1837) und «Der
und die Teleuten im östl. Ural»
. Im J. 1836 kehrte H. nach Pe-
und wurde 1838 Professor der
em Berginstitut, in welcher Stel-
re wirkte. Im J. 1838 erforschte
ten des brennbaren Schiefers in
nd 1840 untersuchte er die geognost.
es Waldaiplateaus und 1841 mit
ohlenlager in den Gouvernements
und Orel. Im J. 1841 veröffent-
«Übersichtskarte der Gebirgsfor-
europ. Rußland» (Petersb. 1841;
welche Arbeit mit der Demidoffschen
wurde und 1843 seine Berufung
r in Petersburg veranlaßte. Er
n Verweser des reichen Bergkorps-
mt und untersuchte 1850 die devo-
n des mittlern Rußland zwischen
dem Don, der Stein- und Braun-
Beiträge zur Kenntnis des Russi-
von Baer und H., Bd. 21, Pe-
852 die Salzseen in Bessarabien,
Erzlagerstätten des Olonezer Berg-
b. 1860) und 1860—62 den Peipus-
e Narova (Petersb. 1864). Zum
mt des Bergingenieurkorps erho-
1863 mit der genauen Erforschung
Bergwerkbezirks betraut. Seine er-
schungen beschrieb er in der Abhand-
mezer Steinkohlengebirge und dessen
tunft.» Noch in demselben Jahre
die Sandbänke im Asowschen Meer
hlammvulkane und Naphthaquellen
Kertsch und Taman. Im Okt. 1865
Direktor des Berginstituts in Peters-
und erhielt den Auftrag, den nördl.
ang des Uralgebirges geologisch auf
isenerzlager zu untersuchen. Nach-
as militärisch eingerichtete Institut
zu einer freien akademischen Lehran-
stalt hatte reorganisieren helfen, legte er das Direktorat nieder. Er lebt seit dieser Zeit abwechselnd in der Residenz und Reval und veröffentlichte noch 1882 «Studien über die Wanderblöcke und die Diluvialgebilde Rußlands». Seine wissenschaftlichen Werke übersteigen die Zahl 100 und sind meist in deutscher, auch teilweise in russ., franz. und engl. Sprache abgefaßt. Vgl. A. Köppen, «Gregor von H.» (Petersb. 1878).

Helmhang, s. Helmdecke.

Helmholtz (Herm. Ludw. Ferd.), einer der ausgezeichnetsten deutschen Physiologen, geb. 31. Aug. 1821 zu Potsdam, wo sein Vater Gymnasiallehrer war, studierte seit 1838 am Friedrich-Wilhelms-Institut zu Berlin Medizin, wurde 1842 Assistenzarzt an der Charité daselbst, ein Jahr später Militärarzt zu Potsdam. Im Herbst 1848 kehrte er als Lehrer der Anatomie an der Kunstakademie nach Berlin zurück, wurde aber bereits im Juli 1849 als Professor der Physiologie an die Universität Königsberg berufen. Im Herbst 1855 erhielt er die Professur der Anatomie und Physiologie zu Bonn, welche er jedoch 1858 mit der der Physiologie zu Heidelberg vertauschte; Ostern 1871 übernahm er die Professur der Physik an der Universität Berlin. Seinen wissenschaftlichen Ruf begründete H. mit der Schrift «Über die Erhaltung der Kraft» (Berl. 1847), der später (1854) in leicht faßlicher Darstellung «Über die Wechselwirkung der Naturkräfte» folgte. Den von ihm erfundenen Augenspiegel zur Untersuchung der Netzhaut im lebenden Auge beschrieb er in einer besondern Schrift (Berl. 1851). H.' bedeutendste Werke sind das «Handbuch der physiol. Optik» (Lpz. 1856—66) und «Die Lehre von den Tonempfindungen» (Braunschw. 1862; 4. Aufl. 1877), zwei Arbeiten, welche auf ihren Gebieten bahnbrechend gewirkt haben, sowohl dadurch, daß H. alle wichtigen Fragen jener Wissenschaften fundamental untersucht und eine Fülle von neuen Forschungen bringt (z. B. Klangfarbe), sowie auch dadurch, daß er alle Seiten der modernen Naturforschung, planmäßiges, sinnreiches Experimentieren in Verbindung mit mathem. Untersuchungen und philos. Gedankentiefe bei Aufsuchung der letzten Gründe, als Meister handhabt; überdies zeichnen sich diese Werke noch durch eine Gerechtigkeit anstrebende histor. Nachforschung bezüglich der Priorität der Erfindung oder Entdeckung der dort behandelten Gegenstände, sowie durch einen reichen Literaturnachweis aus. Messungen über die Fortpflanzungsgeschwindigkeit in den Nerven, sowie Untersuchungen über Gegenstände der Optik, Akustik und Elektricitätslehre, hat er vielfach in Zeitschriften, wie besonders in J. Müllers «Archiv für Anatomie», in Poggendorffs «Annalen» und Crelles «Journal für Mathematik», mitgeteilt; einzelne Teile seiner Untersuchungen hat er auch in seinen «Populären wissenschaftlichen Vorträgen» (3 Hefte, Braunschw. 1865—76) in mustergültiger Weise dargestellt. Die wissenschaftlichen Abhandlungen von H. sind in zwei Bänden gesammelt erschienen (Lpz. 1881—83), die Vorträge und Reden in zwei Bänden (Braunschw. 1884).

Helminth oder Helmintholith hat wegen seiner wurmförmigen Gestalten Volger das eigentümliche chloritähnliche Mineral genannt, welches in der Form ganz kleiner, gewundener und verdrehter, rhombischer oder sechsseitiger Prismen häufig dem Bergkrystall, Adular, Peritlin, Titanit u. s. w.,

namentlich bei der alginen Vorkommnissen dieser Mineralien aufgestreut oder eingestreut ist; es ist grün und fettglänzend auf den prismatischen, silberweiß und metallartig perlmutterglänzend auf den leicht spaltbaren basischen Flächen.

Helminthen, s. Eingeweidewürmer.

Helminthiasis, s. Wurmkrankheit.

Helminthoïth, s. Helminth.

Helminthologie (grch.), Lehre von den Eingeweidewürmern.

Helmkleinod (Zimier, Helmschmuck, Helmzeichen, Helmzier) ist in der Heraldik ein an dem Helm plastisch angebrachtes Unterscheidungsmittel der Wappen, welches einesteils zur Kenntlichkeit und zum Schmuck desselben wesentlich beiträgt, anderenteils einen geistigen und bildlichen Zusammenhang mit dem bezüglichen Wappen vor Augen führt. Kleinod und Helm sind als zusammengehörender Teil des Wappens zu betrachten. Den ersten Anlaß werden in der ältesten Zeit wirklich getragene Adlerbüsche, Pfauenwedel, Stierhörner u. dgl. gegeben haben, doch sind als unmittelbare Vorläufer der Kleinodhelme die bis zu Anfang des 13. Jahrh. mit Figuren bemalten Topfhelme anzusehen, welche vereinzelt noch bis ins 15. Jahrh. vorkommen. Das Kleinod tritt erst in der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. als feststehender Bestandteil der Geschlechtswappen auf. Die Verbindung desselben mit dem Helm wird durch den kranzartigen farbigen Wulst oder durch die Krone hergestellt, doch ist hinsichtlich der letztern zu beachten, daß auf dem Helm nie die Rangkrone, sondern eine vierblätterige (drei Blätter sichtbar) anzubringen ist.

Helmlin, s. unter Helm.

Helmold, einer der geschätztesten Geschichtschreiber des 12. Jahrh., wurde in Holstein geboren und war Landpfarrer zu Bosau am Plönersee. Von seinem Lehrer Gerold, dem ersten Bischof von Lübeck, wurde er aufgemuntert, die Bekehrung der benachbarten Slawen historisch darzustellen. Er that dies in dem «Chronicon Slavorum», in welchem er von der Predigt des eifrigen Vicelin, von den Thaten Heinrichs des Löwen, der Kolonisation der eroberten Wendenländer und der Begründung der neuen Bistümer die schätzbarsten Nachrichten gibt, wenngleich oft ohne hinreichende Prüfung der ihm mündlich zugehenden Erzählungen. Sein Werk schließt 1170 und ist bis 1209 fortgesetzt von Arnold, dem ersten Abt der Benediktiner im lübecker Johanniskloster. Die Chronik ist 1868 neu herausgegeben von Lappenberg im 21. Band der «Monumenta Germaniae» und im Separatabdruck der «Scriptores rerum Germanicarum» (Hannov. 1868), übersetzt von Laurent (Berl. 1852). Vgl. Völkel, «Die Slawenchronik H.s» (Danz. 1874) und Brosla in «Forschungen zur deutschen Geschichte» (Bd. 22, Götting. 1882).

Helmont (Joh. Bapt. van), Arzt und mystischer Theosoph, geb. zu Brüssel 1578, studierte zu Löwen mit solchem Erfolg Medizin und Chirurgie, daß er daselbst bereits in seinem 17. Jahre als öffentlicher Lehrer auftreten konnte. Doch gab er bald die Medizin auf, verließ sein Vaterland und irrte 10 Jahre in der Welt umher, bis er durch Bekanntschaft mit einem praktischen Chemiker Geschmack an der Chemie fand. Gleich Paracelsus hoffte er auf chem. Wege ein Universalmittel zu finden. Seine Liebe zur Medizin wurde wieder ach, die er sich nun neu schuf. Er selbst nannte sich Modicus per ignem, auf die Quelle anspielend, woraus er sein Heilmittel nahm, und machte sich durch die Bekämpfung des Aristoteles und Galenus viele Feinde. Nachdem er sich mit einem reichen Fräulein verheiratet, nahm er 1609 in Vilvorde bei Brüssel seinen Aufenthalt. Hier beschäftigte er sich bis zu seinem Tode mit chem. Arbeiten und mit dem Studium kabbalistischer und anderer mystischer Schriften. Dies führte ihn dahin, eine mystische, aus naturphilos. und medizin. Elementen gemischte Theorie aufzustellen. Ungeachtet die Chemie noch wenig ausgebildet war, machte er doch viele Entdeckungen; namentlich entdeckte er das Laudanum des Paracelsus, den Hirschhorngeist und das flüchtige Ölsalz, auch führte er den Namen «Gas» in die chem. Terminologie ein. Schließlich wollte er die ganze schulwissenschaftliche Medizin umstoßen; aber was er an deren Stelle setzte, war noch unsicherer als alles Bisherige. Er nahm Geister bei seinen Erklärungen zu Hilfe, ließ alles durch chem. Prozesse entstehen und berücksichtigte in seiner Krankheitslehre vorzugsweise den Magen und Unterleib. Nach ihm wird das Leben von einer Grundkraft, die er Archeus nennt, und von andern untergeordneten Kräften regiert. Sein System ist dem Paracelsischen ähnlich, nur klarer und wissenschaftlicher. Er starb 30. Dez. 1644. Seine Werke erschienen unter dem Titel «Ortus medicinae» zu Amsterdam (1648 u. öfter, die beste Ausgabe ist die von 1652). Vgl. Spieß, «H.s System der Medizin» (Frankf. 1840); Rommelaere, «Études sur J. B. van H.» (Brüss. 1868); Kopp, «Geschichte der Chemie» (Bd. 1, Braunschw. 1843).

Sein jüngster Sohn, Franciscus Mercurius van H., geb. 20. Okt. 1614, gest. zu Berlin 1699, suchte ebenfalls den Stein der Weisen und hinterließ mehrere theosophische Schriften, erwarb sich auch um die Physiologie der Sprache und um den Unterricht der Taubstummen nicht unbedeutende Verdienste. Vgl. Broeckx, «Le baron François Mercure van H.» (Antwerp. 1870).

Helmrose, das Scharnier, durch welches im Renaissancezeitalter, nachdem es üblich geworden war, den Helm durch Zerlegung in einzelne Teile beweglicher zu machen, die letztern (Hirn- oder Scheitelstück, Stirnstulp, Visier, Kinnreif) miteinander verbunden waren.

Helmsdorf (Friedr.), Landschaftsmaler, geb. in Magdeburg 1784, entfaltete seine Thätigkeit zuerst in Straßburg 1809, begab sich dann aber zu wiederholten malen nach Italien. Auch die Gebiete der Schweiz, des Schwarzwaldes und Oberrheins lieferten ihm günstige Vorwürfe, die meiste Anerkennung jedoch fanden seine während der zweiten ital. Reise entstandenen Landschaftsbilder. Sein berühmtestes Werk ist die Ansicht Roms vom Kloster Sant'-Onofrio mit der Eiche des Tasso, ausgezeichnet sind ferner das Kolosseum von Santo-Bonaventura aus, die Villa d'Este bei Tivoli und eine Felsenpartie zwischen Rom und Neapel, sowie der Remisee. Auch in Sicilien fand H. vielen Stoff zu seinen fein vollendeten und meist geistreich angeordneten Veduten. Nach Deutschland zurückgekehrt siedelte er sich in Karlsruhe an, wo er bad. Hofmaler wurde. Seine später entstandenen Gemälde erreichen indes die anfängliche Vortrefflichkeit nicht mehr. Er starb in Karlsruhe 26. Jan. 1852.

Helmstadt, Marktflecken im bayr. Regierungsbezirk Unterfranken, 16 km westlich von Würzburg.

1112 E., wurde geſchichtlich namhaft
fecht am 25. Juli 1866. Gegen 1½ Uhr
ſtieß die preuß. Diviſion Beyer bei
uf bayr. Vortruppen und warf dieſe,
auf dem Seſſelberge und bei H. mit
n aufgeſtellte bayr. Bataillone, welche
tliche Leitung fochten. H. wurde beſetzt,
die Diviſion Beyer unbewußt zwiſchen
iviſionen Stephan und Prinz Luitpold
Der linke Flügel der Diviſion Prinz
rde vom altersheimer Berge nach län-
te vom preuß. 32. Infanterieregiment
mm zurückgedrängt, und auch der rechte
. Das Gefecht ſchien um 6 Uhr been-
tlich hinter dem preuß. linken Flügel
me und 2 Batterien der Diviſion Ste-
nen. Die Hauptmacht der Diviſion
von der Ziegelhütte bei H. aus ſofort
n Gegner vor und trieb denſelben bis
o mehrere bayr. Batterien zur Auf-
en, zurück. Erſt die Nacht machte dort
e ein Ende.

dt, Kreisſtadt im Herzogtum Braun-
km öſtlich von der Stadt Braunſchweig,
ahe in einer weiten Thalſenkung zwi-
ald und Elm, 111 m über dem Meere,
Linien Jerxheim-H. und Braunſchweig-
nſchweigiſchen Bahnen und der Linie
. der Preußiſchen Staatsbahnen, iſt
Kreisdirektion und eines Amtsgerichts,
naſium, eine landwirtſchaftliche Schule,
ſchulen und eine höhere Töchterſchule,
8684 E. (darunter 579 Katholiken und
nd hat Fabrikation von landwirtſchaft-
inen, Schuhwaren, Thonwaren, Sei-
Pfeifen, Erdfarben, Watte, eine Dampf-
, Branntweinbrennereien, zwei Woll-
ämen, eine Zuckerraffinerie und eine
annte Fabrik für die Maſchinen der Sei-
t. H. hat jährlich elf ſtark beſuchte Kram-
ürfte. Die von Herzog Julius geſtiftete,
76 eingeweihte Univerſität ſtand beſon-
. Jahrh. in hoher Blüte, wurde aber
09 durch die weſtfäl. Regierung aufge-
dem im edelſten Renaiſſanceſtil aufge-
verſitätsgebäude (Juleum) befinden ſich
e der alten Univerſitätsbibliothek (18—
de). Sonſt ſind von Gebäuden ausge-
ot. Stephanskirche aus dem 12. Jahrh.
taphien berühmter Profeſſoren und die
Stadt, auf einer Anhöhe gelegene, 1256
eut ſtilvoll renovierte Kirche des luth.
ſtifts, ehemaligen Auguſtinernonnen-
berg, eine Pfeilerbaſilika, deren pracht-
tportal für ein Meiſterwerk des Über-
gilt; ferner das dem Juleum im Stil
eue Gymnaſium. Auf dem Cornelius-
Viertelſtunde weſtlich vor der Stadt, lie-
henſteine genannten Granitblöcke. In
end werden an vielen Stellen Braun-
ohlen und Koprolithen gegraben. Un-
em Thale des Lappwaldes liegt Bad
nd Klarabad mit eiſenhaltigen Quellen,
von Gichtleidenden beſucht, mit einem
er 1870—71 gefallenen Braunſchweiger.
iſch bekannt ſeit 798, als Ludgerus, der
f von Münſter, hier taufte und das
ariſierte Benediktinerkloſter St. Ludgeri
t Domäne mit kath. Kirche, unmittel-
bar öſtlich vor der Stadt; unter der Kirche liegt die St. Felicitas-Kapelle aus der erſten Hälfte des 11. Jahrh. Auf dem ehemaligen Kreuzganghofe befindet ſich eine reſtaurierte Doppelkapelle, deren obere Kapelle um 1000 erbaut iſt, während die untere Kapelle mindeſtens aus dem 10. Jahrh. ſtammt. Unter den Äbten von Werden an der Ruhr wuchs der um 900 im Gau Derlingo gegründete Ort heran, erhielt 1099 Stadtrechte, trat 1457 dem Hanſabunde bei und kam 1490 an Braunſchweig. Etwa 7 km öſtlich von H. liegt das gräfl. Gneiſenauſche Gut Sommerſchenburg mit dem Grabe des Feldmarſchalls Gneiſenau. Weſtlich von H. liegt das ehemalige Ciſtercienſerkloſter Marienthal mit einer ſchönen, neu reſtaurierten Kirche (erbaut in der erſten Hälfte des 12. Jahrh.) und vielen Reſten der Kloſtergebäude.

Der Kreis Helmſtedt zählt auf 788 qkm (1880) 57 809 meiſt evang. E. Vgl. Kunhard, «Beiträge zur Geſchichte der Univerſität H.» (Helmſt. 1797); Ludewig, «Geſchichte und Beſchreibung der Stadt H.» (Helmſt. 1821), «Geſchichte der ehemaligen Hochſchule Julia Carolina zu H.» (Helmſt. 1876).

Helmſturz, ſoviel wie Viſier (ſ. d.).

Helmwachtel, ſ. unter Baumhühner.

Helobiae nannte man früher in der ſyſtematiſchen Botanik eine Abteilung von Waſſer- und Sumpfpflanzen, zu welcher die Familien der Alismaceen, Butomaceen, Juncagineen und Najadaceen gerechnet wurden.

Heloiſe, ſ. Abälard.

Helophoriden, eine Familie kleiner in und am Waſſer lebender Käfer Europas und Nordamerikas, dem großen ſchwarzen Schwimmkäfer (ſog. Karpfenſtecher, Hydrophilus) nahe verwandt. (S. unter Palpicornie.)

Heloten (Heiloten) hießen in Lakonien die von der doriſchen Herrengemeinde in Sparta beherrſchten leibeigenen Bauern des Eurotasgebietes (angeblich nach der Stadt Helos, die erſt 770 v. Chr. als letzte Achäerſtadt dieſes Landes nach hartnäckiger Gegenwehr unterjocht wurde). Später war es der Name nicht nur für deren Nachkommen, ſondern für alle, die (wie namentlich die Meſſenier) in dasſelbe Verhältnis der Leibeigenſchaft verſetzt wurden. Doch unterſchieden ſich die H. von andern Sklaven dadurch, daß ſie nicht Eigentum der einzelnen Herren waren, ſondern dem ganzen Staate angehörten, der allein über ihr Leben und ihre Freiheit zu entſcheiden hatte. Namentlich beſorgten ſie, da Lykurgs Geſetze den doriſchen Spartanern jedes erwerbende Geſchäft unterſagten, den Ackerbau gegen einen beſtimmten und unveränderlichen Naturalpacht, konnten auch Vermögen erwerben, und dienten im Kriege als Schildträger und Knechte, zuweilen auch als Leichtbewaffnete und Matroſen. Da ſie infolge ihrer erblichen Knechtſchaft, ihrer gedrückten Lage und oft grauſamen Behandlung leicht zu Empörungen geneigt waren, ſo wurden ſie ſtets durch die Behörde höchſt mißtrauiſch mit Hilfe der jungen Krieger überwacht und (dieſes iſt die ſog. Krypteia) gefährliche Leute unter ihnen heimlich aus dem Wege geräumt; auch an größern Gewaltthaten fehlte es unter Umſtänden nicht. Andererſeits wurde namentlich während des Peloponneſiſchen Kriegs und ſpäter eine erhebliche Zahl im Kriege bewährter H. als ſog. Neodamoden mit der Freiheit belohnt. Erſt der Tyrann Nabis machte zu Ende des 3. Jahrh. die H. mit Gewalt zu Bürgern.

Helps (Sir Arthur), engl. Schriftsteller, geb. 10. Juli 1813 in Balham bei London, besuchte die Schule in Eton und die Universität Cambridge, war dann Privatsekretär bei Spring Rice, dem Schatzkanzler im Ministerium Lord Melbournes, seit 1840 bei Lord Morpeth, Hauptstaatssekretär für Irland, verlor diese Stelle aber schon 1841 bei dem Sturz des Ministeriums. Sein schriftstellerischer Ruf gründet sich zunächst auf sein «Friends in council» (erste Serie 1847—51), ein Werk, das wichtige Fragen der Politik und Sozialreform in einer Reihe von Dialogen behandelt. Im J. 1859 erschien eine zweite Serie unter demselben Titel, 1871 eine dritte als «Conversations on war and culture», 1873 eine vierte als «Talk about animals and their masters». Über die Frage der Sklaverei veröffentlichte H. «The conquerors of the new World and their bondsmen» (2 Bde., 1852) und im Zusammenhang damit das Werk «The Spanish conquest in America» (4 Bde., 1855—61). Der Erörterung polit. und sozialer Reformen dienten die Schriften «Organisation in daily life» (1862), «Realmah» (2 Bde., 1869), «Thoughts upon government» (1872) und «Social pressure» (1875). Im J. 1860 wurde H. zum Sekretär des Staatsrats ernannt, 1872 empfing er die Ritterwürde. Er starb 7. März 1875.

Helserwald, s. unter Werragebirge.

Helsingborg, alte, wohlgebaute Stapelstadt mit einem guten, bedeutend erweiterten, durch gemauerte Molen hergestellten Hafen in der schwed. Provinz Schonen im Län Malmöhus, an der engsten Stelle des Sund, Helsingör gegenüber, am Fuße eines Bergrückens, auf welchem sie einst lag, und wo noch die Reste ihres festen Schlosses, Kärnan, sich befinden, zählt (1882) 12479 E., welche von Handel, Schiffahrt, Fischerei, Ackerbau und Industrie leben. Durch die Privatbahnen nach Heßleholm und Eslöf ist H. mit dem Netze der schwed. Staatseisenbahnen in Verbindung gesetzt. Mit Dänemark wird ein reger Dampfschiffverkehr unterhalten. Zum Hafen gehören (1881) 69 Segel- und 2 Dampfschiffe von zusammen 20857 t Tragfähigkeit. Bedeutend ist besonders die Getreideausfuhr. Die Stadt ist denkwürdig durch mehrere Reichstage, Friedensverträge und Belagerungen im 14. Jahrh., durch die Niederlage der Hanseaten 1362 und der Lübecker 1535, durch wiederholte Belagerungen im 17. Jahrh., besonders aber durch die Schlacht 28. Febr. (11. März) 1710, in welcher die Dänen unter Rantzau von einem schwed. Bauernheere unter Magnus Stenbock mit großem Verlust zurückgeschlagen wurden. In neuerer Zeit sind die Seebäder von H. von Bedeutung geworden. Nur 2 km südöstlich von H. liegt der Sauerbrunnen und Kurort Ramlösa, der selbst aus Deutschland Besucher findet, und nördlich von der Stadt der Sauerbrunnen Helsan. Auch befinden sich in der Nähe die Steinkohlengruben von Höganäs, Wallåkra und Kropp, die wichtigsten in Skandinavien, und das westlichste Vorgebirge von Schonen, der 188 m hohe Kullen mit einem Leuchtturm.

Helsingfors (finnisch Helsinki), Hauptstadt des Großfürstentums Finland und zugleich des Län Nyland, schön auf einer in den Finnischen Meerbusen vorspringenden Landspitze gelegen, auf beiden Seiten von Inseln und Schären umgeben, an den Bahnen nach Petersburg und Sörnäs, ist die größte und schönste Stadt Finlands und besitzt in ihrem von allen Seiten eingeschlossenen, gegen das Meer durch die Felsen, auf denen die Festung Sweaborg liegt, beschützten Hafen einen sehr geräumigen und vorzüglichen Ankerplatz. Die Stadt hat in neuerer Zeit an ansehnlichem, schönem Äußern wie an Bedeutung als Handelsstadt außerordentlich gewonnen und zählt (1880) 43142 E.; 22400 sprechen schwedisch, 14600 finnisch und 4000 russisch (meistens russ. Militär). Es befindet sich daselbst der Sitz des General- und Civilgouverneurs, des finn. Senats und der finn. (Alexander-) Universität. Letztere, 1828 von Åbo hierher verlegt, zählt 60 Lehrer und etwa 700 Studierende und besitzt eine seit 1827 neubegründete Bibliothek von 140000 Bänden, mehrere Kliniken, einen botan. Garten und eine unter Argelanders Leitung errichtete Sternwarte. Unter den sehenswerten Gebäuden sind besonders zu erwähnen: die Bibliotheksgebäude, das Universitäts- und das Senatshaus, das Ritterhaus, das nach dem Muster des dresdener neuerbaute Theater, die Stationsgebäude der H.-Tavastehus-Eisenbahn, einige Kasernen, die 1830—52 erbaute Nikolaikirche, auf einem Felsen mitten in der Stadt und weithin sichtbar, die griech. Kirche und das Societätshaus. Eine schöne Anlage, die Esplanade, in welcher ein Monument des Dichters Runeberg steht, trennt die Stadt in zwei Teile. H. ist die bedeutendste Handelsstadt Finlands. H. ist auch ein beliebter Badeort und hat Seebäder, mehrere Kaltwasserheilanstalten und eine Mineralwassereinrichtung.

Helsinglaud, Provinz im nördl. Schweden, der nördlichste Teil des Gefleborgs-Län, mit 14768 qkm und (1882) 114831 E. Der Hauptfluß ist der aus Herjeådalen kommende Ljusnan. Die Provinz ist übrigens sehr reich an Gewässern, die 6,5 Proz. der gesamten Oberfläche aufnehmen. Unter den Seen sind Dellen und Bergviken, in besonders schöner Umgebung, die vornehmsten. Der Boden ist mager und gebirgig, der Reichtum aber an Wald wird fleißig ausgebeutet; Leinkultur (doch in Abnahme begriffen), Leinwandfabrikation, Sennerwirtschaft und Pferdezucht sind nächst dem Ackerbau die Hauptbeschäftigungen der wohlhabenden und gastfreundlichen Bewohner. In H. liegen die Städte Söderhamn (8319 E.) und Hudiksvall (4236 E.). H. wird von der Nordbahn in einer Länge von etwa 180 km durchschnitten, und besitzt auch einige kleinere Privatbahnen, die den Verkehr von der Küste mit dem Binnenlande vermitteln. Im nördlichen H. ist seit 1860 der Verkehr im Wassersystem vom Dellen durch den P. A. Tamms-Kanal sehr erleichtert worden.

Helsingör (frz. Elseneur, engl. Elsinore), See- und Handelsstadt im Amte Frederiksborg auf der dän. Insel Seeland, an der Eisenbahn nach Kopenhagen und an der schmalsten Stelle des hier nur 5 km breiten Sund, Helsingborg gegenüber, wohin von hier die Überfahrt stattfindet, zählt (1880) 8978 E., welche hauptsächlich vom Transitohandel und dem Verkehr mit den vielen hier anlegenden Schiffen leben. Der Ort besitzt mehrere Fabriken, eine bedeutende Schiffswerft, eine Realschule, ein Seebad und seit 1863 einen geräumigen und sicheren Hafen für Schiffe, die nicht über 6 m Wassertiefe haben. Zu demselben gehörten Ende 1882 114 größere Schiffe von 12527 Registertons, darunter 8 Dampfschiffe. Dazu kamen noch 574 kleinere Schiffe von weniger als je 4 t. Wichtig war früher H., weil hier bis 1857 der Sundzoll (s. Sund)

de. Zur Deckung wurde ganz in der
r Spitze einer Landzunge die frühere
nborg 1577—85 angelegt und 1688
rt, welche mit Wällen und breiten Grä-
n ist, ein Zeughaus, Kasematten und
mit einem Leuchtturm und einer Kapelle
In der Nähe liegt auch das ehemalige
chloß Marienlyst, welches jetzt an
esellschaft verkauft ist, und in dessen
das dortige Seebad ein Hotel und viele
r gebaut sind. Etwa 2 km gegen N.
ur Hellebäk (s. d.). H. wird schon 1288
enannt, 1522 von den Lübeckern ein-
nd verbrannt, 1535 für Christian II.
Kronenburg wurde 6. Sept. 1658 von
n unter Wrangel erobert, aber 1660
ückgegeben.

artholomäus van der), nächst Franz
rößte Porträtmaler der Holländischen
Komposition histor. Porträts diesem
eitem überlegen, wurde wahrschein-
m 1613 geboren und lebte zu Amster-
1670 auch starb. Eins seiner ausge-
Werke ist die Darstellung des Festmahls,
msterdamer Bürgergarde ihrem Kom-
Wits zur Feier des Westfälischen Frie-
n wahres Wunder von kecker, schöner
urer Darstellung, lebhaft an van Dyck
überhaupt herrscht in allen seinen Wer-
fartige Auffassung und Ausführung;
es, nichts Gelecktes. Seine Gewänder
d seine Figuren schön gezeichnet; auch
rwerk ahmt er die Natur bewunderns-
. Ein gleichfalls bedeutendes Gruppen-
ersammlung der amsterdamer Schützen
n eine eigenhändige Kopie im Louvre.
chönsten Bildnisse, Porträt eines jungen
esitzt die Liechtenstein-Galerie in Wien.
, Municipal- und Parlamentsborough
. Grafschaft Cornwall, an der Südküste,
WSW. von Falmouth, zählt (1881)
at eine Handelsschule, eine Seewarte
abrikation, und ist Mittelpunkt eines
n Ackerbau- und Bergwerksdistrikts.
n entfernten Portheven findet nicht
e Aus- und Einfuhr statt.

Kaspar), ungar. Schriftsteller, der sich
deutschen Druckschriften auch Kaspar
nte, war von sächs. Abkunft und zu
ermannstadt (Siebenbürgen) geboren.
Theologie in Wittenberg und wurde bei
ehr (1545) evang. Prediger in Klausen-
s Amt legte er um 1558 nieder und trat
hre Calvins über, um wenige Jahre
) dem Socianismus zu folgen. Schon
errichtete er in Verbindung mit Georg
Klausenburg eine Druckerei, aus der bis
che Werke in deutscher, lat. und ungar.
rvorgingen. H.s Hauptwerk ist seine
Übersetzung, die er im Verein mit meh-
en in 5 Bänden (1551—62) herausgab.
bersetzte er das «Tripartitum» des Ver-
ngarische (1571) und verfaßte nach den
des Bonfinius eine Chronik von Ungarn
s 1575; neueste Ausgabe von E. Toldy.
Andere zahlreiche Schriften (ein Fabel-
ein Cancionale 1574 u. a.) reihen H.
ifrigsten Pfleger der ungar. Litteratur
ch. Er starb um 1575.

Heltau, Industriedorf bei Hermannstadt (s. d.) in Siebenbürgen.

Heluân, Badeort in Ägypten, 23 km südlich von Kairo, 5 km östlich vom Nil, in der sog. Arabischen Wüste, hat Schwefelquellen, welche 1871—72 gefaßt worden sind, nachdem Dr. Reil die Anlagen schon 1868 begonnen hatte. Sie haben eine Temperatur von 30° C., enthalten Chlornatrium und Chlormagnesium und sind reich an Kohlensäure, Schwefelwasserstoff und Stickstoff. H. hat ein großes Hotel, Villen für Badegäste, ein Badehaus mit Inhalationssaal, eine Trinkquelle, Sandbäder in der Wüste und durch eine Dampfpumpe bewässerte Gartenanlagen. Wegen der reinen Wüstenluft ist H. 1874 zu einem Luftkurort eingerichtet. Eine Wasserleitung versorgt den Ort mit Nilwasser und eine Eisenbahn verbindet ihn seit 1877 mit Kairo. Im J. 700 haben hier die Araber unter der Regierung Abd-el-Melils den ältesten ersten Mekyas oder Nilometer eingerichtet; der gegenwärtige bei Raudah ist 16 Jahre jünger.

Heluiren (lat.), schlemmen, prassen; davon Heluation.

Helvella *L.* (Faltenmorchel, Lorchel), Pilzgattung aus der Familie der Discomyceten. Die Arten derselben, von denen etwa 15 in Deutschland vorkommen, sind fast sämtlich eßbar. Es sind meist ziemlich große Pilze mit unregelmäßig gelapptem und kugelig angeschwollenem Hute, der eine runzelige oder gefaltete Oberfläche besitzt. Der Stiel ist von hellerer Farbe als der Hut. Das die Sporenschläuche enthaltende Hymenium ist über den ganzen Hut ausgebreitet und hat gewöhnlich eine braune oder braunrote, seltener eine gelbliche Färbung. Die bekannteste Art ist die Speiselorchel oder Steinmorchel, auch Hasenmorchel genannt, H. esculenta *Pers.* Sie hat einen wachsartigen, stark aufgetriebenen Hut, der auf einem 2—5 cm hohen Stiel sitzt; sie kommt hauptsächlich in Nadelwäldern vor und ist einer der besten Speiseschwämme. Eine dieser ähnliche Art, H. suspecta *Krombh.*, kommt ebenfalls in Nadelwäldern, aber weniger häufig vor, sie unterscheidet sich von der vorigen durch eine lebhaftere rotbraune Farbe und durch die fast schwammige Beschaffenheit des Hutes, der Geschmack derselben ist unangenehm süßlich; sie muß jedenfalls als verdächtig gelten, ist übrigens leicht von der vorigen zu unterscheiden. Die übrigen Arten sind größtenteils eßbar, kommen aber seltener vor. (S. Morchella.)

Helvetier (Helvetii), ein großes kelt. Volk, erscheint in der Geschichte zuerst bei dem Zuge der Cimbern und Teutonen, denen sich die Tiguriner, einer ihrer vier Stämme (pagi), anschlossen. Diese brachten dem Heere des röm. Konsuls Lucius Cassius 107 v. Chr. am Genfersee eine schwere Niederlage bei. Nach dem Untergange der Cimbern und Teutonen kehrten die Tiguriner in ihre Heimat zurück. Die Wohnsitze der H. (Ager Helvetiorum) erstreckten sich zu Cäsars Zeiten vom Genfersee (Lacus Lemanus) bis zum Bodensee (Lacus Venetus oder Brigantinus), von welchem aus bis zum Gotthard (Adula mons) es gegen SO. an Rätien grenzte. Gegen S. schieden es die Berner Alpen von den kleinen kelt. Völkerschaften, die das Rhônethal (Wallis) bewohnten; gegen W. der Jura von den Sequanern. Im N. hatten die H. früher jenseit des Rheins auch das südwestl. Deutschland bis zum Main innegehabt, aus welchem sie durch

german. Sueven verdrängt worden waren, das aber noch späterhin die «Wüste» der H. benannt ward. Die Absicht, ihr Land, das sie in 12 Städten und 400 Dörfern bewohnten, zu verlassen und sich im südwestl. Gallien ein ergiebigeres Gebiet zu erobern, wurde in ihnen durch Orgetorix, einen ihrer Edeln, rege gemacht. Dieser fand über seinem Streben nach der Königsherrschaft den Tod, die H. aber wurden an der Ausführung ihres Plans durch Julius Cäsars Sieg bei Bibracte (Autun in Burgund) 58 v. Chr. gehindert. Das Schlachtfeld ist wahrscheinlich auf der Ebene zwischen Ivry und Cussi-la-Colonne im NO. oder bei St.-Nicolas-sous-Charmoy im Süden von Autun zu suchen. Von 368000 Menschen, darunter 92000 streitbare Männer, die in Gallien einbrachen, gehörten 263000 den H., die übrigen andern benachbarten Stämmen an; nur 110000 kehrten in die Heimat zurück. Nach ihrer Unterwerfung unter die Römer gehörten sie zu dem röm. Gallien, seit Augustus zur Belgica, seit der Diocletianisch-Konstantinischen Zeit zu der Provinz Maxima Sequanorum. Als sie 70 n. Chr. die Herrschaft des Prätendenten Vitellius nicht anerkennen wollten, wurden sie von dessen Unterfeldherrn Cäcina auf dem Bözberge (Mons Vocetius) bei dem heutigen Baden (im Aargau) in einer blutigen Schlacht überwunden und erhielten erst nach schwerer Heimsuchung die Verzeihung des Siegers. Röm. Wesen und Leben, von dem zahlreiche, allerorten aufgefundene Altertümer zeugen, fanden bei den H. eine Stätte, namentlich seitdem 43 v. Chr. durch L. Munatius Plancus die militärisch wichtige Colonia Raurica, später Augusta Rauricorum (Augst bei Basel), gegründet worden, an den Hauptorten Aventicum (Avenches-Wifflisburg), der Hauptstadt Vindonissa (Windisch im Aargau), Julia equestris zu Noviodunum (Nyon am Genfersee), Viviscum (Vevay), Eburodunum (Yverdun), Salodurum (Solothurn). (Vgl. Th. Mommsen, «Die Schweiz in röm. Zeit» [Zür. 1854]). Mit der zweiten Hälfte des 3. Jahrh. beginnen die Einfälle der Alamannen (s. d.) in diesen Teil des Römischen Reichs, die, wenn auch oft zurückgewiesen, doch immer wieder erneuert wurden und zu Anfang des 5. Jahrh. mit der Einnahme des größten Teils des Landes durch die Alamannen endigten. Den südwestl. Teil am Jura trat 436 der röm. Feldherr Aëtius an die Burgunder ab, die sich später von da östlich bis zur Reuß ausdehnten. (S. Schweiz.)

Helvetisches Kollegium (Collegium Helveticum) hieß ein Priesterseminar, welches der Kardinal Karl Borromäus zu Mailand begründete, um kath. Geistliche für die Schweiz auszubilden.

Helvetische Konfession, s. Reformierte Kirche.

Helvetische Konsensusformel (lat. Formula Consensus Ecclesiarum Helveticarum Reformatarum) heißt die letzte Bekenntnisschrift, welche in der reform. Kirche aufgestellt worden ist. Die Veranlassung dazu war das Auftauchen mancher Abweichungen von dem zu Dordrecht (1619) festgesetzten Lehrbegriff. Nach langen Vorverhandlungen wurde die Formel von Heidegger (s. d.) entworfen, von den übrigen Theologen begutachtet und Juni 1675 von den reform. Kantonen der Schweiz angenommen. Den strengen Geist der Formel erkennt man schon aus den drei ersten Kanones, welche bestimmen, daß die Heilige Schrift von Gott eingegeben sei nicht bloß nach den Worten, sondern nach den Wörtern, nicht bloß die Konsonanten, sondern auch die Vokale, und daß Gott diese Schrift zugleich in so wunderbarer Weise bewahrt habe, daß der Text durch Vergleichung von Handschriften, Übersetzungen u. dgl. nicht verbessert werden könne. Wegen dieser starren Orthodoxie ist die Formel bereits vor Mitte des 18. Jahrh. thatsächlich in Abgang gekommen.

Helvetische Republik, Name des nach der Eroberung der Schweiz durch Frankreich 11. April 1798 auf schweiz. Boden errichteten franz. Vasallenstaats, welcher bis 8. Sept. 1814 (Tagsatzung von Zürich) bestand.

Helvetische Wüste, s. Lichtland.

Helvétius (Claude Adrien), berühmter franz. Philosoph, aus ursprünglich schweiz. Familie, der Sohn des Jean Claude Adrien H. (geb. 1662, gest. 1755) und der Enkel des Jean Adrien H. (geb. 20. Febr. 1727), die sich beide als Ärzte einen Namen erwarben, wurde im Jan. 1715 zu Paris geboren. Er war für das Finanzfach bestimmt und wurde nach beendigten Studien zu seinem Oheim geschickt, um sich praktisch in diesem Fache auszubilden. Schon im 23. Jahre erhielt er eine Generalpächterstelle, die er jedoch wieder aufgab und gegen ein Hofamt bei der Königin vertauschte, vermochte aber auch in den Zerstreuungen des Hofs keine Befriedigung zu finden. Im J. 1751 heiratete er die schöne und geistvolle Tochter des Grafen Ligniville, eine Nichte der Frau von Graffigny, und von nun an lebte er den größten Teil des Jahres auf seinem Landgute Voré, wo er sich seiner Familie, Studien und schriftstellerischen Arbeiten widmete. Er hob auch den Ackerbau auf seinen Gütern, suchte Industrie in Gang zu bringen und übte eine ungemessene Wohlthätigkeit. Im J. 1758 gab er sein berühmtes Werk «De l'esprit» heraus, in welchem er alle Thätigkeiten des menschlichen Geistes aus dem Gefühls- oder Auffassungsvermögen (sensibilité) ableitet und den Beweis zu führen sucht, daß der Hebel aller menschlichen Thätigkeit das Bedürfnis der Selbstbefriedigung (l'intérêt) sei, die Tugend aber nur darin bestehe, die eigene Befriedigung dem allgemeinen Wohlsein, zunächst des engern geselligen Kreises, weiter dann der Gemeinde, des Staats, endlich der Menschheit unterzuordnen. Seine Angriffe auf das Bestehende in Religion und Politik zogen ungeachtet der Verhüllung, in welcher er sie vortrug, dem Werke und seinem Verfasser Verfolgung zu. Das Buch wurde 1759 auf Befehl des Parlaments öffentlich verbrannt, und H. sah sich genötigt, einen förmlichen Widerruf zu leisten. Erbittert hierüber, machte er 1764 eine Reise nach England und ging im Jahre darauf nach Deutschland. In Potsdam nahm ihn Friedrich II. mit Auszeichnung auf, obschon ihm seine wissenschaftlichen Ansichten nicht zusagten. Noch in der Fülle seiner Kraft starb H. 26. Dez. 1771. Nach seinem Tode gab der Fürst Galizin von ihm noch das Werk «De l'homme, de ses facultés intellectuelles et de son éducation» (2 Bde., Lond. 1772; deutsch von Wichmann, Bresl. 1773) heraus, worin H. die Gedanken seines Buchs «De l'esprit» weiter ausgeführt hatte. Unter den Gesamtausgaben seiner Werke sind die beiden von 1795 in 5 und in 14 Bänden die besten.

Helvig (Amalie von), häufig unrichtig Hellvig oder Hellwig geschrieben, geborene Freiin von

talentvolle Schriftstellerin, geb. 16. Weimar, genoß auf dem väterlichen bei Nürnberg und später in Erlangen Erziehung. Nachdem sie ihren Vater ie im 15. Jahre nach Weimar. Mehtungen wurden von Schiller in den ach» und das größere Gedicht «Abfora» in die «Horen» aufgenommen. d durch Voß' «Luise» über das Wesen s unterrichtet, schrieb sie das epische Schwestern von Lesbos» (Heidelb. 1833). Kurz nach dem Erscheinen e sie zur Hofdame in Weimar ernannt r 1802 ihren nachherigen Gemahl, von H., kennen. Erst nach dem Tode nd eines Bruders folgte sie ihm mit rn nach Schweden. Ihr Gemahl Diensten 1807 zum Generalfeldzeugegen; als Pommern 1810 von Schween abgetreten wurde, trat er als in preuß. Dienste. Nach ihrer Rückand lebte sie in Heidelberg, dann in in Berlin, wo sie 17. Dez. 1831 starb. terarischen Arbeiten sind noch zu erGedicht «Die Schwestern von Kor». u. Lpz. 1812), «Die Tageszeiten»), das mit Fouqués Gattin heraushenbuch der Sagen und Legenden» 3), «Die Sage vom Wolfsbrunnen» , «Helene von Tournon» (Berl. 1824) gung von Tegnérs «Fridthiofssaga» neue Aufl. 1858).

is, Stadt in den Niederlanden, luis.

las), erster schweiz. Buchdrucker, em alten adeligen Geschlecht der von gen 1400, war Chorherr der Kirche des ünster im Aargau. Die Buchdruckerahrscheinlich 1466 zu Basel kennen gelche Zeit er als Syndikus des Stifts as geistliche Gericht dahin abgesendet nen Rechtsstreit für das Stift durchin erster Druck war der «Mamotlich «Mammotractus», d. i. Mutter» Lexikon zur Erklärung biblischer er gleichzeitig mit Schöffers «MamMainz erschien. Zwei Jahre später eculum vitae humanae», später noch hne Angabe des Drucks und ohne ie aber, wegen der Gleichheit der em «Speculum», ihm zugeschrieben arb 20. März 1475. Vgl. Abi, «Die u Beromünster» (Einsiedeln 1870).

Felicia Dorothea), engl. Dichterin, 1793 zu Liverpool, wo ihr Vater, Namens Browne, Handelsgeschäfte omantische Umgebung von Gwrych , wo die Familie nach einer verunulation in stiller Abgeschiedenheit brit. Heldenthaten im Kriege auf der Halbinsel weckten ihr poetisches Tatatete den Kapitän Hemans, von dem achdem sie Mutter von fünf Söhnen ennte. Bereits 1812 gab sie in den fections» eine Sammlung ihrer lyriheraus. Ihr größeres Gedicht «The f the works of art in Italy» (1816) dern Greece» gewannen den Beifall te «Tales and historic scenes in verses» (1819) enthalten treffliche Balladen. Mit dem Wettgesange «Dartmoor» trug sie den von der Royal-Society of Literature 1821 ausgesetzten Kampfpreis davon. In ihrem «Forest sanctuary» (1825; deutsch von Freiligrath, Stuttg. 1871) verherrlicht sie das prot. Märtyrertum. Als Frucht ihres Studiums der span. Sprache und Litteratur erschien ihr «Siege of Valencia, the last Constantine, and other poems» (1823), während man ihrer Vorliebe für die deutsche Litteratur die «Songs of Cid» und «The lays of many lands» verdankt. Körners Dichterleben und Heldentod feierte sie in ihrem Gedichte «Koerner and his sister». Religiöse Poesien sind die «Songs of the affections» (1830), «Scenes and hymns of life, and other religious poems» (1834), «Hymns on the works of nature» (1833) und «Hymns for childhood» (1834). In den «Records of women» (1828) schilderte sie weibliche Charaktere und webte ihre persönlichen Schicksale mit ein. Sie starb 16. Mai 1835 auf dem Landgute Redesdale bei Dublin. Unter den zahlreichen Ausgaben ihrer Gedichte ist hervorzuheben die von Rossetti (Lond. 1873).

Hemau, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Oberpfalz, Bezirksamt Parsberg, im Fränkischen Jura, in 508 m Höhe, 24 km im WNW. von Regensburg, zählt (1880) 1596 fast nur kath. E., ist Sitz eines Amtsgerichts, hat ein Schloß, eine große Wasserleitung und Bierbrauereien.

Hemd (althochdeutsch hemidi, von heman, bedecken, bekleiden; frz. chemise; engl. shirt, smock, shift) war ursprünglich die Bezeichnung für Bekleidung, Hülle, Kleid überhaupt, dann insbesondere für ein weites, meist vorn teilweis offenes Kleid, wie Panzer-, Chor-, Fuhrmannshemd u. dgl. Jetzt versteht man unter Hemd im engern Sinne eine weite, meist unmittelbar auf dem Leib getragene Bekleidung, zu deren Herstellung besonders Leinen, Baumwolle, Shirting, Dowlas, das meist von elsässer Fabriken hergestellte sog. Hemdentuch, Wolle, z. B. Flanell, und zuweilen auch Seide dient. Die Anfertigung der H. erfolgt jetzt fast allgemein im Wege der Großindustrie auf Nähmaschinen, als welche besonders die Wheeler u. Wilson-Maschinen Verwendung finden. Hauptfabrikationsort für H. ist in Deutschland Bielefeld. Nachthemden erhalten einen etwas andern Schnitt als die bei Tage getragenen. Die feinern Männerhemden (Oberhemden) haben auf der Brust einen gewöhnlich aus besserm Leinen hergestellten Einsatz, der entweder schlicht oder mit Falten oder Stickerei versehen ist. Die Einsätze pflegt man in besondern Fabriken und zwar auf speziell zu diesem Zweck konstruierten Wheeler u. Wilson-Nähmaschinen anzufertigen; als Hauptbezugsquelle für die gestickten Einsätze gilt Plauen im Vogtlande. Der Rumpfteil der Oberhemden wird aus dem Vorder- und Rückenteil zusammengesetzt. In dem Vorderteil wird zuerst der Einsatz eingesteppt; dann werden die beiden Teile mittels der sog. Passen, welche die Schulter- oder Nackenstücke bilden, verbunden. Die Ärmel erhalten meist einen keilförmigen Längseinsatz (Spiele oder Zwickel) und werden an ihrem untern Ende mit einem Bändchen oder Queder, seltener mit einer Manschette versehen. Auch die Kragen werden jetzt nur noch selten direkt an den Halsteil der Oberhemden genäht. Frauenhemden erhalten kurze Ärmel und werden oft in reichster Weise mit Stickereien verziert. Wollene Hemden,

die sonst fast nur für Kranke üblich waren, werden in neuerer Zeit, hauptsächlich seitdem Professor Jäger in Stuttgart hierfür Propaganda macht, viel getragen.

Hemdförmige Oberkleider kommen bereits bei den vornehmen Ägyptern des Altertums vor, und zwar sowohl bei den Männern wie Frauen; bei den vorderasiat. Völkern, namentlich den Chaldäern und Assyrern, waren sie schon früh das eigentliche Nationalkleid. Auch die Perser, Hebräer, Kleinasiaten ꝛc. trugen ähnliche Gewänder. Desgleichen erscheinen die Unterkleider der Griechen, Etrusker und Römer hemdartig. Im 11. Jahrh. war bei den Kulturvölkern des mittlern Europa das H. wie die Hose bei dem vornehmern Manne vom Anstand durchaus geboten; das niedere Volk trug nur einen kurzen Rock ohne H., mit oder ohne Beinbekleidung. Im 12. Jahrh. erscheint es als vornehmstes Unterkleid (Nider-wât oder Nider-Kleid, Hemede), gewöhnlich von Leinwand, nach Art der Tunika vorn geschlossen und kurzärmelig. Aus der sittenlosern Zeit des 13. Jahrh. wird erzählt, der Stoff sei so dünn gewesen, daß man die Weiße der Haut habe hindurchscheinen sehen. Indessen übernimmt es auch die Rolle des Rocks und es wird auch dieser durch den Ausdruck bezeichnet. Im 16. Jahrh. wächst das H. gegen den Hals herauf und umgibt ihn mit einem kleinen Kragen. Der obere Rand wurde durch einen breiten, in Gold, Silber und Seide gestickten Saum gebildet; Damen schenkten solche kostbare Arbeiten an Freunde und Verwandte. In den Luxusgesetzen jener Zeit wird der damit getriebene Aufwand wiederholt eingeschränkt. Später kommt vielfach der Spitzenbesatz in Aufnahme, der eine gleiche Entfaltung üppiger Mode gestattet.

Hemel-Hempstead, Marktstadt in der engl. Grafschaft Hertford, 37 km im NW. von London, 2,4 km von der Nordwesteisenbahn, besteht aus einer 0,8 km langen Straße mit (1881) 9064 E. und hat Strohflechterei, Papierfabrikation, Eisengießerei, Brauereien, Gerbereien und bedeutenden Getreidehandel.

Hemelingen, Dorf in der preuß. Provinz Hannover, Landdrostei Stade, Kreis Verden, Amt Achim, unweit rechts der Weser, 6 km im SO. von Bremen, Station der Linie Wanne-Haltern-Bremen der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1880) 2851 meist prot. E. und hat etwa 30 Cigarrenfabriken, welche für bremer Firmen arbeiten, zwei Brauereien, fünf Ziegeleien, eine mechan. Spinnerei, Eisengießerei, Glockengießerei, Fabrikation von Maschinen, Silberwaren, Dachpappen und Kisten.

Hemĕra (grch.), der als Göttin personifizierte Tag, war nach Hesiod eine Tochter des Erebus (s. d.) und der Nyx und eine Schwester des Äther.

Hemeralopie (grch.), Nacht- oder Schneeblindheit, ist eine Anomalie der Sehfunktionen, infolge deren die befallenen Augen bei herabgesetzter Beleuchtung, in der Dämmerung oder nachts auffallend schlechter als gesunde Augen, oder auch gar nicht sehen, während ihr Sehvermögen bei guter Tagesbeleuchtung ein vollkommen normales oder doch ein verhältnismäßig gutes ist, und hat ihren Grund in einer herabgesetzten Empfindlichkeit der Netzhaut gegen Licht (torpor retinae). Die H. ist häufig die Folge einer Überblendung der Netzhaut, befällt ganz gesunde Augen, wenn diese längere Zeit ohne genügenden Schutz einer sehr grellen Beleuchtung ausgesetzt werden, namentlich wenn die betreffenden Individuen sich in einem mangelhaften Ernährungszustande befinden. Längerer Aufenthalt in Gletschergebirgen, auf Schnee- und Eisfeldern, an oder auf der spiegelnden Meeresfläche oder einem von der Sonne grell beschienenen hellen Boden bringt die Gefahr der Erkrankung mit sich, die daher besonders Alpen- oder Polarreisende, Schiffsmannschaften u. s. w. befällt und dann leicht einen epidemischen Charakter annimmt. Die Krankheit heilt leicht bei kräftigender Ernährung durch einen mehrwöchentlichen Aufenthalt in dunkeln Räumen, in denen die überblendete Netzhaut ihre Empfindlichkeit für geringere Lichtquantitäten wiedergewinnt, in ähnlicher Weise, wie ein gesundes, aus dem Hellen ins Dunkle gebrachtes Auge im Anfang nichts erkennt und sich erst allmählich orientiert.

Eine zweite Form der Nachtblindheit findet ihre Begründung in gewissen krankhaften anatom. Veränderungen des innern Auges, zu denen allermeist eine angeborene Präbisposition vorliegt und deren hauptsächlichste darin besteht, daß die Wandungen der Netzhautgefäße zu dick, die Lumina der letzten sehr eng sind und daß somit die zur Ernährung der dem Sehen direkt dienenden Netzhaut bestimmte Blutmenge eine anomal geringe und unzureichende ist. Der Torpor der Netzhaut ist dann der direkte Ausdruck einer mangelhaften Ernährung derselben, welche, zuerst die äquatorialen Teile der Netzhaut betreffend, schließlich, meist unter gleichzeitig auftretender Bildung eines schwarzen Pigments in ihrem Gewebe, zu vollkommener, auch auf den Sehnerven selbst sich erstreckender Atrophie ausartet (getigerte Netzhaut, Pigmentamaurose). Diese Art der H. ist mithin als Prodromalphase einer zwar nur sehr langsam sich entwickelnden, doch aber schließlich unfehlbar eintretenden unheilbaren Erblindung von schwerster Bedeutung. Charakteristisch für diese Form ist in funktioneller Beziehung die schon in den Anfangsstadien nachweisbare, immer mehr zunehmende Verengerung der Gesichtsfelder, welche die Orientierung der Kranken, auch während sie central noch gut sehen, sehr erschwert. Wie die angeborene Taubstummheit, so wird dieses Leiden, welches stets beide Augen befällt, ziemlich häufig bei Individuen getroffen, welche aus Ehen von Blutsverwandten entsprossen sind, und nicht selten finden sich bei denselben beide Leiden gleichzeitig vor. Endlich kommt, jedenfalls am seltensten, eine dritte Art von H. vor, welche angeboren ist, auf erkennbaren krankhaften anatom. Veränderungen nicht beruht, mit Gesichtsfeldbeschränkungen nicht verbunden ist und ebenso wenig in wahre Sehschwäche oder Erblindung ausartet.

Hemerobĭden, eine Familie der Netzflügler, zu der auch die Florfliegen (s. d.) gehören.

Hemerocallis, Taglilie, zu den Liliaceen, und zwar zur Abteilung der Asphodeleae gehörige Gattung, welche aber nach Jussieu mit einigen andern Gattungen die Familie der Hemerocallideae bildet. Sie umfaßt perennierende Pflanzen der gemäßigten Striche Europas und Asiens mit knolligem oder zwiebeligem Rhizom, langen, schmalen, gekielten Blättern und blattlosen Stengeln, welche eine Doldentraube schöner Blumen tragen, die sich nur dadurch von denen der Lilien unterscheiden, daß die sechs Blumenblätter am Grunde zu einer kurzen, den Fruchtknoten umschließenden Röhre verwachsen sind. Mehrere Arten sind schon seit langen Jahren in den Gärten beliebt, so H.

r wohlriechenden orangegelben Blu-
ınd Juni, H. fulva mit bräunlich-
eruchlosen Blumen im Juni und H.
einen Blättern und größern gelben,
enden Blumen. Noch schöner ist H.
na, die sibirische Taglilie, mit einer
Doldentraube großer goldgelber Blu-
h während längerer Zeit täglich zwei
ch öffnen. In reichem Boden und
nt etwas begossen, blüht dieselbe im
ten mal im September.

omen (grch., Tagläufer), bei den
Schnellläufer, welche als Eilboten

inum (grch.), Tagezeiger, Kalender.
(grch.), Bezähmung der Leidenschaf-
windung.
grch., entsprechend dem lat. semi),
Zusammensetzungen vorkommend.
ie (grch.), Halbsehen (weniger pas-
niopie genannt), ist eine Störung
gens, bei welcher auf beiden Augen
r Hälfte des Gesichtsfeldes nicht ge-
al die der Lage nach korrespondieren-
lften gelähmt sind, und ist begründet
mlichen Verteilung der Nervenfasern
ten. Bei allen Wirbeltieren nämlich
in jeder Gehirnhälfte die für die Netz-
ten Nervenfasern an der Schädelbasis
trange (tractus opticus) und treten
ktus, nach vorn hin konvergierend, zu
g (chiasma nervorum opticorum)
deren vordern Teile die beiden Seh-
ngen. Diese Kreuzung ist jedoch nicht
beltieren eine vollständige, sondern
und denjenigen Tieren, die für beide
meinschaftliches Gesichtsfeld besitzen,
oder Halbkreuzung (semidecussatio),
erhalb der Kreuzungsstelle jeder Trak-
kreuztes und ein ungekreuztes Bündel
ungekreuzte Bündel des linken Seh-
n der Außenseite des linken Sehnerven
fte der linken Netzhaut, während sein
ndel an der Innenseite des rechten
r linken Hälfte der rechten Netzhaut ver-
leicher Weise versorgt das ungekreuzte
echten Traktus die rechte Hälfte der
in gekreuztes Bündel die rechte Hälfte
haut. (S. Tafel: Das Auge des
Fig. 4 und 6.) Trifft nun z. B. eine
tterguß, Geschwulstbildung u. s. w.)
hstrang oder die centralen Hirnteile,
seine Fasern bezieht, so erlischt auf
die Thätigkeit der linken Netzhaut-
s Sehvermögen der rechten Gesichts-
daß bei geradeaus gerichtetem Blicke
n Fixierpunkte gelegenen Objekte nicht
en (rechtsseitige homonyme oder
e H.), während bei Funktionsstörung
raktus infolge der Lähmung beider
uthälften beide linken Gesichtsfeld-
den (linksseitige homonyme H.).
das Leitungshindernis hinter dem
em Winkel zwischen beiden Sehsträn-
dem Chiasma, zwischen den beiden
s trifft die Lähmung die beiden ge-
ß. die innern Netzhauthälften beider
enden Bündel, und dem entsprechend
schläfenwärts gelegenen Hälften

beider Gesichtsfelder (temporale H.). In selte-
nen Fällen und bei komplizierten Prozessen in den
betreffenden Hirn- oder Nervenpartien kommt es
vor, daß die nasenwärts gelegenen oder obern oder
untern Hälften beider Gesichtsfelder fehlen. Ein
nur vorübergehendes, d. h. einige Minuten bis eine
halbe Stunde anhaltendes Halbsehen, auf einem
oder beiden Augen, jedoch mehr in atypischer und
wechselnder Gestalt, zeigt sich bei temporären Ano-
malien der Blutcirkulation in der Netzhaut und den
centralen Teilen des Gesichtssinnes, also namentlich
bei hysterischen Zuständen, besonders aber bei
einer die Migräneanfälle häufig einleitenden oder
begleitenden Sehstörung, die man wegen der da-
bei oft vorhandenen subjektiven Lichterscheinungen
Flimmerskotom nennt.

Hemianthrōp (grch.), Halbmensch, ein Mensch
in halbtierischem Zustande.

Hemicephălus (grch.), auch als Halbkopf,
Katzen- oder Krötenkopf, Akranie oder
Anencephalie bezeichnet, angeborene, nicht le-
bensfähige Mißbildung des menschlichen und tieri-
schen Körpers, bei welcher Schädelkapsel und Ge-
hirn fehlen und der ganze Kopf nur aus dem Ge-
sichtsteil besteht, kommt während der Fötalzeit
durch chronische Entzündung des sog. Medullar-
rohrs, d. i. der embryonalen Hirnanlage, zu Stande
und ist in der Regel mit Spaltung der Wirbelsäule
und Mangel des Rückenmarks verbunden.

Hemichkel (grch.), Halbkreis; hemicyklisch,
halbkreisförmig.

Hemiëdrie oder Hälftflächigkeit nennt man,
im Gegensatz zur Holoëdrie oder Vollflächigkeit, das
gesetzmäßige Auftreten einer Krystallform mit nur
ihrer halben Flächenzahl. Vielfach zeigt es sich,
daß eine Krystallform zwar ihre Flächen in genau
derselben Lage besitzt wie eine andere, aber diese
Flächen nur in der halben Anzahl aufweist, weshalb
man von der einen (holoëdrischen) Form auf die
andere (hemiëdrische) gelangt, wenn man die sym-
metrisch verteilte Hälfte ihrer Flächen verschwinden
läßt, wobei die übrigbleibende Hälfte für sich eine
geschlossene, von untereinander gleichen Flächen be-
grenzte Gestalt bildet. So liefert das Oktaëder bei
der H. das Tetraëder, das Tetrakishexaëder erzeugt
das Pentagondodekaëder, die hexagonale Proto-
pyramide das Rhomboëder. Dabei kann es ver-
schiedene Modalitäten der H. geben, je nachdem
auf diese oder auf eine andere Weise die Aus-
wahl der zum Verschwinden bestimmten Hälfte der
Flächen erfolgt ist. Aus dem Hexakisoktaëder ent-
stehen z. B. nach zwei abweichenden Modalitäten
der H. einerseits das Tetrakishexaëder, andererseits
das Dyakisdodekaëder. Doch muß bemerkt werden,
daß bloß bei einer Anzahl von Krystallformen die
H. die thatsächliche Ausbildung von nur der Hälfte
der Flächen im Gefolge hat. Wenn andere For-
men, z. B. der Würfel, von der H. erfaßt werden,
so bleibt dessen von sechs gleichen Quadraten um-
schlossene Gestalt als solche bestehen. Hier äußert
sich daher die H. nicht morphologisch, sondern ledig-
lich in der Weise, daß die Räume zwischen den
Hauptschnitten, welche äußerlich alle gleich erschei-
nen, doch physikalisch nur abwechselnd gleich sind:
die acht Ecken des hemiëdrischen Würfels stimmen
in physikalischer Hinsicht bloß abwechselnd überein.
Man kann also die H. als die Erscheinung bezeich-
nen, daß die Räume zwischen den Hauptschnitten —
die Krystallräume — entweder in morphologischer

oder in physikal. Hinsicht bloß abwechselnd gleich sind, wobei die Verteilung der gleichen Räume ganz regelmäßig ist. Es ist einleuchtend, daß bei jeder H. zwei hemiëdrische Formen entstehen müssen, welche sich gegenseitig zur holoëdrischen Stammform ergänzen, daher sie komplementäre Formen, oder auch, weil sie bei völliger Ähnlichkeit einen Gegensatz in der Stellung zeigen, Gegenkörper genannt worden sind. In der Natur findet eine strenge Scheidung zwischen holoëdrischen und hemiëdrischen Formen statt, indem eine und dieselbe, als Mineralart auftretende chem. Substanz entweder nur holoëdrisch oder nur hemiëdrisch, und im letztern Falle auch nur in einer bestimmten Modalität der H. kristallisiert.

Hemiglobus (grch.-lat.), Halbkugel.

Hemimorphie oder Hemimorphismus nennt man nach dem Vorgange von Breithaupt die (nicht mit der Hemiëdrie zu verwechselnde) Erscheinung, daß Kryſtalle, welche nicht dem regulären System angehören, an den entgegengesetzten Enden einer Symmetrieachse, gewöhnlich der Hauptachse oder Vertikalachse, gesetzmäßig durch die Flächen ganz verschiedener Formen begrenzt werden. Diese Formen sind daher entweder nur mit ihrer obern oder mit ihrer untern Hälfte ausgebildet. Ein Beispiel liefert das hier abgebildete Kieselzinkerz; Fig. 1 zeigt oben Basis und Makrodoma, unten eine Pyramide; in Fig. 2 erscheinen oben zwei Makrodomen, zwei Brachydomen und die Basis, unten ebenfalls nur eine Pyramide. Auch die Kryſtalle des Turmalins sind ausgezeichnet hemimorph, indem sie an den beiden Enden der Vertikalachse ganz abweichende Rhomboëder, oder an dem einen (obern) Ende Rhomboëder, an dem andern (untern) die Geradendfläche aufweisen. Die H. findet sich auch bisweilen an den Kryſtallen des Struvit und Wulfenit, unter den künstlich dargestellten Substanzen an denen des Jodsuccinimid, Tolylphenylketon, Resorcin und Quercit. Die Erscheinung gewinnt deshalb ein doppeltes Interesse, weil die meisten hemimorphen Kryſtalle zugleich die Eigenschaft besitzen, durch Erwärmung polarelektrisch zu werden, d. h. an den entgegengesetzten, formell verschieden ausgebildeten Enden gleichzeitig die entgegengesetzten Elektricitäten zu entwickeln.

Fig. 1.

Fig. 2.

Hemimorphit, soviel wie Galmei.

Hémine, Getreidemaß, s. Emine.

Hemiopie (grch.), s. Hemianopie.

Hemiplegie (grch.), Halblähmung oder halbseitige Lähmung, meist Folge des Gehirnschlagflusses. (S. Schlagfluß.)

Hemiprismen nennt man die beiden ungleichwertigen Flächenpaare, welche bei den Kryſtallen des triklinen Systems zu einem vierseitigen vertikalen Prisma verbunden sind; Hemipyramiden diejenigen beiden ungleichwertigen vierzähligen Flächenkomplexe, welche sich zur Pyramide des monoklinen Kryſtallsystems kombinieren.

Hemipteren (Hemiptĕra), s. Halbflügler.

Hemisphäre, s. Halbkugel.

Hemisphären des Gehirns, s. u. Gehirn, Bd. VII, S. 661a.

Hemistichion (grch.), Halbvers.

Hemitropie, s. unter Kryſtall.

Hemling wurde früher fälschlich der Maler Hans Memling (s. d.) genannt.

Hemlockextrakt, amerik. Tanninextrakt, ein Gerbmaterial, welches aus der Rinde der in Nordamerika einheimischen Hemlockstanne und Schierlingstanne dargestellt wird und als Ersatz der Eichenlohe dienen soll. Es bildet eine braune, sirupartige Flüssigkeit, die nach einer Analyse von Neßler 14,3 Proz. Gerbstoff, im übrigen Wasser und wertlose Materie enthält.

Hemlockleder, ein Leder, welches mit Hilfe des aus der Rinde der Schierlingstanne (Hemlockrinde) gewonnenen Hemlockextrakts bereitet wird. (S. unter Lederfabrikation.)

Hemlockrinde, die in der Lederfabrikation (s. d.) verwendete Rinde der Schierlingstanne.

Hemlock- oder **Schierlingstanne,** s. unter Tanne.

Hemming (Nikol.), hervorragender evang. Theolog Dänemarks, geb. 1513 auf der Insel Laaland, gehörte auf der Universität Wittenberg zu den eifrigsten Schülern Melanchthons. In die Heimat zurückgekehrt, wirkte er zunächst als Hauslehrer, ward dann Prediger an der Heiligengeistkirche in Kopenhagen, später Professor der griech. und hebr. Sprache, 1557 Professor der Theologie an der dortigen Universität. Von den eifrigen Lutheranern heftig angefeindet, wurde H. 1579 seiner Stellung an der Universität entsetzt und mit einem Kanonikat am Dom zu Roeskilde bedacht. Hier starb er 23. Mai 1600. Seine Schriften verbreiten sich über fast alle theol. Disciplinen.

Hemmingstedt, Dorf in der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, Kreis Süderdithmarschen, 8 km nördlich von Meldorf, am Rande des Marschlandes, zählt (1880) 531 E. Bei H. an einer Stelle, die im Volksmunde Dusendüwelswarf hieß, erlitt König Johann 17. Febr. 1500 eine schwere Niederlage durch die Dithmarschen unter Wolf Isebrand.

Hemmkette (frz. chaine d'enrayage, engl. drag-chain), eine Kette, welche durch die Speichen und um die Achse eines Wagenrades geschlungen wird, um eine Fortbewegung desselben zu verhindern oder wenigstens aufzuhalten.

Hemmschuh oder Radschuh (frz. sabot d'enrayage, engl. skid-shoe), ein hölzerner oder eiserner Klotz, der, ähnlich einer Bremse (s. d.), mittels einer Schraube gegen die Lauffläche der Räder eines Wagens gedrückt wird, um letztern zum Stillstand zu bringen oder den Lauf desselben, besonders bei dem Bergabfahren, zu hemmen (aufzuhalten); früher bestand der H. in einer schuhähnlichen hölzernen oder eisernen Rinne, welche beim Bergabfahren unter das eine Hinterrad geschoben und dort mittels einer Kette befestigt wurde.

Hemmung oder Echappement (frz. échappement, engl. escapement), bei Uhren diejenige Vorrichtung, durch welche der Gang derselben zum Zweck der Regulierung in kleinen, gleichmäßigen Intervallen unterbrochen wird. (S. unter Uhrenfabrikation.)

Hemmung, in der Physiologie die Unterbrechung gewisser Bewegungen und vegetativer Vorgänge durch die Thätigkeit bestimmter Nerven, der sog. Hemmungsnerven, welche bei ihrer Reizung nicht wie die übrigen centrifugalen Nerven die von ihnen versorgten Organe zur Thätigkeit

ndern gerade im Gegenteil die Thä-
ehtern verringern oder selbst ganz un-
Dies geschieht aber durch die Vermit-
tümlicher nervöser Werkzeuge, welche
denmark, teils im verlängerten Mark
gelegen sind und als Hemmungs-
ezeichnet werden. Am genauesten er-
am leichtesten zu demonstrieren sind die
rscheinungen am Herzen. Durchschnei-
em Hund oder Kaninchen am Halse den
irnnerven oder Vagus und reizt hier-
ipheren Nervenstumpf vermittelst eines
en elektrischen Stroms, so nimmt die
rzschläge nicht nur sehr beträchtlich ab,
kann auch die Herzthätigkeit bis nach
der Nervenreizung vollständig unter-
den, während die einfache Durchschnei-
agus ohne gleichzeitige elektrische Rei-
rzthätigkeit beschleunigt, woraus her-
ß der Vagus einen die Herzaktion
nden Einfluß ausübt und somit ein
ner Hemmungsnerv für das Herz ist.
der große Eingeweidenerv (nervus
s major), welcher von den Brustgang-
mpathicus entspringt, zu den Hem-
n zu zählen, denn seine Reizung hebt
rmigen Bewegungen des Darms auf.
r Absonderung der Drüsen und andern
Prozessen spielen hemmende Nerven
bedeutsame Rolle, die aber freilich im
t noch genauer zu erforschen ist.

ngsbildung, jede Mißbildung, welche
Stande kommt, daß der Embryo und
e auf einer frühern Stufe der Entwicke-
blieben. (S. Mißbildung.)

orrichtung, soviel wie Bremse (s. d.).

ch (Friedr. Wilh.), Naturforscher, s.
enberg. [s. Emesa.

Hauptort eines Liwa im Vilajet Syrien,

rhuis (Tiberius), ausgezeichneter hol-
olog, geb. 9. Jan. (nach andern 1. Febr.)
Groningen, wurde von seinem Vater,
e, vorbereitet, sodaß er schon im 14.
Universität seiner Vaterstadt besuchen
er vorzüglich Mathematik studierte.
e darauf ging er nach Leiden, um die
n der dortigen Universitätsbibliothek
und erhielt 1704 die Professur der
und Philosophie zu Amsterdam, dann
griech. Sprache zu Franeker, welche er
20 antrat. Er wurde 1740 als Lehrer
Sprache und der Geschichte nach Leiden
o er 7. April 1766 starb. Mit Recht
an ihn als das vollendete Muster eines
naisten. Das Studium der griech.
derte er, indem er derselben nach den
Vorarbeiten von J. Scaliger und Sau-
t eine wissenschaftliche Grundlage gab
Stifter einer eigenen Schule wurde, aus
huken und Valckenaer als seine berühm-
ller hervorgingen. Seine Hauptwerke
sgabe des «Onomasticon» von Pollux
msterd. 1706), die auserwählten Ge-
Lucian (Amsterd. 1708 u. 1732) und
des Aristophanes (Harlingen 1744; ver-
bdruck von Schäfer, Lpz. 1811). Ein
Bild seines Lebens und Wirkens gibt
dem «Elogium Hemsterhusii» (Leid.
89), welches in Deutschland von Linde-
mann in den «Vitae duumvirorum T. Hemsterhusii et D. Ruhnkenii» (Lpz. 1822) u. a. von neuem herausgegeben wurde.

Sein Sohn, Franz H., bekannt als Kunstkenner und philos. Schriftsteller, geb. 1722 in Groningen, bekleidete, nachdem er in Leiden und im Haag längere Zeit privatisiert, die Stelle eines ersten Commis bei der Staatskanzlei der Vereinigten Niederlande und starb im Haag 1790. Er widmete sich besonders dem Studium der alten Philosophie, namentlich der Sokratischen, suchte auch den durch Locke verbreiteten Sensualismus weiter auszubilden und auf populäre Weise darzustellen. Zu seinen ästhetischen und archäol. Schriften gehören die «Lettre sur la sculpture» (Haag 1769) und die «Lettre sur une pierre antique». Der Religionsphilosophie sind der Dialog «Aristée, ou de la divinité» (1779) und die «Lettre de Diocles à Diotime sur l'athéisme» (1785) gewidmet. Außerdem schrieb er «Sur les désirs», «Sur l'homme et ses rapports», «Simon, ou des facultés de l'âme», die Dialogen «Alexis, ou de l'âge d'or» (1787) und «Sophyle, ou de la philosophie» (1778). Seine sämtlichen Schriften gab Jansen 1792 heraus; schon vorher waren die wichtigern als «Vermischte philos. Schriften des Franz H.» (3 Tle., Lpz. 1792) erschienen. Die neueste Ausgabe derselben besorgte Meyboom (3 Bde., Leeuwarden 1846—50). Vgl. Grucker, «François H., sa vie et ses œuvres» (Par. 1866).

Hen (grch. ἓν), eins; ἓν καὶ πᾶν (Hen kai pän), eins und alles.

Henade (grch.), soviel wie Monade (s. d.).

Henares, Fluß in den span. Provinzen Guadalajara und Madrid Neucastiliens, entspringt in der Sierra Ministra nördlich von dem Passe, durch welchen die Eisenbahn von Madrid nach Saragossa in das Thal des Jalon führt, fließt nach Südwesten neben der Eisenbahn an Siguënza, Guadalajara, Alcalá de Henares vorüber und mündet nach einem Laufe von 150 km bei Mejorada del Campo in den Jarama, einen rechtsseitigen Zufluß des Tajo. Der H. speist den Henareskanal in der Umgegend von Humánes, zwischen Jadragun und Guadalajara; mittels eines gewaltigen Dammes, der ihn sperrt, und 5 Schleusen gibt er dem 45 km langen Kanale das Wasser, welches 12000 ha Landes im Thale von Guadalajara und Alcalá befruchtet.

Heucke (Karl Ludw.), Astronom, geb. 8. April 1793 zu Driesen in der Altmark, machte als freiwilliger Jäger die Freiheitskriege mit und wurde bei Lützen verwundet. Später war er an verschiedenen Orten als Postbeamter, zuletzt als Postmeister zu Friedeberg in der Neumark thätig. Nachdem er seinen Abschied genommen, widmete er sich in Driesen der Astronomie, wurde der Entdecker zweier kleiner Planeten, der Asträa (1845) und Hebe (1847), und lieferte eine der berliner akademischen Sternkarten. H. starb 21. Sept. 1866 zu Marienwerder.

Henckel von Donnersmarck, ein altes, in Schlesien ansässiges Grafengeschlecht, welches seinen Ursprung von Peter von Thurzo auf Donnersmarck oder Csötörtökhely im Zipser Komitate herleitet, welcher um 1378 zuerst den Namen Hen-Kell führte und beibehielt. — Lazarus H. (geb. 1551, gest. 1624), kaiserl. Geheimrat und Direktor der Bergwerke in allen kaiserl. Erblanden, brachte sein Haus zu großem Ansehen; unter anderm erwarb er 1623 die schles. Herrschaften Beuthen und Oderberg. — Von seinen Söhnen wurde Lazarus II.

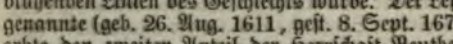
H. (geb. 1573) am 18. Dez. 1636 in den Freiherrenstand, dann von Kaiser Ferdinand III. 29. Juli 1651 in den Reichsgrafenstand erhoben. Er hinterließ bei seinem 1664 erfolgten Tode drei Söhne, von denen der älteste, Graf Elias H. (geb. 1603, gest. 1667), Stifter der 1803 erloschenen Oberberger Linie wurde, der zweite, Graf Gabriel H. (geb. 1609), ohne männliche Nachkommen 1666 starb, der dritte, Graf Georg Friedrich H., als Stifter der Beuthenschen Hauptlinie Stammvater der noch jetzt blühenden Linien des Geschlechts wurde. Der Letztgenannte (geb. 26. Aug. 1611, gest. 8. Sept. 1671) erbte den zweiten Anteil der Herrschaft Beuthen, Tarnowitz-Neudeck. — Von seinen beiden Söhnen stiftete der ältere, Graf Leo Ferdinand H. (geb. 1640, gest. 24. Febr. 1699), die sog. mittlere oder kath. Linie zu Beuthen, der jüngere, Graf Karl Maximilian H. (geb. 12. Febr. 1645, gest. 18. Aug. 1720), die jüngere oder evang. Linie auf Tarnowitz und Neudeck.

Ein Sohn des Stifters der ältern Linie zu Beuthen, Graf Karl Joseph Erdmann H., geb. 24. Febr. 1688, war bis 1745 preuß. Oberpräsident zu Oppeln, wurde aber von Friedrich II., weil er den Österreichern Vorschub geleistet, aller seiner Würden für verlustig erklärt, mußte nach Österreich flüchten und starb 5. März 1760 zu Ödenburg in Ungarn. Gegenwärtiges Haupt dieser Linie, welche in Oberschlesien die Fideikommißherrschaft Beuthen nebst den Herrschaften Siemianowitz, Guretzko, Lassowitz mit Sowitz, in Kärnten die Herrschaften Wolfsberg (360 qkm), St. Leonhard (180 qkm), Groß-Reideben und Wiesenau besitzt, ist Graf Karl Hugo Lazarus Anton H., geb. 26. April 1811, welcher 1813 seinem Vater, Grafen Karl Joseph Erdmann H., folgte.

Die jüngere oder evang. Linie zu Tarnowitz-Neudeck, gestiftet vom Grafen Karl Maximilian H., zerfiel mit dessen beiden Söhnen abermals in zwei noch gegenwärtig blühende Zweige. — Der ältere Sohn, Graf Leo Maximilian H., (geb. 1. März 1691, gest. 25. Aug. 1770), begründete den ältern oder sächs. Zweig der Tarnowitzer Linie. Er war der Vater des Grafen Victor Amadeus H., geb. 15. Sept. 1727, der sich namentlich während des Siebenjährigen Kriegs auszeichnete und zu den kenntnisreichsten Offizieren der preuß. Armee gehörte, weshalb ihn Friedrich II. auch auswählte, um dem Feldzuge der Russen gegen die Türken 1769 beizuwohnen. Als 1790 Preußen an der litauischen Grenze ein Armeekorps aufstellte, erhielt H. den Oberbefehl. Sein «Militärischer Nachlaß» (2 Bde., Zerbst 1847—49) wurde von Zabeler herausgegeben. Er starb 31. Jan. 1793 als preuß. Generallieutenant. — Sein Enkel, Graf Leo Amadeus Maximilian H., geb. 8. Jan. 1829 zu Merseburg, Oberschloßhauptmann zu Weimar, ist das gegenwärtige Haupt des ältern Zweigs der Tarnowitzer Linie. Derselbe veröffentlichte «Briefe der Brüder Friedrichs d. Gr. an meine Großeltern» (Berl. 1877). — An der Spitze des jüngern oder schles. Zweigs steht Graf Guido H., geb. 10. Aug. 1830, freier Standesherr auf Oberbeuthen und erbliches Mitglied des preuß. Herrenhauses.

Hendeka (grch., «elf»), im alten Athen eine eigentlich nur aus zehn durchs Los ernannten Mitgliedern bestehende Behörde, denen aber der an den Geschäften mitbeteiligte Schreiber zugezählt wurde. Die Behörde der «Elfmänner» hatte die Aufsicht über die Gefängnisse und über die Vollziehung der Strafen an den Verbrechern und besaß Strafgewalt über die auf frischer That ertappten Verbrecher.

Hendekasyllaben (grch.), «elfsilbige» Verse; solche sind der Alcäische Vers (die zwei ersten Verse der Alcäischen Strophe), der Sapphische Vers (die drei ersten Verse der Sapphischen Strophe) und der Phaläkische Vers, welcher besonders bei Catull als eigene Versart vorkommt und folgendes Schema hat:



Hendel-Schütz (Johanna Henriette Rosine), s. Händel-Schütz.

Hendiadys (grch. eigentlich Hendiadyoin, d. h. eins durch zwei), rhetorische Figur, welche darin besteht, daß zwei Substantiva einander beigeordnet werden, von denen das eine die Geltung eines attributiven Adjektivs hat, z. B. arma virumque cano statt: armatum virum cano, oder Eisen und Waffen statt: eiserne Waffen.

Hendon, Gemeinde in der engl. Grafschaft Middlesex, 10,5 km im NW. von der St. Pauls-Kathedrale zu London, Station des Midland Railway, links am Brent River, zählt (1881) 10484 E. und hat eine kath. Missionsanstalt.

Hendrichs (Herm.), Schauspieler, geb. 17. Okt. 1809 zu Köln, war in seiner Jugend Kaufmann, bevor er zunächst in Offenbach, dann in Darmstadt 1831 einen ersten Versuch auf den Brettern wagte. Von 1831 bis 1837 jugendlicher Liebhaber am Theater seiner Vaterstadt, wurde er 1837 Mitglied des hannoverschen, 1840 Mitglied des berliner Hoftheaters, trat aber schon nach 6 Monaten in den Verband des hamburger Stadttheaters ein. Von 1844 bis 1864 wirkte H. wieder am berliner Hoftheater, ließ sich dann pensionieren und gab während der Wintermonate Vorstellungen am berliner Victoriatheater, das er noch kurz vor seinem am 1. Nov. 1871 in Berlin erfolgenden Tode übernahm. Seine besten Rollen waren Götz, Wetter von Strahl, Egmont, Tell u. s. w.

Hendschel (Albert), Zeichner und Maler, geb. 9. Juli 1834 zu Frankfurt a. M., genoß seine künstlerische Ausbildung im Städelschen Institut und unter dem Genremaler Jak. Becker. Lange blieb der Künstler ohne Erfolg; sowohl seine graphischen Arbeiten als seine Ölbilder blieben ohne Anerkennung. In den J. 1869 und 1870 bereiste er Italien, ohne auch durch diesen Anlaß zu etwas Hervorragendem angeregt zu sein. Endlich brachte ihm ein glücklicher Wurf große Anerkennung, als er eine Reihe Zeichnungen (photographisch vervielfältigt) unter dem Titel: «Blätter aus Albert H.s Skizzenbuche» (2 Tle., Frankf. 1872—75) herausgab. Es sind witzige und anmutige kleine Scenen aus dem Volksleben, aus der Kinderwelt und dem Alltagstreiben der Straße. H. starb 22. Okt. 1883 zu Frankfurt a. M.

Hendyoëder (grch.), eine nur seltene Bezeichnung, in der krystallographischen Sprache von Weiß geltend für die Kombination eines monoklinen (zwei- und eingliederigen) Prismas mit der einfach schief geneigt angesetzten Basis; ein solches Hexaid findet sich z. B. am orthoklastischen Feldspat.

Henequen oder Hennequen, soviel wie Aloehanf (s. d.).

Heneter, s. Veneter.

Hengist (Hengest) und **Horsa** (Hors) heißen in brit. (keltischen) Quellen die Anführer, welche

ermaniſche Scharen nach England ge-
ollen, mit denen ſie dann einen Teil
eland eroberten. Neuere Forſchung
eſtellt, daß die Ankunft der Angel-
t und den umliegenden Grafſchaften
r Jahre früher ſtattgefunden haben
amen Hengiſt und Hors deuten beide
hin, welches Tier man ſpäter im
Kent und von Altſachſen findet.
ors ſind als Helden der Sage aufzu-
ſen, was von ihnen erzählt wird, ent-
chtlichen Begründung. Gildas be-
on ihnen, von ihm übernahm Beda
und verbreitete ſie weiter. Geſchicht-
aß die Angelſachſen auf Thanet lan-
ent feſtſetzten und von da aus weiter
Im J. 455 ſoll Hors im Kampfe
engiſt geſtorben und ſein Sohn Äſc
rſchaft gefolgt ſein.
r männliche Einhufer.

erg (Ernſt Wilh.), einflußreicher prot.
er der orthodox luth. Richtung, geb.
zu Fröndenburg in der Grafſchaft
1819 die Univerſität Bonn. Hier
et Mitglied der Burſchenſchaft und
nächſt philoſ. und philol., beſonders
n zu. Als Frucht derſelben erſchien
Überſetzung der «Metaphyſik» des
d. 1, Bonn 1824) und die Schrift
Moallakah» (Bonn 1823). Dann
ein Jahr nach Baſel, habilitierte ſich
als Privatdocent in der philoſ. Fa-
n, Oſtern 1825 in der theol. Fakultät,
ſerord., 1828 ord. Profeſſor der Theo-
n, wo er 28. Mai 1869 ſtarb.
ch von Anfang an als entſchiedener
Nationalismus auf und ward bald
ührer der orthodox-pietiſtiſchen Partei.
ab H. die «Evang. Kirchenzeitung» her-
nächſt entſchieden zur Union ſtand und
en Lutheraner bekämpfte. Als dann
ch dem Konfeſſionalismus freundlicher
rte H. zu deſſen Hauptwortführern.
r zu der ſeit 1858 im Oberkirchenrat
ſt gelangten Partei der «poſitiven
ten von der «Neuen Evang. Kirchen-
tſchiedenen Gegenſatz. Erſt der Kampf
meinſamen Gegner, die freie wiſſen-
eologie und den Proteſtantenverein,
den Parteien wieder zuſammen. H.
träge zur Einleitung ins Alte Teſta-
, Berl. 1831—39), «Chriſtologie des
nts» (3 Bde., Berl. 1825—35; 2. Aufl.
Geſchichte des Reiches Gottes unter
nde» (2 Bde., Berl. 1869—70), «Kom-
e Pſalmen» (4 Bde., Berl. 1842—45),
ch Salomonis ausgelegt» (Berl. 1853),
ungen des Propheten Ezechiel» (2 Tle.,
68), «Das Evangelium des heil. Jo-
ert» (2 Bde., Berl. 1861—62), «Die
des heil. Johannes erläutert» (2 Bde.,
51), «Die Juden und die chriſtl. Kirche»
2. Aufl. 1859), «Das Duell und die
(Berl. 1856), «Die Freimaurerei und
Starramt» (Berl. 1854). Vgl. Joh.
Ernſt Wilhelm H. nach ſeinem Leben
(3 Bde., Gütersloh 1876—81).

n (Alfred, Freiherr von), öſterr. Feld-
tenant, geb. zu Oberdöbling bei Wien 11. Aug. 1810, Sohn des mit Mozart befreundeten jüd. Bankiers Ritter Joſeph von H., wurde als Kind getauft und trat 1828 als Kadett in das öſterr. Ingenieurkorps, zeichnete ſich 1848 in Italien aus, ſtieg 1849 zum Oberſten im Generalſtabe auf, wurde 1854 Generalmajor und diente 1859 als Feldmarſchallleutenant in Südtirol. In Anerkennung ſeiner damaligen Leiſtungen verlieh ihm der Kaiſer den Freiherrenſtand; 1860 wurde H. Generaladjutant der Armee in Italien, 1863 Kommandant des 5. Armeekorps und 1864 Chef des Generalſtabes im Kriegsminiſterium. Bei Ausbruch des Deutſchen Kriegs 1866 trat H. als Generalſtabschef zur Nordarmee, wurde nach der Niederlage bei Königgrätz wie Feldzeugmeiſter Benedek ſeiner Stellung enthoben und vor ein Kriegsgericht geſtellt. Das Verfahren iſt nicht zu Ende geführt worden, doch wurde H. nach der Beendigung des Kriegs in den Ruheſtand verſetzt und ſtarb 29. Jan. 1882 zu Wien.

Hénin-Liétard, Stadt im franz. Depart. Pas-de-Calais, Arrondiſſement Béthune, 24 km im OSO. von Béthune, Station der Linien Lens-Carvin und H.-Don Sainghin der Franzöſiſchen Nordbahn, zählt (1876) 5491 E. und hat Steinkohlenbergbau, Flachsſpinnerei und Stickerei.

Heniochen (jetzt Hainuch), ein kaukaſ. Volk auf einem Teile der nordöſtlichen, von den Ausläufern des Kaukaſus erfüllten Küſte des Schwarzen Meeres. Sie wohnten zwiſchen den Zichen (Dſighetti) und Abasgern (Abchaſen) und waren im Altertum als gefährliche Seeräuber gefürchtet.

Henk (Ludw. Friedr. Wilh. von), kaiſerlich deutſcher Vizeadmiral, geb. 4. März 1820 zu Anklam, entſchied ſich im Alter von 15 Jahren für den ſeemänniſchen Beruf, begann ſeine Laufbahn auf Handelsſchiffen, machte zahlreiche Reiſen und brachte es bald zum Kapitän. Bei der Bildung der preuß. Marine im J. 1849 trat er als Auxiliaroffizier in dieſelbe ein, wurde 1856 Kapitänlieutenant, 1859 Korvettenkapitän, nachdem er vorher einige Jahre auf die engl. Marine kommandiert war. Im J. 1861 wurde er als Decernent und Vorſtand des Hydrographiſchen Bureau in das Marineminiſterium zu Berlin berufen und 1865 als Kommandant der Dampfkorvette Nymphe mit dieſer nach dem Mittelmeer entſandt. Im Deutſch-Öſterreichiſchen Kriege wurde er zum Befehlshaber der aus der Nymphe u. ſ. w. beſtehenden preuß. Nordſeeflottille ernannt. Während des Deutſch-Franzöſiſchen Kriegs von 1870 und 1871 kommandierte er die Panzerfregatte König Wilhelm im Geſchwader des Vizeadmirals Jachmann und wurde 1871 zum Chef der Marineſtation der Nordſee befördert. Im J. 1872 ernannte ihn der Kaiſer zum Kontreadmiral und berief ihn als Direktor der Admiralität nach Berlin. Er verblieb in dieſer wichtigen Stellung bis zum J. 1879, wurde jedoch zeitweilig während der J. 1873, 1874 und 1875 zur Führung des während der vier Sommermonate zuſammengezogenen Übungsgeſchwaders abkommandiert, 1877 zum Vizeadmiral befördert und 1878 in den erblichen Adelsſtand erhoben. Das Verhältnis zwiſchen dem Chef der Admiralität, von Stoſch, und H. geſtaltete ſich von Anfang an nicht beſonders gut, da erſterer vor allem militäriſche Grundſätze in der Marine zur Geltung bringen zu müſſen glaubte, während H. die Anſicht vertrat, daß dies nur inſoweit angängig wäre, als dabei auch die nautiſch-techniſchen

Interessen volle Berücksichtigung fänden. Als H., von diesem Gesichtspunkte ausgehend, nach der Katastrophe des Großen Kurfürst (1878) sich dem Gutachten der Sachverständigenkommission anschloß, welche den Fall in einer Weise beurteilte, die den Anschauungen des Generals von Stosch diametral entgegenstand, war dies im Verein mit einer andern Differenz der wilhelmshavener Werft die Ursache zu einem offenen Bruch zwischen beiden, infolge dessen H. vom Kaiser seinen Abschied erbat und mit der gesetzlichen Pension zur Disposition gestellt wurde. H. lebt seitdem in Berlin. Außer zahlreichen Abhandlungen von nautisch-militärischer Natur hat H. ein größeres Werk: «Die Kriegführung zur See in ihren wichtigsten Epochen» (Berl. 1881), veröffentlicht.

Henke (Adolf Christian Heinr.), berühmt durch seine Leistungen in dem Gebiete der Staatsarzneikunde, geb. 12. April 1775 zu Braunschweig, erhielt daselbst seine Gymnasialbildung und studierte seit 1795 zu Helmstedt und Göttingen Medizin, war dann Hausarzt bei einem holstein. Edelmann in Schwansee und ließ sich 1802 als praktischer Arzt in Braunschweig nieder. Er wurde 1805 Physikus in Wolfenbüttel, noch in demselben Jahre aber als außerord. Professor nach Erlangen berufen und veröffentlichte das «Handbuch der allgemeinen und speziellen Pathologie» (3 Bde., Berl. 1806—8) und das «Handbuch zur Erkenntnis und Heilung der Kinderkrankheiten» (2 Bde., Frankf. 1809; 4. Aufl. 1837). Im J. 1809 begann er Vorlesungen über Staatsarzneikunde zu halten, und legte durch diese den Grund zu seinem «Lehrbuch der gerichtlichen Medizin» (Berl. 1812; 13. Aufl. von Bergmann, 1859), das ihm in Deutschland wie im Auslande großen Ruhm erwarb. Im J. 1816 wurde er ord. Professor für Physiologie, Pathologie und Staatsarzneikunde, übernahm 1818 die Professur der Therapie und Klinik und die Direktion der klinischen Anstalten, und ward 1821 zum Hofrat ernannt. H. starb 8. Aug. 1843. Von seinen Schriften sind noch hervorzuheben die «Abhandlungen aus dem Gebiete der gerichtlichen Medizin» (5 Bde.; 2. Aufl., Lpz. 1822—34) und seine «Zeitschrift für die Staatsarzneikunde» (Erlangen 1821 fg.), die erst von Siebenhaar und Siebert, dann seit 1850 von Behrends fortgesetzt wurde. Anonym gab H. die treffliche «Darstellung der Feldzüge der Verbündeten gegen Napoleon in den J. 1813—15» (4 Bde., 1814—16) heraus.

Sein Bruder, Hermann Wilhelm Eduard H., geb. 28. Sept. 1783 zu Braunschweig, war seit 1833 Professor der Rechte zu Halle und starb 14. März 1869 zu Braunschweig. Derselbe hat sich als Kriminalist einen geachteten Namen erworben durch die Schriften: «Versuch einer Geschichte des deutschen peinlichen Rechts» (2 Bde., Sulzb. 1808—9), «Lehrbuch der Strafrechtswissenschaft» (Zür. 1815), «Darstellung des gerichtlichen Verfahrens in Strafsachen» (Zür. 1817) und sein Hauptwerk: «Handbuch des Kriminalrechts und der Kriminalpolitik» (4 Bde., Berl. 1823—38).

Henke (Heinr. Phil. Konr.), freisinniger prot. Theolog, namentlich Kirchenhistoriker, geb. 3. Juli 1752 zu Hehlen im Braunschweigischen, erhielt seine Gymnasialbildung zu Braunschweig und studierte zu Helmstedt, wo er 1777 außerord. und 1780 ord. Professor der Theologie wurde. Der Herzog von Braunschweig ernannte ihn 1786 zum Abt von Michaelstein bei Blankenburg; 1801 wurde er Generalsuperintendent der Döcese Schöningen, 1803 Abt zu Königslutter und bald darauf Vizepräsident des Konsistoriums und Kurator des Carolinums zu Braunschweig. Er starb zu Braunschweig 2. Mai 1809. Den Grund zu seinem theol. Rufe legte er durch seine «Kirchengeschichte» (Bd. 1—6, Braunschw. 1788—1804; neue Aufl. 1795—1806; fortgesetzt von Vater, Bd. 7—9, 1818—20). Von seinen Schriften sind noch zu nennen die «Lineamenta institutionum fidei christianae historico-criticarum» (Helmst. 1783; 2. Aufl. 1795; deutsch, Helmst. 1803), «Kirchengeschichte des 18. Jahrh.» (Braunschweig 1802), «Opuscula academica» (Lpz. 1802). H. war entschiedener Vertreter des Kantschen Rationalismus.

Sein Sohn, Ernst Ludwig Theodor H., geb. 22. Febr. 1804 zu Helmstedt, habilitierte sich 1827 in Jena mit einer Schrift, «De epistolae, quae Barnabae tribuitur, authentia», ward 1833 daselbst außerord. Professor, nachdem er inzwischen am Carolinum zu Braunschweig als Lehrer gewirkt hatte. Im J. 1836 als Konsistorialrat und Direktor des Predigerseminars nach Wolfenbüttel berufen, ging er bereits 1839 als Professor nach Marburg, ward 1846 zweiter, 1848 erster Bibliothekar, 1849 Ephorus des theol. Seminars und starb 1. Dez. 1872. Sein Hauptwerk ist die Monographie «Georg Calixt und seine Zeit» (2 Bde., Halle 1853—60). Außerdem sind zu nennen: «Papst Pius VII.» (Marburg 1860), «Konrad von Marburg» (Marburg 1861), «Kaspar Peucer und Nik. Krell» (Marburg 1865), «Zur neuern Kirchengeschichte» (Marburg 1867), die Biographie «Jak. Friedr. Fries» (Lpz. 1867). Dreydorff veröffentlichte aus H.s litterarischem Nachlasse «Ergebnisse und Gleichnisse» (Lpz. 1874).

Henken, s. Hängen.

Henker, s. unter Scharfrichter.

Henle (Friedr. Gust. Jak.), einer der ausgezeichnetsten Physiologen und Anatomen der Gegenwart, geb. 9. Juli 1809 zu Fürth in Franken, studierte 1827—32 in Bonn und Heidelberg Medizin und promovierte im April 1832 in Bonn. Nachdem er hierauf einige Zeit als Assistent Rudolphis am anatom. Museum zu Berlin gewirkt, wurde er 1834 unter Joh. Müller Prosektor an der Anatomie daselbst. Als Mitglied der Burschenschaft in Untersuchung geraten, verurteilt und begnadigt, konnte sich H. erst 1837 zu Berlin als Privatdocent habilitieren, wo er mikroskopische Anatomie und allgemeine Pathologie vortrug. Seit 1840 lehrte er als Professor der Anatomie, später auch der Physiologie zu Zürich, bis er 1844 einem Ruf als zweiter Professor der Anatomie nach Heidelberg folgte. Hier trug er außer der allgemeinen und speziellen Anatomie auch vergleichende und pathol. Physiologie, allgemeine Pathologie und später vor einem zahlreichen Zuhörerkreise aller Fakultäten auch Anthropologie vor. Im J. 1849 fiel ihm auch die Direktion der anatom. Anstalt zu. Seit 1852 wirkt H. als Professor der Anatomie und Direktor der anatom. Anstalt zu Göttingen, wo er seine Arbeiten und Vorlesungen auf die menschliche Anatomie beschränkt hat. Als Patholog gehört H. der sog. physiologischen oder rationellen Richtung an. Er bezeichnet seinen wissenschaftlichen Standpunkt durch eine geistvolle Kritik der bisherigen ärztlichen Methoden und Theorien und

hennebergischen Erbes, mit Ausnahme der weimarischen Stücke, des gothaischen Amtes Zelle, des preuß. Anteils (die Kreise Schleusingen und Schmalkalden), wieder zusammengebracht. Vgl. Brückner, «Hennebergisches Urkundenbuch» (Meining. 1857).

Henneberg (Rud.), Maler, geb. 13. Sept. 1825 in Braunschweig, widmete sich nach absolvierten Gymnasialstudien in seiner Vaterstadt seit 1845 der Rechtswissenschaft in Göttingen und Heidelberg und trat 1848 in den braunschw. Staatsdienst. Während seiner Amtsgeschäfte als Auditor erwachte in ihm die Liebe zum Zeichnen, das er früher bereits zum Vergnügen betrieben hatte, und veranlaßte ihn 1850 zum Besuch der Akademie in Antwerpen. Von Antwerpen wandte er sich nach Paris, trat in das Atelier Coutures, wirkte dann aber selbständig während eines zehnjährigen Aufenthalts in der franz. Hauptstadt. Die erste Zeit verging hier mit Anfertigung von zahlreichen kleinen Entwürfen, besonders Jagd-, Soldaten-, Studentenscenen, bis H. 1853 mit dem Bilde Studentenfahrt am Neckar erfolgreich hervortrat. Obwohl noch in dem nächsten, vom Braunschweiger Kunstverein erworbenen Gemälde: der Zigeuner und sein Liebchen, das überschäumende phantastische Wesen seiner jugendlichen Kunstrichtung stark an den Tag trat, vermochte H. sich alsbald zu klären und zu sammeln, und schuf 1856 in dem Wilden Jäger eine technisch wie inhaltlich meisterhafte Leistung, wofür ihm bei der Ausstellung im Salon im folgenden Jahre die goldene Medaille zuteil wurde. Es folgten: die Hasenhetz, der Verbrecher aus verlorener Ehre (nach der bekannten Schillerschen Erzählung) und einige Landschaften. Eine gewaltige Umwälzung in H.s Stil und Auffassung, insbesondere in koloristischer Hinsicht, brachte seine Reise nach Italien mit sich, welche er 1861 antrat und wo er bis 1863 verblieb. Er wandte sich angesichts der klassischen Vorbilder jenes Landes von seiner bisherigen modern-franz. Richtung entschieden ab und förderte nach erfolgter Rückkehr in der Jagd nach dem Glücke (berliner Nationalgalerie) eine der geistreichsten und poetischsten Leistungen der neuern Malerei zu Tage, welche Schönheit der Komposition mit philos. Tiefe der Erfindung großartig verbindet. Seit 1865 in Berlin ansässig, verherrlichte er die kriegerischen Erfolge Deutschlands in dem Bilde Bismarck und die Germania, sowie in dem Wandbildercyklus der Villa Warschauer, ging dann aber 1873 wieder nach Rom, wo neben zahlreichen Studien die großen Gemälde: Reiter in der Campagna, der Mönch und die Phantasie u. a. entstanden. Im Frühjahr 1876 kehrte H. nach Braunschweig zurück und starb daselbst 14. Sept. 1876. Seine Bilder zeichnen sich durch feine Durchbildung, edles Kolorit und reine Zeichnung aus.

Henneberg (Wilh.), ausgezeichneter Agrikulturchemiker, geb. 10. Sept. 1825 zu Wasserleben in der Grafschaft Stolberg-Wernigerode, studierte von Ostern 1845 bis 1848 in Jena und Gießen Naturwissenschaften und namentlich Chemie. Er lebte dann in Wasserleben, ging 1851 als zweiter Sekretär des landwirtschaftlichen Vereins für das Herzogtum Braunschweig nach Braunschweig, 1852 als Sekretär der Königl. Landwirtschaftsgesellschaft nach Celle, wo er ein agrikulturchem. Laboratorium einrichtete und 1853 die Herausgabe des «Journals für Landwirtschaft» begann. Bei der Verlegung des Laboratoriums nach Weende bei Göttingen, 1857, wurde dasselbe zu einer landwirtschaftlichen Versuchsstation unter H.s Leitung erweitert. Im J. 1874 fand ein nochmaliger Umzug der Station nach Göttingen statt. Seit 1865 als außerord., seit 1873 als ord. Professor an der Universität Göttingen thätig, hat sich H. besonders um die wissenschaftliche Begründung der Fütterungslehre außerordentliche Verdienste erworben. Von H.s zahlreichen Publikationen sind zu nennen: «Beiträge zur Begründung einer rationellen Fütterung der Wiederkäuer» (mit F. Stohmann, 1. u. 2. Heft, Braunschw. 1860 u. 1864); «Neue Beiträge zur Begründung einer rationellen Fütterung der Wiederkäuer» (Gött. 1870).

Henneberger Bergland, s. unter Rhön[gebirge].

Hennebont, Stadt im franz. Depart. Morbihan, Arrondissement Lorient, 10 km im NO. von Lorient, 15 km vom Meere, auf zwei Hügeln links am Blavet, Station der Linie Landerneau-Savenay der Französischen Orléansbahn, welche den Blavet auf einer 222 m langen, 25 m hohen, auf sieben Bogen von 5 und 22 m Spannung ruhenden Brücke überschreitet, zählt (1876) 4844 (als Gemeinde 6050) E. und hat einen kleinen Hafen, Seebad, Sägemühlen und Bootsbau. Die schöne Kirche aus dem 16. Jahrh. besitzt einen hohen got. Turm. Durch ihre Festungswerke, von denen noch Ruinen vorhanden sind, war H. im 14. bis 16. Jahrh. einer der festesten Plätze der Bretagne. Von der ehemaligen Cistercienserabtei Notre Dame de la Joie (Gaudium), im 13. Jahrh. gegründet von Blanche de Champagne, Herzogin der Bretagne, sind noch einige Reste vorhanden.

Hennegau (lat. Hannonia, frz. Hainaut), Landschaft im wallonischen Teile der Niederlande, der Heimat der alten Nervier, gegenwärtig teils zu Frankreich, teils zu Belgien gehörig, war schon im 9. Jahrh. im Besitz eines mächtigen Grafengeschlechts, dessen Ahnherr, Giselbert von Mansuarien (gest. 846), Kaiser Lothars I. Schwiegersohn war, und welches nach dem Tode seines Sohnes, Rainers des Langhalsigen (gest. 916), in drei Äste zerfiel: die Herzöge von Niederlothringen, die Grafen von Löwen und die von H. Nach dem Erlöschen der beiden erstern wurde Rainer III. von H. (gest. 960) einesteils der Ausgangspunkt einer neuen Löwener Linie (aus welcher später die Herzöge von Lothringen und Brabant hervorgingen), andernteils Fortsetzer des hennegauer Geschlechts. Eine Erbtochter dieses Hauses, Richilde (gest. 1086), brachte die Grafschaft an Balduin VI. von Flandern, der sich in H. Balduin I. nannte. Graf Balduin II., sein Sohn, verlor Flandern an seinen Oheim, Robert den Friesen, und starb 1098 im Gelobten Lande; ihm folgten Balduin III. (gest. 1120) und Balduin IV. (gest. 1171). Dessen Sohn und Nachfolger, Balduin V. (gest. 1197), vereinigte, nicht ohne bedeutende Opfer an Frankreich, durch Heirat mit Margarete von Elsaß (1191) beide Grafschaften, Flandern und H., wieder miteinander. Balduin VI. (IX. von Flandern), ein Sprößling dieser Ehe, wurde 1204 erster lat. Kaiser zu Konstantinopel und hinterließ 1205 seine Hausbesitzungen seiner ältesten Tochter Johanna, deren heldenmütiger Gemahl, Prinz Ferdinand von Portugal, 1214 die Schlacht bei Bouvines an Frankreich verlor. Auf Johanna folgte 1244 deren Schwester Margarete, die bereits zweimal, zuerst an Burkhard (Bouchard) von Avesnes, dann an

n Dampierre vermählt gewesen war. en erster Ehe wurde 1246 die Anwart- ., denen zweiter Ehe die auf Flandern und 1279 trat Johann II. von Aves aretens Enkel, nach großen Wirren zwi- und ihren Söhnen, auch wirklich die- in H. an, ohne daß übrigens die Span- chen den beiden Linien aufhörte. Jo- ar 1299 durch Heirat auch Holland und gefallen; er mußte aber lange mit Flan- n fehden. Obgleich seine Bundesgenos- anzosen, 1302 bei Kortryk in der be- Sporenschlacht von den Flamländern lagen wurden, wußte sich sein Sohn, elm I. (der Gute), in dessen Regierungs- –37) die Blütezeit H.s fällt, glücklich zu . Wilhelm II. kam 1345 im Kampfe riesen um und es folgte ihm seine ältere Margarete (gest. 1356), die als die Ge- ißer Ludwigs IV. H. samt Holland und n das Haus Bayern brachte. Nach ihr n H. ihre Söhne: Wilhelm III., unter hde zwischen den Kabeljaus und den n Anfang nahm und der 1359 in Wahn- l, und Albert von Bayern (gest. 1404). hn, Wilhelm IV., Bruder des kriegs- ischofs von Lüttich, Johann von Bayern, 04—17 und nach ihm die ebenso leicht- s herrische Jacobäa von Bayern (s. d.), rmnigfachen Stürmen samt ihren übri- n auch H. 1433 an das Haus Burgund o kam diese Grafschaft mit dem burgund. an das Haus Habsburg, bei welchem es 13 bei der span., dann bei der österr. zur Französischen Revolution blieb. In- ar aber seit dem Pyrenäischen Frieden gegenwärtig zum franz. Norddepartement stl. Teil von H. mit der Hauptstadt Ba- s an Frankreich gekommen; aus dem übri- gen wurde 1815 mit Einverleibung der ständ. Landschaft Tournaisis und einiger n Brabant und Lüttich, welche früher mit anz. Depart. Jemappes ausgemacht hat- gentige belg. Provinz Hennegau ge- n Gebiet von 3721,6 qkm mit (1881) t. und der Hauptstadt Mons (s. d.). In eit ist der Titel eines Grafen von H. dem nen Sohne des Herzogs von Brabant önigs von Belgien) verliehen worden; ard aber schon 1869.

nhofer (Joh. Heinr. David von), bad. , geb. 12. März 1793 zu Gernsbach, händler, bis ihn der Großherzog Karl einem Adjutanten ernannte. Unter Groß- dwig wurde er Chef der diplomatischen es Ministeriums des Auswärtigen, nahm l seine Entlassung. Er starb 12. Jan. 1850 g. H. wurde vielfach beschuldigt, Anteil an spar Hauser begangenen Verbrechen gehabt ; doch haben sich die in Zeitungen publi- uszüge aus H.s Memoiren als Erfindun- sen.

equin (Alfred Nicoclès), franz. Bühnen- b. 13. Jan. 1842 zu Lüttich, besuchte die e daselbst, wurde Ingenieur, wandte sich er der dramatischen Schriftstellerei zu. cke, die viel Erfolg hatten, sind «Le pro- adieux» (1875), «Les dominos roses» «Bébé», in Gemeinschaft mit Najac verfaßt (1877), «Nounou» (1878), «Petite correspondance» (1879, mit Najac). Es sind pikant und lebendig geschriebene Stücke von possenhaftem Charakter, reich an wirkungsvoller Situationskomik, die zum Teil auch auf deutschen Bühnen mit Beifall gegeben wurden.

Hennequin (Philippe Augustin), Historienmaler, geb. 1763 in Lyon, studierte unter David und erreichte frühzeitig in Paris durch seinen Paris, welcher von Helena sich zum Kampfe mit Menelaus losreißt, Anerkennung. Mit dem Preise gekrönt, begab er sich nach Italien, geriet dort aber in polit. Konflikte, entwich nach der Heimat, wurde zuerst in Lyon, dann in Paris verhaftet und entrann mit Mühe dem Todesurteil 1794. Er trat nun 1800 mit dem großen, effektvollen, aber etwas wilden Bilde des von den Furien verfolgten Orestes (im Louvre) hervor und erhöhte alsbald seinen Ruhm durch den Triumph des franz. Volks, welches den berühmten 10. Aug. zum Gegenstande hat. In der Galerie der Antiken malte er mehrere Plafonds, dann unter Napoleon mehrere seiner siegreichen Schlachten, bei Quiberon, Nazareth und unter den Pyramiden, aber mit einer ungeheuern Zahl von Figuren ausgestattet, wodurch freilich oft die Klarheit der Anordnung leidet. Das Kolorit ist meist kräftig, dagegen stört zuweilen sein Hang nach krassen Effekten. Im J. 1806 gab ihm und sieben andern Malern der Kaiser Auftrag zur Ausführung einer Reihe Schlachtenbilder aus den Feldzügen in Deutschland, welche für den Louvre bestimmt waren. Nach Napoleons Sturze verließ H. Frankreich, ging nach Lüttich und malte daselbst die Aufopferung der 300 Bürger von Franchimont bei der Erstürmung ihrer Vaterstadt, welches Bild seine frühern an räumlicher Größe noch übertrifft. Später nahm er in Leuze bei Tournay die Leitung der dortigen Kunstschule an, wo er 12. Mai 1833 starb. Er war auch als Architekt thätig und auf diesem Gebiete gründlich gebildet.

Henner (Jean Jacques), Genremaler, geb. zu Bernweiler im Elsaß 5. März 1829, lernte in Paris unter Picot und widmete sich anfangs der histor. Malerei, wobei ihm auch der röm. Preis 1858 zuteil wurde. Bald nahm er jedoch eine eigentümliche Richtung, in der er originell dasteht. Er ist der Spezialist in Darstellung des jugendlichen Frauenkörpers, ein Thema, welches seine Bilder fortwährend variiert zeigen. Am liebsten gibt er den zarten, jungfräulichen, bisweilen aber etwas hagern Gestalten einen tiefen landschaftlichen Hintergrund. Selbstverständlich leiden diese Produkte nicht selten an monotoner Übereinstimmung, sowie an inhaltlicher Leere. Das edelste darunter ist die schöne Quellnymphe (1880), ferner die zum Quell verwandelte Biblis (Museum in Dijon), die Odaliske auf dem Diwan (Mülhausen), auf der ersten Internationalen Kunstausstellung in Wien 1882 endlich die Najade und zwei interessante Porträts. Neben diesem Genre lieferte der Künstler aber auch gediegene religiöse und histor. Kompositionen: das Haupt des heil. Johannes, Christus im Grabe, die büßende Magdalena, von einem Lichtglanz umgeben (1878), eins seiner Meisterwerke. Auch als Porträtist und Landschafter hat H. glückliche Versuche gemacht.

Hennersdorf (Katholisch-Hennersdorf), Dorf und Rittergut im preuß. Regierungsbezirk Liegnitz, Kreis Lauban, unweit der Stadt Naumburg am Queiß, mit (1880) 1895 E., ist geschichtlich namhaft

geworden durch den von König Friedrich d. Gr. am 24. Nov. 1745 dort über die Sachsen erfochtenen Sieg. Der König hatte bis zum 21. Nov. bei Bunzlau 35000 Mann zusammengezogen, 40000 Österreicher unter dem Herzog von Lothringen standen um Görlitz und sollten am 23. auf Sagan und Krossen vorrücken, wohin auch von Leipzig über Torgau 28000 Sachsen und 10000 Österreicher marschierten, um dann vereint nach Berlin vorzudringen. Am 23. Nov. überschritt jedoch der König bei Naumburg den Queiß und warf die Vorhut des Herzogs von Lothringen zurück, schlug am folgenden Tage bei H. das sächs.-österr. Heer und bemächtigte sich der großen Magazine zu Görlitz, worauf der Herzog von Lothringen sein Heer eiligst über Zittau und Gabel nach Böhmen führte.

Henneßy (William), Landschaftsmaler, geb. 1839 zu Thomastown in Irland, verbrachte seine Jugend in Neuyork, wo er auch unterrichtet wurde. Seine frühern Bilder, welche sich größtenteils in Amerika befinden, sind weniger bekannt, sie werden wegen der frischen Auffassung gelobt, obwohl es ihnen in technischer Hinsicht noch vielfach fehlte. Zu dem Besten gehörten die Wanderer, am Ufer und der Frühling. Im J. 1870 begab er sich nach London und begann eine sehr rege Thätigkeit. Seine seitdem entstandenen Werke sind teils rein landschaftlichen, teils genrehaften Charakters, wie der Sommerabend, die guten Freunde, die Straße in der Normandie, der Morgen im Walde.

Henniges (Joachim), geadelt für Auszeichnung in der Schlacht bei Fehrbellin unter dem Namen H. von Treffenfeld, brandenb. General, geb. als Bauernsohn zu Klinke bei Bismark in der Altmark, entlief den Eltern, trat während des Dreißigjährigen Kriegs in brandenb. Dienst, in welchem er bis zum Friedensschlusse zum Rittmeister aufstieg. H. wurde 1656 nach der Schlacht bei Warschau Major, war 1674 Oberstlieutenant im Mörnerschen Regimente und zeichnete sich in den Feldzügen am Rhein mehrfach aus; nach der Schlacht bei Fehrbellin erhielt er an Stelle des gefallenen Mörner dessen Regiment als Oberst. H. kämpfte dann in Pommern gegen die Schweden und that sich in Preußen während des Winters 1678/79 als Parteigänger und Führer der Vorhut außerordentlich hervor; er eroberte dort 8 Fahnen und 700 mit Vorräten beladene Fahrzeuge, schlug 30. Jan. 1679 bei Splitter unweit Tilsit die schwed. Nachhut und wurde dann zum Generalmajor befördert. H. starb auf seinem altmärk. Gute Könnigde (bei Bismark gelegen) 31. Dez. 1688. Vgl. von Kessel, «H. von Treffenfeld und seine Zeit» (Stendal 1863).

Hennings (Joh. Friedr.), Landschaftsmaler, geb. 1838 in Bremen, ging aus der Düsseldorfer Schule unter O. Achenbach hervor, schloß sich dann aber derjenigen von München an, wo er auch lebt. Ohne tiefere Erfassung des Gegenstandes versteht er es, gefällige Ansichten, oft mit guter Effektwirkung, zu geben. Demgemäß ist auch seine Technik oft breit und mehr dekorativ als fein durcharbeitend, seine Fruchtbarkeit eine fast zu große. Die Stoffe, welche er behandelt, teilen sich in das landschaftliche und genrehafte Fach. Sein bestes Bild ist der Chiemsee (1864), gelungen ferner der Abend in Nürnberg, die Fronleichnamsprozession in München (1869), die Ansicht von Passau, Venedig (1879), die Landschaft mit den Zigeunern, im münchener Hofgarten u. s. w.

Henoch, nach 1 Mos. 5, 18 fg. der siebente in der Geschlechtsreihe der zehn Urväter, welcher nach einem Leben von 365 Jahren nicht mehr auf der Erde zu finden war. Unter dem Namen dieses von der (ursprünglich indisch-phrygischen) Sage gefeierten H. der althebr. Überlieferung ist ein merkwürdiges Denkmal der spätjüd. Apokalyptik (s. d.) erhalten, in welchem H. als Empfänger einer Reihe von göttlichen Offenbarungen hingestellt wird, die den Zweck haben, ihm den ganzen Verlauf der Weltgeschichte bis zur Vollendung aller Dinge und zur endlichen Erfüllung der dem Volke Gottes gegebenen Weissagungen zu verkündigen. Der wichtigste Teil des sehr umfangreich angelegten Buchs, dessen Erzählung mit dem Engelfall (dem Falle der «Wächter») beginnt, sind die Traumgesichte (Kap. 83—91), in welchem der Verfasser in der künstlich verhüllten Weise der Apokalyptiker die Geschichte des jüd. Volks bis auf sein eigenes Zeitalter herunter beschreibt. Das Buch Daniel ist hierbei als Vorbild benutzt, die 70 Jahrwochen, welche nach Daniel bis zur messianischen Zeit zu verstreichen haben, sind aber in 70 Herrscherzeiten heidnischer Fürsten verwandelt. Als Abfassungszeit sind vielleicht die letzten Regierungsjahre des jüd. Fürsten Johannes Hyrkanus (um 110 v. Chr.) anzusetzen. Der Text des Buchs, auf welches schon der neutestamentliche Brief Judä (V. 14) Bezug nimmt, ist nur in einer äthiop. Übersetzung erhalten. Herausgegeben ist es zuerst von Lawrence (Oxf. 1821; 2. Aufl. 1833), dann von Dillmann (Lpz. 1851); übersetzt; erklärt wurde es von Hoffmann (2 Bde., Jena 1833—38) und Dillmann (Lpz. 1853). Beiträge zur Erklärung des Buchs lieferten Ewald, Köstlin, Hilgenfeld, Volkmar, Philippi, Wieseler u. a.

Henoëder (eigentlich Henhenoëder), ungebräuchlich gewordene, der krystallographischen Ausdrucksweise von Weiß angehörige Bezeichnung für die sechsflächige Kombination eines triklinen (ein- und eingliederigen) Prismas mit der doppelt schief angesetzten Basis.

Henōsis (grch.), Vereinigung, Versöhnung.

Henotheïsmus (von ἑνόω, vereinigen, ἕνωσις, die Vereinigung) nennt Max Müller, im Gegensatz zu Atheismus, Monotheismus und Polytheismus, die ursprünglichste Form des religiösen Bewußtseins unter den Vedischen Indiern, nämlich einen Glauben und eine Verehrung jener einzelnen Objekte, in denen der Mensch zuerst die Gegenwart des Übersinnlichen und des Unendlichen spürte.

Henotikon (grch., «Vereinigungsformel»), Titel des Schreibens, welches der oström. Kaiser Zeno zur Beilegung der monophysitischen Streitigkeiten 482 erließ; daher auch Titel sonstiger Schriften, welche die Versöhnung streitiger Parteien bezwecken.

Henri (frz.), Heinrich.

Henriade, Name von zwei epischen Gedichten über Heinrich IV. von Frankreich; das eine ist von Sébastien Garnier (gest. 1607) und erschien 1593, das andere von Voltaire (erste authentische Veröffentlichung, Lond. 1728).

Henrichemont, Stadt im franz. Depart. Cher, Arrondissement Sancerre, 22 km westlich von Sancerre, auf einem die Petit-Sauldre beherrschenden Hügel, in 290 m Höhe, zählt (1876) 1516 (als Gemeinde 3575) E., welche Leder und Baumwollzeug fertigen und Töpferei sowie Handel mit weißer Sologne-wolle treiben. H. hieß ehemals Boisbelle und war der alte Hauptort der Herrschaft gleichen

im J. 1609 wurde Sully Herr der Stadt, e zu Ehren Heinrichs IV. H. und begann ig aufzubauen. Alle Hauptstraßen en- m schönen Platze mit einer Fontäne.

(Christian Friedr.), als deutscher Dich- em Namen Picander (vom lat. pica, dem grch. ἀνήρ, Mann) bekannt, geb. 00 zu Stolpen in Sachsen, der Sohn mentiers, studierte 1719 zu Wittenberg u Leipzig die Rechte. Durch sein Talent tkunst erlangte er die Gunst der Kur- ust II. und August III., welche ihm ein- nter zuwiesen. Er wurde 1727 Aktuar rpostamte zu Leipzig, sodann Postsekre- Postkommissar und erhielt als solcher s 1740 die Kreislandsteuer- und Trank- hmerstelle in Leipzig sowie die Wein- Er starb 10. Mai 1764. Seine Gedichte durch derben Witz und ausgelassene us, werden aber oft durch unsittlichen g. Sie erschienen als «Ernstscherzhafte e Gedichte» (4. Aufl., 4 Bde., Lpz. 1748 als «Sammlung vermischter Gedichte» Lpz. 1768). Von seinen geistlichen Ge- die bekanntesten «Liebster Jesu, willst du » «Wer weiß, wie nahe mir mein Ende». der Verfasser vieler Texte zu Kompositi- Joh. Seb. Bach, speziell zu dessen Pas- Seine «Deutschen Schauspiele», be- dem «Akademischen Schlendrian, dem » und der «Weiberprobe» (Berl. u. Hamb. satirische Lustspiele ohne feinern Witz.

deux, Fayence de Henri II, richti- nce d'Oiron, eine aus dem 16. Jahrh. eigentümliche Art von Thongefäßen, franz. Keramik zum größten Teil ihren en Ruhm verdankt. (S. u. Fayence, S. 618.)

ette (Anna), Herzogin von Orléans, die ochter König Karls I. von England und mahlin Henriette Marie, Enkelin König IV. von Frankreich, wurde während des gs 16. Juni 1644 zu Exeter geboren und, chen alt, von ihrer Mutter nach Frank- cht. Die Restauration ihres Hauses 1660 nach England, doch schon 1661 ward sie Bruder Ludwigs XIV., Herzog Philipp s, vermählt. Als Schwägerin des Kö- ame) wurde H. durch ihre Anmut und it bald der Mittelpunkt des Hofs. Im ußte sie mit dem Hofe die pomphafte Flandern unternehmen und sich dann nach Dover einschiffen, angeblich bloß, inladung ihres Bruders, König Karls II. nd, zu folgen. Nach zehn, unter allerlei n verlebten Tagen hatte sie ihren Bru- er Triple-Allianz abgebracht und zum ssen Ludwigs XIV. gegen die Nieder- zum Partisan der kath. Restaurations- sie mit ganzer Seele anhing, gemacht. nach ihrer Rückkehr aus England (29.) erkrankte die Prinzessin plötzlich zu und starb schon am folgenden Tage. sie (gewiß mit Unrecht) für vergiftet und schuld bald ihrem eifersüchtigen Gemahl, hevalier de Lorraine bei, dessen Verban- wirkt hatte. Ihre Tochter Marie Louise, König Karl II. von Spanien vermählt, ; eine andere, Anna Marie, heiratete der Herzog von Savoyen, Victor Amadeus II., der nachherige König von Sardinien.

Henriette Marie von Frankreich, Königin von England, geb. 25. Nov. 1609 als die dritte Tochter Heinrichs IV. und Maria Medicis, wurde dem Prinzen Karl von Wales zur Gemahlin bestimmt, als dieser und sein Vater Jakob I., von Buckingham geleitet, sich von der Verbindung mit Spanien losgesagt hatten. Nach dem Tode Jakobs (27. März 1625) führte Karl seine Gemahlin heim. Der kath. Eifer der Königin und der bald folgende Bruch mit Frankreich wirkte jedoch nachteilig auch auf das eheliche Zusammenleben ein. Erst ein Zwist H.s mit Kardinal Richelieu, von dem sie 1638 für ihre Mutter vergebens die Rückkehr nach Frankreich auszuwirken suchte, näherte beide Gatten, und die Englische Revolution schloß sie eng aneinander. Im J. 1642 reiste H. nach Holland, um Truppen, Geld und Munition für Karl aufzubringen. Im nächsten Jahre landete sie mit einem stattlichen Transport an der Küste von Yorkshire, glücklich den Schiffen der Rebellen entrinnend, und vereinigte sich in Oxford mit dem König. Nachdem sie längere Zeit Karl im Lager begleitet, gelang es ihr nach der Niederkunft mit einer Tochter, Henriette Anna, ihrem sechsten und letzten Kinde, auf holländ. Schiffen nach Frankreich zu entkommen. Hier verlebte sie die Jahre, in denen ihr Gemahl der Krone und des Lebens verlustig ging. Nach der Thronbesteigung ihres Sohnes Karl II. kam sie wieder nach London, Nov. 1660, um die Vermählung ihrer jüngsten Tochter mit Herzog Philipp von Orléans ins Werk zu setzen. Sie starb in ihrer Heimat zu Colombe 10. Sept. 1669.

Henrion (Paul), franz. Liederkomponist, geb. 20. Juli 1819 zu Paris, war Schauspieler, widmete sich aber später der Musik. Er hat über 1000 Romanzen und Chansonetten geschrieben, die zum Teil in Frankreich sehr populär geworden sind; weniger Erfolg hatte seine komische Oper «Un rencontre dans le Danube» (1854).

Henriot (François), bekannt durch sein Auftreten in der ersten Französischen Revolution, wurde 1761 zu Nanterre geboren, war einige Zeit Bedienter eines Advokaten, der ihn wegen eines Diebstahls aus seinem Dienste jagte, dann Gerichtsdiener. Bei den Septembermorden von 1792 trat er als Anführer der Mörderrotten in den Gefängnissen auf. Am 21. Mai 1793 erschien er an der Spitze einer Deputation der Nationalgarde, um den Konvent gegen die Gironde fortzureißen. Zum Kommandanten der Nationalgarde ernannt, umgab er am 2. Juni den Konvent mit seinen Pikenmännern und Kanonieren, während Robespierre und Marat die girondistischen Opfer des Staatsstreichs im Sitzungssaale aufzeichnen ließen. Im Prozeß gegen Marie Antoinette war er es, der die Anklage gegen die Königin auf unzüchtigen Verkehr mit ihrem Kinde vorzubringen wagte. Schließlich teilte er das Schicksal Robespierres, dem er blind ergeben war und den er in der Katastrophe des 9. Thermidor (27. Juli 1794) vergebens zu retten versucht hatte. Er starb 28. Juli 1794 auf dem Schafott.

Henriquel-Dupont (Louis Pierre Henriquel, genannt), franz. Kupferstecher, geb. 13. Juni 1797 zu Paris, trat im Alter von 15 Jahren bei dem Maler Pierre Guérin in die Lehre, wandte sich aber nach drei Jahren der Kupferstecherkunst zu und nahm Unterricht bei Bervic; 1818 eröffnete er

selbst ein Atelier und begann mit kleinen Kupferstichen für Verleger und mit Platten zu Laurents Prachtwerk «Le Musée Royal». Zugleich bewies er seine Tüchtigkeit in der Ausstellung von 1822 durch das nach van Dyck gestochene Bildnis einer Dame und ihrer Tochter, ein sehr effektvolles Blatt. Fortan wählte er jedoch die Werke neuerer franz. Maler für seinen Grabstichel. Ausgezeichnete Werke aus seiner frühern Zeit sind: die Abdankung Gustav Wasas (1831) nach Hersent, ein Kapitalblatt; Cromwell am Sarge Karls I. (1833) nach Paul Delaroche, in Aquatinta-Manier; Lord Strafford, zu seiner Hinrichtung geführt (1840), nach dem berühmten Gemälde von demselben Meister; der tröstende Heiland (1842) nach Ary Scheffer. Nach manchen Zwischenarbeiten vollendete H. 1853 den Stich nach dem großen Wandgemälde des Paul Delaroche in der pariser Kunstschule. Später stach er nach demselben Meister die Bestattung Christi (1856) und die Aussetzung Mosis (1858). Dazu kamen: die Vermählung der heil. Katharina mit dem Christuskinde (1867) nach Correggio, die Jünger zu Emmaus (1869) nach Paolo Veronese, die Madonna des Hauses Orléans und die fünf Heiligen (1876) nach Rafael. Bei größern Werken erreichte H. seine Zwecke durch einen sehr sorgsamen, einfachen und kräftigen Vortrag, in welchem sich Radiernadel und Grabstichel verbinden. Dabei ist er ein trefflicher Zeichner und weiß auf die Physiognomie mit Zartheit und Feinheit einzugehen, sodaß seine Porträts besonders ansprechend und lebendig erscheinen. Zu den gelungensten Blättern dieser Art gehören: die Porträts von Armand Bertin (1845) nach Ingres, Graf Duchatel (1864) nach Flandrin, Graf Montalivet (1869), James Rothschild (1873), Cavelier (1876). H. wurde 1849 in die Akademie aufgenommen und 1863 zum Professor der Kupferstechkunst an der reorganisierten École des beaux-arts zu Paris ernannt.

Henriquinquisten wurden die Anhänger des Grafen von Chambord (s. d.) genannt, weil sie seine Ansprüche auf den franz. Thron als die eines Königs (Roy) Henri V. verfochten.

Henry (Joseph), amerik. Gelehrter, geb. in Albany (Neuyork) 17. Dez. 1797, wurde 1826 Professor der Mathematik und begann 1827 seine ersten Versuche in der Elektricität. Er war der erste, welcher durch seine Experimente bewies, daß in der Überleitung der Elektricität auf große Entfernungen die Gewalt der Batterie im Verhältnis zur Länge des Konduktors stehen muß. Auch magnetisierte er zuerst ein Stück Eisen in einer gewissen Entfernung und erfand die erste Maschine, die durch Elektricität getrieben wurde. Noch vor den Versuchen des Professors Morse lieferte H. durch seine Experimente den Nachweis, daß durch den magnetischen Telegraphen zwischen zwei voneinander entfernten Punkten Nachrichten vermittelt werden konnten. Im J. 1832 wurde H. Professor der Naturwissenschaften am Princeton College in Neujersey und blieb in dieser Stellung bis 1837. Bei der Organisation des Smithsonian Institution in der Bundeshauptstadt Washington wurde er 1846 dessen erster Sekretär und Direktor. Er starb zu Washington 13. Mai 1878. Die bedeutendste seiner Schriften ist «Contributions to Electricity and Magnetism» (Philadelphia 1839). Vgl. «A memorial of Joseph H.» (Washington 1880).

Henry (Patrick), amerik. Patriot, geb. 29. Mai 1736 zu Studley im County Hanover (Virginien), wurde, nachdem er bereits als Krämer und als Farmer bankerott gemacht hatte, kaum 24 J. alt Advokat und erlangte durch seine zündende Beredsamkeit nach einigen Jahren bedeutenden Einfluß. Im J. 1765 in das «House of burgesses» der Kolonie gewählt, war er einer der Führer der äußersten Widerstandspartei gegen England. In Verbindung mit Jefferson, den beiden Lee und Carr gab er 1773 die Veranlassung zur Errichtung eines Korrespondenzkomitees, das in Virginien wie in allen andern Kolonien wesentlich dazu beitrug, das Volk zur Revolution vorzubereiten. In den ersten allgemeinen Kongreß der Kolonien, der im Spätjahr 1774 zu Philadelphia tagte, wurde H. als einer der Delegierten Virginiens gewählt. Als im März 1775 der zweite Konvent in Richmond tagte, setzte er den Beschluß durch, daß die Kolonie in Verteidigungszustand gesetzt werde. Im Juli 1775 wurde zu Richmond ein Sicherheitskomitee eingesetzt und H. zum Oberbefehlshaber aller aufzubietenden Truppen ernannt; er legte aber diesen Posten bald nieder, wurde 1776 zum Gouverneur des Staates gewählt, blieb in diesem Amte bis 1779, und nahm dann eine Wahl in die Staatslegislatur an, der er bis 1786 angehörte. Im J. 1788 wurde er in den Konvent gewählt, der zur Beschlußfassung über die von dem Konvent zu Philadelphia vereinbarte neue Verfassung berufen worden war. Er war hier der Führer der extremen Opposition gegen die neue Konstitution, weil derselbe durch zu straffe Konsolidierung die Rechte der Staaten ungebührlich verkürze. H. starb 6. Juni 1799 zu Red Hill im Bezirk Charlotte. Vgl. Fr. Wirt, «The life of Patrick H.» (1817).

Henschel (Georg), Baritonist, geb. in Breslau 18. Febr. 1850, wurde zuerst auf dem leipziger Konservatorium und später auf der Hochschule in Berlin gebildet, machte sich als Konzertsänger in Deutschland und bald darauf auch in England einen Namen. Im J. 1880 ging er von London nach Boston, um dort für eine Reihe von Jahren Konzerte zu leiten, konzertiert aber als Sänger fast alljährlich in Europa. Auch als Komponist hat H. sich auf verschiedenen Vokal- und Instrumentalgebieten versucht.

Henschel (Joh. Werner), Bildhauer, geb. in Kassel 14. Febr. 1782, der Sohn eines Glocken- und Kanonengießers daselbst, wandte sich frühzeitig von der industriellen Thätigkeit in der Fabrik des Vaters ab und trat in die Werkstätte des Bildhauers Heyd. Hierauf an die kasseler Akademie gelangt, erhielt er 1805 ein Reisestipendium nach Paris, wo er sich fünf Jahre aufhielt, um dann einem Rufe in die Vaterstadt zu folgen, wo er 1832 eine akademische Professur übernahm. Im J. 1836 entstand sein bedeutendstes Werk, das Denkmal, welches die Stadt Fulda 1842 dem Bekehrer der Deutschen, Bonifacius, errichtete, eine begeisterungsvolle, poetische Figur. H. war außerdem auch in der Darstellung einfacher, idyllischer Kompositionen sehr glücklich, unter denen das bekannte Relief: die Aussaat, besonders erwähnt zu werden verdient. Auf Auftrage des Königs von Preußen unternahm er 1842 eine Reise nach Rom, um daselbst eine Telemorgruppe für den Brunnen im Pompejanischen Bade zu Potsdam zu fertigen, welche Hermann und Dorothea zum Gegenstande hat. Andere Werke

Monument des Grafen von Reichenbach
e Gruppe einer Charitas für die Königin
rlande und das Grabmal des Generals
ä. Er starb in Rom 15. Aug. 1850.

l (Sophie Friederike, geb. Sparmann),
elerin, geb. 1738 zu Dresden, ging 1754
ürschschen Truppe zur Bühne und heira-
den Schauspieler Johann Gottlieb
1728 zu Hubertusburg, gest. 1787 zu Frei-
r.), von Lessing als vorzüglicher Vertreter
ntenrollen bezeichnet, von dem sie sich aber
er trennte. Sie war das erste weibliche
des durch Lessings Dramaturgie berühmt
en hamburger Nationaltheaters und Les-
ihr im 20. Stück der Dramaturgie das
e Lob erteilt. In den J. 1771 und 1772
, wie schon früher, wiederholt in Wien,
dann den Theaterdirektor Seyler, wirkte
unter Schröder in Hamburg, dann am Hof-
Schleswig, wo sie 22. Nov. 1789 starb. Das
übte sie in leidenschaftlichen und majestä-
haraktären des Trauerspiels. Sie hat sich
dramatische Schriftstellerin versucht.

l (Wilh.), Historienmaler, geb. 6. Juli
Lubbin, begann in Berlin seine künstlerische
als Architekt an der Akademie, folgte
er Neigung, die ihn zur Malerei führte.
nd war für ihn sein zweimaliger Aufent-
Paris, wohin er als Mitkämpfer in dem
gskriege kam und wo ihn das Studium
aufgehäuften Bilderschätze gänzlich für die-
fesselte. Indessen nötigten ihn dürftige
rhältnisse zunächst, durch Zeichnungen und
Erwerb zu suchen. Erst später gelang es
ch Ausmalung eines Saales im berliner
shause die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken
nach Italien zu reisen. Hier kopierte er nach
nd schuf mehrere Kompositionen, worunter
und die Samariterin besonders gelungen
ach seiner Heimkehr 1828 wirkte er als Pro-
d Hofmaler in Berlin, wo er durch die be-
r der ital. Reise gemalten Kostüme zu «Lalla
und das aus Italien mitgebrachte Gemälde
Caldoni am Brunnen viel Beifall fand.
34 malte er für die potsdamer Garnison-
ristus vor Pilatus, worauf der Reigen
und der Durchzug durch das Rote Meer
ndlich die israel. Hirtin (1839) folgten.
Saal des braunschweiger Schlosses ent-
in Kolossalbild, das aber unfertig blieb.
flich war H. im Schaffen von Bildnissen,
über 400 gemalt und 1000 in Stiftzeich-
rlassen haben soll. Als Illustrator und
versuchte er sich mit Kompositionen zu
enovefa» und «Phantasus». H. schwankte
Schöpfungen unsicher zwischen den mannig-
Vorbildern sein ganzes Leben hindurch
chte mehr durch Gegenstand und Inhalt
rke als durch den künstlerischen Wert zu
ren. Er starb 26. Nov. 1861 in Berlin.

attin, Fanny H., die Schwester Felix
ohn-Bartholdys, geb. 14. Nov. 1805 in
, war seit 1829 mit ihrem Gatten verhei-
starb 14. Mai 1847. Sie besaß eine vor-
musikalische Bildung und hat vieles kom-
Einige ihrer Lieder hat ihr Bruder unter
amen veröffentlicht.

l (Luise), religiöse Dichterin, Schwester
gen, geb. 30. März 1798 zu Limum bei Fehrbellin in der Mark Brandenburg als Tochter eines prot. Geistlichen. Nach dessen Tod (1809) siedelte ihre Mutter 1810 mit ihren Kindern Wilhelm, Luise und Wilhelmine H. (letztere gleichfalls Dichterin, geb. 13. Sept. 1802, seit 1851 Vorsteherin der Elisabethstiftung zu Pankow bei Berlin), nach Berlin über, wo Luise H. 1818 zur kath. Kirche übertrat. Um diese Zeit bekehrte sie auch den leidenschaftlich sie umwerbenden Clemens Brentano. Im Frühjahr 1819 wurde sie Gesellschafterin einer Fürstin Salm, 1821 Hauslehrerin bei der Witwe des Grafen Friedrich Stolberg; 1823—26 leitete sie die Erziehung eines Neffen zu Wiedenbrück in Westfalen und beschäftigte sich später an verschiedenen frommen Anstalten. Von 1833 bis 1837 lebte sie in Berlin, dann bei der Frau Fritz Schlossers zu Stift Neuburg am Neckar, ward 1840 Erzieherin in Köln, lebte dann in Wiedenbrück, später in Paderborn, wo sie 18. Dez. 1876 starb. Ihre Lieder, die zumeist vor ihrem Übertritt entstanden, von innigstem religiösen Gefühl, sind kath.-prot. Gemeingut geworden. Zu den bekanntesten gehören «Müde bin ich, geh' zur Ruh» und «Immer muß ich wieder lesen». Sie wurden, mit denen ihrer Schwester vereinigt, von H. Kletke (Berl. 1858) herausgegeben, später von C. Schlüter (Paderb. 1869; 2. Aufl. 1877), ihre Briefe von demselben (Paderb. 1878). Vgl. Reinkens, «Luise H. und ihre Lieder» (Bonn 1877).

Henselt (Adolf), berühmter Klaviervirtuos, geb. 12. Mai 1814 zu Schwabach in Bayern, erhielt seine erste künstlerische Bildung zu München, dann zu Weimar bei Hummel und ging später nach Wien behufs theoretischer Studien unter Sechter, wo er auch in der Technik seines Instruments sich zum vollkommenen Meister bildete, der den größten Klavierspielern der neuern Zeit ebenbürtig ist. Öffentlich ließ sich H. zuerst in Dresden, Leipzig, Breslau hören. Im J. 1838 kam er nach Petersburg, und hier gewann sein Ruf als Lehrer und Virtuos bald eine außerordentliche Verbreitung. Seit 1858 ist er Generalinspektor des Musikunterrichts in den großen kaiserl. Erziehungsanstalten in Petersburg und Moskau, sowie kaiserl. russ. Staatsrat. H.s musikalische Hauptwerke sind: das Konzert in F-moll, das Duo für Klavier und Horn und das Trio für Klavier, Violine und Violoncello. Seine kleinern Kompositionen sind eine Reihe sinnreicher, inhaltsvoller Pièces. Sehr bedeutsam in Erfindung wie in der Anwendung des virtuosen Apparats am Klavier sind die zwei Hefte großer Etuden. Verdienstlich und empfehlenswert ist auch seine Ausgabe der Klavierwerke K. M. von Webers (Berlin).

Hensler (Karl Friedrich), Schauspieler und Dramatiker, geb. 2. Febr. 1761 zu Schaffhausen, war seit 1784 Schauspieler und wurde von dem Direktor der Leopoldstädter Bühne zu Wien, Marinelli, seit letzterer mit der Aufführung von H.s «Invaliden» zu Köln Glück gemacht hatte, veranlaßt für diese zu schreiben. H. gab 1794—95 die «Marinellische Schaubühne» in Wien in 8 Bänden heraus. Von den über 200 Stücken, die er schrieb, sind «Das Donauweibchen», ein Volksmärchen in zwei Teilen (Wien 1792; 2. Aufl. 1798) und «Das Petermännchen» (1794) zu nennen. Nach Marinellis Tode (1803) pachtete er dessen Bühne, übernahm 1817 die Leitung des Theaters an der Wien, 1818 die der Bühnen zu Preßburg und Baden und 1822 die des Josephstädter Theaters zu Wien, das

er ganz neu baute und zu einer der besten Bühnen Deutschlands erhob. Er starb 24. Nov. 1825 zu Wien.

Hensler (Philipp Gabriel), namhafter Arzt und mediz. Geschichtsforscher, geb. 11. Dez. 1733 als Sohn eines Pfarrers zu Oldensworth bei Eiderstedt in Schleswig, studierte erst Theologie, dann Medizin und ließ sich zunächst als Arzt in Preetz nieder, wurde aber bald als Physikus nach Segeberg, sodann als Stadtarzt und Archiater nach Altona und schließlich als königl. dän. Leibarzt und Professor nach Kiel berufen, woselbst er 31. Dez. 1805 starb.

H. lieferte eine Reihe histor. Arbeiten von dauerndem Werte, unter denen hervorzuheben sind: «Briefe über das Blatterbelzen» (Altona 1765), «Geschichte der Lustseuche, die zu Ende des 15. Jahrh. ausbrach» (Altona 1783), «Vom abendländischen Aussatz im Mittelalter, nebst einem Beitrage zur Kenntnis und Geschichte des Aussatzes» (Hamb. 1790).

Henszlmann (Emerich), ungar. Kunsthistoriker, geb. 13. Okt. 1813 in Kaschau, studierte in Preßburg, Pest und Wien Medizin, widmete sich jedoch dann der Archäologie und Kunstgeschichte. Im J. 1848 hatte er infolge seiner Stellung im ungar. Ministerium des Äußern eine achtmonatliche Gefangenschaft in Wien zu überstehen, lebte 1851—61 in London und Paris, war 1869—72 Reichstagsabgeordneter und wirkt seit 1873 als Professor der Kunstgeschichte an der Universität Budapest. H. ist seit 1841 Mitglied der Akademie, seit 1843 der Kisfaludy-Gesellschaft. Seine bedeutendsten Werke sind: «Deutsche Vierteljahrsschrift von und für Ungarn» (1842—44), «Die hellenische Tragödie, mit Rücksicht auf das christl. Drama» (ungar. 1846), «Die alten Kirchen von Kaschau» (ungar. 1846), «Théorie des proportions appliqués dans l'architecture» (Par. 1860), «Die Ausgrabungen in Stuhlweißenburg» (ungar. 1864), «Die Altertümer der Bergstädte» (ungar. 1866), «Die nordfranz. Abtei und Kathedralkirche» (Wien 1865), «Die Baukunst des Mittelalters» (ungar. 1866), «Die mittelalterlichen Denkmäler Fünfkirchens» (ungar. 1869; deutsch, Wien 1870), «Die Grabungen des Erzbischofs von Kalocsa» (Lpz. 1873), «Die Fibula» (ungar. 1874), «Die Baukunst Mittelsyriens» (ungar. 1881), «Die got. Baudenkmäler Ungarns» (ungar. 1880).

Hentzy von Arthurm (Heinrich, Ritter von), österr. Generalmajor, geb. zu Debreczin 24. Okt. 1785, trat 1804 in das österr. Geniekorps, nahm an den Feldzügen von 1805, 1809, 1813 und 1814 mit Auszeichnung teil und wurde vom General Windischgrätz 1848 zum Kommandanten der Festung Ofen ernannt. Es gelang ihm, 20 Stürme abzuschlagen, bis 21. Mai 1848 die Ungarn die Mauern erstiegen, wobei H. tödlich verwundet wurde und 15 Stunden danach starb. Mit nur 5000 Mann hatte er sich, umgeben von Aufruhr und Verrat, 17 Tage lang gegen 30000 Ungarn verteidigt und war von Wunden bedeckt und sterbend in deren Gefangenschaft gefallen. Im J. 1852 wurde ihm in Ofen ein Denkmal errichtet.

Henze (Eduard Rob.), Bildhauer, geb. 8. Juli 1827 zu Dresden, wo sein Vater Schlosser war, ergriff zunächst dasselbe Handwerk, bis er mit 27 Jahren an die dresdener Akademie kam, nebenbei bei seinem Schwager, einem Kunstformer, sich im Modellieren übend. Bald gelang es H., in das Atelier Schillings, später Hähnels, zu treten, dessen Assistent er wurde. Im J. 1866 reiste er nach Italien. Unterdessen hatte er in der Konkurrenz anläßlich der Errichtung einer Brunnenstatue für Kaiser Heinrich I. in Meißen 1863 den Sieg errungen, 1869 wurde in Dresden seine «Mutter Anna», das Standbild der Kurfürstin Anna von Sachsen, errichtet, wofür ihm in Berlin die Goldene Medaille zuteil wurde. An dem dresdener Siegesdenkmal (1880 enthüllt) beteiligte sich der Künstler mit den vier allegorischen Figuren. Für Bernburg schuf er die Statue des Fürsten Wolfgang von Bernburg, für die Aula der leipziger Universität die trauernde Germania (1872); 1876 gewann er die Konkurrenz für einen monumentalen Brunnen in Crimmitschau und 1884 war er mit einem Denkmal der Barbara Uttmann für Annaberg beschäftigt. Auch an den Theatern zu Teplitz und in der dresdener Neustadt führte er einzelne Arbeiten aus.

Henzen (Joh. Heinr. Wilh.), Epigraphiker, geb. 24. Jan. 1816 zu Bremen, studierte in Bonn und Berlin alte Sprachen, begleitete dann Welcker auf dessen Reise durch Griechenland und Sicilien und erhielt hierauf eine Anstellung am Archäologischen Institut in Rom. H. fügte Orellis Sammlung lat. Inschriften einen dritten Band hinzu (Zür. 1856) und lieferte im Verein mit Rossi u. a. für Mommsens «Corpus inscriptionum Latinarum» die Inschriften der Stadt Rom (bisjetzt zwei Abteilungen). Ferner veröffentlichte er «Scavi nel bosco dei fratelli Arvali» (Rom 1868) und «Acta fratrum Arvalium» (Berl. 1874).

Henzi (Samuel), schweiz. Patriot und Dichter, berühmt geworden durch seinen Märtyrertod für eine zeit- und sachgemäße Reform der oligarchischen Verfassung seiner Vaterstadt Bern, den Lessing in einem Trauerspiel darzustellen versuchte, wurde 1701 zu Bümpliz bei Bern geboren. Er wurde 1741 Hauptmann im Dienste des Herzogs von Modena, 1743 Erzieher der geistreichen Julie Bondeli, trat mit Bodmer zum Kampf gegen Gottsched in Verbindung und ebenso 1744 mit einer Reihe von Patrioten, die eine Bittschrift an den berner Rat um zeitgemäße Änderung der Verfassung berieten. Die Entdeckung ihrer Zusammenkünfte führte für H. eine 10jährige Verbannung herbei. H. ging nach Neuenburg und gab den «Misodème» in franz. Sprache heraus, der gleichfalls gegen Gottsched und seine Anhänger gerichtet war, dann die «Messagerie du Pinde» und das «Journal helvétique», und wurde Schillers Vorläufer in seinem Trauerspiel «Grisler (Geßler) ou l'ambition punie» (gedichtet 1748, erschienen 1762). H. wurde 1748 begnadigt und kehrte nach Bern zurück, aber nur um seine patriotischen Bestrebungen von neuem aufzunehmen, die er mit Wernier, den beiden Fueter und Ducret durchzusetzen suchte. Die Verschwörung ward abermals verraten, und diesmal büßten die Führer, darunter H., ihre patriotische That 17. Juni 1749 auf dem Schafott. Vgl. Bäbler, «Samuel H.s Leben und Schriften» (Aarau 1880).

Heortologie (grch.), Lehre von den Festtagen; Heortologium, Festkalender.

Hepar (grch. und lat.), die Leber; in der Chemie Name mehrerer Präparate, welche Schwefelmetalle enthalten, wie H. sulfuris alkalinum, Schwefelleber; H. sulfuris calcareum, Kalkschwefelleber; H. volatile, Schwefel-Ammonium.

Hepatalgie (grch.), Leberschmerz, Leberkolik, Gallensteinkolik, s. unter Gallensteine.

ica, Leberblümchen, zur Familie culaceen gehörige Pflanzenarten, welche zu Anemone gerechnet und erst von De- getrennt und zu einer besondern Gat- en wurden. Sie unterscheiden sich von durch das Vorhandensein eines dreiblät- chs und durch nackte stockständige Blü- Die bekannteste der Arten ist Hepatica Hoff. (Anemone hepatica *L.*), durch pe in lichten Laubwäldern auf Kalkbo- , einen schönen, aus dreilappigen, glän- ättern gebildeten Busch darstellend, aus te sich im Frühjahr zahlreiche lang- chs- bis neunblätterige, sternförmig aus- slave, auch weiße und rosenrote Blumen s Kraut dieser Art war sonst als Herba nobilis offizinell. In den Gärten sind mit dicht gefüllten blauen und ebenso- Blumen entstanden, welche besonders d. Sie erscheinen schon in den ersten tagen. Noch schöner ist H. angulosa noch größern hellblauen Blumen. Ihre Blätter sind wieder lappig eingeschnit- wächst in Laubwäldern Siebenbürgens ens und gedeiht auch unter Bäumen. n werden durch Teilung des Wurzel- ehrt, doch darf diese Prozedur höchstens fünf Jahre vorgenommen werden.

eae, s. Lebermoose.

eum, Mittel gegen Leberleiden.

fation (lat., d. i. «Verleberung»), leber- haffenheit der Lunge oder einzelner Lun- te bei der kruppösen Lungenentzündung, lufthaltigen Lungenbläschen mit einem en Exsudat angefüllt sind und das ent- webe Aussehen und Konsistenz des Leber- nimmt. (S. Lungenentzündung.)

ischer Geruch, schwefelwasserstoffähn- ch.

itis (grch.), die Entzündung der Leber, s. berkrankheiten.

logie, die Lehre von der Leber.

stion, Amyntors Sohn, von Pella, be- s der vertrauteste Freund Alexanders st letzterm teilte er in der Jugend den des Aristoteles in dem Schlosse zu Mieza; llos und Achilleus» Alexanders, nahm er eldzügen seines königlichen Freundes teil. nn Unbesonnenheit und Unmäßigkeit ein Ende zu Ekbatana bereitet hatten (im 324), ließ Alexander ihn zu Babylon 23) in der feierlichsten Weise bestatten Spruch des Ammon in die Reihe der aufnehmen.

stion, griech. Grammatiker im 2. Jahrh. s Alexandria, beschäftigte sich vorzugs- metrischen Studien und verfaßte nament- hes Werk in 48 Büchern über Metrik. n Werk soll er selbst Auszüge in elf, in einem Buche gemacht haben. Erhalten inem Namen «Ἐγχειρίδιον περὶ μέτρων ατος», ein Lehrbuch der Metrik in einem , wenn nicht von ihm selbst, doch jeden- seinen größern Werken excerpiert ist. st wegen seiner relativen Vollständigkeit n Werke, und zudem in einigen Hand- usammen mit wertvollen Scholien über- s ist mit den Scholien, namentlich von de trecht 1726), Gaisford (Oxford 1810; 2. Aufl. 1856) und Westphal (in «Scriptores metrici Graeci», Bd. 1, Lpz. 1866) herausgegeben.

Hephästos, der griech. Gott des Feuers. (S. Vulkan.)

Hep-Hep, Spottruf gegen die Juden, wahrscheinlich hergenommen von dem gleichlautenden Lockruf für Ziegen.

Hepp (Karl Ferd. Theod.), Kriminalist, geb. 10. Dez. 1800 zu Altona, wurde 1833 Professor des Strafrechts in Bern und noch in demselben Jahre nach Tübingen berufen. Er starb daselbst 3. März 1851. Sein Hauptwerk ist: «Darstellung und Beurteilung der deutschen Strafrechtssysteme» (2. Aufl., 3 Bde., Heidelb. 1842—45).

Heppe (Heinr. Jul. Ludw.), freisinniger Theolog, geb. 30. März 1820 zu Kassel, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, studierte in Marburg Theologie, war dann Pfarrer an der St. Martinikirche zu Kassel und wurde 1850 zum außerord., 1864 zum ord. Professor der Theologie zu Marburg ernannt. Er starb 25. Juli 1879. Er schrieb: «Die 15 marburger Artikel vom 3. Okt. 1529» (Kass. 1847), «Geschichte der hess. Generalsynoden von 1568 bis 1582» (2 Bde., Kass. 1847—48), «Die Restauration des Katholizismus in Fulda» (Kass. 1850), «Die konfessionelle Entwickelung der altprot. Kirche Deutschlands» (Kass. 1854), «Geschichte des deutschen Protestantismus» (4 Bde., Marb. 1856—59), «Dogmatik des deutschen Protestantismus des 16. Jahrh.» (3 Bde., Gotha 1857), «Geschichte des deutschen Volksschulwesens» (5 Bde., Gotha 1858—60), «Dogmatik der evang.-reform. Kirche» (Elberf. 1860), «Die Bekenntnisschriften der reform. Kirchen Deutschlands» (Elberf. 1860), «Theodor Beza. Leben und ausgewählte Schriften» (Elberf. 1861), «Entstehung und Fortbildung des Luthertums» (Kass. 1863), «Philipp Melanchthon, der Lehrer Deutschlands» (Neuruppin 1867), «Zur Geschichte der evang. Kirche Rheinlands und Westfalens» (2 Bde., Iserlohn 1867—70), «Die Presbyterial-Synodalverfassung der evang. Kirche in Norddeutschland» (2. Aufl., Iserlohn 1874), «Geschichte der quietistischen Mystik in der kath. Kirche» (Berl. 1875), «Kirchengeschichte beider Hessen» (Marburg 1876), «Geschichte des Pietismus und der Mystik in der reform. Kirche» (Leid. 1879). Auch lieferte er eine Neubearbeitung von Soldaus «Geschichte der Hexenprozesse» (2 Bde., Marburg 1880).

Heppenheim, Kreisstadt in der hess. Provinz Starkenburg, an der Main-Neckarbahn, ist Sitz eines Kreisamts, eines Steuerkommissariats und einer Oberförsterei, hat eine Realschule, vier Cigarrenfabriken und eine Maschinenwerkstätte und zählt (1880) 5091 meist kath. E., die Acker-, Wein-, Hopfen-, Tabak- und Zuckerrübenbau treiben. Außerhalb der Stadt liegt die Landesirrenanstalt, eine neugebaute Musteranstalt. Um den alten Teil der Stadt ziehen sich noch altertümliche Mauern. — H. war eine Reichsdomäne und unter den Frankenkönigen war ein Königshof daselbst. Karl d. Gr. schenkte sie 773 an Lorsch, von wo sie 1232 an Mainz und 1802 an Hessen kam. Bei H. liegt auf einem fast isoliert stehenden Berge die Ruine der Starkenburg, nach der die Provinz den Namen führt. Die Burg wurde 1066 durch den Abt Ulrich von Lorsch erbaut. Sie hatte ihre eigenen Burggrafen und Burgmänner 1267—1796 und litt mit dem Kloster Lorsch wechselnde Schicksale. Im J. 1621 nahmen sie die Spanier, 1631 besetzten sie die

Schweden, 1645 belagerte sie Turenne vergeblich. Der Abbruch begann 1766. Der mittlere hohe Turm sollte erhalten werden, die Kuppel aber zerstörte 1768 der Blitz. Die Ruine kam mit H. 1802 an Hessen.

Heppingen, Dorf in der preuß. Rheinprovinz, Regierungsbezirk Koblenz, Kreis Ahrweiler, 2 km von Heimersheim, mit 450 E. Hier entspringen zwei Mineralbrunnen (kohlensaures Natron und Magnesia, nebst Chlornatrium). Die auf einem 288 m hohen Basaltkegel gelegene Burg Landskron wurde 1206 von König Philipp gegründet, von Otto IV. genommen und dann vollendet. Seit 1798 ist die Ruine Eigentum der Familie des Ministers von Stein. Unweit von H. ist der Apollinaris-Brunnen (s. d.).

Hepta (grch.), sieben.

Heptachord (grch.), die große Septime, die diatonische Folge von sieben Tönen, wie z. B. c, d, e, f, g, a, h.

Heptaëder (grch.), Siebenflächner.

Heptaëmeron (grch.), Siebentagewerk, namentlich das der Schöpfung nach der mosaischen Urkunde. (Vgl. Heptameron.)

Heptagon (grch.), Siebeneck; Heptagonalzahl, die Polygonalzahl (s. d.) der fünften Reihe, da die Differenz dieser Polygonalzahl die 7 ist.

Heptagynus (grch., d. i. siebenweibig) oder heptagynisch nennt man in der beschreibenden Botanik Blüten, welche sieben Griffel oder Narben besitzen. Im Linnéschen System bedeutet Heptagynia die 7. Ordnung in den Klassen 1—13.

Heptaméron, Sammlung von Novellen, die an sieben Tagen erzählt werden; Verfasserin eines Heptaméron ist Margarete (s. d.) von Valois.

Heptameter, Vers von sieben Füßen.

Heptandrus (grch., d. i. siebenmännig) oder heptandrisch nennt man in der beschreibenden Botanik diejenigen Blüten, in denen sich sieben nicht unter sich verwachsene Staubgefäße finden. Im Linnéschen System heißt Heptandria die 7. Klasse, welche alle Pflanzen mit heptandrischen Blüten umfaßt.

Heptanomis nannten die alten Griechen Mittelägypten von Hermopolis Magna bis zur Teilung des Nils.

Heptarchie (grch., «Siebenherrschaft»), die sieben Königreiche der Angelsachsen (s. d.).

Heptasyllabisch, siebensilbig.

Heptateuch (grch., d. h. aus sieben Büchern bestehend), die fünf Bücher Mosis (Pentateuch) nebst dem Buch Josua und dem der Richter.

Hera, griech. Göttin, s. Juno.

Hera, der Name des 103. Asteroiden, s. unter Planeten.

Heracleum, Klaue, Bärenklau, eine zu den Doldengewächsen gehörige Gattung perennierender Kräuter von sehr ansehnlichen Dimensionen, wegen deren sie ein sehr wertvolles Material zur Ausstattung landschaftlicher Gärten stellen. Ihre oft enorm großen, in verschiedener Weise, aber stets elegant eingeschnittenen Blätter, ihre starken Stengel und ihre riesigen weißen Blütendolden sind auf dem Gartenrasen von bedeutender Wirkung. Außerdem sind diese Pflanzen dem größten Teile nach in Deutschland vollkommen hart und erfordern, einmal angepflanzt, keine Pflege weiter, als reichliches Begießen bei anhaltender Trocknis. Diese Gattung wird auf den Wiesen durch eine kleinere Art, H. Sphondylium, vertreten. In den Gärten werden am häufigsten angepflanzt: H. persicum, über 2 m hoch, die Hauptblütendolden über 40 cm breit; H. pubescens, eine kaukas. Art und über 3 m hoch; H. eminens mit dreizähligen, von weicher Behaarung graulichen Blättern wunderbarer Beschaffenheit und deshalb weniger leicht als die anderer Arten von Sturm und Regen beschädigt; H. Leichtlini, mit ebenfalls derben fiederteiligen Blättern, welche in ihrer Form an das Geweih eines Damhirsches erinnern, u. a. m. Nur wenige Zierstauden kommen an Größe und architektonischer Schönheit den H.-Arten gleich, welche eines weichen, tieflockern Bodens bedürfen. Von der ausgezeichnetsten Wirkung sind sie an den Rändern der Teiche und Bäche. Man pflanzt sie durch Aussaat nach der Samenreife fort und vermehrt sie durch Teilung der Stöcke im zeitigen Frühjahr.

Heräen, ein von den Einwohnern von Argos zu Ehren der Landesgöttin Hera alle fünf Jahre begangenes Fest, welches im Heräon, dem Nationalheiligtum von Argolis, zwischen Argos und Mykenä, gefeiert wurde. Nachdem ein Brand 423 v. Chr. das ältere Gebäude zerstört hatte, wurde durch Eupolemos von Argos ein glänzender Neubau errichtet, ein dor. Peripteros von sechs Säulen in den Fronten, dessen Reste 1854 ausgegraben worden sind. Im Innern des Tempels befand sich ein Holzbild der Hera, das von den Argivern aus dem eroberten Tiryns hierhergebracht worden war, sowie eine goldelfenbeinerne Statue der Göttin von der Hand des Polyklet. Auf der Stätte des alten Tempels ließ sich nach der Sage Agamemnon beim Auszug nach Troja von den Heerführern der Griechen Treue schwören, und hier legten sich Kleobis und Biton zum ewigen Schlaf nieder, nachdem sie ihre Mutter, die Priesterin der Hera, wegen der Verspätung der Zugtiere selbst in ihrem Wagen von Argos zum Tempel gezogen hatten.

Heraklea (grch. Herakleia, d. i. Herculesstadt) ist der Name einer großen Anzahl von Städten des Altertums, die alle von Griechen gegründet oder in späterer Zeit von solchen in Besitz genommen worden sind. Politisch am wichtigsten war darunter H. in Bithynien am Schwarzen Meere, daher auch Pontica genannt, dessen Trümmer sich bei dem heutigen Dorfe Eregli finden. Es wurde um 550 von Megarern (nach andern von Milesiern) gegründet, unterwarf sich das bedeutende Küstengebiet der Mariandyner, gründete selbst wieder mehrere Kolonien und behauptete längere Zeit unter einer aristokratischen Verfassung, seit 364 v. Chr. unter der Herrschaft einzelner Tyrannen, des Klearchos und dessen Nachkommen, eine hervorragende Stellung, bis es in die Gewalt der syr. Herrscher kam und zuletzt mit ganz Bithynien der Herrschaft Roms einverleibt wurde. Vgl. Kämmel, «Heracleotica. Beiträge zur ältern Geschichte der griech. Kolonisation im nördl. Kleinasien» (Plauen 1869). Außerdem waren nicht unbedeutend: H. am Flusse Siris, in Lucanien in Unteritalien, eine Kolonie der Tarentiner, bekannt durch den Sieg des Königs Pyrrhus über die Römer (280 v. Chr.); ferner H. bei Trachis in der Landschaft Malis in der Nähe der Thermopylen, eine Kolonie der Spartaner; endlich zwei Städte in Macedonien: H. Lynkestis (oder Pelagonia), an der Via Egnatia, nicht weit vom rechten (westlichen) Ufer des Flusses Erigon,

intica nahe dem rechten (westlichen) Ufer
mon (bei dem jetzigen Zervochori).

leïsche Tafeln nennt man eine aus
gmenten bestehende große Erztafel (1,33 m
breit), welche 1732 und 1735 unweit
am Siris gefunden wurde und sich gegen-
m Nationalmuseum zu Neapel befindet.
einen Seite enthält die Tafel eine griech.
, die Rückseite dagegen einen Teil einer
, in welcher Savigny einen Rest der Lex
unicipalis (d. h. der von Cäsar entworfe-
tverordnung) erkannte. Der Text dieser In-
ift aus 163 Zeilen in 30 Absätzen; es
ndes nicht bestimmen, den wievielten Teil
unten Lex dieses ausmacht. Das erhal-
ck enthält zunächst Vorschriften über Ge-
teilung; sodann polizeiliche Bestimmungen
Instandhaltung von Straßen und Plätzen,
rdnungen über die Benutzung derselben;
stimmungen über Senat und Magistrat
chien, über den Separatcensus in den
Städten sowie über die Censuslisten, end-
die etwa notwendigen Änderungen in den
n Gesetzen. Herausgegeben ist diese Tafel oft-
zt im «Corpus inscriptionum latinarum»
Nr. 206; Abbildung in Ritschl, «Priscae
monumenta epigraphica», Taf. 33 u. 34)
Bruns, «Fontes juris romani» (Tüb. 1879).

kleitos, s. Heraklit; vgl. auch unter
des.

kleonas, der Sohn des byzant. Kaisers
s aus dessen zweiter Ehe mit seiner Nichte
, der nach des Vaters Tode (10. Febr. 641
uf dessen Wunsch neben seinem kränklichen
tiefbruder Heraklius Konstantin III. als
t auftrat. Als nun der letztere gegen
i 641 starb, verbreiteten die Gegner der
chtigen Kaiserin-Witwe Martina unter
lk und den Truppen der Residenz das Ge-
einer stattgehabten Vergiftung. Endlich kam
er Revolution. Der Senat setzte den H. ab,
t die Nase, seiner Mutter die Zunge ab-
, verbannte beide aus Konstantinopel, und
t. 641) des verstorbenen Konstantin III.
en Sohn Constans II. als Kaiser krönen.

kleopolis, im Altertum Stadt in Mittel-
von der noch große Schutthügel (bei den
Umm el-Kimân) bei Ahnas el-Medine,
stlich von Beni-Suef, vorhanden sind; sie
ptsitz der Verehrung des Ichneumons.

les, s. Hercules.

lianus, röm. Feldherr unter Kaiser Ho-
wurde zum Lohn für die durch ihn voll-
rmordung Stilichos zu Ravenna (23. Aug.
Statthalter von Afrika ernannt, das er
hr entschlossen gegen den Goten Alarich
e, und versuchte 413 als Thronprätendent
en. Sein nach Italien übergeführtes
he aber nicht fern von Rom geschlagen.
H. nach Karthago, wurde hier aber von
enen Soldaten getötet.

liden heißen in der griech. Sagenge-
e Söhne und spätern Nachkommen des
(Hercules, s. d.), besonders diejenigen Ab-
e desselben, welche nach der gewöhnlichen
t Hilfe der Dorier das von ihrem Ahn-
rbte Recht auf den Peloponnes geltend
und in den von den Doriern eroberten
ten (Argos, Lakonien, Messenien) als Kö-
nige herrschten. Das delphische Orakel hatte dem Hyllos, dem Sohn des Herakles, verkündet, er werde erfolgreich sein, wenn die H. die dritte Frucht (in richtiger Deutung: die dritte Generation) abwarteten. Nachdem Hyllos und dessen Enkel Aristomachos, durch mißverstandene Auslegung des Orakels irregeleitet, erfolglose Einfälle in den Peloponnes gemacht hatten und gefallen waren, bauten des Aristomachos' Söhne Temenos, Kresphontes und Aristodemos, über den Sinn des Orakels aufgeklärt, an der Meerenge bei Naupaktos Schiffe und nahmen auf den Rat des delphischen Orakels, sich einen dreiäugigen Feldherrn zu wählen, den Oxylos, Andrämons Sohn, welcher eines Totschlags wegen aus Ätolien geflohen und nun auf der Heimkehr war, als Führer an, da sie ihm auf einem einäugigen Maultiere begegneten. Unter Anführung desselben ging der Zug 80 Jahre nach Trojas Zerstörung, wie schon bei Thucydides der Zwischenraum zwischen diesen beiden Ereignissen sich angegeben findet, von Naupaktos nach dem molyktrischen Vorgebirge und von da über die nur 5 Stadien breite Meerenge nach Rhion im Peloponnes, während bei den frühern Zügen der Weg über den korinth. Isthmus genommen worden war. Nachdem sie in einer großen Schlacht den Tisamenos, den Sohn des Orestes, besiegt hatten, eroberten sie fast die ganze Halbinsel und losten sodann über die eroberten Länder. Temenos erhielt Argos, die Zwillingssöhne des Aristodemos, Prokles und Eurysthenes, Lacedämon, Kresphontes nach seinem eigenen Wunsch und durch List Messenien, Oxylos als Lohn für seine Führung Elis.

Heraklides (grch. Herakleides), griech. Philosoph und Geschichtschreiber aus Heraklea am Pontus Euxinus (Schwarzen Meer), daher Ponticus genannt, lebte um 325 v. Chr., hörte den Plato, Speusippus und Aristoteles und verfaßte außer philos., grammatischen, rhetorischen und andern Werken auch einige Werke histor. Inhalts. Ob aber die unter seinem Namen überlieferten Excerpte über griech. Staatsverfassungen auch nur zum Teil aus seinen Schriften herrühren, ist streitig. Dieselben sind am besten von Schneidewin (Gött. 1848) und in Müllers «Fragmenta historicorum Graecorum» (Bd. 2, Par. 1853) herausgegeben. Zwei erhaltene kleine Schriften, die «Allegoriae Homericae» (herausg. von Schow, Gött. 1782) und «De incredibilibus», kritisch berichtigt in Westermanns «Mythographi» (Braunschw. 1843), rühren sicher nicht von H. her; sie werden mit mehr Recht einem Herakleitos (oder zwei Männern dieses Namens) zugeschrieben.

H. war ferner der Name einiger griech. Ärzte. Der berühmteste derselben, H. von Tarent, lebte um 230 v. Chr. und war der ausgezeichnetste Arzt der empirischen Schule, welcher sich vorzüglich um die Arzneimittellehre durch zahlreiche zweckmäßige Vorschriften verdient machte. Er war auch der erste, der sich sog. kosmetischer Mittel bediente. Ebenso wurden die Chirurgie und Augenheilkunde durch ihn gefördert.

Heraklit (grch. Herakleitos), griech. Philosoph, geb. zu Ephesus in Kleinasien, lebte um 500 v. Chr. Sein von Natur ernstes und melancholisches Gemüt scheint durch die demokratischen Verhältnisse seiner Vaterstadt, unter denen seine dem höchsten Adel angehörige Familie und seine Freunde litten, in eine bittere Verstimmung gebracht worden zu sein,

in welcher er sich grollend von dem öffentlichen Leben zurückzog, um in der Einsamkeit seinen Studien nachzugehen. Die Reste des Werks über die Natur der Dinge, in welchem er die Resultate dieser Beschäftigung niederlegte, zeigen ihn in schroffem, bewußtem und ausgesprochenem Widerspruch mit den Meinungen der Masse, welche er in theoretischer wie in sittlicher Beziehung streng und hart beurteilt. Als den Grundirrtum der Menschen bezeichnet er die durch die Sinneserfahrung herbeigeführte Meinung, es gebe bestehende, unveränderliche Dinge: ihr gegenüber sucht er dem die ganze ion. Naturphilosophie beherrschenden Bestreben, den Urstoff der Dinge zu begreifen, die Wendung zu geben, daß dieser Urstoff als ein ewig Bewegliches und rastlos in Gegensätzen sich Gestaltendes aufgefaßt werden solle. Daher schien ihm das Feuer diesem Urstoff am nächsten zu stehen und denselben zu repräsentieren. Für die Bewegung der Gegensätze aber suchte er, wie seine Lehre von dem Weg nach oben und dem Weg nach unten beweist, zuerst gesetzliche Bestimmungen aufzufinden, von denen er meinte, daß sie als eine ewige und unveränderliche Harmonie den Verlauf alles Geschehens beherrschen. Es war die erste Ahnung des Naturgesetzes in der noch halb mytholog. Form des Fatums. Mit dieser Lehre von der ewigen Bewegung der Gegensätze stellte er sich am meisten der Alleinheits- und Seinslehre des Xenophanes entgegen, aus der sich später die eleatischen Lehren entwickelten: und diese gegensätzlichen Standpunkte haben für die gesamte Geschichte der Philosophie Typen gebildet. (S. Philosophie.) Die Darstellung dieser Gedanken scheint dem H. mancherlei sprachliche Schwierigkeiten bereitet zu haben: schon das Altertum fand seine Schrift orakelhaft und nannte ihn «den Dunkeln», wie es ihn andererseits als weinenden Philosophen bezeichnete, und in der neuern Zeit ist viel Mühe darauf verwendet worden, aus den teilweise sehr unzugänglichen Resten seiner Schrift den Inhalt und Gedankengang derselben zu rekonstruieren, ohne daß dieselbe erfolgreich gewesen wäre. Vgl. Lassalle, «Die Philosophie Herakleitos' des Dunkeln von Ephesos» (2 Bde., Berl. 1858); Gladisch, «Herakleitos und Zoroaster» (Lpz. 1858); Schuster, «H. von Ephesus» in Ritschls «Acta societatis philologicae Lipsiensis» (Bd. 3, Lpz. 1873); Teichmüller, «Neue Studien zur Geschichte der Begriffe» (Heft 1: «Herakleitos», Gotha 1876).

Heraklius, oström. oder byzant. Kaiser (610—641 n. Chr.), war der Sohn des afrik. Statthalters H. Als die byzant. Aristokratie den grausamen und dabei im Kriege gegen die Perser unglücklichen Kaiser Phokas nicht mehr zu ertragen vermochte, rief sie den alten H. um Hilfe an, der nun in Afrika eine starke Macht ausrüstete und dieselbe seinem 575 geborenen Sohne übergab. Der junge H. stürzte den Tyrannen und hielt 5. Okt. 610 als neuer Kaiser seinen Einzug in Konstantinopel. Reich begabt, rüstig und kriegstüchtig gab H. dem Byzantinischen Reich durch gute Reformen in der Verwaltung und im Kriegswesen neuen Halt und warf wenigstens eine der dem Reiche feindlichen Mächte gründlich nieder, die Perser. Seit 611 aufs schwerste durch die Perser bedrängt, die Syrien und Ägypten eroberten und seit 617 sogar zu Chalcedon ein festes Lager anlegten, sah er sich in derselben Zeit in Europa durch die Avaren bedroht, die 619 sogar bis in die Nähe von Konstantinopel vordrangen. Daher gab H. den größten Teil der span. Besitzungen (615—616) auf (der Rest ist 624 verloren gegangen). Mit den Avaren wurde 620 für Geld momentan Frieden geschlossen; sich ihrer dauernd zu erwehren, trat er mit den damals zwischen Dnjestr und Donau hausenden Bulgaren in Verbindung, und ließ es stillschweigend geschehen, daß sich seit 620 die Kroaten und Serben zwischen der Küste von Dalmatien und dem westl. Balkan festsetzten. Die Perser aber hat er seit 622 in einer Reihe glänzender Feldzüge siegreich bekämpft, sodaß endlich (obgleich die Avaren 626 sich wieder auf Konstantinopel stürzten, wo sie nun aufs Haupt geschlagen wurden) es ihm möglich wurde, im April 628 einen ruhmvollen Frieden zu schließen, der die Grenzen der Perser wieder nach dem mittlern Mesopotamien zurückschob. Weniger glücklich war er bei den Versuchen (seit 630), den alten Gegensatz zwischen der orthodoxen Kirche und den Monophysiten durch eine vermittelnde (die «monotheletische») Formel auszugleichen, und vermochte auch dem Fanatismus der Araber und des Islam nicht zu widerstehen. Sein frisches Heer und seine Reformen hatten allerdings den Kern des Reichs widerstandsfähig gemacht. Aber die südöstl. Provinzen, nämlich Syrien, Mesopotamien und Ägypten gingen 632—641 an die Araber verloren. H. starb 10. Februar 641. [s. Eregli.

Heraklу, türk. Stadt am Schwarzen Meere,

Heraldik ist ursprünglich die Wissenschaft, welche sich mit dem Wappenwesen in seinem ganzen Umfange beschäftigt, die Wissenschaft der Herolde, wie sie sich im Mittelalter, seit den Zeiten der Kreuzzüge zugleich mit dem Heroldswesen entwickelte. (S. Herold.) Gegenwärtig gebraucht man das Wort in der beschränktern Bedeutung von Wappenkunde (s. d.).

Heräon, s. unter Heräen.

Herapathit oder schwefelsaures Jod-Chinin, $4C_{20}H_{24}N_2O_2 3H_2SO_4 6J.3H_2O$, eine organische, wegen ihrer optischen Eigenschaften bemerkenswerte Verbindung, wird dargestellt, indem man 100 Teile saures schwefelsaures Chinin in einer Mischung von 1920 Teilen Essigsäure (1,012 spezifisches Gewicht) und 480 Teilen Weingeist löst und 60 Teile einer gesättigten Jodtinktur hinzufügt. Nach einiger Zeit scheidet sich die Verbindung in Krystallen aus, die entweder in Form von kreuzweis gruppierten Nadeln, oder viereckigen, achteckigen, rhombischen Tafeln erscheinen. Die Krystalle sind im durchfallenden Licht gesehen hell grasgrün, bei reflektiertem Licht metallglänzend, kantharidengrün. Ihr Polarisationsvermögen ist fünfmal größer als das des Turmalins.

Herat, Landschaft in Afghanistan, im NO. des Tafellandes von Iran, das alte Aria, reicht vom Sefidkuh (Weißes Gebirge), der in der alten Geographie als Paropanisus bekannten westl. Fortsetzung des Hindukuh, südwärts, von W. nach O. sich keilförmig zuspitzend, bis in die Gegend des großen Sees Hamun in Seistân und wird im W. von der pers. Provinz Chorasân und der ihr südlich anliegenden Salzwüste, im O. und SO. von der afghan. Provinz Kandahar und vom Siahkuh begrenzt, dem gleichzeitig mit dem Sefidkuh vom Hindukuh sich mehr südwestlich abzweigenden Gebirgszuge. Zwischen den innern Ausläufern des Sefidkuh und des Siahkuh, und zwar mehr nördlich, bildet die Thalebene des anfangs gegen W.

eßenden, dann gegen N. sich in die Steppen verufenden Heri-Rud, der Hauptteil des Landes, nen fruchtbaren Isthmus zwischen Bergeinöden nd Steppen- und Wüstengebieten. Im ganzen umßt das Land den südöstl. Teil des alten Chorasân nd wird auf 176200 qkm mit 1½ Mill. E. geschätzt. Im nördl. Teile wohnen die Kâzilbasch, Schiiten türk. Abkunft, die Aimak, ein Zweig der ie ursprüngliche iran. Bevölkerung noch repräsenierenden Tadschiks und Sunniten, und die Hazareh, turan. Abstammung mit einer Turksprache und Schiiten. In der Thalebene weiter südlich besteht die Bevölkerung in der Mehrzahl aus Tadschiks, in der Minderzahl aus Afghanen, den gegenwärtigen Herren des Landes, sowie teilweise aus Turkomanen und Juden.

Die gleichnamige Hauptstadt Herat, der einzige wichtige Ort des Landes, liegt 34° 22′ nördl. Br. und 62° 3″ östl. L. (von Greenwich), 640 km im W. von Kabul und 300 km im SO. von Meschhed, in der fruchtbaren Thalebene des Heri-Rud, und zwar 6 km im N. des hier von einer Brücke mit 26 Bogen überspannten Flusses. Die Stadt hatte früher 100000, jetzt infolge wiederholter Eroberungen nur noch 45000 E. Dieselbe bildet ein längliches Viereck mit einem 12—18 m hohen Erdwall, der oben mit einer gegen 10 m hohen Backsteinmauer, 30 Türmen und wohlbefestigten Thoren versehen ist. Am nördl. Ende befindet sich eine Festung mit Türmen und einem 10 m breiten Wassergraben. Die Häuser sind meist zweistöckig, und das Ganze gleicht einem Labyrinth von engen, finstern und schmutzigen Gassen und Gäßchen. Der fürstl. Palast ist unansehnlich, die große Moschee, im 13. Jahrh. erbaut, im Verfall. Die Umgegend der Stadt zeigt überall Spuren einstiger Größe und Herrlichkeit, und stundenweit erstrecken sich die Ruinen und Schuttlager. Das Thal des Heri-Rud ist mit Frucht- und Blumengärten, Weinbergen, Kornfeldern, Dorfschaften, Landhäusern, grünem Rasen, Buchen, Quellen und sprudelnden Fontänen bedeckt. Der Königsgarten, Bag-Schahi, galt einst im Morgenlande für ein Wunder der Welt. Berühmte Säbelklingen, Rosenwasser, Seide- und Wollteppiche gehören zu den wertvollsten Fabrikaten der Stadt. Ind. Produkte gelangen in Menge hierher, um die Märkte von Kirman, Jezd und Ispahan zu versehen. Die Stadt gilt als Schlüssel zu der einzigen Straße, der Großen Königsstraße, welche aus Persien durch Afghanistan nach Indien führt, und ist sowohl in kommerzieller wie in strategischer Hinsicht von großer Wichtigkeit. Als Mittelpunkt des Karawanenhandels und Stapelplatz zwischen Indien, Afghanistan und Westasien war sie von jeher allen Eroberern, die von Westasien nach Indien vordrangen, ein unentbehrlicher Stützpunkt. Aus dem Umstande, daß H. auch von Norden her der Durchgangspunkt nach Afghanistan ist, erklären sich in neuerer Zeit die wiederholten, von den Russen unterstützten Bemühungen der Perser, die Stadt in ihre Gewalt zu bringen, während die Engländer dem entgegenarbeiten. Angeblich von Alexander d. Gr. gegründet, wurde H. bei der Eroberung Persiens durch die arab. Kalifen in der Mitte des 7. Jahrh. nebst ganz Chorasân unterworfen. Nach mancherlei Schicksalen unter den Sâmâniden (10. Jahrh.), Ghaznewiden, Seldschuken (11. Jahrh.), Ghüriden (12. Jahrh.) und Mongolen fiel die Stadt 1381 in die Hände Timurs, unter dessen Nachfolgern sie sich zum Sitz der pers. Litteratur und Wissenschaft erhob. In den Wirren nach dem Tode des Timuriden Hussein bemächtigte sich der Usbeke Schaibeg H.s, dessen wilde und grausame Herrschaft den Glanz der Stadt für alle Zeiten vernichtete. Derselbe wurde 1510 von Ismael Sofi gestürzt, und nunmehr blieb H. bei Persien, bis es 1749 von den Afghanen unterworfen wurde. In den Bruderkriegen der afghan. Dynastie der Durani behauptete sich Timur-Schahs dritter Sohn, Mahmud, in H., wo er ein eigenes Reich gründete und 1829 starb. Hierauf übernahm dessen Sohn Kamrân-Schah die Regierung und H. bewahrte noch eine Zeit lang seine Unabhängigkeit, bis es 1863 von den Afghanen genommen wurde. (S. Afghanistan.)

Herand (John Abraham), engl. Dichter, geb. 1799 in London, veröffentlichte 1820 ein beschreibendes Gedicht «Tottenham» und die poetische Erzählung «The legend of St.-Loy», später seine umfangreichsten, wennschon dem herrschenden Zeitgeschmack wenig entsprechenden epischen Versuche: «The descent into Hell» (1830) und «The judgment of the Flood» (1834). Auch schrieb H. eine Anzahl von Dramen, unter denen zu erwähnen sind: die 1854 aufgeführte Tragödie «Videna», «Wife or no wife», «Agnolo Diora», «The Roman Brother» und «Salvator, or the poor man of Naples». Im J. 1870 gab er unter dem Titel «The In-gathering» eine Sammlung seiner kleinern Gedichte heraus; 1871 die den Deutsch-Französischen Krieg behandelnde Dichtung «The war of ideas». Außerdem erschienen von ihm die histor.-psychol. Studien «The life and times of Girolamo Savonarola» und «Shakespeare; his inner life, as intimated in his works» (1865). Neuerdings versuchte H. sich auch auf dem Gebiete des Romans in «Uxmal, an antique love story» und «Macée de Lesdepart, an historical romance» (1878).

Hérault, Küstenfluß Südfrankreichs, entspringt in einer Höhe von 1567 m am Berge L'Aigoual in den Cevennen (Gard-Departement), durchfließt in südl. Richtung das nach ihm benannte Departement und mündet 5 km unterhalb Agde in das Mittelmeer, nach einem Laufe von 197 km, von denen 11 km schiffbar sind.

Das Departement Hérault, aus Bestandteilen des ehemaligen Languedoc zusammengesetzt, zählt auf einem Areal von 6198 qkm (1881) 441527 E. Es besteht ungefähr zum dritten Teil aus Hochland, welches die südwestl. Verlängerungen des Cevennen-Kammes, deren unbewaldete Vorstufen und bis in die Nähe des Meeres tretende Ausläufer bilden. Die Abdachung ist gegen Südosten gerichtet, wo sich weite Ebenen und einige Moräste ausbreiten. Nur kleine Flüsse durchziehen das Land, wie Hérault (197 km), Vidourle (100 km, bildet streckenweise die Ostgrenze des Departements), Lez, Orb (145 km) u. a. An der Küste findet sich auf einer Strecke von 60 km eine Reihe von Lagunen, von Etangs oder Strandseen, mittels Passagen, Graüs genannt, mit dem Meere in Verbindung, deren starksalziges Wasser einen reichlichen Seesalzgewinn (jährlich 700000 Ctr.) gewährt. In der Nähe von Capestang erhebt sich der Malpas, welcher in einem Tunnel von 170 m Länge, 8 m Breite und 7 m Höhe vom Canal du Midi durchsetzt ist. Dieser stellt die

einzige Wasserverbindung im Innern her, und zwar mittels der Aude auf einer Strecke von 62 km. Die übrigen zahlreichen Kanäle an der Küste, welche die Etangs und benachbarten Städte verbinden, wie der von Lunel, von Montpellier, Graves, Roubine u. a., haben eine Gesamtlänge von 80 km. In den obern Teilen der Gebirgsabhänge der Monts de l'Espinouse und der Monts Garrigues (d. i. Kermes-Eiche), bis 943 m hoch, nebst einem Teile des Hochplateaus von Larzac, gehen ungeheuere Felsmassen zu Tage, zwischen denen die Kultur des Kastanienbaums und der Cerealien stattfindet. Der höchste Gipfel ist der 1093 m hohe Mont de Caroux in den Monts de l'Espinouse, rechts neben dem Mittellaufe des Orb, nächst einem 1118 m hohen Berge. In den Thälern und noch am Fuße der Berge gestattet die Milde des Klimas den Anbau des Mandel- und Olivenbaums; Feigen-, Maulbeer- und andere Obstbäume kommen fast überall fort. Wein wird (1878) auf 1421 qkm von ausgezeichneter Güte gewonnen, z. B. Lunel, Frontignan und andere geschätzte Liqueurweine, und zwar jährlich 5 Mill. Hektolit., mehr als in jedem andern Departement. Nur 8,8 Proz. der Fläche tragen Getreide, 1,4 Proz. Wald. Auch der Anbau des Krapp ist erwähnenswert. Man gewinnt 100000 hl Oliven und daraus 950000 kg Öl, etwa 135000 kg Seide und 10000 kg Honig. Das Mineralreich liefert vorzüglich Eisen, Steinkohlen (1877: 264000 t), Marmor und Lignite, die unter dem Namen versteinerte Asche (cendres fossils) zur Verbesserung des Bodens verwendet werden. Außer der Wein-, Obst-, Öl- und Seidenkultur beschäftigen sich die Einwohner mit Schaf- und Mauleselzucht, sowie mit Austernfischerei und Seesalzbereitung; ganz besonders aber zeichnen sie sich aus durch ihre Branntwein-, Tuch- (60 Spinnereien und Webereien mit 3500 Arbeitern), Seife-, Licht-, Leder-, Fischpökeleifabrikate. Die ansehnlichsten Handelsplätze sind Montpellier und der Hafen Cette, beide durch eine Eisenbahn verbunden, Béziers, Agde, Lodève und Pézenas. Das Departement bildet die Diöcese des Bischofs der Hauptstadt Montpellier und zerfällt in die vier Arrondissements Montpellier, Béziers, Lodève und St.-Pons mit 36 Kantonen und 336 Gemeinden. Vgl. Fabre, «L'Hérault» (1877—78); A. Joanne, «Géographie de l'H.» (1881).

Herault (latinisiert Heraldus, Didier), franz. Rechtsgelehrter und Philolog, geb. um 1580, wurde schon 1599 Professor der griech. Sprache in Sedan, aber als Protestant in religiöse Händel verwickelt und gezwungen, seine Stelle aufzugeben. Er ging nach Paris, wo er 1611 Parlamentsadvokat wurde und im Juni 1649 starb. H. gab Anmerkungen zu Martialis und Schriften von Minucius Felix, Tertullian und Arnobius heraus und schrieb: «Rerum judicatarum libri II» (Par. 1640), «Observationes ad jus Atticum et Romanum» (Par. 1650).

Hérault de Séchelles (Marie Jean), Mitglied des franz. Nationalkonvents, geb. zu Paris 1760, Advokat am Pariser Parlament, seit der Revolution Mitglied des Cassationshofs, Deputierter in der Gesetzgebenden Versammlung, darauf im Konvent, wo er sich als fanatischer Anhänger der revolutionären Strömung zeigte. Im Sept. 1792 war er Präsident der Versammlung. Darauf hielten ihn Kommissionsreisen nach Colmar und in die südl. Departements von Paris entfernt, sodaß er in dem Prozeß des Königs nicht mit votierte. Im Mai 1793 half er die Girondisten stürzen, präsidierte dem Konvent August 1793, arbeitete am neuen Konstitutionsentwurf, wurde Mitglied des Wohlfahrtsausschusses, überwarf sich aber schließlich doch mit Robespierre, der ihn als Dantonisten 17. März 1794 anklagen und 5. April hinrichten ließ.

Herausgeber ist nach dem Reichspreßgesetz vom 7. Mai 1874, §§. 6 und 21, sowohl der Verfasser einer ganzen Druckschrift, als auch derjenige, welcher eigene und fremde Geistesprodukte, oder nur letztere nach einem bestimmten Plan zum Druck und zur Veröffentlichung bringt. Die Druckschrift muß eine nicht periodische sein. Bei periodischen Druckschriften heißt dieselbe Person Redacteur. Der Name des H. muß auf der Druckschrift dann genannt sein, wenn dieselbe im Selbstverlag erscheint und der Verfasser sich nicht nennt. Der H. wird öfters Verfasser der Druckschrift sein, soweit es sich nicht um Herausgabe von Sammelwerken oder Werken verstorbener Autoren handelt. Er kann auch Drucker und Verleger sein. Hiernach bestimmt sich seine Verantwortlichkeit für den Thatbestand einer strafbaren Handlung, welcher durch den Inhalt begründet ist. Nach §. 21 des Reichspreßgesetzes bleibt die Bestrafung der Verleger, Drucker, Verbreiter ausgeschlossen, wenn sie den H. der Druckschrift nachweisen. Die §§. 18, 19 geben die Strafen an, welche zufolge Nichtbeachtung des §. 6 eintreten. Rücksichtlich der Bestimmung des §. 41 des Reichsstrafgesetzbuchs ist anzunehmen, daß der Ausdruck «Herausgeber» auch den «Redacteur» umfaßt.

Herb., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Herbert (William).

Herba (lat.), Kraut; herbarisieren, Kräuter, Pflanzen sammeln; auch von den Bienen: Blütenstaub einsammeln; Herbarist, Kräuter-, Pflanzensammler.

Herba Glycyrrhizae sylvestris, s. unter Astragalus.

Herbarium nennt man eine Sammlung getrockneter Pflanzen. Unter den Begriff H. fallen jedoch nicht diejenigen Botanischen Sammlungen (s. d.), welche bloß bestimmte Pflanzenteile enthalten, wie Samen-, Frucht-, Holzsammlungen u. s. w. Allerdings ist es nur in wenigen Fällen möglich, ganze Pflanzen getrocknet aufzubewahren, aber immerhin müssen doch in einem H. die charakteristischen Teile der Pflanzen sämtlich vorhanden sein, wenigstens soweit es die Art der Aufbewahrung, die damit notwendig verbunden ist, zuläßt. Ein nach wissenschaftlichen Prinzipien gesammeltes und geordnetes H. ist deshalb gewiß der wichtigste Teil aller botan. Sammlungen, denn keine Abbildung und auch keine Beschreibung kann bei vergleichenden systematischen und morphyolog. Studien das natürliche getrocknete Material ersetzen.

Die Anforderungen, die an ein H. gestellt werden müssen, sind vor allem: möglichste Vollständigkeit sowohl in der Artenzahl als auch in der einzelnen Pflanze, und zweitens genaue Angaben über Standort, Zeit des Sammelns und den Namen des Sammlers. Ferner ist eine leichte Übersichtlichkeit dringend notwendig; diese wird am besten dadurch erreicht, daß das H. nach einem größern Kompendium der Systematik wie etwa, Endlichers «Genera plantarum», oder auch die einzelnen Familien nach bestimmten Monographien geordnet werden. Beim Einsammeln der Pflanzen für die Herbarien muß zunächst

sche Prinzip eines reinen Wollens
praktischen Vernunft) mit den
gen eines gebildeten Gefühls oder
ertauscht. Denn ihm gilt die sitt-
ung für eine ästhetische, das sittliche
in schönes Kunstwerk. Die aus die-
hervorgearbeiteten fünf praktischen
der Freiheit, der Vollkommenheit,
lens, des Rechts und der Billigkeit.
bste Sittenlehre ist einerseits Päda-
nderseits Politik. Die Religion gründet
uch die teleologische Naturauffassung
efühle der Bewunderung und Ehr-
n Unerkennbaren. Seinen größten
uf die Psychologie verwandt durch
igen Versuch, die Vorstellungen
ände der Seele als ebenso viele
u betrachten und die Wirksam-
nander einem exakten mathem.
n. Hierdurch gelang es ihm,
e Spekulation zu Anfang des
rück gedrängten psychol. Stu-
kräften zu durchdringen, in-
s Verfahren neue Erfolge in
den zu lange eingeschlafenen
ufs neue entzündeten. We-
hrung ihrer psychol. Hy-
rt versöhnlichen Stellung zu
ch aften legt sich seine Schule
m bei, andererseits wegen
u transscendentalen Idealis-
gt achfolger nennt sie sich die
Sie hat sich mühsam und
egner Bahn gebrochen, ist
ch nur in eigentlich wissen-
gr oßer Ausbreitung gelangt,
rt Jahren nach dem Sinken
gel sie den Rest des philos.
ern fast ausschließlich auf sich
n schien. Unter den Anhän-
nen: Drobisch, Hartenstein,
apell, Schilling, Taute, Waitz,
om 1860 bis 1875 hatte die
rer innern Verständigung in
exakte Philosophie im Sinne
ealismus», herausgegeben von
Vgl. Drobisch, «Über die Fort-
phie durch H.» (Lpz. 1876).

Ritter von), namhafter Ton-
, geb. zu Wien 25. Dez. 1831,
in der Musik als Sängerknabe
ft Heiligenkreuz bei Baden und
lmeister Rotter in Wien in der
Er machte sich seit 1856 beson-
Chormeister des wiener Männer-
nd seit 1858 zugleich als Dirigent
r Gesellschaft der Musikfreunde.
lusses, den er durch diese Stellun-
rde er 1863 Vizehofkapellmeister,
kapellmeister, 1869 erster Kapell-
er und 1871 auch wirklicher oder
tor dieser Hofoper, in welcher
aber nur bis 1875 zu halten ver-
wurde er abermals Dirigent der
sellschaft der Musikfreunde. Er
. Okt. 1877. Als Komponist hat
enen Formen versucht, aber nur
edern, die er für seine Chorver-
g gehabt.

Herberay des Essarts (Nicolas de), ein aus angesehener picardischer Familie stammender Offizier König Franz' I., mit ihm 1525 in Madrid gefangen, wo er Gelegenheit hatte, den damals berühmtesten span. Roman «Amadis de Gaula» von Garcia Ordoñez de Montalvo, vom J. 1519, kennen zu lernen, den er auf des Königs Geheiß, nebst Fortsetzungen von andern Verfassern, ins Französische übertrug (zuerst gedruckt in acht Büchern, 1548). Er wurde dadurch der Begründer des neuern franz. Heldenromans und beschließt in gewissem Sinne zugleich die auf den epischen Traditionen des Mittelalters beruhende Romandichtung. Er starb um 1552.

Herberge, ein schon im Althochdeutschen (heriberga) vorkommendes Wort, welches ursprünglich (wie auch noch das altfranz. herberge oder helberge) das Kriegslager, das Einlager der Soldaten bezeichnete, aber seit der zweiten Hälfte des Mittelalters mit der allgemeinen Bedeutung von Gasthaus, Wirtshaus in alle roman. Sprachen (ital. und span. albergo, wonach auch die neufranz. Form auberge) übergegangen ist. Völker von unentwickelter Kultur, bei denen die Gastfreundschaft noch heilige Sitte, kennen und bedürfen keiner besondern Pflegestätten für Fremde, und die Ausbildung des Herbergswesens erfolgt allenthalben erst mit der Entwickelung des Verkehrs. Im Orient hat man nur Karawanserais (s. d.), welche dem Reisenden nichts weiter als Obdach gewähren. In Griechenland, wo die regelmäßig wiederkehrenden nationalen und städtischen Feste, sowie der lebhafte Verkehr in den Häfen große Menschenmengen zusammenführten, war die Einrichtung von Häusern, die jedem ein Obdach boten, ein Bedürfnis. An jenen Schauplätzen der öffentlichen Spiele oder in der Nähe vielbesuchter Tempel wurde zwar vom Staate für die Unterkunft von Fremden in eigenen Räumen gesorgt, daneben aber bestanden auch in allen größern Orten Gasthäuser (πανδοκεῖα) als Privatunternehmungen, von denen nicht nur Leute niedern Standes, sondern auch Reiche und Vornehme, die am Orte keine Gastfreunde hatten, Gebrauch machten. Ähnlich waren die Verhältnisse im Römischen Reiche, wo wenigstens in der Kaiserzeit in allen größern Orten, sowie an den großen Straßenzügen H. für Reiche und Arme (cauponae oder deversoria) bestanden. Nach Einführung des Christentums im Abendlande traten zu diesen H. noch die Klöster und später die Burgen der Herren und Ritter, welche nicht bloß ihren Standesgenossen, sondern auch andern vorsprechenden Reisenden gastliches Obdach gewährten. Die meisten Klöster hatten eigene, zur Aufnahme von Fremden bestimmte Räume oder Gebäude, die deshalb den Namen hospitium oder hospitale führten. Noch gegenwärtig erinnern hieran die von Mönchen unterhaltenen Hospize an den Alpenpässen.

Mit dem Aufblühen der Städte in der zweiten Hälfte des Mittelalters, namentlich in Deutschland, wurde die Aufnahme und Verpflegung von Fremden zu einem städtischen Gewerbe, wobei sich allmählich ein Unterschied zwischen H. im engern Sinne und Gasthäusern ausbildete. (S. Gast- und Wirtshäuser.) Unter Herberge im engern Sinne verstand man dann vorzugsweise die Art von Gastwirtschaften, welche nur für wandernde Handwerksgesellen einer oder mehrerer verwandter Zünfte bestimmt waren. Die zuwandernden

Sammlungen getrockneter Pflanzen, die in Deutschland existierten, ist die im kasseler Museum sich befindende von Ratzenberger ums Jahr 1559 angelegte. Übrigens verstand man in jener Zeit unter H. nicht eine Sammlung von Pflanzen, sondern ein Kräuterbuch mit vielen Abbildungen.

Litteratur. Unter den Werken über Herbarien ist hervorzuheben: Kreutzer, «Das Herbarium» (Wien 1864).

Herbart (Joh. Friedr.), hervorragender deutscher Philosoph, geb. 4. Mai 1776 zu Oldenburg, wo sein Vater Justizrat war, besuchte das Gymnasium daselbst und bezog 1794 die Universität Jena, wo er bald in einen nähern persönlichen Verkehr mit Fichte kam, dessen Wissenschaftslehre ihn aber nach kurzer Zeit zum Widerspruch anregte. Diese Unabhängigkeit eigener Prüfung zeigte sich schon in einer schriftlichen Kritik der beiden ersten Schriften Schellings «Über die Möglichkeit einer Form der Philosophie» und «Vom Ich», die er auch Fichte vorlegte. Im J. 1797 nahm er die Stelle eines Hauslehrers in Bern an und setzte während eines fast vierjährigen Aufenthalts daselbst seine eigenen Untersuchungen mit der ihm eigentümlichen Energie fort. Er hielt es für notwendig, auf die ursprünglichen Probleme der Philosophie zurückzugehen, studierte die Philosophie der Alten, namentlich die Periode vor Sokrates und Plato, ebenso aber auch Mathematik und Naturwissenschaften, und wurde schon damals auf die ersten Anfänge seiner mathem. Psychologie geführt. Ebenso entwickelte sich dort vermöge der Bekanntschaft mit Pestalozzi sein tiefes Interesse an der Erziehung. Familienverhältnisse riefen ihn 1800 nach Deutschland zurück, und nachdem er einige Zeit in Bremen gelebt, habilitierte er sich im Okt. 1802 in Göttingen. Hier veröffentlichte er bis 1809, wo er dem Rufe als ord. Professor der Philosophie und Pädagogik nach Königsberg folgte, die ersten gereiften Früchte seines Nachdenkens. Dahin gehören: «Pestalozzis Idee eines A-b-c der Anschauung wissenschaftlich ausgeführt» (Gött. 1802; 2. Aufl. 1804), «De Platonici systematis fundamento» (Gött. 1805), «Allgemeine Pädagogik» (Gött. 1806), «Über philos. Studium» (Gött. 1807), «Hauptpunkte der Metaphysik» (Gött. 1808), «Allgemeine praktische Philosophie» (Gött. 1808). In Königsberg war seine Kraft zwischen der Fortsetzung seiner Untersuchungen, dem akademischen Lehramt und einer praktischen pädagogischen Thätigkeit geteilt, welche ihm als Direktor eines auf seine Veranlassung gestifteten, seit 1812 in seinem eigenen Hause befindlichen pädagogischen Seminars oblag. Außer einer Anzahl kleinerer Reden und Abhandlungen, die er selbst nur zum Teil drucken ließ, sind unter seinen größern Schriften zu nennen: «Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie» (Königsb. 1813; 4. Aufl. 1837; neue Ausg. von Hartenstein, Hamb. 1883), «Lehrbuch zur Psychologie» (Königsb. 1816; 3. Aufl. 1834; neue Ausg. von Hartenstein, Hamb. 1882), die beiden Hauptwerke: «Psychologie, als Wissenschaft neu gegründet auf Erfahrung, Metaphysik und Mathematik» (2 Bde., Königsb. 1824—25) und «Allgemeine Metaphysik nebst den Anfängen der philos. Naturlehre» (2 Bde., Königsb. 1828—29), endlich die «Encyklopädie der Philosophie aus praktischen Gesichtspunkten» (Halle 1831; 2. Aufl. 1841). Unter den vielen kleinern Arbeiten sind vorzugsweise wichtig: «Psychol. Bemerkungen zur Tonlehre» (1811), «Psychol. Untersuchungen über die Stärke einer Vorstellung als Funktion ihrer Dauer» (1812), «Theoriae de attractione elementorum principia metaphysica» (1812), «Über meinen Streit mit der Modephilosophie dieser Zeit» (1814), «Gespräche über das Böse» (1817), «Pädagogisches Gutachten über Schulklassen» (1818), «De attentionis mensura causisque primariis» (1822), «Über die Möglichkeit und Notwendigkeit, Mathematik auf Philosophie anzuwenden» (1822). Der Wunsch, an einer Universität im Mittelpunkt des geistigen Verkehrs zu wirken, bewog H., 1833 einem Rufe nach Göttingen zu folgen. Hier schrieb er außer kleinern Abhandlungen den «Umriß pädagogischer Vorlesungen» (Gött. 1835; 2. Aufl. 1841), «Briefe zur Lehre von der Freiheit des menschlichen Willens» (Gött. 1836), «Analytische Beleuchtung des Naturrechts und der Moral» (Gött. 1836), und zwei Hefte «Psychol. Untersuchungen» (Gött. 1839—40). Er starb 14. Aug. 1841. Eine Biographie findet sich in «H.s kleinern philos. Schriften und Abhandlungen», herausgegeben von Hartenstein (3 Bde., Lpz. 1842—43), eine Ausgabe der «Sämtlichen Werke» hat derselbe besorgt (12 Bde., Lpz. 1850—52, 2. Abdruck, Hamb. 1883 fg.), eine andere Ausgabe der «Sämtlichen Werke» wird von Kehrbach besorgt (Lpz. 1882 fg.). H.s «Pädagogische Schriften» gab Willmann (2 Bde., Lpz. 1873—75; 2. Ausg. 1880 fg.), «Herbartische Reliquien» Ziller (Lpz. 1871) heraus.

Die Herbartsche Philosophie erklärt die Voraussetzung eines einzigen Prinzips und einer einzigen Methode für ein Vorurteil. Da die Philosophie die Aufgabe hat, Erkenntnis aus Begriffen zu gewähren, so nimmt H. drei Klassen philos. Untersuchungen an, die der alten Unterscheidung zwischen Physik, Ethik und Dialektik entsprechen. Nach der Bedeutung der Begriffe unterscheidet er nämlich die theoretischen Aufgaben, die auf die Erkenntnis dessen, was ist und geschieht, gehen, von den ästhetisch-praktischen, deren Prinzipien, ohne über das Sein und Geschehen zu entscheiden, eine beurteilende Wertbestimmung bezeichnen, wozu noch die formale Aufgabe der Logik kommt, die Gesetzmäßigkeit in der Verknüpfung der Gedanken überhaupt zu untersuchen. Die theoretische Grundwissenschaft ist ihm die Metaphysik. Ihr Ausgangspunkt ist das Gegebene, und das Bedürfnis derselben entwickelt er durch den Nachweis, daß in den Hauptbegriffen, unter welche die gegebene Erscheinungswelt fällt (Begriff des Dings mit seinen Eigenschaften, Veränderung, Materie, Selbstbewußtsein), Widersprüche versteckt liegen. Diese Widersprüche beruhen darauf, daß das Seiende im strengen Sinne sich nicht als ein solches denken läßt, wie der gegebene Schein verlangt. Hieraus ergibt sich als das allgemeine Resultat seiner Metaphysik: daß die Mannigfaltigkeit und der Wechsel der gegebenen Erscheinungswelt sich unter der Voraussetzung nur Eines Realen nicht begreifen lasse, sondern daß die notwendige Voraussetzung für jeden Versuch einer Naturphilosophie die Annahme einer Vielheit von Realen (Monaden) sei, aus deren Verbindungen und Verhältnissen sowohl die Form der Erscheinungswelt (Raum, Zeit u. s. w.) als die äußere Natur und das geistige Leben sich müssen ableiten lassen. In dem praktischen und religiösen Teile der philos. Wissenschaft steht H. dem Jacobischen Standpunkte einer Gefühlsphilosophie nahe,

i, welche in Deutschland in der gleichzei-
rnung des Nazarenertums zu Tage trat.
t (Sidney, Lord), engl. Staatsmann,
der Sohn des elften Grafen von Pem-
dessen zweiter Ehe mit einer Gräfin Wo-
. Sept. 1810 zu Richmond geboren. Auf
zu Harrow und der Universität Oxford
trat er schon 1832 als Abgeordneter für
Sitz ins Parlament und schloß sich hier
rvativen unter der Führung Sir Robert
. Nach der Niederlage der Whigs 1841
in dem von Peel gebildeten Ministerium
Sekretär der Admiralität, dann 1845
Sekretär mit einem Sitz im Kabinett er-
selber eifriger Protektionist, ging H. 1846
Chef und der Mehrzahl seiner Kollegen
er der Freihändler über und gehörte von
nachdem das Ministerium den vereinten
seiner Gegner und seiner frühern Ge-
gen war, zu der kleinen Schar parlamen-
Kapazitäten, die unter dem Namen der
gemäßigt konservative Grundsätze mit
einen Handelspolitik verbanden. Als im
Lord Aberdeen an die Spitze der Regie-
t, ward H. abermals Kriegssekretär, in
genschaft er die Vorbereitungen zu dem
gen Rußland zu leiten hatte. Nachdem
schick des engl. Heers in der Krim zum
Ministeriums Aberdeen (Jan. 1855) ge-
t, übernahm er in dem folgenden Kabinett
an den Posten eines Staatssekretärs für die
, legte dies Amt aber schon nach wenigen
nder. Er blieb jetzt vier Jahre ohne Amt,
rst im Juni 1859 von neuem als Kriegs-
unter Palmerston ein. Bedeutende Ver-
en der im Militärwesen herrschenden Übel-
urden von ihm eingeleitet. Am 10. Jan.
n Lord H. of Lea ernannt, trat er aus dem
se in das Oberhaus über. Doch mußte er
sundheitsrücksichten sein Portefeuille bald
. Er starb auf seinem Schlosse Wilton
1861. In Salisbury wurde ihm 29. Juni
Standbild errichtet.

ert (William), geb. 1778, gest. als Pfarrer
England, hat sich um die Kunde der Ama-
verdient gemacht.

thal, Dorf in der preuß. Provinz Rhein-
gierungsbezirk Aachen, Kreis Eupen,
isterei Lontzen, an der Grenze von Belgien
den Linien Köln-H. und H.-Eupen der
en Staatsbahnen, mit Anschluß an die
bahnen, hat ein Nebenzollamt erster Klasse
270 E.

szent (lat.), krautartig.

ers (Les), Stadt im franz. Depart. Vendée,
n NO. vom Arrondissementshauptort La
-Hon, unweit vom Ursprung der Maine,
der Hauteurs de la Gâtine, zählt (1876)
meinde 3562) E. Nördlich davon erhebt
31 m hohe Mont des Alouettes, auf wel-
e durch die Herzoginnen von Berry und
oulême erbaute Kapelle an die in der Um-
attgehabten Kämpfe der Vendéer erinnert.
ügel war einer der wichtigsten Observa-
kte der letztern; vermittelst der Flügel von
ch jetzt stehenden Windmühlen signalisier-
eithin. [kräuterreich.

iferisch (lat.), Kräuter hervorbringend,

ipolis, latinisierter Name für Würzburg.

Herbivören (lat., d. h. Kräuterfresser) nennt man diejenigen Tiere, welche ihre Nahrung entweder ausschließlich oder doch vorzugsweise aus dem Pflanzenreiche wählen, also Pflanzen, Kräuter, Gräser (in frischem, wie in getrocknetem Zustande), Körner u. s. w. fressen.

Herbolzheim, Stadt im Großherzogtum Baden, Kreis Freiburg, an der Elz und an der Linie Heidelberg-Basel der Badischen Staatseisenbahnen, zählt (1880) 2094 meist kath. E. und hat Wein-, Tabak- und Hanfbau, ferner Cigarrenfabriken, eine Ölmühle, eine mechanische Weberei und Bleiche. Dabei die Wallfahrtskapelle Mariasand.

Herborn, alte Stadt im Dillkreis des preuß. Regierungsbezirks Wiesbaden, Provinz Hessen-Nassau, am Fuße des Westerwaldes, an der Dill und an der Linie Deutz-Gießen der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts und einer Oberförsterei, hat ein Schloß, ein theol. Seminar, das 1817 aus der 1584 von Graf Johann dem Ältern von Dillenburg gegründeten Hohen Schule hervorging, eine Realschule und eine Präparandenanstalt für Volksschullehrer und zählt (1880) 3044 E., die eine Eisengießerei, eine Nadelfabrik, eine Eisenmöbelfabrik, eine chem. Fabrik und mehrere Walk- und Lohmühlen unterhalten und Ackerbau, Gerberei und Bierbrauerei treiben.

Herbort von Fritzlar, deutscher Dichter, lebte am Anfang des 13. Jahrh. Er war aus der hess. Stadt Fritzlar gebürtig und gehörte dem geistlichen Stande an; er bezeichnet sich selbst mit dem Ausdruck «gelehrter Schüler». Auf Anregung des Landgrafen Hermann von Thüringen verfaßte er, noch jung, als dichterisches Erstlingswerk sein «Liet von Troie», die älteste deutsche Bearbeitung der Trojanersage, nach dem franz. «Roman de Troies» von Benoit de Sainte-More (herausg. von Jolly, 2 Bde., Par. 1870). Er schrieb nicht in reinem Oberdeutsch, sondern mundartlich gefärbt. Seine Darstellung zeigt noch wenig den Einfluß des höfischen Stils, der durch Heinrich von Veldeke zuerst ausgebildet worden war, sondern trägt noch manche Spuren der rohern volksmäßigen Art des 12. Jahrh. Sein Gedicht wurde von Frommann herausgegeben (Bd. 5 der «Bibliothek der gesamten deutschen Nationallitteratur», Quedlinb. 1838). Vgl. auch Frommann, «H. und Benoit de Sainte-More» (in Pfeiffers «Germania», Bd. 2).

Herbös (lat.; frz. herbös), kräuterreich.

Herbst (lat. Auctumnus, frz. Automne, engl. Autumn) nennt man im gewöhnlichen Leben diejenige Jahreszeit, welche den Übergang vom Sommer zum Winter bildet und während welcher die Temperatur sinkt und die Vegetation allmählich abstirbt; in der Astronomie diejenige Zeit des Jahres, in welcher sich die Sonne dem Äquator nähert und die Tage abnehmen.

Der astronomische Herbst umfaßt daher auf der nördl. Hemisphäre diejenige Zeit, in welcher die Sonne die Grade 180 bis 270 der Ekliptik (s. d.) durchläuft, und beginnt hiernach mit der Herbstnachtgleiche (Aequinoctium auctumnale), d. i. an dem Tage, an welchem die Sonne beim Durchlaufen der niedersteigenden Zeichen der Ekliptik in das Zeichen der Wage tritt und von Norden her den Äquator erreicht (um den 23. Sept.), auf der südl. Hemisphäre an dem Tage, an welchem sie (entsprechend dem Frühling der nördl. Halbkugel) beim Durchlaufen der aufsteigenden Zeichen der

[illegible]

Herbst-Alraun oder Herbst-Mandragora s. unter Mandragora.

Herbstein, Stadt im Großherzogtum Hessen, Provinz Oberhessen, Kreis Lauterbach, auf einem Basaltfelsen, 9 km im SSW. von Lauterbach, [illegible] Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 1794 [illegible] welche Leinweberei treiben und noch eigentümliche Trachten beibehalten haben.

tfärbung nennt man die Veränderung
en Blattfarbstoffs in Rot oder Gelb, wie
erbste an vielen Pflanzen auftritt. Die
wandlungen, die dabei vor sich gehen, sind
nig bekannt wie die Zusammensetzung der
stoffe selbst. (S. Blattfarbstoffe.) In-
es Vorgangs entwickelt sich das prächtige
iel der Wälder und der Parkgehölze vor
des Winters. Noch viel reicher als in
sind diese Farbenerscheinungen Nordame-
r sind die Farben viel reiner und inten-
m dunkelsten Orangerot bis zum zartesten
vom dunkelsten Purpur bis zum feurig-
ach variierend. Durch ihre H. besonders
sind mehrere Ahornarten (Acer rubrum,
um u. a.), die Scharlacheichen (Quercus
, rubra, tinctoria u. a.), die Jungfern-
pelopsis quinquefolia), der Hirschkolben-
hus typhina) u. v. a. Dieser H. wegen,
n von andern dekorativen Werten, sind
rikan. Gehölze in den Parkanlagen
kommen.

tling, im Herbst geborenes Vieh.

tmonate nennt man in meteorolog. Hin-
Monate September, Oktober und Novem-
unter Herbst.)

tmusseron, s. Marasmius.

tnachtgleiche (Aequinoctium auctum-
lt um den 23. Sept. (S. unter Aquinok-
d Herbst.)

tpunkt, derjenige der beiden Schnittpunkte
melsäquators und der Ekliptik, in welchem
e am Anfange des Herbstes steht.

trosen oder mehrmals blühende Rosen,
n Gegensatze zu den Sommerrosen nicht
diesen zu gleicher Zeit, sondern zum zweiten
jungen Trieben im Hochsommer bis zum
erbst blühen. Die bekanntesten Sommer-
d die Centifolie und die Moosrose, die be-
Herbstrose ist die Remontantrose, die von
mal blühenden Damascenerrose ausgegan-
d in unzähligen Varietäten den herrlichsten
der Gärten bildet. (S. Rose.)

tzeichen nennt man die drei Zeichen des
es vom 180. bis zum 270. Grade der
sie sind Wage (♎), Skorpion (♏) und
♐. (S. unter Herbst.)

tzeitlose, s. Colchicum.

er (Rud.), Hellenist, geb. 11. Jan. 1821
stadt, besuchte das Gymnasium seiner
t, studierte in Jena, Leipzig und Berlin,
nn Lehrer am Gymnasium in Rudolstadt
Professor am Joachimsthalschen Gym-
Berlin. Auch wurde er zum Mitglied
er Akademie der Wissenschaften ernannt.
26. März 1878. Außer der Bearbeitung
. Epistolographen (Par. 1873) veröffent-
: Ausgaben der pseudoplutarchischen
on den Flüssen, der kleinern Schriften des
Lpz. 1854), «Erotici scriptores graeci»
Lpz. 1858—59), der Werke des Älian
58), des Traumbuchs des Artemidorus
4), des Orakelbuchs des Astrampsychus
63), der «Moralia» des Plutarch (Bd. 1,
2), der mytholog. Bibliothek des Apollo-
erl. 1874) u. s. w.

ulanëum, s. Herculanum.

ulano de Carvalho e Araujo (Ale-
portug. Dichter und Gelehrter, geb.

28. März 1810 zu Lissabon, begab sich 1828 nach Paris und 1830 nach London. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland 1832 schloß er sich der liberalen Partei an und machte sich als Mitarbeiter konstitutioneller Blätter, dann 1837—43 als Redacteur des Journals «Panorama» einen Namen. Sein erstes größeres Gedicht war «A voz do propheta» (Ferrol 1836 u. öfter). In dieser religiös-polit. Dichtung, welche ungemeines Aufsehen erregte, malte er in Visionen und Träumen die Zukunft seines Vaterlandes mit düstern Farben. Sodann ließ er folgen «A harpa do crente» (Lissab. 1838 u. öfter), ebenfalls religiös-polit. Inhalts. Beide Dichtungen sind auch in seinen «Poesias» (Lissab. 1850) enthalten. H.s Roman «Eurico, o Presbytero» (auch als Bd. 3 u. 4 der «Collecção de autores portuguezes», Lpz. 1867 erschienen; deutsch von G. Heine, Lpz. 1847) erschien als erster Teil des «Monasticon» (Lissab. 1847), dessen zweiter Teil der Roman «O monge de Cister» (2 Bde., Lissab. 1848) bildet. Hieran schlossen sich die «Lendas e narrativas» (2 Bde., Lissab. 1851), eine Sammlung von histor. Sagen aus der vaterländischen Geschichte. H. wurde 1845 seiner Stellung als Stadtbibliothekar zu Porto enthoben und an die königl. Bibliothek zu Ajuda berufen. Hier schrieb er die «Historia de Portugal» (Bd. 1—4, Lissab. 1846—53). Später zog er sich auf ein Landgut bei Santarem zurück, nachdem er noch sein zweites histor. Hauptwerk «Da origem e estabelecimento da inquisição em Portugal» (2 Bde., Lissab. 1854—55) herausgegeben. Seitdem erschienen noch «Questões publicas» (1873), «Estudos historicos» (1876) und «Opusculos» (4 Bde., Lissab. 1873—79). Als Mitglied der lissaboner Akademie der Wissenschaften leitete er die Herausgabe der «Portugaliæ Monumenta historica». H. starb 14. Sept. 1877. Vgl. de Serpa Pimentel, «Herculano e o seu tempo» (Lissab. 1881) und Theophilo Braga, «Historia do Romantismo em Portugal; Garrett, Herculano, Castilho» (Lissab. 1880).

Herculānum, eigentlich Herculanēum, im Altertum nächst Neapel und Capua wohl die bedeutendste Stadt Campaniens, zwischen Neapel und Pompeji, nahe an der Küste, wurde von den Oskern gegründet, nachher aber meist von Griechen, die aus Unteritalien hierher einwanderten, bewohnt. Schon 63 n. Chr. wurde der Ort durch ein Erdbeben teilweise zerstört, unter der Regierung des Titus aber, 79 n. Chr., bei einem Ausbruche des Vesuv von einem Lavastrom und Aschenregen nebst den nahegelegenen Städten Pompeji und Stabiä so gänzlich verschüttet, daß man später Portici und einen Teil von Resina darauf erbaute. Am interessantesten sind die durch die scavi nuovi 1828—37 und seit 1868 bloßgelegten Gebäude. In der Nähe von H. wurden 1880 die Ruinen einer großartigen Badeanstalt und der sie umgebenden Gebäude aufgefunden. Über die Geschichte der Ausgrabungen von H., Pompeji und Stabiä im allgemeinen s. Pompeji. Unter den neuesten Publikationen über H., seine Altertümer und Ausgrabungen, sind besonders zu erwähnen das Sammelwerk «Pompei e la regione sotterrata dal Vesuvio» (Neapel 1879) und Comparetti e de Petra, «La villa ercolanese dei Pisoni» (Tur. 1883).

Hercŭles, bei den Griechen Herakles, der Sohn des Zeus und der Alkmene, ist der berühmteste Heros der griech. Sagenwelt, in welchem die

Poesie das Ideal eines Helden, der unter fortwährenden Mühen und Kämpfen das Höchste erreicht, dargestellt, und den dann die Philosophie vollends zu dem Ideal männlicher Tugend ausgebildet hat. Eifersüchtig auf ihres Gemahls neue Geliebte, Alkmene, war Hera schon des H. erbitterte Feindin, bevor er noch geboren. Zeus hatte an dem Tage, an welchem die Geburt des H. bevorstand, einen Eid geschworen, daß der an diesem Tage Geborene alle Angehörigen des Geschlechts der Perseiden (zu dem H. von seiten seiner Mutter wie seines Stiefvaters gehörte) beherrschen solle. Hera wußte nun zu bewirken, daß die Niederkunft der Alkmene verzögert und dagegen die der Gemahlin des Perseiden Sthenelos, die ihr Kind erst im siebenten Monate trug, beschleunigt wurde. Dieses vor H. geborene Kind war Eurystheus. Alkmene kam hierauf mit Zwillingen nieder, von denen H. der Sohn des Zeus, Iphikles aber der Sohn des Amphitryon, des Gemahls der Alkmene, war. H. bewies sich schon in der Wiege als der Sohn eines Gottes, indem er zwei von der Hera geschickte Schlangen erwürgte. Durch Amphitryons Sorge wurde er in allen Künsten von den besten Lehrern unterwiesen. In allem machte er ungemeine Fortschritte, nur für die Lyra schien seine Hand nicht gebildet; ein Schlag, den ihm Linos, sein Lehrer im Saitenspiel, einst gab, kostete diesem das Leben. Amphitryon sandte ihn deshalb auf das Land zu den Rinderherden. In diese Lebenszeit fällt die von dem Sophisten Prodikos in moralisierendem Sinne erfundene Erzählung, daß H., am Scheidewege den Göttinnen der Wollust und der Tugend begegnend, die letztere zur Gefährtin seines Lebens erwählt. Die zum Teil ganz verschiedenen Gegenden Griechenlands angehörigen Sagen von den Thaten oder Arbeiten des H. sind offenbar durch die epische Poesie (es gab im Altertum mehrere umfangreiche Epen unter dem Titel Herakleen) und die Mythographen in eine gewisse Reihenfolge und Ordnung gebracht worden. Die so systematisierte Herakles-Sage ist, hauptsächlich nach Apollodor, etwa folgende.

Zuerst erlegte er einen Löwen, der am Kithäron wütete und des Königs von Thespiä, Thespios (oder Thestios), Herden schädigte, und trug fortan dessen Fell mit dem Rachen als Gewand und Helm. Damals erzeugte er mit den 50 Töchtern des Thespios 50 Söhne. Nach Theben zurückgekehrt, befreite er diese seine Geburtsstadt nicht nur von der Schmach eines Tributs, den sie an den König der Minyer Erginos zu Orchomenos, den er erschlug, hatte zahlen müssen, sondern zwang auch die Minyer, fortan das Doppelte des zuvor empfangenen Tributs selbst zu zahlen. Kreon, der König von Theben, gab ihm dafür seine Tochter Megara zur Gemahlin, die ihm drei Söhne gebar. Hera aber sandte Wahnsinn über ihn, sodaß er diese seine Kinder mit eigener Hand erschlug. Aus Reue über diese gräßliche That verbannte er sich selbst aus Theben und befragte hernach, durch Thespios von der Blutschuld gereinigt, das Orakel zu Delphi, von wo er auf das Geheiß des delphischen Gottes sich zu Eurystheus begab und in dessen Dienste die Abenteuer bestand, die unter dem Namen der zwölf Arbeiten des H. bekannt sind: 1) erlegte er den nemëischen Löwen, der in dem Waldthale Nemea hauste, indem er ihn, da sein Fell für Waffen undurchdringlich war, in seinen Armen erwürgte; 2) tötete er die in den Sümpfen von Lerna wohnende Hydra (Wasserschlange), deren abgeschlagene Köpfe immer in doppelter Zahl nachwuchsen, unter dem Beistand des Jolaos, der mit Feuerbränden die neu hervorwachsenden Köpfe zerstörte; 3) fing er die der Artemis geweihte kerynitische Hindin mit goldenem Geweih; 4) fing er den Eber, der die Gegend um den Berg Erymanthos in Arkadien verheerte, und brachte ihn lebendig auf seinen Schultern zu Eurystheus, der darüber so sehr erschrak, daß er sich in ein Faß verkroch; 5) reinigte er in Einem Tage die Ställe des Königs Augias von Elis, indem er die vereinigten Flüsse Alpheios und Peneios hindurchleitete; 6) verscheuchte und tötete er die Stymphaliden, greuliche Raubvögel, welche die Gegend um den Stymphalischen See in Arkadien verheerten; 7) fing er den kretischen Stier, welchen Poseidon einst aus den Fluten hatte aufsteigen lassen, und welchen Minos, anstatt ihn, wie er gelobt, dem Gotte zu opfern, unter seine Herden gebracht hatte, wofür Poseidon zur Strafe den Stier in Wut versetzte; als H. den Stier zu Eurystheus brachte, ließ letzterer ihn wieder frei, worauf derselbe nach Marathon lief; 8) brachte H. die menschenfressenden Rosse des thraz. Königs Diomedes, der ihnen alle Fremdlinge, die sein Gebiet betraten, vorwarf, zu Eurystheus; 9) holte er für denselben, von einigen andern Helden begleitet, den Gürtel der Amazonenkönigin Hippolyte, sowie 10) die Rinder des dreileibigen Geryones (s. d.) und 11) die goldenen Äpfel aus dem Garten der Hesperiden (s. d.) mit Hilfe des Atlas, für welchen er unterdessen das Himmelsgewölbe trug; 12) führte er den Höllenhund, den dreiköpfigen Cerberus mit Erlaubnis des Pluton aus der Unterwelt gewaltsam empor und brachte ihn, nachdem er ihn dem Eurystheus gezeigt, dorthin zurück.

H., der, um diese Abenteuer zu bestehen, die Welt durchzogen hatte, verrichtete während dieser Zeit und später noch viele andere Thaten, die man wohl auch teils als seine Nebenthaten (πάρεργα), teils als seine eigenen Unternehmungen (πράξεις) von den ihm auferlegten Kämpfen (ἄθλοι) unterschieden hat. Noch in die Zeit der 12 Arbeiten fallen nach Apollodor sein Kampf mit den Centauren auf dem Berge Pholoe in Arkadien, seine Befreiung der Hesione, die von ihrem Vater, um den Zorn der Götter zu versöhnen, einem Meerungeheuer ausgesetzt war; die Errichtung der sog. Herculessäulen (s. d.), seine Kämpfe mit Kyknos, Antäos und Busiris, die Befreiung des an den Kaukasus gefesselten Prometheus und des Theseus aus der Unterwelt. Nachdem er die meisten dieser Thaten vollbracht, kehrte er zurück nach Theben, vermählte die Megara mit seinem treuen Gefährten und Diener Jolaos und zog nach Oichalia, wo der König Eurytos seine Tochter Jole demjenigen, der ihn und seine Söhne im Bogenschießen übertreffen würde, als Kampfpreis ausgesetzt hatte; obgleich er alle besiegte, erhielt er doch die Jole nicht, angeblich weil man einen neuen Anfall seines Wahnsinns fürchtete. In der That ergriff ihn auch dieser bald darauf, nachdem er in der Zwischenzeit die Alcestis aus der Unterwelt zurück in die Arme ihres Gemahls Admetos gebracht hatte, noch einmal, und in diesem Anfall stürzte er Iphitos, der Jole ältesten Bruder, von den Mauern Tiryntha herab. Obwohl er von diesem Mord gereinigt wurde, verfiel er doch darüber in schwere Krankheit, sodaß er das delphische Orakel befragte. Da ihm die Pythia

agte, wollte er den Tempel plündern, reifuß und kämpfte um dessen Besitz bis Zeus beide durch einen Blitzstrahl mehr erhielt er das verlangte Orakel, autete: von seiner Krankheit werde er rn er auf drei Jahre sich zum Sklaven dem Eurytos den Kaufpreis als Sühn- diesem Orakelspruch zufolge verkaufte H. an Omphale, die Königin der Ly- ie Zeit der Knechtschaft bei Omphale oder neben andern die Teilnahme des nautenzug und an der Jagd des kaly- rs.

ndung seiner Dienstzeit bei Omphale em Heere gegen Troja, um Laomedon, Vater, zu bestrafen, nahm an dem Götter mit den Giganten teil und be- s' Heere, der wie Laomedon ihn um en Lohn betrogen hatte. Dann zog er , nahm die Stadt, tötete Neleus mit n außer Nestor und verwundete sogar hnen zu Hilfe gekommen war; hierauf des Hippokoon Söhne in Lakedämon. sodann in Tegea der Auge, welche tter des Telephos wurde, beigewohnt er zu Kalydon um des Oneus Tochter mpfte um ihren Besitz mit dem Fluß- s, besiegte diesen und vermählte sich t. Mit derselben auf dem Wege nach ssen, traf er am Flusse Euenos den essos, der die Wanderer um Lohn über- er beim Hinübertragen der Deïaneira vergreifen wollte, tötete ihn H. mit . Im Verscheiden lehrte Nessos Deïa- iebeszauber für H. mischen. Von Tra- H. mit dem Könige Keyx gegen die rnach kämpfte er mit dem Sohne des s, sodann sammelte er ein Heer zum gen Oichalia. Eurytos und seine Söhne Stadt wurde genommen, geplündert und fangene weggeführt. Bei der Heimkehr auf dem Kanäischen Vorgebirge in Zeus einen Altar und sandte, um dar- zu opfern, nach Trachis um ein weißes Deïaneira befragte den Boten wegen sie fürchtete, ihr Gemahl werde diese als sie, so nahm sie des Nessos ver- eszauber und bestrich damit das Ge- kleidete sich damit; kaum aber war ärmt, so griff das in dem Liebeszau- e Gift den Körper an, und H., von ltert, riß sich mit dem Gewande das Leibe. In solchem Zustande brachte Schiffe nach Trachis, wo Deïaneira, gefallenen benachrichtigt, sich erhängte. ab sich auf den Berg Öta, errichtete ch, bestieg ihn und befahl, ihn anzu- s oder dessen Sohn Philoktet erzeigte letzten Liebesdienst und erhielt dafür nd die Pfeile des H. Als der Holzstoß kam eine Wolke, die unter Donner ihn el hinauftrug, wo er durch Athena, die d seines Erdenlebens als Beschützerin standen, in den Kreis der Götter ein- Hera versöhnt und mit Hebe, der wigen Jugend, vermählt wurde.

auf die ursprüngliche Bedeutung dieser reichen Fülle von Sagen umkleideten n die Ansichten sowohl der antiken Theo- logen als der neuern Mythologen weit auseinander. Wahrscheinlich liegen den Sagen von H., wie denen von Indra, Thor und andern Göttern der indogerman. Völker, namentlich die Kämpfe zu Grunde, welche sich im Gewittersturme am Himmel zu vollziehen scheinen. Der Sohn des Himmelsgottes vollführt also in der griech. Mythologie als Heros die Thaten, welche ursprünglich dem Himmelsgott selbst beigelegt werden. Andere fassen den H. als den Repräsentanten der Sonne auf, die unter fortwährendem Kampfe mit Wolken, Nebeln und Dünsten ihren für die Menschen so wohlthätigen Lauf vollendet. Sicher sind in die Sagen von H. Mythen von semitischen Himmels- und Sonnengöttern eingedrungen. Aber alle diese Elemente sind von der poetischen Phantasie der Griechen miteinander verschmolzen und das Ganze in dem Sinne umgebildet worden, daß H. zum vollendeten Ideal heroischer Kraft und Tüchtigkeit gestaltet wurde.

Der derbern Elemente in den Mythen von H., insbesondere einer riesigen Eßlust, welche er übrigens mit verwandten arischen Gottheiten teilt, bemächtigte sich namentlich das Satyrdrama. In der bildenden Kunst ist der Hauptcharakterzug der besonders durch Lysippos ausgebildeten Herakles-Darstellungen der der gewaltigen, durch Anstrengung aufs höchste entwickelten Körperkraft, wie dies unter den zahlreichen noch erhaltenen Herakles-Statuen insbesondere der sog. Torso vom Belvedere, das Werk des Atheners Apollonios, in Rom und die von dem Athener Glykon jedenfalls nach einem Original des Lysippos gearbeitete Statue des sog. Farnesischen Hercules (s. d.) in Neapel zeigen. (Vgl. Tafel: Bildnerei III, Fig. 6 und 8.) Von den Kämpfen und Abenteuern des H. sind außer einer Anzahl statuarischer, namentlich zahlreiche Darstellungen in Reliefen, worunter die Metopen vom Zeus-Tempel zu Olympia (s. d.) hervorzuheben sind, und auf griech. Vasenbildern, besonders des ältern Stils, erhalten. H. ist auch in vielen Orten Griechenlands als Heros und als Gott verehrt worden.

Wie die andern griech. Götter- und Heroengestalten, so findet man auch H. bei den Römern wieder. Zugleich aber verehrten dieselben in H. einen altitalischen Gott, auf den der Name des griech. Herakles, in Hercules umgebildet, übertragen ist. Er hatte namentlich eine uralte hochheilige Kultstätte an der Ara maxima, einem Altar, der nach der Sage von ihm selbst oder von Euander nach Besiegung des Cacus errichtet worden war.

Hercules, ausgedehntes Sternbild des nördl. Himmels von $15^h\ 30^m$ bis $19^h\ 0^m$ Rektascension und vom Äquator bis zum 50. Grad nördl. Deklination, enthält nach Heis 227 dem bloßen Auge sichtbare Sterne, nämlich 1 zweiter, 9 dritter, 12 vierter Größe, die übrigen fünfter und sechster Größe. In diesem Sternbild befinden sich eine Reihe sehr interessanter Doppelsterne. α Herculis, der hellste Stern, wurde bereits von Maskelyne 1779 als Doppelstern erkannt; der Hauptstern ist intensiv gelb (zugleich veränderlich), der Begleiter intensiv blau; ζ Herculis wurde von Herschel 1782 doppelt erkannt. Die Umlaufszeit beträgt 36½ Jahre. Sodann sind die Sterne γ, ×, ρ u. a. doppelt; μ Herculis ist ein dreifacher Stern: der Hauptstern, gelb und 3½ Größe, hat einen Begleiter 9½ Größe in 31½″ Abstand. Letzterer wurde von dem amerik. Optiker Clark 1856 wieder als Doppelstern gesehen und nachher oft auch von andern so beobachtet.

Außer dem Stern α sind noch g und s Herculis veränderlich; letzterer ändert in 301 Tagen seine Helligkeit von der 6. bis beinahe 13. Größe. Auch mehrere glänzende Nebelflecke und Sternhaufen sind im Sternbild. In $16^h\ 87^m$ Rektaszension und 36° 42′ Deklination, zwischen η und ζ Herculis liegt ein außerordentlich prachtvoller, auch dem bloßen Auge als schwacher Nebel kenntlicher Sternhaufen, von Halley 1714 entdeckt. Der gedrängte Teil hat einen Durchmesser von 2 bis 2½ Minuten und ist nur mit starken Fernröhren in einzelne Sterne aufzulösen. Die Zahl der in diesem Haufen enthaltenen Sterne kann auf über 5000 geschätzt werden. (Vgl. die Tafel: Sternkarte des nördlichen Himmels zu Artikel Sternbilder.)

Herculesbäder, s. u. Mehadia. [Kürbis.

Herculeskeule oder Keulenkürbis, s. unter

Herculessäulen nannte man im Altertum die beiden Vorgebirge an der Meerenge von Gibraltar, Calpe und Abila (jetzt Gibraltar und Ceuta), welche man als die Grenzen der Welt betrachtete. Der ursprüngliche Name war Säulen des Melkart (des phöniz. Sonnengottes, Beschützers der Schiffahrt und Kolonisation); die Griechen setzten dann an die Stelle des Melkart den mit diesen identifizierten Hercules (Herakles).

Hercynischer Wald, lat. Hercynia silva, griech. Arkynia (keltisch, «der Höhenzug») oder Orkynia, ist bei den Alten ursprünglich mit den Rhipäen die Nordgrenze des ihnen bekannten Europa; so zuerst bei Aristoteles, der dieses Gebirge mit den Alpen identifiziert und in ihm den Ister (Donau) entspringen läßt. Cäsar, der ihn auf 9 Tagereisen in der Breite und 60 Tagereisen in der Länge schätzt, begreift dagegen darunter sämtliche deutsche waldbedeckte Höhenzüge im Norden des Donau- und Maingebietes, die in Ostsüdost- und Westnordwestrichtung verlaufen; vom obern Rhein bis zur Grenze Dakiens, beziehentlich bis zu den Karpaten. Strabo, der sich noch nicht ganz von Cäsars Vorstellung losmachte, setzte ihn gleichwohl an die Stelle des heutigen Böhmerwaldes, was auch Vellejus Paterculus in noch bestimmterer Weise that. Florus, Tacitus und Plinius dagegen begreifen darunter den Thüringerwald. Je mehr die alten Geographen bei näherer Bekanntschaft mit Deutschland von speziellen Gebirgsnamen Kenntnis erhielten, um so mehr mußte jene allgemeine Benennung zurücktreten, sodaß Ptolemäus damit nichts anderes mehr zu bezeichnen wußte als den Bergrücken, der die Sudeten mit den Karpaten verbindet, wofür er eben wohl keinen Spezialnamen kennen mochte. In der systematisierenden Geographie haben Neuere den antiken Namen wieder hervorgesucht und zum Teil sehr willkürlich angewandt. So verstehen franz. Geographen unter dem Hercynischen Bergsystem sämtliche Gebirge zwischen den Alpen, dem Rhein, der norddeutschen Ebene, der Elbe in Böhmen und der Thaya in Mähren, während manche deutsche Geographen den Namen der langen Reihe von Bergketten, Berggruppen und Hochebenen geben, welche die äußere Umwallung des deutschen Hochlandes gegen die nordöstlich vorliegende Tiefebene bildet und die Wesergebirge, den Harz, das thüring., das sächs. und das lausitzische Bergland, das Riesengebirge und das glatzer Hochland umfaßt.

Herd, der ursprünglichen Bedeutung nach der Feuerplatz im Hause, bezeichnet in der Technik Gegenstände verschiedener Art. Im Hüttenwesen nennt man H. den Raum, in welchem eine Feuerarbeit vor sich geht, ferner den Schmelzraum der Schachtöfen zur Gewinnung von Blei, Kupfer, Eisen u. s. w., auch die von Bleioxyd durchdrungene Mergelmasse, welche zum Überkleiden der Sohle der Treiböfen gedient hat. In der Eisengießerei bezeichnet man mit H. den Boden der Gießhalle, in welchem eine als Form für den sog. Herdguß dienende Vertiefung hergestellt ist. Bei der Aufbereitung der Erze versteht man unter H. eine Anzahl Vorrichtungen (Rundherde, Stoßherde u. s. w.), die bei der Trennung sehr feinkörniger Erz- und Gesteinsgemische benutzt werden. In der Schmiede (s. Schmieden) heißt H. die Feuerstelle, in oder auf welcher die Erhitzung des Eisens stattfindet.

Herdbuch oder Zuchtstammbuch ist eine in ein Buch geordnete Zusammenstellung beglaubigter Abstammungsnachweise von Zuchttieren. Da das Vorhandensein der von den Zucht- und Gebrauchstieren einer bestimmten Rasse, Schlags oder Zucht verlangten Eigenschaften um so wahrscheinlicher ist, je reiner die Eltern und Voreltern des Tieres in der bestimmten Rasse fortgezüchtet sind, und je vorzüglicher die Vorfahren desselben in der gewünschten Richtung beschaffen waren, so werden, um die verlangten Nachweise zur Verfügung zu haben, Zuchtstammbücher ausschließlich bei Kultur-Rassen, -Schlägen und -Zuchten geführt, welche durch zweckmäßige Auswahl der Zuchttiere entstanden und bei denen infolge dessen die Eigenschaften und die Rassereinheit dieser Individuen von hervorragender Bedeutung sind. Das älteste, bis zur Gegenwart fortgesetzte H. ist das 1808 zuerst erschienene engl. General stud book, das die Abstammungsnachweise der engl. Vollblutpferde enthält. Nach dem Vorbilde Englands wurden in neuerer Zeit in den meisten Viehzucht treibenden Ländern Europas, Amerikas und Australiens ebenfalls H. angelegt. Weiteres s. unter Viehzucht.

Vgl. «Stammzuchtbuch deutscher Zuchtherden» (herausg. von W. Janke, Bresl. 1864); «Deutsches H.» (herausg. von Settegast und Krecker, Berl. 1868); Martinez, «Die Zuchtstammbücher aller Länder» (Brem. 1883); Martinez und Biernatzki, «Die Zuchtbuchführung für Rindvieh an einem Beispiele für die Praxis erläutert» (Brem. 1883).

Herdecke, Stadt in der preuß. Provinz Westfalen, Regierungsbezirk Arnsberg, Kreis Hagen, 7 km von Hagen, an der Ruhr, Station der Linien Düsseldorf-Dortmund, Steele-H. und H.-Dortmund der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1880) 3791 meist evang. E., welche Fabriken für Eisenwaren und Sicherheitslampen, ferner Blaufärbereien und Gerbereien unterhalten. In der Nähe sind bedeutende Steinbrüche, besonders von guten Pflastersteinen. Auf dem Kaisberg steht ein 28 m hoher Turm zur Erinnerung an den Freiherrn von Stein.

Herder (Joh. Gottfr. von), einer der eigentümlichsten, umfassendsten und geistvollsten Schriftsteller Deutschlands, wurde 25. Aug. 1744 zu Mohrungen in Ostpreußen geboren, wo sein Vater Mädchenschullehrer und Kantor war. Er besuchte die Lateinschule seines Geburtsortes, deren Rektor ihn auch im Griechischen und Hebräischen unterrichtete. Im J. 1760 nahm ihn der Diakonus Treschо als Famulus und Abschreiber in sein Haus, wo er die Bibliothek Treschos benutzen konnte. Im J. 1762

n russ. Regimentschirurg, der gerade in
in Quartier gelegen hatte, den jungen
Petersburg zu nehmen, ihm die Chi-
hren und ihm auch Hilfe für eine Thrä-
oran er litt, zu verschaffen, wofür ihm
dig. Abhandlung ins Lateinische über-
. H. nahm das Anerbieten mit Freuden
te dem neuen Freunde bis Königsberg.
fiel er bei der ersten Sektion in Ohn-
ß er von dem Studium der Chirurgie
hte. Entschlossen, sich nunmehr der
zuwenden, fand er Freunde, die ihm
als Lehrer am Friedrichskollegium ver-
bei der es ihm an Zeit zu eigenem Stu-
t mangelte. In dieser Zeit machte er die
sit Kants, der ihn alle seine Kollegien
h hören ließ. Mit der strengen philos.
hte er sich jedoch nie befreunden; inniger
sich an Hamann an. Von dem edelsten
ft, suchte er seine Kenntnisse fortwährend
zu erweitern und ermüdete nicht, die Ge-
unst und Poesie, der Naturwissenschaft,
tur und der Geschichte zu durchforschen.
1764 ging er als Kollaborator an die
nach Riga, mit welcher Stelle später für
rchenamt verbunden wurde. Als geist-
er hatte er so großen Beifall, daß man
ine geräumige Kirche zu bauen. Im J.
e ihm von Petersburg aus das Inspek-
dortigen St. Petrischule angetragen;
hnte nicht nur diesen Ruf ab, sondern
1769 seine Stelle in Riga nieder, um
e Reise zu unternehmen. H. war bereits
angekommen, als er zum Erzieher und
ger des Prinzen von Holstein-Eutin aus-
rde. Er reiste deshalb von Paris nach
von da nach einigen Monaten mit dem
ch Straßburg, wo er jedoch bald seine
aufgab, aber wegen seines alten Augen-
h ein halbes Jahr verweilte. Hier be-
er sich mit Goethe, auf den er einen bedeu-
nfluß gewann.
e schon damals durch mehrere Schriften,
sch-polemischen Inhalts, in denen er mit
r Kühnheit und nicht ohne Heftigkeit für
und Winckelmannsche Kunstansichten
Flachheiten und Irrtümer der Zeit an-
rzüglich durch seine «Fragmente über die
tsche Litteratur» (1767) und seine «Kri-
lder» (1769) einen bedeutenden Ruf sich
für die Theologie jedoch noch nichts von
geliefert. Dennoch erhielt er in Straß-
luf als Hauptprediger, Superintendent
rialrat nach Bückeburg, wohin er 1771
er erwarb er sich bald auch einen ausge-
Namen als Theolog, sodaß er 1775 einen
Professor der Theologie nach Göttingen
lber er zögerte mit der Annahme, weil
seine Berufung nicht unbedingt bestätigt
verlangt hatte, daß er sich zu einem
n stellen solle. Als er im Begriff war,
öttingen zu entscheiden, erhielt er den
the ausgewirkten Ruf als Hofprediger,
perintendent und Oberkonsistorialrat nach
hier, wo H. im Okt. 1776 ankam, reiften
n Früchte seines reichen Geistes. Geliebt
t von seinem Fürstenhause, erhielt er
ffentlichen Beweis der Anerkennung seiner
. Er wurde 1789 Vizepräsident, 1801
Präsident des Oberkonsistoriums, was bis dahin kein Bürgerlicher gewesen war, und hierauf von dem Kurfürsten von Bayern in den Adelstand erhoben. So wirkte er, bis 18. Dez. 1803 der Tod seine nur in den letzten Jahren oft durch eine trübe und gereizte Stimmung gelähmte Wirksamkeit unterbrach. In seinen «Schriften» (45 Bde., Stuttg. 1805—20; Taschenausgabe, 60 Bde., Stuttg. 1827—30; 40 Bde., Stuttg. 1852—54; ferner eine kritisch genaue Ausgabe, meist von Düntzer besorgt, in Hempels «Nationalbibliothek deutscher Klassiker», 24 Tle., Berl. 1869—79; endlich eine neue, noch umfangreicher angelegte kritische Ausgabe von Suphan, in 32 Bdn., Berl. 1877 fg.; ausgewählte Werke in 4 Bdn., herausg. von Kurz in der «Bibliothek der deutschen Nationallitteratur», Hildburgh. 1871—72) hat er sich selbst ein unvergängliches Denkmal gestiftet. Dieselben zerfallen in drei Klassen: Schriften zur Religion und Theologie, zur Litteratur und Kunst, zur Philosophie und Geschichte.

H.s Originaldichtungen sind mit einzelnen Ausnahmen (wozu die meisten seiner «Legenden» gehören) von keiner großen Bedeutung. Glänzend aber zeigt sich seine dichterische Begabung in den Nach- und Umdichtungen fremdländischer Poesie, so vor allem in seinen «Volksliedern» («Stimmen der Völker» 1778) und in dem nach seinem Tode erschienenen «Cid» (1805; neu herausg. von Julian Schmidt, Lpz. 1868, mit Randzeichnungen von Neureuther, 4. Aufl., Stuttg. 1877; mit Zeichnungen von A. von Werner, Berl. 1875; vgl. R. Köhler, «H.s Cid und seine franz. Quelle», Lpz. 1867; Vögelin, «H.s Cid, die franz. und die span. Quelle zusammengestellt», Heilbr. 1879). Als Theolog erwarb er sich großes Verdienst um eine geistige, von dem Buchstaben des Dogmas freie Auffassung des Christentums, sowie um die Erklärung der Heiligen Schrift, und namentlich ist in dieser Beziehung sein «Geist der ebräischen Poesie» (Dessau 1782—83; 3. Aufl. von Justi, 2 Bde., Lpz. 1825) hervorzuheben. Als Philosoph, wenn nicht der Schule, doch des Lebens, hinterließ er einen Schatz bewährter Natur-, Menschen- und Weltbeobachtungen; als Erklärer des klassischen Altertums bewirkte er harmonische Bildung des Menschen durch die Muster Griechenlands. Er läuterte allseitig den Geschmack und suchte durch Anschauung und Würdigung der schönen Kunst den Menschen zu reiner Menschheit zu erheben. Auch machte er aufmerksam auf manches Vergessene und Verkannte der vaterländischen Vorzeit und erweckte den Sinn für das echt Volkstümliche der Poesie; Volkslied, Legende, Ossian, Shakspeare, die Poesie des Südens, die griech. Anthologie und vieles andere wurde durch ihn uns näher gebracht. Er stimmte fast in allem, was er schrieb, zur Begeisterung, hauchte der Seele edle Gefühle ein und entflammte das Herz für das wahrhaft Schöne und Große. Sein Hauptwerk sind die unvollendeten «Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit» (4 Bde., Riga 1784—91; 4. Aufl., mit Ludens Einleitung, 2 Bde., Lpz. 1841, neu herausg. von Julian Schmidt, Lpz. 1868), in welchem alle Strahlen seines Geistes sich vereinigen. Sein Ziel dabei war, die ganze Geschichte der Menschheit als eine große, zusammenhängende, einem höhern Ziele zustrebende Reihe des Geschehens darzustellen. Das Ziel und den Endpunkt der Menschennatur und alles ihres Strebens bezeichnete er am liebsten durch das Wort Humanität. H. gehört zu den

Geistern, die nach den verschiedensten Richtungen hin anregend, weckend und befruchtend wirken, und die eben deshalb leichter als minder reiche in den Hintergrund gedrängt werden, weil sie versäumten, ihren eigenen Werken den Stempel der absoluten Vollendung zu geben. H.s Leistungen im Gebiete der Theologie, der Litteratur, der Kritik und der Philosophie sind vielfach berichtigt und selbst übertroffen worden; manches einzelne, z. B. seine Polemik gegen Kant, war sogar verfehlt; aber sein Verdienst ist darum nicht geringer. Der ganze Kulturzustand Deutschlands hat von ihm einen mächtigen, weithin sich verbreitenden Impuls erhalten, und an warmer, tiefer Begeisterung für alles echt Menschliche hat ihn keiner überragt. Der Großherzog von Sachsen-Weimar, Karl August, ließ 1819 eine Gedächtnistafel mit der Inschrift «Licht, Liebe, Leben» auf sein Grab legen und 25. Aug. 1850 wurde in Weimar sein ehernes Standbild errichtet. Ein schönes Denkmal setzte ihm seine würdige Witwe, Maria Kornelia, geborene Flachsland, geb. 1750, gest. 1809, in ihren «Erinnerungen an H.s Leben», die J. G. Müller (2 Bde., Stuttg. 1820) herausgab. H.s inhaltreicher brieflicher Nachlaß ist enthalten in «H.s Lebensbild. Sein chronologisch geordneter Briefwechsel» (herausg. von seinem Sohne Emil Gottfr. von Herder, 3 Bde., Erlangen 1846—48), «Aus H.s Nachlaß. Ungedruckte Briefe von H. und dessen Gattin» (herausg. von Düntzer und F. G. von Herder, 3 Bde., Frankf. a. M. 1856—57), «H.s Reise nach Italien. H.s Briefwechsel mit seiner Gattin von Aug. 1788 bis Juli 1789» (herausg. von Düntzer und F. G. von Herder, Gieß. 1859), «Von und an H. Ungedruckte Briefe aus H.s Nachlaß» (herausg. von Düntzer und F. G. von Herder, 3 Bde., Lpz. 1861—62), «Briefe H.s an K. A. Böttiger» (herausg. von Boxberger, Erfurt 1882) und die Ergänzung dazu: Lindemann, «Beiträge zur Charakteristik K. A. Böttigers und seiner Stellung zu Joh. Gottfr. H.» (Görlitz 1883), Düntzer, «Briefe des Herzogs Karl August an Knebel und H.» (Lpz. 1883). Eine ausführliche Biographie gibt Haym («H. nach seinem Leben und seinen Werken dargestellt», Berl. 1877 fg.). Vgl. noch Werner, «H. als Theolog» (Berl. 1871); Joret, «H. et la renaissance» (Par. 1875); Lehmann, «H. in seiner Bedeutung für die Geographie» (Berl. 1883); Baerenbach, «Joh. Gottfr. von H.» (im «Neuen Plutarch», Bd. 6, Lpz. 1879).

Herder (Sigm. Aug. Wolfgang, Freiherr von), um den sächs. Bergbau hochverdienter Bergbeamter, der Sohn des vorigen, geb. 18. Aug. 1776 zu Bückeburg, wurde in Weimar erzogen; 1794 ging er auf ein Jahr nach Neuchâtel und begann, nachdem er die Universitäten zu Jena und Göttingen besucht, 1797 in Freiberg seine berg- und hüttenmännischen Studien; seit 1800 studierte er noch in Wittenberg die Rechte. Nach seiner Rückkehr nach Freiberg wurde er 1802 Bergamtsassessor, 1803 Assessor im Bergamte Schneeberg und 1804 Oberbergamtsassessor und Bergkommissionsrat in Freiberg; 1806 erhielt H. die Aufsicht über das Blaufarbenwesen. Insbesondere wurde seine Thätigkeit seit 1809 in Betreff des Eisenhüttenwerks Panki und der Salzwerke von Wieliczka im Großherzogtum Warschau in Anspruch genommen, weshalb er mehrere Jahre teils in Warschau, teils in Wien verweilte. Der König von Sachsen erhob ihn für seine Dienste in den Freiherrnstand. Unter dem russ. Gouvernement kam H. in das Geh. Finanzkollegium nach Dresden; 1818 wurde er Vizeberghauptmann, 1821 Berghauptmann und 1826 Oberberghauptmann. Im J. 1835 machte er eine Reise nach Serbien, um den Bergbau dieses Landes wieder emporzubringen. Er starb zu Dresden 29. Jan. 1838 und wurde auf der Halde des alten Bergwerks Drei Königfundgrube zwischen Freiberg und Tuttendorf beerdigt, wo ihm ein Denkmal errichtet ward. Nach seinem Tode erschien die Schrift «Der tiefe Meißener Erbstollen» (Lpz. 1838) und «25 Tafeln Abbildungen der vorzüglichsten Apparate zur Erwärmung der Gebläseluft auf den Hüttenwerken» (Freib. 1840).

Herdflammofen, s. unter Eisengießerei, Bd. V, S. 903.

Herdfrischen, der in Herden oder Frischfeuern stattfindende Arbeitsprozeß der Eisenerzeugung (s. d.), bei welchem durch Verbrennung des im Roheisen enthaltenen Kohlenstoffs und die dabei erfolgende Abscheidung nachteiliger Substanzen Schmiedeisen (seltener Stahl) dargestellt wird. (S. auch Frischen.)

Herdfrischstahl oder Herdstahl, ein durch Entkohlen von Roheisen mittels des Herdfrischprozesses erzeugter Stahl.

Herdgeld, s. u. Leikauf. [S. 906.

Herdguß, s. unter Eisengießerei, Bd. V,

Herdöfen, im hüttenmännischen Sinne des Wortes Öfen mit flachen oder ausgetieften, entweder gemauerten oder aus feuerfester Masse geformten Feuerstätten, auf welchen Erze oder Metalle gemengt mit Brennmaterial bei natürlichem oder künstlichem Luftzutritt verarbeitet werden.

Here, Göttin, s. Juno.

Heredia, Stadt in der centralamerik. Republik Costa-Rica, 10 km im NW. von der Hauptstadt San-José, am Südfuße des erloschenen Vulkans Barba und an dem zum Rio Grande fließenden Pirro, in 1154 m Höhe, ist Station der Bahn Alajuela-San-José-Cartago und hat Viehzucht sowie zahlreiche Kaffeeplantagen. Der Maultierpaß von H. zum Rio Sarapiqui und nach San-Juan del Norte führt zwischen den Vulkanen Barba und Los Votos hindurch zum 2400 m hohen Col von Desengaño.

Heredieren (hereditieren, lat.), erben; ein Schiffspartner sein; hereditär, erblich.

Hereditäre Krankheiten, s. Erbliche Krankheiten.

Hereditas hat im röm. Recht eine dreifache Bedeutung. Zunächst heißt H. das Vermögen eines Verstorbenen, welches Gegenstand der Erbfolge ist, der Nachlaß; sodann die rechtliche Stellung des Erben, in welche dieser durch Annahme der Erbschaft eintritt (sog. subjektive Bedeutung von H.); endlich das Recht, Erbe zu werden. In dem erstern und geläufigsten Sinne umfaßt H. noch die Passiva des Verstorbenen, welche der Erbe also mit den Aktiven zu übernehmen genötigt ist, wenn er nicht noch auf die Aktiva zu verzichten vorzieht.

Heredität oder Erblichkeit in physiol. Sinne, s. unter Erbliche Krankheiten.

Hereford, eine der westl. Grafschaften Englands, zählt auf 2176,9 qkm (1881) 121 042 E. und bietet einen schönen Wechsel von Hügeln, Thälern und Ebenen dar. Ihre höchsten Erhebungen sind die Hatterelkette an der Westsüdwestgrenze und die Malvernhills an der Ostgrenze. Gegen Süden abgedacht, sendet das Land seinen bedeutendsten Fluß

n, nämlich den 195 km langen, wegen antischen Scenerie berühmten Wye, reich , welcher rechts den Monnow, links den reichen Lug mit (rechts) den Arrow und Frome aufnimmt und bei hohem Wasser 8 km oberhalb der Stadt H., für Barken 0 Ctrn. zugänglich gemacht ist. Der im allgemeinen so fruchtbar, daß nur ine Bodenfrüchte liefern; 17 Proz. sind und Busch bedeckt; 46,5 Proz. sind eide, 8 Proz. Wiesen. Neben der Gewin- Getreide, namentlich Weizen und Gerste, Obstkultur in ausgedehntester Weise - und Birnwein ist ein Stapelartikel. geht meist nach London und Bristol, von merika und Westindien. Nebenbei wird gebaut. Auch die Viehzucht ist nicht d. Wegen seines feinen Vlieses und m Fleisches sehr geschätzt ist das Here- , dessen Stammrasse die Collings oder lden. Die Wälder geben viel Eichen- Mineralreich fast nur Eisen, welches aber t wird. Mit Ausnahme des Webens der Wollstoffe fehlen in H. Manufaktu- rüher schwunghaft betriebene Tuchberei- burg ist eingegangen. Die Grafschaft Abgeordnete in das Parlament, zwei Stadt H. und die Stadt Leominster.

ptort Hereford, Munizipalstadt und borough, in freundlicher und frucht- nd links am Wye und am Gloucester- am Kreuzungspunkte von fünf Eisen- gen, ist seit 673 der Sitz eines Bischofs, 6 erbaute, 1862 restaurierte Kathedrale, ünften in England, und einige andere Bauwerke, ein Denkmal Nelsons, einen alast, eine Gerichtshalle, Stadthalle, halle und ein Theater. Die Stadt be- litterarische und ein Handwerkerinstitut ithek, eine naturwissenschaftliche Gesell- rere Hospitäler und Krankenhäuser. H. 1) 19822 E., die Handschuhe, Flanell fabrizieren und Handel mit Landespro- uptsächlich Obstwein, Hopfen und Lohe . ist der Geburtsort Garricks. Ehemals adt befestigt.

ens (Jak. Franz Jos.), verdienter nieder- chforscher, geb. 28. Jan. 1825 in Ant- roß seine wissenschaftliche Erziehung am seiner Vaterstadt, erhielt 1843 eine An- Unterbibliothekar daselbst, bald nachher ehrer am städtischen Kollegium zu Me- ann 1845 am Athenäum in Gent, wo er Universitätsprofessor der niederländ. nd Litteratur thätig war. Außer zahl- ten über niederländ. Grammatik, Metrik tur lieferte H. Biographien der vläm. egand (Antwerp. 1847) und J. T. van Antwerp. 1850), wie auch des vläm. Ge- ers David (Leid. 1868). Sehr geschätzt usgabe zweier Gedichte des Jakob van »Van den lande van Oversee« und der laghe« (Gent 1871); ausgezeichnet ist iederländ. und niederländ.-franz. Wör- twerp. 1865—68). H. ist jetzt der ter der wissenschaftlichen Seite der vläm. wie es früher J. F. Willems war.

ia, Stadt in der span. Provinz Ciudad- Castilien, am Ostende der Hügelreihe La Calderina, rechts am Flusse Giguela, dicht unterhalb der Mündung des Valdespino in denselben, zählt (1877) 5866 E. und hat Fabrikation von Seife, grobem Tuch, Wachs und Chokolade, ferner Wein- und Olivenbau sowie herrliche Weiden.

Herennianus (eigentlich Airanes oder Hairan), der ältere Sohn der Septimia Zenobia (s. d.) und des Königs Odänath von Palmyra.

Hérens (Dent d'), s. unter Dent.

Hérens (Val d'), deutsch Eringerthal, ein Hochthal im gleichnamigen Bezirke des schweiz. Kantons Wallis, von der Borgne durchflossen, erstreckt sich, 30 km lang, vom Fuße des Col d'H. nordnordwestlich bis zum Rhônethale, in welches es bei Bramois (512 m, 3 km östlich von Sitten) einmündet. Die oberste Thalstufe, die Combe de Ferpècle, in deren Hintergrunde sich der mächtige Doppelstrom des Ferpècle- und des Montmin-gletschers herabsenkt, ist ein enges, ernstes Hochalpenthal, umschlossen von dem vergletscherten Massiv der Dent-Blanche (4364 m), der Tête-Blanche (3750 m) und den Felsnadeln der Dents de Bertol, der Aiguille de la Za (3673 m) und der Dents de Veisivi. Bei Haudères (1433 m), wo sich südlich das malerische, vom Mont-Collon beherrschte Seitenthal Combe d'Arolla öffnet, treten die Thalwände, links die Kette des Pic d'Arzinol (3001 m), rechts diejenige des Sasseneire, weiter auseinander, und zwischen ihnen breitet sich die ebene, anmutige Thalstufe von Evolena aus. Aber schon 1 km unterhalb dieses Dorfs verengert sich das Thal wieder, sodaß die schmale Sohle zwischen den bewaldeten Steilhängen selten Raum für Ansiedelungen bietet und die Dörfer erst hoch über dem Flusse auf den Berglehnen Platz finden. Bei Useigne (970 m) mündet links vom Montblanc de Seilon (3871 m) her das liebliche Val d'Hérémence, dessen Fluß, die Dixenze, unterhalb des phantastisch ausgezackten Moränenwalles der Pyramiden von Useigne der Borgne zufließt, und hier beginnt die unterste Stufe des Thals, das sich mehr und mehr zum tiefen, engen Tobel zwischen hohen Bergterrassen verschmälert und endlich in die schauerlich wilde Felsklust von Longeborgne ausläuft, aus welcher der Fluß bei Bramois heraustritt, um 2,5 km weiter nordwestlich in den Rhône zu münden. Reich an Wasserfällen und Felsschluchten, prächtigen Alpweiden und Waldungen, umrahmt von kühn geformten vergletscherten Hochgebirgen, bieten sowohl das Hauptthal wie die Seitenthäler von Arolla und Hérémence eine Fülle bald lieblich schöner, bald ernst großartiger Landschaftsbilder dar, und es sind denn auch Evolena und die Bergwirtshäuser von Ferpècle und Arolla beliebte Sommerfrischen und Ausgangspunkte für Bergfahrten in den Walliser Hochalpen, besonders seitdem das Thal durch die 25 km lange Poststraße Evolena-Sitten leicht zugänglich geworden ist. Von den zahlreichen Pässen, die in die benachbarten Thäler führen, sind die wichtigsten der Col de Torrent (2924 m) von Evolena in das Val d'Anniviers, der Col d'H. (3480 m) von Ferpècle nach Zermatt, der Col de Collon (3130 m) von Arolla nach Valpelline und der Col de Seilon (3150 m) von Arolla ins Bagnethal.

Der Bezirk Hérens umfaßt das Val d'H. mit seinen Seitenthälern und als Exklave auf der rechten Seite des Rhônethals die Gemeinde Ayent am Fuße des Rawyl, ist 436 qkm groß und zählt in

neun Gemeinden 6598 kath. E. französischer Zunge, deren Haupterwerbsquelle die Alpenwirtschaft ist. Die Bevölkerung, ein hübscher kräftiger Schlag, der in Tracht, Sitte und Dialekt viel Altertümliches bewahrt hat, ist im ganzen wohlhabend. Viele Weinberge des Rhônethals in der Gegend von Sitten und Siders gehören den Leuten von Evolena, Haudères u. s. w. Hauptort des Bezirks ist **Vex**, 957 m über dem Meere, 3,5 km südöstlich von Sitten an der Straße nach Evolena gelegen, mit (1880) 879 E.

Herero oder **Ovaherero**, Negervolk im westl. Südafrika, ein Teil des Volks der Damara, wohnt zwischen 22° 58′ und 19° 30′ südl. Br. Die H. sind tief schwarz, meist Nomaden, treiben Rindvieh- und Schafzucht, bearbeiten auch die Eisenerze ihres Landes. Ihre Zahl wird auf 80000 geschätzt. In ihrem Gebiet sind mehrere Missionsstationen, namentlich das von Hugo Hahn (s. d.) gegründete Neubarmen. Hahn schrieb auch: «Grundzüge einer Grammatik des H. nebst Wörterbuch» (Berl. 1857).

Heres (lat.), Erbe. Das altlat. Wort erus oder esus bezeichnet den Hausvater (s. d.) als Inhaber der gesamten Hausgewalt. Damit zusammenhängend ist H. der Nachfolger des verstorbenen Hausvaters in dessen Nachlaß, regelmäßig der nächste Agnat (suus heres). Im spätern röm. Recht bedeutet dann H. den Erben im allgemeinen, sei es, daß er gesetzlicher (Intestat-) Erbe war oder in einem Testament mit befehlenden Worten (h. esto!) eingesetzt (h. scriptus). Bei testamentarischer Verfügung ist die Einsetzung eines H. noch heute so notwendig, daß ohne dieselbe ein Testament nicht vorhanden ist. Z. B. die bloß Vermächtnisse enthaltende letztwillige Verfügung wird nicht als Testament betrachtet. Heute ist H. (= Erbe) der Universalsuccessor in das Vermögen eines Verstorbenen, charakterisiert dadurch, daß er dies Vermögen als Ganzes oder höchstens nach Quoten (Rechnungsteilen) erbt, d. h. sowohl dessen Aktiva als Passiva im ganzen oder pro rata übernimmt. Ausschlagung der Erbschaft steht jetzt jedem Erben frei, nach früherm Recht nicht den Haussöhnen.

Herford, Kreisstadt im Regierungsbezirk Minden in der preuß. Provinz Westfalen, 15 km von Bielefeld an den Linien Berlin-Hannover-Köln und H.-Detmold der Preußischen Staatsbahnen, wird von der Werre und Aa in die Altstadt, Neustadt, Radewig (Radewich) und Vorstadt Stift Berg geteilt. Die Stadt ist Sitz eines Landratsamts und eines Amtsgerichts, hat eine kath. und fünf evang. Kirchen, worunter die Münsterkirche in roman. Stil und die Johanniskirche mit 87 m hohem Turme, eine Synagoge, ein 1540 gegründetes evang. Gymnasium, eine Landwirtschaftliche höhere Lehranstalt, zwei höhere Töchterschulen, eine gewerbliche Fortbildungsschule, zwei Waisenhäuser, ein Krankenhaus, ein Theater, ein schönes Kriegerdenkmal und ein Zellengefängnis und zählt (1880) 13596 meist prot. E., welche Cigarren, Rauchtabak, Leinzeuge, Taschentücher, Anzüge (herforder Konfektion), Zucker- und Chokoladewaren, Teppiche, Tuchhauben, landwirtschaftliche Maschinen, Leder, künstliche Düngmittel fabrizieren, eine Flachs- und eine Jutespinnerei, zwei Möbelfabriken, Eisengießereien, Liqueurfabriken und Bierbrauereien unterhalten. — Zur Erbauung der Stadt gab das nach der Sage 832 gestiftete und 839 von Ludwig dem Frommen bestätigte Frauenstift Anlaß, dessen gefürstete Äbtissin Reichsstandschaft genoß und dieselbe auch fortbehielt, als das Stift evangelisch wurde. Das Stift wurde 1803 und das im 11. Jahrh. gestiftete Kollegiatstift auf dem Berge bei H. 1810 aufgehoben. H. selbst war früher Hansestadt, wurde 1631 Reichsstadt, mußte sich 1647 dem Kurfürsten von Brandenburg unterwerfen, kam 1807 an Westfalen, 1813 an Preußen zurück. — Der **Kreis Herford** zählt (1880) auf 438 qkm 76427 meist prot. E.

Hergenröther (Joseph von), Kardinal und gelehrter kath. Theolog, geb. 15. Sept. 1824 zu Würzburg, studierte dort und in Rom, wurde 1849 Kaplan in der Pfarrei Zellingen bei Würzburg, 1851 Privatdocent der Theologie zu München, 1852 außerord., 1855 ord. Professor des Kirchenrechts und der Kirchengeschichte. Da H. zu den entschiedensten Vertretern des Romanismus gehörte, berief ihn Pius IX. 1868 nach Rom, um als Mitglied der kanonistischen Kommission an der Vorbereitung des Vatikanischen Konzils teilzunehmen. Zur Verteidigung der päpstl. Unfehlbarkeit schrieb unter anderm H.: «Anti-Janus» (Freiburg 1870), «Kath. Kirche und christl. Staat in ihrer geschichtlichen Entwickelung» (Freiburg 1872). Im J. 1877 ward H. päpstl. Hausprälat, 1879 Kardinal und erhielt als Kardinal-Archivar die oberste Leitung des Vatikanischen Archivs. Von seinen Schriften sind die wichtigsten: «Photius, Patriarch von Konstantinopel» (3 Bde., Regensb. 1866—69), «Handbuch der Kirchengeschichte» (3 Bde., Freiburg 1876; 2. Aufl. 1884), «Kardinal Maury» (Würzb. 1878), «Abriß der Papstgeschichte» (Würzb. 1879), «Regesten des Papstes Leo X.» (Freiburg 1884). Vgl. Steiner, «Joseph von H.» (Würzb. 1883).

Hergiswyl, Pfarrdorf mit 999 kath. E. im schweiz. Kanton Nidwalden, liegt 450 m über dem Meere, 7,5 km südlich von Luzern, 5 km nordwestlich von Stans, von Wiesen und Obstgärten umgeben, auf dem linken Ufer des Vierwaldstättersees am Fuße des Pilatus, der von hier aus häufig auf gutem Saumwege bestiegen wird.

Héricourt, Stadt mit (1876) 3402 (Gemeinde 3558) E. im franz. Depart. Obersaône, Arrondissement Lure, links an der Lisaine, bekannt durch den Sieg der Schweizer über das burgund. Heer 14. Nov. 1474, namentlich aber durch die sog. Lisaine-Schlacht 15., 16., 17. Jan. 1871. (S. Lisaine).

Hering (auch **Häring**), Clupea, ist eine artenreiche, in allen Meeren verbreitete Fischgattung aus der Ordnung der Schlundblasenfische oder Physostomen. Ihre Merkmale sind ein schlanker, seitlich zusammengedrückter Leib mit einer kurzen Rückenflosse, einer etwa ebenso langen Afterflosse und zwei bauchständigen Bauchflossen; auf der Bauchkante sitzen vom Kopf bis zum After kielförmige, nach hinten in einen Stachel auslaufende Schuppen. Das mäßig weite Maul, welches nur schwach bezahnt ist, wird in seinem obern Rande in der Mitte von den Zwischenkiefern, an den Seiten von den Oberkiefern begrenzt, welche letztern aus je drei gesonderten Stücken bestehen. Die Innenseite der Kiemenbögen ist mit vielen, kleine Zähnchen tragenden Fortsätzen versehen, wodurch ein die Kiemspalten überspannendes feines Sieb entsteht, die aus winzig kleinen Krebsen (sog. Spaltfußkrebsen oder Kopepoden) bestehende Nahrung aus dem Wasser abzuscheiden. Die ganzrandigen, glänzenden Schuppen fallen sehr leicht ab.

H. gehören unter andern die Alsen, der amerikanische Menhaden und an- ökonomisch wichtigste Fische, der wert- ist der gemeine Hering (Clupea ha- weg. sild, schwed. sill; s. Taf.: Fische I, eicher an der Nordostküste Asiens, im atlantischen Ocean, in größerer Menge r Nord- und Ostsee vorkommt und dort Kabeljau den wichtigsten Gegenstand der det. Er wird 18—36 cm lang, ist etwa lang als hoch; die Rückenflosse steht Mitte des Rückens und die Bauchflossen ückenflosse hinter dem Anfang derselben. schuppen am Bauche sind wenig scharf, und der Pflugscharknochen tragen kleine er Rücken ist blaugrün, Seiten und lern lebhaft in allen Regenbogenfarben. verbreitete Ansicht, daß die Heimat aller schen Küsten besuchenden H. das Nord- sei, von wo aus alljährlich gewal- n, getrieben von den Walen, zu uns ten, ist längst aufgegeben. Die ein- erschungen der neuern Zeit, namentlich chen, Norweger, Dänen und Deutschen, bewiesen, daß der europäische H. in tliche Schwärme oder Stämme zerfällt, ch erbliche Rassenunterschiede getrennt n denen jeder einen verhältnismäßig eng Bezirk niemals verläßt. Solche verschie- me sind z. B. der sog. schottische Hochsee- an der Südwestküste Norwegens lebende (d. h. Frühjahrshering), der H. des Kat- Frühjahrshering der westlichen Ostsee, . des Finnischen und Bottnischen Meer- sog. Strömling u. a.

he Heringsstämme lassen sich in zwei verteilen, nämlich pelagische oder tämme und litorale oder Küsten- Erstere, zu denen der schott. Hochseehering orweg. Vaarsild gehören, leben außer der in einer Entfernung von 400 bis 600 km üste auf der hohen See, um dort zerstreut ung, den kleinen Spaltfußkrebsen (nor- rmannt) nachzugehen; zur Laichzeit da- eln sie sich zu gewaltigen Scharen, um he der Küste auf flachen Gründen zu ie Hochseestämme sind für die Fischerei ten. Die Küstenstämme, zu denen z. B. rshering der westl. Ostsee gehört, leben mittelbarer Nähe der Küste und gehen in stille, flache Buchten, namentlich in brackischem Wasser. Die Laichzeit, in meisten H. gefangen werden, ist bei den Stämmen sehr verschieden; der schott. ng laicht z. B. im August, der norweg. n Februar bis April, die meisten Küsten- April bis Juni. Die Eier des H. (ein thält deren 40—60000 Stück) werden n scharenweise versammelten Weibchen gespritzt und kleben nach der Befruch- die Milch der Männchen an Pflanzen fest; die Entwickelung der Eier währt Temperatur 6—50 Tage und die Jungen einer sehr unvollkommenen Gestalt aus. nte nachgewiesen werden, daß die Jun- in der Regel zum Laichen an ihren Ge- rückkehren. Dieser Umstand, sowie die daß verschiedene lokale Rassen existieren, Aussicht, durch zweckentsprechende Scho- nung der Laichplätze der durch Überfischung etwa herbeigeführten Verarmung mancher Heringsreviere entgegenzutreten. Über das periodische Verschwinden und Wiederkehren der Heringsscharen s. Fischperioden. Eine künstliche Befruchtung der Heringseier ist zwar ähnlich wie bei den lachsartigen Fischen mit Erfolg ausgeführt worden, allein die Aufzucht der Jungen ist so schwierig, daß von einer erfolgreichen künstlichen Zucht und Vermehrung der H. einstweilen nicht die Rede sein kann.

Der bedeutendste Heringsfang findet gegenwärtig an der Ostküste Englands und Schottlands (Hauptplätze Yarmouth, Wick, Peterhead, Fraserburgh) von Juli bis September mit Treibnetzen (s. Fischerei) statt. Hier fischen Holländer, Engländer und Schotten; letztere allein fangen jährlich mindestens 1000 Mill. Stück. An der norweg. Küste wird im Süden (Hauptplatz Stavanger) von Ende Januar bis April der Vaarsild gefangen, meist mit Treibnetzen. Bedeutender ist gegenwärtig der weiter nördlich betriebene Fang des sog. Sommer- oder Fettherings, welcher im Sommer und Herbst außer mit Treibnetzen auch mit Sperrnetzen betrieben wird, wodurch den in die Buchten eingedrungenen H. der Weg ins Meer abgeschnitten wird. In den Provinzen Norrland und Südfinnmark endlich wird von November bis Januar eine dritte Sorte, der sog. Groß- oder Nordhering (storsild) gefangen. Der Wertertrag des gesamten norweg. Herings- und Sprottfanges betrug von 1869 bis 1878 im Mittel etwa 7 Mill. Mark jährlich, im Maximum, nämlich 1877, 13 Mill. Mark. In der westl. Ostsee ist Eckernförde der wichtigste Fangplatz, in der östl. Ostsee Hela an der preuß. Küste. Auch der holländ. Heringsfang ist bedeutend, hat aber gegen früher abgenommen. Seit mehrern Jahren betreibt eine vom Staate subventionierte Aktiengesellschaft von Emden aus mit sog. Loggern den Hochseefang auf H.

Die meisten H. werden in frischem Zustande verzehrt; außerdem bilden sie, auf verschiedene Weise zubereitet, einen Handelsartikel von enormer Bedeutung. Das Einsalzen oder Pökeln soll gegen Ende des 14. Jahrh. der Holländer Willem Bökel (s. d.) erfunden haben, doch wird diese Konservierungsmethode schon um 1300 in hanseatischen Urkunden erwähnt. Böklinge (s. d.) sind frisch geräucherte, nicht ausgeweidete H.; andere in Deutschland vorkommende Sorten sind marinierte, Bratheringe und H. in Gelée. Junge H. kommen auch in marinierter Form als sog. deutsche oder russ. Sardinen in den Handel. Matjesheringe, d. h. Jungfernheringe, nennt man eine kleine Sorte eingesalzener norweg. Heringe, welche noch nicht gelaicht haben und deshalb besonders fett und wohlschmeckend sind. Vollheringe sind H. mit Rogen oder Milch kurz vor dem Laichen, Hohlheringe solche, welche den Laich abgesetzt haben und deshalb mager und schlecht sind. Von ältern Werken über den H. ist vor allen zu nennen: Mitchell, «The herring, its natural history and national importance» (Edinb. 1864). In neuerer Zeit haben sich um die Naturgeschichte des H. besonders die nordischen Forscher Axel Boeck, G. O. Sars, Vilh. Hungmann und die Deutschen H. A. Meyer und Fr. Heincke Verdienste erworben.

Hering, Stadt in der hess. Provinz Starkenburg, Kreis Dieburg, 2 km südlich von Lengfeld, zählt 485 E. und hat Eisensteingruben. Auf einem Berg über der Stadt erhebt sich das Schloß Otzberg.

Hering (Eduard von), namhafter Mediziner und Tierarzt, geb. 20. März 1799 zu Stuttgart, widmete sich 1819—22 dem Studium der Tierheilkunde in Tübingen, Wien und München, wurde 1822 zum Lehrer der Anatomie und Physiologie an der neuerrichteten Tierarzneischule in Stuttgart, 1828 zum Direktor der Klinik, 1842 zum Medizinalrat, 1862 zum Obermedizinalrath ernannt und war auch von 1859 bis 1872 als Obertierarzt und Referent im Kriegsministerium thätig. Nachdem er sich 1872 in das Privatleben zurückgezogen, starb er 28. März 1881 in Stuttgart.

H. hat sich durch zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten um die Veterinärwissenschaft wesentlich verdient gemacht. Er redigierte von 1839 bis 1876 das «Repertorium der Tierheilkunde», verfaßte 1846—65 den veterinärwissenschaftlichen Teil der Canstattschen «Jahresberichte» und veröffentlichte außer zahlreichen kleinern Abhandlungen folgende Schriften: «Physiologie für Tierärzte» (Stuttg. 1832), «Tierärztliche Arzneimittel» (Stuttg. 1846; 3. Aufl. von Weiß, 1870), «Spezielle Pathologie und Therapie für Tierärzte» (Stuttg. 1842; 3. Aufl. 1858), «Handbuch der tierärztlichen Operationslehre» (2. Aufl., Stuttg. 1866), «Vorlesungen für Pferdeliebhaber» (mit Illustrationen, Stuttg. 1834), «Biographisch-litterarisches Lexikon der Tierärzte» (Stuttg. 1863), «Etymolog. Wörterbuch für Tierärzte» (Stuttg. 1871).

Hering (Ewald), ausgezeichneter Physiolog, geb. 1834 in Alt-Gersdorf im Königreich Sachsen, ließ sich nach vollendetem mediz. Studium 1860 als praktischer Arzt in Leipzig nieder, habilitierte sich 1862 als Docent für Physiologie an der dortigen Universität, wurde 1865 nach Ludwigs Abgang als Professor der Physiologie und mediz. Physik an die mediz.-chirurgische Josephs-Akademie zu Wien berufen und wirkt seit 1870 in gleicher Eigenschaft als Nachfolger Purkinjes an der Universität zu Prag. H. hat sich große Verdienste um die Psychophysik erworben; außerhalb der speziellen Fachkreise wurde er insbesondere bekannt durch seine Untersuchungen über den Raumsinn des Auges, in welchen er die nativistische Theorie im Gegensatz zur rein empiristischen von Helmholtz vertritt, ferner durch seine auf der Descendenzlehre fußende Abhandlung über «Das Gedächtnis als eine allgemeine Funktion der organisierten Materie» (im «Almanach der kaiserl. Akademie der Wissenschaften», Wien 1870), durch seine Bekämpfung des Fechnerschen psychophysischen Grundgesetzes und durch seine Farbentheorie.

Hering (Konstantin), namhafter homöopathischer Arzt und Schriftsteller, geb. 1. Jan. 1800 zu Oschatz in Sachsen, widmete sich in Leipzig und Dresden dem Studium der Medizin, promovierte 1826 zu Würzburg und ließ sich 1834 als praktischer Arzt in Philadelphia nieder, wo er sehr bald eine umfangreiche Praxis erlangte und 23. Juli 1880 starb. Unter seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: «Rise and progress of homoeopathy» (Philadelphia 1834), «American drug provings» (Lpz. 1853), «The domestic physician» (6. Aufl., Philad. 1858), «Homöpath. Hausarzt» (14. Aufl., Jena 1876).

Heringen, Stadt in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Sangerhausen, an der Helme, etwas oberhalb der Zorgemündung, und an der Linie Halle-Münden der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat ein altes Schloß und zählt (1880) 2381 meist prot. E., welche Zucker-, Sprit- und Knochenmehlfabrikation, Ziegelei, Acker- und Obstbau treiben.

Heringsdorf, Dorf an der Ostsee, auf der zu Pommern gehörigen preuß. Insel Usedom, 9 km im Nordwesten von Swinemünde (s. d.) gelegen und wie dieses ein Seebad, hat vor dem in Swinemünde einen stärkern Wellenschlag voraus und gehört seit 1872 einer Aktiengesellschaft, die viel für Vergrößerung und Verschönerung des Ortes thut. Das Dorf mit schöner Kirche und Villen liegt 35 m über dem Meere auf einem mit Buchenwald bestandenen Gelände und zählt (1880) 568 E. Vgl. Wallenstedt, «Das Ostseebad H.» (Berl. 1878).

Heringskönige (Regalecus), ein schönes und seltenes Fischgeschlecht aus der Familie der Bandfische, seitlich flach zusammengedrückt, von Silberglanz mit rosenroten Flossen; einzelne Individuen erreichen eine Länge von über 6 m. Es gibt mehrere Arten von weiter Verbreitung, was zusammen mit ihrer Seltenheit (an Englands Küste wurden von 1759 bis 1878 nur 16 Exemplare gefangen) dafür spricht, daß es Tiefseefische sind. Der Name H. beruht auf der irrigen Voraussetzung, daß sie die Heringszüge begleiten, resp. anführen.

Heringswal, s. unter Finnfische.

Heri-Rûd oder Herat-Rûd, d. h. der Fluß von Herat, der Arius der Alten, entspringt im S. Afghanistans am Westende des Kuhi-Baba als westl. Hindu-Kusch, fließt nach W. längs des Fußes des Sefid-Kuh, d. h. Weißes Gebirge, nahe bei Herat vorbei, im Süden des Kaitu-Gebirges, bildet dann, nach Norden fließend, die Grenze gegen die pers. Provinz Chorasan und verläuft sich als Tetschend, d. h. Fluß, in 37° 30′ in dem Sande der Turkmenensteppe. Vielleicht floß er, sowie der östlich ihm parallel strömende Murghab, ehemals links zum Amu-Darja (Oxus). Seine Länge ist ungefähr 800 km.

Herisau, der größte und gewerbfleißigste Ort des schweiz. Kantons Appenzell-Außerrhoden, liegt 777 m über dem Meere, 11 km nordwestlich von Appenzell, 9 km westsüdwestlich von St. Gallen an der Appenzeller Bahn, auf dem rechten Ufer der Glatt, in einem anmutigen grünen Thalkessel, der nördlich und westlich von den ruinengekrönten Hügeln Rosenberg (874 m) und Rosenburg (920 m), südlich vom Waldstätterberg (892 m) und östlich von dem aussichtsreichen Luzenland (918 m) umschlossen wird. Der Flecken ist teilweise stadtartig angelegt, besitzt eine alte reformierte und eine neue kath. Kirche, eine Realschule, ein Bezirksspital, ein stattliches Rathaus, mehrere Fabriken, als eidgenössischer Waffenplatz eine große Kaserne und zählt (1880) 11 082 meist reform. E. (1024 Katholiken, 89 Israeliten und Andersgläubige), deren Haupterwerbsquelle die Baumwollindustrie (Musselinweberei, Stickerei, Bleicherei, Färberei u. s. w.) ist. Obwohl dem Namen nach nur Hauptort des Bezirks Hinterland, ist doch H. als der reichste und bedeutendste Ort, Mittelpunkt des Handels und der Industrie, Sitz des Kantonsrats und der Kantonskanzlei der faktische Hauptort des ganzen Kantons Außerrhoden. Urkundlich zuerst 837 erwähnt, stand H. während des Mittelalters unter der Herrschaft der Abtei St. Gallen, von der sich das Appenzellerländchen 1401—29 im sog. Appenzeller

reite, wobei die äbtischen Burgen Rosen- Rosenburg 1403 zerstört, im gleichen r auch H. von den äbtischen Truppen ein- urde. Auch 1606, 1672 und 1812 brannte teilweise ab.

ll, jetzt Herstal, Marktflecken mit 11381 len Ufer der Maas und an der Linie ndhoven der Niederländischen Staats- km im NO. von Lüttich, als dessen Vor- betrachtet werden kann. Die blühenden weige des Ortes sind Kohlenförderung fabrikation. Die Herrschaft H. war von im Besitz des Hauses Nassau, unter lüt- rherrlichkeit. Mit dem Tode Wilhelms III., es England, entstand 1702 Streit über e, bis es endlich 1714 dem König von zufiel, von dem es gegen 1740 für Thlr. dem lütticher Hochstift verkauft Die einst über H. emporsteigende, jetzt auf wenige Spuren verschwundene Burg altwürdige Stammschloß des austrasischen us, Pipins des Dicken, der hiernach n H. genannt wird. Der Ort war als eiszug der Karolinger in der Folge oft Aufenthaltsort Karls d. Gr. und streitet n um den Ruhm, dessen Geburtsort zu wird gewöhnlich das fränkische H. ge- m Unterschied von dem sächsischen. Dieses gt das Dorf Herstelle an der Weser im ter des Regierungsbezirks Minden der vinz Westfalen, war ein schon in den gen militärisch wichtiger Punkt, wo auch rl d. Gr. im Kriege gegen die Sachsen im 7 sein Heerlager aufschlug. Aus diesem stand im Mittelalter eine Burg, die um des 15. Jahrh. von den Hessen nieder- , später aber wieder aufgebaut, von ihren den Herren von Falkenberg, 1608 an den on Paderborn verkauft und samt dem da- lichen Minoritenkloster im Dreißigjährigen ntlich zerstört wurde.

., der naturwissenschaftlichen Namen Ab- ür L'Heritier de Brutelle.

ago (frz.), Erbschaft; heritieren, erben.

ä-dalen, schwed. Provinz, der südl. Teil lands-Län, zählt auf 13650 qkm (wovon wässer) (1882) 9112 E. Der gebirgige unfruchtbar und erlaubt wegen des imas nur spärlichen Anbau. Viehzucht euerer Zeit das Ausbeuten der reichen nd die Hauptnahrungszweige. Der Reich- gen ist bedeutend, doch ist wegen Mangel Verkehrswegen die Ausbeutung noch ge- e vielen Flüsse, wie Ljusnan (215 km) an, haben einen reißenden Lauf. Von gknoten (Fjäll) sind hervorzuheben: Son- SW., Dovrfj- und Klöfsjofjällen im NW., llet (etwa 1500 m) im N. In der ganzen ibt es keine Stadt, Hauptort ist das Eisen- ebad. H. ist benannt nach der Herje-å, flusse der Ljusnan. Nachdem es Jahr- lang ein Gegenstand streitiger Ansprüche n und Norwegens gewesen, kam es durch sebrofrieden (1645) an erstere Macht.

ner (Hubert), deutscher Maler, geb. als es Holzschnitzers 26. Mai 1849 in dem ml in Bayern, besuchte die Kunstschule in ston, wo sich sein Vater niedergelassen nn die des South-Kensington-Museums unter Frederick Walker. Nachdem er 1871 Mitglied des Institute of Painters in Water Colours geworden, malte er 1872 sein erstes größeres Ölbild «Nach des Tages Arbeit». Während eines Aufenthalts in den Bayrischen Alpen im J. 1874 entstanden die Aquarellgemälde «Im Wald» und «Der Bittgang»; seinen Künstlerruhm begründete jedoch erst das Ölbild «Die letzte Musterung», eine Darstellung der Veteranen des Invalidenhauses von Chelsea während des Gottesdienstes. Als ebenbürtiges Seitenstück dazu folgte 1878 das «Abendgemälde» der Versorgungsanstalt für alte Frauen in Westminster. Im J. 1879 wurde H. von der königl. Akademie zum Associate gewählt. Während der folgenden Jahre malte er das in Wasserfarben ausgeführte lebensgroße Porträt Richard Wagners, ferner Porträts von Tennyson, Ruskin u. a., sowie die Aquarellgemälde «Erinnerung an Rembrandt» und «Licht, Leben und Melodie». Auch lieferte er Radierungen und in Mezzotinto ausgeführte Stiche seiner eigenen Gemälde. Im J. 1881 begründete H. zu Bushey in Hertfordshire, wo er seit 1873 wohnt, eine Kunstschule. Die Frucht einer 1883 unternommenen Reise nach Amerika war ein neues großes Ölgemälde, das unter dem Titel «Auf dem Wege nach Westen» Gruppen von Auswanderern aller Nationen nach der Landung in Castle Gardens darstellt.

Herkotektonik (grch.), Befestigungs-, Verschanzungskunst.

Herkules, s. Hercules.

Herleshausen, Dorf in der preuß. Provinz Hessen-Nassau, Regierungsbezirk Kassel, Kreis Eschwege, an der Werra und an der Linie Berlin-Halle-Bebra-Frankfurt der Preußischen Staatsbahnen, mit 1083 E. Dabei liegt das Schloß Augustenau der Landgrafen von Hessen-Philippsthal-Barchfeld.

Herlin, auch Herlen (Friedr.), Maler der oberdeutschen Schule des 15. Jahrh., gehört zu den Vorkämpfern des aus den Niederlanden damals siegreich eindringenden Realismus. Er lernte bei dem größten Schüler der van Eyck, dem ältern Rogier van der Weyden in den Niederlanden, ließ sich dann aber in Ulm, später in Nördlingen nieder. Hier wurde er 1467 Bürger. In Rothenburg an der Tauber malte er den Altar der Jakobskirche, in Nördlingen Scenen aus dem Leben Christi. Seine Gemälde suchen die flandr. Tonbilder in der Charakteristik und im tiefen Ton des Kolorits zu erreichen, entbehren aber meist der originalen Erfindung. Mehreres von ihm ist im münchener Nationalmuseum. Er starb 12. Okt. 1491 in Nördlingen.

Herlisheim, Dorf im Kreise Hagenau des elsaß-lothring. Bezirks Unterelsaß, an der Zorn, in der Nähe des Zusammenflusses derselben mit der Moder, an der Linie Straßburg-Lauterburg der Elsaß-Lothringischen Eisenbahnen, zählt (1880) 1961 E., welche Hopfen- und Hanfbau treiben. In der Nähe des Zusammenflusses der Zorn und der Moder befindet sich das Wasserwerk der Stadt Hagenau.

Herloßsohn (Karl), Novellist und Romanschriftsteller, eigentlich Karl Georg Reginald Herloß, geb. 1. Sept. 1804 zu Prag, wandte sich 1825 nach Leipzig und starb daselbst arm und verlassen im Spital 10. Dez. 1849. Die von ihm 1830 begründete belletristische Zeitschrift «Der Komet» erlosch 1848. H. veröffentlichte eine große Anzahl von histor. und humoristischen Romanen, Novellen und kleinern Erzählungen. Am besten gelangen ihm

humoristische Genrebilder von geringerm Umfang. Viel gelesen wurden ihrerzeit auch seine ansprechenden «Weihnachtsbilder» (Lpz. 1846; 2. Aufl. 1850). H.s histor. Romane, wie «Der Ungar» (3 Bde., 1832; 4 Bde., 1850), «Der letzte Taborit» (2 Bde., 1834; 3 Bde., 1850), «Wallensteins erste Liebe» (3 Bde., 1844), «Die Hussiten» (1843; 5 Bde., 1850), «Die Tochter des Piccolomini» (3 Bde., 1846), «Die Mörder Wallensteins» (3 Bde., 1847), haben meist wiederholte Auflagen erlebt. Seine lyrischen Gedichte sammelte er im «Buch der Liebe» (Lpz. 1842; 4. Aufl. unter dem Titel «Buch der Lieder» 1857), denen nach seinem Tode noch «Reliquien in Liedern» (herausg. von A. Böttger, Lpz. 1851; 2. Aufl. 1852) folgten. Auch sind Gesamtausgaben seiner histor. Romane (12 Bde., Prag 1862—64; 3. Aufl. 1870) und seiner gesammelten Schriften (12 Bde., Prag 1865—68), sowie eine czech. Übersetzung derselben (von Jahn, Prag 1862 fg.) erschienen. Vgl. «Karl H., biographische Skizze» (Lpz. 1850).

Herlufsholm, Schulanstalt im dän. Amt Sorö (s. d.).

Herm., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Hermann (Joh.), sowie für dessen Sohn Joh. Friedr.

Hermäa, Hermesfeste, s. unter Mercur.

Hermagor, Markt und Sitz eines Bezirksgerichts und einer Bezirkshauptmannschaft in Kärnten, mit 709 E. (1881). Der Ort liegt am Ausgange des Gitschthals, eines wegen seines landschaftlichen Reizes bekannten Seitenthals der Gail, und ist für Touristen ein Ausgangspunkt für Ausflüge in die südlich vorliegenden Alpen (Gartnerkofel, Eggersee).

Herman (Ludimar), namhafter Physiolog, geb. 21. Okt. 1838 zu Berlin, widmete sich daselbst 1855—59 dem Studium der Medizin, habilitierte sich 1865 an der Universität seiner Vaterstadt als Privatdocent der Physiologie und wurde im Herbst 1868 als ord. Professor der Physiologie an die Universität Zürich berufen. Seine Hauptarbeiten bewegen sich im Gebiete der allgemeinen Muskel- und Nervenphysiologie und der tierischen Elektricität, in welcher er eine Anzahl neuer Anschauungen begründete. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: «Grundriß der Physiologie» (Berl. 1863; 7. Aufl., Berl. 1882), «Lehrbuch der experimentellen Toxikologie» (Berl. 1874), «Untersuchungen zur allgemeinen Muskel- und Nervenphysiologie» (Berl. 1867—68). Auch gab er in Gemeinschaft mit zahlreichen Physiologen heraus das «Handbuch der Physiologie» (6 Bde., Lpz. 1879—83).

Hermanarich (Hermanrich, Ermanarich), aus dem Geschlecht der Amaler, der Ermenrich (s. d.) der german. Heldensage, erscheint in der Geschichte als der mächtigste König der Greuthungen oder Ostgoten vor deren Auftreten auf röm. Gebiete. Von den Sitzen seines Volks aus im südl. Rußland, östlich vom Dnjestr, dehnte H. im Laufe der ersten Hälfte des 4. Jahrh. n. Chr. seine Macht namentlich nordwärts über zahlreiche slaw., lett. und finn. Völker aus, sodaß seine Suprematie vom Schwarzen bis zum Baltischen Meere anerkannt war. Endlich aber, als er den Abfall der Rosomonen gestraft und wegen der grausamen Hinrichtung der Gattin eines ihrer Häuptlinge durch deren Bruder und Bluträcher schwer verwundet worden war, sah er sich, angeblich 110 J. alt, außer Stande, dem furchtbaren Einbruch der Hunnen zu widerstehen. Vor dem Anprall der Hunnen sank seine Macht zusammen, und um 375 n. Chr. starb H., vielleicht durch eigene Hand.

Hermandad, ein span. Wort, welches so viel als Verbrüderung (germanitas) bedeutet. Man bezeichnet damit die Verbindungen, welche die Städte Castiliens und Aragoniens zur Aufrechthaltung des Landfriedens gegen die Anmaßungen und Räubereien des Adels schlossen. Sie wurden hierin von den Königen unterstützt, welche in diesen Verbindungen ein Mittel sahen, die Macht des übermütigen Lehnsadels zu brechen. In Aragonien entstand die erste derartige Verbindung um die Mitte des 13. Jahrh., in Castilien 1282. Im J. 1295 schlossen die Städte Castiliens und Leons eine Verbrüderung, welche jedem Adeligen, der einen Bundesgenossen beraubt oder gekränkt hatte und nicht Genugthuung leisten oder Bürgschaft für die Beobachtung des Rechts stellen wollte, seine Besitzungen zu verwüsten drohte. Völlig organisiert und mit bedeutenden Vorrechten ausgestattet, wurde die H. 1486 in Castilien zu einer Verbindung sämtlicher Städte behufs Aufrechthaltung des Landfriedens. Die Stadtgemeinden warben ein Heer und ernannten Richter in verschiedenen Gegenden des Reichs. Die Störer des Landfriedens wurden von der bewaffneten Macht aufgesucht, vor die Richter geführt und bestraft. Weder Rang noch Stand schützten gegen die H., die damals das Prädikat der heiligen erhielt, und selbst das Asylrecht der Kirchen galt ihr gegenüber nicht. Der Adel lehnte sich zwar gegen die H. auf, doch vergebens, da der König dieselbe schützte. Auch in Aragonien wurde 1488 die H. förmlich organisiert. Gegen die Mitte des 16. Jahrh. wurde die heilige H. zu einer bloßen Gendarmerie, die, in die verschiedenen Bezirke des Königreichs Castilien und Leon verteilt, über die Sicherheit der Straßen außerhalb der Städte wachte, aber nicht eher eingriff, bis die strafbare That geschehen war.

Hermanfrid, letzter König der Thüringer, hatte mit seinen Brüdern Baderich und Berthar das Reich seines Vaters Basinus geteilt, welches vom Harz bis zur Donau reichte. Nachdem er auf Anstiften seiner Gemahlin Amalaberga, einer Nichte Theodorichs d. Gr., Berthar getötet, überwältigte er auch Baderich mit Hilfe der Franken. Da er ihnen aber das versprochene Land nicht abtreten wollte, verbündeten sie sich gegen ihn mit den Sachsen und besiegten ihn 531 in der blutigen Schlacht bei Scheidungen an der Unstrut. Die Leichen der Erschlagenen sollen eine Brücke über den Fluß gebildet haben. H., welcher gefangen war, wurde in Zülpich von der Burgmauer gestürzt, sein Reich aber, mit Ausnahme des den Sachsen zufallenden Strichs zwischen Bode und Unstrut, mit dem austrasischen Frankenreiche vereinigt.

Hermann, richtiger Herman, althochd. Heri-, Hariman, d. h. Kriegsmann, ein jetzt sehr gebräuchlicher deutscher Eigenname, konnte nur aus Unkenntnis der Geschichte der deutschen Sprachlaute seit Klopstock auf den Cheruskerfürsten Armin übertragen werden, welchen die röm. Schriftsteller einstimmig Arminius (die Griechen Armenios) nennen. Dieser war im J. 17 oder 16 v. Chr. geboren und der Sohn eines cherusk. Häuptlings Segimer. Er trat frühzeitig mit seinem Bruder Flavus in röm. Kriegsdienst, erwarb sich als Führer cherusk. Hilfstruppen, wohl in den Kriegen

ufständischen Pannonier und Dalmatier
Chr.), das röm. Bürgerrecht und die
, und gewann Kenntnis der lat.
d einen tiefern Einblick in die röm.
Staatskunst. Als er nach Deutschland
während Flavus unter den Römern
fand er den kurz vorher nach Germa-
ten röm. Statthalter Quintilius Varus
em Sommer 7 n. Chr. damit beschäftigt,
eutschen Länder zwischen Rhein und We-
röm. Provinz zu verwandeln. Armin
Plan, von solchem Drucke und von der
Romanisierung sein Vaterland zu be-
s konnte nicht durch Besiegung, sondern
Vernichtung des röm. Heers geschehen,
möglich in offener Erhebung gegen eine
und erprobte Armee, welche überdies
System von Straßen und Befestigungen
wohlgesicherte Rheinlinie stützte. Des-
chte Armin dieselben Künste, welche er
n selbst abgelernt hatte. Varus wurde,
Sommer des J. 9 n. Chr. mit drei Le-
d einer Anzahl Hilfstruppen, etwa
nn, an der Weser in der Gegend von
nd, durch Armin und dessen Freunde listig
Sicherheit gewiegt; vergeblich warnte ihn
Führer der röm. Partei unter den Che-
Um zunächst die auf Betrieb Armins
enen Bewohner eines abgelegenen Land-
rscheinlich in Hessen) zu züchtigen, zog
Heer auf dem Marsche von der Weser
des September mit einem großen Troß
n, Saumtieren, Knechten, Weibern und
südwestl. Richtung und kam in das un-
Waldgebirge des Teutoburgerwaldes
es, plötzlich von allen Seiten her durch
en der Deutschen angegriffen, nach einem
m Kampfe vollständig vernichtet wurde.
gung von Aliso (s. d.) mit einer Anzahl
gen vom Heere des Varus schlug sich durch.
selbst wurde erobert. Die Kunde dieses
regte in Rom die höchste Bestürzung; die
chtliche Folge desselben war von seiten
r die Aufgabe des Plans, die Elbe zur
röm. Reichs zu machen. Die Deutschen
ihren Sieg nicht weiter, während die
h in den nächsten Jahren darauf be-
die Rheingrenze zu sichern.

Sinnes war Germanicus (s. d.), dem
h kurz vor seinem Tode (im J. 14) den
am Niederrhein im J. 13 n. Chr. über-
te. Mehr Feldherr als Politiker, lockte
egesruhm und der Wunsch, dem schwer
röm. Nationalgefühl Genugthuung zu
, auch wohl die Absicht, das Werk seines
rufus in Deutschland zu erneuern, zu
ertigen Feldzügen, welche Armins Kraft
igung auf die härteste Probe stellten.
n Herbst des J. 14 führte Germanicus
ch- und Brandzug nach dem Lande zwi-
hern und mittlern Lippe und Ruhr gegen
aus, konnte sich jedoch auf der Heimkehr
lühe durchschlagen. Im folgenden Jahre
er das Land der Katten, deren Hauptort
(vielleicht Maden bei Gudesberg) er ein-
Auf dem Rückmarsch nach dem Rhein
ihm Gesandte von Segest ein, der die
gen Armin zu Hilfe rief. Nach dem
Teutoburgerwalde nämlich hatte Armin
die schon an einen andern verlobte Tochter Segests, Thusnelda (wahrscheinlich röm. Entstellung aus Thursinhilda), entführt, war darauf von Segest gefangen, aber wieder befreit worden, wohl nachdem Anhänger Armins sich des Segest bemächtigt hatten. Darauf hatte Segest Thusnelda in seine Gewalt gebracht und auf seine Burg geführt, wurde nun aber von Armin belagert. In dieser Not schickte Segest jene Gesandten an Germanicus, darunter seinen eigenen Sohn Segimund, und ließ ihn dringend um Hilfe bitten. In raschem Zuge kehrte daher Germanicus um und entsetzte Segest. So kam mit letzterm und einer großen Anzahl seiner Verwandten und Freunde auch Thusnelda zu den Römern und gebar kurz darauf in röm. Gefangenschaft einen Sohn, den man Thumelicus nannte. Segest wurde zwar hoch geehrt, mußte aber zwei Jahre später in Rom zusehen, wie Segimund und Thusnelda mit ihrem Kinde den Triumphzug verherrlichten. Die Wegführung der Thusnelda entflammte Armins Ungestüm aufs höchste, und aufs neue rief er die Cherusker und die Nachbarvölker unter die Waffen. Germanicus drang dagegen mit seiner ganzen Macht, etwa 80000 Mann, in drei Abteilungen auf verschiedenen Wegen (er selbst zu Schiffe vom Rhein durch die Yssel, die Zuyderſee, die Nordsee und dann die Ems aufwärts) nach der mittlern Ems vor, besuchte dann die Schlachtfelder des Varus im Teutoburgerwalde und bestattete die noch unbegrabenen Gebeine der Römer. Dann brach er gegen Armin auf, der sich jedoch vor der überlegenen Macht in Wald- und Sumpfland zurückzog, bis er die Gelegenheit ersah, den nachrückenden Römern an einem nicht mehr näher bestimmbaren Punkte so wirksam die Spitze zu bieten, daß nach der Niederlage der Reiterei und der Hilfskohorten die Legionen nur mit Mühe das Schlachtfeld behaupteten und der Rückzug angetreten werden mußte. Auf diesem wurde die Abteilung des Cäcina von den Deutschen unter Armin hart bedrängt und entging der vollständigen Vernichtung nur dadurch, daß das Ungestüm Inguiomers, des Oheims Armins, den wohlberechneten Plan des letztern vereitelte.

Noch großartigere Vorbereitungen traf Germanicus für den Feldzug des J. 16 n. Chr. Mit 1000 Schiffen lief der röm. Feldherr im Juni in die Ems ein, marschierte von der untern Ems nach der Porta Westphalica (Minden), dann aufwärts an dem linken Ufer der Weser, wo bereits am entgegengesetzten Ufer Armin mit dem deutschen Heere die Feinde erwartete. In dieser Gegend, zwischen Hameln und Rinteln auf dem Felde Idistavisus (s. d.), ward nun die größte Schlacht der Römer in Deutschland geschlagen. Diese ging den Deutschen verloren, weil wiederum ihr Ungestüm, ihr Mangel an taktischer Übung und Kriegszucht die Befehle Armins durchbrach; aber selbst der Untergang von mindestens einem Drittel ihrer Mannschaft beugte ihren Mut so wenig, daß sie, durch neuen Zuzug verstärkt, in geringer Entfernung, nach einigen unterhalb der Porta Westphalica auf dem linken Ufer der Weser, nach andern an dem sog. Steinhuder Meer, zwischen Sumpf und Gebirge und auf engem Raume Mann gegen Mann kämpfend, den Römern eine zweite blutige Schlacht lieferten, in welcher diese zwar siegten, aber doch nur den ungestörten Rückzug erkauften. Schwerere Verluste noch erlitt der auf der Flotte heimkehrende Hauptteil des röm.

Heers durch heftige Stürme und Unwetter. Gleichwohl unternahmen die Römer noch im Herbst desselben Jahres zwei starke Vorstöße gegen die Katten und Marsen, ein Beweis, daß die Germanen zwischen Rhein und Elbe keineswegs schon niedergeworfen waren. Germanicus hoffte zwar im nächsten Jahre den Krieg zu beendigen, aber der Kaiser Tiberius rief ihn nach Rom zurück, wo er ihn im J. 17 einen glänzenden Triumphzug feiern ließ und mit Ehren überhäufte.

Kein röm. Heer wagte seitdem wieder, vom Rheine nach dem innern Deutschland vorzudringen, und Armins Verdienst war es hauptsächlich, diesen für Deutschlands Zukunft entscheidenden Erfolg errungen zu haben. Kaum war indes der äußere Feind vertrieben, als die Kämpfe unter den Deutschen selbst wieder um so heftiger ausbrachen. Mit römischer, durch einen längern Aufenthalt in Rom selbst erlernter Kriegs- und Herrschkunst hatte der Markomanne Marbod (s. d.) in Böhmen ein mächtiges, bis zur Ostsee ausgedehntes Reich gegründet. Er hatte im J. 6 n. Chr., als die Gelegenheit sich bot, in Verbindung mit den aufständischen Dalmatiern und Pannoniern die Römer für immer von Deutschlands Grenzen zu entfernen, einen für ihn vorteilhaften Frieden vorgezogen, nachmals den von Armin ihm zugesandten Kopf des Varus den Römern ausgehändigt und dem Kampfe gegen Germanicus teilnahmlos zugesehen. Jetzt, als Armin den deutschen Völkern als leuchtender Hort der deutschen Freiheit erschien, fielen die dem Markomannenreiche unterworfenen Semnonen und Longobarden ab und wandten sich zu Armin, während dagegen dessen Onkel Inguiomer mit seinem Anhange zu Marbod ging, weil er es nicht ertragen konnte, auch im Frieden unter dem Neffen zu stehen. Daraus entspann sich ein Krieg, und wahrscheinlich im J. 17 trafen (im heutigen Königreich Sachsen) die Heermassen Armins und Marbods aufeinander, beide fast gleich stark und durch die langjährigen Kämpfe unter den kriegskundigen Führern schon an kunstgemäßere Kriegführung gewöhnt. Die Schlacht selbst blieb zwar unentschieden, indem beide rechte Flügel geschlagen wurden, aber Marbod zog sich zurück und mußte, als jetzt noch weitere Scharen ihn verließen und der einst von ihm vertriebene Gothone Catualda ihn mit Erfolg in Böhmen selbst angriff, 19 n. Chr. bei den Römern Hilfe suchen, die ihm Ravenna zum Wohnort anwiesen, wo er nach 18 Jahren ruhmlos starb. Auch Armin überlebte Marbods Fall nicht lange. Wie es scheint, wollte er auch im Frieden die Obermacht bewahren und erlag in einem darüber ausgebrochenen Kampfe schon im J. 21 der Hinterlist seiner Verwandten in einem Alter von 37 Jahren. Weib und Kind hatte Armin nie wieder gesehen, und es fehlt überhaupt jede Nachricht über ihr weiteres Schicksal. Nur so viel weiß man, daß schon im J. 47 vom cherusk. Fürstenstamme nur noch der einzige Italicus, ein Sohn von Armins Bruder Flavus, übrig war, den das Volk der Cherusker sich von den Römern zurückerbat und erhielt. Das würdigste Denkmal hat dem Armin Tacitus in seinen Werken gesetzt. Ein großartiges Denkmal von Ernst von Bandel wurde 1875 enthüllt. (S. Hermanns-Denkmal.)

Vgl. Roth, «H. und Marbod» (Stuttg. 1817); Maßmann, «Arminius Cheruscorum dux ac decus, liberator Germaniae» (Lemgo 1839); Essellen, «Das röm. Kastell Aliso, der Teutoburgerwald und die Pontes-Longi» (Hannov. 1857); derselbe, «Über den Ort der Varusschlacht» (Hamm 1863); derselbe, «Das Varianische Schlachtfeld im Kreise Beckum» (Berl. 1874); Giefers, «Über die Varianische Niederlage» (Münst. 1854); Reinking, «Die Kriege der Römer in Germanien» (Münst. 1863); von Wietersheim, «Der Feldzug des Germanicus an der Weser 16 n. Chr.» (Lpz. 1850); derselbe, «Geschichte der Völkerwanderung» (Bd. 1, Lpz. 1859; 2. Aufl. 1880); Sondermühlen, «Aliso und die Gegend der Hermannsschlacht» (Lpz. 1875); Böttger, «H. der Cheruskerfürst» (Hannov. 1874).

Hermann, Gegenkönig Kaiser Heinrichs IV., Graf von Luxemburg, wurde 1081 von der päpstlichen Partei unter den deutschen Fürsten und besonders von Sachsen als Gegenkönig gegen Heinrich IV. aufgestellt und zu Weihnachten in Goslar gekrönt. Sein Anhang schmolz aber rasch zusammen, als der Kaiser aus Italien zurückkam, und H. konnte trotz seines Siegs bei Bleichfeld 11. Aug. 1086 sich nicht einmal in Sachsen halten. Er ging sich, wie es scheint, ohne abgedankt zu haben, in die Heimat zurück und fiel dort 28. Sept. 1088 bei der Bestürmung einer Burg.

Hermann I., Pfalzgraf von Sachsen und Landgraf von Thüringen, war der Sohn des Landgrafen Ludwig des Eisernen und der Juditha, der Tochter des Herzogs Friedrich von Schwaben, des Vaters Kaiser Friedrichs I. Im Verein mit andern Fürsten zogen H. und sein Bruder Ludwig III. gegen den geächteten Heinrich den Löwen, der sie aber 1180 zurückschlug und ihnen auf dem Fuße nach Thüringen folgte. Infolge einer unzeitig eingegangenen Schlacht (15. Mai 1180) wurden sie von Heinrich gefangen genommen, der sie jedoch 1181, um von Kaiser Friedrich I. einen billigern Frieden zu erlangen, wieder freigab. Auf dem Reichstage zu Erfurt 1181 erhielt hierauf H. die pfalzgräfl. Würde in Sachsen, auf welche sein Bruder Ludwig verzichtet, und hatte seitdem seinen Sitz auf der Neuenburg an der Unstrut, dem jetzigen freiburger Schlosse, bis er nach seines Bruders Ludwig III. Tode 1190 als Landgraf von Thüringen die Wartburg bezog. Kaiser Heinrichs VI. Absichten auf Thüringen wußte er durch energische Maßregeln zu vereiteln. Mit gleicher Entschlossenheit und gleichem Glück widersetzte er sich 1194 den Anmaßungen des Erzbischofs Konrad von Mainz und des Abts von Fulda. Dadurch aber, daß er in den Kriegen nach Heinrichs Tode (1198—1208) bald mit Philipp von Schwaben, bald mit Otto IV. von Braunschweig im Bunde war, zog er seinem Lande so große Verwüstungen zu, daß der Erwerb von Nordhausen, Mühlhausen, Saalfeld, des Schlosses Ranis und des Bezirks an der Orla nicht für Ersatz gerechnet werden konnte. Als endlich Otto allein Kaiser war, versammelte H. eine Anzahl deutscher Fürsten und Grafen in Nürnberg, welche den vom Papste Innocenz III. ausgegangenen Vorschlag, Otto abzusetzen und Friedrich von Sicilien zu wählen, zum förmlichen Beschluß erhoben. Schon hatten darauf die Truppen Ottos IV. sich der Städte Nordhausen und Mühlhausen bemächtigt und viele von H.s Vasallen sich gegen ihn aufgelehnt, als ihn Friedrichs II. schnelles Einrücken in Deutschland rettete.

Mitten unter den kriegerischen Beschäftigungen vernachlässigte H. jedoch keineswegs die Künste des

[illegible] Sein Leben fällt in das goldene Zeit[illegible] der deutschen Poesie. H.s Name selbst steht [illegible] Reihen der Minnesänger, die er gern an [illegible] aufnahm. Schon als er noch Pfalz[illegible] war, hatte er deren mehrere um [illegible] Ihre Zahl mehrte sich, als er [illegible] auf die Wartburg verlegte. Groß war [illegible] Poesie seiner Zeit, und die be[illegible] Sänger an seinem Hofe haben auch sein [illegible] verewigt. Unter ihm fand angeblich [illegible] berühmte poetische Wettkampf statt, der [illegible] war des Wartburgkriegs (s. d.) be[illegible] Ehe, zweimal verheiratet. Durch [illegible] Sutta, die er mit dem [illegible] von Meißen vermählte, wurde [illegible] des Erlauchten. Seine [illegible] eine Tochter des Herzogs [illegible] ihm Ludwig, seinen [illegible] und Gemahl der heil. [illegible] Rasse (s. d.), Gegenkönig [illegible] sich nachmals mit [illegible] nählte, und Agnes, [illegible] österr. Herzogs Hein[illegible] dling, auf welche die [illegible] ergegangen war. H. [illegible] 25. April 1217 und [illegible] erge vor Eisenach be[illegible] ein Enkel, succedierte [illegible] 1241.

[illegible] ieb), Erzbischof und [illegible] durch seine Hinnei[illegible] oren 14. Jan. 1477 [illegible] sein Amt eingeführt [illegible] Kaiser Karls V. und [illegible] en. Auf dem Reichs[illegible] er vorzugsweise noch [illegible] ür die Achtserklärung [illegible] e er mit Fanatismus [illegible] r, von Bucer für die [illegible] diese mit wachsendem [illegible] breiten. Der Wider[illegible] er Mehrheit des Dom[illegible] dahin, daß der Kaiser [illegible] d der Papst im April [illegible] unter Entbindung sei[illegible] Gehorsam. Als hier[illegible] r Adolf von Schaum[illegible] gegenüber, als höchste [illegible] wissen wollte, brach ein [illegible] 1547 in Bürgerkrieg [illegible] prot. Fürsten hatten [illegible] Gunsten H.s zugesagt; da [illegible] ganze Macht zum Ent[illegible] Kaiser (in der Schlacht [illegible] 1547) zusammenhalten [illegible] schwach und kleinmütig, zur [illegible] Er resignierte 25. Febr. [illegible] Grafschaft Wied zurück und [illegible] 15. Aug. 1552.

Hermann IV., Landgraf von Hessen, geb. 5. [illegible] als Sohn des Landgrafen Moritz [illegible] Kassel, war am linken Fuße lahm und [illegible] zum Gelehrten erzogen; namentlich [illegible] Neigung zur Mathematik und zu den Na[illegible] Nach dem Tode seines ältern [illegible] Philipp 1626 führte er die Vormundschaft [illegible] jüngern Geschwister. Er starb 4. April [illegible] Von seinen Schriften sind die [illegible] «Observationes historico-mathematicae» (1635), «Deutsche Astrologie» (Grebenstein 1637), «Historia meteorologica» (Kassel 1651).

Hermann von Fritzlar, ein deutscher Mystiker des 14. Jahrh., verfaßte ein Buch: «Der Heiligen Leben», welches aus der einzigen, in Heidelberg vorhandenen, 1343—49 geschriebenen Handschrift herausgegeben wurde von F. Pfeiffer: «Die deutschen Mystiker des 14. Jahrh.» (Bd. 1, Lpz. 1845). Dies Werk enthält in 90 Abschnitten Predigten auf die Mutter Gottes und reichlich 70 der gefeiertsten Heiligen. Jeder Abschnitt enthält neben einer kürzern und volkstümlichen Lebensbeschreibung des betreffenden Heiligen am Anfang oder am Ende die Erörterung mystischer Fragen. Die Sprache ist einfach, klar und bestimmt, die Gedanken von seltener Tiefe und feinem psychol. Verständnis.

Hermann, Abt von Niederaltaich 1242—73, hinterließ eine Reihe geschichtlicher Aufzeichnungen über ältere und zeitgenössische Ereignisse der bayr. und deutschen Geschichte, mit Verwertung wichtiger Aktenstücke aus dem damaligen Streit zwischen Kaiser und Papst. Sie sind mit den Fortsetzungen anderer von Jaffé in den «Monumenta Germaniae historica» (Bd. 17 und 24) herausgegeben. In hohem Alter legte er sein Amt nieder und starb 1275.

Hermann von Reichenau, genannt der Lahme (Contractus), Historiker, geb. 18. Juli 1013, gest. 24. Sept. 1054, stammte aus einem schwäb. Grafengeschlecht und wurde im Kloster Reichenau gebildet, wo er nachmals Mönch ward. H., einer der gelehrtesten Männer seines Jahrhunderts, zeichnete sich vorzüglich durch mathematische, astron. und musikalische Kenntnisse aus und war sehr gewandt in lat. (rhythmischer und metrischer) Poesie. Sein wichtigstes Werk ist sein «Chronicon», das bis 1054 reicht, von seinem Schüler Berthold fortgesetzt und die Grundlage vieler anderer Werke wurde. Mit der Fortsetzung wurde es am besten von Pertz in den «Monumenta Germaniae historica» (Bd. 5, Hannov. 1844) herausgegeben und von Robbe (Berl. 1851) übersetzt. Unter den von ihm verfaßten Kirchengesängen sind vorzüglich «Salve regina» und «Alma redemptoris» hervorzuheben. Vgl. Barmann, «Zur Geschichtschreibung und Sittenlehre H.s von Reichenau» in «Theol. Studien und Kritiken» (1869); Hansjacob, «Herimann der Lahme von der Reichenau» (Mainz 1875).

Hermann von Sachsenheim, deutscher Dichter des 15. Jahrh., Verfasser der allegorischen Dichtung «Die Mörin» (Mohrin), schwäb. Ritter, lebte in Konstanz und starb 1458 in hohem Alter. Seine Werke wurden 1879 von E. Martin in den «Publikationen des Stuttgarter Vereins» (Nr. 137) aufs neue herausgegeben.

Hermann von Salza (Hochmeister des Deutschen Ordens), s. Salza.

Hermann von Wartberg, Kaplan der livländ. Landmeister etwa seit 1358, verfaßte eine lat. Chronik des Deutschen Ordens in Livland, für die ältere Zeit mit Benutzung der Chronik Heinrichs von Lettland, der livländ. Reimchronik und kleinerer Annalen, für die spätere (bis 1378) aus seiner eigenen Kenntnis der Ereignisse, an welchen er selbst vielfach beteiligt gewesen war. Die Chronik wurde von E. Strehlke aufgefunden und in den «Scriptores rerum Prussicarum» (Bd. 2) mit wertvollen Beilagen herausgegeben, auch übersetzt (Berl. und Reval 1864).

Hermann (Friedr. Benedikt Wilh. von), Nationalökonom und Statistiker, geb. 5. Dez. 1795 zu Dinkelsbühl, arbeitete erst als Gehilfe in einem Rechnungsamt, widmete sich aber später, nachdem er die Gymnasialbildung nachgeholt, zu Erlangen und Würzburg dem Studium der Mathematik und Kameralwissenschaften. Seit 1817 leitete er mit einem Freunde eine Privaterziehungsanstalt in Nürnberg, bis er 1821 Lehrer der Mathematik am Gymnasium zu Erlangen wurde, worauf er sich 1823 als Privatdocent im Kameralfach an der dortigen Universität habilitierte. Später wurde er Professor der Mathematik am Gymnasium und an der Polytechnischen Schule zu Nürnberg, 1833 ord. Professor der Staatswirtschaft an der Universität zu München, dann auch Ministerialreferent und 1845 Ministerialrat im Ministerium des Innern. Im J. 1848 ging H. als Abgeordneter der Stadt München zur Nationalversammlung nach Frankfurt, wo er mit Heckscher und Somaruga die großdeutsche Partei organisierte und von derselben im März 1849 mit den Genannten nach Wien gesendet wurde. Im J. 1855 wurde er zum Staatsrat im ordentlichen Dienst ernannt. Bereits 1839 hatte er die Leitung des Statistischen Bureau erhalten, dessen Erhebungen er in «Beiträgen zur Statistik des Königreichs Bayern» (Heft 1—13, Münch. 1850—65) veröffentlichte. Er starb zu München 23. Nov. 1868. H. veröffentlichte namentlich: «Staatswirtschaftliche Untersuchungen» (Münch. 1832; 2. Aufl. 1870), ein Werk, das ihm auf dem Gebiete der staatswirtschaftlichen Litteratur einen bleibenden Namen sichert; ferner «Lehrbuch der Arithmetik und Algebra» (2. Aufl., Nürnb. 1845), «Über polytechnische Institute» (2 Hefte, Nürnb. 1826—28), «Die Industrieausstellung in Paris 1839» (Nürnb. 1840).

Hermann (Joh.), Naturforscher, geb. 31. Dez. 1738 zu Barr bei Straßburg, gest. als Professor der Medizin in Straßburg 4. Okt. 1800, veröffentlichte außer zahlreichen zoolog. Abhandlungen namentlich «Tabula affinitatum animalium» (Straßb. 1783). — Von seinem Sohn Johann Friedrich H., geb. 1768, gest. 1793, erschien ein «Mémoire aptérologique» (1804).

Hermann (Joh. Gottfr. Jak.), ausgezeichneter deutscher Philolog, geb. 28. Nov. 1772 zu Leipzig, zeigte schon frühzeitig entschiedene Neigung für die altklassische Litteratur, die durch den Privatunterricht Ilgens, des nachherigen berühmten Rektors in Pforta, so weit genährt und gekräftigt ward, daß er bereits im 14. Jahre (1786) seine akademischen Studien beginnen konnte. Wiewohl er nach dem Wunsch seines Vaters, der Senior des leipziger Schöppenstuhls war, dem Rechtsstudium sich widmete, blieb doch die Neigung zum Altertum vorherrschend. Die frühzeitige Bekanntschaft mit den Schriften Kants veranlaßte ihn, 1793 nach Jena zu gehen und hier Reinhold zu hören. Doch schon nach einem Semester kehrte er nach Leipzig zurück. Nachdem er sich hier 1794 als Privatdocent habilitiert hatte, wurde er 1798 außerord. Professor der Philosophie; 1803 ord. Professor der Beredsamkeit, 1809 auch Professor der Poesie. In dieser Stelle wirkte er bis zu seinem Tode, welcher am 31. Dez. 1848 erfolgte.

H. war nicht nur ein gefeierter akademischer Lehrer und Schriftsteller und der kräftigste Vertreter des Humanismus neuerer Zeit, sondern auch ein durch edle Freimütigkeit und Wahrheitsliebe ausgezeichneter Charakter, der sich eine seltene Kraft und Frische bis ins hohe Alter bewahrte. Seine Vorlesungen zeichneten sich durch Lebendigkeit des Vortrags, Klarheit, Schärfe und Bestimmtheit in der Darstellung wie durch eine unübertroffene Methode aus und zogen stets einen großen Zuhörerkreis herbei, aus denen viele ausgezeichnete Lehrer an Schulen und Universitäten hervorgegangen sind. Besonders strebte H., durch die 1799 gestiftete Griechische Gesellschaft, sowie durch die Übernahme des Direktoriums des Philologischen Seminars seit 1834 vor engern Kreisen das eigene Urteil seiner Schüler zu wecken und zu schärfen und Gründlichkeit und Geschmack zu verbreiten. Das Feld, welches er zuerst auf neue Weise und selbständig zu bebauen begann, war die Metrik, indem er hier den bloß histor. Weg als unzureichend verließ und eine wissenschaftliche Theorie derselben aus der Kantschen Lehre von den Kategorien konstruierte. Die Grundsätze hierüber sind entwickelt in den besondern Werken: «De metris Graecorum et Romanorum poetarum» (Lpz. 1796), «Handbuch der Metrik» (Lpz. 1799), «Elementa doctrinae metricae» (Lpz. 1816), «Epitome doctrinae metricae» (Lpz. 1818; 2. Aufl. 1844) und «De metris Pindari» an der Heyneschen Ausgabe des Pindar (2. Aufl., 3 Bde., Lpz. 1817). Noch wichtiger in ihren Folgen war die von ihm begründete rationelle Behandlung der griech. Grammatik, die auf eine bessere Gestaltung der Grammatik der lateinischen und selbst der neuern Sprachen, namentlich der deutschen, Einfluß hatte. Außer mehrern kleinern Abhandlungen gehört besonders hierher: «De emendanda ratione Graecae grammaticae» (Lpz. 1801), sowie die gehaltreichen Zusätze und Exkurse zu Vigers Werk «De Graecae dictionis idiotismis» (Lpz. 1802; 4. Aufl. 1834) und die «Libri IV de particula ἄν» (Lpz. 1831). Die hier entwickelte Schärfe und Bestimmtheit finden sich wieder in den zahlreichen Bearbeitungen der Alten, besonders der griech. Tragiker, indem er die von Erfurt begonnene Ausgabe des Sophokles seit 1823 vollendete, die neuen Auflagen mehrerer Stücke besorgte und fast sämtliche Tragödien des Euripides, ferner des Aristophanes «Nubes» (Lpz. 1799; 2. Aufl. 1830), die «Orphica» (Lpz. 1805), die Homerischen Hymnen (Lpz. 1806), des Plautus «Trinummus» (Lpz. 1800) und «Bacchides» (Lpz. 1845), die Schrift des Aristoteles «De arte poetica» (Lpz. 1802), das Lexikon des Photius (Lpz. 1808) und den Grammatiker Drako Stratonicensis (Lpz. 1812) teils kritisch, teils grammatisch und exegetisch behandelte. Erst nach seinem Tode konnte die Ausgabe der griech. Bukoliker, Bion und Moschus (Lpz. 1849) und die Bearbeitung des Äschylus erscheinen, dem er ein unablässiges Studium gewidmet hatte. Moritz Haupt gab die Tragödien des Äschylus samt deren Fragmenten (2 Bde., Lpz. 1852) in einer völlig neuen Recension, ausgestattet mit reichen, vorzugsweise kritischen Kommentaren, aus H.s zum größern Teil druckfertigem Nachlaß heraus. Seine kleinern Aufsätze und Programme hat er in den «Opuscula» (8 Bde., Lpz. 1827—77) zusammengestellt; darunter finden sich auch die bei verschiedenen Veranlassungen verfaßten Oden und übrigen Gedichte, die einen röm. Geist atmen.

Da H. in allen seinen Forschungen die genaue Kenntnis der Sprache als den einzig sichern Weg

…te, um zu einer klaren Anschauung des …Lebens der Alten Welt zu gelangen, so …s nicht fehlen, daß von einer andern Seite …men erhoben, welche ihm eine einseitige …ng und Richtung vorwarfen und ihn selbst …achlässigung des realen Teils der Philo… …schuldigten. Er war darüber mit Böckh und …er in einen Streit verflochten, der ihn zur …assung der Schrift «Über Böckhs Behand… …griech. Inschriften» (Lpz. 1826) veranlaßte. …ndlich war der Austausch entgegengesetzter …n über das Wesen und die Behandlung der …thologie zwischen ihm und Creuzer, her… …rn zunächst durch H.s Programm «De my… …Graecorum antiquissima» (Lpz. 1807), …ausgeführt in den «Briefen über Homer und …s» von ihm und Creuzer (Heidelb. 1818). …Jahn, «Gottfried H. Eine Gedächtnisrede» …49); Ameis, «Gottfried H.s pädagogischer … Ein Beitrag zur Charakteristik des altklas… …humanisten» (Jena 1850). Eine gründliche …ung H.s gibt Kochly, «Gottfried H. Zu sei… …hundertjährigen Geburtstag» (Heidelb. 1874).

…ried H., der Sohn des vorigen, geb. 30. Mai … Leipzig, erhielt seine wissenschaftliche Vor… … auf der Thomasschule daselbst, studierte …40 in Leipzig und Berlin, habilitierte sich …3 Privatdocent der Philosophie an der …sität Leipzig und wurde 1860 außerordent… …1881 ord. Honorarprofessor daselbst. Die …n seiner Werke sind: «Grundriß einer all… …n Ästhetik» (Lpz. 1857), «Philos. Gram… …Lpz. 1858), «Geschichte der Philosophie in …scher Behandlung» (Lpz. 1867), «Philo… …er Geschichte» (Lpz. 1870), «Die Ästhetik in …schichte und als wissenschaftliches System» …875), «Die Sprachwissenschaft nach ihrem …merkwürdige mit Logik, menschlicher Geistes… … und Philosophie» (Lpz. 1875), «Der Ge… …des Klassischen und des Romantischen in …nern Philosophie» (Lpz. 1877), «Hegel und …sche Frage der Philosophie in der Gegen… …Lpz. 1878), «Die deutschen Studenten. Ein …ches Gedicht» (Lpz. 1877).

…mann (Karl Friedr.), Altertumsforscher, …ug. 1804 zu Frankfurt a. M., erhielt seine …ildung in seiner Vaterstadt und zu …, widmete sich seit 1820 zu Heidelberg und …philol. Studien, unternahm dann eine …ftliche Reise nach Italien und habilitierte … in Heidelberg. H. ging 1832 als ord. … der Philologie nach Marburg, wo er …n zweiten Bibliothekar ernannt wurde und …ter des philol. Seminars für die Bildung …Gymnasiallehrer wirkte. Er folgte 1842 …uf als Professor und Direktor des philol. …s nach Göttingen, wo er sich als akade… …Lehrer ebenfalls einen sehr einflußreichen …streis schuf, aber bereits 31. Dez. 1855 … Seinen Ruf als Philolog begründete er … vorzüglichen Bearbeitung von Lucians …de conscribenda historia» (Frankf. 1828). …ihre Verbreitung unter seinen Arbeiten er… …d das treffliche «Lehrbuch der griech. Anti… …», welches in drei Teilen die Staatsalter… …Heidelb. 1841; 5. Aufl. von Bähr und …1875), die gottesdienstlichen Altertümer …1846; 2. Aufl., besorgt von Stark, 1858) …Privataltertümer (Heidelb. 1852; 3. Aufl., …

von Blümner, 1882) behandelt. Ein besonderes Studium widmete er dem Plato, wie die «Geschichte und System der Platonischen Philosophie» (Bd. 1, Heidelb. 1839) und die Ausgabe der Platonischen Dialoge (6 Bde., Lpz. 1851—52) bekunden. Auch von den Satiren des Juvenal (Lpz. 1854) und des Persius (Lpz. 1854) lieferte er Textrecensionen. Außerdem veröffentlichte er «Gesammelte Abhandlungen» (Gött. 1849) und die nach seinem Tode von Schmidt herausgegebene «Kulturgeschichte der Griechen und Römer» (2 Bde., Gött. 1857—58). Vgl. Lechner, «Zur Erinnerung an Karl Friedrich H.» (Berl. 1864).

Hermann (Karl Heinr.), Historienmaler, geb. zu Dresden 6. Jan. 1802, machte hier seine ersten Studien, die er seit 1821 in München und in Düsseldorf unter Cornelius fortsetzte. Mit Götzenberger und Förster malte er die Fresken in der Aula der Universität zu Bonn. Später begleitete er Cornelius wieder nach München, wo er mehrere Kartons desselben in Fresko ausführte, z. B. in der Glyptothek und in der Ludwigskirche, in welcher letztern die Bilder der Auferstehung, der Verkündigung und der vier Kirchenväter von ihm entworfen und gezeichnet sind. Unter seinen eigenen Kompositionen ragen am meisten hervor die Fresken von Eschenbachs «Parzival» im Königsbau, das schöne Deckengemälde der prot. Kirche und eins der Bilder aus der bayr. Geschichte in den Arkaden des Hofgartens, den Sieg Kaiser Ludwigs des Bayern bei Ampfing darstellend. H. wurde 1844 nach Berlin berufen, um die berühmten Entwürfe Schinkels für die Vorhalle des Museums auszuführen. Doch trat er bald von dieser Arbeit zurück und malte in der neu hergestellten Klosterkirche zu Berlin 14 Freskobilder, die Erzväter, die Propheten, die Evangelisten und die Apostel Peter und Paul darstellend. Von seinen spätern Werken sind hervorzuheben: ein großes Freskobild (die Bergpredigt) in der Stadtkirche zu Oschatz; ein umfängliches Ölgemälde in drei Abteilungen, den Ostermorgen vorstellend, in der Matthäuskirche zu Berlin; ein anderes großes Ölbild, die Wiederkunft Jesu Christi. Von H. erschien 1852 ein Cyklus von Zeichnungen, «Bilder zur deutschen Geschichte», in 15 Blättern, von denen jedes eine besondere Epoche mit Beachtung des histor. Kostüms und sonstiger Details behandelt. Die Blätter sind von Thäter, Merz, Gonzenbach, Langer u. a. gestochen. Als Künstler strebte H. der Richtung Cornelius' nach. Er starb 30. April 1880 in Berlin.

Hermann (Nikolaus), evang. Liederdichter und Komponist des 16. Jahrh., geb. gegen Ende des 15. Jahrh., schloß sich früh der Reformation an und schrieb 1524 eine Flugschrift: «Ein Mandat Jesu Christi an alle seine getreuen Christen.» Später kam er als Kantor nach Joachimsthal im Erzgebirge und wurde eng befreundet mit dem dortigen Prediger Matthesius, dem Biographen Luthers. Er brachte biblische Historien und Legenden in Reime und dichtete und komponierte eine Reihe geistlicher Lieder. Von letztern sind am bekanntesten: «Erschienen ist der herrlich Tag», «Lobt Gott, ihr Christen allzugleich», «Wenn mein Stündlein vorhanden ist». Seine Dichtungen erschienen in mehrern Sammlungen, «Die Sonntagsevangelien über das ganze Jahr» (Wittenb. 1560), «Die Historien von der Sündflut, Joseph, Moses, Elia u. s. w.» (Wittenb. 1562). Er starb 3. Mai 1561.

Vgl. A. Fr. Lebderhose, «Nikolaus H.s und Johann Matthesius' geistliche Lieder» (Halle 1855); C. Pfeiffer, «Nikolaus H., Lebensbild aus der Reformationszeit» (Berl. 1858).

Hermannsburg, Dorf in der Lüneburger Heide, im Kreise Lüneburg in der preuß. Provinz Hannover, zählt (1880) 1539 E. Der Ort wurde 825 vom Mönch Landolf begründet als Ausgangspunkt für seine Belehrungsthätigkeit. Neuerdings wurde der Ort öfter genannt, teils wegen der von hier aus betriebenen Heidenmission, teils wegen der hier vollzogenen Separation von der luth. Landeskirche Hannovers.

Die Hermannsburger Mission wurde vom Pastor Ludwig Harms (s. d.) 1849 begründet. Zu den Missionsstationen gehören: Hermannsburg in Natal, 8 Stunden von Umgumulo in hochgelegener Gegend, mit blühenden Schulen und kleiner Gemeinde, und Hermannsburg in Australien, 360 Stunden im Innern des Landes. Vgl. Speckmann, «Die Hermannsburger Mission in Afrika» (Hamb. 1876).

Die Hermannsburger Separation wurde dadurch veranlaßt, daß Theodor Harms, Pastor in H., bei Einführung der Civilehe den standesamtlichen Akt nicht als Eheschließung betrachten wollte und sich deshalb weigerte, das vom Konsistorium zu Hannover vorgeschriebene Trauungsformular zu gebrauchen. Als er nach langen Verhandlungen 1877 seines Amts entsetzt wurde, trat er mit einem Teil seiner Gemeinde aus der Landeskirche aus und bildete eine separierte luth. Gemeinde. Dasselbe geschah in einigen andern Gemeinden Hannovers, welche sich mit H. zu einem Synodalverband zusammengeschlossen haben.

Hermanns-Denkmal, das von Ernst von Bandel (s. d.) dem Cheruskerfürsten Hermann (s. d.) auf der Grotenburg bei Detmold errichtete Denkmal. Die Figur Hermanns mißt bis zur Spitze des Helmschmucks 17,3, bis zur rechten erhobenen Hand 19, bis zur Schwertspitze 26,7 m. Die Höhe des ganzen Denkmals mit dem 30,7 m hohen Unterbau beträgt 57,4 m. Die Enthüllung des Denkmals fand 16. Aug. 1875 unter großen Feierlichkeiten statt. (S. Tafel: Bildnerei VII, Fig. 9.)

Hermannstadt (magyar. Nagy-Szeben), Komitat in Ungarn (Siebenbürgen), wurde 1876 aus Bestandteilen des frühern sächs. «Königsboden» (aus den Sachsenstühlen H., Mühlbach, Reußmarkt und teilweise Teschkirch) und aus einigen Gemeinden der ehemaligen Komitate Unter- und Ober-Weißenburg gebildet. Das Komitat hat ein Gebiet von 3313,52 qkm und (1880) 141627 E., Deutsche (28,8 Proz.), Rumänen (64,1 Proz.) und Ungarn (2,1 Proz.); der Konfession nach: Römisch-Katholiken (1,2 Proz.), Griechisch-Katholiken (7,7 Proz.), Griechisch-Orientalische (60,3 Proz.), Evangelische (23,9 Proz.) und Reformierte (3,8 Proz.). Das Terrain ist im allgemeinen gebirgig, im Süden die Transsylvanischen Alpen, im Norden die Hügelreihen am Zibin- und Oltflusse. Durch die südl. Bergkette führt der Roteturmpaß nach der Walachei; hier bricht der Olt (oder die Aluta) ihren Lauf durch und teilt die Kette in eine östliche und westliche; jene ist die bedeutendere (Spitzen über 2100 m, der Szurul 2294 m). Eine eigentliche Ebene findet sich nicht vor, doch zahlreiche breite Thalungen, unter denen die des Zibinbachs bei der Stadt H. und das Alt-Thal die bedeutendsten sind. Das Gebiet ist gut bewässert; der Bal
Thälern und auf den Hügeln und Bu
teichend fruchtbar, das Klima im allge
doch wegen der Nähe des Hochgebirgs
häufig auch rauh und unfreundlich.
ist gut bewaldet. In den geschützten
zeugt man Mais, Wein, vortreffliche
Hanf, außerdem treibt man viel Ze
Schafzucht, blühende Kleingewerbe u
Verkehr mit der Walachei.

Hermannstadt (lat. Cibinium, u
Szeben, rumän. Sibiu), Hauptstadt d
städter Komitats in Ungarn (Siebenb
mals Hauptstadt des Großfürstentums
gen, in einer schönen Ebene am Cibi
Zweigbahn nach Kis-Kapus mit der
Ostbahn verbunden, besteht aus der I
der Untern Stadt und vier Vorstädt
(1880) 19446 E. ohne Militär,
12000 Deutsche sind. Die Obere St
einer Anhöhe, hat einen schönen M
gutgepflasterte schöne Straßen. H.
chen, und zwar zwei evangelisch-lut
evangelisch-helvetische, eine römisch-ka
griechisch-katholische und drei griechisch
ferner zwei Nonnen- und ein Mönchs
den öffentlichen Gebäuden zeichnen
große got. Kirche der Lutheraner, d
Pfarrkirche, die Landesirrenanstalt,
hospital, das Franz-Joseph-Bürgerspi
Infanteriekaserne, die neue, sehr gr
kaserne, das Gewerbevereinsgebäude
und der Baron Brukenthalsche Pal
enthält eine ansehnliche Bibliothek un
sammlung, eine sehr schätzenswerte
eine Sammlung röm. Altertümer u
ralienkabinett. In H. residierte b
Sachsengraf, Comes genannt. Jet
Sitz des Superintendenten und des Le
riums der Augsburgischen Konfession
in Siebenbürgen, sowie eines griech
bischofs, des k. k. Generalkommandos
direktion für Siebenbürgen. An Sc
manitätsanstalten befinden sich hier:
Rechtsakademie, eine evang.-luth.
Obergymnasium und Oberrealschule,
Staatsgymnasium, eine Normalhau
griech.-orient. Priesterseminarium, ei
Leibesübungen, eine achtklassige Mädch
Mädchenschule der Ursulinerinnen, e
ziskanerinnen, ein kath. und ein ev
haus, eine Armenanstalt, ein Bürger
litärspital, die Landesirrenanstalt, e
u. s. w. Die Einwohner sind sehr be
liefern an Industrieerzeugnissen:
kämme, Hüte, Kerzen und Seife,
u. s. w. Auch gibt es viele Gerber
Spiritusfabriken, eine Stearinkerze
Sodafabriken, eine große Bierbrauere
druckereien und vier Buchhandlunge
mals große und blühende Handel mi
ist von keiner großen Bedeutung meh
gebungen H.s sind schön. Das nahe
mit 3136 E. ist wegen der bedeutend
reien berühmt. H. war ursprünglich
wird in einer Urkunde von 1223 no
mani genannt. Dieser Hermann, ei
Bürger, soll 1140 unter König Geisa
lonie hierher geführt und den Ort gegr

der 1160 schon viele ansehnliche Häuser besaß und 1224 von König Andreas II. im goldenen Freibrief viele Privilegien erhielt.

Hermäon, Gabe des Hermes, nannten die Griechen jeden unverhofften Fund am Wege.

Hermaphroditismus (Hermaphrodisia), Zwitterhaftigkeit oder Zwitterbildung, nennt man diejenige Bildung organischer Geschöpfe, welche die Geschlechtsteile beider Geschlechter in einem Individuum vereinigt. Diese Bildung ist normal bei vielen Pflanzen und einigen niedern Tierklassen, namentlich mehrern Mollusken, Ringelwürmern, Strahltieren, Eingeweidewürmern u. s. w., von denen einige das ganze Geschäft der Zeugung allein, ohne Zuziehung eines zweiten Individuums, vollbringen können, während andere, z. B. die Schnecken, welche zwar die Geschlechtsteile beider Geschlechter vollkommen besitzen, nur durch Vermischung mit einem andern Tiere derselben Art sich fortzupflanzen im Stande sind. Bei den höhern Tieren und dem Menschen ist der H., sofern er überhaupt vorkommt, stets nur ein Bildungsfehler, eine Verbildung, zu welcher in den frühesten Anfängen der Körperentwickelung durch bis jetzt noch unerforschte Gesetze der Keim gelegt wird, und welche vom durch die Unvollkommenheit des Geschlechtslebens der Zwitter ein deutliches Zeugnis ablegt.

Mit dem Begriffe eines Hermaphroditen aus den höhern Tierklassen darf daher keineswegs die Idee einer konstanten Form, an eine Klasse von Geschöpfen derselben Beschaffenheit, verbunden werden, sondern die Zahl der Hermaphroditenformen ist fast ebenso groß als die der Hermaphroditen selbst. Die vollständige Ausbildung und Vereinigung der männlichen und weiblichen Geschlechtsorgane in demselben Individuum mit der Fähigkeit, von beiden nach Belieben den von der Natur bestimmten Gebrauch zu machen und die Geschlechtsfunktionen vollständig bis an ihr Ende auszuführen, würde das Ideal des H. darstellen. Jedoch ist dieses durch die neuern Beobachtungen als eine Unmöglichkeit dargethan worden, sodaß man dem Gedanken an die doppelten Geschlechtsverrichtungen gänzlich hat fallen lassen und einen wahren Zwitter bereits ein solches Geschöpf nennt, bei welchem sich die hauptsächlichsten männlichen und weiblichen Sexualorgane nebeneinander finden. So auch bei Fischen «Milch» und «Rogen» nicht selten in demselben Tiere in völlig normaler Entwickelung angetroffen, und es dürfte dies als das einzig sichere Beispiel vollkommenen H. bei einem Tiere gelten, indem hier wohl kein Zweifel obwaltet, daß die abgelegten Eier (ganz oder teilweise) durch den Samen ebendesselben Tiers befruchtet werden. Beispiele ähnlicher Art sind bei andern Tieren nicht erwiesen, und meist zeigt sich die Zwitterbildung nur so, daß die Geschlechtsteile der einen Seite männlich, die der andern weiblich (Hermaphroditismus lateralis), oder die innern (Hermaphroditismus unilateralis), die äußern dagegen von weiblichem Anblick sind, seltener umgekehrt (Hermaphroditismus transversalis); oder daß die Zahl der Geschlechtsorgane zwar vermehrt, aber neben den ausgebildeten des einen Geschlechts die des andern verkümmert oder verkümmert vorhanden sind.

In einem noch weitern Sinne bezeichnet man mit dem Namen Zwitter alle die Individuen, bei denen durch eine Deformität der äußern Geschlechtsteile, die in der frühesten Entwickelungsperiode des Menschen und der höhern Tiere den beiden Geschlechtern in den Grundzügen ihres Baues durchaus ähnlich sind, sich auf den ersten Anblick das Geschlecht nicht bestimmen läßt. Solche eine solche Untersuchung bei Kindern von zweifelhaftem Geschlecht noch kein befriedigendes Resultat geben, so ist doch von dem reifern Lebensalter der Pubertät und den dann eintretenden Erscheinungen Aufschluß über das eigentliche Geschlecht zu erwarten. Ferner gehören dazu alle diejenigen, denen auch die genaueste Untersuchung, selbst innere, nach dem Tode angestellte, das Geschlecht zweifelhaft läßt, weil die Geschlechtsteile so verkümmert sind, daß sie durchaus keinen sichern Anhaltepunkt zur Bestimmung des Geschlechts geben. Bei dem Menschen sind auch in den Fällen, in welchen die äußere Beschaffenheit am meisten Ausschluß dafür bot, niemals Ei und Samen bereitende Organe in einem und demselben Individuum mit Sicherheit nachgewiesen worden. Die Zeugungsfähigkeit der Zwitter ist im allgemeinen eine sehr geringe und beschränkt sich fast nur auf jene Fälle, bei welcher auch durch eine genauere Untersuchung das Geschlecht ausgemittelt werden kann. Da diese Eigenschaft zugleich die Ehefähigkeit bedingt, so kommen Fragen über den wirklichen oder nur scheinbaren H. eines Individuums nicht selten vor dem Forum der gerichtlichen Medizin, sowie diese auch bei Erbschaftsangelegenheiten manchmal über diesen Punkt ihr Gutachten abzugeben hat.

Hermaphroditus, der Sohn des Hermes und der Aphrodite, wurde von Nymphen auf dem Ida erzogen, kam aber noch als Knabe nach Karien, wo die Nymphe der Quelle Salmakis, in der er badete, ihn vergeblich um Gegenliebe anflehte. Auf ihr Flehen zu den Göttern, immer mit ihm vereinigt zu sein, wurden ihre Leiber so verbunden, daß ein Doppelgeschöpf, halb Mann, halb Weib, entstand. Diese Sage, welche in der durch Ovid überlieferten Gestalt ohne Zweifel das Werk einer gelehrter alexandrinischer Dichtung ist, beruht auf Ideen und Bräuchen, welche aus den semit. Religionen in die griech. Mythologie eingedrungen sind. Die spätere verweichlichte griech. Kunst versuchte sich viel in Darstellung des H., wobei es dann meist nicht sowohl auf die Darstellung der diesen Gestalten zu Grunde liegenden religiösen Ideen als auf die Lösung des künstlerischen Problems einer Verschmelzung männlicher und weiblicher Formen abgesehen war. Es sind noch viele Darstellungen von H. in Statuen, Reliefen, Wandgemälden, Gemmen erhalten. Nach Plinius hat ein Bildhauer Polykles eine berühmte Statue eines H. geschaffen. Es ist aber ungewiß, ob damit ein älterer Polykles, der im 4. Jahrh. lebte, oder ein jüngerer der dem 2. Jahrh. v. Chr. angehört, gemeint ist. Ebenso ungewiß ist, ob man in den schön erhaltenen Statuen eines liegenden H. Nachbildungen jener berühmten Statue erkennen darf.

Hermas wird Röm. 16, 14 unter den Mitgliedern der röm. Gemeinde genannt, an welche Paulus Grüße bestellt. Unter demselben Namen schreibt ein anderes Mitglied der röm. Gemeinde, nach einem alten Zeugnisse ein Bruder des röm. Bischofs Pius, gegen Mitte des 2. Jahrh. eine «Hirt» betitelte Apokalypse, welche, im Hinblick die nahe bevorstehende Wiederkunft Christi, eine neue, angeblich von Christus selbst offenb

Aufschrift für die getauften, aber wieder in allerlei Sünden verfallenen Christen verkündigt. Das Buch stand in der alten Kirche in solchem Ansehen, daß man es anfangs dem neutestamentlichen Kanon zuzählte; neuerdings pflegt man es zu den Schriften der sog. Apostolischen Väter (s. d.) zu rechnen. Für die Geschichte des 2. christl. Jahrh. ist «Der Hirt» eins der wichtigsten Dokumente. Das Buch war längere Zeit nur in lat. Übersetzung vorhanden, bis neuerlich schnell hintereinander der größte Teil des griech. Originaltextes in einer jüngern und einer ältern Handschrift, eine äthiopische und eine zweite lat. Version aufgefunden wurden. Die erste Ausgabe des griech. Textes ist von Anger und Dindorf (Lpz. 1856), neuere Ausgaben desselben von Hilgenfeld (in «Novum Testamentum extra canonem receptum», Lpz. 1866; 2. Aufl. 1881) und in den Sammlungen der apostolischen Väter von Gebhardt und Harnack (Lpz. 1877) und Funk (Tüb. 1881) veranstaltet worden; auch stellte Hilgenfeld die altlat. Übersetzung wieder her: «Hermae Pastor. Veterem latinam interpretationem e codicibus etc.» (Lpz. 1873). Vgl. Hilgenfeld, «Apostolische Väter» (Halle 1853); Behm, «Über den Verfasser der Schrift, welche den Titel Hirt führt» (Rostock 1876). Apologet. Tendenz verfolgt die Schrift von Zahn: «Der Hirt des H.» (Halle 1868).

Hermbstädt (Sigism. Friedr.), Chemiker, geb. zu Erfurt 14. April 1760, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studierte auf der dortigen Universität die Arzneiwissenschaften und Chemie, arbeitete dann in Hamburg in der Ratsapotheke, später in Berlin, wo er eine Offizin übernahm. Er wurde 1791 Professor der Chemie und Pharmacie am medizinisch-chirurg. Kollegium zu Berlin und zugleich Administrator der Hofapotheke. Hierauf kam er als Rat in das Obersanitätskollegium und wurde 1819 ord. Professor der Chemie und Technologie an der Universität, sodann Geh. und Obermedizinalrat. Er starb 22. Okt. 1833. Unter seinen Werken sind die vorzüglichsten: «Systematischer Grundriß der allgemeinen Experimentalchemie» (4 Bde., Berl. 1791—93; 3. Aufl., 1823), «Grundriß der Färbekunst» (Berl. 1802; 3. Aufl. 1825), «Allgemeine Grundsätze der Bleichkunst» (Berl. 1804), «Grundsätze der Technologie» (3 Bde., Berl. 1816—25), «Chemische Grundsätze der Kunst, Branntwein zu brennen» (2 Bde., Berl. 1817; 3. Aufl., 1841), «Elemente der theoretischen und praktischen Chemie für Militärpersonen» (3 Bde., Berl. 1822).

Hermel (Feldkamille), s. unter Kamille.

Hermelin oder großes Wiesel (Mustela erminea), ein kleines, aber blutgieriges und grausames Raubtier aus der Gattung der Marder, welches, in Europa und Asien, besonders aber in Sibirien einheimisch, die Nähe menschlicher Wohnungen flieht und felsige Wälder den Ebenen vorzieht. Es hält sich in Steinhaufen, Löchern und hohlen Bäumen auf, klettert und springt vortrefflich und geht nachts auf Raub aus, der aus kleinen Säugetieren und Vögeln, Schlangen, Eidechsen und Eiern besteht. Durch massenhafte Mäusevertilgung wird es in unsern Gegenden nützlich. Es mordet mehr als es frißt, paart sich im März und das Weibchen wirft im Mai fünf bis acht anfangs blinde Junge. Sein im Sommer oben [illegible]auner, auf der Unterseite gelblichweißer Pelz [illegible]t im Winter im Norden schneeweiß, die Spitze [illegible] Schwanzes aber, welche an Länge die Hälfte des Körpers übertrifft, ist stets glänzendsch[illegible] färbt. Die besten Pelze liefern Schw[illegible] europ. Rußland und Sibirien. Ehedem [illegible] Hermelinmantel eine Auszeichnung, d[illegible] weltlichen Fürsten vorbehalten hatten, [illegible] nur in besondern Fällen mit fürstl. Ra[illegible] deten Personen gestatteten. Als Wappe[illegible] die Bretagne den H.

Hermen heißen in der Kunstspra[illegible] welche in einen viereckigen Fußpfeiler [illegible] dergleichen es im alten Athen auf P[illegible] Straßen viele gab. Den Namen erh[illegible] Pfeiler von Hermes, insofern dieser au[illegible] der Wege verehrt wurde. Aus dem ä[illegible] tus des Hermes in Gestalt von Stein[illegible] Wegen und Grenzmarken, dann auch [illegible] Formen des Phallus entwickelte sich die [illegible] H., zunächst als einfacher Pfahl, welch[illegible] der Steinhaufen errichtet wurde, dann[illegible] phallischer Pfeiler, welchem zuletzt de[illegible] Gottes aufgesetzt wurde. So bildeten [illegible] Pelasger den Hermes. An Kreuzweger[illegible] einfache H. nach der Anzahl der Wege [illegible] oder vervierfacht. Auch auf andere Gö[illegible] ders auf den bärtigen Dionysos, wurde [illegible] Zeit diese Darstellungsform übertragen, [illegible] auf Staatsmänner, Philosophen und [illegible] Dichter, deren Porträts gewöhnlich zu [illegible] men zusammengesetzt wurden. Die H. b[illegible] Anfang der Bildhauerkunst, und in d[illegible] Zeit waren wohl alle Götterbilder nich[illegible] Pfeiler mit einem unförmlichen Kopf. [illegible] hard, «De religione hermarum» (Berl.

Hermenegild, Sohn des span., seit 5[illegible] regierenden Westgotenkönigs Leovigild. [illegible] 573 Mitregent des Vaters, heiratete [illegible] fränk. Prinzessin Ingunthis (Tochter d[illegible] Siegbert und der Brunehilde), und w[illegible] diese bestimmt, zum Katholizismus üb[illegible] Dadurch wurde H. sofort Mittelpunkt [illegible] Gegner seines arianischen Vaters; ein [illegible] Teil des Landes fiel ihm zu. Allein H[illegible] Klugheit seines Vaters nicht gewachsen, d[illegible] einen Seite die gefährlichen kath. Bischöf[illegible] Lande vertrieb, andererseits durch ver[illegible] Auftreten den Abfall des kath. Volks zu[illegible] brachte. Als Leovigild dann die Basken [illegible] Sevilla eingeschlossen und die Streitkrä[illegible] zu Hilfe ziehenden Suevenkönigs Miro [illegible] hatte, mußte H. und Ingunthis zu den By[illegible] nach Cordoba flüchten. Als auch diese [illegible] haltbar wurde, suchte H. das Asyl ei[illegible] und wurde als Privatmann und der T[illegible] beraubt nach Valencia verbannt. Viel[illegible] Grund neuer religiöser Konflikte wurde e[illegible] Ostersonntag (13. April) 585 zu Tarraco e[illegible] Ingunthis starb auf dem Wege nach Konst[illegible] Auf Philipps II. Bitte sprach nachmals [illegible] tus V. den H. heilig.

Hermenegild, Orden des heilig[illegible] König Ferdinand VII. von Spanien 28. [illegible] zur Belohnung für langgediente verdienst[illegible] ziere des Heers und der Marine gestiftet, [illegible] Großkreuze, zweite und dritte Klasse u[illegible] Pensionen verbunden. Das Ordenszeich[illegible] von der Königskrone überragtes weißes [illegible] blauem runden Mittelschilde, welches das [illegible] heiligen H. zu Pferde mit der Umschrift: [illegible] a la constancia militar» zeigt. Die G[illegible]

dasselbe am breiten weißen, zweifach karseitreiften Bande von der rechten Schulter
m Hüfte nebst einem Stern auf der linken
ie zweite Klasse trägt dieselben Insignien,
ht das breite Band; die dritte Klasse trägt
ig im Knopfloch.

rneutik (grch.) ist die Wissenschaft, welche
ätze und Hilfsmittel aufstellt, durch welche
Sinn einer Rede oder Schrift aufzufinden
ilen vermag, welchen der Redner oder
selbst mit seinen Worten verbunden hat.
wird der Ausdruck von der Anweisung
r Auslegung der biblischen Schriften
iblische Hermeneutik). Ihre Ge-
leich die Geschichte der biblischen Exe-
Vgl. Döpke, «H. der neutestament-
teller» (Lpz. 1829); Wilke, «Die H.
taments» (2 Bde., Lpz. 1843—44);
H.» (Pforzh. 1849; 2. Aufl. 1861);
ices et hermeneuticae librorum
lineamenta» (Leid. 1858); Immer,
Testaments» (Wittenb. 1873).

der griech. Mythologie der Gott
Mercur.

ömegistos (Hermes der dreimal
allergrößte) ist der griech. Name
es Thoth (s. d.), welcher in den
r Ptolemäerzeit sehr gewöhnlich
es zweimal großen», in der röm.
es dreimal großen» hat, wie denn
Bezeichnung kaum vor dem
hr. aufzutreten scheint. Man
, den ägypt. Gott der Schrift
heit nach der Auffassung der
ere des Altertums. Die hiero-
mäler wissen nur von einem Gott
dings Mondgottheit und Gott der
gleich ist; aber später unterschied
em ersten Thoth, der Personifika-
den Intelligenz, und einem jüngern,
n derselben auf Erden, dem Urheber
und Gesittung, dem die Menschen
die Kulte, die Wissenschaften und
ten. Da H. demnach als Weiser und
ali, so kann man in der Folge zur An-
rer mythischer Personen dieses Na-
denn die Araber ihrer drei aufstellten,
Asklepios, der ihnen mit Idris oder
chbedeutend ist, einen chaldäischen oder
en und von Trismegist, der nach ihnen
is gelebt haben soll. Während seiner
Wirksamkeit hat Thoth nach dem Glauben
Ägypter die Hauptstücke seiner Weisheit
enen Büchern niedergelegt, welche man
lesten Zeiten als göttliche überlieferte.
der Hieroglyphik heißt es von besonders
ren Schriften, Thoth «habe sie mit seinen
ngern geschrieben»; es wurde ihnen da-
heiligkeit und Autorität verliehen. Nach
s Alexandrinus belief sich die Zahl der dem
schriebenen Werke auf 42, welche eine voll-
ägypt. Encyklopädie ausmachten, indem
ihr die Religion (Gesetze, Götterlehre, Litur-
evorschriften, Hymnen) als die Wissen-
und Künste (Hieroglyphik, Geometrie,
ik, Medizin) behandelten. Ob von diesen
chen Büchern eins der sechs medizinischen
z. Papyrus-Ebers, dem «Buche über die
tel», erhalten ist, bleibt dahingestellt.

Aus dem Charakter der ägypt. Litteratur im allgemeinen und aus dem besondern dieses einen Werks läßt sich schließen, daß die Hermetischen Bücher durchweg mystisch gefärbt und mit magischem Beiwerk versehen waren. Ähnliche Eigentümlichkeiten haften einer apokryphen Litteratur an, welche nach dem Erlöschen der Hieroglyphenkunde aus dem Widerstreit griech., jüd. und ägypt. Ideen in Alexandrien hervorging, und aus der sich unter dem Namen des H. eine Anzahl von philos. Traktaten teils in griech., teils in lat. und arab. Sprache erhalten hat.

Diese Hermetischen Schriften sind meist Dialoge zwischen H. und seinem angeblichen Sohn Tat oder seinem Schüler Asklepios, andere sind an den König Ammon gerichtet; unendlich subtil, nicht selten dithyrambisch und oftmals dunkel, handeln sie über Gott und die Seele, über die Welt und die Intelligenz, über die Weisheit und die Tugend, über das Gute, Schöne und Wahre, über Zeit und Ewigkeit. Sie enthalten nichtgriech. Philosophie, obwohl sie an neuplatonische Ideen anknüpfen; auch sind sie nicht jüdisch, obwohl sie den Einfluß der Schriften Philos nicht verleugnen können; noch weniger sind sie (wie sich nun jetzt beurteilen läßt) der Ausdruck ägypt. Philosophie, wennschon hier und dort sich Ideen finden mögen, die an das «Totenbuch» erinnern. Wohl liegt ihnen eine ägypt. Mythologie zu Grunde, aber dieselbe wird uns in diesem trüben Lichte theosophischer Spekulation nicht deutlicher. Die Hermetischen Bücher gehören Ägypten an, aber dem stark hellenisierten, in dem bereits christl. Betrachtungsweise Eingang gefunden hatte. Sie sind die letzten Denkmäler des Heidentums. Der Text dieser Schriften in griech. und lat. Sprache ist sehr mangelhaft überliefert, zum Teil nur in Bruchstücken bei Stobäus, Cyrillus, Suidas und Lactantius. Die hauptsächlichsten derselben gab Parthey heraus («Hermetis Trismegisti Poëmander», Berl. 1854), indem er den Titel nach dem ersten Traktat «Πολμανδρος» wählte. Eine ältere Ausgabe ist die des Patrizzi («Nova de universis philosophia», Vened. 1593). Den Poëmander übersetzte Tiedemann (Berl. 1781); die meisten Stücke vereinigte die franz. Übersetzung von L. Ménard («Hermès Trismégiste», Par. 1866). Vermutlich gehört die Mehrzahl dieser Schriften in das 2. Jahrh.; die Definitionen des Asklepios sind nicht älter als das Zeitalter Konstantins; der oder die Verfasser sind ganz unbekannt; der nur lateinisch erhaltene Asclepius wurde irrtümlich dem Apulejus beigelegt. Den Umfang und die Mannigfaltigkeit dieser ganzen Litteratur kann man aus der Bemerkung des Jamblichus ahnen, wonach es an 20000 Hermetische Bücher gegeben hat. Der Einfluß derselben dauerte bis ins Mittelalter, und man gab vor, daß diese mystische Weisheit durch die Hermetische Kette aus alten Zeiten überliefert sei. Besonders scheint sie unter den Arabern gepflegt zu sein; sie schreiben dem Trismegist eine Unzahl von Schriften zu; namentlich über die Steine, die Alchemie, die Medizin, die Astrologie, über Talismane und Amulette und selbst über die Schriftarten und allerlei Geheimnisse. Einzelne dieser Bücher, deren der Fihrist, eine alte arab. Litteraturgeschichte, viele aufführt, sind noch erhalten; einen theosophisch-ascetischen Traktat eines christl. Verfassers, «An die menschliche Seele», gaben Fleischer (Lpz. 1870) und

Bordenhewer (Bonn 1873) mit Übersetzung heraus. Vgl. Pietschmann, «Hermes Trismegistos» (Lpz. 1875). Gegen Ende des Mittelalters kam die Richtung wieder zu besondern Ehren; die hermetische Medizin des Paracelsus steht unter ihrem Einflusse; ebenso die hermetische Freimaurerei; Schwärmer heißen schlechthin Hermetiker. Alle Geheimnisse der Magie führte man auf H. zurück; durch magische Siegel konnte er angeblich Schätze und Gefäße unzugänglich machen; daher nennt man noch jetzt hermetisch verschlossen etwas so vollkommen Verschlossenes, daß keine Luft hinzutreten kann.

Hermes (Georg), kath. Theolog, geb. 22. April 1775 zu Dreierwalde in Westfalen, studierte zu Münster, ward 1798 Lehrer am Paulinischen Gymnasium zu Münster, 1799 Priester, 1807 Professor der Theologie an der Akademie zu Münster, 1819 an der Universität zu Bonn, wo er 26. Mai 1831 starb. Als akademischer Lehrer gewann H. einen weitgehenden Einfluß; außerdem wurde er vom Erzbischof von Köln, dem Grafen Spiegel, entschieden begünstigt, sodaß seine Schüler (die Hermesianer) nicht bloß unter der Geistlichkeit Rheinlands und Westfalens sehr zahlreich waren, sondern auch die theol. Fakultät zu Bonn und die Seminare der Bischöfe von Kulm, Trier und Ermeland beherrschten. Ihr Organ war die «Zeitschrift für Theologie und Philosophie» (seit 1832).

Das philosoph.-theolog. System von H. (der Hermesianismus) ist beeinflußt durch die Kant-Fichtesche Philosophie und versucht dem absoluten Zweifel zu entgehen durch Begründung eines reinen Vernunftglaubens, welcher inhaltlich mit den Lehren der kath. Kirche völlig übereinstimmt. In der «Philos. Einleitung in die christkath. Theologie» (Münst. 1819; 2. Aufl. 1831) kommt H. zu dem Schluß, die Vernunft führe zu der Überzeugung, nicht bloß daß Gott existiert, sondern auch, daß er sich übernatürlich offenbaren kann. Diese übernatürliche göttliche Offenbarung findet dann die «Positive Einleitung in die christkath. Theologie» (Münst. 1829) niedergelegt in den biblischen Büchern, in der mündlichen Tradition und in dem geordneten Lehramt der Kirche. Daher kann denn auch die «Christkath. Dogmatik» (herausg. von Achterfeld, 3 Tle., Münst. 1834—36) das ganze System der kath. Lehre als Wahrheit hinstellen, ohne irgendwie Kritik zu üben. Dennoch mußte diese Lehre Anstoß erregen, war doch die Wahrheit der göttlichen Offenbarung durch Vernunftgründe gestützt und damit das kath. Autoritätsprinzip aufgegeben. Schon zu H.' Lebzeiten trat sein Kollege Windischmann gegen ihn auf; 26. Sept. 1835 erschien ein päpstliches Breve, welches die Lehre des H. als ketzerisch verdammte. Der neue Erzbischof von Köln, Droste-Vischering, schritt jetzt überall gegen die Hermesianer ein. Diese erklärten, die im päpstl. Breve verdammten Sätze erkennten auch sie als ketzerisch an, aber H. lehre diese Sätze nicht. Um den Papst davon zu überzeugen, reisten die Professoren Braun und Elvenich 1837 nach Rom, kehrten aber unverrichteter Sache nach Deutschland zurück. Hier war in wenigen Jahren die ganze Richtung des Hermesianismus gewaltsam unterdrückt. Vgl. Braun und Elvenich, «Meletemata theologica» (Bonn 1837) und «Acta Romana» (Hannov. 1838); Bernhardi, «Laokoon, oder H. und Perrone» (Köln 1840); Stupp, «Die letzten Hermesianer» (5 Hefte, Wiesb. u. Köln 1844—45); Elvenich, «Pius IX., die Hermesianer und der Erzbischof von Geissel» (Bresl. 1848).

Hermes (Joh. Timoth.), ein durch seine didaktischen Romane bekannter Schriftsteller des 18. Jahrh., geb. 31. Mai 1738 zu Petznik bei Stargard in Hinterpommern, erhielt seine erste Bildung im väterlichen Hause und auf dem Gymnasium zu Stargard. In Königsberg, wo er Theologie studierte, nahmen sich besonders Kant und Arnoldt seiner an. Später ging er nach Danzig und von da nach Berlin. Hier schrieb er seinen Roman «Fanny Wilkes» (2 Bde., Lpz. 1766; 3. Aufl. 1781), bei welchem Fielding und Richardson seine Muster waren, und sein Hauptwerk, den Roman «Sophiens Reise von Memel nach Sachsen» (5 Bde., Lpz. 1770—75; 6 Bde., 1778), dem viele andere, «Für Töchter edler Herkunft» (3 Bde., Lpz. 1787), «Für Eltern und Eheluſtige» (5 Bde., Lpz. 1789) u. s. w. folgten. Nachdem er Lehrer an der Ritterakademie zu Brandenburg, dann Feldprediger zu Lüben in Schlesien, hierauf fürstl. anhalt. Hof- und Schloßprediger zu Pleß gewesen war, wurde er 1772 nach Breslau berufen, wo er verschiedene geistliche Ämter bekleidete und als Superintendent, Pastor primarius zu St. Elisabeth und erster Professor der Theologie an der Universität 24. Juli 1821 starb. Durch seine Romane trug er zur Bildung eines bessern Geschmacks bei, so wenig dieselben auch höhern Kunstforderungen genügen.

Hermes (Jul. Aug. Ottomar), geb. 12. Jan. 1826 in Berlin, studierte 1842—45 daselbst Jura und Cameralia, wurde dann Assessor beim Kreisgericht in Boitzenburg, später nach Berlin versetzt, wurde dort 1857 gleichzeitig Hilfsarbeiter beim evang. Oberkirchenrat, 1858 Oberkonsistorialrat, 1878 Präsident des evang. Oberkirchenrats.

Hermesiänax, aus Kolophon, ein griech. Elegiendichter, um 300 v. Chr., verfaßte drei Bücher Elegien erotischen Inhalts unter dem von dem Namen seiner Geliebten entlehnten Titel «Leontion». Erhalten ist ein größeres Bruchstück aus dem dritten Buche durch Athenäus (s. d.). H. macht darin, freilich unter seltsamen Irrtümern, eine große Anzahl Dichter und Denker namhaft, die von der Macht der Liebe ergriffen gewesen seien. Dasselbe ist außer in den Ausgaben des Athenäus namentlich von G. Hermann (Lpz. 1828, und in dessen «Opuscula», Bd. 4) und von Bergk (Marb. 1844, und in der «Anthologia lyrica», 2. Aufl., Lpz. 1868) herausgegeben und von den Schlegel im «Athenäum», von Jacobs in der «Griech. Blumenlese», von Weber in den «Elegischen Dichtern der Hellenen» (Frankf. 1826) übersetzt, sowie von Hartung in den «Griech. Elegikern» (Bd. 2, 1859) griechisch und deutsch herausgegeben worden.

Hermesianismus, s. unter Hermes (Georg).

Hermetisch und **Hermetiker**, s. unter Hermes Trismegistos.

Hermetische Kette, s. Hermes Trismegistos.

Hermetische Kunst und **Hermetische Philosophie**, soviel wie Alchimie.

Hermetische Schriften, s. unter Hermes Trismegistos.

Hermias, Schüler Platos und Freund des Aristoteles, unter pers. Oberhoheit Regent von Atarneus in Mysien und von Assos in Troas, wurde, als er sich gegen die Perser empört hatte, von dem zum pers. Satrapen ernannten griech.

Mentor durch das Versprechen, er die Vermählung des Perserkönigs ver- einer Unterredung verlockt und hernach s Königs hingerichtet (345 v. Chr.). er nach dem Tode Platos 348 v. Chr. und sich zu H. nach Atarneus begab, n H.' Tode dessen Schwester oder Adoptivtochter Pythias und hat ihm ines noch erhaltenes Lied und ein altenes Epigramm auf der ihm in dem Bildsäule ein Denkmal gestiftet. Schrift über die Unsterblichkeit verfaßt Bücher, «Hermias» in den «Abhand- lungen der Akademie» (1853).

heißt unter andern griech. Schrift- n übrigen völlig unbekannte Verfasser chen Schrift, welche wahrscheinlich 2. oder dem Anfang des 3. Jahrh. ie ist gegen die heidnische Philosophie m sie die verschiedenen Ansichten der sophen über Seele, Gott, Welt und des Seins weniger zu widerlegen zu machen sucht. Beste Ausgabe von irrisionis gentilium» (Bd. 9, Jena 1872).

Flecken im franz. Depart. Pas-de- dissement Arras, 5 km im NO. von nahe bei einem Zuflusse der Schelde, dem Achiet-Marcoing, zählt (1876) meinde 2540 E. Hier wurde 1840 unterirdischer Raum mit mehrern vielen Zimmern entdeckt, dessen Ur- sprung noch unbekannt ist.

ra, s. Ambat.

ist in der griech. Mythologie die Menelaus und Helena. Nach der s Gemahlin des Neoptolemos (s. d.). Tode war sie von ihrem Groß- Orest vermählt, wurde jedoch von dem sie Menelaus in Troja ver- t, gemordet. Neoptolemos fand dann unter Mitwirkung oder auf An- einen gewaltsamen Tod, und H. rste die Gemahlin des Orest, dem ihres gebar.

ist auch der Name des 121. Aste- unter Planeten.)

, sehr alte Seestadt in Griechenland der Argivischen Halbinsel auf einer legen, welche weit in eine tief eingrei- im Osten offene Bucht hinausläuft. er der noch in später Kaiserzeit fort- lebt finden sich beim heutigen Kastri.

ne irrtümliche Herminonen nennt gonische Stammsage der Germanen ruppe deutscher Stämme, deren Ab- ren Söhne des Mannus, des Sohnes Tuisto, zurückgeführt wird. Die Irmini, die H., sind die Stämme im nenland, also namentlich die mittel- rmanischen und die (spätern) ober- rmanen und Bajuvaren, im Gegen- satz zu den ingwäonischen und den isch. und friesischen Ingwäonen und den rmanen. (Goten und Nordgermanen blie- ser Gruppierung unberührt.) Vgl. sche Geschichte» (Bd. 1, Gotha 1883).

ge heißt einer der vorzüglichsten Weine der in der Dauphiné auf einer granitischen des linken Rhône-Ufers, gegenüber chatou Tain, wächst. Schon im ersten Mittelalter waren die «rupes ab eremo dictae» ihres Produkts halber berühmt. Ein Einsiedler soll die ersten Reben dahin verpflanzt haben (daher der Name). An der Stelle der Einsiedelei erbauten im 13. Jahrh. die deutschen Ritter von Sterimberg eine Burg, welche im 14. die Bernhardinermönche erwarben und in ein Kloster verwandelten. Sie besonders hoben und pflegten den Weinbau. Die drei Lagen des Gebirges von unten nach oben heißen: Le Greffieux, Le Méal und La Chantalouette; letztere produziert die feurigsten Weine. Dieselben sind sowohl weiß als rot; die besten Gewächse von beiden gehören zu den Weinen ersten Rangs.

Hermite (Charles), franz. Mathematiker, geb. 25. Dez. 1822 in Dieuze, besuchte die Polytechnische Schule zu Paris und wurde 1848 Lehrer, 1869 Professor an derselben. Er ist seit 1856 Mitglied der franz. und seit 1884 auch der preuß. Akademie der Wissenschaften. Ihm gelang es zuerst, Gleichungen des fünften Grades mit Hilfe elliptischer Transcendenten aufzulösen. H.s Hauptwerk ist: «Cours d'analyse de l'École Polytechnique» (1873); ferner schrieb er: «Théorie des équations modulaires» (1859), «Sur la réduction des formes cubiques à deux indéterminées» (1859), «Sur la fonction exponentielle» (1874) u. s. w.

Hermiteninseln, s. unter Feuerland.

Hermod, d. h. der Heermutige und Tapfere, ein Sohn Odhins, wird in der nordischen Mythologie unter die Asen gerechnet. Er erscheint nur in dem Baldr-Mythus; nach Baldrs Tode erbietet er sich, zu Hel zu reiten, um im Namen der Götter die Totengöttin um Baldrs Herausgabe zu bitten. Sein Ritt dahin dauert neun Tage; eine Nacht verweilt er daselbst, kehrt aber am andern Morgen zurück und überbringt den Göttern die Geschenke, welche ihnen Baldr sendet. — Einen andern H. erwähnt die Hyndluljod, ein Eddalied, neben dem Sigmund, dem Vater Sigurds; dieser gehört wohl der Heldensage an.

Hermodactyli, Radix hermodactyli, Hermodatteln, eine längst veraltete und nicht mehr gebräuchliche, aus Ägypten stammende Drogue, als deren Stammpflanze Iris tuberosa *L.* angegeben wird. In alten Pharmakopöen findet sie sich als Bestandteil der wasserabführenden Pillen Jonins, Pilulae hydragogae Jonini aufgeführt, letztere, ein Gemisch von nicht weniger als 18, zum Teil drastisch wirkenden Ingredienzien, sind selbst der verdienten Vergessenheit anheimgefallen.

Hermogĕnes, aus Tarsus in Cilicien, einer der vorzüglichsten griech. Rhetoren im 2. Jahrh. n. Chr., trat bereits in seinem 15. Lebensjahre vor dem Kaiser Marc Aurel mit vielem Beifall auf und verfaßte einige wichtige Schriften über Teile der Redekunst, welche vielfach benutzt wurden, auch zusammengefaßt als Lehrbuch der Rhetorik dienten und zuletzt in einen Auszug gebracht wurden. Diese Schriften nebst den erhaltenen alten Kommentaren finden sich in der Ausgabe der «Rhetores Graeci» von Walz und ohne jene in der von Spengel; die «Progymnasmata», welche durch die Arbeit des Aphthonius (s. d.) zurückgedrängt und bis Ende des 18. Jahrh. nur in der lat. Übersetzung des Priscian veröffentlicht waren, gab zuerst Heeren 1791 heraus.

Hermogĕnes, ein afrik. Maler gegen Ende des 2. Jahrh., bestritt die kirchliche Lehre von der Schöpfung aus Nichts und lehrte eine ewige

Materie. Tertullian (s. d.) verfaßte wider ihn eine eigene Schrift.

Hermogenianus, röm. Jurist, Verfasser einer in Justinians Pandekten excerpierten, dem 3. bis 5. Jahrh. angehörigen Schrift: «Libri VI epitomarum». Nach einem H., zweifelhaft ob nach diesem, ist eine Sammlung der Kaisergesetze des 4. Jahrh. benannt: Codex H., die in Bruchstücken überliefert ist.

Hermokopidenprozeß, der Prozeß, welcher aus Anlaß des Hermenfrevels (in der Nacht vom 10. zum 11. Mai 415 v. Chr. wurden in Athen fast alle Marmorhermen von unbekannter Hand zerschlagen oder verstümmelt) das athenische Volk lange in Aufregung versetzte. Der Prozeß wurde von einem Teil der oligarchischen Partei, welcher den Frevel wahrscheinlich auch angestiftet hatte, benutzt, um während der Abwesenheit des Alcibiades in Sicilien durch falsche Anschuldigungen diesen und andere angesehene Bürger ins Verderben zu stürzen und die demokratische Verfassung zu erschüttern. Vgl. Götz, «Der H.» (Nürnb. 1875).

Hermokrates, Sohn des Hermon, Führer der sog. aristokratischen (oder maßvoll demokratischen) Partei in Syrakus, hatte zuerst im J. 424 v. Chr. die Sikelioten bestimmt, zu Gela einen allgemeinen Frieden zu schließen, durch welchen die Fehde zwischen ihren Städten für einige Zeit beigelegt, namentlich aber die gefährliche Einmischung der Athener in diese Kämpfe gegenstandslos gemacht wurde. Als einige Jahre später der große Krieg zwischen Athen und Syrakus ausbrach (415 v. Chr.), hatten die Syrakusaner dem H., welchem anfangs der radikale Demagoge Athenagoras viele Schwierigkeiten in den Weg legte, den endlichen Sieg über die Athener zu danken. Nach Besiegung der attischen Streitkräfte auf Sicilien (413) führte H. den Peloponnesiern, als dieselben im J. 412 v. Chr. die Machtstellung der Athener auf der Westküste Kleinasiens zu erschüttern begannen, eine beträchtliche Unterstützung zu, und bewährte seine Tüchtigkeit auch auf diesem neuen Kriegsschauplatze. Endlich aber erlag auch H. im Febr. 410 in der Schlacht bei Kyzikos dem Alcibiades, und wurde darauf seines Amts entsetzt und verbannt. H. kämpfte dann auf eigene Hand mit Glück gegen die Karthager und fand 407 bei dem Versuch, mit Gewalt in Syrakus einzudringen, den Tod. Seine Tochter wurde 405 die erste Gattin des ältern Dionysios.

Hermon, Großer (Dschebl-esch-Schêch), Berg in Syrien, s. Antilibanon.

Hermonymos (Georg), Gelehrter des 15. Jahrh., aus Sparta, war 1471 am röm. Hof und lehrte später in Paris die griech. Sprache; Reuchlin und Budäus waren seine Schüler. Von seinem spätern Leben ist nichts bekannt. H. schrieb einige theol. Schriften.

Hermopolis, s. Hermupolis.

Hermosillo, früher Petic, Stadt im merik. Staat Sonora, am rechten Ufer des Sonora oder Ures, etwas unterhalb der Einmündung des Rio San-Miguel de Horea Sitas, mit 15000 E., ist der Hauptstapelplatz für den Hafen Guaymas. Bei H. beginnt der sehr kultivierte, fruchtbarste Ackerdistrikt des Landes, aus welchem große Mengen von Weizen und trefflicher Wein ausgeführt werden. Die Stadt ist unregelmäßig gebaut und hat eine Münze, einen schönen Park und zahlreiche, gut bewässerte Gärten. Das Klima ist heiß, aber gesund. In der Nähe wurden 1807 Goldgruben entdeckt.

Hermsdorf (Grüssauisch-), s. Grüssauisch-Hermsdorf.

Hermsdorf (Nieder-), Dorf in der preuß. Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, Kreis Waldenburg, 3 km westlich von Waldenburg, im Niederschlesischen Steinkohlengebirge, zählt (1880) 6379 E. und hat ein Waisenhaus, ein Eisenwerk (Vorwärtshütte) und Steinkohlengruben (Glückhilf und Friedenshoffnung).

Hermsdorf unterm Kynast, Dorf in der preuß. Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Liegnitz, Kreis Hirschberg, 4 km südwestlich von Warmbrunn, am Riesengebirge, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat ein Schloß, eine evang. und eine kath. Kirche und zählt (1880) 2130 meist prot. E., welche Fabriken für Holzstoff-, Zünd- und Holzgalanteriewaren unterhalten. Dabei der Kynast (s. d.).

Hermunduren, ein großes german. Volk, das im W. durch die Werra von den Chatten, im N. durch den Harz von den Cheruskern, im O. durch die Elbe von den Semnonen, im S. durch den Frankenwald und das Erzgebirge von den Narisken (Variſten) und Markomannen geschieden und anfangs mit unter dem allgemeinen Namen der Sueven (s. d.) begriffen wurde. Aus Abneigung gegen Marbods Übergriffe nahmen sie auf Antrieb der Römer in den letzten Jahren vor Christi Geburt das von den Markomannen aufgegebene Maingebiet großenteils in Besitz. Sie halfen im J. 21 n. Chr. unter Vibilius die Herrschaft, die der Gotone Catualda durch Marbods Vertreibung über die Markomannen erlangt hatte, stürzen. Mit den Chatten kämpften sie 58 n. Chr. siegreich um den Besitz von Salzquellen, welche man zu Salzungen an der Werra gefunden zu haben glaubt. Mit den Römern im Donaugebiet, namentlich zu Augsburg, standen sie zu des Tacitus Zeit in Handelsverbindungen. Nachher wird ihr Name unter den Völkern, die in dem großen Markomannischen Kriege gegen Marc Aurel kämpften, erwähnt. Sie gelten als die unmittelbaren Vorfahren des Hauptbestandteils der spätern Thüringer. Vgl. Kirchhoff, «Thüringen doch Hermundurenland» (Lpz. 1882); Dahn, «Deutsche Geschichte» (Bd. 1, Gotha 1883).

Hermupolis oder Hermopolis, zwei Städte im alten Ägypten. Hermupolis magna lag an der Stelle des heutigen Aschmunein (s. d.), wo sich Felsengräber befinden; Hermupolis minor ist das heutige Damanhur.

Hermupolis, Hauptstadt der Nomarchie der Cykladen auf der Insel Syra, Sitz des Nomarchen der Cykladen, eines griech. Erzbischofs, eines röm.-kath. Bischofs, hat sechs Kirchen, darunter eine katholische und eine protestantische, zwei Gymnasien, ein Lazareth, Arsenal, Zoll- und Hafenamt, Schiffsbau und einen großen Hafen und zählt (1879) 21245 E. Die Stadt entstand im griech. Befreiungskrieg, als die Bewohner von Chios, Psara und Aiwaly sich an der Stätte des alten Syros niederließen und wurde bald ein blühender Handelsort, dessen Bedeutung jedoch seit dem Aufblühen des athenischen Hafens Peiräeus gesunken ist.

Hermus, griech. Hermos, Fluß in Kleinasien, der jetzige Gedis-Tschai (s. d.).

Hernad (von den Deutschen in der Zips «Kundert» genannt), Fluß in Oberungarn, entspringt auf der nordöstl. Seite des Königsbergs (Kralowo-Hola), mündet nach einem Laufe von 190 km unterhalb Onód in den Sajófluß. Oberhalb der

bei Szordol, gabelt sich der Fluß; der Bársonyos läuft mit dem Hauptbett auptzuflüsse sind die Göllnitz und die r Fluß ist nicht schiffbar; nur im Unter- r mit Holzflößen befahren.

, westl. Vorort von Wien, Sitz einer tmannschaft und eines Bezirksgerichts, zählt (1881) 60307 E. mit durchweg schäftigung. Mit Wien und Dornbach eine Pferdebahn verbunden. Hier be- as k. k. Erziehungsinstitut für Offiziers- ches, vom Kaiser Joseph II. 1786 hier- im ehemaligen Paulinerkloster unter- später durch große Zubauten erweitert er hat H. ein Staatsrealgymnasium, lfachschule und eine gewerbliche Fort- ule. Der Name H. wird auf die That- eführt, daß während der prot. Be- Österreich dort die der Reformation zu- itglieder des Herrenstandes sich häufig zusammenfanden. Thatsächlich war ge des 18. Jahrh. ein beliebter Som- alt des höhern österr. Adels.

., bei naturwissenschaftlichen Namen für Hernandez (Francisco), span. turforscher, wurde von Philipp II. nach ndt, um die Produkte des Landes zu er- ie litterarischen Ergebnisse seiner Be- erschienen nach seinem Tode unter dem plantarum, animalium et mineralium m historia» (Rom 1651).

Landgemeinde in der preuß. Provinz Regierungsbezirk Arnsberg, Landkreis n den Linien Berlin-Hannover-Köln, rtmund, Welver-Sterkrade und Essen-H. hen Staatsbahnen, zählt (1880) 7290 E. und hat eine evang. und eine kath. höhere Schule, ein Krankenhaus, eine nenpflegungsanstalt, Gasfabrik, be- Steinkohlenbergbau, Cokereien, eine Kes- nd eine Eisenhütte.

Bay, Stadt in der engl. Grafschaft Kent, NNO. von Canterbury, am Südufer stuars und an der Eisenbahn London- over, mit (1881) 1594 E., ist seit 1830 und ein von den Londonern stark be- nügungsort.

[(medizinisch). Eingeweidebruch, s. unter Bruch

e hieß eine altitalische Völkerschaft, die inern näher verwandt war, aber früh urde, wie man denn auch ihre Land- ium im weitern Sinne rechnete. Die en zwischen Latinern, Äquern, Vols- arfern veranlaßte die Römer, sie 486 gleichberechtigtes Glied dem röm.-lati- de beitreten zu lassen. Erst nachdem er Hauptort der H., und die meisten meinden 306 v. Chr. an dem Kriege der gen Rom teilgenommen hatten, wurden aber die treu gebliebenen Städte Ale- nlä, Ferentinum zu steuer- und dienst- nterthanen gemacht. Wann sämtliche Bürgerrecht erhielten, ist unbekannt.

nd, Hauptstadt der schwed. Landschaft nd und des gleichnamigen Län, liegt Mündung der Angerman-Elf in den Meerbusen, auf der mit dem Festland Brücken verbundenen Insel Hernö. Der nz aus Holz, aber regelmäßig gebaut, zählt (1882) 5577 E., ist Sitz eines Bischofs und hat einen schönen, 1842—46 erbauten Dom, ein Gymnasium, eine Navigationsschule, zwei Banken, ein Irrenhaus und mehrere Fabriken. Zum Hafen H.s gehören (Ende 1881) 44 Segelschiffe und 13 Dampfer von zusammen 14879 t. Der wichtigste Ausfuhrartikel sind Bretter. — Im Län H., das den größten Teil von Angermanland und die ganze Landschaft Medelpad umfaßt und auf 24681,8 qkm nur 174750 E. zählt, liegt auch die Seestadt Sundsvall, mit 9283 E., dem besten Hafen in Norrland, Schiffswerften und Fischerei.

Hero ist eine berühmte Gestalt der griechischen und römischen, sowie der neuern Poesie. An einem Feste der Aphrodite, deren Priesterin H. war, und des Adonis zu Sestos auf der thraz. Küste, zu welchem auch die Einwohner von Abydos über den Hellespont herübergekommen waren, sahen sich H. und Leander und entbrannten in gegenseitiger Liebe. Aber ihrer Verbindung stellten sich H.s Stand als Priesterin und der Wille ihrer Eltern entgegen. Doch den Jüngling schreckten diese Schwierigkeiten nicht; allnächtlich schwamm er über den Hellespont zur Geliebten, wobei eine auf dem Turme am Ufer, in welchem H. wohnte, aufgestellte Fackel ihm als Wegweiser diente. Als er einst bei winterlichem Sturme herüberschwamm, verließen ihn die Kräfte; tot warfen ihn die Wellen an den Fuß des Turmes, wo H., von Angst gefoltert, seiner harrte. Beim Anblicke des Leichnams stürzte sich H., von Schmerz überwältigt, von der Höhe hinab und starb, ihn mit ihren Armen umschließend. Außer verschiedenen Erwähnungen bei andern griech. und lat. Dichtern und einer Bearbeitung in zwei unter Ovids Namen überlieferten Briefen ist aus dem 5. oder dem Anfang des 6. Jahrh. unter dem Namen des Musäus (s. d.) ein Gedicht erhalten, welches diese wohl auf einer Lokalsage beruhende und zuerst von einem alexandrinischen Dichter ausgeführte, auch auf pompejanischen Wandgemälden dargestellte Erzählung enthält. Schiller benutzte die Erzählung zu einer Ballade, nachdem schon lange vorher das Volkslied sich des Stoffs bemächtigt hatte. Vgl. Rohde, «Der griech. Roman» (Lpz. 1876).

Hero (grch. Heron) aus Alexandria, einer der vorzüglichsten Mathematiker und Mechaniker des Altertums, um 100 v. Chr., verfaßte zwei Bücher «Über die Verfertigung der Automaten», herausgegeben von Baldi (Venet. 1601), und mehrere andere teils verloren gegangene, teils nur noch in dürftigen Bruchstücken vorhandene Schriften, namentlich über die Konstruktion der Kriegsmaschinen, über solche Maschinen, die durch die Kraft der Luft in Bewegung gesetzt werden («Pneumatica»), über die Dioptra, eine Anweisung zu der Kunst, mit der Dioptra zu operieren, u. s. w., worin er manche wichtige Entdeckungen mitteilte. Außerdem hat H. wohl in amtlichem Auftrag und in Anlehnung an die altägypt. Regeln der Feldmeßkunst ein Lehrbuch der Meßkunst verfaßt, von dem die röm. Gromatiker oder Agrimensoren in allem, was die Feldmeßwissenschaft betrifft, durchaus abhängig sind, aus denen dann wieder die betreffende mittelalterliche Litteratur abgeleitet ist. Die beste kritische Ausgabe dieser Schrift über Geometrie und Stereometrie hat Hultsch (Berl. 1864) geliefert. Vgl. Cantor, «Die röm. Agrimensoren und ihre Stellung in der Geschichte der Feldmeßkunst» (Lpz. 1875).

Herodes der Große, König der Juden, ein Sohn des Idumäers Antipater, den Cäsar dem schwachsinnigen Makkabäerfürsten Hyrkanus II. als Prokurator an die Seite gesetzt hatte, geb. 73 v. Chr., wurde 47 v. Chr. Statthalter von Galiläa. In diesem Amte erwarb er sich durch Ausrottung des Räuberwesens große Verdienste und erlangte trotz der gegen ihn erhobenen Anklagen der Pharisäer von der Gunst der Römer noch die Verwaltung von Samaria und Cölesyrien hinzu. Nach dem Tode seines Gönners Cäsar ging er erst zu den Republikanern, dann zu Antonius über. Siegreich gegen Antigonus, den Brudersohn Hyrkanus' II., heiratete er des letztern Enkelin Mariamne, worauf ihn Antonius zum Tetrarchen ernannte. Zwar mußte er vor den erneuten Angriffen des Antigonus im J. 40 weichen; doch von den Triumvirn Antonius und Octavianus zum König in Judäa ernannt, eroberte er nach dreijährigem Kampfe mit Hilfe der Römer Jerusalem (im J. 37). Die 37jährige Herrschaft des H. erneuerte an äußerm Glanze die glorreichsten Zeiten des Davidischen Königtums und vereinigte unter seiner Herrschaft noch einmal das ganze jüd. Land. Nach innen sicherte er sich Thron und Leben nach orient. Despotenart durch blutige Gewalt. Von Argwohn und Mißtrauen gepeinigt, mordete er seine eigene Gemahlin, die Makkabäerin Mariamne, seinen Schwager Aristobulus und dessen Mutter Alexandra, den alten Fürsten Hyrkanus und drei seiner eigenen Söhne. Von den Juden als fremder Eindringling gehaßt, erhielt er sich auf dem Thron durch kriechende Unterwürfigkeit gegen die in den röm. Bürgerkriegen jedesmal siegende Partei. Nach dem Tode des Antonius ging er zu Augustus über, welcher seine Staaten noch ansehnlich vermehrte. Das denkwürdigste Ereignis unter seiner Regierung war die Geburt Christi (im J. 4 vor der christl. Ära). Er baute den Tempel von Jerusalem prächtiger als zuvor, zierte seine Hauptstadt mit vielen schönen Gebäuden, gründete mehrere Städte, schlug die Araber und ihren Anführer Aretas und besiegte die syr.-arab. Räuber. In der letzten Zeit seines Lebens verschwor sich gegen ihn sein Sohn Antipater, den er fünf Tage vor seinem eigenen Tode (4 v. Chr.) erdrosseln ließ. Nach seinem Tode wurde sein Reich unter drei seiner überlebenden Söhne geteilt. In der Regierung folgte ihm mit dem Titel eines Ethnarchen (Volksfürsten) sein Sohn Archelaus (s. d.).

Sein zweiter Sohn, H. Antipas, der Landesfürst Jesu, wurde Tetrarch von Galiläa und Peräa. Caligula verwies ihn 40 n. Chr. nach Lyon. H. entführte die Herodias, seines Stiefbruders Herodes Boëthos Weib, und ließ Johannes den Täufer hinrichten. Die evang. Überlieferung läßt ihn auch Jesu nachstellen. Der Bericht des Lukas-Evangeliums weiß außerdem von einem förmlichen Verhör zu erzählen, welches H. auf des Pilatus Veranlassung mit Jesu veranstaltet haben soll, in welchem H. jedoch Jesum unschuldig befunden habe. Nach diesem H. werden die Herodianer genannt, die mehr eine polit. als religiöse Partei waren. Mehrere Väter der alten Kirche, wie Tertullian, Epiphanius, Chrysostomus u. a., bezeichneten sie als eine jüd.-religiöse Sekte, die den H. für den Messias gehalten hätte. — Der dritte Sohn, Philippus, wurde Tetrarch von Trachonitis, Auranitis und Batanäa und starb nach einer friedlichen Regierung 33 n. Chr. Noch sind zu erwähnen: H. Agrippa I., der Enkel Herodes' d. Gr., d[er] eines der hingerichteten Söhne desselben [und] Bruder der Herodias. In Rom am Kais[er]hof erzogen, führte er ein verschwenderisches Leb[en], seinen Gläubigern verfolgt, floh er nach [Rom], genoß dann eine Zeit lang bei seinem [Freund] Antipas in Tiberias das Gnadenbrot [und] dann nach Rom zurück. Von Tiberius [zum] Prinzenerzieher ernannt, dann ins Gefä[ngnis] geworfen, wurde er durch Caligula befreit, m[it] überhäuft und mit dem Königstitel und de[m] ten des Philippus und des Lysanias besch[enkt]. er zuletzt unter Claudius noch einmal d[as] jüd. Land unter seiner Herrschaft vereini[gte]. starb 44 n. Chr., worauf sein Staat fast [ganz] röm. Provinz wurde. Nach der Apostel[gesch.] ließ er den Apostel Jakobus hinrichten [und] trus ins Gefängnis werfen. — Sein S[ohn] Agrippa II., der die Tetrarchie des P[hilippus] sowie Stücke von Galiläa und Peräa und [die] sicht über den Tempel erhielt, war der le[tzte] däische König. Er unterstützte die Römer [bei] Eroberung Jerusalems, wurde hierauf [zum] röm. Prätorwürde bekleidet und starb 10[0]. Sein Land wurde zu Syrien geschlagen.

Herodes (Tiberius Claudius Atticus), [ein] ter griech. Rhetor, geb. zu Marathon im [Anfang] des 2. Jahrh. n. Chr., widmete sich frühz[eitig] Erfolg der Beredsamkeit. Auch verwaltet[e] derholt öffentliche Ämter zu Athen und [war] nachdem er schon unter Hadrian kaiserl. R[at] in den freien Städten Kleinasiens gewese[n]. Lucius Verus und Antoninus Pius, dere[n] er war, 143 n. Chr. das Konsulat. Er [starb] n. Chr. Sein großes Vermögen verwend[ete] wohlthätigen und gemeinnützigen Zwecken [und] ders zur Errichtung prächtiger Bauwerke. [Von] waren unter diesen das seiner Gattin Re[gilla] widmete Odeum in Athen, die Umwandl[ung] Ausschmückung des panathenäischen Stadi[ons] die nach dem Heros Triopas mit dem [Namen] Triopium bezeichnete Gartenanlage in d[er] von Rom und der Appischen Straße mi[t] Totenfeld für seine Familie und einem [Rundbau]. In diesen Anlagen entdeckte man außer [vielen] kleinern zwei größere, aus 39 und 59 Her[men] bestehende griech. Weihinschriften, wahr[scheinlich] von dem Arzt und Dichter Marcellus a[us Sida] verfaßt, deren Originale sich im Muse[um] Louvre zu Paris befinden. Auch in Olym[pia] den 1877 die Reste der von ihm geschenkten [Wasser]leitung und einer das Hauptbassin in [Form] überragenden halbrunden Exedra mit Sta[tuen] Familien des Antoninus Pius und Mar[c Aurel] und solchen seiner eigenen Familie ausg[estattet]. Von den Reden des H. ist nur eine «[Über] Staat» erhalten; es ist aber fraglich, ob [sie] von ihm herrührt. Sie ist in ältern und [neuern] Sammelausgaben der «Oratores Attici» [ge]druckt, zuletzt in denen von Bekker, von [Dindorf] und von C. Müller. Vgl. Vidal-Lablanche, «[Hérode] Atticus. Étude critique sur sa vie» (Par[is] 1878).

Herodianer, s. unter Herodes (Anti[pas]).

Herodianus, Geschichtschreiber, wahrs[cheinlich] ein Grieche von Geburt, lebte ungefähr [von] bis 240 n. Chr., größtenteils in Rom, [wo er] faßte in griech. Sprache eine röm. Kaiserg[eschichte] in acht Büchern, welche den Zeitraum 18[0] n. Chr. von Commodus bis zur Erhebu[ng]

…s III. umfaßt. H. ist völlig unzuverlässig …hronologie, hat sehr mangelhafte geogr. …e und zeigt sich über hauptstädtische und …isse schlecht unterrichtet. Doch bietet er …wertvolle Ergänzungen zu dem Geschichts… Dio Cassius. Am meisten Wert haben …Bücher. Vgl. Sievers, «Über das Ge…erk des H.» im 26. und 31. Bande des …cus»; die Abhandlungen von Zürcher, …Dändliker in Bädingers «Untersuchungen …Kaisergeschichte» (3 Bde., Lpz. 1868—70); …«Untersuchungen zur Geschichte des Septi…everus» (Gieß. 1872 fg.), und A. Duncker …Bande des «Philologus». Die besten Aus…aben Irmisch (5 Bde., Lpz. 1789—1805), …alle 17?2), Bekker (Berl. 1826 und Lpz. …d Mendelssohn (Lpz. 1883), deutsche Über…en Ostander (2 Bde., Stuttg. 1830) und …Stuttg. 1858) geliefert.

…dianus (Älius), berühmter griech. Gram… …des 2. und 3. Jahrh. n. Chr., aus Alexan…ia der Sohn des Apollonius Dyskolos. …gte in Rom unter Marc Aurel zu hohem …t und verfaßte eine große Anzahl Schriften …nischen und prosodischen Inhalts, von de… …großer Teil in Auszügen oder in Bruch…uck vorhanden ist. Sein Hauptwerk war …ολική προσῳδία», eine Accentlehre in 20 …. Nachdem der größte Teil des uns Über… …namentlich in den «Anecdota Graeca» …ker, Bachmann und Villoison, in der Aus… …Boris von Koch (2 Bde., Lpz. 1831—32), …des Phrynichus von Lobeck (Lpz. 1820), in …s «Grammatici Graeci» (Lpz. 1823), in …ne Schrift «De emendanda ratione gram… …Graecae» (Lpz. 1801), sowie in dessen …dix ad Draconem Stratonicensem» (Lpz. …nd besonders auch von Lehrs, «Herodiani …tria emendatiora» (Königsb. 1848) und …midt in der kritischen Ausgabe des Aus… …seiner «Catholica Prosodia» (Jena 1860) …tlicht werden war, ist neuerdings alles Er… …von Lenz unter dem Titel «Herodiani …reliquiae» (2 Bde., Lpz. 1867 — 70) her…ben worden. [tipas.

…dias, Gemahlin des Herodes (s. d.) An…

…dot, der älteste griech. Geschichtschreiber, …ch der Vater der Geschichte genannt, geb. …rnaß in Karien um 500 v. Chr., bildete …ch Rat und Beispiel eines Verwandten, …hmten Epikers Panyasis, aufgemuntert, …h durch die Lektüre der griech. Dichter, vor …s Homer, und scheint schon frühzeitig zu …Schlusse gekommen zu sein, nach dem Vor… …er Logographen (s. d.) ein geschichtliches …on größerm Umfange zu begründen und, …t von dem Ansehen und Reichtum seiner …, für diesen Zweck die entlegensten Länder …er durch eigene Anschauung kennen zu ler… …gleich die Zeitfolge und Ausdehnung die… …n von den Alten teils in dunkler, teils in …rechender Weise erzählt wird, kann doch …er eigenen Mitteilung als zuverlässig an… …en werden, daß er außer den von Griechen …en Inseln und Küstenstrichen Kleinasiens …en der zum Persischen Reiche gehörigen …n Asien und Afrika durchwanderte, wo be… …Ägypten ein Gegenstand seiner Aufmerk… …und Forschung wurde. Ferner ist sicher, daß er nähere Kunde von Phönizien, von Tyrus und Sidon sich verschaffte, daß er bis Babylon und Arderikka bei Susa und bis Ekbatana vordrang, ebenso daß er die Küstenländer des Schwarzen Meeres besuchte. Nach seiner Rückkehr von diesen Wanderungen, die vor 454 v. Chr. erfolgte, beteiligte er sich an dem Sturze des Tyrannen Lygdamis in Halikarnaß und begab sich dann nach Samos, wo er das zusammengebrachte Material zu verarbeiten begann. Im J. 445 v. Chr. soll H., außer an andern Orten, auch in Athen aus seinem Geschichtswerke öffentlich vorgelesen haben. Hierauf begab er sich, vielleicht mit dem Kolonistenzuge 444 v. Chr., nach Thurii in Italien. Zweifelhaft ist, ob H. noch einmal längere Zeit in Athen sich aufgehalten und ob er in Athen oder in Thurii sein Werk («Ἱστορίης ἀπόδεξις») bis zu der Gestalt, in der er es hinterließ, weiter geführt hat. Er starb wohl um 424 v. Chr. in Thurii.

H.s Werk, welches erst Spätere in neun nach den neun Musen benannte Bücher eingeteilt haben, ist im ionischen Dialekt verfaßt. Es umfaßt einen Zeitraum von 320 Jahren bis zur Schlacht bei Mykale (479) und hat zur eigentlichen Aufgabe die Schilderung der Kämpfe der Griechen und Barbaren. Schilderungen der den Hauptereignissen näher oder ferner liegenden Länder und Völker sind in zahlreichen Episoden eingefügt. Die Darstellung ist einfach und von großer Anmut, die Treue und Genauigkeit der Angaben des H. ist von jeher anerkannt und bestätigt worden. Unter den zahlreichen Ausgaben sind hervorzuheben die von Schweighäuser (6 Bde., Straßb. u. Par. 1806), Bähr (4 Bde., Lpz. 1830—35; 2. Aufl. 1855—61) und Stein (2 Bde., Berl. 1869—71); unter den Bearbeitungen für den Hand- und Schulgebrauch die von Krüger (5 Hefte, Berl. 1855—57), Stein (5 Bde., Berl. 1856—63; 5. Aufl. 1883 fg.) und Abicht (5 Bde., Lpz. 1859—65; 4. Aufl. 1884 fg.); unter den deutschen Übertragungen die von Lange (2. Aufl., 2 Bde., Bresl. 1824), von Scholl und Köhler (3 Bde., Stuttg. 1855), von Bähr (9 Bdchn., Stuttg. 1860—64) und von Stein (2 Bde., Hamb. 1875). Wegen ihrer Kommentare sind die franz. Übertragung von Larcher (7 Bde., Par. 1786) und insbesondere die englische von Rawlinson (4 Bde., Lond. 1858—60) zu nennen.

Vgl. Dahlmann, «H., aus seinem Buche sein Leben» (Altona 1823); Blum, «H. und Ktesias, die frühesten Geschichtsforscher des Orients» (Heidelb. 1836); Bobrik, «Geographie des H.» (Königsb. 1838, mit Atlas); Kirchhoff, «Über die Abfassungszeit des H.schen Geschichtswerks» (Berl. 1868, und Nachtrag, 1872; 2. Aufl. 1878); Bauer, «Die Entstehung des H.schen Geschichtswerks» (Wien 1878).

Heroen heißen in den Homerischen Gedichten vorzugsweise die Könige und Fürsten nebst ihren Söhnen und Begleitern, überhaupt alle Kämpfer und Männer der Vorzeit, welche sich durch Stärke, Mut, Verstand und Erfahrung auszeichneten. Bei Hesiod werden die Männer des in Kämpfen um Theben und Troja untergegangenen Menschengeschlechts, die nach ihrem Tode auf die Inseln der Seligen versetzt worden seien, selige H. genannt. In der Folgezeit bezeichnete man dann mit diesem Namen Gestalten der Sage, die entweder wegen ihrer Abstammung von Göttern oder wegen besonderer Verdienste um die Menschheit als einer der göttlichen ähnlichen Verehrung durch Opfer und

Herōdes der Große, König der Juden, ein Sohn des Edomiters Antipater, den Cäsar dem schwachsinnigen Makkabäerfürsten Hyrkanus II. als Prokurator an die Seite gesetzt hatte, geb. 73 v. Chr., wurde 47 v. Chr. Statthalter von Galiläa. In diesem Amte erwarb er sich durch Ausrottung des Räuberwesens große Verdienste und erlangte trotz der gegen ihn erhobenen Anklagen der Pharisäer von der Gunst der Römer noch die Verwaltung von Samaria und Cölesyrien hinzu. Nach dem Tode seines Gönners Cäsar ging er erst zu den Republikanern, dann zu Antonius über. Siegreich gegen Antigonus, den Brudersſohn Hyrkanus' II., heiratete er des letztern Enkelin Mariamne, worauf ihn Antonius zum Tetrarchen ernannte. Zwar mußte er vor den erneuten Angriffen des Antigonus im J. 40 weichen; doch von den Triumvirn Antonius und Octavianus zum König in Judäa ernannt, eroberte er nach dreijährigem Kampfe mit Hilfe der Römer Jerusalem (im J. 37). Die 37jährige Herrschaft des H. erneuerte an äußerm Glanze die glorreichsten Zeiten des Davidischen Königtums und vereinigte unter seiner Herrschaft noch einmal das ganze jüd. Land. Nach innen sicherte er sich Thron und Leben nach orient. Despotenart durch blutige Gewalt. Von Argwohn und Mißtrauen gepeinigt, mordete er seine eigene Gemahlin, die Makkabäerin Mariamne, seinen Schwager Aristobulus und dessen Mutter Alexandra, den alten Fürsten Hyrkanus und drei seiner eigenen Söhne. Von den Juden als fremder Eindringling gehaßt, erhielt er sich auf dem Thron durch kriechende Unterwürfigkeit gegen die in den röm. Bürgerkriegen jedesmal siegende Partei. Nach dem Tode des Antonius ging er zu Augustus über, welcher seine Staaten noch ansehnlich vermehrte. Das denkwürdigste Ereignis unter seiner Regierung war die Geburt Christi (im J. 4 vor der christl. Ära). Er baute den Tempel von Jerusalem prächtiger als zuvor, zierte seine Hauptstadt mit vielen schönen Gebäuden, gründete mehrere Städte, schlug die Araber und ihren Anführer Aretas und besiegte die syr.-arab. Räuber. In der letzten Zeit seines Lebens verschwor sich gegen ihn sein Sohn Antipater, den er fünf Tage vor seinem eigenen Tode (4 v. Chr.) erdrosseln ließ. Nach seinem Tode wurde sein Reich unter drei seiner überlebenden Söhne geteilt. In der Regierung folgte ihm mit dem Titel eines Ethnarchen (Volksfürsten) sein Sohn Archelaus (s. d.).

Sein zweiter Sohn, H. Antipas, der Landesfürst Jesu, wurde Tetrarch von Galiläa und Peräa. Caligula verwies ihn 40 n. Chr. nach Lyon. H. entführte die Herodias, seines Stiefbruders Herodes Boëthos Weib, und ließ Johannes den Täufer hinrichten. Die evang. Überlieferung läßt ihn auch Jesu nachstellen. Der Bericht des Lukas-Evangeliums weiß außerdem von einem förmlichen Verhör zu erzählen, welches H. auf des Pilatus Veranlassung mit Jesu veranstaltet haben soll, in welchem H. jedoch Jesum unschuldig befunden habe. Nach diesem H. werden die Herodianer genannt, die mehr eine polit. als religiöse Partei waren. Mehrere Väter der alten Kirche, wie Tertullian, Epiphanius, Chrysostomus u. a., bezeichneten sie als eine jüd.-religiöse Sekte, die den H. für den Messias gehalten hätte. — Der dritte Sohn, Philippus, wurde Tetrarch von Trachonitis, Auranitis und Batanäa und starb nach einer friedlichen Regierung 33 n. Chr. Noch sind zu erwähnen: H. Agrippa I., der Enkel Herodes' d. Gr., der Sohn eines der hingerichteten Söhne desselben und der Bruder der Herodias. In Rom am Kaiserhofe erzogen, führte er ein verschwenderisches Leben. Von seinen Gläubigern verfolgt, floh er nach Idumäa, genoß dann eine Zeit lang bei seinem Schwager Antipas in Tiberias das Gnadenbrot und kam dann nach Rom zurück. Von Tiberius erst zum Prinzenerzieher ernannt, dann ins Gefängnis geworfen, wurde er durch Caligula befreit, mit Ehren überhäuft und mit dem Königstitel und den Gebieten des Philippus und des Lysanias beschenkt, bis er zuletzt unter Claudius noch einmal das ganze jüd. Land unter seiner Herrschaft vereinigte. Er starb 44 n. Chr., worauf sein Staat fast ganz zur röm. Provinz wurde. Nach der Apostelgeschichte ließ er den Apostel Jakobus hinrichten und Petrus ins Gefängnis werfen. — Sein Sohn, H. Agrippa II., der die Tetrarchie des Philippus, sowie Stücke von Galiläa und Peräa und die Aufsicht über den Tempel erhielt, war der letzte herodäische König. Er unterstützte die Römer bei der Eroberung Jerusalems, wurde hierauf mit der röm. Prätorwürde bekleidet und starb 100 n. Chr. Sein Land wurde zu Syrien geschlagen.

Herōdes (Tiberius Claudius Atticus), berühmter griech. Rhetor, geb. zu Marathon im Anfange des 2. Jahrh. n. Chr., widmete sich frühzeitig mit Erfolg der Beredsamkeit. Auch verwaltete er wiederholt öffentliche Ämter zu Athen und erhielt, nachdem er schon unter Hadrian kaiserl. Kommissionen in den freien Städten Kleinasiens gewesen, unter Lucius Verus und Antoninus Pius, deren Lehrer er war, 143 n. Chr. das Konsulat. Er starb 177 n. Chr. Sein großes Vermögen verwendete er zu wohlthätigen und gemeinnützigen Zwecken, besonders zur Errichtung prächtiger Bauwerke. Berühmt waren unter diesen das seiner Gattin Regilla gewidmete Odeum in Athen, die Umwandlung und Ausschmückung des panathenäischen Stadions und die nach dem Heros Triopas mit dem Namen Triopium bezeichnete Gartenanlage in der Nähe von Rom und der Appischen Straße mit einem Totenfeld für seine Familie und einem Tempel. In diesen Anlagen entdeckte man außer mehrern kleinern zwei größere, aus 39 und 59 Hexametern bestehende griech. Weihinschriften, wahrscheinlich von dem Arzt und Dichter Marcellus aus Side verfaßt, deren Originale sich im Museum des Louvre zu Paris befinden. Auch in Olympia wurden 1877 die Reste der von ihm geschenkten Wasserleitung und einer das Hauptbassin in Olympia überragenden halbrunden Exedra mit Statuen der Familien des Antonimus Pius und Marc Aurel und solchen seiner eigenen Familie ausgegraben. Von den Reden des H. ist nur eine «Über den Staat» erhalten; es ist aber fraglich, ob dieselbe von ihm herrührt. Sie ist in ältern und neuern Sammelausgaben der «Oratores Attici» abgedruckt, zuletzt in denen von Bekker, von Dobson und von C. Müller. Vgl. Vidal-Lablanche, «Hérode Atticus. Étude critique sur sa vie» (Par. 1871).

Herodianer, s. unter Herodes (Antipas).

Herodiānus, Geschichtschreiber, wahrscheinlich ein Grieche von Geburt, lebte ungefähr von 170 bis 240 n. Chr., größtenteils in Rom, und verfaßte in griech. Sprache eine röm. Kaisergeschichte in acht Büchern, welche den Zeitraum 180—238 n. Chr. von Commodus bis zur Erhebung von

eine letzte Oper, »Le Pré aux Clercs« («Der mpf»), die im Dez. 1832 zur Aufführung , hatte großen und nachhaltigen Erfolg. in Paris 19. Jan. 1833.

oldsamt, in einigen Staaten eine Behörde, die Aufsicht über den bestehenden Adel und arbeitung und Prüfung der auf Standes- engen gerichteten Gesuche hat. In Preußen bereits 1706 ein solches errichtet, ging aber wieder ein und wurde erst 1855 wieder ins gerufen. In Bayern besteht das Reichs- amt seit 1808. In England bilden unter örtlichen Vorsitze des Graf-Marschalls Herzogs Norfolk drei Wappenkönige und deren Herolde seit 1280 bestehende Herald's College oder Office. In Rußland ist das H. ein eige- Departement des Senats.

rstesfiguren, Heroldsstücke oder Eh- stücke sind in der Heraldik im Gegensatz zu den gemeinen Figuren diejenigen heraldischen Bil- deren Ausgänge sich in den Schildrand ver- , die Teilungen des Schildes durch regel- gestaltete Figuren und Plätze, sowie Zer- ungen desselben. Dazu gehören namentlich der Balken, der geteilte und der schrägrechts oder geteilte Schild, der Pfahl, der Balken, Sparren, die Vierung, das Schach, die Ein- fassung, die Spitze, der Sparren, der Bord, Schräg-, der Mauergiebel u. s. w.

eromanie, Schwärmerei für das Heroische.

eros, griech. Mathematiker, s. Hero.

erosball heißt eine von Hero aus Alexan- (120 v. Chr.) erfundene Vorrichtung, mittels man durch die Kraft der zusammengedrückten Luft in die Höhe treibt. Der Apparat be- aus einer hohlen Kugel, einer Flasche (s. bei- stehende Figur) oder einem cylin- drischen Metallgefäße, in welche eine Röhre mit ihrem untern offe- nen Ende fast bis an den Boden reicht; das obere Ende der Röhre ragt aus dem Gefäße hervor und läuft in eine zugespitzte Mündung aus. Die Röhre hat außerhalb der Kugel einen Hahn, um sie absperren zu können. Man kann jene Röhre herausschrauben und durch die so sich ergebende Öffnung den H. gro- ßenteils mit Wasser füllen. Schraubt man dann die Röhre wieder luft- dicht ein, drückt nun durch Ein- treiben von Luft mittels einer Luftpumpe die in der Kugel noch be- findliche Luft bedeutend zusammen und schließt den Hahn, so wird, wenn man den Hahn öffnet, die in der Kugel komprimierte Luft das Wasser mit großer Gewalt aus der Röhre in einem hohen Strahle so lange heraustreiben, bis die Luftschicht mit der umgebenden äußern Luft in Gleichgewichte ist. Je verdichteter die Luft ist, desto höher springt der Wasserstrahl. Auf dem Prinzip des H. beruhen die Spritzflaschen der Chemiker, die gewöhnlichen Feuerspritzen (s. d.), bei denen als Windkessel gewölbte Windkessel eigentlich ein solcher, ähnlich auch der Heronsbrunnen (s. d.).

runnen heißt ein von Hero (s. d.) aus (120 v. Chr.) erfundener selbstthätiger (s. d.). Der Apparat besteht, wie bei- stehende Figur zeigt, aus einem obern Gefäße, welches einen Heronsball darstellt und mit einem zweiten, unterhalb befindlichen, luftdicht geschlosse- nen Gefäße o mittels zweier Röhren a und r ver- bunden ist, deren eine r in der Decke des untern Gefäßes bei o anfängt und nahe an der Decke des obern Heronsballs m aufhört, während die andere a nahe am Boden des untern Ge- fäßes beginnt, dann durch das obere Gefäß m geht und sich in der obern, schüsselförmig vertieften Decke s des- selben nach außen öffnet. Ist der Heronsball m dieser Vorrichtung mit Wasser großenteils gefüllt und gießt man dann Wasser auf die obere Schüssel s, so fließt dasselbe durch die Röhre a in das untere Gefäß o und verdichtet durch sein Eindringen die in demselben befind- liche Luft. Diese Verdichtung teilt sich durch die Röhre r auch der im obern Heronsball m über der Was- serfläche befindlichen Luft mit, und infolge dessen beginnt das Wasser aus der Röhre im obern Herons- ball m hervorzuspringen. Dies geht so lange fort, bis die untere Öffnung der Spritzröhre im Herons- ball m vom Wasser frei ist, indem das springende Wasser stets wieder auf die obere Schüssel s fällt und durch die Röhre a in das untere Gefäß o läuft. Das Prinzip des H. wurde von Höll (1753) zum Entwässern der Bergwerke angewendet.

Heröon (grch.), Heiligtum eines Heros, namentlich sein Grabmal; auch Fest zu Ehren eines Heros.

Heroonpolis oder Heroopolis, alte Stadt in Unterägypten, am Trajanskanal, der in den Heroopolitanischen Busen des Roten Meeres mündete. Ruinen finden sich noch bei Abukeschid.

Herophilus, der größte Anatom des Alter- tums, geboren zu Chalcedon, lebte unter Alexander d. Gr. und dessen Nachfolgern. Er hatte den Praxagoras in Kos zum Lehrer in der eigentlichen Medizin und war lange Zeit in Alexandria als Arzt und Lehrer thätig. Neben Erasistratos war er es, der die Anatomie des Menschen durch Sek- tion von Toten, ja auch von noch lebenden Ver- brechern begründete. Seine Lehren sind durch spä- tere Schriftsteller, namentlich durch Galenus, auf die Nachwelt gekommen. Von seinem anatom. Lehrbuche, das den folgenden Jahrhunderten als Richtschnur diente, wie von seinen andern Schrif- ten sind außer einem noch ungedruckten Kom- mentare über die dem Hippokrates zugeschriebenen «Aphorismen» nur Fragmente erhalten. H. ist auch dadurch merkwürdig, daß er zuerst eine Pulslehre aufstellte. Vgl. Marx, «Herophilus» (Karlsr. 1838).

Heros, s. Heroen.

Herostratos, ein Epheser, den, wie er auf der Folter eingestanden haben soll, die Sucht, durch eine unerhörte That seinen Namen auf die Nach- welt zu bringen, 356 v. Chr. zu dem Entschlusse trieb, den Artemistempel von Ephesus (s. d.) in Brand zu stecken. Durch Beschluß der Epheser oder, wie auch erzählt wird, durch gemeinsamen Beschluß der kleinasiat. Griechen soll zwar verboten worden sein, seinen Namen zu nennen, der Geschichtschreiber Theopomp aber denselben überliefert haben. In derselben Nacht, wo die Brandstiftung geschah und den Tempel in der That sehr erheblich beschädigte, wurde (21. Juli) Alexander d. Gr. geboren.

Gebete würdig erachtet wurden. Solche H., namentlich die lokalen, welche von einzelnen Gemeinden oder Genossenschaften wie eine Art von Schutzheiligen verehrt wurden, sind nicht selten ursprünglich Götter gewesen, die aber im griech. Nationalbewußtsein auf die Stufe von Halbgöttern herabgesunken waren. Auch wirklichen Menschen, wie besonders den Gründern von Kolonien, wurde bisweilen nach ihrem Tode die Ehre des Heroenkults zuteil. Die Heiligtümer der H. unterschieden sich von den Tempeln der Götter in der Regel durch geringern Umfang und größere Einfachheit der künstlerischen Ausstattung; doch finden sich davon Ausnahmen. Dem Theseus, dem attischen Nationalheros, war z. B. in Athen ein schöner Tempel, das noch jetzt erhaltene Theseion, geweiht.

Heroïde ist der Name für eine Unterart der Elegie: Liebesklagen und Liebeswerbungen, in den Mund von Göttern und Heroen gelegt. Ovid ist deren Erfinder; die ital. Renaissancepoesie nahm sie wieder auf und verbreitete sie unter den Neuern. Viel Schwulst zeigt sie namentlich bei Hoffmannswaldau und Lohenstein, viel sentimentale Süßlichkeit bei Pope. Herder richtete in der «Adrastea» (Bd. 3) gegen diese ungesunde Abart heftige Angriffe; durch die großen Dichtungen Goethes und Schillers ist sie überall verdrängt worden.

Heroïne, weiblicher Heros, Heldin.

Heroïsch nennt man das, was der kräftigen Heldenzeit eines Volks angehört oder an sie erinnert, und im abgeleiteten Sinne jene Größe der Thatkraft, die trotz aller Gefahren große und edle Zwecke verfolgt. Der Heroismus besteht demnach in Thaten voll Mut und Größe; Gesinnungen kann man nur insofern heroisch nennen, als sie zu heroischen Handlungen führen. Der Hauptcharakter des Heroischen ist Erhabenheit, und dieses Gefühl müssen diejenigen Werke namentlich der Poesie und Musik erwecken, die den Namen heroischer beanspruchen; heroische Poesie, Heldendichtung; heroischer Vers, soviel wie Hexameter; heroische Figur, Statue in übernatürlicher Größe. [Malerei.

Heroïsche Landschaft, s. unter Historische

Heroïsieren, zum Heros erheben.

Heroïsierung, s. unter Apotheose.

Herold. Das Amt und die Würde eines H. verdankt den Ritterspielen des Mittelalters seinen Ursprung. Da sich bei denselben Teilnehmer aller Länder einzufinden pflegten, war es nötig, Beamte zu haben, welche Kenntnis der Wappen sowohl wie der Regeln und Normen, die sich mit der Zeit über Führung und Einrichtung der Wappen gebildet hatten, besaßen. Das Vorbild der H. waren die κήρυκες der Griechen und die Fetiales der Römer, die als Boten des Friedens und des Kriegs für unverletzlich galten, denen, die sie begleiteten, Schutz gewährten, Versammlungen leiteten u. s. w. Zur Zeit des Rittertums bildeten die H., auch Ehrenherolde genannt, einen besondern Stand an den Höfen der Fürsten und mußten die Adelswissenschaft oder Heroldskunst, deren Normen besonders in Frankreich festgestellt wurden, zunftmäßig erlernt haben. Dazu gehörte die genaueste Kenntnis des hohen und niedern Adels, der Wappen, Rechte und Besitzungen desselben, sowie der einzelnen Geschlechter. Die H. hatten alle öffentlichen Feierlichkeiten zu leiten. Sie waren die Richter in allen Streitigkeiten des Adelswesens, erteilten Ahnentafeln, entwarfen und verbesserten Wappen und bildeten die Sittenrichter des Adels. Bei den Turnieren lag ihnen die Wappenschau ob, sowie die Entscheidung über die Turnierfähigkeit. Im Kriege waren sie Boten des Kriegs und des Friedens. Sie zerfielen in drei Klassen: Wappenkönige, H. und Persevanten (poursuivants), welche letztere gleichsam die Lehrlinge waren. Um als Persevant aufgenommen zu werden, war es nötig, daß zwei H. des Kandidaten Rechtlichkeit und Unbescholtenheit bezeugten. Hierauf erfolgte die Taufe mit Wein, die entweder vom Fürsten selbst oder von einem Wappenkönige vollzogen wurde, und bei welcher der Kandidat einen besondern Namen erhielt. Der Taufe folgte die Anlegung des Wappenrocks, der sich von denen des Wappenkönigs und des H. unterschied, während alle drei Klassen das Wappen ihres Herrn auf der linken Schulter führten. Nach siebenjähriger guter Dienstzeit konnte der Persevant H. werden, wenn zwei Wappenkönige und vier H. bezeugten, daß er seine Schuldigkeit vollkommen gethan habe und H. zu werden verdiene. In diesem Falle taufte ihn der Fürst, sein Herr, von neuem und erteilte ihm einen neuen Namen, worauf H. ihm den neuen Wappenrock anlegten. Bei der Wahl eines Wappenkönigs, des höchsten Grades, den ein H. erlangte, berief man so viele Wappenkönige und H. zusammen, als nur irgend möglich war, um dem Akte die größte Feierlichkeit zu geben. Bezeugten diese alle das unbedingte Verdienst des zu Erwählenden, so setzte ihm der Fürst eine Krone auf und erteilte ihm den Namen einer Provinz seines Landes.

Jetzt ist das Heroldswesen außer Gebrauch, und was sich etwa davon noch erhalten, nur der Schatten frühern Glanzes. Die heutigen H. kommen bei Krönungen, Huldigungen, fürstl. Vermählungen und andern festlichen Gelegenheiten zur Verwendung; auch haben die meisten Ritterorden Beamte, welche den Titel H. führen und bei Feierlichkeiten des Ordens in vorgeschriebener Tracht erscheinen. In England bestehen noch drei Wappenkönige, des Hosenbandordens, für die südl. Provinzen und den Norden, denen sechs H. untergeordnet sind. (Vgl. auch Heroldsamt.)

Herold (Louis Jos. Ferd.), franz. Opernkomponist, geb. zu Paris 28. Jan. 1791, trat 1806 ins Konservatorium, wo er bei Louis Adam Klavierspiel, bei Catel Harmonielehre und schließlich bei Méhul Komposition studierte. Im J. 1812 erhielt er den großen Kompositionspreis für die Cantate «Mademoiselle de Lavallière». Als Stipendiat der Regierung ging er nun nach Rom, dann nach Neapel, wo er mit einer Oper: «La gioventù di Enrico V.», beim Theater del Fondo ziemlich Glück machte. Im J. 1815 nach Paris zurückgekehrt, half ihm Boieldieu zum ersten Schritt auf die franz. Bühne, indem er ihn zur Mitarbeiterschaft an der Oper «Charles de France» annahm. Im J. 1816 kam dann ein Werk von ihm allein, «Les rosières», mit leidlichem Erfolge in der Opéra-Comique zur Aufführung; diesem folgte alsbald die melodienreiche Operette «Les clochettes» oder «Das Zauberglöckchen». Erst 1826 errang er mit der reizenden Oper «Marie» einen unbestrittenen Erfolg, und 1831 bereitete ihm «Zampa» einen glänzenden Triumph, welche Oper sich auch dauernd auf der deutschen Bühne heimisch machte und H.s Hauptwerk ist.

Auch seine letzte Oper, «Le Pré aux Clercs» («Der Zweikampf»), die im Dez. 1832 zur Aufführung gelangte, hatte großen und nachhaltigen Erfolg. H. starb in Paris 19. Jan. 1833.

Heroldsamt, in einigen Staaten eine Behörde, welche die Aufsicht über den bestehenden Adel und die Bearbeitung und Prüfung der auf Standeserhöhungen gerichteten Gesuche hat. In Preußen wurde bereits 1706 ein solches errichtet, ging aber bald wieder ein und wurde erst 1855 wieder ins Leben gerufen. In Bayern besteht das Reichsheroldsamt seit 1808. In England bilden unter dem erblichen Vorsitze des Graf-Marschalls Herzogs von Norfolk drei Wappenkönige und deren Herolde das seit 1360 bestehende Herald's College oder Herald's Office. In Rußland ist das H. ein eigenes Departement des Senats.

Heroldsfiguren, Heroldsstücke oder Ehrenstücke sind in der Heraldik im Gegensatz zu den sog. gemeinen Figuren diejenigen heraldischen Bilder, deren Ausgänge sich in den Schildrand verlaufen, also Teilungen des Schildes durch regelmäßig gezeichnete Figuren und Plätze, sowie Zerlegungen desselben. Dazu gehören namentlich der gespaltene, der geteilte und der schrägrechts oder schräglinks geteilte Schild, der Pfahl, der Balken, die Leiste, die Vierung, das Schach, die Einpfropfung, die Spitze, der Sparren, der Bord, die Stufe, der Mauergiebel u. s. w.

Heromanie, Schwärmerei für das Heroische.

Heron, griech. Mathematiker, s. Hero.

Heronsball heißt eine von Hero aus Alexandrien (120 v. Chr.) erfundene Vorrichtung, mittels deren man durch die Kraft der zusammengedrückten Luft Wasser in die Höhe treibt. Der Apparat besteht aus einer hohlen Kugel, einer Flasche (s. beistehende Figur) oder einem cylindrischen Metallgefäße, in welche eine Röhre mit ihrem untern offenen Ende fast bis an den Boden reicht; das obere Ende der Röhre ragt aus dem Gefäße hervor und läuft in eine zugespitzte Mündung aus. Die Röhre hat außerhalb der Kugel einen Hahn, um sie absperren zu können. Man kann jene Röhre herausschrauben und durch die so sich ergebende Öffnung den H. großenteils mit Wasser füllen. Schraubt man dann die Röhre wieder luftdicht ein, drückt nun durch Einblasen oder durch Eintreiben von Luft mittels einer Kompressionsluftpumpe die in der Kugel noch befindliche Luft bedeutend zusammen und schließt darauf den Hahn, so wird, wenn man den Hahn wieder öffnet, die in der Kugel komprimierte Luft das Wasser mit großer Gewalt aus der Röhre in einem hohen Strahle so lange heraustreiben, bis die innere Luftschicht mit der umgebenden äußern Luft im Gleichgewichte ist. Je verdichteter die Luft im H. ist, desto höher springt der Wasserstrahl. Auf dem Prinzip des H. beruhen die Spritzflaschen der Chemiker, die gewöhnlichen Feuerspritzen (s. d.), bei welchen der starke, gewölbte Windkessel eigentlich ein H. ist, und endlich auch der Heronsbrunnen (s. d.).

Heronsbrunnen heißt ein von Hero (s. d.) aus Alexandria (120 v. Chr.) erfundener selbstthätiger Heronsball (s. d.). Der Apparat besteht, wie beistehende Figur zeigt, aus einem obern Gefäße, welches einen Heronsball darstellt und mit einem zweiten, unterhalb befindlichen, luftdicht geschlossenen Gefäße o mittels zweier Röhren a und r verbunden ist, deren eine r in der Decke des untern Gefäßes bei o anfängt und nahe an der Decke des obern Heronsballs m aufhört, während die andere a nahe am Boden des untern Gefäßes beginnt, dann durch das obere Gefäß m geht und sich in der obern, schüsselförmig vertieften Decke s desselben nach außen öffnet. Ist der Heronsball m dieser Vorrichtung mit Wasser großenteils gefüllt und gießt man dann Wasser auf die obere Schüssel s, so fließt dasselbe durch die Röhre a in das untere Gefäß o und verdichtet durch sein Eindringen die in demselben befindliche Luft. Diese Verdichtung teilt sich durch die Röhre r auch der im obern Heronsball m über der Wasserfläche befindlichen Luft mit, und infolge dessen beginnt das Wasser aus der Röhre im obern Heronsball m hervorzuspringen. Dies geht so lange fort, bis die untere Öffnung der Spritzröhre im Heronsball m vom Wasser frei ist, indem das springende Wasser stets wieder auf die obere Schüssel s fällt und durch die Röhre a in das untere Gefäß o läuft. Das Prinzip des H. wurde von Höll (1753) zum Entwässern der Bergwerke angewendet.

Heröon (grch.), Heiligtum eines Heros, namentlich sein Grabmal; auch Fest zu Ehren eines Heros.

Heroonpolis oder Heroopolis, alte Stadt in Unterägypten, am Trajanskanal, der in den Heroopolitanischen Busen des Roten Meeres mündete. Ruinen finden sich noch bei Abukeschid.

Herophilus, der größte Anatom des Altertums, geboren zu Chalcedon, lebte unter Alexander d. Gr. und dessen Nachfolgern. Er hatte den Praxagoras in Kos zum Lehrer in der eigentlichen Medizin und war lange Zeit in Alexandria als Arzt und Lehrer thätig. Neben Erasistratos war er es, der die Anatomie des Menschen durch Sektion von Toten, ja auch von noch lebenden Verbrechern begründete. Seine Lehren sind durch spätere Schriftsteller, namentlich durch Galenus, auf die Nachwelt gekommen. Von seinem anatom. Lehrbuche, das den folgenden Jahrhunderten als Richtschnur diente, wie von seinen andern Schriften sind außer einem noch ungedruckten Kommentare über die dem Hippokrates zugeschriebenen «Aphorismen» nur Fragmente erhalten. H. ist auch dadurch merkwürdig, daß er zuerst eine Pulslehre aufstellte. Vgl. Marx, «Herophilus» (Karlsr. 1838).

Heros, s. Heroen.

Herostratos, ein Ephesier, den, wie er auf der Folter eingestanden haben soll, die Sucht, durch eine unerhörte That seinen Namen auf die Nachwelt zu bringen, 356 v. Chr. zu dem Entschlusse trieb, den Artemistempel von Ephesus (s. d.) in Brand zu stecken. Durch Beschluß der Epheser oder, wie auch erzählt wird, durch gemeinsamen Beschluß der kleinasiat. Griechen soll zwar verboten worden sein, seinen Namen zu nennen, der Geschichtschreiber Theopomp aber denselben überliefert haben. In derselben Nacht, wo die Brandstiftung geschah und den Tempel in der That sehr erheblich beschädigte, wurde (21. Juli) Alexander d. Gr. geboren.

Herpes (grch., von ἕρπειν, schleichen, kriechen, schleichende Flechte) oder Bläschenflechte bezeichnet eine akute, typisch verlaufende Hautkrankheit, welche sich durch die Bildung kleiner, in Gruppen aneinander gereihter und mit einem serösen oder eiterigen Inhalt erfüllter Bläschen charakterisiert. Am häufigsten ist der Herpes zoster oder die Gürtelflechte, bei welcher, meist unter leichten Fiebererscheinungen und lebhaft brennenden Schmerzen, zahlreiche, gruppenweise angeordnete wasserhelle Bläschen gürtelförmig längs des Verlaufs gewisser Hautnerven, insbesondere der Zwischenrippennerven, auftreten, welche nach einigen Tagen zu bräunlichen Krusten eintrocknen und sodann spurlos, ohne Narben zu hinterlassen, verschwinden. In der Regel genügt zu ihrer Beseitigung das Bedecken der Bläschen mit Bleiwasserkompressen, mit milden Salben, Watte u. dgl. Ebenso werden Herpesbläschen häufig an den Lippen (sog. Lippenherpes), besonders in Begleitung fieberhafter Krankheiten, sowie an den Genitalien beobachtet, in welch letzterm Falle sie leicht mit Schankergeschwüren verwechselt werden können. Wesentlich verschieden von den genannten Herpesformen ist der sog. H. tonsurans oder der Ringworm, eine durch einen parasitischen Pilz, das Trichophyton tonsurans, bedingte Erkrankung der behaarten Kopfhaut, welche in der Form runder oder elliptischer, mit dünnen mattglänzenden Schuppen oder Krusten bedeckter Flecken erscheint und, sich selbst überlassen, Abbrechen der Haare, Zerstörung des Haarbodens und dauernde Kahlheit erzeugt. Hier ist nur von der möglichst frühzeitigen und energischen Bepinselung und Waschung mit den sog. parasiticiden Mitteln (Carbolsäure, Sublimatlösungen, Schmierseife, Theepräparaten u. dgl.) Hilfe zu erwarten.

Herpetologie (grch.), Lehre von den Flechten und Naturbeschreibung der kriechenden Tiere (Reptilien); herpetisch, flechtenartig.

Herpin (Léon), franz. Maler, geb. 12. Okt. 1841 zu Granville, war Schüler von Daubigny. Er malte hauptsächlich Städteansichten und Landschaften, wie Seine-Ufer bei Sèvres, die Hügel von Moulinaux, Paris von der Brücke der St.-Pères aus, Paris vom Pontneuf, Schloß Gaillard u. s. w. Er starb im Okt. 1880 in Paris.

Herradura (La), Hafen in der chilen. Provinz Coquimbo (s. d.).

Herrenbank hieß zur Zeit der ständischen Landtagsverfassung die Abteilung, wo die Ritterschaft oder die Adeligen saßen, gegenüber der Geistlichkeit und den Vertretern der Städte. Auch wurde der Ausdruck auf die ritterschaftlichen Beisitzer der Hofgerichte angewendet und zwar im Gegensatz zu der gelehrten Bank, d. h. den Doktoren des Rechts, die nach der Aufnahme des röm. Rechts in Deutschland neben den Adeligen Beisitzer in den Hofgerichten wurden.

Herrenberg, Stadt im württemb. Schwarzwaldkreise, am nordwestl. Ende des Schönbuchs und an der Linie Stuttgart-Freudenstadt der Württembergischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Oberamts und eines Amtsgerichts, hat eine Lateinschule, eine Realschule, ein reiches Hospital und eine schöne Stiftskirche und zählt (1880) 2646 meist prot. E., welche Tuchmacherei, Fabrikation von Möbeln und wollenem Möbelzeug treiben. In der Nähe sind Stein- und Gipsbrüche und Ruinen eines Schlosses.

Herrenbreitungen, Dorf in der preuß. Provinz Hessen-Nassau, Regierungsbezirk Kassel, Kreis Schmalkalden, am Einfluß der Truse in die Werra, die es von Frauenbreitungen in Sachsen-Meiningen trennt, hat eine Cigarrenfabrik und zählt (1880) 758 E. Das Schloß war bis 1553 Benediktinerkloster.

Herrenburg (Joh. Andr.), Architekturmaler, geb. 6. Febr. 1824 zu Berlin, war Schüler von Biermann und bereiste dann Deutschland, Frankreich, Italien, Griechenland, Kleinasien, Palästina und die Nillande. Nach seiner Rückkehr ließ er sich 1848 in Berlin, 1855 in Dresden nieder. Den Stoff zu seinen Gemälden boten seine Reisen; dahin gehören: Straße in Kairo, Blick auf Sidon, Straße in Bagdad, am Comersee, die Kolosse des Memnon u.

Herrenburg-Tuczek (Leopoldine), Sängerin, s. Tuczek.

Herrenchiemsee, Insel im Chiemsee (s. d.).

Herrenfall oder Thronfall, Hauptfall, heißt im Lehnrecht der Wechsel, namentlich Todesfall in der Person des Lehnsherrn oder die Veränderung in der herrschenden Hand, während Lehenfall oder Nebenfall die Veränderung in der dienenden Hand ist, wenn an die Stelle des besitzenden Vasallen ein anderer tritt. In beiden Fällen mußte nach Lehnrecht die Lehnserneuerung, d. h. die Wiederholung der Belehnung (Investitur) stattfinden.

Herrenhaus, in Preußen und Österreich die offizielle Bezeichnung für die Erste Kammer.

Herrenhausen, Lustschloß, 2 km im NW. von der Stadt Hannover entfernt und mit dieser durch eine prächtige Lindenallee und eine Pferdebahn verbunden, war früher eine gräfl. Wallmodensche Besitzung. In den stets geöffneten Gärten, welche im franz. Stil mit zugeschnittenen Bäumen und Hecken angelegt sind, befinden sich ausgedehnte Wasserkünste, darunter ein schöner Springbrunnen, der das Wasser in fußdickem (hohlen) Strahle 40 m hoch treibt. Neuerdings ist in einem Tempel die lebensgroße Büste der Kurfürstin Sophie (Freundin Leibniz') von Engelhard aufgestellt. Der Berggarten zur Seite des Schlosses umfaßt außer einem reichen Blumenflor auch ein großes Palmenhaus. Im Mausoleum, der neuen Königsgruft, wurde auch König Ernst August 1851 beigesetzt; das Denkmal der Königin Friederike ist von Rauch gearbeitet. H. war der Lieblingsaufenthalt Georgs I., Georgs II. und Georgs V., in dessen Privatbesitz es auch nach dem Entschädigungsvertrag vom 29. Sept. 1867 verblieben ist; jetzt wird es durch eine preuß. Kommission verwaltet.

Herrenlose Sachen sind körperliche Sachen, an welchen kein Eigentumsrecht besteht, aber ein solches durch Besitzergreifung mit dem Willen des Eigentumserwerbes sofort hergestellt werden kann. Dieses ist der Fall bei den vom Eigentümer absichtlich aufgegebenen (sog. derelinquierten) Sachen (z. B. weggeworfene Cigarrenstummel, Streichhölzer u. s. w.), bei Produkten des Meeres und den im Meer entstandenen Inseln, bei nicht jagdbaren «wilden» Tieren (z. B. Sperlinge, Mäuse). Zu den herrenlosen Sachen gehört auch der Schatzfund, für welchen besondere Grundsätze gelten. Wann Sachen des Feindes als herrenlose Sachen gelten, z. B. die Kriegsbeute, bestimmt das Völkerrecht. Erbloses Gut endlich (bona vacantia) ist, wenn noch der Fiskus des Staates sich desselben nicht annimmt,

766 mit der eines Muſikdirektors in Bath
Dabei aber benutzte er jeden freien
um die Mathematik und namentlich die
zu ſtudieren. Da er nicht im Stande,
eſkop anzuſchaffen, ſo faßte er den Ge-
enhändig den Bau eines ſolchen zu ver-
ihm auch bis 1774 ſo weit glückte, daß
en ſelbſtgefertigten Reflektor von 1,5 m
bei Saturn und die Trabanten des Ju-
chten konnte. Von jetzt folgten neue
(ſämtlich Spiegelteleſkope) ſchnell auf-
nd viele waren von einer Größe, wie ſie
irgends angewendet worden waren. Im
b er Beobachtungen über den veränder-
e im Walfiſch und eine Berechnung der
Bandgebirge heraus, und 13. März 1781
einen neuen Planeten, den Uranus,
t dem König von England zu Ehren
m (Georgium sidus) nannte. Zum
ſer Ehre berief ihn Georg III. in ſeine
machte ihn zum königl. Aſtronomen. H.
ough bei Windſor, beobachtete hier die
und Sternhaufen und that dar, daß
er Haufen mehr als 5000 Sterne ent-
m J. 1787 machte er die Entdeckung
n Uranus gehöriger Nebenplaneten.
zum Saturn gehörige Trabanten, die
e dem Hauptplaneten, vermochte er
mächtigen Inſtrumenten zu entdecken.
ſt H. den Aſtronomen durch ſeine
er Inſtrumente und die Verbeſſerun-
wobei ihm ſein Bruder Alexander be-
, ebenſo wichtig als durch ſeine Ent-
m Himmel geworden. Mit ſeinem gro-
ſenteleſkop fand er die Zeit der Rota-
turn, welche Laplace durch die mathem.
s dem Geſetz der Schwere berechnet hat,
te, daß dieſer ſo abweichend von allen
ſaliten Planet ſich um eine Achſe dreht,
ſt auf ſeiner Bahn ſteht. Er ſchloß aus
obachtungen, daß das Sonnenlicht nicht
nkörper ſelbſt, ſondern von ſtarkglänzen-
herrlichen Wolken ausgehe, welche in der
oſphäre entſtehen, und ſeine Hypotheſe
ſtitution der Sonne iſt erſt in neuerer
ie Entdeckungen der Spektralanalyſe in
grund getreten. Zu ſeinen merkwürdig-
ungen gehört die der Doppelſterne (ſ. d.),
den und Sternhaufen, deren Beobach-
n 1778 an viele Jahre beſchäftigte. Von
Wert ſind ſeine Arbeiten über die rela-
it der Sterne, über die Bewegung des
nes im Weltraum, über den Bau des
auch auf dem Gebiet der Phyſik war H.
rolle Erwähnung verdienen ſeine Unter-
über Licht und Wärme. H. ſtarb auf
ſitze Slough 25. Aug. 1822. Seine
beiten ſtehen in den «Philosophical
n» und andern engl. Zeitſchriften; auch
ch ungedruckt.
ue und ausharrende Gehilfin bei ſeinen
ungen und Berechnungen war ſeine Schwe-
line H., geb. 16. März 1750, die auch
ntdeckerin mehrerer Kometen ſich bekannt
außer mehrern Abhandlungen in den
ical Transactions» einen «Catalogue
ond. 1798) herausgab. Sie lebte 1772
England und kehrte nach dem Tode ihres
ach Hannover zurück, wo ſie, 98 J. alt,

9. Jan. 1848 ſtarb. Vgl. Wolf, «William H.» (Zür. 1867); Holden, «Sir William H., his life and works» (Waſhington 1881, deutſch, Berl. 1882); «Memoir and correspondence of Caroline H.» (herausg. von Mrs. John Herſchel, Lond. 1876; deutſch von Scheibe, Berl. 1877).

Herſchel (Sir John Frederick William), Baronet, der einzige Sohn des vorigen, wurde zu Slough bei Windſor 7. März 1792 geboren und erhielt ſeine wiſſenſchaftliche Bildung auf der Univerſität zu Cambridge. Seine erſten mathem. Unterſuchungen ſind in der mit Peacock unternommenen Umarbeitung der Differentialrechnung von Lacroix niedergelegt. Teils allein, teils in Vereinigung mit James South widmete er von 1816 an einen großen Teil ſeiner Zeit der Beobachtung der Doppelſterne, Nebelflecken und Sternhaufen. Im J. 1823 überreichte er der Königlichen Geſellſchaft zu London einen Katalog von 380 neuen Doppelſternen (Lond. 1825), welche das Reſultat von 10000 einzelnen Beobachtungen jener Sterne enthielten. Im J. 1827 ließ er einen zweiten Katalog von 295 und 1828 einen dritten von 324 ſolcher Sterne folgen, und 1830 teilte er wichtige Meſſungen von 1236 Sternen mit, die er mit einem 20füßigen Reflektor gemacht hatte. Auch lieferte er in dieſem Jahre in den «Memoirs» der Aſtronomiſchen Geſellſchaft (Bd. 5) einen Aufſatz, welcher genaue Meſſungen von 364 Sternen und merkwürdige Reſultate über die Bewegung der Doppelſterne enthält. Ferner hat er mehrere Methoden, die Bahnen von Doppelſternen zu beſtimmen, in den «Memoirs» gegeben. Nebenbei beſchäftigte er ſich mit Unterſuchungen über phyſik. Gegenſtände. Hierher gehören: «Treatise on sound» in der «Encyclopaedia Metropolitana» (1830), «On the theory of light» (deutſch von Schmidt, Stuttg. 1831), «Preliminary discourse on the study of natural philosophy» (deutſch von Weinlig, Lpz. 1836), ein integrierender Teil von Lardners «Cyclopaedia»; «Treatise on astronomy» (deutſch von Michaelis, Lpz. 1837), ebenfalls Teil der «Cyclopaedia» (1833). Die wichtigſte Unternehmung H.s iſt ſein vierjähriger Aufenthalt auf dem Vorgebirge der Guten Hoffnung, vom Febr. 1834 bis zum Mai 1838, wo er die ganze ſüdl. Hemiſphäre des Sternenhimmels unter außerordentlich günſtigen Bedingungen auf das genaueſte durchmuſterte. Vom Vorgebirge der Guten Hoffnung aus regte er die ſeitdem mit Erfolg ins Leben getretene Idee an, gleichzeitig an verſchiedenen Orten meteorolog. Beobachtungen anzuſtellen. Bei der Krönung der Königin Victoria wurde er 1838 zum Baronet ernannt, und das Marischal-College (Univerſität Aberdeen) erwählte ihn im März 1842 zu ſeinem Lord-Rektor. Die der Wiſſenſchaft durch die Expedition nach dem Cap erwachſene Ausbeute iſt von H. in den «Results of astronomical observations made at the Cape of Good Hope» (Lond. 1847) zuſammengeſtellt. In Verbindung mit einigen andern Gelehrten arbeitete er alsdann zum Gebrauch der Marineoffiziere ein «Manual of scientific enquiry» (Lond. 1849) aus und gab unter dem Titel «Outlines of astronomy» (Lond. 1849; 8. Aufl. 1866) einen mit den Ergebniſſen der neueſten Forſchungen bereicherten Wiederabdruck ſeiner früher veröffentlichten Abhandlungen heraus. Außerdem beſchrieb er noch das Leben des Aſtronomen Baily («Memoir of Francis Baily», Lond. 1845). Im Dez. 1850 ward ihm das Amt eines Direktors des königl.

Münzwesens (Master of the Mint) anvertraut, welches er im Febr. 1855 zu Gunsten Thomas Grahams niederlegte. Im J. 1864 publizierte er im 154. Bande der «Philosophical Transactions of the Royal Society of London» einen neuen «Catalogue of nebulae and clusters of stars», der die Positionen von 5079 solcher Objekte enthält. Er starb 12. Mai 1871 zu London; nach seinem Tode erschien noch der «Catalogue of 10300 multiple and double stars».

Her.-Schff., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Herrich-Schäffer.

Herse, Tochter des Kekrops, s. u. Aglauros.

Herſek, der türk. Name für Herzegowina.

Hersfeld, Kreisstadt im Regierungsbezirk Kassel der preuß. Provinz Hessen-Nassau, in einem anmutigen Thale links an der Fulda, an der Einmündung der Geisa und Haune und an der Linie Frankfurt-Bebra der Preußischen Staatsbahnen gelegen, ist Sitz eines Landratsamts, eines Amtsgerichts, dreier Oberförstereien und zählt (1880) 7065 meist prot. E. Die Stadt wird zum Teil noch von alten Festungsmauern umschlossen, aber an die Stelle der Wälle und Gräben sind Gartenanlagen getreten. Bemerkenswert sind das altertümliche Rathaus, die stattliche Pfarrkirche mit einem zierlichen Turme und einer großen Glocke, sowie die schöne Ruine der Stiftskirche, welche im Anfang des 12. Jahrh. auf dem Grunde des abgebrannten alten Doms im byzant. Stile erbaut, im Siebenjährigen Kriege (1761) aber von den Franzosen ausgebrannt wurde. Das ehemalige Stift selbst bildet einen von der Stadt abgeschlossenen, die Kirchenruine umgebenden Bezirk von Gärten und Gebäuden, in denen die Ämter ihren Sitz haben. H. hat ein 1570 vom Abt Michael gestiftetes königl. Gymnasium, eine Bürgerschule, eine Handwerksschule, ein Waisen- und ein Krankenhaus. Die Stadt hat bedeutende Tuchmanufaktur, neben welcher auch Baumwollfabrikation, Maschinenwollspinnerei, Färberei und Gerberei sowie Ackerbau und Handel betrieben werden. Die ehemalige reichsunmittelbare Benediktinerabtei Hersfeld wurde um 758 von Lullus, Erzbischof von Mainz, gestiftet, nachmals von Karl d. Gr. reich dotiert und stand unter dem Erzstift Mainz. Die Reihe der nachweisbaren Äbte beginnt 769 mit dem heil. Lullus. Die Güter der Abtei, die bald durch ihre treffliche Klosterschule Berühmtheit erlangt hatte, erstreckten sich an beiden Ufern der Fulda in dem fränk. Hessengau und dem Tullifelde, westlich über die Wetterau und bis jenseit des Rheins, östlich nach Thüringen hinein. Durch die ganze Geschichte des Stifts zieht sich ein Streit mit dem Stift Fulda, der H. seit Anfang des 16. Jahrh. nötigte, sich immer enger an seinen Schirmvogt, den Landgrafen von Hessen, anzuschließen, dem es auch 1525 huldigte. Schon der Abt Crato I. (1517—56) war ein großer Verehrer Luthers. Doch behielt das Stift unter ihm wie unter seinen gleichgesinnten Nachfolgern noch immer einen Schein von Katholizismus, bis der Abt Joachim Röll dasselbe bei seinem Tode 1606 dem Sohne des ihm befreundeten Landgrafen von Hessen, Otto, als weltlichem Administrator hinterließ. Die förmliche Organisierung H.s als weltliches Fürstentum (570 qkm) erfolgte erst 1648 im Westfälischen Frieden, wo es definitiv in dieser Eigenschaft an Hessen-Kassel abgetreten wurde.

Der Kreis Hersfeld zählt (1880) auf 506 qkm 33469 meist prot. E.

Herſilia heißt in der röm. Mythologie die Gemahlin des Quirinus. Nach Ovid wurde sie, nach dem Romulus zum Gotte (Quirinus) geworden, ebenfalls (unter dem Namen Hora) Göttin.

Herſilia ist auch der Name des 206. Asteroiden. (S. unter Planeten.)

Herstal, belg. Marktflecken, s. Heristall.

Herstelle, Dorf im preuß. Regierungsbezirk Minden, s. unter Heristall.

Herſter Brunnen, s. u. Driburg.

Hertel (Albert), Landschaftsmaler, geb. 19. April 1843 in Berlin, bedeutender Kolorist der Berliner Schule, malte hauptsächlich südl. Landschaften, wie Capri, Via Flaminia bei Rom, Gewitter an der genues. Küste, Sommerabend vor dem Brandenburger Thor u. s. w.

Hertford oder Herts, eine der mittlern Grafschaften Englands, zwischen Cambridge, Essex, Middlesex, Buckingham und Bedford gelegen, ist nur an der Nordgrenze von der Kalkhügelreihe der Chiltern-Hills mit 240—275 m hohen Gipfeln durchzogen, im übrigen eine Ebene, welcher die Thalfurchen des Lea, Colne u. s. w., nebst dem Great-Junctionkanale, sowie die Abwechselung von Gehölzen, Baumpflanzungen, Wiesengründen und Getreidefeldern, von Landsitzen, Pachthöfen und Ortschaften ein ebenso freundliches als reiches Ansehen geben. Die Grafschaft zählt auf 1582 qkm (1881) 202990 E., die sich meist von Ackerbau und Viehzucht nähren. Weizen und Gerste gedeihen aufs vortrefflichste; auch wird viel Obst gezogen. Das kurzgeschwänzte Hertfordschaf hat ein vorzügliches Vlies. Die Industrie ist von geringer Bedeutung, doch gibt es eine Anzahl von Seidenspinnereien, und außerdem erzeugt man Strohgeflechte, Hüte und gutes Papier. Die Produkte der Landwirtschaft, Getreide und Malz, finden ihren Hauptmarkt in London, dessen Nähe viel zur Bereicherung und Blüte des Landes beiträgt. Die Grafschaft schickt drei Abgeordnete in das Parlament, zwei andere die gleichnamige Hauptstadt.

Die Hauptstadt Hertford ist eine Municipalstadt, 43 km im N. von London, links am schiffbaren Lea und an der Great-Northern- und Great-Eastern-Eisenbahn, und zählt (1881) 7585 E., welche einträglichen Handel mit Korn und Malz betreiben. Der Ort hat acht Kirchen, darunter die Michaeliskirche mit einem Denkmal des Bacon von Verulam, ein Stadthaus mit Gerichtssaal, eine Kornbörse, ein großes Krankenhaus, eine Lateinschule, eine Zweiganstalt des Londoner Christ-Hospitals mit 450 Knaben und Mädchen, ein Handwerkerinstitut und einen Verein für gegenseitige Bildung. Die Reste des alten, von Eduard dem Alten 909 erbauten Schlosses, welches einst das Gefängnis der Könige Johann von Frankreich und David II. von Schottland war, werden jetzt als Schule benutzt. Außerhalb der Stadt liegt das Grafschaftsgefängnis. Das Haileybury-College der Ostindischen Compagnie ist aufgehoben.

Hertha, s. Nerthus.

Hertha, der Name des 135. Asteroiden, s. unter Planeten.

Herthaburg und **Herthasee**, s. unter Rügen.

Hertogenbosch, der holländ. Name der Stadt Herzogenbusch (s. d.).

Herts, engl. Grafschaft, s. Hertford.

(Karl Heinrich), Lehrer der Tierheil-
10. Jan. 1798 zu Oblau in Schlesien,
reslau Medizin, in Wien und München
nde und wurde 1823 Repetitor, 1826
1833 Professor an der Tierarzneischule
Er starb 19. Juli 1881 in Berlin. H.
r die Hundswut» (Berl. 1829), «Hand-
altischen Arzneimittellehre» (5. Aufl.,
«Praktisches Handbuch der Chirurgie
» (3. Aufl., Berl. 1873), «Taschenbuch
Pferdekunde» (4. Aufl., Berl. 1878),
eiten der Hunde» (2. Aufl., Berl. 1880).
mit Gurlt redigierte er von 1835 bis
Magazin für gesamte Tierheilkunde».

(Oskar), Zoolog, geb. 21. April 1849
, besuchte das Gymnasium zu Mühl-
Thüringen und studierte seit 1863 in
ürich Naturwissenschaften und Medizin.
1870 drei Monate als Mitglied der
Krankenpflege in Frankreich zugebracht,
Studien in Bonn fort, wo er später
n Max Schultze am anatom. Institut
habilitierte sich 1875 in Jena für das
schlichen Anatomie und Entwickelungs-
urde 1878 außerord. und 1881 ord.
selbst. Er schrieb: «Über das Zahn-
mphibien» (Lpz. 1874) und gemeinsam
Bruder Richard außer den Studien zur
ie: «Das Nervensystem und die Sin-
er Medusen» (Lpz. 1878), «Der Orga-
Medusen» (Jena 1878).

(Richard), Zoolog, geb. 23. Sept. 1850
in der Wetterau, besuchte das Gym-
Mühlhausen, studierte in Jena, Zürich
Medizin, war 1873—74 Assistent der
n Bonn, dann bis 1878 Privatdocent
in Jena, bis 1881 außerord. Professor
ng hierauf als ord. Professor für Zoo-
Direktor des zoolog. Instituts nach Kö-
nd wurde 1883 in gleicher Eigenschaft
berufen. Er veröffentlichte namentlich:
gie der Radiolarien» (Lpz. 1876), «Der
s der Radiolarien» (Jena 1879), «Die
r Challengerexpedition» (Jena 1882).
mit seinem Bruder O. Hertwig ver-
er: «Studium zur Blättertheorie»
na 1879—81).

ernrid), ausgezeichneter dän. Dichter,
. 1798 zu Kopenhagen, von jüd. Ab-
rte daselbst seit 1817 die Rechte. Als
er zuerst 1827 mit dem Lustspiele «Herr
g hans Familie» auf, in welchem er
zum Vorbild genommen hatte. Mit
m Beifall wurden sein nächstfolgendes
httedagen» (1828) und das Vaudeville
» (1829) gegeben. Mehr zu den Cha-
gehörte das Lustspiel «Emma», das er
t den beiden ersten unter dem Titel
H.» (Kopenh. 1832) herausgab. In
rbrve, eller poetiske Epistler fra Para-
, einer in Form und Ton sich an Bag-
itlen» anschließenden polemischen Dich-
elt H. die Geschmacklosigkeit und das
rtum in der Litteratur und Kritik. Mit
mestreger» (1830), einem lyrischen Lust-
em ersten gereimten Konversationsstück
Litteratur, wurde ein positiver Fort-
r von Holberg vorgezeichneten Bahn in
e bewirkt. Dieselbe Richtung verfolgte
er in «Anonym Nytaarsgave» (1832) und «Foraars-Nytaarsgave» (1833). Mit vielem Erfolg hat sich H. auch dem Gebiet der nordischen Romantik zugewandt in der Tragödie «Svend Dyrings Hus» (1837), dem Schauspiel «Svanehammen» (1841) und der Dichtung «Tyrfing» (Kopenh. 1849). Einen über sein Vaterland hinausreichenden Ruf erwarb sich H. durch sein lyrisches Drama «König Renés Tochter» (1846; deutsch im Versmaß des Originals von Leo, 13. Aufl., Lpz. 1880, und von Bresemann, 9. Aufl., Berl. 1877). Von H.' übrigen dramatischen Arbeiten (gesammelt 14 Bde., Kopenh. 1853—65), deren er überhaupt 40 geliefert, sind noch hervorzuheben: «Sparekassen» (1836), eins der besten neuern dän. Lustspiele; «Scheich Hassan» (1851), «De Deporterede» (1853), «Indquarteringen» (deutsch zusammen mit dem Lustspiel «Die Versuchung», Lpz. 1853); ferner die Vaudevilles «Debatten i Politivennen» und «De Fattiges Dyrehave» und die Lustspiele «En Cuurmethode» und «Advocaten og hans Myndling». Von seinen romantischen Schauspielen sind noch zu nennen: «Ninon» (1848), «Tonietta» (1849), «Offeret» (1853) und «Den Yngste» (1855). Die Komödie «Hundrede Aar» (1849) war gegen die mangelhafte Leitung des Hoftheaters zu Kopenhagen gerichtet. Von H.' novellistischen Arbeiten zeichnen sich besonders aus die «Stemninger og Tilstande» (Kopenh. 1839), in denen er seine Lebensanschauungen in humoristischer Weise ausspricht, der Roman «Johannes Johnsen» (3 Bde., 1858) und die «Eventyr og Fortällinger» (1862). Eine Sammlung seiner lyrischen Poesien hat er selbst (4 Bde., Kopenh. 1857—62) veranstaltet. Eine deutsche Übertragung von H.' «Gesammelten Schriften» (Bd. 1—3, Lpz. 1848) haben Leo und Bendix begonnen. H. starb zu Kopenhagen 25. Febr. 1870.

Hertz (Martin Jul.), Philolog, geb. 7. April 1818 zu Hamburg, besuchte das Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin, studierte in Berlin und Bonn klassische Philologie, habilitierte sich dann in Berlin, wurde 1855 ord. Professor in Greifswald, 1862 in Breslau. Er veröffentlichte kritische Ausgaben von Priscianus' «Institutiones grammaticae» in Keils «Grammatici latini» (Bd. 2 u. 3, Lpz. 1855—59) und von Gellius' «Noctes Atticae» (Bd. 1, Berl. 1883). Ferner schrieb er über die Grammatiker Simnius Capito (Berl. 1843) und Rigidius Figulus (Berl. 1845), über den Namen des Plautus (Berl. 1854), «Karl Lachmann. Eine Biographie» (Berl. 1851), «Schriftsteller und Publikum in Rom» (Berl. 1853), «Renaissance und Rococo in der röm. Litteratur» (Berl. 1865), «Analecta ad carminum Horatianorum historiam» (4 Tle., Bresl. 1876—80).

Hertz (Wilh.), Dichter und Übersetzer, geb. 24. Sept. 1835 zu Stuttgart, studierte von 1855 bis 1858 in Tübingen Philologie, ging dann nach München, diente 1859 als Lieutenant in der württemb. Armee und machte 1860 eine wissenschaftliche Reise durch England und Frankreich. Im J. 1862 habilitierte er sich zu München für german. Altertumskunde und wurde 1869 außerord., 1878 ord. Professor des Deutschen an der techn. Hochschule zu München. Er veröffentlichte: «Gedichte» (Hamb. 1859), die Epen «Lanzelot und Ginevra» (Hamb. 1860; engl. von Bruce, London 1865) und «Hugdietrichs Brautfahrt» (Stuttg. 1863, mit Illustrationen von A. v. Werner 1872), ferner eine Übersetzung des franz. «Rolandsliedes» (Stuttg. 1861),

«Marie de France», nach altbretonischen Liebessagen (Stuttg. 1862), «Aucassin und Nicolette» (Wien 1865), «Heinrich von Schwaben» (Stuttg. 1867; 2. Aufl. 1869), «Tristan und Isolde», neu bearbeitet (Stuttg. 1877), «Bruder Rausch», ein Klostermärchen (2. Aufl., Stuttg. 1882), «Der Werwolf. Beitrag zur Sagengeschichte» (Stuttg. 1862), «Deutsche Sagen im Elsaß» (Stuttg. 1872), «Die Sage von Parzival und dem Gral» (Bresl. 1882), und lieferte Beiträge zu Geibels «Münchener Dichterbuch» (Stuttg. 1862), Heyses «Neuem Münchener Dichterbuch» (Stuttg. 1882) und Paulus und Weitbrechts «Schwäbischem Dichterbuch» (Stuttg. 1883).

Hertzberg (Ewald Friedr., Graf von), preuß. Staatsmann, geb. zu Lottin bei Neustettin 2. Sept. 1725, studierte in Halle, wurde dann beim Departement der auswärtigen Angelegenheiten angestellt, gehörte 1745 der brandenb. Gesandtschaft zur Kaiserwahl an und wurde April 1747 als Legationsrat am Staatsarchiv angestellt. Im J. 1750 erhielt er auch die Aufsicht über das Geh. Kabinettsarchiv. Seine Abhandlung «Über die erste Bevölkerung der Mark Brandenburg» bewirkte seine Aufnahme in die Berliner Akademie und Ernennung zum Geh. Legationsrat. Nach den in Dresden gefundenen Depeschen des österr. und sächs. Hofs schrieb er 1756 das berühmte «Mémoire raisonné», das den Einfall der Preußen in Sachsen rechtfertigt. In seiner Stellung im Archiv verblieb er auch, als er 17. Jan. 1757 zum Wirkl. geheimen expedierenden Sekretär (Unterstaatssekretär) ernannt wurde und in der Diplomatie des Siebenjährigen Kriegs rege Thätigkeit entwickelte. Ende 1762 mit der Führung der Friedensunterhandlungen in Hubertusburg beauftragt, wurde er 5. April 1763 zum Staatsminister ernannt. Von nun an stand er 30 Jahre an der Spitze des auswärtigen Ministeriums. Hat er auch bei der Erwerbung Westpreußens, dem Bayrischen Erbfolgekriege, der Errichtung des Fürstenbundes dem König unermüdlich Dienste geleistet, so war die Politik Friedrichs doch selten nach seinem Sinne. Friedrich Wilhelm II. erhob ihn in den Grafenstand. H.s Ziel war die Allianz Preußens mit Rußland und England gegen Österreich, Spanien und Frankreich. In der That gelang es ihm, in den holländ. Wirren (seit 1787) gegen Frankreich erfolgreich einzugreifen. Der Russisch-Türkische Krieg (seit 1787) erweckte in ihm den Plan, für Preußen von Polen Danzig, Thorn, Posen und Kalisch zu erlangen. Aber die künstlichen Kombinationen, auf welche H. spekulierte, wurden durch den Verlauf des Kriegs und die abgeneigte Haltung der Russen gekreuzt; Preußen wurde vielmehr zur Freundschaft mit den Polen, Türken und Schweden gegen die beiden Kaiserreiche gedrängt. Es geschah gegen H.s Willen, als Friedrich Wilhelm im Winter 1789—90 die Bündnisse mit Polen und der Türkei abschloß, den belg. Aufstand, die ungar. Unruhen offen oder geheim unterstützte. Als darauf im Frühling 1790 Kaiser Leopold II. die Aussöhnung mit Preußen anstrebte, mußte H. die Deklaration von Reichenbach, welche den status quo herstellte, ausarbeiten. Endlich wurde er im Juli 1791 von seinen politischen Geschäften entbunden, er behielt nur noch das Kuratorium der Akademie und die Aufsicht über den Seidenbau. Er starb 27. Mai 1795. Vgl. Hertzberg, «Recueil des déductions, manifestes etc.» (Tl. 1 u. 2 1756—90, Berl. 1789, Tl. 3 1795); Duncker, «Friedrich Wilhelm II. und Graf H.» (in der «Histor. Zeitschrift», Bd. 37); Bailleu, «Graf H.» («Histor. Zeitschrift», Bd. 72).

Hertzberg (Gust. Friedr.), Historiker und Altertumsforscher, geb. 19. Jan. 1826 zu Halle a. S., studierte 1843—48 zu Halle und Leipzig, habilitierte sich 1851 an der Universität zu Halle als Privatdocent für Geschichte und redigierte 1858—60 in Berlin das (Bethmann-Hollwegsche) «Preußische Wochenblatt». Im April 1860 wurde er an der Universität Halle zum außerord. Professor für Geschichte befördert. Im J. 1853 erschien von H. «Alkibiades, der Staatsmann und Feldherr» (Halle) und 1856 «Das Leben des Königs Agesilaos II. von Sparta» (Halle). Seit 1865 vorzugsweise mit dem spätern Griechentum beschäftigt, veröffentlichte er «Geschichte Griechenlands unter der Herrschaft der Römer» (3 Bde., Halle 1866—75), «Geschichte der Perserkriege nach den Quellen erzählt» (Halle 1877) und in der Heeren-Ukertschen (jetzt Giesebrechtschen) «Staatengeschichte von Europa» das Werk: «Geschichte Griechenlands vom Absterben des antiken Lebens bis zur Gegenwart» (4 Bde., Gotha 1876—79); ferner «Rom und König Pyrrhos» (Halle 1871), «Die Feldzüge der Römer in Deutschland» (Halle 1872). Für die «Allgemeine Encyklopädie von Ersch und Gruber lieferte H. unter anderm die Artikel: «Geschichte Altgriechenlands bis zum Beginn des Mittelalters» (Bd. 80, Lpz. 1862) und «Geschichte der Neugriechen im 19. Jahrh.» (Bd. 87, Lpz. 1869), wie auch die «Geschichte des großtürk. Reichs 1832—71» (Bd. 92 u. 93, Lpz. 1871 u. 1872). In der Grote-Onckenschen «Allgemeinen Geschichte in Einzeldarstellungen» erschienen von H. die drei Werke: «Geschichte von Hellas und Rom» (2 Bde., Berl. 1879—80), «Geschichte des röm. Kaiserreichs» (Berl. 1880—82), und «Geschichte der Byzantiner und des Osmanischen Reichs» (Berl. 1882—84). Ferner veröffentlichte er einen Band «Griechische Geschichte» bis zum J. 397 n. Chr. in kürzerer Fassung (Halle 1884).

Hertzka (Theod.), Nationalökonom und Politiker, geb. 13. Juli 1845 zu Pest, studierte in Wien und Pest Jurisprudenz, leitete 1872—79 den volkswirtschaftlichen Teil der Wiener «Neuen Freien Presse» und gründete 1879 die «Wiener Allgemeine Zeitung», deren Chefredacteur er zugleich ist. Im J. 1874 gründete er die Gesellschaft österr. Volkswirte, als deren Schriftführer er fungiert. In den Schriften «Währung und Handel» (Wien 1876) und «Die Gesetze der Handels- und Sozialpolitik» (Bd. 1, Lpz. 1880) tritt H. für den Freihandel und für Herstellung der österr. Valuta auf Basis der Goldwährung ein.

Herüler, auch **Erüler** und **Arüler** genannt, ein german. Volk, ausgezeichnet durch Gewandtheit und Raschheit im Kriege, durch Unbändigkeit, wilde Roheit und zähes Festhalten am Heidentum. Ursprünglich wohnten sie an der Ostsee (westlich von der Oder), erscheinen aber dann zersplittert an sehr verschiedenen Orten. Zuerst werden sie erwähnt als Anwohner des Schwarzen Meers und Gefährten (und im weitern Sinne auch als Stammesgenossen) der Goten bei deren Seezügen gegen Römische Reich in der zweiten Hälfte des 3. J. n. Chr. Im 4. Jahrh. waren sie dem Ostgotenkönig Ermanrich unterthan, folgten dann dem Attila und halfen nach dessen Tode den piden die hunn. Herrschaft zerstören. Aber

ölkern, die zu Ende des 3. Jahrh. ian in Gallien schlug, waren Scharen on der Ostsee. Ebenso erscheinen H. 5. Jahrh. als Gefährten der Sachsen bzügen an den gall. Küsten, und 700 Schiffen suchen im Laufe desselben ten Galiciens und Cantabriens heim. en Heerscharen, mit denen Odoaker em Weströmischen Reiche ein Ende sich H. Als mächtiges Volk an der u, seßhaft an der obern Theiß, kom- de des 5. Jahrh. vor. Endlich wur- n Longobarden überwunden, und ein vom byzant. Kaiser Anastasius 512 Ufer der Donau aufgenommen, wäh- e den Entschluß faßte, nach Standi- hen. Von den erstern begaben sich eriden; die im Byzantinischen Reiche en dem Justinian I. in den Kriegen rser, Vandalen und Ostgoten gute der Besiegung der letztern durch indet der Name der H. aus der Ge- Aschbach, «Geschichte der H. und Ge- . a. M. 1835).

lt (Jean Marie), Abenteurer, der ig XVII. (s. d.) ausgab.

tadt im Bezirk Verviers der belg. h, 11 km nordwestlich von Verviers, von Lüttich, früher zum Herzogtum rig, an der Linie Chenée-Verviers der aatsbahnen, zählt 4433 E., welche d Käsefabrikation treiben.

orimond Ronger, genannt), franz. b. 30. Juni 1825 zu Houdin bei Ar- ganist an verschiedenen Kirchen in at 1848 als Sänger in der von ihm Operette «Don Quichotte et Sancho Théâtre national auf. Er übernahm es Theater am Boulevard du Temple, ies concertantes» nannte, und wurde er der Buffo-Operetten; 1856 trat er ktion des Theaters zurück. Von sei- n, die später durch Offenbach in den gedrängt wurden, sind die bekannte- crevé» und «Le petit Faust».

Inseln, s. Cooksarchipel.

von Bittenfeld (Karl Eberhard), alfeldmarschall, gehört dem pro- vordenen Zweige des alten Patrizier- r H. in Augsburg an, dessen kath. von Hohenburg im Bayrischen, aus- Er wurde 4. Sept. 1796 zu Groß- er ehemaligen Grafschaft Hohenstein hsen) geboren und trat 1811 in das rmal-Infanteriebataillon ein, in wel- zum Portépéefähnrich und 21. Febr. izier ernannt wurde. Beim Ausbruch 1813 trat H. anfangs zum Garde- n, später (10. Juni) mit dem Normal- taillon zu dem neuerrichteten 2. Garde- Fuß über und nahm 1813 an der Leipzig und 1814 an der Schlacht von März), sowie an einigen Gefechten teil. iege blieb H. 20 Jahre im Regiment, fünf Jahre Adjutant und seit 1821 war; 1835 erhielt er unter Beför- Major den Befehl über das 2. Ba- damaligen Garderesерve-Infanterie- Regiments, mit dem er noch in dem- selben Jahre die Heerschau bei Kalisch mitmachte. Nachdem er 1839 in das 1. Garderegiment zu Fuß versetzt worden, wurde ihm nach vorübergehender Führung des Kaiser-Franz-Grenadierregiments 1847 der Befehl über das 1. Garderegiment zuteil, das er ein Jahr später in den Straßen Berlins und auch später als Oberst (10. Mai 1848) bis 1850 führte, danach den Befehl über die 16. Infanteriebrigade und später über eine kombinierte Infanteriebrigade der Division Bonin erhielt, welche bei Kreuznach zusammengezogen und nachher in Hessen verwendet wurde. Bald darauf mit dem Oberbefehl über die preuß. Truppen in Frankfurt a. M. betraut, wurde H. 1852 zum Generalmajor, 1854 zum Kommandanten der Bundesfestung Mainz, 1856 zum Kommandeur der 7. Division ernannt. Zum Generallieutenant befördert (1856), wurde H. 1858 zur Besichtigung des österr. Bundeskontingents dem Prinzen Karl von Preußen beigegeben und erhielt 1. Juli 1860 unter Beförderung zum kommandierenden General das 7. Armeekorps (Westfalen), das er bei den großen Herbstübungen am Rhein 1861 führte. Hierauf wurde er zum Chef des 1. westfäl. Infanterieregiments Nr. 13 und 17. März 1863 zum General der Infanterie ernannt.

In dem Kriege gegen Dänemark 1864, an welchem eine Division des 7. Korps teilnahm, erhielt H. den Befehl über das 1. mobile preuß. Armeekorps, nachdem Prinz Friedrich Karl dem Feldmarschall Wrangel in dem Oberbefehl über die preuß.-österr. Streitkräfte gefolgt war. Als nach Beendigung der Verhandlungen zu London die Feindseligkeiten wieder eröffnet wurden, nahm der General mit dem preuß. Korps 29. Juni die Insel Alsen, eine in der Kriegsgeschichte einzig dastehende Waffenthat, deren glückliche Durchführung eine ungewöhnliche Kühnheit des Entschlusses und die sorgfältigste Abwägung der vielfachen Verhältnisse erheischte, welche auf den Erfolg von Einfluß sein konnten. H. führte dies schwierige Unternehmen nach eigener Wahl des Übergangspunktes mit persönlicher Verantwortlichkeit selbständig und glücklich durch. Nach Abschluß des Wiener Friedens wurde H. zum Oberbefehlshaber in den Elbherzogtümern mit dem Sitze in Kiel ernannt und trug in dieser Zeit viel dazu bei, das Verhältnis zu dem Erbprinzen von Augustenburg klarzulegen, bis ihm, noch vor Abschluß der Gasteiner Übereinkunft, 29. Juni 1865 das Generalkommando des 8. Korps in Koblenz übertragen wurde. Während des Feldzugs von 1866 führte General H. die Elbarmee, schlug die Gefechte von Hühnerwasser (s. d.) am 26. und von Münchengrätz (s. d.) am 28. Juni und nahm dann 3. Juli hervorragenden Anteil an der Schlacht bei Königgrätz, in welcher er nach dem Überschreiten der Biestritz durch die Erstürmung der Dörfer Problus und Prim den linken österr. Flügel zerschmetterte. Bei der Heerschau, welche der König über die Elbarmee 30. Juli vor Wien hielt, empfing H. den Schwarzen Adlerorden und übernahm nach dem Friedensschlusse wiederum die Führung des 8. Armeekorps. Im Juli 1870 wurde H. zum Generalgouverneur im Bereich des 7., 8. und 11. Armeekorps-Bezirks ernannt und traf in dem bedrohten Grenzgebiet alle Vorbereitungen für die Landesverteidigung; später war H.s Thätigkeit während des Kriegs mehr polit. und organisatorischer Art. Dem General, welcher schon 1864

à la suite des 6. westfäl. Infanterieregiments Nr. 55 und 1866 à la suite des 2. Garderegiments zu Fuß gestellt worden war, wurde 8. April 1871 unter Versetzung zu den Offizieren von der Armee der Charakter eines Generalfeldmarschalls verliehen, als welcher er 15. Okt. desselben Jahres in Bonn sein 60jähriges Dienstjubiläum beging. Von seinen Söhnen wurde einer 1866 Invalid bei der Mainarmee, einer fiel 1870 als Bataillonskommandeur bei Vionville und ein anderer als Kompagniechef mit der Fahne des Füsilierbataillons des 3. Garderegiments zu Fuß in der Hand bei St.-Privat, ein vierter wurde bei Colombey schwer verwundet.

Hans H. von Bittenfeld, geb. 12. Jan. 1800, Bruder des vorigen, trat 28. März 1815 als Füsilier in das 2. Garderegiment, wurde, ununterbrochen in der Garde verbleibend, 1856 General, dann Inspecteur der Besatzungen von Mainz und Rastatt, 1864 Gouverneur von Magdeburg, erhielt 1866 den Charakter als General der Infanterie und lebte seitdem, zur Disposition gestellt, zu Berlin, wo er 20. Mai 1881 starb.

Friedrich Adrian H. von Bittenfeld, geb. 13. April 1802, jüngster Bruder der vorigen, trat 1819 als Füsilier in das 2. Garderegiment, blieb in demselben bis 1842, war dann lange in der Adjutantur und dem Kriegsministerium, wurde 1858 General, nahm als Kommandeur der 4. Infanteriedivision am Kriege von 1866 und der Schlacht von Königgrätz teil, wurde 1867 Gouverneur von Königsberg, erhielt 1868 den Charakter als General der Infanterie, wurde 1870 zur Disposition gestellt und lebte danach in Merseburg, wo er in der Nacht vom 13. zum 14. Jan. 1884 starb.

Herwegh (Georg), deutscher polit. Lyriker, geb. 31. Mai 1817 zu Stuttgart, erhielt seinen ersten Unterricht in Stuttgart und Maulbronn und bezog dann das prot.-theol. Stift in Tübingen. Von dem theol. Studium nicht befriedigt, wandte er sich indes wieder nach Stuttgart, wo er an Lewalds «Europa» mitarbeitete. Als konskriptionspflichtig zum Militärdienst eingezogen, aber bald auf unbestimmte Zeit beurlaubt, verließ er infolge eines Konflikts mit einem Offizier Württemberg und ging nach Emmishofen im Kanton Thurgau, dann nach Zürich. Hier veröffentlichte er die «Gedichte eines Lebendigen» (Zür. u. Winterth. 1841; 10. Aufl., Stuttg. 1877), polit. Poesien voll jugendlichen Feuers, welche in der von Freiheitsbestrebungen bewegten Zeit rasch populär wurden. Nach einem kurzen Aufenthalt in Paris unternahm H. 1842 eine Reise durch Deutschland, auf der er als Freiheitssänger allerwärts viel Anerkennung fand. Selbst der König von Preußen beschied ihn in Berlin zur Audienz. Als er aber von Königsberg aus einen wider seine Absicht veröffentlichten Brief an den König von Preußen richtete, in welchem er gegen alle konventionellen Formen verstieß, wurde er aus dem preuß. Staate verwiesen. Er kehrte zunächst mit seinem Freunde Bakunin, den er in Dresden getroffen, nach Zürich zurück, doch bot auch hier seine Erklärung, daß er die Herausgabe einer entschieden freisinnigen Zeitschrift beabsichtige, den Anlaß, ihm den längern Aufenthalt im Kanton zu untersagen. Der König von Württemberg dagegen schlug die wegen Entziehung vom Militärdienste gegen ihn schwebende Untersuchung nieder, sodaß es ihm möglich ward, sich in das schweiz. Bürgerrecht des Kantons Baselland aufnehmen zu lassen. Nach einer Reise nach Südfrankreich und Italien nahm H. seinen bleibenden Aufenthalt in Paris, wo er mit Heine, mit Béranger und George Sand, vorzugsweise aber auch mit poln. und russ. Emigranten verkehrte. Außer den «Einundzwanzig Bogen aus der Schweiz» (Zür. u. Winterth. 1843), zu welchen auch andere, wie Bruno Bauer, David Strauß, Adolf und Ludwig Seeger, Beiträge geliefert hatten, ließ er von Paris aus einen zweiten Band der «Gedichte eines Lebendigen» (1844) erscheinen, die jedoch nicht den durchschlagenden Beifall des ersten Teils fanden. Im April 1848 fiel H., in Begleitung seiner Gattin und im Verein mit Bornstedt, an der Spitze einer deutsch-franz. Arbeiterkolonne in Baden ein, die jedoch 27. April bei Dossenbach von württemb. Truppen geschlagen wurde. Er rettete sich in die Schweiz, von wo aus er alsbald nach Paris zurückkehrte. Im Juni 1849 ging H. mit Herzen, zu dem er damals in den freundschaftlichsten Beziehungen stand, nach Genf, von wo er nach sechsmonatlichem Aufenthalt nach Nizza übersiedelte. Einige Zeit darauf kehrte er nach der Schweiz zurück und nahm hier seinen Aufenthalt wieder in Zürich. Später hielt er sich teils in Paris und im südl. Frankreich, teils auch wieder in Deutschland, seit 1866 in Baden-Baden auf, wo er 7. April 1875 starb.

Von den poetischen Arbeiten aus H.s spätern Jahren sind namentlich das Gedicht bei Gelegenheit des eidgenössischen Schützenfestes, der Prolog zur Schillerfeier in Zürich und die vielfach ins Italienische übersetzten Strophen auf den Tag von Aspromonte bekannt geworden. Nach seinem Tode erschienen diese Gedichte nebst mehrern andern in der Sammlung «Neue Gedichte» (Zür. 1877), welche in Deutschland konfisziert wurde. H.s Lieder, im Ausdruck von großer Einfachheit, Klarheit und Kraft, sind aus Einem Guß geschaffen und ergreifen mächtig. Während er im ersten Teile der «Gedichte eines Lebendigen» eine nationale Bedeutung in Anspruch nahm, wollte er im zweiten nur noch der Dichter einer Partei sein. In den spätern und nachgelassenen Gedichten überwiegt die epigrammatische Form und eine pessimistische Stimmung, gegenüber den großen zeitgeschichtlichen Ereignissen und Persönlichkeiten. Man hat von H. auch eine Übersetzung der Werke Lamartines (12 Bde., Stuttg. 1839—40). Für die von Ulrici herausgegebene Shakspeare-Übersetzung hat H. den «Coriolanus» übertragen, für die Bodenstedtsche «König Lear», «Troilus und Cressida» und mehrere Lustspiele.

Herxheim, Dorf im bayr. Regierungsbezirk Pfalz, Bezirksamt Landau, 6 km östlich von Rohrbach, am Klingbach, mit (1880) 3899 fast nur kath. E., welche Weberei, Acker-, Tabak- und Wiesenbau treiben.

Herz (cor), der Mittelpunkt oder das Centralorgan des Gefäßsystems und somit der ganzen Ernährung, des Stoffwechsels oder Lebens im menschlichen und tierischen Körper, stellt beim Menschen einen hohlen, halbkegelförmigen, muskulösen, etwa faustgroßen Körper dar, dessen Gewicht bei Männern durchschnittlich 350 g, bei Weibern 310 g beträgt und welcher seine Lage im vordern untern Teile der Brusthöhle, dicht hinter dem Brustbein hat. (S. die Tafel: Die Brusteingeweide des Menschen, Fig. II, 10—13.) Er liegt hier, und zwar nicht genau in der Mittellinie des Körpers, sondern mehr nach links zu, in schräger Richtung

DAS HERZ DES MENSCHEN.

g. I.
im ge-
en Herz-
el, von
orn.
eutel.
te Herz-
mer.
te Vor-
mer.
e Herz-
mer.

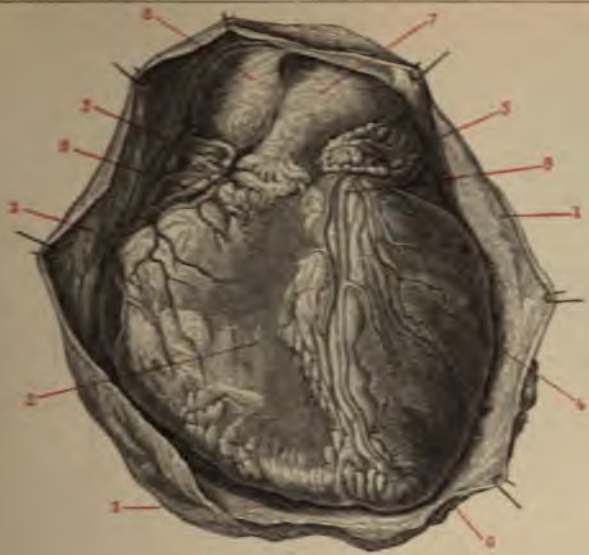


Fig. I.
Herz, im geöffneten Herzbeutel von vorn.
5. Linke Vorkammer.
6. Herzspitze.
7. Lungenpulsader.
8. Grofse Körperpulsader (Aorta).
9. Kranzgefäfse des Herzens.

ig. II.
mit er-
ten Herz-
mmern.
ite Herz-
merwand.
te Herzkam-
wand.
spitze.
idewand
chen den
rkammern.
hte Herz-
mer.
ke Herz-
mer.
izipfelige
rklappe.
izipfelige
rklappe.
gang in die
genpulsader.

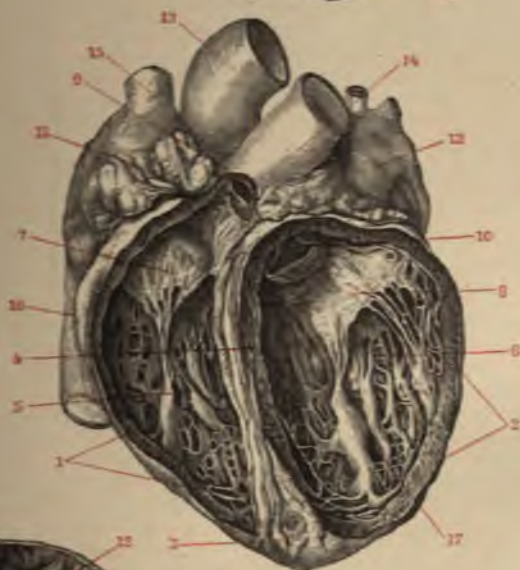


Fig. II.
Herz mit eröffneten Herzkammern.
10. Eingang in die Aorta: beide mit den halbmondförmigen Klappen.
11. Rechte Vorkammer.
12. Linke Vorkammer.
13. Aorta.
14. Lungenpulsader.
15. Obere Hohlader.
16. Untere Hohlader.
17. Warzenmuskeln mit den Sehnenfäden.

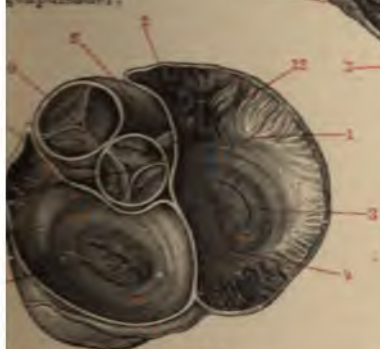


Fig. III.
Herzklappen, geschlossen und von oben gesehen.
te Vorkammer. 2. Rechtes Herzohr. 3. Dreige Klappe. 4. Vorhofscheidewand. 5. Linke mmer. 6. Linkes Herzohr. 7. Zweizipfelige . 8. Lungenpulsader. 9. Halbmondförmige en derselben. 10. Halbmondförmige Klappen rta. 11. Linke, 12. Rechte Kranzpulsader des Herzens.

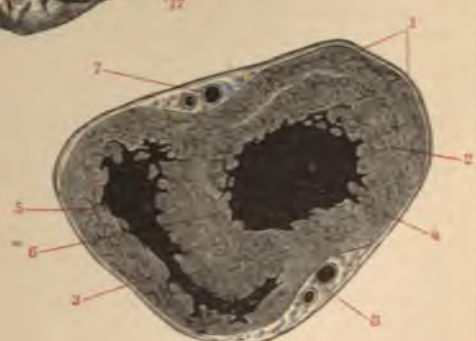


Fig. IV.
Herz, quer durchschnitten.
. Viscerales Blatt des Herzbeutels. 2. Linke, 3. Rechte Herzkammerwand (Herzfleisch). 4. Höhle der linken, 5. der rechten Herzkammer. 6. Scheidewand. 7. Hintere, 8. Vordere Längsfurche des Herzens mit den Kranzgefäfsen.

n beiden Lungen und ruht mit seiner einem Teile seiner hintern Wand auf fell auf, sodaß seine Grundfläche nach und hinten, seine Spitze aber nach und vorn gekehrt ist. Das H. wird rzbeutel (pericardium) allseitig um- nem häutigen, nach Art einer einge- felmütze gestalteten doppelten Sacke, s (sog. viscerales) Blatt die gesamte s Herzens als glatte, zarte, glänzende ger Verwachsung überzieht, während (sog. parietales) Blatt das H. bis gangsstelle der großen Gefäßstämme er, mäßig weiter Beutel umschließt t den beiden Brustfellsäcken, teils mit ell und mit der vordern Brustwand hsen ist. (S. die Tafel: Das Herz en, Fig. I, 1.) Zwischen den beiden Herzbeutels befindet sich die Höhle des welche von einer geringen Menge ferösen, der Erleichterung der Herz- dienenden Flüssigkeit, dem Herzbeu- (liquor pericardii), erfüllt wird.

. selbst, dessen Gestalt der eines flach- gels gleicht, pflegt man zu unterschei- pitze (apex s. mucro, s. Fig. I, 6), undet ist und die vordere Brustwand Basis, die breite, nach rechts, oben gekehrte Fläche, welche die Abgangs- roßen Gefäßstämme enthält (s. Fig. I, ne vordere (obere) konvexe und eine re) glatte Fläche; zwischen beiden zwei Seitenränder. In der Mitte der vor- sieht eine seichte Längsfurche (sul- dinalis, s. Fig. IV, 8) von der Basis pe herab, welche das H. äußerlich in und linke Hälfte teilt und der in der H. angebrachten muskulösen Scheide- richt. Diese Längsfurche wird recht- rch die rings um das H. herumlaufende r Querfurche (sulcus circularis s. co- schnitten, welche äußerlich die Grenze n Vorhöfen und den Herzkammern zu ist. In seinem Innern wird das H. er Länge nach sich herabziehende, in ng äußerlich durch die Längsfurche an- skulöse Scheidewand (septum cordis, IV, 6) in eine rechte und eine linke sieden, von denen die erstere, weil sie öses) Blut enthält und dem Lungen- steht, wohl auch als Lungenherz be- , während die letztere hellrotes (arte- l umschließt und wegen ihres Zusam- mit der großen Körperpulsader auch z genannt wird. Beim geborenen steht durchaus keinerlei Verbindung beiden Herzhälften, während dieselben e (s. d.) durch eine Öffnung, das sog. miteinander kommunizieren. Jede wird aber wiederum durch eine beson- idewand in eine obere und eine untere etrennt, welche durch eine längliche der Querscheidewand miteinander in stehen und äußerlich durch die Quer- nander abgetrennt werden. Die obere Lungen wird als Vorkammer oder trium cordis), die untere als Herz- ventriculus cordis) bezeichnet, sodaß anzen vier ungefähr gleich geräumige Höhlen, eine rechte und eine linke Vorkammer (s. Fig. I, 3, 5; II, 11, 12), sowie eine rechte und linke Herzkammer (s. Fig. I, 2, 4; II, 5, 6; IV, 4, 5) enthält. Die muskulösen Wände der Vorhöfe, deren jeder eine blinde sackförmige Ausstülpung, das sog. Herzohr (auricula cordis), besitzt, sind dünn, während diejenigen der Herzkammern weit fleischiger sind; die Wand der linken Herzkammer ist drei- bis viermal so dick als die der rechten.

In jede Vorkammer münden mehrere große Blutaderstämme ein, nämlich in die rechte die beiden Hohladern, die obere und die untere (vena cava superior, s. Fig. II, 15, und die vena cava inferior, s. Fig. II, 16), sowie die große Herz- oder Kranzblutader (vena coronaria cordis), in die linke die vier Lungenblutadern (venae pulmonales). Aus jeder Vorkammer führt eine geräumige ovale, von kräftigen Faserringen umgebene Öffnung, die sog. Vorhofs-Herzkammermündung (ostium atrio-ventriculare s. ostium venosum ventriculi) herab in die zugehörige Herzkammer. In unmittelbarer Nähe der Vorhofs-Herzkammermündung, etwas nach innen zu, befindet sich in jeder Herzhälfte in der Querscheidewand noch eine zweite ähnliche runde Öffnung, die Herzkammer-Pulsadermündung (ostium arteriosum ventriculi), durch welche man aus der betreffenden Herzkammer in einen großen Pulsaderstamm gelangen kann, und zwar führt die rechte Öffnung aus der rechten Herzkammer in die Lungenpulsader (arteria pulmonalis, s. Fig. II, 9), die linke aus der linken Herzkammer in die große Körperpulsader (aorta, s. Fig. II, 10). An jeder dieser vier Öffnungen befinden sich eigentümliche häutige Gebilde, die sog. Herzklappen (valvulae cordis), angebracht, welche den Blutumlauf im Herzen nach Art von Ventilen regulieren und das Durchströmen des Bluts nur in einer ganz bestimmten Richtung gestatten. An den beiden Vorhofs-Kammermündungen bestehen die Klappen aus segel- oder zipfelförmigen, nach unten spitz zulaufenden häutigen Lappen, welche durch zahlreiche, von besondern Abschnitten des Herzmuskels, den sog. Warzen- oder Papillarmuskeln (musculi papillares, s. Fig. II, 17) ausgehende Sehnenfäden (chordae tendineae) gespannt erhalten werden, bei der Rückstauung sich aber aneinander legen und so die Vorhofs-Kammermündung verschließen. Die Klappe der linken Vorhofs-Kammermündung besteht aus zwei solchen Hautzipfeln und heißt deshalb die zweizipfelige oder Mützenklappe (valvula bicuspidalis s. mitralis, s. Fig. II, 8; III, 7), während die Klappe der rechten Vorhofs-Kammermündung aus drei häutigen Zipfeln besteht und deshalb als dreizipfelige Klappe (valvula tricuspidalis, s. Fig. II, 7; III, 3) unterschieden wird. Anders an den beiden Pulsadermündungen, an welchen der Klappenapparat von drei nach oben offenen, in einen Kreis zusammengestellten, halbmondförmigen Taschen gebildet wird, die sich an die Wand der Arterie anlegen, wenn das Blut in dieselbe einströmt, sich aber durch das zurückfallende Blut füllen und aneinander legen, wenn die Herzkontraktion nachläßt; der Klappenapparat der linken Pulsadermündung wird als Aortenklappen (valvulae semilunares aortae, s. Fig. II, 10; III, 10), der der rechten als Lungenpulsader- oder Pulmonalklappen (valvulae semilunares pulmonales, s. Fig. II, 9; III, 9) bezeichnet.

Das Innere sämtlicher Herzhöhlen, mit Einschluß der Herzklappen, wird von einer außerordentlich dünnen und zarten Haut, der sog. innern Herzhaut (endocardium) überkleidet, welche ohne Unterbrechung in die innere Haut (endothelium) der großen Gefäßstämme übergeht. Das Muskelfleisch des H. besteht aus langen, schmalen, quergestreiften Muskelfasern, die sich vielfach gabelartig teilen und teils spiralförmig, teils in Achtertouren um die Herzhöhlen herumlaufen; durch ihre Kontraktion bewirken sie eine gleichmäßige Verengerung der Herzhöhlen. Bei fettsüchtigen Personen kommt es nicht selten zu einer fettigen Entartung der Muskelfasern des H., durch welche die letztern mehr oder weniger untauglich für ihre physiol. Verrichtungen werden. (S. Herzverfettung.) Ernährt wird das H. durch besondere, aus der Aorta entspringende Gefäße, die beiden Kranzpulsadern (arteriae coronariae cordis), die in Begleitung der zugehörigen Blutadern in den Längs- und Querfurchen des H. verlaufen und sich sodann in der Herzmuskulatur verzweigen. (S. Fig. I, 9; IV, 7 und 8.) Das H. besitzt auch einen eigenen, mit zahlreichen Ganglienzellen versehenen Nervenapparat, der im Herzfleisch eingebettet ist und teils von Zweigen des zehnten Gehirnnervenpaars (nervus vagus), teils des sympathischen Nerven gebildet wird.

Die Thätigkeit des H. besteht während des ganzen Lebens in ununterbrochen und rhythmisch erfolgenden Zusammenziehungen und Erschlaffungen seiner kontraktilen Fleischwände, wodurch seine Höhlen abwechselnd verengt und erweitert werden, das in ihnen enthaltene Blut periodisch in die großen Gefäßstämme hineingepreßt und so der gesamte Blutumlauf des Körpers hervorgerufen und unterhalten wird. Der Blutlauf im H. geht hierbei in folgender Weise vor sich: während der Erschlaffung oder Diastole des H. sammelt der rechte Vorhof das durch die obere und untere Hohlvene aus allen Körperteilen dem H. zuströmende venöse (dunkelrote) Blut, welches hierauf aus dem Vorhof durch die rechte Vorhof-Kammermündung in die rechte Herzkammer fließt; aus dieser wird es bei der Zusammenziehung oder Systole des H., bei der sich die dreizipfelige Klappe schließt und die rückläufige Bewegung des Bluts nach dem Vorhof zu verhütet, durch die rechte Pulsadermündung in die Lungenpulsader und durch diese in die Haargefäße der Lungen gepreßt, wo es in Berührung mit der Lungenluft Kohlensäure abgibt und Sauerstoff aufnimmt (hellrot oder arteriell wird). Die Lungenkapillaren hingegen sammeln sich zu vier Lungenvenen, welche in den linken Vorhof des H. einmünden, aus welchem sich das Blut während der Diastole in die linke Herzkammer ergießt. Aus der letztern wird das Blut bei jeder Kontraktion des Herzmuskels, bei welcher sich gleichzeitig die zweizipfelige Herzklappe schließt und den Weg nach dem Vorhof versperrt, mit großer Kraft durch die linke Pulsadermündung in die Hauptschlagader (aorta) getrieben, von wo aus es sich durch die Schlagadern des Körpers verteilt und die Haargefäße durchströmt, um durch die Venen wieder zum Vorhof des H. zu gelangen. Der Lauf des Bluts aus der rechten Herzhälfte durch die Lungenpulsader in die Lungen und aus diesen durch die Lungenblutadern zum linken Vorhof zurück heißt der Kleine oder Lungenkreislauf, der aus der linken Herzkammer durch die Aorta und ihre Zweige zu allen Körperteilen und aus diesen durch die Hohlad[ern] zum rechten Vorhof zurück der Große oder Körperkreislauf. (S. Kreislauf des Bluts.)

Da das H. ganz nach Art einer Druckpu[mpe] wirkt, so ist es für das ungestörte und regelmäß[ige] Vonstattengehen seiner Funktionen ganz unerl[äß]lich, daß der oben beschriebene vierfache Klappenapparat zur rechten Zeit genau und sicher schließ[t], daß also nach jeder Diastole des H. die an den Vorhofs-Kammermündungen angebrachten Zipfelklappen, nach jeder Systole die an den Pulsadermündungen befindlichen halbmondförmigen Klappen einen rechtzeitigen festen Verschluß der betreffenden Vorhofs- oder Pulsadermündung bewirken und so das Rückwärtsfließen des Bluts verhüten. Wird der Mechanismus der Herzklappen durch krankhafte Prozesse gestört, so wird auch sofort der gesamte Blutkreislauf mehr oder minder erheblich erschwert. (S. Herzfehler.)

Die beiden Vorhöfe des H. besitzen eine selbständige Bewegung, insofern sie sich einen Moment früher zusammenziehen als die Herzkammern; beide Vorhöfe und beide Kammern kontrahieren sich aber für sich und stets gleichzeitig (isochron). Jede Zusammenziehung (Systole) des H. braucht nur den dritten bis vierten Teil der Zeit, den die Erschlaffung (Diastole) desselben in Anspruch nimmt; bei dieser vergrößert, bei jener verkleinert sich das H. regelmäßig. Bei jeder Herzkontraktion drängt sich das kürzer und kugeliger werdende H. mit seiner vordern Fläche und seiner Spitze stärker gegen die Brustwand an und bewirkt in der Gegend der linken Brustwarze, gewöhnlich zwischen der fünften und sechsten Rippe, eine deutlich fühlbare, oft auch sichtbare Erschütterung der Brustwand, d. i. der sog. Herzstoß oder Herzschlag (pulsus cordis), welcher dem Puls (s. d.) der Arterien eine kammerliche Zeit vorhergeht. Beim erwachsenen Menschen erfolgen in der Minute 70—80 Herzschläge, bei Kindern mehr (zwischen 90 und 140), bei Greisen weniger. In der Regel kommen vier Herzschläge auf einen Atemzug; bei allen fieberhaften Krankheiten sind Herzschlag und Pulsfrequenz mehr bald minder beschleunigt. (S. Fieber.) Hält man das Ohr oder ein Hörrohr (Stethoskop) auf die Herzgegend an, so hört man zwei rasch aufeinander folgende, scharfe, reine Töne, die sog. Herztöne, aus deren Reinheit und Stärke man erkennt, ob der Klappenapparat des H. in Ordnung ist oder nicht. Der erste Herzton ist länger, stärker, dumpfer und länger als der zweite und nach der Ansicht der einen eine Folge der Herzmuskelzusammenziehung des Herzmuskels, also ein Muskelton, während er nach der Meinung der andern durch Schwingungen der gespannten häutigen Herzklappen entsteht; der zweite Herzton ist heller, kürzer und rührt von dem plötzlichen klappigen Verschluß der halbmondförmigen Klappen her.

Die Herzthätigkeit steht, wie die Thätigkeit der Muskeln, unter dem Einflusse des Nervensystems und wird teils von besondern, im Herzfleisch eingelagerten (intrakardialen) Ganglienzellen, teils von Zweigen des zehnten Gehirnnerven (nervus vagus), teils von dem sympathischen Nerven geregelt. Die intrakardialen Ganglien scheinen das H. direkt automatisch zu seiner rhythmischen Thätigkeit anzuregen, was man aus der Thatsache schließen kann, daß das ganz aus dem Körper herausgeschnittene Tierherz noch einige Zeit

beutels in der Regel mit einer dickern oder dünnern Schicht von ausgeschwitztem Faserstoff überzogen. Die Symptome der Krankheit bestehen meist in bald dumpfen, bald heftigen Schmerzen in der Herzgegend, Fieber, beschleunigter Pulsfrequenz, Herzklopfen, Angstgefühlen, Schweratmigkeit und ähnlichen Zeichen gestörter Herzthätigkeit, bieten aber an sich so wenig Charakteristisches dar, daß man aus ihnen allein niemals die Krankheit mit Sicherheit erkennen kann; hierzu ist eine genaue physik. Untersuchung der Herzgegend ganz unerläßlich. Verlauf, Dauer und Ausgang der Krankheit sind sehr verschieden. Während in günstigen Fällen das ausgeschwitzte Exsudat ziemlich rasch, binnen ein bis zwei Wochen, wieder aufgesaugt wird und vollständige Genesung eintritt, kommt es in andern zu einer teilweisen oder gänzlichen Verwachsung des Herzbeutels mit dem Herzen, durch welche mannigfache Beschwerden zurückbleiben; bei ungünstigem Verlauf kann die H. schnell, oft binnen wenigen Tagen, durch Herz- und Lungenlähmung zum Tode führen. Die Behandlung besteht in absoluter Bettruhe, strenger entzündungswidriger Diät, in örtlichen Blutentziehungen und Hautreizen, in der Anwendung von Eisbeuteln auf die Herzgegend und milden Abführmitteln; die Wiederaufsaugung der ausgeschwitzten Flüssigkeit sucht man durch harn- und schweißtreibende Mittel zu befördern. Bei drohender Herzschwäche sind Reizmittel (Äther, Kampfer, Wein) nicht zu entbehren; bei sehr reichlichem Exsudat und dadurch bedingter hochgradiger Atemnot verschafft die künstliche Entleerung desselben durch Punktion des Herzbeutels vermittelst des Troikars meist schnelle, wenn auch nur vorübergehende Erleichterung.

Herzbeutelwassersucht (Hydrops pericardii, Hydropericardium), die krankhafte Ansammlung einer reichlichen, oft bis zu mehrern Pfunden betragenden Menge von klarer seröser Flüssigkeit im nicht entzündeten Herzbeutel, ist durchaus nicht als eine eigenartige selbständige Krankheit zu betrachten, sondern tritt nur als Teilerscheinung der allgemeinen Wassersucht (s. d.) im Verlauf von Herz-, Lungen- und Nierenkrankheiten auf und führt gewöhnlich zu einer rasch zunehmenden Schwächung der Herzthätigkeit mit hochgradiger Beängstigung, Atemnot und Erstickungsgefühl. Die Behandlung ist die der allgemeinen Wassersucht; bei eintretender Erstickungsangst empfiehlt sich zur Entleerung der angesammelten Flüssigkeit die Punktion des Herzbeutels mittels des Troikars.

Herzbräune, s. Brustbräune.

Herzchoc, soviel wie Herzstoß (s. unter Herz).

Herzdilatation, s. Herzerweiterung.

Herzegowina, d. h. «Herzogtum», türk. Hersik, bildet staatsrechtlich noch das südwestlichste Sandschak des türk. Vilajets Bosnien, doch befindet es sich seit 1878 unter österr. Verwaltung. Es grenzt im O. und N. an Bosnien, im S. an Montenegro, im W. an Dalmatien. Durch die Enklaven Klek und Sutorina steht es mit dem Meere in Verbindung. Der größte Teil des Landes trägt den wüsten Charakter des felsigen Montenegro, nur in den an Bosnien grenzenden Teilen wird es etwas freundlicher und fruchtbarer. An Flüssen besitzt die H. bloß zwei von Bedeutung: die im Lande selbst entspringende Neretva (Narenta) und die Drina (s. d.). Erstere mündet unterhalb Fort Opus in die Adria, letztere ergießt sich in die Save (Nebenfluß der Donau). Das ganze Lan
(Dinarische Alpen). Die höchsten G
Lelja planina (2070 m), die Cer
(2029 m) und die Treskanica planina
der höchste Berg der Maglić (2260 n
tenegrin. Grenze. Die Bewohner geh
Familie an wie die Montenegriner,
auch die serb. Sprache gemein habe
läßt sich nicht genau angeben, da
neue administrative Einteilung getre
welche die H. zu einem bloßen
wurde. Früher rechnete man 200 00
45 000 Mohammedaner, 30 000 S
115 000 nichtunierte Griechen. Haupt
Die nächstgrößten Ortschaften sin
Trebinje. Die bedeutendste Festung

Unter den Römern gehörte die
Dalmatia. Um die Mitte des 7. Ja
die Serben ein und nahmen das
Als die serb. Bane immer unabhä
bildete die H. im 9. Jahrh. das Fü
lum (Zachlumia). Das älteste sc
ment stammt aus dem J. 914 und
sten «Župan Mihalj von Hum». Spä
vorübergehend unter den «Veliki žu
cia, dem es 1154 durch Ban Boritsc
wieder entrissen wurde. Im J.
Ban Kulin an Ungarn. Nach mann
fällen kam die H. 1326 wieder unte
der bošn. Županen. Unter dem se
phan Duschan Silni (1334—55) b
Teil des serb.-bulg.-griech.-alban. Re
1362 kam die H. an Ungarn. Im
sich König Tvertko von Bosnien in
sie jedoch 1390 dem Wojwoden Vla
Lehen. Dessen Enkel Stepan brachte
ihn Kaiser Friedrich III. 1440 zum
Seither nannte man Hum das «H
dieser Name erhielt sich bis heute.
Name des Herzogtums war jedoch
oder «Sanct Saba» (Sabbas). Nach
Bosniens durch die Türken 1463 wa
gegen den Herzog und zwangen ihn
lichen Tribut von 25 000 Dukaten.
Tode (1466) teilten seine Söhne
Vlatko unter sich das Herzogtum,
1483 den Türken, welche es in das Sa
verwandelten und mit dem Paschali
einigten. Im J. 1832 wurde zwar
abgetrennt und als Vezirlik dem Ali
begović verliehen, doch 1865 trat
Verhältnis zurück. Im J. 1861 brac
aus, dessen Seele Luka Vukalowitsc
Montenegro unterstützt, gelang es die
zur scheinbaren Bewilligung der Aut
wegen. Ein neuer Aufstand brach im
Nevesinje aus, der anfangs von Ljubi
tet wurde und sich im österr. Interesse
aber gewann die montenegrin. Partei
Peko Pavlovitsch übernahm die Leitu
im Verein mit Lazar Socica eine Rei
die Türken, sodaß sich Anfang 1876 d
der H. im Besitz der Insurgenten be
Juni 1876 rief die Skupschtina der
sten von Montenegro zum Gospod
12 Bataillone aus der H. vereinte
Armee desselben, als diese am 2.
sive ergriff. (S. Montenegro.)
Berlin 1878 kam bloß ein schmaler St

1857), «Mémoires de l'impératrice Catherine, écrits par elle-même» (Lond. 1859; deutsch, Hamb. 1859, mit Einleitung), «La France ou l'Angleterre. Variations russes sur le thème de l'attentat du 14 janvier» (Lond. 1858); ferner «Die russ. Verschwörung und der Aufstand vom 14. Dez. 1825. Eine Entgegnung auf die Schrift des Baron Korff: ‚Die Thronbesteigung Kaiser Nikolaus' I. von Rußland im J. 1825'» (Hamb. 1858), «La conspiration russe de 1825, suivie d'une lettre sur l'émancipation des paysans en Russie» (Lond. 1858), «Für fünf Jahre. 1855—60» (russisch, Lond. 1860), «Le monde russe et la révolution. Mémoires de Alexandre H. 1822—35» (3 Bde., Par. 1860—62), «Memoiren der Verbannten des 14. Dez. 1825» (russisch, Lond. 1862), «Biloe i Dumi» (1. bis 3. Bd., Lond. 1861; 4. Bd., Genf 1867), «Le vieux monde et la Russie» (1864), «La nouvelle phase de la littérature russe» (Par. 1864), dann «Camicia Rossa. La chemise rouge. Garibaldi à Londres» (Brüss. 1865). Seit dem poln. Aufstande von 1863 und dem Emporkommen der von Katkow geleiteten nationalcentralistischen Partei nahm sein Einfluß indessen rasch wieder ab; er siedelte 1865 wieder nach Genf über, wo er den «Kolokol» fortsetzte; doch verlor seine Zeitschrift ihre Popularität in Rußland und er sah sich genötigt, sie aufzugeben. Er zog sich nach Paris zurück, woselbst er 21. Jan. 1870 plötzlich starb. Seine «Nachgelassenen Werke», russisch, erschienen in Genf 1870. Eine ausführliche Biographie und Charakteristik H.s, der zu den einflußreichsten und formgewandtesten russ. Schriftstellern des 19. Jahrh. zählt, veröffentlichte Eckardt in seiner Schrift «Jungrussisch und Altlivländisch» (2. Aufl., Lpz. 1871).

Herzentzündung tritt entweder als Entzündung der eigentlichen Herzmuskulatur, des Herzfleisches, oder als Entzündung der innern Herzhaut mitsamt dem Klappenapparat auf und zerfällt hiernach in mehrere nach Verlauf, Ausbreitung, Intensität und Ausgang verschiedene Formen.

1) Die Entzündung des Herzfleisches (Myocarditis) wird am häufigsten im Verlauf der Pyämie und des akuten Gelenkrheumatismus, nur sehr selten bei sonst gesunden Personen beobachtet und bildet entweder, wie meist bei der Pyämie, kleine Abscesse in der Wand der Herzkammern (Herzabsceß oder Herzgeschwür), die nach dem Herzbeutel aufbrechen und eine eiterige Herzbeutelentzündung (s. d.) bewirken, wohl auch das Einreißen der erweichten Herzwand (Herzruptur) veranlassen können, oder gibt sich als eine chronisch verlaufende, entzündliche Wucherung des intermuskulären Bindegewebes zu erkennen, welche allmählich die Muskelfasern der entzündeten Stellen zum Schwinden bringt und mehr oder weniger ausgedehnte, weiße, schwielige Stellen im Herzfleisch (sog. rheumatische Schwielen) hinterläßt, durch welche die Herzwand gewöhnlich hautartig verdünnt und durch den Druck der Blutsäule sackartig hervorgedrängt wird (sog. Herzaneurysma). Die Entzündung des Herzfleisches ist immer mit erheblichen Störungen der Herzthätigkeit (unregelmäßigen Herzkontraktionen, kleinem, aussetzendem Puls, Atemnot, Schwindel und Angstgefühl) verbunden und führt gewöhnlich zur Herzerweiterung (s. d.) mit ihren Folgezuständen.

2) Die Entzündung der innern Herzhaut (Endocarditis) tritt gleichfalls häufig im Gefolge

des akuten Gelenkrheumatismus, bisweilen auch des Typhus und der Pyämie auf und betrifft niemals die gesamte innere Herzhaut, sondern gewöhnlich nur denjenigen Abschnitt der letztern, welcher die Herzklappen bildet. Indem sich die letztern entzünden, werden sie rauh, verdickt und mit höckerigen Faserstoffgerinseln überzogen, welche durch den Blutstrom abgerissen, in die Arterien verschleppt werden und in entfernten Organen, wie dem Gehirn, der Milz, den Nieren u. a., schweres Unheil anrichten können. (S. Embolie.) Nach dem Ablauf des entzündlichen Prozesses kommt es dann gewöhnlich durch Schrumpfung des neugebildeten Bindegewebes zu Schrumpfung, Verkürzung und Verkalkung der erkrankten Klappen, und es bleibt ein dauernder Herzfehler (s. d.) mit seinen nachteiligen Folgen zurück. Die Symptome der Herzklappenentzündung können nur vom Arzt vermittelst Beklopfens und Behorchens der Brust wahrgenommen und richtig gedeutet werden; die subjektiven Symptome derselben sind wie die aller übrigen Herzkrankheiten so unbestimmt und vieldeutig, daß der Laie aus ihnen die Krankheit nicht zu erkennen vermag. Die Behandlung, die einen tüchtig geschulten Arzt erfordert, besteht in absoluter Bettruhe, kalten Umschlägen oder Eisbeuteln auf die Herzgegend und der Anwendung der Digitalis, welche die beschleunigte Herzthätigkeit verlangsamt und den Puls zugleich regelmäßig und kräftig macht.

Eine höchst eigenartige Form der H. ist endlich die ulceröse Herzhautentzündung (Endocarditis ulcerosa), bei welcher es unter hohem Fieber und typhusähnlichen Erscheinungen zur Verschwärung und rapiden Zerstörung der erkrankten Klappe kommt. Die Krankheit, welche nur jüngere Personen zwischen 18 und 40 Jahren befällt, beruht auf der Einwanderung von niedrigsten Organismen, Bacterien, in den Blutstrom und führt unrettbar zum Tode. (S. auch Herzbeutelentzündung.)

Herzerweiterung (Dilatatio cordis), die krankhafte Erweiterung der Herzhöhlen mit mehr oder weniger beträchtlicher Verdünnung der Herzwandungen, bildet sich immer nur dann aus, wenn die Triebkraft des Herzens gewisse dem Blutlauf entgegenstehende Hindernisse nicht mehr zu überwinden vermag, und gesellt sich besonders gern der Herzhypertrophie (s. d.) hinzu. Die Ursachen der H. sind entweder Krankheiten des Herzfleisches, insbesondere entzündliche Veränderungen und fettige Entartung (s. Herzverfettung), durch welche die Herzwand an Kontraktilität verliert und dem Druck der Blutsäule nachgibt, oder abnorme mechan. Strömungshindernisse im Blutkreislauf, wie bei Herzklappenfehlern, chronischer Entzündung der Arterien u. dgl., bei welchen gewöhnlich zunächst eine mehr oder minder ausgesprochene Hypertrophie des Herzens und schließlich bei Erlahmung des hypertrophierten Herzmuskels eine bald schneller, bald langsamer sich entwickelnde H. entsteht. Die Symptome der Krankheit bestehen außer der durch Beklopfen der Brust nachweisbaren Vergrößerung des Herzens in Blausucht, Herzklopfen, hochgradiger Atemnot und Beklemmung, häufigen Ohnmachten, Blutstockungen im Gehirn und Unterleib und schließlich in ausgebreiteter Wassersucht; ein häufiger Ausgang der H. ist der Tod durch eintretende Herzlähmung. Die Behandlung kann nur eine symptomatische sein und beschränkt sich auf strenge Regelung der Lebensweise, leichte und nahrhafte Kost und sorgfältige Vermeidung aller körperlichen und geistigen Aufregungen. Bei drohender Herzschwäche leisten ein Schluck Wein oder Champagner, eine Tasse starken schwarzen Kaffees, unter Umständen die Digitalis oft gute Dienste.

Herzfehler (Vitia cordis), krankhafte Abweichungen von dem normalen Bau des Herzens, sind entweder angeboren oder erworben und immer mit mehr oder weniger schweren Störungen des Blutkreislaufs verbunden. Die angeborenen Herzfehler (vitia cordis congenita) bestehen am häufigsten in einer abnormen Kommunikation der beiden Vorhöfe (durch Offenbleiben des ovalen Lochs oder Herzkammern (durch fehlerhafte Bildung der Kammerscheidewand) und geben sich, da bei ihnen im Herzen infolge des angegebenen Defekts eine Vermischung des Arterien- und Venenbluts eintritt, durch auffallende Blausucht (s. d.) des Körpers, Herzklopfen, Atemnot und mangelhafte Ernährung zu erkennen. Die meisten Kinder dieser Art sterben schon in den ersten Lebensjahren; nur wenige erreichen das Jünglingsalter. Die erworbenen Herzfehler (vitia cordis acquisita) entstehen immer durch eine Entzündung der innern Herzhaut (endocarditis) und betreffen gewöhnlich den Klappenapparat des Herzens, weshalb sie auch als Herzklappenfehler bezeichnet werden. Die Entzündung der innern Herzhaut tritt besonders häufig im Verlauf des akuten Gelenkrheumatismus auf. Die entzündeten Klappen pflegen alsbald zu schrumpfen, sich zu verkürzen und mit Kalksalzen zu inkrustieren, wodurch sie in oft steinharte Gebilde verwandelt und unfähig werden, die betreffende Kammer- oder Pulsadermündung hinreichend fest zu verschließen; es entsteht eine sog. Klappeninsufficienz, infolge deren ein Teil des Bluts eine rückläufige Bewegung erfährt und der ganze Blutumlauf empfindlich gestört wird. Häufig gesellt sich zu dieser Insufficienz der Herzklappen auch noch eine widernatürliche Verengerung (Stenose) der betreffenden Kammer- oder Pulsadermündung, indem die geschrumpften Klappensegel an ihrem freien Rande miteinander verwachsen, wodurch natürlich der schon durch die Insufficienz gestörte Blutlauf durch das Herz nur noch mehr erschwert und gestört wird.

Solche Klappenfehler finden sich am häufigsten an der zweizipfeligen oder Mitralklappe und an der Aortenklappe. Mit Sicherheit erkennen läßt sich das Vorhandensein eines H. nur durch eine genaue physik. Untersuchung der Brustorgane (vermittelst Beklopfens und Behorchens), da alle subjektiven Beschwerden, die bei H. sich einstellen, wie Herzklopfen, Beängstigung und Atemnot, Blausucht, wassersüchtige Anschwellungen u. dgl., an und für sich durchaus nichts Charakteristisches darbieten, sondern fast allen Herzkrankheiten gemeinsam sind. Übrigens tritt unter günstigen Verhältnissen und bei vorsichtiger Lebensweise des Kranken gewöhnlich eine teilweise Ausgleichung (Kompensation) der durch den Klappenfehler gesetzten Nachteile ein, indem die betreffende Herzkammer durch eine Vermehrung ihrer Muskelsubstanz beträchtlich vergrößert (hypertrophisch) und dadurch befähigt wird, den durch den unvollständigen Klappenschluß gesetzten Widerstand leichter zu überwinden (S. Herzhypertrophie.) Kranke mit H. können aus diesem Grunde recht wohl ein hohes

n, wenn ſie eine ſtreng geregelte und
ensweiſe beobachten und durch ſorg-
ung aller Schädlichkeiten eine Erlah-
pertrophiſchen Herzmuskels und da-
rung der gebildeten Kompenſation
müſſen ſich vor allen Dingen jeder-
geiſtigen und körperlichen (auch ge-
Anſtrengungen, vor Gemütsaufre-
er Art, ſowie vor erhitzenden und
Speiſen und Getränken ſorgfältig
ſt ſei nahrhaft, doch leicht verdau-
Buttermilch, Eier, leichtes Fleiſch,
peiſen und Obſt). Kaffee und Thee,
ürzten und blähenden Speiſen ſind
en, Wein und Bier nur in geringen
ſt; auf regelmäßige Stuhlentleerung
achten. Weiterhin ſind mäßige Be-
eien, trockene ſonnige Wohnräume,
lafzimmer und hinreichender Schutz
en für Kranke mit Klappenfehlern
derlich, wenn ſie ſich wohl befinden
Alter erreichen wollen. Bei hefti-
n und aufgeregter Herzthätigkeit ſind
nke, kalte Umſchläge oder Eisbeutel
end, unter Umſtänden die Digitalis

ür, ſ. unter Herzentzündung.

n, eine abnorme Auftreibung und
Herz- und Magengegend und da-
des Beklemmungsgefühl, ein häu-
der Darm- und Magenkrankheiten.
en.)

ſolche Gifte, welche ſpezifiſch auf das
Nerven wirken und in ſtärkern Doſen
ur Folge haben, wie der rote Finger-
mhut, der Ritterſporn, die ſchwarze
wurz, die Herbſtzeitloſe, der Fliegen-

e (Scrobiculus cordis), richtiger Ma-
eine breite flache Grube in der Mittel-
bauchgegend, unterhalb des Schwert-
er welcher nicht, wie viele irrtümlich
erz, ſondern der Magen liegt. Sie
ei vollem Magen, bei übermäßiger
z im Magen und Darmkanal, wäh-
angerſchaft und bei erheblicher Fett-
[zündung.

ntzündung, ſ. unter Herzent-

trophie (Hypertrophia, Hypersar-
die Zunahme der Herzmuskulatur
edingte Vergrößerung des Herzens,
pertrophie anderer Muskeln immer
wenn der Herzmuskel infolge mechan.
derniſſe in der Blutbahn anhaltend
Arbeit zu leiſten hat, und betrifft bald
bald nur die rechte, bald beide Kam-
zens. Iſt nur die linke Herzhälfte
, ſo wird das Herz länger, wogegen die
der rechten Herzkammer eine erhebliche
des Herzens bewirkt; geſellt ſich, wie
Fall iſt, nach längerer oder kürzerer
eine krankhafte Erweiterung der Herz-
zerweiterung) hinzu, ſo kann das
z erſtaunlichen Umfang annehmen
erz, cor taurinum). Am häufigſten
nach anhaltenden übermäßigen Mus-
en, namentlich anhaltenden Mär-
klappenfehlern und chroniſcher Ent-
lorta, bei Lungenemphyſem und ge-
wiſſen Nierenkrankheiten, bei denen zahlreiche Haargefäße des Nierengewebes zu Grunde gegangen ſind und ſo der Blutlauf durch die Nieren große Schwierigkeiten zu überwinden hat (ſog. Nierenſchrumpfung oder Schrumpfnieren). An und für ſich iſt die H. durchaus nicht als eine eigentliche Krankheit, ſondern vielmehr als eine Art Naturheilmittel zur Ausgleichung oder Kompenſation einer vorhandenen Störung zu betrachten, inſofern das Herz nur durch die eintretende Vermehrung ſeiner Muskelſubſtanz befähigt wird, die dem Blutumlauf entgegenſtehenden Hinderniſſe zu überwinden. Nur wenn bei ſolchen Kranken infolge ungeeigneter Lebensweiſe, übermäßiger Anſtrengungen oder zunehmenden Alters eine fettige Entartung des hypertrophiſchen Herzmuskels ſich einſtellt, kommt es ſchließlich zu einer Erlahmung des letztern, zur Erweiterung der Herzhöhlen und Waſſerſucht, welche gewöhnlich bald das Ende des Kranken herbeiführen. Kranke mit H. leiden viel an Herzklopfen, namentlich beim Steigen und anſtrengenden Bewegungen, an Blutandrang nach dem Kopf, Kopfſchmerzen, Schwindel und Flimmern vor den Augen, an Atemnot und Beklemmungen; doch läßt ſich das Leiden mit Sicherheit nur durch die Perkuſſion und Auskultation der Bruſt erkennen. Die Behandlung erfordert vor allen Dingen eine ſehr ſorgfältige Regulierung der Lebensweiſe und der Diät insbeſondere; der Kranke hüte ſich vor jeder körperlichen und geiſtigen Anſtrengung, vor Diätfehlern und Exceſſen jeder Art und ſorge für regelmäßige Darmentleerung und für gehörige Hautpflege durch laue Waſchungen und Abreibungen; bei ſehr aufgeregter Herzthätigkeit erweiſen ſich kalte Umſchläge oder ein Eisbeutel auf das Herz, kühlende Getränke, reizende Hand- und Fußbäder, ſowie die Digitalis nützlich.

Herzigel, ſ. unter Seeigel.

Herz Jeſu, ſ. Heiliges Herz Jeſu.

Herzkammern, ſ. unter Herz, S. 167[a] u. [b].

Herzkirſchen, ſ. unter Kirſchen.

Herzklappen, ſ. unter Herz, S. 167[b].

Herzklappenentzündung, ſ. unter Herzentzündung.

Herzklappenfehler, ſ. Herzfehler.

Herzklopfen oder Herzpochen (Palpitatio cordis), eine unangenehme ſubjektive Empfindung, welche in einem heftigen Klopfen in der Herzgegend und in dem Gefühl der beſchleunigten oder unregelmäßigen Herzthätigkeit beſteht und häufig mit Beklemmung und Angſtgefühl, erſchwertem Atmen, Schwindel, Flimmern vor den Augen und Ohrenſauſen, bei hohen Graden wohl auch mit Angſtſchweiß und einer wahren Todesangſt verbunden iſt. Sehr häufig tritt das H. in periodiſchen Anfällen auf; bald arbeitet das Herz dabei ſtürmiſch, der Herzſtoß iſt ſehr verſtärkt, die Arterien klopfen und hämmern und die Atmung iſt ſehr beſchleunigt, bald iſt die Herzthätigkeit ſehr herabgeſetzt, der Puls klein und ausſetzend. Die Dauer der Anfälle iſt ſehr verſchieden; ſie ſchwankt von wenigen Minuten bis zu mehrern Stunden. Die Urſachen des H. ſind außerordentlich zahlreich. Auch bei ganz geſunden Perſonen tritt vorübergehend leicht Herzpochen nach geiſtigen und körperlichen Anſtrengungen, nach dem übermäßigen Genuß von ſtarkem Kaffee, Thee und Spirituoſen, ſowie nach heftigen Gemütsaffekten (Schreck, Ärger, Angſt, Erwartung u. dgl.) ein. Sehr häufig wird H. im Gefolge von

Nerven- und Unterleibskrankheiten (Hypochondrie, Hysterie), bei allgemeiner Schwäche und Blutarmut, in der Rekonvalescenz von schweren Krankheiten, sowie zur Zeit der Pubertät, besonders bei zu schnellem Wachstum beobachtet (sog. nervöses Herzklopfen). Endlich ist das H. ein sehr gewöhnliches Symptom bei Herzkrankheiten, namentlich bei Herzfehlern (s. d.) und bei der Herzhypertrophie (s. d.). Welche von den genannten Ursachen im einzelnen Falle vorliegt, kann nur eine genaue Untersuchung der Brustorgane und der gesamten Konstitution nachweisen. Die Behandlung besteht während des Anfalls selbst in kalten Umschlägen oder Eisbeutel auf die Herzgegend, kräftigen Hautreizen (laue Fuß- und Handbäder mit Senfmehl oder Senfteige auf Schenkel und Arme) und kühlenden Getränken mit Weinsteinrahm, Säuren oder Brausepulver. Beruht das H. auf Nervosität und Blutarmut, so sind eine kräftigende nährende Diät, Wald- oder Gebirgsluft, lauwarme Bäder und die Anwendung von Eisenpräparaten angezeigt. Bei dem H. der Herzkranken ist zu verfahren, wie unter Herzfehler (s. d.) angegeben.

Herzkohl, s. unter Brassica.

Herzkontraktionen, s. unter Herz, S. 168[b].

Herzkrampf, s. Brustbräune.

Herzkrankheiten betreffen entweder den Herzbeutel, wie die Herzbeutelentzündung (s. d.), die Herzbeutelwassersucht (s. d.) und die Verwachsung des Herzbeutels mit dem Herzen, oder das Herzfleisch, wie die verschiedenen Formen der Herzentzündung (s. d.) und die fettige Entartung der Herzmuskulatur (s. Herzverfettung), oder die Innenfläche des Herzens mit oder ohne den Klappenapparat (s. Herzfehler); endlich werden auch gewisse Erkrankungen des Herznervensystems, wie das nervöse Herzklopfen (s. d.) und die Herzbräune (s. Brustbräune) hierher gezählt. Manche H. sind mit einer beträchtlichen Erweiterung der Herzhöhlen (s. Herzerweiterung), andere mit einer übermäßigen krankhaften Vermehrung der Muskelsubstanz des Herzens (s. Herzhypertrophie) verbunden. Alle Herzkranken müssen durchaus ein streng geregeltes und sorgsames diätetisches Verhalten beobachten, wenn anders sie vor gefahrdrohenden Verschlimmerungen und übeln Ausgängen ihres Leidens bewahrt bleiben wollen. (S. unter Herzfehler.)

Herzlähmung oder Herzschlag, plötzliche Lähmung der Herzmuskulatur und dadurch bedingter plötzlicher Tod unter schlagflußähnlichen Erscheinungen, ein häufiger Ausgang der Herzkrankheiten, namentlich der fettigen Entartung des Herzfleisches. (S. Herzverfettung.)

Herzlieb (Minna), geb. 22. Mai 1789 zu Züllichau, wurde im Frommannschen Hause zu Jena mit Goethe bekannt, welcher eine lebhafte Leidenschaft für sie faßte; sie vermählte sich 1821 mit Professor Walch in Jena, wurde später gemütskrank und starb 10. Juli 1865 in einer Heilanstalt zu Görlitz. Sie gilt als das Urbild zu Ottilie in Goethes «Wahlverwandtschaften».

Herzmanmiestetz (böhm. Heřmanův-Městec), Stadt in der Bezirkshauptmannschaft Chrudim im östl. Teile von Böhmen, zählt (1880) 3584, als Gemeinde 4601 E. czech. Zunge, deren Haupterwerb im Ackerbau besteht. Im 13. Jahrh. war H. ein königl. Krongut und ging später in den Besitz der Adelsfamilie Trčka von Lipa, dann der Berka von Duba, der Grafen von Spork und 1828 der Fürsten von Kinsky über, die hier ein mit großem Park und ein Gestüt haben.

Herzmuscheln oder Cardiiden sind Mu mit gleichklappiger, ziemlich dicker, meist der nach gerippter oder gestreifter Schale, die ge Ränder, zwei deutliche ovale Muskeleindrück am Schloß in jeder Hälfte zwei kräftige Haup und einen hintern und vordern Seitenzahn ha bilden eine sehr artenreiche, in allen Meere handene, besonders aber in den tropischen Sta wickelte Familie, von der manche Arten a brackisches, selbst süßes Wasser gehen, dab Veränderungen ihrer Organisation erleiden; wegen sich mittels eines langen, knieförmig genen Fußes springend. Fossil finden sie sic im Silur, werden aber erst im Muschelkalk h und erreichen ihre größte Entfaltung im und in der Jetztzeit. Das verbreitetste (Cardium) besteht aus circa 200 lebenden gen 400 ausgestorbenen Arten. H. werd und gern gegessen, so C. edule aus der Nord dem Mittelländischen Meere, C. muticum a japanischen Gewässern u. s. w.

Herzneuralgie, soviel wie Brustbräune

Herzog (lat. Dux) hieß bei den alten De der für die Dauer eines Kriegs gewählte An Nach der Bildung größerer Reiche erscheinen von den Königen eingesetzte Beamte, welch züglich die Führung des Heerbanns in einer gern Bezirke übertragen ist. Bei den Bayer die Würde auch nach ihrer Unterwerfung un Franken in einem Geschlechte, dem der Ag ger, erblich, während das Vorkommen eines Alamannen, Thüringern und andern Stä darauf hindeutet, daß diese die Unabhän wieder erstrebten oder zeitweise errungen Die karolingische Monarchie beseitigte die H. u Aber bei dem Zerfalle des Reichs im 9. erscheinen sie wieder in allen Teilen desselbe Machtstellung beruht auf einer Verbindung Aufträge und Grafenämter mit großem besitz und angestammtem Ansehen der Famil Deutschland hat noch Konrad I. sie bekämpft rich I. ging aus ihrer eigenen Mitte hervo von da an sind sie in ihrer Stellung aner außer Sachsen noch Franken, Bayern, Sch und Lothringen. Ihre Befugnisse aber sind schwankend und verschieden geblieben, eber Verhältnis zu den Bischöfen und Äbten, den grafen und Grafen, und die Könige waren bemüht, teils die Herzogtümer an ihre Fam bringen, teils die herzogl. Gewalt zu verri Sie erscheinen bald nur noch als vornehmer sten neben, nicht über den übrigen; zuerst hö fränk. Herzogtum, dann nach dem Fall der fer das schwäbische ganz auf; das lothringisc sächsische wird durch Teilungen geschwächt, n bayrische behält noch etwas von der alten stellung. Aber auch hier treten im 13. Jahr lungen ein, und da nun auch immer neue tümer geschaffen wurden, auch die Slawen im Osten den Titel führten, wurde die H würde eine bloße Titulatur zur Bezeichnung gewissen Stufe der Fürstlichkeit und sank me mehr in ihrer Geltung, sodaß in neuere einige H. den großherzoglichen oder königl bisherige deutsche Fürsten und gefürstete aber, wie bereits schon früher mehrfach gesc

itel annahmen, wogegen in der neue- 1844) die souveränen H. sich das Prä- f. d.) beilegten. In England und den ten bezeichnet die Herzogswürde nur eltes Glied des höhern Adels.

ans), General der eidgenössischen Ar- zu Aarau, erhielt seine wissenschaft- ng auf dem Gymnasium daselbst, stu- 38 in Genf Chemie und Physik und , dem Wunsche seines Vaters folgend, nische Lehrzeit in Triest, Mailand und ann in das väterliche Fabrikations- treten. Seit seinem ersten Militär- r 1839 zu Thun absolvierte, widmete freie Zeit dem Studium der Militär- und diente 1846 als Volontär bei Artillerie. Von da an bis 1860 blieb seines Vaters, nahm jedoch als Milit- Sonderbundsfeldzuge von 1847, meh- esetzungen, Truppenzusammenzügen Im J. 1860 vom Bundesrat zum Chef schen Artillerie ernannt, wandte er eine ganze Thätigkeit zu und beschäf- äglich mit der Umwandlung der glat- n gezogene, sowie mit der Neubewaff- anterie. Beim Ausbruch des Deutsch- Kriegs von 1870 und 1871 wurde H. oberjammlung zum Oberbefehlshaber ann starken, zum Schutze der schweiz. tellten Armee erwählt. H. bildete mit Kette, welche in den Jurathälern um Pruntrut begann und an den Ufern golz und des Rheins an Stärke zu- derselben standen zwei Divisionen in rend eine Brigade in den Kantonen chaffhausen aufgestellt war. Als im lassung des größten Teils der Armee , hatte H. den Mut, über die von ihm gefundenen, durch die Nachlässigkeit ntone verschuldeten Übelstände einen treuen Bericht einzuliefern, in welchem üchtigkeit des eidgenössischen Heers als hinstellte und zugleich seine Entlassung Umstände bewogen ihn jedoch, 20. Jan. mmando wieder zu übernehmen und ann die Westgrenze zu besetzen, als die ee unter Bourbaki den Entsatz von den Durchbruch in den Schwarzwald m 1. Febr. schloß H. in Verrières mit eneral Clinchant eine Konvention, in- e ungefähr 85000 Mann starke franz. Niederlegung der Waffen und über- 0 Geschütze auf schweiz. Gebiet über- den verschiedenen Kantonen interniert auf trat H. wieder in seine frühere Chef der Artillerie zurück, in welcher n der Verbesserung der schweiz. Heer- itet. Die durchgreifende Umgestaltung, en seit der Bundesverfassung von 1874 n, läßt sich größtenteils auf seine Er- ährend der Grenzbesetzungen von 1870 ückführen. H. lebt in Aarau.

Johann Jakob), reform. Theolog, geb. 5 zu Basel, studierte dort und in Berlin, Privatdocent zu Basel, 1835 Professor , 1847 Professor der Kirchengeschichte 4 in Erlangen, trat 1877 in den Ruhe- rb 30. Sept. 1882. H. ist besonders Herausgeber der «Real-Encyklopädie für prot. Theologie und Kirche» (21 Bde., Hamb. 1854—66; 2. Aufl., Lpz. 1877 fg.). Außerdem veröffentlichte er namentlich: «Les frères de Plymouth et John Darby» (Lausanne 1845), «Johann Calvin» (Bas. 1843), «Das Leben Oekolampadius' und die Reformation der Kirche zu Basel» (2 Bde., Bas. 1843), «Die roman. Waldenser» (Halle 1853), «Abriß der gesamten Kirchengeschichte» (8 Bde., Erlangen 1876—82).

Herzog (Karl Joseph Benjamin), deutscher Staatsmann, geb. 1827 zu Brieg i. Schl., trat nach Beendigung seiner Rechtsstudien 1848 in den preuß. Justizdienst. Im J. 1859 durch von der Heydt in das Handelsministerium berufen, war er zunächst als Hilfsarbeiter, seit 1864 als vortragender Rat in der unter Delbrücks Leitung stehenden Abteilung für Handel und Gewerbe thätig, insbesondere mit dem Referat über Gewerbesachen, über Kredit- und Bankwesen und über auswärtige Handelspolitik betraut. Im J. 1864 leitete er die Verhandlungen einer über die Reform der Gewerbeordnung beratenden Sachverständigen-Kommission, vertrat 1867 den Norddeutschen Bund bei der Weltausstellung in Paris und präsidierte 1870/71 den Beratungen für die Organisation einer gemeinsamen Statistik der deutschen Staaten. Im J. 1871 wurde H. Direktor der für die elsaß-lothring. Verwaltung gebildeten Abteilung des Reichskanzleramts und vertrat als solcher die reichsländischen Angelegenheiten im Bundesrate und im Reichstage. Als infolge der durch seine Hand vorbereiteten Umgestaltung der Landesverfassung von Elsaß-Lothringen die Abteilung des Reichskanzleramts aufgelöst und der Sitz der obersten Verwaltung nach Straßburg verlegt wurde, führte H. als Staatssekretär an der Spitze des neugebildeten Ministeriums die neue Organisation ein, schied aber schon im nächsten Jahre (Juli 1880) wegen Mangels an Übereinstimmung mit der von dem kaiserl. Statthalter Freiherrn von Manteuffel befolgten Regierungspolitik unter vorläufiger Versetzung in den Ruhestand aus diesem Amte. In den J. 1881 und 1882 unternahm er eine ausgedehnte Reise durch die Vereinigten Staaten, Mexiko und Südamerika, deren Ergebnisse er unter dem Titel «Reisebriefe aus Amerika» (2 Bde., Berl. 1884) veröffentlichte, und lebt seitdem in Berlin.

Herzog (Robert), Fürstbischof von Breslau, geb. 17. Febr. 1823 zu Rhönwalde im Kreise Frankenstein in Schlesien, ward 1848 zum Priester geweiht, 1851 Kaplan an der Hedwigskirche zu Berlin, 1857 Curatus bei St. Adalbert in Breslau, 1863 Pfarrer und Erzpriester zu Brieg, 1870 Propst an St. Hedwig zu Berlin, 1880 Fürstbischof zu Breslau. Für den österr. Anteil seiner Diöcese leistete er dem Kaiser von Österreich den vorgeschriebenen Eid, für Preußen dagegen wurde ihm die Eidesleistung erlassen, in der Erwartung, H. werde auch ohne Eidesleistung die staatlichen Gesetze beobachten und den Frieden zwischen Staat und Kirche erstreben. Doch erließ H. 25. Juli 1882 ein Rundschreiben, worin die sog. Staatspfarrer zur Unterwerfung aufgefordert wurden und fast gleichzeitig erschien ein Erlaß, wonach Mischehen nur durch die kath. Trauung kirchlich gültig geschlossen werden können, die kath. Trauung aber versagt werden muß, wenn ihr die evang. Trauung folgen soll.

Herzogenaurach, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Oberfranken, Bezirksamt Höchstadt, an der

Aurach, 10 km im WSW. von Erlangen, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat ein Schloß und zählt (1880) 2520 meist kath. E., welche Wollspinnerei, Tuch-, Flanell- und Filzschuhfabrikation, auch Hopfen- und Tabakbau treiben.

Herzogenbuchsee, großes Dorf im Bezirk Wangen des schweiz. Kantons Bern, liegt 473 m über dem Meere, 16 km nordnordöstlich von Burgdorf an der Linie Bern-Olten der Schweizerischen Centralbahn, von der hier die Linie H.-Solothurn-Lyß abzweigt, besitzt eine stattliche, 1728 erbaute Kirche, eine Sekundärschule, mehrere Gasthäuser, Fabriken u. s. w. und zählt (1880) 2346 meist reformierte E., deren Haupterwerbsquellen Ackerbau, Viehzucht und Seidenweberei sind. Der Ort, an der Stelle einer röm. Niederlassung erbaut, gehörte im Mittelalter zur Landgrafschaft Klein-Burgund, die nach dem Erlöschen der Herzöge von Zähringen 1218 an die Grafen von Kyburg und 1406 an Bern fiel. Im Bauernkriege 1653 wurde bei H. nach hartnäckiger Verteidigung des hochgelegenen Kirchhofs das Bauernheer von den berner Truppen geschlagen und damit dem Kriege ein Ende gemacht.

Herzogenbusch, franz. Bois-le-Duc, holländ. 's Hertogenbosch, auch einfach Den Bosch (der Busch) genannt, Hauptstadt der niederländ. Provinz Nordbrabant, am Zusammenflusse der Dommel und Aa, welche durch ihre Vereinigung die Diest bilden, am Süd-Wilhelms-Kanal, Station der Linie Boxtel-Utrecht der Niederländischen Staatsbahnen und der Linie Tilburg-Nimwegen der Niederländischen Südostbahn, hat ein kath. Bistum, ein Gymnasium, einen Provinzialverein für Kunst und Wissenschaft, der eine ansehnliche Sammlung von Altertümern besitzt, mehrere andere litterarische und Musikgesellschaften, ein Provinzial- und ein Bezirksgericht und zählt (1882) 25124 meist kath. E. Die spätgotische Hauptkirche zum heil. Johannes, 1458—98 erbaut, ist eine der schönsten in den Niederlanden. Außerdem sind bemerkenswert das Rathaus, der Justizpalast, der bischöfl. Palast, das Regierungsgebäude (früher Jesuitenkloster), das Gefängnis und das Irrenhaus. H. hat sehr lebhafte Industrie, namentlich in Gold- und Silberwaren, Schuhmacher- und Tischlerarbeiten, in Fabrikation von Cigarren, Spiegeln, Band, Garn u. s. w. Auch ist der Binnenhandel und die Schiffahrt der Stadt von Bedeutung. H. war früher starke Festung, wurde aber 1876 als solche aufgegeben. Der Ort wuchs aus einem Jagdhause der brabant. Herzöge allmählich zu einem Flecken empor, dem Herzog Gottfried III. 1184 Stadtmauern und Stadtgerechtigkeit gab. Vergebens ward die Stadt 1601 und 1603 belagert; erst 1629 eroberte sie nach fünfmonatlicher Belagerung Prinz Friedrich Heinrich von Oranien. Nachdem der Herzog von York 14. Sept. 1794 bei Boxtel und 15. an der Aa geschlagen worden, berannten die Franzosen unter Pichegru den Platz, der sich bald ergab. Am 14. Jan. 1814 wurde H. von den Preußen genommen.

Herzog Ernst, Dichtung des 12. Jahrh., von einem rhein. (mittelfränkischen) Dichter zwischen 1173—80 verfaßt. Sie behandelt die Geschichte und Sage von Herzog Ernst II. von Schwaben, der im Aufstand gegen seinen Stiefvater Konrad II. 1030 fiel, in Verschmelzung mit der Geschichte Liutolfs, der sich gegen seinen Vater Otto I. empörte. Der erste auf histor. Grundlage ruhende Teil erzählt die Kämpfe Ernsts gegen Otto, der zweite rein sagenhafte seine wunderbaren Abenteuer im Orient. Hier hat der Dichter eine lat. Quelle benutzt, wie er selbst angibt. Das ursprüngliche Gedicht ist zwar in Bruchstücken erhalten; vollständig in zwei Bearbeitungen, die eine an der Grenze des 12. und 13. Jahrh., die andere in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. verfaßt (letztere herausg. durch von der Hagen und Büsching in «Deutsche Gedichte des Mittelalters», Berl. 1808). Außerdem beruht auf ihm eine lat. Dichtung von Odo, vom Anfang des 13. Jahrh. (gedruckt in Martènes «Thesaurus Anecdotorum», Bd. 3), sowie eine lat. Prosa (in Haupts «Zeitschrift für deutsches Altertum», Bd. 7), aus welcher das deutsche Volksbuch des 15. Jahrh. hervorging. Ferner behandelt den Stoff ein strophisches Gedicht im Herzog Ernst-Ton oder «der Bernerweise», vom Anfang des 14. Jahrh. (gedruckt in Haupts «Zeitschrift», Bd. 8), von welchem das «Dresdener Heldenbuch» einen Auszug enthält (in von der Hagen und Primissers «Heldenbuch», Berl. 1820). Über die Sage handelt Uhland in seiner «Inauguralrede» (gedruckt in seinen Schriften zur «Geschichte der Dichtung und Sage», Bd. 5, Stuttg. 1870; über die Sage und alle ihre Bearbeitungen Bartsch in seiner «Ausgabe der alten Gedichte, der ältesten Bearbeitung und des Volksbuchs» (Wien 1869).

Herzohr, s. unter Herz, S. 167[b].

Herzpalpitationen, soviel wie Herzklopfen (s. d.).

Herzpochen, s. Herzklopfen.

Herzpuls, soviel wie Herzstoß (s. unter Herz, S. 168[b]).

Herzruptur, s. unter Herzentzündung.

Herzschlag, in der Physiologie soviel wie Herzkontraktion, Herzstoß (s. unter Herz, S. 168[b]); in der Pathologie soviel wie Herzlähmung (s. d.).

Herzschlechtigkeit, s. unter Dampf (in der Tierheilkunde).

Herzschwielen, s. unter Herzentzündung.

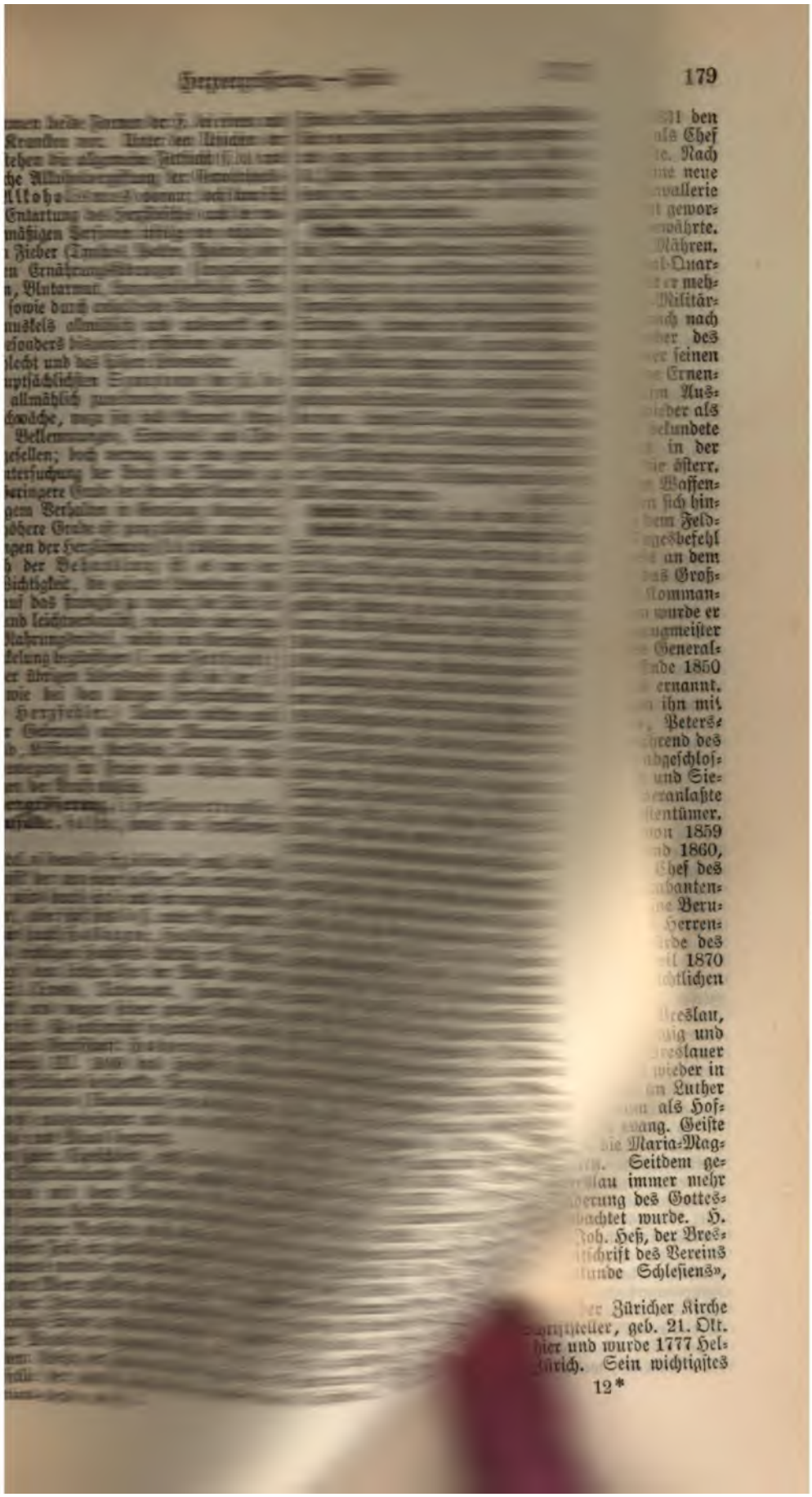
Herzstärkende Mittel (Cardiaca), solche Heilmittel, welche die gesunkene Lebensthätigkeit schnell, wenn auch nur vorübergehend, wieder zu wecken und zu erheben im Stande sind. Hierher gehören die Herzmorsellen, Herzpulver, Herzsyrupe und der äußerlich angewandte herzstärkende Balsam der ältern Medizin. Gegenwärtig bedient man sich zu diesem Zwecke mit Vorliebe des Weins und Cognacs, des starken Kaffees und Thees, des Kampfers und Äthers; bei manchen Herzkrankheiten bewirkt die Digitalis die beste Herzstärkung.

Herzstoß, s. unter Herz, S. 168[b].

Herztöne, s. unter Herz, S. 168[b].

Herzventrikel, soviel wie Herzkammer (s. unter Herz, S. 167[a] u. [b]).

Herzverfettung oder Fettherz (Cor adiposum), eine Herzkrankheit, welche in zwei wesentlich voneinander verschiedenen Formen auftritt, und zwar als einfache Fettanhäufung und Fettwucherung in der Umgebung des Herzens und Herzbeutels, wobei das Herz von einer mehr oder minder dicken gelblichen Fettschicht eingekapselt erscheint und so eine Beeinträchtigung seiner normalen Beweglichkeit erfährt, oder als eine allmählich sich entwickelnde fettige Entartung der eigentlichen Muskelsubstanz des Herzens, wobei die letztere blaß, gelblich verfärbt und mürbe wird und so die Fähigkeit verliert, sich in normaler Weise zusammenzuziehen und dadurch die physiol. Herzarbeit zu verrichten



12*

und mangelhaften Nachrichten über sein Leben ergibt, der Stifter oder das Haupt einer neuen Dichterschule gewesen zu sein, welche, im Unterschied von der Homerischen, einen didaktischen Charakter hatte. Eine Sage, die namentlich in einem eigenen Schriftchen aus späterer Zeit überliefert ist, ließ zu Chalkis einen poetischen Wettkampf zwischen Homer und H. stattfinden. H. soll im Heiligtum des Zeus Nemeios bei Naupaktos in Lokris einen gewaltsamen Tod gefunden haben, seine Gebeine aber nach dem böotischen Orchomenos, wo man noch in später Zeit sein Grab zeigte, gebracht worden sein. Unter den unter seinem Namen noch vorhandenen Dichtungen nimmt in Hinsicht der Bedeutsamkeit für die griech. Litteratur die «Theogonie» die erste Stelle ein, eine Zusammenstellung der frühesten Mythen und Spekulationen über die Abstammung der Götter und die Entstehung der Welt (Kosmogonie). Doch ist das Werk gewiß nicht von Einem Dichter verfaßt, sondern entweder geradezu als ein Aggregat aus verschiedenen Gedichten oder Bruchstücken von Gedichten oder wenigstens als ein mit Benutzung älterer Dichtungen komponiertes und nachmals erweitertes und vermehrtes Werk anzusehen. Vgl. Schömann, «Die H.sche Theogonie» (Berl. 1868); Flach, «System der H.schen Theogonie» (Lpz. 1874). An poetischem Gehalt wird dieses Gedicht durch ein zweites, mehr didaktisches, «Werke und Tage» betitelt, übertroffen, welches nicht nur Vorschriften über die Landwirtschaft, sondern auch Regeln der Lebensklugheit, über Erziehung, Hauswesen u. s. w. enthält. Dasselbe rührt in seinen Hauptteilen gewiß von H. selbst her, der darin mehrfach seinen Bruder Perses anredet, ist aber ebenfalls mit fremden Bestandteilen versetzt. Unter den übrigen, dem H. beigelegten, aber nur in Bruchstücken erhaltenen Dichtungen sind die bedeutendsten der «Katalog der Frauen» in drei Büchern und die «Eöen» in einem oder in zwei Büchern, welche mit dem Katalog zu einem Werke verbunden worden sind. Von diesem Werk ist ein größeres Bruchstück auf uns gekommen, welches einem selbständigen Gedicht von zweifelhafter Autorschaft, «Der Schild des Herakles», vorgesetzt ist. Gesamtausgaben der Gedichte und Fragmente lieferten Göttling (2. Aufl., Gotha 1844; 3. Aufl., herausg. von Flach, Lpz. 1878), Lehrs (zusammen mit den Fragmenten anderer Epiker, Par. 1840), Schömann (Lpz. 1869), Köchly (1870) und Flach (Berl. 1878). Von den zahlreichen Bearbeitungen der einzelnen Gedichte sind zu nennen die der «Theogonie» von Gerhard (Berl. 1856), Welcker (Elberf. 1865), Schömann (Berl. 1868), Flach (1873), der «Werke und Tage» von Vollbehr (Kiel 1844) und Lennep (Amsterd. 1844), des «Schildes des Herakles» von Fr. Ranke (Queblinb. 1840). Eine Sammlung der Bruchstücke des H. und einiger anderer Epiker (Eumelos, Kinäthon, Asios) hat Markscheffel (Lpz. 1840) veröffentlicht. Unter den deutschen Übersetzungen des H. sind die von J. H. Voß (nebst der Argonautika des sog. Orpheus, Heidelb. 1806), aus neuerer Zeit die von Eydt, Gebhardt und Uschner (Berl. 1865) hervorzuheben. Vgl. Schömanns in den «Opuscula academica» (2 Bde., Berl. 1857) gesammelte Arbeiten über H.; Steitz, «Die Werke und Tage des H.» (Lpz. 1869).

Hesione war die Tochter des Königs Laomedon von Troja. Als Poseidon ein verderbliches Seeungeheuer gesandt hatte, weil Laomedon ihm und Apollo den für die Erbauung der Mauern Troja bedungenen Lohn verweigerte, wurde H. von ihrem Vater dem Ungeheuer preisgegeben, nachdem ihm geweissagt worden war, daß nur so Befreiung von demselben zu erlangen sei. Herakles aber befreite H. um den den Göttern versprochenen Preis. Da jedoch Laomedon auch dem Herakles den Preis vorenthielt, zog Herakles später gegen Troja, eroberte die Stadt und tötete Laomedon und alle seine Söhne bis auf einen. H. aber überließ er dem Telamon, dem sie den Teukros gebar.

Hesperia ist der Name des 69. Asteroiden, s. unter Planeten.

Hesperiäden (Hesperiadae), oder Dickköpfe, sind eine Gruppe der Tagschmetterlinge, ausgezeichnet durch ihren plumpen Bau und die Eigentümlichkeit, in der Ruhe die Flügel nur halb aufgeklappt zu halten; die Raupen leben zwischen zusammengesponnenen Blättern. Von den mehrern hundert Arten, die sich besonders in Amerika und Europa finden, erreichen manche tropische bei großer Farbenpracht eine Flügelbreite von einigen Zoll. In den gemäßigten Gegenden sind diese Schmetterlinge unscheinbar und klein, meist braun, grau, schwarz mit weiß gezeichnet und gefleckt; von den etwa 30 europ. Arten ist eine der gemeinsten Hesperia malvarum, den Malven bisweilen schädlich, ferner sind häufig: H. alveolus, H. comma u. s. w.

Hesperiden waren nach Hesiod Töchter der Nacht, nach andern des Phorkys und der Keto, des Atlas, des Hesperus oder des Zeus und der Themis. Nach Apollodor gab es vier H.: Ägle, Erytheia, Hestia und Arethusa, nach Apollonius drei: Hesperе, Erytheis und Ägle, nach Diodor sieben. Sie bewachten mit dem hundertköpfigen Drachen Ladon in ihren Gärten die goldenen Äpfel, welche Hera (Juno) bei ihrer Verheiratung mit Zeus von der Gäa als Hochzeitsgeschenk erhalten hatte. Diese Gärten der Hesperiden waren nach Apollodor auf dem Atlasgebirge bei den Hyperboreern oder nach der ältesten Sage bei Hesiod im äußersten Westen. Jene Äpfel brachte Herakles dem Eurystheus, der sie ihm schenkte. Herakles gab sie der Athene, von der sie wieder an ihre vorige Stelle gebracht wurden.

Hesperides, Orangen, eine Ordnung der getrenntblätterigen Dikotyledonen, und zwar der bodenblütigen, Bäume oder Sträucher südl. Gegenden mit abwechselnden, zusammengesetzten oder einfachen Blättern, welche häufig mit einem Gelenk auf einem geflügelten Blattstiele befestigt, aber immer nebenblattlos sind. Die Blumenblätter sind frei oder miteinander verwachsen auf einer unterständigen Scheibe oder einem stielförmigen Blütenpolster. Staubgefäße sind so viele wie Blumenblätter oder in doppelter oder mehrfacher Zahl vorhanden, mit am Grunde verbreiterten, freien oder zu einem oder zu mehrern Bündeln verwachsenen Staubfäden. Fruchtknoten stehen frei, fünf- oder mehrfächerig, die Samenknospen im innern Winkel der Fächer tragend. Die Frucht ist eine Beere, eine sog. Pomeranzenfrucht (hesperidium) aus mehrern quirlständigen Karpellen gebildet, welche um eine centrale Achse gestellt sind und sich leicht zusammenhängen. Die Fruchthülle lederartig, mit zahlreichen Öldrüsen. (S. Citrus und Orangerie.)

Hesperien bezeichnet bei den alten Griechen gegen Westen gelegenen Länder, besonders In

amentlich auch bei den röm. Dichtern,
sche Halbinsel.
s *L.*, Kilte, eine zu den Cruciferen
flanzengattung, charakterisiert durch
ne Blumenblätter, eine Drüse zwischen
Staubgefäßen, eine am Grunde gabe-
nieder geschlossene Narbe und einen ge-
elch; die Schoten sind steif, die Samen
t dreieckig. Der Name ist insofern ein
er, als einige Arten erst abends zu
nen, unter diesen die in Deutschland
der zwischen Gebüsch, an Waldrändern
kommende H. matronalis, Frauen-
chtviole, eine ausdauernde Pflanze
hohen Stengeln und purpurnen oder
ei einer Varietät (var. candidissima)
Blumen. In den Gärten hochge-
wächse sind die viel niedrigern Varie-
füllten, namentlich die mit weißen, zu
en Trauben geordneten Blumen. Die
enden Varietäten pflanzt man durch
gefüllten durch Stecklinge, als welcher
nach der Blüte sich bildenden Seiten-
t. Sie verlangen einen schweren Bo-
as schattigen Standort. Eine sehr
rt ist die zweijährige Trauerkilte
in Ungarn und Niederösterreich einhei-
den Gärten kultiviert. Sie unter-
en der vorigen Art durch grüne vio-
Blumen und kürzere Schoten.
, Beiname der alten Stadt Berenice
naica.
um promontorium, Hesperisches
hieß bei den alten Römern die West-
, das jetzige Kap Verde.
s, der Abendstern, ward in den alt-
eitsgesängen als Führer des nächt-
gen gefeiert. Als man seine Iden-
n Morgenstern (Phosphoros, Lucifer,
nt, wurden auch die Sagen von jenem
ertragen, wie der eine sowohl als der
Stern der Aphrodite (Venus) heißt.
ng, daß der Morgen- und Abendstern
selbe Stern sei, schreibt Plinius dem
zu, andere dem Parmenides. Außer-
Vater der Hesperiden (s. d.).
r. Herm. Jos., Freiherr von), österr.
l, geb. 17. März 1788 zu Wien, trat
nrich in das Infanterieregiment Graf
rde aber bald dem General-Quartier-
geteilt, zu trigonometr. Arbeiten ver-
1809 als Oberlieutenant in denselben
chdem er sich bei Aspern und Wagram
gen des Erzherzogs Karl ausgezeichnet,
ser als Kapitänlieutenant in sein eige-
t, von welchem er 1813 als Hauptmann
General-Quartiermeisterstab gelangte
eneral Graf Bubna zugeteilt wurde.
sten Frieden von Paris ging er in be-
trägen nach Piemont, und beim Wie-
des Kriegs 1815 wurde er zum Major
nd im Hauptquartier des Fürsten
rg verwendet. Hierauf als Bataillons-
t zur Infanterie versetzt, wirkte er nach
g der polit. Unruhen in Oberitalien
ng als zweiter Militärkommissar in Pie-
J. 1822 rückte er zum Oberstlieutenant
29 erfolgte in besonderer Bevorzugung
nung zum Obersten und Regiments-
kommandanten. Als Radetzky im März 1831 den Oberbefehl in Italien erhielt, trat ihm H. als Chef des General-Quartiermeisterstabes zur Seite. Nach den Andeutungen Radetzkys entwarf er eine neue Manövrierinstruktion für Infanterie, Kavallerie und Artillerie, welche sich bei den berühmt gewordenen Herbstmanövern in Oberitalien sehr bewährte. Im J. 1834 wurde H. Brigadegeneral in Mähren. Nachdem ihm 1840 die Leitung des General-Quartiermeisterstabes übertragen worden, erhielt er mehrere Sendungen in Bezug auf die Bundes-Militärorganisation an süddeutsche Höfe, 1841 auch nach Berlin. Im J. 1842 wurde er Inhaber des 49. Infanterieregiments, welches für immer seinen Namen trägt. Sodann erfolgte 1843 seine Ernennung zum Feldmarschallieutenant. Beim Ausbruch der Revolution von 1848 trat H. wieder als Chef des Generalstabes zu Radetzky und bekundete sein hervorragendes strategisches Talent in der Vorbereitung der Operationen, welche die österr. Armee zum Siege führten. Er schloß den Waffenstillstand ab, nach welchem die Piemontesen sich hinter den Ticino zurückziehen mußten. In dem Feldzuge von 1849 erkannte Radetzky durch Tagesbefehl den großen Anteil seines Generalstabschefs an dem Siege bei Novara an. H. erhielt dafür das Großkreuz des Leopoldordens, 1850 auch das Kommandeurkreuz des Theresienordens. Außerdem wurde er zum Geheimrat, außer der Reihe zum Feldzeugmeister und gleichzeitig zum wirklichen Chef des General-Quartierstabes, sowie zum Freiherrn, Ende 1850 endlich zum Generalstabschef des Kaisers ernannt. In den J. 1851 und 1853 betraute man ihn mit militärischen Missionen nach Warschau, Petersburg und Berlin. Nachdem er 1854 während des Orientkriegs den Vertrag mit Preußen abgeschlossen, befehligte er sodann die in Galizien und Siebenbürgen aufgestellten Truppen und veranlaßte die Russen zur Räumung der Donaufürstentümer. Nach Beendigung des ital. Feldzugs von 1859 wurde er zum Feldmarschall befördert und 1860, unter Enthebung von seiner Stelle als Chef des Generalstabes, zum Hauptmann der Trabantengarde ernannt. Im J. 1861 erfolgte seine Berufung als lebenslängliches Mitglied in das Herrenhaus; 1862 ward er mit der Kanzlerwürde des Leopoldordens betraut. H. starb 13. April 1870 zu Wien. Vgl. «General H. in lebensgeschichtlichen Umrissen» (Wien 1855).

Heß (Joh.), erster evang. Prediger in Breslau, geb. 1490 zu Nürnberg, studierte zu Leipzig und Wittenberg, ward 1513 Sekretär des Breslauer Bischofs Johann Turzo, verweilte 1520 wieder in Wittenberg und schloß sich aufs engste an Luther und Melanchthon an. Er wirkte dann als Hofprediger des Herzogs von Öls im evang. Geiste und ward 1523 als Prediger an die Maria-Magdalenenkirche in Breslau berufen. Seitdem gewann die Reformation in Breslau immer mehr Boden, wenn auch in der Änderung des Gottesdienstes große Mäßigung beobachtet wurde. H. starb 1547. Vgl. J. Köstlin, «Joh. Heß, der Breslauer Reformator» (in der «Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Altertumskunde Schlesiens», Bd. 6 u. 12).

Heß (Joh. Jak.), Antistes der Züricher Kirche und angesehener theol. Schriftsteller, geb. 21. Okt. 1741 zu Zürich, studierte hier und wurde 1777 Helfer am Fraumünster zu Zürich. Sein wichtigstes

Werk ist die «Lebensgeschichte Jesu» (9. Aufl., Zür. 1823), eine erweiterte Umarbeitung der «Geschichte der drei letzten Lebensjahre Jesu» (6 Bde., Zür. 1768—73), der erste Versuch, eine wirklich pragmatische Geschichte des Lebens Jesu zu schreiben. Ferner schrieb er: «Gedanken eines Geistlichen, die beste Art, das Christentum zu verteidigen» (Zür. 1769), «Versuch von dem Reiche Gottes» (2 Tle., Zür. 1774; 3. Aufl. 1796), «Kern der Lehre vom Reiche Gottes» (Zür. 1819; 2. Aufl. 1826), «Die Apostelgeschichte» (Zür. 1775; 4. Aufl. 1820—22), «Geschichte der Israeliten vor den Zeiten Jesu» (Zür. 1788). Im J. 1795 wurde H. zum Antistes der Geistlichkeit des Kantons Zürich erwählt. Aus dieser Zeit stammen die Predigten: «Der Christ bei Gefahren des Vaterlandes» (3 Bde., Zür. 1808). H. starb 29. Mai 1828. Seine Schriften erschienen gesammelt als «Das H.sche Bibelwerk» (23 Bde.). Vgl. Escher, «J. J. Heß. Skizzen seines Lebens und seiner Ansichten» (Zür. 1837); Zimmermann, «Die Züricher Kirche nach der Reihenfolge ihrer Antistes» (Zür. 1878).

Heß (Karl Adolf Heinr.), ausgezeichneter Pferdemaler und Kupferstecher, geb. zu Dresden 1769, bildete sich daselbst durch das Studium der Natur und Meisterwerke der königl. Galerie, als Stecher aber bei Krüger und ging nach einem Aufenthalt in Berlin 1800 nach Wien, von wo aus er zu seinen Studien Reisen durch Rußland, Ungarn und die Türkei und 1825 auch nach England unternahm. In Wien war er eine Zeit lang Professor an der Akademie. Am berühmtesten sind sein großes Gemälde, den Durchmarsch der uralischen Kosaken durch Böhmen 1799 darstellend, ferner seine Studienblätter für Pferdeliebhaber, von ihm selbst radiert (1807), sein Pferdewerk (12 Blätter, 1807) und die von ihm in Lithographien herausgegebenen Pferdeköpfe in natürlicher Größe (Wien 1825). H. starb 3. Juli 1849 zu Wilhelmsdorf bei Wien. Er gilt als einer der größten deutschen Pferdemaler und seine Bilder sind auch in Beziehung auf Hintergrund und Menschenfiguren, sowie hinsichtlich ihrer Technik treffliche Genrebilder.

Heß (Karl Ernst Christoph), berühmter Kupferstecher, geb. 22. Jan. 1755 zu Darmstadt, widmete sich zuerst in Mannheim der Stempelschneidekunst. Durch eine Jagdscene, womit er einen für den Kurfürsten Maximilian III. von Bayern bestimmten Hirschfänger geziert hatte, erwarb er sich zuerst die Gunst desselben. Die Kupferstechkunst gründlich zu erlernen, ging er 1776 nach Augsburg. Im nächsten Jahre folgte er der Aufforderung, nach Düsseldorf zu kommen, um an dem großen Galeriewerke des Direktors Krahe mitzuarbeiten. Schon die von ihm gearbeitete erste Platte, nach Rembrandt, gefiel so, daß er 1780 zum Mitglied der Akademie gewählt wurde, worauf ihn der Kurfürst 1782 zum Hofkupferstecher und dann zum Professor an der Akademie ernannte. Im J. 1783 ging er nach München und 1787 nach Italien, wo er mit Goethe, Hirt, Mengs, Herder und Schlegel eine nähere Bekanntschaft knüpfte. Als 1789 der Engländer Green das düsseldorfer Galeriewerk fortzusetzen beschlossen hatte, wurden H. und Bartolozzi als Hauptmitarbeiter berufen. H. lieferte die Himmelfahrt der Maria, nach Guido Reni, den Marktschreier von G. Dow, ein Hauptblatt der Kupferstecherkunst, das Porträt Rubens' und das der Frau Rubens', welches letztere für das beste aller Stiche in punktierter Manier gilt. Auch seine Blätter in einer Reihe von Jahrgängen des Mohrschen Taschenbuchs, nach den besten Bildern der düsseldorfer Galerie, gehören zu den vorzüglichsten dieser Gattung. Noch sind zu erwähnen die heilige Familie nach Rafael und das in München vollendete berühmte Jüngste Gericht nach Rubens. Als die düsseldorfer Galerie und Akademie 1805 nach München verlegt wurde, erhielt auch H. wie der eine ehrenvolle Anstellung. Unter seinen dortigen Arbeiten sind zu erwähnen: der heil. Hieronymus, nach Palma, die Anbetung des göttlichen Kindes, nach van Eyck, die er in seinem Greisenalter stach, und seine letzte Arbeit, das Porträt des Königs Maximilian I., nach Stieler. H. starb zu München 25. Juli 1828. Unter seine Schüler gehören auch seine drei Söhne, Peter, Heinrich und Karl.

Heß (Peter), Schlachten- und Genremaler, der älteste Sohn des vorigen, geb. 29. Juli 1792 zu Düsseldorf, radierte bereits in seinem 10. Jahre einige Tierstücke. In München bildete er sich seit 1806 an der Akademie weiter; 1813—15 wohnte er im Generalstabe des Fürsten Wrede den Gefechten gegen die Franzosen bei und zeichnete mehrere Scenen an Ort und Stelle. Berühmt ist namentlich sein Gemälde: die Schlacht bei Arcis-sur-Aube (1817). Nachher machte er Reisen nach Wien, in die Schweiz und Italien. Von seinen Gemälden aus dieser und der nächsten Zeit sind die bekanntesten: die Überrumpelung eines franz. Depôts durch die Kosaken (1817); der Übergang über die Beresina; die Verteidigung der Kinzigbrücke bei Hanau durch den General von Pappenheim; ein Scharmützel zwischen franz. Dragonern und österr. Husaren; die donischen Kosaken mit gefangenen franz. Bauern; der Morgen in Partenkirchen; ein Biwak österr. Truppen (1823); der walach. Pferdefang; das Gefecht im Engpaß bei Bodenbühl an der tiroler Grenze, ein Bild von größern Dimensionen und bis ins kleinste Detail ausgeführt; endlich das Gefecht bei Wörgel in Tirol (1832). Im J. 1833 begleitete er den König Otto nach Griechenland, um dessen Einzug in Nauplia zu zeichnen und dann in einem Gemälde auszuführen, das 1835 vollendet in die Neue Pinakothek gelangte. H. verbrachte neun Monate in Griechenland, wo er unter anderm auch die Landung der bayr. Truppen und die Huldigung König Ottos malte. Im J. 1839 folgte H. einem Rufe des Kaisers von Rußland nach Petersburg und Moskau und malte in acht großen Schlachtenbildern die Ereignisse des J. 1812. Später führte er die Schlacht bei Leipzig für den König Max von Bayern aus. H. war bayr. Hofmaler und Mitglied der königl. Akademien zu Berlin, München, Wien und Petersburg. Mit Quaglio stiftete er den Kunstverein in München, woselbst er 4. April 1871 starb. Er gilt mit Recht als einer der ersten Kriegsepisodenmaler der Neuzeit, ohne zum eigentlichen Schlachtenmaler den Beruf zu haben. Sein Kolorit ist übrigens ziemlich matt, seine Komposition klar und tief gedacht. Die Staffage wie das Landschaftliche sind in allen seinen Arbeiten mit gleicher Meisterschaft behandelt.

Von seinen Söhnen bildete sich der ältere, Eugen H. (geb. 25. Juni 1824 in München, gest. 21. Nov. 1862 daselbst), unter des Vaters Leitung und auf der münchener Akademie zum Genremaler, ging dann nach Brüssel, wo er in die Fußstapfen der neuen belg. Schule trat. Seine Richtung war

der Jagd- und Kriegsſcenen, ſein beſtes Schwedenüberfall bei Dachau (in der kothek in München). — Max H., der n (geb. 15. Okt. 1825 in München, geſt. 8 im Bade Lippſpringe), war anfangs Vaters Schüler, vervollkommnete ſich ſſeldorf und Paris und nahm darauf ſeinen Wohnſitz. Er entwickelte als gentlichen Sinne keine ſehr ernſte Thä- te aber als geiſtreicher und geſchmack- garur und Dekorateur bei den berühm- ſeiten in Düſſeldorf.

r. Maria von), Hiſtorien- und Freſko- er von Peter H., geb. 19. April 1798 f, wurde zuerſt von ſeinem Vater, dann ſeit 1813 an der münchener Akademie tenmalerei gebildet. Schon ſein erſtes Bild, eine Grablegung, erregte allge- kennung. Nach einer Reihe kleinerer der bibliſchen Hiſtorie folgte ein grö- de, eine heilige Familie, 1817 in Mün- ält, welches ihm mehrere Beſtellungen eten Königin Karoline von Bayern Nachdem er durch die Darſtellung t, durch ein ſinniges Bild: Glaube, ung (in der Leuchtenbergſchen Samm- heil. Lukas, der die Madonna malt, ung in der Theatinerkirche, heilige Fa- ſitz des Königs von Preußen) u. ſ. w. och erhöht, ging er 1821 mit Unter- Königs von Bayern nach Rom, wo er weilte und ſein großes, von dem Ein- s zeugendes Gemälde Apollo und die ausführte, das ſowohl in Rom wie in t Enthuſiasmus aufgenommen wurde. ward er als Profeſſor an die Akademie n berufen, und zugleich erhielt er den ie artiſtiſche Leitung der Glasmalerei- elche ein Jahr darauf erſtand, zu über- Um hier eine ernſte künſtleriſche Rich- egründen, zeichnete H. ſelbſt 1826 die den Fenſtern des regensburger Doms. ielt er nur die obere Anordnung und Anſtalt in Händen. Er entwarf ferner mälde der 19 großen Fenſter in der München (bis 1837), ſowie die dem von König Ludwig I. geſchenkten 4 Fen- freskomaler ſchmückte er 1827—37 die kirche mit 67 ſchönen Gemälden auf 1838—45 die Baſilika des heil. Boni- erſelbe enthält nebſt den beiden Seiten- en 64 Kompoſitionen größtenteils über- r Bilder, von denen 22, als Fries um der Kirche gelegt, das Leben des heil. darſtellen. Dieſe Gemälde ſind von monieſcher Wirkung in dem ſchönen aus- und ſtilvollen Gebäude. Sie wurden m Kloſterrefektorium befindlichen großen gegen Ende des J. 1846 vollendet. ndete ſich H. wiederum der Ölmalerei zu unter anderm ein großes, durch hohe ſchheit ausgezeichnetes Altarbild aus: mit vier Heiligen, welches König Lud- ein Gedächtnisbild der vier von ihm in bauten Kirchen für die Neue Pinakothek atte. An der Vollendung eines Abend- roßen Dimenſionen, ebenfalls für König ſtimmt, hinderte ihn ſein 29. März 1863 Tod. H.' Kompoſitionen ſind von ein- facher, ruhiger Anordnung. Auch als Porträt- maler erwarb er ſich einen wohlverdienten Ruf. In der letzten Zeit war er auch Direktor der königl. vereinigten Sammlungen zu München.

Heß (Karl), Genremaler, des vorigen jüngerer Bruder, geb. 1801 zu Düſſeldorf, widmete ſich zu- nächſt dem Radieren und Kupferſtechen und ra- dierte namentlich ein kleines Blatt nach Oſtade, den geldzählenden Bauer, folgte aber in München bald ſeiner Neigung zur Malerei, in der er ſich, nachdem er durch eine tüchtige Zeichnung, den Che- ruskerbund gegen die Römer vorſtellend, in der hi- ſtor. Darſtellung einen Verſuch gemacht, vorzüglich den ländlich-idylliſchen Scenen hingab. Als Vor- bilder galten ihm Wagenbauer und ſein Bruder Peter H., doch fand er ein ſpezielles Lieblingsgebiet in der Darſtellung freundlicher Motive aus dem Leben in den Alpen. Im J. 1835 malte er ein größeres Tierſtück, Kühe, Ziegen und Schafe auf der Höhe des Starnbergerſees darſtellend, das zu ſeinen beſten Werken gehört. Bilder von ihm kom- men ſonſt nicht häufig vor. H. hatte früher ſeinen Wohnſitz meiſt in München. Er ſtarb 16. Nov. 1874 zu Reichenhall.

Heß (Ludw.), trefflicher Landſchaftsmaler, geb. in Zürich 16. Okt. 1760, war der Sohn eines Flei- ſchers und für das Handwerk des Vaters erzogen, wendete ſich aber bald der Malerei zu und erwarb ſich in kurzer Zeit einen im Vaterlande wie im Auslande geachteten Namen. Im J. 1794 wurde ihm endlich ſein Wunſch, Italien zu ſehen, erfüllt. Doch ſchon nach zwei Monaten mußte er in die Heimat zurückkehren, wo ihn 1798 die Zeitverhält- niſſe nötigten, um des täglichen Unterhalts willen den größten Teil ſeiner Zeit auf das Kupferätzen zu verwenden. Er ſtarb 13. April 1800. Haupt- ſächlich waren die Alpenmaſſen die Gegenſtände ſeines Studiums; aber auch andere Gegenden nahm er auf, ſtets anmutige und paſſende Staffagen in den Rahmen ſeiner Kompoſitionen einfügend. Treue, fleißige Darſtellung, Harmonie, herrliches Kolorit, gefällige Keckheit des Pinſels charakteri- ſieren ſeine Bilder, die faſt durch ganz Europa zer- ſtreut ſind, wie es denn auch viele Zeichnungen und geätzte Blätter von ihm gibt. Von ſeinen Meiſterſtücken ſind zu nennen: der Montblanc, der Alpenmorgen, der Abend am Lago-Maggiore, der Alpenſee des glarner Murgthals, der Grütli und Tells Kapelle in der hohlen Gaſſe. Vgl. Meyer, «Biographie von Ludwig H.» (Zür. 1800).

Heß (Richard Alexander), Forſtmann, geb. 23. Juni 1835 zu Gotha, beſuchte die Gymnaſien zu Coburg und Gotha, ſtudierte in Aſchaffenburg und Göttingen, trat 1858 in gothaiſche Forſtdienſte, wurde 1868 Forſtkommiſſar in Ohrdruf und noch in demſelben Jahre als ord. Profeſſor an die Uni- verſität Gießen berufen. Sein Hauptwerk iſt «Der Forſtſchutz» (Lpz. 1878). Außerdem ſind zu nennen: «Der forſtwiſſenſchaftliche Unterricht an der Uni- verſität Gießen in Vergangenheit und Gegenwart» (Gieß. 1881), «Lebensbilder hervorragender Forſt- männer» (Berl. 1882), «Die Eigenſchaften und das forſtliche Verhalten der wichtigern in Deutſchland vorkommenden Holzarten» (Berl. 1883).

Heſſe (Adolf Friedr.), Orgelſpieler und Kom- poniſt, geb. 30. Aug. 1809 zu Breslau als Sohn eines Orgelbauers, war von 1831 bis zu ſeinem Tode (5. Aug. 1863) erſter Organiſt an der Haupt- kirche zu St. Bernhard in ſeiner Vaterſtadt und

erwarb sich als Orgelvirtuose großen Ruf. Er veröffentlichte außer andern Kirchen- und Instrumentalwerken viele Kompositionen für sein Instrument, die zu den besten der neuern Zeit gehören.

Hesse (Ludw. Otto), Mathematiker, geb. 22. April 1811 zu Königsberg, wo er auch studierte und sich 1840 habilitierte. Als ord. Professor wurde er 1856 nach Heidelberg und 1868 an das Polytechnikum nach München berufen. Er starb 4. Aug. 1874 in München. H.s Forschungen betrafen meist die analytische Geometrie und sind größtenteils in Crelles Journal niedergelegt. Außerdem veröffentlichte er unter andern: «Vorlesungen über analytische Geometrie des Raums» (3. Aufl., Lpz. 1876), «Vorlesungen aus der analytischen Geometrie der geraden Linie, des Punktes und des Kreises» (2. Aufl., Lpz. 1873).

Hesse (Nicolas Auguste), franz. Historienmaler, geb. 1795 zu Paris, ward Schüler von Gros und erwarb 1818 den röm. Preis für Malerei. Aus Rom nach Paris zurückgekehrt, beschäftigte er sich vorzüglich mit Historienmalerei und besonders mit kirchlicher Freskomalerei. Man sieht von ihm Wandgemälde in Notre-Dame de Lorette (1835), Notre-Dame de Bonne-Nouvelle (1840) und St.-Pierre zu Chaillot. Im J. 1863 wurde er an Stelle von Delacroix Mitglied der Akademie. Hervorragend sind H.s Wandmalereien im Hôtel de la Ville und sein Ölgemälde im Louvre: Madonna am Grabe des Heilands. Seine frühere Zeit, wo ihn der Geist Gros' leitete, war mehr den Darstellungen der Geschichte gewidmet, später führte ihn das Vorbild Ingres' auf die Bahn religiöser Malerei. H. starb zu Paris 14. Juni 1869.

Jean Baptiste Alexandre H., franz. Historienmaler, Neffe des vorigen, geb. 30. Sept. 1806 zu Paris, hatte seinen Vater Henri H. und den Baron Gros zu Lehrern. Tizians Leichenbegängnis, seine Erstlingsarbeit in der Ausstellung von 1833, verschaffte ihm viele Freunde und einen angesehenen Namen. Seitdem lieferte er kunstvoll komponierte Bilder von warmem, obwohl etwas trockenem Kolorit und stilgemäßem Charakter: Leonardo da Vinci (1836), der Tod Heinrichs IV. (1838), der Kaiser Alexius Komnenus adoptiert den Gottfried von Bouillon (1840, im Museum zu Versailles), Triumph des Vittore Pisani (1847, im Luxembourg) u. s. w. Außerdem verfertigte er gute Wandgemälde in St.-Séverin (Kapelle Ste.-Geneviève, 1852) und St.-Sulpice (Kapelle St.-François de Sales, 1855). H. wurde 1867 Mitglied der Akademie. Er starb zu Paris 7. Aug. 1879.

Hesse-Wartegg (Ernst von), österr. Reisender und Schriftsteller geb. 21. Febr. 1851 zu Wien, bereiste Westindien und Nordamerika, 1876 das Felsengebirge, 1880 Marokko, Algerien und Tunis. Er schrieb: «Die Werkzeugmaschinen der Neuzeit» (Lpz. 1874), «Der unterseeische Tunnel zwischen England und Frankreich» (Lpz. 1875), «Atlantische Seebäder» (Wien 1878), «Prairiefahrten» (Wien 1878), «Mississippifahrten» (Lpz. 1881), «Tunis; Land und Leute» (Wien 1882). In Verbindung mit Udo Brachvogel, Bret Harte und vielen andern gab er heraus: «Nordamerika, sein Land und seine Leute» (4 Bde., Lpz. 1879).

Hesselberg, isolierter Bergrücken im fränk. Jura in Bayern, östlich von Dinkelsbühl, 713 m hoch, teilt sich in den westlichen oder großen H. und den östlichen H. oder Schlößleinsluck.

Hessen als Jagdausdruck sind die starken Sehnen über dem Knie der Hinterläufe des Wildes. Einhessen heißt zwischen dem Knochen und der Hesse eine 4—6 cm lange Öffnung schärfen und durch dieselbe den andern Hinterlauf durchstecken. Es ist besonders bei kleinerm Wild, Hasen, Kaninchen, Füchsen u. dgl., gebräuchlich. In manchen Gegenden heißen die H. auch Heesen oder Hechsen.

Hessen, ein alter deutscher Volksstamm, welcher in früherer Zeit den Namen Katten (s. d.) führte und in dem heutigen Ober- und Niederhessen ansässig wurde, auch von da aus sich südlich in das Grabfeld und östlich nach Thüringen hinein verbreitete. Mit den Römern kamen sie 15 n. Chr. in Berührung, wo Germanicus ihren Hauptort Mattium (Groß- und Kleinmaden bei Gudensberg) zerstörte. Im Laufe der folgenden Jahrhunderte verloren sich die Katten in dem großen Frankenbunde, und durch die Auswanderung der Franken nach Belgien und Gallien wurde das Hessenland zum Teil entvölkert, wovon die Folge war, daß die Sachsen in den seitdem sog. sächsischen Hessengau vordrangen. Die übrigen vorzüglichern Gaue in H., welche schon durch Bonifacius und seine Schüler, die Stifter der Abteien Amöneburg, Fulda, Hersfeld und des bald wieder aufgehobenen Bistums Buraburg, kultiviert wurden, waren der fränk. Hessengau und der Oberlahngau. Sie wurden unter der Herrschaft der fränk. Könige durch Grafen regiert, von denen bei weitem die mächtigsten, die Konradinger, zur Zeit des Falls der Karolinger in Konrad I. zur herzogl. Gewalt über Franken und bald auf den deutschen Königsthron gelangten. Obschon nach dem kinderlosen Tode Konrads und seines Bruders Eberhard das fränk. Herzogtum keineswegs einging, so erstreckte sich doch die herzogl. Gewalt fortan nicht mehr über H., wo seitdem mehrere herrschende Grafen und Dynastengeschlechter nebeneinander auftraten, wie die Werner, die Grafen von Ziegenhain, von Felsberg, Schaumburg, Wittgenstein, Waldeck, Battenberg, Dassel u. s. w. Unter allen aber ragten hervor die Gisonen, Grafen von Gudensberg. Durch Heirat mit der Erbtochter des letzten derselben, Gisos IV., erhielt Landgraf Ludwig I. von Thüringen die Grafschaft Gudensberg, und alle hess. Großen erkannten ihn als ihren Landesoberherrn an. Als 1247 mit Heinrich Raspe der thüring. Mannsstamm ausstarb, machte seine Nichte, Sophia, die Tochter Landgraf Ludwigs des Frommen und Gemahlin Herzog Heinrichs von Brabant, auf das Erbe Thüringen samt H. Anspruch und kam nach langjährigen Kämpfen mit ihrem Nebenbuhler, dem Markgrafen Heinrich dem Erlauchten von Meißen, Heinrich Raspes Schwestersohn, kraft Vertrag von 1263 wenigstens in den Besitz von H. Sophias Sohn, Heinrich I., das Kind, der Stammvater des noch gegenwärtigen hess. Hauses, nahm seinen Sitz zu Kassel, der alten Residenz der Konradinger, behielt die aus der mütterlichen Erbschaft beanspruchte landgräfl. Würde bei und wurde in dieser Eigenschaft als Reichsfürst anerkannt. Sein unmittelbares Besitztum, die Grafschaft Gudensberg, war noch klein und seine Fürstengewalt in dem in viele gräfl. und dynastische Territorien zerstückelten Hessenland sehr eingeschränkt; allein seine Nachkommen brachten allmählich alle die vereinzelten Territorien an sich und erwarben auch außerhalb H. an

Mittelrhein bedeutende Besitzungen. Ihre Ansprüche auf Brabant blieben aber erfolglos.

Heinrichs I. Söhne, Otto und Johann, nahmen indes 1309 eine Erbteilung vor; da aber letzterer bald nachher kinderlos starb, so kamen die Lande wieder zusammen. Ottos Sohn, Heinrich II. oder der Eiserne (1328—77), erwarb Treffurt, einen Teil der Herrschaft Itter, die Hälfte von Schmalkalden u. s. w. und hinterließ, als er in seinem 80. Jahre starb, die Landgrafschaft seinem Urenkelsohn Hermann (1377—1413), der Gelehrte genannt. Hermann hatte unter der zahlreichen Ritterschaft seines Landes wenig Freunde. Mehrere Vereine bildeten sich wider ihn, und die Bünde der Sternritter, der Gesellen der alten Minne, der Falkner, der Hörner, der Ritter vom grimmigen Löwen in der Wetterau und der Flegler machten ihm nicht wenig zu schaffen. Die Streitigkeiten wegen Mainz verwickelten ihn mit Erzbischof Adolf von Nassau in Kampf, verschafften ihm aber die Schutzgerechtigkeit über die Abtei Hersfeld; auch erwarb er käuflich die Hälfte der Grafschaft Lisberg und die Herrschaft Wolkersdorf. Da seine ältern Söhne bereits vor ihm verstorben waren, so folgte ihm der jüngste, Ludwig I. oder der Friedsame (1413—58), der Ziegenhain und Nidda erwarb und die Vogtei über Korvei und die Lehnsherrlichkeit über Waldeck erhielt. Von seinen vier Söhnen teilten sich Ludwig und Heinrich III. in das väterliche Erbe. Ludwig II. oder der Freimütige (1458—71) erhielt Niederhessen mit Kassel, Heinrich III. oder der Reiche (1458—83) Oberhessen mit Marburg. Ein zwischen ihnen wegen dieser Teilung entstandener Krieg endigte damit, daß Ziegenhain mit Oberhessen vereinigt wurde. Für Ludwigs II. minderjährige Söhne, Wilhelm I. oder den Ältern und Wilhelm II. oder den Mittlern, übernahm deren Oheim, Heinrich III., die vormundschaftliche Regierung, der durch Heirat die Grafschaft Katzenellnbogen, deren oberer Teil den Kern des nachmaligen hessen-darmst. Gebietes bildet, an H. gebracht hatte. Bei seinem Tode trat Wilhelm I. in Niederhessen und zwei Jahre später Wilhelm II. in seinem Anteil die Regierung an. Heinrichs III. Nachfolger in Oberhessen wurde sein Sohn Wilhelm III. oder der Jüngere (1483—1500). Wilhelm I. wurde auf der Rückkehr aus Palästina blödsinnig, mußte deshalb 1493 die Regierung aufgeben, die, da er keine männlichen Erben hatte, auf seinen Bruder Wilhelm II. überging, und starb 1515. Als nun auch Wilhelm III. 1500 kinderlos starb, sah sich Wilhelm II. im alleinigen Besitz der gesamten hess. Lande, welche er 1509 seinem fünfjährigen Sohne, Philipp I., dem Großmütigen, hinterließ. Während Philipps Minderjährigkeit wurde H. zuerst von einem aus dem Adel gebildeten Landregiment, sodann von der Landgräfin-Mutter in Verbindung mit den Landständen regiert. Die Unruhen in Deutschland veranlaßten aber den Kaiser Maximilian I., den jungen Landgrafen schon 1518 für volljährig zu erklären. Er nahm großen Anteil an dem Bauernkriege, sowie an der Reformation und den Kämpfen des Schmalkaldischen Bundes. Mit den Gütern der eingezogenen Klöster stattete er die von ihm 1527 gegründete Universität zu Marburg aus. Er starb 1567 und hatte zufolge eines Testaments von 1562 seine Lande unter seine vier Söhne geteilt. Wilhelm IV. erhielt die Hälfte des Länderbestandes mit Kassel, Ludwig IV. ein Viertel mit Marburg, Philipp II. ein Achtteil mit Rheinfels, Georg I. ein Achtteil mit Darmstadt. Da aber Philipp II. 1583 und Ludwig IV. 1604 ohne Erben starben, so blieben nur die beiden Hauptlinien Hessen-Kassel (s. d.) und Hessen-Darmstadt. (S. Hessen.) Vgl. Landau, «Beschreibung des Hessengaues» (Kass. 1856); Teuthorn, «Ausführliche Geschichte der H.» (11 Bde., Frankf. 1777—80); Wenck, «Hess. Landesgeschichte» (3 Bde., Frankf. a. M. 1785—1803); Rommel, «Geschichte von H.» (10 Bde., Gotha 1820—58).

Hessen, bis 1866 Hessen-Darmstadt genannt, ein zum Deutschen Reiche gehöriges Großherzogtum, besteht aus zwei durch preuß. Gebiet getrennten Teilen, deren nördlicher die Provinz Oberhessen, deren südlicher die durch den Rhein getrennten Provinzen Starkenburg und Rheinhessen umfaßt. Letzterer grenzt nördlich an Preußen, südlich an Baden, östlich an Bayern und Baden, westlich an die Rheinpfalz und Rheinpreußen. Der nördl. Teil ist ganz von preuß. Gebiet umschlossen. Von diesen Hauptteilen abgesondert sind elf Enklaven in Baden und Preußen. Der Flächeninhalt des ganzen Landes beträgt 7681,18 qkm, von welchen auf Oberhessen 3288,01, auf Starkenburg 3018,99, auf Rheinhessen 1374,13 qkm kommen. Der Boden ist mannigfaltig; in Starkenburg westlich und nördlich eben, östlich gebirgig; Rheinhessen ist Hügelland und Oberhessen teils gebirgiges, teils wellenförmiges Hügelland. In Oberhessen erhebt sich der Vogelsberg (Basalt) und eine Verzweigung des Taunus. Den höchsten Punkt bildet im Vogelsberg der 783 m hohe Taufstein. In Starkenburg erhebt sich im Südosten der Odenwald, dessen höchste Punkte die Seidenbucher Höhe (598 m), der Hardberg bei Siedelsbrunn (594 m) und der Melibokus bei Zwingenberg (520 m) sind. In Rheinhessen bildet im Südwesten der zum Hardtgebirge gehörige Eichelberg bei Fürfeld (320 m) den höchsten Punkt. So verschieden wie der Boden ist auch das Klima des Landes; am mildesten in den Rhein- und Maingegenden, am rauhesten im Vogelsberg. Die Gewässer des Landes gehören den Stromgebieten des Rheins und der Weser an. Der Hauptfluß ist der Rhein; von seinen Nebenflüssen gehören H. ganz oder zum Teil an: der Neckar, die Weschnitz, die Modau, der Main mit der Mümling, der Gersprenz und der Nidda, die Lahn, sowie am linken Ufer einströmend die Selz und die Nahe. Zum Wesergebiet gehören die Schlitz und die Schwalm, welche in die Fulda fließen.

Die Bodenkultur wird durch die Landeskulturinspektion, durch landwirtschaftliche Vereine unter Oberleitung einer Centralstelle für Landwirtschaft, Lehrinstitute, insbesondere die in jedem Kreise bestehenden Ackerbauschulen u. s. w. kräftig gefördert. Von der gesamten Bodenfläche sind 49,9 Proz. Ackerfeld und Gärten, 13,1 Wiesen und Weiden, 1,3 Weinberge, 31,3 Wald, also 95,6 Proz. produktive Fläche. Die wichtigsten Naturprodukte des Landes sind Getreide aller Art, besonders in der Rhein- und Maingegend und in der Wetterau, Hülsenfrüchte, Kartoffeln, Rüben, Raps, Mohn, Tabak, besonders in den Kreisen Bensheim und Heppenheim, Flachs, Obst und Wein, vorzugsweise in Rheinhessen und an der Bergstraße. Die Hauptorte in Rheinhessen für weiße Weine sind: Nierstein, Büdesheim, Bingen, Oppenheim, Worms (Liebfrauenmilch, Luginsland, Kater-

löcher), Dienheim, Laubenheim, Hohnheim u. s. w.; für Rotweine: Ober- und Nieder-Ingelheim, Heidesheim. Der gesamte Weinertrag belief sich 1875 (einem guten Weinjahr) auf 547027 hl. Die Viehzucht ist ansehnlich, namentlich für Rindvieh und Schweine. Die Pferdezucht hat sich bedeutend gehoben, namentlich in der Wetterau und einzelnen Distrikten der Provinz Starkenburg. Der Bergbau ist nur in Oberhessen von Bedeutung und liefert Braunkohlen, Eisen- und Manganerze. Salinen sind in Wimpfen, Theodorshall bei Kreuznach, Nauheim in Oberhessen und Salzhausen. Größere Torflager finden sich in Starkenburg, ebendort auch Thonlager und zahlreiche Steinbrüche (bei Auerbach ein Marmorbruch). Das Gewerbewesen, für das die Centralstelle für Gewerbe in Darmstadt mit zahlreichen Zweigvereinen an allen bedeutendern Orten (Lokalgewerbevereinen), sowie die Handelskammern thätig sind, steht überall in hoher Blüte. Hauptindustrie-Erzeugnisse sind: lackiertes und gefärbtes Leder (vorzugsweise in Worms, Mainz und Offenbach), Schuhwaren, Luxusmöbel (besonders in Mainz), Portefeuillewaren (in Offenbach), Tabak und Cigarren (Bensheim, Bingen, Darmstadt, Gießen), chem. Fabriken (Darmstadt und Pfungstadt), Hüte (Darmstadt), Maschinen (Darmstadt), Bier (Pfungstadt, Mainz, Gießen), Leinen, Tapeten (Darmstadt), Wagen (Mainz) u. s. w. Besonders industriereich sind Mainz, Offenbach und Worms. Förderungsmittel des Handels sind: die Bank für Handel und Industrie, die Bank für Süddeutschland in Darmstadt, die Reichsbank mit Hauptstelle in Mainz, Agenturen in Darmstadt, Offenbach, Worms und Gießen, die Handelskammern in Bingen, Darmstadt, Gießen, Mainz, Offenbach und Worms, Straßen und Eisenbahnen. Die Länge der (1883) im Betrieb befindlichen Eisenbahnen beträgt 976,64 km, wovon 270,73 auf Staatsbahnen und 706,41 km auf Privatbahnen kommen. Staatsbahnen sind die Main-Neckar-Bahn (Preußen, Hessen und Baden gemeinsam gehörig), die Main-Weser-Bahn (Preußische Staatsbahn) und die Oberhessischen Eisenbahnen Gießen-Fulda und Gießen-Gelnhausen (H. gehörig); Privatbahn ist die Hessische Ludwigsbahn mit den Linien Mainz-Worms, Mainz-Frankfurt a. M., Mainz-Bingen, Mainz-Darmstadt-Aschaffenburg, Worms-Alzey-Bingen, Mainz-Alzey, Frankfurt-Mannheim, Frankfurt-Hanau-Eberbach a. R., Darmstadt-Wiebelsbach-Heubach, Darmstadt-Worms, Frankfurt-Aschaffenburg, Worms-Bensheim, Worms-Lampertheim.

Die Bevölkerung belief sich 1880 auf 936340 E., von denen 394574 auf Starkenburg, 264614 auf Oberhessen, 277152 auf Rheinhessen kommen; der Konfession nach sind 630886 evangelisch, 269384 römisch-katholisch, 26746 mosaisch, 3133 deutschkatholisch und freireligiös, 698 Mennoniten u. s. w. Für die geistige Kultur der Bewohner geschieht viel durch treffliche Unterrichtsanstalten. Von den im Ersatzjahr 1882—83 eingestellten 2609 hess. Unterthanen waren 7 oder 0,27 Proz. ohne Schulbildung. Außer den Volksschulen bestehen zahlreiche Fortbildungsschulen, 7 Gymnasien, 4 Realschulen erster, 12 zweiter Ordnung; Landesuniversität ist Gießen. Außerdem bestehen eine technische Hochschule in Darmstadt, ein Predigerseminar in Friedberg, ein bischöfl. Seminar in Mainz, zwei Schullehrerseminarien (in Friedberg und Bensheim), Industrie-, Handels-, Handwerkerschulen u. s. w., die Hofbibliothek und das Museum in Darmstadt, sowie mehrere wissenschaftliche und Kunstvereine.

Nach der Verfassung vom 17. Dez. 1820 ist das Großherzogtum H. eine unteilbare konstitutionelle Monarchie. Die Regierung ist in dem großherzogl. Hause erblich nach Erstgeburt und Linealfolge aus ebenbürtiger Ehe, auch in Ermangelung eines erbberechtigten Prinzen in der weiblichen Linie. Der Großherzog führt den Titel Großherzog von Hessen und bei Rhein, mit dem Prädikat Königliche Hoheit, welches Prädikat auch dem jedesmaligen Erbgroßherzog im Aug. 1844 zuerkannt wurde, während gleichzeitig die nachgeborenen Prinzen und Prinzessinnen das Prädikat Großherzogliche Hoheit erhielten. Der Großherzog bezieht eine Civilliste von 1096288 Mark, welche gleich den übrigen Bedürfnissen des Hofs auf die als Familieneigentum anerkannten zwei Drittel der Domänen reduziert ist. Der Erbgroßherzog und die Prinzen erhalten besondere Apanagen und die Prinzessinnen eine Aussteuer. Die Landesvertretung tagt in zwei Kammern, über deren Zusammensetzung das Gesetz vom 8. Nov. 1872 neue Bestimmungen enthält. Die Erste Kammer besteht aus den Prinzen des großherzogl. Hauses, den Häuptern der standesherrlichen Familien, dem Senior der freiherrlichen Familie von Riedesel, dem prot. Prälaten, dem kath. Landesbischof, dem Kanzler der Landesuniversität, zwei von dem angesessenen Adel aus seiner Mitte gewählten Mitgliedern und aus höchstens 12 vom Großherzog auf Lebenszeit berufenen ausgezeichneten Staatsbürgern. Die Zweite Kammer besteht aus 10 Deputierten der acht größern Städte (Darmstadt 2, Mainz 2, Gießen, Offenbach, Friedberg, Alsfeld, Worms, Bingen je 1) und 40 Abgeordneten der kleinern Städte und Landgemeinden. Die Ernennung der Abgeordneten erfolgt durch indirekte Wahl auf sechs Jahre. Der Großherzog beruft wenigstens alle drei Jahre die Ständekammern, vertagt, löst oder schließt sie. Ohne Zustimmung der Stände kann kein Gesetz gegeben, aufgehoben oder abgeändert, sowie weder eine direkte noch eine indirekte Steuer ausgeschrieben werden. Das Finanzgesetz wird auf drei Jahre gegeben und zuerst der Zweiten Kammer vorgelegt. An der Spitze der Verwaltung steht das Staatsministerium. Innerhalb desselben bestehen zwei Ministerien, eins für das Innere und die Justiz und eins für die Finanzen. Der Staatsminister ist Präsident des Staatsministeriums und zugleich Minister des großherzogl. Hauses und des Äußern. Das Ministerium des Innern und der Justiz zerfällt in die Sektion für die innere Verwaltung und für die Justizverwaltung. In der erstern Sektion bestehen die Abteilungen für Schulangelegenheiten und für öffentliche Gesundheitspflege, bei dem Ministerium der Finanzen diejenigen für Bauwesen, Forst- und Kameralverwaltung, sowie für das Steuerwesen. Über Verwaltungsstreitigkeiten entscheidet der oberste Verwaltungsgerichtshof. An der Spitze jeder Provinz steht eine Provinzialdirektion, an der Spitze eines jeden der 18 Kreise ein Kreisamt. Jeder Kreis sowie eine jede Provinz bildet einen Verband zur Selbstverwaltung ihrer Angelegenheiten. Für jeden Kreis besteht unter dem Vorsitz des Kreisrats ein Kreistag, dessen Mitglieder zu einem Drittel

den Höchstbesteuerten, zu zwei Dritteln von Bevollmächtigten der Gemeindevorstände auf 3 Jahre gewählt werden, von denen aber nach 3 Jahren die Hälfte ausscheidet. Die Verwaltung leitet der vom Kreistag erwählte Kreisausschuß. In ähnlicher Weise besorgt ein Provinzialrat und ein Provinzialausschuß unter dem Vorsitz des Provinzialdirektors die Verwaltung der Angelegenheiten der Provinz. Die Justiz ist von der Verwaltung getrennt. Die oberste Leitung des Justizwesens führt das Justizministerium. Die Rechtspflege wird geübt durch das Oberlandesgericht in Darmstadt und drei Landgerichte in Darmstadt, Mainz und Gießen für die drei Provinzen. Besondere Kammern für Handelssachen bestehen in Offenbach und Worms. Die Provinz Starkenburg hat 18, Oberhessen 20 und Rheinhessen 11 Amtsgerichte. Das Verhältnis des Staats zur Kirche ist durch die Kirchengesetze vom 23. April 1874 geregelt. Die Gesamtheit der evang. Kirche wird durch die Landessynode vertreten, welche in Gemeinschaft mit dem Großherzog das Gesetzgebungsrecht in allen kirchlichen Angelegenheiten hat. Die katholische Landeskirche (Bistum Mainz) bildet einen Sprengel der oberrhein. Kirchenprovinz. Für den israel. Gottesdienst bestehen sieben Rabbinate. Die jährlichen Staatseinnahmen betragen nach dem Budgetgesetz für ein Jahr der Periode 1882—85: 16 287 Mark, die Staatsausgaben 17 306 747 Mark. Die Gesamtstaatsschuld betrug am 1. April 1882: 27 692 678 Mark.

Durch die mit Preußen abgeschlossene Militärkonvention vom 8. Juni 1871 sind die großherzogl. Truppen vom 1. Jan. 1872 an in den Etat und die Verwaltung des Reichsheers eingetreten und bilden einen Bestandteil der preuß. Armee, und zwar eine geschlossene Division (die 25.) im Verbande des 11. preuß. Armeekorps. Dieselbe besteht aus 4 Infanterieregimentern (Nr. 115—118), 2 Kavallerieregimentern (Nr. 23 und 24), dem großherzogl. hess. Feldartillerieregiment Nr. 25 (2 Abteilungen, à 3 Batterien, darunter 1 reitende) und der großherzogl. hess. Trainkompagnie. Die Landesfarben sind Weiß und Rot. Das Wappen des Landes besteht aus einem im blauen Felde stehenden, gekrönten Löwen mit doppeltem Schweife, gespaltet, einmal von Silber und Rot quer gestreift, mit rechten Vordertatze ein blankes Schwert mit goldenem Griff. An Orden verleiht der Großherzog den Ludwigs-Orden, den Philipps-Orden, den Hessischen Löwenorden, das Militärverdienstkreuz, Militärehrenkreuz, die Medaille für Verdienst in Wissenschaft, Kunst, Industrie und Landwirtschaft, das allgemeine Ehrenzeichen, Militärdienstalterszeichen für 10, 15, 20 und 50 Dienstjahre, das militärische Erinnerungszeichen an Ludwig I. Im Deutschen Bundesrat führt H. 3 Stimmen; zum Reichstag entsendet es 9 Abgeordnete.

Vgl. Wagner, «Statist.-topogr.-histor. Beschreibung des Großherzogtums H.» (4 Bde., Darmst. 1829—31); Walther, «Das Großherzogtum H. Geschichte, Land, Volk, Staat und Örtlichkeit» (Darmst. 1864), «Beiträge zur Statistik des Großherzogtums H.» (herausg. von der Centralstelle für Landesstatistik, Bd. 1—23, Darmst. 1862—83; Klipstein, «Geolog. Skizze des Großherzogtums H.» (Darmst. 1867); Küchler, «Die Verwaltungsgesetzgebung im Großherzogtum H.» (2 Bde., Darmst. 1868); Dieffenbach, «Das Großherzogtum H. in Vergangenheit und Gegenwart» (Darmst. 1876; 2. Aufl. 1883); Weidenhammer, «Die Landwirtschaft im Großherzogtum H.» (Darmst. 1883).

Die Geschichte Hessen-Darmstadts beginnt mit der von Philipp dem Großmütigen, Landgrafen von Hessen, testamentarisch verordneten Teilung seines Landes unter seine vier Söhne, Wilhelm, Ludwig, Philipp und Georg, 1567. Während der älteste dieser vier Brüder, Wilhelm IV., der Stifter der H.-Kasselschen Linie, die Hälfte der väterlichen Lande mit der Residenz zu Kassel, der zweite, Ludwig, den vierten Teil, Oberhessen und Nidda, mit Marburg als Residenz, Philipp, der dritte, den achten Teil, die Niedergrafschaft Katzenellnbogen mit der Residenz zu Rheinfels erhielt, fiel dem jüngsten, Georg, die Obergrafschaft Katzenellnbogen zu. Diese bestand aus den sieben Ämtern Auerbach, Darmstadt, Dornberg, Lichtenberg, Reinheim, Rüsselsheim und Zwingenberg. Georg I. (geb. 1547, gest. 1596) wählte Darmstadt zur Residenz und ward zum Stifter der H.-Darmstädtischen Linie. Durch den kinderlosen Tod seines Bruders Philipp (gest. 1583) erwarb er später noch die Ämter Schotten und Stornfels, Homburg und einen Teil von Braubach. Als er, erst 49 J. alt, starb, hinterließ er seinem Sohne und Nachfolger Ludwig V. (geb. 1577, gest. 1626) eine Ersparnis von fast ½ Mill., sodaß dieser, obgleich seine Regierung noch in die Wirren des Dreißigjährigen Kriegs fiel, doch das Land vermittelst neuer Ankäufe, namentlich des Amts Kelsterbach, vergrößern konnte. Durch den Tod seines Oheims Ludwig von Marburg, der 1604 kinderlos starb, entstand ein weiterer Zuwachs, wenn auch diese Marburger Erbschaft Grund zu vielfachen Streitigkeiten der beiden hess. Linien Kassel und Darmstadt war, die erst unter den spätern Regenten zum Austrag kamen. Da namentlich Landgraf Moritz von Kassel die reform. Lehre annahm und auf der ihm zugefallenen Universität Marburg einführte, so stiftete Ludwig V., der stets der luth. Lehre anhing, die Universität Gießen, welche 1607 vom Kaiser Rudolf II. ihre Bestätigung empfing. Um das Land vor weitern Zerstückelungen zu bewahren, schloß er mit seinen beiden Brüdern Philipp, der bald darauf ohne Kinder starb, und Friedrich ein vom Kaiser bestätigtes Erbstatut ab, wodurch die Primogenitur im Hause H.-Darmstadt eingeführt wurde. Friedrich, der zur Abfindung das Amt Homburg erhielt, wurde Stifter der H.-Homburgischen Nebenlinie.

Unter dem Nachfolger Ludwigs, seinem Sohne Georg II. (geb. 1605, gest. 1661), mußte das Land noch mehr die Drangsale der kriegerischen Zeiten empfinden, wozu die Verheerungen der Pest kamen. Erst nach Abschluß des Westfälischen Friedens konnte der Landgraf daran gehen, die dem Lande geschlagenen schweren Wunden zu heilen. Das Gymnasium zu Darmstadt verdankt ihm seine Gründung, wie ihm überhaupt das Schulwesen seines Landes sehr am Herzen lag. Sein Sohn und Nachfolger Ludwig VI. (geb. 1630, gest. 1678) förderte namentlich Künste und Wissenschaften, dotierte die Universität Gießen reichlich und gründete Gymnasien und die Hofbibliothek. Da sein ältester Sohn, Ludwig VII. (geb. 1658, gest. 1678), aus seiner ersten Ehe mit einer Prinzessin von Holstein-Gottorp, nach wenigen Monaten der Regierung in Gotha starb, so folgte der zweite Sohn, Ernst Ludwig (geb. 1667, gest. 1739), zunächst unter

Vormundschaft seiner Mutter Elisabetha Dorothea, Prinzessin von Sachsen-Gotha. In die lange Zeit seiner 50jährigen Regierung, namentlich in die erste Hälfte derselben, fallen die vielfachen Verheerungen des Landes durch franz. Heere. Der finanzielle Wohlstand des Staats kam dadurch bedeutend in Rückgang und besserte sich auch nicht in den nachfolgenden Friedensjahren, da der Landgraf ein Freund eines großen und luxuriösen Hoflebens war, das weit über seine Mittel hinausging. Auf Ernst Ludwig folgte sein Sohn Ludwig VIII. (geb. 1691, gest. 1768). Unter diesem wurde der langjährige Streit mit Kassel wegen der Erbfolge in der Grafschaft Hanau zu Ende gebracht und die Herrschaft Lichtenberg erworben; aber die Finanzen verwickelten sich, vorzugsweise durch des Landgrafen übergroße Neigung zur Jagd und seine Freigebigkeit, nach und nach so, daß dem Lande sogar eine kaiserl. Exekutionskommission drohte. Dieser Finanznot abzuhelfen, berief sein Sohn und Nachfolger Ludwig IX. (geb. 1719, gest. 1790), der ein großer Soldatenfreund war und seine Residenz nach Pirmasens verlegt hatte, den Freiherrn von Moser an die Spitze der Verwaltung. Obschon derselbe sehr wohlthätig wirkte, wurde doch seine Stellung durch vielfache Feinde, die er sich durch allzu eilende Reformen zuzog, unhaltbar, und eine gegen ihn gerichtete Anklage vorzugsweise wegen Mißbrauchs der Amtsgewalt, die erst auf dem Gnadenwege beim Regierungsantritt von Ludwigs IX. Nachfolger (1790) niedergeschlagen wurde, sollte ihn gänzlich vernichten. Die angebahnten Reformen wurden nicht weiter ausgeführt, aber bei dem einfachen Leben und dem kleinen Hofhalt des Landgrafen Ludwig IX. mehrten sich wenigstens die Schulden nicht.

Sein Sohn und Nachfolger als Landgraf Ludwig X. (geb. 1753, gest. 1830) verlor durch den Luneviller Frieden 1801 den links vom Rhein gelegenen Teil der Grafschaft Lichtenberg, und durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 auf dem rechten Rheinufer die Ämter Lichtenau und Willstedt, welche an Baden kamen, sowie die Ämter Katzenellnbogen, Ems, Epstein, Kleeberg und das Dorf Wespersfelden, welche Nassau-Usingen zufielen. Dagegen erhielt er zur Entschädigung das Herzogtum Westfalen, fünf Ämter vom Mainzer Kurfürstentum, nämlich Heppenheim, Gernsheim, Lorsch, Fürth und Steinheim, die pfälz. Ämter Lindenfels, Umstadt, die Reste des Hochstifts Worms, die Abtei Seligenstadt, die Stadt Friedberg, die Propstei Wimpfen und die Cistercienserabtei Marienschloß bei Rockenberg. Dieser Zuwachs betrug etwa 6000 qkm mit 220000 E., während 2200 qkm mit 100000 E. abgetreten worden waren. Nachdem der Landgraf dem Rheinbunde beigetreten, nahm er 14. Aug. 1806 als souveräner Fürst die großherzogl. Würde an und nannte sich nun Ludwig I. Durch ein Edikt vom 1. Okt. 1806 hob er die landständischen Einrichtungen der alten hess.-darmst. Lande auf, die sie mit H.-Kassel gemeinsam gehabt hatten, denen zufolge aber 1628 die letzten Landtage gehalten worden. Ebenso beseitigte er auch die besondern darmst. Landstände. Mit dem Fall Napoleons löste sich der Rheinbund auf, und 2. Nov. 1813 trat H. durch den Vertrag zu Dörnigheim den verbündeten Mächten bei, wogegen ihm der Fortbestand als souveräner Staat zugesichert wurde. Durch die Bestimmungen des Wiener Kongresses verlor der Großherzog Westfalen nebst Wittgenstein-Wittgenstein stein-Berleburg an Preußen, Alzena Miltenberg und Heubach an Bayer dafür Teile des bisher als Depart. von der franz. Regierung verwalteter ufers, nämlich Mainz mit Castel und Kantone Worms und Pfeddersheit Teil des Kantons Alzei (etwa 4600 biet weniger, an Einwohnerzahl meh grafschaft H.-Homburg, die seit 19. Jahrh. mit H.-Darmstadt vereini wieder losgetrennt und selbständiger

Unter der Regierung Ludwigs I. Land in raschem Aufschwung zu B einem konstitutionellen Staatsleben seitdem ein neues Staatsgrundgesetz publiziert worden war. Die Civilli ten wurde geregelt und ein Staatsschu gesetz promulgiert. Daran reihte sic tion weiterer mit den Ständen ver setze, so das über die Trennung der Verwaltung, die Errichtung einer D kammer, die Aufhebung der Leibei Fronen und anderer Privilegien, die der Zehnten, der Abkauf der fiskalisch ten, die Verkündigung einer neuen nung u. s. w. Schon im Juni 18 erste Landtag geschlossen werden. Aug. 1823 zusammenberufenen zwe wurden Gesetze über die Ministerver und die Dienstpragmatik der Civilsta einbart. Der dritte Landtag 1826 bereits einige laute Wünsche bezüglich Budgets und der Nichtabnahme der welche sich auf dem vierten Landtage öffnet wurde, mehr und mehr zu B stalteten, namentlich als nach dem erfolgten Tode Ludwigs I. und den antritt seines Sohnes und Nach wigs II. (geb. 1777, gest. 1848) v Stände Verminderungen an der Civi ten der Regierung dagegen die Ab 2 Mill. Fl. Privatschulden des neuen dringend gewünscht wurden. Währen Einigung über die Civilliste erfolgt übernahme der Privatschulden des stimmt abgelehnt. Im Nov. 1830 er abschiedung des Landtags, und nun rung gegen die als Nachwirkungen de revolution entstandenen Unruhen u gen mit großer Heftigkeit auf, sodaß Dez. 1832 zusammenberufenen fünf eine immer größere Spaltung zwisch und Ständen eintrat. Es erfolgte e des Landtags und zugleich die Pensi schiedener Staatsdiener, die als A aufgelösten Kammer in den Reihen d Ministeriums gestanden, darunter G Jaup, Regierungsrat von Gagern aller Maßregelungen kam eine noch sition in die Zweite Kammer des tags, der 26. April 1834 eröffnet und Debatten bei der Beratung über die ablage der vorherigen Finanzperiode die Unabhängigkeit des Richteramts tober desselben Jahres wieder auf Die Eröffnung des siebenten Land schon im Frühjahr 1835, und da die die Majorität zu sichern gewußt hat

Regierung fortfuhr. Nachdem durch den 24. März 1866 erfolgten Tod des letzten Landgrafen von H.-Homburg dieses Ländchen an das Großherzogtum gefallen war, stellte sich letzteres in dem ausbrechenden Konflikt zwischen Preußen und Österreich mit der Majorität des Deutschen Bundes auf die Seite Österreichs, nahm auch am Deutschen Kriege von 1866 teil und mußte in dem mit Preußen 6. Sept. 1866 abgeschlossenen Frieden außer der Zahlung von 3 Mill. Fl., der Übergabe des gesamten Postwesens im ganzen Großherzogtum an Preußen und der Anerkennung der durch den Nikolsburger Präliminarfrieden bestimmten Neugestaltung Deutschlands die kaum erworbene Landgrafschaft H.-Homburg, sowie den Kreis Biedenkopf, den Kreis Böhl mit seinen Enklaven, den nordwestl. Teil des Kreises Gießen, den Ortsbezirk Rödelheim und den unter hess. Souveränetät stehenden Teil des Ortsbezirks Niederursel an Preußen abtreten und in den Beitritt mit allen nördlich vom Main gelegenen Gebietsteilen zum Norddeutschen Bunde willigen. Preußen trat dagegen behufs Herstellung territorialer Einheit in der Provinz Oberhessen einige Gebietsteile, welche bisher zu Kurhessen, Nassau und Frankfurt gehört hatten, darunter das vormalige kurhess. Amt Nauheim und das vormalige nassauische Amt Reichelsheim, an H. ab. Das Friedenswerk erhielt seinen Abschluß durch die 7. April 1867 vereinbarte Militärkonvention, welche die Organisation des hess. Militärwesens derjenigen Preußens und des Norddeutschen Bundes völlig gleichstellte und die hess. Division zu einem Teile des norddeutschen Bundesheers machte, sowie durch ein auf Grund dieser Militärkonvention abgeschlossenes Schutz- und Trutzbündnis.

Eine neue Ordnung der Dinge hatte mit diesen Bestimmungen ihren Anfang genommen; aber der Umstand, daß Oberhessen zum Norddeutschen Bunde gehörte, während die Provinzen Starkenburg und Rheinhessen in ihrer Unabhängigkeit vom Bunde frühere Zustände beibehielten, bereitete Schwierigkeiten. Der Eintritt des ganzen Großherzogtums in den Norddeutschen Bund, von der Zweiten Kammer wiederholt beantragt, aber von der Regierung bestritten und von der Ersten Kammer verworfen, wurde zur Notwendigkeit. Am 15. Jan. 1868 wurde ein Telegraphenvertrag mit Preußen abgeschlossen, vermöge dessen das Telegraphenwesen (mit Ausnahme des Staatsbahntelegraphen) allmählich vollständig an die Verwaltung Preußens, beziehentlich des Norddeutschen Bundes überging; ein Postvertrag war bereits 1867 zu Stande gekommen. Die Triumphe von 1870 bis 1871 führten zur dauernden Einigung sämtlicher deutschen Staaten und zur Herstellung des Deutschen Reichs. Im März 1870 schon hatte H. mit dem Norddeutschen Bunde einen sog. Jurisdiktionsvertrag, betreffend wechselseitige Gewährung der Rechtshilfe, abgeschlossen. Im Okt. 1870 ließ der Großherzog den Entwurf zu einer presbyterial-synodalen Verfassung publizieren, welcher demnächst der Landessynode zur Beratung gegeben werden sollte. Am 15. Nov. schloß H. zu Versailles einen Vertrag über den Beitritt auch seines südl. Teils zum neuen Deutschen Bunde, sowie eine vorläufige Vereinbarung bezüglich der Militärverhältnisse des Großherzogtums, welche 1871 infolge weiterer Verhandlungen zu einer definitiven wurde. Minister von Dalwigk trat 6. April 1871 zurück und nach dem Übergangsministerium Lindelof trat Minister Hofmann 13. Sept. 1872 [illegible] Spitze des Ministeriums. Vereinfachungen [illegible] Staatsverwaltung wurden vorgenommen, [illegible] durch Aufhebung der besondern Behörden [illegible] Schulwesen, Medizinalwesen, Bauwesen, [illegible] und Domänenangelegenheiten und für Steu[illegible] und deren Einordnung als Abteilungen de[illegible] sterien. Ein neues Wahlgesetz wurde von d[illegible] mern im Okt. 1872 angenommen. Die [illegible] Vorsynode angenommene evang. Kirchenve[illegible] wurde 27. Jan. 1874 durch großherzogl. E[illegible] kündet. Ein Volksschulgesetz, das die Obe[illegible] des Staats und die Leitung des gesamte[illegible] schulwesens durch Staatsbehörden bestimm[illegible] nach langem Widerstand der Ultramontanen [illegible] 1874 auch von der Ersten Kammer angen[illegible] endlich wurden fünf Kirchengesetzentwürfe [illegible] das Verhältnis der Kirche zum Staat ord[illegible] des Protestes des Bischofs Ketteler, im Her[illegible] von den Kammern genehmigt und 3. Mai 1[illegible] der Regierung publiziert. Der im Okt. 1875 [illegible] Landtag genehmigte im März 1876 den An[illegible] oberhess. Bahnen durch den Staat. Im M[illegible] trat Freiherr von Starck an Stelle des zu[illegible] denten des Reichskanzleramts ernannten [illegible] präsidenten Hofmann. Am 13. Juni 18[illegible] der Großherzog Ludwig III.; da er kinder[illegible] so folgte ihm sein ältester Neffe Ludwi[illegible] 12. Sept. 1837) als Ludwig IV. Infolge [illegible] ganatischen Vermählung des Großherzogs [illegible] von Kolemine trat Freiherr von Starck E[illegible] 1884 zurück und der seitherige Staatsrat J[illegible] an seine Stelle.

Vgl. von Türckheim, «Histoire généalog[illegible] la maison de Hesse» (2 Bde., Straßb. 181[illegible] Rommel, «Geschichte von H.» (10 Bde., [illegible] Kass. 1820—58); Diefenbach, «Geschichte [illegible] (Darmst. 1831); Archiv für hess. Geschichte [illegible] tertumskunde» (seit 1833); Heber, «Gesch[illegible] Großherzogtums H.» (Offenb. 1837); Hepp[illegible] chengeschichte beider H.» (Marburg 1876); [illegible] «Histor. Übersicht der Territorialveränderu[illegible] Landgrafschaft H. und des Großherzogtu[illegible] (2. Aufl., Darmst. 1872).

Hessen-Barchfeld, s. u. Hessen-Ph[illegible]

Hessen-Homburg, eine ehemalige L[illegible] schaft, bestehend aus der Herrschaft Homb[illegible] der Höhe diesseit und der Herrschaft Me[illegible] jenseit des Rheins von zusammen 275 q[illegible] 1866 dem preuß. Staate einverleibt. D[illegible] grafschaft war früher als Amt Homburg [illegible] grierender Teil der Landgrafschaft H.-Da[illegible] bis sie nach Georgs I. Tode (1622) an dessen [illegible] Sohn, Friedrich I., kam, welcher der St[illegible] Homburgischen Linie wurde, in der er 1[illegible] Erstgeburtsrecht einführte. Ihm folgte 1[illegible] Sohn, Friedrich II. mit dem silbernen B[illegible] 1633, gest. 1708). Früher in schwed. und b[illegible] Diensten, zeichnete sich derselbe besonders [illegible] Schlacht bei Fehrbellin aus. Er verschön[illegible] damals noch sehr kleine und unbedeuten[illegible] burg und zog in die nahe gelegenen Dörf[illegible] richsdorf und Dornholzhausen vertrieben [illegible] Protestanten. Sein Sohn und Nachfolger [illegible] rich III. Jakob (geb. 1673), war unter de[illegible] des Großen Kurfürsten von Brandenburg [illegible] nahm dann in holländ. Diensten an den J[illegible] 1690—97 teil und starb hochbetagt und [illegible] los zu Herzogenbusch 1746. Nachfolger r[illegible]

n, Friedrich IV. (geb. 1724), der, früher
ich II. von Preußen mit Auszeichnung
on nach fünfjähriger Regierung 1751
ſſung eines unmündigen Sohns, Fried-
. 1748), verſtarb. Die Vormundſchaft
eben der Mutter, der Landgraf Lud-
n H.-Darmſtadt. Doch führte dies
u Streitigkeiten, die erſt durch einen
8 erledigt wurden, der namentlich in-
rmählung Friedrichs V. mit der Prin-
e, Tochter Ludwigs IX. von H.-Darm-
nde kam. Die während der weitern
riedrichs V. hereinbrechende Franzö-
tion mit ihren nachfolgenden Ereig-
ihm ſein Land, das unter die Sou-
nes Schwagers, Ludwig I. von Darm-
8 der Wiener Kongreß die Unabhängig-
es wiederherſtellte, und 1817 ward der
träglich noch Mitglied des Deutſchen
ſtarb 1820, und ihm folgte ſein äl-
riedrich Joſeph (geb. 1769), der kin-
il 1829 ſtarb und ſeinen Bruder, Lud-
Wilhelm, zum Nachfolger hatte. Die-
ug. 1770, war nach vollendeten Stu-
1788 in preuß. Dienſte getreten, in
en meiſten Schlachten, welche Preußen
zum Zweiten Pariſer Frieden gegen
lug, namentlich auch an der Schlacht
o er ſchwer verwundet wurde, den
Anteil nahm. Nach und nach zum
Infanterie aufgeſtiegen, wurde er 1815
er Bundesfeſtung Luxemburg. Nach-
eim ſchon 31. Dez. 1829 dem preuß.-
in einverleibt worden, trat 20. Febr.
mburg demſelben bei.

andgraf 19. Jan. 1839 ebenfalls hin-
folgte ihm in der Regierung ſein Bru-
Auguſt Friedrich (geb. 1781), welcher
eine Verfaſſung zu geben verſprach. Er
m ohne Erfüllung dieſes Verſprechens
46, und es folgte ihm ſein Bruder, Gu-
riedrich, der ſchon 8. Sept. 1848 ſtarb.
s Bruder und Nachfolger, Ferdinand
edrich, trat im April 1849 ein Landtag
nd vereinbarte eine Verfaſſung, die
publiziert, aber 20. April 1852 wie-
rſamkeit geſetzt ward. Landgraf Fer-
rich Friedrich, der jüngſte Sohn des
riedrich V., ſtarb unvermählt 24. März
hm erloſch im Mannsſtamme die Linie
das Ländchen fiel damit an H.-Darm-
Das landgräfl. Kontingent kämpfte
e der großherzogl. heſſ. Diviſion den
Kampf gegen Preußen, und der vom
mit Preußen abgeſchloſſene Friede
t andern Landesteilen auch die Land-
n dem heſſ. Länderbeſtand. Die Herr-
ng bildet ſeitdem einen Beſtandteil der
inz H.-Naſſau (Geſetz vom 20. Sept.
der homburg. Erbſchaft verblieben dem
nur die im Regierungsbezirk Magde-
nen Fideikommißgüter: das Amt Ho-
nd das Amt Obisfelde, und die im
homburg befindliche Bücherſammlung,
he darin befindliche Bilder. Die Herr-
heim bildet jetzt einen Kreis des preuß.
egirks Koblenz.

kaſſel, ein ehemaliges deutſches Kur-
welches weſentlich dem gegenwärtigen
Regierungsbezirk Kaſſel der preuß. Provinz H.-Naſſau entſprach. Es beſtand aus dem unregelmäßig geſtalteten Hauptlande und mehrern Exklaven, von denen die Grafſchaft Schaumburg und die Herrſchaft Schmalkalden die größten waren, und zerfiel in vier Provinzen: Niederheſſen mit Schaumburg, Oberheſſen, Fulda mit Schmalkalden und Hanau, umfaßte insgeſamt 174 Quadratmeilen (9580,94 qkm) mit (1864) 745 063 E. (82,82 Proz. Proteſtanten, 14,58 Proz. Katholiken, 2,60 Proz. Mennoniten, Wiedertäufer und Juden). Die Haupt- und Reſidenzſtadt war Kaſſel. (S. Heſſen-Naſſau und Kaſſel.) Vgl. Pfiſter, «Handbuch der Landeskunde von Heſſen» (2. Aufl., Kaſſ. 1840); Landau, «Beſchreibung des Kurfürſtentums Heſſen» (Kaſſ. 1842); Hildebrand, «Statiſt. Mitteilungen über die volkswirtſchaftlichen Zuſtände Kurheſſens» (Berl. 1853); Altmüller, «Das Kurfürſtentum Heſſen» (Gött. 1860).

H.-K. iſt die ältere Linie des Hauſes Heſſen, die von Philipps des Großmütigen älteſtem Sohne, dem Landgrafen Wilhelm IV. oder dem Weiſen, geſtiftet wurde, der ſeine Reſidenz zu Kaſſel hatte und 1567—92 regierte. Ihm folgte in der Regierung ſein Sohn Moritz, der ſich der reform. Kirche zuwendete, 1627 die Regierung ſeinem Sohne Wilhelm V. überließ und 1632 ſtarb. Wilhelm V. ſetzte 1628 das Erſtgeburtsrecht für ſein Haus feſt, kämpfte im Dreißigjährigen Kriege auf Schwedens Seite und ſtarb in der Acht 1637. Sein Bruder Hermann ſtiftete die Nebenlinie H.-Rotenburg, der jüngſte Bruder Ernſt die Linie H.-Rheinfels. Wilhelms V. unmündiger Sohn, Wilhelm VI., ſtand, bis er 1650 die Regierung ſelbſt übernahm, unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter, Amalia Eliſabeth, Gräfin von Hanau, die zur Entſchädigung für die Opfer im Dreißigjährigen Kriege den größten Teil der Grafſchaft Schaumburg und die Abtei Hersfeld als Fürſtentum erhielt. Wilhelm VI. ſtarb 1663, und ihm folgten ſein Sohn Wilhelm VII. und, als dieſer 1670 noch minderjährig verſtarb, deſſen Bruder Karl unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter, Hedwig Sophie, einer Tochter des Kurfürſten Georg Wilhelm von Brandenburg, während ein dritter Bruder, Philipp, der Stifter der Nebenlinie H.-Philippsthal wurde. Karl übernahm die Regierung 1675. Heſſ. Söldner hatten nach dem Dreißigjährigen Kriege als Bundestruppen anderer Kontinentalmächte faſt an allen europ. und türk. Kriegen Anteil. Dieſes Syſtem verbeſſerte die Finanzen, aber kaum den Wohlſtand des Landes, und brachte den glänzenden Hof ſelbſt in ausländiſche Familienverbindungen. Karls älteſter Sohn, Friedrich, vermählte ſich mit Ulrike Eleonore, der jüngſten Schweſter Karls XII. von Schweden, dem dieſe auf dem Throne folgte, und wurde 1720 König von Schweden. Beim Tode ſeines Vaters 1730 übernahm er als Friedrich I. die Regierung in H., ernannte aber ſeinen Bruder Wilhelm zu ſeinem Statthalter, der ihm, als er 28. März 1751 ohne Erben ſtarb, unter dem Namen Wilhelm VIII. als Landraf folgte. Wilhelm VIII. focht noch als brit. Bundesgenoſſe im Siebenjährigen Kriege und ſtarb 1760. Ihm folgte ſein zum Katholizismus übergetretener Sohn, Friedrich II.; er hielt einen glänzenden Hof, vermehrte das Heer bedeutend und ließ 1776—84 im engl. Solde 22000 Mann gegen Nordamerika kämpfen, wofür er 21276778 Thlr. erhielt. Er ſtarb 1785; ihm folgte als Landgraf

Beschluß zu erlangen (21. Sept.), wonach die kurhess. Regierung aufgefordert ward, alle einer Bundesregierung zustehenden Mittel anzuwenden, um die ernstlich bedrohte landesherrliche Autorität sicherzustellen, während die Bundesversammlung selbst sich vorbehielt, die zur Herstellung des gesetzlichen Zustandes erforderlichen Anordnungen zu treffen. Der ständische Ausschuß bestritt in einer öffentlichen Erklärung die rechtliche Gültigkeit dieses Beschlusses schon aus dem Grunde, weil nach Hassenpflugs früherer Erklärung der Bundestag aufgehört habe zu existieren; auch die preuß. Regierung wies auf diplomatischem Wege dies Einschreiten einer nicht anerkannten Behörde zurück. Eine Verordnung vom 28. Sept. entzog hierauf den Gerichten jede Kognition über die Wirksamkeit der Septemberverordnungen und erklärte jedes deshalb eingeleitete Verfahren für unwirksam. Die Stelle des Oberbefehlshabers ward dem alten General Haynau übertragen, gegen welchen der ständische Ausschuß eine Anklage wegen Verfassungsverletzung und Hochverrat beim Generalauditoriat einreichte, und dieses beschloß, gegen Haynau die Untersuchung einzuleiten. Am 5. Okt. stellten die Regimentskommandeure dem Oberbefehlshaber die peinliche Lage vor, in welche man sie versetze. Deputationen gingen nach Wilhelmsbad, um auf den Kurfürsten zu wirken; aber es war vergebens. Darauf gab 9. Okt. das gesamte Offizierkorps, mit geringen Ausnahmen, seine Entlassung. Die Antwort auf ihr Verlangen verzögerte sich; zu Ende des Monats erhielten sämtliche Truppen in und um Kassel Befehl zum Marsch ins Hanauische.

Die auswärtige Intervention war inzwischen vorbereitet worden. Das Bündnis in Bregenz (11. Okt.) hatte die Verabredungen festgesetzt, und der Engere Rat in Frankfurt beschloß 25. Okt., die von Hassenpflug angerufene Bundeshilfe zu gewähren. Am 1. Nov. überschritt ein bayr.-österr. Armeekorps unter Fürst Taxis die kurhess. Grenze und besetzte Hanau. Sofort überschritten im Norden des Kurstaats auch preuß. Truppen die Grenze und besetzten Kassel und Fulda. Es schien, als werde Preußen die kurhess. Verfassung gegen den nicht anerkannten Bundestag schützen, und diese Erwartung ward bestärkt, als die Preußen in der Nähe von Fulda bei Bronzell (8. Nov.) auf die vorrückende Bundesarmee Feuer gaben. Aber das Eingehen der preuß. Regierung auf die österr. Politik, wie es zu Olmütz verabredet worden, hatte auch das Geschehenlassen der Intervention in H. zur Folge. Die Dinge entwickelten sich nun rasch. Die kurhess. Armee war bis auf die Cadres beurlaubt und einer Anzahl Offiziere der verlangte Abschied erteilt. Die Septemberverordnungen wurden jetzt durchgeführt, die Bürgerwehren entwaffnet, die Presse unterdrückt, die Steuern gewaltsam eingetrieben, die an der Verfassung haltenden Beamten und Richterkollegien mit Exekution belegt, die gesetzliche Rechtspflege durch Kriegsgerichte ersetzt. Am 22. Dez. rückten die Exekutionstruppen in Kassel ein und 27. Dez. kehrte der Kurfürst nach Kassel zurück. Eine Verordnung vom Jan. 1851 setzte Militärgerichte ein, und fremde Soldaten saßen über die hess. Beamten und Richter zu Gericht. Als die gesetzliche Frist zur Berufung der Ständeversammlung verflossen, reichte der permanente Ständeausschuß gegen Hassenpflug eine Anklage beim obersten Gerichtshofe ein (3. März). Die Folge war, daß man vier Tage später einige Mitglieder des Ausschusses verhaftete. Eine Verordnung vom 29. Juni hob dann jenes Gesetz auf, das den Ständen eine Mitwirkung in der Besetzung des obersten Gerichtshofs eingeräumt hatte. Unter Zunahme der Verarmung und Auswanderung verließ die Exekutionsarmee erst nach dreivierteljährigem Verweilen das Land. Während die polit. Prozesse sich häuften, ging mit der polit. Reaktion Hand in Hand die kirchliche, die, durch Vilmar vertreten, der pietistischen Richtung das Übergewicht zu verschaffen suchte.

Die Verfassungsangelegenheit trat in ein neues Stadium, als im März 1852 die Bundesversammlung die Verfassung von 1831 mit den Zusätzen von 1848 und 1849 außer Wirksamkeit setzte und dem von der Regierung vorgelegten Entwurfe im allgemeinen die Zustimmung erteilte. Dieser Entwurf wurde dann 13. April als neue Verfassung publiziert und hiernach 30. Juni ein Landtag zusammenberufen. Als der Verfassungsausschuß wenig Neigung zeigte, die neue Verfassung zu genehmigen, löste Hassenpflug 4. Jan. 1854 die Stände auf. Um seinen Zweck zu erreichen, änderte er dann einseitig die Grundlage des Wahlgesetzes, die Gemeindeordnung. Allein auch der hiernach gewählte Landtag wünschte die Verfassung von 1831, jedoch ohne die Bundeswidrigkeiten, zurück. Dies und Vilmars Versuch einer Einführung des sog. neuen Luthertums führten 1855 Hassenpflugs Sturz herbei, worauf Scheffer ans Ruder kam. Die Regierung schob die vom Bunde verlangte Erklärung der Stände über die neue Verfassung bis 1857 auf, und als diese dann ungünstig ausfiel, verzögerte sie die Mitteilung an den Bundestag bis zum 15. Juli 1858. Scheffer nahm indes als Minister seinen Abschied. Der Bundesausschuß beantragte, unter Abweichung von dem 1852 vom Bunde aufgestellten Grundsatze, die Genehmigung der Verfassung trotz der ständischen Erklärung, nur mit einigen Änderungen, die er vorschlug. Nun erklärte sich aber im Nov. 1859 die preuß. Regierung für die Herstellung der Verfassung von 1831, soweit sie nicht bundeswidrig, als das einzige Mittel zur Beseitigung der Verwirrung. Österreich widersprach, weil der Bund in Widerspruch mit sich gerate, und die Verfassung von 1852 auch schon definitiv sei. Preußens Haltung bewirkte indessen eine nochmalige Verweisung der Sache an den Bundesausschuß, der jedoch abermals eine Beibehaltung der Verfassung von 1852 mit einigen Änderungen beantragte, und dieser Antrag wurde 24. März 1860 zum Bundesbeschluß erhoben. Während nun die kurhess. Regierung diesem Beschlusse nachzukommen versprach und 30. Mai 1860 die hiernach geänderte neue Verfassung publizierte, wuchs im Lande der Widerspruch gegen solch einseitiges Vorgehen immer mehr, und auf dem nach dieser Verfassung berufenen Landtage erklärte sich die Zweite Kammer, indem sie die Verfassung von 1831 nebst dem Wahlgesetz von 1849 verlangte, 8. Dez. 1860 für inkompetent. Gleiches geschah nach deren Auflösung von einer neugewählten (1. Juli 1861) und, nachdem auch diese aufgelöst, von der zum dritten mal gewählten Kammer (8. Jan. 1862). Die Regierung erließ hierauf im April 1862 eine Verordnung, wonach nur diejenigen zur Wahl zuzulassen seien, welche die Verfassung von 1860 vorher anerkannt hätten, infolge dessen sich aber fast niemand an den Wahlen beteiligte.

als Wasserscheide zwischen Fulda und Kinzig, sowie die nördl. Abhänge des Spessart. Westlich der Fulda erheben sich der Reinhardswald mit dem großen Staufenberge, der Habichtswald, der Langenberg, der Knüllberg, der Kellerwald, der Hohelohr und der Burgwald, in Nassau nördlich des Lahnflusses der Westerwald mit dem Salzburger Kopf und zwischen Lahn und Rhein der Taunus mit dem großen Feldberge 881 m, dem Altkönig, der Hohen Wurzel und dem Niederwald. Im Kreise Rinteln (Schaumburg) erstreckt sich der Süntel; der Kreis Schmalkalden gehört zum Thüringerwalde, dessen 914 m hoher Inselsberg die Grenze berührt. Auf die Stromgebiete der Weser und des Rheins verteilt sich der Flächenraum der Provinz fast genau zu gleichen Teilen. Die Weser berührt und durchschneidet sie auf einer Strecke von 68 km; links fließt ihr die Diemel zu. Die Werra läuft nahe der nordöstl. Grenze der Provinz, zum Teil innerhalb, zum Teil außerhalb derselben; die Fulda liegt mit Ausnahme der kurzen Strecke ganz in H.-N. und nimmt links die Eder mit der Schwalm auf. Main und Rhein bilden auf einer Strecke von etwa 150 km die Südwestgrenze der Provinz, bei Frankfurt greift diese Grenze auf 15 km Flußstrecke über das linke Ufer des Mains hinaus, welchem rechts die Kinzig und die Nidda zuströmen. Die Lahn endlich durchschneidet einen großen Teil der Provinz. Das Klima ist im allgemeinen mild und nur in den Gebirgs- und Waldgegenden rauh, der Boden außer dem rauhen Westerwalde und den östlich belegenen Kreisen fast durchgängig fruchtbar.

Die Bevölkerung belief sich 1880 auf 1554376 Seelen, darunter 1087901 Evangelische, 420206 Katholiken, 41316 Juden. Von der ertragsfähigen Fläche des Landes kommen (1878) auf Gärten, Ackerland und Weinberge 624621, Wiesen und Weiden 249549, Holzungen 628997 ha. Man baut Getreide aller Art, von Hülsenfrüchten besonders Bohnen, viel Tabak, Flachs und Obst, letzteres namentlich im Mainthal und im Rheingau von vorzüglicher Güte. Von großer Bedeutung ist der Weinbau. Das gesamte Weinbergsland beträgt 3774 ha. Oberhalb Rüdesheim zieht man hauptsächlich Riesling-, im Rheinthal unterhalb Rüdesheim vornehmlich gemischte und Kleinberger Trauben, außerdem Österreicher, Klebrot, Frühburgunder, Traminer und Orleanstrauben. Der Ertrag ist je nach der Lage und in den einzelnen Jahren je nach der Gunst oder Ungunst der Witterung qualitativ und quantitativ sehr verschieden. Die Waldkultur ist, dem bergigen Charakter des Landes entsprechend, eine sehr ausgedehnte, die Forsten sind reich an Wild, und die zahlreichen Waldbäche sowie die größern Flüsse liefern eine Menge von Fischen. Die Viehzucht ist nicht unbedeutend. Zur Förderung der Land- und Forstwirtschaft bestehen der landwirtschaftliche Centralverein für den Regierungsbezirk Kassel zu Kassel und der Verein nassauischer Land- und Forstwirte zu Wiesbaden, sowie 35 Zweigvereine und 7 lokale nicht klassifizierte Vereine mit zusammen 6700 Mitgliedern.

Einen Schatz besitzt die Provinz an ihren zum Teil stark besuchten Heilquellen, unter welchen besonders Schwalbach (Eisen- und Stahlwasser), Homburg und Kronthal (kalte Kochsalzwasser), Soden und Wiesbaden (warme Kochsalzwasser), Nenndorf und Weilbach (Schwefelwasser), Ems, Fachingen und Selters (alkalische Mineralwasser), Schlangenbad (indifferente Quellen) hervorzuheben sind. Aus mehrern dieser Quellen, namentlich aus Selters, werden alljährlich auch große Massen von Krügen mit Mineralwasser in weite Fernen verschickt. Vorzügliche Kaltwasserheilanstalten befinden sich außerdem zu Dietenmühle und Nerothal bei Wiesbaden, Johannisberg und Nassau. Steinkohlen werden nur in der Grafschaft Schaumburg (1882: 105900 t), Braunkohlen (178000 t) überall gewonnen. Von weit größerer Bedeutung ist dagegen der Erzbergbau. Im J. 1882 wurden produziert 660000 t Eisenerze, 15600 t Zinkerze, 18800 t Bleierze, 1900 t Kupfererze; die Hüttenproduktion betrug 1882: 29000 t Roheisen, 9000 t Blei, 200 t Kupfer, 13,5 t Silber. Von Industriezweigen sind hervorzuheben: die Fabrikation bearbeiteter Steine, von Marmorwaren und gebrannten Thonwaren im Westerwald, von Holzwaren in den Gebirgsdistrikten, von Obstwein im Mainthal, von Schaumwein in den nassauischen Weindistrikten, die Bierbrauerei, die Tabak- und Cigarrenfabrikation in Frankfurt, Hanau und andern Orten, die Baumwollspinnerei und Weberei und die Tuchfabrikation, die Leder- und Lederwarenindustrie, die Papier- und Spielkartenfabrikation, die Schriftgießerei, die Bijouterie-, Gold- und Silberwarenfabrikation u. s. w. Die bedeutendsten Industrie- und Handelsplätze sind Frankfurt a. M., Kassel, Hanau, Wiesbaden, Fulda, Karlshafen, Dillenburg und Limburg. Neben einem ausgedehnten Landstraßennetz vermitteln den Verkehr die natürlichen Wasserstraßen und viele Eisenbahnen. Die Gesamtlänge der schiffbaren Wasserstraßen in der Provinz beträgt 440 km. Künstliche Schiffahrtskanäle fehlen ganz. Unter der großen Zahl der jährlich stattfindenden Märkte sind die bedeutendsten die Messen zu Frankfurt a. M., Kassel, Hanau und Rinteln, der Wollmarkt zu Diez, der Hopfenmarkt zu Grenzhausen, die Pferdemärkte zu Fritzlar, Marburg und Hadamar. Die Interessen des Handels- und Gewerbestandes werden durch die Handelskammern zu Dillenburg, Frankfurt a. M., Hanau, Kassel, Limburg und Wiesbaden wahrgenommen. Den Geldverkehr vermitteln die Reichsbankhauptstelle zu Frankfurt a. M., die Reichsbankstelle zu Kassel und die Reichsbanknebenstellen zu Hanau und Wiesbaden, die Privatzettelbanken zu Frankfurt a. M., ferner die Nassauische Landesbank zu Wiesbaden, die Frankfurter Vereinskasse, die Hypothekenbank daselbst und die Frankfurter Filiale der Darmstädtischen Bank für Handel und Industrie, sowie zahlreiche Bankiers, deren Thätigkeit namentlich in Frankfurt a. M. von außerordentlich großer Bedeutung ist.

Unter den Unterrichtsanstalten nimmt die 1527 gestiftete Universität zu Marburg den ersten Platz ein. Als sonstige höhere Lehranstalten sind hervorzuheben 12 Gymnasien, 4 Realgymnasien, 9 Realschulen, 12 Realprogymnasien, 6 Schullehrerseminare, ferner mehrere Handels- und Gewerbeschulen, forst- und landwirtschaftliche Lehranstalten, Taubstummeninstitute, Hebammen- und Entbindungsanstalten u. s. w. Hinsichtlich der Ausbildung und Verbreitung des Volksschulunterrichts nimmt H.-N. unter den preuß. Provinzen eine der ersten Stellen ein. Administrativ steht die Provinz unter dem Oberpräsidium zu Kassel und umfaßt die beiden Regierungsbezirke Kassel (s. d.) und Wiesbaden (s. d.); anstatt gemeinschaftlicher Provinzialstände sind für jeden Regierungsbezirk Kommunalstände

Die Bundesregierungen ſahen jetzt ein, daß nur die Herſtellung der Verfaſſung übrigbliebe. Der König von Preußen hatte dies (14. Jan. 1862) in ſeiner Thronrede angedeutet, Baden hatte (23. Jan.) in einer Denkſchrift am Bunde alle entgegenſtehenden Gründe widerlegt. Am 4. Febr. 1862 erklärte ſodann Preußen der kurheſſ. Regierung, daß die heſſ. Frage in Preußens Intereſſe nicht länger als eine innere behandelt werden könnte. Die deutſchen Großmächte beantragten demnach (8. März) am Bunde, die kurheſſ. Regierung aufzufordern, die Verfaſſung von 1831 wiederherzuſtellen, vorbehaltlich der zur Herſtellung der Übereinſtimmung mit den Bundesgeſetzen erforderlichen Änderungen. Nachdem dieſer Antrag am 24. Mai zum Bundesbeſchluß erhoben worden, erklärte die Regierung ebenfalls, daß ſie denſelben ausführen werde, nachdem auf Preußens Verlangen das bisherige Miniſterium (17. Mai) entlaſſen worden. Das neue Miniſterium (Stiernberg, Dehn-Rotfelſer u. ſ. w.) kontraſignierte die landesherrliche Verkündigung vom 21. Juni 1862, wodurch die Verfaſſung von 1831, das Wahlgeſetz von 1849 und die Geſchäftsordnung der Ständeverſammlung von 1848 hergeſtellt, diejenigen Verfaſſungsparagraphen aber, welche den Verfaſſungseid der Offiziere, die Nichtbefolgung einer von den Vorgeſetzten befohlenen Ausführung eines verfaſſungswidrigen Erlaſſes und die Trennung der Geſchäfte des Kriegsminiſters von denen des Oberbefehlshabers betreffen, für fernerhin ſuspendiert erklärt wurden. Auch ſollten die in der Zwiſchenzeit ergangenen Verordnungen als proviſoriſche Geſetze den Ständen vorgelegt werden. Die nach dem Wahlgeſetz von 1849 gewählte Ständeverſammlung wurde (30. Okt. 1862) in der Eröffnungsrede als eine ſolche bezeichnet, welche bloß berufen ſei, jenes Wahlgeſetz zu ändern, welches als bundesverfaſſungswidrig anzuſehen ſei. Als die Stände die Vorlage des Budgets verlangten, wurden ſie 20. Nov. vertagt, infolge einer preuß. Note aber alsbald (4. Dez.) wieder einberufen. Die Regierung erklärte jetzt dieſelben für alle Geſchäfte kompetent, ſtellte aber den Grundſatz von der Rechtmäßigkeit der zur Zeit der proviſoriſchen Verfaſſungen ergangenen Erlaſſe auf und interpretierte hiernach das Junipatent. Dieſer Umſtand war Anlaß zu vielen neuen Streitigkeiten zwiſchen Regierung und Ständen, die noch fortdauerten, als das J. 1866 eine Veränderung dieſer Verhältniſſe herbeiführte, wenn auch nicht in der von den Ständen angeſtrebten Weiſe. Kurheſſen hatte ſich für den Bundesbeſchluß vom 14. Juni erklärt und ſich damit Preußen gegenüber auf die Seite Öſterreichs geſtellt; an demſelben Tage hatte der Kurfürſt die Mobiliſierung ſämtlicher Truppen befohlen, während am 15. die Stände gegen den Bundesbeſchluß proteſtierten und die Staatsregierung aufforderten, zu der von dem ganzen Lande gutgeheißenen neutralen Haltung zurückzukehren. Über bereits 16. Juni rückte General von Beyer von Gießen aus in Kurheſſen ein und beſetzte 18. Juni Kaſſel. Am 23. Juni, nachdem General von Beyer zum Militärgouverneur und der Regierungspräſident von Möller zu ſeinem Civilkommiſſar ernannt und die neuen Miniſterialvorſtände beſtätigt waren, wurde der Kurfürſt in Kriegsgefangenſchaft nach Stettin abgeführt, und 17. Aug. erklärte der König von Preußen durch eine Botſchaft Kurheſſen mit auch Hannover, Naſſau und Frankfurt mit der preuß. Monarchie vereinigt. Unter ſolchen Umſtänden fand ſich der Kurfürſt veranlaßt, am 18. Sept. zur Sicherung ſeines Hausvermögens ſich mit dem König zu verſtändigen. Er entband ſeine Unterthanen des Eides, verließ dann Stettin und begab ſich auf ſeine Güter nach Böhmen. Nach dem Geſetz vom 20. Sept. 1866 erfolgte nun 3. Okt. die Beſitzergreifung von H.-K. und der andern Länder, in denen dann auch 1. Okt. 1867 die preuß. Verfaſſung in Kraft trat.

Vgl. Rommel, «Geſchichte von Heſſen» (10 Bde., Gotha u. Kaſſel 1820—58); Wippermann, «Kurheſſen ſeit dem Freiheitskriege» (Kaſſ. 1850); Gräfe, «Der Verfaſſungskampf in Kurheſſen» (Lpz. 1851); Röth, «Heſſ. Geſchichte» (2 Bde., Kaſſ. 1855; 2. Aufl., fortgeſetzt von Stamford, 1883 fg.).

Heſſen-Naſſau, preuß. Provinz zwiſchen Weſer und Rhein, durch Geſetz vom 7. Dez. 1868 aus dem Hauptſtock der im J. 1866 eroberten mitteldeutſchen Gebiete gebildet. Sie umfaßt das ehemalige Kurfürſtentum Heſſen (mit Ausnahme der Gemeinden Treis, Katzenberg, Nauheim, Maſſenheim und Rumpenheim), das ehemalige Herzogtum Naſſau (ohne das Amt Reichelsheim und die Gemeinde Haarheim), von der frühern Landgrafſchaft Heſſen-Homburg den rechtsrhein. Teil, die übrigen 3. Sept. 1866 vom Großherzogtum Heſſen abgetretenen Gebiete (die Kreiſe Vöhl und Biedenkopf nebſt den nordweſtlichſten Ortſchaften des Gießener Kreiſes, ſodann die Gemeinden Rödelheim und Niederurſel), das Gebiet der ehemals Freien Stadt Frankfurt (außer den Gemeinden Dortelweil und Niedererlenbach), endlich die 22. Aug. 1866 von Bayern abgetretenen unterfränk. Diſtrikte (Bezirksamt Gersfeld und Landgerichtsbezirk Orb größtenteils). Die Provinz hat ein Areal von 15682,1 qkm; ſie iſt ihrer Ausdehnung nach die kleinſte unter den 12 vollen Provinzen des Staats, während ſie ihrer abſoluten Bevölkerungszahl nach die neunte, der Volksdichtigkeit nach die vierte Stelle unter denſelben einnimmt. Der zuſammenhängende Hauptteil der Provinz grenzt an die preuß. Provinzen Rheinland, Weſtfalen, Hannover und Sachſen, an das Fürſtentum Waldeck, das Großherzogtum Sachſen-Weimar-Eiſenach, das Königreich Bayern und das Großherzogtum Heſſen; er umſchließt jedoch die großherzogl. heſſ. Provinz Oberheſſen und den zur Rheinprovinz gehörenden Kreis Wetzlar. Außer demſelben gehören zu H.-N. mehrere Exklaven, nämlich die Grafſchaft Schaumburg zwiſchen lippeſchem, ſchaumb.-lippeſchem, weſtfäl. und hannov. Gebiete, die Herrſchaft Schmalkalden zwiſchen ſachſen-goth., meining., weimar. und zur Provinz Sachſen gehörendem Gebiete, und die Parzellen Barchfeld in meining., Cimelrode und Höringhauſen in waldeckſchem Gebiete.

Mit Ausnahme des tiefer gelegenen Main- und Rheinthals zwiſchen Hanau und Rüdesheim, ſowie des ſchmalen Weſerthals im Norden, gehört die Provinz dem mitteldeutſchen Gebirgslande an, einem wellenförmigen Terrain mit zahlreichen Bergkuppen, iſolierten Gipfeln und größern Gebirgsſtöcken, zwiſchen welchen ſich die Thalſenkungen der Werra, Fulda, Kinzig, Nidda, des Main und Rhein und der Lahn, ſowie deren Zuflüſſe hindurchziehen. Öſtlich der Fulda ſind zu nennen der Kaufungerwald, der auf 751 m ſich erhebende Meißner, der Eisberg, der Seulingswald und die weſtl. Abhänge der Rhön, weiter ſüdlich die öſtl. Ausläufer des Vogelbergs

Teil der Rotenburger Quart, die nach dem Vertrage von 1627 bei dem Erlöschen der Rotenburger Linie im Mannsstamme der ältern Linie wieder zufallen mußte. Da der Landgraf Victor Amadeus keine Kinder und nur noch eine Schwester Clotilde am Leben hatte, die in kinderloser Ehe mit dem Fürsten Karl August von Hohenlohe-Bartenstein vermählt war, so vermachte er testamentarisch, mit Genehmigung der preuß. Regierung, das Herzogtum Ratibor und einige andere Besitzungen seinem Paten, dem Prinzen Victor von Hohenlohe-Schillingsfürst, und dessen Bruder, dem Prinzen Ludwig, Neffen seiner zweiten, 1830 verstorbenen Gemahlin Elisabeth, Prinzessin von Hohenlohe-Langenburg. Er starb 12. Nov. 1834. Sein Tod gab zu mehrfachen Streitigkeiten Veranlassung. Die Hauptdifferenz entstand zwischen den kurhess. Ständen und der Regierung über das Verhältnis der heimgefallenen Rotenburger Quart zu den kurhess. Domänen. Die Stände wollten diese heimgefallenen Apanagen zum Staatsgute gezogen haben, während das regierende Haus dieselben als Erwerbung betrachtete und als Fideikommiß des Kurhauses für den Regenten in Anspruch nahm. Durch alle Landtage schleppte sich die Streitfrage fort, und erst das J. 1848 brachte auch hier eine den Landesinteressen günstige Wendung, indem sich Regierung und Stände dahin verständigten, daß mit Verzicht auf die Rückerstattung der bereits verwendeten Summen die Einkünfte der Quart fortan unter den Staatseinnahmen verrechnet werden sollten.

Hessenfliege, Weizenfliege, Getreidegallmücke (Cecidomyia destructor), heißt eine dem Getreide höchst verderbliche Gallmückenart, welche die Nordamerikaner mit diesem Namen bezeichneten, da sie glaubten, sie sei von den hess. Soldaten 1776 in ihrem Stroh eingeschleppt worden. Das bis 3,5 mm lange Weibchen gleicht der gemeinen Schnake, ist sehr zart, mit kurzen schwarzen Härchen bedeckt; der Bauch ist auf der Unterseite und zwischen den Ringen blutrot, desgleichen sind meist auch die Flügelwurzeln und Schulterecken so gefärbt. Die Männchen sind kleiner und rotgelb behaart und viel seltener als die Weibchen. Die Tiere erscheinen in zwei Generationen, eine Ende April bis Anfang Mai, die zweite im September. Die 0,30 mm langen Eier legt die erste Generation (jedes Weibchen 80—100) zwischen Halm und Blätterscheide von Roggen und Weizen; nach acht Tagen kriecht die anfangs rötlich gefleckte, später weiße Larve aus, ernährt sich saugend zwischen Halm und Blattscheide, in der Regel oberhalb einer der beiden untern Halmknoten, wo sie sich auch in eine braune Tönnchenpuppe verwandelt. Die zweite Generation legt ihre Eier an die jungen Pflanzen der Wintersaat von Weizen und in Ermangelung von diesem von Roggen, und zwar auf die Blätter, da ein Halm noch nicht da ist. Die ausgeschlüpfte Larve bohrt sich oberhalb der Wurzel unter der Blattscheide ein und wird in demselben Herbst in der Erde zu einer sog. Scheinpuppe und vierzehn Tage vor dem Auskriechen erst zur Tönnchenpuppe. Der Schaden, den die H. anrichten, ist bisweilen ganz enorm, 50—80 Proz. des Ernteertrags kann durch sie vernichtet werden. Als Gegenmittel werden vorgeschlagen: späte Aussaat der Wintersaat, wo sie möglich ist, da dann die Weibchen der Sommergeneration ihre Eier nicht unterbringen können; Treiben von Schafherden über die Wintersaat, bei nicht weichem Boden, damit die Larven der zweiten Generation zertreten werden. Am besten dürfte wohl Unterpflügen und Verbrennen der Stoppeln kurz nach der Ernte sein, da dadurch die Puppen der Sommergeneration vernichtet werden. Vgl. B. Wagner, «Untersuchungen über die Getreidegallmücke» (Fulda 1861).

Hessenstein, Bergschloß bei Frankenau (s. d.) in Hessen-Nassau.

Heßhusius (Tilemann), einer der ungestümsten Vertreter der streng luth. Orthodoxie, geb. 3. Nov. 1527 zu Wesel, studierte in Wittenberg, Oxford, Paris, lehrte seit 1550 Humaniora und Exegese des Neuen Testaments in Wittenberg, ward dann Prediger und Superintendent zu Goslar, 1556 Prediger und Professor in Rostock, 1558 in Heidelberg Professor der Theologie und Generalsuperintendent der Pfalz, bald darauf Prediger in Bremen, 1560 Prediger in Magdeburg. Wie in seinen frühern Stellungen machte sich auch hier H. durch seine strengen Ansichten über Kirchenzucht («Vom Amt und Gewalt der Pfarrherren», 1561) und durch sein maßloses Eifern gegen alle milder Gesinnten verhaßt, sodaß der Rat ihn 1562 mit Gewalt aus der Stadt vertrieb. Nach mancherlei Irrfahrten, aus Wesel, aus Straßburg, aus Frankfurt a. M. vertrieben, kam H. 1565 als Hofprediger des Pfalzgrafen Wolfgang von Zweibrücken nach Neuburg und 1569 als Professor der Theologie nach Jena, mußte aber 1573 nach Braunschweig fliehen. Noch in demselben Jahre ward H. als Bischof von Samland nach Königsberg berufen und setzte sein Eifern für die luth. Rechtgläubigkeit fort, wurde 1577 seines Amtes entsetzt und kam als Professor nach Helmstedt, wo er 25. Sept. 1588 starb. Vgl. von Helmolt, «Tilemann H. und seine sieben Exilia» (Lpz. 1859); Wilkens, «Tilemann H. Ein Streittheologe der Lutherkirche» (Lpz. 1860).

Hessian, ein mittelgrobes Zeug aus ungebleichter Jute.

Hessisches Berg- und Hügelland nennt man die Gesamtheit der Erhebungen, welche, zum Teil vulkanischen Ursprungs, sich in dem Regierungsbezirk Kassel und der hess. Provinz Oberhessen vorfinden, also im O. des Taunus, Westerwaldes und des Lennequellgebirges bis an die Werra nach O. und an die Diemel nach N. aufsteigen. Innerhalb desselben findet sich nur eine größere Ebene, die Wetterau (s. d.); sonst herrscht überall die größte Abwechselung von isolierten Kuppengrößen und kürzern Bergreihen, Einsenkungen, Thälern und kleinern Flächen; im S. sind die einzelnen Bergkegel häufiger, im N. die Berggruppen und Waldgebirge. Die Berge erreichen 4—700 m und etwas mehr Höhe, die Hochflächen 260 bis über 300 m, die tiefsten Stellen 160 m. Fulda und Werra werden von steilen Waldbergen eingefaßt. Die bemerkenswertesten Teile und Höhen des Landes sind: der Kellerwald (673 m), das Knüllgebirge (Knüllköpfchen, 636 m), der Seulingswald, das Richelsdorfer Gebirge (Holstein, 471 m), der Meißner (750 m), der Kaufungerwald (Bielstein, 640 m), der Habichtswald (s. d.) und der Reinhardswald (Staufenberg, 467 m).

Hessus (Helius Eobanus), einer der ausgezeichnetsten lat. Dichter Deutschlands im 16. Jahrh., wurde 6. Jan. 1488 im hess. Dorfe Halgehausen geboren. Sein Vater war Koch im Kloster Haina, weshalb sich H. auf der Universität zu Erfurt als

Nachbildungen des Plautus und Terenz bekannt sind; von erhaltenen Werken der griech. Litteratur, die sich mit ihnen beschäftigen, sind besonders Lucians «Hetärengespräche» und Alciphrons «Hetärenbriefe» zu nennen. Ein lebendiges Bild von dem Leben und Treiben derselben hat Wieland in «Menander und Glycerion» sowie im «Aristipp» entworfen. F. Jacobs gab in zwei Abhandlungen, «Die hellenischen Frauen» und «Von den H.», in den «Vermischten Schriften» (Bd. 4, Lpz. 1830) eine feinsinnige und belehrende Schilderung.

Hetären hießen auch in Macedonien die Soldaten der Nationalarmee, nämlich als Kameraden, als Waffengefährten des Königs zu Roß und (Pagetären) zu Fuß.

Hetärie (grch., d. h. Verein, Genossenschaft von Freunden), im alten Griechenland gemeinsamer Name aller zu irgend einem Zweck bestehenden Genossenschaften, insbesondere der polit. Klubs. In der Geschichte Neugriechenlands versteht man unter diesem Namen hauptsächlich die sog. Hetärie der Befreundeten (oder Philiker), einen geheimen polit. Bund, der sich 1814 in Odessa bildete und die Befreiung der Griechen vom türk. Joch bezweckte. Nicht zu verwechseln mit dieser H. ist die vom thessalischen Griechen Rhigas Pherrhäos in der Mitte des 18. Jahrh. gebildete und mit der Hinrichtung des Stifters durch die Türken (1798) aufgelöste Geheimbund, noch auch die sog. Philomusenhetärie (Gesellschaft der Musenfreunde), welche 1812 in Athen gestiftet wurde und zu ihrem nächsten Zwecke Erhaltung und Schutz der Altertümer gegen fremde Ausführer, Gründung eines Museums und Errichtung von Schulen hatte. Die eigentliche H. hatte gleich anfangs einen rein polit. Zweck, den der Befreiung Griechenlands, ins Auge gefaßt. Ihre ersten Stifter waren N. Scouffas, ein griech. Kaufmann, und der Freimaurer E. Xanthos, zu denen sich später auch A. Tsakaloff gesellte, der schon früher in Paris mit andern jungen Griechen einen geheimen polit. Bund gestiftet hatte, dessen polit. Tendenzen unter dem Titel «Gasthaus der griech. Zunge» verborgen wurden.

Die Mitglieder der H. zerfielen in sieben Abstufungen und wurden danach Bundesbrüder, Lehrlinge, Priester, Hirten, Oberhirten, Eingeweihte und Höchsteingeweihte genannt. Die zwei letzten Grade hatten einen militärischen Charakter und waren vielmehr für den Krieg bestimmt. Durch die eifrigsten Bemühungen der ersten Stifter und die zahlreichen Apostel, die sie überall in die Balkanhalbinsel abordneten, wurden in kurzer Zeit der H. viele Anhänger gewonnen, und fast alle mehr oder minder bedeutenden Männer, die damals Griechenland aufzuweisen hatte, waren bald in ihr Geheimnis eingeweiht. So kamen bis 1819 zu den Gründern Galatis, Komitsopulos, Sekeris, Levendis, Dikäos (Papa-Jlessas), Bischof Ignatios, Gazis, Patsimadis, Mavrocordatos und die Brüder Nikolaus, Georg und Demetrius Ypsilantis. Außerdem sind von den Mitgliedern der H. Zaïmis Mavromichalis, Patriarch Gregorius, auch der Fürst Miloſch von Serbien zu nennen. Indessen war die Gefahr der Entdeckung für den Bund und die Mitglieder des leitenden Ausschusses infolge der Verbreitung der H. mit jedem Jahre drohender. Schon war man zweimal dem Verrat durch die auf Befehl des Direktoriums erfolgte Ermordung zweier unzuverlässiger Apostel zuvorgekommen. Man mußte zur That schreiten, und dazu hatte man vor allem einen wirklichen Chef nötig, welcher vom Anfang der H. immer in mystisches Dunkel gehüllt geblieben war, indem von den Eingeweihten mit großem Geschick auf den Kaiser Rußlands selbst hinaufgewiesen wurde, so oft die Ungeduld der Griechen auf Gewißheit bezüglich der höchsten Leitung des Bundes drang. So wurde nun beschlossen, eine bedeutende Persönlichkeit an die Spitze der H. zu stellen, und der Hetärist Xanthos ward 1819 nach Petersburg geschickt mit dem Auftrage, den Grafen Kapodistrias zur Annahme der Oberleitung des Bundes zu bewegen. Da aber dieser ablehnte, wandte sich Xanthos an Alexander Ypsilantis, damals General in russ. Dienste, der sich bereit erklärte, die ihm angebotene Oberleitung zu übernehmen, in dem Glauben, das Unternehmen würde vom Zaren gebilligt und eventuell auch unterstützt werden. So wurde nun Ypsilantis zum Generalaufseher des Hauptes ernannt, und seinem Wirken ist hauptsächlich der Ausbruch der griech. Revolution in den Donaufürstentümern zuzuschreiben, deren verhängnisvoller Ausgang der H. bald ein Ende setzte. (S. Griechenland, Geschichte.) Vgl. Mendelssohn-Bartholdy, «Die H.», in Sybels «Historischer Zeitschrift», Bd. XVI.

H. et B., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Humboldt (Alexander) und Bonpland (Aimé).

Hetëro..., griech. Vorsilben, dem deutschen Anders..., Fremd..., Ungleich... entsprechend, bezeichnet im Gegensatz zu Auto..., Iso... und Ortho... das Andersgestaltete, Fremdartige, Ungleichgebildete, Unrichtige. Heterochroisch, verschiedenfarbig, bunt. Heterodox, andersgläubig, heißt in der Kirchensprache eine religiöse Meinung, welche dem angenommenen Lehrbegriffe widerstreitet. Das Festhalten solcher Meinungen heißt Heterodoxie. Die kath. Kirche gebraucht in derselben Sinne und zur Bezeichnung derselben Sache die Worte häretisch und Häresie (s. d.); das Gegenteil ist Orthodoxie (s. d.). Heterogen, verschiedenartig, ungleichartig. Heterographie, Neuerung in der Orthographie. Heterokrasie, verschiedenartige Mischung, namentlich der Säfte. Heteropathie soviel wie Allopathie. Heterophyllisch, ungleichblätterig. Heteroplasie, krankhafte organische Bildung. Heteroptik, falscher Schein, Trug. Heterorrhexie, fremdartiger Appetit. Heteroscii, die nur nach Einer Seite Schatten Werfenden, s. Ascii.

Heteroceriden (Heteroceridae), eine Käferfamilie aus der Gruppe der Pentameren oder Fünfzeher (s. unter Coleopteren) mit kleinen Arten, die im ausgebildeten Zustande und als Larven im feuchten Sande am Ufer der Gewässer in selbstgegrabenen Gängen hausen.

Heteröcie (grch.), nach de Bary diejenige Eigentümlichkeit parasitischer Pilze, nach welcher eine Entwickelungsform (Generation) derselben ausschließlich auf einer bestimmten Nährpflanze, die folgende ebenso ausschließlich auf einer andern vorkommt. So lebt vom Grasroste (Puccinia graminis) eine früher als besonderer Pilz (Aecidium berberidis) betrachtete Form auf den Blättern der Berberitze (Berberis vulgaris) und pflanzt sich von da durch Sporen als zweite Generation auf Getreidearten über und wird wieder zum schädlichen Grasroste.

Heterodynämisch nennt man in der Botanik Pflanzen mit Staubgefäßen verschiedener Länge, die Lippenblütler (Labiaten) und die Kreuzblütler (Cruciferen). Erstern entspricht im Linnéschen System die 14. Klasse, Didynamia, zwei lange und zwei kurze, letztern die 15. Klasse, Tetradynamia, vier lange und zwei kurze Staubgefäße.

Heterogenèon, ein Heteroklit, dessen verschiedene Formen auch verschiedenes Geschlecht haben, z. B. coelum (Singular, Neutrum) — coeli (Plural, Masculinum).

Heterogenĕsis (im Gegensatz zu generatio homogenea, bei welcher Zeugungsart die neuerstehenden Tiere oder Pflanzen ihre Existenz von ihnen gleichenden Lebewesen herleiten) bezeichnet die elternlose Zeugung oder generatio aequivoca. (S. Zeugung.) In neuester Zeit haben Pouchet und Adolf Bastian die Entstehung lebender Wesen aus toten Stoffen als Archebiosis, die übrigen Arten elternloser Zeugung als H. bezeichnet. Leuckart und Claus haben unter H. eine bestimmte (bei Rhabdonema nigrovenosum vorkommende) Form des Generationswechsels unterschieden.

Heterogonie, eine Form des Generationswechsels, bei der die aufeinander folgenden Geschlechtsgenerationen in ihrer Gestalt und Ernährungsweise voneinander verschieden sind. H. tritt auf bei kleinen Haarwürmern (Rhabdonema nigrovenosa und Leptodora appendiculata), dann bei Rindenläusen (Chermes) und Wurzelläusen (Reblaus, Phylloxera).

Heteroklīton, in der Grammatik ein Substantiv mit Casus nach verschiedenen Deklinationen, z. B. vas, vasis (3. Dekl.) — vasa, vasorum (2. Dekl.); heteroklitisch, nach der Weise eines H., auch sonderbar, bizarr.

Heterolalie, das unrechte Sprechen, Sichversprechen, eine krankhafte Veränderung des Sprechvermögens, welche darin besteht, daß man sich auf bestimmte Worte nicht besinnen kann, sie mit andern verwechselt u. s. w., zuweilen ein Vorbote des Schlagflusses oder ein Symptom der Hirnerweichung; auch eine abnorme Veränderung der Stimme (bei Nervenfieber, Krankheiten des Kehlkopfs u. s. w.).

Heteromĕr, aus verschiedenen Bestandteilen zusammengesetzt.

Heteromorph nennt man Mineralien, die in einer andern, als der ihnen eigentümlich zukommenden Gestalt vorkommen.

Heteromorphit (Federerz, Plumosit), ein Mineral, welches vorwiegend filzartige Massen oder zunderähnliche Lappen von schwärzlich-bleigrauer Farbe bildet, die aus äußerst fein haarförmigen und nadelförmigen Krystallen zusammengewoben sind; es stellt eigentlich nur die zartesten faserigen und dichten Varietäten des Jamesonit dar und besteht wie dieser aus 50,6 Blei, 29,8 Antimon, 19,6 Schwefel, entsprechend der Formel $2PbS + Sb_2S_3$; findet sich zu Wolfsberg, Andreasberg, Clausthal am Harz, Freiberg und Bräunsdorf in Sachsen, Felsőbanya in Ungarn.

Heteronomie (philos.) heißt in der Kantischen Terminologie diejenige Bestimmungsform des Willens, vermöge deren derselbe nicht dem ihm innewohnenden reinen Vernunftgesetze, sondern irgend welchen von außen an ihn herantretenden Motiven folgt. Heteronomisch ist danach nicht nur diejenige Willensrichtung, welche sich irgend einer Autorität, sei es auch der göttlichen, unterwirft, sondern auch diejenige, welche den auf die Befriedigung empirischer Bedürfnisse gerichteten «Glückseligkeitstrieb» zum letzten Zweck des Handelns macht. Autonom dagegen ist nur der sittliche Wille, der das allgemein gültige Gesetz zum Bestimmungsgrund und die Erfüllung der Pflicht zur alleinigen Maxime hat. (S. Ethik und Kant.)

Heteropŏden (Heteropŏdae) oder Kielfüßer, Ordnung der bauchfüßigen Weichtiere (Mollusca gastropoda), ausgezeichnet durch einen im vordern Teil zu einer senkrecht komprimierten Flosse umgebildeten Fuß und durch einen großen, schnauzenartig verlängerten Kopf mit hochentwickelten Augen. Die Tiere sind getrennten Geschlechts, entweder nur in der Jugend oder zeitlebens mit zarten Schalen versehen; häufig ganz durchsichtig, sind sie echte pelagische Raubtiere, die sich von kleinern Seetieren ernähren und oft, besonders zwischen den Tropen, in großen Gesellschaften angetroffen werden.

Heteroptĕren (Heteroptĕra), s. Wanzen.

Heteropygii, eine merkwürdige Familie der physostomen Fische (s. Physostomen), die lebendig gebärend ist und deren Arten zum Teil nur rudimentäre Augen haben und subterran leben. (S. unter Höhlenfauna.)

Heterospor nennt man diejenigen Gefäßkryptogamen, die zweierlei Sporen, Makrosporen und Mikrosporen besitzen. (S. Farn.)

Heterostylie ist ein botan. Kunstausdruck, welcher das Vorkommen von zwei oder auch dreierlei Blüten bei verschiedenen Individuen einer und derselben Pflanzenart bezeichnet. So finden sich vom perennierenden Lein (Linum perenne), vom Himmelsschlüssel (Primula veris), vom Lungenkraut (Pulmonaria officinalis) u. a. Individuen, welche nur Blüten mit langem Griffel, also hochstehender Narbe und mit kurzen Staubgefäßen, und wieder andere, welche nur Blüten mit tiefstehender Narbe und langen Staubfäden tragen (Dimorphismus). Nur durch das Zusammenwirken von Blüten mit gleichhoch stehenden Befruchtungsorganen können keimfähige Samen erzeugt werden. Bei manchen Pflanzen, z. B. bei Sauerklee (Oxalis) und beim Weiderich (Lythrum Salicaria), kommt auch ein drittes Längenverhältnis der Befruchtungswerkzeuge vor (Trimorphismus), indem sich auch Individuen finden, deren Blüten Griffel und Staubgefäße von gleicher Länge haben. (S. Bestäubung.)

Heterotricha, s. unter Infusorien.

H. et G., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Hooker (William Jackson) und Greville (Robert Kaye).

Hethiter oder Hittiter, eins der Völker Kanaans, welche von den aus Ägypten kommenden Israeliten unterworfen wurden; das gleiche Schicksal hatten die Heviter, Pheresiter, Jebusiter, Girgisiter, Kenisiter und Amoriter. Alle diese Völker lebten in den mittlern gebirgigen Teilen Palästinas, während die Kanaaniter (d. i. Niederländer) die Ebenen des westl. Landes bewohnten. Mit der zunehmenden Macht des jüd. Volks verschwinden jene Völker nach und nach, und es wird noch einmal erwähnt, daß Salomo die H. und andere, wahrscheinlich die letzten selbständigen Reste derselben, endgültig unterworfen habe (1 Kön. 9, 20; 2 Chron. 8, 7). Die berühmteste Stadt der H. war Hebron (s. d.). Aus Jos. 1, 4 geht hervor, daß die H. das eigentlich gebietende Volk gewesen sind, und die ägypt. und assyr. Inschriften ergeben, daß die

in der Bibel erwähnten H. nur die am weitesten südlich wohnenden und wahrscheinlich durch Aramäer von der übrigen Bevölkerung getrennten Angehörigen eines mächtigen Reichs waren, welches ganz Syrien umfaßte und durch den Euphrat von Assyrien getrennt wurde. Die ägypt. Pharaonen haben weit ausführlichere Nachrichten als die Bibel über die H., von ihnen Cheta genannt, hinterlassen. Ramses I. schloß einen Vertrag mit Sepulu, König der H., und Ramses II. (14. Jahrh.), führt Krieg mit einer Konföderation syr. Völker, an deren Spitze die Cheta stehen. Eine große Schlacht bei Kedesch gewann der Pharao und eroberte die Festung Kedesch. Sie lag in einem künstlichen See, der vom Orontes gespeist wurde und noch jetzt in der Nähe von Homs vorhanden ist. Diese Schlacht war der Gegenstand eines epischen Gedichts des Pentaur, welches in dem Sallierschen Papyrus und an den Wänden von Karnak, Luksor, Abusimbel und Beit-el-Walli in Nubien und am sog. Rameseum im Westen Thebens erhalten und von bildlichen Darstellungen begleitet ist. Es folgte ein Friedensschluß zwischen Ramses II. und Chetasir, dessen Wortlaut auf Seiten der H. durch den Schreiber Chirepsar auf eine Silberplatte graviert wurde und dessen ägypt. Fassung (Lepsius, «Denkmäler», Abteil. III, Bl. 146) unter andern von Brugsch in seiner «Geschichte Ägyptens» übersetzt ist, und der Pharao vermählte sich mit der hethitischen Königstochter (abgebildet im Tempel von Abusimbel; Lepsius, «Denkmäler», Abteil. III, Bl. 196). In assyr. Inschriften erscheinen bereits unter Sargon I. (19. Jahrh.) die Chatti als gefürchtete Macht, sodaß die Inschriften ganz Syrien mit ihrem Namen Chatti benennen. Die erste Stadt, welche die assyr. Kriegszüge berühren, ist Karchemisch, an der Stelle gelegen, wo heute die Ruinen von Dscherâbis am Euphrat liegen. Hier haben die Engländer in neuester Zeit Ausgrabungen veranstaltet und ein hethitisches Königsbild und andere Skulpturen entdeckt, welche für die Geschichte der H. von größter Wichtigkeit geworden sind, indem sie über eine ganze Reihe von bisher ihrem Ursprung nach dunkeln Kunstwerken Licht verbreiten halfen.

Hetman oder Ataman (s. d.) heißt der Oberbefehlshaber eines Kosakenheeres. Da der jedesmalige Großfürst-Thronfolger Rußlands H. aller Kosaken ist, so befindet sich bei jedem Kosakenheere nur ein stellvertretender H.

Hetrurien, s. Etrurien.

Hetsch (Philipp Friedr. von), Historienmaler, geb. zu Stuttgart 10. Sept. 1758, wurde an der Karlsschule erzogen, wo Schiller sein Kollege war. Hier empfing er auch den ersten Unterricht künstlerischer Richtung durch den Franzosen Guibal nach der Antike und durch Harper im Landschaftsfache. Indes gehört H.s Entwickelung eigentlich dem Einflusse der Pariser Schule an, wohin er 1780 reiste, um dort unter Vien und Joseph Vernet zu studieren. Er schloß sich an die akademisch-klassizistische Richtung an, in welcher er Geschichtsbilder, meist aus der Stoffwelt der Antike, in zierlichen Kompositionen und gefälliger Färbung hervorbrachte. In die Heimat zurückgekehrt, erhielt er die Stelle eines Hofmalers und begab sich zwischen 1785 und 1795 nach Italien. Nachdem er eine Zeit lang in Stuttgart als Professor gewirkt hatte, wurde er 1805 Direktor der Gemäldegalerie daselbst, wo er 31. Dez. 1839 starb. Seine Mutter der Gracchen in der dortigen Sammlung ist sein bedeutendstes Werk, mehrere Gemälde schmücken die königl. Residenz. Er versuchte sich auch mit Glück im Porträtfach und als Landschafter, nirgends aber besser als in friedlichen Motiven mythol. Inhalts.

Hettingen, preuß. Städtchen in Hohenzollern (Regierungsbezirk Sigmaringen), Oberamtsbezirk Gammertingen, 5 km von dieser Stadt, an der Lauchart, mit 616 kath. E., hat eine sehr alte im got. Stile erbaute Kirche, eine Mahl-, Säge- und Ölmühle und mechan. Wollspinnerei. Auf einem unmittelbar östlich von H. gelegenen Berge ein altes Schloß, der ehemalige Wohnsitz der Freiherren von Spath, welchen H. und Gammertingen gehörten, seit 1827 Eigentum des fürstl. Hauses Hohenzollern-Sigmaringen.

Hettinger (Franz), hervorragender kath. Theolog, geb. 13. Jan. 1819 zu Aschaffenburg, studierte auf der Universität zu Würzburg und auf dem Collegium Germanicum zu Rom, ward 1843 Priester, 1852 Subregens im Priesterseminar und 1858 Professor an der Universität zu Würzburg. Er nahm teil an den Vorbereitungen des Vatikanischen Konzils und hat den Beschlüssen desselben sofort zugestimmt. Von seinen Werken sind zu nennen: «Apologie des Christentums» (3 Bde., Freib. i. Br.; 5. Aufl., 1875—80), «Die Idee der priesterlichen Übungen nach dem Plan des Ignatius von Loyola» (Regensb. 1853), «Die Vollgewalt des apostolischen Stuhls» (Freib. i. Br. 1873), «Lebens- und Litteraturbild von D. Fr. Strauß» (Freib. i. Br. 1875), «Die Krisis des Christentums» (Freib. i. Br. 1881), «Die göttliche Komödie des Dante Alighieri nach ihrem wesentlichen Inhalt und Charakter» (Freib. i. Br. 1880), «Die Theologie der göttlichen Komödie» (Köln 1879).

Hettner (Herm. Jul. Theod.), ausgezeichneter Kunst- und Litterarhistoriker, geb. 12. März 1821 zu Leisersdorf bei Goldberg in Schlesien, besuchte das Gymnasium zu Hirschberg und widmete sich 1838—43 auf den Universitäten zu Berlin, Heidelberg und Halle hauptsächlich philol. und philos. Studien. Nach deren Beendigung wandte er sich nach Breslau, um sich für die akademische Laufbahn vorzubereiten. In dieser Zeit erwachte indes immer entschiedener seine Vorliebe für ästhetische, kunst- und litterargeschichtliche Studien, die ihn im Frühjahr 1844 nach Italien führten. Während der drei Jahre, die er daselbst verblieb, weilte er meist in Rom, doch durchwanderte er von hier aus alle wichtigern Kunststätten Ober-, Mittel- und Unteritaliens sowie Siciliens. Ostern 1847 habilitierte er sich als Privatdocent in Heidelberg für Ästhetik, Kunst- und Litteraturgeschichte. Im Frühjahr 1851 wurde er außerord. Professor in Jena und folgte dann 1855 einem Rufe nach Dresden als Direktor der königl. Antikensammlung und des Museums der Gipsabgüsse (welches letztere ihm eine musterhafte Aufstellung verdankt), sowie als Professor der Kunstgeschichte an der Akademie der bildenden Künste. Im J. 1868 wurde ihm das Direktorat des Historischen Museums, und 1869 auch dasjenige über das von ihm aufgestellte Rietschel-Museum übertragen. Behufs kunstgeschichtlicher Zwecke bereiste H. seitdem wiederholt Griechenland, Frankreich, England, Belgien und besonders Italien. Er starb in Dresden 29. Mai 1882.

H.s Hauptwerk ist die «Litteraturgeschichte des 18. Jahrh.» (6 Bde., Braunschw. 1856—70;

)—79; 4. Aufl., Bd. 1 und 2, 1881). ndelt im ersten Teile die Geschichte der ur von der Wiederherstellung des Kö- ur zweiten Hälfte des 18. Jahrh., im Geschichte der franz. Litteratur im m dritten Teil, der seinerseits vier , die Geschichte der deutschen Littera- Zeit des Westfälischen Friedens bis ethes; sie ist die geschichtliche Dar- en den drei neuern Kulturvölkern in Fortentwickelung geführten großen mpfe von ihren ersten Anfängen bis des modernen Humanitätsideals esen Kämpfen hervorgehenden Philo- chtung. Von H.s übrigen Schriften ere noch hervorzuheben die «Vorschule Kunst der Alten» (Oldenb. 1848), sche Schule in ihrem innern Zusam- t Goethe und Schiller» (Braunschw. derne Drama» (Braunschw. 1852), skizzen» (Braunschw. 1853), «Das m der Gipsabgüsse zu Dresden»), «Der Zwinger in Dresden» (Lpz. ers Briefwechsel mit S. Th. Söm- raunschw. 1877), «Ital. Studien. der Renaissance» (Braunschw. 1879). dlungen und Gelegenheitsreden sind elt in den nach H.s Tode von sei- rausgegebenen «Kleinen Schriften» 1884). Ausführlicher handeln über t, «H. Hettners Morgenrot» (Gießen rt im «Archiv für Litteraturgeschichte» rn in «Westermanns Monatsheften». ehnen des Verstorbenen ist Felix H., ena, Direktor des Provinzialmuseums litterarisch auf dem Gebiete röm. äologie thätig, Georg H., geb. 1854 serord. Professor der Mathematik in

t, Stadt in der preuß. Provinz legierungsbezirk Merseburg, Gebirgs- eld, 8 km im NNO. von Mansfeld, aale gehenden Wipper und an der Linie kenheim der Preußischen Staatsbah- eines Amtsgerichts, zählt (1880) 7650 E. und hat eine Pianoforte-, eine nd eine Guanofabrik. In der Um- upfererzgruben und Schmelzhütten.

t Hatz heißt im allgemeinen eine jede er das Wild durch Hunde gefangen er Jagdterminologie wird jedoch H. nen nur für das Fangen des Schwarz- der Raubtiere mittels Hunden ge- s Hetzen des nützlichen Wildes durch Parforce-Jagen. Zur Bärenhetze wer- h deutsche und poln. Jagdhunde und verwendet. Letztere sind entweder Bullenbeißer, engl. Doggen oder dän. Zur Saubetze bedient man sich haupt- roßen, flinken Rüden (Saurüden) und ge; zur Fuchshetze, die vorzüglich in großem Ansehen steht und in neuerer dem Kontinent wieder in Aufnahme , der Bracken (fox-hounds). Fast ist in England die Otternhetze, zu ene Arten kleiner mutiger, meist lang- de gebraucht werden. H. nennt man auch er Hunde, die gemeinschaftlich an ein gehetzt werden. Hatzmann heißt der Hundeführer, der einen oder zwei Hunde zur H. führt; er ist hatzfertig, wenn er die Schleifen an der Hatzleine aufgezogen hat. Der Ausdruck Hatz wird fast ausschließlich für die H. auf Schwarzwild benutzt.

Hetzer (Ludw.), ein Wiedertäufer der Reformationszeit, geb. um 1500 zu Bischofszell im Kanton Thurgau, erwarb sich zu Freiburg i. Br. eine tüchtige, gelehrte Bildung. Als Kaplan zu Wädenschwyl am Zürchersee schloß er sich an Zwinglis Reformbestrebungen an und schrieb 1523 eine Flugschrift gegen die Verehrung der Bilder. Wegen seiner Hinneigung zu den Wiedertäufern aus Zürich verwiesen, ging H. 1525 nach Augsburg, 1526 nach Straßburg. Hier trat er mit Joh. Denk in Verbindung und schrieb seine Übersetzung der Propheten (1527). Auch aus Straßburg vertrieben, ließ sich H. nach mancherlei Irrfahrten in Konstanz nieder und erlitt am 4. Febr. 1529 wegen Bigamie den Tod durch das Schwert. Vgl. Keim in den «Jahrbüchern für deutsche Theologie» (1856).

Hetzhunde, s. unter Hetze.

Heu (lat.), Ausruf des Schmerzes: ach! wehe! H. me miserum, ach ich Unglücklicher!

Heu nennt man im engern Sinne das getrocknete Wiesengras des ersten Schnittes, zum Unterschied von Grummet (s. d.), welches aus dem zweiten, beziehentlich dritten Schnitte gewonnen wird; im weitern Sinne gehört zum H. der getrocknete erste Schnitt aller Futterpflanzen, des Klees, der Luzerne, Esparsette u. s. w. Der Futterwert des H. ist ein sehr verschiedener, im allgemeinen bedingt durch die Zusammensetzung des H., durch den Gehalt an Protein, Fett, Rohfaser u. s. w. Je mehr das H. von dem erstern enthält, um so nahrhafter ist dasselbe im Durchschnitt; je höher der Gehalt an Rohfaser, um so geringer ist der Nährwert. Die Zusammensetzung des Wiesen- und des Kleeheus bewegt sich innerhalb folgender Grenzen:

	Wiesenheu		Kleeheu	
Wasser	27,7— 9,8	Proz.	26,9—17,8	Proz.
Protein	5,8—19,4	»	7,2—15,8	»
Fett	1,2— 5,6	»	1,2— 5,5	»
Stickstofffreie Extraktstoffe	22,6—50,7	»	22,3—39,7	»
Rohfaser	19,7—39,9	»	19,5—43,0	»
Asche	6,5	»	6,3	

Da von dem Rohprotein des H. nur ein Teil wirklich verdaulich, so ist, abgesehen von dem Gehalt an Rohprotein, auch der Verdauungskoeffizient dieses Stoffs wie der übrigen Nährstoffe für den Nährwert des H. bestimmend. So schwankt die Verdaulichkeit des Rohproteins beim Wiesenheu zwischen 39 und 72 Proz., beim Kleeheu zwischen 43 und 76 Proz. Je mehr Protein das H. besitzt, um so größer ist auch in der Regel die Verdaulichkeit dieses und aller übrigen Stoffe. Der Nährwert des H. wird aber noch von andern Verhältnissen beeinflußt; stammt dasselbe von nassen, moorigen und sumpfigen Wiesen, so besteht es zum größten Teile aus wertlosen Gräsern (Juncaceen und Cyperaceen); ist es dagegen auf künstlich bewässerten, beziehentlich trocken gelegenen Wiesen gewachsen, so besteht es aus süßen und nahrhaften Gräsern (Gramineen). Beim H. der Futterpflanzen kommt namentlich der Boden und der Düngungszustand in Betracht; je kräftiger beide, um so besser auch das H. Bei sämtlichen Heuarten spielt ferner

das Wetter während der Vegetationszeit, der Zeitpunkt, zu welchem das Einschneiden erfolgte, sowie schließlich das Wetter während der Ernte eine wichtige Rolle. Die größte Menge von verdaulichen Nährstoffen erhält man in der Regel, wenn das Futter in der Blüte gemäht wird, da bei späterm Abbringen die Gesamtmasse allerdings eine größere, der Verdaulichkeitsgrad dagegen erheblich niedriger ist. Je günstiger sich das Wetter während der Ernte gestaltet, um so mehr werden die im H. enthaltenen Nährstoffe konserviert, wogegen dieselben durch Regen zum Auswaschen gelangen und verloren gehen. Das Schneiden des Grases, beziehentlich der Futterpflanzen erfolgt mit der Sense oder der Mähemaschine. Über das Trocknen der grünen Massen s. unter Ernte.

Heuasthma, s. Heufieber.

Heubach, Stadt im württemb. Jagstkreis, Oberamt Gmünd, am Fuße des Rosensteins, auf welchem die Ruine der Burg Rosenstein steht, bei der sich Höhlen und röm. Verschanzungen befinden, zählt (1880) 1368 meist prot. E., welche ansehnliche Seide- und Baumwollspinnerei und Weberei treiben.

Heuberg, Berg im Thüringerwalde, 3,5 km südlich von Friedrichroda; auf ihm in 685 m Höhe das vielbesuchte Heubergshaus.

Heuberg, der südwestlichste Teil der Schwäbischen Alp, s. Alp (Gebirge).

Heubner (Otto Leonhard), bekannt aus dem dresdener Maiaufstande von 1849, geb. 17. Jan. 1812 zu Plauen im sächs. Vogtlande, studierte die Rechte in Leipzig und lebte von 1832 an in seiner Vaterstadt und in Mühltroff als Direktor mehrerer größern Patrimonialgerichte und Rechtsanwalt. Im J. 1834 gründete er in Plauen die erste Turnanstalt Sachsens in Jahnschem Sinne; 1843 wurde er als königl. Kreisamtmann nach Freiberg berufen. Als Abgeordneter zur Deutschen Nationalversammlung in Frankfurt 1848 nahm er seinen Sitz auf der Linken, legte jedoch schon Anfang 1849 sein Mandat nieder, um die auf ihn gefallene Wahl zum Mitglied der sächs. Ersten Kammer anzunehmen. Hier war er einer der Führer der gemäßigten Linken. Als 3. Mai 1849 zu Dresden der Aufstand zu Gunsten der Reichsverfassung begann, wurde H. zum Mitglied der Provisorischen Regierung gewählt. Nach Unterdrückung des Aufstandes wurde H. zu Chemnitz verhaftet und wegen Hochverrats zum Tode verurteilt, jedoch zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe begnadigt. Erst 28. Mai 1859, bei der Vermählungsfeier des Prinzen Georg, erfolgte seine Freilassung. Während seiner Gefangenschaft hatte sich H. vielfach litterarisch beschäftigt; und zwar teils mit Übersetzungen, namentlich aus dem Englischen, teils mit der Abfassung volkstümlicher Lehr- und Unterhaltungsschriften («Herr Goldschmidt und sein Probierstein», Lpz. 1850). Ferner schrieb er: «Klänge aus der Zelle in die Heimat» (Dresd. 1859). Nach seiner Entlassung erhielt H. eine Anstellung bei der Dresdener Hypothekenversicherungsgesellschaft und wurde im Juni 1865 zu deren erstem Direktor erwählt. Im J. 1867 legte er diese Stelle nieder, um in seinen frühern Beruf als Rechtsanwalt wieder einzutreten; 1869 wurde er in die sächs. Zweite Kammer gewählt. Seit 1869 leitet er als Ratsmitglied die Verwaltung des Kirchen- und Schulwesens der Stadt Dresden.

Heubner (Joh. Otto Leonhard), Mediziner, Sohn des vorigen, geb. 21. Jan. 1843 zu Mühltroff, besuchte die Landesschule zu Grimma, studierte in Leipzig und Wien und habilitierte sich 1868 an der Leipziger Universität. Nachdem er langjähriger Assistent an der Klinik Wunderlichs daselbst gewesen, wurde er 1873 zum außerord. Professor und 1876 zum Direktor der Distriktspoliklinik ernannt. Er veröffentlichte: «Die luetische Erkrankung der Hirnarterien» (Lpz. 1874), «Beiträge zur internen Kriegsmedizin» (Lpz. 1871). Seine Schrift «Zur experimentelle Diphtherie» (Lpz. 1883) wurde 1883 mit dem Kaiserin-Augusta-Preis gekrönt.

Heuch, Fisch, s. Huchen.

Heuchelberg, Höhenzug in Württemberg, Neckarkreis, der Keuperformation angehörend, bis 338 m hoch, wird durch den Zabergrund bei Güglingen vom Stromberg getrennt.

Heuchelei ist die aus selbstsüchtigen Interessen entspringende Vorspiegelung von Gesinnungen, die nicht wirklich vorhanden sind. Ein Heuchler ist derjenige, welcher, um äußerer Vorteile des Erwerbs, der Carrière oder dergleichen willen, mit Bewußtsein durch Wort oder That sich als Vertreter von Überzeugungen erscheinen läßt, die er nicht hat oder gar innerlich mißbilligt und verachtet. Am häufigsten ist die H. auf dem religiösen Gebiet, wo der sich Indifferente oder Ungläubige, um dadurch irgendwelche gesellschaftliche Vorteile zu erringen, den Gläubigen und gar Bigotten spielt: aber es gibt auch, namentlich in neuerer Zeit, eine politische H. bei denjenigen, welche, durch Hoffnung auf Gewinn oder Ämter verlockt, als Anhänger sei es der Regierung, sei es der herrschenden Parlamentsmajorität auftreten, während sie innerlich den von denselben vertretenen Überzeugungen fern stehen. In allen Fällen ist die H. als eine Selbstentwürdigung ein schwerer sittlicher Fehler.

Heuerbrief, s. Promesse u. Heuergeschäft.

Heuerbuch, s. unter Heuervertrag.

Heuerer, s. unter Heuergeschäft.

Heuergeschäft (im Börsenverkehr), auch Prämessengeschäft genannt, ist ein Vertrag, in welchem der eine Kontrahent (der Verheuerer) dem andern Kontrahenten (dem Heuerer) gegen eine bestimmte Vergütung denjenigen Gewinn zu überlassen verspricht, welcher auf ein bestimmtes, dem Verheuerer gehöriges Los etwa fallen würde. Darüber wird ein sog. Heuerbrief oder Promesse, Promessenlos ausgestellt. Der Inhaber eines Loses tauscht also gegen einen ungewissen großen Wert den gewissen kleinen Wert ein und will lieber wenig sicher haben als viel in unbestimmter Aussicht. (Thöl, «Handelsrecht», §. 308.) Das H. ist übrigens in ähnlicher Weise wie der Kauf zum Differenzgeschäft entartet, indem der Verheuerer häufig Promessen auf Lose verkauft, die er gar nicht erwerben will, vielleicht gar nicht erwerben kann, weil sie bereits von einem andern erworben sind; trifft dann auf diese Lose ein Gewinn, so zahlt er dessen Betrag an den Heuerer aus. Dies Geschäft ist noch gefährlicher und verwerflicher als das Differenzgeschäft.

Heuernte, s. unter Heu, vgl. Ernte.

Heuervertrag (seerechtlich) heißt der Dienstvertrag, durch welchen die Mannschaft der Seeschiffe angeworben wird (Heuer = Dienstmiete und Lohn). Derselbe ist geregelt in der Deutschen Seemannsordnung, welche an die Stelle des vierten Titels im fünften Buche des Handelsgesetzbuchs getreten ist; diese Regeln gelten aber nicht nur für die

r Dienſten auf dem Schiffe angeſtell-
n (Schiffsmannſchaft im eigentlichen
dern auch für die zu nichtnautiſchen
geſtellten (Maſchiniſten, Köche, Auf-
e u. ſ. f.), falls ſie eben eine dauernde
uf dem Schiffe erhalten haben. Sie
für den Schiffskapitän und nicht für
rantänewächter und dergleichen bloß
enden Dienſtleiſtungen auf dem Schiffe
erſonen. Einer Form zum Abſchluß
bedarf es nicht, vielmehr pflegt der
ms des Reeders durch mündliche Ver-
Schiffsmann anzuwerben; insbeſon-
g. Anmuſterung für die Gültigkeit
an ſich bedeutungslos; nur wenn ein
ſich an zwei verſchiedenen Schiffen
eit verheuert hat, dann ſoll zwar an
r abgeſchloſſene Vertrag den Vorzug
aber auf Grund des ſpätern Vertrags
muſtert iſt, dann ſoll dieſer vorgehen
dnung, §. 26). Der Schiffsmann iſt
ſchem Gehorſam gegen den Schiffer
zu Nüchternheit, friedfertigem Betra-
tung gegenüber ſeinen Vorgeſetzten
ſteht deshalb unter einer ſehr ausge-
plinargewalt des Schiffers (§. 72 fg.),
uch jedoch kriminell ſtrafbar iſt; ſeine
gen ſind der Qualität nach beſchränkt
nkt (erſteres beſonders beim Steuer-
, Zimmermann, Maſchiniſten), der
ber, falls das Schiff nicht im Hafen
beſchränkt, und er hat dieſelben auch
perſönlicher Gefahr zu erfüllen. Der
darf keine Güter für eigene Rechnung
75) auch ohne Erlaubnis des Schiffers
Getränke an Bord führen und Tabak
ie er zu ſeinem eigenen Gebrauche auf
darf (§. 76). Der Schiffsmann hat
Anſpruch zunächſt auf Naturalver-
mlich auf Speiſe und Trank nach Vor-
inzelnen Landesverordnungen (§§. 43,
er auf angemeſſenen Logisraum (§. 43)
ilmittel bei Erkrankung und Verwun-
, 48); ſodann auf Geldlohn (Heuer),
mäßig erſt mit Beendigung des Dienſt-
zu zahlen iſt (§. 36), wenn nicht nach
des Anmuſterungshafens ein Recht
leiſtungen und Handgelder beſteht
Schiffer iſt verpflichtet, ein Abrech-
ber die Heuer zu führen und dem
auf deſſen Verlangen ein beſonderes
zu übergeben (§. 39). Verringert ſich
Mannſchaft während der Reiſe, ſo
im Zweifel die erſparten Heuerbeträge
Schiffsleuten nach Verhältnis ihrer
). Für alle Forderungen des Schiffs-
et der Reeder perſönlich mit ſeinem
nügen (§. 68); demnach gehören die-
jenigen Forderungen, welche die Rechte
läubigers gewähren. Der H. wird
ch Ablauf der Zeit, reſp. Beendigung
r welche er geſchloſſen wurde, ferner
des Schiffsmanns, ſodann wenn das
Zufall verloren geht (§. 56); auch kann
den Schiffsmann aus gewiſſen geſetzlich
ründen entlaſſen (z. B. Untauglichkeit,
vergehen, ſyphilitiſche Krankheit, Ver-
Dienſtantritts über 24 Stunden u. ſ. w.,
8, 59, 60), wie umgekehrt der Schiffs-
mann aus gewiſſen Gründen den Dienſt aufkündigen darf (§§. 61—63); liegt kein ſolcher Grund vor, ſo wird der Schiffsmann wegen Kontraktbruchs beſtraft (§. 81), auch findet eine polizeiliche Zwangszuführung zum Dienſte ſtatt (§. 29).

Heufieber oder Heuaſthma, Boſtockſcher Katarrh (Catarrhus aestivus, Hay-fever) nennt man eine eigentümliche, leicht fieberhafte, mit hartnäckigem Katarrh der Augenbindehaut, der Naſenſchleimhaut, der obern Luftwege und mehr oder minder heftigen Beſchwerden verbundene Affektion, welche gewiſſe, dazu beſonders disponierte Perſonen regelmäßig, bisweilen in alljährlich wiederkehrenden Anfällen befällt, ſobald ſie ſich den Ausdünſtungen gewiſſer blühender Gräſer, meiſt kurz vor der Heuernte, ausſetzen. Als krankmachende Urſache ſind die eingeatmeten Pollen (Blütenſtaub) gewiſſer Grasarten zu betrachten, welche innerhalb der Luftwege aufquellen und dadurch eine mechaniſche anhaltende Reizung der Schleimhäute verurſachen. Die Krankheit, welche beſonders häufig in England und Nordamerika, aber auch in Deutſchland, Frankreich, Belgien und der Schweiz beobachtet wird, befällt nur Stadtbewohner und faſt nur Perſonen unterhalb des 40. Lebensjahres, durchſchnittlich mehr Männer als Frauen. Das Leiden iſt meiſt ſehr hartnäckig; am zweckmäßigſten erweiſt ſich eine Luftveränderung, der längere Aufenthalt im Hochgebirge oder an der See; ein Mittel, die Dispoſition zur Krankheit zu tilgen, iſt noch nicht gefunden. Vgl. Phöbus, «Der typiſche Frühſommer-Katarrh oder das ſogenannte H.» (Gießen 1852); Blackley, «Experimental researches on the causes and nature of catarrhus aestivus» (Lond. 1873).

Heughtown, Stadt auf der zu den Scilly-Inſeln (ſ. d.) gehörigen Inſel St.-Marys.

Heuglin (Theod. von), bekannt durch ſeine Reiſen und Forſchungen in Afrika, geb. 20. März 1824 zu Hirſchlanden in Württemberg, widmete ſich naturhiſtoriſchen und pharmaceutiſchen Studien und machte dann einige Reiſen in Europa. Er hatte Sprachkenntniſſe, war ein tüchtiger Schütze, ein geſchickter Zeichner und von kräftigem Körper. Er ging 1850 nach Ägypten, von wo er Ausflüge ins Peträiſche Arabien und an die Küſten des Roten Meeres unternahm, und wurde 1852 zum Sekretär des öſterr. Konſuls in Chartum ernannt. Bald nach ſeiner Ankunft daſelbſt begleitete er den Konſul Reitz auf einer Reiſe nach und durch Abeſſinien, auf welcher Reitz 16. Mai 1853 in Doka ſtarb. H. kehrte mit reicher wiſſenſchaftlicher Ausbeute im Juni nach Chartum zurück. Seine Aufzeichnungen über dieſe Reiſe («Reiſen in Nordoſtafrika», Gotha 1857) ſind von großem Werte. An Reitz' Stelle zum Geranten des öſterr. Konſulats in Chartum ernannt, bereiſte er Ende 1853 den untern Weißen Nil und Kordofan und ſammelte hierbei, ſowie in Chartum ſelbſt, eine große Anzahl lebender Tiere, welche er 1855 dem kaiſerl. Tiergarten in Schönbrunn ſchenkte. Damals ſtellte er ſeine erſte «Syſtematiſche Überſicht der Vögel Nordoſtafrikas» (Wien 1855) zuſammen, worin 754 Arten aufgeführt ſind. Im März 1856 begab er ſich abermals nach dem Sudan, unterſuchte die Bajuda-Steppe, kehrte im Jan. 1857 nach Kairo zurück und bereiſte in demſelben Jahre die ganze Weſtküſte des Roten Meeres, ſowie die Somaliküſte, über die er in Petermanns «Mitteilungen» (1860 u. 1861) berichtete. Von 1858 bis 1860 ſtellte er in Europa ſeine

Gesundheit wieder her, ordnete seine Sammlungen und verfaßte die Beschreibungen seiner Reisen. Von Petermann in Gotha zur Leitung der Expedition gewonnen, die zur Aufklärung von Eduard Vogels Schicksal nach Afrika entsendet werden sollte, verließ H. mit Steudner, Kinzelbach, Hansal und Schubert 25. Mai 1861 Ägypten, wo er Anfang März eingetroffen war, und begab sich über Massaua, wo sich ihm 1. Juli Munzinger anschloß, nach den Landschaften der Mensa, Bogos und Barea nördlich von Abessinien. Zu Mai-Schecha in der Provinz Saraë trennten sich 11. Nov. Munzinger und Kinzelbach von ihm, um westlich durch das Land der Kunama und über Kassala nach Chartum, sowie ferner nach Kordofan zu gehen, während H. mit Steudner und Schubert über Adua, Gondar und Gaffat südwärts bis an die Grenze von Schoa und in die Gallaprovinz Djamma vordrang und dort 4. April 1862 bei dem Kaiser Theodor freundliche Aufnahme fand. Nach einer an Entbehrungen, Krankheiten und Strapazen überreichen Reise von dort über Gondar und Doka erreichte er zu Anfang Juli Chartum. Hierauf schloß sich H. mit Steudner der Ende Jan. 1863 von Chartum nach dem Bahr el-Ghasal (dem westl. Zuflusse des Weißen Nil) abgehenden Expedition der holländ. Damen Tinne an, gelangte westlich über den Reisee hinaus bis zum Kosanga- oder Dembofluß (17. Juli 1863) im Lande der Dohr, nachdem er seinen Gefährten Steudner 10. April durch den Tod verloren, und kehrte mit reicher geogr. und zoolog. Ausbeute Ende März 1864 nach Chartum und im folgenden Jahre nach Europa zurück. Außer seinen Aufsätzen in Petermanns «Mitteilungen» (1861—64 und Ergänzungsband 2 u. 3) und andern periodischen Schriften veröffentlichte er: «Die deutsche Expedition in Ostafrika» (Gotha 1864), «Reise nach Abessinien, den Gallaländern u. s. w.» (Jena 1868), «Ornithologie Nordostafrikas» (Kass. 1869—75) und «Reise in das Gebiet der westl. Zuflüsse des Weißen Nils» (Lpz. 1869). Im Sommer 1870 unternahm er mit Graf Waldburg-Zeil eine Fahrt nach Spitzbergen, ergänzte die Aufnahme im südöstl. Teile dieser Inselgruppe und brachte von dort wie im J. 1871 auf einem Dampfer des Kaufherrn Rosenthal von Nowaja-Semlja reiche und sehr interessante naturhistor. Sammlungen zurück. Als er die Resultate dieser Reisen in «Reisen nach dem Nordpolarmeere» (3 Bde., Braunschw. 1872—74) veröffentlicht, ging er Ende 1874 abermals nach dem Roten Meere, um das Gebiet der Beni-Amer zu erforschen, und kehrte nach längerm Aufenthalt in Kairo nach Stuttgart zurück, wo er 5. Nov. 1876 starb, nachdem er noch seine «Reise in Nordostafrika» (2 Bde., Braunschw. 1877) vollendet. H.s Hauptfach war die Zoologie, besonders die Ornithologie.

Heulandit, Synonym für Stilbit (s. d.).

Heumann (Christoph August), Polyhistor, geb. 3. Aug. 1681 zu Allstedt im Weimarischen, wurde 1709 Inspektor des theol. Seminars zu Eisenach, 1717 Professor am Gymnasium zu Göttingen. Bei Errichtung der Universität Göttingen 1734 wurde er an derselben ord. Professor der Litteraturgeschichte und außerord. Professor der Theologie, 1745 ord. Professor der Theologie und 1758 emeritiert. Er starb 1. Mai 1764. H. machte sich besonders verdient durch die Herausgabe der «Acta Philosophorum» (3 Bde., Halle 1715—27), des «Conspectus reipublicae literariae» (Hannov. 1719; 7. Aufl. 1763) und seine «Erklärung des Neuen Testaments» (12 Bde., Hannov. 1760—63).

Heumann von Teutschenbrunn (Joh.), der erste, der die Diplomatik wissenschaftlich behandelte, geb. 11. Febr. 1711 zu Muggendorf im Bayreuthischen, studierte zu Altdorf Geschichte und die Rechte, praktizierte dann in Wien beim Reichshofrat, kehrte aber 1739 als Docent der Rechte nach Altdorf zurück, wo er 1744 ord. Professor wurde und 29. Sept. 1760 starb. Seine für ihre Zeit höchst schätzbaren juristischen Schriften sind veraltet; dagegen haben seine «Commentarii de re diplomatica imperatorum ac regum Germaniae» (2 Bde., Nürnb. 1745) und die «Commentarii de re diplomatica imperatricum Germaniae» (Nürnb. 1749) noch jetzt ihren Wert. In seinen «Initia juris politiae Germaniae» (Nürnb. 1757) entwarf er ein deutsches Polizeirecht.

Heumonat, s. Julius.

Heun (Karl Gottlieb Sam.), als Romanschriftsteller H. Clauren genannt, geb. 20. März 1771 zu Dobrilugk, besuchte seit 1786 das Gymnasium zu Gotha, studierte seit 1788 zu Leipzig, dann zu Göttingen die Rechte und kam hierauf zu dem preuß. Minister von Heynitz als Erzieher von dessen Neffen und als Privatsekretär nach Berlin. Hier wurde er 1792 Geh. Sekretär im Generaldirektorium beim westfäl. Provinzial- und beim Berg-, Hütten- und Salzdepartement, 1794 Assessor bei der Bergwerks- und Hüttenadministration. Im J. 1801 verließ er die preuß. Dienste, um die Verwaltung der bedeutenden Güter des Kanonikus von Treskow bei Posen und in Kujavien zu übernehmen, mit dem er jedoch bald in Mißhelligkeiten geriet. Dasselbe war der Fall mit dem Buchhändler Rein in Leipzig, dessen Kompagnon er 1804 geworden war. Im J. 1806 übernahm er von neuem die Verwaltung der Treskowschen Güter. Doch 1811 kehrte er nach Berlin zurück, wo er in das Bureau des Staatskanzlers Hardenberg kam und bald darauf zum Hofrat ernannt wurde, nahm dann am Feldzuge von 1813 und 1814 im schreibenden Hauptquartier teil, redigierte die «Preuß. Feldzeitung», wohnte dem Kongreß in Wien bei und wurde nachher beim preuß. Gouvernement in Dresden und hierauf in Merseburg angestellt. Im J. 1820 übernahm er die Redaction der «Preuß. Staatszeitung», und als diese 1824 in Pacht gegeben ward, erhielt er eine Stellung beim Generalpostamt, nachdem er vorher zum Geh. Hofrat ernannt worden. Er starb 2. Aug. 1854 zu Berlin.

Während seines Aufenthalts in Polen trat er zuerst als Novellist unter dem Namen H. Clauren (einem Anagramm von Carl Heun) auf. Da seine Erzählungen «Die graue Stube» im «Freimütigen» und besonders «Mimili» (4. Aufl. 1824) großen Beifall fanden, ging er auf dieser Bahn weiter. Seine früher zerstreuten Arbeiten wurden unter dem Titel «Erzählungen» gesammelt (6 Bde., Dresd. 1819—20) und fanden ein zahlreiches Publikum. Im J. 1818 begann er auch ein nur aus eigenen Arbeiten bestehendes Taschenbuch «Vergißmeinnicht», dessen Inhalt wieder in der Sammlung «Scherz und Ernst» (4 Sammlungen in 40 Bdn., Dresd. 1820—28) abgedruckt wurde. Daneben hatte er seit 1815 mehrfach dramatische Produkte erscheinen lassen, z. B. «Das Vogelschießen», «Der Bräutigam aus Mexiko», «Der Wollmarkt» u. s. w.

«Lustspiele» (2 Bde., Dresd. 1817; 2. Aufl.
esammelt wurden. Seine «Gesammelten
n» erschienen in 25 Bänden (Lpz. 1851).
t an flüchtiger, oft frivoler Unterhaltung
einen Seite und eine gewisse mit Senti-
tät gepaarte Lebendigkeit der Auffassung
rstellung von der andern erklären den Bei-
n seine Schriften fanden. Sein schnelles
in der Gunst des Publikums wurde beson-
rch Wilhelm Hauff (s. d.) gefördert.

ne, s. Hüne.

pferde, soviel wie Heuschrecken.

presse dient zum Pressen und Formen des
in einzelne, in der Regel 0,25 cbm große und
00 kg schwere Ballen, um dasselbe durch
nerung des Volumens leichter transport-
zu machen und um die Transportkosten zu
gern. Die H. sind deshalb vorzugsweise
genden in Gebrauch, welche große Mengen
u produzieren und dasselbe in die Städte,
rstallungen u. s. w. verkaufen. Die Preise
ngsweise Leistungen der Handheupressen
en zwischen 270 und 1000 Mark, beziehungs-
3800 und 4500 kg Heu pro Tag bei fünf
Bedienung; eine Dederickſche H. kostet 2000
und verarbeitet pro Tag etwa 11 000 kg Heu
er Mann Bedienung, Vgl. Wüst, «Land-
aftliche Maschinenkunde» (Berl. 1881).

ure (frz., spr. Öhr), Stunde; à la bonne
, so ist's recht! vortrefflich! meinetwegen!

rēka (griech. εὕρηκα, «ich hab's gefunden»),
itruvius, «De architectura» (9), Ausruf des
edes bei Entdeckung des sog. Archimedischen
s (s. d.), daher Ausruf der Freude bei Lö-
nes schwierigen Problems.

rich ist ein 1812 bei den unter dem Befehle
neralS York stehenden Truppen entstande-
nd scherzweise gegen die preuß. schwarzen
n gebrauchtes Wort, welches infolge der
eichneten Leistungen dieses Regiments all-
h ein ehrender Zuruf wurde und bis zum
1814 im Yorkschen Korps allgemein als ka-
chaftlicher Gruß zwischen einander begegnen-
ruppen gebräuchlich wurde. Die Angabe,
den Franzosen gegenüber, welchen die Aus-
des h nicht geläufig ist, als Erkennungs-
namentlich bei Nacht und im Vorposten-
angewendet worden, ist unerwiesen und
glaubhaft.

ristik heißt Erfindungskunst oder eine An-
g, auf methodischem Wege Erfindungen zu
. Eine Erfindungskunst für alle Wissenschaf-
rde freilich den größten Wert haben und mit
llgemeinen Methodenlehre zusammenfallen
liegt in der Natur der Sache, daß es keine
llgemeine H. geben kann. Denn der fruchtbare
Gedankenfortschritt, der nicht bloß zu neuen
en, sondern zu wirklichen Erweiterungen und
erungen des Wissens führen soll, hängt
von der besondern Natur der Probleme
en ab, und die methodischen Weisungen
ie wirklich eine allgemeine Bedeutung
allgemein, um einen ausreichenden
ur Behandlung bestimmter Probleme
Nur in der Praxis der einzelnen
, besonders der neuern Naturwissenschaften
ln sich auf Grund bestimmter
nzelne, auf gewisse Gebiete
hränkende heuristische Methode

[illegible]

...en
...siel
...geben
...en und
... 1820);
...4).
..., welcher im
...nen Sitz hatte.
...örte ihre Burg
...ndig unterworfen
...Jahrh. von Albrecht

...t im diesseitigen
...rn, nördlich an

Afrikas wird manchmal durch Schwärme der verwüstenden Schnarrheuschrecke (A. devastator) verheert, wie 1845 geschah, als ein Nordwind Millionen dieser H. auf die Gärten der Kapstadt trieb und zuletzt ins Meer verschlug. Das südl. Europa, Vorderasien und Nordafrika werden bisweilen von Zügen der tatarischen Schnarrheuschrecke (A. Tataricum) verwüstet. Andere Arten besuchen das westl. Afrika und die Oasen der Sahara, auch in Süd- und Nordamerika, Neucaledonien u. s. w. treten Heuschreckenschwärme bisweilen schädlich auf. Einige Völker verzehren diese Insekten, welche schon von Moses als reine Speise erwähnt werden. Von den Arabern werden sie getrocknet, zerstoßen und in runde Kuchen geformt. Maharatten und Hottentotten essen sie eingesalzen, andere Völker genießen sie geröstet. Schriftsteller des Altertums erwähnen mehrerer H. essender Völker (Akridophagen). Die Eingeborenen am Amazonenstrom halten eine H. (Chlorocoelus Tanana) ihres Gesangs wegen in kleinen Käfigen.

Heuschreckenbaum, s. Hymenaea.

Heuschreckenkrebse oder Squilliden bilden die einzige Familie der Maulfüßer oder Stomatopoden. Es sind ziemlich große (bis 30 cm), gestreckte Schalenkrebse mit breitem, sehr kräftig entwickeltem Hinterleib, der in einer Schwimmflosse endet. Das Kopfbrustschild ist gering entwickelt, die beiden vordersten Leibessegmente, der Augen- und Fühlerring, bleiben frei und beweglich, auch die übrigen Kopfbrustsegmente behalten eine gewisse Beweglichkeit. Das zweite Beinpaar des Kopfbrustabschnitts ist sehr groß und in einen eigentümlichen Greiffuß verwandelt, dem die drei folgenden Fußpaare gleichen, nur daß sie weit schwächer sind. Die Tiere sind ausgezeichnet schwimmende Bewohner der wärmern Meere, auch des Mittelmeers, die sich von andern Seetieren ernähren. Sie durchlaufen in der Jugend eine Metamorphose, die bisjetzt nur unvollständig bekannt ist. Sie haben als Nahrungsmittel keinen großen Wert, werden aber gefürchtet, da sie mit ihren Raubbeinen und Panzerstacheln empfindlich verwunden können.

Heuschrecken-Singcikade, s. unter Cikade.

Heusde (Phil. Wilh. van), holländ. Humanist, geb. 17. Juni 1778 zu Rotterdam, besuchte das dortige Gymnasium und studierte in Amsterdam und Leiden. Seit 1804 war er Professor der Beredsamkeit und der Geschichte in Utrecht. Er starb zu Bern 28. Juli 1839. Von seinen Werken sind zu erwähnen: «Initia philosophiae Platonicae» (3 Bde., Utr. 1827—36; 2. Aufl. in einem Bande, Leid. 1842), «Brieven over den aard en de strekking van hooger onderwijs» (Utr. 1829; 3. Aufl. 1835; deutsch von Weydmann, Kref. 1830), «De Socratische school» (4 Bde., Utr. 1834—39; 2. Aufl. 1840—41), von welchem Werke die beiden ersten Bände von Leutbecher (Erlangen 1838; 2. Aufl. 1840) übersetzt wurden, der dritte aber unter dem Titel «Versuche philos. Forschungen in den Sprachen» deutsch zu Utrecht (1838) erschien; «Brieven over het beoefenen der wijsgeerte, inzonderheid in ons vaderland en in onze tiden» (1837), «Characterismi principum philosophorum veterum» (Amsterd. 1839). Nach H.s Tode erschien «De school van Polybius, of geschiedkunde voor de 19. eeuw» (Amsterd. 1841). Vgl. Rovers, «Memoria Heusdii commendata» (Utr. 1841).

Johann Adolf Charles van H. Sohn des vorigen, geb. 26. Mai 1812 z studierte daselbst und erhielt 1840 das Re Lateinschule in Amersfoort, von wo er 1 Rufe als Professor der alten Litteratur ningen folgte. Unter seinen philol. und Arbeiten sind auch in Deutschland «Ma lius Cicero Philoplaton» (Utr. 1836), « tio de Aelio Stilone» (Utr. 1839), «De tione apud Graecos» (1840), «Studia C. Lucilium poetam collata» (Utr. 1842 sich die «Epistola critica ad Hermann cilio» (1844) anschließt, sowie seine krit gabe des Agamemnon von Äschylus (H anerkannt worden.

Heusden, altes Städtchen und Haup Kantons in der niederländ. Provinz bant, 13 km nordnordwestlich von Herz an einem Arme der Maas, hat eine re eine lutherische, eine reform.-separatis eine kath. Kirche, eine Synagoge, einen fen und einige blühende Fabriken und reien und zählt (1879) 1970 E. Die e Festungswerke sind schon längst geschlei Spaziergänge umgewandelt. Das Geb bildete anfänglich einen Teil der Grafsch bant und gehörte später abwechselnd Brabant, Gelderland und Holland, bis gin Johanna von Brabant 1357 es de Wilhelm IV. von Holland abtrat.

Heusinger (Karl Friedr. von), namha geb. 28. Febr. 1792 zu Farnroda bei Eise mete sich in Jena und Göttingen dem St Medizin, beteiligte sich als preuß. Milit den Freiheitskriegen, dirigierte als solcher das Lazarett zu Sedan und wurde 1821 fessor der Medizin nach Jena, 1824 i Eigenschaft nach Würzburg, 1829 nach berufen, woselbst er 5. Mai 1883 starb.

H. entwickelte eine außerordentlich litterarische Thätigkeit auf fast allen Ge Medizin und Naturwissenschaften und he besondere auch um die Geschichte der M dient gemacht. Unter seinen Schriften si zuheben: «Über den Bau und die Verri Milz» (Eisenach 1817), «Entzündung un ßerung der Milz» (Eisenach 1820 u. 1823) riß der physischen und psychischen Anthr (Eisenach 1829), «Grundriß der Encyklo Methodologie der Natur- und Heilkunde» 1839), «Recherches de pathologie c (2 Bde., Kassel 1844—53), «Milzbrand der Tiere und des Menschen» (Erlang «Die sog. Geophagie oder tropische (Kassel 1852).

Heusinger von Waldegg (Gott Franz Edmund), Ingenieur, geb. 12. Ma Langenschwalbach, erlernte anfangs den bel, studierte dann in Göttingen und L sonders Mathematik, Physik und Mec widmete sich dann dem Eisenbahnmasch Nach praktischer Ausbildung in einer me Werkstätte trat er auf der Gutenhoffnun bei Sterkrade ein, welche damals neben von Dampfschiffen den Lokomotivbau wollte. Die erste dort gebaute Lokomoti (1841) H. an die Taunusbahn; dort w die Werkmeisterstelle der Reparaturwe Castel übertragen, 1844 wurde er zu

Neográd und Gömör, östlich an Borsod und Szabolcs, südlich an Jazygien-Großkumanien, westlich an Pest und Neográd grenzend, hat eine Fläche von 3801,52 qkm. Das Komitat, das 1876 ein Drittel seines frühern Umfangs an das neugebildete Komitat Jazygien-Großkumanien-Szolnok abgeben mußte, ist fast durchgehends eben, mit Ausnahme des äußersten nördl. Teils, wo sich das 45 km lange Mátragebirge befindet, das unter anderm vortreffliche Weine liefert, von denen der Egyeder selbst im Auslande gesucht ist. Bewässert wird das Komitat von der Theiß, Zagyva, Erlau, Gyöngyös und Tarna. Der Boden ist ungemein fruchtbar, außer an allen Getreidearten ist H. auch an Mais und Tabak eins der reichsten ungar. Komitate. Der Tabak von Debrö und Verpelét gehört zu den besten ungar. Erzeugnissen. Gewerbe und Handel sind verhältnismäßig blühend und werden durch die großen gyöngyöser und erlauer Wochen- und Jahrmärkte sehr gefördert. Die (1880) 208420 E. sind meist magyar. Nationalität und kath. Konfession. Hauptort des Komitats ist Erlau (s. d.).

Heviter, Hiviter, d. i. «Gehöftbewohner», war der Name eines kleinen kanaanitischen Volks phöniz. Stammes, dessen Gemeinwesen mit Ältesten an der Spitze (Republiken) zu Sichem, Gibeon, am Fuße des Großen Hermon (Dschebel esch-Scheich) und auf dem Libanon seit Josuas Zeit erwähnt werden. Die H. scheinen den Israeliten besonders nahe gestanden zu haben, wurden darum auch von diesen bei der Eroberung Kanaans nicht ausgerottet, sondern, zum Teil durch Josua, dann durch Salomo in das Verhältnis der Hörigkeit zur israelit. Volksgemeinde gebracht. Aus ihnen erwuchs seit dem 8. Jahrh. v. Chr. die Sekte der Samaritaner.

Hewel oder Hewelke, s. Hevelius.

Hewitson (William), engl. Naturforscher, geb. 9. Jan. 1806 zu Newcastle, bildete sich zum Feldmesser aus, widmete sich aber später ganz den Naturwissenschaften. Namentlich verdient ist er um die Schmetterlingskunde. Er veröffentlichte: «British zoology» (1831), «The genera of diurnal lepidoptera» (1846 fg.), «Exotic butterflies» (seit 1852 in Vierteljahrsheften), «Illustrations of diurnal lepidoptera» (1862).

Hex (grch. ἕξ, in Zusammensetzungen von Konsonanten: Hexa), sechs.

Hexachord, eine Reihe von sechs stufenweise aufeinander folgenden Tönen der Durtonleiter, z. B. in C-dur: c d e f g a; in G-dur: g a h c d e u. s. w. Wie das Tetrachord (s. d.) als die Tonleiter der Griechen, so ist das H. als die Tonleiter des Mittelalters anzusehen. Die sechs Töne des H. wurden mit den sechs Silben ut re mi fa sol la bezeichnet und bildeten als Solmisation (s. d.) die Grundlage der mittelalterlichen Tonlehre.

Hexadisch, die sechs zur Grundzahl habend.

Hexaëder, krystallographische Bezeichnung für den Würfel des regulären Systems.

Hexaëmeron (grch., Werk von sechs Tagen), Titel des die sechs Tage der Schöpfung behandelnden Gedichts «De Deo» des Dracontius (s. d.)

Hexägon (Sechseck), geometr. Figur, die aus sechs Seiten besteht, von welchen sechs Winkel eingeschlossen werden. Sind alle diese Seiten untereinander gleich lang und zugleich alle Winkel von gleicher Größe, so heißt die Figur ein reguläres H. In einem solchen ist jeder Winkel gleich 120°, die Seite desselben gleich dem Halbmesser des umgeschriebenen Kreises.

Hexagonäle Pyramide, s. Dihexa

Hexagynus (grch., d. i. sechsweib

hexagynisch nennt man diejenigen Blü sechs Griffel oder Narben besitzen. Hex ist im Linnéschen System die 6. Ordnun Klassen I—XIII.

Hexakisoktaëder (grch.), eine Krystall grenzt von 48 ungleichseitigen Dreiecken.

Hexakistetraëder, krystallographisch nung für eine von 24 ungleichseitigen Dre schlossene Form, welche die hemiëdrisch des Hexakisoktaëders (Achtundvierzigfläch dessen in den abwechselnden Oktanten sechszähligen Flächenkomplexen darstellt; chen ist daher $\pm\frac{mOn}{2}$. Die Hauptachsen je zwei gegenüberliegende rhombische Solche H. treten z. B. am Diamant selbstä Fahlerz und Boracit in Kombination mit tetraëdrisch-hemiëdrischen Formen auf.

Hexaktinelliden (Hexactinellidae), der Kieselschwämme (s. d.), deren Nadeln a in einem Punkte sich schneidenden Achsen h oder sechsstrahlig sind. Durch mannigfache Ver rungen und Reduktionen dieser Achsen komm unendliche Masse von Kieselgebilden zu Stand mit zu den schönsten Objekten für mikroskopische parate gehören. Die Nadeln bleiben entwed liert oder sie verschmelzen durch geschichtete substanz zu oft sehr regelmäßigen Netzen mi bischen Maschen. Bis in die neuere Zeit kannte nur einige wenige Arten von den Philippinen von Japan; jetzt ist die bekannte Zahl der schlechter und Arten dieser Tiefseeschwämme, den Expeditionen des Challenger, Porcupine der amerik. Schiffe, eine sehr ansehnliche gewo Fossile H. finden sich schon vom Silur an, err aber im Jura ihre größte Entfaltung.

Hexamëron (grch.), Titel von Sammlu von Novellen, die an sechs Tagen erzählt we Bekannt ist Wielands «H. von Rosenhayn». Hexaëmeron.)

Hexamëter, eine zuerst bei den Grie deren epischer Poesie vorkommende Versart, dieser frühesten Anwendung auch heroische genannt, gehört zu den daktylischen Versen steht aus sechs Versfüßen, fünf Daktylen (— und einem Spondeus oder Trochäus (— —⏑). Die ersten vier Daktylen können durch Spondeen ersetzt werden, beim fünft tylus findet das nur selten statt; Verse letz pflegt man spondaici zu nennen. Das reg Schema eines H. ist also z. B.

— ⏑ ⏑ | — ⏑ ⏑ | — ⏑ ⏑ | — ⏑ ⏑ | — ⏑

Sei mir gegrüßt mein Berg mit dem rötlich strahle

Notwendig ist in jedem H. eine Cäsur (s. bei weitem häufigste ist die sog. männliche mimeres semiquinaria) nach der Arsis (dritten Fußes; seltener ist die trochäi weibliche Cäsur nach der ersten Kürze de Fußes. Von dem epischen H. unterschei einigen Punkten der in der lyrischen, n bukolischen Poesie verwendete. Von den kam der H. zu den Römern, zuerst von En gewandt, und verdrängte den alten voll versus Saturnius vollständig. Fast alle

…n haben den Versuch gemacht, in Nach… …der antiken Poesie den H. bei sich einzu… …es mußte dieser Versuch meist mißlingen, …Sprachen die Quantitätsgesetze, auf wel… …ntike H. beruht, nicht haben; die H. der …Litteraturen sind daher wohl Verse von …, verhalten sich aber rhythmisch ganz …die antiken. Am besten ist dieser Versuch …n gelungen, obwohl der Widerspruch …Quantitätsverhältnissen der deutschen …der eigentlichen Form des H. sehr fühl… …Man glaubt Spuren der Nachahmung …n H. in deutscher Sprache schon im …finden. Die Anwendung desselben …behandelt Wackernagel, «Geschichte …H. und Pentameters bis auf Klop…, den H. durch feste Regeln, auch …ngen der deutschen Sprache anzu… …bis in die Mitte des 18. Jahrh. …, namentlich auch von Gottsched; …H. wendet z. B. E. von Kleist im …o dem sechsfüßigen Verse noch ein …alt vorangeht. Erst Klopstocks …e die Form, in welcher der deutsche …den ist, zu größerer Geltung, nicht …verschiedener Dichter, z. B. Hage…mer-Übersetzung, Goethes «Her…thea» und andere Goethesche und …ungen in diesem Versmaß machten …flüssiger und gewandter, sodaß …einer freilich von der antiken sehr …rm, deren Prinzip vorzugsweise …(jede Arsis muß zugleich die Ton…enthalten) in der deutschen Poesie …ist.

(grch., d. i. sechsmännig) oder …nnt man diejenigen Blüten, die …ander verwachsene Staubgefäße …chen System heißt Hexandria …le alle Pflanzen mit hexandrischen

…ter Septuaginta.
…), Sechsfüßer, Insekten.
…r Bund der sechs Hauptstädte des …, unter Doris.
…rch.), ein Nomen mit sechs Casus.
…rch.), Gedicht von sechs Versen.
…rch.), Bauwerk mit sechs Säulen.
…rch.), die fünf Bücher Mosis (der …), nebst dem dazugehörigen Buche

Hexenprozesse. Das Wort Hexe …ch hagazussa, verkürzt hăzus, hăzis, …ldhochdeutsch hecse, hexse, hesse, ein …, wovon hag eine Rodung, Feld und …brige die Schädigende, Here also «die …Schädigende» bedeutet; nach andern sind …unter Hexen (hag und disen oder …gedisen) Waldfrauen, Waldgöttinnen …, die am nächsten den Walküren ver… …Man vermutet in ihnen für das höhere …Priesterinnen, weibliche Ärzte, sagenhafte …, die man ehrte, scheute, endlich gering… …aber noch nicht zu verfolgen und hinzurich… …Die «weisen Frauen», die den Saidh, …mit allerlei zauberkräftigen Dingen, unter …dem Spruch und Lied bereiteten und da… …Liebe, langsames Hinsiechen, Ver… …einem Ort an einen andern, Sturm, Unwetter und Mißwachs, aber auch Heilung von Krankheiten bewirkten, wandelten sich in die spätern Hexen (in einigen Gegenden auch «Wickerschen, Töverschen» genannt) um, bei welchen allerdings die schlimmere Seite des Wesens in der Volksmeinung sich ausschließlich entwickelte. Die Grundlagen des Hexentums stammen also aus dem german. Altertum und auf dieses läßt sich auch alles Beiwerk: das Beschwören, Besingen, Besprechen, der Kessel, der Besen so zurückführen. Mit dem Emporkommen des Christentums wuchs wie der Glaube an die Hexen, so auch die Verfolgung derselben, indessen anfangs allmählich. Die Kirchenväter verwiesen die alten heidnischen Götter als wirklich bestehende Wesen in das Reich der Dämonen, die Legenden erzählten von Kämpfen der Heiligen gegen den und die Teufel, die mönchische Phantasie schildert eingehend die Dienerschaft des Höllenfürsten und seiner Anhänger Macht gegen die Menschen. Immer fester wurzelte der Glaube an Bündnisse mit dem Bösen, aber erst die Inquisitoren des 13. Jahrh. wußten diesen den armen Hexen zu vermählen und erbauten eine förmliche Teufelslehre. Den ersten Hexen, wie es heißt 1230—40 in Trier, wurde vorgeworfen, sich in Kröten verwandelt und gewissen Versammlungen beigewohnt zu haben. Ihr Los ist unbekannt. In Toulouse fand unter dem Richter Hugo von Benzol die erste sicher beglaubigte Verbrennung 1275 an einer 60jährigen Frau statt, welche mit dem Teufel Buhlschaft getrieben haben sollte. Aus Frankreich drang dieses Unwesen auch in andere Länder, zunächst nach der Schweiz, wo zu Anfang des 15. Jahrh. die ersten Hexenverbrennungen stattfanden. In Deutschland, wo das Schicksal des ersten Ketzerrichters, Konrad von Marburg (s. d.), bereits im 13. Jahrh. die Inquisition zurückgeschreckt hatte, stieß die Hexenverfolgung noch auf Hindernisse, bis Papst Innocenz VIII. in der Bulle Summis desiderantes vom 3. Dez. 1484 die ganze Lehre von der Häresie des Zauberwesens und dem dawider erforderlichen durchgreifenden Inquisitionsprozesse bestätigte. Kurz darauf, 1489, unterwiesen Krämer und Sprenger mit ihrem «Malleus maleficarum» (Hexenhammer) die Gerichte in dem henkermäßigen Verfahren zur Überführung der Hexen und Zauberer, und seitdem flammten die Scheiterhaufen auch in Deutschland auf.

Aus der Geschichte der geistigen Epidemie, welche nunmehr fast drei Jahrhunderte lang herrschte, ist als auffällige Thatsache hervorzuheben, daß ihre plumpen Wahngebilde auf den niedrigsten Bildungsgrad hinwiesen, und daß sie ihre Opfer mit wenigen Ausnahmen nur in den untersten Klassen suchte. Nach dem Volksglauben strebte der Teufel unablässig, Menschen, besonders alte Frauen, aber auch jüngere Leute, zu berücken. Der Versucher erschien zuerst gewöhnlich als junger Mann aus den höhern Ständen, weiterhin als Fliege, Maus, Bock, aus welcher Maske er sodann in die Jünglingsgestalt schlüpfte, und beredete die Erwählten, die Knechtschaft Gottes mit seiner unbedingten Botmäßigkeit zu vertauschen. Zur Befestigung des oft schriftlich verbrieften Pakts dienten wunderliche Ceremonien, namentlich eine travestierte Taufe, wobei der Hexe ein Zeichen auf den Leib gedrückt ward, das Uneingeweihte nur an der Unempfindlichkeit der Stelle erkannten. Die so Geworbenen mußten nun durch Zauberei allerlei Schaden stiften, dem Teufel und

seinen Dienern in allem zu Willen sein und insbesondere sich auf nächtlichen Zusammenkünften mit der Höllenbevölkerung und deren Anhange (Hexensabbaten) an obscönen Festen beteiligen. Die Hexe wurde dazu entweder von dem Teufel abgeholt oder fuhr auf einer Ofengabel, einem Besenstiel u. dgl. durch den Schornstein dahin, nachdem sie sich mit einer besondern Hexensalbe bestrichen. Als von dem Teufel gezahltes Entgelt werden angegeben: Geschenke, welche sich kurz darauf in Unflat verwandelten, Schläge und unsaubere Rationen bei den nächtlichen Festen. Zur Bestätigung gereichten diesen Annahmen nicht nur zahlreiche Geständnisse, welche die Richter den der Zauberei Angeklagten auf der Folterbank in den Mund legten, sondern auch freiwillige Selbstanklagen geistig gestörter Personen, denen die Gebilde ihres überspannten Vorstellungsvermögens als äußere Erlebnisse galten. Die erwähnte Hexensalbe enthielt Angaben nach Bilsenkraut, wahrscheinlich auch Mandragora und Stechapfel; der Genuß der letztern Pflanze (im sog. Hexentrank) erzeugt eben das Gefühl des Fliegens und ähnlich dem Opium und Haschisch abenteuerliche Einbildungen wie von kleinen schwarzen Tieren.

Die einmal erregte Furcht vor Beherxungen sah in jedem Erkranken von Menschen und Vieh, in Mißwachs, Hagelschlag und sonstigen Landplagen nur das Werk boshafter Unholdinnen, deren Entdeckung um so leichter fiel, als schon ein unangenehmes Äußere, Neigung zur Zurückgezogenheit, den Nachbarn nicht ganz begreifliche Erwerbsverhältnisse, ja selbst die bloße Anklage den nächsten Verdacht, besonders auf ältere Personen, lenkten. Wo das Gericht mit der Marter nicht gleich bei der Hand war, half sich die Volksjustiz mit der **Hexenprobe**, indem die Verdächtigen gebunden, in das Wasser geworfen und bei dem Versinken für schuldlos, bei nicht völligem Untertauchen als Schützlinge des Teufels erkannt wurden. Auch eine **Hexenwage** hatte man, weil man glaubte, daß H. darauf schwerer oder je nach Belieben der Richter auch leichter wären, als man sie schätzte. Das Resultat des Wägens führte natürlich stets zum Scheiterhaufen. Die Verurteilungen lauteten nämlich auf den Tod durch Feuer und ergingen in solcher Überzahl, daß z. B. eine etwa fünfjährige Verfolgung im Stifte Bamberg 600, im Bistum Würzburg 900 Opfer forderte, daß im Braunschweigischen die Pfähle, an welche die Hexen auf dem Scheiterhaufen gefesselt wurden, nach der Äußerung des Chronisten wie ein Wald anzusehen waren, und daß es in England einen besondern General-Hexenfinder gab. Selbst Kinder wurden nicht geschont, wie denn unter andern in Luzern ihrer vier von 7 bis 12 Jahren verbrannt wurden. Wie für die Ketzer, so hatte man damals auch für die Hexen besondere Türme, in welchen sie verwahrt, untersucht und gerichtet wurden, z. B. zu Lindheim in der Wetterau. Es wurzelte der Wahn des Hexenglaubens so tief in der europ. Menschheit, daß es Jahrhunderte bedurfte, bis eine entschiedene Opposition nur auftreten durfte, und wieder Jahrhunderte bis sie siegte. Wohl traten schon der Italiener Ponzivibius 1515, in Deutschland Agrippa von Nettesheim und in noch größerm Maße 1563 Joseph Weier, Leibarzt des Herzogs Wilhelm von Kleve, gegen dieses Unwesen auf und nach ihm Cornelius Loſäus in Trier, der aber 1593 zum Widerruf seiner ketzerischen Zweifel genötigt ward. Aber es folgte noch eine große Anzahl gelehrter Verteidiger des Hexenglaubens von König Jakob I. bis herab auf die bayr. Klosterbrüder Agnellus und Angelus März, welche noch 1766 den aufgeklärten Professor Sterzinger in dieser Hinsicht zurechtwiesen. Einen Eindruck hatten aber bereits die Verwahrungen gemacht, die der Jesuit Spee in seiner «Cautio criminalis» 1631 wider die Praxis der Hexenprozesse einlegte, und gegen das Ende des 17. Jahrh. griff Balthasar Bekker, reform. Prediger in Amsterdam, in seiner «Bezauberten Welt» das Prinzip der Dämonologie, den Glauben an den Teufel selbst, an. Seit endlich Thomasius in seinen «Lehrsätzen von dem Laster der Zauberei» (1707) den offenen Kampf mit dem finstern Vorurteil aufgenommen, fing man in Deutschland allmählich an, sich der Hexenprozesse zu schämen, und gegen die Mitte des Jahrhunderts entfernte auch die Gesetzgebung in Preußen, Österreich (durch Maria Theresia 1766) und andern Staaten, oder wenigstens der Gerichtsbrauch, das Verbrechen der Zauberei. Doch ward noch 1729 zu Würzburg Maria Renata, die Subpriorin des Klosters Unterzell, auf ihr Geständnis, vom Teufel besessen zu sein, lebendig verbrannt und zu Landshut 1754 ein 13jähriges, 1756 ein 14jähriges Mädchen wegen Hexerei enthauptet werden. Der letzte Todesstreich gegen eine Hexe (die Dienstmagd Anna Göldi) fiel 1782 zu Glarus in der Schweiz. Doch spielte noch immer der Hexenglaube seine Rolle in den Annalen der Strafrechtspflege längere Zeit fort, insofern in gewissen Ländern, insbesondere in Mexiko, gelegentlich aber auch in England und Deutschland ältere Weiber wegen Verdachts, Tiere verzaubert zu haben, von der Landbevölkerung angegriffen oder getötet wurden. Selbst jetzt ist der Hexenglaube nicht völlig verschwunden.

Vgl. Soldan, «Geschichte der Hexenprozesse» (Stuttg. 1843; neu bearbeitet von Heppe, 2 Bde., 1880); Haas, «Die Hexenprozesse. Ein kulturhistor. Versuch» (Tüb. 1865); Roskoff, «Geschichte des Teufels» (2 Bde., Lpz. 1869); Baldi, «Die Hexenprozesse in Deutschland und ihr hervorragendster Bekämpfer» (Würzb. 1874); A. Wuttke, «Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart» (Berl. 1869); Nippold, «Die gegenwärtige Wiederbelebung des Hexenglaubens» (Berl. 1875).

Hexenbesen, eine durch Peridermium elatinum *Kze. et Schm.* erzeugte Baumkrankheit, s. unter Baum, Bd. II, S. 582b.

Hexenfahrt findet nach der Sage hauptsächlich am 1. Mai in der Walpurgisnacht (in einigen Gegenden auch am Michaelistage) auf den Blocksberg (Brocken) und andere durch den Aberglauben bezeichnete Höhen statt und zwar reiten die Hexen dahin nach Anwendung der Hexensalbe und einer bestimmten Zauberformel durch die Luft auf Besen oder auf Elsternschwänzen, Mist- oder Ofengabeln, Ziegenböcken u. s. w. Der Schornstein ist ihr Ausund Eingang. In Gesellschaft des Teufels, ihres Herrn und Meisters, dem sie unzüchtige Verehrung erweisen, führen sie dort Tänze und wüste Lustbarkeiten auf, «tanzen den Schnee weg» und schwimmen dann in derselben Nacht in ähnlicher Form umher und stiften Schaden. Es ist der sogen. **Hexensabbat**, ein Nachklang von gottesdienstlichen Versammlungen der heidnischen Zeit, vor allem der Frühlingsfeier zu Ehren der Hochgötter Wodans und Friggas, die durch ihren lenzesfrohen

t die jubelnde Frühlingslandschaft den
r den Winter mit seinen Schrecken und
erkünden. Auch in Ostpreußen gibt es
ksberge, in Süddeutschland Walpurgis-
Tirol wie anderswo werden überhaupt
n Bergspitzen oder auch tiefe Schluchten
mmlungsorte der Hexen angegeben; be-
er Hexentanzplatz bei Thale im Harz.

hammer, s. unter Hexen und Hexen-
.

kusten, ein oft in der Erde gefundenes
von Blättern des Rosenstrauchs und an-
döchte als Behälter von Larven geflügelter
welches der Aberglaube als Hexenwerk
. Verschiedene davon sind wirkliche Kno-
aus Seilen und Bändern auf bestimmte,
förmige Weise unter bestimmten Zauber-
besonders in den zwölf Nächten) geknüpft
um alle bösen Wesen von bestimmten Ge-
n abzuhalten.

mehl (Bärlappsamen, Bärlappmehl),
podium.

meister entspricht als Mann wesentlich
tung Hexe als Weib; an beiden haftet
kung zu übernatürlicher Macht und zum
und dieses wird bei beiden durch die Be-
«Unhold» ausgedrückt. Auch der H. übt
tzauberei und zwar steigert sie sich bei
weilen zu der höchsten Stufe raffinierter
er Frevelthat. Im übrigen ist der H. eine
Erscheinung als die Hexe. Wenn bei der
e Erlangung der Zaubermacht mehr auf
nem Überlieferung (Unterricht durch eine
oder Familienerbschaft) beruht und ein-
ittel hat, nimmt sie bei dem H. oft eine
ßtriche, gewissermaßen wissenschaftliche
n und die betreffenden Beschwörungsfor-
d Verzauberungen sind in Büchern nieder-
wie «Fausts Höllenzwang». Bei dem H.
s tritt auch der wirkliche Kontrakt mit dem
n, das Bündnis wird durch die Unterschrift
eigener Blute geschlossen. Zur Zeit der
ßeste wurden auch viele H. gerichtet und
t, so auch 1314 Jakob von Molay und an-
pelherren, denen neben Ketzerei auch Zau-
geworfen wurde. In der Volkssage ist der
te H. Dr. Faust, außerdem galt Theophra-
celsus allgemein als H.

atur s. unter Hexe; vgl. ferner Horst,
nagie» (2 Bde., Frankf. 1818); derselbe,
ibliothek» (6 Bde., Mainz 1821—26);
, «Die deutschen Volksbräuche, Volks-
nd mythol. Naturgeschichte» (Jserl. 1858).

pilz (Donnerpilz, Saupilz), Bole-
Schaeff., kommt in Deutschland in
nicht selten vor. Er gehört zu den gifti-
dämmen. Der Hut ist braungrün gefärbt,
zu 20 cm und darüber breit, ist stark ge-
d hat ein filziges Aussehen. Der ziemlich
l wird bis 12 cm hoch, die Oberfläche des-
rot gefärbt oder rot geadert. Das Fleisch
gelbliche Farbe, wird aber beim Ausein-
chen bald blau.

sprobe, s. unter Hexen und Hexen-
e. [zesse.

sprozeß, s. Hexen und Hexenpro-

tringe sind kleinere oder größere (bis zu
rchmesser) kreisrunde Stellen auf Wiesen,
in Wäldern, welche von einem breiten, üppig grünenden Ringe eingeschlossen werden. Die Entstehung derselben beruht auf dem centrifugalen Wachstum des Myceliums verschiedener Hutpilze, mit dessen Entfernung die H. aufhören. Sie heißen auch Elfenringe und man unterscheidet nach ihren Spuren die Elfen in gute und böse. Nach den Tänzen der guten wächst das Gras um so üppiger, die Tänze der bösen nehmen Gras und Erdboden mit und man sagt, der Teufel habe dort getanzt. Auch schreibt man die H. den Hojemännlen zu, welche, grün gekleidet und mit Haar und Bart von grauem Moos, während der Nacht im tauigen Grase tanzen und Räder schlagen. In Tirol beruht der Glaube, daß der Alber, Almgeist, schmalzige Füße habe und deshalb die fetten Grasplätze der Almtrift sein Spur anzeigen, auf der gleichen Vorstellung.

Hexenfahrt, s. unter Hexenfahrt.

Hexenschuß (lumbago), ein heftiger, meist ganz plötzlich auftretender und alle Bewegungen, insbesondere Drehungen und Beugungen des Rückens in hohem Grade erschwerender Kreuz- und Lendenschmerz, welcher entweder auf einem einfachen Rheumatismus der Lendenmuskeln oder auf der Zerreißung einzelner Muskelfasern der Rückenstrecker infolge einer allzu hastigen und kräftigen Bewegung beruht. In der Regel verschwindet das Leiden bei einem geeigneten diätetischen Verfahren (Ruhe, Bettwärme, Schwitzen) nach einigen Tagen von selbst; bei heftigern Schmerzen bringen kräftige Hautreize, wie das Spanische Fliegenpflaster, Schröpfköpfe, der elektrische Pinsel, die heiße Dampfdouche, die Anwendung der Massage u. dgl. oft überraschend schnelle und anhaltende Erleichterung. (S. Rheumatismus.)

Hexentanzplatz, s. unter Roßtrappe.

Hexenwage, s. unter Ordalien.

Hexham, Stadt in der engl. Grafschaft Northumberland, 30 km westlich von Newcastle, rechts am Tyne und an der Verbindung der Nordost- und der Nord-Britischen Eisenbahn, mit (1881) 5919 E., welche Gerberei, Handschuh-, Stoff-, Wollwaren-, Hutfabrikation treiben. Hier stehen die Ruinen einer 1296 von den Schotten verbrannten Abtei (Halidon, Hexhant, Hagulstad). Bei H. besiegten 8. Mai 1464 die Truppen Eduards IV. die Anhänger Heinrichs VI.

Hey (Wilh.), deutscher Fabeldichter, geb. zu Laucha im Gothaischen 26. März 1790, vorgebildet in Gotha, studierte in Jena Theologie und Philologie, wurde dann Pfarrer in Töttelstädt, Hofprediger in Gotha, endlich Superintendent in Ichtershausen, wo er 19. Mai 1854 starb. Er veröffentlichte «Gedichte» (Berl. 1816) und «Predigten» (Hamb. 1829); sein Ruf gründet sich aber auf seine «Fünfzig Fabeln für Kinder» (anonym Hamb. 1833; neueste Ausg., Gotha 1883) und «Noch fünfzig Fabeln» (Hamb. 1837; neueste Ausg., Gotha 1883). Mit den trefflichen Zeichnungen von Otto Speckter gewannen diese Fabeln bald allgemeine Verbreitung.

Heydekrug, Kreishauptort in der preuß. Provinz Ostpreußen, Regierungsbezirk Gumbinnen, an der Schische, Station der Linie Tilsit-Memel der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Landratsamts und eines Amtsgerichts und zählt (1880) 410 E., welche Fisch- und Gemüsehandel treiben.

Der Kreis Heydekrug zählt auf 802 qkm (1880) 42238 meist prot. E.

Heyden (Friedr. Aug. von), deutscher Dichter, geb. 3. Sept. 1789 auf dem väterlichen Gute

Nerfken bei Heilsberg in Ostpreußen, studierte die Rechte erst zu Königsberg, dann in Berlin und Göttingen und trat 1813 bei einer preuß. Jägerabteilung ein, die jedoch am Kriege nicht teilnahm. Nach dem Frieden wurde er Regierungsrefendar in Königsberg, dann in Oppeln, 1826 Regierungsrat zu Breslau und starb als Oberregierungsrat daselbst 5. Nov. 1851. Als Dichter begann er mit den dramatischen Arbeiten «Renata» (Berl. 1816), «Konradin» und «Der Kampf der Hohenstaufen» (Berl. 1818 und 1828). Weit durchgebildeter war das 1839 geschriebene Schauspiel «Album und Wechsel», welches mit Beifall in Berlin gegeben wurde. Diesem folgten unter anderm das Trauerspiel «Nadine», die Lustspiele «Die Modernen» und «Der Geschäftsführer», das Schauspiel «Der Liebe Zauber», die alle mit Erfolg zur Aufführung gelangten. Gesammelt erschienen sie als «Theater» (3 Bde., Lpz. 1842). Das Gebiet der Novelle betrat H. mit den «Dramatischen Novellen» (2 Bde., Königsb. 1819). Es folgten der Roman «Die Intriganten» (2 Bde., Lpz. 1840) und «Randzeichnungen» (2 Bde., Lpz. 1841). Eine besondere Vorliebe widmete H. der poetischen Erzählung als modernem Epos, welches seinem sinnig-kontemplativen Wesen entsprach. So entstanden «Die Gallione» (Lpz. 1825), der «Reginald» (Berl. 1831), «Das Wort der Frau» (Lpz. 1843; 23. Aufl. 1881), der «Schuster von Ispahan» (Lpz. 1850) und «Die Königsbraut» (Lpz. 1851). Seine schon 1820 gesammelten «Dichtungen» gab mit des Dichters Leben Th. Mundt heraus (Lpz. 1852). H. wird oft verwechselt mit einem Schriftsteller von der Heyden, welcher unter dem Pseudonym Emerentius Scävola die Romane «Leonide» (4 Bde., Lpz. 1835) und «Learosa» (3 Bde., Lpz. 1835) veröffentlichte.

Heyden (Jak. Aug. Theod. von), Maler, geb. in Breslau 13. Juni 1827, hatte sich anfangs für die Bergwissenschaften bestimmt, deren Studium er in seiner Vaterstadt und in Berlin betrieb. Später machte er mehrfache Berufsreisen, kehrte 1853 nach Preußen zurück und trat nach verschiedenen Leistungen in seinem Fache in die Dienste des Herzogs von Ujest als Generalbevollmächtigter und Dirigent von dessen Bergwerksunternehmungen. Die Liebe zur Kunst war unter dem überwiegenden Einfluß der Berufsgeschäfte in dem bereits 32jährigen Manne so stark und dauernd geblieben, daß er in diesem Alter in Berlin die Akademie bezog, dann 1861 nach Paris ging, um bei Gleyre und Th. Couture Schüler zu werden. Sein erstes größeres Gemälde: Sankt Barbara, die Heilige der Bergknappen, erhielt im Salon 1863 die goldene Medaille. Das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg erwarb das, übrigens koloristisch mißlungene Gemälde: Luther und Frundsberg in Worms. Im J. 1866 folgte er dem preuß. Heere nach Böhmen. Seitdem wendete sich H. dem größern Stile der monumentalen Malerei zu und schuf eine Reihe umfangreicherer Kompositionen dekorativer Natur; hierher gehören die Gemälde im berliner Ratskeller (1868), die Geschichte der Schießwaffen im Generalstabsgebäude (1871), Arion, Vorhang im Opernhause zu Berlin, die Siesta, der Festmorgen (1872), die Prinzessin Clemence (1873), die Walkyren auf der wiener Weltausstellung. Bei etwas bunter Färbung zeichnen sich H.s Bilder durch außerordentlich heiteres und festliches Arrangement vorteilhaft aus. Auch als Radierer und Illustrator ist der Künstler vielfach beschäftigt.

Heyden (Jan van der), holländ. Maler, geb. zu Gorkum 1637 oder 1640, erhielt durch einen Glasmaler die erste Unterweisung in der Malerei und bildete sich dann durch eigenes Genie. Später lebte er in Amsterdam, wo er auch 1712 starb. Ganz besonders gelang ihm die Darstellung von Städten, Dörfern, Schlössern, Palästen und einzelnen Häusern, die er mit Sorgfalt und großer Natürlichkeit darstellte. Unter seinen Gemälden sind das Rathaus und die Börse von Amsterdam sowie eine Kirche und die Börse von London besonders berühmt. Den Wert mehrerer derselben erhöhen die Staffagen von Adr. van der Velde, den H. in seinen spätern Landschaften besonders nachahmte. Auch seine Zeichnungen in Tusche und Rotstift stehen in hohem Werte, sowie seine trefflichen Radierungen. Um Amsterdam, wo er sich aufhielt, machte sich H. auch vielfach als Bürger verdient, gab 1669 den Straßenlaternen eine bessere Einrichtung und verbesserte namentlich die Feuerspritzen durch Hinzufügung des Schlauchs oder die Erfindung der sog. Schlangenfeuerspritzen, weshalb er auch als Direktor der Löschanstalten angestellt wurde. Über die mit den von ihm verbesserten Feuerspritzen gelöschten Feuersbrünste gab er ein besonderes Werk (Amsterd. 1690) heraus.

Heyden (Otto), Maler, geb. 8. Juli 1829 zu Ducherow in Pommern, genoß wissenschaftliche Vorbildung, da er zum geistlichen Stande bestimmt war, und trat erst mit 23 Jahren von der Gymnasialschule in die Akademie über. In Berlin studierte er bei Wach und A. von Kloeber, ging 1847 und 1848 nach Paris, wo er Cogniets Schüler wurde, und hielt sich dann 1850—54 in Italien auf. Im J. 1869 unternahm er eine ägypt. Reise. H. erhielt den Titel eines Professors und Hofmalers des Deutschen Kaisers. Anfangs sich auch in religiös-histor. Stoffen versuchend (Hiob mit seinen Freunden, in Rom 1853 gemalt), wandte er sich später immer mehr der modernen Kriegs- und Schlachtenmalerei zu, wie eine große Reihe von Bildern zeigt, die er nach seinen Beobachtungen in den Kriegsjahren 1866 und 1870, als er im Gefolge des Kronprinzen stand, gemalt hat. Hierher gehört sein Gemälde in der berliner Nationalgalerie, die Schlacht von Königgrätz. Nach dieser sehr produktiven Periode hat sich H. wieder idealern Zielen zugewendet und die ursprüngliche Richtung wieder aufgenommen, wie sein Bild: Apollo aus dem Meere aufsteigend, von Horen, Grazien und Tritonen umgeben, beweist. Das königl. Schloß in Berlin enthält zahlreiche seiner Arbeiten, von denen die besten jedoch seine Porträts zu nennen sind. Für die greifswalder Universität malte er ihre Gründung durch Herzog Bogislaw. Die Wallfahrt dieses Fürsten nach dem Heiligen Lande malte er für das stettiner Museum.

Heydenreich (Karl Heinr.), philos. Schriftsteller, geb. zu Stolpen in Sachsen 19. Febr. 1764, besuchte die Thomasschule in Leipzig, wo er auch studierte. Anfangs eifrig philol. Studien ergeben, wendete er sich später ausschließlich der Philosophie zu und wurde zunächst ein Anhänger Spinozas, dann Kants. Nachdem er sich 1785 zu Leipzig habilitiert, wurde er 1789 außerord. Professor der Philosophie, mußte aber später seine Stelle niederlegen und zu Burgwerben bei Weißenfels 29. April 1[illegible]

…teften seiner philos. Arbeiten sind: «Sy…thetik» (Lpz. 1790), «Betrachtungen über …hie der natürlichen Religion» (2 Bde., …91; 2. Aufl. 1804), «System des Na… kritischen Prinzipien» (2 Bde., Lpz. …Grundsätze des natürlichen Staats… Lpz. 1795), «Briefe über den Atheis… 6)», «Philos. Tagebuch für denkende …(4 Bde., Lpz. 1796—99), «Psychol. …s Aberglaubens» (Lpz. 1797), …e Schriften zur Philosophie des …Lpz. 1798—1801). Zu seinen …792) erschien nach seinem Tode …weiter Band (Lpz. 1802), eine …lung derselben besorgte sein …. 1803).

…. Moritz), dramatischer Dichter, …in Dresden, studierte in Leipzig …gie und lebte später in Losch… …schrieb: «Tiberius Gracchus», …1861), «Prinz Lieschen», Posse …menschein auf dunklem Pfade», …und gab Otto Ludwigs «Shak… …. 1871) und «Nachlaßschriften»

…n der), preuß. Staatsmann, …zu Elberfeld, widmete sich der …rnahm nach längerm Aufent… …d England und mit seinen Brüdern …as väterliche Bankgeschäft in …später Mitglied des Handels… …er mehrere Jahre präsidierte. …rdneter beteiligte er sich am …von 1847, auf dem er na…ituti onelle Verfassung wirkte. …preuß. Nationalversammlung …rnahm er die Vertretung des …und wurde 4. Dez. 1848, bei …Nationalversammlung, Mit… …Brandenburg-Manteuffel als …Gewerbe und öffentliche Ar… …ef der preuß. Bank übernahm …iniſterium Auerswald-Schwe… …rückt rat, in dem neuen Mini… …benplitz die Finanzen. In dem …r Krone und dem Abgeordneten… …litärreorganisation suchte er zu …eigte sein in die Öffentlichkeit ge… …den Kriegsminister von Roon, …h Bericht auf die Steuerzuschläge …sparnisse am Militäretat anriet. …krung der 4½prozentigen Anleihe …1861 in 4prozentige Ersparnisse zu …ng nicht, und auch sonst drang H. …mit seinen Ratschlägen nicht durch. …ckt 24. Sept. 1862 an die Spitze des …rat, legte H. sein Portefeuille nieder, …r aber als Abgeordneter die Regierung. …s 31. Jan. 1863 in den Freiherrenstand …worden, trat er 5. Juni 1866, als es galt, …m Deutschen Kriege ohne Anlehen zu be… …als Finanzminister wieder in das Mini… …und löste seine schwierige Aufgabe vollkom… …ne Aug. 1866 legte H. dem Landtage das …tätigkeit vor, dessen Annahme den Kon… …ete. Zugleich wurde auf H.s Vorschlag die …des Staatsschatzes auf neuen gesetzlichen …n geregelt. H. nahm 26. Okt. 1869 seine …und starb 13. Juni 1874 in Berlin.

Heyduk, auch Hejduk (Adolf), czech. Lyriker, geb. 7. Juni 1835 zu Richenburg im Chrudimer Kreis, studierte zu Brünn und Prag Technologie und ist seit 1860 Professor der Baukunst in Pisek. Seine Gedichte treffen gut den Volkston; Sammlungen erschienen schon 1859 in Brünn und 1864 und 1865 in Prag; dann folgten eine Reihe weiterer poetischer Werke zum Teil epischen Charakters: «Lesní kvítí» («Waldblumen», 1875) und «Dřevorubec» («Der Holzhauer», 1882) beziehen sich auf den Böhmerwald; «Cymbal a hurle» («Zymbal und Geige», 1876), Bilder aus dem Slowakenlande, gelten für H.s bestes Werk; «Děduv odkaz» («Des Großvaters Vermächtnis»), «Milota», die Idylle «Oldrich a Boženua» u. s. w.

Heyer (Karl), ausgezeichneter Forstmann, geb. 9. April 1797 zu Bessungen bei Darmstadt, studierte 1815—16 in Gießen, 1817 in Tharand und war seit 1818 teils als Lehrer, teils als praktischer Forstmann in Darmstadt und auf hess. Revieren thätig. Im J. 1825 ging er als zweiter forstlicher Lehrer an die von Hundeshagen zu Gießen gegründete Forstlehranstalt, trat 1831 als Forstmeister in die Dienste des Grafen Erbach-Fürstenau und wurde 1835 Professor an der Universität Gießen, wo er bis zu seinem am 24. Aug. 1856 erfolgten Tode wirkte. Er veröffentlichte namentlich: «Die Waldertragsregelung» (Gieß. 1841; 3., von seinem Sohne G. Heyer besorgte Aufl., Lpz. 1883), «Der Waldbau oder die Forstproduktenzucht» (Lpz. 1854; 3. Aufl., von G. Heyer, 1878), «Anleitung zu forststatischen Untersuchungen» (Gieß. 1846), «Die Hauptmethoden zur Waldertragsregelung» (Gieß. 1848), «Beiträge zur Forstwissenschaft» (2 Bde., Dillenburg 1842 u. Gieß. 1847). Nach dem Tode des Oberforstrats von Wedekind (22. Jan. 1856) übernahm er mit seinem Sohne Gustav H. die Redaction der «Allgemeinen Forst- und Jagdzeitung».

Heyer (Gust.), Sohn des vorigen, ausgezeichneter Forstmann, geb. 11. März 1826 zu Gießen, besuchte die dortige Universität, an welcher er sich als Privatdocent der Forstwissenschaft 1849 habilitierte, wurde 1853 außerord., 1857 ord. Professor, folgte 1868 einem Rufe als Direktor der neugegründeten königl. preuß. Forstakademie zu Münden, wo er 1872 zum Geh. Regierungsrat ernannt wurde. Im J. 1878 übernahm er eine Professur für Forstwissenschaft an der mit der Universität München verbundenen forstlichen Bildungsanstalt. Er starb 10. Juli 1883 beim Angeln in der Amper, in welchem Fluß seine Leiche erst nach einigen Tagen gefunden wurde. Von 1856 bis 1878 redigierte H. die «Allgemeine Forst- und Jagdzeitung». Außer den neuen Auflagen der Schriften seines Vaters schrieb er: «Das Verhalten der Waldbäume gegen Licht und Schatten (Erlangen 1852), «Ermittelung der Masse, des Alters und des Zuwachses der Holzbestände» (Dessau 1852), «Lesebuch der forstlichen Bodenkunde und Klimatologie» (Erlangen 1856), «Anleitung zur Waldwertrechnung» (Lpz. 1865; 3. Aufl. 1883), «Handbuch der forstlichen Statik» (Bd. 1, Lpz. 1871).

Heygendorf (Karoline, Frau von), s. unter Jagemann.

Heymans (Adrien Joseph), belg. Landschaftsmaler, geb. 11. Juni 1839 zu Antwerpen, besuchte die Akademie daselbst und bildete sich dann in Paris weiter. Seinem ersten größern Bilde: Sonnenuntergang in der Heide (1875), folgten: Heimkehr

der Herde, Mondaufgang, Frühlingsmorgen in der Campine, der Abend u. s. w.

Heyne (Christian Gottlob), berühmter Altertumsforscher, geb. 25. Sept. 1729 zu Chemnitz als Sohn eines Leinewebers, besuchte das Lyceum seiner Vaterstadt und bezog 1748 die Universität Leipzig, wo ihn besonders Ernestis und Christs Vorlesungen über Altertumskunde ansprachen. Er erhielt 1753 die Stelle eines Kopisten an der Bibliothek des Ministers Grafen von Brühl in Dresden, und begründete durch seine Bearbeitung des Tibull und des Epiktet seinen Ruf, 1759 begab er sich als Führer eines jungen Mannes auf die Universität zu Wittenberg, mußte aber wegen der Kriegsunruhen diese Stadt bald wieder verlassen und kehrte nach Dresden zurück, wo er während der Beschießung 1760 seine ganze Habe verlor. Seinen Unterhalt suchte er sich jetzt durch Bearbeitung eines Teils des lat. Textes zu Lipperts «Daktyliothek» zu erwerben, bis er 1763 als Professor der Beredsamkeit nach Göttingen berufen wurde, wo man ihm ein Jahr darauf zugleich die Aufsicht über die Universitätsbibliothek übertrug, deren schnelles Emporblühen wesentlich sein Verdienst ist. Hier wirkte er bis an seinen Tod, 14. Juli 1812, mit dem glänzendsten Erfolge, teils durch seine Vorträge, die sich über die wichtigsten Gegenstände des Altertums verbreiteten oder die Erklärung der Alten selbst zum Zweck hatten, teils durch seine rege Teilnahme an der Societät der Wissenschaften und den unermüdlichen Anteil an den «Göttinger gelehrten Anzeigen», teils auch durch die Direktion des Philologischen Seminars. Für die griech. Mythologie hat H. zuerst eine wissenschaftliche Behandlung angebahnt. Seine Untersuchungen auf dem Gebiete der politischen und Kulturgeschichte des Altertums haben eine wahrhaft histor. Auffassung des gesamten antiken Lebens angebahnt. In der Exegese legte er das Hauptgewicht auf die Sacherklärung, während die grammatische Interpretation in den Hintergrund trat. Von seinen wissenschaftlichen Arbeiten sind zu erwähnen, außer der großen Anzahl trefflicher Abhandlungen und Programme, die unter dem Titel «Opuscula academica» (6 Bde., Gött. 1785—1812) gesammelt erschienen, seine Ausgaben des Tibull (Lpz. 1755; 4. Aufl. von Wunderlich, 2 Bde., 1817), des Virgil (4 Bde., Lpz. 1767—75; vielfach verbesserte Aufl. von Ph. Wagner, 5 Bde., Hannov. 1830—44), des Pindar (2 Bde., Gött. 1773; 3. Aufl., 3 Bde., Lpz. 1817) und der Ilias des Homer (8 Bde., Lpz. 1802); ferner von Epiktets «Enchiridion» (Dresd. 1756; 2. Aufl. 1776) und Apollodors «Bibliotheca Graeca» (4 Bde., Gött. 1782; 2. Aufl., 2 Bde., 1803). Vgl. Heeren, «Christian Gottlob H.» (Gött. 1813); Rehberg, «Polit.-histor. kleine Schriften» (Hannov. 1829).

Heyne (Mor.), Germanist, geb. 8. Juni 1837 zu Weißenfels an der Saale, studierte in Halle und habilitierte sich daselbst 1864 als Privatdocent für altdeutsche Sprache und Litteratur; 1869 erhielt er eine außerord. Professur für deutsche Philologie. Im März 1870 als Nachfolger Wackernagels nach Basel berufen, wirkte er dort seit August desselben Jahres als Professor der deutschen Sprache und Litteratur, sowie als Vorsteher der mittelalterlichen Sammlung bis zum Winter 1883, wo er einem Rufe an die Universität Göttingen folgte. Er veröffentlichte: «Kurze Laut- und Flexionslehre der altgerman. Dialekte» (Paderb. 1862; 4. Aufl. 1880), Ausgaben des Beowulf (Paderb. 1863; 4. Aufl. 1879), des Heliand (Paderb. 1865; 3. Aufl. 1883), der «Kleinern altniederdeutschen Denkmäler» (Paderb. 1867; 2. Aufl. 1877) und des Ulfilas (7. Aufl., Paderb. 1878). Ferner eine metrische Übersetzung des Beowulf (Paderb. 1863), eine Untersuchung über die «Altniederdeutschen Eigennamen aus dem 9. bis 11. Jahrh.» (Halle 1867) und eine kleine altsächs. und altniederfränk. Grammatik (Paderb. 1873); auf dem Gebiete der deutschen Altertümer: «Über die Lage und Konstruktion der Halle Heorot im angelsächs. Beowulf-Liede» (Paderb. 1864), «Kunst im Hause. Abbildungen von Gegenständen aus der mittelalterlichen Sammlung zu Basel» (2 Tle., Bas. 1881—83), «Die baseler Glasmalerei des 16. Jahrh.» (Bas. 1883). Als einer der Fortsetzer des Grimmschen «Wörterbuchs» bearbeitete er 1867—84 in zwei Bänden die Buchstaben H, I, J und L, M.

Heynel-Vestris (Anna Friederike), Tänzerin, s. unter Vestris.

Heyse (Joh. Christian Aug.), deutscher Schriftsteller und Schulmann, geb. 21. April 1764 zu Nordhausen, besuchte das dortige Gymnasium und studierte seit 1783 in Göttingen Theologie und Pädagogik, zugleich aber Philosophie, Geschichte und Naturwissenschaften. Hierauf wurde er 1786 Hauslehrer in Oldenburg, wo er eine Mädchenschule errichtete und 1792 als Lehrer am Gymnasium angestellt wurde, welche Stelle er aber 1805 niederlegte. Im J. 1807 wurde er Rektor am Gymnasium und Direktor einer höhern Töchterschule in Nordhausen und 1819 Direktor einer solchen in Magdeburg, wo er 27. Juni 1829 starb.

Sein erster schriftstellerischer Versuch war der «Neue Jugendfreund, oder Ernst und Scherz» (4 Bde., Hamb. 1801—2). Seine grammatischen Arbeiten begann er mit dem in zahlreichen Auflagen erschienenen «Allgemeinen Fremdwörterbuch» (Oldenb. 1804). Seine «Theoretisch-praktische deutsche Grammatik» (Hannov. 1814) erschien in 5. Auflage, bearbeitet von Karl Wilh. Ludw. Heyse (2 Bde., Hannov. 1838—49). Der Auszug daraus, die «Deutsche Schulgrammatik» (Hannov. 1816; 23. Aufl. 1878) und sein «Leitfaden zum Unterricht in der deutschen Sprache» (23. Aufl., Hannov. 1874) fanden weite Verbreitung. In seinen letzten Lebensjahren beschäftigten ihn Vorarbeiten zu einem Wörterbuch der deutschen Sprache, das sein Sohn, Karl Wilhelm Ludwig Heyse (s. d.), ausgeführt hat.

Heyse (Karl Wilh. Ludw.), verdienter Sprachforscher, Sohn des vorigen, geb. 15. Okt. 1797 zu Oldenburg, erhielt seine Bildung erst in seiner Vaterstadt und in Nordhausen, dann in einem Privatinstitut zu Vevey, bis ihn 1815 W. von Humboldt zum Führer seines jüngsten Sohnes wählte. Nachdem er mit diesem ein Jahr in Frankfurt a. O. verbracht, wandte er sich nach Berlin und wurde 1819 Lehrer im Hause Mendelssohn-Bartholdys, in welcher Stellung er bis 1827 verblieb. Hierauf habilitierte sich H. an der berliner Universität in der philos. Fakultät, in der er 1829 eine außerord. Professur erhielt. Während seine Studien anfänglich besonders auf die Erklärung griech. und röm. Autoren gerichtet waren, wandte er sich seit dem Tode seines Vaters, den er schon vorher litterarisch unterstützt, vorzugsweise den deutschen Sprachstudien zu. Außer neuen Ausgaben des

rbuch» und der Lehrbücher des Vaters
er eine «Kurzgefaßte Verslehre der
rache» (Hannov. 1825), das «Aus-
buch der deutschen Sprache» (2 Bde.,
3—49), in welchem er die Ergebnisse
istor. und vergleichenden Sprachfor-
ien zugänglich zu machen suchte, so-
ls vom Vater vorbereitete «Hand-
deutschen Sprache» (3 Bde., Magdeb.
ersteres empfiehlt sich besonders durch
igkeit, sowie durch sorgfältige histor.-
egründung und Entwickelung der
und Bedeutungen unter beständiger
die Praxis des gegenwärtigen Sprach-
s wissenschaftlich bedeutendste Ar-
stem der Sprachwissenschaft» (Berl.
erst nach seinem Tode, der 25. Nov.
von Steinthal herausgegeben.

rer Bruder, **Theodor Friedrich** Alt. 1803 zu Oldenburg, besuchte die
zu Nordhausen und Magdeburg und
1822—25 zu Berlin vorzugsweise
l. Studien. Nachdem er seit 1827
der Lippeschen Erziehungsanstalt auf
rg gewirkt, wandte er sich 1832 nach
om seine zweite Heimat wurde. Da-
er seine Thätigkeit bibliothekarischen
und Handschriftenvergleichungen im
wärtiger Gelehrten und war als Leh-
rer in röm. Fürstenhäusern thätig.
samkeit wandte er der Textes-
ch. und röm. Kirchenväter zu. Von
digen Arbeiten sind «Polybii histo-
pta gnomica» (Berl. 1846) und «Ca-
Lieder» mit kritisch verbessertem Text
hervorzuheben. Im J. 1861 kehrte
schland zurück, nahm seinen Wohnsitz
ging aber 1865 wieder nach Italien.
Febr. 1884 in Florenz. Eine von ihm
Ausgabe der lat. Vulgata des Alten
nach dem Codex Amiatinus wurde von
beendet (Lpz. 1873).

ph. Ludw. Paul), hervorragender deut-
Sohn von Karl Wilhelm Ludwig H.,
1830 zu Berlin, besuchte das Fried-
-Gymnasium und widmete sich seit
Böckh und Lachmann der klassischen
andte sich aber seit 1849 zu Bonn un-
Studium der roman. Sprachen und
u. Nachdem er 1852 promoviert, mit
tion über den Refrain in den Liedern
urs (Berl. 1852), unternahm er eine
durch die Schweiz und Italien, wo
theken nach roman. Sprachdenkmalen
Inzwischen hatte er sich mit der Tra-
esca von Rimini» (Berl. 1850) und
pischen Erzählungen in Versen: «Die
l. 1852) und «Urica» (Berl. 1852), die
«Idyllen von Sorrent» und andern
den «Hermen» (Berl. 1854) erschie-
haft bekannt gemacht, nachdem sein
enmärchen eines fahrenden Schülers»
«Francesca» erschienen war (Berl.
l. 1878). Im Frühjahr 1854 von
milian II. von Bayern nach München
mählte er sich mit der Tochter Franz
rgarete, gest. 30. Sept. 1862), sie-
Frühjahr desselben Jahres nach der
ayerns über, wo er seitdem seinen dich-

terischen Bestrebungen lebt und sich 1867 in zweiter Ehe mit Anna Schubart, einer Münchnerin, vermählte. Großen Beifall erhielten seine «Novellen» (Berl. 1855; 6. Aufl. 1870), denen sich anschlossen: «Neue Novellen» (Berl. 1858; 6. Aufl., Stuttg. 1880), «Vier neue Novellen» (Berl. 1859; 4. Aufl. 1870), «Annina. Neue Novellen» (Berl. 1861; 5. Aufl. 1880), «Meraner Novellen» (Berl. 1864; 6. Aufl. 1879), «Fünf neue Novellen» (4. Aufl., Berl. 1872), «Novellen und Terzinen» (4. Aufl., Berl. 1880), «Moralische Novellen» (2. Aufl., Berl. 1869), «Ein neues Novellenbuch» (Berl. 1871), «Neue Novellen» (Berl. 1875), «Neue moralische Novellen» (Berl. 1878), «Das Ding an sich und andere Novellen» (Berl. 1879), «Frau von F. und röm. Novellen» (Berl. 1880), «Troubadour-Novellen» (Berl. 1882), «Unvergeßbare Worte und andere Novellen» (3. Aufl., Berl. 1883) und «Buch der Freundschaft» (5. Aufl., Berl. 1883; neue Folge 1884). Außer den erwähnten epischen Erzählungen und Idyllen in den «Hermen» sind von seinen übrigen poetischen Arbeiten noch besonders hervorzuheben: «Die Braut von Cypern» (Stuttg. 1856), eine Novelle in Versen, «Thekla» (Stuttg. 1858; 2. Aufl. 1864), ein Gedicht in neun Gesängen, «Skizzenbuch. Lieder und Bilder» (Berl. 1877) und «Verse aus Italien» (Berl. 1880). Überdies gehören hierher auch die Novelle «L'Arrabbiata» (Berl. 1858; 5. Aufl. 1880), «Rafael», eine Novelle in Versen (Stuttg. 1863), «Gesammelte Novellen in Versen» (Berl. 1864), «Die Madonna im Ölwald» (Berl. 1879). Viel Beifall fanden seine Romane: «Kinder der Welt» (3 Bde., Berl. 1873; 9. Aufl. 1880) und «Im Paradiese» (3 Bde., Berl. 1875; 7. Aufl. 1880). Mit H. Kurz, seit 1884 mit L. Laistner, gab er heraus: «Deutscher Novellenschatz» (Münch. 1871 fg.) und «Novellenschatz des Auslandes» (Münch. 1872 fg.); ferner «Neues Münchener Dichterbuch» (Stuttg. 1882).

Von H.s dramatischen Dichtungen haben mehrere sich mit großem Erfolg auf der Bühne behauptet; mit «Die Sabinerinnen» (Berl. 1859; 3. Aufl. 1879) gewann H. 1857 den von König Max ausgesetzten dramatischen Preis. Seine «Dramatischen Dichtungen» (Bd. 1—13, Berl. 1864—83) enthalten die Trauerspiele: «Maria Moroni», «Hadrian», «Göttin der Vernunft», «Graf Königsmark», «Elfride», «Alkibiades», «Don Juans Ende», und die Schauspiele «Elisabeth Charlotte», «Hans Lange», «Colberg», «Ehre um Ehre», «Die Weiber von Schorndorf», «Das Recht des Stärkern». Noch schrieb H. die Novellen «Das Glück von Rothenburg» (3. Aufl., Augsb. 1882) und «Siechentrost» (2. Aufl., Augsb. 1883), ersteres in «Unvergeßbare Worte», das andere in «Buch der Freundschaft, Neue Folge» aufgenommen; ferner «Die glücklichen Bettler», morgenländ. Märchen, frei nach Carlo Gozzi (1866). Als Frucht seiner wissenschaftlichen Thätigkeit veröffentlichte H. unter andern: «Roman. Inedita, auf ital. Bibliotheken gesammelt» (Berl. 1856). Als trefflicher Übersetzer bekundete er sich im «Span. Liederbuch» (mit Geibel, Berl. 1852), dem später ein «Ital. Liederbuch» (Berl. 1860) folgte. Auch hat sich H. vielfach mit Studien über die neuere ital. Litteratur beschäftigt. In dieser Beziehung veröffentlichte er: «Antologia dei moderni poeti italiani» (Stuttg. 1869), Gedichte von Giuseppe Giusti (deutsch, Stuttg. 1875), ferner Übersetzungen von Gedichten und Gesprächen Giacomo Leopardis

(2 Bde., Berl. 1878). H. veröffentlichte auch eine Ausgabe seiner «Gesammelten Werke» (10 Bde., Berl. 1871—73; neue Serie, 6 Bde., Berl. 1880 fg.) und gab die «Gesammelten Werke von H. Kurz» (10 Bde., Stuttg. 1874) heraus. H.s Stilgewandtheit ebenso wie seine gründliche Kenntnis des Menschenherzens, der Umfang seiner geschichtlichen und litterarischen Studien, dazu der Zauber seiner dramatischen Gestaltungskraft machen ihn zu einer der bedeutendsten Erscheinungen in der deutschen Litteratur der Gegenwart.

Heywood, Stadt in der engl. Grafschaft Lancaster, 13 km im N. von Manchester, an der Eisenbahn Bolton-le-Moors-Rochdale, mit (1881) 23050 E., Baumwollfabriken, Eisengießerei und Maschinenfabriken.

Hezareh, soviel wie Hazara (s. d.).

Hfgg. und ***Hfmsgg.***, bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzungen für Hoffmannsegg (Joh. Centurius, Graf von).

Hg, chem. Zeichen oder Symbol für Hydrargyrum, d. i. Quecksilber.

Hgg., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Hoffmannsegg (Joh. Centurius, Graf von).

Hiang-Kiang, s. Hongkong.

Hiarbas (Jarbas), ein mythischer König in Afrika, an dessen Gebiet Dido (s. d.) landete und welcher sich später um ihre Hand bewarb.

Hiärne (Thomas), baltischer Chronist, geb. um 1638 zu Nyen in Ingermanland, studierte in Dorpat seit 1655 und wurde Hauslehrer, dann 1668 Gehilfe des Generalzollverwalters Wilh. Drachenhjelm in Reval. Im Jahre darauf war er Verwalter des Ritterguts Werder in Estland, wo er eine «Est-, Liv- und Lettländische Geschichte» von den ältesten Zeiten bis zur Einverleibung in Schweden 1621 schrieb. Das Werk wurde zum Teil (bis zum J. 1525) von J. F. von Recke (Mitau 1794), dann vollständig von C. E. Napiersky (Lpz. 1835 u. 1839 in Bd. 1 u. 2 der «Monumenta Livoniae antiquae») veröffentlicht. H. starb im Juli 1678 in Werder. Er hinterließ eine «Geschichte der Erzbischöfe von Riga», welches Werk handschriftlich in der Bibliothek der mecklenb. Ritterschaft vorhanden ist.

Hiātus (lat.), d. h. Kluft, Spalte, bezeichnet in Grammatik und Metrik die Aufeinanderfolge zweier Vokale, deren erster am Ende einer Silbe, deren zweiter am Anfang der darauffolgenden Silbe steht, einerlei, ob diese Silben zwei selbständigen Wörtern oder einem einzigen Worte angehören, z. B. «habe ich» oder «See—en». In vielen Sprachen wird der H. als eine Härte empfunden und vermieden, entweder durch Zusammenziehung (in dem Fall, wo zwei Worte in Betracht kommen, in der griech. Grammatik Krasis genannt) der beiden Vokale, z. B. griech. tälla = ta alla (das andere), basilēs = basilēes (Könige), ähnlich in unserm «Seen» (einsilbig) = «See—en», oder durch Elision, d. h. Abwerfung des ersten Vokals, z. B. «hab' ich». Das Wort H. wird auch überhaupt für Lücke, Lückenhaftigkeit gebraucht.

Hiawatha ist der Name eines mythischen Kriegers unter den nordamerik. Indianerstämmen, welcher Jagd und Fischfang sowie die Künste des Friedens lehrte. Longfellow (s. d.) hat ihn zum Helden eines Epos (1855) gemacht, welches unter andern von Freiligrath (Stuttg. 1857) ins Deutsche übertragen ist.

Hibernāl (lat.), winterlich; **Hibernation,** Winterschlaf.

Hibernia (Ivernia, auch Iverna oder Jernis), von Aristoteles zuerst als eine der brit. Inseln unter dem Namen Jerne angeführt, wurde das heutige Irland von den Römern genannt, die es durch Cäsar und namentlich (zur Zeit des Kaisers Domitian) durch Agricola kennen lernten, es doch nie erobernd betraten. Von den Einwohnern wußte Tacitus nur, daß sie den Britanniern ähnlich wären. Einzelne Völkerschaften H.s nennt Ptolemäus, der auch über die Größe und Gestalt der Insel richtige Angaben hat, unter diesen die Ivernen im Südwesten, von denen der Name des Landes abgeleitet wurde, der jedoch von dem gälischen Bergion (kymmerisch Bergyn, neukelt. Erin), d. i. die westl. Insel, abzuleiten sein wird. Die Einwohner waren in der den Römern bekannten Zeit im Süden und Osten Stammesgenossen der Kelten von Britannien, im Norden und Nordwesten gälischen Stammes. Wahrscheinlich sind die irländ. Stämme letzterer Art, die seit dem 3. Jahrh. n. Chr. als Scoten die Römer in Britannien angriffen. In H. fand seit Anfang des 5. Jahrh. das Christentum durch den heil. Palladius und seinen Nachfolger Patricius Eingang.

Hibiscus, Ibisch, Gattung der Pflanzenfamilie der Malvaceen, einjährige oder ausdauernde Kräuter, oft holzige und selbst baumartige Gewächse exotischen Ursprungs und von verschiedener Härte. Die Blumen sind denen der Malven ähnlich, aber meistens größer und schöner; der Kelch ist außen von schmalen Hüllblättern umgeben, die Frucht eine fünffächerige, meist vielsamige Kapsel. Von ihren Arten vielleicht die verbreitetste ist H. syriacus, Strauch-Ibisch, schon längst in die Gärten Europas eingeführt, 2—3 m hoch, mit derben Blättern und mit Blumen von violett-karminroter Farbe. Durch die Kultur sind zahlreiche Varietäten entstanden, mit einfachen und gefüllten, weißen, rosenroten, purpurnen, dunkelvioletten, panaschierten farbigen Blumen; sie sind wegen ihrer Reichblütigkeit im Sommer bis in den Herbst und, weil sie den Schnitt vertragen, beliebte Zierpflanzen. Im Westen und Süden Deutschlands ist der Strauch-Ibisch vollkommen winterhart, verlangt aber im übrigen eine Deckung im Winter. Die Vermehrung der Varietäten geschieht durch Ableger oder Veredelung in Töpfen unterhaltener Sämlinge. Die aus dem südl. China stammende H. rosa sinensis muß im Warmhause oder in Wohnstuben unterhalten werden. Diese Art wird bis 3 m hoch und hat lebhaft grüne, glänzende, dauernde Blätter und sehr große, weit geöffnete Blumen von dunkelroter Farbe; besonders prächtig ist die gefüllt blühende Varietät. Sehr interessante Arten der Gewächshäuser sind H. mutabilis, der Mandel-Ibisch, dessen große Blumen im Aufblühen weiß sind und bei hellem Sonnenschein allmählich hell-, dann dunkel- und schließlich purpurrot werden, und H. Manihot, ein nordamerik. Strauch mit handförmigen Blättern und großen, blaßgelben Blumen mit schwarzroter Schlunde. Von H. Abelmoschus, einem Strauch Indiens und Südamerikas, werden die stark nach Moschus duftenden Samen (grana moschata) in Parfümerien verwendet. Ausdauernd und durch Tracht, wie durch Schönheit und Größe der Blumen ausgezeichnet sind H. militaris und palustris; in besonders günstigen Lagen halten sie auch

d im freien Lande aus, finden aber besser
ie ihren Platz. Einjährig ist H. esculen-
mbo, dessen noch grüne Früchte in allen
rdteilen als Zusatz zu Brühen u. s. w.
rden, selbst noch in Paris; sie sind fade
g, aber gesund und nahrhaft. Andere
rten sind Zierpflanzen der Gärten, aber
sonderm Interesse.

eret aqua («Hier stockt das Wasser»),
i Cicero vorkommende sprichwörtliche
, dem Sinne entsprechend der deutschen:
die Ochsen am Berge» (und können
t.

(Laurens Perseus), amerik. Philosoph,
g. 1798 in Danbury im nordamerik.
necticut, studierte Theologie im Union
Schenectady und wirkte von 1822 an
r in Newtown, Kent und Litchfield, bis
m Professor der Theologie am Western
llege in Ohio erwählt wurde, wo er
blieb. Im J. 1844 wurde er Professor
Seminar in Auburn und 1852 ging er
fer der Moral und Sittenlehre, sowie
äsident nach Schenectady im Staate
Im J. 1866 zum Präsidenten ernannt,
e Stelle 1868 nieder und zog sich nach
rück. Er starb 10. Juni 1876. Seine
streckten sich auf die verschiedenen Ge-
gik, Moral und Psychologie, entwickeln
nen Ideen.

, das Holz der nordamerik. Arten der
rya (s. d.).

eorge Edgar), engl. Genremaler, geb.
nington (Hampshire), trat 1844 in die
n London. Seine Bilder sind meist von
lteristik; hervorzuheben sind: der Divi-
in der Bank (1859), das Postbureau
hnungswechsel (1862), vor dem Ma-
60), Rücklehr vom Ährenlesen (1876).

Beach (Sir Michael), s. Beach.

Pascha, brit. Offizier, trat jung in den
ärdienst und stieg im brit.-ind. Heere bis
ten auf. Als im Winter 1882/83 die
ierung den Aufstand im Sudan (s. d.)
ligen konnte, sandte die brit. Regierung
abschef zu der Sudanarmee. Er ge-
März 1883 nach Chartum, wo er ein
ps von 5000 Mann organisierte, und
pril mittels Dampfschiffs nach Gawa,
April 4800 Mann ägypt. Infanterie,
guläre Reiter und 100 Kamelreiter,
afen und 6 Haubitzen vereinigt hatte; bis
pril wurde ein Kameltrain (6000 Ka-
nstiert. H. rückte am Nil aufwärts,
April bei Morabia durch 45000 Mann,
arab. Reiter, angegriffen, erfocht jedoch
genden Sieg. H. ließ einen Teil seiner
am Weißen Nil stehen und kehrte nach
welches inzwischen von El Obeid her be-
den war, zurück. H. traf gegen Ende
hartum ein und organisierte im Lager
rman, Chartum gegenüber, aus den vor-
Stämmen, geworbenen Negern und nach-
Verstärkungen ein neues Expeditions-
Anfang August wurde H. der Ober-
alle im Sudan stehenden ägypt. Trup-
agen.

stand hatte sich inzwischen weiter aus-
nd die Hauptmasse der Aufständischen
war bei El Obeid versammelt. H. hielt 8. Sept. bei Chartum Heerschau und rückte am folgenden Tage mit 14000 Streitbaren und einem zahlreichen Train den Nil aufwärts bis Duem, ließ dort in wohlbefestigter Stellung 2000 Mann stehen und wendete sich 27. Sept. gegen El Obeid; vom 17. Okt. ab gelangte keine Nachricht vom Heere nach Duem, und das Heer hatte damals erst 75 km zurückgelegt, aber durch Hitze und Wassermangel viel Menschen und Tiere verloren. Er hatte indessen noch gegen 7000 Mann reguläre Infanterie, 500 Mann reguläre Kavallerie, 200 Kamelreiter, 18 Geschütze und 6 Nordenfeldt-Mitrailleusen bei sich, sowie einige tausend Baschi-Bosuks zum Schutz des Trains. Das Heer des Mahdi (s. d.) war um die Mitte des Oktober von El Obeid aufgebrochen und gegen eine Viertelmillion Streiter stark, vermied jedoch zunächst die Schlacht und beschränkte sich darauf, die Brunnen auf der von H. gewählten Marschlinie durch Streifkorps zu zerstören und die ägypt. Truppen beständig zu beunruhigen. Am 1. Nov. näherte sich H. von Südwesten her El Obeid und schlug die Vortruppen des Mahdi, teilte hierauf vorübergehend sein Heer und wurde 3. Nov. bei Melbeis und Kasgil von sehr überlegenen Kräften überraschend angegriffen. Nach blutigem Kampfe gelang es zwar, das Heer am 4. Nov. wieder zu vereinigen, doch war man von den Wasserstellen abgedrängt worden und hatte die gesamte Munition verbraucht. H. stellte sich, den Revolver in der Hand, an die Spitze der ägypt. Infanterie und versuchte, sich mit dem Bajonett Bahn zu brechen, fand jedoch im Handgemenge den Tod. Auch sein ganzes Heer wurde vernichtet und die Geschütze von den Aufständischen, welche in dem viertägigen Kampfe selbst 60000 Mann verloren hatten, erbeutet; doch soll ein Teil der regulären Infanterie in den Dienst des Mahdi getreten sein. Durch diesen Sieg war der Mahdi zum Herrn des Sudan geworden und die Macht der ägypt. Regierung dort völlig gebrochen.

Hicksiten, s. unter Quäker.

Hic niger est (hunc tu, Romane, cavēto!), «Dieser ist schwarz», d. h. ein Bösewicht («vor diesem, Römer, hüte dich!»), Citat aus Horaz' «Satiren» (I, 4, 85).

Hic Rhodus, hic salta! («Hier ist Rhodus, hier springe!», d. h. hier gilt's! hier laß sehen, was du kannst!), lat. Sprichwort, welches auf einer Fabel des Äsopus beruht. Einem Prahler, der sich rühmt, daß er in Rhodus einst einen gewaltigen Sprung gethan habe, und sich auf die Zeugen beruft, die es dort mit angesehen hätten, wird von einem der Umstehenden geantwortet: «Freund, wenn's wahr ist, brauchst du keine Zeugen; hier ist Rhodus, hier springe.»

Hidage (engl., spr. Heidehdsch, von Hide, Hufe), Hufengeld, Hufensteuer.

Hidalgo (span.), im Portugiesischen Fidalgo, d. h. jemandes Sohn, ist auf der Pyrenäischen Halbinsel der Titel des niedern Adels. Die H. zerfallen in geborene (Hidalgos de naturaleza) und in privilegierte (Hidalgos de privilegio), die den Adel entweder vom Könige zur Belohnung ausgezeichneter Dienste erhalten oder durch Kauf erworben haben. Einige alte Häuser und die Ordensritter ausgenommen, genießen die H. vor bürgerlichen Leuten fast keines Vorzugs. Nicht einmal das dem Vornamen vorgesetzte Prädikat

Don (dominus), welches übrigens ursprünglich auch nur der hohe Adel (die titulados) führen durfte, unterscheidet sie von den Bürgerlichen; denn schon seit langer Zeit wird jedem Mann und jeder Frau der gebildeten Stände dieser Titel (weiblich doña, portug. donha) selbst offiziell gegeben. Das einzige, was die H. noch vor den Bürgerlichen voraushaben, ist die zu Madrid unter dem Vorsitz des Königs (resp. der Königin) bestehende Adelskammer (cuerpo colegiado de caballeros hijosdalgo).

Hidalgo, mexikan. Goldmünze zu 10 Pesos, im Wert von 41,29 Mark, wird seit 1866 nicht mehr geprägt.

Hiddekel, s. Chiddekel.

Hiddemann (Friedr.), namhafter Genremaler, geb. 4. Okt. 1829 in Düsseldorf als Sohn eines Musikers. Ein kränkliches Knabenalter hinderte ihn anfangs vielfach am Studium, welches ihm in künstlerischer Richtung zuerst durch den Unterricht beim Maler und Bildhauer Götting ermöglicht wurde. Die akademische Lehrzeit begann H., nachdem er anfangs die Lithographie betrieben hatte, 1848 beim Professor Hildebrandt, trat nach drei Jahren in die Schule Schadows über, wo er anfangs Historienmalerei betrieb, dann jedoch das volkstümliche Genre als seine Hauptrichtung erkannte und eifrig kultivierte. Unter seinen ersten Bildern wurde besonders der Besuch im Kerker beifällig aufgenommen. Es folgten nun Reisen nach der Schweiz, Belgien, Holland und Frankreich. H. ist ein humorvoller Darsteller des Dorflebens, wie seine vorzüglichen Bilder: der Dorfarzt, das westfäl. Begräbnis u. a., beweisen. Auch historisch gefärbte Genrebilder, wie die Werber Friedrichs d. Gr., gelingen ihm trefflich. Auf der wiener Weltausstellung trat H. mit dem Picknick auf; in seinem Schiffbau im kleinen erinnert er an Rud. Jordan (Schloß Babelsberg bei Potsdam); «aus vergangenen Zeiten» wurde von Dinger gestochen, das Dilettantenquartett von Professor Prossin (Original in der Galerie zu Königsberg). Im Fache der Illustration machte er sich durch seine auch im Holzschnitt erschienenen Zeichnungen zu Fritz Reuters «Ut mine Stromtid» bekannt.

Hiddenit, Edelstein, s. unter Edelstein-Imitationen.

Hiddensöe, Insel an der Westseite der Insel Rügen, mit 6 Ortschaften und 690 E., meist Fischern. Am Nordende der Insel fand 1864 ein kleines Gefecht, unweit von Dornbusch, zwischen preuß. und dän. Kriegsschiffen statt.

Hide of land, engl. Feldmaß, s. unter Acre.

Hidroa (grch.), Hitzblatter; hidrotritische Zeichen, kritische Zeichen, vom Schwitzen hergenommen; Hidrotica, schweißtreibende Mittel.

Hidschâz oder Hedschas, Landschaft im nördl. Teil der arab. Westküste, der Küstenstrich am Roten Meer vom Golf von Akaba an bis etwa 20° nördl. Br. und etwa bis zu 58½° östl. L. (von Ferro), bildet der Hauptsache nach das türk. Vilajet H. Letzteres umfaßt das Emirat der heil. Stadt Mekka mit den Kasas Raba, Lebed, Taif und Dschidda und das Gebiet von Medina mit dem Kasa Emba el dshar. (S. Arabien.)

Hidschr (El Hidschr oder Madaïn-Saleh), eine der Pilgerstationen auf dem Wege von Damascus nach Mekka, etwa 270 km im NNW. von Medina, am Wadi Darb el-Bekra. Nach dem Koran wohnten hier die von Gott vertilgten Themuditen, welche in ausgehöhlten Felsen hausten. Den Propheten Saleh soll Gott zur Bekehrung der Themuditen ausgesendet haben.

Hiebfechten, s. unter Fechtkunst.

Hiefhorn, s. Hifthorn.

Hiel (Emanuel), der bedeutendste Lyriker der neuern vläm. Litteratur, geb. 30. Mai 1834 zu Dendermonde in Ostflandern, war zuerst zum Buchhändler bestimmt, trat aber später in die Steuerverwaltung und fungierte dann im Ministerium des Innern. Er wurde 1867 Professor der niederländ. Deklamation am Konservatorium zu Brüssel, 1869 zugleich Bibliothekar des königl. Industriemuseums daselbst. H.s erste lyrische Publikation: «Loowekens by onze stambroeders de Hoogduitschers geplukt» («Blätter bei unsern Stammbrüdern den Hochdeutschen gepflückt», Brüss. 1859), zeigte schon die Tendenz einer möglichst engen Annäherung des vläm. Stammes an das Deutschtum. Außer diesen lyrischen Dichtungen übertrug er aus dem Deutschen ins Vlämische «Ella», Lustspiel von Wolfg. Müller von Königswinter (Gent 1864), sowie das Monodram «Fornarina» von Franz Kugler (Denderm. 1867), ferner aus dem Englischen «Dora» von Tennyson (Antw. 1871) und mehreres aus dem Französischen. Von seinen Originaldichtungen sind zu nennen die Cantate «De Heldenstam» (Gent 1859), die preisgekrönte Hymne «De Wind» (Brüss. 1864) und die Oratorien «Lucifer» und «De Schelde», beide von Benoit in Musik gesetzt. Ähnliche Dichtungen sind: «Isa» (Antw. 1865) und «Ala Hassan» (Antw. 1869), das Deklamatorium «Breidel en de Coninc» (Antw. 1876) und das lyrisch-dramatische Gedicht «Jacobaea van Beieren» (Antw. 1867). Wichtiger als diese dramatischen sind H.s lyrische Dichtungen: «Nieuve Liedekens» (Gent 1861), «Gedichten» (Gent 1863), «Gedichten» (Arnhem 1868), «De liefde in het leven» (Antw. 1871), «Gedichten» (Lpz. 1874). Außerdem veröffentlichte er eine große Anzahl litterarhistor. und publizistischer Arbeiten und zahlreiche Lieder und Zeitgedichte, meist für vläm. Zeitschriften. Hierher gehören wegen ihres deutschfreundlichen Charakters die während des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870 und 1871 in der «Zweep» erschienenen «Duitsche Krijgs- en Vaterlandsliedern». Eine Auswahl seiner Gedichte erschien unter dem Titel «Gedichten» als erster Band einer «Nederlandsche Bibliotheek» (Lpz. 1874).

Hiëmal (lat.), winterlich.

Hiempsal, Sohn des Königs Micipsa von Numidien, wurde 117 v. Chr. von seinem Vetter Jugurtha (s. d.) ermordet.

Hien-Fong, d. h. «Segensfülle», Kaiser von China 1850—61, vierter Sohn des Kaisers Tao-Kuang, geb. im Aug. 1831, folgte seinem Vater 24. Febr. 1850. Seine Regierung war noch bewegter als die seines Vaters, da nicht nur die Revolution der den Umsturz der herrschenden Mandschu-Dynastie beabsichtigenden, ebenso zahlreichen als mächtigen, halb politischen, halb religiösen Verbindung der Thai-Ping, sondern auch ein für China sehr nachteiliger Krieg mit England während derselben stattfand, dem Frankreich sich anschloß. Die Regierung von H. zeigte nämlich nicht das ernstliche Bestreben, den mit England 26. Aug. 1842, mit Nordamerika 3. Juli 1844 und Frankreich 24. Okt. 1844 geschlossenen Kontrakten gewissenhaft nachzukommen. Die Verwickelungen

China und den genannten Staaten, denen ter auch Rußland anschloß, stiegen immer nd es kam endlich 1856 zu einem für China chteiligen Kriege. Die Friedensverhand- ur Beendigung desselben kamen zu Tien- t 7. bis 27. Juni 1858 zum Abschluß. ef. Regierung war aber abwechselnd be- e Verträge von Tien-tsin zu umgehen, ihre ung in die Länge zu ziehen. Auch ge- bald wieder, 21. Juni 1859, neue direkte gleiten chinesischerseits gegen die engl.- Recht. So kam es zu einem neuen Kriege 860, der für China höchst unglücklich aus- in dessen Verlauf Peking in die Hände der beten Westmächte gelangte und der pracht- serl. Sommerpalast Yuen-Ming-Yuen durch geplündert und später, 18. bis 19. Okt., vernichtet wurde. Der engl. und der Regierungsbevollmächtigte in diesem Kriege, lgin und Baron Gros, drangen auf die chte Weise auf die baldigste Erfüllung der te von Tien-tsin, denen ihrerseits neue, sich chlich auf die Bezahlung von Kriegskosten dern geldlichen Entschädigungen an sie zuge- urden. Die Ratifikation dieser erneuerten ge von Tien-tsin mit Lord Elgin und Baron fand am 24. bis 26. Okt. 1860 statt, und der H. bestätigte sie zu Dschehol am 2. Nov. Auf ten Verträge gründet sich die zwar nur lang- ad schrittweise, aber doch stets weiter und wei- tschreitende Zugänglichkeit des chines. Reichs Kultur des europ. Westens, wie dieselbe in genwart stattfindet. H. starb 21. Aug. 1861 schol und hatte seinen ältesten Sohn zum ger, der als Kaiser den Namen Tsung-tschi (S. China, Bd. IV, S. 288—291.)

nzen werden Deutsche im Westen Ungarns, denburger und Eisenburger Komitat genannt, rer Sprache nach zum bayr. Stamme ge- und die wohl in den Anfängen der Ansiede- och bis in die karolingische Zeit zurückreichen. d meist katholisch, doch bekennen sich etwa H. zur evang. Kirche. Die Zahl der H. in den Komitaten Odenburg und Eisenburg über 200000 Seelen. Ihre Mundart er- en das Altbayrische, doch ist sie von dem arten österr. Volksdialekt in mancher Hin- erschieden. Die H. betreiben größtenteils r und Viehzucht, in den Waldgegenden glasbrennerei und allerlei Holzgewerbe, in bgegenden und Niederungen aber auch d Weinbau, und gehen in die Fremde auf rbeit. Vororte des Hienzentums sind: erg, Güns, Eisenstadt, Oberschützen u. a. he Schulen zieren die Hienzenorte. Vgl. ler, Die Deutschen in Ungarn und Sieben- n (Teschen 1881).

racium, Habichtskraut, artenreiche ng der Pflanzenfamilie der Kompositen, Ab- der Cichoraceen, der Gattung Crepis zu- hörend, von der sie sich nur durch die gelbliche, weiche Samenkrone (Pappus) und die bis zur gleich dicke, am Ende mit einem schwachen, rötlichen Ringe versehene Schließfrucht unter- . Die hierher gehörenden Arten sind der bis nach perennierende Kräuter Europas und deren Wurzelstock bald Ausläufer treibt, n Winter über ausdauernde Blattrosetten ilt. Viele derselben sind in Europa an trockenen und steinigen Abhängen, Ackerrändern, Wegen, auf Triften, in Wäldern und Gebüschen gemein und nur wegen ihrer außerordentlichen Veränderlichkeit von einigem Interesse. Eine einzige europ. Art, H. aurantiacum, wird wegen ihrer prächtig pomeranzenfarbigen, zu Doldentrauben vereinigten Blumen in den Gärten angepflanzt und hier häufig zu Einfassungen und gruppenweise zur Ausstattung der Rabatten benutzt und zu diesem Zwecke durch ihre kriechenden Wurzeln vermehrt.

Hierapolis, eine auf einer Anhöhe zwischen den Flüssen Mäander (jetzt Menderes) und Lykos (jetzt Yuruksu), bei dem jetzigen Pambuk-Kalessi gelegene, der Cybele heilige Stadt in Großphrygien, war im Altertum berühmt durch heiße, übrigens sehr kalkhaltige Quellen und durch die Höhle Plutonium, welche tödliche Ausdünstungen verbreitete und angeblich nur von den Priestern der Cybele ohne Lebensgefahr betreten werden konnte.

Hierarch heißt derjenige, welcher die Grundsätze der Priesterherrschaft der Staatsgewalt oder den Laien gegenüber zu verwirklichen trachtet. (S. Hierarchie.)

Hierarchie (grch.), eigentlich Herrschaft der Heiligen, bedeutet soviel wie Priesterherrschaft, wobei es gleichgültig ist, ob die Priester unter einem Oberhaupte oder unter mehrern gleichberechtigten Häuptern stehen. Bei den Israeliten gab es verschiedene Priesterklassen, welche jede ihren Vorsteher hatten, und deren gemeinsames Oberhaupt der Hohepriester war. Das Priestertum innerhalb der christl. Kirche hat sich allmählich ausgebildet. Die Apostel waren weder selbst Priester noch die Begründer einer eigentlichen H. Diese erwuchs vielmehr erst allmählich aus dem Bedürfnis kirchlicher Einheit. Erst seit dem 2. Jahrh. begegnen uns die Anfänge der Vorstellung von einem christl. Priestertum, welches die Fortsetzung des alttestamentlichen sei und von einer besondern Geistesbegabung des Priesterstandes (des Klerus, d. h. des Erbteils Gottes) im Unterschiede vom christl. Volk (den Laien). Seit Mitte desselben Jahrhunderts entwickelte sich der monarchische Episkopat. (S. Bischof.) Seitdem unterschied man drei Kirchenämter, Bischöfe, Presbyter und Diakonen, zu denen später noch die Subdiakonen und verschiedene andere Klassen niederer Kirchendiener traten, Akoluthen, Exorzisten, Lektoren, Ostiarier.

Nach älterer Anschauung sollten alle, welche die Priesterweihe empfangen hatten, einander gleich sein, und die Bischöfe waren nur primi inter pares, nur dem Range, Einfluß und der Ordnung nach, nicht nach der Qualifikation höher als die andere Geistlichkeit. Aber bereits im 4. Jahrh. fing man an, mehrere besondere Weihen oder Ordinationen einzuführen und namentlich eine besondere Weihe der Bischöfe, denen man auch das Recht, die Ordination und Firmelung zu erteilen und das heilige Chrisma zu bereiten, ausschließlich beilegte. Dadurch erhoben sich die Bischöfe immer mehr zu Herren des untergeordneten Klerus. Über die Bischöfe erheben sich wieder die Metropoliten und über diese die Patriarchen. Letztere aber blieben in der griech. oder morgenländ. Kirche untereinander, wenn auch nicht dem Range und Ansehen, so doch der Machtvollkommenheit nach gleich. Im Abendlande dagegen, wo es nur einen Patriarchen, den Bischof von Rom gab, entwickelte sich die H. zur Monarchie. (S. Papst.) Die kath. Kirche

bezeichnet mit dem Worte H. die Stufenfolge der Geistlichkeit, und unterscheidet die hierarchia ordinis und jurisdictionis. Dem Range nach unterscheidet sie ordines majores und minores; die drei höhern Stufen sind der Episkopat, Presbyterat, Diakonat, denen die drei höhern Weihen entsprechen. Dieselben sind allein göttlichen Rechts (juris divini), d. h. göttlicher Einsetzung. Nach älterer Theorie kommt die potestas ordinis allen Bischöfen in gleichem Maße zu, dieselben übertragen aber durch die Ordination einen Teil derselben (insbesondere das Recht die Meßopfer darzubringen) auf die Priester; dagegen beschränkt sich die potestas jurisdictionis oder das Kirchenregiment auf Papst und Bischöfe, welche in der durch die kirchliche Entwickelung bedingten Stufenfolge (Papst, Patriarchen und Primaten, Erzbischöfe oder Metropoliten, Bischöfe), die hierarchia jurisdictionis bilden. Nach derjenigen Theorie dagegen, welche im Gegensatze zu dem sog. Episkopalsystem (s. d.) unter dem Namen des Kurialsystems (s. Römische Kurie) bekannt ist, kommt die potestas jurisdictionis dem röm. Papste als dem Universalbischof ausschließlich zu, allen übrigen Bischöfen aber nur als seinen Stellvertretern und Bevollmächtigten, denen er einen Teil seiner Gewalt solange als er will übertragen kann. Diese ihren Grundzügen nach schon in den pseudoisidorischen Dekretalen (s. d.), von Gregor VII. und seinen Nachfolgern ausgebildete Theorie wurde zwar jahrhundertelang in der Kirche bekämpft, von den Päpsten aber mit seltenen Ausnahmen folgerichtig festgehalten, und schließlich auf dem Vatikanischen Konzil (s. d.) dogmatisiert. Was das Verhältnis der H. zum Staate betrifft, so waren die Bischöfe und der Klerus im röm. Weltreiche Unterthanen des Kaisers, der sie einsetzen und absetzen konnte, und so ist es in der morgenländ. Kirche auch geblieben. Auch im abendländ. Römerreiche und in den Königreichen, in die dieses zerfiel, blieben die Landesherren die Herren der Bischöfe, die ihre Vasallen waren. Selbst die Erneuerung der röm. Kaiserwürde im Abendlande änderte daran nichts, und die neuen Kaiser behaupteten ihre Hoheit auch anfangs über die Bischöfe von Rom. Diese aber, besonders Gregor VII., Innocenz III. und Bonifacius VIII., wendeten nun das Prinzip der H. und der absoluten Gewalt des Papstes auch nach außen, gegen den Staat, und stellten die Ansicht auf, der Papst sei Statthalter Gottes auf Erden, Besitzer aller Länder der Erde; alle Kaiser und Könige hätten ihre Würden von ihm, müßten seinen Befehlen gehorchen und könnten von ihm gerichtet, abgesetzt, ihrer Länder beraubt und die Unterthanen von dem Eid der Treue gegen sie entbunden werden. Hierdurch wurde die Lehre von der absoluten Papstgewalt, welche neuerdings durch die päpstl. Unfehlbarkeit von neuem sanctioniert worden, vollendet.

Der Protestantismus hob in seinem Kreise die ganze Grundlage der H. auf, indem er die Lehre von der göttlichen Einsetzung des bischöflichen und priesterlichen Standes und von besondern, dem Priesterstande verliehenen und durch die Weihe fortgepflanzten übernatürlichen Gaben verwarf und denselben den Grundsatz des geistlichen Priestertums aller Gläubigen nach 1 Petr. 2, 5. 9 gegenüberstellte. Das Amt der Geistlichen behielten die Protestanten als ein von Christus und den Aposteln gestiftetes und zur guten Ordnung gehöriges bei, schränkten aber den Beruf derselben ein auf das Lehren des Evangeliums und auf die Verwaltung der Sakramente, wozu die Geistlichen sich die nötigen Kenntnisse und Fertigkeiten zu erwerben hätten. Die Protestanten haben daher auch nur eine Ordination, nicht mehrere, und lehren, daß dieselbe allen Geistlichen gleiche Befugnisse gebe. Die Berechtigung der einzelnen Geistlichen zur Verwaltung des Amts leiten sie lediglich von der regelmäßigen Berufung zum Amte ab. Auch sind die prot. Geistlichen der Staatsgewalt ebenso unterworfen wie die Laien, und es kann bei den Protestanten von einer Unterordnung des Staats unter die Geistlichkeit gar nicht die Rede sein. Nur die Anglikanische Kirche (s. d.) hat den Satz beibehalten, daß das bischöfl. Amt eine göttliche Institution, dessen Berechtigung durch die Weihe und deren ununterbrochene Succession erteilt und fortgepflanzt werde. Die neuluth. Versuche zur Wiederherstellung hierarchischer Ordnungen im Protestantismus sind bisher ziemlich vereinzelt und meist erfolglos geblieben.

Hieraticum, soviel wie Bema (s. d.).

Hieratische Schrift (Priesterschrift), s. Hieroglyphen.

Hieratischer Stil heißt in Bezug auf die griech. und griech.-röm. Kunst diejenige Behandlung der Körperformen und Gewandung, welche in Nachbildung der Werke der altertümlichen Kunst in absichtlicher Unfreiheit Strenge, ja Starrheit und übermäßige Zierlichkeit in der Bildung der Haare und Gewandfalten anstrebt; also dasselbe, was man auch als den archaistischen Stil im Gegensatz zu dem archaischen, den altertümelnden im Gegensatz zu dem echt altertümlichen bezeichnet. Angewandt wurde der hieratische oder archaistische Stil hauptsächlich bei Bildwerken, welche für die Zwecke des Kultus, als Tempelbilder, Weihgeschenke u. dgl. bestimmt waren. Doch war derselbe nicht selten auch Privatliebhaberei oder Modesache. Das Hauptkriterium zur Sonderung solcher nachgeahmter Werke von den echt altertümlichen ist neben einer gewissen Ängstlichkeit und Trockenheit, auch übermäßigen Sorgfalt der Ausführung, wie sie meist Nachahmungen im Gegensatz zu Originalwerken eigen zu sein pflegt, die Übertreibung gröberer Eigentümlichkeiten des archaischen Stils bei Nichtbeachtung feinerer. Zu den bekanntesten erhaltenen Werken der Art gehören die von Rauch ergänzte Pallas in Dresden, die Artemis aus Pompeji und eine Athena aus Herculanum in Neapel, der sog. Altar der Zwölfgötter in Paris, eine Dreifußbasis in Dresden u. s. w.

Hiĕro .... (grch.), heilig, häufig in zusammengesetzten Wörtern.

Hiero I. (griech. Hieron) erhielt durch seinen Bruder Gelon, den Herrscher von Syrakus, 484 v. Chr. die Statthalterschaft in Gela und ward nach dessen 477 erfolgten Tode Alleinherr in dem Reiche von Syrakus. Hierauf versetzte er 476 die Einwohner von Naxos und Katana aus ihren Städten nach Leontini; doch wurde die Kolonie, die er nach Katana führte, das er nun Ätna nannte, nach seinem Tode von den zurückkehrenden Katanäern wieder vertrieben. Ein Seesieg, den sein und die Flotte von Kyme (lat. Cumä) über die Etrusker 475 erfochten, beraubte diese der Oberherrschaft in dem Tyrrhenischen Meere. Im Britischen Museum befindet sich ein Helm aus Olympia, dessen Schrift besagt, daß H. ihn damals dem

der Beute weihte. Er besiegte 472 den os, der seinem Vater Theron in der Herr- r Akragas gefolgt war, und annektierte hat. H., welcher von einem unheilbaren em Stein, gequält wurde, war von den r griech. Tyrannen nicht frei, doch beweist einen edlern Sinn, daß er die Wissen- Architektur, die bildende Kunst und die te und Dichter wie Epicharmos, Simo- hylos, Bacchylides und Pindar, der seine ech. Wettspielen errungenen Siege be- einen glänzenden Hof zog. Das hat denn Xenophon Anlaß gegeben, ihn und Simo- diejenigen aufzuführen, die in seiner betitelten Schrift die Eigenschaften des besprechen. H. starb 467 v. Chr. und ein Reich auf seinen Bruder Thrasybul. e. «De Hierone I.» (Münst. 1862) und schichte Siciliens» (Bd. 1, Lpz. 1870).

II., ebenfalls Herrscher von Syrakus, 5 v. Chr. (geb. um 306 v. Chr.), der Sohn tusaners Hierokles, erhob sich in den Un- nach dem Abzug des epirotischen Königs (275 v. Chr.) in Sicilien herrschten. Von als bereits unter Pyrrhos bewährter m Feldherrn ausgerufen, zog er in Syra- und wurde von dem Volke wegen seiner Haltung zunächst als Oberfeldherr an- nn, vermutlich 269, nach einem über die n Namen Mamertiner bekannten campa- ner, die sich Messanas bemächtigt hat- biet von Mylä am Flusse Longanos er- Siege zum König erhoben. Als den ern durch die Römer 264 Hilfe und die Besatzung, die sie in Messana aufgenom- n, vertrieben wurde, verbündete sich H. Karthagern gegen Rom. H. wurde aber t. Konsul Appius Claudius geschlagen und ch vergeblich, in Syrakus belagert. Als Manius Valerius Maximus mit einem ern ihn und die Karthager besiegt hatte, Frieden auf 15 Jahre mit Rom, der von gen der treuen Unterstützung, die H. ge- 248 in einen dauernden verwandelt ward. Beendigung des ersten Punischen Kriegs rbe dem H. durch die Römer die Herrschaft ungeschmälerten Besitz gesichert, und das ftliche Verhältnis erlitt auch durch die e er den Karthagern im Söldnerkriege eine Störung. H. selbst besuchte 237 machte dem röm. Volke ein Geschenk von Scheffeln Getreide. Auch den Rhodiern, ein schreckliches Erdbeben furchtbar ge- rn, half er 227 v. Chr. durch großartige ungen. Auch in dem zweiten Punischen wies er sich den Römern als treuer Bun- e und unterstützte sie mit Getreide und ; so namentlich nach ihrer Niederlage am nischen See, wo die goldene, 320 Pfd. Bildsäule der Siegesgöttin, die er nach Rom dort als gutes Vorzeichen begrüßt wurde. m Anfang des J. 215, über 90 J. alt. Sein len war vor ihm (216) gestorben, und so n sein Enkel Hieronymos, der sich sofort ogern zuwendete, aber, wegen Schwelgerei samkeit gehaßt, schon 214 ermordet wurde. rge hatte H. für die Vervollkommnung des s getragen; er soll auch landwirtschaftliche verfaßt haben. Ein Gesetz von ihm über die Getreidezehnten (Lex Hieronica) galt noch zu Ciceros Zeit im Lande. Auch die Künste pflegte er, namentlich die Baukunst, wovon Tempel, Theater und andere Gebäude, die er teils in Syrakus, teils auch in andern Städten seines Gebiets errichtet, zeugten. Archimedes, ihm befreundet und verwandt, war bei dem Bau von Kriegsmaschinen sowie auch bei dem eines aufs prächtigste hergerichteten Riesenschiffs für ihn thätig. Vgl. Fortman, «De Hierone Hieroclis filio» (Zwolle 1835); Schneiderwirth, «H. II. von Syrakus» (Heiligenst. 1861).

Hierobotánon (grch.), heiliges Kräuterbuch, enthaltend die Erklärung der in der heil. Schrift vorkommenden Pflanzennamen.

Hierochloe *Gm.*, Pflanzengattung aus der Familie der Gramineen. Man kennt gegen acht Arten, die meist in hohen Gebirgen oder in der kalten Zone vorkommen. Es sind wohlriechende perennierende Gräser mit pyramidalen, meist etwas ausgebreiteten Rispen. Einige in Europa und dem nördl. Asien vorkommende Arten, wie H. odorata *Wahlb.*, sind gute Futterpflanzen und riechen nach Cumarin, wie Anthoxanthum odoratum, das dem Heu den charakteristischen Geruch verleiht.

Hierodrama (grch.), geistliches Schauspiel.

Hierodülen hießen Personen männlichen oder weiblichen Geschlechts, welche als Sklaven dem Dienste einer Gottheit geweiht waren. Die Zahl der H. war bei den Tempeln in Syrien, Phönizien und Kleinasien manchmal sehr beträchtlich; im kappadocischen Komana traf Strabo 6000, in Morimene 3000 H. Sehr zahlreich waren im Orient die weiblichen H., welche im Dienste der großen weiblichen, unter verschiedenen Namen und Formen verehrten Naturgottheit gewöhnlich gegen ein Geschenk an die Göttin sich preisgaben. In Griechenland finden wir solche H. namentlich zu Korinth im Dienst der dortigen Aphrodite. Ferner erhielten sich H. dieser Art besonders auch auf dem Berge Eryx in Sicilien aus den Zeiten der Phönizier bis in die der röm. Herrschaft. Außerdem gab es aber H., die dem Gotte zu ganz andern anständigen Diensten, Leistungen, oder, z. B. als Landbauer, auch nur zu mäßigen Abgaben verpflichtet waren. Ja oft wurde die Hingabe eines Sklaven an den Gott geradezu als eine Form der Freilassung benutzt. Vgl. Hirt, «Die H.» (Berl. 1818); Curtius in «Anecdota Delphica» (Berl. 1843).

Hieroglyphen (grch.) werden die Zeichen der ägypt. Bilderschrift genannt, deren früher sprichwörtlich dunkler Sinn erst seit Champollions Entdeckungen allmählich verständlich geworden ist. Die Ägypter bedienten sich teils gleichzeitig, teils nacheinander vier verschiedener Schriften: 1) der hieroglyphischen oder heiligen, 2) der hieratischen, 3) der epistolographischen, enchorischen oder demotischen, 4) der koptischen Schrift. Die drei ersten waren einheimische Schriften. Von diesen unterscheiden Herodot und Diodor nur zwei, die heilige (ἱερὰ γράμματα) und die Volksschrift (δημοτικὰ oder δημώδη γράμματα); ebenso nennen die Inschriften von Rosette und die ähnliche in Turin nur zwei, die heilige und die einheimische (ἐγχώρια γράμματα). Erst Clemens Alexandrinus unterscheidet alle drei Schriften und nennt sie die heilige Steinschrift (γράμματα ἱερογλυφικά), die Priesterschrift (ἱερατικά) und die Briefschrift (ἐπιστολογραφικά). Für letztere hat sich jetzt die Bezeichnung der demotischen (nach Herodot) ziemlich allgemein geltend gemacht.

Die hieroglyphische Schrift, in hieroglyphischen Inschriften selbst «die Schrift der göttlichen Worte» genannt, war die älteste, ursprünglich einzige Schrift der Ägypter. Ihre Zeichen sind mehr oder weniger treue Abbildungen von Gegenständen aller Art. Auf den Denkmälern wurden diese Zeichen entweder eingeschnitten oder im Relief aus der Fläche herausgearbeitet; am häufigsten aber findet in den großen Wandskulpturen eine Verbindung von beiden statt, indem sie, wie auch die Figuren der Darstellung selbst, in der Vertiefung erhaben gearbeitet wurden (relief en creux). Außerdem pflegten auch bei reicherer Ausstattung alle Zeichen in Farben ausgeführt zu werden. Auf glatten Wänden erscheinen sie bald bunt, bald einfarbig, oder auch nur in Umrissen gezeichnet. Auch in Papyrusrollen wurde die heilige Schrift nicht selten angewendet, aber nur für heilige Texte, namentlich für das Totenbuch oder einzelne Abschnitte desselben, welche den Verstorbenen mit in das Grab gegeben zu werden pflegten. Hier sind die H. meist in ihrer einfachsten Form, in Umrissen, wie sie sich für den Schreibgriffel eigneten, wiedergegeben. Der eigentümliche Sinn der Ägypter für das Charakteristische in der Zeichnung tritt hierbei fast noch auffallender als in den ausgeführten Bildern hervor.

Die hieratische oder Priesterschrift erhielt diesen Namen ohne Zweifel erst im Gegensatze zu der epistolographischen oder Profanschrift, weil sie in späterer Zeit vorzugsweise nur von den Priestern für priesterliche Litteratur gebraucht wurde. Früher, namentlich ehe die epistolographische Schrift in Aufnahme kam, war sie auch für alle weltlichen Schriftstücke die einzig gebräuchliche Schrift und mußte daher nicht nur für den heiligen, sondern auch für den Volksdialekt gebraucht werden. Dieselbe ist vorzugsweise eine Bücherschrift und wird nur sehr ausnahmsweise auch auf Denkmälern gefunden. Sie ist den Formen ihrer Zeichen nach wesentlich eine tachygraphische Abkürzung der hieroglyphischen Schrift, wodurch die Kenntlichkeit der ursprünglichen Bilder großenteils verloren ging, obgleich der Zusammenhang noch deutlich vorliegt, sobald man die einzelnen, den H. entsprechenden Zeichen zusammenstellt. Die ersten Proben dieser hieratischen Kursivschrift finden sich bereits im altägypt. Reiche auf den ältesten Denkmälern, die uns erhalten sind, nämlich auf den Blöcken der Pyramiden von Gizeh und in den Gräbern ihrer Umgebung.

Die epistolographische oder demotische Schrift, zunächst aus der hieratischen hervorgegangen, ist eine noch größere Abkürzung derselben Zeichen, welche hier meistens eine ganz konventionelle, den Ursprung kaum noch verratende Form angenommen haben. Ihr Gebrauch läßt sich nur bis in die Zeit der Psammetiche, der 26. Manethonischen Dynastie, im 7. Jahrh. v. Chr. zurückverfolgen. Die großen polit. Veränderungen jener Zeit scheinen das Bedürfnis fühlbarer gemacht zu haben, die Sprache des gemeinen Lebens, welche sich immer weiter von der alten Schriftsprache des heiligen Dialekts entfernt hatte, in größerm Umfange als bis dahin schriftfähig zu machen, und indem die hieratische Schrift ausschließlicher auf den Gebrauch der Priester und Gelehrten für die heilige Litteratur und deren altertümlichen Dialekt beschränkt wurde, pflegten von nun an alle Prozeßakten, Verträge, Briefe und ähnliche Schriftstücke in dieser sowol in den Zügen sehr vereinfachten, als auch in der Anzahl der gebräuchlichen Zeichen sehr beschränkten Schrift aufgezeichnet zu werden. Sie findet sich fast nur in Papyrusrollen; doch ist eine der bekanntesten Ausnahmen, wo sie auch in Stein gegraben erscheint, der mittlere Text der Inschrift von Rosette. Alle drei Schriften blieben bis in die ersten Jahrhunderte nach Christus, die hieroglyphische nachweisbar bis unter den Kaiser Decius, in Gebrauch. Als aber das Christentum sich immer mehr in Ägypten verbreitete und in seinem Gefolge die griech.-kirchliche Litteratur, so begann man auch für die christl. Schriften in ägypt. Sprache sich des griech. Alphabets zu bedienen, indem man dem letztern für die den Ägyptern eigentümlichen Laute sechs der hieratischen Schrift entlehnte Zeichen hinzufügte. Diese von den ägypt. Christen gebrauchte Schrift ist unter dem Namen der koptischen (s. Kopten) bekannt.

Die Entzifferung der einheimischen, namentlich aber der hieroglyphischen Schrift wurde von Niebuhr mit Recht eine der größten Entdeckungen des 19. Jahrh. genannt. Sie hat eine neue und umfangreiche Wissenschaft begründet und auf alle übrigen Zweige der Altertumsforschung den entschiedensten Einfluß geübt, indem sie uns allmählich in den Stand gesetzt hat, die längste und älteste der Völkercivilisationen unserer Erkenntnis wieder zugänglich zu machen. Der Anfang der wissenschaftlichen Geschichte der Menschheit ist seitdem um mehr als 2000 Jahre zurückgerückt. Die Auffindung der Inschrift von Rosette (Raschid) während der Napoleonischen Expedition 1799 gab die erste begründete Hoffnung zur Entzifferung der H. Sie enthielt einen dreifachen Text in hieroglyphischer, demotischer und griech. Schrift. Aus dem griech. Texte ging hervor, daß alle drei ein und dasselbe Dekret zu Gunsten des Ptolemäus Epiphanes enthielten, welches die ägypt. Priester im 9. Jahre der Regierung des Königs, 196 v. Chr., abgefaßt und in allen Ptolemäischen Tempeln aufzustellen verordnet hatten. Von diesem Stein, dessen große Wichtigkeit sogleich einleuchtete, beeilte man sich, Abgüsse und Abdrücke der Inschriften anzufertigen, und 1803 erschien die erste Publikation derselben, von der Antiquarian Society in London besorgt.

Aber die Entzifferung der H. gelang nicht so schnell, wie eine solche mehrsprachige Inschrift hoffen zu lassen schien. Da der hieroglyphische Text nicht vollständig war, so beschäftigten sich die Gelehrten zunächst nur mit dem demotischen Texte. Der erste, der sich an dieser Aufgabe versuchte, war Silvestre de Sacy, welcher in seiner bereits 1802 erschienenen «Lettre au citoyen Chaptal» (damals Minister des Innern) die Resultate seiner Vergleichung des griech. und enchorischen Textes mitteilte. Er hielt die hieroglyphische Schrift für eine durchgängig ideographische oder Wortschrift, die hieratische, die er in andern Inschriften richtig erkannt hatte, für syllabisch oder alphabetisch, die enchorische für rein alphabetisch, ohne jedoch die einzelnen Lautzeichen lesen zu können. Doch erkannte er, daß alle drei Schriftarten von rechts nach links zu lesen seien, und schied eine Anzahl Gruppen, welche die Namen Ptolemäus, Arsinoe, Alexander u. a. enthielten, aus dem fortlaufenden Texte richtig aus. Den zweiten wichtigern Schritt that der schwedische Diplomat Akerblad in seiner gleichfalls 1802 gedruckten «Lettre au citoyen Silvestre de Sacy, sur l'inscription égyptienne de Rosette». Dieser bil-

usscheiden der ganzen Gruppen stehen, pfirte sie und bestimmte den phone- für die einzelnen Zeichen in den Na- us, Alexander, Arsinoe, Berenike und ern. Das hiernach aufgestellte Alpha- esentlichen richtig. Zugleich hatte er hischen Texte mehrere Zahlzeichen t. Er hatte demnach in Wahrheit ypt. Schriftzeichen entziffert. Hier Werk vorerst stehen. Die 1804 vom erschienene «Analyse de l'inscription mußte ihr Ziel schon deshalb gänzlich il derselbe von der irrigen Voraus- g, daß uns die hieroglyphische In- vollständigen Anzahl von Zeilen er- daß er die erste griech. Zeile mit der en hieroglyphischen verglich. Ebenso unbedeutend waren die Versuche von er, Spohn u. a. Von mittelbarer rd nur die 1808 publizierte gelehrte von E. Quatremère: «Recherches historiques sur la langue et la littéygypte», worin dieser bewies, daß die che wesentlich dieselbe wie die alt- In den J. 1809—13 war die um- scription de l'Égypte», die ruhm- der Napoleonischen Expedition, er- sie blieb ein Bild ohne Licht und ohne Perspektive, weil die vielen In- che den Kommentar liefern und alles t. Folge erkennen lassen konnten, noch blieben.

urde die Aufmerksamkeit wieder auf Untersuchungen gelenkt durch einen erühmten Physikers Dr. Th. Young, pplement zum ersten Teil des vierten Encyclopaedia Britannica» zu Edin- . In diesem wichtigen Artikel «Egypt» ntdeckung Akerblads vom demotischen glyphischen Text angewendet und auf harfsinnige Weise vermittelst der zwi- stehenden hieratischen Schrift nachge- die einzelnen Zeichen in den hiero- amensschildern den bereits erkannten demotischen Namensgruppen ent- erhielt auf diese Weise ein kleines es Alphabet, mit dem er auch eine hieroglyphischer Königsschilder zu e. Der Versuch war im allgemeinen doch in den einzelnen Anwendungen elhaft, daß er mehrere Schilder ganz z. B. Arsinoe statt Autokrator, Euer- sar u. s. w. Jean François Cham- , der sich bereits seit 1807 vorzüglich beschäftigt und schon 1814 seine wert- chungen über die ägypt. Geographie hatte, war ohne Zweifel mit dem r. Young bekannt und scheint durch Versuchen für die Entzifferung von H. ben zu sein. Im J. 1821 erschien zu später fast gänzlich unsichtbar ge- schüre in Folio: «De l'écriture hié- nciens Egyptiens», worin er nach- n die hieroglyphische Schrift, wie bis ein, auch von Young, angenommen mit Ausnahme der Eigennamen nur Wortschrift sei, dies auch ebenso von en gelten müßte, da sich die von ihm Totenpapyrus in beiden Schriftarten Zeichen für Zeichen entsprachen, während es den frühern Gelehrten wahrscheinlicher erschien, daß die letztere Schrift syllabisch sein möchte.

Den entscheidendsten Schritt in der Geschichte der Hieroglyphenentzifferung that Champollion aber erst im nächsten J. 1822 durch die Veröffentlichung seiner berühmten «Lettre à M. Dacier», in welcher er durch die Analyse einer Reihe von Königsnamen ein wenn auch noch beschränktes hieroglyphisches Alphabet aufstellte, dessen Anwendbarkeit sich überall aufs entschiedenste bewährte, wo dieselben Zeichen wiederkehrten. Obgleich nun dieses glänzende Resultat in gewisser Beziehung nur als eine Berichtigung und Erweiterung der besonders durch ihren Scharfsinn verdienstvollen Entdeckung von Young erschien, welcher den einzelnen Zeichen zum Teil bereits dieselbe Bedeutung beigelegt hatte, so unterschied es sich doch wesentlich dadurch, daß Champollion hierbei einen ganz verschiedenen Weg einschlug, welcher ebenso einfach und direkt, daher auch sicher und erfolgreich war, wie der seines Vorgängers scharfsinnig, aber schwierig und verwickelt, deshalb auch unsicher und nur teilweise das Ziel erreichend. Champollion wurde dabei durch einen besonders günstigen Umstand unterstützt. Der Engländer Bankes hatte 1815 einen Obelisken auf der Insel Philä aufgefunden, den er samt dem zugehörigen Piedestal 1821 nach England brachte und auf seinem Landsitz in Kingston-Hall in Dorsetshire aufstellte. Noch in demselben Jahre publizierte er die hieroglyphischen Inschriften des Obelisken und die griechische des zugehörigen Postaments. Diese letztere enthielt einen Brief der Isispriester von Philä an Ptolemäus Euergetes II., Kleopatra, seine Schwester, und Kleopatra, seine Gemahlin. Es lag daher nahe, dieselben Namen in den hieroglyphischen Inschriften zu vermuten. Obgleich nun die Voraussetzung irrig war, daß ein Zusammenhang stattfinde zwischen der griech. und hieroglyphischen Inschrift, die sich zwar beide auf denselben König bezogen, aber in verschiedene Jahre desselben gehörten, so fand sich doch in der That außer dem in der Inschrift von Rosette bereits gelesenen Namen Ptolemäus auch das Schild der Kleopatra auf dem Obelisken. Auf dieselbe Vermutung gründete nun Champollion seine vergleichende Analyse der beiden Namen. Es traf sich zufällig und überaus günstig, daß die Namen PTOL(e)maios und kLeOPATrA vier gleiche Buchstaben enthalten und sich außerdem im zweiten Namen das a wiederholt. Die Probe war daher so einfach, daß über die Richtigkeit der Lesung im allgemeinen, obgleich noch einige kleine Bedenken zu beseitigen blieben, nicht der mindeste Zweifel sein konnte. Es ergaben diese beiden Namen sogleich ein Alphabet von 11 Lautzeichen, die sich bald durch die weitern Anwendungen desselben auf die Namen Alexandros, Berenike und viele andere bedeutend vermehrten. Hiermit war der feste und bald von den bedeutendsten Gelehrten, wie Silvestre de Sacy, Niebuhr, W. von Humboldt, als solcher anerkannte Grund für alle folgenden, rasch nacheinander gemachten Entdeckungen auf diesem Felde gelegt.

Aber selbst noch in dieser «Lettre à M. Dacier» hatte Champollion so wenig den wahren Organismus des ganzen Hieroglyphensystems erkannt, daß er noch immer mit Young und andern die irrige Meinung teilte, daß die phonetische Bedeutung der

einzelnen H. sich nur auf die Eigennamen beschränke, der übrige fortlaufende Text aber aus rein ideographischen Zeichen bestehe. Hiervon kam er erst in seinem nächsten Werke, dem «Précis du système hiéroglyphique» (Par. 1824) zurück, in welchem er zeigte, daß das durch die Namen gefundene Alphabet auch auf alle übrigen Gruppen anwendbar sei, wo sich dieselben Zeichen wiederfinden. Die letzten und vollständigsten Resultate seiner sprachlichen Untersuchungen liegen aber in der erst nach seinem Tode 1836 publizierten «Grammaire égyptienne» vor, in welcher er das ganze System der hieroglyphischen Schrift und die Grundzüge der darin niedergelegten Sprache darzulegen und durch zahlreiche, den verschiedensten Inschriften aller Epochen entnommene Beispiele nachzuweisen unternahm. Einen Fortschritt in der genauern und methodischern Auffassung des ägypt. Schriftorganismus hat Lepsius in seiner «Lettre à M. Rosellini sur l'alphabet hiéroglyphique» (in den «Annales de l'Institut archéologique», Bd. 9, Rom 1837) zu begründen gesucht, indem er das in Champollions Grammatik bis auf 232 Zeichen angewachsene phonetische Alphabet in verschiedene Klassen zerlegte und als rein und ausschließlich phonetischen Teil desselben nur 34 H. anerkannte. Der lexikalische Teil der Hieroglyphenkenntnis erfuhr wertvolle Bereicherungen durch die Schriften von Rosellini, Lepsius, Leemans, Hincks, Brugsch, sowie durch die Übersetzungen längerer Texte von Birch, de Rougé, Chabas, denen sich Goodwin, Le Page-Renouf, Lauth, Dümichen, Ebers, Stern, Eisenlohr, Naville, Pierret, Maspero u. a. anschließen. Die bedeutendste Arbeit in dieser Beziehung ist Brugschs «Hieroglyphisch-demotisches Wörterbuch» (4 Bde., Lpz. 1867—68).

Die Untersuchungen über die hieratische Schrift schlossen sich meistens an die hieroglyphischen an. Die demotischen Entzifferungen wurden aber seit Silvestre de Sacy und Akerblad vorzüglich durch Young gefördert und durch ihn eine breite Grundlage für alle folgenden Untersuchungen auf diesem der Hieroglyphik durch Zeit, Dialekt und Quellen ferner liegenden Felde gelegt. Hierbei ist namentlich seine Interlinearübersetzung der Inschrift von Rosette und mehrerer demotischer Papyrus in den «Hieroglyphics collected by the Egyptian society» (Lond. 1823) und den «Rudiments of an Egyptian dictionary», zuerst als Anhang zu der koptischen Grammatik von Tattam (1830), nachmals getrennt (1831) publiziert, zu nennen. Neben den verschiedenen Erörterungen von Champollion, Salvolini, Rosegarten, Lepsius ist hierbei noch besonders der wichtigen Publikation eines umfangreichen, mit vielen griech. Umschriften versehenen demotischen Papyrus durch Leemans in «Monuments égyptiens de Leide» (Leid. 1839) zu erwähnen. Später haben diese Untersuchungen namentlich in Brugsch (s. d.) den thätigsten Bearbeiter gefunden, dessen «Grammaire démotique» seitdem die Grundlage der Weiterforschung geworden ist. Es darf endlich auch nicht unerwähnt bleiben, daß die durch Champollion begründete hieroglyphische Forschung lange Zeit hindurch einzelne, meistens sehr heftige Gegner gefunden hatte, von denen hier vor andern Klaproth, Palin, Zanelli, Williams, Goulianof, Secchi, Seyffarth und Uhlemann genannt werden mögen, deren Entzifferungsweisen unter sich ebenso wenig Zusammenhang wie mit dem System Champollions haben, mit Ausnahme des letzten, der sich genau an Seyffarth anschließt.

Alle Schrift geht von einer Bilder- oder Begriffsschrift aus und nähert sich in spätern Stufen ihrer Fortentwickelung immer mehr der rein alphabetischen Lautschrift. Da die merik. Bilderschrift nicht im engern Sinne eine Schrift zu nennen ist, so repräsentieren die chines. Schrift einerseits und die europ. Schriften andererseits am vollständigsten die beiden Endpunkte aller Schriftentwickelung. Die wichtigste Mittelstufe bilden die syllabarischen Schriften. Die ägypt. Schrift zeichnet sich vor allen andern dadurch aus, daß in ihrem merkwürdigen Organismus alle Stufen zugleich in einem ziemlich gleichmäßigen Verhältnis enthalten sind. Sie ging aus von einer ideographischen Wortschrift und entwickelte sich allmählich bis zu reinen Lautzeichen, in welchen Konsonant und Vokal getrennt erscheinen, ohne jedoch ihren ideographischen Ursprung jemals ganz zu verleugnen oder auch nur die ideographischen den später entwickelten Elementen unterzuordnen. Die erste Klasse der H. die der ideographischen oder Begriffszeichen, teilt sich wieder a) in solche, welche die zu bezeichnenden Gegenstände mehr oder weniger direkt abzeichnen, und b) in solche, welche abstrakte Begriffe oder schwer darzustellende Gegenstände symbolisch oder andeutend bezeichnen. Hieran schließt sich die Reihe der determinativen oder Bestimmungszeichen, welche gar nicht ausgesprochen werden, sondern nur zur nähern Bestimmung eines vorausgehenden Wortes oder der Klasse von Wörtern, der es angehört, dienen. Zu a gehört z. B. der Kreis, welcher die Sonnenscheibe (☉) darstellen und bedeuten soll; zu b der Geier ( ) als Symbol der Mutter, oder der Stadtplan (⊗) mit der Bedeutung der Stadt; zu c der Löwe ( ), hinter seinem Namen mui bildlich wiederholt, oder der Blumenstengel ( ) hinter Pflanzennamen. Die zweite Klasse der H. ist die der phonetischen oder Lautzeichen. Diese wurden aus der großen Menge der ideographischen H. so gewählt, daß der zu bezeichnende Laut der Anfangslaut des Namens des abgebildeten Gegenstandes war. So bezeichnet die Eule ( ), ägypt. mulag', ein m, der Adler ( ), achom, ein a. Die Anzahl der für die 20—22 Laute der Sprache ausgewählten H., welche in allen Fällen, wo nur der einzelne Laut geschrieben werden sollte, gebraucht werden konnten, wurde auf ungefähr 30 beschränkt. Man erlaubte sich auch hierbei noch einen gewissen Wechsel vollkommen homophoner Zeichen zur Bequemlichkeit in der Anordnung der Gruppen für das Auge. In späterer, namentlich röm. Zeit, wurde dieses Alphabet noch um einige Zeichen vermehrt. Die dritte Klasse von H. steht endlich zwischen den beiden ersten in der Mitte, indem ihre Zeichen an beiden Naturen sowohl der ideographischen als der phonetischen teilhaben. Man gebrauchte nämlich häufig die bestimmte Wörter gebräuchlichen H. nicht nur in ihrer ursprünglichen und ideographischen Bedeutung, sondern auch für die Anfangsbuchstaben derselben Wörter und fügte ihnen dann die übrigen Laute des Wortes aus dem allgemein-phonetisch-

et hinzu. So dient z. B. das Henkelkreuz
ur Bezeichnung des Wortes anch, Leben;
aber auch nur für a gebraucht werden, in-
n die Lautzeichen für n und ch aus dem
nen Alphabet hinzusetzt. Dadurch wird es
ibst zum allgemein-phonetischen Zeichen,
nicht überall gebraucht werden kann, wo
t a bezeichnet werden soll, sondern nur im
e des Wortes anch, welches es ursprünglich
allein bezeichnete. Zuweilen verlieren aber
ewisse Zeichen für Lautkomplexe von einer
ehrern Silben ihre ursprüngliche ideogra-
Bedeutung so weit, daß sie auch für andere
oder deren Teile, welche denselben Laut-
r für das Ohr wiederholen, gebraucht wer-
Mögliche Zweideutigkeiten werden dann durch
dere Hilfsmittel, namentlich durch hinzu-
e Determinative vermieden. In allen Fällen
n welchen besondere Schwierigkeiten der ideo-
schen Bezeichnung leicht eintraten, wie für
e Namen, für grammatische Flexionen u. a.,
e man sich meist der rein phonetischen H.

hieratische und demotische Schrift t im allgemeinen dieselben Elemente wie die
yphische Schrift; doch trat hier, namentlich
demotischen Schrift, der ideographische Teil
ehr immer mehr gegen den phonetischen
Das Alphabet ist dies:

genaue Lautwert der einzelnen Zeichen ist
er festzustellen.

roglyphik (grch.), Hieroglyphenkunde.

rogramm (grch.), heilige Schrift, geheime
chrift; Hierogrammaten (Hierogram-
ten), im alten Ägypten Unterpriester, die die
eiligen Schriften auslegten, auf ihre Beobachtung
Gottesdienste sahen, die Kenntnis der heiligen
Pflanzten und die heiligen Urkunden
chrieben und deuteten.

rographa (grch.), sinnbildliche Darstel-
heiliger Gegenstände; Hierographie, hei-
ligenschrift, Beschreibung heiliger Bräuche

röfles ist der Name mehrerer griech. Philo-
und Rhetoren. Besondere Erwähnung ver-
er H., welcher zu Ende des 3. und im An-
s 4. Jahrh. n. Chr. lebte. Er war als röm.
lter von Bithynien in Nikomedien ein
örderer der Christenverfolgung, welche der
Diocletian 303 n. Chr. von dort aus ver-
Auch bekämpfte er das Christentum in
einer eigenen Schrift, die man aber nur noch aus Lactanz und besonders aus einer Gegenschrift des Eusebius kennt. Wahrscheinlich war er Neuplatoniker. Vgl. Keim, «Der Übertritt Konstantins zum Christentum» (Zür. 1862).

Der als Neuplatoniker bekannte H. lehrte im 5. Jahrh. n. Chr. zu Alexandria mit Beifall. Außer Auszügen und Bruchstücken anderer Werke ist von ihm erhalten ein mehr philos. als grammatischer Kommentar zu den «Goldenen Sprüchen des Pythagoras», zuletzt herausg. von Mullach (Berl. 1853) und in den «Fragmenta philosophorum Graecorum» (Bd. 1, Par. 1860), ins Deutsche übersetzt von Schultheß (Zür. 1778). Eine Sammlung spaßhafter Erzählungen und Einfälle, die nach andern Koraïs unter dem Titel «Asteia» (Par. 1812) und unter dem Titel «Φιλάγελως, Hieroclis et Philagrii facetiae» Eberhard (Berl. 1869) herausgegeben und die Ramler (Berl. 1782) übersetzt hat, rührt sicher nicht von einem der beiden genannten H. her. Gesamtausgaben des von den Schriften des Neuplatonikers Erhaltenen nebst der Sammlung von Facetien besorgten Pearson (Lond. 1654 u. 1675) und Needham (Cambr. 1709).

Hierokratie (grch.), Priesterherrschaft.

Hierologie (grch.), eine von heiligen und göttlichen Dingen handelnde Rede, z. B. Predigt, Segensspruch, auch Einsegnung.

Hieromantie, s. Hieroskopie.

Hieromnemon hieß im alten Griechenland der Vertreter eines griech. Stammes bei der Bundesversammlung der Amphiktyonen. (S. Amphiktyonie.)

Hieromonächos (grch.), in der griech. Kirche Name der geweihten Mönche.

Hieron, s. Hiero.

Hieronymianer, s. Brüder des gemeinsamen Lebens und Hieronymiten.

Hieronymiten oder Hieronymianer, Einsiedler, Eremiten des heiligen Hieronymus, Mönchsorden, um 1370 von dem Portugiesen und Tertiarier des Franziskanerordens Vasco und dem Kammerherrn Peter des Grausamen von Castilien, Peter Ferd. Pecha, in der Nähe von Toledo gestiftet, 1373 von Gregor XI. bestätigt. Die H. unterwarfen sich der Regel des heil. Augustin, widmeten sich besonders der Pflege der Wissenschaften und verbreiteten sich rasch in Spanien und Portugal, später auch in Amerika. Die Ordenstracht ist ein weißer Rock von grobem Stoff, eine kleine Kapuze und ein Scapulier, beides von schwarzer Farbe. Hauptklöster des Ordens waren in Guadalupe, St. Just (wo Karl V. lebte) und im Escorial (durch Philipp II. eingerichtet). Später verfiel auch dieser Orden in weltliches Treiben. Er wurde aufgelöst und besteht jetzt nur noch in Amerika. — Einen weiblichen Zweig dieses Ordens, Einsiedlerinnen des heiligen Hieronymus oder Hieronymitinnen stiftete Maria Garcias 1375 im Kloster des heil. Paul zu Toledo. Erst unter Julius II. legten sie ein feierliches Gelübde ab und wurden förmlich anerkannt. Sie trugen ein weißes Kleid mit braunem Scapulier, waren früher in Spanien sehr verbreitet, bestehen aber jetzt nicht mehr. — Aus den Mitgliedern des Ordens der spanischen H. bildete der dritte General, Lupus d'Olmedo (gest. 1433), im J. 1424 eine abgesonderte Kongregation der Eremiten des heiligen Hieronymus von der Observanz und gab ihr

eine aus den Werken des Hieronymus zusammengestellte Regel. Martin V. bestätigte sie 1426. In Spanien wurde sie 1595 mit den übrigen H. wieder vereinigt und kehrte dabei zur Regel des Augustin zurück. In Italien dagegen bewahrte sie (seit 1429) ihre Selbständigkeit als Kongregation der Eremiten des heiligen Hieronymus von der Lombardei und hat sich in einigen Klöstern bis jetzt erhalten. — Die Bettelbrüder oder Eremiten des heiligen Hieronymus (Pauperes Eremitae S. Hieronymi) gründete Peter Gambacorti oder Petrus de Pisis im J. 1377 in einer Einöde bei Montebello aus bekehrten Räubern. Er gab ihnen zunächst eine sehr strenge Regel, welche jedoch 1444 bedeutend gemildert und 1568 durch die Regel des Augustin ersetzt wurde. Anfangs rasch verbreitet, auch in Tirol und Bayern, zählt der Orden jetzt nur noch wenige Klöster. — Ein dritter Orden der H., im J. 1406 begründet von Karl von Montegranelli zu Fiesole, daher Congregatio Fesulana genannt, wurde schon 1668 von Papst Clemens IX. wieder aufgelöst.

Hieronymos, Enkel des Königs Hiero II. von Syrakus, Sohn des Prinzen Gelon von des epirotischen Königs Pyrrhos Tochter (oder Enkelin) Nereïs, folgte, da sein Vater bereits gestorben war, zu Anfang des J. 215 v. Chr., erst 15 J. alt, seinem Großvater auf dem Throne von Syrakus. Nachdem er sich mit Hilfe eines seiner Ratgeber der durch Hieron eingesetzten Regentschaft seiner Vormünder entledigt hatte, änderte er sofort das ganze System der Regierung. Nach außen schloß er sich an Karthago an, weil er nach Cannä von Hannibal große Gebietserweiterungen erwartete; nach innen dagegen trat er übermütig, schwelgerisch, tyrannisch auf und stützte sich nur auf die Söldner und das Proletariat. Dadurch erbittert, nahm ein Teil der römisch und zugleich republikanisch gesinnten Partei Veranlassung, den H. im J. 214 zu Leontinoi zu ermorden. Syrakus wurde nun wieder Republik, und ein Restaurationsversuch eines Schwiegersohns des alten Königs Hieron führte zur Ermordung der ganzen Familie des letzten syrakusischen Fürstenhauses.

Hieronymus (oder Jérôme), König von Westfalen, s. Bonaparte (Hieronymus).

Hieronymus (Sophronius Eusebius), der Heilige, der gelehrteste der lat. Kirchenväter, geb. um 340 zu Stridon in Dalmatien. Sohn christlicher Eltern, wurde er in Rom vom Grammatiker Donatus und vom Rhetor Victorinus in die röm. Litteratur wie in die griech. Philosophie eingeführt. Später machte er weite Reisen, bis nach Trier, und hielt sich längere Zeit (um 372) in Aquileja auf, wo er mit dem Kirchenhistoriker Rufinus Freundschaft schloß. Auf einer Reise in den Orient fiel H. in eine schwere Krankheit (373) und wurde durch ein Traumgesicht bewogen, sein Studium künftig der heiligen Litteratur zuzuwenden. Zunächst begab er sich vier Jahre lang in die Wüste von Chalcis, unter harten Bußübungen mit fleißigen Studien beschäftigt. Im J. 379 in Antiochien zum Presbyter geweiht, begab sich H. nach Konstantinopel, um Gregor von Nazianz zu hören. Im J. 382 reiste H. nach Rom, und sein Freund, der Bischof Damasus, veranlaßte ihn, dort zu bleiben. In Rom sammelte H. bald einen Kreis vornehmer Frauen um sich, welchen er geistlicher Berater ward und die Neigung zum ascetischen Leben bestärkte. Nach Damasus' Tode wandte sich H. 386 nach Palästina und siedelte sich nach kurzem Aufenthalt in Ägypten, wo er in der Nitrischen Wüste die Einsiedler besuchte, in Alexandria die Lehrvorträge Didymus' des Blinden hörte, in der Nähe von Bethlehem in einer Mönchszelle an. Die Paula begleitete ihn und gründete mit ihrem Gut ein Mönchskloster und ein Frauenstift. Hier H. 30. Sept. 420. Seine Bedeutung beruht allem darauf, daß er dem Abendlande der griech. Theologie vermittelt hat. Arbeiten ist die wertvollste die Revision weise Neubearbeitung der altlat. Bibel («Itala»), aus welcher die «Vulgata» hervo ist. H. hat die Chronik des Eusebius v ins Lateinische übersetzt und hat durch der Lebensgeschichten des heil. Paulus Malchus die Heiligenlegende, durch die viris illustribus s. de scriptoribus ecc die kirchliche Patristik begründet. Gege verteidigte er die bleibende, auch durch Geburt verloren gegangene Jungfrä Maria, gegen Jovinian die hohe Ver des Fastens und der Ehelosigkeit, gegen die Verehrung der Märtyrer. Beste Werke von Vallarsi (11 Bde., Verona neue Ausg., 15 Bde., Venedig 1770 fg wahl in deutscher Übersetzung von Le «Bibliothek der Kirchenväter» (2 Bd 1872—75). Vgl. Zöckler, «H., sein Le ken» (Gotha 1865); Amédée Thierry, la société chrétienne à Rome et l'é maine en Terre Sainte» (2 Bde., Par

Hieronymus von Prag (die A Familienname sei Faulfisch gewesen, Freund und Gesinnungsgenosse des J zu Prag, studierte daselbst, darauf seit ford, von wo er die ersten theol. Schrif nach Prag brachte, später in Heidelbe Paris, machte weite Reisen bis nach und kehrte erst 1407 nach Prag zurück, eng an Huß anschloß. Auf Einladun laus' II. von Polen half er 1410 die Krakau einrichten. Auf Wunsch König Si von Ungarn predigte H. vor ihm in Ofe aus diesem Anlaß wiclissitischer Ketzereien tigt, in Wien verhaftet und nur auf Ver der prager Universität wieder freigelass schieden und treu stand er, als die Bewe tiger wurde, Huß zur Seite, und versp Huß 1414 nach Konstanz abreiste, ihm sei im Fall der Not. Als Huß in Konstanz wurde, machte sich deshalb H. auf und 4. April 1415 in Konstanz ein. Als er die erkannte, versuchte er von dem benachbart lingen aus freies Geleit vom Kaiser und fr hör vom Konzil zu erhalten. Da es nicht wurde, trat H. den Heimweg an, wurde Hirschau in der Oberpfalz verhaftet und al gener nach Konstanz zurückgebracht. Me liche Kerkerhaft brach seine Widerstandskra lig, daß er am 23. Sept. 1415 in öffentlicher des Konzils seine Irrlehren widerrief. Als noch im Kerker festgehalten wurde, gewann Standhaftigkeit, am 26. Mai 1416 diesen Wi wieder zurückzunehmen und am 30. Mai den T dem Scheiterhaufen mit freudiger Zuversicht dulden. Vgl. Haller, «H. von Prag» (Lübeck Helfert, «Huß und H. von Prag» (Prag 185

Higginſon (Thomas Wentworth), nordamerik. Schriftſteller, geb. zu Cambridge bei Boſton 22. Dez. 1823, ſtudierte in Harvard College und in der theol. Schule von Cambridge und ließ ſich als Pfarrer der erſten religiöſen Geſellſchaft in Newburyport nieder. Er gab indeſſen 1850 ſeine Stellung auf und wandte ſich mit Begeiſterung der Abolitioniſtenbewegung zu. Im J. 1856 ging H. nach Kanſas, warb nach Ausbruch des Bürgerkriegs mehrere Kompagnien Soldaten, wurde Hauptmann und 1862 Oberſt des erſten, aus Schwarzen beſtehenden Regiments. Im Aug. 1863 verwundet, mußte er ſeinen Abſchied nehmen und zog nach Newport in Rhode-Island, wo er ſeitdem lebt und ſich ſchriftſtelleriſchen Arbeiten widmet. Er iſt ein Hauptmitarbeiter des «Atlantic Monthly» und hat die meiſten ſeiner dort urſprünglich als «Essays» gedruckten Beiträge in Buchform herausgegeben, ſo z. B. «Outdoor papers» (1863), «Harvard memorial biographies» (1866), «Malbone, an oldport romance» (1869), «Army life in a black regiment» (1870), «Atlantic essays» (1871), «Oldport days» (1873). Neuerdings liefert er regelmäßige und treffliche Artikel in die «Nation», ein in Neuyork erſcheinendes Wochenblatt.

High-church (engl., ſpr. Hei tſchörtſch, «Hochkirche»), ſoviel wie Anglikaniſche Kirche; High-churchman, Anhänger der Hochkirche.

Highland (engl., ſpr. Heil'end), Hochland, beſonders die ſchott. Hochlande.

High life (engl., ſpr. hei leif), hohes (vornehmes) Leben; auch vornehme Welt.

Highness (engl., ſpr. Heineß), Hoheit, ein Titel, welcher früher (bis auf Heinrich VIII.) in England in der Anrede (Your H.) dem König gegenüber gebraucht wurde; an die Stelle von Your H. (oder auch Your Grace) trat ſpäter Your Majesty. Dagegen iſt Royal H. (Königliche Hoheit) noch jetzt der Titel der königlichen Prinzen und Prinzeſſinnen.

High Steward (Lord), ſ. Steward of England (Lord High).

matarium. III—V» (1842—65), «Svenska Sigiller från Medeltiden» (1862—67), «Anglosachsiska mynt i Sveriges kungl. Myntkabinett, funna i Sveriges jord» (1846; neue Aufl. 1881), «Minnespenningar öfver enskilda Svenska män och quinnor» (1861), «Sveriges och Svenska Konungahusets minnespenningar, praktmynt och belönningsmedaljer» (1874—75) und (mit seinem Sohne) «Teckningar ur Svenska statens Historiska Museum. I—III» (1873—84).

Hildebrand (Hans Olof Hildebrand), Sohn des vorigen, schwed. Archäolog und Historiker, geb. 5. April 1842 zu Stockholm, studierte zu Upsala, erhielt 1866 eine Anstellung als Amanuensis am Archäologischen Museum und folgte 1879 seinem Vater im Amte als Reichsantiquar. Er ist verdient um die Popularisierung der nord. Archäologie und der verwandten Wissenschaften, sowie auch als Kulturhistoriker, und war einer der Stifter der schwed. Geographisch-Anthropologischen Gesellschaft (1873). Aus seiner reichen litterarischen Thätigkeit ist hervorzuheben: «Svenska folket under hednatiden» (1866; neue Aufl. 1872; deutsch 1873), «Lifvet på Island» (1867; neu bearbeitet 1883), «De förhistoriska folken i Europa» (1873—80), «Den kyrkliga konsten under Sveriges Medeltid» (1875), «Trau äldre tider» (1882), der 2. Band der illustrierten «Sveriges Historia», das spätere Mittelalter (1350—1521) behandelnd, und ein auf vier Bände berechnetes kulturhistor. Werk «Sveriges Medeltid» (1879 fg.). Im J. 1872 begründete H. die Zeitschrift «Kungl. Vitterhets-Historie och Antiquitets-akademiens månadsblad».

Hildebrand (Bruno), Statistiker und volkswirtschaftlicher Schriftsteller, geb. 6. März 1812 in Naumburg a. S., erhielt seine Gymnasialbildung in Schulpforta, widmete sich seit Ostern 1832 auf den Universitäten zu Leipzig und Breslau dem Studium der Rechts- und Staatswissenschaften, habilitierte sich 1836 an der Universität zu Breslau und wurde 1839 außerord. Professor. Im Herbst 1841 folgte er einem Rufe als ord. Professor der Staatswissenschaften nach Marburg, wo er sich durch die Selbständigkeit, mit der er namentlich 1845 während seines Prorektorats die Rechte der Universität vertrat, bei der Regierung mißliebig machte. Nach einem längern Aufenthalt in London 1846 wurde er wegen eines in der deutschen «Londoner Zeitung» erschienenen Artikels in Marburg der Majestätsbeleidigung angeklagt und nach und nach von sämtlichen akademischen Ämtern suspendiert. Seine Freisprechung erfolgte erst Anfang 1848. Von dem Bezirk Marburg in die Deutsche Nationalversammlung gewählt, bethätigte er sich in dieser hauptsächlich als Mitglied des volkswirtschaftlichen Ausschusses. Im Winter 1849—50 war er für Bockenheim Mitglied des kurhess. Landtags. Nach der Rückkehr Hassenpflugs ins Ministerium gehörte H. zu dessen entschiedensten Gegnern, übernahm 1851 eine Professur an der Hochschule zu Zürich und gehörte zu den Begründern der schweiz. Nordostbahn. Ostern 1856 folgte er einem Rufe nach Bern, wo er als Professor der Staatswissenschaften das erste Statistische Bureau der Schweiz gründete. Im J. 1858 wurde er veranlaßt, auch ein berner Eisenbahnunternehmen ins Leben zu rufen, das ihm jedoch eine heftige Polemik zuzog. Er nahm deshalb 1861 seinen Abschied und folgte einem Rufe als Professor der Staatswissenschaften

nach Jena, wo sich ihm als akademischer Lehrer und Begründer und Direktor des Statistischen Bureau vereinigter thüring. Staaten eine ausgedehnte Wirksamkeit eröffnete. Er starb hier 29. Jan. 1878.

Von H.s litterarischen Arbeiten sind hervorzuheben: «Nationalökonomie der Gegenwart und Zukunft» (Frankf. a. M. 1848), «Die kurhess. Finanzverwaltung» (Kass. 1850), «Statist. Mitteilungen über die volkswirtschaftlichen Zustände Kurhessens» (Berl. 1853), «Beiträge zur Statistik des Kantons Bern» (Bd. 1, die «Bevölkerung», Bern 1860) u. s. w. Seit 1863 gab H. allein und seit 1872 im Verein mit Conrad «Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik» heraus. Als Direktor des Statistischen Bureau veröffentlichte er unter dem Titel «Statistik Thüringens» (2 Bde., Jena 1866—71) ein amtliches statist. Quellenwerk.

Hildebrand (Adolf Ernst Rob.), Sohn des vorigen, Bildhauer, geb. 6. Okt. 1847 zu Marburg, besuchte seit 1865 die Kunstschule zu Nürnberg, bildete sich seit Sommer 1866 unter Zumbusch in München zum Bildhauer und machte 1867—68 in Rom unter dem Maler Hans von Marées weitere Studien. Nachdem er dann bis 1872 in Berlin gelebt, kehrte er nach Italien zurück und wählte Florenz zu seinem Aufenthalt. Seine Hauptwerke sind: ein trinkender Knabe (Bronzefigur), schlafender Hirt (Marmorfigur), Adam (Marmorfigur, im leipziger Museum).

Hildebrand (Heinr. Rud.), germanistischer Sprachforscher, geb. 13. März 1824 zu Leipzig, besuchte 1836—43 die Thomasschule daselbst und studierte dann auf der Universität seiner Vaterstadt, anfangs neben der Theologie, später ausschließlich, Philosophie und Philologie. Namentlich widmete er sich den neuern, besonders den german. Sprachen. Nachdem er im Frühjahr 1848 das Staatsexamen bestanden, nahm er im Sommer desselben Jahres eine Lehrerstelle an der Thomasschule an, an der er bis Ende 1868 verblieb. Als 1850 die Ausarbeitung des Grimmschen «Deutschen Wörterbuchs» begann, wurde H. als wissenschaftlicher Korrektor angestellt. Als eigentlicher Mitarbeiter trat H. 1864 nach dem Tode der Gebrüder Grimm in Gemeinschaft mit Professor Weigand in Gießen ein. Da sich die Arbeit nicht mit der Besorgung des Schulamts vertrug, wurden ihm vom Rat der Stadt Leipzig, ohne Verkürzung des Gehalts, die Lasten des letztern zur größern Hälfte abgenommen. Als die dreijährige Frist dieser Befreiung (1865—68) abgelaufen war, trat an deren Stelle eine weiter gehende, staatliche Vergünstigung, indem den Fortsetzern des Wörterbuchs vom Bundesrat des Norddeutschen Bundes eine Subvention bewilligt wurde. H. erhielt 1869 eine außerord. Professur an der Universität zu Leipzig, die 1874 in eine ord. Professur für neuere deutsche Litteratur und Sprache verwandelt wurde. Von Grimms «Deutschem Wörterbuch» hatte H. die Ausarbeitung zunächst des fünften Bandes übernommen (das K, fertig mit 12 Heften 1873) und arbeitet seitdem am G (11 Hefte bis 1884). Von seinen übrigen Arbeiten ist besonders seine treffliche Bearbeitung von Soltaus «Deutschen histor. Volksliedern. Zweites Hundert» (Lpz. 1856) zu nennen.

Hildebrandslied heißt das älteste erhaltene Bruchstück aus der deutschen Heldensage (s. d.). Es wurde wahrscheinlich zu Ende des 8. Jahrh. auf die äußern Seiten der Deckblätter einer lat., jetzt zu Kassel befindlichen Handschrift eingeschri
bekannt gemacht durch Eccard 1729,
ein Stück aus einem niederdeutschen
bis die Brüder Grimm 1812 mit der e
schaftlichen Erläuterung desselben auc
weis lieferten, daß es in allitterierende
gefaßt sei. Gestützt auf ein sehr gen
W. Grimm besorgtes Faksimile (Gött.
auf eine tiefere Einsicht in Sprache u
versuchte zuerst Lachmann («Über das
1833) in einer neuen kritischen Recensio
und einem sehr ausführlichen Kommente
liche Beschaffenheit des Gedichts, seine
Verderbnisse aufzuzeigen. Dieser Ver
dem vielfache Berichtigungen erfahren,
ner (Hanau 1845), Vollmer und Hoff
H.», Lpz. 1850), W. Wackernagel (im «
Lesebuch»), Grein (Gött. 1858; 2.
1880), Max Rieger (in Pfeiffers «
Jahrg. 9, 1864), Holtzmann u. a.
Müllenhoffs und Scherers «Denkmä
ganz auf Lachmann. Die Sprache zei
kritische Herstellung sehr erschwert, ei
von ober- und niederdeutschem Dialekt
ist also nicht, wie man früher gegl
zwei hess. Mönche aus der Erinnerung,
Grund einer schriftlichen Vorlage a
ohne Zweifel aus einem oberdeutschen
Codex durch einen niederdeutschen Sch
die deutsche Litteraturgeschichte ist dies
höchsten Wichtigkeit, weil sich neben ihm
der Heldensage angehöriges Stück aus
Periode des echten epischen Gesangs e
Dem Inhalte nach gehört es zu der Sa
von Bern, welche die auf Odoacers o
Rat durch dessen Oheim Ermenrich e
treibung Dietrichs aus seinem Erb
Flucht zu Attila und seine nach 30 Jah
Rückkehr nach Italien umfaßt. Aber n
epischen Weise greift es aus dieser Sage
einzelnes Ereignis heraus, den Kampf
der Rückkehr Dietrichs alter Waffenme
brand, unerkannt und wider Willen
eigenen, einst als Kind zurückgelassen
den Vater tot glaubenden Sohn be
Der Stil ist kräftig, aber hart und star
lung tritt ohne Vorbereitung ein, drän
freilich fehlenden Ende und beschränkt
von Wechselreden begleiteten Verlaufe
Notwendigste. Formelhafte Ausdrück
fach eingestreut. Der Vers ist die al
altepische Langzeile, die in zwei Häl
zwei Hebungen zerfällt. Derselbe St
noch in der spätesten Zeit des episch
wiederum in Gestalt eines Liedes, wel
17. Jahrh. gesungen wurde (am beste
Uhlands «Deutschen Volksliedern», Bd.
und die absterbende epische Dichtung
rakteristisch veranschaulicht, wie jene a
die aufblühende. Sievers hat das
tographischen Faksimiles nach den H
(Halle 1872) herausgegeben.

Hildebrandt (Eduard), ausgezeichne
Landschaftsmaler, geb. in Danzig 9. Se
hielt zuerst (seit 1836) in Berlin bei d
maler Krause Unterricht, machte 183
Studienreise nach Skandinavien und b
das Atelier Isabeys in Paris. Von
unternahm er dann auf Empfehlung

nigl. Unterstützung eine Reise nach Nord- und Brasilien, deren Ergebnisse, eine Aquarellen, ins Neue Museum gelangten. eine weitere Reise nach Spanien, Por- der Westküste Afrikas, welche H. 1849 atte. Zahlreiche Aquarelle und Ölbilder Frucht derselben, darunter der Pik von Madeira u. s. w. Der indessen zum Hof- nte Künstler begab sich nun nach Ägyp- ien, Palästina und Griechenland, aus sein Ufer des Toten Meers und viele des Herzogs von Ratibor übergegan- datieren. Darauf machte er 1853 ch den Alpen und Oberitalien, und ale zu Sanssouci Jerusalem, den , Nazareth und Bethlehem. Im J. Reise nach Norden, wo er bis zum g. Endlich entschloß er sich 1863 ise um die Welt, welche nach seinen fal (3 Bde., Berl. 1867; 7. Aufl. Außer mehrern Ölbildern (der rma, Benares u. s. w.) lieferte nehmen über 300 Aquarelle; eine r Blätter in Farbendruck veran- nd Loeillot in Berlin: Reise um er, Berl. 1871—74) und: Aus . Eine «Neue Folge» seiner zu Berlin (1880 fg.). H.s Ar- Betonung des rein koloristischen Übertreibung vorherrscht, sind rt, namentlich die letztern sei- n den Stempel ausgesprochener Lichteffekten ist er unerreichter ilder stehen aber an Wert und n Aquarellen. Seit 1855 war kademie der Künste in Berlin. n 25. Okt. 1868. Vgl. Arndt, 1869).

Ferd. Theod.), ausgezeichneter b. in Stettin 2. Juli 1804, war der Akademie in Berlin und eine ausschließlichen Nachfolge treise ersten selbständigen Werke n hohe des deutschen Schauspiels nt auch Blüte unter dem ihm be- pen die auf die Künstler anregend on Faust Bilder: Faust und Me- r Leiche im Kerker besucht, und n Erfolgen seiner Tochter (1824—26). Düsseldorf besuchte er seit 1826 lande, bereiste mit Schadow und wurde dort durch das ndts allmählich auf die Fährte Realismus der neuen belg. Schule, t Manier von Wappers, gebracht, ehrere um 1830 entstandene Bilder nco und Julie, dieses im Besitz des ng von Preußen) den düsseldorfer Ein- cht verleugnen. Von da an huldigte H. n Realismus der alten Holländer im Ge- nd Genrebild, womit er ein energisches verbinden wußte. Der Krieger und sein iner Nationalgalerie, 1832), der kranke nd seine Tochter, die Märchenerzählerin m die Ermordung der Söhne Eduards IV. d 1836 illustrieren diese neue Richtung, e zeigt das letztgenannte durch große chheit, durch ergreifenden Ernst und raft hervor. In den folgenden Jahren hielt die Begeisterung des ausgezeichneten Meisters für Shakspearesche Stoffe an und gab Anlaß zu mehrern bedeutenden Kompositionen, worunter: Othello, seine Abenteuer erzählend (im Besitz des Deutschen Kaisers, 1847), das gelungenste zu nennen ist; minder tüchtig erscheinen dagegen: Cordelia (1859) und eine Scene aus «König Johann», 1855 gemalt. Die einflußreiche und originale Thätigkeit H.s, welcher seit 1836 eine Professur an der düsseldorfer Akademie bekleidete, erweckte zahlreiche und ansehnliche Nachfolger, denen er neben den genannten Richtungen auch im Porträt vorleuchtete, stets großer Naturalist, welcher über alle Mittel der Technik mit Sicherheit zu gebieten wußte. H. starb nach längerm Leiden, das ihn seit 20 Jahren nicht völlig verlassen hatte, 29. Sept. 1874 zu Düsseldorf.

Hildebrandt (Joh. Maria), Sohn des Malers Theodor H., Botaniker und Reisender, geb. 19. März 1847 in Düsseldorf, war Gärtner und reiste 1872 nach Arabien und dann von Massaua mit Munzinger durch das Land der Bogos, besuchte 1873 die nördl. Somaliküste und kehrte dann über Zanzibar nach Deutschland zurück. H. reiste 1875 wieder nach Afrika und drang von Mombas aus bis in die Nähe des Kenia vor; 1879 besuchte er Madagaskar und kam 1880 nach der Hauptstadt Antananarivo, wo er gefährlich erkrankte und nach einem Ausfluge in das Ankaratragebirge 29. Mai 1881 starb. Über seine Reisen berichtete er in der «Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin».

Hildegard, die Heilige, bekannt durch ihre Visionen und Offenbarungen, geb. um 1098 zu Böckelheim in der Grafschaft Sponheim, von adeliger Abkunft, wurde vom achten Jahre an in dem Kloster Disibodenberg am Einfluß des Glan in die Nahe erzogen, dem sie später als Äbtissin vorstand. Als dasselbe die Zahl der Nonnen, welche der Ruf ihrer Heiligkeit herbeizog, nicht mehr zu fassen vermochte, gründete sie 1148 ein neues Kloster auf dem Rupertsberge bei Bingen, dem sie bis zu ihrem Tode 17. Sept. 1179 vorstand. Mit Freimut sprach sie gegen das Verderben der Kirche, sowie gegen die Laster des Klerus, verkündete die Verfolgung, welche über die Geistlichen und die Kirche kommen würden, sowie die Läuterung der Kirche zu einer allgemein herrschenden Frömmigkeit. Zur Ausbreitung ihres Prophetenrufs trug nächst den Reisen, die sie machte, besonders das Anerkenntnis ihrer göttlichen Berufung durch den Papst Eugen III. bei. Auch die Päpste Anastasius IV. und Hadrian IV., König Konrad III. und selbst Kaiser Friedrich I., sowie viele andere hohe Geistliche und Fürsten legten ihr die wichtigsten geistlichen und weltlichen Angelegenheiten zur Entscheidung vor. Unter ihren zahlreichen Schriften sind die «Scivias (d. i. sciens vias), seu visionum et revelationum libri III» (Köln 1698) die wichtigsten. Vgl. die Biographien von Meiners (Gött. 1793), Dahl (Mainz 1832), Schmelzeis (1879), und außerdem Preger, «Deutsche Mystik» (Bd. 1, Lpz. 1874).

Hilden, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Düsseldorf, Landkreis Düsseldorf, 6 km östlich vom Rhein, 12,5 km südöstlich von Düsseldorf, an der Itter, Station der Linie Speldorf-Troisdorf der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1880) 3648 E., als Bürgermeisterei, zu welcher 46 Wohnplätze gehören, 7354 E., hat ein Lehrhaus der Diakonissinnen, eine 1138 im roman. Stil erbaute evang.

und eine kath. Kirche und ansehnliche Industrie in Samt, Seide, Kunstwolle, Teppichen, Maschinen, Stärke, ferner Druckwalzen-Gravieranstalten, eine Kattundruckerei, eine Britanniasilberwarenfabrik, eine Ölmühle, eine Dampfmahlmühle und Ziegelbrennereien.

Hilderich, König der Vandalen in Afrika, Enkel Genserichs, wurde nach seines Vetters Thrasamund Ableben (26. Mai 523) König. Wenn auch die Milde, die H. den bisher vielfach hart verfolgten Katholiken zeigte, dem innern Frieden diente, so war es dagegen ein großer Mißgriff, daß H. die alte Freundschaft seines Hauses mit den italischen Ostgoten in Feindschaft verkehrte. Er lehnte sich eng an Byzanz an, ließ sogar auf seinen Münzen nicht mehr sein, sondern des oström. Kaisers Bild prägen. Da erhob sich endlich gegen ihn die vandalische Nationalpartei, und mit ihrer Hilfe riß Gelimer im August 530 den Thron an sich. Als nun aber der oström. Justinian I. diesen nicht anerkannte und im Sommer 533 den Krieg gegen die Vandalen eröffnete, ließ Gelimer im September nach Belisars Landung in Afrika H. in Karthago töten.

Hildesheim, Hauptstadt des ehemaligen Bistums (Fürstentums) H., jetzt der Landdrostei H. der preuß. Provinz Hannover, liegt 32 km südöstlich von Hannover, rechts an der Innerste, 89 m über dem Meere, ist Station der Linien H.-Grauhof und Nordstemmen-Lehrte der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz der Landdrostei, der Kreisämter für die Kreise H. und Marienburg, zweier Ämter (H. und Marienburg), eines Land-, eines Schwur- und eines Amtsgerichts, eines Hauptsteueramts, einer Handelskammer, einer Reichsbanknebenstelle, ferner eines kath. Bischofs, sowie eines Domkapitels und einer Generalsuperintendentur. H. zählt (1880) 25 887 E., darunter 8842 Katholiken und 513 Juden, hat ein kath. Gymnasium (Josephinum) mit Realprogymnasium, ein evang. Gymnasium (Andreanum) mit Realgymnasium, ein kath. Schullehrerseminar, eine höhere Handels- und Gewerbeschule, eine höhere Töchterschule, eine landwirtschaftliche Lehranstalt mit Versuchsstation, zwei Waisenhäuser, mehrere Hospitäler, eine Taubstummenanstalt und eine Irrenanstalt. In der Martinikirche befindet sich das Städtische Museum mit wertvoller Altertümersammlung, einer Bibliothek von 6000 Bänden und naturhistor. Sammlungen. Die Stadt, welche lange aus den selbständigen Gemeinden Altstadt, Neustadt und Domfreiheit bestand, ist sehr altertümlich gebaut, hat unregelmäßige, meist enge Straßen und ist von schattigen Baumgängen und zum Teil von hohen Wällen umgeben.

H. ist ein Hauptsitz roman. Kunst und des deutschen Fachwerkbaus der Spätgotik und der Renaissance. Der (kath.) Dom, eine kreuzförmige Basilika, hauptsächlich aus den J. 1055—61, hat eherne, 1015 von Bischof Bernward gefertigte Thürflügel mit 16 Reliefs von bedeutendem Kunstwert, den Sarkophag des heil. Godehard aus dem 12. Jahrh., einen aus dem 13. Jahrh. stammenden Taufkessel, den an Kunstwerken aus dem 8. bis 12. Jahrh. reichen Domschatz, die bedeutende Dom- oder Beverinische Bibliothek im spätroman. Kreuzgange und an der Außenwand den 1000jährigen Rosenstock. Die 1133—72 erbaute, 1848—63 restaurierte (kath.) Godehardikirche ist ein Meisterwerk roman. Stils. Die (evang.) Michaeliskirche, vom Bischof Bernward gegründet und 1033 geweiht, eine großartige Basilika, aus dem Ende des 12. und in der S mal Bernwards aus dem 13. J Magdalenenkirche besitzt beachtens aus der Werkstätte Bernwards. erbauten Rathause, mit Laubengä das reiche Stadtarchiv. Die Me reichen, mit schönem Schnitzwerk ge bauten stammt aus dem 16. und 1 ihnen sind hervorzuheben: das 1 malige Knochenhauer-Amtshaus, schönsten Holzbauten Deutschlands got. Templerhaus, das Kaiserhaus bau mit Medaillonreliefs und Sta und das Wedekindsche Haus von Großen Domhofe erhebt sich die 4,7 säule aus Erzguß, auf welcher in die Geschichte Christi dargestellt Bernward in der Michaeliskirche e Hohen oder Michaeliswall befindet für die im Kriege von 1870/71 g heimer. Die Vorstadt Moritzberg, von H., hat eine 1160 gegründete kirche (Säulenbasilika). Das Berg genberg bei der Stadt bieten tre Bei H. wurde 18. Okt. 1868 der m altröm. Tafelgeräte von Silber Hildesheimer Silberschatz) sämtlich von höchstem Kunstwert, rium des berliner Museums aufg

H. hat drei Eisengießereien, Fe und Cigarren, eine Wagenbauans Tapeten, landwirtschaftliche Gerät Mühlsteine, Drell- und Baumwo Wollwarenfabrik, Dampfsägemüh züchterei, Kunst- und Handelsgärt große Zuckerraffinerie und treibt treide, Wolle, Garn, Leinwand, rialien. In der fruchtbaren und Umgegend sind 27 Zuckerfabriken t burtsort des prot. Theologen Mar riters Wachsmuth und des Philol

Das Bistum Hildesheim Ursprung Karl d. Gr. und Ludwig jener gründete es zur Bekehrung zu Elze, dieser verlegte dasselbe 8 beiden Bischöfe St. Bernward (9 zieher und Kanzler Kaiser Ottos I dehard (1022—48), Kanzler Kai brachten das Hochstift zu hoher Bl brachten bald die bedeutendsten Sprengels in ihren Besitz, wuß Oberhoheit des in der Diöcese braunschweig. Hauses zu wahrer von Kaiser Friedrich II. auch eine kennung ihres Reichsfürstenstandes

Abgesehen von vielen Fehden m ten Fürsten fehlte es auch nicht der Bischöfe mit der Stadt H., 13. Jahrh. selbständig geworden u getreten war. Dennoch war das H Wachstum begriffen, bis 1519 die sche Stiftsfehde ausbrach, in n schweig. Herzöge, als Exekutoren Johann IV. von Kaiser Karl V. ve acht, den größten Teil der Stift und im Vertrage zu Quedlinburg erhielten. Der hildesheimischen K die Ämter Steuerwald, Peine, Me

dem Namen des Kleinen Stifts; 18 Ämter mit den darin gelegenen, behielten von jetzt an die Schweig. Erst dem Bischof Fer- n Bayern und Metropolitan zu folge eines 1643 mit den Her- Christian Ludwig von Braun- geschlossenen Vergleichs, das snahme der Ämter Lutter am ssen, Koldingen und Wester- Da nun aber alle Städte er größte Teil des Adels und rot. Kirche bekannten, wäh- olisch war, so drang nach ft Georg Ludwig von Han- prot. Ständen durch einen tlichten Rezeß Religions- Unter dem 59. Bischof, von Fürstenberg (gest. Bistum infolge des Reichs- vom 25. Febr. 1803 an Tilsiter Friedensschlusse 7. Dez. 1807 dem König- t und 5. Nov. 1813 von nen wurde, dem es 1815 nitiv zusprach. — Das im, das auf 1760 qkm it dem Fürstentum Göt- ubenhagen und der Graf- ddrosteibezirk Hil- 5 qkm (1880) 432 694 E. lische, 67 394 Katholiken, ben Kreise begreift. im zählt auf 498,48 qkm er 21 031 Katholiken und , «Geschichte der Diöcese 858); Wachsmuth, «Ge- Stadt H.» (Hildesh. 1863); und Altertümer im Han- ürstentum H.», Hannov. Stadt H., herausg. von Hildesh. 1880/81); Lach- H.s» (Hildesh. 1882).

erfund oder Silber- tabungen.

iftsfehde heißt die Fehde, on Hildesheim (ein Herzog e mit Herzog Heinrich dem gegen Herzog Erich I. von einrich den Jüngern von Bischof Franz von Minden itigkeiten zum Austrage n fiel während der Char- Minden ein und vertrieb in den Landen aller be- begann und schonungs- Juli 1519 trafen die des Dorfes Surbostel ündiger Schlacht («bei Bischof Johann von en zum Teil in Ge- deckten das Schlacht- Sieger den Waffen- hen, und die Ver- e Zeit hin. Im J. talenberg und der s Bistum Hildes- e Stift, mit Aus- Städte Hildesheim und Peine. Bischof Johann setzte bis zum Schlusse des J. 1522 den Widerstand fort, mußte indessen 1523 in die vertragsmäßige Abtretung des größten Teils seiner Besitzungen willigen, da er von seinem Verbündeten nicht unterstützt wurde. Vgl. Delius, «Die Hildesheimische Stiftsfehde» (Lpz. 1803).

Hildreth (Richard), amerik. Geschichtschreiber, geb. 28. Juni 1807 in Deerfield im Staate Massachusetts, studierte im Harvard College bis 1826, wurde erst Advokat in Boston und wandte sich dann der Geschichte und Journalistik zu. Er agitierte mit Wort und Schrift gegen die Übergriffe der Sklavenstaaten und veröffentlichte nicht allein Flugblätter und Bücher gegen die Annexion von Texas, sondern auch gegen die Sklaverei überhaupt. Sein Hauptwerk aber ist seine «History of the United States» (6 Bde., Neuyork 1849—56), welche bis zu dem Missouri-Kompromiß von 1821 reicht. Dieses Werk verteilt Licht und Schatten gerechter als das Bancroftsche. Von 1861 bis 1865 fungierte H. als amerikanischer Konsul in Triest. Er starb 11. Juli 1865 in Florenz.

Hilfe (gerichtliche) heißt soviel als Zwangsvollstreckung (s. d.) oder Exekution. [Harz.

Hilfe Gottes, Silbergrube bei Grund (s. d.) im

Hilferding (Alexander Fedorowitsch), namhafter russ. Schriftsteller, aus einer im 18. Jahrh. nach Moskau eingewanderten deutschen Familie stammend, geb. 1831, erhielt seine Bildung in Moskau, wo er auch unter Bodjanskij slaw. Philologie studierte. Mehrfache Reisen in den außerruss. Slawenländern machten ihn mit den gegenwärtigen Verhältnissen verschiedener slaw. Stämme genauer bekannt. Nach Rußland zurückgekehrt, widmete er den histor. und polit. Verhältnissen der Slawenländer eine sehr ausgedehnte publizistische Thätigkeit als einer der eifrigsten Vertreter der Slawophilenpartei. H.s größere histor.-ethnogr. und polit.-histor. Abhandlungen erschienen als «Gesammelte Werke H.s» (russ., 4 Bde., Petersb. 1868—74); die wertvollsten derselben sind: «Geschichte der Serben und Bulgaren» (deutsch von J. E. Schmaler, 2 Bde., Bautzen 1856 u. 1867), «Geschichte der baltischen Slawen», «Reise in Bosnien, Herzegowina und Altserbien»; der zweite Band enthält die für den Geschichtschreiber der polit. und nationalen Bewegungen unter den Slawen der Gegenwart sehr interessanten Broschüren über die gegenwärtigen slaw. «Fragen». H. versuchte sich auch auf philol. Gebiete, wertvoll ist die Behandlung des kassubischen Dialekts in der Schrift «Überreste der Slawen am Südufer der Ostsee» (Petersb. 1853), ganz verfehlt «Über die Verwandtschaft der slaw. Sprache mit dem Sanskrit» (Petersb. 1853) und «Über das Verhältnis des Slawischen zu den verwandten Sprachen» (Petersb. 1853). Großes Verdienst erwarb sich dagegen H. 1871 durch eine Bereisung des Gebietes am Onegasee, wo das russ. Volksepos noch lebendig ist, zum Zweck einer genauern und vollständigern Aufzeichnung der epischen Lieder (byliny). Er starb aber 2. Juli 1872 vor der Veröffentlichung seiner Sammlung, die von P. Hiltebrant unter dem Titel «Bylinen aus Onega» (Petersb. 1873) herausgegeben wurde.

Hilfsbänder (anat.), s. unter Bänder.

Hilfsgeschworene sind aushilfsweise eintretende Geschworene, welche wie die Hauptgeschworenen aus der Vorschlagsliste (§. 88 des Gerichtsverfassungsgesetzes) unter besonderer Rücksichtnahme

auf die Sitzungsorte des Schwurgerichts oder in dessen nächster Umgebung wohnenden Personen gewählt werden. Sie werden in eine besondere Jahresliste aufgenommen. Zeigt sich bei Bildung der Geschworenenbank, daß nicht mindestens 24 geeignete Geschworene anwesend sind, so werden durch den Vorsitzenden in öffentlicher Sitzung H. für alle in der Sitzungsperiode noch zu verhandelnden Sachen mittels Losziehung bestimmt. Diese ausgelosten H. werden unter Hinweis auf die Folgen des Ausbleibens geladen (§. 280 der Strafprozeßordn.) und in die Spruchliste eingetragen. Erscheinen zu einer spätern Hauptverhandlung mehr als 30 Geschworene, so treten die überzähligen H. in der umgekehrten Reihenfolge ihrer Auslosung zurück.

In Österreich werden die H. als Ergänzungsgeschworene bezeichnet. Wenn aus der Jahresliste 36 Hauptgeschworene gezogen werden, sind aus der andern Jahresliste 9 Ergänzungsgeschworene zu ziehen. Diese haben in jeder Hauptverhandlung zu erscheinen, um, wenn nicht mindestens 30 Hauptgeschworene anwesend sind, einzutreten.

Hilfsgesellschaften, s. Hilfsvereine.

Hilfskassen (engl. Friendly Societies) sind in weiterm Sinne Vereinigungen meist unbemittelter Leute zum Zweck gegenseitiger Unterstützung oder Versicherung bei solchen Schäden, welche die Person der Mitglieder oder ihrer Angehörigen treffen, insbesondere bei Krankheit, Invalidität, Altersschwäche und Todesfall, also Schädigungen durch natürliche Ursachen, aber auch bei Reisen, Arbeitslosigkeit u. a. Die H. unterscheiden sich einerseits von den Wohlthätigkeitsgesellschaften durch die mindestens überwiegende Selbsthilfe, welche die Beteiligung nur zahlender, sog. Ehrenmitglieder, nicht ausschließt; andererseits von den gewöhnlich so genannten Genossenschaften (Vorschuß-, Konsum-, Rohstoffvereine u. a.) durch den vorwiegenden Charakter der Versicherung; zu den Genossenschaften überhaupt sind aber die H. zu zählen, ja sie stellen die natürlichsten und daher ältesten Genossenschaften dar. (S. Arbeiterversicherung.) H. im weitern Sinne sind jetzt besser als Unterstützungskassen zu bezeichnen, zum Unterschied von den H. im engern Sinne, als welche nach dem neuesten gesetzlichen und allgemeinen Sprachgebrauch nur diejenigen freien Kassen gelten, welche die gegenseitige Unterstützung ihrer Mitglieder für den Fall der Krankheit, beziehungsweise auch die Gewährung einer Beihilfe für die Hinterbliebenen verstorbener Mitglieder (Begräbnisgeld) bezwecken. Die H. müssen, um legal zu bestehen, entweder auf Grund des Hilfskassengesetzes (s. Hilfskassengesetze) oder auf Grund landesrechtlicher Vorschriften, durch Konzession oder Gesetz (in Bayern und Sachsen Genossenschaftsgesetz) errichtet sein. (Näheres s. unter Kranken- und Arbeiterversicherung, Kranken- und Begräbniskassen.)

Hilfskassengesetze bezwecken die Regelung der (mindestens im wesentlichen) auf freier Übereinkunft beruhenden Kranken-, beziehungsweise Kranken- und Begräbniskassen, wohingegen das Krankenversicherungsgesetz (s. d.) die Verpflichtung zur Krankenversicherung und die hierauf beruhenden Anstalten und Kassen (Zwangskassen) behandelt. Letzterer Zweig der Gesetzgebung besteht nur in Deutschland; H. dagegen besitzen, freilich größtenteils erst seit einem Menschenalter, die Mehrzahl der Länder mit höherer Kulturentwickelung.

Den Anfang machte England mit den Friendly Societies (s. d.). In Betracht kommen noch die H. Frankreichs und Belgiens aus dem Anfang der fünfziger Jahre. Das franz. Gesetz unterscheidet im wesentlichen zwischen «anerkannten» und «gebilligten» Kassen, von denen die erstern gegen Annahme größerer Bevormundung größere Rechte genießen, ohne darum sich besser als die andern zu entwickeln. Ähnlich sind die Bestimmungen und Verhältnisse in Belgien.

In Deutschland bedurften in früherer Zeit die Krankenkassen, soweit sie nicht auf Beitrittspflicht beruhten, gleich den übrigen Versicherungsanstalten und Kassen, meist der staatlichen Konzession, jedoch bestanden auch Tausende freier Kassen ohne solche. Nachdem durch die Gewerbeordnung von 1869 zuerst zugelassen war, daß die Gesellen und Arbeiter dem ortsstatutarischen Versicherungszwang (s. Krankenversicherungsgesetz) auch durch die Mitgliedschaft einer freien Kasse genügen konnten und die letztern besonders in Verbindung mit den deutschen Gewerkvereinen einen erhöhten Aufschwung nahmen, stellte sich immer mehr das Bedürfnis eines Reichsnormativgesetzes heraus, welches denn auch als «Gesetz über die eingeschriebenen Hilfskassen» vom 7. April 1876 erlassen wurde. Dieses Gesetz sollte von 1884 ab für alle Krankenkassen maßgebend sein, sowohl für die freien als für die Zwangskassen, indem bezüglich der letztern einige besondere Bestimmungen darin enthalten waren. Nachdem aber im J. 1883 für diese Kassen das Krankenversicherungsgesetz erlassen worden, wurde der Bereich des H. vermittelst der Novelle vom 1. Juni 1884 ausschließlich auf freie Kassen beschränkt und außerdem durch die Beseitigung der Vorschriften über die Mindestleistungen, durch eingehendere Bestimmungen über die Generalversammlung, die örtlichen Verwaltungsstellen, den exekutorischen Reservefonds u. a. vielfach verändert.

Nach Inkrafttreten der Novelle sind die wesentlichen Bestimmungen des deutschen H. folgende. Durch Erfüllung der vorgeschriebenen Bedingungen erhalten Krankenkassen die Rechte einer «eingeschriebenen Hilfskasse», sie können dann insbesondere unter ihrem Namen Rechte erwerben und Verbindlichkeiten eingehen, vor Gericht klagen u. s. w.; für alle Verbindlichkeiten haftet den Gläubigern nur das Vermögen der Kasse. Um diese Rechte zu erlangen, hat eine Kasse vor allem ein Statut mit den erforderlichen Bestimmungen über die Rechte und Pflichten der Mitglieder, die Bildung und Befugnisse des Vorstands u. s. w. zu errichten und den Vorstand der Gemeinde, in deren Bezirk die Kasse ihren Sitz nimmt, einzureichen; über die Zulassung der Kasse entscheidet die höhere Verwaltungsbehörde; gegen einen versagenden Bescheid steht der Rekurs gemäß §§. 20 und 21 der Gewerbeordnung zu. Die Verbindung der Kasse mit andern Gesellschaften und Vereinen ist unter beschränkenden Vorschriften gestattet. Die Bemessung der Beiträge und Unterstützungen ist im wesentlichen freigestellt; jedoch darf das Begräbnisgeld das Zehnfache der wöchentlichen Krankenunterstützung nicht übersteigen. Dem Vorstand, durch welchen die Kasse gerichtlich und außergerichtlich vertreten wird, kann zur Überwachung der Geschäftsleitung ein Ausschuß zur Seite gesetzt werden. Die Generalversammlung, welcher jedenfalls die Wahl des Vorstandes und Ausschusses und die Beschlußfassung

Statutenänderungen zusteht, kann auch eordneten gebildet werden. Die Kas- efugt, in allen Teilen des Reichs örtliche ngsstellen mit einer Reihe wichtiger, durch umgrenzter Befugnisse zu errichten. Die nd verpflichtet, einen Reservefonds im trage der durchschnittlichen Jahresaus- ehten fünf Rechnungsjahre anzusammeln ur Erreichung dieses Betrags dem Fonds s ein Zehntel des Jahresbetrags der Bei- führen, sowie, falls die Einnahmen zur der gesamten Ausgaben nicht hinreichen, hung der Beiträge oder eine Minderung nleistungen vorzunehmen. Die Aufsicht Kassen und ihre örtlichen Verwaltungs- t den von den Landesregierungen zu be- en Behörden zu, welche auch Geldstrafen n und die Kassen in bestimmten Fällen können. Für solche Krankenkassen, die tglieder von der Beitrittspflicht zu den assen befreien wollen, sind auch die Vor- des §. 75 des Krankenversicherungsgesetzes, Mindestleistungen festsetzen, maßgebend.

eistung in Seenot liegt vor, wenn der eines Seeschiffs bei der Rettung aus urch dritte Personen Hilfe geleistet wird. Bergung unterscheidet sich die H. dadurch, unter leitender Teilnahme der Schiffs- stattfindet, von dem bloßen Bugsieren aß wirkliche Seenot vorhanden ist. Den- ersonen, welche einem Schiffe in Seenot tet haben, steht ein Anspruch auf Hilfs- (Vgl. Bergen.)

ohn, s. Hilfsleistung in Seenot.

ichter heißen solche Richter, welche einem cht ständig angehören, sondern aushilfs- ordnet sind. Die Beiordnung eines H. f Antrag des Präsidiums des Gerichts Landesjustizverwaltung. Das Gerichts- gesetz für das Deutsche Reich gestattet ei Landgerichten als H. auch nicht ständig Richter zu verwenden, bei Oberlandes- nur ständig angestellte Richter (§. 122), chtsgericht ist die Zuziehung von Hilfsrich- haupt unzulässig (§. 134).

chöffen sind zum Schöffenamte geeignete welche aushilfsweise eintreten. Es wer- die am Sitze des Amtsgerichts oder in chster Umgebung wohnenden genommen Gerichtsverfassungsgesetzes). Sie sind ntweder für den ganzen Dienst eines völlig den Hauptschöffen, womit sie zu Haupt- erden, oder für Vertretung eines in einer usfallenden Hauptschöffen, oder aber für in einer außerordentlichen Sitzung (§. 48, Strafprozeßordnung), oder endlich für als Ergänzungsschöffen (§. 194).

chreiben (Requisitorial, Literae requi- , Requisitiones), Schreiben einer obrig- (requirierenden) Behörde an eine andere, vorgesetzte oder untergeordnete (requi- mit der Aufforderung, ihr die gesetz- zur Ausübung ihres Amtes zu leisten rnahme eines gerichtlichen Akts, Aus- eines Inkulpaten, Vernehmung von . s. w.

chreiber heißen solche Gerichtsschreiber, em Gericht nicht ständig angehören, son- ilfsweise beigeordnet sind.

Hilfssenate hießen die Senate, welche beim Deutschen Reichsgericht in Leipzig eingerichtet waren zur Erledigung der vor dem 1. Okt. 1879 anhängig gewordenen Civilprozesse, welche die Einzelstaaten kraft der ihnen durch das Einführungsgesetz zum Gerichtsverfassungsgesetz §. 15 verliehenen Befugnis dem Reichsgericht zugewiesen hatten. Sie sind mit dem 1. Okt. 1883 aufgelöst worden.

Hilfstruppen wurden in früherer Zeit Truppen genannt, die ein Staat, ohne an dem Kriege beteiligt zu sein, einem kriegführenden Staate zur Verfügung stellte.

Hilfsvereine oder Hilfsgesellschaften nennt man gewöhnlich Vereinigungen, welche nicht sowohl die gegenseitige Unterstützung oder Versicherung (wie die Hilfskassen [s. d.]), sondern die Fürsorge für andere, zumal Notleidende, sich zur Aufgabe machen. So gibt es H. für Wöchnerinnen, Dienstmädchen und Arbeiterinnen, unversorgte Kinder, Vagabunden (Arbeiterkolonien), entlassene Sträflinge, heruntergekommene Landsleute oder Standes- und Berufsgenossen, Witwen und Waisen solcher, unbemittelte Studierende u. s. w. Es sind also überwiegend Anstalten der Nächstenliebe, der Wohlthätigkeit (s. d.). Die H. sollten stets im Auge behalten, durch die Art ihrer Hilfeleistung den Trieb und die Fähigkeit zur Selbsthilfe nicht zu beeinträchtigen, sondern zu fördern.

Hilfsvollstreckung heißt soviel als Zwangsvollstreckung (s. d.).

Hilfszeitwörter (verba auxiliaria) nennt man in der Grammatik Zeitwörter, deren ursprünglicher konkreter Begriff sich so verflüchtigt hat, daß sie wesentlich nur Modifikationen oder Nebenbestimmungen des Seins und der Thätigkeit ausdrücken, die daher in Verbindungen mit andern sprachlichen Elementen (Partizipien, Infinitiven) zur Umschreibung solcher temporaler oder modaler Verhältnisse dienen, für welche die betreffende Sprache keinen einfachen Ausdruck hat. So dienen im Deutschen «sein» und «haben» in Verbindung mit einem präteritalen Partizip zur Bezeichnung des Perfekts («ich bin gegangen», «ich habe geschrieben», lateinisch durch einfache Tempora: ivi, scripsi ausgedrückt); «werden» mit dem Infinitiv zum Ausdruck des Futurums («ich werde lieben», frz. aimer-ai ebenfalls mit Hilfsverbum, eigentlich «ich habe zu lieben» = lat. amare habeo), mit dem Partizipium Passivi zur Bezeichnung des Passivums («ich werde geliebt»); «müssen, sollen, können» mit dem Infinitiv zum Ausdruck der Notwendigkeit und Möglichkeit, «mögen» zum Ausdruck des Beliebens und allgemeinerer modaler Verhältnisse (die dem lat. Konjunktiv, dem griech. Konjunktiv und Optativ entsprechen). Natürlich ist die Grenze zwischen H. und selbständigen Verben eine fließende, wie z. B. «haben» Hilfszeitwort sein, aber auch selbständig im Sinne von «besitzen» stehen kann.

Hilgenfeld (Adolf Bernh. Christoph Christian), hervorragender Vertreter der kritischen Theologie, geb. 2. Juni 1823 zu Stappenbeck bei Salzwedel, studierte in Berlin und Halle und habilitierte sich 1847 bei der theol. Fakultät zu Jena, wo er 1850 außerordentlicher, 1869 ord. Honorarprofessor wurde. Er schrieb: «Das Evangelium und die Briefe Johannis» (Halle 1849), wo der nahe Zusammenhang des Johanneischen Lehrbegriffs mit dem Gnostizismus aufgezeigt wird, ferner «Kritische

Untersuchungen über die Evangelien Justins, der Clementinischen Homilien und Marcions» (Halle 1850), «Das Markus-Evangelium» (Lpz. 1850), «Die Evangelien nach ihrer Entstehung und geschichtlichen Bedeutung» (Lpz. 1854); ferner «Die Clementinischen Rekognitionen und Homilien» (Jena 1848), «Die Glossolalie» (Lpz. 1850), «Der Galaterbrief» (Lpz. 1852), «Die apostolischen Väter» (Halle 1853), «Das Urchristentum» (Jena 1855), «Die Jüdische Apokalyptik» (Jena 1857), «Messias Judaeorum» (Lpz. 1869), «Der Paschastreit der alten Kirche» (Halle 1860), «Der Kanon und die Kritik des Neuen Testaments» (Halle 1863), «Die Propheten Esra und Daniel» (Halle 1863), «Bardesanes, der letzte Gnostiker» (Lpz. 1864), «Novum Testamentum extra canonem receptum» (Lpz. 1866; 2. Aufl. 1876—84), «Histor.-kritische Einleitung in das Neue Testament» (Lpz. 1875), «Ketzergeschichte des Urchristentums» (Lpz. 1884). Seit 1858 gibt H. die «Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie» heraus. Gegen den Ultramontanismus ist gerichtet die Schrift «Die Lehninische Weissagung über die Mark Brandenburg, nebst der Weissagung von Benediktbeuern über Bayern» (Lpz. 1875). H. gehört der sog. Tübinger Schule an, innerhalb welcher er als der namhafteste Vertreter der rechten Seite betrachtet werden kann.

Hill (Ambrose Powell), Generallieutenant der konföderierten Staaten im amerik. Bürgerkriege, geb. in der Grafschaft Culpepper in Virginien 9. Nov. 1825, wurde auf der Militärakademie zu West-Point erzogen, übernahm beim Ausbruch des Bürgerkriegs den Befehl über das 13. virgin. Infanterieregiment und zeichnete sich unter Johnston in der ersten Schlacht bei Bull-Run aus, ebenso als Generalmajor 1862 in der Schlacht bei Williamsburg, namentlich aber in der siebentägigen Schlacht vor Richmond, wo er mit fünf Brigaden McClellans Stellung bei Meadow-Bridge erstürmte und bald danach bei Frazier's-Farm einen glänzenden Sieg gewann. Bei Cedar-Mountain, in der zweiten Schlacht bei Bull-Run, bei Centreville, Chantilly, Harpers-Ferry und Antietam gewann er neuen Ruhm, deckte Lees Rückzug aus Maryland nach Virginien, vernichtete bei Botelers Furt die nachsetzende Vorhut des Feindes und nahm hervorragenden Anteil an allen weitern Kämpfen unter Lee, dessen bedeutendster General er nach Stonewall Jacksons Tode war, insbesondere an den Schlachten in der Wilderneß, bei Spottsylvania-Courthouse und Reams-Station. Beim letzten großen Angriff der Föderierten auf Petersburg kämpfte H.s Korps gegen dreifache Übermacht, wobei H. am 2. April 1865 gegen Ende der Schlacht den Tod fand. Vgl. Pollard, «Lee and his lieutenants» (Neuyork 1867).

Hill (Karl), Bühnensänger, geb. 1840 zu Idstein in Nassau, empfing in Wiesbaden seine Schulbildung und ging dann zum Postfach über. Nachdem seine schöne Baritonstimme durch den Hofsänger Jaslewitz und Musikdirektor Rühl ausgebildet worden war, wandte er sich der Bühne zu. H. debütierte in Frankfurt a. M. und kam 1868 an das Hoftheater in Schwerin, dem er noch angehört. Seinen Ruf verdankt H. in erster Linie seiner meisterhaften Wiedergabe des Alberich bei den Aufführungen des «Nibelungenring» in Bayreuth.

Hill (Rowland, Viscount), berühmter brit. General im Kriege gegen Napoleon I., war ein Sohn des Sir John H. auf Hawkstone in Shropshire und wurde 11. Aug. 1772 zu Prees geboren. Nachdem er die Kriegswissenschaften in der Militärakademie zu Straßburg studiert hatte, trat er 1790 als Fähnrich in die brit. Armee, ward bereits 1793 Hauptmann und rückte schnell zum Major und Oberstlieutenant auf. Als Oberst des 90. Infanterieregiments wurde er 1801 in Ägypten verwundet, führte 1803 eine Brigade in Irland und ging 1808 als Generalmajor nach Portugal. Hier zeichnete er sich unter Sir Arthur Wellesley und in Spanien unter Sir John Moore besonders auf dem Rückzuge nach Coruña und in den Schlachten von Talavera und Busaco aus. Wegen Krankheit mußte er 1810 in sein Vaterland zurückkehren, aber schon im folgenden Jahre traf er wieder in Spanien ein und erhielt als Generallieutenant den Oberbefehl eines Armeekorps, mit welchem er 28. Okt. 1811 den General Girard bei Arroyo de Molinos aufs Haupt schlug und 16. Mai 1812 die Festung Almarez überrumpelte. Bei Vittoria befehligte er den rechten Flügel und leistete in den Treffen von Nivelle, Orthes und Toulouse die wichtigsten Dienste. Bereits 1812 war er von der Stadt Shrewsbury ins Parlament gewählt worden; im Mai 1814 wurde er als Baron H. von Almarez und Hawkstone zur Peerswürde erhoben und mit einer lebenslänglichen Pension von 2000 Pfd. St. bedacht. Im Feldzuge von 1815 befehligte H. vor Wellingtons Ankunft die brit. Armee in Belgien, und während der Schlacht von Waterloo stand er mit einem Korps in Hal, um die Verbindung zwischen Mons und Brüssel zu decken. H. blieb danach als zweiter Befehlshaber bei der Besatzungsarmee in Frankreich. Im J. 1825 avancierte H. zum General, ward 1827 Gouverneur von Plymouth und im Febr. 1828, als Wellington Premierminister geworden, Oberbefehlshaber der brit. Armee. Im Aug. 1842 nötigte ihn seine völlig zerrüttete Gesundheit, in den Ruhestand zurückzutreten. Als Anerkennung seiner langjährigen Dienste ward ihm der Titel eines Viscount verliehen. Er starb auf seinem Landsitze Hardwicke Grange bei Shrewsbury 10. Dez. 1842. Vgl. Sidney, «Life of Lord H.» (Lond. 1845).

Sein Neffe, Sir Rowland H., geb. 10. Mai 1800, folgte ihm in der Peerswürde. Derselbe war früher Parlamentsmitglied für Shropshire, wurde dann Lordlieutenant dieser Grafschaft und starb 1875, worauf ihm als dritter Viscount H. sein Sohn Rowland, geb. 1833, folgte. — Der Oheim des erstgenannten, der Geistliche Rowland H., geb. 12. Aug. 1744, gest. 11. April 1833, machte sich durch seine Beredsamkeit, Humanität und Originalität des Charakters bekannt. Man hat von ihm zahlreiche Schriften, worunter namentlich die «Village dialogues» (2 Bde., Lond. 1801; 6. Aufl. 1809) Erwähnung verdienen. Sein Leben wurde gleichfalls von Sidney («Life of Rev. Rowland H.», Lond. 1834) beschrieben.

Hill (Sir Rowland), Reformator des brit. Postwesens, ein Neffe des Generals Rowland H., wurde 3. Okt. 1795 zu Kidderminster geboren, widmete sich anfangs dem Lehrfache, legte aber die Leitung einer Schulanstalt 1833 nieder und wirkte seitdem als Schriftführer des Vereins Society for the diffusion of useful knowledge, der sich [illegible] verschiedenen Verbesserungsplänen, z. B. Abschaffung des Pauperismus in England, Kolonisati-

liens u. s. w., beschäftigte. Die Erschwer-
mals unerschwinglich hohen Portos für
r mit seiner Familie regten ihn an zu
t «Post Office reform, its importance
eability» (Lond. 1837), welche unge-
ssehen erregte. H. verlangte darin eine
Umgestaltung des brit. Postwesens,
e die Einführung eines einheitlichen
von 1 Penny (10 Pf.) für alle Briefe
wicht von ½ Unze innerhalb des Ver-
nigreichs, sowie die Abschaffung des
Portotarifs und des Spioniersystems
ß, welche durch ihre Beamten auf jede
eise (Befühlen, Halten gegen das Licht
e Anzahl der in einem Briefe enthalte-
en Briefbogenblätter zum Zwecke der
ierung ermitteln ließ; endlich eine
de Reform der brit. Post im Sinne
tlichen Wohlfahrtsinstituts. Er sprach
t dahin aus, daß der Ausfall an Porto
hrung der Korrespondenz reichlich ge-
n würde. Am 10. Jan. 1840 wurde,
Antrage der Untersuchungskommission
nents, H.s Portoreform zum Gesetz er-
Postverwaltung nahm H. zur Mitarbeit
ührung der Reform in ihre Dienste;
e er Sekretär des brit. Generalpostmei-
dirigierender Sekretär des Postdeparte-
1864, wo er in den Ruhestand trat.
ment votierte ihm eine Nationalbeloh-
0000 Pfd. St. Er starb 27. Aug. 1879
d bei London und wurde 4. Sept. 1879
minsterabtei beigesetzt, wo auch 4. Mai
Marmorbüste enthüllt wurde. Ein an-
mal zu London, der Börse gegenüber,
Juni 1882 enthüllt.
tem des Pennyportos, dessen Erfinder
cht H., sondern nach einer Broschüre
d Chalmers («The penny postage
1837: was it an invention or a copy»,
) Lord Lowther gewesen sein soll, war
iglich auf die brit. Postverhältnisse be-
ch hatte es lange Jahre nicht die von
esagten finanziellen Erfolge; es entsprach
n Anforderungen der Zeit und hat spä-
andern Ländern die Einführung ermä-
einheitlicher Portosätze veranlaßt.

Hilleh oder **El-Hellah**, Stadt und
latz im türk. Vilajet und 90 km südlich
d, auf den Ruinen von Babylon, an
m des von prächtigen Dattelwäldern
den Gärten eingefaßten und von einer
ke überspannten Euphrat gelegen und
chwachen Ringmauer umgeben, ist der
es Liwa Diwanieh, sowie Sammelplatz
ach den heiligen Stätten Nedschef oder
lli und Kerbela oder Meschhid Hussein
rab) ziehenden Pilgerkarawanen. Der
mlich gebaute Ort hat gegen 10000 E.,
ische Araber und Perser, namentlich
reiche Pensionäre der ostind. Regierung,
en Christen und 400 Juden. Unter den
Gebäuden sind eine sunnitische und
itische Moscheen, darunter die von Es-
ader und zwei Kasernen bemerkenswert.
e sind ärmlich. Die Industrie erstreckt
fertigung von Meschlachs (arab. Woll-
läs (dünner Hemdenstoff aus Seide),
und Dattelspiritus. Im Rufe stehen
die Datteln, die Fische und die saure Milch des Ortes. — Das Sandschak Hilla (einschließlich Kerbela) zählt (1879) 700000 E., darunter 51000 seßhafte Bewohner und 649000 Nomaden.

Hillebrand (Jos.), Philosoph und Litterarhistoriker, geb. 1788 zu Großdüngen bei Hildesheim, erhielt seine Bildung auf der Lateinschule und dem kath. Gymnasium zu Hildesheim, trat in das dortige Klerikalseminar und ging dann zu weiterer Ausbildung in den altklassischen und orient. Sprachen nach Göttingen. Sodann erhielt er eine Stellung als Lehrer am Josephinum in Hildesheim, aus der er jedoch, um nicht in den geistlichen Stand treten zu müssen, ausschied. Er ging hierauf als Begleiter eines jungen Belgiers nach Würzburg und ward von hier aus als außerord. Professor der Philosophie nach Heidelberg berufen, wo er nach Hegels Abgange (1818) dessen ord. Professur erhielt. Schon lange vorher war H. zum Protestantismus übergetreten. Er folgte 1822 einem Rufe nach Gießen, wo er bald darauf auch Pädagogiarch an dem dortigen akademischen Gymnasium, später auch Mitglied des Oberstudienrats wurde. In der Ständeversammlung von 1848 war er eine Zeit lang Präsident der Zweiten Kammer, wo er, wie auch auf den spätern Landtagen, stets mit der liberalen Opposition stimmte. Nach Auflösung des Landtags im Herbst 1850 in den Ruhestand versetzt, lebte er seitdem in Rödelheim und Soden am Taunus, wo er 25. Jan. 1871 starb. Seine litterarische Wirksamkeit erstreckte sich teils über das philosophische und pädagogische, teils auf das belletristische und litterarhistor. Gebiet. Ersterm gehören unter seinen Schriften an: «Die Anthropologie als Wissenschaft» (3 Tle., Mainz 1822—23), «Lehrbuch der theoretischen Philosophie und philos. Propädeutik» (Mainz 1826), «Litterarästhetik» (2 Bde., Mainz 1826), «Universalphilos. Prolegomena» (Mainz 1830), «Der Organismus der philos. Idee» (Dresd. u. Lpz. 1842). An diese schließt sich sein philos. Hauptwerk: «Die Philosophie des Geistes» (2 Tle., Heidelb. 1835), in welchem er in Bezug auf die Genesis des Geistes eine Vermittelung zwischen Hegel und Leibniz versucht. Den meisten Anklang jedoch hat «Die deutsche Nationallitteratur seit dem Anfange des 18. Jahrh.» (3., von seinem Sohne besorgte Aufl., 3 Bde., Gotha 1875) gefunden, ein durch Gründlichkeit, Schärfe und ansprechende Form ausgezeichnetes Werk.

Hillebrand (Karl), Historiker und Publizist, Sohn des vorhergehenden, geb. 17. Sept. 1829 in Gießen, besuchte das dortige Gymnasium, studierte die Rechtswissenschaft an der Universität daselbst, nahm 1849 am bad. Aufstande teil, entkam nach drei Monaten Haft aus den Kasematten von Rastatt und lebte seitdem in Frankreich, wo er 1863 als ord. Professor der auswärtigen Litteratur an die philos. Fakultät zu Douai berufen ward. Diese Stellung gab er freiwillig auf, als der Krieg mit Deutschland ausbrach, und ging als Korrespondent der «Times» nach Italien, wo er sich (in Florenz) bleibend niederließ und die Bearbeitung einer «Geschichte Frankreichs von 1830 bis 1870» für das Heeren-Ukert-Giesebrechtsche Sammelwerk «Geschichte der europ. Staaten» übernahm. Die zwei ersten Bände erschienen in zweiter Auflage unter dem Sondertitel «Geschichte des Julikönigtums, 1830—48» (Gotha 1881). In weitern Kreisen

bekannt wurde H. durch seine litterarhistor. und polit. Aufsätze im «Journal des Débats» und der «Revue des deux Mondes», wo er unermüdlich, namentlich 1866—70, die deutschen Interessen und Ideen bei den Franzosen befürwortete. Von H.s histor.-publizistischen Arbeiten sind zu nennen: «Dino Compagni, étude historique et littéraire sur l'époque de Dante» (Par. 1862), die franz. Übersetzung von Otfried Müllers «Geschichte der griech. Litteratur» (3. Aufl., 3 Bde., Par. 1883), «La Prusse contemporaine et ses institutions» (Bd. 1, Par. 1867), «De la bonne comédie» (gekrönte Preisschrift, Par. 1863), «La réforme de l'enseignement supérieur» (Par. 1867), «Etudes italiennes» (Par. 1868), «Zeiten, Völker und Menschen. Gesammelte Aufsätze» (6 Bde., Berl. 1872—82, deren erster: «Frankreich und die Franzosen», 1881 in 3. Auflage erschien). Auch hat H. seine 1879 im Royal Institution of Great Britain gehaltenen Vorträge über die Entwickelung der deutschen Weltanschauung unter dem Titel «History of German thought» (Lond. 1880) veröffentlicht.

Hillebrandia, Pflanzengattung aus der Familie der Begoniaceen (s. d.).

Hillel, ein jüd. Gelehrter und Rabbi zur Zeit Christi, stammte aus Babylonien und trug zum nachmaligen Emporblühen der jüd. Hohen Schulen zu Tiberias, Lydda, Cäsarea u. s. w. dadurch bei, daß er zuerst bei seinen Lehrvorträgen zu Jerusalem über das Alte Testament kritisch-exegetische und paläographische Bemerkungen machte, die mündlich fortgepflanzt und als Masora (s. d.), d. i. Überlieferung, allmählich gesammelt wurden. Übrigens gehörte er der Sekte der Pharisäer an und stand als solcher an der Spitze einer besondern Schule, die der des Schammai entgegengesetzt war.

Ein anderer **Hillel**, der sich um Feststellung des jüd. Kalenders Verdienste erwarb, lebte um 340 n. Chr. Außerdem kennt die Geschichte der jüd. Litteratur noch zwei Gelehrte gleichen Namens aus dem 12. und 15. Jahrh., welche in Italien auftraten.

Hiller (Ferd.), ausgezeichneter Komponist, Pianist und Dirigent, sowie musikalischer Schriftsteller, geb. 24. Okt. 1811 zu Frankfurt a. M. von wohlhabenden israel. Eltern, erhielt erst von Hofmann, A. Schmitt, Vollweiler, dann aber besonders durch Hummel in Weimar seine musikalische Bildung. In seinem 10. Jahre trat H. zum ersten mal öffentlich auf; seine erste Komposition, ein Quartett für Pianoforte, Violine, Bratsche und Cello, gab er als 15jähriger Jüngling zu Wien heraus. Während eines siebenjährigen Aufenthalts zu Paris (seit 1829) wirkte er mit Erfolg für Anerkennung gediegener Musik, namentlich Bachs und Beethovens. Im Winter 1836—37 leitete er in seiner Vaterstadt den Cäcilienverein, ging hierauf nach Italien, wo jedoch seine Oper «Romilde» zu Mailand kein Glück machte, und lebte dann im Winter 1839—40 zu Leipzig, wo er zum ersten mal sein Oratorium «Die Zerstörung Jerusalems» unter großem Erfolge zur Aufführung brachte. Nachdem er sich im Sommer 1841 in Italien vermählt, nahm er seinen Aufenthalt abwechselnd in Frankfurt, Leipzig, wo er im Winter 1843—44 die Gewandhauskonzerte dirigierte, und in Dresden. In letzterer Stadt verweilte er vier Jahre und führte die beiden Opern «Der Traum in der Christnacht» (1844) und «Konradin, der letzte Hohenstaufe» (1847) auf. H. nahm 1847 die Stelle eines Musikdirektors in Düsseldorf an, von wo er nach einer dreijährigen Wirksa einem Rufe als städtischer Kapellmeister nach folgte. Hier brachte er das bestehende Konzertw auf eine bedeutende Höhe und gründete auße die Rheinische Musikschule (das kölner Konse rium), die unter seiner Direktion zu anerk Blüte gelangte. In diesen Wirkungskreis te auch im Nov. 1852 zurück, nachdem er im 1851—52 die Italienische Oper zu Paris und die Kunstsaison von 1852 in London zu Im J. 1884 legte H. seine Ämter in Köl

Von seinen Kompositionen sind außer nannten besonders zu erwähnen: viele Li lungen (namentlich die «Drei Bücher neue Sonaten, zwei Klavierkonzerte, die trefflic für Pianoforte und Violine, die geist promptus, die rhythmischen Studien, d dige «Operette ohne Worte», Solostücke und Violoncell, Duette, Terzette und Qu Piano und Streichinstrumente, Konzert u. s. w.; von Gesangstücken für Solo, Orchester der «Gesang der Geister über d und «O weint um sie» (nach Byron), die Heloise, Lorelei, die Nacht, Palmsonn der 93. Psalm, Pfingsten; von großen W die Oratorien «Versacrum» und «Saul», und Damayanti» und der «Gefesselte Pro endlich die Opern «Die Katakomben» (18 Deserteur» (1865), «Der Advokat». Ho störung von Jerusalem» läßt sich neben di rien Mendelssohns stellen. Unter seinen Ins talkompositionen ist die Symphonie in hervorzuheben. Als Pianist gehört H. der kla Schule Schmitts und Hummels an, mit wel die neuere Romantik des Pianofortespiels ver Zu seinen bedeutendsten Schülern in der K sition gehören Max Bruch und Jos. Bramb

Als musikalischer Schriftsteller hat sich H. n lich einen Namen erworben durch: «Übung Studium der Harmonie und des Kontrap (Köln 1860; 10. Aufl. 1882), «Aus dem T unserer Zeit» (Lpz. 1868; neue Folge «Ludwig van Beethoven. Gelegentliche A (Lpz. 1871), «Felix Mendelssohn-Bartholdy und Erinnerungen» (2. Aufl., Köln 1878), « lisches und Persönliches» (Lpz. 1876), «W eine Ungenannte» (Köln 1877), «Künstle (Köln 1880), «Wie hören wir Musik» (Lpz

Hiller (Gottlieb), Naturdichter, geb. 1778 zu Landsberg bei Halle, war der Sol Fuhrmanns, nach dessen frühem Tode si Mutter wieder mit einem Tagelöhner verh und nach Köthen zog. H. diente erst al fuhrmann, später beschäftigte er sich mit der ten von Taubennestern und dem Streich Lehmziegeln. Durch Wielands Schriften, ihm in die Hände kamen, zum Dichten a verfertigte er 1801 sein erstes Gedicht, u auf eine im Spätherbst gefundene grüne Derartiger Gelegenheitsdichtung blieb er a ner getreu. Im J. 1803 wurde er auf Veran des Prinzen Louis Ferdinand dem Könige u Königin von Preußen vorgestellt. Auf Zure ner Freunde gab er eine Sammlung seine dichte» (Köth. 1805) heraus und begleitete einer Selbstbiographie. H. beschrieb noch sein sen durch Sachsen, Böhmen, Österreich un garn» (Köth. 1808), lebte längere Zeit in und starb zu Bernau bei Berlin 9. Jan. 182

Hermine von Hillern, Tochter der vorigen, ist Verfasserin der Gedichte «Jugendträume» (Stuttg. 1881) und «Der Skalde» (Berl. 1882).

Hillerød, Hauptort des dän. Amts Frederiksborg (s. d.).

Hilmend, der große Hauptfluß des westl. Afghanistan, entspringt im Paghmangebirge in etwa 4050 m Höhe bei Fazindaz, nahe bei der Stelle, wo der Kuh-i-Baba sich an den Hindukusch anschließt. In tiefen Schluchten strömt er nach SW. durch das Gebiet der Hazâreh. Unterhalb Girischk nimmt er links den aus zahlreichen Gebirgswässern der Hazârehstämme zusammenströmenden 550 km langen Argandâb auf, der aber an seiner Ausmündung durch den Damm Band-i-Timur gehindert ist. Nachdem dem Strom seine größern Nebenflüsse zugegangen sind, hat er 180 bis 280 m Breite. Im Februar, wo er den niedrigsten Wasserstand hat, ist er nur 73 m breit und läßt sich durchwaten, im Sommer dagegen nirgends. Etwa in 30° 30′ nördl. Br. wendet er sich nach W. und dann nach N. und verliert sich endlich in den Feldern an der Südostseite des Hamunsees in 500 m Höhe. Seine Länge beträgt etwa 1030 km. Er ist der Haêtumant der «Vendidad Saté» und der Etymander oder Erymanthus der griech. und röm. Geographen.

Hilpoltstein, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Mittelfranken, 10 km im SO. von Roth, zählt (1880) 1574 meist kath. E., ist Sitz eines Bezirksamts und eines Amtsgerichts und hat Bau von Getreide und Hopfen und Sandsteinbrüche.

Hils oder **Neocom** wird die unterste marine Schichtengruppe der Kreideformation genannt. Im nordwestl. Deutschland besteht dieselbe aus Kalksteinen und darüber aus Thonen (Hilsthon), welche z. B. im Teutoburgerwald durch Sandsteine (Hilssandstein) ersetzt werden; in England und dem nördl. Frankreich aus Grünsanden. Während sich der H. durch seine marine Fauna als Ablagerungsprodukt des Meeres kennzeichnet, ist der Wealden eine mit dem H. gleichzeitig vor sich gegangene Land- und Süßwasserbildung. In den Alpen endlich wird der H. durch Schrattenkalke vertreten.

Hilscher (Jos. Emanuel), Dichter, geb. 22. Jan. 1806 zu Leitmeritz in Böhmen, trat 1822 als Gemeiner in die österr. Armee, besuchte dann den Präparandenkursus und wurde Lehrer im Regimentserziehungshause zu Kosmanos. Er kam 1832 als Fourier zum Generalquartiermeisterstab nach Italien und starb 2. Nov. 1837 in Mailand. Seine «Dichtungen», unter welchen die Dramen: «Kaiser Albrechts Hund» und «Friedrich der Schöne», gab Franke (Pest 1840; 2. Aufl. 1863) heraus. Ein Denkmal wurde ihm 1863 in Leitmeritz errichtet.

Hilsenheim, Dorf in Elsaß-Lothringen, Bezirk Unterelsaß, Kreis Schlettstadt, Kanton Marlsheim, in der Ebene zwischen Ill und Rhein, 10 km im NO. von Schlettstadt, zählt (1880) 2079 fast ausschließlich kath. E., hat eine Mädchen-Waisenanstalt Providence, Weberei und Tabaksbau. Zu H. gehört das 1 km östlich vom Ort gelegene Knabenwaisenhaus **Willerhof**, eine Stiftung der straßburger Familie Mertian.

Hiltensperger (Joh. Georg), Maler, geb. 1806 zu Haldenwang im Allgäu, erhielt den ersten Zeichenunterricht in Kempten, trat 1820 in der Akademie zu München als Schüler P. von Langers ein und arbeitete, nachdem er noch Cornelius' Schüler in Düsseldorf gewesen, an den Malereien in der Glyptothek und in der Loggia d
nach dessen Skizzen. Behufs der a
Dekoration am Königsbau schickte i
wig I. nach Pompeji. Nach seiner i
endete er den Cyklus aus der Odyssee
des genannten Palastes. Hierauf u
Auftrag, zur Verzierung der Loggia
in Petersburg Entwürfe aus der
griech. Malerei zu vollenden, welche
rellen zu Stande brachte und wonach
mälde auf Bronzeplatten von ihm se
andern münchener Meistern ausgef
König Max II. ernannte H. 1850 z
Nebst mehrern Bildern histor. Inhal
ner Maximilianeum sind von H. n
von 14 Darstellungen aus der Passi
eine kath. Kirche in Rotterdam), die G
königl. Hoftheaters und die Gruppen
diger in der Loggia der münchener P

Hiltl (Johann Georg), Schauspiel
steller, geb. 16. Juli 1826 zu Berli
an das Hoftheater zu Hannover.
zu seinem Tod (15. Nov. 1878 zu L
er dem berliner Hoftheater als Se
in den J. 1854—61 auch als Regisse
H. jugendliche, später namentlich
Rollen. Bekannter ist er als Verfa
mane, wie «Gefahrvolle Wege» (Ber
ter der roten Eminenz» (Berl. 186
Derflinger und sein Dragoner» (Lp
Münzturm» (Berl. 1872), «Das Rog
plott» (Berl. 1873), «Die Damen
(Berl. 1874) u. v. a. Auch schrieb H.
Geschichtswerke: «Der Böhmische Kr
Berl. 1873) und «Der Französisch
1870/71» (2. Aufl., Berl. 1875), und
talog der Waffensammlung des Pri
Preußen (Berl. 1877) heraus, der e
Direktor vorstand.

Hilton (William), engl. Histori
3. Juni 1786 zu Lincoln, war Schüle
Akademie, zu deren Vorstand er seit
Er starb 30. Dez. 1839 zu London.
werke sind: der Kindermord zu Be
Leichnam König Haralds von Mönc
Jakob und seine Söhne, Una und Sa
der Proserpina.

Himâlaja (d. h. im Sanskrit
Schneewohnung; bei den Griechen
Imaus und Hemodus), das höchste
Erde, trennt die vorderind. sowie d
Teil der hinterind. Halbinsel von dem
lande und erstreckt sich von der Du
des Indus unter 73° 23′ südsüdöstlich
Brahmaputra unter 95° 23′ östl. L. v
in einer Länge von 22 Graden oder
einer Breite von 220—300 km. Se
fang, unter dem 36.° nördl. Br., ist
fängen des fast parallel mit ihm, hie
Entfernung von ihm verlaufenden Kar
Tibet nördlich begrenzenden Kuen-lü
dem Hindukuh (s. d.) so innig zu ein
knoten, dem massenhaftesten der Erd
zen, daß alle vier genannten Gebirgsz
der eines einzigen Erhebungssystem
von denen der H. das südlichste un
Auch die geolog. und hydrogr. Verhält
hierfür. Das östl. Ende des H. geht, u
der 28. Parallele, im Norden der b

Zwischen diesen beiden Völkern auf den Bergen bis 3000 m aufwärts und in den dazugehörigen Dschungeln (sumpfigen Niederungen und Wäldern) sitzen verschiedene Stämme, die man unter dem Ausdruck Himalaja-Völker zusammenfaßt und die, wie ihre in unzählige Dialekte gespaltenen Sprachen darthun, zunächst mit den Tibetern zusammenhängen. Diese Völker sind hauptsächlich Viehzüchter und Jäger und sind sowohl dem unter ihren Verwandten, den Tibetern, herrschenden Buddhismus als auch dem unter den Hindu herrschenden Brahmanismus fern geblieben. Die wichtigsten der H. (von Osten gegen Westen) sind: die Leptscha im westl. Bhutan, in Sikkim und im östl. Nepal, die Kiranti und die Limbu in Sikkim und Nepal, die Murmi und die Newar in Nepal, in dem Gebirge zwischen den Flüssen Kaufiki und Gandaki, die Kohli, die Garhwali, die Gakar u. a. von der Gandaki bis gegen Gilgit, die Kitschak oder Kirat in den Dschungeln von Sikkim und Nepal, die Hayn oder Bayn, die Tschepang, die Kusunda in den Wäldern von Nepal. Vgl. Hodgson, «Essays on the languages, literature and religion of Nepal and Tibet» (Lond. 1874); derselbe, «Miscellaneous essays relating to Indian subjects» (2 Bde., Lond. 1880).

Himation, das von den alten Griechen (Männern und Frauen) über dem Chiton getragene, mindestens bis an die Knie reichende Obergewand. Dasselbe bestand aus einem oblongen Stück Zeug und wurde zweimal über die linke Schulter geworfen und einmal (wenn es die Gestalt ganz einhüllen sollte) über die rechte Schulter oder unter den rechten Arm (diesen freilassend) gezogen.

Himbeerstrauch, Rubus idæus, ein in Europa und im mittlern und nördl. Asien verbreiteter, in den Gärten in zahlreichen Kulturformen bekannter Obststrauch, dessen Wurzeln zwar ausdauern, dessen Stengel aber nur zweijährig sind, im zweiten Jahre blühen, Früchte tragen und absterben. Die Blüten der Himbeere haben dasselbe Ansehen wie die Erdbeere, aber die Früchte beider entwickeln sich verschieden, indem der Fruchtknoten bei jener zur fleischigen Steinbeere, bei dieser zum trockenen Nüßchen werden, die auf dem fleischig gewordenen Fruchtboden stehen. In der ursprünglichen Form findet sich der H. am häufigsten am Rande oder in den Lichtungen der Gehölze, besonders an etwas feuchten Stellen mit nahrhaftem Boden. Unter den Kulturformen befinden sich auch solche, bei denen die erst im Frühjahr gebildeten Triebe schon in demselben Jahre, im Herbst, blühen und reife Frucht bringen, ohne dadurch die Fähigkeit zu verlieren, auch im folgenden Frühjahr fruchtbar zu sein. Man teilt danach die Himbeeren in zwei Gruppen, in gewöhnliche und zweimal tragende oder remontierende, und unterscheidet unter ihnen wieder klein- und großfrüchtige. Im übrigen unterscheiden sie sich durch die Farbe der Beeren und durch deren Form, doch fallen die Merkmale der Sorten weniger scharf in das Auge, als bei der Erdbeere, was als Beweis dafür gelten kann, daß unsere Gartenhimbeeren einer einzigen Art ihren Ursprung verdanken. Die Kultur des H. ist sehr einfach. Er liebt nördliche und etwas schattige Lagen und leichten, sandigen oder lehmig-sandigen, dabei frischen und recht humusreichen Boden. Da er jedoch das Erdreich binnen wenigen Jahren erschöpft, so muß man die Stöcke alle drei oder vier Jahre in frischen Boden pflanzen oder der Verarmung des Erdreich[s] nigstens durch jährlich wiederholte Düngu[ng] zersetztem Stallmist vorbeugen. Man pfla[nzt] H. am bequemsten im Herbst durch Ausläu[fer] Stöcken fort, die man nicht hat zur Blüte k[om]men lassen. Die Pflanzen setzt man 80 cm wei[t] einander. Im übrigen hat man nur die fr[ühern] gewesenen Stengel im Frühjahr über dem [Boden] wegzuschneiden, die im Laufe des Jahres fr[ei] werdenden aufzubinden und die aus dem [Boden] kommenden jungen Triebe bis auf die zwei o[der] kräftigsten wegzuschneiden. Die sehr ang[enehm] duftenden und erfrischenden Früchte werde[n] nur frisch verspeist, sondern auch zur Bereitu[ng] Himbeersirup, Himbeeressig und Limonade [und] Sie werden häufig von der Larve des H[im]käfers, Byturus tomentosus, bewohnt.

Himera, alte Stadt auf der Nordküste Si[zi]östlich von Panormos (Palermo), wurde v[on] Griechen (Chalkidiern) aus Zankle 649 v. Chr. [ge]det, später durch dorische Zuwanderer verstär[kt] den benachbarten Karthagern bedrängt, fie[l] H. um 560 v. Chr. unter den Schutz des Ty[ran]Phalaris von Akragas; vollständige Untern[ahme] vermieden sie auf Rat ihres Landsmanns [und] Dichters Stesichoros. Später (um 500) w[ar] rillos Fürst von H. Dieser wurde von dem [Tyrannen] von Akragas Theron 482 vertrieben, mit d[em] bündet dann Gelon von Syrakus um 480 den gen Sieg bei H. über den Karthager Hamilkar. H. blieb nun von Theron abhängig und wu[rde] seinem Sohne Thrasydäos regiert. Als n[ach] rons Tode Thrasydäos Alleinherr über [Akragas] und sein Gebiet geworden war und mit den kusiern sich überwarf, wurde H. von ihm dur[ch] rons I. Sieg über denselben (472 v. Chr.). [Es] aber 409 ward es durch den Karthager Ha[nni]Hamilkars Enkel, gänzlich zerstört. In de[r] gründeten die Karthager 407 eine neue [Stadt] Thermä, das jetzige Termini. Vgl. Holm, [Ge]schichte Siciliens» (2 Bde., Lpz. 1869—74).

Himerius, griech. Sophist im 4. Jahrh. [n. Chr.], in Prusias in Bithynien geboren, erteilte in [Athen] wo er seine erste Bildung erhalten hatte, mit Beifall Unterricht in der Redekunst. Vom Julian, bei dem er in hoher Achtung stand, [wurde] er 362 n. Chr. nach Antiochia berufen. [Nach] Tode desselben zog er sich für längere Zeit [zurück,] kehrte aber 368 nach Athen zurück, wo er um hohem Alter starb. Von seinen vielen Pru[nk]Gelegenheitsreden, die ganz den Schwulst [und] Affektation seiner Zeit an sich tragen, sind [noch] ständig erhalten, herausgegeben von We[ber] (Gött. 1790) und zusammen mit den von besorgten Werken des Philostratus und and[eren] toren von Dübner (Par. 1849).

Himeros (grch.), in der griech. Mythol[ogie] Personifikation der Sehnsucht.

Himjariten (bei Ptolemäus: Home[ritai]) ist der Name eines arab. Volks, welches Ursprung von Himjar, einem der Söh[ne] Saba, herleitete, in Südarabien (Jemen) [zu Hause] war und, im Gegensatz zu den beduinisch[en] bern, feste Wohnsitze hatte. Die ersten An[gaben] gen über die H. gibt das Alte Testament, [wo] eine Königin von dem ohne Zweifel in Je[men] suchenden Saba (eigentlich Sheba, 1 Kön. [10]) wähnt, die zur Zeit Salomos gelebt hab[en] Saba (daher der Name Sabäer) mag schon

it das Centrum einer eigentümlichen Kul-
en sein, in welchem etwa im 7. Jahrh.
n König Himjar, Sohn des ʿAbd Shams
haft gelangte, welche seine Familie mehrere
erte hindurch mit den Kahlaniten teilte.
vom 1. Jahrh. v. Chr. behauptete die
e Dynastie der Tobba' die Herrschaft bis
25 n. Chr. Die Schrift der Himjaren,
er die äthiopische hervorging, bildet mit
südl. Zweig der Schriftarten, in welche
ltsemitische Schrift schon in sehr früher
alten hat. Die Araber nennen sie gewöhn-
Musnad (d. i. die altherkömmliche). Die-
t von rechts nach links und in seltenen Fäl-
in umgekehrter Richtung (Bustrophedon),
haben stehen durchaus isoliert. Die Sprache
jaritischen Inschriften bietet sowohl rück-
der Formenbildungen wie der lexikalischen
eile die meisten Analogien mit dem Arabi-
d äthiopischen, zum Teil auch dem Hebräi-
Die Lesung der Inschriften bietet jetzt im
chen keine Schwierigkeiten mehr, während
ntliche Verständnis der Sprache derselben
nicherlei Zweifeln unterworfen ist. Vgl.
ger, «Versuch über die himjaritischen Schrift-
nte» (Halle 1841); derselbe, «Exkurs zu der
Bellsted» (Halle 1842); Osiander, «Zur
chen Altertums- und Sprachkunde» («Zeit-
r Deutschen Morgenländischen Gesellschaft»,
19 u. 20); Franz Prätorius, «Beiträge der
chen Inschriften» (Halle 1872 fg.); Halévy,
Sabéennes» (Par. 1873); D. H. Müller
ttmann, «Himjarische Studien» und «Sa-
Denkmäler» (Wien 1883). Viele der zum
schönen, freilich nur noch in Ruinen vor-
Baudenkmäler, auf welchen die Inschrif-
iden, mögen aus der Zeit der Herrschaft
ba', der Blütezeit des himjarischen Reichs,
n. In die Regierungszeit von Tobba al-
90—140 n. Chr.) fällt wahrscheinlich der
ruch, welcher den Ruin der fruchtbarsten
n Südarabiens und den Untergang der
adt Marib herbeiführte und zahlreiche Aus-
gen verschiedener bisher in Südarabien
gesessener Stämme von Süden nach Nor-
Folge hatte. Tibbân As'ad Abû Karib
6) ging zum Judentum über, das er in
reiche einführte. Der letzte König war
ûs (490—525), gegen welchen die von ihm
olgten Christen in Nardschrân den Negûs
pien herbeiriefen, welcher mit einem Heer
00 Mann in Südarabien einfiel und im
al himjaritische Reich stürzte.

(Karl), berühmter Lehrer der praktischen
e und der Ophthalmologie, welche letztere
als besondern Lehrzweig einführte, geb.
l 1772 zu Braunschweig, wo sein Vater
kretär war, besuchte seit 1790 das anatom.-
Kollegium daselbst und bezog 1792 die Uni-
zu Göttingen. Nachdem er kurze Zeit als
e in den Lazaretten der preuß. Armee zu
t a. M. gedient, wurde er 1795 Professor
-chirurg. Klinik zu Braunschweig. Von
e er 1801 einem Rufe als ord. Professor
in nach Jena, ging aber schon im nächsten
gleicher Eigenschaft nach Göttingen, wo er
irektor des akademischen Hospitals wurde
e Zeit mit Beifall und Erfolg wirkte, bis
rz 1837 seinen Tod in der Leine fand. H.
erwarb sich viele Verdienste um die Augenheilkunde, insbesondere durch Einführung der pupillenerweiternden Mittel, sowie durch die von ihm gegründete und dann mit J. A. Schmidt fortgesetzte Zeitschrift «Ophthalmologische Bibliothek» (3 Bde., Brem. 1801—7). Nächstdem sind von ihm noch zu erwähnen: «Ophthalmolog. Beobachtungen und Untersuchungen» (Brem. 1801), «Lehrbuch der praktischen Heilkunde» (Bd. 1, Gött. 1807; 3. Aufl. 1823), «Einleitung in die Augenheilkunde» (Jena 1806; 3. Aufl., Gött. 1830) und die von seinem Sohne herausgegebene Schrift «Die Krankheiten und Mißbildungen des menschlichen Auges und deren Heilung» (Berl. 1842—43). Mit Hufeland gab er von 1809 bis 1814 das «Journal für praktische Heilkunde» heraus.

Himly (Ernst Aug. Wilh.), Sohn des vorigen, geb. 14. Dez. 1800 zu Braunschweig, besuchte die Gymnasien zu Göttingen und Holzminden und studierte zu Göttingen, wo er 1823 die mediz. Doktorwürde erlangte und durch seine «Commentatio de cachexiis et cacochymiis» (Gött. 1823) den von der mediz. Fakultät ausgesetzten Preis gewann. Nach der Rückkehr von einer größern wissenschaftlichen Reise habilitierte er sich 1825 in Göttingen als Docent der Physiologie, der vergleichenden Anatomie und gerichtlichen Medizin und wurde 1832 zum außerord. Professor ernannt. Er starb 16. Febr. 1881 zu Göttingen. Unter seinen Schriften sind besonders zu erwähnen: «Beiträge zur Anatomie und Physiologie» (2 Lfgn., Hannov. 1829—31) und «Einleitung in die Physiologie des Menschen» (Gött. 1835). Auch übersetzte er aus dem Englischen: «Wanderungen in den Nordprovinzen von China» von Fortune (Gött. 1853) und «Das Boot und die Karawane, eine Familienreise durch Ägypten, Palästina und Syrien» (Lpz. 1860).

Himmel, Himmelskugel, Himmelsgewölbe oder Firmament nennt man das scheinbare Gewölbe, das sich in der Gestalt einer hohlen Halbkugel über der Erde ausbreitet und, wenn keine Wolken vorhanden sind, bei Tage blau, in der Nacht aber dunkel und mit Sternen bedeckt erscheint. Im Altertum hielt man den H. seiner Erscheinung gemäß für ein festes Gewölbe, an welchem die Sterne angeheftet wären, und nahm sogar mehrere übereinanderliegende Himmelskugeln oder Sphären an, um die verschiedenen, voneinander abweichenden Bewegungen der einzelnen Himmelskörper zu erklären. Jenes scheinbare Gewölbe ist aber nichts als der mit dem hypothetischen Weltäther erfüllte, aber luftleere und daher gewöhnlich leer genannte Raum (Weltraum), in welchem die Himmelskörper, und mit ihnen auch die Erde selbst, schweben. Übrigens erscheint der H. bei völlig freier Aussicht genau genommen nicht als ein halbkugelförmiges, sondern als ein bei weitem flacheres Gewölbe; am Horizont scheint er uns entfernter als in der Höhe, was man aus der Menge der Gegenstände erklärt, die wir zwischen uns und den Grenzen des Horizonts erblicken. Die blaue Farbe des Himmelsgewölbes rührt nach der ältern allgemeinen, besonders von Brandes vertretenen Ansicht von dem Sonnenlicht her, dessen blaue Strahlen die Luftteilchen der Erdatmosphäre nach allen Seiten unregelmäßig zurückwerfen oder zerstreuen; ohne diese Lichtzerstreuung würde der heitere H. auch am Tage, mit Ausnahme der Sonne selbst, schwarz erscheinen müssen Daß aber der H. gerade

blau und nicht weiß erscheint, obgleich das Sonnenlicht farblos ist, hat seinen Grund darin, daß die reine, dunstfreie Luft nicht alle Arten farbigen Lichts gleich gut zurückwirft, sondern vorzugsweise das blaue Licht, während sie das rote und gelbe vorzugsweise durchläßt. Die wässerigen Dünste werfen dagegen alle Arten von Licht ziemlich gleichmäßig zurück, daher das weißliche, milchige Ansehen des H., wenn die Luft mit vielen Dünsten erfüllt ist; je dunstfreier die Luft ist, um so dunkler erscheint das Blau des H. Auf hohen Bergen ist das Ansehen des H. dunkler, weil dort die dünnere Luft weniger Licht zurückwirft. Nach einer andern neuern Ansicht rührt die Himmelsbläue von der Interferenz des Lichts an den in der Sonne befindlichen kleinen Staub- und Dunstteilchen her, und wäre also keine gewöhnliche Reflexions-, sondern reflektierte Interferenzfarbe. Diese Ansicht, jedoch nur in Bezug auf die als zarte Hüllen in der Luft schwebenden Dunstbläschen, wurde von Clausius (1849) aufgestellt und begründet. Je nach dem Grade der wiederholten Zurückwerfungen des nach den Gesetzen dünner Blättchen an den feinen Wasserdampfbläschen interferierten Lichts kommen die verschiedenen Stärkegrade des Himmelsblau zu Stande. Die Instrumente, welche zum Messen der Abstufungen der Himmelsbläue dienen, heißen Cyanometer (s. d.). Die künstliche Darstellung des H. nennt man Himmelsglobus. (S. Globus.)

Himmel (Friedr. Heinr.), deutscher Komponist, geb. 20. Nov. 1765 zu Treuenbrietzen in der Mark Brandenburg, studierte in Halle Theologie, später aber, durch ein Jahrgeld König Friedrich Wilhelms II. unterstützt, in Dresden unter Naumann Musik. Nachdem er in Berlin 1792 sein Oratorium «Isaak» zur Aufführung gebracht, ernannte ihn der König zum Kammerkomponisten und gab ihm zugleich die Erlaubnis, nach Italien zu gehen, wo er unter andern Opern in Neapel 1795 seine «Semiramide» aufführte. Nach seiner Rückkehr ward er an Reichardts Stelle Kapellmeister. Er starb in Berlin 8. Juni 1814. Das meiste Aufsehen erregte seine Oper «Fanchon», die viel Anmut und Einschmeichelndes hat. Unter seinen übrigen Kompositionen sind noch zu erwähnen: die Gesänge zu Tiedges «Urania», die «Cantate auf den Tod Friedrich Wilhelms II.», die Komposition des «Vaterunser» nach Mahlmanns poetischer Umschreibung und die Oper «Die Sylphen (1807). Seinen Ruf verdankte er hauptsächlich seinen Liederkompositionen («An Alexis send' ich dich», «Es kann ja nicht immer so bleiben»).

Himmelfahrt. Die christl. Urzeit glaubte, daß der auferstandene Messias zur Rechten Gottes erhöht sei und auf den Wolken des Himmels dereinst wiederkommen werde zur Aufrichtung seines Reichs. Diese Vorstellung, welche an die eigenen, geschichtlich unzweifelhaften Zukunftsverkündigungen Jesu sich anschließt, besagte ursprünglich noch nicht, daß Jesus mit seinem aus dem Grabe auferstandenen Erdenleibe, sondern nur, daß er in verklärter Lichtherrlichkeit zum Himmel erhoben worden sei. Aber die immer sinnlicher ausgebildeten Vorstellungen von seiner Auferstehung forderten zu ihrer Ergänzung notwendig die weitere Annahme, daß Christus nach der wunderbaren Wiederbelebung seines Leibes mit eben diesem Leibe zum Wolkenhimmel emporgefahren sei. Daher wird denn Luk. 24, 51, Apostelgesch. 1, 9, Mark. 16, 19 ein sichtbares Emporsteigen zum Wolkenhimmel und ein V
den desselben in den Wolken erzählt, was
Evangelium des Lukas und der aus diesen
nen Markusstelle am Auferstehungstage,
Apostelgeschichte 40 Tage später geschehen
Letztere Annahme ward die kirchlich recip
her seit Ende des 4. Jahrh. zuerst im Mor
aber sehr bald nachher auch im Abendl
Fest der Himmelfahrt Christi 40 T
Ostern, also an dem Donnerstage der fünf
gefeiert wurde.

In das Glaubensbekenntnis ward da
fahren zum Himmel» wohl schon gegen
2. Jahrh. mit aufgenommen und wurd
von allen christl. Parteien als eine der H
Grundthatsachen der evang. Geschichte fe
Der Rationalismus, welcher die Auferst
türlich erklärte, das Sitzen zur Rechten G
als bildliche Einkleidung einer geistigen
nahm, bestritt die H. als nicht genüge
Evangelienschriften bezeugt. Da aber
untrennbar am andern hängt, so hat m
Wahl, entweder alle drei Stücke buchst
zuhalten, dann aber auch die antike A
vom Himmel mit einer über der Erde sic
den Halbkugel, an welcher Sonne, Mond u
als Lichter befestigt sind, wieder aufzune
Gott mit Christus und den Engeln dort
lichen Sinne wohnen zu lassen, oder m
auch die Auferstehung als äußern sinn
Vorgang zu bestreiten und beides ebens
Sitzen zur Rechten Gottes als sinnlich-a
Darstellung der innern Erfahrung von
benden Geistesmacht Christi in seiner Ge
begreifen, welche sich immerhin der chris
auf dem Wege der Vision vermittelt hat.

Außer der H. Christi feiert die römi
lische Kirche alljährlich am 15. Aug. das
Himmelfahrt Mariä auf Grund der
8. Jahrh. ausgebildeten Sage, daß S
Körper der Mutter Jesu von dem Sohne
Engeln in den Himmel aufgenommen wor

Himmelfahrtsinsel, s. Ascension.

Himmelpfort am See, Abtei in Leb

Himmelreich, soviel wie Reich Gotte

Himmelsachse, s. Weltachse.

Himmelsbedeckung oder Bewölku
die Abschätzung, ein wie großer Teil des
mit Wolken bedeckt sein würde, wenn m
am Himmel bestimmt vorhandenen,
Wolken (s. d.) zu einer einzigen, zusamme
den dichten Wolke zusammengeschoben de
teilt die H. in 10 Grade, wo 0 den ga
2 und 3 den leicht bewölkten, 4 den na
klaren und halb bewölkten, 5 den halb k
halb bewölkten, 6 den über halb bewölkt
8 den stark, 9 den fast ganz und 10 den
wölkten Himmel, oder auch dichten Nebe
net. Die H. hat, je nach den verschiedene
den, ihre täglichen und jährlichen Periode
sonders regelmäßig unter den Tropen auft
Europa ist die H. im Winter stärker als im

Himmelsgebirge, s. Thian-schan.

Himmelsgegenden oder Weltge
nennt man die Teilungspunkte des in 4, a
in 8 oder 16 (von den Schiffern sogar in 3
Teile geteilten Horizonts (s. d.). Ge
nimmt man nur vier H. an: Osten od
gen, Süden oder Mittag, Westen oder Abe

der nördl. Hemisphäre in einer sternenen
ch dem Polarstern, so hat man vor sich
links Westen, rechts Osten, im Rücken Sü-
trübem Wetter gibt die Magnetnadel die
ung, doch ist dazu die Kenntnis der Ablen-
Magnetnadel von der Südnordrichtung
gegenwärtig in Mitteldeutschland nahezu
nach Westen beträgt. [Himmel.

elsgewölbe (Himmelskugel), s.

elskarten, soviel wie Sternkarten (s. d.).

elskönigin wird oft die Jungfrau Ma-
genannt.

elskreise nennt man diejenigen Kreise,
stehen, wenn man die scheinbare Him-
durch verschiedene Ebenen schneidet, und
Bestimmung der Örter der Gestirne am
dienen. Durch eine horizontale Ebene
Himmelskugel in zwei Hälften, die sicht-
unsichtbare, geteilt, der Durchschnitt ist
Kreis, der Horizont, die Pole des Ho-
heißen Zenith und Nadir, und alle durch
gten Kreise sind Höhen- oder Vertikal-
legt man einen Höhenkreis durch einen
kann man die Höhe des Sterns über dem
bestimmen, und ermittelt man außerdem
des Punktes, in welchem der Höhenkreis
mit des Beobachtungsortes schneidet, so
der Ort des Sterns am Himmel gegeben.
er Weise kann man durch Äquator und
kreis, durch Ekliptik und Breitenkreis
e Örter der Gestirne bestimmen. Es gibt
viele H.; die auf Horizont, Äquator und
gegogenen sind die gebräuchlichsten.

elskugel, s. Himmel.

elskunde, s. Astronomie.

elsschlüssel oder Schlüsselblume, s.

, s. Mannahirse.

gen, s. unter Bär (Sternbild).

ge, s. unter Becassinen.

er Getreidemaß mehrerer norddeut-
: in Hannover = 31,15 l, in Braun-

Hinckley, Stadt in der engl. Grafschaft Lei-
cester, 20 km im W. von Leicester, an der Eisen-
bahn Birmingham-Nuneaton-Leicester, zählt (1881)
7673 E. und hat Bonneterien, Brauereien und Mi-
neralquellen.

Hincks (Edward), einer der ältesten und hervor-
ragendsten Entzifferer der assyr. Keilschrift, geb. am
19. Aug. 1792 zu Cork in Irland, studierte von
1807 bis 1811 in Trinity College zu Dublin, wurde
1825 prot. Rektor in Killyleagh (Grafschaft Down),
welchen Posten er bis zu seinem am 3. Dez. 1866
erfolgten Tode innehatte. Seit 1833 wandte er sich
den hieroglyphischen Studien zu, die er in 12 Ab-
handlungen in der «Dublin University Review» und
den «Memoiren der Irischen Akademie» bis 1854
verfolgte. Die Entdeckung von Ninive trieb ihn
zur Entzifferung der assyr. Keilschriften, in der er
seit 1846 mit genialem Scharfsinn bahnbrechend
wirkte. Er erkannte zuerst den syllabaren Cha-
rakter der assyr. Schrift, las die Namen Sanheribs
und Nebuchadnezzars wie eine große Menge anderer
nichtassyr. Eigennamen, erklärte viele Worte und
Phrasen und beschäftigte sich mit histor. und archäol.
Fragen, die er namentlich in den «Transactions of
the Royal Irish Academy» besprach.

Hind war die Tochter des 'Utba und Frau des
Abû Sufjân, des gefürchteten Gegners des Pro-
pheten Mohammed. Abû Sufjân organisierte nach
der für Mohammed günstigen Schlacht von Bedr
(im 2. Jahre der Hedschra) einen großartigen be-
waffneten Widerstand der Mekkaner, welcher nach
Verlauf eines Jahres zu der Schlacht am Berge
Ohod führte. H. begleitete ihren Gatten bei die-
sem Kriegszug. Ihr glühender Haß gegen Mo-
hammed und seine Anhänger bewog sie zu den
grausamsten Greuelthaten an den in der Schlacht
von Ohod verwundeten Kriegern. Nachdem Mo-
hammed im J. 8 der Hedschra (630 n. Chr.) als
Eroberer in Mekka eingezogen war, begnadigte er
die bereits auf der Liste der zum Tode Verurteilten
stehende Frau, als sie ihn um Verzeihung bat.
Sie soll im Anfang des Kalifats Omars (634—

Aug. 1847 bis Juli 1854 entdeckte er nacheinander zehn der kleinern Planeten. Ferner bemerkte er 29. Juli einen 2 Stunden früher von De Vico in Rom gefundenen Kometen, 18. Okt. 1846 einen zweiten, der wegen trüber Witterung nicht wieder gesehen wurde, und 6. Febr. 1847 einen dritten, der 30. März bei vollem Tageslicht sichtbar ward. Endlich beobachtete er 16 neue veränderliche Sterne und 3 Nebelflecke, welche frühern Sternforschern entgangen waren. Während derselben Zeit wurden auch über 70 Planeten- und Kometenbahnen von H. berechnet, Resultate, die er meist in den altonaer «Astron. Nachrichten», den «Comptes rendus» des Französischen Instituts und den «Transactions» der königl. Astronomischen Gesellschaft in London veröffentlichte. Daneben verdienen Erwähnung das von H. herausgegebene «Astronomical vocabulary» (Lond. 1852), die «Introduction to astronomy» (3. Aufl., Lond. 1863), ferner «On the expected return of the great comet of 1264 and 1556» (Lond. 1848), ferner «The solar system» (Lond. 1846) und «Descriptive treatise on comets» (Lond. 1859).

Hindeloopen oder Hinlopen, altertümliches Städtchen der niederländ. Provinz Friesland, 18 km westsüdwestlich von Sneek, 22 km südlich von Harlingen an der Zuyderſee gelegen, ist besonders bekannt durch die eigentümliche Kleidertracht, welche die dortigen Frauen, wie auch des zwischen H. und Stavoren gelegenen Dorfes Molkwerum, von den übrigen Friesinnen unterscheidet. Der Ort hat drei prot. Kirchen, eine Synagoge und ein hübsches Rathaus und zählt (1883) 1098 E., die Schiffbau und Fischfang treiben.

Hindenburg (Karl Friedr.), Mathematiker, geb. zu Dresden 13. Juli 1741, besuchte das Gymnasium zu Freiberg, studierte in Leipzig und wurde 1768 Erzieher eines Herrn von Schönberg, den er auf die Universitäten von Leipzig und Göttingen begleitete. Nachdem er sich 1771 in Leipzig habilitiert, wurde er 1781 außerord. Professor der Philosophie und 1786 ordentlicher der Physik. Er starb zu Leipzig 17. März 1808. H. hat sich als Erfinder der «kombinatorischen Analysis» bekannt gemacht. Unter seinen Schriften sind zu erwähnen das mit Bernoulli herausgegebene «Magazin für reine und angewandte Mathematik» (Lpz. 1786—89), das «Archiv der reinen und angewandten Mathematik» (Lpz. 1794—99) und die «Kombinatorisch-analytischen Abhandlungen» (Lpz. 1800).

Hindernismittel oder Annäherungshindernisse heißen diejenigen Terraingegenstände oder besonders hergestellten Anlagen, durch welche dem Angreifer im wirksamen Feuerbereich einer befestigten Stellung Aufenthalt verursacht, beziehungsweise derselbe genötigt wird, bestimmte im kräftigsten Feuer der Verteidigung liegende Wege zu seinem Vorgehen zu benutzen. Man spricht von natürlichen und von künstlichen H. und zählt zu den erstern alles, was ohne weitere Nachhilfe die Gangbarkeit des Geländes beeinträchtigt, wie Vertiefungen, steile Abhänge, Weichlandstrecken, Gewässer, Mauern, Zäune u. s. w., wenn nur die entsprechende Lage zur Aufstellung des Verteidigers vorhanden ist. Durch künstliche Umgestaltung können natürliche H. zu ihrem Zweck noch geeigneter gemacht werden. Eigentlich künstliche H. gehören zu den Mitteln der Befestigungskunst; die vollkommensten unter denselben kommen bei der Anlage von Festungen vor (s. unter Festungsbau). Von den künstlichen H. bei Feldbefestigungen verlangt man, daß sie vom wirksamen Gewehrfeuer des Verteidigers beherrscht werden, dem Angreifer keine Deckung gewähren, das eigene Vorgehen vermöge ihrer Lage nicht ganz ausschließen und nicht durch die Wirkung der feindlichen Geschütze schon aus der Ferne zerstört werden können, sowie endlich auch nicht leicht wegzuräumen oder gangbar zu machen sind.

Die künstlichen H. im Feldkriege zerfallen nach der Art ihrer Herstellung in folgende Gruppen: 1) H. in Erde, wie Graben, Vorgraben, Wolfsgruben; 2) H. in Holz, wie Palissaden, Sturmpfähle, Verpfählung, Verhau, Spanische Reiter; 3) H. in Eisen, wie Drahthindernisse, Fußangeln; 4) H. durch Wasser, wie Versumpfung, Anstauung, Überschwemmung; 5) H. durch Pulver, wie Fladder- und Steinminen. H. in Erde sind mit den geringsten Mitteln herzustellen. Der Graben (s. Feldbefestigung) wie der Vorgraben haben besondere Bedeutung als Orte, wo hölzerne und andere H., der Einsicht und dem Geschützfeuer aus der Ferne entzogen, angebracht werden können. Der Vorgraben hat die Form eines Spitzgrabens, dessen hintere Böschung meist die flachere ist. Wolfsgruben (s. d.) sind spitz zulaufende Löcher von etwa 60 cm Tiefe, welche in mehrern Reihen schachbrettförmig hintereinander liegen (s. beistehende Fig. 1, welche runde Wolfsgruben vorstellt). Palissaden (s. d.) als H. sowie Sturmpfähle sind starke, 2,5 bis 3 m

Fig. 1.

Fig. 2.

Fig. 3.

lange, zugespitzte Pfähle von Rund- oder von Spaltholz, von denen erstere auf der Sohle des Grabens

Fig. 4.

Fig. 5.

aufrecht stehend, letztere (in der Regel etwas kürzer) in den Grabenböschungen, wagerecht oder geneigt

Fig. 6.

eingegraben werden. Fig. 2 stellt eine Wand von Hindernispalissaden dar; in Fig. 3 ist

ng von Paliſſaden, in Fig. 4, 5
n Sturmpfählen im Graben ſkiz-
pfählung beſteht aus ſchwachen Pfäh-
len (ſog. Cäſar-
pfählchen), welche
den Boden etwa
½ m überragen,
oben zugeſpitzt
ſind und einander
ſo nahe ſtehen,
daß man den Fuß
nicht dazwiſchen ſetzen
kann. Verpfählung
muß eine gewiſſe, nicht
durch Überſpringen zu
paſſierende Breite ha-
ben. Verhau (ſ. d.),
welches in verſchiede-
nen Arten vorkommt,
beſteht aus gefällten
Bäumen oder nur aus
Äſten, welche überein-
ander geſchichtet ſind,
Aſtverhau kann auch
ſtehend angebracht
ſein; Fig. 6 zeigt aus
Bäumen hergeſtelltes
Verhau. Spaniſche
Reiter (ſ. d.)
kommen haupt-
ſächlich noch als
Schluß von Ein-
gängen in Feld-
ſchanzen vor und
ſind in Fig. 7, 8
dargeſtellt. Über
derniſſe ſ. den Spezialartikel. Fig. 9
Drahtzaun, Fig. 10 eine Draht-
ng vor. Bezüglich der Fußangeln
alartikel.

Fig. 7.

Fig. 8

Fig. 9.

Fig. 10.

nismittel durch Waſſer ſind in der
ung nur mit Hilfe fließenden Waſſers
urch Hemmung eines Waſſerlaufs her-
n. Wird ein fließendes Waſſer durch
damm zu ſolcher Tiefe gebracht, daß es
rchwaten iſt, ſo ſpricht man von An-
wird das Gewäſſer mittels eines quer
Thal geführten Dammes gezwungen,
und die Thalniederung unter Waſſer
entſteht eine Überſchwemmung oder
on. Bei Verſumpfung hat das über-
laſſer nur geringe Tiefe und iſt haupt-
Mittel, den Boden zu erweichen und
angbar zu machen. Bezüglich der H.
er ſ. Fladdermine und Mine.
aupt haben einen um ſo größern Einfluß
rziehen des Angreifers, je weniger er
orhandenſein derſelben vorbereitet iſt;
wirkſam ſind ſie gegenüber nächtlichen
Die Bewegung der Kavallerie wird
nzlich ausgeſchloſſen, aber auch Infan-
ch ſolche zum Aufgeben ihrer taktiſchen
nötigt. Mangel an Zeit und geeigneten
rd ihre Anwendung im eigentlichen
mmer ſehr einſchränken und nur die ein-
elben, als Graben, Wolfsgruben, Ver-
ähnlung und Drahthinderniſſe, zur An-
elangen laſſen. Einen umfaſſendern
acht man von H. bei Befeſtigungen im
proviſoriſchen Charakter, wo ihre Ausführung zu-
gleich eine vollkommenere ſein kann.

Hinderſin (Guſt. Eduard von), preuß. General der Infanterie und Generalinſpekteur der Artillerie, geb. zu Wernigerode am Harz 18. Juli 1804, trat 1820 in die 3. Artilleriebrigade, wurde 1825 in derſelben Secondelieutenant, 1830—37 zur Allgemeinen Kriegsſchule als Abteilungsadjutant und zur Topograph. Abteilung des Großen Generalſtabes kommandiert, hierauf 1842 als Hauptmann in den Generalſtab des 1. Armeekorps verſetzt und 1846 zum Major im Großen Generalſtabe befördert. Dort leitete H. die Topographiſche Abteilung, bis er im Sommer 1849 bei Eröffnung des Feldzugs gegen die bad. Inſurgenten dem unter Befehl des Generals von Peucker vereinigten Bundeskorps zuerſt als Generalſtabsoffizier, bald danach aber als Chef des Generalſtabes beigegeben wurde. Bei Ladenburg wurde er, während er von der Höhe des Stadtturms aus die feindlichen Streitkräfte beobachtete, von den Inſurgenten gefangen genommen und nach Raſtatt gebracht, vor Übergabe dieſes Platzes aber wieder in Freiheit geſetzt. Nach Beendigung des Feldzugs wurde H. zum Generalſtabe des 6. Korps nach Breslau, dann 1850 zum 6. und 1854 als Oberſtlieutenant und Kommandeur zum 2. Artillerieregiment verſetzt. Noch in demſelben Jahre zum Oberſten und 1858 zum Inſpekteur der 3. Artillerie-Inſpektion und zum Generalmajor ernannt, erfolgte 1861 ſeine Beförderung zum Generallieutenant und 1864 die Ernennung zum Inſpekteur der 2. Artillerie-Inſpektion in Berlin. Im Kriege gegen Dänemark wurde H. die Oberleitung des Artillerie- und Genieangriffs gegen die Düppelſtellung übertragen. In Anerkennung ſeiner Dienſte wurde H. in den Adelſtand erhoben. Bereits im April 1864 zum zweiten Generalinſpekteur der Artillerie ernannt, wurde H. noch im Dezember desſelben Jahres alleiniger Generalinſpekteur dieſer Waffe zu einer Zeit, in welcher die durchgreifendſten Bewaffnungs-, Organiſations- und Ausbildungsfragen die preuß. Artillerie bewegten. Noch ehe die von H. angebahnten Fortſchritte in Betreff des Artilleriematerials zur Durchführung gelangt waren, brach der Deutſche Krieg von 1866 aus, welchem H. im Hauptquartier des Königs beiwohnte. Nach dem Frieden entwickelte er eine ſehr erfolgreiche Thätigkeit zur Abſtellung der im Kriege hervorgetretenen Mängel und errichtete insbeſondere die Artillerieſchießſchule, wirkte auch für ſchleunige Beſeitigung der glatten Feldgeſchütze und deren Erſatz durch gezogene Hinterlader. H. wurde 1866 zum General der Infanterie, 1868 zum Mitgliede der Landesverteidigungskommiſſion ernannt und befand ſich während des Deutſch-Franzöſiſchen Kriegs von 1870 bis 1871 wiederum als erſter Artilleriegeneral im Hauptquartier des Kaiſers, nahm teil an den Schlachten bei Gravelotte, Sedan und an der Belagerung und Beſchießung von Paris. H. ſtarb zu Berlin 25. Jan. 1872.

Hindi, ſ. unter Indiſche Sprachen.

Hindi, Derwiſche aus Indien, Afghaniſtan und Mittelaſien, die ſich gruppenweiſe bettelnd in Konſtantinopel herumtreiben.

Hindin (Hirſchkuh), ſ. unter Hirſch.

Hindley, Stadt in der engl. Grafſchaft Lancaſter, 5 km im SO. von Wigan, an der Wigan-Bolton-Eiſenbahn, zählt (1881) 14667 E. und hat Kohlen- und Eiſeninduſtrie.

Hindostan (d. h. das Land der Hindu), s. Hindu, Indien und Ostindien.

Hindu, in weitester Wortbedeutung der Kollektivname für die eingeborene, nicht europ. Bevölkerung Vorderindiens ohne Rücksicht auf die ethnogr. Verhältnisse derselben. In engerm Sinne und richtiger begreift man unter diesem von dem pers. Worte Hind, d. h. Indien, abstammenden Namen nur den zahlreichen Teil der Bevölkerung, welcher, arischen Ursprungs, in vorhistor. Zeit von Nordwesten her in das Flußgebiet des Ganges eingewandert ist, sich von dort aus immer weiter nach Süden ausgebreitet und zugleich auch das spezifisch ind. Kulturelement zur Entwickelung und weitesten Verbreitung gebracht hat. Auch das pers. Wort Hindustan oder Hindostan, d. h. das Land der H., wird in weiterm Sinne für ganz Vorderindien, im engern dagegen nur für den nördlichern, hauptsächlich von H. bewohnten Teil der Halbinsel gebraucht. Von Hindustan abgeleitet ist Hindustani (richtiger Urdu oder Urdu-zebân, «Lagersprache»), der Name der stark mit arab. und pers. Wörtern vermischten Verkehrssprache in Vorderindien. Dieselbe ist nicht mit dem Hindui oder Hindi, d. i. Sprache der H., der aus dem Prakrit entstandenen, von fremden Elementen freien Sprache der H. zu verwechseln.

Hindûi, s. unter Indische Sprachen.

Hindukuh oder Hindukusch, bei den Alten Indischer Kaukasus und Paropamisus (richtiger Paropanisus), heißt eine sich zwischen dem 34.° und 37.° nördl. Br. und dem 66.° bis 74.° östl. L. (von Greenwich) von Nordosten gegen Südwesten erstreckende Gebirgskette, welche südlich das Plateau Pamir begrenzt und die westwärts vom obern Indus gelegenen Landschaften Tschitral und Kabulistan von den Ländern Wachan, Kundus und Badachschân am obern Laufe des Amu-Darja trennt. Der H. zweigt sich von dem mächtigen Gebirgsknoten, dem massenhaftesten der Erde, ab, welcher nördlich von Kaschmir, westlich von Tibet und dem chines. Ostturkestan durch das Zusammentreten der Westenden des Himalaja, des Karakorum und des Kuen-lün gebildet wird und sich von dem Quellgebiete des Syr-Darja im Norden bis zu dem des Amu-Darja im Süden ausbreitet. Als östl. Anhang des H. gilt gewöhnlich der 6170 m hohe Kund, als sein westl. Ende der 5520 m hohe Kuhi-Baba unweit der Quelle des Hilmend. Der H. ist in seinen nähern Verhältnissen noch wenig gekannt. Seine mittlere Höhe wird auf 4500 m geschätzt. Einzelne sehr beschwerliche, von Kabul über ihn nach dem obern Gebiete des Amu-Darja führende Pässe liegen mehr als 3000 m hoch. Die Schneegrenze befindet sich in 4200 m Höhe. In den abgelegensten Thälern des obern H. wohnen die aus etwa 40000 Familien bestehenden unabhängigen Sijaposch, d. h. Schwarzräder. Sie sind Buddhisten, weshalb die mohammed. Afghanen sie Kafirs, d. h. Ungläubige, die von ihnen bewohnte Gegend aber Kafiristan nennen. Der H. liegt in der Zone des Regens mit subtropischem Klima, hat aber drei Klimaregionen. Reis, Mais, Zuckerrohr, Tabak, Baumwolle, welche die Tiefthäler des Südabhangs erzeugen, werden in den engern Thälern und auf den Vorbergen durch Weinreben, Edelfrüchte, köstliche Obstarten und den Maulbeerbaum ersetzt. Hierauf folgt die Waldregion mit Eichen und Nadelhölzern und dann die Region der von zahlreichen Herden beweideten Alpenwiesen, welche mit den buntfarbigsten Blumen geschmückt sind. Der Nordabhang zeigt ähnliche Vegetationsverhältnisse, doch treten mehr europ. Formen auf.

Hindustani, s. unter Indische Sprachen.

Hing-king, Stadt in der Mandschurei (s. d.).

Hinken (claudicatio) nennt man eine Unregelmäßigkeit des Ganges, welche dadurch entsteht, daß der Oberkörper auf dem einen Beine nicht so lange ruht als auf dem andern, daß also der Takt des Gehens (s. d.) verändert wird. Ist das eine Bein wirklich kürzer als das andere, so ist das H. eine unausbleibliche Folge; oft entsteht es jedoch nur dadurch, daß das Auftreten auf das eine Bein einen Schmerz oder eine Beschwerde in irgend einem der Organe hervorruft, die das Bein selbst zusammensetzen oder im übrigen Körper liegen und beim Auftreten eine Erschütterung erleiden. Die Ursache des H. ist daher manchmal in der Unterleibshöhle, der Brust und dem Kopfe zu suchen, in andern Fällen im Beine selbst (Mißgestaltungen der Schenkelknochen und des Hüftgelenks, Schwäche oder Lähmung der Muskulatur, Geschwüre und Wunden der untern Extremität u. dgl.), und deshalb ist das H. auch keine Krankheit, sondern nur ein Krankheitszeichen, dessen Behandlung in Bekämpfung der Grundursache bestehen muß. In manchen Fällen ist die Verkürzung des Beins bei Hinkenden nur eine scheinbare und kommt durch das Heraufziehen des Beckens nach dem Oberkörper hin zu Stande. Eine wirkliche Verkürzung des Beins kann, wenn ihre Ursache nur in Verkürzung der Muskeln und dadurch bedingter Krümmung oder Drehung der Gelenke besteht, leichter geheilt werden, als wenn die Knochen selbst zu kurz sind. Letzteres ist entweder durch Knochenbrüche oder andere zerstörende Einwirkungen entstanden oder angeboren (z. B. durch angeborenen Mangel des Schenkelhalses, angeborene Verrenkung des Schenkelkopfes u. dgl.). Sind beide untere Extremitäten von einem der eben erwähnten Übel befallen, so entsteht der sog. wackelnde Gang oder das Watscheln (vacillatio), welches gewissermaßen ein doppeltes H. darstellt und am häufigsten bei rhachitischen und skrofulösen Personen, bei schwangern Frauen und bei Rückenmarkskranken beobachtet wird.

Freiwilliges Hinken ist eins der ersten Zeichen der Hüftgelenkentzündung (Coxitis), bei welcher der Kranke wegen Schmerzhaftigkeit (Coxalgie) den Gebrauch des Beins möglichst beschränkt. (S. Hüftgelenkentzündung.)

Hinkender Jambus, soviel wie Choliambus.

Hinkmar, Erzbischof von Rheims, geb. um 806, wurde im Kloster St.-Denis bei Paris erzogen, folgte 830 seinem Lehrer, dem gelehrten Abt Hilduin, ins Exil nach Korvei, kehrte bei Karls des Kahlen Thronbesteigung als Priester zurück und wurde 845 zum Erzbischof von Rheims erhoben. In dieser Stellung trat H. in den Streitigkeiten des Gottschalk über die Prädestination und des Paschasius Radbertus über das Abendmahl für die Reinheit der Lehre ein. Der weltlichen Macht gegenüber wußte er mit Erfolg die Unabhängigkeit der Kirche zu wahren, wie er auch König Lothar II. zwang, seine verstoßene Gattin Theutberga wieder aufzunehmen. Vor allem aber war H. auf bedacht, gegenüber den Ansprüchen des Papstuhls die Freiheiten der Gallikanischen Kirche und seine Metropolitanrechte zu verteidigen.

npfe wurden zuerst Pseudo-Isidors De-
d.) verwertet. Als die Normannen 882
ken einfielen, floh H. und starb 21. Dez.
rnay. H.s Schriften sind am besten
en vom Jesuiten Jak. Sirmond (2 Bde.,
). Sie sind zum Teil wertvoll als
für die Geschichte jener Zeit. Vgl.
orden, «H., Erzbischof von Rheims»
); Sdralek, «H.s von Rheims kano-
utachten über die Ehescheidung des Kö-
II.» (Freib. i. Br. 1881).

n, s. Hindeloopen.

von Alkmar, niederländ. Dichter des
, war Erzieher eines lothring. Prinzen
te das mittelniederländ. Tierepos «Rei-
Willem (aus dem 13. Jahrh.) um, in-
in die Sprachformen seiner Zeit über-
außerdem eine Prosaglosse hinzufügte,
halt in allegorischem Sinne auslegte.
e Fragmente eines Drucks dieser Bear-
den sich erhalten (gedruckt in Hoffmanns
lleben «Horae belgicae», 12. Tl., Han-
. Sie wurde am Ende des 15. Jahrh.
deutsche als «Reinecke Vos» übertragen
erst dadurch eine weiter reichende litte-
deutung.

s (Herm. Friedr. Wilh.), namhafter
und polit. Schriftsteller, geb. 22. April
arlsed im Großherzogtum Oldenburg,
s Gymnasium zu Jever, studierte 1812
g Theologie, seit 1813 in Heidelberg
wandte sich aber, als Hegel 1816 in Hei-
e Wirksamkeit begann, den philos. Stu-
n wurde ein begeisterter Anhänger des
Systems. In seiner ersten bedeutenden
ie Religion im innern Verhältnis zur
t» (Heidelb. 1822), suchte er die religiöse
mit der philos. Gewißheit zu vermitteln.
hatte sich H. in Heidelberg als Privat-
litiert; 1822 erhielt er eine außerord.
der Philosophie in Breslau und 1824
als ord. Professor der Philosophie nach
sen. Er starb 17. Aug. 1861 zu Fried-
Thüringen. Die Hauptwerke H.' sind
linien der Philosophie der Logik» (Halle
die «Genesis des Wissens» (Bd. 1, Hei-
. In den Werken: «Das Wesen der
gödie» (Halle 1827), «Vorlesungen über
ast» (Halle 1825) und «Schillers Dich-
ihrem histor. Zusammenhang» (2 Bde.,
–38) behandelte er ästhetische Probleme
er, aber wenig populärer Weise. Von
. Schriften sind zu nennen: die «Polit.
n» (2 Bde., Halle 1844), «Geschichte der
Staatsprinzipien seit der Reformation
Gegenwart» (3 Bde., Lpz. 1848—52)
könige. Entwickelungsgeschichte des Kö-
n den ältesten Zeiten bis auf die Ge-
Lpz. 1852).

tung, die Vollstreckung eines Todes-
folgte in den alten Volksgerichten und
das spätere Mittelalter für die Regel
ch dem Urtelsspruche durch einen (ge-
den jüngsten) der Schöffen (Nachrichter).
ne deutsche Recht setzt aber im Einklange
rolina (s. d.) fest, daß die Vollziehung
Erkenntnisse erst drei Tage nach deren
chung vor sich gehen solle. Gegenwärtig
den civilisierten Staaten nicht bloß von der Fällung des Urteils durch die zuständigen Gerichte, sondern meistens auch davon abhängig, daß das Straferkenntnis von dem Staatsoberhaupt entweder direkt oder mittels Zurückweisung des eingereichten Begnadigungsgesuchs bestätigt und der Verurteilte hiervon, unter Bezeichnung des zur Vollstreckung bestimmten Tags, durch das Gericht in Kenntnis gesetzt wird. Auf Sonn- und Festtage ist die Exekution nicht zu verlegen. Ausnahmsweise kommt jene Bestätigung, wenn ein Ort in Belagerungszustand versetzt oder das Standrecht verkündet wurde, ingleichen hinsichtlich der Delinquenten aus den Reihen einer vor dem Feinde stehenden Armee und in dringenden Fällen auf Kriegsschiffen, dem Höchstkommandierenden zu. Der Verurteilte kann binnen der ihm vergönnten Frist unter der nötigen Aufsicht den letzten Besuch von Angehörigen und Freunden empfangen, über sein Vermögen (das jetzt nicht mehr der Konfiskation unterliegt) letztwillige Anordnungen treffen, insbesondere aber, auf Verlangen unter Zuspruch eines Geistlichen seiner Konfession, sich auf den Tod vorbereiten. Ein Aufschub der H. wird nötig, wenn eine Verurteilte im Zustande der Schwangerschaft sich befindet oder wenn bei dem Delinquenten eine Geisteskrankheit sich herausstellt. Über die Frage, ob eine H. öffentlich zu vollstrecken sei, gehen die Meinungen auseinander. Allerdings bietet eine unbeschränkte Öffentlichkeit die sicherste Bürgschaft, daß der Gerechtigkeit gerade an dieser durch das Urteil bezeichneten Person genügt werde. Nach gemeinem Recht ist daher der Verbrecher (vordem nach Hegung des Halsgerichts, s. d.) in feierlichem, durch polizeiliche und militärische Bedeckung gesicherten Zuge nach der Richtstätte (die womöglich am Orte der That oder in dessen Nähe gewählt wird) zu geleiten und vor der versammelten Menge auf dem weithin sichtbaren Hochgericht (s. Galgen) oder auf einer zu diesem Zweck erbauten Blutbühne (Schafott) vom Leben zum Tode zu bringen. Die sog. vorhergehenden Schärfungen der Todesstrafe, wo der Verurteilte auf einer Kuhhaut zur Feimstätte geschleift, mit glühenden Zangen geknippen (gerissen), einer Hand durch Abhauen beraubt wurde, hatte der Gerichtsbrauch schon vor den neuen Strafgesetzgebungen beseitigt. In England und Frankreich fällt die Prozession mit dem Delinquenten zwar hinweg, da hier das Schafott vor dem Gefängnis aufgeschlagen, dort der Verurteilte in verdecktem Wagen bis zum Galgen befördert wird; allein die Vollstreckung des Urteils erfolgt ebenfalls öffentlich. In den meisten deutschen Staaten hat dagegen in neuerer Zeit die Erfahrung, daß die Haltung des bei solchen Gelegenheiten zusammenströmenden Pöbels zu dem Ernste des blutigen Aktes wenig stimmt, eine Beschränkung der Öffentlichkeit zur Folge gehabt. Die H. geschieht daher auch nach §. 486 der Deutschen Strafprozeßordnung vom 1. Febr. 1877 in einem umschlossenen Hofraume des Gefängnisses (intra muran) in Gegenwart des Gerichts, der Staatsanwaltschaft und zugezogener Zeugen.

Neben der «einfachen» Todesstrafe durch Enthauptung (poena gladii) oder, was für entehrend galt, durch den Strang (laqueus) kannte das ältere Recht auch «innerlich qualifizierte», durch die Grausamkeit der Mittel geschärfte Hinrichtungsarten. Solche waren: das Zerschmettern der Arm-, Bein- und Brustknochen mit eisernen Keulen oder einem schweren Rade (Rädern von oben herab, wenn mit

dem Stoße gegen die Brust begonnen, von unten herauf, wenn bei den Schenkeln begonnen wurde), das Ertränken des oft mit einer Schlange, einem Hahne und Affen oder statt dessen einer Katze in einen Sack gezwängten Verbrechers (Säcken, culeus), das Lebendigverbrennen (ignis, vivicrematio) in Kesseln mit siedendem Wasser oder Öl oder auf einem Scheiterhaufen, wo man später den Tod durch das Anbringen eines Sacks mit Schießpulver vor der Brust des Verurteilten beschleunigte, das Lebendigbegraben und Pfählen (vivisepultura, palus) noch nach der Carolina mittels Einschlagens eines zugespitzten Pfahls in das Herz, während der im offenen Grabe liegende Delinquent mit Erde überschüttet wurde, das Vierteilen (sectio in quatuor partes), durch von Pferden Zerreißenlassen, wie mehrmals in Frankreich, oder durch Herausreißen der Eingeweide aus dem Körper und Zerstückung desselben. Mit dem Entsetzen über die Gräßlichkeit dieser Strafen, welche teilweise bis in das 18. Jahrh. auf dem Kontinente zur Anwendung kamen, paart sich fast die Verwunderung, weshalb die nach Abschreckungsmitteln herumspähende Gesetzgebung nicht auch das im Morgenlande gebräuchliche Pfählen, wo ein zugespitzter Holzpfahl von der Aftergegend aus durch den Körper getrieben wird, das Eingießen von geschmolzenem Blei, das von den Juden im Gelobten Lande an den Besiegten vollstreckte Zersägen, das Verhungernlassen in Abgründen und tiefen Kerkern, das Stürzen von einem Felsen, wie in Rom u. s. w. in Betracht genommen hat. Eine Aufnahme der im Römerreiche beliebten Verwendung von Verbrechern zum Kampfe mit wilden Tieren war wohl nur deshalb nicht erfolgt, weil unsere Vorfahren keine Cirkusspiele hatten, und den Kreuzigungen (welche übrigens die Italiener des Mittelalters wider kriegsgefangene Landsleute anwendeten) wehrte der Klerus, um die Leidensgeschichte Jesu nicht profanieren zu lassen. Als geschärfte Militärstrafen fanden sich zur Zeit der Landsknechte das durch die Spießen Jagen, wo der Verurteilte von seinen Kriegsgefährten erstochen ward, weiterhin das Spießrutenlaufen bis auf den Tod, was Rußland samt dem Zutode-Knuten noch bis ins 19. Jahrh. bewahrt hatte.

Der von diesen erfinderischen Grausamkeiten sich hinwegwendende Abscheu fordert gegenwärtig einfache, möglichst schnelle, sichere und schmerzlose Lebensstrafen. Todesart ist nur noch in England, Nordamerika und Österreich das Hängen (über das span. Garottieren s. Garrotte), in Deutschland und Frankreich die Enthauptung (Dekollation, Dekapitation). Die Trennung des Hauptes vom Rumpfe bewirkt entweder das Fallschwert oder Fallbeil (s. Guillotine) oder ein Scharfrichter, welcher den auf einen Block geneigten Kopf mit dem Beile abschlägt, oder (weniger sicher) mittels des Schwertes wider den sitzenden Delinquenten einen wagerechten Todesstreich führt. Militärische Todesurteile werden durch Erschießen (Füsilieren) vollstreckt. Über die H. ist ein Protokoll aufzunehmen und der Leichnam jetzt, wo die Aufpflanzung des Kopfs auf einen Pfahl, das Flechten des Körpers auf das Rad und das Hängenbleiben der Erdrosselten nicht mehr stattfindet, still zu beerdigen oder, wie deutsche Gesetze vielfach bestimmen, an ein anatom. Theater zu Studienzwecken abzuliefern. Über die Zweckmäßigkeit und Zulässigkeit der H. als Todesstrafe überhaupt s. Todesstrafe.

Hinschius (Franz Karl Paul), Kirchenrechtslehrer, geb. 25. Dez. 1835 zu Berlin, besuchte das Gymnasium zum Grauen Kloster daselbst, studierte in Berlin und Heidelberg die Rechte, trat dann in den preuß. Justizdienst, habilitierte sich 1859 an der berliner Universität, wurde 1863 außerord. Professor in Halle, 1865 in Berlin, 1868 ord. Professor in Kiel, seit 1872 in Berlin. In den J. 1871 und 1872 war er Vertreter der Universität Kiel im Herrenhause, 1872—78 und 1880—81 Mitglied des Reichstags (nationalliberal) für den Wahlkreis Flensburg-Apenrade. Von 1872 bis 1876 arbeitete er zugleich im Kultusministerium unter dem Minister Falk und beteiligte sich an der Ausarbeitung der Kirchengesetze der J. 1873 bis 1876. Im J. 1884 wurde er zum Geh. Justizrat ernannt. Er veröffentlichte: «Das landesherrliche Patronatrecht gegenüber der kath. Kirche» (Berl. 1856), «Decretales Pseudo-Isidorianae et Capitula Angilramni» (die erste kritische Ausgabe des Pseudo-Isidor, 2 Tle., Lpz. 1863), «Die evang. Landeskirche in Preußen und die Einverleibung der neuen Provinzen» (Berl. 1867), «Das Kirchenrecht der Katholiken und Protestanten in Deutschland» (Bd. 1—3, Berl. 1869 fg.), «Die Stellung der deutschen Staatsregierungen gegenüber den Beschlüssen des Vatikanischen Konzils» (Berl. 1871), «Die Orden und Kongregationen der kath. Kirche in Preußen» (Berl. 1874). Ferner gab er die preuß. Kirchengesetze und das Gesetz über die Beurkundung des Personenstandes mit Kommentar heraus (Berl. 1875). Mit seinem Vater Franz Sales August H. (geb. 29. Aug. 1807 zu Berlin, gest. als Rechtsanwalt und Geh. Justizrat daselbst 4. Dez. 1877) gab er 1862—66 die «Preuß. Anwaltszeitung», 1867—68 die «Zeitschrift für Gesetzgebung und Rechtspflege in Preußen» heraus.

Hinterbacken, s. Gesäß.

Hinterbrühl, Dorf in der Brühl (s. d.) bei Wien.

Hintergrund oder Ferne nennt man in der Malerei die scheinbar (perspektivisch) entfernteste Partie eines Bildes, insbesondere ist H. da, wo Einzelfiguren oder Einzelgegenstände die Hauptsache der Darstellung ausmachen, die Bezeichnung für das übrige der Fläche, von der sich jene abheben. In ältern Kunstepochen ist der H. blos stilistisch von den Darstellungen unterschieden, nämlich ornamentiert, als Teppichmuster oder Goldgrund betont, mit dem Siege des Realismus tritt dagegen die naturwahre Ausführung des H. als landschaftlicher, architektonischer oder Interieurhintergrund an die Stelle. Die Wirkung des realistischen H. in Gemälden wird insbesondere von der richtigen Handhabung der Luft- und Linearperspektive abhängig sein. Der H. hat die größte Bedeutung für die Gesamthaltung eines Bildes, seine Stimmung zu den Hauptgegenständen muß in koloristischer Hinsicht daher wohl durchgeführt werden, um Harmonie des Ganzen zu erzielen.

Auf dem Theater versteht man unter H. den die Scene hinten abschließenden Teil der Bühnendekoration.

Hinterhalt (militärisch), s. Embuscade.

Hinterhaupt, der hintere Teil des Kopfes (s. d.).

Hinterindien (Indochinesische Halbinsel), die östliche der beiden großen ind. Halbinseln in Asien, mit einem Areal von 2167435 qkm und 38 Mill. E., besteht aus den unabhängigen Reichen Birma, Siam und den Staaten auf Malakka, den

lonien Britisch-Birmanien und Straits-
nts, dem brit. Vasallenstaat Manipur,
z. Kolonien Cochinchina und Kambodscha
franz. Vasallenstaat Annam. Über die
Reiche, Staaten und Kolonien s. deren
rtikel. (Vgl. Karte: Ostindien II.)

rlader, zum Laden von rückwärts her
ete Feuerwaffen, s. Geschütz, Hand-
affen und Hinterladung.

rladung (Kammerladung) ist diejenige
Feuerwaffe zu laden, bei welcher Geschoß
ung statt von der Mündung aus von rück-
er in das Rohr eingebracht werden. Letz-
uß zu dem Ende mit einem beweglichen
Verschluß versehen sein. Die H. ist älter
Vorderladung (Schlacht bei Crecy 1346),
t sie mit der Anwendung des Bronze- und
ses bei Geschützen in den Hintergrund, wenn
in der weitern Entwickelungsgeschichte der
ffen Modelle von Hinterladern zu allen
auftauchen sehen. Die hauptsächlichsten
eiten der Hinterlader früherer Zeiten lagen
Mangelhaftigkeit des Gasabschlusses nach
s, der eine Schwächung der Pulverkraft,
ung der Bedienung und häufige Lade-
gen im Gefolge hatte. Erst den vervoll-
ten technischen Mitteln des 19. Jahrh. blieb
halten, die H. nicht bloß zu Ehren zu
sondern ihr auch fast alleinige Geltung zu
. Das erste kriegsbrauchbare Hinterla-
ehr ist das Zündnadelgewehr (s. d.) von
. d.) gewesen. Erfolgreiche Bestrebungen,
Geschützen anzuwenden, machte der schwed.
ßer Baron von Wahrendorff (1840), dessen
rschluß Preußen für seine ersten gezogenen
verwertete. (S. Geschütz.) Der Hauptvor-
bei Handfeuerwaffen liegt in der bedeutend
Schußgeschwindigkeit, bei Geschützen in der
ten Präcision des Schusses, bei beiden in dem
rn Gebrauch der Waffe hinter Deckungen.
chütz und Handfeuerwaffen.)

riegebanken, s. unter Banken, Bd. II,

riegungsvertrag, s. Depositum.

rpommern, s. unter Pommern.

rrhein (der), nächst dem Vorderrhein der
Quellfluß des Rheins, entspringt 2216 m
Meere im schweiz. Kanton Graubünden
gebirge aus dem Paradiesgletscher, durch-
Felsschlucht der Hölle und durchfließt in
tl. Richtung das Rheinwaldthal, welches
die Schlucht La Rosna verläßt, um nach N.
d in das Schams überzutreten. Durch die
(s. d.) gelangt er bei Thusis in seine un-
alstufe, das Domleschg, das er in breitem,
jetzt teilweise korrigiertem Bett durchströmt,
ei Reichenau (590 m) mit dem Vorderrhein
gen. Von seinen zahlreichen Zuflüssen sind
gsten: rechts der Averserrhein, aus dem
nd Ferrerathale, und die Albula, links der
e Wildbach Nolla, der bei Thusis mün-
mit seinem schwarzen Wasser den H. bis
hinab dunkel färbt. Das Flußgebiet um-
,4 qkm, wovon 70,5 qkm (4,2 Proz.) auf
fallen; die Flußlänge beträgt 56 km, das
625 m (2,9 Proz.).

rsassen, Hintersättler, Hintersied-
Kossaten, hießen in älterer Zeit die
n Grundherrn abhängigen Bauern, welche
im Gerichte der Freien durch ihren Schutzherrn vertreten wurden und diesem auch zins- und dienstpflichtig waren; in neuerer Zeit werden noch bisweilen die Gärtner, Kuhbauern, Häusler, welche nicht größere Güter, sondern nur ein Haus, Gärten und einzelne Felder besitzen, als H. bezeichnet.

Hinterwäldler, amerik. Ansiedler, s. Backwoods.

Hinterziehung öffentlicher Abgaben und Gefälle, s. Defraudation.

Hiob ist der Name eines Buchs im alttestamentlichen Kanon, das nach Form und Inhalt zu den großartigsten überresten althebr. Litteratur gehört. Es ist keine Geschichte, sondern ein Lehrgedicht in dialogischer Form mit dramatischer Entwickelung. Der Zweck des Ganzen ist die Bekämpfung der altjüd. Vergeltungslehre, nach welcher jedes Leiden eines Menschen Strafe eines entsprechenden Vergehens sei, und die Durchführung des Gedankens, daß Gott auch über den Frommen Leiden verhängt, daß dieser darum aber weder mit Gott dem Allmächtigen hadern, noch an seiner Weisheit und Gerechtigkeit zweifeln dürfe, auch wenn er seine geheimnisvollen Wege nicht durchschaut. Zur Veranschaulichung dieser Idee wird erzählt, wie Gott den frommen und rechtschaffenen H. mit immer härtern Prüfungen heimgesucht habe, zuletzt, nach Verlust seiner Kinder und aller seiner Habe, mit ekelhafter Krankheit. Als H., der bis dahin standhaft ausgeharrt, endlich in wilde Klagen ausbricht, suchen ihn seine Freunde Eliphas, Zophar und Bildad als Verteidiger des alten Vergeltungsglaubens zu überführen, daß er nur die gerechte Strafe für frühere grobe Sünden erleidet. Ihnen gegenüber behauptet H. siegreich seine Unschuld, aber wenn er anfangs, im Hinblick auf die alte Lehre, Gottes Gerechtigkeit in stürmischen Worten bezweifelt hat, gelangt er im Laufe des Gesprächs allmählich zu der resignierten Erkenntnis, daß Gottes Ratschluß unbegreiflich sei. Zuletzt tritt Gott selbst redend auf und stellt in glänzender Schilderung seine unermeßliche weltregierende Weisheit der menschlichen Beschränktheit gegenüber. H. erkennt nun das Unverständige seines frühern Trotzes und erhält Verzeihung dafür, aber zugleich bezeugt ihm Gott selbst seine von den Freunden ungerechterweise bestrittene Unschuld und gibt ihm zum Zeichen dafür Gesundheit, Kindersegen und verdoppelten Besitz zurück. Der Plan des Ganzen ist ebenso großartig wie die Durchführung im einzelnen reich an poetischen Schönheiten und herrlichen Weisheitssprüchen. Besonders prachtvoll sind die Schilderungen der Macht und Weisheit Gottes, wie sie in den Wundern der Natur sich offenbart. Der Verfasser ist unbekannt. Die Abfassungszeit kann nicht früher sein als die des Jesaias (nach 722 v. Chr.), und fällt sicher nicht erst in die chaldäische Periode. Wohl aber erst lange nach dem Babylonischen Exil wurde das Buch von einem andern Verfasser durch Einschaltung von Kap. 32—37, den Reden des Elihu, erweitert. Die Unechtheit dieses sprachlich und sachlich von dem ältern Gedicht abweichenden, den Zusammenhang desselben in störender Weise unterbrechenden Zusatzes unterliegt keinem Zweifel. Dagegen ist kein irgend haltbarer Grund zu finden, auch noch andere Bestandteile des Lehrgedichts, z. B. den Prolog, für unecht zu erklären. Kommentare lieferten Stickel (Lpz. 1842), Hirzel (Lpz. 1838; 2. Aufl., von

Olshausen, 1852; 3. Aufl., von Dillmann, 1869), Schlottmann (Berl. 1851), Delitzsch (Lpz. 1864; 2. Aufl. 1876) und Hitzig (Lpz. u. Heidelb. 1874); neuere Übersetzungen Haupt (Lpz. 1847), Spieß (Buchholz 1852), Kamphausen (in Bunsens «Bibelwerk» 1865) und Merx (zugleich mit emendiertem Urtext, Jena 1871). Vgl. Budde, «Beiträge zur Kritik des Buches H.» (Bonn 1876); Studer, «Das Buch H.» (Brem. 1881); Bickell, «Dichtungen der Hebräer» (Bd. 2, Innsbr. 1882).

Hiobsthränen, auch Thränengras, Volksnamen von Coix Lacryma *L.* (S. u. Coix.)

Hiogo oder Fiogo, einer von den nach dem Vertrage vom 1. Jan. 1868 dem europ. Verkehr geöffneten Häfen Japans. Die Stadt liegt an der Südküste der Insel Nipon in der Provinz Setsu an der Bai von Ohosakka, 32 km im W. von letzterm, mit dem es durch Eisenbahn verbunden ist. Bei Ohosakka ergießt sich der aus dem See von Oits oder Biwako kommende Jodogawa in die See. Infolge dessen hat H. wie Ohosakka eine bevorzugte Lage, da beide Städte nur durch einen schmalen Meeresarm von der ihnen gegenüberliegenden Insel Siloff getrennt sind, während der Jodogawa sie mit den reichsten Provinzen des Innern von Nipon in direkte Verbindung setzt. Während jedoch das stark bevölkerte Ohosakka, der bedeutendste Geldplatz Japans, den Erwartungen der Europäer nicht entsprochen hat, da sein 6—8 km entfernter Hafen den Schiffen nur geringen Schutz gewährt und zugleich mehr und mehr versandet, ist H. zum eigentlichen Hafen von Ohosakka geworden und zählt (1881) 36587, mit der Vorstadt Kobe, in welcher die 4—500 Fremden wohnen, 57166 E. Der Wert des Imports betrug (1882) für beide Städte 31544000, der der Ausfuhr 27 Mill. Reichsmark. Die Importartikel wurden teilweise indirekt von Yokohama oder Nagasaki oder auch von China und Europa eingebracht. Ausgeführt wird hauptsächlich Thee.

Hip! hip! hip! hurrah!, dreimal wiederholt, in England übliche Art des Hurrahrufs.

Hippanthröp (grch.), Pferdemensch, Centaur.

Hipparch, s. Hipparchus.

Hipparch, bei den alten Griechen Titel des Befehlshabers der Reiterei. Im Ätolischen und Achäischen Bund führte diesen Titel der auch noch mit andern Funktionen betraute zweithöchste Beamte. In Athen, wo es erst nach den Perserkriegen Reiterei gab (seit Perikles aus 1200 Mann, nämlich 200 berittenen Bogenschützen, Hippotoxoten, gekauften Staatssklaven und 1000 Bürgern der beiden obersten Vermögensklassen, bestehend), führten den Oberbefehl zwei H.; bei den Spartanern hieß der Anführer der Reiterei Hipparmost.

Hipparchia, Gemahlin des Philosophen Krates (s. d.).

Hipparchie, die einem Hipparchen (s. d.) untergebene Reiterei.

Hipparchische Periode, s. unter Periode (chronologisch).

Hipparchus, der jüngere Sohn des Tyrannen Pisistratus, stand nach des Vaters Tode (527 v. Chr.) seinem Bruder Hippias (s. d.) zur Seite und nahm sich mit besonderm Eifer der künstlerischen und litterarischen Interessen an, welche dieses Fürstengeschlecht pflegte. Unter andern hat H. die Dichter Simonides von Keos und (nach des samischen Fürsten Polykrates Untergang, 521 v. Chr.) Anakreon von Teos nach Athen gezogen. Auch errichtete er in Stadt und Land zahlreiche Hermensäulen und schmückte die Akademie mit schönen Anlagen. Als aber H. durch eine Beleidigung der Schwester des Harmodios die Zurückweisung gerächt hatte, welche er von letzterm erfahren, weil H. ihn zur unkeuschen Liebe hatte verleiten wollen, wurde er von Harmodios und dessen Freund Aristogiton im Juli 514 v. Chr., am Feste der Panathenäen, ermordet.

Hipparchus, der Gründer der wissenschaftlichen Astronomie, war aus Nicäa in Bithynien gebürtig und lebte um 160—125 v. Chr. Von den Alten, namentlich Ptolemäus und Plinius, werden sein Fleiß, seine Wahrheitsliebe und sein Scharfsinn gerühmt. Er unterwarf die gesamte Astronomie seiner Zeit einer strengen Prüfung und bestimmte zuerst die Länge des Jahres genauer und fand die bis dahin auf 365 Tage 6 Stunden angenommene Dauer des Sonnenjahres um etwa 5 Min. zu groß. Aus seinen Beobachtungen schloß er, daß die Größe der Excentricität der Sonnenbahn ein Vierundzwanzigstel vom Halbmesser derselben betrage und die Sonne dann am entferntesten von der Erde sei, wenn sie im 24. Grade des Zeichens der Zwillinge stehe. Er selbst berechnete die ersten Sonnen- und Mondtafeln und bestimmte die Entfernungen und die Größe der Sonne und des Mondes genauer, als bis dahin geschehen war. Mittels einer scharfsinnigen indirekten Methode, die unter dem Namen Diagramm des Hipparchus bekannt ist, glaubte er zu finden, daß die Entfernung der Sonne von der Erde 1200, die des Mondes 59 Erdhalbmesser betrage, und daß der Durchmesser der Sonne 5½ mal so groß als der der Erde, dieser wieder 3⅔ mal so groß als der des Mondes sei. Die plötzliche Erscheinung eines neuen Sterns soll ihn veranlaßt haben, eine Zählung sämtlicher Fixsterne und eine genaue Bestimmung ihrer Örter zu unternehmen und somit das erste Fixsternverzeichnis zu entwerfen, welches im «Almagest» des Ptolemäus überliefert ist. Noch wichtiger war die von ihm gemachte Entdeckung des Vorrückens der Nachtgleichen. Nicht geringe Verdienste erwarb er sich auch um die Geographie, und die mathem. Geographie hat er gewissermaßen begründet, indem er die geogr. Längen und Breiten zur Bestimmung der Lage von Örtern auf der Erdoberfläche anzuwenden lehrte. Den größten Erdumfang bestimmte er auf 275000 Stadien, die Länge des bekannten bewohnten Landes auf 70000 Stadien, die Breite vom Äquator bis Thule auf 46200 Stadien. Von seinen Werken sind nur zwei erhalten, ein Kommentar zu dem astron. Gedichte des Aratus, herausgegeben von Victorius (Flor. 1567) und in des Petavius «Uranologium» (Par. 1630), und ein Fixsternverzeichnis.

Hipparion, s. unter Einhufer.

Hipparmost, s. unter Hipparch.

Hippe, s. unter Gartengeräte.

Hippeis, die griech. Bezeichnung für Reiter und Ritter, bei den Athenern auch für die nach der Solonischen Verfassung der zweiten Vermögensklasse angehörenden Bürger und bei den Spartanern für die königl. Ehrenwache von 300 Mann, welche ursprünglich wohl beritten, später aber schwer bewaffnete Fußsoldaten waren.

Hippel (Theod. Gottlieb von), berühmter humoristischer Schriftsteller, geb. 31. Jan. 1741 Gerdauen in Ostpreußen, wo sein Vater Schulrat war, bezog schon in seinem 16. Jahre die Universität zu Königsberg, um Theologie zu studieren.

nfluß auf ihn hatte die Bekanntschaft mit
nd. Justizrat Woyt, einem berühmten
der ihn in sein Haus aufnahm, und eine
Petersburg, wohin er 1760 einen russ.
von Keyser begleitete. Ungeachtet sich
deutende Aussichten eröffneten, kehrte er
nach Königsberg zurück, wo er eine
stelle erhielt, sich aber bald dem Stu-
lechte widmete. Zunächst als Rechtskon-
ig, wurde er 1780 dirigierender Bürger-
Königsberg und Polizeidirektor, 1786
rat und Stadtpräsident. Als solcher
Adel seiner Familie durch den Kaiser
Er starb 23. April 1796.
en und Charakter waren voll Sonder-
nd Widersprüche. Ebenso eigentümlich
sich in seinen Schriften, bezüglich deren
ges Incognito liebte, und die er nament-
Zurückgezogenheit auf seinem Landgute
ose Huben bei Königsberg ausarbeitete.
römt ungeachtet ihrer mehr oder weniger
ten Form eine reiche Ader des Witzes
une. Auch sind seine Werke durch geist-
chtungen und Schilderungen bekannter
n sehr anziehend. Am berühmtesten sind
sten «Über die Ehe» (Berl. 1774; neue
n E. Brenning, Lpz. 1872), «Über die
Verbesserung der Weiber» (Berl. 1792)
weibliche Bildung» (Berl. 1801). Nicht
kannt sind die «Lebensläufe nach auf-
inie, nebst Beilagen A. B. C.» (4 Bde.,
—81; neue Aufl., bearbeitet von A.
gen, Lpz. 1883; vgl. Ottingen, «Vor
ahren. Ein Gedenkblatt zur Säkular-
ältesten deutschen Romans», Dorpat
ne eigentümliche Laune, lebendige, oft
Einbildungskraft und reger Wahrheits-
gleichen Anteil an diesem Werke, an
als reflektierender Dichter unter dem
Gewande kühner Bilder und witziger
die Grundsätze einer ernsten Philosophie
gewandten Lebensweisheit mitteilt. Be-
chte er in diesem Werke Kants philos.
sen «Kritik» damals durch den Druck noch
nt geworden war, mitzuteilen und zu
Auch mit Hamann stand er in freund-
Verkehr. In dem Werke «Zimmer-
nd Friedrich II., von Joh. Heinr. Friedr.
um, Bildschnitzer in Hannover. London,
der Einsamkeit 1790», sowie in den
nd Querzügen des Ritters A. bis Z.»
Berl. 1793—94) berührt er viele polit.
und Zeitereignisse mit scharfer Satire.
er geistliche Lieder und andere poetische
heraus, unter welchen die idyllischen
mungen nach der Natur» (Berl. 1790) ein
Interesse gewähren. Als dramatischer
rsuchte er sich in dem Lustspiel «Der
der Uhr» (2. Aufl., Berl. 1771), wel-
an drolligen Einfällen ist und Lessings
hielt. Auch gab er eine Schrift «Über
berger Stapelrecht» (Berl. 1791) heraus.
chtegrolls «Nekrolog» lieferte er eine in-
Selbstbiographie, die auch in einem be-
bdruck (Gotha 1801) erschien. Seine
en Schriften» wurden gesammelt (14 Bde.,
—38).
ffe, der als pensionierter preuß. Regie-
dent zu Bromberg 10. Juni 1843 ver-

storbene Theodor Gottlieb von H., war der Verfasser des 1813 beim Beginn des Befreiungskriegs von Friedrich Wilhelm III. erlassenen Aufrufs «An mein Volk». Auch gab derselbe «Beiträge zur Charakteristik Friedrich Wilhelms III.» (Bromb. 1841) heraus. Vgl. Bach, «Theodor Gottlieb von H.» (Bresl. 1863).

Hipperholme, Flecken bei Halifax (s. d.) in der [engl. Grafschaft York.

Hippiade, Bildsäule einer Reiterin, Amazone.

Hippias, Sophist aus Elis, um 400 v. Chr., jüngerer Zeitgenosse des Protagoras und Sokrates, zeichnete sich selbst unter den Sophisten noch durch Eitelkeit aus. Er prunkte vornehmlich mit ausgebreitetem Wissen, wie denn auch seine schriftstellerische Thätigkeit eine sehr vielseitige gewesen zu sein scheint. Wegen seiner Prahlerei mit allem möglichen Wissen und Können wird er namentlich auch in zwei Plato beigelegten, nach H. benannten Dialogen lächerlich gemacht. Doch rührt nur der eine, der sog. kleinere H., auch wirklich von Plato her. Indes war H.' gelehrte Thätigkeit nicht ohne Verdienst. Insbesondere gab er zuerst ein Verzeichnis olympischer Sieger heraus. Die Reste seiner Schriften sind in Müllers «Fragmenta historicorum Graecorum» (Bd. 2, Par. 1848) gesammelt.

Hippias, der zwischen 565 und 560 v. Chr. geborene ältere Sohn des Pisistratus von Athen, kämpfte 538 v. Chr. mit seinem Vater in der Schlacht bei Pallene, die seinem Hause die Tyrannis in Attika sicherte. Nach des Vaters Tode (527 v. Chr.) ergriff H. die Zügel der Regierung und führte, durch seinen Bruder Hipparch (s. d.) unterstützt, längere Jahre ein kraftvolles und intelligentes Regiment. Aber nach der Ermordung seines Bruders Hipparch (514) wurde H. argwöhnisch und mißtrauisch und unter Umständen grausam. Als nun eine Schar athenischer Flüchtlinge unter Führung des Alkmäoniden Kleisthenes 513 v. Chr. einen, wenn auch mißlungenen, Freischarenzug gegen Attika versuchte, verband sich H. mit den thessalischen Aleuaden, mit König Amyntas von Macedonien, mit dem in Susa einflußreichen Fürsten Hippoklos von Lampsakos und endlich auch mit Sparta. Nun aber gelang es den Alkmäoniden durch wiederholte Mahnungen der Pythia, die Spartaner zur Wiederaufnahme ihrer der Tyrannis feindlichen Politik zu bestimmen. Und als das gegen Athen ausgeschickte peloponnes. Heer unter Archimolios (510 v. Chr.) auf der attischen Ebene bei Phaleron durch die thessalische Reiterei eine Niederlage erlitt, führte König Kleomenes I. eine große Streitmacht, zu welcher die attischen Verbannten sich gesellten, gegen Athen. Nach wenigen Tagen wurde H. zur Ergebung und zur Auswanderung nach Sigeion in Troas genötigt, wo unter pers. Oberhoheit sein jüngerer Stiefbruder etwa seit 533 v. Chr. regierte. Seit dieser Zeit war H. anderwärts bemüht, die Herrschaft über Athen zurückzugewinnen. Zu diesem Zwecke schloß er sich endlich der pers. Politik vollständig an und befand sich auf der Flotte des Großkönigs, welche 490 v. Chr. gegen Attika auslief. Aber mit der Niederlage der Perser auf der Ebene von Marathon scheiterten auch des H. letzte Hoffnungen; auf der Rückfahrt der asiat. Flotte starb er zu Lemnos.

Hippiatrik (Hippiatrie, grch.), Pferde- und allgemeine Tierheilkunde; Hippiater, Pferde-, Tierarzt; Hippiatrica, auf die Tierheilkunde bezügliche Schriften.

Hippikon, griech. Längenmaß von 4 Stadien.

Hippo oder Hippon, zum Unterschied von Hippo Diarrhytus, dem heutigen Bizerta (s. d.), Hippo regius genannt, eine alte Stadt in Numidien, am Mittelländischen Meere gelegen, war ursprünglich eine phöniz. Kolonie, dann von Karthago abhängig, hierauf im Besitz der zuerst einen Teil, dann infolge von Massinissas Klugheit und Energie ganz Numidien beherrschenden Fürsten des numidischen Stammes der Massylier. Im J. 46 v. Chr. wurde H. durch Cäsar mit dem ganzen Lande römisch. Die Stadt hatte ihre Glanzperiode in den ersten christl. Jahrhunderten. In der Geschichte der christl. Kirche spielte H. eine bedeutende Rolle als Bischofssitz. Namentlich lebte und wirkte hier seit 392 zuerst als Presbyter, dann als Bischof der große Kirchenvater Augustinus (s. d.), der hier auch während der Belagerung durch die Vandalen 28. Aug. 430 starb. Es soll dann durch die Vandalen niedergebrannt worden sein, wurde aber jedenfalls bald wieder aufgebaut. Schon 11. Febr. 435 schloß Geiserich daselbst wieder einen Frieden mit Rom ab. Im Dez. 533 fiel H. mit den Schätzen des Königs Gelimer in Belisars Hände, der dem Vandalenreiche damals ein Ende machte. Die gänzliche Zerstörung erfolgte 697 durch die Mohammedaner auf Befehl des Kalifen Othman, worauf die Bevölkerung etwas nördlicher eine andere Stadt erbaute, das heutige Bona (s. d.).

Hippo...., oder auch nur Hipp...., griech. Vorsilbe, von ἵππος, das Pferd.

Hippoboscīden, s. unter Pupiparen.

Hippocampina oder Seepferdchen bilden eine Gruppe der Büschelkiemer und sind ausgezeichnet durch einen flossenlosen Greifschwanz. In den tropischen Meeren finden sich zahlreiche, oft durch Hautanhänge sehr abenteuerlich ausgestattete, wie Seetang aussehende Formen, nur wenige gehen in die gemäßigten Klimate. Abbildungen von Hippocampus antiquorum finden sich auf Tafeln: Aquarium, Fig. 10, und Fische II, Fig. 15.

Hippocastanĕae, s. unter Sapindaceen.

Hippocentauren, s. unter Centauren.

Hippodamīa (grch. Hippodameia) hieß in der griech. Mythologie die schöne Tochter des Önomaos, Königs von Pisa in Elis, und der Plejade Asterope. Weil dem Vater geweissagt worden war, daß sein künftiger Eidam ihn töten werde, so machte er die Bedingung, daß jeder, der sich um seine Tochter bewerben würde, mit ihm ein Wettrennen zu Wagen bestehen und, wofern er, ehe sie an das Ziel kämen, von ihm erreicht würde, durch seine Hand fallen sollte. Es gelang ihm, viele Freier zu töten, bis endlich Pelops kam, welcher nach der einen Sage durch die ihm von Poseidon geschenkten geflügelten Rosse siegte. H. wurde nun Gemahlin des Pelops und Mutter des Atreus und Thyestes. Sie verleitete nach Hygin ihre Söhne, ihren Stiefbruder Chrysippos zu töten, und tötete sich selbst, als Pelops sie dessen beschuldigte. Außer mehrern Darstellungen der Sage von dem Wettkampf auf Vasen hat man jetzt die in den Skulpturen des vordern Giebelfeldes des Zeustempels von Olympia gefunden.

Hippodrōm (grch. ἱπποδρόμος), die Rennbahn für Pferde- und Wagenrennen. Derartige Wettspiele genossen schon im griech.-heroischen Zeitalter hohes Ansehen und werden von Homer in der »Ilias«, Gesang 23, besungen. Über die Einrichtung des H. der Hellenen der spätern Zeit fehlt ein ausführlicher Bericht, jedoch gibt Pausanias eine Darstellung der berühmtesten Rennbahn zu Olympia, wobei er gleichzeitig einige Bemerkungen über die isthmische und nemeische einflechtet. Die Form dieses H. war die eines Oblongum, die beiden langen Seiten bildeten Anhöhen, deren eine von Natur, die andere durch Kunst entstanden war. Hier standen die Zuschauer. Der Ablaufstand, Aphesis genannt, war an der einen schmalen Seite und der glänzendste Teil des H., gewissermaßen die Vorhalle. Hier waren für die bespannten Wagen besondere Abteilungen, die durchs Los an die einzelnen Teilnehmer verteilt wurden. Gegenüber der Abfahrt schloß ein halbmondförmiger Erdwall den H. Die Bahn war 1200 Fuß lang und 600 Fuß breit. Durch zwei Zielsäulen, die am Anfang und am Ende der Bahn standen, wurde die Breite in zwei Hälften geteilt und es bestand nun die Kunst des im Wagen stehenden Lenkers des Zwei- oder Viergespanns darin, mit dem Gefährt in kurzem Bogen um diese Säulen zu gelangen, ohne den Mitstreitern zu nahe zu kommen; denn mit volljährigen Rossen war die Bahn 12mal, mit Füllen 8mal zu durcheilen. Nicht selten kam es vor, daß beim Umlenken die Wagen anstießen oder ineinander fuhren und zerbrachen und die Lenker verwundet oder getötet wurden. Die Vornehmen und Reichen stellten zwar die Gespanne, waren aber selten selbst die Lenker. Sophokles läßt auf der pythischen Rennbahn 10 Wagen auf einmal das Rennen ausfahren. Der letzte in Griechenland erbaute H. ist jedenfalls der von Byzanz. (S. Rennbahn.) Über die Rennbahnen der Römer s. Cirkus und Circensische Spiele.

Hippogrīph (Roßgreif), von dem ital. Dichter Bojardo erfundener Name eines fabelhaften, den Alten gänzlich unbekannten Tiers, den nachmals Wieland auf den Pegasus übertrug. Der H. wird als geflügeltes Roß mit einem Greifenkopf dargestellt.

Hippokamp, in der griech. Mythologie ein fabelhaftes Seetier mit dem Kopf und den Vorderfüßen eines Pferdes und einem Fischschwanz, welches den Seegöttern zum Reiten und Fahren dient.

Hippokastanēen (Hippocastanĕae), Unterabteilung der Familie der Sapindaceen (s. d.).

Hippokras, eine Art gewürzter Wein, der im Mittelalter allgemein üblich war, wo man die Weine noch nicht recht zu behandeln verstand, so daß sie stets eine gewisse Schärfe und Säure behielten, die man durch Zusatz von Honig und Gewürzen zu verdecken suchte.

Hippokrātes, genannt der Zweite oder der Große, der berühmteste Arzt des Altertums und der erste, der eine wissenschaftliche Begründung der Heilkunde versuchte, war der Sohn des Äskleipiaden (s. d.) Heraklides, eines Priesterarztes auf der Insel Kos, und, wie erzählt wird, der Phänarete, welche ihre Abstammung von Herakles herleitete. Geboren wurde er wahrscheinlich um 460 v. Chr. Nachdem er von seinem Vater in den erblichen Kenntnissen der Äskleipiaden unterrichtet worden war, machte er größere Reisen, die ihn auch zu den Ländern am Schwarzen Meere geführt zu haben scheinen. Er hielt sich lange Zeit auf der Insel Thasos, Abdera und in Thessalien auf und soll, angesehen und fast göttlich verehrt, in Larissa, wo man noch lange nachher sein Grabmal zeigte, gestorben sein.

ie des H. bestand darin, daß er weder
tismus noch der Empirie zu viel hul-
aus den von seinen Vorgängern (beson-
Tempeln der Asklepiaden) gesammelten
und Lehren das erfahrungsmäßig Be-
uszuscheiden wußte; daß er jeden Krank-
s als selbständig mit allen dabei vor-
Erscheinungen, teils im Zusammen-
der Außenwelt, der Lebensart, dem
Witterung u. s. w. auffaßte; daß er das
de ebenso berücksichtigte wie das Gegen-
daß er erst aus der Zusammenstellung
Thatsachen einen Schluß zog, welcher
eitern Verfahren und bei seinem Urteil
f und Ausgang der Krankheit ihm zur
enen konnte. Auf diese Art hat er ohne
r pathol. Anatomie und anderer Hilfs-
rer Zeit die Heilkunde wissenschaftlich
Für alle Zeiten hat so H. ein leuchten-
hinterlassen, wie mit geringen Mitteln
e, vorurteilsfreie, von Hypothesen sich
Beobachtung zu einer scharfen und viel-
sicht in das Wesen der Krankheiten und
olgreichen Behandlung derselben führen
ne Behandlungsweise der Krankheiten
r Regel schonend und mild, vorwiegend
sodaß man in spätern Zeiten oft Ärzte,
r solchen zuwartenden, nicht eingreifenden
r huldigten, deshalb Hippokratiker
t. Gleich seinem großen Zeitgenossen
llte sich aber H. nicht an die Spitze einer
on den vielen Schriften, die dem H. zu-
werden, sind die meisten unecht und
vor seiner Zeit, andere in seinem Zeit-
andere erst später abgefaßt. Auch die
annten Schriften des H. sind höchst
ch nicht frei von den Zusätzen seines
alos und seines Schwiegersohnes Po-
; von andern, wie den Epidemien, wird
n ihm, das meiste von andern herrühren.
Ausgaben seiner sämtlichen Werke liefer-
3 Bde., Lpz. 1826—27) und Ermerins
, Utr. 1859—65); eine musterhafte, aber
te deutsche Übersetzung Grimm (4 Bde.,
81—92; 2. Aufl., 2 Bde., Glogau 1837
die Upman (3 Bde., Berl. 1847); eine
te französische Littré (mit Urtext, 10 Bde.,
—61). Vgl. Ilberg, «Studia Pseudippo-
z. 1883).

rates aus Chios, ein bedeutender
hematiker, der in der zweiten Hälfte des
. Chr. in Athen, wo er mit Pythago-
erührung kam, lebte und lehrte. Er hat
ersuch, die Probleme der Quadratur
und der Verdoppelung des Würfels zu
ngreiche geometrische Erfindungen ge-
ch soll er das erste Elementarbuch der
t verfaßt haben.

ratisches Gesicht (facies Hippocra-
t man in der Pathologie den Gesichts-
eines Sterbenden. Kurz vor dem Tode
mit gewöhnlich in dem Gesicht eine auf-
erständerung ein. Die Gesichtsfarbe wird
leich und fahl, an Wangen und Lippen
der schwärzlich, die Stirnhaut glatt; die
le des Gesichts sinken ein; die Nase und
n werden spitzig; die Augen sinken tiefer in
hlen, verlieren den Glanz und sehen stier
e halbgeöffneten Augenlider. Diese Verän-
derung (welche teils auf Stillstehen des Blutlaufs, teils auf Lähmung der Gesichtsmuskeln zurückführbar ist) kann indessen auch durch große Entkräftung nach langem Fasten oder starken Ausleerungen und reichlichem Blutverlust entstehen und ist dann mit geringerer Gefahr verbunden. Der Name rührt davon her, daß Hippokrates zuerst diese Veränderung des Gesichts treffend beschrieb und erklärte.

Hippokrēne (grch., d. i. Roßquelle), eine den Musen heilige Quelle unfern vom Gipfel des Helikon in Böotien, nach der Sage durch den Hufschlag des Pegasus entstanden.

Hippologie (grch.), Pferdekunde (s. u. Pferd); Hippolog, Pferdekenner.

Hippolyte, Amazonenkönigin, s. Antiope.

Hippolytus, s. Phädra.

Hippolytus, angesehener Kirchenlehrer zu Ende des 2. und Anfang des 3. Jahrh., war ein Schüler des Irenäus, siedelte ums J. 190 nach Rom über und nahm daselbst an den Streitigkeiten über die Gottheit Christi und die Grundsätze der Kirchenzucht lebhaften Anteil. Nach dem Tode des röm. Bischofs Zephyrin (217) wurde er, wenn er anders wirklich der Verfasser der neuerdings wieder aufgefundenen größern «Widerlegung aller Ketzereien» ist, von einem Teile des Presbyteriums zum Gegenbischof gegen Calixtus I. gewählt. Die Kirchenspaltung dauerte auch nach dem Tode des Calixtus fort und wurde, wie es scheint, erst 235 durch die Deportation des H. und seines damaligen Gegners Pontianus nach den sard. Bergwerken beendigt. Hier scheint H. bald nachher in hohem Alter gestorben zu sein. Als gelehrter Kenner der philos. und gnostischen Systeme seiner Zeit und als scharfsinniger Verteidiger der kirchlichen Logoslehre nimmt H. unter den ältern Kirchenvätern eine hervorragende Stelle ein. Ein Verzeichnis seiner Schriften ist auf dem Postament einer ihm zugeeigneten, 1551 wieder ausgegrabenen Statue angebracht. Auch die Kirchenhistoriker Eusebius und Hieronymus liefern Verzeichnisse derselben. Die Frage, ob er wirklich der Verfasser der erwähnten «Widerlegung aller Ketzereien» sei, von welcher bis 1842 nur das erste Buch bekannt war und unter dem Titel «Philosophumena» dem Origenes zugeschrieben wurde, ist noch nicht endgültig gelöst. Das neunte Buch dieser Schrift erzählt ausführlich die röm. Parteikämpfe seit dem Bischof Zephyrin. Eine kleinere Schrift wider 32 Ketzereien, die H. weit früher verfaßte, ist in ihren Schlußpartien noch vollständig unter dem Titel einer Homilie wider Noëtus erhalten. Ein kurzer lat. Auszug war der Schrift Tertullians «De praescriptionibus haereticorum» angehängt. Außerdem ist in neuerer Zeit nachgewiesen worden, daß sie auch dem großen häresiologischen Werke des Epiphanius (s. d.) und der Ketzerbestreitung des Philaster zu Grunde lag und sich aus diesen Schriften zum großen Teile wiederherstellen läßt. Überdies machte sich H. durch Verbesserung des Ostercyklus um die Feststellung des christl. Kirchenjahres verdient und gilt auch für den Verfasser der ältern bis zum J. 234 fortgeführten Weltchronik, welche der von Mommsen neubearbeitete Chronist der seinigen vom J. 354 zu Grunde gelegt hat.

Vgl. Bunsen, «H. und seine Zeit» (2 Bde., Lpz. 1852—53; auch engl.); Döllinger, «H. und Kallistus» (Regensb. 1853); Volkmar, «H. und die röm. Zeitgenossen» (Zür. 1855); Lipsius, «Zur Quellenkritik des Epiphanios» (Wien 1865) und «Die

Quellen der ältesten Ketzergeschichte» (Lpz. 1875); Harnack, «Zur Quellenkritik der Geschichte des Gnostizismus» (Lpz. 1873 u. 1874); Langen, «Geschichte der röm. Kirche bis zum Pontifikat Leo I.» (Bonn 1881).

Hippomachie (grch.), Kampf zu Pferde.

Hippomän (grch.), leidenschaftlicher Pferdeliebhaber, Pferdenarr; Hippomanie, übertriebene Liebhaberei für Pferde.

Hippomäne, Pflanzengattung aus der Familie der Euphorbiaceen. Die wenigen im tropischen Amerika einheimischen Arten sind Bäume, die wegen ihres scharfen und giftigen Milchsaftes bekannt sind. Derselbe wird von den Indianern zum Vergiften der Pfeilspitzen benutzt. Am berühmtesten ist H. Mancinella *L.*, der Manschinellen- oder Manzanillobaum der Antillen. Er gleicht einem Birnbaum, hat eine glatte, graue Rinde, langgestielte, eiförmige, spitze Blätter, grünliche männliche Blüten in zusammengeknäuelten Gruppen, unter denen die weiblichen einzeln stehen, und apfelförmige, gelb- und rotbäckige Früchte mit weißem Samen, die sehr verführerisch aussehen, aber äußerst giftig sind. Angeblich soll schon die Ausdünstung dieses Baums vergiftend wirken oder wenigstens schädlich sein. Fischen und Krebsen schadet die Frucht nicht; doch wird der Genuß solcher Tiere dann dem Menschen nachteilig. Den Saft der Frucht wendet man in Westindien als Ätzmittel gegen Hautausschläge an. Doch ist dort dieser Baum jetzt selten geworden, weil die Regierungen seine Ausrottung seiner großen Schädlichkeit wegen schon seit geraumer Zeit anbefohlen haben.

Hippomantie (grch.), Wahrsagung aus dem Wiehern der Pferde.

Hipponax, ein berühmter Jambendichter aus Ephesus, um 530 v. Chr., wurde wahrscheinlich wegen seiner kecken, schonungslosen, wiewohl, wie es scheint, unpolit. Spottgedichte von den Tyrannen seiner Vaterstadt vertrieben. Er begab sich hierauf nach Klazomenä. Da er häßlich war, so benutzten dies die Bildhauer Bupalos und Athenis zu einer karikierten Darstellung des Dichters, der sich nun durch die heftigsten Angriffe auf sie rächte. Daß jedoch die Künstler aus Verzweiflung darüber sich erhängt hätten, ist Sage. Er erfand für seine satirischen Gedichte eine besondere Art von Jamben, den choliambischen Trimeter, von ihm der hipponakteische Vers genannt. Doch schrieb er auch in Hexametern und im erhabenen epischen Tone Parodien, von denen sich namentlich ein Bruchstück erhalten hat, welches die Schilderung eines gefräßigen Menschen enthält. Die Fragmente des H. gab am vollständigsten Bergk in den «Poetae lyrici Graeci» (2. Bd., 4. Aufl., Lpz. 1882) heraus.

Hippopathologie (grch.), Lehre von den Krankheiten der Pferde.

Hippophaë *L.*, Sanddorn, zur Pflanzenfamilie der Elaeagneae gehörige Gehölzgattung. Die Arten derselben sind 3—6 m hohe Sträucher ganz getrennten Geschlechts, mit Blüten in den Achseln von Deckblättern und glänzenden, glatten, auf einer Seite gefurchten, nußartigen Früchten. Die abwechselnden, sehr lang ausgezogenen Blätter sind durch aufliegende Schuppen, welche als zu Scheiben verwachsene strahlige Haare zu deuten sind, weißlich grau. Die Blüten kommen vor den Blättern. Der gemeine Sanddorn, H. rhamnoides, wächst durch ganz Europa am Meeresufer und an Bächen der Hochgebirge. Die linienlanzettförmigen Blätter sind oben grün und fein punktiert, unten gleich den jungen Zweigen mit silbergrauen oder rostgelben Schuppen besetzt. Der Strauch blüht im Mai, und die männlichen Individuen haben ein ganz eigentümliches Ansehen, während die weiblichen besonders im Herbst gut ausnehmen, wenn sie mit Massen erbsengroßer, orangefarbiger Früchte bedeckt sind. Zwischen dunkelbelaubtes Gebüsch am Rande des Parkgehölzes eingesprengt ist der Strauch sehr ornamental, insbesondere var. angustifolia, aber auch in der Einzelstellung von guter Wirkung. Eine andere, vom Himalaja stammende Art, H. salicifolia, ist weder so schön, noch im Winter so hart wie jene. Zum vollen Gedeihen erfordert der Sanddorn einen fruchtbaren, frischen Boden.

Hippophägen, d. i. Pferdefresser, war nach dem Bericht des Ptolemäos der Name eines Volksstammes jenseit vom Imaus-(Thian-schan-) Gebirge und eines sarmatischen nordöstlich vom Kaspischen Meere, wo noch gegenwärtig tatarische Völker nomadisieren und Pferdefleisch essen. In kultivierten Ländern hat man wiederholt Versuche gemacht, das Pferdefleisch als Nahrungsmittel einzuführen. Man stiftete zu dem Zwecke sog. Hippophagenvereine und neuerdings an vielen Orten förmliche Pferdeschlächtereien. Der Umstand jedoch, daß das Pferdefleisch einen abstoßend süßlichen widrigen Geschmack besitzt und daß das Pferd in den meisten Ländern ein zu wertvolles Tier ist, als daß es in seinem mittlern Lebensalter mit Vorteil als Schlachtvieh benutzt werden könnte, hat überall die allgemeine Einführung jenes Fleisches als Nahrungsmittel verhindert.

Hippopotämus (Flußpferd), s. Nilpferd.

Hippo regius, s. Hippo.

Hippotherium (Hipparion), ein fossiles pferdeähnliches Tier mit drei Zehen, von denen aber nur die mittelste auf dem Boden aufstand.

Hippotoxoten, s. unter Hipparch.

Hippotroph (grch.), Pferdezüchter; Hippotrophie, Pferdezucht.

Hippuriten (Hippuritidae *Gray*, Rudistae *Lam*), Muscheltiere, s. Rudisten.

Hippuritenkalke (Schrattenkalk, Seewenkalk) sind harte, zum Teil marmorartige Kalke, welche angefüllt sind von den oft dicht nebeneinander stehenden dicken Schalen der Hippuriten oder Kudisten (Caprotina, Caprina, Radiolites, Hippurites, s. beistehende Abbildung). Es sind dies unserer lebenden Chama verwandte riesige Zweischaler, deren große, mit der Spitze aufgewachsene Schale kegelförmig, kuhhorn- oder widderhornähnlich gestaltet ist, während die kleinere kappen- oder deckelartige Form besitzt. Diese Hippuriten und die nach ihnen benannten Kalksteine sind auf die Kreideformation und in ihr namentlich auf deren südl. Verbreitungszone

südl. Frankreich, Alpen) beschränkt und eine ähnliche Rolle wie die Korallen lenbänke im Jura und in der Jetztzeit.

äure, Benzoyl-Amido-Essigsäure, lykochol, Pferdeharnsäure, Harnbenzoëäure

O_2 oder $CH_2NH(C_7H_5O)COOH$, Säure, welche, früher mit Benzoësäure von Liebig 1829 zuerst erkannt und de. Sie findet sich als normaler Bes Harn der fleisch- und pflanzenfressen- d der Menschen. Im Harn der Men- r Fleischfresser kommt sie immer nur in och mit der Art der Nahrung wechseln- or, weit reichlicher tritt sie im Harn der ser auf. Welche Bestandteile der Futter- dung der H. veranlassen, darüber fehlen re Kenntnisse; nur so viel ist sicher er- die schwerverdaulichen Stoffe an ihrer beteiligt sind. Andererseits kann man eine vermehrte Produktion von H. ein- t man der Nahrung Benzoësäure, Zimt- säure, oder einen Körper der Benzoë- oder Derivate der Benzoësäure zu, so Tiere H. oder Derivate dieser Säure . Die Benzoësäure vereint sich dabei, ltung eines Moleküls Wasser, mit dem paltung der in der Leber entstehenden ure hervorgehenden Glykochol. Man an, diese Synthese der H. aus Glyko- enzoësäure erfolge im Kreislaufe des iere Untersuchungen haben jedoch er- die H. im Nierengewebe entsteht. tellung der H. wählt man Harn von n, die reichliche Mengen von Cerealien- niert haben, dampft denselben möglichst nach der Entleerung auf etwa ein es Volums ein und versetzt ihn mit einem berschuß von Salzsäure, wobei anfangs sbrausen von entweichender Kohlensäure ach 24 Stunden trennt man die in Kry- abgeschiedene H. durch Filtration von n, stinkenden Flüssigkeit, wäscht mit ltem Wasser, bis dies ungefärbt abläuft, die Säure durch öfteres Umkrystalli- kochendem Wasser, wobei man zweck- den ihr stark anhängenden Harngeruch , Chlor in die siedende Flüssigkeit leitet. iere ein an schwefelsaurem Kalk reiches erhalten, so kann die H. durch erheb- n von Gips verunreinigt sein.

e H. bildet große, wasserhelle Krystall- schwer in kaltem, leicht in kochendem ch sind, löslich auch in Alkohol, schwer ther; sie schmilzt unzersetzt bei 187° C., Temperatur wird sie zerstört. Sie ist Säure, sie zersetzt kohlensaure Salze treibung der Kohlensäure. Bei anhal- en mit konzentrierter Salzsäure oder mit ung von 1 Schwefelsäure und 2 Wasser ter Aufnahme von 1 Molekül Wasser 1 Molekül Benzoësäure und 1 Molekül säure oder Glykochol. Die H. wird im gestellt und dient als Rohmaterial für tion der Benzoësäure.

, s. Ipsus.

oder Huram, König von Tyrus 1031 hr., ist besonders berühmt geworden Vertrag, welchen der israel. König Salomo mit ihm schloß behufs Lieferung von Cedern- und Cypressenstämmen aus dem Libanon und Überlassung von Baumeistern und Werkleuten für den Tempelbau zu Jerusalem. Ebenso verband sich Salomo mit H. zur Eröffnung eines Schiffahrtsverkehrs nach dem Goldlande Ophir im südöstl. Arabien. Und noch Weiteres weiß die spätere Sage über die gegenseitigen Beziehungen beider Könige zu erzählen. Glaubwürdiger berichten tyrische Quellen, außer einer (Wieder-) Unterwerfung der Cyprier (Kitier), auch von Tempelbauten H.s in Tyrus selbst für den phöniz. Hercules (Melkart) und die Astarte, wobei gleichfalls Cedern vom Libanon zur Verwendung kamen; sowie von einem Riesenbau, durch welchen H. vermittelst Ausfüllung mit Schutt die beiden Inseln, auf denen Tyrus erbaut war, verband. (S. Tyrus.) Als ein Zeitgenosse des Königs H. wird auch ein tyrischer Erzgießer gleiches Namens erwähnt, welcher dem Salomo nicht nur die ehernen Gerätschaften für den Tempel zu Jerusalem anfertigte, sondern auch für dessen königl. Palast Arbeiten lieferte.

Hircocervus (lat., «Bockhirsch»), wie das griech. Tragelaphos (s. d.) eine groteske Ausgeburt der Phantasie. (S. Chimära.)

Hircus (lat.), Ziegenbock; Bocksgeruch.

Hirkai-Sherif (besser Chirkaï Sherif), auch Burda genannt, ist der Name des aus Kamelhaaren gewebten schwarzen Kleides (oder Mantels), welches ursprünglich dem Propheten Mohammed gehört haben und von ihm getragen worden sein soll. Der Sage nach ist der Mantel derselbe, welchen Mohammed im neunten Jahr der Hedschra dem Dichter Ka'b bin Suhair geschenkt haben soll. Der Kalif Mu'áwija soll den Mantel den Nachkommen des Ka'b abgekauft haben. So soll er von der Familie der Omajjaden auf die der 'Abbâsiden und von dieser auf die ägypt. Fâtimiden gekommen und bei Gelegenheit der Eroberung Ägyptens zugleich mit der Fahne des Propheten aufgefunden worden sein. Dieser Mantel wird jetzt in der Schatzkammer des Sultans in Konstantinopel zugleich mit dem sog. Sandschak Sherif (der Fahne des Propheten) und andern Reliquien, wie dem Säbel und dem Bogen des Propheten u. a., aufbewahrt. Der Prophetenmantel ist in vierzig seidene Hüllen eingewickelt und wird nur einmal im Jahre (am 15. des Monats Ramadhân) feierlich enthüllt. Nachdem der Sultan und die Großwürdenträger die Reliquie geküßt und ihr ihre Verehrung mit den entsprechenden Feierlichkeiten erwiesen haben, wird der Mantel einen Augenblick in ein mit Wasser gefülltes Becken getaucht. Der Kyzlar aghasi (Chef der schwarzen Eunuchen) läßt das Wasser des Beckens in kleine, mit seinem Siegel dann verschlossene Fläschchen füllen und überschickt diese denen, die an der feierlichen Ceremonie teilgenommen haben.

Hirkulation (vom lat. hircus), geiles Wuchern des Weinstocks, wenn er nur in die Reben treibt.

Hirn, s. Gehirn.

Hirn (Gust. Adolf), hervorragender Physiker, geb. 21. Aug. 1815 zu Logelbach bei Colmar im Elsaß, trat 1834 als Farbenchemiker in eine Kattunfabrik in Logelbach ein und blieb, als diese 1842 in eine Baumwollspinn- und Webefabrik umgewandelt wurde, in derselben als Ingenieur. In dieser Stellung begann H. 1843 seine grundlegenden Untersuchungen, welche die Harmonie zwischen Theorie und Praxis mehrerer wichtiger und

schwieriger Fragen der Mechanik und Wärmelehre herstellen. Gegen Ende 1880 gründete er ein meteorolog. Observatorium bei Colmar, in welchem er seine wissenschaftlichen Arbeiten fortsetzt. Außer zahlreichen Abhandlungen, besonders aus dem Gebiete der Mechanik und Wärme, in verschiedenen Fachzeitschriften veröffentlichte H. an selbständigen Werken: «L'équivalent mécanique de la chaleur» (1858), «Théorie mécanique de la chaleur» (2 Bde., Colmar 1861; 3. Aufl., Par. 1875), «Analyse de l'univers» (1868), «Mémoire sur les anneaux de Saturne» (Straßb. 1872), «Les Pandynamomètres» (Par. 1876). H.s Arbeiten zeichnen sich durch Scharfsinn im Ausdenken und Deuten des Experiments, sowie durch die möglichst große Genauigkeit der Daten und endlich auch durch philos. Denken und völlige Selbständigkeit aus. Die seit der pariser Weltausstellung von 1867 sehr verbreiteten Drahtseiltriebe sind von seinem Bruder, Ferdinand H. (gest. 29. Dez. 1879), erfunden worden.

Hirnbruch (Encephalocēle), das teilweise Heraustreten des Gehirns aus seiner knöchernen Schädelkapsel, ist entweder angeboren oder infolge von Kopfverletzungen erworben. Der angeborene Hirnbruch (Encephalocele congenita) stellt sich als eine bald größere, bald kleinere kugelige oder halbkugelige Geschwulst am Hinterhaupt, an der Stirn oder in der Gegend der Schläfenschuppen dar, deren Inhalt aus Gehirnwasser und Gehirnsubstanz besteht und durch eine Öffnung in der Schädelkapsel mit dem Großhirn in Verbindung steht. Die Ursache dieser Mißbildung besteht in einer partiellen Wasseransammlung in den Hirnhöhlen in Verbindung mit einem regelwidrigen Offenbleiben gewisser Schädellücken, durch welche Teile des sackartig vorgedrängten Großhirns nach außen treten können. Die meisten mit angeborenem H. behafteten Kinder sterben frühzeitig, weil sich der Bruchinhalt leicht entzündet und dann gewöhnlich eine tödliche Hirn- und Hirnhautentzündung zur Folge hat. Der erworbene Hirnbruch (Encephalocele acquisita s. traumatica) besteht in dem Heraustreten von Gehirnsubstanz aus Schädelwunden, wobei die letztere als rötliche schwammartige Masse erscheint und gewöhnlich in Verschwärung und brandigen Zerfall übergeht. Man trägt die vorgefallene Hirnsubstanz mit dem Messer ab und bedeckt die Wunde mit einem antiseptischen Verband.

Hirnschlagfluß, s. unter Schlagfluß.

Hirpiner war der Name einer altitalischen Völkerschaft, welche zu den Oskern oder Samniten gehörte, deren Gebiet von den Römern aber hernach aus polit. Gründen vom eigentlichen Samnium unterschieden wurde. Es lag im S. von Samnium; größtenteils südlich vom Calor und Tamarus (jetzt Calore und Tamaro). Der Hauptort war Maleventum unfern vom Zusammenfluß der genannten Flüsse, und an der Mündung des Sabatus (Sabbato) in den Calor, wo die Römer 268 v. Chr. eine Kolonie unter dem Namen Beneventum (s. Benevent) gründeten. Andere Hauptorte waren Abellinum (beim heutigen Avellino), Aquilonia (Lacedogna), Aclanum (beim heutigen Mirabella). Der Sage nach hatten die H. ihren Namen von einem Wolfe (hirpus in ihrer Sprache), der sie in ihre Sitze führte.

Hirsau, Dorf mit 731 E. im Oberamt Calw des württemb. Schwarzwaldkreises, im Thale der Nagold, 332 m über dem Meere, Station der Linie Pforzheim-Horb (Nagoldbahn) der Württembergischen Staatsbahnen, 2,5 km unterhalb Calw, hat Wollspinnerei, Saffian-, Löffel- und Pappdeckelfabriken und wird auch als Luftkurort besucht. H. verdankt seine Entstehung dem ehemaligen Kloster gleichen Namens, dessen Ruinen einen nahen Hügel äußerst malerisch zieren. Dieses berühmte Benediktinerkloster (monasterium Hirsaugiense), vom Grafen Erlafried von Calw 830 erbaut, durch Hrabanus Maurus, Abt von Fulda, im Sept. 838 eingeweiht, zeichnete sich bald durch wissenschaftliche Bildung aus, und die dasige Schule war im 10. Jahrh. berühmt. Die in ganz Deutschland 986 wütende Pest und das 988 unter den Mönchen entstandene Schisma brachten der Klosterschule großen Schaden. Allein durch den Grafen Adelbert von Calw wurde 1059 wieder ein besserer Zustand herbeigeführt, und unter dem heiligen Abt Wilhelm (1069—91) nahm das Kloster eine der ersten Stellen unter allen Benediktinerkongregationen ein. Nach der Reformation 1558 säkularisiert, wurde es in eine Klosterschule verwandelt. Herzog Ludwig von Württemberg baute ein Schloß an das Kloster an, welches aber gleich dem Kloster 1692 durch die Franzosen eingeäschert wurde. Die ausgebrannten Mauern dieses Schlosses überwölbt die riesige, von Uhland u. a. besungene Ulme. Noch gut erhalten ist die im got. Stil 1509 erbaute Kapelle, jetzt Pfarrkirche, in deren obern Räumen sich der interessante Klosterbibliothekssaal befindet. Für die deutsche Geschichte sind wichtige Quellen: Trithemius «Chronicon Hirsaugiense» (838—1514), namentlich aber der «Codex Hirsaugiensis», 1844 vom Litterar. Verein in Stuttgart herausgegeben. Vgl. Christmann, «Geschichte des Klosters H.» (Tüb. 1783); Steck, «Das Kloster H.» (Calw 1844).

Hirsch (Cervus) ist der Name einer Gattung der Wiederkäuer mit zackigen, nicht hohlen Hörnern, Geweih genannt, welche indes, eine Art (das Renntier) ausgenommen, dem weiblichen Geschlecht stets fehlen, in gewissen Perioden des Jahres abfallen und dann durch neue ersetzt werden, die anfangs mit einer haarigen Haut überzogen sind. Die 22 Hirscharten sind in der Alten und Neuen Welt einheimisch und gehören zu den nutzbarsten Tieren, fehlen aber gänzlich im südl. Afrika, in Australien und in Polynesien. Unter ihnen ist das größte das Elen oder Elentier (s. d.; vgl. Tafel: Hirsche, Fig. 1). Andere Hirscharten sind das Renntier (s. d., Fig. 2) und der Damhirsch (s. d., Fig. 3), beide mit schaufelförmigem Geweih.

Unter den übrigen Arten, die ein rundes Geweih haben, ist außer dem Reh (s. d., Fig. 4) der Edelhirsch, Rothirsch oder Rotwild (C. Elaphus, Fig. 5), dessen Weibchen Hirschkuh, Tier oder Hindin genannt wird, in Europa am häufigsten und bildet hier gegenwärtig den Hauptgegenstand der sog. hohen Jagd. Er ist bräunlich, im Sommer rötlich (Brandhirsch), seine Nase kahl und das Geweih vielsprossig und zurückgebogen. Sein Geweih wirft er im Februar (daher Hornung) ab. Das einjährige Kalb wird Spießer genannt, das zweijährige heißt Gabler. Das Alter der Männchen, die in der Brunstzeit, im Spätherbst, um die Weibchen kämpfen, schätzt man nach der Zahl der Enden, d. i. der Zacken des Geweihs (wie dies die nachstehenden Abbildungen zeigen). In ältern Zeiten, wo die H. noch Zuflucht in den Urwäldern fanden, erreichten sie öfters eine jetzt beispiellose Größe. So soll

HIRSCHE.

1. Elen (Cervus Alces).

5. Edelhirsch (Cervus Elaphus).

2. Renntier (Cervus Tarandus).

3. Damhirsch (Cervus Dama).

4. Reh (Cervus Capreolus).

6. Moschustier (Moschus moschiferus).

in Wusterhausen das mit 66 Enden versehene 535 Pfd. wiegende Geweih eines von Friedrich I. geschossenen H. Das Fleisch des H. ist sehr achaft; sein Fell liefert, weiß gegerbt, das sog. ieder. In Amerika wird der Edelhirsch durch rere Arten vertreten, in Nordamerika durch

größern **Wapiti** oder canadischen H. (C. Ca- nsis), in Südamerika durch den Guazu-Puca **Sumpfhirsch** (C. paludosus) u. s. w. Ost- en besitzt einige eigentümliche Hirscharten, unter n besonders der gefleckte, auch in engl. Parks flanzte, schon den Alten bekannte **Axishirsch** Axis) zu erwähnen ist. Eine besondere, sehr würdige Unterfamilie der H. bilden die Mo- schiere (s. d.; vgl. Tafel, Fig. 6). Skelette, entlich Geweihe, die man hier und da, beson- in Irland in Torfmooren gefunden hat, zeu- von einer untergegangenen Hirschart, dem **Riesenhirsch** (C. megaceros). Bei einigen r Skelette maß der Schädel 60—70 cm, das afelförmige Geweih war über 2 m lang, und Spitzen desselben standen etwa 4 m auseinander. Andere ausgestorbene Gattungen, die zu Familie der H. gehören, kommen in den mittlern Tertiärgebilden (Miocän) Europas vor.

Hirsch, Weißer, klimatischer Kurort bei Dres- s. **Weißer Hirsch**.

Hirsch (August), namhafter Mediziner, geb. 1817 zu Danzig, war anfangs für den Kauf- nnstand bestimmt, widmete sich aber seit 1839 Berlin und Leipzig dem Studium der Medizin ließ sich nach Ablegung der Staatsprüfungen 4 in Elbing, 1846 in seiner Vaterstadt als prak- er Arzt nieder. In den J. 1850—59 veröffent- te er eine Reihe größerer Abhandlungen über Geschichte und Geographie der Malariafieber, typhösen Krankheiten, der Ruhr, der Beulen- und des Schweißfriesels und faßte in den fol- den Jahren die Resultate seiner geogr.-pathol. chten in dem umfassenden und epochemachenden rk «Handbuch der histor.-geogr. Pathologie» de., Erlangen 1859—64; 2. neu bearbeitete l., Stuttg. 1881—83) zusammen. Im J. 1863 de er als ord. Professor der Medizin an die versität Berlin berufen, wo sich seine Lehrthä- it vorzugsweise über Geschichte der pragma- en Medizin, über Geschichte und Geographie Volkskrankheiten, sowie über spezielle Patho- e und Therapie erstreckt. Im Winter 1863— reiste er im Auftrag der Regierung die vom epidemischen Genickkrampf heimgesuchten Gegenden Westpreußens und veröffentlichte hierüber seine Schrift «Die Meningitis cerebro-spinalis epidemica» (Berl. 1866). Am Deutsch-Französischen Krieg von 1870 und 1871 beteiligte er sich als dirigierender Arzt eines Ministerial-Sanitätszugs.

Auf seinen und Pettenkofers Antrag wurde 1873 die «Cholerakommission für das Deutsche Reich» gebildet, als deren Mitglied er im amtlichen Auftrag 1873 die von der Cholera befallenen Provinzen Posen und Westpreußen bereiste und als Resultat seiner Beobachtungen einen ausführlichen Bericht (1874) veröffentlichte. Im J. 1874 beteiligte er sich als Delegierter des Deutschen Reichs an den Verhandlungen der in Wien tagenden Sanitätskonferenz der europ. Staaten und bearbeitete die Beschlüsse der Konferenz bezüglich der Quarantänemaßregeln; 1875 wurde er zum Geh. Medizinalrat ernannt. Im Winter 1879/80 begab er sich als Delegierter des Deutschen Reichs nach dem Gouvernement Astrachan behufs Nachforschungen über die daselbst ausgebrochene Pestepidemie und gab darüber einen ausführlichen Bericht (1880) heraus. Außerdem veröffentlichte er noch: «Über die Anatomie der alten griech. Ärzte» (Habilitationsschrift, Berl. 1864), «Über Verhütung und Bekämpfung der Volkskrankheiten» (Berl. 1875), «Geschichte der Augenheilkunde» (Lpz. 1877, als Teil des großen «Handbuch der Augenheilkunde» von Graefe und Sämisch) und zahlreiche mediz.-biographische Artikel in der von der Münchener Historischen Kommission herausgegebenen «Allgemeinen deutschen Biographie». Auch gab er eine neue Bearbeitung der Abhandlungen Heckers über «Die großen Volkskrankheiten des Mittelalters» heraus (Berl. 1865) und ist seit 1866 als Mitherausgeber an Virchows «Jahresbericht über die Fortschritte und Leistungen der Medizin» beteiligt.

Hirsch (Jenny), Schriftstellerin, geb. zu Zerbst 25. Nov. 1829, war zuerst Privatlehrerin in ihrer Vaterstadt, 1860—64 in der Redaction des «Bazar» in Berlin thätig, für welchen sie unter dem Pseudonym J. R. Heynrichs schrieb. Später wurde ihr Interesse durch die Bewegung für Verbesserung der Frauenerziehung oder Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts in Anspruch genommen. Sie besuchte 1865 den ersten Frauentag in Leipzig und trat im Frühjahr 1866 in den Lette-Verein, dessen Schriftführeramt sie seit der Begründung bis zum April 1883 verwaltete. Von 1870 bis 1882 redigierte sie die Zeitschrift «Der Frauenanwalt», Organ des Verbandes deutscher Frauenbildungs- und Erwerbvereine. Mit Mary Wall schrieb sie «Haus und Gesellschaft in England» (Berl. 1878), ferner erschien von ihr «Fürstin Frau Mutter. Histor. Erzählung» (Dresd. 1881).

Hirsch (Max), namhafter Volkswirt und liberaler Politiker, geb. von israel. Eltern 30. Dez. 1832 zu Halberstadt, widmete sich 1850—55 an den Universitäten zu Tübingen, Heidelberg und Berlin dem Studium der Philosophie, der Jurisprudenz und der Staatswissenschaften und unternahm dann eine längere Reise durch Frankreich und Nordafrika, als deren Frucht die Reisewerke zu betrachten sind: «Skizze der volkswirtschaftlichen Zustände in Algerien» (Gött. 1857), «Reise in das Innere von Algerien, durch die Kabylie und Sahara» (Berl. 1862). Nach seiner Rückkehr nach Deutschland begründete er zu Berlin das polit. Wochenblatt «Der

fortführte», ging jedoch 1862 nach Magdeburg, wo er alsbald eine angesehene Thätigkeit als Schriftsteller, Vereins- und Genossenschaftsführer, insbesondere unter den Arbeitern entwickelte. Nachdem er 1867 nach Berlin übergesiedelt war, widmete er sich ausschließlich den öffentlichen Angelegenheiten. Seine Studienreise nach England und Schottland behufs Kenntnisnahme der dortigen Arbeiterzustände veranlaßte ihn 1868 auch in Deutschland, im Gegensatz zu den Lehren der Sozialdemokratie, die die Verbindung von Kapital und Arbeit und die materielle, geistige und moralische Hebung des Arbeiterstandes bezweckenden «Gewerkvereine» ins Leben zu rufen, welche alsbald in ganz Deutschland Verbreitung fanden. Als Anwalt verletzten und als Herausgeber ihres Vereinsorgans «Der Gewerkverein» hatte, bisher besonders durch Gründung nationaler Kranken-, Begräbnis-, Invaliden-, Altersversorgungs- und ähnlicher Kassen, immer durch Förderung der Gewerkvereine und Errichtung von Schiedsgerichten und Einigungsämtern eine einflußreiche Thätigkeit entwickelt. Im J. 1869 vom 23. sächs. Wahlkreise (Zittau) in den Norddeutschen Reichstag gewählt, trat er darin der Fraktion der Deutschen Fortschrittspartei bei. Im J. 1877 wurde er vom ersten berliner Wahlkreis, 1881 vom Reuß j. L. in den Deutschen Reichstag gewählt. Hier wurde er insbesondere zur Wahrung der freien genossenschaftlichen Arbeiterbewegung, für die Begründung und Ausgestaltung der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung, immer des Vereins für Sozialpolitik. Auf seine Anregung und gemäß seinem Plane wurde 1878 der Wissenschaftliche Centralverein und dessen Anhalt für internationale populärwissenschaftliche Vortragscyklen unter dem Namen «Humboldt-Akademie» begründet, deren Generalsekretär er wurde und an welcher er Vorlesungen über Nationalökonomie, soziale Fragen, Versorgungs- und Versicherungswissenschaft hält. Von seinen volkswirtschaftlichen und sozialpolitischen Schriften sind noch zu erwähnen: «Musterstatuten für Einigungsämter» (Berl. 1872), «Die gegenseitigen Hilfskassen und die Gesetzgebung» (Berl. 1875), «Gewerkvereins-Katechismus» (Berl. 1876, im Verein mit Polke), «Was bezwecken die Gewerkvereine?» (6. Aufl., Berl. 1884), «Der Staat und die Versicherung» (Berl. 1881), «Das Krankenversicherungsgesetz vor dem Reichstage» (Berl. 1883).

Hirsch (Rud.), österr. Dichter, geb. 1. Febr. 1816 zu Napagedl in Mähren, studierte 1834—38 in Wien die Rechte und promovierte dann beim Magistrat in Brünn. Aus Liebe zur Musik ging er nach Leipzig, übernahm die Redaktion des «Komet» bis 1843 und wirkte nebenher als Dichter und Komponist; 1841 gründete er das «Album für Gesang» (4 Jahrg., Lpz. 1841—43, Wien 1844—45). 1843 ging er nach Österreich zurück, ward in Triest und Fiume, später in Wien beschäftigt und starb 10. März 1872. Er schrieb das Drama «Rafaele» (Wien 1836), «Balladen und Romanzen» (Lpz. 1841; neue Folge, Wien 1845), «Buch der Sonette» (Lpz. 1841), «Soldatenspiegel» (Wien 1849; 3. Aufl. 1851), «Irrgarten der Liebe» (Wien 1850; 6. Aufl. 1856), «Lieder ohne Weltschmerz» (Wien 1854), «Eulenspiegels Tagebuch» (Pest 1856) u. s. w. Seine «Poetischen Schriften» erschienen in 2 Bänden (Wien 1851).

Hirsch (Siegfried), Historiker, geb. 5. Nov. 1816 in Berlin, studierte in Berlin Jura und Geschichte,

[illegible] Hirsch), [illegible]
[illegible] Thätigkeit bei Dr[illegible]
[illegible] und Geschichte [illegible]
[illegible] Wilhelm-Gymn[illegible]
[illegible] Examen.
[illegible] der Geschichte [illegible]
[illegible] 1861. Er promovierte [illegible]
[illegible] Gewerbegerichte unter [illegible]
[illegible] Ordens» (Lpz. 1858); [illegible]
[illegible] gab er die «Scriptores [illegible]
[illegible] (Lpz. 1862 ff.) heraus.

Hirschberg, Stadt im [illegible]
Oberpräs.; Regierung [illegible]
vom Bober, 258 m [illegible]
Schloß, eine Simultan- und [illegible]
bauverein, 5 Zeugs- und [illegible]
Obererdsteinbrüche und [illegible]

Hirschfeld, Gustav, [illegible]

Hirschfelde, Stadt im [illegible]
Amtshauptmannschaft Zittau, [illegible]
Nieder-Seifhennersdorf-Neu[illegible]
Neusalza, 1885: 2[illegible]
deutschreformierte K., [illegible]
ichen Schloß mit bedeutende[illegible]
Gartenanlagen und eine[illegible]
Rittergutsamt, Amtsgericht [illegible]
befindet schon um das J[illegible]
Sachsenrecht; das Herrsch[illegible]
gehörte, dann nach der [illegible]
(1620) an Adam von [illegible]
der bekannte Herzog von [illegible]
Albrecht von Wallenstein [illegible]
Kaiserkrone vermittelte. [illegible]
Buttler damit bedacht, [illegible]
Tochter vererbte. Seit [illegible]
sitze der Grafen von [illegible]

Hirschberg, Kreisst[illegible]
Regierungsbezirk Liegnitz, [illegible]
schönsten und größten [illegible]
an der Einmündung [illegible]
340 m über dem Meere, [illegible]
furt-Altmasser und Ho[illegible]
sischen Staatsbahnen, [illegible]
unter 3067 Katholiken [illegible]
einer Reichsbanknebenst[illegible]
und Amtsgerichts, einer [illegible]
ein evang. Gymnasium, [illegible]
werbliche Fortbildungsschu[illegible]
terschule. Die evang., [illegible]
gehört zu den sechs sog. [illegible]
Leopold I. den Protestan[illegible]
erlaubte, und zeichnet [illegible]
Kuppel, eine vortrefflich[illegible]
eine eherne Büste Luthe[illegible]
Kirche stammt aus der [illegible]
(«Ring») ist von «Lau[illegible]
Mittelpunkt der schlesi[illegible]
lich sowohl als Manufa[illegible]
ihre frühere Ausdehnun[illegible]
hat. Namentlich war

sog. Schleierweberei, welche Kunst sowohl in selbst wie überhaupt im Kreise H. zuerst in der itte des 16. Jahrh. durch einen von seiner Wan- rung aus den Niederlanden zurückkehrenden chuh- oder Hutmachergesellen hierher verpflanzt urde. Die Lotgarne wurden dazu so fein gespon- en, daß man ein ganzes Stück durch einen Finger- ring ziehen konnte. Im Dreißigjährigen Kriege ging diese Kunst zwar wieder verloren, allein durch den patriotischen Bürgermeister Flade, der zu die- sem Behufe selbst ins Ausland reiste und dafür nachher vom Kaiser unter dem Namen von Ehren- schild in den Adelsstand erhoben wurde, ward dieser Industriezweig in H. wieder heimisch. Er steigerte sich nun fortwährend und gelangte zu hoher Blüte, bis er durch den franz. Krieg 1806 eine solche Stö- rung erlitt, daß er sich nicht wieder hat erheben können. Außerdem bestehen in H. Thonwarenfa- briken, welche geschmackvolle Öfen liefern, eine be- deutende Eisengießerei, eine Maschinenspinnerei, Fabriken für Papier, Papierstoff, Strohstoff, Kar- tonnagen, Cement, Maschinen, Obstwein, Spitzen, Cigarren, Eisenmöbel, Drahtwaren und dgl. H. ist die wichtigste Handelsstadt im Gebirge. Außerdem befinden sich hier zwei Badeanstalten mit Badeanstalt. Zu den roman- tischen Umgebungen der Stadt gehören besonders der Schlierberg, der Sattler, eine Schlucht am Fuße des Hausberg, der Kreuzberg und Helikon. Der Kreis Hirschberg zählt (1880) auf 67782 E., davon 10804 Katholiken und 1 Israeliten.

Hirschberg (an der Saale), Stadt im Für- stentum Reuß j. L., Landratsamt Ebersdorf, in schöner Lage rechts an der Saale, 441 m über dem Meere, 4 km im NW. von Hof, dicht an der bayr. Grenze, zählt (1880) 1778 evang. E., ist Sitz eines Amtsgerichts, hat ein Bergschloß, Gerberei, Tuchfabrik, Strumpfwirkerei, Baumwoll- färberei und Eisensteingruben.

Hirschberger Thal, eine anmutige, fruchtbare Niederung, 310—400 m über dem Meere, in der Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Lieg- nitz, zwischen dem Riesengebirge im S., dem Landes- hut im O. und dem Katzbachgebirge im W., 20 km lang und bis 13 km breit, im Becken von O. nach W. vom Bober, im südl. Teile S. nach N. von der Lomnitz und dem zwischen zwei linksseitigen Zuflüssen des Bober mündet, wird durch die Stohnsdorfer Berge, den Stangenberg bis zu 524 m aufsteigen, in zwei Thalbecken an der Lomnitz und ein west- licheres am Zacken geschieden. In letzterm befinden sich Hermsdorf, Warmbrunn und Hirschberg, in ersterm Schmiedeberg und Erdmannsdorf. Die Umgebung des H. weist fast überall Granit auf. Im Thale führt die Linie Kohlfurt-Altwasser der Preußi- schen Staatsbahnen durch das Thal, von welcher in Hirschberg eine Sekundärlinie über die Statio- nen Lomnitz und Mittel-Zillerthal (Erdmannsdorf) nach Schmiedeberg führt.

Hirschbrunst, Pilz, s. Elaphomyces.

Hirscheber (Porcus) ist der Name einer Gat- tung der Schweine, die sich durch vorn runde, hin- ten lantige, vorragende und insgesamt aufwärts gebogene Eckzähne und durch nur vier Schneide- zähne im Oberkiefer auszeichnet. Man kennt nur eine Art, den molukkischen H. oder Babirussa (Babirussa), der auf den Inseln Celebes und Buru einheimisch ist, wo er in zahlreichen Rudeln das Innere sumpfiger Waldungen bewohnt. Er ist 1 m lang und 70—80 cm hoch, hat hohe, schlanke Beine, ein mit wenig rauhem Haar dünn bedecktes Fell und große, runde, verständige, hirschartige Augen. Die einem Horn ähnlichen, sehr großen Eckzähne des Oberkiefers durchbohren die Oberlippe ungefähr in halber Entfernung zwischen Auge und Schnauzspitze und krümmen sich mit der Spitze nach der Stirn zurück. Unser Klima erträgt der H. auch bei aller Sorgfalt nicht lange; doch sieht man ihn zuweilen in Tiergärten. Seines wohl- schmeckenden Fleisches halber wird er eifrig gejagt.

Hirscher (Joh. Baptist von), kath. Theolog, geb. 20. Juni 1788 zu Alt-Ergarten bei Ravens- burg in Oberschwaben, studierte zu Freiburg i. Br., wurde 1810 zum Priester geweiht, 1812 als Re- petent an die kath. Fakultät in Ellwangen berufen, 1817 Professor der Moral und Pastoraltheologie in Tübingen, 1837 Professor in Freiburg i. Br., wo er 1839 Domkapitular, 1850 Domdekan wurde, 1863 seine akademische Thätigkeit aufgab und 4. Sept. 1865 starb. Seine hauptsächlichsten wissen- schaftlichen Arbeiten sind: «Die kath. Lehre vom Ablaß» (Tüb. 1829; 6. Aufl. 1855), «Katechetik» (Tüb. 1831; 4. Aufl. 1840), «Die christl. Moral» (3 Bde., Tüb. 1835; 4. Aufl. 1845), «Betrachtun- gen über die sonntäglichen Evangelien des Kir- chenjahres» (Tüb. 1837; 5. Aufl. 1848—52), «Geschichte Jesu Christi» (Tüb. 1839; 2. Aufl. 1840), «Das Leben der seligsten Jungfrau und Gottesmutter Maria» (Freiburg 1853; 6. Aufl. 1879). Der milden Richtung der Schule Sailers zugethan, erstrebte H. eine mäßige Reform der Kirche neben Befestigung ihrer Macht auch über den Staat. In diesem Sinne hat er teils als Mitglied der bad. Landesvertretung, teils als Schriftsteller eifrig gewirkt.

Hirschfänger heißt das kurze, an der Spitze zweischneidige Seitengewehr des Jägers, mit wel- chem dem angeschossenen Hirsch oder Wildschwein der Tod (Fang) gegeben wird. Puysegur wollte die gesamte Infanterie mit dem H. anstatt des De- gens oder Säbels bewaffnen. Die deutschen Jä- gerbataillone führen H. mit gerader, hohlgeschliffe- ner Klinge und Rücken, welche als Bajonett auf die Büchse aufgesetzt werden können.

Hirschfeld (Christian Cai Lorenz), deutscher Dichter, geb. zu Rüschel bei Eutin 16. Febr. 1742, war 1769 Professor der Philosophie in Kiel und starb 20. Febr. 1792. Er schrieb: «Das Land- leben» (Bern 1767; 4. Aufl., Lpz. 1828), «Der Winter» (Lpz. 1767; 2. Aufl. 1775), «Theorie der Gartenkunst» (5 Bde., Lpz. 1775—85) und «Von der Gastfreundschaft» (Lpz. 1777).

Hirschfeld (Gustav), Archäolog, geb. 4. Nov. 1847 zu Pyritz in Pommern, besuchte das dortige Gymnasium, studierte in Tübingen, Leipzig und Berlin bis 1870 und hielt sich dann als Stipendiat des Preußischen Archäologischen Instituts in Grie- chenland, Italien und Kleinasien auf. Von 1875 bis 1877 leitete er die Ausgrabungen zu Olympia; Ostern 1878 wurde er zum außerord. Professor für Archäologie in Königsberg und 1880 zum ord. Pro- fessor daselbst ernannt. Er veröffentlichte: «Tituli statuariorum sculptorumque graecorum» (Berl. 1871), «Athena und Marsyas» (Berl. 1872), und war beteiligt an den zwei ersten Bänden der «Aus- grabungen in Olympia» (1877—78).

Hirschfeld (Karl Friedr. von), preuß. General der Infanterie, geb. zu Strehlen in Schlesien 16. Juli 1744 (nach andern 1746, auch 1748), trat 1762 in die preuß. Armee, nahm 1787 als Adjutant des Herzogs von Braunschweig am holländ. Feldzuge teil und erwarb für einen kühnen Handstreich (Eroberung der Schleusenschanze von Arkelen bei Gorkum) den Orden pour le mérite, wurde in den Rheinfeldzügen 1792—94 mehrfach mit Auszeichnung genannt und befehligte 1806 als Generalmajor die Garde. Im J. 1813 übernahm H. den Befehl über neuerrichtete Landwehrtruppen in den Marken, beobachtete zunächst die Festung Magdeburg und schlug 27. Aug. bei Hagelberg (s. Belzig) den franz. General Girard. Nach dem Frieden trat er in den Ruhestand und starb 11. Okt. 1818 zu Brandenburg a. d. Havel. Vgl. von Zedlitz, «Pantheon des preuß. Heeres» (Berl. 1835).

Hirschfeld (Moritz von), Sohn des vorigen, geb. 23. Juli 1790, trat 1803 in das Kadettenkorps, 1804 in das Regiment Garde zu Fuß, nahm am Zuge des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig 1809 teil und entkam nach England, kämpfte darauf in Spanien, wo er bei Plaa leicht, 1811 bei Figueras und Murviedro schwer verwundet wurde, in Kriegsgefangenschaft geriet, 1812 jedoch entkam und dann bis 1815 im span. Dienste blieb. Nach dem zweiten Pariser Frieden wurde H. als Major in der preuß. Armee wieder angestellt, führte 1849 als Generallieutenant im bad. Feldzuge das 1. preuß. Korps und rückte 13. Juni in die bayr. Pfalz ein, überschritt 20. Juni bei Germersheim den Rhein und lieferte die Gefechte bei Waghäusel, Ubstadt, Durlach und Kuppenheim. Nach der Beendigung des Feldzugs wurde H. kommandierender General des 8. Armeekorps in Koblenz und starb in dieser Stellung 13. Okt. 1859. — Ein älterer Bruder, Eugen von H., geb. 1784, trat 1795 als Junker in die preuß. Armee, kämpfte bei Auerstädt 1806, wurde bei Waren verwundet und bei Lübeck gefangen genommen, entkam jedoch und bildete ein Freikorps, mit welchem er 1807 in der Mark und in Schlesien den Kampf fortsetzte. Im J. 1809 nahm er ebenfalls am Zuge des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig teil, entkam nach England, trat als Major in brit. Dienst und wurde 1810 nach Spanien gesendet, wo er die Vorhut des Generals Sarsfield führte, aber 16. Jan. 1811 infolge einer tags zuvor bei Plaa empfangenen schweren Verwundung starb. Vgl. von Holleben, «Erinnerungen an Eugen und Moritz von H.» (Berl. 1863).

Hirschfeld (Samuel Greifenson von), s. Grimmelshausen (Hans Jak. Christoph von).

Hirschfelde, Flecken in der sächs. Kreishauptmannschaft Bautzen, Amtshauptmannschaft Zittau, 7 km im NO. von Zittau, links an der Lausitzer Neisse, Station der Linie Görlitz-Zittau der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1880) 2111 meist evang. E. und hat eine große Flachsspinnerei, eine Orleanfabrik, Brauerei, Blaufärberei, Lein- und Wollweberei. Dabei liegt die Burgruine Rohnau und das von Touristen vielbesuchte Neißthal.

Hirschhäute. Die Häute des Edel- und Damhirsches, auch des nordamerik. Wapitihirsches, der die größten Häute liefert, werden sämisch gegerbt und das weiche Leder dient zu Beinkleidern, Handschuhen, Stiefeln, Kissen, Bettdecken, Degenkoppeln u. s. w. Die Haare benutzt man als Polstermaterial.

Hirschhorn (lat. Cornu cervi), das in seiner Substanz den Knochen nahe verwandte Gewebe des Hirsches und der rehartigen Tiere, wird zu Messergriffen, kleinen Schnitzwaren u. dgl., ja selbst zu Möbeln (Stühlen, Wand- und Kronleuchtern u. s. w.) verarbeitet, wobei dessen zierlich gerippte, braune Oberfläche in Verbindung mit Härte und Festigkeit schätzbar ist. Eine künstliche Nachahmung desselben wird durch Pressen und Lackieren von Holz dargestellt. Aus geraspeltem H. oder den bei der Bearbeitung des H. auf der Drehbank abfallenden Drehspänen kann man durch Auskochen mit Wasser eine Gallerte bereiten, welche mit der Knochengallerte übereinstimmt und in früherer Zeit, als man sich über den Nahrungswert der Gallerte irrigen Ansichten hingab, als sog. stärkendes Nahrungsmittel für Genesende vielfach verordnet wurde. Bei der trockenen Destillation des H. werden dieselben Produkte erhalten, wie unter gleicher Behandlung aus Knochen, nämlich ein braunes, übelriechendes, flüchtiges Öl (Hirschhornöl, Oleum cornu cervi) und mit diesem Öl verunreinigtes, daher braungefärbtes, kohlensaures Ammoniak, welches teils in wässeriger Auflösung (Hirschhorngeist, Liquor ammonii carbonici pyro-oleosi), teils als festes Sublimat (Hirschhornsalz, Sal cornu cervi, Ammonium carbonicum pyro-oleosum) erscheint. Weißgebranntes Hirschhorn ist nichts anderes als Knochenasche.

Obgleich die Namen Hirschhornöl, Hirschhornsalz sich erhalten haben, so werden die betreffenden Präparate doch längst nicht mehr durch trockene Destillation von H. dargestellt; man gewinnt sie als Nebenprodukte bei der Fabrikation der Knochenkohle und verwendet sie dann als Rohmaterial zur Darstellung von Ammoniumsalzen, die in dieser Form durch empyreumatische Öle stark verunreinigt sind und einer umständlichen Reinigung bedürfen. Die sog. Hirschhornpräparate spielten früher im halbgereinigten Zustande eine große Rolle in der Medizin, sind aber in der Deutschen Pharmakopöe von 1882 sämtlich gestrichen. (S. u. Ammonium [-Verbindungen], Bd. I, S. 566b.)

Hirschhorn, Stadt im Großherzogtum Hessen, Provinz Starkenburg, Kreis Heppenheim, 23 km im ONO. von Heidelberg, rechts am Neckar, am südl. Fuße des Odenwaldes, Station der Linie Heidelberg-Eberbach-Würzburg der Badischen Staatsbahnen, zählt (1880) 1957 meist kath. E., ist Sitz eines Amtsgerichts und treibt Schiffahrt, sowie starken Handel mit Holz und Lohrinden. Die Erbheimerkirche wird schon 795 erwähnt, die Klosterkirche wurde 1406 erbaut. Auf einem Sandsteinfelsen über der Stadt erhebt sich die Ruine einer Burg, welche ehemals Sitz der Herren von H. war.

Hirschkäfer, Feuerschröter (Lucanus cervus), heißt der größte unserer einheimischen Käfer, der durch den bedeutenden Unterschied zwischen Männchen und Weibchen besonders bemerkenswert ist. Die Gattung, welche bei uns mehrere Arten zeigt, gehört nebst den Maikäfern zu den Käfern mit blätterigen Fühlhörnern (Lamellicornia); doch sind bei den Schrötern nur drei oder vier Blätter vorhanden. Die Kinnbacken sind groß, vorgestreckt, bei dem Männchen oft halb so lang als der Körper, mit innern Zacken und Zähnelungen, sodaß sie in der That Hirschgeweihen sehr ähnlich sehen, bei dem Weibchen sehr kurz, spitz und scharf gekrümmt. Der Körper und das Halsschild sind breit, gewölbt;

dunkelkastanienbraun. Der Käfer fliegt
n warmen Sommerabenden in Gegen-
en häufig sind. Das Weibchen bohrt
tamm morscher Eichen und legt seine
s denen eine Larve kommt, die dem
nlich, aber viel größer ist und vier
im Mulm bohrt. Dann verpuppt sie
de in einem faustgroßen Thonballen,
der noch weiche Käfer monatelang
ganze Lebensdauer beträgt also fünf
amilie der H. (Lucanidae) hat gegen
ie in der Alten Welt in den tropischen,
in den nördlich gemäßigten Regionen
hlreich sind, während sie in den heißen
er Neuen Welt sich nur selten finden.

antheit bei Pferden, s. Starr-
Pferde.

ng, s. Reizker.

hwamm, gelber (oder Ziegenbart)
(oder Bärentatze) sind zwei in
vorkommende eßbare Arten der Pilz-
varia (s. d.).

lg, Medikament gegen wunde Stellen
Dem Hirsch hat man seit alters her in
große Bedeutung beigelegt, und so
im Volksglauben auch noch heute dem
nders heilkräftige Wirkung zu, obgleich
iner Apotheke dieser Stoff mehr zu
bern dafür Hammeltalg geliefert wird.

urz, s. unter Peucedanum.

ngе, s. unter Hydnum.

eine einjährige, zur Familie der Gra-
Gattung Fennich (Panicum) gehörende
Man baut die einzelnen Arten der
Körner, teils der Futtergewinnung
nd dies namentlich folgende: die ge-
Rispenhirse (Panicum miliaceum, s.
reidearten, Fig. 20), die Klump-
L. var. contractum), die Bluthirse (P.
, die große Kolben- oder Borstenhirse
ica) und die kleine Kolbenhirse oder
(S. germanica, s. Tafel: Getreide-
g. 21). Während die erstgenannten
der Körner wegen kultiviert werden,
Nutzung des Mohars namentlich in der
nung. Im mittlern Europa wird die
von welcher es eine große Zahl sich
urde der Samen unterscheidender Va-
t, in größerm Umfange angebaut als
rse, da die letztere empfindlicher gegen
öste ist und höherer Temperatur wäh-
getation bedarf als die erstere. Für
n der H., deren erfolgreiche Kultur nur
s Gebietes des Mais- und Weinbaues
ein warmes, trockenes Klima, sowie
oder sandig-lehmiger Boden in war-
besonders günstig. Da die H. große
verträgt, so ist sie besonders für das
ichungsweise kontinentale Europa ge-
wird deshalb namentlich in Österreich-
dem östl. Mitteldeutschland angebaut.
uß möglichst unkrautfrei sein und auch
r Vegetation der H. ebenso gehalten
che Düngung sagt der H. weniger zu
ist. Die Saat erfolgt am besten mit-
Drillmaschine, und zwar Anfang bis Mitte
ner Zeit, in welcher Nachtfröste nicht
rchten sind. Die Ernte wird, je nach
oder niedrigern Temperatur des Som-
mers, Ende August oder September vorgenom-
men, und beläuft sich der Ertrag auf 15—30 hl
Samen im Gewicht von 65—75 kg pro Hektoliter
und auf 1—2000 kg Stroh pro Hektar. Die Sa-
men, welche 10—12 Proz. Eiweißstoffe, 3—4 Proz.
Fett und 58 Proz. Stärke enthalten, werden ent-
weder als Viehfutter im unenthülsten Zustande
oder nach vorherigem Enthülsen als menschliches
Nahrungsmittel in Form von Mehl, Graupen oder
Grütze verwendet; das Stroh ist als Viehfutter
wertvoll. Von Pilzen, welche die H. heimsuchen,
sind zu nennen: Ustilago destruens auf der Ri-
spen- und Ustilago Crameri auf der Kolbenhirse.

Hirsebrand, s. u. Brand des Getreides.

Hirsenfennich, s. Hirse.

Hirsenfink, s. Grünfink.

Hirsenmelde, s. Quinoa.

Hirsesucht, bei Schweinen soviel wie Finnen-
krankheit (s. d.), bei Rindvieh soviel wie Perlsucht
(s. d.).

Hirsingen, Dorf und Kantonshauptort im
Kreise Altkirch des elsaß-lothring. Bezirks Ober-
elsaß, liegt 6 km südlich von Altkirch, links an der
Ill, 303 m über dem Meere, zählt (1880) 1318 fast
ausschließlich kath. E. und ist Sitz eines Amts-
gerichts. In der Kapelle neben der 1772 erbauten
Pfarrkirche befinden sich Grabdenkmäler der Grafen
von Montjoie, deren Schloß 1793 zerstört wurde.

Hirsowa, Stadt in der rumän. Provinz Do-
brudscha, rechts an der hier durch vorspringende
Felsen eingeengten Donau, mit 2500 E., besitzt ein
kleines verfallenes Kastell ohne militärische Bedeu-
tung. Bis 1878 gehörte H. zum Sandschak
Tultscha der türk. Donauprovinz.

Hirsūta (lat., die Rauhe), eine Handschrift des
breslauer Stadtarchivs aus der zweiten Hälfte
des 15. und ersten Hälfte des 16. Jahrh., enthält
Mitteilungen über Verbrecher, welche in Schlesien
bestraft wurden.

Hirt (Emil), Archäolog und Kunsthistoriker,
geb. 27. Juni 1759 im Dorfe Bella in der ehema-
ligen fürstl. fürstenberg. Landschaft Baar in Ba-
den, erhielt Unterricht im Gymnasium der Bene-
diktiner zu Villingen, dann unter den Jesuiten zu
Freiburg und zu Rottweil und studierte hierauf in
Nancy und seit 1779 in Wien, wo er sich mit
Kunststudien zu beschäftigen begann. Im J. 1782
fand er Gelegenheit, nach Italien zu gehen, wo er
14 Jahre verweilte. Im J. 1796 wurde er Mit-
glied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin,
sowie auch der Akademie der Künste und erhielt
den Titel eines königl. Rats. Bei Errichtung der
berliner Universität erfolgte seine Ernennung zum
ord. Professor in der philos. Fakultät. In den J.
1816 und 1817 bereiste er nochmals Italien und
hierauf auch Belgien und Holland. Er starb
29. Juni 1837. H.s Hauptwerke sind: «Die Bau-
kunst nach den Grundsätzen der Alten» (Berl.
1809, mit 50 Kupfern), «Geschichte der Baukunst
bei den Alten» (3 Bde., Berl. 1820—27, mit 32
Kupfern) und «Geschichte der bildenden Künste bei
den Alten» (Berl. 1833); ferner sind zu nennen:
«Kunstbemerkungen auf einer Reise über Wittenberg
und Meißen nach Dresden und Prag» (Berl. 1830).

Hirt (Joh. Christian), Bildhauer, geb. 4. März
1836 zu Fürth in Franken, war nach dem Wunsche
seines Vaters zum Handwerker bestimmt, ge-
noß jedoch den Unterricht der Gewerbeschule und
fand in dem Geschäft seines Oheims, welcher mit

Elfenbeinschnitzereien handelte, zunächst einige Gelegenheit, sich künstlerischer Thätigkeit zu widmen. Indem er dabei eifrig sich im Zeichnen übte, gewann er stets größere Neigung zu eigentlich artistischem Schaffen und erreichte es 1855 endlich, an die Akademie in München zu gelangen, wo ihn Professor Widnmann in der Bildhauerei unterrichtete. Nachdem ihm 1858 der erste Preis bei einer Konkurrenzarbeit zuteil geworden war und überdies für die Ausführung derselben die große silberne Medaille, erhielt der Künstler alsbald lohnende Aufträge. So vollendete er für Franz Hanfstängl ein Grabmalrelief für dessen Sohn, anderes entstand für das Palais des Barons von Stieglitz in Petersburg. Für den Bau des münchener Nationalmuseums fertigte er mehrere Statuen, für die Gruft der Königin Marie von Bayern drei große Reliefs. Die Technik in Elfenbein, welche H. anfangs als Erwerbsquelle benutzt hatte, sollte ihm noch einmal dienen, um ein hervorragendes Kunstwerk in derselben hervorzubringen, indem er für ein von Franz Seitz entworfenes Album, eine Gabe der bayr. Offiziere an den Prinzen Karl von Bayern, einen Fries schnitzte. Der König bestellte dann für das Schloß Linderhof eine Reihe von Arbeiten bei ihm, außerdem war H. ungemein thätig mit Anfertigung von Gruppen und Statuetten in Marmor, der deutschen Geschichte und Sage entnommen, welche, vielfach reproduziert, zum Handelsartikel wurden. Hierauf schuf er die in München 1879 ausgestellte Eurydice, welche für einen Privaten in Köln in Marmor ausgeführt wurde, desgleichen im selben Auftrage eine Andromeda und zwei große Gruppen: Tag und Nacht. Für seine Quellnymphe erhielt der Künstler in Nürnberg die goldene Medaille. Sie befindet sich in der Galerie des Kunstvereins zu München. Nebst mehrern Grabdenkmälern ist noch das Modell zu einer Gruppe Nessus und Dejanira zu erwähnen.

Hirtenbriefe (Literae pastorales) nennt man öffentliche Schreiben der Bischöfe oder in der prot. Kirche der Träger des Kirchenregiments an die untergeordnete Geistlichkeit, worin derselben allgemeine, auf den Zustand der Kirche bezügliche Belehrungen und Mahnungen, zuweilen auch Verhaltungsbefehle erteilt werden. Prot. Generalsuperintendenten pflegen H. bei Antritt ihres Amts, die Bischöfe der Anglikanischen Kirche alle drei Jahre zu erlassen.

Hirtendichtung, s. Idylle.

Hirtenpfennige, kleine, aus sehr geringhaltigem Silber geprägte Hohlmünzen, die im Perlrande einen Baum und ein Horn zeigen. Sie sollten nach Angabe des Kanzlers von Ludewig in Halle von einem Hirten aus einem kupfernen Kessel gefertigt worden sein, der, als er als Falschmünzer in Untersuchung gezogen wurde, sich damit herausredete, daß er keines münzberechtigten Herrn Wappen gemißbraucht habe. Moser wies 1733 nach, daß die Hirtenpfennige Heller der Stadt Buchhorn (jetzt Friedrichshafen) in Schwaben seien.

Hirtenstab (Pedum pastorale) oder Krummstab, s. Bischofsstab.

Hirtentäschel, s. unter Capsella.

Hirtenvogel (Chauna chavaria), ein merkwürdiger Vogel Südamerikas (La Plata) von 1½ Fuß Höhe, mit einem Schopf langer Nackenfedern. Auffallend ist seine große Pneumaticität (s. d.) namentlich des Unterhautzellgewebes. Man läßt ihn gezähmt mit Hühnern und Gänsen h laufen, die der lebhafte, kräftige Vogel be und verteidigt.

Hirtenvogel (Pastor) wird auch ein Un schlecht der Stare genannt, von dem ein Rep tant (P. roseus) in Osteuropa und Asien vork der in Jahren aber, wo Heuschreckenschwärme ten, diesen folgend, sogar Süd- und Mitteld land besucht. Der durch Vertilgung der Heusc sehr nützliche Vogel ist schön rosenrot und sc von der Größe der gemeinen Stare, deren er sich bei seinen gelegentlichen Besuchen D lands gern zugesellt.

Hirth (Georg), Schriftsteller, geb. 13. Jul in Gräfentonna bei Gotha, war 1857—62 El Perthesschen geogr. Anstalt in Gotha, lebte 186 in Leipzig, nach schwerer Verwundung bei L salza bis 1870 in Berlin, 1870—71 in Aug als Mitredacteur der «Allgemeinen Zeitung 1871 in München. Die meisten seiner Publ nen verlegte und druckte er selbst (Verlag G. Hirth in Leipzig seit 1871, Buchdruckerei u. Hirth in München seit 1875). Auf voll schaftlichem Gebiete ist H. hauptsächlich für der deutschen Handelsstatistik und für eine einkommensteuer, auf kunstgewerblichem für die Anlehnung an die deutschen Arbeit 16. und 17. Jahrh. eingetreten. Er veröffe das «Statist. Jahrbuch der deutschen Turnwe (1863 u. 1865), «Deutsche Turnzeitung» (1 66), «Das gesamte Turnwesen» (1865), « mentsalmanach» (seit 1867; 1868 kam da ein preuß. «Landtagsalmanach»), «Annal Norddeutschen Bundes» (seit 1868; von 18 als «Annalen des Deutschen Reichs für Ge bung, Verwaltung und Statistik», seit 188 Prof. Max Seydel gemeinschaftlich herau ben), «Tagebuch des Deutsch-Französischen K (3 Bde., 1870—74 mit J. von Gosen publi «Freisinnige Ansichten der Volkswirtschaft» (3. Aufl. 1876), «Lebensbedingungen der deu Industrie» (1875), «Der Formenschatz» (seit «Das deutsche Zimmer der Renaissance» («Liebhaberbibliothek alter Illustratoren» (seit «Kulturgeschichtliches Bilderbuch aus drei hunderten» (seit 1882) u. s. w. H. ist auch leger der «Zeitschrift des Bayrischen Kunstge vereins» (seit 1877) und Mitinhaber des mün Lokalblattes «Neueste Nachrichten».

Hirtius (Aulus), ein Römer aus plebej Geschlecht, Anhänger und Vertrauter des dessen Legat er im Gallischen Kriege war, und den er 46 v. Chr. die Prätur und für das J. Konsulat erhielt. Nach Cäsars Ermordung fremdete er sich dem Antonius (s. d.), und na er das Konsulat angetreten, zog er mit Kollegen C. Vibius Pansa und Octavian diesen zu Felde. Antonius wurde von ihm in einem weniger bedeutenden, dann in der scheidenden Treffen bei Mutina (Modena), w der ganze Krieg der Mutinensische heißt, Ap geschlagen und zur Flucht genötigt. H. selbst fiel in dieser Schlacht. H. gilt als der Verfas Fortsetzung (des achten Buchs) der «Kommenta Cäsars über den Gallischen Krieg, sowie de schichte des Alexandrinischen Kriegs.

Hirudinea, s. Blutegel.

Hirūdo (lat.), der Blutegel.

Hirundo (lat.), die Schwalbe.

iſt der Name einer im Kanton Zürich
Familie. — **Hans Kaſpar H.**,
r im Fache der praktiſchen Philoſophie,
trich 21. März 1725, geſt. als Ober-
d Mitglied des Großen Rats daſelbſt
03, machte ſich unter Bodmers Leitung
önen Litteratur des 18. Jahrh. bekannt,
mit Sulzer die Schweiz und lernte in
m, Ramler, Spalding und Sack ken-
lebte Kleiſt einige Wochen bei ihm,
Klopſtock in einer ſeiner ſchönſten Oden
fahrt auf dem Zürichersee leitete H. und
ſelbſt anmutig. Von ſeinen Schriften
nähnen: «Die Wirtſchaft eines philoſ.
Zür. 1761; 2. Aufl. 1774), «Das Bild
en Patrioten» (Zür. 1767; 2. Aufl.
Gleim über Sulzer» (2 Bde., Winterth.
berleſene Schriften zur Beförderung der
haft» (2 Bde., Zür. 1792). — Sein
alomon H., geb. 1727 zu Zürich, geſt.
Standesſäckelmeiſter daſelbſt, ſtiftete mit
n der Helvetiſche Geſellſchaft und ſchrieb
ſiedenen Biographien, die «Zürcheriſchen
» (5 Bde., Zür. 1814). — **Hans Ka-**
r Sohn des zuerſtgenannten, geb. 1751,
ls Archiater in Zürich, machte ſich als
Hilfsgeſellſchaft in Zürich und als Arzt
ſtemann ſehr verdient. Sein Leben
irz (Zür. 1818). — **Jakob H.**, durch
ndungen ins Ausland und an die Tag-
ihmlichſt bekannt, ſtarb als Staatsrat
. Nov. 1829.
H., geb. 17. Aug. 1766, ſtudierte in
logie, bereiſte dann Italien und wurde
for der Kirchengeſchichte, dann der Lo-
thematik in Zürich, 1809 Profeſſor der
am Carolinum daſelbſt und Mitglied
rrenſtifts. Er ſtarb 7. Febr. 1833.
herausgegebenen «Eugenias Briefe»
ir. 1806; 3. Aufl., 3 Bde., 1819) ſind
rungen aus ſeinem Leben, mit zarten
ilden der Liebe und Freundſchaft ver-
ſer einigen Überſetzungen, wie z. B. von
Chateauvieux' «Briefen über Italien»
z. 1820—21) und «Anſichten aus Ita-
de., Lpz. 1823—25), gab er auch die
thes an Lavater aus den J. 1774—
1833) heraus. — **Kaſpar H.**, des
ider, geb. 11. Aug. 1785, geſt. 25. Jan.
ch durch ſeine franz. Grammatik (Aarau
Aufl. 1881) einen Namen erworben. Er
mehreres Politiſche und eine «Astro-
amateur» (Genf 1820).
Melchior H., geb. 31. Aug. 1793 in
t. daſelbſt 8. Juli 1843, beſuchte zu-
Erziehungsanſtalt bei Biel, ſeit 1809
naſium in Stuttgart, kam 1810 nach
und ſtudierte zu Heidelberg 1811—13
Die Jahre 1813—15 riefen ihn in die
zur Grenzbedeckung unter die Waffen.
1814 Advokat geworden, erhielt er
Anſtellung als Sekretär der Juſtiz- und
miſſion. Gleichzeitig fing er an, Vor-
m Politiſchen Inſtitut in Zürich über
cht und Prozeß zu halten, die er bis
ute. Nach dem Aufſtande der Griechen
hte er die Schrift «Der heiligen Pro-
fruf zur Befreiung Griechenlands»
22). Auch ſtiftete er mit Orelli und
Bremi einen Griechenverein. Im J. 1823 wurde er zum Oberamtmann des Bezirks Kronau gewählt, kam 1824 in den Großen Rat, wurde 1830 in den neuen Großen Rat und in die Verfaſſungskommiſſion gewählt, auch im Dez. 1830 nach Bern auf die Tagſatzung geſendet. Nach Annahme der neuen Verfaſſung des Kantons wurde er im März 1831 Regierungsrat und im Juni Präſident des Erziehungsrats, 1832 Bürgermeiſter des Kantons, verlor aber 1839 ſeine Ämter und widmete ſich fortan der Advokatur; ſpäter wurde er wieder in das oberſte Gericht des Kantons gewählt. Er gab «Beiträge zur Verbeſſerung der Verfaſſung des Kantons von 1814» (Zür. 1831) heraus.

Bernhard H., Pfarrer in Pfäffikon, geb. 1807 zu Zürich, widmete ſich den orientaliſchen und beſonders den Sanskritſtudien. Am bekannteſten ſind ſeine Überſetzung von Kalidaſas «Sakuntala» (Zür. 1833) und das «Geſicht des Todesboten über dem Erdkreis», ein von ihm ſelbſt verfaßtes hebr. Gedicht (Zür. 1844). Sonſt ſind noch zu erwähnen die Überſetzung des Hohen Liedes («Das Lied der Lieder, oder der Sieg der Treue», Zür. 1840) und von Kalidaſas «Urwaſi» (Frauenf. 1838). An den kirchlichen Bewegungen von 1839 nahm er lebhaft teil und führte 6. Sept. das Landvolk in die Stadt. Vgl. ſeine Schrift «Mein Anteil an den Ereigniſſen des 6. Sept. 1839» (Zür. 1839). Er ſtarb zu Paris im Juni 1847. — **Ludwig H.**, Sohn des obenerwähnten Profeſſors Heinrich H., geb. 27. Aug. 1801 zu Zürich, geſt. 13. April 1841 als Profeſſor der Theologie an der dortigen Univerſität, iſt durch ſeinen Kommentar zum Hiob (Lpz. 1839; 3. Aufl., neu bearbeitet von A. Dillmann, 1869) rühmlich bekannt. — **Ludwig H.**, Sohn des vorigen, geb. zu Zürich 1838, ſtudierte in Zürich, Jena, Berlin, wurde 1862 Lehrer am Gymnaſium zu Frauenfeld, 1866 an der Kantonsſchule zu Aarau und 1874 ord. Profeſſor der deutſchen Sprache und Litteratur an der Univerſität zu Bern. Er ſchrieb: «Schillers Beziehungen zum Altertum» (Aarau 1872), «Karl Ruckſtuhl, ein Beitrag zur Goethe-Litteratur» (Straßb. 1876); auch gab er A. von Hallers «Gedichte» (Frauenf. 1882) und deſſen «Tagebücher» (Lpz. 1883), ſowie Sal. Hirzels «Verzeichnis einer Goethe-Bibliothek» (Lpz. 1884) heraus.

Hirzel (Chriſtoph Heinr.), Chemiker, geb. 22. März 1828 in Zürich, woſelbſt er ſich dem Studium der Chemie widmete, kam als Aſſiſtent des Prof. Kühn 1849 nach Leipzig, habilitierte ſich 1852 daſelbſt für Chemie und wurde 1865 zum außerord. Profeſſor ernannt. Er veröffentlichte: «Führer in die Chemie» (2 Bde., Lpz. 1852—54), «Katechismus der Chemie» (Lpz. 1855; 5. Aufl. 1884), «Toilettenchemie» (Lpz. 1857; 3. Aufl. 1874), «Das Hauslexikon» (unter Mitwirkung vieler Gelehrten und Techniker, 6 Bde., Lpz. 1858—63), «Das Steinöl und ſeine Produkte» (Lpz. 1864). Auch gab er 1865—74 mit Bergrat Gretſchel in Freiberg gemeinſchaftlich das «Jahrbuch der Erfindungen» heraus. Im J. 1861 begründete H. in Plagwitz bei Leipzig eine chem. Fabrik und Petroleumraffinerie, welche nach allmählich vollzogener Umwandlung in eine Maſchinenfabrik zum Bau von Gaswerken, Petroleumraffinerien und andern chem.-techniſchen Anlagen ihre eigenartigen Erzeugniſſe in alle Weltteile verſendet. Dabei hat er ſeine akademiſche Thätigkeit zwar

beschränkt, aber nicht aufgegeben. Seit 1881 ist er schweiz. Konsul für Sachsen und Thüringen.

Hirzel (Salomon), namhafter Verlagsbuchhändler, Sohn des Professors Heinrich H., geb. zu Zürich 13. Febr. 1804, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, ging dann nach Berlin, um in der Reimerschen Buchhandlung in die Lehre zu treten, von da auf ein Jahr nach Heidelberg, wo er in der Winterschen Buchhandlung beschäftigt war und auch Vorlesungen an der Universität hörte. Im J. 1830 siedelte er nach Leipzig über, verheiratete sich mit einer Tochter Reimers und trat in die seinem Schwiegervater gehörige Weidmannsche Buchhandlung ein, welche bald darauf von ihm und seinem Schwager Karl Reimer übernommen wurde. Dieselbe hatte in der zweiten Hälfte des 18. und den ersten Decennien des 19. Jahrh. eine große Anzahl von Werken der berühmtesten deutschen Gelehrten und Schriftsteller verlegt, wie der Philologen Ast, G. Hermann, Heyne, Lobeck, Harleß, Orelli, Schweighäuser, der Geschichtschreiber Joh. von Müller und Schröckh, der Theologen Eichhorn, Schleusner, Zollikofer, des Mathematikers Vega («Logarithmen»), der Dichter und Schriftsteller Gellert, Göckingk, Lavater, Niemeyer, Ramler, Sulzer, Thümmel, Wieland, Zimmermann u. s. w. Auch war in der Weidmannschen Buchhandlung der «Meßkatalog» seit 1759 erschienen. Nach H.s und Reimers Eintritt wurde der Verlag in den eingeschlagenen Richtungen durch neue Verbindungen mit namhaften Gelehrten fortgeführt. Dahin gehören unter anderm das «Handbuch der röm. Altertümer» von W. A. Becker, die Sammlung griech. und lat. Schriftsteller, herausgegeben von Haupt und Sauppe, die Ausgabe mittelhochdeutscher Dichter von Haupt, die «Geschichte der deutschen Sprache» von J. Grimm, mehrere histor. Werke von Dahlmann, die philos. Schriften von Lotze, die «Exegetischen Handbücher» zum Alten und Neuen Testament, Werke der Theologen Hagenbach und Schweizer u. s. w. Von Werken berühmter deutscher Dichter sind zu nennen Chamissos Werke, Anastasius Grüns Gedichte und Rückerts «Weisheit des Brahmanen».

Als H. am 1. Jan. 1853 ausschied und eine Buchhandlung unter eigener Firma begründete, ging durch die Teilung des bisherigen gemeinschaftlichen Verlags ein großer Teil an H. über, während die Weidmannsche Buchhandlung mit dem andern Teil nach Berlin übersiedelte. Auch H.s neue Firma gewann sehr bald eine große Bedeutung. In seinem Verlage erschienen unter anderm das «Deutsche Wörterbuch» der Gebrüder Grimm, das «Mittelhochdeutsche Wörterbuch» von Müller und Zarncke, die «Chroniken der deutschen Städte», die poetischen und histor. Werke von G. Freytag und H. von Treitschke, die Arbeiten vieler neuern deutschen Geschichtschreiber, Altertumsforscher, Philosophen und Philologen. Im J. 1875 veröffentlichte H. «Der junge Goethe. Seine Briefe und Dichtungen von 1764 bis 1776» (3 Bde., mit Einleitung von M. Bernays), ein von ihm selbst seit langer Zeit vorbereiteter Versuch einer Ausgabe von Goethes Werken in chronol. Folge und nach histor. Gesichtspunkten. H.s Privatbibliothek umschloß eine ungemein vollständige Sammlung von Goethes Werken, die er zuletzt in «Neues Verzeichnis einer Goethe-Bibliothek, 1761—1874» (Lpz. 1874) katalogisierte; eine neue Auflage, fortgeführt bis 1882 von Ludwig Hirzel, erschien 1884. In allen Dingen, welche sich auf die Detailkenntnis der litterarischen Glanzperiode der Deutschen, besonders Goethes, beziehen, galt H. als Autorität und wurde auch wegen seiner Verdienste um die Goetheforschung am 100. Jahrestage der Inskription Goethes zu Leipzig, 19. Okt. 1865, von der philos. Fakultät daselbst zum Doctor honoris causa ernannt. Auch um die allgemeinen Angelegenheiten des deutschen Buchhandels machte er sich vielfach verdient, besonders als langjähriger Sekretär des Vereins der Buchhändler zu Leipzig. H. starb an den Folgen einer Augenoperation in Halle 8. Febr. 1877. Er vermachte seine Goethe-Bibliothek samt den Handschriften der Universitätsbibliothek in Leipzig, die Sammlung Zwinglischer Schriften der straßburger Universitätsbibliothek. Vgl. «Der junge Hirzel. Als Manuskript für Freunde gedruckt» (Lpz. 1883), von Prof. A. Springer verfaßt. Sein Geschäft ging in den Besitz seines ältern Sohnes Heinrich H. (geb. zu Leipzig 11. Okt. 1836) über; ein jüngerer Sohn, Rudolf H. (geb. 20. März 1846), ist außerord. Professor der Philologie zu Leipzig.

His (ital. si diesis, frz. si dièse, engl. h sharp), in der Musik der um einen halben Ton erhöhte Ton h; er wird durch ein h und ein vorgezeichnetes ♯ bezeichnet; auf Tastinstrumenten fällt er mit c zusammen.

His (Wilh.), namhafter Anatom, geb. 9. Juli 1831 zu Basel, widmete sich zuerst an der Universität seiner Vaterstadt, dann zu Berlin, Würzburg und Wien dem Studium der Medizin, wurde 1857 zu Basel Professor der Anatomie und Physiologie und folgte 1872 einem Rufe als Lehrer der Anatomie an der Universität zu Leipzig. H. hat sich mit Erfolg histologischen Forschungen gewidmet, wie seine Untersuchungen über die Hornhaut, die Lymphdrüsen und Lymphgefäße beweisen, während in letzterer Zeit seine Studien wesentlich auf anatom. und embryolog. Gebiete gerichtet waren. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: «Crania helvetica» (mit Rütimeyer, Bas. 1864), «Untersuchungen über die erste Anlage des Wirbeltierleibes» (Lpz. 1868), «Unsere Körperform und das physiol. Problem ihrer Entstehung» (Lpz. 1875), in welcher letztern Arbeit er eine polemische Haltung gegen Häckel einnimmt, und die seit 1880 in Publikation befindliche «Anatomie menschlicher Embryonen». Mit Braune gibt er seit 1875 die «Zeitschrift für Anatomie und Entwickelungsgeschichte», bezüglich seit 1877 den anatom. Teil des «Archivs für Anatomen und Physiologen» (Lpz.) heraus. In der letztern sowie im «Archiv für Anthropologie» veröffentlichte H. eine Reihe wertvoller anatom. und physiol. Arbeiten.

Hischâm, der Sohn des 'Abd-al-malik, der zehnte umajjadische Kalif, folgte seinem Bruder Jazid II. Ende Januar 724 n. Chr. Er wird als ein milder und gerechter Herrscher geschildert, welcher von seinem Hofe alle mit den alten einfachen Sitten des Islam in Widerspruch stehenden Vergnügungen verbannte. Sein Kalifat war ein besonders sturm- und kampfreiches. Ein Aufruhr folgte dem andern; Chorasân und Indien, [illegible] und Samarkand empörten sich. Seine Statthalter hatten die gefährlichsten Kriege mit den türk. [illegible]kerschaften zu bestehen; die Schiiten empörten sich in Kufa im J. 740. Selbst in Spanien drohte ein Aufruhr, doch waren die Moslems immer noch

re Eroberungszüge nach Gallien zu er-
rden aber durch Karl Martell verhin-
nach Oſten vorzudringen. H. ſtarb in
von 56 Jahren in Ruſâfa, im Gebiete
in, 6. Febr. 743.

der Sohn des ʿAbd-al-rahmân, der
aus dem Geſchlecht der Omajjaden in
gierte von 787 bis 796 n. Chr. Er wid-
Eifer nicht nur ſeinen Regentenpflich-
auch der Krankenpflege und andern
rten. Nur ungern führte er die Kriege,
n ſeine Brüder Suleimân und ʿAbd-
en. Er nötigte ſie endlich zur Flucht
Seine Eroberungszüge nach Galicien
an ſein Reich grenzenden chriſtlichen
(Narbonne und Gironne) waren zwar
n glücklichem Erfolg, doch waren ſeine
nicht im Stande, die eroberten Gebiete
zu behaupten. H. hat ſich nament-
n die Verſchönerung von Cordova ſehr
macht, indem er die von ſeinem Vater
mân begonnene Moſchee vollendete und
rücke baute.

II. (al-Mu'ajjad billah), der
an. Omajjadenkalifen, folgte, erſt 9 J.
Vater al-Hakam II. in der Regierung.
on 976 bis 1009. Er ſtand ganz unter
des Erziehers des Ibn-Abi-ʿAmir
, welcher die Regierung ſelbſtändig in
nahm und dieſelbe auch behielt, nach-
ſchon längſt erwachſen war. Ibn-Abi-
ſierte das Heer neu, mietete Berbern
Soldaten, die von ihm ganz abhängig
dererſeits hob er den Wohlſtand des
lchem Kunſt und Wiſſenſchaft blühten.
J. 1002. Ihm folgte ſein Sohn ʿAbd-
der gleichen Würde eines Hâdſchib, der
cht Jahren ſtarb und ſeinem Bruder
mân Platz machte, der im J. 1009 er-
de. An ſeine Stelle trat Muhammed-
elcher den ſchwachen Kalifen gefangen
ch zum Kalifen ausrufen ließ. Es iſt
welches das Ende des H. war, ob er
ermordet worden iſt, oder ob man
bien gebracht hat, wo er ſpäter geſehen
ſoll.

, zum ſchwed. Göteborgs- und Bohus-
e Inſel, zwiſchen den beiden Mün-
des Göta elf und dem Kattegat, zählt
n (1882) 11 105 E. und hat ſtarken
Eine ſtattliche eiſerne Brücke mit
ovorrichtung zum Durchlaß der See-
eit 1874 über den ſüdl. Arm des Göta-
henburg, deſſen Bewohner auf H. zahl-
und Fabrikanlagen beſitzen. Auch die
Irrenanſtalt befindet ſich hier.

, König von Juda, nach gewöhnlicher
728—699 v. Chr., Sohn und Nach-
has, war bemüht, den in Verfall ge-
Jahvekultus wiederherzuſtellen, und
gottesfürchtiger, im Sinne der Theo-
render Fürſt gerühmt. Im Kriege
glücklich gegen die Philiſtäer, wurde
r Bedrängnis durch den Aſſyrer San-
rch die im aſſyr. Heere ausgebrochene
. Selber auch von dieſer tödlichen
geſſen, ſoll er durch die mediz. Kennt-
s Wunder des Jeſaias gerettet worden
n zum Zeichen der wiederkehrenden Ge-
ſundheit der Schatten am Sonnenzeiger 10° zurück-
gegangen ſei. H. lebte hierauf noch 15 Jahre und
machte ſich um Jeruſalem noch durch Anlegung
einer Waſſerleitung, ſowie durch eine gelehrte Kom-
miſſion verdient, welche die Litteraturreſte des un-
tergegangenen Zehnſtämmereichs ſammeln ſollte.

Hiſpalis, der alte Name von Sevilla (ſ. d.).

Hiſpania nannten die Alten die Pyrenäiſche
Halbinſel (Spanien und Portugal), welche von den
Griechen auch als Iberien bezeichnet wurde, wäh-
rend die Phöniker, die bereits im 12. Jahrh. v. Chr.
die ſüdl. Küſte dieſes Landes beſuchten, aus dem
Namen des Volks der Turdetaner ihr Tarſchiſch
(grch. Tarteſſos) gemacht haben. Urſprünglich war
die geſamte Halbinſel von einer gleichartigen, er-
heblich weit auch über die Pyrenäen nordwärts
hinaus verbreiteten, in viele Stämme geteilten Be-
völkerung bewohnt, welche die Griechen Iberier
nannten; die letzten ſprachlich noch ſelbſtändig ge-
bliebenen Reſte derſelben ſind die Basken. Geraume
Zeit vor der Überflutung des nördl. Italien durch
galliſche Kelten hatte ſich ein erheblicher Teil dieſes
Volks auch über die nordweſtl. Hälfte der Pyre-
näiſchen Halbinſel ausgebreitet. Die Römer fanden
jedoch nach dem zweiten Puniſchen Kriege nur noch
wenige Reſte dieſer Kelt. Stämme vor. Dagegen
hatte ſich im Quellgebiet des Duero und Ebro, und
auf der Hochebene um die Quellen des Tajo, des
Sucro und die öſtlichſten Zuflüſſe des Guadiana
eine keltiberiſche Miſchbevölkerung gebildet. Statt
eines nationalen Geſamtnamens traten daher
in H. die Namen vieler einzelnen Stämme auf; in
dem breiten Gebiet zwiſchen dem Atlantiſchen Ocean
im W., dem untern und mittlern Guadiana im S.,
dem untern und mittlern Duero im N. namentlich
die luſitaniſchen Stämme.

Die Geſchichte H.s beginnt damit, daß die Phö-
niker, deren wichtigſte Kolonie (um 1100 v. Chr.)
Gadeira (Gades) wurde, die an Naturprodukten, in
ihren innern Gebirgen zwiſchen dem Thale des
Guadalquivir und dem Plateau des Guadiana auch
an Kupfer und Silber überreiche ſüdl. Küſte kolo-
niſierten und ausbeuteten. Im J. 237 v. Chr. er-
ſchien der Karthager Hamilkar Barkas in H., um
durch große Eroberungen ſeine Vaterſtadt hier für
die Verluſte zu entſchädigen, die ſie infolge des erſten
Puniſchen Kriegs gegen Rom erlitten hatte. Ha-
milkar und nach ſeinem Tode (229 oder 228) ſein
Schwiegerſohn Hasdrubal (bis 221), der auch die
neue große Stadt Neukarthago (Cartagena) grün-
dete, eroberte allmählich die Südhälfte und bis zum
Ebro die Oſtküſte der Halbinſel und ſchuf damit
eine große karthag. Provinz. Die Eiferſucht aber
der Römer auf die neue Machtentfaltung der Kar-
thager nötigte letztere, im J. 228 den Vertrag an-
zunehmen, durch welchen der Ebro als die nördl.
Grenze ihres Gebiets beſtimmt und Sagunt (bei
Valencia) auf der Oſtküſte für neutral erklärt wurde.
Der Bruch dieſes Vertrags durch Hannibal (219)
gab den letzten Anſtoß zum Ausbruch des zweiten
Puniſchen Kriegs, deſſen einer Hauptſchauplatz ſeit
218 H. ſelbſt geworden iſt. Mit dem Jahre 206
war H. für die Karthager gänzlich verloren und
nunmehr hier die Römer die Herren. — Die
römiſchen Beſitzungen auf der Oſtküſte und im ſüd-
lichen H. wurden 197 v. Chr. als die zwei Provinzen
H. citerior und H. ulterior organiſiert; Neukar-
thago die Hauptſtadt der «diesſeitigen», Corduba
die der «jenſeitigen» Provinz. Die Regierung führte

in jeder Provinz je ein röm. Prätor, gewöhnlich mit prokonsularischer Gewalt.

Diese Festsetzung der Römer in H. mißfiel aber den span. Völkern in hohem Grade; der deshalb ausbrechende allgemeine Aufstand leitete einen langjährigen Kampf ein, der erst unter dem Kaiser Augustus gänzlich zu Ende gegangen ist. Die ersten großen Erfolge der Römer im Kampfe mit den Lusitaniern fallen in die Zeit 191—185 v. Chr., und Tiberius Sempronius Gracchus (179 und 178 v. Chr.) dehnte die röm. Oberhoheit über einen bedeutenden Teil der keltiber. Völker aus. Nach langen Kämpfen, namentlich gegen Viriathus, wurden die Lusitanier endlich 138 v. Chr. vollständig unterworfen. Der etwa seit derselben Zeit diesen Kämpfen zur Seite gehende langwierige Krieg mit keltiber. Völkern fand erst 134 v. Chr. mit dem Fall der Festung Numantia sein Ende. Nachmals war das römische H. wiederholt einer der Schauplätze der Episoden der großen röm. Bürgerkriege. Hier hielt Sertorius 79—72 v. Chr. Stand gegenüber den senatorischen Heeren; hier focht Julius Cäsar 49 v. Chr. zwischen Ebro und Pyrenäen die ersten großen Kämpfe gegen die Pompejaner, und lieferte 45 v. Chr. diesen bei Munda in Bätica die letzte Schlacht. Die Unterwerfung endlich der kriegerischen Cantabrer, Asturier und Vaccäer (unter Augustus) 26 und 25 v. Chr., und die Besiegung ihrer letzten Erhebung im J. 19 v. Chr. durch Agrippa gab die gesamte Halbinsel der Pyrenäen in die Gewalt der Römer. Seit der Neugestaltung des Römischen Reichs durch Augustus (27 v. Chr.) zerfiel das nunmehr römische H. in drei große Provinzen. Zuerst H. citerior, gegen die andern durch den Duero und die Sierra Morena abgegrenzt, kaiserl. Provinz unter einem konsularischen Legatus Augustus pro praetore und der Hauptstadt Tarraco. Ferner das südl. Spanien, H. ulterior oder Bätica, das sich zwischen dem Meere und dem Anas (Guadiana) ausdehnte; senatorische Provinz, von Corduba aus durch einen Proprätor mit dem Titel Prokonsul verwaltet. Endlich neu formiert die zwischen Guadiana und Duero sich ausbreitende kaiserl. Provinz Lusitania, die ein prätorischer Legatus Augustus von der neu angelegten röm. Militärkolonie Augusta Emerita (jetzt Merida) aus regierte.

Seit dieser Zeit machte die Romanisierung H.s schnelle Fortschritte. Die Überziehung H.s mit trefflichen Heerstraßen, die Durchsetzung des ganzen Landes mit zahlreichen röm. Militärkolonien, der Dienst im röm. Heere und der (zuerst zu Tarraco schon seit Augustus eingebürgerte) Kultus der Dea Roma und des kaiserl. Hauses, wirkte höchst energisch in dieser Richtung; im J. 75 n. Chr. konnte Kaiser Vespasian bereits der ganzen Halbinsel die «Latinität» (das sog. Jus Latii) verleihen. Zu Tarraco, Emerita und Corduba sammelten sich alljährlich die Abgesandten aller selbständigen Städte zu den Provinziallandtagen (concilium). So entwickelte sich H. während der beiden ersten Jahrhunderte der Kaiserzeit zu einem der blühendsten und wohlhabendsten Länder des Römischen Reichs, welches auch (besonders durch die Familien Seneca und Lucanus, durch Quintilian und Martial, Columella und Pomponius Mela) bei bedeutender Bildung eines großen Teils der span. Provinzial-Romanen für die röm. Litteratur der Kaiserzeit bedeutsam wurde. Aus der Reihe dieser Provinzial-Romanen gingen auch die Kaiser Trajan und Hadrian und später die Dynastie des Theodosius hervor.

H., wo Kaiser Caracalla 216 oder 217 n. Chr. aus Asturia mit Galläcia die vierte span. Provinz «H. nova citerior» formierte, ist zunächst bis auf das Zeitalter Konstantins d. Gr. von größern polit. Heimsuchungen unmittelbar verschont geblieben. Die Christen unterlagen auch in H. vorübergehend der durch Diokletian veranlaßten Verfolgung; nachher wurde das Land schnell mit bischöflichen Sitzen bedeckt und ein wesentlich «homoousianisches» (orthodox katholisches) Gebiet. Seit der neuen Gliederung des Römischen Reichs in der Diocletianisch-Konstantinischen Epoche gehörte H. zu der gall. Präfektur, und der Vikar oder Oberpräsident der «Dioecesis Hispaniarum» war der Chef einerseits von Mauritania Tingitana, anderseits von fünf neuen span. Provinzen; denn (neben Bätica, Lusitania, Galläcia oder Asturia) war zu Ende des 3. Jahrh. das diesseitige Spanien in die Provinzen Carthaginiensis und Tarraconensis gelegt worden, zu denen noch (zwischen 369 und 386 n. Chr.) die Provinz der Balearen trat. H. wurde erst spät aber dann um so furchtbarer durch die Bewegungen der german. Völkerwanderung betroffen. Am 18. Sept. (oder am 13. Okt.) 409 überschritten von Gallien aus Alanen, Sueven und Vandalen die Grenzen H.s, welches Land nunmehr 70 Jahre lang schwer heimgesucht wurde. Als 411 der erste Sturm ausgetobt hatte, siedelten sich die Sueven und die asdingischen Vandalen in Gallächen, die Alanen in Lusitanien und Carthaginiensis, die silingischen Vandalen in Bätica an. Nun aber begannen die Versuche der Römer, die wichtige Halbinsel zurückzugewinnen. Der westgot. König Wallia führte 416—418 für die Römer den Krieg gegen die andern Germanen, überwältigte die Silinger in Bätica, die Alanen im Südosten, trieb die Masse der Vandalen, Alanen und Sueven auf die nordwestl. Ecke von H. zurück, und erhielt 419 für sein Volk als Lohn für diese Dienste Sitze in Aquitanien. Nach dem Abzug der Goten aus H. gewannen aber die asdingischen Vandalen wieder das Übergewicht, bis sie dann 429 das Land verließen, um Afrika zu erobern. Nach dem Abzug der Vandalen aus H., wurden in dieser Halbinsel die Sueven das herrschende Volk; sie breiteten sich 441 v. Chr. siegreich bis nach Merida und Hispalis aus, eroberten ganz Bätica und Carthaginiensis. Endlich trugen es die Westgoten, die noch einmal im J. 456 im röm. Interesse die Sueven siegreich bekämpft hatten, für sich davon. Ihr König Eurich eroberte 475—478 mit Ausnahme weniger Seestädte und der suevischen Bezirke des Nordwestens die Halbinsel der Pyrenäen, und eröffnete damit für dieses Land die Geschichte des Mittelalters. (S. Spanien, Geschichte.)

Hispaniola (Española), der ursprüngliche Name der Insel San-Domingo, s. Haïti.

Hispid (lat.), rauh, borstig.

Hissar (türk.), festes Schloß, häufig in Ortsnamen.

Hissar, zum Emirat Bokhara gehörige gebirgige und gut bewässerte Landschaft, wird im N. durch die Hissarkette von dem zum russ. Generalgouvernement Turkestan gehörigen Serafschan, im S. durch den Amu-Darja (Oxus) von Afghanistan und im O. durch den Wachsch, einen rechtsseitigen Nebenfluß des Amu-Darja, von der bokhar-

ulab getrennt, hat infolge der gegen N. ge ein günstiges Klima und erzeugt eis und Baumwolle in Fülle. Die ußer den herrschenden tatar. Usbeken schiks, führen Salz, Korn, Flachs und Bokhara aus. — Die Hauptstadt s am Kafirnigan, einem rechtsseitigen s Amu-Darja, da wo ersterer rechts aufnimmt, 370 km im OSO. von Sitz eines Statthalters (Beg), zählt ., welche ausgezeichnete Messer- und Schwertklingen fertigen.

uch Hisar, Stadt in der indobrit. ouverneurschaft Pendschab, unter 29° und 75° 50′ östl. L. von Greenwich, s Distrikts und einer Division, liegt r Feroz Schah teilweise durch Aus- weise durch Reinigung des Kanals von eines seiner Zweige angelegten Wasser- dem Kanal von Delhi. Im J. 1825 Regierung diese Wasserleitung bis Dar- im NNW. von H., verlängern, sodaß diesem Ort für Flöße von Zimmer- r ist. Bis 1844 befand sich eine Stu- n die Armee mit Pferden zu versehen, eine Anstalt für die Gewinnung von ür die Armee-Intendantur, die später s aufgehoben wurde. In H., das ölkt, bestehen wohlversehene Bazars. Großmoguls Akbar bestanden zu H. as eine aus gehauenen, das andere en Steinen.

türk., d. i. Burg), häufige Bezeichnung ders auf Höhen gelegene Baureste, am urch die Höhe in der troischen Ebene, emann das alte Ilion (s. d.) lag.

Hetzen.

ae, eine Familie der pentameren urzen, geknickten Fühlern, deren drei ne Keule bilden, kurzen Grabbeinen gerundeten, kurzen, gedrungenen und Körper. Die gegen 800 meist klei- palitischen Arten sind dunkelgefärbt, ig mit gelbroten Abzeichen und leben Kot.

, Sohn des Lysagoras, war während egierungsjahre des Großkönigs Da- pers. Hoheit «Stadtfürst» (Tyrannos) in Milet. Er bewahrte bei dem sty- uge des Darius den Persern die Treue durch die ausdauernde Deckung des ngs mit der griech. Flotte dem Groß- er, vielleicht selbst sein Leben. Von 0 als sein vertrauter Rat mit nach nen, wurde dem H. das pers. Hofleben erträglich. Er veranlaßte daher seinen n und Nachfolger in Milet, Aristago- t. Griechen zum Abfall von Persien nur in der Hoffnung, zur Dämpfung ndes wieder nach Jonien geschickt zu ihn nun der König wirklich nach e, sah sich H. von des Darius Bruder, g Artaphernes, so mißtrauisch, von so feindselig zurückgewiesen, daß H. . Chr.) nichts übrigblieb, als sich als n Bosporus festzusetzen. Als nachher e bei Lada (497) die letzte Kraft der chen hatte, riß H. 496 die Inseln Chios, bos und die Stadt Mytilene an sich, wurde aber 494 bei einem Gefecht in Aolis von den Persern gefangen genommen, und auf des Artaphernes Befehl zu Sardes hingerichtet.

Histiodromie (grch., d. h. Fahrt mit vollen Segeln), soviel wie Schiffahrtskunde, Nautik.

Histiologie, s. Histologie.

Histochemie, s. unter Tierchemie.

Histogenese, Lehre von der Entstehung der Gewebe. (S. Gewebe, anatomisch.)

Histogenie (grch.), die Bildung der Gewebe des menschlichen Körpers.

Histographie (grch.), Beschreibung der organischen Gewebe.

Histologie oder Histiologie (Gewebelehre), s. unter Gewebe (anatomisch).

Histologie, Histiologie, auch Phytotomie oder Anatomie der Pflanzen, heißt diejenige Disciplin der Botanik, die sich mit Untersuchung der Pflanzenzelle und der pflanzlichen Gewebe beschäftigt. Da es sich bei rein histologischen Untersuchungen zunächst nur um genaue Feststellung der Form der einzelnen Zelle und ihrer Teile, beziehungsweise der einzelnen Gewebearten und der sie zusammensetzenden Zellen handelt, so kann man die H. eigentlich nur als einen Teil der Morphologie ansehen und wie diese stets nur als eine beschreibende, registrierende Wissenschaft gelten lassen. Daß die H. in diesem Sinne für das Gesamtgebiet der Botanik und für die Naturwissenschaft überhaupt nur einen beschränkten Wert hat, ist ohne weiteres klar. Es muß deshalb stets den histologischen Untersuchungen, wenn sie eine allgemeinere wissenschaftliche Bedeutung erlangen sollen, ein bestimmter einheitlicher Gesichtspunkt zu Grunde liegen; ist dieser nicht vorhanden, so ergeben sie bloß ein totes Material. Vor allem muß zu der bloßen Beschreibung der einzelnen Formen eine Vergleichung mit andern hinzukommen, und ferner ist immer die Frage aufzuwerfen, in welchen Beziehungen stehen die Zellen oder Gewebearten zu der Lebensthätigkeit der Pflanze, d. h. was für Funktionen haben sie zu erfüllen und in welcher Weise sind sie für die Ausübung derselben angepaßt. Diese letztern beiden Fragen mit Sicherheit zu entscheiden, ist bis jetzt allerdings nur in verhältnismäßig wenigen Fällen gelungen. Dies rührt einerseits davon her, daß die Pflanzenphysiologie, auf welche sich derartige Untersuchungen stützen müssen, noch zu wenige bestimmte Anhaltspunkte in Betreff der physiol. Leistungen der Gewebe darbietet, andererseits, weil diese Art der histologischen Forschung, die man auch als anatomisch-physiologische bezeichnet hat, erst seit kurzer Zeit die ihr gebührende Beachtung gefunden hat.

Während so auf der einen Seite eine Vergleichung des Baues mit der Funktion zu erstreben ist, muß andererseits auch das Entstehen der Form, d. h. die Vergleichung der einzelnen Entwickelungsstadien sowohl in ontogenetischer wie in phylogenetischer Hinsicht untersucht werden, und in diesem Sinne ist demnach auch die Entwickelungsgeschichte zur H. oder allgemeiner zur Morphologie zu rechnen.

Die histologische Forschung ist infolge der Kleinheit der zu untersuchenden Objekte fast ganz auf das Mikroskop angewiesen, und daher erklärt es sich auch, daß erst verhältnismäßig spät, erst nachdem die Mikroskope mehr und mehr verbessert und leistungsfähiger wurden, sich eine ersprießliche Thätigkeit auf diesem Gebiete der Botanik entfalten konnte. (S. Botanik [Geschichte], sowie Zellformen und Zellgewebe.)

Die speziell über H. handelnde Litteratur ist zur Zeit eine sehr ausgedehnte, da gerade in den letzten Jahrzehnten eine große Anzahl einschlägiger Arbeiten erschienen sind; dieselben betreffen aber fast ausschließlich nur bestimmte Fragen, nur sehr wenige behandeln das ganze Gebiet der H. Zu diesen letztern gehören hauptsächlich: Mohl, «Anatomie und Physiologie der vegetabilischen Zelle» (Braunschw. 1852); Schacht, «Lehrbuch der Anatomie und der Physiologie der Gewächse» (Bd. 2, Berl. 1856—59); Hofmeister, «Die Lehre von der Pflanzenzelle» (Lpz. 1867); De Bary, «Vergleichende Anatomie der Vegetationsorgane der Phanerogamen und Farne» (Lpz. 1877).

Histométer, ein Apparat, mittels dessen Gewebe auf ihre Haltbarkeit geprüft werden.

Historia Augusta, die von den Scriptores historiae Augustae (s. d.) verfaßte Geschichte der röm. Kaiser.

Historiae moralisatae, s. Gesta Romanorum.

Historienbibel heißen verschiedene mittelalterliche Darstellungen der biblischen Geschichte in volkstümlicher Sprache, teilweise mit apokryphen Zusätzen. Vgl. Merzdorf, «Die deutschen Historienbibeln des Mittelalters» (1870).

Historik (grch.), Geschichtschreibung; Historiker, Geschichtsforscher.

Historikotheologie heißt diejenige Art der Beweisführung für das Dasein Gottes, welche dasselbe aus der Geschichte nachzuweisen sucht.

Historiograph (grch.), Geschichtschreiber; Historiographie, Geschichtschreibung.

Historische Malerei (Historien- und Geschichtsmalerei). Der Begriff des Historischen in der bildenden Kunst besagt nach dem Wortgebrauch der Ästhetik im weitern Sinne soviel wie stilvolle, ideale Auffassung, im engern Sinne die Darstellung wirklicher geschichtlicher Vorgänge. «Historisch» ist im erstern Wortverstande gleichbedeutend mit der in Form und Ausdruck ausgesprochenen Erhebung des Gegenstandes aus dem Zufälligen und rein Zuständlichen, wie es das «Genre» zu geben hat, in die Sphäre des Allgemeingültigen; und diese Auffassung ist keineswegs auf Vorführung thatsächlicher Ereignisse beschränkt, sondern erstreckt sich auf alle Stoffgebiete figürlicher Komposition, seien sie nun der Geschichtsüberlieferung oder der Dichtung, Sage oder andern Quellen entlehnt. In diesem Betracht deckt sich der Begriff des Historischen mit dem des Monumentalen, dessen erstes Erfordernis der Stil ist. Er leidet sogar Anwendung auf die Landschaft, insofern der Künstler es unternimmt, die Naturwelt nach den Stilgesetzen des Historienbildes zu behandeln, d. h. die vorgefundene Erscheinung zum großartigen und einfachen Ausdruck zu gestalten und ihr eine entsprechende Gesamtphysiognomie zu geben (komponierte, ideale Landschaft). Diese Form des Landschaftsbildes wird oft auch heroische Landschaft genannt (so bei Sulzer, Hagedorn, Goethe), nach dem Charakter der ursprünglich mit ihr auftretenden heroischen Figurenstaffage (die Landschaften N. Poussins, Claudes, Jos. Ant. Kochs, Fr. Prellers), welche die Landschaft in homogene Beziehung zu bedeutenden Vorgängen des Menschenlebens bringen.

Im engern Sinne ist die Historienmalerei richtiger Geschichtsmalerei zu nennen, weil hier nicht sowol die Auffassung als vielmehr der Stoff den Ausschlag gibt. Es kann jedoch ein Geschichtsbild, welches zunächst treue Wiedergabe eines ferten Gegenstandes sein will, im höher lerischen Sinne historisch sein, indem es Äußerliche und Episodische zurücktreten lä dem Hauptsächlichen, dem Ausdruck des Gehalts, und deshalb das Gewicht auf prägung der Persönlichkeiten und die Dur der Komposition als solcher legt; andererse es zum Genrehaften neigen, wenn es in u tem Sinne verfährt. Ähnliches gilt für schichtsbild im Rahmen der Illustration. Wahl der Behandlungsform ist der Zeitab zu schildernden Ereignisses vom Darstelle lich. Zwar können auch fast gleichzeitige liche Ereignisse in jener gesteigerten stilvol wiedergegeben werden, welche der Wied poetischer Dichtform entspricht, doch wir zugsweise den zeitlich fernliegenden Stoff men, weil diese einen abgeschlossenern tragen. Bei Darstellung jüngstvergang eignisse erhöht die porträtmäßige und getreue, also genrehaftere Auffassung di würdigkeit. Dort kommt es mehr au Wahrheit, hier mehr auf allseitige Richt In der ältern Kunst fast aller Völker bis des 16. Jahrh. herrscht ausschließlich di Behandlung des Geschichtsbildes; erst d vorzugsweise unter den nordischen Vö illustrative Auffassung auf, welche name den Niederländern blüht, aber auch de Venetianern eigen wird. Eine Mittelstel men Rubens und Le Brun ein, in deren G bildern die malerischen mit den stilvoll-p Kunstgesetzen sich verbinden. Die eigentl gründer der Geschichtsdarstellung im illu Sinne sind die modernen Franzosen, un David in seinen frühern Gemälden der pathetischen, in seinen spätern mehr der rh Darstellung huldigt, welche besonders Gr tümlich weiter bildet und Horace Vernet Nachfolger besonders im Gebiete des gemäldes in gesteigerter realistischer Ten vollkommnet. Unter den deutschen Ma 19. Jahrh. stehen Cornelius und die ält chener Schule streng auf Seite der stilisti handlung; Jul. Schnorr repräsentiert d schritt zur mehr geschichtstreuen Auffassu Bewahrung strenger Kompositionsgesetz bach strebt nach Verbindung von Gedanke und Symbolik mit moderner und maleris stellung; ihm gegenüber Alfr. Rethel na Wucht und Prägnanz des Moments. Di dorfer Schule seit den dreißiger Jahr durchweg zur genrehaft-malerischen Beh als Meister der realistisch-illustrativen A ragt gegenwärtig besonders A. Menzel he

Historische Vereine nennt man in land alle diejenigen wissenschaftlichen welche ihre gemeinsame Thätigkeit der va schen Geschichts- und Altertumskunde in fr schung widmen. Den ersten Anstoß zur Beg derselben gab die auf Anregung des Min Stein 20. Jan. 1819 gestiftete «Gesells Deutschlands ältere Geschichtskunde» zu furt a. M., welche sich die kritische Gesamt der Quellenschriftsteller des deutschen Mit («Monumenta Germaniae historica») als stellte. Die rüstige Thätigkeit dieser Gesell weckte einen neuen Eifer für die Geschichtsfo

nden alsbald histor. Vereine, welche
e Sammlung, teils die Nutzbar-
Materials für Geschichte und Alter-
nzelner Provinzen und Gaue sowie
bedeutender Städte zum Zwecke setz-
m wesentlichen ziemlich übereinstim-
ert sind, Bibliotheken und Samm-
t und periodische Schriften begründet
n sie die Ergebnisse ihrer Forschungen
. Auf ihre Veranlassung und teil-
Kosten wurde auch eine Reihe von
n, Urkundensammlungen u. s. w.
herausgegeben. Eine nähere Ver-
wechselseitige Teilnahme an den Ar-
Vereine suchte zuerst Wigand durch die
er Vereine für Geschichte und Alter-
2 Hefte, Lemgo 1831—32) zu bewir-
erzielten dieselben in A. Schmidts
Zeitschrift für Geschichte» (10 Bde.,
48) wieder ein gemeinschaftliches kri-
. Hervorzuheben ist auch Walthers
es Repertorium über die Schriften
ist. Gesellschaften Deutschlands»
). Nach wiederholten Versuchen ge-
ch den allgemeinen Versammlungen
Geschichts- und Altertumsforscher zu
n Mainz 1852, die zahlreichen Ein-
einem Gesamtverein zu vereinigen,
he Wanderversammlung abhält und
ungsausschuß seit 1853 das «Korre-
des Gesamtvereins der deutschen Ge-
ltertumsvereine» herausgibt. Durch
olversammlung von 1852 ward das
anische Centralmuseum in Mainz
sen Aufgabe ist, eine übersichtliche
r heidnischen Altertümer aus allen
dern durch plastische und kolorierte
herzustellen. Das gleichzeitig be-
manische Nationalmuseum (s. d.) in
schränkt sich im wesentlichen auf das
d die neuere Zeit.

dern Gedeihens erfreute sich von An-
histor. Vereinswesen in Bayern, wo
der Regierung unterstützt wird und
emie der Wissenschaften zu München
steht. Unter König Maximilian II.
eine eigene Historische Kommis-
t, die bereits für allgemeine deutsche
geleistet hat (Sammlung und Heraus-
ben Reichstagsakten, der ältern Hanse-
tischen Städtechroniken, der deutschen
s. w., allgemeine deutsche Biographie
der Wissenschaften in Deutschland);
mit Unterstützung derselben die «Jahr-
tischen Geschichte» und eine Zeitschrift:
zur deutschen Geschichte» herausgege-
e Ziele hat die 1883 entstandene «Ba-
Kommission», welche gleichfalls mit
arbeitet. Außerdem wirken jetzt fast
nen Provinzen und größern Städten
Österreich-Ungarns, der Schweiz und
provinzen histor. Vereine mit mehr
Erfolg. Der bedeutendste Verein ist
1870 gegründete «Hansische Geschichts-
er auch die meisten Städte im Bereich
des der Hansa beigetreten sind. Auf
der prähistor. Archäologie (s. Urge-
ben dieselben neuerdings eifrige Mit-
den in den sog. Anthropologischen Ge-
sellschaften, unter denen die in Berlin, Wien und München besonders hervorragen. Den Mittelpunkt dieser bildet die 1870 gestiftete «Deutsche Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte», welche eine jährliche Wanderversammlung abhält und ein «Korrespondenzblatt» herausgibt. Außer diesen Vereinen und ihren Publikationen gibt es viele Zeitschriften, welche die Arbeiten der Geschichts- und Altertumsforscher über einzelne deutsche Länder und Gaue vereinigen, zu denen als allgemeines Organ für die histor. Forschung in Deutschland 1859 Sybels «Histor. Zeitschrift» hinzutrat. Ähnliche Gesellschaften für Geschichts- und Altertumskunde bestehen auch in den meisten übrigen Ländern Europas, Nordamerikas u. s. w. und neuerdings sind für diese Zweige der Wissenschaft auch internationale Kongresse, z. B. der Anthropologen, Archäologen u. s. w., zusammengetreten.

Histria, s. Istrien.

Histrionen hießen bei den Römern die Schauspieler. Als 364 v. Chr. eine Pest in Rom ausgebrochen war, wurden unter andern zur Versöhnung der Götter angewandten Mitteln auch zuerst Schauspiele (ludi scenici) angestellt, die von Schauspielern, welche man aus Etrurien berief, aufgeführt wurden. Diese Schauspiele bestanden nur aus mimischen Tänzen mit Flötenbegleitung. Sie wurden von Leuten aufgeführt, die ein Gewerbe daraus machten, und diese wurden mit dem aus der etruriſchen Sprache entlehnten Worte histriones, vor welchem das einheimische ludiones mehr zurücktrat, benannt. Derselbe Name ging, als Livius Andronicus um 240 v. Chr. das kunstgerechte röm. Drama begründete, auf die Darsteller (actores) dieser Dramen, Komödien und Tragödien über, auch die Darsteller der Mimen und Pantomimen, die später kunstmäßig ausgebildet wurden und in der Kaiserzeit das eigentliche Schauspiel überwucherten, wurden in dieser unter H. im weitern Sinne mit inbegriffen. Die H. bildeten Truppen (greges), an deren Vorsteher, der gewöhnlich selbst Schauspieler (actor) war, sich die Magistrate, welche dem Volke Schauspiele zum besten geben wollten, wendeten. Die Besoldungen (mercedes) der H. stiegen so hoch, daß Tiberius sich veranlaßt fand, sie zu beschränken. Weibliche Rollen wurden durch Männer, erst in der spätesten Kaiserzeit auch durch Weiber gespielt. Das Volk gab den H. den Beifall durch Klatschen (plausus), das Mißfallen durch Pfeifen (sibilus) zu erkennen. Einer der berühmtesten römischen H. war Roscius (s. d.), für den Cicero in einer noch erhaltenen Rede als Anwalt auftrat. Die H. gehörten meist dem Stande der Freigelassenen an; auch Sklaven fanden sich unter ihnen. Die Bescholtenheit (infamia), der ihr Gewerbe unterlag, traf nicht die röm. Jünglinge, welche die einheimischen volksmäßigen Fescenninen, Saturä und Atellanen darstellten und welche nicht H. genannt wurden.

Hit (das antike Is), Stadt im Vilajet Bagdad der asiat. Türkei, 160 km im WNW. von Bagdad, auf einem Hügel rechts am Euphrat, zählt etwa 5000 E., hat Asphaltquellen, welchen man im Altertum das Erdpech zum Baue der Mauern Babylons entnahm; ferner Gewinnung von Naphtha und Salz, sowie Handel mit Kamelen und Datteln.

Hita (Gines Perez de), span. Schriftsteller, Verfasser des berühmten histor. Romans «Guerras civiles de Granada». H. stammte aus der Provinz

Murcia, wahrscheinlich aus der Stadt Mula, und kämpfte bei der Unterdrückung der rebellischen Moriskos in den Alpujarras (1568—70) tapfer mit. H. schildert also in seiner Geschichte zweifelsohne zum Teil Miterlebtes, besonders im zweiten Teile; zum Teil benutzt er von Augenzeugen Mitgeteiltes, das er jedoch poetisch ausschmückte. Zahlreiche Romanzen sind in das Werk eingestreut. Der erste Teil des nach 1571 geschriebenen Werks erschien zuerst 1588 (in Alcalá, dann in Saragossa 1595 und im 17. Jahrh. mehr als 30 mal); der zweite 1610 u. öfter; beide zusammen in Madrid 1833, und 1849 in Bd. 3 der «Biblioteca Rivadeneyra». Eine franz. Übersetzung lieferte Sané (Par. 1809).

Hita (Juan Ruiz, Arcepoeste de), s. Ruiz.

Hitchin, Stadt in der engl. Grafschaft Hertford, 27 km im NW. von Hertford, an der London-Huntingdon-Eisenbahn, in 75 m Höhe, zählt (1881) 8850 E. und hat eine hübsche Kirche mit einem Altarbild von Rubens, ferner Strohflechterei, Seidenspinnerei, Hopfen- und Getreidehandel.

Hitdorf, Stadt in der preuß. Provinz Rheinland, Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Solingen, rechts am Rhein, 15 km nördlich von Köln, zählt (1880) 1743 fast ausschließlich kath. E. und hat Tabaks- und Streichfeuerzeug-Fabrikation, Gerbereien, Bierbrauereien, Ziegelei, ein Fichtennadelbad, Schiffahrt und Holzhandel.

Hitopadeśa (d. h. guter Unterricht) ist der Name eines bekannten ind. Fabelbuchs, eines Auszugs aus einer größern Fabelsammlung, dem Pantschatantra (s. d.), welches zu denjenigen Sanskritwerken gehört, die am frühesten nach Europa gelangten, indem es bereits 1787 von Ch. Wilkins ins Englische übersetzt wurde. Seitdem ist der H. vielfach herausgegeben und bearbeitet worden, lateinisch von Schlegel und Lassen (Text, mit lat. Kommentar, Bonn 1829—31), sehr oft englisch; zum ersten mal ins Deutsche übersetzt von Max Müller (Lpz. 1844), sodann von Dursch (Tüb. 1853); ferner ausgewählte Fabeln von Boltz (Lpz. 1868), von Fritze (Bresl. 1874 erstes Buch), von Schönberg (Wien 1884).

Hitteren, Insel an der Westküste Norwegens, am Eingang zum Throndhjem-fjord, vom Festlande durch den Sund «Throndhjems-led» getrennt, gehört zum Amte Söndre-Throndhjem, zählt auf 526 qkm etwa 2700 E. und hat Fischerei und

Hittiter, s. Hethiter. [Viehzucht.

Hittorff (Jacques Ignace), franz. Architekt, geb. 20. Aug. 1793 zu Köln, erhielt von Jugend auf eine zu dem Baufache vorbereitende Erziehung und ging 1810 nach Paris, wo er an den Architekten Percier und Belanger zugleich Gönner und Lehrer fand. Seine ersten Arbeiten waren einige konstruktive Nutzbauten. Im J. 1814 wurde er sodann zum königl. Bauinspektor, nach Belangers Tode an dessen Stelle zum Hofarchitekten ernannt. Nunmehr mit den wichtigsten Arbeiten beauftragt, besorgte er, gemeinschaftlich mit Lecointe, den Neubau des Schauspielhauses des Ambigu-Comique und die Wiederherstellung des Theatersaals Favart. Ferner lieferte er den Plan zu einem Grabmonument für den Herzog von Berri und die architektonischen Randzeichnungen für das beabsichtigte Prachtwerk [illegible] ämmungsfeier Karls X. Nach [illegible]iae Zeit von den [illegible]bald wieder Re- [illegible]eit 1832 be- St.-Vincent de Paul, eine geräumige Basi[lika] Stil, woran 10 Jahre gebaut [wurde]. Verschönerung des Concordepla[tzes] seischen Felder, wo er das Fußge[stell] fünf Springbrunnen, den Som[mer] Diorama errichtete. Nach me[hr]brechung seiner offiziellen Bautä[tigkeit] 1852 von der neuen kaiserl. R[egie]trag, die Verschönerungen des [Bois] einigen Teilen abzuändern und [zu] dem zu einem städtischen Lustwa[ld] Boulogner Gehölz zu leiten. S[eine] die Risse zur Anlage der Avenue [de] und der Zugänge des großen Tr[iumph]in der letzten Zeit baute er die [neuen] Arrondissements und den nebena[ngen] turm, zwei neugot. Architekturp[rojekte]. seinen gelungenen Schöpfungen g[ehören] nen. Auch in der Kunstlitteratu[r] durch wichtige Werke bekannt. S[ein] «Architecture antique de la Sic[ile]» 1826—30) und «Architecture [antique] cile» (Par. 1826—35, mit 76 Ta[feln] zu dem vorgenannten Werke, n[ach] L. Zanth auf einer wissenschaftl[ichen] lien die Materialien gesammelt [und] er heraus «Architecture poly[chrome] Grecs» (Par. 1851, mit Atlas) [die] gebnisse seiner Untersuchungen [über] der Gebäude bei den Alten nie[der]franz. Übersetzung von Willi[ams] unedited antiquities of Atti[ca] 60 Tafeln). Eins seiner letzte[n] Werke war der pariser Nor[dbahnhof]. H. wurde 1853 von der Ak[ademie] Künste als Mitglied aufgen[ommen] Paris 25. März 1867.

Hitu, Teil der molukk. I[nsel Ceram]

Hitzacker, Stadt in der [Provinz] nover, Landdrostei Lüneburg, [Kreis] nenberg, 6 km im NNW. [von Dannenberg] an der Mündung der Jeetzel [in die Elbe] (2 km vom Orte) der Linie [Hannover] der Berlin-Hamburger [Eisenbahn], 1079 luth. E., ist Sitz ein[es Amtsgerichts], ein altes Schloß, Schiffa[hrt] und eine Dampfbrann[tweinbrennerei]fabrik. Herzog August [der Jüngere] schweig-Lüneburg, wel[cher] dierte, gründete hier di[e Bibliothek] Wolfenbüttel verlegt [wurde].

Hitzbläschen oder [Frieselausschlag], tümliche Benennung [für Miliaria] (S. Ekzem.)

Hitze nennt man [in der Physik] dung im allgemeinen [Sinne] (s. d.), der mindeste [Grad] Menschen, d. i. 3[7°] peraturen, welche [keine] Wärmeempfindu[ng] H. indes erst dan[n] ausliegen und [das] Thermometer, [Luft-] oder Pyrometer [anzeigen].

Hitze heißt [auch] Rammbären d[er] dern und die [Zahl der] Schlägen (3[0]) eine H. von 2[0]

r, s. Pyrometer.
b.), prot. Theolog, geb. 23. Juni
gen in Baden, studierte Theologie
alle und Göttingen, habilitierte sich
rg, folgte 1833 einem Rufe an die
g und lehrte 1861 nach Heidelberg
Jan. 1875 starb. Er veröffent-
«Übersetzung und Auslegung des
» (Heidelb. 1833), «Die Psal-
elb. 1835—36; neue Bearbei-
1863—65), «Die zwölf kleinen
8; 4. Aufl. 1881), «Der Pro-
1841; 2. Aufl. 1866), «Der
. 1847), «Der Prophet Da-
Das Hohe Lied» (Lpz. 1855),
nis» (Zür. 1858), «Das Buch
nter seinen übrigen Arbeiten
über Johannes Markus und
. 1843), «Urgeschichte und
äer» (Lpz. 1845), «Geschichte
(2 Bde., Lpz. 1869—70),
chen Assyriens» (Lpz. 1871),
blische Theologie und messia-
es Alten Testaments» (Karlsr.
, «Ferdinand H.» (Zür. 1882).
rd), Kriminalist und Schrift-
1780 zu Berlin, studierte in
die Rechte und entwickelte im
us Brentano, Ludw. Wieland
für Litteratur und Poesie. In
it 1799 angestellt war, knüpfte
nd den Dichtern Mnioch und
er letztere in den «Söhnen des
Tals» des Tempelritters Robert
vidualität aufgefaßt haben soll,
chaftsverhältnis. Als 1806 die
Warschau ihr Ende erreichte,
zu litterarischen Arbeiten seine
. Im J. 1808 begründete er
gsgeschäft, mit dem er später
del und 1810 ein Lesezimmer
verband. Doch verkaufte er
n den Buchhändler Dümmler,
ie jurist. Laufbahn beim Kam-
rde 1815 Kriminalrat beim
1827 Direktor des Kammer-
ts. Im J. 1825 begründete er
e preuß. Kriminalrechtspflege»
en für deutsche und ausländi-
lege», die nachher von Demme
Auch gab er ein «Gelehrtes
ortgesetzt von Büchner, Berl.
teiten schriftstellerischen Ruf
ensbeschreibungen Werners
A. Hoffmanns (Berl. 1823).
h der von ihm mit Häring
Pitaval». Infolge eines
32 seine Entlassung aus
en. Er starb 26. Nov.
Das preuß. Gesetz vom
des Eigentums in Wer-
Kunst» (Berl. 1838) ver-
ihn im Okt. 1838 an die
reins Sachverständiger
es erwähnten Gesetzes
e. Seitdem führte er
ung der in Leipzig er-
Im Auftrage seines
er dessen Biographie

aus, die unter dem Titel «Leben und Briefe von A. von Chamisso» (2 Bde., Berl. 1839) erschien.

Hitzig (Friedr.), hervorragender Architekt, Sohn des vorigen, wurde 8. April 1811 zu Berlin geboren und erhielt seine Erziehung im elterlichen Hause. Er unternahm größere Reisen durch Frankreich, Italien, Griechenland, die Türkei und Ägypten und ließ sich dann in Berlin als Privatarchitekt nieder. Eine große Anzahl von Schlössern, Landsitzen u. s. w. in ganz Deutschland verdanken ihm ihre Entstehung. In Berlin ist die erste Hälfte der Victoriastraße größtenteils von H. erbaut, in Triest der Palast Revoltella, in Warschau das Palais Kronenberg. Im J. 1858 erhielt H.s Plan zur Neuen Börse den ersten Preis und es wurde ihm infolge dessen auch die Ausführung (das erste Beispiel eines vollständigen Quaderbaues in Berlin) übertragen. Auch der Cirkus Renz und die Reichsbank in Berlin sind Werke H.s. In den letzten Jahren seines Lebens leitete er die Umwandlung des Zeughauses zu Berlin in eine Ruhmeshalle und (seit 1877) den Neubau der technischen Hochschule bei Berlin. Im J. 1850 ward er in die königl. Baudeputation berufen, erhielt einige Jahre später den Titel eines Geh. Regierungsrats und wurde 1875 Präsident des Senats und der königl. Akademie der Künste in Berlin. Er starb 11. Okt. 1881. Außer einer Sammlung seiner «Ausgeführten Bauwerke» (2 Bde. mit 68 Tafeln) hat H. auch besondere Werke über die Victoriastraße, den Palast Revoltella, die Börse ꝛc. in Berlin veröffentlicht. Vgl. Woltmann, «Die Baugeschichte Berlins» (Berl. 1872).

Hitzig (Julius Eduard), namhafter Arzt und Kliniker, Sohn des vorigen, geb. 6. Febr. 1838 zu Berlin, widmete sich dem Studium der Medizin zu Würzburg und Berlin, habilitierte sich 1872 an der Universität seiner Vaterstadt als Privatdocent für innere Medizin und wurde Ostern 1875 als ord. Professor der Psychiatrie und Direktor der Irrenanstalt nach Zürich, Ostern 1879 in gleicher Eigenschaft nach Halle berufen. H. hat sich namentlich um die Physiologie und Pathologie des Gehirns verdient gemacht und zuerst auf experimentellem Wege die Lokalisation der psychischen Funktionen im Großhirn bewiesen. Ein Teil seiner hierher gehörigen Abhandlungen erschien gesammelt als «Untersuchungen über das Gehirn» (Berl. 1874).

Hitzschlag, s. unter Schlagfluß.

Hivernage (frz.), Überwinterung von Schiffen; auch Winterhafen.

Hja-mum oder Amoy (s. d.), chines. Hafenstadt.

Hjarbek, Hafen von Viborg (s. d.).

Hjelmaren, der Größe nach der vierte der schwed. Binnenseen, zwischen den Provinzen Södermanland und Nerike gelegen, hat ein Areal von 485 qkm; die größte Länge, von W. nach O., beträgt 61 km; die größte Breite, von N. nach S., 21 km; die absolute Höhe 23,5 m. Die Gewässer des H. fließen durch den Hyndevadstrom, im untern Laufe auch Eskilstuna-ån oder Torshälla-ån genannt, in den Mälarsee. Auch geht vom nördl. Ufer der 1640 angelegte und 1821—30 umgebaute Hjelmarenkanal dem im Mälaren mündenden Arboga-ån zu. Da der Ablauf sehr eng ist und die Ufer seicht, leiden die Umgebungen häufig an Überschwemmungen, denen vorzubeugen (1884) eine kostspielige Senkung des Seespiegels in Angriff genommen ist, durch welche etwa 15000 ha Landes für den Anbau gewonnen werden dürften. Die

Hechte und Krebse des Sees sind berühmt. Auf dem Engelbrechtsholm, im westl. Teile des H., bezeichnet ein Denkmal die Stelle, wo 27. April 1436 Engelbrecht Engelbrechtsson von Mäns Bengtsson ermordet wurde.

Hjerta (Lars Johan), namhafter schwed. Publizist und Politiker, geb. 23. Jan. 1801 zu Upsala, trat nach vollendeten philos. und jurist. Studien in den Staatsdienst. Bei den Reichstagen 1823 und 1828—30 hatte er eine Anstellung in der Kanzlei des Ritterhauses und gründete mit Crusenstolpe eine «Reichstagszeitung». Ende 1830 rief er das «Aftonbladet» ins Leben, das unter seiner Leitung in kurzer Zeit Schwedens bedeutendste polit. Zeitung ward und mächtig zum Siege der liberalen Ideen beigetragen hat. In den J. 1834—56 war er Mitglied des Ritterhauses; 1859—66 Abgeordneter des Bürgerstandes und 1867—72 Mitglied der Zweiten Kammer. Auch auf andern Gebieten war er sehr thätig, so als Buchdrucker, Verleger, Großhändler, Fabrikant, Schiffsreeder u. s. w. Er starb zu Stockholm 20. Nov. 1872. Eine ausführliche Biographie H.s schrieb Wieselgren (Stockh. 1880—81).

Hjerting, Hafen und Fischerdorf im südwestl. Jütland, im Stifte Ribe, an der gleichnamigen Bucht, 34 km im NW. von Ribe, zählt (1881) 281 E.

Hjong-nu oder Hjung-nu, die in Europa bekannteste Form eines Namens, welcher den alten Annalen Chinas zufolge einem kriegerischen Nomadenvolke im Norden der Großen Mauer zukam. Da die beiden, den Namen in dieser Form darstellenden chines. Schriftzeichen den Begriff «raubsüchtiges Gesindel» ausdrücken, so liegt offenbar eine absichtliche Entstellung zum Grunde. Andere gelegentlich vorkommende Formen des Namens, wie Hjen-jun, Hjun-ju, Hun-ju, erscheinen meist, besonders was die erste Silbe betrifft, unter einem Klassenbilde für «Hund», erinnern aber sonst so lebhaft an das mittelhochdeutsche Hiune, Hüne, Heune, Hunne, daß an der ursprünglichen Identität mit dem aus China uns überlieferten Namen kaum zu zweifeln ist. Sind auch die Hunnen des Mittelalters schwerlich als Nachkommen jenes Räubervolks zu betrachten, so ist doch sehr wahrscheinlich, daß ein den H. unterworfen gewesenes anderes Nomadenvolk den Nationalnamen dieser Barbaren sich angeeignet habe. Aus den Annalen des ältern Kaiserhauses Han (179 v. Chr. bis 24 n. Chr.) hat der brit. Gelehrte Wylie eine «Geschichte der H. in ihren Beziehungen zu den Chinesen» übersetzt und im «Journal of Anthropological Institute» (Bd. 3) veröffentlicht. (S. Hunnen.)

Hjörring, dän. Amt, der nördlichste Teil Jütlands, ein Teil des Stifts Aalborg, zählt (1880) auf 2817,03 qkm 100548 E. Die Südgrenze bildet der Limfjord (s. d.) und das Amt Aalborg; gegen Westen stößt es zum Teil an das Amt Thisted; im übrigen ist es vom Meere (Skager Rak und Kattegat) umschlossen. Zum Amt gehören einige Inseln im Limfjord sowie auch Läsö und Hirtsholmen im Kattegat. Im ganzen ist das Amt eins der am wenigsten begünstigten der jütischen Halbinsel. Kaum ein Drittel des Areals ist angebaut, und zwar unvollkommen. Flugsand bedeckt das Westufer und die Nordspitze; der südl. Teil ist von «dem großen Wildmoore» und weitgedehnten Sümpfen bedeckt. — Die Hauptstadt Hjörring, Station der Linie Vamdrup-Frederikshavn der Dänischen Staatsbahnen, zählt (1880) 4308 E.

Hjort (Peder), bekannter dän Sprachforscher, geb. 19. Juli 17 Kopenhagen liegenden Insel Amag ter, der bekannte Schul- und Volksf liche Dichter Victor Christian H. Bischof zu Ribe), damals Prediger die Rechte und Theologie an der Un ders aber widmete er sich, im Umga schläger und Poul Möller, der Ästh «Digteren Ingemann og hans Bär in «Tolv Paragrapher om Jens B verteidigte er den Standpunkt de Schule. Darauf lebte er drei Jahr Italien, Deutschland, Belgien und wurde 1822 als Lektor der deutsch Litteratur an der Akademie zu Hier gab er in deutscher Sprache Erigena» (1823) und in dänischer liens Frihed, forsvaret imod en greb» (1825) heraus. Ferner vers linguistische Schriften, so eine «T for Dansktalende» (7. Aufl., Kopen «Tydsk Läsebog for Dansktalende» (4 1857). Sein treffliches Werk «D neven» (8. Aufl., Kopenh. 1860), so sicht ausgewählten «Gamle og (3. Aufl., Kopenh. 1843) haben in len Beifall gefunden. Seit Aufheb mie zu Sorö 1849 lebte H. als P Kopenhagen. Seit 1848 gab er e Schriften in Betreff Schleswig-H in welchen er das Interesse des d vertrat, und veröffentlichte einig Briefwechsels. Er starb zu Kope 1871. Aus seinem Nachlaß ersch nyere dansk Literatur» (Kopenh. 18

Hjüän-tsang, ein chines. Bud im 7. Jahrh. n. Chr. lebte. Bege lichkeit an seinen Glauben bestimm chen andern seinesgleichen zu vie derungen (629—645) durch die S Buddhalehre. Mit der Freudigkeit sten Pilgers bestand er Beschwerde jeder Art, beschrieb nach seiner Hei ten Worten alle seine Erlebnisse besuchten kleinen Reichen und lie mitgebrachte Religionsschriften unte ins Chinesische übersetzen. Seine gaben den Stoff zu einer für die K maligen Zustände Ostindiens wich westl. Länder» («Si-jü rei»), die zu Paris französisch herausgegeb dessen «Histoire de la vie de H. et dans l'Inde» (1853) und J. Hoffma sche pelgrim H. en zijne reizen in

hl, Abkürzung für Hektoliter.

h. l., Abkürzung für hoc loco (l sem Ort, an dieser Stelle).

H. L., in England gebräuchliche House of Lords, das engl. Oberha

Hlasiwetz (Heinr. Herm. Christ.) 7. April 1825 zu Reichenberg in Böhm 1839 bis 1842 die Pharmacie in der Vaters in Reichenberg, studierte 18 Pharmacie, konditionierte darauf i Apotheken, studierte 1846 in Wien nach Prag über. Dort wurde er Rochleders, 1851 außerord. Profe ord. Professor der Chemie in Innsb

fung an das wiener Polytechnikum
r chem. Technologie und Agrikultur-
1869 wurde ihm an derselben An-
er für allgemeine Chemie verliehen.
Ausstellung wurde H. als Referent
m des Unterrichts berufen und mit
lbteilung für technische Hochschulen,
werbeschulen und andere technische
traut. Zugleich war er Beirat für
chaftlichen Fächer für die philos.
starb 7. Okt. 1875 in Wien.
hen wissenschaftlichen Arbeiten be-
zugsweise auf dem Gebiete der
hervorzuheben sind die über die
ummiharze, die Glukoside, Zucker-
, Eiweißstoffe und viele andere.
uptstadt Tibets, s. L'Hlassa.
Mal.), Landschaftsmaler, geb. zu
842, besuchte seit 1858 die dortige
m nach Steinfelds Abgang von der
Zimmermann, dessen Einfluß sein
förderte. Eine Reihe Studien aus
gewann ihm einen akademischen
olgenden Jahren bis 1864 entstan-
fgenommene Bilder nach Motiven
alzburg und vom Hintersee; sie er-
Staatsstipendium, welches er zu
en Rhein verwendete, wo beson-
end von Worms und Köln auf-
de. In letzterer Stadt führte er
rt: aus der Rheinpfalz, durch wel-
kaiserl. Galerie in Wien gelangte.
ch Wien erfolgte 1869. Nun ar-
ter an seinem vortrefflichen Bilde
Eigentum des österr. Kaisers). Im
er vom Staate den Auftrag, eine
Wiens vom Kahlenberge aus zu ma-
Arbeit er eine Zeichnung in großem
Vorstudie anfertigte. Gegen den
stlers wurde dieselbe als die Lösung
hingenommen und für die Bibliothek
bestimmt. H. hielt trotzdem an dem
lem fest und beschloß die Ausführung
mäldes, wozu er jahrelange Studien
als Vorarbeit lieferte er das große Ge-
d auf dem Kahlenberge mit dem Blick
burg. Andere unterdessen vollendete
er Hradschin in Prag für das Album
gen (Aquarell), die Raualpe (Erzherzog
, Weißenbach am Attersee u. a.
Adalbert), fruchtbarer czech. Novellist,
zu 1817 in Krasín bei Neuhaus, kath.
n in Prádel, schrieb unter dem Pseudo-
Tyrsch eine große Reihe von Erzäh-
ellen und Bildern aus dem böhm.
e zum Teil den «Dorfgeschichten»
n die Seite gestellt werden. Einige sind
ch übersetzt. Eine gesammelte Aus-
in Prag (4 Bde., 1871—77).
Stadt im europ.-russischen Gouverne-
, s. Glinsk.
Stadt und Gerichtsbezirk in der böhm.
rrschaft Chrudim, zählt (1881) 3199
e, die sich größtenteils mit dem Acker-
, ist Station der Linie Deutschbrod-
Österreichischen Nordwestbahn, besitzt
für den ganzen Bezirk und bedeutende
) Teppichfabriken. H. gehörte früher
ntertänigen Städten. Der Name
deutet auf hlina (d. h. Töpferthon) und steht mit dem Hafnergewerbe in Verbindung, das dort ehemals stark betrieben wurde.

Hlubek (Franz Xaver Wilh. von), namhafter Agronom, geb. 11. Sept. 1802 in Chatitschau in Österreichisch-Schlesien, studierte zu Brünn Philosophie und hierauf in Wien Jurisprudenz, Chemie und Landwirtschaft. Im J. 1829 erhielt er eine Anstellung in Wien, wurde 1832 Professor der Landwirtschaft zu Lemberg und 1833 in gleicher Eigenschaft nach Laibach versetzt. H. wurde 1839 Professor der Land- und Forstwirtschaft zu Graz, Referent des Centralausschusses der steiermärk. Landwirtschaftsgesellschaft und Administrator des Versuchshofs und des Musterweingartens. Im J. 1870 erhielt H. den Orden der eisernen Krone und ward somit in den Ritterstand erhoben. Er starb 10. Febr. 1880 in Graz.

Als Begründer des Seidenbaues in Steiermark, als Teilnehmer an den agrarischen Kongressen hat H. eine unermüdliche Thätigkeit entfaltet, wie auch seine Gegnerschaft hinsichtlich der Liebigschen Lehre zur Klärung der letztern erheblich beigetragen hat. Als selbständiger Schriftsteller trat er zuerst auf mit der gekrönten Preisschrift «Die Ernährung der Pflanzen und die Statik des Landbaues» (Prag 1841). Von seinen übrigen Schriften sind zu erwähnen: «Versuch einer neuen Charakteristik und Klassifikation der Rebsorten» (Graz 1841), «Beantwortung der wichtigsten Fragen des Ackerbaues» (Graz 1842), «Die Landwirtschaft des Herzogtums Steiermark» (Graz 1846), «Die Landwirtschaftslehre in ihrem ganzen Umfange» (2. Aufl., 2 Bde., Wien 1851—52), «Bericht über die engl. Landwirtschaft und die londoner Ausstellung» (Graz 1852), «Die Betriebslehre der Landwirtschaft» (Wien 1853). Hieran reihen sich noch: «Die Bepflanzung des Karstes» (Graz 1858), «Ein treues Bild des Herzogtums Steiermark» (Graz 1860), «Der Weinbau der österr. Monarchie» (Graz 1864), «Die wichtigsten Lehren der Landwirtschaft» (Graz 1867), «Maulbeerbaum und Seidenzucht» (1880) u. a.

h. m., Abkürzung für hujus mensis (lat., «dieses Monats») oder für hoc mense («in diesem Monat»).

H. M., in England gebräuchliche Abkürzung für His oder Her Majesty, Seine oder Ihre Majestät.

H-moll (ital. si minore, frz. si mineur, engl. B major), die Moll-Tonart, bei welcher f und c um einen halben Ton erhöht werden, also 2 ♯ vorgezeichnet sind; die parallele Dur-Tonart ist D-dur. (S. unter Ton und Tonarten.)

H. M. P., Abkürzung für hoc monumentum posuit (lat., «hat dieses Denkmal errichtet»).

H. M. S., in England gebräuchliche Abkürzung für His (oder Her) Majesty's Ship (Steamer oder Service), «Seiner (oder Ihrer) Majestät Schiff (Dampfer oder Dienst)».

Hoang-ho oder Hwang-ho, d. h. im Chinesischen Gelber Fluß, nach dem Yang-tse-kiang der größte Fluß Chinas, entspringt zwischen 95° und 96° östl. L. (von Greenwich) an der Nordgrenze von Tibet, von dem nördl. Abhange der Bajan-chara-ula-Kette, durch welche sein Quellgebiet von dem obern Laufe des Yang-tse-kiang getrennt wird. Er durchströmt die Landseen Dscharing-Noor und Oring-Noor, bildet alsdann eine S-förmige Krümmung gegen Nordosten, nähert sich der großen Mauer, verläuft auf kurze Strecke innerhalb derselben, umschreibt alsdann bogenförmig das Land

der Ordos-Mongolen, durchbricht die Chinesische Mauer aufs neue, bildet nun innerhalb derselben von Norden nach Süden fließend die Grenze zwischen den Provinzen Schen-Si und Schan-Si, biegt sich dann gegen Osten, durchströmt Ho-Nan und nach einer Wendung gegen NO. auch Schan-Tung, um sich in den Golf von Pe-tschi-li zu ergießen. Diese Mündung besteht erst seit 1851. Bis dahin mündete er etwa 375 km südlicher mit breiter Deltabildung in das Gelbe Meer ein. Alle Krümmungen eingerechnet, wird seine Länge auf 4400 km, der Flächeninhalt seines Gebietes auf 1 800000 qkm geschätzt. Seine bedeutendsten Nebenflüsse sind auf der rechten Seite der Hwei-ho und der Lo-ho, auf der linken Seite der Fuen-ho. Der H. ist wegen seiner großenteils sehr reißenden Strömung wenig schiffbar, verursacht dagegen durch Übertreten seines infolge von Sturzregen oder des Schmelzens des Schnees im Gebirge furchtbar anschwellenden Gewässers auf das neben ihm gelegene Flachland häufig sehr verwüstende Überschwemmungen, welche nicht immer durch das schon seit ältester Zeit bestehende System künstlich angelegter und wohlunterhaltener Dämme, Deiche, Schleusen und Abzugskanäle verhütet oder auch nur beschränkt werden können.

Hoards (spr. Hörds), der von engl. Banktheoretikern eingeführte Ausdruck für reservierte Vorräte an Geld und Edelmetallen, die aber momentan auf die Cirkulation und die Preise nicht einwirken. Bei unsichern Rechtszuständen, wie sie in den asiat. Ländern bestehen, oder bei drohenden Katastrophen oder allgemeiner Erschütterung des Kredits erscheinen die H. als versteckte oder auf alle Fälle zurückgehaltene Vermögensansammlungen, unter normalen Verhältnissen aber sind sie nur Kapitalteile, die auf eine günstige Anlagegelegenheit warten oder für eine bestimmte Verwendung reserviert werden. Ihre Bedeutung besteht hauptsächlich darin, daß sie die Wirkung einer Vermehrung oder Verminderung der Notenemission und eines Ab- oder Zuflusses von Edelmetall wesentlich und von den Anschauungen der Currencytheorie (s. Currency-Schule) abweichend modificieren können.

Hoax (engl., spr. Hōks), Foppерei, Täuschung, namentlich als Börsenmanöver.

Hoba, alter Ort in Syrien, s. Choba.

Hobart Pascha (Augustus Charles, Baron Hobart), türk. Admiral, geb. 1. April 1822, ist das vierte Kind Sir Augustus Edward Hobarts, sechsten Grafen von Buckinghamshire, aus seiner ersten Ehe mit Mary, ältester Tochter John Williams, der ein Jurist von Ruf und Kings-Sergeant war. H. trat 1835 in die engl. Marine, wurde 1855 Commander und 1863 Kapitän. Während des amerik. Bürgerkriegs machte er sich durch seine abenteuerlichen, tollkühnen Seefahrten bemerkbar; achtzehnmal durchbrach er die Blockadelinie der nordstaatlichen Schiffe, um auf einem Kauffahrer den Secessionisten Kriegsmaterial zuzuführen und Baumwolle nach England zurückzubringen. Auf Veranlassung des türk. Staatsmannes und ehemaligen Gesandten zu London, Aali-Pascha, wurde H. auf dessen Veranlassung 1867 in den türk. Staatsdienst mit dem Range eines Bahrie Limassi (Kontreadmirals) berufen und ihm zugleich der Paschatitel ohne vorherigen Übertritt zum Islam verliehen. Während des Aufstandes auf Kreta leistete er dem Ottomanischen Reiche durch seine ebenso umsichtige wie mutige Führung große Dienste. Sein G
der verhinderte die von den Griechen zur
stützung der Aufständischen ausgerüsteten
terschiffe Enosis, Kreta und Panhellenikon
viant und Kriegsmaterial, sowie Freiwill
Kreta zu bringen. H. wurde vom Sultan
1869 zum Vizeadmiral und 4. März 18
Großadmiral der türk. Flotte erhoben; e
Begründer der unter Sultan Abd-ul-Azi
fenen, mächtigen Panzerflotte. Im Her
trat H. mit dem Range eines Kapitäns in
Marine zurück, aber beim Beginn des r
Kriegs im Frühjahr 1877 aufs neue als G
ral in türk. Dienste. Während dieses Kr
sich keine Gelegenheit, durch die Flotte auf
lauf der Operationen bedeutend einzuwirk
beherrschte H. das Schwarze Meer vollstä
blockierte die Handelsplätze des südl. Rußl
wie die Donaumündung. Nach dem
schlusse blieb H. als Großadmiral und
adjutant des Sultans im türk. Dienste.

Hobarttown, richtiger City of H
Hauptstadt der Insel und der engl. Kolo
mania (s. d.) in Australien, Sitz des Gou
und der Kolonialbehörden, liegt, von dicht
waldung umschlossen, überaus malerisch
südöstl. Küste am Fuße des 1270 m hohen We
oder Tafelbergs und am Sullivans-Co
Mündungsbai des Derwent, welche einen
vortrefflichen Hafen, den sog. Derwen
bildet. Die Stadt, erst 1804 angelegt, jäh
21118 E. Dieselbe hat regelmäßige, 20
zum Teil sehr lange Straßen, viele ansehn
bäude, mehrere Schulen und gelehrte Gesell
eine Bibliothek, ein Theater, große Bren
Gerbereien, Säge- und Mahlmühlen, Seif
ter-, Stärke- und andere Fabriken, sowie l
Handel mit England und Indien, regel
Dampfbootverkehr mit Sydney und Me
mehrere Banken und Buchdruckereien.

Hobbema (Meindert), einer der vorzü
niederländ. Landschaftsmaler, wurde
Amsterdam geboren. Zu den Ruysdael
in nahen Beziehungen. Die Figuren i
Landschaften sind meist von Berghem, Adr
der Velde, Lingelbach und J. van Loo gem
starb in Amsterdam 14. Dez. 1709. Er ma
Waldgegenden, Ruinen, Dörfer u. s. w., a
einer Durchbildung des einzelnen, beson
Baumschlags, mit einer Klarheit der Kom
Kraft und Schönheit des Kolorits und fe
stufung des Tons, welche ihn den größte
schaftern an die Seite stellen. Seine heut
ordentlich kostbaren Werke sind in der
Nationalgalerie, im wiener Belvedere, in d
chener Pinakothek, im Museum zu Berlin
engl. Privatbesitz zerstreut, überhaupt aber

Hobbes (Thomas), einer der scharfsi
philos. und polit. Schriftsteller Englands, b
hauptsächlich durch seine radikale und folg
Bearbeitung des Naturrechts, der Sohn ei
digers, geb. zu Malmesbury 5. April 158
schon im 14. Jahre die Universität zu Oxf
er die damals herrschende Aristotelische Phi
und Physik studierte, und reiste 1610 als
des jungen Cavendish (eines Sohnes des nac
Grafen von Devonshire) durch Frankreich u
lien. Nach seiner Rückkehr faßte er, durch d
gang mit Bacon veranlaßt, den Entschluß,

hilosophie zu wirken, und übersetzte den
es ins Englische (Lond. 1628). Im J. 1629
m zweiten mal mit dem Sohne des Sir
n, 1634 zum dritten mal mit dem Grafen
nshire, dem Sohne seines frühern Zög-
ch Frankreich. Bei seiner Rückkehr nach
37 fand er alles in polit. Gärung. Ver-
ebte er, seine Landsleute von einer Revo-
uziehen, und sah sich 1641 genötigt, nach
gehen, wo er einige Jahre blieb und den
and geflüchteten Prinzen von Wales in
matik unterrichtete. Hier schrieb er auch
hmtes Buch «De cive», welches, zuerst
Manuskript gedruckt, fünf Jahre später
rdam und ebendaselbst 1648 in franz.
ng von Sorbière erschien (neuerdings von
m in deutscher Übersetzung, Lpz. 1873),
m er gegenseitige Furcht der Menschen und
endigkeit, dem Elend des Naturzustandes
en, für Grundlagen des Staats erklärte.
in Übereinstimmung sprach er der Geist-
nd der Kirche die Berechtigung zu selbstän-
it. Machtentfaltung ab. Die infolge da-
hen ihm und dem Bischof Bramhall 1646
nen Streitigkeiten veröffentlichte er als
nes de libertate, necessitate et casu»
56). Dieselben Grundsätze entwickelte er
größern polit. Werke «Leviathan» (engl.,
51; lat. mit einem Anhang, Amsterd.
tich, 2 Bde., Halle 1794—95). Auf Ver-
der Geistlichkeit wurde ihm der noch in
h residierende Hof Karls II. verboten.
ing H. 1652 nach England zum Grafen
nshire, wo er die drei Abhandlungen «De
olitico», «De homine» und «De civitate»
56) schrieb.
m Karl II. 1660 den engl. Thron bestie-
eß H. eine jährliche Pension von 100 Pfd.
sich aber zahlreichen Angriffen ausgesetzt;
viathan» wurde 1666 öffentlich vom Par-
verdammt. Um der Verfolgung zu ent-
nd seine Übersetzung des Homer zu voll-
og er sich 1674 von London aufs Land zu-
ier schrieb er auch eine Geschichte seiner
ehemoth, or a history of the civil wars
40—60», welche erst nach seinem Tode
Wider eine in das Unterhaus gebrachte
als Atheisten zu bestrafen, verteidigte er
r geistreichen Schrift «Historical narration
ng heresy and the punishment thereof».
ülos. Lehre zeichnet sich ebenso wie seine
heorie durch ihre gänzliche Unabhängigkeit
issen Voraussetzungen und Tendenzen
ist eine konsequente Durchführung des Ba-
Empirismus, dessen Einseitigkeit sie durch
igung der Mathematik zu vermeiden sucht,
ielt in einer materialistischen, mechanisch-
chen Weltanschauung, als deren Vater er
euern Philosophie anzusehen ist, und die er
hlich auf psychol. Gebiet auszubilden be-
er. Unter den Neuern sind vorzüglich
ohn in seinem »Jerusalem« und Feuer-
einem «Anti-Hobbes» (Erf. 1793) als seine
nhere, wie früher Gundling, später Mai-
s seine Verteidiger aufgetreten. Er starb
rtet zu Hardwicke, einem Landsitz des
von Devonshire, 4. Dez. 1679. Seine
ife von J. Aubrey erschien 1681; eine Ge-
abe seiner «Moral and political works»
zu London (1750; deutsch, Halle 1793). Sammlungen von H.' «English works» (11 Bde., Lond. 1842—45) und der «Opera latina» (5 Bde., Lond. 1844—45) wurden von Molesworth veranstaltet.

Vgl. Sigwart, «Vergleich der Rechts- und Staatstheorien des Spinoza und des H.» (Tüb. 1842); Rüscheler, «Die Staatstheorie des Thomas H.» (Zür. 1865).

Hobel (frz. rabot, engl. plane) ist das Werkzeug der Tischler und anderer Holzarbeiter, welches zum Glätten der Holzoberflächen, oft auch zur Ausarbeitung des Holzes nach eigentümlichen Formen gebraucht wird. Die Wirkungsweise desselben ist ein Schneiden, indem das Schneidzeug je nach seiner Stellung mehr oder weniger tief in das Arbeitsstück eindringt und bei seiner Vorwärtsbewegung einen seiner eigenen Breite entsprechenden Holzstreifen, Hobelspan, ablöst. Der H. besteht im wesentlichen aus dem Hobeleisen, einer messerartig scharfgeschliffenen Stahlklinge, und dem Hobelkasten, der gewöhnlich aus Holz, selten aus Metall angefertigt ist und in welchem das Hobeleisen durch einen Holzkeil oder eine andere Druckvorrichtung befestigt ist. Der Hobelkasten dient dazu, dem Eisen während der Arbeit eine sichere Führung zu geben. Die im Hobelkasten vor dem Hobeleisen befindliche Öffnung, das Spanloch, gestattet den Hobelspänen einen kontinuierlichen Durchgang. Geht die Öffnung von der untern, auf dem Arbeitsstück schleifenden Fläche (Hobelsohle) des Hobelkastens durch diesen hindurch nach oben, sodaß das Spanloch zu beiden Seiten geschlossen ist (s. beistehende Fig. 1 u. 2), so sind die beiden stehen gebliebenen Seiten die Wangen des Hobelkastens. Das Hobeleisen ist an seiner Schneidkante unter einem Winkel von 30—35° zugeschärft und zum Zweck des günstigsten Einschneidens unter einer Neigung von 45° zur Hobelsohle, bei sehr harten Hölzern unter größerer Neigung in den Hobelkasten eingespannt. Der

Fig. 1.

Fig. 2.

H. schneidet nur nach einer Richtung und zwar indem die Schneidkante des Hobeleisens gegen das Arbeitsstück angedrückt und bewegt wird. Es geschieht dies in der Weise, daß man den Hobelkasten mit der rechten Hand hinter und mit der linken vor dem Hobeleisen erfaßt und vor sich herschiebt. Zur bequemen Handhabung besitzen kleine H. an ihrem vordern Ende einen hornartig gekrümmten Griff, die Nase, die größern dagegen oft am hintern Ende einen ringförmigen Griff. Durch die beschriebene Bewegung im Verein mit dem auf den H. ausgeübten Druck werden Späne vom Arbeitsstück abgelöst, aufgebogen und fallen aus dem Spanloch; damit ein Abreißen der Späne durch das Aufbiegen vermieden werde, ist das Spanloch nach der schneidenden Kante zu verengt und gewöhnlich an der der letztern gegenüberliegenden Seite, der Schneidlochkante, mit härterm Holz ausgelegt.

H., welche zum Abrichten gerader Flächen dienen, erhalten mehr oder weniger lange ebene Sohlen (Fig. 1 u. 2). Zur Erzeugung muldenförmiger Flächen werden auch die Sohlen gekrümmt, Schiffhobel. Rinnenförmige Flächen verlangen ein Hobeleisen und eine Hobelsohle, welche genau nach den Umrissen der gewünschten Rinnen profiliert sind, Profilhobel. Zur Herstellung rinnenförmiger Profile auf konkaven Flächen dienen die Schiff-Profilhobel, welche nach Art der Schiffhobel mit krummer Sohle ausgestattet sind. Zur groben Zurichtung des Holzes, wenn durch Wegnahme der Oberfläche eine möglichst schnelle Annäherung an die gewünschten Formen und Dimensionen erreicht werden soll, bringt man zunächst den Schrubb- (Schrupp), Schrot- oder Schurfhobel zur Anwendung. Derselbe hat ein 25—35 mm breites, starkes Hobeleisen, das des bessern Angriffs wegen bogenförmig zugeschliffen und in einem nur etwa 250 mm langen Hobelkasten mit ebener Sohle steckt, aus welchem es ziemlich weit hervorragt. Zur Erzeugung ganz sauberer Flächen bedient man sich des Doppelhobels (Fig. 2 u. 3, amerikanischer Hobel, ganz aus Eisen hergestellt), bei welchem auf dem eigentlichen Hobeleisen ein zweites Eisen,

Fig. 3.

Deckelplatte, Deckel oder Kappe, liegt, das den kaum gebildeten Span abbiegt und so seinen Zusammenhang mit dem Arbeitsstück aufhebt. Ein derartig mit Deckel versehenes Eisen heißt Doppeleisen. Zum Abhobeln sowohl großer als kleiner Flächen, die man sehr genau eben darstellen will, wird die vom Schlichthobel nur durch die Größe verschiedene Rauhbank gebraucht, welche 600—750 mm lang, 72 mm breit ist (Fig. 2) und teils mit einfachem, teils mit doppeltem Hobeleisen als einfache und doppelte Rauhbank ausgeführt wird. Der größte H. in den Tischlerwerkstätten ist die Fügebank (Fugbank) oder der Fügehobel (Fughobel), mit welchem lange Bretter an den Kanten recht gerade abgehobelt (gefügt) werden, wenn man aus denselben größere Flächen, z. B. Fußböden, zusammensetzen will. Die Fügebank wird von zwei Arbeitern geführt und hat seitlich an der Sohle Sicherungsleisten. Schrubb- und Schlichthobel, Rauh- und Fügebank haben doppelte Wangen.

Zur Bearbeitung abgesetzter Flächen, welche durch aufwärts stehende Kanten begrenzt sind (Gesimse), dienen die Sims- oder Gesimshobel, deren Eisen an den Schneiden um ein geringes breiter als die Hobelkästen sind (Fig. 4); bei diesen H. geht das Spanloch quer durch die ganze Dicke des Hobelkastens. Fehlt beim Simshobel eine Wange, während die zweite über die Sohle als hervorspringende Leiste, Anschlag oder Backe hervorragt, so ist er zum Hobeln von Kanteneinschnitten geeignet. Falz-

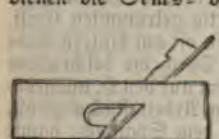


Fig. 4.

hobel, Nuthobel und Federhobel dienen zum Aufhobeln der bei Holzverbindungen häufig vorkommenden Nuten und Federn; beide in einem Hobelkasten vereinigt bilden den Spundhobel. Zur Erzeugung von architektonischen Gliedern, wie Stäbchen, Wulsten, Kehlen u. s. w., bedarf der Tischler einer Sammlung H., deren Eisen an der Schneidekante und deren Sohle entsprechend dem herzustellenden Profil geformt sind, Stabhobel, Kehl- oder Façonhobel, Karnieshobel u. s. w.

Dem Böttchergewerbe dienen speziell der Bichelhobel zum Bestoßen der Fuglanten an den Dauben, der Gärbhobel zum Ausarbeiten der innern Gefäßwände, der Schabhobel zum äußern Bearbeiten des Bodens, der Boden- oder Frosch-bramschnitt- und der Bahnhobel zum Zuspitzen des äußern Bodenumfangs behufs des leichtern Eingreifens desselben in die Kimmen der Dauben. Das Schneiden dieser Vertiefung geschieht speziell mit dem Kimmhobel. Die Dauben am Boden der Fässer werden mit dem Backenhobel, einem Wangenhobel mit gekrümmter Sohle, bearbeitet. Außerdem benutzen die Böttcher noch den Bandhobel zum glatten Abziehen der Weidenruten, mit denen die Fässer gebunden werden; diesem entspricht der Schab- oder Speichenhobel der Wagenbauer. Zur Erzeugung von Leistennuten auf dem Faßboden wird das Stabzeug verwendet.

Noch andere Arten von H. sind der Wange- oder Wandhobel zum Erweitern der Nuten und Falze durch Abhobeln der Wände, der Blatthobel zum Aufhobeln der breiten, keilförmigen Ränder für Thürfüllungen und der Rundhobel, aus zwei quercylindrisch ausgehöhlten H. bestehend, die durch zwei Schrauben beliebig gegen das zwischengespannte Arbeitsstück gespannt werden und durch Drehen dieses cylindrisch abarbeiten. Der Zahnhobel hat statt der Schneide eine Reihe spitzer Zähne und wird meist gebraucht, um die Contactflächen zu verleimender Stücke mit feinen Nuten zu versehen, damit in ihnen der Leim besser haftet.

In einzelnen Fällen werden H. auch zur Bearbeitung des Messings, Schriftgießer- oder Letternmetalls und anderer weicher Metalle gebraucht; der Hobelkasten ist dann meist aus Eisen hergestellt.

Hobelbank (frz. établi de menuisier, engl. joiner's bench), das gebräuchlichste Gerät des Holzarbeiters zum Festhalten (Einspannen) des Holzes während der Bearbeitung mittels des Hobels, der Säge, des Bohrers u. s. w. Dieselbe besteht aus einer aus hartem Holz gefertigten Platte (Blatt), die auf einem vierbeinigen Untergestell befestigt ist, und den verschiedenen Vorrichtungen zum Einspannen des Holzes. Zu letztern gehören die Zangen. In dem Ausschnitt der vorn und zur rechten Seite des Arbeiters liegenden Ecke des Blatts verschiebt sich parallel mit der Länge der Bank ein mit Führungen versehenes prismatisches Holzstück (Klotz), das durch Drehen einer hölzernen Schraube bewegt und in der ihm gegebenen Stellung erhalten wird. Diese Vorrichtung bildet die Hinterzange; in derselben werden kleinere Arbeitsstücke, deren Form es gestattet, wie in einem Schraubstock eingespannt.

Das Einspannen größerer, flacher Arbeitsstücke, wie Bretter, erfolgt zwischen zwei Bankhaken oder Bankeisen. Es sind dies eiserne Bügel oder Stützen, von denen die eine in das in den beweglichen Klotz senkrecht nach unten gehende Stichloch, die andere in ein ebensolches der mehrfach

(parallel mit der Länge der Bank) ange-
tützenlöcher, der Länge des Arbeitsstücks
d, so eingesteckt wird, daß der vorsprin-
mit der ausgezackten, rauhen Seiten-
Arbeitsstück zugewendet, aus dem Blatt
Durch Drehen der Schraube wird dann
stück zwischen den Bankhaken festgehalten.
ordern Kante des Blatts und des Klotzes
ls solche Stützenlöcher angebracht, so-
ttels hier eingesteckter Bankhaken auch
mit der schmalen Kante nach oben ein-
en. Die Vorderzange ist einfacher als
nge und befindet sich in einem auf der
ern Ecke der Bank vorspringenden Teil;
sich ihrer, um kurze Bretter senkrecht
spannen, oder solche Arbeitsstücke, die
der H. sind, und daher zwischen Bank-
eingespannt werden können, auf ihrer
te stehend zu befestigen. Sie wird gebil-
ert aus hartem Holz hergestelltes und in
bewegliches Brett (Zangenbrett), wel-
das Arbeitsstück ebenfalls mittels einer
ernen Schraube gepreßt wird. An vie-
am hintern Rand derselben ein langer,
offener Kasten, die Beilade, zur Aufbe-
er Werkzeuge angebracht.
spannen langer Bretter mittels der
e wird das nicht befestigte Ende derse-
den Knecht, Bankknecht oder Stehknecht
. Derselbe besteht aus einem senkrechten,
uf kräftigem Fuß befestigten Stab und
er, an diesem verschiebbaren Klotz, welch
angemessener Höhe eingestellt wird und
stück trägt.

isen, s. unter Hobel.

ßen, s. unter Hobel.

aschinen (frz. machines à raboter, ra-
engl. planing-machines) sind nach Art
wirkende Maschinen, die zur Bearbei-
er Begrenzungsflächen von Holz oder
men. Über Holzhobelmaschinen s.
bearbeitung.

rbewegung der Metallhobelmaschi-
che im neuern Maschinenbau hervor-
deutung erlangt haben, ist eine gerad-
und hergehende und wird meist dem Ar-
teilt, während die seitliche sprungweise
g, welche der Stärke des Hobelspans ent-
m Werkzeug ausgeführt wird; bei klei-
gegen, welche Shaping- oder Feilmaschi-
t werden, liegt das Arbeitsstück in der
und macht das Werkzeug sowohl die

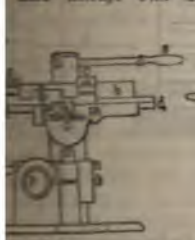


Fig. 1.

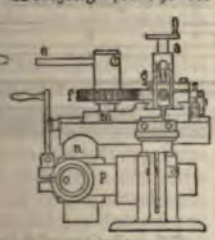


Fig. 2.

ls die Schnittbewegung. Die in den H.
dung kommenden Werkzeuge stimmen in
n mit den Drehstählen überein, für spe-
le hat man jedoch besonders geformte
Die vorstehenden Fig. 1 u. 2 zeigen eine

Handhobelmaschine, Shaping- oder Feil-
maschine, die infolge ihrer kleinen Dimensionen leicht transportabel ist. Der Werkzeugträger a ist um seine horizontale Mittelachse drehbar und besitzt zu diesem Zweck einen cylindrischen Ansatz b, der mittels der Klemmkappen cc in jeder Lage fest mit dem Gleitstück d verbunden werden kann. Die Vor- und Rückwärtsbewegung des Werkzeugs wird durch Hebel e, Zahnrad f und Zahnstange g hervorgebracht. Die Zahnstange ist fest mit dem Querschlitten d verbunden, während sich das Rad f auf einem Bolzen des Längsschlittens m dreht; der ganze Mechanismus nimmt daher an der selbstthätigen Verschiebung des Schlittens m teil. Eine Veränderung der Höhenlage des Stahls kann im Werkzeughalter selbst, aber auch durch Verschiebung des ganzen Oberteils der Maschine bei n erreicht werden. Durch Drehung des Supportträgers um die Achsen der Cylinder n, o und p und durch seine Verschiebung ist man im Stande, den Stahl unter jedem beliebigen Winkel gegen das eingespannte Arbeitsstück zu stellen.

Fig. 3—6 zeigen eine Hobelmaschine mit Kurbelantrieb von der Chemnitzer Werkzeugmaschinenfabrik vormals Johann Zimmermann in Chemnitz. Das Gestell dieser Maschine besteht aus den zwei Böcken aa, dem Bett b und den aufgeschraubten Ständern EE_1, die oben durch eine Traverse verbunden sind. Der Antrieb erfolgt auf die Stufenscheibe d, von wo aus die Bewegung mittels eines kleinen Getriebes auf das mit einem Schlitz versehene Rad e übertragen wird. Der Kurbelzapfen, dessen Gleitstück mit dem Coulissenhebel f in Verbindung steht, ist in dem Schlitz, dem erforderlichen Hub des Tisches entsprechend, verstellbar und erteilt dem Coulissenhebel und dem durch eine

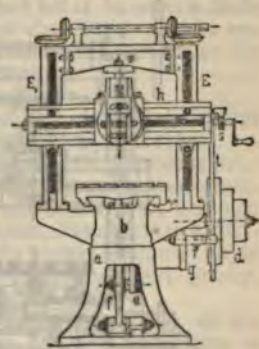


Fig. 3.

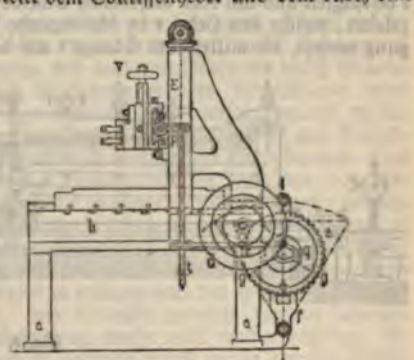


Fig. 4.

Schubstange mit diesem verbundenen Tisch eine hin- und hergehende Bewegung, und zwar erfolgt, wie aus der Lage der toten Punkte g und g ersichtlich, der Vorwärtsgang langsamer als der Rückwärtsgang. Der Werkzeugträger bewegt sich in einer

ersetzen, aber wohlfeiler werden sollten. Carré in Toul lieferte bereits 1824 Proben davon, Dembour in Metz vervollkommnete das Verfahren, und Gillot in Paris brachte solches unter der Bezeichnung Panicographie zur größten Vollendung. Piil stellte Hochdruckplatten durch Chemitypie (s. d.) her. Als Grundlage wurden Kupferplatten benutzt; Eberhard aber wendete zuerst Zinkplatten an, welches Verfahren sich zu großer praktischer Bedeutung entwickelt hat und sowohl für die Herstellung von Landkarten auf der Buchdruckpresse als für bildliche Darstellungen verschiedenster Art angewendet wird.

Die Abbildungen, welche durch Ätzung in Hochdruckplatten umgewandelt werden sollen, können sowohl auf Papier zur photographischen Übertragung auf Zink oder direkt auf die Zinkplatte oder auf Umdruckpapier gezeichnet und dann auf die Zinkplatte übergedruckt, als auch auf lithographischen Stein in Kreidemanier oder mit der Feder gezeichnet, graviert oder autographiert, oder von Stahl- und Kupferplatten auf Zink übergedruckt werden; einen für Hochätzung geeigneten Überdruck von einer photographischen Glasmatrize kann man entweder durch unmittelbare Copie, oder durch Übertragung auf lichtempfindliches Papier und von diesem auf eine Zinkplatte gewinnen. Verkleinerungen werden beim photographischen Verfahren mit diesem, bei dem Umdruckverfahren vermittels des Gummiplattenapparats vorgenommen.

Das Verfahren besteht darin, daß man auf die fein polierte Platte mit einer chem. Tusche mit der Feder oder dem Pinsel eine Zeichnung ausführt oder ein Bild vom Lithographiesteine oder von einer Metallplatte auf die Zinkplatte durch Umdruck überträgt und alsdann mit Säuren die unbezeichneten Stellen tief ätzt. Eine andere Art, die erhabenen Metallstöcke zu erzeugen, besteht darin, sie durch einen Niederschlag von galvanischem Kupfer darzustellen. Die Zeichnungen werden auf einer mit einem Deckgrunde versehenen Kupferplatte dadurch hervorgebracht, daß man an den bezeichneten Stellen mit der Nadel das Kupfer bloßlegt, nun die so bezeichnete Platte in einen galvanischen Apparat bringt, dort als Matrize betrachtet und eine neue Kupferplatte darauf niederschlägt, welche dann alle Linien der Zeichnung erhaben darstellt und als Buchdruckerstock gebraucht werden kann. Neuerdings tritt die Photographie vor allem helfend ein, um Hochdruckplatten zu erzeugen. Der zum Teil komplizierten Manieren gibt es eine große Zahl, sodaß sie an dieser Stelle nicht aufgeführt werden können. Eins der neuesten Verfahren wollen wir jedoch mitteilen: Von einem weißen, mit Linien oder punktiertem Netz bedruckten Blatt Papier wird ein Negativ auf Glas erzeugt und dieses Negativ nochmals zur photographischen Aufnahme des betreffenden Gegenstandes oder Bildes benutzt. Wenn nun dieses zweifache Negativ auf Zink kopiert wird, bilden sich bei der Ätzung aus Linien und Punkten bestehende Töne. Auf diese Weise wird es möglich, in Buchdruck leicht druckbare Platten zu erzielen. Das von Meisenbach in München erfundene und von ihm Autotypie genannte Verfahren dürfte auf gleicher Grundlage beruhen. Die Hochätzung durch photographische Übertragung eines Bildes auf Zink wurde in vollkommenster Weise zuerst von Gebrüder Benziger in Einsiedeln und dann von Angerer & Göschl in Wien ausgeübt.

Die Hochätzung wird auch in verschiedenen Manieren vielfach für Abbildungen der gegenwärtigen Auflage des «Conversations-Lexikon» angewendet, für welches nicht nur ein großer Teil der Textfigure, sondern auch Tafeln durch dieselbe hergestellt sind, so sind die Tafeln: Arabesken, Bücherein[bände], Elfenbeinarbeiten, Glas II, Goldschmiedekunst [I] Handzeichnungen photographisch auf Zink übertragen und hochgeätzt; die Tafeln: Bänder, Bau[chen] eingeweide des Menschen nach Stahlstichen in gleicher Weise behandelt. Die Tafeln: Ägyptische Altertümer und Ägyptische Mythologie sind nach gravierten Lithographien durch Umdruck auf Zink in Hochätzung verwandelt.

Vgl. Scherer, «Lehrbuch der Chemigraphie» (Wien 1877); Husnik, «Das Gesamtgebiet des Lichtdrucks» (2. Aufl., Wien 1880); Toisel, «Handbuch der Chemigraphie» (Wien 1883); Krüger, «Die Zinkogravüre» (2. Aufl., Wien 1884); Böd, «Das Ätzen in Zink» (Lpz. 1884).

Hochbau oder Landbau bezeichnet im allgemeinen alles, was im Gegensatz zu Wasser-, Straßen-, Maschinen-, Bergbau u. s. w. zur Ausführung und Einrichtung von Gebäuden (Hochbauten) gehört und umfaßt die drei Gebiete: Schön- oder Staats- (öffentliche) Baukunst, bürgerliche oder städtische Baukunst und landwirtschaftliche Baukunst. Je nach dem Zwecke der Gebäude kann man die einzelnen Hochbauten auch einteilen in Bauten für Gottesverehrung (Kirchen, Kapellen u. s. w.), für Ernährung (Markthallen, Schlachthäuser), für den Verkehr (Postanstalten, Eisenbahnhallen), für Ackerbau, Gewerbe und Handel, für Krankenpflege und Körperübungen, für Rechtspflege, Erziehung, für Wissenschaft und Kunst, für Wohnungszwecke, für Bestattung u. s. w. In Gegensatz zu H. wird oft bei städtischen Bauverwaltungen der Tiefbau gestellt, welcher die Anlage und Unterhaltung der Schleusen-, der Gasleitungen, der Bewässerungen, überhaupt der Straßen- und unterirdischen Anlagen umfaßt. Nicht zu verwechseln ist der H. mit dem Oberbau, unter welchem man bei Straßen und Eisenbahnen die Herstellung des Planums, [also] die Anlage und Unterhaltung der Schienengeleise u. s. w. versteht. (S. Bauwissenschaft.)

Hochberg (Markgrafen von), ursprünglich eine Nebenast des herzogl. Hauses von Zähringen, haben ihren Namen von dem uralten Bergschlosse Hochberg (urkundlich Hachberg), 7—8 km nördlich von Freiburg i. Br. in der Nähe der landwirtschaftlichen Lehranstalt Hochburg gelegen, 1689 durch die Franzosen zerstört, aber noch jetzt als bedeutende Ruine die Aufmerksamkeit der Altertumsforscher fesselnd. Stammvater dieses Astes war Hermann I. (gest. 1074), Herzog Bertholds I. zweiter Sohn, welcher durch eine Todteilung von den zähringischen Hausbesitzungen die Herrschaften Hachberg und Sausenberg mit dem Reichslehn der Landgrafschaft über das Breisgau und durch die Hand seiner Gemahlin Itha von Calw die Herrschaft Baden an der Oos erhielt, wonach sein Sohn und Erbe sich benannte. Seine Nachkommenschaft (die Markgrafen von Baden) teilte sich 1190 durch die Brüder Hermann V. und Heinrich I. in die beiden Zweige von Baden und Hachberg, wovon letzterer [1]3[8] durch die Brüder Heinrich III. und Rudolf I. [wie]der in die Linien von Hachberg und von Sausenberg zerfiel. Jene schwächte sich fortwährend durch neue Landesteilungen und erlosch mit Ottos [II.] Tode 1418, worauf zufolge Vertrags ihre Besitzungen an die Markgrafen von Baden fielen; [die]

ellen Zwecken dient die Blechkanten-
hine (Fig. 8 u. 9), welche in Dampf-
zum Bearbeiten der Kesselblechkanten
findet. Wie aus den Abbildungen er-
die doppelte Schneidvorrichtung S
des Gestells geführt und erhält ihre
n einem Vorgelege und einer Riemen-
eine mit flachem Gewinde versehene
Umdrehung versetzt. Auf dem Tisch
cht Preßschrauben C versehenes Joch
rauben A befestigt, durch welche das
e Blech festgehalten wird. Das Nach-
ahls geschieht selbstthätig, indem das
ortspindel festsitzende Sperrrad DD_1
obald der Sperrklinkenmechanismus
lag EE_1 stößt. Die erste Einstellung
d mittels der Handräder FF_1 bewirkt,
e einen die Höhe, die andern die Weite
Der Support gleitet auf der Steuer-
d es wird durch den Anschlag H und
picht K die Verschiebung der Riemen-
mit eine Änderung der Bewegung des
t.

le, s. unter Hobel.

ne (frz. copeaux, planure; engl.
unter Hobel.

t (John Cam), s. Broughton (John
e, Lord).

olzblasinstrument, s. Oboe.

n, s. Hautboisten.

, Stadt im nordamerik. Staate Neu-
unty Hudson, liegt der Stadt Neuyork
d besorgt einen bedeutenden Teil des
Geschäfts der amerik. Handelsmetro-
zwei Dampffähren mit dieser verbun-
d. zugleich den Endpunkt der Morris-
tenlung der Delaware-Lackawanna-
-Eisenbahn. H. zählte 1865 nur 2668,
30999 E. Die hamburger und bremer
ien haben hier ihre Docks; überhaupt
tadt einen mehr deutschen als engl.-
ruter. Wenn auch einem andern Staat
bildet H. doch einen Teil des neuyorker
und steht als solcher unter der neuyorker
on der Union. An höhern Schulen besitzt
stiftungen der Familie Stevens das Ste-
tut der Technologie, die Stevens High-
d das Martha-(Stevens-)Institut. Auch
60 gegründete deutsche Akademie (Real-
durch den Gemeinsinn der deutschen Bür-
uden. Bei der Nähe von Neuyork, den
ngebungen und der hoch entwickelten Ge-
H. wohnen hier Hunderte von neuyorker
bieten.

cht (Arthur Heinr. Rud. Johnson), ehe-
preuß. Finanzminister, geb. 14. Aug. 1824
(Westpreußen), besuchte das Colle-
Fridericianum und Altstädtische Gymnasium
ibergi. Pr., studierte in Königsberg, Leip-
Halle die Rechte und trat 1844 als Refe-
in Naumburg a. S. in den Staatsdienst.
ter 1847/48 wurde er mit der Verwaltung
Landratsamts in Rybnick, dann bis Ende 1849
Verwaltung des Landratsamts Grottkau
, war hierauf als Regierungsassessor in Po-
sen und Marienwerder, 1860—63 als
Hilfsarbeiter im Ministerium des Innern beschäf-
tigt, wurde dann zum Oberbürgermeister von
Breslau gewählt. Während der Dauer dieser Amts-
thätigkeit (1863—72) vertrat er gleichzeitig die Stadt Breslau im preuß. Herrenhause, ebenso wie später die Stadt Berlin, nachdem er von dieser 1872 zum Oberbürgermeister gewählt worden war. Nach dem Rücktritt des Finanzministers Camphausen trat H. 26. März 1878 in dessen Stelle, schied aber wegen Differenzen mit dem Fürsten Bismarck bereits im Juli 1879 mit dem Charakter eines Wirkl. Geheimrats wieder aus dem Ministerium. Im Herbst 1879 wurde H. von dem Wahlkreis Preußisch-Stargardt in das Abgeordnetenhaus und 1881 für Marienwerder in den Deutschen Reichstag gewählt, wo er zu den Führern der nationalliberalen Partei gehört.

Hoc (frz.), Hackspiel, eine Art Kartenspiel, auch einer der sechs Haupttrümpfe darin.

Hoc anno (lat.), in diesem Jahre.

Hoc erat in votis (lat.), d. h. dies gehörte zu meinen Wünschen, Citat aus Horaz' «Satiren» (2, 6, 1).

Hoc est (lat.; meist abgekürzt h. e.), das ist, [das heißt.

Hoc habet (lat.), das hat er, da hat er's, Ausruf, wenn ein Gladiator eine tödliche Wunde empfangen hatte, daher sprichwörtlich soviel wie: der hat genug, mit dem ist's aus.

Hochaltar, s. unter Altar.

Hochamt wird in der röm.-kath. Kirche die mit Musik verbundene Messe genannt, s. Messe.

Hochasiaten, s. unter Asien (Ethnographie).

Hochasien nennt man das große Gebirgsplateau, welches nördlich von Vorderindien liegt und von den Gebirgen Himalaja, Karakorum und Kuenlün durchzogen wird. Es umfaßt die Länder Kaschmir, Nepal, Tibet und Teile von Britisch-Indien. (Vgl. die betreffenden Artikel.)

Hochätzkunst oder Eltypographie ist die Ätzkunst zur Erzeugung von Hochdruckplatten in ebener Bildfläche für die Buchdruckpresse. Wenn bei der Kupferstechkunst (s. d.) die Linien einer Zeichnung vertieft zu geben sind, so gilt es bei der H., die Züge der Zeichnung erhaben zu stellen. Ein anderer Unterschied beider ist der, daß bei der H. der Effekt nur durch die Breite der Linien und ihre gegenseitige Entfernung hervorgebracht wird, während bei der Ätzung für den Tiefdruck des Kupferstichs derselbe durch die geringere oder größere Vertiefung der Linien erreicht wird. Die H. wurde früher nur dazu verwendet, um Ornamente, Schriftzüge mit leichterer Mühe als durch Gravieren oder Aushauen erhaben darzustellen; man findet schon Spuren dieser Verfahrungsart im Altertum, und das Mittelalter bildete auf Rüstungen, Degenklingen künstlerische Darstellungen. Das Bedürfnis, Illustrationen in dem Text von Büchern abdrucken zu können, führte darauf, dergleichen Zeichnungen erhaben in Holz oder Metall zu gravieren. Senefelder verfiel auf die Idee, Zeichnungen mit fettigen Substanzen auf lithographischen Stein zu bringen und den Grund so tief fortzuätzen, daß Abdrücke gemacht werden konnten. Diese Erfindung wurde nicht weiter verfolgt, bis Eberhard in Darmstadt und später Duplat, Didot, Motté in Paris, Bauerkeller in Wertheim und Baumgärtner in Leipzig (letzterer unter Mitwirkung des Dr. Netto) dieselbe wieder aufnahmen, auch Clichés in Schriftmasse davon erzielten. Dies führte auf den Gedanken, das Verfahren auf Metalle als geeigneteres Material anzuwenden und so Metallstöcke zu erzeugen, welche die Holzschnitt-

ersetzen, aber wohlfeiler werden sollten. Carré in Toul lieferte bereits 1824 Proben davon, Dembour in Metz vervollkommnete das Verfahren, und Gillot in Paris brachte solches unter der Bezeichnung Panicographie zur größten Vollendung. Piil stellte Hochdruckplatten durch Chemitypie (s. d.) her. Als Grundlage wurden Kupferplatten benutzt; Eberhard aber wendete zuerst Zinkplatten an, welches Verfahren sich zu großer praktischer Bedeutung entwickelt hat und sowohl für die Herstellung von Landkarten auf der Buchdruckpresse als für bildliche Darstellungen verschiedenster Art angewendet wird.

Die Abbildungen, welche durch Ätzung in Hochdruckplatten umgewandelt werden sollen, können sowohl auf Papier zur photographischen Übertragung auf Zink oder direkt auf die Zinkplatte oder auf Umdruckpapier gezeichnet und dann auf die Zinkplatte übergedruckt, als auch auf lithographischen Stein in Kreidemanier oder mit der Feder gezeichnet, graviert oder autographiert, oder von Stahl- und Kupferplatten auf Zink übergedruckt werden; einen für Hochätzung geeigneten Überdruck von einer photographischen Glasmatrize kann man entweder durch unmittelbare Copie, oder durch Übertragung auf lichtempfindliches Papier und von diesem auf eine Zinkplatte gewinnen. Verkleinerungen werden beim photographischen Verfahren mit diesem, bei dem Umdruckverfahren vermittels des Gummiplattenapparates vorgenommen.

Das Verfahren besteht darin, daß man auf die fein polierte Platte mit einer chem. Tusche mit der Feder oder dem Pinsel eine Zeichnung ausführt oder ein Bild vom Lithographiesteine oder von einer Metallplatte auf die Zinkplatte durch Umdruck überträgt und alsdann mit Firnis die unbezeichneten Stellen überzieht. Eine andere Art, die erhabenen Metallstücke zu erzeugen, besteht darin, sie durch einen Niederschlag von galvanischem Kupfer darzustellen. Die Zeichnungen werden auf einer mit einem Deckgrunde versehenen Kupferplatte dadurch hervorgebracht, daß man an den bezeichneten Stellen mit der Nadel das Kupfer bloßlegt, nun die so bezeichnete Platte in einen galvanischen Apparat bringt, dort als Matrize behandelt und eine neue Kupferplatte darauf niederschlägt, welche dann alle Linien der Zeichnung erhoben darstellt und als Buchdruckstock gebraucht werden kann. Neuerdings tritt die Photographie vor allem helfend ein, um Hochdruckplatten zu erzeugen. Der zum Teil komplizierten Manieren gibt es eine große Zahl, sodaß sie an dieser Stelle nicht aufgezählt werden können. Eins der neuesten Verfahren wollen wir jedoch mitteilen: Von einem weißen, mit Linien oder punktiertem Netz bedruckten Blatt Papier wird ein Negativ auf Glas erzeugt und dieses Negativ nochmals zur photographischen Aufnahme des betreffenden Gegenstandes oder Bildes benutzt. Wenn nun dieses zweifache Negativ auf Zink kopiert wird, bilden sich bei der Ätzung aus Linien und Punkten bestehende Töne. Auf diese Weise wird es möglich, in Buchdruck leicht druckbare Platten zu erzielen. Das von Meisenbach in München erfundene und von ihm Autotypie genannte Verfahren dürfte auf gleicher Grundlage beruhen. Die Hochätzung durch photographische Übertragung eines Bildes auf Zink wurde in vollkommenster Weise zuerst von Gebrüder Benziger in Einsiedeln und dann von Angerer & Göschl in Wien ausgeübt.

Die Hochätzung wird auch in verschiedenen Manieren vielfach für Abbildungen der gegenwärtigen Auflage des «Conversations-Lexik
für welches nicht nur ein großer Teil
sondern auch Tafeln durch dieselbe
so sind die Tafeln: Arabesken,
Elfenbeinarbeiten, Glas II, Goldsc
Handzeichnungen photographi
tragen und hochgeätzt; die Tafeln:
eingeweide des Menschen nach S
gleicher Weise behandelt. Die Ta
Altertümer und ägyptische Myth
gravierten Lithographien durch U
in Hochätzung verwandelt.

Vgl. Scherer, «Lehrbuch der
(Wien 1877); Husnik, «Das G
Lichtdrucks» (2. Aufl., Wien 1880);
buch der Chemigraphie» (Wien 188
Zinkogravüre» (2. Aufl., Wien 18
Ätzen in Zink» (Lpz. 1884).

Hochbau oder Landbau bez
meinen alles, was im Gegensatz zu
ßen-, Maschinen-, Bergbau u. s. w.
und Einrichtung von Gebäuden (
hört und umfaßt die drei Gebie
Staats- (öffentliche) Baukunst,
städtische Baukunst und landwirt
kunst. Je nach dem Zwecke der Geb
die einzelnen Hochbauten auch eint
für Gottesverehrung (Kirchen, Ka
für Ernährung (Markthallen, Schl
den Verkehr (Postanstalten, Eisenb
Ackerbau, Gewerbe und Handel, fü
und Körperübungen, für Rechtspfl
für Wissenschaft und Kunst, für W
für Bestattung u. s. w. In Gegen
oft bei städtischen Bauverwaltungen
gestellt, welcher die Anlage und U
Schleusen-, der Gasleitungen, der
überhaupt der Straßen- und unteri
umfaßt. Nicht zu verwechseln ist
Oberbau, unter welchem man b
Eisenbahnen die Herstellung des
die Anlage und Unterhaltung der
u. s. w. versteht. (S. Bauwissen

Hochberg (Markgrafen von),
Nebenast des herzogl. Hauses von Z
ihren Namen von dem uralten Ber
berg (urkundlich Hachberg), 7—
von Freiburg i. Br. in der Nähe der
lichen Lehranstalt Hochburg gelegen
Franzosen zerstört, aber noch jetzt
Ruine die Aufmerksamkeit der A
fesselnd. Stammvater dieses Astes
(gest. 1074), Herzog Bertholds I. zwe
cher durch eine Todteilung von de
Hausbesitzungen die Herrschaften
Sausenberg mit dem Reichslehn der
über das Breisgau und durch die H
mahlin Itha von Calw die Herrsch
der Dos erhielt, wonach sein Sohn
benannte. Seine Nachkommenschaft
sen von Baden) teilte sich 1190 dur
Hermann V. und Heinrich I. in die
von Baden und Hachberg, wovon
durch die Brüder Heinrich III. und
der in die Linien von Hachberg und
berg zerfiel. Jene schwächte sich fort
neue Landesteilungen und erlosch
Tode 1418, worauf zufolge Vertrags
gen an die Markgrafen von Baden

…Göll.
…Landkreis
…124 m über
…an der Linie
…Staats-
…Main und gehörte
…Mainz. H. ist Sitz
…(1880) 2699 meist
…des Ortes bildet
…del. Der sehr berühmte
…wächst an dem rechten
…furt und Mainz an den
…gelegenden Hügelketten, zu-
Der Rebsatz derselben besteht
…Riesling, in neuerer Zeit auch
…Die besten Lagen sind die Dom-
…Stein und das Kirchenstück. Die
…berühmteste, faßt nur 250 a und
…günstigen Jahrgängen zu 12000
…Stück (à 1200 l) verkauft. Der
…zeichnet sich durch Milde und Körperfülle
…Haltbarkeit aus; sein Bouquet und Geist
…ausgezeichneten Weinjahren von rhein-
…übertroffen. Auch besitzt der Ort eine
…zwei Kunsthefe- und Branntweinfabriken,
…Schaumweinfabriken, deren Erzeugnisse haupt-
…nach England gehen (Sparkling Hock), eine
…Buchdruckerei und sieben Weinhandlungen.

Hochkaiser, Berggipfel, s. unter Hoher Göll.

Hochkalter (der), ein Kalkgipfel der Salzburger Alpen, erhebt sich in der von der Hocheisspitze (2618 m) an der Grenze von Salzburg und Oberbayern nordöstlich bis zum Hintersee und der Ramsau ausstrahlenden Kette, welche das Thal des Wimbachs von demjenigen des Hirschbichl-Clausbachs scheidet, zu 2629 m über dem Meere und wird hier und da von der Ramsau oder dem Hintersee aus über die Schartenalpe und den kleinen Blaueisgletscher, den nördlichsten Gletscher der Alpen, auf schwierigem Pfade bestiegen.

Hochkärpf, Berggipfel, s. unter Hoher Göll.

Hochkirch oder Hohkirchen, Dorf in der sächs. Oberlausitz, Kreishauptmannschaft Bautzen, Amtshauptmannschaft Löbau, mit 517 E., zwischen Bautzen und Löbau, wurde im Siebenjährigen Kriege durch den Überfall und die Schlacht vom 14. Okt. 1758 denkwürdig. Nach dem Siege über die Russen bei Zorndorf war König Friedrich II. von Preußen nach Sachsen geeilt, um dem durch die Übermacht der Österreicher bedrohten Prinzen Heinrich Hilfe zu bringen. Er vereinigte sich 12. Sept. mit demselben bei Reichenbach und suchte nun den österr. Feldmarschall Daun zu einer Schlacht zu bewegen. Allein dieser ließ sich nicht aus seiner festen Stellung bei Stolpen herauslocken. Erst als Friedrich in die Lausitz zog und die österr. Hauptmagazine in Zittau bedrohte, brach Daun auf und bezog mit 65000 Mann ein festes Lager bei Kittlitz nördlich von Löbau. Er vertraute zu sicher auf Dauns ängstliche … und bezog in nächster Nähe der starken Ste… Österreicher bei H. ein Lager. Am 14. … 5 Uhr griff Daun plötzlich die 42000 Ma… preuß. Armee im Lager überraschend vo… Seiten an. Ein dicker Nebel begünstigte die … nehmung der Österreicher und vermehrte d… wirrung der Preußen. Als der König, dur… heftige Feuern aufgeschreckt, nach der Mitte … Stellung eilte, waren seine Vorposten schon … wältigt, sein rechter Flügel so gut wie au… mehrere Batterien genommen und auf sein … Lager gerichtet. Die Unordnung war en… In dieser furchtbaren Lage bewährte sich die … zucht des preuß. Heeres. Halb nackt eilten … daten zu den Waffen und stellten sich in … Glied; doch nirgends war ein Zusammenh… Gefecht. Das Dorf H. stand bald in Fl… hier, besonders auf dem durch Major von … heldenmütig verteidigten Kirchhofe war der … am hartnäckigsten. Das Dorf wurde verlo… wieder erobert, bis endlich Friedrich de… Augenblick, wo der Nebel fiel, benutzte, u… Möllendorfs Schutz weiter rückwärts auf … bei Drehsa sein Heer in Schlachtordnung z… ein Entschluß, der dem Feinde Bewunder… flößte. Zwar wurde der König auch hier h… gegriffen und nach einem fünfstündigen … zum Rückzuge bis zu dem 1 Stunde vom … felde entfernten Spitzberge genötigt; doch … dort auf Verstärkungen unter General Re… daß Daun ihn nicht ferner zu beunruhigen … Friedrich hatte 9097 Mann, 101 Kanonen, … nen, die Zelte und den größten Teil des Fel… verloren; er selbst und viele Generale war… verwundet. Keith und Prinz Franz von … schweig waren geblieben, der Feldmarsch… Moritz von Dessau tötlich verwundet in di… des Feindes gefallen. Aber auch die Öst… hatten 5939 Mann, 10 Kanonen und 3 … verloren und konnten deshalb die Vorteil… Sieges nicht benutzen. (S. nebenstehende …

Am 21. Mai 1813, dem ersten Tage der … von Bautzen (s. d.), kam es auch bei H. … fecht zwischen den Franzosen und Verb… deren linker Flügel sich an H. lehnte und … einten Angriffen Marmonts und Macdonal… widerstehen konnte, nachdem der rechte … schen umgangen war.

Hochkirche (Englische), s. Anglik…

Hochkreuz, s. unter Kreuz.

Hochland, der Gegensatz zu Tiefland … derung, umfaßt drei verschiedene Formen … denreliefs: das Plateau (ein von Bailli… seinen Briefen über die Atlantis erfunde… oder die Hochebene (s. Ebene), das G… (s. Gebirge) und das Stufenland oder … land. Letzteres ist die Übergangsform vo… ebene oder dem Gebirgsland zum Ti… welchem es sich teils in allmählicher … teils treppenartig absenkt. Während di… mit der Tiefebene die Einförmigkeit te… ßenteils den Charakter der wasserarmen … losen Steppe oder der wasserlosen und … trägt, haben das Gebirgs- und das Te… als diejenigen Oberflächenformen der E… aus der Verbindung beider Gegensä… hebung und Senkung, von Berg und …

ung zueinander hervorgehen, die grö-
gfaltigkeit gemeinsam. Die drei For-
nebst der Tiefebene sind in den einzel-
und in den einzelnen Erdteilen nach
Lage verschieden verteilt und geben
en ein bestimmtes Gepräge, von
en Naturverhältnisse, Bewässerung,
und Fauna, sowie das Leben und
Völker abhängig sind.

der Ordensmeister der Deutschen

Oberförsterei und zählt (1880) 1797 E., w
Bierbrauerei und Holzhandel treiben.

Höchst, Stadt im Landkreise und Regierun
bezirk Wiesbaden der preuß. Provinz Hes
Nassau, 9 km im Westen von Frankfurt, am
sammenfluß der Nidda und des Main, an d
Linien Frankfurt-Niederlahnstein und H.-Sod
der Preußischen Staatsbahnen und an der Lin
Frankfurt-Limburg der Hessischen Ludwigsbahn, i
der Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 497
meist kath. E., welche Cigarren-, Schnupftabak-

Topographische Lage von Hochkirch.

pfel, s. unter Hoher Göll.
s Halsgericht, s. Hals-
ofen. [gericht.
er Relief.
die auf die Frührenaissance
trenaissance vorausgehende
n 1500 bis 1580 gerechnet
Cinquecento.
versitäten.
Fischerei auf offener See,
VI, S. 846a und 847a.
t bayr. Regierungsbezirk
lautern, 9 km östlich von
speyerbach und an den
s und H.-Münster am
nbahnen, ist Sitz einer

Anilin-, Alizarin-, Wachstuch-, Schwärze-, Gelatin-, Möbel-, Gasfabriken, eine Eisen- und Messinggießerei und eine Gipsmühle unterhalten, sowie Handel und Schiffahrt treiben. Bemerkenswert sind die um 1090 als Säulenbasilika erbaute St. Justinuskirche (mit einem Chor von 1443) und das 1775 schloßartig errichtete Wohn- und Fabrikgebäude des Tabaksfabrikanten Bolongaro. Der Ort war seit Karl IV. (bis 1801) kurmainzisch, wurde 1400 zur Stadt erhoben und 1410 befestigt. Hier siegte Tilly 10. (20.) Juni 1622 über den Herzog Christian von Braunschweig. Im Laufe des Dreißigjährigen Kriegs wurde die Stadt sechsmal von verschiedenen Parteien eingenommen und dabei 1635 das alte Schloß, welches den Erzbischöfen von Mainz öfters als zeitweilige Residenz gedient

hatte, bis auf den noch stehenden stattlichen Turm zerstört. Am 11. Okt. 1795 schlug hier Clerfayt die Franzosen unter Jourdan.

Hochstadt an der Iser (czech. Vysoké nad Jizerou), Stadt im nördl. Böhmen, Bezirkshauptmannschaft Starkenbach, Sitz eines Bezirksgerichts, zählt (1880) 1432 E. czech. Zunge, deren Erwerb neben den notwendigen Gewerben und kärglichem Feldbau meist in der Flachsspinnerei und im Garnhandel bestand, der aber in neuester Zeit sehr zurückging. H. liegt auf einem teilweise noch bewaldeten Plateau, das gegen die Iser schroff abstürzt, in direkter Straßenverbindung mit Starkenbach.

Höchstadt an der Aisch, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Oberfranken, 21 km westlich von Forchheim, ist Sitz eines Bezirksamts und eines Amtsgerichts, hat ein großes Schloß, Bierbrauerei und Hopfenbau und zählt (1880) 2010 meist kath. E.

Höchstädt, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Schwaben, Bezirksamt Dillingen, an der Donau, 19 km im SW. von Donauwörth, Station der Linie Neuoffingen-Donauwörth der Bayrischen Staatsbahnen, ist der Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 2471 fast ausschließlich kath. E. Bekannt wurde die Stadt im Spanischen Erbfolgekriege durch ein Treffen vom 20. Sept. 1703 und die Schlacht vom 13. Aug. 1704, welche von den Engländern die Schlacht bei Blenheim genannt wird. Am 20. Sept. 1703 schlug der Kurfürst Max II. Emanuel von Bayern, der mit Frankreich gegen den Kaiser verbündet war, bei H. den kaiserl. General Styrum und eroberte danach die Festung Passau. Ende Juni 1704 vereinigten sich die Heere Marlboroughs, der aus den Niederlanden herbeikam, und des Prinzen Eugen, zusammen 52000 Deutsche, Engländer, Holländer und Dänen. Eine franz. Armee unter Tallard hatte sich mit dem Kurfürsten von Bayern vereint, und beide hatten vor H. zwischen Blindheim an der Donau und Lutzingen Stellung genommen. Hier wurden sie wider Erwarten 13. Aug. angegriffen. Die Verbündeten marschierten in neun Kolonnen vor, die Engländer auf dem linken, die Deutschen auf dem rechten Flügel, wo die Preußen unter dem Fürsten Leopold von Dessau die äußersten Kolonnen bildeten. Sie überschritten den Nebelbach, der die feindliche Stellung deckte, Marlborough richtete seinen Angriff besonders auf Blindheim, anfangs ohne Erfolg, während auch der rechte Flügel nicht vorwärts kam. In der Mitte, wo der Feind fast nur Kavallerie hatte, wurde gegen 5 Uhr ein Schwanken bemerkbar; Marlborough ließ jetzt seine ganze Reiterei über den Bach gehen und durchbrach mit 100 Schwadronen die feindliche Schlachtordnung. Dadurch war der linke Flügel unter Marsin und dem Kurfürsten von Bayern zum Rückzuge nach H. genötigt, und der rechte, in Blindheim abgeschnitten und umringt, mußte mit 27 Bataillonen und 12 Schwadronen unter Tallard in der folgenden Nacht die Waffen strecken. Die Verbündeten verloren 12000 Mann, die Franzosen und Bayern mindestens 25000 Mann und fast sämtliche Geschütze. Die Folgen dieser Schlacht waren für den ganzen Feldzug entscheidend.

Hochstapler, ein ursprünglich der Gaunersprache angehörendes Wort (das einfache Stabuler — der Bedeutung Brotsammler, Bettler, kommt [illegible] im 17. Jahrh. vor), bezeichnet einen Gauner, [illegible]urch weltmännische Formen und gewandtes Auftreten sich Zutritt in vornehme Kreise [illegible] schaffen versteht und dort sein Wesen treibt.

Hochstein (vor Eberndburg, eine 16 k[illegible] westlich von Fürstenberg in Schlesien, zwischen [illegible]berhau und den Quellen des Oder und d[illegible]nen Zacken gelagerte Gruppe von Gra[illegible] welche aus der ferne gesehenswerten Bergreihe [illegible] Sie liegen auf einem 1000 m hohen, lan[illegible] schmalen Bergzuge, der eine Fortsetzung d[illegible] kammes ist und schöne Aussichtspunkte bie[illegible]

Höchstes Gut (summum bonum) [illegible] Moralphilosophie der technische Ausdruc[illegible] jenige Objekt des vernünftigen Willens, [illegible] wenn erreicht, die vollständige Befriedig[illegible] selben mit sich führen würde. In dem A[illegible] serer Willensthätigkeiten begehren wir viel[illegible] besondere Verhältnisse Gebrauch nur a[illegible] zu einem höhern, fernern Zweck. Diese tel[illegible] Kette unserer Bestrebungen muß einen [illegible] haben in einem «höchsten Gut», welches [illegible] dern derartig in sich schließt, daß dieselben [illegible] nur als Teile davon, andererseits als Mi[illegible] erscheinen. Man kann deshalb in gewiss[illegible] sagen, daß die Aufgabe der Ethik (s. d.) [illegible] stimmen, was das höchste Gut für den [illegible] sein soll. Eine oberflächlich psycholog. A[illegible] welche allen Systemen des Eudämonism[illegible] zu Grunde liegt, hat von jeher diese Fr[illegible] beantworten zu dürfen gemeint, daß die m[illegible] «Glückseligkeit» als dies höchste Gut zu [illegible] sei, und nur eine schwache Korrektur daß[illegible] der mehr modernen Formel, welche in der [illegible] Glückseligkeit der größtmöglichen Anzahl» d[illegible] Gut sucht. Da es sich vielmehr für die Eth[illegible] handelt, zu bestimmen, worin der Men[illegible] Glückseligkeit suchen soll, so darf dieselbe [illegible] bloß formalen Prinzip der Glückseligkeit ni[illegible] bleiben. (Vgl. Agathologie und Ethi[illegible]

Hochstetter (Ferd. von), Geolog, [illegible] und Reisender, geb. 30. April 1829 zu [illegible] Sohn des um die Naturwissenschaften, [illegible] dere die Botanik vielfach verdienten Profe[illegible] Stadtpfarrers Christian Ferdinand [illegible] 20. Febr. 1860), erhielt seine Gymnasialbi[illegible] seiner Vaterstadt und studierte dann i[illegible] Seminar zu Maulbronn und auf der U[illegible] Tübingen Theologie, namentlich aber Nat[illegible] schaften. Im J. 1852 unternahm er ei[illegible] schaftliche Reise, die ihn 1853 auch n[illegible] führte, wo er Gelegenheit erhielt, sich a[illegible] beiten der Geologischen Reichsanstalt zu [illegible] Er wurde 1854 bei dieser als Hilfsgeolog[illegible] Chef-Geolog für die Sektion Böhmen [illegible] Seine Thätigkeit war besonders der U[illegible] des Böhmerwaldes, sowie des nordwes[illegible] zugewandt. Im J. 1856 wurde er P[illegible] an der wiener Universität. Zum Geol[illegible] Novara-Expedition bestimmt, trat er [illegible] 1857 mit der Novara die Weltreise an. [illegible] feld seiner wissenschaftlichen Thätigkeit [illegible] seeland, wo er sich von der Novara [illegible] trennte und die Provinzen Auckland [illegible] namentlich mit Rücksicht auf das Vork[illegible] Kohlen und Gold durchforschte. Er k[illegible] nach Europa zurück und wurde 1860 z[illegible] der Mineralogie und Geologie am k. k. [illegible] schen Institut zu Wien ernannt. D[illegible] seiner Weltreise hat H. in mehrern [illegible] öffentlicht: «Neuseeland» (Stuttg. 1863),

las von Neuseeland» (mit Petermann, otha 1863), geolog. Teil des Werks über r-Expedition (3 große Quartbände), er Neuseeland» (Wien 1864), «Paläon- Neuseeland» (1864), «Geolog. Beobach- nd der Novarareise» (1866). Seit von der Novara-Expedition hat H. wissenschaftliche Reisen unternom- ch der Schweiz und Italien, 1869 Türkei (« Reise durch Rumelien», gen» der Geographischen Gesell- 70—71, und «Die geolog. Ver- Teils der europ. Türkei», mit «Jahrbuch» der Geologischen t. 1872), 1872 nach Rußland er den Ural», Berl. 1873; ßbahnen und Kohlenschätze», ublizierte H. weitverbreitete der Mineralogie und Geo- Eßlingen 1875; «Die Erde», Seit 1870 war H. wirkliches kademie der Wissenschaften, er Geographischen Gesell- bei seinem Rücktritt zum nte; 1874 wurde er zum Hof- dianten des k. k. Naturhisto- nannt; 1877 übernahm H. des Hofmineralienkabinetts ogr. Hofsammlung, die als achten ist; 1881 trat H. von r k. k. technischen Hochschule ali 1884 in Oberdöbling bei schaftliche Publikationen ge- der prähistor. Wissenschaft, als Obmann der prähistor. Akademie der Wissenschaften der Ethnologie an.

Stift.

Alp (Gebirge).

meister, Titel des Ordens- itter (s. d.), seitdem sich die s und des Deutschmeisters

Der Preßburger Friede g dem österr. Kaiserhaus nach benannt ist das österr. r. 4.

llio) heißt ein feindliches Staat, um dessen Selb- teilweise aufzuheben oder derrechtliche Weise zu ver- hen Staaten werden An- e Freiheit und die wesent- des Souveräns dem H. im gemeinen Rechte vor- nte das Verbrechen nur des bedrohten Staats aus- thndung solcher Unterneh- ch die Verletzung der bloß bliegenden Vaterlandsliebe begründet wird. Staats- n Ausländern berechtigen bstverteidigung und harten s dem Gesichtspunkte des Gesetzgebungen beschränken ht auf die eigenen Unter- iche Reichsstrafgesetzbuch. t erst, wenn der beabsich- e, weil dann die Macht gekommen sein möchte, sondern schon wenn Handlungen vorliegen, durch welche das Vorhaben unmittelbar zur Ausführung gebracht werden sollte. Das röm. Recht (lex Julia majestatis von Julius Cäsar oder vielleicht auch erst von Augustus) bestrafte jedes feindselige Vorgehen, selbst wenn darin nur der allerentfernteste Versuch eines Majestätsverbrechens enthalten war, mit dem Tode, Verfluchung des Andenkens an den Hochverräter (was für seine Kinder Erbunfähigkeit gegen jedermann bewirkte) und Konfiskation des Vermögens. Diese Strenge wirkt insofern noch gegenwärtig nach, als auch noch das Deutsche Reichsstrafgesetz in §. 80 den Mord und Mordversuch am Kaiser, an dem eigenen Landesherrn oder während des Aufenthalts in einem Bundesstaate an dessen Landesherrn mit dem Tode bestraft, sonstige Fälle mit lebenslänglichem Zuchthaus (bei ehrloser Gesinnung des Thäters) oder lebenslänglicher Festungshaft, ferner das hochverräterische Komplott, sowie die öffentliche Aufforderung zur Begehung einer hochverräterischen Handlung und gewisse Vorbereitungshandlungen für strafbar erklärt. In allen Bundesstaaten (Deutsches Reich, Schweizerische Eidgenossenschaft u. s. w.) kann sich der H. gegen den Bundesstaat, wie auch gegen den einzelnen Staat richten, während zu Zeiten des Deutschen Bundes (eines Staatenbundes) dies nur nach der künstlichen Ausdehnung im Bundesbeschlusse vom 18. Aug. 1836 angenommen wurde. Nach §. 136 des Deutschen Gerichtsverfassungsgesetzes von 1877 ist für die Untersuchung und Entscheidung in erster und letzter Instanz im Falle des H., insofern derselbe gegen den Kaiser oder das Reich gerichtet ist, das Reichsgericht zu Leipzig zuständig. Der Gegensatz des H., der «gemeine Verrat», welcher durch einen Mord mit Verletzung einer speziellen Treuepflicht begangen wird, ist aus dem deutschen Rechtssystem längst verschwunden, obgleich er noch in der Carolina (s. d.) erwähnt ist. In England hat sich gegenüber der high treason der Begriff der sog. petty treason, welche von einem Dienstboten oder Lehrling an dem Dienst- oder Lehrherrn, von einer Frau an ihrem Manne verübt wird, noch erhalten. Vgl. Knitschky, «Das Verbrechen des H.» (Jena 1874).

Hochvogel (der), ein 2590 m hoher Berg der eigentlichen Algäuer Alpen (s. Alpen, 24), erhebt sich dicht am Hauptkamme derselben, welcher die Grenze zwischen Bayern (Provinz Schwaben) und Tirol und die Wasserscheide zwischen Iller und Lech bildet, in dem Aste, der von der Kreuzspitze östlich zwischen dem Schwarzwasser- und dem Hornbachthal gegen den Lech vorspringt. Aus Dolomit bestehend, bildet der H. eine mächtige, schöngeformte Felspyramide. Der Gipfel, welcher durch ein großes Kreuz bezeichnet ist, bietet eine prachtvolle Aussicht über die Alpen vom Groß-Venediger in den Hohen Tauern bis zum Tödi in den Glarner Alpen und von der Zugspitze im Wettersteingebirge bis zum Sentis. Die Besteigung, welche etwas mühsam, aber nicht schwierig ist, wird gewöhnlich von Hinterstein (861 m, 9 km südöstlich von Immenstadt) über die Berggündelhütte, die Balkenscharte und den Kalten Winkel, d. h. das Firnfeld der Ostflanke, ausgeführt.

Hochwacht, s. Warte.

Hochwald nennt man einen bloß aus Baumhölzern bestehenden und zur Heranziehung von solchen bestimmten Wald, dessen Bäume aus Samen (nicht aus Stockausschlägen) entstanden sind. Das

Haubarkeitsalter aber der Umtrieb (s. Forsteinrichtung) ist sehr verschieden nach Holzart und Standort, sowie danach, ob man die Produktion der größten Holzmasse, die des größten Reinertrags oder die bestimmter Sortimente erstrebt. Zu unterscheiden: Plänter- oder Femelbetrieb, schlagweiser Betrieb, bei welchem nur kleinere Teile des Waldes zur Abnutzung und Verjüngung genommen, und auf diesen Flächen möglichst gleichalterige Bestände nachgezogen werden. Der schlagweise Betrieb ist wieder zu unterscheiden in Plänterschlag- oder Femelschlagbetrieb und Kahlschlagbetrieb. Zu H. eignen sich alle Nadelholzbäume, welche überhaupt nur als solcher bewirtschaftet werden können, von den Laubhölzern namentlich Rotbuchen, Eichen, Rüstern, Eschen, Erlen, Birken.

Hochwald heißt im Lausitzer Berglande in der Amtshauptmannschaft Bautzen des Königreichs Sachsen auf der böhm. Grenze ein 7,8 km südwestlich von Zittau gelegener, 748 m hoher, aus dem Quaderlandsteine sich erhebender Phonolithkegel, welcher eine prachtvolle Aussicht nach Böhmen gewährt. Auf dem Gipfel befindet sich eine Restauration.

Hochwald heißt auch ein dicht mit Wald bedeckter, 841 m hoher Berg in Schlesien, 2,5 km im N. von Gottesberg und 4 km westlich von Waldenburg.

Hochwald, Gebirgsrücken in der preuß. Rheinprovinz, s. unter Hundsrück.

Hochwang (der), ein Bergstock der Plessurgruppe in den Rhätischen oder Graubündner Alpen (s. Alpen, 10), erhebt sich 8 km ostnordöstlich von Chur als scharfer, von W. nach O. verlaufender Grat auf der Wasserscheide zwischen der Plessur und der Landquart. Aus grauem Bündnerschiefer gebildet, fällt der Berg nach S. zum Schanfigg mit steilen, bewachsenen, von tiefen Bachrunsen durchfurchten Halden, nach N. gegen Valzeina mit kahlen Felshängen ab. Die wichtigsten Erhebungen sind der Faulenberg (2395 m) im W., der Teufelskopf (2459 m) in der Mitte und der eigentliche H. (2535 m) am Ostende des Grates. Die nicht schwierige und lohnende Besteigung wird gewöhnlich von St. Peter (1252 m) im Schanfigg ausgeführt.

Hochwild. In den verschiedenen deutschen Ländern wird die Jagd ziemlich willkürlich in hohe und niedere oder in hohe, mittlere und niedere eingeteilt. Das zur hohen Jagd gehörige Wild heißt H. Man begreift darunter von nützlichem Haarwild: das Auer-, Edel-, Dam-, Elen-, Stein- und Gamswild; an Federwild: Schwan, Trappe, Kranich, Auerhuhn und Fasan; früher zählte man sonderbarerweise auch den Focken (Nachtreiher) dazu; an schädlichem Haarwild: Bär und Luchs. Der Wolf wird zur Mitteljagd, die großen Raubvögel, als Adler und Geier, sowie die zur Jagd verwendbaren Falken werden bald als H. angesprochen, bald zur Mittel- oder Niederjagd gezählt. Das schweiz. Jagdgesetz von 1876 versteht unter H. das im Hochgebirge lebende nützliche und schädliche Wild.

Hochzeit, ursprünglich jede hohe oder Festzeit des Jahres, heißt vorzugsweise das Fest mit seinen Gebräuchen, welches bei der Schließung der Ehe (s. d.) begangen wird und je nach den Zeiten und Völkern sehr verschieden ist. Bei den alten Hebräern bereitete man am Vorabende der H. im Hause des Bräutigams ein festliches Mahl. Inzwischen wurde die Braut von den Brautjungfern mit Ceremonien in ein Bad geführt, dann gesalbt und ihr der Gürtel umgeschürzt, der nur von der Hand des ihr angetrauten Gatten gelöst werden [durfte]. Zu [dem] festlichen Schmuck gehörte, daß sie [mit] Myrtenkranze geziert [war]. Selbst wurde mit einem Gastmahl, [von] Musik und Tanz gefeiert und dauerte [sieben] Tage gewöhnlich sieben Tage. Verließ [sie] ihren bisherigen Aufenthaltsort, und [zog] in der Dämmerung, so begleiteten [sie] Klange vieler Instrumente die Brautj[ungfern], denen einige brennende Fackeln, die an[dere] Kleider und den Schmuck der Neuver[mählten] gen. Auch noch gegenwärtig ist es [in] Sitte, daß die Braut vor der H. ein [Bad] doch geschieht dies gewöhnlich in aller[früh]. Hochzeitstage selbst streut man dem [Paare] Vorhofe der Synagoge Weizenkörner[n] münzen mit den Worten auf das H[aupt]: fruchtbar und mehret euch!« Die älte[sten] gebräuche bei den Griechen beschreibt [Homer]. begannen mit Heimführung der verschl[eierten] bei Fackelschein unter Flöten- und Ha[rfen]rauschenden Gesängen und endeten m[it] mahle, worauf die Neuvermählten na[ch] gemach geleitet wurden. In späterer[n] bei den Griechen Sitte, daß sich die [Braut] Tage vor ihrer Vermählung eine Loc[kenlocke] die sie dem Zeus, der Here, der Art[emis], Parzen, als den Gottheiten, welche [die] besonders in Schutz nahmen, weihten. [Auch] tete man Opfertiere, aus deren Ein[geweiden] Wahrsager den Verlobten die Zukun[ft] nachdem man zuvor zum Sinnbild ewi[ger] sorgfältig die Galle entfernt hatte. [Am] Abendstunde holte der Bräutigam die [Braut] Braut in Begleitung eines vertraute[n] oder Verwandten der letztern mit Fackel[n] dem Hause der Eltern in das seinige a[b]. Bräutigam schon einmal verheiratet, [so] Braut ihm durch einen Verwandten i[n] nung gebracht. Hier wurde das Br[aut]bett Zeichen der Fruchtbarkeit mit Blume[n] ähren überschüttet. Die Achse des Wag[ens], chem die Braut gefahren war, warf me[n] zum Zeichen, daß sie nimmer zurück denke. Hierauf folgte ein festliches [Mahl], dem ein Knabe die Füße der Braut ge[wa]noß das Brautpaar eine Quitte oder ei[nen] apfel. Endlich übergab die Mutter di[e] mit Blumen geschmückten Lager; die G[äste] Epithalamien an und zogen sich zurü[ck]. Spartanern war die Feier weit einf[ach]. Mädchen wurde nach alter Sitte, we[nn] Form nach, geraubt: doch erfolgte ni[e] bar darauf die Verehelichung. Oft lebt[en] paar jahrelang zusammen, und die diese[r] entsprossenen Kinder hießen jungfräuli[ch]. Bei den Römern wurden die H. mit [vielen] symbolischer Gebräuche und Ceremon[ien]. Nachdem bei der Verlobung der Hoch[zeit] gesetzt worden war, teilte man das Haa[r] nach Art der Matronen, und zwar mit [einer] zur Erinnerung an den Sabinerraub, [die] Toga praetexta (das jungfräuliche [Kleid]) opferte der Juno, als der Göttin der [Ehe], weihte die Kleider, Kleinodien und Spi[elzeug] Braut der Venus oder einem Hausg[ott]. bräutlichen Schmuck gehörten noch eine [Fackel] nebst Blumenkranz und der jungfräuliche [Schleier]. der Mann seiner jungen Gattin am H[ause]

estand aus Lammwolle und war
ern Schleife zugeknüpft, die man
se nannte. Nach gehaltenen Au-
opfern, wobei man ebenfalls die
ntfernte, setzte sich das Paar auf
: Erinnerung an die Bekleidung
Dann ging es, von Fackelträgern
n begleitet, nach dem mit Blumen-
ten Wohnhause, wo die Braut
geheiligte Hausschwelle gehoben
chen der Keuschheit hing hier die
n, Spindel und Wolle bei sich
ene Binden auf; zur Abwendung
strich sie die Thürpfosten mit
olfsfett, und sinnbildlich ihre in-
g andeutend, berührten Braut
euer und Wasser. Auch trug die
ei sich. Das erste gab sie gleich-
ung dem Bräutigam; das zweite
Herde der neuen Heimat nieder;
r auf einen Kreuzweg. Nach be-
l führten Matronen die Neuver-
brautgemach, wobei Jungfrauen
gen, Knaben dagegen leichtfertige
ten. Bei den Orientalen, wo Po-
nd die Ehe nur ein bürgerlicher
so viele Gebräuche als Stämme.
ten war die Vermählung zwar
weltlicher Akt, doch fanden dabei
bräuche statt. Hatten sich Eltern
ei frohem Schmause beraten, so
utigam seiner Auserkorenen die
in einem Rindergespann oder in
child, Wurfspieß und Schwert be-
dagegen sendete ihm ein Schlacht-
ein Waffenstück. Die Ehe wurde
mmer geweiht und man trank da-
ds, des Gottes der Liebeslust und
; Gebete wurden für das Glück
ten gesprochen und Opfer darge-
das feierliche Mahl schloß. Man-
ch jetzt bei H. an altheidnische Ge-
ne. Sitte, der Braut ein Schwert
Bayern der Johannissegen, der
ng zuerst den Neuvermählten und
chzeitsgästen gereicht wird; auch
chenke, die Beschenkung der Braut
ffel u. a. reichen wohl in die frühe-
Über weitverbreitete aberglau-
beziehungsweise der H. vgl.
sche Volksaberglaube der Gegen-
). Rücksichtlich des Aufwandes,
werden durfte, wurden im Mit-
die Hochzeitsordnungen erlassen,
ihre ungemein häufige Wieder-
tlos kennzeichnen. Der Luxus,
nd Bauernstande, war bei dieser
That unglaublich. Das Braut-
n Aufzuge, das sog. Umbitten
Gäste) und die sog. Einholung,
Bräutigam nicht in demselben
logen sich meistens unter eigen-
chen. Am Tage nach der H. er-
n Eheleute in der Kirche, um sich
en; diese Sitte ist jetzt in Wegfall
gen ist es sehr üblich geworden,
ie anzutreten.
atten noch leben, wird der 25. Jah-
silberne Hochzeit, der 50. Jah-
restag als goldene (meist mit einer kirchlichen Einsegnung verbunden) und der 75. Jahrestag als diamantene Hochzeit bezeichnet; bisweilen wird auch schon der 60. Jahrestag diamantene H. genannt, jedoch ohne Berechtigung, da die Jubeltage ausschließlich nach Vierteljahrhunderten zählen.

Vgl. Gubernatis, «Storia comparata degli usi nuziali» (Mail. 1869); Wood, «The wedding day in all ages and countries» (2 Bde., Lond. 1869); «Hochzeitsbuch, Brauch und Glaube der H. bei den christl. Völkern Europas» (Lpz. 1871).

Hochzeit wird in der Buchdruckerkunst ein vom Setzer doppelt gesetztes und daher in der Korrektur einmal zu entfernendes Wort genannt.

Hock, in England Bezeichnung für Hochheimer und danach überhaupt für Rheinwein.

Hockerland (Oberland), Landschaft in der preuß. Provinz Ostpreußen, Regierungsbezirk Königsberg, zwischen der Passarge und dem Geserichsee.

Höckerschwan, s. unter Schwan.

Hocksche Heißluftmaschine, s. unter Calorische Maschinen.

Hockstein, Berg, s. unter Hohnstein.

Hocktide (spr. Hockteid), in England die lustige Zeit der Hocktage (hockdays), beginnend am 15. Tage nach Ostern. Sie dauert zwei Tage; am ersten, dem eigentlichen Hocktage, pflegen die Männer, am darauffolgenden Hockdienstage die Frauen mit Stricken die Straßen zu versperren und von den Vorübergehenden Geld zu wohlthätigen Zwecken zu erpressen. Der Ursprung des merkwürdigen Brauchs ist unbekannt. Die Bezeichnung wird entweder vom engl. day of hoaxing (Foppтag) oder angelsächs. nôgetidi (Hochzeit, Fest) abgeleitet.

Hoc loco (lat.), an diesem Ort, an dieser Stelle.

Hoc signo vinces oder In hoc signo vinces (lat.), d. h. in diesem Zeichen wirst du siegen, die Inschrift, welche Konstantin dem Großen, als er gegen Maxentius zog, zur Mittagsstunde neben dem Bilde des Kreuzes am Himmel erschienen sein soll. Eusebius Pamphili, im «Leben Konstantins» (I, 28), citiert die Inschrift griechisch: Τούτῳ νίκα.

Hoc volo, sic jubeo: sit pro ratione voluntas (lat.), d. h. dies will ich, so befehle ich: statt Grundes diene der Wille, Citat aus Juvenals «Satiren» (6, 223); oft wird auch citiert: Sic volo etc. ...: stat pro etc.

Hodegētik, Hodegēse (grch.), Anweisung zum methodischen Studium einer Wissenschaft.

Hodeïda, richtiger Hudeide, arab. Seestadt an der Küste von Jemen am Roten Meere, 160 km im NNW. von Mokka, mit 5000 E., der wichtigste Stapelplatz an dieser für den Kaffeehandel wichtigen Küste; er wird durch die davorliegende, mit einem Hafen versehene, von den Engländern gekaufte Insel Kamaran beherrscht. H. hat einen gut versehenen Bazar, wichtige Handelshäuser, aber keinen eigentlichen Hafen; die offene Reede ist im S. durch eine Korallenbank gesperrt.

Hödel (Emil Heinr. Max, genannt Lehmann, auch Traber), geb. zu Leipzig 27. Mai 1857, war Klempnergeselle, agitierte im Sinne der Sozialdemokratie und ward bekannt durch sein in Berlin 11. Mai 1878 an Kaiser Wilhelm begangenes Attentat (zwei Revolverschüsse, von denen indes keiner traf). Infolge desselben wurde er vom königl. Staatsgerichtshof in Berlin 10. Juli 1878 zum Tode verurteilt und während der durch das Attentat Nobilings (s. d.) veranlaßten Stellvertreterschaft

Hoeven (Jan van der), ausgezeichneter niederländ. Naturforscher, geb. 9. Febr. 1802 zu Rotterdam, studierte in Leiden Naturwissenschaften und Medizin, war dann Arzt in Rotterdam und wurde 1826 außerord. Professor an der Universität Leiden, wo er 1835 zum ord. Professor der Zoologie ernannt wurde. Sein Hauptwerk bildet das «Handboek der Dierkunde» (2 Bde., Leid. 1827—33; 2. Aufl., Leid. 1846 fg.; deutsch mit Zusätzen von Leuckart, 2 Bde., Lpz. 1850—56), in welchem er die reichen Materialien des leidener Museums zu verarbeiten und zugleich die ganze Zoologie physiologisch aufzufassen bestrebt ist. Zahlreiche monographische Arbeiten enthalten teils die von ihm mit de Vrise herausgegebene «Tijdschrift voor natuurlijke Geschiedenis en Physiologie» (12 Bde., Leid. 1834—45), teils die «Acta» der Leopoldinisch-Carolinischen Akademie, die «Mémoires» der Naturhistorischen Gesellschaft zu Straßburg, die «Transactions» der londoner Zoologischen Gesellschaft, die «Verhandelingen» der Niederländischen Akademie (darin unter anderm die mehrfach übersetzte Beschreibung des bisher unbekannten männlichen Tiers von Nautilus Pompilius) und andere Sammelwerke. Selbständig erschienen außer mehrern kleinern Schriften noch: «Recherches sur l'histoire naturelle et l'anatomie des limules» (Leid. 1838, mit Tafeln), «Redevoeringen en Verhandelingen» (Amsterd. 1846, deutsch unter dem Titel «Ergebnisse der Naturforschungen für das Leben», Berl. 1848), die «Bijdragen tot de natuurlijke Geschiedenis van den Negerstam» (Leid. 1842) und die «Philosophia zoologica» (Leid. 1864). Er starb zu Leiden 10. März 1868.

Sein älterer Bruder, Cornelis Pruys van der H., geb. 13. Aug. 1792, Professor der Medizin zu Leiden, gest. 5. Dez. 1871, hat mehrere schätzbare pathol. und histor.-mediz. Schriften veröffentlicht, darunter auch «De historia medicinae» (Leid. 1842), «De historia morborum» (Leid. 1846) und «De historia medicamentorum» (Leid. 1847). — Ein zweiter Bruder, Abraham des Amorie van der H., geb. 22. Febr. 1798, gest. 29. Juli 1855, Professor am Seminar der Remonstranten zu Amsterdam, gehörte zu den vorzüglichsten Kanzelrednern der Niederländer.

Hoë von Hoënegg (Matthias), streng luther. Theolog des 17. Jahrh., geb. um 1580 zu Wien, studierte in Wittenberg, ward 1602 dritter Hofprediger des Kurfürsten Christian II., 1603 Superintendent in Plauen, bald darauf Direktor der evang. Stände des Königreichs Böhmen, 1612 Oberhofprediger und geistlicher Berater des Kurfürsten Johann Georg I. von Sachsen. Er starb 4. März 1645. H. gehört zu den heftigsten Gegnern des Calvinismus. Außer Predigten und polemischen Schriften gegen die röm. und die reform. Kirche schrieb H. noch «Commentarii in Joannis Apocalypsia» (2 Bde., 1610—40).

Hof, ein freier, eingefriedeter Platz, besonders der zu einem Gebäude gehörige, neben oder um dasselbe gelegene eingeschlossene Platz. Bei größern Gebäuden unterscheidet man Vorder-, Hinter-, Haupt- und Nebenhöfe. — Landwirtschaftlich bezeichnet man mit H. ein ganzes Gut mit Feldern oder auch nur die sämtlichen, zur Bewirtschaftung des H. gehörigen Gebäude. In Dörfern mit Rittergut ist H. zunächst die Bezeichnung für die herrschaftlichen Gebäude, dann für den herrschaftlichen Besitz überhaupt; in Dörfern ohne Rittergut wird der Besitzer des größten Guts oft Hofbauer genannt.

Hof (curtis, curia oder aula) heißt im Mittelalter der von den Gebäuden eines Landguts eingeschlossene Platz, auf welchem sich das Gesinde eines Herrn versammelt; dann der Inbegriff der Personen selbst, welche unmittelbar mit dem Dienst- und Gefolgsherrn in Verbindung stehen; endlich der Hofstaat eines Fürsten mit seiner Familie und seinen obersten Beamten. Solche Hofhaltungen waren im frühen Mittelalter sehr einfach. Die Genossen, welche sich freiwillig oder gegen Empfang von Beneficiums anschlossen, standen im Frieden und im Kriege zum Dienste ihres Herrn bereit, beriethen seinen Rat in Verwaltungs- und Rechtssachen und versahen sein Hauswesen. Mit fortschreitender Ausbildung des Fürsten- und Heerwesens entwickelten indes auch die höhern Reichsbeamten nach dem Muster der kaiserl. Hofhaltung, welcher wiederum der byzantinische H. zum Vorbild gedient hat, gewisse Hofämter, besonders die des Marschalls, Kämmerers, Truchsessen und Schenken, im 11. und 12. Jahrh. die Begünstigten und Vertrauten aus den Hörigen des Herrn und den Ministerialen (s. d.) ein mit der Zeit immer größeres und vollereres Hofgesinde bildeten. Weil die Ämter mit Lehn oder sonst abhängigen Gütern verbunden waren und im allmählich erblichen Besitz der Familien zu bloßen Ehrenämtern wurden, so stellte sich aufs neue das Bedürfnis eine mit dem täglichen Dienste beauftragte Beamtenschaft zu haben. Dieselbe unterschied sich von den bisherigen Hofbeamten wesentlich dadurch, daß sie nur mit der eigentlichen Hofhaltung, nicht mehr mit Regierungsangelegenheiten betraut war. Da nämlich bei fortschreitender Entwickelung der Fürstengewalt die Regierungsgeschäfte immer größer und schwieriger wurden, so sah man sich bald genötigt ein, dieselben gewissen Behörden zu übertragen. Doch wußte man dabei immer noch die Begriffe von H. und Staat ganz zu vereinigen, wie dies schon die Namen Hofkanzlei und Hofkammer für die obersten Verwaltungsbehörden, Hofgerichte für die an die Stelle der alten Mannengerichte getretenen Justizstellen u. s. w. zeigen. Je mehr nun mit dem Herrschertum an Ansehen gewann, um so mehr war man beflissen, dies auch in der äußern Ordnung kundzugeben. Daher wetteiferten seit dem Westfälischen Frieden und seit Ludwig XIV. dessen Hofhaltung bald dem ganzen übrigen Europa zum Muster diente, selbst die kleinern Fürsten in Aufstellung eines möglichst glänzenden Hofstaats (s. d.). Den abgemessenen Formen, in welche das Hofleben mehr und mehr eingezwängt wurde, folgte das sog. Ceremoniell, diente bis in die 17. Jahrh. das steife spanische, nachher etwas freiere französische zum Muster. Es wurde unter anderm genau bestimmt, welchen Personen der Zutritt bei Hofe, die Hoffähigkeit, gestatten sei. Während anfangs nur die Großwürdenträger, dann die Vasallen und Dienstmannen hoffähigt waren, die nächste Umgebung des Fürsten zu bilden, so wurden es jetzt der an die Stelle der Ministerialen getretene Adel, sowie die hohe Geistlichkeit, und nahmsweise wohl auch große Künstler und Gelehrte. Erst in neuerer Zeit hat man auch bürgerlichen höhern Staatsbeamten und sonst ausgezeichneten Männern den Zutritt bei Hofe gestattet,

an den blühenden Zustand, in welchem sie sich einst befand. H. ist Sitz eines Bezirksgerichts, zählt (1880) 2925 E. deutscher Zunge und hat bedeutende Leinwandindustrie. Im J. 1642 wurde die Stadt von den Schweden gänzlich verwüstet.

Hof an der March (auch **Markt Hof**), Marktflecken in Niederösterreich, Bezirkshauptmannschaft Groß-Enzersdorf, Gerichtsbezirk Marchegg, liegt unweit rechts von der March, nahe an deren Mündung in die Donau und nahe an dem vom Prinzen Eugen von Savoyen aufgeführten Schlosse Hof (**Schloßhof**), das jetzt im Besitz der kaiserl. Familie ist und wegen seiner großartigen Anlage und kunstfertigen Durchführung die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde auf sich zieht. H. zählt (1880) 384 E., welche Feldbau treiben.

Hofacker (Ludw.), luth. Prediger, geb. 15. April 1798 zu Wildbad, studierte im Stift zu Tübingen und wirkte seit 1826 als Pfarrer zu Rielingshausen bei Marbach, wo er 18. Nov. 1828 starb. Er hebt in seinen weitverbreiteten Predigten den Gegensatz von Sünde und Gnade besonders nachdrücklich hervor und ruft in fast methodistischer Weise die Sünder zur Buße. — **Wilhelm H.**, Bruder des vorigen, ebenfalls ein hervorragender luth. Prediger, geb. 16. Febr. 1805 zu Gärtringen, studierte im tübinger Stift, ward 1830 Repetent in Tübingen, 1833 Diakonus zu Waiblingen, 1835 Diakonus zu St. Leonhard zu Stuttgart, wo er 10. Aug. 1848 starb. Seine Predigten sind formell abgeklärter, inhaltlich vielseitiger, aber zugleich lehrhafter als diejenigen seines Bruders. Vgl. A. Knapp, «Ludwig H.» (4. Aufl., Heidelb. 1872); L. Hofacker, «Wilhelm H.» (Stuttg. 1872).

Hofagent, s. unter **Agent**.

Hofämter, s. unter **Hof**.

Hofburg, auch «**die Burg**» genannt, heißt das kaiserl. Residenzschloß zu Wien; **Hofburgtheater** das Hof-Schauspielhaus daselbst. (S. **Wien**.)

Hofburgwache heißt die in Österreich 1802 errichtete Gardetruppe, welche die Sicherheit und Ordnung in der Hofburg, sowie den kaiserl. Schlössern und Gärten zu handhaben hat. Über ihre dienstliche Verwendung bestimmt der k. k. Oberst-Hofmarschall, sonst steht dieselbe unter dem Kapitän der Trabantenleibgarde; ein Stabsoffizier der H. ist Hauskommandant der Hofburg. Die H. besteht, ohne Offiziere, aus 210 Mann mit Korporalsrang, welche sich aus Mannschaften des Heeres vom Zugführer abwärts ergänzen. [Hof.

Hofchargen, soviel wie **Hofämter**, s. unter

Hofdekret, s. unter **Dekret**.

Hofdienste, soviel wie Fronen.

Höfe (die) heißt der nordwestlichste, an den Zürchersee und die Kantone Zürich und Zug grenzende Bezirk des schweiz. Kantons Schwyz. Im S. von den Nagelfluh- und Sandsteinketten des Hohen Rhonen (Dreiländerstein 1190 m) und des Etzel (Hochetzel 1102 m) durchzogen, welche durch das Thal der Sihl voneinander getrennt werden, nördlich gegen den See abgedacht, sind die H. ein fruchtbares, wohlangebautes Voralpengelände, reich an Alpweiden, Waldungen und Obstgärten. Der Bezirk umfaßt 34 qkm und zählt (1880) in drei Gemeinden 4764 meist kath. E., deren Haupterwerbsquellen neben Alpenwirtschaft, Feld- und Obstbau die Seiden- und die Baumwollindustrie sind. Hauptort ist **Wollerau** (1458 E.) an der Straße von Richterschwyl über die Schindelegi nach Schwyz. Durch den N. des Bezirks führt dem See nach in Linie Zürich-Glarus-Linththal der Schweizerischen Nordostbahn, durch den W. die Bergbahn Biberschwyl-Schindelegi-Einsiedeln. Im 13. und 14. Jahrh. zur Grafschaft Rapperswyl gehörig, kamen die H. 1358 an Österreich, 1396 an Zürich und 1436 an Schwyz, bei dem sie als Unterthanenland blieben, bis sie 1798 bei dem Umsturz der alten Eidgenossenschaft dem Kanton Linth der helvetischen Republik zugeteilt wurden. Durch die Mediation 1803 kamen die H. unter Aufhebung des früheren Unterthanenverhältnisses wieder an Schwyz.

Hofeinspanier, Vorreiter bei feierlichen Hofzügen am wiener Hof. Das Wort kommt von Einspänner, d. i. ursprünglich ein berittener Stallknecht, welcher keinen reisigen Knaben hatte.

Hofer (Andr.), Sandwirt im Passeyrthale bei Meran, Oberkommandant von Tirol 1809, geb. 22. Nov. 1767 in dem Wirtshause, am Sand genannt, zu St. Leonard im Passeyrthale gelegen und handelte, nachdem er die Wirtschaft selbst übernommen, mit Wein und Pferden nach Italien. Schon 1796 führte er eine tiroler Schützenkompagnie gegen die Franzosen am Gardasee; auch bei der Errichtung der Landmiliz nach dem Luneviller Frieden zeigte er großen Eifer für die Wehrkraft Tirols. Auf Anordnung des Erzherzogs Johann entwarf 1809 Hormayr (s. d.) den Plan zur Wiedereroberung des Landes, den H.s Vertraute in Tirol mündlich bekannt machten. Der Aufstand gelang, und in drei Tagen (vom 11. bis zum 13. April) war fast das ganze Land genommen und Innsbruck besetzt. Dann erschien H. auf dem Bremer und lieferte beim Berge Isel 25. und 29. Mai 1809 den Bayern zwei Treffen, durch welche diese zur Räumung Tirols genötigt wurden. Bald darauf wurde auch der in Trient belagerte Graf von Lehrbach von österr. Truppen und den Tirolern unter H. befreit. Schon war H. im Begriff, sich mit einer Schar an die Truppen anzuschließen, welche Klagenfurt wegnehmen und dadurch die Verbindung Tirols mit den innern Provinzen des Kaiserstaats herstellen sollten, als nach der Schlacht bei Wagram der Waffenstillstand von Znaim (12. Juli) eintrat, durch dessen Tirol und Vorarlberg von den Österreichern geräumt werden mußten. Hierüber entstand unter dem verlassenen Volke anfänglich Entmutigung, während General Lefèbvre 40000 Mann Franzosen, Bayern und Sachsen von verschiedenen Seiten in Tirol einrücken ließ. H. hatte sich anfangs in eine Höhle des Passeyrthals verborgen.

Als aber Speckbacher, der Kapuziner Joachim Haspinger und Pet. Mayer an der Spitze des bewaffneten Volks die Verteidigung Tirols wieder aufnahmen und namentlich vom 3. bis 9. Aug. dem Feinde mehrere Niederlagen beibrachten, trat auch H. aus seiner Höhle hervor, und zwar jetzt als oberster Anführer des für seinen alten Herrn und für sein altes Recht aufgestandenen Tirol. Die Schlacht vom 13. Aug., wiederum am Berge Isel, vertrieb Lefèbvre aus Tirol. H. führte nun die Militär- und Civilverwaltung bis zum Frieden von Wien (14. Okt.). Als hierauf Erzherzog Johann die Tiroler zur Unterwerfung aufforderte und von allen Seiten feindliche Truppen in die Thäler einrückten, erklärte H. im November dem Vizekönig Eugen und dem bayr. Oberbefehlshaber seine Unterwerfung, begann jedoch auf falsche Nachrichten von Siegen und dem Einmarsche des

seit dem durch die franz. Revolutionen
Umschwung der Ideen das Hofleben und
ungen sich sehr vereinfacht haben. Vgl.
Das höfische Leben zur Zeit der Minne-
Bde., Lpz. 1880); von Malortie, «Der
ll» (3. Aufl., 2 Bde., Hannov. 1866);
lbuch für den königl. preuß. Hof» (von
illfried, Berl. 1877).

der Meteorologie) nennt man den die
den Mond zuweilen umgebenden hel-
rbigen Ring. Man hat zweierlei Höfe
iden: kleinere, die bei der Sonne nur
n Mond aber sehr oft gesehen werden,
e; beide sind nicht nur der Erscheinung,
uch ihrem wahrscheinlichen Ursprunge
tlich verschieden. Die kleinern kommen
die Luft mit Dünsten schwach erfüllt ist;
en sich dicht um den Mond oft mehrere
ndbogenartig gefärbte Höfe, die am Rande
en rot, nach innen violett erscheinen.
er erklärt sie sehr befriedigend aus der
der Lichtstrahlen, die an den Rändern der
osphäre schwebenden Dunstkügelchen vor-
Daß diese Erklärung richtig ist, zeigt sich,
n nach einer Flamme durch eine mit Bär-
n (Bärlappulver, Hexenmehl, Semen Lyco-
itrute oder durch eine zart angehauchte
be hinsieht; man erblickt dann diese eben-
einem solchen Farbenkranze umschlossen,
in derselben Farbenfolge wie beim Haupt-
en, d. i. an der konvexen äußern Seite
lauben innern Rande aber violett. Die
ist jedoch hier nicht wie beim Regenbogen
chung, sondern die Beugung der Licht-
an den Rändern der kleinen Samenkörn-
kleiner diese sind, desto breiter treten nach
gesetzen die farbigen Bänder auf,
der That stattfindet, wenn man die Glas-
mit einem noch feinern Pulver, z. B. des
taubes von Bovist (Eierpilz), zart bedeckt.
kreter werden solche Höfe hervorgerufen,
man gegen eine Flamme ein feines Pulver,
wenn Lycopodii, bläst, wodurch die kleinen
erlichen die Flamme schwebend umgeben und
e Beugungserscheinungen bewirken. Weil
im Regenwetter die Dunstkügelchen sich ver-
, so verengern sich dann auch die Höfe. Im
sind im allgemeinen die Dunstkügelchen von
, mithin die Höfe von kleinerm Durch-
Nur wenn alle Beugungskörperchen von
gleicher Größe sind, erscheinen die Höfe in
; im Gegenfalle treten sie mit einem weiß-
Schein auf, weil dann die farbigen Ringe
decken, daß sie sich zur Farblosigkeit mischen.
se des Mondes werden häufiger als jene der
wahrgenommen, weil letztere mit ihrem
Lichte den H. überstrahlt; schwächt man je-
s Sonnenlicht ab, etwa dadurch, daß man
sonnenbild in einem Wasser- oder geschwärzten
piegel beobachtet, so erblickt man häufig Höfe,
em Vorhandensein man keine Ahnung hatte.
größern Höfe sind den vorigen sowohl in der
ung als auch hinsichtlich ihrer Ursache so
ben, daß es sich empfehlen würde sie beson-
benennen. Dies geschieht jedoch nur selten
daß man jeden derartigen H. speziell als
ezeichnet. Die Höfe führten nämlich in
Zeit den Namen Halones, welche Bezeich-
t hier und da ausschließlich nur für die
großen Höfe (Halos) angewendet wird. Diese letztern umgeben den Mond oder die Sonne als Ringe von 22° und 46° Halbmesser und sind oft mit der Erscheinung von Nebenmonden und Nebensonnen, sowie mit andern horizontalen, vertikalen oder schiefliegenden Kreisen verbunden. Bei dieser Art von Höfen erscheint das Rot an ihrer innern, das Violett aber an ihrer äußern Seite, also besitzen sie dieselbe Farbenfolge wie der erste Nebenregenbogen. Man erklärt sie nicht wie die kleinern Höfe durch die Beugung, sondern aus der Brechung des Lichts an prismatischen Eisteilchen, die in der Luft schweben, was dadurch an Wahrscheinlichkeit gewinnt, daß sich diese Erscheinungen im Winter und in kalten Gegenden am häufigsten zeigen. Die auffallend hellsten fleckenartigen Stellen dieser großen Höfe nennt man Nebensonnen oder Nebenmonde, je nachdem jene die Sonne oder den Mond umkränzen.

Hof, unmittelbare Stadt im bayr. Regierungsbezirk Oberfranken, an der Saale, welche 2 km von H. die obere und untere Regnitz aufnimmt, 473 m hoch, hügelig und freundlich gelegen, zählt (1880) 20997 meist prot. E., ist der Sitz eines Landgerichts mit Handelskammer, eines Amtsgerichts, Bezirksamts und einer Filiale der königl. Bank in Nürnberg, hat eine kath. und drei prot. Kirchen, ein Gymnasium mit Lateinschule, eine Realschule mit gewerblicher Fortbildungsschule, eine Töchterschule und vier Volksschulen, viele milde Stiftungen, darunter ein reiches Hospital, ein Rettungshaus für verwahrloste Kinder und ein Waisenhaus. Unter den öffentlichen Gebäuden sind hervorzuheben: das Rathaus in got. Stil, die Michaeliskirche, das neue Gymnasium, das Stadtkrankenhaus, das vormalige Leichenhaus auf dem Sophienberg, die kath. Kirche und der neue Bahnhof. H. hat Spinnereien für Baumwolle und Wolle, Fabriken für Baum- und Halbwollwaren, Flachs- und Jutespinnerei, Appreturanstalten, Maschinen-, Eisen- und Blechwarenfabriken, eine Fabrik chem. Produkte, Essig-, Spiritus- und Liqueurfabriken, Dampffärbereien, Dampfschneidemühlen, Zuckerwarenfabriken, fünf große Bierbrauereien und eine Gasfabrik. Auch ist der Transithandel wichtig, der durch die Lage der Stadt als Vereinigungspunkt der Bayrischen Staatsbahn (Linie Bamberg-H.), der Fichtelgebirgsbahn, der Bahn nach Eger und der Sächsischen Staatsbahn (Linie Leipzig-H.) sehr begünstigt wird.

H. entstand um 1080. Stadt (mittellat. Curia in Rekenitz) und Bezirk waren geraume Zeit Reichsland, 1180 kamen sie an die Herzöge von Meran, 1248 an die Grafen von Orlamünde, danach stand sie unter den Vögten von Weida, die sie 1373 an die Burggrafen von Nürnberg verkauften; 1792 kam sie an Preußen, 1806 an Frankreich und 1810 an Bayern. Nachdem sie 1823 beinahe ganz durch Brand zerstört worden, gewann sie seitdem durch die fast durchgehends neuen und regelmäßig aufgeführten Gebäude ein sehr freundliches Ansehen.

Vgl. Weitershausen, «Übersicht der Stadt- und Landeshauptmannschaft H.» (Hof 1787 und 1792, neu abgedruckt 1874); Wirth, «Chronik der Stadt H.» (Hof 1844); Tillmann, «Heimatskunde des Stadt- und Landbezirks H.» (Hof 1877).

Hof, Stadt im nördl. Mähren, Bezirkshauptmannschaft Sternberg, an der von Olmütz nach Troppau führenden Straße, ist sehr alt und enthält noch in Gebäuden wie in Denksteinen Erinnerungen

sind meist kräftige und markige norddeutsche Gestalten, zu welchen die Giebelhäuser alter Hansestädte, die Fischerdörfer an der stillen Ostseeküste, die weiten Forsten mit dem blauen Meer in der Ferne die Staffage bilden. Alle seine Charaktere sind dem Leben entnommen. Dabei zeigen besonders seine frühern Arbeiten auch Abgeschlossenheit, Rundung und Harmonie der künstlerischen Form, während er sich in seinen spätern umfangreichern Erzählungen in einer breitern Darstellungsweise ergeht. H. selbst hat eine Sammlung seiner frühern «Erzählenden Schriften» (12 Bde., Stuttg. 1865) veranstaltet. «Ausgewählte Schriften» von ihm erschienen in 14 Bänden (Jena 1882—83). H. starb 23. Mai 1882 in Cannstatt.

Höfewesen. Die Besorgnis, daß der mittlere und kleinere Bauernstand sich mehr und mehr in ein besitzloses Proletariat auflösen könnte, hat in Preußen in der neuesten Zeit zu gesetzgeberischen Maßregeln geführt, durch welche die Zusammenhaltung der Hofgüter befördert werden soll, indem einerseits die Vermeidung der naturalen Erbteilung derselben erleichtert und andererseits die Verschuldung des das ganze Gut übernehmenden Erben vermindert wird. Es kann dies natürlich nur dadurch geschehen, daß ein Anerbe eingesetzt und dieser in irgend einer Weise bevorzugt wird. Das erste Gesetz dieser Art wurde 2. Juni 1874 für Hannover erlassen und sollte zunächst nur das bereits bestehende bäuerliche Anerbenrecht auf festere und zweckmäßigere Formen bringen. Durch zwei folgende Gesetze (von 1880 und 1884) wurde seine Wirksamkeit auf alle mit einem Wohnhause versehenen landwirtschaftlichen Besitzungen und auch auf die Rittergüter ausgedehnt. Hiernach kann jeder Eigentümer eines Gutes dasselbe in die sog. Höferolle eintragen lassen. Dadurch wird ein besonderes Intestaterbrecht für das Gut geschaffen, vermöge dessen der älteste Sohn oder in Ermangelung von Söhnen die älteste Tochter begünstigt wird, indem das Gut für den Anerben nur mit dem Zwanzigfachen des (niedrig geschätzten) Reinertrags in Anrechnung gebracht und ihm ein Präcipuum von einem Drittel des (event. um die auf dem Gute ruhende Schuldenlast verminderten) Hofwertes zugestanden wird. Die Eintragung des Guts in die Höferolle kann jederzeit auf Antrag des Eigentümers wieder gelöscht werden. Ebenso kann derselbe jederzeit durch Testament oder anderweitige Urkunde die erwähnte Begünstigung des Anerben aufheben oder durch eine andere ersetzen.

Ein ähnliches Gesetz ist die am 30. April 1882 erlassene «Landgüterordnung» für die Provinz Westfalen und einige benachbarte rheinpreuß. Kreise. Es war hier bereits durch ein Gesetz vom 4. Juni 1856 für die Pflichtteilsberechnung eine besondere niedrige Taxirung der Landgüter festgesetzt worden, welche es möglich machte, durch Testament einen Erben bedeutend zu bevorzugen. Das neue Gesetz gewährt das Mittel, eine solche Bevorzugung auch durch die Eintragung des Guts in die «Landgüterrolle» zu schaffen, jedoch erhält der Anerbe nicht, wie in Hannover, ein Präcipuum, sondern nur das Recht, das Gut zum 20fachen Betrag des Grundsteuerreinertrags (ohne besondere Berechnung der Wohn- und Wirtschaftsgebäude und des Gutsinventars) zu übernehmen, während der Verkehrswert der Güter oft das Vierzig- oder Sechzigfache jenes Reinertrags erreicht. Übrigens kann auch hier jederzeit die Löschung des Guts oder eine anderweitige Verfügung seitens des Eigentümers erfolgen. Das Gesetz gilt für alle mit einem Wohnhause versehenen landwirtschaftlichen Besitzungen, welche nach der Grundkataster einen Reinertrag von wenigstens 75 Mark ergeben. Ähnliche Gesetze sind für Lauenburg und Brandenburg erlassen worden. Voraussichtlich werden diese Gesetze indes nur dort eine praktische Bedeutung erlangen, wo die Bevorzugung eines Anerben dem Herkommen und den Rechtsanschauungen der bäuerlichen Bevölkerung entspricht. (S. Bauer, Grundeigentum.)

Hoff (Karl), Genremaler, geb. 8. Sept. 1838 in Mannheim, erhielt seine künstlerische Bildung in der Akademie in Karlsruhe unter Schirmer, dann in Düsseldorf unter Vautier. Auf der Ausstellung zu Berlin 1872 und auf der wiener Weltausstellung wurden seine Werke mit Medaillen ausgezeichnet. Die Gemälde des Künstlers finden sich in den bedeutendsten Galerien und vielfach im Privatbesitz, sodaß nur ein verhältnismäßig kleiner Teil bekannt ist. Zu den besten gehören der Winkeladvokat (1864 im pariser Salon), die Heimkehr (1868, in Philadelphia), die Taufe nach dem Tode des Vaters (1875, in der berliner Nationalgalerie), der liebe Onkel (wiener Weltausstellung 1873), Tartüff und Elmire, Cœur a tout, das Verhör der Jesuiten, Sub rosa, auf der Flucht. Auch im Landschaftsfache hat H. Erfolge aufzuweisen.

Hoff (Karl Ernst Adolf von), geolog. Schriftsteller, geb. 1. Nov. 1771 zu Gotha, besuchte das dasige Gymnasium und studierte von 1788 bis 1791 zu Jena und Göttingen die Rechte. Lichtenbergs und Blumenbachs Vorträge nährten in ihm die Vorliebe für Naturkunde. Nach seiner Rückkehr nach Gotha wurde er bei der Geh. Kanzlei und bei dem Hausarchiv angestellt, 1813 Geh. Assistenzrat des gothaischen Ministeriums, 1817 Kommissar des gothaischen Hofs für die Angelegenheiten der Universität Jena. Als nach dem Aussterben des Hauses Sachsen-Gotha das gothaische Land dem Herzog von Sachsen-Coburg zufiel, ernannte ihn dieser zum Mitglied seines Ministeriums und übertrug ihm die Kuratel der Sternwarte Seeberg. Zu Ende des J. 1828 erhielt er die gesuchte Entlassung aus dem Ministerium. Doch bei der darauf erfolgten neuen Organisation der gothaischen Landesbehörden wurde er zum Direktor des Oberkonsistoriums in Gotha ernannt, auch ihm 1832 die Direktion der wissenschaftlichen und Kunstsammlungen übertragen. Er starb 24. Mai 1837. Seine vorzüglichsten Schriften sind: «Geschichte der durch Überlieferung nachgewiesenen natürlichen Veränderungen der Erdoberfläche» (5 Bde., Gotha 1822—41) und «Die Höhenmessungen in und um Thüringen» (Gotha 1833). Von 1801 bis 1816 gab er den «Gothaischen Hofkalender» heraus. Aus seinem Nachlaß erschien «Deutschland nach seiner natürlichen Beschaffenheit und seinen frühern und jetzigen polit. Verhältnissen» (Gotha 1838).

Hoff (Konrad), Architekturmaler, geb. 19. Nov. 1816 zu Schwerin, erlernte die Stubenmalerei und bildete sich kurze Zeit an der Dresdener Akademie. Er war dann als Stuben- und Theatermaler in mehrern Städten Deutschlands und Polens thätig, bis er sich in München niederließ, wo er 19. Febr. 1883 starb. Seine Bilder stellen meist Rokokobauten dar. Hervorzuheben sind: Rokokozimmer (1860), Inneres der münchener Frauenkirche (1860),

us im Schloß zu Schleißheim (1862),
nes alten Schlosses in Neuburg, Schlaf-
ifer Karls VII. in Schleißheim (1867)
ilder aus oberital. Städten.

igkeit, s. unter Hof.

hal oder Hopedal, Kolonie an der
e von Labrador, etwas nördlich vom
Br., etwa 1200 km im NO. von Que-
ersten Ende einer langen, felsigen Halb-
285 Bewohner und ist eine Missions-
Mährischen Brüder.

., bei naturwissenschaftlichen Namen
für Hoffmann (Heinrich Karl Her-
für Hoffmann (Franz Georg).

un (Charles Fenno), amerik. Schriftsteller
r, geb. 1806 in der Stadt Neuyork, stu-
dem dortigen Columbia College, prakti-
1826 auf drei Jahre als Advokat und wandte
ausschließlich der Litteratur zu. Zunächst
er in Gemeinschaft mit Charles King den
ck American» und übernahm dann die
de des «Knickerbocker Magazine», wel-
ang die bedeutendste amerik. Monats-
t. Seine einzige Novelle «Greyslaer» (er-
40) ist unbedeutend und seine Gedichte
l of faith and other poems», 1844 u.
mittelmäßig. Im J. 1850 geisteskrank
lebte er seitdem in einem Irrenhaus.

un (Alexander Friedr. Franz), bekann-
und Jugendschriftsteller, geb. 21. Febr.
erburg, besuchte das dortige Gymna-
mete sich dann dem Buchhandel, entsagte
dem Geschäftsleben und hörte in Halle
d naturwissenschaftliche Vorlesungen.
r einige Jahre in Dessau gelebt, siedelte
ch Dresden über, wo er 11. Juli 1882
ne litterarische Thätigkeit begann er mit
eitung der Märchen der «Tausendund-
» für die Jugend (5. Aufl., Stuttg. 1871),
wie einige Originalerzählungen sehr
genommen wurden, sodaß er fortan seine
rische Thätigkeit ganz der Jugend- und
tenlitteratur widmete. H. hat seit 1840
hundert verschiedene Erzählungen, Mär-
w. veröffentlicht, die fast alle vielfache
rlebten und mehrfach übersetzt wurden.
seit 1846 den «Deutschen Jugendfreund»,
ten Blätter seiner Art, heraus.

un (Andr. Gottl.), namhafter Theolog
talist, geb. 13. April 1796 zu Welbs-
r Grafschaft Mansfeld, nahm 1813 als
r Jäger an den Freiheitskriegen teil, stu-
alle und ging 1822 als außerord. Pro-
Jena, wo er 1826 ord. Professor, 1828
und 1843 Geh. Kirchenrat wurde. Er
16. März 1864. Sein Hauptwerk ist die
ica Syriaca» (Halle 1827). Außerdem
nähnen: «Commentarius philologico-
Moris benedictionem» (8 Programme,
n Jena 1822 fg.), die Umarbeitung von
«Entwurf der hebr. Altertümer» (Weim.
«Die Apokalyptiker der ältern Zeit un-
und Christen» (Bd. 1, Abtl. 1 u. 2, Jena
, das Buch Henoch enthaltend. Während
war H.s Thätigkeit meist der Redaction
und Gruberschen «Allgemeinen Encyklo-
idmet, deren zweite Sektion er anfangs
stlich mit Hassel und vom 8. bis zum
allein fortführte.

Hoffmann (Aug. Heinr.), gewöhnlich Hoffmann von Fallersleben genannt, deutscher Dichter, sowie verdienter Sprachforscher und Litterarhistoriker, geb. 2. April 1798 zu Fallersleben im Lüneburgischen, bezog, zu Helmstedt und Braunschweig vorgebildet, 1816 die Universität Göttingen, die er 1819 mit Bonn vertauschte. Anfänglich widmete er sich der Theologie, gab dieselbe aber bald auf und beschäftigte sich dann ausschließlich mit germanistischen und litterarhistor. Studien. Nachdem er von Bonn aus die Rheinlande und Holland zur Erforschung der Volksdichtung durchreist und eine Zeit lang in Berlin gelebt, wurde er 1823 Custos an der Universitätsbibliothek in Breslau, welches Amt er 1839 niederlegte, 1830 außerord., 1835 ord. Professor der deutschen Sprache und Litteratur an der dortigen Universität. Infolge seiner «Unpolit. Lieder» wurde seine Absetzung 20. Dez. 1842 vom König auf Grund der Karlsbader Beschlüsse bestätigt. Während der nächsten Jahre führte H. ein wechselvolles Wanderleben durch ganz Deutschland, die Schweiz und Italien. Im J. 1845 erwarb er sich in Mecklenburg das Heimatsrecht. Seit 1848 in Preußen rehabilitiert, bezog er von da an das gesetzliche Wartegeld als Pension. Nachdem er sich 1849 verheiratet, lebte er am Rhein, zuerst in Bingerbrück, seit 1851 in Neuwied, bis er 1854 einer Einladung nach Weimar folgte, wo er mit Schade das «Weimarische Jahrbuch» (Hannov. 1854—57) herausgab. Seit 1860 Bibliothekar des Herzogs von Ratibor, lebte er auf Schloß Korvei an der Weser, wo er in der Nacht vom 19. auf den 20. Jan. 1874 starb. In seinem Geburtsort wurde ihm 23. Nov. 1883 ein Denkmal (Obelisk) errichtet.

H.s litterarische Thätigkeit ist teils wissenschaftlicher, teils dichterischer Art. Durch die erste gehört er zu den verdientesten Forschern auf dem Gebiete der deutschen Sprache und Litteratur, deren Kenntnis er ebenso sehr durch glückliche Funde wie durch gründliche Arbeiten gefördert hat. Unter seinen Leistungen auf dem Gebiete der altdeutschen Litteratur sind besonders hervorzuheben zunächst die Sammelwerke «Horae Belgicae» (Bd. 1—12, Lpz. u. Berl. 1830—62), «Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Litteratur» (2 Bde., Berl. 1830—37), «Altdeutsche Blätter» (mit Haupt, 2 Bde., Lpz. 1835—40), denen sich später die «Spenden zur deutschen Litteraturgeschichte» (2 Bde., Lpz. 1845) und die «Findlinge» (2 Tle., Lpz. 1859—60) anschlossen. Von ganz besonderm Werte sind H.s «Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luther» (Bresl. 1832; 3. Aufl., Hannov. 1861), «Unsere volkstümlichen Lieder» (3. Aufl., Lpz. 1869), «Die deutschen Gesellschaftslieder des 16. und 17. Jahrh.» (2. Aufl., 2 Tle., Lpz. 1860), «Lieder der Landsknechte unter Frundsberg» (Hannov. 1868) und «Die deutsche Philologie im Grundriß» (Bresl. 1836). Unter den Ausgaben älterer deutscher Schriftwerke sind namentlich «Reineke Vos» (Berl. 1834; 2. Aufl. 1852), die «Monumenta Elnonensia» (Gent 1837) und «Theophilus» (2 Bde., Hannov. 1853—54) von Bedeutung. Viele seiner Arbeiten verdanken ihren Ursprung seiner Vorliebe für die deutsche Volkspoesie, wie außer einigen der bereits genannten auch die «Schles. Volkslieder mit Melodien» (Lpz. 1842) und die «Niederländ. Volkslieder» (2. Aufl., Hannov. 1856). H.s eigene Dichtungen schließen sich aufs engste an das Volkslied

und zeichnen sich aus durch echte Einfalt, Lieblichkeit und Innigkeit. Viele seiner Lieder sind im Volksmunde heimisch geworden. Erwähnenswert ist es auch, daß H., obgleich nicht musikalisch gebildet, doch zu seinen Liedern selbst anmutige Gesangweisen angibt. Außer den «Gedichten» (8. Aufl., Berl. 1874; Auswahl von Frauenhand, Hannov. 1862) sind insbesondere folgende Sammlungen hervorzuheben: «Alamann. Lieder» (5. Aufl., Mannh. 1843), «Rheinleben» (Neuwied 1865), «Soldatenlieder» (Mainz 1851), «Soldatenleben» (Berl. 1852), «Fünfzig Kinderlieder», «Fünfzig neue Kinderlieder» (Mannh. 1845), «Alte und neue Kinderlieder» (4 Hefte, Berl. 1873) u. s. w. Eine vollständige Ausgabe der «Kinderlieder» erschien 1877 (Berl.). In anderer Richtung, aber auch schon durch ihre Melodien volkstümlich, bewegten sich die «Unpolit. Lieder» (2 Bde., Hamb. 1840—41), welche, noch vor Herwegh, das größte Aufsehen erregten. Ihnen schließen sich an: «Deutsche Lieder aus der Schweiz» (Zür. 1843; 4. Aufl., Altona 1862) und «Streiflichter» (Berl. 1872). Eine eingehende Selbstbiographie veröffentlichte H. unter dem Titel: «Mein Leben. Aufzeichnungen und Erinnerungen» (6 Bde., Hannov. 1868—70). Nach seinem Tode wurden von Wolf «Briefe von H. von Fallersleben und Moritz Haupt an Ferdinand Wolf» (Wien 1874) herausgegeben. Vgl. Wagner, «H. von Fallersleben 1818—68» (Wien 1869); Gottschall, «Porträts und Studien» (Bd. 5, Lpz. 1876).

Hoffmann (Christoph Ludw.), berühmter mediz. Schriftsteller, geb. 1721 zu Rheda in Westfalen, studierte in Jena Medizin, wo er 1746 promovierte, und erhielt nachher die Stelle eines Professors der Medizin und Philologie in Burgsteinfurt. Später wurde er kurkölnischer und bischöfl. münsterscher Hofrat und Leibarzt und übernahm zugleich das Direktorat des mediz. Kollegiums zu Münster. Im J. 1787 kam er als kurmainzischer Geheimrat und Direktor des mediz. Kollegiums nach Mainz; dann lebte er mit dem Kurfürsten in Aschaffenburg und starb 28. Juli 1807 zu Eltville im Rheingau.

H. hat sich sowohl durch seine Schriften als auch durch Aufstellung eines Systems einen ruhmvollen Namen erworben. Das letztere sollte eine Vereinigung der Humoral- mit der Solidartheorie sein. Den Grund der Krankheit suchte er in sauerer oder fauliger Verderbnis der Säfte, welche die auf verschiedene Art reizbaren festen Teile regelwidrig affizierе, und deshalb habe die Heilkunde vorzüglich nach Reinigung der Säfte zu streben, welche teils durch die natürlichen Absonderungen, teils durch künstliche Ausleerungen bewerkstelligt werde. Diese Lehre setzte er vorzüglich in seiner Schrift «Von der Empfindlichkeit und Reizbarkeit der Teile» (Münst. 1779; 2. Aufl., Mainz 1792) auseinander. Von seinen übrigen Werken sind noch zu erwähnen: «Abhandlungen von den Pocken» (2 Bde., Münst. 1770—89), «Über den Scharbock, die Lustseuche und die Ruhr» (Münst. 1782), «Der Magnetism» (Frankf. u. Mainz 1787), gegen die magnetisierenden Betrüger geschrieben. Seine kleinern Werke gab Chavet als «Opuscula latina medici [illegible]» (Münst. 1789) und «Vermischte mediz. [illegible]» (4 Bde., Münst. 1790—95) heraus.

[illegible]mann (Clementine), geborene Tanska, die [illegible]dste unter den poln. Schriftstellerinnen [illegible] Zeit, geb. 23. Nov. 1798 zu Warschau, [illegible]chon durch ihre erste Schrift: «Pamiątka po dobréj matce» («Andenken der guten Mutter») zur beliebten Schriftstellerin. Im J. 1824 gründete sie und redigierte mehrere Jahre hindurch eine vortreffliche Zeitschrift für Kinder und schrieb gleichzeitig Kindererzählungen («Powieści dla dzieci»). Die Regierung übergab ihr zunächst das Ephorat von vier Mädchenschulen, ernannte sie hierauf zur ersten Lehrerin in dem Erzieherinnen-Institut und zuletzt zur Oberaufseherin sämtlicher Mädchenschulen in Warschau. Nach dem Revolutionskampfe (1831) folgte sie ihrem Gatten, mit dem sie seit 1829 vermählt, ins Ausland und nahm ihren Aufenthalt in Paris. In diese Zeit fallen ihre größern Schriften, Romane, Erzählungen, Unterrichtsbücher für Mädchen. Sie starb 15. Sept. 1845 in Passy und wurde auf dem Kirchhofe Père-Lachaise in Paris beerdigt, wo ihre Landsleute ihr ein Grabmal setzten. Ihre nachgelassenen Werke (9 Bde., Berl. 1848) enthalten «Memoiren» (3 Bde.), dann «Über die Pflichten der Frauen» (3 Bde.) und «Vermischte Schriften».

Ihr Gatte, **Karl Boromeus Alexander H.**, geb. 24. März 1798 in Masovien, studierte die Rechte, widmete sich hauptsächlich litterarischen Thätigkeit und gründete 1825 die «Poln. Themis», eine jurist. Zeitschrift. Auch gab er 1827 eine Übersetzung der Werke Franklins heraus. Im J. 1828 erhielt er die Stelle eines Rats bei der Polnischen Bank. Unmittelbar nach Ausbruch der Revolution gab er die in mehrere Sprachen übersetzte Schrift «Die große Woche der Polen» heraus. Sodann wurde er einer der Direktoren der Warschauer Bank. Nach der Erstürmung von Warschau wandte er sich nach Dresden, von da 1832 nach Paris, wo er in der Emigration zur Partei des Fürsten Czartoryski gehörte. Seit 1848 lebte er wieder in Dresden, ließ sich dann in Galizien nieder und starb 6. Juli 1875 in Blasewitz bei Dresden. H.s Hauptwerk ist: «Historya reform politycznych w dawnéj Polsce» (Pos. 1869); außerdem sind hervorzuheben: «Coup d'œil sur l'état politique de Pologne sous la domination russe» (Par. 1832), «Cztery powstania» (Par. 1837) und «Vademekum polskie» (Par. 1839).

Hoffmann (Ernst Theod. Amadeus, eigentlich Wilh.), einer der originellsten deutschen Novellisten und Romandichter, geb. 24. Jan. 1776 zu Königsberg in Preußen, studierte daselbst die Rechte und arbeitete dann bei der Oberamtsregierung in Großglogau und dem Kammergericht in Berlin. Im J. 1800 wurde er Assessor bei der Regierung in Posen, sodann wegen einiger von ihm gefertigter Karikaturen, die der General Zastrow und andere Hochgestellte auf sich bezogen, 1802 als Rat nach Plock und 1804 in gleicher Eigenschaft nach Warschau versetzt, wo der Einmarsch der Franzosen 1806 seine Laufbahn endete. Ohne Aussichten und Vermögen benutzte er seine musikalischen Kenntnisse als Erwerbszweig und folgte 1808 einer Einladung des Grafen Julius von Soden nach Bamberg als Musikdirektor bei dem dort neuerrichteten Theater. Als dieses bald nachher geschlossen wurde, beschäftigte er sich mit Musikunterricht und arbeitete für die leipziger «Allgemeine musikalische Zeitung», ging 1813 als Musikdirektor bei der Jos. Secondaschen Schauspielergesellschaft nach Dresden und leitete bis 1814 das Orchester dieser abwechselnd dort und in Leipzig spielenden Gesellschaft. Im J. 1816 wurde er wieder als Rat bei dem königl. Kammergericht in Berlin angestellt, wo er 25. Juni 1822 starb.

en brachte er das Goethesche Singspiel
ist und Rache» aufs Theater, in Warschau
en Musikanten» von Brentano, die Opern
nikus von Mailand» und «Schärpe und
wozu er selbst den Text dichtete. Auch
e Musik zu Werners «Kreuz an der Ost-
mponierte später für das berliner Theater
ur Oper umgestaltete «Undine». Die
ng, seine in der «Musikalischen Zeitung»
n Aufsätze zu sammeln, veranlaßte ihn
usgabe der «Phantasiestücke in Callots
4 Bde., Bamb. 1814—15; 3. Aufl.,
pz. 1825). Danach gab man ihm die
ende Bezeichnung: Callot-H. Diesen
ch an: «Elixire des Teufels» (Berl.
, «Nachtstücke» (2 Bde., Berl. 1817) und
vidsbrüder» (4 Bde., Berl. 1819—21,
n Suppler entband, 1825, der H.s letzte
en enthält); ferner: «Klein Zaches, ge-
nannt» (2. Aufl., Berl. 1824), «Prin-
zessin Brambilla, ein Capriccio nach Jakob Callot»,
Floh, ein Märchen in sieben Abenteuern
runde» (Frankf. 1822), «Lebensansichten
Murr, nebst fragmentarischer Biographie
Kapellmeister Johannes Kreisler, in zufälligen
Makulaturblättern» (2 Bde., Berl. 1820—22),
Doppeltgänger» (Brünn 1822) und einige
Erzählungen. H. besaß einen scharfen
Blick an den Erscheinungen sehr bald die
komischen und lächerlichen Seiten erkannte. Doch
fand sich zugleich voll phantastischer An-
mut und Dämonenglaubens, geneigt zu
einer Skepsis, beißender Ironie und bizar-
rer Laune, in lyrischem Gefühl schwelgend, den
Schmerz seiner Liebe mit Enthusiasmus er-
greifend, exzentrisch in seiner Begeisterung, Epi-
kuräer zur Weichlichkeit und Stoiker bis zur
Härte. In seinen humoristischen Sprüngen
steht an Jean Paul, den er an novellistischer
Begabung übertrifft, aber an Umfang und
Fülle des Humors, an Mannigfaltigkeit der An-
lage, an Gewalt der Sprache keineswegs
nach. Auch in seinem Hange zu sentimentalen
und phantastischen Ausbrüchen gleicht er Jean
Paul; erscheinen diese bei letzterm als natür-
liche Produkte eines reinen, naiven und gesunden
Gemüts, so bei H. häufig als die erkünstelten und ge-
suchten Erzeugnisse eines halb krankhaften Raf-
finements. Am besten gelungen sind ihm eine An-
zahl Novellen, Meisterstücke in engem Rah-
men, wie die «Meister Martin und seine Gesellen»,
«Rat Krespel», «Fräulein Scudéry», «Doge und
Dogaressa» u. s. w., sich von der gespenstischen
Manier frei erhalten. Auch als geschickter
Karikaturzeichner zeichnete sich H. aus, und meh-
rere der populärsten gewordenen Karikaturen
Callots rühren von ihm her. Eine Samm-
lung «Ausgewählter Schriften» erschien zu
Berlin (8 Bde., 1827); seine Witwe, Micheline, ge-
borene Rorer, fügte denselben fünf Bände Supple-
mente (2. Aufl., Stuttg. 1839) bei. «Ausge-
wählte» H.s gab auch Kurz (2 Bde., Hild-
burgh.) heraus. Eine Gesamtausgabe erschien
zu Berlin (12 Bde.) ferner mit Feder-
zeichnungen von Hosemann in 12 Bänden (Berl.
1857), eine andere mit Biographie H.s von
Maltitz (6 Bde., Berl. 1873). Eine treffliche
Biographie H.s lieferte sein Freund J. E. Hitzig in
seinem «Aus H.s Leben und Nachlaß» (2 Bde.,
Berl. 1823; 3. Aufl. 1839). Funck (pseudonym für
F. Kunz) gab Erinnerungen an H. in der Schrift
«Aus dem Leben zweier Dichter: Ernst Theodor
Wilhelm H. und Fr. Gottlob Wetzel» (Lpz. 1836)
heraus. Im Auslande, namentlich in Frankreich,
ist H. vielfach übersetzt und nachgeahmt worden.

Hoffmann (Franz), theistischer Philosoph, geb.
zu Aschaffenburg 19. Jan. 1804, studierte, nach
Absolvierung des Lyceums zu Aschaffenburg, in
München 1826—27 Jurisprudenz, dann bis 1832
Philosophie, auch Theologie und Naturwissenschaft,
besonders unter Baader, Schelling, Görres, Schu-
bert, Oken und Ast, und wurde 1834 Professor der
Philosophie am Lyceum zu Amberg, aber schon
1835 ord. Professor der Philosophie in Würzburg,
wo er 22. Okt. 1881 starb.

Von seinen Schriften sind zu nennen: «Vorhalle
zur spekulativen Lehre F. Baaders» (Aschaffenb.
1836), dann die Sammlung von Baaders «Kleinen
Schriften» (Würzb. 1848; 2. Aufl., Lpz. 1850) und
im Verein mit einigen andern die Herausgabe
von «Baaders sämtlichen Werken» (16 Bde., Lpz.
1851—60), mit Biographie und Einleitungen von
H., welche auch in besonderm Abdruck erschienen;
ferner «Grundriß der allgemeinen reinen Logik»
(2. Aufl., Würzb. 1855), «Baaders Blitzstrahl wider
Rom» (2. Aufl., Würzb. 1871), «Kirche und Staat»
(Gütersloh 1872) und «Philos. Schriften» (8 Bde.,
Erlangen 1867—81). H. hat als Schüler Baaders
(s. d.) zur Verbreitung der Philosophie des letztern
viel beigetragen.

Hoffmann (Franz Georg), Botaniker, geb. 1761
zu Marktbreit in Bayern, war Professor der Me-
dizin in Erlangen, dann Professor der Botanik in
Göttingen und starb 1828 als Staatsrat zu Mos-
kau. Er veröffentlichte: «Enumeratio lichenum»
(3 Hefte, Erlangen 1784—86), «Historia salicum»
(5 Hefte, Lpz. 1785—91), «Vegetabilia cryptogam.»
(2 Hefte, Erlangen 1787—90), «Plantae lichenosae»
(3 Bde., Lpz. 1789—1801), «Deutschlands Flora»
(2 Bde., Erlangen 1800—4) u. s. w.

Hoffmann (Friedr.), neben Boerhave der be-
rühmteste Arzt seiner Zeit, geb. 19. Febr. 1660 zu
Halle, erhielt daselbst seine akademische Vorbildung
und wurde frühzeitig durch seinen Vater in die
Studien seines künftigen Berufs eingeführt. Im
J. 1678 bezog er die Universität zu Jena und be-
gab sich 1679 nach Erfurt zu dem berühmten Pro-
fessor der Chemie Kaspar Cramer, kehrte jedoch
1680 wieder nach Jena zurück, wo er 1681 promo-
vierte und sich habilitierte. Seine erschütterte Ge-
sundheit wiederherzustellen, machte er später eine
Reise durch Holland und England und ließ sich
1685 als praktischer Arzt zu Minden in Westfalen
nieder, wo er dann Garnisonsarzt, 1686 Physikus
des Fürstentums Minden und kurfürstl. Hofmedi-
kus wurde. Im J. 1688 folgte er dem Rufe als
Physikus nach Halberstadt. Bei Begründung der
Universität zu Halle berief ihn Kurfürst Friedrich
III. von Brandenburg 1693 als ersten Pro-
fessor der Medizin dahin und beauftragte ihn mit
der Bildung und der Einrichtung der mediz. Fa-
kultät. Schon 1703 bot ihm der nunmehrige Kö-
nig Friedrich I. die Stelle eines Leibarztes an, die
er aber ausschlug. Als jedoch 1708 der König
bedeutend erkrankte, konnte H. nicht umhin, die
früher ausgeschlagene Stelle anzunehmen, und ging
mit Beibehaltung seiner Professur nach Berlin.
Des Hoflebens und der Anfeindungen des ältern

königl. Leibarztes Gundelheimer müde, kehrte er 1712 nach Halle zurück, wo er nun auch bis zu seinem Tode blieb, der 12. Nov. 1742 erfolgte.

Das größte Verdienst erwarb sich H. um die praktische Heilkunde, insofern er eine Menge wichtiger Arzneimittel prüfte und ihre Anwendung aufklärte, besonders aber durch einfache Mittel und Diät große Erfolge zu erringen wußte. Seine Untersuchungen vieler Mineralwässer brachten diese Heilmittel mehr in Aufnahme, und einige von ihm angegebene Arzneipräparate, namentlich das Elixirium viscerale und der Liquor anodynus mineralis (Hoffmanns Tropfen, s. d.), sind noch jetzt allgemein in Gebrauch. Weniger Wert hat sein System, nach welchem er dem Körper eigentümliche Kräfte und eigentümliches Leben zuschrieb, die durch eine höchst feine ätherische Substanz, die empfindende Seele (anima sensitiva), in Bewegung gesetzt würden. Diese Substanz werde teils im Körper abgesondert, teils aus der Atmosphäre eingesogen, sei jedoch wieder in ihren Bewegungen einer obersten, unbewußten Seele unterworfen. Die Krankheitsursachen wirken nach ihm durch Druck und Ausdehnung auf die festen Teile. Die Verderbnis der Säfte sei eine erst im Verlaufe der Krankheit sich entwickelnde Erscheinung; die Krankheiten selbst beständen in zu schwacher oder zu starker Bewegung und seien danach einzuteilen. So wollte H. das Wesen des Lebens nach Maß, Zahl und Gewicht geordnet erklären und gehörte deshalb zur Schule der Jatromathematiker (s. d.). Sein System, obgleich auf eine unhaltbare Hypothese gestellt und in vielen Einzelheiten höchst inkonsequent, gewann doch im Gegensatze zu dem seines Nebenbuhlers Stahl (s. d.) viele Anhänger, weil er es auf eine faßliche Weise darzustellen verstand. Seine wichtigsten Werke sind: «Systema medicinae rationalis methodo demonstrativa» (9 Bde., Halle 1718—40), «Medicina consultatoria» (12 Bde., Halle 1721—39). H.s kleinere Schriften sind nach ihrem Inhalte in Sammlungen vereinigt. Seine lat. Werke wurden unter seiner Mitwirkung (6 Bde., Genf 1740; 2. Aufl. 1748; Supplemente, 3 Bde., 1761) zusammengestellt. Vgl. J. H. Schulze, «Vita Hoffmanni» (Halle 1749).

Hoffmann (Friedr. Eduard), Industrieller, geb. 18. Okt. 1818 zu Gröningen bei Halberstadt, ist als Erfinder mehrerer gewerblicher Apparate, namentlich der Ringöfen zum Brennen von Ziegeln, Kalk, Cement bekannt. Er gründete und gibt seit 1868 die «Deutsche Töpfer- und Zieglerzeitung» heraus, stiftete 1865 den Deutschen Verein für Fabrikation von Ziegeln, Thonwaren, Kalk und Cement und 1880 den Ziegler- und Kalkbrennerverein. Seit 1865 gibt er auch das im Buchhandel nicht erscheinende «Notizblatt» heraus, das die Ergebnisse wissenschaftlicher Untersuchungen und Arbeiten, welche die Industrie der genannten Vereine berühren, enthält, und unterhält hierzu das Laboratorium der «Deutschen Töpfer- und Zieglerzeitung». H. ist Besitzer der Siegersdorfer Werke in Schlesien, der Kronziegelei Bellin bei Ukermünde i. P. und des Gips- und Ziegelwerks Schwarzehütte bei Osterode am Harz, gründete und betreibt gemeinsam mit W. Büssche die Fabriken wasserdichter Baumaterialien zu Eberswalde, Halle a. S., Mariaschein in Böhmen, Straßburg i. E., und arbeitet für die Thon- und Kalkindustrie durch sein Ingenieurbureau zu Berlin.

Hoffmann (Gust.), genannt Graben-Hoffmann, Liederkomponist, geb. 7. März 1820 zu Bnin in der Provinz Posen, besuchte das Lehrerseminar in Bromberg, wurde dann Lehrer in Schubin, später in Posen, ging aber 1843 nach Berlin, um sich zum Sänger auszubilden. Hierauf lebte er als Gesangslehrer zuerst in Berlin, dann in Potsdam, studierte noch 1857—58 unter Hauptmann in Leipzig und ließ sich 1858 als Gesanglehrer in Dresden nieder. Er folgte 1868 einem Ruf an den Hof zu Schwerin als Gesanglehrer der Großherzogin Marie, gründete 1870 in Berlin eine Gesangsakademie für Damen und kehrte 1873 nach Dresden zurück. Unter seinen vielen Liedkompositionen ist «Fünfmalhunderttausend Teufel» die bekannteste. Auch schrieb er: «Die Pflege der Singstimme» (Dresd. 1865) und das «Studium des Gesangs» (1872).

Hoffmann (Heinr.), unter Hinzufügung des Namens seiner Frau zu dem seinigen Hoffmann-Donner genannt, humoristischer Dichter, geb. 13. Juni 1809 in Frankfurt a. M., studierte in Heidelberg, Halle und Paris Medizin, wurde dann Lehrer der Anatomie am Senkenbergischen Institut in Frankfurt, 1851 dirigierender Arzt an der städtischen Irrenanstalt daselbst. Auf mediz. Gebiete veröffentlichte er «Beobachtungen über Seelenstörungen und Epilepsie» (Frankf. 1859). Besonders aber in weitesten Kreisen bekannt wurde er durch seine von ihm selbst illustrierten Kinderschriften, zumeist durch den «Struwwelpeter» (zuerst 1845, seitdem in 135 Auflagen erschienen und in fast alle Sprachen Europas übersetzt). Diesem Buche folgten ähnliche: «König Nußknacker», «Im Himmel und auf Erden», «Der Faulpelz», «Prinz Grünewald». Seine lyrischen Gedichte erschienen zuerst 1842 (Frankf.), in zweiter vermehrter Auflage unter dem Titel «Auf heitern Pfaden» 1873; er schrieb ferner eine satirische Badeschrift: «Das Bad Salzloch» (Frankf. 1861), dann das «Breviarium der Ehe» (Lpz. 1853), «Humoristische Studien» (Frankf. 1847, darin die Komödie «Die Mondsüchtler»), das «Allerseelenbüchlein» (Frankf. 1858) und andere Kleinigkeiten.

Hoffmann (Heinr. Karl Herm.), namhafter deutscher Botaniker, geb. 22. April 1819 zu Rödelheim bei Frankfurt a. M., studierte in Gießen und Berlin, war dann längere Zeit in London und Paris und wurde 1853 Professor der Botanik und Direktor des botan. Gartens zu Gießen, in welcher Stellung er seitdem ununterbrochen thätig ist. In seinen Arbeiten hat er vorzugsweise physiol., mykolog. und pflanzengeogr. Themata behandelt. Die wichtigsten derselben sind: «Untersuchungen über den Pflanzenschlaf» (Gieß. 1851), «Pflanzenverbreitung und Pflanzenwanderung» (Darmst. 1852), «Witterung und Wachstum oder Grundzüge der Pflanzenklimatologie» (Lpz. 1857), «Mykologische Berichte» (Gieß. 1870—71).

Hoffmann (Joh. Gottfried), ausgezeichneter staatswirtschaftlicher Schriftsteller, geb. 19. Juli 1765 zu Breslau, besuchte das Elisabeth-Gymnasium daselbst, studierte seit 1784 zu Halle und Leipzig die Rechte und ging 1787 nach Königsberg, war dann in verschiedenen Stellungen thätig und erhielt 1807 die Professur der praktischen Philosophie und der Kameralwissenschaften an der königsberger Universität. Im J. 1808 kam er als Staatsrat bei der Gewerbeabteilung in

das Ministerium des Innern, 1810 wurde er Professor der Staatswissenschaften an der Universität Berlin und Direktor des Statistischen Bureau. Nach dem zweiten Pariser Frieden wurde er als vortragender Rat in das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten versetzt; doch behielt er dabei die Leitung des Statistischen Bureau. Im J. 1821 nahm er seine Entlassung aus dem Ministerium und trat wieder als ord. Professor der Staatswissenschaften ein; 1832 wurde er in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen. Er starb 12. Nov. 1847. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: «Das Interesse des Menschen und Bürgers bei den bestehenden Zunftverfassungen» (Königsb. 1803), «Die Lehre vom Gelde» (Berl. 1838), «Die Lehre von den Steuern» (Berl. 1840), «Die Zeichen der Zeit im deutschen Münzwesen» (Berl. 1841), «Die Befugnisse zum Gewerbebetriebe» (Berl. 1841), «Das Verhältnis der Staatsgewalt zu den Vorstellungen ihrer Unterthanen» (Berl. 1842), «Sammlung kleiner Schriften staatswirtschaftlichen Inhalts» (Berl. 1843), «Übersicht der allgemeinsten staatswirtschaftlichen Verhältnisse, welche die Verschiedenheit der Bildung und des Besitzstandes erzeugt» (Berl. 1845) und «Nachlaß kleiner Schriften staatswirtschaftlichen Inhalts» (Berl. 1847). Alle Schriften H.s sind wegen ihrer streng wissenschaftlichen Methode und klaren, allgemein fasslichen Darstellung in ihrer Art meisterhaft.

Hoffmann (Joh. Jos.), hervorragender Kenner der chines. und japan. Sprache und Litteratur, geb. zu Würzburg 16. Febr. 1805, ging nach vollendeten philol. Studien nach den Niederlanden, wo er sich dem Studium des Japanischen und Chinesischen eifrig hingab und sich 1830 mit dem aus Japan zurückgekehrten Reisenden und Naturforscher Ph. Fr. von Siebold zur Herausgabe des umfangreichen Werks «Nippon. Archiv» zur Beschreibung von Japan und einer «Bibliotheca Japanica» vereinigte. H. wurde dann zum Professor der chines. und japan. Sprache und Litteratur an der Universität zu Leiden ernannt. Von seinen Schriften ist seine «Japan. Sprachlehre» (Leid. 1877) hervorzuheben. Er starb 23. Jan. 1878 im Haag.

Hoffmann (Jos.), Landschaftsmaler, geb. 22. Juli 1831 in Wien, gab schon im Alter von 15 J. ein Album von Landschaftsstudien aus dem [illegible] heraus. Eine Reise durch Steiermark, Kroatien und die untern Donauländer 1849 führte ihm reiches Material zu; heimgekehrt, trat er jedoch in die Schule Karl Rahls, welche ihn eine Zeit lang zur Historienmalerei hinüberzog. Im J. 1856 trat er eine größere Reise nach Venedig und Deutschland an, dann ging er 1858 nach Rom und nach sechsjährigem Studium daselbst nach dem Süden der Halbinsel. Wieder in Wien 1864, lieferte er die Rekonstruktion der Gärten der Venus auf der Akropolis mit der Ansicht des alten Athen für Baron Sina, den heiligen Fluß Ilissos, das [illegible] Stadium, den Hügel des Museion. [illegible] die österr. Regierung das Bild: [illegible]ikreon. Vier Kartons: die Lebens[illegible]anden ebenfalls nach 1865. Der Ruf [illegible]s stieg, als er 1866 für das neue Opern[illegible]Bün die sämtlichen Dekorationen zur [illegible]ste» gemalt hatte. Auch für den «Frei[illegible]d «Romeo und Julie» lieferte er prachtvolle [illegible]rungen und Dekorationen. Die 1869 an[illegible] Stelle eines technischen Direktors der kaiserl. Oper schlug er aus, um wieder zur Ölmalerei zurückzukehren, in welchem Fach große Aufträge zu vollenden waren. Die vier Lebensfreuden führte er nun im Konkurrenzwege für den Österreichischen Kunstverein aus, für Erzherzog Leopold besorgte er die landschaftlichen Wandmalereien im Schlosse Hörnstein, anderes für Baron Sina, für das Palais Epstein in Wien. Für Wagners Festspiel «Ring des Nibelungen» schuf er 1874—75 die Skizzen für das komplette scenische Arrangement und für die wiener Oper 1877 die Dekorationen zur «Walküre». König Ludwig II. von Bayern gab ihm Auftrag zur Ausführung eines Cyklus zum «Ring des Nibelungen», den der Künstler neu entwarf und 1883 vollendete. Seine spätern Schöpfungen sind eine Reihe idealer Landschaften zur Darstellung der Bildungsepochen der Erdoberfläche für das naturhistor. Hofmuseum und zwei Wandgemälde für das Parlamentsgebäude, welche als Charakteristika österr. Kronländer die Draugegend bei Mölk und Ragusa in Dalmatien zum Gegenstande haben. Die wiener Akademie ernannte ihn 1867 zu ihrem Mitgliede.

Hoffmann (Karl Alexander), poln. Schriftsteller, s. unter Hoffmann (Clementine).

Hoffmann (Karl Friedr. Vollrath), geogr. Schriftsteller, geb. 15. Juni 1796 zu Stargard, war Lehrer an Fellenbergs Institut in Hofwyl, übernahm dann die Direktion des Cottaschen geogr. Instituts in Stuttgart und habilitierte sich 1829 als Privatdocent in München. Wegen seiner antikath. Haltung mußte er jedoch München bald verlassen und zog sich nach Stuttgart zurück, wo er 20. Aug. 1842 starb. Sein verbreitetstes Werk ist «Die Erde und ihre Bewohner» (Stuttg. 1833; 6. Aufl., bearbeitet von Berghaus und Völter, 1865); außerdem schrieb er: «Deutschland und seine Bewohner» (4 Bde., Stuttg. 1834—36), «Europa und seine Bewohner» (8 Bde., Stuttg. 1835—40), «Die Völker der Erde» (2 Bde., Stuttg. 1840).

Hoffmann (Ludw. Friedr. Wilh.), hervorragender Kanzelredner und einflußreicher Kirchenpolitiker, geb. 30. Okt. 1806 zu Leonberg in Württemberg, studierte im tübinger Stift, ward 1830 Vikar in Heumaden bei Stuttgart, 1832 Repetent am Stift zu Tübingen, 1833 Stadtvikar in Stuttgart, 1834 Pfarrer zu Wienenden, 1839 Direktor der Missionsanstalt in Basel, 1843 zugleich außerord. Professor der Theologie an der Universität Basel, 1850 Professor und Ephorus am Stift zu Tübingen. Im J. 1852 ward H. durch Friedrich Wilhelm IV. als Hof- und Domprediger nach Berlin berufen, ward Mitglied des Evangelischen Oberkirchenraths, 1853 Generalsuperintendent der Kurmark, Vizepräsident des brandenburg. Konsistoriums, Domherr zu Brandenburg, 1854 Mitglied des Staatsrats, Leiter des neubegründeten Domkandidatenstifts. H. starb 28. Aug. 1873. Er machte seinen Einfluß geltend im Sinne der Partei der sog. «positiven Union». Beachtung verdienen seine Missionsschriften: «Die Morgenröte des tropischen Afrika», eine Einleitung zur deutschen Übersetzung von «Abbeokuta oder Sonnenaufgang zwischen den Wendekreisen» (Berl. 1859), «Missionsstunden und Vorträge» (Stuttg. 1847 fg.), «Franz Xavier. Ein weltgeschichtliches Missionsbild» (Wiesb. 1869). Auch mehrere Sammlungen vielgelesener Predigten gab H. heraus: «Ruf zum Herrn. Zeugnisse aus dem Amte» (8 Bde., Berl. 1854—58), «Die Haustafel» (3 Abteil., Berl. 1859—63), «Ein Jahr der Gnade in Christo Jesu»

(Berl. 1864). Seit 1866 bemühte sich H., zur Verständigung zwischen Süd- und Norddeutschland zu wirken in den Schriften: «Deutschland einst und jetzt im Lichte des Reiches Gottes» (Berl. 1868), «Deutschland und Europa im Lichte der Weltgeschichte» (Berl. 1869). Vgl. Karl Hoffmann, «Leben und Wirken des L. Fr. W. Hoffmann» (Berl. 1878).

Hoffmannsegg (Joh. Centurius, Graf von), Entomolog und Botaniker, geb. zu Dresden 23. Mai 1766, studierte in Leipzig und Göttingen, bereiste 1797—1801 Portugal und ließ sich dann in Braunschweig nieder. Im J. 1804 ging er nach Berlin, wo er mit Link seine «Flore portugaise» (22 Hefte, Berl. 1809—33) herausgab, wozu er Papier, Druck, Zeichnung, Kupferstich, Färbung u. s. w. bis zum 19. Heft selbst besorgte, worauf die preuß. Regierung 1825 das Ganze nach dem Wunsche H.s übernahm. Gleichzeitig richtete er das Lokal für das zoolog. Museum in Berlin ein. Seit 1816 wählte er Dresden zu seinem Aufenthaltsorte, wo er 15. Dez. 1849 starb. Zu H.s Andenken benannte Cavanilles mit dem Namen Hoffmannseggia eine über Brasilien, Peru und Chile in verschiedenen Arten verbreitete Pflanzengattung.

Hoffmanns Tropfen (Liquor anodynus mineralis Hoffmanni, Spiritus aethereus, Schwefeläther weingeist), nach dem Arzte Friedrich Hoffmann (s. d.) benannt, der sie zuerst in den Arzneischatz einführte, eine klare farblose, stark nach Äther riechende Mischung aus 1 Teil Schwefeläther und 3 Teilen Alkohol, welche, zu 10—25 Tropfen auf Zucker genommen, als belebendes und krampfstillendes Mittel vielfach gegen Ohnmachten und krampfhafte Affektionen angewandt wird.

Hoffmeister (Franz Ant.), Komponist, geb. 1754 zu Rottenburg am Neckar, war in Wien Kirchenkapellmeister und Musikalienhändler und gründete 1800 mit Kühnel das «Bureau de musique» zu Leipzig, das später an Peters überging. Er kehrte 1805 nach Wien zurück, wo er 9. Febr. 1812 starb. H. komponierte neun Opern und viele Werke für Orchester und Soloinstrumente, welche zu ihrer Zeit sehr beliebt waren, jetzt aber vergessen sind.

Hoffmeister (Karl), Philolog, geb. 15. Aug. 1796 zu Billigheim bei Landau, studierte zu Straßburg, Heidelberg und Jena Theologie, ward 1821 Rektor zu Mörs, 1832 Oberlehrer am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Köln, dessen Direktor er 1842 wurde. Er starb 14. Juli 1844 zu Köln. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: «Romeo oder Erziehung und Gemeingeist» (3 Bde., Essen 1831—34) und besonders «Schillers Leben, Geistesentwickelung und Werke» (5 Bde., Stuttg. 1838—42) und «Supplemente zu Schillers Werken» (4 Bde., Stuttg. 1840—41).

Hoffmeyer (Niels), Meteorolog, geb. 3. Juni 1836, widmete sich zunächst dem Militärstande, nahm an dem Kriege 1864 teil, mußte aber dann 1865—66 wegen rheumatischer Leiden in Frankreich zubringen. Während dieser Muſezeit beschäftigte er sich vornehmlich mit Meteorologie, war aber dann wieder in verschiedenen andern Stellungen thätig, bis es ihm 1872 gelang, in Dänemark ein meteorolog. Institut ins Leben zu rufen. Von da aus gründete er die Stationen in Grönland, Island und auf den Faröer Inseln. Hieran schloß sich dann die wichtigste Thätigkeit H.s, nämlich die Zusammenstellung der sog. synoptischen Wetterkarten, d. h. Übersichtskarten eines bestimmten Erdteils oder der ganzen Erdoberfläche bezüglich der in einem bestimmten Moment herrschenden Witterungsverhältnisse. Andere Arbeiten H.s beziehen sich auf die Einwirkung der Verteilung von Land und Wasser auf Temperatur und Luftdruck an den nordischen Küsten und den Gestaden des Mittelmeeres. H. starb 16. Febr. 1884 zu Kopenhagen.

Hoffnung ist die mehr oder minder gewisse Erwartung eines freudigen Ereignisses und daher ein gemischter Gefühlszustand, in welchem sich das mit der Vorstellung des betreffenden Ereignisses associierte Lustgefühl mit dem Unlustgefühl einer größern oder geringern Unsicherheit über den wirklichen Eintritt dieses Ereignisses in den mannigfachsten Verhältnissen mischt. Die H. dient einerseits als aufrecht erhaltende Anregung, andererseits als schwächende Spannung der Willensenergie, je nachdem sie den Eintritt des freudigen Ereignisses von der Selbstthätigkeit des Hoffenden abhängig erscheinen läßt oder nicht. Das Gegenteil der H. ist die Furcht, die Erwartung eines betrübenden Ereignisses. Die Aufgebung aller H. ist Verzweiflung. Gegenüber den mannigfachen Enttäuschungen der Wirklichkeit richtet der religiöse Glaube seine H. auf das Leben nach dem Tode. Als Göttin wurde die H. in Griechenland (Elpis) und in Rom (Spes) als leicht einherschreitendes Mädchen, in der Rechten die Blüte eines Granatapfelbaums, mit der herabgesenkten Linken das Gewand etwas lüftend, dargestellt. In Rom hatte sie viele Tempel und Altäre; oft trägt sie die Statue des bonus eventus (guten Ausgangs) auf der Hand. Als allegorische Person wird die H. in neuerer Zeit meist mit dem Glauben und der Liebe verbunden dargestellt, und zwar als weibliche Figur auf einen Anker (dem Symbol der H.) ruhend.

Hoffnungskauf (emtio spei) ist ein Kaufvertrag, bei welchem die Verpflichtung zur Preisleistung nicht davon abhängt, daß ein Kaufgegenstand, der beim Abschluß des Geschäfts noch nicht vorhanden ist, existent werde; z. B.: Jemand kauft das Resultat eines bevorstehenden Jagdzugs, eine dem Verkäufer künftig etwa zufallende Erbschaft. Hier muß, mag das erwartete Resultat auch gleich Null sein, der Preis voll bezahlt werden, andererseits muß nicht mehr, als ausgemacht war, bezahlt werden, wenn die Erfüllung der Erwartung eine die letztere weit übersteigende war. Wegen dieser absoluten Unsicherheit des Objekts, das der Käufer für seine Leistung empfangen wird, zählt der H. zu den sog. aleatorischen oder Glücksverträgen. Vom Kauf einer gehofften Sache, der ein durch das Existentwerden derselben bedingter Kauf ist und bei welchem nicht eher der Preis geschuldet wird, als bis die gehoffte Sache vorhanden ist, muß der H. wohl unterschieden werden.

Hoffsches Malzextrakt, s. unter Geheimmittel, Bd. VII, S. 659[b].

Hofgastein, s. unter Gastein.

Hofgeismar, Kreisstadt im Regierungsbezirk Kassel der preuß. Provinz Hessen-Nassau, an der Esse (148 m über dem Meere), Station der Linie Kassel-Scherfede der Preußischen Staatsbahnen, 22 km im NW. von Kassel, ist Sitz eines Landratsamts und eines Amtsgerichts, hat zwei Kirchen, ein schönes Rathaus, ein Realprogymnasium, eine große Kaserne, ein neuerbautes schönes Kreishaus, eine große Druckerei und lithographische Anstalt und zählt (1880) 4244 meist prot. E., die Ackerbau

ucht, auch Handel treiben und eine Malz-
Fabrik unterhalten. In der Nähe der Stadt
Stahlbrunnen mit Badeeinrichtungen und
em Park. Südlich von H. liegt die Ruine
g, nördlich Ruine Schöneberg.
reis Hofgeismar zählt auf 626 qkm
davon 549 Katholiken und 644 Juden.
richte hießen im Mittelalter die höhern,
rl., teils landesherrlichen Gerichte in
d, welche die eigentlichen Grafengerichte
Ihrer Gerichtsbarkeit waren aber seit
andlung der Standesverhältnisse im 13.
Jahrh. statt der alten Vollfreien die jetzt
g einnehmenden Reichsdienstmannen und
höhern Ständen nicht angehörigen Reichs-
n den Territorien die Prälaten, der land-
del, die angesehenern Dienstleute des Für-
weterbin auch bedeutendere städtische Kor-
en untergeben. Zugleich konnten die kaiserl.
dieser Art Appellationen und Beschwerden
en landesherrliche Gerichte annehmen, bis
territherren durch immer zahlreichere pri-
le non apellando, de non evocando die
zur Errichtung eigener Berufungsinstan-
und da Oberhofgerichte genannt) er-
Koch in neuerer Zeit führten in einigen
die Gerichte zweiter Instanz den Namen
h die Gerichtsverfassung des Deutschen
n 1877 ist der Name beseitigt worden.
mer oder Hofhaimer (Paulus von),
geb. 1459 zu Radstadt in Salzburg, wurde
erd. Hoforganist zu Wien und von Kaiser
ax I. geadelt. Er starb 1537 zu Salz-
. galt für den größten Orgelspieler und
rteiten Komponisten seiner Zeit. Von
rken sind erhalten «Harmoniae poeticae»
d Horaz und anderer lat. Dichter, neu
geben von Achleitner 1868) und viele vier-
deutsche Lieder.
rim, Stadt in der preuß. Provinz Hessen-
Regierungsbezirk Wiesbaden, Landkreis
m, 7 km westlich von Höchst, an der
und an der Linie Frankfurt-Limburg der
Ludwigsbahn, ist Sitz einer Oberförsterei,
Wasserheilanstalt und zählt (1880) 2227
E., die Fabrikation von Pappe, Metall-
d Stanniol, Gerberei und Lederfabrika-
und Weinbau treiben und Mehl- und
unterhalten. Über der Stadt steht eine
Kapelle mit schöner Aussicht.
mmer, s. unter Kammer.
egsrat hieß die erste, 1556 in Österreich
selbständige Militärverwaltungsbehörde,
mals gegen Ende des Jahres aus einer
n Waffenhandwerk erprobter Männer un-
Vorsitz des Ehrenreich von Khüngesperg ge-
rde und anfänglich die Bezeichnung «steter
» führte. Unter dem H. stand das gesamte
sen im Felde und die Beurteilung aller im
n entscheidenden, auf militärische Verhält-
gischen Fragen; er stand in unmittelbarer
ng mit der «Hofkammer» und der «Hof-
nd erhielt 1564 die Benennung H. Nach
er Länderteilung Österreichs wurde 1565
für Innerösterreich ein zweiter, von dem
nabhängiger H. errichtet, welcher erst un-
Regierung der Kaiserin Maria Theresia
worden ist und bis dahin die Militärange-
n der innerösterr. Länder, sowie die Ver-
teidigung der an die Türkei grenzenden Provinzen geleitet hat. Kaiser Mathias veränderte 1615 durch die «Neue Instruktion» den Wirkungskreis des H., unter Ferdinand III. entstand die Stelle des H.-Vizepräsidenten, Leopold I. und Maria Theresia veränderten ebenfalls die Organisation des H. und Kaiser Joseph II. führte eine straffe Centralisation aller Zweige der Militärverwaltung mittels desselben ein. Als Erzherzog Karl das Präsidium des H. übernahm, führte er, zuerst in Österreich, den Titel «Kriegsminister» und gliederte den H. in drei Departements (für militärische, Justiz- und Verwaltungssachen). Das Verwaltungsgremium wurde von einem «H.-Präsidenten» ziemlich selbständig geleitet. Im J. 1848 wurde der H. in das Kriegsministerium umgewandelt, welches indessen lediglich die Leitung der gesamten Verwaltungsangelegenheiten des Heeres und der Flotte übernahm, da Kaiser Franz Joseph 1849 den Oberbefehl des Heeres persönlich führte. Von 1853 bis 1860 wurde dem Kriegsministerium auch die Kommandogewalt wieder übertragen; dasselbe hieß in dieser Zeit «Armee-Oberkommando» und übte alle Befugnisse des ehemaligen H. aus, wurde von 1860 ab jedoch wieder «Kriegsministerium» genannt. Im J. 1866 wurde daneben ein dem Kaiser direkt unterstelltes «Armee-Oberkommando» errichtet, welches 1867 infolge des Staatsgrundgesetzes als unverträglich mit dem Grundsatze der Ministerverantwortlichkeit aufgelöst worden ist. Seitdem besteht das «Reichskriegsministerium» als höchste Centralbehörde für alle auf das gemeinsame Heer und die Flotte bezüglichen Angelegenheiten, sowie zwei Landesverteidigungsministerien (für Ungarn und die im Reichsrate vertretenen Länder) für die Landwehrangelegenheiten. Vgl. von Janko, «Die Präsidenten des H. und Kriegsminister der österr. Armee» (Wien 1874).

Hoflager nennt man den Aufenthaltsort eines regierenden Herrn und seines Gefolges.

Höfler (Karl Adolf Konstantin, Ritter von), namhafter deutscher Geschichtsforscher, geb. 27. März 1811 zu Memmingen, erhielt seine Gymnasialbildung zu München und Landshut und studierte in München und Göttingen Geschichte. Von 1834 bis 1836 hielt er sich in Italien auf, übernahm dann die Redaction der münchener offiziellen polit. Zeitung und habilitierte sich 1838 als Privatdocent an der Universität, worauf er 1839 eine außerord., 1841 eine ord. Professur erhielt und 1842 in die Akademie der Wissenschaften gewählt ward. Die 1846 in Bayern entstandenen polit. Zerwürfnisse veranlaßten ihn zu der histor. Denkschrift «Konkordat und Konstitutionseid der Katholiken in Bayern» (Münch. 1847). Am 26. März 1847 seiner Professur enthoben, ward H. nach einigen Monaten zum Archivar in Bamberg ernannt. Diese Stelle bekleidete er, bis er im Herbst 1851 einem Rufe als Professor der Geschichte nach Prag folgte. In dem nationalen Kampfe zwischen den Deutschen und Czechen in Böhmen bewies sich H. stets als ein mannhafter Vertreter des Deutschtums. Im J. 1872 wurde er als Mitglied in das österr. Herrenhaus berufen, ihm auch durch Verleihung des Ordens der Eisernen Krone der erbliche Adelsstand verliehen; 1882 trat H. in den Ruhestand. H. veröffentlichte, außer vielen kleinern Arbeiten, «Die deutschen Päpste» (2 Bde., Regensb. 1839), «Kaiser Friedrich II.» (Münch. 1844), «Albert von

Beham und Regesten Papst Innocenz' IV.» (Stuttg. 1847), «Quellensammlung für fränk. Geschichte» (Bd. 1—4, Bayreuth 1849—52), «Fränk. Studien» (Abteil. 1—5, Wien 1852—53), «Abhandlungen aus dem Gebiet der alten Geschichte» (Bd. 1—7, Wien 1870—80), «Abhandlungen zur Geschichte Österreichs» (Bd. 1—2, Wien 1871—72), «Abhandlungen aus dem Gebiet der slaw. Geschichte» (Bd. 1—5, Wien 1879—82), «Der Aufstand der castilian. Städte gegen Karl V.» (Prag 1876), «Zur Kritik und Quellenkunde der ersten Regierungsjahre Kaiser Karls V.» (3 Abteil., Wien 1876—83), «Die roman. Welt und ihr Verhältnis zu den Reformideen des Mittelalters» (Wien 1878), «Papst Adrian VI.» (Wien 1880).

Hofmann (Aug. Konr., Freiherr von), hess. Staatsmann, geb. 28. April 1776 zu Nidda in Oberhessen, studierte die Rechte in Erlangen und Gießen, trat frühzeitig in Staatsdienst und rückte bis 1820 bis zum Geh. Staatsrat im Ministerialdepartement der Finanzen. Im J. 1827 erfolgte seine Erhebung in den Freiherrenstand. Er wurde 1829 Präsident des Finanzministeriums und im Dez. 1837 Finanzminister und starb 9. Aug. 1841. H.s Name knüpft sich an die Entstehung der hessen-darmst. Verfassungsurkunde vom 17. Dez. 1820. Im J. 1824 brachte er den Abschluß des Zollvertrags mit Baden und 1828 die Übereinkunft mit Preußen zu Stande. Großen Anstoß erregte er auf dem Landtage von 1838 auf 1839, wo er das Recht der Stände, nicht bewilligte Ausgaben zu prüfen und, wenn sie dieselben nicht gerechtfertigt finden, zu streichen, lebhaft bestritt. Seine «Beiträge zur nähern Kenntnis der Gesetzgebung und Verwaltung des Großherzogtums Hessen» (Gieß. 1832) erfuhren eine kräftige Erwiderung in dem von Hundeshagen verfaßten «Freimütigen Sendschreiben an H.» (Offenb. 1832).

Hofmann (Aug. Wilh.), hervorragender Chemiker, geb. 8. April 1818 zu Gießen, widmete sich nach mehrjährigen philol. und jurist. Studien daselbst schließlich unter Liebig der Chemie. Aus der gießener Zeit stammen H.s erste Arbeiten über die Basen des Steinkohlenteers und die Metamorphosen des Indigos. Im Frühjahr 1845 habilitierte sich H. in Bonn und wurde schon im Herbst des nämlichen Jahres zum außerord. Professor ernannt. Im J. 1848 folgte er einem Rufe nach London an das neu begründete Royal College of Chemistry. Die hier unter seiner Leitung eröffnete chem. Schule gelangte nach kurzer Zeit zu solcher Entwickelung, daß die engl. Regierung 1853 die Schule als chem. Sektion der Bergakademie (Royal School of mines) adoptierte. Im J. 1855 wurde ihm neben seiner Professur das Amt eines Wardeins an der königl. Münze übertragen. Im J. 1864 übernahm H. den chem. Lehrstuhl der Universität Bonn, wurde aber schon 1865, noch ehe er in das von ihm erbaute große Laboratorium übersiedeln konnte, als Professor der Chemie nach Berlin berufen. Seit dem Frühjahr 1865 leitet H. den chem. Unterricht in dem nach seiner Berufung errichteten, neuen chem. Laboratorium der Universität Berlin. Auch stiftete er daselbst 1868 die Deutsche Chemische Gesellschaft.

Unter den chem. Untersuchungen H.s spielen die über das Ammoniak und seine Derivate, insbesondere über das Anilin, eine große Rolle. Bereits 1849 machte er die wichtige Entdeckung, daß sich sämtlichen Wasserstoffatomen im Ammoniak stufenweise die Alkoholgruppen substituieren lassen und daß auf diese Weise eine fast unbegrenzte Anzahl von Körpern dargestellt werden kann, deren Erkenntnis und Studium einen hervorragenden Einfluß auf die Entwickelung der modernen organischen Chemie ausgeübt hat. Weitere Studien über die Ammoniakderivate führten H. zur Entdeckung der sog. Ammoniumbasen (1851), deren Erforschung sich zahlreiche Arbeiten über die Phosphorbasen, über die Polyammoniake, über die Isocyanide und die Senföle anreihten; die von H. eingeführte Bestimmung der Dampfdichte in der Barometerleere ist in allen Laboratorien adoptiert worden. Das unter dem Namen Fuchsin bekannte Anilinrot wurde zuerst von H. beobachtet, dessen Arbeiten über die Zusammensetzung und den chem. Charakter dieser Verbindung für die Erkenntnis der Natur der Teerfarbstoffe grundlegend gewesen sind. Auf diese Entdeckung beruht die für die Industrie so außerordentlich wichtig gewordene Begründung und Ausbildung der Teerfarbenfabrikation. Seine wissenschaftlichen Verdienste wurden durch die 1851 erfolgte Aufnahme in die Royal Society gewürdigt. Für seine industriellen Entdeckungen erkannte ihm die Jury der Weltausstellung in Paris 1867 eine der großen Preise zu. Von seinen litterarischen Arbeiten sind, außer den Abhandlungen im «Handwörterbuch der Chemie», zu erwähnen: seine gemeinschaftlich mit Bence Jones bewirkte Herausgabe des «Jahresberichts der Chemie» in engl. Sprache (4 Bde., Lond. 1850—53); «Handbook of organic Analysis» (Lond. 1853); ferner «Einleitung in die moderne Chemie» (6. Aufl., Braunschw. 1877, in viele Sprachen übersetzt), «Erinnerungen aus der berliner Vergangenheit» (2. Aufl. 1882), «Die Frage der Teilung der philos. Fakultät» (2. Aufl. 1881), worin H. der klassischen Vorbildung für das Studium auch der Naturwissenschaften das Wort redet. Nach dem Tode Liebigs trat H. in die Redaction der «Annalen der Chemie» ein.

Hofmann (Ernst), Naturforscher und Reisender, geb. 8.(20.) Jan. 1801 zu Overlack in Livland, studierte in Dorpat Medizin und Naturwissenschaften, nahm 1823—26 an der zweiten Weltumsegelung Otto von Kotzebues Teil, und bereiste 1828 mit G. von Helmersen (s. d.) den südl. Ural. Später setzte H. seine Studien in Heidelberg fort, hatte dann drei Jahre den Lehrstuhl der Mineralogie in Dorpat inne, wurde hierauf außerord. Professor der Mineralogie in Kiew und veröffentlichte 1840 in russ. Sprache ein Lehrbuch der Oryktognosie. Vom Grafen Cancrin mit der geolog. Untersuchung der Goldwäschereidistrikte Ostsibiriens betraut, reiste H. 1840 dahin ab und legte seine Untersuchungen in dem Werke «Reise nach den Goldwäschereien Ostsibiriens» (Petersb. 1847) nieder. H. wurde 1844 mit dem Range eines Obersten in das Korps der kaiserl. Bergingenieure aufgenommen und 1845 zum ord. Professor der Mineralogie der petersburger Universität ernannt; 1847 und 1848 unternahm er eine zweite Untersuchungsreise in den Ural und beschrieb sie in dem mit Kowalski herausgegebenen Werke «Der nördl. Ural und das Küstengebirge Pai-Choi» (2 Bde., Petersb. 1853—56). H. nahm [illegible] acht Sommer hindurch die Kronreviere am geologisch auf und trug seine Resultate in d[illegible] Bergier und Altori angefertigte Karte ein, [illegible] Arbeit er erst im Febr. 1871 vollendete und russ. und deutscher Sprache herausgegeben [illegible]

eneralllieutenant befördert, starb H. in Dor- Mai (5. Juni) 1871.

mann (Friedr.), Schriftsteller, geb. 18. April Coburg, besuchte das dortige Gymnasium, in Jena und siedelte 1841 nach Hildburg- über, wo er 14 Jahre an der Redaction von ers «Großem Konversations-Lexikon» betei- und später dessen «Universum» fortsetzte. 58 redigierte er in Leipzig «Paynes Pano- es Wissens und der Gewerbe», 1864—66 les «Illustrierten Dorfbarbier». Seit 1878 Mitredacteur der «Gartenlaube», zu deren eitern er schon seit 1861 gehörte. H. unter anderm: «Die Schlacht bei Fockjam» ispiel, Jena 1838), «Die Feste Coburg» ungen, Hildburgh. 1854), «Kinderfeste» te, Schleusingen 1853—75), «Koborgher brünnla» (500 Schnaderhüpfel u. dgl., Hild- 1857), «Deutschlands Erniedrigung und ung. Ein Stück Geschichte in Wort und Lied» 1862), «Die Harfe im Sturm. Erinnerungen ere große Zeit» (Lpz. 1871), «Drei Kämpfer. el» (Lpz. 1873), «Der Kinder Wundergarten. er» (Lpz. 1874 u. öfter), «Die Eselsjagd. liches Heldengedicht» (2. Aufl., Lpz. 1874), rival. Fröhliches Heldengedicht» (Lpz. 1877).

mann (Heinr.), Komponist, geb. 13. Jan. Berlin, besuchte das Kullaksche Konserva- daselbst und erregte zuerst durch seine «Ungar. (1873) Aufsehen. Dieser folgten: «Frithjof- onie», die Chorwerke «Die schöne Melusine» Aschenbrödel», viele Werke für Klavier, Ge- Großen Beifall fanden seine Opern «Armin» und «Hannchen von Tharau» (1878).

mann (Joh. Christian Konrad von), hervor- er luth. Theolog, geb. 21. Dez. 1810 zu Nürn- tudierte zu Erlangen und Berlin Geschichte eologie, ward 1833 Lehrer am Gymnasium angen, habilitierte sich dort 1835 in der , 1838 in der theol. Fakultät, ward 1841 rd. Professor der Theologie zu Erlangen, rd. Professor in Rostock, kehrte jedoch 1845 rlangen zurück, wo er 20. Dez. 1877 starb. seinen histor. Schriften sind zu nennen: chte des Aufruhrs in den Cevennen» (Nördl. nd das «Lehrbuch der Weltgeschichte» (2 Tle., 1839; 2. Aufl. 1843), welches den prot. ien Bayerns als Lehrbuch verordnet wurde. heol. Hauptwerke sind: «Weissagung und g» (2 Bde., Nördl. 1841—44; 2. Aufl. 0), «Der Schriftbeweis» (2 Bde., Nördl. 6), Die Heilige Schrift Neuen Testaments erhängend untersucht» (9 Tle., Nördl. 1862 2. Aufl. 1869 fg.). Außerdem war H. seit litherausgeber der «Zeitschrift für Protestan- und Kirche». Aus seinem Nachlaß wurden röffentlicht: «Theol. Ethik» (1878), «Ency- der Theologie» (1879), «Biblische Herme- (1880). H. ist Hauptbegründer der sog. r Schule, welche die heilsgeschichtliche Theo- ngels weiter bildet und in ihren Resultaten h mit der luth. Kirchenlehre übereinstimmt. politischen Einfluß als Mitglied der Zwei- Kammer hat H. nachdrücklich für die Ein- tschlands geltend gemacht und war deshalb es kirchlichen Konservatismus politisch Mit- Fortschrittspartei.

ann (Joh. Mich. Ferd. Heinr.), Historien- geb. 19. März 1824 in Darmstadt, erhielt den ersten Unterricht im Zeichnen durch den Kupferstecher Rauch in Darmstadt und bezog 1843 die Akademie zu Düsseldorf, wo unter Schadows Leitung sein erstes größeres Bild, eine Scene aus dem Leben Alboins, entstand, das der Württembergische Kunstverein ankaufte. Er besuchte dann Holland und Belgien, lebte später in München, Frankfurt a. M. und Prag, 1854—59 in Italien, dann in Darmstadt und seit 1862 in Dresden, wo er Ehrenmitglied der Akademie und Professor an derselben geworden ist. Von seinen Gemälden sind hervorzuheben: Grablegung Christi (1845), Romeo und Julie, König Enzio mit seiner Geliebten im Kerker (1852, zu Freiburg i. Br. befindlich), die Gefangennehmung Christi (darmstädter Galerie), Othello und Desdemona (im Besitz des Freiherrn von Fabrice in München), sowie zahlreiche Porträts (so das Heinrichs von Gagern, des Großmeisters des Kreuzherrenordens J. Beer [in Prag]). Im J. 1860 malte er eine Madonna mit Peter und Paul für eine kath. Kirche in Hessen, 1861 für Hamburg ein Altarbild: Christus erscheint der Magdalena am Grabe, 1868 für eine Kirche in Dänemark eine Auferstehung Christi. Unter den Werken dieser Art nimmt jedoch Christus und die Ehebrecherin den ersten Rang ein (in der dresdener Galerie). Auch lieferte H. mehrere Illustrationen zu Pechts «Shakspeare-Galerie». Später war er namentlich viel mit Bildnismalerei beschäftigt. Das Gemälde: Christi Predigt am See, wurde 1876 für die berliner Nationalgalerie angekauft. Darauf malte er (1876) ein großes Deckengemälde (Apotheose der Helden des antiken Dramas) im Vestibule des Hoftheaters zu Dresden und 1877 die Verlobung Albrechts des Beherzten mit der böhm. Prinzessin Sidonie als großes Wandgemälde in der Albrechtsburg in Meißen. Neuere Werke sind noch Dornröschen, Leda und das in der dresdener Galerie befindliche, besonders gefeierte Bild: Jesus als Knabe im Tempel.

Hofmann (Karl von), deutscher Staatsmann, Bruder des vorigen, geb. 4. Nov. 1827 zu Darmstadt, studierte in Gießen und Heidelberg die Rechte, war dann auf dem Bureau eines Anwalts thätig, trat aber 1855 auf Veranlassung des Ministers von Dalwigk in dem Ministerium des Auswärtigen in den hess. Staatsdienst. Er begleitete 1864 den sächs. Minister von Beust, Bevollmächtigten des Deutschen Bundes für die Londoner Konferenzen in der schlesw.-holstein. Sache, als Sekretär nach England, trat 1866 als Regierungskommissar in der hess. Zweiten Kammer für die Bundestagsbeschlüsse gegen Preußen ein und begleitete nach dem Ausgange des Kriegs im Aug. 1866 den hess. Minister von Dalwigk zu den Friedensunterhandlungen nach Berlin. Dort blieb er als hess. Gesandter und nahm als solcher an der Ausarbeitung der Verfassung des Norddeutschen Bundes und an deren Beratung im Norddeutschen Reichstage teil. Die Ereignisse von 1870 fanden H. als entschlossenen Förderer der Gründung des Deutschen Reichs; mit Dalwigk führte er 1870 in Versailles die auf Hessens Anschluß bezüglichen Verhandlungen. Nach Berlin zurückgekehrt, blieb H. dort als hess. Gesandter und stimmführender Bevollmächtigter Hessens im Bundesrate. H. trat 13. Sept. 1872 als Präsident an die Spitze des hess. Staatsministeriums. In dieser Stellung führte er eine vollständige Reform der Verwaltung, die gesetzliche Regelung der

Verhältnisse zwischen Staat und Kirche, eine neue Verfassung der evang. Landeskirche und ein neues Wahl-, Pensions- und Schulgesetz durch. Am 1. Juni 1876 wurde H. zum Präsidenten des Reichskanzleramts und zugleich zum preuß. Staatsminister ohne Portefeuille ernannt; 13. Juli 1879 übernahm er auch das Ministerium für Handel und Gewerbe, wurde 23. Aug. 1880 zum Staatssekretär in der Regierung von Elsaß-Lothringen ernannt und 29. April 1882 vom Deutschen Kaiser in den Adelsstand erhoben.

Hofmann (Leop. Friedr., Freiherr von), österr. Staatsmann, geb. zu Wien 4. Mai 1822, studierte daselbst die Rechtswissenschaften, trat 1842 in den Justizdienst bei den niederösterr. Landrechten ein und wurde 1845 Konzeptsbeamter in der k. k. Haus-, Hof- und Staatskanzlei. Im J. 1847 ging H. als Gesandtschaftsattaché nach der Schweiz, wurde 1848 an das damals nach Olmütz verlegte Hoflager berufen und war bei den Dresdener Konferenzen 1850 Mitglied der kaiserl. Kommission. Hierauf wurde H. dem Deutschen Bureau des Ministeriums des Äußern bleibend attachiert und habilitierte sich gleichzeitig an der wiener Universität als Privatdocent für deutsches Staats- und Bundesrecht. Als Legationsrat beteiligte er sich 1859 an den züricher Friedensunterhandlungen; 1865 wurde er Hof- und Ministerialrat und war während der österr.-preuß. Verwaltung von Schleswig-Holstein Civiladlatus des österr. Statthalters. H. wurde 1867 Sektionschef im Ministerium des Innern und wurde mit den wichtigsten politischen und organisatorischen Arbeiten betraut; 1868 wurde er Wirkl. Geheimrat, 1872 in den Freiherrenstand erhoben und 1875—80 war er Reichsfinanzminister. Hierauf übernahm er die Leitung der beiden wiener Hofbühnen als Generalintendant.

Hofmanns Violett oder Neuviolett, s. unter Anilinfarben.

Hofmannswaldau (Christian Hofmann von), einer der Stifter der zweiten schles. Dichterschule, geb. 25. Dez. 1617 zu Breslau, wo sein Vater kaiserl. Kammerrat war, zeigte schon dort und auf dem Gymnasium zu Danzig Anlage zur Poesie und studierte zu Leiden. Als Gesellschafter eines Fürsten bereiste er die Niederlande, England, Frankreich und Italien und erhielt nach seiner Rückkehr, noch ohne das erforderliche Alter erreicht zu haben, die Stelle eines Ratsherrn in seiner Vaterstadt. Er leistete der letztern bei mehrern diplomatischen Sendungen, besonders am kaiserl. Hofe zu Wien, gute Dienste und starb als Präsident des Ratskollegiums und kaiserl. Rat zu Breslau 18. April 1679. Die verständige Einfachheit der ersten schles. Dichterschule, die freilich auch zur Nüchternheit und Plattheit ausartete, schlug in ihm und Lohenstein (s. d.) zum Extrem des Schwulstes, des Antithesen- und Bilderwustes um. Die rein sinnliche Liebe war der Gegenstand, welchen er vorzugsweise mit einem wahrhaft erstaunlichen Aufwande von Wortspielen, Antithesen, witzigen Gleichnissen und pomphaften Bildern behandelte. Hierher gehören besonders seine «Galanten Gelegenheitsgedichte» und seine zum Teil dem Italiener Marini nachgebildeten Heroiden, die unter dem Titel «Kuriose Heldenbriefe und andere herrliche Gedichte» (Bresl. 1673) erschienen. Auch schrieb er einen «Sterbenden Sokrates» in Prosa mit untermischten Versen und übersetzte Guarinis «Pastor fido». Eine vollständige, zugleich Gedichte von Lohenstein, Besser, Neukirch u. a. enthaltende Gesamtausgabe seiner «Werke» besorgte Neukirch (7 Bde., Lpz. 1695—1727; neue Aufl. 1734); eine Auswahl enthält die «Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh.» (Bd. 14, Lpz. 1838).

Hofmark, der zu einem Rittergut gehörige Bezirk, besonders in Bezug auf die niedere Gerichtsbarkeit, welche dem Besitzer des Gutes zustand.

Hofmarschall heißt der Beamte, welcher an einem fürstlichen Hofe die Sorge für die Hofökonomie hat. Er ist der Vorsteher des Hofmarschallamts, leitet das gesamte Hauswesen des Hofs, beaufsichtigt die Instandhaltung der Schlösser und trifft die Anordnungen für die fürstliche Tafel, die Hofküche und die Kellerei, wobei ihn bei größern Hofhaltungen wohl ein Hausmarschall unterstützt. (S. Hof.)

Hofmeister (Wilh.), namhafter Botaniker, geb. zu Leipzig 18. Mai 1824, war zuerst zum Kaufmann bestimmt, widmete sich aber daneben dem Studium der Naturwissenschaften, namentlich der Botanik, wurde 1863 zum Professor der letztern Wissenschaft in Heidelberg ernannt und 1872 in gleicher Eigenschaft nach Tübingen berufen. Er starb 12. Jan. 1877 zu Lindenau bei Leipzig. H.s wissenschaftliche Untersuchungen bewegten sich wesentlich auf dem Gebiete der Physiologie der Pflanzen. In dieser Beziehung war schon seine erste größere Arbeit: «Die Entstehung des Embryo der Phanerogamen» (Lpz. 1849), von Bedeutung. Seine entwickelungsgeschichtlichen Studien legte er nieder in der Schrift «Vergleichende Untersuchungen der Keimung, Entfaltung und Fruchtbildung höherer Kryptogamen und der Samenbildung der Coniferen» (Lpz. 1851). Im Verein mit de Bary, Irmisch, Pringsheim und Sachs gab er das «Handbuch der physiol. Botanik» heraus, dessen ersten Band (Abteil. 1: «Die Lehre von der Pflanzenzelle», Abteil. 2: «Allgemeine Morphologie der Gewächse», Lpz. 1867—68) H. selbst bearbeitete. Außerdem veröffentlichte er in botan. Fachzeitschriften und in den «Abhandlungen» der sächs. Gesellschaft der Wissenschaften, der er seit 1863 als Mitglied angehörte, eine Reihe kleinerer Arbeiten.

Hofnarren. Schon im Altertum gab es Leute, die es sich zur Aufgabe machten, den Großen und Reichen durch allerlei Späße, scherzhafte, witzige Reden, besonders bei Tafel, die Zeit zu vertreiben, wie z. B. Alexander d. Gr., Dionysius von Syrakus, Augustus und dessen Nachfolger sich solche Possenreißer hielten. Dem Mittelalter war es vorbehalten, diesen seltsam-unwürdigen Beruf weiter auszubilden und die Narrenschaft zu einem förmlichen unentbehrlichen Hofamt zu erheben. Zu den wesentlichen Attributen eines solchen Beamten gehörten: 1) die Narrenkappe auf geschorenem Haupte, meist bunt, mit Eselsohren und Hahnenkamm verziert; 2) das sehr verschiedenartig geformte Narrenscepter oder Narrenkolben; 3) die Schellen, vorzüglich an der Kappe, doch auch an andern Teilen des Anzugs; 4) ein großer Halskragen. Die übrigen Teile des Anzugs aber waren beliebig nach dem Geschmacke des Herrn. Außer diesen eingefleischten Possenreißern, unter denen Triboulet am franz. Hofe unter König Franz I. und sein Nachfolger Brusquet, ferner Klaus Narr, dessen gesammelte Schwänke mehrmals im Druck erschienen, bei Fürst Friedrich dem Weisen, und Serggan, der Hofnarr der Königin Elisabeth von England, die bekanntesten sind, gab es noch eine höhere

ſog. luſtige Räte, kurzweilige Räte oder meiſt geiſtreiche Männer, die ſich des er freien Rede bedienten, um die Thor- Gebrechen ihrer Zeit und ihrer Um- ufs unbarmherzigſte zu verſpotten. Un- aben ſich durch Geiſt und Witz beſonders n Kunz von der Roſen, luſtiger Rat imilians I., John Heywood, ein frucht- atiſcher Dichter und Epigrammatiſt am ichs VIII. von England, und Angely, anz. Hofmann. Auch fehlten zu keiner n Höfen Perſonen, denen, ohne daß ſie ſchaft zu ihrem Berufe machten, das geſtanden war, durch Witz und beißende ie Geſellſchaft ungeſtraft geißeln zu dür- die, wie beſonders pedantiſche Gelehrte, enes Stichblatt des Witzes dienten; ſo ſeine derben Späße bekannte kurſächſ. Apau und der gelehrte Jak. Paul, Freiherr ling (ſ. d.), den König Friedrich Wilhelm I. ſen mit allen möglichen Staats- und Hof- rhöhnte. Die Geſchichte des Hofnarren- eichnet den jedesmaligen Standpunkt der der Höfe, und kein Reichstagsbeſchluß, 16. Jahrh. mehrere darüber gefaßt wur- chte darin etwas zu ändern. Später, als eit der Sitten an den Höfen verſchwand, an ſich an ſog. Kammerzwergen, ſowie an ldsamen oder gebrechlichen Menſchen, ſich der gewöhnliche Edelmann zu ſeiner nicht mehr entbehren zu können glaubte, enzug, welche als letztes Stadium des ſens endlich die gänzliche Abſchaffung zu Ende des 17. und zu Anfang des zur Folge hatte. Unter den deutſchen der kurſächſiſche am längſten, bis in die 18. Jahrh., beſoldete H. gehalten; am aber ſtand das Narrenweſen damals noch Blüte. Peter d. Gr. hatte deren noch ſo er ſie in verſchiedene Klaſſen teilte. Vgl. Geſchichte der H.» (Lpz. 1789); Nick, «Die Volksnarren» (2 Bde., Stuttg. 1861).

alzgrafen, ſ. unter Graf.

t nannte man die Kollegien, welche in Staaten ſeit dem 16. Jahrh. nach dem s Reichshofrats behufs der Beratung von Landesangelegenheiten und bald auch gleich richterlichen Funktionen beauftragt wur- hrend anfangs nur die Mitglieder des den Titel H. führten, erhielten in der andere, nicht zu dieſem Kollegium gehö- Staatsbeamte denſelben als Auszeich- neuerer Zeit indes, wo dieſer Titel auch Perſonen erteilt wurde, hat er in ſeinem ſinn und verleiht in manchen Staaten einen untergeordneten Rang. Einiger- genommen ſtellt ſich die Sache in Öſter- gefehen nämlich von dem ehemaligen at, ſtanden alle oberſten Stellen des ats bis 1848 unmittelbar unter dem hießen ſämtliche Referenten derſelben Nur höchſt ſelten wurden auch andere mit dieſem Titel ausgezeichnet. Seit Staatsminiſterien in Öſterreich eingeführt hielten den Hofratstitel nur: die Räte n Gerichtshofs, die Räte mehrerer höch- ter, z. B. beim Oberſthofmeiſter- und nereramt. Die Referenten des Miniſte- Äußern und des kaiſerl. Hauſes führen den Titel: Hof- und Miniſterialräte. Demnach iſt in Öſterreich gegenwärtig noch der H. ein wirklicher hoher Funktionär; doch wird auch jetzt, und zwar noch häufiger als ſonſt, Titel und Rang eines H. an Beamte höhern Ranges, Gelehrte u. ſ. w. erteilt.

Hofrat-en-Nahas, Ort in Darfertit (ſ. d.).

Hofrecht bezeichnet im deutſchen Recht die Geſamtheit der Beſtimmungen, welche das Verhältnis zwiſchen dem Grundherrn und den von ihm abhängigen Bauern, Zinspflichtigen, Hörigen und eigenen Leuten feſtſetzten. In der alten Zeit hingen die Unfreien großenteils von der Gnade des Herrn ab; allmählich bildeten ſich aber auch für dieſe Beziehungen Rechtsnormen aus, beſonders ſeitdem viele urſprünglich Freie, um Schutz zu finden, in den Hofverband traten. Das H. ward den Hofhörigen zur Erhaltung der mündlichen Überlieferung auf eigenen Hoftagen in feſtſtehenden Fragen und Antworten «gewieſen», ſpäter auch ſchriftlich aufbewahrt (Weistümer), und hinderte namentlich alle Anforderungen der Herrſchaft über das von alters her beſtehende Maß. Hierbei muß man unterſcheiden die bäuerlichen, gemeinen oder ſog. Dinghofrechte und die ritterlichen oder edeln Dienſt- und Hofrechte, unter den letztern wieder das eigentliche Lehn(hof)recht als das H. der ritterlichen Lehnsleute (Vaſallen) und das Dienſtmannenrecht als das H. der ritterlichen Dienſtleute, Miniſterialen. Seit dem Eindringen der fremden Rechte ward aber jener Damm namentlich auf die Weiſe durchbrochen, daß einzelne Gefälligkeitsleiſtungen, aus denen ſich früher kein Schluß auf eine beſtehende Pflicht machen ließ, wenn ſie ſich während der nunmehr abgekürzten Verjährungszeit wiederholt hatten, die Laſt der Unterthanen bleibend vermehrten. Durch die neuere Staatsverfaſſung und die Ausgleichung der Ständeunterſchiede iſt das H. beſeitigt worden. Vgl. G. L. von Maurer, «Geſchichte der Fronhöfe, Bauernhöfe und der Hofverfaſſung in Deutſchland» (4 Bde., Erlangen 1862—63); Wackernagel, «Das Biſchofs- und Dienſtmannenrecht von Baſel» (Baſ. 1852); Zöpfl, «Altertümer des Deutſchen Reichs und Rechts» (3 Bde., Lpz. 1860—61). Zahlreiche Quellen des H. ſind vereinigt in Jak. Grimm und R. Schröder, «Weistümer» (7 Tle., Gött. 1840—78).

Hofſtaat wird die Geſamtheit der Perſonen genannt, welche einen regierenden Fürſten und deſſen Familie am Hofe umgeben. Der Umfang der H. iſt je nach der Machtſtellung des betreffenden Fürſtenhauſes verſchieden; an den größern Höfen zerfällt der H. in Oberſthofämter (Oberſtkämmerer, Schenk, Truchſeß, Marſchall, Jägermeiſter u. ſ. w.), Oberhofchargen (Oberhofmarſchall, Oberſtallmeiſter, Oberceremonienmeiſter, Oberküchenmeiſter u. ſ. w.) und deren Vizeoberhofchargen, ferner in die Hofchargen (Ceremonienmeiſter, Schloßhauptleute, Hofjägermeiſter, Hofſtallmeiſter), Kammerherren und Kammerjunker. Die Damen eines Hofs, an deren Spitze die Oberhofmeiſterin der regierenden Fürſtin ſteht, ſind Palaſtdamen, Hof- und Ehrendamen. Zur dienſtlichen Unterſtützung treten noch die Hofbeamten und Hofdienerſchaft hinzu.

Hofſtede de Groot (Petrus), hervorragender niederländ. reform. Theolog, geb. 8. Okt. 1802 zu Leer in Oſtfriesland, ward 1826 Prediger in der reform. Kirche, 1829 Profeſſor an der Univerſität Groningen, welche Stellung er 1872 niederlegte. H. iſt das Haupt der ſog. «Groninger Schule», deren Anhänger ſich ſelbſt die «Evangeliſchen» nennen.

Sie bilden die theol.-kirchliche Mittelpartei zwischen den «Modernen» und den «Orthodoxen». Als ihr Organ diente 1837—72 die Zeitschrift «Wahrheit in Liebe», welche H. im Verein mit J. F. van Oordt und L. G. Pareau herausgab. Mit Pareau zusammen veröffentlichte H. eine «Encyclopaedia Theologi Christiani» (1840) und «Dogmatica et Apologetica Christiana» (1845); allein eine «Theologia naturalis» (1834) und «Institutiones historiae ecclesiae» (1835). In seinem Hauptwerk «Opvoeding der Menschheid» (1847) wird die Geschichte der Alten Welt unter dem Gesichtspunkt einer Vorbereitung auf Christum betrachtet. Außerdem schrieb er: «Basilides, als erster Zeuge für Alter und Autorität neutestamentlicher Schriften» (Lpz. 1868), «Groninger Theologen» (Gotha 1863), «50 jaren in de Theologie» (Groningen 1872), «Oud-catholieke beweging in het licht der kerkgeschiedenis» (Groningen 1877).

Hofsystem bezeichnet im Gegensatz zum Dorfsystem (s. d.) die Ansiedelung in isolierten Hofgütern mit einem zusammenhängenden Komplex von Grundstücken, wie sie z. B. in manchen Gegenden Westfalens von Anfang an vorherrschend gewesen ist.

Hofûf (El-), arab. Stadt, s. unter El-Hasa.

Hofwyl, früher Wylhof, ein ausgedehntes Landgut, 10 km nördlich von Bern, unweit der Station Münchenbuchsee der Bahnlinie Bern-Biel, das durch die bedeutenden Anlagen Fellenbergs (s. d.) berühmt wurde. Derselbe gründete hier eine Musterwirtschaft und einen damit im Zusammenhange stehenden Komplex von Bildungsanstalten, die jedoch bald nach des Gründers Tode wieder eingingen. Nur die eine derselben, eine Erziehungsanstalt für Knaben, wurde 1856—80 wieder aufgenommen. In dem Hauptgebäude soll das bernische Lehrerseminar untergebracht werden.

Höganäs, Steinkohlenwerk bei Helsingborg (s. d.).

Hogarth (William), einer der berühmtesten engl. Zeichner, Maler und Kupferätzer, geboren 1697 zu London, lernte anfangs das Goldschmiedgewerbe und widmete sich nach überstandener Lehrzeit, um seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, der Zeichenkunst; doch keine seiner damaligen Arbeiten kündigte ein besonderes Kunsttalent an. Am besten gelangen ihm die Blätter zu Butlers «Hudibras» (Lond. 1726). Hierauf versuchte er sich in der Porträtmalerei, und sein Talent, zu treffen und Familienbilder gut zu gruppieren, verschaffte ihm bald viele Arbeit. Im J. 1730 verheiratete er sich mit der Tochter des Historienmalers Jam. Thornhill. In dieser Zeit entwickelte sich sein außerordentliches Talent, die Thorheiten und Laster seines Jahrhunderts in Bildern vorzustellen. In seinem the harlot's progress, einer Folge von sechs Blättern, die 2000 Subskribenten fand und wovon fünf Gemälde 1755 durch einen Brand zerstört wurden, stellte er 1734 das Leben einer Buhlerin dar; in einer andern von acht Blättern das Leben eines Liederlichen (the rake's progress). Nächst diesen sind unter den Blättern, welche er 1733—38 lieferte, am berühmtesten: Southwark fair (der Jahrmarkt in Southwark), a modern midnight conversation (die Punschgesellschaft), the distress'd poet (der arme Dichter) und strolling actresses in a barn (die Komödianten in der Scheune). Nicht zufrieden mit der Höhe, die er in dieser Richtung erreicht hatte, wollte er auch einen ebenso hohen Rang unter den Historienmalern einnehmen. Aber die Unrichtigkeit seiner Zeichnung und besonders ein Mangel an Würde und Grazie waren ihm zur Gewohnheit geworden, und seine Neigung zu karikieren mischte sich wider seinen Willen in seine ernsthaften Kompositionen, wie dies seine Bilder: der Teich von Bethesda, der barmherzige Samariter u. s. w. beweisen. Nachdem er wieder ganz die ihm eigentümliche Richtung eingeschlagen, erschien von ihm: 1741 the enraged musician (der wütende Musikant), 1745 the marriage à la mode (die Heirat nach der Mode) in sechs Blättern, wovon die Bilder für die Nationalgalerie angekauft sind; 1747 the effects of industry and idleness (die Folgen des Fleißes und des Müßiggangs), 1749 the gate of Calais (das Thor von Calais), 1750 the march to Finchley (der Marsch nach Finchley in Schottland) und 1751 the four stages of cruelty (die vier Grade der Grausamkeit) in vier Blättern. Im J. 1753 gab er seine «Zergliederung der Schönheit» (deutsch von Mylius, Berl. 1754) in Druck, worin er die Schlangenlinie als die angenehmste Form für das Auge darstellte und sogar die Linien bestimmen wollte, welche die Form des Schönen enthielten. Diese Analyse aber, statt seinen Ruhm zu vermehren, verminderte ihn, und die Zeitgenossen machten sein System lächerlich. Hierauf erschienen 1755 four prints of an election (die Wahl eines Parlamentsglieds) in vier Blättern und 1762 the times (die Zeitläufe), eine beißende Satire auf Pitt. Sein lächerliches Bild Sigismunda (1757), bei der schwach gewordene Künstler als ein Gegenstück zu einem vortrefflichen Bilde von Correggio betrachtet sehen wollte, veranlaßte ihm viele Kränkungen. Mehrere bedeutende Gemälde des Künstlers wurden erst im 19. Jahrh. wieder aufgefunden, so eine Reihe Plafondbilder in einem londoner Hause, die Launen Fortunas darstellend, ein Bacchuszug und Garrick bei der Probe. Er starb 26. Okt. 1764 zu Leicesterfields und wurde zu Chiswick begraben, wo man ihm ein schönes Denkmal, welches sein Freund Garrick mit einer Inschrift versah, errichtete.

H. hat in der Technik der Darstellung nur mittelmäßige Verdienste. Seine Behandlung ist zwar geistreich, doch meist nur skizzenhaft, seine Farbe manieriert und seine Zeichnung oft unrichtig; auch ist an seinen Radierungen und Kupferstichen die Ausführung meist flüchtig und unbedeutend. Seine Größe liegt im Gedanken, in der Empfindung und in der tiefen Charakteristik seiner Zeit, seines Landes und seiner Individuen. Das ist es auch, was ihm eine Berühmtheit schuf, wie sie sonst nur künstlerische Genies ersten Ranges besitzen; sie ist ihm nicht als Künstler, sondern als Erfinder einer Reihe von Charakteren ohnegleichen zuteil geworden. Seine Gestalten grenzen oft an die Karikatur und liegen schon zum Teil außerhalb der Kunst; aber es liegt in ihnen ein ganz bedeutendes Stück Kulturgeschichte, und dieses sichert ihnen einen unvergänglichen Wert. Seine Radierungen, welche übrigens oft sehr oberflächlich sind, werden von den bedeutendsten Kennern, je geringsten Blatte, je nach der Beschaffenheit verschiedenen Abdrücke, zu hohen, oft unglaublichen Preisen bezahlt. Die Kupferplatten kamen nach Tode seiner Frau 1789 an seine Nichte Mrs. die sie an Boydell verkaufte. Eine schöne Ausgabe seiner Werke nach den von Heath retouchierten Originalplatten erschien unter der Leitung von Nichols (3 Bde., Lond. 1820—22), mittels

einerte Nachstiche erschienen zu Leipzig
5; 3. Aufl. 1841) und in Stuttgart
). Unter den Erklärungen derselben sind
nen: John Ireland, «H. illustrated»
Lond. 1791—98); derselbe, «Graphic
ns of H.» (4 Bde., Lond. 1794—99);
ler, «H. moralised» (Lond. 1768); Cook,
red with commentaries» (Lond. 1802;
nit einer «Clavis Hogarthiana», 3 Bde.,
); Clark, «Works of H.» (2 Bde., Lond.
icholß, «Clavis Hogarthiana» (Lond.
ichtenberg, «Erklärungen der H.schen
e, mit verkleinerten Kopien derselben von
ßen» (13 Lfgn., Gött. 1794—1831; neu
mit Einleitung und einer Biographie H.s
nlamy, Stuttg. 1873); «The works of
descriptions» (Lond. 1833—34). Von
klärern steht übrigens Lichtenberg nach dem
Verständnis der Engländer am höchsten.
m auch hier und da fernliegende, nur den
Heimatgenossen verständliche Anspielun-
gen sein, so hat er doch den menschlichen
scharfsinnig, witzig und voll Gemüt er-
e kein anderer, und den Genuß der Bilder
ne Zuthaten verdoppelt. Vgl. Sala,
H.» (Lond. 1866).

dorp (Dirk, Graf), geb. zu Rotterdam
761, trat jung in das preuß. Heer und
holländ. Dienste, wurde mehrere Jahre in
n Verwaltung und im diplomatischen
erwendet und 1807 holländ. Kriegsmi-
ister Napoleon verwendete H. wiederholt
ganisation neuer Truppen und ernannte
1813 zum Gouverneur von Hamburg.
ft ist ihm dort übertriebene Härte gegen
terung zum Vorwurf gemacht worden,
hatte Davousts Befehle zu befolgen und
dieselben möglichst zu mildern, sodaß Da-
selbst einen andern Kommandanten für
bestellte. Im J. 1815 schloß sich H. Na-
, nahm an den Schlachten bei Ligny und
teil und begab sich nach dem Sturze des
hl nach Brasilien, wo er auf einem Land-
tio de Janeiro 29. Okt. 1822 starb. Na-
dachte in seinem Testament H.s.

dorp (Gysbert Karl, Graf von), nieder-
atsmann, geb. zu Rotterdam 27. Okt.
t in die Kadettenschule zu Berlin und
preuß. Kornett 1778 den Bayrischen Erb-
mit. Nach dem Frieden kehrte er in sein
zurück, wo er 1782 in die Garde des
ters eintrat. Ein Jahr darauf unter-
eine Reise nach Nordamerika, worauf er
die Rechte studierte. Nach der Wieder-
des Erbstatthalters 1787, zu der er
tgewirkt hatte, wurde er zum Großpensio-
Rotterdam ernannt, legte aber diese Stelle
h die Franzosen 1795 Holland eroberten.
n, 1802 eine Kolonie für die Anhänger
s Oranien auf dem Kap der Guten Hoff-
nden, kostete ihm den größten Teil seines
s; 1813 trug er wesentlich zur Befreiung
vom franz. Joche bei. Mit van der Duyn
Stirum bildete er vor der Rückkehr des
on Oranien die provisorische Regierung.
urde er Präsident der Kommission, welche
twerfung der neuen Verfassungsurkunde
t war; später erhielt er das Departement
ärtigen Angelegenheiten, gab es aber bald
wieder ab. Er wurde Vizepräsident des Staats-
rats und 1815 in den Grafenstand erhoben, nahm
jedoch schon 1816 seine Entlassung. Er starb im
Haag 5. Aug. 1834. Unter seinen Schriften sind
zu erwähnen: «Über den Handel nach Indien»
(2 Bde., 1801), «Memoiren über den Handel nach
Java» (1804), «Betrachtungen über die polit. Öko-
nomie des Königreichs der Niederlande» (10 Bde.,
1818—23), in holländ. Sprache; ferner «Lettres
sur la prospérité publique» (2 Bde., Amsterd.
1831) und «La séparation de la Hollande et de
la Belgique» (Amsterd. 1830). Sein Sohn gab
heraus «Brieven en geschriften van H.» (2 Bde.,
Haag 1866—67).

Höger (Jos.), Landschaftsmaler, geb. 2. Nov.
1801 in Wien, besuchte die Akademie daselbst und
wurde 1843 Professor an derselben. Zu seinen
besten Ölbildern gehören: die Kapelle in der
Ramsau, Partie bei Lundenburg, eine Wildnis
u. s. w. Er starb zu Wien 13. Mai 1877.

Hogg (James), genannt der Ettrickschäfer,
schott. Volksdichter, geb. 25. Jan. 1772 im Dorfe
Ettrick im südl. Schottland, der Sohn eines ver-
armten Schafzüchters, hatte im siebenten Jahre
kaum einigen Schulunterricht genossen, als er auf
den Bergen Kühe und Schafe hüten mußte. Die
Sagen und Lieder, welche in Schottland von Mund
zu Mund gehen, nährten seine leicht erregte Phan-
tasie. Ohne schreiben und lesen zu können, dichtete
er, und als er jenes mühsam gelernt und ange-
fangen hatte, seine Gedichte aufzuzeichnen, ließ er
auf eigene Kosten eine Anzahl Balladen drucken
(«Border ballads», Edinb. 1801), verlor aber daran
sein Geld. Dagegen brachte seine nächste Gedicht-
sammlung «The mountain bard», sowie ein «Essay
on sheep» ihm 300 Pfd. St. Gewinn. Doch bei
unklug übernommenen Pachtungen setzte er das
Seinige bald zu, weshalb er im Febr. 1810 nach
Edinburgh ging und eine Wochenschrift, «The Spy»,
begann, die aber nur kurze Zeit bestand. Dann
erschien 1813 «The Queen's wake», 1814 «The
poetic mirror», 1815 «The pilgrims of the sun»
und 1816 «Madoc of the moor», von denen die
zuerst genannte Dichtung, eine Reihe inhaltreicher
Balladen, den meisten Beifall gewann. Hierauf
schrieb er in ungebundener Rede Wunderlegenden
und Schilderungen des schott. Volkscharakters,
welche raschen Absatz fanden, und die er später
unter dem Titel «The shepherd's calendar» ver-
einigte (2 Bde., Lond. 1829). Inzwischen hatte er stets
mit Armut gerungen, bis der Herzog von Buccleuch
ihm zu Altrive-Lake am Yarrow eine fast zinsfreie
Pachtung verlieh. Doch geriet er später wieder
in Geldverlegenheiten. Auch von seinen «Altrive
tales», seinem letzten Produkt, hatte er infolge des
Bankrotts seines Verlegers wenig Gewinn. Er
starb zu Altrive-Lake 21. Nov. 1835. Seine ge-
sammelten Dichtungen mit einer Biographie von
J. Wilson erschienen 1850—52 in fünf Bänden zu
London. Als Dichter ist H. mit Burns verglichen
worden, dem er jedoch an Kraft und Tiefe des Ge-
fühls nachsteht; er schwelgt am liebsten in den
Träumen einer phantastischen Märchenwelt, denen
er sich ohne Reflexion hingibt. Seine prosaischen
Werke sind sehr ungleich. Er kann weder Charak-
tere schildern, noch eine Intrigue geschickt kombi-
nieren, und sein Stil ist oft roh und überspannt.
Dennoch erinnern einige seiner Erzählungen durch
die Naturwahrheit und Treue der Darstellung an

Defoe (s. d.). Vgl. Thompson, «James H. Poems and life» (2 Bde., Edinb. 1874).

Hogg (Robert), engl. Hortolog und Pomolog, geb. 1818 in Dunse in Schottland, veröffentlichte schon 1837 «A handbook of Hardy Annuals» und widmete dann seine ganze spätere Thätigkeit der Förderung hortologischer Interessen. Nachdem er 1848 sein «Manual of fruits», 1851 «British pomology», 1852 «The Dahlia» herausgegeben, begründete er 1854 in Gemeinschaft mit Sir Joseph Paxton, dem Erbauer des Krystallpalastes, die British Pomological Society, die später mit der Royal Horticultural Society verschmolz. Im J. 1858 erschien von ihm «The vegetable kingdom and its products», 1861 das seitdem vielfach aufgelegte «Fruit manual». Neuerdings erschien von ihm noch: «A new classification of apples» (1876) und «The Herefordshire Pomona» (1878).

Hoglund, Insel im Finnischen Meerbusen (s. d.).

Högni, s. Hagen von Tronege.

Hogolu, eine zu den Carolinen (s. d.) gehörige Insel.

Hogshead, s. Orhoft.

Hoh-Barr, Burgruine bei Zabern (s. d.) im [Elsaß.

Hohburg, Dorf in der sächs. Kreishauptmannschaft Leipzig, Amtshauptmannschaft Grimma, 8 km im NO. von Wurzen, an der Lossa, in schöner Gegend, mit (1880) 387 E. Dabei liegt der sog. Redichin, d. h. die Stätte der Burg, nach welcher die von Hoberch sich nannten, und ein Berg mit einem Belvedere und Spazierwegen. Das Rittergut erkauften Luthers Erben für ihre Ansprüche auf Sornzig für Luthers Siegelring von Joh. Georg I. Nördlich liegt das königl. hohburger Waldrevier mit den Porphyrkuppen der sog. Hohburger oder Wurzener Schweiz.

Höhe heißt in der theoretischen Geometrie die senkrechte Gerade von dem höchsten Punkte der Figur auf die Grundlinie, resp. Grundfläche oder deren Verlängerung; in der praktischen Geometrie nennt man H. die lotrechte Erhebung eines Punktes über die Horizontalebene. Unter der H. eines Berges kann man allerdings den vertikalen Abstand seines Gipfels von seinem Fuße (die relative H.) verstehen; gewöhnlich aber, namentlich in der Geographie, versteht man darunter die Erhöhung desselben über die Meeresfläche (die absolute H.); sie wird entweder trigonometrisch, barometrisch oder thermometrisch gemessen. (S. Höhenmessung.)

In der Schiffahrtskunde gebraucht man H. statt Polhöhe. Wenn ein Schiff sich in der Nähe eines Ortes, ungefähr unter gleicher Polhöhe, d. h. gleicher geograph. Breite mit demselben, befindet, so sagt man, es sei auf der H. dieses Ortes.

In der Astronomie versteht man unter Höhe eines Gestirns den zwischen diesem Gestirn und dem Horizont enthaltenen Bogen eines Scheitelkreises, oder auch den Winkel, welchen der aus dem Gestirn in das Auge des Beobachters gelangende Lichtstrahl mit dem Horizont macht. Jedes Gestirn erreicht seine größte H. im Meridian.

Höhe, Beiname des Taunus (s. d.).

Hohe Acht, d. h. Warte, der höchste Gipfel der Eifel (s. d.), 7 km östlich von Adenau im preuß. Regierungsbezirk Koblenz, 760 m hoch.

Hoher Bogen oder Hohebogen, Gipfel des Böhmerwaldes (s. d.).

Hohe Brüder, Klippen südlich von der Insel Perim in der Meerenge von Bab-el-Mandeb (s. d.).

Hoher Göll heißt eine Felskuppe der Salzburger Alpen, die sich nördlich vom Torrenerjoch (1728 m) in der Kalkkette zwischen der Salzach und dem Königssee auf der Grenze von Oberbayern und Salzburg zu 2519 m erhebt und von Berchtesgaden aus mühsam über die Jägerschneid erstiegen wird; ein östl. Ausläufer des Gipfels heißt der Kleine Göll. – Wie der Hohe Göll werden auch zahlreiche andere aussichtsreiche Gipfel der Alpen und der Hocheben, oft im Gegensatz zu einem gleichnamigen niedrigen Punkte, als Hoh, Hohe, Hohen, Hoch bezeichnet: so der Hohe Peißenberg (s. d.), die Hohe Salve (s. d.); in den Allgäuer Alpen der Hochvogel (s. d.), in den Zillerthaler Alpen der Hochfeiler (3506 m), in den Hohen Tauern der Hochnarr oder Hochnarr (3258 m), in den Steirischen Alpen der Hochgolling (2863 m) und der Hochschwab, in den Glarner Alpen der Hochkärpf (2798 m), in den Unterwaldner und Emmenalpen der Hohstollen (2484 m) und der Hohgant (2199 m), in den Berner Alpen der Hohniesen (2456 m), im Jura der Hohbranden (914 m), der Hohenzollern (760 m), der Hohenstaufen (686 m), der Hohe Rechberg (695 m); im Hegau der Hohentwiel (s. d.), Hohenkrähen, Hohenstoffeln u. s. w.

Hohe Kommission (High-Commission), s. unter Sternkammer.

Hohes Lied oder Lied der Lieder (Canticum Canticorum), d. h. das schönste Lied, ist die Überschrift einer unter König Salomos Namen im alttestamentlichen Kanon enthaltenen Dichtung, welche unverschleiert, mit dem glühenden Sinne des Orients und in dessen lebensfrischen Bildern, bald idyllisch malend, bald in Wechselgesprächen die Geheimnisse und das Glück der Liebe schildert. Man wird es hiernach am richtigsten als erotisches Idyll bezeichnen können. Da man jedoch schon frühzeitig nicht begriff, wie ein weltliches Liebeslied in die Bibel gekommen sei, so wandten sich schon die ältesten Ausleger des Buchs der allegorischen Auslegung zu und deuteten es bald auf die Liebe Gottes zu dem auserwählten Volke des Judentums, bald auf eine Sehnsucht der Reiche Juda und Israel zur Wiedervereinigung. Die religiöse Auslegung ging von den Juden zu den Christen über; doch erhielt sie hier einen mystischen Sinn. Origenes und Hieronymus fanden in Christus den geliebten Bräutigam, in der Kirche die Braut. Diese Deutung wurde seit Augustin in der Kirche die herrschende, und auch Luther erklärte es ähnlich und fand in der Allegorie die geistige Freude der Seele in ihrer Vereinigung mit Christus. Trotz der Einsprache des Erasmus behielt diese Auslegung in der prot. Kirche die Oberhand, wurde mit besonderer Vorliebe von den Herrnhutern ausgeführt und auch neuerdings wieder von Orthodoxen wie Hölemann vertreten. Eine nüchterne Auslegung, die in der alten Kirche nur die antiochenische Schule, namentlich Theodor von Mopsuestia, versuchte, wurde erst seit Michaelis und Herder angebahnt, denen sich dann mit mehr oder weniger Modifikationen die Auslegungen von Stäudlin, De Wette, Ewald, Hitzig u. a. anschlossen. An Salomo als Verfasser des Liedes ist nicht zu denken; wahrscheinlich ist es in den Zeiten des geteilten Reichs, immerhin schon ziemlich früh, ge[illegible] worden. Die Annahme, daß Salomo sein[illegible] fasser sei, scheint ihm mehr noch als die allego[illegible] Deutung auf Jahve als Liebenden und die [illegible] Gemeinde als Geliebte seine Stelle im Kanon [illegible] Alten Testaments gewonnen zu haben.

Menſe, ein 1085 m hoher, flach gewölb- auf der Grenze zwiſchen dem preuß. Re- zirk Breslau und Böhmen, im S. der , von dieſer durch die Einſenkung von ieden.

Neujahr, ſ. Epiphania.

Peißenberg, ein 971 m hoher, verein- lberg aus Tertiärkalk, welcher im SW. r- und Würmſees, mit bewaldeten Ab- ine ins flache Hochland vorgeſchobene Alpenkette bildet und eine treffliche Aus- ie bayr. Voralpen gewährt, weshalb er Rigi genannt wird. Auf ſeinem Gipfel der gleichnamige Weiler, zum Bezirks- gau des Regierungsbezirks Oberbayern mit Wallfahrtskirche, meteorologiſchem rium und 20 E.

Pforte, ſ. Pforte.

Prieſter hieß der jüd. Oberprieſter ldung der jüd. Hierarchie. Dieſe Würde r Aaronitiſchen Familie vom Vater auf fort, bis Herodes d. Gr. ſie auch ge- rieſtern übertrug und fremde weltliche zuletzt ſelbſt der Pöbel, ſie nach Willkür, o erteilten. Wenn im Neuen Teſtament ugleich lebende Hohe Prieſter erwähnt s ſind darunter entweder die geweſenen eſter, oder der Stellvertreter des jewei- n Prieſters, oder auch die Vorſteher der laſſen mit zu verſtehen. (S. Joſias.)

Prieſter wurde feierlich eingeweiht, ch Salbung, ſpäter nur durch Anlegen leider. Dieſe waren ein baumwollenes, ues Oberkleid und darüber ein prächtiger broc von gezwirntem Biſſus, auf der eckiges, doppeltes Schild, mit welchem rakel, Urim und Thummim (ſ. d.), ver- ar. Das Bruſtſchild (Choſchen) war en Ringen und Ketten und mit purpur- ändren feſtgebunden und mit zwölf hell- t, in Gold gefaßten Edelſteinen, in welche r der zwölf Stämme eingegraben, in vier ieht. Am doppelten Turban war vorn blech befeſtigt mit der Inſchrift: «Dem lig.» In dieſem Schmuck erſchien der ſter als die heiligſte und höchſte Perſon ei ſeinen Amtshandlungen. Ihm ſtand ung und Oberaufſicht des Gottesdienſtes, digung der Befehle Jahves an das Volk, amen er ſprach, und die Bewahrung der eiligtümer zu. Obſchon die Rechtspflege Richtern übertragen war, ſo entſchied er wierigen Fällen auch weltliche Händel in anz, und in Krieg und Frieden konnte Zuſtimmung nichts Bedeutendes unter- erden. Seine Hauptfunktion aber war, Mittler zwiſchen Jahve und der Nation, mal, am Verſöhnungstage, in das Aller- r Stiftshütte oder ſpäter des Tempels urch ſein Gebet und Opfer das Volk der mit Gott verſöhnte. In Bezug darauf n auch in der chriſtl. Glaubenslehre von nprieſterlichen Amte Jeſu.

Rat, ſ. Synedrium.

Rhön, ſ. unter Rhöngebirge.

Rhonen (der), ein waldiger Bergrücken ſer Alpen (ſ. Alpen, 22), gehört dem alpinen Molaſſeplateau an, das ſich zwi- lgeriſee und der Sihl ausbreitet, und er- hebt ſich am Oſtende desſelben bei der Grenze der ſchweiz. Kantone Zug, Zürich und Schwyz zu 1232, 1228 und 1190 m über dem Meere (Dreiländer- ſtein). Wie der nahe Etzel (ſ. d.) gewährt auch der Hohe Rhonen an mehrern Stellen ſeines Rückens prachtvolle Fernſichten auf die Alpen und das ſchweiz. Hügelland. Am Weſtfuß des Bergs liegt 1140 m über dem Meere in anmutiger, waldreicher Um- gebung der vielbeſuchte Luftkurort Gottſchalken- Kulm.

Hohe Salve (die), ein Voralpengipfel der Kitz- büchler Alpen (ſ. Alpen, 29) in Tirol, erhebt ſich nördlich vom Brixenthal, 14 km weſtlich von Kitz- büchl zu 1820 m über dem Meere. Die oberſte Kuppe, welche eine Kapelle und ein Gaſthaus trägt, wird von den Stationen Hopfgarten (580 m) und Brixen- thal (759 m) der Öſterreichiſchen Giſelabahn aus häufig auf bequemen Reitwegen in 2½ Stunden beſtiegen. Die Ausſicht, welcher der Berg den Na- men des Rigi des Unterinnthals verdankt, umfaßt einerſeits über den Vor- und Mittelalpenketten der Kitzbüchler Alpen die Hochgebirge der Oſtalpen von den Hohen Tauern bis zu den Ötzthaler Fernern, andererſeits den Kranz der nördl. Kalkalpen vom Karwendel- und Speckkargebirge bis zu den Salz- burger Alpen. Beſonders großartig iſt der Blick auf die nördlich von der Hohen Salve aufſteigen- den, wildzerklüfteten Felsmauern und -Türme des Kaiſergebirges. [Schulter.

Hohe Schulter, ſ. unter Schiefheit; vgl.

Hoher Stauffen und **Mitter-Stauffen,** ein 1815 m hoher Alpengipfel im SO. des Regie- rungsbezirks Oberbayern, auf einem langen, Stauf- fen genannten Rücken, welcher aus der Gegend von Inzell bis in das Saalthal, zwiſchen Rei- chenhall und Mauthauſen hinzieht. Die öſtlichſte Spitze iſt der Hohe Stauffen oder Zenokopf, die in der Mitte iſt der Mitter-Stauffen oder Zwieſel; auf dieſem letztern ſteht ein von König Ludwig I. errichtetes Kreuz.

Hohe Tatarei, ſ. Turfan.

Hohe Tauern heißt das mächtige Hochgebirge, das ſich in der mittlern Reihe der Oſtalpen zwiſchen dem Pinzgau und dem Puſterthale von der Birn- lücke im W. bis zur Arlſcharte im O. erſtreckt und mit ſeinem vergletſcherten Hauptkamme die Grenze zwiſchen Salzburg, Tirol und Kärnten und die Waſſerſcheide zwiſchen der Salzach, der Rienz und der Drau bildet. Seine Hauptgipfel ſind der Groß- Venediger (3673 m) und der Großglockner (3797 m). (S. Alpen, 27.) Vgl. von Sonklar, «Die Hohen Tauern» (Wien 1866).

Hohe Veen, ſ. Veen.

Hohebogen, Gipfel des Böhmerwaldes (ſ. d.).

Hoheit bedeutet im engern Sinne hohen Rang und Würde in der bürgerlichen Geſellſchaft; in einem noch engern die höchſte Staatsgewalt, die Hoheitsrechte (wie Regalien und Majeſtätsrechte), und hiervon iſt die engſte Bedeutung abgeleitet, wonach das Wort ein Titel fürſtl. Perſonen iſt, der aber zu verſchiedenen Zeiten verſchiedene Geltung gehabt hat. Im Laufe des 17. Jahrh. nahmen alle gekrönten Häupter den Titel Majeſtät (ſ. d.) an, die Kinder und nächſten Verwandten von Kai- ſern und Königen aber, ſowie auch diejenigen Für- ſten, welche Anſpruch auf eine Krone machten, wie z. B. Savoyen auf Cypern, Lothringen auf Jeru- ſalem, das Prädikat Celsitudo, Königliche H., das früher nur den Königen zugeſtanden hatte. Nach

Auflösung der deutschen Reichsverfassung nahmen nicht allein die von neuen Königen abstammenden Prinzen und Prinzessinnen, sondern auch die Großherzöge und der Kurfürst von Hessen das Prädikat Königliche Hoheit (Altesse royale) an, während in einigen Staaten den übrigen (Nebenlinien angehörenden) Prinzen und Prinzessinnen königl. Häuser, sowie denen der großherzogl. und kurfürstl. Familien der einfache Titel H. überlassen blieb, der aber in diesem Sinne durchaus nicht mehr dem mit dem franz. Ausdruck Altesse ehedem verknüpft gewesenen geringern Begriffe entsprach. Zufolge Beschlusses vom 26. April 1844 haben die Herzöge von Sachsen-Meiningen-Hildburghausen, Sachsen-Altenburg und Sachsen-Coburg-Gotha sich dahin vereinigt, statt des Prädikats Herzogliche Durchlaucht (Altesse sérénissime) für sich und ihre jedesmaligen präsumtiven Regierungsnachfolger das Prädikat H. anzunehmen, und es sind ihnen hierin die Herzöge von Anhalt, Braunschweig und Nassau gefolgt. Ebenso haben die Prinzen der großherzogl. Häuser Baden und Hessen das Prädikat Großherzogliche Hoheit angenommen. Gegenwärtig führen daher die Prinzen und Prinzessinnen der kaiserl. Häuser, sowie der Kronprinz und die Kronprinzessin des Deutschen Reichs den Titel Kaiserliche (und Königliche) Hoheit, die Prinzen und Prinzessinnen der königl. Häuser, sowie die Großherzöge und Erbgroßherzöge den Titel Königliche Hoheit, die Prinzen und Prinzessinnen der großherzogl. Häuser Baden und Hessen den Titel Großherzogliche Hoheit, während die Mitglieder der übrigen großherzogl. Häuser, sowie die regierenden Herzöge und die Mitglieder ihrer Häuser dagegen nur den einfachen Titel H. führen.

Höhen (korrespondierende), soviel als gleiche H. vor und nach der Kulmination eines Sterns; die Beobachtung derselben liefert eine vielfach gebrauchte Methode zur Zeitbestimmung.

Hohenasperg, ehemals starke Festung und Staatsgefängnis, dann bis 1883 Garnison mit Militärstrafanstalt, jetzt Filiale des Zuchthauses in Ludwigsburg und Civilstrafanstalt, bei der Stadt und Eisenbahnstation Asperg im württemb. Neckarkreise, 6 km nordwestlich von Ludwigsburg, auf einem 357 m hohen, freistehenden Keuperhügel gelegen, bildete vor alters den Mittelpunkt einer Herrschaft, welche von den Grafen von Calw durch die Welfen an die tübinger Pfalzgrafen überging und einer Seitenlinie der letztern seit dem 13. Jahrh. den Namen «Grafen von Asperg» gab. Die Herrschaft Asperg kam 1308 durch Kauf in den Besitz des württemb. Grafen Eberhard des Erlauchten, welcher die durch Konrad von Weinsberg 1312 zerstörte «Burg und Stadt Asperg» bedeutend fester wieder aufbaute. Zur eigentlichen Festung wurde H. erst durch Herzog Ulrich gemacht, welcher 1535 die alten Befestigungen samt dem innerhalb derselben liegenden Städtchen abbrechen ließ, um auf dem hierdurch gewonnenen Platze starke Werke aufzuführen, während die seitherigen Bewohner des Städtchens sich am Fuße des Bergs ansiedelten. Die Festung mußte sich 1547 den Spaniern unter Herzog Alba, 1635 nach zehnmonatlicher Belagerung den Kaiserlichen und 1688 den Franzosen übergeben. Seit der Mitte des 18. Jahrh. ist die Festung H. besonders bekannt geworden durch die Staatsgefangenen, die sie in ihren Mauern beherbergte, z. B. den Juden Süß Oppenheimer, den General von Rieger und den Dichter Christian Friedr. Daniel Schubart. Vgl. Bissart, «Geschichte der württemb. Veste H.» (Stuttg. 1858).

Hohenberg, ehemalige Grafschaft in Württemberg, Schwarzwaldkreis, teilte sich in die Ober- und Untergrafschaft; zu letzterer, jetzt im Besitz des Freiherrn von Ow-Wachendorf, gehört die Musterwirtschaft H., in deren Nähe die Burg liegt. Im J. 1381 kam die Grafschaft durch Kauf an Österreich, 1806 kam sie an Württemberg. Die Grafen von H. starben 1486 aus.

Hohenberg in Bayern, Flecken mit städtischer Verfassung im bayr. Regierungsbezirk Oberfranken, Bezirksamt Rehau, 2 km nördlich von Schirnding auf einem Berge, in 525 m Höhe, an der Eger, mit (1880) 1049 meist prot. E., ist Sitz einer Oberförsterei und hat Mineralquellen, ein schönes Schloß und eine Porzellanfabrik.

Hohenbruck (böhm. Trebechovice), Stadt in der Bezirkshauptmannschaft und im Gerichtsbezirk Königgrätz im nordöstl. Böhmen, an der Linie Chlumetz-Mittelwalde der Österreichischen Nordwestbahn, mit (1880) 3064 E. böhm. Zunge, die neben den städtischen Gewerben Feldbau treiben. Der deutsche Name rührt von der hohen, über den Bach Diedina führenden Holzbrücke her, durch welche die alte und neue Stadt verbunden wird. Von einer benachbarten Höhe, von den Hussiten Oreb (nach dem Berge Horeb) genannt, erhielt eine Partei der Hussiten den Namen Orebiten.

Hohenelbe, Stadt im nordöstl. Böhmen, an der Elbe, Endpunkt der Zweiglinie Pelsdorf-H. der Österreichischen Nordwestbahn, am südl. Abhang des Riesengebirges, 455 m über dem Meere, in einer an Naturschönheiten reichen Gegend, ist der Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat ein Schloß mit schönem Park, ein Augustinerkloster, eine Krankenanstalt, eine Fachschule für Weberei (1873 gestiftet) und zählt (1880) 5318 deutsche E., welche eine Flachsgarnspinnerei, eine Baumwollgarnspinnerei, drei mechan. Webereien, eine Papierfabrik, fünf Rasenbleichen, vier Färbereien und Druckereien, eine Eisengießerei und Maschinenwerkstätte und eine Verbandstoffabrik unterhalten. Der Heidelberg (950 m), welcher die Stadt im NW. überragt, gewährt eine schöne Aussicht.

Hohenems oder Hohenembs, Marktflecken in Vorarlberg, Bezirkshauptmannschaft Feldkirch, Gerichtsbezirk Dornbirn, mit (1880) 4428 E., die neben den städtischen Gewerben ihren Erwerb im Handel und in der Fabrikarbeit für Textil- und Stickerei-Industrie finden. Der Ort liegt an der rechtsseitigen Lehne des obersten Rheinthals und ist Station der Vorarlberger Bahn. Ehedem war H. Sitz der Grafen dieses Namens, die 1759 im Mannsstamme, 1868 auch im weiblichen Stamme erloschen. Das Altschloß H. auf waldiger Höhe ist ganz, das Neuschloß fast Ruine. Der Kaiser von Österreich führt im großen Titel auch den Namen eines Grafen von H. Ebenso pflegt sich das Kaiserpaar dieses Titels bei Inkognitoreisen im Auslande zu bedienen. Der Dichter Rudolf von Ems (s. d.) hatte hier seine Heimat, und die beiden Pergamenthandschriften des Nibelungenliedes, deren eine von Lachmann als die älteste bezeichnet, die andere aus dem Nachlasse Laßbergs der fürstlich bergschen Bibliothek einverleibt wurde, stammen aus der berühmten Handschriftensammlung in

…enfelde, Vorort unmittelbar nördlich vor …rstadt St. Georg von Hamburg, an der … oder Großen Alster, mit (1880) 11330 E., … 1839 gestiftetes Hospital (das großartige …tenstift), eine Eisengießerei und eine Eicho…rik.

…enfriedberg, Städtchen im Kreise Bolken… …es preuß. Regierungsbezirks Liegnitz mit … 742 E., wurde im zweiten Schlesischen … durch die Schlacht denkwürdig, welche …h II. 4. Juni 1745 über die Österreicher …chsen unter dem Prinzen Karl von Loth… …und dem Herzog Johann Adolf von Sachsen… …fels gewann. Maria Theresia hatte mit …n Frieden geschlossen und nach erneuertem …is mit England, Sachsen und Holland ein …eft erlassen, welches Schlesien für eine österr. …ng erklärte, weil der König von Preußen den …auer Frieden verletzt habe. Die Österreicher …achsen hatten sich, 80000 Mann stark, bei …enau vereinigt, um in Schlesien einzufallen. …ch zog Ende April seine Armee aus den …tquartieren zusammen; Zieten überbrachte …e Spitze seines ganzen Regiments den Befehl …n den Markgrafen von Schwedt nach Ober… …n, wo ein österr. Korps eingefallen war; er …sich glänzend durch. Am 28. Mai war die …e vereinigt und marschierte nach der Gegend …triegau, wo sie, General Dumoulin mit der …t über das striegauer Wasser vorgeschoben, …ng nahm. Der Feind, durch einen falschen …getäuscht, glaubte, daß sich Friedrich bis …Breslau zurückziehen werde, ging 3. Juni …t Kolonnen über das Gebirge und lagerte …ts. Am 4. Juni früh 4 Uhr begann die …Armee den Bach zu überschreiten und mar… …t jenseits auf. Dumoulin fand sächs. Trup… …r sich und begann die Schlacht. Das sächs. …griff in den Kampf ein, wurde jedoch von …sterreichern nicht unterstützt und gänzlich ge… …n. Jetzt erst befahl Prinz Karl den Auf… …seiner Armee, welche in dem durchschnittenen …n eine Verteidigungsstellung besetzte, wäh… …ie preuß. Infanterie schon zum Angriff vor… Die preuß. Kavallerie warf nach sechs An… …die feindliche des rechten Flügels, während …nig die Truppen, welche die Sachsen besiegt, …führte. Als die österr. Infanterie schon durch …euer erschüttert war, brach General Geßler …m Dragonerregiment Bayreuth (jetzt Königin …iere) durch die eigene Infanterie vor und …einer kriegsgeschichtlich berühmt gewordenen …e 20 Bataillone nieder, wobei 66 Fahnen er… …wurden. Dies hatte den allgemeinen Rück… …r Österreicher ins Gebirge zur Folge.

…henfurth (czech. Vyšší Brod), Stadt im südl. …en, Bezirkshauptmannschaft Kaplitz, liegt in …ftlich reizender Gegend am rechten Ufer der …Moldau, ist Sitz eines Bezirksgerichts und …lt (1880) 1537 E. deutscher Zunge. H. ge…hemals zu den Rosenbergschen Besitzungen, …größten Teil des südl. Böhmens einnahmen. …tercienserstift, welches Peter Vok von Ro… …1250 hier gründete, gab den Anlaß zur …ftlichen Entwickelung des Ortes. Das …ebäude zeigt ein interessantes Gemisch archi…cher Formen aus verschiedener Zeit. Die …Kirche, der Kapitelsaal und die Bibliothek …enswert. Ein Haupterwerbszweig der Be… wohner war ehedem das Spinnen und Bleichen von grobem Garn für Lebzelter und Lichtzieher, wovon jährlich mehrere hundert Centner nach Oberösterreich, Salzburg und Tirol gingen.

Hohengeroldseck, s. unter Geroldseck.

Hohenhausen (Elise Philippine Amalie, Freifrau von), Schriftstellerin, geb. 4. Nov. 1789 zu Waldau bei Kassel als Tochter des spätern Generals Adam Ludwig von Ochs, vermählte sich 1809 mit dem Freiherrn Leopold von H., damals westfälischer Unterpräfekt zu Eschwege, hierauf preuß. Regierungsrat, mit dem sie in der Folge in Münster, seit 1817 in Minden, wo ihr Gatte das «Sonntagsblatt» begründete, 1820—24 in Berlin und dann wieder in Minden lebte. Später siedelten beide nach Kassel über. Nach dem Tode ihres Gatten lebte sie in Frankfurt a. O., wo sie 2. Dez. 1857 starb. Sie veröffentlichte: «Frühlingsblumen. Gedichte» (Münst. 1817), «Natur, Kunst und Leben. Reiseerinnerungen» (Altona 1820), «Novellen» (2 Bde., Braunschw. 1829), «Bilder aus dem Leben» (Rinteln 1833), «Karl von H. Untergang eines Jünglings von 18 Jahren» (Braunschw. 1837, das Tagebuch ihres Sohnes, der sich auf der Universität Bonn erschoß), «Johann und Cornelius de Witt. Schauspiel» (Kassel 1847) u. s. w. Ihre Tochter Elise, Freiin von H., geb. 7. Mai 1812 zu Eschwege, war mit dem Oberregierungsrat Rüdiger verheiratet und lebt in Berlin. Sie veröffentlichte namentlich «Berühmte Liebespaare» (Braunschw. 1870; Neue Folge 1876).

Hohenheim, im württemb. Neckarkreise, Oberamt Stuttgart, 13 km im SSO. von Stuttgart, mit 270 E. und einer berühmten landwirtschaftlichen Akademie (Hochschule mit Universitätsrang), ist eine württemb. Staatsdomäne, welche früher einem Adelsgeschlecht gehörte, dem Theophrastus Paracelsus entstammte. Die Besitzung fiel 1768 als eröffnetes Lehn dem Herzog Karl anheim, welcher 1782 für seine Gemahlin Franziska darauf ein Schloß erbaute, dessen Größe und Umgebungen mit Versailles wetteifern sollten. Eine große Obstbaumschule, heute noch berühmt, ward durch den Vater Schillers daselbst angelegt. Nach des Herzogs 1793 zu H. erfolgtem Tode zerfiel die alte Pracht H.s sehr rasch, und das Schloß sank fast zur Ruine herab, nachdem es zuletzt noch den Dienst eines Militärhospitals (1814) geleistet. Erst 1817 ward Schloß und Gut durch König Wilhelm zu einer landwirtschaftlichen Unterrichts-, Versuchs- und Musteranstalt für Württemberg bestimmt und trat als solche unter der Direktion von Schwerz 1818 ins Leben. Im J. 1820 ward auch die Forstschule von Stuttgart nach H. verlegt, wo sie bis zu ihrer Verbindung mit der Universität Tübingen 1881 blieb. Nach Schwerz hatte die Anstalt zu Direktoren: den Freiherrn von Ellrichshausen (1828—32), Volz (bis 1837), Wedherlin (bis 1845), Pabst (bis 1850), Walz (bis 1865), Werner (bis 1872) und Rau (bis 1882). Daneben wirken 10 ordentliche Professoren und 9 Hilfslehrer. Die Zahl der Studierenden beträgt durchschnittlich 80—90. Der programmmäßige Lehrkursus dauert vier Semester. Die Akademie hat eine Bibliothek von etwa 12000 Bänden, eine Modell- und eine Naturaliensammlung, ein chem. Laboratorium, physik. Kabinett, einen botan. Garten, sowie Versuchsfelder im Meßgehalt von 11,33 ha, welche zum Anbau der

verschiedenen Nutzpflanzen, zur Anstellung von Kultur- und Düngungsversuchen verwendet werden; eine Obstbaumschule, eine Seidenzucht- und Abhaspelanstalt, eine chem.-technische Fabrik mit Bierbrauerei, Branntweinbrennerei u. s. w., einen Bienenstand, eine von Wasser getriebene Mahlmühle (Kunstmühle) und eine Ackergerätefabrik, welche vorzügliche Modelle von landwirtschaftlichen Maschinen und Geräten liefert. Die Gutswirtschaft wird auf einem Areal von über 300 ha betrieben. Die Felder werden teils nach dem Fruchtwechselsystem mit Luzernbau, teils nach dem Wechselwirtschaftssystem mit künstlicher Schafweide (Koppelwirtschaft) angebaut. Sie umfaßt außerdem Wässer- und Trockenwiesen, Baumwiesen und Schafweiden, Maulbeer-, Weiden-, Rohr- und wilde Holzpflanzungen, Hopfen-, Wein- und Gemüsegärten. Die Arbeitstiere sind Ochsen und Pferde, die Nutztiere Rindvieh und Schafe. Das hohenheimer Forstrevier von mehr als 2200 ha wird von einem Oberförster verwaltet, dem zugleich der forstliche Unterricht für die Landwirte übertragen ist. Zu dem landwirtschaftlichen Institut gehört außer der Akademie und der Gutswirtschaft eine neu eingerichtete Molkereianstalt, ferner eine chem. Versuchsstation mit Versuchsstall, Laboratorium und Vegetationshaus, eine meteorolog. Beobachtungsstation, eine Ackerbauschule mit dreijährigem Kursus für 25 württemb. Bauersöhne, eine Gartenbauschule mit einjährigem Kursus für sechs württemb. junge Gärtner (Baum- und Gemüsegärtner). Vgl. Fröhlich, «Das Schloß und die Akademie H.» (Leonberg 1870); ferner «Die land- und forstwirtschaftliche Akademie H.» (Stuttg. 1863) und «Festschrift zum fünfzigjährigen Jubiläum der königl. land- und forstwirtschaftlichen Akademie H.» (Stuttg. 1868).

Hohenheim (Franziska Theresia, Reichsgräfin von), geb. 10. Jan. 1748, war die Tochter des armen Freiherrn von Bernardin zu Adelmannsfelden, und vermählt mit dem häßlichen, aber reichen Freiherrn Richard von Leutrum. Herzog Karl Eugen von Württemberg entführte sie, erhob sie zur Reichsgräfin von H. und vermählte sich 1784 in morganatischer Ehe mit ihr, nachdem seine erste Gemahlin Elisabeth Sophie von Brandenburg-Bayreuth, von der er getrennt gelebt hatte, gestorben war. Als Gemahlin des Herzogs von Kaiser und Reich anerkannt, übte sie einen sehr günstigen Einfluß auf den Herzog. Nach dem Tode ihres Gemahls zog sie sich auf ihren Witwensitz zu Kirchheim unter Teck zurück, wo sie 1811 starb. Vgl. Vely, «Herzog Karl Eugen von Württemberg und Franziska von H.» (3. Aufl., Stuttg. 1877).

Hohenheim (Philippus Aureolus Paracelsus von), s. Paracelsus.

Hohenhöwen, Schloßruine bei Engen (s. d.) in Baden.

Höhenklima. Die Gebirge modifizieren das solare Klima in bestimmter Weise, und zwar im allgemeinen durch Abnahme des Luftdrucks bei wachsenden Seehöhen, durch Zunahme der Sonnenstrahlung und Abnahme der Lufttemperatur, sowie endlich durch ihren Einfluß auf die Wind-, Feuchtigkeits-, Bewölkungs-, Verdunstungs- und Regenverhältnisse. Alle Faktoren des Klimas erscheinen unter jeder Zone beim Gebirgs- oder Höhenklima, verglichen mit dem Klima der umgebenden Niederungen, verändert. Die Abnahme des Luftdrucks mit der Höhe ist eine so regelmäßige, daß letztere sich aus der erstern berechnen läßt. Die menschlichen Wohnsitze reichen bis zu Höhen, wo der Luftdruck nur noch etwas mehr als die Hälfte des normalen Barometerstandes am Meeresspiegel beträgt. Die einen so niedern Luftdruck Ungewohnten leiden an der Bergkrankheit (s. d.), die jedoch mit der Gewohnheit an das H. verschwindet. Große Stärke der Sonnenstrahlung und eine relativ hohe Bodentemperatur sind Eigentümlichkeiten des H. Durch beide unterscheidet es sich günstig von den Polargegenden mit gleicher jährlicher Lufttemperatur. Im Gegensatz mit der Zunahme der Insolation (Strahlung durch die Sonne) mit der Höhe steht die Abnahme der Lufttemperatur. Die letztere nimmt beiläufig für je 100 m um 0,55° C. ab. Bei strenger Kälte und in der Nacht, sowie während der winterlichen Barometermaxima treten die Anomalien ein, daß die Lufttemperatur mit der Höhe wächst. Der Wasserdunstgehalt der Luft nimmt nach oben hin rasch ab.

Das H. zeichnet sich besonders durch raschen Wechsel der Feuchtigkeitsverhältnisse aus. Die Gipfel der Berge sind im Spätherbst und Winter nebelfreier als die Niederungen. Das H. hat einen häufigern und stärkern Regenfall, wobei die Gebirge ihre nasse und trockene Seite haben. Bis zu einer gewissen Seehöhe wächst die Regenmenge, um von da an wieder abzunehmen; ebenso nimmt der Regenfall schon bei der Annäherung an die Gebirge zu. Die durchschnittliche äußerste Seehöhe, über welche hinauf die großen Schneefelder oder die zusammenhängenden Schneedecken der Gebirge stets liegen bleiben, heißt die Schneelinie (s. d.). Die untersten Gletscherenden hängen von den lokalen Verhältnissen des Gletschers ab, und sind daher nicht mit der Schneelinie zu verwechseln. Das Gebirge bewirkt infolge der verschiedenen Insolationsverhältnisse die Tagwinde thalaufwärts und die Nachtwinde thalabwärts. Dieselben werden jedoch nur bemerkt, wenn sie nicht durch die allgemeinen heftigen Winde verdeckt sind. Die letztern bringen meist Wolken und Regen. Das Ausbleiben des täglichen Windwechsels kann daher als ungünstiges Wetterzeichen im Gebirge gelten. Außer den selbständigen Lokalwinden der Gebirge modifizieren die letztern noch die allgemeinen Winde in der verschiedensten Weise, wie man dies an jenem durch die Alpenkette abgeänderten Südwinde beobachtet hat, der als Föhn (s. d.) bekannt ist. Die Gebirge dienen auch häufig als Windschutz und bilden daher nicht selten die Wetterscheiden.

Höhenkoten, s. unter Feldmeßkunst, Bd. VI, S. 656.

Höhenkreis, auch Scheitel- oder Vertikalkreis, nennt man in der Astronomie jeden Kreis, der durch das Zenith (s. d.) und Nadir (s. d.) geht und dessen Ebene daher zugleich senkrecht auf der Ebene des Horizonts steht; dann auch das Instrument, dessen man sich bedient, um die Höhe der Gestirne zu messen.

Hohenlimburg oder Limburg an der Lenne, Stadt in der preuß. Provinz Westfalen, Regierungsbezirk Arnsberg, Kreis Iserlohn, 9 km von Iserlohn, links an der Lenne und an der Linie Hagen-Betzdorf der Preußischen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 5567 meist prot. E., welche in zwei Puddlings- und Walzwerken, sowie in vielen Drahtziehereien und Schmieden, ferner mit Leinweberei und Tuchfabrikation

t sind. H. ist der Hauptort der Grafschaft des Fürsten zu Bentheim-Tecklenburg-essen Schloß Hohenlimburg auf einem berge liegt.

linden, Dorf in Oberbayern, im Bezirk g, 30 km östlich von München, ist wegen z. 1800 von Moreau über den Erzherzog errungenen Siegs merkwürdig. Nach auf des Waffenstillstandes zu Parsdorf, , hatten die Armee Moreaus auf der e zwischen Isar und Inn und das österr. rechten Innufer Stellung genommen. ez. setzte die österr. Armee ihren Marsch kolonnen fort. Die Mittelkolonne, aus ptkorps der Österreicher und den Bayern , rückte auf der großen, zum Teil durch führenden Hauptstraße unter Schnee- und auf grundlosen Wegen gegen H. vor, Korps von Grénier und Grouchy mit an und suchte deren Stellung zu um- Aber diese Korps erhielten zu rechter Zeit ng und warfen die österr. Kolonne in den der Hauptstraße zurück. Ineinander ver- d von dem eigentlich fehlerhaft entsendeten Richepanse zugleich in der Flanke ange- örte sich diese Kolonne bei einem gleichzei- griffe Reys auf. Auch die Seitenkolonnen dadurch zum Rückzuge gezwungen; um r der Sieg an allen Punkten in den Hän- ranzosen.

lohe, früher eine Grafschaft und später ntum im Fränkischen Kreise, welches aber h die Rheinbunds-Akte mediatisiert und ls unter württemb., zum Teil aber unter heit gestellt wurde und etwa 1800 qkm

Das alte Herrengeschlecht Hohen- essen Herkunft dunkel, war frühzeitig in t. Kocher-, Jagst-, Tauber- und Gollachgau Seine Geschichte hellt sich erst mit dem ottfried auf, dem Vertrauten Heinrichs VI. ne desselben stifteten die Linie H.-Brauneck, schon im vierten Gliede erlosch, und ch. Diese letztere spaltete sich 1340 mit den Krafts II. in die Linien H.-Hohenlohe und feld, von denen die erstere 1412 erlosch und alglitter durch Erbtöchter dem Hause ent- Erst Georg, von der allein noch übrigen Speckfeld, der Stammvater sämtlicher enden hohenloheschen Linien, gab zur Ver- scher Fälle 1510 ein Familiengesetz. Die nergs stifteten 1551 die gegenwärtigen bei- tlinien H.-Neuenstein und H.-Waldenburg, n erstere 7. Jan. 1764, letztere 21. Mai den Reichsfürstenstand erhoben wurde.

ie Hauptlinie, H.-Neuenstein, die sich Kirche bekennt, teilte sich wieder in die nien H.-Neuenstein-Öhringen und H.- n-Langenburg, von denen jene sich in die Weickersheim, der mit dem Stifter 1756 der einging, und H.-Öhringen spaltete, erlosch, worauf die Besitzungen von H. auf die Speziallinie H.-Neuenstein-Lan- übergingen, die außer dem Stammfürsten- die obere Grafschaft Gleichen unter sach- g-gothaischer Hoheit besitzt und bis auf nt in drei Ästen blühte: 1) H.-Langen- präsentiert durch den Fürsten Hermann enlohe-Langenburg (s. d.), der infolge ertrags vom 21. April 1860 und Erbtei- lungsvergleichs vom 23. Okt. 1863 das Fürstentum H.-Langenburg und die Grafschaft Gleichen besitzt. 2) H.-Öhringen (sonst H.-Ingelfingen), repräsentiert durch den Fürsten Hugo von Hohenlohe-Öhringen (s. d.). Sein Oheim, Prinz Adolf von H.-Ingelfingen, geb. 29. Jan. 1797 zu Breslau, Besitzer von Koschentin im schles. Regierungsbezirk Oppeln, preuß. General der Kavallerie, Chef des 23. Landwehrregiments, früher Mitglied des preuß. Staatsrats, seit 12. Okt. 1854 des preuß. Herrenhauses, das ihn zum Präsidenten erwählte, stand vom 18. März bis 23. Sept. 1862 als Ministerpräsident an der Spitze des preuß. Kabinetts und starb 24. April 1873 zu Koschentin, worauf ihm sein ältester Sohn, Prinz Karl von H.-Ingelfingen, geb. 19. Nov. 1820, succedierte. Derselbe ist Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses und vertrat 1874—76 den Wahlkreis Lublinitz-Gleiwitz im Deutschen Reichstag. 3) Die Linie H.-Kirchberg, die mit dem Fürsten Karl (geb. 2. Nov. 1780), württemb. Generallieutenant, 16. Dez. 1861 erloschen ist.

Die zweite Hauptlinie, H.-Waldenburg, welche sich zur kath. Kirche bekennt und in der 1754 der Phönixorden gestiftet wurde, der noch gegenwärtig an Familienglieder vergeben wird, teilte sich in zwei Zweige: 1) H.-Waldenburg-Bartenstein, welchem Zweige der Fürst Ludwig Aloysius von H. (geb. 18. Aug. 1765) angehörte. Derselbe war ein entschiedener Gegner Napoleons und trat nach dessen Falle 1814 in franz. Dienste. Als Generallieutenant und Kommandeur eines von ihm geworbenen und nach ihm benannten Regiments beteiligte er sich am span. Feldzuge von 1823, nach dessen Beendigung er zum Marschall und Pair erhoben wurde. Er starb 31. Mai 1829. Schon 1806 hatte er das Fürstentum H.-Bartenstein (385 qkm) seinem Sohne Karl August Theodor (geb. 9. Juni 1788) cediert. Mit letzterm erlosch 1844 die Linie H.-Bartenstein, deren Besitz dann an die Nebenlinie H.-Bartenstein-Jagstberg kam. Dieselbe wird repräsentiert durch Fürst Albert, geb. 22. Nov. 1842, welcher unter Vormundschaft seinem Vater, dem Fürsten Ludwig zu H.-Bartenstein und Jagstberg (geb. 5. Juni 1802, gest. 22. Aug. 1850) in dem Fürstentume H.-Jagstberg succedierte, während der ältere Sohn des letztgenannten, Fürst Karl (geb. 2. Juli 1837), vermöge hausgesetzlicher Bestimmungen unter Vormundschaft in dem Fürstentume H.-Bartenstein folgte. Nach dessen am 23. Mai 1877 erfolgten Tode folgte ihm sein Sohn, Fürst Johannes, geb. 20. Aug. 1863. 2) Die Linie H.-Waldenburg-Schillingsfürst, welche sich mit den Brüdern Karl Albrecht (gest. 15. Juni 1843) und Franz Joseph (gest. 14. Jan. 1841) in zwei Zweige teilte. Der erstere, auf Kupferzell im Württembergischen, wird repräsentiert durch den Fürsten Friedrich Karl von H.-Waldenburg-Schillingsfürst, geb. 5. Mai 1814 zu Stuttgart, Senior des fürstl. Gesamthauses H. und als solcher Erb-Reichsmarschall des Königreichs Württemberg, Generallieutenant und Generaladjutant des Kaisers von Rußland. Derselbe hat sich litterarisch durch zahlreiche vorzügliche sphragistische und heraldische Arbeiten bekannt gemacht, unter welchen besonders zu nennen sind: «Der sächs. Rautenkranz» (Stuttg. 1863), «Zur Geschichte des heraldischen Doppeladlers» (Stuttg. 1871) u. s. w. Der zweite Zweig,

auf Schillingsfürst unter bayr. Hoheit, wird vertreten durch den Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst (s. d.), geb. 31. März 1819, bayr. erblicher Reichsrat, Kron-Oberstkämmerer und Botschafter des Deutschen Reichs in Paris. Er erbte mit seinem ältern Bruder Victor (geb. 10. Febr. 1818) von dem letzten Landgrafen Victor Amadeus von Hessen-Rheinfels-Rotenburg 1834 das Herzogtum Ratibor, das Fürstentum Korvei, die Herrschaft Treffurt u. s. w., worauf Victor vom König von Preußen 1840 zum Herzog, Chlodwig aber zum Prinzen zu Ratibor und Korvei ernannt ward. Von den übrigen Brüdern ist Prinz Gustav zu Hohenlohe-Schillingsfürst (s. d.), geb. 26. Febr. 1823, seit 1866 Kardinal, während Prinz Konstantin, geb. 8. Sept. 1828, als Feldmarschallleutenant und erster Oberhofmeister des Kaisers von Österreich zu Wien lebt.

Hohenlohe-Ingelfingen (Friedrich Ludwig, Fürst zu), preuß. General, geb. 31. Jan. 1746, nahm 1767 preuß. Dienste und wurde 1788 Oberst. Im Kriege gegen die Franzosen befehligte er 1792 die Vorhut und als Generallieutenant eine Division, an deren Spitze er sich 1793 bei Pirmasens und bei der Erstürmung der Weißenburger Linien auszeichnete. Im J. 1794 errang er einen glänzenden Sieg bei Kaiserslautern; nach dem Frieden von Basel erhielt er den Oberbefehl des Neutralitätskordons an der Ems. In demselben Jahre folgte er seinem verstorbenen Vater als Fürst von H. in der Regierung; 1800 wurde er General der Infanterie und 1804 Statthalter der fränk. Fürstentümer, dann Generalinspekteur der breslauer Inspektion. Durch das Aussterben der Linie Hohenlohe-Langenburg-Öhringen erbte er 1805 deren Besitzungen. Bei dem Vorrücken der Preußen gegen Franken 1805 befehligte er ein Korps zwischen der Saale und dem Thüringerwalde, und im Kriege von 1806 den Heeresteil, zu welchem die Sachsen stießen. Seine Vorhut unter dem Prinzen Louis Ferdinand von Preußen wurde bei Saalfeld 10. Okt., er selbst 14. Okt. bei Jena (s. d.) geschlagen. An demselben Tage war der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig bei Auerstädt tödlich verwundet worden. H. erhielt den Oberbefehl und führte die Trümmer des preuß. Heers, die sich bei Magdeburg gesammelt hatten, der Oder zu. Auf diesem Rückzuge hielt sich Blücher mit seinem Korps entfernter von ihm, als bestimmt war, und wurde daher nicht mit in die Katastrophe von Prenzlau verwickelt. Hier nämlich kapitulierte der Fürst 28. Okt. 1806 mit seinem allerdings noch 17 000 Mann starken, aber durch Märsche und Mangel abgematteten Heer, nahm bald darauf seine Entlassung und zog sich, da er schon im Aug. 1806 die Regierung seines inzwischen mediatisierten Fürstentums seinem Sohne August übergeben hatte, auf seine Güter nach Schlesien zurück; später mußte er seinen Aufenthalt in Frankreich nehmen. H. kehrte erst 1813 nach Deutschland zurück, ohne indes am Befreiungskriege teilzunehmen, und lebte hierauf wieder auf seinem Gute Slawentzitz bei Kosel in Schlesien, wo er 15. Febr. 1818 starb.

Hohenlohe-Langenburg (Hermann, Fürst von), geb. 31. Aug. 1832 zu Langenburg in Württemberg, studierte zu Berlin, trat dann in die württemb. Armee, 1854 in österr. Militärdienste, machte 1859 den Feldzug gegen Frankreich in Italien mit und wurde 1860, beziehungsweise 1863 Besitzer des Fürstentums Hohenlohe-Langenburg in berg und der obern Grafschaft Gleichen tum Sachsen-Gotha. Im J. 1862 wu General und machte als solcher den Fe Frankreich 1870—71 als Korpsdeleg 14. Korps mit. H. ist erbliches Mitglied württemb. Kammer seit 1860, war 187 glied des Deutschen Reichstags für den temb. Wahlkreis, auch 1877 zweiter Vi und gehörte der Deutschen Reichspartei preuß. Armee bekleidet er den Rang ein der Kavallerie à la suite der Armee.

Hohenlohe-Öhringen (Hugo Fr helm Eugen Karl, Fürst zu), Herzog v Graf von Gleichen, geb. 27. Mai 181 gart, preuß. General der Infanterie à Armee und württemb. Generalmajo Residenz zu Slawentzitz im oberschles. und ist seit 1870 Senior des fürstl. H. Er ist Besitzer des Fürstentums H.-S des Herzogtums Ujest, unter welchem Wilhelm I. 18. Okt. 1861 die in Oberse nen Fideikommißgüter zu einer freien schaft vereinigte. Auch gehören ihm kommißgüter Oppurg, Positz und Co herzogtum Sachsen-Weimar und die Wienskowitz in Schlesien, Malinowic Gorenice, Zawada und Rudniki im e nigreich Polen. Fürst Hugo ist Mitgl Herrenhauses, und zwar seitdem er (zum Herzog von Ujest erhoben wo erblichem Recht. Außerdem ist er erbl der Kammer der Standesherren in als welches er sich zur Zeit durch den 1848 geborenen Erbprinzen Christia Rittmeister à la suite der preuß. Arme läßt. Der Fürst war während des Deu von 1866 Gouverneur von Mähren u glied und Vizepräsident des Norddeut tags in allen Sessionen desselben, wie 76 Mitglied des Deutschen Reichstags 1867—73 den Wahlkreis Lublinitz-T und 1874—76 Kosel-Großstrehlitz und sog. Deutschen Reichspartei an. Verm Hugo seit 15. April 1847 mit der Toc storbenen Fürsten Karl Egon von Fürs Fürstin Pauline, geb. 11. Juni 1829. Ehe stammen neun Kinder.

Hohenlohe-Schillingsfürst (Chl Victor, Fürst zu, Prinz zu Ratibor u deutscher Botschafter in Paris, geb. 31. als Sohn des Fürsten Franz Joseph u stin Konstanze (geb. H.-Langenburg), Heidelberg, Göttingen und Bonn die Staatswissenschaften, wurde 1842 Ausk Gericht in Ehrenbreitstein, dann Refere Regierung in Potsdam und verließ die 1845, um die ihm durch den Tod sein Philipp Ernst und durch Vertrag mit der Victor, Herzog von Ratibor, zugef desherrschaft Schillingsfürst im bayr. bezirk Mittelfranken zu übernehmen (12. In die Kammer der bayr. Reichsräte 1 liches Mitglied eingeführt, bekämpfte er ultramontane Politik der beiden Minister und von der Pfordten. Nach dem Deut von 1866 forderte er offenen und ehrlich Bayerns an Preußen. Allianz Bayer südwestdeutschen Staaten mit Preußen

unter dessen Führung im Kriegs-
ganisation der Armee waren die
es Programms, auf das hin er
um Minister des königl. Hauses und
n ernannt wurde. Gegen den hef-
d der Klerikalen und Patrioten setzte
ung der vier süddeutschen Staaten
rch, die zur Konstituierung des Zoll-
rte. Im Wahlkreise Forchheim als
m Zollparlament gewählt, war H.
lang dessen erster Vizepräsident.
ndliche Haltung fand scharfe Anfein-
seine Anregung zum Vorgehen ge-
und der Versuch, zunächst die kath.
hlands, dann alle kath. Mächte
er gemeinsamen Abwehr des mit
n Konzil drohenden Angriffs von
bestimmen. In der im Mai 1869
Kammer waren die Liberalen und
gleich stark; eine Präsidentenwahl
nde; H.s Vermittelung scheiterte
der Ultramontanen. Da wurde
lt. 1869 aufgelöst; die Neuwahlen
e Majorität der Ultramontanen,
das Ministerium 26. Nov. seine
und der Kriegsminister ließen sich
önlich bestimmen, dieselbe zurück-
sowohl in der Kammer der Reichs-
er Abgeordneten wurden förmliche
gegen H. beantragt, die endlich
nschaftlichen Debatte Mitte Febr.
en wurden. Darauf gab H. noch-
fung; der König nahm sie 7. März
den Grafen Bray, Gesandten in
Nachfolger. Als bayr. Reichsrat
Dez. 1870 für Eintritt Bayerns in
ich. In den ersten Deutschen Reichs-
nfalls als Abgeordneter für Forch-
sich der Liberalen Reichspartei an
März 1871 zum ersten Vizepräsiden-
benso für die Legislaturperiode 1874
. 1877 wählte ihn der Wahlkreis
nmals in den Deutschen Reichstag.
schloß H. indes keiner Fraktion mehr an.
reiche Thätigkeit im Dienste des Vaterlan-
s ihm, als er nach der Abberufung
Arnim im Mai 1874 zum deutschen
in Paris ernannt wurde, auf welchem
durch sein ebenso patriotisches als um-
sichtsvolles Auftreten sich allgemeine
Anerkennung erwarb. Auf dem Ber-
ch 1878 war er dritter Bevollmächtigter
s Reichs. Nach dem Tode des Staats-
n Bülow übernahm er 1880 interimi-
schäfte eines Staatssekretärs der aus-
wärtigen Angelegenheiten und sprach in dieser
im Reichstag 27. April für die Samoa-
klärte sich in seiner Depesche vom 5. Mai
gen Reuß, Botschafter in Wien, über
n der Centrumspartei gegenüber der
ung und präsidierte der vom 16. Juni
genden Berliner Konferenz, welche die
chen zwischen der Türkei und Grie-
tten sollte. Er kehrte Nov. 1880 auf
Botschafterposten in Paris zurück.

Schillingsfürst (Gustav Adolf,
ikalpriester, Bruder des vorigen,
23 zu Rothenburg an der Tauber,
genschaftliche Vorbildung auf den
Gymnasien von Ansbach und Erfurt, besuchte die Universität Bonn, wo er die Rechte studierte, und wandte sich dann zum Studium der Theologie auf den Universitäten Breslau und München. Im Herbst 1846 ging er nach Rom, trat 1847 in die Academia ecclesiastica, eine höhere theol. Lehranstalt, ein und ward im Jan. 1849 in Gaëta, wohin er dem Papst gefolgt war, zum Priester geweiht. Pius IX. ernannte ihn zu seinem Geheimen Kämmerer und später zu seinem Almosenier und Bischof von Edessa. In beiden Stellungen blieb H. bis zu seiner, 22. Juni 1866 erfolgenden Ernennung zum Kardinal. Nach der Einnahme Roms durch die ital. Truppen im Sept. 1870 nahm der Kardinal Urlaub und begab sich nach Deutschland, wo er mehrere Jahre verweilte. Der im Frühjahr 1872 gefaßte Plan des Fürsten Bismarck, das Deutsche Reich durch Kardinal H. als Botschafter bei der Kurie vertreten zu lassen, scheiterte an dem Widerspruch des Papstes, der diesen letzten entgegenkommenden Schritt der deutschen Regierung zurückwies. Der deutsche Gesandtschaftsposten bei dem päpstl. Stuhl blieb seitdem unbesetzt und wurde 1874 gänzlich aufgehoben; doch ging 1882 K. von Schlözer als preuß. außerordentlicher Gesandter beim Vatikan nach Rom. Im Febr. 1876 kehrte H. wieder nach Rom zurück und wurde im Mai 1879 zum Bischof von Albano ernannt. Im J. 1883 bat H. um die Enthebung von diesem Bistum; Papst Leo XIII. lehnte indes diese Bitte ab.

Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst (Leop. Alexander, Prinz von), bekannt als Wunderthäter, geb. 17. Aug. 1794 zu Kupferzell bei Waldenburg, erhielt den Exjesuiten Riel zum Lehrer, kam 1804 in das Theresianum nach Wien, 1808 auf die Akademie zu Bern, 1810 in das erzbischöfl. Seminar zu Wien, hierauf in das Seminar nach Tyrnau und 1814 nach Ellwangen, wo er seine theol. Studien beendete. Nachdem er 1816 zum Priester geweiht worden, reiste H. nach Rom, wo er besonders mit den Jesuiten verkehrte und Mitglied der Herz-Jesu-Sodalität zum heil. Paul wurde; 1817 nach Deutschland zurückgekehrt, arbeitete er in München und Bamberg an der Verherrlichung und Erhebung der kath. Kirche. Im J. 1821 kam H. nach Würzburg, erregte Aufsehen als Prediger und wurde bekannt mit dem als Wunderdoktor berühmten Bauern Martin Michel aus Unterwittighausen. Seitdem versuchte auch H. Wunderkuren und zog eine Menge Hilfsbedürftiger herbei. Als aber der Papst die Anerkennung versagte und die Polizei sich einmischte, zog sich H. nach Österreich zurück, ward 1825 Domherr zu Großwardein, 1829 Großpropst, 1844 Titularbischof von Sardika. Anfangs setzte er auch hier seine Gebetskuren fort, dann wandte er sich der Abfassung ascetischer Schriften zu. Die Revolution vertrieb ihn aus Ungarn, er starb 13. Nov. 1849 zu Vöslau bei Wien. Von seinen zahlreichen Schriften sind die merkwürdigsten: «Der im Geist der kath. Kirche betende Christ» (Bamb. 1819; 3. Aufl., Lpz. 1824); die Rede «Was ist der Zeitgeist?» (Bamb. 1821); «Die Wanderschaft einer Gott suchenden Seele allhier im Thränenthale» (Wien 1830); «Lichtblicke und Ergebnisse aus der Welt und dem Priesterleben» (Regensb. 1836). Seinen schriftlichen Nachlaß gab Brunner (Regensb. 1851) heraus. Vgl. (Paulus,) «Quintessenz aus Anfang, Mitte und Ende der Wunderkurversuche, welche zu Würzburg und Bamberg durch

Martin Michel und den Prinzen von H.-Schillingsfürst unternommen worden sind» (Lpz. 1822).

Hohenmaut (czech. Vysoké Mýto), Stadt im östl. Böhmen, links an der Laucha, einem linksseitigen Nebenfluß der Elbe und an der Lokalbahn Chotzen-Leitomischl, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat ein Kommunalgymnasium und mehrere Fabriken, besonders eine Musikinstrumentenfabrik, und zählt (1880) 7019 E., meist czech. Zunge. H. war ursprünglich eine Gauburg, später eine königl. Leibgedingstadt. Zur Zeit der Hussitenbewegung hielt die Stadt beharrlich zur hussitischen Lehre. Im 17. Jahrh. wurde sie durch die Schweden ausgeplündert und so verwüstet, daß sie sich nicht wieder erholen konnte.

Höhenmessung oder Hypsometrie. Die Kenntnis der Höhenverhältnisse des Erdbodens ist ein wichtiger Teil der physischen Geographie. Es war daher überaus wichtig, außer der trigonometr. Messung noch eine leichtere Methode der H. durch das Barometer und Thermometer zu erhalten. Unsere Atmosphäre nimmt nach oben hin an Dichtigkeit ab und übt im allgemeinen einen um so geringern Druck aus, je höher man kommt. Wenn die Temperatur der Atmosphäre überall und stets dieselbe wäre, so würde die Dichte der Luft oder der mit ihr proportionale Druck in geometr. Progression abnehmen, wenn die Erhebung über die Oberfläche der Erde in arithmet. Progression zunimmt. Da aber die Temperatur mit der Höhe abnimmt und überdies wechselt, so ist eine kompliziertere Rechnung erforderlich, um aus dem mit der Erhebung abnehmenden Barometerstande die Höhe zu berechnen. Perrier war der erste, welcher, durch Pascal veranlaßt, 19. Sept. 1648 auf dem Puy-de-Dôme bei Clermont durch die Erfahrung bestätigte, daß, wie Pascal zuvor geschlossen hatte, das Quecksilber im Barometer sinken müßte, wenn man das letztere auf einen Berg brächte; Mariotte und Halley gaben neue Regeln an, um Berghöhen aus Barometerbeobachtungen zu berechnen. Allein erst durch Deluc seit der Mitte des 18. Jahrh. haben die barometrischen Messungen einige Genauigkeit erlangt, da derselbe die durch die Wärme auf die Luft und das Quecksilber hervorgebrachten Wirkungen von denjenigen unterschied, welche von ihrer Schwere abhingen. Nach ihm beschäftigte sich im Anfange des 19. Jahrh. besonders Ramond mit diesem Gegenstande. Seit Delucs Entdeckung war die von Laplace vorgeschlagene Formel die genaueste; allein der von ihm angenommene Koeffizient, um das Verhältnis der Gewichte der Luft und des Quecksilbers darzustellen, war zu klein; durch Ramond wurde ein neuer bestimmt. Große Erleichterung bei Berechnung der Höhen nach Barometerbeobachtungen gewähren die auf Laplaces Formel gegründeten «Tables hypsométriques» (Par. 1809; deutsch in Lehmanns Werk «Vom topogr. Zeichnen und Aufnehmen», 3. Aufl., Dresd. 1820), sowie Biots «Tables barométriques» (Par. 1811). Die bequemsten Tafeln, welche noch dazu einen sehr geringen Raum einnehmen, sind jedoch die von Gauß berechneten, die in den meisten neuern Sammlungen von physik. Tabellen, auch in vielen Logarithmentafeln sich finden. Andere barometrische Höhentafeln gaben Garth (1817), Hahn (1823) und Jahn (1832) heraus; die barometrischen Tafeln von Bessel und Oltmanns samt den Gaußschen Tafeln finden sich in dem «Jahrbuch» von Schumacher für 1839. Über die H. mittels des Aneroidbarometers über die neuern Werke über das Höhenm Barometrische Höhenmessung. A Thermometer allein kann zur Bestimmu Höhen gebraucht werden (Thermohypso In größern Höhen, wo der Luftdruck ge siedet nämlich das Wasser bei geringerm grad als in kleinern Höhen, und man der zum Sieden des Wassers erforderlic dem Thermometer beobachteten Temperat Schluß auf den Luftdruck, mithin auch auf machen. Wollaston und seitdem viele and die Thermohypsometrie weiter ausgebilde H. gebrauchte Thermometer muß sehr e sein; es wird daher eigens zu diesem Z struiert. (S. Hypsothermometer.)

Über die geodätische und trigonomet s. unter Feldmeßkunst, vgl. auch metrie und Nivellieren.

Hohenmölsen, Stadt in der preuß. Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Ka ßenfels, 7 km von Teuchern, unweit de gelegen, ist Sitz eines Amtsgerichts, ha kohlengruben und besuchte Märkte und zä 2706 meist prot. E. In der Nähe fand 1080 die sog. Schlacht an der Elster zwisc rich IV. und Rudolf von Schwaben statt.

Hohennagold, Burgruine bei Nagold Württemberg.

Höhenparallaxe, s. unter Paralla

Höhenrauch, Moorrauch, entsteh des Abbrennens des Heidekrautes und de Bodenschicht, welches bei der Brandk Moore im nördl. und nordwestl. Deutschl genommen wird, um eine an Pflanzennä reiche Krume, die Asche der Heide, zu gewi in diese die Frucht, namentlich Buchweize säen. (S. Moorkultur.) Es stellt sic der H., welcher sich durch seinen brandige durch die Belästigung der Geruchs- und Ate charakterisiert und je nach seiner Inte Sonne mehr oder weniger verschleiert, au sächlich in der Bestellungszeit, im Früh Herbst, ein; die Ansicht, nach welcher der H. auf andere Ursachen als das Moo z. B. auf elektrische u. s. w. Vorgänge in d sphäre, zurückzuführen sein soll, ist nicht m bar. Trübungen der Atmosphäre, wel durch das Moorbrennen entstanden sind, e der erwähnten spezifischen Eigenschaften de neuerer Zeit beginnt das Auftreten des H heblich zu vermindern, da sowohl für die V der Moore rationellere Kulturmethoden Brennen in Aufnahme kommen, als au sundheitswidrige Wirkung des H. zu lebho tationen gegen das Brennen Anlaß gegeb

Hohenrechberg, s. unter Gmünd.

Hohensalzburg, das Schloß von (s. d.) in Österreich.

Hohenschwangau, Dorf im bayr. Reg bezirk Schwaben, Bezirksamt Füssen, in voller Alpengegend, 5 km im SO. von zählt 180 E.; dabei das gleichnamige Sc des Königs von Bayern, an der Gr zwischen Bayern, Schwaben und Tirol, licher Lage zwischen Seen und Ber alten Schwangauburgen (Vorder- un Hohenschwangau) lagen am Abhan deckberges und sind längst zerfallen.

gegenüber am Marmorberge lie- banstein (894 m) den Namen H. ich im Besitz des Welfenhauses, Ministerialen verwaltet und kam e von Schwaben aus dem Hause Konradin, der letzte Hohen- ete sich hier im Aug. 1267 vor lien von seiner Mutter. Jahr- wechselten die Besitzer aus dem wangauer, bis nach dem Er- unmes 1536 das Schloß an den ugsburger Patricier Paumgar- Söhne, zu Ständen des Reichs ßem Aufwand in ital. Geschmack mehr und mehr verschuldeten, nach langem Streit 1567 an Bayern kam, zuerst als Neben- als selbständiges Pflegamt und 1803 erfolgte die Einverleibung und Bezirksamt Schongau. In- Schloß verfallen, da es in vielen nommen wurde von Schärtlin nd Moritz von Sachsen, den Truppen bis zu den Österreichern en Erbfolgekriegen, zuletzt noch h 1832 der damalige Kron- g Max II., die Ruine und ließ Ohlmüller die Burg in ihrem wiederherstellen, welche dann denschmitt, Ruben, Monten, aller, Lorenz Quaglio, Schwan- Künstlern ausgeschmückt wurde. er alljährlich hier sich längere Zeit 9 am Neudeckberge, wo das alte ngau zerfiel, eine fürstl. Burg, (1008 m), im Stil der Wartburg n Plänen und unter der Leitung rbaudirektors von Dollmann.

«Goldene Chronik von H.» ussat, «Geschichte des Schlosses chsherrschaft H.» (Münch. 1837).

ech. Zábřeh), Stadt im nord- tz einer Bezirkshauptmannschaft erichts, Station der Linie Böh- näß der Österreichisch-Ungarischen elche hier die Mährische Grenz- einmündet, hat eine Türkischrot- e Baumwollspinnerei und zählt meist czech. Junge. Das Herr- H., durch seinen Waldreichtum elangte 1624 mit andern Gütern arl von Liechtenstein und blieb bei Das fürstl. Schloß, welches nach urch die Schweden erneuert wurde, bedeutend.

u, Dorf von 1276 E. im würt- ische, Oberamt Göppingen, am n hohen Felskegels Hohenstau- im NO. von Göppingen und vom Steilrande des Albuches vor n Jurakalkmasse, auf welchem einst s des Kaiserhauses der Hohenstau- e wurde 1080 von Friedrich von Grunde einer frühern Burg erbaut, Anfruhr 1525 zerstört und nachher, n gewonnen, allmählich abgetragen, anlos verschwunden ist. An Würt- kam sie 1323 als Reichspfandschaft, eder eingelöst wurde.

Hohenstaufen, ein deutsches Fürstengeschlecht, das auf den deutschen Kaiserthron gelangte, den es von 1138 bis 1254 besaß, und das 1268 mit Konradin in männlicher Linie erlosch. Der erste beglaubigte Ahnherr ist Friedrich von Büren, so genannt von dem nordwestlich in der Nähe des Hohenstaufen im Königreich Württemberg zwischen Gmünd und Göppingen gelegenen Dorfe Büren, jetzt Wäschenbeuren. Er lebte um die Mitte des 11. Jahrh. und vermehrte seinen Besitz durch die Vermählung mit der im Elsaß begüterten Hildegard. Sein Sohn Friedrich I. erbaute die Burg auf dem Staufen oder Hohenstaufen, nach welcher von nun an das Geschlecht genannt wurde. Er war ein treuer Anhänger Heinrichs IV. und erhielt von diesem 1079 das Herzogtum Schwaben und die Hand seiner einzigen Tochter Agnes. Berthold, der Sohn des Gegenkönigs Rudolf, und Berthold von Zähringen machten dem neuen Herzog den Besitz seines Herzogtums streitig, und erst nach langen, wechselvollen Kriegen wurde 1097 zu Mainz ein Friede geschlossen, in welchem Friedrich als Herzog von Schwaben anerkannt, zugleich aber für Berthold ein eigenes Herzogtum, Zähringen, gebildet wurde und auch Welf IV. für seine Besitzungen herzogl. Recht erhielt. Herzog Friedrich hinterließ bei seinem Tode 1105 zwei Söhne, Friedrich und Konrad. Der neue König Heinrich V., um sich die Ergebenheit des ihm durch Verwandtschaft verbundenen Hauses der H. zu sichern, bestätigte sogleich den ältesten Sohn, Friedrich II. oder den Einäugigen, als Herzog von Schwaben; auch belehnte er später dessen Bruder Konrad mit dem Herzogtum Franken. Dafür bewiesen ihm die Brüder, besonders Friedrich II., in dem Investiturstreit und in den Kämpfen mit dem Herzog Lothar von Sachsen treue Anhänglichkeit und Hilfe. Nach dem Tode Heinrichs V., des letzten fränk. Kaisers, vererbten dessen Hausgüter auf die H., und Friedrich schien ebenso wegen seiner vortrefflichen Eigenschaften wie durch die Verwandtschaft mit dem verstorbenen Kaiser und durch seine bedeutende Hausmacht die gerechtesten Ansprüche auf die deutsche Königskrone zu haben, um so mehr, da die allgemeine Stimmung des deutschen Volks für ihn war. Auch bewarb er sich offen darum. Allein die Furcht vor seiner Macht und der Haß einzelner Fürsten, meist aber die Ränke des Erzbischofs Adalbert von Mainz, des Führers der hierarch. Partei, bewirkten, daß Lothar der Sachse, Friedrichs erbittertster Feind, zum König gewählt wurde.

Die Zurückforderung der durch die Erbschaft an die H. gekommenen Besitzungen seitens Lothars entzündete einen heftigen Krieg zwischen den H. und dem Kaiser. Lothar, stark durch die Verbindung mit den Zähringern und mit dem Herzog Heinrich dem Stolzen von Bayern, dem er seine Tochter und das Herzogtum Sachsen gab, fiel über die H. her, in der Absicht, ihre Macht mit einem Schlage zu vernichten. Lange Zeit schwankte der Kampf, 1127 nahm Konrad den Königsnamen an und 1128 wurde er vom Erzbischof von Mailand auch zum König von Italien gekrönt. Da er jedoch hier gegen die Welfen und den Papst sich nicht halten konnte und in Deutschland die Macht der Gegner täglich wuchs, so sahen die Brüder sich endlich 1135 genötigt, die Verzeihung des Kaisers zu erflehen, welche ihnen 1135 auf den Reichstagen zu Bamberg und zu Mühlhausen gewährt wurde,

worauf dann beide Brüder Lothar auf dessen Zuge nach Italien begleiteten. Nach Lothars Tode aber wurde der Herzog Konrad von Franken 22. Febr. 1138 als Konrad III. zum deutschen König gewählt und 6. März zu Aachen gekrönt. So war denn durch die Erwerbung der deutschen Königskrone den H. die ruhmvolle Bahn eröffnet, auf welcher sie ein Jahrhundert hindurch so glänzend fortschritten. Aber es entbrannte auch der Haß der Welfen (s. d.) gegen die H. (s. Ghibellinen), dessen erster Keim schon in jener Verbindung des welfischen Herzogs Heinrich des Stolzen von Sachsen und Bayern mit dem Kaiser Lothar lag, durch die Erhebung des hohenstaufischen Hauses auf den Thron um so heftiger. Der Kampf begann, als der ghibellinische Konrad zufolge der Reichssatzungen von dem Herzog Heinrich auf dem Reichstage zu Regensburg verlangte, von den beiden Herzogtümern Bayern und Sachsen, die dieser besaß, das letztere abzutreten, und als dieser sich dessen weigerte, ihn in die Acht erklärte und seine gesamten Lehne einzog. Als Heinrich 1139 starb, setzte sein Bruder, Welf VI., den Kampf fort; doch mußte er sehen, wie nach den für seine Feinde siegreichen Schlachten bei Weinsberg 1140 und bei Flochberg 1150 die Hausmacht der H., besonders auf Kosten der den Welfen verbündeten Zähringer, bedeutend vergrößert und neu befestigt aus diesem Kampfe hervorging. Konrads 10jähriger Sohn Heinrich wurde 1147 zu seinem Nachfolger erwählt, starb aber schon 1150. Nach Konrads Tode 1152 verhinderte das entschlossene Auftreten seines Neffen eine neue Abweichung vom Erbrecht, und die Wahl fiel auf diesen, den Sohn Friedrichs II. oder des Einäugigen, Friedrich III., der als Kaiser Friedrich I. Barbarossa hieß. Für die Befestigung seines Hauses war es von Wichtigkeit, daß es ihm gelang, mit der Besiegung Heinrichs des Löwen, den er seines Herzogtums beraubte und auf Braunschweig und Lüneburg beschränkte, die Macht der Welfen in Deutschland völlig zu brechen. Unter seinem Sohne und Nachfolger Heinrich VI. erreichten die H. den Höhepunkt ihrer Macht, da sie auch noch das Königreich Sicilien erwarben, und wenn es ihm auch nicht gelang, die Erblichkeit der Krone durch ein Reichsgesetz zu sichern, so wurde doch 1196 sein zweijähriger Sohn Friedrich zum Nachfolger gewählt. Allein Heinrichs früher Tod 1197 entfesselte alle Feinde seines Hauses, welche unter der Leitung des Papstes sich zur Unterdrückung desselben vereinigten. Von Heinrichs Brüdern war Friedrich V. von Schwaben 1191, Konrad, Herzog von Rotenburg oder Franken, 1196 gestorben und Otto, Pfalzgraf von Burgund, anderweitig beschäftigt. Da erkannte Heinrichs letzter Bruder, Philipp von Schwaben, daß es unmöglich sein würde, seinem jüngern Neffen Friedrich die Krone zu erhalten, und nahm 1198 selbst die von der Mehrzahl der Fürsten ihm angetragene Königswürde an. Nach langem, wechselvollem Kampfe gegen den vom Papste aufgestellten Gegenkönig Otto IV. von Braunschweig ereilte ihn der Tod durch Mörderhand 1208. Philipps Tod verschaffte nun zwar Otto IV. auf einige Jahre die alleinige Regierung; allein als er seine Rechte in Italien geltend machen wollte, nahm sich Papst Innocenz III. des jungen, als König von Sicilien anerkannten Friedrich an, that Otto in den Bann und reizte eine große Partei in Deutschland selbst gegen ihn auf, sodaß Friedrich auch dort zum König gewählt ward. Friedrich zog 1212 nach Deutschland, ließ sich zu Mainz als Friedrich II. krönen und wurde nach Ottos IV. Tod 1218 alleiniger Herrscher in Deutschland.

Alle Umstände schienen sich im Anfange seiner Regierung zur weitern Vergrößerung seines Hauses zu vereinigen. Die Besitzungen des Zähringer Stammes fielen nach dessen Aussterben 1218 ihm zu. Er brachte auch die Stammgüter wieder an sich und erlangte mit leichter Mühe 1220 die Erwählung seines Sohnes Heinrich (VII.) zu seinem Nachfolger im Deutschen Reiche und für sich selbst in Rom die Kaiserkrone. Aber der Papst Gregor IX. fand in der Verzögerung des gelobten Kreuzzugs den Anlaß und Vorwand, die wachsende Macht des Kaisers mit allen Mitteln zu bekämpfen, und Innocenz IV. setzte noch rücksichtsloser und erfolgreicher den Kampf fort, durch Aufreizung der besonders in den Städten Oberitaliens mächtigen welfischen Partei, durch Aufstellung mehrerer Gegenkönige in Deutschland, durch Aufruhr, Verschwörungen selbst gegen das Leben des Kaisers und mehrmaligen Bann. Zwar hielt Friedrich II. durch den Schrecken seines Namens und die Größe seines Geistes das Ansehen des hohenstaufischen Hauses noch erträglich aufrecht; aber mit seinem Tode neigte die Macht desselben sich rasch dem Untergange zu. Noch bei Lebzeiten hatte Friedrich 1237 seinen zweiten Sohn, Konrad, in Wien zum röm. König wählen lassen, nachdem der Erstgeborene, Heinrich, durch Empörung gegen seinen Vater sich dieser Würde verlustig gemacht hatte. Konrad IV. wurde auch nach seines Vaters Tode 1250 von den meisten deutschen Ständen als König anerkannt; allein die Gegenkönige und die Feinde, die ihm der Papst durch seinen Bann erweckte, lähmten Konrads Kraft in Deutschland so, daß er nach Italien ging, um sich im Besitze seines ihm wichtiger dünkenden Erbreichs, Apulien und Sicilien, zu befestigen. Doch bald fand er hier, wo ihn sein tapferer Halbbruder Manfred kräftig unterstützte, 1254 seinen Tod. Sein einziger Sohn Konrad, gewöhnlich Konradin genannt, war nun der allein übrige rechtmäßige Zweig der H. Während er unter der Vormundschaft seines Oheims, des Herzogs Ludwig von Bayern, in Deutschland heranwuchs, war Manfred bemüht, ihm sein Erbe in Italien zu retten. Als er später, 1258, durch die Umstände genötigt, den Thron Siciliens selbst bestiegen hatte, rief der Papst, beharrlich in seinem Vorsatz, das Haus der H. zu stürzen, Karl von Anjou herbei, gegen den bei Benevent 26. Febr. 1266, von seinen Großen und einem Teile seines Heers verraten, der edle Manfred Schlacht und Leben verlor. Doch Karls grausame Regierung erweckte sehr bald wider ihn eine starke Partei, die Konradin auf den väterlichen Thron berief, der aber in der Schlacht bei Tagliacozzo 1268 seinem Gegner Karl von Anjou unterlag, gefangen genommen und 29. Okt. 1268 durch Henkershand in Neapel hingerichtet wurde. Von den übrigen Nachkommen der H. starb Friedrichs II. Sohn Enzio, König von Sardinien, 1272 zu Bologna in Gefangenschaft, Manfreds Söhne starben nach [illegible] Jahren gleichfalls im Kerker. Kaiser Friedrichs Tochter, Margarete, wurde die Gemahlin Alberts des Unartigen, mit dem sie in unglücklicher Ehe lebte, und Manfreds Tochter, Konstanze, vermählte sich mit Peter III. von Aragonien, der 1282 S[illegible]

ıd Konradins Tod rächte. Der Rest
ıischer Besitzungen war schon durch Kon-
ündet worden; die herzogl. Würde in
ınd Franken erloſch, und nur der Titel
gs von Franken ging auf den Bischof
urg über. Vgl. Raumer, «Geſchichte
ihrer Zeit» (6 Bde., Lpz. 1823—25;
8).

ein in Oſtpreußen, Stadt im preuß.
bezirk Königsberg, Kreis Oſterode, am
Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880)
rot. E. und hat ein Gymnaſium.

ein, fürſtl. Schönburgſche Stadt in der
ıauptmannſchaft Zwickau, Amtshaupt-
Glauchau, im Erzgebirge und an der
Staatsbahn Dresden-Chemnitz-Reichen-
ıs eines Amtsgerichts, hat eine ſchöne
1876 reſtauriertes Rathaus, ein Denk-
e im Deutſch-Franzöſiſchen Kriege von
871 Gefallenen, eine Mineralquelle und
ſſerheilanſtalt, und zählt (1860) 6434 E.,
erei und Strumpfwirkerei treiben. Mit
ıſthal (ſ. d.) unmittelbar zuſammen.

ıfeln (Kotentafeln), Tabellen zum
ei topogr. Aufnahmen, aus welchen
e eines Gegenſtandes findet, wenn die
desſelben und der Höhenwinkel,
ıkel, welchen der Sehſtrahl nach dem
Gegenſtandes mit der Horizontalebene
ıt ſind. (S. Höhenmeſſung.)

ıiel, ein Phonolithkegel des Hegäu,
ſtlich der Station Singen der Linien
ingen und Mannheim-Konſtanz und
ıgweilen-Singen der Schweizeriſchen
, gehört zum Oberamt Tuttlingen
ıb. Schwarzwaldkreiſes und bildet eine
große Enklave im Kreiſe Konſtanz des
ıums Baden. Der Berg, der eine pracht-
ıt auf den Bodenſee und ſeine Ufer-
die Alpen von Tirol bis nach Savoyen
t ſich 692 m über das Meer und 293 m
piegel des Bodenſees; von Singen aus
ıner Stunde erſtiegen; auf halber Höhe
ein Wirtshaus. Den Gipfel krönen
ıen Ruinen des Kloſters und der Feſte
ıen ein wohlerhaltener Turm zum Bel-
ıichtet iſt. Die Feſte H. (Duellium,
ſoll bereits im 3. oder 4. Jahrh. n. Chr.
ımern erbaut worden ſein; urkundlich
ıſt 806, dann im 9. und 10. Jahrh. als
ıfen- und Herzogsſitz erwähnt. H.
ıon König Konrad I. vergeblich belagert.
ıhrh. kam die Burg an das hohenſtau-
ıhaus, im 12. an die Herren von Twiel,
die Edlen von Klingenberg, hielt 1464
ıung durch den Georgenbund aus und
durch Vertrag für zwei Jahre, 1538
ıch Kauf an Ulrich von Württemberg
Auf den Grundmauern der alten
ıt dieſer 1554 die Feſte, deren Ruinen
ıden ſind. Im Dreißigjährigen Kriege
ıde 1635—44 fünfmal von kaiſerl. und
ıen belagert, blieb aber, von dem
ıttemb. Kommandanten Konrad Wie-
. 1598, geſt. 1667) mit unerſchütter-
verteidigt, unbezwungen. Nicht mehr
ıg 1703 im Spaniſchen Erbfolgekrieg
ıung durch franz. und bayr. Truppen.
ıergab die ſchwache Beſatzung 1800 den

H., welcher inzwiſchen Staatsgefängnis geworden war, ohne Widerſtand den Franzoſen unter Vandamme, von denen die Feſtung zerſtört wurde. Neuerdings hat H., von wo aus die Bahnſtation Singen durch Geſchützfeuer beherrſcht wird, als Sperrfort wieder militäriſche Bedeutung erlangt. Das Benediktinerkloſter auf dem Twiel ſoll in der erſten Hälfte des 9. Jahrh. vom Gaugrafen Hatto geſtiftet worden ſein, im 10. wurde es durch Hedwig, die Witwe Burkards II. von Schwaben, erweitert, von König Heinrich II. 1005 nach Stein am Rhein verlegt. In weitern Kreiſen iſt der H. beſonders als Schauplatz von Scheffels Roman «Ekkehard» bekannt. Vgl. Schönhuth, «Geſchichte der ehemaligen Bergfeſte H.» (Tuttlingen 1842); von Martens, «Geſchichte von H.» (Stuttg. 1857); «H., Beſchreibung und Geſchichte. Von O. Fraas, P. Hartmann, F. Karrer, E. Paulus u. a., herausgegeben vom ſtatiſt.-topogr. Bureau» (2. Aufl., Stuttg. 1882).

Hohenwart, öſterr. Grafengeſchlecht, das ſeinen Urſprung von den bayr. Grafen von Andechs herleitet, ſoll ſchon im 12. Jahrh. in Steiermark begütert geweſen ſein. Mit dem 15. Jahrh. beginnt die hiſtoriſch feſtgeſtellte Stammfolge. Andreas, um die Mitte des 15. Jahrh. Landeshauptmann in Krain, zeichnete ſich als Feldherr gegen die Türken aus; Hans (geſt. 1611), war hervorragender Bergmann; Cosmus, in hohem Anſehen bei König Ferdinand II., geleitete dieſen zur Kaiſerwahl nach Frankfurt; Franz Erasmus iſt durch genealog. und hiſtor. Forſchungen bekannt. — Hervorragend iſt Sigismund, Biſchof von Linz, geb. zu Cilli 7. Juni 1745, geſt. zu Linz 22. April 1825, thätig als Sammler und naturwiſſenſchaftlicher Schriftſteller und Kenner der Alpenflora; ferner Sigismund Anton, Graf von H. zu Gerlachſtein und Raunach, Fürſt-Erzbiſchof von Wien, geb. 2. Mai 1730, geſt. zu Wien 30. Juni 1820, urſprünglich Jeſuit und Gymnaſiallehrer, dann Seelſorger, Präfekt am wiener Thereſianum, Erzieher der Erzherzöge in Florenz, Lehrer des Kaiſers Franz, 1792 Biſchof von Trieſt, 1794 von St. Pölten und 1804 Erzbiſchof von Wien. — Karl Sigmund, Sohn des Grafen Andreas (geb. 25. Nov. 1794, geſt. 13. März 1881), geb. 12. Febr. 1824, war 1857 Komitatsvorſtand in Fiume, dann Statthaltereirat in Trient, 1860 Landespräſident in Laibach, 1867 Statthalter in Kärnten, 1868 Statthalter in Linz, wurde 7. Febr. 1871 Miniſterpräſident und Miniſter des Innern. Als ſolcher ſuchte er die Verfaſſung «verfaſſungsmäßig zu beſeitigen» und eine Föderativverfaſſung einzuführen. Mit den Fundamentalartikeln und dem Reſkript, welches ein ſelbſtändiges böhm. Königreich einführen ſollte, erregte er den Sturm der deutſch-öſterr. verfaſſungstreuen Oppoſition und trat 30. Okt. 1871 von ſeinem Amte zurück. Seit Okt. 1873 gehört er als Abgeordneter des krainiſchen Landbezirks Krainburg dem Reichsrat an, in welchem er der Führer der ſog. Rechtspartei iſt.

Hohenzieritz, Dorf im Kabinettsamt des Großherzogtums Mecklenburg-Strelitz, 3 km im SW. von Prillwitz, mit 400 E. und einem großherzogl. Luſtſchloſſe und Park. Hier ſtarb 19. Juli 1810 die preuß. Königin Luiſe.

Hohenzollern oder Zollern, feſtes Bergſchloß im ehemaligen Fürſtentum Hohenzollern-Hechingen (jetzt Regierungsbezirk Sigmaringen), 2 km ſüdlich

von der Stadt Hechingen auf dem 866 m hohen Zollerberge, einem die Stadt 260—300 m überragenden steilen Bergkegel der Alp gelegen, in alten Zeiten Zolre genannt, ist die Stammburg des fürstl. und des königl. Hauses H. Die erste Erbauung fällt in das 11. Jahrh., aus welchem nur noch die Kapelle St. Michael vorhanden ist. Die Burg wurde 8. Mai 1423 von den schwäb. Reichsstädten erobert und zerstört, seit 21. Mai 1454 aber unter Beihilfe des Markgrafen Albrecht von Brandenburg wieder aufgebaut. Als einen strategisch wichtigen Punkt eroberten und verwüsteten sie im Dreißigjährigen Kriege die Schweden und Württemberger, sodaß sie allmählich bis auf die Kapelle in Verfall geriet. König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen ließ die Stammburg seines Hauses 1850—55 nach dem alten Grundriß und im Stil des 14. Jahrh. nach den Plänen Stülers in ein stattliches Königsschloß mit fünf Türmen verwandeln und zugleich nach den Angaben des Generals von Prittwitz befestigen und 1856 armieren. Neuern Anordnungen zufolge hat man jedoch die Feste nicht weiter zur militärischen Position bestimmt; die Besatzung besteht daher nur aus einer Kompagnie des in Konstanz garnisonierenden 6. bad. Infanterieregiments Nr. 114. Neben der alten kath. Kapelle, die erneuert ist, umschließt die Burg auch eine kleine evang. Kirche. (S. Tafel: Burgen, Fig. 5.) Vgl. «Nachrichten über die königl. Stammburg H.» (Berl. 1863); Graf Stillfried-Alcantara, «H. Beschreibung und Geschichte der Burg» (Nürnb. 1871).

Hohenzollern, ein altes deutsches Fürstenhaus, dem auch das preuß. Königshaus angehört und auf das seit 18. Jan. 1871 durch König Wilhelm von Preußen die Kaiserkrone des neuen Deutschen Reichs übergegangen ist, hat seinen Namen von der alten Bergfeste Zollern oder Hohenzollern (s. d.) in Schwaben. Nach der Tradition gilt als ältester bekannter Ahnherr des Hauses der schwäb. Graf Thassilo (um 800), von dem die Stammburg gegründet sein soll. Die ersten unter ihrem Familiennamen auftretenden Grafen von Zollern sind jedoch Burchard und Wezel von Zolre, welche 1061 in den Parteikämpfen während der Minderjährigkeit Kaiser Heinrichs IV. umkamen. Von ersterm stammte Friedrich I. von Zolre (gest. um 1120), von letzterm aber Graf Adelbert von Zolre. Dieser Adelbert wird um 1095 als Mitstifter des Klosters Alpirsbach genannt und Friedrich I. als Vogt dieses Klosters. Von Adelbert entsprang die Nebenlinie von Haigerloch, die bereits im 12. Jahrh. erlosch. Von Friedrichs I. sechs Söhnen hatten nur zwei bleibende Descendenz, nämlich Friedrich II. (gest. nach 1142), Ahnherr der ersten zollernschen Burggrafen von Nürnberg, und Burchard (zwischen 1120—50 erwähnt), Ahnherr der zollernschen Grafen von Hohenberg, die 1389 in der Haupt- und 1486 in der Nebenlinie wieder erloschen. Graf Friedrich III. von Zolre (gest. 1200), einer der vertrauten Räte Kaiser Friedrichs I. und Heinrichs VI., wird urkundlich zuerst 8. Juli 1192 als Burggraf von Nürnberg erwähnt und als solcher Friedrich I. genannt. Durch seine Gemahlin Sophie, die Erbtochter Konrads, des letzten nürnbergischen Burggrafen aus der österr. Familie von Ragze oder Rätz, kam er in den Besitz der fränk. und österr. Allodialgüter dieser Familie. Seine zwei Söhne Friedrich II. (gest. 1251) und Konrad I. (gest. 1261) werden beide gleichmäßig als Grafen von Zolre und Burggrafen von Nürnberg bezeichnet. Nach der Sitte der damaligen Zeit lebten die Brüder in gemeinschaftlichem Güterbesitz, bis 1226 eine Teilung stattfand, in der Konrad II. die Burggrafschaft und die wichtigen neuerworbenen Besitzungen übernahm, Friedrich aber die angestammte Grafschaft und die zollernschen Familiengüter in Schwaben erhielt. So entstanden die noch jetzt fortdauernde fränk. und schwäb. Linie.

Fränkische Linie. Konrad I., der Stifter derselben, war einer der einflußreichsten Männer seiner Zeit und vermählt mit Clementia, Gräfin von Habsburg. Von seinen beiden Söhnen erhielt Friedrich III. (gest. 1297) die eigentliche Burggrafschaft, Konrad II. oder der Fromme (gest. 1314), auch Graf von Abenberg genannt, einen Teil der Allodialbesitzungen. Ersterer erhielt als Gemahl der Elisabeth, einer der Allodialerbinnen des letzten Grafen von Meran, Gelegenheit, Macht und Ansehen durch die Erbschaft eines bedeutenden Teils der Meranschen Güter zu mehren, wozu namentlich Bayreuth gehörte. Von Rudolf von Habsburg, bei dessen Wahl zum König er thätig gewesen, erhielt er 1273 die kaiserl. Belehnung über viele Gerechtsame und Güter, deren Anlaß ihm und den folgenden Burggrafen teils der in der Familie erbliche Geist weiser Sparsamkeit, teils der Ertrag der vormals sehr ergiebigen Bergwerke im Bayreuthischen ermöglichte. Auf Friedrich III. folgten dessen Söhne aus zweiter Ehe mit Helene, der Tochter Albrechts I. von Sachsen, nämlich Johann I. (gest. 1300) und Friedrich IV. (gest. 1332). Letzterer erlebte die Regierungszeit von drei deutschen Königen. Er erwarb mehrere Burgen und Güter und kaufte vom Grafen von Öttingen die Stadt Ansbach. Von seinen vier Söhnen regierten zuerst die zwei ältern, Johann (gest. 1357) und Konrad III. (gest. 1334), gemeinschaftlich, dann nach des letztern Tode an dessen Stelle der vierte Bruder, Albrecht (gest. 1361), während der dritte, Friedrich, seit 1341 Bischof von Regensburg war und als solcher 1364 starb. Johann II. und Albrecht gerieten miteinander in Streit, der 1341 durch einen merkwürdigen Vergleich beendigt wurde, welcher als das älteste zollernsche Hausgesetz zu betrachten ist. An Johanns II. Stelle trat 1357 dessen Sohn Friedrich V. (gest. 1398), welcher wahrscheinlich in Gemeinschaft mit seinem Oheim Albrecht eine Teilung vornahm. Durch klugen Gebietswechsel war es den Burggrafen gelungen, ihre Besitzungen stets zu mehren, und schon um die Mitte des 14. Jahrh. waren sie die mächtigsten Herren des Frankenlandes. Friedrich V., genannt der Eroberer, suchte den Besitzstand abzurunden und erweiterte ihn zugleich bedeutend. Mit seinem Hause wurde er auch 17. März 1363 von Karl IV. in den Reichsfürstenstand erhoben. Kurz vor seinem Tode (1397) dankte er ab und überließ seine Besitzungen seinen beiden Söhnen Johann III. (gest. 1420) und Friedrich VI. (gest. 1440). Sie teilten 1403 in der Art, daß Johann III. das Land oberhalb des Gebirges und das Fürstentum Bayreuth (s. d.), Friedrich VI. das Land unterhalb des Gebirges oder das Fürstentum Ansbach (s. d.) erhielt. Beide erweiterten noch ihr Gebiet um manches Namhaftes. Nach Johanns kinderlosem Tode vereinigte Friedrich VI. wieder alle Besitzungen, und mit ihm erstieg das Haus der H. eine neue Stufe

e. Von Kaiser Sigismund erhielt es Pfandbesitz und 1415 die Kurwürde von urg (s. d.). Als Kurfürst nannte er sich rich I.; sein elfter Nachfolger, der Kur- rich III., war der erste König in Preußen e sich als solcher Friedrich I.

bische Linie. Diese Linie wurde von nten Grafen Friedrich von Zollern (gest. ründet und von dessen Sohne Friedrich chten auf den Höhepunkt ihrer Macht er- Mehrmals durch Teilungen geschwächt, e erst seit Anfang des 16. Jahrh. wieder Bedeutung, als Graf Eitel Friedrich II. 2), Geheimrat, Oberhofmeister und Kam- r bei Kaiser Maximilian I., durch diesen Reichskämmereramt an sein Haus brachte. arb derselbe vom Kaiser im Tausch für Heirat an seine Familie gekommene Landschaft Räzüns die Herrschaft Haiger- in Sohn Eitel Friedrich III. war Jugend- aiser Karls V. und starb 1525 in Pavia. Sohn Karl I. (gest. 1576), den Kaiser n Spanien erziehen ließ, erhielt nach dem der Familie Werdenberg 1534 die Graf- Sigmaringen und Vöhringen, wurde spä- ent des Reichshofrats und stiftete 1575 olgeordnung, nach welcher seine Söhne stlich den Titel und das Wappen der m H., Sigmaringen und Vöhringen und haften Haigerloch und Wöhrstein führen, erbkämmereramt aber jedesmal bei dem es Hauses bleiben sollte. Seine Söhne rich IV. und Karl II. teilten sich in das Erbe so, daß jener H., dieser Sigmarin- Vöhringen erhielt. Eitel Friedrich IV. 6) erbaute das Schloß Hechingen und r seine Linie den Namen Hohenzollern- er an, während Karl II. (gest. 1606) e Hohenzollern-Sigmaringen be- Graf Johann Georg von H.-Hechingen, s IV. Sohn, erhielt durch Kaiser Ferdi- 28. März 1623 die Reichsfürstenwürde, eitig auch Johann, dem Senior der sig- Linie, zuteil wurde, worauf Kaiser Leo- 22, mit Ausnahme der sigmaring. Sei- H.-Haigerloch, auch den nachgeborenen en Fürstentitel verlieh. Das Stamm- er nun eine gefürstete Grafschaft und mit alien, Nutzungen, Herrschaften, Zöllen rmit Eigentum, weder vom Kaiser noch e lehnbar; nur den Blutbann sollten die vom Kaiser zu Lehn tragen. Mit Kur- erg und den Markgrafen von Bayreuth rden wurden 1695 und 1707 Erbverträge , die gleich der Erbfolgeordnung von das Familienstatut vom 24. Jan. 1821 welches der König von Preußen, als s Gesamthauses H., bestätigte. Kraft t das Recht der Erstgeburt, und beim Er- er Linie im Mannsstamme sollten deren die Überlebende und nach dem Aussterben männlicher und weiblicher Linie an das ß. Haus heimfallen. Infolge der polit. rgen von 1848, von denen auch die bei- den heftig berührt wurden, entsagten die rben, Friedrich Wilhelm von H.-Hechin- te seit 13. Sept. 1838) und Karl Anton igmaringen (succedierte infolge Cession ater 27. Aug. 1848), der Regierung 7. Dez. 1849, und die Fürstentümer hörten hiermit auf, souveräne Staaten zu sein, indem sie kraft jener Erbverträge an die Krone Preußen übergingen, welche 12. März 1850 das Land in Besitz nahm. Die beiden Fürsten zogen sich mit den Prärogativen der nachgeborenen Prinzen des königl. preuß. Hauses und dem Prädikat «Hoheit» ins Privatleben zurück. Am 23. Aug. 1851 nahm König Friedrich Wilhelm IV. zu Hechingen die Erbhuldigung an. Im Jan. 1852 wurden die Organisationsdekrete vollzogen, wonach die hohenzoll. Lande einen preuß. Regierungsbezirk bildeten und die Justizorganisation auf preuß. Fuß eingerichtet ward. Die Fürstentümer traten hiermit ganz in die Stellung einer preuß. Provinz ein und erhielten auch als solche ihre Vertretung in den preuß. Kammern. Die Linie H.-Hechingen starb 3. Sept. 1869 mit Friedrich Wilhelm im Mannsstamm aus, da dessen Kinder aus der Ehe mit Amalie, geborene Freiin Schenk von Geyern, den Titel Grafen von Rothenburg führen. Haupt der Linie H.-Sigmaringen ist Karl Anton, Fürst von Hohenzollern (s. d.).

Als Früchte der vom König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen angeordneten Erforschung der Urgeschichte seines Hauses durch den königl. Oberceremonienmeister von Stillfried, später unter Mitwirkung Märckers, sind zu nennen: «Monumenta Zollerana» (Bd. 1—7, mit Gesamtregister, Berl. 1852—66); «Altertümer und Kunstdenkmale des Erlauchten Hauses H.» (2 Bde., Berl. 1831—67); «Hohenzoll. Forschungen» (Tl. 1, Berl. 1847); vgl. ferner: Riedel, «Die Ahnherren des preuß. Königshauses» (Berl. 1854); Cohn, «Stammtafeln zur Geschichte der deutschen Staaten» (Braunschw. 1871); Graf Stillfried-Alcantara und B. Kugler, «Die H. und das deutsche Vaterland» (Münch. 1882).

Hohenzollern (Karl Anton, Fürst von), geb. 7. Sept. 1811, folgte seinem Vater, dem Fürsten Karl, nach dessen Abdankung am 27. Aug. 1848 in der Regierung des Fürstentums Hohenzollern-Sigmaringen, trat aber schon 7. Dez. 1849 sein Land dem König von Preußen ab, erhielt am 20. März 1850 das Prädikat «Hoheit» mit den Prärogativen eines nachgeborenen Prinzen des königl. preuß. Hauses und wurde 1853 preuß. Generallieutenant. Im J. 1854 wurde er, um Einsprache gegen den Krimkrieg zu erheben, nach Paris gesandt. Am 5. Nov. 1858 zum Präsidenten des Staatsministeriums berufen, wurde er 31. Mai 1859 General der Infanterie und erhielt anläßlich der Krönungsfeier zu Königsberg 18. Okt. 1861 das Prädikat «Königl. Hoheit». Den Vorsitz des Staatsministeriums legte er im März 1862 nieder und wurde 1863 Militärgouverneur der Rheinprovinz und von Westfalen. Im J. 1871 von dieser Stellung entbunden, residiert er seitdem meist auf seinem Schlosse zu Sigmaringen (in welchem er eins der reichhaltigsten kunsthistor. Museen Deutschlands errichtet hat), außerdem in den Schlössern zu Krauchenwies und Weinburg. Er ist stellvertretender Präses der Landesverteidigungskommission und Chef des 1. magdeburgischen Infanterieregiments Nr. 26. Aus seiner am 21. Okt. 1834 geschlossenen Ehe mit der Prinzessin Josephine von Baden sind entsprossen: Erbprinz Leopold, geb. 22. Sept. 1835, preuß. Generallieutenant, dessen span. Thronkandidatur 1870 der Vorwand zur franz. Kriegserklärung wurde; Prinzessin Stephanie, geb.

15 Juli 1837, gest. 17. Juli 1859 als Gemahlin des Königs Pedro V. von Portugal; Karl (s. d.), geb. 20. April 1839, seit 1866 Fürst und seit 1881 König von Rumänien; Prinz Anton, geb. 7. Okt. 1841, gest. an seiner in der Schlacht bei Königgrätz erhaltenen Verwundung 5. Aug. 1866; Prinz Friedrich, geb. 25. Juni 1843, preuß. Oberst und Brigadier; Prinzessin Marie, geb. 17. Nov. 1845, Gemahlin des Grafen Philipp von Flandern.

Hohenzollern oder die Hohenzollernschen Lande, die durch den Vertrag vom 7. Dez. 1849 dem preuß. Staatsverbande einverleibten Fürstentümer Hohenzollern-Hechingen und Hohenzollern-Sigmaringen in Schwaben, bilden zusammen den Regierungsbezirk Sigmaringen, der administrativ unter dem Oberpräsidium der Rheinprovinz, in kath. Kirchensachen unter dem Erzbistum Freiburg i. Br. steht und in judizieller Hinsicht (mit einem Landgericht zu Hechingen) zum Ressort des Oberlandesgerichts Frankfurt a. M. gehört. Seit 1873 ist H. zu einem Kommunalverbande mit provinzialständischer Vertretung vereinigt, welche in Sigmaringen tagt. Die zur Selbstverwaltung weiter erforderlichen Einrichtungen befinden sich noch im Stadium der Entwickelung. Von Württemberg und Baden umgrenzt, hat der Regierungsbezirk mit Einschluß von neun kleinen Parzellen, die als Exklaven in den fremdherrlichen Nachbargebieten liegen, und mit Ausschluß der von ihm selbst umfaßten drei württemb. Enklaven, ein Areal von 1142,83 qkm mit (1881) 67624 E. Davon sind 64491 Katholiken, 2221 Evangelische, 771 Juden. Eingeteilt wird der Regierungsbezirk in die Oberamtsbezirke Sigmaringen, Gammertingen, Haigerloch und Hechingen, und die fünf Amtsgerichte haben ihren Sitz in ebendiesen vier Orten und ferner in Wald. Das Land H. zieht sich als ein langer, schmaler Landstreifen vom Neckar über die Donau bis in die Nähe des Bodensees und wird, wie ganz Schwaben, durch die Rauhe Alp, die sich in einzelnen Punkten bis gegen 1000 m erhebt, in das Oberland an der Donau- oder Südseite und das Unterland an der Neckar- oder Nordseite geteilt. Im Süden sammeln sich die Gebirgswasser in dem hochgelegenen Bett der Donau, welche hier auf ihrem 22 km langen Laufe weder schiffbar noch flößbar ist, aber mehrere wasserreiche Nebenflüsse, wie links die Schmiecha und die Lauchart, rechts die Ablach, aufnimmt. Im Norden scheidet das tiefeingesenkte, milde Neckarthal die Alp vom Schwarzwald und nimmt von jener die Eyach und Starzel, von diesem her die Glatt auf. Die Glatt und der Neckar selbst sind die einzigen Gewässer H.s, die als Wasserstraßen zum Verflößen der reichen Holzmassen der Umgegend benutzt werden. Das vielfach durchklüftete Kalkgebirge der Alp liefert an verschiedenen Stellen des Unterlandes wertvolles Eisen. Im Eyachthal hat man bei Stetten ein mächtiges Steinsalzlager erbohrt und eine Saline angelegt. Auch ist das Land reich an Mineralquellen und Bädern, von denen Imnau im Eyachthal das besuchteste. Die fruchtbarsten und zugleich industriellsten Gegenden finden sich im Unterlande, wo der ergiebige Boden und ein mildes Klima außer Ackerbau und Viehzucht auch Obst-, Hopfen- und selbst einigen Weinbau zulassen. Ein vorzügliches Eisen liefern seit alter Zeit die Hüttenwerke zu Laucharthal und Thiergarten, und seit Eintritt des Landes (1834) in den Deutschen Zollverein hat sich auch eine bedeutende Fabrikthätigkeit (Baumwollspinnereien zu Laucharthal und Karlsthal) entwickelt. Die Provinzialfarben des Landes sind Weiß-Schwarz.

Das ehemalige Fürstentum Hohenzollern-Hechingen, aus der eigentlichen alten Grafschaft H. bestehend, bildete den nördl. Teil des Gesamtgebietes, das Unterland am westl. Abhang der Alp, und umfaßte 372,1 qkm mit 32481 E. Infolge des Friedens zu Lunéville (1801) verlor es die lehnsherrlichen Rechte in den lüttichschen Herrschaften und wurde dafür im Reichsdeputationshauptschlusse von 1803 durch die Herrschaft Hirschlatt und das Nonnenkloster Maria-Gnadenthal im Dorfe Stetten entschädigt. Durch den Beitritt des Fürsten Hermann Friedrich Otto zum Rheinbund wurde es 1806 souverän. Die Haupt- und Residenzstadt war Hechingen (s. d.). Das Fürstentum hatte seit 1796 eine landständische Verfassung, die 1835 revidiert wurde.

Das ehemalige Fürstentum Hohenzollern-Sigmaringen war aus dem sigmaring. Oberlande im Gebiet der Donau und dem sigmaring. Unterlande im Neckargebiet gebildet und umfaßt 770,7 qkm mit 35143 E. Es bestand aus dem unmittelbaren Fürstentum H.-Sigmaringen, aus den unmittelbaren fürstl. Obervogteiämtern Achberg und Beuern, aus den standesherrlichen fürstl. Thurn- und Taxisschen Oberämtern Ostrach und Strasberg und den fürstl. Fürstenbergschen Patrimonial-Obervogteiämtern Jungnau und Trochtelfingen. Durch den Lunéviller Frieden verlor es die Feudalrechte in den niederländ. Herrschaften und die Domänen in Belgien, wofür ihm die Herrschaft Glatt und die Klöster Inzighofen, Klosterbeuern und Holeschein zuteil wurden. Infolge der Aufnahme des Fürsten Anton Aloys Meinrad in den Rheinbund wurde es souverän und erhielt die Herrschaften Achberg und Hohenfels, die Klöster Klosterwald und Habsthal, ferner die Souveränität über alle ritterschaftlichen Besitzungen innerhalb seines Gebietes und der Territorien im Norden der Donau, sowie die Oberhoheit über die Thurn- und Taxisschen Herrschaften Ostrach und Strasberg. Die Haupt- und Residenzstadt war Sigmaringen.

Vgl. Barth, «Hohenzoll. Chronik» (Sigmar. 1860); Cramer, «Die Grafschaft H.» (Stuttg. 1853).

Hohenzollernscher Hausorden. 1) Königl. preuß. Hausorden, 23. Aug. 1851 von König Friedrich Wilhelm IV. gestiftet und von König Wilhelm I. 18. Okt. 1861 erweitert, zerfällt in Großkomture, Komture, Ritter und Inhaber. Das Abzeichen besteht in einem goldenen, weiß emaillierten, goldgekrönten Kreuze, welches in der Mitte ein rundes Schild mit dem königl. Adler auf weißem Grunde und von einem blauen Bande mit der Inschrift «Vom Fels zum Meer» umgeben zeigt. Das Band ist weiß und dreimal schwarz gestreift. Die Großkomture tragen auch die Brustkette, welche mit den hohenzoll. und nürnberg. Wappenschilden und dem Scepterschilde des Erzkämmereramts geschmückt ist. Der Orden wird hauptsächlich für Verdienste um das königl. Haus verliehen, der Adler der Inhaber an Personen des Lehrerstandes. 2) Fürstl. Hausorden, 5. Juli 1841 von den Fürsten von Hohenzollern-Hechingen und Sigmaringen gestiftet, wird auch seit der Vereinigung der Hohenzollernschen Lande mit Preu-

1. Tropfsteinhöhle auf Antiparos.

2. Querschnitt einer Höhle bei Wicksworth mit Lehm und Tierresten.

3. Höhlenförmige Ausspülungen in Sandsteinfelsen der Sächsischen Schweiz.

4. Fingalshöhle auf Staffa.

dem Fürsten von Hohenzollern mit königl.
ung verliehen, nachdem er am 23. Aug.
r die preuß. Orden aufgenommen worden.
t in das Ehrenkreuz erster, zweiter und
ffe und ist in seiner äußern Form dem
den im wesentlichen ähnlich. Dem Or-
och eine goldene und eine silberne Ver-
ille affiliiert. Vgl. Schneider, «Der
ausorden von Hohenzollern und der
usorden von Hohenzollern» (Berl. 1869).

e Gewalt (lat. vis major, frz. force
bedeutet nicht bloß die Naturgewalt, son-
er jurist. Ausdruck für jedes von dem da-
troffenen nicht verschuldete und durch An-
der erforderlichen Sorgfalt unabwend-
ignis (z. B. Räuber überfallen einen nach
ähnlichen Verhältnissen der Lokalität ge-
edeckten Transport). Was im einzelnen
re Gewalt zu betrachten sei, läßt sich im
en nicht sagen, sondern hängt wesentlich
Umständen des einzelnen Falles ab: ob die
oraussichtlich und eine Vorkehr zur Ab-
derselben möglich war oder nicht. Der
r höhern Gewalt ist außerordentlich wich-
ntlich für das Frachtrecht (See- und Land-,
und Personentransport), da der Fracht-
sp. seehandelsrechtlich der Verfrachter, im
Umfang für Beschädigung und Untergang
trauten Waren einsteht und seine Haftung
r Grenze der höhern Gewalt Halt macht.
ilt nach dem Haftpflichtgesetz vom 7. Juni
l (ähnlich andere deutsche und ausländi-
e) für die beim Eisenbahnbetrieb vorkom-
Tötungen und Körperverletzungen von
und er gilt nach gemeinem (röm.) Recht
ogier- und Hotelwirte bezüglich der von
r ihren Untergebenen oder Vertretern an-
nen Sachen (Reisegepäck u. s. w.) der
te. Der Grund einer solchen Ausdehnung
ng war im röm. Recht offenbar der eines
Mißtrauens gegenüber den Herbergswir-
Transportschiffern: man vermutete deren
mit dem Verderbenden. Ist auch dieser
s öffentlichen Mißtrauens längst geschwun-
hat man doch an dessen Folgerung in der
en Weise festgehalten, und die Haftung für
n Beschädigten nicht selbst verschuldeten
in der natürlichen Beschaffenheit des Guts
en Schaden, ausgenommen höhere Ge-
im jetzt allgemeiner Spezialsatz des Fracht-
rn Eisenbahnrechts geworden. Den Be-
höhern Gewalt definiert neuerdings Exner
huts «Zeitschrift für das Privat- und
Recht der Gegenwart», Bd. 10, Wien
Höhere Gewalt im Sinne der hier in Be-
ommenen Rechtsnormen ist ein Ereignis,
1) außerhalb des Betriebskreises der be-
Verkehrsunternehmung entsprungen,
einwirken in diesen Betriebskreis einen
an Leib oder Gut verursacht hat, und
vermöge der Art und Wucht seines Auf-
e im ordentlichen Laufe des Lebens zu ge-
en Zufälle augenscheinlich übersteigt.»

ut (der), ein Bergstock der Emmenalpen
, 20) im schweiz. Kanton Bern, erhebt
estlich vom Brienzergrat (s. Brienz), von
rch das Quellthal der Großen Emme ge-
mit mehrern Gipfeln zu 2000—2200 m
Meere. Von W. nach O. gerichtet, aus Kalkstein der Kreideformation und Quarzsandstein der Nummulitenformation bestehend, stürzt der Berg nördlich mit kahlen, steilen Kalkwänden ab, während sich auf dem Südabfall steinige Alpweiden und Waldungen ausbreiten. Die wichtigsten Erhebungen sind das Widderfeld (2071 m) im W., das Trogenhorn (2038 m) in der Mitte und der eigentliche H. (2199 m) am Ostende des Gipfelgrates, von dem, rasch an Höhe abnehmend, die Kette der Jurtenfluh und des Scherpfenberges östlich bis zum Durchbruch der Emme zwischen H. und Schrattenfluh ausläuft. Seiner Aussicht wegen wird der Berg nicht selten von Interlaken aus über Habkeren oder auf steilem Pfade von Schangnau im Emmenthal aus bestiegen.

Hohkirchen, s. Hochkirch.

Hohlcelte, s. unter Celte.

Höhlen nennt man leere oder teilweise mit Wasser angefüllte Räume unter der Erde, die entweder völlig verschlossen oder durch schmale, öfters durch Kunst erweiterte Öffnungen zugänglich sind. Da sie meist durch die auflösende Thätigkeit des im Gebirgsinnern cirkulierenden Wassers entstanden sind, und Kalkstein, Dolomit und Gips in größter Menge vom Wasser aufgelöst werden, so sind Territorien, die aus den genannten Gesteinsarten zusammengesetzt werden, die hauptsächlichste Heimat der H. Dieselben bilden meist größere, zusammenhängende Höhlensysteme, die sich bald durch enge Kanäle schlauch- oder spaltenartig fortziehen, bald wieder großartig in Kammern, Hallen, hochgewölbten Domen erweitern. Nicht minder groß ist die Abwechselung in der Höhenlage der einzelnen Teile eines und desselben Höhlensystems, indem die Hohlräume streckenweise horizontal laufen, in die Höhe steigen, sich wieder senken, zuweilen jähe Abstürze bilden, und sich sehr verschiedenartig, oft viele Kilometer weit ausdehnen. So soll die Mammutshöhle bei Greenriver in Kentucky 15 km und mit ihren Seitengängen und Verzweigungen 260 km Ausdehnung haben.

Nach A. von Humboldts Vorgange unterscheidet man: Spaltenhöhlen; Gewölbhöhlen, die man auch Grotten nennt, wenn sie geringe Tiefe oder einen weiten Eingang haben; Schlauchhöhlen, enge, gewundene Kanäle. Die meisten H. bestehen aus Kombinationen dieser drei Formen. Die H. in den Kalk- und Dolomitgebirgen gewinnen besonders an Interesse durch die Bildungen von Höhlenkalk, Kalksinter oder Tropfstein (s. d.), welche die Höhlenwände in der seltsamsten Weise inkrustieren. Zu den berühmtesten dieser Tropfstein- oder Stalaktitenhöhlen gehören die von Adelsberg im Karstgebirge, die Baumanns-, Biels- und Scharzfelder H. im Harz, die Dechenhöhle in Westfalen, die H. in der Gegend von Muggendorf in Franken, die Nabelhöhle bei Pfullingen in Schwaben, die von Antiparos im Ägäischen Meere. (S. Tafel: Höhlen, Fig. 1.) Viele derselben sind zugleich Knochenhöhlen, in denen sich die Überreste vorweltlicher Tiere finden. (S. Fig. 2.) In Sandsteinfelsen finden sich oft höhlenartige Ausspülungen, wie namentlich in der Sächsischen Schweiz. (S. Fig. 3.) Die in manchen vulkanischen Gesteinen vorkommenden H. sind meist nur kolossale Blasenräume, die durch die Entwickelung von Wasserdämpfen und Gasen bei dem ursprünglichen Hervordrängen der geschmolzenen Massen aus dem Erdinnern entstanden sind.

[illegible]

Hohlkehle. [illegible]

Hohlkehlen. [illegible]

[illegible]

Hohlmaß. [illegible]

Hohlmaßen. [illegible]

Hohlmaßstab. [illegible]

Hohlmaßstäbe. [illegible]

Hohlmaßstein. [illegible]

Hohlmaßstein. [illegible]

Hohle See. [illegible]

[illegible]

Hohle Wand. [illegible] Wand verbor-
bei Trennung zwischen Höhle und Wand, in der

[illegible] ist sie offen. Die hohle Wand ist [illegible] des Aufbrennens glühender Hufeisen, [illegible] der Hufsohle durch Auflegen glühender [illegible] gerichteter und nicht mit ebener [illegible] Eisen u. s. w. Die getrennte [illegible] wieder an; Heilung erfolgt [illegible] Herabwachsen des Horns. [illegible] sich nach den Verhältnissen.

Hohlgeschoß, ausgehöhltes Geschoß, welches [illegible] Brandsatz, oder auch [illegible] je nachdem als [illegible] Brandgranate, oder als [illegible] wird. (S. unter Geschoß.)

Hohlkehle ist ein sehr häufig vorkommendes [illegible] die Form eines Viertel- [illegible] hat oder aus zwei Viertel- [illegible] Halbmesser zusammen- [illegible] teils an einzelnen Architekten [illegible] Gesimsen, Säulenfüßen u. s. w. [illegible] Gliedern, wie Plättchen [illegible] als Vermittelung des [illegible] zur Deckenfläche zur [illegible] ist die H. über einem [illegible] Glied der [illegible] ägypt. Baudenkmäler, [illegible] der geflügelten Sonnen- [illegible] geschmückt ist. [illegible] und röm. Säulenschäfte [illegible] einem großen Rundstab [illegible] zweimaliger Wiederholung, [illegible] Rundstäbchen getrennt [illegible] zwischen zwei Rundstäben [illegible] vor attische Basis). [illegible] die H. an den Bändel- [illegible] an den Wasserschlägen [illegible] Rolle.

Hohlkugel, [illegible] Hohlgeschoß, s. unter [illegible]

Hohlmaße [illegible] Gefäße von gesetzlich [illegible] gesetzlich bestimmter [illegible] Kegel), [illegible] und schütt- [illegible] diejenigen Größen [illegible] Teilgrößen und Mehr- [illegible] Meßwerkzeuge [illegible] ungefährten Art) gibt und [illegible] z. B. das Liter, Deci- [illegible] zu den abstrakten [illegible] Kubikdecimeter u. s. w.) [illegible] die H. je nach dem [illegible] von verschiedener Größe [illegible] Namen. Diese Ver- [illegible] dadurch vermindert, daß man [illegible] Waren, wenigstens im Groß- [illegible] nach dem H., sondern nach dem [illegible] ganz beseitigt wurde dieselbe [illegible] des Metrischen Systems (s. d.).

Hohlmünzen, soviel wie Bracteaten (s. d.).

Hohlsonde, s. Sonde.

Hohlspat, ungebräuchlich gewordene Bezeichnung Werners für das Mineral Chiastolith (s. d.).

Hohlspiegel, s. Brennspiegel.

Hohlstein, s. unter Löwenberg.

Hohltauben, s. Tauben.

Hohltraverse, s. unter Traversen.

Hohlwerden der Bäume. Bei größern [illegible] wundungen des Gipfels tritt sehr oft an Bäu[illegible] eine Zersetzung des Kernholzes auf, welches [illegible] günstigt wird durch den Zutritt des Regenwas[illegible]

s Innere, durch Einwandern von Pilzen u. dgl. Folge davon ist, daß allmählich der ganze m bis zur Wurzel ausfault und hohl wird. i dieser Zersetzung zunächst nur das alte Holz t wird, so können hohle Bäume noch lange Zeit, hrhundertelang, ohne weitere Krankheitser- ngen zu zeigen, fortleben, denn die Leitung hrstoffe aus den Wurzeln nach den Zweigen adurch nicht unterbrochen, ebenso wenig das he Dickenwachstum, da das Cambium unge- neue Jahresringe bilden kann. Auch die Ge- estigkeit des Stammes leidet nur wenig darun- enn es bleibt immer noch ein Hohlcylinder von zurück, der vollkommen genügt, um die nötige ngsfestigkeit herzustellen. Erst wenn zu dem ch Längsrisse, etwa durch Wirkung des Frostes durch äußere Verwundungen, hinzutreten, wird Festigkeit eine geringere. Aber auch in diesem nde erhalten sich die Bäume noch lange Zeit, n eine Vernarbung und Überwallung der rn Wunden eintritt, die oft so weit geht, daß en einzelnen Längslamellen auch die Innen- wieder mit Rinde umgeben wird und nun Teil des Stammes für sich in die Dicke t, ja selbst Wurzeln und Zweige nach innen . Diese letztere Erscheinung kommt oft bei Linden und Birken, aber auch bei andern en vor; es sieht dann der Stamm fast so als wäre er aus mehrern gesonderten Stämm- sammengesetzt.

geeigneter Behandlung (Verschmieren der en durch Baumwachs oder Lehm und Aus- des Hohlraums mit Steinen) lassen sich alte e noch lange lebensfähig erhalten. Weniger pfehlen ist dagegen das häufig angewandte rennen, um der Fäulnis Einhalt zu thun, weil rch der Holzcylinder immer dünner wird und dem durch die Hitze viele noch gesunde Teile t werden. [s. Corydalis.

hlwurz (Corydalis bulbosa), Pflanzenart,

hlzahn, Pflanzenart, s. unter Galeopsis.

hlziegel, s. u. Thonwarenfabrikation.

hlzirkel oder Lochzirkel (frz. compas ique, engl. inside callipers), ein Instrument, s dessen der Durchmesser von Hohlräumen en wird. Dasselbe besteht, wie die Figur zeigt, aus zwei durch ein Scharnier verbundenen Schenkeln, deren äußerste Enden auswärts gebogen und stumpf sind. Beim Gebrauch wird der H. in die zu messende Höhlung eingebracht, bis zur Berührung seiner Schenkel mit den Wänden geöffnet und hierauf vorsichtig herausgezogen; die Entfernung der äußersten Schenkelpunkte von-

er gibt alsdann die Weite der Höhlung an. nn in einfacher Weise einen Hohlzirkel aus Greifzirkel (s. d.) herstellen, indem man die rmigen Enden des letztern um das Schar- gestalt dreht, daß die Enden desselben nicht nander, sondern auseinander stehen. Ein durch Justierschraube genau einstellbarer H. rmacher ist der sog. Tanzmeister.

n (Georg), Landschaftsmaler, geb. 1813 zu lis, besuchte die Akademie zu Berlin und ließ ter in Dessau nieder. Sein erstes bedeuten- s war der Klosterhof (1836).

Hohnieſen, Berggipfel in den berner Alpen. (S. unter Hoher Göll und Nieſen.)

Hohnſtein, eine Grafschaft im nördl. Thüringen, im N. durch den Harz, im O. durch die Helme und untere Unstrut, im S. durch die obere Unstrut und obere Leine und im W. durch die untere Leine begrenzt, entstand aus dem Harz-, Zorge- und Helmegau. Im J. 1130 lebte ein Graf Konrad, der sich nach der Burg Hohnstein nannte, deren Ruine im hannov. Amte Neustadt liegt. Ihn beerbte ein Graf von Bielstein, dessen Sohn Ilger I. sich nun Graf von H. nannte. Von seinen Nachkommen wurden nach und nach die umliegenden dynastischen Herrschaften Lohra, Klettenberg, Heringen, Kelbra, Scharzfels, Lauterberg und endlich auch die Stifter Ilefeld und Walkenried erworben. Heinrich VI. und Dietrich V. stifteten 1350 die Linien H.-Klettenberg und H.-Heldrungen. Die letztere teilte sich abermals in die Zweige Heringen, bei dessen Aussterben 1439 sein ganzes Besitztum, die Goldene Aue, an Stolberg und Schwarzburg gedieh, und Kelbra, welcher 1480 seine Stammgüter, die Herrschaft Heldrungen, an Mansfeld käuflich überließ, dagegen aber in der Mark Brandenburg die Herrschaft Vierraden erwarb und sich von nun an danach nannte. Der letzte dieses Zweigs und des ganzen hohnsteinschen Geschlechts war Graf Wilhelm II., gest. 1609. Die Linie H.-Klettenberg war bereits 1593 mit dem Grafen Ernst VII. erloschen; um ihren Nachlaß hatten, da die andere Hauptlinie nicht zur gesamten Hand beliehen war, Herzog Julius von Braunschweig, der Bischof von Halberstadt als Lehnsherr und die Grafen Christoph von Stolberg und Günther von Schwarzburg, welche beide sich auf ihre 1433 mit H. abgeschlossene Erbverbrüderung stützten, einen langwierigen Streit erhoben. Derselbe dauerte noch fort, als der Dreißigjährige Krieg ausbrach, in welchem die alte Stammburg H. 1636 von dem sächs. Hauptmann Vitzthum von Eckstädt zerstört wurde. Endlich kamen durch den Westfälischen Frieden, zugleich mit dem Bistum Halberstadt, die Herrschaften Lohra und Klettenberg an Brandenburg, welches dieselben 1649—1702 an die Grafen von Wittgenstein verlieh. Das eigentliche H. blieb bei dem Hause Braunschweig. Gegenwärtig steht die ganze Grafschaft H. unter preuß. Hoheit mit Ausnahme des ehemaligen Stifts Walkenried, das zu Braunschweig gehört.

Hohnſtein, Stadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Dresden, Amtshauptmannschaft Pirna, 12 km ostnordöstlich von Pirna, malerisch in der Sächsischen Schweiz an der Polenz gelegen, von einem alten Bergschloß (jetzt Korrektionsanstalt) überragt, ist Sitz einer Oberförsterei und zählt (1880) 1434 E., welche Weberei und Hopfenbau treiben. Der Stadt gegenüber liegt der 110 m hohe Hockstein.

Hohnſtein, Burgruine bei Ilfeld (s. d.) im Harz.

Hohofen oder Hochofen, ein großer, feuerfester Schachtofen, der zur Verhüttung der Erze, speziell zur Darstellung des Roheisens dient. (S. unter Eiſenerzeugung, Bd. V, S. 896, woselbst auch Abbildung.)

Höhr, Flecken in der preuß. Provinz Hessen-Nassau, Regierungsbezirk Wiesbaden, Unterwesterwaldkreis, 8 km im NO. von Koblenz, ist Sitz eines Amtsgerichts und hat eine keramische und eine Realschule und (1884) 2450 meist kath. E..

welche bedeutende Fabrikation von Thonwaren und Thonluxuswaren, Thonröhren, Thonpfeifen, altdeutschen Steinkrügen, Cigarren, Bauornamenten, ferner Korkschneiderei und Hopfenbau treiben.

Hohrappoltstein, s. Rappoltstein.

Hohrohnen, soviel wie Hohe Rhonen.

Höhscheid, Stadtgemeinde im preuß. Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Solingen, 4 km im SW. von Solingen, in einem Seitenthal der Wupper, besteht aus 122 kleinen Orten (Auf der Höhe, Neuenhof, Linden, Widdert u. s. w.) mit zusammen (1880) 11020 meist prot. E., welche Eisen-, Stahl- und Messingwarenfabriken, Eisengießereien und einen Eisenhammer unterhalten.

Hohwald, Dorf im Kreise Schlettstadt des elsaß-lothring. Bezirks Unterelsaß, an der Andlau, 15 km westlich von Barr, in den Vogesen, 610 m über dem Meere, zählt (1880) 682 E. und ist ein beliebter Sommeraufenthaltsort mit Badeanstalt und prächtigen Waldungen.

Hokkovögel oder Baumhühner (Cracidae) bilden eine Familie der Hühnervögel, die in den Waldungen Südamerikas einheimisch ist und durch den spornlosen Lauf, die tief eingelenkte Hinterzehe und die Einweibigkeit sich von den Hühnern unterscheiden. Es sind große Vögel mit derbem Gefieder, abgerundeten Flügeln, starkgewölbtem Schnabel und hohen Beinen, die nur in den Waldungen leben, sich von Früchten und Sämereien nähren, ihre flachen Nester auf Bäumen in Höhlen bauen, wenige Eier legen und ein vortreffliches Fleisch besitzen, weshalb sie mit Eifer gejagt werden. Man besitzt jetzt mehrere Arten (Crax alector, rubra u. s. w.) in Tiergärten, wo es aber nur sehr schwer gelingt, sie zum Brüten zu bringen.

Hokuspokus, eine von Gauklern bei ihren Kunststücken gebrauchte Formel, deren Etymologie nicht sicher festgestellt ist. Vermutlich ist sie verderbt aus den gemißbrauchten Worten «hoc est corpus» (meum), welche in der kath. Kirche bei Weihung der Hostie gesprochen werden. Nach anderer Ansicht sind, da es ehemals Ockes Bockes oder Okes Boks geschrieben wurde, die Wörter Ochs und Bock als Namen von Opfertieren darin enthalten. Im allgemeinen bezeichnet der Ausdruck jetzt Gaukelei und Taschenspielerei.

Hol (Richard), niederländ. Komponist, geb. zu Amsterdam 23. Juli 1825, wurde zuerst in der dortigen königl. Musikschule, dann auf dem leipziger Konservatorium gebildet und war längere Zeit in seiner Vaterstadt als Lehrer und Dirigent thätig, ist aber seit 1863 städtischer Musikdirektor, Organist an der Domkirche und Direktor der Musikschule in Utrecht. Seine zahlreichen Werke behandeln fast sämtliche Gattungen der Komposition.

Holar (Wenzel), s. Hollar.

Hólar, Dorf auf Island, unfern der Nordküste, 32 km von der Südspitze des Eyja Fjördr, war 1106—97 Bischofssitz und hat eine steinerne Domkirche. Früher bestand zu H. eine gelehrte Schule.

Holbach (Paul Heinr. Dietrich, Baron von), franz. Philosoph des 18. Jahrh., der Sohn eines reichen Emporkömmlings, geb. um 1723 zu Heidelsheim in der bayr. Pfalz, kam in früher Jugend nach Paris, wo er bis zu seinem Tode lebte. Er verheiratete sich jung, und da seine Frau bald starb, heiratete er mit päpstl. Dispens deren Schwester Charlotte Susanna d'Aine, die erst 16. Juni 1814 starb. Er selbst starb 21. Juni 1789. H. wird gerühmt als liebevoller Familienvater, als treuer Freund, als ein sehr wohlthätiger und geselliger Mann. An seiner Tafel versammelten sich die Denker und Schriftsteller jener Epoche, wie Condorcet, Diderot, Duclos, Helvétius, Raynal, eine Zeit lang auch Rousseau, Buffon u. a. Er selbst war einer der geistvollsten und auf die Entwickelung der Zeit einflußreichsten Schriftsteller, ein systematischer Kopf von umfassendem Wissen und gründlicherm Scharfsinn als die meisten seiner Genossen. Mit Eifer und Anstrengung arbeitete H. für die Ausbreitung des Naturalismus, während er zugleich das Christentum und überhaupt jede positive Religion bekämpfte. Seine schriftstellerische Thätigkeit eröffnete er 1752 mit Übersetzung einer Reihe von naturwissenschaftlichen und technischen Schriften, vorzüglich aus dem Deutschen. Als 1759 Boulanger, ein geistvoller junger Ingenieur, starb, begann H. dessen hinterlassene Handschriften zu überarbeiten und herauszugeben. Manches schob er geradezu unter, namentlich den «Christianisme dévoilé» (zuerst in Nancy gedruckt und mit der Bezeichnung Lond. 1767 erschienen), ein für damalige Zeit sehr merkwürdiges Buch, und das «Examen critique de la vie et des ouvrages de Saint-Paul» (Lond. 1770). Diesen schloß sich 1767—70 eine Reihe von Schriften verwandten Inhalts an, wie «La contagion sacrée» (1767), «De l'imposture sacerdotale» (1767), «Lettres à Eugénie, ou préservatif contre les préjugés» (1768), «Les prêtres démasqués» (1768) und «L'esprit du judaisme» (1770), in denen teils die Widersprüche der heiligen Schriften hervorgezogen, teils alle Religionen als Erzeugnis priesterlichen Eigennutzes dargestellt werden. Zum Teil waren diese Schriften Bearbeitungen von Werken engl. Deisten, z. B. Tolands, Tindals, Collins'. Hierher gehört auch die Schrift «Ecce homo», die ohne Ort und Datum unter dem Titel «Histoire critique de Jésus-Christ, ou analyse raisonnée des évangiles» um 1770 herauskam (engl., Edinb. 1799 u. Lond. 1813). Im J. 1770 erschien das «Système de la nature» (deutsch, Lpz. 1843), welches man gewöhnlich als H.s Hauptwerk ansieht. Diese «Bibel des Materialismus» ist freilich nicht von ihm allein verfaßt, sondern in mannigfacher Arbeit und Überarbeitung aus dem in seinem Hause verkehrenden Kreise der sog. Encyklopädisten (s. d.) hervorgegangen: es ist eine systematische, umfassende, aber im allgemeinen trockene und schwerfällige Darstellung des ausgesprochenen Materialismus, bildet aber nach dieser Richtung den Abschluß der Entwickelung des franz. Aufklärungszeitalters. Einen gedrängten und populär gehaltenen Auszug daraus ließ H. unter dem Titel «Le bon sens, ou idées naturelles opposées aux surnaturelles» 1772 erscheinen. In spätern Schriften bemühte sich H. zu zeigen, daß die Religion zur Moral und zum Völkerglück, das auf dieser beruhe, nicht nur entbehrlich, sondern sogar sehr nachteilig sei. Dahin gehören: «Essai sur les préjugés» (1770), «La politique naturelle» (2 Bde., 1773), «Système social» (2 Bde., 1773), «L'éthocratie, ou le gouvernement fondé sur la morale» (1776), «La morale universelle» (1776). Alle diese Schriften erschienen teils anonym, teils unter dem Namen verstorbener Personen, teils als bloße Übersetzungen aus dem Englischen. Die Kaiserin Katharina II. von Rußland zog H. bei der Gesetzgebung zu Rate.

Holbaek, Amt auf der dän. Insel Seeland, zwischen dem Isefjord und dem Großen Belt, zählt (1880) auf 1624,91 qkm 93314 E. Die Hauptstadt Holbaek mit (1880) 3265 E. liegt an der südl. Bucht des Isefjords und ist Station der Linie Roeskilde-Kallundborg der Seeländischen Staatsbahnen.

Holbein, schwäb. Künstlerfamilie, deren Ahnherr Michael um die Mitte des 15. Jahrh. als Lohgerber zu Augsburg lebte. Seine beiden Söhne, Hans und Sigmund, wurden Maler; ihre Lehrer sind unbekannt. Der erstere, im Unterschiede zu seinem gleichnamigen berühmten Sohne, Hans H. der Ältere genannt, war der bedeutendere.

Hans H. der Ältere (geb. um 1460 zu Augsburg, gest. 1524 daselbst) hat manche so treffliche Werke geliefert, daß man bisher geneigt war, sie dem jüngern Hans H. zuzuschreiben. Das älteste datierte Zeugnis seiner Kunst sind vier Bilder aus dem Leben der Maria, Altarflügel, 1493 für die Reichsabtei Weingarten ausgeführt, jetzt im Dome zu Augsburg aufgestellt. Derselben Zeit gehört ein kleines, miniaturartig ausgeführtes Bild, eine thronende Maria in der Moritzkapelle zu Nürnberg, an, welches nebst den erstgenannten unverkennbar den Einfluß der Niederländischen Schule der van Eyck aufweist. Ein ähnlich ausgeführtes Madonnenbildchen auf der Burg zu Nürnberg trägt vor dem Familiennamen des Verfertigers ein S und dürfte deshalb dem jüngern Bruder Sigmund angehören. Die wichtigsten Arbeiten führte Hans H. der Ältere für das Katharinenkloster zu Augsburg aus, welches, seitdem in das städtische Museum verwandelt, dieselben noch bewahrt. Ein großes Altarwerk vollendete er 1506 für die Dominikanerkirche zu Frankfurt a. M., ein anderes für das Kloster Kaisheim bei Donauwörth, 1502, u. s. w., in welchen allen er sich im Beiwerke der Renaissance zuwendet und einen charakterwahren, lebendigen Naturalismus zum Vortrag bringt, der eine gewisse Neigung zum Genrehaften offenbart, aber auch der Anmut und Hoheit nicht entbehrt. Am sichtbarsten treten die Eigentümlichkeiten seiner Kunst in seinem besten Werke, dem Sebastiansaltare in der münchener Pinakothek hervor. Sehr bedeutend war der ältere Hans H. bereits auch als Porträtmaler. Auf einem der augsburger Bilder (die Paulskirche) hat er sich mit seinen beiden Söhnen angebracht. Ein höchst charakteristisches Selbstporträt in Silberstiftzeichnung besitzt der Herzog von Aumale. Skizzenbücher, in welche er in ähnlicher Weise Personen seiner Bekanntschaft, auch seinen Bruder einzeichnete, befinden sich zu Basel und gewähren den interessantesten Einblick in die geistige Physiognomik jener Zeit. Sie sind in Lichtdruck herausgegeben (Nürnberg). Obwohl H. viel beschäftigt gewesen zu sein scheint, starb er doch in ungeordneten Verhältnissen. Sein Bruder Sigmund siedelte nach Bern über, wo er 1540 starb.

Holbein (Hans), genannt der Jüngere, einer der größten deutschen Maler und vorzüglichster Vertreter der Renaissance, geb. 1497 zu Augsburg, wurde nebst dem minder bedeutenden Bruder Ambrosius vom Vater zum Künstler herangebildet. [illegible] wählte Basel zum Ort seiner Thätigkeit, wo er [illegible] reits 1515 erscheint. Der um jene Zeit vorzugsweise auch in Basel blühende Buchdruck gab H. [illegible]rch Zeichnungen für den Formschnitt den ersten [illegible]laß künstlerischer Bethätigung. Wenigstens be[illegible]hen seine frühesten datierten Arbeiten aus Titeleinfassungen, in welchen bereits der ganze Reichtum seines Kompositionstalents sich entfaltet. Doch zeigen Aufträge geringern Belangs, wie eine bemalte Tischplatte (1515, im Stich herausg. von der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien), das Aushängeschild eines Schulmeisters (1516), daß der Künstler zunächst noch jeden Verdienst wahrzunehmen hatte. Wichtig wurde für ihn seine Verbindung mit dem Buchdrucker Joh. Frobenius, der seine Bekanntschaft mit bedeutenden Gelehrten, namentlich mit Erasmus von Rotterdam vermittelte. Der letztere schenkte ihm seine volle Gunst, nachdem H. ein Exemplar des «Lobes der Narrheit» mit geistreichen Federzeichnungen illustriert hatte. Doch ließ auch schon 1516 der neugewählte Bürgermeister Jakob Meyer nebst seiner Gattin sich von dem jungen Maler porträtieren. Mit dem nächstdatierten Porträt, dem des baseler Professors Bonif. Amerbach, von 1519, gegenwärtig im baseler Museum, steht der 22jährige Jüngling ebenbürtig neben den größten Porträtmalern aller Zeiten. Doch hatte er auch vorher schon Gelegenheit gefunden, sich in größern Kompositionen zu versuchen; 1517 befand er sich in Luzern, wo er den Auftrag erhalten hatte, den Neubau eines Jakob von Hartenstein außen und innen mit Wandmalereien zu schmücken. Erhaltene Skizzen, wie der berühmte Bauerntanz im berliner Museum, beweisen, daß H. für solche Dekorationen mehrfach in Anspruch genommen war. Von den Originalen hat sich nichts erhalten. Auch lieferte H. manche treffliche Entwürfe für die damals in der Schweiz in hohem Ansehen stehende Glasmalerei, meistens biblische Scenen in ornamentalen Einfassungen, aber auch Wappen mit prächtigen Figuren als Wappenhalter. Von monumentalen Arbeiten jener ersten Periode seiner Thätigkeit sind zu nennen: ein Abendmahl, ersichtlich unter dem Einflusse der großen ital. Künstler der vorhergehenden Epoche entstanden; acht Passionsbilder, ebenfalls noch den genannten Einfluß bezeugend, doch höchst lebendig, unter Erstrebung einer dramatischen Wirkung komponiert; die beiden Orgelthüren des baseler Münsters mit Figuren von großer Formenschönheit, leider 1639 durch Übermalung verdorben; zwei Altarbilder, Geburt Christi und Anbetung der Könige, später nach Freiburg i. Br. gebracht; eine Madonna, bezeichnet mit 1522, ursprünglich für den Dom zu Solothurn gemalt, ein Werk von hoher Bedeutung; vor allem aber die Madonna der Familie Meyer von 1526, die schon durch die in der Gemäldegalerie zu Dresden enthaltene Kopie die Bewunderung der Welt erregte. Auf diesem Bilde hat der genannte Bürgermeister sich mit seinen beiden Frauen und seinen Kindern, vor der ganz in nordischer Auffassung vorgeführten Himmelskönigin in Anbetung versunken, darstellen lassen. Das Original, das wahrscheinlich in der Hauskapelle des Bestellers dem 1529 über Basel ergehenden Bildersturm entgangen war, geriet nach den mannigfachsten Schicksalen in Vergessenheit, aus der es, von der Zeit beschädigt und durch Übermalung entstellt, erst in der neuesten Zeit im Besitz der Prinzessin Elisabeth von Hessen-Darmstadt wieder hervorgezogen wurde. In seiner Echtheit mehrfach angezweifelt, wurde es indes 1871 auf der zu Dresden veranstalteten Holbein-Ausstellung, auf welcher es neben dem Bilde der genannten Galerie stand, von einer großen Anzahl der namhaftesten Kunstkritiker anerkannt.

Bei all diesen größern Aufgaben hörte H. nicht auf, für die Buchillustration zu zeichnen, worin er von dem trefflichen Holzschneider Hans Lützelburger unterstützt wurde. Seine bedeutendste Arbeit dieser Art ist der berühmte Totentanz (s. d.), der, schon damals in mehrern Auflagen erschienen, auch neuerlich von Lödel kopiert worden ist. Auch ein Initialenalphabet mit Totentanzbildern existiert aus H.s Hand. Die Ungunst der Zeiten vertrieb den Künstler endlich vom Schauplatze seiner Thätigkeit, und 1526 begab er sich nach England, mit Empfehlungen von Erasmus versehen und vom Kanzler Thomas Morus, der ihn aus mehrern Porträts seines gelehrten Freundes schon kannte, wohl empfangen. Hier wandte er sich ganz der Bildnismalerei zu, wie er denn auch bald nach seiner Ankunft ein großes Familiengemälde seines Gastfreundes ausführte, welches indes nur aus einer Skizze und Studien bekannt ist. Mit Geld reichlich versehen kehrte H. bereits 1528 in seine Heimat zurück, wo er seine schon früher begonnenen Arbeiten im Rathause wieder aufnahm. Aus dieser Zeit rührt auch die Porträtdarstellung seiner Frau und beiden Kinder, auf Papier in Lebensgröße ausgeführt. Die ungünstige Wendung der schweiz. Reformation nötigte den Künstler indes, zum zweiten mal England aufzusuchen, wo er zwar, 1532 angelangt, seinen Gönner nicht mehr im frühern Ansehen fand, doch es in der Folge zum Hofmaler König Heinrichs VIII. brachte. Von größern Kompositionen hat H. in England, soviel bekannt, nur drei ausgeführt, zwei Dekorationsstücke (der Triumph des Reichtums und der Armut) und die Ausstellung des Freibriefs durch den König für die Barbier- und Chirurgengilde. Im übrigen lieferte er, in Öl- und Miniaturmalerei, Zeichnung und selbst Holzschnitt, zahlreiche Porträts, welche, wie das des Goldschmieds Morett zu Dresden, unter die ersten Kunstwerke der Welt zählen. Kein anderer Maler hat es je so verstanden, ohne Hinzuthun aus der eigenen Persönlichkeit, die fremde Individualität voll und wahr aufzufassen und meisterhaft wiederzugeben. Bei den sorgfältiger behandelten Bildern ist die Technik, obwohl sehr einfach, doch unerreichbar, die geistige Durchdringung des Vorwurfs ein Zeugnis höchster Künstlerschaft. Auch für das Kunstgewerbe lieferte H. treffliche Zeichnungen, die später Wenzel Hollar zum Teil in Radierung vervielfältigte. Noch einmal, 1538, sah er Basel und die Seinen wieder; 1543 raffte ihn zu London die Pest dahin. Werke der frühern Zeit finden sich vorzugsweise zu Basel, die spätern Porträts vor allem in England, doch auch zerstreut in den bedeutendsten europ. Sammlungen. Vgl. Woltmann, «H. und seine Zeit» (2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1873—76).

Holbein (Franz Ignaz, Edler von Holbeinsberg), bekannt als Dramaturg und dramatischer Dichter, geb. 27. Aug. 1779 zu Zizzersdorf bei Wien, wurde in seinem 17. Jahre bei der Lottoadministration in Lemberg angestellt und bereiste dann Rußland als Guitarrespieler. Auf Veranlassung des Theaterdirektors Döbbelin betrat er sodann die Bühne, lebte dann einige Zeit in Berlin und nahm 1799 ein Engagement bei dem königl. Hoftheater. Seine Versuche in der Oper fanden Beifall, im Schauspiel aber war ihm seine österr. Mundart nachteilig. Bald darauf wurde er in Glogau mit der Gräfin Lichtenau (der frühern Geliebten König Friedrich Wilhelms II. von Preußen) bekannt, vermählte sich mit dieser, ließ sich aber nach fünf Jahren von ihr scheiden. Er wandte sich nun in Wien wieder der Bühne zu; nachdem er an mehrern Bühnen teils als Direktor, teils als Regisseur fungiert hatte, übernahm er 1825 in Hannover die Direktion des Hoftheaters und 1841 die des Hofburgtheaters in Wien, welche Stellung er bis Ende 1849 behielt. Im J. 1848 hatte er außerdem die Leitung des Hofoperntheaters erhalten, von der er 1853 zurücktrat. Er starb zu Wien 15. Sept. 1855.

H. war in jeder Beziehung ein tüchtiger Bühnenleiter. Er führte für Wien die Autoren-Tantième ein und bearbeitete geschickt die Dichtwerke anderer für die Bühne. Von seinen eigenen Dramen, die bühnengerecht gehalten sind, aber des höhern poetischen Werts entbehren, haben sich einige auf der Bühne erhalten, so «Das Turnier von Kronstein» (1820) und «Der Doppelgänger» (Hannov. 1828; 3. Aufl., Wien 1843). Seine Stücke erschienen zum Teil gesammelt als «Theater» (2 Bde., Rudolst. 1811—12), «Neuestes Theater» (5 Nummern, Pest 1820—23; neue Aufl. 1835) und «Dilettantenbühne» (Wien 1826). Die Schrift «Deutsches Bühnenwesen» (Wien 1853) bildet den ersten Band seiner Memoiren, die nicht weiter erschienen sind.

Holberg (Ludw., Freiherr von), der Schöpfer der neuen dän. Litteratur, geb. 3. Dez. 1684 zu Bergen in Norwegen. Sein Vater, ein Oberst, starb, als H. noch ein Säugling war, seine Mutter, als er 10 J. alt war. Er studierte zu Kopenhagen und vermochte bald, sich durch Unterricht so viel zu erübrigen, daß er Holland, Deutschland, Frankreich und dann auch England besuchen konnte. Nach Kopenhagen zurückgekehrt, lebte er wieder einige Jahre als Sprachlehrer, wurde dann außerord. Professor und lebte 1714—15 zu Paris. Im J. 1717 wurde er Professor der Metaphysik, 1720 Konsistorialassessor und Professor der Beredsamkeit und 1730 Professor der Geschichte und Erdkunde zu Kopenhagen. Seine erste litterarische Thätigkeit war satirischer Art. Er schrieb das heroisch-komische Gedicht in Jamben: «Peder Paars» (1719—20; deutsch von Scheibe, Kopenh. 1764), das ihn schnell in Ruf brachte. Demselben folgten «Hans Mikkelsens fire Skjemtedigte» (1722) und später «Hans Mikkelsens Metamorphoses eller Forvandlinger» (1726). Rasch hintereinander schrieb er eine große Anzahl Lustspiele, die unter dem Titel «Hans Mikkelsens Comedier» (7 Bde., 1723—54; deutsch, 5 Bde., Kopenh. u. Lpz. 1759—78, und in einer Auswahl von Öhlenschläger, 4 Bde., Lpz. 1822—23) erschienen, in verschiedene Sprachen übertragen wurden und sämtlich großen Beifall fanden. Durch sie wurde er der Begründer der komischen Bühne der Dänen. Auch sichern ihm die lebendige, kräftige Laune, die gesunde Komik und die originellen Charaktere seiner Lustspiele in der Reihe der Lustspieldichter einen ehrenvollen Platz. Sein satirisch-humoristischer Roman «Niels Klim's unterirdische Reise», in lat. Sprache (1741), der gleich nach seinem Erscheinen in verschiedene Sprachen übersetzt wurde (deutsch von Mylius, Bresl. 1788; von Wolf, Lpz. 1829; 2. Aufl. 1847; dän. von Baggesen, 1789; von Dorph, mit histor.-litterarischen Erläuterungen von Werlauff, 1841), brachte ihm ebenfalls großen Ruf. Als Geschichtschreiber hat H. nicht minder bleibende Verdienste sich erworben. Namentlich wird seine «Geschichte Dänemarks» (3 Bde., zuletzt 1762—63) wegen der lebendigen

g sehr geschätzt. Auch seine «Allgemeine chichte» (2 Bde., 1738—40), die «Jüd. » (2 Bde., 1742) und seine «Vergleichen- sbeschreibungen berühmter Helden und in Plutarchs Manier» (4 Bde., Ko- 3—57) sind von Wert. In der mora- lären Darstellung versuchte er sich in «Epistеln» (5 Bde., 1748—54), welche Reflexionen enthalten. Im J. 1747 n den Freiherrenstand erhoben; er starb 754.

itische Behandlung der Schriften H.s rst von K. L. Rahbek und Nyerup versucht e Skrifter», 21 Bde., Kopenh. 1804—14). hrieb auch «Om H. som Lystspildigter og Lystspil» (3 Bde., Kopenh. 1815—17). pe machte sich verdient um die Wiederher- er echten Texte in den Ausgaben von H.s m» (7 Bde., 1832; neueste Aufl. in 1 Bd., «Peder Paars» (1832); auch seine «Hol- oder kleine Schriften von und über H.» 1832—35) enthalten manche interessante Eine vortreffliche histor. Erläuterung gab in den «Historiske Antegnelser til H.s (Kopenh. 1838). Eine Holberg-Ge- t wurde in Kopenhagen 1842 gestiftet, die h erläuterte Ausgabe von H.s Lustspielen openh. 1848—53) besorgte. Eine andere ion von «Peder Paars» (Kopenh. 1863) «Comedier» (Kopenh. 1860—61) hat Lie- ranstaltet. Auf Veranlassung der 1884 den Jubelfeier des Geburtstags H.s ist illustrierte Prachtausgabe der Lustspiele rbereitung. Vgl. Pruß, «Ludwig H., sein seine Schriften» (Stuttg. 1857); Smith, Levnet og populäre Skrifter» (Kopenh. grelle, «H., considéré comme imitateur e» (Par. 1864); O. Skavlan, «H. som fatter» (Kristiania 1872). Am 31. Okt. de zu Kopenhagen seine Bronzestatue ent- e andere von dem schwed. Bildhauer on modellierte Statue soll H. 1884 in terstadt errichtet werden.

s *L.*, Pflanzengattung aus der Familie ineen, ausgezeichnet durch in dichte Rispen weiblütige Ährchen, deren untere Blüte und grannenlos, die obere männlich und ist. Zu ihr gehört das gemeine Ho- oder Zuggras (H. lanatus *L.*), dessen hoch werdende Halme samt den Blättern lispe mit einem dichten, kurzen, weichen zug bedeckt sind, welcher ihm eine weißlich- Färbung verleiht. Daran kann das schon vor dem Blühen sicher erkannt Seine Ährchen sind rötlichgelb bis rot- ten (in schattigen Standorten) bleichgrün. iggras wächst auf allerhand Boden, am jedoch auf moorigem Sandboden, und n besten in feuchter Luft (z. B. in Küsten- . Über seinen Futterwert sind die Mei- ehr geteilt. Manche Landwirte rühmen seiner Nahrhaftigkeit, während andere , das Vieh fräße es nicht nur nicht gern, s nähre auch wenig. Der Name Honig- nt von dem starken Zuckergehalt her. Auf tigen Boden verdrängt es leicht alle übri- r, weshalb man es auf Wiesen nicht gern übrigen Arten von H. sind durch Europa ittelmeerländer zerstreut.

Holda, in der mitteldeutschen Volksüberlieferung Frau Holle, s. Hulda.

Holde, soviel wie Grundholde.

Holder, s. Holunder.

Hölder (Jul. von), einer der Gründer und Führer der deutschen (nationalen) Partei in Württemberg, geb. 24. März 1819 zu Stuttgart, studierte auf der Universität Tübingen Staats- und Rechtswissenschaften, wurde 1842 Aktuar beim Stadtgericht in Stuttgart, bald darauf Assessor beim Gerichtshof in Ellwangen und 1848 Regierungsrat in dem von dem Märzminister Duvernoy geleiteten Ministerium des Innern. Im Frühjahr 1849 wurde er vom Amte Stuttgart in die Zweite Kammer gewählt, wo er auf der rechten Seite der demokratischen Partei stand. Unter dem reaktionären Ministerium Linden, das im Juli 1850 die Geschäfte übernahm, wurde H. zum Mitgliede der Ablösungskommission ernannt, trat aber nach einigen Jahren aus dem Staatsdienste und ließ sich als Advokat in Stuttgart nieder. Im J. 1855 als Kandidat für Besigheim in den Landtag gewählt, vertrat er diesen Bezirk 12 Jahre lang. Bald nach Eröffnung des Landtags rief H. zu gemeinsamem Kampfe gegen die Reaktion eine Vereinigung aller freisinnigen Kammermitglieder ins Leben, welche den Namen Fortschrittspartei annahm. H. nahm hervorragenden Anteil an der Opposition gegen die klerikale Politik des Ministeriums, sowie an den deutschen Einheitsbestrebungen. Im J. 1864 traten H. und die übrigen Anhänger der nationalen Richtung aus dem Landeskomitee aus, in welchem die Demokraten das Wort führten. Die nationale Partei, welcher H. angehörte, stimmte 1866 gegen die Verwilligung der Mittel, welche die Regierung zur Teilnahme am Kriege gegen Preußen forderte, konstituierte sich nach dem Kriege als Deutsche Partei und wählte ein besonderes Landeskomitee, in welchem H. der Vorsitz übertragen wurde. Am Vorabend des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870 und 1871 leitete H. in einer von ihm präsidierten Massenversammlung in Stuttgart die Agitation für die Beteiligung am Kampfe ein. H., seit 1868 vom Bezirk Göppingen in den Landtag gewählt, war in dieser Frage als Berichterstatter thätig. In den ersten Deutschen Reichstag als Vertreter des Wahlkreises Schorndorf-Welzheim-Göppingen-Gmünd gewählt, schloß er sich den Nationalliberalen an. Im J. 1874 trat er nicht als Kandidat für den Reichstag auf, nahm aber, als der Wahlbezirk Stuttgart bei der Ergänzungswahl vom 23. Sept. 1875 ihn zum Reichstagsabgeordneten wählte, die Wahl an und wurde von dem nämlichen Wahlbezirk 10. Jan. 1877 wiedergewählt. Er vertrat diesen Wahlbezirk im Reichstag bis Ende der Session im Frühjahr 1881. Im Landtag wurde er 31. Okt. 1872 zum Vizepräsidenten und 18. März 1875 (nach dem Tode des Präsidenten von Weber) zum Präsidenten gewählt. Bei den Neuwahlen zum Landtage 13. Dez. 1876 vom Bezirk Göppingen abermals gewählt, wurde er auch von dem neugewählten Landtag auf den Präsidentenstuhl berufen (8. Febr. 1877 und 5. Febr. 1880). Da er mit dem ablehnenden Votum der nationalliberalen Partei gegen das Zolltarifgesetz nicht einverstanden war und das gegen seinen Gesinnungsgenossen Völk von der Mehrheit der Partei beschlossene Bedauernsvotum mißbilligte, so trat er mit mehrern andern Mitgliedern aus der Fraktion aus und schloß sich der «Gruppe Völk»

an. Am 18. Okt. 1881 wurde H. zum württemb. Minister des Innern ernannt, an Stelle des 13. Okt. verstorbenen Ministers Sick.

Hölderlin (Joh. Christian Friedr.), deutscher Dichter, geb. 20. März 1770 zu Lauffen im Württembergischen, studierte in Tübingen Theologie, lebte dann als Hauslehrer bei Charlotte von Kalb, der Freundin Schillers, welcher er von diesem empfohlen war, auf ihrem Gute Waltershausen bei Meiningen, dann in Jena und Weimar, wo er mit Schiller, Goethe und Herder in Verkehr trat. Schillers Versuche, ihn bleibend für Jena zu gewinnen, scheiterten. H. übernahm dagegen, schon krankhaft verstimmt, in Frankfurt a. M. 1796 eine Stelle als Hauslehrer bei dem Kaufmann J. F. Gontard, faßte aber eine unglückliche Neigung zu der von ihm als Diotima vielfach gefeierten Mutter seiner Zöglinge, die, von gleicher Gefühlsschwärmerei hingerissen, seine Neigung begünstigte. Dieses Verhältnis mußte den krankhaften Widerspruch, in welchem sich H. zur Außenwelt befand, bis zum Äußersten steigern und nährte in ihm jene gereizten Stimmungen, aus denen sich der noch in Frankfurt vollendete Roman «Hyperion» entwickelte. Nach der Trennung von Diotima im Herbst 1798 begab sich H. nach Homburg vor der Höhe zu seinem Freunde Sinclair, dann nach der Schweiz und von da nach Bordeaux, wo er abermals eine Hauslehrerstelle annahm. Plötzlich erschien H. 1802 in Bettlertracht, ein unverkennbares Bild geistiger und körperlicher Zerrüttung, nachdem im Juni desselben Jahres Diotima gestorben war, in Deutschland, hatte jedoch, neben Anfällen von Wut und Raserei, auch seine lichten Momente, in denen er eine Übersetzung des Sophokles unternahm, wovon zwei Stücke: die «Antigone» und «König Ödipus» (1804), erschienen sind. Nach einem vergeblichen Versuch, ihn als Bibliothekar in Homburg anzustellen, wurde er in eine Irrenheilanstalt aufgenommen, aber nach zwei Jahren als unheilbar wieder entlassen. Er lebte nun in Tübingen in dem Hause eines Tischlers, durch den höchsten Grad der Nervenzerrüttung zu einer zusammenhängenden Auffassung und Betrachtung der Dinge und Erscheinungen vollkommen unfähig, obschon fortdauernd beschäftigt, in der Form meist sehr regelrechte, dem Inhalte nach sinnlose Oden niederzuschreiben. Er starb zu Tübingen 7. Juni 1843.

Das Vollendetste, was H. geschaffen, sind seine «Lyrischen Gedichte» (herausg. von G. Schwab und Uhland, Stuttg. 1826; neue Ausg., Stuttg. 1843), die durch Glut der Phantasie, Formvollendung, Tiefe und Fülle der Gedanken und geniale Anschauung ihren Wert für immer behaupten werden. Großartig der Anlage nach, voll tiefer Gedanken und erhabener Kraft, die sich jedoch bis zum Krankhaften und Gewaltsamen steigert, aber ohne künstlerische Umgrenzung und in innerlichen chaotischen Seelenzuständen wühlend, erscheint sein Roman «Hyperion, oder der Eremit in Griechenland» (2 Bde., Stuttg. 1797—99; 2. Aufl. 1822). Chr. Schwab gab H.s «Sämtliche Werke» nebst Briefen und Lebensbeschreibung (2 Bde., Stuttg. 1846), sowie dessen «Ausgewählte Werke» (Stuttg. 1874) heraus. Vgl. Jung, «H. und seine Werke» (Stuttg. 1848); J. Klaiber, «H., Hegel und Schelling in ihren schwäb. Jugendjahren» (Stuttg. 1877). In Tübingen wurde sein Denkmal (von Andersen in Dresden) 30. Juni 1881 enthüllt. In Homburg wurde ihm von dem dortigen Altertumsverein 28. Juli 1883 ein Denkmal gesetzt. Vgl. Kelchner, «Friedr. H. in seinen Beziehungen zu Homburg» (Homb. 1883).

Holderneß, Landschaft in der engl. Grafschaft York (s. d.). [Vasarhely.

Hódmezö-Vásárhely, soviel wie Hodmezö-

Holedau, s. Holledau.

Holenstein, s. unter Löwenberg.

Holics (spr. Holitsch), Marktflecken in Ungarn, Komitat Neutra, 5 km östlich von der March, zählt (1880) 5292 meist slowakische und deutsche E. Der Ort ist Eigentum der kaiserl. österr. Herrscherfamilie, die hier ein schönes Lustschloß besitzt, und durch seine Schafzucht weithin bekannt.

Holitz (czech. Holice), Stadt im nordöstl. Böhmen, Bezirkshauptmannschaft Pardubitz, 15 km im ONO. von Pardubitz, ist Sitz eines Bezirksgerichts, hat eine Porzellanfabrik und zählt (1880) 4995 E. czech. Zunge, die größtenteils vom Betriebe der Feldwirtschaft und Weberei leben. Die Stadt ist alt; die noch vorhandenen Schloßruinen erinnern an den Herrensitz, den 1493 ein Herr von Pfriemburg einnahm; 1507 wurde das Gut H. mit Pardubitz vereinigt; 1643 erlag es den Verheerungen der Schweden; 1758 hatte König Friedrich II. hier sein Hauptquartier und bestand in der nächsten Umgebung ein Gefecht gegen Laudon.

Holkar (Maharattenfürsten), s. unter Indore.

Holkham, Dorf in der engl. Grafschaft Norfolk, 3 km von Wells, unweit der Nordseeküste, hat ein schönes Schloß der Grafen von Leicester mit Gemälde- und Skulpturensammlung und Bibliothek.

Holl (Frank), engl. Maler, Sohn des Kupferstechers William H. (gest. 1871), wurde 4. Juli 1845 in London geboren, trat 1861 in die Schule der königl. Kunstakademie und stellte 1864 sein erstes Bild in der Akademie aus. Im J. 1868 gewann er das Reisestipendium der Akademie mit dem Bilde «Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen». Später kultivierte er mit besonderm Erfolge das Genre in dem Dorfbegräbnis (1872), ein Sitz in einer Eisenbahnstation (1873), Verlassen (1874), ihr Erstgeborener (1876), auf der Heimkehr (1877), Newgate (1878). Im J. 1878 wurde H. zum Associate, 1883 zum Akademiker der königl. Kunstakademie gewählt. In neuester Zeit hat sich H. auch als Porträtmaler ausgezeichnet.

Hollabrunn (Oberhollabrunn), Stadt in Niederösterreich, am Göllersbach und an der Linie Wien-Tetschen-Mittelgrund der Österreichischen Nordwestbahn, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat ein Gymnasium und zählt (1880) 3045 E., die neben den städtischen Gewerben sich meist mit Ackerbau und Viehzucht befassen. Hier besiegten 16. Nov. 1805 die Franzosen unter Murat die Russen unter Bagration.

Holland wird im weitern Sinne oft die frühere Republik der sieben vereinigten Provinzen und das gegenwärtige Königreich der Niederlande genannt. Im engern Sinne aber versteht man darunter die zwei nordwestlichsten Provinzen (Nordholland und Südholland) dieses Königreichs, welche im W. und N. an die Nordsee, im O. an die Zuydersee und die Provinzen Utrecht und Gelderland, im S. an die Provinz Nordbrabant und Seeland grenzen und fast ganz dem Umfange der alten Grafschaft H. entsprechen. Dieselben zählen zusammen auf einem Areal von 5791,4 qkm (1882) 1584587 E. und bilden den bevölkertsten, reichsten und blühendsten

Bestandteil des Königreichs. Zum Teil tiefer als der Meeresspiegel gelegen, ist das Land völlig flach und nur durch die Dünen, sowie durch kostbare Deiche gegen Überschwemmung des Meers geschützt, mit zahlreichen, zum Teil trocken gelegten Seen (wie das Harlemer Meer), mit Moor- und Torfgründen, ausgedehnten Wiesen und Viehweiden, mit Ackerfeldern und Gärten bedeckt, von unzähligen Entwässerungs- und Schiffahrtskanälen, z. B. dem großen holländ. Kanal zwischen Amsterdam und Helder, von kleinen Flüssen und mehrern Mündungsarmen des Rheins und der Maas durchzogen. Das Klima ist feucht und veränderlich, doch für die Einwohner nicht ungesund. Der aufs sorgfältigste bestellte Boden trägt Getreide, besonders Weizen, Gerste und Hafer. Auch baut man Hülsenfrüchte, Flachs, Hanf und Krapp, gewinnt Gemüse und andere Gartengewächse in Überfluß. Gartensämereien, besonders Hyacinthen und Tulpenzwiebeln, bilden Ausfuhrartikel. Von größerer Bedeutung aber ist infolge des vortrefflichen Wiesenwachses die Viehzucht, verbunden mit großartiger Butter- und Käsebereitung. Auch die Geflügelzucht ist nicht unerheblich. Hauptzweige der Industrie sind: Leinwandfabrikation, verbunden mit ausgezeichneten Bleichen, berühmte Tau- und Segeltuchverfertigung, Baumwoll-, Kammgarn- und Flachsspinnerei, Wollweberei, Seidenbandfabrikation, Zucker- und Sirup-, Öl-, Papier- und Tabakfabrikation, Genever- oder Kornbranntweinbrennerei (besonders in und um Schiedam), Wachs-, Kautschuk-, Thonwaren-, Farbe-, Bleiweiß-, chem. Produktenfabrikation, auch Salzsiederei und Ziegelbrennerei, Diamantenschleiferei, Essigsiederei und Maschinenbau, besonders aber auch Schiffbau. Dazu kommt bedeutende Fischerei, das Trocknen und Räuchern von Fischen, ausgedehnte Reederei und der lebhafteste und einträglichste Handel. H. besitzt unter allen niederländ. Provinzen die größten und reichsten Städte, die besuchtesten Häfen, die bedeutendsten Anstalten, Sammlungen und Gesellschaften zur Förderung und Belebung der geistigen Kultur, der Wissenschaften und Künste. Nordholland, wovon der nordöstl. Teil in frühern Zeiten auch Westfriesland genannt wurde, hat mit den zugehörigen Inseln Terschelling, Vlieland und Texel in der Nordsee, Marken, Wieringen in der Zuydersee und einigen kleinern ein Areal von 2769,8 qkm mit (1882) 732 622 E. und zerfällt in die nach ihren Hauptstädten benannten Bezirke Amsterdam, Harlem, Hoorn und Alkmaar. Südholland hat mit den zwischen den Maasmündungen gelegenen Inseln Ysselmonde, Voorne, Beijerland und Overflakkee einen Flächenraum von 3021,6 qkm mit 851 895 E. und zerfällt in die Bezirke von Haag, Leiden, Rotterdam, Dordrecht, Gorkum und Brielle.

H. war in den ältesten Zeiten im Süden von Batavern, im Norden von Friesen bevölkert. Unter den Merowingern und Karolingern gehörte es zu Austrasien, kam 843 an das Reich des Kaisers Lothar I., 870 aber an das Ostfränkische (deutsche) Reich. Das Land wurde durch Grafen regiert, unter denen die von Blaardingen (Masaland, Marsum) großes Ansehen gewannen, ihre Herrschaft immer weiter ausdehnten, besonders über das fries. Nordholland, bis sie zuletzt zu erblichen Herrschern von ganz H. wurden. Erst unter dem Grafen Dirk III. kommt der Name der Grafschaft H. urkundlich vor. Letzterer bezeichnete ursprünglich nur die Gegend zwischen Lek und Merwede um Sliedrecht. Die Nachfolger Dirks III. erwarben im Laufe der Zeit Seeland und Teile von Westfriesland und starben 1299 aus. Das Land fiel nun durch Erbschaft an Johann II. von Avesnes und Grafen von Hennegau. In der Mitte des 14. Jahrh. entstanden große innere Unruhen, veranlaßt durch den Streit zwischen Margareta, der Gemahlin Kaiser Ludwigs des Bayern, welcher nach ihres Bruders, des Grafen Wilhelm IV., Tode das Land durch Erbschaft zugefallen war, und ihrem Sohne Wilhelm V. Es bildeten sich zwei Parteien, die Hoeks und die Kabeljaus, deren Streitigkeiten nicht eher aufhörten, als bis das Land, nach vielen Kämpfen um dessen Besitz, nach dem Sturze der letzten Erbin und Besitzerin desselben aus bayr. Stamme, der Gräfin Jacobäa, 1430 an Philipp den Gütigen von Burgund fiel. Von nun an teilte es die Schicksale der burgund. Lande. (S. Burgund und Niederlande.)

Holland (Henry Rich. Vassall, Lord), engl. Staatsmann und Schriftsteller, geb. 23. Nov. 1773, war der einzige Sohn von Stephen Fox, zweitem Lord H., und der Neffe des berühmten Charles James Fox. Nach Beendigung seiner Studien zu Eton und Oxford bereiste er das Festland und machte in Italien die Bekanntschaft Elisabeth Vassalls, der Gemahlin Sir Godfrey Websters, die er nach einem skandalvollen Ehescheidungsprozeß auch heiratete, worauf er seinen Familiennamen Fox mit dem ihrigen vertauschte. Nachdem er 1797 seinen Sitz im Oberhause genommen, zeigte er sich als entschiedener Anhänger einer freisinnigen Politik und widersetzte sich besonders dem von der Aristokratie betriebenen Kampfe gegen die Französische Revolution. Im J. 1802 reiste H. nach der Pyrenäischen Halbinsel, wo er während eines dreijährigen Aufenthalts die span. Litteratur und Geschichte studierte und treffliche Biographien von Guillen de Castro und Lope de Vega (Lond. 1805; 2. Aufl., 2 Bde., 1817), sowie die Übersetzung dreier span. Komödien (Lond. 1807) lieferte. Nach seiner Rückkehr fand H. in dem sog. Ministerium der Talente einen Posten. Als sich aber nach Fox' Tode (1806) die Unterhandlungen mit Frankreich zerschlugen und der König die Emancipation der Katholiken verweigerte, schied er mit seinen Kollegen aus und führte nun 24 Jahre hindurch unermüdlich den Kampf gegen die toryistische Politik. An den Verhandlungen des Kongresses zu Wien 1814 nahm er als Privatmann einen so lebhaften Anteil, daß ihm die Weisung zuteil wurde, sich aus Wien zu entfernen. In dem Reformministerium Grey 1830 wurde H. zum Kanzler des Herzogtums Lancaster ernannt; denselben Posten bekleidete er auch 1835 in dem Ministerium Melbourne. H. starb 22. Okt. 1840 zu London. Er schrieb eine Biographie seines Oheims Fox, die er mit dessen Werke «History of the early part of the reign of king James II.» (Lond. 1808) veröffentlichte; auch ist er der Herausgeber der «Memoirs of Lord Waldegrave» (2 Bde., Lond. 1822). Über seine parlamentarische Thätigkeit vgl. Moylons «Opinions of Lord H., as recorded in the journals of the house of Lords from 1797 to 1840» (Lond. 1841).

Sein Sohn, Henry Edward Fox, Lord H., geb. 7. März 1802, gest. 18. Dez. 1859, gab 1850 die pikanten Reiseerinnerungen («Foreign reminiscences») seines Vaters und 1854 dessen «Memoirs

of the Whig party» heraus. Er starb kinderlos und der Titel erlosch mit ihm. Nach H.s Tode erschienen seine «Fragmentary papers on science and other subjects» (Lond. 1875). Einen interessanten Beitrag zu der Geschichte der Familie H. lieferte die Fürstin Marie Lichtenstein in «Holland house» (2 Bde., Lond. 1874).

Holland (Josua Gilbert), amerik. Schriftsteller, geb. in Beldurtown in Massachusetts 24. Juli 1819, studierte und praktizierte zuerst Medizin und wurde dann Journalist. Nachdem er in Springfield in Massachusetts ein litterarisches Blatt begründet und redigiert hatte, trat er 1849 in die Redaction des einflußreichen «Springfield Republican», welcher er bis 1866 und zwar von 1851 ab auch als Miteigentümer angehörte. Seit 1870 stand «Scribners Monthly» unter seiner Leitung. Zugleich wirkte er im ganzen Lande als öffentlicher Redner über soziale und litterarische Fragen. Diejenigen seiner zahlreichen Bücher, welche didaktische Fragen behandeln, erschienen unter dem Namen «Timothy Titcomb». Eins seiner populärsten Werke ist «Plain talks on familiar subjects». Im J. 1873 gab er seine Gedichte in Neuyork unter dem Titel «Garnered Sheaves» heraus. Auch auf histor. Gebiet hat sich H. versucht. So schrieb er 1855 eine Geschichte des westl. Massachusetts und 1865 ein Leben Abraham Lincolns. Er starb 12. Okt. 1881.

Holland (Wilh. Ludw.), ausgezeichneter Kenner der ältern deutschen und roman. Litteratur, geb. zu Stuttgart 11. Aug. 1822, studierte in Tübingen, Berlin und Paris. Seine den verschiedenen Fächern der german. und roman. Philologie gewidmete Lehrthätigkeit begann H. 1847 zu Tübingen, wo er eine Professur für diese Fächer bekleidet. Von seinen schriftstellerischen Leistungen sind hervorzuheben: «Crestien von Troies. Eine litteraturgeschichtliche Untersuchung» (Tüb. 1854), die Ausgaben der «Schauspiele des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig» (Stuttg. 1855), des «Buch der Beispiele der alten Weisen» (Stuttg. 1860), des «Li romans dou chevalier au lyon von Crestien von Troies» (Hannov. 1862; 2. Aufl. 1880), der «Briefe der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orléans» (Bd. 1—6, Stuttg. 1867—81), der «Schreiben des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz und der Seinen» (Tüb. 1884). Im Auftrag der Witwe Uhlands hat H. dessen poetische Werke, nachdem er erst den Text derselben kritisch hergestellt, wiederholt (Stuttg. 1863—76) herausgegeben. Gemeinschaftlich mit Keller und Pfeiffer veröffentlichte H. «Uhlands Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage» (8 Bde., Stuttg. 1865—73).

Holländer, holländisches Geschirr, holländische Stoffmühle (frz. pile à cylindre; engl. rag-engine, stuff-engine), eine Vorrichtung zum Zerreißen der vorher schon grob zerkleinerten Lumpen zur Herstellung von Papierstoff. (S. unter Papierfabrikation.) [Holländer.

Holländer, Fliegender, s. Fliegender

Hollaenderdybet, s. unter Drogden.

Holländerei, Meierei, nennt man im nördl. Deutschland sowohl die Milchwirtschaft im allgemeinen als auch speziell das Gebäude, in welchem dieselbe betrieben, in welchem Butter und Käse fabriziert wird, sowie «Holländer» den Pächter oder Leiter der Molkerei. Die Bezeichnung H. stammt aus dem 11. und 12. Jahrh., wo sehr häufig Land mit gewissen Vorrechten an die in Deutschland eingewanderten Holländer verliehen wurde, welche in der Herstellung von Molkereiprodukten sehr geschickt waren und zur Einführung und Förderung dieses Landwirtschaftszweigs sehr viel beigetragen haben.

Holländerweiß, s. unter Bleiweiß.

Hollandgänger nennt man die Arbeiter, welche aus manchen Gegenden des nordwestl. Deutschland (Oldenburg, Osnabrück, Westfalen) seit langer Zeit jeden Frühling nach Holland ziehen, wo sie als Mäher, Torfstecher und Ziegelbereiter den Sommer hindurch reichlichen Erwerb finden. In vielen Gegenden haben diese Wanderungen jetzt aufgehört, in andern bestehen sie noch und erstrecken sich auch auf andere Länder, wie Schleswig-Holstein, Mecklenburg u. s. w.

Holländische Flüssigkeit oder Öl der holländischen Chemiker ist Äthylenchlorid $C_2H_4Cl_2$ (s. unter Äthylen), vorübergehend als Anästhetikum benutzt und als solches in die erste Auflage der Deutschen Pharmakopöe aufgenommen, in der zweiten Auflage von 1882 aber gestrichen.

Holländische Ostindische Kompagnie, s. u. Ostindische Kompagnien.

Holländische Sprache und Litteratur, s. Niederländische Sprache und Litteratur.

Hollandsch Diep (d. h. holländ. Kanal) heißt der südl. Arm der untern Maas; zwischen den Provinzen Südholland und Nordbrabant. Er reicht von Willemsdorp bis zur Ostspitze der Insel Overflakkee, ist 28 km lang und bis 2 km breit; das Minimum seiner Tiefe ist 15,4 m. Die Eisenbahn Rotterdam-Breda überschreitet den Flußarm mittels einer 1465 m langen, 1868—71 erbauten Brücke; diese hat 14 Durchfahrten von je 100 m Weite und schließt sich an das Nordufer mittels eines 700 m langen, an das Südufer mittels eines 340 m langen Dammes, den eine Drehbrücke teilt. Die Breite des Wassers beträgt an dieser Stelle 2640 m, welche durch Anlage der Steindämme auf 1600 m vermindert ist.

Hollar (Wenzel), einer der geistreichsten Kupferstecher, geb. 13. Juli 1607 zu Prag, bildete sich seit 1620 in Frankfurt unter Mathias Merian zum Kupferstecher aus. Bereits 1625 gab er seine beiden ersten Blätter: eine Jungfrau mit dem Kinde und ein Ecce homo, heraus. Dann durchreiste er Deutschland und stach Ansichten der vorzüglichsten Städte, wie Straßburg, Frankfurt, Köln, Mainz u. s. w., die allgemein bewundert wurden. In Köln traf er 1636 mit dem Grafen Arundel zusammen, der ihn in seine Dienste nahm. In London stach er nun zunächst einige Platten nach Gemälden der Arundelschen Galerie, 1638 verschiedene Bildnisse der königl. Familie und das des Grafen Arundel zu Pferde, 1639 die bewunderten 28 Blätter des «Venatus muliebris Anglicanus», denen er 1642—44 die übrigen weiblichen Trachten bei den verschiedenen europ. Völkern folgen ließ. Im J. 1640 wurde er Zeichenlehrer des Prinzen von Wales. Als Royalist 1645 gefangen gesetzt, folgte er nach seiner Befreiung dem Grafen Arundel nach Antwerpen, wo er für Kunsthändler arbeiten mußte. Im J. 1652 ging er zwar nach England zurück, doch gelang es ihm auch hier nicht, in eine bessere Lage zu kommen. Zwar wurde er mit dem Titel eines königl. Zeichners nach Afrika gesendet, um die Stadt Tanger mit ihrem Fort und der Umgegend aufzunehmen, aber der Lohn, den er dafür erhielt, bestand nur in 100 Pfd. St. Seit 1673 bereiste er den Rhein

3, wo er verschiedene Städte zeichnete. ßten Jahre brachte er in dem traurigsten und in tiefster Armut zu. Er starb 28. März Seine Kupferstiche, teils nach ältern und igen Meistern, wie Holbein, Lionardo da van Dyck, teils nach eigenen Zeichnungen, on Geist, Feinheit und einer mit wenigen erreichten Naturwahrheit. Vgl. Parthey, H., beschreibendes Verzeichnis seiner che» (Berl. 1853; «Nachträge und Ver- gen», 1858).

az (David), luther. Dogmatiker, geb. 1648 e Bulkow bei Stargard in Pommern, stu- n Erfurt und Wittenberg, ward 1670 Pre- Pyritz bei Stargard, 1680 Konrektor in rd, später Rektor und Prediger in Kolberg, astor und Propst zu Jakobshagen, wo er arb. H. ist berühmt geworden durch sein ches Lehr- und Handbuch «Examen theo- acroamaticum universam theologiam polemicam complectens» (Lpz. 1707 u. Es ist wesentlich Auszug aus den größern von Gerhard, Calov u. a. Seine Beliebt- ankte er teils der praktischen Brauchbar- s der Verbindung kirchlicher Rechtgläubig- weichherziger Milde gegen die Abweichun- Pietismus und des Synkretismus.

r (Frau), s. unter Hulda.

, abzuleiten von Hel (s. d.), der Herrscherin attenreichs, bezeichnet diejenige Abteilung rwelt, in welche nach der Meinung des Al- die Seelen der bösen Menschen zur Be- kommen sollten, und deren Beschaffenheit e Phantasie bei verschiedenen Völkern ver- ausmalte. Bei den Griechen und Römern se Abteilung der Unterwelt der Tartarus Die Juden nahmen ebenso wie die Griechen mer an, daß die Seelen aller Menschen nach de des Körpers in einen finstern Ort der elt, bei den Juden Scheol, bei den Griechen genannt, herabsteigen und dort ein unthä- reudenloses, empfindungsloses Leben führen . Seit dem Babylonischen Exil erweiterte ese Vorstellung von dem Scheol jedoch dahin, n diesen in das Paradies (s. d.), den Aufent- für die Seelen der guten Menschen, und . (Gehenna, eigentlich Ge-Hinnom, nach ale Hinnom bei Jerusalem genannt, wo die n Tiere und die Gebeine der Missethäter rfen und verbrannt wurden), den Strafort Bösen, teilte. Als Strafe der Bösen galt s das Feuer, daher hielt man die H. für urigen Pfuhl, für einen See voll Schwefel uer, und betrachtete die Vulkane als die e zu ihr. Das Christentum fand diese Vor- n vor, gestaltete sie jedoch infolge seiner umslehre um. Während nach Paulus terwelt blieb. Die Beschaffenheit der H. selbst und die in der H. zu erduldenden Strafen wurden nach den im Neuen Testament gegebenen Bildern aus- gemalt, von der äußersten Finsternis, wo Heulen und Zähneklappern sein wird, von dem Feuer, das nicht erlischt, von dem Wurme, der nicht stirbt. Die härteste Strafe sollte die Nichtchristen, eine gelin- dere die gottlosen Christen, die gelindeste die vor der Taufe verstorbenen Christenkinder treffen. Auch über die Dauer der Höllenstrafe war man nicht einerlei Meinung. Indes behielt seit dem 5. Jahrh. die Meinung von der Ewigkeit der Höllenstrafen die Oberhand in der Kirche. Daneben bildete sich aber noch weiter die Lehre vom Fegfeuer (s. d.). So kennt auch Dantes «Göttliche Komödie» drei verschiedene Aufenthaltsorte der Verstorbenen: das Paradies, das Fegfeuer und die H. Die griech. Kirche verwarf die Meinung vom Fegfeuer, doch reden einige ihrer Bekenntnisschriften auch von einem Orte der Züchtigung für manche Seelen, bis diese einst zur Seligkeit gelangen könnten.

Die Ewigkeit der Höllenstrafen wurde auch von dem ältern Protestantismus als Kirchenlehre fest- gehalten. Erst im 18. Jahrh. begann man dieselbe zu bezweifeln, als im Widerspruche mit dem Besse- rungszwecke der Strafen und unvereinbar mit Got- tes Weisheit, Güte und Gerechtigkeit. Die sinnlich- äußerliche Form der Vorstellung wurde allmählich auch von Supernaturalisten sehr gemildert und an die Stelle eines materiellen Höllenfeuers eine innere Unseligkeit von unendlicher Dauer gesetzt. Lessing gab als gesunden Kern der Lehre den Gedanken zu erwägen, daß der Unterschied des Guten und Bösen auf Erden auch im Jenseits einen Unterschied von höhern und niedern Graden der Vollkommenheit und Seligkeit begründen müsse, welche auch in einer endlosen Entwickelung niemals völlig ausgeglichen werden könnten. Dagegen verschaffte sich in den durch Schleiermacher beeinflußten Kreisen die An- sicht Geltung, daß die Universalität des Erlösungs- werkes Christi das Erlöstwerden aller fordere, daher solange auch nur ein Teil der Menschheit noch un- erlöst sei, das Erlösungswerk noch nicht völlig er- reicht sei. Bei der Voraussetzung unwiderstehlicher Wirksamkeit der göttlichen Gnade erschien diese An- nahme als die einzig konsequente, wogegen im In- teresse der menschlichen Freiheit vielfach wenigstens die hypothetische Möglichkeit festgehalten ward, daß manche sich beharrlich gegen die Gnade verstocken könnten. Andere, wie Weiße, versuchten die ewige Verdammnis durch die Theorie definitiver Vernich- tung der beharrlich Gottlosen zu ersetzen. Bedeu- tung hat die ganze Frage natürlich nur unter Vor- aussetzung des Glaubens an persönliche Fortdauer; doch muß jeder Versuch, die philos. Annahme, daß alles Böse fortschreitend ausgeschieden und geschicht- lich verurteilt oder verdammt wird, in sinnlich-zeit-

Landshuter Isarhöhen, mit hügeligem Boden, auf dem namentlich der Hopfen vorzüglich gedeiht.

Hollenfahrt, s. unter Hulda.

Höllenfahrt Jesu. Auf Grund der Stelle 1 Petr. 3, 19 fg. bildete sich in der christl. Kirche frühzeitig die Ansicht, daß die Seele Jesu in der Zwischenzeit zwischen der Kreuzigung und der Auferstehung in die Unterwelt hinabgestiegen und dort den gefesselten Geistern gepredigt habe. Nach Ephes. 4, 9 lehrte zuerst Marcion, daß der Erlöser, um den Sieg über Tod und Teufel zu vollenden, die Gefangenen des Teufels im Triumphe habe fortführen müssen, und ganz dieselbe Anschauung ward durch Origenes auch in der kath. Kirche heimisch. Daneben erhielt sich die einfachere Ansicht, daß das Hinabsteigen Jesu in die Unterwelt zur Vollendung seines Erlösungswerks erforderlich gewesen, damit er in allen Stücken den zu Erlösenden gleich werde. Die Lehre fand allmählich auch ins apostolische Glaubensbekenntnis Aufnahme, doch war der Zusatz descendit ad inferna noch im 5. Jahrh. nur in einigen Gegenden rezipiert und erlangte erst ziemlich spät allgemeine Anerkennung. In der Reformationszeit wurde die Lehre von der Höllenfahrt Christi von neuem in den Streit gezogen. Die Reformierten rechneten die Höllenfahrt noch zum Stande der Erniedrigung, da Christus nach seiner menschlichen Natur auch die Höllenstrafen habe stellvertretend erdulden müssen, um für die Sünden der Menschen vollkommen genug zu thun, verstanden aber die Höllenfahrt im bildlichen Sinne von der Erduldung der Höllenqualen am Kreuze. Dieselbe, aber buchstäblich als wirkliche Höllenfahrt gefaßte, gelegentlich auch von Luther vorgetragene Ansicht (nur mit Beschränkung auf die Seele Jesu, während der Leib im Grabe verblieben) wurde in der luth. Kirche auch von dem hamburger Superintendenten Joh. Apinus verteidigt, gab aber zu heftigen Kämpfen Veranlassung und ward schließlich im 8. Artikel der Konkordienformel ausdrücklich verworfen. Seitdem galt ebenfalls unter Berufung auf anderweite Äußerungen Luthers als orthodox-lutherisch die Lehre, daß die ganze Person Christi nach beiden Naturen in die Hölle gestiegen, um dem Teufel und seinen Genossen Christi Sieg zu verkündigen, daher die Höllenfahrt von den Lutheranern nicht zum Stande der Erniedrigung, sondern als erster Akt im Stande der Erhöhung gezählt wurde. Der neuere Supernaturalismus hat zwischen beiden Auffassungen wieder ohne rechte Entscheidung hin- und hergeschwankt, während der Rationalismus die biblischen Beweisstellen exegetisch zu entkräften suchte. Die moderne Orthodoxie hat natürlich auch dieses Dogma als wichtige «Heilsthatsache» rehabilitiert, die Vermittelungstheologie blieb bei der supernaturalistischen Halbgläubigkeit stehen, während die freie Theologie der Gegenwart in der Höllenfahrt nur eine mythische Einkleidung des Gedankens sieht, daß die Erlösungsreligion auch den Mächten des Todes und der Finsternis ihre Schrecknisse genommen und die siegreiche Überwindung aller feindseligen Gewalten durch das Evangelium von der Gnade Gottes verbürge. Vgl. Delepierre, «L'enfer. Essai philos. et théolog.» (1877).

Höllenfurie (Furia infernalis *L.*), ein sagenhaftes Geschöpf, das in den ausgedehnten Sumpfgegenden Nordschwedens, auch des nördl. Livland vorkommen, für das bloße Auge unsichtbar und während des Sommers auf Mensch und Vieh herabfallen soll. Man schreibt ihm die Gestalt eines Wurmes zu, sein Stich soll eine Geschwulst verursachen, die, wenn nicht sofortige Hilfe stattfindet, zum Tode führt. Es handelt sich in diesen Fällen, wahrscheinlich um eine akut verlaufende Blutvergiftung, deren Ursachen freilich noch unbekannt sind und die gelegentlich wohl auch in den Sommermonaten sonst in Europa auftritt und oft mit dem Milzbrand in Verbindung gebracht wird, der durch eine stechende Fliege übertragen werden soll, obwohl noch niemand die Fliege selbst gesehen hat. Vgl. Keferstein, «Naturgeschichte der schädlichen Insekten» (Tl. 1, Erfurt 1837).

Höllengebirge heißt im weitern Sinne diejenige Gruppe der Österreichischen Kalkalpen (s. Alpen, 31), die sich zwischen dem Atter-, dem Aber- und dem Traunsee nördlich bis zum breiten Thale der Ager erstreckt. Im engern Sinne bezeichnet der Name ein steilwandiges, zerklüftetes Kalkplateau zwischen dem Atter- und dem Traunsee, das von W. nach O. gerichtet, südlich gegen das Weißenbachthal, nördlich gegen das Langbath- und das Fischbachthal abfällt und wie die meisten dieser tafelförmigen Kalkstöcke der nördl. Ostalpen seine bedeutendsten Erhebungen, den Kranabitsattel (1769 m), den Höllenkogel (1747 m), den Brunnkogel (1688 m), auf dem erhöhten Rande der Hochfläche trägt. Der westlich gegen den Attersee vorgeschobene Teil des Gebirges wird als Hochleckengebirge bezeichnet. Steil und rauh, als kaiserl. Wildgehege nicht immer leicht zugänglich, wird das H. mit Ausnahme des Kranabitsattels, der ein beliebtes Exkursionsziel der Kurgäste von Ischl ist, von Touristen wenig besucht.

Höllenmaschine (frz. machine infernale) ist eine der Waffen- oder der Sprengtechnik entnommene, verbrecherischen Absichten dienende Vorrichtung, um in größerm Maßstabe und auf hinterlistige Weise Personen aus der Welt zu schaffen oder sonst Zerstörungen vorzunehmen. Die mächtige Wirkung der neuern Explosivstoffe, wie namentlich der Schießbaumwolle und des Dynamits, werden in unheilvoller Weise zur Herstellung von H. ausgebeutet. Attentate dieser Art sind in neuester Zeit besonders in Rußland und England, aber auch an andern Orten an der Tagesordnung. Nur durch internationale Gesetze über die Anfertigung und den Vertrieb von Sprengstoffen kann dem gesteuert werden. Das Deutsche Reich ist mit einem «Gesetz gegen den verbrecherischen und gemeingefährlichen Gebrauch von Sprengstoffen» Mai 1884 vorangegangen. Die Bezeichnung H. kommt zuerst bei dem Attentat auf Konsul Napoleon Bonaparte (24. Dez. 1800) vor. Die H. Fieschis (s. d.), welche gegen das Leben Ludwig Philipps, Königs der Franzosen, gerichtet war (28. Juli 1835), war aus 22 Gewehrläufen hergestellt. Ein Nordamerikaner Thomas benutzte zuerst das Dynamit zu einer H., um ein Dampfschiff, welches in betrügerischer Weise hochversicherte Waren führte, auf offener See zu vernichten. Seine eigentliche Absicht wurde durch eine zu früh erfolgte Explosion vereitelt, die den Verbrecher selber, aber auch viele unschuldige Opfer in das Verderben zog (Bremerhaven, 11. Dez. 1875). Auf kriegsmäßige Mittel, wie z. B. die Torpedo, wird der Ausdruck H. nicht angewandt.

Höllenstein (Lapis infernalis) ist geschmolzener und in Stangenform gegossener salpetersaurer Silberoxyd, das in dieser Form in der Heilkunde zum Ätzen verwendet wird. (S. u. Silber[-Verbindungen].)

hal, Gebirgsthal des Schwarzwaldes im Freiburg, eine tiefe Einsenkung längs achs in prächtig bewaldetem Gebirge. le Teil des Thals ist der etwa 1,5 km npaß, in welchem neben dem Bache nur für die Poststraße ist; die Felsen steigen t von der Straße empor. Am engsten beim sog. Hirschsprung. Die Poststraße Thal wurde 1770 von der österr. Regie- t; 1796 vollzog Moreau auf ihr seinen Rückzug. Der Ausgang des H. in das l heißt das Himmelreich. — Die im Bau öllenthalbahn ist 35 km lang von s Neustadt i. B. projektiert.

ian (Holešov), Stadt in Mähren, 15 km on Kremsier, an der Russawa und an der Hullein-Bistritz, ist Sitz einer Bezirks- aschaft und eines Bezirksgerichts und liegt n ihrer Fruchtbarkeit bekannten Hanna. Schloß mit großem Garten, Tuch- und , Handel mit Wachs, Honig, Häuten, . w. und zählt (1880) 5191 E. slaw. on etwa der vierte Teil Juden sind.

), Stadt im bayr. Regierungsbezirk , Bezirksamt Ebermannstadt, 23 km Bayreuth, am Einfluß der Kainach in , ist Sitz eines Amtsgerichts, hat Vier- d Viehmärkte und zählt (1880) 1148 E.

er, Holunder oder Holder heißen sprache sowohl die Arten der Gattung . d.), als auch die von Syringa (s. d.).

Springs, Stadt und Hauptort des arshall im Norden des nordamerik. ississippi, 65 km im SO. von Mem- 880) 8823 E. Hier sammelte General Beginn seiner Operationen gegen Vicks- ende Magazine im Werte von 4 Millio- er der Obhut des Obersten Murphy an- tte. Dieser ließ sich aber 10. Dez. 1862 cher Kavallerie unter van Dorn über- icher die Vorräte teils nahm, teils ver- rant wurde dadurch gezwungen, auf urückzuweichen.

n bautechnischen Sinne bezeichnet einen quer über die Enden einer Pilotenreihe mit den Piloten in irgend einer Weise, durch Verzapfung, verbunden ist. H. ls Bestandteile von Rosten für Funda- undierung), als krönende Balken rückenjoche, auf denen die Balken des ruhen u. s. w. Für H. wird auch häufig ung Kappbaum gebraucht.

ißt in den skandinav. Sprachen und im Angelsächsischen) eine kleine Insel. Das t häufig in zusammengesetzten Orts- , z. B. Insel Bornholm, Stadt Stock- t Dunholm (jetzt Durham) in England, Stapelholm in Schleswig, Insel Dän- tralsund u. s. w. Davon heißt Holm- weikampf, der auf einem H. ausgefoch- wie es bei den Normannen üblich war.

eter Edvard), dän. Historiker, geb. zu 1833, wurde 1865 Docent an der Hoch- lst, 1868 Professor. Anfangs wandte ém. Geschichte zu und schrieb «De græste s Stilling under de romerske Kejsere talla» (1860) und «Geistlighedens Op- for Staten fra Slutningen af Constan- tores Regering indtil det Vestromerske

Riges Fald» (1864). Später war seine Thätigkeit vorzüglich auf die neuere Geschichte der nordischen Reiche gerichtet. Hierher gehören: «Danmarks Politik under den svensk-russiske Krig fra 1788—90» (1868), «Danmarks-Norges udenrigske Historie 1791—1807» (2 Bde., 1875) und der Abschnitt «Nordens Historie 1848—63» in der dän. Bearbeitung von Cesare Cantús «Storia universale».

Holmboe (Kristoffer Andreas), norweg. Philolog, geb. in Valders 19. März 1796, widmete sich früh den orient. Sprachstudien und ward 1825 zum Professor an der Universität in Kristiania ernannt. Seit 1876 emeritiert, starb er 2. April 1882. Neben seinen philol. Studien trieb er auch Numismatik und legte mit Vike und Aubert 1830 den Grund zu dem Münz- und Medaillenkabinett der Universität. Er schrieb unter andern: «Das älteste Münzwesen Norwegens» (1846), «Sanskrit og Oldnorsk» (1846), «Det oldnorske Verbum» (1848), «Norsk og Keltisk» (1854), «Traces du Buddhisme en Norvège avant l'introduction du Christianisme» (1857), «Bibelsk Real-Ordbog» (1868).

Holmes (Oliver Wendell), amerik. Dichter und Schriftsteller, geb. 29. Aug. 1809 in Cambridge im Staate Massachusetts, studierte erst die Rechte, dann Medizin und ging 1832 nach Paris und andern Hauptstädten Europas, um seine Studien zu vollenden. Im J. 1838 wurde er zum Professor der Anatomie und Physiologie im Dartmouth College und 1847 zu derselben Professur im Harvard College ernannt. Die erste Sammlung seiner «Poems» erschien 1836 in Boston. Im bostoner «Atlantic Monthly» begann er 1857 eine Reihe von Artikeln unter dem Titel: «The autocrat of the breakfast table», auf welche 1858 «The professor at the breakfast table» (deutsch von L. Abenheim unter dem Titel: «Der Tischdespot», Stuttg. 1876) und 1872 «The poet at the breakfast table» folgte. Sie zeichnen sich durch eine glückliche Mischung von Pathos, Ernst und Humor aus. Dasselbe gilt von seinen Gedichten, von welchen einige, wie «Old Ironsides» und «Last leaf», Volkslieder geworden sind. Von seinen poetischen Werken sind noch zu erwähnen: «Elsie Venner, a romance of destiny» (2 Bde., 1861; deutsch, Lpz. 1871), «Songs in many keys» (1864), «Soundings from the Atlantic» (1864), «The guardian angel» (1868). Ferner veröffentlichte er die philos. Schrift: «Mechanism in thought and morals» (Bost. 1870), und einige mediz. Werke. Eine Gesamtausgabe seiner Schriften erschien in Boston (4 Bde., 1880), seine «Poetical Works» in Boston (1877) und London (1881).

Holmgang, s. unter Holm.

Holocephăli sind eine Unterordnung der quermäuligen Fische oder Plagiostomen, mit einer Kiemenöffnung unter einer Hautfalte, die in vier Kiemenspalten führt. Der Schädel ist nicht in einen besondern Hirn- und Gesichtsabschnitt zerfallen, sondern bildet durch Verwachsung ein Ganzes und ist mit dem knorpelig bleibenden Rückgrat gelenkig verbunden. Die Haut ist glatt; die Männchen haben am Kopf einen unpaaren, erektilen Anhang. Die Tiere werden, inklusive ihres langen fadenförmigen Schwanzes, höchstens 1,5 m lang. Hierher gehört Callorhynchus mit einer und Chimaera mit drei Arten, von denen eine (Chimaera monstrosa, die Seekatze, s. Tafel: Fische I, Fig. 6) auch um Europa vorkommt.

Holoëdrisch (grch.), vollflächig, von Krystallen, welche alle um eine Achse vereinbaren Flächen haben.

Holofernes (Olophernes) ist der geschichtliche Name zweier Prinzen des kappadocischen Fürstenhauses. H. hieß zunächst der jüngere Sohn des Königs Ariamnes, bekannt als siegreicher Heerführer der Hilfstruppen gegen Ägypten zu Gunsten des Perserkönigs Artaxerxes III. Ochus (345 v. Chr.), ferner ein dem König Ariarathes IV. von seiner Gattin untergeschobener Sohn, welcher sich unter Verdrängung seines Stiefbruders Ariarathes V. auf kurze Zeit des Throns bemächtigte (159 v. Chr.). Im apokryphischen Buche Judith ist H. der legendenhafte Name eines assyr. Oberfeldherrn, welcher im Auftrage seines Königs Nebukadnezar einen siegreichen Kriegszug geführt haben, zuletzt aber bei Belagerung der jüd. Feste Bethulia von der schönen und frommen Witwe Judith hinterlistig ermordet worden sein soll. Ob dieser Legende der Sieg des Makkabäers Judas über den syr. Feldherrn Nikanor (166 v. Chr.) als Urbild zu Grunde liege oder ob unter dem apokryphischen H. der Maure Lusius Quietus zu verstehen sei, hängt mit dem geschichtlichen Verständnis des Buches Judith (s. d.) zusammen. Letzterer unternahm als Feldherr des röm. Kaisers Trajanus einen siegreichen Kriegszug gegen Mesopotamien und Syrien, bekämpfte dann als Statthalter von Palästina den Aufstand in Judäa, wurde aber zuletzt, nach Hadrians Regierungsantritt, gestürzt und auf Befehl des röm. Senats enthauptet (118 n. Chr.).

Holograph (grch.), ein vom Unterzeichner durchaus eigenhändig geschriebenes Schriftstück.

Holothurien, Seegurken, Seewalzen, sind eine Ordnung wurmähnlicher, doch sehr verschiedenartig gestalteter, am Vorderende um den Mund mit Fühlfäden versehener Stachelhäuter (Echinodermen), die sich häufig an allen Küsten finden und beim Gefangenwerden ihre Eingeweide durch den am hintern Ende gelegenen After hervorschleudern; die neuern zoolog. Expeditionen, besonders des Challenger, haben auch eine Reihe höchst merkwürdiger Formen aus beträchtlichen Meerestiefen kennen gelehrt. Getrocknet bilden mehrere in den Meeren der Südsee vorkommende Arten derselben unter dem Namen Tripang oder Trepang einen bedeutenden Handelsartikel für Indien und China, wo sie, als Aphrodisiaca betrachtet, bei keinem Gastmahle fehlen dürfen.

Holotricha, s. unter Infusorien.

Holowackij, russ. Gelehrter, s. Golowatzkij.

Holsatia, lat. Name von Holstein (Land).

Holst (Hans Peter), dän. Lyriker und Dramaturg, geb. zu Kopenhagen 22. Okt. 1811, war 1836—61 Lehrer an der Landkadettenakademie, 1859—60 auch Redacteur der «Berlingske Tidende», seit 1875 Dramaturg des königl. Theaters. Seinen dichterischen Ruhm gewann er durch ein Gedicht auf den Tod Friedrichs VI. (1839). Das Sammelwerk «Ude og Hjemme» und das lyrische Epos «Den lille Hornblæser» (1849) erhöhten seinen Ruf als Dichter. Auch zu der von ihm gegründeten Zeitschrift «For Romantik og Historie» (1868 fg.) hat er wertvolle Beiträge geliefert.

Holst (Herm. Ed. von), Historiker, geb. zu Fellin in Livland 7. (19.) Juni 1841, studierte in Dorpat und Heidelberg Nationalökonomie und Geschichte, siedelte 1867 nach Neuyork über, war Korrespondent verschiedener Zeitungen, 1869 zweiter Redacteur des «Deutsch-amerik. Conversations-Lexikon» und wurde 1872 als Professor nach Straßburg berufen. Seit 1874 Professor der Geschichte zu Freiburg i. Br., machte er sich einen Namen durch die Werke: «Verfassung und Demokratie der Vereinigten Staaten von Nordamerika» (Düsseld. 1873) und «Verfassungsgeschichte der Vereinigten Staaten von Amerika seit der Administration Jacksons» (Berl. 1878).

Holsteenborg oder Holsteinsborg, Distrikt in Grönland, im Südinspektorat, 1874 mit 579 E., worunter 6 Europäer. Der gleichnamige Hauptort, 850 km im NNW. von Julianehaab, zählte 170 E.

Holstein, ehemaliges Herzogtum, bildet jetzt den südlichsten Teil der preuß. Provinz Schleswig-Holstein (s. d.), den die Eider und der Eiderkanal vom ehemaligen Herzogtum Schleswig trennt. Der südöstlichste Kreis Lauenburg (s. d.) bildete bis 1876 ein eigenes Herzogtum. H. zählte 1880 auf 8954 qkm 669365 E. Vgl. Schröder und Biernatzky, «Topographie der Herzogtümer H. und Lauenburg, des Fürstentums Lübeck und des Gebietes der Freien und Hansestädte Hamburg und Lübeck» (2. Aufl., 2 Bde., Oldenb. in H. 1855—56); Seelig und Ohnmann, «Ostholstein. Touristenführer durch die besuchtesten Gegenden des Fürstentums Lübeck und des östlichen H. einschließlich der Städte Lübeck und Kiel» (8. Aufl., Hamb. 1884). (S. auch die Karte: Hannover, Schleswig-Holstein und Nordwestdeutsche Staaten, Bd. VIII, S. 822.)

Geschichtliche Übersicht bis zur Vereinigung Holsteins mit Schleswig. Erst um das J. 800 tritt H. in die Geschichte ein. Dasselbe war damals in vier Gaue eingeteilt: im Westen Dithmarschen, in der Mitte das eigentliche H. (der Gau der Holsten oder Holtsaten, d. h. Waldbewohner), im Süden Stormarn, im Nordosten Wagrien, wozu die Insel Femern (s. d.) gehörte. Nachdem Kaiser Karl d. Gr. ganz Sachsen unterjocht, bezwang er auch die Nordelbinger. Wagrien überließ er der slaw. (wendischen) Völkerschaft der Abodriten, welche als Bundesgenossen gegen die Sachsen gedient hatten (804). Ihre Hauptstadt Oldenburg, wendisch Stargard, war als wichtiger Stapelplatz des Ostseehandels weit berühmt. Dagegen wurden die andern drei Gaue Stormarn, H. und Dithmarschen der fränk. Herrschaft und dem Christentum unterworfen. Karl d. Gr. erbaute 809 die Burg auf dem Esesfelde an der Stör (das spätere Itzehoe) und organisierte zwei Marken (Militärgrenzen), eine gegen die Dänen, die andere gegen die Wenden. Unter Heinrich I. ward die verfallene dän. Mark zwischen Eider und Schlei wieder aufgerichtet (934); aber Kaiser Konrad II. überließ dieselbe 1026 an den dän. König Knud d. Gr. In Wagrien versuchten wiederholt einheimische Fürsten, das Christentum einzuführen; doch ohne bleibenden Erfolg. Später kam das Land an den Herzog Knud Lavard von Schleswig, welchen Kaiser Lothar 1129 zum König oder Knäs der Abodriten krönte. Nach Knuds Tode 1131 ward nochmals das Heidentum in Wagrien wiederhergestellt.

Die drei andern holstein. Gaue bildeten einen Bestandteil des Herzogtums Sachsen, und zwar gehörte Dithmarschen der Grafschaft Stade an, mit der es an das Erzbistum Hamburg-Bremen kam, während die sächs. Herzöge H. und Stormarn durch eigene Vizegrafen verwalten ließen. Der Herzog, später Kaiser Lothar verlieh dieses Amt 1110 dem Adolf I. von Schauenburg (gest. 1128), welcher der Stammvater eines blühenden und hochbegabten

Fürstengeschlechts wurde. Unter Adolf II. (1128—64) ward Wagrien erobert und bekehrt und zum Teil mit fremden Kolonisten aus Friesland, Holland und Westfalen besetzt. Adolf III. (gest. 1225) erlangte auch die Herrschaft über Dithmarschen; aber nach manchem Glückswechsel wurde er von den Dänen gefangen und mußte seine Freiheit durch einen vollständigen Verzicht 1203 erkaufen. Nun gehörten alle vier holstein. Gaue über 20 Jahre zu dem großen Reiche des Königs der Dänen und Slawen, Waldemars II. des Siegers. Erst als dieser durch den Grafen Heinrich von Schwerin gefangen worden, konnte Adolf IV. von Schauenburg (gest. 1261) das väterliche Erbland 1224 wieder in Besitz nehmen und behauptete dasselbe in der Entscheidungsschlacht bei Bornhöved, 22. Juli 1227. Doch seine Herrschaft umfaßte nur die Gaue H., Stormarn und Wagrien; Dithmarschen (s. d.) kam wieder an das Erzbistum Bremen. Auch die Haseldorfer Marsch an der Elbe (im Kreise Pinneberg) blieb im Besitz des bremischen Hochstifts, wurde jedoch pfandweise den holstein. Grafen überlassen (1375—79) und nicht wieder eingelöst. Die Insel Femern, 1248 von den Dänen erobert, wurde 1326 dem holstein. Grafenhause als dän. Lehn zurückgegeben.

Adolf IV. teilte zuerst das Land unter seine beiden Söhne, nach deren Tode entstanden sogar fünf Linien, von denen die Segeberger 1308, die Kieler 1321 und die Plöner 1390 ausstarben. Länger blühten die Rendsburger (1459) und die Schauenburger Linie (bis 1640). Letztere besaß außer der Stammgrafschaft an der Weser nur einen Teil von Stormarn, nämlich die sog. Herrschaft Pinneberg, welche die jetzigen Kreise Pinneberg und Altona umfaßte. Das ganze übrige Land vereinigte die Rendsburger Linie unter ihrer Herrschaft und erwarb dazu das Herzogtum Schleswig (s. d.). Das holstein. Grafenhaus war zunächst durch eine Familienverbindung in die Verhältnisse des Nachbarlandes hineingezogen. Die Tochter Adolfs IV., Mechthild, heiratete 1237 den Herzog Abel von Schleswig, welcher später (1250—52) auch als König über Dänemark herrschte. Nach seinem Tode kam die dän. Krone an eine andere Linie, welche sogar Abels Nachkommen im Besitz des Herzogtums Schleswig bedrohte. In diesen Fehden leisteten die holstein. Grafen den verwandten schlesw. Herzögen wiederholt tapfern und glücklichen Beistand gegen die dän. Könige. Außerdem benutzten sie die Gelegenheit, um sowohl in Schleswig wie in Dänemark ausgedehnte Besitzungen und Pfandherrschaften zu erwerben. So geriet das dän. Reich in völlige Auflösung; am Ende gebot dort Graf Gerhard d. Gr. (1304—40), welchen die Dänen den «Kahlköpfigen Grafen» nennen, als unumschränkter Herr. Derselbe setzte seinen Schwestersohn, den unmündigen Herzog Waldemar von Schleswig, 1326 als König ein und regierte in dessen Namen als Vormund das Reich Dänemark. Zugleich erhielt er das Herzogtum Schleswig als erbliches Lehen. Nach Waldemars Abdankung 1330 gab Gerhard ihm allerdings Schleswig zurück, aber erlangte für sich und seine Nachkommen die Anwartschaft auf Schleswig, für den Fall, daß Abels Geschlecht ausgehen würde. Endlich ward Gerhard von einem dän. Ritter, Niels Ebbesen, zu Randers 1340 ermordet. Seine Söhne, Heinrich der Eiserne (gest. 1385) und Klaus (gest. 1397), vermochten die machtige Stellung des Vaters nicht zu behaupten; aber ein großer Teil von Schleswig blieb in deren Händen, und als der letzte Nachkomme Abels, Herzog Heinrich, 1375 starb, nahmen sie das Herzogtum in Besitz. Die Königin Margareta, welche als Vormünderin ihres Sohnes Olaf die Regierung in Dänemark und Norwegen führte, bequemte sich nach einigen Jahren dazu, die vollzogene Thatsache förmlich anzuerkennen. Zu Nyborg auf Fünen, im Aug. 1386, empfing der älteste Sohn Heinrichs des Eisernen, Gerhard VI., die Belehnung mit dem Herzogtum Schleswig als einem erblichen dän. Fahnenlehn. So ward Schleswig-Holstein (s. d.) zuerst konstituiert.

H., in Vereinigung mit Schleswig, stand 1386—1459 unter dem schauenb. und 1460—1863 unter dem oldenb. Fürstenhause. In staatsrechtlicher Hinsicht waren die Grafschaften H. und Stormarn (nebst Wagrien) ein Afterlehn des Herzogtums Sachsen; doch geriet das Verhältnis in Verwirrung, seit das Herzogtum zwischen Sachsen-Wittenberg (Kursachsen) und Sachsen-Lauenburg geteilt ward. Kaiser Sigismund übertrug dem Bischof von Lübeck das Recht, die holstein. Grafen zu belehnen (1433). Kaiser Friedrich III. vereinigte die Grafschaften H. und Stormarn (nebst Wagrien) und das denselben inkorporierte Land Dithmarschen zu einem Herzogtum Holstein, 14. Febr. 1474, und dies neue Herzogtum galt als ein unmittelbares Reichsland (Fahnenlehn). Die Belehnung der Herzöge von H. geschah noch mehrmals durch den Bischof von Lübeck, aber seit 1548 bis zur Auflösung des Römisch-Deutschen Reichs 1806 von den Kaisern.

Vgl. Waitz, «Schleswig-H.s Geschichte» (Bd. 1 u. 2, Gött. 1851—52); Handelmann, «Geschichte von Schleswig-H.» (Kiel 1873).

Holstein (Franz von), Komponist, geb. zu Braunschweig 16. Febr. 1826, Sohn eines höhern Militärs, war bis 1853 Offizier und studierte dann auf dem leipziger Konservatorium besonders unter M. Hauptmann, worauf er sich dauernd in Leipzig niederließ und nur der Komposition lebte. Außer drei Opern («Heideschacht» 1869, «Der Erbe von Morley» 1872, «Die Hochländer» 1876), welche auf mehrern Theatern gegeben wurden und zu denen er die Texte selbst verfertigte, produzierte H. ein- und mehrstimmige Lieder, Gesangscenen, Ouverturen u. s. w. Er starb in Leipzig 28. Mai 1878. Durch ein reiches Legat für unbemittelte Musikschüler («Holstein-Stift») hat er sich dort ein bleibendes Andenken gesichert. Seine «Nachgelassenen Gedichte» gab Bulthaupt (Lpz. 1880) mit einer Biographie heraus.

Holstein-Holsteinborg (Ludv. Henr. Karl Herman, Graf), dän. Politiker, geb. 18. Juli 1815, trat 1848 als Mitglied der letzten roeskilder Ständeversammlung ins polit. Leben ein. In den J. 1856—63 saß er im Reichsrate, 1866—76 im Folkething. Bei dem Ministerwechsel 28. Mai 1870 ward er zum Conseilpräsidenten ernannt; es gelang ihm aber nicht, die erbitterte Opposition der Linken zu brechen, und er trat daher 14. Juli 1874 wieder zurück.

Holstein-Ledreborg (Joh. Ludv. Karl Kristian Tido, Graf), dän. Politiker, geb. 10. Juni 1839, trat in der Jugend zum Katholizismus über. Seit 1872 Mitglied des Folkethings, ist er hier Führer der gemäßigten Linken.

Holsten, soviel wie Holsteiner.

Holsten (Karl Christian Joh.), prot. Theolog, geb. 31. März 1825 zu Güstrow in Mecklenburg-

Schwerin, studierte zu Leipzig, Berlin und Rostock und wurde 1857 Lehrer am Gymnasium zu Rostock. Die für das Verständnis der Paulinischen Theologie bahnbrechende Schrift «Zum Evangelium des Paulus und Petrus. Altes und Neues» (Rost. 1868) veranlaßte Ostern 1870 seine Berufung als außerord. Professor der Theologie nach Bern; 1871 rückte H. zum ord. Professor auf und siedelte 1876 nach Heidelberg über. Er schrieb unter anderm noch: «Das Evangelium des Paulus» (Bd. 1, Berl. 1881) und «Die drei ursprünglichen noch ungeschriebenen Evangelien» (Karlsr. u. Lpz. 1883).

Haltei (Karl von), namhafter deutscher Dichter, geb. 24. Jan. 1797 zu Breslau, trat 1815 als Freiwilliger in das preuß. Heer, studierte hierauf in Breslau die Rechte, wurde aber dann Schauspieler und debütierte 1819 als Mortimer auf der breslauer Bühne. Später entsagte er der ausübenden Kunst, verheiratete sich mit der Schauspielerin Luise Rogée und wurde nun in Breslau als Theatersekretär und Theaterdichter angestellt. Er ging darauf nach Berlin, wo seine Frau ein Engagement an dem königl. Hoftheater erhielt. Hier verfaßte er seine mit großem Beifall aufgenommenen Liederspiele «Die Wiener in Berlin» und «Die Berliner in Wien»; auch gab er «Gedichte» (Berl. 1826) heraus. Nachdem er seine Gattin durch frühen Tod verloren, schloß er sich der königsstädter Bühne an, für die er eine große Anzahl von Stücken lieferte, darunter namentlich «Der alte Feldherr» und «Lenore». In dieser Zeit gab er eine Sammlung «Schles. Gedichte» (Berl. 1830; 18. Aufl., Bresl. 1883; Prachtausg., Bresl. 1866) in schles. Mundart heraus, die den schles. Volkston ausgezeichnet trafen, und hielt öffentliche Vorlesungen klassischer Trauer- und Lustspiele. Mit seiner zweiten Frau, einer geborenen Holzbecher, nahm er sodann ein Doppelengagement in Darmstadt an, kehrte jedoch bereits 1831 wieder nach Berlin zurück. Hier machte er den Versuch, in seinem Stücke «Ein Trauerspiel in Berlin» den berliner Jargon zu Grunde zu legen. Auch lieferte er dem Komponisten Gläser den Text zu dessen beliebter Oper «Des Adlers Horst» und schrieb für Ludw. Devrient das Schauspiel «Der dumme Peter». Er entschloß sich 1833 wieder die Bühne zu betreten und schrieb zum Zwecke einer Kunstreise mit seiner Gattin eine Reihe kleiner Possen und rührender Schauspiele, unter denen namentlich die Dramen «Lorbeerbaum und Bettelstab» und «Shakspeare in der Heimat» Glück machten. Nachdem er 1837—39 das Theater zu Riga geleitet, wo er seine zweite Gattin verlor, lebte H. an verschiedenen Orten, bis er die Direktion der breslauer Bühne übernahm. Aber auch dieses Verhältnis löste sich bald wieder, und er lebte nun teils zu Graz, teils auf Reisen durch ganz Deutschland, durch seine seltene Gewandtheit als Vorleser dramatischer Gedichte, sowie durch seine liebenswürdige Persönlichkeit sich zahlreiche Freunde erwerbend. Im J. 1870 siedelte H. wieder nach Breslau über und nahm im Dez. 1876 seinen Aufenthalt im Kloster der Barmherzigen Brüder daselbst, um sich fernerhin der Pflege des Ordens anzuvertrauen. Er starb daselbst 12. Febr. 1880. Ein Denkmal (von A. Rachner) wurde ihm auf der sog. Holtei-Höhe, früher Ziegelbastion in Breslau, 24. Jan. 1882 errichtet.

In den «Briefen aus und nach Grafenort» (Altona 1841), sowie in den Werken «Vierzig Jahre» (8 Bde., Berl. 1843—50; 3. Aufl. 1864) und «Noch ein Jahr in Schlesien» (2 Bde., Berl. 1864) gab H. treffliche Bemerkungen über das deutsche Bühnenwesen und interessante Mitteilungen aus seinem vielbewegten Leben. Von H.s poetischen Werken sind noch besonders hervorzuheben seine «Deutschen Lieder» (2. Aufl., Schlesw. 1836), eine zweite Sammlung seiner «Gedichte» (Berl. 1844; 5. Aufl. 1858; Volksausg. 1861), die «Stimmen des Waldes» (Bresl. 1848; 2. Aufl. 1856), poetische Naturbilder, sowie eine Reihe durch Lebenswahrheit und Naivität ausgezeichneter Romane, von denen namentlich «Die Vagabunden» (4 Bde., Berl. 1852; 6. Aufl., 2 Bde., Bresl. 1880), «Christian Lammfell» (5 Bde., Bresl. 1853; 4. Aufl. 1878); «Ein Schneider» (3. Aufl., Bresl. 1862), «Noblesse oblige» (2. Aufl., 3 Bde., Bresl. 1863), «Die Eselsfresser» (3. Aufl., 3 Bde., Bresl. 1863), «Haus Treustein» (3 Bde., Bresl. 1866) Beifall gefunden haben. Dieselben sind zum größten Teil nebst «Kriminalgeschichten» und «Kleine Erzählungen» auch in die Sammlung seiner «Erzählenden Schriften» (34 Bde., Bresl. 1861—62) aufgenommen worden. Seine dramatischen Arbeiten ließ er in Einem Bande als «Theater» (Berl. 1845), später in einer Auflage in sechs Bänden (1867) erscheinen. Außerdem hat H. allerlei vermischte Schriften herausgegeben: «Erinnerungen» (Bresl. 1822), «Der Obernigker Bote» (ursprünglich, 1822, Zeitschrift, dann Bresl. 1854, 3 Bde., in Buchform), «Charpie» (2 Bde., Bresl. 1866), «Nachlese. Erzählungen und Plaudereien» (3 Bde., Bresl. 1871), «Simmelsammelsurium» (2 Bde., Bresl. 1872), «An Grabes Rande. Blätter und Blumen» (2. Ausg., Bresl. 1876). Die 1874 geschriebenen Erinnerungsblätter H.s: «Fürstbischof und Vagabund» (Bresl. 1882), erzählen sein Verhältnis zum Fürstbischof Förster. Einer weichen, zuweilen in Sentimentalität übergehenden Grundstimmung hielt in seinen Schriften eine frische Auffassung des wirklichen Lebens und eine echte Naivetät redlich die Wage. Als Dichter hat er das Verdienst, das Vaudeville in Form des deutschen gemütlichen Liederspiels in Deutschland eingebürgert zu haben. Viele seiner Lieder sind mit Recht populär geworden.

Hölty (Ludw. Heinr. Christoph), einer der vorzüglichsten deutschen Lyriker des 18. Jahrh., geb. zu Marienſee bei Hannover 21. Dez. 1748, besuchte seit 1765 das Gymnasium in Celle und bezog 1769 die Universität zu Göttingen, wo er sich der Theologie widmete und dem Göttinger Dichterbund beitrat, der ihm zu seinen besten Gedichten die nächste Veranlassung gab. Mit seinem Freund Martin Miller machte er im Herbst 1774 eine Reise nach Leipzig, und im Juli 1775 besuchte er die Dichterfreunde zu Hamburg. Schon damals war seine Gesundheit untergraben. Dazu kam noch seines Vaters Tod, welcher ihn tief ergriff. Im Spätherbst 1775 ging er nach Hannover, dichtete noch mehrere schwermütige Elegien und war mit der Sammlung seiner Gedichte beschäftigt, als er in Hannover 1. Sept. 1776 starb. Von seinen Liedern sind mehrere volkstümlich geworden, z. B. «Üb' immer Treu und Redlichkeit», «Rosen auf den Weg gestreut», «Ich wollte mich mit Grillen plagen». Vorzüglich gelangen ihm auch Gedichte in antiken Versmaßen. Seine «Gedichte» wurden von Voß und Stolberg (Hamb. 1783) und dann vermehrt von Voß mit einer ausführlichen Biographie H.s (Hamb. 1804 u. öfter) herausgeordnet, Lpz. 1847; neue Ausg. von Karl Halm, Lpz. 1869, und mit Einleitung und Anmerkungen

Lpz. 1870) herausgegeben. Vgl. Ruete, «H. Sein Leben und Dichten» (Guben 1883).

Hermann H., lyrischer Dichter, Großneffe des vorigen, wurde 4. Nov. 1828 in Ülzen geboren, studierte in Göttingen Theologie und ist seit 1863 Pastor an der St. Johanniskirche in Hannover. Er verfaßte mehrere Dramen: «Das Gelübde, ein Mysterium» (1862), «König Saul» (1865), «Lonoda» (Hannov. 1882). Lyrische Dichtungen sind: «Irrwege eines jungen Dichters» und «Lieder und Balladen» (Hamb. 1856), «Alpenzauber und italische Gebilde», «Ostseebilder und Balladen» (Kiel 1863), «Bilder und Balladen» (2. Aufl., Hannov. 1874), «Aus der deutschen Götterwelt. Balladen» (Hannov. 1877). Seine «Gesammelten Dichtungen» erschienen 1882 (Hannov.).

Holtzendorff (Franz von), ausgezeichneter Kriminalist, geb. 14. Okt. 1829 zu Vietmannsdorf in der Ukermark, erhielt seine Gymnasialbildung zu Schulpforta und widmete sich seit Ostern 1848 zu Berlin, Heidelberg und Bonn jurist. Studien. Nachdem er 1852 promoviert, trat er in die Gerichtspraxis ein, der er vier Jahre hindurch angehörte. Seit 1857 lehrte er dann als Privatdocent, seit 1861 als außerord., seit 1873 als ord. Professor an der Universität zu Berlin. Im Herbst 1873 folgte H. einem Ruf als ord. Professor der Rechtswissenschaft nach München. Den Mittelpunkt seiner Bestrebungen bildet die Bekämpfung der Todesstrafe, sowie die Reform des Strafwesens und der Gefängnisanstalten, deren Zustände er auf vielfachen Reisen ins Ausland kennen zu lernen suchte.

Von H.s wissenschaftlichen Arbeiten sind hervorzuheben: «Franz. Rechtszustände, insbesondere die Resultate der Strafgerichtspflege in Frankreich und die Zwangskolonisation von Cayenne» (Lpz. 1859), «Die Deportation als Strafmittel in alter und neuer Zeit» (Lpz. 1859), «Das irische Gefängnissystem, insbesondere die Zwischenanstalten vor Entlassung der Sträflinge» (Lpz. 1859), «Die Kürzungsfähigkeit der Freiheitsstrafen» (Lpz. 1861). Später erschienen «Die Reform der Staatsanwaltschaft in Deutschland» (Berl. 1864), «Die Umgestaltung der Staatsanwaltschaft vom Standpunkt unabhängiger Strafjustiz» (Berl. 1865) und «Kritische Untersuchungen über die Grundsätze und Ergebnisse des irischen Strafvollzugs» (Berl. 1865). Mit den kleinern Schriften «Gesetz oder Verwaltungsmaxime?» (Berl. 1861), «Die Brüderschaft des Rauhen Hauses, ein prot. Orden im Staatsdienst» (1. bis 4. Aufl., Berl. 1861) und «Der Bruderorden des Rauhen Hauses und sein Wirken in den Strafanstalten» (1. u. 2. Aufl., Berl. 1862) griff H. die unter Leitung Wicherns stehende Gefängnisverwaltung Preußens unmittelbar an und veranlaßte dadurch den Beschluß des Abgeordnetenhauses vom 2. Okt. 1862, durch welchen die Regierung aufgefordert ward, die Verträge mit dem Kuratorium des Rauhen Hauses bei deren Ablauf nicht wieder zu erneuern. Von seinen größern litterarischen Arbeiten sind noch hervorzuheben: «Die Prinzipien der Politik» (2. Aufl., Berl. 1879), die «Encyklopädie der Rechtswissenschaft» (4. Aufl., 4 Bde., Lpz. 1882), das «Handbuch des deutschen Strafrechts» (4 Bde., Berl. 1871—77), «Das Verbrechen des Mordes und die Todesstrafe» (1875), «Handbuch des deutschen Strafprozeßrechts» (Berl. 1877 fg.), «Ein engl. Landsquire» (Stuttg. 1877), «Schott. Kulturskizzen» (Bresl. 1882), «Zeitglossen des gesunden Menschenverstandes» (Münch. 1884). Von 1861 bis 1874 gab er die «Allgemeine deutsche Strafrechtszeitung», seit 1866 in Gemeinschaft mit Virchow die «Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge», seit 1872 mit W. Oncken die «Deutschen Zeit- und Streitfragen» und seit 1871 das «Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtspflege des Deutschen Reichs» heraus. An der Begründung des Deutschen Juristentags (1860), der berliner Volksküchen, des Lette-Vereins für Förderung der Erwerbsfähigkeit und höhern Bildung des weiblichen Geschlechts, des Deutschen Protestantenvereins und des Vereins für Verbreitung von Volksbildung, der Bluntschli-Stiftung für allgemeines Staatsrecht und Völkerrecht hat H. hervorragenden Anteil. H. war einer der Präsidenten des internationalen Gefängniskongresses zu London (1872) und des Völkerrechtsinstituts (Münch. 1883). Im Dez. 1874 trat er als Verteidiger des Grafen Harry von Arnim auf, 1883 als Anwalt der rumän. Regierung gegenüber dem londoner Traktat vom 10. März 1883 (in einem Gutachten: «Rumäniens Uferrechte an der Donau», Lpz. 1883).

Holtzendorff (Georg Ernst von), preuß. General, geb. 14. Febr. 1714 in Kalbe, nahm an den schles. Kriegen als Artillerieoffizier und 1747 unter dem Marschall von Sachsen an dem Feldzuge in Flandern teil, verbesserte das Verfahren beim Guß eiserner Hohlgeschosse und erwarb sich durch die Vielseitigkeit und Gediegenheit seines Wissens das besondere Vertrauen König Friedrichs des Großen. Er wirkte in Berlin als Lehrer in den preuß. Militärbildungsanstalten; seine Vorträge, das sog. H.sche Kollegium, dienten dem Unterricht in den Regimentsschulen als Leitfaden. H. wurde in der Schlacht bei Leuthen verwundet, war jedoch bei der Belagerung von Olmütz bereits wieder als Feuerwerksmeister thätig. Er wurde 1770 Kommandeur des 1. Artillerieregiments, 1776 Chef des 3. Artillerieregiments, 1777 Generalinspekteur der Artillerie als Nachfolger Dieskaus und starb zu Berlin 9. Dez. 1785. Vgl. von Troschke, «Beziehungen Friedrichs d. Gr. zu seiner Artillerie» (Berl. 1865).

Holtzendorff (Karl Friedr. von), preuß. General, geb. zu Berlin 17. Aug. 1764, trat 1778 in preuß. Militärdienst und stieg in der Artillerie rasch zu den höhern Stellen auf; 1809 war er bereits Brigadier der reitenden Artillerie. Am Feldzuge 1813—14 nahm H. im Bülowschen Korps als Kommandeur der Artillerie teil, 1815 befehligte er die Artillerie des Blücherschen Heeres, wurde 1816 Brigadechef der 2. und 3. Artilleriebrigade, 1820 Kommandeur der 2. Division und 1825 Generalinspekteur des Militärerziehungs- und Bildungswesens der Armee. Während seiner langen Kriegsthätigkeit fand H. mehrfach Gelegenheit, sich persönlich auszuzeichnen, so namentlich 1792 im Gefecht bei Wolla und der Belagerung von Warschau, 1806—7 bei der Verteidigung von Danzig, 1813 in den Schlachten bei Großbeeren, bei Dennewitz und bei Leipzig, 1814 bei Laon, 1815 bei Ligny und bei Waterloo. H. starb zu Berlin 29. Sept. 1828.

Holtzmann (Adolf), verdienter Germanist, geb. 2. Mai 1810 zu Karlsruhe, widmete sich erst zu Berlin theol., dann zu München unter Schmeller altdeutschen Studien und ging hierauf nach Paris, wo er sich unter Burnouf mit Sanskrit beschäftigte. Nach seiner Rückkehr war er seit 1837 Erzieher der jungen Prinzen von Baden, bis er 1852 als ord.

Professor der deutschen Sprache und Litteratur nach Heidelberg berufen ward, wo er 3. Juli 1870 starb. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben die Ausgabe der altfränk. Übersetzung von Isidors Werk «De nativitate» (Karlsr. 1836), die Abhandlungen «Über den Umlaut» (Karlsr. 1843), «Über den Ablaut» (Karlsr. 1844), «Über das Verhältnis der Malberger Glosse zum Text der Lex Salica» (Karlsr. 1852) und «Über den griech. Ursprung des ind. Tierkreises» (Karlsr. 1844), «Ind. Sagen» (3 Bde., Karlsr. 1845—47; 2. Aufl., 2 Bde., Stuttg. 1854), Übersetzungen aus dem «Ramayana» und «Mahabharata» enthaltend, «Beiträge zur Erklärung der pers. Keilinschriften» (Karlsr. 1845). Aufsehen erregten die beiden Schriften «Kelten und Germanen» (Stuttg. 1855), worin er beide Völker als identisch erweisen wollte, und «Untersuchungen über das Nibelungenlied» (Stuttg. 1854), worin er Lachmanns Ansichten bekämpft. Außer zahlreichen Beiträgen zu Pfeiffers «Germania» sind noch seine kritischen Ausgaben des «Nibelungenliedes» (Stuttg. 1857; 2. Aufl. 1863), der «Klage» (Stuttg. 1859) und des «Großen Wolfdieterich» (Heidelb. 1865) hervorzuheben. Sein letztes Werk war eine auf drei Bände berechnete «Altdeutsche Grammatik», von der aber nur Bd. 1, Abteil. 1: «Die spezielle Lautlehre» (Lpz. 1870) und Abteil. 2: «Vergleichung der deutschen Laute untereinander» (Lpz. 1874) erschienen. Aus seinem Nachlaß gab Holder heraus: «German. Altertümer» (Lpz. 1873), «Deutsche Mythologie» (Lpz. 1874) und «Die ältere Edda» (Lpz. 1875).

Karl Heinrich Alexander H., Bruder des vorigen, geb. 23. Okt. 1811 zu Karlsruhe, gest. 25. April 1865 als Direktor der Polytechnischen Schule zu Stuttgart, hat sich durch mehrere mathem., physik. und technische Arbeiten, insbesondere durch «Grundzüge der Mechanik und Maschinenlehre» (Stuttg. 1851; 2. Aufl. 1853) bekannt gemacht.

Karl Julius H., ältester Bruder der vorigen, geb. 6. Mai 1804 zu Karlsruhe, war erst Professor am Lyceum daselbst und wirkte seit 1847 als Stadtpfarrer und Lehrer am evang. Predigerseminar zu Heidelberg, bis er 1861 als Prälat in den erneuerten evang. Oberkirchenrat in Karlsruhe eintrat. Als Mitglied der Generalsynoden von 1861, 1867, 1871 und 1876 wirkte er für das Zustandekommen und die Erhaltung der neuen bad. Kirchenverfassung. Er starb 23. Febr. 1877 zu Karlsruhe.

Heinrich Julius H., Sohn des letztern, geb. 17. Mai 1832 zu Karlsruhe, seit 1861 außerord., seit 1865 ord. Professor der Theologie zu Heidelberg, seit 1874 in gleicher Eigenschaft an der Universität zu Straßburg, hat sich litterarisch bekannt gemacht durch die Schriften «Kanon und Tradition» (Ludwigsb. 1859), eine dogmengeschichtliche Arbeit; «Die synoptischen Evangelien, ihre Entstehung und ihr geschichtlicher Charakter» (Lpz. 1863), die «Kritik der Epheser- und Kolosserbriefe» (Lpz. 1872) und «Die Pastoralbriefe, kritisch und exegetisch behandelt» (Lpz. 1880), sowie durch die Herausgabe der neutestamentlichen Partien in Bunsens «Bibelwerk». Auch veröffentlichte er zwei Sammlungen «Predigten» (Elberf. 1865 u. Lpz. 1873) und zahlreiche Abhandlungen, besonders in der «Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie», in den «Jahrbüchern für prot. Theologie» und in der «Prot. Kirchenzeitung». H. ging ursprünglich von der sog. Vermittelungstheologie aus, befreite sich aber mehr und mehr von den Voraussetzungen derselben und gilt gegenwärtig, bei aller Mäßigung seines Auftretens, als einer der geachtetsten Vertreter der freisinnigen Richtung.

Holtzmann (Wilh.), Gelehrter, s. Xylander.

Holtzmann, deutscher Kirchenkomponist des 18. Jahrh., war kurpfälz. Hofkapellmeister in Mergburg. Seine Kompositionen waren längst vergessen, als Fridolin Hamma 1861 entdeckte, daß die Melodie der Marseillaise identisch mit der des Credo aus H.s Missa solemnis No. 4 sei.

Holub (Emil), Afrikareisender, geb. 7. Okt. 1847 zu Holitz in Böhmen, studierte zu Prag Medizin und Naturwissenschaften, und begab sich 1872 nach Südafrika, wo er sich als Arzt in den Diamantenfeldern niederließ. Er trat im Nov. 1873 eine Reise durch Transvaal und die anstoßenden Negerlande an, von der er im April 1874 zurückkehrte. Im März 1875 brach er wieder nach Norden auf, erreichte Schoschong und drang bis zum Zambesi vor, dessen Victoriafälle er besuchte. Ende 1876 traf er wieder in den Diamantenfeldern ein und kehrte 1879 nach Europa zurück. Anfang 1884 begab sich H. wieder nach Afrika und begann Ende April von der Kapstadt aus eine neue Forschungsreise. Seine großartigen naturwissenschaftlichen und ethnolog. Sammlungen hat H. an österr. Anstalten und einige außerösterr. Museen verteilt. Außer Aufsätzen in Zeitschriften schrieb H.: «Kulturskizze des Marutse-Mabundareichs» (Wien 1879), «Sieben Jahre in Südafrika» (2 Bde., Wien 1880—81), «Die Kolonisation Afrikas» (4 Hefte, Wien 1882). Mit Pelzeln gab er heraus: «Beiträge zur Ornithologie Südafrikas» (Wien 1882).

Holunder, s. Hollunder.

Holy (engl.), heilig, häufig in Zusammensetzungen vorkommend.

Holycroß, Stadt in der irischen Grafschaft Tipperary, links am River Suir, 35 km im NNO. von Clonmel, mit 2800 E. und den Ruinen der 1182 gestifteten Holycroßabtei.

Holyhead, im Walisischen Pen Caer Gybi, Marktstadt, Hafenplatz, ehemals Fischerort, auf der zum engl. Fürstentum Wales gehörigen Insel und Grafschaft Anglesey (s. d.), an deren Westseite auf dem durch einen Damm und eine Eisenbahn mit ihr verbundenen Eiland Holy gelegen, 38 km westlich von Beaumaris an der Menai-Straße, ist unregelmäßig gebaut und zählt (1881) 8543 E., die hauptsächlich Küstenhandel und Schiffbau betreiben. Der Ort hat Wichtigkeit als der Irland am nächsten gelegene Hafen, wohin auch, und zwar nach Howth bei Dublin, ein 104,6 km langer unterseeischer Telegraphendraht gelegt ist. Es findet hier die Hauptüberfahrt nach Kingstown, dem Hafen von Dublin, statt. Das Dampfboot schließt sich an die von London kommenden Eisenbahnzüge an, und die ganze Fahrt zwischen London und Dublin dauert so 14 Stunden. Von 1847 bis 1873 wurde zu H. ein großer Zufluchtshafen gebaut. Derselbe wird von zwei 2937 und 610 m langen Wellenbrechern gebildet und umschließt ein Areal von 128 ha, das ein 457 m langer Damm zum Anlegen der Packetboote durchzieht. Neue Hafenanlagen wurden 17. Juni 1880 eröffnet. Die Insel Holy oder Holyhead steigt an ihrem Nordwestende in Holyhead-Hill 210 m empor und schließt an der Nordseite mit Anglesey die Holyheadbai ein.

Holy-Island oder Lindisfarne, kleine engl. Insel von 1020 Acres Fläche, fast am Nordende

Northumberland, im NW. neben den Farne- und 15 km im SO. von Berwick am Tweed. An der Westseite liegt ein kleines Fischerdorf, in Nähe sich die Ruinen des 635 vom König ld gegründeten Benediktinerklosters Lindis- Abbey befinden, welches ursprünglich der es Bistums von Durham war. An der Ost- indet sich eine Bucht mit sicherm Hafen und Südostseite ein Fort auf steilem Fels.

Holyoake (George Jak.), engl. Freidenker und politiker, geb. 13. April 1817 in Birming- empfing seine Erziehung in dem dortigen Ar- bildungsverein, in dem er später auch selbst Reihe von Jahren als Lehrer wirkte. Dem in n Kreise herrschenden demokratisch-freidenke- n Geist gab H. zuerst öffentlichen Ausdruck in r Schrift: «The spirit of Bonner in the dis- s of Jesus» (Birmingham 1842). Diese Schrift hm eine Anklage auf Blasphemie und Atheis- und eine längere Gefängnisstrafe zu. Im 46 begründete er die Zeitschrift «The Reaso- , die den Zweck verfolgte, die von H. mit dem «Säkularismus» bezeichnete modern wissen- lich-sittliche Weltansicht des gesunden Men- verstandes gegen die Herrschaft theol.-polit. dürfe zur Geltung zu bringen. Unter seinen ften sind noch zu erwähnen: «A logic of facts, in hints on reasoning» (1848), «A logic of , or, why should atheists fear to die?» ; 82. Aufl. 1874), «Secularism, the practic- losophy of the people» (1854), «Secular- distinguished from Utilitarianism» (1855), ory of co-operation in Rochdale» (1858), and last days of Robert Owen of New La- (1859), «Essay on the character and ser- of Thomas Payne» (1861), «The limits of sm?» (1861), «The childs ladder to know- » (1866), «The history of co-operation in and» (2 Bde., 1875—77). Zu Ende der vier- Jahre siedelte H. nach London über und be- ete dort eine Buchhandlung. Zum Teil seinen bungen war die Durchführung der Evidence dment act (1869) zuzuschreiben, welche statt des die Affirmation vor den Gerichtshöfen ge- gültig machte. Seit 1874 erscheint als grö- Organ der Säkularisten die von H. begrün- «Secular Review». Eine Reise nach Amerika rieb er in der Schrift «Among the Ameri- » (1881).

Holyoke, rasch aufblühende Fabrikstadt im ty Hampden des nordamerik. Staats Massa- tts, früher ein Teil von Springfield, liegt am n Ufer des Connecticutflusses und zählte 1880 21 915 E., während es deren 1850 nur 3245 . Seiner günstigen Lage mit bedeutender erkraft verdankt H. seine Blüte als Fabrikort. Baumwoll- und Papierfabriken gehören zu ften des Landes.

Holyrood, d. i. heiliges Kreuz, der alte Kö- alast zu Edinburgh, hat seinen Namen von hm gegenüberliegenden Kloster Holyrood- y, das 1128 vom schott. König David I. ge- et und mit reichen Ländereien beschenkt wurde. 4. und 15. Jahrh. diente das Kloster den Monarchen öfters zur Residenz, und die mei- on ihnen wurden in seinen Gewölben beige- Der eigentliche Palast ward jedoch erst 1528 Jakob V. erbaut und blieb, nachdem das Klo- 544 durch die Engländer bis auf das Schiff der Kirche niedergebrannt worden, der gewöhnliche Aufenthaltsort der Königin Maria Stuart und ihres Sohnes, Jakobs VI., bis derselbe als Jakob I. 1603 den engl. Thron bestieg. Durch die Truppen Cromwells arg verwüstet, lagen Palast und Kloster größtenteils in Ruinen, bis unter der Regierung König Karls II. 1671 der Neubau des gegenwärtigen Palastes begann, bei welchem man den nordwestlichen, von König Jakob V. erbauten Teil in seiner ursprünglichen Gestalt erhielt. Der neue Palast ist nach der Zeichnung Sir William Bruces aus Stein in Form eines Vierecks aufgeführt, jede Seite ungefähr 73 m lang und die Fronte auf beiden Ecken mit starken Türmen versehen. In der Galerie auf der Nordseite desselben, welche 44 m lang, 7,5 m breit und 5,5 m hoch ist, befinden sich die Bildnisse von 111 meistens fabelhaften schott. Königen, gemalt vom Niederländer de Witt. In dem alten Teile des Palastes ist das Zimmer der Königin Maria ganz in seiner damaligen Gestalt erhalten, mit allen von ihr gebrauchten Gerätschaften und einigen ihrer Stickereien. Auch findet man hier noch das Kabinett, in welchem 1566 im Beisein der Königin deren Günstling Rizzio durch die Verschworenen Darnleys, der mit ihnen durch eine Fallthür auf dem daranstoßenden Gange eingedrungen war, niedergestochen wurde. Das Zimmer der Königin bewohnten 1745 kurze Zeit der Prätendent Karl Eduard und gleich darauf nach der Schlacht bei Culloden der Herzog von Cumberland. Später war der Palast zweimal, 1795—99 und 1830—32, der Zufluchtsort der aus Frankreich vertriebenen Bourbons. Diese historisch merkwürdigen Räume sind namentlich aus Walter Scotts Schilderungen bekannt. Seit 1842, seitdem die Königin Victoria auf ihren Herbstreisen nach den Hochlanden hier abstieg, sind die Staatsgemächer zum Teil wieder in Stand gesetzt worden, aber sehr selten gebraucht.

Holywell, Stadt in der engl. Grafschaft Flint in Wales, 5 km im NW. von Flint, links vom Ästuar des Dee, hat wichtige Kohlengruben, Baumwollmanufakturen, Eisengießerei, Blei-, Zink- und Kupfergruben und zählt (1881) 3091 E. Seinen Namen, heilige Quelle, führt H. nach der wunderthätigen Winfrieds-Quelle, zu welcher ehedem zahlreiche Wallfahrten veranstaltet wurden und die jetzt als Heilquelle viel besucht ist.

Holz nennt man in der Pflanzenanatomie im Gegensatz zum Bast (s. d.) diejenigen Partien der Stämme von Dikotyledonen und Gymnospermen, welche innerhalb des Cambiumringes liegen, mit Ausnahme des Markes. (S. Cambium.) Jetzt ist der Name nur noch wenig gebräuchlich; man bezeichnet jene Partien allgemein als Xylem (s. d.).

Im gewöhnlichen Leben, im technischen Sinne, versteht man unter H. die unter der Rinde liegende Hauptmasse des Stammes, der Äste und Wurzeln der Bäume und Sträucher. Der anatom. Bau, die chem. Zusammensetzung des H. bedingen dessen Brauchbarkeit zu verschiedenen technischen Zwecken. Im gemäßigten Klima handelt es sich nur um Dikotyledonen und Coniferen. Monokotyledonen (z. B. Palmen) kommen hier weniger in Betracht. Das H. setzt sich zusammen aus verschieden gestalteten Holzzellen und Gefäßen. In der gemäßigten Zone bildet sich um den Stamm jährlich ein sog. Jahres- oder Holzring, der meist deutlich erkennbar ist. In den Tropen finden oft fortwährend

Neubildungen statt, der Querschnitt solcher Stämme läßt dann keine Jahresringe erkennen. Bei unsern Bäumen und Sträuchern unterscheiden sich letztere meist leicht dadurch, daß die im Frühjahr gebildeten Partien aus weiten, dünnwandigen Zellen bestehen und zahlreiche weite Gefäße enthalten, wo diese überhaupt vorkommen, während die später gebildeten Partien dickwandigere und in radialer Richtung zusammengedrückte Zellen besitzen. Diese ungleichmäßige Gestaltung des Frühjahrs- und Herbstholzes eines Ringes erklärt Sachs durch den zunehmenden Gegendruck, welchen die im Laufe des Sommers austrocknende Rinde der Ausdehnung des wachsenden Holzkörpers entgegensetzt, während im Frühjahr, wo die Reservestoffe sich lösen und Wasser anziehen, eine Quellung des Rindenkörpers stattfindet, welche die Risse der Borke erweitert, äußere Teile derselben abstößt und so Platz für neue Holzbildungen schafft.

Deutlich lassen sich die Jahresringe unterscheiden bei den Nadelhölzern, weil bei diesen der Unterschied in der Gestaltung der Zellen bedeutender ist als bei den Laubhölzern, auch ist das Herbstholz meist dunkler gefärbt. Ebenso deutlich unterscheiden sich die Ringe bei den «ringporigen» Laubhölzern, welche in der Frühjahrszone einen dichten Kranz größerer Gefäße führen, während in der Herbstzone Anzahl und Größe derselben abnimmt (Eiche, Ulme, Esche u. s. w.). Schwerer unterscheiden sich die Ringe bei den «zerstreutporigen» Laubhölzern, bei denen die Gefäße entweder gleichförmig zerstreut oder zu verschiedenen Gruppierungen geordnet vorkommen (Buche, Hornbaum, Ahorn, Pappel u. s. w.). Eine ganz sichere Bestimmung des Baumalters gibt die Anzahl der Jahresringe nicht, weil ausnahmsweise in einem Jahre zwei Ringe entstehen können, mitunter aber auch einzelne Ringe nicht den ganzen Stamm umfassen. Die Breite der einzelnen Jahresringe ist bei einer und derselben Holzart, selbst bei demselben Baume sehr verschieden, sie wird in erster Reihe bedingt durch den Standort, je günstiger Boden und Klima, desto breiter werden sie; erhöhter Lichtgenuß bei reich entwickelter Baumkrone erweitert sie manchmal auf das Drei- und Vierfache; feuchte fruchtbare Jahre zeigen stärkern Holzzuwachs, also auch breitere Jahresringe, als trockene; verschmälernd wirken Schäden durch Frost oder Insekten. Bei ganz regelmäßigem Verlauf des Wachstums nimmt die Breite der Ringe mit dem Alter des Baums allmählich ab, denn jeder nächstfolgende Ring bildet einen größern Kreis als der vorhergehende. Einen unbedingt richtigen Schluß auf die Qualität des H. gestattet die verschiedene Breite der Jahresringe nicht. Da jedoch bei den Nadelhölzern mit der Breite des Ringes das Frühjahrsholz meist verhältnismäßig mehr zunimmt, als das dichtere Herbstholz, so ist das engringige H. wegen der größern Menge seiner Herbstholzschichten schwerer und daher auch für viele technische Zwecke wertvoller.

Umgekehrt verhalten sich die ringporigen Laubhölzer; bei ihnen wechselt mit der Breite der Ringe besonders das dichte Herbstholz, während die poröse Frühjahrsschicht mehr oder weniger konstant bleibt. Bei den zerstreutporigen Laubhölzern hat die Breite der Ringe einen bemerkbaren Einfluß auf das Holzgewicht in der Regel nicht. Möglichst gleichförmiger Bau der Jahresringe, also nicht greller Wechsel zwischen breiten und schmalen Ringen, berechtigt stets zu günstigen Schlüssen bezüglich der Qualität des H. Auf die technischen Eigenschaften desselben hat ferner einen bedeutenden Einfluß die Größe und Anzahl der «Markstrahlen» oder «Spiegelfasern»; sie bestehen aus einem parenchymatischen Gewebe, welches den Holz- und Rindenkörper in radialer Richtung bandartig durchsetzt. Von der Länge und Breite derselben hängt der Verlauf der Holzfaser ab. Dieser ist z. B. bei den meist langen, schmalen und zahlreichen Markstrahlen der Nadelhölzer fast gerade und parallel, daher deren leicht- und glattspaltiges Holz. Bei kurzen, breiten und bauchigen Markstrahlen nehmen die Holzfasern einen mehr oder weniger geschlungenen Verlauf um erstere, solche Hölzer sind in der Regel schwer- und nicht glattspaltig. Große, kräftige Markstrahlen erhöhen wieder die Spaltbarkeit, wie z. B. Eiche und Buche beweisen. Jedenfalls sind aber die Markstrahlen Ursache, daß sich alles H. in der Richtung ihrer Ebene, also in der radialen Richtung leichter spaltet, als in der tangentialen oder Sehnenrichtung. Für manches H., namentlich für dessen Dauerhaftigkeit, ist von hoher Bedeutung sein Harzgehalt. Den Laubhölzern fehlt das Harz ganz oder fast ganz. Die meisten Nadelhölzer (alle Kiefern und Fichten) besitzen Harzporen oder Harzkanäle, d. h. wandungslose, von harzbildenden Zellen umgebene Räume, welche nicht bloß in der Längsrichtung des Baums verlaufen und dann auf dem Querschnitt erkennbar werden, sondern sich auch in den Markstrahlen finden. Die Laubhölzer besitzen keine Harzkanäle, die übrigen Nadelhölzer, wie Weißtanne, Wacholder, Lebensbaum und Eibe sehr *wenig* oder ebenfalls keine.

Das H. wird in Kern und Splint unterschieden. Unter ersterm versteht man die innern, ältern Holzschichten, welche nach außen von einem Ringe jüngern H., dem Splint, umgrenzt werden. Letzterer hat in der Regel einen größern Saftreichtum als der Kern, dieser ist bei vielen Holzarten dunkler gefärbt. Am auffallendsten ist dieser Unterschied in der Farbe bei vielen Hölzern der warmen Zone, so z. B. beim Ebenholz (Diospyrus Melanoxylon *Roxb.*) und andern Ebenaceen. Unsere Holzarten zeigen diesen Unterschied teils deutlich, teils gar nicht. Man nennt deshalb «Kernholzbäume» jene, bei denen ein ausgesprochener Farbenunterschied zwischen Splint und Kern vorhanden ist (Eiche, Kastanie, Esche, Ulme, alle Kiefernarten, Lebensbäume, Lärche, Wacholder, Pappel, Weide); «Reifholzbäume», Holzarten, bei welchen dieser Farbenunterschied nicht besteht (Fichte, Tanne, Buche), die centralen Holzpartien sind nur trockener oder saftärmer als die äußern; «Splintholzbäume», welche weder in der Farbe, noch im Saftreichtum einen deutlichen Unterschied erkennen lassen (Birke, Linde, Erle, Ahorn, Hornbaum, Aspe), bei ihnen ist der innere Holzkörper ebenso saftleitend wie der Splint. Über die Kernholzbildung bestehen sehr verschiedene Ansichten. Nach R. Hartig ist die jedesmalige Verkernung nur eine Ablagerung von Stoffen (Gerbstoff, Gummi, Harze u. s. w.) im Lumen und in den Wandungen der Holzorgane, verbunden mit einer Vermehrung der Substanz. Reif- und Splintholzbäume zeigen im Innenholz entweder einen Substanzverlust (Stärkemehl) oder bleiben unverändert. Der sog. falsche oder kranke Kern, z. B. der rötliche Kern der Buche, wird durch beginnende

Zersetzung oder durch Zufuhr von löslichen Zersetzungsprodukten aus andern Baumteilen bedingt. Alter und Standort haben wesentlichen Einfluß auf die Kernholzbildung; im allgemeinen haben ältere, auf fruchtbarem Standort erwachsene Bäume mehr Kern- und Reifholz, als jüngere von dürftigem Standorte. Technisch wichtig ist, daß Kern- und Reifholz bei vielen Holzarten schwerer, härter und dauerhafter ist, als der Splint (z. B. Eiche, Kiefer, Lärche).

Durch die so äußerst verschiedenartige Struktur und Art des Wachstums des H. teils verschiedener Baumarten, teils einer und derselben Holzart von verschiedenem Standort oder verschiedenem Alter werden dessen technische Eigenschaften bedingt, nämlich: äußere Form, Gewicht (Dichtigkeit), Härte, Spaltbarkeit, Biegsamkeit, Festigkeit, Verhalten des H. zum Wasser, Dauer, Farbe und Textur, Brennkraft. Da das H. kein homogener Körper ist, da ferner die individuellen Unterschiede des H. einer und derselben Baumart, ja selbst die der verschiedenen Holzteile eines und desselben Baums sehr groß sind, ist es äußerst schwierig, über die technischen Eigenschaften verschiedener Holzarten bestimmte Angaben zu gewinnen. Beeinflußt werden dieselben überdies noch durch Fehler und Krankheiten des H. Die äußere Form bedingt besonders die Verwendbarkeit des H. zu Bauzwecken; Geradschaftigkeit, Astreinheit, Vollholzigkeit zeichnen im allgemeinen die Nadelhölzer vor den Laubhölzern, am meisten die Fichte und Tanne aus. «Vollholzig» ist ein Baumschaft, der sich in seiner Gestalt mehr dem Cylinder, «abholzig» oder «abformig» ein solcher, welcher sich mehr der Form des Kegels nähert.

Das spezifische Gewicht oder die Dichte des H. hängt ab von der Weite der Zellen und Gefäße und von der Dicke der Wandungen derselben, also von der Porosität. Die feste Holzmasse an sich ist stets schwerer als das Wasser, deren spezifisches Gewicht («Festgewicht») zeigt bei den verschiedenen Holzarten keinen großen Unterschied, man kann es z. B. für Eiche, Buche, Fichte und Kiefer ungefähr zu 1,56 annehmen. Dagegen zeigen die verschiedenen Holzarten nicht bloß, sondern auch die verschiedenen Bäume einer und derselben Holzart und die verschiedenen Teile desselben Baums (Innen-, Außenholz, Schaft oben und unten, Ast-, Wurzelholz) große Verschiedenheit des spezifischen Gewichts. Alle Zahlen sind daher sehr unsicher. Schmale Jahresringe der Nadelhölzer, breite Jahresringe der ringporigen Laubhölzer lassen in der Regel auf hohes spezifisches Gewicht schließen, zerstreutporige Laubhölzer gestatten solchen Schluß nicht. Sehr schwere Hölzer haben lufttrocken ein spezifisches Gewicht von 0,75 und mehr (Eiche, Esche, Eibe u. s. w.), in der gemäßigten Zone sehr selten jedoch über 1, während es in wärmern Ländern viel schwerere Hölzer gibt. Leichte Hölzer nennt man solche, die 0,55 und weniger haben (Fichten, Kiefern, Tannen, Erlen, Pappeln u. s. w.).

In direktem Verhältnis zum spezifischen Gewicht steht die Härte des H., d. h. die schwerern Hölzer sind härter als die leichten. Harte sind unter den wichtigern einheimischen Hölzern: Kornelkirsche, Hartriegel, Hornbaum, Ahorn, Akazie, Buche, Eiche, Esche, Ulme, altes Kiefernkernholz; mittelharte: Birke, Eberesche, Hasel, Kiefer; weiche: Fichte, Tanne, junge Kiefer, Erle, Aspe, Linde, Pappel, Weide. Die wärmere Zone erzeugt so harte Hölzer, daß sie sich nur schwer mit schneidenden Instrumenten bearbeiten lassen (z. B. Eben-, Eisenholz ꝛc.); solches H. sinkt im Wasser sofort unter.

Die verschiedenen Grade der Spaltbarkeit beruhen auf dem mehr oder weniger geraden oder geschlängelten Verlauf der zwischen den Markstrahlen befindlichen Holz- und Gefäßbündel. Leichtspaltig sind: Fichte, Tanne, gemeine Kiefer, Lärche, Erle, Linde; ziemlich leichtspaltig: Eiche, Buche, Esche, Edelkastanie, Schwarz- und Zirbelkiefer; schwerspaltig: Hornbaum, Ulme, Salweide, Birke, Ahorn, Pappel, Obstbäume, Legföhre.

Biegsamkeit ist die Eigenschaft des Holzes, eine Formveränderung zu ertragen, ohne daß dasselbe seinen Zusammenhang verliert, sie äußert sich in der Elasticität und Zähigkeit. Beide Eigenschaften hängen bei derselben Holzart von den verschiedensten Umständen ab, Alter, Bau des H., Feuchtigkeitsgrad. Fichte, Kiefer, Lärche, Eiche, Esche u. a. gehören zu den elastischen Hölzern, während das zäheste H. die jungen Stocklohden von Weiden, Birken, Eschen u. s. w., Wurzelstränge der Fichten und Kiefern, Äste der Fichten und Birken liefern. Die Zähigkeit wird erhöht, wenn man das H. durchdämpft, der Schiffbauer thut dies z. B. mit den Bohlen zur Bekleidung krummer Flächen; demselben Prozesse wird das H. bei der Fabrikation massiv gebogener Möbel unterworfen.

Unter Festigkeit des H. versteht man den Widerstand desselben gegen Zerreißen, Zerdrücken, Zerbrechen u. s. w., überhaupt gegen die Störung des Zusammenhangs seiner Fasern. Man unterscheidet namentlich Tragkraft (relative oder Biegungsfestigkeit) bezüglich des Zerbrechens, z. B. eines Balkens, in Bezug auf das Zerreißen die absolute oder Zugfestigkeit, in Bezug auf das Zerdrücken rückwirkende oder Druckfestigkeit, endlich Drehungs- oder Torsionsfestigkeit, und Scherfestigkeit (Schub- oder Querfestigkeit). Für Bauzwecke ist die Tragkraft die Hauptsache; Eiche, Esche, Fichte, Lärche, Tanne, harzarme Kiefer sind unsere tragkräftigsten Holzarten.

Das Verhalten des Holzes zum Wasser ist in vieler Hinsicht besonders wichtig; frisches H. hat überhaupt etwa 45 Gewichtsprozent Wasser, dessen Menge wechselt aber sehr nach Holzart, Jahreszeit, nach den einzelnen Baumteilen, Standort u. s. w., daher haben die bisher veröffentlichten Untersuchungen sehr verschiedene Resultate ergeben. «Waldtrockenes» H. hat noch etwa 20 Proz., «lufttrockenes» 8—10 Proz. Wasser. Infolge der Wasserverdunstung zieht sich das H. zusammen, es «schwindet»; die Schwindung erfolgt sehr ungleich, in der Richtung des Faserverlaufs kaum bemerkbar, in der des Radius (der Markstrahlen) bis zu 5 Proz. der Linearausdehnung, in der des Umfangs bis 10 Proz. Die Ungleichheit des Schwindens bewirkt das unangenehme «Reißen» und «Werfen» des H.; je schneller das H. schwindet, desto mehr reißt es. Ganz läßt sich dies nicht vermeiden, etwas hilft langsames Austrocknen des Ganzholzes, Verkleinerung der Sortimente, damit das H. schwinden kann, ohne zu reißen (z. B. Faßdauben sind aus frischem H. zu spalten). Ausgetrocknetes H. «quillt» im Wasser oder in feuchter Luft wieder, und zwar ungleich, aber mit großer Kraft (früher übliche Sprengung von Steinblöcken mit Hilfe trockener Holzkeile, die angefeuchtet wurden). Das Schwinden und Quellen des H. erfordert besondere

Vorsichtsmaßregeln bei Tischler- und Drechslerarbeiten, z. B. den Füllungen der Thüren läßt man einen Bewegungsraum im umfassenden Rahmen, sonst werfen oder reißen dieselben; Zusammensetzen der Parkettböden aus verschiedenen Hölzern in verschiedener Richtung, ebenso der Billardqueues ꝛc. Überhaupt sollen Tischler nur ganz gut ausgetrocknetes H. verarbeiten, es ist am besten, dasselbe 2—3 Jahre vor der Verwendung liegen zu lassen. Auch gedämpftes Holz hält sich gut.

Die Dauerhaftigkeit des H. ist namentlich wichtig für Bauzwecke. Ganz im Trocknen oder ganz unter Wasser dauert fast alles Holz gut. Im J. 1858 fand man unter anderm in der Donau beim Eisernen Thor Pfeiler der vor 1700 Jahren gebauten Trajansbrücke, das zum Bau der Pfeiler verwendete Eichen- und Lärchenholz war noch ganz gut erhalten; Beweis ferner Hölzer aus alten Torflagern, Pfahlbauten u. s. w. Häufiger Wechsel von Feuchtigkeit und Trockenheit, feucht-dumpfe Luft in Ställen, Kellern, Bergwerken u. s. w. beschleunigen die Zersetzung des H. Am dauerhaftesten von unsern Hölzern sind Eiche, harzreiche und engringige Lärche und Kiefern, am wenigsten dauerhaft sind harzarme Nadelhölzer, Buche, Ahorn, Hainbuche, Birke, Aspe, Linde, Pappeln und Weiden. Das spezifische Gewicht oder die Dichtigkeit des H. entscheidet nicht über dessen Dauerhaftigkeit, schwere Holzarten sind oft weniger dauerhaft als leichte (Buche, Ahorn weniger gut als Kiefer), vergleicht man aber Hölzer einer und derselben Holzart miteinander, so ist immer das schwerere H. das dauerhaftere. Mittel zur Vermehrung der Dauer des H. gibt es mancherlei, z. B. Schutz gegen den Zutritt äußerer Feuchtigkeit (Ölfarben-, Teeranstrich u. s. w.), Imprägnation des H. mit Metallsalzen, Kreosot u. s. w., diese schützt zugleich gegen den Wurmfraß. — Farbe und Textur des H. spielt namentlich für manche Tischler- und Drechslerarbeiten eine Rolle. So zieht man z. B. das H. der Fichte dem der Tanne für Zimmerdielungen u. s. w. vor, weil es seine gelbweiße Farbe behält, während Tannenholz grau wird. Feinere Arbeiten erfordern noch mehr Rücksicht auf Farbe, besondere Verwendung finden das rotbraune Mahagoni- und Palisanderholz, das goldbraune Teakholz, das dunkelbraune Grenadill- und Nußholz, das schwarze Ebenholz. Bezüglich der Textur genießen die dichtgebauten, an erster Stelle die exotischen schweren Hölzer in der Regel einen Vorzug vor den porösen, grobfaserigen. Nur zur Herstellung des Holzstoffs oder der Cellulose für die Papierfabrikation zieht man üppig erwachsenes, grobfaseriges H. dem dichtern vor. Die maserigen, geflammten, wimmerigen Hölzer mit schönen Asteinwüchsen, namentlich Nußbaum, Ulme, Zirbelkiefer, Birke, Eiche, Obstbäume, Esche, Ahorn u. s. w. werden oft sehr teuer bezahlt und als Fourniere u. s. w. verwendet.

Sehr verschieden ist endlich die Brenn- oder Heizkraft des H.; durch die Konkurrenz der Kohlen und infolge der feinern Forstwirtschaft tritt diese Eigenschaft des H. mehr und mehr in den Hintergrund. In den sächs. Staatswaldungen beträgt z. B. jetzt der Nutzholzausfall bereits 75 Proz. der gesamten Derbholzmasse, auf einzelnen Revieren 80 und noch mehr Prozent. Von heimischen Baumarten liefert die Buche das beste Brennholz, das schlechteste geben Pappeln und Weiden.

Viele Fehler des H. beeinträchtigen dessen Brauchbarkeit mehr oder weniger, einige erhöhen dieselbe für bestimmte Zwecke. Zu erstern gehören «Kernrisse» (Waldrisse), welche sich oft schon im lebendigen Baume infolge des Schwindens der innern Holzschichten bilden. «Frostrisse», d. h. radiale Längsrisse im stehenden Baum, welche bei starker Kälte durch die peripherische Zusammenziehung der äußern Holzschichten entstehen, oft Ursache von Fäulnis werden, namentlich bei manchen Laubhölzern infolge der sich fortgesetzt übereinander lagernden «Überwallungsschichten» leistenartige Hervorragungen (nach Göppert «Frostleisten») bilden. «Drehwuchs», d. h. ein spiralig um die Achse des Stammes gerichteter Verlauf der Holzfasern. Rechts oder «widersonnig» gedreht ist ein Baum, wenn die von unten nach oben verfolgten Fasern beim stehenden Baume von der linken nach der rechten Seite des vor ihm stehenden Beobachters laufen; verlaufen die Fasern von rechts nach links, so ist der Baum links oder «nachsonnig» gedreht. Starker Drehwuchs macht das H. zu manchen Nutzzwecken ganz unbrauchbar, es spaltet nicht, ist weniger tragfähig u. s. w. Schwacher Drehwuchs schadet wenig, in manchen Gegenden schreibt man dem nachsonnig gedrehten Holze größere Verwendbarkeit zu, als dem widersonnigen (vielleicht Vorurteil?). Ursache des Drehwuchses ist unbekannt. Am meisten neigen zu Drehwuchs Kiefer, Eiche, Roßkastanie, Edelkastanie, Obstbäume, Fichte u. s. w. «Ästigkeit» des H., d. h. eingewachsene Äste, machen dasselbe unbrauchbar für Spalt- und feinere Schnittwaren; durch Erhaltung des Bestandesschlusses, mitunter auch durch künstliche Entfernung der Äste mit Messer und Säge erzieht der Forstwirt möglichst ästreines Holz. Ein nützlicher Fehler des H. ist für manche Verwendungszwecke verschlungener und wellenförmiger Verlauf der Fasern; hierher gehört «Maserwuchs», hervorgerufen durch örtliche Wucherung zahlreicher Proventivknospen, manchmal infolge von Verletzungen, besonders bei Pappeln, Ulmen, Erlen, Birken, Eichen, Ahorn, Linden (Fournierholz, H. zu Tabaksdosen, Pfeifenköpfen u. s. w.). Nicht verschlungenen, sondern nur wellenförmigen Verlauf der Fasern zeigt der «zimmerige» Wuchs, am meisten zu finden bei Buchen, Eschen, Erlen, Eichen, besonders am Wurzelanlaufe; derartiges H. ist gut für Tischlerware, aber nicht gut als Bauholz zu brauchen. Fehler des H., welche durch Krankheit der Holzfaser bedingt werden, Fäulnis und Krebs, sind immer nachteilig für dessen Brauchbarkeit.

Die verschiedenen Fäulnisprozesse, welche die Praxis nach der Farbe als «Rotfäule» und «Weißfäule» unterscheidet, werden meist eingeleitet durch parasitische Pilze, die entweder von oberirdischen Wundstellen oder von den Wurzeln aus in das lebenden Baum eindringen. Fäulnis scheint aber auch hervorgerufen werden zu können durch Einwirkung von Luft und Wasser auf Wundflächen, wobei sich Pilze nur sekundär beteiligen, oder als «Wurzelfäule» durch ungenügenden Sauerstoffgehalt des Bodens. Bei der Zersetzung des H. durch parasitische Pilze verliert es seinen Zusammenhang durch Auflösung der Zellwände und nimmt verschiedene Farben an. Diese Pilze gehören den Gattungen Trametes, Agaricus, Polyporus, Telephora, Hydnum u. s. w. an. Nach dem örtlichen Auftreten der Krankheit spricht man

raxis von Wurzel-, Stock-, Ast- und Kernfäule. ußerliche Fäulnis bezeichnet man gern mit dem usdruck «Krebs». Beschädigungen, Frostrisse, nfekten sind oft Ursache, obgleich auch hier ilze eine Hauptrolle spielen, so beim Krebs der anne Aecidium elatinum, bei dem der Lärche Pe-za Willkommii, bei verschiedenen Laubhölzern rschiedene Arten der Gattung Nectria. Die Fäul-is tritt noch häufiger als in lebenden Bäumen in tem, bereits verarbeitetem Holze auf, und ist sie ch hier von verschiedenen Pilzen begleitet oder ngeleitet. Ein höchst gefährlicher Feind ist in dieser eziehung der Hausschwamm (s. d.).

Das H. ist Hauptprodukt der Forstwirtschaft. ach der 1875 getroffenen Vereinbarung der deut-en forstlichen Versuchsanstalten unterscheidet man rstwirtschaftlich 1) nach den Baumteilen: «Derb-lz», d. i. die oberirdische Holzmasse über 7 cm rchmesser (einschließlich der Rinde); «Reisig», i. die oberirdische Holzmasse bis einschließlich 7 cm rchmesser; «Stockholz», d. i. die unterirdische lzmasse und der bei der Fällung daran verblei-nde Teil des Schafts. 2) Nach der Gebrauchs-t: a) Bau- und Nutzholz; dieses zerfällt in «Lang-utzholz» (Stämme, Klötze, Stangen) und «Schicht-utzholz», d. i. in Schichtmassen eingelegtes H., utzrinde (in der Hauptsache Gerbrinde); b) «Brenn-lz» (Scheite, Knüppel, Reisig, Rinde, Stöcke). leist wird das H. als Rohprodukt aus dem Walde m Markte zugeführt. Schon seit alter Zeit hat an sich vielfach mit der Frage beschäftigt, welche ahreszeit für die Fällung des H. in Rücksicht auf ssen Qualität die beste sei. Bereits im 16. Jahrh. schienen «Forstordnungen», welche bestimmte Fäl-ngszeiten vorschreiben, das Fällen außer diesen eiten nannte man «im bösen Wedel» hauen. ielfach wird noch heute angenommen, daß das n Winter gefällte H. besser sei, als das im Som-er gefällte. Einige neuere Versuche haben ge-igt, daß diese Annahme nicht unbedingt richtig t, sobald das H. nach der Fällung nur entsprechend handelt wird. (Vgl. unter anderm: «Unter-chungen über den Einfluß der Fällungszeit auf e Dauerhaftigkeit des Fichtenholzes» im «Tha-nder forstlichen Jahrbuch», Bd. 29.) Etwas hat e Winterfällung für sich, daß das Langnutzholz folge langsamern Austrocknens weniger stark auf-ißt. Übrigens wird die Fällungszeit gegendweise hr verschieden durch mancherlei andere wichtige rstwirtschaftliche Rücksichten auf Verjüngung, ransport, Arbeitskräfte, Gewinnung der Rinde, imatische Verhältnisse u. s. w. bedingt. Im all-meinen findet in den mildern klimatischen Lagen, welchen die Laubhölzer, auch Kiefern heimisch d, mehr die Winterfällung (Ende Oktober bis ärz) statt, während man gezwungen ist, in den hern, rauhen Gebirgslagen, wo sich meist aus-dehnte Nadelholz-, namentlich Fichtenwaldungen ben, der Sommerfällung den Vorzug zu geben.

Die der Fällung unmittelbar folgende Aufberei-ng oder Ausformung des H. muß um so sorg-ltiger geschehen, je wertvoller die Hölzer sind; im llgemeinen hat man sich dabei nach den lokalen edürfnissen des Marktes und Handels zu richten, eshalb die verschiedensten Sortimente auszu-alten sind. Bald kommt das H. als Langholz, ald gespalten, bald als Schnittware (Bretter, atten) in den Handel. Form und Benennung der nzelnen Sortimente sind nach den verschiedenen Handelsusancen außerordentlich verschieden. Der Holzhandel hat infolge Verbesserung der Verkehrsmittel früher nicht geahnte Dimensionen erreicht. So belief sich beispielsweise die Einfuhr von europäischem, rohem und bearbeitetem Bau- und Nutzholz über die deutschen Zollgrenzen 1880 auf 2147149 t (1 t = 1000 kg), 1881 auf 2376676 t, 1882 auf 2505386 t; die Ausfuhr dagegen 1880 auf 999350 t, 1881 auf 1084003 t, 1882 auf 1136283 t. Namentlich über Danzig, Memel, Stettin, Königsberg, Hamburg, Lübeck und Bremen wird aus Deutschland H. russischer, galizischer und deutscher Herkunft nach England, Frankreich, Belgien, Holland und Dänemark ausgeführt. Hauptwasserstraßen für auswärtigen und inländischen Handel mit H. bilden unter andern die Weichsel für Rußland, die Oder für Oberschlesien, die Elbe für Böhmen und Sachsen, der Rhein für Baden, Württemberg und Bayern, die Weser für Bremen, die Donau mit Isar, Iller und Inn für Österreich ꝛc. Auch außereurop. Hölzer werden jetzt vielfach nach England, Frankreich und Deutschland eingeführt. In Deutschland belief sich die Einfuhr 1880 auf 35430 t, 1881 auf 35724 t, 1882 auf 37215 t; die größte Masse dieses H. kam aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Die Ausfuhr Deutschlands nach außereurop. Ländern ist nicht erheblich, sie belief sich 1880 auf 5075 t, 1881 auf 7625 t, 1882 auf 7945 t. Über den bedeutenden Verkehr innerhalb der Zollgrenzen auf Eisenbahnen, Wasserstraßen und mit gewöhnlichem Fuhrwerk lassen sich Zahlenangaben nicht gewinnen.

Das H. wird nicht bloß als solches zu den verschiedensten technischen Zwecken verwendet, sondern auch gewisse einzelne Bestandteile desselben, die durch verschiedene Prozesse dargestellt werden. Schon in alten Zeiten gewann man Holzkohlen durch die «Köhlerei», um namentlich für metallurgische Zwecke einen möglichst wenig Asche gebenden Brennstoff zu erhalten. Die Fortschritte der Technik haben indessen die Holzkohlen vielfach durch die billigern Steinkohlen verdrängt. Eine Erhitzung des H. bis auf etwa 300° C. unter vollständigem oder fast vollständigem Abschluß der Luft verwandelt dasselbe in Kohle. Es geschieht dies meist in «Meilern», mitunter auch in Retorten. Bei diesem Prozeß, den man auch trockene Destillation des H. nennen kann, entweichen aus dem verkohlenden H. zahlreiche Stoffe, welche technisch benutzt und deshalb auch für sich allein dargestellt werden, nämlich Leuchtgas, Holzessig, Holzgeist, Kreosot, Teer u. a. m. Besonders letzterer wurde früher noch mehr als jetzt in dazu errichteten Öfen aus harzreichem Kiefernholz dargestellt («Teerschwelerei»). Durch vollständiges Verbrennen des H. gewinnt man Asche zur Darstellung der Pottasche, heute nur noch in Waldungen, denen hinreichender Absatz fast vollständig fehlt (z. B. in einigen Gegenden der Bukowina). Durch mechan. Zerkleinerungen des H. in den «Holzschleifereien» wird der Holzstoff für Papierfabrikation, durch Kochen des H. mit Soda zu demselben Zwecke «Cellulose» gewonnen. Die Anzahl der dazu dienenden Fabriken steigt von Jahr zu Jahr. (S. Papier.) Aus den lebenden Nadelhölzern gewinnt man Harz, indem man die Bäume auf verschiedene Weise verwundet, wodurch Harzausfluß entsteht. Das Harz wird zur Darstellung von Pech, Terpentinöl, Kienruß u. s. w. verwendet. Geeignet dazu sind vorzüglich

Fichte, Schwarzkiefer und Seekiefer. In den deutschen Fichtenwaldungen verschwindet diese Nutzung mehr und mehr, weil sie die Gewinnung von Nutzholz sehr beeinträchtigt. Mancherlei Gerb- und Farbstoffe werden meist aus exotischen Hölzern gewonnen. Der Cambialsaft der Coniferen liefert Vanillin u. s. w.

Litteratur. K. Gayer, «Die Forstbenutzung» (6. Aufl., Berl. 1883); Nördlinger, «Die technischen Eigenschaften des H.» (Stuttg. 1860); derselbe, «Querschnitte von 100 Holzarten» (10 Bde., deren jeder 100 natürliche, dünne Blättchen Hirnholz mit Text enthält, Stuttg. 1852—82); derselbe, «Anatom. Merkmale der wichtigsten deutschen Wald- und Gartenholzarten» (Stuttg. 1881); Burkart, «Sammlung der wichtigsten europ. Nutzhölzer» (Wien 1880; 40 Tafeln mit Holzdurchschnitten); J. Wiesner, «Einleitung in die technische Mikroskopie» (Wien 1867); derselbe, «Die Rohstoffe des Pflanzenreichs» (Lpz. 1873); W. Exner, «Die mechanischen Eigenschaften des H.» (Wien 1871); Mayer, «Chemische Technologie des H. als Baumaterial» (Braunschw. 1872); Gottgetreu, «Physische und chem. Beschaffenheit der Baumaterialien» (3. Aufl., 2 Bde., Berl. 1879—81); Karmarsch, «Handbuch der mechanischen Technologie» (5. Aufl., 2 Bde., bearbeitet von E. Hartig, Hannov. 1875—76); R. Hartig, «Die Zersetzungserscheinungen des H. der Nadelholzbäume und der Eiche» (Berl. 1878); derselbe, «Lehrbuch der Baumkrankheiten» (Berl. 1882); Frank, «Die Krankheiten der Pflanzen» (Bresl. 1881); Buresch, «Der Schutz des Holzes gegen Fäulnis und sonstiges Verderben» (Dresd. 1880); Scheden, «Rationell-praktische Anleitung zur Konservierung des H.» (2. Aufl., Lpz. 1860); Marchet und Exner, «Holzhandel und Holzindustrie der Ostseeländer» (Weim. 1876); Sykytka, «Das H., dessen Benennungen, Eigenschaften, Krankheiten und Fehler» (Prag 1882); Prinz, «Die Bau- und Nutzhölzer oder das H. als Rohmaterial für technische und gewerbliche Zwecke» (Weim. 1884).

Holz (künstliches), im allgemeinen ein dem natürlichen H. in Zusammensetzung und technischen Eigenschaften ähnliches Material. Am häufigsten bezeichnet man damit eine Masse, die aus feingepulverten Sägespänen mit Hilfe eines passenden Bindemittels durch Pressen in Formen hergestellt wird. (S. Bois durci und Holzcement.) Nach einer andern Methode dient hierzu ein feiner Holzstoff, wie er in der Papierfabrikation benutzt wird. Derselbe gibt, mit einer Leimlösung imprägniert, gepreßt und getrocknet, eine feste Masse, die durch mehrere heiß aufgetragene Anstriche mit Leinölfirnis vor der Einwirkung der Nässe geschützt wird. In neuerer Zeit werden aus solchen Holzpasten meist Galanterie- und Bijouteriewaren, Reliefornamente für Möbel, Bilderrahmen u. s. w. als wohlfeiler Ersatz der Holzschnitzerarbeiten hergestellt. Ein mit Rücksicht auf Naturähnlichkeit wesentlich vervollkommnetes Verfahren ist das von B. Harraß in Böhlen (bei Rudolstadt). Nach demselben bildet den Hauptbestandteil der Paste die durch chem.-mechan. Auflösung des H. in feinster Gestalt gewonnene Cellulose (Holzfaser), welcher in bestimmtem Verhältnis diejenigen Klebestoffe (Fett, Gummi, Zucker, Eiweiß u. s. w.) zugesetzt werden, durch deren Vorhandensein im natürlichen H. der innige Zusammenhang der Fasern bedingt wird. Durch Beizung erhalten dergleichen Gegenstände das Aussehen irgendeiner Holzart, während die Fähigkeit des Materials, sich sägen, feilen, hobeln, bohren, schneiden, schleifen, polieren, lackieren und vergolden zu lassen, alle für H. gebräuchlichen Formen und Dekorationsarten gestattet. Um in noch höherm Grade die eigenartige Schönheit des natürlichen H. in Textur und Färbung zu erreichen, werden die so hergestellten Ornamente u. s. w. mit einer Fournierung von Naturholz überzogen. Die ohne Fournierung in «Roh- oder Schwarzmasse» ausgeführten Holzpressungen werden öfters als künstliches Ebenholz bezeichnet.

Holzalkohol, s. Holzgeist.

Holzapfel (Peter, Graf), eigentlich Eppelmann, daher gräcisiert Melander, kaiserl. Feldmarschall, geb. 1585 in der Grafschaft Nassau als Sohn eines Bauern, widmete sich dem Kriegsdienste und war 1620 Oberster der Stadt Basel. Er kämpfte dann im Veltliner und im Mantuanischen Krieg, wurde 1633 Generallieutenant des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel, befehligte 8. Juli 1633 in der Schlacht bei Oldendorf das Centrum und trug viel zum Siege über die Kaiserlichen bei. Nach der Schlacht bei Nördlingen befehligte H. in Westfalen, mußte aber nach Friesland abziehen und wurde 1642 als des Verrats verdächtig aus dem hess. Dienst entlassen. Er trat in den Dienst des Pfalzgrafen von Neuburg, bald jedoch in kaiserl. Dienste, wurde in den Grafenstand erhoben und mit dem Oberbefehl in Westfalen betraut. Im J. 1646 eroberte H. Münster und Eifel, wurde 1647 Feldmarschall und übernahm nach Gallas' Tode den Oberbefehl über das kaiserl. Heer, welches er zunächst mit Geschick reorganisierte. Er schlug die Schweden unter Wrangel bei Eger, verfolgte dieselben nach Hessen und fiel 17. Mai 1648 bei Beginn der Schlacht bei Zusmarshausen. Vgl. Hofmann, «Peter Melander, Reichsgraf zu H.» (Münch. 1882).

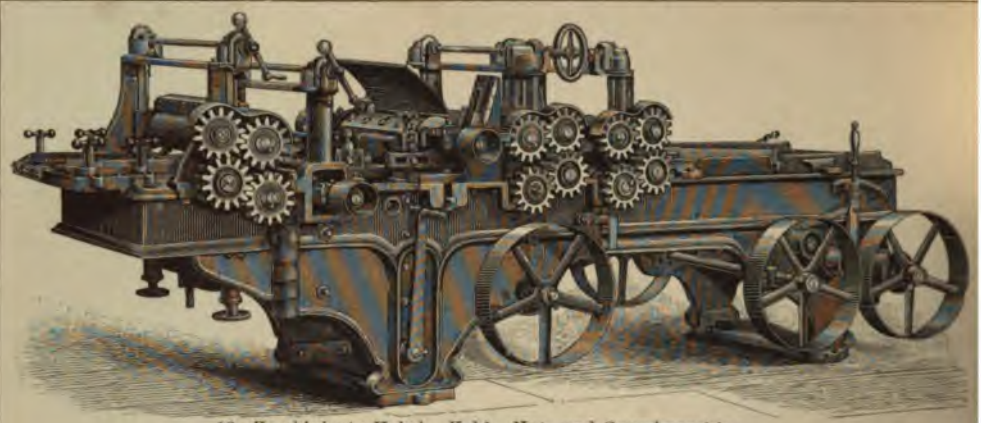
Holzapfelbaum, s. u. Apfel, Apfelbaum.

Holzappel, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Wiesbaden, Unterlahnkreis, 5 km im NO. von Obernhof, mit (1880) 1039 E., hat ein Schloß (Standesherrschaft des Großherzogs von Oldenburg) und Blei- und Zinkerzgruben.

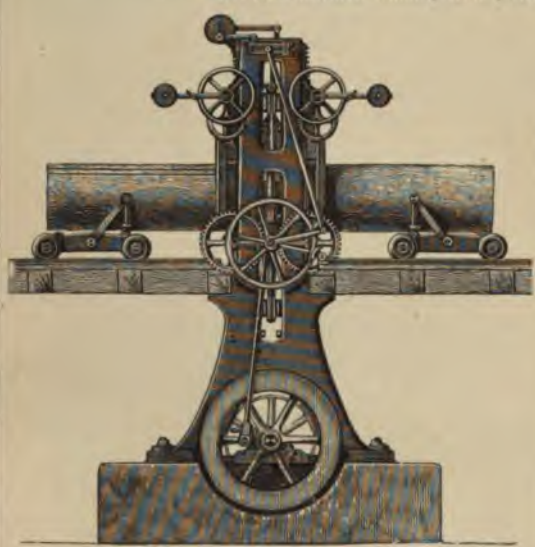
Holzbauer (Ignaz), fruchtbarer Komponist, geb. in Wien 1711 und bis 1747 dort als Musikdirektor thätig, dann nach einer ital. Reise 1750 Hofkapellmeister in Stuttgart und 1753 Hofkapellmeister in Mannheim, dessen Kapelle er zu einer der berühmtesten der damaligen Zeit machte. Außer Opern und Oratorien, meistens zu ital. Texten, und vielen lat. Messen schrieb er gegen 200 Symphonien und viele sonstige Instrumentalwerke. Er starb 7. April 1783 in Mannheim.

Holzbearbeitung, s. die Art. Bohrer und Bohrmaschinen, Faßfabrikation, Fournieren, Fräse, Hobel, Holzbearbeitungsmaschinen, Holzkonservierung, Holzschnitzerei, Holzstoff, Marqueterie, Säge.

Holzbearbeitungsmaschinen (frz. machines à travailler le bois, engl. wood-working machines). Die Erfindung der zur Bearbeitung des Holzes dienenden Hilfsmaschinen datiert, abgesehen von der Holzdrehbank und von den verschiedenen Systemen der Gattersäge, aus den letzten drei Jahrzehnten. Zuerst kamen dieselben in dem holzreichen Amerika in allgemeinen Gebrauch. Die ersten in Deutschland bekannt gewordenen H. waren amerik., engl.



10. Kombinierte Hobel-, Kehl-, Nut- und Spundmaschine.



3. Gattersäge mit Walzenvorschub.

1. Fällen und Schneiden von

13. Holzbohrmaschine mit drei Spindeln.

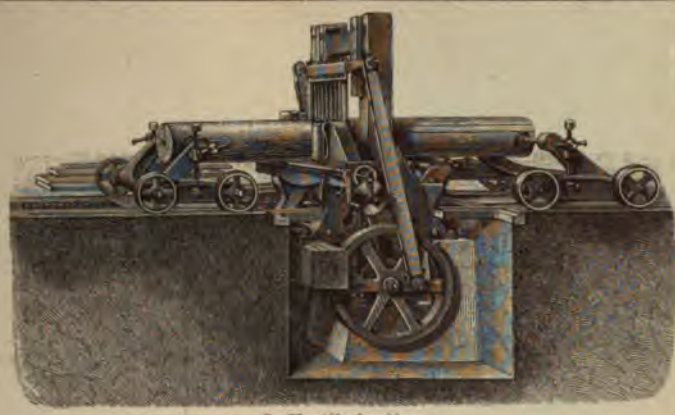
6. Pendelsäge.

5. Saumsäge.

12. Façondrehbank.

SMASCHINEN.

…hr- und Stemmmaschine.



2. Vertikalgatter.

…ampfsägen.

11. Fräsmaschine.

8. Decoupiersäge

4. Kreissäge.

9. Langhobelmaschine mit einer Messerwelle.

7. Bandsäge.

Zu Artikel: Holzbearbeitungsmaschinen.

auch franz. Fabrikat; gegenwärtig sind jedoch Konstruktionen der einheimischen Industrie so ollkommnet, daß der Bedarf Deutschlands an urch seine Produktion vollständig gedeckt wird. orragende Fabrikanten von H. sind in Deutsch: Chemnitzer Werkzeugmaschinenfabrik, Kappelnitzer Stickmaschinenfabrik, Gebrüder Schmaltz ffenbach a. M. und Deutsch-Amerikanische Maenfabrik von Ernst Kirchner u. Komp. in Sellerfen-Leipzig; in Frankreich: F. Arbey in Paris; ngland: A. Ransome u. Comp. und S. Worsu. Comp. in Chelsea (London); in Amerika: . Fay u. Comp. in Cincinnati (Ohio). Die H. den Maschinen für Metallbearbeitung, welche rn Ursprungs als sie selbst sind, in der Haupt nachgebildet, obschon die Verschiedenheit in Natur der Materialien es mit sich brachte, daß ig die Konstruktionsprinzipien geändert werden ten, da die Struktur des Holzes zu sauberer eit eine sehr rasche Bewegung der schneidenden tzeuge erfordert.

er Hauptsache nach zerfallen die H. in die ppen: Maschinen zum Fällen, zum Trennen Schneiden, zum Ebnen, zum Bohren, Stem, zum Fräsen oder Kehlen des Holzes, und in e für spezielle Zwecke. Auf der Tafel: Holzrbeitungsmaschinen sind die zur Holzbeitung in allgemeinen Gebrauch gekommenen maschinen zusammengestellt. Fig. 1 zeigt schinen zum Fällen und Durchsägen der mstämme von F. Arbey in Paris. Diese Maen, welche leicht auf einem Handwagen an die eitsstelle gebracht werden können, bestehen in m hintern, um ein Scharnier schwingenden e aus einem Dampfcylinder, dessen Kolben h den aus dem Betriebskessel durch Schläuche leiteten Dampf in Bewegung gesetzt wird. Die ängerung der Kolbenstange trägt die Säge. h Drehen des großen Handrades wird der Cyr und dadurch die Säge gegen den Baumstamm rkt, und zwar bei der Säge zum Fällen in hoizaler, bei der Maschine zum Durchsägen in zaler Richtung.

e zum weitern Zerteilen des Holzes benutzten chinen sind die Gattersägen, Kreissägen und dsägen. Die Gattersäge (Fig. 2 und 3) e am frühesten benutzt, ihre Konstruktion ist h in der Neuzeit wesentlich verbessert worden. h Wasser- oder Windkraft betriebene Gatter- n sollen schon im 16. Jahrh. in Norwegen und tein zur Anwendung gekommen sein; in Eng wurden sie nicht vor dem 17. Jahrh., und r von der Arbeiterbevölkerung hartnäckig bepft, eingeführt. Die Gattersägen, welche den tigsten Teil der Säge- oder Schneidemühlen n, dienen dem Zwecke, Baumstämme entweder Länge nach zu zerschneiden, oder nur durch rnung der äußern Segmentstücke (Schwarten- Schwellstücke) vierkantig zu beschneiden (Abrten). Die hierzu verwendeten Sägeblätter inzeln oder in größerer Anzahl in einem vierm Rahmen, dem Gatter, befestigt. Ist nur Säge in der Mitte des Gatters angebracht, zeichnet man dieses als Mittelgatter oder gatter; sitzt dieselbe an der Seite, wie dies Säumen und Abschwarten zweckmäßig ist, so ht das Seitengatter (Saumgatter). Ein Gatit zwei Sägen nennt man Doppelgatter; sind mehr Sägen im Gatter vorhanden, so heißt es Bundgatter oder Vollgatter. Zu den Vollgattern gehört auch das Trenngatter zum Zerteilen der Bohlen in dünne Bretter. Zur Verbindung der Säge mit dem Gatter dient die Sägekappe, in welche das Sägeblatt eingefaßt ist und die in der Querverbindung des Rahmens, dem Gatterriegel, verschraubt ist. Die Langseiten des Gatters, die sog. Gatterschenkel oder Gatterstäbe, werden in senkrechten oder wagerechten Gleitschienen, den Gattersäulen, geführt (Vertikal- oder Horizontalgatter) und von einer Welle (Gatterwelle) aus durch Kurbel oder Krummzapfen und Lenkerstange auf und nieder, resp. hin und her bewegt.

Der zu zerschneidende Holzblock ist auf einem Wagen (Klotzwagen, Blockwagen) befestigt, der auf eisernen Schienen läuft und durch das Schaltwerk (Vorschubzeug) in gerader Richtung gegen die Sägen geschoben wird. Der Wagen besteht entweder aus zwei horizontalen Balken (Wagenbäumen), die an beiden Enden durch Querriegel miteinander verbunden und so weit voneinander entfernt sind, daß die Sägen zwischen ihnen durchgehen können; oder er wird von zwei kleinen, gewöhnlich eisernen Wagen (Karren) gebildet, die den zu schneidenden Block an seinen beiden Enden tragen. Unter dem Wagen liegen Längsbalken (Straßbäume) zur Unterstützung und Führung desselben; der von dem Wagen zurückgelegte Weg bildet die Straße des Gatters. Das Schaltwerk besteht entweder aus Sperrrädern, in welche von der Gatterwelle oder vom Gatter aus bewegte Sperrzähne eingreifen, oder aus Reibungsrädern. Bei einschneidigen Sägen geschieht der Vorschub entweder beim Aufgang der Säge, also während sie nicht schneidet, wobei die Säge um die Breite des Vorschubs gegen ihre Bewegungsrichtung geneigt ist, damit sie dem vorrückenden Block ausweicht (das Vornüberhängen der Sägen nennt man den Busen oder Anlauf), oder der Vorschub findet während des Niedergangs beim Schneiden der Säge statt. Zweischneidige Sägen, wie sie bei Horizontalgattern regelmäßig angewendet werden, erfordern kontinuierlichen Vorschub. Die Vorwärtsbewegung des Sperr- oder Reibungsrades wird durch Kette, Zahnrad- oder Schneckenradübersetzung auf den Wagen übertragen. Die Befestigung des Blocks an dem Wagen erfolgt durch besondere, an letzterm befindliche Aufspannvorrichtungen, die entweder einfache Geißfüße, d. h. mit Schneiden versehene und in Scharnieren bewegliche Meißel sind, welche in den Block eingeschlagen werden, oder andere Vorrichtungen, die durch Anpressen von Schrauben gegen den Block diesen festhalten (Blockhalter bei Bund- und Seitengattern). Nach vollendetem Schnitt wird letzterer von Hand und unabhängig vom Schaltwerk zurückbewegt (Rücklauf des Wagens).

Fig. 2 der Tafel zeigt eine Vertikal-Bundgattersäge von F. Arbey in Paris mit ruckweisem Vorschub des durch Kette bewegten Karrens; der Block wird durch im Gestell gelagerte Rollen unten und vor den Sägen durch ebensolche seitlich geführt. Zum Schneiden starker Blöcke dient die Gattersäge mit Walzenvorschub (Fig. 3) von Ernst Kirchner in Leipzig-Sellerhausen. Bei dieser wird der Block ebenfalls durch Karren geführt, gegen Erschütterungen aber durch Rollen, welche mit Gewichten belastet sind und auf den Block drücken, gesichert. Die Gatterwelle kann bei Vertikalgattersägen sowohl unterhalb als oberhalb

der Gatterstraße liegen; bei Horizontalgattern befindet sie sich immer seitlich und parallel mit der Gatterstraße. Die Sägezähne des Blattes haben bei einseitigem Schnitt des Gatters meist die Gestalt eines gleichschenkeligen Dreiecks, dessen eine Spitze, die Spitze des Zahns, einen Winkel von ungefähr 45° einschließt. Zwischen je zwei Zähnen ist ein Raum gelassen, in welchem sich die Sägespäne aufhalten können; bei den Wolfszähnen (s. unter Säge) ist dieser Zwischenraum bogenförmig ausgeschweift. Die Zähne sind etwas aus der Ebene des Blattes — abwechselnd einer rechts, einer links — gebogen (geschränkt), damit das Blatt sich nicht in dem Schnitt festklemmt oder übermäßig reibt; der Schnitt ist infolge dessen breiter als die Dicke des Sägeblattes.

Die Kreissäge oder Cirkularsäge (Fig. 4) ist eine an der Peripherie mit Zähnen versehene, kreisförmige, dünne Stahlscheibe, die auf einer sich rasch drehenden Welle (Spindel) befestigt ist und gegen die das Holz kontinuierlich vorgeschoben wird. Die Welle ist in einem Tisch (Sägetisch) horizontal so gelagert, daß etwas weniger als die Hälfte der Kreisfläche aus einem in jenem befindlichen Schlitz hervorsteht; die Umdrehungszahl dieser Welle schwankt je nach der Größe der Scheibe zwischen 750 und 2000 Touren in der Minute. Das parallel zur Ebene der Kreissäge auf dem Tisch gegen diese bewegte Arbeitsstück wird von der Säge in einem kontinuierlichen Schnitt zerteilt. Öfters sind auf dem Sägetisch, rechts von der Kreissäge, winkelförmige Lineale (Anschlagleisten) zur Führung des Holzes und zur Sicherung des geraden Schnittes angebracht. Die Kreissäge, die verbreitetste aller H., dient zum Durchschneiden des Holzes sowohl in der Längen- als in der Querrichtung, und wird in den verschiedensten Modifikationen verwendet: als Blocksäge zum Schneiden der Baumstämme in Pfosten und Bretter, als Saumsäge mit fahrbarem Tisch (Fig. 5), um Kanthölzer gerade zu besäumen, als Kreistrennsäge, Lattenkreissäge, Abkürzkreissäge u. s. w. Zum Durchschneiden starker Blöcke bedient man sich der an einem schwingenden Rahmen gelagerten Pendelsäge (Fig. 6), auch Pendelkreissäge, schwingende Säge, Balanciersäge genannt, welche von Hand gegen das festliegende Arbeitsstück geschoben wird. Der Antrieb der Kreissäge erfolgt vorzugsweise durch Elementarkraft.

Bei der Bandsäge (Fig. 7) ist das aus einem langen Stahlstreifen durch Zusammenlöten der beiden Enden hergestellte und mit verschränkten Zähnen versehene Sägeblatt (Band) über zwei in senkrechter Entfernung voneinander sich drehende und auf ihrem Umfang mit Gummi oder Leder gefütterte Scheiben gelegt. Die untere derselben ist im Gestell der Maschine festgelagert, während die obere mittels Hebels und Schiebegewichts elastisch gelagert und auch vertikal verstellbar ist, sodaß eine nachgiebige Spannung des Sägeblattes erreicht und es außerdem möglich ist, Sägeblätter von verschiedenen Längen zu benutzen. Ein auf den Tisch gelegtes Arbeitsstück wird, wenn es gegen die Zähne der Bandsäge gedrückt wird, von diesen in irgend einer gewünschten Richtung (bei schmalen Sägebändern auch in beliebigen Formen) kontinuierlich zerschnitten. Zur Sicherung gegen Ausweichen ist das Band dicht über und unter dem Arbeitsstück zwischen Holzklötzchen geführt.

Eine H. zum Ausschneiden von Verzierungen in flachen Arbeitsstücken, sowie von Verzierungen in Lochform ist die Decoupiersäge oder Wippsäge (Fig. 8). Bei derselben ist ein schwaches Sägeblatt von 200—350 mm Länge lösbar zwischen zwei senkrecht geführten Klemmbacken gespannt, von denen die untere entweder durch Elementarkraft mittels Riemenantriebs und Kurbelbewegung, oder durch den Arbeiter mittels eines Fußtritts auf- und abbewegt wird, während die obere an einer Feder befestigt ist, welche die Säge stetig spannt und selbstthätig in die Höhe zieht. Das auf dem Tisch liegende Arbeitsstück wird beim Abwärtsgehen der Säge von den Zähnen der letztern angegriffen; eine gleichzeitig mit der Säge angetriebene Blasevorrichtung entfernt die durch den Schnitt gebildeten Späne.

Die Cylindersäge, Kronsäge oder Rundschneidemaschine ist eine Sägemaschine, deren Hauptteil aus einem kreisrund in Form eines Reifs oder kurzen Cylinders gebogenen Sägeblatt besteht, dessen Zähne in der Art einer Krone nach der einen Kante dieses Reifs stehen. Die Drehung der Säge erfolgt um eine Achse, die parallel zu der Wandfläche des Reifs durch den Mittelpunkt desselben geht; das zu zerschneidende Holz wird in der Richtung der Sägeachse gegen den Zahnkreis der Säge geschoben und erhält durch die letztere eine cylindrische Oberfläche. Über die von Hand bewegten Sägen, wie Schrotsäge, Schweifsäge, Quer- oder Façonniersäge u. s. w., s. Säge.

Zum Ebnen und zur Herstellung glatter Oberflächen an Hölzern dienen die Hobelmaschinen. Man unterscheidet Langhobelmaschinen (Tangential- oder Walzenhobelmaschinen) und Querhobel- oder Scheibenhobelmaschinen. Erstere (Fig. 9) arbeiten mit einer quer über die Holzfläche gehenden, zu derselben parallelen Walze (Schneidkopf, Messerkopf oder Messerwalze), die auf ihrem Umfang mit 2—6 rasch rotierenden Messern besetzt ist, welche in das auf dem Hobeltisch liegende und gegen sie gleichmäßig vorgeschobene Arbeitsstück einschneiden und von demselben breite Späne abnehmen. Die Umdrehungsgeschwindigkeit der Messerwelle (1200—2000 Touren pro Minute) richtet sich hauptsächlich nach der Größe der Messerwalze. Die Messer selbst treten wie beim Hobel unter einem Winkel von 45° in das Holz ein; sie sind bei breiten Messerwalzen, der leichtern Ansetzung wegen, aus mehrern Teilen zusammengesetzt, oder zum Zweck eines guten Angriffs schraubenförmig gewunden. Der Vorschub des Holzes erfolgt durch gerifselte und mittels Federn angepreßte Walzen; die Schnitttiefe läßt sich durch Höher-, resp. Tieferstellen des Tisches regulieren. Durch zwei übereinander gelegte Messerwalzen, zwischen denen das Arbeitsstück hindurchgeht, kann letzteres sowohl oben als unten gehobelt werden (zweiseitige Hobelmaschine); auch kann man dasselbe an drei oder vier Seiten mittels Messerwalzen bearbeiten (dreiseitige, resp. vierseitige Hobelmaschine, Simshobelmaschine). Ebenso können mit profilierten Messern Kehlungen für Holzleisten erzeugt werden. Die speziell zur Herstellung derartiger Profilierungen dienenden Maschinen heißen die Kehlhobel- oder Kehlmaschinen. Als solche sind die Nut- und Spundhobelmaschinen zum Einarbeiten der bei Holzverbindungen häufigen Nuten und Federn. (S. Hobel.) Bei derartigen

en müssen indes für jedes zu erzeugende
ntsprechende Messer an die Messerwalze
bt werden. Öfters hat man auch die Ein-
en zum Glatthobeln, Kehlen und Pro-
n einer Maschine vereinigt.
O zeigt eine kombinierte Hobel-, Kehl-,
nd Spundmaschine von Ernst Kirchner
. in Leipzig-Sellerhausen. Bei derselben
Messerkopf auf einem schrägen Bock verstell-
Zuführungswalzen sind mit Gewichten
die einen stets gleichmäßigen Druck auf
z ausüben. Außerdem hat die Maschine
Spanbrecher, welcher dazu dient, beim
en das Ausreißen an den Enden der Hölzer
meiden und auf der Hirnseite des Holzes
uten und spunden zu können. Die Lang-
schinen eignen sich infolge der Angriffsart
Messer vorzugsweise zur Herstellung glatter
chen, d. h. zum Abschlichten; zum Vorarbei-
chruppen) dienen die weniger gebräuchlichen
oder Scheibenhobelmaschinen, welche
Späne wegnehmen. Bei diesen Maschinen
das arbeitende Werkzeug aus einer zur
che parallelen, vertikalen oder horizontalen
, welche, um eine zu derselben senkrechte
rhbar, auf der dem Holzstück zugewendeten
mit Messern versehen ist; letztere nehmen bei
nellen Rotation der Scheibe von der Ober-
es unter ihnen bewegten Arbeitsstücks kreis-
Späne fort. Der Vorschub ist bei den
nhobelmaschinen gleichfalls selbstthätig und
ntweder, wie bei den Langhobelmaschinen,
zerifelte Speisewalzen besorgt, oder das
k wird in einen besondern Rahmen einge-
und dieser an der Messerscheibe entlang
. Zu den Hobelmaschinen gehört auch die
aschine, welche die Arbeit der Fügebank
r Hobel) auf mechan. Wege verrichtet.
Langhobelmaschinen dem Wesen nach ver-
sind die Fräsmaschinen. Bei denselben
das arbeitende Werkzeug, die Fräse (s. d.),
nem Knopf oder einer Scheibe von federhar-
tahl mit breiten Ausschnitten, zwischen wel-
genümlich geformte Zähne, sog. Flügel,
leiben, oder aus einem Cylinder, resp. einer
mit eingesetzten und nach Bedarf auszu-
den Messern, deren schneidende Kante ge-
, mannigfach gekrümmt oder geschweift ist.
auptsächlichste Anwendung finden die Fräs-
en zur Bildung von Hohlkehlen, Stäbchen
sammengesetzten simsartigen Kehlungen von
Längenrichtung krummen Arbeitsstücken,
sie durch keine andere Arbeitsmaschine ersetzt
können. Die rasch rotierende Fräsenwelle
eist senkrecht (Fig. 11), und die Fräse ist in
gel am obern Ende der Welle angebracht.
ch entsprechender Krümmung zugeschnittene
stück wird mit den Händen an die nach dem
hten Profil geformte Fräse gedrückt und nach
sowohl fortgeschoben als gewendet; bei
r Welle ragt nur der oberste Teil derselben
Fräse aus dem Arbeitstisch hervor, auf wel-
s Holz liegt, um seitwärts an der Fräse vor-
en. Zur Bildung von Nuten und schmalen
tten ist die Fräse eine kreisrunde Scheibe mit
g grobgezahntem Rande. Bei horizontaler
elle handhabt man das Arbeitsstück unter
se und gibt ihm dann gewöhnlich eine leicht
e Friktionswalze zur Unterlage.

Die Holzdrehbank ist eine Vorrichtung zum Rundformen des Holzes. Sie stimmt im wesentlichen mit dem gleichnamigen Werkzeuge des Metalldrehers überein, nur erfordert sie eine weniger sorgfältige Ausführung, da die äußerste Genauigkeit beim Holzdrechseln unnötig, durch das leichte Verziehen des Holzes eigentlich unmöglich ist. Mit Rücksicht darauf, daß sich Holz überhaupt leicht drehen läßt, werden die gewöhnlichen Holzdrehbänke fast immer durch Treten bewegt; nur bei der fabrikmäßigen Herstellung hölzerner Drechslerwaren wendet man zu ihrem Betriebe Elementarkräfte an. Über die Einrichtung derselben s. Drehbank. Das Einspannen der Holzstücke auf der Drehbankspindel geschieht mittels verschiedener Futter oder Patronen, hölzerner, messingener oder eiserner Hohlcylinder, welche auf das Gewinde am vordern Ende der Spindel aufgeschraubt werden und in denen das Arbeitsstück durch Schrauben, durch Eintreiben, oder auch durch Einklemmen (Klemmfutter) festgehalten wird. Langen Arbeitsstücken, die zwischen Spitzen eingespannt werden, wird die rotierende Bewegung der Drehbankspindel durch das Dreizack (Zwirl) übertragen; dies ist ein auf der Spindel angeschraubter Kopf, der eine scharfe stählerne Mittelpunktspitze und zwei breitere schneidenartige Stahlzacken enthält, die in die Endflächen des Arbeitsstücks eingestochen werden.

Die zum Bearbeiten des Holzes auf der Drehbank benutzten Dreheisen oder Drehstähle sind von den Drehstählen des Metallarbeiters durch ihre größere Breite und ihren spitzern Zuschärfungswinkel verschieden. Allgemein werden die Röhre, der Hohlmeißel (Schrotmeißel) und der Drehmeißel (Schlichtmeißel oder kurz Meißel) angewendet. Die Röhre, von 6—36 mm Breite, ist eigenartig ausgehöhlt und an der Schneide zu einer ellipsenförmigen Kante ausgeschliffen. Der Meißel, dem Balleisen (s. d.) gleichend, dient zum Fertigdrehen des Holzes und hat eine geradlinige, gegen die Achse des Werkstücks schrägstehende, an beiden Flächen zugeschärfte Schneide. Andere bei der Holzdrehbank in Anwendung kommende Stähle sind der Ausdrehstahl mit seitwärts stehender Schneide zum Ausdrehen von Höhlungen, der Spitzstahl zum Einschneiden spitzwinkeliger Furchen, der Schlichtstahl, ähnlich dem Meißel, jedoch nur an einer Seite zugeschärft, zum Schlichten (Reindrehen) sehr harter Hölzer, der Stichstahl zum Ausdrehen rechtwinkeliger Furchen, der Hakenstahl und der Mondstahl zum Erweitern von Höhlungen, schließlich das Baucheisen, der Ausdrehhaken, der Einschneider und der Zweischneider zum Bearbeiten der Bodenflächen von Höhlungen.

Komplizierte Konstruktionen der Drehbank finden als Ovalwerke oder Passigdrehbänke Verwendung. Man bezeichnet hiermit Drehbänke, deren Spitzen nicht festliegen, sondern beim Drehen sich gleichzeitig in einem Kreise bewegen und dadurch die Entfernung des Arbeitsstückes vom Stahl in Ovallinien regelmäßig verändern. Zum Abdrehen ganz unregelmäßiger Querschnittsformen dient die Kopier- oder Schablonen- (Façon-) Drehbank. Diese Maschine besteht gewöhnlich aus einer Kombination der Drehbank mit der Fräsmaschine, indem das Arbeitsstück mit der Drehbankspindel verbunden und das Werkzeug wie eine Fräse in Drehung versetzt wird, außerdem aber eine Beweglichkeit erhält, die in jedem

Augenblick eine Annäherung oder Entfernung von der Drehachse des Arbeitsstücks gestattet. Zur Erzeugung dieser letzten Bewegung dient meist ein Modell, das genau die Gestalt des anzufertigenden Gegenstandes hat und mit diesem in Rotation versetzt wird. Gegen dieses Modell legt sich mit einem Ende ein Rahmen, der am andern Ende die Fräse trägt und daher, der Oberfläche des Modells folgend, die Fräse stets in einer Entfernung von der Drehachse hält, die dem jedesmaligen Querschnitt des Modells genau entspricht. Ähnlich in der Konstruktion ist die Façondrehbank von F. Arbey zur Herstellung von Kannelierungen, Verzierungen ꝛc. (Fig. 12), bei der die den einzelnen Arbeitsstücken entsprechenden Bewegungen des Fräsers durch Anwendung von Schablonen erzielt werden, auf denen das Friktionsröllchen des Rahmens gleitet.

Das Bohren gedrechselter Arbeitsstücke wird auf der Drehbank ausgeführt, wenn ein einziges Loch, und zwar in der Achse des Gegenstandes, herzustellen ist. Der Bohrer wird dann in der Richtung dieser Achse mit der Hand an das Holz gehalten und nachgeschoben, während letzteres rotiert; oder es wird das mit der Hand festgehaltene Arbeitsstück gegen den eingespannten Bohrer gepreßt. Zum Bohren derartiger Löcher wird bei Querholz der Centrumbohrer, bei Langholz der Löffelbohrer (s. unter Bohrer und Bohrmaschinen) zur Anwendung gebracht. Das Bohren auf besondern Bohrmaschinen findet bei Holz statt, um kleine oder mäßig große, nicht sehr tiefe Löcher zu erzeugen. Die hierzu dienenden Maschinen, welche einfacher als die Metallbohrmaschinen sind, tragen die Bohrspindel bei kleinen Bohrern horizontal, sonst vertikal; oft sind auch mehrere solcher Bohrvorrichtungen an einem Maschinengestell vereinigt (Fig. 13). Das Arbeitsstück ruht auf einem Tische, und der Bohrer wird von Hand gegen dasselbe bewegt. (S. auch Bohrmaschinen.) Langlochbohrmaschinen (Fig. 14) finden öfters zur Herstellung von Schlitzen und Nuten Verwendung. Bei denselben ist die Bohrspindel gewöhnlich in einem Schieber gelagert, der von Hand, seltener selbstthätig, gegen das auf dem Tische befestigte Arbeitsstück verstellbar ist. Man bohrt so zuerst je ein Loch an den Enden des vorgezeichneten Schlitzes; alsdann bewegt man das Arbeitsstück mit dem Tische hin und her und nimmt so das noch zwischen den beiden Endlöchern befindliche Holz weg, wodurch eine Nut mit cylindrisch abgerundeten Ecken erzeugt wird. Um in dieser Weise abgerundete Nuten an den Enden eckig herzustellen, können dieselben noch auf Maschinen ausgestemmt werden. Derartige Maschinen, welche auch zum Ausstemmen von Zapfen an Holzteilen Verwendung finden, besitzen einseitig scharf geschliffene Meißel, die sich hin- und her-, resp. auf- und abbewegen und dabei in das auf dem Arbeitstische befindliche Holzstück einschneiden, welch letzteres nach jedem Schnitt um die Stärke eines Spans (1—2 mm) weiter vorrückt. Speziell zum Ausstemmen der durch Langlochbohrmaschinen erzeugten Nuten wird öfters die Stemmmaschine mit der Langlochbohrmaschine kombiniert (Fig. 14); durch die Bewegung des geradarmigen Hebels wird der Meißel gegen die Enden des Nutlochs gepreßt und die Nut scharfkantig ausgelocht.

Wie bereits erwähnt, hat man verschiedene der beschriebenen Maschinen zu einer einzigen Konstruktion vereinigt. Außer den kombinierten Hobel-, Kehl-, Nut- und Spundmaschinen und den Langlochbohr- und Stemmmaschinen gibt es Nut-, Spund- und Fügemaschinen, Abrichthobel- und Fügemaschinen, Zapfenschneid-, Stemm- und Bohrmaschinen, Universal-, Fräs- und Stemmmaschinen u. a. Eine besondere Klasse bilden die Universal-Holzbearbeitungsmaschinen, auch Universal-Holzarbeiter oder -Tischler genannt. Mit Hilfe einer solchen Maschine kann man hobeln, nuten, spunden, abrichten, abfasen, schlitzen, kantig hobeln, rund- und langlochbohren, Zinken schneiden, lang- und quersägen, stemmen. Dieselbe eignet sich, da sämtliche für diese Operationen erforderlichen Werkzeuge, wie Messerwalze, Fräskopf, Kreissägeblatt, Bohrer und Stemmeisen, auf einem kleinen Tische des Gestells angebracht werden können, namentlich zum Gebrauch für Möbelfabrikanten, Tischler, Instrumentenmacher, Kistenmacher, Goldleistenfabrikanten u. s. w.

Auch zur Herstellung spezieller Fabrikationserzeugnisse werden verschiedene H. angewendet. Zur Fabrikation von Holzschuhleisten und Holzschuhen bedient man sich der Kopierdrehbänke. Von Arbey in Paris werden derartige Drehbänke gebaut, auf welchen nach zwei eingespannten Modellen gleichzeitig sechs Holzstücke bearbeitet werden können. Die Holzschuhleisten werden nach der Form der Modelle außen abgedreht und dann für den Zweck des leichtern Einpassens in Unter- und Oberteil (Fuß und Spanne) zerschnitten. Bei der Herstellung von Holzschuhen werden die von der Kopierbank kommenden, außen abgedrehten Stücke auf einer zweiten, mit Fräsen ausgerüsteten Kopierdrehbank, soweit die Öffnung des fertigen Schuhes reicht, ausgearbeitet, und schließlich wird auf einer dritten Maschine, der Kopierbohrbank, das Holz aus der Spitze des Holzschuhes mittels Löffelbohrer weggenommen. Die zum leichten Einspannen der Holzschuhe in die Maschinen stehengelassenen Zäpfchen werden dann abgeschnitten, worin die einzige von Hand auszuführende Arbeit bei der Anfertigung derartiger Schuhe und Leisten besteht. In ähnlicher Weise werden auf der Kopierdrehbank die Gewehrkolben, Pistolenschäfte, Wagenradspeichen u. s. w. gedreht.

Von einfacher Konstruktion sind auch die Maschinen zur fabrikmäßigen Herstellung von Zündhölzchen. Um viereckige Zündhölzchen zu erzeugen, werden zunächst die Holzklötze auf einer Kreissäge mit sechs Blättern in lange, vierseitige Prismen zugeschnitten. Diese gelangen in einen Schneidapparat, der aus zwei langen, zu einer Schere verbundenen, aufrecht stehenden Messern und einer Anzahl horizontal hinter den Messern eingespannter Schneiden besteht. Beim Arbeiten der Maschine wird das Holzprisma selbstthätig gegen den Schneidapparat vorgeschoben und von den Messern in kleine, dünne Rechtecke zerschnitten, die im nächsten Augenblicke von den scharfen Schneiden in lauter vierkantige Hölzchen zerschnitten werden. Zur Erzeugung runder Zündhölzchen stellt man zunächst Holzdraht, d. h. dünne, runde Holzstäbchen her. Das Schneidzeug der hierzu dienenden Maschine, der sog. Zündhölzerhobel, ist ein scharfes Eisen und besitzt statt der Schneide einige röhrenartige, an der engen Öffnung scharfrandige Löchelchen. Jedes solche Röhrchen schneidet oder bohrt, indem es mit der engen Öffnung in das

eindringt, ein cylindrisches Stäbchen heraus. Diese Stäbchen werden weiter in einzelne Stücke von der Größe der Streichhölzer zerschnitten.

Die zum Verpacken von Glas, Porzellan u. s. w. neuerlich zweckmäßig angewendete sog. Holzwolle, aus einzelnen langen und dünnen Spänen bestehend, wird auf Maschinen erzeugt, deren Schneidzeuge ein Zahnhobel und ein Schrupphobel sind. Ersterer zieht in das auf dem Arbeitstische aufgespannte Holzstück feine, die Längenrichtung des Holzes verfolgende Furchen, während der nachfolgende Schrupphobel einen breiten Span von angemessener Dicke ablöst, der somit in einzelne dünne Späne zerfällt. Der zuweilen statt der Schafwolle zum Veloutieren der Tapeten benutzte Holzstaub, gleichfalls Holzwolle genannt, wird durch Zerreiben und Mahlen gefärbter Holzspäne gewonnen. Über die Erzeugung von Holzmehl durch Abschleifen weichen Holzes auf Drehschleifsteinen (Holzstoff) s. Holzschleiferei. Neuerdings sind zum Polieren feiner Möbel, Klavierteile u. s. w. Sandpapiermaschinen in Gebrauch gekommen. Bei denselben wird eine Scheibe, auf deren unterer Fläche Sandpapier befestigt ist, in rasche Rotation versetzt und gegen das auf dem Arbeitstische liegende Holzstück gedrückt, wobei ein an der Maschine befindlicher und mit dieser in Thätigkeit gesetzter kleiner Exhaustor (s. d.) den entstehenden Holzstaub aufsaugt.

Die zum Zerkleinern des Brennholzes zuerst zur Anwendung gekommenen Spaltmaschinen, welche die Arbeit der Axt oder des Beiles ersetzen, haben als Schneidzeug ein zweiseitig angeschliffenes Messer, den Stößel, das mittels Pleuelstange und Schlitzkurbel in Führungen auf- und abgleitet. Zwischen der höchsten Stellung des Stößels und dem Tische der Spaltmaschine befindet sich ein freier Raum zur Aufnahme des auf dem Tische mit der Hirnseite aufgesetzten Holzstücks, welch letzteres beim Niedergange des Stößels in der Richtung seiner Längsfasern gespalten wird. Die Spaltmaschine hat in modifizierter Ausführung auch in einigen andern Zweigen der Holzindustrie Verwendung gefunden. Die Fabrikation hölzerner Schrauben beschränkt sich infolge des geringen Absatzes derselben auf die Handarbeit oder das Schneiden auf der Drehbank; das Schneidzeug, der Geißfuß (s. d.), wird dann entweder in einer aus hartem Holz gebildeten Kluppe oder im Support befestigt.

In manchen Fabrikationszweigen, z. B. in der Stellmacherei und Möbeltischlerei, wird die Eigenschaft des Holzes, sich in eine bestimmte Form biegen zu lassen, vielfach benutzt. Junges und saftiges Holz läßt sich ohne Schwierigkeit biegen und behält die ihm dabei erteilte Gestalt, wenn es im gebogenen Zustande getrocknet wird. Bereits getrocknetes Holz wird für den Zweck des Biegens erst der Einwirkung von heißem Wasser oder Kesselsdampf ausgesetzt und dann um Formen gebogen und getrocknet. Das Biegen um Formen bt man zweckmäßig mit der Holzbiegema- e. Dieselbe besteht im wesentlichen aus kräftigen Gestell, auf welchem die Form be- ist, während, etwas von ihrer äußersten entfernt, zwei Schienen mit dem einen ihrer drehbar gelagert sind. Um ihre andern n sind Seile oder Ketten geschlungen, die eine Windevorrichtung angezogen werden dadurch die Schienen der Form nähern können. Das zu biegende Holz wird zwischen der Form und den Schienen eingespannt und hierauf durch Drehen der Windevorrichtung um die erstere gelegt. Auf dem gleichen Prinzip beruhen die schweren Maschinen zum Biegen der sog. gesprengten und ähnlicher Balken. Ein Pressen des Holzes zur Erzeugung von Reliefverzierungen findet in der Art statt, daß gravierte Messingformen (Matrizen) in erhitztem Zustande mittels hohen Drucks in dasselbe eingepreßt werden.

Holzbiegmaschine, s. unter Holzbearbeitungsmaschinen.

Holzbildhauerei, s. unter Holzschnitzerei.

Holzbirnbaum, s. unter Birne, Birnbaum.

Holzblau nennt man in der Zeugfärberei die mit Blauholz hervorgebrachten Farbentöne, die gegenwärtig aber nur zur Erzeugung von Schwarz benutzt werden. (S. unter Blaufärben 5.)

Holzbock oder Zecke (Ixodes) nennt man eine Gattung milbenartiger Gliedertiere, die einen lederartigen Körper mit einem Hornschilde und Füße mit zwei Klauen und einer Heftscheibe besitzen, der Augen entbehren und sich in lichten Wäldern oder auf trockenen Weiden aufhalten. Die Männchen nehmen im vollkommenen Zustande keine Nahrung zu sich; die Weibchen dagegen benutzen jede Gelegenheit, sich an Menschen und Tieren anzusaugen, wo sie, obschon anfangs platt, dann mit Blut erfüllt, bis zur Größe einer Erbse anschwellen können. Ihr mit Widerhaken besetzter Saugrüssel bleibt so fest in die fremde Haut versenkt, daß durch gewaltsames Abreißen des Parasiten, der, mit Öl bestrichen, stirbt und von selbst abfällt, schwer heilende Wunden veranlaßt werden können. Im tropischen Amerika gibt es viele und große Arten, die auch für den Menschen eine gewaltige Plage sind. Zu dieser Gattung gehört der gemeine H. (I. Ricinus), mit einem nur kleinen Hornschilde, der sich bei uns überall in Gebüschen findet und an Menschen, Hunden u. s. w. ansaugt. Der gerandete H. (I. marginatus) mit großem Schilde ist ebenfalls häufig.

Holzbock nennt man übrigens auch manche andere Insekten, namentlich die Bockkäfer (s. d.).

Holzbohrer, s. unter Bohrer und Bohrmaschinen.

Holzbohrer, Käfer, s. Holzfresser.

Holzbranntwein hat man die spirituöse Flüssigkeit genannt, welche man früher aus Holz darstellen wollte. Zu diesem Behufe wurde Holz mit verdünnter Schwefelsäure gekocht, wobei gewisse Bestandteile des Holzes in Zucker verwandelt werden, während angeblich für die Papierfabrikation taugliche Cellulose zurückbleibt. Die zuckerhaltige Flüssigkeit sollte, mit Kreide neutralisiert, in Gärung versetzt werden und dann durch Destillation in Spiritus, resp. Holzbranntwein verwandelt werden. Das Hauptprodukt dieser Industrie war die Cellulose, der H. Nebenprodukt. Da aber die mit Schwefelsäure dargestellte Holzfaser keine reine Cellulose ist und sich für die Papierfabrikation als unbrauchbar erwiesen hat, so ist der beabsichtigte Industriezweig nach kostspieligen Versuchen zu Grunde gegangen.

Holzbronze, ein Anstrich für Holzarbeiten, der denselben ein metallähnliches (bronzeartiges) Aussehen verleiht.

Holzcassia (Cassia lignea), auch Malabarcassia genannt, eine geringe Sorte Zimt, kommt von einer Varietät von Cinnamomum ceylanicum. (S. unter Cinnamomum.)

Holzcellulose, s. unter Cellulose.

Holzcement, auch Scoffarin genannt, ein Gemenge von Sägespänen, Hanffasern, Stärkemehl, Gallerte und Mineralsubstanzen, das zur Herstellung verschiedenartiger Luxusartikel dient. H. nennt man auch eine zum Anstrich von Holzteilen verwendete Mischung von Teer mit Asphalt, Sand u. s. w.

Holzcementdach, s. unter Dach.

Holzdarre, s. unter Darren.

Holzdeputat, s. unter Deputat.

Holzdiebstahl (Forstdiebstahl), s. unter Forstfrevel.

Holzdraht, s. unter Holzbearbeitungsmaschinen, S. 352, und Holzgewebe.

Holzemme, linksseitiger Zufluß der Bode, entspringt im Harz am Renneckenberge, stürzt in unzähligen kleinen Wasserfällen in der sog. Steinernen Rinne, einem tiefen Gebirgsspalt, herunter, berührt Wernigerode und Halberstadt und mündet 4 km unterhalb Gröningen links in die Bode.

Holzessig oder Holzsäure, Produkt trockener Destillation des Holzes. Wird Holz bei Abschluß der Luft erhitzt, so findet Zersetzung seiner sämtlichen Bestandteile statt, unter Neubildung einer Menge von organischen Verbindungen und unter Abscheidung von Holzkohle. Die entstandenen Verbindungen lassen sich zum Teil zu Flüssigkeiten verdichten, zum Teil bilden sie Gase, welche als solche entweichen oder auch in der Feuerung verbrannt werden können. Die abgeschiedenen Flüssigkeiten sondern sich in eine stark saure, wässerige, welche den H. bildet, und eine tief schwarz gefärbte, Holzteer. Zur Darstellung des H. wählt man vorzugsweise Laubhölzer, so Buchen-, geschältes Eichen-, Birkenholz, doch kommen auch Nadelhölzer zur Verwendung; bei letztern kann dann zugleich Terpentinöl gewonnen werden.

Die Destillation wird in eisernen Retorten ausgeführt, und diese haben meist die Form eines Cylinders, selten die eines viereckigen Kastens. Die Cylinder werden entweder liegend oder stehend angeordnet. Bei ersterer Methode werden die Cylinder in einem Ofen, und dann meist zu zweien über einer gemeinsamen Feuerung, eingemauert, sodaß die Enden gerade aus dem Ofen hervorragen; die beiden Enden werden durch eiserne Platten verschlossen, von denen die eine, mit einem Abzugsrohr für die entweichenden Dämpfe und Gase versehen, dauernd mit dem Cylinder verbunden ist, während die andere nur während der Destillation einen temporären Verschluß bildet und nach Beendigung jeder Operation entfernt wird, um die Holzkohle aus dem Cylinder nehmen und frisches Holz einfüllen zu können. Bei den stehenden Cylindern sind zwei verschiedene Konstruktionen zu unterscheiden. Bei der einen sind die Cylinder, welche dann meist von starkem Kesselblech angefertigt werden, oben und unten mit abgerundetem Boden versehen, von denen der obere eine Öffnung von solcher Weite trägt, um einen Arbeiter einsteigen zu lassen, der die Holzscheite, aufrecht stehend, symmetrisch so einzusetzen hat, daß möglichst wenig Zwischenräume verbleiben. Der Cylinder ist dauernd in einen Ofen eingemauert und rings mit spiralig ansteigenden Feuerkanälen umgeben, um die Hitze auszunutzen; ein oben angebrachtes Abzugsrohr leitet die Dämpfe und Gase zur Kondensationsvorrichtung, häufig findet sich noch ein zweites Abzugsrohr am Boden des Cylinders. Die andere Konstruktion unterscheidet sich von dieser dadurch, daß der Cylinder nicht dauernd im Ofen verbleibt, sondern unmittelbar nach beendeter Destillation mittels eines Krans herausgewunden wird, um außerhalb des Ofens zu erkalten. Letztere Konstruktion bietet den Vorteil einer günstigern Ausnutzung der Wärme insofern, als in den noch heißen Ofen ein zweiter, frisch gefüllter Cylinder eingesetzt werden kann, der die vorhandene Wärme aufnimmt, während im andern Falle Cylinder und Ofen so lange zum völligen Erkalten stehen bleiben müssen, um einer Entzündung der Kohle vorzubeugen. Als Kondensationsvorrichtung dient entweder ein bleiernes Schlangenrohr, welches in einem geräumigen, mit kaltem Wasser gefüllten Behälter liegt, oder häufiger auch eine Reihe von aufrecht gestellten Fässern, die durch thönerne Knierohren untereinander derart verbunden sind, daß die heißen, vom Cylinder kommenden Dämpfe in das erste Faß der Reihe eintreten und dann nacheinander die übrigen passieren, wobei die Kondensation durch Ausstrahlung der Wärme erfolgt. Oder endlich nimmt man auch eine Kombination dieser beiden Einrichtungen vor, man läßt die Dämpfe zunächst durch ein Holzfaß und dann durch ein Schlangenrohr passieren. Letztere Anordnung empfiehlt sich namentlich bei der Verarbeitung harzreicher Hölzer insofern, als die Abkühlung in dem Faße hinreichend ist, um die größte Menge der hochsiedenden Bestandteile des Teers zu verdichten, während das Terpentinöl und der H. dampfförmig bleiben und erst im Schlangenrohre niedergeschlagen werden, wodurch also gleich bei der Darstellung eine Trennung der Produkte erzielt wird.

Die Ausbeute an Essigsäure ist bedingt vor allem durch die Art der Erhitzung. Bringt man z. B. Holz in eine zum starken Rotglühen erhitzte Retorte, wie bei der Bereitung des Leuchtgases aus Holz, so entstehen viel brennbare Gase, viel Kohlensäure neben ganz wenig Essigsäure, während die größte Menge dieser Säure gebildet wird, wenn das Holz langsam auf eine Temperatur gebracht wird, welche der Schmelzhitze des Zinns entsprechend ist, und andauernd bei dieser Wärme erhalten wird. Bei der gewöhnlichen Anordnung der Destillationsapparate ist dies jedoch unausführbar, weil bei dem schlechten Wärmeleitungsvermögen der Kohle wie des Holzes die Wärme allzu langsam in das Innere des Cylinders eindringen würde. Dagegen kann man diese Temperatur einhalten bei einem von Violette eingeführten und jetzt auch in der Praxis umständlich angewendeten Verfahren, welches darin besteht, die erforderliche Erhitzung durch überhitzten Dampf zu bewirken, wobei der Dampf die ganze Holzmasse gleichmäßig durchdringt und so jedem einzelnen Teile die Wärme gleichmäßig mitteilt. Das Holz wird dabei in einen doppelwandigen Cylinder gebracht, der in einem Spiralrohr bis zur Schmelzhitze des Zinns überhitzte Dampf tritt zuerst in den den innern Cylinder umhüllenden Dampfmantel und dann am vordern Ende in den innern Cylinder, strömt durch die ganze Holzmasse und entweicht am andern Ende, mit den Destillationsprodukten beladen, in einen Kühlapparat.

Der H. ist im wesentlichen eine gelb bis rotbraun gefärbte wässerige Lösung von Essigsäure und Äthylalkohol, außerdem enthält er eine ganze Reihe von andern Bestandteilen, organischen Säuren, aromatischen Verbindungen angehörenden Alkoholen und Äthern u. s. w. Letztere erteilen ihm einen teerartigen Geruch und machen ihn als Antiseptikum

Er dient teils als Rohmaterial zur Dar-
er Essigsäure (s. d.), der essigsauren Salze
Methylalkohols oder des Holzgeistes (s. d.),
et er wegen seiner antiseptischen Eigen-
Verwendung in der Medizin, doch hier na-
n der Veterinärpraxis, und zur Konservie-
Fleischwaren zum Behuf der sog. Schnell-
g. Hierbei wird das Fleisch, namentlich
H. eingetaucht oder damit bestrichen, wo-
genügend eindringt, um in kürzester Zeit
ulniswidrig zu wirken, wie es durch das
in viel längerer Zeit erfolgt, während das
ftig bleibt und seinen ursprünglichen Was-
behält, während es beim Räuchern eine
de Austrocknung erfährt.

faser, der Hauptbestandteil des Holzes,
en, langgestreckten, in der Achsenrichtung
mes verlaufenden, oben und unten zuge-
nd geschlossenen Zellen bestehend; auch die
e Holzsubstanz oder Cellulose (s. d.).

räse, s. unter Fräse.

rcfer (Holzbohrer, Holzkäfer, Xy-
. ältere Entomologen verstanden unter
milie der Borkenkäfer (s. d.). Gerstäcker gab
liennamen Xylophaga an eine ganz an-
ppe von Käfern, deren Larven ebenfalls
l im Holze leben. Hierher gehört der
werftkäfer (Lymexylon navale *L.*),
rve tief in gefälltes, lagerndes Eichenholz
in alte Stöcke und anbrüchige Eichen ein-
d schon mehrmals empfindlichen Schaden
ften angerichtet hat; lebende, gesunde
efällt der Käfer nicht. Er ist schmal,
ckt, bis 12 mm lang, bräunlich oder
h gefärbt, mit schwarzem Kopf. Ferner
erher die artenreiche Familie der Ano-
nobiidae), kleine, meist braune Käfer,
arven vielfach im Innern von Holz, in
rschen Bäumen, in Balken, Möbeln u. s. w.
d mancherlei Zerstörung bewirken. So ist
molle *F.* ein zwar nur 4 mm langer, aber
rlicher Feind aller Holzsammlungen, A.
um *Fourcr.*, A. pertinax *L.* u. a. zer-
lzerne Geräte, welche sie manchmal ganz
mehl verwandeln. Das Männchen von
ax bringt durch Klopfen mit dem Kopfe
enden, Taschenuhrschlägen ähnlichen Ton
welchen das Weibchen beantwortet; man
en Ton früher für den Vorboten eines
ls im Hause, daher der Name Toten-
paniceum *L.*, nur 2 mm groß, ist ein
er Feind aller Naturaliensammlungen,
ch der Herbarien, verzehrt Zuckerwerk
Im Hause und in Sammlungen schädlich
e Arten der Ptiniden (Ptiniores), so
h der als Dieb bekannte, 2 mm große
ur *L.* Weniger beachtenswert sind die
ern Arten der Gattung Cis, welche meist
Schwämmen, besonders in Baumschwäm-
n. Wissenschaftlich hat der Ausdruck H.
viel Bedeutung mehr, faßt man ihn da-
ht im Sinne der Systematik, sondern im
en Sinne des Wortes auf, so würde man
noch Hunderte anderer Insekten zählen
eren Larven im Holze leben, von den Kä-
noch die zahlreichen Bockkäfer (Ceramby-
von den Schmetterlingen die Sesien (Se-
nd Weidenbohrer (Cossidae), von den
ern die Holzwespen (Sirex) u. a. m.

Holzfrevel, s. Forstfrevel.

Holzgas, s. unter Gasbeleuchtung, Bd. VII, S. 571a.

Holzgeist, Holzalkohol, Holznaphtha, Holzspiritus, Methylalkohol, Methyloxydhydrat, Carbinol, CH_4O oder CH_3OH, ein dem gewöhnlichen Alkohol oder dem Äthylalkohol sehr nahe verwandter und in den meisten seiner Eigenschaften ihm fast gleichartiger Körper, welcher bei der trockenen Destillation des Holzes gebildet und neben andern Körpern in dem Holzessig (s. d.) enthalten ist. Der Gewinnung des H. wurde bis vor wenigen Jahren sehr geringe Beachtung geschenkt, da kaum eine Verwendung für denselben vorhanden war. In neuerer Zeit hat der H. weit größere Bedeutung erlangt. Er dient zur Darstellung verschiedener, in großen Massen produzierter Anilinfarben und wird jetzt zur Denaturierung des für gewerbliche Zwecke steuerfrei abgegebenen Spiritus in bedeutenden Mengen verbraucht. Hierdurch ist eine so große Nachfrage entstanden, daß die Gewinnung des H. sehr lohnend geworden ist. Zur Darstellung wird der Holzessig, mit Kalk oder mit Soda neutralisiert, der Destillation so lange unterworfen, bis das zuletzt übergehende nicht mehr brennbar ist. Der rohe H. wird darauf wiederholt über gebranntem Kalk rektifiziert, bis das Destillat ein spezifisches Gewicht von 0,815 zeigt und mit Wasser in allen Verhältnissen mischbar ist, ohne sich zu trüben. Letzteres, herbeigeführt durch Abscheidung von dem H. hartnäckig anhaftenden Teerbestandteilen, ist nur dann leicht zu erreichen, wenn der Holzessig durch Destillation von geschältem Laubholz, namentlich Eichenholz, hergestellt war; stammt der Holzessig von ungeschältem Holz, so gelingt die Entfernung der Öle schwer; bei Verwendung von harzigem Holz ist sie kaum erreichbar. Der technisch dargestellte H. ist eine wasserhelle oder schwach gelbliche Flüssigkeit von höchst eigentümlichem, nicht angenehmem Geruch und höchst widerwärtigem Geschmack, der selbst nach starker Verdünnung noch hervortritt. Durch letztere Eigenschaft wird er zum Denaturieren des Spiritus geeignet, da ein aus einem Gemisch von Spiritus und H. durch Verdünnung hergestellter Branntwein ganz ungenießbar ist.

Der käufliche Holzgeist ist nicht reiner Methylalkohol, sondern enthält noch verschiedene fremde Körper. Zur Entfernung der letztern verwandelt man den H. durch anhaltendes Kochen mit entwässerter Oxalsäure in Oxalsäure-Methyläther, welcher krystallisierbar ist und durch Abpressen von fremden Beimengungen befreit wird. Durch Kochen des Äthers mit wässerigem Alkalihydrat wird der Alkohol wiederhergestellt und durch Rektifikation über von Krystallwasser befreitem Kupfervitriol entwässert. Der so rein dargestellte Methylalkohol ist fast geruch- und geschmacklos, von 0,800 spezifischem Gewicht, siedet bei 66°, mischbar in allen Verhältnissen mit Wasser, Alkohol, Äther, brennt mit schwach bläulicher, nicht leuchtender Flamme und verhält sich im übrigen ganz wie Äthylalkohol; bei der Einwirkung chem. Agentien entstehen den Äthylverbindungen homologe Verbindungen.

Holzgewächse nennt man in der Botanik die strauch- und baumartigen Pflanzen.

Holzgewebe, ein Gewebe, das aus cylindrischen Holzstäbchen (Holzdraht) mit einer Kette von Seide oder Baumwollzwirn gebildet ist, wobei die Kettenfäden einzeln oder zu mehrern angeordnet

in weiten Zwischenräumen stehen. Derartige Gewebe werden öfters mit der Hand, meist aber auf schmalen, kurzen Webstühlen hergestellt. Man gebraucht zu den Stäbchen weiße, weiche Hölzer von feiner, geradfaseriger Struktur, wie Weiden-, Pappel-, Lindenholz. Der Holzdraht hat entweder die natürliche Färbung des Holzes oder er ist gebleicht oder auch verschieden gefärbt. H. werden oft auch ganz aus Holzdraht verfertigt. Dahin gehören die sog. Siebplatten, bei welchen die die Kette und den Einschlag bildenden Holzstreifen in einiger Entfernung voneinander liegen, sodaß kleine quadratische Öffnungen entstehen. Diese Siebplatten dienen weniger zu Sieben als zu Hutgestellen, die mit Zeug überzogen werden; doch macht man auch Siebe aus breitern und stärkern Streifen, die aus Eichen- oder Haselnußstöcken gespalten, geglättet und auf gleiche Stärke gebracht sind.

Eine andere Art von H. bildet die sogenannte Sparterie, die aus feinen, sehr dicht nebeneinander liegenden Holzstreifen besteht, entweder leinwandartiges oder geköpertes oder auch kleingemustertes Gefüge zeigt und zur Verfertigung von Hüten benutzt wird. Man macht aus Holzstreifen auch Bänder, um sie wie Strohbänder zu Hüten zusammenzunähen, welche letztere fälschlich Basthüte genannt werden.

Holzgießerei (richtiger Holzpressung), die Herstellung von allerlei zierlichen Gebrauchsgegenständen, sowie von Ornamentstücken aus plastischer Holzmasse. (S. Bois durci, Holz [künstliches] und Holzcement.)

Holzgraf, s. unter Graf.

Holzimprägnierung, das Durchtränken des Holzes entweder mit fäulniswidrigen Substanzen (s. unter Holzkonservierung) oder mit solchen Substanzen, welche dasselbe unverbrennlich, resp. schwer entzündlich machen sollen. Für letztern Zweck sind namentlich seit dem Brand des wiener Ringtheaters (am 8. Dez. 1881) zahlreiche Methoden vorgeschlagen worden. So verwendet Dr. Winkelmann in Augsburg eine Lösung von 33 g Manganchlorür, 20 g Orthophosphorsäure, 12 g Magnesiumcarbonat, 10 g Borsäure und 25 g Chlorammonium in 1000 g Wasser.

Holzinstrumente, Art der Blasinstrumente (s. d.).

Holzintarsia, s. Intarsia.

Holzkäfer, s. Holzfresser.

Holzkohle ist der bei der trockenen Destillation oder bei der unvollkommenen Verbrennung des Holzes verbleibende Rückstand. H. wird für technische Zwecke vielfach im großen Maßstabe dargestellt. Dies geschieht entweder unter Aufopferung der sonstigen Produkte (Meiler-, Gruben-, Ofenkohlerei) oder unter Gewinnung von Teer, Essigsäure u. s. w. (S. unter Holzessig.) Die H. bildet eine schwarze, poröse Masse, in welcher die Struktur des Holzes erhalten ist. Je nach der Temperatur, welcher sie bei der Erhitzung ausgesetzt gewesen ist, enthält sie, außer Kohlenstoff, noch Wasserstoff und Sauerstoff in chem. Bindung. Sie hat die Eigenschaft, große Mengen von Gasen und Dämpfen aufzusaugen, sowie Farbstoffe und andere Körper und Lösungen zu absorbieren. Sie findet vielfache Verwendungen: als Heizmaterial für viele metallurgische Operationen, als Reduktionsmittel bei chem. Prozessen, als entfärbende Substanz, als Desinfektionsmittel, bei der Bereitung des Schießpulvers; gepulverte H. bildet das gewöhnliche schwarze Zahnpulver u. s. f.

Holzkonservierung ist die Bezeichnung für die Gesamtheit derjenigen Verfahrungsarten, durch welche das Holz in dem für den Gebrauch geeigneten Zustand erhalten wird. Am meisten leidet das Holz, welches direkt dem Einfluß des Seewassers ausgesetzt ist; zur Erhaltung der Schiffbauhölzer gilt es hauptsächlich, die Angriffe des Bohrwurms (s. d.) abzuwehren. Bei der Benutzung des Holzes zu Landbauten, wo dasselbe vor Feuchtigkeit geschützt liegt, sind die gefährlichsten Feinde die Holzwürmer (s. d.), insbesondere die Bockkäfer (s. d.), Bohrkäfer (s. d.) und Anobien (s. unter Holzfresser), welche zahlreiche Gänge hindurcharbeiten und das Holz schließlich in Staub (Wurmmehl) verwandeln, wovon auf der Oberfläche oft kaum Spuren bemerkbar sind. Hat sich der Wurm einmal eingenistet, so sind alle zur Erhaltung des Holzes vorgeschlagenen Mittel unzureichend; die bezüglichen Methoden der H. können daher nur den Zweck haben, das Holz vor dem Wurmfraß zu schützen. Wo das Holz feucht liegt, oder wo feuchtes Holz beim Bau verwendet wird, tritt die Zerstörung durch Fäulnis (Vermodern, Vermorschen, Verstocken) ein und es entsteht auf der Oberfläche der Holz- oder Hausschwamm (s. d.).

Die H. hat hier die Aufgabe, diejenigen Stoffe zu entfernen, resp. unschädlich zu machen, durch welche unter gewissen Bedingungen die Fäulnis im Holz eingeleitet und unterhalten wird. Die ersten Versuche dieser Art richteten sich auf Abschluß der Luft und des Wassers, zu welchem Zweck man dem Holz einen undurchlässigen Anstrich gab, wobei völlig übersehen wurde, daß, da die Luft alle porösen Körper durchdringt, jedes Holz an sich mehr oder weniger Feuchtigkeit enthält. Alle Mittel, die Fäulnis des Holzes zu verhüten, lassen sich nach den ihrer Anwendung zu Grunde liegenden Prinzipien in folgender Weise klassifizieren: 1) Austrocknung des Holzes vor der Verwendung; 2) Entfernung der die Fäulnis bedingenden Saftbestandteile; 3) chem. Veränderung dieser Bestandteile.

Das Trocknen des Holzes, welches auch dazu dient, das Schwinden und Werfen desselben bei der spätern Verarbeitung zu vermeiden, wird in wirksamer und zugleich ökonomischer Weise erreicht, indem man die Abfälle des Holzes zur Speisung von Öfen benutzt, welche die Aufbewahrungsräume heizen und dabei den Rauch in dieselben einströmen lassen. Hier sei auch das Renésche Austrocknungsverfahren erwähnt, das die zur Verarbeitung bestimmten Hölzer dauernd gegen den Einfluß von Temperaturveränderungen schützen soll. Entsprechend der Erfahrung, daß Holz, welches lange Zeit der Luft ausgesetzt war, plötzlichen Temperaturwechsel viel besser widersteht, wird dabei gleichsam ein natürlicher Prozeß, das Altwerden des Holzes, nachgeahmt, wozu die Wirkung des Sauerstoffs, vielmehr des aus demselben mit Hilfe des elektrischen Stroms dargestellten Ozons, benutzt wird. Dieses Verfahren hat für zahlreiche Industriezweige, speziell für den Pianofortebau, praktische Bedeutung erlangt.

Das getrocknete Holz muß, ehe es in einen feuchten Raum kommt, mit Substanzen überzogen werden, die das Eindringen von Feuchtigkeit in das Innere verhindern. In diesem Sinne nützt das Bestreichen des getrockneten Holzes mit Rohpetroleum, Pech, Steinkohlenteer, Firnissen, Ölfarben ꝛc.

Entfernung der Feuchtigkeit, d. h. des Zellen des Holzes zurückgebliebenen, teils ſſer, teils aus organiſchen und minera- Stoffen beſtehenden Saftes, wirkt noch ſiche- das Trocknen des Holzes. Auf mechan. urde dieſe in England verſucht, indem man glatt gehobelte Brettchen aus friſchem Holz ls zwiſchen Metallwalzen mit allmählich erndem Druck hindurchgehen ließ, wodurch ßer Teil des Safts ausgepreßt und ſo zu- ine Verdichtung, mithin größere Feſtigkeit wurde, doch iſt dieſes Verfahren bloß bei Holz durchführbar. Nach einer andern, h umſtändlichen und koſtſpieligen Methode er Saft dadurch verdrängt, daß heiße oder omprimierte Luft einſeitig in das Holz einge- wird. Das am häufigſten angewendete ren iſt das Auslaugen des Holzes durch Ein- desſelben in kaltes, fließendes Waſſer, das r dicke Stämme mehrere Sommer erfordert. rerer Zeit, aber ohne bedeutende Umſtänd- nur bei kleinern Stücken, wird das Auslau- ittels kochenden Waſſers bewirkt. Am ſchnell- d vollkommenſten entfernt man den Zellen- rch das Dämpfen des Holzes, das in beſon- pparaten, aus Dampfkeſſel und hölzernem ſten beſtehend, ausgeführt wird. Das ge- te Holz iſt um 5—10 Proz. leichter als un- pftes, hat hellern Klang und eine dunklere, ie ganze Maſſe gleichmäßig verteilte Fär- Es hat außerdem größere Feſtigkeit, wirft ht, nimmt langſamer Feuchtigkeit auf und t ſchneller als gewöhnliches Holz.

teilweiſe Zerſtörung, vielmehr chem. Ver- ng der gärungsfähigen Saftbeſtandteile urch Dörren des Holzes bis zur Bräunung en, ſowie durch oberflächliche Verkohlung niſieren) an den mit Feuchtigkeit in Berüh- ommenden Stellen erreicht; letzteres Verfah- det namentlich bei Grundpfählen, Telegra- angen u. ſ. w. Anwendung.

den eine chemiſche Veränderung des mſaftes bezweckenden Verfahrungsarten jenigen die wichtigſten, welche auf der Im- nierung, d. h. Durchtränkung des Holzes tiſeptiſchen Stoffen beruhen; durch die An- ng derſelben wird das Holz nicht nur gegen is, ſondern auch gegen Inſektenfraß wider- ſtähig gemacht. Namentlich ſind es Eiſenbahn- len und Telegraphenſtangen, die man einer ägnierung unterwirft; auch Hölzer zu Ufer- n werden häufig imprägniert, ſeltener ſolche m Landbau, obwohl auch für dieſe eine der- Behandlung ſich als vorteilhaft erweiſt. mäßige Vorarbeiten ſind das Auslaugen, rhitzen und die Behandlung mit geſpanntem dampf, indem hierdurch die Aufnahme der gnierungsflüſſigkeit weſentlich erleichtert Die Imprägnierung erfolgt durch Ein- n, durch den Druck einer Flüſſigkeitsſäule rch Luftdruck. Das Einſumpfen beſteht im einen darin, daß die Hölzer einfach in die gnierungsflüſſigkeit gelegt und mehrere n derſelben gelaſſen werden. Dieſe Methode durch den Engländer Kyan, nach welchem Kyaniſieren genannt wird, unter An- ng von Queckſilberchlorid ausgebildet. Höl- elche zum Bau von Wohnhäuſern, Ställen dienen ſollen, dürfen, der Giftigkeit des Queckſilberſalzes wegen, nicht kyaniſiert werden. Beim Payniſieren (nach dem Erfinder, dem Engländer Payne) läßt man das Holz in einer Eiſenvitriol- und dann in einer Kalklöſung liegen, wodurch ſich in den Poren Eiſenoxyd abſetzt; dieſes Verfahren iſt nur für kleinere Stücke anwendbar. Bei der von dem franz. Arzt Boucherie empfohlenen Imprägnierung durch den Druck einer Flüſſigkeitsſäule wird eine Löſung von Kupfervitriol benutzt, die aus einem hochgelegenen Reſervoir durch Röhren derart gegen das Hirnende des Stammes geleitet wird, daß ſie nur in die Poren des Holzes eintreten, nirgends aber ſeitlich ausfließen kann. Nach der Methode zur Imprägnierung im luftleeren Raum, wie ſie von den Franzoſen Bréant und Payen angegeben wurde, wird das Holz in feſt verſchließbare eiſerne Gefäße gebracht. Nachdem man aus denſelben die Luft ausgepumpt hat, läßt man die Imprägnierungsflüſſigkeit einſtrömen, worauf man mittels Druckpumpen einen hydrauliſchen Druck von 6—7 Atmoſphären erzeugt. Als Imprägnierungsflüſſigkeit dient nach Burnett (Burnettieren oder Burnettiſieren) Chlorzink in wäſſeriger Löſung, nach Bethell (Bethellieren) Teeröl oder Kreoſot. Neuerlich ſucht man das Verfahren durch Vermiſchung der Chlorzinklauge mit carbolſäurehaltigem Teeröl zu verbeſſern.

Holzlaus, Bücherlaus (Psocus pulsatorius), ein kleines, kaum 2 mm langes, einer langgeſtreckten Laus ähnliches Tierchen mit ſehr großem Kopf, zehngliederigen Fühlern, braunen Augen, ſchuppenartigen, rudimentären Flügeln und verdickten Schenkeln, das zwiſchen Papier und Büchern, beſonders aber in Inſektenſammlungen und Herbarien häufig iſt und die weichern Teile, ſowie den Kleiſter und den Leim benagt und dadurch ſchädlich wird. Man verjagt es leicht durch Licht und Luft oder durch Carbolſäure. Fälſchlich iſt die H. des klopfenden Geräuſches, welches dem Bohrkäfer (ſ. d.) gehört, öfters beſchuldigt und deshalb auch Totenuhr genannt worden. Andere Arten von H. ſind mit vier Flügeln verſehen, ſo P. domesticus und die größte deutſche Art P. longicornis.

Holzmann (Daniel), Meiſterſänger des 16. Jahrh., geboren zu Augsburg, war Meiſterſänger zu Eßlingen, um 1570 zu Augsburg, 1580 zu Wien. Er iſt bekannt durch ſeine gereimten Fabeln des Cyrillus von Theſſalonich («Spiegel der natürlichen Weisheit», Augsb. 1571; 3. Aufl. 1574, erneuert durch Meißner, «Fabeln nach Daniel H.», 1782) und durch ſeine «Tragödie von der edlen Witfrau Felicitas» (1577).

Holzmaſſe, ſoviel wie Holzcelluloſe oder Holzſtoff, ſ. unter Celluloſe.

Holzmeßkunſt, Teil der Forſtmathematik (ſ. d.).

Holzminden, Kreisſtadt im Herzogtum Braunſchweig, am rechten Ufer der Weſer, der hier die Holzminde zugeht, an den Linien Aachen-Düſſeldorf-H. und Ottbergen-H. der Preußiſchen Staatseiſenbahnen und H.-Schöningen der Braunſchweiger Eiſenbahn, am Fuße des Solling in einem freundlichen Thale gelegen, iſt Sitz einer Kreisdirektion, eines Land- und eines Amtsgerichts, ſowie einer Generalſuperintendentur und zählt (1880) 7801 meiſt prot. E., die ſich teils mit Ackerbau, teils mit Handel und Gewerbe beſchäftigen. Es beſtehen Etabliſſements für Eiſenguß, Holzſägereien, eine Vanillin- und eine Rübenzuckerfabrik. Die bei H.

gebrochenen, weithin bekannten Sollinger Sandsteine werden in vielen Schleifmühlen zu Platten geschliffen oder zu Quadern und Bauornamenten verarbeitet. Der Ort treibt, besonders vermittels der schiffbaren Weser, einen lebhaften Handel mit den Erzeugnissen seiner Industrie, sowie auch mit Holz aus den umfangreichen, das Weserthal umschließenden Waldungen. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen zu H. ein Gymnasium und eine 1832 begründete Baugewerkenschule (mit über 700 Schülern). Die Stadt gehörte ehedem den Grafen von Eberstein, kam aber 1410 an Braunschweig.

Der Kreis Holzminden umfaßt 566 qkm, zählt (1880) 44297 E. und begreift die vier Ämter H., Stadtoldendorf, Eschershausen und Ottenstein.

Holzmosaik nennt man aus kleinen, verschieden geformten und gefärbten Hölzern zusammengesetzte Zeichnungen. (S. unter Fournieren.)

Holznägel werden meist von den Zimmerleuten zur Verbindung der Hölzer gebraucht und von denselben aus freier Hand geschnitzt. (S. auch Dübel.) Über die Fabrikation der kleinen, in der Schuhmacherei verwendeten Holznägel s. Holzstifte.

Holznaphtha, s. Holzgeist.

Holzöl, Synonym für Gurjunbalsam (s. d.). Außerdem bezeichnet man als H. auch den bei der trockenen Destillation des Holzes zuerst übergehenden Anteil des Teers, welcher leichter als Wasser ist, oder den bei der Rektifikation des Holzteers zuerst gewonnenen flüchtigsten und spezifisch leichtesten Teil; dieser wird auch Kienöl genannt.

Holzopal, s. unter Opal.

Holzparenchym nennt man in der bot. Histiologie dasjenige Gewebe im Gefäßteil der Gefäßbündel und im Xylem der Gymnospermen und Dikotyledonen, dessen Zellen einen parenchymatischen Charakter haben, d. h. von geringer Länge sind, und deren Querwände nahezu senkrecht an die Längswände ansetzen. Die Tüpfel, die sich auf den Wänden der Holzparenchymzellen finden, sind kreisrund oder oval, aber nicht behöft wie die der Tracheiden und der Gefäße. Das H. ist der konstante Begleiter der Gefäße und Tracheiden, seine Zellen besitzen lange Zeit einen lebenden Protoplasmaschlauch und enthalten in gewissen Perioden fast immer reichlich Stärke. Im Gefäßbündel der Farnkräuter sind die Wände der Holzparenchymzellen nicht verholzt, wohl aber in denen der Monokotyledonen und im Xylem der Gymnospermen und Dikotyledonen. In letzterm tritt es in zwei Formen auf, als Strangparenchym und als Strahlenparenchym; die Zellen des Strangparenchyms sind zu Strängen vereinigt und durchziehen den Holzkörper der Länge nach, ebenso wie bei den Monokotylen und Gefäßkryptogamen; demgemäß ist auch in der Regel der Längsdurchmesser derselben größer als der Querdurchmesser. Die Zellen des Strahlenparenchyms bilden die sog. Markstrahlen (s. d.) und unterscheiden sich in ihrem Bau nicht wesentlich von denen des Strangparenchyms, nur ist in der Regel der Querdurchmesser hier größer als der Längsdurchmesser, was damit zusammenhängt, daß die Markstrahlen den Holzkörper in der Querrichtung durchsetzen. Die Markstrahlen und das Strangparenchym, auch Holzparenchymstränge genannt, bilden ein zusammenhängendes System, indem immer die voneinander getrennten querverlaufenden Markstrahlen durch Stränge von H. verbunden werden, sodaß das ganze System als eine Art von Gitterwerk, welches durch längs- und querverlaufende Zellstränge gebildet wird, den Holzkörper durchzieht.

Über die Funktion des H. läßt sich nicht mit Sicheres angeben; da es fast immer Stärke führt und außerdem einen lebenden Protoplasmaschlauch besitzt, so ist anzunehmen, daß die Leitung der Stärke im H. stattfindet. Aus dem Umstande, daß es fast stets mit den Tracheiden und Gefäßen in engster Verbindung steht, läßt sich vermuten, daß es auch bei der Leitung des Wassers von Bedeutung ist, doch weiß man bis jetzt nicht, welche Rolle es dabei spielt. (S. Gefäßbündel.)

Holzpasta, eine aus Holzschliff- oder Sägespänen mit Hilfe einer bindenden Substanz (Leim, Hausenblase, Gummi, Eiweiß u. s. w.) gebildete plastische Masse. (S. unter Bois durci, Holz [künstliches] und Holzcement.)

Holzpressung, s. unter Bois durci, Holz (künstliches), Holzcement und Holzschnitzerei.

Holzringe, s. Holz.

Holzsammlung, zum Studium der Hölzer, wird in verschiedener Weise angelegt, je nachdem man systematische, physiol. oder technolog. Zwecke damit verfolgt. Meist bestehen die H. aus prismatischen Stücken, welche auf dem Querschnitt (Hirnholz), dem radialen und dem tangentialen Längsschnitt die Struktur und Farbe des Holzes zeigen; an einer Seite des Stücks läßt man die Rinde. Zur Untersuchung mit Lupe oder einem schwachen Mikroskop fertigt man sehr dünne Quer- und Längsschnitte. Derartige Sammlungen sind auch durch den Buchhandel zu beziehen. So die vorzüglichen Sammlungen von Nördlinger («Querschnitte», Stuttg. 1852—80, 9 Kartons, jeder 100 Holzarten enthaltend; «Fünfzig Querschnitte der in Deutschland wachsenden Bau-, Werk- und Brennhölzer», Stuttg. 1858), von Burkart («Sammlung der wichtigsten europ. Nutzhölzer in charakteristischen Schnitten ausgeführt von Podany», 40 Tafeln, Brünn 1880).

Holzsäure, s. Holzessig.

Holzschleiferei heißt zunächst das Verfahren zur Herstellung des in der Papierfabrikation als Surrogat für Lumpenmasse, sowie zur Fabrikation von Papiermaché, künstlichem Holz (s. d.) u. s. w. verwendeten Holzstoffs (s. d.), sofern dieselbe mit mechan. Hilfsmitteln erreicht wird; dann aber auch das hierzu dienende Fabriketablissement.

Holzschneidekunst oder Xylographie heißt der Zweig der vervielfältigenden graphischen Künste, welcher das abzudruckende Bild mit erhabenen und gearbeiteten Linien aus einer Holzplatte herausschneidet. In den ersten Jahrhunderten der H. bediente man sich des Birnbaumholzes und schnitt aus der Länge der Faser, später und auch gegenwärtig des Buchsbaums, und zwar des quergeschnittenen und polierten Stocks, den man, statt wie früher mit dem Messer, mit dem Grabstichel bearbeitet. In der auf weiße Grundierung aufgetragenen Zeichnung werden mit Schonung der Linien alle Zwischenräume zu solcher Tiefe ausgehoben, daß sie beim Einschwärzen der Platte von der Farbe nicht berührt werden. Das letztere geschieht mittels der Walze; der Abdruck wird auf mäßig angefeuchtetes Papier, seltener auf Pergament, Zeug oder andere Stoffe gemacht. Vorzüglich eignet sich der Holzschnitt zur Illustrierung von Büchern, da der Stock in den Letternsatz eingeschoben und mit diesem abgedruckt werden kann. Die frühesten Spuren von

man in China finden, wo sie noch gegen- zum Bücherdruck benutzt wird; es leitet aber pur darauf, daß ihre Kenntnis von dort in endland gelangt sei. Die Römer besaßen el von Bronze mit erhaben aufstehenden ben; solche mit Hausmarken versehen, den usbrand, kannte auch das Mittelalter und sie später aus Eisen und Holz. Sie gaben t den ersten Anlaß zur Entstehung des Form- , der als Modellschnitt noch nach anderer in zur Ausbildung kam. Der Holzschnitt im Sinne scheint zuerst angewandt worden zu m Umrisse für Stickereien auf Leinwand und auf Stoffen im Sinne des spätern Kattun- herzustellen. Proben einer derartigen Ver- ng gehen bis in das 14. Jahrh. zurück und auf Süditalien. Die Spielkarten, von wel- an sonst den Ausgang des Holzschnittes ab- stehen den erhaltenen Dokumenten nach erst ter Reihe. Spuren eingepreßter Zeichnungen ergament aus dem 12. Jahrh. können um so r als Anfang des Holzschnittes angesehen n, als sie in ihrer Vereinzelung keinen Hin- uf allgemeine Übung liefern und die ältesten nisse dieses Kunstzweigs, die sog. Reiber- , eine ganz verschiedene Technik erkennen Denn diese sind entstanden, indem man das Papier auf die mit dem Ballen geschwärzte legte und so lange bearbeitete, bis der Ab- ch vollzogen hatte.

ältesten Holzschnitte behandeln fast ausschließ- igiöse Vorwürfe, erscheinen mit dicken unbe- hergestellten Umrissen, ohne Schraffierung, chträglich leicht koloriert, da man ohne Zwei- längst bekannten Andachtsbilder in Miniatur- i dadurch populär zu machen beabsichtigte. ühest datierte Holzschnitt, ein heil. Christoph, unden in der Kartause zu Buxheim, gegen- im Besitz des Lord Spencer, trägt die Jah- l 1423. Bald schritt man zum Druck ganzer vermittelst geschnittener Holzplatten, wobei nd dieselbe Platte Text und Bilder umfaßte: ste Schritt zu Gutenbergs Erfindung der uckerkunst, dessen Verdienst bekanntlich be- darin bestand, die Lettern beweglich herzu- Unter den alten Plattendrucken treten mit Auflagen die lat. Armenbibel («Biblia pau- »), die Kunst zu sterben («Ars moriendi»), lsspiegel («Speculum salvationis») u. a. in rdergrund. Auch nach Einführung des spä- uchdrucks blieb der Holzschnitt dessen getreuer ter, und das 15. Jahrh. sah noch viele illu- Werke, selbst solche naturwissenschaftlichen ts. Das bedeutendste Buch dieser Art ist die rtmann Schedel zu Nürnberg herausgegebene, ichael Wohlgemuth und Hans Pleydenwurff olzschnitten versehene «Weltchronik» (1493). dieser Zeit hatte auch die Technik des Holz- s Fortschritte gemacht; die Schraffierung war ommen worden und selbst Kreuzlagen der urden mit Geschick behandelt. Auf eine bisher nnte Höhe und zu wahrhaft künstlerischer ung hob ihn aber erst Albrecht Dürer in Bildern zur «Apokalypse» (1498), welchen brigen Folgen und Einzelblätter mit stets nder Meisterschaft der Ausführung sich an- , so die große und die kleine Passion, das der Maria (sämtlich 1511 herausgegeben), rnpforte Kaiser Maximilians (1515), der Triumphwagen u. a. Von den Zeitgenossen und Schülern Dürers betraten manche mit Glück und außerordentlicher Produktivität die von jenem eröffnete Bahn, so Hans Burgkmair von Augsburg, welcher für Maximilian I. einen großen Triumphzug zeichnete und dessen Schriften, den «Theuerdank» und «Weißkunig», mit Illustrationen versah, Hans Holbein der Jüngere, berühmt durch seinen Totentanz, Hans Springinklee, Hans Baldung Grün, Hans Schäufelein, Hans Guldenmundt, Hans Sebald Beham, Albrecht Altorfer, Erhard Schön, Anton Woensam von Worms, Georg Wechtlin u. a. Die sächs. Schule war hauptsächlich durch Lukas Cranach vertreten, der Norden Deutschlands durch Heinr. Aldegrever und Melchior Lerch.

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. zeichneten sich aus Virgil Solis zu Nürnberg, die Schweizer Jost Amman, Tobias Stimmer, Christoph Maurer und Nikolaus Manuel, genannt Deutsch, welche indes zum Teil auch in Deutschland ihr Arbeitsfeld fanden. In den Niederlanden war ebenfalls schon früh der Formschnitt eifrig kultiviert worden. Lukas von Leiden behandelte ihn in Nachahmung Dürers in einigen Blättern; zu einer eigentümlichen Blüte gelangte er daselbst aber erst gegen Ausgang des Reformationszeitalters, als die bedeutendsten Künstler, selbst Peter Paul Rubens, für ihn zu zeichnen begannen. Sein eigentliches Gebiet war hier das Clairobscur oder der Tondruck, welcher nur die Umrisse und Hauptschatten in schwarzen Linien, die weitern Abstufungen des letztern in meistens grauen oder bräunlichen Tönen gibt, die mit besondern Platten aufgesetzt werden, während die Lichter meist ausgespart stehen bleiben. Von hervorragenden Künstlern sind hier zu nennen: Heinr. Goltzius, Abraham Bloemart, Paul Moreelse, Jan Lievens u. a. Die Italiener, im ganzen in der Kunst des Holzschnittes weniger ausgezeichnet, schreiben sich die Erfindung des Clairobscur zu, so namentlich Hugo da Carpi in einer Schrift von 1516, während die Deutschen, z. B. Burgkmair, L. Cranach u. a., viel früher schon Treffliches auf diesem Gebiet leisteten. Auch Rafael und Tizian zeichneten für den Holzschnitt. Sonst sind zu nennen: Antonio Fantuzzi, Nicolo Boldrini, Andrea Andreani u. s. w. Übrigens arbeiteten auch Deutsche in Italien, wie ebenfalls in Frankreich, wo namentlich in Lyon sich eine Schule tüchtiger Holzschneider herausbildete. Pariser Drucke erhalten schon um 1500 Illustrationen, namentlich Randeinfassungen von großer Feinheit der Ausführung. Auch der spätere franz. Holzschnitt beschränkt sich fast gänzlich auf dieses Gebiet, ebenso der englische und der anderer europ. Länder, soweit er gepflegt wurde.

Die eigentliche Heimat dieser Kunstübung blieb aber immer Deutschland. Hier lieferte sie von miniaturartiger Ausführung bis zur derben Behandlung großer Tableaus, auch auf den Gebieten des Porträts, des Prospekts und selbst der Kartographie die meisten selbständigen und viele bewunderungswürdige Arbeiten. Die früher viel behandelte Frage wegen der eigenhändigen Ausführung der Holzstöcke von seiten der Künstler ist mit Sicherheit dahin zu entscheiden, daß diese nur ausnahmsweise statthatte. Berühmte Xylographen der ältern Zeit sind Hieronymus Andre (Resch), der für Dürer, Hans Lützelburger, welcher für Holbein, und Jost Danecker, welcher unter anderm für Burgkmair schnitt. Im Laufe des 16. Jahrh. wurde der Holzschnitt immer

gebrochenen, weithin bekannten Sollinger Sandsteine werden in vielen Schleifmühlen zu Platten geschliffen oder zu Quadern und Bauornamenten verarbeitet. Der Ort treibt, besonders vermittels der schiffbaren Weser, einen lebhaften Handel mit den Erzeugnissen seiner Industrie, sowie auch mit Holz aus den umfangreichen, das Weserthal umschließenden Waldungen. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen zu H. ein Gymnasium und eine 1832 begründete Baugewerkenschule (mit über 700 Schülern). Die Stadt gehörte ehedem den Grafen von Eberstein, kam aber 1410 an Braunschweig.

Der Kreis Holzminden umfaßt 566 qkm, zählt (1880) 44297 E. und begreift die vier Ämter H., Stadtoldendorf, Eschershausen und Ottenstein.

Holzmosaik nennt man aus kleinen, verschieden geformten und gefärbten Hölzern zusammengesetzte Zeichnungen. (S. unter Fournieren.)

Holznägel werden meist von den Zimmerleuten zur Verbindung der Hölzer gebraucht und von denselben aus freier Hand geschnitzt. (S. auch Dübel.) Über die Fabrikation der kleinen, in der Schuhmacherei verwendeten Holznägel s. Holzstifte.

Holznaphtha, s. Holzgeist.

Holzöl, Synonym für Gurjunbalsam (s. d.). Außerdem bezeichnet man als H. auch den bei der trocknen Destillation des Holzes zuerst übergehenden Anteil des Teers, welcher leichter als Wasser ist, oder den bei der Rektifikation des Holzteers zuerst gewonnenen flüchtigsten und spezifisch leichtesten Teil; dieser wird auch Kienöl genannt.

Holzopal, s. unter Opal.

Holzparenchym nennt man in der bot. Histiologie dasjenige Gewebe im Gefäßteil der Gefäßbündel und im Xylem der Gymnospermen und Dikotyledonen, dessen Zellen einen parenchymatischen Charakter haben, d. h. von geringer Länge sind, und deren Querwände nahezu senkrecht an die Längswände ansetzen. Die Tüpfel, die sich auf den Wänden der Holzparenchymzellen finden, sind kreisrund oder oval, aber nicht behöft wie die der Tracheïden und der Gefäße. Das H. ist der konstante Begleiter der Gefäße und Tracheïden, seine Zellen besitzen lange Zeit einen lebenden Protoplasmaschlauch und enthalten in gewissen Perioden fast immer reichlich Stärke. Im Gefäßbündel der Farnkräuter sind die Wände der Holzparenchymzellen nicht verholzt, wohl aber in denen der Monokotyledonen und im Xylem der Gymnospermen und Dikotyledonen. In letzterm tritt es in zwei Formen auf, als Strangparenchym und als Strahlenparenchym; die Zellen des Strangparenchyms sind zu Strängen vereinigt und durchziehen den Holzkörper der Länge nach, ebenso wie bei den Monokotylen und Gefäßkryptogamen; demgemäß ist auch in der Regel der Längsdurchmesser derselben größer als der Querdurchmesser. Die Zellen des Strahlenparenchyms bilden die sog. Markstrahlen (s. d.) und unterscheiden sich in ihrem Bau nicht wesentlich von denen des Strangparenchyms, nur ist in der Regel der Querdurchmesser hier größer als der Längsdurchmesser, was damit zusammenhängt, daß die Markstrahlen den Holzkörper in der Querrichtung durchsetzen. Die Markstrahlen und das Strangparenchym, auch Holzparenchymstränge genannt, bilden ein zusammenhängendes System, indem immer die voneinander getrennten querverlaufenden Markstrahlen durch Stränge von H. verbunden werden, sodaß das ganze System als eine Art von Gitterwerk, welches durch längs- und querverlaufende Zellstränge gebildet wird, den Holzkörper durchzieht.

Über die Funktion des H. läßt sich nicht viel Sicheres angeben; da es fast immer Stärke führt und außerdem einen lebenden Protoplasmaschlauch besitzt, so ist anzunehmen, daß die Leitung der Stärke im H. stattfindet. Aus dem Umstande, daß es fast stets mit den Tracheïden und Gefäßen in engster Verbindung steht, läßt sich vermuten, daß es auch bei der Leitung des Wassers von Wichtigkeit ist, doch weiß man bis jetzt nicht, welche Rolle es dabei spielt. (S. Gefäßbündel.)

Holzpasta, eine aus Holzschliff- oder Sägespänen mit Hilfe einer bindenden Substanz (Leim, Hausenblase, Gummi, Eiweiß u. s. w.) gebildete plastische Masse. (S. unter Bois durci, Holz [künstliches] und Holzcement.)

Holzpreſſung, s. unter Bois durci, Holz (künstliches), Holzcement und Holzschnitzerei.

Holzringe, s. Holz.

Holzsammlung, zum Studium der Holzarten, wird in verschiedener Weise angelegt, je nachdem man systematische, physiol. oder technolog. Zwecke damit verfolgt. Meist bestehen die H. aus prismatischen Stücken, welche auf dem Querschnitt (Hirnseite), dem radialen und dem tangentialen Längsschnitt die Struktur und Farbe des Holzes zeigen; an einer Seite des Stücks läßt man die Rinde. Zur Untersuchung mit Lupe oder einem schwachen Mikroskop fertigt man sehr dünne Quer- und Längsschnitte. Derartige Sammlungen sind auch durch den Buchhandel zu beziehen. So die vorzüglichen Sammlungen von Nördlinger («Querschnitte», Stuttg. 1852—80, 9 Kartons, jeder 100 Holzarten enthaltend; «Fünfzig Querschnitte der in Deutschland wachsenden Bau-, Werk- und Brennhölzer», Stuttg. 1858), von Burkart («Sammlung der wichtigsten europ. Nutzhölzer in charakteristischen Schnitten ausgeführt von Podany», 40 Tafeln, Brünn 1880).

Holzsäure, s. Holzessig.

Holzschleiferei heißt zunächst das Verfahren zur Herstellung des in der Papierfabrikation als Surrogat für Lumpenmasse, sowie zur Fabrikation von Papiermaché, künstlichem Holz (s. d.) u. s. w. verwendeten Holzstoffs (s. d.), sofern dieselbe mit mechan. Hilfsmitteln erreicht wird; dann aber auch das hierzu dienende Fabriketablissement.

Holzschneidekunst oder Xylographie heißt der Zweig der vervielfältigenden graphischen Künste, welcher das abzudruckende Bild mit erhaben ausgearbeiteten Linien aus einer Holzplatte herausschneidet. In den ersten Jahrhunderten der H. bediente man sich des Birnbaumholzes und schnitt aus der Länge der Faser, später und auch gegenwärtig des Buchsbaums, und zwar des quergeschnittenen und polierten Stocks, den man, statt wie früher mit dem Messer, mit dem Grabstichel bearbeitet. In der auf weiße Grundierung aufgetragenen Zeichnung werden mit Schonung der Linien alle Zwischenräume zu solcher Tiefe ausgehoben, daß sie beim Einschwärzen der Platte von der Farbe nicht berührt werden. Das letztere geschieht mittels der Walze; der Abdruck wird auf mäßig angefeuchtetes Papier, seltener auf Pergament, Zeug oder andere Stoffe gemacht. Vorzüglich eignet sich der Holzschnitt zur Illustrierung von Büchern, da der Stock in den Letternsatz eingeschoben und mit diesem abgedruckt werden kann. Die frühesten Spuren der

H. will man in China finden, wo sie noch gegenwärtig zum Bücherdruck benutzt wird; es leitet aber keine Spur darauf, daß ihre Kenntnis von dort in das Abendland gelangt sei. Die Römer besaßen Stempel von Bronze mit erhaben aufstehenden Buchstaben; solche mit Hausmarken versehen, den sog. Hausbrand, kannte auch das Mittelalter und fertigte sie später aus Eisen und Holz. Sie gaben vielleicht den ersten Anlaß zur Entstehung des Formschnittes, der als Modellschnitt noch nach anderer Seite hin zur Ausbildung kam. Der Holzschnitt im engern Sinne scheint zuerst angewandt worden zu sein, um Umrisse für Stickereien auf Leinwand und Muster auf Stoffen im Sinne des spätern Kattundrucks, herzustellen. Proben einer derartigen Verwendung gehen bis in das 14. Jahrh. zurück und weisen auf Süditalien. Die Spielkarten, von welchen man sonst den Ausgang des Holzschnittes ableitete, stehen den erhaltenen Dokumenten nach erst in zweiter Reihe. Spuren eingepreßter Zeichnungen auf Pergament aus dem 12. Jahrh. können um so weniger als Anfang des Holzschnittes angesehen werden, als sie in ihrer Vereinzelung keinen Hinweis auf allgemeine Übung liefern und die ältesten Erzeugnisse dieses Kunstzweigs, die sog. Reiberdrucke, eine ganz verschiedene Technik erkennen lassen. Denn diese sind entstanden, indem man das feuchte Papier auf die mit dem Ballen geschwärzte Platte legte und so lange bearbeitete, bis der Abdruck sich vollzogen hatte.

Die ältesten Holzschnitte behandeln fast ausschließlich religiöse Vorwürfe, erscheinen mit dicken unbeholfen hergestellten Umrissen, ohne Schraffierung, und nachträglich leicht koloriert, da man ohne Zweifel die längst bekannten Andachtsbilder in Miniaturmalerei dadurch populär zu machen beabsichtigte. Der früheste datierte Holzschnitt, ein heil. Christoph, aufgefunden in der Kartause zu Buxheim, gegenwärtig im Besitz des Lord Spencer, trägt die Jahreszahl 1423. Bald schritt man zum Druck ganzer Bücher vermittelst geschnittener Holzplatten, wobei eine und dieselbe Platte Text und Bilder umfaßte: der erste Schritt zu Gutenbergs Erfindung der Buchdruckerkunst, dessen Verdienst bekanntlich besonders darin bestand, die Lettern beweglich herzustellen. Unter den alten Plattendrucken treten mit vielen Auflagen die lat. Armenbibel («Biblia pauperum»), die Kunst zu sterben («Ars moriendi»), der Heilsspiegel («Speculum salvationis») u. a. in den Vordergrund. Auch nach Einführung des spätern Buchdrucks blieb der Holzschnitt dessen getreuer Begleiter, und das 15. Jahrh. sah noch viele illustrierte Werke, selbst solche naturwissenschaftlichen Inhalts. Das bedeutendste Buch dieser Art ist die von Hartmann Schedel zu Nürnberg herausgegebene, von Michael Wohlgemuth und Hans Pleydenwurff mit Holzschnitten versehene «Weltchronik» (1493). Bis zu dieser Zeit hatte auch die Technik des Holzschnittes Fortschritte gemacht; die Schraffierung war aufgenommen worden und selbst Kreuzlagen der Linien wurden mit Geschick behandelt. Auf eine bisher unbekannte Höhe und zu wahrhaft künstlerischer Bedeutung hob ihn aber erst Albrecht Dürer in seinen Bildern zur «Apokalypse» (1498), welchen eine übrigen Folgen und Einzelblätter mit stets steigender Meisterschaft der Ausführung sich anschlossen, so die große und die kleine Passion, das Leben der Maria (sämtlich 1511 herausgegeben), die Ehrenpforte Kaiser Maximilians (1515), der Triumphwagen u. a. Von den Zeitgenossen und Schülern Dürers betraten manche mit Glück und außerordentlicher Produktivität die von jenem eröffnete Bahn, so Hans Burgkmair von Augsburg, welcher für Maximilian I. einen großen Triumphzug zeichnete und dessen Schriften, den «Theuerdank» und «Weißkunig», mit Illustrationen versah, Hans Holbein der Jüngere, berühmt durch seinen Totentanz, Hans Springinklee, Hans Baldung Grün, Hans Schäufelein, Hans Guldenmundt, Hans Sebald Beham, Albrecht Altorfer, Erhard Schön, Anton Woensam von Worms, Georg Wechtlin u. a. Die sächs. Schule war hauptsächlich durch Lukas Cranach vertreten, der Norden Deutschlands durch Heinr. Aldegrever und Melchior Lerch.

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. zeichneten sich aus Virgil Solis zu Nürnberg, die Schweizer Jost Amman, Tobias Stimmer, Christoph Maurer und Nikolaus Manuel, genannt Deutsch, welche indes zum Teil auch in Deutschland ihr Arbeitsfeld fanden. In den Niederlanden war ebenfalls schon früh der Formschnitt eifrig kultiviert worden. Lukas von Leiden behandelte ihn in Nachahmung Dürers in einigen Blättern; zu einer eigentümlichen Blüte gelangte er daselbst aber erst gegen Ausgang des Reformationszeitalters, als die bedeutendsten Künstler, selbst Peter Paul Rubens, für ihn zu zeichnen begannen. Sein eigentliches Gebiet war hier das Clairobscur oder der Tondruck, welcher nur die Umrisse und Hauptschatten in schwarzen Linien, die weitern Abstufungen des letztern in meistens grauen oder bräunlichen Tönen gibt, die mit besondern Platten aufgesetzt werden, während die Lichter meist ausgespart stehen bleiben. Von hervorragenden Künstlern sind hier zu nennen: Heinr. Goltzius, Abraham Bloemart, Paul Moreelse, Jan Lievens u. a. Die Italiener, im ganzen in der Kunst des Holzschnittes weniger ausgezeichnet, schreiben sich die Erfindung des Clairobscur zu, so namentlich Hugo da Carpi in einer Schrift von 1516, während die Deutschen, z. B. Burgkmair, L. Cranach u. a., viel früher schon Treffliches auf diesem Gebiet leisteten. Auch Rafael und Tizian zeichneten für den Holzschnitt. Sonst sind zu nennen: Antonio Fantuzzi, Nicolo Boldrini, Andrea Andreani u. s. w. Übrigens arbeiteten auch Deutsche in Italien, wie ebenfalls in Frankreich, wo namentlich in Lyon sich eine Schule tüchtiger Holzschneider herausbildete. Pariser Drucke erhalten schon um 1500 Illustrationen, namentlich Randeinfassungen von großer Feinheit der Ausführung. Auch der spätere franz. Holzschnitt beschränkt sich fast gänzlich auf dieses Gebiet, ebenso der englische und der anderer europ. Länder, soweit er gepflegt wurde.

Die eigentliche Heimat dieser Kunstübung blieb aber immer Deutschland. Hier lieferte sie von miniaturartiger Ausführung bis zur derben Behandlung großer Tableaus, auch auf den Gebieten des Porträts, des Prospekts und selbst der Kartographie die meisten selbständigen und viele bewunderungswürdige Arbeiten. Die früher viel behandelte Frage wegen der eigenhändigen Ausführung der Holzstöcke von seiten der Künstler ist mit Sicherheit dahin zu entscheiden, daß diese nur ausnahmsweise statthatte. Berühmte Xylographen der ältern Zeit sind Hieronymus Andre (Resch), der für Dürer, Hans Lützelburger, welcher für Holbein, und Jost Dancker, welcher unter anderm für Burgkmair schnitt. Im Laufe des 16. Jahrh. wurde der Holzschnitt immer

populärer und verbreiteter. Nicht nur wurden mehr und mehr Bücher, außer Bibeln und Andachtsbüchern auch Chroniken, Bearbeitungen der Klassiker, Romane, Natur- und Reisebeschreibungen mit Abbildungen versehen, auch Einzelblätter, Berichte wichtiger Ereignisse, Kalender, namentlich Karikaturen, wurden darin ausgeführt.

Inzwischen hatte aber der Kupferstich eine Ausbreitung und eine Gunst gewonnen, die dem Holzschnitt rasch gefährlich werden sollten. Das Zeitalter wendete sich ihm wie mit einem Schlage zu, und schnell sank der Holzschnitt von seiner Höhe herab. Von den Büchern gingen zuerst die Titel an den Kupferstich über, dann auch die größern innern Bilder, und nur Culs-de-Lampe und Vignetten blieben dem Holzschnitt, der nun meist handwerksmäßig gearbeitet wurde, da alle bessern Kräfte sich dem Kupferstich zugewendet hatten. Mit dem Dreißigjährigen Kriege ging der Holzschnitt fast völlig unter und beschränkte sich wieder auf das, womit er 200 Jahre früher begonnen, auf Fibeln, Spielkarten, Kalender und Buchdruckerzieraten. Nur seine Fähigkeit, eine sehr große Anzahl von Abdrücken zu erleiden und sich in den gewöhnlichen Letternsatz zu schmiegen, hielt ihn überhaupt. Erst mit dem 19. Jahrh. begann seine Wiederaufnahme, und zwar durch die Engländer. Als der Vater der neuern H. in England gilt Thomas Bewick (s. d.), auf welchen zunächst die Geschwister Byfield folgten. Durch die sehr vervollkommnete Methode des Ablatschens oder Clichierens (s. d.) wurde es möglich, nicht nur die Platten illustrierter Werke an ähnliche Unternehmungen auf dem Kontinent abzutreten, sondern auch der Originalausgabe, und wenn sie auch bis auf viele tausend Exemplare stieg, stets scharfe und gute Abdrücke zu sichern. In Frankreich hat sich seit der Restaurationszeit ein eigener Illustrationsstil gebildet, der mit der größten Gewandtheit gehandhabt wird. Deutschland, lange Zeit von den engl. und franz. Holzschneidern noch sehr abhängig, hat sich neuerdings durchaus emanzipiert. Schon im 18. Jahrh. hatten Unger Vater und Sohn in Berlin die Bahn gebrochen; ihnen waren Gubitz und Unzelmann daselbst mit den schönsten Leistungen nachgefolgt. Aus ihrer Schule sind mit Auszeichnung noch die Brüder Vogel zu nennen, die Hauptverfertiger der Abbildungen zu den Werken Friedrichs d. Gr., die Menzel zeichnete. In Wien übte Blasius Höfel die H. mit großer Virtuosität, in Leipzig Eduard Kretschmar, später die Xylographische Anstalt von J. J. Weber, in Darmstadt Pfnorr. In Dresden hat zuerst Hugo Bürkner eine ausgezeichnete Anstalt eingerichtet, und neben ihm bestand die Gabersche. Bürkners Schnitte nach Ludw. Richterschen Zeichnungen gehören zu den vollendetsten. Bald befanden sich tüchtige Künstler und xylographische Anstalten in allen deutschen Städten, wo Kunst gepflegt wird.

Die Hauptverbesserungen, welche die H. und die Herstellung von Abdrücken der Holzschnitte in neuerer Zeit erfahren, sind technischer Art und bestehen hauptsächlich in vollkommenern Werkzeugen, Hilfsmaschinen und zweckmäßig konstruierten Druckpressen. Die Klippe aber, an welcher auch geschickte Künstler nicht immer vorbeizusteuern vermögen, ist die Nachahmung des Kupfer- und Stahlstichs, welchen die H. in dem, was jenen eigen ist, doch nie erreichen kann. Die wahre Aufgabe der H. besteht darin, in Gemäßheit ihrer kräftigen Einfachheit, ihrer breiten und tiefen Schatten und ihrer derben Kontraste jeden Gegenstand auf charakteristische, in die Augen fallende Weise zu veranschaulichen. Diese Weise der H. vertritt zumeist die dresdener und münchener Schule, während andere wieder sich mehr zur Virtuosität in der Nachahmung der freien Radierung hinneigen. Stuttgart, Düsseldorf und Leipzig sind sämtlich in beiden Schulen gerecht und leisten in dem Schnitte feiner und in engen Strichlagen ausgeführter Xylographien das Mögliche; in Braunschweig gelangte der Schnitt von technischen Darstellungen zuerst durch Vieweg zu großer Vollendung. Die Ausbreitung der Holzschnitt-Illustration ist durch die Erfindung, anstatt der weniger haltbaren Blei-Clichés sehr scharfe und originalgetreue Kupfer-Clichés (Galvanos) durch Galvanoplastik herzustellen, noch wesentlich gefördert worden.

Mit der Geschichte der H. haben sich hauptsächlich Brulliot, Laborde, Heller, Rumohr, Sotzmann, Rud. Weigel, Young und Amb. Firmin Didot beschäftigt. Vgl. Schaßler, «Die Schule der H.» (Lpz. 1866), und «Holzschnitte des 14. und 15. Jahrh. im Germanischen Nationalmuseum» (2 Bde., 164 Tafeln, Nürnb. 1875).

Holzschnepfe, s. Schnepfe.

Holzschnitzerei ist im allgemeinen die Bezeichnung für alle aus Holz geschnitzten Arbeiten. Sie umfaßt also sowohl diejenige Industrie, welche mittels des Schnitzmessers hergestellte gröbere Arbeiten liefert, wie Holzschuhe, Schaufeln, Rechen, Heugabeln, Mulden, Tröge, Teller, Löffel u. s. w. (s. unter Holzwaren), als auch kunstvolle Gegenstände, namentlich Verzierungen auf Tischlerarbeiten, wie Rahmenleisten, Arabesken, Rosetten, Arm- und Kronleuchter, Uhrkästen u. s. w. In dieser letztern Art der H. (auch Holzbildhauerei oder Holzskulptur) eignen sich am besten die mittelharten Hölzer von feinem gleichförmigen Gefüge, weil sie sich leicht und nach jeder Richtung fast gleich gut schneiden lassen, auch an dünnen Rändern nicht zu sehr dem Ausbröckeln unterworfen sind. Zu denselben gehört vor allem das Lindenholz, ferner Birnbaum-, Apfelbaum-, Nußbaum- und Pflaumenbaumholz, während Eichenholz, das seiner Härte wegen schwer zu bearbeiten ist, meist da gewählt wird, wo es auf Dauerhaftigkeit, auch gegen Witterungseinflüsse, ankommt. Zu kleinern und feinern Sachen dient Cedern- und Ebenholz.

Der Holzbildhauer arbeitet mit Eisen von verschiedener Form und Größe und mit Raspeln. Zunächst werden in der Regel größere, mittels eines Schlägels einzutreibende Eisen angewendet, um die Gegenstände aus dem Groben zu arbeiten (Bossieren). Dann folgt das Feinschneiden mit kleinern Eisen, welche nur mit der Hand geführt werden. Große Oberflächen werden mit Raspeln nachgearbeitet. Schließlich werden die Gegenstände durch Reiben (Schleifen) mit Schachtelhalm oder Glaspapier geglättet. Durch die große Vorliebe für die Renaissance wird in neuester Zeit die für jene Kunstperiode charakteristische Verzierung der Möbel mit Schnitzwerk aufs neue eifrig gepflegt.

Das Bestreben, auch hier die mühsame und daher kostspielige Handarbeit durch fabrikmäßige Herstellung zu ersetzen, hat zu den verschiedensten Versuchen geführt, bei denen teils die Leistungen der Mechanik, teils die der Chemie zu Hilfe genommen wurden. Neuerlich kommen häufig Maschinen zur Anwendung, um ornamentales Schnitzwerk in

herzustellen. Dieselben sind mit Fräsen
ie Kopiermaschinen, die nach einem hölzer-
r metallenen Modell arbeiten. Mittels er-
vertieft gravierter Formen aus gegossenem
hat man flache Reliefs auf Holz gepreßt.
von bedeutender Höhe erhielt man mittels
er Metallformen, wobei die für die Erzeu-
on Vertiefungen zu entfernenden Holzteile
ablösbare Kohle verwandelt wurden. Pla-
rnamente auf Fournieren werden zwischen
wärmten Metallplatten hergestellt, von de-
eine vertieft graviert, die andere mit ent-
den Erhöhungen versehen ist.
en Widerstand zu vermeiden, den die Lang-
es Holzes dem vollkommenen Abdruck ent-
gt, sind von den Amerikanern Versuche mit
en Hirnholzplatten gemacht worden; doch
ieselben schon insofern keinen Ersatz für die
erei, als die Struktur des Hirnholzes (Holz
erschnitt gesehen) die Schönheit des Orna-
beeinträchtigt und durch die Berührung mit
leiten, Lack, Politur u. s. w., die niederge-
Hirnholzfaser sich aufrichtet, wodurch die
che rauh und unansehnlich wird. Überdies
alle solche Versuche notwendigerweise auf
stellung kleiner, wenig erhabener, nicht durch-
er Verzierungen beschränkt. Ausgedehntere
dung fand das nach dem Franzosen Boucherie
rdünnter Salzsäure imprägnierte und in
gepreßte Holz, doch war auch bei dieser Me-
r Erfolg ein mangelhafter zu nennen.
n hohem Grade bildsames Material zur
on der H. bot sich in dem sog. Bois durci
wie in dem eigentlichen Kunstholz (s. Holz,
es). Wenn auch keine Art der Holzpres-
en vollendeten Schöpfungen der Holzbild-
nit nahe zu kommen vermag, so können doch
hergestellten Ornamente, nach stilvoll ent-
n, präcis gearbeiteten Modellen sorgfältig
hrt, dazu beitragen, die kunst- und geschmack-
Schnitzereien zu verdrängen, durch welche
kulative Industrie der Mode huldigt.
schrauben nennt man die zur lösbaren
ung zweier Holzteile dienenden eisernen
fingenen Schrauben, wenn die Verbindung
erreicht ist, daß der mit Gewinde versehene
der Schraube in das eine Holzstück ge-
ist, während das andere durch den am
anschließenden, vorspringenden Kopf ge-
wird. Die Schraubengänge der H. sind
ef und scharfrandig und liegen weit aus-
r, damit sie im Holzstück, in welchem ein
runder Loch vorgebohrt ist, beim Ein-
n sich selbst ihre Muttergänge schneiden,
ie so viel Holz stehen lassen, daß ein Aus-
desselben schwierig ist. Der Bolzen und
aubengänge laufen nach der Spitze schwach
zu, um das Einschneiden in das Holz zu
rn. Der Kopf der H. ist entweder vier-
eltener sechskantig) prismatisch oder cylin-
mit durchgehenden Löchern, und wird mit-
es passend geformten Schraubenschlüssels
Holz eingedreht, oder er hat (vorzugsweise
fabrikmäßig hergestellten kleinen H.) die
nes gegen den Bolzen gewendeten Konus
es Kugelabschnitts und enthält dann einen
tt, in welchen man den meißelartig geform-
apfen Schraubenzieher beim Drehen der
e einstemmt.

Die gewöhnlichen, bis zu 6 mm starken H. werden aus Draht angefertigt, welchen man zuerst in Stücke von geeigneter Länge zerschneidet. Man bedient sich hierzu einer Stockschere (s. u. Schere), deren Schneidbacken nach der Dicke des Drahts halbrund ausgehöhlt sind, sodaß beim Schneiden ein Plattdrücken des Drahts vermieden ist; beim Niedergehen der obern Schneidbacke streift dieselbe an der untern vorbei und schneidet den auf der letztern liegenden, mit der Hand zugeschobenen Draht ab. Die nun folgende Bildung des kegel- oder kugelabschnittförmigen Schraubenkopfes (Anköpfen) geschieht durch Stauchen des einen Drahtendes in einer Presse, indem man dasselbe in eine Spannvorrichtung (Klemmmaul) steckt, die eine Versenkung von der Form des Schraubenkopfes hat. Das etwas hervorstehende Ende des Drahts wird durch die Presse breit gedrückt, sodaß es die Form der Versenkung annimmt. Der so angestauchte Kopf wird auf einer Drehbank glatt abgedreht; meist wird auch noch das andere Ende der Schraube mit einer Spitze versehen. Das Einschneiden der Gewinde erfolgt auf besondern Drehbänken, der Leitspindeldrehbank (s. unter Drehbank) oder der Patronendrehbank, oder auch auf der Holzschraubenschneidmaschine.

Bei der **Patronendrehbank** wird die zu schneidende H. in einem Klemmfutter an der Spindel befestigt; letztere ist in ihren Lagern verschiebbar und trägt an ihrem hintern Ende eine Schraube von der Steigung der anzufertigenden H. Diese Schraube, Patrone genannt, liegt in einem Messingstück mit Muttergewinde, dem Register, und wird bei Drehung der Spindel in der Längenrichtung des Schraubenbolzens fortbewegt; ein feststehender Meißel schneidet in letztern Gewinde ein.

Eine Holzschraubenschneidmaschine ist in den umstehenden Fig. 1—3 gezeigt. Vier Drehstähle d und d_1 sind, zu je zweien an einem Support befestigt, angeordnet. Die beiden Supports ruhen verschiebbar an beiden Enden des Maschinenbettes; zwischen ihnen befindet sich die Maschinenwelle c mit der Riemenscheibe b, welche von der durchgehenden und im Maschinengestell gelagerten Transmissionswelle angetrieben wird. Die Maschinenwelle hat an ihren beiden aus den Lagern vorstehenden Enden a und a_1 klappenartig sich öffnende Mäuler, die durch Stellschrauben in ihrer gegebenen Lage erhalten werden; dieselben halten während des Gewindeschneidens die Schrauben. Sind die beiden eingespannten Schrauben auf ihrer ganzen Länge aufgeschnitten, so senkt man den Hebel v, wodurch die beiden Schneidbacken d sich von der Schraube entfernen, sodaß man eine genaue Übersicht der aufgeschnittenen Schraubengänge erhält, um an denjenigen Stellen nachhelfen zu können, an denen das Gewinde nicht die nötige Schärfe besitzen sollte. Durch die beschriebene Bewegung des Hebels v sinkt zugleich der an dem rechten Support drehbar befestigte Hebel, wodurch auch die Backen d geöffnet werden. Der Schlitten der Welle c ist mittels Federn mit dem Maschinenbett derart verbunden, daß er nach erfolgtem Aufschneiden des Gewindes selbstthätig zurückschnellt.

Nach dem Gewindeschneiden wird noch bei den gewöhnlichen H. das Einstreichen des Kopfes, d. h. das Einschneiden einer Nut in denselben vorgenommen. Die hierzu angewendete Maschine besteht in einer kleinen Drehbank, an deren Spindel

eine kleine Kreissäge schnell rotiert. In dem Support sind senkrecht unter der Säge Löcher angebracht, in welche je eine Schraube paßt. Die hineingesteckten und nur mit dem Kopf herausstehenden Schrauben werden unter der Säge durchgeführt. Oft nimmt man das Einstreichen des Kopfes vor dem Gewindeschneiden vor.

Die selbstthätig arbeitenden **Gewindeschneidmaschinen**, sowie die **Kopfdreh-** und **Einschneidmaschinen** von Malmedie u. Hiby in Düsseldorf-Oberbilk funktionieren in folgender Weise:

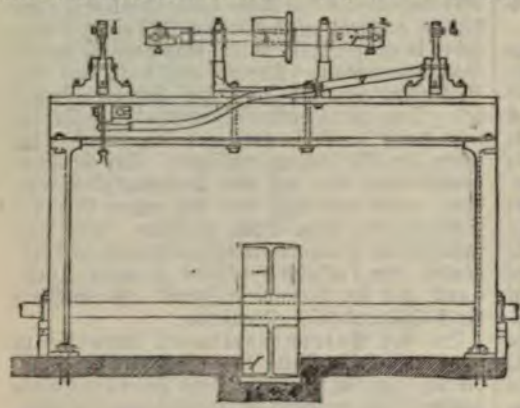


Fig. 1.

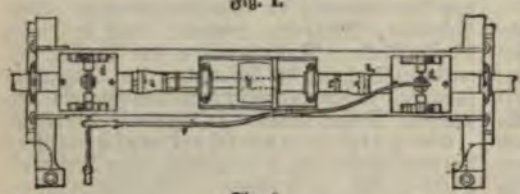


Fig. 2.

Fig. 3.

Die in der richtigen Länge abgeschnittenen und mit Köpfen versehenen Drahtstifte werden in eine über der ersten Maschine befindliche Schüssel geworfen, worauf sie mittels des Fängers und eines dem Nadelarm der Nähmaschine ähnlichen Mechanismus, des sog. Vogels, in zwei Klemmbacken gestoßen werden. Von diesen festgehalten, werden sie an den Köpfen abgedreht, sodann geschlitzt und zum Wegnehmen des Grats nochmals überdreht; auf der zweiten Maschine werden die so weit bearbeiteten Stifte konisch zugespitzt und schließlich schneidet der Gewindestahl die scharfen Schraubengänge ein.

Die vier- und sechskantig prismatischen oder cylindrischen Köpfe der größern H., welche überhaupt keiner nachträglichen Bearbeitung unterzogen zu werden brauchen, werden entweder dadurch hergestellt, daß sie aus Eisenstäben von der Bolzenstärke geschnitten werden und der aus Flacheisen gebildete Kopf warm aufgezogen und aufgeschweißt wird, oder sie werden aus ebensolchen Eisenstäben verfertigt, deren eines Ende durch Stauchen zum Kopf verdickt wird. Beschränkte Anwendung findet das Schmieden des Gewindes an gewöhnlichen groben H. in zweiteiligen Gesenken, ebenso das Schneiden der Gewinde mittels der Schneidkluppe (Leierkluppe); doch läßt sich mit dem letztern Werkzeug nie ein scharfer, dünner Gang, wie er für H. erforderlich ist, erreichen.

Holzschraubenschneidmaschine, s. unter Holzschrauben.

Holzschreier oder **Eichelheher**, s. unter Heher.

Holzschuh (Dietrich), einer der falschen Friedriche, welche den Volksglauben von der Wiederkunft des Kaisers Friedrich II. benutzten. Er trat etwa 1283 in Köln auf, wurde in Neuß und später in Wetzlar anerkannt. Im Besitz reicher Geldmittel, über deren Herkunft nichts Gewisses zu ermitteln ist, hielt er förmlich Hof und verlieh Privilegien unter königl. Siegel. König Rudolf von Habsburg erzwang endlich 1285 von Wetzlar die Auslieferung des Betrügers und ließ ihn als Ketzer verbrennen. Er ist wahrscheinlich identisch mit **Tile Kolup**, der sich um dieselbe Zeit für den Kaiser ausgab. Vgl. V. Meyer, «Tile Kolup, der falsche Friedrich» (Wetzlar 1868).

Holzschuhe, aus Holz gearbeitete, grobe Fußbekleidung. Über die Fabrikation s. unter Holzbearbeitungsmaschinen, S. 332.

Holzschuher (Rud. Sigmund von), Jurist, geb. 22. Jan. 1777 zu Nürnberg als Glied einer hochangesehenen Patricierfamilie, studierte in Altdorf und Jena Rechtswissenschaft, wurde 1799 Advokat in seiner Vaterstadt, 1802 daselbst Stadtsyndikus, 1805 reichsstädtischer Konsulent. Nach dem Aufgehen der Reichsstadt Nürnberg in den bayr. Staat war es wesentlich dem Einfluß und der Thätigkeit von H. zu verdanken, daß man auf dem ersten bayr. Landtage durch Gesetz vom 22. Juli 1819 die volle nürnberger Staatsschuld als bayr. Landesschuld anerkannte. Bis 1847 übte H. eine einflußreiche parlamentarische Wirksamkeit im bayr. Landtage und trug durch dieselbe sowie durch mehrere Schriften («Der Rechtsweg», Nürnb. 1831) namentlich zur Reform des Justizwesens bei. Sein umfassendstes Werk, «Die Theorie und Kasuistik des gemeinen Civilrechts» (3 Bde., Lpz. 1843—54; 3. Aufl. herausg. von J. E. Kuntze, Lpz. 1863—64) hat als Handbuch für die gemeinrechtlichen Praktiker lange Zeit in hoher Geltung gestanden. H. starb zu Nürnberg 20. Juli 1861.

Holzschwamm, s. Hausschwamm.

Holzskulptur, s. unter Holzschnitzerei.

Holzspiritus, soviel wie Holzgeist.

Holzstifte, hölzerne Schuhstifte, die zur Verbindung des Schuhsohlleders mit dem Oberleder dienenden, aus Birken- oder Ahornholz gebildeten Nägel. Dieselben haben eine Länge von 10—20 mm und einen prismatischen Schaft von quadratischem Querschnitt und 1—3 mm Stärke, an den sich die verschieden gestaltete Spitze anschließt. Je nach der Form der Spitze unterscheidet man **amerikanische** und **deutsche** (berliner) **Stifte**. Bei jenen sind alle vier Seiten zugeschärft, sodaß die Spitze eine vierseitige Pyramide bildet; bei letztern sind nur zwei Seiten zugespitzt und die Spitze also Keilform. Die deutschen Stifte haben

nischen gegenüber den Vorzug, daß sie ver- rer keilförmigen Spitze das Leder und die nehr schonen und die Arbeit erleichtern. Der weshalb eine Zeit lang die amerik. Stifte chlich Anwendung fanden, lag in der bessern nierung der zur Fabrikation derselben be- Maschinen und in dem unbedingten Erfor- orgfältiger Herstellung bei den deutschen H. rikation dieses Massenartikels wird aus- h mittels Maschinen (Holzstiftmaschi- usgeführt. Die den Rohstoff desselben bil- Baumstämme werden durch eine Pendelsäge en von ungefähr 2 m zerschnitten und diese mittels geeigneter Transportvorrichtungen reissäge zugeführt. Diese Säge, welche den in lauter einzelne Scheiben (Querschnitte) Länge der fertigen Stifte zerlegt, hat selbst- n Vorschub der Blöcke parallel zur Achsen- g der Säge und ist mit Vorrichtungen ver- durch deren genaue Einstellung immer rke Scheiben abgeschnitten werden. Diese n hierauf zur Spitzmaschine, um auf einer mit Spitzen versehen zu werden. Sollen mit pyramidenförmigen Spitzen hergestellt , so müssen die Scheiben sowohl längs der als auch senkrecht zu denselben aus- t, also einmal gewendet werden; bei den n Stiften mit keilförmigen Spitzen ist nur eln in einer Richtung nötig.

Spitzmaschine ist in den beistehenden –3 abgebildet. An den Seitenwänden a des Gestells sind die Laufschienen b an- bt, auf denen sich ein aus 21 Platten be- r Tisch bewegt; die Platten sind derart charniere miteinander verbunden, daß der eine Kette ohne Ende bildet (Kettentisch).

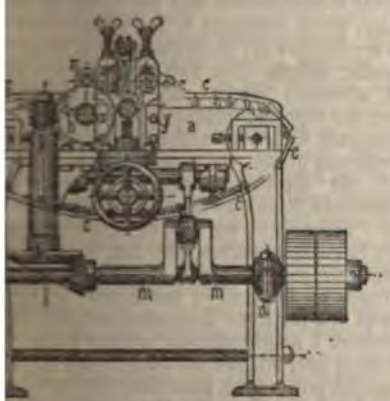


Fig. 1.

chstellen des Kettentisches dienen die Rollen d_2. Auf der innern Seite sind sämtliche mit Zähnen versehen, in welche die Vor- iebe eingreifen, die mittels des Schnecken- der Schnecke i, der stehenden Welle j und schen Räder k und l von der Betriebs- aus bewegt werden. In den an die Füße elles angegossenen Lagern o und o_1 rotiert e m, welche durch die Kurbelstange p die ng auf den doppelarmigen Hebel q q_1, die ge r und den Support s überträgt; letzterer folge dessen auf der prismatischen, an zwei u und u_2 festgeschraubten Schiene t hin und her. Am Support ist der Stichelhalter drehbar befestigt, sodaß er beim Rückgang desselben in die Höhe klappen kann und dadurch jede unnötige Reibung der Schneide des an ihm befestigten Sti- chels im Holze vermeidet. Der stählerne Stichel ist mit einer halbrunden Nut versehen, um die Schnei- den recht hohl schleifen zu können, was den guten und glatten Schnitt wesentlich befördert. Die

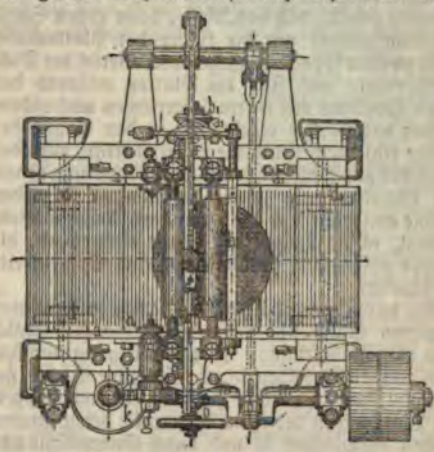


Fig. 2.

Gummiwalzen w haben den Zweck, die gespitzte Holzplatte fest auf den Kettentisch anzudrücken, um dadurch ein sicheres Mitnehmen der erstern zu er- zielen. Um auch verschieden große Spitzen anfer- tigen zu können, sind die Böcke u und u_1 verstellbar gemacht; auch kann eine Veränderung der Feinheit des Schnittes durch Auswechselung des Schnecken- rads h und der Schnecke i bewerkstelligt werden.

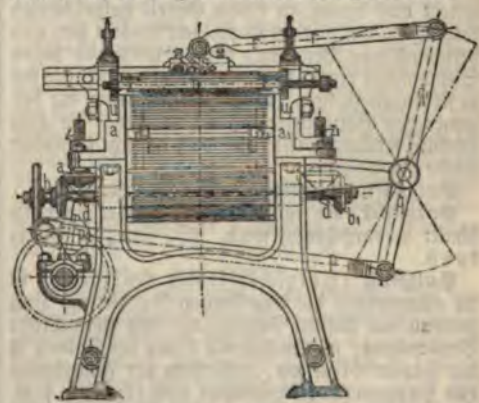


Fig. 3.

Die vorstehend besprochene Maschine hobelt mit- tels ihres Stichels feine Streifen aus der unterge- legten Holzplatte aus, sodaß aus dem stehenbleibenden Material die entweder keil- oder pyramidenförmigen Spitzen gebildet werden. Diese Platten kommen alsdann zur Spaltmaschine, mittels deren die Spitzenreihen voneinander abgetrennt und in ein- zelne Holzstifte zerlegt werden. Die hierbei zur Ver- wendung kommende Maschine arbeitet, indem ein an Linealen befestigtes zweischneidiges Messer mit- tels Excenter und Zugstangen in die unter ihm

aufgespannte gespitzte Holzplatte einschneidet. Letztere wird einmal in ihrer Längenrichtung auf den Tisch gelegt, um einzelne Reihen abzuspalten, dann in ihrer Querrichtung, um die gebildeten Reihen in einzelne Stifte aufzulösen. Um beim ersten Spalten ein vollständiges Auseinanderfallen der Platte in einzelne Reihen zu vermeiden, wodurch das zweite Spalten erschwert würde, wird der Hub des Messers derartig gestellt, daß das Messer beim ersten Spalten (Vorspalten) nur die Hälfte der Plattendicke, beim zweiten Spalten dagegen drei Viertel der Dicke durchdringt; auch sind die Platten während des ersten Spaltens mit einem Lederriemen umbunden. Damit das Messer regelmäßig in den Grund der Spitze einschneidet und nie sie selbst trifft, wird der Vorschub mit Walzen bewirkt, deren Riffelung genau der Entfernung je zweier aufeinander folgenden Zähne entspricht und die, von dem Messerantriebe bewegt, in die Spitzen der Platte eingreifend, die letztere nach jedem Spalten um eine Spitzenweite vorschieben.

Die durch das Spalten der Platten entstandenen einzelnen Stifte sind naß und haben gewöhnlich eine rötliche Färbung. Zur Beseitigung der letztern werden dieselben durch schweflige Säure gebleicht. Man schüttet sie hierzu in eine mit doppelten Wandungen versehene Trommel, deren innerer Boden durchlöchert ist und durch Gummischläuche mit einem Gefäß in Verbindung steht, in welchem Stücke Schwefel brennen und durch einen mittels Ventilators zugeblasenen schwachen Luftstrom im langsamen Verbrennen zu schwefliger Säure unterhalten werden. Die gebleichten Stifte werden dann noch in mit feiner Drahtgaze umzogenen Trommeln, welche sich in Behältern befinden, die mit warmer Luft geheizt sind, getrocknet und schließlich auf den Siebmaschinen von den mit ihnen gemischten Splittern befreit. Die Siebmaschine besteht aus einem an einem Gestell aufgehängten Siebkasten, der mittels Kurbelbetriebes in hin- und herschaukelnde Bewegung versetzt wird und dessen Siebmaschen etwas kleiner als die Querschnitte der zu siebenden H. sind. Beim Sieben fallen die beigemengten Holzsplitter durch, während die zum Verkauf fertigen Stifte auf dem geneigt liegenden Siebe hinabgleiten.

Holzstiftmaschine, s. unter Holzstifte.

Holzstock, die Holzplatte, auf welcher ein Holzschnitt hervorgebracht wird. (S. Holzschneidekunst.)

Holzstoff (Holzschliff oder Holzzeug) ist im allgemeinen die Bezeichnung für die aus Holz gewonnenen kleinen Fasern, die eine weitgehende Verwendung, namentlich als Ersatz der Hadern in der Papierfabrikation, außerdem zur Fabrikation von Papiermaché, künstlichem Holz (s. d.) u. s. w. finden. Über den auf chem. Wege durch Kochen gewonnenen H., auch Holzcellulose genannt, s. Cellulose. Die Fabrikation des auf mechanischem Wege durch Schleifen (Holzschleiferei) hergestellten H. zerfällt in die Hauptoperationen: das Schleifen, das Sortieren und Raffinieren des abgeschliffenen Stoffs und das Entwässern desselben. Um schönen H. herzustellen, bedarf es eines jungen, schwammig gewachsenen Holzes, welches möglichst reichhaltig an reiner Cellulose ist und wenig inkrustierende Materien enthält. Nadelhölzer liefern einen härtern, gelblichen, Laubhölzer einen weichern, weißen H. Hauptsächlich finden von erstern die Fichte, Kiefer und Tanne, von den Laubhölzern die Esche, seltener die Birke und Linde bei der Holzstofffabrikation Verwendung.

Die Vorrichtung des Holzes zum Schleifen geschieht, indem man es sorgfältig entrindet und von den Astknoten befreit; dann zersägt man es auf Kreissägen in Stücke von der Breite des Schleifsteins und spaltet diese noch in zwei oder drei Teile. Das Schleifen erfolgt in Zerfaserungsapparaten (Defibreuren), welche als arbeitendes Werkzeug einen Schleifstein besitzen, der sich gewöhnlich um eine horizontale Achse dreht und gegen dessen Peripherie die Holzstücke mittels mechan. Vorrichtungen oder durch Wasserpressung in der Weise angedrückt werden, daß ihre Fasern parallel zur Achse liegen. Zur Vermeidung des Verschmierens und des Anbrennens wird der in einem Wassertrog laufende, aus grobem, gleichförmigem Sandstein hergestellte Schleifstein außerdem mit einem Wasserstrom bespritzt.

Die beistehenden Fig. 1 und 2 zeigen die Einrichtung eines Zerfaserungsapparats. Der auf der Welle B befestigte Schleifstein A läuft zwischen den Lagern C der Seitenschilder D; letztere bilden das Gehäuse des Steins und dienen fünf radial zur Steinachse gerichteten Speisevorrichtungen als Unterstützung. Dieselben sind zum selbstthätigen Nachschub eingerichtet, welcher von der Schleifsteinwelle B durch Friktion vermittelt wird, indem die Scheibe E fest an die mit Gummiringen überzogene kleinere Scheibe E' gepreßt wird. Durch die mit Handrad H versehene Schraube kann die Welle G dieser Scheibe in vertikaler Richtung verstellt und hierdurch ein mehr oder weniger schneller Zuschub der zu schleifenden Hölzer bewirkt werden. Eine Schraube an der bezeichneten Welle setzt das zugehörige Schraubenrad auf der Welle K in Bewegung, deren Schraube L wieder mit dem Rad M an der Mutter der Preßspindel N in Eingriff steht, dieselbe rotieren läßt und hierdurch die Preßspindel vorwärts schiebt. Die Riemenscheibe O auf jeder der Speisevorrichtungen wird von einem endlosen, alle Scheiben berührenden Gummiriemen in Bewegung gesetzt, wodurch ein gleichzeitiger Druck auf alle Speisevorrichtungen erzielt ist. Die Schrauben N sind an dem einen Ende mit Traversen P verbunden, die von den Verbindungsschrauben R geführt werden und auf das im Kasten S eingelegte Holz drücken. Um frische Hölzer einbringen zu können, ist die Mutter M lösbar gemacht und für jeden Speiseapparat eine Welle mit Handrad T angebracht, auf welcher sich bei der Umdrehung zwei Riemen aufwinden, die den Kasten S hervorziehen. Das zum Schleifen nötige Wasser wird durch das Rohr U in dem untern, einen Trog bildenden Teil des Apparats zugeführt; der geschliffene H. findet auf der schiefen Ebene des Trogs seinen Abfluß.

Von dem Defibreur gelangt der H., speziell Holzschliff genannt, in den Sortierapparat (Exzenteur). Dieser besteht aus der Knoten- oder Ausgungsmaschine oder der Siebtrommel, den Sortiercylindern und dem Zeugfänger und setzt sich aus einer Reihe von Sieben mit immer feiner werdenden Öffnungen zusammen, über welche das dem Wasser abfließende H. streift. Das Wasser fließt durch, während der H. je nach seinem Gehalt an gröbern oder feinern Teilen von der Knoten- gungsmaschine, den Sortiercylindern oder

ger zurückgehalten wird. Der in der Papier-
on zu verwendende H. wird gewöhnlich in
ener zwei verschieden feine Qualitäten sor-
nd es werden demgemäß die von dem Sor-
rat abgefangenen gröbern Holzteile noch-
kleinert. Dies geschieht durch den Raffi-
ne Art Mahlgang, mit zwei scharfen, hori-
bereinander gelegten Steinen, von denen
e, Bodenstein, aufliegt und nur der obere
rotiert.

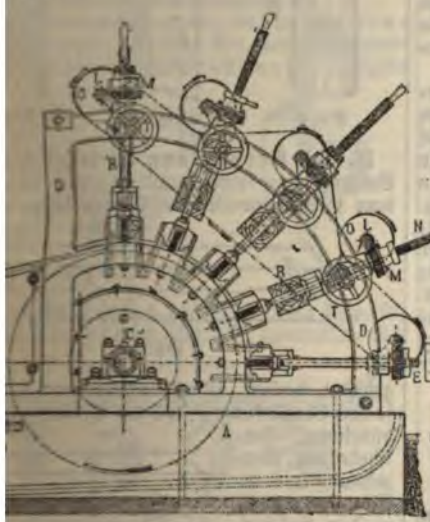


Fig. 1.

Fig. 2.

ertige H. wird noch entwässert, was auf
r Pappenmaschine (s. unter Papierfa-
ion) ähnlichen Vorrichtung geschieht. Diese
e besteht aus einem großen Behälter, in
der Stoff einfließt. In dem vordern Teile
älters ragt ein liegender feiner Draht-
etwas über die Oberfläche des H. hervor.
Drehung dieses Drahtcylinders bleiben
asern in ganz dünnen Schichten auf dem-
ingen, worauf sie von einem über mehrere
gehenden Filztuche abgestreift und nach
esse geleitet werden, die aus zwei überein-
egenden starken eisernen Walzen besteht.
auch die Entwässerung durch hydraulische
indelpressen (s. Pressen) vorgenommen.
der H. eine verfilzungsfähige Masse bil-
sich mit dem zur Papierfabrikation (s. d.)
eten Hadernganzzeug innig verbindet, so
emselben doch der Übelstand an, daß er sich,
ich unter der Einwirkung des Sonnen-
bräunt. Man hat zwar zur künstlichen
g des H. verschiedene Mittel vorgeschla-
hat sich keins derselben praktisch bewährt.

apeten, s. Tapeten.

aube, s. unter Taube.

eer ist eine schwarze ölige Flüssigkeit, welche
olzessig (s. d.) bei der trockenen Destillation
es gewonnen wird. Bei der Destillation
reichem Holz erhält man einen Teer, dem
pentinöl beigemengt ist und der dadurch
leichter als Wasser ist, während der aus
und Eichenholz gewonnene in Wasser un-
Der H. ist nicht identisch mit dem Stein-
kohlenteer, obgleich der letztere den H. in den meisten Anwendungen ersetzen kann. Mitunter wird der H. ohne Rücksichtnahme auf den entstehenden Holzessig gewonnen, indem man in primitiven Kühlvorrichtungen nur die leichter kondensierbaren Anteile verdichtet und die übrigen Dämpfe entweichen läßt (Teerschwelerei), so namentlich in Rußland, wo man Birkenholz in Gruben oder Meilern verkohlt und die Dämpfe in Ableitungsröhren so weit abkühlt, daß Teer abfließt. Der H. enthält eine ganze Reihe von chem. Verbindungen, die zuerst von Reichenbach, in neuester Zeit von A. W. Hofmann studiert sind. Von diesen sind zu erwähnen: Toluol, Xylol, Cumol, Naphthalin, Chrysen, Reten, Pyren, Tereben, Paraffin; ferner Phenol, Kresol, Phlorol, Guajacol, Kreosol, Brenzkatechin, endlich verschiedene Derivate des Pyrogallol; auf letztere sind auch das Cedriret und Pittakal Reichenbachs zurückzuführen, dagegen scheinen das Eupion, Kapnomor und Picamar Reichenbachs keine einheitlichen chem. Verbindungen zu sein.

Durch Behandlung mit Alkalihydrat werden dem H. die wie schwache Säuren wirkenden aromatischen Alkohole entzogen und aus dieser Lösung wird das echte Kreosot (s. d.), ein Gemenge von Guajacol und Kreosol, gewonnen. Bei der Destillation geht zuerst leichtes Holzöl, Kienöl, über, dann folgt schweres Holzöl, welches alles Kreosot enthält, der Rückstand erstarrt zu einer schwarzen, glänzenden Masse, Schusterpech. Durch Destillation von Birkenteer erhält man ein aromatisch riechendes Öl, welches in Rußland zum Tränken des Juchtenleders dient und als Daggert, Döggut, Schwarzer Degen u. s. w. bezeichnet wird. Außer zur Gewinnung dieser Produkte dient der H. vielfach als konservierender Anstrich für Holz, Eisen u. s. w.

Holzthee, s. Holztrank.

Holztrank oder Holzthee (Species oder Decoctum lignörum), vielfach angewendetes schweiß- und harntreibendes Mittel, aus 5 Teilen Guajakholz, 3 Teilen Hauhechelwurzel und je 1 Teile Sassafrasholz und Süßholz bestehend. Man läßt zwei Eßlöffel H. mit 6 Tassen Wasser ablochen und hiervon die eine Hälfte des Morgens im Bett warm, die andere kalt im Laufe des Tags trinken.

Holztrift, s. unter Trift und Triftgerechtigkeit.

Holzung, ein etwas unklarer Ausdruck für Wald überhaupt; gewöhnlich für kleinere Waldungen oder einzelne Gruppen von Waldbäumen gebraucht, für welche auch der Ausdruck Gehölz oft angewendet wird.

Holzverband (Holzverbindungen). Man versteht hierunter die Verbindung zweier Hölzer oder Verbandstücke durch eine geeignete Form ihrer

Berührungsflächen, sodaß sie entweder für sich allein oder mit Zuhilfenahme besonderer Befestigungsmittel (Dübel, Nägel, Schrauben, Bolzen, Klammern) den auf ihre Trennung einwirkenden Kräften widersteht. Die Verbindung der Hölzer bezweckt eine Verlängerung der horizontal oder vertikal gerichteten Stücke, oder eine Verstärkung, beziehungsweise Vermehrung ihrer Höhe und mithin Tragkraft, oder eine Verbreiterung oder Bildung von Flächen, namentlich bei Holzschnittwaren, oder aber eine Zusammensetzung unter rechtem, spitzem oder stumpfem Winkel (Verknüpfung), wobei die Verbandstücke entweder in einer Ebene oder in verschiedenen Ebenen liegen können.

I. Verbindungen der ersten Art oder **Verlängerungen**: 1) Der **Stoß**, welcher gerade (stumpf), schief (schräg) oder ein Gratstoß sein kann (s. beistehende Fig. 1, a, b, c). Die Stöße erhalten eine Unterstützung der Verbandstelle, beziehungsweise eine Verklammerung derselben. 2) Die **Verblattung** oder das **Blatt** (Fig. 2, a, b, c). Man unterscheidet das

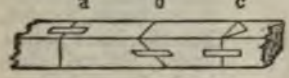


Fig. 1.

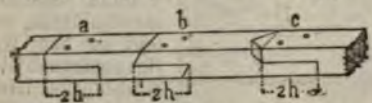


Fig. 2.

einfache gerade Blatt und zwar mit stumpfem, schrägem oder Gratstoß, und das schräge Blatt, das gewöhnlich nur stumpfen Stoß erhält. Diese Verbindungen müssen durch Dübel oder Bolzen gegen das Auseinanderziehen gesichert und womöglich unterstützt werden. Dem einfachen Blatt ist deshalb das **Hakenblatt** vorzuziehen, das von selbst gegen das Auseinanderziehen sichert

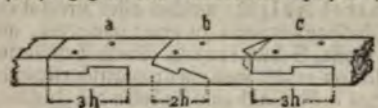


Fig. 3.

(Fig. 3, a, b, c). Es wird entweder gerade oder schräg gebildet und mit den unter 1 genannten Stößen ausgeführt. Da es jedoch schwierig ist, die Hölzer genau und dichtschließend zusammenzupassen, so wendet man das **Hakenblatt mit**

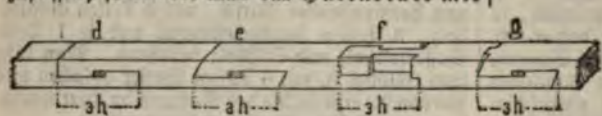


Fig. 4.

Keil (Fig. 4, d, e, g) an, das nach Belieben scharf zusammengetrieben und in verschiedenen Kombinationen ausgeführt werden kann, z. B. als gerades und schräges Hakenblatt mit Keil und Zapfen, versteckes Hakenblatt (Fig. 4, f). Eine der vollkommensten Längenverbindungen ist das Hakenblatt mit schrägem Stoß, Keil und Zapfen (Fig. 4, g), das gegen ein Auseinanderziehen nach allen drei Dimensionen sichert. Fig. 5, 6, 7 zeigen Verbindungen vertikal stehender Hölzer, die Verbindu mittels Dorn oder Dübel, die Verschränkung u das Kreuzblatt.

Fig. 5.

Fig. 6.

Fig. 7.

II. Die **Verstärkung** der Hölzer bezweckt Vergrößerung ihrer Tragkraft, wird auf versch dene Weise bewirkt und können dadurch Träg

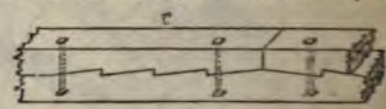


Fig. 8.

gebildet werden, jedoch rechnet man nur die e fachen Verstärkungen, wie die Verdoppelung, V dübelung, Verschränkung, Verzahnung u. s. w. (Fig. 6, 8 c u. 9) zu den Holzverbindungen. Zu den zusammengesetzten Verstärkungen gehören die offen gebaut armierten Balken, Lavesschen und gesprengt Balken, die Gitterträger u. s. w.

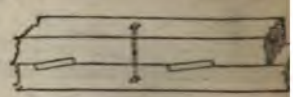


Fig. 9.

III. Die **Verbreiterung** der Hölzer findet bei Spundwänden, Dielungen, Schalungen ꝛc. durch die halbe und die ganze **Spundung** oder die Verbindung auf Nute

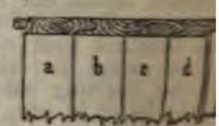


Fig. 10.

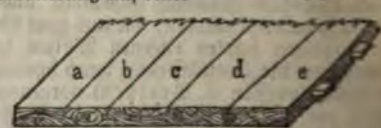


Fig. 11.

und Feder statt (Fig. 10, 11). Sind die Brettflächen nicht unterstützt und bedarf es einer Sicherung gegen das Werfen derselben, so wendet man m aufgenagelte, eingeschobene oder Fe leisten an (Fig. 12, a, b, c, d).

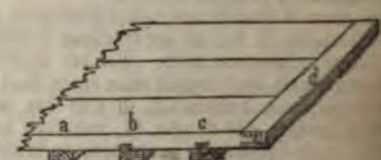


Fig. 12.

bildet man jedoch größere Holzflächen, wie
n, Läden, Thore u. s. w., durch Verbindung
von stärkern Rahmenhölzern mit
schwächern Füllungen (gestemmte
Arbeit, Fig. 13).

Fig. 13.

IV. Die verschiedenen Arten der **Verknüpfung** der Hölzer entweder in einer Ebene oder in verschiedenen statt. In beiden Fällen handelt es sich er um einen Anstoß (┬), eine Winkelverg (┐) oder eine Überkreuzung (+).

erbindung in einer Ebene oder **bün-Verknüpfung.** Bei An- oder Zusammenwerden die einfache **Brüstung** mit schrägem

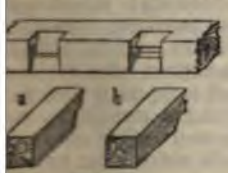


Fig. 14.

Fig. 15.

oder der **Zapfen** mit **Brüstung** (Fig. 14, die **Versatzung** (Fig. 15), namentlich aber

Fig. 16.

rschiedenen Arten der **Verzapfung** angeet (Fig. 16, a, b, c u. Fig. 17), wie der eingerade, der Blattzapfen, der Doppelzapfen,

Fig. 17.

Fig. 18.

Fig. 19.

albenschwanzzapfen u. s. w. Bei Winkel-Eckverbindungen wird die **Überblattung** 18, 19), die **Verscherung** oder der Scher- (Fig. 20), die **Verzapfung** mittels Winnd gezahnelten oder Eckzapfen u. s. w. angeet. Bei den Überkreuzungen dieser Art Verngen wendet man die **Überblattung**

Fig. 20.

Fig. 21.

21) an, die bei schräger Überschneidung mit verenen scharfen Kanten ausgeführt wird. Bei Verngen geneigter Hölzer mit horizontalen oder alen Verbandstücken, die in derselben Vertikalliegen, kommt der **schräge Zapfen** (Sparrenzapfen, Winkelbandzapfen) meist in Verbindung mit Versatzung zur Anwendung (Fig. 22 a, b).

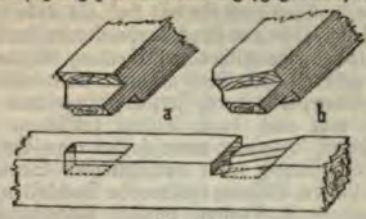


Fig. 22.

2) **Verknüpfung von Hölzern, die nicht in einer Ebene liegen.** Anstöße und Winkelverbindungen dieser Art kommen meist bei der Verbindung von Balkenköpfen mit Rahmen (oder

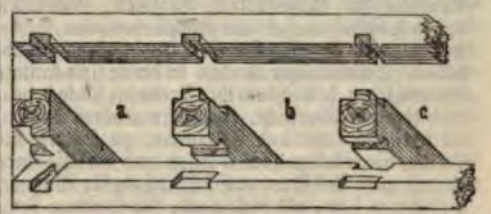


Fig. 23.

Mauerlatten) und darüber befindlichen Schwellen vor; Überkreuzungen dagegen bei der Verbindung von Balken mit Unterzügen oder Mittelwandrahmen. Hier finden die verschiedenen Arten von **Überkämmungen** oder **Kämmen** Anwendung. So die Eckülberkämmung, der einfache gerade Kamm, der schräge, Mittelkamm, Schwalbenschwanzkamm, Kreuzkamm u. s. f. (s. Fig. 23, a, b, c u. 24, a, b).

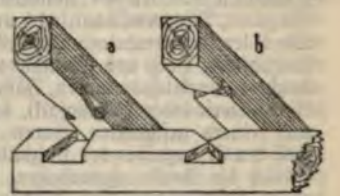


Fig. 24.

Bei der Verbindung von Rahmen oder Pfetten mit Sparren findet die **Überklauung** (Fig. 25) statt; bei den Eckverbindungen brettartiger Hölzer kommt die sog. **Verzinkung** (Fig. 26 u. 27) vor, die entweder

Fig. 25.

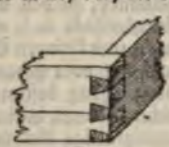


Fig. 26.

Fig. 27.

Fig. 28.

gewöhnliche oder versteckte Verzinkung ist. Auch die durch gefälligeres Aussehen sich auszeichnende Knappsche Verbindung gehört hierher (Fig. 28).

Holzwaren ist im weitesten Sinne die Bezeichnung nicht nur für alle aus Holz gefertigten Gegenstände, sondern auch für das Holz als Arbeitsmaterial selbst, sofern es durch vorbereitende Zurichtung in eine der eigentlichen Verarbeitung bequeme Gestalt gebracht ist. Dies geschieht nun teils durch Zerspalten, teils durch Zerschneiden mittels Handsägen oder auch durch Dampf getriebene Sägemaschinen. Hiernach unterscheidet man Spaltholz und Schnittholz. Die vorzüglichsten Spalthölzer sind: Latten, Bühnen (halbrunde Dachlatten, durch einmaliges Aufspalten dünner Nadelholzstangen gewonnen), Rahm- oder Riegelholz (zu Fensterstöcken und Fensterrahmen), Zaunstöcke und Weinpfähle, Schachtel- und Siebränder, Faßstäbe, Faßreifen und Faßbodenholz, Wagenachsen, Felgen und Speichen zu Wagenrädern, Klaviaturholz oder Resonanzholz (zu Pianofortes, Violinen, Guitarren u. s. w.), Schuhmacher- und Buchbinderspäne, Schienen (dünne, schmale Streifen) zu hölzernen Siebböden. Schnitthölzer werden in breite und kantige unterschieden, je nachdem ihre Breite die Dicke bedeutend übertrifft oder nicht. Zu erstern gehören Bohlen, Dielen, Parketts und Fourniere; zu letztern die Latten, die Stollen oder Säulen und verschiedenes kleines, zum Teil krummes Schnittholz für Wagner, Böttcher u. s. w., als Radfelgen, Radspeichen, Faßstäbe u. dgl. m.

Die durch eigentliche Verarbeitung des Holzes hervorgehenden, mehr oder weniger künstliche Arbeitsmethoden erfordernden H. lassen sich am bequemsten nach den Klassen der mit ihrer Darstellung beschäftigten Gewerbsleute abteilen. Es sind zu nennen die Arbeiten des Zimmermanns, Böttchers, Wagners, Tischlers (Bautischler und Möbeltischler), Drechsler, Instrumentenmachers, Bildhauers, Büchsenschäfters, Holz- und Formschneiders, Holzknopfmachers, Parkettfabrikanten, Fässerfabrikanten, der Marqueterie (oder Holzmosaik), ferner die gröbern und feinern geschnitzten Waren, welche sich zum Teil den Erzeugnissen des Holzbildhauers anreihen, endlich die Korbmacherarbeiten, welche man als grobe Korbflechterei (im Fichtelgebirge besonders ausgebildet) und feine Korbflechterei (mit ihrem Hauptsitz in Berlin) unterscheidet. In dem engern und gebräuchlichsten Sinne umfaßt der Ausdruck H. nur zwei Kategorien von Erzeugnissen der Holzverarbeitung, nämlich einerseits die gröbern und einfachern Artikel, welche durch Spalten, Sägen, Behauen, Schnitzen, Drechseln und Raspeln hergestellt werden, als Schindeln, Löffel, Teller, Milchgefäße, Schuhe, Schaufeln, Mulden, Wasch- und Backtröge, Hühnerbauer, Vogelbauer, Rechen und Heugabeln, Peitschenstiele, Spazierstöcke u. s. w.; andererseits jene zahllosen feinern und kleinern Gerätschaften, welche aus Holz geschnitzt oder gedrechselt und meistenteils zu Kinderspielzeug bestimmt sind, häufig mit Farben angestrichen, gebeizt, lackiert, vergoldet, überhaupt auf mannigfaltige Art verziert werden. Die Fabrikation hölzerner Spielwaren blüht in Thüringen (Sonneberg), Nürnberg-Fürth, Sachsen (Erzgebirge) und Württemberg.

Eine moderne Art H. sind die Holzgalanteriewaren (Geldkassetten, Handschuhkästen, Schreibpulte, Photographierahmen, Lichtschirme), in deren Anfertigung Nürnberg mit Wien und Paris wetteifert. In der feinen Holzschnitzerei (s. d.) macht sich in neuerer Zeit der Einfluß des kunstgewerblichen Moments geltend, so in der Schnitzwarenfabrikation von Reichenhall und Oberammergau in Bayern, so in der Uhrkastenfabrikation im Schwarzwalde. Einen hervorragenden Zweig der deutschen Holzverarbeitung bietet noch die Fabrikation der Goldleisten und Goldrahmen und der Holzdrähte (aus Fichten-, Kiefern- und Tannenholz) für die Zündholzfabriken. Eine neue und zukunftsvolle Verwendung des Holzes ist die zu Holzstoff, aus dem man jetzt künstliches Holz (s. d.) zu Dekorationen, Imitationen von Holzschnitzereien u. s. w. darstellt.

Vgl. die Berichte über die Industrieausstellungen in München (1854), London (1851 und 1862), Paris (1855 u. 1867), Wien (1873), Philadelphia (1876); sowie die Litteratur zu dem Artikel Holz, S. 348*.

Holzwespen (Urocerida) nennt man mittelgroße Bohrwespen mit kugeligem, dicht an die Brust gedrücktem Kopfe, kleinen, rundlichen Augen, großem, meist vorn abgestutztem ersten Brustringe und langem, an der Brust festsitzendem Hinterleibe, an dessen Ende die Weibchen eine starke, drehrunde Legeröhre tragen, die weit vorsteht und einen Sägestachel birgt. Mittels dieses bohrt das Weibchen tiefe Löcher in Baumrinden bis in das Holz und legt dann seine Eier. Die aus denselben entstehenden Larven sind drehrund, dick, mit kleinem Kopf und sechs kurzen Füßen. Die Riesenholzwespe (Sirex gigas) wird 4 cm lang und ist besonders im Norden häufig; die Kieferholzwespe (Sirex juvencus) schadet in unsern Kiefernwäldern.

Holzwickede, Landgemeinde (Dorf und fünf Ortschaften) in der Provinz Westfalen, Regierungsbezirk Arnsberg, Landkreis Dortmund, 12 km östlich von Dortmund, Station der Linie Ruhrort-Dortmund-Soest der Preußischen Staatseisenbahn, hat ein Rettungshaus und zählt (1880) 2211 meist prot. E., welche vorwiegend in den umliegenden Kohlenbergwerken beschäftigt sind.

Holzwolle heißt der als Surrogat der Schafwolle zum Bestäuben der Samttapeten dienende Holzstaub, oder auch die als Verpackungsmittel benutzten gekräuselten Holzspänchen. Über die Herstellung derselben s. unter Holzbearbeitungsmaschinen, S. 353.

Holzwürmer nennen die Forstleute im allgemeinen alle Insektenlarven, welche in dem Holze, dem Splint und der Rinde lebender Bäume bohren und häufig durch massenhaftes Auftreten empfindlichen Schaden verursachen, indem sie das Absterben der Bäume und ganzer Waldungen bedingen. Da die bohrenden Larven und meist auch die Puppen im Holze selbst verborgen hausen und die Insekten im vollkommenen Zustande teils ebenfalls in Bohrgängen sich aufhalten, teils nur kurze Zeit im Freien leben, so ist begreiflicherweise die Macht des Menschen gegen diese Verwüstungen nur eine geringe und kann meistens nur darin bestehen, die angegriffenen Bäume zu fällen und Lockbäume herzurichten, nämlich Bäume im Safte zu fällen und eine Zeit lang liegen zu lassen, indem die meisten Arten lieber in schon angegriffenen Bäumen bohren, sich also in diese ziehen und dann mit dem Holze verbrannt werden können. Die Spechte sind die natürlichen Feinde dieser Tiere, welche sie aus Rinde und Holz herushacken. Außerdem nennt man im gewöhnlichen Leben H. alle Larven und Insekten, die auch im trockenen Werkholze bohren. Alle diese H. gehören den Schmetterlingen, Hautflüglern und besonders den Käfern an. Unter den erstern sind die bekanntesten: die Weidenraupe

(Cossus ligniperda) und die Raupen der Glasschwärmer (Sesia), beide mehr in weichen Holzarten, wie Weiden und Pappeln; unter den Hautflüglern oder Hymenopteren die Holzwespen (s. d.) und einige hummelartige Bienen, welche ihre Nester gern in trockenem Zimmerholz ausnagen, wie z. B. die Zimmermannsbiene (Xylocopa violacea); unter den Käfern sind es: die ganze Familie der Bohrkäfer (s. d.), der Borkenkäfer (s. d.), unter welchen auch namentlich die Verwüster der trockenen Hölzer sich finden: der Prachtkäfer (Buprestida), welcher besonders in südl. Gegenden häufig ist, und der Bockkäfer (s. d.); endlich die Larven der Schröter oder Hirschkäfer (s. d.).

Holzzellen, s. unter Holz.

Holzzeug, soviel wie Holzstoff (s. d.).

Holzzinn (engl. wood-tin), ein in rundlichen Körnern vorkommendes Zinnerz von einerseits faseriger, andererseits konzentrisch-schaliger Zusammensetzung und holzbrauner, an der Oberfläche oft kastanienbrauner Farbe; chemisch ist es ein etwas verunreinigter Zinnstein (SnO_2); findet sich in Zinnseifenlagern von Cornwall und Queensland.

Hom., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Home (Sir Everard).

Homagialeid, s. unter Huldigung.

Homagium (mittellat., von homo, in der Bedeutung von Lehnsmann, Vasall), Lehnseid, Huldigungseid des Vasallen.

Homalographische Projektion (von ὁμαλός, gleichmäßig), eine von Babinet 1857 so benannte, äquivalente (flächentreue) Kartenprojektion, welche die Breitengrade als gerade parallele Linien, die Meridiane als Ellipsen zeigt. Zuerst von Mollweide 1805 erfunden, trägt sie auch dessen Namen. Neuerdings wird sie mit Vorteil zur Darstellung der ganzen oder halben Erdoberfläche verwendet; im erstern Falle erscheint diese als eine Ellipse, auf welcher der Mittelmeridian die halbe Länge des Äquators erhält, im andern Falle erscheint die einzelne Hemisphäre als Kreisfläche. (S. Landkarten und Projektion.)

Homann (Joh. Bapt.), der Begründer des nach ihm benannten Landkartenverlags zu Nürnberg, war zu Kamlach, im jetzigen bayr. Kreise Schwaben, 20. März 1663 geboren und besuchte die Jesuitenschule zu Mindelheim. Dem Kloster zu entgehen, entwich er heimlich nach Nürnberg, wo er zur prot. Kirche übertrat und 1687 Notar wurde. Bald aber wandte er sich dem Kupfer- und Landkartenstich zu und begründete 1702 einen förmlichen Landkartenhandel, der bald eine große Ausbreitung gewann. Er lieferte allmählich gegen 200 Karten, darunter den großen Atlas über die ganze Welt in 126 Blättern (1716) und den «Atlas methodicus» in 18 Blättern (1719). Auch fertigte er kleine Globen, Armillarsphären und andere mechan. Kunstwerke. Die Königliche Gesellschaft der Wissenschaften zu Berlin erwählte ihn 1715 zu ihrem Mitgliede, der Kaiser Karl VI. sendete ihm eine goldene Ehrenkette und ernannte ihn zu seinem Geographen, und der Zar Peter d. Gr. bestellte ihn 1722 als seinen Agenten. H. starb 1. Juli 1724. Der Besitz des Instituts ging auf seinen Sohn, Johann Christoph H. (geb. 1703, gest. 1730), über, der seinen bisherigen Geschäftsführer Joh. Georg Ebersberger und seinen Universitätsfreund Joh. Mich. Franz zu Erben der Handlung einsetzte, die unter der Firma «Homannsche Erben» fortgeführt wurde. Im J. 1755 ging dieselbe an Franz' Bruder, Jak. Heinr. Franz, über, der den Buchhändler Georg Peter Monath, den Schwiegersohn Ebersbergers, zum Kompagnon annahm. Monaths Sohn, Friedr. Albrecht Monath, verkaufte 1804 seinen Anteil am Geschäft an Georg Christoph Franz Fembo, der 1813 auch den Anteil der Franzschen Familie an sich brachte. Mit des letztern Tode (11. Sept. 1848) erlosch die Handlung, welche sich unter ihrem Begründer, namentlich aber unter Joh. Mich. Franz, um die Förderung der Geographie in Deutschland die größten Verdienste erworben hatte.

Homārus (lat.), der Hummer.

Homberg, Kreisstadt in der preuß. Provinz Hessen-Nassau, Regierungsbezirk Kassel, 9 km östlich von Borken, auf einer Anhöhe unweit der Efze gelegen, Station der Linie Treysa-Leinefelde der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Landratsamts und eines Amtsgerichts, hat ein evang. Schullehrerseminar (1835 von Kassel hierher verlegt), mit dem seit 1874 eine Taubstummenanstalt verbunden ist, und zählt (1880) 3551 meist prot. E., welche Fabriken für landwirtschaftliche Geräte und Nähmaschinen unterhalten. Über der Stadt steht auf einem Basaltkegel eine Burgruine. In H. hielt 1526 der Landgraf Philipp der Großmütige die erste evang. Landessynode in Deutschland.

Der Kreis Homberg umfaßt ein Areal von 321 qkm mit (1880) 22610 meist prot. E.

Homberg (Wilh.), Chemiker, geb. 8. Jan. 1652 als Sohn eines zu Batavia lebenden Quedlinburgers, der dort Kommandant des holländ. Arsenals war, aber später mit seiner Familie nach Europa zurückkehrte. H. studierte in Jena und Leipzig Jurisprudenz und ließ sich 1674 als Advokat in Magdeburg nieder. Durch den Verkehr mit Otto von Guericke wurde sein Interesse für Naturwissenschaften erweckt, wodurch er bestimmt wurde, seine Advokatur niederzulegen. Er begab sich studienhalber auf Reisen nach Italien, wo er längere Zeit in Padua, Bologna, Rom Naturwissenschaften und Medizin studierte; von hier ging er nach Frankreich und nach England, wo er sich an Boyle anschloß und in dessen Laboratorium sich mit Chemie beschäftigte. Er kehrte nach Deutschland zurück und erwarb in Wittenberg den Doktorgrad der Medizin. Neue Reisen führten ihn nach Ungarn, Schweden und wieder nach Frankreich. Im J. 1682 trat er in Paris zur kath. Religion über. Von 1688 bis 1691 nahm er seinen Aufenthalt in Rom, wo er sich als praktischer Arzt auszeichnete. In letzterm Jahre kehrte er nach Paris zurück, wurde zum Mitglied der Akademie erwählt, 1704 zum Leibarzt des Herzogs von Orléans ernannt und starb daselbst 24. Sept. 1715.

Als Chemiker nahm er den Standpunkt der damaligen Zeit ein und war noch von der Möglichkeit der Metallverwandlung überzeugt. Er lieferte zahlreiche Abhandlungen in den «Memoiren» der pariser Akademie von 1692 bis 1714. Von seinen Arbeiten sind zu nennen: die Bereitung eines Pyrophors durch Calcinieren von Alaun mit verbrennlichen Substanzen; die Entdeckung der Phosphoreszenz des geschmolzenen Chlorcalciums; die Abscheidung der Borsäure (deren Natur ihm jedoch fremd blieb) aus dem Borax; die leichte Schmelzbarkeit der Legierungen von Zinn, Blei und Wismut; die Bereitung von Karminlack und Tusche; verschiedene Untersuchungen über die mittels des Brennspiegels konzentrierte Hitze auf Metalle u. s. w.

Homburg vor der Höhe, so genannt, weil es an und vor der Höhe oder dem Taunus liegt, Kreisstadt des Obertaunuskreises im Regierungsbezirk Wiesbaden der preuß. Provinz Hessen-Nassau, bis 1866 Hauptstadt der ehemaligen Landgrafschaft Hessen-Homburg (s. d.), 18 km im NNW. von Frankfurt a. M., an der Linie Frankfurt-H. der Preußischen Staatsbahnen gelegen, ist Sitz eines Landratsamts, eines Amtsgerichts und zweier Oberförstereien und zählt (1880) 8326 meist prot. E. Nächst dem auf einer Anhöhe liegenden Residenzschloß, das 1680—1703 erbaut, 1835 erweitert wurde, sind ansehnliche Gebäude: das palastähnliche Kurgebäude, die prot. Stadtkirche, die kath. (ehemals franz.-reform.) Stadtkirche, die neue Synagoge. H. hat ein Real-Progymnasium, eine Mittelschule, drei Töchterschulen, eine Bibliothek, ein Museum, ein Armen-, ein Waisen- und ein Versorgungshaus, ein allgemeines Krankenhaus und ein christl. Krankeninstitut, eine Kleinkinderbewahranstalt und Fabriken für Maschinen, Hüte, Seife, Nudeln, Bleiweiß u. s. w. Seit 1834 ist H. ein Taunusbad. Es hat fünf eisenhaltige salinische Heilquellen: Ludwigsbrunnen, Elisabethenbrunnen, Kaiserbrunnen, Stahlbrunnen, Luisenbrunnen, von denen der Elisabethenbrunnen die bedeutendste ist. Das Bad hat sich schnell gehoben und ist gegenwärtig eins der besuchtesten deutschen Bäder (jährlich etwa 13000 Kurgäste). Das großartige Kurhaus mit ausgedehnten schönen Parkanlagen und einem Theater wurde 1841—43 von den damaligen Bankhaltern, Gebrüder Blanc, erbaut. Im 12. Jahrh. waren die Dynasten von Eppstein Besitzer des Schlosses und der Herrschaft H., von deren Burg der noch stehende hohe weiße Turm herrühren mag. Vgl. Schäfer, «Bad H. und seine Umgebungen» (Darmst. 1864); Friedlieb, «Der Kurort H.» (Frankf. a. M. 1867); Schudt, «H. und seine Umgebungen» (11. Aufl., Homb. 1876); Will, «Der Kurort H.» (Homb. 1880); Schick, «H. und Umgegend» (15. Aufl., Homb. 1884).

Home (engl.), Heim, Heimat, Haus; **Home Office**, Ministerium des Innern.

Home (Daniel Dunglas), s. Hume.

Home (Sir Everard), engl. Anatom, geb. 6. Mai 1756 zu Hull, gest. 31. Aug. 1832 zu Chelsea, war Professor der Anatomie und Chirurgie in London und königl. Wundarzt und veröffentlichte als Hauptwerk «Leçons d'anatomie comparée» (6 Bde., 1814—28), worin die Präparate der Sammlungen des Anatomen John Hunter erklärt sind.

Home (Henry, Lord Kames), berühmter philos. Schriftsteller, geb. 1696 zu Kames in der Grafschaft Berwick, wurde in Edinburgh 1724 Advokat, 1752 Assisenrichter und 1763 mit dem Titel Lord Kames einer der Oberrichter von Schottland. Er starb 27. Dez. 1782. Von seinen zahlreichen Schriften sind am bemerkenswertesten: «Essays on the principles of morality and natural religion» (Edinb. 1751; deutsch von Rautenberg, 2 Bde., Braunschw. 1768), «Historical law» (Edinb. 1759) und «The principles of equity» (Edinb. 1760), «Elements of criticism» (3 Bde., Edinb. 1762—65; deutsch von Meinhard, Lpz. 1765; 3. Aufl. von Schatz, 3 Bde., 1790—91), ein Werk, das eine psychol. Theorie des Geschmacks im Geiste seines Zeitalters und der philos. Schule in England ist und auch in Deutschland viel Einfluß ausübte; «Sketches of the history of man» (2 Bde., Lond. 1774; 3 Bde., 1807; deutsch von Klausing, 2 Bde., Lpz. 1775—83), endlich «Loose hints on education» (Edinb. 1781). Sein Leben hat Lord Woodhouselee beschrieben (2 Bde., Edinb. 1807—10).

Homeiriten, s. Himjariten.

Hômer, s. Chômer.

Homer (grch. Homēros) ist der Name des griech. Dichters, welcher an der Spitze der griech. Litteraturgeschichte steht. Abgesehen von wenigen Grammatikern, den sog. Chorizonten (d. h. Trennenden), hielten die Alten allgemein einen Dichter dieses Namens für den Verfasser der beiden großen epischen Gedichte Ilias (worin Scenen aus dem Kampfe der Griechen vor Troja, um den Mittelpunkt des Zornes des Achilles gruppiert, geschildert werden) und Odysseia oder Odyssee (worin die Irrfahrten und endliche glückliche Heimkehr des Odysseus, sowie der Sieg desselben über die Freier seiner treuen Gattin Penelope erzählt werden). In älterer Zeit schrieb man sogar dem H. allgemein noch andere Epen zu, wie die Thebais und sonstige Gedichte des sog. epischen Cyklus (s. Cyklische Dichter), sowie ein komisches Epos, den sog. Margites (s. d.), ferner die Batrachomyomachia (s. d.) und zahlreiche Hymnen, von welchen letztern noch eine Sammlung, die 5 größere und 28 kleinere Hymnen umfaßt, unter H.s Namen erhalten ist.

Was von der Persönlichkeit dieses Dichters berichtet wird, trägt freilich einen durchaus sagenhaften Charakter. Sieben oder mehr Städte stritten sich um die Ehre, seine Geburtsstätte zu sein (nach dem bekannten Hexameter: Smyrna, Rhodos, Kolophon, Salamis, Chios, Argos, Athenä; aber auch das kleinasiat. Kyme und die Insel Jos nahmen den Dichter für sich in Anspruch). Nach der verbreitetsten Tradition soll ihn eine Nymphe Kretheis mit dem Flußgott Meles (bei Smyrna) erzeugt haben. Später soll er blind geworden und so als fahrender Sänger in der Welt umhergezogen sein, auch bei diesen Wanderungen auf der Insel Jos, wo man noch in spätern Zeiten sein angebliches Grabmal zeigte, seinen Tod gefunden haben. Als histor. Kern dieser Tradition kann man nur die Thatsache betrachten, daß die den Namen des H. tragenden Gedichte, speziell die Ilias und Odyssee, bei den kleinasiat. Griechen, etwa im 10. und 9. Jahrh. v. Chr., entstanden und von da einige Zeit später (nach der Tradition besonders durch Vermittelung des Spartaners Lykurgos) nach dem europ. Griechenland herübergebracht worden sind. Von den Orten, welche H. für sich beanspruchten, können Salamis, Argos und Athen von vornherein nicht ernstlich in Frage kommen, auch nicht die von Doriern kolonisierte Insel Rhodos; so bleiben von den sieben Orten des Hexameters nur die in Jonien gelegenen Städte Smyrna und Kolophon und die Insel Chios übrig, unter denen Smyrna und noch mehr Chios besonders viel für sich anführen können, und außerdem erscheint der Anspruch des äolischen Kyme beachtenswert. Dabei kann es sich aber immer nicht um den Geburtsort H.s, sondern nur um die Heimat der Homerischen Gedichte handeln, da die Annahme, daß ein einzelner Dichter Namens H. Ilias und Odyssee gedichtet habe, jetzt nur noch von einzelnen festgehalten wird, und auch dies als überwiegende Überzeugung der Sachverständigen gelten muß, daß der heutige Bestand der Ilias und Odyssee nicht der

gliche ist, sondern daß zu ältern Bestand-
päter andere hinzugekommen sind.
steht, daß die Hauptteile von Ilias und
längere Zeit gedichtet waren, ehe sie nieder-
en wurden. Die einzelnen Gesänge wur-
ch öffentlichen Vortrag von den Dichtern
d von andern Sängern (Rhapsoden) ver-
welche namentlich bei Festen, wo größere
ngen zusammenkamen, sich hören ließen.
einlich schuf auf der Grundlage von Lie-
insbesondere bei den Kolern gedichtet und
wurden, ein großer ion. Dichter den Kern
, ein anderer später das Epos von der
des Odysseus; andere Sänger fügten die-
beider Epen weitere Gesänge hinzu, wie
Telemachie in der Odyssee, d. h. «die Dich-
dem Auszug des Telemach». Durch hin-
te Verse wurden dann die ältern und neuern
teile verbunden. Die zuletzt hinzugekom-
größern Bestandteile waren wohl die Tele-
in den vier ersten und die Erzählung von
rgängen nach dem Freiermord und der
ereinigung von Odysseus und Penelope in
en anderthalb Büchern der Odyssee, welche
ntstanden sein werden als einzelne Gedichte
chen Cyklus.
n die beiden Epen zum ersten mal in einer
hen Redaction zusammengefaßt und nieder-
en wurden, ist ungewiß. Begründeten
unterliegen die vereinzelten Angaben bei
chriftstellern, in Athen sei durch Solon
pparch die Anordnung getroffen worden,
en Panathenäen die Gesänge der Ilias und
in der richtigen Reihenfolge hintereinander
gen werden sollten, und Pisistratus habe
e Kommission von vier Männern, unter
nomakritos sich befand, die einzelnen Stücke
nerischen Epen zu zwei großen Ganzen zu-
fassen und niederschreiben lassen. In der
Pisistratus verstand man unter den Home-
Epen auch nicht ausschließlich Ilias und
, diese traten vielmehr erst zur Zeit von
nd Aristoteles in ihrer unvergleichlichen
ng hervor. Damals veranstaltete der
ntimachos eine Ausgabe der Ilias und
fer. Andere Ausgaben führten ihren Na-
n den Städten, in welchen sie entstanden.
hmtesten ist die von Aristoteles für Alexan-
r. besorgte.
neue Epoche für das Studium der Home-
Gedichte begann in Alexandria, wo die be-
ten Gelehrten, wie Zenodotos von Ephesos,
hanes von Byzanz und vor allen Aristarchos
matheate, den Text der beiden Gedichte (die
24 Bücher teilten) nach den besten frühern
en und nach den durch Beobachtung von
ufgefundenen Regeln der Sprache und des
es kritisch festzustellen sich bemühten. Im
nenhang damit steht, daß auch erst durch
andriner, ohne Zweifel hauptsächlich durch
, der Name H.s bestimmt auf Ilias und
eingeschränkt wurde. Ähnliche Studien,
weniger sicherer Methode, wurden auch in
os, besonders durch Krates von Mallos,
gner des Aristarchos, gepflegt. Die mit
Zeichen versehene Ausgabe des Aristarchos
te sich bald allgemeine Geltung, und seine
hiedenen Schriften (Kommentaren zu den
n Büchern der Ilias und Odyssee und
Dissertationen über einzelne schwierigere Fragen) niedergelegten Ansichten wurden erläutert und weiter ausgeführt durch zahlreiche unmittelbare und mittelbare Schüler, unter denen Aristonikos, Didymos, Nikanor und Herodianos die bedeutendsten sind. Die Schriften dieser vier Männer bilden die Grundlage der trefflichen Scholien zur Ilias, welche in dem berühmten Codex der Bibliothek zu Venedig erhalten sind (zuerst bekannt gemacht von Villoison, Veneb. 1788); eine zweite, auch durch einen Codex zu Venedig, am besten aber durch eine Handschrift im Britischen Museum überlieferte Scholiensammlung ist minderwertig, hat aber doch auch eine selbständige Bedeutung. Eine Ausgabe aller Scholien unternahm Bekker (2 Bde., Berl. 1825), eine neuere von Dindorf (4 Bde., Lpz. 1875—77) ist unvollendet geblieben. Weniger reichhaltig sind die erhaltenen Scholien zur Odyssee (herausgeg. von Dindorf, Oxford 1855). Außerdem sind namentlich noch weitschweifige Kommentare zu Ilias und Odyssee aus der byzant. Zeit von Eustathios, Erzbischof von Thessalonike (seit 1160) erhalten.

Im Abendlande waren die Homerischen Gedichte viele Jahrhunderte hindurch vergessen. Erst mit dem Wiedererwachen der humanistischen Studien und der Verbreitung der Kenntnis des Griechischen im Abendlande begann auch wieder das eifrige Studium des H., dessen erste gedruckte Ausgabe, von Demetrios Chalkondylas besorgt, in Florenz 1488 in zwei Foliobänden erschien; zahlreiche andere Ausgaben folgten bald nach. Der aus dem Altertum überkommene Glaube an einen persönlichen H., der mit bewußter Kunst die beiden großen Epen Ilias und Odyssee allein gedichtet habe, wurde nach manchen vereinzelten Zweifeln Frühere, wie des engl. Philologen Bentley und des ital. Philosophen Giambattista Vico, zuerst wissenschaftlich bekämpft von F. A. Wolf in seinen berühmten «Prolegomena ad Homerum» (Bd. 1, Halle 1795; neuer Abdruck, ebend. 1859 und Berl. 1873; 2. Aufl. 1876; vgl. auch Volkmann, «Geschichte und Kritik der Wolfschen Prolegomena», Lpz. 1874). Dieser stellte die Ansicht auf, daß Ilias und Odyssee weder beide von ein und demselben Dichter, noch überhaupt jede von einem Dichter verfaßt, sondern ein Aggregat von Bestandteilen verschiedener Zeiten und Verfasser, das Gemeingut der an den mythischen Namen des H. sich knüpfenden Sänger- oder Rhapsodenschulen seien; daß die einzelnen Stücke jahrhundertelang nur durch mündlichen Vortrag fortgepflanzt und dabei mannigfach umgestaltet und erweitert und erst unter Pisistratus zu den beiden größern Epen, die wir noch als einheitliche Ganze besitzen, vereinigt worden seien. Diese alsbald von mehrern der bedeutendsten Geister unserer Nation, wie von Goethe (der freilich später seine Ansicht darüber geändert hat), Herder, den Gebrüdern Schlegel, W. von Humboldt, Fichte u. a. mit Bewunderung aufgenommene, von andern Seiten mit dem heftigsten Widerspruch zurückgewiesene Ansicht ist dann durch eine Reihe hervorragender Gelehrter gründlich geprüft und namentlich durch eingehendere Untersuchungen über das Wesen der Volkslieder und der Volkspoesie überhaupt weiter ausgebaut und fester bestimmt worden, wie dies für die Ilias besonders Lachmann und Köchly gethan haben. Diesen Vertretern der Liedertheorie, d. h. der Ansicht, daß Ilias und Odyssee aus einer

größern Anzahl ursprünglich selbständiger Volkslieder zusammengesetzt seien, standen aber immer zahlreiche Verteidiger der ursprünglichen Einheit und planmäßigen Anlage der beiden Gedichte gegenüber, unter denen Nitzsch («Beiträge zur Geschichte der epischen Poesie der Griechen», Lpz. 1862) und, mit mannigfach von diesem abweichenden Ansichten, F. G. Welcker («Der epische Cyklus oder die Homerischen Dichter», 2 Bde., Bonn 1835—49) hervorzuheben sind. Eine vermittelnde Ansicht, wonach die Odyssee ein einheitliches Ganzes, die Ilias aber ursprünglich nach einem relativ engern Plane (als eine Achilleis) angelegt und nachmals durch eine eingeschobene kleinere Ilias und andere Zusätze erweitert worden wäre, hat Grote in seiner «Geschichte Griechenlands» vorgetragen.

Neuerdings hat namentlich Bergk («Griech. Litteraturgeschichte», Bd. 1, Lpz. 1872), nachdem schon Wolf selbst auch eine ähnliche Ansicht angedeutet und G. Hermann ausgesprochen hatte, sich für die ursprüngliche Einheit von Ilias und Odyssee in dem Sinne ausgesprochen, daß ein ursprünglicher Kern der Odyssee wie der Ilias durch Fortsetzer und Diaskeuasten wesentlich erweitert und verändert worden sei. Vor und nach ihm hat Kirchhoff (insbesondere in «Die Homerische Odyssee und ihre Entstehung», Berl. 1859, und «Die Komposition der Odyssee», Berl. 1869, sodann in «Die Homerische Odyssee», 2. umgearb. Aufl. der genannten beiden Werke, Berl. 1879) für die Odyssee die Ansicht ausgeführt, daß zu einem ältesten kleinen Epos, der alten Dichtung von der Heimkehr, eine jüngere Dichtung von der Heimkehr, ferner die Dichtung vom Freiermord, die vom Auszug des Telemach, endlich die von den Ereignissen auf Ithaka nach der Wiedervereinigung von Odysseus und Penelope hinzugedichtet seien. Eine ähnliche Ansicht vertritt Christ («H. und die Homeriden» und «Zur Chronologie des Epos», München 1884, sowie in seiner Ausgabe der Ilias, Tl. 1, Lpz. 1884), doch so, daß er dem ersten Dichter für die Ilias, wie für die Odyssee einen größern Teil des Ganzen und eine bedeutendere Stellung und Wirkung zuteilen möchte. Dagegen hat Kammer, ohne indes allgemeine Zustimmung zu finden, in der Schrift «Die Einheit der Odyssee, nach Wiederlegung der Ansichten von Lachmann-Steinthal, Köchly, Hennings und Kirchhoff dargestellt» (Lpz. 1873) mit großer Entschiedenheit sich im Anschluß an Lehrs dafür ausgesprochen, daß die Homerischen Gedichte von Haus aus große, in großen Hauptsituationen entworfene Ganze waren, und dies für die Odyssee zu beweisen unternommen, freilich ebenfalls nicht ohne zahlreiche und zum Teil umfangreiche Zusätze und Einschaltungen, Umstellungen und Lücken anzunehmen.

Übersichten über diese in zahllosen Einzelschriften zerstreuten Forschungen geben: Friedländer, «Die Homerische Kritik von Wolf bis Grote» (Berl. 1852); G. Curtius, «Über den gegenwärtigen Stand der Homerischen Frage» (Wien 1854); Bonitz, «Über den Ursprung der Homerischen Gedichte» (4. Aufl., Wien 1874); Düntzer, «Homerische Abhandlungen» (Lpz. 1872); derselbe, «Die Homerischen Fragen» (Lpz. 1874).

Auch die kritische Feststellung des Textes der Homerischen Gedichte ist durch F. A. Wolf wesentlich gefördert worden, indem derselbe die hauptsächlich aus den Scholien zu ermittelnde Textesrecension des Aristarchos als Norm dafür aufgestellt hat. Nach dieser Norm ist auch die kritische Ausgabe der Ilias und Odyssee von La Roche (Lpz. 1867—76) gearbeitet, während Bekker in seiner letzten Ausgabe (2 Bde., Bonn 1858) und Nauck in seinen Ausgaben der Ilias und der Odyssee (Berl. 1877 u. 1874) den Versuch machten, darüber hinauszugehen; eine neue Ausgabe der Ilias, welche den Anforderungen der Textkritik und der höhern Kritik genügen soll, hat Christ unternommen (Bd. 1, Lpz. 1884); unter den Textausgaben ist die von W. Dindorf (mit den inhaltsreichen Abhandlungen von Sengebusch, 4. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1855—56), unter den Schulausgaben sind die von Faesi (4 Bde., Ilias, 6. Aufl., besorgt von Franke, Berl. 1879 fg.; Odyssee, 7. Aufl., besorgt von Kayser, Berl. 1878 fg.) und Ameis und Henze (Ilias, 3. Aufl., Lpz. 1877 fg., Odyssee, 7. Aufl., 1879 fg.) hervorzuheben.

Für die Kenntnis des Homerischen Sprachgebrauchs sind besonders wichtig: Nitzschs «Erklärende Anmerkungen zu H.s Odyssee» (3 Bde., Hannov. 1826—40), Nägelbachs «Anmerkungen zur Ilias» (3. Aufl., bearbeitet von Autenrieth, Nürnb. 1864), Döderleins «Homerisches Glossarium» (3 Bde., Erlangen 1850—58) und Bekkers «Homerische Blätter» (Bonn 1863); zur sachlichen Erläuterung: Friedreichs «Die Realien in der Ilias und Odyssee» (2. Aufl., Erlangen 1856), Buchholz «Die Homerischen Realien» (Bd. 1, Abteil. 1 u. 2, Lpz. 1871—73; Bd. 2, Abteil. 1 u. 2, 1881 u. 1883) und Nägelsbachs «Die Homerische Theologie» (2. Aufl., herausg. von Autenrieth, Nürnb. 1861). Ein ausführliches Wörterbuch zu Homer («Lexicon Homericum») gibt Ebeling heraus.

Von den Homerischen Hymnen hat zuletzt Baumeister eine Ausgabe mit kritisch-exegetischem Kommentar (Lpz. 1860) geliefert; eine kritische Ausgabe der Batrachomyomachie lieferte derselbe (Gött. 1852) und Draheim (Berl. 1874); eine Textausgabe der Hymnen, Epigramme und Batrachomyomachie ebenfalls Baumeister (Lpz. 1858).

Unter den deutschen Übersetzungen sind die gelungensten die von Voß (4 Bde., Altona 1793; zuletzt Stuttg. 1883), von Wiedasch (Stuttg. 1850 fg.), von Donner (4 Bde., Stuttg. 1855—59; 3. Aufl. 1874 fg.), von Jordan (Odyssee, Frankf. a. M. 1875, Ilias 1881), in Prosa von Minckwitz (2 Bde., Lpz. 1854—56) und von Zauper (3. Aufl., 4 Bde., Prag 1852—55). Die kleinern dem H. beigelegten Gedichte, Hymnen u. s. w. mit Resten der sog. epischen Epen sind neuerdings von Thudichum (Stuttg. 1870) übersetzt worden. [heimmittel.

Homeriana (von Kirchhöfer in Triest), s. u. Ge-

Homeriden nannte sich ein Geschlecht auf der Insel Chios, welches den Dichter Homer (s. d.), der nach chiotischer Sage auf dieser Insel einheimisch gewesen sein sollte, als seinen Ahnherrn betrachtete. In diesem Geschlecht pflanzte sich wahrscheinlich der mündliche (rhapsodische) Vortrag der Homerischen Gesänge Generationen hindurch erblich fort. Im weitern Sinne wurden von den Griechen überhaupt diejenigen, welche in der Weise der Homerischen Gesänge dichteten und welche als Rhapsoden Homerischen Gedichte öffentlich vortrugen, und alle, welche als besondere Verehrer Homers ihm mehr oder weniger ausschließlich widme. H. genannt. Gegenwärtig nennt man H. insondere auch die verschiedenen Dichter, welche

ebnissen der neuern Forschung einzelne
Ilias und Odyssee gedichtet haben. (S.

risches Gelächter, soviel wie laut
Gelächter; der Ausdruck beruht auf eini-
en der Odyssee (8, 326 und 20, 346) und
599), wo von dem «unauslöschlichen Ge-
ἄσβεστος γέλως) der Götter die Rede ist,
t sich zuerst in franz. Fassung (un rire ho-
in Charles de Bernards Roman «La
ux amants» (Par. 1841).

riten, s. Himjariten.

Rulers ist der Name einer in der neue-
n Irland entstandenen polit. Partei, als
eck im allgemeinen die Erlangung einer
chen Regierung, d. h. eines irischen Par-
und nationaler Selbständigkeit für Irland,
t werden kann. Den ersten äußern Anlaß
ome-Rule-Bewegung bot einerseits die Ab-
der irischen Staatskirche 1869, welche den
der konservativen irischen Protestanten er-
dererseits die 1870 durchgeführte irische
welche die Hoffnungen der aus O'Connells
ammenden Nationalisten von neuem wach-
Teil der höhern und die größere Masse
rn kath. Geistlichkeit schloß sich dieser Be-
m. Während der folgenden Jahre konsoli-
aus so verschiedenen Elementen zusam-
te Partei sich unter der Führung Butts.
llgemeinen Neuwahlen von 1874 ging sie
chtlich vermehrten Kräften hervor. Aber
der Säkularfeier O'Connells (Aug. 1875)
wischen den gemäßigten Nationalisten und
montanen heftige Streitigkeiten aus. Ein
Schritt zur Lockerung der Parteibande
876, indem Smythe als Wortführer der
mern Nationalisten sich von den Födera-
sagte. In den Sessionen von 1877 bis
amnen die radikalen H., die eine vollstän-
nung Irlands von England im Auge
nd unter denen vor allen Parnell, Mac
Biggar, Sullivan, Callan und O'Donnell
ten, durch die Energie, mit der sie dem
nt die Erwägung der irischen Frage auf-
, so entschieden das Übergewicht, daß Butt
t 1878 der Führerschaft der H. entsagte.
n Einfluß der noch immer vergleichsweise
en Majorität der Partei wurde nun Shaw
rer gewählt; doch zu Ende 1879 mußte
er dem überwiegenden Ansehen Parnells
der, nicht zufrieden mit der parlamentari-
rksamkeit der H., als ihr Hauptorgan die
a begründete und eine große Volksbewe-
worrief, welche während der Jahre 1880—
ıb dem Bürgerkrieg nahe brachte und nur
e gleichzeitige Durchführung strenger Re-
ßregeln und einer neuen umfassendern
gedämpft werden konnte. Die feindselige
der durch irischen Zuwachs vermehrten H.
gland dauert indes noch gegenwärtig fort.

yer (Alexander von), Ornitholog und
g, geb. zu Vorland bei Grimm in Pom-
Jan. 1834, trat in den Militärdienst und
sich daneben dem Studium der Ornitho-
später der Lepidopterologie (Schmetter-
e). Durch zahlreiche ornithologische Ar-
m «Journal für Ornithologie») bekannt,
1874 von der Geographischen Gesellschaft
zum Chef der zweiten Expedition nach
Centralafrika ernannt. H. gelangte den Cuanzo aufwärts bis nach Pungo Andongo (9° südl. Br.), erkrankte aber hier und mußte das Kommando der Expedition an Pogge abtreten, welcher im Dez. 1875 das Gebiet des Muatojambo erreichte. Im J. 1878 nahm H. als Major seinen Abschied aus dem Militärdienst und ist mit der Bearbeitung der von ihm gesammelten Schmetterlinge Angolas (etwa 5000 Stück) beschäftigt. Von europ. Schmetterlingen besitzt er eine Sammlung von 30 000 Stück.

Homeyer (Eugen Ferd. von), Ornitholog, geb. 11. Nov. 1809 zu Herdin im Kreise Anklam, wurde namentlich durch die Bekanntschaft mit Christian Ludw. Brehm in die Ornithologie eingeführt und veröffentlichte 1837 eine «Systematische Übersicht der Vögel Pommerns» (Anklam). H. war viele Jahre Präsident der Gesellschaft für Ornithologie, welchen Posten er 1883 niederlegte, nachdem er bereits 1874 seinen ländlichen Besitz verkauft und sich in Stolp niedergelassen hatte. Seine bedeutendste Schrift ist: «Die Wanderungen der Vögel» (Lpz. 1881). Auch veröffentlichte er: «Deutschlands Säugetiere und Vögel, ihr Nutzen und Schaden» (Frankf. 1877) u. a. H. ist im Besitz der größten Sammlung europ. Vögel, welche überhaupt existiert.

Homeyer (Karl Gustav), ausgezeichneter Kenner des deutschen Rechts, geb. 13. Aug. 1795 zu Wolgast in Neuvorpommern, studierte in Berlin, Göttingen und Heidelberg die Rechte, habilitierte sich 1821 in Berlin für deutsches Recht und wurde daselbst 1824 zum außerordentl., 1827 zum ord. Professor ernannt. Im J. 1845 wurde er außerordentliches Mitglied des Obertribunals, 1850 trat er in die Akademie der Wissenschaften, 1854 in das Herrenhaus ein. In dem gleichen Jahre wurde er Mitglied des Staatsrats und Kronsyndikus. Er starb 20. Okt. 1874.

H. veröffentlichte: «Des Sachsenspiegels erster Teil oder das Sächsische Landrecht, nach der berliner Handschrift von 1369 herausgegeben» (zuerst Berl. 1827; 3. Ausg., Berl. 1861), «Des Sachsenspiegels zweiter Teil, nebst den verwandten Rechtsbüchern» (Berl. 1842—44). Daran schloß sich weiter an: «Der Richtsteig Landrechts nebst Cautele und Premis» (Berl. 1856). In zahlreichen Schriften, die in den Abhandlungen und Monatsberichten der Akademie der Wissenschaften zu Berlin erschienen, hat H. über die Handschriften des Sachsenspiegels, über dessen Verhältnis zum Schwabenspiegel u. s. w. gehandelt. Die Schrift «Über die Heimat nach altdeutschem Recht, insbesondere über das Hantgemal» (Berl. 1852) führte ihn auf das Studium der Haus- und Hofmarken, denen er noch ein umfassendes Werk widmete: «Die Haus- und Hofmarken» (mit 44 Tafeln, Berl. 1870).

Homiletik (grch.) nennt man die wissenschaftliche Anweisung zur kirchlichen Beredsamkeit oder zum Abfassen und Halten kirchlicher Reden, Homilien (s. d.) und Predigten. Sie ist der wichtigste Teil der praktischen Theologie und enthält, nächst der Lehre über die Bedeutung und Aufgabe der Predigt im Kultus überhaupt, die speziellen Regeln über die Wahl und Auffindung des Rede- und Predigtstoffs (Heuristik, meditatio), über dessen Anordnung (die Disposition) und Ausführung in seinen Teilen, wie auch über Vortrag, Deklamation (oratio) und Gestikulation. Der H. liegen die Regeln der allgemeinen Rhetorik zu Grunde, obschon sich deren Anwendung nach dem Inhalt und Zweck

der Predigt eigentümlich modifiziert. Nächst der Anweisung zur eigentlichen Predigt pflegt die H. auch Anleitung zu anderweiten kirchlichen Vorträgen, wie Bibelstunden, Kasualreden u. s. w., zu geben. Die Geschichte der H. umfaßt zugleich die Geschichte des Predigtwesens. Hand- und Lehrbücher der H. haben in neuerer Zeit geliefert Niemeyer, Hüffel, Nitzsch, Schleiermacher, Gaupp, Vinet (aus dem Französischen von Schmidt 1857), Palmer (5. Aufl., Stuttg. 1867), Alex. Schweizer (Lpz. 1848), Gust. Bauer (Gießen 1848), Beyer, «Das Wesen der christl. Predigt» (Gotha 1861); Hagenbach, «Grundlinien der Liturgik und H.» (1863); Henke, «Vorlesungen über Liturgik und H.» (herausg. von Zschimmer, Halle 1876). Die Geschichte der H. behandelten Ammon (Gött. 1804) und Paniel (Bd. 1, Lpz. 1839—40). Vgl. außerdem Stiebritz, «Zur Geschichte der Predigt in der evang. Kirche» (Bd. 1, Gotha 1875).

Homiliarius liber (Homiliarium), eigentlich Predigtsammlung, hießen im Mittelalter die Sammlungen von erbaulichen Auslegungen der Kirchenväter zu den sonn- und festtäglichen Perikopen (s. d.), welche beim öffentlichen Gottesdienste gelesen oder doch von den Predigern benutzt wurden. Das erste Homiliarium war auf Befehl Karls d. Gr. von Paulus Diakonus in lat. Sprache zusammengestellt.

Homilie (grch.), soviel wie Rede, wurde seit dem 4. Jahrh. die stehende Bezeichnung für die kirchliche Auslegung eines Schriftabschnitts in zusammenhängender Rede, oder für die Predigt. Heutzutage bezeichnet man damit nur eine bestimmte Predigtgattung. Dieselbe macht den Text selbst zum Thema und bringt, ohne sich an eine schulgerechte Zerlegung des Themas in bestimmte scharfgesonderte Teile zu binden, die einzelnen Gedanken, wie sie sich aus dem Text ergeben, nacheinander zur Sprache, um sie zur religiösen Belehrung und Erbauung der Zuhörer anzuwenden.

Homilius (Gottfr. Aug.), ausgezeichneter Organist und Kirchenkomponist, geb. 2. Febr. 1714 zu Rosenthal an der sächs.-böhm. Grenze, wurde 1742 Organist an der Frauenkirche zu Dresden, 1755 Kantor an der dasigen Kreuzschule und Musikdirektor und starb 1. Juni 1785. Er zeigte im Orgelspiel Reichtum an Gedanken, tiefe Kenntnis der Harmonie, ungemeine Fertigkeit und zweckmäßige Wahl im Registrieren. Von seinen trefflichen Kirchenkompositionen sind nur wenige gedruckt. Dahin gehören eine «Passionscantate» (1775), eine «Weihnachtscantate» (1777), «Sechs deutsche Arien im Klavierauszuge» (1786) und einige Motetten in den von Hiller herausgegebenen «Motetten». Als Manuskripte wurden verbreitet mehrere Passionen und Cantaten, die Kirchenmusiken auf alle Sonn- und Festtage, eine große Anzahl Motetten für Singstimmen, mehrere variierte und fugierte Choräle und ein Choralbuch.

Homines intelligentiae (lat., d. i. Menschen von Einsicht), schwärmerische Sekte in den Niederlanden um 1412, gestiftet von Ägidius Cantor, verbreitet vom Karmeliter Hildernissen. Sie wollten göttliche Erscheinungen haben und hofften auf eine neue Offenbarung; sie lehrten, es gäbe keine Auferstehung, die äußerlichen Handlungen schändeten den innern Menschen nicht, das Gebet habe kein Verdienst. Der Ketzerei beschuldigt, mußte Hildernissen abschwören, worauf sich dann die Sekte bald verlor.

Hommage (frz.), Huldigung.

Homme (frz.), Mensch, Mann; H. d'affaires, Geschäftsführer, Haushofmeister; H. du monde, Mann der feinen Welt; H. du jour, Mann nach der Mode; H. d'esprit, geistreicher Mann; H. de lettres, Litterat; H. lettré (litterarisch) gebildeter Mann; H. de qualité, Mann von Stande (von Adel); l'homme de Sedan, der Mann von Sedan, d. i. Napoleon III.; l'homme de Metz, d. i. Bazaine.

Hommel (Karl Ferd.), angesehener Rechtslehrer, der Sohn des namentlich durch seine «Anleitung zum Referieren» (7. Aufl., Halle 1808) verdienten leipziger Professors Ferdinand August H. (geb. 1765), war zu Leipzig 6. Jan. 1722 geboren, wo er anfangs Medizin, dann die Rechte studierte, 1744 Doktor, 1750 außerord., 1756 ord. Professor der Rechte, 1763 Ordinarius der jurist. Fakultät wurde und 16. Mai 1781 starb. Er suchte eine reinere, zweckmäßigere und geschmackvollere juristische Schreibart in den deutschen Gerichten einzuführen und wußte die Rechtswissenschaft mit Kritik, Geschichte, Altertumskunde u. s. w. zu verbinden, wovon seine «Oratio de jure arlequinizante» (Bayr. 1761), die «Bibliotheca juris rabbinica et Saracenorum Arabica» (Bayr. 1792), seine «Jurisprudentia nummis illustrata» (Lpz. 1765) und seine mannigfaltigen akademischen Schriften zeugen, die sich zum Teil in der von Rössig besorgten Ausgabe von H.s «Opuscula juris universi» (Bayr. 1785) gesammelt finden. Seine vorzüglichsten Arbeiten aber sind sein «Deutscher Flavius, oder vollständige Anleitung, sowohl bei Civil- als Kriminalfällen Urteil abzufassen» (4. vermehrte und verbesserte Ausg. von Klein, 2 Bde., Bayr. 1813) und «Rhapsodia quaestionum in foro quotidie obvenientium etc.» (4. Aufl., 7 Bde., Bayr. 1783—87). Auch sind zu erwähnen die Schrift «Über Belohnung und Strafe, nach türk. Gesetzen» (Bayr. 1772), die er unter dem Namen Alex. von Joch herausgab, die Übersetzung von Beccarias Schrift «Von Verbrechen und Strafen» (2 Bde., Bresl. 1788), die «Oblectamenta juris feudalis» (Lpz. 1755).

Hommes d'armes (frz., d. i. bewaffnete Männer) oder Lanzen hießen in den im J. 1445 in Frankreich vom König Karl VII. errichteten 15 besoldeten Ordonnanzkompagnien die Ritter mit Einschluß ihres Gefolgs. Eine Lanze bestand aus dem Ritter, dessen Knappen (coutilier), dessen Diener (valet) und drei Reisigen (archers), zusammithin 6 Pferde stark. Eine Ordonnanzkompagnie zählte 100 H. und stand unter dem Befehl eines Hauptmanns, dem zwei Offiziere (lieutenant und guidon) beigegeben waren. Die Reiter trugen Waffenröcke in den Wappenfarben ihres Hauptmanns; jede Kompagnie war bezüglich ihres Soldes auf bestimmte Städte angewiesen, welche denselben durch eine besondere Steuer aufbrachten. Die neue Truppe, der Anfang des stehenden Heers Frankreichs, vermehrte sich rasch, da die berühmtesten Helden, z. B. Bayard, in dieselbe eintraten. Die Zugehörigkeit zu den H. galt bald höher als der Ritterschlag. Durch diese Organisation machte sich der König den trotzigen Adel für den Krieg dienstbar.

Homo (lat.), Mensch, Mann; H. alieni juris, jemand, der unter der Gewalt eines andern steht, im Gegensatz zu H. sui juris, ein selbständiger Mensch; H. proprius, Leibeigener.

Homo diluvii testis nannte 1726 Scheuchzer, ein schweizer Arzt und Naturforscher, die bei Oningen in den tertiären (Miocen) Schiefern gefundenen Reste eines großen Salamanders (Andrias Scheuchzeri), die er für die Reste eines menschlichen Säuglings hielt. Erst Cuvier erkannte den wahren Ursprung der Versteinerung, die sich gegenwärtig in Harlem befindet.

Homöen (grch., «Gleichberechtigte»), Benennung der Spartiaten (der spartanischen Vollbürger) in Bezug auf ihre polit. Stellung.

Homogen (grch.) oder gleichartig ist ein Körper, der in allen Punkten gleiche Qualität (Dichtigkeit, chem. Zusammensetzung) hat. Homogene Funktion (Form) mehrerer Unbestimmten von n Dimensionen heißt in der Mathematik eine Formel, deren Wert, wenn die Unbestimmten einzeln mit t multipliziert werden, mit t^n multipliziert wird. Z. B. $ax + by$ ist eine Form ersten Grades (von einer Dimension, linear) der x, y mit den Coëfficienten a, b u. s. w. — Logisch bezeichnet man als homogen verschiedene Arten einer und derselben Gattung. So sind z. B. Rose und Tulpe homogen als Arten der Gattung Pflanze. Im Gegensatz dazu nennt man heterogen zwei Arten, die verschiedenen Gattungen angehören, z. B. Rose und Hund.

Homogenes Licht, auch einfaches Licht nennt man ein Licht, dessen Strahlen durch ein oder mehrere Prismen sich nicht weiter zerlegen lassen. Die Farben eines ausgezeichnet entwickelten Spektrums sind also homogen. Das in einer Wasserstoffflamme verflüchtigte Natrium gibt homogenes Gelb, ebenso das Thallium homogenes Grün. Die übrigen einfachen Stoffe liefern bei der Spektralanalyse kein homogenes Licht, sondern zusammengesetztes, doch ist hierbei jenes des Lithiums und Indiums annäherungsweise homogen, indem das Rot des erstern nur ein sehr schwaches Orange, das Blau des letztern bloß ein wenig wirksames Violett beigemischt enthält.

Homolog (grch., gleichlautend, gleichnamig), Bezeichnung für etwas, was gleiche Beziehung hat, wie homologe Punkte, die bei der Deckung von Figuren aufeinander fallen; homologe Glieder einer Proportion, die beiden Vorder- und die beiden Hinterglieder einer Proportion.

Homologe Körper nennt man in der organischen Chemie solche Verbindungen, welche unter sich ähnliche Eigenschaften besitzen und sich in ihrer Zusammensetzung durch einen Mehr- oder Mindergehalt von n CH_2 unterscheiden. Es lassen sich hiernach die meisten der bekannten Verbindungen in Reihen gruppieren, deren einzelne Glieder unter sich ähnlich sind, aber doch wieder ganz bestimmt ausgesprochene Verschiedenheiten besitzen. Die Glieder dieser Reihen entstehen, indem in dem Radikal des Anfangsgliedes ein Atom Wasserstoff durch Methyl vertreten wird, wodurch ein neues Radikal entsteht, in welchem wieder ein Atom Wasserstoff durch Methyl ersetzbar ist u. s. f. So z. B.:

CH_2O_2 oder H COOH Ameisensäure oder Carbonsäure,
$C_2H_4O_2$ oder CH_3 COOH Essigsäure oder Methylcarbonsäure,
$C_3H_6O_2$ oder C_2H_5 COOH Propionsäure oder Äthylcarbonsäure,
$C_4H_8O_2$ oder C_3H_7 COOH Buttersäure oder Propylcarbonsäure,
$C_5H_{10}O_2$ oder C_4H_9 COOH Valeriansäure oder Butylcarbonsäure,
$C_6H_{12}O_2$ oder C_5H_{11} COOH Capronsäure oder Valerylcarbonsäure u. s. f.

Eine gleiche homologe Reihe bilden die Alkohole:

CH_4O oder CH_3 OH Methylalkohol oder Carbinol,
C_2H_6O oder CH_2 CH_3 OH Äthylalkohol oder Methylcarbinol,
C_3H_8O oder C_2H_4 CH_3 OH Propylalkohol oder Äthylcarbinol,
$C_4H_{10}O$ oder C_3H_6 CH_3 OH Butylalkohol oder Propylcarbinol,
$C_5H_{12}O$ oder C_4H_8 CH_3 OH Amylalkohol oder Butylcarbinol,
$C_6H_{14}O$ oder C_5H_{10} CH_3 OH Hexylalkohol oder Amylcarbinol u. s. f.

Gleiche homologe Reihen finden sich bei allen Abkömmlingen dieser Verbindungen, bei den Kohlenwasserstoffen, bei den Aldehyden, bei den Säurechloriden, bei den Äthern, bei den Ammoniaken u. s. f.

Aber nicht alle Körper, welche eine Zusammensetzungsdifferenz von n CH_2 zeigen, gehören derselben homologen Reihe an, es ist vielmehr immer Bedingnis, daß das wasserstoffersetzende Methyl in das Radikal eintrete. So z. B. unterscheiden sich der Methylalkohol CH_4O und der Methyläther C_2H_6O ebenfalls durch die Differenz CH_2, beide sind aber nicht homolog, der Methylalkohol ist CH_3OH, der Methyläther CH_3OCH_3. In letzterm substituiert das Methyl nicht ein Wasserstoffatom des Radikals, sondern ein Wasserstoff des Hydroxyls. Ähnliche Beispiele ließen sich in Menge aufführen.

Homologie, s. unter Ähnlichkeit.

Homonna, Marktflecken im ungar. Komitat Zemplin, an der Laborcza, Station der Ersten Ungarisch-Galizischen Eisenbahn (Przemysl-Legenye-Mihalyi) mit 3100 E., meist Slowaken und Ruthenen, und besuchten Märkten, Salzamt und einem Kastell der jetzt ausgestorbenen Familie Homonnay, Nachkommen des ital. Adelsgeschlechts von Drugith, das im J. 1360 dieses Gut erhielt. H. war der Vorort einer Herrschaft, die mehr als 100 Ortschaften umfaßte.

Homo novus, s. unter Nobiles.

Homonymen (grch.), Wörter von gleichem Laute, aber verschiedener Bedeutung, z. B. Bauer (Landmann und Vogelkäfig). (S. Synonymen.)

Homöographie benannte der Buchdrucker Helfmann sein Verfahren, ältere Drucke aufs neue wieder abzudrucken und zu dem Zwecke von dem alten Druck selbst eine Umdruckplatte zu erzeugen.

Homöomerien (grch.), nach Anaxagoras (s. d.) die unter sich gleichen Bestandteile der ursprünglich chaotischen Materie.

Homöopathie (von ὅμοιος, ähnlich, und πάθος, das Leiden), das von Hahnemann (s. d.) aufgestellte System der Heilkunst, welches auf dem Satze beruht, «Ähnliches durch Ähnliches zu heilen» (similia similibus curare, abgekürzt S. S.). Hahnemann wurde auf dieses Prinzip dadurch geführt, daß er, nachdem er bei gesundem Körper Chinarinde eingenommen, einen wechselfieberartigen Frostanfall erduldete, und kam so auf den Gedanken, die China heile Wechselfieber, weil sie ähnliche Symptome hervorbringe. Er verfolgte diese Idee hinsichtlich anderer Arzneimittel und veröffentlichte zuerst 1796 einen Versuch über ein neues Prinzip zur Auffindung der Heilkräfte der Arzneisubstanzen in Hufelands «Journal der praktischen Heilkunde». Später führte er dieses Thema, verknüpft mit andern, zum Teil sehr paradoxen Sätzen über Krankheit, Heilung und Arzneiwirkung, weiter aus in seinen «Fragmenta de viribus medicamentorum positivis sive in sano corpore observatis», dann in dem populär geschriebenen, sehr weitverbreiteten,

auch fast in alle lebende Sprachen übersetzten «Organon der Heilkunde», in der «Reinen Arzneimittellehre» und den «Chronischen Krankheiten». Er stützte sich in diesen Schriften auf zahlreiche, immer neu an sich selbst und andern gemachte oder auch aus ältern Schriftstellern zusammengetragene Beobachtungen über die Wirkungsweise vieler Arzneien und Gifte. Die außerordentlich schroffe Art, mit welcher Hahnemann in diesen Schriften gegen die frühere Medizin und gegen das Verfahren aller gleichzeitigen Ärzte auftrat (wobei er erstere die Allopathie, letztere Allopathen nannte), bewirkte einen heftigen litterarischen Streit. Die neue Lehre fand indes aus verschiedenen Gründen alsbald zahlreiche Anhänger im Publikum. Hierzu trugen, außer einigen, wohl vorzugsweise der Heilkraft der Natur und der Einhaltung strenger Diät zuzuschreibenden Heilerfolgen, wesentlich bei die Neigung des großen Publikums, insbesondere der Halbgebildeten, für alles Mystische, sowie die äußere Annehmlichkeit der von Hahnemann eingeführten Arzneiformen (Pülverchen, Tröpfchen, Streukügelchen, Riechfläschchen, anstatt der bisher üblichen großen Arzneiflaschen, Pillen- und Pulverschachteln u. dgl.); die Verbannung der äußern, zum Teil abschreckenden und schmerzhaften Heilmittel (z. B. Aderlassen, Schröpfen, Blutegel- und Blasenpflasterlegen, Brennen, Umschläge u. s. w.); die strenge, gegen die derzeitige Unmäßigkeit ankämpfende, von den bisherigen Ansichten abweichende Diät (Verbot des Kaffees, der Gewürze, des Kalbfleisches u. s. w.); vor allem aber das von Hahnemann und vielen seiner Schüler beanspruchte und trotz alles Widerstandes der medizinalpolizeilichen Behörde ausgeübte Selbstbereiten und Selbstverabreichen der homöopath. Arzneimittel.

Obschon die jetzigen homöopath. Ärzte von den ursprünglichen Lehrsätzen Hahnemanns nur noch sehr wenige als richtig gelten lassen, so ist doch als das Wesentliche und Charakteristische der homöopath. Lehre und Praxis der Grundsatz, «Ähnliches mit Ähnlichem zu heilen», stehen geblieben. Um Krankheiten gründlich zu heilen, schreibt die homöopath. Schule vor, soll man solche Heilmittel wählen, welche im gesunden lebenden Körper ähnliche Symptome hervorzurufen vermögen, wie diejenigen sind, welche von der Krankheit hervorgerufen werden. Da ein Symptom nichts anderes ist als eine Veränderung irgend eines Organs (wie z. B. Nieskitzel durch Reizung des Gefühlsnerven in der Nase, Husten durch Zusammenziehung bestimmter Ausatmungsmuskeln, Erbrechen durch die des Magens, Stuhlgang durch die des untern Darmkanals entsteht), soll man bei Krankheiten bestimmter einzelner Organe solche Mittel wählen, die eben auf das kranke Organ wirken, die einen bestimmten Nervenast, eine bestimmte Haargefäßgruppe, eine bestimmte Drüse u. s. w. affizieren: dies sind die sog. Organheilmittel oder Lokalspezifika, die Elektivmittel oder Eigenmittel der Organe, wie sie von manchen neuern ärztlichen Schulen genannt werden. Ein solches Verfahren, örtliche Übel durch örtlich wirkende Mittel zu heilen (localia localibus sanare), war zum Teil schon in den ältesten Zeiten üblich, wie dies bereits Hahnemann selbst bemerkte. Aber die Erfahrung lehrte zugleich, daß solches Verfahren nicht in allen Fällen heilsam, in manchen vielmehr schädlich sei. So mußten z. B. Brechmittel einen entzündeten Magen stets nur noch mehr verletzen, mußte das Hineinstürmen mit stark wirkenden Arzneien in ein ohnedies krankes Organ in vielen Fällen nur das Übel ärger machen. Diese Thatsache wußte auch Hahnemann recht wohl, und zwar um so mehr, als er sich sehr bald überzeugte, daß ein erkranktes Organ viel leichter und heftiger von einem spezifischen Arzneimittel affiziert wird als im gesunden Zustande. Er gab daher sehr zeitig die Vorschrift: man solle das homöopatische (d. h. nach dem Grundsatz der Symptomenähnlichkeit gewählte) Mittel in äußerst geringen Gaben geben, die er dann noch mehr, zuletzt bis ins Unendliche verkleinerte (die sog. Potenzierungen der Arzneien, d. h. Verdünnungen von 1 zu 100, und dieser wieder von 1 zu 100 u. s. f.). Dies erreicht man durch einen eigentümlichen Verdünnungs- und Schüttelungsprozeß, am besten mit Weingeist; je größere Verdünnung, desto größere potentielle Kraft. Thut man einen Tropfen der dreißigsten Verdünnung (ein Decillionstel Gran des Medikaments) auf ein Stück Zucker, so braucht man oft nur an diesen zu riechen, um von der betreffenden Krankheit geheilt zu werden. Später stellte Hahnemann sogar das wahrscheinlich auf ähnliche oberflächliche Beobachtungen gegründete Gesetz auf, daß der Heilung durch homöopath. Mittel oft eine Steigerung sämtlicher Krankheitserscheinungen vorhergehe (die sog. homöopathische Verschlimmerung). Daß die Arzneimittel in sehr kleinen Gaben oft ganz andere, sogar anscheinend entgegengesetzte Zufälle im lebenden Körper hervorbringen als in großen Gaben, ist ein weiterer Kardinalsatz der H., welcher schon zur Zeit Hahnemanns von den Ärzten und Naturforschern auf das lebhafteste bekämpft wurde. Jetzt glauben die Homöopathen diese scheinbaren Kontraste zwischen großen und kleinen Gaben auf naturwissenschaftlichem (physik.-chem. oder physiol.) Wege lösen zu können. Sie berufen sich unter anderm darauf, daß z. B. Säuren das Eiweiß des lebenden Körpers, wenn sie konzentriert darauf wirken, zum Gerinnen bringen, während sie verdünnt das Geronnene wieder auflösen. Kochsalz, in trockenem Zustande aufgestreut, wirkt durch Wasserentziehung reizend, beißend auf die Schleimhäute, bei geringer Verdünnung aber lösend und kühlend. Viele Gifte und Reizmittel, die bei kleinen Mengen das Gehirn oder andere Nervenpartien lebhaft reizen, lähmen solche bei großen Mengen, u. s. w. Diese Thatsache beschränkt sich aber nicht bloß auf die Wirkung der Arzneimittel, sondern sie kommt allen möglichen Einwirkungen auf den menschlichen Körper zu; sie findet sogar bei dessen eigenen Prozessen, bei gesunden und krankhaften Vorgängen statt. Hohe Grade von Zorn lähmen z. B. Zunge und Sprache, niedere beleben dieselben Teile. Leichter Schlaf regt das Gehirn zu Träumen auf, dagegen tiefer, fester Schlaf verbannt die Träume.

Diese von der neuern Physiologie und Pathologie tausendfältig bewahrheiteten Beobachtungen zeigen erstens, daß es sich hier nicht um Eigenschaften handelt, die den Arzneien als solchen innewohnen, sondern um Gesetze des lebenden Organismus. Sie zeigen zweitens, daß das, was Hahnemann als entgegengesetzte Dinge betrachtete, keine Gegensätze sind, sondern bloße Modifikationen einer und derselben Grundfunktion. Hahnemann namentlich lehrte, daß die alte Medizin nach dem Prinzip kuriere: contraria contrariis, d. h. solche Mi

welche die der Krankheit entgegengesetzten tome hervorrufen (z. B. bei Durchfall ver- de, bei Schmerz betäubende, bei Krämpfen de u. s. w.); er stellte dagegen auf, daß ein Verfahren falsch sei: man müsse vielmehr nliches Leiden (ὅμοιον πάθος) hervorrufen. n hier gegebenen Erklärungen leuchtet aber ie beim jetzigen Stande der Physiologie diese Sätze nicht mehr als Gegensätze bestehen. beide besagen dasselbe, nämlich: daß man geben müsse, welche auf das kranke Organ Diese Überzeugung hat auch die in der hälfte des 19. Jahrh. unter Landärzten sehr zte Schule Rademachers (s. d.) an die gestellt. Die Hauptaufmerksamkeit dieser geht auf Erforschung von Organheilmitteln, eber-, Milz-, Magen-, Hirnmitteln. Die- Tendenz verfolgt in der That auch eine be- dere Fraktion der neuern Homöopathen, die pezifiker oder Idiopathiker. (Vgl. Arnold, rationell-spezifische oder idiopathische Heil- ren», Heidelb. 1851.) Ein unbefangener uf das gewöhnliche praktische Leben zeigt ns, daß keins dieser drei Heilprinzipe (si- similibus, localia localibus, contraria con-) als solches allein ausreicht. Man müßte en größten Teil der chirurg., geburtshilf- orthopäd., gymnast., der diätet. und anderer gsweisen ausschließen und sich bloß auf einige rkende Arzneien beschränken.

Hauptverdienst der Hahnemannschen Lehre unbestreitbar darin, daß sie einen Teil der veranlaßt hat, sich viel mit Prüfungen der en an gesunden Menschen und Tieren zu be- en. Ein zweites, obschon negatives Ver- der H. ist, daß sie das Treiben mit vielfach mengesetzten oder giftigen Arzneien, sowie rbarischen Eingriffe in den Gang der Krank- durch Aderlässe, Blutegel, Blasenpflaster, isen, Brech- und Abführmittel u. dgl. sehr end eingeschränkt hat. Die Homöopathen s es, gestützt auf die Überzeugung von der hrer verdünnten Arzneien, den Krankheiten natürlichen Verlauf zu lassen, und in der ahl bewährte sich auch, wie allenthalben, die als die beste Meisterin. Die Fälle verliefen omöopath. Verfahren meist glücklicher als m gewaltsamen Verfahren der frühern Allo- . Jetzt ist aber auch jenes Resultat, das die bewirkt, ein Allgemeingut geworden. Die Ärzte behandeln und heilen gegenwärtig enge Krankheiten auf rein diätetischem Wege, diese physiol. Schule vor allen noch das vor- t, daß sie die natürlichen Vorgänge des Or- nus am sorgfältigsten und ausdauerndsten t. Aus diesem Grunde haben auch zum Teil die neuern Homöopathen es für nötig n, den Forschungen dieser Richtung nicht zu bleiben.

r den ältern Anhängern Hahnemanns wirk- sonders für die Verbreitung seiner Lehre, ie auch von ihm charakteristisch genug nicht llkommene Homöopathen anerkannt wurden, Müller in Leipzig, W. Groß in Jüterbogk, in Naumburg, Rau, Wolf, Trinks, Noack, lich u. a. Einzelne Homöopathen, wie Lux . Fr. Müller, verstiegen sich zu der aben- chen, wegen ihrer abschreckenden Konsequen- rmals zu allgemeiner Geltung gekommenen Lehre der sog. Isopathie, nach welcher Gleiches mit ganz Gleichem geheilt werden soll, z. B. Pocken mit Pockeneiter, Tripper mit Trippereiter, Bandwurm durch verzehrte Bandwurmglieder u. dgl., jedenfalls die unreinlichste und verkehrteste Theorie von allen jemals erfundenen. Die Mehrzahl der jetzigen homöopath. Ärzte verwirft fast alle Lehrsätze Hahnemanns mehr oder minder, obschon dieselben in Laienkreisen noch immer große Autorität genießen. Nicht bloß die physiol. Medizin nennt das ganze Lehrgebäude Hahnemanns ein Gemisch von Sophistik und Irrtum, sondern auch die dem Grundsatze Hahnemanns similia similibus noch immer beistimmenden Ärzte bezeichnen die Deduktionen des Begründers der H. als unwissenschaftlich, indem sie ihre eigene Theorie die «wissenschaftliche H.» nennen. Allein den hohen grundlegenden Wert der Physiologie und pathol. Anatomie für die gesamte Heilkunde hat auch die jetzige H. keineswegs vollgültig anerkannt und daher auch auf deutschen Universitäten trotz vieler Agitationen noch keinen Lehrstuhl erhalten.

Die H. zählt vorzugsweise in Amerika viele Anhänger, wo auch 1876 eine internationale Versammlung homöopath. Ärzte zu Washington stattfand. Sie verleitet viele Laien zu dem Versuche, sich selbst zu kurieren, wozu insbesondere zahlreiche populäre Schriften Anlaß bieten. Zu diesem Zwecke werden homöopath. Haus- und Reiseapotheken verbreitet, und es bestehen sogar mehrere sich nur mit dem Verlag und Vertrieb homöopath. Schriften beschäftigende Buchhandlungen.

Litteratur. Über Wesen und Tendenz der H. vgl. außer den Schriften Hahnemanns noch: Altschul, «Systematisches Lehrbuch der theoretischen und praktischen H.» (Sondersh. 1859); Kafka, «Die homöopath. Therapie auf Grundlage der physiol. Schule» (2 Bde., Sondersh. 1863—69); Grauvogl, «Lehrbuch der H.» (2 Bde., Nürnb. 1866); Lutze, «Lehrbuch der H.» (10. Aufl., Sondersh. 1882); Clotar Müller, «Homöopath. Haus- und Familienarzt» (10. Aufl., Lpz. 1879); Hering, «Homöopath. Hausarzt» (14. Aufl., Jena 1876); Hirschel, «Der homöopath. Arzneischatz in seiner Anwendung am Krankenbett» (13. Aufl., Lpz. 1884); Rigler, «Die H. und ihre Bedeutung für das öffentliche Wohl» (Berl. 1882); Ameke, «Die Entstehung und Bekämpfung der H.» (Berl. 1884). Unter den Zeitschriften sind am verbreitetsten Hirschels «Zeitschrift für homöopath. Klinik» (Lpz.), welche besonders die neuere Fraktion der H. vertritt, die «Internationale homöopath. Presse» (Bd. 7, Lpz. 1876), sowie die «Populäre Zeitschrift für H.» von Schwabe (14. Jahrg., Lpz. 1883). Über die Geschichte der H. vgl. Kleinert, «Geschichte der H.» (Lpz. 1862).

Homöopropheron (grch.), der fehlerhafte Gebrauch vieler mit demselben Buchstaben anfangenden Wörter unmittelbar hintereinander, z. B. O Tite, tute, Tati tibi tanta, tyranne, tulisti.

Homöoteleuton (grch., «sich gleich endigend»), der gleiche Ausgang zweier oder mehrerer Sätze oder Verse, dem Reim entsprechend, findet sich besonders häufig im Ausgang der beiden Hälften des Pentameter.

Homophönisch, s. unter Vielstimmig.

Homo proponit, Deus disponit, lat. Sprichwort, entsprechend dem deutschen: Der Mensch denkt, Gott lenkt, dem französischen: L'homme

propose et Dieu dispose, dem italienischen: L'uomo ordisce e la fortuna tesse; es beruht wahrscheinlich auf einer Stelle der «Sprüche Salomos» (16, 9), welche in der Vulgata lautet: «Cor hominis disponit viam suam, sed Domini est dirigere gressus ejus» («Des Menschen Herz schlägt seinen Weg an, aber der Herr allein gibt, daß er fortgehe» [Luther]).

Homoptēren (Homoptĕra), eine Unterordnung der Halbflügler (s. d.), dadurch charakterisiert, daß bei ihr in der Ruhe beide Flügelpaare dem Körper schräg, in der Gestalt eines Daches anliegen. Zu ihnen gehören die Zirpen, Blattflöhe, die Blattläuse und die Schildläuse.

Homospōr nennt man diejenigen Gefäßkryptogamen, welche gleichartige Sporen besitzen.

Homo sum, humani nihil a me alienum puto, «ich bin ein Mensch, nichts Menschliches schätze ich mir fremd», Citat aus des Terenz «Heautontimorumenos» (1, 1).

Homo trium literarum (lat.), Mensch von drei Buchstaben, nämlich fur (d. i. Dieb).

Homousiasten und **Homöusiasten** sind Parteinamen aus dem Arianischen Streit (s. d.).

Homousios (grch.), d. h. wesensgleich, nämlich mit Gott, ist ein Christo im Bekenntnis von Nicäa beigelegtes, von den Arianern bestrittenes Prädikat. (S. Arianer.)

Homöusios (grch.), d. h. wesensähnlich, nämlich mit Gott, ist das Prädikat, welches die sog. Semiarianer im arianischen Streite Christo beilegten. Sie erhielten davon den Beinamen Homöusianer. (S. Arianer.)

Hompesch (Ferd., Freiherr von), der letzte Großmeister des Johanniterordens und der erste Deutsche, der diese Würde bekleidete, war der Sohn des kurpfälz. Geheimrats Johann Wilhelm von H. und wurde 9. Nov. 1744 zu Düsseldorf geboren. In seinem 12. Jahre kam er nach Malta, wo er vom Pagen des Großmeisters nach und nach zum Großkreuz aufstieg, lange Zeit die Gesandtenstelle des wiener Hofs bei seinem Orden bekleidete und 1797 durch den überwiegenden Einfluß Österreichs zum Großmeister gewählt ward. Als Bonaparte 10. Juni 1798 vor Malta erschien, verweigerte H. die Einfahrt in den Hafen und ließ seine Truppen unter die Waffen treten. Diese wurden jedoch durch einige ans Land gesetzte Abteilungen der Franzosen sehr bald über den Haufen geworfen. Doch die Hauptstadt und Festung Lavalette hätte sich längere Zeit gegen die franz. Truppen zu behaupten vermocht, wenn nicht zwischen Bonaparte und einigen Rittern eine verräterische Abmachung zu Stande gekommen wäre, welche gegen die Übergabe der Festung dem Orden sein Eigentum, seine Religion und seine Privilegien garantierte. Doch kaum waren die Franzosen im Besitz der ganzen Insel, als sie den Großmeister mit Strenge behandelten und, unter dem Versprechen einer jährlichen Pension, ihn zwangen, mit den Rittern die Insel zu verlassen. H. schiffte sich nach Triest ein, wo er später seine Würde in die Hände des Kaisers Paul von Rußland niederlegte, der sie bis zu seinem Tode bekleidete und H. eine Pension aussetzte. Nach Pauls Tode, als die russ. Pension nicht mehr gezahlt wurde, geriet H. in große Verlegenheit, ging nach Montpellier, um wenigstens einen Teil der rückständigen franz. Pension zu erhalten, und starb daselbst Anfang 1803.

Sein Neffe, Johann Wilhelm von H., der Sohn des 1801 verstorbenen kurbayr. Staats- und Konferenzministers Franz Karl von H., geb. 14. Sept. 1761, gest. als bayr. Finanzminister 9. Dez. 1809, erwarb sich von 1806 an große Verdienste um sein Vaterland.

Homrân, Stamm des Bedschavolks im südöstl. Nubien, an der Grenze Abessiniens, zwischen Galabat und Gedarif, südlich von dem Setit genannten mittlern Teile des rechts zum Nil gehenden Atbara. Der Boden des ebenfalls H. genannten Landes ist fruchtbar, namentlich an den Flüssen; doch ist der Volksstamm ganz der Jagd ergeben. Im südlichern Teile des Landes finden sich dunkle, dichte Gehölze, in denen zahlreiche Gazellen und Antilopen, Giraffen, Elefanten und wilde Büffel leben.

Homs, Stadt in Syrien, s. unter Emesa.

Homunculus (Homuncio, lat., Diminutiv von homo), kleiner, kleinlicher Mensch; in Goethes «Faust» ein auf chem. Wege erzeugter Mensch.

Hón (ungar.), Heimat, Vaterland. (S. Honvéd.)

Hon., in England gebräuchliche Abkürzung für Honourable (s. d.).

Ho-Nan, im Chinesischen Mitte des Gelben Flusses bedeutend, ist nach dem Regierungsalmanach die vierte Provinz des chines. Reichs, 173350 qkm groß. H. wird im N. von der Provinz Schan-Si, im O. von Pe-tschi-li, Schan-tung, Kiang-Su und Ngan-Hwei, im S. von Hu-Pe und im W. von der Provinz Schen-Si begrenzt. Diese Provinz besteht aus 9 Gouvernements, 4 Arrondissements, die unter die Provinz Pe-tschi-li ressortieren, 6 gewöhnlichen Arrondissements und 96 Kantonen, deren Gesamtbevölkerung auf 23037171 Personen geschätzt wird. Milde des Klimas, Fruchtbarkeit des Bodens und Überfluß an den wertvollsten Erzeugnissen desselben, wie Getreide, Reis, die edelsten Baumfrüchte, unter ihnen die meisten europäischen, sowie Granatäpfel, alle Arten von Orangen u. a. m. machen diese Provinz zu einer der reichsten des ganzen Reichs. Ihre Hauptflüsse sind der Hoang-ho oder Gelbe Fluß, der Wei-ho und der Lo-ho. Hauptstadt der Provinz ist Kaï-Fong-Fu, rechts vom Hoang-ho, eine wohlgebaute Stadt mit befestigter Ringmauer, blühendem Handel und sehr betriebsamer Bevölkerung, welche auf 4—500000 Seelen geschätzt wird. Eine andere wichtige Stadt in H. ist Ho-Nan-Fu, die Hauptstadt des gleichnamigen Departements. Sie war Residenz einer Anzahl von Kaisern und ist unter dem Namen von Lo-Yang in der Geschichte von China berühmt. In der Umgegend von ihr befinden sich viele prachtvolle Gartenanlagen und eine große Anzahl von Grabmälern alter chines. Kaiser.

Honberg, Schloßruine bei Tuttlingen (s. d.).

Honda oder Bayahonda, Hafen an der Westseite der Halbinsel Goajira, an der Nordküste von Columbien in Südamerika.

Honda oder San Bartolomeo de Honda, Stadt im Staate Tolima der Vereinigten Staaten von Columbien in Südamerika, 52 km im NNO. von Ambalema, am linken Ufer des Magdalena, wo der Guali mündet; über letztern führt eine hölzerne und eine eiserne Brücke. In ganz von Bergen umgebenem Thale, 210 m hoch gelegen, hat es ein heißes Klima (29,5° C.). Das Erdbeben im Juni 1805 hat die Stadt fast ganz zerstört. Dennoch ist H., das 3700 E. zählt, jetzt der Haupthandelsplatz von Tolima, der erste Flußhafen Columbiens, der Ort, bis zu welchem die Dampfschiffahrt auf dem Magdalena aufwärts reicht. Vom Landungsplatz

ührt eine Straße von 110 km Länge nach
Ehemals war H. Lagerplatz für die Sil-
n Peru und Bolivia, welche man nicht
g machen lassen wollte; jetzt ist es Nie-
den Tabak von Ambalema und die Kin-
iva, wie für alle nach Bogota und Europa
Waren.

oeter (spr. Hondekuter) ist der Name
hmten holländ. Malerfamilie. — Agi-
Gilles H., geb. zu Utrecht 1583, der
s Marquis von Westerloo, der, in Bra-
begütert, der Inquisition wegen sein
verlassen hatte. Seine Landschaften ge-
der ältern, phantastischen Richtung an.
seit 1627 zu Amsterdam, wo er auch
Sein Sohn Gijsbert H., geb. zu Am-
der zu Utrecht 1613, gest. zu Utrecht
in seinem Stil Nachfolger seines Vaters.
s Sohn, Melchior H., geb. zu Utrecht
die Malerkunst bei seinem Vater und bei
kel. Joh. Bapt. Weenix, erlernte, wurde
ntste seiner Familie. Er starb in Am-
April 1695. Mit bewundernswürdiger
te er Tiere, hauptsächlich Vögel, deren
t aufs täuschendste nachahmte, nament-
r, Truthühner, Enten, Gänse, Pfauen.
grund bilden bei ihm meist wohlgeord-
schaften. Sein Pinsel ist weich und
Strich fest und breit.
s (Jodocus und Hendrik), Kupferstecher,
ercator.

(Río), Fluß in Centralamerika, ent-
Río Encuentros in Guatemala, bildet
Grenze zwischen Yucatan und Britisch-
und mündet in die Chetumabai des Golfs
tras.

hoote, Stadt im franz. Depart. Nord,
ment Dünkirchen, 17 km im OSO. von
dt, an der belg. Grenze, beim Kanal von
ach Furnes oder dem Kanal der Basse-
t (1876) 1870, als Gemeinde 3586 E.
Kirche aus dem 16. Jahrh., welche ein
80 m hoher got. Glockenturm überragt.
lich restaurierte Stadthaus zeigt schöne
tektur. H. war vom 11. Jahrh. an eine
tadt von 20000 E., welche zahlreiche
Sergesfabrilen besaß; jetzt besteht nur
abrik von Kartons. Hier erfocht 6. bis
793 General Houchard einen Sieg über
erzog von York und dem Prinzen von
eiligten Verbündeten.

ras, einer der fünf Freistaaten von Cen-
a (s. d.), grenzt im NO. an das Antillen-
R. an die Hondurasbai, im NW. und W.
mala, im SW. an San-Salvador, im
Südsee, im SO. an Nicaragua und um-
real von 120480 qkm. Am Atlantischen
ie Küste eine Entwickelung von 650 km
Bay-Inseln (s. d.) eine wahre Bereiche-
der Südsee umfaßt die Küstenlänge der
etwa 100 km, und von deren vier zu H.
Inseln besitzt Tigre den vortrefflichen
apala (s. d.). H. trägt durchgängig den
eines Gebirgslandes. Die Hauptcordil-
gegen WNW. gerichtet und die Wasser-
chen beiden Oceanen bildet, stellt sich als
breiter Gebirgskörper mit vorherrschend
ger Oberfläche dar. Die mittlere Höhe
Cordillere beträgt nicht über 2000 m, die
Höhe des Plateau etwa 1000 m. Das Land, reich bewässert, hat mehrere größere Flüsse, welche jedoch als Wasserstraßen der künstlichen Nachhilfe bedürfen. In die Fonsecabai fließen der Grenzfluß Goascoran und der Choluteca oder Rio Grande de Tegucigalpa, in die Hondurasbai unter andern der Chamelicon, der Ulua (im obern Laufe Humuya), welcher fast ein Drittel von H. bewässert, der Roman oder Aguan, Rio Tinto oder Negro (im Innern Soyas), der Patuca und der Wanks oder Segovia, an der Grenze gegen Nicaragua, der längste Fluß Centralamerikas. Der bedeutendste See ist die 650 m über dem Meere gelegene Laguna da Yoyoa oder de Taulabe. Das Klima des Landes ist, mit Ausnahme der heißen Küstenebenen, gesund. Der größte Teil des Hochlandes gehört zur Tierra Templada, in der fast überall neben den Früchten der gemäßigten Zone noch die der tropischen Zone gedeihen. Der Boden zeigt sich durchgängig fruchtbar. Mit ausgedehnten Savannen wechseln im Hochlande noch größere Waldungen, besonders Fichtenwälder. Die Wälder des Küstenstrichs bieten außer der Fichte die schönsten Nutzhölzer, namentlich Mahagoni und Farbeholz, und enthalten zugleich die meisten andern Bäume und Sträucher Centralamerikas, namentlich Vanille, Sassaparille, Guayac, Ipecacuanha u. s. w. Der sehr fruchtbare Boden der Ebenen im Norden und Osten eignet sich zum Anbau von Baumwolle, Reis, Zucker, Kakao, Tabak u. s. w. Die Zucht von Pferden, Maultieren und Rindvieh, sowie die Bereitung von Käse bildet in einem großen Teile des Landes den fast ausschließlichen Gewerbszweig. Zugleich ist H. reich an Metallen, insbesondere an Gold und Silber. (Vgl. die Karte: Mexiko und Centralamerika.)

Die Bevölkerung von H. wird auf 350000 bis 400000 E. geschätzt, welche in 184000 Indianer, 205000 Mestizen, 5750 Weiße und 5250 Neger zerfallen. An der Nordküste wohnen etwa 20000 Karaiben, welche von den 1796 von den Engländern nach der Insel Ruatan deportierten Ureinwohnern der Antilleninsel St.-Vincent abstammen und durch Arbeitstüchtigkeit, Intelligenz und Zuverlässigkeit sich auszeichnen. Die Haupterwerbszweige bilden die Landwirtschaft und der Bergbau. Doch liegen beide so sehr danieder, daß H. gegenwärtig als der ärmste der centralamerik. Staaten gilt. Außerdem fehlt es in H. an aller eigentlichen Industrie, und ebenso ist der Handel, dessen Centrum Tegucigalpa, von geringer Bedeutung. Die Ausfuhr, auf jährlich 1805000 Doll. geschätzt, besteht hauptsächlich in Vieh, Holz, Gold, Silber, Indigo und Leder. Der auswärtige Handel verteilt sich ungefähr zu gleichen Teilen auf die Häfen Truxillo und Omoa an der Nordküste und auf die an und in der Fonsecabai gelegenen Häfen San-Lorenzo oder La Paz, Pedeyral und besonders Amapala. Von der Interoceanischen Eisenbahn, welche von Puerto-Caballos (s. d.) nach Amapala gehen soll, ist seit 1871 die Strecke von Puerto-Cortez bis San-Pedro (60 km), von Telegraphenlinien sind 805 km in Betrieb. Die geistige Kultur der Bevölkerung ist eine sehr geringe. Die zwei Universitäten von Comayagua und Tegucigalpa unterscheiden sich wenig von gewöhnlichen Schulen. Die kirchlichen Verhältnisse liegen noch mehr im argen. Der Klerus, durchgängig arm, unwissend und ungebildet, in neuerer Zeit immer mehr durch Neger repräsentiert, besteht aus 66 Weltgeistlichen,

deren Oberhaupt der Bischof von Comayagua ist. Die Verfassung der Republik datiert vom 1. Nov. 1880. Der Präsident wird auf vier Jahre gewählt durch die beiden Kammern, nämlich die Gesetzgebende Versammlung von 11 Deputierten und den Senat von 7 Mitgliedern. Derselbe hat ein absolutes Veto, und zur Seite steht ihm ein von den Ministern und 7 andern Mitgliedern gebildeter Staatsrat. Die Finanzen des Staats sind unentwickelt. Die Hauptquellen der Einnahmen, welche nach dem Budget von 1881/82 auf 861 970 Doll. geschätzt wurden, sind die Einfuhrzölle, das Branntwein- und Tabaksmonopol und gezwungene Anleihen; nach demselben Budget betrugen die Ausgaben 759 930 Doll. Die auswärtige Schuld beträgt 7 220 272 Pfd. St. und gründet sich auf drei in den J. 1867 in London, 1868 in Paris und 1870 wieder in London gemachte Anleihen zum Bau der Interoceanischen Eisenbahn. Die innere Schuld besteht in den bis jetzt ausgegebenen Bonds für 1 Mill. Doll. Die schwebende Schuld beträgt 578 609 Doll. Das stehende Heer beträgt 843, die Miliz 31 500 Mann. Der Staat ist gegenwärtig in sieben Departements: Gracias oder Llanos de Gracias, Sta.-Barbara, Comayagua, Choluteca, Tegucigalpa, Olancho und Yoro, eingeteilt. Die Hauptstadt ist seit 1880 Tegucigalpa.

Geschichtliches. H. wurde schon 1502 von Christoph Columbus entdeckt, aber erst 1523 von den Spaniern förmlich in Besitz genommen. Man erhob die Kolonie zu einer Audienza des Generalkapitanats Guatemala, verwandelte sie aber 1790 in eine bloße Intendantur desselben, bis sie sich 1824 zu einer unabhängigen Republik konstituierte. Der Staat war in dem langen Kampfe um das Föderativsystem ein Hauptsitz der liberalen oder Föderalistenpartei. Unter der Präsidentschaft des Generals Cabañas brach ein Krieg mit Guatemala aus, bis 1855 Cabañas nach der Niederlage durch Carrera gestürzt und exiliert wurde. Der folgende Präsident, General Santos Guardiola, ein Zambo aus Tegucigalpa, schloß darauf 13. Febr. 1856 mit Guatemala einen Friedens- und Allianzvertrag, und seitdem trat endlich für H. wenigstens äußere Ruhe ein. Guardiola, der Tiger von Centralamerika genannt, wurde 11. Jan. 1862 bei einer Revolte der Soldateska, mit deren Hilfe er sich emporgeschwungen, ermordet. An seiner Stelle übernahm der zeitige Vizepräsident Vittoriano Castellaños und nach dessen Tode 1863 der Senator José Francisco Montes die Präsidentschaft. Als dieser in dem zwischen H. und San-Salvador einerseits, Guatemala und Nicaragua andererseits ausgebrochenen Kriege durch die Erfolge der feindlichen Truppen im Juli 1863 sich zur Flucht genötigt sah, wurde General José Maria Medina provisorisch eingesetzt und im Febr. 1864 neu erwählt. Wenn nach der Verfassung die Wahl des Präsidenten auch auf vier Jahre erfolgen soll, so ist dieser Termin doch noch nie eingehalten worden, sodaß noch keine regelmäßige Präsidentenwahl stattgefunden hat. Medina, 1870 neu gewählt, floh im Mai 1872, sein Nachfolger C. Arias wurde 1874 durch den Einfall der Truppen von San-Salvador vertrieben, P. Leiva blieb nur 1874—76 im Amte, 16. Juni 1876 ward C. Gomez, 29. Mai 1877 M. A. Soto erwählt.

Honduras, Britisches, s. Balize.

Hondurasbai, ein Golf im mittelamerik. Meere, zwischen Honduras und Yucatan, der wegen seiner Sandbänke, Klippen und heftigen Strömungen für die Schiffahrt sehr gefährlich ist.

Honegger (Joh. Jak.), Litterar- und Kulturhistoriker, geb. 13. Juli 1825 zu Dürnten im Kanton Zürich, war erst Sekundarlehrer und widmete sich seit 1849 acht Jahre lang in Zürich, zuletzt in Paris litterarischen, philos. und geschichtlichen Studien. Von 1857 bis 1861 war er Lehrer am Seminar zu Küßnacht, 1861—65 an der Kantonschule in St. Gallen, erhielt nach Errichtung der Lehramtsschule an der Universität Zürich den Ruf eines Docenten für deutsche Litteratur und Geschichte und wurde einige Jahre später daselbst zum Professor ernannt. Er schrieb: «Herbstblüten» (lyrische Gedichte, 2 Bde., Zür. 1849—52; 2. Aufl. 1859), «Victor Hugo, Lamartine und die franz. Lyrik im 19. Jahrh.» (Zür. 1856), «Litteratur und Kultur des 19. Jahrh.» (Lpz. 1865; 2. Aufl. 1880), «Grundsteine einer allgemeinen Kulturgeschichte der neuesten Zeit» (5 Bde., Lpz. 1868—74), «Kritische Geschichte der franz. Kultureinflüsse in den letzten Jahrhunderten» (Berl. 1875), «Die poetische Nationallitteratur der deutschen Schweiz» (Bd. 4, Glarus 1876), «Katechismus der Kulturgeschichte» (Lpz. 1879), «Russ. Litteratur und Kultur» (Lpz. 1880), «Allgemeine Kulturgeschichte» (Bd. 1, Lpz. 1882).

Honestieren (vom lat. honestus, ehrenhaft), mit Ehre, Ansehen bekleiden; **honestissimus**, hochachtbar (als Titel); **honestas publica**, der gute Ruf.

Honett (Honnett, frz. honnête), anständig, rechtschaffen, ehrbar, auch: nicht knickrig; davon **Honettität** (frz. honnêteté).

Honfleur, lebhafte Seestadt im franz. Depart. Calvados, in der Normandie, südlich an der Seinemündung, gegenüber von Harfleur (s. d.), und durch eine Zweigbahn nach dem 15 km entfernten Pont l'Evêque mit der Französischen Westbahn verbunden, in schöner Umgebung am Ausgange eines Thals gelegen, zählt (1876) 9425 E. und hat ein Kommunal-Collége, eine öffentliche Bibliothek, ein Handelsgericht und eine Handelskammer, eine Börse, eine öffentliche Warenniederlage und einen Hafen, der aus drei Bassins, von 4 ha zusammen, einem großen Vorhafen von 4 ha und seit 1881 einem Bassin de Reteune von 58 ha zur Verhütung der Versandung besteht und durch zwei Dämme geschützt wird. Die an den Hafen stoßenden Straßen sind eng und schmutzig, die meisten öffentlichen Gebäude auffallend durch ihre alte bizarre Architektur, namentlich der Holzbau der eigentümlichen Katharinenkirche aus dem 15. Jahrh. Die neuern Stadtteile zeichnen sich jedoch durch Freundlichkeit aus. Außer dem Seehandel beschäftigt man sich mit Schiffbau, Eisengießerei und dem Anbau von Melonen. Eingeführt wird namentlich nordisches Holz; die Ausfuhr, hauptsächlich nach England, besteht in Früchten, Gemüsen, Geflügel, Butter, Eiern, Vieh, Getreide; es empfängt Eisen und Steinkohlen. Die jährliche Hafenbewegung beläuft sich auf 60 000 t. Auch besitzt die Stadt Seebäder. — H. war einst einer der festesten Plätze der Normandie und trieb besonders starken Handel nach Spanien. Die Erbauung und das Aufstreben von Havre vernichtete [illegible] Blüte. Die Stadt wurde 1440 von Karl VII. Engländern entrissen. Gegen Ende des 16. Jahrh. nahmen die Liguisten dieselbe und gaben sie 1594 wieder heraus. Unter allen Städten der Normandie ergab sie sich zuletzt an Heinrich IV.

Höngen, Dorf in der preuß. Rheinprovinz, Regierungsbezirk und Landkreis Aachen, 9 km nördlich von Stolberg, Station der Aachen-Jülicher und der Linie Stolberg-Alsdorf der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1880) 4080 meist kath. E., von denen viele in einer großen Steinkohlengrube arbeiten.

Hong-Kaufleute, s. unter Kuangtung.

Hongkong, eigentlich Hiang-Kiang, eine den Briten gehörige Insel an der Südküste Chinas, rechts vor dem Eingange in die Bocca-Tigris oder dem Mündungsgolf des Stroms von Kanton (Tschukiang), 142 km südöstlich von der Stadt Kanton, 62 km östlich von Macao (s. d.) gelegen und durch einen schmalen, als Hafen dienenden Meeresarm vom Festlande getrennt. Die Insel, kaum 15 km lang, stellenweise 10—12 km breit und 83 qkm groß, ist uneben, unfruchtbar und baumlos, besitzt indes nicht nur einen der besten Häfen des chines. Reichs, sondern kann auch, da sie aus einem uneinnehmbaren Granitfelsen besteht, als das englische Gibraltar des Ostens angesehen werden. H. wurde seit Ende 1839, als die Engländer die Insel Macao verlassen mußten, der Sammelplatz ihrer Streitkräfte und der Ausgangspunkt ihrer Kriegsexpeditionen gegen Kanton und das östl. China. In den Verträgen vom 20. Jan. und 27. Mai 1841 ward die Insel den Engländern abgetreten, definitiv aber erst im Frieden vom 26. Aug. 1842. Sie ist der engl. Oberbehörde in China, als Station für die brit. Kriegsflotte und Entrepôt für europ. Waren hat H. rasch eine große Bedeutung erlangt und zählte 1881 bereits 160402 E. Die Hauptstadt Victoria oder H. dehnt sich etwa 6,5 km längs der Nordküste zwischen dem Meere und dem bergigen Hintergrunde aus und zieht sich zum Teil an sehr minder steilen Abhängen hinauf. Dieselbe ist ganz europäisch gebaut und hat breite Straßen, schöne große Häuser und elegante Villen, großartige Warenspeicher sowie starke Festungswerke. Die durch Vertrag vom Jan. 1861 an England abgetretene, der Stadt gegenüberliegende steile und felsige Halbinsel Kau-lung (engl. Cowloon), d. h. Neun Drachen, etwa 10 qkm umfassend, ist insofern eine wichtige Dependenz von H., weil verschiedene öffentliche Anstalten, wie Spitäler für Matrosen und Soldaten, Arsenale, Werfte u. s. w., nach derselben verlegt werden konnten, wodurch in Victoria mehr Räumlichkeiten für Privatbauten gewonnen wurden. Die Regierung der Kolonie

Topographische Lage von Hongkong.

geschieht durch einen Gouverneur, einen Vizegouverneur, der zugleich Platzkommandant ist, einen Oberrichter und einen Gesetzgebenden Rat von Fünfen nebst einer Anzahl untergeordneter Beamten und Sekretäre. Der Gouverneur von Victoria hat zugleich die Oberaufsicht über den brit. Handel. Die Lage der Insel war besonders für den Opiumhandel geeignet, solange derselbe den Charakter des Schleichhandels trug. Seit 1842 wurde sie der Centralpunkt des europ.-chines. Handels. Die spätern, einen so großen Umschwung aller Beziehungen zu und mit China bedingenden Verhältnisse haben die Wichtigkeit von H. wesentlich beeinträchtigt. H. ist jetzt nur der Hauptmarkt für die Südprovinzen

Chinas, wie Shanghai für die nördlichen, und vermittelt hauptsächlich den Handel mit Kanton, welches als der eigentliche Handelsplatz anzusehen.

Honig nennt man die süße Substanz, welche die Bienen, besonders die Honigbiene, Apis mellifica (s. unter Biene), aus den Nektarien der Blüten sammeln, in ihrem Organismus verarbeiten und in ihrem Wachsbau (Waben) aufbewahren. Farbe und Güte des H. hängt von den Pflanzen ab, aus deren Blüten er gesammelt ist; auch ist die Art und Weise seiner Bearbeitung durch Menschenhand darauf von Einfluß. So ist der Kleehonig weiß wie Schmalz, der Buchweizenhonig gelb, der Heidehonig braun. Fast immer bewahrt der H. das Aroma der Pflanze, von deren Blüten er gesammelt wurde. Den Linden-, den Akazienhonig erkennt man sofort an seinem Aroma. Der narbonner und der spanische H. duften nach Rosmarin, Thymian, Lavendel u. s. w. Frischer H. ist viel aromatischer als älterer, weil sich das Aroma durch Verdunstung verliert. Wachsen in der Gegend, wo Bienenzucht getrieben wird, viele giftige Pflanzen mit nektarreichen Blüten (Aconitum, Rhododendron, Azalea, Oleander), so kann der H. giftige Eigenschaften bekommen. Der beste (reinste) H. ist der Schleuderhonig, der mittels der Honigschleuder (Centrifuge) aus den Waben herausgebracht wird. Imker, welche Mobilzucht betreiben, d. h. Bienenwohnungen mit beweglichen Waben benutzen, gewinnen ihren sämtlichen H. mittels der Schleuder. Der Stabil-Imker dagegen, der den Strohkorb mit festem Bau benutzt, muß den H. auf andere Art und Weise von dem Wachs scheiden, d. i. ihn auslassen und seimen. Man scheidet den H. vom Wachs entweder auf kaltem oder auf warmem Wege. Den auf kaltem Wege gewonnenen H., der an Reinheit und Güte dem Schleuderhonig kaum nachsteht, nennt man ausgelassenen Jungfernhonig, weil er ebenso gut und schön ist wie der in zarten Waben stehende sog. Jungfernhonig. Allen auf warmem Wege ausgelassenen H. nennt man Seimhonig. Durch dieses Verfahren wird der H. sowohl in Farbe wie in Geschmack beeinträchtigt. Endlich hat man noch den Preßhonig. Bei dem Auslassen des H. bleibt immer noch etwas H. in den Rückständen; um diesen auch noch auszuscheiden, bringt man die erwärmten Rückstände in einen leinenen Beutel und bringt sie unter eine Presse. Dieses Produkt ist natürlich das schlechteste. Der Scheibenhonig kommt mit den Waben in den Handel. Sind die Waben jung und zart, so ist der Scheibenhonig sehr wohlschmeckend und daher ziemlich teuer.

Honigfälschung kommt nicht selten vor; so wird der mit Recht gerühmte Alpenkräuterhonig künstlich hergestellt. Fälschungen mit Mehl, mit Stärke- und Malzsirup sind nicht selten. Auch füttert man Stärkesirup, und wenn er von den Bienen in den Zellen bedeckt ist, verkauft man die Waben als Scheibenhonig. Guter H. muß dick, aber klar und rein sein. Die meisten Fälschungen lassen sich durch ein einfaches, leicht auszuführendes Verfahren ermitteln. Der ungereinigte H. ist stets ein Gemenge von mehrern Zuckerarten (Traubenzucker und Schleimzucker oder Chylariose) und Säuren, wie es scheint etwas Ameisensäure. Aus neuern Untersuchungen folgt, daß die Bienen die Beschaffenheit des Zuckers, den sie zu Honig verarbeiten, nicht zu verändern vermögen, es sei denn, daß der von den Bienen gesammelte Zucker eine Spaltung in Rechtstraubenzucker und Linksschleimzucker erlitte. Guter H. kann Jahr und Tag aufbewahrt werden. Den ausgeschleuderten und ausgelassenen H. bewahrt man in gut glasierten Töpfen oder Glashäfen auf, schützt ihn vor dem Zutritt der Luft und der Feuchtigkeit durch einen 1 cm dicken Wachsüberguß und bindet die Gefäße mit Pergamentpapier oder besser noch mit einer Schweinsblase zu. Der Aufbewahrungsort muß kühl und luftig sein; die Temperatur des Raums darf im Sommer nicht über 15° R. steigen. Alter H., der stark kryställisiert ist, wird durch Einstellen ins warme Wasserbad wieder flüssig und dadurch schmackhafter. Hat der H. sein Aroma gänzlich verloren, so kann man ihm einige Tropfen ätherische Öle beimischen; man sei dabei aber vorsichtig.

Wenngleich ziemlich überall H. gewonnen wird, so bildet derselbe doch nur in Norddeutschland, in der Schweiz, Rußland, Polen, auf Malta, in Spanien und Frankreich, sowie neuerdings in Amerika einen bedeutenden Handelsartikel. Der H. wird verspeist, besonders auf Brot, und ist ein gesundes, insonderheit Kindern dienliches Nahrungsmittel. Seine größte Verwendung findet der H. in der Fabrikation von Labkuchen (Lebkuchen) oder Pfefferkuchen und in der Bereitung des Met. Letzterer wird in großen Mengen und vorzüglicher Güte besonders in Dänemark und Skandinavien bereitet. Auch bereitet man aus H. einen sehr trinkbaren Wein, Essig u. dgl. m. Neuerdings wird H. auch mit Erfolg zum Einmachen von Früchten statt Zucker verwendet. Auch bei einer besondern Art von Malerei, Honigmalerei, kommt H. als Ersatz für Gummi arabicum oder Lack in Anwendung.

In vielen Fällen muß der H. gereinigt werden, um ihn für gewisse Zwecke (z. B. zur medizinischen Anwendung) tauglich zu machen. Man hat sehr verschiedene Reinigungsmethoden; die beste besteht im Sieden des zuvor in reinem Wasser aufgelösten H. in einem Kessel über nicht zu starkem Feuer, Abschäumen der an der Oberfläche der kochenden Flüssigkeit sich ansammelnden Unreinigkeiten, Entfernen der Säuren durch Zusatz von geschlemmter Kreide, anderer den Geschmack verschlechternder Substanzen durch Zusatz von Kohlenpulver, Filtrieren der gewonnenen Flüssigkeit und Abklären derselben mittels Eiweiß, und endlich Eindicken des gereinigten H. bis zur Sirupskonsistenz durch Abdampfen. Dergleichen gereinigter H. (Mel depuratum oder despumatum der Apotheken), welcher klar, durchsichtig und weingelb sein muß, hält sich unter gutem Verschluß jahrelang. In der Medizin verwendet man denselben bei Brustübeln und zu Salben. Mit Essig gekocht liefert der H. den Sauerhonig oder Oxymel der Apotheken.

Honigameisen, eine besondere Modifikation der Ameisen; sie besitzen eine Form von Arbeitern, die von andern Individuen desselben Baues (den Fourragierern) mit süßen Substanzen, Saft von Blattläusen u. s. w. gefüttert werden, diesen Honig in sich aufspeichern, um, wie es scheint, ihn im Falle der Not wieder von sich zu geben. So werden sie zu lebenden Honigtöpfen, deren Hinterleib zu einer dünnen Blase aufgetrieben ist, auf der die ursprünglichen Stücke der Hornringe des Hinterleibes als kleine Plättchen liegen. Auf zwei Punkten der Welt haben sich solche H. unabhängig voneinander entwickelt und beide gehören ganz verschiedenen

en an: die eine (Myrmecocystus mexica-
et sich in Mexiko, die andere (Camponotus
s. beistehende Abbildung) stammt aus

Australien. Vgl. Lubbock, «Ameisen, Bienen und Wespen» (Bd. 57 der «Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek», Lpz. 1883); McCook, «The Honey-Ants» (Philadelphia 1882).

Honigbär, s. u. Bär (Raubtier).

Honigbiene (Apis mellifica), s. unter Biene.

Honigfalke (Wespenbussard), s. u. Bussard.

Honiggras oder Zuggras (Holcus lanatus), Pflanzenart, s. Holcus.

Honigharnruhr, s. u. Diabetes.

gklee, s. Melilotus.

gkuchen, s. Pfefferkuchen.

gkuckucke (Indicatores), eine kleine, aus
bestehende Vogelfamilie von nicht ganz
stematischer Stellung; sie werden von den
den Kuckucken, von den andern zu den
eln gezählt. Sie leben von Bienen und
chenden Insekten, gegen deren Angriffe sie
dicke Haut geschützt sind; die Nester der
ollen sie durch ihr Geschrei verraten.
egen ihre Eier, wie die echten Kuckucke, in
anderer Vögel. Sie finden sich im gan-
Afrika, mit Ausnahme der Inseln, sowie
und Borneo.

gmalerei, s. unter Honig.

gmotte, s. Bienenmotte.

gpilz, die Ursache des Erdkrebses (s. d.).

gsauger (Meliphagidae), eine Familie der
el mit 23 Gattungen und 190 Arten; ihr
ist mehr oder weniger verlängert, gebogen
zugespitzt, die Flügel haben 10 Hand-
und sind von mittlerer Länge. Die Zunge
rderende pinselartig in feinen Fasern zer-
vorstreckbar. Das Gefieder zeichnet sich
durch Buntheit als durch besonders diffe-
einzelne Federgruppen aus. Es finden
Tiere von Celebes bis zu den Samoa-In-
von den Molukken bis zu den Sandwich-
er die ganze austral. Tierregion verbreitet.

gschabe, s. Bienenmotte.

gstein (Mellit), ein gelbes, dem Honig
ussehendes fettglänzendes Mineral, wel-
Artern in Thüringen und bei Luschitz in
in Braunkohlenlagern gefunden wird. Es
ert in stumpfen tetragonalen Pyramiden,
ch noch basische und prismatische Flächen
in spezifisches Gewicht beträgt 1,5, es ist
ie Gips. Chemisch besteht H. aus 40,3 Ho-
ure (Mellitsäure), 14,4 Thonerde und
. Wasser, entspricht demzufolge der For-
$_{12}O_{12} + 18\,ag$; man benutzt ihn daher zur
ng der Honigsteinsäure.

gsteinsäure, s. Mellithsäure.

gtau oder **Blatthonig** (Melligo, Mel
s mellis), eine eigentümliche Erscheinung
lanzenwelt. Er tritt bald als süßer, kle-
nisglänzender Überzug auf den Blättern, jungen Trieben u. s. w. der verschiedensten Gewächse, bald als zähe Tropfen von gelblicher Farbe auf. Über die Natur dieser Erscheinung sind die Meinungen noch geteilt. Nach Boussingault besteht der H. in einer krankhaften Ausscheidung süßer Säfte in warmen trockenen Sommern. Die Ursache dieser Ausscheidung ist aber noch nicht aufgeklärt. Die bisweilen beobachtete Anwesenheit von Blattläusen auf den vom H. befallenen Pflanzen hat zu der irrigen Ansicht geführt, daß jene süße Flüssigkeit aus den Hinterleibsröhren dieser Insekten ausgespritzt werde. Es ist vielmehr die Annahme gerechtfertigt, daß letztere erst durch das Ausschwitzungsprodukt angelockt werden. Mit dem H. darf nicht die schleimige, süßliche Flüssigkeit verwechselt werden, welche in warmen Jahren tropfenweise und oft in großer Menge an den Getreideähren hängt. Durch diesen klebrigen Saft wird die Entstehung des Mutterkorns eingeleitet.

Honigträger, s. Melithiden.

Honigvögel nennt man eine Anzahl nahe verwandter Vogelfamilien, nämlich die Honigsauger (s. d.), die Sonnenvögel (s. d.), die Zuckervögel (s. d.) und endlich die Dicaeidae oder Blumenpicker und die Drepanididae. Die Dicaeidae sind 107 Arten in 5 Gattungen, von denen das Genus Zooterops mit 68 Arten das am weitesten, von den Fidschi-Inseln bis Japan und von Vorderindien über ganz Südafrika, verbreitet ist. Die Drepanididae, vier Gattungen mit acht Arten, sind vollständig auf die Sandwichinseln beschränkt. Die H. repräsentieren in der Alten Welt in gewissem Sinne die ausschließlich amerik. Kolibris, mit denen sie zwar nicht verwandt sind, denen sie aber durch ähnliche Lebensweise auch körperlich, in Gestalt und teilweise in Farbenpracht, sehr ähnlich geworden sind.

Honigwein, soviel wie Meth.

Honigzucker ist die Bezeichnung für zwei in dem von den Bienen produzierten Honig enthaltene, voneinander verschiedene Zuckerarten; die eine ist der unter gewöhnlichen Umständen flüssige Fruchtzucker (s. d.), die andere ist krystallisierbar und wird Traubenzucker (s. d.) genannt. Im frischen Honig ist letzterer gelöst, bei längerm Stehen scheidet er sich in Krystallen aus, wodurch das Erstarren des Honigs bedingt wird.

Honiton, Stadt in der engl. Grafschaft Devon, 26 km im NO. von Exeter, an dem zum Meere gehenden Otter, in einem schönen Thale, an der Eisenbahn London-Exeter, mit (1881) 3349 E., welche geschätzte Butter und die berühmten Honitonspitzen fabrizieren.

Honitva (czech., von honiti, jagen, verfolgen), Revier, im altczech. Recht der Umkreis, bis zu welchem die Bewohner einer Gemeinde verpflichtet waren, Verbrecher gemeinsam zu verfolgen und überhaupt für alle Verbrechen, die innerhalb des Bezirks begangen wurden, solidarisch zu haften. Gleiche Einrichtungen hatten die Polen und Serben; bei den erstern hieß die H. opole, bei den andern okolina. (S. Gesamtbürgschaft.)

Honnef, Stadt in der preuß. Provinz Rheinland, Regierungsbezirk Köln, Sieg-Kreis, Luftkurort, 4 km im SSO. von Königswinter am Rhein, gegenüber Rolandseck, am Fuße des Siebengebirges, an der Linie Speldorf-Niederlahnstein der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1880) 4381 meist kath. E., welche Wein- und Obstbau, Bergbau auf Eisen, Blei und Kupfer treiben. Zur Bürgermei-

sterei gehört Menzenberg, die Insel Grafenwerth, der Löwenburgerhof und Rhöndorf.

Honnett, s. Honett.

Honneur et patrie (frz., Ehre und Vaterland), Devise des Ordens der Ehrenlegion (s. d.).

Honneurs werden bei der Armee und Marine die Ehrenbezeigungen genannt, welche von Untergebenen, von Posten, Wachen, Fahnen, Festungen und Kriegsschiffen den Vorgesetzten, beziehentlich fremden Kriegsschiffen erwiesen werden. Einzelne grüßen durch Handanlegen an die Kopfbedeckung oder Frontmachen; Abteilungen fassen das Gewehr oder präsentieren; die Fahnen werden gesenkt. Festungen und Kriegsschiffe salutieren durch Abfeuern von Kanonenschüssen, wobei letztere zugleich Flaggen aufhissen und die Raaen bemannen, wenn die Ehrenbezeigung den höchsten Vorgesetzten gilt.

Hönningen am Rhein, Dorf in der preuß. Provinz Rheinland, Regierungsbezirk Koblenz, Kreis Neuwied, am Rhein und an der Linie Speldorf-Niederlahnstein der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1880) 1480 E. und hat Weinbau. Dabei die Ruine des Schlosses Arensfels.

Honny (honni, auch honi) **soit qui mal y pense** (frz.), «Schande dem (wörtlich: entehrt sei; honny ist alte Form für honni, Partizip von honnir, verhöhnen, entehren), der schlecht davon denkt», die Devise des von Eduard III. von England gestifteten Hosenbandordens (s. d.); doch war die Redensart schon vorher in Frankreich sprichwörtlich.

Honolulu, die Hauptstadt der Sandwichinseln, liegt auf der Südküste der Insel Oahu, in einem Wald von Frucht- und Zierbäumen, ist Residenz des Königs und Sitz der obersten Behörden, der auswärtigen Ministerresidenten und Konsuln, eines anglikan. und eines kath. Bischofs und zählt (1878) 14114 E., worunter gegen 3000 Weiße. H., das ein ganz europ. Aussehen gewonnen, hat ein 1880–82 im ital. Stil gebautes Königsschloß mit schönem Garten, eine kath. Kathedrale, ein Theater, Museum, eine Bibliothek, Eisengießerei und Maschinenfabrik. Der Hafen ist durch eine doppelte Korallenreihe geschützt. Ein Telegraphenkabel verbindet seit 1883 H. mit San-Francisco.

Honorant (Intervenient), im Wechselverkehr derjenige, der einen Wechsel für Rechnung eines andern annimmt.

Honorar hießen bei den Römern die Geschenke an Getreide, Wein u. s. w., welche den eine Provinz verwaltenden obrigkeitlichen Personen von den Einwohnern der Provinz, ohne daß diese dazu verpflichtet gewesen wären, ehrenhalber gegeben wurden. Indessen wurden dergleichen Geschenke in den spätern Zeiten der Republik oft nicht nur gefordert, sondern auch erpreßt. Gegenwärtig bezeichnet man mit H. oder Ehrensold Vergütungen in Geld für Arbeiten und Bemühungen höherer, besonders geistiger Art, welche nicht ständige Gehalte oder Besoldungen sind, und für die der Ausdruck Arbeitslohn nicht angemessen erscheint. So spricht man von einem H. des akademischen Lehrers, des Schriftstellers und des Arztes.

Honorarprofessor (professor ordinarius honorarius) ist ein Titel, der auf einigen deutschen Universitäten an verdiente außerordentliche Professoren verliehen wird. Er stellt sie im Range den ordentlichen Professoren gleich, ohne ihnen die korporativen Rechte dieser (Sitz und Stimme in der Fakultät und eventuell im Senat) zu gewähren. (Vgl. unter Professor.)

[annahme.

Honorat (im Wechselrecht), s. unter Ehren-

Honoration, s. Honorieren.

Honoratioren (lat., «die Geehrtern»), in kleinern Orten Bezeichnung für die angesehensten Einwohner.

Honŏres mutant mores (sed raro in meliores), lat. Sprichwort, d. h. Ehrenstellen ändern die Sitten (aber selten zum Bessern).

Honoria (Justa Grata), die Nichte des röm. Kaisers Honorius, war die Tochter der 417 n. Chr. mit dem General Constantius vermählten Prinzessin Placidia und die Schwester des spätern Kaisers Valentinian III. Da ihre herrschsüchtige Mutter als Regentin ihr frühzeitig den Rang einer «Augusta» erteilt hatte, um eine der Mutter unbequeme Ehe zu erschweren, so ergab sich die schöne und leidenschaftliche H. ihrem Kammerherrn Eugenius, und wurde, als dieses Verhältnis Folgen hatte, 434 nach Konstantinopel an den Hof ihrer sittenstrengen Base, der Regentin Pulcheria, verbannt. Hier nahm H. die Gelegenheit wahr, eine der verschiedenen Gesandtschaften (seit 440) des Hunnenchans Attila zu benutzen, um diesem einen Ring zu senden und sich als Gattin anzutragen. Als 450 n. Chr. Attila von Valentinian III. die Auslieferung der H. verlangte und mit ihrer Hand großartige Forderungen auf Kosten des Römischen Reichs erhob, wurde H. nach Ravenna geführt, zur Scheinehe mit einem Hofbeamten genötigt und zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilt.

Honorieren (lat.), ehren, Honorar zahlen; einen Wechsel honorieren, ihn annehmen und auszahlen; davon: Honoration.

Honōris causa (lat.), ehrenhalber.

Honorius, der jüngere Sohn des Kaisers Theodosius I. und der Flaccilla, geb. 9. Sept. 384 n. Chr., zum Augustus ernannt 393, nach seines Vaters Tode 395 Kaiser des Weströmischen Reichs, während seinem ältern Bruder Arcadius (s. d.) das östliche zufiel, residierte anfangs zu Mailand, seit 404 aber zu Ravenna. Sein Vormund Stilicho (s. d.), der für ihn die Regierung mit Kraft und Klugheit führte, die Empörung des mauretanischen Fürsten Gildo in Afrika 398 unterdrückte, dem westgot. König Alarich im Peloponnes 396 und in Italien 402 und 403 mit Erfolg entgegentrat und 405 die zahlreichen german. Scharen, die unter Radagais in Italien eingebrochen waren, bei Florenz überwand, fiel 408 als Opfer der Intriguen des Olympius. Seitdem hatte Alarich die Oberhand in Italien, das die Westgoten erst nach dessen Tode unter Athaulf (der 414 des Kaisers seit 408 in got. Gefangenschaft befindliche Schwester Placidia, sehr wider Willen des H. heiratete) verließen (412), um nach Gallien zu ziehen. Dieses war seit 406 durch Vandalen, Sueven, Alanen und Burgunder überschwemmt worden, von denen die letztern zunächst in Rheinhessen (die Alamannen neben ihnen im Elsaß) sich niederließen, während die erstern Völker 409 sich nach Spanien wendeten. In Britannien traten seit 407 mehrere Gegenkaiser auf, von denen Konstantin seine Herrschaft nach Gallien ausdehnte. Zwar besiegte ihn der Illyrier Constantius zu Arelata, der 417 Gemahl der seit 415 verwitweten Placidia, 420 zum Mitkaiser erhoben wurde (aber 421 starb), doch gab H. die röm. Herrschaft über Britan-

auf. Als H. 26. Aug. 423 starb, bemächtigte sich der Oberhofnotar Johannes der Herrschaft, die er 425 an Valentinian III. verlor, der mit seiner von H. zu Anfang d. J. aus Konstantinopel verwiesenen Mutter Placidia durch oström. Truppen zurückgeführt wurde.

Honorius ist der Name von vier Päpsten:

Honorius I., 625—638, wußte gegenüber den Langobarden und den Longobarden das päpstl. Ansehen zu wahren. In den christologischen Streitigkeiten teilte er die Ansicht der sog. Monotheleten, daß Christus zwar zwei Naturen, aber nur einen Willen gehabt habe, und wurde deshalb auf dem 6. ökumenischen Konzil 680 als Ketzer verdammt. Leo II. und spätere Päpste haben den Spruch über ihn wiederholt. Kath. Schriftsteller, wie Baronius und Bellarmin, suchten die Rechtgläubigkeit des H. dadurch zu retten, daß sie behaupteten, die Akten des Konzils seien gefälscht, während Pagi und Garnier, daß H. nicht wegen Ketzerei, sondern wegen Nachlässigkeit (propter negligentiam) verdammt worden sei. H. stiftete (628) das Fest der Kreuzerhöhung. Vgl. Hefele, «H. und das allgemeine Konzil» (Tüb. 1870); derselbe, «Honorius-Frage» (aus dem Lateinischen von Knöpfler, Münch. 1870).

Honorius II., vorher Peter Cadolaus, Bischof von Parma, wurde während der Minderjährigkeit Heinrichs IV. unter dem Einflusse deutscher Großen gegen Papst Alexanders II. in Basel 1061 gewählt, zog auch in Rom ein. Obgleich das Konzil von Mantua 1064 ihn in den Bann that und nur wenige ihm treu blieben, gab H. seine Ansprüche nicht auf. Auf Parma beschränkt, starb er 1072. Sein Gegner Peter Cadolaus als Gegenpapst in der Reihe der Päpste nicht gezählt wird, bezeichnet Benedikt von Fagnan aus Bologna, Bischof von Sabina und Kardinal von Ostia, als Papst (1124—30). Von ihm erbat nach Heinrichs V. Tode Lothar von Sachsen die Bestätigung seiner Wahl, für welche Demütigung H. dadurch rächte, daß er Ostern 1128 den Gegenkönig Konrad von Hohenstaufen mit dem Bann belegte. Dagegen verlieh er, damit Graf Roger von Sicilien nicht auch noch Apulien an sich riß. Unter diesem bestätigte das Konzil von Toulouse (1129) fest, daß außer der Alte oder Neue Testament, höchstens Psalmen, aber nicht in der Muttersprache, gelesen werden dürfen. Von ihm erhielten (1121) die Prämonstratenser und durch die Synode zu Troyes (1128) die Templerherren die kirchliche Bestätigung.

Honorius III., 1216—27, vorher Cencio Savelli, Kardinal von St. Johann und St. Paul zu Rom, Nachfolger Innocenz' III., war mild und versöhnlich. Er krönte Friedrich II. zum Kaiser und verzieh diesem nicht, als derselbe seinen Sohn Heinrich, der schon König von Sicilien war, zum König von Deutschland wählen ließ. Friedrich mußte in Sicilien seine bisher fast vergessene Macht der Krone wiederherstellen, mußte dann Kämpfe mit den Lombarden den Schiedsspruch des Papstes anrufen. Als Raimund VII. die Provence, sein im Albigenserkriege verlorenes Erbe wieder zu erobern unternahm, trat H. ihm entschieden entgegen. Überdies war H. ein Beförderer der Bettelorden, von denen er den Dominikaner 1216 und den der Franziskaner bestätigte, und ein warmer Freund des Deutschen Ordens.

Honorius IV., vorher Kardinal Giacomo Savelli, Papst vom 2. April 1285 bis 3. April 1287. Nachfolger Martins IV., war er gleich diesem fortwährend in sicil. Händel verwickelt.

Honos habet onus, lat. Sprichwort, d. h. Würde hat Last, Würden — Bürden.

Honourable (engl., spr. onnörebbl; abgekürzt: Hon.), ehrenwert, edel, wird in England als Titel (in gewissen Fällen in der Verbindung Right H. oder Most H.) den Namen der Mitglieder des höhern Adels und andern hochgestellten Personen vorgesetzt.

Honover, im Zend Ahunairiya, wahrscheinlich das Wort des Willens oder der Wille des Herrn, ist das Hauptgebet der Parsen und wird von diesen nach jeder heil. Handlung wiederholt. Nach dem Zendbuche Jaçna ist der Ahunairya das Wort, welches Ormuzd vor der Schöpfung des Weltalls ausgesprochen. Nach dem spätern Werke Bundehesch sprach Ormazd das Wort aus gegen Ahriman: bei den ersten 7 Worten der 21, die den Spruch ausmachen, beugte er sich, bei den folgenden 7 fiel er auf die Knie, nach den letzten 7 sank er in die Finsternis zurück und blieb dort während 3000 Jahre. Diese 21 Worte sind sehr dunkel: sie sind schon vor Jahrhunderten vom Parsen Nerioseoph in das Sanskrit, von Anquetil du Perron, Spiegel, Haug, Oppert, Roth, Justi, Kossowicz, de Harlez, Darmesteter und Hovelacque in neuere Sprachen übersetzt, und alle diese Übertragungen sind verschieden. Der Sinn mag nach einigen ungefähr sein: «Wie der höchste Wille rein ist, so besteht auch das Geschaffene nur durch Reinheit. Die Schöpfung des Guten in Gedanken und That gehört in der Welt dem Mazda und die Herrschaft ist dem Ahura, den er (Mazda) zum Schützer der Bedrängten eingesetzt hat.» Von den 21 Büchern oder Naskas, aus denen einst das Avesta bestanden hat, hatte jedes ein Wort des Honover zur Aufschrift: auch zerfiel das Werk, wie das Gebet selbst, in drei Teile zu 7 Büchern. Vgl. Hovelacque, «Avesta» (Par. 1880); Darmesteter, «Ormazd et Ahriman» (Par. 1877); Oppert, «L'Honover, le verbe créateur de Zoroastre» (Par. 1862; englisch, Bombay) und die Werke über das Avesta von Spiegel, Haug, de Harlez u. a.

Hont, Komitat im diesseitigen Donaukreise des Königreichs Ungarn, an Neográd, Gran, Pest, Bars und Sohl grenzend, zählt auf 2645,4 qkm (1880) 115 787 E., die nach der Nationalität Magyaren (42,5 Proz.), Deutsche (6,8 Proz.), Slowaken (46,9 Proz.) und nach der Konfession röm. Katholiken (68,2 Proz.), Evangelische Augsburgischer Konfession (22,6 Proz.), Evangelische Helvetischer Konfession (6,5 Proz.) und Juden (2890 Seelen) sind. Das Komitat ist vorherrschend gebirgig (nordwestl. Karpatenzug) und sowohl wegen seiner Naturschönheiten als wegen seiner mannigfachen Erzeugnisse einer der gesegnetsten Landstriche Ungarns. Den südlichen hügeligen Teil bespült die Donau; andere Flüsse des Komitats sind: die Eipel, die Schemnitz (Sebnitz) und die Gran. Das Komitat hat trefflichen Wein- und Tabaksbau und liefert unter allen Komitaten die meisten Bergwerksprodukte (Gold, Silber, Blei, Eisen). Der Bergbau wird vorzüglich von Deutschen betrieben und beschäftigt wenigstens ein Zehntel der Bevölkerung. Außerdem gibt es zahlreiche Mineralquellen, viel Wald und jagdbares Wild. Die Bewohner betreiben außer dem Berg- und Hüttenbau noch andere Gewerbe. Auf dem

Territorium befindet sich eine königl. Freistadt (Schemnitz), 10 Marktflecken, 174 Dörfer und 57 Pußten. Hauptort des Komitats ist der Marktflecken Ipoly-Ságh.

Hont oder Westerschelde, s. unter Schelde.

Houter (Johs.), mit seinem Familienamen eigentlich Groß, der Reformator der siebenbürger Sachsen, geb. 1498 zu Kronstadt, studierte auf den Universitäten zu Krakau und Wittenberg und schloß sich der Reformation an; über Basel kehrte er 1533 in die Heimat zurück. Er hatte eine Buchdruckerpresse mitgebracht, die er zur Herausgabe kirchenreformfreundlicher Schriften benutzte. Auch wirkte er als Prediger. Sein «Konfirmationsbuch» fand Luthers Beifall und Genehmigung. Unter H.s Einfluß schloß sich bald das gesamte Burzenland der Reformation an. Seit dem 22. April 1544 bekleidete H. das Amt des evang. Pfarrers zu Kronstadt. Er starb 23. Jan. 1549.

Hontheim (Joh. Nikol. von), Weihbischof von Trier, geb. 27. Jan. 1701 zu Trier, erhielt im dortigen Jesuitenkollegium seine Vorbildung, studierte Theologie und kanonisches Recht zu Trier, Löwen und Leiden und promovierte 1724 zu Trier als Doktor der Rechte. Schon 1713 hatte H. ein Kanonikat zu Trier erhalten und deshalb die Tonsur angenommen. Nach mehrjährigem Aufenthalt in Rom wurde er 1728 Assessor und geistlicher Rat am Konsistorium zu Trier, 1732 Professor des Civilrechts an der dortigen Universität. Im J. 1738 berief ihn Kurfürst Franz Georg an seinen Hof nach Koblenz, ernannte ihn zum Offizial und verwandte ihn als vertrauten Ratgeber in den schwierigsten Geschäften. Im J. 1748 ward H. zum Weihbischof von Trier ernannt. Er veröffentlichte: «Historia Trevirensis diplomatica et pragmatica» (3 Bde., Augsb. 1750) und «Prodromus Historiae Trevirensis diplomaticae et pragmaticae» (2 Bde., Augsb. 1757). Bekannter ist H. als Verfasser eines kirchenpolit. Werks, welches er unter dem Pseudonym Justinus Febronius erscheinen ließ: «De statu ecclesiae et legitima potestate Romani pontificis» (Frankf. a. M. 1763). Auf Grund einer Vergleichung der Kirche der ersten Jahrhunderte mit den Gewohnheiten der Gegenwart tritt H. darin nachdrücklich den Anmaßungen des Papsttums entgegen. Die zahlreichen Gegenschriften beantwortete H. in einem zweiten bis vierten Bande (Frankf. u. Lpz. 1770—74). Auch schrieb er einen Auszug unter dem Titel: «Justinus Febronius abbreviatus et emendatus» (Frankf. 1777). Im J. 1778 wurde H. zum Widerruf veranlaßt; spätere Erklärungen beweisen jedoch, daß er seine Ansicht nicht geändert hat. Er starb 2. Sept. 1790 auf seinem Landsitz Montquintin.

Honthorst (Gerhard van), ausgezeichneter Maler der niederländ. Schule, geb. 4. Nov. 1590 zu Utrecht, bildete sich bei Abrah. Bloemaert und in Rom und Neapel bei Michel Angelo da Caravaggio. Hier eignete er sich die grellen, besonders nächtlichen Lichteffekte an, welche ihm bei den Italienern den Namen Gherardo dalle notti verschafften. Er arbeitete eine Zeit lang in England für Karl I. und war dann Maler des Prinzen von Oranien, wohnte 1645—50 im Haag und malte viel auf dem Lustschlosse im Bosch bei Haag, wo noch jetzt viele seiner schönsten Bilder sich befinden. Seine Hauptblätter sind die Enthauptung des heil. Johannes, eine Allegorie auf Karl I. von England, und Christus vor Pilatus. H. starb in Utrecht 27. April 1656. Sein Schüler war Joachim von Sandrart. — Ein Bruder H.s, Wilhelm H. (geb. 1604 in Utrecht, gest. 1683), arbeitete in ähnlichem Stil, besonders für den brandenb. Hof. Vieles von ihm ist noch im Besitz der preuß. Königsfamilie.

Honvéd (d. i. Vaterlandsverteidiger) hießen in Ungarn zuerst 1848 jene freiwilligen Kämpfer, die auf einige Wochen oder «a' győzelmig» (bis zum Sieg) angeworben und in den Süden gegen die Serben und Kroaten geschickt wurden. Als sich jedoch später der Kampf hauptsächlich gegen Österreich richtete, viele der alten regulären Regimenter unter die ungar. Fahne traten, auch jene Freiwilligen ebenfalls diesen Regimentern einverleibt oder in neue regelmäßige Regimenter gebracht wurden, diente der Name H. fortan zur allgemeinen Bezeichnung für die ganze nationale Streitkraft, wenn auch im gewöhnlichen Sprachgebrauch unter H. meist nur die Infanterie begriffen wurde. Bei der Neugestaltung der österr.-ungar. Armee nach den Ereignissen von 1866 ist der Name H. auf die Landwehr der Länder der ungar. Krone übertragen worden. Die Honvédarmee zählt an Infanterie: 7 Truppendivisionen zu 2 Brigaden, 14 Brigaden zu 6—7 Bataillonen, 92 Bataillone zu 4 Kompagnien; an Kavallerie: 10 Regimenter zu 2 Divisionen und zu 2 Eskadrons. Artillerie besitzt die Honvédarmee nicht, seitdem im Okt. 1875 die bestehenden 20 Mitrailleusen-Abteilungen aufgelöst worden sind. In der Ludovika-Akademie zu Pest besitzt die Honvédarmee eine höhere militärische Bildungsanstalt und Offiziersschule. Die Stabsoffiziere gehören nur bis zum Range eines Obersten der Honvédschaft an; mit der Ernennung zum Generalmajor tritt der Betreffende in den Stand der österr.-ungar. Generalität überhaupt. Für die H. im eigentlichen Ungarn (und Siebenbürgen) ist die Amts- und Kommandosprache die ungarische; in Kroatien, Slawonien aber besteht kroat. Kommando.

Hooch (Pieter de), s. Hooghe.

Hood (Edwin Paxton), engl. Schriftsteller und Kanzelredner, geb. 1820 in London, schloß sich der Sekte der Independenten an und zählt zu deren populärsten Predigern in England. Eine Reihe von Jahren fungierte er als Herausgeber der independentischen Zeitschriften «Eclectic Review» und «Preacher's Lantern». Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: «The age and its architects» (1850), «The book of temperance melody, adapted to popular airs» (1850), «Self-education» (1851), «John Milton» (1852), «Dream-land and Ghost-land» (1852), «Swedenborg, a biography» (1854), «Wordsworth, a biography» (1856), «The peerage of poverty» (1859—61), «The world of anecdote» (1870), «Thomas Carlyle» (1875), «Maud Mansfield, a novel» (1876), «Christmas Evans, the preacher of Wild Wales» (1881) und «Oliver Cromwell» (1882).

Hood (Robin), s. Robin Hood.

Hood (Samuel, Viscount), berühmter brit. Admiral, geb. 12. Okt. 1724, trat als Schiffsjunge in die königl. Marine und hatte sich beim Ausbruch des Siebenjährigen Kriegs bereits zum Kapitän der Flotte emporgeschwungen. Im J. 1758 erhielt er Befehlshaber der Fregatte Vestalin. Er lief Portsmouth als Kreuzer aus und nahm nach gem Kampfe die franz. Fregatte Bellona, worauf er das Kommando des Linienschiffs Afrika er-

erhielt. Als der Krieg mit den amerik. begann, stationierte H. in den dortigen a. Nachdem er 1778 zum Baronet und Admiral erhoben worden, schlug er den miral Grasse bei der Insel St. Christoph 1782, aber noch weit entscheidender bei pe 14. April im Verein mit dem Ober- lodney. König Georg III. erhob ihn nach en von 1783 zum irländ. Peer als Baron atherington. Im folgenden Jahre trat er haus, wo er durch freimütige Opposition Regierung große Popularität gewann, ch verlor, als er sich 1786 durch die Er- zum Lord der Admiralität vom Minister innen ließ. Beim Beginn des Kampfes anz. Republik erhielt er den Oberbefehl im er. Hier nahm er mit dem span. Admiral 27. Aug. 1793 das gegen den Konvent Toulon in Besitz. Von dem republikani- agerungsheer durch die Energie des jungen Bonaparte gedrängt, mußte H. 18. Dez. von Toulon verlassen. Er segelte in die äfer und eroberte im Mai 1794 Corsica. gland zurückgekehrt, wurde er 1796 mit eines Viscount H. von Whitley Gouver- Hospitals zu Greenwich. Er starb zu Bath 1816. — Sein Bruder, Alexander H., engl. Admiral und Peer, starb 3. Mai Viscount Bridport.

(Thomas), engl. Humorist, geb. 23. Mai London, wurde für den Kaufmannsstand , ging jedoch zu seinen Verwandten nach wo er sich an dem «Dundee Magazine» Nach London zurückgekehrt, ward er zu pferstecher in die Lehre gethan, bei dem technischen Kenntnisse aneignete, die sich er bei der Illustration seiner Schriften rwiesen. Von 1821 an wendete er sich lich der Schriftstellerei zu und war beson- Mitarbeiter und Herausgeber verschiede- chriften thätig. Seine erste Gedichtsamm- hims and oddities» fand beim Publikum ltlang. Ihr eigentümlichster Zug war auch, den der Verfasser von Wortspielen einer Gattung des Witzes, die in seinen ine Quelle echten Humors, oft selbst des wurde. Seine «National tales» (1827) Roman «Tilney Hall» (1828) bewiesen, ein Talent nicht für diese Sphäre eignete. dungener waren seine poetischen Arbeiten, ch der 1829 erschienene «Dream of Eugene nd «The plea of the midsummer fairies». 5 bis 1838 lebte er in Koblenz. Seinen Humorist behauptete er durch die Heraus- «Comic Annual» und durch sein «Up the (Lond. 1842), eine Satire auf die engl. t. Die «Whimsicalities, a periodical » (2 Bde., Lond. 1843) waren der Lesewelt ten Teil schon aus dem «New Monthly » bekannt. Sein letztes erwähnenswer- ht ist der «Song of the shirt», der zuerst ch» (1843) mitgeteilt wurde. H. starb 1845. Seine «Poems» haben zahlreiche erlebt; eine «People's edition» derselben 866 in zwei Bänden. Seine «Memorials» Tochter (2 Bde., Lond. 1860) heraus. ständige Ausgabe seiner «Works» (7 Bde., 64) wurde von seinem Sohne, Thomas Jüngern (geb. 19. Jan. 1835, gest. 20. Nov. 1874), besorgt, der sich gleichfalls als humo- ristischer Schriftsteller durch «Quips and cranks» (Lond. 1861), sowie durch die Romane «A golden heart» (Lond. 1867), «The lost link» (Lond. 1868), «Love and valour» (3 Bde., Lond. 1871) u. s. w. bekannt gemacht hat.

Hoofd (niederländ.), eine ins Meer ragende Landspitze mit Steilufer.

Hooft (Pieter), holländ. Geschichtschreiber, geb. zu Amsterdam 16. März 1581, der Sohn des Bürgermeisters Cornelis H., bildete sich durch das Studium der alten Klassiker und durch Reisen in Italien. Nach seiner Zurückkunft bekleidete er von 1609 an bis zu seinem Tode, der im Haag 21. Mai 1647 erfolgte, das Amt eines Drosten von Muiden. Tacitus, den er ins Holländische übertrug, war ihm als Geschichtschreiber Vorbild. Er schrieb: «Het leven van Koning Hendrik IV.» (Amsterd. 1626—52) und eine «Geschichte des Hauses Medici» (Amsterd. 1649); den größten Wert hat seine «Nederlandsche historien» (2 Bde., Amsterd. 1642—54; neuere Ausg. von Hecker, 5 Bde., Grön. 1843—46), die von 1556—87 geht. Als Dichter glänzte er besonders in der erotischen Gattung. Seine «Gedichten» (Amsterd. 1656 u. öfter) wurden von Bilderdijk (3 Bde., Leid. 1823; neuere Ausg. von Leendertz, Amsterd. 1864 fg.) und seine Briefe, die ebenfalls als Muster betrachtet werden, von Huydecoper (1738) und von van Vloten (Leiden 1855), seine Übersetzung des Tacitus von Brandt (1684) herausgegeben.

Hoogeveen, Flecken in der niederländ. Provinz Drenthe, an der Hoogeveensche Waart oder Nieuwe Grift, 20 km nordöstlich von Meppel, an der Linie Meppel-Groningen der Niederländischen Staatsbahnen, ward 1625 von dem Baron van Echten gegründet und bildete eine besondere Herrlichkeit bis 1795. Der blühende Ort, mit 11 650 E., treibt lebhaften Handel in Torf und Getreide, und hat bedeutende Industrie, Schiffswerften, Segelfabriken, Gerbereien, Ziegeleien, Brennereien und Brauereien. Von den öffentlichen Gebäuden ist außer den zwei reform. Kirchen und einer Synagoge das große 1810 errichtete Armenarbeitshaus zu erwähnen.

Hoogeveen (Hendrik), holländ. Philolog, geb. Ende Jan. 1712 zu Leiden, wo er auch seine wissenschaftliche Bildung erhielt, wurde 1732 Konrektor in Gorinchem, 1833 Rektor in Woerden, 1739 in Kuilenburg, 1745 in Breda, 1761 in Dordrecht, 1764 in Delft, wo er 1791 starb. H. hat sich besonders durch zwei Werke verdient gemacht, durch die Ausgabe von Vigerius' «De praecipuis Graecae dictionis idiotismis» (Leid. 1743; 3. Aufl. 1766), und durch die Schrift «Doctrina particularum linguae Graecae» (Amsterd. 1769, im Auszug herausg. von Schütz; 3. Aufl., Lpz. 1806).

Hoogh (Pieter de), einer der besten holländ. Genremaler, geb. zu Rotterdam wahrscheinlich 12. Juni 1632, malte mit ausgezeichnetem Glück niederländ. häusliche Scenen, die unter freiem Himmel vor sich gehen und in denen er die Wirkung des Sonnenlichts höchst natürlich darzustellen wußte. Sein Pinsel ist weniger zart, aber oft nicht minder geistreich als der von Dow und Mieris, und als Kolorist gehört er zu den Meistern seines Fachs. Seine Bilder sind ziemlich selten. Er starb vermutlich in Harlem 1681. — Nicht zu verwechseln ist er mit Romein de H., einem geist-

reichen niederländ. Kupferstecher, geb. um 1638, der bis 1704 arbeitete.

Hooghlede, Dorf im Bezirk Rosselaere der belg. Provinz Westflandern, mit 4771 E., an der Landstraße von Ypern nach Brügge. Hier wurden 13. Juni 1794 die Österreicher unter Clerfayt von den Franzosen unter Moreau besiegt.

Hoogstraeten, alte Stadt im Bezirk Turnhout der belg. Provinz Antwerpen, 38 km nordöstl. von Antwerpen, am Flüßchen Merck, mit 2033 E., hat eine landwirtschaftliche Bettlerkolonie und war seit 1213 Sitz einer Baronie der Herren von Cuyk, die später an die Grafen von Lalaing überging, 1532 zur Grafschaft und zuletzt zu Gunsten der Fürsten von Salm zum Herzogtum erhoben wurde.

Hoogstraeten (Dijrk van), niederländ. Maler, geb. in Dordrecht oder Antwerpen 1595 oder 1596, wendete sich zuerst der Kupferstecherei und später der Malerei zu, in der er sich namentlich im histor. Fache Ruf erwarb. Er starb zu Dordrecht 1640. — Sein Sohn, Samuel van H., genannt der Batavier, geb. zu Dordrecht oder im Haag 1627, wurde teils durch seinen Vater, teils durch Rembrandt in die Kunst eingeführt. Er malte viele Bildnisse, auch histor. Stücke, Prospekte, Blumen und Früchte, vorzugsweise aber gelangen ihm Stillleben. Von Wien, wohin er schon 1651 kam, ging er nach Rom, später auch nach London; er starb in Dordrecht 19. Okt. 1678. Seine Abhandlung über die Malerei, mit eigenhändig radierten Blättern, gilt für eins der besten Werke dieser Gattung in jener Zeit. — Samuels Bruder und Begleiter auf seinen Reisen, Jan van H., gest. 1654 zu Wien, malte ebenfalls histor. Stücke.

Hoogstraten (Jakob van), päpstl. Inquisitor zur Zeit der Reformation, geb. um 1454 in dem Flecken Hoogstraten in Brabant und später nach seinem Geburtsorte genannt, studierte zu Löwen, trat zu Köln in den Dominikanerorden, wurde 1507 erster Regens der Studienanstalt seines Ordens zu Köln, dann Prior des dortigen Konvents, Professor der Theologie und endlich päpstl. Ketzerrichter (Haereticae pravitatis inquisitor) für Köln, Mainz und Trier. In dieser Eigenschaft zog er Reuchlin wegen seiner Schriften zu Gunsten der Juden zur Verantwortung, verbrannte auch 1514 dessen «Augenspiegel» öffentlich, wurde aber zu Rom, als Reuchlin an den Papst appellierte, 1516 abgewiesen. Aus diesem Anlaß wurde H. in den «Epistolae obscurorum virorum» stark verspottet. Gegen Luther schrieb H. mehrere Schriften, in welchen er die Verehrung der Heiligen, das Fegfeuer und die Forderung der guten Werke verteidigte. Er starb 21. Jan. 1527 zu Köln. Seine Streitschriften erschienen gesammelt Köln 1526.

Hook (James Clarke), engl. Landschafts- und Genremaler, geb. zu London 21. Nov. 1819, studierte an der wiener Akademie und schloß sich anfangs an die histor.-romantische Richtung an, welcher er auch in Italien treu blieb, wohin er sich 1846 begab. Allmählich aber wendete sich H. von der Darstellung ital., meist venet. Geschichtsmotive zu volkstümlichen Gegenständen. Nach seiner Heimkehr ins Vaterland, wo er 1860 zum Mitglied der Akademie in London ernannt wurde, bewegte er sich hauptsächlich auf dem Gebiete genrehafter Repräsentationen von Volksscenen, Fischern, Bauern, die er mit großer Frische und Lebendigkeit zu behandeln verstand.

Hook (Theod. Edward), engl. Romanschriftsteller, geb. in London 22. Sept. 1788, war der Sohn eines Komponisten und erhielt seine Erziehung auf der Schule zu Harrow. Begabt mit schlagfertigem Witze und ein gewandter Improvisator, trat er schon 1805 als Bühnendichter auf. Er wußte sich die Gunst des Prinz-Regenten zu erwerben und ward 1812 zum Generaleinnehmer und Schatzmeister auf der Insel Mauritius ernannt. Nachdem er diesen Posten bereits sechs Jahre bekleidet hatte, nötigte ihn der Mißbrauch seines in einen Unterbeamten gesetzten Vertrauens zur Vertretung eines bedeutenden Kassendefekts. Als er 1819 nach England zurückkehrte, leitete man eine Untersuchung gegen ihn ein, die erst 1823 durch einen Urteilsspruch beendet wurde, der ihn zur Erstattung einer Summe von 12 000 Pfd. St. verpflichtete. Unterdessen war H. Redacteur der Zeitung «John Bull» geworden, in der er die Grundsätze der Hochtorypartei verfocht. Im Schuldturm schrieb er nun seine ersten Erzählungen, welche unter dem Titel «Sayings and doings» (Lond. 1824) erschienen und vom Publikum mit großem Beifall aufgenommen wurden. Eine Fortsetzung derselben ward 1825 veröffentlicht und bald darauf erhielt H. seine Freiheit wieder, worauf er sich fast ausschließlich der Novellistik widmete. Im J. 1828 erschien von ihm eine dritte Serie von «Sayings and doings», 1830 «Maxwell», 1833 «The parson's daughter» und «Love and pride». Im J. 1836 übernahm er die Redaction des «New Monthly Magazine», für welches er «Gilbert Gurney» und dessen weit schwächere Fortsetzung «Gurney married» schrieb, welche später auch einzeln in drei Bänden erschienen. Dann folgten 1837 «Jack Brag», 1839 «Births, deaths and marriages» und 1840 «Fathers and sons». Sein letzter Roman: «Peregrine Bunce» (3 Bde., Lond. 1842), erschien erst nach seinem Tode und soll zum Teil von einer andern Hand herrühren. Sämtliche Arbeiten H.s zeichnen sich durch Menschenkenntnis, Humor und gewandte Darstellung aus, verraten aber die Hast, mit der sie geschrieben sind, und treiben die Komik bis zur Karikatur. Er starb zu Fulham 24. Aug. 1841. Vgl. Barham, «Life of Theodore H.» (Lond. 1852; 3. Aufl. 1877).

Sein älterer Bruder, James H., Dechant von Worcester und Archidiakonus von Huntingdon, geb. 1771, gest. 1828, schrieb zwei Romane: «Pen Owen» (Edinb. 1822) und «Percy Mallory» (Edinb. 1823), in welchen er die polit. Ereignisse des Tags berührt, sowie mehrere Flugschriften und Predigten.

Dessen Sohn, Walter Farquhar H., geb. 1798, studierte in Oxford Theologie und wurde Domherr in Lincoln, Kaplan der Königin und 1859 Dechant von Chichester. Als Schriftsteller hat er sich durch sein «Church Dictionary» (9. Aufl., Lond. 1864), «An ecclesiastical biography» (8 Bde., Lond. 1845—52) und besonders durch die «Lives of the Archbishops of Canterbury» (12 Bde., Lond. 1861—74) einen geachteten Namen erworben. Er starb 20. Okt. 1875. Zu seinem Andenken wurde 1880 in Leeds eine Kirche gebaut. Sein Leben beschrieb W. R. W. Stephens in «Life and Letters of Dean Hook» (2 Bde., 1878).

Hook. oder ***W. Hook.,*** bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Hooker (William Jackson).

Hooker (Mount-), Berg in der nördl. Fortsetzung der Rocky-Mountains in Nordamerika

of Canada, auf der Grenze zwiſchen
lumbien und dem Nordweſt-Territo-
n dem ihn an Höhe gleich ſcheinenden
wn trennt ihn der Athapascapaß; er iſt
Höhe geſchätzt. Einerſeits entſpringt an
apasca, andererſeits der Columbia.
(Joſ.), nordamerik. General, von den
egen ſeiner Tapferkeit und ſeines ſchnei-
s «fighting Joe» genannt, geb. 13. Nov.
ld-Hadley im Staate Maſſachuſetts,
der Militärakademie in Weſtpoint er-
trat 1837 als Unterlieutenant in die
n. Er diente als Adjutant und in ver-
onſtigen Stellungen in der genannten
is 1846, wo der merik. Krieg ihm Ge-
b, ſich mehrfach auszuzeichnen. Nach-
s zum Oberſtlieutenant aufgerückt war,
armer. Nach dem Ausbruch des Bür-
861 zum Brigadegeneral der Freiwilli-
t, ſtand er erſt unter Heintzelmann, dann
1861—62 unter M'Clellan auf dem lin-
nacufer. Beim Vorrücken M'Clellans
n der Spitze einer Diviſion den Feind
own und lieferte ihm in Gemeinſchaft
ey die blutige Schlacht bei Williams-
der ſog. Siebentageſchlacht und beſon-
Malvern-Hill nahm er hervorragenden
benſo zeichnete er ſich in dem Auguſt-
m Rappahannock aus. Am 5. Mai
Generalmajor ernannt, kommandierte
ietam 17. Sept. den linken Flügel und
ſeinen gelungenen Angriff auf Stone-
m weſentlich zum Erfolg des Tags bei,
r wegen Verwundung noch vor errunge-
das Schlachtfeld verlaſſen. Er traf erſt
der Armee ein, als Burnſide den Ober-
Stelle M'Clellans führte, und wurde
eur einer der von jenem geſchaffenen
viſionen, mit welcher er ſamt den übrigen
ricksburg 13. Dez. 1862 zurückgeſchlagen
Im Jan. 1863 folgte H. dem General
im Oberbefehl. Ende April eröffnete er
virgin. Feldzug, der jedoch bereits 3. Mai
totalen Niederlage bei Chancellorsville
H. ging über den Rappahannock zurück,
fortan beobachtend. Die Konföderierten
ber Ende Juni unter Lee durch das
ahthal in Maryland und Pennſylvanien
folgte denſelben in Eilmärſchen, mußte
Juni 1863 den Oberbefehl an Meade ab-
elcher Lee, auf H.s Entwurf hin, einige
er bei Gettysburg ſchlug. Im Herbſt 1863
mit dem 11. und 12. Korps nach Chatta-
uſen, wo er an den Siegen Thomas' und
s weſentlichen Anteil hatte. Nachdem er
4 Militärgouverneur des Depart. Ohio
erfolgte nach dem Frieden ſeine Ver-
h Neuyork als höchſter militäriſcher Be-
. Am 1. Sept. 1866 verabſchiedet, er-
868 ſeine Ernennung zum Brevet-Ge-
r. H. ſtarb 31. Okt. 1879 in Garden-
ong-Island.

t (Sir William Jackſon), ausgezeichneter
geb. zu Norwich 1785, machte 1809 eine
ſe nach Island, die er in «A tour in Ice-
mouth 1811; 2. Aufl., 2 Bde., Lond. 1813)
Im J. 1815 wurde er Profeſſor in
Er ſetzte das 1787 von Curtis geſtiftete
l Magazine» fort und gab außerdem ein
«Botanical Miscellany» und das «London Journal of botany» (ſeit 1834) heraus. Von ſeinen andern Werken ſind zu nennen: Muscologia Britannica» (Lond. 1818; 2. Aufl. 1833), «Flora Scotica» (Lond. 1821), «Flora Boreali-Americana» (2 Bde., Lond. 1833—40), ferner «The British Flora» (2 Bde., Lond. 1830—36; 8. Aufl. 1864), «A century of orchidaceous plants» (Lond. 1846 fg.) und das Prachtwerk über die «Victoria regia» (Lond. 1851). H. erhielt 1836 die Ritterwürde und wurde 1840 zum Direktor des königl. botan. Gartens in Kew ernannt, der unter ſeiner Leitung das erſte Inſtitut dieſer Art in der Welt geworden iſt. Er hat darüber in einer eigenen Schrift: «Kew gardens, or a popular guide to the royal botanic gardens at Kew» (Lond. 1847) Bericht erſtattet. H. ſtarb zu Kew 12. Aug. 1865.

Sein Sohn, Joſeph Dalton H., ebenfalls namhafter Botaniker, geb. 1816 zu Glasgow, begleitete den Kapitän Roß als Arzt und Naturforſcher auf deſſen antarktiſcher Expedition 1839—43, deren botan. Ausbeute er in der «Flora antarctica» (2 Bde., Lond. 1845—48), «Flora Novae Zelandiae» (Lond. 1852) und «Flora Tasmanica» (Lond. 1855) niederlegte. Im J. 1847 unternahm er eine botan. Reiſe nach Indien, auf der er über den Himalaja bis nach Tibet vordrang, wo er eine große Anzahl neuer Pflanzen entdeckte. Ende 1851 nach England zurückgekehrt, veröffentlichte er ſeinen Reiſebericht in den «Himalayan Journals» (2 Bde., Lond. 1854; deutſch, Lpz. 1857) und wurde 1855 zum Gehilfen ſeines Vaters am botan. Garten ernannt. Nach deſſen Tode folgte er ihm als Direktor des botan. Gartens. Im J. 1871 bereiſte H. zu botan. Zwecken Marokko und beſtieg den Großen Atlas, von deſſen Abhängen er eine reiche Pflanzenſammlung nach Kew zurückbrachte. Außerdem erſchienen von ihm: «The rhododendrons of the Sikkim Himalaya» (3 Tle., Lond. 1849—51), «The students' Flora of British Islands» (1870) und «The Flora of British India» (1872). Im Verein mit Bentham hat er ein großes ſyſtematiſches Werk «Genera plantarum» (3 Bde., Lond. 1862—83) herausgegeben.

Hook. fil. oder ***J. Hook.***, bei naturwiſſenſchaftlichen Namen Abkürzung für Hooker (Joſeph Dalton).

Hookſiel, Dorf in Oldenburg, Amt Jever, 9 km im NO. von Jever, an der Mündung des von Jever kommenden Schiffahrtskanals, mit 589 E., iſt der Hafenort für Jever.

Hoorn, Stadt und Bezirkshauptort der niederländ. Provinz Nordholland, 34 km im Nordoſten von Amſterdam, in freundlicher Umgebung, an dem Hoornerhop, einer als Reede dienenden Bucht der Zuyderſee, gelegen, ſeit 1884 durch eine Eiſenbahn mit Zaandam verbunden, hat einen guten Hafen, eine Lateinſchule, ſowie eine kliniſche und eine Zeichenſchule, ein ſchönes Stadthaus, ein Gerichtsgebäude, ein großes Korrektionshaus (früher Magazin und Admiralität) und zehn Kirchen, darunter die Große Kirche mit dem Grabmal des berühmten Kontreadmirals Floriszoon. Die Stadt zählt (1879) 10200 E., welche Schiffbau, Fiſcherei, Sardellenſalzereien, Gold- und Silberſchmiedereien, ſowie ſehr bedeutenden Handel mit Ackerbauprodukten, Vieh, Butter und Käſe betreiben. H. war einſt eine der blühendſten und reichſten Städte Hollands durch die Thätigkeit ſeiner Kaufmannſchaft,

seiner Seefahrer und Walfischfänger. Hier wurden 1416 die großen Netze zum Heringsfang erfunden; 1580 ward hier Wilh. Schouten, der erste Umsegler des Kap Hoorn, geboren. Nach einer furchtbaren Überschwemmung infolge des Deichbruchs 1557 litt die Stadt in den folgenden Kriegen mit Spanien. Die frühern Festungswerke sind jetzt in Promenaden umgewandelt.

Hoorn, auch Horn, das Kap, welches die Südspitze von Südamerika bildet in 55° 58′ 40″ südl. Br. und 49° 34′ 30″ westl. L. von Ferro. Es wird gebildet durch eine einsame, steil nach S. abfallende Felseninsel. Die Südspitze des Festlandes Amerika bildet Kap Froward, an der Halbinsel Braunschweig, in 53° 54′ südl. Br. Das erstere Kap wurde im Okt. 1578 durch F. Drake entdeckt und 29. Jan. 1616 durch W. Schouten und J. Le Maire zu Ehren der Stadt Hoorn in Holland, wo ihre Expedition ausgerüstet worden war, benannt.

Hoorn, auch Hoorne oder Hornes (Philipp II. von Montmorency-Nivelle, Graf von), Freund und Schicksalsgenosse Egmonds, geb. 1518, war der Sohn Josephs von Montmorency-Nivelle und der Anna von Egmond und Stiefsohn des Grafen H., der ihn nebst seinem Bruder Floris unter der Bedingung, seinen Namen zu führen, zu Erben einsetzte. Dergestalt einer der reichsten Herren in den Niederlanden, wurde H. nach und nach mit Ehren und Würden überhäuft. Er war Reichsoberjägermeister und Ritter des Goldenen Vlies, Kammerherr und Kapitän der vläm. Garden des Königs von Spanien, Chef des Staatsrats der Niederlande, Admiral von Flandern und Gouverneur von Geldern und Zütphen. In der Schlacht bei St.-Quentin 1557 zeichnete er sich durch glänzende Thaten aus, und auch an dem Siege von Gravelingen hatte er einen vorzüglichen Anteil. Die Bande des Blutes, die ihn mit dem berühmten Egmond vereinigten, ließen ihn auch dessen polit. Haltung teilen. Wie Egmond, trennte auch er sich schließlich von der entschiedenern Richtung, welche der Prinz von Oranien vertrat. Sie blieben auch beim Herannahen Albas, während Oranien das Land verließ, vertrauensvoll zurück. Gleichwol ließ Alba sie im Sept. 1567 verhaften, ihnen den Prozeß machen und sie 5. Juni 1568 zu Brüssel enthaupten. H. hinterließ eine Witwe, aber keine Kinder; sein einziger Sohn war schon zwei Jahre zuvor gestorben. — Auch H.s Bruder, Floris H., wurde 1570 im Gefängnis zu Simancas enthauptet oder vergiftet, und mit ihm erlosch der Stamm der Montmorency-Nivelle, sowie die durch Adoption in ihnen fortgesetzte Linie der alten Grafen von H. Vgl. Juste, «Le comte d'Egmont et le comte de Hornes» (Brüss. 1863).

Hoosac, Gebirge in den Vereinigten Staaten von Amerika, derjenige Teil der Green Mountains, welcher zwischen den Flüssen Connecticut und Housatonik Massachusetts durchzieht und zugleich den höchsten Teil dieses Staats bildet.

Hop., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Hoppe (David Heinrich).

Hope (Thom.), engl. Kunst- und Altertumsfreund, geb. zu London 1774, stammte aus der jüngern, in Holland blühenden Linie der altschott. H. of Craig-Hall und bereiste für Kunstzwecke einen Teil Europas, Asiens und Afrikas. Aufsehen erregten die Einrichtung und Ausschmückung seines Hauses in London und seiner Villa zu Deepdene bei Dorking. Von ersterm findet sich eine Abbildung in Britton und Pugins «Public buildings of London»; er selbst veröffentlichte die Zeichnungen zu seinem Hausgerät in «Household furniture and internal decorations» (Lond. 1805). Nachdem er außerdem die Werke «The costumes of the ancients» (2 Bde., Lond. 1809) und «Designs of modern costumes» (Lond. 1812) herausgegeben, trat er mit dem Roman «Anastasius, or the memoirs of a modern Greek» (3 Bde., 1819) hervor, der ungewöhnlichen Beifall fand. Auch seine Abhandlung «On the origin and prospects of man» (Lond. 1831), die erst nach seinem Tode veröffentlicht wurde, enthält neben manchen paradoxen Ansichten Stellen von hoher Beredsamkeit und Gedankenfülle. Er starb zu London 3. Febr. 1831.

Von seinen Söhnen war der älteste, Henry Thomas H., geb. 1808, zuerst 1830 Parlamentsmitglied für East-Looe, dann 1833—41 und 1847—52 für Gloucester und starb zu London 4. Dez. 1862. — Der jüngere, Alexander James Beresford H., geb. 1820, gehörte zu der unter dem Namen des «Jungen England» bekannten Partei und machte sich durch seinen Eifer für die Wiederherstellung der altengl. Kirchendenkmäler bemerkbar. Seit 1841 Parlamentsmitglied für Maidstone, fiel er 1852 und 1859 bei den Neuwahlen durch, wurde indes 1865 von neuem für Stockport gewählt. Seit 1868 vertritt er im Parlament die Universität Cambridge. Hochkonservativ in allen seinen Ansichten, stand H. unter den leidenschaftlichsten Vorkämpfern der Sache der amerik. Sklavenstaaten voran. Zugleich besitzt die engl. Hochkirche an ihm einen ihrer ausdauerndsten, unnachgiebigsten Vertreter. Von Lord Beaconsfield wurde er 1880 zum Mitglied des Staatsrats ernannt. Man hat von ihm «Essays» (Lond. 1844), «English cathedrals in the 19th century» (Lond. 1861), «The social and political bearings of the American disruption» (1863), «Cathedrals in their missionary aspects» (1872), «Hints towards peace in ceremonial matters» (1874), «Worship in the church of England» (1874), und neuerdings die mit vielem Beifall aufgenommenen Romane «Strictly tied-up» (1880) und «The Brandreths» (3 Bde., 1882).

Hopf (Karl), Historiker, geb. 19. Febr. 1832 zu Hamm, studierte in Bonn Philologie und Geschichte, habilitierte sich 1852 daselbst und wurde 1862 außerord. Professor zu Greifswald, 1865 Professor und Oberbibliothekar in Königsberg. Er starb 23. Aug. 1873 zu Wiesbaden. H. beschäftigte sich hauptsächlich mit der griech. Geschichte und behandelte einzelne Partien in zahlreichen Abhandlungen, die meist in den Sitzungsberichten der wiener Akademie abgedruckt sind. Auch gab er einen «Historisch-genealog. Atlas» (Gotha 1858) und die «Chroniques Gréco-Romanes inédites ou peu connues» (Berl. 1873) heraus. Sehr geschätzt sind seine Aufsätze über Griechenlands mittelalterliche Geschichte in Ersch und Grubers «Encyklopädie» (Bd. 85 u. 86, Lpz. 1867—68).

Hopfen (Humulus Lupulus), die einzige Art ihrer Gattung, welche zu den Hanfgewächsen (Cannabineen) gezählt wird, eine zweihäusige, windende Pflanze, deren große Fruchtdeckblätter am Grunde innen mit kleinen harzigen Körnern besetzt sind; letztere enthalten eine bitter-gewürzhafte Substanz, das Lupulin, das zum Würzen des Bieres und

Die in Wäldern und Hecken wild ammart enthält in ihren Fruchtzapfen s jene Oldrüsen, liefert aber ein sehr dukt, das zur Brauerei untauglich ist. ahlreichen Kulturformen unterscheidet nd Späthopfen, von denen jener von r Qualität ist und ein feineres Aroma er reichern Ertrag gibt. In Böhmen man zwischen Rothopfen und Grün- r ist die gangbarste und zugleich edelste he vorzugsweise in der saazer Gegend rd; seine Ranken nehmen kurz vor der uchtzapfen eine rötliche Farbe an. Er ner frühen Zeitigung hochgeschätzt und roma unübertroffen. Der Grünhopfen sächlich in der auschaer Gegend gebaut, er hoch und braucht deshalb weniger gen, doch ist seine Qualität geringer. ernsche oder Hengsthopfen ist nur eine des Rothopfens. In Bayern baut Früh- wie Späthopfen; letzterer bringt n Ertrag als der Frühhopfen, aber pfen enthalten weniger Lupulin und ich ihr Aroma. Man unterscheidet - und rotrankige. Der Hopfenbau nt außerordentlich viele Sorten, von lding, eine Frühsorte, wegen seines s und seines Reichtums an Aroma Sorten vorgezogen wird. Mit dem palt, Hersbruck u. s. w. blühenden malisiert der von Neutomysl in der n und von Buckow in der Mark beide begründet durch Joh. Jakob chon von 1838 an unermüdlich thätig fenbau zu einem Zweige des preuß. ums zu erheben.

in Boden aller Art bauen, wenn er ig und nahrhaft ist und nicht an e leidet. In Betreff der Lage zeigt daß diejenige dem H. am gedeihlich- gegen Süden, Südosten und Süd- und gegen Nord- und Ostwinde ge- Aufnahme des einträglichen Hopfen- holzarmen Gegenden die Schwierig- g, Stangen von 8 bis 10 m Länge, ensorten sie verlangen, zu beschaffen. den aber lassen sich die Stangen durch Drahtgerüste ersetzen. Trotz der be- ten der Anlage und Unterhaltung flanzung, sowie der Ernte, der Trocken- ist der Ertrag derselben noch bedeu- Anlage einer Pflanzung ist die Be- g. Fechsern die vorteilhafteste. Hier- man letztjährige Stocksprossen älterer die bis auf einige Augen vom Wur- ist werden. Vgl. Löbe, «Anleitung den Anbau der Handelsgewächse» Gewürzpflanzen», Stuttg. 1868).

Franz, Freiherr von), österr. Politiker, 1825 zu Wien, Besitzer des Gutes Mähren, wurde 1861 von der Kurie Großgrundbesitzes in den Landtag und in das Abgeordnetenhaus des österr. gewählt. Im J. 1863 erhielt er als einer des «großösterr. Klubs» den Eisernen n ritter, später das Kommandeurkreuz Ordens, infolge dessen er in den Frei- erhoben wurde. Seit Juni 1863—68 r Vizepräsident und in den Sessionen 1870—73 Präsident des Abgeordnetenhauses. Die Krise, welche 1873 mehrere Institute schwer traf, an deren Leitung H. beteiligt war, hatte zur Folge, daß H. sich mehr vom polit. Leben zurückzog und seit 1879 dem Parlament fremd blieb. Er widmete sich nun ganz der Bodenkreditanstalt und wurde Präsident der Südbahngesellschaft.

Hopfen (Hans), Romanschriftsteller, geb. 3. Jan. 1835 zu München, studierte daselbst bis 1858 die Rechte, wurde in den münchener Dichterkreis gezogen, und von Geibel bei Gelegenheit der Herausgabe des «Münchener Dichterbuchs» (1862) in die Litteratur eingeführt. Im J. 1862 lebte er in Venedig, 1863 in Paris, 1864 in Wien, wo er Generalsekretär der Schiller-Stiftung wurde. Im J. 1866 siedelte er nach Berlin über. Seine Romane und Novellen sind: «Peregretta» (Berl. 1864), «Verdorben zu Paris» (2 Bde., Stuttg. 1868), «Der Pinsel Mings» (Stuttg. 1868), «Arge Sitten» (2 Bde., Stuttg. 1869), «Der graue Freund» (4 Bde., Stuttg. 1874), «Juschu, Tagebuch eines Schauspielers» (Stuttg. 1875), «Verfehlte Liebe» (Stuttg. 1876), «Die Heirat des Herrn von Waldenberg» (3 Bde., Stuttg. 1879; 2. Aufl. 1884), «Bayrische Dorfgeschichten» (Stuttg. 1878), «Der alte Praktikant» (Stuttg. 1878; 2. Aufl. 1884), «Die Geschichten des Majors» (Berl. 1879), «Kleine Leute» (Berl. 1880), «Mein Onkel Don Juan» (2 Bde., Berl. 1884), «Die Einsame» (2 Bde., Dresd. 1882), «Brennende Liebe» (Dresd. 1883). Seine «Gedichte» erschienen in 4. Aufl. (Berl. 1883). Essays enthalten die «Streitfragen und Erinnerungen» (Stuttg. 1876).

Hopfenbuche (Ostrya *L.*), eine dem Hornbaum (s. d.) nahe verwandte Baumgattung. Die weiblichen Blüten sind in ein röhriges Deckblatt eingeschlossen, welches zu einem hohlen, die Nuß umschließenden Schlauch verwächst, die Fruchtkätzchen länglich; sie bestehen aus den dachziegelartig übereinander liegenden Fruchtschläuchen. Die ungerippten Nüßchen haben wenige schwache Nerven. In Europa wächst nur eine Art, die gemeine Hopfenbuche (Ostrya carpinifolia *Scop.*, vulgaris *Willd.*, Carpinus Ostrya *L.*); ein kaum 20 m hoch werdender Baum, dessen Rinde im Alter rauh und schuppig ist. Sie ist durch ganz Südeuropa bis in den Orient verbreitet, aber von untergeordneter forstlicher Bedeutung. — Die von der gemeinen H. kaum zu unterscheidende amerikanische Hopfenbuche (Ostrya virginiana *Mill.*) findet sich in Deutschland hier und da in Gärten.

Hopfenklee, s. unter Klee.

Hopfenmehl, s. Lupulin.

Hopfgarten, Ortschaft im Brixenthal (s. d.).

Hopfgarten (Aug. Ferd.), Maler, geb. zu Berlin 17. März 1807, studierte an der dortigen Akademie unter Dähling und Niedlich, später bei Wilhelm Wach. Die Erlangung eines Staatspreises bei einer Konkurrenz 1825 ermöglichte ihm 1827 einen bis 1833 dauernden Aufenthalt in Rom. Seine besten Bilder aus jener Epoche waren: Boas und Ruth; die Auffindung des Moses; die heil. Elisabeth, Almosen verteilend; Erminia bei den Hirten (nach Tasso); Seeräuber und gefangene Italiener; der heil. Georg u. s. w. In Berlin entfaltete H. eine nicht minder reiche Thätigkeit, welche sich teils auf Staffeleibilder, teils auf monumentale Wanddekoration erstreckte. In ersterer Hinsicht sind zu erwähnen: Tasso wird von Leonore d'Este mit dem

Lorbeer gekrönt, die erste Begegnung der beiden, Rafael findet das Modell zur Madonna della Sedia. Von Wandmalereien entstanden daselbst: die Ausgießung des Heiligen Geistes in der königl. Schloßkapelle, mehrere Engel daselbst, im Vestibül des Museums die Vermählung des Hercules mit Hebe und in der Kuppel des Neuen Museums Genien mit den Emblemen der Götter. Im J. 1853 erhielt H. den Auftrag, für den Herzog von Nassau die Gruftkapelle der verstorbenen Herzogin auf dem Neroberg bei Wiesbaden zu schmücken, wo er die Evangelisten, vier Propheten und in der Kuppel zwölf Engel darstellte. H. ist Professor und Mitglied der Akademie in Berlin.

Hophra, die hebr. Form für Apries (s. d.).

Hopkins (Edward John), engl. Organist, geb. in London 30. Juni 1818, war zuerst Chorknabe der königl. Kapelle und wurde dann zum Organisten gebildet. Seit 1843 Organist an der Temple Church in London, that er sich besonders durch vorzügliche Aufführungen der Kirchenmusik hervor, von welcher er mehreres selber komponiert hat. Er ist einer der ersten engl. Organisten und vorzüglichsten Orgelkenner. Sein Instrument beschrieb H. in dem Werke: «The organ, its history and construction» (Lond. 1855; 3. Aufl. 1877).

Hoplētik (grch.), Bewaffnungslehre.

Hopliten hießen die griech. Schwerbewaffneten, die in geschlossener Linie (s. Phalanx) kämpften. Die Bewaffnung derselben bestand in Helm, Brustpanzer, Beinschienen, Schild, Lanze und Schwert.

Hopp., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Hoppe (David Heinr.), geb. 15. Dez. 1760 zu Vilsen in Hannover, gest. als Arzt zu Regensburg 2. Aug. 1846, hat sich Verdienste um die Kenntnis der Alpenflora erworben.

Hoppelpoppel, Name eines Getränks, das aus Eidottern, Rahm, Rum oder Arrak und Zucker besteht; die Eidotter und der Rahm werden zu Schaum gerührt, worauf das übrige hinzugefügt wird.

Hor, ein im Süden von Palästina gelegener Berg, welchen die Israeliten auf ihrem Wüstenzuge berührt haben und auf dem Aaron, der Bruder Moses, gestorben sein soll. Alle neuern Reisenden haben diesen Berg südwestlich von Petra in dem Dschebel Nebi Härûn (Berg des Propheten Aaron), auch genannt Sidna Härûn (Unser Herr Aaron), gefunden, dessen Doppelhorn sich bis zur Höhe von 1329 m erhebt. Die höchste, nordöstliche, seiner beiden zackigen Spitzen trägt die Grabkapelle des Propheten Aaron (Kabr Härûn), welche freilich nur ein ganz gewöhnliches, viereckiges mohammedanisches Heiligtum ist. Sehr nahe diesem Aaronsgrab zieht am Fuße des Bergs die Straße vorüber, welche von Petra nach Gaza führt.

Hora, Stadt auf Samos, s. Chora.

Hora (Juon, d. i. Johann), auch «Nikola Urß», d. i. «Niklas der Bär» genannt, war Anführer des blutigen Aufstandes der walachischen (rumänischen) Leibeigenen in Siebenbürgen im J. 1784. Die kaiserl. Verordnung zur allgemeinen Volkskonskription wurde von H. und seinen Genossen Juon Kloska (sprich Kloschka) und Georg Krizsán (sprich Krischan) dahin ausgelegt, daß der Kaiser (Joseph II.) das Volk gegen die (magyar.) Edelleute bewaffnen wolle. Am 31. Okt. 1784 fand die erste Zusammenrottung der irregeleiteten Bauern bei Kurety statt; die herbeigeeilten Stuhlrichter wurden ermordet, ihre militärische Begleitung grausam mißhandelt. Der Aufstand breitete sich schnell über das Albenser, Hunyader und Zaránder Komitat aus. Binnen kurzem waren in 61 Dörfern des Hunyader Komitats 232 Edelhöfe teils verbrannt, teils verwüstet und 28 Edelleute ermordet worden. Im ganzen sollen bei 4000 Menschen ihr Leben eingebüßt haben. Die Zahl der Aufständischen stieg bis auf 30000 Mann und die Empörung konnte schließlich nur unter Aufbietung großer Truppenmassen bewältigt werden. Die Hauptanführer H., Kloska und Krizsán wurden im Jan. 1785 gefangen; der Letztgenannte erdrosselte sich im Kerker; die zwei andern wurden durch das Rad hingerichtet (28. Febr. 1785). Kaiser Joseph II. hob jedoch 21. Aug. 1785 die Leibeigenschaft auf und gestattete die Freizügigkeit der Unterthanen. H. lebt noch heute als Nationalheld im Liede des rumän. Volks fort.

Hora canonica (Hora regularis) oder blos Hora, die Stunde, heißt in der kath. Kirche die vorgeschriebene Gebetsstunde. Die erste Christengemeinde (Apostelgesch. 2, 15. 46; 3, 1; 10, 9) behielt aus dem Judentum die Beobachtung dreier Gebetszeiten bei, der dritten, sechsten und neunten, 9 Uhr vormittags, 12 Uhr mittags, 3 Uhr nachmittags. Diese Sitte war nach Zeugnissen der Kirchenväter auch in der alten Kirche allgemein verbreitet. In den Klöstern fügte man noch die Gebete um Sonnenaufgang und Sonnenuntergang (6 Uhr morgens, 6 Uhr abends) und zur Mitternacht (Apostelgesch. 16, 25) hinzu, wie schon Hieronymus bezeugt. Benedikt schaltete noch das Completorium (9 Uhr abends) ein. Damit war die gewöhnliche Zahl von sieben Gebetszeiten voll. Bisweilen tritt noch eine achte hinzu, um 3 Uhr morgens, sodaß der ganze Tag in achtmal drei Stunden geteilt ist. Verpflichtet zum regelmäßigen Gebet sind außer den Mönchen und Nonnen alle Kleriker vom Subdiakonus aufwärts, doch werden meistens mehrere Gebete zusammengefaßt, besonders dasjenige um Mitternacht am Abend vorher, das Frühgebet um Sonnenaufgang gesprochen. Die verschiedenen Zeiten, resp. die Gebete selbst heißen: 1) die Mette (um Mitternacht), 2) die Matutina oder Laudes (3 Uhr früh), 3) die Prim (erste Stunde), 4) die Terz (dritte Stunde), 5) die Sexte (sechste Stunde), 6) die None (neunte Stunde), 7) die Vesper, 8) das Completorium. Die vorgeschriebenen Gebete wurden anfangs aus den Psalmen genommen, dann aber durch Abschnitte aus dem Alten und Neuen Testament, durch Legenden der Heiligen, sowie Gebete und Hymnen der Kirchenväter vermehrt. Sie bilden zusammen das Brevier (s. d.). Die in klösterlicher Gemeinschaft lebenden Ordensglieder und Geistlichen verrichten diese Gebete gemeinsam, sie laut und feierlich intonierend, woher der Ausdruck Horasingen, während demjenigen, welcher sie allein beten muß, ein stilles Lesen oder leises Sprechen gestattet ist.

Horaken (czech. Horáci = Bergbewohner) heißen im allgemeinen die Bewohner des böhm.-mähr. Grenzgebirges, namentlich auf der mährischen, gegen die March hin abfallenden Seite. Ihr Erwerb ist größtenteils Feldbau. Ihre Mundart weicht weniger vom Czechischen ab, als die der Hannaken (s. d.). Die Männer tragen einen breitkrempigen Hut, einen langen Rock, eine blaue Weste mit großen, glänzenden Metallknöpfen, gelederne Hosen und hohe Stiefel; die Frauen tragen kurze Röcke mit engem Schnürleib und ein rei-

pftes großes Tuch um den Kopf. Man
n Reinlichkeit und Arbeitsliebe nach.
llo, ägypt. Gott, s. Horus.
llon, ein griech. Grammatiker ägypt.
er im 4. Jahrh. n. Chr. in Alexandria
nstinopel unter Theodosius lebte und
verfaßte Kommentare zu griech. Dich-
ndern Schriften. Ein anderer Ägypter
ens lebte unter Kaiser Zeno gegen Aus-
. Jahrh. Am bekanntesten ist der Name
ine griech. Schrift über Hieroglyphen,
den Handschriften von einem Ägypter
H. in ägypt. Sprache verfaßt, von
ippos ins Griechische übertragen sein
e Schrift enthält richtige Erklärungen
oglyphen, aber nur solcher, welche zur
gehören, d. h. die Gegenstände selbst
Die beste Ausgabe ist die von Leemans
835). [ist flüchtig.
ult (lat.), «die Stunde eilt», die Zeit
gen, s. unter Hora canonica.
us ist der Name eines alten patricischen
lechts. Ihm gehörten an die drei Ho-
on denen die röm. Sagengeschichte er-
sie unter König Tullus Hostilius zur
g des Kampfes zwischen Rom und Alba-
drei alban. Curiatiern, die ebenso
rillingsbrüder waren, entgegengestellt
m. Zwei der Horatier waren gefallen,
ende aber, von Livius Publius, von
rcus genannt, gewann den Kampf, in-
g die Gegner voneinander trennte und
rwand. Als er siegreich zurückkehrte,
s seine Schwester, die dem einen Curia-
war, mit Wehklagen; im Zorn stieß sie
nieder. Die Richter, die der König
stellte, verurteilten ihn zum Tode. Das
as er von dem Richterspruch appellieren
ach ihn aber frei, und durch den Vater
die Priester wurde die Entsühnung voll-
der er unter einem Joch durchschreiten
ls dieses Joch galt das bei den Altären
Sororia und des Janus Curiatius ste-
tigillum sororium, welches auf Staats-
während bis in späte Zeit erhalten
uch die Gräber der gefallenen Horatier
tier und die Trophäen des Horatius
h lange gezeigt.
men dieses H. waren Marcus H. Pul-
er nach Dionys bei der Vertreibung der
mitgewirkt haben soll und von Poly-
mer der beiden ersten Konsuln der Repu-
. Chr., von andern als Nachfolger des
Lucretius im Konsulat genannt wird,
ius H. Cocles (der Einäugige). Von
erzählt, er habe, als Porsenna 507 Rom
Pfahlbrücke (Pons sublicius), die über
ur Stadt führte, gegen die andringenden
mit zwei Genossen, dann allein so lange
bis sie hinter ihm abgebrochen gewesen,
nn durch Schwimmen zu den Seinen
ttet, die ihn durch ein Standbild auf
ium ehrten und mit so viel Land, als er
Tage umpflügen konnte, beschenkten.
brigen Horatiern, die in dem 3. und
der Stadt teils als Konsuln, teils als
ibunen angeführt werden, ist außer Ga-
ulvillus, der 477 und 457 v. Chr.
r und im erstern Jahre Rom gegen die
vor den Thoren der Stadt stehenden Etrusker ver-
teidigt haben soll, namentlich Marcus H. Bar-
batus erwähnenswert. Derselbe erhielt 449
v. Chr. mit Lucius Valerius Publicola nach dem
Sturz der Decemvirn das Konsulat, das er schon
vorher zweimal bekleidet hatte, und wurde mit sei-
nem Kollegen Urheber der wichtigen Gesetze (Leges
Valeriae Horatiae), durch welche den Beschlüssen
der Tributcomitien unter gewissen Bedingungen
Geltung fürs ganze Volk gegeben, die Wahl von
Obrigkeiten ohne Provokation (Appellation an das
Volk) verboten und Person und Vermögen dessen,
der die plebejischen Obrigkeiten verletze, für den
Göttern verfallen erklärt wurde. Seit 378 v. Chr.
verschwindet das patricische Geschlecht der Horatier
aus den Fasten.

Horaz, Quintus Horatius Flaccus,
einer der im Altertum wie in der Neuzeit berühm-
testen röm. Dichter, wurde 8. Dez. 65 v. Chr. als
Sohn eines Freigelassenen in Venusia in Apulien
geboren. Schon als Knabe kam er mit seinem
Vater, der sein kleines Grundstück verkaufte, nach
Rom, wo er eine vorzügliche Erziehung und speziell
den Unterricht des strengen und tüchtigen Gram-
matikers Orbilius Pupillus genoß. Im J. 45
ging er nach Athen, das eine Art Hochschule beson-
ders für die Studien der Philosophie und Rhetorik
geworden war. Als nach Cäsars Ermordung
Brutus die röm. Jugend zur Verteidigung der sin-
kenden Republik unter die Waffen rief, trat auch
H. in das Heer desselben ein (43 v. Chr.) und
nahm als Kriegstribun (Stabsoffizier) an den
Feldzügen in Asien und Macedonien und an der
für die republikanische Partei verhängnisvollen
Schlacht bei Philippi (42) teil, aus welcher er sich
durch die Flucht rettete. Nach Rom zurückgekehrt,
kaufte er sich mit dem Rest seines väterlichen Ver-
mögens das Amt eines Schreibers oder Registra-
tors bei den Quästoren (scriba quaestorius),
wandte sich aber bald (wohl schon seit dem J. 41)
teils, wie er selbst sagt, aus Armut, teils aus in-
nerm Beruf der Poesie und zwar zunächst der iam-
bischen (Epoden, nach dem Vorbilde des Archilo-
chos) und satirischen zu. Seine poetischen Erzeug-
nisse las er zunächst in kleinern Kreisen vor, wurde
dadurch in den litterarischen Zirkeln Roms bekannt
und gewann sich bald die Freundschaft zweier der
angesehensten Dichter jener Zeit, des Varius und
Vergilius, die ihn beim Mäcenas (s. d.) einführten.
Auch diesem trat der Dichter bald näher und hatte
sich seiner besondern Gunst zu erfreuen, welche
Mäcenas etwas später durch die Schenkung eines
Landgütchens im sabinischen Distrikt und durch Em-
pfehlung des Dichters bei Augustus bethätigte.

Im J. 35 v. Chr. gab er das erste Buch seiner
Satiren oder, wie er sie selbst betitelte, «Sermones»
(d. h. Gespräche, weil sie in ihrer ganzen Haltung
an den Gesprächston anklingen) heraus und begann
gleich darauf die Abfassung eines zweiten Buchs,
das im J. 30 vollendet und veröffentlicht worden
zu sein scheint. Um dieselbe Zeit hat er wohl auch
die Sammlung seiner Epoden (oder, wie er selbst
sie nennt, «Jamben») herausgegeben. Von nun
an wandte sich H. mehr der lyrischen und Lieder-
poesie zu und veröffentlichte im J. 24 oder 23 die
drei ersten Bücher seiner Oden oder, wie er sie be-
titelte, «Carmina», d. h. Gedichte, die er seinem
Gönner Mäcenas widmete. Hierauf kehrte er
wieder zu der didaktischen Richtung, aber ohne die

Bitterkeit seiner Jugendzeit zurück, indem er eine Reihe von poetischen Episteln verfaßte, worin er in ruhigem, oft schalkhaftem Tone seine Lebensphilosophie und seine litterarischen Grundsätze darlegt. Das erste Buch der Episteln gab er wohl 20 v. Chr. heraus und ließ diesem in seinen letzten Lebensjahren noch ein zweites folgen, dessen dritte Epistel gewöhnlich als besonderes Gedicht unter dem Titel «Ars poetica» erscheint. In ihr entwickelt H. seine Ansichten von der Dichtkunst, namentlich der dramatischen, spricht von den zu vermeidenden Fehlern und den Regeln, die der Dichter beobachten soll, aber nicht nach Art eines Lehrbuchs, sondern in der ungebundenen Weise eines Briefs. Die «Ars poetica» wird auch nach dem Namen der Adressaten als «Brief an die Pisonen» (nach einer ohne Zweifel unrichtigen Überlieferung L. Calpurnius Piso, Konsul im J. 15 v. Chr., vielleicht Gnäus Piso, Konsul 13 v. Chr., und dessen Söhne) bezeichnet. Im J. 17 v. Chr. dichtete H. im Auftrage des Augustus zur Feier der von diesem veranstalteten Säkularspiele das sog. «Carmen saeculare», und in den J. 17—13 v. Chr., ebenfalls auf Andrängen des Augustus, ein viertes Buch der Oden. Ob er außer diesen sämtlich erhaltenen Gedichten noch andere verfaßt hat, ist ungewiß. Er starb 27. Nov. des J. 8 v. Chr. und wurde im äußersten Teile des Esquilinischen Hügels neben dem kurz vorher verstorbenen Mäcenas bestattet.

H. gehört wesentlich zu den reflektierenden Dichtern, d. h. die Reflexion, der klare, nüchterne Verstand überwiegt bei ihm nicht nur das Gefühl, sondern auch die Phantasie. Daher ist er vor allem für die satirisch-didaktische Richtung geeignet. Seine Produktionen auf diesem Gebiete zeigen zwar nicht die Kühnheit des Lucilius, seines Vorgängers auf dem Felde der Satire (wozu auch die veränderten Zeitverhältnisse beitrugen, die den H. nötigten, sich polit. Anspielung ganz zu enthalten), auch nicht gerade bedeutende sittliche Tiefe, aber sie zeichnen sich durch feine Beobachtung, Klarheit und Schärfe der Charakterzeichnung, anmutigen Witz und Eleganz der Darstellung aus, Vorzüge, die nur in seinen frühesten Werken, den Epoden und einigen Satiren des ersten Buchs, durch persönliche Bitterkeit und derbe Obscönität oft verdunkelt werden. In der Lyrik zeigt er im Scherz wie im Ernst eine bewunderungswürdige Anmut, feine Maßhaltung und ruhige Klarheit. Überall aber bewährt er sich als Meister der sprachlichen wie metrischen Form, die er nach strengen Grundsätzen, den besten griech. Mustern folgend, behandelt. In Bezug auf den Inhalt seiner Dichtungen in den Satiren und Episteln ist H. durchaus original-römisch, in den Oden dagegen hat er mehrfach griech. Originale, besonders des Alcäus, ziemlich treu nachgebildet.

Zur Kritik und Erklärung der H.schen Gedichte sind aus dem spätern Altertum mehrere Scholiensammlungen erhalten (herausg. von F. Hauthal, Berl. 1859 fg.), unter denen die des Porphyrio (herausg. von Meyer, Lpz. 1874) die wichtigste ist. Fast zahllos sind die Ausgaben seit der Editio princeps (um 1470). Hervorzuheben sind für die Kritik die von Bentley (zuerst Cambr. 1711), sowie die Textausgaben von Meineke (2. Aufl., Berl. 1854), von Haupt (3. Aufl., Lpz. 1871), von L. Müller (Lpz. 1874 u. 1879) und von Keller und Holder (2 Bde., Lpz. 1864—70; kleinere Ausg. 1878); als brauchbare Handausgabe für die Erklärung die von Orelli (3. Aufl., 2 Bde., Zür. 1850) und als gute Schulausgabe die kleinere von Orelli (6. Aufl., besorgt von Hirschfelder, 2 Bde., Berl. 1882—84), die von Dillenburger (6. Aufl., Bonn 1875) und von Schütz (Bd. 1, 2. Aufl., Berl. 1880, Bd. 2 u. 3, 1881—83); von Spezialausgaben der Oden die von Hofmann Peerlkamp (2. Aufl., Amsterd. 1862) und die Schulausgaben von Kießling (10. Aufl., Lpz. 1860); der Satiren die von Heindorf (3. Aufl. von Döderlein, Lpz. 1859), von Kirchner und Teuffel (Lpz. 1854—57), von Döderlein (lat. und deutsch, Lpz. 1860) und von Fritzsche (Lpz. 1875—76); der Episteln von Döderlein (lat. und deutsch, Lpz. 1856—58) und die Schulausgabe der Satiren und Episteln von Krüger (9. Aufl., Lpz. 1879). Von Übersetzungen mögen die von Günther (2. Aufl., Lpz. 1854), Strodtmann (2. Aufl., Lpz. 1860) und Obbarius (3. Ausg., Paderb. 1872) für die Satiren und Briefe außer der Döderleinschen (ohne Text, Lpz. 1862) auch die von Wieland (Satiren, 4. Aufl., Lpz. 1819; Briefe, Dessau 1782) erwähnt werden. Vgl. Teuffel, «Charakteristik des H.» (Lpz. 1842); derselbe, «H. Eine litterarhistor. Übersicht» (Tüb. 1843); derselbe, «Über H.» (Tüb. 1868); Weber, «H. als Mensch und Dichter» (Jena 1844); Walckenaer, «Histoire de la vie et des poésies d'Horace» (2. Ausg., 2 Bde., Par. 1858); Jacob, «H. und seine Freunde» (2 Bde., Berl. 1852—53); Noël de Vergers, «Vie d'Horace» (Par. 1855); Beck, «H. als Kunstrichter und Philosoph» (Mainz 1875).

Horaždiowitz (czech. Horážd'ovice), Stadt im südwestl. Böhmen, Bezirkshauptmannschaft Strakonitz, an der Wotawa und an der Linie Wien-Budweis-Pilsen-Eger der Franz-Josephsbahn, Sitz eines Bezirksgerichts, hat eine alte Pfarrkirche (um 1250 erbaut, aber vielfach verändert) und ein Schloß des Fürsten Kinsky, und zählt (1880) 3173 E. czech. Zunge, welche eine Spinnerei, eine Zündholzchenfabrik, Spiritus-, Zucker- und Sirupfabriken unterhalten.

Horb, Stadt im württemb. Schwarzwaldkreis, am Neckar und an den Linien Plochingen-Immendingen und Pforzheim-H. der Württembergischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Oberamts und eines Amtsgerichts, hat eine große Kirche, drei ehemalige Klöster und ein Chorherrenstift, zwei Bildhauerwerkstätten und zählt (1880) 2238 meist kath. E., welche Obst- und Hopfenbau betreiben, 18 Bierbrauereien, 1 mechan. Werkstätte und 2 Säge- und Gipsmühlen unterhalten. Auf einer Anhöhe steht ein alter Wartturm und eine Wallfahrtskapelle.

Hörberg (Per), schwed. Maler, geb. 31. Jan. 1746, stammte aus Kronobergs-Län. Er mußte als Viehhüter sein Brot erwerben und sah sich erst im Alter von 37 J. im Stande, seiner Neigung zur Malerei Folge zu leisten, doch gab er seine dürftige Lebensweise nie auf. Seine Produktivität war erstaunlich. Man hat von ihm 87 Altarbilder, etwa 600 Radierungen und sehr viele Handzeichnungen. In der Komposition ist er trefflich, das Kolorit ist harmonisch, die Perspektive meisterhaft. H. starb 24. Jan. 1816.

Horburg, Dorf im Kreise Colmar des elsaß-lothring. Bezirks Oberelsaß, am rechten Ufer der Ill, 2,5 km östlich von Colmar gelegen, zählt (1880) 1086 E. und hat größere Ziegeleien, betreibt auch ausgedehnte Spargelzucht. Auf der Stelle des

emals die alte kelt. Stadt Argentuaria, in
ähe die Römer 378 einen großen Sieg über
ier erfochten. Diese Ansiedelung wurde zu
des 5. Jahrh. durch die Vandalen zerstört.
12. Jahrh. wird H. wieder erwähnt, dessen
1162 durch Graf Hugo von Dabo zerstört,
n Grafen Georg von Württemberg 1543
rgestellt und 1632 von den Schweden ein-
en wurde. In diesem Schlosse wurde der
wegen Übergabe Colmars an Gustav Horn
ssen. Die Franzosen brachen es 1748 ab.
urden zahlreiche röm. Altertümer, darunter
Apollo geweihter Altar gefunden.

e (Hürde), Flechtwerk von Reisig oder
und der damit umschlossene Raum; im
en Sinne ein viereckiges Flechtwerk von
oder Draht.

e, soviel wie Schar, umherstreifender
ist nach einigen ein Wort von asiat. Ur-
(vgl. russ. orda, pers. ordu, Kriegsheer,
nach andern dasselbe Wort wie das vorige,
ifizierter Bedeutung.

de, Stadt im Landkreis Dortmund des Re-
sbezirks Arnsberg der preuß. Provinz West-
n der Emscher und an den Linien Dortmund-
nd Dortmund-Düsseldorf der Preußischen
hnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat zwei
eine kath. Kirche, ein Progymnasium, eine
Töchterschule, großartige Hohöfen und Hüt-
t (Hermannshütte), dem Hörder Bergwerks-
tenvereine gehörig, Steinkohlenbergwerke,
ngruben, Maschinen- und Dampfkesselfabri-
zählt (1880) 12458 E., wovon 6544 evan-
nd 5591 katholisch sind. H. ist mit Dort-
urch eine Lokomotivstraßenbahn verbunden.

denschlag, s. Pferch.

deum (lat.), die Gerste.

eb, früher die nördl. Gruppe des Sinai-
, später das ganze Gebirge, s. Sinai.

ebiten nannte sich eine Partei der Hus-
welche ihren Versammlungsort auf einem
en Horeb genannten Berge hatten.

en erscheinen bei Homer als die Pförtne-
des Himmels, dessen Wolkenthor sie öffnen
ießen, und dann als Dienerinnen der Göt-
mentlich der Aphrodite. Was die verschie-
eiten des Jahres in ihrer natürlichen und
ßigen Folge und Ordnung, in ihrem regel-
n Wechsel bringen, das glaubten die Grie-
hen freundlichen, vielerfreuenden Göttinnen
anken. Wie die Moiren und die nahe ver-
n Chariten erscheinen die H. regelmäßig in
zahl. Auch in Athen wurden seit alter Zeit
ht, wie Pausanias angibt, zwei H. verehrt:
e, nämlich die H. des blütenbringenden
ngs, Auxo, die H. des Wachstum und Reife
nden Sommers, und Karpo, die des
agenden Herbstes. Drei H. nennt auch
bei dem sie aber Eunomia, d. i. gesetz-
dnung, Dike, d. i. Gerechtigkeit, und Ei-
rene), d. i. Friede, und Töchter des Zeus
Themis heißen. Hier und auch sonst zu-
erscheinen sie also als Vertreterinnen der
g und Gesetzmäßigkeit. In späterer Zeit
werden sie immer mehr Vorsteherinnen der
eiten, hier und da auch der Stunden des
In der bildenden Kunst wurden sie gewöhn-
den Attributen der Jahreszeiten dargestellt,
er Zeit regelmäßig in der Dreizahl, später
auch in der Vierzahl. Vgl. Lehrs, «Populäre Auf-
sätze», und die Abbildungen in Müller-Wieseler,
«Denkmäler der alten Kunst» (Bd. 2), und Conze,
«Heroen- und Göttergestalten der griech. Kunst».

Hören, s. Gehör.

Horgen, Marktflecken im schweiz. Kanton Zürich,
Hauptort des Bezirks H. (103 qkm, 28 640 E.), liegt
15 km südlich von Zürich am linken Ufer des Zü-
richersees (409 m) und zählt (1880) 5268 meist
prot. E., deren Haupterwerbszweige die Seiden-
industrie und der Weinbau sind. Der Ort ist wohl-
habend, stattlich gebaut, von Wiesen und Weinber-
gen umgeben, besitzt eine schöne Kirche und einen
Hafen mit lebhaftem Verkehr. Etwa 1 km südöstlich
von H. liegt die fast erschöpfte Braunkohlengrube
von Käpfnach und 1 km südlich von dieser, 453 m
über dem Meere, auf aussichtsreicher Bergterrasse
der beliebte Luftkurort Bocken. Mit Zürich ist
H. durch die Dampferlinie des Sees und die links-
uferige Bahnlinie Zürich-Wesen verbunden, deren
Tracé bei H. 1875 und 1883 teilweise in See ver-
sank und seither nur provisorisch hergestellt wurde.
Von H. nach Südwesten führt eine 23 km lange
Poststraße über die Höhe des Hirzel (736 m) in
das Sihlthal und nach Zug. Im 14. Jahrh.
Eigentum der Freiherren von Eschenbach, kam H.
1406 durch Kauf an Zürich, welches daraus eine
eigene Vogtei machte.

Horicon, s. Georgesee.

Hörigkeit bezeichnet den in früherer Zeit man-
nigfach abgestuften Zustand zwischen vollkommener
Leibeigenschaft und Freiheit. Gewöhnliches Merk-
mal war die Stellung nach den Freien, in deren
Gericht der Hörige sich durch den Herrn vertreten
lassen mußte, ein besonderes Hofrecht, das Gebun-
densein an die Scholle, von welcher ihn aber der
Herr nicht willkürlich entsetzen konnte; ferner Zins-
und Dienstpflicht, sowie eine Abgabe aus dem
Nachlaß und Beschränkung in der Vererbung des
abhängigen Grundbesitzes. Eine ausgezeichnete
Klasse der Hörigen bildeten noch im 12. und
13. Jahrh. die Ministerialen (s. d.), welche zuletzt
den Vasallen oder freien Lehnsleuten völlig gleich-
kamen. (S. Leibeigenschaft.)

Horismus (grch.), Begrenzung eines Begriffs,
Begriffsbestimmung, Definition; Horismo-
graphie, Beschreibung der Grenzen eines Landes.

Horitz (czech. Hořice), Stadt im nordöstl. Böh-
men, Bezirkshauptmannschaft Königgrätz, ist Sitz
eines Bezirksgerichts, hat bedeutenden Obstbau,
eine Aktienbrauerei, eine Dampfsäge, vier mechan.
Webereien und eine Zuckerfabrik, und zählt (1880)
6017 E. czech. Zunge. Die ehemalige Feste ge-
hörte vor der Schlacht am Weißen Berge den Her-
ren von Smiřic, kam 1623 an Albrecht von Wal-
lenstein, 1764 an das Erzbistum Prag und ist seit
1743 Eigentum des Prager Invalidenhauses. H.
war nach der Schlacht bei Königgrätz 3. Juli 1866
Hauptquartier des Königs Wilhelm von Preußen.

Horizont (vom griech. ὁρίζειν, begrenzen) ist die
Bezeichnung für den Kreis, welcher auf einer ganz
freien Ebene, wo nichts die Aussicht beschränkt, oder
auf dem hohen Meere die Oberfläche der Erde oder
des Meers von dem gleichsam darauf ruhenden Him-
melsgewölbe begrenzt. Die als kreisrunde Ebene
erscheinende Oberfläche heißt die Horizontal-
ebene oder die Ebene des H.; doch sagt man sehr
häufig auch H., wo man eigentlich die Horizontal-
ebene meint. Offenbar hat jeder Ort der Erde

seinen besondern H. Derselbe ist einer der größten Kreise der Himmelskugel und teilt diese in die sichtbare und unsichtbare Halbkugel, da nur diejenigen Gegenstände des Himmels sichtbar sind, die sich über jener Ebene befinden. Dies gilt jedoch nur dann, wenn unser Auge die vorhin angegebene Stellung hat. Denn sobald wir uns einigermaßen über die Oberfläche der Erde erheben, übersehen wir mehr als die Hälfte der Himmelskugel, und die scheinbare Grenzlinie zwischen Himmel und Erde liegt nun unter demjenigen Kreise, in welchem eine die Erdkugel in unserm Standpunkte berührende Ebene das Himmelsgewölbe trifft. Auch die Strahlenbrechung verursacht, daß wir mehr als die Hälfte der Himmelskugel übersehen.

Man unterscheidet den scheinbaren und den wahren Horizont. Der erstere ist der oben erklärte; der wahre ist eine Ebene, die wir uns parallel mit der Ebene des scheinbaren H. durch den Mittelpunkt der Erde gelegt denken. Beide Ebenen stehen voneinander um den Halbmesser der Erde ab. Gegen die unermeßliche Entfernung der Fixsterne kommt aber dieser Abstand gar nicht in Betracht, und man betrachtet daher die Kreise, die durch den Durchschnitt beider gedachter Ebenen mit dem Himmelsgewölbe entstehen, als völlig zusammenfallend.

Der Horizontalpunkt auf dem Rande eines astron. Meßinstruments, insbesondere eines Mauerkreises oder eines Meridiankreises, ist der dem himmlischen H. entsprechende oder mit dem Kreismittelpunkte in einer genauen Horizontallinie liegende Punkt des Randes. Er wird dadurch bestimmt, daß man einen Stern bei seiner Kulmination teils unmittelbar, teils aber das Spiegelbild desselben Sterns, welches auf der Oberfläche einer in Ruhe befindlichen Flüssigkeit erscheint, mit dem Fernrohr beobachtet und den auf dem Rande des Kreises zwischen dem Stern und seinem reflektierenden Bilde enthaltenen, durch die Lagen des Fernrohrs bei beiden Beobachtungen abgeschnittenen Bogen halbiert. Die hierbei gebrauchte reflektierende Fläche einer Flüssigkeit (wozu man am geeignetsten Quecksilber nimmt) heißt ein künstlicher Horizont. Außerdem können auch das Bleilot und die Wasserwage zur Bestimmung des Horizontalpunktes dienen.

Horizontal, wage- oder wasserrecht, heißt das, was dem Horizont des Ortes parallel, also gegen eine lotrechte Gerade, d. i. gegen eine durch ein Gewicht gespannte Schnur (Vertikal) senkrecht ist. Zur Bestimmung einer horizontalen Ebene dient oft die Wasseroberfläche, weil das Wasser und alle flüssigen Körper im Gleichgewicht eine Lage annehmen, bei welcher ihre Oberfläche horizontal ist, wobei jedoch von der kapillaren, d. i. am Rande der Gefäße stattfindenden höhern oder tiefern Stellung der Flüssigkeit abzusehen ist; für genaue Bestimmungen der Horizontallage gebraucht man die Wasserwagen (s. d.). Oft dient die Vertikallinie zur Bestimmung der Horizontalebene, da erstere auf letzterer senkrecht steht, z. B. bei Blei-, Schrot- und Setzwagen.

Horizontalebene, s. unter Horizont.

Horizontalmessung, s. u. Feldmeßkunst.

Horizontalparallaxe, s. u. Parallaxe.

Horizontalpunkt, s. unter Horizont.

Horizontaluhr, s. unter Sonnenuhr.

Horkios (grch.), Beiname des Zeus, als des über die Heiligkeit der Eide wachenden Gottes.

Hörmaschinen und **Hörrohre** sind Instrumente, deren sich hochgradig Schwerhörige zur Verbesserung ihres geschwächten Hörvermögens bedienen. Die Hörmaschinen erreichen ihren Zweck dadurch, daß sie die Aufnahmefläche für die andringenden Schallwellen zu vergrößern, oder außerdem auch noch die Zuleitung derselben zu erleichtern oder zu ermöglichen suchen. Hierzu dienen die die Ohrmuschel von der Seitenwand des Schädels nach vorn abdrängenden Apparate (die Ohrklemmer, Ohrkissen, Schallfänger, Hörschalen und Websters Otaphon) und die kleinen goldenen oder silbernen Ohrröhrchen (die sog. Abrahams), welche fast unsichtbar im äußern Gehörgange getragen werden. Die Fälle jedoch, in welchen letztere einigen Vorteil zu gewähren vermögen, sind äußerst wenige gegenüber der großen Zahl derjenigen, in welchen sie nichts nützen oder sogar nachteilig sind.

Die mit einem kleinen Röhrchen für den äußern Gehörgang verbundenen Schallfänger bilden den Übergang zu den eigentlichen Hörrohren, welche durch ihre Form und durch das Material, aus welchem sie bestehen, die Schallwellen nicht nur in größerer Quantität aufzunehmen, sondern sie auch konzentriert dem eigentlichen schallempfindenden Teile des Gehörorgans zuzuleiten dienen. Sie zeigen die verschiedensten Formen (trichter-, posthorn-, trompeten-, röhrenförmige) und Größen und werden aus den verschiedensten Stoffen (Holz, Horn, Elfenbein, Papiermaché, Guttapercha, Eisenblech, Silber) gefertigt. Das eine Ende derselben, für die Aufnahme der Schallwellen bestimmt, ist verhältnismäßig weit, das andere dagegen, zur Einfügung in den Gehörgang bestimmt, entsprechend eng. Am häufigsten sind zwei Arten von H. in Gebrauch. Die eine Art besteht aus den beiden eben genannten Endstücken aus Horn, welche durch eine 60—90 cm lange mit Leder überzogene spiralig gewundene elastische Drahtröhre verbunden sind (s. nachstehende Fig. 1); die andere Art, das

Fig. 1.

Fig. 2.

Göppertsche Hörrohr, ist aus einer Guttaperchamasse gefertigt und hat annähernd die Gestalt einer kurzen zusammengedrückten Trompete (s. Fig. 2). Keins der bisjetzt konstruierten H. entspricht jedoch allen den an diese zu stellenden Anforderungen (Verstärkung der Schalleindrücke ohne gleichzeitige Beeinträchtigung der Deutlichkeit derselben). Den Vorzug verdient dasjenige H., welches gar keine oder möglichst wenige Nebengeräusche erzeugt. Bei der Wahl eines H. muß der Versuch entscheiden und das Hilfsmittel gleichsam dem betreffenden Gehörorgane angepaßt werden.

anderes, zu mediz. Zwecken (zur Auskulta-
d.) dienendes H. ist das Stethoskop (s. d.).
mayr (Jos., Freiherr von), deutscher Ge-
orscher, geb. zu Innsbruck 20. Jan. 1781
ndern 1782), war der Enkel Joseph von
. 1705, gest. 1779 als Geheimrat und tirol.
zu Innsbruck), studierte 1794—97 zu
uck die Rechte, diente 1799 und 1800 in der
andwehr, avancierte zum Major und kam
ch Wien, wo er im Ministerium des Aus-
n angestellt, 1803 zum Wirkl. Hofsekretär
und überdies noch mit der Direktion des
taats-, Hof- und Hausarchivs beauftragt
Im J. 1809 wurde er zur Armee von
terreich unter den Befehl des Erzherzogs
gesendet, um den Aufstand in Tirol, Vorarl-
d später im Salzburgischen zur Ausführung
en, was ihm auch vollständig gelang. Nach
Kehr in seinen frühern Wirkungskreis wid-
h H. historischen Arbeiten, bis sein Versuch,
em Rücken der Regierung den Aufstand in
ieder anzufachen, ihn 1813 einige Zeit in
achte. Im J. 1815 wurde er vom Kaiser zum
graphen des Reichs und des kaiserl. Hauses
und lebte nun in Wien, bis er 1828 einem
s Königs Ludwig I. von Bayern nach Mün-
gte. Hier wurde er Ministerialrat im De-
nt des Auswärtigen, 1832 bayr. Minister
in Hannover und 1839—46 in Bremen.
erhielt er die Direktion des Reichsarchivs
chen und starb 5. Nov. 1848.
H.s historischen Schriften sind zu erwäh-
ritisch-diplomatische Beiträge zur Geschichte
im Mittelalter» (2 Bde., Innsb. 1802—3;
ufl., Wien 1805), «Geschichte der gefürsteten
ft Tirol» (2 Bde., Tüb. 1806—8), «Österr.
, oder Leben und Bildnisse aller Regenten
err. Kaiserstaats» (20 Bde., Wien 1807
«Archiv für Geschichte, Statistik, Litteratur
nst» (20 Bde., Wien 1809—28), das 1811
ete, 1820—29 in Verbindung mit Med-
und dann wieder allein herausgegebene
nbuch für die vaterländische Geschichte»
.; neue Folge, 17 Bde., Wien 1811—48),
einz Geschichte der neuesten Zeit, vom Tode
s d. Gr. bis zum zweiten Pariser Frieden»
, Wien 1817—19; 2. Aufl. 1831), «Wien,
eschichte und Denkwürdigkeiten» (9 Bde.,
1823—25, mit Urkunden, Plänen und
n), die Sammlung seiner «Kleinen histor.
en und Gedächtnisreden» (Münch. 1832), die
angefochtenen, aber höchst anziehenden «Le-
der aus dem Befreiungskriege» (3 Abteil.,
841—44), «Die goldene Chronik von Hohen-
gau» (Münch. 1842), «Das Land Tirol und
elerkrieg von 1809» (2 Bde., Lpz. 1845),
narbeitung seiner «Geschichte Andreas Ho-
Lpz. u. Altenb. 1817), «Das Heer von In-
reich unter den Befehlen des Erzherzogs
im Kriege von 1809» (Lpz. u. Altenb.
. Aufl., Lpz. 1848).

misdas, Papst von 514 bis 523, wußte
ngern Verhandlungen mit Kaiser Justin I.
484 zwischen Orient und Occident beste-
chisma im J. 519 zu beseitigen.

mizan, s. Hormozan.

mizdas (im Pehlewi Hormuzd oder Ohor-
ist der Name von vier pers. Königen aus
astie der Sassaniden (s. d.).

Hormizdas I., Sohn Schapurs I., regierte nur 14 Monate (270—271), doch ist diese kurze Herrscherzeit denkwürdig durch die Zurückberufung des von des H. Vater verbannten Manes (s. d.), des Stifters der Manichäersekte, dessen Lehre und dessen Schüler er begünstigte. Ihm folgte 271 sein Sohn Bahram I., der dieselben später verfolgte.

Hormizdas II., Sohn des Narses (302—312, nach andern 300—308), war ein eifriger Anhänger des Parsismus; seine Regierung ist thatenlos. Er hinterließ seine Gemahlin Mah-afrid schwanger mit einem Sohne, dem nachmaligen Schapur dem Großen, der noch im Mutterleibe gekrönt wurde, und so länger regierte als lebte.

Hormizdas III., Sohn Jezdegerds II. (458—461), sollte mit seinem Bruder Piruz (Piroses) den Thron teilen, bemächtigte sich jedoch der Herrschaft. Piruz floh zu den Hunnen, wurde von der Ephthalitenhorde unterstützt und tötete den H. mit drei andern Brüdern. Die griech. und syr. Schriftsteller erwähnen dieses Königs nicht, der faktisch nur sehr kurze Zeit regierte: es sind nicht einmal Münzen von ihm vorhanden, die sich dort von H. I. finden. Einige pers. Historiker nennen ihn Bahram.

Hormizdas IV. (579—591), Sohn des größten Perserkönigs, Khosrew Anuschirwan, und der Tochter eines Türkenchans, daher Turkzend, Türkensohn genannt, wegen seiner Thatkraft, seiner Grausamkeit und seines furchtbar tragischen Endes der bekannteste von allen, war ein Mann von geistiger Begabung und großer Thatkraft, aber ohne sittlichen Wert. Um einen Krieg mit Byzanz hervorzurufen, zeigte er dem Kaiser Tiberius II. seine Thronbesteigung nicht an, und focht mit wechselndem Glück gegen die Oströmer, die schon bei Circesium über den Euphrat gedrungen waren (580). Nachdem sein Lehrer und Ratgeber Buzurg-Mihr gestorben, ließ er seinen Leidenschaften die Zügel schießen und wütete gegen die Großen und Weisen seines Reichs mit unerhörter Grausamkeit, von denen er ohne jede Ursache viele töten und in den Tigris werfen ließ. Der General des Kaisers Mauritius, Philippicus, schlug die Perser (588), doch hatte vorher Bahram-Tschubin, ein Abkömmling der Arsaciden, glücklich gegen die Türken gekämpft. Dieser General rief 591, nach dem Abfall der Chazaren und Alanen, eine Empörung hervor, die so unglücklich endete, daß die Mutter des H. in Stücke gehauen, er selbst ins Gefängnis geworfen und geblendet wurde. Sein Sohn Khosrew wurde als König ausgerufen, doch Bahram wollte den Aufstand für sich benutzen und regierte, wie Münzen aus seinem ersten Jahre zeigen, wirklich. Khosrew, bei Naharwan geschlagen, mußte zu den Griechen flüchten, nachdem er der Sage nach vor seiner Flucht den Usurpator gebeten hatte, seinen blinden Vater im Gefängnis zu erschlagen. Es gibt von H. IV. Münzen aus allen, selbst aus seinem 13. Jahre (592).

Ein anderer H., Sohn H.' II. und älterer Bruder des Shapur II., floh zu den Römern und begleitete Kaiser Julian auf dessen Zug gegen sein Vaterland.

Hormozan oder Hormizan ist der Name eines Feldherrn des letzten Sassanidenkönigs Jezdegerds III., der bei Kadesia von Omar geschlagen wurde (638). Der Sage nach soll er, vor den Kalifen geführt, den er ruhig schlafend antraf und nicht erkannte, sich erbeten haben, so lange zu leben, bis er aus einem irdenen Gefäße einen Trunk

Wassers gethan habe, worauf er die Schale zu Boden warf und zerbrach; der Kalif schenkte ihm das Leben.

Hormt, eine eigentümliche Kopfbedeckung, welche früher die altenburger Bauermädchen bei besonders feierlichen Gelegenheiten trugen. Es ist von Pappe, mit buntseidenem Zeug überzogen, mit mehrern Reihen Goldblättchen behängt, hinten mit weit herabhängenden breiten Bandschleifen, oben offen und mit einem halbmondförmigen, banddurchflochtenen Zopf geschmückt.

Hormûz, Insel, s. Ormus.

Horn (frz. corne, engl. horn), die eigentümliche Substanz, aus welcher die als Hörner bezeichneten, verschieden geformten, an den Enden spitzigen Auswüchse am Kopf vieler Wiederkäuer, des Rindviehs, der Ziegen, Büffel, Gemsen u. s. w., bestehen. Dieselbe ist von ziemlicher Härte, elastisch, durchscheinend bis durchsichtig, von weißer, gelblicher, oder hellgrauer bis schwarzer Farbe, läßt sich im siedenden Wasser oder bei trockener Hitze von etwas über 100° C. erweichen und dann durch Biegen, Pressen in bestimmte Formen bringen und sogar unter genügendem Druck zu größern Stücken verbinden, wonach sie, erkaltet, ihre frühere Festigkeit wieder erhält. Durch diese Eigenschaften unterscheidet sich das H. als Rohmaterial zahlreicher Industrien vorteilhaft vom Knochen. Die Hornscheiden lassen sich verhältnismäßig leicht von den Knochenzapfen trennen, indem man die mit diesen abgeschlagenen Hörner zwei bis sechs Wochen lang in Wasser einweicht, worauf man die massive Spitze absägt und diese sowie das hohle Stück (Hornschrot) für sich verarbeitet. Die Spitzen werden zu Drechslerarbeiten, Stockknöpfen u. s. w., verwendet; die Hornschrote werden erst einige Tage in kaltes Wasser gelegt und dann durch mehrstündiges Liegen in kochendem Wasser erweicht. Nachdem man diese Erweichung durch vorsichtiges Erwärmen der Schrote über freiem Feuer fortgesetzt hat, werden dieselben mittels eines kurzen, krummen Messers der Länge nach aufgeschnitten, wobei die Schnittrichtung durch die Form, sowie durch die Fehler des H. bedingt ist. Ein Arbeiter, welcher in jeder Hand eine Flachzange hält, faßt alsdann die beiden Ränder des aufgeschnittenen H. und zieht dasselbe auseinander, indem er diese Art des Plättens durch zeitweises Erwärmen unterstützt. Die so entstandene, einigermaßen ebene Platte wird an den Rändern, um sie vor dem Aufreißen zu schützen, mit kaltem Wasser benetzt und bevor sie sich abkühlt, zwischen zwei Eisenplatten in einen Schraubstock gebracht, um einem gelinden Druck ausgesetzt zu werden; nachdem sie erkaltet ist, wird sie noch einige Augenblicke in kaltes Wasser gelegt. Es folgt nun eine nochmalige Erwärmung über Feuer und das Reinigen der Oberfläche sowie die Beseitigung dickerer Stellen mittels eines Messers. Darauf werden die Platten in kaltes und dann kurze Zeit in warmes Wasser gelegt und kommen, mit geschmolzenen Talg bestrichen, abwechselnd mit warmen Eisenplatten geschichtet, in eine Schraubenpresse, in welcher sie unter starkem Druck so lange bleiben, bis sie vollständig erkaltet sind. Die entsprechend beschnittenen Platten werden je nach der Art der herzustellenden Gegenstände (allerlei Drechslerwaren, Dosen, Kämme), durch Sägen, Feilen, Schaben u. s. w. weiter bearbeitet und durch Färben, Schleifen, Polieren vollendet. Die Abfälle der Hornverarbeitung werden, zu Pulver zerkleinert, in Metallformen unter Erhitzung zusammengepreßt, um aus ihnen Knöpfe, Tabaksdosen u. s. w. herzustellen. Durch Anwendung verschiedener chem. Ingredenzien (Goldauflösung in Königswasser, Höllensteinauflösung u. s. w.) läßt sich das H. dem Schildpatt ähnlich machen.

Horn (ital. corno, frz. cor), eins der ältesten musikalischen Instrumente, und zwar dasjenige Blasinstrument, welches in der Natur bereits annähernd vollständig vorgebildet war, in jetziger vervollkommneter Form bestehend aus einer messingenen, inwendig verzinnten Röhre, die am einen Ende ein kesselartig ausgetieftes Mundstück hat, am andern in einen Schalltrichter, Becher oder Stürze genannt, ausläuft. Die Röhre ist in Form eines Zirkels mehrfach zusammengewunden und, damit die nebeneinander liegenden Teile nicht aus ihrer Richtung weichen, verlötet. Man unterscheidet zwei Arten von Hörnern: das einfache Natur-, Wald- oder Jagdhorn (corno di caccia, cor de chasse) und das Ventilhorn, welche darin voneinander abweichen, daß die Mannigfaltigkeit von Tönen auf dem Naturhorn nur mittels der Lippenstellung und Art des Anblasens, auf dem Ventilhorn jedoch unter Mitwirkung einer mechan. Vorrichtung hervorgebracht wird. Die Röhre des H. (beim Naturhorn durchaus ohne Tonlöcher) hat am Mundstück weniger als 1 cm Durchmesser, erweitert sich von da allmählich bis auf 1,3 cm, und läuft in dieser Weise fort bis ungefähr 1 m vor dem Rande der Stürze, von wo ab ihr Durchmesser allmählich bis zum Ansatz der Stürze sehr merklich wächst. Die Stürze selbst nimmt dann sehr schnell bis zu etwa 2,6 cm Durchmesser an ihrem Rande zu. Die Röhrenlänge beträgt beim C-Horn 6 m, ihr Grundton ist das 16füßige C der Orgel; die sehr starke Verjüngung nach dem Mundstück hin mag die Ursache sein, daß die Körperlänge um 1 m über das Tonmaß hinausreicht. Ohne Anwendung anderer Mittel als der verschiedenen Art des Anblasens und der Lippenstellung erscheint auf dem H., wie auch auf allen übrigen Blechinstrumenten, diejenige Tonreihe, welche man an Saiten als mitklingende oder harmonische Obertöne kennt, nämlich C, c g c e g b c d e f (fis) g a h c d u. s. w. (die man alle aber eine Oktave tiefer liegend sich denken muß). Neben diesen dem H. natureigenen, offenen oder natürlich offenen Tönen lassen sich aber noch andere erzeugen, und zwar entweder durch bloßen Lippendruck: künstlich offene, oder indem der Schallbecher mehr oder weniger, für gewisse Töne nur um die Hälfte, ein Drittel, ein Viertel, für andere wiederum ganz mit der Hand geschlossen (gestopft) wird: Stopftöne. Die Stopftöne aber unterscheiden sich sehr merklich von den offenen durch einen gepreßten dumpfen Klang, machen daher eine völlig gleichmäßig gefärbte chromatische Skala über den ganzen Umfang des Instruments auch für den geübtesten Bläser unmöglich. Durch solche Unvollkommenheit ist man genötigt, in Tonstücken, die in verschiedenen Tonarten stehen, oder andauernd in verschiedenen Tonarten modulieren, auch Hörner von entsprechend verschiedenen Grundtönen oder Stimmungen zu gebrauchen. Die gewöhnlichsten dieser Stimmungen sind die in tief B, C, D, Es, E, F, G, As, hoch B und C. Die Skala jeder dieser Stimmungen

urch Anſchiedung eines Bogens (Krumm- oder Satzſtücks), wodurch die Röhre ver- wird, um einen halben Ton tiefer gemacht woraus dann die noch fehlenden Tonarten ben. Sämtliche Stimmungen werden, von rnalhorn in C ausgehend, in C-dur, ohne nung am Schlüſſel notiert, und zwar ſtets inſchlüſſel; nur bei wenigen der tiefſten ingt man den Baßſchlüſſel in Anwendung. für ein Tonſtück erforderliche Stimmung s der Notierung zu erkennen iſt, ſo wird ſie lich angemerkt, z. B. Corno in F, C, B basso u. ſ. w. Das hohe C-Horn iſt das deſſen Tonhöhe mit der Notierung überein- alle übrigen klingen tiefer als die Noten- Diejenige vervollkommnete Form des rns, welche in der Kunſtmuſik bleibend zur gelangte, iſt um 1680 in Paris entſtanden. Ventile, wodurch das einfache Waldhorn im chromatiſchen oder Ventilhorn cromatico) wird, ſind 1814 von Stölzel n, und vermöge ihrer können alle Töne omatiſchen Skala offen, ohne Beihilfe des us, hervorgebracht werden, indem der Ge- eines oder mehrerer Ventile etwa ein F- ein E-, Es- oder D-Horn umwandelt und ſtufen dieſer Stimmungen alsdann zur iſchen Skala ſich ergänzen. Stölzel brachte wei Ventile an; C. A. Müller in Mainz 30 noch ein drittes hinzu. Läßt man die außer Thätigkeit, ſo verwandelt man das rn wieder in ein einfaches Naturhorn. llern Hornſtimmungen ſind für Anwendung ntilen die geeignetſten, Ventilhörner in F nächſten, demnächſt in E und Es. Na- rd auch für das Ventilhorn ſtets in C-dur. trächtigt bleibt der Klangcharakter des Na- s durch Anbringung von Ventilen freilich deshalb man den Naturhörnern, trotz der ammenen Skala, noch jetzt mit Recht, den vor den Ventilhörnern geben muß.

n (Kap), ſ. Hoorn.

n, Stadt im Fürſtentum Lippe, 9 km im n Detmold, an der zur Weſer gehenden ſe und am Lippeſchen Walde, Sitz eines richts, zählt (1880) 1872 E., welche haupt- mit Ackerbau beſchäftigt ſind. Man ver- daß in dieſer Gegend die Hermannsſchlacht anden habe. Weſtlich befinden ſich die ne (ſ. d.).

n, Dorf im Gebiete der Freien Stadt Ham- km im O. von dieſer, mit 2664 E., haupt- bekannt durch das nahe gelegene Rauhe ſ. d.). Auch eine Baumwollſpinnerei befin- daſelbſt. Auf den Gemeindeweiden finden ttrennen ſtatt.

n, Stadt im nordweſtl. Teile von Niederöſter- Station der Linie Wien-Budweis der Kaiſer Joſephbahn und der Zweigbahn Zellerndorf- Öſterreichiſchen Nordweſtbahn, iſt Sitz einer hauptmannſchaft und eines Bezirksgerichts lt (1880) 2214 E., die ſich neben den ſtädti- werben zum größten Teil mit Feldbau und ſt befaſſen. Die Stadt liegt in einer merk- n Mulde des Granithochlandes, die weſtlich anhartsberg begrenzt wird, hat ein inter- Schloß der Grafen von Hoyos-Sprinzen- ne alte Pfarrkirche mit der gräflich Buchheim- miliengruft und vielen hiſtoriſch merkwür- digen Grabſteinen und ein Gymnaſium in dem ehe- maligen Piariſtenkloſter, das gleichfalls eine Stif- tung der Grafen Hoyos war und jetzt Landesan- ſtalt iſt. Während der prot. Bewegung im Lande war H. der Mittelpunkt der kirchlichen Agitation. Dort hatten die Proteſtanten eine höhere Schule, dort wurde 1580 die Viſitation der luth. Geiſtlichen des Landesteiles vorgenommen; dort verbanden ſich 1609 die prot. Stände zum offenen Widerſtand gegen die Regierung.

Horn (Eduard), ungar. Nationalökonom und Politiker, geb. 25. Sept. 1825 zu Vagujhely im ungar. Komitat Neutra von jüd. Eltern, wurde Rabbiner und begründete 1848 die deutſche Wo- chenſchrift «Der ungar. Israelit». Da er ſich 1848 —49 an der ungar. Bewegung beteiligt hatte, ging er nach deren Unterdrückung nach Leipzig, ſpäter nach Brüſſel und 1855 nach Paris, wo er eine An- ſtellung am «Journal des Débats» erhielt. Er kehrte 1869 nach Ungarn zurück, wurde im April 1875 zum Staatsſekretär im Miniſterium für Han- del und Gewerbe ernannt, ſtarb aber ſchon 28. Okt. 1875. H. ſchrieb: «Arthur Görgei» (Lpz. 1850), «Spinozas Staatslehre» (Deſſau 1851; 2. Aufl. 1863), «Statiſt. Gemälde des Königreichs Belgien» (Deſſau 1853), «Bevölkerungswiſſenſchaftliche Stu- dien aus Belgien» (Lpz. 1854) u. ſ. w.

Horn (Franz Chriſtoph), belletriſtiſcher Schrift- ſteller, geb. zu Braunſchweig 30. Juli 1781, be- ſuchte das dortige Carolinum, ſtudierte ſeit 1799 in Jena die Rechte und dann in Leipzig Philoſophie, Geſchichte und Äſthetik. Er wurde 1803 Lehrer am Gymnaſium zum Grauen Kloſter in Berlin, folgte 1805 dem Rufe als Lehrer an das Lyceum zu Bremen, wandte ſich aber 1809 wieder nach Berlin. Er ſtarb 19. Juli 1837 in Berlin. Seine Romane «Guiscardo» (Lpz. 1801; neue Aufl. 1817), «Die Dichter» (3 Bde., Berl. 1801; neue Aufl. 1817), «Kampf und Sieg» (Brem. 1811) und «Liebe und Ehe» (Berl. 1819), wie ſeine «Novellen» (2 Bde., Berl. 1819—20), unter welchen der «Ewige Jude» die meiſte Teilnahme fand, gerieten bald in Vergeſſenheit. Wertvoller ſind ſeine «Umriſſe zur Geſchichte und Kritik der ſchönen Litteratur Deutſch- lands von 1790 bis 1818» (Berl. 1819; 2. Aufl. 1821) und die «Geſchichte und Kritik der Poeſie und Beredſamkeit der Deutſchen von Luthers Zeit bis zur Gegenwart» (4 Bde., Berl. 1822—29). Auch zur gerechtern Würdigung Shakſpeares trug er bei durch ſein umfangreiches Werk «Shakſpeares Schauſpiele» (5 Bde., Lpz. 1823—31). Eine will- kürliche Deutungsſucht in der Weiſe der roman- tiſchen Schule, ſowie Breite des Raiſonnements haften an faſt allen Arbeiten H.s. G. Schwab und F. Förſter beſorgten eine Auswahl aus ſeinem Nachlaſſe unter dem Titel «Pſyche» (3 Bde., Lpz. 1841). Vgl. (Karoline Bernſtein) «Franz H., ein biographiſches Denkmal» (Lpz. 1839).

Horn (Guſtaf, Graf von), ſchwed. Feldherr im Dreißigjährigen Kriege, geb. 23. Okt. 1592 zu Ör- byhus in Upland, ſtudierte zu Roſtock, Jena und Tübingen. Nachdem er unter Guſtav Adolf Kriegs- dienſte genommen, eroberte er 1625 Dorpat, 1630 Kolberg und führte dann beim Vordringen Guſtav Adolfs gegen Frankfurt a. O. die eine Hälfte des ſchwed. Heers. In der Schlacht bei Breitenfeld befehligte er den linken Flügel; auch nahm er teil an der Schlacht am Lech. In der Schlacht bei Lützen erhielt er den Befehl, den geſchlagenen linken

Flügel des Feindes zu verfolgen, während der König an der Spitze des Stenbockschen Regiments der Unordnung seines eigenen linken Flügels abzuhelfen suchte. Nach Gustav Adolfs Tode unterstützte er die Pläne seines Schwiegervaters Oxenstjerna und vereinigte sich in Schwaben mit dem Herzog Bernhard von Weimar, der gegen seinen Rat 1634 die Schlacht von Nördlingen lieferte. In dieser gefangen genommen, wurde er erst 1642 gegen Johann von Werth ausgewechselt. Im J. 1644 führte er sodann dem General Torstenson wieder ein Heer zu Hilfe nach Schonen und nötigte die Dänen zum Frieden. Auch unter der Königin Christine und unter Karl X. stand er in großem Ansehen. Er war zuletzt Reichsmarschall, verwaltete Livland und Schonen als Statthalter und starb in Skara 10. Mai 1657.

Horn (Heinr. Mor.), Dichter und Novellist, geb. 14. Nov. 1814 zu Chemnitz, starb als Justizbeamter zu Zittau 24. Aug. 1874. Von ihm rühren die Dichtungen: «Die Pilgerfahrt der Rose» (Lpz. 1852; von Robert Schumann komponiert; 3. Aufl. 1863), «Die Lilie vom See» (Lpz. 1853), «Magdala» (Lpz. 1855), die Idylle «Die Dorfgroßmutter» (Lpz. 1856), «Der Köhler von Burg» (Lpz. 1857) und «Neue Dichtungen» (Prag 1858). Später wandte er sich der Novellistik zu und schrieb: «Auf dem Schloß und im Thal» (2 Bde., Lpz. 1858), «Erzählungen und Humoresken» (Zittau 1858), «Dämonen» (2 Bde., Lpz. 1862), «Der zerrissene Dreiklang» (2 Bde., Lpz. 1867) u. a.

Horn (Uffo Daniel), österr. Dramatiker, geb. 18. Mai 1817 zu Trautenau, studierte die Rechte zu Prag und Wien und dichtete gemeinschaftlich mit Gerle das von der Cottaschen Buchhandlung gekrönte Lustspiel «Die Vormundschaft» (Stuttg. 1836). Er lebte dann abwechselnd an verschiedenen Orten und machte 1850 den schlesw.-holstein. Feldzug mit, den er in der Schrift «Von Idstedt bis zu Ende» (Hamb. 1851) schilderte. Nach Trautenau zurückgekehrt, starb er daselbst 23. Mai 1860. Er veröffentlichte die Dramen: «Camões im Exil» (Wien 1839), «König Ottokar» (Prag 1846; 3. Aufl. 1850); mehrere andere blieben ungedruckt. Ferner gab er heraus die Novellen: «Böhmische Dörfer» (2 Bde., Lpz. 1847—50), «Aus drei Jahrhunderten» (Lpz. 1851; 2. Aufl. 1853), «Bunte Kiesel» (Prag 1859), endlich «Gedichte» (Lpz. 1847).

Horn (W. O. von), Pseudonym für Philipp Friedrich Wilhelm Oertel (s. d.).

Hornaken, s. Hornjaken.

Hornarbeiten, s. unter Horn (tierisches).

Hornauswuchs, Wucherungen am Wandhorn des Hufes bei Pferden. Öfteres Einfetten des H., sowie Bähen des kranken Hufteils in warmer, schleimiger Flüssigkeit, ein Beraspeln und Beschneiden der Wucherung, bei Meidung oder Beseitigung der Ursache, kann Hilfe bringen.

Hornbaum, auch Weißbuche, Haine, Hainbuche, Hagebuche (Carpinus *L.*), eine zur 21. Klasse des Linnéschen Systems, nach dem natürlichen System zur Familie der Näpfchenfrüchtler (Cupuliferae) gehörige Pflanzengattung. In Europa sind nur zwei Arten, wie der gemeine Hornbaum oder gemeine Weißbuche (C. Betulus *L.*) und der südländische Hornbaum (C. orientalis *Mill.*), vertreten. Der H. hat walzenförmige, sitzende männliche Kätzchen, deren Blüten bloß aus einem schuppenförmigen Deckblättchen und 12—24 Staubgefäßen bestehen. Die weiblichen Blüten werden durch einen unterständigen Fruchtknoten gebildet, der mit dem vier- bis achtzähnigen Saum der Blütenhülle und zwei fadenförmigen Narben gekrönt ist; in lockern, dünnen Kätzchen stehen immer je zwei beisammen, von denen jede auf dem Grunde eines gestielten, dreispaltigen oder eckigen Deckblättchens steht, welches zur Fruchtzeit sich sehr vergrößert, blattartig wird und das vielriefige, dickschalige Nüßchen einseitig deckt. Die bekannteste Art der Gattung ist der in Laubwäldern weit verbreitete gemeine H., ein etwa 20—30 m hoch werdender Baum mit einem meist etwas gekrümmten, spannrückigen Schaft, dessen Rinde glatt weißgrau, nur an ganz alten Stämmen etwas längsrissig ist. Die Blätter sind eilänglich, zugespitzt, fast dreifach gesägt, querfaltig. Der H. trägt fast jährlich reichlichen Samen; die Reifezeit ist im Oktober, doch bleiben die Früchte oft den Winter über hängen. Keimung erfolgt erst im zweiten Frühjahr nach der Aussaat. Das Holz ist weiß, sehr hart, ungemein fest und zähe, wird von Tischlern, Drechslern und Stellmachern vielfach verarbeitet und nimmt eine schöne Politur an. Zur Herstellung gewisser Maschinenteile, wie Radkämme, Zapfenlager, Pochstempel ist es vorzüglich geeignet, ebenso zu Schuhmacherstiften; seine Dauer ist im Trockenen gut, im Feuchten ziemlich gering; auch ist es ausgezeichnetes Brennholz. Das Beschneiden verträgt der H. sehr gut, eignete sich deshalb zu den früher in Gärten beliebten, symmetrisch zugeschnittenen Heckenwänden. Auch jetzt verwendet man ihn gern zur Anlegung lebendiger Hecken.

Der H. hat einen etwas kleinern Verbreitungsbezirk als die Rotbuche. Er fehlt in Italien und Griechenland, überschreitet nicht die Pyrenäen. Dagegen ist er nach Nordosten weiter verbreitet als die Buche, denn er tritt in den litauischen Waldungen, wo letztere fehlt, noch zahlreich auf und geht tief nach Rußland hinein. Mehr ein Baum der Ebene und des Hügellandes als des Gebirges, steigt er weniger hoch als die Rotbuche, im Harz bis 400 m, im Bayrischen Wald bis 700 m, in den Vogesen bis 800 m, in den Schweizer Alpen 900—1100 m. An den Boden macht er ähnliche Ansprüche wie die Rotbuche, verträgt auch Beschattung wie diese. Die vorzügliche Ausschlagfähigkeit macht ihn besonders geeignet für Nieder- und Mittelwaldbetriebe, zu Kopfholz- und Schneidelholzbetrieb. Feinden und Gefahren ist der H. weniger ausgesetzt als andere Holzarten; er leidet selten vom Frost, eher etwas von der Hitze. Insekten sind nicht zu fürchten, wenn er auch von einigen Käfern und Raupen gern angenommen wird. Krebs, Weißfäule, Gipfeldürre u. s. w. kommen an ihm nur

Der in Südeuropa, in den Kaukasusländern bis nach Persien hin heimische südländische Hornbaum ist mehr Strauch als Baum, er hat kleinere, nicht zugespitzte Blätter, kleinere Früchte, trägt übrigens den kältesten Winter. Zur Gattung Carpinus wurde früher auch die Hopfenbuche (s. d.) gerechnet.

Hornberg, Stadt im bad. Kreis Villingen, an der Gutach und an der Linie Offenburg-Singen der Badischen Staatsbahnen, hat eine höhere Bürgerschule, ein Bergschloß mit Hotel und Brauerei, Fabriken für Steingutwaren und Holzstoff, Baumwollweberei und Holzschnitzerei und zählt (1885) 1600 meist prot. E. Im schönen Gutachthale bei

: Bauten der Schwarzwaldbahn, die
St. Georgen 38 Tunnel hat.
, ſ. unter Blei(-Verbindungen 7).
de oder Amphibol, ein aus Kieſel-
Magneſia und Eiſenoxydul, auch wohl
rde beſtehendes und chemiſch ein Bi-
er Augit) darſtellendes halbdurchſich-
rchſichtiges Mineral, welches im mo-
tem mit einem prismatiſchen Spal-
on 124° 30′ kryſtalliſiert, und grün,
, weiß in mehrern Nuancen gefärbt
as Mineral findet ſich in Kryſtallen,
Maſſen, derb und eingeſprengt und
dem Lötrohr unter Aufwallen zu
rünlichbraunem und grünlichweißem
Säuren wird es nicht oder nur
angegriffen. Die meiſten Vorkomm-
nd ſtark pleochroitiſch. Man unter-
trahlſtein oder Actinolith, der
, öl-, lauch-, gras-, ſchwärzlichgrün,
und braun vorkommt und namentlich
iefern und Chloritſchiefern der Hoch-
latte Prismen, ſowie kryſtalliniſche
erworrener, büſcheliger, ſtrahliger,
ſtängeliger Zuſammenſetzung bildet;
iſſen Erzlagern. 2) Grammatit
gentliche oder gemeine Horn-
n- und pechſchwarz, bräunlichſchwarz,
n, bläulichgrün; die gemeine H. iſt
t und ein Gemengteil vieler Fels-
emit, Diorit, Andeſit, Hornblende-
Für ſich allein bildet ſie den Horn-
Hornblendeſchiefer; acceſſoriſch fin-
Baſalt, Lava, Melaphyr u. ſ. w. und
llen in manchem vulkaniſchen Tuff.
aune Anthophyllit beſitzt den
l und die chem. Zuſammenſetzung
aber nach den optiſchen Unterſuchun-
s monokline, ſondern in das rhom-
Unter der Gruppe der H. begreift
noch einige andere, welche denſelben
Spaltungswinkel und eine analoge
enſetzung beſitzen, ſo den eiſenoxyd-
edſonit und den thonerdehaltigen
deide reich an Natron.
eſels und **Hornblendeſchiefer**
t und Amphibolſchiefer) nennt
erſtern Falle richtungslos ſtruierten
gebildeten, im letztern durch Paral-
r Gemengteile deutlich ſchieferigen
he ganz vorwiegend aus Hornblende
ner oder ſchwarzer Farbe beſtehen.
niger reichlich iſt aber in der Regel
e Menge anderer Mineralien einge-
e ſich bald ſchon dem bloßen Auge
nur unter dem Mikroſkop erkannt
Geſteine treten namentlich im Bereich
limmerſchiefers, Chloritſchiefers und
worin ſie untergeordnete, doch ihrer-
mächtige Lager, auch Stöcke bilden,
ichtelgebirge, Erzgebirge, Böhmer-
Tauren, ſowie in Schottland und

egeſteine heißen, namentlich im
ugitgeſteinen, diejenigen Felsarten,
blende als weſentlicher Gemengteil
t; es gehören dazu, abgeſehen von
efels und -Schiefer, der eigentliche
Diorit, der Hornblendegranit und
Hornblendegneis, gewiſſe Porphyrite und Trachyte, der Hornblende-Andeſit.

Hornblendegranit, ſ. unter Granit.

Hornboſtel (Chriſtian Georg), Induſtrieller, geb. zu Wien 15. Mai 1778, entſtammte einer aus Hamburg in Wien eingewanderten Familie. H. hatte durch Reiſen in Frankreich und Italien ſeine Kenntniſſe erweitert, ſich in Wien niedergelaſſen, dort ſein privilegiertes Etabliſſement erweitert und zuerſt die Maſchinenweberei in Seidenſtoffen dort eingeführt. An vielen gemeinnützigen Unternehmungen beteiligt, war H. auch einer der Gründer der Nationalbank (1816). Als er 6. Juni 1841 ſtarb, hinterließ er ſein großes Induſtrie-Etabliſſement den Söhnen Otto und Theodor.

Hornboſtel (Theodor von), Sohn des vorigen, geb. 29. Okt. 1815, hatte ſich auf dem Polytechnikum in Wien ausgebildet, war lange Zeit Sekretär und Vorſtand des Niederöſterreichiſchen Gewerbevereins, 1848 Mitglied des permanenten Bürgerausſchuſſes und zog nach Frankfurt a. M. mit der Begrüßungsdeputation. Von Wien in die Paulskirche gewählt, verzichtete er auf das Mandat, trat im Juli 1848 in das Kabinett Doblhoff als Handelsminiſter und wurde von Reichenberg in den konſtituierenden Reichstag als Deputierter gewählt. Die Oktoberrevolution machte ſeiner Thätigkeit als Miniſter ein Ende. Dem polit. Leben blieb H. fortan fern, deſto eifriger war er in wirtſchaftlicher Beziehung thätig. Von 1857 bis 1883 war H. Direktor der Kreditanſtalt für Handel und Gewerbe und ebenſo lange Verwaltungsrat der Eliſabeth-Weſtbahn. Seit 1860 iſt H. Ritter der Eiſernen Krone.

Hornburg, Stadt in der preuß. Provinz Sachſen, Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Halberſtadt, 34 km im WNW. von Halberſtadt, an der Grenze gegen Braunſchweig, an der Ilſe und unweit des Bruchgrabens, zählt (1880) 2454 meiſt prot. E., welche lebhaften Acker-, Garten- und Zuckerrübenbau, Viehzucht, auch Zuckerfabrikation betreiben.

Hornby (Geoffrey Thomas Phipps), brit. Admiral, geb. 1825, trat ſchon 1837 als Midſhipman in die engl. Marine, wurde 1869 Kontreadmiral, 1875 Vizeadmiral. Bei Ausbruch des Ruſſiſch-Türkiſchen Kriegs 1877 wurde er Befehlshaber der Mittelmeerflotte und ſtationierte ſich bei den Prinzeninſeln unweit von Konſtantinopel. Im Febr. 1881 wurde er Präſident der königl. Marineſchule zu Greenwich. [Eichhörnchen.

Hörnchen, Familie der Nagetiere, ſ. unter

Horne (Richard Henry), engl. Dichter, geb. 1. Jan. 1803, wurde in dem Militärcollege in Sandhurſt erzogen, trat dann in den Flottendienſt der mexik. Republik und nahm an den Kämpfen derſelben mit Spanien teil. Er bereiſte dann die Vereinigten Staaten von Nordamerika und kehrte 1828 nach England zurück. Sein erſtes bedeutendes Werk war die kritiſch-ſatiriſche Schrift «Exposition of the false medium, and barriers excluding men of genius from the public» (1833), dem 1834 die allegoriſch-ſatiriſche Dichtung «Spirits of peers and people; a national tragi-comedy» folgte. Im J. 1837 veröffentlichte er die Tragödie «Cosmo de Medici»; 1838 «The death of Marlowe», Tragödie in einem Akt; 1840 die Tragödie «Gregory VII.»; 1841 eine «History of Napoleon»; 1843 veröffentlichte er «Orion», epiſches Gedicht in drei Büchern; 1846 folgte ein Band «Ballad romances; 1848 «Judas

Iscariot, a miracle play»; 1850 «The duchess of Amalfi», Tragödie; 1851 der Roman «The dreamer and the worker, a story of the present time» (2 Bde.). Im J. 1852 begleitete H. William Howitt nach Australien, wo er zum Anführer der melbourner Goldeskorte ernannt wurde und später die Ämter eines Kommissars der Kronländereien für die Goldfelder und eines Registrators der Bergwerke bekleidete. In Australien schrieb er die Werke «Australian facts and prospects» (Lond. 1859) und «Prometheus the fire-bringer, a lyrical drama» (Edinb. 1864). Im J. 1869 kehrte er nach England zurück. Seitdem erschien von ihm: «The great peace-maker, a submarine dialogue» (1872), «Bible-tragedies» (1881) und «Sithron, the star-stricken» (1883). Fast völlig erblindet starb er in Margate 13. März 1884.

Horne-Tooke (John), engl. Schriftsteller, geb. zu Westminster 25. Juni 1736, studierte Theologie und kaufte sich dann eine Pfründe in der Grafschaft Kent. Als Schriftsteller machte er sich 1765 zuerst dadurch bemerkbar, daß er für den Volksmann Wilkes gegen die Regierung in die Schranken trat. Infolge seiner Parteinahme für die im Kampfe mit England begriffenen Amerikaner wurde er 1777 zu einjährigem Gefängnis verurteilt. Eine polit. Flugschrift zog ihm 1794 die Anklage des Hochverrats zu, von der er aber freigesprochen ward. Im J. 1801 wurde er als Abgeordneter für Old-Sarum ins Parlament gewählt, seine Wahl indes für ungültig erklärt. Er starb 18. März 1812 zu Wimbledon. Unter seinen Schriften werden die geistvollen «Επεα πτερόεντα, or the diversions of Purley» (2 Bde., Lond. 1786—1805 u. öfter) hochgeschätzt. Vgl. Stephens, «Life of H.» (2 Bde., Lond. 1813). [mark.

Horneck (Ottokarv.), s. Ottokar von Steier.

Hörnen Siegfried, Gedicht aus dem Kreise der Nibelungensage; es bildet eine Ergänzung zum Nibelungenliede, indem es die ersten Thaten Siegfrieds ausführlich und abweichend erzählt. Siegfried, der durch das Fell eines von ihm getöteten Drachen eine unverwundbar machende Hornhaut erhalten, befreit die von einem Drachen gefangene Königstochter Kriemhild, indem er erst mit dem Riesen Kuperan, dann mit dem Drachen kämpft und beide besiegt. Der Grundlage nach wohl noch dem 13. Jahrh. angehörend, ist das Gedicht uns nur in Umarbeitung in Drucken des 16. Jahrh. erhalten (Nürnberg um 1545 u. s. w.; auch ins Niederdeutsche um 1545 übersetzt; neu gedruckt in von der Hagens und Primissers «Heldenbuch», Berl. 1825). Auf ihm beruht das Volksbuch «Eine wunderschöne Historie von dem gehörnten Siegfried u. s. w.» (Köln u. Nürnberg ohne Jahr), das sich fälschlich auf eine franz. Quelle beruft. Aus dem Volksbuch hat Hans Sachs seine «Tragödie vom Hörnen Siegfried» geschöpft.

Hornerz (Hornsilber, Silberhornerz, Kerargyrit, Chlorsilber) ist, wo es in größern Mengen vorkommt, eins der reichsten Silbererze; es krystallisiert regulär (wie auch die künstlich dargestellte Verbindung), namentlich im Rhombendodekaëder, erscheint aber meistens in Drusenhäuten und Krusten von gelblichgrauer oder lichtbräunlicher, auch bläulichgrauer Farbe, diamantartigem Fettglanz, großer Geschmeidigkeit (Härte 1 bis 1,5) und ist eigentümlich durchscheinend (daher der alte bergmännische Name). Spezifisches Gewicht = 5,58 bis 5,6. Chemisch ist es Chlorsilber, AgCl, mit 75,3 Silber und 24,7 Chlor, doch in der Regel durch Eisenoxyd, Thon und andere Stoffe verunreinigt. Es schmilzt sehr leicht und reduziert sich in der innern Flamme mit Soda rasch zu Silber; löslich in kochender Salzsole, von Säuren kaum angreifbar. Mit gediegenem Silber findet sich das H. hauptsächlich in den obern Teufen der Gänge, weshalb es denn auch auf dem Erzgebirge (Freiberg, Johanngeorgenstadt) im 16. Jahrh. in reichen Anbrüchen vorkam; auch zu Kongsberg in Norwegen, Schlangenberg im Altai, in Nevada, Arizona, Idaho, Mexiko, Chile, Peru.

Hornes (Graf von), s. Hoorn.

Hornfels (frz. cornéenne), ein eigentümliches Kontaktgebilde, welches sich vielorts da zeigt, wo das Schiefer- oder Grauwackengebirge von Granit eruptionen durchbrochen wurde. Es hat sich daselbst um den Granit durch Umwandlung des Thonschiefers aus diesem eine sehr feinkörnige oder dichte Masse mit splitterigem, zuweilen undeutlich muschligem Bruch, von großer Härte und Zähigkeit, von grauer, bläulich- oder bräunlichgrauer Farbe herausgebildet, welche in der Regel nach außen in einen mit eigentümlichen Knötchen versehenen Glimmerschiefer, weiterhin in einen ebensolchen Thonschiefer verläuft, worauf dann erst in einer gewissen Entfernung von dem Granit, bis wohin die Umwandlung sich nicht mehr fortzusetzen vermochte, der gewöhnliche unveränderte Thonschiefer vorliegt. Der H., das Produkt der am meisten gesteigerten Metamorphose, besteht, wie erst die mikroskopische Untersuchung der scheinbar homogenen Masse ergibt, vorwiegend aus Quarz, Magnesiaglimmer, Magneteisen, wozu sich oft in beträchtlicher Menge Andalusit gesellt. In chem. Hinsicht hat in diesen Kontakthöfen der Schiefer kaum eine erhebliche Veränderung erfahren, die Umwandlung hat sich also ohne Zufuhr oder Abfuhr von Stoffen vollzogen. Solche Zonen von H. erscheinen z. B. ausgezeichnet um die Granite des Ramberges im Harz, von Kirchberg im Erzgebirge, des Heunberges im östl. Thüringen, von Barr-Andlau und Hohwald in den Vogesen, von Wicklow in Irland u.

Hornfessel, der Riemen, an dem das Jagdhorn über der Achsel getragen wird. Es ist in der Regel von Leder in Form eines Bandeliers; bei den Gala-Uniformen ist es aus Goldtressen in reicher Posamentierarbeit angefertigt.

Hornfischbein, auch Indianisches Fischbein genannt, ein aus Büffelhörnern hergestelltes, als wohlfeiler Ersatz des echten Fischbeins dienendes Fabrikat.

Hornfische (Balistidae), eine Unterfamilie der Plektognathen (s. d.), mit seitlich zusammengedrücktem, von festen rautenförmigen Schildern bedecktem oder durch eingelagerte Hautkörner rauhem Körper, mit fehlender oder nur durch einen Stachel angedeuteter Bauchflosse. Diese meist lebhaft gefärbten Fische, von denen man gegen 100 Arten kennt, werden selten über 60 cm lang, bewohnen hauptsächlich die tropischen Gewässer (nur zwei Arten sind europäisch), ernähren sich von harten Mollusken, die sie mittels ihres starken, in jedem Kiefer aus schneidezahnähnlichen Zähnen bestehenden Gebisses zermalmen, wodurch sie der Perlfischerei schädlich werden. Einige Arten geben einen grunzenden Ton von sich. — Mit dem Namen H. wird bisweilen auch der Schwertfisch bezeichnet.

rosch (Rana s. Ceratophrys cornuta), 20 cm langer brasil. Frosch, dessen oberes in eine Hornspitze ausgezogen ist.

gewebe (Tela cornea) sind stets Produkte t Keimblattes; sie sind hart, trocken und astisch. Als ihre chem. Grundlage ist ein umgewandelter Eiweißstoff, das Keratin, . Da die H. stets nur eine Bedeutung als ilde haben, so empfinden sie nicht, haben ne Bewegung und ermangeln der Blut- d Nerven, haben aber von allen Geweben e Regenerationsvermögen. (S. unter Re- ion.) H. sind namentlich bei Wirbel- it verbreitet und finden sich als Haare, Stacheln, Schuppen, Schilder, Überzüge äbeln, Hörnern, Geweihen, als Barten der Walfische u. s. w. (Weiteres s. unter edeckung der Tiere.)

gant, s. unter Auge, Bd. II, S. 197b.

hautflecke (des Auges) sind die nach , Geschwürsbildungen und Entzündungen rhaut zurückbleibenden Narben und Trü- des Hornhautgewebes, die entweder die rnhaut überziehen oder nur einen Teil einnehmen, vollständig dicht und undurch- er mehr oder weniger durchscheinend sein nd je nach ihrer Größe und Sättigung, ere nach ihrer Lage im Verhältnis zur ie Sehkraft mehr oder minder beeinträch- mentlich dann, wenn sich gleichzeitig eine ßige Krümmung der Hornhautoberfläche et hat (unregelmäßiger Astigmatismus). nem gewissen Grade sind die H., besonders salter, einer Rückbildung fähig und somit andlung zugänglich. Bei den stationären ch häufig durch pupillenerweiternde Mit- künstliche Pupillenbildung eine erhebliche g des Gesichts erzielen.

hechte (Belone), ein Geschlecht der Scom- en, dessen zu einem Schnabel verlängerte it langen, kegelförmigen Zähnen versehen r Gräten der H. sind merkwürdigerweise es rührt daher ein ziemlich allgemeines gegen diese, in allen europ. Meeren häu- he als Nahrungsmittel.

heim, Privatirrenanstalt bei Kiel.

g (eigentlich Hörnik, Michael), wend. und Schriftsteller, geb. 1. Sept. 1833 witz (sächs. Oberlausitz), studierte in Prag sowie slaw. Sprachwissenschaft, ward ol. Geistlicher in Bautzen und ist seit 1871 aselbst. Seine zahlreichen Arbeiten über e heimatliche Schrifttum, über die Schrift- nd Orthographie, auch Volksliedersamm- nd besonders im «Casopis» (Zeitschrift) dischen litterarischen Gesellschaft (Macica) n gedruckt, dessen Redacteur er auch seit Ferner war er neben Pfuhl und Seiler r des «Wend. Wörterbuchs» (Bautzen rfaßte mit dem Polen Wilh. Boguslawski eschichte des wend. Volkes» («Historija o naroda», Bautzen 1884), gründete 1863 kathol. Landsleute den Bücherverein «Cy- Method», schrieb Volks- und Schulbücher, einige Jahre die Zeitschriften «Luzican» tholski Posol» («Kathol. Bote»).

isgründe oder Hornisgründ, in Würt- lazenkopf genannt, der 1166 m hohe höchste s nördl. Schwarzwaldes, in 48° 36′ 30″ nördl. Br., auf der Grenze von Baden und Württemberg, wo die zur Murg gehende Biberach entspringt, mit einem Signalturm, gewährt eine weite Aussicht. Südlich von der H. liegt der Mummelsee.

Hornisieren (des Kautschuks), s. u. Gummiwarenfabrikation.

Horniſſe (Vespa Crabro) nennt man eine Art der Wespen, welche sich schon durch ihre Größe auszeichnet, indem sie 30—35 mm lang ist. Die Fühler, Schildchen und Kopf sind braunrot, der Thorax nur am Vorderrande und in der Mitte, der Hinterleib am Grunde braunrot, die letzten Hinterleibringe gelb, am Vorderrande schwarz mit zwei bis drei nach hinten auslaufenden Punkten. Die H., welche ihr papierartiges, aus zerschrotenen Holzsplittern zusammengeleimtes Nest in hohlen Bäumen und in Mauern anlegen, können mit ihrem Giftstachel sehr heftig verwunden und eine sehr bedeutende Geschwulst erregen, gegen welche man Salmiakgeist, geriebene Kartoffeln, Baumöl oder Bleiessig anwendet. Sie schaden jungen Baumpflanzungen, besonders Eschen, durch Abnagen der Rinde, verzehren aber auch andere Insekten und saugen reife Weinbeeren aus. Man vertilgt sie am besten durch Ausschwefeln der Nester am frühen Morgen, bevor die H. ausgeflogen sind.

Horniſſenſchwärmer, s. Glasschwärmer.

Horniſt, bei den Fußtruppen zu den Spielleuten gehörig, hat die Aufgabe, auf dem Signalhorn die vorgeschriebenen Signale zu blasen, ähnlich wie der Trompeter bei den berittenen Waffen die Trompetensignale zu geben hat.

Hornjaken oder Hornaken, die slowak. Bewohner der Gebirgslandschaften im nordwestl. Ungarn, welche als Kesselflicker, Drahtstricker u. s. w. umherwandern.

Hornklee, s. unter Lotos.

Hornkluft, eine quere, von rechts nach links die Hufwand durchsetzende Zusammenhangstrennung des Horns. Die Hornklüfte sind gut zu reinigen, mit Schwefeläther zu entfetten und mit künstlichem Hufhorn auszufüllen. In die gesunde Wand unter der Hornkluft darf ein Hufeisennagel nicht eingeschlagen werden.

Hornkraut, s. Cerastium.

Hörnli (das), ein Nagelfluhberg im nördlichen, zwischen der Töß und der Thur ausgebreiteten Vorlande der Thur-Alpen (s. Alpen, 23), erhebt sich 5 km östlich von der Station Bauma der Tößthalbahn im schweiz. Kanton Zürich, dicht an der Grenze von Thurgau und St. Gallen, als bewaldete, teilweise felsige Kuppe zu 1136 m über dem Meere und wird seiner weiten Fernsicht wegen sowohl vom Toggenburg, wie vom Tößthal aus nicht selten bestiegen.

Hornmehl, s. unter Hornspäne.

Hornpipe (engl., spr. -peip, Hornpfeife), ein besonders in Wales gebräuchliches Holzinstrument, das wie eine Pfeife geschnitten ist, Grifflöcher und ein Horn an jedem Ende hat. Das eine Horn dient als Mundstück, das andere bildet die Mündung. Auch der nach dieser Pfeife (oder dem Dudelsack) mit Hut und Rock getanzte engl. Nationaltanz heißt H. (frz. Matelotte).

Hornrachen (Eurylaemidae) bilden eine buntgezeichnete Unterfamilie der Kuckucksvögel (nach Sclater und Wallace der Singvögel), mit flachem, aber breitem, tiefgespaltenem Schnabel, mittellangen Flügeln, an denen die dritte bis fünfte Schwinge am längsten sind. Von diesen lebhaften,

insektenfressenden Vögeln kennt man neun Arten, die sich auf sechs Gattungen verteilen und nur südlich von den Abhängen des Himalaja durch Hinterindien bis Sumatra, Borneo und Java vorkommen.

Hornrochen, s. unter Rochen.

Hornsch., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Hornschuch (s. d.).

Hornschicht (der Oberhaut), s. unter Haut.

Hornschuch (Christian Friedr.), Botaniker, geb. 21. Aug. 1793 zu Rodach im Herzogtum Sachsen-Coburg, gest. als ord. Professor der Naturgeschichte und Botanik in Greifswald 25. Dez. 1850, gab namentlich mit Sturm und Nees von Esenbeck die «Bryologia Germanica» (2 Bde., Nürnb. 1823—31) heraus.

Hornschwämme (Ceratospongiae), eine Familie der Schwämme, ausgezeichnet durch ein horniges Skelett, das, und bisweilen in sehr hohem Grade, iodhaltig ist und von besondern wandernden Zellen (den sog. Spongioblasten) gebildet wird. H. sind namentlich in den tropischen Meeren sehr häufig, nach den kältern Regionen hin werden sie seltener und seltener; die meisten leben in nur geringen Tiefen. Manche haben die Gewohnheit, durch aufgenommene Fremdkörper (Sand, Muschelfragmente, Nadeln anderer Schwämme u. s. w.) ihre Skelettfasern zu verstärken, bis zu dem Grade oft, daß die eigentliche Hornfaser nahezu ganz verdrängt und ihre Stelle fast ausschließlich von jenen Fremdkörpern eingenommen wird. Zu dieser Gruppe gehört auch der Badeschwamm (s. d.).

Hornsilber oder Chlorsilber nennt man die Verbindung von Chlor mit Silber, die in der Natur als Hornerz (s. d.) vorkommt, künstlich aber sich leicht darstellen läßt, indem man eine Kochsalzauflösung mit einer Auflösung von salpetersaurem Silberoxyd versetzt, wo es in unauflöslichem Zustande niederfällt. (S. unter Silber[-Verbindungen].)

Hornspalten sind Längszusammenhangstrennungen der Hornwand des Pferdehufs, sie gehen also in der Wand von oben nach unten oder umgekehrt und sind nur zu heilen, wenn die getrennten Wandteile festgestellt werden, was einerseits durch Ausfüllen der Spalten mit künstlichem Hufhorn geschehen kann, andererseits durch Einlegen einer Agraffe, oder durch Aufschrauben eines eisernen Plättchens, sodaß die Ränder der getrennten Wandteile aneinander festgehalten werden. Unerläßliche Bedingung für Heilung der H. ist, daß der kranke Huf mit einem Eisen versehen ist, das unter dem geschädigten Wandteil den Tragrand nicht berührt; der kranke Wandteil ist sorgfältig vor dem Eisendruck und vor dem Druck der Kappen des Eisens zu bewahren.

Hornspäne, wegen ihres reichen Stickstoffgehalts (14—16 Proz.) gleich andern hornartigen Geweben, wie Haare, Wollabgänge, Federn u. s. w., zur Zeit ihrer Zersetzung ein sehr kräftig wirkendes Düngmittel sowohl für Kulturen des freien Landes als für Pflanzen in Töpfen. Vor dem Gebrauch sind die gröbern Stücken durch Anwendung von Sieben von den feinern zu scheiden. Letztere treten bei ausreichender Bodenfeuchtigkeit bald in Wirksamkeit, während jene zur Zersetzung längere Zeit gebrauchen und, zu spät in den Boden gebracht, für die Pflanzen von geringem oder gar keinem Nutzen sind. Vorteilhaft ist es, die Zersetzung der letztern durch Vermischung mit Düngererde im Herbst, durch Umstechen des Haufens im Winter und Begießen zu beschleunigen. Im Frühjahr ist die Ammoniakbildung im vollen Gange und die Erde muß sofort zur Verwendung kommen. Das jetzt im Handel befindliche Hornmehl (durch Stoßen oder Mahlen pulverisiertes Horn) ist den H. vorzuziehen; man vermischt geringe Mengen davon mit der Erde für Topfpflanzen.

Hornspitzen, s. unter Horn (tierisches).

Hornstein ist dichter mikroskopisch-feinkrystallinischer Quarz, der sich meist derb, selten in Pseudomorphosen, z. B. nach Kalkspat- und Flußspatform, auch tropfsteinartig in Geschieben, großen Knollen mit schaliger Absonderung, als besondere Lager und als Versteinerungsmittel findet und splitterigen oder muscheligen Bruch, graue, gelbe, rote, braune, grüne Farben, sowie zuweilen gefleckte, gestreifte oder gewölkte Zeichnungen besitzt. Vor dem Lötrohr ist er unschmelzbar, auch gibt er am Stahl stark Funken. Eine Abänderung desselben ist der Holzstein, ein Verkieselungsmaterial von Hölzern, welches oft noch sehr ausgezeichnet die vegetabilische Struktur zeigt (am Kyffhäuser, Gegend von Chemnitz). Manche H. nehmen eine schöne Politur an und werden wie Achat verarbeitet.

Hornung, Monatsname, s. Februar.

Hornviper (Cerastes cornutus), eine sehr giftige Schlange aus der Familie der Ottern, von etwa 60 cm Länge, mit einem hornartigen Hautanhang oberhalb jedes Augenlids. Die H. ist im nordöstlichen Afrika häufig, war den Alten sehr wohl bekannt und wurde von den alten Ägyptern öfters dargestellt.

Hornwerk (Befestigungskunst) gehört zu äußern Werken (s. unter Außenwerke) und besteht aus einer bastionierten Front, an deren Facen sich unter spitzen Winkeln je eine Anschlußlinie nach rückwärts ansetzt. In der ältern Befestigungsweise diente das H. häufig als Brückenkopf. (S. Festungsbau.)

Horodenka, Stadt in Ostgalizien, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, mit (1880) 10014 E., meist Ruthenen, liegt auf welligem Boden an einem Zuflusse des Dnjester und hat lebhaften und bedeutenden Verkehr. Unter den bedeutendern Industriewerken ist eine Kerzen- und Seifenfabrik und eine Dampfmühle zu nennen. In der Nähe sind Heilquellen.

Horographie oder Horologiographie, Anweisung, Uhren (besonders Wasser- und Sonnenuhren) richtig zu verfertigen und anzubringen.

Horologisch, Uhren betreffend.

Horologium (lat.), Stundenzeiger, Uhr; in der griech.-kath. Kirche ein Buch, welches die Stundengebete oder Horen enthält.

Horometer, Stundenmesser.

Horopter (grch.) oder Sehkreis, s. unter Auge, Bd. II, S. 200. [Horst.

Horos Apollon, soviel wie Horapollon, s. unter

Horoskop, s. Nativität.

Hořowitz (Hořovice), Stadt im westl. Böhmen, an einem Seitenbache der Beraun und an der Linie Furth-Prag der Böhmischen Westbahn, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts und zählt (1880) 3418 E. czech. Zunge, welche ben den städtischen Gewerben Feldwirtschaft betreiben, eine Emailgeschirrfabrik, eine Zündhölzchenfabrik und eine amerik. Kunstmühle unterhalten. Das bedeutende Gutsgebiet, zu welchem H. gehört, ist jetzt Eigentum des Fürsten von Hanau. Die Stadt

rwarb der Ort zu Anfang des 14. Jahrh.; g aber, deren Reste erneuert und zu Wohn eingerichtet sind, wird schon im 13. Jahrh. der Herren von Horowitz bezeichnet. Das hloß, 1737 vom Grafen Norbert Wrbna im erbaut, hat ein sehenswertes Stiegenhaus gedehnte Gartenanlagen.

rend (lat.), grauenerregend, schrecklich.

reur (frz.), Schauder, Abscheu, auch etwas liches, Greuel; **horrible** (horribel), haft, schrecklich.

ribile dictu (lat.), furchtbar zu sagen.

ribile visu (lat.), schrecklich anzusehen.

ribilicribrifax, Titel und Hauptperson em «Miles gloriosus» des Plautus nachgeLustspiels von Andreas Gryphius; auch ie großsprecherischer Maulheld, Bramarbas.

rid (lat.), starrend, rauh, struppig; graus, lich; davon das Substantiv **Horridität**.

rocks (Jeremiah), Astronom, geb. 1619 zu bei Liverpool, starb bereits im Alter von in seinem Geburtsort 3. Jan. 1641. Er war e, welcher einen Venusvorübergang beobachzugleich die Bedeutung solcher Phänomene Ermittelung der Sonnenparallaxe erst bei später durch Halley hervorgehoben wurde.

rohr, s. unter **Hörmaschinen** und **Hör**

ror (lat.), Abscheu, Schauder, Entsetzen.

ror vacui (lat., d. i. Scheu vor der s. unter **Leere**.

sa, s. **Hengist** und **Horsa**.

schelt (Theodor), Genre- und Schlachr, geb. 16. März 1829 in München, bilh bei Anschütz, bei Albrecht und Franz ; sein eigentliches Studium galt jedoch der Ein durchgearbeitetes Werk war sein Wild1850), 1854 unternahm er mit Hackländer m Baurat Leins eine Reise nach Spanien, ann über Algier allein fortsetzte. Eine Frucht eise waren: die Araber in der Wüste und er bei Algier. In den J. 1858—63 nahm ff. Volontär an dem Krieg im Kaukasus teil. München zurückgekehrt, verarbeitete er die genen Reiseeindrücke in einer Reihe geistreicher lder, Schlacht- und Volksdarstellungen. Beausgezeichnet waren die Ölbilder: Gefangeng Schamyls und die Eroberung des Berges Noch vorzüglicher gelangen ihm die zahlKreidezeichnungen, welche gleichzeitig in phoischer Reproduktion erschienen. H. starb 1871 in München.

s de combat (frz.), kampfunfähig.

s d'œuvre (frz.), Bei-, Nebenwerk; Neben(nach der Suppe), Anbau, vorspringender es Gebäudes.

se-Guards heißt das dritte Regiment der rde-(Household)-Kavallerie, welches wegen brit. Heere ungewöhnlichen (blauen) Farbe Röcke gewöhnlich the Blues, auch Royal der Oxford Blues genannt wird. Das Rewurde im Herbst 1660 errichtet und ist das der bestehenden Kavallerieregimenter Großtens (s. d.), ein Kürassierregiment in Stärke Offizieren, 64 Unteroffizieren und Trompe3 Reitern, dessen Oberstinhaber (Full Colo- er sein muß und bei festlichen Gelegenheiten ld-stick (Goldstab) führt, d. h. die Befehle rigs für die Truppen entgegennimmt. Das Regiment wird durch einen Oberstlieutenant befehligt, dem ein zweiter Oberstlieutenant und ein Stab zur Seite steht, und darf bestimmungsmäßig nicht zum Kolonialdienst herangezogen werden; doch hat eine Schwadron 1882 unter Lord Wolseley am ägypt. Feldzuge teilgenommen. Die Uniform besteht aus blauem Rock, Beinkleid und Mantel, Metallhelm, Reitstiefel, Stulphandschuhen (zur Gala weißlederne Beinkleider und hohe Stiefel), die Bewaffnung aus dem Säbel in Stahlscheide nebst dem Henry-Martini-Karabiner; der Küraß ist aus Stahl gefertigt. Das Regiment zeichnete sich 1815 in der Schlacht bei Waterloo hervorragend aus. H. nennt man gemeiniglich auch das Oberkommando des brit. Heeres, da bis zur Reorganisation des brit. Kriegsministeriums die Bureaus des Oberbefehlshabers in unmittelbarer Nähe des vorbeschriebenen Regiments untergebracht waren.

Hörsel, der stärkste Zufluß der Werra, in Thüringen, entspringt als Kleine Leina über Finsterbergen, empfängt aus dem Grunde von Friedrichroda das Schilfwasser, heißt vom Dorfe Leina an Leina und nimmt bei dem gothaischen Pfarrdorf **Hörselgau**, wo das aus dem Thale von Reinhardsbrunn herkommende Badewasser zuströmt, den Namen H. an. Die H. begleitet in einem reizenden Thal den nordwestl. Abhang des Thüringerwaldes und empfängt aus demselben unter andern die Laucha, Emse, den Erbstrom mit dem Thalwasser und unterhalb Eisenach die gleichstarke Nesse, mit welcher sich der Leinakanal vorher vereinigt. **Hörselberge** heißt ein 406 m hoher Höhenzug kahler schroffer Muschelkalkberge, welcher sich östlich von Eisenach nach dem Herzogtum Gotha, und zwar bis zum Dorfe Sättelstedt an der H. wie eine lange Mauer hinzieht. Der **Große Hörselberg**, 467 m hoch, am rechten Ufer der H. aufsteigend, ein ausgezeichneter Punkt dieses Zugs, dacht sich gegen N. sanft ab, gegen S. ist er aber in schroffen, abenteuerlichen Formen abgekantet. Sein Gipfel, gerade dem Inselberge und dem Thale der Emse nördlich gegenüber, gewährt einen schönen Blick auf den Thüringerwald. Der originell geformte, dazu kahle, öde Berg ist zugleich auch ein Sagenmittelpunkt. Aus einer Kalkspalte, dem **Hörselloch**, wollte der Volksglaube wimmernde Stimmen aus dem Fegfeuer vernehmen. Andere vernahmen Liederstimmen und Mädchengekicher, und man hielt deshalb das Innere des Bergs für die Residenz der Frau Venus, der bestrickenden Zauberin des Mittelalters. (S. **Venusberg**.) Vom Hörselberge beginnt auch die Wilde Jagd (s. d.), die im Schwarzwald wiederkehrt, und in ihm verschwand Tannhäuser (s. d.). Am 26. Okt. 1813 fand am Hörselberge ein Gefecht zwischen den Preußen und Franzosen statt, worauf General York Eisenach besetzte.

Horsens, Stadt im dän. Amte Aarhuus, auf der Ostküste Jütlands, am Horsensfjord und an der Linie Vamdrup-Frederikshaven der Dänischen Staatsbahnen, zählt (1880) 12651 E., welche Webereien, Eisengießereien und Maschinenwerkstätten, Schiffswerfte, Holzwarenfabriken und Kalkbrennereien unterhalten. Dicht an der Stadt liegt eins der größten dän. Strafgefängnisse.

Horsf., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für **Horsfield** (Thomas), geb. um 1773; er lebte lange Zeit in Java, veröffentlichte, 1817 nach England zurückgekehrt: «Zoological researches in Java and the neighbouring islands» (1821—24)

und «Plantae Javanicae rariores» (1838—52), und starb 1859.

Horsford (Ebenezar Norton), amerik. Chemiker, geb. 27. Juli 1818 zu Moscow im Staate Neuyork, studierte seit 1844 in Gießen, wo ihm durch Liebig das Interesse für agrikulturchem. und physiologischchem. Gegenstände erweckt wurde. Nach Amerika zurückgekehrt, erhielt er 1846 die Professur für Chemie an der Harvard-Universität zu Cambridge bei Boston. Von seinen für Liebigs «Annalen» gelieferten Arbeiten sind zu nennen: «Über den Wert verschiedener vegetabilischer Nahrungsmittel, hergeleitet aus ihrem Stickstoffgehalt» (1846), «Analyse der Asche von Trifolium pratense» (1846), «Über den Ammoniakgehalt der Gletscher» (1846), «Über den Ammoniakgehalt der Atmosphäre» (1850). Im J. 1856 erfand er das aus saurem phosphorsaurem Kalk und doppeltkohlensaurem Natron bereitete Backpulver (s. d.). H. begründete einen neuen Industriezweig, die Kondensation der Milch; während des Secessionistenkriegs erwarb er sich große Verdienste durch die Verproviantierung der Unionsarmee, basiert auf wissenschaftlicher Grundlage.

Horsham, Stadt in der engl. Grafschaft Sussex, 32 km im NW. von Lewes, bei den Quellen des Arun, an der Eisenbahn Tumbridge-Wells-Petersfield, mit (1881) 9552 E., welche Handel mit Getreide und Geflügel treiben.

Horsky (Franz, Ritter von Horskysfeld), Landwirt, geb. 29. Sept. 1801 zu Bilin, besuchte das landwirtschaftliche Institut in Krumau und stand von 1821 bis 1855 in verschiedenen Stellungen, zuletzt in derjenigen eines Wirtschaftsdirektors, im Dienste des Fürsten Joh. Adolf Schwarzenberg. Im J. 1860 pachtete er Schloß und Meierei Mühlhausen und kaufte 1862 die Herrschaft Kolin, 1868 das Gut Welmschloß und 1871 das Gut Saar. Während dieser Zeit wirkte H., abgesehen davon, daß er Kolin zu einer Musterwirtschaft gestaltete, namentlich in hohem Maße verdienstvoll als Reorganisator der bäuerlichen Wirtschaften, zu welchem Zwecke er auch seine «Feldpredigten» hielt. Zu erwähnen ist auch seine vielfach befolgte Methode der Düngerbehandlung, welche darin besteht, daß der Dünger mehrere Monate im Stalle unter den Tieren liegen bleibt, wodurch eine ausgezeichnete Konservierung desselben bewirkt wird und Jauchegrube sowie Düngestätte überflüssig sind. H. starb 6. April 1877 in Kolin. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: «Die Fruchtwechselwirtschaft» (1845), «Die vervollkommnete Drillkultur der Feldfrüchte» (Prag 1851), «Landwirtschaftliche Feldpredigten» (1.—6. Heft, Prag 1863—66), «Mein Streben, Wirken, meine Resultate nebst praktischen Ratschlägen» (Prag 1874).

Horsley (John Callcott), engl. Maler, geb. zu Brompton 29. Jan. 1817, ein Schüler der Londoner Akademie, betrat anfangs den Weg der religiösen und Historienmalerei, widmete sich dann aber dem Genre. Im engl. Oberhaus gibt ein Bild der Religion Zeugnis von seinem damaligen, noch ziemlich unsichern Streben, aber auch als Genremaler hat er manches hervorgebracht, das mehr durch Komposition und Farbenreiz, als durch tiefern Gehalt Beifall errang. Einiges besitzt das South-Kensington-Museum sowie die Nationalgalerie, so der Virtuos und der Canarienvogel, der Stolz des Dorfs, der verlorene Sohn.

Horsman (Edward), engl. Politiker, geb. 1807 in Stirling, besuchte die Schule in Rugby, trat 1832 in den schott. Advokatenstand, wurde 1836 als liberaler Kandidat für Cockermouth, 1853 für Stroud ins Unterhaus gewählt, bekleidete 1841 in Lord Melbournes Ministerium auf kurze Zeit den Posten eines jüngern Lords der Schatzkammer, und von 1855 bis 1857 in Palmerstons erstem Ministerium das Oberstaatssekretariat für Irland. Später machte er Opposition gegen die Reformbill des Ministeriums Russell-Gladstone (1866), gegen welche H. in Gemeinschaft mit Lowe die Fraktion der Adullamiten bildete, deren Abfall besonders zur Niederlage der Bill beitrug. Er starb 30. Nov. 1876.

Horst, eigentlich soviel wie Strauchwerk, dann das aus Reisern gebaute Nest der Raubvögel.

Horst (Jul. Jos. Joachim Ludw., Freiherr von), österr. Generalmajor und Minister, geb. zu Hermannstadt in Siebenbürgen 12. April 1830, trat 1844 als Kadett in die österr. Armee und wurde 1846 Offizier. Nach dem Deutschen Kriege von 1866 legte H. in einer Denkschrift ausführlich die Notwendigkeit dar, die Wehrkraft Österreichs durch Einführung der allgemeinen Wehrpflicht und des preuß. Landwehrsystems mit den durch die besondern Verhältnisse des Kaiserstaats gebotenen Abänderungen zu erhöhen, und wurde im Herbst 1866 in die Organisationskommission nach Wien, später auch in den Marschallsrat berufen. Der im J. 1868 zum Reichskriegsminister ernannte Freiherr von Kuhn beauftragte H. mit der Ausarbeitung und später auch mit der parlamentarischen Vertretung der auf die Heeresorganisation bezüglichen Gesetzentwürfe. Nach dem Sturze des Ministeriums Graf Hohenwart wurde H. am 25. Nov. 1871 zum Obersten in der Landwehr befördert und mit der Leitung des Ministeriums für die Landesverteidigung der im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder betraut; im März 1872 erfolgte seine Ernennung zum Minister, 1873 zum Wirkl. Geheimrat, 1877 seine Erhebung in den Freiherrenstand und 1878 die Beförderung zum Generalmajor. Als 1879 Graf Taaffe die Leitung des Ministeriums übernahm, blieb H. Minister für die Landesverteidigung, zunächst mit der Aufgabe, die zehnjährige Verlängerung des Wehrgesetzes durchzusetzen, was ihm auch nach einem außerordentlich heftigen parlamentarischen Kampfe gelang. Am 25. Juni 1880 legte H. sein Amt nieder und verzichtete gleichzeitig auf sein Mandat im Reichsrate, dem er seit 1873 angehört hatte. Seitdem lebt H. zu Graz in Steiermark.

Horst (Ulrich Angelbert, Freiherr von der), schleswig-holstein. General, geb. 16. Nov. 1793, trat jung in die preuß. Armee ein, nahm unter York 1812 an dem russ. Feldzug teil, trat 1813 in die Russisch-Deutsche Legion, aus welcher er nach dem ersten Pariser Frieden 1814 wieder in preuß. Dienste übernommen wurde und im Blücherschen Heere 1815 bei Ligny mit Auszeichnung kämpfte. Im J. 1846 war H. bei der Unterdrückung des poln. Aufstandes Mierosławskis thätig, schied 1847 aus dem aktiven Dienst und trat 1850 als Generalmajor in das schleswig-holstein. Heer. H. befehligte zunächst das Jägerkorps, später die 3. Infanteriebrigade, welche am 25. Juli in der Schlacht bei Idstedt mit Auszeichnung führte, ohne jedoch das Schicksal des Tages wenden zu können. Die Statthalterschaft übertrug H. 8. Dez. 1850 an Stelle Willisens den Oberbefehl über das schleswig-holstein. Heer; doch waren die Verhältnisse bereits so ungünstig, daß militärische Erfolge von Bedeutung nicht mehr zu erzielen

waren. Als das Heer der Herzogtümer 1851 aufgelöst wurde, zog sich H. nach Hamburg zurück. Er starb zu Charlottenburg bei Berlin 9. Mai 1867.

Horstgraben, Kleiner Hauptkanal oder **Friesacker Kanal**, s. unter **Hauptgraben**.

Horstmar, Stadt in der preuß. Provinz Westfalen, Regierungsbezirk Münster, Kreis Steinfurt, 8 km von Burgsteinfurt, am südöstl. Fuße der Schöppinger Berge, Station der Linie Oberhausen-Quakenbrück der Preußischen Staatsbahnen, mit (1880) 1088 meist kath. E., hat zwei kath. Kirchen und treibt starke Baumwollweberei. H. ist Besitztum des Fürsten und Rheingrafen zu Salm-Horstmar.

Hort., bei Pflanzennamen, speziell bei Varietäten, Abkürzung für hortorum («der Gärten») oder hortulanorum («der Gärtner»), deutet an, daß der Name der Pflanze oder der betreffenden Varietät in den Gärten entstanden, von den Gärtnern festgestellt ist.

Horta, Hauptort der zu den Azoren gehörigen [Insel Fayal (s. d.).

Hortativ (lat., oder **hortatorisch**), ermahnend, ermunternd.

Horten, Hafenstadt im norweg. Amte Jarlsberg-Laurvig, am Westufer des Kristianiafjords, durch Zweigbahn nach Skopum mit der Bahnlinie Drammen-Stien verbunden, seit 1818 Hauptetablissement der norweg. Marine mit Werften, Docks, mechan. Werkstätten, technischen und militärischen Schulen, einem Observatorium, Magazinen, einem Krankenhaus, einem nautischen Museum und einer Bibliothek; das Ganze wird durch Befestigungen, **Carl-Johanns-värn**, auf dem Festlande sowie auf den Inseln geschützt. Die Umgegend gehört zu den anmutigsten und fruchtbarsten im ganzen Norwegen. Der Platz treibt nicht unbedeutenden Handel, sowie auch Schiffahrt und zählt (1876) 5302 E.

Hortense (Eugenie Beauharnais), die Gemahlin Ludwig Bonapartes (s. d., Bd. III, S. 306).

Hortensie (Hydrangea hortensis), Pflanze aus der Familie der Saxifrageen, in ihr zusagendem Boden und Klima eine der schönsten Zierpflanzen, ein Halbstrauch, welcher dichte Büsche von 1 bis 1½ m Durchmesser und fast gleicher Höhe bildet, im andern Falle aber kaum die Hälfte dieser Dimensionen erreicht. Die Stammform, welche lange nach Einführung dieser chines. Kulturform durch Siebold nach Europa gebracht und H. japonica genannt wurde, hat neben mehrern unfruchtbaren auch fruchtbare, viel kleinere weißliche, zwei- bis dreigriffelige Blüten. Die H. trägt in mächtigen kugeligen Scheindolden lauter große unfruchtbare rosenrote Blumen. Sie wurde 1788 durch Commerson nach Europa gebracht und einer pariser Dame, Hortense Lepeau, zu Ehren benannt. In Frankreich machte man bald die Entdeckung, daß die Blumen in manchen Erdarten sich blaßblau färbten, namentlich in derjenigen Heide- und Moorerde, welche Eisenerz (Sumpferz) enthält, und lernte diese Färbung auch künstlich hervorrufen. In Deutschland wird die H., da sie den Winter im Freien nicht erträgt, in großen Töpfen oder in Kübeln kultiviert, im Kalthause durchwintert und im Sommer im Freien aufgestellt, und erreicht zwar selten die angegebenen Dimensionen, bildet aber mit ihren großen, zahlreichen, immergrünen, bei einer Varietät weißbunten Blättern und zahlreichen großen Afterdolden frisch rosaroter Blumen eine wertvolle Gartenzierde.

Hortensius (Quintus) brachte als Diktator 286 v. Chr. nach einem Volksaufstand das Gesetz durch, daß die Beschlüsse der Plebs für das ganze Volk verbindlich sein sollten.

Hortensius (Quintus H. Hortalus), berühmter röm. Redner, älterer Zeitgenosse des Cicero, begann bereits in seinem 19. Lebensjahre die rednerische Laufbahn und wurde 70 v. Chr. zum Konsul ernannt. H. galt für den ersten Redner seiner Zeit, bis ihn Cicero überholte. Er hatte den blühenden und brillanten, zierlichen und weichlichen sog. asiatischen Stil und eine diesem entsprechende Vortragsweise sich angeeignet, während Cicero im Anschluß an die rhodischen Meister zu einem strengern und reinern Stil zurückkehrte. H. hat wenigstens einen Teil seiner Reden herausgegeben, sie sind aber ebenso wenig erhalten als seine Schrift über Fragen aus dem Gebiet der Beredsamkeit, seine Annalen und erotischen Gedichte. Er starb 50 v. Chr. Auch seine Tochter **Hortensia** wird von den Alten als Beispiel weiblicher Beredsamkeit gepriesen.

Hortieren (lat.), ermahnen.

Hortikultur (neulat.), Gärtnerei, Gartenkunst.

Hortis (Attilio), ital. Philolog und Litterarhistoriker, geb. 1850 zu Triest, besuchte das dortige Gymnasium, studierte hierauf zu Padua Philologie und Rechtswissenschaft, und ist seit 1873 Stadtbibliothekar zu Triest, wo er die gelehrte Zeitschrift «Archeografo Triestino» herausgibt. Sein Hauptwerk sind die «Studii sopra le opere latine di Giovanni Boccacci» (Triest 1879).

Hortolog (lat.-grch.), ein Gartenkundiger; **Hortologie**, Gartenkunde.

Hortus siccus (lat.), «trockener Garten», soviel wie Herbarium.

Horuk, eigentlich Arudsch, bekannter unter dem Beinamen **Barbarossa**, der erste türk. Herrscher in Algier, geb. um 1473 auf der Insel Metelino oder Lesbos, war der Sohn eines zum Islam übergetretenen Rumelioten. H. kämpfte zur Seite seines Vaters frühzeitig gegen die Christen mit und erwarb sich bald den Ruf eines kühnen Seemanns. Nachdem er erst ägypt., dann türk. Schiffe befehligt, trat er mit seinem Bruder Kheir-eddin in die Dienste des Sultans von Tunis und machte sich durch glückliche und tollkühne Unternehmungen bald zum Schrecken des Mittelmeers. Im Besitz eines ansehnlichen eigenen Geschwaders, bestürmte er 1512 Bugie und eroberte 1514 Dschirdschelli. Im J. 1515 vom Scheich Selim Eutémi, dem damaligen Beherrscher von Algier, gegen die Spanier zu Hilfe gerufen, erschien H. bald darauf vor der Stadt und verjagte die span. Flotte, ließ aber zugleich auch den Eutémi erdrosseln und sich selbst zum Herrscher Algiers ausrufen. Er unterwarf sich hierauf die benachbarten Landschaften und teilte das neubegründete Reich mit seinem Bruder Kheir-eddin, der den Westen mit der Residenz Tedles erhielt, während H. selbst den Osten mit dem Hauptorte Algier behielt. Nach wiederholten Kämpfen teils mit den vertriebenen Häuptlingen des Landes, teils mit den Spaniern, fiel H. 1518 in einem Treffen bei Tlemcen. In der Herrschaft über Algier folgte ihm nun sein Bruder **Kheir-eddin** (Hair-eddin), von den Abendländern ebenfalls Barbarossa zubenannt. Derselbe stellte sich 1519 unter die Oberherrlichkeit des Sultans der Osmanen und erweiterte bald darauf seine Herrschaft durch die Unterwerfung von Tunis. Seine Piratenzüge gegen die Christenheit überstie-

und «Plantae Javanicae rariores» (1838—52), ur
starb 1859.

Horsford (Ebenezar Norton), amerik. Chemi
geb. 27. Juli 1818 zu Moscow im Staate Neuy
studierte seit 1844 in Gießen, wo ihm durch L
das Interesse für agrikulturchem. und physiolo
chem. Gegenstände erweckt wurde. Nach An
zurückgekehrt, erhielt er 1846 die Professur fü
mie an der Harvard-Universität zu Cambri
Boston. Von seinen für Liebigs «Annalen
ferten Arbeiten sind zu nennen: «Über den V
schiedener vegetabilischer Nahrungsmittel,
tet aus ihrem Stickstoffgehalt» (1846), «A
Asche von Trifolium pratense» (1846),
Ammoniakgehalt der Gletscher» (1846),
Ammoniakgehalt der Atmosphäre» (185
1856 erfand er das aus saurem phos
Kalk und doppeltkohlensaurem Natr
Backpulver (s. d.). H. begründete ein
dustriezweig, die Kondensation der M
des Secessionistenkriegs erwarb er
dienste durch die Verproviantierun
armee, basiert auf wissenschaftlicher

Horsham, Stadt in der engl. G
32 km im NW. von Lewes, bei
Arun, an der Eisenbahn Dumbri
Feld, mit (1881) 9032 E., welch
Getreide und Geflügel treiben.

Horský (Franz, Ritter von
wirt, geb. 28. Sept. 1804 zu Bil
wirtschaftliche Institut in Kru
1821 bis 1833 in verschiedenen
derungen eines Wirtschafts
des Fürsten Joh. Adolf Sch
pachtete er Schloß und M
kaufte 1862 die Herrschaft
Weißenstein und 1871 da
dieser Zeit wirkte H., abg
zu einer Musterwirtschaft
Nach einer
hohem Rufe verdienten
H. von seinen
als sie noch im
keine «Predigten» h
welcher nach dem
keine
Sonnengott
(Typhon) getötet
war, wurde er
besiegte und sich
bischen Herrschaft
fortan als oberster
H. galt daher
für die ägypt. Kö-
der obersten Götter,
Götterdynastien auf-
nach dem cyklischen
über Ägypten.

Horský (Andr.), ungar. Dichter,
im Raaber Komitat,
trat 1797 in den
als kath. Pfarrer seit
Pázmánd, wo er 7. März
des modern-klassi-
ache, Stil und Form
Seine Hauptwerke
Erinnerung an Zircz»,
«Árpád», Epos in
nere Gedichte» (Pest
glied der Akademie.

philosoph, geb. 17. Okt.
in den Piaristenorden
Gymnasiallehrer in ver-

(Michael)

Städten, seit 1830 al
in Szegedin, seit 1844
daselbst, seit 1849 als D
in Pest, seit 1861 als Pr
der Universität Budap
Mitglied der Akademie. J
mit fünf fünfaktigen Trauer
«Ruthen» (1838), «Jolant
» (1850), «Kupa» (1853), u
die alle von beachtenswerter
zeugen. Seine philos. Abhand
histor.-kritischen Inhalts oder B
noch nicht abgeschlossenen Systems
in welchem er eine Versöhnung un
gung der entgegengesetzten philos.
strebt. Auch gab er die Schriften
Philosophen Joh. Cseri von A
1869) mit wertvoller Einleitung h

Horváth (Balthasar), ungar
geb. 1. Jan. 1822 zu Steinamar
machte seine Studien in Ödenbur
erhielt schon mit 21 Jahren das
Er trat dann in die Dienste seiner
1848 Mitglied des Reichstags und
der Revolution gefangen gesetzt.
befand er sich auf freiem Fuße und
der gesuchtesten Advokaten des L
wirkte er als herrschaftlicher A
Batthyányischen Güter. Nach de
(1860) nahm er an den Beratung
schen Justizreform lebhaften Ante
Deák näher, zu dessen Partei er a
gehörte. Im J. 1863 zum Rech
Ungarischen Bodenkreditanstalt ge
seinen Wohnsitz nach Pest. Als 186
Ministerium gebildet wurde, ü
Justizportefeuille, das er bis 1871
entschieden das fortschrittliche Pri
wissenschaft und kam dadurch auc
Jul. Andrássy in Konflikt. Sei
aus dem Ministerium beschäftigt
mit der Advokatur. H. ist auch ei
discher Schriftsteller und ein glän

Horváth (Michael), ungar.
und Politiker, geb. 20. Okt. 18
Komitat Csongrad, besuchte da
Szegedin und widmete sich seit 1
lichen Seminar zu Waitzen theol.
dien. Nachdem er 1830 die Pri
war er 10 Jahre hindurch an ve
in der Seelsorge sowie als Erzieh
hielt 1844 die Professur der un
Litteratur am Theresianum zu
1847 einem Rufe als Propst
Hatvan, wurde 1848 zum Bisch
nannt und dadurch auch Mitgli
und erhielt nach der Unabhängigk
14. April 1849 das Portefeuille
des öffentlichen Unterrichts. N
der Revolution gelang es ihm, n
zu entkommen. Er lebte seitdem
Brüssel, teils in der Schweiz und
1866 erhielt er die Erlaubnis, n
zukehren und wurde wiederhol
Szegedin, und nach Deáks T
Innerstadt Budapest zum Abg
Reichstag gewählt, wo er sich
Deák-Partei hielt. H. starb
Karlsbad.

Seine littrarischen Produktionen begann H. mit
ei von der Ungarischen Akademie gekrönten Preis-
riften, von denen die erstere eine Parallele zwi-
en dem Kulturzustande der Magyaren bei ihrer
wanderung und dem der übrigen europ. Völker
, die zweite eine Geschichte des Handels und
Industrie in Ungarn unter den Arpadischen
en gibt. Die Aufgabe der letztern Schrift
einige Zeit darauf in dem ebenfalls mit
ofen Preis ausgezeichneten Werke «Az ipar
eskedés története Magyarországban az
Orom század alatt» («Geschichte des Han-
der Industrie in Ungarn während der
Jahrhunderte», Ofen 1840) weiter aus.
endste Arbeiten sind jedoch «A' Magya-
ete» («Geschichte der Ungarn», 4 Bde.,
—46; deutsch, 2 Bde., Pest 1851—55;
1861), die «Monumenta Hungariae
Bde., Pest 1857 fg.), sowie eine ein-
hichte von Ungarn (6 Bde., Pest 1859
luft., 8 Bde., Pest 1871—73). Hierzu
Jusz- önöt év Magyarország történel-
fund zwanzig Jahre aus der Geschichte
Bde., Genf 1863; neue Aufl., 3 Bde.,
tsch., Lpz. 1866) und «Magyarország
bar- czának története 1848 és 1849-
te des Unabhängigkeitskriegs in Un-
849», 3 Bde., Genf 1865; neue
1817—72). Seine kleinern Werke
elt in vier Bänden (Pest 1868).
ar «A kereszténység első szá-
gon» («Geschichte der Einführung
in Ungarn», Budapest 1878). H.
er zweiten (philos.-staatswissen-
storischen) Sektion der Akademie,
esellschaft und des Landesunter-

ephan), ungar. Historiker, geb.
13. Juni 1846 als Direktor der
nsbibliothek zu Pest. Seine litte-
n zeugen von ungemeinem Fleiß,
Systemlosigkeit und an Mangel
aftlichkeit. Seine Hauptwerke sind:
magyar nemzet legrégibb törté-
zen aus der ältesten Geschichte der
1825); «A Deutschok, Mózestöt
e Deutschen von Moses bis Taci-
), «Magyarország gyökeres régi
(«Über die altungar. Stammge-
1820).

ié (Georg), serb. Heerführer, geb.
zu Slobodnitza in der Militär-
widmete sich dem Militärdienste. Im ital.
1859 avancierte er zum Oberlieutenant,
62 in serb. Dienste, wurde 1872 Major und
rz vor dem Ausbruch des Kriegs mit den
n Oberstlieutenant. Am 28. Aug. 1876 kam
m General Tschernajew, den die Türken bei
naß hart bedrängten, zu Hilfe, und durch sei-
Flankenangriff entschied er die Schlacht zum
eil der Serben, wofür er zum Obersten ernannt
rde. Auch in dem zweiten Kriege 1877—78 hat
H. als Kommandant vortrefflich bewährt. Im
1880 ward er zum außerordentlichen Gesandten
Hofe zu Petersburg ernannt.

Hosea, ein hebr. Prophet, war der Sohn eines
issen Beeri, wahrscheinlich aus dem Reiche
srael. Er soll unter den jüd. Königen Usia, Jo-
am, Ahas und Hiskia (d. h. mindestens 60 Jahre)
und unter dem israel. Jerobeam II., genauer in der letzten Regierungszeit Jerobeams II. und unter dessen nächsten Nachfolgern bis Menahem, also in der ersten Hälfte des 8. Jahrh. v. Chr., geweissagt haben. Das Buch seiner Weissagung steht im Kanon des Alten Testaments an der Spitze der sog. zwölf Kleinen Propheten. H. eifert gegen die innere Verderbnis des Reichs Ephraim und dessen Hinneigung zu Bündnissen mit Assyrien. Seine Darstellung ist anfangs symbolisch-prosaisch; aber fortgerissen von seinem warmen Herzen, erhebt er sich bald zu einer rhythmischen, bilderreichen, obwohl abgebrochenen und ziemlich schwerfälligen Schreibart. — H. hieß auch der letzte König in Israel, der mit dem besten Teile seiner Unterthanen von dem Assyrer Salmanassar ins Exil geführt wurde (722 nach gewöhnlicher Zeitrechnung).

Hosemann (Andr.), s. Osiander.

Hosemann (Theod.), namhafter Genremaler und Zeichner, geb. 24. Sept. 1807 in Brandenburg, kam mit seinen Eltern frühzeitig nach Düsseldorf, wo er als Zeichner in die Anstalt von Arnz u. Winckelmann eintrat. Unter der Leitung von Cornelius begann dann H. ein geregeltes Studium, welches er unter Schadow fortsetzte. Dann schloß er sich der nach Berlin übersiedelnden lithographischen Anstalt von Winckelmann an. Im Umgange mit Meyerheim, Elsholtz u. a. machte er auch jetzt die ersten Versuche in der Ölmalerei. Es entstanden die lustigen Bilder: die angeheiterten Musikanten, das Hundefuhrwerk u. s. w. Als er sich später von Winckelmann trennte, wurde er ein allgemein beliebter Lehrer, und seine Aquarelle und kleinen Ölbilder teilten diese Gunst. Sein Hauptbild sind die politisierenden Arbeiter. Seine Ölbilder stellen das berliner Philistertum in humoristischer Auffassung dar. Ungemein zahlreich sind seine Illustrationen. Außer sämtlichen Winckelmannschen Kinderschriften illustrierte er E. T. A. Hoffmanns Werke, den «Renommisten» von Zachariä, den «Münchhausen», die Schriften von Jeremias Gotthelf, die «Geheimnisse von Paris», Glaßbrenners Schriften, viele Kalender, den «Neuen Kinderfreund» u. s. w. Im J. 1857 wurde er zum Professor und 1860 zum Mitglied der Akademie der Künste ernannt. H. starb zu Berlin 15. Okt. 1875.

Hosen waren schon ein Kleidungsstück der Babylonier, bei denen sie Hüfte, Schenkel und Füße zugleich bedeckten, während bei den Persern in späterer Zeit eine Art Pluderhosen nebst hohen Stulpstiefeln sich findet. Die Phrygier trugen trikotartige oder in leichte Falten gelegte H. Auch die Parther, Sarmaten und Skythen bekleideten sich mit H. Bei den Galliern fielen sie den Römern so sehr auf, daß sie einen Teil Galliens Gallia braccata, d. i. das behosete Gallien, nannten. Im Kriege mit denselben und mit den Parthern bekannt geworden, fanden die H. in Rom doch erst unter den jüngern neuröm. Kaisern allmählich Aufnahme. Von hier aus nahmen sie dann auch die Germanen an, und zwar wird vom König der Longobarden Adelwald erzählt, daß er sie zuerst getragen habe. Im Mittelalter gehörten diese langen H., bald eng, bald weit, zu den gewöhnlichen Kleidungsstücken. Erst im 16. Jahrh. fing man an, die langen H. in zwei Stücke zu teilen, indem man davon die Strümpfe trennte. Bei den Franzosen, die nun die Mode angaben, wurden sie unter Franz I. so kurz getragen, daß sie noch nicht das Knie erreichten. Unter

Heinrich IV. und Ludwig XIII. wurden sie zu beiden Seiten von außen zugeknöpft und unter dem Knie mit Schleifen zugebunden. Erst unter Ludwig XIV. erhielten sie die Form, die dann die gewöhnliche blieb, bis sie gegen Ende des 18. Jahrh. durch die sog. Pantalons verdrängt wurde. Gegen die Pluderhosen, die im 15. Jahrh. aufkamen, und zu deren Reiche oft mehrere hundert Ellen Zeug verwendeten, während minder Begüterte ihre engen H. ungebührlich ausstopften, eiferten besonders Chander in seinem «Hoffartsteufel» und Musculus in «Hosenteufel».

Hosenbandorden (Order of the Garter), der angesehenste engl. Orden, wurde von König Eduard III. gestiftet. Seine Entstehungsgeschichte ist dunkel. Einst, erzählt man, war Eduard mit seiner Gemahlin, der Gräfin Salisbury, auf einem Ball, wo beide beim Tanze ihr linkes blaues Strumpfband verloren. Der König wollte es schnell aufheben, empfahl aber dabei das Kind der Gräfin, die es in ihre Sprache der Umstehenden auflesen zu schwindsüchtigen, rief er aus: «Honni soit qui mal y pense» («Schande dem, der schlechte darauf deutet»), und ebenso, daß Band zu seinen Ehren zu tragen, das selbst die Spötter damach gehen würden. Darauf soll Eduard den Hosenbandorden gestiftet haben. Nach einer andern Erzählung hat der Orden 1346 nach dem Siege Eduards III. bei Crecy, wo ein blaues Band auf einer Lanze das Zeichen zur Schlacht und der Ritter Georg das Losungswort gewesen war, ins Leben. Den Statuten des Ordens zufolge wurde derselbe aber 23. Jan. 1350 zur Ehre Gottes, der Heiligen Jungfrau und des Märtyrers Georg gestiftet. Nur regierende Fürsten und Eingeborene von hohem Adel können in den Orden aufgenommen werden. Die Zahl der Mitglieder mit Einschluß des Königs ist nach dem 28. Juni 1831 bestätigten Statut 26; doch sind die Prinzen des Hauses und die auswärtigen Mitglieder dabei nicht inbegriffen. Am 23. April wird jährlich in der Kapelle zu Windsor ein Ordenskapitel gehalten. Außer den eigentlichen Rittern ernennt der König noch 26 andere sog. arme Ritter, die gewöhnlich alte Hofdiener sind und die Pflicht haben, gegen eine jährliche Pension von 300 Pfd. St. für die andern Ritter zu beten. Die Aufnahme neuer Ritter geschieht unter großem Pomp. Fremden Fürsten, wenn sie bei ihrer Aufnahme nicht anwesend sind, werden die Ordenszeichen durch den Wappenkönig überbracht. Die Dekoration besteht aus einem dunkelblauſamtnen Bande, das mittels einer goldenen Schnalle unter dem linken Knie befestigt wird und das Motto trägt: «Honni soit qui mal y pense.» Ein anderes, gleichfarbiges breites Band wird von der linken Schulter nach der rechten Hüfte getragen; an demselben hängt die Figur des Ritters Georg, mit dem Drachen kämpfend, in Gold und mit Brillanten verziert. Auf der linken Brust tragen die Ritter einen achtstrahligen silbernen Stern, der das rote Kreuz Georgs und das Kniebund mit dem Motto enthält. Die Ordenskleidung besteht aus einem roten Rock mit weißem Futter und weißem Unterzeuge, rotsamtnem, mit G[illegible]m Mantel, schwarzem Barett mit [illegible] einer goldenen Kette.

[illegible]ihr., «Gib doch Heil»), aus Psalm [illegible]ener Willkommensgruß beim Ein[illegible]in Jerusalem (Matt. 21, 9–11).

Hosius, Bischof von Cardova in S[illegible] um 256, ward bereits vor 300 Bischof [illegible] Kaiser Konstantin d. Gr. in hoher Gu[illegible] in dessen Auftrag zur Beilegung des [illegible] Streites bemüht. Nachdem der Versu[illegible] zwischen Arius und seinem Bischof A[illegible] lich beizulegen, gescheitert war, veran[illegible] Kaiser zur Berufung des Konzils vo[illegible] er für die Verdammung des Arius w[illegible] veranlaßte H. die Synode zu Sardic[illegible] so oft der Kaiser für Arius gewonnen [illegible] Unguust ertragen. Auf der Synode [illegible] 357 wurde H. sogar dazu bewogen, e[illegible] formel anzunehmen, welche den Ar[illegible] war. Erst jetzt durfte er auf seinen [illegible] rückkehren und starb hier 359.

Hosius (Stanislaus), Kardinal u[illegible] Ermland, geb. 5. Mai 1504 zu Kra[illegible] hier sowie in Padua und Bologna di[illegible] 1533 nach Polen zurück und ward [illegible] König Sigismunds I. beschäftigt. [illegible] hielt H. ein Kanonikat zu Ermland[illegible] solches zu Krakau, ließ sich darauf[illegible] weihen und ward Bischof, 1549 vo[illegible] von Ermland. Dabei war H. fort[illegible] unter Sigismund August, in diplom[illegible] legenheiten thätig und übernahm [illegible] wichtige Missionen an Karl V., Ferd[illegible] linand II. u. a. Das Ziel seines Stre[illegible] Vernichtung des Protestantismus z[illegible] len. Zu diesem Zweck übergab er d[illegible] synode zu Petrikau 1551 seine «C[illegible] christianae catholicae». Als apos[illegible] wirkte H. 1560 zu Wien für die Wie[illegible] des Tridentiner Konzils und wurde [illegible] zum Kardinal ernannt. Später beſa[illegible] Trient unter den päpstl. Legaten, u[illegible] sammlung leiteten. Im J. 1565 gr[illegible] Jesuiten das Seminar zu Braunsb[illegible] stellte er für seine Diöcese einen Koad[illegible] gab sich nach Rom, ward 1573 päp[illegible] tentiar und starb 5. Aug. 1579 zu [illegible] Rom. Seine Schriften, meist polemi[illegible] sind gesammelt: «Opera omnia» [illegible] 1584). Vgl. A. Eichhorn, «Der Bis[illegible] dinal Stanislaus H.» (2 Bde., Main[illegible]

Hosmer (Harriet), amerik. Bild[illegible] 9. Okt. 1830 in Watertown im Sta[illegible] setzte, erlernte die Anfangsgründe ih[illegible] dem Bildhauer Stephenson in Bosto[illegible] 1852 ging sie nach Rom und bildet[illegible] Atelier von Gibson weiter aus. Vo[illegible] reichen Statuen sind zu nennen: Ono[illegible] Cenci, Puck, auf einem Pilze reitend[illegible] Ketten, schlafender Faun und Thomas [illegible] Bronze (für den Lafayette-Park in S[illegible] der Konkurrenz für das sog. Freedmen[illegible] zu Ehren Lincolns trug ihre Skizze de[illegible] Sie hat ihren ständigen Aufenthalt in[illegible]

Hospenthal, s. unter St. Gott[illegible]

Hospes (lat., Mehrzahl Hospite[illegible] Gast, Gastfreund; aber auch Gastwirt[illegible] wie Hospitant s. unter Hospitieren[illegible] pite, als Gast oder Hospitant.

Hospice (frz.), s. Hospiz.

Hospital oder Spital (vom lat. ho[illegible] ling, Gast) nennt man überhaupt ein[illegible] welcher Hilfsbedürftige aufgenommen [illegible] werden. Namentlich begreift man u[illegible]

…en sowohl Armen- und Versor- …auch eigentliche Krankenanstalten, …zosen erstere als hospices, letztere …terscheiden. Die Hospitäler als …tung sind erst in der christl. Zeit …den frühesten christl. Gemeinden …hendern Gemeindeglieder milde …flegung der Armen und Kranken … Bischöfe, denen die Sorge der …, wobei es sich bald als zweck- …, daß die Hilfsbedürftigen in …einigt wurden. Einem solchen …Hospitalmeister vorgesetzt, dessen …wendige Eigenschaften schon auf …Nicäa 325 einer Beratschlagung …rste namhafte H. wurde von Ba- …sarea 370 gegründet und vom …ausgestattet, worauf nach und …e entstanden, sodaß es in Rom …chon 24 Hospitäler gab. Die Auf- …welche bisher die Bischöfe selbst …elten später die Diakonen. Nach …istlichen Orden wurden damit …unden, sodaß nun Mönche und …ng und Pflege der Armen und …en. Eine bedeutende Vermeh- …er bewirkte zur Zeit der Kreuz- …ung des Aussatzes in das Abend- …zählte man in Frankreich an …(leprosoria). Seit dieser Zeit …eren Epidemien im Mittelalter …und mehr das Bedürfnis nach …ern Hospitalwesen geltend. Wäh- …gründung von Hospitälern jeder … Vermächtnissen und frommen …, gelangte man allmählich dahin, …planmäßig aus ihren Mitteln …Unterhaltung solcher Anstalten …endlich auch die Staatsregierun- …der öffentlichen Wohlfahrt und …der verschiedensten Weise an dem …Landes beteiligten. Gegenwär- …bedeutende Stadt der civilisierten …Hospitäler. Auch scheidet man in …Hospitäler nach ihrem Zwecke …orgungsanstalten (s. d.), in denen …, Schwache, Gebrechliche oder Un- …finden, und in eigentliche Heil- …nur solche Kranke aufnehmen, …eine ärztliche Behandlung zuläßt. …itäler im Sinne von Heilanstalten …äuser.

…rand, Wundbrand, Wundfäul- …nddiphtherie (Gangraena noso- …der Diphtheritis nahestehende mias- …ige Krankheit, welche zu ausgedehn- …Zerstörung von Wunden und Ge- …und, sich selbst überlassen, in der …lutvergiftung oder Erschöpfung mit …t. Die Krankheit herrscht zeitweilig …saubern, schlecht ventilierten, mit …kranken überfüllten Hospitälern und …Zeiten unter den Verwundeten er- …Opfer gefordert, während sie neuer- …führung der antiseptischen Wund- …eit seltener geworden ist und viel von …Schrecken verloren hat. Man unter- …rmen des H.: bei der einen, der sog. …rm, bedecken sich sowohl die frischen Wunden als auch die ältern schon in Heilung und Benarbung begriffenen sehr bald mit einer gelblichen, schmierig breiigen Masse, welche sich nach der Fläche ausbreitet und auch die umgebende bis dahin gesunde Haut überzieht, wogegen sich bei der andern sog. ulcerösen Form unreine scharfrandige jauchende Geschwüre bilden, welche rasch in die Tiefe greifen und die brandige Zerstörung der benachbarten Muskeln, Nerven, Knorpel und Knochen bewirken. Ein großer Prozentsatz der Kranken erliegt der hinzutretenden Blutvergiftung und Erschöpfung; aber auch bei günstigem Ausgang bleiben nicht selten erhebliche Verstümmelungen und Störungen im Gebrauch der befallenen Körperteile zurück. Übrigens ergreift der H. nicht bloß größere Wunden und Operationsflächen, sondern oft auch geringfügige und unbedeutende Verletzungen, wie Blutegelstiche und Schröpfwunden, während er niemals unverletzte Hautstellen befällt.

Über die Ursache des H., der außerordentlich ansteckend ist und meist durch die Hände der Ärzte und Wärter, durch unsaubere Verbandstoffe u. dgl. übertragen wird, haben die neuern Untersuchungen ergeben, daß in der Luft schwebende mikroskopische Pilze (Bakterien) die Träger des Ansteckungsstoffs sind, daß dieselben in schlecht ventilierten Räumen besonders üppig wuchern und, auf Wunden gebracht, in diesen eine schnelle Gerinnung der Ernährungsflüssigkeit und durch Verschluß der feinsten Gefäße den brandigen Zerfall der Gewebe hervorrufen. Nur durch eine strenge Durchführung der antiseptischen Wundbehandlung und nur durch sorgfältige Ventilation und Desinfektion der Krankenhäuser läßt sich der Ausbruch und die Verbreitung des H. verhüten; ist die Krankheit einmal ausgebrochen, so kann bloß durch die strengste Isolierung der Erkrankten der weitern Entwickelung der Epidemie Einhalt gethan werden; alle brandigen Wunden müssen sofort energisch mit dem Glüheisen oder rauchender Salpetersäure ausgeätzt und antiseptisch verbunden und die Kranken selbst unter möglichst günstige Ernährungsbedingungen versetzt werden. (S. Krankenhäuser und Wunde.)

Hospitalbrüder oder Johanniter, s. unter Johanniterorden.

Hospitalbrüderschaft des heiligen Antonius, s. unter Antonius (von Theben).

Hospitalfieber, Kollektivbezeichnung für gewisse bösartige Fieberkrankheiten, welche vorwiegend in überfüllten und schlecht ventilierten, besonders mit chirurgischen Kranken übermäßig belegten Hospitälern auftreten und mehr oder minder mörderische Epidemien veranlassen können. Man pflegt hierher namentlich den Hospitalbrand (s. d.), die Pyämie (s. d.), den Wundrotlauf (s. Rose) und den Flecktyphus (s. d.) zu zählen.

Hospitalière, im südl. Frankreich, besonders in den Cevennen, die Bezeichnung für Findelkind.

Hospitalit, ein ins Hospital Aufgenommener.

Hospitalität (lat.), Gastfreundschaft.

Hospitaliter oder Hospitalbrüder heißen in der kath. Kirche alle Laienbrüder und Mönche, Chorherren und Ritter geistlicher Orden, welche sich der Pflege der Armen und Kranken widmen. Meist sind sie mit eigentlichen Klosterorden verbunden, folgen der Regel Augustins und haben besondere Hospitäler und Armenhäuser unter sich. Als ein solcher Verein der H. wird schon im 9. Jahrh. in Italien der Orden Unserer lieben Frau della Scala

zu Siena erwähnt. Zur Zeit der Kreuzzüge wuchs ihre Zahl außerordentlich, auch die meisten geistlichen Ritterorden dienten ursprünglich diesem Zweck.

Hospitaliterinnen oder Hospitalschwestern, auch «Gottestöchter» genannt, sind Vereine von Laienschwestern, Kloster- und Chorfrauen, welche zur Ausübung der Krankenpflege zusammentraten, daneben jedoch auch die Erziehung armer, besonders verwaister Mädchen, sowie der Bekehrung gefallener Mädchen und Frauen sich widmeten. Die ersten Gesellschaften dieser Art entstanden im 12. Jahrh.; später waren sie vorzüglich in Italien, Frankreich und den Niederlanden zahlreich.

Hospitalritter des heiligen Lazarus, s. unter Lazarus.

Hospitalschiff, ein schwimmendes Lazarett, zu dem man ein ausrangiertes Kriegsschiff einrichtet. In Friedenszeiten hat man jetzt weniger H. als früher, da man in allen Kriegshäfen Landlazarette gebaut hat, in denen die Kranken besser gepflegt werden können, als an Bord eines Schiffs. Dagegen begleiten in neuerer Zeit H. die Flotten in die Schlacht, um sofort die Verwundeten aufnehmen zu können. Sie führen als Flagge das rote Kreuz im weißen Felde und stehen unter dem Schutze der Genfer Konvention.

Hospiten heißen auf einigen höhern Lehranstalten diejenigen Schüler, die lediglich am Unterricht, aber nicht am Alumnat teilnehmen, also gleichbedeutend mit Externen und Extraneer.

Hospitieren (lat.), als Gast (Hospitant) beiwohnen, besonders auf Universitäten Kollegien besuchen, die man nicht «belegt» hat. (Vgl. auch Fraktion.)

Hospiz (hospitium), d. h. Fremdenhaus, heißen insbesondere die auf der Höhe wichtiger Alpenpässe, wie Mont Cenis, Kleiner St. Bernhard, Simplon, St. Gotthard, Arlberg u. s. w., meist von Mönchen angelegten frommen Stiftungen, welche den Zweck haben, Reisende unentgeltlich aufzunehmen und zu verpflegen und ihnen, wenn sie sich verirren, Hilfe zu leisten. Als das älteste dieser H. gilt das auf dem Großen St. Bernhard, angeblich schon 962 von Bernhard de Menthon gegründet, urkundlich aber erst 1125 erwähnt.

Hospiz, im burschikosen Sinne ein Studentengelage, bei welchem jeder einzelne der Reihe nach ein Lied zu singen hat.

Hospodar (slaw., d. i. Herr; altslaw. und russ. gospodarj) wurde früher der Fürst der Walachei und der Moldau von den Fremden genannt, im Lande selbst hieß und heißt er nur Domnu (vom lat. dominus, d. i. Herr). In älterer Zeit bezeichnete in den slaw. Sprachen das Wort bald den Hausherrn und Familienvater, bald den Wirt und freien Grundeigentümer. Auch die litauischen Fürsten nannten sich hospodari, und selbst die poln. Könige bis auf Sobiesti legten sich in diplomatischen Verhandlungen mit Rußland diesen Titel bei. Gosudar (Herrscher, Monarch) ist noch jetzt der Titel des Kaisers von Rußland und bedeutet in der russ. Umgangssprache soviel wie Herr.

Hoßfeld (Joh. Wilh.), Forstmathematiker, geb. 19. Aug. 1768 in Opfershausen (Meiningen), erteilte 1798—1800 an Cottas Privatforstinstitut zu Zillbach mathem. Unterricht, von 1801 an bis zu seinem Tode, 23. Mai 1837, in Dreißigacker. H. war ein Hauptförderer der Holzmeßkunst und Waldtaxrechnung, für welche er die später längere Zeit mit Unrecht verworfene Zinseszinsrechnung vertrat, Erfinder einer Kubierungsmethode für Baumstämme und eines Hypsometers. Von seinen Schriften sind zu nennen: «Niedere und höhere Stereometrie» (Lpz. 1812), «Die Forsttaxation in ihrem ganzen Umfange» (2 Bde., Hildburgh. 1823—25).

Hoßtrup (Gerhard Carsten Jak.), Begründer der hamburger Börsenhalle, geb. 23. April 1771 zu Hamburg, errichtete 1792 eine Handlung von Manufaktur- und Modewaren, die er bis 1802 fortführte. In diesem Jahre gründete er die Börsenhalle, welche 23. Jan. 1804 eröffnet wurde. Ein Jahr später ward ein Abendblatt, «Die Hamburger Börsenhalle», mit dem Institut verbunden. Bei Eröffnung der neuen Börse 1841 wurde die Börsenhalle dahin verlegt unter Direktion H.s und seines ältern Sohnes, Egmont von H. Sowohl die alte Börse wie die alte Börsenhalle wurden ein Opfer des Brandes von 1842. H. wurde 1843 Oberalter im Kollegium der Bürgervorsteher und starb 7. Sept. 1851.

Host, bei naturwissenschaftlichen Namen bezeichnet Nikolaus Thomas Host, Arzt und Botaniker, geb. 6. Dez. 1761 zu Fiume, gest. 13. Jan. 1834 zu Schönbrunn bei Wien, veröffentlichte «Synopsis plantarum in Austria crescentium» (Wien 1797), «Icones et descriptiones graminum austriacorum» (4 Bde., Wien 1802—10), «Flora austriaca» (2 Bde., Wien 1827—32), «Salix. Abbildungen und Beschreibungen der österr. Weiden» (Tl. 1, Wien 1830).

Höst (Jens Kragh), dän. Geschichtschreiber, geb. auf St. Thomas 15. Sept. 1772, wurde 1801 Assessor des Hof- und Stadtgerichts, verlor aber 1808 diese Stellung infolge freisinniger Äußerungen und widmete sich nun der Litteratur und Geschichte. Zu dem Zwecke einer litterarischen Annäherung Dänemarks an Schweden gründete er 1796 mit Nyerup, Pram und Baggesen die Skandinavische Litteraturgesellschaft, welche das «Skandinav. Museum» erscheinen ließ. Ebenso gab er eine schwed. Sprachlehre und ein schwed. Handwörterbuch für Dänen heraus; auch hielt er 1812—15 Vorlesungen über die schwed. Sprache und Dichtkunst. Unter seinen geschichtlichen Werken sind zu erwähnen: «Gustav IV. Adolfs Leben und Regierung» (1808—9), «Merkwürdigkeiten des Lebens und der Regierung Christians VII.» (1812), «Beitrag zu einer Übersicht des dän. Staats bei dem Regierungsantritt Christians VII.» (1812), «Entwurf einer Geschichte der dän. Monarchie unter Christian VII.» (1813), «Merkwürdigkeiten des Lebens und der Regierung Friedrichs V.» (1820), «Letztes Lebensjahr der Königin Karoline Mathilde» (1820), «Polizei und Geschichte» (5 Bde., 1820—22), «Leben Georg Ulfelds und seiner Gemahlin Eleonora Christina Ulfeld» (1825); endlich sein wichtigstes Werk: «Der Geh. Kabinettsminister Graf Struensee und dessen Ministerium» (3 Bde., Kopenh. 1824; dazu 2 Bde., Kopenh. 1826—27). Seine letzten Jahre verlebte er auf Islegaard unweit Kopenhagen, wo er auch 26. März 1844 starb. Einige Mitteilungen über sein Leben hat er in «Erindringer om mig og mine Samtidige» (1835) gegeben.

Hostalrich, Stadt in der span. Provinz Gerona, 14 km im S. von San-Coloma de Farnés an dem Küstenflusse Tordera vor der engen Talschlucht und an der Eisenbahn Gerona-Barcelona, mit 1500 E. Auf steilem Fels steht ein festes Kastell

Stadt in der böhm. Bezirkshauptmann-
f-Teinitz, unweit der bayr. Grenze, Sitz
sgerichts, hat ein Schloß des Fürsten
dorff mit Park und zählt (1880) 1301 E.
. Berg bei Bistritz (s. d.) in Mähren.
ia (span.), Gasthaus.
(vom lat. hostia, Schlachtopfer) oder
vom lat. oblata, dargebrachtes Brot)
is ungesäuertem Weizenteig gebackenen,
em Lamm und der Kreuzesfahne, als
gekreuzigten Erlösers, versehenen Schei-
nan sich seit dem 12. Jahrh. in der röm.-
nach auch in der luth. Kirche bei der
statt des Brotes bedient. Früher
n beim heiligen Abendmahl gewöhn-
dann aber eigens zu diesem Zwecke be-
, bis im 4. Jahrh. große runde Obla-
ndung kamen, die man nach geschehener
so viele Stücke zerbrach, als Kommuni-
n. Der Name H. ist daher entstanden,
-kath. Kirche den Leib Christi, in welchen
ot nach ihrer Lehre durch die Konsekra-
delt, durch den Meßpriester als ein un-
fer (hostia) darbringen läßt. Die H.
Monstranz (s. d.) aufbewahrt, bei der
rgehoben und kniefällig verehrt. Bei
ation behielten die Lutheraner die H.
rmierten wählten wieder gewöhnliches
s bei der Kommunion gebrochen wird.
es Brotbrechens gilt auch als Kenn-
bang. Union (s. d.). Die griech. Kirche
gesäuerten Brotes.
it.), feindlich; hostili animo, mit
Sinne; Hostilität, Feindseligkeit;
m, Kriegssteuer.
ius (Valens Mess. Q.), der zweite
m. Kaisers Decius, wurde nach seines
e (im Sommer oder im Spätherbst
) von dessen Nachfolger Trebonianus
Mitregenten erhoben, starb aber bald
on am Ausgang d. J. 251) an der Pest.
böhm. Grenzfeste, s. Arnau.
ein röm. Dichter, schrieb im 2. Jahrh.
Fortsetzung der Annalen des Ennius
er den Istrischen Krieg (178 und 177).
tz (czech. Hostomice), Stadt in der böhm.
tmannschaft und im Gerichtsbezirk
ählt (1880) 2489 E. czech. Zunge, die
ft, Viehzucht und in bedeutenderm Um-
lagelschmiedhandwerk betreiben. Die
enthält ein schönes Christusbild von
as Gutsgebiet, zu welchem H. gehört,
igentum des Burggrafen von Karlstein,
mit zehn Dörfern der königl. Kammer
ifer Karl VI. erhob H. 1738 zur Stadt.
(Jens Kristian), dän. Dichter, geb. zu
20. Mai 1818, verfaßte schon als Stu-
le, die viel Beifall fanden. Unter den-
hervorzuheben: «Gjenboerne» (1844),
i Tranedans» (1850), «Soldaterlöjer»
entyr på Fodreisen» (1850), «Mäster
(1852), «En Nat mellem Fjäldene»
n seinen lyrischen «Viser og Vers» sind
lagen erschienen; die letzte 1872. Im
pfing H. die priesterliche Weihe und
undtvigscher Richtung erst in Silleborg
ann in Frederiksborg bis 1882. Seit-
emeritiert in seiner Vaterstadt; 1881
hauspiel «Eva» über die Bühne.

Hôtel (frz.), großes prächtiges Gebäude, besonders als Wohnung einer Standesperson, eines Ministers, Botschafters u. dgl.; auch großes öffentliches Gebäude, z. B. Hôtel de Ville, Stadt-, Rathaus, Hôtel-Dieu, großes Krankenhaus, Hôtel des Invalides, das große Invalidenhaus in Paris; dann bedeutet H. ein großes Gasthaus; Hôtelier, Gastwirt; Hôtellerie, Wirtshaus, kleiner Gasthof.

Hôtel de Cluny (in Paris), s. unter Cluny.

Hötensleben, Landgemeinde im preuß. Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Neuhaldensleben, an der Wierpke, 4 km im SO. von Schöningen, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 3498 meist prot. E. und hat Zuckerfabriken, Braunkohlengruben, Ziegel- und Kalkbrennerei.

Hotho (Heinr. Gust.), Ästhetiker und Kunsthistoriker, geb. 22. Mai 1802 zu Berlin, studierte auf der Universität daselbst anfangs die Rechte, später Philosophie. Er habilitierte sich 1827 zu Berlin, übernahm 1828 das Lehramt der allgemeinen Litteraturgeschichte an der Kriegsschule, wurde 1829 außerord. Professor an der Universität und 1830 Direktorialassistent der Gemäldegalerie im königl. Museum. Seit 1859 war er Direktor der Kupferstichsammlung des königl. Museums. H. starb zu Berlin 24. Dez. 1873. Für die Gesamtausgabe der Werke Hegels bearbeitete er dessen «Vorlesungen über Ästhetik» (3 Bde., Berl. 1835—38). Ferner veröffentlichte er «Vorstudien für Leben und Kunst» (Stuttg. 1835). H.s Hauptwerke bilden jedoch seine kunsthistor. Arbeiten, unter denen die unvollendet gebliebene «Geschichte der deutschen und niederländ. Malerei» (Bd. 1 u. 2, Berl. 1840—43), «Die Malerschule Huberts van Eyck nebst deutschen Vorgängern und Zeitgenossen» (2 Bde., Berl. 1855—58) und «Die Meisterwerke der Malerei vom Ende des 3. bis Anfang des 18. Jahrh. in photo- und photolithographischen Nachbildungen» (Berl. 1865 fg.), «Geschichte der christl. Malerei» (Lfg. 1—3, Stuttg. 1867—72) die bedeutendsten sind. Vortrefflich sind auch seine Texte zu dem Eyck-Album (Berl. 1861) und zum Dürer-Album (Berl. 1863).

Hotman oder Hottomanus (Franz), berühmter Jurist und Kenner der lat. Sprache im 16. Jahrh., geb. 23. Aug. 1524 zu Paris, begab sich, nachdem er zur reform. Kirche übergetreten, 1547 nach Lyon. Später lehrte er zu Lausanne, Straßburg, Valence und Bourges teils die klassische Litteratur, teils die Rechte; auch hielt er sich einige Zeit am Hofe des Königs von Navarra auf. Nach der pariser Bartholomäusnacht flüchtete er in die Schweiz, lehrte seit 1573 in Genf röm. Recht und begab sich 1579 nach Basel, wo er gleichfalls eine Professur des röm. Rechts erlangte und 12. Febr. 1590 starb. Unter seinen vielen Schriften verdienen eine besondere Erwähnung die noch jetzt geschätzten Kommentare zu den Reden des Cicero, zu den «Institutionen», die «Observationes juris Romani», der «Antitribonianus», worin er das röm. Recht bekämpfte, und die unter dem Titel «Papae fulmen brutum in Henricum regem Navarrae» (Leid. 1586) veröffentlichte Satire über den gegen Heinrich IV. und Sixtus V. geschleuderten Bannstrahl. Sein Sohn, Johann H., besorgte eine Gesamtausgabe seiner Schriften (3 Bde., Genf 1599).

Hotspur (engl.), «Heißsporn», d. h. Hitzkopf, Brausekopf, im 1. Teil von Shakspeares «Heinrich IV.» Beiname Heinrich Percys.

Hottentotten heißen ursprünglich bei den Holländern die Ureinwohner der Südspitze Afrikas, welche sich selbst Khoi-khoi-n, d. i. «Menschen der Menschen» (Menschen κατ' ἐξοχήν) nennen und zusammen mit den Buschmännern (s. d.) eine nach physischer Beschaffenheit von den übrigen Völkern des afrik. Kontinents geschiedene Rasse bilden. Die H. zerfallen in drei Abteilungen: die sog. Kolonialhottentotten im Kapland, die Korana, auch Kora und Koraqua (d. i. Koramänner) genannt, und die Nama oder Namaqua. Die schmutzig-olivengelbe Gesichtsfarbe, der niedrige Schädel, die durch meist breite, sehr hervortretende Backenknochen fast eckige Gesichtsform, die dicken Lippen, eine platte, zwischen kleinen Augen liegende Nase, sowie der kleine Wuchs machen die H. zu einer überaus charakteristischen Rasse. Die Gesichtszüge der meisten, namentlich älterer Individuen, sind häßlich und wegen des stark vorstehenden Mundes affenartig. Nur die Korana unterscheiden sich durch höhern Wuchs, körperliche Stärke, belebte Augen, wohlgebildetere Gesichter und größere Intelligenz. Ihre wohlorganisierte Sprache besitzt eine Menge ziemlich schnell und mit heiserer Stimme aus hohler Brust hervorgestoßener, scharf aspirierter Kehllaute, sowie mehrere ganz eigentümliche Schnalzlaute (clicks), weshalb dieselbe nach dem ersten Eindruck, den sie hervorbringt, mit der Sprache der an Kröpfen leidenden Alpenbewohner verglichen worden ist. (Vgl. über deren Bau Fr. Müller, «Grundriß der Sprachwissenschaft», Bd. 1, Abteil. 2, Wien 1877.) Rein finden sich die H. nur in den nördl. Gegenden, namentlich unter den Namas, während die innerhalb der Grenzen der ehemals holländ. Kapkolonie wohnenden sog. Kolonialhottentotten, die 1828 durch eine Akte des brit. Gouverneurs Burke den Weißen gesetzlich gleichgestellt wurden, sich mannigfach mit Europäern, Kaffern, Malaien, Negern und andern Einwanderern verbunden haben, sodaß auch ihre Sprache zu einem aus hottentottischen, holländ. und kafferschen Worten gemengten Patois geworden ist. Obgleich unreinlich, dem Trunke im höchsten Grade ergeben und äußerst leichtsinnig, werden sie doch auch, da sie willig, gefällig, gutmütig und meist ehrlich sind, von den Bauern gern als Hirten und Wagenlenker in Dienst genommen. Ihre Zahl innerhalb der Kapkolonie beträgt (1875) 98561, die der nördlich davon wohnenden wird auf 20000 geschätzt. (S. Tafel: Afrikanische Menschenstämme, Fig. 3.) Aus Vermischung von Europäern und Hottentottenfrauen ist eine eigene Varietät, die Griquas (s. d.), hervorgegangen. Vgl. Fritsch, «Die Eingeborenen Südafrikas. Ethnographisch und anatomisch beschrieben» (Bresl. 1873).

Hottinger ist der Name eines alten Geschlechts der Stadt Zürich, aus dem mehrere bekannte Gelehrte hervorgegangen sind. Johann Heinrich H., ein berühmter Orientalist des 17. Jahrh., geb. zu Zürich 10. März 1620, studierte 1638—41 in Genf, Groningen und Leiden besonders orient. Sprachen und kehrte, nachdem er Frankreich und England bereist, 1641 nach Zürich zurück, wo er 1642 als Professor angestellt wurde. Durch seine zahlreichen Schriften, welche meist die semit. Sprachen, orient. Geschichte und Altertümer, Kirchengeschichte u. s. w. betrafen, erwarb er sich sehr bald einen solchen Ruf in der gelehrten Welt, daß der Kurfürst von der Pfalz ihn 1655 nach Heidelberg berief. Im J. 1661 kehrte er nach Zürich zurück, wo ihm 1662 die Würde eines beständigen Rektors der Universität übertragen wurde. Im J. 1667 wollte er einem wiederholten Rufe an die Universität zu Leiden folgen, ertrank aber bei der Abreise in der Limmat. Von seinen Schriften haben noch gegenwärtig den meisten Wert der «Thesaurus philologicus, seu clavis scripturae» (Zür. 1644; 3. Aufl. 1696) und das «Etymologicum orientale, sive lexicon harmonicum heptaglotton» (Frankf. 1661).

Von seinen Söhnen überlebten ihn: Johann Heinrich H., geb. 1647, gest. 1692 als Professor der orient. Sprachen in Zürich; Salomon H., geb. 1649, gest. 1713 als Professor der Medizin und Physik in Zürich; Johann Konrad H., geb. 1655, gest. 1730; Johann Jakob H., geb. zu Zürich 1652, gest. 18. Dez. 1735 als Professor der Theologie zu Zürich, von dessen zahlreichen Schriften die «Helvetische Kirchengeschichte» (2 Bde., Zür. 1708—20) noch immer geschätzt wird.

Ein Urenkel des letztern, Johann Jakob H., geb. 1750, gest. 4. Febr. 1819 als Professor und Chorherr zu Zürich, machte sich rühmlich bekannt als Philolog durch seine Ausgaben des Sallust und des Cicero: «De divinatione», sowie als Ästhetiker und Litterator. Nächst seiner Preisschrift «Versuch einer Vergleichung der deutschen Dichter mit den Griechen und Römern» (Mannh. 1789) sind zu erwähnen: «Bibliothek der neuesten theol., philos. und schönen Litteratur» (3 Bde., Zür. 1784—86), «Über Bodmer» (Zür. 1785), «Über Salomon Gessner» (Zür. 1796), «Opuscula oratoria» (Zür. 1816). Mit Wieland und Jacobs vereinigte er sich zur Herausgabe des «Neuen attischen Museum».

Johann Jakob H., namhafter histor. Schriftsteller, geb. 18. Mai 1783 zu Zürich, studierte hier und zu Leipzig Theologie, erhielt darauf eine Lehrstelle an der Töchterschule, 1820 eine Professur an der Kunstschule und 1833 die Professur der Geschichte an der Universität Zürich und wirkte in der Folge als Mitglied des Erziehungsrats, des Großen Rats und des Regierungsrats seines Kantons wesentlich mit an der Neugestaltung des zürcherischen Schulwesens. Er starb 17. Mai 1860. Von H.s Schriften sind besonders hervorzuheben: «Geschichte der schweiz. Kirchentrennung» (Bd. 1 u. 2, Zür. 1825—27), die eine Fortsetzung zu Johs. von Müllers «Schweizergeschichte» bildet; ferner «Huldreich Zwingli und seine Zeit» (Zür. 1841), «Vorlesungen über die Geschichte des Untergangs der Eidgenossenschaft und der 13 Orte» (Zür. 1844), «Hans Konrad Escher von der Linth» (Zür. 1852). Mit Vögeli gab er Bullingers «Reformationsgeschichte» (Bd. 1—3, Frauenf. 1840), mit Escher das «Archiv für schweiz. Geschichte und Landeskunde» (3 Bde., Zür. 1827—29), mit Wackernagel und Gerlach das «Schweiz. Museum für histor. Wissenschaften» (3 Bde., Frauenf. 1837—39) heraus.

Hottomanns, s. Hotman.

Hotze (Joh. Konrad, später Friedr., Freiherr von), österr. Feldmarschalleutenant, geb. 20. April 1739 zu Richterschwyl in der Schweiz, Sohn eines Arztes, studierte zu Tübingen, trat 1757 in württemb. Militärdienst und nahm in der Reichsarmee am Kriege gegen Preußen teil, wurde gefangen, nahm dann preuß., nachher russ. Dienste, wo er bis zum Major aufrückte, trat 177[illegible] Dragonerrittmeister in die österr. Armee und wurde 1786 Oberst im 8. Kürassierregiment. H. ging auf Wunsch der Kaiserin Katharina II. auf einige

b und organisierte die dortigen Kü-
te dann nach Österreich zurück, focht
e Türken, seit 1792 mit Auszeichnung
tzosen und wurde 1786 Feldmarschall-
der Armee am Oberrhein. Im J.
H. in Deutschland, 1799 stand er an
ener Grenze, eroberte den Luzienſteig,
a bei Winterthur, trug viel bei zum
zherzogs Karl bei Zürich und blieb
hlshaber der in der Schweiz ſtehenden
ck. H. fiel 25. Sept. 1799 bei Schän-
h Beginn der zweiten Schlacht bei
nterließ eine Geſchichte des Wurmſer-
s am Oberrhein. Schönhals hat H.s
rlich dargeſtellt (Zürich 1853).
tz (ſlaw. Osoblaha), Stadt in Öſter-
ſien, Bezirkshauptmannſchaft Jägern-
hügeliger Gegend am Fluſſe Oha,
Grenze, unweit der Station Naſſel-
ſchleſiſchen Eiſenbahn, iſt Sitz eines
s, eines österr. und eines deutſchen
hlt (1880) 4012 E. deutſcher Zunge,
r der Pfarrkirche, dem Rathaus und
brik wenig Bemerkenswertes. Der
war ſchon im 13. Jahrh. Eigentum
on Olmütz und erhielt eine bedeutende
urch den Freund und Ratgeber König
ſchof Bruno, der neun Dörfer grün-
on Deutſchen beſiedeln ließ.
n (Arnold), niederländ. Zeichner und
u Dordrecht 28. März 1660, geſt. zu
t. Okt. 1719, beſchäftigte ſich beſon-
rätmalerei, ſtach aber auch mehreres
m bekannteſten wurde er durch das
rk «Groote schouburgh der neder-
ntschilders en schildressen etc.»
18 fg.; neuerdings in Eitelbergers
ſten zur Kunſtgeſchichte», herausg. von
rzbach 1877).
. Jakob H., ausgezeichneter Maler
cher, geb. zu Dordrecht 25. Dez. 1698,
685, geſt. zu Amſterdam 14. Nov. 1780,
flinck und Nanteuil zum Muſter und
200 Porträts, die faſt durchgehends
r Leichtigkeit und Kraft der Ausfüh-
ben. Vgl. van der Huell, «Jacobus
vre» (Par. 1875; Supplement 1877).
(Jean Nicolas), franz. General, geb.
Lothringen 1740, trat in die franz.
t und ſtieg bis zum Ausbruche der Re-
Dragonerkapitän auf, zeichnete ſich
uſtine aus und erhielt im Mai 1793
ſt über die Rhein- und Moſelarmee.
im Aug. 1793 an Cuſtines Stelle den
ie Nord- und Ardennenarmee, reorga-
te, lieferte vom 5. bis 8. Sept. glück-
gegen das Korps des hannov. Ge-
reytag und entſetzte Dünkirchen, trieb
Holländer zurück, erlitt aber 15. Sept.
eine Niederlage und wurde deshalb
ionstribunal zum Tode verurteilt und
3 guillotiniert. Sein Sohn veröffent-
n eine Rechtfertigungsſchrift: «Notice
général H.» (Straßb. 1809).
(Eliſabeth Françoiſe Sophie de Lalive
Gräfin von), geiſtreiche Franzöſin, geb.
te beſonders durch ihre Bekanntſchaft
, der ihrer oft in ſeinen Schriften ge-
viele poetiſche Anregungen verdankt,
zu einer litterariſchen Berühmtheit. Sie ſtarb 22. Jan. 1813 als die letzte aus dem Kreiſe der Encyklopädiſten.

Houdon (Jean Antoine), franz. Bildhauer, geb. zu Verſailles 1741, war Schüler Pigalles und einiger Zeitgenoſſen, und gewann den großen Preis für Skulptur. Nach einem zehnjährigen Aufenthalt in Italien kehrte er nach Frankreich zurück, wo die Marmorſtatue Morpheus (jetzt in der pariſer Kunſtſchule) ihm die Aufnahme in die Akademie verſchaffte. Eine Veſtalin, eine Minerva und die große anatom. Studie, die unter dem Namen L'écorché in den Schulen Muſterbild für die Muskelſtruktur des menſchlichen Körpers wurde, begründete ſeinen Ruf. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika übertrugen ihm die Verfertigung einer Bildſäule von Waſhington, zu welchem Behuf er ſich mit Franklin nach Philadelphia begab und hier die Büſte modellierte, welche er ſpäter als Marmorſtatue (jetzt im Sitzungsſaal des nordamerik. Kongreſſes) ausführte. Die im leichten Lauf hinſchwebende nackte Diana, auf Beſtellung der Kaiſerin Katharina II. von Rußland für die Eremitage in Petersburg gearbeitet (eine Wiederholung in Bronze iſt im Muſeum des Louvre zu Paris), das kleine Mädchen mit dem naiven Ausdruck des Frierens, La frileuse genannt und den Winter vorſtellend (kam in den Beſitz des Königs von Preußen), und das Seitenſtück dazu: der Sommer, verſinnbildlicht durch ein reizendes, blumenbekränztes Mädchen, ſteigerten ſeinen Ruf aufs höchſte. H. iſt weſentlich Naturaliſt und frei von der leeren akademiſchen Manier ſeiner Zeit. Ausgezeichnet ſind auch ſeine Porträtbüſten, wie die der Kaiſerin Katharina II. von Rußland, des Prinzen Heinrich von Preußen, Ludwigs XVI., Voltaire, Rouſſeau, Diderot, D'Alembert, Buffon, Gluck, Franklin, Lafayette, Mirabeau u. a. Auch ſeine Porträtſtatuen haben gleiche Vorzüge. Berühmt iſt die ſitzende Marmorſtatue Voltaires im Foyer des Théâtre français zu Paris. H. ſtarb zu Paris 16. Juli 1828.

Houeï-Yüen, ſ. Jli.

Houghton (Rich. Monckton Milnes, Lord), engl. Dichter und Politiker, geb. 19. Juni 1809 in Fryſton Hall in Yorkſhire, erlangte, nach Vollendung ſeiner Studien in Cambridge, als konſervativer Kandidat einen Parlamentsſitz für Pontefrakt und wirkte ſeitdem in konſervativem Intereſſe bis 1846, wo er mit Sir Robert Peel für die Abſchaffung der Korngeſetze ſtimmte und ſich dann der Fraktion der Peeliten anſchloß. Später trat er zu der von Lord John Ruſſell geführten liberalen Partei über. Im J. 1863 wurde er mit dem Titel Baron H. ins Oberhaus verſetzt. Von H. wurde 1846 die erſte Bill zur Begründung von Beſſerungsanſtalten jugendlicher Verbrecher eingebracht. Als Dichter hat er in ſeinen «Memorials of a tour in Greece, chiefly poetical» (1834), «Memorials of a residence on the continent and historical poems» (1838), «Poems of many years» (1838), «Poems, legendary and historical» (1842) und «Palm leaves» (1844) lyriſches Talent mit Hinneigung zur Didaktik entwickelt. Außerdem erſchienen von ihm «Life, letters and literary remains of John Keats» (1848), «Real union of England and Ireland», «Monographs, personal and social» (1877) u. ſ. w. Eine Auswahl ſeiner Dichtungen veröffentlichte er in «Poetical works of Lord H. Collected edition» (2 Bde. 1876).

Hougue (La) wurde früher das Cap Hague (s. d.) genannt.

Hounslow, Stadt in der engl. Grafschaft Middlesex, 3 km im SSW. von Brentford, am Rande einer großen Heide, an der London-Reading-Bahn, mit 2296 E. In der weiten H.-Heide liegen Artilleriekasernen und Pulvermühlen.

Houri, s. Hurís.

Household words (engl., «Alltagsworte»), Citat aus Shakspeares «Heinrich V.» (4, 2), wurde von Charles Dickens zum Titel eines Unterhaltungsblattes gewählt. [(House of).

House of Commons, s. Commons

House of Lords, das engl. Oberhaus, s. Lords (House of).

Houssaye (Arsène), einer der fruchtbarsten und bedeutendsten franz. Romanschriftsteller und Kritiker der Gegenwart, geb. zu Bruyère bei Laon (Aisnedepartement) 19. März 1814, aus einer alten, den d'Aguesseau und Condorcet verwandten Familie, erhielt den ersten Unterricht in seiner Provinz, kam aber sehr jung nach Paris, wo er sich an J. Janvier, Théophile Gautier, Jules Sandeau und andere jüngere Vorkämpfer der romantischen Richtung anschloß. Er trat zuerst mit zwei Romanen auf: «La couronne de bleuets» (1836) und «La pécheresse» (1836). Seine Poesien und seine Studien über das 18. Jahrh. begründeten seinen Ruf als Kritiker, der ihn 1849 zu der Direktion der Comédie française führte; bis 1856 verwaltete er die erste Bühne Frankreichs, die unter den letzten Administrationen gelitten hatte: seine umsichtige Verwaltung brachte das Theater zu einem hohen Gedeihen. Er trat 1856 ab, wurde zum Generalinspektor der schönen Künste ernannt, und widmete sich von nun an mit erneutem Eifer litterarischen Arbeiten. Während langer Jahre Chefredacteur des «Article», war er und ist zum Teil noch Mitarbeiter an der «Revue de Paris», der «Presse» und dem «Figaro». Unter seinen vielen, über 100 Bände umfassenden Werken heben wir heraus: «La galerie des portraits du XVIIIe siècle» (5 Bde., 1844), «Le 41e fauteuil de l'Académie française» (1855), eine geistvolle Aufzählung der großen Schriftsteller, welche die Französische Akademie nicht aufgenommen; ferner «Le roi Voltaire» (1858), «Les poésies», «Mlle de la Vallière et la marquise de Montespan», «La peinture flamande et hollandaise». Unter seinen vielen Romanen nennen wir: «La vertu de Rosine», «Le Violon de Turjoli», «Mlle Cléopatre», «Lucy», «Mademoiselle Mariani», «Les grandes dames», «Les Parisiennes u. s. w.» H. zeichnet sich durch Leichtigkeit des Stils, Kraft der Diction und eleganten Witz, sowie durch bedeutendes kritisches Talent aus.

Houssaye (Henri), Sohn des vorigen, franz. Historiker und Kritiker, geb. 24. Febr. 1848 zu Paris, erhielt daselbst seine erste Erziehung, die er durch einen einjährigen Aufenthalt in Athen vervollständigte. Seine erste Schrift war die über den Maler Apelles (Par. 1867). Im Kriege von 1870 nahm er Dienste, zeichnete sich bei Champigny aus und erhielt, 23 J. alt, die Ehrenlegion. Er verließ dann die Armee, wurde Redacteur des «Journal des Débats» und der «Revue des deux Mondes». Sein Buch «Histoire d'Alcibiade et de la république Athénienne depuis la mort de Péricles jusqu'aux trente tyrans» (2 Bde.) erhielt 1874 von der Französischen Akademie den von Thiers gestifteten dreijährigen Preis. Die fünfte Auflage erschien 1882. Unter seinen übrigen Schriften nennen wir siège de Paris en 52 av. «Athènes, Rome et Paris, l'histoire (1878), «L'art français depuis di viele andere kleinere Memoiren ve bereitet eine Geschichte der Erob lands durch die Römer vor.

Houston, Hauptstadt im Cou nordamerik. Staats Texas, liegt an Buffalo-Bayou, 70 km nordwestlich Mittelpunkt des texanischen Eisenbah gedeihendem Inlandverkehr. Die St nur 4845, 1880 schon 16513 E. un liche Schulen, 12 Kirchen, ein Op handel und Küstenschiffahrt.

Houston (Samuel), amerik. 2. März 1793 bei Lexington in Vir Osttennessee auf, entlief aus der Cherokesen, wurde, nachdem er d ihnen verweilt, Lehrer, Indianera lich Advokat, in welcher Eigenschaf non in Tennessee niederließ. Im Vereinigten-Staaten-Kongreß gen 1827 Gouverneur von Tennessee, 1829 sein Amt nieder und begab s Cherokesen. Von hier aus schürte e in Texas, agitierte für dessen Abfall rückte 1835 als Anführer der texani gegen Santa-Anna ins Feld, den e bei San Jacinto vollständig schlu Siege war die Unabhängigkeit von den und H. wurde der erste Präsid (22. Okt. 1836). Sein Ziel war der die Union und zwar als Sklavens folgte denn auch Ende 1845, wora tor in den Vereinigten-Staaten-K 4. Mai 1859 gesandt wurde. Im A er zum Gouverneur des Staats ge infolge der Secessionsbewegung die der. Er starb zu Huntersville in Ter

Houtman (Cornelis), Begründ Handelsverkehrs mit Ostindien, ge die Mitte des 16. Jahrh., lebte in cennien desselben als Kaufmann er sich bemühte, alles, was auf die tugiesen nach Ostindien Bezug hatt zu lernen. Hierdurch erregte er d span. Behörden und ward zu eine urteilt, die er nicht zu entrichten deshalb in das Gefängnis kam. Amsterdam retteten ihn aus dies Aus Dankbarkeit hierfür teilte H. i er über die Fahrt nach Ostindien i bracht, und beredete sie zu einer ei mung dorthin. Diese kam auch H. machte als Supercargo und We Reise der Holländer nach Ostindie nach Java, die unter dem Befehl zoon Molenaer mit vier Schiffen fand. Im J. 1598 fand eine zu mung von Holland nach Ostindien fehl von Cornelis H. und dessen Br statt. Die Schiffe kamen auch n Sumatra, wo aber infolge eines Z den Eingeborenen viele Holländer gefangen genommen wurden. U tern befanden sich die Brüder H. langte später seine Freiheit wiede aber blieb Gefangener. Der e

in Engländer John Davis, führte die Holland zurück. Im Nov. 1600 ka- länd. Schiffe unter Befehl von Pau- den nach Atschin. Diesem zeigte sich ganz unerwartet der totgeglaubte verweigerte aber, mit nach Holland Seitdem wurde nichts mehr von en. Frederik H. dagegen erscheint Gouverneur von Amboina wieder. rfasser des ersten Wörterbuchs der rache, welches 1604 in Amsterdam erschien: «Spraak ende Woordboek ende madegarsche talen mit veel rlesche woorden.»

hristoph Ernst, Freiherr von), dra- r, geb. 28. Nov. 1778 zu Straupitz fitz, wurde im Hause seines Vaters, dieser Herrschaft war, unterrichtet, das Pädagogium nach Halle kam; 1799 Kameralwissenschaften und Verkehr mit dem jüngern Con- undschaft auf sein ganzes Leben ßlußß war. Nach der Rückkehr von widmete er sich dem ständischen vinz, bis er sich 1815 auf sein rf zurückzog, wo eine Reihe von bei ihm lebte. Nachdem er 1821 ausitzischen Landständen zum Land- worden, lebte er zu Neuhaus bei S. Jan. 1845 starb.

er unter den Namen Ernst und Anagramm seines Namens) einige eitschriften und Sammlungen ver- te sich aber erst seit 1815 entschieden u. Seinen von Contessa heraus- lungen «Romantische Accorde» 1817 fg.) folgte das «Buch für Stände» (3 Bde., Lpz. 1819—24; 1869). Außer den kleinern tra- en Dichtungen: «Die Freistatt» und Ließ er seit 1821 «Das Bild», «Der nd «Fluch und Segen» erscheinen, uf begründeten; ferner das Gelegen- Fürst und der Bürger» (Lpz. 1823) piele «Die Feinde» (Lpz. 1825) und er» (Lpz. 1830). Außerdem sind zu ne «Vermischten Schriften» (2 Bde., d die «Bilder für die Jugend» (3 Bde., 2; neue Ausg., Stuttg. 1874). Eine de seiner Werke erschien in 5 Bänden 8—60).

W. H.), engl. Entdeckungsreisender, geb. nahm 1824 mit Hamilton Hume eine das südl. Australien, auf welcher die am Gregorysee entdeckt wurden, üdlich bis zur Küste bei Port Philipp H. starb 9. Nov. 1876 zu Goulburne

er (Aug.), Historienmaler, geb. 23. u Bückeburg, besuchte die Akademie in arbeitete später im Atelier Schwinds. rößeres Gemälde war die Vertreibung adies (1854), welchem die Christnacht, (1862), die Erweckung Kaiser Karls folgten. Allegorische Wandmalereien en sich im Bahnhof zu Würzburg, im zu Bern, im Museum zu Leipzig und gebäude der Pfälzischen Eisenbahn in n. Die Sgraffitobilder in einer Villa zu Reichenhall und die dekorativen Malereien im Polytechnikum zu München gehören zu seinen besten Werken. H. starb 13. Jan. 1878.

Hovenia dulcis *Thunb.*, ein zu den Rhamneen gehöriger immergrüner Baum Chinas und Japans, dessen Blütenstiele nach dem Abfallen der Blüten anschwellen, nach und nach fleischig, saftig und süß und von den Japanesen gern gegessen werden. Die H. ist von raschem Wachstum, widersteht in Italien der stärksten Kälte und soll in geschützter Lage auch in Paris im Freien ausdauern.

Hoverbeck (Leop., Freiherr von), hervorragender Abgeordneter, geb. 25. Juli 1822, studierte in Königsberg und Berlin die Rechte, besuchte nach Ablegung des ersten jurist. Examens die Landwirtschaftliche Akademie zu Regenwalde, bewirtschaftete seine Güter in Ostpreußen und wurde 1862 zum Landschaftsdirektor der Ostpreußischen Landschaft gewählt. Als Abgeordneter vertrat H. vom Nov. 1858 bis 1870 den Wahlkreis Allenstein im preuß. Landtage, wo er anfangs der Fraktion Vincke angehörte, 1860 aber mit Forckenbeck, Behrend u. a. die neue Fraktion Jung-Litauen stiftete, aus welcher 1861 die Fortschrittspartei hervorging. H. gehörte seitdem bis zu seinem Tode zu deren bedeutendsten Mitgliedern und spielte namentlich in der Budgetkommission wie bei allen Budgetfragen im Plenum des Abgeordnetenhauses eine wichtige Rolle. Bei den Neuwahlen im Nov. 1870 verzichtete er auf ein ferneres Mandat. Im Norddeutschen Reichstage vertrat H. 1867—70 den zweiten berliner Wahlkreis und im Deutschen Reichstage von 1871 bis zu seinem Tode den Wahlkreis Sensburg-Ortelsburg. Er starb zu Gersau am Vierwaldstättersee 12. Aug. 1875.

Howa, das herrschende Volk des eingewanderten malaischen Stammes auf Madagaskar. Die Bewohner Madagaskars zerfallen nämlich in zwei Schichten, eine ältere, die mit den Bantuvölkern des gegenüberliegenden afrik. Kontinents zusammenhängt, und eine jüngere, die später von Osten her gekommen ist und, wie die Sprache zeigt, dem großen malaiischen Stamme angehört. Diese Einwanderung fand von Sumatra aus statt, da das madagassische Idiom mit der Sprache der Battak die größte Verwandtschaft zeigt, und muß um jene Zeit erfolgt sein, wo der ind. Einfluß auf den Inseln des Archipels sich noch nicht festgesetzt hatte, da dem Madagassischen die in den Sprachen des Archipels vorkommenden sanskritischen Lehnworte fehlen. (S. unter Madagaskar.)

Howaldt (Georg), Erzgießer, geb. 8. April 1802 in Braunschweig als Sohn eines Goldschmieds, in dessen Gewerbe er seit dem 14. Jahre thätig war. Unter dem Einflusse Burgschmiets in Nürnberg ging er dann allmählich zur Bildhauerei und Bildgießerei über. Im J. 1829 verwendete ihn Heideloff für den Bau des Schlosses Reinhardsbrunn bei Gotha behufs Ausführung von Bildhauerarbeiten. Im J. 1835 wurde er Lehrer am Polytechnikum in Nürnberg, 1836 Professor am Carolinum in Braunschweig. Seine hervorragendsten Leistungen waren: im J. 1848 eine in Bronze gegossene Statue Lessings nach dem Modell von Rietschel, der Bürgermeister Franke für Magdeburg nach Bläsers Entwurf, die in Kupfer getriebene Quadriga für das Residenzschloß seiner Vaterstadt (nach Rietschels Modell 1863 vollendet, 1865 aber bei dem Brand des Schlosses zerstört, jedoch 1868 mit Verbesserungen neu ange-

bracht). Bis 1865 fertigte H. auch noch die Statuen des Nationalökonomen Friedr. List für Reutlingen und Arndts nach B. Afingers Modell für Bonn 1864; 1869 entstanden die Reiterfiguren der Herzöge Karl Wilhelm Ferdinand und Friedrich Wilhelm, nach den Entwürfen Pönningers in Wien und Hähnels in Dresden; sie wurden doppeltlebensgroß in Kupfer getrieben und 1875 errichtet. Ferner lieferte er ein Denkmal Heinrichs des Löwen, als Brunnenmonument gedacht, in Bronzeguß ausgeführt, ein Kriegerdenkmal für Weimar nach Härtels Modell, ein Standbild des jugendlichen Friedrich II. (nach Sußmann-Hellborn in Berlin), einen Erzengel Michael als Kuppelaufsatz nach Engelhard in Hannover für die Kadettenanstalt Lichterfelde. H. starb 26. Jan. 1883 in Braunschweig.

Howard (engl. Adelsgeschlecht), s. u. Norfolk.

Howard (Frederick, Graf von Carlisle), s. Carlisle.

Howard (Henry), engl. Historienmaler, geb. zu London 31. Jan. 1769, gehörte zur klassizistischen Richtung der Kunst seiner Zeit, wozu er im Atelier des berühmten Flaxman den Grund legte. Auch fand er in Rom vielfach Gelegenheit, sich nach den Vorbildern der Antike zu schulen. Sein erstes größeres Bild: der Tod Kains, begründete seinen Ruf auch im Vaterland, wohin er 1794 zurückkehrte. Eine Reihe, meist der Mythologie und Poesie entnommener Bilder fanden durch das Gefällige des Vortrags viele Freunde, so die Horen, die Geburt der Venus, Hero und Leander. Seit 1808 Mitglied, wurde er 1811 Professor der Londoner Akademie, wo er ausgezeichnete Vorträge über Malerei hielt, die sein Sohn Frank H. 1848 herausgab; derselbe war gleichfalls als Maler thätig. Henry H. starb in Oxford 5. Okt. 1847.

Howard (John), engl. Philanthrop, geb. 2. Sept. wahrscheinlich 1726 zu Hackney in der Nähe von London, war zuerst Kaufmann. Das Erdbeben in Lissabon veranlaßte ihn, sich nach Portugal einzuschiffen; allein das Schiff wurde von einem franz. Kaper genommen und er kriegsgefangen nach Brest gebracht. Hier war er Augenzeuge von den Leiden der Kriegsgefangenen und veranlaßte nach seiner Rückkehr nach England die Regierung, Maßregeln zu treffen, um das Los der Gefangenen zu verbessern. H. ging 1765 auf sein väterliches Gut Cardington, in der Nähe von Bedford, und wurde 1773 zum Sheriff der Grafschaft Bedford gewählt. Nachdem er als solcher den Zustand der dortigen Gefängnisse genau hatte kennen lernen, erstattete er darüber 1774 einer Parlamentskommission Bericht, welcher zwei Gesetze zu Gunsten der Gefangenen zur Folge hatte. Hierauf setzte er seine Untersuchungen über die Gefängnisse in England fort; das Ergebnis veröffentlichte er in seinem «State of the prisons in England and Wales» (Warrington 1777; verbesserte Ausg. 1784; deutsch im Auszuge von Köster, Lpz. 1780). Zu gleichem Zwecke unternahm er seit 1775 mehrere Reisen nach dem europ. Kontinent und nach Nordamerika und gab dann seinen wichtigen «Account of the principal lazarettos in Europe» (Lond. 1789; deutsch mit Zusätzen von Ludwig, Lpz. 1791) heraus. Um in Asien die Pest kennen zu lernen, unternahm er 1789 eine neue Reise. Zu Cherson im südl. Rußland von einer epidemischen Krankheit angesteckt, starb er daselbst 20. Jan. 1790. Ein kleiner Obelisk in der Nähe von Cherson bezeichnet sein Grab. Auch in der Paulskirche zu London ist ihm ein Denkmal errichtet. Delille hat ihm ein Ehrengedächtnis in dem Gedicht «La pitié» gestiftet. Noch jetzt besteht zur Erinnerung an H. ein für die Verbesserung der Gefängnisse und die Abschaffung der Todesstrafe wirkender Verein: die Howard-Association. Vgl. Diron, «H. and the prison world of Europe» (5. Aufl., Lond. 1854); Field, «Correspondence of H.» (Lond. 1855); Brown, «Memoirs of the public and private life of John H., the philanthropist» (2. Aufl., Lond. 1823).

Howard (Katharina), Gemahlin König Heinrichs VIII. von England, geb. um 1520 als Tochter Edmund H.s, aus dem Geschlecht der Norfolk, gewann die Gunst Heinrichs VIII., als dieser sich seiner vierten Gemahlin Anna von Kleve zu entfremden anfing. Nachdem er sich von dieser geschieden hatte (9. Juli 1540), heiratete er schon 8. Aug. die schöne und gefällige H. Sie waren 15 Monate vermählt, als ein völliger Bruch eintrat. Auch diesmal war der Vorwand für Heinrich, wie bei Anna Boleyn, die Untreue seiner Gemahlin; vielleicht mit mehr Grund als bei jener. Es liefen Denunziationen gegen Katharina ein, welche durch die Bekenntnisse der angeblichen Liebhaber und der Königin selbst Bestätigung fanden. Wenigstens wird man annehmen dürfen, daß Katharina vor ihrer Ehe sich Ausschreitungen hat zu schulden kommen lassen. Dabei müssen aber doch auch politische Gegensätze hineingespielt haben, vielleicht der Einfluß der mit Anna von Kleve verbündeten Partei, vielleicht aber auch derjenigen, die, wie die Norfolks, in Katharina ein Werkzeug ihrer Hand erwartet hatten, aber mit ihr zerfallen waren. Katharina starb auf dem Schafott (12. Febr. 1542) mit ihr ihre zwei angeblichen Liebhaber, mehrere Howards und Lady Rochford, welche ihr Verhältnis zu diesen beiden begünstigt haben sollte. K. von Gottschall hat das Schicksal Katharinas dramatisch bearbeitet.

Howard (Luke), berühmter engl. Meteorolog, geb. 28. Nov. 1772 zu London, besuchte die Gelehrte Schule zu Burford bei Oxford, kam dann in eine Drogueriehandlung und wurde 1798 Associé bei um die Bell-Lancaster-Schulen und andere milde Anstalten verdienten Quäkers William Allen in London. Damals schrieb er den Aufsatz «Essay on the modifications of clouds» (3. Aufl., Lond. 1865). Im J. 1805 trat H. mit Jewell und Gibson in Verbindung und errichtete zu Stratford in Essex ein Laboratorium. Mit besonderer Vorliebe widmete er sich später meteorolog. Beobachtungen. Seine Berichte hierüber erschienen bis 1809 im «Athenaeum», bis 1813 in Nicholsons «Philosophical Journal» und dann in Thomsons «Annals of philosophy». Die Resultate seiner Beobachtungen gab er in dem Werke «The climate of London» (2 Bde., 1818—20), das in Deutschland besonders durch Goethe bekannt wurde, und in seinen «Seven letters on meteorology» (Lond. 1837; 2. Aufl. 1843) heraus. Er starb zu Tottenham 21. März 1864.

Howe (Elias), amerik. Industrieller, geb. 10. Juli 1819 in Spencer (Massachusetts), konstruierte 1845 seine erste Nähmaschine, auf welche er 1846 Patent erhielt. Er gründete 1862 zu Bridgeport in Connecticut eine Nähmaschinenfabrik und starb 3. Okt. 1867 in Brooklyn.

Howe (Julia Ward), amerik. Dichterin, Gattin des amerik. Philanthropen Samuel Gridley

Mai 1819 in der Stadt Neuyork, lebt in
Ihre ersten lyrischen Gedichte «Passion
erschienen 1854; ihre Tragödien «Lenore»
lippolitos» 1858 und die spätern lyrischen
«Later lyrics» 1866. Eine Reise nach Cuba
sie in «A Trip to Cuba», eine Reise durch
land in «From the oak to the olive».

(Rich., Graf), brit. Admiral, geb. 1725,
in den Seedienst und wurde 1746 Kapi-
dem Kriege gegen Frankreich nahm er
Edward Hawke 1757 teil an der Eroberung
Aix und zerstörte den Hafen von Cher-
Im J. 1770 wurde er zum Kontreadmiral
befehlshaber im Mittelländischen Meere
und zeichnete sich dann vielfach im amerik.
s. Im Okt. 1782 verproviantierte er das
Gibraltar. Nach dem Frieden wurde er
d der Admiralität, ein Amt, das er 1788
e und später wieder annahm, und dann
afen erhoben. Als Admiral der weißen
rhielt er 1793 den Befehl über die Flotte
l, blockierte eine Zeit lang den Hafen von
hlug die Franzosen bei Ouessant 1. Juni
d wurde 1795 General der Seetruppen.
5. Aug. 1799. Vgl. Barrow, «Life of
(Lond. 1838).

Curzon, Richard Penn, Viscount Cur-
Sohn seiner Tochter Sophie, geb. 11. Dez.
21 zum Grafen H. erhoben, war Ober-
err bei der Königin Adelaide, Gemahlin
IV., die er auf ihren Reisen nach Malta
eira begleitete und bei der er bis zu ihrem
igten Tode in hoher Gunst stand. Er starb
n 13. Mai 1870.

(William, Baron), Bruder des Gra-
rd H., geb. 10. Aug. 1729, führte 1775
eil der gegen die nordamerik. Kolonien
en engl. Truppen, landete 25. Mai in
erfocht 17. Juni bei Bunkershill einen
d übernahm im Oktober den Oberbefehl auf
igen Kriegstheater, mußte jedoch im März
ton räumen und die dort aufgehäuften be-
n Kriegsvorräte den Amerikanern unter
ton überlassen. H. zog sich nach Halifax
hlug 22. Aug. die Amerikaner auf Long-
konnte jedoch deren Rückzug nach Neuyork
indern, ging 15. Sept. auf York-Island
setzte Neuyork und drängte Washington
Delaware zurück. Im Juni 1777 begab
it einem Teil seiner Truppen über See
Chesapeakebai und rückte von dort Ende
egen Philadelphia vor, warf die Amerika-
Sept. am Brandewine zurück, überfiel deren
. Sept. am Schuylkill und besetzte 27. Sept.
phia. Ein Angriff Washingtons wurde
i Germantown zurückgeschlagen, doch blieb
m Mai 1778 in dem befestigten Lager von
phia unthätig stehen und versäumte die
Gelegenheit, Washingtons erschüttertes
zlich zu vernichten. Die Regierung miß-
in Verhalten und im Juni 1778 legte H.
befehl nieder und kehrte nach England zu-
, starb 12. Juli 1814 zu London.

ells (William Deane), amerik. Novellist,
März 1837 in Martinsville im County
im Staate Ohio, erlernte die Setzerei in
aters Geschäft und arbeitete 12 Jahre in
n. Dann ging er als Mitredacteur des
tate Journal» nach Columbia. Präsident
Lincoln gab H. 1861 das Konsulat in Venedig, wo er bis 1865 blieb und von wo aus er Land und Leute in Italien gründlich studierte. Nach Hause zurückgekehrt, trat H. in die Redaction der «Nation» in Neuyork ein und bald darauf wurde er Mitarbeiter, seit 1871 aber Chefredacteur des «Atlantic Monthly», von welchem er jedoch 1880 zurücktrat. Seitdem lebt H. ausschließlich seinen Studien und Arbeiten in der Nähe von Boston. Seine Hauptwerke sind: «Venetian life» (1866), «Italian journeys» (1867), «No love lost», ein Gedicht (1868), «Suburban sketches» (1869), «Their wedding journey» (1872), «A chance acquaintance» (1873), «A foregone conclusion» (1877), «The lady of the arrowstook» (1879) und die beiden Komödien «Out of the question» (1879) und «A counterfeit presentment» (1877). Seine Werke sind zum Teil auch ins Deutsche übersetzt.

Howitt (William und Mary), ein engl. Dichterpaar. William H. wurde 1795 zu Heanor in Derbyshire geboren als Sohn eines Quäkers. Im J. 1822 heiratete er seine Glaubensgenossin Mary Botham aus Uttoxeter in Staffordshire. Beide Gatten traten 1823 gemeinschaftlich mit einer Sammlung von Gedichten unter dem Titel «The forest minstrel» auf, die im Publikum Beifall fand. Bald darauf ließ sich William in Nottingham als Apotheker nieder, gab wieder eine gemeinschaftlich mit seiner Gattin geschriebene lyrische Dichtung: «The desolation of Eyam», heraus und veröffentlichte 1831 sein «Book of the seasons», welches zahlreiche Auflagen erlebte. Seine «History of priestcraft» (Lond. 1833; 8. Aufl. 1852) erwarb ihm solche Popularität, daß er zum Alderman von Nottingham erwählt wurde. Er zog dann nach Esher in Surrey, und veröffentlichte hier unter anderm «Rural life in England» (2 Bde., Lond. 1836) und «Visits to remarkable places, old halls, battle-fields and scenes illustrative of English history and poetry» (2 Bde., Lond. 1840—41). Von 1841 bis 1844 lebten die beiden Gatten in Heidelberg. Hier schrieb Williams «The student life of Germany» (Lond. 1841), «Rural and domestic life of Germany» (Lond. 1842) und «German experiences» (Lond. 1844). Mary hingegen machte ihre Landsleute mit den neuesten Produkten der deutschen, schwed. und dän. Novellistik bekannt. Ihr Gatte veröffentlichte ferner «Hall and hamlet, or scenes and characters of country life» (2 Bde., Lond. 1847) und «Homes and haunts of the British poets» (2 Bde., Lond. 1847). Sein Roman «Madam Dorrington of the Dene» (3 Bde., Lond. 1851) gibt ein schönes Bild von dem Leben einer engl. Edeldame von altem Schrot und Korn. Noch größeres Interesse erregte die von dem Ehepaar ausgearbeitete «Literature and romance of Northern Europe» (2 Bde., Lond. 1851—52), worin das Skandinaventum auf Kosten der Deutschen hervorgehoben wurde. Im Frühjahr 1852 schiffte sich William H. nach Australien ein, um in den dortigen Goldgruben sein Glück zu suchen, kehrte aber im Dez. 1854 enttäuscht nach England zurück, wo er «Land, labour and gold, or two years in Victoria» (2 Bde., Lond. 1855) erscheinen ließ, dem die austral. Erzählung «Tallangetta» (Lond. 1857) und der Roman «The man of the people» (3 Bde., Lond. 1860) folgte. Später wendete sich H. dem Spiritualismus zu, welche Richtung in seiner «History of the supernatural in all

ages and nations» (2 Bde., Lond. 1863) vertreten ist. Unter seinen spätern Erzeugnissen ist zu nennen: «Woodburn Grange. A story of English country life» (3 Bde., 1867), unter denen seiner Gattin der Roman «The cost of Caergwyn» (3 Bde., Lond. 1864) u. s. w. William H. starb in Rom 3. März 1879. — Anna Mary H., Tochter der vorigen, hielt sich zu ihrer künstlerischen Ausbildung mehrere Jahre in Deutschland auf und gab in «The art student in Munich» (2 Bde., Lond. 1853) ein anziehendes Bild des deutschen Künstlerlebens.

Höxter, Kreisstadt im Regierungsbezirk Minden der preuß. Provinz Westfalen, in schöner Lage am linken Ufer der seit 1833 von einer 190 m langen Brücke überspannten Weser, an der Linie Ottbergen-Holzminden der Preußischen Staatsbahnen und an der Bergisch-Märkischen Eisenbahn Scherfede-Holzminden, 68 km im SSO. von Minden, ist der Sitz eines Landratsamts, eines Amtsgerichts und hat eine evang. und eine kath. Kirche, eine Synagoge, eine Baugewerkschule, ein Gymnasium, eine evang. und eine kath. höhere Töchterschule. Von Gebäuden sind hervorzuheben: die gotische Minoritenkirche und das Tillyhaus (Renaissancestil), in welchem Tilly oft wohnte. Die gewerbfleißige Stadt zählt (1880) 5186 E., die Leinenzeuge, Gummifäden und Cement fertigen, auch Handel und wenig Schiffahrt betreiben. H. ist ein sehr alter Ort und hat in seiner Umgegend viele Erinnerungsstellen an die Sachsenkriege Karls d. Gr. aufzuweisen, wie in der Nähe den berühmten Brunsberg mit alten verfallenen Wartturmsresten, dem Überreste der sehr festen Sachsenburg, welche Wittekinds Bruder Bruno hatte aufführen lassen. Früher gehörte die Stadt zu dem Stifte Korvei und war einst eine blühende Hansestadt. Ihre Stadtmauern und Thortürme sind teilweise abgetragen. H. wurde 20. April 1634 von den Ligisten erobert, im Okt. 1640 vom Erzherzog Leopold und Grafen Piccolomini und 25. April 1648 von den Schweden unter Wrangel eingenommen. Zu H. gehört das Schloß Korvei (s. d.). Vgl. Kampschulte, «Chronik der Stadt H.» (Höxter 1872).

Der Kreis Höxter umfaßt 716,44 qkm mit (1880) 50836 meist kath. E.

Höxtersteine, s. unter Solling.

Hoy, eine der Orkney-Inseln an der Nordküste von Schottland, südwestlich von der Hauptinsel Pomona, im Wart Hill 474 m hoch.

Hoya, alte Grafschaft im Landdrosteibezirk Hannover der preuß. Provinz Hannover, größtenteils zwischen der Weser und Hunte gelegen, im N. von Bremen und Oldenburg, im O. von Verden und Kalenberg, im S. vom Regierungsbezirk Minden, im W. von Diepholz und Oldenburg begrenzt, besteht teils aus Moor-, Heide- und Sand-, teils aus Marschboden, welcher reiche Ernten gewährt und sich trefflich zur Viehzucht eignet. Der Umfang der alten Grafschaft wird zu fast 3000 qkm angegeben. Die einzige Stadt der Grafschaft ist Nienburg (s. d.). Der 20 km nördlicher an der Weser gelegene alte Flecken Hoya, Station der Linie Eystrup-H. der Hoyaer Eisenbahn, hat (1880) 2032 meist prot. E., ein sehr altes, 1295 erneuertes Schloß, mehrere Tabaksfabriken, eine Essigfabrik und lebhafte Flußschiffahrt und ist Sitz eines Amtsgerichts und Hauptort des gleichnamigen Kreises (822 qkm mit 45206 meist prot. E.). — Die Grafen von H. kommen zuerst Anfang des 13. Jahrh. vor, vergrößerten ihre Herrschaft durch verschiedene Erwerbungen, namentlich im 14. Jahrh. der beiden Grafschaften Alt- und Neu-Bruchhausen, und wußten nach Auflösung des welfischen Herzogtums Sachsen lange Zeit ihre Reichsunmittelbarkeit zu bewahren. Als indessen Kaiser Maximilian 1502 die durch Aussterben des Mannsstammes dieser Linie erledigte niedere Grafschaft an Herzog Heinrich den Mittlern von Braunschweig verlieh und dann infolge längerer Lehnsstreitigkeiten die Herzöge von Braunschweig-Lüneburg in Verbindung mit dem Bischof von Minden 1512 die Grafschaft occupierten, kamen die Grafen von H. erst von 1519 an und nach vielfachen Verhandlungen nach und nach wieder in den Besitz der Grafschaft und mußten nun die ganze Grafschaft von dem Hause Braunschweig zu Lehn nehmen. Demzufolge fielen beide Teile, als 1582 das alte Grafengeschlecht ausstarb, dem Landesherrn anheim und teilten seitdem alle die dynastischen Wechselfälle, welche die braunschw. Lande erfuhren.

Hoya carnosa *R. Br.* (Asclepias carnosa *L.*), Wachsblume, im Volksmunde mit verschiedenen, aus Asclepias korrumpierten Namen belegt, ein sehr volkstümlicher, in manchen Gegenden Deutschlands fast allgemein in den Stuben kultivierter kleiner, zu den Asclepiadeen gehöriger Kletterstrauch Indiens. Ihre rankenförmigen Stengel und Äste sind mit Klammerwurzeln besetzt, mittels deren sie sich 2—3 m und darüber erheben können. Die gegenständigen, eirunden, zugespitzten Blätter sind sehr dick und fleischig, glatt, oben glänzendgrün, die radförmigen Blumen aber blaß-karnatrot, von wachsartigem Glanz, durch einen fünfblätterigen amarantroten Nektarienkranz verziert, aus welchem häufig ein klarer, honigsüßer Nektartropfen sich absondert, höchst angenehm duftend und zu langgestielten, hängenden Dolden gesammelt. Sie erscheinen im Frühjahr und Herbst. In den Stuben, wo sie im Winter einer Temperatur von + 12 bis 15° R. bedarf, wird diese edle Pflanze am besten an einem kleinen Fensterspalier oder an einer sonnigen Wand erzogen. Im Sommer liebt sie Schatten und reichliche Luft. Stecklinge wachsen unter einer Glasglocke mit Leichtigkeit an. Andere Arten, wie H. bella *Hook.*, H. imperialis *Lindl.* u. a., eignen sich besser für Gewächshäuser.

Hoyer (Joh. Gottfr. von), sächs. Generallieutenant und Oberzeugmeister der Artillerie, geb. zu Dresden 1726, trat 1743 in die sächs. Artillerie, wurde 1772 Direktor der Artillerieschule, 1792 Generalmajor und im folgenden Jahre Oberzeugmeister. H. wurde 1790 geadelt und hat viele Verbesserungen in der Artillerie eingeführt (Proportion, 1780 vierräderige Munitionswagen, Gliederung der Feldartillerie in Brigaden zu drei Batterien); er starb zu Dresden 1802.

Hoyer (Joh. Gottfr. von), namhafter Militärschriftsteller, Neffe des vorigen, geb. zu Dresden 9. Mai 1767, diente bis 1813 in der sächs. Artillerie und wurde dann als Oberst in preuß. Dienste übernommen, im Ingenieurkorps angestellt, zum Generalmajor befördert und war zuletzt Inspecteur der Festungen und Pioniere in Pommern und Preußen. H. nahm 1825 den Abschied und starb zu Berlin 1845. Von Wert sind seine «Pragmatische Geschichte der sächs. Armee» (Lpz. 1791), «Darstellungen Wiens von 1444 bis 1809», «Geschichte der Kriegskunst» (Gött. 1797), «Neues militärisches Magazin» (Lpz. 1794—1805); «Litteratur der

issenschaften und Kriegsgeschichte» (in der bliothek für Offiziere», Berl. 1832).

rswerda, Kreisstadt im Regierungsbe- nitz der preuß. Provinz Schlesien, an der en Elster und der Linie Wittenberg-Fal- Kohlfurt der Preußischen Staatsbahnen, eines Landratamts, eines Amtsgerichts r Oberförsterei und zählt (1880) 2716 meist , worunter über 100 Schuhmachermeister; n hat H. Fabriken für Turmuhren, Feuer- und Glocken, eine Eisenbahnreparatur- e, Dampfmühlen und Weberei. Hier 5. Sept. 1759 Prinz Heinrich von Preu- österr. General Vehla gefangen.

reis Hoyerswerda zählt auf 867 qkm 2883 E.

a, Stadt im Kreise Ballenstedt in Anhalt, Selke, 5 km im WSW. von Frose, mit ndesfiechenanstalt, zählt (1880) 2918 E., n Zuckerfabriken und mit Acker- und star- bau beschäftigt sind.

m (Karl Georg Heinr., Graf von), preuß. mann, geb. 20. Aug. 1739 zu Poploz in ommern, besuchte das königsberger Gym- und die Universität zu Frankfurt a. O., 761 Militärdienste, trat aber sehr bald in nzach ein. Er stieg schnell empor, wurde egs- und Domänenrat und 1767 Geheim- weiter Kammerdirektor, 1769 Regierungs- in Kleve und 1770 dirigierender Minister ien. Friedrich Wilhelm II. erhob ihn 1786 rafenstand, ließ sich durch ihn 1796 bei der ng in Südpreußen repräsentieren und über- die Verwaltung auch dieser neuen Erwer- beld (s. d.) schilderte im «Schwarzen Buch» hte Finanzwirtschaft H.s. Nach dem Frie- Tilsit wurde er in Ruhestand versetzt und . Okt. 1807 auf seinem Gute zu Dyhrnfurt lau. Mit ihm erlosch diese gräfl. Linie H., in Preußen bestehende gräfl. Familie H. aus Mecklenburg und ist 28. April 1809 in fenstand erhoben worden.

., Abkürzung für horse-power, d. h. Pferde- ., bei naturwissenschaftlichen Namen Ab- für Hoppe (David Heinrich).

anus (Rabanus) **Maurus,** einer der dsten Theologen des 9. Jahrh., geb. 776 zu erhielt seine Erziehung im Kloster Fulda, in den Benediktinerorden ein und wurde Diakon geweiht; 802 ward H. zu seiner Ausbildung nach Tour gesandt zu Alkuin, ihm nach einem Lieblingsschüler des heil. den Beinamen Maurus gab. Nach sei- kehr, 803, übernahm H. zusammen mit Sa- turm Bischof von Worms, die Leitung der hule zu Fulda, welche er zu hoher Blüte er- m J. 814 wurde H. Priester, 822 Abt des ; 842 legte H. sein Amt als Abt nieder und auf den Petersberg bei Fulda zurück, wurde Erzbischof von Mainz erhoben und starb 856 zu Winkel im Rheingau. H. war r und Erfolg bemüht um Verschärfung erdisciplin, Vermehrung der Klöster, Kir- Reliquien, allgemeine Einführung der Predigt und strenger kirchlicher Zucht. Als chriftsteller verfaßte H. Kommentare über ien biblischen Bücher, deren Wert auf der gen Wiedergabe der Auslegungen älterer esonders des Hieronymus, Augustin und Gregor d. Gr. beruht. Der Erbauung dienen zwei Sammlungen von Homilien und die Schrift «De videndo Deo». Zahlreiche Schriften dienen der Unterweisung der Kleriker und der Einschärfung der kirchlichen Disciplin. Auch viele Gedichte sind von ihm überliefert. Seine Werke, größtenteils theol. Inhalts, gab Colvenerius (6 Bde., Köln 1627) heraus, wiederholt in Migne «Patrologie» (Bd. 107—112). Sein Leben hat der sehr unzuverlässige Abt Joh. von Trittenheim im Anfang des 16. Jahrh. beschrieben. Vgl. Bach, «Hrabanus Maurus, der Schöpfer des deutschen Schulwesens» (Fulda 1835); Kunstmann, «Hrabanus Magnentius Maurus» (Mainz 1841); Spengler, «Leben des heil. Rhabanus Maurus» (Regensb. 1856).

Hrádek, böhm. Stadt, s. Grottau.

Hradisch (Ungarisch-Hradisch, slaw. Hradiště), Stadt mit eigenem Statut im südöstl. Mähren, liegt in der Niederung der March, von der sie einst ganz umflossen war, und ist ein für den Frachtenverkehr sehr belebter Stationsplatz der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn, von der hier eine Lokalbahn nach Ungarisch-Brod abzweigt. H. ist Sitz eines Kreisgerichts, einer Finanzbezirksdirektion, einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat eine Bürgerschule, ein Staats-Real- und Obergymnasium und zählt (1880) 3659 E. größtenteils deutscher Zunge. Die Umgebung hat bedeutenden Gersten- und Rübenbau, die Stadt selbst eine Zuckerfabrik, lebhafte Vieh- und Getreidemärkte. — H. war in ältester Zeit Grenzfeste der böhm. Krone gegen Ungarn und dankt diese Bestimmung dem Könige Ottokar II. Die Befestigung wurde in der Folge erweitert und verstärkt, bis sie 1780 Kaiser Joseph II. wegräumen ließ. Sämtliche Wälle und Schanzen wurden von der Stadtgemeinde gekauft, unter einzelne Hausbesitzer verteilt und in Gärten umgewandelt.

Hradschin, der die königl. Burg, die Domkirche u. s. w. enthaltende Teil Prags (s. d.).

Hrajworon, Kreisstadt im Gouvernement Kursk, s. Grajworon.

H. R. H., Abkürzung für His (oder Her) Royal Highness, «Seine (Ihre) Königliche Hoheit».

Hrotsvitha, berühmte niedersächs. Dichterin, s. Roswitha.

Hrtg., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Hartig (Theod.).

Hst., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Herbst (Joh. Friedr. Wilh.).

Huallaga (d. h. der Große), der erste große Nebenfluß, welchen der Amazonenstrom auf der rechten Seite empfängt. Er entspringt an den Abhängen der Cerros von Pucayaco, in 10° südl. Br. und mündet, 1500 m breit, etwa 100 km unterhalb des Pastaza, unfern des Dorfes Lagula. Vom Pongo bis zur Mündung ist er für Dampfer fahrbar. Er ist etwa 1200 km lang.

Huallatiri, Vulkan in Peru, s. Gualateïri.

Huanaco oder Guanaco, s. unter Lama.

Huancavelica, Departement der südamerik. Republik Peru, 22569 qkm groß mit (1876) 104155 E., von den Cordilleren durchzogen, ein rauhes Gebirgsland, reich an Gold, Silber, Zinnober, Kupfer, Eisen, Blei u. s. w. — Die Hauptstadt Huancavelica, etwa 325 km ostsüdöstl. von Lima am Jauja gelegen, wurde 1572 gegründet und ist jetzt ein ärmlicher Ort mit (1876) 3937 E.

Huanchaco, Hafenplatz der peruan. Stadt Truxillo (s. d.).

Huano, s. Guano.

Huanoco-China, s. unter Chinabaum.

Huanuco, Departement in Peru, 35 695 qkm mit (1876) 78 856 E., umfaßt die Quellgebiete des Amazonenstroms und des Huallaga. — Die Hauptstadt Huanuco, 270 km im NNO. von Lima, am Huallaga, in einem prächtigen Thale 1872 m hoch gelegen, zählt (1876) 5263 E., welche Zuckerrohr und Kaffee bauen und Handel treiben. H. ist eine der ältesten Städte Perus, 1539 gegründet. Etwa 80 km westlich von H. sind Ruinen einer altindian. Stadt, worunter eine Opferstätte. (S. Tafel: Amerikanische Altertümer, Fig. 17.)

Huarte (Juan), einer der wenigen span. Schriftsteller, welche über ihr Vaterland hinaus als Philosophen bekannt geworden, geb. um 1520 in Niedernavarra, war um 1590 praktischer Arzt in Madrid. Sein um 1557 geschriebenes «Exámen de ingenios para las sciencias» (Pamplona 1578 u. öfter; letzte Ausg. in «Obras escogidas de filósofos», Bd. 65 der «Bibliothek» des Rivadeneyra, Madr. 1873), das in viele Sprachen (deutsch von Lessing; 2. Aufl., Wittenb. u. Zerbst 1785) übersetzt wurde, zeigt ihn als praktischen, kenntnisreichen Denker und enthält scharfsinnige psychol. Beobachtungen, ist aber voll von Paradoxien. Vgl. Guardia, «Essai sur l'ouvrage de Juan H.» (Par. 1855).

Huasco oder Guasco, Dorf von 353 E. in der Provinz Atacama der südamerik. Republik Chile, an der Mündung des Flusses H., hat ein Zollamt und wird regelmäßig von den Dampfern der Küstenlinien besucht. Seine Ausfuhr, welche namentlich in Silber- und Kupfererzen aus den Depart. Freirina und Vallemar besteht, ist zum Teil an Carrizal übergegangen seit Eröffnung der dortigen Bahn ins Innere.

Huasteken oder Waschteken (Huaxteken, von dem mexikan. huaxi, lies waschi, d. h. Guaje, da das von den H. bewohnte Land an diesen Früchten reich ist), ein Indianerstamm im Nordosten von Veracruz und Mexiko in der Provinz Tamaulipas. Die H. haben mit den umwohnenden Völkern keine Verwandtschaft; sie gehören, wie ihre Sprache darthut, dem weiter im Süden wohnenden Mayastamm an.

Huaylillos, Paß der Andes von Peru, s. Guaylillos-Paß.

Hub, Weiler im Großherzogtum Baden, Kreis Baden, Bezirksamt Bühl, bei dem Dorfe Ottersweier, 20 km im SSW. von Rastatt, mit 430 E., hat eine Kochsalztherme und war früher Bad, ist aber seit 1874 in eine großartige Heil- und Pflegeanstalt umgewandelt worden.

Hueb., bei naturwissenschaftlichen Namen Abbreviatur für Jakob Hübner (gest. 1826 als Maler in Augsburg).

Hubbard (Nicolas Gustave), franz. Nationalökonom, geb. 1828 zu Fourqueux (Depart. Seine-Oise), besuchte die École d'administration und schrieb bei deren Unterdrückung «Défense de l'École d'administration» (1849). Hierauf wurde er Advokat und 1851 Sekretär des Komitees für die Propaganda der Sociétés de prévoyance. Er schrieb: «De l'organisation des sociétés de prévoyance et des secours mutuels» (1853), «Saint-Simon» (1857), «Histoire contemporaine d'Espagne» (6 Bde., 1869 fg.) und «Histoire de la littérature contemporaine en Espagne» (1875). Auch war er Redacteur des Journals «L'industrie» und Mitarbeiter an mehrern Fachzeitschriften.

Hübbe (Heinr.), Wasserbautechniker, geb. 22. Sept. 1803 in Hamburg, wurde 1837 Wasserbaudirektor daselbst und entwarf die Pläne zum Wiederaufbau Hamburgs nach dem großen Brande 1842. Er trat 1864 in preuß. Dienste und leitete die Hafenbauten zu Stolpemünde, Rügenwalde und Leba. Hierauf wurde er 1867 in das Handelsministerium zu Berlin berufen und ihm das Wasserbauwesen der Provinzen Sachsen und Schleswig-Holstein, sowie des Elbstroms unterstellt. Er starb 1. Juni 1871 zu Hamburg. H. schrieb: «Reisebemerkungen hydrotechnischen Inhalts» (Hamb. 1844), «Beiträge zur Kunde des Flußgebiets der Elbe» (Hamb. 1845) u. s. w.

Hübbe-Schleiden (Wilh.) Reisender, geb. 20. Okt. 1846 in Hamburg, studierte Volkswirtschaft und Jurisprudenz, wurde 1869 in seiner Vaterstadt Rechtsanwalt und während des Kriegs 1870 und 1871 dem deutschen Generalkonsulat in London attachiert, bereiste darauf ganz Westeuropa und lebte 1875—77 in West-Äquatorialafrika, wo er ein eigenes Handelshaus gründete. Seine während dieses Aufenthalts gemachten Beobachtungen und Studien veröffentlichte er unter dem Titel «Ethiopien» (Hamb. 1879). Mit diesem Namen bezeichnet H. das durch fremde Kultur noch nicht in Besitz genommene Afrika und empfiehlt dasselbe als ein rentables Wirtschaftsgebiet, welches sich für Deutschland in ähnlicher Weise verwerten lasse, wie Indien für Großbritannien. Besonders bekannt gemacht hat H. sich als Vorkämpfer für die deutschen Kolonialbestrebungen durch seine «Überseeische Politik» (2 Tle., Hamb. 1880—83). H. publizierte ferner: «Deutsche Kolonisation» (Hamb. 1881), «Motive zu einer überseeischen Politik Deutschlands» (1881), «Weltwirtschaft und die sie treibende Kraft» (Hamb. 1882).

Hube (Romuald, Edler von), poln. Rechtsgelehrter, geb. 7. Febr. 1803 in Warschau, besuchte das Gymnasium in Krakau, studierte die Rechte und Philosophie in Warschau und Berlin und wurde 1825 Lektor der Rechtsgeschichte, 1829 ord. Professor des Kriminalrechts an der warschauer Universität. Nach Aufhebung dieser Anstalt 1832 war H. Staatsanwalt, wurde jedoch schon ein Jahr später als Mitglied in die gesetzgebende Kommission für das Königreich Polen nach Petersburg berufen. Im J. 1842 wurde H. zum russ. Staatsrat ernannt und der Kanzlei des Kaisers für Gesetzgebung zugeteilt, und war Hauptredacteur des neuern russ. Kriminalgesetzbuchs. Im J. 1846 begleitete H. den Grafen Bludoff, welchem eine Spezialmission beim päpstl. Hofe anvertraut worden war, nach Rom, ward 1850 Geheimrat und Senator des Kaiserreichs, 1856 Präsident der Codifikationskommission für das Königreich Polen und nach Auflösung derselben 1861 Generaldirektor der Kommission für öffentliche Aufklärung und geistliche Angelegenheiten, 1862 Mitglied des damaligen Staatsrats in Warschau. Nachdem ihm nochmals 1867 mit dem Grafen Bludoff eine Spezialmission in Rom übertragen worden war, wurde H. 1868 zum Wirkl. Geheimrat, 1877 zum Mitglied des Reichsrats in Petersburg ernannt. Er lebt teils auf seinem Gut Radomsl, teils in Warschau und Rom. H. schrieb (meist in poln. Sprache): «Über Strafrechtstheorie» (1828), «Poln. Kriminalisten» (1830), «Grundriß des Strafrechts» (1830), «Loi Salique» (Warschau 1867), «Histoire de la formation de la loi Sa-

mes» (Par. 1867), «Droit romain et gréco- n chez les peuples Slaves» (Par. u. Tou- 880), «Das poln. Recht im 13. Jahrh.» «Poln. Recht im 14. Jahrh.: die Gesetz- Casimirs» (1881).

Bruder, Joseph H., geb. 18. März 1805 chau, studierte in Krakau, Berlin und Pa- wurde 1830 zum Professor der allgemei- tsgeschichte an der warschauer Universität Im J. 1833 begab er sich auf Reisen, sich dem geistlichen Stande und lebte teils teils in Rom. Einen Teil seiner preis- Schrift über das slaw. Erbrecht gab Ro- heraus (übersetzt von C. Zupański: «Ge- Darstellung der Erbfolgerechte der Sla- en 1836). H. ist einer der Stifter der Resurrectionis und war auch 1847 er derselben.

Familienname zweier ausgezeichneter . Der Vater, Franz H., geb. zu 1750, erblindete bereits im Jüng- m Teil infolge angestrengten Studie- er an Aimée Lullin eine ausgezeich- mit welcher er 40 Jahre in der glück- te. Durch Charl. Bonnet auf die n der Naturgeschichte der Bienen macht, unternahm es der Blinde, ren, indem er seinem Bedienten, und später seinem Sohne die es Beobachtens lehrte. Sinnreich enstöcke von Glas dienten dazu, belauschen. Aus den übereinstim- tungen seines Bedienten und an- die an seinen Studien teilnahmen, briefe, die er zuerst in Briefen an em Titel «Nouvelles observations (1792) veröffentlichte. Als Bur- weite Versorgung erhielt, übernah- s Gattin und dann Burnens Sohn es Beobachtens. Mit Sennebier, Untersuchungen über das Atemholen Blate zog, machte er dann die Be- über das Keimen der Samen, die in ire sur l'influence de l'air et des di- ances gazeuses dans la germination es plantes» (Genf 1801) niedergelegt e spätern Beobachtungen über die Bie- sich in der neuen Ausgabe der erwähn- t (2 Bde., Par. u. Genf 1814). In Genf H. die Gesellschaft für Physik und Natur- Zuletzt lebte er bei seiner Tochter in bei Genf, wo er 21. Dez. 1831 starb.

n Pierre H., Sohn des vorigen, geb. m. 1777 in Genf, gest. 22. Dez. 1840 in on, hat eine Reihe von Beobachtungen über ebensart verschiedener Insekten (Hummeln, Bienen, Käfer, Blattwespen u. s. w.) ver- licht und sich seinem Vater gleichgestellt durch llntersuchungen über die Lebensart der ein- chen Ameisen», «Recherches sur les mœurs ourmis indigènes» (Par. 1810), die noch ie Grundlage unsers Wissens über diesen und bilden.

r (Johs.), Philosoph und ein Führer der liken, geb. 18. Aug. 1830 zu München, stu- r Theologie und Philosophie, promovierte einer Schrift «Über die Beweise vom Da- es bei Cartesius», habilitierte sich 1855 Schrift «Über Platos Lehre von einem persönlichen Gott», ward 1855 außerord., 1864 ord. Professor der Philosophie zu München. Schon seine «Philosophie der Kirchenväter» (Münch. 1859) erregte den Unwillen der Jesuiten. Das Buch kam auf den Index, H. verweigerte den Widerruf und gehörte seitdem zu den entschiedensten Gegnern des Ultramontanismus. Mit Entschiedenheit bekämpfte H. das Vatikanische Konzil. Er war Mitverfasser des «Janus» (Lpz. 1869), schrieb gegen Hergenröthers «Antijanus» die Schrift «Das Papsttum und der Staat» (Münch. 1870) und «Freiheiten der franz. Philosophie» (Münch. 1870). Seit 1871 stand H. an der Spitze der altkath. Bewegung in Bayern. Dem Kampfe gegen den Ultramontanismus diente besonders das Werk «Der Jesuitenorden nach seiner Verfassung und Doktrin, Wirksamkeit und Geschichte» (Berl. 1873). Die Probleme der Freiheit des Willens, der Unsterblichkeit der Seele und des Pessimismus hat er in eigenen Schriften behandelt. Erwähnung verdienen auch: «Johannes Scotus Erigena» (Münch. 1861) und «Das Verhältnis der deutschen Philosophie zur nationalen Erhebung» (Berl. 1871). H. starb 19. März 1879. Vgl. Ziergiebl, «Johannes H.» (Gotha 1881).

Huber (Ludw. Ferd.), belletristischer und polit. Schriftsteller, Sohn von Michael Huber, geb. in Paris 14. Sept. 1764, kam in seinem zweiten Jahre mit seinen Eltern nach Leipzig. Schon in seinem 15. Jahre trat er als Übersetzer auf. Bald darauf wurde er mit Christian Gottfr. Körner und durch diesen 1785 mit Schiller in Leipzig befreundet. Nachdem er in Dresden im Bureau des Ministers von Stutterheim einige Zeit gearbeitet, wurde er 1788 Legationssekretär bei der sächs. Gesandtschaft zu Mainz. Mit Aufopferung seiner amtlichen Stellung nahm er sich seit 1793 der verlassenen Familie seines Freundes Johann Georg Forster (s. d.) an, dessen Witwe Therese er 1794 heiratete. In dem Dorfe Bosle bei Neuchâtel wohnend, wendete er sich der Schriftstellerei, besonders der politischen zu, bis er 1798 nach Stuttgart ging, wo er die Redaction der «Allgemeinen Zeitung» übernahm. Im J. 1803 zog er nach Ulm und wurde 1804 Landesdirektionsrat in der Sektion des Schulwesens der neuen bayr. Provinz Schwaben. Doch starb er bereits 24. Dez. 1804.

Früh zog ihn besonders die engl. Litteratur an; 1785 gab er das Schauspiel «Ethelwolf», mit Bemerkungen über Beaumont und Fletcher und das ältere engl. Theater heraus. Auch bereicherte er die deutsche Bühne mit guten Bearbeitungen franz. Lustspiele. Dahin gehören: «Offene Fehde» (Mannh. 1788), «Der tolle Tag, oder Figaros Hochzeit» (Lpz. 1785), «Die Abenteuer einer Nacht» (Mannh. 1789) und andere in seinem «Neuern franz. Theater» (3 Bde., Lpz. 1795—97; 2. Aufl., Frankf. 1819). Von seinen Originalschauspielen hatte «Das heimliche Gericht» (neue Aufl., Berl. 1795) Erfolg. Glücklicher war H. in seinen «Erzählungen» (3 Sammlungen, Braunschw. 1801—2), doch hatten die seit 1793 unter seinem Namen erschienenen meist seine Gattin zur Verfasserin. Seine «Sämtlichen Werke seit 1802» (4 Bde., Tüb. 1806—19) wurden von seiner Gattin herausgegeben und mit seiner Biographie begleitet. In der Kunstkritik nahmen seine Recensionen in der «Allgemeinen Litteraturzeitung», welche in seinen «Vermischten Schriften» (2 Bde., Berl. 1793) wieder abgedruckt wurden, einen ehrenvollen Rang ein. Von den übrigen Schriften sind

noch zu erwähnen: «Friedenspräliminarien» (10 Bde., Berl. 1793—96). Auch war er Herausgeber der «Klio» und der «Europ. Annalen».

Huber (Victor Aimé), bekannt als Litterarhiſtoriker und polit.-ſozialer Schriftſteller, Sohn des vorigen, geb. 10. März 1800 zu Stuttgart, erhielt ſeine Bildung 1805—16 im Fellenbergſchen Inſtitut zu Hofwyl und widmete ſich zu Würzburg und Göttingen dem Studium der Medizin und der neuern Sprachen; 1821 hielt er ſich in Paris auf und bereiſte dann bis 1823 Spanien, Portugal, Schottland und England. Seit 1826 nahm er wieder einen längern Aufenthalt in Frankreich, wurde 1828 Lehrer an der Handelsſchule, ſpäter an dem Gymnaſium zu Bremen, 1833 Profeſſor der Litteraturgeſchichte und neuern Geſchichte an der Univerſität Roſtock und 1836 Profeſſor der abendländ. Sprachen und Litteraturen in Marburg, von wo er 1843 in gleicher Eigenſchaft nach Berlin überſiedelte. Hier nahm er 1850 ſeinen Abſchied, zog ſich 1851 nach Wernigerode am Harz zurück und ſtarb 19. Juli 1869 in dem nahe gelegenen Flecken Röſcherode.

H. gehörte zu den gründlichſten Kennern der ſpan. und engl. Litteratur in Deutſchland. Außer dem «Span. Leſebuch» (Brem. 1832) und dem «Engl. Leſebuch» (Brem. 1833) bekunden dies vor allem «Die Geſchichte des Cid» (Brem. 1829) und die «Chronica del Cid» (Marb. 1844). Vortrefflich ſind ſeine «Skizzen aus Spanien» (4 Tle., Gött. 1828—35; Tl. 1, 2. Aufl. 1845). Unter ſeinen übrigen litterarhiſtor. Arbeiten ragen hervor «Die neuromantiſche Poeſie in Frankreich» (Lpz. 1833) und «Die engl. Univerſitäten» (2 Bde., Kaſſ. 1839—40). Als einer der erſten Wortführer der konſervativen Partei in Preußen begründete er die Zeitſchrift «Janus. Jahrbücher deutſcher Geſinnung, Bildung und That» (1845—48). Denſelben Intereſſen dienten auch eine Reihe kleinerer Schriften. Als es ihm nicht gelang, in den Reihen der konſervativen Partei Intereſſe für die ſozialen Fragen zu wecken, ſagte er ſich offen von derſelben los und griff ſie in mehrern Broſchüren («Bruch mit der Revolution und Ritterſchaft», Berl. 1852) lebhaft an. Später war er beſonders thätig als Leiter der Gemeinnützigen Baugeſellſchaft und im Dienſte der Innern Miſſion. Vgl. Elvers, «Victor Aimé H. Sein Werden und Wirken» (2 Tle., Brem. 1872—74).

Huber (Maria), namhafte franz. Schriftſtellerin von theol.-ethiſcher Tendenz, wurde als die Tochter eines angeſehenen Kaufmanns zu Genf 1695 geboren. In den «Systèmes des théologiens anciens et modernes, conciliés par l'exposition des différents sentiments sur l'état des âmes séparées des corps» (Genf 1731; ſehr vermehrte Aufl., 1739), die ihr zuerſt in der gelehrten Welt einen Namen machten, bekämpfte ſie die Lehre von der Ewigkeit der Höllenſtrafen; dagegen nahm ſie nach dem irdiſchen Leben eine Art von Mittelzuſtand der Reinigung an. Am umfaſſendſten findet man ihre Lehren dargelegt in den «Lettres sur la religion essentielle à l'homme» (Genf 1739; 6 Bde., 1754), die ins Deutſche und Engliſche überſetzt wurden. Nach ihrem Tode, der 13. Juni 1753 zu Lyon erfolgte, erſchien ein «Recueil de diverses pièces, servant de supplément aux Lettres sur la religion essentielle à l'homme» (1754).

Huber (Michael), deutſcher Litterarhiſtoriker und Überſetzer, der Vater von Ludwig Ferdinand Huber, geb. 27. Sept. 1727 zu Frankenhauſen in Niederbayern, lebte lange Zeit in Paris und wurde 1766 Lektor der franz. Sprache an der Univerſität zu Leipzig, wo er 15. April 1804 ſtarb. Er erwarb ſich das Verdienſt, durch gute Überſetzungen wie durch die beigegebenen kritiſchen Bemerkungen der deutſchen Litteratur bei den Franzoſen Eingang verſchafft zu haben. H. überſetzte die Werke Geßners (Zür. 1768—72 u. öfter) und in ſeinem «Choix de poésies allemandes» (4 Bde., Par. 1766) Poeſien von Klopſtock, Wieland, Leſſing, Kleiſt u. a.; ferner Thümmels «Wilhelmine», Meiners' «Philoſ. Briefe über die Schweiz», Campes «Robinſon» und Winckelmanns «Kunſtgeſchichte» (3 Bde., Lpz. 1781) und gab «Notices générales des graveurs et des peintres» (Dresd. 1787; neue Aufl. 1797) heraus. Ein «Handbuch für Kunſtliebhaber und Sammler über die vornehmſten Kupferſtiche» veröffentlichte nach H.s franz. Manuſkript C. C. H. Roſt in deutſcher Überſetzung (9 Bde., Zür. 1796—1804).

Huber (Samuel), prot. Theolog, geb. 1547 zu Burgdorf bei Bern, widerſetzte ſich als Pfarrer in Burgdorf 1582 der von den berner Predigern befürworteten Einführung des Brotbrechens beim Abendmahl. Im J. 1586 griff H. aus Anlaß des Mömpelgarder Geſprächs die reform. Lehre von der Gnadenwahl heftig an und wurde deshalb 1588 des Landes verwieſen. Er ging nach Tübingen, bekannte ſich zum Luthertum und erhielt die Pfarrei Derendingen bei Tübingen. Hier ſchrieb H. «Theses, Christum Jesum esse mortuum pro peccatis totius generis humani» (Tüb. 1589); 1592 wurde er als Profeſſor der Theologie nach Wittenberg berufen, aber 1595 aus Kurſachſen verwieſen. Seitdem irrte er heimatlos umher, bis er in Ostermieck bei ſeinem Schwiegerſohn 25. März 1624 ſtarb. Von bleibendem Wert iſt ſein «Anti-Bellarminus» (6 Bde., Goslar 1607), eine gelehrte Verteidigung der luther. Lehre gegen den Katholizismus.

Huber (Thereſe), die Gattin von Ludwig Ferdinand und Mutter von Victor Aimé H., geb. 7. Mai 1764 in Göttingen, war die Tochter des Humaniſten Heyne, verheiratete ſich in ihrem 20. Jahre mit Johann Georg Forſter, folgte dieſem nach Cöln und drei Jahre ſpäter nach Mainz. Als 1792 die Heere der franz. Republik in Deutſchland einbrachen und Forſter im Intereſſe Frankreichs zu wirken begann, ſendete er ſeine Gattin mit ihren beiden Kindern nach Straßburg, die von hier aus nach Neuchâtel ging. Forſter, der ſich als Deputierter des neuen franz. Rheindepartements nach Paris begeben hatte, ſah ſie und ſeine Kinder noch einmal am Schluſſe des J. 1793 zu Motiers-Travers an der franz. und ſchweiz. Grenze und übergab ſie ſeinem Freunde L. F. Huber, der bei dieſer Zuſammenkunft zugegen war und nach Forſters Tode 1794 ſich mit der Witwe verheiratete. Ihre erſten ſchriftſtelleriſchen Arbeiten erſchienen unter dem Namen ihres Gatten. Nach deſſen Tode (1804) lebte ſie bis 1814 bei ihrem Schwiegerſohn, einem angeſehenen Beamten in Bayern, wo ſie ihre litterariſchen Arbeiten fortſetzte. Dann wendete ſie ſich nach Stuttgart, übernahm hier 1819 die Redaction des «Morgenblattes» und ſiedelte 1824 nach Augsburg über, wo ſie 15. Juni 1829 ſtarb. «Forſters Briefwechſel» gab ſie nebſt Nachrichten von ſeinem Leben (2 Bde., Lpz. 1828—29) heraus. Ihre «Erzählungen» erſchienen nach ihrem Tode in einer von ihrem Sohne veranſtalteten Sammlung (6 Bde., Lpz. 1830—33).

rtus, der Heilige, war um 700—728 Bi- Lüttich. Er war verheiratet, hatte einen lorebert, welcher ihm auf dem Bischofs- gte, und war Schüler seines Vorgängers Nach der spätern Legende stammte H. aus rnehmen Geschlecht Aquitaniens, war unter heoderich III. Pfalzgraf und führte einen tlichen Wandel. Als er einst am Feiertage chien ihm ein Hirsch mit einem goldenen ischen dem Geweih. Dadurch zur Buße begab sich H. zum Bischof Lambert, darauf n zum Papst Sergius I., welcher in einer on Lamberts Tode unterrichtet und ange- ard, H. zu dessen Nachfolger zu weihen. n seines Vorgängers erbaute H. in Lüttich tvolle Lambertikirche. Er starb 728 und der Peterskirche zu Lüttich beigesetzt. Im urden seine Gebeine in die Lambertikirche, as Kloster Andoin in den Ardennen über- H. ist der Patron der Jäger, und an sei- ächtnistage, 3. Nov. (Hubertustag), och jetzt große Jagden (Hubertusjag- gehalten. Im spätern Mittelalter wurden rere Hubertusorden gestiftet, z. B. der , der böhmische und der kurkölnische. Vgl. «Des heiligen H. Leben und Wirken» 1875).

rtusbad, Bad am Ausgange des Bode- unter Thale; vgl. Roßtrappe.

rtusburg, früher kurfürstl. Jagdschloß dem Dorfe Wermsdorf, in der sächs. Kreis- nschaft Leipzig, wurde 1721 vom nach- König und Kurfürsten August III. noch z mit großem Aufwande erbaut, 1748 von weitert und verschönert, im Siebenjähri- ge aber 1760, gleichsam zur Sühne für die ung des Schlosses Charlottenburg, durch ßen bis auf die kath. Kapelle größtenteils nachher zwar wiederhergestellt, doch nicht frühern Pracht. Die darin 1774 angelegte Steingutfabrik ward 1834 verkauft. In oleonischen Kriegen benutzte man das ls Lazarett. In neuerer Zeit verlegte man iten Räume desselben verschiedene Straf- orgungsanstalten, errichtete neue Gebäude umgab das ganze, etwa 2 km umfassende nit einer Mauer. Gegenwärtig ist das e Jagdschloß, welches bis in die neueste als Militärmagazin benutzt wurde, zum Teil mit weiblichen Irren belegt, in den bäuden und Neubauten befinden sich, nach- 4 die Strafanstalten weggelegt wurden, Landesanstalten: das Versorgungshaus ilbare Irre weiblichen Geschlechts, das haus mit Siechhaus, ein Hospital für ältere derlei Geschlechts, das Pfleghaus zur Un- ung unheilbar Gebrechlicher, eine Erzie- stalt für bildungsfähige schwachsinnige, so- Pflegstation für bildungsunfähige, blöd- tinder und in dem Gebäude der nach Mo- versetzten Blindenvorschule die von Kö- tha nach H. verlegte Heil- und Pflegean- epileptische Kranke. Die Zahl der in der Untergebrachten beträgt über 2000; zur tung des den Namen Vereinigte Landes- führenden Ganzen werden aus Staats- ährlich über 390000 Mark verausgabt. gsträßer, «Die königl. sächs. Strafanstalten. dere die Strafanstalten zu H., nebst einer Geschichte des Schlosses u. s. w.» (Lpz. 1844); Nie- mer, «Das Schloß H. sonst und jetzt» (Oschatz 1881).

Einen europ. Namen erlangte das schon früher in weiten Kreisen durch die daselbst abgehaltenen glänzenden Jagdfeste und Parforcejagden berühmt gewordene Schloß H. infolge des daselbst 15. Febr. 1763 von Preußen, Österreich und Sachsen unter- zeichneten sog. Hubertusburger Friedens, welcher den Siebenjährigen Krieg beendigte, nach- dem zu Paris 10. Febr. 1763 zwischen Großbritan- nien, Frankreich, Spanien und Portugal der Friede zu Stande gekommen war. Der Hubertusburger Friede befestigte die Stellung Preußens unter den ersten Mächten Europas. Maria Theresia entsagte in demselben allen ihren Ansprüchen auf die in den Friedensschlüssen zu Breslau und Berlin 1742 an Preußen abgetretenen Provinzen Schlesien und Glatz; Friedrich d. Gr. gab dem König von Polen und Kurfürsten von Sachsen sein Kurfürstentum zurück; der Dresdener Friede von 1745 wurde be- stätigt und das Deutsche Reich namentlich in den Vertrag mit eingeschlossen.

Hubertusorden (Sankt) in Bayern, ur- sprünglich vom Herzog Gerhard V. von Jülich 1444 gestiftet und am 29. Sept. 1708 vom Kurfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz neu errichtet. Am 30. März 1800 wurde er als Orden des Hauses Bayern bestätigt und ist abgesehen von Personen regierender Häuser und Ausländern auf 12 gräfliche und freiherrliche Kapitulare und einen Ordens- Großkomtur berechnet. Das Ordenskreuz ist weiß emailliert und zeigt auf einem runden Mittelschilde die Bekehrungsgeschichte des heil. Hubert; dasselbe wird an einer goldenen Kette getragen, welche in 42 Gliedern abwechselnd jene Bekehrungsscene und die Buchstaben T. V. (Trau vast) zeigt. Auf der linken Brust wird dazu ein Ordensstern und außer- dem bei feierlichen Gelegenheiten ein Ordensge- wand in altspan. Geschmack getragen.

Hubertusstock, Jagdschloß in der preuß. Pro- vinz Brandenburg, Kreis Angermünde, bei Joa- chimsthal, in der an Hirschen reichen Schorfheide, im W. des Werbellinersees, 19 km von Ebers- walde. Hier pflegt Kaiser Wilhelm jährlich eine Jagd abzuhalten. [Hubertus.

Hubertustag und **Hubertusjagden,** s. unter

Hubmaier (Balthasar), ein Wiedertäufer aus der Reformationszeit, geb. um 1480 zu Friedberg bei Augsburg, studierte zu Freiburg i. Br., folgte 1512 seinem Lehrer Eck nach Ingolstadt, wo er Prediger und Professor der Theologie wurde. Im J. 1516 als Pfarrer an die Domkirche zu Regens- burg berufen, mußte er, der Hinneigung zur Refor- mation verdächtig, diese Stadt verlassen und kam 1522 als Pfarrer nach Waldshut am Rhein. Hier schrieb er 1524 «Achtzehn Schlußreden, so betreffen ein ganz christlich Leben, woran es gelegen ist», ver- anlaßte 1524 die Bürgerschaft von Waldshut die evang. Lehre anzunehmen, schloß sich jedoch dann aber 1525 den Schwärmern an und bekämpfte die Kindestaufe, das Ansehen der Obrigkeit u. s. w. Ende 1525 floh H. nach Zürich, dann nach Mähren, wo er bei den Herren von Lichtenstein in Nikols- burg Aufnahme fand. Als aber Mähren 1527 an König Ferdinand fiel, wurde H. mit seiner Frau nach Wien gebracht und auf dem nahen Schlosse Greiffenstein gefangen gehalten; 10. März 1528 starb er auf dem Scheiterhaufen; 13. März ward seine Frau in der Donau ertränkt. Vgl. Egli,

«Die züricher Wiedertäufer zur Reformationszeit» (Zür. 1878).

Hübner (Emil), namhafter Philolog, Sohn des Malers Rudolf Julius H., geb. 7. Juli 1834 zu Düsseldorf, besuchte das Blochmann-Vitzthumsche Gymnasium zu Dresden und studierte 1851—54 in Berlin und Bonn Philologie. In den folgenden Jahren machte er Studienreisen nach Italien und Frankreich, 1860 und 1861 im Auftrage der berliner Akademie der Wissenschaften nach Spanien und Portugal; ausführliche «Epigraphische Reiseberichte» von dort erschienen in den «Monatsberichten der Akademie». Als Früchte dieser Reisen erschienen ferner «Die antiken Bildwerke in Madrid, nebst einem Anhange, enthaltend die übrigen antiken Bildwerke in Spanien und Portugal» (mit 2 Tafeln, Berl. 1862), der 2. Band des berliner «Corpus inscriptionum Latinarum», die «Inscriptiones Hispaniae Latinae» (Berl. 1869) und die «Inscriptiones Hispaniae christianae» (Berl. 1871). In den J. 1866 und 1867 bereiste er für das gleiche wissenschaftliche Unternehmen England, Schottland und Irland. Die Ergebnisse dieser Reisen sind niedergelegt im 7. Band des «Corpus inscriptionum Latinarum», den «Inscriptiones Britanniae Latinae» (Berl. 1873) und den «Inscriptiones Britanniae christianae» (Berl. 1876). Seit Dez. 1859 an der berliner Universität habilitiert mit der Schrift «De senatus populique Romani actis» (Lpz. 1859), 1863 außerord., seit 1870 ord. Professor der klassischen Philologie daselbst, hat er erscheinen lassen den «Grundriß zu Vorlesungen über die röm. Litteraturgeschichte» (4. Aufl., Berl. 1878), sowie die Grundrisse zu Vorlesungen über die lat. Grammatik (2. Aufl., Berl. 1881), über die Geschichte und Encyklopädie der klassischen Philologie (Berl. 1876) und über die griech. Syntax (Berl. 1883). Von 1866 bis 1881 redigierte er die Zeitschrift für klassische Philologie «Hermes»; in den J. 1868—73 gab er auch die «Archäol. Zeitung» als Sekretär der Archäologischen Gesellschaft zu Berlin heraus.

Hübner (Joh.), verdienter Schulmann und Schriftsteller des 18. Jahrh., geb. zu Türchau unweit Zittau 15. April 1668, studierte zu Leipzig, wo er sich auch habilitierte, und wurde 1694 Rektor der Schule in Merseburg, 1711 Rektor an dem Johanneum zu Hamburg, wo er 21. Mai 1731 starb. Seine «Kurzen Fragen aus der alten und neuen Geographie» (zuerst 1693) erhielten noch bei seinem Leben 36 Auflagen, wurden auch in die meisten neuern Sprachen übersetzt. Auch seine «Kurzen Fragen aus der polit. Historie», die «Ganze Historie der Reformation in fünfzig Reden», die «Genealog. Tabellen» und die «Kurzen Fragen aus der Genealogie»; ferner sein kleiner «Atlas scholasticus» und die mit Richey und Fabricius bearbeitete hamburgische «Bibliotheca historica» fanden vielen Beifall und große Verbreitung. Von seinen «Zweimal 52 auserlesenen biblischen Historien» (zuerst Lpz. 1714) erschienen weit über hundert Auflagen. H.s zweckmäßige Erfindung, die Landkarten methodisch zu illuminieren, wurde zuerst von Homann in Nürnberg seit 1702 in Anwendung gebracht.

Sein Sohn, Johann H., gest. als Advokat in Hamburg 26. März 1753, hat mehrere Schriften des Vaters fortgesetzt und von neuem herausgegeben, z. B. das «Museum geographicum» (Hamb. 1746), ein Verzeichnis der besten Landkarten. Von eigenen Werken desselben sind zu erwähnen die «Bibliotheca genealogica» (Hamb. 1729) und die «Vollständige Geographie» (3 Bde., Hamb. 1730).

Hübner (Jos. Alexander, Freiherr von), österr. Diplomat, geb. 26. Nov. 1811 zu Wien, machte seine Studien auf der dortigen Universität, trat 1833 bei der Staatskanzlei ein, war seit 1837 ein Jahr hindurch Attaché der österr. Gesandtschaft in Paris, dann wieder in Wien und seit 1841 erster Gesandtschaftssekretär in Lissabon. H. ging 1844 nach Leipzig, als erster Generalkonsul für Sachsen. Nach Ausbruch der franz. Februarrevolution ward er dem Erzherzog Rainer, dem damaligen Statthalter der Lombardei zu Mailand, zur Führung der diplomatischen Korrespondenz beigegeben. Vom Fürsten Schwarzenberg mit der diplomatischen Korrespondenz im Auswärtigen Amte betraut, erhielt er im März 1849 eine außerordentliche Mission nach Paris, und einige Monate darauf erfolgte seine Ernennung zum bevollmächtigten Minister bei dem Präsidenten der franz. Republik, welche Stellung er auch nach Errichtung des neuen Kaiserthrons bis zum Kriege von 1859 behielt. Mit dem Ausbruch des Kriegs zwischen Frankreich und Österreich kehrte H. nach Wien zurück, erhielt aber bald darauf eine außerordentliche Mission nach Neapel. Nachdem er sodann einige Monate als österr. Gesandter zu Rom gewirkt, trat er 22. Aug. 1859 auf kurze Zeit als Polizeiminister in das neugebildete Kabinett ein. Ende Sept. 1859 übernahm er wieder den Gesandtschaftsposten zu Rom, trat jedoch 1868 von dieser Stelle zurück und damit aus dem Staatsdienste. Seit jener Zeit hat H. ein großes Werk: «Sixtus IV.» (2 Bde., Lpz. 1871), herausgegeben und dann eine Reise um die Erde unternommen, deren Erlebnisse er in dem auch französisch erschienenen Werke niedergelegt hat: «Ein Spaziergang um die Welt» (2 Bde., Lpz. 1874; 2. Aufl., 3 Bde., Lpz. 1875). Seit Okt. 1879 in das Herrenhaus des österr. Reichsrats als Mitglied auf Lebenszeit ernannt, ist er regelmäßig seither in die Delegation gewählt worden.

Hübner (Karl Wilh.), vorzüglicher Genremaler, geb. 14. Juni 1814 zu Königsberg in Preußen, besuchte die Düsseldorfer Kunstschule unter Leitung Karl Sohns und gründete 1841 ein eigenes Atelier. Den Grund zu seinem Berufe legte er durch die Schlesischen Weber (1845). Dieselbe Richtung verfolgen: das Jagdrecht (1846), die Auswanderer (1847), die Verlassene, die Auspfändung (1847), Rettung aus Feuersgefahr (1853) u. s. w. Seine kunstgeschichtliche Bedeutung besteht in der oppositionellen Stellung seiner Kunst zu der idyllischen Richtung der gleichzeitigen Düsseldorfer. H. wurde besonders in Amerika sehr beliebt, sodaß fast alle seine Bilder dorthin gingen. Im J. 1864 wurde er zum Professor ernannt. H. starb 5. Dez. 1879 in Düsseldorf.

Hübner (Otto), Statistiker und Nationalökonom, geb. 22. Juli 1818 zu Leipzig, absolvierte das Gymnasium zu Augsburg, widmete sich dann dem Handelsstande, wandte sich aber nach London, wo er sich mit Eifer volkswirtschaftlichen Studien ergab und für handelspolit. Zeitschriften arbeitete. Zugleich errichtete er hier mit dem Major Thornton von der Ostindischen Kompagnie ein Comptoir für den Österreichischen Lloyd. Im J. 1848 war H. in Triest, und als die polit. Bewegungen auch hier ausbrachen, wurde er von Österreich nach Frank-

M. in den Fünfziger-Ausschuß gesandt. wegen seiner freiheitlichen Haltung aus h ausgewiesen, ging er nach Berlin, wo er atistisches Jahrbuch» (Lpz. 1852—63) her- Ferner gehörte H. hier zu den Begrün- r Preußischen Hypotheken-Versicherungs- ft, deren hauptsächlicher Leiter er bis zu . Febr. 1877 erfolgten Tode blieb. Unter olkswirtschaftlichen Arbeiten sind zu nen- Die Zolltarife aller Länder» (Lpz. 1852; . 2 Abteil., Iserlohn 1866—69) und «Die » (Lpz. 1853—54). Sehr bekannt ist H.s . Tafel aller Länder» (Lpz. 1851; 33. Ausg., rt a. M. 1884; seit 1884 auch in erwei- usgabe, von Professor Juraschek bearbeitet, orm erscheinend). Im J. 1848 redigierte Allgemeine Österr. Zeitung» und 1854—61 utschen Botschafter» in Wien.

ner (Rud. Jul. Benno), Historienmaler, Oels in Schlesien 27. Jan. 1806, begann nstudien 1821 in Berlin unter der Leitung dows, welchem er 1826 nach Düsseldorf Noch in Berlin war er mit seinem ersten Boas und Ruth, aufgetreten. Von Düssel- lieferte er zuerst 1828 den Fischer (nach Ballade) und die berühmte Scene aus Roland, der die Prinzessin Isabella aus berhöhle befreit (von Keller gestochen). einer Reise in Italien malte er den Ab- r Naemi (1833, in der Nationalgalerie zu Eine neue, noch kräftigere Entwickelung n sein Simson, der die Säulen einreißt, trefflicher Altarblatt: Christus und die ten (1835), in der Kirche zu Meseritz. Von enden Bildern zeichnen sich besonders aus: d seine Freunde, das Liebespaar des Hohen das Goldene Zeitalter, Christus an der die im Walde schlafenden Kinder und ihre gel, Felicitas und der Schlaf, aus Tieds ums» (1842, jetzt im Städelschen Institut kfurt). Zu dem Fenster der Kapelle auf nberge des Königs von Sachsen lieferte tige Kartons, die Scheinert in Meißen vor- usführte. Für den Römersaal in Frank- M. malte H. das Bildnis von Kaiser III. Für den Altar der Stadtkirche zu malte er einen auf Wolken stehenden Chri- Auferstehung für die Kirche zu Dommitzsch. es, von der dresdener Galerie angekauftes s Goldene Zeitalter (fünf Knabengestalten er Landschaft), das er 1851 zu Brüssel aus- achte ihm von dort die große goldene Me- Unter seinen spätern Werken sind hervor- eine Reihe von Kartons zu Glasgemäl- die Dominikanerkirche in Krakau, für die der Kathedrale von Glasgow und die neue n Oschatz; von Ölbildern: Karl V. in San- d Friedrich d. Gr. in Sanssouci. Seine llendete Disputation Luthers mit Eck be- h in der dresdener Galerie. Von seinen gen ist zu erwähnen: das Albumblatt für dwig, eine Figur der Germania, voll am Boden liegend, mit der vom Haupte n Krone; eine Originalradierung davon hl mit Tondruck wurde zum Besten der g-Holsteiner verkauft. Litterarisch hat sich das «Verzeichnis der königl. Gemälde- t Dresden» (Dresd. 1856; 5. Aufl. 1884) «Bilderbrevier der dresdener Galerie» (Dresd. 1857—59) bekannt gemacht. Von seinen dichterischen Produktionen sind zu nennen: «Hell- dunkel. Sonette und Lieder» (Braunschw. 1871) und «Zeitspiegel» (Dresd. 1871). H. lebte seit 1839 in Dresden und war seit 1841 Professor an der dortigen Akademie. Im J. 1871 wurde er zum Direktor der königl. Gemäldegalerie ernannt, welche Stellung er bis zu seinem, 7. Nov. 1882 in Loschwitz bei Dresden erfolgten Tode innehatte.

Sein Sohn Hans H., geb. 13. Okt. 1837, ord. Professor der Chemie und Direktor des chem. Laboratoriums zu Göttingen, starb 14. Juli 1884.

Hübsch (Heinr.), namhafter Baumeister, geb. 9. Febr. 1795 zu Weinheim, studierte zuerst Philosophie, wendete sich aber dann der Baukunst zu. Er besuchte deshalb die Bauschule in Karlsruhe, unternahm zu seiner weitern Ausbildung eine Reise nach Italien, Griechenland und Konstantinopel und lebte dann mehrere Jahre in Rom. Im J. 1827 wurde H. Architekt der Residenz Karlsruhe und Mitglied der Baukommission, 1829 Baurat, 1831 Oberbaurat, 1842 Baudirektor und später Oberbaudirektor. Auch leitete er längere Zeit die Bauschule am Polytechnischen Institut zu Karlsruhe. H. neigte sich vorzugsweise dem Rundbogenstil zu und ward für Baden der Begründer einer neuen Epoche im Baufach. In Karlsruhe selbst wurden von ihm das Gebäude des Finanzministeriums, das Polytechnische Institut, die Kunsthalle, das Hoftheater, das Gebäude im botan. Garten ausgeführt. Hieran reihen sich die Zollhäuser und der Freihafen in Mannheim, die kath. Kirchen zu Bulach, Stahringen, Rottweil, Waitzen u. s. w. Die neue Trinkhalle und das Theater in Baden-Baden sind ebenfalls nach den Entwürfen H.s ausgeführt. Seine letzten größern Arbeiten waren die Wiederherstellung der Hauptfaçade des Kaiserdoms zu Speier und die Pfarrkirche zu Ludwigshafen. Seine Kunstprinzipien entwickelte er in den Schriften: «In welchem Stile sollen wir bauen?» (Karlsr. 1828) und «Die Architektur und ihr Verhältnis zur heutigen Malerei und Skulptur» (Stuttg. u. Tüb. 1847). Über einen Teil der von ihm ausgeführten Bauten berichtete er in «Bauwerke» (Karlsr. 1838 fg.; neue Folge 1852 fg.); ferner schrieb er: «Die altchristl. Kirchen nach den Baudenkmalen und ältern Beschreibungen» (Karlsr. 1859—63). H. starb zu Karlsruhe 3. April 1863.

Huc (Evariste Regis), franz. Missionar, geb. 1. Aug. 1813 zu Toulouse, war 1839—52 in China Missionar und bereiste auch Hochasien und Tibet. Hierauf kehrte er nach Frankreich zurück und starb 26. März 1860 zu Paris. H. schrieb: «Souvenirs d'un voyage dans la Tartarie, le Tibet et la Chine» (2 Bde., Par. 1850; deutsch von K. Andree, Lpz. 1853), «L'empire chinois» (2 Bde., Par. 1855; deutsch, Lpz. 1856), «Le christianisme en Chine» (4 Bde., Par. 1858).

Hucbald (Hugbald, Hubald, Ubaldus), ein um die Musik im frühen Mittelalter sehr verdienter Mönch des Klosters zu St.-Amand bei Tournay, lebte 840—930 und lieferte die ersten bekannten Nachrichten von den damals beginnenden Versuchen in der mehrstimmigen Musik (bei ihm «Organum» genannt). Gleichzeitig verbesserte er die Notenschrift durch den Gebrauch der Linien, geriet aber in seiner Nachahmung der altgriech. Musik mehrfach auf Abwege. Seine Schriften sind zum Teil erhalten und bilden die Hauptquelle

zur Kunde der Musik dieser Zeit. In St.-Amand leitete H. eine Sängerschule, welche er von seinem Oheim und Lehrer Milo überkam.

Huchen oder Heuch (Salmo hucho) heißt ein zur Forellenfamilie gehöriger großer Fisch, welcher in dem Becken der Donau und ihrer Nebenflüsse die Stelle des Rheinlachses vertritt. Er wird 1—2 m lang und nicht selten 20—30 kg schwer, ist oben grünlich-blau, auf den Seiten und am Bauche hell silberweiß und verliert im Alter die schwärzlichen Punkte und wenigen schwarzen Flecken, die er in der Jugend hat. Der H. ist weit gestreckter als der Lachs, nährt sich, wie dieser, von kleinern Fischen und Gewürm, selbst von Wasserratten und Fröschen, steigt im März und April in die seichten Gewässer auf, um im Sande zu laichen, und wühlt dazu tiefe Gruben auf, die er mit seinen erbsengroßen, hellgelben Eiern besetzt. Man fängt ihn mit Fliegen- und Wurmangeln und mit dem künstlichen Silberfisch, auch wird er harpuniert oder geschossen. Die Eier schlüpfen nach sechs Wochen aus; die ausschlüpfenden Jungen haben einen runden Dottersack. Das Fleisch ist weiß und sehr wohlschmeckend. In neuester Zeit hat man den H. vielfach in andern Stromgebieten gezüchtet.

Huchtenburg, Maler, s. Hugtenburgh.

Hückeswagen, Stadt in der preuß. Provinz Rheinland, Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Lennep, an der Wupper und an der Linie Barmen-Rittershausen-Wipperfurth der Preußischen Staatsbahnen, hat Wollspinnerei, Tuch- und Buckskin-, Maschinenfabriken, Färbereien und zählt (1880) 3932 E.; die Landgemeinde H., aus 190 Wohnplätzen bestehend, zählt 5992 E., welche Tuchfabriken und Wollspinnereien unterhalten.

Huddersfield, Marktstadt und Parlamentsborough, einer der bedeutendsten Manufaktur- und binnenländischen Handelsorte Englands, im West-Riding der Grafschaft York unweit Halifax und 22 km im Südwesten von Leeds, an der Eisenbahn Manchester-Leeds, in einer gebirgigen Gegend am linken Ufer des Colne und an dem mittels eines 5,5 km langen Tunnels über das Grenzgebirge zwischen York- und Lancashire nach Stalybridge geführten Huddersfield- oder Manchester-Huddersfield-Kanal gelegen, der von da unter dem Namen Hebble-Navigation in den Calder geht und mehrere Seitenzweige hat. H. hat 14 Kirchen und Kapellen, ein Krankenhaus, zwei Colleges, eine im Juni 1873 enthüllte Statue Robert Peels, eine Philosophische Gesellschaft und ein Handwerkerinstitut. Es ist ein Hauptsitz der Wollindustrie, insbesondere für Shawls, Velours, gemengte Gewebe, leichte Tuche, obwohl auch leinene und seidene Waren hergestellt werden. Die Fabrikate werden nach der Einrichtung zu Leeds in der großen, 1765 erbauten Tuchhalle ausgelegt, und die wöchentlichen Märkte ziehen die Kaufleute von Leeds, Halifax und Wakefield in Menge herbei. Der Ort selbst hat (1881) 81 841 E., aber das Kirchspiel H., mit den Ortschaften Almondbury, Kirkburton, Kirkheaton, Morfield u. s. w. in einem langen, bis zu dem durch seine Wollfabriken, Seidenspinnereien und Dampfmaschinenbau wichtigen Dorfe Marsden sich hinziehenden Thale, zählt etwa 200 000 E., die meist Tuch, Kasimir ꝛc. fabrizieren. Unweit H. liegen die Bäder von Longwood-Spa. [horst (s. d.).

Hude, Gemeinde im oldenburg. Amte Delmen-

Hude (Philipp Wilh. Hermann von der), Architekt, geb. 2. Juni 1830 in Lübeck, besuchte das dortige Gymnasium, war dann Schüler des Hofbaurats von Arnim in Potsdam, studierte an der berliner Bauakademie und wurde 1857 zum Baumeister ernannt. Seit 1860 ist er in Verbindung mit dem Baumeister Julius Hennicke in Berlin als Privatarchitekt thätig. Er führte in Berlin eine große Anzahl Wohnhäuser und Villen aus, darunter die Villa Markwald (1861), bei der zum ersten mal echte Materialien bei der Façadenbildung bürgerlicher Wohnhäuser zur Verwendung kamen: Werkstein in Verbindung mit Verblendziegeln; 1873—75 leitete er den Bau des Hotel Kaiserhof, 1878—81 den des Centralhotels, 1881—82 den der Neuen Kirche auf dem Gensdarmenmarkt. Einer seiner Hauptbauten außerhalb Berlins ist die Kunsthalle in Hamburg (in Gemeinschaft mit Schirrmacher, seit 1863). H.s Formengebung lehnt sich an die ital. Renaissance an, welche er den modernen Bedürfnissen anzupassen sucht.

Hudiksvall, Stadt in Gefleborgs-Län in Schweden, am Bottnischen Meerbusen und an der Eisenbahn H.-Forsa, zählt (1882) 4236 E., hat zwei Banken, mehrere Werfte und Sägewerke, mechan. Werkstätte und Tischlerfabrik, Krankenhäuser und eine höhere Schule und treibt bedeutenden Handel.

Huds., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Hudson (William).

Hudson, der Hauptfluß des nordamerik. Staates Neuyork, benannt nach Henry Hudson (s. d.), der ihn 11. Sept. 1609 entdeckte, entsteht in den Adirondacgebirge in etwa 1200 m Höhe aus zwei Flüssen, die sich 65 km unterhalb ihrer Quellen vereinen. Nach einem südl. Laufe nimmt der Fluß den von Südwesten kommenden Sacandaga auf, wendet sich dann bei den Jessupsfällen ostwärts und nimmt, nachdem er bei den Hadleyfällen abermals einen großen Bogen beschrieben, bei den Glensfällen eine südliche Richtung an, die er bis zu seiner Mündung in die Bai von Neuyork beibehält. Der H. ist nur etwa 500 km lang, aber eine der wichtigsten Wasserstraßen der Vereinigten Staaten. Von den Glensfällen an läuft er in der merkwürdigen Erdspalte, welche die Acadian-Mountains oder die Berge von Neuengland von den übrigen Appalachen (s. d.) trennt und sich nordwärts durch den Champlainsee und das Thal des Richelieu bis zum St. Lorenzstrom geradlinig fortsetzt. Von den Glensfällen bis Troy zeigt er noch viele Stromschnellen, dann aber tritt er als breiter, tiefer Strom auf, der von Albany an 550—600 m, an vielen Stellen viel breiter wird und im untern Laufe seeartige Erweiterungen hat. Sein Fall ist in dieser Erdsenke so gering, daß Ebbe und Flut bis über Albany (240 km von der Mündung) hinaufreichen. Bis zur Stadt Hudson (1880 mit 8669 E.), 195 km oberhalb Neuyork, ist er für Seeschiffe fahrbar, und große Dampfschiffe können bis Albany hinaufgehen, Schaluppen sogar bis nach Troy, 255 km von der Mündung, und mittels einer Schleuse noch 13 km weiter bis nach Waterford an dem Einfluß des von Westen kommenden Mohawk, des einzigen beträchtlichen Nebenflusses, den der H. außer dem Sacandaga aufnimmt. Der Mohawk verbindet den H. mittels des Erie- und Onondagakanals mit dem Erie- und Ontariosee, während ein anderer Kanal die Verbindung mit dem Champlainsee und Canada, der Delaware- und Hudson-

kanal mit der Kohlenregion Pennsylvaniens und dem Delaware herstellen. Vor seiner Mündung in den Atlantischen Ocean bildet er die geräumige und tiefe innere und äußere Bai von Neuyork, welche dieses zu einem der ersten Häfen der Welt macht. Die Stadt Neuyork liegt an seinem linken Ufer und wird im Osten von einem seiner Arme, dem sog. East-River, bespült; sie verdankt dem H. den größten Teil ihrer Blüte. Vgl. Bruce, «The H.» (Boston 1881).

Hudson (Henry), berühmter Seefahrer, ein Engländer von unbekannter Herkunft, unternahm seine erste auf Entdeckung einer nordöstl. Durchfahrt gerichtete Reise 1607 in einem kleinen Fahrzeuge mit 10 Matrosen, mußte aber, nachdem er weit im Polarmeer vorgedrungen, im September nach England zurückkehren. Auf einer zweiten Reise 1608 kam er bis Nowaja-Semlja. Eine dritte Reise unternahm er 1609 auf Kosten der Holländisch-Ostindischen Kompagnie von Amsterdam aus. Die Hoffnung aufgebend, eine nordöstl. Durchfahrt zu finden, segelte er nach der Davisstraße, kam aber an das amerik. Festland unter 44° nördl. Br., und fand, südwärts steuernd, die Mündung des nach ihm benannten Hudsonflusses. Seine letzte Reise trat er wieder mit einem engl. Schiff im April 1610 an und erreichte im Juni Grönland. Westlich steuernd, fand er die Meerstraße, die ebenfalls seinen Namen führt (Hudsonsstraße), und gelangte durch dieselbe an die Küste von Labrador, welcher er den Namen Neubritannien gab, endlich in die große Bai, die gleichfalls nach ihm Hudsonsbai genannt wird. Hier überwinterte er, um im folgenden Frühling seine Entdeckungen weiter verfolgen zu können. Dies geschah auch, bis sein Proviant so zusammengeschmolzen war, daß er zur Rückkehr sich genötigt sah. Die Äußerung in seiner bedrängten Lage, daß er einige seiner Leute werde zurücklassen müssen, brachte ihm den Tod. Durch einen gewissen Green, dem er in London das Leben gerettet, angeregt, bemächtigten sich (Juni 1611) die Matrosen seiner bei Nacht, banden ihm die Hände auf den Rücken und gaben ihn so nebst seinem Sohne und einigen andern, die ihm anhingen, in seiner Schaluppe der Willkür der Wellen oder den Anfällen der Wilden preis. Sein Schicksal wurde durch Pricket, den Schiffsschreiber und Mitteilnehmer des Komplotts, bekannt. Vergebens waren alle Nachsuchungen, welche die Engländer um H.s willen durch Button anstellten. Die Hakluyt-Gesellschaft gab heraus «A collection of documents forming a monograph of the voyages of Henry H.» (Lond. 1860). Vgl. noch Asher, «H. the navigator» (Lond. 1861), und Read, «Historical inquiry concerning Henry H.» (Albany 1866).

Hudson (William), engl. Botaniker, geb. 1730 in Westmoreland, gest. 23. Mai 1793, verbreitete das Linnésche System in England und schrieb «Flora anglica» (Lond. 1762; 2. Aufl., 2 Bde., 1778).

Hudson Lowe (Sir), s. Lowe (Hudson).

Hudsonsbai, Binnenmeer in Nordamerika, zwischen Labrador, Neuwales und den Polarländern, 1069578 qkm groß, 1100 km lang, bis 730 km breit, hängt im O. durch die Hudsonstraße mit dem Atlantischen Ocean zusammen und steht durch den Foxkanal mit den Polargewässern in Verbindung. Die in der Mitte 180 m tiefe Bai hat mehrere große Buchten, südlich die Jamesbai, im W. die Port-Nelsonbai, die Buttonbai und im NW. die Chesterfieldbai, und ist voll von Sandbänken, Klippen und Inseln, unter welchen letztern Southampton zwischen dem Foxkanal, der Roß-Welcome- und Frozenstraße die bedeutendste ist. Zahlreiche Flüsse gehen in die Bai, von denen der Churchill, Nelson, Severn, Albany, Moose, Rupert, East-Main und Great-Whale die bedeutendsten sind. Obgleich ganz außerhalb des nördl. Polarkreises gelegen, hat dieses Binnenmeer doch einen nur wenig von dem Arktischen Meere verschiedenen Charakter. Nur etwa sechs Wochen kann es von Segelfahrzeugen, 12 Wochen von Dampfern sicher beschifft werden; die übrige Zeit ist es von Treibeis erfüllt. Port Nelson wird während drei Monate des Sommers durch regelmäßige Dampferfahrten von Liverpool aus besucht. Entdeckt wurde die Hudsonstraße, wo nicht die Bai selbst schon, von Sebast. Cabot 1517; beide aber wurden befahren und benannt 1610 von Henry Hudson (s. d.) Weitere Entdeckungen machten in dieser Gegend 1612 Button und Ingram, 1615 Bylot mit Baffin, der in den Foxkanal und bis zur Insel Southampton gelangte, 1619 der Däne Munk, 1631 Fox und James, später Parry u. a.

Hudsonsbai-Kompagnie oder «Company of adventurers of England trading into Hudsonsbay», eine engl. Handelsgesellschaft, erhielt 2. Mai 1670 einen Freibrief, welcher den Teilhabern und ihren Nachkommen den Alleinhandel in der Hudsonsbai und Hudsonsstraße gewährte und ihnen Hoheitsrechte, die bürgerliche Verwaltung und Gerichtsbarkeit über alles Land und alle darangrenzenden Gegenden verlieh, die nicht etwa schon im Besitze anderer christl. Fürsten oder Staaten sich befänden. Diese Kompagnie entwickelte seitdem mit ungeheuerm Gewinn den Pelzhandel in jenen Gegenden und wußte auch ihre Vorrechte zu bewahren. Eine Rivalin entstand der Gesellschaft in der Nordwest-Kompagnie, welche 1783 in Montreal canad. Pelzhändler gründeten, und die ihren Handel nach jenen westl. Gegenden betrieb, auf welche sich der Freibrief der alten Gesellschaft nicht erstreckte. Handelseifersucht führte endlich zu Streitigkeiten, 1814 sogar zu einem Kriege zwischen der Hudsonsbai- und der Nordwest-Kompagnie, sodaß die engl. Regierung zuletzt vermittelnd einschritt und 1821 beide Gesellschaften vereinigt wurden. Diese vereinigte Gesellschaft erhielt durch brit. Parlamentsakte eine auf 17 Jahre gültige Bestätigung ihres Handelsmonopols in allen von ihr besetzten Ländern. Nach Ablauf dieser Bestätigung wurde die Gesellschaft abermals durch Parlamentsakte vom 30. Mai 1838 auf 21 Jahre erneuert, dabei aber ausdrücklicher, als vorher geschehen, das Monopol der Gesellschaft bloß auf den Handel mit den Indianern beschränkt. Die Angelegenheiten der Kompagnie führten ihre Direktoren in London. Wiewohl sich die Pelztiere allmählich verminderten, manche Bezirke sich ganz erschöpften, war doch die Kompagnie immer noch eine mächtige und reiche Körperschaft. Das Privilegium der Kompagnie lief 30. Mai 1859 ab, und nach langen Verhandlungen ging 1863 die alte Hudsonsbai-Kompagnie an einen Verein von Kapitalisten (International Financial Compagny) über, welcher den bisherigen Eigentümern die Originalaktien abkaufte und außerdem neue Aktien zur Höhe des frühern Kapitals kreierte. Dieser Verein übertrug durch Vertrag vom 9. März 1869 alle seine Regierungs- und

Eigentumsrechte in Nordamerika an die Dominion of Canada gegen Zahlung von 300000 Pfd. St.

Hudsonsbai-Länder nannten die Engländer ursprünglich alles rings um die Hudsonsbai, nördlich und westlich von Canada gelegene Land, dessen Besitz ihnen im Utrechter Frieden 1713 zugesprochen wurde, und das sie in Labrador im O. der Bai, in Neuwales im W. und in die westlichern Binnenländer einteilten. Später wurde durch den Petersburger Vertrag vom 25. Febr. 1825 als nordwestl. Grenze gegen Russisch-Amerika (jetzt Territorium Alaska der Vereinigten Staaten) der 123. Meridian westl. L., durch den Vertrag zu Washington vom 20. Okt. 1818 als südl. Grenze gegen die Vereinigten Staaten der 49. Parallelkreis westwärts bis zu dem Felsengebirge bestimmt. Durch den Oregonvertrag vom 15. Juni 1846 ward sodann diese Südgrenze bis an die Fucastraße fortgesetzt. Zugleich wurde das Gebiet auch über das Felsengebirge hinaus bis an den Stillen Ocean erweitert und so um diesen Teil des alten Nordwestgebietes oder Neucaledonia vermehrt. Die H. umfaßten demnach nach jenen Bestimmungen sieben Achtel von Britisch-Amerika, nämlich alles außer den kolonisierten Provinzen (Settled provinces) im Südosten (Canada, Neuschottland u. s. w.), ungerechnet die ihrem Umfange nach noch unbestimmten Inseln des Arktischen Archipels. Im J. 1858 wurde indes das Nordwestgebiet oder Neucaledonia unter dem Namen Britisch-Columbia (s. d.) nebst der vorliegenden Insel Vancouver und im Mai 1870 die südlichste Provinz Manitoba davon abgetrennt. Den Rest bilden die Nordwest-Territorien, ein Teil der Dominion of Canada von 2346983 qkm mit (1881) 56446 E. Dieses ungeheuere Gebiet besteht teils aus Küstenländereien, welche von nomadisierenden Völkerschaften bewohnt werden, oder aus weiten Jagdrevieren, die noch im Besitze der Ureinwohner sich befinden. Durch die Hudsonsbai wird das Gebiet in zwei natürliche Abteilungen zerlegt, in Labrador (s. d.) und in die Nordwest-Territorien (s. d.). Das ganze Gebiet ist namentlich wichtig für den Pelzhandel, der lange Monopol der Hudsonsbai-Kompagnie (s. d.) war. (S. Karte: Britisch-Nordamerika und Alaska.)

Litteratur. Mac-Lean, «Notes of a twenty five years service in the Hudson's Bay Territory» (2 Bde., Lond. 1849); Martin, «The Hudson's Bay Territories» (Lond. 1849); Dawson, «Exploration of the country between Lake Superior and the Red River Settlement» (Toronto 1859); Taché, «Esquisse sur le Nord-Ouest» (Montréal 1859); Butler, «The great lone-land» (Lond. 1872); derselbe, «The wild north land» (Lond. 1873); Comte de Southesk, «Saskatchewan and Rocky-Mountain» (Edinb. 1875).

Hudsonstraße, der 900 km lange Meeresweg, welcher von der Davisstraße nach NW. in die Hudsonsbai führt, zwischen 60° 30′ und 24° nördl. Br. und zwischen 50° und 64° westl. L. von Ferro. Man kann durch eine breite mittlere und zwei schmale Straßen, im W. und S., in die H. einfahren.

Hué, auch Hué-fu genannt, die Hauptstadt des Reichs Annam (s. d.) in Hinterindien, zugleich Haupthandelsplatz der Provinz Dangtrong oder Cochinchina an der Ostküste derselben, ungefähr 15 km von der Mündung des Flusses Hué gelegen, hat eine stark fluktuierende, von einigen nur auf 30000, von andern bis auf 100000 Seelen geschätzte Bevölkerung. Dieselbe treibt beträchtlichen Handel und beschäftigt sich mit verschiedenen Manufakturen. Der Ort ist aus früherer Zeit durch franz. Ingenieure stark befestigt, mit starken Außen- und Innenwerken, einer Citadelle, 20 m hohen Mauern, breiten Gräben, einer Kanonengießerei, Magazinen, Arsenalen und Werften versehen, welche letztern an einem die Stadt durchziehenden Schiffahrtskanal liegen. Auf den Werften werden Kriegsschiffe zum Teil nach europ. Mustern gebaut. Der König bewohnt einen weiten, befestigten Palast. Die gewöhnlichen Wohnhäuser sind meistens aus Bambus errichtet. Vor dem Hafen liegt eine Moraſtbank, auf welcher das Wasser bei Springfluten nur 4—5 m Tiefe hat. Durch den im Mai 1884 zwischen Frankreich und China zu Tien-tsin abgeschlossenen Vertrag, kraft dessen China das franz. Protektorat über Annam und Tongking anerkennt und seine drei südl. Grenzprovinzen dem allgemeinen Handel eröffnet, hat auch H. für Frankreich eine erhöhte Wichtigkeit erhalten.

Huelva, Hauptstadt der gleichnamigen andalusischen, im S. an das Atlantische Meer, im W. an Portugal grenzenden span. Provinz (10676 qkm mit [1883] 213548 E.), das alte Onoba, ist eine gutgebaute Ciudad von (1877) 13125 E., 110 km im WSW. von Sevilla, links am Odiel, welcher sich in Gestalt einer langen Bai, Ria de Huelva genannt, mit dem Rio Tinto vereinigt ins Meer ergießt, und an der Eisenbahn Sevilla-H., welche an dem großen eisernen Molo des Tinto endet, einem der schönsten Werke seiner Art. Die San-Pedro-Kirche ist eine ehemalige Moschee. Der Handel ist bedeutend. Hauptausfuhrartikel ist Kupfererz, nämlich Kupferkiese aus den Gruben von Rio Tinto, welche durch Eisenbahn mit H. verbunden sind, Manganerz, Wein, Öl, Orangen, Feigen, Kork u. s. w. Die hier gebauten Schiffe sind in Cadiz und Gibraltar hoch geschätzt. Die Bewohner sind fleißige Fischer, deren Fang nach Sevilla expediert wird.

Huerta (span., Garten), in Südspanien Bezeichnung einer gut bewässerten und angebauten Gegend, namentlich der Gärten mit Landhäusern in der Umgegend großer Städte.

Huerta (Vicente Garcia de la), span. Dichter und Kritiker, geb. 9. März 1734 zu Zafra, studierte zu Salamanca, wurde frühzeitig Oberbeamter der königl. Bibliothek und bald darauf auch Mitglied der Königlich Spanischen Akademie sowie der königl. Akademien der Geschichte und von San Fernando. Er trat als Verfechter des altspan. Nationalgeschmacks gegen den franz. Klassizismus auf, doch drangen seine Ansichten nicht durch. Sein rücksichtsloses Auftreten und der Neid seiner Gegner raubten ihm seine Ämter und zogen ihm sogar eine mehrjährige Verbannung nach Oran zu. Er starb zu Madrid 12. März 1787. Im Druck erschienen von ihm die «Biblioteca militar española» (Madr. 1860), «Obras poeticas» (2 Bde., Madr. 1778—79; wieder abgedruckt in Rivadeneyras «Bibliothek», Bd. 61) und «Teatro español» (17 Bde., Madr. 1785—86), eine Auswahl altspan. Bühnenstücke. Er hat sich als Dichter im Lyrischen und Dramatischen versucht und in allen seinen Proben als ein bedeutendes Talent, besonders in Rücksicht auf Sprache und Versbau, gezeigt. Seine Tragödie «Raquel» (1778; abgedruckt in Ochoas «Teatro español», Bd. 5, Par. 1838), welche die Liebe

igs Alfons VIII. zu der schönen Jüdin
m Gegenstand hat, gilt als eine der besten
neuern Tragödien der Spanier.
ca, Hauptstadt der gleichnamigen, im N.
reich grenzenden, einen Teil Aragoniens
, ganz dem Ebrobecken angehörenden span.
15224 qkm mit [1883] 253334 E.), Ein-
Sitz eines Bischofs, liegt 73 km im NO.
agossa, in der durch das Wasser der Isuela
bewässerten, mit Reben und Olivenpflan-
deckten, 30 km weiten Ebene oder Haya
, amphitheatralisch an einem 60 m hohen
urch Zweigbahn nach Tardienta mit der
ie Barcelona-Alsasua der Spanischen
verbunden. Der Ort zählt (1877)
., ist altertümlich gebaut, mit Mauern
und hat eine sehr schöne got. Kathedrale
13. Jahrh., eine der herrlichsten Spa-
Priesterseminar, ein Instituto, zwei Co-
Theater, einen Stiergefechts-Cirkus und
rnen. H. ist das alte Osca im Lande der
. Sertorius errichtete daselbst 76 v. Chr.
d lat. Schulen und ward hier 72 er-
Cäsar gab der Stadt den Beinamen der
n; die Araber eroberten sie 713, machten
Königssitz und nannten sie Weschka oder
. Diesen entriß sie Pedro I., dessen Vater
Ramirez bei der Belagerung 4. Juli 1094
war, durch seinen Sieg vom 27. Nov.
der nahen Ebene von Alcoraz. Derselbe
zu seiner Residenz und verlegte das Bis-
Jaca dahin. Auf dem Reichstage 1247
er das Gesetzbuch des Königs Jayme I.
emacht. Die 1354 von Pedro IV. gestif-
erstät befindet sich im alten Königspalast.
tar, Stadt der span. Provinz Granada,
im NO. von Granada, am Fuße der
e la Sagra, an dem zum Guadiana Me-
nden Guardal, mit (1877) 7760 E. In
ntfernung von der Stadt entspringt eine
ßigsten Quellen des südl. Spanien, die
nte, d. h. Warme Quelle. H. liegt an
einer alten karthag. Stadt. — Der Ka-
Huescar, großartig geplant, ist nur zu
nge gediehen und erhält nur die Wasser
dal; er sollte nach Murcia und Carta-
rt werden, ist aber bei der Wasserarmut
unausführbar.
Albert), Graf der siebenbürg. Sachsen,
br. 1537 in Hermannstadt, besuchte die
t in Wien, trat in die ungar. Kanzlei
e erst 1574 in seine Vaterstadt zurück.
e er 1577 zum «Nationsgrafen» und Kö-
r ernannt. H. nahm lebhaften Anteil an
lichen Abfassung von «Der Sachsen in
rgen Statuta oder Eigenlandrecht», das
Báthory als Fürst von Siebenbürgen
1583 bestätigte. Dieses Gesetzbuch war
ept. 1853 in Kraft. Aber der Adel be-
ie Sachsen um ihre Wohlfahrt und
Rechte zu verkürzen, welche H. 10. Juni
dem Landtage zu Weißenburg in einer
gewordenen Rede mutig und erfolgreich
e. H. war auch Mitglied der Gesandt-
für Siegmund Báthory um die Hand der
in Maria Christina warb. Er stand treu
er und erwirkte 1607 den Beschluß des
, daß der Sachsengraf stets im Rat des
Sitz und Stimme haben sollte. Er starb
23. April 1607. Vgl. Teutsch, «Der Sachsengraf Albert H.» (Hermannstadt 1875).

Huet (Coenraad Busken), holländ. Schriftsteller, geb. 28. Dez. 1826 im Haag, studierte in Leiden Theologie und wurde 1851 Pastor der wallonisch-reform. Gemeinde zu Harlem. Dieser Stelle entsagte er 1862 und war seitdem bis 1868 thätig als Mitredacteur des «Haarlemer Courant». Er veröffentlichte: «Briewen over den Bijbel» (2 Tle., Harl. 1857; 2. Aufl. 1863), «Kanselrederen» (Harl. 1861), einen Roman «Lidewyde» (2 Tle., Arnh. 1868; deutsch von Glaser, Braunschw. 1874) und namentlich «Litterarische Fantasien» (2 Tle., Arnh. 1868; 3. Aufl., Amsterd. 1874). Von 1868 bis 1873 war er in Batavia Redacteur der Zeitung «Java Bode», gründete dann daselbst das «Allgemeen Dagblad van Nederlandsch Indie» und veröffentlichte «Nieuwe Litterarische Fantasien» (2 Tle., Batavia 1874). Später ließ er sich in Paris nieder. Er schrieb noch: «Het land van Rubens» (Amsterd. 1779; 2. Aufl. 1881) und «Het land van Rembrand» (Amsterd. 1883).

Huet (Pierre Dan., lat. Huetius), franz. Gelehrter, geb. zu Caen 8. Febr. 1630, erhielt seine Bildung durch die Jesuiten und begleitete 1652 Bochart an den Hof der Königin Christine von Schweden. Später wurde er mit Bossuet am Hofe Ludwigs XIV. Lehrer des Dauphin, für den er mit Bossuet die Ausgaben der alten Klassiker in usum Delphini besorgte. Nachdem er 1676 die Weihen empfangen, erhielt er 1678 die Abtei Aunay und 1685 das Bistum Soissons, das er nachher gegen das von Avranches vertauschte. Doch gab er 1699 sein Bistum auf und erhielt dafür die Abtei Fontenay bei Caen. Um ganz den Studien zu leben, zog er sich später in das Professhaus der Jesuiten zu Paris zurück, wo er 26. Jan. 1721 starb. Seit 1674 war er Mitglied der Akademie. Um die Hermeneutik und Geschichte der Litteratur machte er sich durch die Schriften «De optimo genere interpretandi et de claris interpretibus» (Par. 1661) und «Sur l'origine des romans» (Par. 1670; neue Ausg. von Desessarts, 1799) verdient. In seiner «Demonstratio evangelica» (Par. 1679), der «Censura philosophiae Cartesianae» (Par. 1689) und den «Mémoires pour servir à l'histoire du Cartésianisme» (Par. 1692; neue Ausg. 1698 u. Par. 1711) bekämpfte er die Philosophie, besonders die Cartesianische, welcher er vorher anhing. Als seine Gegner traten besonders Silv. Regis und Ant. Muratori auf. Außerdem gab H. «Carmina latina et graeca» (Utr. 1664), «Histoire du commerce et de la navigation des anciens» (Par. 1716; neue Ausg., Lyon 1763) und vieles andere heraus. Seine «Dissertations sur diverses matières de religion et de philosophie» wurden von Tillabet (2 Bde., Par. 1712) herausgegeben; seine philos. und litterarischen Bemerkungen sammelte Olivet in den «Huetiana» (Par. 1722). Sein Leben beschrieb er selbst in «Commentarii de rebus ad eum pertinentibus» (Amsterd. 1718; franz., Par. 1853). Vgl. die Charakteristiken von Bartholmèß (Par. 1850) und Barach (Wien 1862), und Henry, «Lettres inédites extraites de la correspondance de H.» (1879).

Huetius, Dichter, s. Huet.

Huf nennt man bei den Tieren die Hornbedeckung (den Nagel) des Endgliedes der Zehen, wenn sie kurz und stumpf ist und das ganze Nagel-

glied schuhartig umhüllt. Eine genaue Kenntnis des H. ist besonders für den Hufbeschlag der Pferde nötig. Man unterscheidet hier an dem hornigen Teile des H.: 1) die Hornwand, welche den äußern, gewölbten, das Hufbein von vorn und von beiden Seiten umgebenden Teil ausmacht, dessen unterer Rand (Tragrand) bedeutend dicker ist und frei über die Hornsohle vorragt; an dem hintern Ende biegt sich sowohl die innere als die äußere Hufwand zur sog. Eckstrebe um. Eine äußere schrägere und eine innere steilere Hufwand wird unterschieden. Jede teilt man in drei Drittel: Zehenwand, Seitenwand, Trachtenwand; 2) die Hornsohle, welche den untersten Teil des H. bildet; 3) den Hornstrahl, welcher keilartig zwischen den beiden Eckstreben der Hornwand an der Hufsohle eingeschoben ist und aus elastischern, weichern Hornfasern besteht. Nicht nur der Hornschuh wird als H. bezeichnet, sondern auch das, was in demselben eingeschlossen ist. Das sind zunächst Knochen, nämlich das untere Ende des Kronbeins, das Hufbein, das Strahlbein. Die gelenkartige Verbindung dieser drei Knochen heißt das Hufgelenk. Rechts und links an jedem Hufbein sitzt eine fast viereckige elastische Knorpelplatte oder ein Hufknorpel. Die Hufknorpel haben das Hufgelenk bei der Ausdehnung und Zusammenziehung, die der H. erleidet, je nachdem er auf den Boden aufgesetzt oder gehoben wird, schützend zu decken. Fortsetzungen der Lederhaut der allgemeinen Körperdecke, mit zackenartigen oder leistenförmigen Papillen besetzt, überziehen als hornerzeugende Materie das Hufbein als sog. Kronenwulst, als Fleischwand und Fleischsohle.

Hufbeschlag, Anleitung, den Huf der Pferde und anderer Einhufer mit einem zweckmäßigen Hufeisen zu beschlagen, lehrt auch abnorme Hufformen oder kranke Hufe so zu beschlagen, daß die Gebrauchsfähigkeit der mit solchen versehenen Tiere möglich wird oder Heilung zu erzielen ist; ebenso lehrt sie den passenden Beschlag für Pferde mit fehlerhaften Gangarten. Vgl. Dominik, «Theoretisch-praktische Anleitung zur Ausübung des rationellen H.» (Berl. 1870); Zürn, «Die Lehre vom H.» (6. Aufl.; Weim. 1879); Leisering-Hartmann, «Der Fuß des Pferdes» (5. Aufl., von Lungwitz besorgt, Dresd. 1882).

Hufe (althochdeutsch huoba, mittellat. seit der zweiten Hälfte des 5. Jahrh. mansus) hieß bei den alten Deutschen im engern Sinne das Ackerlos, welches einem jeden Familienhaupt in der Markgenossenschaft (vicus) zur Bebauung überwiesen war. Im weitern Sinne gilt jedoch das Wort für den Inbegriff von Hof, Ackerlos und Nutzung an dem uneingeteilt gelassenen, allen einzelnen Genossen gemeinschaftlich verbliebenen Teile der Mark (Wald, Weide, Wiese, Wasser und Unland). Es bildete somit H. die Grundlage für die wirtschaftlichen wie die rechtlichen Verhältnisse des Grundbesitzes bei den alten Deutschen. Die H. im engern Sinne, oder das Ackerlos, befaßte im allgemeinen so viel Land, als mit einem Pfluge oder Gespann bestellt werden kann und demnach der Arbeitskraft einer Familie entspricht. Ihr durchschnittliches Maß betrug gewöhnlich 30, zuweilen aber auch 20 oder 40 Morgen (s. d.). Wie der Morgen, so konnte natürlich auch die H. je nach den verschiedenen Gegenden oder Bodengattungen mehr oder minder verschieden ausfallen. Allmählich konsolidierte sich jedoch der Begriff des Morgens wie auch der H. in verschiedenen Gegenden oder selbst einzelnen Orten und wurde auf diese Weise zu einer Art von Ackermaß, nach dem die Größe der Bauergüter (Ein-, Zwei-, Anderthalbhüfner u. s. w.) bestimmt oder auch solches Land, das nicht der Kultur unterlag (Wasserhufen, Waldhufen u. s. w.) bemessen wurde. In einigen Gegenden Deutschlands kamen auch fingierte H. (Schattenhufen) vor, wonach Einwohner eines Dorfs, die keinen Acker hatten, ihre Steuern entrichten mußten. Vgl. Waitz, «Über die altdeutsche H.» (Gött. 1854).

Hufeisen (frz. fer de cheval, planche; engl. horse-shoe, planch shoe), eiserner Beschlag am Huf der Pferde, Maultiere, Esel zum Schutz desselben gegen zu starke Abnutzung, der mittels besonderer Nägel, der Hufnägel (s. d.), befestigt wird. Das gebräuchlichste H. ist das für Einhufer von der dem Namen nach bekannten Form. Dasselbe wird aus Stabeisen in der Weise hergestellt, daß seine untere Fläche eine den Boden berührende Bahn bildet, in welche symmetrisch auf beiden Seiten zwei Falze vertieft sind; letztere nehmen die langen Köpfe der Hufnägel auf und sind zu diesem Zweck an einzelnen Stellen durchlocht (Nagellöcher). In der Mitte des H., unter der Zehe, ist die Bahn etwas verbreitert und bildet dadurch die Kappe. Die obere Fläche des H. besteht aus dem äußern Tragrand, auf welchen sich der Huf stützt, der nach innen geneigten Abdachung und dem Kappenaufzug, welcher, aus der Kappe nach oben gehend, den Huf vorn an der Zehe führt. Die an der Bahn jedes Schenkelendes meist vorhandene vierkantige Erhöhung bezeichnet man als Stollen, eine ebensolche vorn unter der Kappe als Griff. Beim deutschen H. beträgt die Höhe des Stollens und des Griffs so viel, wie die einfache Breite des Eisens am Stollenende; dagegen hat das engl. H. weder Stollen noch Griff; beim französischen sind dieselben nur klein. Für den Gebrauch auf Glatteis werden Stollen und Griff zugeschärft (Eisstollen, Eisgriff). Bei bessern H., namentlich für Luxuspferde, hat man oft einschraubbare Stollen und Griffe, welche leicht ausgewechselt und nachgeschliffen werden können. Besondere Formen von H. kommen bei Pferden mit fehlerhaftem Gang oder kranken Hufen (bei letztern häufig geschlossene H.) zur Anwendung. Die Zweihufer tragen an jedem einzelnen Huf ein Eisen, das dann die Form eines halben Pferdehufeisens hat; oft besteht auch das Eisen einfach aus einer den Umrissen der Bodenfläche der Klaue entsprechenden Blechplatte, die mit einigen Nägeln am Huf befestigt wird.

Die Herstellung der H. ist zum großen Teil noch Arbeit des Grobschmieds und wird von demselben in der Weise ausgeführt, daß er das Stabeisen in mehrern Hitzen um das Horn des Amboßes biegt, Stollen und Griff staucht oder aufschweißt, den Falz und die Nagellöcher einschlägt. Die Fabrikation der H. mittels Maschinen ist, obwohl in das Jahr 1828 zurückreichend, noch wenig ausgebildet und nur in England und Amerika zu einiger Bedeutung gelangt. Die eine der bekanntesten Fabrikationsweisen verfolgt den Weg, daß die zur Verwendung kommenden glühenden Schmiedeeisenstäbe (Feinkorneisen) auf genau façonnierten Walzen mit den Falzen entsprechenden Vertiefungen, bei Stolleneisen auch mit den passenden Erhöhungen versehen, dann in einzelne Stücke von der Länge des fertigen H. zerschnitten, mittels mechan. Vorrichtungen zu

ntsprechend geformte Dorne gebogen und unter Stanzen gelocht werden. Nach der andern Methode werden die Stücke zunächst in Hufeisenlängen abgeschnitten, hierauf bis zur Weißglut erhitzt und auf einem Formklotz in ihre Form gebogen. Letztere bildet den Amboß eines Dampfhammers, dessen Bär beim Aufgang die einer Holzbiegmaschine (s. Holzbearbeitungsmaschinen) ähnliche Biegvorrichtung in Thätigkeit setzt. Durch den darauf folgenden Schlag des Hammerbärs wird das gebogene Eisen in ein Stahlgesenke geschlagen, aus diesem herausgehoben, mittels eines andern Gesenkes gelocht und schließlich vollendet von dem Dampfhammer abgestreift. Mit letzterer Methode können 2400 H. in 10 Stunden hergestellt werden.

Hufeisenmagnet, s. unter Elektromagnetismus, Bd. VI, S. 37.

Hufeisennasen (Rhinolophus), s. unter Fledermäuse.

Hufeland (Christoph Wilh.), einer der ausgezeichnetsten Ärzte der neuern Zeit, geb. 12. Aug. 1762 zu Langensalza in Thüringen, wurde in Weimar, wohin sein Vater als Leibarzt der Herzogin Amalie berufen worden, durch Privatunterricht für die akademischen Studien vorbereitet und widmete sich, nach dem Beispiele seines Vaters und Großvaters, der gleichfalls weimarischer Leibarzt gewesen, der Heilkunde, und zwar zunächst 1780 in Jena und von 1781 an in Göttingen, wo er 1783 die medizin. Doktorwürde erhielt. Sodann begab er sich nach Weimar, um seinen erblindeten Vater zu unterstützen, und lebte hier, bis ihm 1793 eine ord. Professur der Medizin in Jena mit dem Titel eines weimarischen Leibarztes und Hofrats übertragen wurde. Indes ging er 1798 als Direktor des Collegium medicum, Vorstand der Oberexaminationskommission, königl. Leibarzt, erster Arzt am Charité-Krankenhause und Mitglied der Akademie der Wissenschaften mit dem Titel eines Geheimrats nach Berlin, wo er bei der Gründung der Universität 1809 die Professur der speziellen Pathologie und Therapie übernahm, 1810 als Staatsrat in die Medizinalsektion eintrat und 25. Aug. 1836 starb.

H. gehört zu den edelsten Erscheinungen, sowohl als Arzt wie als Mensch. Seine wissenschaftliche Thätigkeit erstreckte sich fast über alle Teile der Heilkunde; als praktischer Arzt wie als Lehrer und Schriftsteller stand er im ehrenvollsten Ansehen. Seine hohe allgemeine Bildung, seine erschöpfende Kenntnis des Gesamtwesens der Medizin, sein tiefer Blick in die Natur, verbunden mit einer geistreichen Auffassung und einem scharfen, treffenden Urteile, leiteten ihn bei Behandlung der Kranken, bei seinem Unterrichte und bei Abfassung seiner Schriften, von denen viele auch Nichtärzten eine lehrreiche Lektüre gewähren. Vor allen ist hier zu nennen die «Makrobiotik, oder die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern» (Jena 1796; neuere Aufl., Berl. 1873), die fast in alle europ. Sprachen, ja selbst in die chinesische übersetzt wurde. Von seinen übrigen Schriften sind noch hervorzuheben: «Über die Ungewißheit des Todes» (Halle 1791; neue Aufl. 1824), «Vollständige Darstellung der Kräfte und des Gebrauchs der salzsauren Schwererde» (Berl. 1794), «Über die Natur, Erkenntnismittel und Heilart der Skrofelkrankheit» (Jena 1796; 3. Aufl. Berl. 1819), «Guter Rat an Mütter über die wichtigsten Punkte der physischen Erziehung der Kinder in den ersten Jahren» (Berl. 1799; 2. Aufl., Halle 1875), «Geschichte der Gesundheit» (Berl. 1812; 3. Aufl. 1816), «Praktische Übersicht der vorzüglichsten Heilquellen Deutschlands» (Berl. 1815; 4. Aufl. von Osann, 1840), «System der praktischen Heilkunde» (3 Tle., Berl. 1828), «Enchiridion medicum, oder Anleitung zur medizinischen Praxis, Vermächtnis einer 50jährigen Erfahrung» (Berl. 1836; 10. Aufl. 1857). Ein Teil seiner weniger umfangreichen Schriften und Journalaufsätze findet sich gesammelt in seinen «Kleinern medizinischen Schriften» (4 Bde., Berl. 1822—28) und in einer neuern Auswahl unter demselben Titel (Bd. 1, Berl. 1834). Außerdem verdanken ihm das «Journal der praktischen Heilkunde» (Berl. 1795—1835, 83 Bde.) und die «Bibliothek der prakt. Heilkunde» (Berl. 1799—1835, 86 Bde.) ihre Begründung und ihre Bedeutung. Von seinen Verdiensten um das Medizinalwesen sind die Einführung der Leichenhäuser, von denen das erste in Weimar unter seiner speziellen Aufsicht errichtet wurde, und seine Bemühungen um die Schutzpockenimpfung hervorzuheben. Alle, die ihm näher standen, rühmten seine gewissenhafte Uneigennützigkeit. H.s Selbstbiographie gab Göschen (Berl. 1863) heraus.

Vgl. Augustin, «H.s Leben und Wirken für Wissenschaft, Staat und Menschheit» (Potsd. 1837); Stourdza, «Christoph Wilhelm H.» (Berl. 1837).

Hufeland (Gottlieb), Rechtsgelehrter, geb. zu Danzig 19. Okt. 1760, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studierte seit 1780 zu Leipzig und seit 1783 in Göttingen. In Jena, wo er sich habilitierte, wurde er 1788 außerord. und 1793 ord. Professor. Seine Vorlesungen über Naturrecht, Rechtsgeschichte, deutsches Recht fanden außerordentlichen Beifall; sein «Versuch über den Grundsatz des Naturrechts» (Lpz. 1785) wurde von Kant sehr ausgezeichnet. Im J. 1803 ging H. als Professor nach Würzburg und folgte später einem Rufe nach Landshut. Im J. 1808 kehrte er als Präsident und erster Bürgermeister nach Danzig zurück, ging aber 1812 wieder nach Landshut. Im J. 1816 folgte er einem Rufe als Professor der Rechte nach Halle, wo er schon 18. Febr. 1817 starb.

Seine wichtigsten Schriften sind: «Lehrbuch des Naturrechts» (Jena 1790; 2. Aufl. 1795), «Institutionen des gesamten positiven Rechts» (Jena 1798; 2. Aufl. 1803), «Abriß der Wissenschaftskunde und Methodologie der Rechtsgelehrsamkeit» (Jena 1797), das unvollendete «Lehrbuch der Geschichte der Encyklopädie aller in Deutschland geltenden positiven Rechte» (Abteil. 1, Jena 1796), «Lehrbuch des in den deutschen Ländern geltenden gemeinen und subsidiarischen Rechts» (2 Bde., Gieß. 1806—14), «Über den eigentümlichen Geist des röm. Rechts» (2 Bde., Gieß. 1815—17), «Einleitung in die Wissenschaft des deutschen Privatrechts» (Jena 1796), «Die Lehre vom Gelde und Geldumlaufe» (Jena 1798; neue Aufl., Gieß. 1820), «Handbuch der Staatswirtschaftskunst» (2 Bde., Gieß. 1807—13; 2. Aufl. 1820). Mit Ersch hatte er sich zur Herausgabe der «Allgemeinen Encyklopädie» verbunden; an seine Stelle trat dann Gruber.

Hüffel (Joh. Jak. Ludw.), prot. Theolog, geb. 9. Mai 1784 zu Gladenbach im Großherzogtum Hessen, studierte zu Marburg und Gießen Theologie, ward 1817 Pfarrer in Friedberg, 1825 Professor am theol. Seminar und erster Prediger in Herborn, 1828 Mitglied des badischen Kirchenrats zu Karlsruhe, 1829 Prälat, trat 1853 in den Ruhestand und starb 26. Juni 1856. Er schrieb:

«Wesen und Beruf des evang.-christl. Geistlichen» (4. Aufl., 2 Bde., Gieß. 1843), «Der Pietismus, geschichtlich und kirchlich beleuchtet» (Heidelb. 1846).

Hüffer (Herm.), Rechtsgelehrter, geb. 24. März 1830 zu Münster, studierte in Bonn und Berlin Rechtswissenschaft und Geschichte, machte dann eine Studienreise durch Frankreich und Italien, habilitierte sich 1855 in Bonn, wurde 1860 zum außerord. und 1873 zum ord. Professor der Rechte ernannt. Von 1865 bis 1866 war er Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses (keiner Fraktion angehörig), 1867—70 als Vertreter des Wahlkreises Kempen Mitglied des Norddeutschen Reichstags, wo er sich der Freien Vereinigung anschloß. Von seinem Hauptwerk: «Diplomatische Verhandlungen aus der Französischen Revolution», behandelt Band 1 «Österreich und Preußen gegenüber der Französischen Revolution bis zum Abschluß des Friedens von Campo-Formio» (Bonn 1868), Band 2 und 3 den «Rastatter Kongreß und die zweite Koalition» (Bonn 1878—79). Durch Benutzung der Archive beinahe aller beteiligten Mächte konnte H. eine neue Auffassung begründen, welche der Stellung beider genannten Staaten in gleichem Maße gerecht ward. Ferner veröffentlichte H. «Beiträge zur Geschichte der Quellen des Kirchenrechts und des röm. Rechts im Mittelalter» (Münst. 1862), «Forschungen auf dem Gebiete des franz. und des rhein. Kirchenrechts» (Münst. 1863), «Rhein.-westfäl. Zustände zur Zeit der Französischen Revolution» (Bonn 1873), «Aus dem Leben Heinrich Heines» (Berl. 1878).

Hufgelenklahmheit, ein Lahmgehen der Pferde, veranlaßt durch Krankheitszustände der zum Hufgelenk gehörenden Teile. Ausdehnen der Gelenkbänder, trockene Entzündung der zum Hufgelenk geeinten Knochen, cariöse Zustände des Hufbeins und des Strahlbeins, Verknöcherung der Hufknorpel können H. hervorrufen. Beim chronischen Bestehen dieses Leidens wird in der Regel der kranke Huf kleiner, er zieht sich in seinen obern Teilen zusammen; vermehrte Wärme am ganzen Huf oder doch auf Krone und Ballen, Aufgetriebensein oder Eingefallensein der Krone, Lahmgehen der Patienten, Nichtdurchtreten im Fessel charakterisieren diese Krankheit. Die Behandlung verlangt im Anfang des Übels anhaltendes Kühlen, nebenbei ein Einreiben von grauer Quecksilbersalbe oder Jodoformsalbe auf die Krone; das hufgelenklahme Pferd muß volle Ruhe haben, obschon bei leichten Graden der H. die Heilung dadurch sehr befördert werden kann, daß man das Pferd mit unbeschlagenen Hufen mehrere Monate lang auf die Weide, in einen Grasgarten u. s. w. gehen läßt. In chronischen Fällen sind scharfe Salben (1 Teil gepulverte Spanische Fliegen, 4 Teile eines Gemisches von gleichen Gewichtsteilen Fett und dickem Terpentin) zu versuchen. Im äußersten Falle wird ein hufgelenklahmes Pferd noch einige Jahre einigermaßen gebrauchsfähig erhalten durch den Fesselnervenschnitt; der Huf eines so operierten Pferdes wird gefühllos, die Operierten empfinden keinen Schmerz mehr in ihrem Huf und gehen nun nicht mehr lahm.

Hufhorn (künstliches) dient zum Befestigen verloren gegangener Hufteile, zum Ausfüllen der Zusammenhangstrennungen des H. Weil es elastisch ist, wie das natürliche H. und mit letzterm sich gut verbindet, wenn dieses gründlich gereinigt, trocken gerieben und durch Aufreiben von Schwefeläther möglichst entfettet wurde, findet es vielfach Anwendung. Das H. wurde von Desazs in Brüssel erfunden. Guttapercha, in warmem Wasser erweicht, wird in haselnußgroße Stücke zerschnitten, dann mit gleichem Gewichtsteil Ammoniakgummi zusammengeschmolzen und zwar über gelindem Feuer unter stetem Umrühren in einem verzinnten Tiegel. Will man es hart haben, nimmt man etwas mehr Ammoniakgummi als Guttapercha.

Huflattich (Tussilago farfara), eine zu den Kompositen gehörige Pflanze, welche in fast ganz Europa sehr häufig auf thonigem und thonig-sandigem Boden wild wächst und seit alter Zeit für ein Mittel gegen allerhand Brustleiden, insbesondere Husten und Lungenschwindsucht, gilt. Die Pflanze treibt aus ihrem fleischigen, vielköpfigen Wurzelstocke im ersten Frühling büschelförmig stehende, blattlose, kahle, weißfilzige, mit grünlichen Schuppen besetzte Stengel von 10 bis 20 cm Höhe, welche ein aufrechtes, nach der Blütezeit nickendes Blütenkörbchen mit grüner zweireihiger Hülle und zahlreichen goldgelben Blüten tragen, von denen die peripherischen (weiblichen) schmal zungenförmig gestaltet sind. Die kleinen Früchte haben eine Haarkrone. Nach der Blütezeit entwickeln sich die Blätter, welche alle grundständig, langgestielt, herz-eiförmig und unregelmäßig buchtig gezähnt sind. Sie haben eine weiche Textur, oberseits eine dunkelgrüne Farbe, unterseits anfangs einen spinnwebartigen Filzüberzug. Alle Teile der Pflanze, besonders Blätter und Wurzelstock, enthalten Bitterstoff, Gummi und Schleim, weshalb sich der H. als Stärkungs- und Beruhigungsmittel bei katarrhalischen Affektionen der Schleimhäute eignet. Die Blätter sind als Folia farfarae offizinell, werden aber fast nur noch als Zusatz zu sog. Brustthee angewendet. Das Volk hält noch viel auf diese Pflanze, welche übrigens auf thonigem Boden oft als ein sehr lästiges und schwer ausrottbares Unkraut auftritt. Mit dem Namen H. (großer H.) wird oft auch die Pestwurz (s. Petasites) belegt.

Hufnagel, Maler, s. Hoefnagel.

Hufnägel (frz. clous à ferrer, engl. horse-shoe-nails) sind die zur Verbindung des Hufeisens mit dem Huf dienenden, aus Schmiedeeisen gefertigten und in schwacher S-Form gebogenen Nägel. (Fig. 1 und 2.) Dieselben haben eine Länge von 45—75 mm, in ihrem schlank konischen Schaft einen rechteckigen Querschnitt bei 3—5 mm Breite und 1—2 mm Dicke und einen schlanken, aus dem Schaft übergehenden Kopf. Letzterer ist entweder wie eine Pyramide oder wie ein Keil mit ausgebauchten Seitenflächen geformt (konische oder bauchige H.); je nach der konischen Anschwellung der beiden andern Seiten des Kopfes unterscheidet man starkköpfige, rundköpfige und dünnköpfige H. Die doppelte Krümmung der H. (Fig. 1) bewirkt beim Einschlagen das seitliche Heraustreten der Nagelspitze aus dem Huf, sodaß dieselbe umgebogen werden kann; durch den so gebildeten Haken wird ein festerer Halt des Hufeisens am Huf erreicht. Die Köpfe der H. sind [illegible] befestigten Hufeisen durch den Falz desselben bedeckt. Die Herstellung der H., welche zum [illegible] Teil noch Handarbeit ist, begreift das Ausschneiden des Nagels in einer Hitze aus einem Schmied-

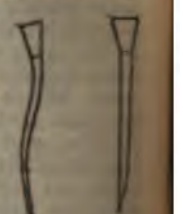


Fig. 1. Fig. 2.

stab, der von möglichst sehniger Struktur sein muß, damit der fertige Nagel beim Umbiegen der Spitze nicht splittert. Der Schaft der H. wird flach ausgeschmiedet, der Kopf in dem Nageleisen (s. Nägelfabrikation) angesetzt und schließlich der Schaft in die S-Form gebogen (gezwickt). Gewöhnlich vollenden die Hufschmiede den Nagel durch das Nachzwicken, d. h. das Nachbiegen des Schafts.

Hufnagelmaschinen zur selbstthätigen Herstellung der H. sind erst in neuerer Zeit aufgekommen und noch wenig, am meisten in Amerika, verbreitet. Eine solche Maschine ist in den Fig. 3 und 4

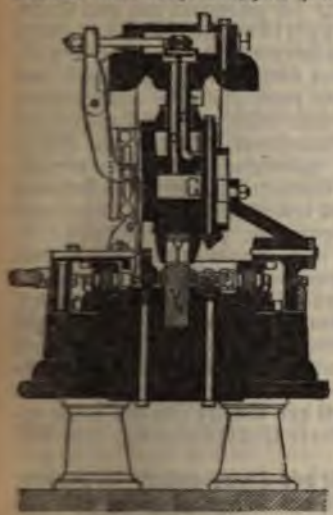


Fig. 3.

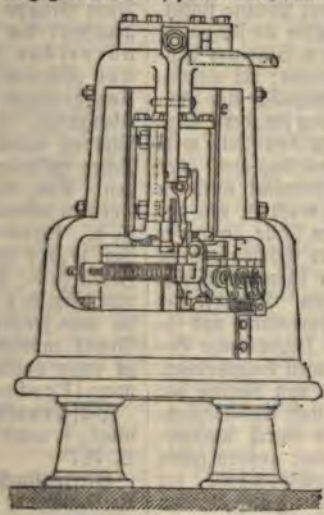


Fig. 4.

gezeigt. Dieselbe bildet die Nägel aus gutem glühenden Draht, den sie ausschmiedet, einesteils zu Köpfen anstaucht, anderenteils zuspitzt, sodann abschneidet und zwickt. Die Maschine trägt in ihrem obern Teil den beweglichen Dampfcylinder G, der durch die Kanäle c und d im festen Kolben mit dem Schieberkasten H in Verbindung steht (Fig. 3). Die einzelnen glühenden Drähte werden auf den Tisch D aufgelegt, durch die oberhalb desselben sich auf und ab bewegende Vorrichtung y an dem Kopfe eingekerbt und durch einen zweiten Apparat jk abgeschnitten; hierauf werden sie einzeln von je einer Docke gefaßt, welche zu 18 auf dem Tisch drehbar befestigt sind und durch Bewegung des gezahnten Kranzes F gedreht werden. F wird gleichzeitig mit dem Auf- und Niedergang des Cylinders im Kreise gedreht, während die Docken dadurch bei jedem Niedergang des Cylinders eine Drehung um einen Viertelkreis um sich selbst erhalten. Durch die am Cylinder und auf dem Tisch befestigten Gesenke wird jeder einzelne in die Docke eingespannte Nagel gestreckt und gezwickt. Der Stempel Y_1 dient zum Geradeführen des Cylinders und der Gesenke; durch die Stärke der Platte Y werden die Schaftdimensionen des Nagels bestimmt. Ein Schneidapparat verrichtet schließlich das Abschneiden des Nagels auf die richtige Länge, wodurch derselbe zum Verkauf fertig wird.

Hufsäugetiere, s. Huftiere.

Hufschmied, in der Armee auch Beschlagschmied oder Zahnenschmied genannt, hat die Aufgabe, den Hufbeschlag der Pferde zu bewirken. In Deutschland befinden sich in Berlin, Königsberg i. Pr., Breslau, Gottesaue, München, Dresden unter militärischer Leitung Lehrschmieden, in denen je 30—36 Hufbeschlagschüler einen Kursus durchzumachen haben.

Hüfte (coxa) nennt man die Gesamtheit derjenigen Teile, welche das Hüftgelenk zusammensetzen und zunächst umgeben. Man bezeichnet daher mit diesem Namen äußerlich den Teil auf beiden Seiten des Körpers, welcher sich von dem obern Rande des Hüftknochens (os innominatum oder anonymum) bis dahin erstreckt, wo sich der Oberschenkel vom Rumpfe abscheidet. In der Anatomie heißt dieser Teil die Hüftgegend (regio coxae oder infrailiaca). Das Hüftgelenk (articulatio coxae) wird gebildet von dem halbkugelförmigen obern Ende (Kopf) des Oberschenkelbeins und der Gelenkhöhle für dasselbe (Pfanne), welche an dem untern Ende des Beckens (s. d.) da sitzt, wo die drei Stücke des Beckenknochens (das Darmbein, Sitzbein und Schambein) zusammentreffen. Durch Bänder und durch den äußern Luftdruck wird der Schenkelkopf in der Gelenkhöhle festgehalten und durch die vom Becken zum Oberschenkel gehenden Muskeln bedeckt. Das Hüftgelenk ist ein vollkommenes Kugelgelenk und gestattet die allseitigen Bewegungen des Oberschenkels. (S. Gehen.) An der Hinterseite der H. verläuft beiderseits der starke Hüftnerv (nervus ischiadicus), welcher aus dem Hüftgeflecht kommt und sich an der hintern Oberfläche des Oberschenkels und durch die Kniekehle hindurch zum Unterschenkel und Fuß erstreckt. Er ist nicht selten der Sitz einer sehr schmerzhaften und hartnäckigen Neuralgie. (S. Hüftweh.)

Hüftgegend und **Hüftgelenk**, s. unter Hüfte.

Hüftgelenkentzündung (Coxītis, Coxalgia, Coxarthrocāce), ein langwieriges und schmerzhaftes Leiden, welches in jedem Lebensalter, vorwiegend aber bei jüngern Individuen, namentlich bei schwächlichen und skrofulösen Kindern im Alter von neun bis zehn Jahren vorkommt und häufig zur eiterigen Zerstörung oder Verödung des Hüftgelenks und damit zu einer bleibenden Verkürzung des erkrankten Beins und zu dauerndem ausgesprochenen Hinken (s. d.) führt. Die Krankheit tritt entweder nach einer bestimmten traumatischen Schädlichkeit, nach einem Sprung, Fall oder Stoß auf die Hüftgegend, oder nach einer vorausgegangenen heftigen Erkältung auf; oft genug aber entwickelt sie sich ohne jedwede bekannte Veranlassung so schleichend und unbemerkt, daß Ursache und Beginn der Krankheit gar nicht anzugeben sind.

Die ersten Symptome der H. bestehen gewöhnlich darin, daß das kranke Kind das eine Bein auffallend schont, bei längerm Gehen etwas nachschleppt und leicht hinkt; bald stellen sich dann auch mehr oder minder lebhafte Schmerzen im Hüftgelenk ein, die von diesem aus über die innere Schenkelfläche nach dem Knie ausstrahlen und bei Druck auf das Hüftgelenk oder auf den großen Rollhügel

verschlimmert werden. Schließlich wird das Gehen und Stehen sehr erschwert oder ganz unmöglich; der kleine Kranke stützt sich nun fast nur noch auf das gesunde Bein, zieht die kranke Hüfte in die Höhe, beugt das Knie und berührt den Fußboden nur noch mit den Zehen (scheinbare Verkürzung der erkrankten Extremität). In einem spätern Stadium der Krankheit kommt es nicht selten zu einer wahren Verlängerung des kranken Beins, indem durch eine reichlichere Flüssigkeitsansammlung in dem entzündeten Hüftgelenk die Gelenkflächen voneinander abgedrängt werden und der Schenkelkopf nicht mehr genügenden Raum in seiner Pfanne findet. Wurde die Krankheit von Anbeginn an sorgfältig behandelt, so kann noch in diesem Stadium dauernde und völlige Genesung eintreten; bei ungünstigem Verlauf dagegen tritt gewöhnlich eine ausgedehnte Eiterung und Fistelbildung ein, der Schenkelkopf und die übrigen knöchernen Gelenkteile werden durch die eingetretene Verschwärung mehr oder minder zerstört, die kranke Extremität wird in Wirklichkeit, nicht bloß scheinbar, verkürzt, und der kleine Kranke trägt im günstigsten Falle, wenn er nicht infolge des Fiebers und der Erschöpfung zu Grunde geht, nach jahrelangem schweren Siechtum ein verkrüppeltes Bein davon. Nur bei Beachtung der frühesten Krankheitssymptome und sofort eingeleiteter umsichtiger und konsequenter Behandlung ist solchen übeln Ausgängen vorzubeugen.

Die Behandlung hat sofort von Beginn der Krankheit an für absolute Ruhe und Unbeweglichkeit des entzündeten Hüftgelenks (durch monatelanges Liegen in einem Gips- oder andern festen Verband oder durch sog. Extensionsverbände, bei welchen die kranken Gelenkenden durch anhaltenden Zug und Gegenzug vor nachteiligem Druck bewahrt bleiben) zu sorgen und die Kräfte des Kranken durch eine leichtverdauliche nahrhafte Diät, guten alten Wein, Eisen- und Chinapräparate möglichst zu erhalten. Bei eingetretener Eiterung ist es eine Hauptaufgabe der Behandlung, dem Eiter durch rechtzeitige Incisionen freien Abfluß nach außen zu verschaffen; mitunter gelingt es nur durch die operative Entfernung (Resektion) des vereiternden Schenkelkopfs das Leben des Kranken zu erhalten. Auch nach abgelaufener Entzündung bedarf der Kranke, um Rückfällen vorzubeugen, noch lange Zeit hindurch der größten Schonung; das Gehen ist im Anfang nur sehr vorsichtig und nur mit dem Gebrauch von Krücken oder geeigneten orthopädischen Apparaten, wie des sog. Taylorschen Apparats, zu gestatten. Bei zurückgebliebener Verkürzung des kranken Beins macht sich eine Unterstützung des kranken Fußes durch eine erhöhte Sohle am Stiefel erforderlich.

Huftiere (Ungulata) bilden eine große Gruppe ansehnlicher bis gigantischer Säugetiere, die nach den Verhältnissen der Hufbildung in Multungula (Vielhufer oder Dickhäuter, s. d.) und Solidungula (Einhufer, s. d.) eingeteilt wird. Die neuere Systematik unterscheidet, namentlich gestützt auf zahlreiche, besonders aus Nordamerika bekannt gewordene fossile Formen, folgende Gruppen der H.: 1) Artiodactyla oder paarzehige H. (Paarzeher), ausgezeichnet durch paarig vorhandene Zehen, von denen die beiden mittlern, gleichgroßen den Boden berühren, die beiden äußern etwas rudimentär gebildet sind, wenigstens meist als sog. Afterzehen nicht mit dem Boden in Berührung kommen. Das Gebiß ist sehr verschieden, nur besitzen bei allen Formen die Backzähne faltenartige Ein- und Vorsprünge, die sog. Schmelzfalten. Die paarzehigen H. werden wieder eingeteilt in Artiodactyla pachydermata (dickhäutige Paarzeher), bestehend aus den (lebenden) Familien der Suidae (Schweine, s. d.) und Hippopotamidae (Nilpferde, s. d.), und in Artiodactyla ruminantia (Wiederkäuer, s. d.). 2) Die Perissodactyla oder unpaarzehigen H. (Unpaarzeher); bei diesen sind die Zehen unpaar, nämlich fünf, drei oder eine, die Mittelzehe stets vorhanden. Diese Gruppe setzt sich zusammen aus drei Untergruppen: den Tapiridae (Tapire, s. d.), Rhinoceridae (Nashörner, s. d.) und den Equidae (Pferden oder Einhufern, s. d.). Diese drei Untergruppen sind durch zahlreiche ausgestorbene Übergänge, die namentlich zwischen Tapiren und Pferden unter successivem Schwund der äußern Zehen auftreten, mannigfach miteinander verbunden. Von den lebenden Einhufern sind folgende Formen besonders bemerkenswert: der Dschiggetai (s. d., Equus hemionus, s. Tafel: Einhufer, Fig. 1), der Esel (s. d., Equus asinus, Fig. 3), das Zebra (s. d., Equus zebra, Fig. 4) und der Tarpan (Fig. 5, s. unter Pferd). Die Elefanten (s. d.), die man früher den H. zuzählte, hat man jetzt auf Grund entwickelungsgeschichtlicher Untersuchungen zu einer vollkommen selbständigen Säugetierordnung (Proboscidea, Rüsseltträger) erhoben.

Hüftkrankheit der Greise (Malum coxae senile), s. unter Gelenkentzündung, Bd. VII, S. 717b.

Hüftlahmheit der Tiere entsteht bei mehr. Verletzungen, die das Hüftgelenk treffen und namentlich diejenigen Bänder zur ungebührlichen Ausdehnung bringen, welche den Kopf des Oberschenkels im Pfannengelenk des Beckens befestigen, aber auch bei rheumatischen Affektionen der das Hüftgelenk bedeckenden Muskeln. Hüftlahme Tiere schleifen den kranken Fuß ein wenig nach, gehen bergan mehr lahm als bergab, das kranke Glied wird in einem Bogen nach außen geworfen, wenn das kranke Tier zu schnellerer Gangart gezwungen wird, die Hufsohle wird voll aufgesetzt, ein vollkommenes Durchtreten findet statt. Nach mechan. Verletzungen entstandene Hüftgelenklahmheiten charakterisieren sich durch die Kennzeichen der Entzündung in der Gegend des Hüftgelenks; rheumatische Hüftgelenklahmheit zeigt das Eigentümliche, daß beim Streichen der Haut über den rheumatisch affizierten Muskeln das leidende Tier sich einbiegt und dadurch Schmerz kundgibt, dann dadurch, daß nach längerer Bewegung das Lahmgehen geringer wird oder gar periodisch schwindet und örtlich am Hüftgelenk weder vermehrte Wärme, noch Schmerz beim Drücken, noch Anschwellung beobachtet werden kann. Atrophie (Schwund) der Hinterbackenmuskeln kennzeichnet chronisch bestehende Hüftgelenklahmheit. Beim Vorhandensein von Entzündungssymptomen in der Hüftgelenkgegend ist eine kühlend entzündungswidrige Behandlung angezeigt, später reizende, spirituöse Einreibungen (Kampferliniment; Mischungen von Terpentinöl, Kampfer und Seifenspiritus), noch später scharfe Salben. Bei rheumatischer Hüftgelenklahmheit sind von Anfang an die spirituösen Waschungen am Platze, später Schwitzkuren. Bei lange bestehenden Hüftgelenklahmheiten nützt das Legen von einem oder mehrern Haarseilen [illegible]

ut in der Gegend des Hüftgelenks oft schnell ündlich.

tweh (Neuralgia ischiadica, Ischias, Ma- tunnii, nach dem ital. Arzte Cotugno, der ie Krankheit zuerst beschrieb), eine schmerz- nd nicht selten sehr hartnäckige Neuralgie m Gebiete der Hüftnerven, welche in vielen den Gebrauch der erkrankten Extremität er- beeinträchtigt oder ganz unmöglich macht. nterscheidet zwei Formen des H., das sog. re Hüftweh (Ischias antica, s. Neural- ralis), bei welchem die neuralgischen Schmer- der vordern und innern Oberfläche des Ober- s längs des Verlaufs der Schenkelnerven em- werden, und das ungleich häufigere hintere eh (Ischias postica, s. Neuralgia femo- tea), bei dem sich der Schmerz von der Ge- nd längs der hintern Schenkelfläche bis zur le und in die Waden, selbst bis zum äußern und zu den Zehenspitzen erstreckt. Der z, welcher meist anfallsweise auftritt und bohrenden oder blitzartig durchschießenden ter besitzt, ist gewöhnlich nur auf ein Bein lt, selten doppelseitig; schon geringe Bewe- und Erschütterungen der Extremität kön- e heftige Steigerung des Schmerzes bewir- shalb die Kranken am liebsten im Bett mit ltiertem Bein liegen und beim Gehen den en Fuß nur sehr vorsichtig und ängstlich auf den setzen.

H. ist im allgemeinen ein sehr hartnäckiges welches selbst in günstig verlaufenden Fäl- der Regel mehrere Wochen zu seiner Heilung in weniger gutartigen Fällen aber oft viele r oder selbst Jahre dauert; auch sind Rück- rchaus nicht selten. Das Leiden ist vorwie- me Krankheit des mittlern Lebensalters und ännern ungleich häufiger als bei Frauen. ranlassende Ursachen sind namentlich Über- gungen der Beine, andauernder mechani- ruck auf die Hüftnerven (durch vieles Sitzen rten Stühlen, habituelle Stuhlverstopfung, serung der Gebärmutter), Fall und Stoß s Gesäß, sowie insbesondere starke Erkäl- (Schlafen auf feuchter Erde, Sitzen auf kal- nernen Bänken, Zugluft bei erhitztem Kör- zuführen; in vielen Fällen läßt sich freilich stimmte Ursache nicht nachweisen.

Behandlung ist im wesentlichen die wie bei andern Neuralgien (s. d.). In fri- llen erweisen sich Bettruhe mit zweckmäßi- erung des Beins, Schröpfköpfe und kräftige ze (Senftrige, Spanische Fliegen), bei vor- angener starker Erkältung eine energische ur ersprießlich; sind die Schmerzen sehr so lassen sich narkotische und beruhigende ungen sowie das Morphium (innerlich oder Form der subkutanen Einspritzung) oft nicht en. Von den innern Mitteln erfreuen sich rpentinöl, Jodkalium und das salicylsaure eines günstigen Rufs. Bei chronischer sind warme Bäder, namentlich längere ren in Teplitz, Warmbrunn, Wiesbaden, oder Wildbad, sowie die sachkundige An- ng des galvanischen Stroms sehr zu empfeh- n neuester Zeit sind besonders hartnäckige uch auf operativem Wege (durch gewalt- Dehnung der kranken Hüftnerven) geheilt .

Hug (Arnold), Philolog, geb. 26. Mai 1832 in Buch am Irchel (Kanton Zürich), besuchte das Gymnasium in Zürich und studierte daselbst und in Bonn Philologie, wurde 1855 Lehrer am Mariengymnasium in Stettin, 1856 am Progymnasium in Winterthur, und bei dessen Umwandlung in ein Gymnasium zum Prorektor desselben ernannt (bis 1869). Nachdem er sich zugleich 1866 an der Universität Zürich habilitiert hatte, wurde er 1869 zum ord. Professor daselbst ernannt. H. gab des Äneas «Commentarius Poliorceticus» (Lpz. 1874), Platos «Symposion» (2. Aufl., Lpz. 1884), Xenophons «Anabasis» (Lpz. 1878) und «Cyropädie» (Lpz. 1883) heraus und veröffentlichte: «Äneas von Stymphalos, ein arkadischer Schriftsteller aus klassischer Zeit» (Zür. 1877) und «Studien aus dem klassischen Altertum» (Heft 1, Tüb. 1881).

Hug (Joh. Leonhard), kath. Theolog, geb. 1. Juni 1765 zu Konstanz, studierte zu Freiburg i. Br., wurde 1789 Priester, 1791 Professor der Theologie zu Freiburg, wo er 11. März 1846 starb. Mit großer Gelehrsamkeit und Unbefangenheit untersuchte er die Entstehung des neutestamentlichen Kanon historisch in der «Einleitung in die Schriften des Neuen Testaments» (Freiburg 1808; 4. Aufl. 1847). Ferner schrieb er: «Die Erfindung der Buchstabenschrift» (Ulm 1801), «Untersuchungen über den Mythus der berühmten Völker der Alten Welt» (Freiburg 1812), «Das Hohe Lied in einer noch unversuchten Deutung» (Freiburg 1813).

Hüg., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Hügel (Karl Alexander Anselm, Freiherr von).

Hugdietrich, Held einer Dichtung des 13. Jahrh., die in mehrern Fassungen vorliegt. H. von Konstantinopel kommt als Mädchen verkleidet unter dem Namen Hildegund an den Hof des Königs Walgunt von Salneck (Thessalonich) und erzeugt mit der in einen Kerker eingeschlossenen Tochter des Königs, Hildburg, einen Sohn, der ausgesetzt und von den Wölfen gesäugt, in der Wildnis aufwächst, dann aber von einem Jäger entdeckt wird und den Namen Wolfdietrich bekommt. Das Gedicht, welches eine Einleitung und Vorgeschichte zum Wolfdietrich (s. d.) bildet, hatte damit seinen ursprünglichen Abschluß; eine Fortsetzung sucht es in Verbindung mit der Sage von Ortrut (s. d.) zu bringen, indem Ortrut Zins von H. verlangt. Das ältere Gedicht ist in Haupts «Zeitschrift für deutsches Altertum» (Bd. 5) gedruckt, die jüngere Gestalt von Oechsle (Stuttg. 1834) herausgegeben. Noch sei die treffliche Erneuerung des Stoffs durch W. Hertz (Stuttg. 1863) erwähnt.

Hügel (althochdeutsch hübel, hukil [Diminutivform von houc = Anhöhe], holländ. heuvel, niedersächs. hövel, engl. hill, hillock; isländ. hialle, schwed. hygel, holl; ftz. colline) heißt jede über einer Ebene aufsteigende geringe, rundliche Erhebung; auch Bühel, Holm, Höcker, Brink genannt.

Hügel, grauer, des Gehirns, s. unter Gehirn, Bd. VII, S. 661[b].

Hügel (Ernst Eugen, Freiherr von), württemb. General und Staatsminister, geb. zu Ludwigsburg 26. März 1774, war der Sohn des 1801 in den Reichsfreiherrenstand erhobenen württemb. Feldzeugmeisters Johann Andreas von H. (geb. 1734, gest. 1807), dessen edler Humanität Schubart in seinen «Gedichten aus dem Kerker» ein Denkmal gesetzt hat. H. trat 1785 in des Vaters

Regiment, nahm teil an den Feldzügen 1792—1800, wurde 1806 Major und 1807 innerhalb sechs Monaten Oberstlieutenant, Oberst und Generalquartiermeister-Lieutenant. Bei dem Ausbruch des Kriegs von 1809 in das Hauptquartier Napoleons gesendet, wohnte er den Schlachten von Abensberg, Landshut, Eckmühl, Aspern und Wagram bei und kehrte als Generalmajor zurück. Im Feldzuge von 1812 führte H. bei Smolensk die 1. Infanteriebrigade und stürmte 17. und 18. Aug. die beiden Vorstädte am Dnjepr; bei Borodino eroberte er die Redoute des linken Flügels. Im Kriege von 1815 war H. Militärkommissar im Hauptquartier Wellingtons, nahm an der Schlacht bei Waterloo teil, zog dann mit in Paris ein und war während der Friedensverhandlungen württemb. Gesandter bei den verbündeten Monarchen in Paris. Im J. 1816 wurde er Generallieutenant und Vizepräsident des Kriegsdepartements und nach dem Regierungsantritt des Königs Wilhelm 1817 Kriegsratspräsident. Im J. 1820 wurde er zum Mitglied der Kammer der Standesherren, 1829 zum Kriegsminister ernannt, 1842 in Ruhestand versetzt. Später zog er sich nach Kirchheim unter Teck zurück, wo er 30. März 1849 starb.

Sein Sohn, Freiherr **Karl von H.**, geb. 24. Mai 1805, war längere Zeit (Okt. 1855 bis Okt. 1864) württemb. Minister des königl. Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten; er war ein eifriger Vertreter der mittelstaatlichen Politik und starb zu Stuttgart 29. Mai 1870.

Hügel (Karl Alexander Anselm, Freiherr von), Reisender und Naturforscher, geb. 25. April 1796 zu Regensburg, studierte seit 1811 zu Heidelberg die Rechte und trat dann als Offizier in die österr. Armee, focht 1814 und 1815 mit in Frankreich und Italien, nahm 1821 an der Expedition nach Neapel teil und blieb hier als Attaché der österr. Gesandtschaft bis 1824. Darauf nahm H. als Major den Abschied, um sich zu Wien und Hietzing dem Studium der Naturwissenschaften zu widmen, und trat 1830 eine siebenjährige Reise an, die ihn bis nach Neuseeland führte und auf der er namentlich Ostindien durchforschte. Seine Sammlungen wurden den kaiserl. Kabinetten und der Hofbibliothek zu Wien einverleibt. Einen Teil seiner Reise schilderte H. selbst in «Kaschmir und das Reich der Sikhs» (4 Bde., Stuttg. 1840—42). Die naturgeschichtlichen Ergebnisse derselben wurden ebenfalls nur teilweise von Endlicher, Heckel u. a. bearbeitet. Später gab H. noch «Das Becken von Kabul» (2 Bde., Wien 1851—52) heraus. Seit der Rückkehr von seiner großen Reise lebte er vorzugsweise der Hortikultur, und seine Villa in Hietzing bei Wien, gegenwärtig im Besitz des Herzogs von Braunschweig, ist ihrer Blumenzucht wegen berühmt. Im Dez. 1850 ging er als österr. Gesandter nach Florenz, wo er bis zur Vertreibung des Großherzogs (1859) verblieb, und nahm dann den Gesandtschaftsposten in Brüssel an, den er 1869 niederlegte. Seitdem lebte er erst in England, später in Brüssel, wo er 2. Juni 1870 starb.

Hugenius, s. Huyghens.

Hugenotten (Huguenots), ursprünglich Spottname, dann allgemein gebräuchliche Bezeichnung der franz. Protestanten im Reformationszeitalter. Der Name hat nichts gemein mit Hugo, sondern ist wohl verstümmelt aus Ignots, Iguenots (Eidgenossen), wie sich die Reformierten in Genf nannten, weil sie es mit der schweiz. Eidgenossenschaft hielten. Bald nach Beginn der Reformation in Deutschland zeigten sich auch Anhänger derselben in Frankreich. Unter dem Schutz der Königin Margarete von Navarra erfüllten Männer wie Gerhard Roussel und Jakob Lefevre weite Kreise mit reformatorischen Ideen. Als später Calvin auftrat, griff unter dem Adel und dem Mittelstande der Abfall von der röm. Kirche noch mehr um sich. Aber schon Franz I. unterdrückte trotz seiner Sympathien für die Bewegung dieselbe durch Strafgesetze und ließ viele Ketzer verbrennen. Die Verbindung Heinrichs II. mit den deutschen Protestanten leistete anfangs der Reformation einigen Vorschub. Dies änderte sich, als das Haus der Guise (s. d.) bei Hofe gegen die Bourbons die Oberhand gewann; sie rissen Franz II. fort zur Unterdrückung des Protestantismus durch Scheiterhaufen und Richtschwert. Solcher Gewaltmißbrauch trieb endlich die Protestanten zur Empörung und sie wählten den Prinzen Ludwig I. Condé (s. d.) zu ihrem Haupt. Am 1. Febr 1560 wurde zu Nantes beschlossen, den König um Religionsfreiheit und Entfernung der Guisen zu bitten; im Weigerungsfall sollte der König in Gewahrsam genommen und Condé zum Generalstatthalter proklamiert werden. Doch der Hof, der den Plan erfuhr, floh von Blois nach Amboise und ernannte den Herzog François von Guise zum Generalstatthalter. Als einige Scharen bewaffneter Protestanten vor Amboise rückten, wurden sie geschlagen und gefangen; 1200 starben durch Henkershand. Die Guisen betrieben jetzt die Wiedereinführung der Inquisition, bewirkten aber nur, daß durch das Edikt von Romorantin (1560) den Parlamenten die Ketzerverfolgung abgenommen und den Bischöfen übertragen wurde. Während die Guisen mit der Ermordung der prot. Häupter umgingen, bestieg der unmündige Karl IX. den Thron. Die Königin-Mutter, Katharina von Medici, entfernte die herrschsüchtigen Guisen vom Staatsruder und machte den schwachen Anton von Bourbon zum Generalstatthalter. Die Guisen stifteten eine Gegenverbindung, das sog. Triumvirat, wodurch Katharina genötigt wurde, ihre Stütze in den Protestanten zu suchen. Im Juli 1561 erschien ein Edikt, das die Todesstrafe der Ketzer sowie den Schimpfnamen H. abschaffte. Zur völligen Beilegung des Streites eröffnete der Hof auf den 3. Sept. ein Religionsgespräch zu Poissy. Der Kardinal von Lothringen und gegen ihn Theodor Beza waren die Hauptkämpfer. Die Unterredung hatte nur zur Folge, daß sich sämtliche Protestanten unter dem Namen Calvinisten vereinigten und nun mit größerer Kühnheit auftraten. Zugleich sah sich Katharina durch die Umtriebe der Triumvirn genötigt, mehr als je mit den Protestanten gemeinschaftliche Sache zu machen. Am 17. Jan. 1562 erschien ein Edikt, das ihnen Gewissensfreiheit und dem Adel auf seinen Gütern freie Religionsübung gewährte.

Am 1. März 1562 entstand zu Vassy zwischen dem Gefolge des Herzogs von Guise und den Protestanten, die in einer Scheune Gottesdienst hielten, eine blutige Metzelei, welche die Protestanten als Friedensbruch ansahen. Das Blutbad von Vassy war das Signal zum **ersten Hugenottenkrieg**. Condé begab sich nach Orléans und rief seine Glaubensgenossen zu den Waffen, während sich die Guisen des Königs und seiner Mutter

zten und die Protestanten für Aufrührer
. Nachdem Guise 11. Sept. 1562 unter
Blutvergießen Rouen erobert, kam es
zur Schlacht bei Dreux, wo die Protestan-
heftigem Kampfe das Feld räumten.
g nun vor Orléans, verlor aber daselbst
. 1563 das Leben. Die Königin-Mutter
igst 19. März den Frieden von Amboise,
Protestanten, mit Ausnahme gewisser Be-
Städte, freie Religionsübung verschaffte.
a indessen haßte den neuen Glauben und
der Protestanten nur zur Vernichtung der
edient. Sie schloß jetzt zur Ausrottung
rei ein enges Bündnis mit Spanien, be-
die kaum gewährte Freiheit im Aug.
ch das Edikt von Roussillon und trachtete
d dem Admiral Coligny (s. d.) fortwäh-
Freiheit und Leben. Die beiden Häup-
rot. Sache faßten endlich den Entschluß,
en 29. Sept. 1567 des Königs zu Mon-
bemächtigen. Der Hof floh jedoch nach
as Condé einen Monat einschloß. Am
kam es zwischen dem Prinzen und dem
le Montmorency bei St.-Denis zur
(zweiter Hugenottenkrieg), wobei
Protestanten gegen den siebenmal stärkern
ls heldenmütigste schlugen. Condé zog
ach Lothringen, vereinigte sich mit einem
lann starken Hilfskorps, das ihm der kur-
inz Johann Kasimir aus Deutschland zu-
nd bedrohte von neuem Paris. Katha-
oß daher den Frieden zu Longjumeau
1568, der den Vertrag von Amboise
stellte. Dessenungeachtet fuhr sie fort,
stanten zu verfolgen; 3000 wurden ermor-
hingerichtet. Condé und Coligny flohen
elle, wo auch die Königin Johanna von
mit ihrem 15jährigen Sohn, dem spätern
einrich IV. von Frankreich, eintraf.
m sich die Protestanten aus Deutschland
annschaft, aus England durch Geld und
erstärkt, begannen sieden dritten Huge-
rieg. Am 13. März 1569 verloren
egen den Herzog von Anjou, den nach-
önig Heinrich III., bei Jarnac eine heiße
wobei auch Condé durch Meuchelmord
Königin von Navarra suchte ihre Glau-
sen auf einer Versammlung zu Cognac in
igen Rede wieder aufzurichten und stellte
hn als das Haupt der prot. Sache auf,
auch den Treueid leistete. Coligny hin-
rnahm die Leitung des Kampfes. Nach-
ch 15. Juni 1569 mit einem Korps von
eutschen vereinigt, das ihm der Herzog
von Zweibrücken und, als dieser unter-
ch, der Graf Volrad von Mansfeld zu-
lagerte er Poitiers, wurde aber 3. Okt.
u bei Moncontour geschlagen. Der Hof
edoch den Sieg nicht, und Coli[illegible] zog
nd, der Schweiz und Deutschland bedeu-
rstärkung an sich, eroberte noch 1569
d entsetzte Rochelle, während Lanoue die
n bei Luçon besiegte. Unter diesen Ver-
suchten Katharina und ihr Sohn Frie-
die Protestanten zu ihrem Nachteil bewil-
Der zu St.-Germain-en-Laye 8. Aug.
hlossene Vertrag gab den Protestanten
freie Religionsübung, mit Ausnahme
, und zahlreiche Sicherheitsplätze.

Katharina versuchte jetzt die Reformation, die sie im offenen Felde nicht zu bewältigen vermochte, auf den Rat der Guisen durch Mord und Verrat zu vernichten. Nachdem die prot. Großen durch die Vermählung Heinrichs von Navarra mit des Königs Schwester und durch Vorspiegelung eines beabsichtigten Kriegs mit Spanien nach Paris gelockt und daselbst durch Schmeichelei sicher gemacht worden waren, schritt der Hof in der Nacht des Bartholomäusfestes, vom 24. zum 25. Aug. 1572, zu einer allgemeinen Niedermetzelung der Ketzer. (S. Bartholomäusnacht.) Gegen 5000 Protestanten, darunter Coligny, wurden zu Paris, 30000 binnen zwei Monaten in den Provinzen gemordet. Obwohl durch diese Frevelthat ihrer Führer beraubt, griffen die Protestanten dessenungeachtet zu den Waffen und begannen den vierten Hugenottenkrieg. Sie verschlossen den Hoftruppen ihre wichtigsten Städte und verteidigten dieselben mit Hartnäckigkeit. Der Herzog von Anjou, nachdem er vor Rochelle sein Heer eingebüßt, benutzte seine Berufung auf den poln. Königsthron und schloß 24. Juni 1573 Frieden, nach welchem die Protestanten freie Religionsübung in ihren Sicherheitsplätzen: Montauban, Nimes und Rochelle, übrigens sog. Gewissensfreiheit erhielten. Eine kath. Adels- und Hofpartei, die sog. Politiker, an deren Spitze der Herzog von Alençon, der jüngste Sohn Katharinas, stand, traten jetzt mit den Protestanten zum gemeinsamen Widerstande gegen das Regiment der Königin-Mutter und der Guisen in Verbindung.

Katharina bewog deshalb nach dem Tode Karls IX. ihren dritten Sohn, den König Heinrich III., sogleich den Kampf gegen die Protestanten wieder zu beginnen (fünfter Hugenottenkrieg). Gegen Erwarten nahm indessen im Laufe des J. 1575 die prot. Sache die günstigste Entwickelung: die Königlichen verloren viele feste Plätze, wurden bei Gordes von Montbrun besiegt und boten vergebens den Frieden an. Der Prinz Heinrich I. Condé führte mit dem Pfalzgrafen Johann Kasimir ein starkes Korps aus Deutschland herbei und vereinigte sich im März 1576 zu Moulins mit dem unzufriedenen Herzog von Alençon, sodaß das prot. Heer 35000, das königliche unter dem Herzog von Mayenne nur 18000 Mann zählte. Überdies machte Heinrich von Navarra in Guyenne kräftige Fortschritte. Der Hof schloß deshalb 8. Mai zu Beaulieu einen Frieden, der den Protestanten endlich volle Religionsfreiheit und sehr viele Sicherheitsplätze gewährte. Zugleich bezahlte der König die deutschen Hilfsvölker. Herzog Heinrich I. Guise rief jedoch jetzt einen kath. Bund, die Heilige Ligue (s. Liga), ins Leben. Auch der König mußte, um der Bewegung Herr zu bleiben, 6. Nov. 1576 auf dem Reichstage zu Blois diesem Bunde beitreten und demzufolge den sechsten Hugenottenkrieg eröffnen. Jedoch schon im Sept. 1577 wurde vom König zu Bergerac auf Grund der frühern Bedingungen Friede geschlossen, und Katharina trat aus Besorgnis vor den ehrgeizigen Plänen des Herzogs von Guise mit Heinrich von Navarra zu Nerac in geheime Unterhandlungen, die den Protestanten noch einige Sicherheitsplätze eintrugen. Da indes der Hof diesen Vertrag verletzte, so eröffnete Condé im Nov. 1579 den Krieg (siebenten Hugenottenkrieg) wieder mit der Einnahme von Lafère, Heinrich von

Navarra im April 1580 mit der Eroberung von Cahors. Unter Vermittelung des Herzogs von Anjou (Alençon) schlossen aber die Protestanten bereits 12. Sept. 1580 zu Flex wieder Frieden, der ihre alten Gerechtsame anerkannte.

Die langersehnte Waffenruhe dauerte nun bis 1584, wo durch den Tod des Herzogs von Anjou Heinrich von Navarra die nächsten Ansprüche auf den franz. Thron erhielt. Die Guisen schritten bei diesem Ereignis aufs neue zur Errichtung der Ligue, verbanden sich mit Spanien und dem Papst zur Ausrottung der Ketzerei, erklärten den Kardinal von Bourbon zum Thronfolger und begannen den Kampf gegen den König und die Protestanten zugleich. Auf Betrieb seiner Mutter mußte Heinrich III. nach einem zu Nemours 7. Juli 1585 geschlossenen Vergleich die Protestanten aller ihrer Rechte verlustig erklären. Zugleich entwickelte eine zu Paris unter dem Namen der Sechzehner zusammengetretene Ligue den furchtbarsten Fanatismus. Nachdem die Protestanten aus England Geld, aus Deutschland Heeresmacht herbeigezogen, begannen sie den achten Hugenottenkrieg. Von den drei Armeen des Hofs wurde die eine unter dem Herzog von Joyeuse 8. Okt. 1587 von Heinrich von Navarra bei Coutras gänzlich geschlagen. Heinrich von Navarra benutzte jedoch diesen wichtigen Vorteil nicht, und der Hof konnte unangefochten das deutsche Heer aus Frankreich vertreiben. Der Herzog von Guise, der alle Gewalt an sich gerissen, zwang den König 19. Juli 1588 zum sog. Réunionsedikt von Rouen, welches die Ausrottung der Ketzer durchs Schwert und die Thronausschließung Heinrichs von Navarra proklamierte. Indessen traten die Absichten des Herzogs von Guise auf eine Thronrevolution so deutlich hervor, daß der König den Herzog und dessen Bruder, den Kardinal, im Sept. 1588 auf dem Reichstage zu Blois ermorden ließ. Von der kath. Partei, die besonders die Hauptstadt beherrschte, nunmehr verlassen, mußte sich der König den Protestanten in die Arme werfen. Heinrich III. zog inmitten der prot. Truppen gegen das im Aufruhr begriffene Paris, wurde aber während der Belagerung 1. Aug. 1589 von dem Mönch Clement ermordet, sodaß die franz. Krone jetzt dem Haupte der Reformation, Heinrich von Navarra, zufiel.

Die Lage der Protestanten veränderte sich zwar hiermit, wurde aber nicht sehr gebessert. Als der König, um in den völligen Besitz seiner Krone zu gelangen, im Juli 1593 zur kath. Kirche übertrat, entzogen sie dem König ihre Hilfe und dachten an die Wahl eines neuen Hauptes. Endlich unterzeichnete Heinrich, nachdem er die Ligue gebrochen, während der Friedensunterhandlung mit Spanien 13. April 1598 das berühmte Edikt von Nantes, das in 91 öffentlichen und 51 geheimen Artikeln die Rechte der Protestanten sicherte und erweiterte. Dieselben erhielten freie Religionsübung, mit Ausnahme einiger Städte, wie Rheims und Soissons, wo besondere Verträge entgegenstanden; auch durften sie fortan Synoden, selbst unter Zuziehung auswärtiger Protestanten, halten. Der Staat gewährte jährlich die Summe von ungefähr 45000 Thlrn. zur Unterhaltung ihrer Geistlichkeit; ihre Söhne konnten gleich den Katholiken auf franz. Schulen studieren. Ebenso wurde den Protestanten der Zutritt zu allen Ämtern und Würden und die Besetzung der bei den Parlamenten schon früher zur Schlichtung der Parteihändel errichteten Tribunale (Chambres miparties) zur Hälfte gestattet. Die Sicherheitsplätze endlich sollten sie noch acht Jahre behalten. Das Parlament bestätigte das Edikt erst 25. Febr. 1599.

Unter Heinrich IV., dessen Minister Sully selbst zu ihnen zählte, lebten nun die Protestanten in Frieden. Als sich jedoch Maria de Medici, die Witwe Heinrichs IV., während der Minderjährigkeit Ludwigs XIII. der Regierung bemächtigte, begannen neue Prüfungen. Zwar beschwor der König 1614 das Edikt von Nantes; die Heiratsbündnisse mit dem span. Hof aber steigerten die Besorgnisse der Protestanten in dem Grade, daß sie im Nov. 1615 mit dem im Aufruhr begriffenen Prinzen Heinrich II. Condé gemeinschaftliche Sache machten. Obschon sie nochmals im Vertrage zu Loudun (4. Mai 1616) die Freiheit des Kultus bestätigt erhielten, wartete doch der Hof auf eine Gelegenheit, wenigstens ihre polit. Stellung zu brechen. Schon im Juni 1617 befahl der schwache König durch ein Edikt die Unterdrückung der prot. Kirche und der polit. Privilegien der Landschaft Bearn. Die Kanzlei zu Pau verweigerte die Einregistrierung des Edikts, und die Sache blieb auf sich beruhen. Erst 1620 wurde auf Anstiften der Jesuiten und des Günstlings de Luynes das Edikt durch Waffengewalt in Vollzug gesetzt. Die prot. Kirchen wurden niedergerissen, die geistlichen Güter konfisziert, der Katholizismus eingeführt und die Provinz der Krone einverleibt. Die Protestanten erklärten den Gewaltstreich für eine Verletzung des Edikts von Nantes und hielten zu Rochelle eine Versammlung, die der Hof als aufrührerisch verbot. Doch gaben die Protestanten, an deren Spitze jetzt die beiden Brüder Herzog von Rohan und Prinz Soubise standen, nicht nach, und der Hof eröffnete im Mai 1621 den Krieg, der ihnen zum Nachteil ausschlug. Allmählich fielen alle prot. Städte in die Hände des Königs. Endlich nach der Kapitulation von Montpellier (21. Okt. 1622) erfolgte ein allgemeiner Friede, in welchem den Protestanten das Edikt von Nantes bestätigt, das Recht zur Abhaltung von Versammlungen aber genommen wurde. Der Hof hielt die nähern Bedingungen des Vertrags so wenig, daß die H. die Verwickelungen der Regierung in Italien benutzten und zu Anfang 1625 wieder zu den Waffen griffen. Soubise überwältigte mit einer von der Stadt Rochelle ausgerüsteten Flotte die schwache königl. Marine.

Sobald aber Richelieu die Zügel des Staats fest in seiner Hand hatte, wandte er alle Kräfte auf die Eroberung Rochelles, das von England durch Buckingham energisch unterstützt wurde. Am 10. Aug. 1627 wurde die Belagerung von Rochelle in Gegenwart des Königs und des Kardinals eröffnet. Nachdem die Engländer 8. Nov. von der Insel Ré vertrieben worden, ließ Richelieu die Stadt auch von der Seeseite durch einen ins Meer gebauten Damm einschließen. Die Belagerten verteidigten sich zwar tapfer, litten aber bald großen Mangel. Im Mai 1628 erschien unter dem Herzog Denbigh eine engl. Flotte, die nach einigen Tagen wieder absegeln mußte; eine andere im September konnte ebenso wenig ausrichten. Die Not zwang endlich 28. Okt. 1628 die Rocheller zur Unterwerfung. Von 24000 waren noch 4000 mit dem Hungertode ringende Einwohner übrig, die völlige Amnestie erhielten. Die Stadt hingegen

verlor ihre Privilegien und ihre Festungswerke. Noch hatte Rohan viele wichtige Plätze, wie Nimes, Montauban und Castres, inne; auch er mußte sich in einem Vertrage 27. Juni 1629 zu Alais auf gleiche Bedingungen unterwerfen.

Die polit. Selbständigkeit der H. und damit ihre Stellung als Partei im Staate war von nun an vernichtet. Hinsichtlich ihres Kultus erfreuten sie sich unter Richelieu und Mazarin der Schonung; mit dem Anwachsen der Monarchie unter Ludwig XIV. erhoben sich aber die Verfolgungen etwa seit 1675 von neuem. Als Lockungen und Überredung nicht verfingen, begann man die Bekehrung mit Gewalt. Truppenabteilungen, mit Mönchen im Gefolge, durchzogen die südl. Provinzen, zwangen die Einwohner zur Verleugnung ihres Glaubens, rissen die Kirchen nieder und ermordeten oft die Prediger. Hunderttausende von Protestanten flohen nach der Schweiz, den Niederlanden, England, Deutschland, wo sie mit offenen Armen empfangen wurden. Am 23. Okt. 1685 hob Ludwig das Edikt von Nantes auf. Hiermit begann eine neue Flucht und zugleich eine noch furchtbarere Verfolgung. Aus der Gegend von Nimes, wo sie immer noch sehr zahlreich waren, warfen sich Tausende von Protestanten in die Cevennen (s. d.) und übten hier insgeheim ihren Gottesdienst aus. Gegen diese wurde 1702 der sog. Cevennenkrieg eröffnet, der unter großen Opfern und Greueln bis 1706 dauerte. Der Hof, durch den Spanischen Erbfolgekrieg gedrängt, gab endlich die Verfolgung auf, bewilligte Amnestie und störte die Protestanten nicht mehr in ihrem Kultus. Frankreich hatte mehr als eine Million seiner fleißigsten und wohlhabendsten Bürger verloren; gegen zwei Millionen jedoch waren trotz der Verfolgung ihrem Glauben treu geblieben.

Die Ruhe, deren sich die Protestanten nun länger als ein Jahrzehnt erfreuten, beförderte ihr Hervortreten, besonders in der Provence und Dauphiné, aufs neue. Im J. 1724 erließ daher Ludwig XV. auf Antrieb der Jesuiten gegen sie ein hartes Edikt. Ein Edikt von 1752 erklärte die prot. Trauung und Taufe für ungültig und befahl die Wiederholung derselben durch kath. Geistliche. Unter dem Druck der allgemeinen Meinung nahm jedoch der Hof das Edikt zurück. Die litterarischen Vorkämpfer der Aufklärung traten nun in die Schranken; Männer wie Montesquieu und Voltaire wirkten für die Toleranz. Ludwig XVI. endlich erteilte durch ein Edikt von 1787, das freilich erst 1789 einregistriert wurde, den Trauungen und Taufen der Protestanten Gültigkeit und gab denselben die bürgerlichen Rechte, mit Ausnahme der Erlangung öffentlicher Ämter und Würden, zurück. Zwar wurde 1789 ein Antrag auf völlige Emancipation der Protestanten von der Nationalversammlung verworfen; dessenungeachtet nahm sie Protestanten, selbst Prediger ohne Widerrede als Mitglieder auf, und 1790 verfügte sie in einem Dekret die Restitution aller seit Ludwig XIV. konfiszierten Güter der Nichtkatholiken. Der Code Napoléon erteilte den Protestanten in Frankreich gleiche bürgerliche und polit. Rechte mit den Katholiken. Obschon auch die von den Bourbonen verliehene Charte die Freiheit des prot. Kultus anerkannte und den Staat selbst zur Besoldung der Pfarrer verpflichtete, sahen sich doch die Protestanten unter der Restauration mannigfach gekränkt und verfolgt. Erst die durch die Julirevolution reform. Charte Frankreichs proklamierte überhaupt die Freiheit des Gewissens und des Kultus, die denn auch in den Verfassungen seit 1848 aufrecht erhalten worden ist.

Litteratur. Beza, «Histoire des églises réformées en France» (3 Bde., Antw. 1580); Thuanus, «Historia sui temporis» (7 Bde., Par. 1620 u. öfter); Davila, «Storia delle guerre civili di Francia» (Veneb. 1630; deutsch von Reith, 5 Bde., Lpz. 1792—95); Soldan, «Geschichte des Protestantismus in Frankreich» (2 Bde., Lpz. 1855); Polenz, «Geschichte des franz. Calvinismus bis zur Nationalversammlung im J. 1789» (4 Bde., Gotha 1857—69); Schäffer, «Les Huguenots du 16e siècle» (Par. 1870); Smiles, «The Huguenots in France after the revocation of the edict of Nantes» (Lond. 1873); Court de Gébelin, «Histoire des troubles des Cevennes» (3 Bde., Villefranche 1760).

Huggins (William), engl. Astronom und Physiker, geb. 7. Febr. 1824 in London, errichtete 1855 ein Observatorium in seiner Wohnung in Tulse Hill, einer der londoner Vorstädte, und widmete sich von nun an astron. Beobachtungen. Eine entscheidende Richtung erhielten seine Arbeiten durch Kirchhoffs Entdeckung der Spektralanalyse, deren weitere astron. Ausbildung das Hauptziel von H.' wissenschaftlichen Forschungen wurde. Als Vorbereitung dazu untersuchte er die Spektren einer bedeutenden Anzahl chem. Elemente und veröffentlichte 1864 die Resultate dieser Arbeit mit Abbildungen der Spektren in den «Philosophical Transactions». Während der folgenden Jahre beschäftigte ihn die Spektralanalyse der Nebelflecke. Seine fernern Untersuchungen erstreckten sich auf die Spektralanalyse der Sonne und der Kometen und die Ermittelung der Bewegung der Sterne durch Veränderungen in den Linien ihrer Spektralbilder. Auch stellte H. die Wärmegrade fest, welche der Erde von mehrern Fixsternen mitgeteilt werden.

Hughenden, Dorf in der engl. Grafschaft Buckingham, Landsitz Lord Beaconsfields, der davon den Titel Viscount of H. führte. Auf dem kleinen Gottesacker daselbst liegt Lord Beaconsfield nebst seiner ihm im Tode vorangegangenen Gattin beerdigt; die Pfarrkirche enthält ein schönes ihm von der Königin Victoria gewidmetes, vom Bildhauer Belt gefertigtes Monument aus sicil. Marmor.

Hughenden, Viscount of, s. Beaconsfield.

Hughes (spr. Juhgs, David Edwin), der Erfinder des Typendrucktelegraphen, geb. 1831 zu London, kam 1838 nach Virginien, widmete sich zunächst der Musik, später der Naturwissenschaft und wurde Professor an der Hochschule zu Barndstown in Kentucky. Nachdem er 1853 seine Stellung aufgegeben, zog er sich nach Bowlinggreen zurück und bemühte sich um die Konstruktion eines Typendrucktelegraphen, die ihm auch 1855 gelang. Sofort bildete sich in Neuyork eine Gesellschaft, die Western-Union Company, welche denselben in Betrieb nahm; 1865 wurde er in Preußen, 1869 in Bayern und Württemberg, 1872 bei der Submarine Telegraph Company eingeführt. (S. unter Telegraphie.)

Hughes (spr. Juhgs, Thomas), engl. Schriftsteller und Politiker, geb. 20. Okt. 1823 in Donnington Priory bei Newbury in Berkshire, studierte in Oxford, wurde 1848 in Lincoln's Inn an die Barre berufen und praktizierte als Advokat. Seinen Ruf als Schriftsteller begründete der Roman «Tom

Brown's school days» (1856), der ein vorzügliches Bild von dem Leben der öffentlichen Schulen Englands entwarf. Weniger erfolgreich war die Fortſetzung dieſes Romans: «Tom Brown in Oxford» (1861). Außerdem veröffentlichte H. «Scouring of the white horse» (1858) und «Alfred the Great» (1869). Von 1865 bis 1868 ſaß er als einer der liberalen Abgeordneten für Lambeth im Unterhauſe, 1868—74 vertrat er den Flecken Frome, gab aber dann die polit. Laufbahn auf. Mit ſeinen liberalen Geſinnungen eine ſtreng hochkirchliche Geſinnung vereinigend, veröffentlichte H. 1878 die Schrift «Our old Church; what shall we do with it?» und 1879 die Erbauungsſchrift «The manliness of Christ». Im J. 1880 begründete er eine Kolonie in dem waldigen Hochland des Staates Tenneſſee, beſonders für jüngere Leute aus den höhern Mittelklaſſen. Die Kolonie trat unter dem Namen «Rugby» ins Leben, ſcheiterte jedoch bald an ökonomiſchen Schwierigkeiten. Später erſchien von ihm «A memoir of Daniel McMillan» (1882).

Hugi (Franz Joſ.), ſchweiz. Naturforſcher, geb. 23. Jan. 1796 zu Grenchen im Kanton Solothurn, ſtudierte zuerſt in Landshut kath. Theologie, wandte ſich aber ſpäter in Wien naturwiſſenſchaftlichen Studien zu, die er durch ausgedehnte Reiſen namentlich in den Alpen und im Jura und durch die Gründung des naturhiſtor. Muſeums und des botan. Gartens zu Solothurn förderte. Nachdem er eine Zeit lang Direktor des Waiſenhauſes und Lehrer an der Realſchule zu Solothurn geweſen, erhielt er 1833 die Profeſſur der Phyſik und 1835 die der Naturgeſchichte am Lyceum daſelbſt, wurde aber 1837 entlaſſen, weil er zum Proteſtantismus übergegangen war. Seine Beobachtungen vorzüglich über die Firn- und Gletſcherwelt benutzte er zu einer ſeitdem gänzlich aufgegebenen Theorie über die Gletſcher, der die Schriften «Über das Weſen der Gletſcher» (Stuttg. 1842) und «Die Gletſcher und die erratiſchen Blöcke» (Soloth. 1843) gewidmet ſind. Andere Schriften von ihm ſind: «Die Erde als Organismus» (Soloth. 1841) und «Naturhiſtor. Alpenreiſen» (Soloth. 1830). H. ſtarb 25. März 1855 zu Solothurn. Nach H., der 1828 und 1829 das Finſteraarhorn (ſ. d.) beſtieg, ohne jedoch die Spitze vollſtändig zu erreichen, iſt der Hugiſattel im nordweſtl. Gipfelgrat des Bergs benannt.

Hugli, der weſtlichſte Mündungsarm des Ganges (ſ. d.).

Hugo, König von Italien 925—947, war urſprünglich ein in der Provence und dem ſüdl. Burgund mächtiger Herr, der dort ſeit 917 den Königstitel annahm. Von ital. Großen, welche mit dem einſt gegen Berengar I. herbeigerufenen König Rudolf II. von Hochburgund unzufrieden waren, wurde H. veranlaßt, in Italien aufzutreten, und 925 zum König gekrönt. Er iſt indeſſen nie zur vollen Geltung gelangt, obwohl er ſich mit Rudolf dahin einigte, daß dieſer auf Italien verzichtete und dafür H.s Anteil an Burgund erhielt. Aus Rom wurde H., obwohl er die dort einflußreiche Marozia 932 heiratete, durch deren Sohn, den Senator Alberich, vertrieben, der ſich zwar 936 mit H.s Tochter Alda vermählte, aber doch dem Schwiegervater den Eintritt verſagte. In ſeiner Schwäche eiferſüchtig auf die Großen und bemüht, ſie durch Hinterliſt und Mord zu beſeitigen, machte H. ſich viele Feinde. Er zwang zwar den Markgrafen Berengar II. von Ivrea 940, vor ihm nach Deutſchland zu flüchten, aber 945 kehrte Berengar von dort zurück und gewann raſch Anhang, ſodaß H. im Frühling 946 Italien räumte und nach Arles ging, wo er April 947 ſtarb. Als König war ſein Sohn Lothar zurückgeblieben, unter der Regentſchaft Berengars, welcher nach Lothars Tod ſich Dez. 950 ſelbſt zum König krönen ließ.

Hugo der Abt, oder der Große, oder der Weiſe, Graf von Paris und Herzog von Francien, Sohn des Grafen Robert aus dem Geſchlecht der Capetinger (ſ. d.), welcher ſich 922 zum König aufgeworfen hatte, aber 923 im Kampfe gegen den Karolinger Karl den Einfältigen gefallen war. Als Roberts Nachfolger, Rudolf von Burgund, 936 kinderlos ſtarb, führte H. die Regierung im Namen des ſchwachen Sohnes des 929 geſtorbenen Karl, Ludwigs IV., welcher ihm auch Burgund übertragen mußte. Im J. 938 heiratete er Hedwig, Schweſter des Kaiſers Otto I. Eine zweite Schweſter Gerberga, Witwe des Herzogs Giſelbert von Lothringen, heiratete 940 den König Ludwig. Doch fehlte es nicht an Zwiſtigkeiten zwiſchen dieſem und H., der jenen ſogar 945 zeitweiſe gefangen nahm. Otto d. Gr. hat wiederholt zwiſchen beiden vermittelt. Als H. 16. Juni 956 ſtarb, teilten ſeine Söhne die Erbſchaft ſo, daß H. Capet Francien, Odo Burgund erhielt. Letzteres erbte nach Odos Tod 965 der dritte Sohn Heinrich.

Hugo der Große, Graf von Vermandois ſeit 1080 durch ſeine Gemahlin, war der Sohn Heinrichs I. und der Bruder Philipps I. von Frankreich, aus dem Hauſe der Capetinger. Er beteiligte ſich am erſten Kreuzzug 1096 und ging über Italien nach Durazzo, wo er auf Befehl des byzant. Kaiſers Alexius I., den er durch ſeinen Hochmut beleidigt hatte, gefangen wurde. Nach längerer Haft in Konſtantinopel freigelaſſen, ſchloß er ſich einem Kreuzheere unter dem Herzog Welf IV. von Bayern u. a. an, welches 1101 dem neugegründeten Königreich Jeruſalem Hilfe bringen wollte, aber in Kleinaſien von den Türken faſt ganz vernichtet ward. H. entkam zwar, ſtarb aber zu Tarſus 18. Okt. 1101.

Hugo (Guſt.), einer der berühmteſten Romaniſten ſeiner Zeit und nebſt Savigny Begründer der hiſtor. Rechtsſchule in Deutſchland, geb. zu Lörrach im Badiſchen 23. Nov. 1764, erhielt ſeine akademiſche Vorbildung zu Montbéliard und zu Karlsruhe, ſtudierte 1782—85 zu Göttingen neben der Jurisprudenz mit großer Liebe Philoſophie und Geſchichte und wurde 1786 Lehrer des Erbprinzen Leopold Friedrich Franz von Deſſau. Seinen Ruf begründete er durch die Ausgabe der «Fragmenta» des Ulpian (Gött. 1788). Im J. 1788 wurde er in Göttingen außerord., 1792 ord. Profeſſor der Rechte, erhielt ſpäter den Titel eines Geh. Juſtizrats und ſtarb daſelbſt 15. Sept. 1844.

H. war einer der erſten, die nach Leibniz' und Pütters Vorſchlag das heutige röm. Recht nicht nach der Titelfolge vortrugen, ſondern die Rechtsgeſchichte nach Zeiträumen darſtellten und die Philoſophie des poſitiven Rechts in den civiliſtiſchen Lehrkurſus aufnahmen. Sein Hauptwerk iſt das «Lehrbuch des civiliſtiſchen Kurſus», welches ſieben Bände unter den nachfolgenden Titeln umfaßt: 1) «Lehrbuch der juriſt. Encyklopädie» (Berl. 1811; 8. Aufl. 1835), 2) «Lehrbuch des Naturrechts, als einer Philoſophie des poſitiven Rechts» (Berl. 1809; 4. Aufl. 1819), 3) «Lehrbuch der Geſchichte des röm. Rechts bis auf Juſtinian» (Berl. 1810;

826), 4) «Lehrbuch des heutigen röm. Berl. 1811; 7. Aufl. 1826), 5) «Chresto- on Beweisstellen für das heutige röm. erl. 1807; nebst «Zusätzen», Gött. 1812; 820), 6) «Lehrbuch der Geschichte des t Justinian» (Berl. 1812; 3. Aufl. 1830), uch der Digesten» (Berl. 1822; 2. Aufl. Daran schließt sich sein in den einzelnen wiederholt neu aufgelegtes «Civilistisches » (6 Bde., Berl. 1814—37), welches treff- arisch-kritische Beiträge zur röm. Rechts- und andern Fächern enthält. Eine Bei- nen wie zu diesem bilden seine «Beiträge tischen Bücherkenntnis der letzten 40 Jahre» Berl. 1828—29; Bd. 3, 1845).

(Victor Marie), berühmter franz. Dichter, ebr. 1802 zu Besançon, wo sein Vater, berst, später General und von Napoleon I. rafenstand erhoben, in Garnison stand, e seine erste Jugend teils in einem Non- zu Paris bei seiner Mutter Sophie, ge- rébuchet, einer Vendéerin, teils in Italien uien bei seinem Vater, der ihm seit 1815 die militärische Laufbahn berechneten Un- ben ließ. Während der junge H. Mathe- ieb, machte sich aber auch seine poetische d feurige Phantasie in Versen geltend. 16 entstanden die Gedichte «Le riche et » und «La Canadienne», 1817 behandelte i der akademischen Preisbewerbung auf- Thema «Les avantages de l'étude» und n Gedicht eine Anspielung auf seine kaum gten 15 Jahre einfließen. Die Preisrich- darin eine Mystifizierung und erteilten tt des Preises, nur eine Belobung. Doch hiernach von seinem Vater die Einwilli- militärischen mit dem litterarischen Be- rtauschen. Die Akademie von Toulouse 13 seine zwei Oden auf die Bildsäule IV. und auf die 1792 hingerichteten en von Verdun und ernannte ihn 1820 re ès jeux floraux. In den J. 1822—24 chte H. die beiden ersten Bände seiner ballades», die in der Form noch klassisch, er Empfindungs- und Auffassungsweise antisch, durch den Vollklang der Verse en; 1823 erschien sein erster Roman «Han », 1825 folgte der zweite: «Bug Jargal», dritte Band seiner «Odes et ballades», die klassische Form seiner ersten Gedichte hr zurücktritt und die beliebte Redefigur rs, die Antithese, sich stark geltend macht. ch mit dem Klassizismus entschied sich 1827 herausgegebene Drama «Cromwell». geschriebene Vorrede entwickelte die ästhe- orie der neuen Richtung. «Cromwell» für die Bühne geschrieben, wurde aber rrisches Werk Gegenstand der heftigsten Im J. 1828 erschien eine neue Samm- , «Les Orientales», die bewies, bis zu m Grade der Dichter Form und Rhythmus Gewalt hatte. Im J. 1829 schrieb H. das Marion Delorme», dessen Aufführung die nsur untersagte. Das Drama «Hernani eur castillan» wurde 26. Febr. 1830 auf tre français aufgeführt. Hierauf erschien Roman «Notre-Dame de Paris» (1831), e Treue der Zeit- und Ortsfarbe, das ab- benteuerlich von Schönem und Unschönem, von Einfachem und Seltsamem, die Originalität einzelner Charaktere, das dramatische Interesse des Ganzen zum Hauptwerk unter H.s prosaischen Dich- tungen machen. Das Drama «Triboulet ou Le roi s'amuse» (1832) veranlaßte stürmische Auftritte im Théâtre français und wurde nach der ersten Vor- stellung verboten. Sodann folgten die Dramen «Lucrèce Borgia» und «Marie Tudor» (1833), «Angelo» (1835), «Ruy-Blas» (1838), «Les Bur- graves» (1843), und neue Sammlungen lyrischer Gedichte: «Feuilles d'automne», tief menschlich und schlicht einfach empfundene Lieder (1831), «Chants du crépuscule» (1835), «Voix intérieures» (1837), «Les rayons et les ombres» (1840), unter welchen die erste und die dritte die Meisterstücke sei- ner poetischen Leistungen in Versen sind. Er wurde 1841 in die Akademie aufgenommen und 1843 zum Pair ernannt.

H. trieb unter allen Regierungen eifrig Politik, je nach seiner zeitweiligen poetischen Stimmung. Royalistisch und katholisch gesinnt oder vielmehr ge- stimmt, kämpfte er für die Sache des bourbonischen Throns und der Staatsreligion in den Oden, in welchen er die Rückkehr der Bourbonen und die Helden der Vendée besang. Eine königl. Pension belohnte ihn damals. Unter Karl X. und Ludwig Philipp beförderte er mit seiner «Ode à la colonne» und «Napoléon II» die Ausbildung der napoleoni- schen Partei und Legende und verlangte in der Pairs- kammer die Zurückberufung der Bonaparte. Nach der Februarrevolution von 1848 wurde er zu Pa- ris in die Constituante gewählt, wo er sich zur monarchisch-reaktionären Majorität hielt und durch die Inkonsequenz seines Verhaltens beim Abstim- men über die wichtigsten Fragen bemerklich machte. Nach seiner Wiederwahl in die Legislative verleug- nete er seine Vergangenheit und wurde der Wort- führer der demokratisch-sozialen Partei. Als Lud- wig Napoleons Wiederernennung zur Sprache kam, eiferte er aufs heftigste gegen «Napoleon den Klei- nen», gegen den «Augustodulus», sodaß nach dem Staatsstreich vom 2. Dez. 1851 H.s Name auf der Proskriptionsliste obenan gesetzt wurde. Er flüchtete zuerst nach Belgien, sodann nach der Insel Jersey, von wo man ihn wegschickte, weil er in Betreff eines zum Aufhängen verurteilten Verbrechers einen un- ehrerbietigen Brief an die Königin von England geschrieben hatte, und bewohnte nachher die Insel Guernsey, den «Felsen», wo er sich ein fürstl. Haus (Hauteville-House) bauen ließ und auch wohnen blieb, obgleich ihm die Amnestie vom 15. Aug. 1859 die Rückkehr nach Frankreich gestattete. Aus der Verbannung datierte er ein mit aller Bitterkeit persönlichen Grolls geschriebenes Pamphlet «Na- poléon le Petit» (Brüss. 1852) und einen gleich maßlos leidenschaftlich abgefaßten Band Gedichte: «Les châtiments» (Brüss. 1852). Hierzu kamen später ruhigere Werke: «Les contemplations» (2 Bde., Par. 1856 u. öfter), Erinnerungen aus dem frühern Leben des Dichters und Ergebnisse seiner spätern Weltansicht; «La légende des siècles» (2 Bde., Par. 1859), eine Sammlung von versi- fizierten Sagen und phantastischen Schilderungen auf histor. Basis; «Les misérables» (10 Bde., Par. 1862), ein großer sozialer Roman, worin er die ge- sellschaftlichen Ungleichheiten in farbenreicher Weise schildert; die Abhandlung «William Shakespeare» (1864), «Les chansons des rues et des bois» (1865), «Les travailleurs de la mer» (1866) und «L'homme

qui rit» (4 Bde., Par. 1869; deutsch von Büchmann, 4 Bde., Berl. 1869), ein seltsamer Roman.

Einige Tage nach dem 4. Sept. 1870 kehrte H. nach Paris zurück, und eine seiner ersten Handlungen war, daß er den siegreich vorrückenden Deutschen in einem glühenden Aufruf zumutete, ohne weiteres umzukehren und den gottlosen Gedanken der Belagerung einer Stadt wie Paris aufzugeben. Bei den Wahlen 8. Febr. 1871 wurde er vom Seine-Departement in die Nationalversammlung zu Bordeaux gewählt, wo er seinen Sitz auf der äußersten Linken nahm und 8. März seine Entlassung gab. Am 18. März, im Moment des Ausbruchs der Commune, brachte H. die Leiche seines plötzlich am Schlagfluß gestorbenen ältesten Sohnes, Charles Victor H., von Bordeaux nach Paris, begab sich sodann nach Brüssel und trat, nachdem er kurz vorher in zornsprühender Ode die Vendômesäule gegen die Wut der Communards verteidigt hatte, in einem 26. Mai an den Redacteur der «Indépendance belge» gerichteten Briefe für die Commune ein, mußte aber, infolge feindseliger Zusammenrottungen vor seinen Fenstern, die Stadt verlassen und kehrte nach einem kurzen Aufenthalt in London nach Paris zurück, wo er bei den Senatorwahlen 30. Jan. 1876 für das Seine-Departement gewählt wurde. Die Schrecknisse des Deutsch-Französischen Kriegs schilderte er in grell poetischer Form in «L'année terrible» (Par. 1872); darauf folgte der Revolutionsroman «Quatre-vingt-treize» (3 Bde., Par. 1874; deutsch von Schneegans, 3 Bde., Straßb. 1874), und unter dem Titel «Actes et parole» (3 Bde., Par. 1875—76; deutsch im Auszug, Stuttg. 1876) gab er ein Memoirenwerk über sein Leben von 1841 ab heraus; diesem folgte «L'art d'être grand-père» (Par. 1877). Obgleich in seinen spätern Erzeugnissen die Denkungsweise in Bezug auf Staat und Gesellschaft eine ganz andere ist, hat doch sein Stil in den prosaischen Werken dieser Periode das Glänzende, Lebhafte und Gewaltige seiner frühern Diktion durchgängig behalten; dagegen verraten seine letzten Poesien die Stufe des Verfalls, nämlich ausschweifende Phantasie, grelles Kolorit und argen Verstoß gegen die Hauptregeln der franz. Metrik. Als Haupt der romantischen Schule in Frankreich hat H. an die Stelle litterarischer Tradition, die von klassischen Mustern nur noch den äußern Zuschnitt bewahrte, die freie Wahl des Stoffs und die ungehinderte Bewegung des Geistes gesetzt und so in die Dichtkunst wieder Kraft und eigenes Leben gebracht. Daß diese Reaktion gegen die fesselnde Regel und Konvenienz bei ihm und seinen Nachahmern zu Übertreibungen führte, war fast unvermeidlich. Der Haß gegen konventionelle Schönheit und abstrakte Charakteristik verleitete zur Verleugnung des Schönen und Idealen, sodann zur Ehrenrettung und Verherrlichung des Unschönen und Ungeheuerlichen physischer und moralischer Art. Dennoch hat die von H. durchgesetzte litterarische Umwälzung bleibende Bedeutung als eine Epoche der franz. Litteraturgeschichte. H.s sämtliche Werke sind in vielen Ausgaben erschienen, die vollständigste in 26 Bänden (Par. 1858 fg.; deutsch, 21 Bde., Stuttg. 1858—62). Interessante biographische Nachrichten findet man in der Schrift (von seiner 1868 zu Brüssel gestorbenen Frau): «Victor H., raconté par un témoin de sa vie» (6. Aufl., 2 Bde., Par. 1865; deutsch von Diezmann, 2 Bde., Lpz. 1863). Die beste Charakteristik seines Schaffens gab die Reimstrophe, welche um 1840, auf der Höhe seines Ruhms, durch die Zeitungen lief: «Sa puissance Est immense: Il condense Mort et danse, Rire et pleurs; Il mélange L'homme et l'ange Et la fange Et les fleurs». Das Beste, was H. in Prosa geleistet, ist seine berühmte, mit feuriger Beredsamkeit geschriebene Streitschrift: «Le dernier jour d'un condamné» (1829), ein Meisterwerk psychol. Behandlung einer der brennendsten Zeitfragen. Vgl. Barbou, «Victor H. und seine Zeit» (deutsch von Weber, Lpz. 1882).

Zwei Brüder H.s haben sich ebenfalls als Schriftsteller bekannt gemacht. Der erste, Eugène H., geb. 1801 und Verfasser einiger Gedichte, starb 1837; der zweite, Jules Abel H. (gest. 1859), veröffentlichte zahlreiche histor. und malerisch-geogr. Werke, unter anderm «Histoire de la campagne d'Espagne en 1823» (2 Bde., Par. 1824) und «Histoire de l'empereur Napoléon» (Par. 1839). — Des Dichters Söhne, Charles Victor H. und François Victor H., geb. zu Paris, der erste 2. Nov. 1826, der zweite 22. Okt. 1828, traten nach der Februarrevolution als Journalisten auf. Bis 1851 arbeiteten sie für das von ihrem Vater begründete Tageblatt «L'Événement», und nach dem Staatsstreich vom 2. Dez. teilten sie freiwillig dessen Verbannung. Charles schrieb «Le cocher de Saint-Antoine» (3 Bde., Par. 1857), ein großes pantheistisches Phantasiegemälde, «La Bohème dorée» (2 Bde., Par. 1859), «La chaise de paille» (Par. 1859) u. s. w. François verfaßte histor. Werke, z. B. «L'isle de Jersey» (1857), und lieferte Übersetzungen aus dem Englischen, darunter eine von Shakspeares sämtlichen Werken (13 Bde., Par. 1860 fg.). Zur Zeit der allgemeinen Wahlen 1869 begründeten beide Brüder in Gemeinschaft mit Vaguerie ein dem Kaiserreich äußerst feindliches radikal-polit. Journal «Le Rappel», welches seitdem ein stetiger Verteidiger der ultrademokratischen und sozialistischen Partei geblieben ist. Charles H. starb, vom Schlag gerührt, in Bordeaux 16. März 1871. François H. verschied 26. Dez. 1873 zu Paris.

Hugo, Abt von Flavigny, franz. Geschichtschreiber, geb. 1064, ward Mönch in St.-Vannes, mußte 1085 aus polit. Gründen flüchten, trieb sich viel in der Welt herum und wurde 1096 Abt von Flavigny bei Dijon, bald aber wieder vertrieben und nun entschiedener Gegner der röm. Kirchenpolitik im Investiturstreit. Er schrieb eine Chronik (bis 1102) in zwei Büchern, von denen das erste nur durch einige merkwürdige Bruchstücke älterer Werke Wert hat, das zweite aber dadurch, daß es viele Urkunden enthält und H.s eigene Erfahrungen und Erkundigungen mitteilt, freilich in ganz ungeordneter Weise und oft mit zu großer Leichtgläubigkeit. Die Chronik ist von Pertz in «Monumenta Germaniae historica» (Bd. 8) herausgegeben.

Hugo Capet, Stifter des capetingischen Königshauses, Graf von Paris und Herzog von Franzien seit 956, Sohn des vorigen, begnügte sich wie sein Vater zunächst damit, der Mächtigste in Frankreich zu sein, und überließ die Krone dem karolingischen Schattenkönig Lothar. Als aber Lothar 986 und dessen Sohn Ludwig V. kinderlos 21. Mai 987 starb, ließ H. sich zum König ausrufen und 3. Juli in Rheims krönen. Zwar war noch ein Sohn der Lothars übrig, Karl, dem Kaiser Otto II. das Herzogtum Niederlothringen 977 verliehen hatte

roberte Laon und sogar Rheims, wurde in
Stadt aber von H. belagert und 990 zur
ng gezwungen und starb in der Gefangen-
91. Von Karls Söhnen begnügte sich der
Otto, mit dem väterlichen Herzogtum, zwei
flüchteten nach Deutschland. So wurde H.s
m nicht weiter bestritten. Schwierigkeiten
en ihm nur dadurch, daß er den Erzbischof
eims, Arnulf, der als unehelicher Sohn Lo-
einen Oheim Karl unterstützt hatte, gefangen
Er ließ ihn durch eine Synode 991 absetzen
n berühmten Gerbert erwählen; beides aber
vom Papste nicht anerkannt. H. starb
. 997; ihm folgte sein schon 988 zum Nach-
gekrönter Sohn Robert. Vgl. von Kalckstein,
reich unter den ersten Capetingern» (Lpz.
(S. Capetinger.)

o von Langenstein, deutscher Dichter des
hrh., aus Schwaben stammend, Deutsch-
ritter, dichtete nach lat. Vorbild das Legen-
s «Von der heil. Martina» (um 1293), her-
eben von A. von Keller in den «Publikatio-
Stuttgarter Vereins» (1856).

o von Montfort, deutscher Dichter des
rh., geb. 1357, aus dem Geschlecht der Gra-
Montfort in Vorarlberg, nahm 1377 an
Zuge gegen die heidnischen Preußen teil,
überhaupt ein bewegtes kriegerisches Leben
rb 4. April 1423. Seine allegorischen «Re-
Lieder und poetische Briefe) wurden von
rsch in den «Publikationen des Stuttgarter
s» 1879 herausgegeben.

o von Sankt Victor, mystischer Theolog
2. Jahrh., wahrscheinlich dem Geschlecht
Harz ansässigen Grafen von Blankenburg
genstein angehörend, geb. um 1097, ward
nvent zu Hamersleben gebildet, trat 1115
berühmte Schule des Augustinerklosters
ctor bei Paris ein und wurde später selbst
rsteher dieser Lehranstalt erhoben. Er starb
br. 1141. Seine mystische Richtung tritt
schiedensten hervor in den Schriften «De
norali», «De arca mystica», «De vani-
undi». Daneben zeigen sich starke Einwir-
der Scholastik, besonders in der spätern
«De sacramentis christianae fidei». Eine
nenfassung seiner Anschauungen enthält die
a sententiarum». Die beste Ausgabe seiner
n erschien Rouen 1648. Vgl. Liebner, «H.
theol. Richtungen seiner Zeit» (Lpz. 1832);
, «Dogmengeschichte des Mittelalters» (Bd. 2,
875).

o von Trimberg, von einem Dorfe im
urgischen so genannt, geb. um 1235 zu Wern-
it 1260 Magister und Rektor der Schulen an
ollegiatstift Marias und Gangolfs in der
stadt, einer Vorstadt von Bamberg, gest.
13, ist bekannt als der Verfasser des «Ren-
mes seinerzeit sehr beliebten, in vielen Hand-
n erhaltenen Lehrgedichts, das er 1300 voll-
später aber noch mit mancherlei Zusätzen
Auf die Besserung und Belehrung der Zeit-
n gerichtet, enthält es eine Schilderung des
des und der Lebens- und Sinnesweise der-
namentlich eine Rüge ihrer Gebrechen und
Sehr wichtig für die Sittengeschichte, zeugt
gstens in den zahlreich eingewebten Beispie-
d Erzählungen von poetischer Begabung.
r» hat er es genannt, nicht weil es, wie eine alte Aufschrift des Gedichts sagt, durch alle Lande rennen sollte, sondern mit Beziehung teils auf die Mannigfaltigkeit des Inhalts, durch den er «vürbaz rennet», teils auf den Mangel an festem Plan in demselben. Auch auf ein Büchlein «Der Samener» (Sammler), das er schon 1266 abgefaßt, aber aus Verdruß über den Verlust eines Teils der Handschrift nicht beendet hatte, hat er dabei Rücksicht genommen, wenn er sagt: «Jenz loufet vor, diz rennet nach.» Vollständig wurde der «Renner» zuerst herausgegeben aus einer 1347 geschriebenen erlanger Pergamenthandschrift von dem bamberger Historischen Verein (3 Hefte, Bamb. 1833—36); in der Sebast. Brant mit Unrecht beigelegten Bearbeitung (Frankf. 1549) ist das Gedicht mit großer Willkür umgestaltet. Vgl. Janicke in Pfeiffers «Germania» (Bd. 2 u. 5).

Hugtenburgh (Jan van) oder Huchtenburg, ausgezeichneter Schlachtenmaler, geb. zu Harlem 1646, hatte in Rom seinen früh verstorbenen Bruder Jakob van H. und dann in Paris van der Meulen zu Lehrern. Im J. 1670 ließ er sich in seiner Vaterstadt nieder. Prinz Eugen von Savoyen ließ von ihm seine 1708 und 1709 mit dem Herzog von Marlborough gelieferten Schlachten malen, die auch in einem Kupferwerke (Haag 1725) erschienen. Im J. 1711 ging H. an den Hof des Kurfürsten von der Pfalz, später lebte er meist im Haag und starb zu Amsterdam 1733. — Sein Bruder, Jakob H., ein Schüler Berghems, hat sich ebenfalls einen Namen gemacht.

Hugues (Clovis), franz. Abgeordneter, geb. zu Menerbes im Depart. Vaucluse 3. Nov. 1851, widmete sich der journalistischen Laufbahn und wurde 1871 wegen eines von der Zeitung «La Fraternité» veröffentlichten Artikels zu drei Jahren Gefängnis und einer hohen Geldstrafe verurteilt. Erst Ende 1875 kam er wieder frei. Er wurde nun Mitarbeiter der «Jeune République», tötete im Duell einen Redacteur des bonapartistischen Blattes «L'aigle», wurde deshalb 1878 vor Gericht gezogen, aber freigesprochen. Im J. 1881 wurde er vom zweiten Wahlbezirk von Marseille in die Kammer gewählt, wo er zur äußersten Linken gehört. H. hat einige Gedichtsammlungen veröffentlicht: «La petite muse» und «Heures de prison» (beide 1875).

Huhn (Gallus), die typische Gattung der Hühnervögel (s. d.), unterscheidet sich von seinen nächsten Verwandten, wie z. B. den Fasanen, durch nackte, schlaffe Hautlappen, die am Kinn herabhängen, einen Fleischkamm oder Federbüschel auf dem Kopfe, schmale Spitzfedern am Halse, Sporen beim Männchen an den starken Füßen, deren Hinterzehe den Boden nur mit dem Nagel berührt. Die wilden Arten dieser Gattung, die den Naturforschern erst seit dem Ende des 18. Jahrh. bekannt wurden, leben alle in Ostindien und auf den Sunda-Inseln in den Wäldern, an deren Saume sie sich namentlich gern aufhalten. Wie unser Haushuhn bilden sie Familien, aus einem Hahne, zwanzig und mehr Hennen und den Küchlein derselben bestehend, und sind sehr scheu und flüchtig, indem der durch Größe und Federschmuck ausgezeichnete Hahn die Wacht hält, während die Familienglieder fressen. Im übrigen scheint die Lebensweise dieser wilden Hühner ganz derjenigen unserer Haushühner ähnlich, auch lassen sich die meisten derselben leicht zähmen, wenn sie als Küchlein weggefangen werden.

Von Bedeutung für die Geschichte des Haushuhns scheinen besonders vier Arten: 1) das Jagohuhn (G. giganteus) in den Wäldern des südl. Sumatra und östl. Java, von den Europäern Kulmhuhn genannt, die größte Art, mit doppeltem, kronenförmigem Kamme; 2) das Bankivahuhn (G. ferrugineus, s. Tafel: Hühnervögel, Fig. 12) von Java und Sumatra, von der Größe unsers gewöhnlichen Haushuhns, mit langen, zerschlissenen Federn am Halse, Kamm und Lappen wie unser H.; 3) das Sonnerathuhn (G. Sonnerati), dessen untere Halsfedern in eine glänzende runde Platte enden, kommt in Indien vor, wird dort zu Hahnenkämpfen gezüchtet und hat weder Kamm noch Lappen; als Leschenault es zuerst entdeckte, hielt man es fälschlich für die Urart unsers Haushuhns; 4) das Wallikilihuhn (G. ecaudatus) in den Wäldern Ceylons, ohne Schwanz, durchaus braun-goldglänzend.

Das Haushuhn (G. domesticus) ist in unzähligen Rassen und Spielarten über die ganze bewohnte Erde verbreitet, mit Ausnahme der hohen Gebirge und der Polargegenden, wo es unfruchtbar und deshalb nicht mehr gezüchtet wird. Es verrät überall seine südl. Abstammung durch seine Vorliebe für warme, sonnige Plätze, die Scheu vor Kälte und die Schwierigkeit der Züchtung in kältern Gegenden. Die Nachforschungen in den Pfahlbauten beweisen, daß es in der Urzeit in Europa nicht existierte, sondern offenbar mit andern Arten erst zur Zeit der Metalle dort eingeführt und wahrscheinlich vom Mittelmeere aus verbreitet wurde. Nach den Philippinen und Oceanien wurde es von den Malaien, nach den übrigen Weltteilen, wo es ursprünglich nicht existierte, von den Europäern eingeführt. Die gegenwärtigen Rassen sind höchst wahrscheinlich durch Züchtung der wilden Arten und durch Kreuzung derselben nach und nach entstanden. So schreibt man die großen Rassen, wie das Sarsevese- oder Paduahuhn, das persische, das Astrachan- und Peguhuhn, sowie das Hollen- oder Haubenhuhn, dem wilden Jagohuhne zu, während der europ. Kampfhahn, das gewöhnliche Haushuhn, das hamburgische und ähnliche Rassen dem Bankiva, das Kluthuhn oder virginische H. dem Wallikili zugeteilt werden. Außer diesen Rassen hat man noch in neuerer Zeit die Rassen von Cochinchina und Brahmaputra eingeführt, welche ebenfalls wilden Arten zu entsprechen scheinen. Die Zwerghühner mit nackten oder befiederten Füßen (Bantamhuhn), das friesländ. Strupphuhn mit zerschlissenen, aufgesträubten Federn, das Negerhuhn mit schwarzer Haut und schwarzen Kielen und einige andere Rassen scheinen hingegen aus der Züchtung von abnormen Individuen hervorgegangen zu sein.

Die Züchtung des Haushuhns kann nach verschiedenen Richtungen hin ausgebildet werden. In Indien, Spanien und England werden noch jetzt besondere Rassen zu Hahnenkämpfen gezüchtet, wozu eine spezielle Nahrung, mit vielem Fleisch vermischt, und Pflege gehören. Für den ökonomischen Gebrauch können zwei Richtungen der Zucht besonders in das Auge gefaßt werden: die Eier- und die Fleischproduktion. Für erstere werden die mittlern und kleinen Rassen vorgezogen, da sie weit mehr Eier legen, während man die großen Rassen mehr zur Mästung verwendet. In beiden Zweigen sind die Franzosen und Briten Meister. Frankreich schickt jährlich für viele Millionen Eier nach England und gemästete Hühner, Kapaunen und Poularden in die ganze Welt. Gut und zweckmäßig gefütterte Hühner legen von Februar bis Oktober täglich ein Ei; die Fruchtbarkeit währt bis zum 10. Jahre. Zu besserer Mästung werden Hähne wie Hühner verschnitten; erstere heißen Kapaunen, letztere Poularden. Hauptbedingungen der Zucht sind: warme, sonnige Plätze und Schlafstellen; Sand, in welchem die Hühner sich einscharren und den sie aufpicken können; Kalk, der ihnen zum Bau der Eierschalen notwendig ist; gutes Trinkwasser. Die hühnerologischen Vereine, die für Poultromanie, die zoolog. Gärten haben in neuester Zeit viel zur Züchtung reiner Rassen und deren Verbreitung beigetragen. Vgl. auch Artikel Geflügelzucht und Tafel: Geflügel, Bd. VII, S. 645.

Hühnerauge (verdorben aus dem altdeutschen hörnin ouge, hörnernes Auge), Krähenauge oder Leichdorn (clavus oder helos), nennt man die Verdickung der hornartigen Masse der Oberhaut, welche durch einen anhaltenden Druck auf eine bestimmte Hautstelle entsteht, besonders wenn zwischen dieser und dem darunterliegenden Knochen nur ein schwaches Polster von Fett oder Fleisch sich befindet. Daher erscheint diese Verdickung am häufigsten an den Füßen, insbesondere auf dem Rücken der Zehen bei Personen, welche enge Fußbekleidung tragen, selten an andern Körperstellen, z. B. auf dem Knie bei Personen, die viel knien, am obern Rande des Hüftknochens durch den Druck einer Schnürbrust. Die Hornmasse bildet gewöhnlich einen in die Tiefe der Lederhaut hineinragenden Keil oder Zapfen, an dessen Ende öfters infolge der Quetschung Blut austritt und meist lebhafter Schmerz stattfindet. Nicht selten bildet sich unter dem H. ein kleiner Schleimbeutel im Unterhautzellgewebe, welcher sich gelegentlich entzündet, auch wohl vereitert. Das H. verschwindet meist von selbst, nach Aufhebung der Reibung und des Drucks, durch den es entstand. Gefensterte Pflaster (ein Stück Feuerschwamm mit einem Loch in der Mitte, ein Filzring, beide auf der Unterseite mit Gummi oder Heftpflaster bestrichen) schützen das H. gleichfalls vor Druck und bringen es bei konsequenter Anwendung zum Verschwinden; gegen H. auf der Fußsohle trägt man Filzsohlen mit einem ebensolchen Loch. Warme Bäder und Pflaster (Mutterpflaster, Diachylonpflaster u. dgl.) erweichen das H., und es läßt sich dann mit einem stumpfen Instrument ausheben oder wenigstens leicht abschaben. Mit dem Gebrauch des Messers muß man vorsichtig sein, weil ein zu tiefer Schnitt gefährliche Folgen nach sich ziehen kann. Ähnliche Hypertrophien der Oberhaut sind die Hautschwielen (s. d.) und das Hauthorn (s. d.), welche beide am zweckmäßigsten mit dem Messer entfernt werden.

Hühnerbrust (Pectus carinatum), krankhafte Formveränderung des menschlichen Brustkastens, bei welcher das Brustbein und die vordern Rippenabschnitte stark vorgetrieben, die Seitenwandungen aber auffallend eingesunken sind und so eine gewisse Ähnlichkeit mit einer Vogelbrust entsteht. Die H. bildet sich gewöhnlich schon in frühester Jugend als ein bleibender Folgezustand der Englischen Krankheit (s. d.) aus und erfordert, da mit ihr in der Regel eine beträchtliche Raumbeschränkung der Brusthöhle und dem entsprechend eine mangelhafte

1. Sandflughuhn (Pterocles exustus).

2. Gemeine Wachtel (Coturnix commun

7. Europäisches Laufhühnchen (Turnix sylvatica).

11. Auerhahn (Tetrao

8. Moorschneehuhn (Lagopus albus).

12. Bankivahahn (Gallus ferrugineus).

5. Schopfwachtel (Lophortyx californicus).

6. Hal

13. Gemeiner Fasan (Phasianus colchicus).

16. Spiegelpfau (Polyplectron chinquis).

nes Rebhuhn (Perdix cinerea).

10. Birkhuhn (Tetrao tetrix).

17. Hokkohuhn (Crax alector).

9. Haselhuhn (Tetrao bonasia).

(Pternistes vulgaris).

18. Talegallahuhn (Megapodius Lathami).

erdix rufa).

14. Argusfasan (Argus giganteus).

15. Glanzfasan (Lophophorus impeyanus).

ng der Lungen einhergeht, eine sorgsame
s gesamten Atmungsapparats durch Flei-
fatmen in reiner guter Luft, gymnastische
, kalte Waschungen der Brust und Ver-
von Überanstrengungen, Erkältungen,
oder sonst unreiner Luft und anhaltenden
gens.

erdarm, s. Stellaria.

erhabicht, s. unter Habicht.

erhund, Vorstehhund oder Stell-
Bezeichnungen für diejenigen Hunderassen,
rzüglich Federwild aufsuchen und vor dem-
hen bleiben. Die Hauptanforderungen an
nde sind: sie sollen das Wild, besonders
er, Wachteln, Schnepfen, Fasanen, Enten
Hasen, die Nase hoch haltend unter stetem
Herrevieren vor dem Jäger, leicht wittern;
Wild behutsam nähern; ihm langsam nach-
denn es vor ihnen hinläuft; da wo es sich
einiger Entfernung vor demselben stehen;
nden Hasen nicht nachjagen, noch dem vor
streichenden Federwild flüchtig folgen; an-
es Wild sogleich, ohne es zu drücken oder zu
apportieren. Das Wasser sollen sie zu lei-
scheuen, sondern an jedem von dem Jäger
en Orte hineinfahren, überhaupt dem leise-
te des Jägers folgen. Diese Eigenschaften
Teil angeboren, zum Teil werden sie dem H.
Dressur beigebracht. Am häufigsten wendet
Parforcedressur an, bei der dem Hunde
trenge und harte Strafen die pünktliche
keit gelehrt wird. Durch strenge Dressur
s zuweilen, auch andere Hundearten voll-
für die Jagd auf Federwild abzurichten.
besten H. zählt man: die englischen (Poin-
tthaarige; Setters, langhaarige), die ge-
im Galopp revieren und sehr flüchtig sind;
chen, langsamer, im kurzen Trabe suchend,
er Dressur; die podolischen, stark, schwer,
it gespaltener Nase, im kurzen Galopp re-
leichter in der Dressur; die dänischen, mit
angem Bocksbaar oder rauhem Flockhaar
langen Fahne an der Rute, leicht in der
die französischen, meist langhaarig, weiß
en Flecken, weich, u. s. w. (Hierzu Ab-
n auf Tafel: Hunderassen, Fig. 5 u.
England gebraucht man bei der Hühner-
en dem H. noch die sog. Retrivers zum
ren des erlegten Wildes.

erlaus ist die Bezeichnung für eine ganze
f Hühnervögeln äußerlich schmarotzender
ere, namentlich aus der Familie der Feder-
r Vogellläuse. Am häufigsten finden sich
shühnern eine kleinere, 1,12 bis 1,69 mm
laßgelbe Form (Menopon pallidum =
s gallinae bei Linné) und eine größere,
mm lange, gestrecktere von weißer Farbe
en Randflecken (Lipeurus variabilis =
s cauponis bei Linné). Schädlich sind sie
n sie nicht vom Blute, sondern von sich
en Teilen der Haut und der Federn des
eben.

ermilbe (Sarcoptes mutans), eine Art
e von geringer Größe (das Weibchen von
),47 mm, je nach dem Grade der Trächtig-
Männchen 0,25 mm), welche durch ihr
unter der Hornbedeckung der Beine einen
die sog. Fußräude oder Elephantiasis der
verursacht, der den Tieren sehr lästig wer-
den, ja bei Überhandnehmen selbst ihren Tod her-
beiführen kann.

Hühnerolog, eine deutsch-griech. Mißbildung,
soviel wie Hühner-, Federviehkenner; Hühnero-
logie, Kunde der Federviehzucht; Hühnerolo-
gische Vereine, s. unter Geflügelzucht.

Hühnerpolei, soviel wie Feldthymian, s. unter
Thymus.

Hühnerstelzen, s. Trappen.

Hühnertod, Vulgärname für Bilsenkraut.

Hühnervögel oder Scharrvögel (Gallina-
cei, Rasores) nennt man eine große Ordnung, die
unter den nestflüchtenden Vögeln oder Pippeln, bei
welchen die Jungen nicht im Neste genährt wer-
den, den ersten Rang einnehmen. Es sind meist
auf dem Boden lebende, verhältnismäßig schwere
Vögel mit kurzem, breitem, meist kuppig herabge-
bogenem Schnabel, nackten oder schwieligen Stel-
len an Kopf und Hals, aus denen oft Kappen und
Kämme hervorwachsen, kräftigen, beschildeten, ho-
hen, vierzehigen Füßen, deren Hinterzehe indes
meist über dem Boden eingelenkt ist, während die
drei vordern Zehen kurze, breite und stumpfe, zum
Scharren der Erde geeignete Krallen tragen; mit
derbem, straffem, oft in den schönsten Farben spie-
lendem Gefieder, kurzen, dichten, gewölbten Flü-
geln und häufig sehr entwickeltem Schwanze. Die
H. leben meist an der Erde, fliegen schwer mit rau-
schendem Flügelschlage, nähren sich von allem, was
an und in dem Boden zu finden ist (Samen, In-
sekten, Würmer, Knospen ꝛc.), machen ein kunst-
loses, offenes Nest am Boden, in dem sie viele
Eier bebrüten, und leben meist in Vielweiberei.
Das Männchen ist in diesem Falle weit größer und
schöner gefärbt als das Weibchen.

Man kennt gegen 400 Arten, welche über die
ganze Erde verbreitet sind und in mehrere Gruppen
zerfallen: die Flughühner (Pteroclidae), aus-
gezeichnet durch schlanken, eleganten Bau, lange
Flügel und spitze, mit zwei verlängerten Federn
versehene Schwänze, kurze meist befiederte Läufe,
sind echte Steppen- und Wüstenvögel Afrikas und
Centralasiens; das Sandflughuhn (Pterocles
exustus, s. Tafel: Hühnervögel, Fig. 1), be-
wohnt Nordafrika. Zu den Flughühnern gehört
auch das merkwürdige Fausthuhn (Syrrhaptes pa-
radoxus) mit vollständig, auch auf den drei kurzen
Zehen befiederten Füßen; eigentlich in den südruss.
Steppen einheimisch, erschien 1863 der Vogel in
Scharen im westl. Europa und machte Miene, sich
namentlich in den Dünenstrichen Hollands und
Frieslands, wo er sogar brütete, niederzulassen,
wurde indessen durch unsinnige Verfolgung ver-
tilgt. Die Waldhühner (s. d.) und die Feldhüh-
ner (s. d.) bilden die Familie der Tetraonidae;
zu ihnen gehören das Rebhuhn (s. d., Perdix ci-
nerea, Fig. 3), das aus Südeuropa stammende,
in England akklimatisierte Rothuhn (Perdix rufa,
Fig. 4), die Wachtel (s. d., Coturnix communis,
Fig. 2), die californische Schopfwachtel (Lo-
phortyx californicus, Fig. 5), die Frankolinhüh-
ner (s. d.), unter ihnen das von Nordindien bis
zum Kaukasus und Kleinasien vorkommende Hals-
band-Frankolinhuhn (Pternister vulgaris,
Fig. 6), weiter die Schneehühner (s. d.) mit dem nordi-
schen Moorschneehuhn (Lagopus albus, Fig. 8),
das Haselhuhn (s. d., Tetrao bonasia, Fig. 9),
das Birkhuhn (s. d., Tetrao tetrix, Fig. 10) und
der Auerhahn (s. d., Tetrao urogallus, Fig. 11.)

Die Familie der Phasianidae ist weit verbreitet in der Alten Welt, namentlich aber in dem östlichen gemäßigten und tropischen Asien; zu den 75 Arten gehören die Fasanen (s. d.), von denen der bekannteste der gemeine Fasan (Phasianus colchicus, Fig. 13), der farbenprächtigste der Glanzfasan (Lophophorus impeyanus, Fig. 15) ist; der Argusfasan (Argus giganteus, Fig. 14) und der Spiegelpfau (Polyplectron chingius, Fig. 16) bilden einen Übergang zu den Pfauen (s. d.), und das eigentliche Huhn (s. d.), mit dem schönen Bankivahuhn (Gallus ferrugineus, Fig. 12) zu den Truthühnern (s. d.) und Perlhühnern (s. d.). Eine besondere, über ganz Afrika bis Südspanien und ganz Südasien bis China verbreitete Familie sind die kleinen, wachtelähnlichen Laufhühnchen (Turnicidae), von denen das europäische Laufhühnchen (Turnix sylvatica, Fig. 7) in Spanien und Sicilien vorkommt. Die Familie der Megapodiidae, der Großfuß- oder Talegallahühner (s. d.) mit dem gewöhnlichen Talegallahuhn (Megapodius Lathami) sind ausschließlich der austral-asiat. Inselwelt eigen, während die Hokkos (s. d.) oder Cracidae mit dem schönen Crax alector (Fig. 17), ebenso wie die Tinamidae oder Steißhühner (s. d.) bloß Südamerika bewohnen. Vgl. auch Tafel: Geflügel, Bd. VII, S. 645.

Hühnerwasser, böhm. Marktflecken in der Bezirkshauptmannschaft Böhmisch-Leipa, Gerichtsbezirk Niemes, mit Schloß und (1880) 1332 E., wurde geschichtlich namhaft im Deutschen Kriege 1866. Bei H. fand 26. Juni das erste Gefecht der von Sachsen her vorgerückten Vorhut der preuß. Elbarmee (Generalmajor von Schöler) gegen einen über den Iserabschnitt vorgeschobenen Teil der österr. Brigade Leiningen statt. Die Österreicher wurden mit überlegener Macht umfaßt und unter erheblichem Verlust zurückgedrängt.

Hühnerzucht, s. Huhn und Geflügelzucht.

Huile (frz., spr. Uihl), Öl; H. d'olive, Baumöl; H. de Provence, Provenceröl; H. vierge, Jungfernöl, feinstes Olivenöl; H. volatile, flüchtiges Öl.

Huisne, Fluß im nördl. Frankreich, der wichtigste Nebenfluß der in die Maine gehenden Sarthe, 192 km lang, entspringt in der Perche, Depart. Orne, bei Pervenchères, östlich von Alençon, und mündet unterhalb Lemans links in die Sarthe.

Huissier (von dem altfranz. huis, Thür, jetzt nur noch in der franz. Gerichtssprache: huis clos, bei verschlossenen Thüren, d. h. mit Ausschluß der Öffentlichkeit) bezeichnet im buchstäblichen Sinne soviel als Thürhüter, Thürsteher. Huissiers de la chambre du roi hießen die Hofdiener, welchen die Aufsicht über die Thüren im Innern des Schlosses anvertraut war. Die H. des Staatsrats und der Staatskanzlei hießen Huissiers de la chaîne, weil sie eine goldene Kette um den Hals trugen. Früher nannte man Huissiers d'armes die Diener, die im Zimmer des Königs standen und den Eintretenden die Thüren aufmachten. Jetzt heißen H. die Bedienten, die sich im Vorzimmer der Minister oder anderer hoher Staatsbeamten aufhalten, um die Personen, welche sie empfangen, einzuführen. Auch führen diesen Namen die Pedelle, die bei den Sitzungen gewisser Körperschaften, z. B. des Instituts, des Senats, des Gesetzgebenden Körpers u. s. w., den Dienst versehen. In der Gerichtssprache bedeutet H. ursprünglich auch nur die Ger
welche den Zugang zu den Gerichtssitzun
wachen haben. Jetzt ist H. die allgeme
nung für diejenigen Beamten, deren Auf
im Bezirk des Civilgerichts erster In
Amtssitzes Zustellungen prozessualer wi
zessualer Akte zu bewirken (s. Zustell
besondere Ladungen, und Verfügungen
des Gerichts zu vollstrecken. Die Huissi
ciaires, welche das Gericht alljährlic
Huissiers ordinaires auswählt, haben
noch in den Sitzungen des Gerichts der
versehen, die zu verhandelnden Sachen
teiligten Personen aufzurufen und die An
zu vollziehen, welche der Vorsitzende zu
erhaltung der Ordnung erläßt. Die H.
Vortrag des Justizministers vom Staats
ernannt, nachdem das Gericht konstatiert
die Bedingungen ihrer Zulassung vorhan
Das Amt eines H. kann mit Bewilligun
gierung übertragen werden. Die H.
Arrondissements bilden wie die Avoués,
eine Gemeinschaft; sie wählen aus ihrer
Disciplinarkammer, deren Disciplin

Huitzilopotchli, Kriegsgott der
s. Vitzliputzli.

Hujus (lat., Genitiv von hic, haec,
diese, dieses), meist abgekürzt h. oder
dieses, desselben, zu ergänzen mensis (M
anni (Jahres) oder loci (Orts).

Huker (holl. Hoeker) sind Küstenfa
50—100 t Raumgehalt und zwei Maste
der erstere der größte und vollgetakelt
Raaen versehen ist, während der zweite
weit nach hinten steht und gewöhnlich
segel, den Besan, führt. Die H. kom
lich immer mehr außer Gebrauch und
nur noch selten. Zur Zeit der Hansa bi
größten Teil der hansischen Flotten.

Hulagu (mongol. Chulagu), Enke
Chans von dessen viertem Sohn Tului,
der mongol. Dynastie in Persien, der
regierte daselbst, nachdem er das Kalif
dad gestürzt (1258), von 1258 bis 1265.
Herrscher aus dem Geblüt Dschingis-
Togai Timur, gest. 1353. (S. Pers
Hammer-Purgstall, «Geschichte der Ilchane,
Mongolen in Persien» (2 Bde., Darmst. 18

Hulda oder Holda, ein Beiname der
german. Göttin, der nordischen Frigg,
Huld gegen die Menschen entnommen,
Berchta zum scheinbar selbständigen Namen
den, der in der Frau Holle der mittel
Volksüberlieferung fortlebt. Sie waltete
Segen der Erde und des Hauses; darum
elbischen Geister ihr Volk und die Seelen
borenen Kinder bei ihr, in ihren Quelle
ihren Höhlen, und zu ihr kehren auch die
sterbenden Kinder zurück. Wie ihr Gemah
fährt sie mit ihrem Gefolge durch die
Guten Glück, den Bösen Unglück bringend
spätern Vermengung der Hexen mit
wurden auch die Hexen zu dem Gefolge
rechnet und die Hexenfahrten an vielen
Hollenfahrt bezeichnet.

Huldgöttinnen, soviel wie Grazien.

Huldigung, ein dem Lehnrecht en
der Begriff; sie ist das eidliche Treugel
Mannes bei der Investitur und heißt des

ialeid (von homo), oder «manscap» haft). Verschieden davon ist der bereits Zeit häufig vorkommende Treueid der nen, welcher nicht nur nach der Thron- g eines neuen Königs, sondern auch nach rwerfung eines Aufstandes oder der Be- ines Kronprätendenten und bei ähnlichen gefordert und durch die Grafen oder beson- l. Kommissare (missi dominici) dem Volke men wurde. Mit der Ausbildung der feu- rfassung trat der Lehnseid immer mehr in ergrund, während der Treueid des Volks eutung einbüßte. Der unmittelbare Un- verband war aufgelöst; die Massen der Bevölkerung mit Einschluß der gewöhn- ien war einer grundherrlichen oder vogtei- walt der größern Besitzer oder der Kirchen er unterworfen und unter den herrschenden atte sich eine lehnrechtliche Gliederung aus- kraft welcher sie in mehrfachen Abstufungen er als obersten Lehnsherrn untergeordnet Es genügte daher zur Sicherung der Treue Gehorsams, wenn bei jedem Thronwechsel e der Kaiser und ebenso in jedem Fürsten- r in jeder Grafschaft der Fürst oder Graf fallen Hulde schwören ließ, da ihm dadurch Untervasallen und Hintersassen mit ge- ren. Als seit dem 14. Jahrh. die Feudal- g verfiel und die Landeshoheit sich ausbil- chienen an Stelle der Vasallen die sog. das sind die Großgrundbesitzer, Kirchen er und die Städte und andern Kommunen. lben eine weitreichende Selbstverwaltung nd in ihren Bezirken Gerichtsgewalt, Po- steuerung und Militärhoheit ausübten, so Sicherung und Anerkennung der landes- n Gewalt ihr Treuschwur erforderlich, aber gend, und eine Vereidigung der Hinter- r den Landesherrn fand nicht statt, sondern e nur in den einzelnen Gutsbezirken dem rn von den Gutsunterthanen gehuldigt. die landesherrliche Gewalt nicht auf staats- r Grundlage beruhte, sondern ein auf pri- chen Titeln und freiwilliger Anerkennung es Agglomerat von Rechten und Befug- r, mußte sie bei jedem Regierungswechsel Nachfolger gewissermaßen neu begründet igstens neu anerkannt werden und die H. er eine schwerwiegende juristische Bedeutung. h nach der Entwickelung einer festbegrün- blichen, alle staatlichen Hoheitsrechte um- Fürstengewalt war die H. von polit. it. Denn ihr stand gegenüber das Ver- des Fürsten, die hergebrachten und wohl- en Rechte der Stände und die löblichen eiten des Landes zu achten und zu schützen, uldigung wurde regelmäßig erst geleistet, Fürst seinerseits dieses Versprechen feier- eidlich gegeben hatte. In vielen Terri- ar sogar der Rechtssatz durchgedrungen, neue Inhaber des Fürstenthrons vor dieser gegenseitigen Gelöbnisse keinerlei gsgewalt ausüben dürfe. Die H. war da- wirksames Mittel gegen den Absolutismus n geworden. Seitdem aber im modernen urch Verfassungsurkunden und andere Ge- rseits die Regierungsrechte des Landes- d andererseits die Gehorsamspflichten der ner staatsrechtlich festgestellt und begrenzt

worden sind und der Eintritt eines andern Individuums in die dem Staatsoberhaupt zukommende Stellung hieran nichts ändert, hat die H. vollständig ihren Sinn verloren. An ihre Stelle ist die Vereidigung der Kammern, der Beamten und des Heeres getreten. Wo noch eine H. der alten, sog. feudalen, Stände vorkommt, ist sie eine reine Formalität ohne alle rechtliche Bedeutung. In Preußen fand diese Ceremonie noch 1840 nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. statt; als Wilhelm I. 1861 den Thron bestiegen hatte, wurde sie durch eine feierliche Krönung ersetzt.

Hülfe und Zusammensetzungen, s. Hilfe u. s. w.

Hulk (engl.) nennt man alte Kriegs- oder Handelsschiffe, welche für die Seefahrt unbrauchbar geworden sind und nur noch im Hafen als Magazine für Kohlen, Pulver u. dgl. Verwendung finden.

Hull oder Kingston upon Hull, ehemals Wyke oder Mytonwyke upon Hull, Municipalstadt und Parlamentsborough, einer der wichtigsten Seehäfen Englands, im Ost-Riding der Grafschaft York, links an der Mündung des Hull in den Humber, 37 km vom Meere, liegt in flacher Gegend und wird durch Eindeichungen geschützt. Das flache Land unterhalb H. ist die durch ihr Hornvieh und ihre Erosionen an der Küste berühmte Landschaft Holderneß. Der älteste Teil der Stadt zieht sich westlich der Mündung des Hull hin und ist im W. von dem Alten Dock (von 1778), dem Junction-, Eisenbahn- und Humberdock, im N. von dem Queensdock eingeschlossen. Außerhalb dieser fünf (14 ha umfassenden) Docks liegt der neuere Stadtteil, im O. des Hull die den Hafen und Fluß beherrschende Citadelle mit Kasernen und Militärmagazinen, bei den neuen Victoriadocks, und die Vorstadt Witham, die mit der Altstadt durch eine Brücke verbunden. Die Altstadt, eng, unregelmäßig und schlecht gebaut, ist der Sitz des Handels, während die Neustadt, besonders das Quartier Myton, mit ihren prächtigen Straßen, den Quais am Humber, den zahlreichen Hotels und schönen Gebäuden den Luxus repräsentiert. Unter den 28 Kirchen ist die Dreifaltigkeitskirche, seit 1312, aus Backsteinen erbaut, ein schönes Denkmal mittelalterlicher Kunst. Bedeutende öffentliche Gebäude sind das Stadthaus, der Gerichtshof, die Börse, die 1856 eröffnete Kornbörse, das Zollhaus, die Post. H. besitzt ein Zuchthaus, eine Irrenanstalt, ein Krankenhaus, zwei Versorgungsanstalten, nämlich das Charter- und das 1369 gestiftete Trinity-Hospital, letzteres für Seeleute und deren Witwen, öffentliche Bäder, eine Pilotenschule, eine Lateinische und eine Medizinische Schule, ein Museum, gelehrte Gesellschaften, einen botan. und einen zoolog. Garten mit großer Musikhalle, die Reiterstatue Wilhelms III. auf dem Markte, eine Säule zum Andenken des 1759 hier geborenen Wilberforce, mehrere Musikvereine, zwei Theater u. s. w. Die Stadt zählte 1801 erst 22 161, 1881 bereits 154 240 E. und schickt zwei Abgeordnete in das Parlament. Die Industrie ist besonders thätig in Schiffbau auf ausgedehnten Werften, Maschinenwerkstätten, Fabrikation von Baumwoll- und Leinenwaren, Tauen und Segeltuch, Bleiweißfabriken, Chemikalien und Topfwaren, in Unterhaltung von Ketten- und Ankerschmieden, Korn-, Knochen-, Öl- und Sägemühlen, Seifensiedereien, Brauereien, Zuckerraffinerien und Gerbereien. Im Handel nimmt H. nach London und Liverpool den ersten Rang ein und ist der

Haupthafen der Nordseeküste Englands. Während der Binnenverkehr durch Kanal-, Fluß- und Eisenbahnverbindungen mit allen wichtigen Fabrik- und Handelsplätzen Großbritanniens gefördert wird, findet namentlich durch die Hull-Steam-Packet-Company eine regelmäßige Dampfschiffverbindung mit Dundee, Edinburgh, Newcastle, York und London, mit Amsterdam, Rotterdam, Antwerpen, Dünkirchen, mit Bergen, Christiania und Gothenburg, mit Hamburg, Bremen und über Kopenhagen mit Stettin, Königsberg und Petersburg statt. Auch befindet sich hier eine Filiale der londoner Bank. Der Hauptverkehr ist der mit den Ostseeländern und Hamburg. H. wurde von Eduard I. 1296 gekauft und befestigt und erhielt den Namen Kingston. Heinrich VI. gab ihm Stadtrecht.

Topographische Lage von Hull.

Hülle (involūcrum) nennt man in der Botanik diejenigen Hochblätter, die um eine Blüte oder einen Blütenstand herumstehen; dieselben können miteinander verwachsen oder auch frei sein. Die einzelnen Blattorgane, welche die H. zusammensetzen, nennt man Hüllblätter oder Involucralblätter; die Form derselben ist sehr verschiedenartig, meist sind sie klein und unscheinlich, manchmal dagegen haben sie ganz die Form von Laubblättern, wie z. B. bei einigen Anemone-Arten. Am häufigsten finden sich die H. an gewissen Blütenständen, hauptsächlich bei den Köpfchen der Kompositen und bei den doldenartigen Inflorescenzen. Bei zusammengesetzten Blütenständen, z. B. bei den Umbelliferen, unterscheidet man neben H. auch noch Hüllchen (involucellum); unter H. versteht man hier diejenigen Blättchen, die am Grunde der ersten Verzweigung sich finden, unter Hüllchen diejenigen, welche die sekundären Dolden umgeben.

Hullein, Stadt in Mähren, Bezirkshauptmannschaft und Gerichtsbezirk Kremsier, mit (1880) 2823 E. slaw. Zunge, die sich neben den städtischen Gewerben ausschließlich mit Feldwirtschaft befassen. H. liegt in dem fruchtbarsten Landstriche von Mähren, der sog. Hanna (s. Hannaken) und ist Station der Linie Wien-Krakau der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn, von der hier die kremsierer Lokalbahn nach Zborowitz und Bistritz abzweigt. Der Ort wird urkundlich schon im 13. Jahrh. genannt und gehörte, wie das Gutsgebiet heute noch, bis 1412 zu dem großen Besitze des olmützer Erzbistums. Die Pfarrkirche ist das einzige bemerkenswerte Bauwerk.

Hullin (Pierre Augustin, Graf), General des ersten franz. Kaiserreichs, geb. 6. Sept. 1758 in Paris, war beim Ausbruch der Revolution Sergeant und wurde von dem Volke wiederholt als Deputierter in den Konvent gesendet. Robespierre fürchtete ihn und ließ ihn gefangen setzen, doch rettete ihn der Sturz der Schreckensherrschaft 9. Thermidor. H. trat nun in die Armee von Italien und wurde 1796 Generaladjutant Bonapartes. Mit dem Grade eines Divisionsgenerals erhielt er 1800 den Oberbefehl über die Konsulargarde. Er leitete das Kriegsgericht, welches den Herzog von Enghien zum Tode verurteilte. Bei Errichtung des Kaisertums zum Baron und 1809 zum Grafen erhoben, führte er in den Feldzügen Napoleons eine Division und wurde gewöhnlich da verwendet, wo der Kaiser besondere Ergebenheit und Festigkeit rechnete. So war er namentlich 1805 Gouverneur von Wien, 1806 von Berlin. Während des russ. Feldzugs übertrug ihm Napoleon die Kommandantur von Paris. Ungeachtet seiner Wachsamkeit gelang es den Gegnern der Napoleonischen Regierung, die sog. Verschwörung Malets (s. d.) anzustiften, erschien in der Nacht vom 20. zum 21. O vor H., brachte ihm die Nachricht von dem Tode Kaisers und bot ihm den Befehl über die ho Macht an, wenn er zu einer Verfassungsverä

lte. Da H. mit seiner Erklärung
nettierte ihm Malet durch einen Pisto-
nterre Kinnlade. H. hatte noch die
örder zu überwältigen; auch wurde er
ilt. Er behielt die Kommandanten-
n März 1814 und begleitete dann die
Blois. Nach der Abdankung Napo-
er seines Postens entsetzt, trat jedoch
er Rückkehr des Kaisers wieder als
von Paris in dessen Dienste. Bei der
uration verlor er seine Freiheit und
n. 1816 verbannt. Von Brüssel ging
burg. Seine Gattin verschaffte ihm
digung; er kehrte nach Frankreich zu-
bald erblindete. Der Streit um die
des Herzogs von Enghien veranlaßte
h in einer Schrift zu rechtfertigen und
den Schuldigen zu bezeichnen. Er starb
ßen. 1841.

(involucrum), bei der großen Pflan-
er Kompositen die gemeinschaftliche
elcher die zu einem Köpfchen (daher
er) zusammengedrängten Blüten um-
Er besteht aus einem Kranze dach-
) deckender Hochblätter und wird an
e häufig noch von einem sog. Außen-
eihern gedrängt stehenden Deckblätt-
(Vgl. Hülle.)

(Karl Dietr.), deutscher Geschicht-
. 10. Sept. 1765 zu Erdeborn im
n, war nach vollendeten Studien
Schule zu Kloster-Bergen und dann an
e in Berlin angestellt, worauf er als
h Frankfurt a. O. und 1808 in gleicher
ach Königsberg kam. Im J. 1818 an
ündete Universität zu Bonn versetzt,
der Rektor dieser Hochschule und machte
dient um deren innere Einrichtung ver-
rb daselbst 12. März 1846. Von seinen
sind hervorzuheben: «Deutsche Finanz-
es Mittelalters» (Berl. 1805) und der
gen: «Geschichte des Ursprungs der Re-
Deutschland» (Frankf. 1806), «Geschichte
ngel der Stände in Deutschland» (3 Bde.,
06—8; 2. umgearbeitete Aufl., Berl.
beiden Preisschriften «Geschichte der Do-
ung in Deutschland» (Frankf. 1807)
chichte des byzant. Handels» (Frankf.
Städtewesen des Mittelalters» (4 Bde.,
5—29) u. s. w.

ner Hum-man, auch Rollansas
ebon entellus) ist der Name eines
ffen von circa 0,6 m Körper- und 1 m
ge, mit gelblich grauem Pelze und
(Gesicht und Händen (s. Tafel: Affen
Welt, I, Fig. 3), der Bengalen und
ebirge, im Sommer hoch in die Gebirge
ert und im Winter wieder das Flach-
ht. Der H. genießt bei den Hindus
esondern Ansehens und wird als Gott-
ret. (S. Tafel: Affen der Alten
g. 3.)

lße, s. unter Gibbons.

rumen) heißt in der Botanik eine aus
ndigen Fruchtknoten hervorgegangene
n Schale sich zur Zeit der Reife der
von der Spitze bis zur Basis in zwei
ppen) spaltet, welche beim Austrocknen
ig rollen und die Samen in dem einen
verdickten Rande (an der Bauchnaht) tragen. Eine Scheidewand ist im Innern der Frucht nicht vorhanden und daher diese selbst einfächerig. Man findet die H., deren äußere Gestaltung sehr variiert, als charakteristische Fruchtform besonders in der großen Familie der Schmetterlingsblütler. Hier, noch häufiger aber in den zunächst verwandten Familien der Cäsalpinien und Mimosaceen kommt auch eine eigentümliche Modifikation der H. vor, wo der Innenraum des Fruchtgehäuses durch eine Menge von Querscheidewänden in oft viele Fächer abgeteilt erscheint, deren jedes nur einen Samen enthält. Sind die Scheidewände äußerlich durch quere Streifen oder Einschnürungen angedeutet (z. B. bei Coronilla, Ornithopus, Hedysarum), so erscheint die Frucht gegliedert. Überhaupt nennt man die gefächerte H. Gliederhülse (lomentum). Sie springt nicht auf, sondern sie bleibt entweder geschlossen oder zerspringt zur Reifezeit in so viele Stücke, als Fächer vorhanden sind.

Hülsen, s. Ilex.

Hülsen (Herm. Alexander Hans Kasimir Botho von), Theaterintendant, geb. 10. Dez. 1815 zu Berlin, schlug zunächst die militärische Carrière ein und erhielt 1851 die Stellung eines Generalintendanten des Hoftheaters zu Berlin, die sich 1866 noch dadurch erweiterte, daß seine Machtbefugnis auch auf die königl. Theater in Kassel, Wiesbaden und Hannover ausgedehnt wurde. — H.s Gattin Helene von H., geborene Gräfin Haeseler, geb. 16. Febr. 1829 zu Blankenfeldt, hat Gedichte («Aus Herz und Leben», 1867), Skizzen, Novellen und Romane («Elmer», 1880; «Nemesis», 1883; «Bilder aus der modernen Welt», 1884, u. a.) veröffentlicht.

Hülsenfrüchte nennt man die Kulturpflanzen aus der Familie der Leguminosen, weil deren Frucht eine Hülse (s. d.) bildet. Die H. sind lauter krautartige Pflanzen, welche teils in Gemüsegärten, teils auf dem Felde angebaut werden; sie dienen sowohl zur menschlichen Nahrung, als zur Viehfütterung. Die in Europa kultivierten H. sind: Ackerbohne (Faba), Speisebohne (Phaseolus), Heilbohne (Dolichos), Erbse (Pisum), Wicke (Vicia), Linse (Ervum), Kicher (Cicer), Platterbse (Lathyrus) und Lupine (Lupinus). Als Nahrungsmittel verwendet, erfordern die H. eine kräftige Verdauung. Sie sind wegen ihres Stickstoffgehalts viel nahrhafter als die vorzugsweise stärkemehlhaltigen Nahrungspflanzen, wie z. B. die Kartoffeln.

Hülsengewächse, s. Leguminosen.

Hülsenwurm, s. unter Blasenwürmer.

Hülße (Jul. Ambrosius), Technolog und Statistiker, geb. 2. Mai 1812 zu Leipzig, studierte seit 1830 auf der Universität Leipzig, sowie auf der Bergakademie zu Freiberg Mathematik und Naturwissenschaften, wurde 1834 Lehrer an der Handelslehranstalt in Leipzig, 1840 Direktor der königl. Gewerbe- und Baugewerkenschule in Chemnitz. Diese Anstalt wurde unter seiner Leitung wesentlich erweitert und mit einer Abteilung für landwirtschaftlichen Unterricht versehen. Von 1850 bis 1873 wirkte H. als Direktor der Polytechnischen Schule zu Dresden, wo er vorzugsweise mechan. Technologie und Nationalökonomie vortrug. Im Mai 1873 wurde er als vortragender Rat in das sächs. Ministerium berufen, wo ihm die gewerblichen Angelegenheiten, das technische Unterrichtswesen und das Statistische Bureau zugeteilt waren. H. starb

zu Dresden 26. Juni 1876. Unter seinen litterarischen Arbeiten sind hervorzuheben: «Allgemeine Maschinen-Encyklopädie» (2 Bde., Lpz. 1839—44), «Sammlung mathem. Tafeln» (Lpz. 1840; 2. Aufl. 1849), «Die Technik der Baumwollspinnerei» (2. Aufl., Stuttg. 1863) und «Die Kammgarn-Fabrikation» (Stuttg. 1861). Seit 1835 beteiligte er sich an der Herausgabe des «Polytechnischen Centralblatt».

Hulst (spr. Hülst), Stadt und Hauptort eines Kantons in der niederl. Provinz Seeland, an der Eisenbahn von Mecheln nach Terneuzen, 26 km nordöstlich von Antwerpen, mit 2361 E., ist regelmäßig gebaut, hat ein stattliches Rathaus und eine schöne Kirche, die seit 1807 zur Hälfte den Protestanten, zur andern den Katholiken gehört. Die nicht sehr bedeutende Gewerbthätigkeit des Ortes besteht aus Brauereien, Gerbereien, einer Stärkefabrik und einem Salzwerk. Das Hulster Ambacht umfaßte vor 1795 einen Teil des jetzigen Kantonalbezirks. — H. gehörte im 12. Jahrh. zur Grafschaft Flandern, wurde aber 1578 von den aufständischen Niederländern erobert und blieb, nachdem es in dem Freiheitskrieg öfter wieder in die Hände der Spanier gefallen war, bei dem Frieden von Münster im Besitz der Republik, als Teil des sog. Staats-Flandern.

Hultsch (Friedr. Otto), verdienter Philolog und Altertumsforscher, geb. zu Dresden 22. Juli 1833, besuchte die Kreuzschule daselbst, studierte dann Philologie in Leipzig, wurde 1857 Lehrer an der Nikolaischule zu Leipzig, siedelte aber bald nach Zwickau über, von wo er nach dreijährigem Wirken an die Kreuzschule nach Dresden berufen wurde. Letzterer steht H. seit 1868 als Rektor vor, als welcher er die altberühmte Lehranstalt in ein Doppelgymnasium von 16 Klassen umwandelte. Seine Hauptwerke sind: «Griech. und röm. Metrologie» (Berl. 1862; 2. Aufl., Berl. 1882) und die Ausgabe der «Scriptores metrologici» (Lpz. 1864—66); ferner die kritischen Bearbeitungen von Heros «Geometrica et stereometrica» (Berl. 1864), von des Censorinus «De die natali» (Lpz. 1867), der «Historiae» des Polybius (Berl. 1867—72), der mathem. Sammlung des Pappus, deren Originaltext zur größern Hälfte bisher noch unediert war (3 Bde., Berl. 1876—78).

Humaïtá, die Hauptfestung der südamerik. Republik Paraguay, am Rio Paraguay, 42 km oberhalb seiner Mündung in den Paraná, und 350 km unterhalb Asuncion, wurde 1855 an einer großen 1,5 km langen Biegung des Flusses angelegt und später beträchtlich verstärkt. Innerhalb der Befestigungen lagen viele Magazine, ein Hospital, eine Kirche, auch wohnten dort nur wenige Civilpersonen. In dem Kriege von 1866 bis 1870 spielte H. eine äußerst wichtige Rolle, indem es den Strom beherrschte und dadurch Asuncion deckte. Aber im Febr. 1868 erzwangen drei brasil. Monitors den Durchgang und beschossen die Hauptstadt. Erst nachdem es den Brasilianern gelungen war, jenseit des Paraguay auf dem Gebiete des Gran-Chaco H. zu umgehen, wurde die Festung von der Besatzung verlassen und fiel im Juli 1868 den Verbündeten in die Hände. (S. Paraguay.)

Humajûn (nicht Humajûm), eine Titulatur des Sultans, bezeichnet diesen als denjenigen, in dessen Augurium der Huma (Phönix, d. h. der Vogel des Glücks) steht. Das Wort, immer adjektivisch gebraucht, ist durch Kaiserlich, Großherrlich, wiederzugeben.

Human (lat.) heißt menschlich und wird meist im Gegensatz zum Tierischen zur Bezeichnung desjenigen gebraucht, was im idealen Sinne, als der Aufgabe des Menschen entsprechend, das «wahrhaft Menschliche» ist und eine Ausbildung der den Menschen als solchen auszeichnenden intellektuellen und ethischen Eigenschaften darstellt. Im besondern versteht man unter einer humanen Persönlichkeit oder einer humanen Auffassungs- und Handlungsweise eine solche, worin Wohlwollen, freundliche Rücksicht auf den Nebenmenschen, Leutseligkeit und Höflichkeit vorherrschen. So spricht man von einem humanen Vorgesetzten oder von einer humanen Strafe. Doch liegt dabei die Gefahr vor, daß Sanftmut und Schonung in Schwäche ausarten, eine Gefahr, der namentlich ein «humanes» Strafverfahren des Staats leicht anheimfällt.

Humaniora (lat.) heißen in der Pädagogik die Studien des klassischen Altertums, welche seit der Renaissance durch den Einfluß der Humanisten zum Mittelpunkte nicht nur der gelehrten, sondern auch der allgemeinen Bildung in dem Sinne geworden sind, daß sie, gegenüber den Fachkenntnissen und der technischen Ausbildung in den einzelnen Wissenszweigen, die gemeinsame Grundlage aller höhern und edlern Erziehung bilden. Ihre Berechtigung dazu liegt teils formal in der pädagogischen Kraft und logischen Entwickelung der antiken Sprachen, teils material in dem Bildungsgehalt der griech. und röm. Litteratur. Diese Bedeutung wird ihnen immer gesichert bleiben, wenn auch zugestanden werden muß, daß das geistige Leben der neuern Zeit auch eine Ausbildung des naturwissenschaftlichen Denkens und seiner mathem. Grundlagen als Bestandteil der allem Fachstudium vorauszuschickenden gemeinsamen Bildung verlangt. Das schwierige Problem der Ausgleichung dieser beiderseits berechtigten Ansprüche ist noch nicht gelöst; denn die Spaltung der höhern Erziehung in diejenige des «humanistischen» und diejenige des «Realgymnasiums» ist nur ein vorläufiges Kompromiß. (S. Gymnasien.)

Humanisieren bedeutet vermenschlichen und bezeichnet im geistigen Sinne z. B. die Thätigkeit, mit der man wilde Völkerstämme oder einzelne Individuen aus ihrem tierähnlichen Naturzustande zur Bildung und Gesittung, zur Erfüllung ihrer menschlichen Bestimmung emporzuheben sucht.

Humanismus ist die wissenschaftliche Richtung der Renaissance, welche aus der Einseitigkeit und Beschränkung des mittelalterlichen Denkens zu einer allgemein menschlichen, «humanen» Bildung dadurch zu gelangen suchte, daß sie mit begeistertem Studium in die Litteratur der Griechen und Römer eindrang, das Leben der klassischen Völker zu einem Musterbilde menschlicher Vollkommenheit idealisierte und dasselbe litterarisch, politisch, sozial nachzubilden trachtete. Der H. erwarb sich damit das ungeheure Verdienst, den lang und vielfach verkannten Bildungsgehalt des klassischen Altertums wieder auszugraben und für die Kunst und Wissenschaft der europ. Völker lebendig zu machen, und wenn er sich auch in manche Einseitigkeit verlor, so bleibt es doch unbestreitbar, daß er für die gesamte moderne Bildung die wesentliche Grundlage geschaffen hat. Er begann mit dem 14. Jahrh. in Italien und breitete sich im 15.

6. allmählich mit siegreicher Kraft, welche sich ielfach gegen die mittelalterliche Scholastik und hr gesamtes Bildungssystem richtete, über ganz uropa aus und wurde ein mächtiger Bundesenosse der Reformation. Ein weiteres Verdienst er Humanisten besteht in der durch sie angeegten Reform der Jugenderziehung, für welche sie ie klassischen Studien zum Mittelpunkte machten. Wenn hier ursprünglich die Einführung der Jugend n die Litteratur und in den Geist der alten Völker er leitende Gesichtspunkt war, so ist nicht zu verennen, daß in der Folge vielfach das Mittel dazu, er Sprachunterricht, zum alleinigen Zweck wurde nd an die Stelle der frischen Lebendigkeit ein geistoser Formalismus trat. Vgl. zur Geschichte des .: L. Heeren, «Geschichte des Studiums der klaschen Litteratur» (2 Bde., Gött. 1797 u. 1802); . A. Erhard, «Geschichte des Wiederaufblühens issenschaftlicher Bildung» (Magdeb. 1828 fg.); G. Voigt, «Die Wiederbelebung des klassischen Alterums» (Berl. 1859; 2. Aufl., 2 Bde., 1880—81); J. Burckhardt, «Die Kultur der Renaissance in Italien» (3. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1877 u. 1878).

Humanität (lat.) nennt man im allgemeinen alle diejenigen Bestrebungen, welche auf die Förderung des Wohls der Nebenmenschen, namentlich der leidenden, gerichtet sind, wie Armenpflege, Krankenversorgung und ähnliche.

Humanitarismus hat man gelegentlich die Tendenz der Philanthropisten genannt, welche im 18. Jahrh. im Gegensatz zum klassischen Humanismus eine Reformation des Unterrichtswesens auf Rousseauschen Grundsätzen in Deutschland anstrebten. (S. Philanthropie.) Vgl. Niethammer, «Streit des Humanismus und des Philanthropismus» (Jena 1808). Diese Richtung gab sich jene Namen, weil sie namentlich eine freundliche, «humane» Behandlung der Schuljugend, Sorge für ihr körperliches Wohl u. s. w. bezweckte.

Humanität ist als persönliche Eigenschaft die Gewohnheit, human (s. d.) zu denken und zu handeln. Als kulturgeschichtlicher und geschichtsphilos. Ausdruck bedeutet H. die volle und ideale, über alle histor. Beschränkungen sich erhebende, alle wertvollern Bestrebungen in sich vereinigende Ausbildung des Kulturmenschen. Diese harmonische Ausgestaltung aller im Wesen des Menschen angelegten Fähigkeiten zu ihrer höchsten Vollkommenheit, diese Erhebung des Individuums auf die Höhe des Gattungslebens war das Bildungsideal der großen Zeit der deutschen Litteratur um die Wende des 18. und 19. Jahrh., zu ihm bekannten sich unsere großen Dichter Lessing, Herder, Goethe, Schiller und Männer von der universellen Bildung W. von Humboldts; von ihm suchten unsere Philosophen Kant, Fichte, Schelling, Schleiermacher, Hegel, Herbart einen scharfen, theoretisch begründeten Begriff zu schaffen. Diese H. beseelte auch die romantische Schule in Deutschland, deren Vertreter dieselbe hauptsächlich durch Reproduktion aller großen Erzeugnisse der Weltlitteratur verbreiteten.

Humann, eine elsäss. Familie, deren Ruf und Reichtum begründet wurde durch Jean George . Dieser, geb. 6. Aug. 1780 zu Straßburg, grün- ein Handelshaus, das bald bedeutend wurde, wurde Mitglied der straßburger Handelskam- und des Generalrats des niederrhein. Departeus. Seit 1820 war H. fast ununterbrochen als treter des Niederrheins Mitglied der franz. Kammer; vom 11. Okt. 1832 bis zum 18. Jan. 1836 war er Finanzminister. Im J. 1837 zum Pair ernannt, wurde er 29. Okt. 1840 wiederum Finanzminister. Er starb 25. April 1842 zu Paris. Sein Bestreben war hauptsächlich auf die Verbesserung der Kommunikationsmittel und auf die Herstellung des Gleichgewichts im Budget gerichtet; in ersterer Beziehung förderte er insbesondere den Bau der ersten franz. Eisenbahnen, den Bau des Rhein-Rhône-Kanals und rief neue Dampfschiffslinien, so die von Marseille nach der Türkei und Ägypten, hervor. Es gelang ihm wohl, die außerordentlichen Ausgaben der Juliregierung und selbst ältere Staatsschulden zu tilgen, die ordentlichen Staatsausgaben zu vermindern und die indirekten Einnahmen zu heben, jedoch nicht das Gleichgewicht zu erreichen; sein Plan, die fünfprozentige Rente in eine dreiprozentige zu konvertieren, führte 1836 den Sturz des Ministeriums herbei. Vgl. Spach, «H., ministre des finances» (Straßb. 1872).

Sein Sohn Theodor H., zu Straßburg 8. Juni 1803 geboren, wurde 1834 Mitglied des Generalrats des Niederrheins und zuerst in Straßburg, dann in Rouen Hauptsteuereinnehmer, auf welche Stelle er 1846 resignierte. Von 1846 bis 1848 war er Deputierter, alsdann Präsident der Handelskammer und des Handelsgerichts in seiner Vaterstadt, und 1864 bis Sept. 1870 Maire von Straßburg. Bei seinem Ausscheiden aus dem Bürgermeisteramt hatte die Stadtkasse einen Baarbestand von 1 Mill. Frs. H. blieb bis Juli 1871 Mitglied der straßburger Municipalkommission, optierte alsdann für die franz. Nationalität und starb zu Paris im Juni 1873.

Humann (Karl), deutscher Ingenieur und Archäolog, geb. 4. Jan. 1839 zu Steele in Rheinpreußen, war bei den Bauten für die Bergisch-Märkische Eisenbahn thätig, besuchte dann die Bauakademie zu Berlin, mußte aber 1861 seiner angegriffenen Gesundheit wegen seine Studien aufgeben und ein südlicheres Klima aufsuchen. Er ging zunächst nach Chios, dann nach Samos, wo er mit Erfolg Ausgrabungen anstellte, später nach Smyrna und Konstantinopel. Im Auftrage der türk. Regierung ging er 1864 nach Palästina, um das Land zu nivellieren und eine Karte desselben zu entwerfen; ebenso erforschte er später den östl. Balkan und nahm eine Karte desselben auf. Hauptsächlich aber wurde H. bekannt durch seine Ausgrabungen von Pergamum (s. d.), die er im Sept. 1878 begann. Im Aug. 1884 wurde er zum Abteilungsdirektor bei den königl. Museen in Berlin ernannt, jedoch mit der Befugniß, seinen Wohnsitz in Smyrna zu behalten.

Humb., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Humboldt (Alexander von).

Humber, das an der Ostseite Englands in das Land etwa 60 km weit eingreifende Ästuar, in welches sich zwei Flüsse ergießen, der von S. kommende Trent und die von NW. kommende Ouse, welche sich bei ihrer Mündung vereinigen. Der H. zieht sich anfangs von W. nach O., erhält aber etwas unterhalb von Hull südöstl. Richtung und erweitert sich golfartig, bis er endlich durch die äußerste Spitze der Halbinsel Holderneß, Spurn-Point, wieder zu 10 km Breite verengt wird. Die Ufer sind flach, mit weißem Schlamm bedeckt. Die ehemalige Sunk-Island (versunkene Insel), gegenüber von Great-Grimsby, bildet jetzt einen Vorsprung des rechten Ufers.

Humbert, ital. Umberto (Rainer Karl Emanuel Joh. Maria Ferd. Eugen), König von Italien, geb. 14. März 1844, ist der älteste Sohn des Königs Victor Emanuel II. von Italien aus dessen Ehe mit Maria Adelaide, Tochter des Erzherzogs Rainer von Österreich. Er nahm regen Anteil an den Freiheitsbestrebungen der ital. Patrioten, beteiligte sich 1859 als Sekondelieutenant am Feldzuge gegen Österreich und befehligte in der Schlacht bei Custozza (24. Juni 1866) eine Division. Nach beendetem Feldzuge wirkte er mit an der Reorganisation der ital. Armee; nach der Occupation Roms (20. Sept. 1870) übernahm er als Generallieutenant das Kommando der dortigen Division und wurde 1871 Generalkommandant des Armeekorps von Rom. Schon als Kronprinz war H., im Gegensatz zu seinem franzosenfreundlichen Vater, ein eifriger Anhänger der Allianz Italiens mit Deutschland und machte 1872 seinen ersten Besuch in Berlin.

Am 9. Jan. 1878 starb König Victor Emanuel und H. bestieg den ital. Thron. Er leistete 19. Jan. vor versammeltem Parlament den Verfassungseid, erließ für alle polit. Verbrechen und Preßvergehen eine Amnestie und eröffnete 7. März zum ersten mal das Parlament. Am Schlusse einer Rundreise, die er im Herbst mit seiner Gemahlin machte, wurde er beim Einzug in Neapel 17. Nov. 1878 durch den Dolchstoß des Kochs Passanante leicht am linken Oberarm, der Ministerpräsident Cairoli schwerer verwundet. Passanante wurde vom obersten Gerichtshof in Neapel zum Tode verurteilt, aber von H. 28. März 1879 zu lebenslänglicher Strafarbeit begnadigt. Nach dem Einmarsch der franz. Truppen in Tunis trat in der polit. Stimmung Italiens, das nach außen vollständig isoliert und im Innern von den Radikalen, den Republikanern, den Irredentisten und den Klerikalen bedroht war, eine so entschiedene Schwenkung ein, daß der Anschluß an das deutsch-österr. Defensivbündnis von den Konservativen und den Liberalen gefordert wurde. Infolge dessen machte auf den Rat des Fürsten Bismarck das Königspaar, begleitet von dem Ministerpräsidenten Depretis und dem Minister des Auswärtigen Mancini, eine Reise nach Wien, wo es 27. Okt. 1881 ankam. Der Besuch des deutschen Kronprinzen in Rom (17. bis 20. Dez. 1883) gab dem König H. aufs neue Gelegenheit, seine Sympathien für das hohenzollernsche Kaiserhaus an den Tag zu legen. (Vgl. Italien, Geschichte.)

Seit 22. April 1868 ist H. vermählt mit seiner Cousine Margareta Maria Theresia (geb. 20. Nov. 1851), Tochter seines Oheims Ferdinand, Herzogs von Genua und der Prinzessin Elisabeth von Sachsen. Aus dieser Ehe wurde ihm 11. Nov. 1869 ein Sohn geboren, welcher den Namen Victor Emanuel und den Titel Prinz von Neapel erhielt.

Humbert (Gustave Amédée), franz. Rechtsgelehrter und Staatsmann, geb. 28. Juni 1822 zu Metz, besuchte das Gymnasium daselbst und studierte die Rechte zu Paris. Während der Revolution von 1848 wurde er zum Unterpräfekten in Thionville ernannt, mußte aber 1851 sein Amt niederlegen und kehrte nach Paris zurück, wo er, wie vorher, jurist. Privatunterricht erteilte. Nachdem er 1859 den Titel eines Agrégé erhalten, ging er als Professor des röm. Rechts nach Toulouse. Bei den Wahlen vom 8. Febr. 1871 zum Abgeordneten des Departements Haute-Garonne ernannt, Mitglied, dann Vizepräsident der republikanischen Linken, that er sich als Redner besonders in den jurist. Fragen hervor. Im J. 1875 ward er zum lebenslänglichen Senator, 1877 bei dem Antritt des Ministeriums Dufaure zum Generalprokurator an der Rechnungskammer, endlich 30. Jan. 1882 bei der Bildung des Kabinetts Freycinet zum Minister der Justiz ernannt. Er bekleidete dieses Amt bis zum Rücktritt des Ministeriums, 29. Juli 1882.

Humboldt (Friedr. Heinr. Alexander, Freiherr von), der vielseitigste und bedeutendste Naturforscher des 19. Jahrh., geb. 14. Sept. 1769 zu Berlin, verlor schon im 10. Jahre den Vater, der im Siebenjährigen Kriege Major und Adjutant des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, nachher königl. preuß. Kammerherr war, und genoß gemeinschaftlich mit seinem ältern Bruder, Wilhelm von Humboldt (s. d.), einen von der Mutter, einer geborenen von Colomb, angestrebten sorgfältigen Privatunterricht. Nachdem er Herbst und Winter 1787—88 die Universität Frankfurt a. O. besucht, lebte er den folgenden Sommer und Winter wieder in Berlin, teils um Technologie, auf das Fabrikwesen angewendet, zu studieren, teils um Griechisch zu lernen. Damals schloß er sich dem Botaniker Willdenow an, botanisierte viel und übersetzte Thunbergs Abhandlung «De arbore macamariensi» ins Französische («Sur le Bohon-Upas par un jeune gentilhomme»). Dies ist seine erste anonym gedruckte litterarische Arbeit. Im Frühjahr 1789 bezog er die Universität Göttingen, besuchte mit seinem Bruder die philol. Kollegien des Heyneschen Seminars und schrieb eine kleine Schrift über die Webereien der Griechen, die jedoch nie im Druck erschienen ist. Die Liebe zu naturhistor. Studien wurde in Göttingen mannigfach genährt durch den Unterricht von Blumenbach, Beckmann, Gmelin, Lichtenberg und Link, sowie durch Reisen in den Harz und an die Rheinufer. Als Frucht der letztern Exkursion erschien H.s erstes selbständiges Buch: «Über die Basalte am Rhein, nebst Untersuchungen über Syenit und Basanit der Alten» (Berl. 1790). Im Frühjahr und Sommer 1790 begleitete H. von Mainz aus Georg Forster auf einer Reise durch Belgien, Holland, England und Frankreich. Im Juli 1790 aus England zurückgekehrt und damals noch zu einer praktischen Laufbahn im Finanz- und Kameralfach bestimmt, ging er nach Hamburg auf die Handelsakademie von Büsch und Ebeling, wo er im Sommer und Herbst die günstigste Gelegenheit zur Übung in lebenden Sprachen fand.

Nach einem fünfmonatlichen Aufenthalt im mütterlichen Hause bezog er im Juni 1791 die Bergakademie zu Freiberg. Hier genoß er den Privatunterricht Werners und die Freundschaft Freiesleben, Leopold von Buchs und Andreas Del Rios. Die litterarische Frucht eines achtmonatlichen Aufenthalts im Erzgebirge war die «Flora subterranea Fribergensis et aphorismi ex physiologia chemica plantarum» (Berl. 1793). Durch Minister von Heinitz schon im Febr. 1792 zum Assessor im Bergdepartement ernannt, begleitete er letztern im Juli 1792 in das Markgraftum Bayreuth, wurde alsbald Oberbergmeister in den fränk. Fürstentümern, ein Amt, das er bis 1797 mit verschiedenen Unterbrechungen verwaltete. Damals schrieb er über die Natur der Grubenwetter und konstruierte eine nicht verlöschende Lampe und eine Respirationsmaschine nach dem Prinzip von Beddoes. Seit 1792, wo er in Wien Nachricht von Galvanis

g erhalten, sammelte H. das Material zu
öhern Werke «über die gereizte Muskel-
nfaser, nebst Vermutungen über den chem.
s Lebens in der Tier- und Pflanzenwelt»
erl. 1797—99).
d seiner Mutter im Nov. 1796 reifte in H.
luß zu großen wissenschaftlichen Reisen.
r im März 1797 seine amtlichen Verhält-
, verbrachte er zunächst drei Monate in
erbindung mit Goethe und Schiller zu
er unter Loder seine Kenntnisse in der
vervollständigte, und trat dann über
Prag und Wien die Reise nach Italien
er die noch thätigen Vulkane kennen zu
Zegen des Kriegs entschloß sich H. jedoch,
ld von Buch den Winter in Salzburg
tesgaden mit meteorolog. Beobachtungen
n. Unterdessen erhielt er von Lord Bristol
nung, sich ihm auf acht Monate einer Er-
ach Oberägypten anzuschließen. Er wollte
war schon nach Paris gereist, um In-
anzukaufen, als Bonaparte im Mai 1798
ten abging und Lord Bristol in Mailand
wurde. In Paris erfuhr H. die zuvor-
e Aufnahme seitens der berühmtesten Ge-
luch befreundete sich hier H. mit dem Bo-
mé Bonpland (s. d.), der später schwere
mit ihm geteilt hat. Infolge eines An-
es schwed. Konsuls Skiöldebrand wollte
r Algier nach Tunis der franz. Expedition
ten anschließen. Aber auch dieser Plan
nd H. mußte mit Bonpland den Winter
n zubringen. Die außerordentliche Gunst,
ch an dem span. Hofe in Aranjuez drei
ang durch Vermittelung des sächs. Ge-
aron von Forell und des ersten Staats-
Don Mariano Luis de Urquijo, zu er-
tte, eröffnete ihm den Zugang zu allen
itzungen in Amerika und dem Indischen
gestattete ihm die weitesten wissenschaft-
bachtungen, Sammlungen und Studien.
Mai verließ H. Madrid, ging nach Coruña,
mit Bonpland 5. Juni 1799 auf der Fre-
rro ein und landete 19. Juni im Hafen
Cruz auf Teneriffa. H. und Bonpland
n Pik und sammelten zahlreiche Beobach-
er die Insel. Am 16. Juli 1799 betraten
den Amerikas bei Cumana. Eine For-
se durch die Provinzen des jetzigen Frei-
ezuela währte 18 Monate, dann ging es
cas und Puerto-Cabello nach Süden,
Grassteppen von Calabozo zum Apure
co. Auf Indianerkähnen (ausgehöhlten
mmen) drangen H. und Bonpland durch
kten von Atures und Maypures bis zum
Grenzposten der Spanier, dem kaum zwei
de vom Äquator entfernten Fort San-
t Rio Negro, durch den Tuamini und die
m Pimichin, wo die Kähne über Land ge-
den mußten, und gelangten durch den
e wiederum in den Orinoco. Sie fuhren
n Strom bis Angostura hinab und er-
mana am Ende einer Reise, die, 2810 km
durch unbewohnte Wildnisse geführt und
astron. Bestimmungen gegründete Kennt-
er so lange bestrittenen Bifurkation des
eliefert hatte. H. und Bonpland schifften
g. 1800 nach Havana ein, lebten dort
nate und begaben sich im März 1801 nach
Cartagena, dann auf dem Magdalenenstrom bis Honda und von da nach Bogota. Sept. 1801 bis 6. Jan. 1802 ging trotz der Regenzeit die Reise nach Süden fort, über Ibague, die Cordillera de Quindin, Cartago, Popayan, den Paramo de Almaguer und die große Hochebene von Los Pastos nach Quito. Andere fünf Monate, vom 6. Jan. bis 9. Juni 1802, vergingen hier mit Untersuchungen im Hochthale von Quito. Der Chimborasso wurde 23. Juni 1802 bis zur Höhe von 5810 m erstiegen. H. stand hier auf dem höchsten, je vorher von Menschen erstiegenen Punkte der Erde, und wurde nur durch eine tiefe Schlucht an der Erklimmung der äußersten noch um 500 m höhern Spitze gehindert. In Quito schloß sich Carlos Montufar den Reisenden an und begleitete sie durch Peru und Mexiko nach Paris. Über den Andenpaß des Paramo de Assuay, über Cuenca und die Chinawälder von Loxa stiegen sie in das Thal des obern Amazonenflusses bei Jean de Bracamoros hinab und erreichten über die Hochebene von Caramarca die Bergstadt Micuipampa und den westl. Abfall der Cordillera von Peru. Hier, von einer Höhe von 3000 m, erblickten sie zuerst die Südsee, gelangten bei Truxillo an die Küste und reisten durch die wasserarme Sandwüste von Niederperu bis Lima.

Nach Beobachtung des Merkurdurchgangs schifften sie sich Ende Dez. 1802 von Callao nach Guayaquil ein und landeten am Schlusse einer zweiten ermüdenden Fahrt in Acapulco 23. März 1803. Über Tasco und Cuernavaca erreichten sie im April die Hauptstadt Mexikos, wo sie einige Monate verweilten und dann, nach Norden gewendet, Guanaxuato und Valladolid besuchten, die Provinz Mechoacan durchstreiften, nochmals der Küste des Großen Oceans nahe, den Vulkan von Jorulla maßen und über Toluca nach Mexiko zurückkehrten. Ein abermaliger Aufenthalt in dieser Stadt wurde zur Ordnung der reichen Sammlungen und Zusammenstellung der vielseitigen Beobachtungen verwendet. Im Jan. 1804 gingen die Reisenden, nachdem sie vorher den Vulkan von Toluca (4578 m) und den Cofre de Perote (4041 m) bestiegen und gemessen, durch die Eichenwälder von Xalapa nach Veracruz und den 7. März 1804 nach Havana. Zwei Monate dauerte hier H.s Vervollständigung der Materialien zu seinem «Essai politique sur l'isle de Cuba» (Par. 1826). Hierauf schiffte er sich mit Bonpland und Montufar nach Philadelphia ein, erfreute sich einige Wochen zu Washington der freundschaftlichen Aufnahme Jeffersons, verließ Amerika 9. Juli in der Mündung des Delaware und landete 3. Aug. 1804 in Bordeaux, reich an Sammlungen, besonders aber an Beobachtungen aus dem weitesten Gebiete der Naturwissenschaften, der Geographie, Statistik und Ethnographie.

H. blieb zunächst in Paris, um seine Sammlungen und Manuskripte zu ordnen und mit Gay-Lussac über die Bestandteile der Atmosphäre zu arbeiten. Dann begleitete ihn der letztere 1805 nach Rom, zum Besuch des Bruders. Mit Leop. von Buch eilten sie zum Vesuv, endlich über die Alpen nach Berlin. Von hier begleitete er den Prinzen Wilhelm von Preußen im Spätherbst 1807 auf seiner schwierigen polit. Mission nach Paris. Der Aufenthalt des Prinzen dauerte bis Herbst 1808, und da Paris H. am geeignetsten erschien, hier seine vielumfassenden Werke herauszugeben, so erhielt er vom König die Erlaubnis, zu bleiben. Seitdem

hatte er seinen dauernden Wohnsitz bis 1827 zu Paris, wo auch sein großes Reisewerk erschien. Die großen polit. Ereignisse zwischen dem ersten und zweiten Pariser Frieden boten H. Gelegenheit zu mehrern Reisen nach England und 1818 nach Aachen, wo ihn der König und Hardenberg während des Kongresses in ihrer Nähe zu haben wünschten. Auch begleitete er den König zum Kongreß nach Verona, Rom und Neapel. Der Wunsch des Monarchen, H. in seiner Umgebung zu behalten, wurde erst 1827 erfüllt. Im Winter 1827–28 hielt H. in der Universität und in der Singakademie die berühmten Vorlesungen über physische Weltbeschreibung.

Im April 1829 unternahm H. mit Ehrenberg und G. Rose die auf Befehl des Kaisers Nikolaus großartig ausgestattete Expedition nach dem nördl. Asien (Ural und Altai, der chines. Dsongarei und dem Kaspischen Meere). Bergmännische Untersuchung der Gold- und Platinlagerstätten, die Entdeckung von Diamanten außerhalb der Wendekreise, astron. Ortsbestimmungen, magnetische Beobachtungen, geognost., botan. Sammlungen, neue Ansichten über die Richtung der Gebirge, über die Bodenplastik des centralen Erdteils waren die Hauptresultate der Reise, während welcher in neun Monaten 17400 km zurückgelegt wurden. Diese Resultate sind in Roses «Mineralogisch-geognost. Reise nach dem Ural, Altai und dem Kaspischen Meere» (2 Bde., Berl. 1837–42) und H.s «Fragments de géologie et de climatologie asiatique» (2 Bde., Par. 1831; deutsch von Löwenberg, Berl. 1832) und in «Asie centrale, recherches sur les chaines de montagnes et la climatologie comparée» (3 Bde., Par. 1843; deutsch von Mahlmann, 2 Bde., Berl. 1843–44) beschrieben. Die Reise hatte auch noch die Folge, daß die kaiserl. Akademie magnetische und meteorolog. Stationen von Petersburg bis Peking und später durch H.s Vorstellung an den Herzog von Sussex in der südl. Halbkugel anlegte.

Unter mehrfachen polit.-diplomatischen Reisen und Missionen (mit dem Kronprinzen von Preußen im Mai 1830 nach Warschau, mit dem König nach Teplitz, dann nach Paris, um Ludwig Philipp von Friedrich Wilhelm III. die Anerkennung der Thronbesteigung zu überbringen und polit. Berichte nach Berlin einzusenden) fällt die Herausgabe des «Examen critique de la géographie du Nouveau Continent» (5 Bde., Par. 1835–38; deutsch von Ideler, 5 Bde., Berl. 1836–39). Außer einem abermaligen Besuch zu Paris vom Okt. 1847 bis Jan. 1848 machte H. seitdem nur noch zwei kürzere Reisen außerhalb Deutschlands, und zwar als Begleiter König Friedrich Wilhelms IV. nach England 1841, nach Dänemark 1845. Sein ständiger Wohnort blieb Berlin, wo er sein Hauptwerk, den «Kosmos», verfaßte. H. starb zu Berlin 6. Mai 1859 im 90. Lebensjahre. Mit Ausnahme der Tagebücher seiner amerik. Reise, die der berliner Sternwarte verbleiben sollten, vermachte er Bibliothek, Naturalien und andere Sammlungen seinem langjährigen Diener Seifert. Die Bibliothek wurde bei einem Brande des Auktionslokals in London großenteils vernichtet, während der übrige Nachlaß einzeln in Berlin versteigert wurde.

Weit über zwanzig Jahre dauerte die Bearbeitung und Herausgabe des amerik. Reisewerks in Paris, welches die berühmtesten Fachmänner (Oltmanns, Kunth, Cuvier, Latreille, Valenciennes, Gay-Lussac, Vauclin, Thenard u. a.), die besten Künstler, Maler und Kupferstecher hilfreich förderten. Es gibt nur eine vollständige Ausgabe, die sog. «große» in 30 Bänden (20 in Fol. und 10 in 4.); die sog. «kleine» Ausgabe enthält nur einige einzelne Werke der «großen» Ausgabe in wiederholtem Abdruck in Oktav, oft mit Kürzungen und Zusätzen. Der Gesamttitel der vollständigen Ausgabe ist: «Voyage au régions équinoxiales du Nouveau Continent, fait en 1790–1804 par Alexandre de H. et Aimé Bonpland, rédigé par Alexandre de H. Grande édition etc.» Sie zerfällt in folgende sechs Abteilungen: I. «Relation historique» (3 Bde., 4., Par. 1811–29, oder 13 Bde., 8., Par. 1816–32); sie blieb unvollendet, reicht nur bis zur Reise nach Peru (April 1801) und erschien deutsch von Therese Huber (6 Bde., Stuttg. 1815–32, besser und nach H.s eigener Anordnung etwas gekürzt von Herm. Hauff, 4 Bde., Stuttg. 1859–60). Zur Originalausgabe gehören: «Atlas géographique et physique» (39 Platten, Fol.) und «Atlas pittoresque» oder «Vues de Cordillères etc.» (1810, 60 Platten, Fol.). II. «Observations de zoologie et d'anatomie comparée» (2 Bde. und 55 Platten, Par. 1805–32; mit Beihilfe von Cuvier, Latreille und Valenciennes). III. «Essai politique sur le royaume de la Nouvelle Espagne» (2 Bde., Par. 1811; deutsch, Stuttg. 1811; 2. Aufl., vermehrt durch «Essai politique sur l'isle de Cuba», 6 Bde., Par. 1826–27). Hierzu gehört noch: «Atlas géographique et physique du royaume de la Nouvelle Espagne» (1 Bd., Fol. u. 21 Platten, Par. 1812). IV. «Observations astronomiques, opérations trigonométriques et mesures barométriques, rédigées et calculées par Jabbo Oltmanns» (2 Bde., Par. 1808–10). Die «Untersuchungen über die Geographie des Neuen Kontinents gegründet auf die astron. Beobachtungen und barometrischen Messungen Alexanders von H.s und von Jabbo Oltmanns» (2 Bde., Par. 1810) wurden vernichtet und existieren nur in wenigen Exemplaren. V. «Physique générale et géologie: essai sur la géographie des plantes, accompagné d'un tableau» (Par. 1807; deutsch, Goethe gewidmet, Stuttg. 1807). VI. 1) «Plantes équinoxiales, rédigées par A. Bonpland» (2 Bde., Fol. mit 144 Platten, Par. 1809–18); 2) «Melastomes et autres genres du même ordre, rédigés par A. Bonpland» (2 Bde., Fol. mit 120 Platten, Par. 1806–23); 3) «Nova genera et species plantarum etc., adumbraverunt A. Bonpland et Alexandre de H., in ordinem digessit C. S. Kunth» (7 Bde., Fol. mit 700 Platten, Par. 1815–25). Hierzu gehört von H. die Einleitung: «De distributione geographica plantarum secundum coeli temperiem et altitudinem montium» (Par. 1817); 4) «Mimoses et autres plantes légumineuses, rédigées par C. S. Kunth» (1 Bd., Fol. mit 60 Platten, Par. 1819–24); 5) «Révision des graminées par C. S. Kunth» (2 Bde., Fol. mit 220 Platten, Par. 1829–34); 6) «Synopsis plantarum; auctore C. S. Kunth» (4 Bde., Par. 1822–26). Von der großen Zahl der kleinern Schriften H.s sind vor allem die «Ansichten der Natur» (2 Bde., Stuttg. 1808) zu nennen, die seitdem in zahlreichen Auflagen und auch in franz., engl., holländ., russ. Übersetzungen erschienen sind; nächstdem der erste (und einzige) Band «Kleinere Schriften, geognost. und physik. Erinnerungen» (Stuttg. 1853). Ein

ige «Bibliogr. Übersicht von H.s Werken, n und zerstreuten Abhandlungen» gibt J. rg im zweiten Bande von Bruhns' «Alexan- H., eine wissenschaftliche Biographie» Lpz. 1872). Eine Auswahl seiner Werke er- 5 Bänden (Stuttg. 1874). Umfangreich ist wechsel H.s, der nach seinem Tode erschien: nhagen (1. bis 5. Aufl., Lpz. 1860), mit ngen Freunde (Althaus, Berl. 1861), mit erghaus (3 Bde., Jena 1863), mit Bunsen 69), Cancrin (Lpz. 1869), mit Marc. Aug. n «Le Globe», Bd. 7, 1868), «Correspondence scientifique et littéraire», heraus- von De la Roquette (Par. 1865), mit von Raumer in dessen «Litterarischem » (Bd. 1, Berl. 1869), mit Goethe, heraus- von Bratranek (Lpz. 1876), mit Gauß, gegeben von Bruhns (Lpz. 1877), mit Joach. Lampe in dessen «Lebensbild» von Meyer chw. 1877). «Briefe Alexander von H.s n Bruder Wilhelm» gab die Familie von dt (Stuttg. 1880) heraus. Die Herausgabe se H.s mit den Jugendfreunden Wegener, den, mit Bessel, Encke, Schumacher u. a. orbereitet, ist aber bisher unterblieben.

ner wissenschaftlichen Thätigkeit vereinigte Richtungen. Er war groß in der Aneignung terung des einzelnen, doch ebenso groß auch uffassung und Begründung der allgemeinen Wie kein anderer hat er ein unermeßliches l auf den verschiedenen Gebieten der Natur- aft, ja selbst der histor. Forschung angehäuft, aber auch jederzeit die Aufgabe festgehal- innern Zusammenhang, die «Gesetzlichkeit» ge zu ergründen und die Spezialitäten zu spirischen Gesamtanschauung zusammenzu- Schon aus einem seiner frühesten Werke: die gereizte Muskel- und Nervenfaser» spricht dieser Geist, und nach Verlauf von alben Jahrhundert erkennt die inzwischen rgeschrittene Physiologie die Genauigkeit härfe jener Versuche über Galvanismus Wahrheit der meisten aus ihnen gezogenen gen. Auf seinen Reisen Höhenmessungen erfuchung der thermometrischen Verhält- der Beschaffenheit des Bodens verbindend, en diesen tiefern Arbeiten es nicht ver- d, Herbarien zu sammeln, gelangte H. zu eichen Material, durch dessen geistvolle ation unter seinen Händen eine neue Wissen- e Pflanzengeographie, entstand. Zwar hat- Linné und einige seiner Nachfolger manche vorstechendsten Erscheinungen in der Ver- der Pflanzenwelt bemerkt, doch ohne ngaben und Betrachtung der Temperaturen. H. das große Verdienst, eine große Menge atsachen, die zum Teil in den entlegensten er Erde beobachtet worden waren, mit den Erfahrungen in Zusammenhang zu bringen, rbindung mit den Lehren der Physik nach- und die Gesetze zu erläutern, nach welchen dlich formenreiche Pflanzenwelt über den rdkreis verteilt ist. Es gelang ihm ferner eisen, welche Einwirkung die Pflanzenwelt dung des Bodens, auf den Zustand der nd auf die geschichtliche Entwickelung des ngeschlechts seit der Urzeit geübt hat. Zu lichen Gediegenheit der H.schen Leistungen ch die poetische Auffassung der Natur da, wo es darauf ankommt, anschauliche Gesamtbilder zu entwerfen.

Die Arbeiten H.s in einzelnen Fächern sind staunenswert durch ihren Umfang und die Mannigfaltigkeit ihrer Richtung. Sie sind am gründlichsten von einzelnen Fachmännern gewürdigt in K. Bruhns' «Alexander von H., eine wissenschaftliche Biographie» (3 Bde., Lpz. 1872). Es besprechen hier seine Leistungen: K. Bruhns in Mathematik, Astronomie und mathem. Geographie; G. Wiedemann in Erdmagnetismus, einzelnen physik. und chem. Forschungen; H. W. Dove in Meteorologie; Jul. Ewald in Geologie; O. Peschel in Erd- und Völkerkunde, Staatswirtschaft und Geschichtschreibung; A. Grisebach in Pflanzengeographie und Botanik; J. V. Carus in Zoologie und vergleichender Anatomie und W. Wundt in Physiologie. Vortreffliches von Peschel über H. findet sich noch in Peschels «Abhandlungen zur Erd- und Völkerkunde» (Bd. 1, Lpz. 1877). Populäre Bearbeitungen seiner Reisen verfaßten Klencke, Löwenberg, Wimmer; kürzere Biographien lieferten Wittmer, Klencke, Ule. Von den zahlreichen nach seinem Tode und an seinem jükularen Geburtstage erschienenen Gelegenheitsgedichten und Denkreden sind die besten von Agassiz, Bastian, A. Bernstein, von Decken, H. W. Dove, Ehrenberg, Encke, Gerland, Martius, Peschel, Quetelet, Virchow, Weber. Die Kunst, Malerei und Plastik, haben ihn oft dargestellt, die vorzüglichsten Bilder sind von Gérard, Steuben, Wach, Begas, Hildebrand; Büsten von David, Rauch, Bläser, die bei Gelegenheit der 100jährigen Jubelfeier der Unabhängigkeitserklärung der Union, 4. Juli 1876, im Fairmount-Park zu Philadelphia enthüllte kolossale Bronzestatue ist von Drake; eine Statue H.s von Ferdinand von Miller dem jüngern wurde 1878 in St.-Louis enthüllt; die Humboldt-Denkmäler vor der berliner Universität, Wilhelm von H.s von Paul Otto und Alexander von H.s von Reinhold Begas, wurden 28. Mai 1883 enthüllt.

H.s Namen tragen in Berlin auch der «Humboldts-Hain», ein großer, schöner Park mit Anlagen zur unentgeltlichen Belehrung des Volks in der Naturwissenschaft, und die Humboldt-Stiftung unter dem Kuratorium der Akademie der Wissenschaften, mit der Aufgabe: Förderung der Naturwissenschaften und wissenschaftlicher Reisen.

Humboldt (Friedr. Wilh. Christian Karl Ferd., Freiherr von), älterer Bruder des vorigen, einer der geistvollsten Gelehrten und hervorragender Staatsmann, geb. zu Potsdam 22. Juni 1767, erhielt nach dem frühen Tode seines Vaters mit seinem Bruder auf dem elterlichen Schlosse Tegel und zu Berlin eine ausgezeichnete wissenschaftliche Vorbildung und studierte dann zu Frankfurt a. O. und Göttingen die Rechte, woneben er aber der Altertumswissenschaft, der Ästhetik und dem Studium der Kantschen Philosophie gleichen Eifer widmete. Nachdem er auf Reisen durch das westl. Deutschland, nach Paris und in die Schweiz reiche Weltkenntnis gewonnen und mit G. Forster und F. H. Jacobi innig befreundet worden war, lebte er 1789 und 1790 in Erfurt und Weimar und trat hier in ein engeres Verhältnis zu dem Koadjutor von Dalberg und zu Schiller, dem in spätern Jahren ein nicht minder nahes zu Goethe sich anschloß. Mit dem Titel Legationsrat, den er während eines kurzen Aufenthalts in Berlin erhalten, kehrte H.

ohne Neigung zu amtlicher Thätigkeit nach Erfurt zurück, vermählte sich 1791 mit der ihm an Geist ebenbürtigen Karoline von Dacheröden (gest. 26. März 1829) und lebte anfangs meist auf den thüring. Gütern seiner Frau, seit 1794 aber in Jena, um hier mit Schiller und einem kleinen Freundeskreise ein Leben voll regster Geistesthätigkeit und des idealsten Gehalts zu teilen, als dessen Frucht teils eigene dichterische und wissenschaftliche Arbeiten, teils eine vielfache Einwirkung auf Schillers Dichtwerke hervorgingen. Ein dauerndes Denkmal dieser bis zu Schillers Tode nie unterbrochenen Freundschaft bildet der «Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm von H.» (Stuttg. u. Tüb. 1830; 2. Aufl., von Vollmer besorgt, Stuttg. 1876). Von 1797 bis 1799 lebte H. nach mannichfachen Reisen mit seiner Familie in Paris und ging dann zu längerm Aufenthalt nach Spanien, von wo er mit reicher wissenschaftlicher Ausbeute zurückkehrte. Im J. 1801 nahm er die Stelle eines preuß. Ministerresidenten in Rom an. Hier verweilte er, seit 1806 als bevollmächtigter Minister, bis 1808, bei wenigen diplomatischen Geschäften seine Zeit zwischen eigenen wissenschaftlichen und künstlerischen Studien und der liberalsten Förderung junger Gelehrter und Künstler teilend. Von Rom aus als Geh. Staatsrat in das Ministerium des Innern berufen und mit Leitung der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten beauftragt, ist die geistige Wiedergeburt Preußens wesentlich mit H.s Namen verbunden; insbesondere ist die berliner Universität seine Schöpfung. Doch verließ er auch diese Stellung schon 1810, um mit dem Range eines Geh. Staatsministers als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister nach Wien zu gehen. Im J. 1813 war er während des Waffenstillstandes auf dem Friedenskongreß in Prag, 1814 auf dem Kongreß zu Châtillon und bei Abschluß des ersten Pariser Friedens, den er mit Hardenberg unterzeichnete, 1815 auf dem Wiener Kongreß, seit 1816 aber in Frankfurt a. M. bei Ordnung der deutschen Gebietsfragen und bei Gründung des Bundestags thätig. Bald nachher wurde er Mitglied des Staatsrats, dann Gesandter in London, sowie 1818 bei dem Kongreß von Aachen zugezogen. Überall wirkte er im Geiste einer hochherzigen und liberalen Politik. H. ward 1819 wirkliches Mitglied des preuß. Staatsministeriums; unter anderm erhielt er die Leitung der ständischen Angelegenheiten übertragen. Doch noch in demselben Jahre nahm er mit Boyen und Beyme seinen Abschied, da er ein freieres und mehr konstitutionelles System als das des Ministers von Hardenberg befolgt wissen wollte. Erst seit 1830 ward er wieder zu den Sitzungen des Staatsrats berufen, nachdem er das Jahr vorher an die Spitze einer Kommission zur Leitung des Baues und der Einrichtung des königl. Museums gestellt worden war. Seit 1819 lebte er mit geringen Unterbrechungen zu Tegel, das er durch treffliche Anlagen, mehr noch durch eine auserlesene Sammlung von Meisterwerken der Bildhauerkunst verschönerte. Er starb in Tegel 8. April 1835.

H.s früheste litterarische Arbeiten wurden von ihm selbst gesammelt in den «Ästhetischen Versuchen» (Bd. 1, Braunschw. 1799), welche unter anderm die über Schillers «Spaziergang», über Goethes «Hermann und Dorothea» (dieser auch besonders in 4. Aufl., Braunschw. 1882 mit einem Vorwort von Hettner erschienen), über «Reineke Fuchs» u. s. w. enthalten. Seine «Sämtlichen Werke» (7 Bde., Berl. 1841—52) umfassen auch einen Teil seiner zahlreichen Gedichte. Unter denselben ragt besonders die Elegie «Rom» (Berl. 1806) hervor; seine Sonette sind durch Vollendung der Form und Gedankentiefe ausgezeichnet. Von Bedeutung für Erforschung der griech. Sprache und Metrik ist die Übersetzung des Äschyleischen «Agamemnon» (Lpz. 1816; 2. Aufl. 1857). Mit Vorliebe und großer Umfänglichkeit widmete sich H. der vergleichenden Sprachforschung. Als Früchte seines Studiums der baskischen Sprache sind zunächst die «Berichtigungen und Zusätze zu Adelungs Mithridates über die cantabrische oder baskische Sprache» (Berl. 1817) und die mustergültige «Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens vermittelst der baskischen Sprache» (Berl. 1821) zu nennen. In die Zeit des Aufblühens der altind. Studien in Deutschland fallen unter andern die größern, in der berliner Akademie gelesenen Abhandlungen: «Über die unter dem Namen Bhagavad-Gita bekannte Episode des Mahabharata» (Berl. 1826), «Über den Dualis» (Berl. 1828) und «Über die Verwandtschaft der Ortsadverbien mit dem Pronomen in einigen Sprachen» (Berl. 1830). H.s Hauptwerk aber auf diesem Gebiete: «Über die Kawisprache auf der Insel Java» (3 Bde., Berl. 1836—40), wurde erst nach seinem Tode von Eduard Buschmann, der sich ebenfalls diesen Studien gewidmet und H. seit 1829 unterstützt hatte, der Öffentlichkeit übergeben. Namentlich ist die Einleitung zu diesem Werke, die auch unter dem Titel «Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts» (Berl. 1835, neu herausg. von Pott, 3. Aufl., Berl. 1880) besonders erschien, in der Geschichte der Sprachwissenschaft epochemachend geworden. Sein «Vocabulaire inédit de la langue taïtienne» wurde ebenfalls durch Buschmann in dessen «Aperçu de la langue des îles Marquises et la langue taïtienne» (Berl. 1834) veröffentlicht. Noch später erschien das schon vor 1800 ausgearbeitete, aber lange verlorene Fragment: «Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen» (Berl. 1851). Herausgeber war E. Cauer. Schiller hatte sich vergebens bemüht, einen Verleger dafür zu finden. Sein Urteil über das Werk, sowie interessante Mitteilungen über die Geschichte desselben findet man bei Goedeke, «Geschäftsbriefe Schillers» (Lpz. 1875). Seine die Sprachwissenschaft betreffende handschriftliche Sammlung und die ausländische Litteratur seiner Bibliothek vermachte er der königl. Bibliothek zu Berlin. Steinthal gab H.s «Sprachphilosophische Werke» mit Erklärungen (Berl. 1880) heraus. Daß H. neben dem großen Gelehrten und Staatsmann auch der zarteste und fürsorglichste Freund, der edelste Mensch gewesen, erfuhr das größere Publikum aus «Wilhelm von H.s Briefen an eine Freundin» (2 Bde., Lpz. 1847; in Einem Bande, 11. Aufl., 1883), die einen Reichtum der feinsten Beobachtungen und Urteile und der zartesten Gefühle aussprechen; diese Briefe sind an Charlotte Diede (s. d.) gerichtet. Vgl. Schlesier, «Erinnerungen an Wilhelm von H.» (2 Bde., Stuttg. 1843—46); Elisa Maier, «Wilhelm von H. Lichtstrahlen aus seinen Briefen» (Lpz. 1850; 5. Aufl. 1867); besonders aber Haym, «Wilhelm von H.» (Berl.

856), ferner Distel, «Aus Wilhelm von H.s letzten ebensjahren» (Lpz. 1883). Goethes Briefwechsel mit en Gebrüdern von H. 1795—1832 veröffentlichte ratranek (Lpz. 1876); H.s «Briefe an Christian ottfried Körner» gab Jonas heraus (Berl. 1879).

Humboldt-Akademie heißt die in Berlin seit em Herbst 1878 bestehende freie Lehranstalt, deren weck es ist, «solchen Personen, welche die Univerität nicht besuchen können oder bereits verlassen aben, durch systematische Vortragscyklen und anere geeignete Mittel Gelegenheit zu einer harmoischen wissenschaftlichen Weiterbildung zu geben nd sie in Zusammenhang mit den Fortschritten er sich entwickelnden Wissenschaft zu halten». Sie urde auf Anregung und nach dem Plan des r. Max Hirsch von einer größern Anzahl Gelehrr und Freunde der Wissenschaft, vereinigt im Wissenschaftlichen Centralverein», begründet, um egenüber der bunten, zersplitternden Mannigfalgkeit der Einzelvorträge die Einheitlichkeit und ründlichkeit wahrer Wissenschaft zu pflegen und adurch besonders für die jungen Leute, welche ach höherer Schulbildung ins praktische Leben intreten, eine geeignete Fortbildung zu gewähren nd ideales Streben zu fördern. Mit Rücksicht uf die Beschäftigung der meisten Hörer während es Tags finden die Cyklen, welche in der Regel us je 10—12 Vorträgen im Laufe eines Quarals bestehen, in den Abendstunden statt. Jeder yklus soll eine bestimmte Disciplin oder einen auptabschnitt derselben als abgeschlossenes Ganzes ehandeln; das Gesamtziel des Lehrplans ist die ndglichste Vollständigkeit in den Hauptgebieten nd Richtungen des Wissens, soweit dasselbe der llgemeinen höhern Bildung dient. Diese Uniersalität unterscheidet die H. (welche gerade deswegen sich nach den beiden Brüdern von Humoldt nennt) von ähnlichen Anstalten, die nur in oder einige Hauptfächer, vorzugsweise die Naturwissenschaften, lehren, während an der H. die hilos.-histor. Fächer, besonders auch Litteratur- nd Kunstgeschichte, Nationalökonomie u. a., sogar berwiegen. Auch hat die H. neue Disciplinen, ie die Versicherungs- und Verkehrswissenschaft, uerst auf das öffentliche Katheder gebracht. Die inschreibung der Hörer und Hörerinnen erfolgt egen ein mäßiges Honorar für jeden belegten Cyus; Unbemittelten wird Stundung oder vollständiger Erlaß gewährt. Es wurden bis jetzt 200 ortragscyklen gehalten und von 6100 Hörern beucht; unter den Hörern waren alle Stände verreten, überwiegend Kaufleute, Beamte und Beamtinnen, Lehrer und Lehrerinnen. Die von dem uratorium ohne Rücksicht auf politische, kirchliche der sonstige Richtung gewählten Docenten, welche ollständige Lehrfreiheit genießen, gehören teils en Lehrkörpern der Universität und der staatlichen kademien, der Gymnasien und Realgymnasien n, teils sind es Schriftsteller, Privatgelehrte, Beamte u. s. w. Die umfassende Wirksamkeit der H. t bisher mit bescheidenen, privaten Mitteln eralten worden, jedoch haben Stadt und Staat urch freie Gewährung der Lehrräume, die Kaiserin und die Korporation der Kaufmannschaft urch Beiträge dieselbe gefördert.

Humboldt-Gebirge nannte Prschewalski 1880 in mit ewigem Schnee bedecktes Gebirge in Centralasien, chines. Provinz Kansu, das nordwestl. Ende des Gebirgs Nan-Schan.

Humboldt-River, Fluß im nordamerik. Staate Nevada, entspringt im nordöstl. Teile des Staats und ergießt sich nach einem Laufe von 480 km in den 350 qkm großen Humboldtsee.

Humboldtsbai, Bucht am Großen Ocean, in Californien, zieht sich bei einer Breite von 3—4 km 25 km weit längs der Küste hin, gegen das offene Meer geschützt durch zwei schmale Landstreifen, die nur einen 400 m breiten Eingang offen lassen, der 5—6 m tief gehenden Schiffen Einfahrt gestattet.

Humboldtsberge, zwei Gebirgszüge in Nevada in Nordamerika, die sich im nördl. Teile des sog. Großen Bassins erheben. Die einander parallelen, von Frémont so benannten Ketten ziehen etwa 220 km voneinander entfernt, zwischen 40 und 41° nördl. Br. und 98 und 101° westl. L. von Ferro von N. nach S. Die östl. Kette trägt im nördl. Teile einen 3677 m hohen Gipfel.

Humbug, ein aus dem engl. Slang oder Rotwelsch in die Umgangs- und auch in die Schriftsprache übergegangenes Wort, das einen Schwindel, eine Aufschneiderei oder Mystifikation bezeichnet. Der Ursprung des Wortes ist zweifelhaft. Nach einigen soll es dadurch entstanden sein, daß in den Kriegszeiten zahlreiche falsche Nachrichten über Hamburg nach England gelangten, sodaß man allmählich mit dem Worte Hamburg, korrumpiert in H., die Idee des Trugs und der Täuschung verband. Aller Wahrscheinlichkeit nach stammt es jedoch von dem Zeitwort to hum, jemand foppen, ihm etwas aufbinden. Im Druck soll das Wort zum ersten mal um das J. 1735 in Killigrews «Universal Jester» vorkommen; im allgemeinen Gebrauch ist es erst seit dem Anfang des 19. Jahrh. Ein Humbugler (Humbuger) ist ein Mann, der auf Kosten seiner Nebenmenschen lebt und ihre Leichtgläubigkeit mißbraucht. Sein genialster Repräsentant war in neuester Zeit der Amerikaner Barnum (s. d.).

Hume (spr. Juhm) oder auch Home (Daniel Dunglas), spiritistischer Abenteurer, geb. 1835 auf den Orkney-Inseln, stammt aus einem alten schott. Geschlecht. Im Alter von vier Jahren wurde H. nach Amerika gebracht, wo er seine Kindheit und erste Jugendzeit verlebte. Seine Fähigkeit eines zweiten Gesichts offenbarte sich zuerst 1850, worüber näher Rogers in der «Philosophy of mysterious agents» (Bost. 1853) berichtet. Im J. 1855 ging H. nach Europa und erneuerte dort seine vorgeblichen Wunder, welche bereits Amerika in Erstaunen gesetzt hatten. So z. B. in Florenz, wo sich Möbeln in seiner Gegenwart bewegt und musikalische Instrumente unter unsichtbaren Fingern harmoniöse Melodien gespielt haben sollen. Im folgenden Jahre besuchte er Rom, wo er dem Papste vorgestellt wurde und zum Katholizismus übertrat. Von Rom begab er sich nach Paris, fing dort an, Medizin zu studieren, unterlag jedoch beinahe einem Anfalle von Katalepsie, dem eine heftige Krise folgte. Wiederhergestellt, fuhr er in seinen angeblichen Beziehungen zu den unsichtbaren Mächten fort und gab vor der höchsten Gesellschaft in Paris Sitzungen. Nachdem er 1864 noch einmal Rom besucht hatte, aber von hier durch die päpstl. Behörden ausgewiesen worden war, ging er nach London, wo er eine Witwe, Namens Lyon, vermochte, ihm, auf den angeblichen Befehl des Geistes ihres verstorbenen Ehemannes, 60000 Pfd. St. auszuhändigen, die er aber nach einem 22. Mai 1868 gegen ihn angestrengten Prozesse wieder herausgeben mußte. In

birgskette, östlich von der Provinz Kiang-Si und westlich von den Provinzen Kwei-Tschou und Sz'-Tschwan begrenzt. H. ist eine der fruchtbarsten und am besten bewässerten Provinzen von ganz China und bildet mit der nördlich von ihr gelegenen Provinz Hu-Pe ein immenses Bassin, dessen tiefste Depression der See Thung-thing-hu bildet, in welchem sich die von dem Nang-schan-Gebirge herabkommenden Flüsse ergießen. Dieser See, den chines. Gelehrte als die Stelle ansehen, in welche der große Yu die Wasser der Sintflut abfließen ließ, liegt in dem Depart. Yo-Théou-fu der Provinz H. Außerdem befinden sich allein in dem Depart. Yo-Théou noch 30 kleinere Seen. Die Provinz H. ist 215555 qkm groß, enthält 9 Departements, 3 Arrondissements und 60 Kantone, außerdem 4 Arrondissements und 3 Distrikte, welche unmittelbar unter der Centralregierung des Reichs stehen, und hatte in der letzten Volkszählung 18652507 E. Hauptstadt der Provinz und eines gleichnamigen Departements ist Tschang-Scha-Fu, gelegen unter 28° 12′ nördl. Br. und 112° 30′ 57″ östl. L. (von Greenwich).

Hund, Tier, s. Hunde.

Hund, Hunt, ein zur Fortschaffung, zum Transporte der in Gruben- oder Tagebauen gewonnenen Erz-, Gesteins- oder Kohlenmassen sowohl in der Grube oder über Tage benutztes Fördergefäß, bestehend in einem länglich-viereckigen, oben offenen Kasten, welcher auf einem Gestell mit vier Rädern ruht. Man unterscheidet zwar Hunde- und Wagenförderung, doch gehen die Bezeichnungen mehrfach ineinander über. Die eigentlichen H. sind dem Inhalt nach stets kleiner als die Wagen und kennzeichnen sich noch dadurch, daß sie zwei größere Hinterräder und zwei kleinere Vorderräder, während die Wagen vier gleich große Räder besitzen. Man unterscheidet Deutscher H. mit Spur- oder Leitnagel, Ungarischer H. ohne Spurnagel, Eisenbahnhund, Englischer H., Flözhund, Schlepp- oder Strebhund, Kufenhund, dessen Kasten auf Schlittenkufen, Walzenhund, dessen Kasten auf Walzen ruht u. s. w. Auch in anderer Bedeutung kommt das Wort H. in der Bergmannssprache vor, z. B. den H. anhängen, den Hundsspengel stechen oder stehen, gleichbedeutend mit nicht arbeiten, den H. an die Kette legen, fassen, d. h. an den H. zum Zwecke des Fortziehens die Kette oder das Seil befestigen. Ferner spricht man vom H. laufen oder stoßen, d. h. mit dem H. fördern. Das zur Hundeförderung bestimmte Personal wird Hundeläufer, Hundestößer, auch Hundejungen genannt.

Hund, Name zweier Sternbilder. Der Große Hund ist ein südl. Sternbild und erstreckt sich vom 92. bis 110.° Rektascension, vom 10. bis 35.° südl. Deklination; nach Heis kommen in demselben 70 dem bloßen Auge sichtbare Sterne vor, von denselben ist einer erster Größe, Sirius, zugleich der hellste Fixstern am ganzen Himmel, zwei Sterne zweiter, ein Stern dritter Größe u. s. w. Von hervorragendem Interesse ist der Sirius infolge der an ihm bemerkten eigentümlichen unregelmäßigen Eigenbewegung. Bessel kam dadurch auf den Gedanken, daß der Sirius einen für uns unsichtbaren Begleiter habe, also ein Doppelstern sei. Peters und Auwers berechneten aus den Unregelmäßigkeiten der Bewegung den Ort, wo ein solcher Begleiter stehen müßte, und es wurde in der That mit Hilfe eines starken Fernrohrs in Nordamerika 1862 der Begleiter als schwaches Sternchen aufgefunden. Seitdem man weiß, wo dieser Stern steht, ist er auch in mäßigen Fernrohren oft beobachtet worden. Die Umlaufszeit beträgt 50 Jahre. Ein prachtvoller Sternhaufen befindet sich auch in diesem Sternbild, dem bloßen Auge als sternartiger Nebelfleck sichtbar; er steht in 100° Rektascension und 20½° südl. Deklination, und eine große Zahl ziemlich heller Sterne sind schon mit kleinern Fernrohren sichtbar. Der Kleine Hund ist ein Sternbild des nördlichen Himmels, erstreckt sich vom 106. bis 120.° Rektascension und vom Äquator bis 13° nördl. Deklination. Heis zählt in ihm 37 dem bloßen Auge sichtbare Sterne, worunter ein Stern erster Größe (Procyon), ein Stern zweiter, die übrigen vierter und schwächer sind. Beim Procyon zeigten sich ähnlich wie beim Sirius Unregelmäßigkeiten in der Eigenbewegung, und auch über diese hat Auwers eingehende Untersuchungen angestellt. Es ist aber bisher nicht mit Sicherheit gelungen, einen Begleiter des Procyon aufzufinden.

Hunde (Canidae), eine aus 54 Arten bestehende Familie von Säugetieren aus der Ordnung der reißenden oder Raubtiere, die alle so bestimmte gemeinsame Charaktere besitzen, daß die verschiedenen Gattungen, in die man sie gebracht hat, mit wenig Ausnahmen wertlos sind. Das Gebiß der H. zeigt 42 Zähne, nämlich oben und unten sechs Schneidezähne, jederseits oben und unten einen großen Eckzahn, oben drei, unten vier Backenzähne, einen großen Reißzahn und hinter ihm oben und unten zwei Höckerzähne. Das Gebiß ist mithin ein geringer differenziertes Raubtiergebiß als das der Katzen, von denen sich auch die H. zugleich durch die nicht zurückziehbaren Krallen und die glatte Zunge unterscheiden. Die H. sind Zehengänger und haben an den vordern Füßen meist fünf, hinten vier Zehen, eine Afterdrüse fehlt, mit Ausnahme des Hyänenhundes (s. d.), allen. H. finden sich, mit Ausnahme Madagaskars, den Australischen Inseln, Neuseelands, den Inseln des Stillen Oceans und den Antillen, in der ganzen Welt, und gedeihen in den Tropen wie in den Polarländern, in der Ebene und den Gebirgen gleichmäßig gut. Bemerkenswerte wilde H. sind der gemeine Fuchs (s. Tafel: Wilde Hunde und Hyänen, Fig. 4), der Polarfuchs (Fig. 1), der Fenek (Fig. 3), der Schakal (Fig. 2), der Wolf (Fig. 6), die nordamerik. Coyote oder Prairiewolf (Fig. 8), der dem Schakal im Habitus ähnlich ist. Der Ohrenhund (Fig. 11) bildet, wie der Hyänenhund (Fig. 7), eine eigene Gattung der Hundefamilie, die sich vor allen nicht beuteltierartigen Säugetieren durch den Besitz eines vierten Backenzahns auszeichnet. Ein gleichfalls sehr sonderbares Tier ist der Waldhund (Icticyon venaticus) von Brasilien, der durch Schwimmhäute verbundene Zehen und im Unterkiefer größere Eckzähne als im Oberkiefer hat; von manchen Forschern wird er, aber wohl mit Unrecht, den Mardern beigezählt. Fossile H. finden sich im Tertiär namentlich Nordamerikas; in den jüngern Schichten sind es unzweifelhafte H., aber in den ältern zeigen sie merkwürdige Mischungen von Charakteren verschiedener Raubtierfamilien, sodaß Zwischenformen zwischen H. und Katze, H. und Bär, Marder u. s. w. zu Stande kommen. Der Dingo (Fig. 5) ist kaum ein wilder H., sondern ein erst mit den Menschen nach Australien gekommener und dort verwilderter H.

WILDE HUNDE

1. Polarfuchs (Canis lagopus).

2. Schakal (Canis aureus).

5. Dingo (Canis Dingo).

6. Wolf (C.

Coyote (Canis latrans).

9. Gefleckte Hyäne (Hyaena crocuta).

UND HYÄNEN.

3. Fennek (Canis Zerda).

4. Fuchs (Canis vulpes).

lupus).

7. Hyänenhund (Lycaon pictus).

10. Erdwolf (Proteles Lalandii).

11. Ohrenhund (Otocyon caffer).

Zu den Artikeln: Hunde[illegible]nen.

undegeschlecht ist dem Menschen durch den
nd (Canis familiaris), der unzweifelhaft
te Haustier ist, auf das innigste verbun-
t dem Menschen hat sich der Haushund
ganze Erde verbreitet und wußte sich mit
Hundearten eigenen Anpassungsfähigkeit
s jedes andere Haustier an die verschie-
Verhältnisse zu gewöhnen.
as Stammtier dieses nirgends im eigent-
n, aber hin und wieder im verwilderten
vorkommenden Geschöpfs ist man bis jetzt
ig noch nicht aufgeklärt, wenn es auch nach
rsuchungen von Zeitteles wahrscheinlich ist,
chiedene Rassengruppen von verschiedenen
rten stammen. Fragt man die Vorgeschichte,
sich, daß der H. das erste Haustier war,
er Mensch in Europa besaß, und daß in
nzeit überall, von Dänemark bis zu den
ur eine einzige, scharf charakterisierte, eher
große Hunderasse vorkam, welche, nach
rs Untersuchungen, zwischen dem Wachtel-
nd dem Hühnerhunde, doch dem erstern
nd. Diese ursprüngliche Hunderasse war
ß eine wilde, vom Menschen zuerst gezähmte
Vergleichung der Schädel zeigt, daß die-
hund und seine Nachkommen, wohin die
ommer, Dachs- und Wachtelhunde, Pint-
Rattenfänger gehören, von dem noch jetzt
chakal (Canis aureus) abstammen. Erst
igen Pfahlbauten, welche auch Gegenstände
all (Bronze) finden lassen, zeigt sich ein gro-
nfalls gezähmter Wolfshund, der mit den
, Jagd-, Schäfer-, Wind- und Vorstehhun-
dem indischen Wolfe (Canis pallipes)
ut. Die auf den ägypt. Denkmälern dar-
Doggen und der Straßenhund des Orients
von dem großen Schakal oder Dib (C.
, die ägypt. Windhunde von dessen schlan-
rietät (Canis Anthus) ab. In Amerika
ie Entdecker schon zahme H., die, nach
von den europäischen verschieden sein und
ne Art bilden sollen. In Australien und
d fand man ebenfalls bei der Entdeckung
er halbwilde H. (Dingo, s. Tafel: Wilde
und Hyänen, Fig. 5) vor. Da, wo
den H. auf dem alten Kontinent vorkom-
t es auch keine zahmen, und da, wo die
dern, wie im Orient, werden sie einander
lich und durch ihre spitzen Ohren, den
enen Schwanz, das struppige Haar dem
hnlich.
ge hinsichtlich der Abstammung unserer
de scheint also für die Rassen des alten
ts vorläufig dahin gelöst, daß weder Wolf
hs an ihrer Bildung teilhatten, daß sie
igstens drei wilden Hundearten entstam-
Schakal, dem Dib (in seinen Varietäten)
ind. Wolfe, Bheriah oder Landgah ge-
ie sich leicht von dem Menschen zähmen
d später durch ihre Kreuzungen die ver-
Rassen erzeugten, die also alle mehr oder
astarde und Blendlinge wären.
nteilung der Haushunde in Rassen ist
ehr bedingtem Werte; doch macht sie sich
ichtlichkeit wegen nötig. Von den über
und Spielarten, die man unterschieden
als besonders wichtig hervorzuheben:
ngeohrige Hunde. I. Wollhaarige.
in verschiedenen Größen vorkommende
Pudel, der Repräsentant der Gelehrigkeit des Hundes, zur Jagd nur wenig benutzt. (S. Tafel: Hunderassen, Fig. 4.) 2) Der große Neufundländer (Fig. 2), wahrscheinlich eine Kreuzung des Eskimohundes mit dem franz. Parforcehunde, auf Neufundland selbst nur mehr verkümmert vorkommend. Der Besitz von Schwimmhäuten zwischen den Zehen und vererbte Anlage machen ihn zu einem vorzüglichen Schwimmer. 3) Der Bernhardiner (Fig. 3). Die frühere Rasse ist ausgestorben und eine neue herangezüchtet worden, bekannt durch ihre lebensrettende Thätigkeit auf den Alpenhospizen. 4) Der Leonberger Hund und die Tibetdogge (Fig. 1). II. Feines seidenartiges Haar besitzen der Wachtelhund (Fig. 8) und der Bologneser, beide Luxushunde, wenn auch ersterer manchmal zur Jagd verwendet wird. III. Jagdhunde. Zur Jagd auf größere Tiere wird der Bluthund (Fig. 6) verwendet, ebenso der engl. Hirsch- und deutsche Schweißhund (Fig. 7), während mit dem Fuchshunde (Fig. 9) und dem Hühnerhunde oder Vorstehhunde (Fig. 5 und 11), welcher auch langhaarig sehr häufig ist, auf kleinere Tiere gepirscht wird. IV. Dachshunde (Fig. 10) besitzen meist gekrümmte Vorderbeine, doch kommt auch eine geradbeinige, wie noch eine zottige Rasse vor. Sie zeichnen sich durch hohe geistige Anlagen, aber häufig ebenso sehr durch ihren Eigensinn aus. Ihre außerordentlich feine Nase, sowie ihr muskelkräftiger Körper machen sie vorzüglich zum Aufstöbern des Dachses in seinem Bau geeignet. Die bewährtesten Dachshunde sind von mittlerer Größe und schwarz mit gelben Abzeichen.

B. Hunde mit halbaufrechten, an der Spitze überhängenden Ohren. V. Doggen, äußerst kräftige, zum Teil plump gebaute Tiere, welche meistens als Hofhunde gehalten werden (Fig. 15 und 16). Bulldogge, Mastiff und Mops besitzen eine stark gefaltete Haut (Fig. 12, 13 und 14), während die deutsche und dän. Dogge feinere Formen und keine Hautfaltung zeigen. VI. Hatzrüden, stehen in der Form zwischen den Doggen und den Windhunden, sie werden nur noch zum Teil als Jagdhunde verwendet. VII. Die Windhunde (Fig. 17, 18 und 19) vereinigen elegante Körperform mit großer Kraft, Schnelligkeit und hoch ausgebildeten Sinnen. Sie sind daher zur Auffindung und Verfolgung des Wildes in offenem Terrain wie geschaffen; ihr oft unfolgsames Wesen mag größtenteils aus einem vererbten Freiheitstriebe zu erklären sein. Flughaarig sind der pers. und russ. Windhund, glatthaarig der große irländ., schott., afrik. und das engl. und ital. Windspiel; letztere beiden bedeutend kleiner. Als besonders hoch entwickelte Windhunde sind der ägyptische und arabische zu bezeichnen. VIII. Nackte Hunde schließen sich im Bau an die Windhunde an, werden jedoch selten größer als ein Fuchs. Afrika und Mittel- und Südamerika besitzen solche Hunde.

C. Hunde mit aufrecht stehenden Ohren. IX. Haus- und Hirtenhunde, vorzüglich geeignet zur Bewachung von Haus und Hof, wie auch als Beistand des Schäfers. In der Regel ist er langhaarig (Fig. 21 und 22), doch kommen auch kurzhaarige Rassen vor. X. Der Spitzhund (Fig. 20), durch seine Wachsamkeit und seinen Humor ein treuer Freund des Menschen, ebenso sehr aber auch durch seine Bissigkeit dem Fremden gefährlich, meist einfarbig.

Der chines. Spitz, der Bongo- und Niam-Niamhund zählen ebenfalls hierher. XI. Pintscher (Fig. 23 und 24) sind sehr lebhafte und intelligente, zu allerlei Kunststücken abrichtungsfähige Tiere, von oft sehr drolligem Wesen. Zur Jagd wird fast nur der Zigeunerhund verwendet, während der glatthaarige Pintscher, der Bullterrier (Bulldoggenpintscher), sowie der rauhhaarige Affenpintscher und Rattenfänger angenehme Gesellschafter des Menschen, im Verein aber mit großen Hunden die besten Wächter für Haus und Hof abgeben; der mehr oder weniger hervortretenden Anlage zum Morden thun sie durch Jagd auf Ratten und Mäuse Genüge. Die Eigenschaft zu stehlen mögen sie von den Zigeunern überkommen haben. XII. Wolfshunde, in ihrer Gestalt den Wölfen äußerst ähnlich, bewahren immer einen gewissen Grad von Wildheit. In der Alten Welt sind sie vertreten durch den Kamtschatkahund, in der Neuen durch den Eskimohund (Fig. 25). Von Interesse ist noch der H. der Hasenindianer, welcher als eine Kreuzung zwischen H. und Polarfuchs erscheint. In Südamerika und im Orient finden sich verwilderte H. in großen Massen vor, welche bestimmte Rasseneigentümlichkeiten nicht mehr erkennen lassen und in der Regel als Pariahunde bezeichnet werden.

Die Hündin wird zweimal im Jahre, meist im Frühjahr und Sommer, läufig. Die Brunst dauert 9—14 Tage, die Tragezeit 9 Wochen. In der Regel werden mehrere Junge, bis zu 15 und 20, geworfen. Kleine H. werfen meist nur 1 oder 2, welche aber unverhältnismäßig groß sind und daher häufig ein Geburtshindernis abgeben. Bei der Geburt sind die Augen noch geschlossen, doch öffnen sie sich nach 10—11 Tagen. Die Jungen werden 5–8 Monate lang gesäugt; im dritten bis vierten Monat beginnt der Zahnwechsel, der an den Schneidezähnen mit ¾—1 Jahr beendet ist. Die beste Nahrung für junge H. ist die Muttermilch; das Entwöhnen muß mit Vorsicht geschehen und dann kräftige Nahrung gereicht werden. Später werden Knochen eine unentbehrliche Zugabe zur Nahrung. Die Dressur muß so früh als möglich begonnen und konsequent mit strenger Milde durchgeführt werden, unnötige Roheiten verderben jeden H. Das Alter großer H. kann bis zu 30 J. betragen, während kleine selten über 10—12 J. alt werden.

Wie die übrigen Haustiere, so hat sich auch der H. in seiner Nahrung der Lebensweise des Menschen angepaßt, und ein großer Teil hat fast vollständig vergessen, daß er früher Fleischfresser gewesen, indem sich sein Magen an dieselbe Vielseitigkeit gewöhnt hat, wie der des Menschen. Ebenso wie bei diesem trifft man oft auf eine Verfeinerung des Geschmacks, welche die Besitzer in nicht geringe Verlegenheit versetzt, während andere wieder mit Aas, Abfällen und wie die nordischen H. mit Fischen in frischem und geräuchertem Zustande fürlieb nehmen müssen. Einmalige oder zweimalige, aber kräftige Mahlzeit genügt in der Regel, frisches Wasser aber muß jederzeit zur Verfügung stehen. Die Sinne der H. sind in der Regel sehr hoch entwickelt; besonders fein ist Geruch und Gehör, während das Gesicht in oft bedenklichem Grade zurücktritt. Bei einzelnen Rassen, welche sich vollständig an das Schmarotzertum beim Menschen gewöhnt haben, wie Möpse, Seidenpintscher u. s. w., sind auch erstere in viel geringerm Grade ausgebildet, während sie bei andern, wie den Hühnerhunden, durch künstliche Zuchtwahl bis zu einem oft wunderbaren Grade verfeinert sind. Bissigkeit und mürrisches Wesen zeichnet die Windhunde, oft auch die Doggen; Lust zum Vacieren den Dachs; Treue, Anhänglichkeit und Klugheit die großen Doggen und Hühnerhunde, besonders aber den Pudel aus, bei dem sich auch noch ein drolliger Humor hinzufindet, wie er den Pintschern, Rattenfängern und Spitzen in so hohem Grade zu eigen ist.

Der Gebrauch des H. ist ebenso mannigfach, als die Völker verschieden sind, unter welchen er lebt. Unter arktischen Völkern wird er als Zugtier benutzt, auf vielen Südsee-Inseln gemästet und gegessen. Dem Feuerländer steht er bei im Fischfange und im Aufsuchen von Muscheln, und unter andern Völkern wird er zu den verschiedensten Arten von Jagd oder auch zu ungewöhnlichen häuslichen Diensten abgerichtet. In vielen Ländern so geschätzt als Haustier, daß man durch Gesetze gegen seine Vermehrung einschreiten mußte, gilt er anderwärts für ein unreines Geschöpf, dessen Nähe man sorgfältig meidet. Kein anderes Haustier entwickelt eine gleich große Abrichtungsfähigkeit und keins überrascht in demselben Verhältnisse wie der H. durch merkwürdige Spuren von Intelligenz; wenige sind aber auch so zahlreichen Krankheiten wie der H. unterworfen, unter denen die Hundswut (s. d.) eine der furchtbarsten ist. Der H. ist aber auch ein gemeingefährliches Geschöpf, weil er die größte Parasitenherberge ist, die im Tierreich überhaupt existiert. Ganz besonders kann er Schaden bringen, weil er in seinen Stirnhöhlen häufig das Pentastoma taenioides (bandwurmähnlicher Fünfmund) wohnen läßt; dieser Schmarotzer bringt aber dem Menschen und auch ökonomischen Nutztieren durch seine ungeschlechtliche Vorstufe, durch das Pentastoma denticulatum (gezähnelter Fünfmund), Schaden. Der H. ist ferner Träger von vier Bandwürmern, nämlich von Taenia echinococcus, Taenia serrata, Taenia coenurus, Taenia marginata. Werden Eier von Taenia echinococcus des H. von Menschen oder von Haustieren durch unglücklichen Zufall aufgenommen, so entstehen aus ihnen die in Leber und Lungen, aber auch in sonstigen Organen der neuen Wirte schmarotzenden Tierhülsenwürmer (Echinococcus polymorphus); verzehrten Hasen oder Kaninchen Eier der Taenia serrata, so entwickeln sich aus solchen die erbsenförmigen Finnen; aus Eiern der Taenia coenurus gehen innerhalb der Wiederkäuer die die Drehkrankheit verursachenden Gehirnquesen hervor; aus Eiern der Taenia marginata innerhalb der Wiederkäuer und Schweine, des Rot- und Rehwildes, die langhalsige Finne; diese Würmer schädigen, wie solches Blasenwürmer (s. d.) zu thun pflegen. Auch die bei Räude und die bei Balgmilbenräude des H. thätigen Räudemilben und Balgmilben gehen auf Menschen über, um auf ihnen Krätze hervorzurufen. Ebenso schmarotzerpflanzliche Schmarotzer (Trichophyton tonsurans, s. unter Hautkrankheiten der Haustiere), die Hautkrankheiten bei H. hervorrufen, auf gesunde Menschen übergehen zu können; auch haftet ihm mancherlei Ungeziefer und Unreinlichkeit an. Leicht lernt der H. stehlen, wird den Gespannen, dem Geflügel u. s. w. gefährlich, jagt für sich auf eigene Faust u. s. w. Kurz seine allgemeine Haltung ist mit so manchen, in die Civilisation nicht recht [illegible]

8. Englischer Wachtelhund. 9. Fuchshund. 10. Dachshund.
11. Englischer Vorstehhund (Pointer).

20. Spitzhund

23. Affenpintscher. 24. Glatthaariger Pintscher.

1. Tibetdogge. 2. Neu

Englischer Windhund. 18. Russischer Wolfswindhund.
19. Italienisches Windspiel.

2. Hirtenhund.

15. Deutsche Dogge. 16. Dänische Dogge.

nhardiner. 4. Pudel.

12. Bulldogge. 13. Mastiff. 14. Jetziger Mops.

BROCKHAUS' K. A.

5. Altdeutscher Hühnerhund. 6. Moderner Bluthund.
7. Moderner Schweifshund.

lnannehmlichkeiten verbunden, daß man teuern, ja sogar durch Gesetze zu beschränhat. Durch die Zeitfortschritte ist der H. rünglichen Bestimmung vielfach entfremehrenteils zum bloßen Spielzeuge des eworden. Seine Zucht wird gewöhnlich dere Wahl, nur gelegentlich, selten gig betrieben. Doch gibt es in Deutschland vereine, sowie einige Hundezüchteliche bestimmte Rassen in Reinzucht heranz. B. in Zahna in der Provinz Sachsen, in Württemberg, Mittweida in Sachsen r männliche H. heißt Rüde, der weibliche r Petze. Letztere wird zweimal im Jahre nd wirft gewöhnlich drei bis sechs Junge, d zur Welt kommen und binnen einem ewachsen sind. Die Lebensdauer des H. der Rasse und Körpergröße, 7—15, auch ahre. Nicht selten verfällt er in seinen nsjahren marastischen Krankheiten.

urgeschichte des H. ist so vielfach bearden, daß sie ein eigenes Fach der zoolog. bildet. Vgl. neben den Schriften Buffons Walther, «Der H., seine verschiedenen Varietäten und Geschichte» (Gieß. 1817); h, «Der H.» (Lpz. 1835); Giebel, «Tages der Naturgeschichte» (Berl. 1857); Ber e varieties of dogs» (Lond. 1863); Leo, (Karlsr. 1875); Fitzinger, «Der H. und n» (Tüb. 1876); Zeitteles, «Die Stammer Hunderassen» (Wien 1877); Schmiedetine Zeitschrift «Der H. Organ u. s. w.» 5 fg.) heraus. Die deutschen Rassen n besten von Riedinger, die französiBuffon, die englischen von Landseer ab-

blume, s. unter Taraxacum.

rt Garden, s. Centgardes.

rtjähriger Kalender, ein oft aufgeßbuch, worin auf Grund astrolog. und erglaubischer Vorstellungen im allgemeiWetter u. s. w. auf ein ganzes Jahrhungesagt wird.

rtschaftsgericht, s. unter Hundred; ische Verfassung, Bd. VI, S. 169.

rt Tage, die letzte Herrschaftsepoche des apoleon I. vom 20. März bis 28. Juni s. Cent-Jours und Frankreich, S. 121b.)

feuche, s. Staupe der Hunde.

shagen (Joh. Christian), namhafter schaftlicher Schriftsteller, geb. 10. Aug. anau, besuchte die Universität Heidelde 1818 Lehrer an der staatswirtschaftltät zu Tübingen, 1821 Forstmeister in Direktor der dortigen Forstlehranstalt, essor in Gießen, wo er 1825 ein Forstlehrgründete. Hier starb er 10. Febr. 1834. vielen forst- und naturwissenschaftlichen nd vorzüglich zu nennen: «Encyklopädie issenschaft» (1. Abteil.: «Forstliche Proe», Tüb. 1821; 4. Aufl., besorgt von , 1842; 2. Abteil.: «Forstliche Gewerbsb. 1822; 4. Aufl., besorgt von Klauprecht, lbteil.: «Lehrbuch der Forstpolizei», Tüb. Aufl., besorgt von Klauprecht, 1859), abschätzung auf neuen wissenschaftlichen» (Tüb. 1826; 2. Aufl., von Klau8), «Lehrbuch der land- und forstwirtschaftlichen Naturkunde» (3 Abteilungen, Tüb. 1827—30; 4. Abteil., herausg. von Klauprecht, 1840). H. war Begründer einer neuen Formel- oder Normalvorratsmethode (s. Forsteinrichtung) zur Berechnung des Waldertrags, des sog. Nutzungsprozents, und schuf ein neues System der Forstwissenschaft, in welchem er die «Forststatik» als besondere Wissenschaft, als «Lehre von der Meßkunst der forstlichen Kräfte und Erfolge» behandelt. Von einer durch H. begründeten Zeitschrift (1824): «Beiträge zur gesamten Forstwissenschaft», sind nur 8 Hefte erschienen.

Hundeshagen (Karl Bernh.), prot. Theolog, wurde 30. Jan. 1810 zu Friedewald bei Hersfeld geboren, Sohn des vorigen, studierte zu Gießen und Halle, habilitierte sich 1831 in Gießen und ward 1834 außerord. Professor der Theologie in Bern. Hier veröffentlichte H. unter anderm «Die Konflikte des Zwinglianismus, Luthertums und Calvinismus in der bernischen Landeskirche 1532—58» (Bern 1842) und «Der deutsche Protestantismus, seine Vergangenheit und seine heutigen Lebensfragen» (Frankf. 1846; 3. Aufl. 1849). Im J. 1847 ging H. als ord. Professor nach Heidelberg, wo er «Die Bekenntnisgrundlage der vereinigten evang. Kirche im Großherzogtum Baden» (Frankf. 1851), «Das Prinzip der freien Schriftforschung in seinem Verhältnis zu den Symbolen und der Kirche» (Darmst. 1852), «Über die Natur und die geschichtliche Entwickelung der Humanitätsidee (1852) und «Beiträge zur Kirchenverfassungsgeschichte und Kirchenpolitik, insbesondere des Protestantismus» (Bd. 1, Wiesb. 1864) veröffentlichte. Auch gab er unter dem Titel «Der Weg zu Christo» (Frankf. 1853) eine Sammlung von Missionsvorträgen heraus. Im J. 1865 übernahm H. mit Riehm in Halle die Redaction der «Theol. Studien und Kritiken». H. wurde 1867 als Professor der Kirchen- und Dogmengeschichte nach Bonn berufen und starb daselbst 2. Juni 1872. Christlieb veröffentlichte aus H.s Nachlaß «Ausgewählte kleinere Schriften und Abhandlungen» (2 Bde., Gotha 1874—75).

Hundetragen war eine ursprünglich bei den Franken und Schwaben und dann im ganzen Deutschen Reiche übliche Strafe adeliger Landfriedensbrecher. Dieselben mußten nämlich, bevor das Todesurteil an ihnen vollstreckt wurde, einen Hund, wie im gleichen Falle der Dienstmann einen Sattel, der Bauer ein Pflugrad und der Pfaffe einen Codex, aus einem Gau in den andern tragen, wodurch symbolisch angedeutet werden sollte, daß sie besser gethan hätten, bei ihrem Geschäft zu bleiben, als unberufen Kriegswirren anzustiften. Auf diese Weise ließ 938 Kaiser Otto I. die Anhänger des aufrührerischen Herzogs Eberhard und Kaiser Friedrich I. 1155 den rhein. Pfalzgrafen Hermann und dessen Genossen Hunde tragen.

Hundewache heißt in der Seemannssprache die Wache von Mitternacht bis 4 Uhr morgens. Die Schiffsbesatzung wird in zwei Wachen eingeteilt, die einander auf See nach je vier Stunden ablösen.

Hundezecke, s. Holzbock.

Hundezüchtereien, s. unter Hunde.

Hundheim, Dorf im bad. Kreis Mosbach, Amt Wertheim, 7 km im SSW. von Wertheim, mit (1880) 779 E., wurde geschichtlich namhaft durch das Gefecht am 23. Juli 1866 zwischen der Division Fließ der preuß. Mainarmee und den bad. Truppen des Bundesheeres.

Hundred ist der angelsächs. Ausdruck für das deutsche Hundertschaft (s. Gau), ward aber in vielfach wechselndem Sinne gebraucht. Wie nämlich die deutsche Hundertschaft in der Zeit, wo wir sie historisch kennen lernen, nicht mehr eine Vereinigung von genau 100 Kriegern oder grundbesitzenden Familienhäuptern bedeutet, sondern eine Abteilung des Gaues, ein Mittelglied zwischen Orts- und Gaugemeinde, so bezeichnet H. in der angelsächs. Zeit eine Abteilung der Grafschaft (shire) und die innerhalb derselben wohnende angelsächs. Bevölkerung. Dieser Sprachgebrauch war daraus entstanden, daß man in der Verfassung der Volkswehr die Unterabteilungen als Hundertschaften und Zehntschaften bezeichnete, mochten bei der Ungleichheit der Aushebungsbezirke auch mehr oder weniger Mannschaften aufgebracht werden. Die hundred (centena) entspricht demgemäß ungefähr den modernen Amtsbezirken. Ferner wird so genannt die Versammlung der freien Männer eines solchen Landesbezirks, welche zu Zwecken freiwilliger oder streitiger Gerichtsbarkeit nach uralter Sitte monatlich stattfand und sehr lange im Brauch blieb. Zum Zweck gegenseitiger Rechtshilfe gestalteten sich auch freiwillige Verbindungen oder Gilden, Friedensbürgschaften (fridhborgs), in Zehntschaften oder Hundertschaften, d. h. Unterabteilungen, welche die Verpflichtung übernahmen, diejenigen ihrer Mitglieder, welche ein Verbrechen begingen, vor Gericht zu stellen und, sobald sie nicht genügend nachweisen konnten, daß es nicht in ihrer Macht gelegen habe, weder das Verbrechen noch die Entweichung des Verbrechers zu hindern, dann subsidiarisch für den Schaden einzustehen. In der normann. Zeit wurde die H. gesetzlich für haftbar erklärt für heimliche Tötungen und Friedensbrüche in ihrem Bezirk, eine Polizeieinrichtung, aus der wichtige Gerichts- und Kommunalinstitutionen späterer Zeit hervorgegangen sind. Ungefähr die Hälfte der angelsächs. Amtsbezirke (hundreds) bestanden mit ihren alten Namen bis in das 19. Jahrh. fort. Neuerdings sind die Polizeiverwaltungsbezirke der Friedensrichter (divisions) den Bedürfnissen der Gegenwart entsprechend neu abgegrenzt worden.

Hundredweight, s. unter Avoirdupois.

Hundsaffe oder Magot (Inuus ecaudatus), auch Türkischer Affe, gegen 1 m lang, schmutziggrau behaart, mit fleischfarbenem Gesicht, Schwanz äußerlich nur durch einen kleinen Hautvorsprung angedeutet; bewohnt Nordafrika und ist die einzige Affenform des europ. Faunengebietes, da er in einer kleinen, etwa ein Dutzend Stück zählenden Schar die Felsen Gibraltars bewohnt; genösse die Kolonie hier keinen obrigkeitlichen Schutz, wäre sie gewiß lange ausgerottet. Wahrscheinlich ist es, daß die Gibraltaraffen keine ursprünglich eingeborenen, sondern Abkömmlinge vielleicht vor langen Zeiten entsprungener, von Afrika eingeführter sind.

Hundsdorn, soviel wie Weißdorn, s. Crataegus.

Hundsfeld, Stadt in der preuß. Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, Kreis Ols, 7 km von Breslau, zwischen der Weida und dem Juliusburger Wasser, Station der Linie Breslau-Dziedzitz der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1880) 1348 E. Hier fand 1109 ein Gefecht zwischen Kaiser Heinrich V. und Boleslav III. von Polen statt.

Hundsfisch (Umbra), eine aus zwei kleinen Arten bestehende Gattung der Hechte von sehr merkwürdiger geogr. Verbreitung: die eine Art (U. Crameri) bisweilen im südöstl. Europa, in Ungarn, die andere (U. limi) im centralen Nordamerika.

Hundsfloh, s. unter Floh.

Hundsgleiße, s. Gleiße.

Hundsgras, soviel wie Dactylis glomerata, s. unter Dactylis.

Hundsgrotte (Grotta del cane), eine wegen ihrer Mofetten oder Gasaushauchungen berühmte Höhle zwischen Neapel und Pozzuoli, am Rande des Kratersees Agnano (s. d.). Die Höhle ist etwa 3 m tief, 1 m breit und 3 m hoch und hat das Eigentümliche, daß kleinere Tiere, welche hineingebracht werden, betäubt werden oder ersticken und brennende Lichter am Boden verlöschen. Diese Erscheinung erklärt sich dadurch, daß die Kohlensäure, die daraus aufsteigt, am Boden in einer gewöhnlich 40—50 cm hohen Schicht sich ansammelt, indem sie sich wegen ihrer größern spezifischen Schwere mit der darüberstehenden atmosphärischen Luft nicht vermischt. Die Grotte war schon den Alten bekannt und wurde von Plinius beschrieben. Ihren Namen hat sie davon, daß man gewöhnlich mit Hunden den Erstickungsversuch in ihr anzustellen pflegt; diese kommen aber, wenn man sie schnell ins Wasser wirft, wieder zum Leben.

Hundshaare, auch Ziegenhaare oder Falsche Haare, nennt man die langen, groben Haare, wie sie bei den feinsten Wollen als Fehler im Vlies vorkommen.

Hundshirse, s. unter Cynodon.

Hundskamille, Pflanzenart, s. unter Anthemis.

Hundskirsche heißt in einigen Gegenden die Beere der weißen Zaunrübe (Bryonia alba, s. d.).

Hundskohl, Pflanzenart, s. unter Apocynum.

Hundskraut, Pflanzenart, s. Bitterfüß und Solanum.

Hundslaus werden zwei auf dem Hunde äußerlich schmarotzende Insekten genannt: nämlich die eigentliche Hundslaus (Pediculus flavidus s. Haematopinus piliferus), etwas über 2 mm lang, von gelber Farbe und sich durch Saugen vom Blut ihres Wirtes ernährend, und die unechte Hundslaus (Trichodectes latus), die zu den Pelzfressern gehört, kleiner und dunkler als die echte H. ist und mit beißenden Mundwerkzeugen sich von Haut- und Haarteilchen ernährt. Außer Reinlichkeit ist Bestreuen mit Insektenpulver das beste Mittel gegen beide, oft zusammen vorkommende Parasiten.

Hundspetersilie, s. Gleiße.

Hundsquecke, s. unter Quecke.

Hundsrose, s. Eglantine.

Hundsrück, richtiger Hunsrücken, d. h. der hohe Rücken, ein Kalkschiefergebirge in den Regierungsbezirken Koblenz und Trier der preuß. Rheinprovinz, von den vier fruchtbaren, dichtbevölkerten und weinreichen Flußthälern des Rheins, der Mosel, Saar und Nahe umgeben, durch den Rhein von dem Taunus, durch die vielfach gewundene Felsgasse der Mosel von der Hauptmasse des niederrhein. Berglandes geschieden, gleicht dem letztern durch die Plateauform seiner 420—460 m hohen Bergflächen, durch die felsige Beschaffenheit und steile Einfurchung seiner untern Thäler, wird aber durch mehrere Reihen waldiger, fast zusammenhängender Bergkämme charakterisiert, welche im SW. gegen NO. streichen und die platte Grundfläche des Gebirges zum Teil um 330 m überragen.

Sie beginnen im W. mit den Sandstein-, Muschelkalk-, auch Quarzfelshöhen, welche dem Saarthale oberhalb Saarburg ungemein steile Felsenwände geben, und streichen unter dem Namen des Hochwaldes oder Hohwaldes etwa 44 km weit bis zur Straße von Birkenfeld nach Bernkastel, dann als Idarwald bis in die Nähe von Kirn an der Nahe 22—30 km weit, endlich als Lützel- und Großer Soonwald oder eigentlicher H. (im Schanzer Kopf 663 m hoch) von dort bis gegen Stromberg und bis Bacharach am Rhein 30 km weit. Die Höhe dieser mehrfach unterbrochenen Waldkämme nimmt in der Hauptrichtung des ganzen Gebirges von SW. gegen NO. ab; denn die höchste Kuppe des Hochwaldes, der Erbes- oder Walderbeskopf, nordnordwestlich von Birkenfeld, liegt 818 m, der Springenkopf 793 m, der Idarkopf, nordwestlich von Kirn, 737 m, der Ruppelstein 755 m über dem Meere, und die höchsten Rücken des Soonwaldes (außer dem Simmerer Kopf) erreichen in der Oppeler Höhe nur 642 m absoluter Höhe. Die Abfälle gegen das Saar- und Nahethal sind sehr steil und an letzterm durch die Form isolierter Kegelberge charakterisiert. Die Abdachung nach dem Rhein und der Mosel bilden kleine Thalweitungen, die aber vielfach durch engere Schluchten und vorspringende Höhen unterbrochen werden. Da, wo sich die Ebenen den Flüssen zuneigen, wird treffliches Wintergetreide gebaut; in den höhern sternigen Regionen gedeihen Gerste und Hafer, vorzüglich aber guter Flachs und Hanf. Auch baut man in neuerer Zeit viel Klee um des Samens willen, der über Holland nach England versendet wird. Die Bäche sind reich an Krebsen und Forellen. Das Vieh ist durchgängig klein, das Fleisch desselben wohlschmeckend. Die mineralischen Schätze beschränken sich auf Eisengruben. An und auf dem H. liegen eine Menge Dörfer. Die Bewohner sind ein schöner, kräftiger Menschenschlag, rein deutschen Blutes und die Ortschaften tragen deutsche Namen. Zur Zeit der Römer führte vom Rhein her über Stromberg, Argenthal und Denzen bei Kirchberg in gerader Richtung nach Neumagen und Trier eine Heerstraße von sehr dauerhafter Konstruktion, die noch im 17. Jahrh. zu sehen war und deren Pflaster man noch 1763 bei der Anlage einer neuen Straße zu Simmern benutzte. Ein Überrest röm. Stationen und Befestigungen ist auch der Stumpfe Turm, der bei Weberath, 7 km südöstlich von Bernkastel, 668 m hoch liegt.

Hundsseuche, s. Staupe der Hunde.

Hundsstern, Fixstern im Sternbilde des Großen Hundes, s. Sirius.

Hundssternperiode, s. unter Periode.

Hundsstraußgras, s. unter Agrostis.

Hundstage nennt man die Zeit, in welcher die Sonne die Grade 120—150 der Ekliptik oder das Zeichen des Löwen durchläuft und welche um den 24. Juli beginnt und um den 24. Aug. endigt, und zwar heißt sie deshalb so, weil die entsprechende Jahreszeit, bei den Griechen Opora genannt, durch den kosmischen Aufgang des Hundssterns oder Sirius bestimmt wurde. Diese Zeit ist in Griechenland durch große Hitze ausgezeichnet; auch in Deutschland gilt sie für die heißeste Zeit des Jahres, wiewohl gegen ihr Ende die Abnahme der Wärme öfters sehr merklich wird.

Hundstodgewächse, Vulgärname für Apocyneen.

Hundsveilchen, s. Viola.

Hundsweizen, s. Quecke.

Hundswolle, Pflanzenart, s. u. Apocynum.

Hundswürger, Vulgärname für Cynanchum.

Hundswut, Wut oder Tollheit (lyssa, rabies canina), Wasserscheu (hydrophobia), ist eine eigentümliche, schon im Altertum bekannte und bereits von Aristoteles und Celsus meisterhaft beschriebene akute Infektionskrankheit, welche ursprünglich die Hunde und die dem Hundegeschlechte angehörenden Tiere, die Wölfe, Hyänen, Schakale und Füchse, befällt, aber von diesen auch auf den Menschen, die Katze, auf Hornvieh, auf Pferde, Schweine, Meerschweinchen und Kaninchen, vielleicht selbst auf Vögel übertragen werden kann. Die Symptome der Tollheit an Hunden sind nach Rasse, Temperament, Alter, Geschlecht u. s. w. verschieden; man faßt aber dieselbe richtig auf, wenn man sie als eine fieberhafte, mit Delirien und andern Funktionsstörungen verbundene Erkrankung des Centralnervensystems betrachtet. Den hauptsächlichsten Krankheitszeichen nach lassen sich jedoch die schon längst angenommenen zwei Hauptformen des Übels, die rasende und die stille Wut, beibehalten, obschon diese sich nur in seltenen Fällen streng scheiden. Die erstere gibt sich besonders dadurch kund, daß die Hunde mit dem Anfange der Krankheit ihr bisheriges Betragen (besonders auffällig gegen Personen, denen sie sonst zugethan sind) ändern, eine wechselnde Gemütsstimmung und große Unruhe zeigen, ungewöhnlich herumschweifen, überhaupt großen Vagiertrieb kundgeben, viel an kalten Gegenständen lecken, die Eßlust verlieren oder fremdartige Gegenstände, wie Holz, Stroh u. s. w., verschlingen, weder bellen noch in der Art der gesunden Hunde heulen, sondern einen eigentümlichen heisern Ton von sich geben, der zwischen jenen ziemlich mitteninne steht, früher oder später eine sehr heftige Neigung zum Beißen rasch an ihnen sich vorbeibewegender Dinge, endlich gegen Katzen, dann gegen Hunde und zuletzt gegen Menschen zeigen, oft auch in die bloße Luft schnappen, in ihrem äußerlichen Ansehen zwar im Anfange weniger verändert sind, nach einigen Tagen aber gerötete und dazu sehr matte Augen bekommen, in kurzer Zeit infolge der stetigen Aufregung sehr abmagern und ein rauhes, struppiges Äußere erhalten (sog. maniakalisches Stadium). Die stille Wut (melancholisches Stadium) unterscheidet sich von der rasenden dadurch, daß der Unterkiefer vermöge einer Lähmung seiner Muskeln herabhängt, weshalb alles, was in die Mundhöhle gebracht wird, gleichwie auch der Speichel, wieder herausfließt, daß der Trieb zum Beißen und Umherlaufen nicht so heftig ist, doch kann trotz der gelähmten Unterkiefermuskeln gebissen werden, daß die veränderte Stimme nur selten gehört wird, daß bald Unempfindlichkeit gegen äußere Einwirkungen, Lähmung des Hinterteils, Teilnamlosigkeit und Betäubung hinzutritt (sog. paralytisches Stadium). Ihren Herrn erkennen die kranken Hunde in den spätern Stadien der Krankheit häufig erst, wenn sie angerufen (aus den Delirien erweckt) werden. Wasserscheu, Abneigung gegen glänzende Gegenstände zeigen die Hunde nicht immer. Das Licht scheuen sie nur, wenn die Augen entzündet sind, und den Schwanz ziehen sie ein (lassen ihn hängen) nur bei Lähmung der hintern Körperhälfte. In den meisten Fällen erfolgt der Tod sechs bis acht, längstens bis 12 Tage nach dem ersten Auftreten der Krankheit; die Fälle von

angeblichen Heilungen beruhen meist auf Verwechselungen mit andern ähnlichen Erkrankungen. Bei den Sektionen finden sich keine charakteristischen Veränderungen, am häufigsten noch starke Blutüberfüllung innerer Organe, namentlich des Schlundes und Darmkanals. Häufig finden sich auch ungenießbare Gegenstände (Leder, Holz, Nägel, Haare und aus solchen zusammengefilzte Zöpfe, Steine u. s. w.), welche die Tiere in ihrer Wut verschluckt haben, im Magen oder Darm. Die Sektion bestätigt nur dann die Annahme der Wut, wenn sie im Körper sonst nichts findet, was die schwere Erkrankung erklärt. Die Erkennung der Tollheit ist mit großen Schwierigkeiten verbunden, und nur sorgfältige fortgesetzte Beobachtung sichert die Diagnose.

Die Wut wird nur durch Ansteckung fortgepflanzt, durch Übertragung eines spezifischen, seinem Wesen nach noch unbekannten Kontagiums, des sog. Wutgiftes, eines fixen, niemals flüchtigen oder verschleppbaren, sich nur im kranken Tierkörper vervielfaltigenden Infektionsstoffs, welcher am Speichel und Geifer der kranken Tiere, am Blut und an den Speicheldrüsen haftet und bei seiner Übertragung auf zahlreiche andere Tiergattungen und den Menschen unter gewissen Bedingungen wiederum die tödliche Wutkrankheit erzeugt. Man hat gute Gründe zu der Annahme, daß das Wutgift durch Bakterien repräsentiert sei. Große Hitze und Kälte, Mangel an Wasser und guter Nahrung, Behinderung der Befriedigung des Geschlechtstriebes u. dgl. können vielleicht einen günstigen Boden für die Krankheit schaffen, sie aber nicht hervorrufen. Ebenso wenig können die Einflüsse der Domestikation, der Zähmung und der Dressur als ursächliches Moment der Wut hingestellt werden, da die Krankheit sich ebenso häufig in Gegenden entwickelt, wo die Hunde, wie z. B. im Orient, in Algier, in China, sehr große Freiheit genießen. Oft mag die Krankheit von Füchsen und Wölfen auf die Hunde und umgekehrt übertragen werden.

Die Übertragung der H. erfolgt durch Einführung des Speichels in eine Wunde und geschieht auch, wenn eine wunde Stelle von einem kranken Tiere geleckt wird; doch erfolgt die Ansteckung nicht immer. Bei künstlichen Ansteckungsversuchen mit Speichel erfolgte dieselbe zu 23 Proz., und von 100 von tollen Hunden gebissenen Menschen erkranken gleichfalls etwa nur 20. Weniger ansteckend als der Speichel ist das Blut. Auf die unversehrte Schleimhaut des Verdauungskanals gebracht, ist das Wutgift unwirksam, weshalb Milch und Fleisch wutkranker Tiere in der Regel ohne Nachteil verzehrt und verfüttert werden können. Die Krankheit bricht in der Regel zwei bis sieben Wochen nach der Ansteckung aus, doch sind auch sichere Fälle bekannt, wo sie sich erst nach einem Jahre und später zeigte, mit Sicherheit ist jedoch noch kein Fall beobachtet, bei welchem die Wut später als 14 Monate nach stattgehabtem Biß seitens eines tollen Hundes bei den Menschen oder Haustieren ausgebrochen wäre. Erkältungen, Gemütserregungen u. dgl. geben oft die Gelegenheitsursache zum Ausbruche ab. Bei den von einem tollen Hunde gebissenen Menschen nimmt die Wunde oder die Narbe einige Tage vor dem Ausbruch der Krankheit ein bläuliches Ansehen an und wird oft schmerzhaft; die Narbe bricht häufig wieder auf. Dann zeigen die Kranken eine auffällige Verstimmung, suchen die Einsamkeit, bekommen Angst und Beklemmung, der Schlaf wird unruhig und die Respiration nimmt einen krankhaften Charakter an. Endlich bricht die Krankheit selbst aus, die sich besonders dadurch charakterisiert, daß die Kranken beim Versuch, namentlich Flüssigkeiten zu schlucken, das Gefühl haben, als schnüre sich ihnen Brust und Kehle zusammen; daher die immer intensiver werdende Wasserscheu. Dabei verbreitet sich der Krampf der Atmungsmuskeln auch auf andere Muskeln, die düstere Gemütsstimmung bleibt erhalten und wechselt, insbesondere bei roher Behandlung, mit Anfällen von Raserei und Tobsucht. Die Krampf- und Wutanfälle kehren zwei bis drei Tage immer häufiger wieder, verlieren sich dann mit der zunehmenden Schwäche des Kranken, und endlich tritt der Tod unter den Erscheinungen der Lähmung und Erschöpfung ein.

Bei dem Verdachte, von einem tollen Tiere gebissen worden zu sein, umschnüre man sofort das verletzte Glied oberhalb der Wunde, lasse die letztere durch Drücken und Kneten der umgebenden Weichteile oder durch Setzen von Schröpfköpfen gehörig ausbluten, wasche sie sodann mit heißem Wasser oder einer starken Carbolsäurelösung tüchtig aus und ätze sie hierauf mit rauchender Salpetersäure, Ätzkali oder einer glühenden Kohle; die weitere Behandlung soll einem zuverlässigen Arzt überlassen bleiben. Unter den innern Mitteln werden neuerdings subcutane Einspritzungen von Pilokarpin (mehrmals täglich 0,01 g) in Verbindung mit Bromkalium und Chloralhydrat am meisten empfohlen. Das verdächtige Tier soll man nicht töten, sondern zur Beobachtung einsperren. Wutkranke beruhigt man psychisch oder durch narkotische Mittel, Chloroform, Chloral und Morphium, und lasse ihnen überhaupt eine humane Behandlung zuteil werden. Die zahlreichen Geheimmittel gegen die H. (arcana antilyssa) haben sich sämtlich als wirkungslos erwiesen. Bei der schlimmen Prognose der Wutkrankheit und der vollkommenen Unwirksamkeit aller therapeutischen Methoden gegen die ausgebrochene Krankheit ist die allgemeine staatliche, sowie die individuelle Prophylaxis von der größten Bedeutung. Die Verminderung der Hundezahl durch möglichst hohe Versteuerung der Luxustiere, die strenge polizeiliche Beaufsichtigung aller herumstreifenden Hunde, bei vorkommenden Wutfällen die Anordnung des allgemeinen Tragens von Maulkörben für längere Zeit, sowie die Beseitigung der wütenden und wutverdächtigen Hunde und die Vernichtung aller von den kranken Tieren mit Speichel u. dgl. besudelten Gegenstände haben sich als die einzig zweckmäßigen und erfolgreichen Mittel erwiesen. In der neuesten Zeit hat Pasteur die Einimpfung des künstlich modifizierten Wutgiftes nicht nur als zuverlässige prophylaktische Schutzregel, sondern auch als sicheres Heilmittel bei bereits ausgebrochener Krankheit dringend empfohlen; doch bleibt die Bestätigung seiner Behauptung noch der Zukunft vorbehalten.

Litteratur. Hertwig, «Die Krankheiten der Hunde und deren Heilung» (Berl. 1853); Johan, «Die Wutkrankheit» (Düren 1874); Zürn, «Die Wutkrankheit der Hunde und ihre Gefahr» (Ebd. 1876); Rueff, «Die H., ihr Wesen, ihre Erkennung und Ursachen» (Stuttg. 1876).

Hundszahn, s. Cynodon.

Hundszecke, s. Holzbock.

Hundszunge, s. Cynoglossum.

Hundwyl, Pfarrdorf im Bezirk Hinterland des schweiz. Kantons Appenzell-Außerrhoden, liegt 793 m über dem Meere, 4 km südöstlich von Herisau auf einer Bergterrasse am nördl. Fuße der Hundwylerhöhle (1298 m), über dem rechten Ufer der Urnäsch und zählt (1880) 1567 meist reform. E., deren Haupterwerbsquellen die Alpenwirtschaft und die Baumwollindustrie (Stickerei und Weberei) sind. In H. versammelt sich abwechselnd mit Trogen die Landsgemeinde von Außerrhoden.

Hüne oder Heune (mittelhochdeutsch Hiune) bezeichnete ursprünglich einen Hunnen, d. i. Ungarn, Magyaren oder Avaren. (S. Hjong-nu.) Die jetzt gebräuchliche Form H. für älteres Heune ist aus dem Niederdeutschen zu uns gekommen. Seit dem 13. Jahrh. läßt es sich als Benennung der Riesen nachweisen. Mit dieser Bedeutung hat es sich noch in Norddeutschland erhalten, wozu besonders der dortige Name der heidnischen Steindenkmäler, Hünengräber, Hünenbetten (auch Hünenberge, Hünenstätten, Hünentritte, Hünenkirchhöfe), beigetragen hat. Das Wort Hün erscheint auch angelsächsisch und altnordisch als Name germanischer Stämme, denn als Germanen faßten die Nordländer den Attila und sein Volk auf. In seiner Beziehung verdunkelt, mochte es leicht auf die Riesen übertragen werden, die unsere Vorzeit für ein zurückgedrängtes, abgestorbenes Volk hielt. Die Bedeutung «Toter» wird ihm irrtümlicherweise gegeben; sie ist erst aus dem Worte Hünengrab, Hünenbett fälschlich abgeleitet worden.

Hünengräber, s. Dolmen; vgl. Hüne.

Hünenring (Großer und Kleiner), s. u. Teutoburgerwald.

Hünerwasser, s. Hühnerwasser.

Hunfalvy (Paul), verdienter ungar. Sprachforscher und Ethnograph, geb. 12. März 1810 zu Nagy-Szálok in der Zips, besuchte die Schule zu Käsmark und zu Miskolcz, widmete sich hierauf, erst auf dem käsmarker Lyceum, dann auf der Universität zu Pest dem Studium der Jurisprudenz und wurde 1842 Professor der Rechte am Kollegium zu Käsmark. Zum Abgeordneten eines Bezirks des Zipser Komitats für den ungar. Landtag 1848 gewählt, gab er seine Lehrkanzel auf und harrte als Mitglied der Nationalversammlung bis zur Katastrophe von Világos aus. Hierauf wandte er sich nach Pest, wo er seinen bleibenden Aufenthalt nahm. Im J. 1856 begründete er die Zeitschrift «Magyar Nyelvészet» («Ungar. Sprachwissenschaft», 6 Bde., Pest 1856—61), die seit 1862 in den «Nyelvtudományi Közlemények» («Sprachwissenschaftliche Mitteilungen») fortgesetzt ward, und begann eine «Chrestomathia Fennica» (Bd. 1, Pest 1861). Ferner erschienen von ihm: «Utazás a Balt-tenger vidékein» («Reise durch die baltischen Länder», Pest 1871) in zwei Bänden, von denen der erste auch deutsch herausgegeben wurde, «Reise in den Ostseeprovinzen Rußlands» (Lpz. 1873), «A Kondai Vogul nyelv» («Die Sprache der Konda-Wogulen», Pest 1872), «Az éjszaki Osztják nyelv» («Die Sprache der nördl. Ostjaken», Budapest 1875) und «Magyarország Ethnographiája» (Budapest 1876; deutsch von Schwicker: «Ethnographie von Ungarn», Budapest 1877). Im J. 1859 wurde H. ordentliches Mitglied der Ungarischen Akademie. Im Auftrage derselben veröffentlicht er seit 1877 «Litterarische Berichte aus Ungarn». Zu dem Werke «Die Völker Österreich-Ungarns» lieferte H. den fünften Band: «Die Ungarn oder Magyaren» (Wien 1881). Ferner veröffentlichte er «Die Rumänen und ihre Ansprüche» (Teschen 1883).

Hunfalvy (Joh.), Bruder des vorigen, geb. 9. Juni 1820 in Groß-Schlagendorf in der Zips, wurde 1846 Professor der Statistik und Geschichte am Lyceum zu Käsmark und nahm 1848 als Mitglied des Komitatsausschusses an den polit. Debatten jener Zeit lebhaften Anteil. Seit 1853 lebt H. zu Pest, wo er 1866 die ord. Professur der Statistik, Geographie und Geschichte am Josephspolytechnikum zu Ofen, 1870 an der Universität zu Pest den Lehrstuhl der Geographie erhielt. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: «Egyetemes történelem» («Allgemeine Weltgeschichte», 3 Bde., Pest 1850—51; 2. Aufl. 1862), «Ungarn und Siebenbürgen in Originalansichten» (Darmst. 1856 fg.) und vor allem «A magyar birodalom természeti viszonyainak leirása» («Physische Geographie des ungar. Reichs», 3 Bde., Pest 1863—66). Im J. 1859 bearbeitete H. im Auftrage der Ungarischen Akademie, die ihn 1858 zum korrespondierenden, 1865 zum ordentlichen Mitgliede erwählte, die Reisen Ladislaus Magyars, die er auch ins Deutsche (Pest 1859) übertrug. Im J. 1884 erschien von ihm der erste Band einer «Allgemeinen Geographie», welcher Südeuropa behandelt («Egyetemes Földrajz I. kötet Dél-Európa», Budapest 1884).

Hünfeld, Kreisstadt in der preuß. Provinz Hessen-Nassau, Regierungsbezirk Kassel, an der Linie Berlin-Halle-Bebra-Frankfurt a. M. der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Landratamts und eines Amtsgerichts und zählt (1880) 1781 E., welche eine mechan. Weberei, Papierfabrik und eine Aktienzuckerfabrik unterhalten. Bei H. fand 4. Juli 1866 ein Gefecht zwischen der preuß. Division Beyer von der Mainarmee und der bayr. Reservekavallerie statt, welches mit dem Rückzug der letztern endete.

Der Kreis Hünfeld zählt (1880) auf 437 qkm 24646 meist kath. E.

Hungen, Stadt im Großherzogtum Hessen, Provinz Oberhessen, Kreis Gießen, an der Horloff und an der Linie Gießen-Gelnhausen der Oberhessischen Staatseisenbahn, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat ein Schloß der Grafen von Solms-Braunfels, eine Farbenfabrik, Braunkohlen- und Eisensteinbergbau und zählt (1880) 1350 E.

Hunger (fames), das Gefühl des Bedürfnisses der Nahrung, entsteht gewöhnlich bei leerem Magen und äußert sich als leichte schmerzhafte, nagende Empfindung in der Magengegend, wird aber auch bei vollem Magen wahrgenommen, wenn der vorher erschöpfte Körper durch die eingeführte Nahrung noch keinen Ersatz für die verbrauchte Substanz gefunden hat. Das Hungergefühl des Magens wird durch gewisse Veränderungen der vom nervus vagus abstammenden sensiblen Magennerven, und zwar durch die mangelnde Blutzufuhr zum leeren Magen bedingt. Alles, was die Blutmenge des Körpers überhaupt vermindert, wie Muskelanstrengungen, Stoffverluste aller Art (Samen-, Milch-, Eiterverlust), Wachstum, Ansatz nach Krankheiten u. dgl., erzeugt normalerweise auch H., wogegen jede stärkere Anfüllung der Magenschleimhaut mit Blut, welche die Magengefäße ausdehnt, das Hungergefühl unterdrückt, bei krankhafter Kongestion ebenso wie durch Anfüllung des Magens mit Speisen, welche die Drüsennerven reizen und stärkern

Blutzufluß erzeugen. Auch durch die Einführung gewisser narkotischer Genuß- und Arzneimittel (Tabak, Opium, Alkohol) kann das Hungergefühl gestillt werden. In leichterm Grade, als bloße Eßlust oder Appetit, ist der H. keine unangenehme Empfindung, und nur wenn die Eßlust nicht befriedigt wird, der Mangel an Nahrung lange anhält, beginnt die Empfindung unangenehm zu werden, und es zeigen sich nun heftigere nervöse Erscheinungen, wie Ohnmachtsgefühl, Mattigkeit, Muskelschwäche u. dgl.

Bei gänzlicher Nahrungsenthaltung treten heftige Kopfschmerzen, Fieber, Abmagerung, Delirien und Tobsucht, Ohnmachten, Krämpfe und endlich der Tod durch Verhungerung ein. Über das Verhältnis, in welchem beim Hungertode die einzelnen Gewebe und Organe Gewichtseinbuße erleiden, hat Voit eingehende Versuche angestellt. So verloren bei einer verhungerten Katze: das Fett 97 Proz., die Milz 66,7 Proz., die Leber 53,7 Proz., die Hoden 40 Proz., die Muskeln 30,5 Proz., das Blut 27 Proz., die Nieren 25,9 Proz., die Haut 20,6 Proz., der Darm 18 Proz., die Lungen 17,7 Proz., die Bauchspeicheldrüse 17 Proz., die Knochen 13,9 Proz., Gehirn, Rückenmark und Nerven 9,2 Proz. und das Herz 2,6 Proz. ihres Gewichts, woraus hervorgeht, daß die Widerstandsfähigkeit der einzelnen Organe gegen das Verbrauchtwerden beim Verhungern in geradem Verhältnis zu ihrer Lebenswichtigkeit steht. Die Länge der Zeit, welche der Mensch oder ein Tier ohne Nahrungsmittel zubringen kann, ist sehr verschieden; kaltblütige Tiere ertragen den H. viel länger als warmblütige; so kann man Wassersalamander und Schildkröten jahrelang ohne Nahrung erhalten, wogegen Vögel nur 5—28 Tage, Hunde 25—36 Tage ohne Speise und Trank leben können. Bei einem übrigens gesunden Menschen tritt der Hungertod bei vollkommenem Nahrungsmangel ungefähr nach einer Woche, bei noch fortbestehendem Genusse von Wasser später, etwa nach 14 Tagen ein. Monate- oder jahrelanges Fasten ist Betrug; dagegen ist bei manchen Krankheitszuständen, insbesondere Rückenmarksleiden, das Nahrungsbedürfnis ungemein herabgesetzt. Heißhunger (s. d.) nennt man den H. nicht nur dann, wenn dieser schon einen hohen Grad erreicht hat, sondern auch, wenn er seiner Natur und seinen Ursachen nach krankhaft ist. Jähhunger ist ein starkes, aber nicht krankhaftes Verlangen nach Speise.

Hungerbrunnen, soviel wie Hungerquellen, s. unter Quellen.

Hungerkorn, soviel wie Mutterkorn.

Hungerkur (curatio per inediam; nestotherapia) oder Entziehungskur, im allgemeinen jedes ärztliche Verfahren, welches durch die Entziehung eines Teils der dem Körper nötigen Nahrungsmenge eine Verminderung oder gänzliche Aufhebung des Stoffansatzes und dadurch die Heilung von Krankheiten, insbesondere von entzündlichen und dyskrasischen Zuständen herbeizuführen sucht. Noch eingreifender wirkt die Verbindung einer H. mit gleichzeitiger Wasserentziehung, wie z. B. bei der Schrothschen Kur, bei welcher der Patient wochenlang nur mit trockener Semmel ernährt wird. In früherer Zeit legte man derartigen Entziehungskuren einen großen Wert bei, namentlich in der Behandlung der Syphilis. Gegenwärtig ist man der Ansicht, daß ein Körper eine Krankheit um so schwieriger überwindet, je geschwächter derselbe ist, und man sorgt daher selbst in Krankheiten, bei denen man sonst am liebsten gar nichts genießen ließ, wie z. B. beim Typhus, für eine zeitige Zufuhr gutnährender und leichtverdaulicher Speisen (Milch, weiche Eier u. s. w.), um der Erschöpfung vorzubeugen, und hat sich damit der besten Erfolge zu rühmen. In der Fettsucht (s. d.), wo die H. noch den meisten Erfolg zu versprechen scheint, hat sie sich als völlig unzweckmäßig erwiesen. Dagegen kann man durch Verabreichung von reiner Fleischkost und Entziehung aller Fettbildner (Fett, Stärkemehl, Zucker) einen ausgiebigen Fettschwund bewirken. (S. Bantingkur.)

Hungermoos, s. unter Cladonia.

Hungermünzen, Geldstücke, welche zum Andenken an Mißwachsjahre geschlagen sind.

Hungerquellen, s. unter Quellen.

Hungersnot, s. Teuerung.

Hungertuch, Fastenlaken (pallium quadragesimale), in Weißzeug gestickter, auch mit Reihen biblischer Bilder bemalter oder schlichter Tuch, während der Fastenzeit in kath. Kirchen zur Verhüllung des Kreuzes vor dem Altar aufgehängt. Solche Hungertücher gibt es noch aus dem Ende des 13. Jahrh. Bemerkenswert sind die aus dem 15. Jahrh. in Güglingen (Württemberg) und in Dresden.

Hungerturm wird an manchen Orten ein Turm genannt, in welchem Gefangene den Hungertod gestorben sind oder gestorben sein sollen.

Hungertyphus, soviel wie Flecktyphus (s. d.), weil dieser häufig nach Mißernten und Teuerungen epidemisch auftritt. (S. auch Febris recurrens, Typhus.)

Hungerzähne, volkstümliche Bezeichnung für die Milchschneidezähne der Ferkel, die, wenn sie sehr scharf und spitz sind, das Euter der Mutterssau verletzen, dadurch aber letztere veranlassen, die jungen Schweine nicht saugen, sondern hungern zu lassen.

Hungerzwetschen, s. unter Exoascus.

Hüningen, Kantonshauptort im Kreise Mülhausen des elsaß-lothring. Bezirks Oberelsaß, am linken Rheinufer und am Hüninger Zweigkanal, sowie an der Linie St. Ludwig-H. der Elsaß-Lothringischen Eisenbahn, die hier Anschluß an die Badischen Staatsbahnen hat, 4 km unterhalb Basel gelegen, zählt (1880) 1763 E., ist Sitz eines Amtsgerichts für den Kanton H. und hat neben der seit 1843 bestehenden Schiffbrücke seit 1878 eine feste Eisenbahnbrücke über den Rhein; in der Nähe von H. befindet sich die 1852 begründete ausgedehnte staatliche Fischzuchtanstalt. H., welches früher Großhüningen zum Unterschiede von dem auf der andern Seite des Rheins liegenden Kleinhüningen hieß, gelangte 1680 durch Kauf an Ludwig XIV., der den Ort des dortigen bequemen Rheinübergangs wegen durch Vauban stark befestigen ließ. Die damals gleichzeitig erbaute Rheinbrücke und der auf dem rechten Rheinufer bei Kleinhüningen an der Mündung der Wiese angelegte Brückenkopf mußten infolge des Ryswijker Friedens beseitigt werden. Nach dem Rückzuge Moreaus, der 26. Okt. 1796 hier über den Rhein gegangen war, belagerten die Österreicher H., wurden jedoch anfangs von Abbatucci, der selbst bei einem Ausfalle blieb und dessen Andenken ein in H. errichtetes Denkmal ehrt, zurückgeschlagen, zwangen aber schließlich Abbatuccis Nachfolger, Dufour, zur Räumung der äußern Werke. Am 17. Dez. 1813 überschritt

die Österreicher und Bayern den Rhein bei H. und erlangten 14. April 1814 die Kapitulation der bisher noch nie eroberten Festung. Auch 1815 mußte H., nach tapferer Verteidigung durch General Barbanègre, am 26. Aug. vor den Österreichern unter Erzherzog Johann kapitulieren, der die Festungswerke schleifen ließ, deren Wiederaufbau innerhalb eines Umkreises von 3 Lieues um H. der zweite Pariser Friede den Franzosen untersagte. Vgl. Latrusse, «Huningue et Bâle devant les traités de 1815» (Par. 1863).

Hunkjâr (eigentlich Chunkjar), eine Titulatur des Sultans, ist im Munde von dessen Unterthanen zu seiner üblichsten Bezeichnung geworden. Das Wort, dem Persischen entlehnt, ist aus chundkiar, für chodawenkjar, herrliche Thaten verrichtend, zu erklären. Die vielverbreitete Deutung als Blutvergießer, von chun, persisch das Blut, ist als ungeschichtlich und unangemessen zu verwerfen.

Hunnen, ein asiat. Volk, das unter Anführung Balamirs nach Besiegung der Alanen mit diesen vereint 375 den Don überschritt, das got. Reich Ermanarichs zertrümmerte und damit in die abendländ. Geschichte eintrat. In viele Stämme eingeteilt, die in großer Unabhängigkeit voneinander lebten, nahmen sie vorerst die Ebenen zwischen der Wolga und Donau ein. Später ward die Theißebene der Mittelpunkt ihrer Herrschaft. Schon 395 unternahmen sie große Raubzüge in Asien, vom Kaukasus bis nach Syrien. In Europa war zuerst Thrazien ihren Verheerungen ausgesetzt, wo hunn. Scharen unter Uldin, einem ihrer Fürsten, bis in die Nähe von Konstantinopel schweiften. Die Zeit von 433—454, unter der Regierung Attilas (s. d.), bildete die Glanzperiode der hunn. Macht. Unter Attilas gewaltigem Scepter waren außer den ugrischen Stämmen auch die Akatziren oder die Vorfahren der Chasaren, welche türk. Abkunft, die slaw. und ein großer Teil der german. Völker vereinigt. Nach Attilas Tode, 454, erhob sich Streit zwischen seinen Söhnen. Die unterworfenen Völker befreiten sich, voran die Gepiden, gegen welche Ellak fiel, derjenige von Attilas Söhnen, dem dieser die Herrschaft zugedacht hatte. Das Land an der Donau und Theiß wurde hierauf von den H. geräumt, die sich über den Pruth und Dnjepr zurückzogen, wo sie wieder unter einzelnen Fürsten standen. Einer von diesen, Dintzic oder Dengizich, Attilas Sohn, fand den Tod um 468 gegen die Ostgoten, und damit verschwindet der Name des hunn. Reichs. In röm. Kriegsdienste kommen hunn. Scharen noch in dem Heere vor, das Narses gegen die Ostgoten führte. Das Volk selbst erscheint nun unter dem Namen der Kuturguren oder Kutriguren westlich und der Uturguren oder Utriguren östlich vom Don, von denen namentlich die erstern im 6. Jahrh. dem Oströmischen Reiche durch ihre Einfälle furchtbar waren. Sie scheinen identisch zu sein mit den Bulgaren, welche sich nach dem Abzuge der Osten im Römischen Reiche festsetzten und im Laufe r Zeit slawisiert sind.

Über die Nationalität der H. herrschen verschiene Ansichten. Während Deguignes und Neumann selben für die Hjong-nu (s. d.) der chines. Schriftler und demnach für mongol. Stammes halten, ären sie andere, wie Klaproth, für Finnen im emeinen und somit auch für die Vorfahren der gyaren im besondern. Nach A. Thierry verigte die hunn. Herrschaft mit finn. Völkern im Westen und türkisch-tatarischen im Osten auch einen herrschenden mongol. Stamm. Die ungar. Tradition, welche in den H. geradezu die Vorfahren der Magyaren findet, ist wahrscheinlich erst im 12. Jahrh. durch die Einflüsse der deutschen Heldensage, insbesondere der Nibelungen, entstanden. Da die H. aus den Gegenden zwischen dem Ural und Irtysch kamen, in denen von jeher ugrische Völker wohnten, so war wohl der Grundstock derselben auch ugrischen (finnischen) Stammes. Damit ist jedoch noch nicht erwiesen, daß die ebenfalls zur ugrischen Völkergruppe gehörigen Magyaren die direkten Abkömmlinge der H. sind; denn wie noch jetzt, so gab es auch schon früher mehrere ugrische Völker.

Vgl. Deguignes, «Histoire générale des Huns, des Turcs, etc.» (3 Bde., Par. 1756—58); Neumann, «Die Völker des südl. Rußland» (Lpz. 1847); Cassel, «Magyar. Altertümer» (Berl. 1848); A. Thierry, «Histoire d'Attila et de ses successeurs» (4. Aufl., Par. 1874; deutsch von Burckhardt, 4. Ausg., 2 Bde., Lpz. 1874).

Hunnius (Ägidius), eifriger Vorkämpfer luth. Rechtgläubigkeit im 16. Jahrh., geb. 21. Dez. 1550 zu Winnenden in Württemberg, studierte in Tübingen, ward 1574 Diakonus in Tübingen, 1576 Professor der Theologie zu Marburg, 1592 zu Wittenberg, wo er 4. April 1603 starb. Von seinen Schriften sind die wichtigsten: «Bekenntnis von der Person Christi» (Marb. 1577), «De persona Christi ejusque ad dexteram Dei sedentis divina majestate» (1585). Seine lat. Schriften gab gesammelt heraus sein Schwiegersohn Helv. Garthius (3 Bde., Wittenb. 1607—9). Vgl. Neumann, «De vita Aeg. Hunnii» (Wittenb. 1604).

Nikolaus H., Sohn des vorigen, luth. Dogmatiker, geb. 11. Juli 1585 zu Marburg, studierte in Wittenberg, ward 1612 Superintendent zu Eilenburg, 1617 Professor der Theologie zu Wittenberg, 1623 Hauptpastor an St. Marien zu Lübeck, wo er 12. April 1643 starb. H. war in zahlreichen Schriften ein eifriger Verteidiger luth. Rechtgläubigkeit. Die verbreitetste seiner Schriften ist die «Epitome credendorum oder Inhalt christl. Lehre» (Wittenb. 1625, in 19 Aufl. u. vielen Übersetzungen verbreitet, neuerdings wieder aufgelegt für das amerik. Missionsseminar zu Neuendettelsau; 3. Aufl., Nördl. 1870). Vgl. Heller, «Nikolaus H. Sein Leben und Wirken» (Lübeck 1843).

Hunold, Herzog von Aquitanien, folgte 735 seinem Vater Odo, der sich im Zusammenhang mit den Einfällen der Mauren unabhängig vom Frankenreich gemacht hatte, und wurde 736 von Karl Martell und nach einem neuen Aufstand 744 von dessen Söhnen Karlmann und Pippin unterworfen. H. ging nun ins Kloster. Als sein Sohn und Nachfolger Waifar 768 im Kriege gegen Pippin von seinen eigenen Leuten getötet war, trat H. wieder das Herzogtum an, wurde aber von Karl d. Gr. 769 gefangen und starb 774.

Hunold (Christian Friedr.), unter dem Namen Menantes ein Schriftsteller des 18. Jahrh., geb. 1680 in Wandersleben unweit Arnstadt, studierte zu Jena die Rechte und kam 1700 nach Hamburg, wo er Unterricht in der Rede- und Dichtkunst gab und für einen Advokaten arbeitete. Sein erster Roman: «Die verliebte und galante Welt» (Hamb. 1700), obgleich im schlechtesten Geschmack der Lohensteinischen Schule geschrieben, machte so großes Glück, daß er noch ähnliche, wie «Der europ. Höfe

knannehmlichkeiten verbunden, daß man euern, ja sogar durch Gesetze zu beschränhat. Durch die Zeitfortschritte ist der H. ünglichen Bestimmung vielfach entfremehrenteils zum bloßen Spielzeuge des eworden. Seine Zucht wird gewöhnlich dere Wahl, nur gelegentlich, selten ge- betrieben. Doch gibt es in Deutschland vereine, sowie einige Hundezüchte- che bestimmte Rassen in Reinzucht heran- z. B. in Zahna in der Provinz Sachsen, in Württemberg, Mittweida in Sachsen r männliche H. heißt Rüde, der weibliche r Petze. Letztere wird zweimal im Jahre nd wirft gewöhnlich drei bis sechs Junge, d zur Welt kommen und binnen einem ewachsen sind. Die Lebensdauer des H. der Rasse und Körpergröße, 7—15, auch ahre. Nicht selten verfällt er in seinen nsjahren marastischen Krankheiten.

urgeschichte des H. ist so vielfach bear- en, daß sie ein eigenes Fach der zoolog. ildet. Vgl. neben den Schriften Buffons Walther, «Der H., seine verschiedenen arietäten und Geschichte» (Gieß. 1817); , «Der H.» (Lpz. 1835); Giebel, «Tages- der Naturgeschichte» (Berl. 1857); Ber- e varieties of dogs» (Lond. 1863); Leo, Karlsr. 1875); Fitzinger, «Der H. und » (Tüb. 1876); Zeitteles, «Die Stamm- er Hunderassen» (Wien 1877); Schmiede- ine Zeitschrift «Der H. Organ u. s. w.» fg.) heraus. Die deutschen Rassen u besten von Riedinger, die französi- Buffon, die englischen von Landseer ab-

lume, s. unter Taraxacum.

t Garden, s. Centgardes.

tjähriger Kalender, ein oft aufge- sbuch, worin auf Grund astrolog. und rgläubischer Vorstellungen im allgemei- letter u. s. w. auf ein ganzes Jahrhun- gesagt wird.

tschaftsgericht, s. unter Hundred; ische Verfassung, Bd. VI, S. 169.

t Tage, die letzte Herrschaftsepoche des poleon I. vom 20. März bis 28. Juni . Cent-Jours und Frankreich, . 121b.)

euche, s. Staupe der Hunde.

thagen (Joh. Christian), namhafter chaftlicher Schriftsteller, geb. 10. Aug. anau, besuchte die Universität Heidel- e 1818 Lehrer an der staatswirtschaft- ltät zu Tübingen, 1821 Forstmeister in Direktor der dortigen Forstlehranstalt, ssor in Gießen, wo er 1825 ein Forstlehr- ndete. Hier starb er 10. Febr. 1834. vielen forst- und naturwissenschaftlichen nd vorzüglich zu nennen: «Encyklopädie issenschaft» (1. Abteil.: «Forstliche Pro- re», Tüb. 1821; 4. Aufl., besorgt von , 1842; 2. Abteil.: «Forstliche Gewerbs- . 1822; 4. Aufl., besorgt von Klauprecht, bteil.: «Lehrbuch der Forstpolizei», Tüb. lufl., besorgt von Klauprecht, 1859), bschätzung auf neuen wissenschaftlichen n» (Tüb. 1826; 2. Aufl., von Klau- 8), «Lehrbuch der land- und forstwirtschaftlichen Naturkunde» (3 Abteilungen, Tüb. 1827—30; 4. Abteil., herausg. von Klauprecht, 1840). H. war Begründer einer neuen Formel- oder Normalvorratsmethode (s. Forsteinrichtung) zur Berechnung des Waldertrags, des sog. Nutzungsprozents, und schuf ein neues System der Forstwissenschaft, in welchem er die «Forststatik» als besondere Wissenschaft, als «Lehre von der Meßkunst der forstlichen Kräfte und Erfolge» behandelt. Von einer durch H. begründeten Zeitschrift (1824): «Beiträge zur gesamten Forstwissenschaft», sind nur 8 Hefte erschienen.

Hundeshagen (Karl Bernh.), prot. Theolog, wurde 30. Jan. 1810 zu Friedewald bei Hersfeld geboren, Sohn des vorigen, studierte zu Gießen und Halle, habilitierte sich 1831 in Gießen und ward 1834 außerord. Professor der Theologie in Bern. Hier veröffentlichte H. unter anderm «Die Konflikte des Zwinglianismus, Luthertums und Calvinismus in der bernischen Landeskirche 1532—58» (Bern 1842) und «Der deutsche Protestantismus, seine Vergangenheit und seine heutigen Lebensfragen» (Frankf. 1846; 3. Aufl. 1849). Im J. 1847 ging H. als ord. Professor nach Heidelberg, wo er «Die Bekenntnisgrundlage der vereinigten evang. Kirche im Großherzogtum Baden» (Frankf. 1851), «Das Prinzip der freien Schriftforschung in seinem Verhältnis zu den Symbolen und der Kirche» (Darmst. 1852), «Über die Natur und die geschichtliche Entwickelung der Humanitätsidee (1852) und «Beiträge zur Kirchenverfassungsgeschichte und Kirchenpolitik, insbesondere des Protestantismus» (Bd. 1, Wiesb. 1864) veröffentlichte. Auch gab er unter dem Titel «Der Weg zu Christo» (Frankf. 1853) eine Sammlung von Missionsvorträgen heraus. Im J. 1865 übernahm H. mit Riehm in Halle die Redaction der «Theol. Studien und Kritiken». H. wurde 1867 als Professor der Kirchen- und Dogmengeschichte nach Bonn berufen und starb daselbst 2. Juni 1872. Christlieb veröffentlichte aus H.s Nachlaß «Ausgewählte kleinere Schriften und Abhandlungen» (2 Bde., Gotha 1874—75).

Hundetragen war eine ursprünglich bei den Franken und Schwaben und dann im ganzen Deutschen Reiche übliche Strafe adeliger Landfriedensbrecher. Dieselben mußten nämlich, bevor das Todesurteil an ihnen vollstreckt wurde, einen Hund, wie im gleichen Falle der Dienstmann einen Sattel, der Bauer ein Pflugrad und der Pfaffe einen Codex, aus einem Gau in den andern tragen, wodurch symbolisch angedeutet werden sollte, daß sie besser gethan hätten, bei ihrem Geschäft zu bleiben, als unberufen Kriegswirren anzustiften. Auf diese Weise ließ 938 Kaiser Otto I. die Anhänger des aufrührerischen Herzogs Eberhard und Kaiser Friedrich I. 1155 den rhein. Pfalzgrafen Hermann und dessen Genossen Hunde tragen.

Hundewache heißt in der Seemannssprache die Wache von Mitternacht bis 4 Uhr morgens. Die Schiffsbesatzung wird in zwei Wachen eingeteilt, die einander auf See nach je vier Stunden ablösen.

Hundezecke, s. Holzbock.

Hundezüchtereien, s. unter Hunde.

Hundheim, Dorf im bad. Kreis Mosbach, Amt Wertheim, 7 km im SSW. von Wertheim, mit (1880) 779 E., wurde geschichtlich namhaft durch das Gefecht am 23. Juli 1866 zwischen der Division Fließ der preuß. Mainarmee und den bad. Truppen des Bundesheeres.

(1881) und endlich «A brief history of the Indian people» (1882).

Huntingdon, eine der östl. und nach Rutland und Middlesex die kleinste der Grafschaften Englands, umgrenzt von Northampton, Cambridge und Bedford, besteht in ihrem südl. und westl. Teil aus einer schönen, wellenförmigen und fruchtbaren Ebene. Der nordöstl. Teil aber gehört zu der großen Niederung der Fens oder Moräste und Sümpfe, welche mehrere Seen, wie das Whittlesea- und das Ramseymeer enthält, doch teilweise durch Drainage in Grasungen verwandelt worden ist. Die schiffbare Ouse durchfließt den Südosten, der Nen bildet die Nordwestgrenze. Von den 928,8 qkm des Areals sind 840 qkm zu Feldern, Wiesen und Hutungen benutzt. Die Einwohner, deren Zahl sich (1881) auf 59614 beläuft, treiben meist Landwirtschaft und liefern besonders viel Butter und Käse. Der feinste und teuerste engl. Käse, der Stilton, wird zwar auch in dem gleichnamigen Kirchspiel (21 km im Norden der Hauptstadt), in größerer Menge aber und ursprünglich in Leicestershire bereitet. Die Grafschaft und ihre Hauptstadt schicken je zwei Mitglieder in das Parlament.

Die Hauptstadt Huntingdon, links an der Ouse gelegen, über welche drei Brücken nach der Vorstadt Godmanchester führen, ist nur klein, hat ein altertümliches Ansehen, fünf Kirchen, ein Theater, eine Lateinschule, ein litterarisch-wissenschaftliches Institut mit Museum und Bibliothek, zählt (1881) 4229 E. und treibt bedeutenden Woll- und Kornhandel. Sie war einst viel größer, hatte 15 Kirchen, ein Schloß und mehrere Klöster und ist berühmt geworden als Geburtsort Cromwells.

Huntington (Daniel), hervorragender amerik. Historien- und Porträtmaler, geb. 14. Okt. 1816 in Neuyork, bildete sich zuerst bei dem Porträtmaler Elliott im Hamilton College aus und trat 1833 in das Atelier von Morse, des spätern Telegraphenverbesserers und damaligen Präsidenten der nationalen Malerschule, ein. Zunächst malte er Landschaften, namentlich 1836 während seines Aufenthalts am Hudson, 1839 ging er nach Italien und lebte vorzugsweise in Rom und Florenz, wo er sich histor. Bildern widmete. In die Heimat 1840 und von einem zweiten Besuch 1846 zurückgekehrt, wandte H. sich hier dem Porträtfach zu. H. war 1862—70 in Neuyork Präsident der obengenannten Kunstschule. Unter seinen Bildern verdienen unter andern genannt zu werden: die Sibylle, Königin Marie unterzeichnet das Todesurteil der Lady Jane Grey, Heinrich VIII. und Königin Katharine Parr, Mercy's Dream, Christiana und ihre Kinder (nach Bunyans «Pilgrim's progress»). [(Geschlecht).

Huntley (Marquis von), s. unter Gordon

Hunyad, siebenbürg. Komitat, im frühern Lande der Ungarn gelegen, im N. an Zaránd, im O. an Unterweißenburg, im S. an die Walachei und im W. an Ungarn grenzend, ist das größte Komitat Siebenbürgens und zählt auf einem Flächenraum von 6932,04 qkm (1880) 248464 E., die der Nationalität nach überwiegend (87,5 Proz.) Rumänen, dann Magyaren (4,9 Proz.) und Deutsche (2,3 Proz.) sind; dem Bekenntnis nach sind es Anhänger der griech.-orient. (71,5 Proz.), der griech.-kath. (15,4 Proz.), der röm.-kath. (4,7 Proz.) und der evang.-helvet. Kirche (2,6 Proz.) und etwa 2000 Juden. Das Land ist größtenteils gebirgig. Namentlich bestehen die südl. und südwestl. Teile aus hohen, mit ungeheuern Waldungen bedeckten und fast ganz unbewohnten Gebirgen, welche man in die Hunyader Alpen und die Pareng-, Vulkan- und Retyezátgruppen einteilt. Die höchsten Punkte derselben sind der Sklávoi (2421 m), Kúrsia (2412 m), Retyezát (2496 m), an dessen Fuß die Ruinen des alten Sarmizegetusa im Dorfe Grediştye liegen. Die westl. Gebirge des Komitats gehören zur Godjan-Sarko oder Cserna-Gruppe, die nördlichen aber zu dem siebenbürg. Erzgebirge. Der Vulkanpaß, dessen höchster Übergang 944 m ist, führt aus dem Komitat in die Walachei, während der in den Kämpfen gegen die Türken berühmt gewordene Eiserne Thorpaß (Marmura) nach Ungarn führt. Die Maros durchströmt den nördl. Teil des Komitats in ostwestl. Richtung. Das zweite Haupttal mit dem wegen seiner röm. Denkmäler berühmten Hátszeger Becken wird vom Strehl und seinen Nebenflüssen bewässert. Parallel damit streicht das Csernathal, in dessen Gebirgen unerschöpfliche Eisensteinmassen abgelagert sind. Im Süden befindet sich das Schilbecken mit ungeheuern Braunkohlenflözen in Petrozsen. Die Trachytgebirge nördlich von der Maros enthalten die berühmten Gold- und Silbererzstätten mit ihren merkwürdigen Tellurerzen, besonders bei Nagyág. Das Klima ist im allgemeinen mild, doch im einzelnen sehr verschieden; während in den tiefer gelegenen Thälern der Wein gedeiht, herrscht auf den Höhen rauhes Klima. Im Marosthal ist der Boden ergiebig und auch gut bebaut; an den höher gelegenen Stellen trifft man nur Alpenweiden und Waldungen. Die Viehzucht bildet den Hauptzweig der Erwerbsthätigkeit; außerdem noch Agrikultur, Bergbau und Kleingewerbe. Hauptort ist Déva (s. d.); historisch interessant ist der am Zusammenfluß der Cserna und der Zalásd gelegene Marktflecken Vajda-Hunyad, mit einem schönen, vom Gubernator Joh. Hunyad erbauten Schlosse, welches 1854 abbrannte, aber teilweise restauriert wurde. Vgl. Schmidt, «Die Stammburg der Hunyade in Siebenbürgen» (Hermannst. 1865).

Hunyady (Joh.), berühmter ungar. Held, von rumän. Abkunft, wurde 1387 zu Hunyad in Siebenbürgen geboren. H. zeichnete sich schon unter Sigismund aus. König Albrecht II. ernannte ihn 1438 zum Banus von Severin, wo er Gelegenheit fand, sich Ruhm gegen die Türken zu erwerben. Nach Albrechts Tode erklärte sich H. für Wladislaw I. gegen die Königswitwe Elisabeth. Er wurde 1442 mit Nikolaus Ujlaki Wojwode von Siebenbürgen und erfocht einen glänzenden Sieg über die Türken. Mit noch größerm Ruhm kämpfte er gegen diese 1443, indem er sie über den Balkan zurückdrängte. Der Papst meinte nun, die Türken aus ganz Europa vertreiben zu können, aber Wladislaw I. schloß mit denselben einen zehnjährigen Waffenstillstand, den auch H. billigte. Der päpstl. Legat fand darin einen Verrat an der Christenheit, und der Waffenstillstand wurde gebrochen. H. führte das ungar. Heer bis Varna am Schwarzen Meer. Die Schlacht, die er hier 10. Nov. 1444 lieferte, ging verloren. Wladislaw I. fiel und H. nahm als Reichsstatthalter für den nachgeborenen Sohn Elisabeths, Wladislaw V., die Verwaltung Ungarns, das er mit großem Geschick gegen wiederholten Einfälle der Türken verteidigte. 1448 wurde er im Oktober 1448 in Serbien

nd gefangen. Nachdem er aber auf Für-
ungar. Stände seine Freiheit wiederer-
er zunächst den serb. Despoten seine
empfinden, bis die Stände 1451 einen
rmittelten. Nachdem Wladislaw V.
gierung selbst übernommen, sah sich H.
ndel mit dem ihm feindlichen Grafen
ickelt. Indessen bewährte er noch ein-
alten Ruhm gegen die Türken durch die
e Verteidigung Belgrads und einen
fall des türk. Lagers, der den Sultan
II. zum Rückzug zwang. H. starb zu
Aug. 1456. — Sein ältester Sohn,
w H., wurde, weil er bei einem Streit
feind seines Vaters, dem Grafen Ul-
diesen getötet hatte, zu Ofen 16. März
ichtet. Der zweite Sohn, Matthias
e 1458 als Matthias I. (s. d.) auf den
ron. Vgl. Teleki, «A Hunyadiah
s Zeitalter der Hunyady», Pest 1852
Thaten und Schicksale des Geschlechts
ady sind von ungar. und deutschen
n, Historikern und Dichtern vielfach
orden.

d. h. Norden des Sees, nach dem chines.
lmanach die 11. Provinz des Reichs,
h von den Provinzen Schen-Si und Ho-
von Ngan-Hwei, südlich von Kiang-Si
n und westlich von den Provinzen Sz'-
d Schen-Si begrenzt. H. bildet mit der
ihr gelegenen Provinz Hu-Nan (s. d.)
e, vorzüglich gut bewässerte und überaus
Tiefebene, welche nach einem chines.
der Kornspeicher des Reichs ist. Von
wird H. von dem Yang-tse-kiang und
ch von dem sich in ihn ergießenden Fluß
benfalls von W. gegen O. durchströmt.
s 10 Departements, 7 Arrondissements
tonen, ist 179946 qkm groß und zählt
F. Hauptstadt ist Wu-Tschang-Fu,
34' 50" nördl. Br. und 113° 57' 30"
Greenwich), auf dem rechten Ufer des
ng gelegen, eine befestigte Stadt mit
t Handel.

(Herm.), verdienter Sprachforscher und
d. 31. März 1796 zu Marburg, studierte
r 1819—22 Professor am Gymnasium
habilitierte sich 1824 an der Universität
urde 1825 in Marburg außerord. Pro-
heologie, 1827 ord. Professor der mor-
rachen und 1830 auch der Theologie.
folgte er dem Rufe an Gesenius' Stelle
Er starb daselbst 4. April 1866. Er
te, außer der unvollendet gebliebenen
en hebr. Grammatik» (Tl. 1, Marb.
«Exercitationes Aethiopicae» (Lpz.
«De emendanda ratione lexicographi-
ae» (Marb. 1827), denen sich später
Untersuchungen über die älteste Ge-
hebr. Grammatik bei den Juden an-
s exegetisch-kritisches Hauptwerk ist die
und Auslegung der Psalmen» (4 Bde.,
—61), neben welchem noch hervorzu-
«Die Quellen der Genesis aufs neue
(Berl. 1853), «Untersuchungen über die
ebräer» (4 Hefte, Halle 1851—64),
ff und Methode der sog. biblischen Ein-
arb. 1844), «Die heutige theosophische
log. Theologie und Schrifterklärung»
(Berl. 1861). Vgl. Riehm, «Dr. Hermann H. Lebens- und Charakterbild» (Halle 1867).

Hüpfmäuse, s. unter Springmäuse.

Hura crepitans *L.*, Sandbüchsenbaum, ist ein zu den Wolfsmilchgewächsen (Euphorbiaceen) gehöriger, auf den Antillen einheimischer Baum von 20 m Höhe. Die Frucht desselben ist durch ihre Bildung ausgezeichnet, indem sie mit einer kleinen Melone mit 12—18 vorspringenden Rippen Ähnlichkeit hat. Interessant wird sie noch dadurch, daß ihre Fächer zur Zeit der Reife mit einem lauten Knall aufspringen und umhergeschleudert werden. Die unreife Frucht höhlt man aus, siedet sie in Öl und macht daraus sehr zierliche Sandbüchsen. In den Gewächshäusern ist diese Pflanzenart ziemlich selten.

Huram, s. Hiram.

Hürde, s. Horde.

Hürdenrennen (Hurdle race), s. u. Steeple chase.

Hurdwar, genauer Hardwar (d. i. Thor des Hari), auch Gangadwara (Gangesthor) genannt, eine gutgebaute Stadt in dem Distrikt Mirat der gleichnamigen Division der brit.-ind. Lieutenant-Gouverneurschaft der Nordwestprovinzen, liegt unter 29° 57' nördl. Br. und 78° 14' östl. L. (von Greenwich) 355,5 m über dem Meere am südl. Fuße der Sewalik-Höhen und am rechten Ufer des Ganges, der hier aus dem Gebirge heraustritt. Die Stadt, als solche unbedeutend, zählt kaum 5000 E., ist aber ein sehr berühmter Wallfahrts- und Meßort. Jährlich kommen daselbst über 2 Mill. Pilger aus allen Teilen Indiens (gleichzeitig oft über 300000) an, um das heilige Bad an der Flußtreppe Harika-Pairi zu nehmen, wobei man namentlich an geweihten, durch Astrologen bestimmten Tagen das Wasser zu erreichen sucht. Um den sonst ebenso häufigen wie ungeheuern Unglücksfällen vorzubeugen, ließ die brit. Regierung 1819 eine 30 m breite Treppe von 60 Stufen an dem Flusse anlegen. In H. selbst finden nur die Reichen Unterkunft, die übrigen Pilger kampieren in Zelten oder im Freien. Fast jeder Pilger sucht zugleich Handelsgeschäfte zu machen. Jährlich im April findet eine große Mela oder Messe, alle 11 Jahre eine besonders feierliche, Cumba-Messe genannte, statt, die ein buntes Gewirr von Nationen und Kostümen darbietet. Pferde aus Kabul, Persien, Arabien, Turkestan und Bokhara bilden den Hauptgegenstand des Handels, doch ist überhaupt alles auf dem Markte zu finden.

Huris (arab., d. i. die blendend weißen) heißen die Jungfrauen, welche in Mohammeds Paradies eine der Belohnungen der Seligen ausmachen sollen. Sie sind, nach der Schilderung des Koran, von blendender Schönheit, keiner Unreinigkeit unterworfen, und ihre schmachtenden Blicke gehören bloß dem einzigen Geliebten. In immer grünenden, reichbewässerten Gärten ruhen sie in Lauben, auf grünen Kissen und den schönsten Teppichen, und eine Fülle des süßesten Genusses erwartet den Seligen in ihren Armen, ohne daß sie jemals aufhören, Jungfrauen zu sein.

Hurónen, ein vormals mächtiger Indianerstamm Nordamerikas, zur großen irokesischen Sprachfamilie gehörig, nahmen im 17. Jahrh., etwa 30000 Seelen stark, einen ungefähr 6000 qkm großen Landstrich an den östl. Ufern des nach ihnen benannten Sees ein. Die H. waren ein aus vier aneinander grenzenden Nationen gebildeter Bund,

zu dem später noch eine fünfte hinzukam. Der Stamm wurde in Clans geteilt und von Sachems oder Häuptlingen regiert, welche durch weibliche Erbfolge bestimmt wurden. Im J. 1632 setzten die Jesuiten die bereits von Franziskanern begonnene Mission bei ihnen fort. In der letzten Hälfte des 17. Jahrh. wurden die H. durch Hungersnot und einen Krieg mit den ihnen verwandten Irokesen (s. d.) teils vernichtet, teils versprengt. Einige ergaben sich ihren Feinden und wurden ihnen einverleibt, andere von den Jesuiten in die Umgegend von Quebec geführt, wo sie sich unvermischt nur in sehr geringer Zahl erhalten haben. Sie zählten 1736 60 oder 70 waffenfähige Männer; 1872 war der Stamm 264 Seelen stark. Die Tionnontates, jene fünfte, später hinzugekommene Nation des Bundes, flohen nach Wisconsin, nahmen jedoch nach ihrer Übersiedelung nach Sandusky in Ohio den Namen Wyandot an und wanderten 1832 in der Stärke von 687 Köpfen nach Kansas aus, wo sie 1855 das Bürgerrecht erhielten. Die H. nannten sich Ontwaonwes, d. h. «wahre Männer», und als Stamm Wendat; ihren unter uns geläufigen Namen erhielten sie von den Franzosen wegen ihrer eigentümlichen Haartracht (hures, Wildschweinsköpfe). Vgl. Parkman, «The jesuits in North-America» (Boston 1867; deutsch, Stuttg. 1877).

Huronische Formation nennt man in Nordamerika das auf die Urgneise (Laurentische Formation) folgende Schichtensystem von krystallinischen Schiefern, welches vom Untersilur discordant überlagert wird. Es besteht aus Glimmer-, Chlorit-, Talk-, Quarzitschiefern, Eisenkieseln, Itacolumit, krystallinischem Kalkstein, Amphiboliten, Magnet- und Roteisensteinen, sowie in Canada aus Konglomeraten. In den südl. atlantischen Staaten führen diese Schiefer Gold und zwar teils direkt eingesprengt, teils an Schwefelkies gebunden. Organische Reste sind in dieser Schichtengruppe bis jetzt nicht gefunden.

Huronsee (engl. Huron Lake), der dritte der fünf großen canad. Seen, halb zu Canada, halb zu den Vereinigten Staaten gehörig, von jenem im O., von diesen, und zwar vom Staate Michigan, im W. begrenzt, ist 410 km lang und, mit Einschluß der im NO. durch die Halbinsel des Kap Hurd und die Gruppe der Manitoulin-Inseln von ihm fast getrennten fjordenreichen und hochuferigen Georgian-bai, 310 km breit. Bei einer sehr unregelmäßigen Gestalt hat der See einen Umfang von 1875 km und bedeckt eine Fläche von 61340 qkm. Derselbe liegt 181 m über dem Meere und ist 240—310 m tief; an manchen Stellen will man sogar bei 550 m noch keinen Grund gefunden haben. Im NW. steht der See durch die Straße von Mackinaw oder Michili-Mackinaw mit dem Michigansee und durch die schmale, 75 km lange und wegen ihrer Stromschnellen gefährliche Straße von Ste.-Marie mit dem Obern See (Lake superior) in Verbindung. Im S. führt der 52 km lange und für Schoner fahrbare Strom St.-Clair in den St.-Clairsee, der eine kreisförmige Gestalt, etwa 50 km Durchmesser und geringe Wassertiefe hat, jedoch in seinem Hauptkanal tief genug ist für kleine Schoner und Dampfschiffe. Aus diesem kleinen Seebecken führt an der Stadt Detroit vorüber der Detroit-Strom, eine 52 km lange Wasserstraße mit dem trefflichen Hafen Amherstburgh auf der canad. Seite, südwärts in den Eriesee. Der H. hat keine guten Häfen, aber die Fischerei in seinen Gewässern ist bedeutend. Gegenwärtig führen an den H. in Canada mehrere Eisenbahnen.

Hurrah, ein schon im Mittelhochdeutschen vorkommendes Wort, im 18. Jahrh. als Ruf bei Hetzen und Jagden gebräuchlich, hat sich seit den Befreiungskriegen als Schlachtruf bei den Heeren eingebürgert und ist in der deutschen Armee für den Bajonettangriff reglementarisch festgestellt.

Hurrican (engl.), eine spezielle Art von Wirbelstürmen (s. d.), welche oft mit äußerster Heftigkeit auftreten und deren Entstehungsgebiet und hauptsächliches Vorkommen sich meist auf den Westindischen Archipel und einen Teil des Atlantischen Ocean beschränkt. Eine Eigentümlichkeit des H. ist die im Gegensatz zu andern Wirbelstürmen (Tornados oder Tromben, s. d.) große Flächenausdehnung.

Hurtado (Diego H. de Mendoza), s. Mendoza.

Hurtado (Luis H. de Toledo), span. Dichter und Schriftsteller des 16. Jahrh., geb. gegen 1530 in Toledo, wo er um 1570 als Pfarrer der Kirche San Vicente thätig war und nach 1598 starb, verfaßte in seiner Jugend Romanzen, welche in die großen Romanceros aufgenommen wurden, eine Prosaübersetzung der «Metamorphosen» des Ovid (Toledo 1580 u. öfter), und eine große Zahl noch ungedruckter Dichtungen und Schäfernovellen. An Druckwerken werden ihm ferner mit zweifelhaftem Recht zugeschrieben drei dramatische Novellen: «Tragedia Policeana» (Toledo 1548), «Comedia de Preteo y Tibalda» (Toledo 1552), «Egloga Silviana» (Toledo 1552); zwei dramatische Gedichte: «Cortes de casto amor» und «Cortes de la muerte» (Toledo 1557; letztere wieder abgedruckt in der «Bibliotheca Rivadeneyra», Bd. 35), ein Epos «Historia de S. Joseph» (Toledo 1598) und der Ritterroman «Palmeirim de Inglaterra» (Toledo 1547). Vgl. C. M. de Vasconcellos, «Palmeirim de Inglaterra» (Halle 1883).

Hurter (Friedr. Emanuel von), ultramontaner Geschichtschreiber, geb. 19. März 1787 zu Schaffhausen, besuchte das dortige Kollegium und bezog 1804 die Universität Göttingen, um evang. Theologie zu studieren. Nachdem er mehrere geistliche Ämter bekleidet, wurde er 1825 Antistes und Dekan in Schaffhausen, geriet aber bald mit den ihm untergebenen prot. Geistlichen, die ihn des Jesuitismus und Papismus beschuldigten, in Streitigkeiten. In seiner «Geschichte Papst Innocenz' III. und seiner Zeitgenossen» (4 Bde., Hamb. 1834—42), einem durch gediegene Forschung und geistreiche Darstellung ausgezeichneten Werke, rechtfertigte er die päpstl. Hierarchie und verherrlichte das Mittelalter. Endlich forderten ihn seine theol. Kollegen in Schaffhausen auf, sich über seine Stellung zur reform. Kirche offen zu erklären. Seine von Leidenschaftlichkeit übersprudelnde Verteidigung: «Der Antistes H. von Schaffhausen und seine sog. Amtsbrüder» (Schaffh. 1840), vermochte ihn nicht zu rechtfertigen, sodaß er sich endlich 1841 veranlaßt sah, seine Stelle niederzulegen. Im J. 1844 trat er in Rom zur kath. Kirche über und suchte in einer Schrift: «Geburt und Wiedergeburt. Erinnerungen aus meinem Leben» (2 Bde., Schaffh. 1845) diesen Schritt zu erklären. Im J. 1846 folgte einem Rufe als k. k. Historiograph nach Wien. Ereignisse des J. 1848 verdrängten ihn zwar seiner Stellung, doch erhielt er dieselbe 1852 [illegible]. Er starb 27. Aug. 1865 zu Graz. H.s bedeutende

Werk aus der letztern Zeit ist die «Geschichte Ferdinands II. und seiner Eltern» (Bd. 1—11, Schaffh. 1850—64). Sonst sind noch zu nennen: «Denkwürdigkeiten aus dem letzten Decennium des 18. Jahrh.» (Schaffh. 1840), «Philipp Lang, Kammerdiener Rudolfs II.» (Schaffh. 1851), «Zur Geschichte Wallensteins» (Freiburg i. B. 1855), «Wallensteins vier letzte Lebensjahre» (Wien 1862). Vgl. Heinr. von Hurter, «Friedrich von H. und seine Zeit» (2 Bde., Graz 1876—77).

Hus (Johs.), s. Huß.

Husaren (ungar. huszár, von husz, d. i. zwanzig, weil unter König Matthias I. von je 20 Häusern ein Reiter zum Heere gestellt werden mußte) sind eine leichte, nach ungar. Vorbilde gekleidete, mit Säbel, Pistole, Karabiner bewaffnete Kavallerie, welche besonders zu den Leistungen des Kleinen Kriegs, zum Sicherheits- und Kundschaftsdienst, zur Beunruhigung des Feindes, zu Handstreichen aller Art u. s. w. verwendet wird, aber auch zur geschlossenen Attacke vollständig geeignet und selbst schwerer Kavallerie durch größere Beweglichkeit gewachsen ist. Der Name kommt zuerst in Ungarn unter Matthias Corvinus Ende des 15. Jahrh. vor. Ihre Kleidung war die ungar. Nationaltracht (Dolman) und oft sehr kostbar. Sie leisteten in den österr. Heeren des 16. und 17. Jahrh. treffliche Dienste, daher in Frankreich 1692 nach ihrem Muster ein Husarenregiment errichtet wurde, 1721 ein Husarenkorps in Preußen, 1723 ein zweites; auch in Rußland wurden die H. 1723 eingeführt. Friedrich II. vermehrte die 9 Eskadrons H., welche sein Vater errichtet hatte, allmählich auf 10 Regimenter von 10 Eskadrons, und die preußischen H., für deren Ausbildung besonders Seydlitz und Zieten sorgten, erwarben sich bald einen hohen Ruhm. Auch in kleinern Armeen wurden Husarenregimenter organisiert, von denen aber manche später in Dragoner oder Chevaulegers verwandelt wurden. Die deutsche Armee zählt 20 Husarenregimenter, und zwar 17 preußische (1 Gardehusarenregiment und die Regimenter Nr. 1—16), 2 königl. sächsische (Nr. 18 und 19) und 1 braunschweigisches (Nr. 17). Die ungarischen H. gelten noch immer als Muster einer guten leichten Kavallerie.

Husch (Husi), Stadt in Rumänien, Kreis Falciu, unweit der russ. Grenze und dem Pruth-Fluß, hat 20000 E., ist Sitz einer Präfektur, eines Landgerichts und eines der drei moldauischen Bistümer, hat ein Priesterseminar und mehrere Elementarschulen. Der früher ziemlich lebhafte Handelsverkehr mit Rußland hat sich jetzt nach der Eisenbahnlinie Jassy-Ungeni-Kischinew-Odessa gewendet.

Huschke (Georg Philipp Eduard), verdienter Forscher auf dem Gebiete des röm. Rechts, geb. zu Münden 26. Juni 1801, besuchte die Gymnasien zu Gotha und Zleseld und studierte von 1817 an in Göttingen, dann in Berlin, trat 1821 in Göttingen als Privatdocent im Fache des röm. Rechts und der röm. Rechtsgeschichte auf und folgte 1824 dem Rufe als ord. Professor der Rechte nach Rostock. Nachdem er eine Reise nach Paris gemacht hatte, wurde er 1827 an die Universität zu Breslau berufen. Im J. 1836 wurde er Senior und Ordinarius des Spruchkollegiums, später erhielt er den Titel eines Geh. Justizrats. Eine 1835 infolge der damaligen kirchlichen Streitigkeiten (Vorfälle zu Hönigern) gegen ihn eingeleitete Kriminaluntersuchung endete mit völliger Freisprechung von der in erster Instanz über ihn verhängten halbjähriger Festungsstrafe. Im J. 1841 wurde er Direktor des Oberkirchenkollegiums der evang.-luth. Kirche in Preußen.

In seinen rechtshistor. Studien und Forschungen verfolgt H. vorzugsweise die histor.-philol. Richtung. Von seinen Arbeiten sind hervorzuheben: die mit Exkursen versehene Ausgabe von Ciceros neuentdeckter «Oratio pro Tullio» in J. G. Huschkes «Analecta literaria» (Lpz. 1826), «Incerti auctoris magistratuum P. R. expositiones ineditae» (Bresl. 1829), «Studien des röm. Rechts» (Bd. 1, Bresl. 1830), «Die Verfassung des Königs Servius Tullius» (Heidelb. 1838), die Ausgabe von des Flavius Syntrophus «Instrumentum donationis» (Bresl. 1838), «Über den zur Zeit der Geburt Jesu gehaltenen Census» (Bresl. 1840), «Über das Recht des Nexum und das alte röm. Schuldrecht» (Lpz. 1846), «Über den Census und die Steuerverfassung der frühern röm. Kaiserzeit» (Bresl. 1847). Diesen schlossen sich später an: «Gajus. Beiträge zur Kritik und zum Verständnis seiner Institutionen» (Lpz. 1855) und «Jurisprudentiae antejustinianae quae supersunt» (Lpz. 1861; 4. Ausg. 1879), «Justiniani institutionum libri IV» (Lpz. 1868), sowie «Die oskischen und sabellischen Sprachdenkmäler» (Elberf. 1856), «Die Iguvischen Tafeln nebst den kleinern umbrischen Inschriften» (Lpz. 1859), «Zu den altitalischen Dialekten» (Lpz. 1872) und «Die neue oskische Bleitafel» (Lpz. 1880). Ferner erschienen: «Das alte röm. Jahr und seine Tage» (Bresl. 1869), «Die Multa und das Sacramentum» (Lpz. 1874), «Das Recht der Publicianischen Klage» (Stuttg. 1874), «Zur Pandektenkritik» (Lpz. 1875), «Die jüngst aufgefundenen Bruchstücke aus Schriften röm. Juristen» (Lpz. 1880), «Die Lehre des röm. Rechts vom Darlehn» (Lpz. 1882). Außerdem veröffentlichte H. mehrere theol. und kirchenpolit., im altluth. Sinne gehaltene Schriften.

Husein, der zweite Sohn des vierten Kalifen 'Ali, des Schwiegersohnes Mohammeds. H.s älterer Bruder Hasan hatte nach der Ermordung seines Vaters 'Ali nach einer nur einige Monate dauernden Scheinregierung das Anrecht auf das Kalifat an Mu'áwija gegen eine Leibrente abgetreten und sich nach Medina zurückgezogen, wo er 669 wahrscheinlich auf Anstiften Mu'áwijas vergiftet wurde. Der jüngere Sohn 'Alis, H., versuchte von Mekka aus seinen Ansprüchen mit den Waffen Geltung zu verschaffen und traf in der Ebene von Kerbela auf die ihn unter Amrs Befehl entgegengesandten Truppen. Hier fiel H. 10. Okt. 680. Auf dem Platze, wo er starb, wurde eine herrliche Moschee errichtet, als Wallfahrtsort bekannt unter dem Namen Meschhed Husain.

Hüsing, eine dünne, aus zwei Hanfsträngen zusammengeschlagene geteerte Leine, welche an Bord vielfach in der Takelage als starker Bindfaden (Bandsel) Verwendung findet.

Huskisson (William), engl. Staatsmann, geb. zu Birch-Moreton in der Grafschaft Worcester 11. März 1770, kam jung nach Paris, wo er an der Erstürmung der Bastille teilnahm und Mitglied des Klubs von 1789 war. Im J. 1792 ging er als Privatsekretär des engl. Gesandten, Lord Gower, mit diesem nach London und wurde daselbst 1793 im Emigrantenbureau angestellt. Der Kriegsminister Dundas wählte ihn 1795 zu seinem ersten Sekretär und der Flecken Morpeth zum Parlaments-

mitgliede. Hierauf machte ihn Pitt zum Unterstaatssekretär, Generalsteuereinnehmer des Herzogtums Lancaster und Kommissar des Handelsbureaus. Bei Pitts Austritt 1801 legte er seine Ämter nieder; auch verlor er nach der Auflösung des Parlaments 1802 seinen Sitz im Unterhause. Als Pitt 1804 von neuem an die Spitze der Verwaltung trat, wurde H. vom Flecken Liskeard wieder ins Unterhaus gewählt und von Pitt zum Sekretär der Schatzkammer ernannt. Unter dem Ministerium Grenville mußte er 1806 diesen Posten aufgeben, den er indes durch Percival 1807 wiedererhielt. Seitdem saß er ununterbrochen im Unterhause, zuletzt seit 1823 für Liverpool. Als Canning 1809 aus dem Ministerium trat, schied auch H. aus der Schatzkammer; 1814 wurde er Generaldirektor der Forsten und Mitglied des Geheimen Rats, 1822 Präsident des Handelsamts, 1827 Staatssekretär für die Kolonien, bis er im Mai 1828 sich zurückzog. Als Handelsminister gewährte er allen Ländern unmittelbare Teilnahme an dem Handel mit den früher auf den Verkehr mit dem Mutterlande beschränkten Kolonien; auch hob er mehrere Einfuhrzölle auf und milderte die Verfügungen der Navigationsakte. Bei der Eröffnung der Eisenbahn zwischen Liverpool und Manchester (15. Sept. 1830) fiel er beim Einsteigen, kam dabei unter den Wagen und starb infolge der Verletzungen noch an demselben Tage. Eine Auswahl seiner «Speeches» erschien 1831 zu London in drei Bänden.

Huß oder Hus (Johs.), der Reformator Böhmens, geb. 6. Juli 1369 zu Hussinez bei Prachatitz im südl. Böhmen, war der Sohn wohlhabender Bauern czech. Stammes, studierte seit 1389 zu Prag, erhielt die Priesterweihe, ward 1393 Baccalaureus der freien Künste, 1394 Baccalaureus der Theologie, 1396 Magister der freien Künste. Im J. 1398 begann er Vorlesungen an der Universität zu halten und erwarb sich rasch solches Ansehen, daß er Okt. 1401 Dekan der philos. Fakultät wurde und von Okt. 1402 bis April 1403 das Rektorat der prager Universität bekleidete. Schon bei einer Disputation vom J. 1399 zeigte sich, daß H. in manchen Punkten den Lehren Wiclifes zustimmte. Darin bestärkte ihn die verwandte Gesinnung mehrerer seiner Lehrer zu Prag, wie des Magisters Niklas von Leitomischl, des Stephan Palec und vor allem des Magisters Stanislaus von Znaim. Nach seiner Ernennung zum Pfarrer an der Bethlehemskapelle (1402) trat H. immer entschiedener gegen die Verweltlichung der Kirche auf. Falsch ist die Ansicht der Slawophilen (Nowikow, Hilferding u. a.), H. habe nur die noch vorhandenen Erinnerungen an die altmähr. Kirche, wie sie von Cyrill und Methodius begründet war, erneuert. Man findet bei H. nirgends eine Berufung auf dieselben. H. war ein eifriger Förderer der czech. Sprache. Er gab ihr eine neue Orthographie (lateinisch und czechisch herausg. von Sembera, Wien 1857), welche bis zum Verfall der czech. Bildung galt, zu Anfang des 19. Jahrh. wieder aufgenommen wurde und noch jetzt mit wenigen Veränderungen beobachtet wird. Durch den musterhaften Stil seiner czech. Predigten, Traktate, Briefe u. s. w. (gesammelt von Erben, «Mistra Jana Husi Sebrané spisy české», 3 Bde., Prag 1865—68) gehört H. zu den hervorragendsten czech. Schriftstellern. Auch gilt er als Dichter dreier geistlicher Lieder in czech. Sprache (abgedruckt im «Kralitzer Cancional» 1576).

In seinen kirchlichen Reformbestrebungen ging H. anfangs nicht über die Forderung hinaus, daß durch eine gründliche Reform der Kirche an Haupt und Gliedern die schreienden Mißstände beseitigt würden, welche die Verweltlichung des Klerus zur Folge hatte. Daher erklärt es sich, daß er nicht blos weite Kreise des Volks für sich gewann, sondern gleichzeitig der Gunst des Königs und des Erzbischofs sich erfreute. König Wenzel bestellte ihn zum Beichtvater der Königin Sophie. Der Erzbischof Sbynek ernannte 1403 H. und seinen Gesinnungsgenossen Stanislaus von Znaim zu Synodalpredigern. Ein Konflikt entstand zuerst an der Universität. Hier wurden 1403 aus den Schriften Wiclifes 45 Sätze als ketzerische Irrtümer bezeichnet. Vergebens behauptete H., jene Sätze seien von Wiclife gar nicht in dem Sinne geschrieben, welcher ihnen hier beigelegt werde. Nur die böhm. Nation trat ihm bei, während die drei übrigen in der Verurteilung Wiclifes einig waren; 1408 wurde sie nochmals wiederholt. Unterdessen hatten die polit. Verhältnisse eine Spannung zwischen dem röm. Papst und dem König von Böhmen herbeigeführt. Wenzel wünschte die Zustimmung und Unterstützung der Universität Prag, und um sie zu erhalten, verfügte er durch ein Dekret vom 18. Jan. 1409, daß die böhm. Nation in allen Angelegenheiten der Universität drei, die übrigen drei Nationen zusammen nur eine Stimme haben sollten, während sonst jede Nation eine Stimme hatte. Die Folge war, daß Tausende von Studenten und Lehrern auswanderten und die Universität Leipzig gründeten. Welchen Anteil H. an dieser Maßregel gehabt hat, läßt sich nicht sicher feststellen, doch hat er selbst später behauptet, sie veranlaßt zu haben, und die Universität wählte ihn sofort nach jenem Ereignis zu ihrem Rektor. Infolge einer Beschwerde der Geistlichen, H. gebe sie der Verachtung des Volks preis, entzog ihm der Erzbischof 1408 den Auftrag als Synodalprediger und untersagte ihm bald darauf alle priesterlichen Funktionen. Ferner veranlaßte er Papst Alexander V., in einer Bulle vom 20. Dez. 1409 die Verbreitung Wiclifitischer Irrlehren und das Predigen an andern als den herkömmlichen Orten bei Strafe der Exkommunikation zu verbieten. Infolge dessen ließ der Erzbischof am 16. Juli 1410 mehr als 200 Bände von Schriften Wiclifes verbrennen und sprach am 18. Juli den Bann über H. aus. Dieser jedoch ließ sich nicht einschüchtern, sondern trat auf Katheder und Kanzel immer energischer für eine Reform der Kirche ein. Der Tod des Erzbischofs (28. Sept. 1411) führte noch einen kurzen Stillstand des Kampfes herbei.

Als aber Papst Johann XXIII. Herbst 1411 für einen Kreuzzug gegen König Ladislaus von Neapel einen Ablaß ausschrieb, welcher Mai 1412 auch in Prag feilgeboten wurde, trat H. mit aller Entschiedenheit gegen diesen Mißbrauch auf. Es kam zu lärmenden Volksaufläufen, sodaß der Erzbischof Albik H. mit der Acht, die Stadt mit dem Interdikt bedrohte. Infolge dessen verließ H. Prag und hielt sich auf verschiedenen Burgen befreundeter Edelleute auf. Diese Zeit der Ruhe benutzte er, seine Ansichten fester zu begründen und in einer Reihe von Schriften darzulegen. Was die Lehre anlangt, so ist H. durchaus von Wiclife abhängig. (Vgl. darüber Loserth, «H. und Wiclife», Prag 1884.) Das Gesetz Christi, d. h. die Offenbarung Gottes in der

Schrift iſt die unbedingte Norm und Quelle
iöſen Erkenntnis, hat eine Autorität, weit
ls die Tradition der Kirche und die Aus-
des Papſtes. Die Kirche iſt die Geſamtheit
ählten und nicht die äußere Gemeinſchaft
welche den röm. Papſt als ihr Oberhaupt,
. Hierarchie als das wahre Prieſtertum an-
. In einem praktiſch wichtigen Punkte
ich H. von Wicliffe ab: er hat die Lehre von
nsſubſtantiation (ſ. d.) niemals bekämpft,
uch den Genuß des Abendmahls unter bei-
eſtalt niemals als zum Heil notwendig,
nur als zuläſſig bezeichnet.
as Konzil zu Konſtanz in Ausſicht ſtand,
uch die Löſung der kirchlichen Wirren Böh-
rt verſucht werden. H. war bereit, ſich zur
ortung zu ſtellen. König Sigismund gab
en Geleitsbrief, genau in derſelben Form
ern zum Konzil reiſenden Perſonen, und trug
m. Großen auf, für ſeine Sicherheit Sorge
n. Am 3. Nov. 1414 langte H. in Konſtanz
er hier Meſſe las und in Predigten ſeine
n frei ausſprach, ward er 28. Nov. 1414
hl des Papſtes verhaftet und ſeit 6. Dez.
inikanerkloſter gefangen gehalten. Ver-
roteſtierten die böhm. Großen, vergebens
önig Sigismund. In der Nacht des Palm-
1415 ließ der Biſchof von Konſtanz den
nen auf ſeine Burg Gottlieben am Rhein
e Haft bringen; am 31. Mai wurde er als-
das Franziskanerkloſter zu Konſtanz über-
Als Ankläger H.' waren ſeine erbittertſten
unter ihnen Stephan Paleč, von Böhmen
nſtanz gekommen. Am 5., 7. u. 8. Juni
rde mit H. verhandelt. Eine Reihe von
us ſeinen Schriften wurden ihm vorgelegt.
bezeichnete H. als in ſeinen Schriften nicht
en, andere erkannte er als ſein Eigentum
erklärte ſich bereit, ſie zu widerrufen, ſobald
der Schrift als irrtümlich erwieſen ſeien.
dingungslos dem Konzil zu unterwerfen,
. ab. Darauf wurde er in der öffentlichen
des Konzils vom 6. Juli 1415 zum Tode
t und dem Magiſtrat von Konſtanz zur
ng übergeben. Das Urteil wurde ſofort
t und H. erlitt mit großer Standhaftigkeit
len des Feuertodes. Sein Todestag wurde
en lange als nationales und kirchliches Feſt
nd erſt durch die Heiligſprechung des ſog.
von Nepomuk (ſ. d.) völlig verdrängt.
«Historia et monumenta Johannis Hussi
lieronymi Pragensis» (2 Bde., Nürnb.
Zitte, «Lebensbeſchreibung des Magiſter
s H.» (2 Bde., Prag 1789—95); Wendt,
te von H. und den Huſſiten» (Magdeb.
Helfert, «H. und Hieronymus» (Prag 1853,
ntan); Böhringer, «Die Kirche Chriſti und
gen» (Bd. 2, Abteil. 4, Zür. 1858); Krum-
Johannes H., eine kirchenhiſtor. Studie»
1863); Höfler, «Magiſter Johannes H.»
864); Krummel, «Geſchichte der böhm. Re-
n (Gotha 1866); Palackys einſchlägige
in ſeiner «Geſchichte von Böhmen» (beſon-
er czech. Ausgabe); derſelbe, «Documenta
Joannis Hus vitam, doctrinam, causam
trantia» (Prag 1869); Höfler, «Geſchicht-
der huſſitiſchen Bewegung in Böhmen»
Wien 1856—66); Berger, «Johannes
önig Sigismund» (Augsb. 1872); Lechler,
«Joh. Wicliffe und die Vorgeſchichte der Reforma-
tion» (2 Bde., Lpz. 1872); E. Denis, «Huss et la
guerre des Hussites» (Par. 1878).

Huß (Magnus von), berühmter ſchwed. Arzt,
geb. in der Pfarre Torp in Medelpad 22. Okt. 1807.
Nachdem er 1835 zu Upſala ſeine philoſ. und mediz.
Studien beendigt hatte, ward er Lehrer an dem
Karoliniſchen Inſtitut zu Stockholm und erhielt
1840 den Poſten eines Oberarztes an dem Sera-
fimer-Lazarett daſelbſt. Im J. 1846 wurde er zum
Profeſſor ernannt und 1860—64 war er als Chef
des Medizinalkollegiums und 1860—76 als Ge-
neraldirektor der ſchwed. Irrenheilanſtalten thä-
tig. Im J. 1857 erfolgte ſeine Erhebung in den
Adelsſtand. Von ſeinen Schriften ſind hervor-
zuheben: «Alcoholismus Chronicus» (2 Bde.,
Stockh. 1849—51), «Om Sveriges endemiska
sjukdomar» (1851), «Om Typhus och Typhoid-
feberns statistiska förhållanden och behandling»
(1855), «Sällsyntare sjukdoms fall» (1856), «Om
Lunginflammationens statistiska förhållanden
och behandling» (1860). Dieſelben ſind ins Deutſche
und auch in andere Sprachen übertragen.

Huß-Ausläuten, in manchen öſterr. Städten
die Bezeichnung für das Läuten um 9 Uhr abends,
das urſprünglich zum Gebet um Abwehr der Huſſiten
auffordern ſollte.

Huſſeïn Awni Paſcha, osman. General und
Staatsmann, geb. 1819 zu Doſt-Koj, einem Dorfe
bei Iſparta, im weſtl. Kleinaſien, war ſchon
1850 Major. Danach wurde er Lehrer an der
Harbije Mekteb und 1853 Generalſtabsoffizier
Omer Paſchas. Im Kriege mit Rußland wurde
er zum Oberſten ernannt und ging 1855 mit dem
Serdar Ekräm Omer Paſcha nach der abchaſiſchen
Küſte ab, ſtand eine Zeit lang in Suchum Kaleh
und nahm an der Schlacht am Fluſſe Ingur teil.
Noch im Laufe der Campagne wurde er zum Liwa
(Brigadegeneral) befördert. Im Kriege mit Mon-
tenegro 1859—60 war er Diviſionsgeneral, wurde
aber vom Kriegsſchauplatze abberufen und an die
Spitze der Dar-i-Schura (eine Art allgemeines
Kriegsdepartement) geſtellt. H. wurde 1864 zum
Müſchir (Marſchall), zum Kommandanten des
Gardearmeekorps und zum ſtellvertretenden Se-
raskier ernannt, aber 1866 in den Sturz Fuad
Paſchas mit verwickelt und erſt 1867 wieder als
Kommandant gegen die Inſurgenten auf Kreta ver-
wendet. Nachher befehligte er das Obſervations-
korps an der griech. Grenze, kehrte aber bald als
Generaliſſimus nach Kreta zurück, wo er den Auf-
ſtand völlig dämpfte. H. wurde hierauf zum
Kriegsminiſter ernannt und führte nun ein längſt
geplantes Werk, die Reorganiſation der osman.
Armee, durch. Nach dem Tode Aali Paſchas (Sept.
1871) verlor H. ſeine Stellung als Kriegsminiſter und
wurde während mehrerer Monate nach Iſparta ver-
bannt. Erſt nachdem (1872) Midhat Paſcha Groß-
vezier geworden, kehrte H. nach Konſtantinopel zu-
rück. In der nachfolgenden Zeit gelangte er ſelber
(Febr. 1874) zum Großvezierat und behauptete ſich auf
dieſem Poſten bis zum 25. April 1875. Hierauf
nach Smyrna, als Generalgouverneur der gleich-
namigen Provinz, geſendet, nahm er bald ſeinen
Abſchied, trat aber 25. Aug. 1875, gleichzeitig mit
Midhat Paſcha, als Kriegsminiſter in das bald da-
nach von Mahmud Nedim Paſcha gebildete Miniſte-
rium ein, aus dem er jedoch bereits 1. Okt. 1875
ausſchied. Hierauf ging H. als Generalgouverneur

von Ungarn als König von Böhmen anerkannt, aber kaum war er im Besitz der Macht, so versuchte er schon, die den H. gemachten Zugeständnisse wieder aufzuheben; dasselbe Ziel verfolgte sein Nachfolger Albrecht II. (1437—39). Nach dessen Tode entstand in Böhmen so große Verwirrung, daß die H. den Gubernator Georg Podiebrad 1458 zum König von Böhmen erheben konnten. Papst Pius II. erklärte 31. März 1461 die Kompaktaten für aufgehoben und wollte Georg Podiebrad nur dann als König anerkennen, wenn er sich verpflichte, die Ketzerei in Böhmen auszurotten; aber der gegen Böhmen unternommene Kreuzzug wurde glänzend abgeschlagen. Auch Ladislaw II. (1471—1516) mußte auf dem Landtage zu Kuttenberg die Kompaktaten bestätigen und der Reichstag von 1512 verlieh H. und Katholiken volle Gleichberechtigung. Als die deutsche Reformation sich vollzog, trat unter den H. eine Scheidung ein. Einige kehrten zur kath. Kirche zurück, andere schlossen sich den Protestanten an und vereinigten sich mit ihnen im J. 1575 auf Grund der Confessio Bohemica.

Über die Litteratur s. Huß; vgl. ferner: Palacky, «Urkundliche Beiträge zur Geschichte des Hussitenkriegs 1419—36» (2 Bde., Prag 1872—74); die einschlägige Partie in Schlesingers «Geschichte Böhmens»; Bezold, «Zur Geschichte des Hussitentums» (Münch. 1874); derselbe, «Sigismund und die Reichskriege gegen die H.» (Münch. 1872); Grünhagen, «Die Hussitenkriege der Schlesier 1420—35» (Bresl. 1872).

Hussitenfest, s. unter Naumburg.

Hussitenschanzen, s. unter Heidenschanzen.

Husten (tussis) nennt man ein hastiges, tönendes, meist krampfhaft, d. h. durch Reflexreizung erfolgendes Ausstoßen der Luft aus den Lungen und obern Luftwegen, wobei in der vorher krampfhaft verengten Stimmritze das Hustengeräusch entsteht. Meist geht eine tiefere und kräftigere Inspiration voraus; ist dies nicht der Fall, so entsteht das Hüsteln. Der H. wird verursacht (ausgenommen bei rein willkürlichem Hüsteln) durch eine Reizung der vom Nervus vagus abstammenden Empfindungsnerven an einer beschränkten Stelle der Unterseite der Stimmbänder, durch den sog. Hustenkitzel. Diese Reizung teilt sich dann dem Reflexzentrum im obern Rückenmark mit und ergreift von da die Bewegungsnerven der Atmungsmuskeln des Brustkastens und der Bauchwände. Der Hustenreiz wird bei gesunden Atmungswerkzeugen durch Eindringen fester oder ätzender Körper in den Kehlkopf und die Luftröhre hervorgebracht (Staub, Flüssigkeit beim Verschlucken, reizende Gase, Tabaksrauch, Schleim), kommt aber auch bei Entzündung und geschwürigen Prozessen der Luftwege zu Stande. In einzelnen Fällen wird er durch die bloße Mitleidenschaft der Atmungswerkzeuge bei Leiden anderer, in der Nähe liegender Organe hervorgerufen; so kann eine Reizung der in der Schleimhaut des Magens sich verbreitenden Äste des Nervus vagus reflektorisch auf die Lungenäste überstrahlen und so den sog. Magenhusten hervorrufen. Sind die Luftwege schon an sich krank, so bringt schon ein sehr leichter Reiz, z. B. die Ansammlung des Schleims, H. zu Wege. Sonach ist H. keine eigentümliche Krankheit, sondern nur ein Symptom eines regelwidrigen Zustandes, der manchmal nach Hinwegnahme der Ursachen schwindet, oft aber auch nicht entfernt werden kann, wie bei der Lungenschwindsucht und den andern Zerstörungskrankheiten der Respirationsorgane.

Hält der H. längere Zeit an, z. B. 8—14 Tage, ohne sich zu vermindern, so ist er immer als ein ernsthafter Zufall zu betrachten, da jeder Katarrh in Lungenentzündung oder Tuberkulose übergehen oder zu allerlei bedenklichen Übeln, wie Emphysem der Lungen, auch Lungenblutungen, Blutandrang nach einzelnen Teilen, besonders nach dem Kopfe, bisweilen auch Berstung von Gefäßen (Nasenbluten, Schlagfluß), Eingeweidebrüchen u. dgl. führen kann. Aus diesem Grunde muß auch in jenen Fällen, in denen die betreffende Grundursache nicht entfernt werden kann, der H. wenigstens systematisch bekämpft werden, was teils durch milde, laue, schleimig-ölige Dinge geschieht (z. B. durch warme Milch, Leinthee, Brustthee, Malzbonbons, Emulsionen), teils durch narkotische, den Hustenkitzel und die Reflexreizbarkeit mildernde Mittel (besonders Morphium, Opium, Blausäure, Bilsenkraut, Belladonna, Chloralhydrat), teils durch schleimlösende Mittel (wie die kohlensauren Alkalien, die meisten Mineralwässer), teils durch Ableitungen auf die Haut (z. B. Pechpapier, Blasenpflaster, Senfteige, warme Breiumschläge), welche man meist vorn auf der Brust anbringt. Am entschiedensten tritt der krampfhafte und schädliche Charakter des H. bei dem sog. Keuchhusten (s. d.) hervor.

Huste nicht (von Pietsch in Breslau), s. unter Geheimmittel, Bd. VII, S. 659.

Hustings (engl.), die Erhöhung oder Bühne, von wo aus die Bewerber um Parlamentssitze Reden an die Wähler halten.

Hustpulver (Französisches), s. Brustpulver.

Husum, Kreis- und Seestadt in der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, im Hintergrunde einer der Insel Nordstrand gegenüber geöffneten Bucht, an der kanalisierten Husum-Aue, 4 km von dem Heverstrom, einem im Süden von Nordstrand hinziehenden Tief, und 6 km von der sichern Reede in demselben gelegen, an der Linie Jübeck-Tönning der Preußischen Staatsbahnen, durch regelmäßige Dampfschiffahrt mit Nordstrand Pellworm und dem Seebad Wyk auf Föhr verbunden, ist Sitz eines Landratsamts, eines Amtsgerichts und eines Nebenzollamts erster Klasse, hat einen kleinen Hafen, ein Schloß, schönen Stadtpark, ein Gymnasium mit Realgymnasium und zählt (1880) 6267 E., welche neben Handel und Gewerbe auch Ackerbau und Viehzucht treiben. Bedeutend sind die Viehmärkte sowie die Austernparks im Westen vor der Stadt. — H. erhielt im 16. Jahrh. Wisbyer Seerecht und ward 1582, als Herzog Adolf den Bau des Schlosses beendigte, zum Marktflecken und 1608 zur Stadt erhoben; 1634 und 1717 wurde es durch Wasserfluten verheert.

Der Kreis Husum zählt (1880) auf 850 qkm 36825 E.

Hufzt, Marktflecken in Ungarn, Komitat Marmaros, Station der Linie Debreczin-Sziget der Ungarischen Nordostbahn, mit (1880) 6228 E., Magyaren und Ruthenen, teils reform., teils griech.-orient. und kath. Religion, Sitz eines königl. Gerichtshofs. Das ausgedehnte Stadtgebiet ist sehr fruchtbar, man erzeugt außer Getreide noch vortrefflichen Flachs. In der Nähe liegt auf einem Bergkegel die Ruine der alten Feste H.

Hut nennt man die in den verschiedensten Formen auftretende Kopfbedeckung der Männer

und Frauen. Zur Anfertigung von Hüten dienen sehr verschiedenartige Stoffe. Aus Haaren und Wolle werden Filzhüte (s. Filz- und Filzhutfabrikation), aus seidenem Felbel, den man auf Pappe oder groben Filz zieht, Seidenhüte, aus Stroh vom Weizen und Reis Strohhüte gefertigt. Zu groben Filzhüten wird Schaf- und Lammwolle, zu feinen hauptsächlich Hasen- und Kaninchenhaar angewendet. Die Sitte, den Kopf zu bedecken, stammt schon aus dem frühesten Altertum. Bei den Griechen thaten dies indes zunächst nur kränkliche Leute und die niedrigste Volksklasse; auch hatte ihre Kopfbedeckung, mit Ausnahme des aus Filz gefertigten sog. thessalischen H., den insbesondere die Epheben zum Schutz gegen die Sonne trugen, mit den nachherigen Hüten sehr wenig gemein. Runde, auch spitze Hüte kamen zuerst bei den Römern in Gebrauch, die sie bei Schauspielen, Festen und bei Begehung heiliger Gebräuche trugen und die den H. zum Symbol der Freiheit erhoben, weshalb auch die Sklaven bei ihrer Freilassung einen H. erhielten. Nach Cäsars Ermordung setzten Brutus und Cassius den H. als Zeichen der Freiheit zwischen zwei Dolchen auf Münzen, was später die Republik der Vereinigten Niederlande nach der Abwerfung des span. Jochs nachahmte. Allgemeiner wurde die Sitte, Hüte zu tragen, bei den Römern nach Neros Tode. In Deutschland kommen die Hüte zuerst im 10. Jahrh. vor; mannigfaltig war ihre Form bereits im 12. und 13. Jahrh., und 1360 gab es in Nürnberg Hutmacher; etwas später werden sie in Frankreich erwähnt. In Deutschland, Holland und der Schweiz trug man im 16. Jahrh. hohe, spitz zulaufende Hüte mit breiter Krempe, wie man sie in der Schweiz und in Tirol noch gegenwärtig findet. In Frankreich, wo sie unter den vornehmen Ständen um diese Zeit ebenfalls schon etwas Gewöhnliches waren, wurde bereits seit Heinrichs IV. Zeit die eine Krempe aufgeschlagen. Als man unter Ludwig XIV. auch die andere Krempe aufzuschlagen anfing, entstanden nun die sog. dreieckigen Hüte, die fast ein ganzes Jahrhundert in der Mode blieben und allgemeine Verbreitung fanden. In England kamen in den achtziger Jahren des 18. Jahrh. zuerst die runden Hüte in der jetzigen Form auf, die, nachdem man die seit 1796 in Frankreich eingeführten dreieckigen Hüte, mit ungeheuern Krempen, die sog. Bonapartes oder Incroyables, wieder beiseite gelegt, auch hier und in Deutschland Eingang fanden.

Wie die Kleidung überhaupt, ist auch die Form und Farbe der Hüte, namentlich in neuerer Zeit, oft das Symbol polit. Parteien gewesen. So galten schon vor 1848 weiße Filzhüte oft als das Kennzeichen demokratischer Gesinnung. Besonders war das Tragen der sog. Heckerhüte, von meist weißer Farbe, breiter Krempe und kleinem runden oder spitzen Kegel, nach 1849 häufig Gegenstand polizeilicher Verfolgung. Eine polit. Partei in Schweden führte den Namen der Hüte (s. d.).

Geweihte Hüte, vom Papst in der Christnacht geweiht, wurden ehedem von demselben an Fürsten und Feldherren, die sich Verdienste um die röm. Kirche erworben, oder die man für dieselbe zu gewinnen suchte, gleich den weißen Rosen verschenkt. Den letzten erhielt nach der Schlacht bei Hochkirch 1758 der General Daun. — Bankrottierer wurden sonst in Frankreich mit grünen, in Deutschland mit gelben Hüten ausgestellt; auch die Juden mußten sonst in Spanien und anderwärts gelbe Hüte tragen. — In der Heraldik nennt man H. diejenige Wappenverzierung, welche bei bestimmten geistlichen sowohl als weltlichen Ständen die Stelle des Helms oder der Krone vertritt. — Beim kath. Klerus führen die Protonotarien der päpstl. Kurie schwarze Hüte mit Quasten; die Kardinäle rote Hüte mit 15 Quasten.

Bei weltlichen Herren ist der Fürstenhut (s. d.) ausgezeichnet, der zwischen der Grafen- und Königskrone mitteninne steht. Das Zeichen der deutschen Kurfürsten, der Kurhut, wich von dem Fürstenhut insofern ab, als an demselben keine Metallspangen befindlich waren.

Hutcheson (Francis), der bedeutendste Vertreter der Schule der sog. schottischen Moralphilosophie, die nach dem Vorgange Cumberlands ihr System auf das Prinzip des Wohlwollens, d. h. auf das ein uneigennütziges Wohlwollen fordernde moralische Gefühl basierte, war im nördl. Irland 8. Aug. 1694 geboren, studierte in Glasgow, ging dann nach Irland zurück, wo er einige Zeit als Prediger einer Dissentergemeinde wirkte, und wendete sich hierauf nach Dublin, um eine Lehranstalt zu gründen. Im J. 1729 wurde er Professor zu Glasgow, wo er 1747 starb. Seine Ansichten laufen darauf hinaus, zu zeigen, daß, während wir unter den unsern Willen bestimmenden Motiven die beiden großen Gruppen der selbstsüchtigen und der wohlwollenden unterscheiden, wir nur den letztern und den aus ihnen hervorgegangenen Handlungen unsern Beifall geben, und daß dies nur auf einem ursprünglichen, von der Natur uns eingepflanzten «moralischen Sinn» beruhen kann. Dies Prinzip ist verwandt mit dem von Shaftesbury (s. d.) begründeten «moralischen Geschmack». H. begründete es in seinem «Enquiry into the original of our ideas of beauty and virtue» (Lond. 1725; deutsch, Frankf. 1762) und in seinem «Essay on the nature and conduct of passions and affections» (Lond. 1728); er führte es näher aus in seinem, posthum von Leechman mit einer Biographie des Verfassers herausgegebenen «System of moral philosophy» (Glasg. 1755). Auch schrieb er lat. Kompendien der Metaphysik und der Moralphilosophie. Seine Werke erschienen zu Glasgow (5 Bde., 1772).

Hutchinson (John), engl. theologischer Schriftsteller, geb. 1674, war Haushofmeister beim Herzog von Somerset, den er auf seinen Reisen durch Europa begleitete und der ihm später bei Georg I. eine Sinekure von 200 Pfd. St. jährlich auswirkte. Im J. 1724 veröffentlichte er den ersten Teil von «Moses' principia», in welchem er die mosaische Kosmogonie verteidigte und die von Newton aufgestellte Gravitationstheorie angriff; der zweite Teil erschien 1727. Außerdem gab H. bis zu seinem Tode (28. Aug. 1737) noch mehrere Werke heraus, die von 1749 bis 1765 in 13 Oktavbänden gesammelt erschienen. Sein Religionssystem, welches viele Anhänger fand, die Hutchinsonians genannt wurden, ist am besten in den «Thoughts concerning religion» (Edinb. 1743) entwickelt. Die Hauptidee desselben besteht darin, daß die Heilige Schrift die Elemente sowohl aller rationalen Philosophie als der wahren Religion enthalte.

Hutchinson (John Hely-), berühmter irischer General, geb. zu Dublin 15. Mai 1757 als zweiter Sohn des John Hely-H., Staatssekretärs für Irland, nahm als Oberstlieutenant 1792 an dem Feldzug in der Champagne im Hauptquartier des Herzogs

von Braunschweig teil und hob 1794 auf eigene Kosten ein Regiment aus, welches er mit Auszeichnung in Flandern führte. Nachdem er zur Unterdrückung der irischen Rebellion beigetragen, ward er 1796 Generalmajor und kämpfte 1799 in Holland. H. schiffte sich 1801 nach Ägypten ein und übernahm nach der tödlichen Verwundung des Generals Abercromby in der Schlacht von Alexandria (21. März) den Oberbefehl der brit. Armee. Er eroberte Damiette und Ramanieh, schloß Kairo ein und nötigte den General Béliard (27. Juni) zur Kapitulation. Dann wandte er sich gegen Alexandria, schlug alle Ausfälle Menous zurück und zwang diesen endlich 31. Aug., sich mit seiner ganzen 10000 Mann starken Armee zu ergeben. Für diesen glänzenden Feldzug ward H. 1801 zum Lord H. von Knocklofty erhoben. Nachdem er 1803 den Rang eines Generallieutenants erhalten, wurde er 1806 als außerordentlicher Botschafter nach Rußland gesandt und wohnte im Gefolge des Kaisers Alexander der Schlacht von Friedland bei. Nach dem Frieden von Tilsit kehrte er nach England zurück. Er ward 1813 zum wirklichen General befördert. Im J. 1825 folgte er seinem ältern Bruder Richard in dem Titel eines Grafen von Donoughmore und starb 6. Juli 1832.

Sein Neffe, John Hely-H., dritter Graf von Donoughmore, geb. 1787, war Kapitän in der brit. Armee und machte sich 1815 durch die Rettung des zum Tode verurteilten Lavalette (s. d.) bekannt, den er mit Beihilfe Sir Robert Wilsons und des Kapitäns Bruce in engl. Offiziersuniform über die belg. Grenze brachte. Er starb als Lordlieutenant von Tipperary zu Palmerston-House in der Grafschaft Dublin 12. Sept. 1851. Ihm folgte sein ältester Sohn, Richard John Hely-H., Viscount Suirdale, geb. 4. April 1823, als vierter Graf von Donoughmore. Derselbe wurde Febr. 1858 im Ministerium Derby Vizepräsident und später Präsident des Handelsamtes, welche Stelle er bis zur Auflösung des Ministeriums im Juni 1859 bekleidete. Er starb 22. Febr. 1866.

Hutchinson (Thomas Jos.), engl. Forschungsreisender, geb. 18. Jan. 1820 in Stonyford in Irland, widmete sich der ärztlichen Laufbahn und nahm, nachdem er schon 1851 eine Reise nach Westafrika gemacht hatte, 1854—55 als Hauptarzt auf dem Dampfschiff Pleiad an der Niger-Expedition teil. Im J. 1855 wurde H. zum engl. Konsul in der Bai von Biafra und auf der Insel Fernando Po ernannt, welche letztere er seit 1857 im Auftrage der span. Regierung auch als Gouverneur verwaltete; 1861 wurde er Konsul in Rosario in der Argentinischen Republik. Hier durchforschte er das Saladothal nach wild wachsender Baumwolle. Im J. 1870 wurde er als Konsul nach Callao versetzt, zog sich aber 1873 aus dem öffentlichen Dienst zurück und lebt seitdem auf seinem Landgut im Westen von Irland. Von H. erschien «Narrative of the Niger-Tschadda-Binue exploration of 1854—55» (1855), «Impressions of Western Africa» (1858), «Ten years wanderings among the Ethiopians» (1861), «Buenos Ayres and Argentine gleanings» (1865), «Parana and South American recollections» (1868), «Two years in Peru» (1874), «Summer holidays in Brittany» (1876).

Hüte, der um 1738 aufgekommene Name einer polit. Partei in Schweden. Sie ging aus der 1731 gegen Arvid Horn (s. d.) entstandenen Opposition hervor. Die Leitung übernahmen einige Mitglieder der alten holstein. Partei, unter denen Karl Gyllenborg und von Köpken hervorragten. Zu den Führern in späterer Zeit gehörten Axel Fersen der Ältere und C. G. Tessin. Seit 1734, wo Frankreich vergebens versuchte, Schweden in den poln. Successionskrieg hineinzuziehen, gingen ihre Pläne auch auf die auswärtige Politik. Auf dem Reichstage von 1738 gelang es ihnen, die Gegner zu verdrängen, und es folgte rasch eine Umwälzung in den äußern und innern Verhältnissen Schwedens. Horn an der Spitze der Partei der Mützen hatte sich zum Ziel gestellt, durch eine Politik des Friedens und der Sparsamkeit die durch Karls XII. Kriege erschöpfte Kraft der Nation wiederherzustellen. Die H. dagegen stürzten das Reich in neue und unglückliche Kriege (mit Rußland 1741—43, mit Preußen 1757—62). Ihre innere Verwaltung zeigt einen engen Anschluß an das Merkantilsystem; der Ackerbau ward vernachlässigt; Einfuhrverbote, Subventionen, Prämien und Privilegien riefen ein reges kommerzielles und industrielles Leben hervor; dasselbe war aber nur ein künstliches und auf eine massenhafte Banknotenemission gegründet. Die H. mußten 1765 weichen. Zwar gelangten sie 1769—71 wieder zur Macht; ihre Tendenzen waren aber andere. Nach dem Staatsstreich Gustavs III. ward (24. Aug. 1772) die Anwendung der beiden alten Parteinamen streng verboten.

Hueter (Karl Albert Moritz), namhafter Chirurg, geb. 27. Nov. 1838 zu Marburg in Hessen, studierte an der Universität seiner Vaterstadt Medizin, unternahm hierauf eine größere wissenschaftliche Reise durch Deutschland, Frankreich und England, übernahm 1863 eine Assistentenstelle am pathol. Institut, im folgenden Jahre eine solche an der Langenbeckschen chirurgischen Klinik zu Berlin und habilitierte sich 1865 an der dortigen Universität als Docent für Chirurgie. Im J. 1868 wurde er als Professor der Chirurgie und Direktor der chirurgischen Klinik nach Rostock, 1869 in die gleiche Stellung nach Greifswald berufen und starb 12. Mai 1882 zu Berlin. Seit 1881 vertrat H. den zweiten Wahlkreis des Regierungsbezirks Stralsund im Deutschen Reichstag, wo er als Hospitant der Fortschrittspartei angehörte.

H. hat sich durch eine Reihe scharfsinniger experimenteller und mikroskopisch-pathol. Untersuchungen um die Chirurgie große Verdienste erworben und besonders die Lehre von den Gelenkkrankheiten, vom septischen und pyämischen Fieber, sowie von der Diphtheritis sehr gefördert. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: «Über die Formenentwickelung des menschlichen Thorax» (Lpz. 1865), «Die septikämischen und pyämischen Fieber» (im «Handbuch der Chirurgie», von von Pitha u. Billroth); «Klinik der Gelenkkrankheiten» (3 Bde., Lpz. 1870—71; 2. Aufl. 1876—78), «Tracheotomie und Laryngotomie» (im «Handbuch der Chirurgie», von von Pitha u. Billroth), «Allgemeine Chirurgie» (Lpz. 1873), «Der Arzt in seinen Beziehungen zur Naturforschung und den Naturwissenschaften» (Lpz. 1878). Auch dirigierte er mit Lücke die «Deutsche Zeitschrift für Chirurgie» (Lpz., seit 1871).

Hutfabrikation (frz. fabrication des chapeaux, engl. hat manufactury), die der Verschiedenheit der Materialien entsprechend auf verschiedene selbständige Industriezweige verteilte Anfertigung von Herren- und Damenhüten. Die wichtigsten dieser

[illegible]

Hüttenheim, Baumwollspinnerei bei [illegible] im Bezirk Unterelsaß.

Hüttenkunde ist derjenige Teil der technischen Chemie, welcher die verschiedenen Verfahrungs-

arten zur Gewinnung, Ausscheidung und Ausbringung der nutzbaren Metalle aus ihren natürlichen Verbindungen, den Erzen (s. d.), lehrt. Sie zerfällt in die allgemeine H., welche die Grundsätze für Ausscheidung der in den Erzen aufgefundenen Stoffe umfaßt und die chem. und mechan. Prozesse zur Erreichung der verschiedenen Zwecke anwendet, und in die spezielle H., welche die verschiedenen Verfahrungsarten und Vorrichtungen zur Abscheidung und Darstellung der einzelnen Metalle beschreibt. (S. Metallurgie.)

Hüttenrauch, Hüttennicht, Fluggestübbe, Flugstaub, die beim Rösten, Schmelzen oder andern hüttenmännischen Prozessen entstehenden staub-, dampf- oder gasförmigen Produkte, die mit der Zug- oder Gebläseluft aus den Öfen entweder ins Freie ziehen oder in Apparate zur weitern Verarbeitung übergeführt werden. Das Streben, die beim Rösten und Schmelzen auf mechan. oder chem. Wege entstehenden Verluste zu vermindern, sowie den schädlichen Einfluß zu beseitigen, den der H. auf die Vegetation und den tierischen Organismus ausübt, hat zur Anlage kompliziertester Einrichtungen geführt. Flugstaub und Fluggestübbe, durch Zug- oder Gebläseluft mechanisch fortgerissene Erz- oder Beschickungsteilchen fängt man in langen Kanälen, Kammern oder turmähnlichen Gebäuden auf; sublimierbaren Dämpfen von Schwefel, Arsen, Antimon, Quecksilber, Blei, Zink gibt man in ähnlichen Apparaten Gelegenheit zur Abkühlung und Kondensation; Gase, insbesondere schweflige Säure, werden entweder auf chem. Wege in nutzbare Produkte übergeführt oder durch Auffangen unter Wasser möglichst unschädlich gemacht.

Hüttenfohle, der ohne oder mit einer Belegung von Holz, Stein- oder Eisenplatten versehene Fußboden einer Hütte.

Hüttenwerk und **Hüttenwesen,** s. unter Metallurgie.

Hüttenzins, die Abgabe, welche einem Hüttenwerk gezahlt wird, das für fremde Rechnung und gegen Rückgabe der Endprodukte Erze oder Hüttenprodukte verarbeitet.

Hutter (Leonhard), streng luth. Theolog, geb. in dem Dorfe Nellingen bei Ulm im Jan. 1563, studierte seit 1581 zehn Jahre lang in Straßburg, besuchte darauf die Universitäten zu Leipzig, Heidelberg und Jena, begann 1594 in Jena theol. Vorlesungen zu halten, folgte aber 1596 einem Ruf nach Wittenberg, wo er 23. Okt. 1616 starb. H. ist einer der entschiedensten und einflußreichsten Vertreter der luth. Rechtgläubigkeit, wie sie in der Konkordienformel zum Ausdruck gebracht ist. Sein «Compendium locorum theologicorum ex scripturis sacris et libro Concordiae collectum» (Wittenb. 1610, neuester Abdruck von Twesten, 2. Aufl., Berl. 1863) ward auf Befehl Kurfürst Christians II. verfaßt und als Lehrbuch auf den Gymnasien benutzt. Es ruht ebenso auf der Konkordienformel, wie die «Loci communes theologici» (Wittenb. 1610). Gegen den Calvinismus erließ H. mehrere heftige Streitschriften. Die wichtigste ist die «Concordia concors» (Wittenb. 1614), welche er der «Concordia discors» (1607) Hospinians entgegenstellte. Der Übertritt des Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg zur reform. Kirche (1613) veranlaßte H. zu der Schrift «Calvinista Aulo-Politicus alter» (Wittenb. 1614).

Hutungen (Hutweiden), s. Weiden.

Hutungsrecht oder Weideservitut, ein aus veralteten wirtschaftlichen Verhältnissen hervorgegangenes Recht, wonach der Besitzer eines Grundstücks auf den Feldern und Grundstücken des andern vor der Aussaat und nach der Ernte, sowie während der Brachzeit seine Herden zu weiden berechtigt ist. Anfangs anscheinend eine unbedeutende und selbst notwendige und nützliche Konzession, wurde das H. höchst nachteilig, als die Inhaber desselben verlangten, daß es fortwährend in alter Weise müsse ausgeübt werden können und keine Änderung erleiden dürfe. Die Inhaber forderten deshalb, daß die Bewirtschaftung stets die gleiche bleiben, der gleiche Teil des Grundstücks brach liegen, die Aussaat nicht früher, die Ernte nicht später als hergebracht vorgenommen werden solle u. s. w. So kam es dahin, daß das H., welches den Berechtigten sehr wenig einbrachte, den Verpflichteten außerordentlich schadete. Die Verpflichteten mußten auf alle Verbesserungen des Wirtschaftssystems verzichten und den Anbau mancher Fruchtarten unterlassen u. s. w. Auch dem Waldbau brachte das H. oft empfindlichen Nachteil. Fast überall ist man daher nach und nach, des Widerspruchs der Berechtigten ungeachtet, zur Aufhebung und Ablösung des H. geschritten (s. Grundlasten), und man konnte dies um so unbedenklicher thun, als das System der Stallfütterung mehr und mehr Eingang fand und sich als vorteilhaft erwies. Namentlich ist auch der Einwand, daß die Schafzucht nur bei dem Bestehen des H. erhalten werden könne, durch die Erfahrung widerlegt worden. Besonders nachteilig erscheinen die Koppelhutungen und Koppelweiden, bei denen mehrere Grundeigentümer ihr Vieh gemeinschaftlich auf ihre Grundstücke treiben. Nicht nur endlose Streitigkeiten gingen daraus hervor, sondern es wurden auch Viehkrankheiten verbreitet.

Huxl., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Huxley.

Huxley (Thomas Henry), einer der ausgezeichnetsten Naturforscher Englands, geb. 4. Mai 1825 zu Ealing in Middlesex, studierte Medizin in London. Als Hilfsarzt des Kriegsschiffs Rattlesnake beteiligte er sich 1846—50 an einer Expedition nach dem Stillen Meer und dem Indischen Archipel, wurde, nach England zurückgekehrt, 1851 zum Mitglied der Königlichen Gesellschaft gewählt, gab 1853 seine Stellung als Schiffsarzt auf und folgte 1854 Eduard Forbes auf dem Lehrstuhl der Naturgeschichte an der königl. Bergschule zu London. Die Resultate der auf seiner Reise gemachten Untersuchungen legte er in der «History of the oceanic hydrozoa» (Lond. 1858) und in zahlreichen Abhandlungen nieder. Er zeigte sich darin als ein Gesinnungsgenosse Charles Darwins und erregte besonders durch seine kühnen Theorien über den Ursprung des Menschengeschlechts in «Man's place in nature» (Lond. 1863; deutsch von V. Carus, Braunschw. 1863) Aufsehen. Diesem Werke, in welchem der Nachweis geführt wird, daß die anatomischen Verschiedenheiten, welche den Menschen vom Gorilla und Schimpanse scheiden, nicht so groß sind als die, welche den Gorilla von den niedrigsten Affen trennen, folgten die «Elements of comparative anatomy» (Lond. 1864), «Lessons in elementary physiology» (Lond. 1866; deutsch von Rosenthal, Lpz. 1871), die berühmte Abhandlung «The physical basis of life» (Lond. 1868), worin er seine

Protoplasmatheorie entwickelte, eine Sammlung seiner kleinern Schriften und Vorlesungen unter dem Titel «Lay sermons» (Lond. 1870), «A manual of the anatomy of vertebrated animals» (1871; deutsch von Ratzel, Bresl. 1873), «Practical instruction in elementary biology» (Lond. 1875), «American adresses» (1877; deutsch von Spengel, Braunschw. 1882), «Anatomy of invertebrated animals» (1877; deutsch von Spengel, Lpz. 1878), sowie «The crayfish» (3. Aufl. 1881; deutsch in der «Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek», Bd. 48, Lpz. 1880) und «Physiography» (Bd. 63 der «Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek», Lpz. 1884). Von 1863 bis 1869 fungierte H. als Professor der Anatomie an dem College of Surgeons, 1869—70 als Präsident der Geologischen und der Ethnologischen Gesellschaften, 1870 als Präsident der British Association for the promotion of Science, 1878—72 als Mitglied des londoner Schulrats und seit 1870 als Mitglied der königl. Kommission für Förderung des wissenschaftlichen Unterrichts.

Huy (vläm. Hoey), Stadt in der belg. Provinz Lüttich, an beiden Ufern der Maas und des hier in die Maas mündenden Hoyoux, Station der Linie Lüttich-Namur der Nordbelgischen Bahnen, hat 12594 E., ein Gericht erster Instanz, ein Gymnasium und bedeutende Fabriken, besonders in Papier und Eisenblech, sowie Eisengießerei und Branntweinbrennerei, auch erheblichen Weinbau und jährlich einen großen Viehmarkt, von Deutschen der Pferde wegen stark besucht. In der Nähe befinden sich mehrere Mineralquellen, Eisen-, Zink- und Steinkohlengruben, mit deren Erzeugnissen die Bewohner Handel treiben. Von den Gebäuden sind bloß die 1311 begonnene, nach einem Brande Anfang des 16. Jahrh. restaurierte got. Kollegiatkirche mit einer Einsetzrose von seltener Farbenpracht und schönem Westportal, sowie die gegenwärtig als Staatsgefängnis dienende, die ganze Gegend malerisch beherrschende und 1822 errichtete Citadelle nennenswert. Letztere, ein bastioniertes, stark kasemattiertes Viereck bildend und mit Terrassenbatterien zum Thale abfallend, steht an der Stelle der alten, 1718 von den Holländern geschleiften Festung. Auf der Promenade an der Maas erhebt sich ein 1868 errichtetes Standbild des 1794 in H. geborenen belg. Staatsmannes Jos. Lebeau, von W. Geefs. — Die Stadt H. wurde 1595 von Harauguière im Namen der Generalstaaten, 1675 von den Franzosen unter Marschall Crequi, 1693 von diesen unter Villeroi, endlich 22. Aug. 1703 durch den Herzog Marlborough und Coehoorn erobert. In einer der Vorstädte stand früher die Abtei Neufmoustier (Neumünster), von Peter dem Einsiedler gegründet, welcher hier auch begraben wurde. Im Garten der alten Abtei ist ihm 1858 ein Standbild errichtet worden.

Huydecoper (Balthazar), holländ. Sprachforscher und Dichter, geb. 1695 zu Amsterdam, bekleidete in seiner Vaterstadt das Amt eines Schöffen und starb daselbst 21. Sept. 1778. Als Dichter versuchte er sich in vier Trauerspielen: «De triompherende standvastigheid, of verijdelde wraakzucht» (Amsterd. 1717), nach Calprenèdes Roman Kleopatra; «Edipus» (1720), nach P. Corneille; «Achilles» (1719); «Arsaces» (1722). Ferner lieferte er 1726 eine prosaische und 1737 eine metrische Übersetzung von Horaz' «Satiren» und «Briefen». Eine Sammlung seiner Gedichte erschien nach seinem Tode (Amsterd. 1788). Zehn lat. Gedichte von ihm hat van Santen in die «Deliciae poeticae» (Leid. 1736) aufgenommen. Bedeutendere Verdienste hat H. als Sprachforscher. Seine Anmerkungen zu Bondels Übersetzung von Ovids «Metamorphosen» («Proeve van taal en dichtkunde, in vrijmoedige aanmerkingen op Vondel's herscheppingen van Ovidius», Amsterd. 1730; neue verbesserte Ausg. durch Lelijveld und Hinlopen, 4 Bde., Leid. 1782—91) und seine Ausgabe und Erläuterung der Reimchronik des Melis Stoke (3 Bde., Leid. 1772) dürfen neben den Arbeiten Lambertus Kates als der Anfang der wissenschaftlich nationalen Sprachforschung in den Niederlanden gelten.

Huygens (Christian), lat. Hugenius, einer der größten Forscher und Entdecker in den Gebieten der Mathematik, Physik und Astronomie, geb. 14. April 1629 im Haag, wo sein als Dichter bekannter Vater, Konstantin H., Herr von Zelem und Zuylichem (geb. im Haag 4. Sept. 1596, gest. 28. März 1687), Sekretär, Kabinettsrat und zuletzt Ratspräsident dreier aufeinander folgender Statthalter von Oranien (Friedrich Heinrich, Wilhelm II. und III.) war, erhielt durch diesen den ersten Unterricht und besuchte seit 1645 die Universität in Leiden, um sich der Rechtsgelehrsamkeit zu widmen. Bald aber wendete er sich der Mathematik zu. Nachdem er 1651 die vorgebliche Quadratur des Kreises, die Grégoire de Saint-Vincent angegeben, gründlich widerlegt hatte, ließ er noch in demselben Jahre seine eigene Quadratur des Kreises und der Hyperbel erscheinen. Hierauf machte er 1655 eine Reise nach Frankreich, wo er sich nebst seinem ältern Bruder Konstantin vorzüglich mit dem Schleifen und Polieren der Linsen zu den Fernrohren beschäftigte. Nachdem er 1656 seine Abhandlung «De ratociniis in ludo aleae», das erste wahrhaft wissenschaftliche Werk über die Wahrscheinlichkeitsrechnung, hatte erscheinen lassen, machte er in den folgenden Jahren mehrere Reisen nach England und Frankreich. In Paris erhielt er durch den Minister Colbert einen ansehnlichen Gehalt und eine Wohnung in der königl. Bibliothek; auch wurde er Mitglied der Akademie. Nach der Aufhebung des Edikts von Nantes verließ er Paris und kehrte in sein Vaterland zurück, wo er fortan ganz den Wissenschaften lebte. H.' Entdeckungen erstrecken sich über beinahe alle Zweige der obengenannten Wissenschaften. Die Optik verdankt ihm die Verbesserung der Fernrohre; er verfertigte eine Anzahl derselben von ungewöhnlicher Größe und schenkte selbst der königl. Akademie in London zwei, deren eins 38 m und das andere 41 m Focallänge hatte. In seiner Abhandlung «Von dem Lichte» stellte er die Undulationstheorie des Lichts auf; auch gab er eine sinnreiche Erklärung der doppelten Brechung des Lichts im isländ. Krystall. Im J. 1655 entdeckte er den größten der sieben Satelliten des Saturn, dessen Umlaufszeit er berechnete, und nachher auch den frei schwebenden Ring, von welchem der Saturn umgeben ist. Um die Mathematik und Geometrie machte er sich verdient durch seine Komplanation der Konoide und Sphäroide, seine Methode, die Rektifikation der Kurven auf die Quadratur derselben zurückzuführen, durch seine Quadratur der Cissoide; ferner durch die Auffindung der wahren Gestalt der Kettenlinie, durch die Auffindung der Tautochrone, durch die Erfindung

ebildung der Theorie der Evoluten und
Propositionen über die Centrifugalkraft
n Körper, die sich in der Peripherie eines
ewegen. Sein Hauptverdienst aber besteht
erst von ihm vorgeschlagenen und ausge-
Anbringung des Pendels an die Räder-
Uhren, wodurch diese einen sichern und
nigen Gang erhielten. Er war es auch,
Länge des einfachen Sekundenpendels als
ängenmaß vorschlug und zugleich zeigte,
Länge dieses Pendels das einfachste Mittel
Weg zu bestimmen, welchen die auf der
e der Erde frei fallenden Körper in der
ekunde zurücklegen. H. starb im Haag
695. Seine Werke gab Gravesande (4 Bde.,
4; 2 Bde., Amsterd. 1728) heraus.

mans (Jorris Karl), franz. Roman-
ler, ein Vertreter der neufranz. naturalisti-
hule, geb. 5. Febr. 1848 zu Paris, besuchte
tsschule und war einige Zeit im Ministe-
Innern angestellt, widmete sich aber spä-
chließlich der Schriftstellerei. Er schrieb:
reoir aux épices» (Par. 1874), «Marthe»
876), «Sœurs Vatard» (1869), «Les cro-
siens» (1880), «En ménage» (1881).

um (Jan van), der ausgezeichnetste Blu-
d Fruchtmaler des 18. Jahrh., geb. zu
m 15. April 1682, wurde von seinem
Justus H., einem Gemäldehändler und
igen Maler (1659—1716), zum Land-
aler gebildet und folgte als solcher der
des Ric. Piemont, jedoch in idealerer Auf-
Erst im reifern Alter fing er an, Blumen-
chtstücke zu malen. In seinen Blumen, die
auf hellem Grunde darstellte, und die noch
ind als seine Früchte, übertraf er alle seine
er. In den Tautropfen und Insekten, die
malte, wußte er die Natur in der höchsten
wiederzugeben. Unglückliche häusliche
isse machten ihn in den letzten Lebensjah-
nnig. Er starb zu Amsterdam 1749. Mei-
von ihm finden sich in den Galerien zu
ünchen, Dresden und besonders in Peters-
H. hatte drei Brüder, die ebenfalls Maler
— Justus van H. war Schlachtenmaler
schon im 22. Lebensjahre. — Nikolaus
, von dessen Lebensumständen nichts be-
, war ebenfalls ein guter Künstler. —
an H., geb. 1680, der 1721 nach London
er 1740 starb, kopierte die Blumen- und
cke seines Bruders Jan in so täuschender
aß sie zu hohen Preisen bezahlt wurden.

wald, ein bewaldeter Bergrücken in der
rovinz Sachsen, Regierungsbezirk Magde-
s 311 m hoch, südlich vom halberstädter
wischen Schwanebeck und Dardesheim, mit
maligen Benediktinerkloster Huysburg.

len, ruthen. Volksstamm, bewohnt die
des östl. Galizien und der Bukowina.

wäresch, s. unter Pehlewi.

Öerne, eine Inselgruppe im südl. Nor-
0 km südlich von Frederiksstad, unweit der
Grenze, zählt zum Smaalenenes-Amt,
875) 2476 E. Der Fischfang ist reichlich,
die Inseln als Seebad sehr gesucht.

t, schwed. Insel im Öresund, nordwestlich
skrona, zählt auf 7,5 qkm (1882) 856 E.,
u Malmöhus-Län und ward im Roeskilder
(1658) von Dänemark abgetreten. Tycho Brahe ward 1576 mit der Insel belehnt und ließ hier sein berühmtes Schloß Uranienborg mit der Sternwarte Stjerneborg erbauen, von denen jedoch nur spärliche Trümmer übrig sind.

Hwang-ho, s. Hoang-ho.

Hyacinth, ein Edelstein, eine orangefarbige oder gelbe Abänderung des Zirkons, welche aber auch in etwas anderer Formentwickelung krystallisiert (Deuteroprisma mit der Pyramide kombiniert). Derselbe ist durchsichtig oder stark durchscheinend, wird durch Reiben positiv-elektrisch und entfärbt sich häufig vor dem Lötrohr, ohne zu schmelzen. Sein spezifisches Gewicht beträgt 4,4, die Härte liegt zwischen Quarz und Topas. Seine Bestandteile sind, wie die des Zirkons, Zirkonsäure und Kieselsäure nebst Eisenoxyd als Pigment. Vom Granat unterscheidet er sich durch den stärkern Glanz, die doppelte Strahlenbrechung und die größere Schwere. Er war schon den Alten bekannt und wurde früher mehr als jetzt zu Verzierungen an Uhren, Dosen, Nadeln und Ringen verwendet; auch braucht man ihn, wie Zirkon, zu Unterlagen der Zapfen feiner Wagen, zu Hülsen für die Spindelenden feiner Uhren u. s. w. Die schönsten H. findet man in dem Flußsande von Ceylon, bei Expailly in der Auvergne und im Basalt des Siebengebirges. Der sogenannte H. von Compostella ist nur ein roter Eisenkiesel.

Hyacinthe (Hyacinthus orientalis), ein zu den Liliaceen und zwar zur Unterfamilie der Asphodeleen gehöriges, wegen der Schönheit, der Farbenpracht und des Wohlgeruchs seiner Blumen beliebtes Zwiebelgewächs. Die H. stammt aus dem Orient, kam in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. von Bagdad nach Aleppo und wurde 1596 schon in England kultiviert. Im Laufe der Zeit wurde sie im südl. Frankreich und in Italien naturalisiert und in fast ganz Europa im freien Lande oder in Töpfen erzogen, nirgends jedoch so sehr wie in Holland, insbesondere in Harlem, wo jetzt noch ihrer Kultur über 60 ha gewidmet sind. In Holland wurde auch eine große Anzahl von Varietäten (Sorten) erzogen, die sich voneinander unterscheiden durch die Höhe des Blütenschafts, die Zahl der Blumen und die Größe und Beschaffenheit derselben, die entweder einfach oder gefüllt, d. h. zwei-, drei- oder sogar vierfach sind, hauptsächlich aber durch das Kolorit. Die ursprüngliche blaue oder indigoblaue Farbe wandelte sich nach und nach in Weiß, Rosa, Rot, Karmin, Porzellanblau, Purpur, Violett, das sich gleich dem Blau häufig dem Schwarz nähert; auch findet man bei ihnen Gelb und Orange, wenn auch nicht die reinen und intensiven Farben der Tulpe. Früher mehr als jetzt gab es auch Blumen, welche mit mehr als einer Farbe ausgestattet waren, sog. Bizarren.

Die H. wird meistens durch Brutzwiebeln fortgepflanzt. Die Aussaat kann nur den Zweck haben, neue Farbenvarietäten zu erziehen; doch blühen die Sämlinge meistens erst im fünften oder sechsten Jahre. Eine Zwiebel der H. blüht gewöhnlich mehrere Jahre nacheinander, ja sie scheint sich sogar lange Jahre in ihrem Bestande zu erhalten, in der That aber erneuert sie sich fort und fort, was bei genauerer Untersuchung leicht zu erkennen ist, und zwar von der Mitte aus. Durchschneidet man nämlich zur Blütezeit eine Zwiebel in der Längenachse bis zur Scheibe, aus der die Wurzeln entspringen, so findet man seitwärts am Grunde des

Blütenschafts stets eine aus fünf bis sechs Blättchen bestehende Knospe mit dem Blütenstande des nächsten Jahres. Diese Knospe, welche sich im Laufe des Sommers ausbildet und deren Blätter sich im Herbst noch geschlossen in Kegelform über der Zwiebel erheben, drängt nach und nach den alten welkenden Blütenschaft und die je ein Blatt tragenden Zwiebelhäute zur Seite. Nach und nach geben letztere zum Vorteil der neuentstandenen Knospe ihren Saft ab und wenn sie noch mehrere Jahre immer weiter gedrängt an der Peripherie der Zwiebel ankommen, so sind sie längst vertrocknet und zu je einem zarten, im Boden bald verwesenden Häutchen geworden. Der Boden, auf welchem die ganze Zwiebel ruht und in dessen Umkreise die Wurzeln entspringen, geht ebenfalls nach und nach an der Peripherie zu Grunde in dem Maße, als er sich gegen die Mitte erneuert.

Gewöhnlich aber ist die Blüten erzeugende Knospe nicht das einzige Erzeugnis der Zwiebel; meist bilden sich zwischen den Häuten noch Nebenknospen, welche keine Blüten einschließen und deren Entwickelung im allgemeinen sehr langsam von statten geht, die Brutknospen, welche erst dann frei werden, wenn sie auch ihrerseits bis an die Peripherie der Zwiebel gedrängt worden sind. Sie trennen sich dann von selbst von der Mutterzwiebel und stellen dann Brutzwiebeln dar. Sie werden Sorte bei Sorte gesammelt, etikettiert und gepflegt, und werden im dritten oder vierten Jahre blühbar, also früher als die Sämlinge, und haben überdem vor diesen den Vorteil voraus, daß sie die Sorte, der sie entstammen, treu wiedergeben. Manche Varietäten erzeugen sehr reichliche Brut, andere, wenn sie sich selbst überlassen bleiben, nur geringe. Diesem Übelstand hilft man in Holland dadurch ab, daß man die Scheibe der Zwiebel etwas neben ihrer Mitte durch einen Kreuzschnitt in vier Teile spaltet und dann die Zwiebel pflanzt wie gewöhnlich. Nach dieser Operation entwickeln sich Nebenknospen in ausreichender Zahl zu Brutzwiebeln. Dasselbe erreicht man, wenn man die Zwiebel in der Mitte horizontal durchschneidet. Eine gute gesunde Zwiebel ist fest und voll, ihre Scheibe rein, ohne Moder- und Faulflecken, ihre Schuppen glatt, ohne Schorf, fest aufeinander geschlossen.

Man kultiviert die H. im freien Lande, für Gewächshäuser und Stuben in Töpfen und auf Karaffen. Die Nuancen der Blumen sind bei der H. so zahlreich wie kaum bei einer andern Pflanze, und keine andere eignet sich so gut zu bunten Gruppierungen wie diese, besonders auf nach der Mitte erhöhten runden oder elliptischen Beeten. Sind die Farbenvarietäten sorgfältig etikettiert, so kann man durch verständnisvolle Anordnung derselben bedeutende Effekte erzielen. Da Crocus und Tulpen zu gleicher Zeit in Blüte treten, so lassen sich durch diese die der H. fehlenden Farben ersetzen. Am besten gedeiht die H. in einem reichen, dabei aber leichten und etwas sandigen, 60 cm tief gelockerten Boden. In Harlem ist es Regel, die Zwiebeln in jedem Jahre in frisches Erdreich zu pflanzen, und erst nach vier bis sechs Jahren bringt man sie wieder in denselben Boden. Man pflanzt in kältern Lagen von Mitte September an, sonst gewöhnlich im Oktober, später aber haben die Zwiebeln schon zu sehr auf [illegible]en ihres Vorrats an Reservestoffen getrieben, [illegible]der Flor fällt dann wesentlich geringer aus. [illegible]setzt die Zwiebeln 15 bis 20 cm voneinander in eine mit der Hand bereitete kleine Höhlung, drückt sie bloß seitlich an und bedeckt sie 6—8 cm hoch mit Erde, bei starkem Frost mit Laub oder Stroh, das aber beim Eintritt milderer Witterung immer wieder abgeräumt werden muß. Nach der Blüte hebt man sie, wenn die Blätter vollkommen dürr geworden, vorsichtig aus (etwa Ende Juni), breitet sie, gegen heiße Sonne geschützt, auf trockenem Boden, etwa in Gartenwegen aus, bedeckt sie mit etwas Sand, schneidet nach etwa acht Tagen die Blätter und Stengel ab und bewahrt dann die Zwiebel an einem trockenen kühlen Orte bis zur Pflanzzeit auf.

Die H. ist mehrern Krankheiten unterworfen, die oft den Untergang großer Pflanzungen nach sich ziehen. Am meisten verbreitet ist die Ringelkrankheit. Man erkennt sie beim Durchschneiden des Zwiebelhalses daran, daß sich durch die Schnittfläche ein feiner brauner Ring zieht, der Anfang einer trockenen Zersetzung, welche von oben nach dem Boden der Zwiebel vorschreitet und die Vertrocknung derselben herbeiführt. Der schwarze Rotz tritt anfänglich als Hautkrankheit auf, indem die äußern Schalen der Zwiebel mit schwarzen länglichen oder rundlichen, erhabenen Flecken, auch wohl mit großen, dunkeln, genarbten Krusten besetzt sind. Sorauer («Handbuch der Pflanzenkrankheiten», Berl. 1847) hält einen Pilz (Pleospora hyacinthis) für die Ursache dieser krankhaften Erscheinung. Durch eine andere Pilzform entsteht der weiße Rotz, durch welchen die Zwiebel in eine schmierige, gelbliche Masse verwandelt wird. Auch die Zwiebeln der Gladiolen, Amaryllen, Tulpen und verwandter Gewächse sind dieser oder ähnlichen Krankheiten unterworfen.

Hyacinthe (Pater, mit Familiennamen Charles Loyson), berühmter franz. Kanzelredner, geb. 10. März 1827 zu Orléans, wurde 1851 zum Priester geweiht, dann Professor der philos. Klasse am Großen Seminar zu Avignon und 1854 Lehrer der Dogmatik in Nantes. Auf seinen Wunsch jedoch ward ihm ein Vikariat an der Kirche zu St.-Sulpice übertragen, wo er zuerst seine glänzende Beredsamkeit bethätigte. Vier Jahre später in den Orden der Predigermönche (Dominikaner) zu Flavigny, dann in denjenigen der Karmeliter aufgenommen, trat er an verschiedenen Orten, zuletzt in Paris als gefeierter Kanzelredner auf, zu dessen hinreißenden Vorträgen, zuerst in der Madeleinekirche, dann in Notre-Dame, besonders die höhern Gesellschaftsklassen der Kaiserstadt sich drängten. Noch größeres Aufsehen als seine glänzende Beredsamkeit machte der Freimut, mit dem er kirchliche Mißbräuche geißelte. Anfangs schützte ihn der Erzbischof Darboy gegen die Denunziationen der Jesuiten, bis (Juli 1869) nach seinem Auftreten in der Friedensliga der Ordensgeneral ihm Schweigen gebot. Darauf verzichtete H. (20. Sept. 1869) auf die Kanzel von Notre-Dame, trat aus dem Kloster und erhob als ein «Prediger des Concils» seine Stimme für eine gründliche Reform der Kirche. Die Kirche antwortete auf diesen Angriff mit der Exkommunikation. Nach Erlassung der päpstl. Unfehlbarkeit erließ H. Jan. 1871 einen Brief an die franz. Bischöfe, in dem er sie beschwor, ihre Streitigkeiten einzustellen, um vereint eine Reform der Kirche zu erstreben. Im April 1871 sandte H. ein aufmunterndes Schreiben an Döllinger, beteiligte sich am Altkatholikenkongreß in München (Sept. 1871), bezeichnete es jedoch mit

871 als seine und Döllingers Absicht, mit
fung des letzten Konzils als eines un-
in der Kirche bleiben zu wollen. Nach kur-
lufenthalt in Rom ging H. 1872 nach Genf,
lte sich und las die Messe in franz. Sprache.
de hierauf exkommuniziert, aber schon we-
ge später ward er gemäß dem neuen schweiz.
gesetz von der altkath. Gemeinde Genfs zum
r gewählt und 26. Okt. 1873 eingeführt.
nd aber H. trotz aller Proteste der kath. Kirche
s ergeben blieb, kamen in seiner Gemeinde
schieden freien Elementen immer mehr zur
aft, sodaß der Bruch unvermeidlich ward.
g. 1874 legte H. sein Pfarramt nieder, be-
ch nach Paris zurück und eröffnete hier
. 1879 die »gallikanische Kirche« (der franz.
des Altkatholizismus), welche jedoch nur ein
s Wachstum aufzuzeigen hat.

cinthus (grch. Hyakinthos), der Sohn des
. Königs Amyklas und der Diomede, wer
ngling von außerordentlicher Schönheit und
von Apollo und Zephyros (oder Boreas)
. Eifersüchtig auf Apollo, lenkte Zephyros,
ft Apollo den H. im Diskuswerfen unter-
, die Wurfscheibe gegen den Kopf des H.,
dieser entseelt zu Boden stürzte. Da ihn
nicht mehr ins Leben zurückzurufen ver-
, ließ er, um wenigstens das Andenken an
eliebten zu verewigen, eine Blume, bezeichnet
n Klageleuten Ai Ai, aus seinem Blute ent-
n. Unter dieser Blume, welche nach andern
m Blute des Ajax entstanden sein soll, ver-
man jedoch nicht sowohl unsere Hyacinthe
als die blaue Schwertlilie oder den Türken-
H. zu Ehren feierte man zu Amyklä in La-
ein dreitägiges Fest, Hyakinthia genannt,
s auch noch in röm. Kaiserzeit mit großem
begangen wurde.
ließ auch ein Sohn des Pieros und der Muse
nd Liebling des thrak. Sängers Thamyris.
nen ihm wird die Mythe von dem Ende des
nischen H. erzählt.

äden (grch. und lat. Hyädes), Nymphen,
Zahl und Abstammung verschieden angegeben
. Hesiod führt fünf H. als den Chariten
Nymphen an, Thales zwei, Pherekydes
er sieben, welche vom Zeus den Dionysos
ege erhielten und später von ihm unter die
versetzt wurden. Nach Euripides sind sie
des Erechtheus, drei an Zahl; nach andern
Okeanide Äthra dem Atlas zwölf Töchter
en Sohn Hyas geboren haben. Als dieser
Jagd von einer Schlange oder einem Lö-
tet worden war, wurden aus Mitleid von
ünf Schwestern unter dem Namen H. unter
rne versetzt. Den Namen H. nämlich führt
ternguppe am Kopfe des Stiers.

kinthia, s. unter Hyacinthus.

lit, s. Glasopal.

litglas, eine zu Kunstgefäßen verwendete,
d schwarze, undurchsichtige Glasmasse, die
Verschmelzen von Eisenschlacke, Basalt oder
mit Kohlenpulver und Knochenasche, oder
Färben eines gewöhnlichen Glasflusses mit
, Mangan- und Eisenoxyd dargestellt wird.

lographie (Glasschrift), die von Bött-
d Bromeis erfundene Kunst, mittels Ätzung
s Druckplatten herzustellen. Zu dem Zweck
ine Glasplatte mit Ätzgrund überzogen und die Zeichnung mit der Nadel bis auf das Glas hin-
unter in diesen eingeritzt. Setzt man sodann mit
wässeriger Flußsäure, erzeugt durch Zersetzen von
Flußspat mit mehr oder weniger verdünnter Schwe-
felsäure. Nach erfolgter Ätzung wird der Grund
mit Terpentin entfernt und die Platte dann auf
einen Stein, zum Zweck des Druckes auf der litho-
graphischen Presse, auf eine zweite, starke Glas-
platte für die Lichtdruckpresse, oder auf eine Eisen-
platte für die Kupferdruckpresse aufgekittet.

Hyalosiderit, s. unter Chrysolith.

Hyalospongien, s. Hexaktinelliden.

Hyalotypie, eine Manier zur Herstellung von
Hochdruckplatten. Die Zeichnung wird in derselben
Weise auf einer Glasplatte erzeugt wie bei der
Hyalographie (s. d.), doch wird sie nicht geätzt, son-
dern dient als Negativ zur Erzeugung einer Kopie
auf lichtempfindlichem Papier, die dann auf Zink
umgedruckt und hochgeätzt wird.

Hyalurgie (grch.), Glasbereitung, Glasmacher-
kunst; Hyalurg, Glasmacher.

Hyäne (Hyaena) ist der Name einer zu den
Raubtieren gehörigen Säugetiergattung, welche
früher zu den Hunden gerechnet wurde, aber durch
den kurzen Katzenkopf, den Mangel eines untern
Höckerzahns, durch abschüssigen Rücken, nur vier
Zehen an den Vorderfüßen und einem Drüsensack
unter dem Schwanze unterschieden ist, sodaß sich
die Gattung zwischen Hunde und Katzen mitten-
inne stellt. Die Kiefer- und Halsmuskeln der H.
sind sehr stark, weshalb sie große Knochen zermal-
men und ziemlich schwere Tiere mit Leichtigkeit
wegtragen können. Sie sind nächtliche, gefährliche,
sehr gefräßige, doch feige Raubtiere, welche auch
lebende Tiere anfallen, hauptsächlich aber von Aas
leben und Leichen, die nicht tief vergraben sind,
ausscharren. Sie haben ein widerliches, tückisches
Ansehen, das noch vermehrt wird, wenn sie die
Haare sträuben. Die bekannteste, fast in allen
Menagerien zu findende Art ist die gestreifte
Hyäne (H. striata), in Südasien und Nordafrika
einheimisch, graubraun, mit unregelmäßigen dun-
kelbraunen oder schwarzen Querstreifen und einer
kurzen Mähne auf Hals und Rücken. In manchen
Gegenden, wie in Abessinien, ist sie außerordentlich
häufig; sie läßt sich vollständig zähmen. Ihr ähn-
lich, nur gefleckt, ist die gefleckte Hyäne (H. ma-
culata, s. Tafel: Wilde Hunde und Hyänen,
Fig. 9), der sog. Tigerwolf am Kap der Guten
Hoffnung. Die braune Hyäne (H. brunnea),
welche von den Kapbauern Strandwolf ge-
nannt wird, ist weit weniger häufig; sie hält sich
vorzüglich am Strande auf und nährt sich vorzugs-
weise von Meertieren. Eine besondere, aus drei
Arten bestehende Unterfamilie der H. bildet das
Genus Proteles, Erdwolf (s. d.), dessen häufigste
Art Proteles Lalandii (Fig. 10) ist. Wie häufig
einst die H. gewesen sein müssen, bezeugt die Menge
der fossilen Knochen der untergegangenen Höhlen-
hyäne (H. spelaea), wie in den Höhlen des Bay-
reuther Gebirges, auch in den Höhlen von Kirkdale,
selbst in Tibet. Eigentliche H. finden sich schon in
den mittlern Tertiärgebilden (Miocän) von Grie-
chenland und Indien.

Hyänenhund (Lycaon pictus), eine Hunde-
form mit einigen Hyänencharakteren (Fehlen einer
äußerlich wahrnehmbaren Innenzehe an den Vor-
derpfoten, Vorhandensein einer Afterdrüse), ist
etwas über 1 m lang, dreifarbig, weiß, gelb und

schwarz, aber die Farben sind, was nur bei wenigen wilden Tieren der Fall ist, unsymmetrisch verteilt, und kein Individuum gleicht dem andern. Der H. bewohnt Central- und Ostafrika, aber, wie es scheint, nicht die Waldgegenden; er lebt von der Jagd, soll sich mit dem Haushunde kreuzen, und die so erzielten Bastarde werden als vorzügliche Jagdhunde gerühmt. (Abbildung auf Tafel: Wilde Hunde und Hyänen, Fig. 7.)

Hybla (Heraea), im Altertum Stadt im Süden Siciliens, im Binnenlande zwischen Gela und Syrakus, wohl an der Stelle des heutigen Ragusa.

Hybla (Geleatis, auch die kleinere genannt), ursprünglich sikelische, aber früh hellenisierte Stadt im Osten Siciliens, westlich von Catania, in fruchtbarer Gegend am linken Ufer des Symaithos und am Fuße des Ätna, der im Altertum von hier bestiegen zu werden pflegte. Geringe Reste sind beim jetzigen Paternò.

Hybom, Hybose (grch.), Höcker.

Hybriden oder Hibriden, s. Bastardpflanzen.

Hybridisch (hibridisch, hibrid, lat.), von zweierlei Herkunft, blendlingsartig; vox hibrida, ein Wort, das aus Teilen besteht, die verschiedenen Sprachen angehören.

Hydárthros (grch.), die Gelenkwassersucht (s. d.).

Hydaspes (aus dem Sanskrit Vitastā) ist der alte Name des westlichsten Flusses im jetzigen Pendschab (Fünfwasserland) in Vorderindien; sein jetziger Name ist Behat und Djelum. Er fällt in den heutigen Tschināb, einst Tschandrabhāghā (Mondteil), der früher in Sandrophagos hellenisiert wurde, aber durch Alexander, der in diesem so veränderten Namen das Wort «Alexanderfresser» zu erkennen glaubte, den Namen Akesines erhielt. Der heutige Name Tschināb (Sammelwasser) kommt von der Vereinigung des Tschandrabhāghā und des Sūryabhāghā (Sonnenteil). Der H. und der Akesines vereinigen sich mit dem östlichern Rawi (sanskr. Irāvati, grch. Hyarotis); dieser ebenfalls Akesines oder Tschināb genannte dreifache Strom vereinigt sich weiter südlich mit dem Byas (Beja, sanskr. Vipāçā, grch. Hyphasis), der schon lange vor dem Zusammenflusse den von allen diesen Strömen am östlichsten fließenden Setledsch (sanskr. Catadru, grch. Hesydrus) aufgenommen hat. Die Vereinigung des Akesines und des Hyphasis nun heißt Fünfstrom (sanskr. Pantschanada) und fällt bei Mutton in den Indus. Alle diese Ströme erlangten durch den Zug Alexanders (327—326 v. Chr.) eine histor. Bedeutung. Alexander (s. d.) überschritt den Indus, H., Akesines, Hyarotis, Hyphasis und wurde bei der Vereinigung des letztern mit dem Hesydrus von dem Heere genötigt, nordwestlich bis an den H. umzukehren und von da aus dem Laufe des H. und des Indus bis an das Meer zu folgen. Ein Teil des Heers segelte auf etwa 2000 auf dem H. erbauten Schiffen durch den Indus in den Indischen Ocean unter dem Befehl des Nearchos. Auf beiden Seiten des H. hatte Alexander Städte gegründet, Bucephalia, zu Ehren seines Streitrosses Bucephalus, und Nicäa, zu Ehren des Sieges, den er über Porus erfochten.

Hydatiden (grch.), soviel wie Blasenwürmer, s. unter Bandwürmer.

Hyde (spr. Heid), Stadt in der engl. Grafschaft Chester, 11 km im SO. von Manchester, an dem zur Mersey gehenden Tame, mit (1881) 28629 E., die meist mit Baumwollspinnerei sowie in Kohlengruben beschäftigt sind.

Hyde, s. Clarendon (Edward H., Graf von).

Hydepark, ein Park von 158 ha Fläche in London. In H. fand 1851 die erste Weltausstellung statt.

Hyder, soviel wie Hydra, s. Lernäische Schlange.

Hyderabad, richtiger Haiderabad, die Haupt- und Residenzstadt des gleichnamigen brit. Vasallenstaats (Nizamgebiet) im Dekan in Vorderindien, liegt unter 17° 22′ nördl. Br. und 78° 32′ östl. L. (von Greenwich), am rechten Ufer des Mussi, eines Nebenflusses des Kistnah, über den seit 1811 eine schöne Granitbrücke führt, und ist von wilden, höchst malerischen Granithöhen umgeben. Die Stadt, von einer Festungsmauer umgeben, welche europ. Belagerungsgeschütz nicht zu widerstehen vermag, hat bedeutenden Umfang, aber meist enge Straßen. Außer den im ind. Stile erbauten Palästen des Nizam und anderer Großen ist noch das großartige Wohngebäude des engl. Residenten bemerkenswert. Von den zahlreichen Moscheen ist eine nach dem Muster der Kaaba zu Mekka gebaute die vornehmste. Auch bestehen zu H. mehrere Hindutempel. H. zählt (1881) 263005 E., größtenteils Mohammedaner, hat bedeutende Baumwollmanufakturen und Papierfabriken und war früher der Hauptmarkt für Diamanten und Edelsteine, die in dem benachbarten Golkonda (s. d.) geschliffen wurden. In der Nähe der Stadt liegen schöne Gärten und verschiedene künstliche Teiche oder Tanks. An einem der größern Teiche, dem Hussain-Sagar, liegt 7 km im Norden der Stadt und links am Mussi Sakanderabad oder Iskanderabad, eine brit. Militärstation mit 34357 E. Der Vasallenstaat Hyderabad zählt (1881) auf 207192 qkm 9167789 E.

Ein anderes H., die Hauptstadt von Sindh, liegt unter 25° 22′ nördl. Br. und 68° 28′ östl. L. (von Greenwich), 29 km von dem östl. Ufer des Indus entfernt, auf einer von diesem und einem Arme desselben, dem Fulaili, gebildeten Insel, auf einer der felsigen Gandscha-Höhen. Die Stadt umfaßt die an der Südseite gelegene Felsenfestung und mehrere Vorstädte mit (1872) zusammen 41152 E. In der Festung befinden sich der Palast der ehemaligen Emire und ein als Schatzkammer dienender massiver Turm, große Vorratsgebäude, ein Zeughaus, eine Kaserne, eine prot. Kirche, ein Gefängnis u. s. w. Der Bazar, eine lange, durch die ganze Stadt gehende Straße, ist sehr belebt. H. ist seit alter Zeit berühmt durch seine Waffenfabriken und unterhält auch Seide- und Baumwollmanufakturen. Der Handel ist lebhaft nach Multan im Norden, besonders seitdem 1861 die Eisenbahn eröffnet worden, welche von dem westlich gegenüber gelegenen Kotri 185 km weit nach Karatschi (s. d.) im Südwesten zuführt. Etwa 8 km im Norden der Stadt liegt am Fulaili das Dorf Miani, berühmt durch den Sieg von Sir Charles Napier über die Sindh-Armee 17. Febr. 1843, sowie durch einen zweiten Sieg am Fulaili 24. März, welcher dem Staat von Sindh ein Ende machte.

Hyder-Ali, eigentlich Hyder-Ali Chan Behadur, mohammed. Beherrscher (Sultan) von Mysore, einer der bedeutendsten ind. Fürsten neuerer Zeit, geb. 1722 als Sohn des Gouverneurs der mysor. Bergfestung Bangalore, trat 1749 als Freiwilliger in die Armee von Mysore,

hon 1752 ein bedeutendes Kommando und
päter Gouverneur von Dindigal, endlich
hlshaber der Armee. Er organisierte die-
h franz. Muster und wußte sie so für sich
nen, daß er sich 1759 zum faktischen Be-
von Mysore aufwerfen konnte, indem er
scha zwar den Titel und ein glänzendes
en ließ, ihn aber fern von allen Staats-
n in Gefangenschaft hielt. Er eroberte
alicut, Bednor, Onor, Cananor und an-
nere Staaten, sodaß das Reich Mysore
4800 qkm groß war. In demselben
rb auch der Radscha von Mysore und H.
ollständig Herrscher dieses Reichs. Der
te Feind der Engländer und in gleichem
n Franzosen, welche damals unter ihrem
aber Lally Tollendal den Engländern die
t über Indien streitig machten, zugethan,
, von den Franzosen unterstützt, mit ab-
dem Glück zwei Kriege mit erstern. Er
29. März 1769 den Engländern die Ar-
s Friedens vor den Thoren von Madras.
t den Maharatten führte er verschiedene
Oftmals hart bedrängt und scheinbar
nichtet, wußte er sich doch stets neue Hilfs-
verschaffen, um endlich als Sieger aus
it hervorzugehen. Er starb 7. Dez. 1782
ore. Sein Sohn und Nachfolger war
aib (s. d.). Die Engländer entwarfen
Charakter H.s ein viel zu ungünstiges,
zosen dagegen ein allzu günstiges Bild.
apfer, unternehmend und staatsklug, ohne
Fanatismus, sowie auch nicht grausam,
ber auch oft keine unedeln Mittel, wenn es
chung wichtiger Ziele für ihn galt.

rnaggur oder Bednore, Stadt in My-
).

aum *L.*, Stachelschwamm, Pilzgat-
der Familie der Hymenomyceten. Man
lreiche Arten, von denen etwa 50 in
nd einheimisch sind. Die Fruchtkörper
e verschiedene Gestalt, meist sind sie ziem-
und fleischig, oft auch leder- oder holz-
wachsen auf dem Erdboden oder auch an
ze. Das Hymenium befindet sich bei den
rten auf der Unterseite der hutförmigen
per; bei einigen flach der Unterlage an-
en Arten liegt es auf der Oberseite; es
aus spitzen, einzeln stehenden Stacheln
Mehrere Arten der Gattung H. sind eß-
z. B. der in Nadelwäldern vorkommende
schwamm, auch Hirschzunge genannt.
catum *L.*, der einen in der Mitte etwas
kten braunen Hut besitzt und mit dunkel-
, später schwarz werdenden Schuppen be-
Ferner gehört hierher der am faulenden
hsende Korallenschwamm, H. coral-
oy. mit größerm ästigen Fruchtkörper von
später gelber Farbe; eine ähnliche Gestalt
ebenfalls an moderndem alten Holze vor-
e Igelschwamm, H. erinaceus *Bull.*
keine Art von H., jedoch sind viele wegen
igen oder holzigen Beschaffenheit ihrer
per nicht eßbar.

r (grch. ὕδωρ), das Wasser, häufig in Zu-
ezungen (Hyd... Hydat..., Hydr...,
).

... (vom grch. ὕδωρ, das Wasser), Was-
asser...

Hydra (Lernäische), s. Lernäische Schlange.

Hydra, im Altertum Hydrea genannt, griech. Insel nahe der Südostküste von Argolis, besteht aus einem von Südwest nach Nordost streichenden Bergzuge, der fast überall den nackten Fels zeigt oder mit unfruchtbarem Geröll bedeckt, daher fast ganz baumlos ist; nur im westl. Teil findet sich eine kleine, etwas fruchtbarere Strecke. Im Altertum gehörte die damals nur sehr schwach bewohnte und ganz unbedeutende Insel den Bewohnern der Stadt Hermione, denen sie aber von samischen Piraten entrissen und den Trözeniern übergeben wurde. Im 15. (seit 1459—60) und 16. Jahrh. und nachher wieder, nach Vertreibung der Venetianer, namentlich seit 1715, bevölkerten vor den Türken flüchtige Albanesen aus Morea und Rumelien (namentlich aus Megaris) und einige Griechen, besonders aus Monembasia, die Inseln H., Spetsä und Poros. Die Schiffahrt, wodurch sich die Hydrioten ihren Unterhalt zu verschaffen suchen mußten, erweiterte sich nach und nach zum Küstenhandel, und bald galten die Hydrioten als die geschicktesten und kühnsten Matrosen des Mittelländischen Meers. Die eigentümliche Marineordnung, der Charakter und die ganze Lebensweise der Einwohner begünstigten den Handel der Insel, sodaß die Hydrioten (die in Verbindung mit den Spetsioten den Getreidehandel mit dem südl. Rußland fast ausschließlich betrieben) ihre Geschäfte sogar nach Italien und Frankreich, selbst bis in die Ostsee und nach Amerika ausdehnten. Nach Ausbruch des griech. Unabhängigkeitskampfes (1821) ward die zur Kriegsflotte umgewandelte Handelsmarine der griech. Inseln H., Spetsä und Psara ein wichtiges Werkzeug zur Befreiung Griechenlands; insbesondere nahmen die Hydrioten am Befreiungskampf den wärmsten und lebhaftesten Anteil und brachten der Nationalsache bedeutende Geldopfer. Aus H. stammten so namhafte Männer wie die Konduriotis, Miaulis, Bulgaris, Tombasis. Die neue Zeit der Unabhängigkeit war bei den erheblich veränderten Handelsverbindungen und Handelsverhältnissen im Mittelmeer nicht geeignet, ihren Wohlstand rasch wiederherzustellen.

Hydra, die gleichnamige Stadt der Insel, erhebt sich ungefähr an der Mitte der Nordküste amphitheatralisch über dem für sehr sicher geltenden Hafen und zeichnet sich durch reinliche, jedoch enge und steile Straßen, durch schöne, zum Teil mit Marmorarbeiten geschmückte Häuser aus. Sie hat viele Kirchen, eine hellenische und mehrere Gemeindeschulen, ist der Sitz eines griech. Bischofs und eines Friedensgerichts und zählt (1879) 6446 E., welche Baumwoll- und Seidenweberei, Gerberei, Seifensiederei, sowie Schiffbau und bedeutenden Handel treiben.

Hydra (Sternbild), s. Wasserschlange.

Hydrachnidae, s. Wassermilben.

Hydrämie (grch.), die krankhaft wässerige Beschaffenheit des Blutes.

Hydrangea *L.*, Wasserstrauch, Pflanzengattung aus der Familie der Saxifrageen, umfaßt kleine Sträucher mit schwammigem Holz und einfachen, großen, gegenständigen, nebenblattlosen Blättern und in Scheindolden stehenden Blüten, von denen die des Randes oft unfruchtbar sind dafür aber an Größe zunehmen. Der Kelch hat vier oder fünf Zähne, die Krone vier oder fünf

Blätter; Staubgefäße acht oder zehn, Fruchtknoten oft unvollkommen, zwei- oder vierfächerig mit zwei bis vier Griffeln; die Frucht ist eine häutige, zwischen den Griffeln aufspringende vielsamige Kapsel. Die bekannteste und schönste Art ist die Hortensie (s. d.). Mehrere nordamerikan. Arten, soweit sie nicht zu empfindlich sind, werden als Blütensträucher des freien Landes geschätzt und häufig angepflanzt. Aber auch bei diesen empfiehlt es sich, im Winter wenigstens die Wurzeln durch eine leichte Decke zu schützen. H. arborescens *L.*, der virginische Wasserstrauch, bis 1½ m hoch, hat große eiförmige, spitze, gezähnte, beiderseits glatte, grüne Blätter und im Juni kleine weißliche Blumen in großen vielblumigen Scheindolden an den Spitzen der Zweige; stark entwickelte Randblüten fehlen. Von diesem Strauche gibt es eine Abart mit herzförmigen Blättern. H. radiata *Wall.* (H. nivea *Mchx.*) ist ein Ziersträuch mit breit-eiförmigen, oben schön grünen, unten schneeweißen Blättern und im Juli mit großen flachen, weißen Trugdolden, deren Randblüten teils fruchtbar, teils unfruchtbar sind. Auch einige andere Arten, wie H. pubescens *Desne.*, quercifolia *Bartr.* und heteromalla *Don.*, sind schöne, aber ziemlich empfindliche und der Deckung bedürftige Sträucher.

Hydrangium (grch.), Lymphgefäß; Hydrangiologie, Lehre von den Lymphgefäßen.

Hydrant, soviel wie Feuerhahn (s. d.).

Hydrarchos, ein vorweltliches Säugetier, s. Zeuglodon.

Hydrargillit, Thonerdehydrat, s. unter Aluminium(-Verbindungen).

Hydrargyrose (grch.), die chronische Quecksilbervergiftung.

Hydrargyrum (vom grch. ὑδράργυρος, d. i. Wassersilber, flüssiges Silber), die lat. Bezeichnung für Quecksilber; Hydrargyriasis, Quecksilberkrankheit.

Hydrate nennt man in der Chemie nach der frühern dualistischen Anschauung die Verbindungen von wasserfrei existierenden Basen oder Säuren mit Wasser. Man betrachtete dieselben gewissermaßen als Salze, die basischen Hydrate als solche, in denen das Wasser die Rolle der Säure vertritt; in den sauren Hydraten nimmt das Wasser die Stelle der Basis ein. Das basische Kalkhydrat $CaO\,H_2O$ ist nach dieser Anschauung ein Salz oder eine einem Salz korrespondierende Verbindung, in welcher die Säure durch Wasser ersetzt ist; das saure Schwefelsäurehydrat SO_3H_2O ist demnach eine salzähnliche Verbindung, in welcher Wasser an die Stelle einer Basis getreten ist. In der neuern Chemie bezeichnen viele die basischen H. als Hydroxyde (s. d.). (S. Anhydride.)

Hydraulik (grch.), auch Hydrodynamik genannt, ist ein Teil der angewandten Mathematik und im besondern der Hydromechanik (s. d.). Der Name wird in einem weitern und einem engern Sinne gebraucht: im erstern begreift H. die wissenschaftliche Betrachtung alles dessen, was auf die Bewegung tropfbarer Flüssigkeiten Bezug hat; im letztern beschäftigt sie sich nur mit den praktischen Anwendungen, welche von der Bewegung des Wassers gemacht werden, umfaßt also die Wasserbaukunst (Regulierung der Flüsse, Uferbefestigungen, Eindeichungen, Kanal-, Hafen-, Wehr- und Schleusenbau, Ent- und Bewässerung der Ländereien, Anlage von Teichen und Wasserleitungen), ferner die Untersuchung der Quellen, die Wasserhebung, den Bau und die Kenntnis der Wasserräder, Wassersäulenmaschinen u. s. w.

Hydraulische Maschinen, s. Wassermaschinen.

Hydraulischer Mörtel, s. Cement.

Hydraulische Presse, s. unter Pressen.

Hydraulischer Propeller ist ein Wasserstrahl, durch welchen Schiffe fortbewegt werden. Es gibt zweierlei Arten, diesen Strahl zu erzeugen. In dem einen Falle ist im untern Raum des Schiffs eine Cisterne aus Eisenblech gebaut, deren Boden durchlöchert ist, sodaß das Wasser Zutritt hat und in der Cisterne so hoch steht wie außenbords. Eine durch Maschinenkraft getriebene Centrifugalpumpe nimmt dies Wasser auf und wirft es mit großer Geschwindigkeit durch Röhren, welche außenbords münden. Durch die Reaktion dieser Strahlen wird das Schiff in entgegengesetzter Richtung fortbewegt. Da jedoch durch die Bewegung der Pumpe und andere Reibung zu viel Kraft verloren geht, hat dieser Propeller (hydraulische Reaktion genannt) keine Verbreitung gefunden. Die zweite Art des hydraulischen Propellers ist der Hydromotor (s. d.).

Hydraulischer Widder oder **Stoßheber**, s. unter Heber.

Hydrea, altgriech. Insel, s. Hydra.

Hydria, altgriech. Wasserkrug mit einem senkrechten Henkel und zwei am Bauch angebrachten kleinern.

Hydriatrik, s. Kaltwasserkur.

Hydrioten, Einwohner der Insel Hydra (s. d.).

Hydro... (vom griech. ὕδωρ, das Wasser), Wasser...; wasser... [tümler.

Hydrobat (grch.), Wassertreter, Schwimmer.

Hydrobromsäure, soviel wie Bromwasserstoffsäure, s. unter Brom(-Verbindungen 3).

Hydrocarbür, auch Photogen, Mineralöl und Schieferöl genannt, ist ein zur Beleuchtung mittels Lampen dienendes, farbloses oder gelbliches Öl, welches aus dem bei der trockenen Destillation der bituminösen Schiefer, der Braunkohlen, des Torfs und der Bogheadkohle entstehenden Teer abgeschieden wird. Seine Bereitung und Anwendung datiert von Versuchen, welche Selligue in Paris seit 1834 anstellte. Seine große Flüchtigkeit und Leichtentzündlichkeit machte das früher im Handel befindliche H. in bedeutendem Grade feuergefährlich; durch seinen unangenehmen, den Kopf einnehmenden Geruch konnte es unter Umständen beschwerlich fallen. Durch sorgfältiger ausgeführte Reinigung, die jetzt allgemein in den Fabriken vorgenommen wird, hat es diese übeln Eigenschaften verloren, und es ist das jetzt von den deutschen Paraffinfabriken unter dem Namen Photogen in den Handel gebrachte H. der besten gereinigten Petroleum gleichzusetzen. (S. Paraffin und Solaröl.)

Hydrocēle (grch.), der Wasserbruch, s. unter Hoden, S. 290[b].

Hydrocellulose, ein Umwandlungsprodukt der Cellulose, welches durch Einwirkung von mäßig verdünnter Schwefelsäure auf Baumwolle, Papier u. dgl. entsteht und angeblich der Zusammensetzung $C_{12}H_{22}O_{11}$ entspricht. Die H. unterscheidet sich von gewöhnlicher Cellulose dadurch, daß sie gewisse Farbstoffe, welche von der Cellulose, Baumwolle u. dgl. nicht aufgenommen werden, direkt und ohne Zuhilfenahme eines andern Körpers fixiert. Auf Grund dieser Eigenschaften hat man die Bildung der H. in der Färberei der Baumwollstoffe zu verwerten

gesucht, wobei aber große Vorsicht anzuwenden ist, da die Gewebe leicht dabei zerstört werden.

Hydrocephälus (grch.), Wasserkopf, Gehirnwassersucht (s. d.).

Hydrocharideen (Hydrocharidĕae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Monokotyledonen. Man kennt gegen 40 Arten, die in den wärmern und gemäßigten Gegenden über die ganze Erde verbreitet sind. Sämtliche Arten sind Wasserpflanzen, in ihrem Habitus sind sie sehr verschieden, hauptsächlich in der Form der Blätter. Die Blüten sind getrenntgeschlechtig und von einer häutigen Scheide eingeschlossen; die Blüte besteht aus zwei meist dreizähligen Blattkreisen, drei oder mehrern Staubgefäßen oder einem ein- bis sechsfächerigen Fruchtknoten. Zur Familie der H. gehört unter andern die sog. Wasserpest (Elodea canadensis), ferner der bekannte Froschbiß, Hydrocharis (s. d.) und die vielfach in Aquarien gezogene Vallisneria spiralis (s. d.).

Hydrocharis *L.*, Froschbiß, Pflanzengattung aus der nach ihr benannten Familie der Hydrocharideen. Man kennt nur eine Art, H. morsus ranae *L.*, die in Europa und im mittlern Asien verbreitet ist. Es ist eine Wasserpflanze, welche schwimmende, kreisrunde, an der Basis tief herzförmige Blätter und schöne weiße Blüten besitzt. Sie findet sich in Deutschland ziemlich häufig in stehenden Gewässern, Gräben u. dgl. Da sie sich leicht kultivieren läßt, wird sie vielfach als Zierpflanze in Aquarien gezogen.

Hydrochinone, s. unter Chinone.

Hydrochlorsäure, soviel wie Chlorwasserstoffsäure oder Salzsäure (s. d.).

Hydrocyansäure, soviel wie Cyanwasserstoffsäure oder Blausäure (s. d.).

Hydrodynamik (grch.), s. Hydraulik.

Hydroextrakteur, überhaupt ein Entwässerungsapparat, soviel wie Centrifugaltrockenmaschine. (S. Centrifugen.)

Hydrogen (Hydrogenium), s. Wasserstoff.

Hydrographie (grch.), d. h. wörtlich Beschreibung des Wassers, hat als ein Teil der physik. Geographie die Physik des Wassers der Erdoberfläche überhaupt zum Gegenstande und wird dann auch wohl Hydrologie (Wasserkunde) genannt. Als ein Teil der beschreibenden Geographie beschäftigt sie sich teils mit der Beschreibung der Landgewässer, der Quellen, Flüsse und Seen, und unter hydrographischen Karten versteht man alsdann nichts anderes als Flußkarten, teils mit der Beschreibung des Meers, des Oceans, welche jedoch auch den besondern Namen Oceanographie erhalten hat. Insbesondere aber bezeichnet H. die Beschreibung der Meere mit Rücksicht auf alles dasjenige, was für die Nautik oder Schiffahrtskunde von Wichtigkeit ist, namentlich insofern die Anfertigung von Seekarten und darauf bezüglicher Tabellen auf ihr beruht. In Frankreich und andern Ländern heißen daher Navigations- oder Schiffahrts- und Steuermannsschulen auch hydrographische Schulen. Die neueste Zeit seit M. F. Maurys epochemachenden Arbeinamentlich durch die wichtigen Forschungen des Schiffs Challenger, des deutschen Schiffs Ga- und des amerik. Schiffs Tuscarora große schritte in der H. des Meers gemacht. Für e genauere Kenntnis der Flüsse, ihrer Schiffbarit und ihrer Kanäle ist Band 15 der «Statistik des Deutschen Reichs» (Berl. 1876), die deutschen Wasserstraßen enthaltend, von Bedeutung; für die Tiefseeforschung sind «Die Annalen der H.» und die Berichte im «Geogr. Jahrbuch» wichtig.

Hydrographisches Papier, eine Art Papier, auf welches man mit reinem Wasser schreibt, wodurch schwarze oder blaue Schriftzüge wie von Tinte hervorgebracht werden. Dasselbe ist ein gewöhnliches Schreibpapier, das mit Galläpfelabsud, resp. einer Auflösung von Blutlaugensalz getränkt und nach dem Trocknen mit höchst feingepulvertem, weißcalciniertem Eisenvitriol eingerieben ist.

Hydroïden (Hydroidea) nennt man eine Ordnung der Pflanzentiere. Die meisten H. sind Kolonientiere in Gestalt von Bäumchen oder Büschchen, häufig umgeben von einem hornigen Überzug, dem Perisark; Stamm und Äste des Bäumchens (Hydroïdpolyps) sind von einem kommunizierenden Hohlraume, dem gemeinsamen Nahrungskanal durchzogen, der sich auch in die Einzelpolypen fortsetzt. Diese Polypen sind häufig ungleichartig entwickelt, und haben die verschieden gestalteten Individuen auch verschiedene Leistungen zu verrichten (s. unter Polymorphismus), namentlich lassen sich Ernährungspolypen und Fortpflanzungspolypen (Gonoblastidien) unterscheiden; auf den letztern, bisweilen auch sonst an der Wand der Polypenbäumchen, entwickeln sich die sog. Geschlechtsgemmen (Gonophoren), die in ihrer höchsten Entfaltung als Medusen (Hydroïdquallen) von meist kleiner Gestalt, einfachem Baue und getrenntem Geschlecht sich loslösen und frei weiterleben; aus den Eiern dieser Medusen entwickeln sich wieder Polypenbäumchen; es findet mithin ein Generationswechsel statt. Aber wie es Hydroidpolypen gibt, die sich ohne freie Medusen vermehren, so gibt es auch zu dieser Gruppe ihrem Baue nach gehörige Medusen (Trachymedusae), die sich direkt ohne Polypengeneration entwickeln. H. gibt es in allen Meeren, aber nur wenig Formen finden sich im süßen Wasser, nämlich Hydra und Cordylophora. (Über beide s. Süßwasserpolypen.)

Hydroïdpolypen, s. unter Hydroïden.

Hydroïdquallen, s. unter Hydroïden.

Hydroiodsäure, soviel wie Jodwasserstoffsäure, s. unter Jod(-Verbindungen).

Hydrologie, s. unter Hydrographie.

Hydrologium (grch.), Wasseruhr.

Hydrolyte (grch.), eine Bezeichnung für die in Wasser auflöslichen Mineralien. Die im Wasser leicht löslichen sind nicht sehr zahlreich, da dieselben, wenn sie nach ihrer Bildung nicht besonders vor dem Zutritt des Wassers geschützt sind, gleich wieder vergehen. Es gehören dazu einige Sauerstoffsalze (Soda, Glaubersalz, Thonerdesulfate, Eisensulfate, die natürlich vorkommenden Alaune, Vitriole, Salpeter), sowie einige Haloidsalze, namentlich Chloride (Steinsalz, Sylvin, Salmiak), auch wenige Säuren (arsenige Säure, Sassolin). Andere spärliche Mineralien sind schwer in Wasser löslich, wie z. B. Gips (1 Teil in 400 Teilen Wasser).

Hydromanie (grch., «Wasserwuth»), übertriebene Vorliebe für das Wasser, namentlich als Heilmittel.

Hydromantie (grch.), Wahrsagung aus dem Wasser.

Hydromechanik heißt diejenige Wissenschaft, welche unter Anwendung der Mathematik die Einwirkung von Kräften auf tropfbare Flüssigkeiten

Kasten und einem breiten Kautschuktuch darüber, auf welches eine mehrfach gefaltete Decke als Matratze und ein Kopfkissen gelegt wird. Auf dieser Matratze schwimmt der Kranke und spürt nicht den geringsten Druck. [dendruck.

Hydrostatisches Paradoxon, s. unter Bo-

Hydrostatische Wage, s. Aräometer.

Hydrotechnik (grch.), Wasserbaukunst.

Hydrotherapie (grch.), die Wasserheilkunde, s. Kaltwasserkur.

Hydrothionsäure, soviel wie Schwefelwasserstoff, s. unter Schwefel(-Verbindungen).

Hydrothorax (grch.), die Brustwassersucht.

Hydroxyde sind chem. Verbindungen, welche sich vom Wasser dadurch ableiten, daß ein Atom Wasserstoff durch ein Atom eines andern Elements oder ein Radikal vertreten wird, welches alsdann mit der verbleibenden Atomgruppe OH oder Hydroxyl in Verbindung tritt. So entsteht aus Kalium und Wasser (K+HOH) Kaliumhydroxyd (KOH), während 1 Atom Wasserstoff entweicht. Zweiwertige Körper binden auf gleiche Weise zwei Hydroxyle, so z. B. Calciumhydroxyd $Ca(OH)_2$; sechswertige Atomgruppen nehmen sechs Hydroxyle auf, so z. B. Ferridhydroxyd $Fe_2(OH)_6$. Die H., welche Metalle oder Metalle ersetzende Radikale enthalten, entsprechen den frühern Metalloxydhydraten oder basischen Hydraten, so das Kaliumhydroxyd dem Kalihydrat, das Calciumhydroxyd dem Kalkhydrat, das Ferridhydroxyd dem Eisenoxydhydrat. Wird der vertretbare Wasserstoff des Wassers durch ein säurebildendes Radikal ersetzt, so entstehen die Säuren. So leitet sich die Salpetersäure NO_2OH vom Wasser ab, indem NO_2 an die Stelle von einem Atom Wasserstoff getreten ist, oder sie ist eine Verbindung des Radikals NO_2 mit einem Hydroxyl. Und ebenso wie die zwei- und mehrwertigen Metalle zwei und mehr Hydroxyle binden, so ist es auch mit den säurebildenden Radikalen: das zweiwertige Radikal SO vereint sich mit zwei Hydroxylen zu $SO(OH)_2$ oder schwefliger Säure, das zweiwertige Radikal SO_2 verbindet sich mit zwei Hydroxylen zu $SO_2(OH)_2$ oder Schwefelsäure, das dreiwertige Radikal PO verbindet sich mit drei Hydroxylen zu $PO(OH)_3$ oder Phosphorsäure. (S. Anhydride, Hydrate, Oxyde, Salz.)

Hydroxyl heißt in der Chemie die nicht isolierbare, einwertige Atomgruppe OH, deren Existenz in allen Hydroxyden, Hydraten, Säuren, Alkoholen u. s. w. angenommen wird.

Hye (Ant., Freiherr von H.-Glunek), österr. Minister, geb. 26. Mai 1807 zu Gleink (Glunek), im Stift Kremsmünster, dann an der wiener Universität gebildet, wurde 1832 außerord., 1842 ord. Professor des Strafrechts in Wien. Als gefeierter akademischer Lehrer einflußreich bei der Jugend, war er ihr Wortführer in den Märztagen von 1848. Im Sommer desselben Jahres trat er in das Justizministerium, dem er ununterbrochen bis 1867 angehörte. Zugleich war er als jurist. Schriftsteller thätig. Er ist der Schöpfer des Strafcodex von 1852. Von Beust in das Kabinett berufen, war H. vom 27. Juni bis zum 30. Dez. 1867 Justizminister und Leiter des Unterrichtsministeriums. Seit 1869 Mitglied des Herrenhauses, ist H. ein hervorragendes und beredtes Mitglied der liberalen Partei. H. ist ständiger Referent des Reichsgerichts und gibt eine «Sammlung der Entscheidungen des Reichsgerichts» heraus.

Hyères, Stadt im franz. Depart. Var (Provence), 16 km östlich von Toulon, Station der Zweiglinie La-Pauline-H. der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn und 4 km vom Meere, amphitheatralisch auf und an einer 204 m hohen Anhöhe gelegen, zählt (1876) 6797, als Gemeinde 12 289 E., hat in seinem alten obern, noch von Wällen umgebenen, durch ein festes Schloß aus dem 13. Jahrh. dominierten Teile ein finsteres, in dem neuern ein freundlicheres Ansehen und ist seiner herrlichen Lage und des milden Klimas wegen berühmt, deshalb auch ein Sammelplatz vieler, besonders brust- und gemütskranker Nordländer. Orangen, Citronen, Granatäpfel, Oliven und andere Südfrüchte gedeihen hier im Freien, Wein und Obst aller Art werden in Menge gewonnen. Der Haupterwerbszweig der Einwohner ist Gartenbau und die Kultur von Südfrüchten, ferner Seidenraupenzucht und Seidenspinnerei, Fabrikation von Olivenöl, Branntwein, Parfümerien, Korkpfropfen und Töpferwaren, sowie die Ausbeutung der benachbarten Küstensalinen. Mit den Produkten wird ein nicht unbeträchtlicher Handel getrieben. Der neugeschaffene Hafen der Salinen hat 1881 den Namen Port Pothuau erhalten. — H. war das röm. Castrum Arearum, an dessen Fuß im Mittelalter ein kleiner, vielfach von den Sarazenen beunruhigter Ort entstand. Diese letztern zerstörten die 5 km südlicher gelegene alte Handelsstadt Olbia. H., im Mittelalter Hiedera genannt, hat noch Überreste mittelalterlicher Befestigungen, zwei Kirchen aus dem 12. und 13. Jahrh., ein Stadthaus (ehemals Komturei der Tempelherren), vor welchem das Standbild des hier geborenen Kanzelredners Massillon steht, und in der Umgebung eine Menge moderner Gebäude und Villen. An der Küste hat man durch die seit 1843 veranstalteten Nachgrabungen Reste von Mauern, Gewölben, Brunnen, Wasserleitungen, Fresken, Skulpturen der röm. Stadt gefunden. Die Reede von H., im W. von der Halbinsel (früher Insel) von Giens, im O. von einem mit dem Kap Bénat endigenden Küstenvorsprung, im S. von den Hyèrischen Inseln begrenzt, dient den Geschwadern der franz. Mittelmeerflotte gewöhnlich zu ihren Seemanövern. Vgl. Denis, «H., ancien et moderne» (4. Aufl., Hyères 1882).

Hyèrische Inseln (Iles d'Hyères), bei den Alten Stoechades Insulae, im Mittelalter Areae oder Aureae genannt, Inselgruppe vor der Rede von Hyères, drei größere Inseln, mehrere kleine Eilande und Klippen mit wenig Bewohnern, aber vielen Kaninchen und Vögeln. Ile du Levant, die östlichste und größte, die längste, aber schmalste, bis 129 m hoch, dicht bewaldet und mineralogisch interessant wegen des Vorkommens von Krystallen, Granaten, Turmalin, Asbest, Titan, Rutil u. s. w., hat ein Leuchtfeuer und eine Kolonie von jungen Strafgefangenen. Portcros, die mittlere, zugleich ebenste und wildeste, 4 km lang und 2,5 km breit, bis 207 m hoch, hat 20 E., mehrere Batterien und den tiefen Hafen Port-Maye. Porquerolles, die westlichste, 8 km lang und 2 km breit, bis 150 m hoch, hat starke Befestigungen, Leuchtturm und 300 E., sowie lebhaften Verkehr der Küstenfahrer. Franz I. erhob die Inseln als Iles d'Or zu zwei Marquisaten und gab Porquerolles dem Gascogner Ornegan und die übrigen dem Deutschen Rockendorf.

ios (grch.), Regenspender, Beiname des
ntsprechend dem röm. Jupiter pluvius.
ographische Karte, eine Karte, welche
breitung des Regenfalls auf der Erde dar-
ometer, Regenmesser. [stellt.
ea, grch. Hygieia, die griech. Göttin der
heit, Tochter des Asklepios, wurde von den
gewöhnlich mit ihrem Vater zusammen
Auf erhaltenen Bildwerken erscheint sie,
ihrem Vater zusammen, als eine Jungfrau
henden Formen, welche gewöhnlich ein Ge-
t oder eine Schlange, das Symbol der Ge-
, aus einer Schale oder ihrer Hand essen
ken läßt. [(S. Planeten.)
ea ist auch der Name des 10. Asteroiden.
ene oder Hygieine (grch.), Gesund-
hre, Gesundheitskunde ist derjenige
Medizin, welcher lehrt, wie man den
(Natur-) Gesetzen gemäß leben, somit die
eit erhalten und die Lebensdauer verlän-
. Die allgemeine H. oder öffentliche Ge-
pflege, die Sorge für die Gesundheit der
hen Gesellschaft, ist Gegenstand der Staats-
de und beschäftigt sich mit den Gegenstän-
che Einfluß auf den Gesundheitszustand
en Bevölkerungsmasse haben, insonderheit
ntstehung, Ausbreitung und Bekämpfung
krankheiten oder Seuchen (s. Gesund-
lege), wohingegen die besondere oder pri-
, welche auch den Namen Orthobiotik
biotik (d. h. die Kunst, richtig zu leben),
gut Makrobiotik (d. h. die Kunst, lange
führt, die den einzelnen Menschen treffen-
von diesem selbst abhängigen Ursachen der
eitsstörung (wie Unmäßigkeit, mangel-
inlichkeit u. dgl.) erforscht und im wesent-
it der Diätetik (s. Diät) zusammenfällt.
die private H. vgl. Hufeland, «Makrobiotik
Kunst, das menschliche Leben zu verlän-
Berl. 1796; 8. Aufl. 1860; neu bearbeitet
inthal, 1873); Hartmann, «Glückseligkeits-
das physische Leben des Menschen» (Wien
u bearbeitet von Schreber, 10. Aufl., Lpz.
Oesterlen, «Handbuch der H., der privaten
ntlichen» (3. Aufl., Tüb. 1876); Riant,
d'hygiène» (Par. 1873; deutsch von Albu,
74); Uffelmann, «Handbuch der privaten
ntlichen H. des Kindes» (Lpz. 1882).
ınus (Gajus Julius), röm. Grammatiker
lter des Augustus, Schüler des Alexander
r und Freund des Ovid, war ein Frei-
r des Kaisers, der ihn sehr hoch schätzte
Vorsteher der Palatinischen Bibliothek
. Seinen Namen tragen zwei Kompila-
Die eine führte, vielleicht vom ersten Teile,
alogien enthält, den Gesamttitel «Genea-
wurde aber vom ersten Herausgeber «Fa-
enannt, und zwar in Rücksicht auf den zwei-
rn Teil, der die Erzählung griech. Mythen
h. Quellen enthält und durch die vielen auf
ragödien zurückgehenden Bestandteile be-
wertvoll ist. Die zweite Schrift, in ältern
n «Poeticon astronomicon», in den Hand-
«De astronomia» betitelt, ist ein Werk
rnsagen, die Elemente der Himmelskunde
Sternbilder, ebenfalls nach griech. Lehr-
Eratosthenes u. s. w.). Erstere Schrift be-
an bis tief ins Mittelalter hinein als
h; sie ist aber in sehr verstümmelter Form
auf uns gekommen. Das letztere Werk ward im Mittelalter viel gelesen und ist etwas besser erhalten. Beide Werke wurden in den «Mythographi latini» von Muncker (2 Bde., Amsterd. 1681), van Staveren (2 Bde., Leid. 1742) und von Bunte (die «Fabulae», Lpz. 1857, die «Astronomia», 1875), die «Fabulae» allein mit kritisch berichtigtem Text von M. Schmidt (Jena 1872) herausgegeben.

Hyginus, röm. Bischof, ungefähr 136—140. Unter ihm traten die Gnostiker Cerdon und Valentinus in Rom auf.

Hygro... (vom griech. ὑγρός, naß, feucht), Feuchtigkeits..., feucht...

Hygrologie (grch.), Lehre von der Feuchtigkeit der Luft, auch von den Flüssigkeiten der Körper.

Hygrōm (grch.), eine Balggeschwulst mit wässerigem Inhalt.

Hygrometer (grch., die Feuchtigkeitsmesser) sind physik. Instrumente, welche es ermöglichen, eine Kenntnis der Menge des in der Atmosphäre vorhandenen Wasserdampfes zu erlangen. Man kann füglich drei Hauptarten unterscheiden: 1) solche, deren Zweck es ist, die absolute Menge des an einem bestimmten Ort in der Luft vorhandenen Wasserdampfes zu bestimmen; 2) solche, welche das Verhältnis des wirklich in der Luft gegenwärtigen Wasserdampfes angeben zu dem, welcher vorhanden sein könnte, bis ein Niederschlag erfolgen müßte, d. h. bis die Luft gesättigt wäre, und 3) solche, welche ursprünglich nur zu der Erkennung einer mehr oder weniger feuchten Luft bestimmt waren (Hygroskope), sich aber bei Anwendung der nötigen Vorsicht und bei ganz exakter Konstruktion auch als messende Instrumente verwenden lassen.

Die erste Klasse wird gebildet durch diejenigen Instrumente, bei denen man Körper, welche mit großer Gier den Wasserdampf der Luft in sich aufnehmen (absorbieren), dazu benutzt, aus einer bestimmten Menge von atmosphärischer Luft die vorhandene Feuchtigkeit gänzlich aufzusaugen, und dann aus ihrer Gewichtszunahme die Menge des absorbierten Wasserdampfes bestimmt. Es sind dieses die Apparate von Brunner, Haegheus u. a., welche mit absoluter Schwefelsäure, Chlorcalcium, gebranntem Gips u. s. w. arbeiten. Zu den direkt nur relative Resultate gebenden H. gehören vornehmlich die von Daniel, Döbereiner und Körner, ebenso auch, obgleich auf einem andern Prinzip beruhend, das Psychrometer von August (wohl zuerst von Hutton konstruiert). Die erstern (in umstehenden Fig. 1 u. 1a dargestellt) gründen sich darauf, daß man in einem Gefäße die Temperatur so weit erniedrigt (durch Verdampfen von Äther oder dergleichen), bis dasselbe eine Temperatur erreicht hat, bei welcher die in der umgebenden Luft vorhandenen Wasserdämpfe sich verdichten müßten, wenn die Luft diese Temperatur hätte. In nächster Nähe findet dieses aber thatsächlich statt und es erfolgt daher an den Wänden des Gefäßes ein tauartiger Niederschlag, zu dessen Sichtbarmachung z. B. ein um das Gefäß gelegter blanker vergoldeter Ring oder dergleichen benutzt wird. Beobachtet man nun die Temperatur, bei welcher dieser Niederschlag erfolgt (den sog. Taupunkt), so kann man vermittelst der auf andere Weise entworfenen Spannungstabellen des Wasserdampfes sowohl die relative als auch bei Berücksichtigung der eigentlichen Lufttemperatur die absolute Feuchtigkeit finden.

Das Augustsche Psychrometer (Fig. 2 u. 2a) besteht aus zwei empfindlichen Thermometern, welche nebeneinander aufgehängt sind und bei denen die Kugel des einen mit einem feinen, gänzlich fettfreien

Fig. 1. Daniellsches Hygrometer.
a mit Äther zu befeuchtende Kugel, b Lufthermometer, c inneres Thermometer, d vergoldeter Ring an der Verdunstungskugel.

Fig. 1a.
c inneres Thermometer, b mit Äther zu befeuchtende Kugel, a Verdunstungskugel mit vergoldetem Ring.

Musselinüberzug umgeben ist, der durch geeignete Vorrichtungen stets feucht erhalten wird. Durch die Verdampfung des Wassers von der feuchten Kugel wird die Temperatur in deren Nähe vermindert, und zwar um so mehr, je schneller die Verdunstung

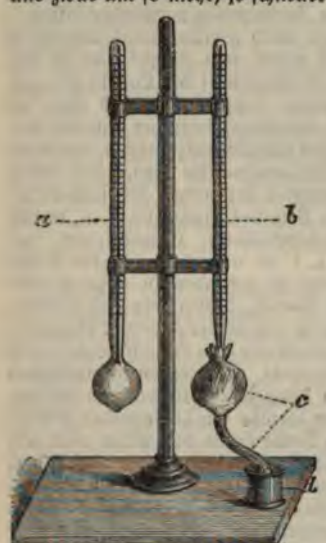


Fig. 2. Augustsches Psychrometer.
a trockenes Thermometer, b feuchtes Thermometer, c Umwickelung der Kugel und Zuleitungsdraht, d innen versilbertes Gefäß für destilliertes Wasser.

Fig. 2a.
Die Umhüllung der Kugel des feuchten Thermometers.

erfolgt, d. h. also je trockener die umgebende Luft, je höher die Lufttemperatur überhaupt und je niedriger der Luftdruck ist. Werden nun diese Daten gleichzeitig beobachtet, so kann man daraus in Verbindung mit der Differenz des trockenen und feuchten Thermometers die Feuchtigkeit der Luft mit Leichtigkeit herleiten. Zu diesem Zwecke entworfene Tafeln finden sich in den Lehrbüchern von Schmid, Mohn, sowie auch in der Sammlung von Jelinek.

Die dritte Klasse der H. wird gebildet durch diejenigen Instrumente, welche sich auf die Formveränderung organischer Substanzen durch Aufnahme von Wasserdampf gründen. Als solche Körper werden zuerst Fischbein (Deluc), Darmsaiten, auch einige Pflanzen (z. B. Carlina acaulis, der Bart von Geranium moschatum u. s. w.), später aber fast ausschließlich Menschenhaare (zuerst von Saussure) angewandt. Das letztere ist seitdem in den verschiedensten Variationen konstruiert worden; in neuerer Zeit haben hauptsächlich die Instrumente von Klinkerfues und von Koppe Anspruch auf Genauigkeit. Das Koppsche Haarhygrometer ist in nachstehender Fig. 3 dargestellt. Die Wirkung dieser Instrumente, welche bei Klinkerfues noch durch Hinzutreten der Torsion bei Anwendung des Bifilarsystems gesteigert wird, ist die, daß bei feuchter Luft sich das völlig entfettete Haar ausdehnt und bei Trockenheit sich verkürzt. Durch geeignete Mechanismen wird diese Längenänderung durch einen Zeiger auf einer Skala wahrnehmbar gemacht. Die Justierung oder ursprüngliche Teilung der letztern muß auf experimentellem Wege, indem man das ganze Instrument einmal in völlig trockene, das andere mal in mit Wasserdampf gesättigte Luft bringt, ausgeführt werden. (Ersteres läßt sich durch Wasserdampf absorbierende Körper, letzteres durch Verdampfung von Wasser im geschlossenen Raume erreichen.) Das so gefundene Intervall teilt man dann gewöhnlich in 100 Teile, welche, wenn sie nach den von Regnault (Regnault hat sich überhaupt um die Untersuchung der verschiedenen H. große Verdienste erworben) angegebenen Verhältnissen aufgetragen werden, direkt die relative Feuchtigkeit in Prozenten a

Fig. 3. Koppsches Haarhygrometer.
a entfettetes Haar, b Skala, c Zeiger auf einer Rolle, um welche das Ende des Haares gewunden ist, d Feder zur Spannung des Haares, e Stellschraube, f Gehäuse.

Hygrometrie (grch., d. i. Luftmessung) Lehre von der Bestimmung der Luftfeuchtig

Hygroskop (grch., d. i. Feuchtigkeitsan Bezeichnung für Instrumente, welche durch b ßen Augenschein einen Schluß auf die größe

ßere Luftfeuchtigkeit zu machen gestatten. (S. grometer.)

ygroskopisch und **Hygroskopische Feuchtigkeit**, s. Hygroskopizität.

Hygroskopizität (grch.) nennt man die Eigenschaft der Materie, durch Flächenattraktion dampfförmiges Wasser an ihrer Oberfläche zu verdichten. Diese Eigenschaft kommt in besonders hohem Grade vielen organisierten Gebilden, Haaren, Wolle, Seide, Pflanzenteilen, Stärkemehl zu. Die hygroskopische Eigenschaft dieser Körper ist so groß, daß sie sich völlig trocken nur in einer künstlich ausgetrockneten Atmosphäre aufbewahren lassen. Sobald sie im künstlich getrockneten Zustande der gewöhnlichen Luft ausgesetzt werden, nehmen sie, ohne irgendwie feucht zu erscheinen, in kürzester Frist aus derselben so viel Wasser auf, daß sie ihr Gewicht um 10—20 Proz. vermehren. Die Menge der so absorbierten **hygroskopischen Feuchtigkeit** ist verschieden nach dem augenblicklichen Wassergehalt der Atmosphäre, derart, daß die betreffenden Körper sich beständig mit dem Wassergehalt der Atmosphäre in ein Gleichgewicht setzen. So geben sie an relativ trockene Luft Wasser ab und nehmen aus feuchterer Wasser auf. Die Kenntnis der Menge der in einer Substanz enthaltenen hygroskopischen Feuchtigkeit ist für viele Fälle von hoher Bedeutung, so z. B. im Seidenhandel, wo man leicht durch Lagern an einem feuchten Orte die Seide durch Aufnahme von Wasser erheblich beschweren kann. Um den dadurch hervorgerufenen Unreellitäten vorzubeugen, wird Rohseide nur in wasserfreiem Zustande gehandelt, und es bestehen an den Hauptorten des Seidenhandels, so z. B. in Mailand, eigene Anstalten, Konditionierungsanstalten, in denen der Wassergehalt der auf den Markt gebrachten Seide amtlich ermittelt wird. Dem Wollhandel würde durch Errichtung ähnlicher Anstalten großer Vorteil erwachsen, da es nicht gleichgültig sein kann, ob man in einem metrischen Zentner Wolle 10 oder 20 kg Wasser kauft.

Wenngleich die H. namentlich bei organisierten Substanzen zu Tage tritt, so ist sie doch aller Materie in mehr oder weniger hohem Grade eigen; selbst das blanke Metall, das Glas, ist mit einer feinen Schicht von Feuchtigkeit bedeckt, deren Größe sich durch Wägung ermitteln läßt, indem man die betreffenden Körper zunächst länger in einer völlig wasserfreien Atmosphäre verweilen läßt, ihr Gewicht in dieser feststellt und sie dann der gewöhnlichen Luft aussetzt, wobei sofort eine Gewichtszunahme bemerkbar wird.

Da die Aufnahme der hygroskopischen Feuchtigkeit auf einer Überführung von dampfförmigem Wasser in den flüssigen, wenn nicht festen Aggregatzustand beruht, so muß dabei die Gesamtmenge der Dampfwärme frei werden, und es muß also ein hygroskopischer Körper, indem er sich mit Wasser verbindet, sich erwärmen. Die Größe der dabei stattfindenden Erwärmung ist für einzelne Körper bestimmt ermittelt worden.

Bei nicht absolut starren Körpern bringt die hygroskopische Eigenschaft nicht selten Formveränderungen, namentlich Ausdehnung oder Zusammenziehung in der Längenachse hervor. Man benutzt dieses Verhalten bei der Konstruktion verschiedener Hygrometer (s.), bei denen die Längenveränderungen eines Stabes Rückschlüsse auf die Beschaffenheit der Atmosphäre zu machen gestatten. Auf gleiche Ursache ist die allmähliche Verstimmtwerden der Streichinstrumente während der Konzerte zurückzuführen. Die anfangs in einer relativ trockenen Atmosphäre in die richtige Spannung versetzten Saiten verlängern sich in dem Maße, wie die Luft des Saals sich durch den Atem der Anwesenden mit Feuchtigkeit beladet; die Folge davon ist ein Herabgehen der Stimmung.

Hykkara, uralter fester Ort an der Nordwestküste Siciliens, wenig westlich von Panormos (Palermo), jetzt Carini.

Hykšos (d. i. Hirtenkönige) heißen in der Geschichte des alten Ägypten die Könige der 15. und 16. Dynastie des Manethôs, welche nicht einheimischen, sondern semit. Ursprungs waren. Eine wahrscheinlich weit verbreitete Völkerbewegung in Vorderasien veranlaßte die Ägypten zunächst wohnenden semit. Stämme um 2100 v. Chr. zu einem Einfall in das fruchtbare Nilland. Unter ihrem Führer Salatis eroberte eine starke Streitmacht rasch nicht nur das ganze Delta, sondern auch die damalige Reichshauptstadt Memphis, welche die Eindringlinge zum Mittelpunkt ihrer Herrschaft machten. Die einheimischen Dynastien in Oberägypten (Theben), die 13. und 14. des Manethôs, scheinen, wenigstens zeitweilig, ebenfalls von den H. abhängig gewesen zu sein. Erst mit dem Eintritt der 17. Dynastie, um 1680 v. Chr., ermannten sich die oberägypt. Fürsten, auf Äthiopien gestützt, und begannen von Theben aus den langjährigen Kampf mit den H. um den Besitz des unterägypt. Landes. Die Eindringlinge wurden genötigt, Memphis zu verlassen und sich nach Hauaris, in der Nähe des spätern Pelusium, zurückzuziehen. Auch dieses wurde erobert; doch hielten sich die H. (Schasu) wahrscheinlich noch während der ganzen Dauer der 17. Dynastie, soweit sie sich nicht den neuen Herrschern unterwarfen, in dem unzugänglichen Sumpflande des nördl. Delta, bis sie von Thuthmosis III. im Beginn der 18. Dynastie um 1500 völlig vertrieben und nach Palästina zurückgeworfen wurden. So nur sind die Nachrichten der Monumente mit dem Bericht des Manethôs zu vereinigen, der uns, wenn auch nicht aus erster Hand, von Josephus aufbewahrt ist. Die H. haben vielfach das Interesse der Bibelforscher erregt, welche entweder in ihnen die Pharaonen erblickten, zu deren Zeit die Israeliten in das Land Gosen einwanderten, oder dieselben wohl gar selbst israel. Ursprungs sein lassen, obgleich diese erst lange nach der Vertreibung der H. in Ägypten einwanderten und erst in der 19. Dynastie, wie Manethôs' Geschichtswerk berichtet, Ägypten verließen. Eine andere, sehr verbreitete Ansicht über die völlige Vertreibung der H. schon unter dem ersten König der 17. (18.) Dynastie, Amasis I., vertreten besonders de Rougé und Brugsch.

Hyla, der Laubfrosch.

Hylas, der schöne Sohn des Theiodamas, war der Liebling des Hercules, den er auf dem Argonautenzuge begleitete. Durch seine Schönheit entzückt, zogen ihn die Najaden, als er an der Propontis (Marmarameer) ans Land gestiegen war, um Wasser aus dem Askaniosfluß oder aus einer Quelle zu schöpfen, in ihre Fluten hinab. Wehklagend suchte Herakles den Geliebten überall; unterdes aber setzte das Schiff Argo die Reise fort und ließ jenen zurück. Die Einwohner von Kios feierten alljährlich ein Fest, an dem sie ins Gebirge zogen und H. riefen. Auch wird erzählt, daß der Priester an der Quelle opferte und dreimal H. rief,

n, die zum größten Teil in den Tropen
en. Es sind sehr zarte moosähnliche
ter mit eigentümlichen, über den Rand
es hinausragenden Fruchthäufchen (sori),
einem gewöhnlich becherförmigen Schleier
sind. Die Sporangien haben einen voll-
, schief oder horizontal verlaufenden Ring
) und springen der Länge nach auf. Die
bestehen meist nur aus einer einzigen
arenchymatischer Zellen und besitzen keine
nungen. In Deutschland findet sich nur
ige Art aus der Gattung Hymeno-
m, nämlich H. tunbridgense *Sm.*; sie
n feuchten Felsen und Baumstämmen und
ur im Uttewalder Grunde in der Sächsi-
weiz vor.

enophyllites *Göpp.* ist in der Phyto-
logie die Kollektivbezeichnung für mehrere
rnkräuter, die mit den lebenden Hymeno-
insofern übereinstimmen, als die Frucht-
oder Sori an der Spitze der Fiederchen
die hierhergehörenden Formen finden sich
ten Teil in der Steinkohlenformation.

enophyllum, s. Hymenophylleen.

nopteren (Hymenoptera), Hautflüg-
Aderflügler, eine sehr umfassende
der Insekten, zu welcher die Bienen und
, die Blatt-, Holz-, Raub- und Schlupf-
gehören. Sie sind von sehr verschiedener
von ⅛ Linie, wie das Geschlecht Mymar,
örtern Zollen), besitzen vier scheinbar nackte,
igen ästförmig verzweigten Adern durch-
flügel, welche nur sehr selten fehlen, und
en die Vorderflügel länger und breiter sind.
ndteile sind kauend, die Oberkiefer nament-
stark entwickelt und meist mit Zähnelungen
. Durch Verlängerung der gegliederten
pe und Zunge können viele auch saugen
elmehr Säfte schlappen. Der Brustkasten
artier Horndecke versehen. Ihre Verwand-
eine vollkommene. Meist haben sie nur
eration, manche Blattwespen eine doppelte,
hrend manche Ichneumonen nur zwei bis
chen zu ihrer Entwickelung brauchen, dauert
den Holzwespen zwei Jahre. Die Weibchen
ntweder einen Legestachel (Bohrer), mit
ie Oberhaut der Tiere und Pflanzen durch-
der durchsägen, um ihre Eier hineinzulegen,
sind (wie Bienen, Wespen) mit einem ver-
Wehrstachel versehen, mit dem sie sehr
ich stechen können, indem durch den Stachel
m mit demselben in Verbindung stehenden
zugleich ein ätzender Saft in die Wunde
wird. Die H. haben einen bewunderns-
n Instinkt und gutgeordneten Haushalt, zu
sich öfters viele verbinden, und wo häufig
chtung besteht, daß bei den meisten Weib-
n Arbeiterinnen, die Geschlechtsteile ver-
. Manche von ihnen bringen allerdings
, so die Ameisen und die meisten Wespen;
ringen indessen auch Nutzen, so die Honig-
rch Honig und Wachs, die Eichengallwespe
alläpfel, die Ichneumonen oder Schlupf-
urch Vertilgung vieler schädlicher Insekten.
en der H. sind gewöhnlich fußlos, weiß
, selten gefärbt und mit 6, 8 oder 18—22
rsehen. Die Larven der Ameisen, Hum-
ienen und Wespen hausen in künstlichen
gen, aus sehr verschiedenartigen Materia-
lien bereitet; die Larven der Raubwespen leben von tierischen und vegetabilischen Stoffen, die der Gallwespen in Pflanzengallen, die der Holzwespen im Kerne des Holzes, die der Blattwespen frei auf Pflanzenblättern, die der Schlupfwespen im Innern anderer Insekten, vorzüglich der Raupen.

Man schätzt die Zahl der bekannten H. auf 15000, was gewiß nur ein geringer Bruchteil der lebenden ist; kennt man doch aus England, das eine der kleinsten, aber allerdings am besten durchforschten Faunen Europas hat, allein schon gegen 1200 Arten Glanzwespen (Chalcididae). Wir teilen die H. in drei große Gruppen: 1) Hymenoptera aculeata, stacheltragende Hautflügler, Weibchen (und Arbeiter) mit Stachel und Giftapparat, bauen meist Zellen und Nester, um in denselben ihre after- und fußlosen Larven aufzufüttern. Hierher gehören die Bienen, Wespen und Ameisen. (S. die betreffenden Artikel.) 2) Hymenoptera entomophaga, insektenfressende H., Weibchen mit einem Legebohrer, die Eier werden an und in Eier, Larven und Puppen anderer Gliedertiere gelegt, in denen schmarotzend sie sich entwickeln; nur die Gallwespen (s. d.) machen hiervon eine Ausnahme. Die übrigen sog. Schlupfwespen (s. d.) werden durch Vertilgung einer unglaublichen Masse schädlicher Insekten sehr nützlich. 3) Hymenoptera phytophaga, pflanzenfressende H., Weibchen mit sägeartigem Legebohrer, die Larven von Gestalt und Farbe der Raupen, aber mit zahlreichern, 18—22 Bauchfüßen (sog. Afterraupen), sind pflanzenfressend und ihr Darmkanal endigt in einem After. Hierher gehören die Blatt- und Holzwespen. (S. die eigenen Artikel.)

Hymettos, ein schon im Altertum durch seine Bienenkräuter und den trefflichen blaugrauen Marmor berühmter Bergrücken in Attika, jetzt Trelowuno, liegt südöstlich von Athen, nimmt seine Richtung von Süden nach Norden und erreicht eine Höhe von 1027 m. Der hier gewonnene, überaus wohlschmeckende Honig, der den Alten für eine besondere Quelle des Reichtums galt, hat bis jetzt seinen Ruhm behauptet.

Hymne oder Hymnus nannten die Griechen einen Preis- oder Lobgesang, welcher zu Ehren der Götter oder Heroen bei feierlichen Opfern und Festen mit Begleitung der Musik und unter Tänzen gesungen wurde und nach den Gottheiten verschiedene Namen und Charaktere, z. B. Dithyrambus, Päan u. s. w., erhielt; dann auch jedes feierlich schwunghafte Loblied. Die Psalmen der Hebräer sind auch H., nur dem morgenländ. Charakter zufolge noch feuriger und erhabener als die H. der Griechen. Die frühesten H. sind noch fast ganz episch, wie z. B. die unter dem Namen des Homer bekannten; sie erzählen die Mythen der Götter. Die spätern, wie die des Pindar und Kallimachos, sind schon mehr lyrischer Art. Die christlichen H. sind ganz lyrisch und sprechen das Gefühl des Menschen aus, der sich zu dem Unsichtbaren erhebt. Sie werden gewöhnlich nur mit figurierter Musik gesungen, denn die langsame und gleichförmig fortschreitende, oft auch im Singen gedehnte Melodie des Chorals hemmt den feurigen Flug des Hymnus. Die ersten H. in der morgenländ. Kirche soll der Bischof Hierotheus, in der abendländischen der heil. Hilarius verfaßt haben; spätere Hymnendichter waren der heil. Ambrosius und die Päpste Gelasius und Gregor d. Gr. Der Gebrauch derselben in der Kirche wurde durch das vierte Konzil zu

Das Augustsche Psychrometer (Fig. 2 u. 2a) besteht aus zwei empfindlichen Thermometern, welche nebeneinander aufgehängt sind und bei denen die Kugel des einen mit einem feinen, gänzlich fettfreien

Fig. 1. Daniellsches Hygrometer.
a mit Äther zu befeuchtende Kugel, b Lufttthermometer, c inneres Thermometer, d vergoldeter Ring an der Verdunstungskugel.

Fig. 1a.
c inneres Thermometer, b mit Äther zu befeuchtende Kugel, a Verdunstungskugel mit vergoldetem Ring.

Musselinüberzug umgeben ist, der durch geeignete Vorrichtungen stets feucht erhalten wird. Durch die Verdampfung des Wassers von der feuchten Kugel wird die Temperatur in deren Nähe vermindert, und zwar um so mehr, je schneller die Verdunstung

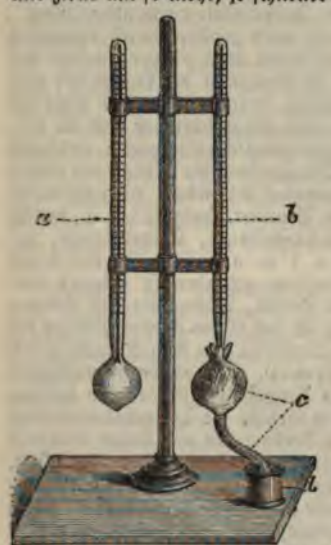


Fig. 2. Augustsches Psychrometer.
a trockenes Thermometer, b feuchtes Thermometer, c Umwickelung der Kugel und Zuleitungsdraht, d innen versilbertes Gefäß für destilliertes Wasser.

Fig. 2a.
Die Umhüllung der Kugel des feuchten Thermometers.

erfolgt, d. h. also je trockener die umgebende Luft, je höher die Lufttemperatur überhaupt und je niedriger der Luftdruck ist. Werden nun diese Daten gleichzeitig beobachtet, so kann man daraus in Verbindung mit der Differenz des trockenen und feuchten Thermometers die Feuchtigkeit der Luft mit Leichtigkeit herleiten. Zu dies[en] fene Tafeln finden sich in de[n] Schmid, Mohn, sowie auch in [...] Jelinek.

Die dritte K[lasse] bildet durch die[...] welche sich au[f] rung organisch[er] Aufnahme von [...] den. Als solch[e] erst Fischbein ([...] auch einige Pfl[anzen] acaulis, der [...] moschatum u. [...] fast ausschließ[lich] (zuerst von S[...] Das letztere ist [...] schiedensten Ba[...] worden; in [...] hauptsächlich d[...] Klinkerfues un[d] spruch auf [...] Koppsche Ha[ar] in nachstehende[r] Die Wirkung [...] welche bei Kli[...] Hinzutreten der [...] dung des Bifi[...] wird, ist die, [...] sich das völlig entfettete Haa[r] Trockenheit sich verkürzt. Dur[ch] nismen wird diese Längenän[de]rung Zeiger auf einer Skala wahrnehmbar gemacht. Die Justierung oder ursprüngliche Teilung der letztern muß auf experimentellem Wege, indem man das ganze Instrument einmal in völlig trockene, das andere mal in mit Wasserdampf gesättigte Luft bringt, ausgeführt werden. (Ersteres läßt sich durch Wasserdampf absorbierende Körper, letzteres durch Verdampfung von Wasser im geschlossenen Raume erreichen.) Das so gefundene Intervall teilt man dann gewöhnlich in 100 Teile, welche, wenn sie nach den von Regnault (Regnault hat sich überhaupt um der verschiedenen H. große V[er]angegebenen Verhältnissen a[n] direkt die relative Feuchtigkeit in

Fig. 3. K[...]
a entfettete[s] ger auf ein[em] Ende des [...] ritzend, d [...] Haares, [...]

Hygrometrie (grch., d. i. [...] Lehre von der Bestimmung der [...]

Hygroskop (grch., d. i. Fe[uch]Bezeichnung für Instrumente, [...] ßen Augenschein einen Schluß [...]

ftfeuchtigkeit zu machen geſtatten. (S. er.)

ɔpiſch und **Hygroſkopiſche Feuch-** ɔ y g r o ſ k o p i z i t ä t.

ɔpizität (grch.) nennt man die Eigen- ıtene, durch Flächenattraktion dampf- ſſer an ihrer Oberfläche zu verdichten. haft kommt in beſonders hohem Grade ſierten Gebilden, Haaren, Wolle, Seide, n, Stärkemehl zu. Die hygroſkopiſche ieſer Körper iſt ſo groß, daß ſie ſich nur in einer künſtlich ausgetrockneten aufbewahren laſſen. Sobald ſie im ckneten Zuſtande der gewöhnlichen Luft den, nehmen ſie, ohne irgendwie feucht in kürzeſter Friſt aus derſelben ſo viel daß ſie ihr Gewicht um 10—20 Proz. die Menge der ſo abſorbierten hygro- feuchtigkeit iſt verſchieden nach dem n Waſſergehalt der Atmoſphäre, der- betreffenden Körper ſich beſtändig mit halt der Atmoſphäre in ein Gleich- So geben ſie an relativ trockene Luft d nehmen aus feuchterer Waſſer auf. der Menge der in einer Subſtanz ent- oſkopiſchen Feuchtigkeit iſt für viele her Bedeutung, ſo z. B. im Seiden- in leicht durch Lagern an einem feuch- eide durch Aufnahme von Waſſer er- ten kann. Um den dadurch hervor- eitäten vorzubeugen, wird Rohſeide freiem Zuſtande gehandelt, und es be- Hauptorten des Seidenhandels, ſo land, eigene Anſtalten, Konditionie- n, in denen der Waſſergehalt der auf brachten Seide amtlich ermittelt wird. ndel würde durch Errichtung ähnlicher ofer Vorteil erwachſen, da es nicht ein kann, ob man in einem metriſchen le 10 oder 20 kg Waſſer kauft.

h die H. namentlich bei organiſierten zu Tage tritt, ſo iſt ſie doch aller Ma- hr oder weniger hohem Grade eigen; anke Metall, das Glas, iſt mit einer fei- von Feuchtigkeit bedeckt, deren Größe Wägung ermitteln läßt, indem man die n Körper zunächſt länger in einer völlig n Atmoſphäre verweilen läßt, ihr Ge- dieſer feſtſtellt und ſie dann der gewöhn- t ausſetzt, wobei ſofort eine Gewichtszu- merkbar wird.

e Aufnahme der hygroſkopiſchen Feuchtig- einer Überführung von dampfförmigem n den flüſſigen, wenn nicht feſten Aggregat- beruht, ſo muß dabei die Geſamtmenge ufwärme frei werden, und es muß alſo ein opiſcher Körper, indem er ſich mit Waſſer ſich erwärmen. Die Größe der dabei ſtatt- n Erwärmung iſt für einzelne Körper be- mittelt worden.

icht abſolut ſtarren Körpern bringt die hygro- Eigenſchaft nicht ſelten Formveränderungen, ch Ausdehnung oder Zuſammenziehung in nachſe hervor. Man benutzt dieſes Verhal- er Konſtruktion verſchiedener Hygrometer ei denen die Längenveränderungen eines Rückſchlüſſe auf die Beſchaffenheit der Atmo- machen geſtatten. Auf gleiche Urſache iſt thliche Verſtimmtwerden der Streichinſtru- mente während der Konzerte zurückzuführen. Die anfangs in einer relativ trockenen Atmoſphäre in die richtige Spannung verſetzten Saiten verlängern ſich in dem Maße, wie die Luft des Saals ſich durch den Atem der Anweſenden mit Feuchtigkeit beladet; die Folge davon iſt ein Herabgehen der Stimmung.

Hykkara, uralter feſter Ort an der Nordweſtküſte Siciliens, wenig weſtlich von Panormos (Palermo), jetzt Carini.

Hykſos (d. i. Hirtenkönige) heißen in der Geſchichte des alten Ägypten die Könige der 15. und 16. Dynaſtie des Manethôs, welche nicht einheimiſchen, ſondern ſemit. Urſprungs waren. Eine wahrſcheinlich weit verbreitete Völkerbewegung in Vorderaſien veranlaßte die Ägypten zunächſt wohnenden ſemit. Stämme um 2100 v. Chr. zu einem Einfall in das fruchtbare Nilland. Unter ihrem Führer Salatis eroberte eine ſtarke Streitmacht raſch nicht nur das ganze Delta, ſondern auch die damalige Reichshauptſtadt Memphis, welche die Eindringlinge zum Mittelpunkt ihrer Herrſchaft machten. Die einheimiſchen Dynaſtien in Oberägypten (Theben), die 13. und 14. des Manethôs, ſcheinen, wenigſtens zeitweilig, ebenfalls von den H. abhängig geweſen zu ſein. Erſt mit dem Eintritt der 17. Dynaſtie, um 1680 v. Chr., ermannten ſich die oberägypt. Fürſten, auf Äthiopien geſtützt, und begannen von Theben aus den langjährigen Kampf mit den H. um den Beſitz des unterägypt. Landes. Die Eindringlinge wurden genötigt, Memphis zu verlaſſen und ſich nach Hauaris, in der Nähe des ſpätern Peluſium, zurückzuziehen. Auch dieſes wurde erobert; doch hielten ſich die H. (Schaſu) wahrſcheinlich noch während der ganzen Dauer der 17. Dynaſtie, ſoweit ſie ſich nicht den neuen Herrſchern unterwarfen, in dem unzugänglichen Sumpflande des nördl. Delta, bis ſie von Thuthmoſis III. im Beginn der 18. Dynaſtie um 1500 völlig vertrieben und nach Paläſtina zurückgeworfen wurden. So nur ſind die Nachrichten der Monumente mit dem Bericht des Manethôs zu vereinigen, der uns, wenn auch nicht aus erſter Hand, von Joſephus aufbewahrt iſt. Die H. haben vielfach das Intereſſe der Bibelforſcher erregt, welche entweder in ihnen die Pharaonen erblickten, zu deren Zeit die Iſraeliten in das Land Goſen einwanderten, oder dieſelben wohl gar ſelbſt israel. Urſprungs ſein laſſen, obgleich dieſe erſt lange nach der Vertreibung der H. in Ägypten einwanderten und erſt in der 19. Dynaſtie, wie Manethôs' Geſchichtswerk berichtet, Ägypten verließen. Eine andere, ſehr verbreitete Anſicht über die völlige Vertreibung der H. ſchon unter dem erſten König der 17. (18.) Dynaſtie, Amaſis I., vertreten beſonders de Rougé und Brugſch.

Hyla, der Laubfroſch.

Hylas, der ſchöne Sohn des Theiodamas, war der Liebling des Hercules, den er auf dem Argonautenzuge begleitete. Durch ſeine Schönheit entzückt, zogen ihn die Najaden, als er an der Propontis (Marmarameer) ans Land geſtiegen war, um Waſſer aus dem Askaniosfluß oder aus einer Quelle zu ſchöpfen, in ihre Fluten hinab. Wehklagend ſuchte Herakles den Geliebten überall; unterdes aber ſetzte das Schiff Argo die Reiſe fort und ließ jenen zurück. Die Einwohner von Kios feierten alljährlich ein Feſt, an dem ſie ins Gebirge zogen und H. riefen. Auch wird erzählt, daß der Prieſter an der Quelle opferte und dreimal H. rief,

worauf das Echo antwortete. Die Sage ist von griech. und röm. Dichtern mehrfach behandelt worden; auch gibt es, namentlich auf pompejanischen Wandgemälden, Darstellungen derselben.

Hyle bezeichnet bei den griech. Philosophen den Urstoff, die Materie, welche auf dem Höhepunkte des griech. Denkens bei Plato und Aristoteles als das unendliche Reich der Möglichkeiten dem bildenden Formprinzip des Geistes gegenübergestellt wurde. Die älteste griech. Philosophie kannte diesen Dualismus nicht und schrieb dem Urwesen, der Materie, die Selbständigkeit der Bewegung und des Lebens zu, daher man diese Ansicht Hylozoismus genannt hat.

Hylidae, s. Laubfrösche.

Hyllos, Sohn des Hercules und der Deïanira, Gemahl der Iole, wurde mit seinen Geschwistern nach Hercules' Tode durch Eurystheus' Feindschaft überall vertrieben, bis er endlich in Theben bei Theseus oder dessen Sohne Demophon Aufnahme findet. Als Eurystheus die Vertreibung des H. aus Theben mit Waffengewalt zu erzwingen sucht, opfert sich Makaria, Hercules' Tochter, für ihre Geschwister, Eurystheus wird zurückgeschlagen und von H. getötet. Später wird H. von dem Dorierfürsten Aigimios in Thessalien adoptiert, und das Königtum der Dorier geht an ihn über. Auf das Gebot des Delphischen Orakels, die Eroberung des Reichs des Eurystheus erst nach der «dritten Frucht» zu versuchen, bringt er nach drei Jahren in den Peloponnes ein, wird aber von Atreus, dem Nachfolger des Eurystheus, geschlagen und fällt im Zweikampfe mit Echemos, dem Könige von Tegea. Erst dem «dritten Geschlecht» nach ihm gelang die Eroberung des Peloponnes.

Hylobates, s. Gibbons.

Hylobier (grch.), Waldbewohner.

Hylopathismus (grch.), die Anschauung, welche der Materie menschliche Gefühle, Affekte und Leidenschaften zuschreibt.

Hylotheisten (grch.), diejenigen Philosophen, welche Gott und die Materie für eins halten.

Hylozoismus (grch.), s. unter Hyle.

Hymen oder Hymenäos hieß bei den Griechen der Hochzeitsgesang, den die Begleiter der Braut sangen, wenn diese aus dem väterlichen Hause in das des Bräutigams geführt wurde; dann ist H. der Hochzeitsgott selbst, der unter diesem Namen zuerst bei Sappho vorkommt und nachher der Sohn verschiedener Musen, der Urania, Klio, Terpsichore, Kalliope, genannt wird. Nach einigen war er ein sehr schöner Jüngling, welcher frühzeitig starb, oder bei der Vermählung des Dionysos und der Ariadne nach Absingung des Brautliedes die Stimme oder auch das Leben verlor. Auch wird von ihm erzählt, er sei ein schöner, aber armer athenischer Jüngling gewesen, welcher eine Jungfrau aus vornehmer Familie liebte. Als er derselben einst in Mädchenkleidung zum Demeterfeste nach Eleusis gefolgt war, entführten ihn nebst den dort versammelten Jungfrauen Seeräuber, welche H. tötete, als sie auf einer Insel einschliefen. Hierauf kehrte er nach Athen zurück und versprach, die Geraubten zurückzubringen, wenn man ihm die Geliebte gäbe. Dies geschah, und von nun an gedachte man seiner in allen Brautgesängen. Dargestellt wird er als geflügelter und bekränzter Knabe, als ein größerer Eros, mit einer Brautfackel in der Hand.

Hymen (grch.), Jungfernhäutchen, s. unter Geschlechtsorgane, Bd. VII, S. 874a.

Hymenaea *L.*, Heuschreckenbaum, Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen. Man kennt nur wenige Arten, etwa acht, welche sämtlich im tropischen Amerika vorkommen. Es sind große Bäume mit lederartigen Blättern, die aus je zwei Fiederblättchen bestehen. Die Blüten sind ansehnlich und weiß gefärbt, sie stehen dicht zusammen, in endständigen Sträußen angeordnet. Die Früchte sind längliche, dicklederartige oder holzige Hülsen, welche nur wenige Samen mit fester Schale enthalten. Die Arten der Gattung H. sind wegen ihres Harzreichtums für die Industrie wichtig, sie liefern einen großen Teil der südamerik. Copale, die für die Darstellung von Lacken und Firnissen ausgedehnte Verwendung finden. Die bekannteste Art ist der in Westindien vorkommende Lokustbaum, H. Courbaril *L.*, dessen Harz am häufigsten in den europ. Handel kommt. Von diesem Baume wird auch das schön braunrot aussehende, sehr harte Holz in den Handel gebracht und zur Herstellung feiner Möbel unter dem Namen Courbarilholz, Bois de Courbaril, verwendet.

Hymenium nennt man in der Botanik diejenige Schicht an den Fruchtkörpern der Pilze, auf welcher die Sporen gebildet werden. Sowohl bei den Ascomyceten als auch bei den Basidiomyceten wird der Ausdruck H. gebraucht, bei den ersteren für die Schichten, in welchen sich die Schläuche (asci) oder die Conidienlager bilden, bei den letzteren für diejenigen Schichten, in denen die Basidien stehen. (S. Ascomyceten und Basidiomyceten.)

Hymenomyceten nennt man diejenigen Pilze aus der Gruppe der Basidiomyceten, bei denen das Hymenium an der Außenseite der Fruchtkörper liegt und aus kurzen keulenförmigen Basidien besteht, die an ihrem Scheitel je vier Sporen auf pfriemenförmigen kurzen Ästchen, den sog. Sterigmen, bilden. Die Fruchtkörper selbst bestehen aus einem dichten, nicht gallertigen Hyphengeflecht und sind ihrer Form nach außerordentlich verschiedenartig gestaltet, auch die Lage des Hymeniums ist bei den einzelnen Unterabteilungen eine sehr mannigfaltige. Zu den H. gehören die meisten derjenigen Pilze, welche man im gewöhnlichen Leben als Schwämme bezeichnet und die durch ihren hutförmigen, verschieden gefärbten Fruchtkörper charakterisiert sind, wie der Champignon, der Eierschwamm, der Fliegenschwamm, Steinpilz, Stockschwamm u. s. w. Nach der Ausbildung des Hymeniums unterscheidet man mehrere Unterabteilungen: 1) Agaricini; bei diesen besteht das Hymenium aus strahlenförmigen, blatt- oder leistenartigen Lamellen, die der Unterseite des Fruchtkörpers angewachsen sind. 2) Polyporei; hier bildet das Hymenium eine von zahlreichen cylindrischen oder prismatischen Kanälen durchzogene Masse, die ebenfalls auf der nach unten gekehrten Seite des Fruchtkörpers aufsitzt. 3) Hydnei; das Hymenium bildet hier stachel- oder zahnartige Vorsprünge auf der Unterseite oder besteht aus Röhren oder Fäden, die jedoch nicht miteinander verwachsen sind. 4) Clavariei; das Hymenium überzieht den Fruchtkörper auf seiner ganzen Oberfläche und bildet eine glatte, förmige glatte Haut, der Fruchtkörper ist meist ästelt oder keulenförmig, nicht hutförmig.

Hymenophylleen (Hymenophyllëae), Herzfarne, Abteilung der Farne. Man kennt gegen

, die zum größten Teil in den Tropen
n. Es sind sehr zarte moosähnliche
er mit eigentümlichen, über den Rand
s hinausragenden Fruchthäufchen (sori),
inem gewöhnlich becherförmigen Schleier
sind. Die Sporangien haben einen voll-
schief oder horizontal verlaufenden Ring
und springen der Länge nach auf. Die
estehen meist nur aus einer einzigen
renchymatischer Zellen und besitzen keine
ungen. In Deutschland findet sich nur
ge Art aus der Gattung Hymeno-
, nämlich H. tunbridgense *Sm.*; sie
feuchten Felsen und Baumstämmen und
r im Uttewalder Grunde in der Sächsi-
oeiz vor.

nophyllites *Göpp.* ist in der Phyto-
ogie die Kollektivbezeichnung für mehrere
nkräuter, die mit den lebenden Hymeno-
nsofern übereinstimmen, als die Frucht-
oder Sori an der Spitze der Fiederchen
e hierhergehörenden Formen finden sich
en Teil in der Steinkohlenformation.

nophyllum, s. Hymenophylleen.

optēren (Hymenoptēra), Hautflüg-
Aderflügler, eine sehr umfassende
der Insekten, zu welcher die Bienen und
die Blatt-, Holz-, Raub- und Schlupf-
hören. Sie sind von sehr verschiedener
n ½ Linie, wie das Geschlecht Mymar,
rern Zollen), besitzen vier scheinbar nackte,
gen ästförmig verzweigten Adern durch-
gel, welche nur sehr selten fehlen, und
die Vorderflügel länger und breiter sind.
teile sind kauend, die Oberkiefer nament-
kräftig entwickelt und meist mit Zähnelungen
Durch Verlängerung der gegliederten
e und Zunge können viele auch saugen
ehr Säfte schlappen. Der Brustkasten
ter Hornhecke versehen. Ihre Verwand-
ine vollkommene. Meist haben sie nur
ation, manche Blattwespen eine doppelte,
end manche Ichneumonen nur zwei bis
n zu ihrer Entwickelung brauchen, dauert
en Holzwespen zwei Jahre. Die Weibchen
weder einen Legestachel (Bohrer), mit
Oberhaut der Tiere und Pflanzen durch-
r durchsägen, um ihre Eier hineinzulegen,
ad (wie Bienen, Wespen) mit einem ver-
Wehrstachel versehen, mit dem sie sehr
h stechen können, indem durch den Stachel
mit demselben in Verbindung stehenden
zugleich ein ätzender Saft in die Wunde
ird. Die H. haben einen bewunderns-
Instinkt und gutgeordneten Haushalt, zu
ch öfters viele verbinden, und wo häufig
tung besteht, daß bei den meisten Weib-
Arbeiterinnen, die Geschlechtsteile ver-
Manche von ihnen bringen allerdings
so die Ameisen und die meisten Wespen;
ngen indessen auch Nutzen, so die Honig-
h Honig und Wachs, die Eichengallwespe
läpfel, die Ichneumonen oder Schlupf-
rch Vertilgung vieler schädlicher Insekten.
n der H. sind gewöhnlich fußlos, weiß
selten gefärbt und mit 6, 8 oder 18—22
sehen. Die Larven der Ameisen, Hum-
enen und Wespen hausen in künstlichen
n, aus sehr verschiedenartigen Materia-
lien bereitet; die Larven der Raubwespen leben von tierischen und vegetabilischen Stoffen, die der Gallwespen in Pflanzengallen, die der Holzwespen im Kerne des Holzes, die der Blattwespen frei auf Pflanzenblättern, die der Schlupfwespen im Innern anderer Insekten, vorzüglich der Raupen.

Man schätzt die Zahl der bekannten H. auf 15 000, was gewiß nur ein geringer Bruchteil der lebenden ist; kennt man doch aus England, das eine der kleinsten, aber allerdings am besten durchforschten Faunen Europas hat, allein schon gegen 1200 Arten Glanzwespen (Chalcididae). Wir teilen die H. in drei große Gruppen: 1) Hymenoptera aculeata, stacheltragende Hautflügler, Weibchen (und Arbeiter) mit Stachel und Giftapparat, bauen meist Zellen und Nester, um in denselben ihre after- und fußlosen Larven aufzufüttern. Hierher gehören die Bienen, Wespen und Ameisen. (S. die betreffenden Artikel.) 2) Hymenoptera entomophaga, insektenfressende H., Weibchen mit einem Legebohrer, die Eier werden an und in Eier, Larven und Puppen anderer Gliedertiere gelegt, in denen schmarotzend sie sich entwickeln; nur die Gallwespen (s. d.) machen hiervon eine Ausnahme. Die übrigen sog. Schlupfwespen (s. d.) werden durch Vertilgung einer unglaublichen Masse schädlicher Insekten sehr nützlich. 3) Hymenoptera phytophaga, pflanzenfressende H., Weibchen mit sägeartigem Legebohrer, die Larven von Gestalt und Farbe der Raupen, aber mit zahlreichern, 18—22 Bauchfüßen (sog. Afterraupen), sind pflanzenfressend und ihr Darmkanal endigt in einem After. Hierher gehören die Blatt- und Holzwespen. (S. die eigenen Artikel.)

Hymettos, ein schon im Altertum durch seine Bienenkräuter und den trefflichen blaugrauen Marmor berühmter Bergrücken in Attika, jetzt Trelowuno, liegt südöstlich von Athen, nimmt seine Richtung von Süden nach Norden und erreicht eine Höhe von 1027 m. Der hier gewonnene, überaus wohlschmeckende Honig, der den Alten für eine besondere Quelle des Reichtums galt, hat bis jetzt seinen Ruhm behauptet.

Hymne oder Hymnus nannten die Griechen einen Preis- oder Lobgesang, welcher zu Ehren der Götter oder Heroen bei feierlichen Opfern und Festen mit Begleitung der Musik und unter Tänzen gesungen wurde und nach den Gottheiten verschiedene Namen und Charaktere, z. B. Dithyrambus, Päan u. s. w., erhielt; dann auch jedes feierlich schwunghafte Loblied. Die Psalmen der Hebräer sind auch H., nur dem morgenländ. Charakter zufolge noch feuriger und erhabener als die H. der Griechen. Die frühesten H. sind noch fast ganz episch, wie z. B. die unter dem Namen des Homer bekannten; sie erzählen die Mythen der Götter. Die spätern, wie die des Pindar und Kallimachos, sind schon mehr lyrischer Art. Die christlichen H. sind ganz lyrisch und sprechen das Gefühl des Menschen aus, der sich zu dem Unsichtbaren erhebt. Sie werden gewöhnlich nur mit figurierter Musik gesungen, denn die langsame und gleichförmig fortschreitende, oft auch im Singen gedehnte Melodie des Chorals hemmt den feurigen Flug des Hymnus. Die ersten H. in der morgenländ. Kirche soll der Bischof Hierotheus, in der abendländischen der heil. Hilarius verfaßt haben; spätere Hymnendichter waren der heil. Ambrosius und die Päpste Gelasius und Gregor d. Gr. Der Gebrauch derselben in der Kirche wurde durch das vierte Konzil zu

[illegible]

Hypsometer (griech.), Höhenmesser, Instrument zur Bestimmung der Höhe eines Ortes über dem Meeresspiegel durch Messung des Luftdrucks mittels des Barometers oder des Siedepunkts des Wassers.

Hypsometrie (griech.), Höhenmessung.

Hypsometrische Tafeln, Tafeln, welche für jeden Grad der Höhe des Barometers oder des Siedepunkts des Wassers die entsprechende Höhe über dem Meeresspiegel angeben.

Hypsophyllum, eine Familie der Insekten mit einer Saugröhre und einer für Hypsilon (griech. Y), gegen 30 Arten, alle häufig in der Südamerikanischen Tropenwelt, vor allem in Brasilien.

Hypsotypometer, der älteste einfachste Apparat zur Bestimmung von Höhenunterschieden (Hypsometrie) durch Messung der Siedetemperatur des Wassers, ein Rohr, das 1853 von Regnier und Hefft erfunden und seitdem vielfach umgeformt wurde. Die Ergebnisse dieser Methode werden aber so unzuverlässig, daß es praktisch erscheint, sie den genaueren Methoden eine ganz Stellung unter den Instrumenten gänzlich zu lassen. Nur so viel steht fest, daß es eine einfache Regel ist und mit manchen Siedethermometern Höhenunterschiede bis zu 500 m ziemlich genau ermittelt werden können.

Hypsotypometrie, s. Hypsometrie.

Hyp..., s. Hypo...

Hypallage (griech.), d. i. Vertauschung, Verwechselung, heißt eine grammatisch-rhetorische Figur, die in der Vertauschung einzelner Teile des Satzes besteht, z. B. wenn der Begriff eines Beiwortes in ein Hauptwort verwandelt wird, aber welches dann das eigentliche Hauptwort als Genitiv tritt, z. B. «Die Kraft dieser Bäume» statt «Diese kräftigen Bäume», oder wenn Beziehungsformen der Kasus vertauscht werden, z. B. «Die wichtigeren Anfänge der Begebenheiten» statt «Die Anfänge der wichtigeren Begebenheiten».

Hypapante hieß im Altertum der auf. Fluß Bug.

Hypapante, Hypapante (griech.), d. h. Begegnung, ist der griech. Name des 2. Febr. (in der röm.-kath. Kirche).

Hypaphoren (Schildträgerten), Name der Hoftruppen der makedon. Könige, die Alexander d. Gr. bedeutend vermehrte. Im Gegensatze zu der schwerfälligen Phalanx waren sie ein sehr beweglicher Teil des schweren Fußvolks, mit welchem Alexander vorzugsweise häufig operierte. Wie die Phalangiten waren sie mit rundem Filzhut und einem erzbeschlagenen Lederkoller bewehrt, trugen aber wahrscheinlich etwas leichtere Schilde als jene [illegible] der unbehilflichen Sariſſe den 8 Fuß lan[illegible] der griech. Hopliten.

Hypata, [illegible] Hauptstadt der Ma[illegible] im östl. Teile von [illegible], über dem rechten Ufer des Spercheios, [illegible] gelegen.

Hypäthraltempel nennt man die griech. Tempel, welche in Dach und Decke eine Öffnung hatten, durch die Mauer [illegible] hindurch, d. h. unter freiem Himmel [illegible]. Nach Vitruv waren [illegible] die großen Tempel hypäthral gebaut. Es sind aber in verschiedenen [illegible] Tempeln Reste von Konstruktionen gefunden, welche auf eine andere Anlage sich erklären, und in sehr großen Tempeln konnte [illegible] weiter hatten, so ist es wahrscheinlich, daß die hypäthrale Anlage zum Zweck der Erhaltung des inneren Tempelraums über Säulenstellungen gebaut hat. Vgl. Hermann, «Die H.» (Gött. 1846); Bötticher, «Der H.» (Potsd. 1847); Penrose, «On the temples of Diana at Ephesus and Apollo at Didyma, as illustrating the hypæthron of the ancients» (Lond. 1877); Choisy, «Mémoire sur le temple hypæthre» (in der «Revue archéologique», Neue Serie, Bd. 35, 1878).

Hypatia aus Alexandria, die geistvolle Tochter des Mathematikers Theon, ebenso berühmt wegen ihrer Schönheit und Sittenreinheit wie wegen ihrer Gelehrsamkeit, widmete sich dem Studium der Mathematik und Philosophie und trat dann in ihrer Vaterstadt als Lehrerin auf. Sie verfaßte mehrere mathem. Schriften. Als Lehrerin der Philosophie schloß sie sich in der Weise des Neuplatonismus, dem sie sich anschloß, insbesondere mit der Erklärung platonischer und aristotelischer Schriften. Ein gemäßigter Heide, fanden sie, sondern selbst bei zum Christentum übergetretenen Schülern die höchste Verehrung. Durch das hohe Ansehen, in welchem sie auch bei dem Präfekten von Ägypten stand, geriet sie in den Verdacht, denselben zu den Maßregeln, welche er dem herrschsüchtigen Patriarchen Cyrillus (s. d.) gegenüber traf, bewogen zu haben, und wurde von einem fanatisierten Volkshaufen aus Anlaß der von Cyrill betriebenen Vertreibung der Juden, 415 n. Chr., auf die grausamste Weise ermordet. Vgl. Hahn, «Synesius» (in «Philologus», Bd. 15, 1860). Das Schicksal der H. wurde von Kingsley (s. d.) in einem kulturhist. Roman (deutsch, 3. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1883) behandelt.

Hyper (griech.), über-, in Zusammensetzungen häufig das Übermaß, das Übertriebene bezeichnend.

Hyperämie (griech.) heißt die Überfüllung der Gefäße des Körpers mit Blut. Sind sämtliche Gefäße mit Blut überfüllt, so handelt es sich um allgemeine H. (Plethora, Vollblütigkeit), findet sich aber die H. nur an einzelnen Körperstellen, so nennt man sie eine örtliche. Bei der örtlichen H. sind nur die Haargefäße mit den sie umgrenzenden kleinen Arterien und Venen betroffen, und zwar in zweierlei Art, entweder durch Erschlaffung der Gefäßwände (aktive H.) oder durch Wachsen der Widerstände in den Venen (passive H.). Die aktive H. heißt auch, weil sie durch einen Lähmungszustand der Arterien zu Stande kommt, Lähmungshyperämie (paralytische, atonische, collaterale), und weil sie am häufigsten die Arterien betrifft, arterielle. Früher nannte man sie Blutwallung (Fluxion) oder Kongestion. Aus ähnlichen Gründen wird die passive H. auch mechanische oder venöse, Blutstauung, Blutstockung genannt. Die arterielle oder kongestive H. entsteht

r durch allgemeine oder örtliche Steigerung
tdrucks, wie z. B. bei erhöhter Herzthätig-
t der sog. kollateralen Fluxion, bei welcher
t durch gewisse, in die Blutbahn eingeschal-
derniſſe gezwungen wird, nach den benach-
Gefäßen hin auszuweichen und diese zu
en, oder durch Abnahme des Widerstandes,
der Blutstrom unter normalen Verhält-
eitens der Gefäßwände erfährt, wie z. B.
ntfernung des Luftdrucks bei der Anwen-
des Schröpfkopfs oder des Junodschen
stiefels, nach der Ausschälung großer Ge-
e aus gefäßreichen Gegenden, bei gewissen
ankheiten, welche die Elasticität der Gefäß-
ermindern u. s. w. Hierher gehören auch
h Lähmung oder Erschlaffung der Gefäß-
atur entstehenden Blutwallungen, wie sie
sgesprochensten nach der Durchschneidung
Gefäßnerven und auf reflektorischem Wege
leizung sensibler Nerven (Schmerz), sowie
sychische Vorgänge (Schamröte u. dgl.) be-
werden. Die passiven oder Stauungs-
nien (**Blutstockungen**) entstehen dagegen
rt durch Abnahme des Blutdrucks und
ne der Widerstände, welche sich dem strö-
Blute seitens der Gefäßwände entgegen-
mechan. Druck, Wirkung der Schwerkraft
Senkungshyperämie oder **Hypostase**, bei
es infolge lang anhaltender Rückenlage
chwächter Herzthätigkeit zu Verlangsamung
utstroms und hochgradiger Blutstauung
Lungen kommt, weiterhin Verschluß der
durch Geschwülste und Gerinsel, erschwer-
fluß des Venenblutes in das rechte Herz,
den meisten Lungen- und Herzkrankhei-
gl. m.

H. kann nur kurze Zeit anhalten (akut) oder
dauern (chronisch sein), eine Krankheitser-
ng oder einen normalen Zustand bilden.
agenschleimhaut z. B. wird während der
ung regelmäßig hyperämisch. In ihren Er-
gen sind die aktive und die passive H. we-
voneinander verschieden. Bei der arteriel-
öten sich die befallenen Teile, werden hei-
pellen an, klopfen, Schmerz ist gering oder
nz, es kommt zu Ausschwitzungen und Blu-
Die venöse H. dagegen verursacht eine
bläuliche Färbung des Körperteils, seine
atur wird niedriger, Blutungen, Aus-
ngen, Anschwellungen kommen gleichfalls
de. Bei beiden H. wird die Thätigkeit der
en Organe gestört, jedoch je nach der Art
und je nach dem Organ in eigentümlicher
Die aktive H. bedingt vorzugsweise Ent-
gserscheinungen (erhöhten Stoffwechsel), die
Erscheinungen der Wassersucht (danieder-
n Stoffwechsel), auf Schleimhäuten chro-
katarrhe. Bei der Behandlung sind vorerst
H. zu Grunde liegenden Ursachen zu erfor-
d zu beseitigen. (S. **Entzündung**, **Was-**
t.)

erasthenie (grch.), ein hoher Grad von
igkeit und Erschöpfung.

erästhesie (grch.), übermäßige Empfind-
bei welcher schon geringe Reize in den Ner-
r Sinnesorganen lebhafte Empfindungen
bst heftige Schmerzen hervorrufen, beruht
uf Erkrankungen des Nervensystems. (S.
rz.)

Hyperbasis, Hyperbaton (grch.), eine gram-
matische Figur, Versetzung der Wörter außerhalb
ihrer natürlichen Ordnung. Hierzu gehören z. B.
Anastrophe, Anakolūthon, Hysteron proteron u. s. w.

Hyperbel (grch.) heißt in der Geometrie eine
bestimmte Linie zweiten Grades, einer der drei
Kegelschnitte, der entsteht, wenn die schneidende
Ebene nicht nur die eine Kegelfläche, sondern zu-
gleich die Oberfläche des entgegengesetzten Kegels
trifft. Sie besteht aus zwei voneinander getrenn-
ten symmetrischen Zweigen, die man sonst entgegen-
gesetzte oder konjugierte H. nannte; jede derselben
hat zwei symmetrische, ins Unendliche fortlaufende
Äste. Die beiden Punkte, in denen sich beide Hy-
perbelzweige am nächsten kommen, heißen Scheitel-
punkte, die sie verbindende Gerade die Achse, auch
Hauptachse; ihr Mittelpunkt ist der Mittelpunkt
der H. Eine zweite Achse der H. schneidet dieselbe
nicht in realen Punkten. Die H. sind im allgemei-
nen nicht ähnlich; bei einer besondern Gestalt heißt
die H. gleichseitig. In den Verlängerungen der
großen Achse gibt es zwei vom Mittelpunkte gleich-
weit abstehende Punkte, die Brennpunkte genannt,
welche die Eigenschaft haben, daß der Unterschied
ihrer Entfernungen von irgend einem Punkte der
H. immer gleich der großen Achse ist. Hierauf be-
ruht auch ein einfaches Verfahren, die H. zu kon-
struieren. Jede von irgend einem Punkte der H. nach
einem der beiden Brennpunkte gezogene Linie heißt
ein Radius Vector oder Leitstrahl (Leitlinie).
Durch den Mittelpunkt der H. gehen zwei Gerade,
die Asymptoten der H., welche die H. umschließen
und welchen die H. sich mehr und mehr nähert,
ohne sie in endlicher Ferne zu erreichen. Ist die
H. gleichseitig, so bilden die beiden Asymptoten
einen rechten Winkel miteinander. Die mit den
Asymptoten parallelen Koordinaten eines Hyper-
belpunktes haben ein konstantes Produkt. Wenn
bestimmte Potenzen dieser Koordinaten ein kon-
stantes Produkt haben, so heißt die entsprechende
Linie eine H. höhern Grades und die H. zweiten
Grades die Apollonische H. Vgl. Günther, «Die
Lehre von den gewöhnlichen und verallgemeinerten
Hyperbelfunktionen» (Halle 1881).

In der **Poetik** und **Rhetorik** ist H. oder
Hyperbole Übertreibung (übermäßige Vergröße-
rung, resp. Verkleinerung) des Ausdrucks, z. B.
«Sein Ruhm reicht an die Sterne», oder «Das
Blut floß auf dem Schlachtfeld in Strömen»; im
andern Falle (der Verkleinerung, auch **Meiosis** ge-
nannt) dient diese Redefigur durch den Kontrast der
hyperbolischen Form und der Kleinheit des Inhalts
zur Darstellung des Lächerlichen. **Hyperbolisch**
heißt überhaupt alles Übertriebene.

Hyperbole, s. unter **Hyperbel**.

Hyperbolos, athenischer Volksredner, gehörte
während der ersten Hälfte des Peloponnesischen
Kriegs zu den Männern des gewerblichen, wohl-
habenden Bürgertums, die (wie namentlich Kleon)
neben dem alten Adel an der Staatsleitung sich zu
beteiligen suchten. Von niederer Abkunft, aber
als Töpfer, Fabrikant von Lampen und Lampen-
händler reich geworden, hatte er neben Kleon seine
Laufbahn nach Art dieser Volksredner als öffent-
licher Ankläger begonnen. Nach Kleons Tode
(422 v. Chr.) trat er als Führer der radikalen Op-
position des Kleinbürgertums im Demos in den
Vordergrund. Da er jedoch viel unbedeutender
war als Kleon, so konnte er weder gegenüber der

Aristokratie unter Nikias, noch gegenüber der demokratischen Politik des Alcibiades Terrain gewinnen. Von den polit. Komödiendichtern Eupolis, Hermippos und Platon rücksichtslos verhöhnt, wurde er 418 v. Chr. durch Vereinigung seiner polit. Gegner durch Ostrazismus aus Athen entfernt. Er wurde 411 v. Chr. als Verbannter auf der Insel Samos ermordet.

Hyperboreer, der etymolog. Grundbedeutung nach die Leute jenseit des Nordwindes, hieß in der griech. Mythologie ein sagenhaftes Volk, von welchem man glaubte, daß es ein paradiesisches Land in ewigem Lichte und Frieden, sowie im Genusse steter Jugend und Gesundheit bewohnte, und als das geliebte priesterliche Volk Apollos, dem es mit Musik und Opfern diente, in fortwährenden Festen und Lustbarkeiten ein glückliches Leben führte. Mit dem Namen H. oder Arktiker bezeichnet die moderne Ethnologie eine Reihe von Völkern, die im höchsten Norden der Alten und Neuen Welt wohnen und in Asien mit den Turko-Tungusen, in Amerika mit den Indianern nicht verwandt sind. Dahin gehören in Asien die Jukagiren mit den Tschuwanzen, die Tschuktschen, Korjäken und Kamtschadalen, die Ainu, die Aleutier, in Amerika die Innuitstämme oder Eskimos. [lenskraft.

Hyperbulie (grch.), übermäßig gesteigerte Wil-

Hyperemesis (grch.), übermäßiges Erbrechen.

Hyperhidrose (grch.), übermäßiges Schwitzen.

Hypericineen, Hartheugewächse, eine Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Dikotyledonen, deren Angehörige in großer Zahl die gemäßigten Zonen der Alten wie der Neuen Welt bewohnen; doch zählt sie auch viele Repräsentanten zwischen den Tropen, besonders in Amerika, ausdauernde Kräuter oder Sträucher, selten wirkliche Bäume, mit einfachen, sitzenden, ganzrandigen, nebenblattlosen, gegenständigen, selten wirtelständigen, gewöhnlich von kleinen durchsichtigen Drüsen durchsetzten Blättern. Die Blüten sind regelmäßig, gewöhnlich fünfteilig, fast immer gelb; Staubgefäße in unbestimmter Zahl, bald frei, bald zu drei oder fünf Bündeln verbunden und dann triadelphisch oder pentadelphisch; Staubbeutel kurz, zweilappig, an ihrer Spitze oft mit einem Drüsenpunkte. Fruchtknoten frei, mit drei oder fünf Fächern und ebenso vielen Griffeln; er wird zu einer drei- oder fünfklappigen Kapsel, seltener zu einer fleischigen Beere. Die fast immer sehr zahlreichen Samen entbehren des Perisperms. Unter den hierher gehörigen Gattungen ist Hypericum (s. d.) die wichtigste.

Hypericum *L.*, Hartheu, die Hauptgattung der Hypericineen. Die Arten derselben, der Mehrzahl nach Kräuter, haben runde oder vierkantige Stengel und einfache, oft mit zahlreichen Öldrüsen durchsetzte und infolge dessen, gegen das Licht gehalten, durchsichtig punktierte Blätter und oft zu rispigen Trugdolden gruppierte Blüten. Die Frucht ist eine drei- oder fünffächerige Kapsel. Bei manchen Arten sind die Kelchzipfel am Rande drüsig gewimpert, bei andern die Blumenblätter und selbst die Staubbeutel schwarz gestrichelt und punktiert. Die häufigste Art ist das Johannis-

[illegible] gemeine Hartheu, H. perforatum.

[illegible] strauchige Arten werden in den Gär-

[illegible] angepflanzt, unter diesen am häu-

[illegible] lycinum *L.*, aus dem Orient, eine

[illegible] ergrüne Pflanze mit zahlreichen, oft

[illegible] en Stengeln und großen, aber einzeln stehenden Blumen. Der Name calycinum bezieht sich auf den Umstand, daß der Kelch zur Zeit der Fruchtreife noch einmal so groß wird. Andere geschätzte Arten sind H. Androsaemum, das echte Konradskraut, und H. Kalmianum. Leider ist die schönste Art, H. oblongifolium *Wall.*, im Himalaja, ein bis 2 m hoher immergrüner Busch mit roten Ästen und Zweigen und großen Blättern und Blumen, welche letztere einen gabeläftigen Blütenstand bilden, nicht hart genug, um ohne gute Bedeckung unsern Winter im Freien auszuhalten.

Hyperides (grch. Hypereides), einer der bedeutendsten Redner Athens und ein begabter und patriotischer Staatsmann, war der Sohn des Glaukippos aus dem attischen Demos Kollytos. Nachdem er durch philos. und rhetorische Studien sich vorgebildet (er soll bei Plato und Isokrates gehört haben), begann er, ebenso wie sein älterer Zeitgenosse Demosthenes, seine Laufbahn als Anwalt, beteiligte sich aber bald am polit. Leben und zwar, ebenso wie Demosthenes, mit welchem er bis zum Harpalischen Prozeß befreundet war, im entschieden antimacedon. Sinne. Nach der Schlacht bei Chäronea (338 v. Chr.) betrieb er eifrig die Verteidigung Athens. Nach dem Friedensschluß mit Philipp bekämpfte er an der Seite des Demosthenes die Umtriebe der macedon. Partei, stellte sich aber auf die Seite der Gegner des Demosthenes, als dieser beschuldigt wurde, von Harpalos, dem Schatzmeister Alexanders d. Gr., bestochen worden zu sein. Nach Alexanders Tode feuerte er besonders die Athener zu dem Versuche, durch den sog. Lamischen Krieg das macedon. Joch abzuschütteln, an und hielt am Ende des J. 323 im athenischen Kerameikos die Leichenrede zu Ehren des gefallenen Feldherrn Leosthenes und seiner Genossen. Als nach der unglücklichen Schlacht bei Krannon (322) Antipater die Auslieferung der antimacedon. Redner zur Bedingung des Friedens für die Athener machte, flüchtete H. nach der Insel Ägina, wurde aber dort ergriffen, zu Antipater gebracht und auf dessen Befehl hingerichtet.

Von seinen zahlreichen Reden (52 erkannten die Alten als echt an) waren nur Fragmente erhalten, bis seit 1847 durch die Engländer Harris und Arden vier Reden teils in bedeutenden Bruchstücken (Rede gegen Demosthenes, Verteidigungsrede für Lykophron, Grabrede), teils vollständig (Rede für Eurenippos) auf Papyrusrollen in ägypt. Gräbern entdeckt und veröffentlicht wurden. Die besten Ausgaben einzelner Reden besorgten Babington (Lond. 1850 u. öfter), Cobet (Leid. 1858), Sauppe (Gött. 1848 u. 1858, und in den «Oratores Attici», 1858) und Comparetti (Pisa 1861, 1869); alles Erhaltene findet sich in Müllers «Oratores Attici» (Bd. 2, Par. 1858) und ist zuletzt herausgegeben von Blaß (2. Aufl., Lpz. 1881); eine deutsche Übersetzung lieferte Teuffel (Stuttg. 1865; 2. Aufl. 1882). Vgl. Schäfer, «Demosthenes und seine Zeit» (Bd. 1, Lpz. 1856); Böhnecke, «Demosthenes, Lykurgos, H. und ihr Zeitalter» (Bd. 1, Berl. 1864); Gérard, «Études sur l'éloquence attique. Lysias, Hyperide, Demosthène» (Par. 1874).

Hyperion (grch.), d. h. der oben (am Himmel) Wandelnde, ist der Name eines der Titanen und der Beiname des Sonnengottes Helios, der nach Hesiod H.s Sohn ist.

Hyperit oder Hypersthenit, ein Gestein, welches in erster Linie aus Plagioklas-Feldspat und

t (s. d.) besteht, wozu sich noch Titaneisen
eteisen, ab und zu auch Diallag, Augit
n gesellen. Die Struktur ist oft sehr
, der Kieselsäuregehalt verhältnismäßig
Diese Felsart, welche dem Gabbro am
erwandt erscheint, besitzt in ihrer typi-
bildung keine sonderliche Verbreitung;
t sie z. B. von der Paulsinsel an der
Labrador, aus dem Laurentischen Schich-
t in Canada, an der Westküste von Neu-
und an der Mündung des St. Lorenz-
m Hitteröe in Norwegen, von Arvieu im
veyron.

ius (Andr. Gerhard), angesehener Theo-
eformationszeit, geb. 16. Mai 1511 zu
udierte zu Paris Philosophie und Theo-
ab sich 1535 auf Reisen, ward für die
on gewonnen und 1541 Professor der
zu Marburg, wo er 1. Febr. 1564 starb.
t der milden Melanchthonischen Richtung
ar einer der bedeutendsten wissenschaft-
ologen seiner Zeit. Seine «Methodi
libri tres» (Bas. 1566) geben eine (un-
systematische Entwickelung der christl.
ie Schrift «De formandis concionibus
Marburg 1553) ist die verbreitetste Homi-
16. Jahrh. In dem Buche «De recte
theologiae studio libri IV» (Bas. 1556)
erste wissenschaftliche Encyklopädie und
gie der Theologie. Ihm verdankt die
die große Landesagende vom J. 1566.

katalektisch, s. unter Katalexis.

kinese (grch.), Muskelkrampf.

kritik (grch.), übertriebene, zu strenge
[ausgehend.

logisch (grch.), über die Vernunft hin-

meter (grch.), ein Vers mit einer über-
Silbe am Schlusse, welche mit dem An-
des folgenden Verses durch Elision ver-
ird.

metropie, s. Hyperopie.

mnestra war diejenige unter den Da-
d.), welche ihren Verlobten nicht tötete.

ocha (grch., soviel als Überschuß) nennt
Verkauf einer verpfändeten Sache den
Mehrbetrag des Erlöses gegenüber der
des Pfandschuldners. Die H. ist dem
ldner zurückzugewähren.

opie, Hypermetropie (grch., über-
, ist diejenige Form der Ametropie, d. h.
der Norm abweichenden Refraktionszu-
s Auges, bei dem im Ruhezustande der
dation parallel einfallende Lichtstrahlen
beim normalen Auge, auf der Netzhaut,
ist hinter derselben ihre punktuelle Ver-
inden. Ein hyperopisches Auge vermag
der Accommodationsruhe also nur kon-
infallende Strahlen zu einem scharfen
e auf seiner Netzhaut zu vereinigen, d. h.
eines homocentrischen Strahlenbüschels,
einbar von einem hinter dem Auge gele-
tpunkte ausgehen. Da dieser Punkt un-
machten Voraussetzungen der Fernpunkt
s ist (s. Accommodation), so kann
auch die H. als denjenigen Refraktions-
finieren, bei welchem der Fernpunkt jen-
dlich liegt, d. h. ein negatives Vorzeichen
t positiv brechende Glas, welches, dicht
Auge (genauer in seiner Knotenpunkts-
region) befindlich, den parallelen Strahlen denjenigen Konvergenzgrad gibt, dessen es vermöge seiner H. zur punktuellen Vereinigung der Strahlen bedarf, bezeichnet den Grad der H. Tritt in der H. mithin ein pathol. Refraktionsdefizit zu Tage, so ist dies doch nur ein relatives. Die Brechungsverhältnisse nämlich sind hier meistens ganz dieselben wie bei dem normalen Auge (s. Emmetropie), doch ist die optische Achse des hyperopischen Auges kürzer als die des letztern: die H. ist somit lediglich ein Fehler im Bau des Auges. Während das normale Auge beim Sehen in die Ferne seine Accommodation ruhen läßt, muß das hyperopische dieselbe unter allen Umständen, für Ferne und Nähe, in einem mit dem Grade der H. proportional wachsenden Maße zur Deckung jenes Refraktionsdefizits gebrauchen: dies führt zur Asthenopie (s. d.), welche durch Tragen derjenigen Konvexgläser als Brillen zu vermeiden ist, welche den Grad der H. ausdrücken. Es liegt in dieser Refraktionsanomalie übrigens auch der bei weitem häufigste Causalmoment für die Entwickelung des Schielens nach innen. Accommodationsanspannung und Konvergenzstellung der Sehlinien sind nämlich zwei Funktionen, welche sich innerhalb gewisser Grenzen gegenseitig bestimmen. So kann die Accommodationsanspannung, deren der an H. Leidende zum deutlichen Sehen bedarf, häufig nur mit Einleitung einer vermehrten, nicht mehr durch die Lage des Gesichtsobjekts, sondern lediglich durch das Accommodationsbedürfnis bestimmten Konvergenz erreicht werden. Es ergibt sich hieraus, daß die die H. korrigierenden Konvexgläser in sehr vielen Fällen ein ausgezeichnetes Mittel zur nicht operativen Beseitigung der in Rede stehenden Form des Schielens bilden.

Hyperorthodox (grch., «überrechtgläubig»), in Bezug auf dogmatische Ansichten die orthodoxe Lehre noch überbietend, namentlich auch solche Bibelstellen wörtlich nehmend, welche offenbar bildlich sind. [ruch.

Hyperosmie (grch.), krankhaft verstärkter Ge-

Hyperostöse (grch.), die Hypertrophie der Knochen, tritt entweder als eine umschriebene, rundliche oder höckerige Geschwulst, als sog. Exostose (s. d.) oder als eine gleichmäßige diffuse Verdickung des ganzen Knochens (H. im engern Sinne) auf; im letztern Falle betrifft die Knochenneubildung häufig nur die Oberfläche des Knochens, sie kann aber auch die Markräume im Innern des Knochens befallen und die letztern durch neugebildetes Knochengewebe mehr oder minder vollständig zum Verschwinden bringen, wodurch der vordere schwammige (spongiöse) Knochen in eine kompakte, feste, elfenbeinharte Masse verwandelt wird (sog. Sklerose, Eburneation oder Verhärtung des Knochens). Die H., welche am häufigsten die großen Röhrenknochen des Körpers, sowie die Schädelknochen ergreift, ist meist die Folge einer schleichenden Knochen- oder Knochenhautentzündung, tritt nicht selten im Verlaufe der konstitutionellen Syphilis auf und pflegt, wenn sie einmal einen bestimmten Grad erreicht hat, sich nicht wieder zurückzubilden.

Hyperoxyde, s. unter Oxyde.

Hyperphysisch (grch.), über das Natürliche hinausgehend, übernatürlich.

Hyperplasie (grch.), soviel wie Hypertrophie (s. d.). [klugheit.

Hypersophie (grch.), Überweisheit, Super-

Hypersthen, ein rhombisches Mineral, welches insofern ein Glied der Augitgruppe bildet, als es ebenfalls ein Prisma von 93½° und 86½° Kantenwinkel besitzt und chemisch ein Bisilicat darstellt. Gewöhnlich ist der H. nur derb und eingesprengt, frei ausgebildete Krystalle sind nur auf Hohlräumen trachytischer Gesteine am Mont-Dore (Auvergne) und von Persien, in Auswürflingen des Laacher Sees und in dem breitenbacher Meteoreisen bekannt. Die Spaltbarkeit ist nach der Längsfläche sehr vollkommen, und hier erscheint ein metallartig, oft kupferrot schillernder Glanz, nach dem Prisma deutlich; die bräunlichschwarze Farbe wird durch eingewachsene braune mikroskopische Lamellen hervorgebracht. Die Härte beträgt 6, das spezifische Gewicht 3,2. Chemisch besteht der H., ähnlich wie der Bronzit, aus Kieselsäure, Magnesia und Eisenoxydul ($(Mg, Fe)\,Si\,O_3$), doch begreift er magnesiaärmere und eisenreichere Glieder als der Bronzit; in mehrern hat man daneben einen nicht unbeträchtlichen Gehalt an Thonerde gefunden. Säuren greifen ihn nicht an, vor dem Lötrohr schmilzt er mehr oder weniger leicht. Der H. bildet einen wesentlichen Gemengteil des Hyperits (s. d.), auch einen accessorischen in manchen Gabbros, und findet sich z. B., außer den erwähnten Vorkommnissen, namentlich schön mit farbenspielendem Labradorit zusammen bei der Paulsinsel an der Küste von Labrador.

Hypertrichöse (griech.), übermäßiger Haarwuchs.

Hypertrophie (grch., d. i. Übernährung) nennt man die Massen- und Gewichtszunahme eines Organs, die entweder, wie bei der echten oder wahren Hypertrophie, auf einer Vermehrung der ursprünglichen Gewebselemente (z. B. Muskelgewebe, Fett, Drüsengewebe) beruht oder, wie bei der falschen Hypertrophie, durch eine Neubildung fremdartiger (z. B. Fett, Bindegewebe) zu Stande kommt. In letzterm Falle geht dabei häufig das Organ (z. B. der Muskel) zu Grunde. Bei der echten H. sind entweder die Gewebsteile in normaler Menge vorhanden, aber vergrößert (sog. einfache Hypertrophie), oder es haben alle oder die wesentlichen Gewebselemente an Zahl zugenommen (sog. numerische Hypertrophie, Hyperplasie). Beide Arten gehen vielfach ineinander über. Die H. betreffen bald das ganze Organ, bald nur einen Teil desselben, und dann ist es unentschieden, ob man das Gebilde H. oder Geschwulst (s. d.) nennt. Die Wachstums-, Cirkulations- und Ernährungsgesetze der H. sind ganz dieselben wie die der normalen Gewebe. Die echte H. bewirkt in der Regel eine Steigerung, die falsche dagegen eine Vernichtung der Funktionen des betreffenden Organs. Die Ursachen der H. sind vermehrte Funktionierung (z. B. Herzhypertrophie durch anhaltende Steigerung der Herzthätigkeit), chem. und mechan. Reize aller Art, vikariierende Verrichtung (z. B. Hypertrophie der einen Niere bei Untergang der andern), erbliche Anlage, epidemische und endemische Verhältnisse (wie z. B. beim Kropf) u. dgl. Die meisten Formen der wahren H. erweisen sich einer erfolgreichen Behandlung [illegible]nglich; nur in vereinzelten Fällen gelingt [illegible]h andauernde Ruhe und Unthätigkeit des [illegible]n hypertrophischen Organs, sowie durch [illegible]uch gewisser den Stoffansatz und die Ge[illegible]ng erschwerender Medikamente (Jod, Quecksilber, Arsenik u. a.) das übermäßige Wachstum zu beschränken.

Hypertrophie nennt man in der Botanik eine übermäßige Anschwellung einzelner Pflanzenteile. Die Ursachen, welche H. herbeiführen, können sehr verschiedenartiger Natur sein. Am häufigsten wird dieselbe wohl durch Einwirkung von tierischen oder pflanzlichen Parasiten hervorgerufen; dahin gehören z. B. die Gallenbildungen (s. Gallen). Außerdem kann H. erzeugt werden durch Eingriffe in die normale Ernährung der Pflanzen, durch starke Zufuhr von Nährstoffen, z. B. durch starke Düngung oder auch durch Entfernung von einzelnen Zweigen oder Früchten, wodurch den zurückbleibenden Partien reichlichere Nahrung zuteil wird. Nicht selten treten hypertrophische Erscheinungen auch an sonst ganz normalen unverletzten Pflanzen auf, die Ursache derselben ist dann gewöhnlich nicht mit Sicherheit anzugeben, meist ist sie aber in den vorhandenen Bodenverhältnissen zu suchen.

Hyph..., s. Hypo...

Hyphaene Cucifera *Pers.* (Cucifera thebaica *Desf.*), die Doumpalme Oberägyptens und Äthiopiens, deren Stock (Stamm) sich nach und nach mehrfach gabelig teilt; jeder dieser divergierenden Zweige endigt in eine Gipfelknospe und trägt eine Blätterkrone, sodaß der Wipfel des Baumes von einer Anzahl mehr oder weniger großer Einzelkronen gebildet wird. Die übrigen Arten dagegen, H. coriacea und crinita, beide auf der Ostküste Afrikas, haben stets einen einfachen Stamm mit normalem Palmenwipfel.

Hyphäsis oder Hypanis, s. Hydaspes.

Hyphe nennt man die Zellen oder Zellenfäden der Pilze; die Gestalt derselben ist meist eine schlauch- oder fadenförmige. Entweder sind die H. frei, d. h. nicht zu einem Geflecht vereinigt, wie bei vielen Schimmelpilzen, oder sie sind zu einem verfilzten Gewebe verflochten, wie bei sämtlichen Hymenomyceten, bei den Pilzen, welche an der Bildung der Flechten Anteil nehmen, und bei vielen andern. Man erkennt in diesem Falle den Verlauf der einzelnen H. gewöhnlich nicht mehr deutlich, und der ganze Gewebekörper bekommt, hauptsächlich auf dem Querschnitte, das Ansehen eines echten Parenchyms, da die H. dicht nebeneinander liegen und auch miteinander verwachsen. Ein solches Gewebe heißt auch Pseudoparenchym (s. d.).

Hyphen (grch. «in eins»), das Zusammenziehen zweier Wörter in eins und das Zeichen dafür (Bindestrich).

Hyphomycetes, s. Fadenpilze.

Hypnobat (grch.), Schlaf-, Nachtwandler; Hypnobatie, das Schlafwandeln.

Hypnos, Gott des Schlafs, s. Somnus.

Hypnōse (grch.), soviel wie Narkose; Hypnotika, soviel wie Narkotika.

Hypnotika, einschläfernde Mittel, soviel wie Narkotika (s. d.).

Hypnotismus (grch.), im weitern Sinne der schlafähnliche Zustand, welcher durch die Einverleibung gewisser Substanzen (Narkotika, Alkohol, Blei u. s. w.) oder infolge krankhafter Zustände (bei Gehirnkrankheiten, im Typhus, Scharlach u. s. w.) eintritt. Die schlafenden Personen empfinden äußere Eindrücke nur schwach oder gar nicht und können aus dem Schlafe nur schwer oder nicht geweckt werden, schlafen auch sogleich wieder ein. Den Zustand kann man auch künstlich durch Ein-

lation von Chloroform- oder Atherdämpfen, das sog. Anästhesieren (s. d.), herbeiführen, wenn man Operationen schmerzlos ausführen will. Während der Operation äußern die Kranken zwar oft Schmerz und verfolgen den Gang derselben, als wenn sie bei Bewußtsein wären, leisten aber keinen Widerstand und wissen nach dem Erwachen nichts von dem Geschehenen. Als H. im engern Sinne bezeichnet man neuerdings den leichten, ohnmachtähnlichen Schlaf, in welchen manche, insbesondere nervöse Menschen verfallen, wenn sie die Augen stark nach innen und oben richten, z. B. einen kleinen glänzenden, in der Entfernung weniger Centimeter vor das Gesicht gehaltenen Körper eine Viertelstunde oder etwas länger unausgesetzt fixieren. Diese auf der Überanstrengung der Augennerven beruhende Methode der Betäubung wurde zuerst in der Mitte des 19. Jahrh. von dem engl. Chirurgen James Braid (geb. 1795 zu Fifeshire in Schottland, gest. in Manchester 25. März 1860, nach welchem der H. auch als Braidismus bezeichnet wurde), sowie von Esdaile in Kalkutta und einzelnen franz. Chirurgen als Anästhetikum bei Operationen benutzt, indessen bald wieder infolge ihrer Unzuverlässigkeit, sowie der Entdeckung zweckmäßigerer und sicherer Anästhetika (Äther, Chloralhydrat und Chloroform) gänzlich verlassen.

Von neuem wurde die Aufmerksamkeit der Ärzte und Laien auf die bereits fast vergessene Entdeckung Braids durch die öffentlichen Experimente und Schaustellungen des dän. Magnetiseurs Karl Hansen gelenkt, welche Ende 1876—80 überall großes Aufsehen erregten und im wesentlichen darin bestanden, daß er aus der Zahl seiner Zuschauer gewisse ihm geeignet erscheinende Versuchspersonen auswählte, dieselben durch längeres Fixieren eines facettierten, stark funkelnden Glases und durch gewisse streichende Manipulationen in einen ohnmachtähnlichen Schlaf versetzte und in diesem Zustande auf seinen Befehl die wunderbarsten Bewegungen und Handlungen ausführen ließ; erst nachdem er die hypnotisierten Personen angehaucht oder mit einem lauten «Wach'!» angerufen, erwachten sie aus ihrem angeblich magnetischen Schlafe, ohne sich nach ihrer Versicherung im mindesten der mit ihnen vorgenommenen zum Teil sehr komischen Manipulationen entsinnen zu können.

Wenn auch die Verhandlungen eines von Hansen 1880 in Wien angestrengten Injurienprozesses enthalten im «Neuen Pitaval», Neue Folge, Bd. 16, Lpz. 1881) mit Sicherheit ergaben, daß bei seinen Schaustellungen mancherlei Betrug und Täuschung mit unterlief, so sind doch seine Experimente bei einer eingehenden Prüfung durch zuverlässige Naturforscher und Ärzte, unter denen namentlich Berger, Heidenhain, Preyer und Weinhold hervorzuheben sind, nicht nur im allgemeinen bestätigt, sondern auch in vielen Beziehungen erweitert und ergänzt worden. Die genannten Forscher haben streng wissenschaftlich nachgewiesen, daß es sich bei dem angeblichen «Magnetisieren» durchaus nicht um eine geheimnisvolle, von dem Experimentator auf die Versuchsperson überströmende magnetische Kraft oder eine unerklärbare psychische Beeinflussung handelt, sondern daß der H. lediglich infolge einer eigentümlichen, bei den verschiedenen Personen verschieden ausgeprägten Disposition des Nervensystems zu Stande kommt. Wenn durch die länger andauernde Einwirkung gewisser monotoner Sinneseindrücke (anhaltendes Fixieren eines glänzenden Gegenstandes, das einförmige Streichen des Magnetiseurs, das fortgesetzte aufmerksame Behorchen einer tickenden Taschenuhr u. dgl.) bestimmte Teile der Großhirnrinde ermüdet oder gar überreizt werden, so tritt, bei der einen Versuchsperson früher, bei der andern später, ein eigentümlicher Zustand ein, der am besten als Mangel an Selbstbewußtsein und Aufmerksamkeit bezeichnet wird, ähnlich wie nach einer sehr intensiven Erregung der Netzhaut durch sehr grelles Licht eine Ermüdung der lichtempfindenden Organe und damit eine vorübergehende Verminderung der Sehschärfe erfolgt. In diesem hypnotischen Zustande des verminderten Selbstbewußtseins kommen äußere Eindrücke gar nicht mehr zum Bewußtsein, können aber recht wohl noch gewisse reflektorische Bewegungen und Handlungen auslösen, ganz wie ein Mensch, der tief in Gedanken versunken auf der Straße wandelt, alles um sich übersieht und überhört, aber doch instinktiv allen Hindernissen und allen ihm entgegenkommenden Personen ausweicht, ohne sich dessen später entsinnen zu können.

Diese unbewußte Reflexthätigkeit des Hypnotischen ist bisweilen so groß, daß er alles nachahmt, was man ihm vormacht, daß er die Hand- und Fußbewegungen des «Magnetiseurs» nachahmt und Worte, die mittels eines Schalltrichters gegen die Nackengegend oder die Magengrube gerichtet wurden, unwillkürlich nachplappert, selbst wenn dieselben völlig sinnlos sind oder in einer dem Hypnotischen ganz unbekannten Sprache gesprochen werden. Mit der künstlich hervorgerufenen Abwesenheit des Bewußtseins hängt ferner die interessante Erscheinung zusammen, daß die Muskeln der Hypnotischen ganz unempfindlich gegen Schmerzen sind und leicht in Starrkrampf versetzt werden können, wenn man wiederholt leicht mit der Hand über sie hinstreicht. Durch die verdienstvollen Untersuchungen der genannten Forscher sind eine Reihe anscheinend wunderbarer und bis dahin unerklärlicher Erscheinungen, wie der Somnambulismus, der sog. tierische Magnetismus, die häufig beobachtete Ansteckung von Krampfzufällen in Nonnenklöstern und Erziehungsanstalten u. a., unserm Verständnis wesentlich näher gerückt worden.

Litteratur. Weinhold, «Hypnotische Versuche» (Chemn. 1880); Heidenhain, «Der sog. tierische Magnetismus» (Lpz. 1880); Schneider, «Die psychol. Ursache der hypnot. Erscheinungen» (Lpz. 1880); Preyer, «Der H.» (Berl. 1881); Avé-Lallemant, «Der Magnetismus mit seinen mystischen Verirrungen» (Lpz. 1881).

Auch in der Tierwelt sind hypnotische Erscheinungen durchaus nicht selten, ja hier länger gekannt als bei dem Menschen. Schon Athanasius Kirchner erwähnt in seiner «Ars magna lucis et umbrae» (1646) ein «experimentum mirabile», darin bestehend, daß er eine Henne, deren Beine zusammengebunden waren, auf den Boden niederlegte und in querer Richtung von jedem ihrer Augen einen Kreidestrich zog, worauf das Tier auch nach Lösung der Fessel längere Zeit regungslos liegen blieb. Joh. Nepom. Czermak hat dieses Experiment mit dem nämlichen Erfolg wiederholt; es gelang wohl auch ohne den Kreidestrich, sicherer mit ihm oder wenn den Tieren etwas (ein Holzreiterchen, Stückchen Wachslicht u. s. w.) auf der Schnabelwurzel befestigt wurde. Czermak meint, daß die

Tiere diesen fremden Gegenstand unverwandt fixieren und dadurch schließlich in einen so hochgradigen Zustand nervöser Ermüdung geraten, daß sie sogar einschlafen; das Fixieren des Fremdkörpers auf dem Schnabel seitens des Vogels würde also dem obenerwähnten Fixieren eines façettierten Glasknopfs seitens der Versuchspersonen dem Effekt nach entsprechen. Es hält nicht schwer, kleinere Vögel durch Niederlegen, besonders auf den Rücken, Krebse durch Aufrechtstellen auf ihren Stirnstachel und auf die Spitzen ihrer Scheren hypnotisch zu machen. Auch die berühmte fascinierende Zauberkraft des Schlangenblicks scheint bei kleinen Tieren unzweifelhaft, vielleicht sogar bei nervösen Menschen ähnliche Erscheinungen hervorzurufen. Wahrscheinlich ist auch das Sichtotstellen vieler Insekten, das ihnen ihren Feinden gegenüber nur in den seltensten Fällen nützt, sowie der taumelnde Flug vom Nest aufgescheuchter Kiebitze und anderer Vögel weniger Folge einer List und klugen Überlegung, als vielmehr Lähmungserscheinung, hervorgerufen durch das vor Angst geschwundene Selbstbewußtsein. Vgl. Czermak, «Nachweis echter hypnotischer Erscheinungen bei Tieren» (Wien 1873).

Hypnum *Dill.*, Astmoos, eine zu den pleurokarpischen Moosen gehörige Laubmoosgattung, deren ungemein zahlreiche, über die ganze Erde verbreitete Arten einen ästigen, dichtbeblätterten Stengel haben, aus dessen Seiten (meist gegen die Spitze der Äste hin) die langen Stiele der Fruchtkapseln (Büchsen) entspringen. Diese sind eiförmig-länglich oder walzenförmig, mehr oder weniger gebogen, mit gewölbt-kegelförmigem, fast zitzenförmig zugespitztem oder kurzgeschnäbeltem Deckel und vollständig entwickeltem Mundbesatz, welcher aus einer äußern Reihe von 16 quergerippten Zähnen und einer innern gefurchten und gezähnten Membran besteht. Auf dem Deckel der Frucht sitzt anfangs eine halbierte Mütze. Die Astmoose wachsen namentlich auf feuchtem, beschattetem Boden, an schattigen Baumstämmen und Felsen. Der dicke Moosteppich schattiger Fichten- und Tannenwälder, besonders in nebelreichen Gebirgen (Harz, Thüringerwald, Erzgebirge, Fichtelgebirge, Riesengebirge, Böhmer- und Schwarzwald u. s. w.), besteht vorzugsweise aus solchen, oft nur aus Millionen Individuen weniger Arten. Die meisten Astmoose fruktifizieren selten. Sie sind sehr hygroskopisch und dienen daher mehr als andere Moose dazu, die atmosphärischen Wasser aufzusaugen und festzuhalten. Dadurch bewahren sie dem unter ihnen befindlichen Boden die Frische, tragen auch unmittelbar bei ihrer Verwesung zur Humusvermehrung des Bodens bei und gewähren, wenn sie nicht zu dicke Polster bilden, dem aufgehenden Nadelholzsamen ein geeignetes Keimbett. Dieselben sind zugleich nutzbar, da sie getrocknet zu Streu, zum Ausstopfen von Matratzen ꝛc. verwendbar sind.

Hypo... (Hyph... Hyp..., grch.), unter, unten befindlich, häufig in Zusammensetzungen.

Hypobiasmus (grch.), die Zurückführung einer Gleichung auf einen niedern Grad.

Hypochlorite sind die Salze der unterchlorigen Säure, s. unter Chlor(-Verbindungen 2a).

Hypochondriäca (regio), s. Hypochondrium.

Hypochondrie (grch. ὑποχόνδρια, der Unterleib, die Unterrippengegend) oder Milzsucht, lat. Morbus eruditorum s. flatuosus, eine meist allmählich entstehende Geisteskrankheit, welche sich charakterisiert durch die nicht oder nicht hinlänglich begründete, den wirklichen Verhältnissen nicht entsprechende Sorge, die Gesundheit verloren zu haben oder sie bald zu verlieren, und durch eine hierin begründete traurige und trübe Gemütsstimmung, in welcher die Aufmerksamkeit des Kranken anhaltend oder vorwiegend auf die Zustände des eigenen Körpers oder Geistes gerichtet ist. Daher hat man die Krankheit auch geradezu als Pathophobie bezeichnet. Die Hypochonder besitzen infolge einer psychischen Verstimmung ein allgemeines unbestimmtes Krankheitsgefühl, sind jederzeit bestrebt, den Sitz ihrer vermeintlichen Krankheit genau zu ergründen, und verfallen dabei, wegen Mangels bestimmter Krankheitszeichen, auf die verschiedensten Annahmen. Bald halten sie sich für herzkrank, bald für schwindsüchtig, bald für syphilitisch, bald fürchten sie Rückenmarks- oder Gehirnkrankheiten, Impotenz oder Magenkrebs, alles abwechselnd und oft in seltsamem Widerspruch zu ihrem nicht selten blühenden Aussehen. Die sorgsame Untersuchung ihres Pulsschlags, ihrer Zunge, ihres Auswurfs, Urins und ihrer Stuhlentleerungen füllt einen nicht geringen Teil ihres Tagewerks und das Studium von ärztlichen Ratgebern und andern populären mediz. Schriften gehört zu ihren Lieblingsbeschäftigungen, bietet ihnen aber statt Trost und Hilfe immer nur neue Nahrung für ihre hypochondrische Verstimmung. Das schwere Krankheitsgefühl der Hypochonder schließt übrigens die schwache Hoffnung zu genesen nicht aus; daher kommt es, daß Hypochonder, obwohl sie beständig vom Sterben sprechen, doch nur selten Hand an ihr Leben legen und daß sie nicht müde werden, immer wieder neue Ärzte zu Rate zu ziehen und neue Kuren zu versuchen. Außer der geschilderten psychischen Verstimmung werden die Kranken häufig von mancherlei nervösen Beschwerden (Kopf- und Rückenschmerzen, Neuralgien, Empfindlichkeit gegen Witterungseinflüsse, Ameisenkriechen und Kältegefühl in den Extremitäten u. dgl.), sowie von verschiedenartigen Störungen im Verdauungsapparate, wie Druck und Völle in der Magengegend, Aufstoßen, Sodbrennen, Auftreibung des Unterleibes und hartnäckiger Verstopfung heimgesucht. Der Ernährungszustand der Kranken ist oft lange Zeit ganz ungestört; allmählich aber, wie bei hohen Graden der Krankheit, magern die Kranken ab und bekommen ein sieches und fahles Aussehen.

Die Krankheit tritt meist bei Männern zwischen dem 20. und 40. Jahre auf; manchmal ist sie angeboren, häufiger wird sie durch schwächende Einflüsse aller Art, namentlich durch übermäßige geistige Anstrengungen, durch geschlechtliche Ausschweifungen, die Entbehrung frischer Luft und eine dauernde sitzende Lebensweise, sowie durch ein unthätiges Leben, durch Übersättigung von Genüssen, durch das anhaltende Unbehagen über getäuschte Hoffnungen, über verfehlte Spekulationen, über ein falsch angewendetes Leben hervorgerufen. Chronische Magen- und Darmkatarrhe, Geschlechtskrankheiten, das Lesen populärer mediz. Bücher, die Beschäftigung mit Krankengeschichten, Todesfällen, sowie der Umgang mit Hypochondern befördern den Ausbruch der Krankheit. Das Leiden hat meist einen langwierigen Verlauf und dauert häufig in wechselnder Intensität während des ganzen Lebens bestehen.

…tlich der Behandlung kommt es vor …ngen darauf an, die Ursachen der Krank… …gegebenen Falle genau zu ergründen und …ls möglich zu entfernen, da mit Arznei… …im allgemeinen wenig gegen die H. auszu… …nd nur von einer zweckmäßigen und kon… …n Änderung der Lebensweise eine Heilung …kheit zu erwarten ist. Nur dadurch, daß …r sein Krankheitsgefühl nimmt, kann man …ochonder heilen, und dies kann nur durch …liche Beschäftigung des Kranken, durch eine …zige Abwechselung zwischen körperlicher …tiger Arbeit und angemessene Zerstreuun… …icht werden. Fleißige Körperbewegungen, …dere Turnen, Reiten, Kegeln und Billard… Spaziergänge in anregender Gesellschaft, …n und Gartenarbeiten, Schwimmen, …uhlaufen, Jagen und Fußreisen, sowie …d kräftiges Atmen im Freien dienen darum …Behandlung der H. als treffliche Heilmittel. …t sei leichtverdaulich und reizlos; alle …n, schwer verdaulichen und fetten Speisen, …e erhitzenden und aufregenden Getränke, …ch starke Weine, Biere und Kaffee, sind … vermeiden. Der Kranke lebe in jeder …einfach und mäßig, schlafe nicht zu lange …t in erhitzenden Federbetten, esse besonders …ds wenig und sorge jederzeit durch Kly… …ilde Abführmittel und öfteres Kneten und …es Leibes für die nötige Leibesöffnung; …n der Liebe sind durchaus zu meiden. Auch …rige Pflege des Hautorgans durch regel… …talte Waschungen und Abreibungen des …örpers, durch zeitweilige Kaltwasserkuren …eebäder ist gewöhnlich von außerordentlich …r Wirkung. Niemals aber darf dabei außer …assen werden, daß die eben geschilderte Le… …e auch nach erfolgter Heilung noch Jahre …konsequent beibehalten werden muß, weil …lls Rückfälle selbst nach längerm Wohl… …leicht einzutreten pflegen.

…ochondrium (grch., Regio hypochon… …oder Rippenweiche, die rechte und linke …Bauchgegend, soweit sie an die Rippen …nd mit der Hand unter die Rippen hinein… … werden kann, im Gegensatz zu der darun… …genen Darmweiche oder Regio iliaca, …n das Darmbein grenzt. (S. Bauch.)

…cykloïde, s. unter Cykloïde.

…cytenſaft, s. unter Cytinus.

…dermatiſch (grch.), unter der Haut be…

…dröm (grch.), bedeckter Ort zum Spazie… … (nicht zu verwechseln mit Hippodrom).

…gaſtriſch (grch.), auf den Unterleib be…

…gäum (grch.), unterirdisches oder in den …hauenes Gewölbe, insbesondere Toten… …atakombe; im allgemeinen Raum unter der …fläche.

…gramma (grch.), Unterschrift, besonders …fuße von Säulen.

…günisch (unterweibig) nennt man in der … diejenige Insertion der Blütenteile an der …chse, bei der dieselben unterhalb des Gy… … entspringen. Man bezeichnet demnach … auf diese Weise befestigten Staubgefäße …gynische Staubgefäße (stamina hypogyna). …te mit hypogynischer Insertion der Staub… gefäße und Kronenblätter nennt man unterweibige Blüte (flos hypogynus). (S. Blüte.)

Hypokorisma (Hypokorismus, grch.), schmeichelnder, beschönigender Ausdruck, soviel wie Euphemismus.

Hypokriſie (grch.), Gleisnerei, Heuchelei; hypokritisch, gleisnerisch, heuchlerisch.

Hypomochlium (grch.), der Stützpunkt des Hebels (s. d.).

Hypophet (grch.), orakeldeutender Priester.

Hypophöra (grch.), rhetorische Figur, Einwurf gegen eine Behauptung; die Widerlegung des Einwurfs heißt Anthypophöra.

Hypopſalma (grch.), in der Liturgie der griech. Kirche der dem Gesange des Geistlichen respondierende Chorgesang.

Hyporchēma (grch.), ein dem Apollo geweihter, gewöhnlich in kretischen Versen gedichteter, dem Päan nahe verwandter Chorgesang, der aber das Eigentümliche hatte, daß besondere Pantomimen die gesungenen Worte des Chors mit Geberdenspiel begleiteten.

Hypoſcenium (grch.), im griech. Theater der hohle Raum unter dem hölzernen Boden der Bühne, sowie dessen der Orchestra zugekehrte, mit Säulen und Statuen geschmückte Außenwand.

Hypoſklerit, ein von Breithaupt so genannter grünlichgrauer bis olivengrüner trikliner Feldspat von Arendal in Norwegen, der aber höchst wahrscheinlich ein mit etwas Augit gemengter Albit ist.

Hypoſpadie (grch.), angeborener Bildungsfehler der männlichen Harnröhre, wobei diese nicht an der Spitze der Eichel, sondern schon in der Mitte oder selbst an der Wurzel des Penis ihre Öffnung hat und den Urin ausfließen läßt. Geringere Grade der H. beeinträchtigen das Zeugungsvermögen nicht; bei höhern Graden ist der Penis häufig sehr kurz, der Hodensack gespalten und die Beschaffenheit der äußern Genitalien zwitterähnlich. Ein mit H. Behafteter wird Hypospadiäus genannt.

Hypoſtäſe (grch.), die Unterlage, Grundlage, dann Stoff oder Gegenstand (einer Rede, Abhandlung u. s. w.), auch soviel wie Wesen, Substanz einer Sache; in der Medizin die Blutstauung in den Lungen bei Schwerkranken (s. unter Hyperämie), auch der Bodensatz des Urins.

Hypoſtaſieren (grch. von ὑπόστασις = Wesen, Substanz) heißt in der philos. Kunstsprache «etwas als dinghaft existierend denken». So «hypostasiert» z. B. Plato die Ideen oder Gattungsbegriffe, indem er ihnen eine selbständige Existenz außerhalb der menschlichen Vorstellung zuschreibt; so «hypostasieren» wir alle unsere Wahrnehmungsbilder, indem wir sie für außer uns bestehende Dinge halten.

Hypotenüſe (grch.) nennt man in einem rechtwinkeligen Dreieck die dem rechten Winkel gegenüberliegende Seite, im Gegensatze zu den beiden andern Seiten, welche Katheten (s. d.) heißen. Der Lehrsatz, daß das Quadrat der H. gleich ist der Summe der Quadrate der beiden Katheten, heißt Pythagoräischer Lehrsatz (s. d.).

Hypothek (grch. von ὑποθήκη, d. i. Untersatz, Unterlage, Unterpfand). Während der wesentlich an der Person haftende Kredit (s. d.), der Personalkredit, sich erst in neuerer Zeit mächtig gehoben hat, war der vorzugsweise am Unterpfande haftende Kredit, der Realkredit, bereits früher stark entwickelt. Hierbei besaß der Gläubiger ein

Pfandrecht, sei es, daß dasselbe sich auf eine bewegliche oder auf eine unbewegliche Sache bezog. Im letztern Falle namentlich bezeichnete man jenes Recht als H. Die H. des modernen Rechts unterscheidet sich wesentlich von der des röm. Rechts. In dem letztern, völlig abhängig von der durch sie gesicherten Schuld, gab sie nur ein in subsidium geltend zu machendes Recht, gegenwärtig ein prinzipales. Der Pfandgläubiger kann nicht mehr, wie im röm. Recht, im Fall der Nichtzahlung den Besitz der Sache fordern, um sie zu verkaufen, vielmehr nur durch Vermittelung des Gerichts seine Befriedigung verlangen. Eine wesentliche Änderung des bis dahin geltend gewesenen Hypothekenrechts wurde bewirkt durch die mecklenb. Gesetzgebung von 1848 und 1857, die in der Abstreifung des accessorischen Charakters der Hypothekenschuld einen großen Einfluß auf die hochwichtige neuere preuß. Gesetzgebung, d. h. die Gesetze über Eigentumserwerb und dingliche Belastung von Grundstücken, Bergwerken und selbständigen Gerechtigkeiten, sowie Grundbuchordnung vom 5. Mai 1872 ausgeübt hat. Hiernach steht neben der H., welche mit Angabe des Schuldgrundes und unter Vorlegung der Schuldurkunde von dem Eigentümer bewilligt wird, die sog. Grundschuld, bei welcher keine Angabe des Schuldgrundes stattfindet. Die Grundschuld soll nur auf den Namen des Eigentümers eingetragen werden können; nur sie soll ein selbständiges Wertobjekt (ein Wertrecht) sein, welches gegen oder ohne Entgelt veräußerlich ist, auch in blanco cedierbar sein, übrigens aber, trotz formeller Selbständigkeit, materiell zur Versicherung einer persönlichen Forderung dienen können. Bei der Grundschuld können auf gestellten Antrag vom Grundbuchamt Zinsquittungsscheine ausgestellt werden, deren Besitz zur Zinserhebung ermächtigt. Diese Einrichtung scheint sich in Mecklenburg, auch in Zürich bewährt zu haben.

Die H., vorkommend für Grundstücke, Gerechtigkeiten, Bergwerke und Seeschiffe, entsteht jetzt durch Buchung im Grund-(Hypotheken-)Buche und setzt gewöhnlich die Einwilligung des Grundeigentümers (Konsensprinzip) oder deren Ersetzung durch Richterspruch (Judikathypothek) voraus. Die frühern vielfachen Bestellungsgründe sind, mit wenigen Ausnahmen, lediglich zu Titeln behufs Erzwingung oder Ersetzung jener Eintragsbewilligung geworden. Die Schuldsumme muß genau angegeben werden, bei Kautions- (sog. Ultimat-)Hypotheken in einem Höchstbetrag. Die H. und die Grundschuld ergreift außer dem Grundstück und den zur Zeit der Eintragung oder später zugeschriebenen unbeweglichen Zubehörstücken (Pertinenzien) und Gerechtigkeiten vor allem natürliche An- und Zuwüchse, dann bewegliches Zubehör des Grundstücks, soweit es dem Grundeigentümer gehört und Zubehör bleibt, ferner Früchte, falls sie dem Eigentümer gehören und zur Zeit der Beschlagnahme ungetrennt auf dem Grundstück stehen oder unveräußert auf demselben lagern, auch an deren Stelle Pacht-(Miet-)Zinsen, endlich, nach neuerm Recht, auch die dem Eigentümer zufallenden Versicherungsgelder für Früchte, bewegliches Zubehör, abgebrannte oder beschädigte Gebäude, wenn solche Gelder nicht statutengemäß zur Wiederherstellung der Gebäude verwandt werden müssen oder verwendet worden sind. Das verpfändete Grundstück kann mit mehrern Pfandrechten belastet werden. Hier sind die Rechte des ersten und der spätern Pfandgläubiger nach röm. Recht ihrer Art nach verschieden. Jetzt dagegen sind die Rechte aller Pfandgläubiger ihrer Art nach gleiche, nur ist der Erfolg ihrer Geltendmachung durch ihren Rang beeinflußt. Dieser Rang richtet sich nicht mehr, wie dort, nach der Rücksicht des Alters des Pfandrechts, der Verwendung auf die Sache oder eines Privilegs, sondern jetzt ausschließlich, bei dem Formalcharakter der H. und Grundschuld, nach der Reihenfolge der Eintragungen im Grundbuche. Mit dem öffentlichen Glauben des Grundbuchs steht die Öffentlichkeit desselben im Zusammenhang für alle, die ein rechtliches Interesse, die Einsicht desselben zu fordern, nachweisen. Wenn vorstehende H. gelöscht werden, so rücken nacheingetragene Hypothekengläubiger, an sich, in die Höhe. Dies wird jedoch in einzelnen Gesetzen nicht als ein unantastbares Recht derselben betrachtet; vielmehr wird dem Bucheigentümer das Recht beigelegt, die Tilgung einer H., zu welcher er durch Befriedigung des Gläubigers, durch Beerbung oder Erlaß einen Rechtstitel erhalten, zu hindern und somit das in der H. liegende bedingte Verwertungsrecht ohne Veränderung der Bedingungen (des «locus») entweder auf einen andern Gläubiger durch Cession zu übertragen oder sich selbst auf den Fall des Grundstücksverkaufs vorzubehalten (Spezialhypothek des Eigentümers). Der Eintritt des Verwertungsrechts, welches mit der hypothekarischen Klage (Pfandklage) geltend gemacht wird, knüpft sich an die Nichterfüllung der obligatorischen Verpflichtung, wobei die Revenuen- oder Kaufgeldverteilung sich nach der Rangordnung der Einschreibungen richtet. (S. Subhastation.) Dieses Verfahren erfolgt getrennt von der Ausübung des allgemeinen Pfandrechts, das im Konkursverfahren statthat. (S. Konkurs.)

Von der größten Bedeutung sind gegenwärtig die die Belastung eines Grundstücks genau angebenden Hypotheken- oder Grundbücher. Schon im Altertum kannte man solche öffentliche Bücher oder öffentliche Beurkundung auf in das Grundstück befestigten Steinen in Chios, Smyrna und an andern Orten, nicht in Rom. In Deutschland schuf Karl d. Gr. für Stifts- und Klostergüter Lagerbücher (Polyptica) mit Bezeichnung des Inhabers, der Abgaben und Dienste, was für das Lehns- und Allodialeigentum nachgeahmt wurde. Etwas später scheinen sich wirkliche Grundbücher in Mähren gebildet zu haben, die sog. Landtafel (vgl. Demuth, «Geschichte der mähr. Landtafel», Brünn 1857), wie man auch noch in neuerer Zeit in Österreich-Ungarn nach dem Gesetze vom 25. Juli 1871 von Land- und Lehntafeln, sowie von «Tabularwesen» spricht. Zu Anfang des 13. Jahrh. wurden im nordwestl. Deutschland, in Köln, Hamburg, Lübeck u. s. w. nach Vorbildern in Belgien, Frankreich und der Schweiz Bücher eingeführt, die die Bedeutung von Schuld- und Pfandbüchern hatten, und nur hiermit der Grund zu unsern modernen Grundbüchern gelegt, von denen in einzelnen Staaten nach besondere, im Gegensatz zum Pfande lediglich das Eigentum betreffende Bücher unter den verschiedensten Namen geschieden werden. Gewöhnlich werden dieselben als Realfolien angelegt, wobei jedes selbständige Grundstück ein besonderes Blatt erhält, doch kommen auch Personalfolien vor, da oft ein und derselbe Eigentümer viele, vielleicht sehr

lbständige Grundstücke besitzt. Solche auf Blatte nur äußerlich vereinte Grundstücke man «walzende Grundstücke» oder «Wandel- nd die preuß. Grundbuchordnung von 1872 neben noch für den zersplitterten Grundbesitz . Artikel, welcher, auf Antrag des Eigen- ausgefertigt, sämtliche demselben Eigentü- örige Grundstücke mit ihren Belastungen nt. Die Realfolien enthalten 1) ein sog. tt, welches das Grundstück nach seinen Be- en, deren Größe, Lage, Nummer in der euermutterrolle, dem Reinertrage, wohl Kulturart verzeichnet; etwaige Zu- und bungen werden in Nebenrubriken sichtbar . Die erste Abteilung bezeichnet sodann den mer, Zeit und Grund des Erwerbs und ent- ertbestimmungen, die zweite Abteilung e Lasten und Einschränkungen des Eigen- ebst Veränderungen und Löschungen, die bteilung H. und Grundschulden, ebenfalls änderungen und Löschungen. Durch diese ung kann das gegenüber den General- und igenden Hypotheken des röm. Rechts wohl- Prinzip der Spezialität der Pfandver- ng, welches Bestimmtheit derselben nach nd und Forderung verlangt, erreicht wer- efährdet ist dasselbe, wo, was nicht überall ist (z. B. nicht in Hamburg, Mecklenburg), rreal-(Simultan-Gesamtverband-)Hypothe- lit werden.

Grundbuchämter entsprechen räumlich sten Sprengeln, deren Grundstücke einzeln sind. Die Buchbehörde besteht meist aus ichter (auch wohl aus einem Magistrats- e) und einem das Schreibwesen besorgenden n. Diese Beamten sind vielfach subsidiär für die Folgen jedes Versehens bei den Ein- en und haftet in letzter Linie der Staat. eidigten rhein.-franz. Hypothekenbe- r stehen unter Aufsicht der Steuerbehörden kautionspflichtig. Sie besorgen jedoch nur Abschriften der eingereichten Urkunden in anskriptionsregister als öffentliches tsabschriftsbuch und das Inskriptions- r bezüglich der Hypothekeneinschreibungen. ndbuchrichter hat zu untersuchen, ob das essen Einschreibung verlangt wird, ein- sfähig, ob der Antrag von einer zur Abgabe rklärung befähigten und der berechtigten herrührt, kann aber die Eintragung oder wegen Mängeln des zu Grunde liegenden schäfts nicht ablehnen (Prinzip der Legali- ch preuß. Recht werden als Beurkundungen tragungen Hypotheken- und Grund- riefe ausgefertigt. Zur Förderung des its dienen die Hypothekenbanken (s. unter , Bd. II, S. 441), sowie die Hypotheken- ungsanstalten. (S. Hypothekenver- ng.)

ernburg, «Das Pfandrecht nach den Grund- s heutigen röm. Rechts» (2 Bde., Lpz. 1860 Bremer, «H. und Grundschuld» (Gött. 1869); «Preuß. Grundbuchrecht» (Berl. 1873); es Hypothekenrecht» (herausg. von V. von , Bd. 1—8, Lpz. 1871—81); Roscher, der Volkswirtschaft» (10. Aufl., Bd. 2, 1882).

thekarische Klage, Pfandklage, s. ypothek.

Hypothekenbanken oder Bodenkreditbanken, s. unter Banken, Bd. II, S. 441.

Hypothekenbewahrer, s. unter Hypothek.

Hypothekenbriefe, s. unter Hypothek.

Hypothekenbücher, s. unter Hypothek.

Hypothekenrecht, s. unter Hypothek.

Hypothekenversicherung, die einzige, wirklich in praktische Thätigkeit gekommene Art der Kreditversicherung, bezweckt Schutz der Hypothekengläubiger gegen Verluste aus Konkursen oder Subhastationen von Grundstücken. Nachdem die auf Veranlassung von Engel errichtete Sächsische Hypothekenversicherungs-Aktiengesellschaft zu Dresden liquidiert hat, auch ein wiener Institut der Branche eingegangen ist, bestehen gegenwärtig nur zwei Hypothekenversicherungsanstalten, die seit 1862 arbeitende Preußische Hypothekenversicherungsgesellschaft und die Norddeutsche Grundkreditbank von 1869, beide auf Aktien in Berlin; indessen hat die Norddeutsche Grundkreditbank seit 1. April 1883 die Versicherung von Hypotheken gegen Subhastationsverlust vollständig eingestellt. Die Hypothekenversicherer wollen Bürgschaft leisten für Erfüllung der Verbindlichkeiten des Hypothekenschuldners, Kapitalien auf Hypotheken zinsbar unterbringen, (versicherte) Hypothekenforderungen beleihen, erwerben, verpfänden, veräußern, Hypothekendarlehne vermitteln, Kapitalien und Zinsen einziehen, unbewegliches Eigentum erwerben, verwalten, verpfänden, veräußern. Die von ihnen geleistete Assekuranz besteht im Schutze des Gläubigers gegen etwaigen Ausfall bei Subhastationen, gegen Verluste oder Zahlungsverzögerung bei eingeklagten Hypothekenforderungen und in der Garantie der Zinsen gegenüber dem vor Subhastationsverlust geschützten Kapitalisten (Hypothekgläubiger) während der Dauer des Subhastationsverfahrens.

Die H., will sie den Bedürfnissen wirklich abhelfen, muß in folgenden Zweigen organisiert sein: 1) Versicherung gegen Subhastationsverlust, dem Grundbesitzer wie dessen Gläubiger gegenüber; 2) Zinsenversicherung letzterm gegenüber, und 3) wenn bedeutende Fonds vorhanden, welche sich durch Errichtung einer Centralstelle für den Hypothekenverkehr, die jedem Kapitalisten Gelegenheit böte, sein Kapital auf versicherte Hypotheken zu placieren, sehr leicht vergrößern ließen: Kapitalrückzahlungsversicherung; endlich 4) Garantie des Ersatzes für Verluste aus der Kündigung von Hypothekendarlehen. Die H. versichert jetzt noch meist nur Hypotheken, die ohnehin sicher zu sein pflegen, d. h. bei denen der Wert des Unterpfandes die Hypothekenschuld genügend überwiegt; die Anstalten dieser Branche sind in Wirklichkeit mehr Hypothekenkreditinstitute und ihr Assekuranzzweig nur unbedeutend. Da die H. indes nicht spekulieren, sondern der Sicherheit des Bodenkredits dienen soll, so hilft sie gleichwohl in Zeiten der Geldknappheit und größern Schuldenstandes einem wirklich vorhandenen dringenden Bedürfnis ab und ist dann naturgemäß lebensfähig; sie muß jedoch in der Hauptsache durch Betreibung von Wechseldiscont- und Lombardgeschäften, sowie Effektenankauf und -Verkauf u. s. w. notwendigerweise vielfach ins eigentliche Bankfach hinübergreifen.

Hypothese (grch.), d. i. Unterlage, heißt im allgemeinen soviel als Voraussetzung oder Bedingung. Das Anknüpfen eines Gedankens an einen

ihm vorausgesetzten erscheint am einfachsten in dem sog. hypothetischen Urteil von der Form: Wenn A ist, so ist B, wo die Gültigkeit des Nachsatzes (θέσις) durch die des Vordersatzes (ὑπόθεσις) bedingt ist. H. im engern Sinne nennt man Voraussetzungen, welche man macht, um für eine Menge von Erscheinungen die Einheit eines Gesetzes und eines Erkenntnisgrundes zu finden, oder Versuche, die Lücken der Erfahrung durch Begriffe zu ergänzen und durch diese jene zu erklären.

Hypothetisch nennt man nach der üblichen Schullogik solche Urteile, in welchen die Aussage des Prädikats vom Subjekt an eine bestimmte Bedingung geknüpft wird (wenn A — B ist, so ist C — D), und weiterhin solche Schlüsse, in denen derartige hypothetische Urteile als Prämissen vorkommen. In der gewöhnlichen Ausdrucksweise heißt hypothetisch alles, was nur bedingungsweise gilt oder behauptet wird.

Hypotricha, s. unter Infusorien.

Hypotypose (grch.), eigentlich Darstellung im Bilde, in der Rhetorik die anschauliche, versinnlichende Darstellung eines Gegenstandes; auch Abriß, Entwurf.

Hypozeuxis (grch.), eine rhetorische Figur, darin bestehend, daß in einer Satzperiode jedes Subjekt ein eigenes Zeitwort erhält. Das Gegenteil der H. ist das Zeugma (s. d.).

Hypsipyle war die Tochter des Königs Thoas von Lemnos. Die Frauen der Insel wurden von Aphrodite, weil diese sich von ihnen vernachlässigt fand, mit üblem Geruch bestraft. Da sie deshalb von ihren Männern gemieden wurden und diese sich Frauen von auswärts holten, ermordeten sie ihre Männer; nur H. rettete ihren Vater. Als die Argonauten auf Lemnos sich aufhielten, wurde H. durch Jason Mutter des Euneos (und Thoas). Später wurde die Rettung ihres Vaters entdeckt, H. mußte fliehen, ward von Seeräubern gefangen und an den König Lykurgos zu Nemea verkauft. Dort verließ sie, um den vorbeiziehenden Sieben gegen Theben eine Quelle zu zeigen, das ihrer Obhut anvertraute Kind Opheltes, von Amphiaraos dann Archemoros genannt, und sollte, da dieses in ihrer Abwesenheit von einer Schlange getötet wurde, zur Strafe dafür sterben, wurde aber durch die Vorstellungen des Amphiaraos und die Dazwischenkunft ihrer Söhne gerettet.

Hypsistarier, eine religiöse Sekte, deren Lehre nach Gregor von Nazianz in einem Gemisch von Heidentum und Judentum bestand; von jenem hatten sie den Gebrauch des Feuers und Lichtes im Kultus entlehnt, von diesem die Beobachtung des Sabbats und gewisser Speisegebote, wogegen die Beschneidung aufgegeben war. Die H. gehören dem 4. Jahrh. an und haben jedenfalls außerhalb Kappadociens keine Verbreitung gefunden.

Hypsometrie, s. Höhenmessung.

Hypsothermometer oder Thermohypsometer nennt man höchst empfindliche Thermometer, deren man sich zum Höhenmessen bedienen kann; sie beruhen darauf, daß die aus dem siedenden destillierten Wasser sich erhebenden Dämpfe stets diejenige Temperatur besitzen, welche der Spannkraft gesättigter Dämpfe entspricht, die dem eben herrschenden Luftdrucke gleich ist, vorausgesetzt, daß die Kugel des Thermometers äußerst nahe der Oberfläche des im offenen Gefäße kochenden Wassers liegt. Bestimmt man also die Temperatur der Dämpfe, welche sich aus den, chemisch reinen Wasser erheben, die Spannkraft, welche den gesättigt bei diesem Siedepunkte zukommen, stattfindenden Barometerstand setzen. daher das Thermometer als Barom chen und nennt es dann Barothe oder auch Thermobarometer. nur zum Höhenmessen (s. d.) verwen viel kompendiöser und leichter trans das Barometer ist. Dieser Grund w lich, der zu dessen Erfindung durc (1724), sowie zu dessen vielseitiger antrieb. Von der Anwendung des meters zur Höhenmessung hat es eb H. erworben. Einer Änderung von mittlern Barometerstande entspricht rung von 0,1° C. beim Siedepunkte. H. (s. beistehende Figur) müssen sich a Bruchteile von Graden noch mit Sicherheit ablesen lassen. Man erteilt daher der Röhre eines solchen Thermometers die gewöhnliche Länge, sorgt aber dafür, daß das Quecksilber erst bei 93° in das Kaliber ss tritt, d. h. daß die Röhre nur den obern Teil der Thermometerteilung, d. i. von beiläufig 93° bis 101° C., erhält. Bei den vom Siedepunkte noch weit abliegenden Temperaturen erfüllt daher das Quecksilber nicht ganz die Kugel oder den Cylinder m des H. Dieses Prinzip kann mannigfach abgeändert werden (Verengerung der Röhre in den obern zwei Dritteln; mehrere Gefäße z. B. m und n in der Figur). Dem H. wird ein zweckmäßig rat L beigegeben, der an der Decke e große Öffnung H für den Abzug des D muß. Man kann das H. auch mit ein skala versehen und berechnen, wie vi einem Celsiusgrade entsprechen. So derartige H., an welchen jeder Celsius lang ist, und wo je 1 mm Änderun punktes am Thermometer je 10 m Hö bedeuten, indem die Höhenzunahme n tional der Abnahme des Siedepunkte

Hypudaeus (lat.), die Wühlmau

Hyracĕum oder Dasjespiß, e des Bibergeils, s. unter Biber (Säu

Hyraciden, s. Klippdachse.

Hyrcanum mare, das Kaspisch

Hyrkanien (zend. Vehrkâna, altpe eigentlich Wolfsland, hieß im Altertum südl. Küstenstrich des Kaspischen Meer abhange des Elburs, einst Coronus. Achämeniden bildete es einen Teil Pa dieses die Inschriften beweisen. Da von vielen kleinen Strömen und B flossen, von denen der Syderis (jetzt der Ochus (jetzt Dehasch) hervorzuheb durch die vom Gebirge in das Kaspis menden Wasser machten die Thäler u gen außerordentlich ergiebig an Obst, Wein. Die Berggegenden waren dage unfruchtbar. Die Bewohner waren Wildheit verrufen. H. bildete einen Te

des Perserreichs, riß sich unter den Par-
wurde einige Zeit unabhängig und be-
ine Freiheit in vielen Kämpfen. Die
H.s waren Zadracarta, Talabroce,
Hyrkania (vielleicht das heutige
Cu sape (vielleicht Nischapur); als Haupt-
tape genannt. H. ist das heutige pers.
n und Masenderan; die bedeutendste
sterabad am Kaspischen Meere.

us, zwei jüd. Hohepriester und Fürsten
asmonäischen Geschlecht. Johannes
ons Sohn, der 135—105 v. Chr. re-
r anfangs von den Syrern abhängig,
de er jedoch selbständig, eroberte Sichem,
sich die Samaritaner und zerstörte ihren
auf dem Berge Garizim (129 v. Chr.);
ug er die Idumäer, sich an das Judentum
chen. Er knüpfte mit den Römern ein
, baute die starke Burg Baris (Antonia)
nordwestl. Ecke des Tempelbergs und er-
sein Gebiet fast wieder bis an die alten
des Davidischen Reichs. Auch scheint er
und zu dem Synedrium (s. d.) gelegt zu
Ursprünglich ein Pharisäer, trat er später
Seite der Sadducäer. Er hinterließ bei
Tode fünf Söhne, von denen Aristobul und
der unter dem Titel von Königen regierten.
kanus II., Enkel des vorigen, Alexanders
wurde 69 v. Chr. in Jerusalem zum König
ufen, trat aber, von seinem jüngern Bruder,
ul II., bekämpft, bald ins Privatleben zu-
on dem Idumäer Antipater angereizt, suchte
mals mit Hilfe des Aretas von Petra den
wiederzugewinnen, jedoch erfolglos, bis
mpeius 63 v. Chr., das jüdische Königtum
fend, zum Hohenpriester und Ethnarchen
te. H. besorgte nun den Tempel, Antipater
gierung. Cäsar bestätigte ihm 47 v. Chr.
rische Hohepriesterwürde und machte den
ater zum Prokurator Judäas. Als Antigo-
ristobuls Sohn, mit Hilfe der Parther König
hepriester geworden, verstümmelte er H.
einen Biß das Ohr, um ihn zum Hohen-
rramter untauglich zu machen. Die Parther
en ihn 40 v. Chr. mit sich nach Seleucia.

rtl (Jos.), ausgezeichneter Anatom, geb.
. 1811 zu Eisenstadt in Ungarn, studierte zu
., wo er aus Liebe zu den Naturwissenschaften
besonders mit Anatomie beschäftigte, sodaß er
eits 1833 als Prosektor an der Universität An-
ung erhielt. Während der vier Jahre, die er
en Posten bekleidete, arbeitete er fleißig an der
richtung des wiener anatom. Museums, und
dem er 1835 promoviert, wurde er schon 1837
Professor der Anatomie in Prag ernannt,
aber in gleicher Eigenschaft nach Wien zurück-
n und im Mai 1847 unter die Mitglieder
iserl. Akademie aufgenommen. Seine wis-
schaftlichen Arbeiten betreffen vornehmlich die
re des Gehörorgans, verschiedene Partien
nern Gefäßlehre und der vergleichenden
tie, insbesondere der Fische. Außer zahl-
Abhandlungen in den «Mediz. Jahrbüchern
rr. Kaiserstaats» und andern Fachzeitschrif-
ören hierher die «Vergleichenden anatom.
chungen über das Gehörorgan des Men-
d der Säugetiere» (Prag 1845), «Lepido-
eudoxa» (Prag 1845), «Beiträge zur ver-
en Angiologie» (Wien 1850), «Beiträge
zur Morphologie der Urogenitalorgane der Fische» (Wien 1850), «Das uropoëtische System der Knochenfische» (Wien 1852), «Über die accessorischen Kiemenorgane der Clupaceen» (Wien 1856), «Anatomische Mitteilungen über Mormyrus und Gymnarchus» (Wien 1856), «Das vergleichend-anatom. Museum an der wiener mediz. Fakultät» (Wien 1865), «Die Blutgefäße der menschlichen Nachgeburt» (Wien 1870), «Cranium cryptae Metelicensis» (Wien 1877). Die weiteste Verbreitung unter seinen Schriften haben jedoch gefunden das fast in alle lebenden Sprachen übersetzte «Lehrbuch der Anatomie des Menschen» (Prag 1846; 16. Aufl. 1882) und das «Handbuch der topogr. Anatomie» (2 Bde., Wien 1847; 7. Aufl. 1882), mit dem er diese Richtung der Anatomie in Deutschland begründete. Außerordentliche Verdienste hat sich H. ferner um den technischen Teil der anatom. Wissenschaft erworben, über welchen ausführlich sein sehr geschätztes «Handbuch der praktischen Zergliederungskunst» (Wien 1860) handelt. Seine mikroskopischen Injektionspräparate, die alles in diesem Fach Geleistete an Schönheit übertreffen, sind außerordentlich verbreitet; ebenso berühmt sind seine Gehör- und Hodenpräparate geworden. Das ausgezeichnete Museum für vergleichende Anatomie in Wien wurde von H. gegründet und auch beschrieben (Wien 1869). Als Rektor der wiener Hochschule veröffentlichte er bei deren 500jähriger Jubelfeier die Festschrift «Cryptobranchus Japonicus» (Wien 1865). Seit seiner 1874 erfolgten Emeritierung lebt er in ländlicher Zurückgezogenheit zu Perchtoldsdorf bei Wien.

Hyson (engl.), eine Sorte des grünen chines. Thees.

Hyssopus officinalis *L.*, s. Ysop.

Hystaspes (altpers. und zend Vištâçpa) ist der Vater Darius' I., Königs der Perser, Sohn des Arsanes, Enkel des Ariaramnes, welcher letzterer der Bruder des Cyrus, des Vaters des Kambyses und Großvaters des ersten Perserkönigs war. Nach einer von Herodot (I, 209) erzählten Sage soll Cyrus auf dem Zuge gegen die Massageten durch einen Traum vor den Nachstellungen des damals noch jungen Darius gewarnt worden sein, worauf der den König begleitende Vater das Heer verließ, um in Persien die etwaigen Schritte des Sohnes zu überwachen. Nach der Inschrift von Bisutun unterwarf H. später, unter der Regierung des Darius, die empörten Hyrkanier (517 v. Chr.). Nach Ktesias soll H. mit seiner Gattin bei der Besichtigung der Arbeiten umgekommen sein, welche Darius für die Herrichtung seines noch erhaltenen Grabmals in Nakš-i-Rustam anstellen ließ. Die Arbeiter sollen durch das Erscheinen von Schlangen erschreckt, die von ihnen gehaltenen Taue des Gerüstes, auf welchem H. die Arbeiten besah, losgelassen haben, wofür sie alle mit dem Tode bestraft wurden. Ein anderer Hystaspes, Enkel des vorigen und rechter Bruder des Xerxes, befehligte in dem Zuge gegen Hellas die Baktrer und Saker.

Von dem H., der nie König war, ist vollkommen verschieden der viele Jahrhunderte früher lebende König der Baktrer H., unter welchem Zoroaster erschien, und den unter den Alten schon Agathias unterscheidet. Die Neuperser, die viele Jahrhunderte aus ihrer Geschichte vergessen haben, verwechseln diese beiden Persönlichkeiten und machen den Kei Guschtasp zum Urvater des Darâ. In den uns

erhaltenen Zendbüchern wird er Kavi Vistâçpa genannt, Sohn des Arvadaçpa, neuperſ. Lohraſp, und Bruder des Zairivairi (neuperſ. Zerir). Er ſtritt für Zoroaſters Lehre gegen Turan, namentlich gegen Ardjadaçpa (neuperſ. Ardjaſp). Der 11. Nosk des Zendaveſta führte ſeinen Namen und handelte von ihm; aber nach der Sage der Perſer wurden von den urſprünglichen 60 Kapiteln dieſes Buchs 10 nach Alexander nicht wieder aufgefunden. Aus dieſer verlorenen Quelle hat mit vieler Ausſchmückung die neuere Sage der Parſen geſchöpft. Danach war Guſchtaſp der fünfte der Kayanier und regierte 120 Jahre. Nach der Abdankung des Vaters Lohraſp bekehrte ſich Guſchtaſp zur Lehre der Aveſta, wurde aber deshalb von Ardjaſp, König von Turan, angegriffen. Nach der Beſiegung dieſes Königs verbreitete Guſchtaſp die Lehre in alle Länder und ſandte Iſfendiar zu dieſem Zwecke aus. Während eines Zugs des Königs nach Zabuliſtan kam Ardjaſp wieder, zerſtörte Balkh, und löſchte mit dem Blute der Ormazdprieſter die Feueraltäre. Doch wurde die neue Lehre wiederhergeſtellt, und Guſchtaſp hinterließ den Thron ſeinem Sohne Ardirſcho.

Hyster... (vom grch. ὑστέρα, die Gebärmut[ter), Gebärmutter...

Hyſteralgie (grch.), Gebärmutterſchmerz, Gebärmutterkolik.

Hyſtĕrie (grch.), Mutterplage, Mutterſtaupe, eine eigentümliche, unter ſehr verſchiedenartigen Symptomen auftretende Nervenkrankheit, welche ſich hauptſächlich durch Störungen der Empfindlichkeit (Senſibilität), der Bewegung (Motilität), der geiſtigen Funktionen und der Ernährung kundgibt und welche faſt nur bei Frauen, und zwar in der Zeit der Geſchlechtsreife vorkommt. Die Senſibilitätsſtörung zeigt ſich entweder als allgemeine Erhöhung der Reizbarkeit (Hyperäſthéſie) in einer Steigerung der Schärfe der Sinne, die häufig Quelle großen Unbehagens wird, ferner in Idioſynkraſien oder auch in einem Zuſtande anhaltender Erregung gewiſſer Nervengebiete. Andererſeits macht ſich häufig Empfindungsloſigkeit geltend. Die Hyperäſthéſie, welche gewöhnlich als Nervenſchwäche bezeichnet wird, verleiht den Kranken eine oft außerordentliche, ans Wunderbare grenzende Schärfe der Sinne, inſofern dieſelben durch den Geruch, das Gefühl, das Gehör Unterſchiede wahrnehmen, welche Geſunden völlig entgehen; Licht iſt ihnen zu hell, eine Farbe zu grell, ein Geruch zu ſtark, ein Geräuſch unerträglich, die Geſunde gewöhnlich finden. Außerdem lieben ſie Sinneseindrücke (z. B. Gerüche), die Geſunden zuwider ſind, während ſie ſolche, die Geſunden angenehm, widerlich finden. Zu (meiſt einſeitigem) Kopfſchmerz, oft heftigſtem Gelenkſchmerz, Flimmern vor den Augen, Brauſen in den Ohren, anhaltenden unangenehmen Geruchsempfindungen macht ſich die Nervenerregung weiterhin häufig geltend. Aber auch die Empfindungsloſigkeit iſt oft ſo groß, daß ſich dieſe Kranken ohne Schmerzensäußerung ſtechen, brennen und andern ſchmerzhaften Eingriffen unterwerfen laſſen. Daneben haben ſie eine verkehrte Wahrnehmung von innern Organen: Herzklopfen, erſchwertes Atmen, abnorme Gefühle im Magen, in der Speiſeröhre, in welcher häufig die Empfindung entſteht, als ſteige eine Kugel vom Magen zur Kehle hinauf (ſog. hyſteriſche Kugel, globus hystericus) u. dgl. Krämpfe und Lähmung ſind nicht ſelten, ſchwinden aber oft überraſchend ſchnell; die Krämpfe äußern ſich entweder nur als vereinzelte Zuckungen gewiſſer Muskelgruppen, beſonders der Arme, oder als kompliziertere konvulſiviſche Paroxysmen (ſog. Lach-, Wein- und Gähnkrämpfe), oder endlich als heftige Konvulſionen des ganzen Körpers, welche die größte Ähnlichkeit mit epileptiſchen Krämpfen darbieten können. Mit großer Leichtigkeit tritt bei Hyſteriſchen ein oft überraſchend ſchneller Wechſel der Stimmung ein, doch ſind ſie meiſt traurig. Als eigentümliche pſychiſche Erſcheinung macht ſich auch eine Neigung zu Übertreibungen und zu Betrug geltend, während das Denkvermögen ſich in geſunder Weiſe äußert. Doch geht in höhern Graden und bei längerm Beſtehen die Krankheit zuweilen auch in Geiſteskrankheit, insbeſondere in Verrücktheit über. Im Somnambulismus (ſ. d.) findet die Krankheit den höchſten Grad ihrer Ausbildung. Neben der H. kommen oft Krankheiten der Geſchlechtsorgane vor, und dieſe ſind häufig die Urſache derſelben. Doch iſt dies nicht immer der Fall, und auch nicht jede Geſchlechtskrankheit macht hyſteriſch. Man findet die H. häufig bei kinderloſen, unglücklich verheirateten Frauen, Witwen und alten Jungfrauen, und hier iſt, wenn nicht Geſchlechtskrankheiten vorliegen, das niederſchlagende Bewußtſein eines verfehlten Lebens als Urſache anzuſehen. Die Nichtbefriedigung oder unnatürliche Befriedigung des Geſchlechtstriebes trägt an der Krankheit viel ſeltener die Schuld, als oberflächliche Ärzte behaupten. Oft iſt die Anlage zur H. angeboren, auch wird dieſe allgemeine Störung des Nervenlebens durch Blutarmut (infolge von ſtarken Blutverluſten, erſchöpfenden Krankheiten und übermäßig langem Stillens) hervorgerufen. Wo ſich die Grundurſache nicht heben läßt, iſt verſtändiger Zuſpruch, geregeltes, thätiges Leben oft von großem Vorteil; die Krankheit wird in vielen Fällen durch eine vernünftige Erziehung vorgebeugt. Insbeſondere iſt bei der Erziehung der Mädchen ſchon frühzeitig darauf hinzuwirken, daß die letztern ſchon von früher Jugend auf Gemütsbewegungen zu beherrſchen, unerhebliche Schmerzen leicht zu ertragen lernen und in jeder Beziehung geiſtig und körperlich abgehärtet werden. Iſt die Krankheit einmal ausgebrochen, ſo iſt außer der Beſeitigung eventueller körperlicher Störungen (Bleichſucht, Blutarmut, Gebärmutterleiden u. dgl.) eine fortgeſetzte und verſtändige pſychiſche Behandlung der Kranken von der allergrößten Wichtigkeit, über welche ſich allgemeine Regeln nicht wohl aufſtellen laſſen, ſondern welche in jedem gegebenen Falle nach der Individualität der Kranken von einem erfahrenen und ſachkundigen Arzt im einzelnen genau angeordnet und ſodann von der Umgebung der Kranken ſorgfältig und beharrlich durchgeführt werden muß.

Hyſtĕriſch, an Hyſterie (ſ. d.) leidend, dadurch bedingt.

Hysterium *Fr.*, Rißenſchorf, Pflanzengattung aus der Familie der Discomyceten. Einige Arten derſelben leben paraſitiſch auf den Nadeln der Coniferen. Sie bilden kleine ſchwarze elliptiſche oder lineale Fruchtkörper, die als ſchwarze Linien aus den befallenen Blättern hervorbrechen und dann mit einem Längsriß ſich öffnen. Die gemeinſten Arten ſind der Rißenſchorf auf der Weißtanne, H. nervisequum *Fr.*, und auf Fichten und Kiefern vorkommende H. Pinastri *Schrad.* Beide

d die Perithecien strichförmige Polster, die
er Mittelrippe der Unterseite hinziehen,
letztern sind die Fruchtkörper kürzer und
ptisch geformt. Beide Pilze können in
en viel Schaden anrichten, da durch das
gewebe wuchernde Mycelium das Blatt
Ernährung gestört wird und schließlich
Die Perithecien entwickeln sich gewöhn-
nachdem bereits das Blatt gelb geworden
fallen ist. Die Ascosporen reifen erst im
Frühjahre und können dann leicht wieder
n noch zarten Blätter infizieren. Ist der
n Nadeln durch die Einwirkung des Pil-
deutender, so wird natürlich auch die Ge-
hrung der Bäume benachteiligt, dieselben
n ein kränkliches Aussehen, und wieder-
ie Infektion mehrere Jahre hindurch, so
e Bäume schließlich zu Grunde gehen.

rocēle (grch.), Gebärmutterbruch, fehler-
e der Gebärmutter, wobei dieselbe durch
n- oder Schenkelkanal aus der Bauchhöhle
n tritt und, von einem Bruchsack umkleidet,
unter der Haut zu fühlen ist. (S. Bruch.)

oloxie, die Schiefheit der Gebärmutter,
hiebung derselben im Unterleib.

romanie, Wahnsinn der Frauen mit ge-
er Aufregung.

on Protĕron (grch., d. h. das Spätere
t eine grammatisch-rhetorische Figur, die
eht, daß Satzteile und die durch sie aus-
Begriffe nicht in ihrer natürlichen oder
richtigen zeitlichen Anordnung aufgeführt werden, sondern was der natürlichen Anordnung oder Zeit nach an zweiter Stelle stehen sollte, vorangestellt wird; es geschieht dies häufig dann, wenn der in einfach logischer Folge zuletzt kommende Begriff für den Sprechenden der wichtigere und deswegen mehr hervorzuhebende ist. Ein Beispiel gibt der Homerische Vers: «Beide, nachdem sie erzog und gebar die göttliche Mutter.»

Hysterophŏr, Gebärmutterhalter, Instrument zum Stützen der gesenkten Gebärmutter.

Hysteroptōse, Gebärmuttervorfall.

Hysteroskopie, die Untersuchung der Gebärmutter vermittelst des Mutterspiegels.

Hysterotomie, der Kaiserschnitt, chirurgische Operation an der Gebärmutter; Hysterotom, Instrument zur Vornahme derselben.

Hystrix (lat.), Stachelschwein.

Hystrizismus (von hystrix, Stachelschwein), der höchste Grad der Fischschuppenkrankheit (s. d.).

Hytas heißen in der asiat. Türkei geworbene leichte Reiter, welche auf Kriegsdauer oder für einen bestimmten Feldzug verpflichtet werden.

Hythe, Stadt in der engl. Grafschaft Kent, 7 km westlich von Folkestone am Pas de Calais, an der Grenze des jetzt eingedeichten und bebauten Marschlandes von Romney, mit (1881) 4069 E., besteht aus einer einzigen, längs der Küste sich hinziehenden Straße. H. war einer der Cinque Ports (s. d.), jetzt aber ist der Hafen ganz versandet und die Stadt sehr zurückgekommen.

J

r neunte Buchstabe unsers Alphabets, be-
inen Vokal, der mit den e-artigen Lauten
den sog. «weichen» oder «palatalen» Vo-
rt (im Gegensatz zu den nichtpalatalen a,
rüher nahm man in der Sprachwissen-
istens an, daß die Sprache ursprünglich
ei sog. reinen Vokale a, i, u besessen habe,
de also i zu diesen Grundvokalen gerech-
histor. Sprachforschung hat aber gezeigt,
die Dreiheit a, i, u sich findet (z. B. im
), sie erst das Resultat der Vereinfachung
rünglich größern Reihe von Vokalen ist;
wir z. B. im Deutschen ein seinem Ur-
ach zwiefaches i, eines gleich ursprüng-
das andere gleich ursprünglichem e
wo im Deutschen einem i in andern
der Ableitungen des Wortes ein a ge-
ht, ist i aus e entstanden, z. B. in
neben «Band»). Von allen Vokalen
die stärkste Wirkung auf umgebende Laute
die sog. Epenthese erzeugt es in der vor-
n Silbe Diphthong oder Umlaut, auf
e entstehen im Deutschen ä (e) aus a, ö
aus u u. s. w., z. B. «ich schlage», «du
got. slaha—slahis. In vielen Sprachen
i stark ein auf die Aussprache der ihm
nden Konsonanten, namentlich auch die
(k, g); so sprachen die Römer kibus (ci-
Italiener tschibo (cibo). Der Buchstabe
lphabets ist wie alle unsere Buchstaben
t. Schrift entnommen; da diese aus der

griechischen, die griechische aus der phönizischen stammt, geht es also im letzten Grunde auf das phöniz. jod zurück, das sowohl den Konsonanten jod, wie den Vokal i ausdrückt.

Als Abkürzungszeichen steht I in röm. Inschriften, Handschriften u. s. w. für imperator; als Zahlzeichen für 1. In der Chemie ist I das Zeichen oder Symbol für Jod. Auf deutschen Reichsmünzen bezeichnet I den Münzort Hamburg, auf ältern franz. Münzen: Limoges.

I ad graecum pi! (lat.), geh zum griechischen pi (π), d. h. zum Galgen, scher' dich zum Henker!

Jakchos (lat. Jacchus), war ein Beiname oder Name des Dionysos, welchen er wahrscheinlich wie den etymologisch nahe verwandten Namen Bakchos von den Jubelrufen führte, mit denen er bei Festen und Festzügen angerufen wurde.

Jalĕmos hieß nach der griech. Mythologie ein Sohn des Apollo und der Muse Kalliope. Er soll jung gestorben und deshalb sein Name wie der des Linos zur Bezeichnung für Klagegesänge gebraucht worden sein.

Jamblichus, neuplatonischer Philosoph, aus Chalcis in Cölesyrien, war ein Schüler des Porphyrius und starb um 330 n. Chr. Durch ihn artete die neuplatonische Philosophie in Dämonologie und Theurgie aus, weshalb er auch bei seinen Schülern den Ruf eines Geisterbeschwörers und Wunderthäters erhielt. An dem Kaiser Julian fand er, als Verteidiger des alten Götterglaubens,

einen begeisterten Verehrer, was dazu beitragen mochte, ihm den Beinamen des Göttlichen zu geben. Von seinen vielen Schriften sind nächst einigen mathematischen noch übrig ein Bruchstück des Lebens des Pythagoras, über den er manches Seltsame und Fabelhafte berichtet, und eine Ermahnung zur Philosophie, beide von Kießling (Lpz. 1813 u. 1815) herausgegeben. Auch wird ihm eine Schrift über die ägypt. Mysterien, herausgegeben von Parthey (Berl. 1857), beigelegt, deren Echtheit aber verdächtig ist.

Jambus (grch.) heißt in der Metrik ein aus einer kurzen und langen Silbe (⏑ –) bestehender Versfuß, als dessen Erfinder der griech. Dichter Archilochus galt, der ihn schon völlig ausgebildet in seinen Schmähgedichten angewendet hat. Jambische Verse werden nach Dipodien (Doppelfüßen ⏑ – ⏑ –) gemessen. Der bekannteste iambische Vers ist der Trimeter (nach den drei Dipodien benannt) oder Senarius (nach den sechs Füßen), der Vers des Dialogs im antiken Drama. Die Cäsur liegt meist nach der Thesis des dritten Fußes (⏑ – ⏑ – ⏑ | – ⏑ – ⏑ – ⏑ –). Statt des J. kann im ersten Fuße jeder Dipodie, also in allen Versfüßen ungerader Zahl (1, 3, 5) der Spondeus (– –) stehen; außerdem hat der iambische Vers noch manche andere Freiheiten.

Janthe ist der Name des 98. Asteroiden. (S. unter Planeten.)

Japetus, Titane, Sohn des Uranos und der Gäa; ihm gebar die Tochter seines Bruders Okeanos, Klymene (oder Asia), den Atlas, Prometheus, Epimetheus und den Menötios. Als Vater des Prometheus steht er an der Spitze der hellenischen Stammtafel. — J. heißt auch einer der Satelliten des Saturn (s. d.).

Japyden (Japoden), im Altertum ein durch seine Tapferkeit und Wildheit ausgezeichneter illyrischer Stamm im nördl. Dalmatien, im obern Gebiet des Flusses Colapis (jetzt Kulpa), der nordöstl. Teil des sog. Liburnien. Den Römern wurden sie 34 v. Chr. durch Octavian nach Zerstörung ihrer Hauptstadt Metulum (jetzt Metlika oder Möttling) an der Kulpa unterworfen und der Provinz Dalmatien einverleibt, ihr Gebiet später anscheinend zwischen dieser und Pannonien geteilt.

Japygia, die südöstl. Küstenebene Italiens, angeblich von einem Führer eingewanderter Kreter benannt. Der Boden war für Wein- und Ölbau geeignet, Roß- und Schafzucht blühten; die Bewohner gehörten dem illyr. Volksstamme an, wurden indessen früh hellenisiert, hauptsächlich durch den Einfluß Tarents. Schon gegen Ende des 4. Jahrh. v. Chr. ergriffen die Römer von dem Landesteile Besitz, der bei ihnen, wie noch jetzt, Apulia hieß.

Jarbas, s. Hiarbas.

Jason, ein Heros des alten Griechenland, war der Sohn des Äson (Aison), Königs von Jolkos in Thessalien, und der Polymede, nach andern der Polymele, Alkimede oder Polyphemе, und hatte den Centauren Chiron zum Lehrer. Schon als Jüngling wohnte er der Eberjagd bei Kalydon bei. Als sein Vater, noch ehe J. volljährig geworden, die Regierung niederlegte, übernahm sie als Vormund Pelias, J.s Oheim. Die Veranlassung zu J.s Zuge nach Kolchis war der gewöhnlichen Sage nach folgende: Pelias ließ einst zu einem feierlichen Opfer des Poseidon (Neptun) alle seine Verwandten, darunter auch J. einladen. Als dieser auf seinem Wege nach Jolkos an den Fluß Anauros kam, fand er die Hera (Juno) in Gestalt einer alten Frau, welche ihn bat, sie über den Fluß zu tragen. J. that dies, ließ aber den einen seiner Schuhe im Schlamme zurück. So kam er zu Pelias, der über den Verlust des Schuhs in Schrecken geriet, weil ein Orakelspruch ihm geweissagt hatte, daß derjenige ihm Thron und Leben rauben würde, der zu dem Opfer ohne Schuhe käme. Pelias fragte den J., was er wohl mit demjenigen machen würde, der ihm von dem Orakel als sein Mörder verkündigt worden wäre? Auf Eingebung der Hera antwortete J., er würde ihn nach Kolchis schicken, um das Goldene Vlies wieder zu holen. Diesen Auftrag erhielt J. nun selbst vom Pelias.

Nach Pindar hatte Pelias seinem Bruder Äson den Thron geraubt. Als J. volljährig geworden, ging er in der Kleidung eines Magneseers, mit einer Leopardenhaut um die Schultern und mit zwei Lanzen bewaffnet nach Jolkos an den Hof des Pelias. Auch nach dieser Sage kam J. nur mit einem Schuh bei dem Pelias an. Als Pelias, der ihn nicht kannte, sich nach seiner Herkunft erkundigte, antwortete er freimütig, er sei Äsons Sohn, ließ sich dann die Wohnung seines Vaters zeigen und feierte daselbst mit seinen Eltern und seinen Verwandten Pheres, Amythaon, Admetos und Melampus fünf Tage lang das Fest des Wiedersehens. Hierauf gingen sie zu Pelias und verlangten die Abtretung des Reichs. Pelias antwortete, daß er bereit sei, dasselbe J. zu überlassen, wenn dieser zuvor das Goldene Vlies wieder nach Thessalien zurückgebracht haben würde. Auf der Fahrt dahin (s. Argonauten) zeugte J. mit der Hypsipyle (s. d.) auf Lemnos zwei Söhne. Von Medea (s. d.) unterstützt, vollführte er dann seine Aufgabe und kehrte mit ihr, als seiner Gemahlin, nach langem Umherirren in die väterliche Heimat zurück. Hier rächte er die Ermordung seines Vaters und seines Bruders durch den von Medea bewirkten Tod des Pelias. Dennoch gelangte er nicht auf den Thron von Jolkos. Freiwillig oder gezwungen überließ er denselben dem Akastos, dem Sohne des Pelias, und zog mit seiner Gemahlin nach Korinth. Hier lebten beide zehn Jahre in der glücklichsten Ehe, bis J., der Medea überdrüssig, sich entschloß, Glauke, nach andern Kreusa, die Tochter des korinth. Königs Kreon, zu heiraten und seine Gemahlin und Kinder zu verstoßen. Doch Medea rächte sich schrecklich an der verhaßten Nebenbuhlerin und floh, als J. sie dafür bestrafen wollte, auf ihrem Drachenwagen zum König Ägeus (s. d.) in Athen, nachdem sie zuvor ihre Kinder getötet hatte. Nach einigen soll J. hierauf sich aus Verzweiflung getötet haben. Nach andern wurde er am Meeresufer von einem auf ihn herabstürzenden Stück der Argo, des Schiffs, welches ihn nach Kolchis gebracht hatte, erschlagen. Andere erzählen, er sei später mit Medea ausgesöhnt, mit ihr nach Kolchis zurückgekehrt und habe nach dem Tode seines Schwiegervaters dessen Thron bestiegen.

Jatrie (grch.), ärztliche Thätigkeit und Kunst.

Jatrochemiker oder Chemiatriker nennt man die Anhänger eines mediz. Systems, welches die Vorgänge im gesunden und kranken Körper, sowie die Wirkungen der Heilmittel auf chem. Vorgänge zurückzuführen strebt. Eine solche ärztliche Schule wurde schon im 16. und 17. Jahrh. von Paracelsus und Helmont vorbereitet, von Franz

Sylvius sowie von G. E. Stahl eigenartig weiter gebildet. Man versuchte die chem. Vorgänge im Tierkörper auf Gärungsprozesse zurückzuführen, war aber wegen der mangelhaften Kenntnis der chem. Prozesse und des Wesens der Gärung nicht im Stande, die aufgestellten Theorien sicher zu begründen. Die gewaltigen Fortschritte jedoch, welche die Neuzeit in der Chemie überhaupt und in der Biochemie im besondern gemacht hat, bahnen endlich eine Lösung des großen Problems der Erklärung der chem. Erscheinungen im lebenden Tiere mit Erfolg an. Die physiol. und pathol. Chemie ist daher die Ergänzung der physiol. und pathol. Physik.

Jatromathematiker nannte man im Altertum diejenigen Ärzte, welche noch neben ihrem eigentlichen Berufe mathem. Wissenschaften, besonders Astronomie und Astrologie trieben und wohl auch diese beiden Wissenschaften aus eigenem Aberglauben oder, um sich mehr Ansehen zu verschaffen, mit der Medizin verbanden, ohne gerade in die Klasse der Magier zu gehören. In der neuern Zeit bedeutet dieser Name, welchem der der Jatromechaniker oder Jatrophysiker gleichsteht, die Anhänger einer eigenen mediz. Schule, welche die Gesetze der Physik im lebenden gesunden und kranken menschlichen Körper als das hauptsächlich wirksame Moment nachzuweisen suchte. Die ältere Schule dieses Namens feierte ihren Haupttriumph in der durch Harvey (1616) gemachten Entdeckung des Blutkreislaufs. Schon Santorio Santoro aus Capo d'Istria (1561—1636, Professor zu Padua und Venedig) stellte physiol. Versuche zur Entdeckung physik. Gesetze im tierischen Körper, insbesondere zahllose genaue Messungen und Wägungen zur Bestimmung der Hautausdünstung, der tierischen Wärme, des Stoffumsatzes und des Kreislaufs an, und nach ihm erklärte Alfonso Borelli (1608—79, Professor in Pisa) in dem nach seinem Tode (1679) erschienenen Buche «De motu animalium» (Rom 1680) die Prozesse im lebenden Organismus nach den Gesetzen der Statik und Hydraulik, indem er ihn mit einer einfachen Maschine verglich. Borellis System fand seine meisten Anhänger in Italien, unter denen besonders Lorenzo Bellini (1643—1704, Professor in Pisa) und Giorgio Baglivi (1669—1707, Professor in Rom) zu nennen sind, und in England, wo besonders James Keil, Jurin, Georges Cheyne begeisterte Verbreiter der neuen Lehre waren. In Frankreich wurde dieselbe von Einzelnen nur zum Teil angenommen und in Deutschland nur der Hauptidee nach andern Systemen, z. B. dem von Boerhaave, F. Hoffmann, zu Grunde gelegt. Doch war die damalige Physik noch zu arm an Thatsachen, als daß sie Ausreichendes und Dauerndes für die Begründung der ärztlichen Wissenschaften hätte liefern können. Die neuere, durchaus auf unzweifelhafte mathem. Sätze begründete Physik bietet dessen um so mehr und ist daher auch zu diesem Zwecke allseitig angewendet worden. Die mediz. Wissenschaft der Gegenwart konstatiert, daß eine Menge der wichtigsten Vorgänge im gesunden und kranken menschlichen, tierischen (und pflanzlichen) Organismus rein auf physik. (beziehentlich chemischen) Vorgängen beruht und nach physik. Gesetzen vollständig erklärbar ist.

Iatropha, s. Jatropha.

Jatrotechnik (grch.), praktische Heilkunst, besonders Wundarzneikunst.

Jaxartes, der alte Name des Sir-Darja (s. d.).

Ib., Abkürzung für Ibidem (s. d.).

Ibadhi, mohammed. Sekte, s. Bejasi.

Ibaizabel, der baskische Name der Stadt Bilbao.

Ibar, Fluß im Königreich Serbien, entspringt im türk. Vilajet Novi-Pazar unweit des Fleckens Nozaj, durchfließt das Amselfeld, vereint sich beim Eintritt ins serb. Gebiet mit der Raschka, bildet dann die Grenze zwischen den Kreisen Užica und Čačak und mündet unterhalb Karanovatz in die Serbische Morawa. Unweit von letzterer Stadt befindet sich das berühmte Kloster Žiča, der Krönungsort der alten serb. Könige.

Ibarra oder Imbabura, Hauptstadt der Provinz Imbabura in der südamerik. Republik Ecuador, liegt auf einer schönen Hochebene mit mildem Klima, 2225 m über dem Meere, 15 km im S. des Rio Chota, 100 km im NO. von Quito, nördlich vom stumpfen Kegel des 4582 m hohen Vulkans Imbabura. Die Stadt besitzt vier Kirchen, eine höhere und drei Elementarschulen in ehemaligen Klöstern, ein Regierungsgebäude und ein Hospital und zählt 6000 E., die sich mit Landbau, Viehzucht und Woll- und Baumwollweberei beschäftigen. J. wurde 1597 durch den Präsidenten von Quito, D. Alvaro de Ibarra, angelegt und 6. Aug. 1868 durch ein Erdbeben zu Grunde gerichtet, wobei gegen 8000 Menschen umkamen. Nur zum kleinen Teil wieder aufgebaut, ist es die freundlichste Stadt in den Hochcordilleren.

Ibarra (Joachim), geb. zu Saragossa 1726, gest. in Madrid als Hofbuchdrucker 23. Nov. 1785, erhob in Spanien die Buchdruckerkunst auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit. Aus seinen Pressen gingen Prachtausgaben der Bibel, des «Mozarabischen Missals», der «Geschichte Spaniens» von Mariana (2 Bde., 1780), des «Don Quixote» (2 Bde., 1780) und der span. Übersetzung des Sallust (1772), welche den Infanten Don Gabriel zum Verfasser hatte, hervor.

Ibbenbüren, Stadt im Kreise Tecklenburg des Regierungsbezirks Münster der preuß. Provinz Westfalen, an der Linie Hannover-Rheine der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts und einer Berginspektion und zählt (1880) 3908 meist kath. E. Die Stadt liegt zwischen Ausläufern des Teutoburgerwaldes, die hier eine reiche Ausbeute an Steinkohlen, Kohlensandstein, Eisenerz, Galmei, Bleierz und Kalkstein gewähren. Außerdem sind daselbst vorhanden eine Ockerfabrik, eine Stärkefabrik, drei Glashütten für Hohlglas, zwei Dampfmühlen, eine Maschinenfabrik und zwei mechan. Staffelwebereien. — J. gehörte früher zur Diöcese Osnabrück, kam als zur Grafschaft Lingen gehörig 1555 durch Schenkung an Philipp von Spanien, wurde 1632 von Friedrich Heinrich von Oranien erobert und fiel 1703 an Preußen. — Die Landgemeinde Ibbenbüren hat 5254 E.

Iberer (lat. Iberi, Ibēres) nannten die Alten ein Volk, welches nicht nur die ganze Pyrenäische Halbinsel, sondern auch Aquitanien und die nordwestl. Küsten und Inseln des Mittelmeers bis zum untern Rhône hin bewohnte und mit seinen verschiedenen Unterabteilungen einen ganz selbständigen und eigentümlichen Sprachstamm bildete, dessen letzte Reste die heutigen Basken (s. d.) sind. Wie die Untersuchungen von W. von Humboldt und neuerdings von Kiepert bekundet haben, läßt sich der größte Teil der auf uns gekommenen iber.

Orts- und Personennamen aus dem Baskischen erklären. Auf der Pyrenäischen Halbinsel (s. Hispania) zerfielen die J. in eine bedeutende Anzahl von Völkerschaften, deren Kulturstufe jedoch eine sehr verschiedene war. Ackerbau und Viehzucht stand in vielen Gegenden in Blüte. Unter den Industriezweigen hatte im Süden namentlich die künstlerische Bearbeitung der Metalle eine hohe Stufe erreicht, und der Bergbau wurde ziemlich schwungvoll betrieben. Die J. hatten eine weitverbreitete nationale Schrift, die sich in zwei Hauptarten spaltete und deren Ursprung in sehr frühe Zeit hinaufzureichen scheint. Für die civilisierteste iber. Völkerschaft galten die Turdetaner im untern Andalusien, welche geschichtliche Aufzeichnungen, alte Heldenlieder und geschriebene Gesetze besaßen. Auch die Turduler, die einen Teil Lusitaniens innehatten, standen auf einer ziemlich hohen Bildungsstufe. Für den kriegerischsten Stamm galten die Cantabrer im Norden des spätern Altcastilien, welche die letzten Kämpfe mit den Römern (24—18 v. Chr.) bestanden. Als die Vorfahren der Basken sind die Vasconen zu betrachten. Die Stämme der Celtiberer waren durch Mischung von J. mit eingewanderten Celten entstanden. Mit den Karthagern standen die J. in einem lebhaften Handelsverkehr, wodurch ihnen auch mancherlei fremde Kulturelemente zugeführt wurden. Iber. Söldner bildeten einen bedeutenden Teil der karthag. Heere. Die röm. Kultur fand bei den civilisierten Völkerschaften bald festen Fuß, sodaß die Latinisierung der Pyrenäischen Halbinsel (seit Augustus) verhältnismäßig rasch vor sich ging. Unter den erhaltenen Resten der altiber. Kultur sind besonders eine Anzahl Münzen hervorzuheben, die Boudard in der «Numismatique ibérienne» (Par. 1859) beschrieben hat.

Iberia hieß bei den Alten einerseits die fast rings von Gebirgen umschlossene, vom Flusse Cyrus, jetzt Kur, durchströmte, an Getreide, Öl und Wein fruchtbare Ebene des kaukas. Isthmus, die im N. durch den Kaukasus vom Lande der Sarmaten geschieden, im W. an Kolchis, im S. an Armenien, im O. an Albania grenzte und die (im Lande selbst Kharthli oder Vêr genannt) seit dem 11. Jahrh. den Namen Georgien (s. d.) oder Grusien trägt. Die Einwohner, die Iberer, trieben vornehmlich Ackerbau und schieden sich in röm. Zeit in vier Kasten: Edle, Priester, gemeine Freie und Leibeigene. Bekannt wurde ihr Land durch den Feldzug des Pompejus 65 v. Chr. Dauernd stand es unter röm. Herrschaft von Trajan bis nach dem Tode Julians; dann unterwarf es der pers. König Sapor II. Unter Anerkennung der pers. Oberhoheit behielt J. seine nationalen Fürsten mit dem Königstitel, die im 5. Jahrh. nahe der alten Hauptstadt Mtzchêth (gewöhnlich Meschitha) die neue Tbilisi (Tiphilis, jetzt Tiflis) erbauten. J. wurde seit dem 4. Jahrh. von Armenien aus christianisiert. — Andererseits wurde vor dem Aufkommen des Namens Hispania der Name J. für die Pyrenäische Halbinsel gebraucht.

Ibēris *L.*, Schleifenblume, eine zu den schötchentragenden Cruciferen gehörige Gattung mit ziemlich vielen ein- oder mehrjährigen, auch strauchartigen Spezies, von denen mehrere in die Gärten Eingang gefunden haben. Sie sind im südl. Europa, auch wohl in Asien zu Hause. In der Gruppe der Thlaspideae, zu der die Iberis-Arten zählen, unterscheiden sie sich nur durch die ungleichen Blumenblätter, deren zwei äußere immer länger sind als die innern, und durch den gedrängtern, trugdoldenförmigen Blütenstand, der sich allmählich traubig verlängert. Die bekannteste und in den Gärten häufigste Art ist I. amara *L.*, einjährig, etwa 20 cm hoch, mit gespreizten, doldenartig gestellten Ästen und weißen, wohlriechenden Blumen. Je nach der Zeit der Aussaat blüht sie von Mai oder Juni bis September und Oktober. I. umbellata *L.* wird höher und hat noch entschiedener doldig stehende, einen ausgebreiteten Kopf bildende Äste. Die Blumen sind blauviolett oder purpurn, größer, und ihre doldenförmigen Trauben verlängern sich nicht in demselben Maße, wie bei jener Art. Blütezeit vom Juni bis August. Bei ihrer vorzugsweise schönen Spielart var. hesperidiflora (frz. Julienne) strecken sich die anfangs kurzen Trauben blendendweißer Blumen und werden cylindrisch-kegelförmig, sodaß die Pflanze der gefüllten weißen Matronalviole (Hesperis matronalis) ähnlich sieht. Soll sie recht schön werden, so muß man sie schon im Herbst aussäen. Sehr beliebt ist auch ihre Zwergform (var. nana) mit purpurvioletten Blumen. Bei der vorzüglich zur Topfkultur geeigneten I. sempervirens, der immergrünen, sind die doldentraubig geordneten Blumen silberweiß. Eine vorzüglich schöne Topfpflanze ist I. semperflorens *L.*, auf Sicilien und in Persien zu Hause, ein kleiner 50 cm hoher Halbstrauch mit immergrünen, substanzreichen, spatelförmigen Blättern und blendendweißen großen Blumen. Man überwintert sie frostfrei und erzieht sie, wie auch die vorige Art, aus Stecklingen im Sommer, während man die übrigen Schleifenblumen im Herbst oder im März säet.

Iberisches Gebirgssystem nennt man die östlichen Randgebirge, welche in Spanien die beiden castil. Hochebenen gegen das Thal und die Ebene des Ebro abgrenzen. Von den Quellen des Ebro an zieht es sich in einem Viertelkreise von NW. nach SO., um sich dann nach S. hin weit auszubreiten. Der zwischen dem obern Ebro und dem obern Duero, vom castil. Kanal bis zum Jalon gelegene Teil, etwa ⅓ des Ganzen, enthält drei aufeinander folgende Gebirgsmassivs, welche durch Einsenkungen voneinander geschieden sind. Längs des Südufers des obern Ebro ziehen auf hohem Plateau die über 1000 m hohen, aus Kalk der Kreideformation bestehenden Montes Obarénes; südwestlich davon erheben sich die Montes de Oca zwischen dem Plateau von Burgos und dem warmen, weinreichen Distrikt der Rioja; im SO. der aus silurischen Gesteinen und Jurakalk zusammengesetzte mächtige Gebirgsstock der Sierra de la Demanda, bei den Alten der Mons Idubeda, im Cerro de San-Lorenzo 2306 m hoch. Davon geschieden erheben sich im S. die Sierra de Néila (mit dem 2251 m hohen Pico de Urbion, Quelle des Duero) und die östlichere Fortsetzung, die Sierra Cebollera mit einem 2175 m hohen Pik. Wiederum im SO., davon geschieden, erhebt sich im O. von Sória die Sierra del Moncayo (der Mons Caunus der Alten), welche die öden Hochplateaus von Sória von den warmen Hügelgeländen von Tarazona und Borja trennt. Der höchste Gipfel hat 2351 m Höhe. Auch dieses Gebirge besteht aus silurischer Grauwacke nebst Jurakalk. Südlich vom Jalon beginnt der zweite Teil des iber. Systems, etwa doppelt so groß als der erste, die Provinzen Teruel, Guadalajara und Cuenca erfüllend. Zunächst ist es der mächtige Gebirgsstock

s de Molina, im N. der Sierra de Al- und im O. gegen den Ebro hin in breiten nabsinkend. Südlich von Molina lagert der weitgedehnten Serrania de Cuenca de Albarracin, in welcher sich bei der Tajo und des Guadalaviar der 1609 m Jurakalk bestehende Muela de San-Juan ntes Universales erhebt; nahe im NW. von der 1800 m hohe Cerro de San-Felipe. Gebirgs- und Plateaumassen sind niedri- ie im nördlichern Teile. Östlich daran ich die Gebirgsmassen der nordvalencia- ästengebirge.

che Halbinsel wird die Pyrenäische (Spanien und Portugal) nach dem Volke (s. d.) genannt. [Sprache.

cher Sprachstamm, s. u. Georgische

s, alter Name des Flusses Ebro (s. d.).

(lat.), der Steinbock.

n (lat., meist abgekürzt: ib. oder ibid.), st, an demselben Orte, besonders bei Ci- derselben Schrift, auf derselben Seite.

ennt man eine Gattung storchartiger mit langem, nach unten gebogenem und nacktem Kopfe, deren zahlreiche, meist rbte Arten nur in warmen Gegenden der Neuen Welt wohnen. Am bekanntesten lige Ibis (Ibis religiosa), etwa 40 cm weiß bis auf die Flügelspitzen, Schnabel, ls und Füße, welche schwarz sind. Er den alten Ägyptern heilig gehalten und Tode einbalsamiert. Er war das Sym- bth, des ägypt. Hermes, des Gottes der und aller Kenntnis, daher dieser Gott g unter dem Bilde des J. verehrt oder Ibiskopfe dargestellt wurde, wie auch glyphischer Name jederzeit mit diesem hrieben wird. In den Tempeln des Thoth hrere J. unterhalten zu werden, und die dieser Vögel war so allgemein, daß sie, rt wird, in den Städten unbelästigt auf en umherliefen. Gegenwärtig sind sie im nde äußerst selten, dagegen südlich von häufig. Der Vogel nährt sich vorzugs- Insekten.

trauch, s. u. Hibiscus. [ren.

oder Iviza, span. Insel, s. u. Balea- rab.), soviel wie Ben (s. d.), d. h. Sohn.

-athir ('Izz al-din 'Ali ben Muhammed), arab. Geschichtschreiber, wurde im J. dschra (1160 n. Chr.) zu Dschazirat Ibn- Mesopotamien geboren und ließ sich spä- ul nieder, wo er im J. 630 der Hedschra . Chr.) starb. Er ist Verfasser von drei eschichtswerken, deren berühmtestes von unter dem Titel «Ibn-el-Athiri Chroni- perfectissimum inscribitur» (Bd. 1—12, 58—71) herausgegeben ist. Dasselbe die Weltgeschichte bis zum Jahre 628 Von seinem andern geschichtlichen Werke 'l-absâr» (einer Geschichte der Dynastie s) sind von Reinaud nur Fragmente (in storiens des croisades») veröffentlicht.

l-Fâridh (Abû Hafs 'Omar), einer der ten arabischen mystischen Dichter, geb. in J. 576 der Hedschra (1181 n. Chr.), gest. J. 632 (1235 n. Chr.). Seine Gedichte rößten Teil wegen der vielen mystischen schwer verständlich, aber voll der schön- sten poetischen Bilder. Das eine seiner Gedichte, «Tâ 'ijah» genannt (so genannt, weil alle Doppel- verse auf t endigen), ist von J. von Hammer-Purg- stall unter dem Titel «Das arab. Hohe Lied der Liebe» (Wien 1854) mit Übersetzung herausgegeben, der «Divân» (mit arab. Kommentar) in Marseille (1853) im Druck erschienen.

Ibn-'Arabschâh (Ahmed ben Muhammed al-Isferâ'ini), ein vielseitiger arab. Schriftsteller, gest. im J. 854 der Hedschra (1450 n. Chr.) zu Damas- cus, seinem Geburtsorte. Er verfaßte eine interes- sante Geschichte des Tamerlan, herausg. von Jak. Golius (Leiden 1636, und in Kalkutta, 1812; 2. Ausg. 1818) und übersetzt lat. von Manger (Leeuwarden 1767—72), frz. von Vattier (Par. 1658). Großes Interesse nimmt ein anderes Werk J.s in Anspruch, welches eigentlich eine Anweisung zur Erziehung von Fürstensöhnen ist (arab. u. lat. herausg. von G. W. Freytag unter dem Titel: «Fructus imperatorum et jocatio ingeniosorum», 2 Bde., Bonn 1832—52).

Ibn Batuta, eigentlich Abu Abdallah Moham- med, der bedeutendste Reisende der Araber, geb. 1304 zu Tanger in Marokko, begann 1325 seine große Reise, auf welcher er Ägypten, Syrien, Per- sien, Mesopotamien, Arabien, die Ostküste Süd- afrikas, Kleinasien, die Krim, Südrußland, Chiwa, Bokhara, Chorasan, Kandahar, Dehli, China, die Hafenplätze Indiens und viele Inseln des In- dischen Archipels zum Teil mehrmals besuchte. Er kehrte 1349 wieder nach seiner Heimat zurück, ging aber bald nach Südspanien und wandte sich 1352 nach Centralafrika, wo er bis Timbuktu kam. Er starb 1377 in Fes. Sein Reisewerk gaben Defré- mery und Sanguinetti (4 Bde., 1855—59) heraus.

Ibn-Chaldûn (Wali al-din Abû Zeid 'Abd-al- rahmân al-Hadhrami), einer der größten arab. Geschichtschreiber, geb. im J. 732 der Hedschra (1332 n. Chr.) zu Tunis, genoß eine ausgezeichnete Erziehung und trat schon früh in den Dienst des Beherrschers von Fez. Im J. 784 begab er sich nach Alexandria, dann nach Kairo, wo er Vor- lesungen hielt. Nach einem sehr bewegten Leben und nachdem er verschiedene hohe Stellen, nament- lich in Ägypten und Syrien bekleidet, starb er als malekitischer Großrichter in Kairo im Ramadhân des J. 808 (März 1406). Sein berühmtestes Werk ist eine Geschichte der Anfänge der Nationen, vor- züglich der Araber und Berbern und der Begeben- heiten, welche sich später zugetragen haben. Voll von interessanten Gesichtspunkten ist die dazu- gehörige Einleitung, welche noch jetzt für die türk. Staatsmänner die Hauptquelle ihrer staatswissen- schaftlichen Studien bildet. Diese Einleitung oder «Prolegomena» sind wiederholt gedruckt (Par. 1858, mit Übers. von Guckin de Slane, Bd. 1—3, Par. 1863, Beirut 1882), wie auch die Geschichte der Ara- ber und Berbern (Par. u. Algier 1847—51, mit Übersetzungen von G. de Slane, Bd. 1—3, Algier 1852—56) herausgegeben ist.

Ibn-Challikân (Schams-al din Abu'l Abbas Ahmed), ein Abkömmling der berühmten Barmeki- den, geb. zu Arbela im J. 608 der Hedschra (1211 v. Chr.), gest. in Damascus im J. 681 der Hedschra (1282 n. Chr.) nach einem sehr wechselvollen Leben. Er verdankt das große Ansehen, in welchem er noch jetzt steht, vor allem seinem biographischen Ge- schichtswerke, welches die «Todesfälle der berühm- testen Personen und die Geschichte der Söhne der

Zeit» behandelt. Das Werk, eine der zuverlässigsten Quellen für die Litteraturgeschichte der Araber während des 2. bis 7. Jahrh. der Hedschra, ist wiederholt herausgegeben, zuerst von F. Wüstenfeld (13 Hefte, Gött. 1835 fg.), dann von Guckin de Slane (Par. 1838 fg.), zugleich übersetzt von demselben (Par. 1842 fg.). Vgl. B. F. Tydemann, «Conspectus operis Ibn-Challikani de vitis illustrorum virorum» (Leiden 1809).

Ibn-Doreid (Abû Bekr Muhammed ben al-Hasan), berühmter arab. Schriftsteller, geb. im J. 223 der Hedschra (838 n. Chr.) in Basra und daselbst erzogen. Zwölf Jahre verweilte er in der arab. Landschaft 'Omân, ging dann nach Persien, später nach Bagdad. Hier starb er im J. 321 der Hedschra (933 n. Chr.). J. verfaßte u. a. eine berühmte, aus 230 Versen bestehende Kassida «Al-Maksûra» zu Ehren des Seldschukenfürsten Ibn-Mikâl und eine von F. Wüstenfeld (Gött. 1854) herausgegebenes genealog.-etymolog. Handbuch und ein Lexikon arab. Dichter. Ausgaben der «Maksûra» lieferten Ever-Scheid (Harderwijk 1768 u. 1786), Haitsma (Franeker 1773) und Boisen (Kopenh. 1828); holländ. Übersetzung von Bilderdijk (Haag 1798 u. 1808).

Ibn-Esra, s. Aben-Esra.

Ibn-Kuteiba (Abû Muhammed Abdallâh ben Muslim), gewöhnlich Ibn-Coteiba genannt, arab. Linguist und Geschichtschreiber, geb. in Bagdad (nach andern in Kufa) im J. 213 der Hedschra (828 n. Chr.), gest. im J. 270 oder 276 (883 oder 889 n. Chr). Von seinen zahlreichen Werken ist das bekannteste das Geschichtswerk «Kitâb al-ma'ârif» (d. i. das Buch der Kenntnisse), herausgeg. von F. Wüstenfeld (Gött. 1850).

Ibn Sina, arab. Philosoph, s. Avicenna.

Ibn-Thofail (Abû Dsah'far), arab. Philosoph, geb. bei Almeria in Spanien, gest. im J. 584 der Hedschra (1188 n. Chr.) zu Marokko, ist Verfasser einer bekannten romanhaften Erzählung von einem Hajj bin Jokdhân, welcher nur durch die denkende Betrachtung der Natur (ohne Offenbarung) zur höchsten Erkenntnis Gottes gelangt sein soll. Das unter dem Titel «Philosophus autodidactus» veröffentlichte Werk hat, nachdem es arabisch und lateinisch von E. Pocock (Oxford 1671 u. 1700) herausgegeben worden war, in Europa das größte Aufsehen erregt. Es ist ins Deutsche von Eichhorn («Der Naturmensch oder Geschichte des Hajj ebn Yokdhan», Berl. 1782) übersetzt worden.

Ibo oder Igbo, Landschaft im Nigerdelta in Afrika, hauptsächlich auf dem Ostufer des Flusses. Die Hauptstadt J. liegt etwa 240 km oberhalb der Nigermündung und hat 6—8000 E. Die J. sind eine sehr stark gebaute Negerrasse; ihre Sprache ist eine der verbreitetsten im Delta.

Ibrahim, die arab. Form für Abraham.

Ibrahim Pascha, der adoptierte Stiefsohn Mehemed-Alis (s. d.), geb. 1789 zu Cavalla in Rumelien, hatte als dessen tüchtigster Feldherr bedeutenden Anteil an der Befestigung und Erweiterung des in Ägypten begründeten Vasallenstaats. Nachdem er 1816—19 die Wahabiten gezüchtigt und aus den heiligen Städten Mekka und Medina vertrieben, führte er 1824 eine Flotte von 163 Segeln mit 20000 Mann ägypt. Hilfstruppen gegen die aufständischen Griechen nach Morea, nahm Candia, stürmte Navarino und unterstützte Reschid Pascha bei der Belagerung von Missolunghi, wurde nach der Vernichtung der türk. Flotte im Hafen von Navarino (s. d.) in Morea blockiert und führte sein Heer laut Vertrag vom 16. Sept. 1828 nach Ägypten zurück. J. reorganisierte hierauf das ägypt. Heer nach franz. Muster und rückte 29. Okt. 1831 in Syrien ein, besetzte Palästina, schlug die Türken in der Ebene von Jeran, erstürmte 27. Mai 1832 Acre, schlug die Türken bei Homs, Beilan und Konieh und erzwang 14. Mai 1833 einen Frieden, durch den die Pforte Syrien an Mehemed-Ali abtreten und ihn selber zum Administrator von Cilicien ernennen mußte. Auch als 1839 der Krieg von neuem ausbrach, schlug J. 24. Juni das türk. Heer bei Nisib dergestalt aufs Haupt, daß ohne die Einmischung der Mächte der Krieg sofort sein Ende gefunden haben würde. Da aber J. als Statthalter Syriens sich keine Sympathien im Volke erworben, so gelang es, die Bewohner gegen ihn aufzuwiegeln. Seine Stellung wurde ganz unhaltbar, als eine engl.-österr.-türk. Flotte im Sommer 1840 an der syr. Küste erschien, und nur mit der größten Anstrengung brachte er einen kleinen Rest seines Heeres nach Ägypten zurück, wo auf sämtliche Früchte des Friedens von 1833 verloren gingen. Er starb zu Kairo 9. Nov. 1848, ein Jahr vor Mehemed-Ali, der ihm von der Pforte die Nachfolge im Vizekönigtume erwirkt hatte.

Ibraila, Stadt in Rumänien, s. Braila.

Ibrik (türk.), Wasserkanne mit dünnem Hals und ovalem Bauch.

Ibsamboul, s. Abu-Simbel.

Ibsen (Henrik), namhafter norweg. Dichter, geb. zu Skien 20. März 1828, hatte sich schon durch das Drama «Catilina» bekannt gemacht, als er 1850 seine Stellung als Pharmaceut aufgab, um in Kristiania seinen Studien obzuliegen. Im folgenden Jahre erhielt er eine Anstellung als Dramaturg an dem von Ole Bull gegründeten Nationaltheater zu Bergen, die er 1857 mit einem ähnlichen Posten in Kristiania vertauschte. Während dieser Zeit erschienen die Dramen «Gildet på Solhoug» (1856), «Fru Inger til Østrât» (1857), «Hærmændene på Helgeland» (1858) und «Kjärlighedens Komödie» (1862). Er unternahm 1863 mit öffentlicher Unterstützung eine Reise ins Ausland, die sich bis nach Rom erstreckte; seit 1866 genießt er eine vom Storthing bewilligte Dichtergage und lebte seitdem im Auslande (Dresden und München). Dieser Periode gehören die Dramen «Kongs-emnerne» (1864, deutsch: «Die Kronprätendenten»), «Brand» (1866), «Peer Gynt» (1867), «De Unges Forbund» (1869, deutsch: «Bund der Jugend») und «Keiser og Galiläer» (1873) an, von denen mehrere auch in Deutschland zur Aufführung kamen. Eine Sammlung schöner «Lyrik Digte» erschien 1871. J. ist ein ideenreicher Dichter und ein scharfer Satiriker. Namentlich zeigt er dies in seinen jüngsten Dramen: «Samfundets Stötter» (1877, deutsch: «Die Stützen der Gesellschaft»), «Et Dukkehjem» (1880, deutsch: «Nora»), «Gjengangere» (1881) und «En Folkefjende» (1882), wo er mit Menschenkenntnis die Zustände der Gegenwart, auch die religiösen und sozialen Probleme behandelt.

Iburg, Flecken in der preuß. Provinz Hannover, Landdrostei Osnabrück, 20 km westlich von der Kreisstadt Melle, am Südabhange des Teutoburgerwaldes, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat ein altes Schloß auf den Ruinen einer alten Sachsenburg

ein ehemaliges Benediktinerkloster, zählt (1880) 10 E., darunter viele Leinweber, und ist ein besuchter Luftkurort.

Ibykus, griech. Lyriker in der zweiten Hälfte des 6. Jahrh. v. Chr., Zeitgenosse des Anakreon, geboren zu Rhegium in Unteritalien geboren, ging auf Reisen und verweilte namentlich an dem glänzenden Hofe des Polykrates zu Samos. Einer Sage nach, die auch Schiller in seiner Ballade «Die Kraniche des I.» behandelt hat, wurde er auf einer Reise von Räubern überfallen und ermordet. Seine Drohung, daß die Kraniche, welche während dieser ruchlosen That in der Luft vorbeiziehen, ihn einst rächen würden, ging zu Korinth in Erfüllung. Als nämlich dort im Theater, wie Plutarch erzählt, ein Zug Kraniche vorüberflog, rief einer der Mörder zum andern: «Siehe da die Rächer des I.!» Die Zunächstsitzenden hörten es und zeigten es der Obrigkeit an, welche die Mörder hinrichten ließ. Von I. erwähnen die Alten sieben Bücher lyr. Gedichte in dem dorisch gefärbten epischen Dialekt, welche heroisch-erotischen Inhalts waren und sich durch Glut der Phantasie und Leidenschaft auszeichneten, wie die noch vorhandenen Bruchstücke beweisen. Sie finden sich am vollständigsten gesammelt und kritisch bearbeitet in Bergks «Poetae lyrici Graeci» (4. Aufl., Tl. 3, Lpz. 1882); mit deutscher Übersetzung hat sie Hartung, «Griech. Lyriker» (Bd. 5, Lpz. 1856) herausgegeben.

Icacopflaume, s. unter Chrysobalanus.

Icarien (frz.), Ikarier, nennen sich nach dem Vorgange des Ikarus (s. d.) die Anhänger des franz. Kommunisten Cabet (s. d.).

Ich bezeichnet im allgemeinen das Selbstbewußtsein der sich selbst als solche erkennenden geistigen Person. Während das Kind anfänglich von sich wie von jedem andern in der grammatisch sog. dritten Person spricht, beginnt es plötzlich die Einheit des Subjekts und des Objekts in diesem einzigen Falle zu begreifen und sein eigenes Selbst zu erfassen, von welchem Augenblick an es sich als eine sich selbst gleichbleibende Person dem Wechsel seiner Zustände gegenüberstellt. Den Inhalt dieser Vorstellung bildet bei jedem Einzelnen das System seiner konstanten Vorstellungen, unter welchen anfangs diejenige des eigenen Körpers die wichtigste ist, später aber die fest gewordenen Normen des geistigen und sittlichen Lebens die Kontrolle spielen. Das Ich ist somit das letzte und höchste, das konzentrierteste und innerlichste Produkt der psychol. Bewegung, und es bildet andererseits wieder den vielseitigsten und mächtigsten Ausgangspunkt aller höhern Formen des geistigen Lebens. Diesem «empirischen Ich» hat darüber hat die deutsche Philosophie in Kant und namentlich in Fichte von einem «absoluten oder transscendentalen Ich» gesprochen und darunter das gesetzmäßige Wesen der Weltvernunft verstanden, welche, sich selbst der einzige Gegenstand ihrer Thätigkeit, der Urquell alles vernünftigen Lebens, d. h. des gesamten Weltprozesses, sein sollte. (S. Deutsche Philosophie.)

Ich dien', ursprünglich Devise des Königs Johann von Böhmen, welcher in der Schlacht von Crecy durch Eduard, den sog. Schwarzen Prinzen, getötet wurde. Letzterer nahm Johann den Helmschmuck und mit diesem die obige Devise ab, und seitdem bedienen sich die Prinzen von Wales beider neben ihrem Wappen als persönlicher Symbole.

Ich hab's gewagt, der Wahlspruch Ulrich von Huttens, den er fast stets seinen deutschen Versen als Schluß anhängt.

Ichneumon, auch Pharaonsratte (Herpestes Ichneumon), zu der Familie der Stinkratzen gehörig, findet sich an der ganzen Nordküste von Afrika, besonders in Ägypten, wo das Tier arabisch Nims genannt wird. Es führt seinen griech. Namen von dem Aufsuchen (ἰχνεύεσθαι) und Nachstellen kleiner Tiere, wie Vögel, Mäuse, Schlangen, welche dieses mit dem Schwanze etwa 1 m, ohne ihn nur 60 cm lange Raubtier mit vieler Geschicklichkeit fängt und verzehrt. Auch Eier liebt es. Die alten Ägypter fabelten, daß es besonders den Krokodileiern nachstelle und den Krokodilen selbst in den offenen Rachen schlüpfe und sie so töte. Nach Diodor und Strabo wurde es an einzelnen Orten deshalb verehrt und einbalsamiert. Heute ist es den Fellahs als Hühner- und Eierdieb ebenso verhaßt, wie unsern Landleuten der Marder. In den memphitischen Gräbern ist es häufig abgebildet, wie es jungen Vögeln in ihren Nestern nachstellt.

Ichneumon heißen auch unter den Insekten gewisse Wespenarten. (S. unter Schlupfwespen.)

Ichnūsa, der ältere griech. Name der Insel Sardinien wegen der Ähnlichkeit mit einer Fußsohle (ἴχνος).

Ichŏr (grch.), in der Mythologie die ätherische Flüssigkeit, welche den Göttern statt des Blutes zugeschrieben wurde; der Lebenssaft; in der Chirurgie soviel wie Jauche (s. d.); Ichorrhämie, Blutvergiftung durch Aufnahme fauliger jauchiger Stoffe in die Blutmasse; Ichorrhöe, die jauchige Geschwürsabsonderung.

Ichthyodonten (grch.), fossile Fischzähne.

Ichthyodorulithen (d. h. Fischlanzenstein) heißen die einer Lanzenspitze ähnlichen Flossenstrahlen fossiler Fische, die, meist härter als das übrige Skelett, häufig isoliert erhalten blieben.

Ichthyolithen (grch.), fossile Fischreste.

Ichthyologie (grch.), Lehre von den Fischen.

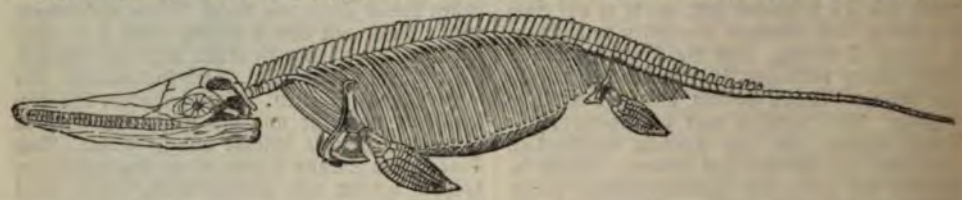
Ichthyophagen (grch., d. i. Fischesser) hießen bei den Alten mehrere Völker; das bekannteste wohnte in Gedrosien, dem heutigen Balutschistan, am Arabisch-Persischen Meer; sie bauten ihre Hütten aus Fischgräten und Muschelschalen.

Ichthyophthalm (Fischaugenstein), älteres Synonym für Apophyllit (s. d.).

Ichthyornithen (Ichthyornithes) ist der Name einer ausgestorbenen Vogelgruppe von teilweise sehr ansehnlichen Dimensionen aus der nordamerik. Kreide, welche Zähne und zum Teil an beiden Seiten ausgehöhlte (fischartige, daher der Name Fischvögel) Wirbel besaßen. Die einen (Odontotormae) hatten lange Flügel, die andern (Odontolcae) mit normalem Wirbel waren bei rudimentären Flügeln nicht im Stande zu fliegen. Über die J. publizierte O. C. Marsh ein Prachtwerk «Odontornithes» (1880).

Ichthyosaurus (grch., d. i. Fischechse), ausgestorbene Reptiliengattung, deren Überreste, namentlich in der Liasformation Deutschlands und Englands vielfach vorkommen. Der Kopf dieser Tiere (von denen umstehende Abbildung ein volles Skelett zeigt) ist sehr groß, die langen Kiefer mit mehrern hundert gefalteten Kegelzähnen bewaffnet, die ungeheuern Augen in ähnlicher Weise wie die der Vögel mit einem Knochenringe umgeben, der Hals sehr kurz, der Bauch dick, der Schwanz sehr lang. Statt der Füße besaßen diese fischähnlich gestalteten

Tiere Flossen, in ähnlicher Weise wie die der Wale gestaltet. Sie lebten ausschließlich im Meere, nährten sich von Fischen und erreichten 10 und mehr Meter Länge. Man findet im Lias ganze Schichten, die beinahe nur aus versteinerten Exkrementen (Koprolithen) dieser Tiere bestehen, und in denen man noch die Schuppen und die Gräten von den Fischen erkennen kann, die sie gefressen haben. Die wichtigsten Fundstätten von Ichthyosaurierresten



sind: Boll in Württemberg, Banz bei Bamberg und Lyme-Regis an der Südküste von England.

Ichthyosis (grch.), s. Fischschuppenkrankheit.

Ichthys (grch., d. i. der Fisch), das Wort, dessen griech. Schreibweise (ἰχθύς) die Anfangsbuchstaben zu dem die göttliche Sendung Christi bezeichnenden Satze (Ἰησοῦς Χριστὸς Θεοῦ Υἱὸς Σωτήρ, d. i. Jesus Christus, Gottes Sohn, Heiland) bildete, galt in der ersten christl. Zeit, wo man eine große Scheu vor dem Bilderwesen der Heiden zeigte, statt der bildlichen Darstellung Christi. Auch der Fisch selbst wurde in dieser Weise symbolisch gebraucht. (Vgl. Christusbilder.)

Icica *Aubl.*, Pflanzengattung aus der Familie der Burseraceen. Hohe Bäume mit zerstreut stehenden, unpaarig gefiederten, lederartigen Blättern und kleinen zwitterigen oder polygamischen Blüten. Die meisten derselben wachsen im tropischen Amerika, nur wenige im tropischen Asien. Mehrere Arten sind für die Industrie wichtig, da sie das sog. Elemiharz (s. d.) liefern; das brasil. Elemi oder Elemi von Rio stammt von I. icicariba *DC.*, das Elemi von Guaiana wird von I. viridiflora *Lam.* gewonnen. Die ebenfalls in Guaiana einheimische Art I. heptaphylla liefert Kopal. Überhaupt enthalten alle Arten von I. ziemlich reichlich harzartige Stoffe. Von I. altissima in Guaiana wird das sehr feste Holz benutzt, welches als Caranna- oder Cedernholz von Guaiana in den Handel kommt.

Icilius, ein röm. Name, der in der ältern Geschichte der Kämpfe der Plebejer um polit. Rechte öfter vorkommt. Insbesondere soll Spurius J. 492 v. Chr. das für die Entwickelung des Volkstribunats und der Rechte der Plebs wichtige Icilische Gesetz durchgebracht haben, welches die Störung von plebejischen Volksversammlungen unter Leitung der Volkstribunen verbot.

Lucius Icilius Ruga setzte als Volkstribun (456 v. Chr.) die Verteilung des bis dahin unbewohnten Aventins unter die Plebejer durch. Er erscheint in der sagenhaften Geschichte von der Virginia als deren Verlobter und als eins der Häupter der Empörung gegen die Decemvirn (s. d.).

Im J. 409 v. Chr. sollen drei Icilier Volkstribunen gewesen sein und als solche zum ersten mal die Wahl von (drei) Plebejern (neben nur einem Patricier) zu Quästoren, und hernach die von Konsulartribunen an der Stelle von Konsuln durchgesetzt haben. Seit dieser Zeit aber verschwindet dieses Geschlecht, dessen Haß gegen die Patrizier Livius wiederholt hervorhebt, aus der Geschichte.

Ickelsamer (Valentin), der älteste bekannte deutsche Grammatiker, Zeitgenosse Luthers, war zuletzt Schulmeister in Rothenburg an der Tauber. Er gab um 1527 eine «Teutsche Grammatica» und 1534 «die rechte weis auffs kürtzist lesen zu lernen» heraus; beide Schriften, nebst einer bisher un-

gedruckten Abhandlung von Weigand über J., wurden durch H. Fechner aufs neue ediert (Berl. 1882).

Icolmkill, Hebrideninsel, s. Jona.

Iconium, der alte Name der Stadt Konia (s. d.) in Kleinasien.

Icosandria (grch., d. i. zwanzigmännige) nannte Linné die 12. Klasse seines Systems, welche diejenigen Pflanzen umfaßt, die in ihren zwitterigen Blüten 20 oder mehr perigynisch inserierte Staubgefäße besitzen. (S. Polyandria.) Außerdem bezeichnete er auch mit I. eine Ordnung in der 22. Klasse, welche die diöcischen Pflanzen mit icosandrischen Blüten und perigynischer Insertion umfaßt.

Icosandrus (grch., d. i. zwanzigmännig) nennt man eine Blüte mit 20 oder mehr als 20 freien Staubgefäßen.

Icosium, alte Stadt, das jetzige Algier.

Icteriden (Icteridae *Brisson*) heißt eine gattungs- und artenreiche (24 u. 110) Familie starähnlicher Vögel des ganzen kontinentalen Amerika, deren Gefieder sich meist in den Farben Schwarz und Gelb oder Orange in verschiedenster Verteilung bewegt. Die meisten von ihnen, die in Wäldern nisten, bauen höchst kunstreiche beutelförmige Nester, während die steppenbewohnenden ein einfaches Nest verfertigen. Die zu den J. gehörigen Kuhvögel (Molothrus) sind Brutschmarotzer, wie die Kuckuck.

Ictĕrus, die Gelbsucht (s. d.); I. gravis, bösartige Gelbsucht; I. neonatorum, Gelbsucht der Neugeborenen; I. saturninus, Gelbsucht durch Bleivergiftung.

Ictus (lat.), Hieb, Stoß, Schlag; in der Metrik soviel wie Arsis (s. d.).

ICtus, Abkürzung für Iure (Iuris) consultus, Rechtsgelehrter.

Ida, ein ursprünglich wahrscheinlich nicht griech., sondern phrygischer Bergname, mit welchem im Altertum zwei bedeutende Gebirge bezeichnet wurden: 1) ein quellen- und waldreicher Gebirgszug im nordwestl. Kleinasien, der den südl. Teil der Landschaft Troas einnimmt und dessen höchster Gipfel von den Alten Gargaron (s. d.) genannt wurde. Da das im Altertum der phrygischen Göttermutter Rhea-Kybele (die danach auch die «Idäische Mutter» genannt wurde) geweihte Gebirge knüpften sich zahlreiche Mythen, wie die vom Raube des Ganymedes (s. d.) und vom Urteil des Paris (s. d.). 2) Das mittlere Gruppe der die Insel Kreta (s. d.) in ihrer ganzen Länge von West nach Ost durchziehenden Gebirge. Der höchste Gipfel dieses gegen Süden und Südwesten sich abstürzenden, gegen Norden

doften in niedrigern Rücken und Ter-
lmählich absteigenden Gebirges, welches
oriti genannt wird, ist 2460 m hoch.
b dieses Gipfels zeigte man eine Grotte,
r der nach kretischer Sage auf dem öst-
ebirgszuge, der Dikte, geborene Zeus von
hen Nymphen ernährt und von den Kretern
vorden sein sollte. Auch der kretische J.
n Quellen und wenigstens teilweise noch be-
sowie von großer landschaftlicher Schön-
wohl der kretische als der troische J. galt
riech. Sage als Wohnsitz der Idäischen
. (S. Daktylen.)

», ein am 3. März 1863 organisiertes Ter-
der Vereinigten Staaten von Amerika,
dem 42.° und 49.° nördl. Br. und 111.°
10′ westl. L. (von Greenwich), ein Ge-
219623 qkm, auf denen (1880) 32610 E.
arunter 21818 männlichen und 10792
n Geschlechts; 3379 E. sind Chinesen.
in seiner äußern Gestalt fast ein recht-
s Dreieck, dessen Hypotenuse von NW.
den Felsengebirgen ziemlich parallel läuft
Montana und Wyoming grenzt, während
kel des durch seine südwestl. Grenze ge-
echten Winkels westlich vom Territorium
on und von Oregon, südlich von Nevada
begrenzt werden. Das Land zeichnet sich
durch seinen Gold- und Silberreichtum
ist recht eigentlich zum Schutz der Gold-
ganisiert worden. Seine Produktion an
ches zuerst 1860 entdeckt wurde, ward bis
75 Mill. Doll. geschätzt. Die Ergiebigkeit
ld- und Silberminen hat in neuester Zeit
nachgelassen; indessen muß J. in erster
mer auf Ausbeute aus seinen Mineral-
edacht sein. Außerdem bildet Viehzucht
uptzweig seiner produktiven Thätigkeit, da
Proz. alles Landes dort kulturfähig sind.
war das an der nordwestl. Grenze ge-
wiston mit (1880) 739 E., da die
iedler von Westen herkamen, die Haupt-
1865 ist es aber das im Südwesten ge-
ise-City mit 1899 E., die in ihrer Mehr-
Süden und Westen zuzogen. Den Norden
die Northern-Pacific-Eisenbahn, den Sü-
regon-Short-Line, den Osten die Utah- und
Bahn. Die Regierung wird wie in allen
Territorien der Vereinigten Staaten von
vier Jahre ernannten Gouverneur und
Volke erwählten gesetzgebenden Versamm-
geübt. Die Territorialschuld belief sich
1883 auf 69248,00 Doll. Für Bildungs-
d reichliche Zuwendungen gemacht und
Fonds errichtet; indessen sind Schulen,
nd Unterrichtsanstalten erst im Werden.
prünglich ein Teil des 1803 von Frank-
ften Gebietes Louisiana.

he Daktylen, s. Daktylen (Idäische).

um, ein Vorgebirge und eine Stadt auf
Seite der Insel Cypern, wird von den
tern häufig erwähnt, weil hier ein Tem-
n heiliger Hain der Aphrodite waren, die
uch den Beinamen Idalia erhielt.

Stadt im oldenb. Fürstentum Birken-
darbach und am südl. Abhange des Hoch-
t Sitz eines Gewerberats, hat eine Real-
iter Ordnung (in Gemeinschaft mit Ober-
e Zeichnen- und Modelleurschule für ge-
werbliche Arbeiter und eine höhere Töchterschule, und zählt (1880) 3742 E., die sich hauptsächlich mit Achat-, Halbedelstein- und Edelsteinschleiferei und -Schneiderei (Gravierung), sowie auch mit Fabrikation unechter Bijouterie beschäftigen.

Idarwald, Gebirgsrücken in der preuß. Rheinprovinz, ein Teil des Hundsrück (s. d.).

Idas, griech. Heros, Sohn des Aphareus (s. d. und Dioskuren).

Idatius aus Lamego in Galicien, 427 Bischof von Chaves im heutigen Portugal, setzte die Weltchronik des heil. Hieronymus (beziehungsweise des Eusebius [s. d.] von Cäsarea) von 378 bis 468 fort und bereicherte sie mit wertvollen Nachrichten besonders über die Geschichte der Westgoten und der Kirche in Spanien und Frankreich (herausg. von de Rarn, Brüss. 1845).

Ideador, eine Modifikation des Kaleidoskops (s. d.).

Ideal heißt das der Idee Entsprechende, das vollkommene Einssein von Idee und sinnlicher Erscheinung. Im Begriff des J. liegt daher die Forderung, das Einzelne der Idee gemäß zu gestalten; man spricht ebenso von sittlichen und staatlichen wie von wissenschaftlichen und künstlerischen J. Im Reich der natürlichen Wirklichkeit, die den mannigfachsten Zufällen und Trübungen ausgesetzt ist, findet sich diese volle Verkörperung der Idee in der sinnlichen Erscheinung nirgends; sie findet sich nur im Reich der Kunst, deren Wesen darin besteht, uns aus den Schranken der Wirklichkeit zu erheben, indem sie wenigstens im freien Spiel der schöpferischen Phantasie eine Gestalt (sinnliche Erscheinung) erzeugt, die der volle und reine Ausdruck ihres Gehalts (Idee) ist. Dies ist der tiefe Sinn des Schillerschen Gedichts: «Das J. und das Leben». Wie die Ideen, so wechseln auch die J. je nach den verschiedenen Epochen des Menschen und der Menschheit. Nicht mit Unrecht hat man die Geschichte der Kunst die Geschichte der menschlichen J. genannt. Idealisieren heißt daher das Naturschöne in das Kunstschöne erheben. Es ist kein Vorwurf, wenn man vom Porträtmaler sagt, er schmeichle; es kommt nur darauf an, ob er fremde Züge in das Bild hineinlegt oder die vorhandenen nur verklärt und vergeistigt.

Idealismus als Kunstausdruck für die allgemeine Charakterisierung philos. Systeme hat einen verschiedenen und zu Mißverständnissen leicht Veranlassung gebenden Sinn, je nachdem man ihm die verschiedenen Bedeutungen des Wortes Idee (s. d.) oder den Begriff des Ideals zu Grunde legt. Bezieht man J. auf den franz., engl. und in der allgemeinen Sprache auch deutschen Gebrauch des Wortes Idee, so bedeutet er eine Weltanschauung, welche aus erkenntnistheoretischen Gründen behauptet, daß, was wir für Dinge anzusehen gewohnt sind, nur Vorstellungen und Vorstellungsverbindungen sind. In diesem Sinne steht dem J. der Realismus (s. d.), resp. der Materialismus entgegen. Dieser J. heißt dogmatischer J., wenn er behauptet, daß die Welt der absoluten Wirklichkeit nur aus Vorstellungen und vorstellenden Wesen bestehe, wie dies Berkeley that; er heißt transscendentaler oder kritischer J., wenn er nur behauptet, daß alles, was wir Menschen von der absoluten Wirklichkeit oder den Dingen an sich wissen, nur Vorstellungen und Vorstellungsverbindungen sind, wie es durch Kant geschah.

bestehenden Rechtsverhältnisse alles nach Vernunftbegriffen zu ordnen; Ideokrat, Vertreter der I.

Ideologie (grch.), eigentlich Ideenlehre, nennen die Franzosen die Wissenschaft, welche sie an die Stelle der Metaphysik gesetzt haben und die eine Art philos. Eklektizismus bezeichnet, dessen Vertreter Destutt de Tracy («Éléments d'idéologie», 5 Bde., Par. 1801—15), Royer-Collard und Cousin (s. d.) waren. Außerdem bezeichnete man mit dem Worte jedes unfruchtbare systematische Denken und Grübeln, namentlich über polit. und soziale Verhältnisse. Besonders nannte Napoleon I. diejenigen, welche seine Politik kritisierten, Ideologen.

Id est (lat., abgekürzt i. e.), das ist, das heißt.

Idhun, s. Iduna.

Idiolatrie (grch.), Selbstanbetung.

Idiom (grch.) heißt ursprünglich allgemein «Eigentümlichkeit», danach auch eigentümliche Ausdrucks- oder Sprechweise, und wird zuweilen auf Grund der letztern Bedeutung im Sinne von Dialekt oder Mundart angewendet.

Idiomata (grch., Mehrzahl von Idiom), in der Dogmatik die «Besonderheiten» einer jeden der beiden Naturen Christi.

Idiopathie (grch.), jede Krankheit, die selbständig und unabhängig von andern Erkrankungen sich entwickelt.

Idiopathisch (grch.) nennt man diejenigen krankhaften Erscheinungen, die unmittelbar aus den Krankheitsursachen hervorgehen, im Gegensatz zu den sympathischen, durch Mitleidenschaft entstehenden. Wenn z. B. nach einer Überladung des Magens außer Ekel und Erbrechen auch Kopfschmerzen und Schwindel erscheinen, so sind erstere Erscheinungen die idiopathischen (d. h. die des kranken Organs), letztere hingegen die sympathischen (d. h. die eines mitleidenden fernen Organs). Das Umgekehrte findet statt, wenn Blutandrang nach dem Gehirn, bei Kopfverletzungen und andern schädlichen Einwirkungen auf dieses Organ, mit Übelkeit und Erbrechen verbunden ist.

Idiosynkrasie (grch.) nennt man eine eigentümliche Empfindlichkeit des Organismus, die sich auf die Art, nicht auf die Stärke des Reizes bezieht. Mit I. Behaftete empfinden Reize in anderer Art als Gesunde, finden Gerüche, welche Gesunden widerlich sind, wie den verbrannter Federn, eines glimmenden Lichts, angenehm, während ihnen Wohlgerüche unausstehlich sind. Auch für andere Sinne (Geschmack z. B.) bestehen I. Hierher gehört auch das abweichende Verhalten mancher Menschen gegen gewisse Speisen und Getränke; so werden manche Personen regelmäßig nach dem Genuß von Erdbeeren, Krebsen u. dgl. von Nesselsucht befallen u. s. w. Wenn dagegen Reize in ihrer eigentümlichen Art, aber mit veränderter Stärke empfunden werden, wenn Hysterische bei dem starken Geruch von Blumen in Ohnmacht fallen, so ist dies keine Erscheinung von I., sondern die Folge einer Hyperästhesie, einer krankhaft gesteigerten Empfindlichkeit der Nerven, wiewohl beide Abänderungen der Sinnesempfindlichkeit nebeneinander vorkommen können. Die I. findet sich vorzugsweise bei der Hysterie (s. d.) und andern Nervenleiden.

Idiot (grch.), ursprünglich ein jeder Einzelne gegenüber dem Staat, hieß bei den Griechen vorzugsweise jeder, der an den Staatsgeschäften keinen Anteil nahm, mithin einerseits der Privatmann im Gegensatz zum Staatsmann, andererseits der Unkundige, der Laie, im Gegensatz zum Kundigen, Eingeweihten, der Ungebildete im Gegensatz zu dem Gebildeten. Die Römer verstanden demnach unter I. unwissende und unerfahrene Menschen, Stümper und Pfuscher in Wissenschaft und Kunst. In diesem Sinne wird das Wort zum auch gegenwärtig noch gebraucht, in der Regel indes nur für solche geistesschwache Individuen, welche infolge von krankhaften Zuständen des Körpers, beziehungsweise Gehirns schon in der Kindheit geistige Defekte erkennen lassen.

Idiotismus, Idiotie (Medizin), ist der Inbegriff aller Formen von Geistesschwäche (s. d.), welche durch frühzeitige (im Kindesalter, beziehungsweise schon vor der Geburt eintretende) Störung der Gehirnentwickelung zu Stande kommen. Eine erfolgreiche ärztliche Behandlung des I., soweit dieselbe sich nicht gegen körperliche Begleiterscheinungen der Geistesschwäche (Krämpfe u. s. w.) richtet, ist nur in Fällen möglich, wo ungenügende Ernährung, unzweckmäßige Lebensweise die geistige Entwickelung hemmen; sonst kann nur durch zweckmäßigen Unterricht eine möglichst reiche Entfaltung der etwa vorhandenen geistigen Anlagen angestrebt werden.

Idiotismus im sprachlichen Sinne bedeutet eigentlich die Sprechweise des gemeinen Mannes, des Ungebildeten (grch. idiōtes), man versteht aber jetzt gewöhnlich darunter die besondern Eigenheiten, durch welche sich eine Sprache oder ein Dialekt von andern im Ausdruck gewisser Gedankenwendungen unterscheidet, z. B. kann man es einen lateinischen I. nennen, daß nach den Verben des Fürchtens der abhängige Satz mit «daß nicht» (ne) eingeleitet wird. Eine Zusammenstellung der Idiotismen einer Sprache oder eines Dialekts wird als Idiotikon bezeichnet.

Idisen oder, wie sie die viel reichere altnord. Litteratur nennt, Disin sind göttliche weibliche Wesen in der altgerman. Mythologie, welche bald als gütige Schutzgeister, bald als lindernde feindliche Elemente auftreten. Ihnen wurden Opfer gebracht, die sog. Disenopfer. Auch die Walküren gehören zu den I., wie der erste Merseburger Zauberspruch zeigt. Das Wort ist sehr oft der zweite Bestandteil nord. Eigennamen, wie Freydis, Thórdis, Asdis u. dgl. (Vgl. Idistaviſus.)

Idistaviſus (Idistaviſo), eine Niederung auf dem rechten Ufer der mittlern Weser, wo im J. 16 n. Chr. die Römer unter Germanicus Arminius Cheruskern und deren deutschen Verbündeten einen blutigen Sieg abgewannen. Man sucht den Platz gewöhnlich bei Hessisch-Oldendorf am Fuße des Süntelbergs und des Hohenstein; andere haben sich für die Niederung bei Petershagen, Dören, Minden, Hildesheim und Büdeburg erklärt. Als Deutung von I. hat Jakob Grimm unter Veränderung des Namens in Idisiaviſo vorgeschlagen: Wiese der Walgöttinnen, Feenwiese, Wiese der Idisen.

Idle (spr. Eid'l), Stadt in der engl. Grafschaft York, West-Riding, 5 km im NNO. von Bradford, nahe der Aire und dem Leeds-Liverpool-Kanal, mit (1881) 6643 E., welche in Steinkohlengruben und Wollwarenfabriken thätig sind.

Idokras, älteres Synonym für Vesuvian (s. d.).

Idol (grch.) bezeichnet überhaupt einen verehrungswürdigen Gegenstand oder Symbolum, dann aber insbesondere soviel als Abgott, Götze, Götzenbild; daher Idololater ein Abgötter

Treibender, Idololatrie oder Idolatrie Abgötterei, Götzendienst, insofern die Abgötterei in Verehrung eines bildlich dargestellten Gottes besteht.

Idolopöie (grch.), rhetorische Figur, darin bestehend, daß man verstorbene Personen als redend einführt.

Idoměneus, König von Kreta, ein Enkel des Minos, Sohn des Deukalion, führte nach der Ilias mit Meriones, dem Sohne seines Halbbruders, die Kreter in 80 Schiffen gegen Troja und war hier einer der tapfersten Helden. Nach Beendigung des Kriegs kehrte er glücklich mit Meriones in die Heimat zurück. Spätere Sagen berichten von ihm noch Folgendes. Von einem Sturme auf dem Meere ergriffen, habe er gelobt, wenn er glücklich nach Hause zurückkehre, dasjenige zu opfern, was ihm auf dem heimatlichen Boden zuerst begegnen werde. Dieses war sein Sohn. Weil er nun diesen opferte und darauf eine Pest ausbrach, vertrieben ihn die Kreter. Er begab sich nach Italien, hierauf aber nach Kolophon und wurde auf dem Berge Kerkaphos begraben. Nach Diodor wurde sein Grab zu Knosos gezeigt und er dort als Heros verehrt. In nachhomerischer Zeit wurde er zu den Freiern der Helena gezählt.

Idrar-Ndaren oder Idrassen, der zu Marokko gehörige Teil des Atlas. (S. unter Atlas, Gebirge.)

Idria, Bergstadt in der Bezirkshauptmannschaft Loitsch des Herzogtums Krain (Österreich), berühmt wegen ihrer ergiebigen, 1497 entdeckten Quecksilbergruben, Sitz eines Bezirksgerichts und eines Bergamts, liegt in einem tiefen, kesselartigen Thal, welches die Idrizza bewässert, ziemlich zerstreut auf einzelnen Hügeln, und hat (1881) 4284 E., von denen etwa 600 zum Bergwerkspersonal gehören, während die übrigen sich mit Leinwandweberei, Spitzenklöppeln, sowie mit dem Brennen von Wacholderbranntwein beschäftigen. J. hat eine Hauptschule und ein Theater. Unter den Gebäuden zeichnet sich aus das 1527 von den Gewerken während der Herrschaft der Republik Venedig mitten in der Stadt erbaute Schloß Gewerkenegg oder Gewerkenburg, in welchem gegenwärtig das Bergamt ist. Bei demselben ist das Mundloch des St. Antons-Hauptstollen, durch den man das Bergwerk befährt. Dies ist seiner Einrichtung wegen eins der sehenswürdigsten der österr. Monarchie. Die Ausbeute an Quecksilber beträgt (1880) 458807 metrische Ctr. Unter den hier vorkommenden Mineralien ist der Idrialit (s. d.) zu erwähnen. Vgl. «Das Quecksilberbergwerk zu J.» (Wien 1881). [Bd. I, S. 467.

Idria (Bergland von), s. unter Alpen, S. 467.

Idrialin, eine Substanz, welche aus dem Idrialit (s. d.) durch Destillation oder durch Ausziehen mit Terpentinöl erhalten wird, und nach Dumas die Formel $C_{12}H_2$ besitzt, nach Goldschmidts neuern Untersuchungen aber die Zusammensetzung $C_{30}H_{36}O_2$ hat.

Idrialit, ein zu Idria in Krain vorkommendes, von Schrötter benanntes Mineral, welches teils selbständige Knollen von blätterigem Gefüge, teils Anflüge auf dem Ganggestein bildet; es hat Härte = 1 bis 1,5, spezifisches Gewicht = 1,4 bis 1,6, ist milde, pistaziengrün, gewöhnlich aber verunreinigt durch Gangschiefer mit Zinnober und dann gräulich- bis bräunlichschwarz, matt bis fettglänzend, löslich in konzentrierter heißer Schwefelsäure mit tief indigoblauer Farbe; beim Verbrennen oder Destillieren gibt es ein feinschuppiges strohgelbes Destillationsprodukt, welches reines Idrialin (s. d.) ist, wobei die Verunreinigung als braunrote Asche zurückbleibt.

Idrisi (Abu Abdallah Muhammed, al-Scherif el-Idrisi), auch el-Edrisi, einer der bedeutendsten arab. Geographen. Aus fürstl. Geschlecht, wurde er in Ceuta, wo sein vom Throne gestoßener Ahn Edris II. eine Zuflucht gefunden hatte, geboren. Schon in früher Jugend kam er nach Cordova, wo er sich mit Eifer den Studien hingab, durchwanderte einen Teil von Spanien, Nordafrika und Kleinasien und folgte später einer Einladung des Königs von Sicilien, Roger II. Eines Tags sprach der König den Wunsch aus, eine Erdbeschreibung zu besitzen, deren Text nicht auf den Angaben geogr. Schriftsteller beruhe, sondern für dessen Abfassung nur die mündlichen Berichte von Reisenden benutzt würden. J. stimmte dem Plane zu und suchte tüchtige und wissenschaftlich gebildete Männer aus, die man in die verschiedenen Gegenden der damals bekannten Erde schickte. Bei ihrer Rückkehr mußten sie dann J. ihre Beobachtungen mitteilen, und so entstand das berühmte Werk, die Geographie des J., welches derselbe 1154 vollendete. Die europ. Welt hat dies Werk erst durch die freilich an vielen Mängeln leidende franz. Übersetzung A. Jauberts (2 Bde., Par. 1836—40) genauer kennen gelernt; denn die von zwei Maroniten, Gabriel Sionita und Johs. Hesronita, veranstaltete Bearbeitung des größern Werks, welche in Rom 1592 und in Paris 1619 (unter dem Titel «Geographia Nubiensis») erschien, ist nur ein dürftiger Auszug. Einzelne Teile des arab. Textes haben J. M. Hartmann («Africa», Gött. 1796, und «Hispania», 3 Bde., Marburg 1802—18), E. F. C. Rosenmüller («Syria», Lpz. 1828), R. Dozy und M. de Goeje («Description de l'Afrique et de l'Espagne», Leid. 1866) herausgegeben. Das Todesjahr des J. ist unbekannt.

Idrisiden (auch Edrisiden) ist der Name einer arab. Dynastie, welche in Nordafrika fast anderthalb hundert Jahre die Herrschaft behauptete. Sie führt ihren Ursprung auf Idris, einen Urenkel des 'Ali zurück, welcher im J. 168 der Hedschra (784 n. Chr.) nach dem nordwestl. Afrika floh und daselbst aus den Gebieten von Telensan und Tedla ein kleines Reich bildete. Seine Regierung war nur kurz, da er im J. 174 (790 n. Chr.) auf Veranlassung des Hârun-al-Raschid vergiftet wurde. Idris' einziger Sohn Idris II. (6 Monate nach des Vaters Tode geboren), der Erbauer von Fez, das er zu seiner Residenz machte, starb nach thatenreicher Regierung im J. 214 (829 n. Chr.). Sein ältester Sohn Muhammed mußte nach dem Willen des Vaters seinen Brüdern mehrere Provinzen überlassen. So ging das in verschiedene Teile zerfallene Reich rasch dem Untergang entgegen. Der letzte eigentliche Herrscher der Dynastie, Jahja, vergaß über der Liebe zu den Wissenschaften die Regierungsgeschäfte und so wurde der Staat im J. 307 (919 n. Chr.) eine Beute des eroberungssüchtigen Mahdi, des Begründers der Fâtimidischen Dynastie.

Idro-See, See in der ital. Provinz Brescia, an seiner Nordostecke von Tirol berührt, wird von dem ihn durchfließenden Chiese gebildet, ist 10 km lang und bis 2 km breit, gegenüber von Rocca d'Anfo 88 m tief und hat etwa 1370 ha Fläche; er liegt in 378 m Höhe und ist sehr reich an Fischen, namentlich an Forellen.

Station der Hauptlinie Wien-Tetschen-Mittelgrund der Österreichischen Nordwestbahn und an der Iglawa, über welche hier eine steinerne Brücke führt, hat ein eigenes Gemeindestatut, ist der Sitz eines Kreisgerichts, eines städtisch delegierten Bezirksgerichts, einer Bezirkshauptmannschaft und einer Finanzbezirksdirektion, zählt mit den drei Vorstädten (1880) 22378 deutsche E., hat ein Obergymnasium, eine Landesoberrealschule, eine Mädchenbürgerschule (mit einem weiblichen Fortbildungskurs) und eine gewerbliche Fortbildungsschule. Der schöne Stadtplatz ist 328 m lang und 113,79 m breit. Unter den Gebäuden zeichnen sich aus: die altdeutsche St. Jakobspfarrkirche mit einem vortrefflichen Altarblatt und einer 6440 kg schweren Glocke, die wegen des alten Kreuzganges sehenswerte Minoritenkirche, die St. Ignazkirche, die 1876 erbaute evang. Pfarrkirche, das Rathaus, die aus einem von Kaiser Joseph II. aufgehobenen Dominikanerkloster (zum Heiligen Kreuz) hergestellte große Kaserne, das Tuchmeisterhaus und das kleine Kirchlein am Johanneshügel, dessen Erbauung ins J. 799 verlegt wird. Die Industrie ist sehr schwunghaft, es bestehen daselbst zahlreiche Tuchmacherwerkstätten, Spinnereien, Färbereien und Wollzeugwebereien, eine große Bierbrauerei, eine k. k. Cigarrenfabrik mit über 2500 Arbeiterinnen, eine Dampfglasschleiferei, zwei Dampfmühlen und Thonwarenfabriken. Der Handel mit Tuch- und Schafwollzeugen, Flachs und Bauholz ist ziemlich bedeutend. Die Stadt hält vier Jahrmärkte und ist auch ein bedeutender Platz für den Getreidehandel. — J. war ehedem eine Bergstadt; uralt ist ihr Stadt- und Bergrecht, welches schon 1250 von König Wenzel I. erneuert und bestätigt wurde. Am 5. Juli 1436 wurde der Iglauer Vergleich abgeschlossen, in dem Kaiser Sigismund die Prager Kompaktaten beschwor. Im J. 1523 wurde die ganze Stadt ein Raub der Flammen, und während des Dreißigjährigen Kriegs wurde sie zweimal eine Beute der Schweden. Am 4. Dez. 1805 siegte hier der Erzherzog Ferdinand d'Este über ein bayr. Korps unter Wrede.

Iglawa, rechtsseitiger Nebenfluß der Thaya im südwestl. Mähren, entsteht auf dem böhm.-mähr. Plateau bei dem Dorfe Zhlavka, vereinigt sich unterhalb Eibio mit der Schwarzawa und geht nach einem Laufe von 175 km unterhalb Muschau zur Thaya.

Iglesias, Kreishauptstadt in der ital. Provinz Cagliari, nahe an der Westküste der Insel Sardinien, Endpunkt der Linie Cagliari-J. der Sardinischen Eisenbahn, ist Sitz eines Bischofs und der Mittelpunkt der aufblühenden Montanindustrie auf Blei, Zink, Galmei u. s. w. Die Stadt hat eine Kathedrale von 1215, alte Mauern, eine 1325 von den Aragoniern hergestellte Burg, eine technische Schule, zählt (1881) 12094 E. und handelt mit Öl und Wein.

Iglesias de la Casa (José), span. Dichter, geb. 31. Okt. 1748 zu Salamanca, schloß während seiner Studienzeit auf der dortigen Universität mit seinem Freunde Melendez und andern durch poetisches Talent ausgezeichneten Jünglingen einen Dichterbund, der unter dem Namen der Salamantinischen Schule einflußreich wurde, und bildete sich fast ausschließend nach den klassischen Dichtern seines Vaterlandes, vorzüglich nach Balbuena und Quevedo. Nach vollendeten Studien empfing er 1783 in Madrid die Priesterweihe und wurde Pfarrer von Carbajosa de la Pagrada im Bistum von Salamanca, starb aber schon 26. Aug. 1791. Erst sieben Jahre nach seinem Tode wurden seine Gedichte gesammelt (2 Bde., Salamanca 1798), seitdem aber sehr oft wieder aufgelegt. Neuerdings wurden sie in die «Biblioteca de autores españoles» aufgenommen (Bd. 61, 1869). J. gehört unter die Lieblingsdichter der Nation, und viele von seinen Gedichten leben im Munde des Volks. Dies gilt jedoch nur von den scherzhaften Gedichten in nationalen Kurzversen, aus seiner Jugendperiode, besonders von den sog. Brieflein, «Letrillas», in welchen er mit dem von ihm meisterhaft benutzten Reichtum der span. Sprache an witzigem Doppelsinn die Lächerlichkeiten seines Jahrhunderts und seiner Nation geißelt. Dabei ist seine Sprache von klassischer Reinheit, sein Versbau von ungemeiner Leichtigkeit und seine Gesinnung durch und durch national. Minder gelungen sind seine ernsten Gedichte in ital. Strophen.

Igló, auch **Neudorf,** Bergstadt in Ungarn, Zipser Komitat, links am Flusse Hernad, an der Kaschau-Oderberger Eisenbahn, mit (1880) 7521 E., Slowaken, Deutsche und Ungarn, hat ein evang. Obergymnasium, Staatslehrerseminar, Bezirksgericht, Bergbau auf Kupfer und Eisen, Eisenhämmer, Steingut- und Papierfabriken, Leinwebern und lebhaften Handel. Früher war J. Vorort der Zipser Freistädte.

Ignamen-Batate, s. unter Dioscorea.

Ignatia amara *L. fil.* hieß früher die Stammpflanze der Ignatiusbohnen; man rechnet sie jetzt zur Gattung Strychnos (s. d.) unter dem Namen Strychnos Ignatia.

Ignatianer, soviel wie Jesuiten.

Ignatius der Heilige, Bischof von Antiochien, angeblich Schüler des Apostels Johannes und deshalb zu den Apostolischen Vätern gerechnet. Er führt den Beinamen Theophoros, d. h. der Gott im Herzen trägt, nach der Legende, weil er das Kind gewesen sei, das Jesus seinen Jüngern als Muster hingestellt habe. Nach der zuverlässigsten Überlieferung ist er zur Zeit des Trajanischen Partherkriegs zu Antiochien selbst während der Anwesenheit des Kaisers im Cirkus von Löwen zerrissen worden (20. Dez. 115). Eine andere Angabe läßt ihn dagegen nach Rom transportiert und dort unter dem Konsulat des Suburranus und Marcellus (103 n. Chr.) den Löwen vorgeworfen werden. Letztere Überlieferung findet sich in den röm. Märtyrerakten des J., welche neuerdings Dressel im Vatikan aufgefunden hat, wogegen sie in den bisher bekannten Akten mit der Angabe, J. sei zur Zeit des Partherkriegs des Trajan Märtyrer geworden, unklar vermischt ist. Die röm. Kirche, welche den Heiligen für sich beansprucht, feiert, abweichend von den Griechen, sein Fest 1. Febr. Die Sage von der Märtyrerreise des J. von Antiochien nach Rom liegt auch den unter seinem Namen aufbewahrten Briefen zu Grunde. Dieselben sind besonders für die Geschichte des Episkopats im 2. christl. Jahrhundert wichtig, aber die übertriebene Hochschätzung der bischöfl. Würde erregte schon seit dem 17. Jahrh. begründeten Verdacht. Die Briefe liegen in dreifacher Gestalt vor. Die weiteste Recension von dreizehn Briefen wurde allgemein als teils unecht, teils interpoliert erkannt, seit eine kürzere Gestalt von sieben Briefen (an die Epheser, Magnesier, Philadelphener, Trallianer, Smyrnäer, Römer und an Polykarp

welche schon dem Eusebius bekannt, wieder aufgefunden worden war. Doch wurde auch ihre Echtheit schon von Dalläus, neuerdings besonders von Baur und Hilgenfeld bestritten. Eine noch kürzere Gestalt von nur drei Briefen (an die Römer, Epheser und an Polykarp, und auch diese drei in kürzerer Recension) wurde 1845 von Cureton in syr. Text herausgegeben (mit reicherm Apparat im «Corpus Ignatianum», Lond. 1849). Der Herausgeber und mehrere deutsche Gelehrte verteidigten die Echtheit der letztern und suchten die bisherige kürzere griech. Gestalt von sieben Briefen als interpoliert zu erweisen. Indessen ist gegenwärtig so ziemlich allgemein anerkannt, daß die drei syr. Briefe nur ein Excerpt aus den sieben griechischen sind. Die Unechtheit der letztern steht aber darum nicht weniger sicher. Schwerlich sind dieselben früher als um 170 n. Chr. entstanden. Eine armenische Übersetzung, welche dreizehn Briefe umfaßt, wurde von Petermann (Lpz. 1849) herausgegeben. Eine neuere Ausgabe seiner Briefe findet sich im zweiten Heft der von Harnack, Gebhardt und Zahn herausgegebenen «Patrum Apostolicorum opera» (Lpz. 1876). Vgl. Zahn, «J. von Antiochien» (Gotha 1873); Harnack, «Die Zeit des J.» (Lpz. 1878).

Ignatius, Patriarch von Konstantinopel, Sohn des Kaisers Michael I., geb. um 790, ward durch Leo V. den Armenier entmannt, wurde nun Mönch und 847 Patriarch. Er kämpfte mächtig gegen die Willkürherrschaft und Sittenlosigkeit des Kaisers Bardas, seines Oheims, der die heiligen Gebräuche der Kirche in Trinkgelagen parodierte, wurde deshalb abgesetzt und Photius an seine Stelle zum Patriarchen erhoben (858). Die hieraus entstandene Kirchenspaltung suchte der Hof durch den Papst Nikolaus I. zu beseitigen. Indem aber dieser für J. sich erklärte (863), ward dadurch der erste Grund zu der Trennung der griechischen von der röm. Kirche gelegt. Kaiser Basilius I. setzte den J. als Patriarchen wieder ein (867); als solcher starb er 878.

Ignatius von Loyola, s. Loyola.

Ignatiusbohnen heißen die Samen von Strychnos Ignatia (Ignatia amara), einem auf den Philippinen einheimischen Baume. (S. Strychnos.)

Ignatjew (Nikol. Pawlowitsch), russ. General und Diplomat, geb. 29. Jan. 1832 in Petersburg, erhielt seine Erziehung im Pagenkorps und in der Nikolaischen Militärakademie, trat 1849 in die Garde ein, avancierte sehr rasch und wurde 1858 bereits General. Während des Krimkriegs war er dem Armeekorps des Generals Berg in den Ostseeprovinzen zugeteilt und leitete 1857—58 eine Expedition nach Chiwa und Bokhara. Nachdem er schon 1856 kurze Zeit als Militärbevollmächtigter in London und Paris diplomatisch thätig gewesen war, ging er 1859 ganz in diese Carrière über, indem ihm der neugegründete Gesandtschaftsposten in Peking übertragen wurde. Hier gelang es ihm, einen für Rußland sehr günstigen Handelsvertrag mit China abzuschließen. Nach seiner Rückkehr von dort 1863 wurde er zum Direktor des Asiatischen Departements im Ministerium des Äußern und darauf (26. Juli 1864) zum Gesandten in Konstantinopel ernannt. In der Geschichte der russ. Orientpolitik ist J.s Amtsführung dadurch folgenreich geworden, daß der anfangs von ihm begünstigte Candiotenaufstand (1866) und Griechenlands Teilnahme für denselben von der russ. Regierung schließlich desavouiert wurden und daß er in Sachen des griech.-bulgar. Kirchenstreits entschieden für die Bulgaren Partei ergriff, dadurch aber zu einer völligen Abwendung des Hellenentums von der Sache Rußlands Veranlassung gab. In den Gang der orient. Ereignisse von 1875 und 1876 griff J. nachhaltig ein, indem er die Interessen der Bosnier und Bulgaren entschieden begünstigte und zu der Politik Midhat Paschas in schroffem Gegensatze stand. Nach der Konferenz der Großmächte vom Dez. 1876 und Jan. 1877 zeitweise abberufen, unternahm J. im März desselben Jahres eine Rundreise an die Höfe von Berlin, Paris, London und Wien, die zu dem Abschluß des Londoner Protokolls vom 31. März erheblich beigetragen hat. Der durch den Berliner Kongreß später wesentlich modifizierte Vertrag von San-Stefano (3. März 1878) war hauptsächlich J.s Werk. Während der letzten Jahre der Regierung Kaiser Alexanders II. nur gelegentlich zu amtlichen Funktionen herangezogen, wurde J. unmittelbar nach der Thronbesteigung Alexanders III. zum Minister der Domänen und zwei Monate später zum Minister des Innern ernannt. Er suchte seine neue Stellung im Sinne der nationalen Partei auszunutzen, vermochte sich in derselben aber nur bis zum Mai 1882 zu behaupten. Vgl. «Aus der petersburger Gesellschaft» (4. Aufl., Lpz. 1875); Sigm. Hahn, «Russ. Staatsmänner und Diplomaten der Gegenwart» (in «Unsere Zeit», Jahrg. 1877, 1. Hälfte); «Russ. Wandlungen» (Lpz. 1882).

Ignipunktür (lat.), in der Chirurgie das Ätzen erkrankter Gewebe und Organe vermittelst eingestochener glühender Eisenstifte.

Ignis et aquae interdictio (lat.), Untersagung des Feuers und Wassers, umschreibende Formel für Verbannung, welche Strafe das ältere röm. Recht nicht kannte. (S. Exil.)

Ignis fatuus (lat.), soviel wie Irrlicht.

Ignobiles (lat.), die Unedeln, s. unter Nobiles.

Ignorant (lat.), ein Unwissender.

Ignorantenbrüder (Frères ignorantins, Frères ignorantins, Brüder der christl. Lehre und Schule) heißen die Mitglieder eines Ordens, welchen der Kanonikus zu Rheims, Jean Baptiste de la Salle, 1724 gründete. Sie erteilten in den Volksschulen unentgeltlichen Unterricht im Geiste der kath. Hierarchie. Von den Jesuiten begünstigt, fanden sie rasche Verbreitung und wurden auch nach der Ausweisung des Jesuitenordens (1764) in Frankreich geduldet. In der Revolution (1790) vertrieben, fanden sie eine Zuflucht in Italien. Napoleon I. berief sie 1806 zurück und begünstigte sie. Erst das Unterrichtsgesetz des Ministers Ferry (1882) hat sie aus den öffentlichen Schulen Frankreichs verdrängt.

Ignoranz (lat. ignorantia), Unwissenheit, Unkenntnis; ignorieren, von etwas keine Kenntnis, Notiz nehmen.

Igor, der Name mehrerer russ. Fürsten:

Igor, der Sohn Ruriks, geb. 912, kam nach Oleg zur Regierung und unterwarf die Drevjanen aufs neue. Dann veranstaltete er zwei Feldzüge nach Griechenland; beim ersten im J. 941 wurden ihm seine Schiffe durch Griechisches Feuer verbrannt; beim zweiten Feldzug 944 bot der griech.

Kaiser Lakapen gleich im voraus Lösegeld und es kam zu einem Bündnis zwischen J. und Byzanz. Im J. 945 wurde J. bei Erhebung der Abgaben unter den Drevjanen von diesen erschlagen.

Igor Olegowitsch unternahm 1144 einen Feldzug nach Galizien und Polen, war dann kurze Zeit Großfürst von Kiew, mußte ins Kloster gehen und ward 1146 bei einem Volksaufstand in Kiew ermordet. Später nahm man ihn in die Zahl der russ. Heiligen auf.

Igor Swjatoslawitsch, Fürst von Nowgorod-Ssjewersk, der Sohn von Swjatoslaw von Tschernigow, geb. 1151, gest. 1202, führte 1185 mit seinem Bruder Wßewolod einen unglücklichen Feldzug gegen die Polowzer, ward am Fluß Kajala geschlagen, gefangen genommen, aber entfloh später. Den Feldzug besingt das älteste Denkmal der russ. (richtiger kleinruss.) Kunstpoesie, das episch-lyrische «Lied vom Heereszug Igors» («Slovo o polku Igorevě»), von einem unbekannten Verfasser, wahrscheinlich einem Kampfgenossen im Gefolge J.s geschrieben. Es wurde 1795 vom Grafen Alexej Musin-Puschkin in einem Sammelbande vom Ende des 14. oder Anfang des 15. Jahrh. gefunden und zuerst in Moskau 1800 herausgegeben. Das Original ging 1812 beim Brande von Moskau unter. Eine zweite Abschrift desselben mit Varianten fand sich 1864 in den Papieren der Kaiserin Katharina II. und wurde von Pekarskij (Petersb. 1864) herausgegeben. Von den zahlreichen Ausgaben und Kommentaren des «Liedes» (von Dobrenskij, Hattala, Erben, Fürst Wjasemskij u. a.) sind besonders die von kleinruss. Verfassern bemerkenswert: Maksimowitsch, Ogonowskij (Lemb. 1876), Potebnja (Kiew 1878); deutsche Übersetzungen von Joseph Müller (Prag 1811), Aug. Boltz (Berl. 1854; mit Originaltext, Grammatik und Glossar) und von Pauker (Berl. 1884; mit Einleitung und Anmerkungen).

Igualada, Stadt in der span. Provinz Barcelona, 70 km im NW. von Barcelona, am Südwestfuße des Montserrat, links an der zum Llobregat gehenden Noya, ist mit Mauern umgeben, hat Baumwollspinnerei, Fabriken von Leinwand, Samt, Tuch, Wollstoffen, röm. Cement und Eisengießereien und zählt (1877) 11882 E.

Iguane, s. Leguane.

Iguanodon ist ein in der obersten Juraformation und in der Kreide namentlich Englands und Belgiens nicht seltenes, jetzt gänzlich ausgestorbenes Reptil und zwar ein Dinosaurier (s. d.) von riesigen Dimensionen. Der J. bewegte sich auf den Hinterbeinen, wobei der kräftige Schwanz als Stütze diente. Seine Zähne haben eine höchst charakteristische spatelförmige Gestalt und waren für Pflanzennahrung eingerichtet.

Iguman, s. Hegumenos.

Igumen, Kreisstadt im russ. Gouvernement Minsk, an dem Flüßchen Igumenka, mit (1882) 2190 E., davon ein Drittel Juden.

Iguvium, alte Stadt, das jetzige Gubbio (s. d.).

Ihaipoor, s. Dschadschpur.

Ihansi, s. Dschansi.

Ihering (spr. Jehring), Rechtsgelehrter, s. Jhering (im Jod).

Ihlow (Christian von), s. Ilow.

Ihna, Fluß in Pommern, Regierungsbezirk Stettin, kommt aus dem Enzigsee im N. von Nörenberg, nimmt oberhalb Stargard, wo sie auf 60 km schiffbar wird, die Faule Ihna auf und mündet nach einem Laufe von 112 km in den Dammschen See.

Ihrâm (arab.), das Pilgergewand der Mekkapilger.

IHS, Monogramm für Jesus nach griech. Schrift (IHΣ), wo H das lange e bedeutet, später von den Jesuiten angenommen, bei denen es auch nach lat. Schrift, wo H also h bezeichnet, als Abkürzung für Jesum habemus socium (Wir haben Jesus zum Bundesgenossen) oder Jesus hominum salvator (Jesus der Menschen Heiland) gedeutet wird.

I. H. S. oder I. H. S. V., Abkürzung für In hoc signo (vinces), d. h. in diesem Zeichen (wirst du siegen).

Ijar, nach dem Babylonischen Exil der zweite, jetzt der achte Monat der Juden, im Schaltjahr der neunte; er hat 29 Tage (vom 5. Mai bis 2. Juni).

Ik, Fluß in den russ. Gouvernements Ufa und Samara, zwischen denen er in seinem ganzen Oberlauf die Grenze bildet, entspringt auf den Ausläufern des Ural und mündet links in die Kama. Er ist 424 km lang und nicht schiffbar. — J. heißt auch ein Fluß im Gouvernement Orenburg, der sich rechts in die Sakmara, einen rechtsseitigen Nebenfluß des Ural, ergießt; er ist 265 km lang, ein Gebirgsfluß mit starker Strömung und nicht schiffbar.

Ikaamaui (Te-Ika-a-Maui, d. h. der Fisch des Maui), auch Ahinomaui, die Nordinsel von Neuseeland (s. d.).

Ikarios, ein Heros der Athener, der den nach Attika kommenden Bacchus freundlich aufnahm, wofür ihm dieser die Kenntnis des Weinbaus mitteilte. Nachdem er den ersten Wein gekeltert, schenkte er denselben in Schläuchen umher, um ihn zu verschenken. Da aber einige davon berauscht wurden, so tötete man ihn in der Meinung, daß er sie vergiftet habe, und warf ihn in einen wasserlosen Brunnen oder vergrub ihn unter einem Baume. Aus Betrübnis darüber erhängte sich seine Tochter Erigone an diesem Baume. Zeus oder Bacchus versetzte sie hierauf als die Jungfrau unter die Gestirne, desgleichen ihren treuen Hund Mära als den Hundsstern und ihren Vater als Bootes. Über die undankbaren Athener aber kam eine Pest, oder, wie andere erzählen, eine Raserei über die Jungfrauen, sodaß sie sich wie Erigone erhängten. Zum Andenken ward eine Feier jährlich begangen. Es gibt noch mehrere Wiederholungen eines Reliefs mit der Darstellung des Besuchs von Bacchus bei J.

Ikarus, Sohn des Dädalus (s. d.), ward mit seinem Vater im Labyrinth zu Kreta gefangen gehalten. Er floh mit dem Vater vermittelst künstlich aus Wachs gefertigter Flügel, stürzte aber unterwegs, weil er der Sonne zu nahe flog und dieser seine Flügel schmolz, unweit der Insel Samos ins Meer. Sein Vater begrub ihn auf der kleinen, fortan nach ihm benannten Insel Ikaria (eine der Sporaden, jetzt Nikaria), westlich von Samos, und das Meer in der Gegend jener Insel hieß seitdem das Ikarische Meer. Es gibt Darstellungen der Sage unter andern namentlich in einem in der Villa Albani zu Rom zweimal vorhandenen Relief und einem pompejanischen Wandgemälde.

Ikelemba, linker Nebenfluß des Congo (s. d.).

Ikon (grch.), das Bild, Abbild; ikonisch, gleiches Bild darstellend; ikonische Statue in Lebensgröße, im Gegensatze zu Kolossalstatue, auch zu Idealstatue. Ikonoborzen, Bilderstürmer, Name einer russ. Sekte, die

unter freiem Himmel beten. **Ikonodu-**
bedeutend mit Ikonolatrie. **Ikono-**
ildſchreiber, einer, der über Porträts be-
Perſonen ſchreibt oder Auskunft gibt;
em Storchſchnabel (ſ. d.) ähnliches In-
Ikonographie, gleichbedeutend mit
. **Ikonoklaſt**, Bilderzerbrecher, Bil-
; **Ikonoklasmus**, Bilderſturm; **Iko-**
Bilderverehrer; **Ikonolatrie**, Bilder-
Bilderanbetung (ſ. **Bilderdienſt** und
rehrung). **Ikonologie**, Bildnis-
t, Kenntnis der Bilder, Büſten, Bild-
ünzen, Gemmen u. ſ. w. des Alter-
ch Kenntnis der Attribute der Götter
n und ſonſtiger mytholog. Gegenſtände;
tnis der Darſtellung der chriſtl. Heili-
onomachie, Bilderſtreit, Kampf we-
rung der Heiligenbilder. **Ikonoman**,
ärmer, einer der für Malerei ſchwärmt,
hwärmeriſcher Verehrer von Heiligenbil-
noſtas (Ikonoſtaſis), in der griech. Kirche
iligenbildern bedeckte Wand, welche das
um von dem Raum der Gemeinde trennt.

che Dynaſtie, ſ. unter **Seldſchuken**.

m Altertum Name der zu den Sporaden
Inſel Chelidromia (ſ. d.).

der, in der Stereometrie ein von zwan-
itigen Dreiecken begrenztes Polyeder;
ryſtallographie eine Kryſtallform von
ieden, von denen jedoch nur acht gleich-
andern gleichſchenkelig ſind; dieſe Form
rch Kombination des Pentagondodekaë-
em Oktaëder.

s war der bedeutendſte Architekt in Athen
Staatsleitung des Perikles, der Erbauer
mon auf der Akropolis zu Athen. Auch
r Erbauer des Tempels der Demeter und
e in Eleuſis und des Tempels des Apollon
enannt.

Ja-Congo, Name des Congo (ſ. d.).

(roman. **Glion**), die oberſte Stadt am
gt im Bezirk Glenner des ſchweiz. Kan-
bünden, 692 m über dem Meere, 26 km
lich von Chur am Vorderrhein, unweit
ung des Glenner, beſitzt eine Kirche, eine
rücke und einige alte Herrenhäuſer und
) 872 meiſt reform. E. (352 Katholiken),
63 Proz. romaniſcher, 35 Proz. deutſcher
z. italieniſcher Zunge ſind. Schon 766
erwähnt, gehörte J. im ſpätern Mittel-
Freiherren von Belmont, ſpäter den
n Sax, und ſchloß ſich 1424 dem Grauen
Im J. 1526 fand hier die Disputation
h welche die Religionsfreiheit in Grau-
ngeführt wurde. Früher als Sitz des
hen Adels, des Bundestags und des
ts des Grauen Bundes ein ziemlich leb-
iſt J. jetzt ein ſtilles Landſtädtchen, dem
Lage an der großen Straße des Rhein-
am Eingang in das Lugnetzerthal einige
geben.

a oder **Jlowlja**, Fluß im ruſſ. Gou-
Saratow und im Lande der Doniſchen
Sie entſpringt im Kreiſe Kamyſchin von
höhen, fließt anfangs ſüdlich, darauf
und ergießt ſich nach einem Laufe von
terhalb Jlowlinskaja links in den Don.
t nicht ſchiffbar.

n, Stadt in Albanien, ſ. **Elbaſſan**.

Ilchan, ſ. unter **Chan**.

Ilchester oder **Ivelcheſter**, Dorf in der engl. Grafſchaft Somerſet, 27 km im SO. von Bridgewater, am Yeo oder Jwel, mit (1881) 2093 E., hieß bei den Bretonen Pont-Ivel-Coed und war zur Römerzeit Hauptſtation auf einer jetzt Foſſeway genannten Straße. Noch ſtehen die Ruinen eines Kloſters, in welchem Roger Baco geboren oder erzogen worden iſt.

Ile (grch.), im macedon. Heerweſen eine Reiterabteilung von durchſchnittlich 200 Mann unter Anführung eines **Ilarchen**.

Ile d'Aix, ſ. Aix.

Ile du Levant (und **Ile du Titan**), eine der Hyèriſchen Inſeln, ſ. unter **Hyères**.

Ile de Ré, Inſel an der Weſtküſte Frankreichs, ſ. Ré.

Ile d'Yeu (**Ile Dieu**), ſ. Dieu.

Ilena, Stadt in Bulgarien, ſ. **Elena**.

Ileotyphus, der Unterleibstyphus, ſ. unter **Typhus**.

Ilerda (jetzt Lerida), alte befeſtigte Stadt der Ilergeten am Sicoris (jetzt Segre) in Hispania Tarraconensis; hier belagerte Cäſar 49 v. Chr. die Pompejaniſchen Legaten Afranius und Petrejus und zwang ſie zur Kapitulation.

Ilergeten, im Altertum Name eines iberiſchen Volks in Nordſpanien (in der nördl. Hälfte des ſpätern Aragonien), auf der Nordſeite des Ebro. Auf ihrem Gebiete lagen mehrere berühmte ſpan. Städte, ſo namentlich Osca (Huesca), längere Zeit das Hauptquartier des Sertorius, Ilerda (Lerida) am Sicoris und namentlich der belebte Ebroübergangsplatz Salduba, den Auguſtus unter dem Namen Caesaraugusta (Saragoſſa) zur Militärkolonie und Bezirkshauptſtadt machte.

Ile Royale, der frühere Name der Inſel Cape-Breton (ſ. d.).

Iletzkaja Saſchtſchita, kleine Feſtung im ruſſ. Gouvernement Orenburg, 70 km ſüdlich von Orenburg, rechts vom Ilek. In der Nähe von J. befindet ſich ein ſehr großes Steinſalzlager.

Ilĕus (Kotbrechen), ſ. **Miserere**.

Ilex *L.*, Pflanzengattung aus der nach ihr benannten Familie der Jlicineen. Die Arten derſelben, etwa 150, ſind hauptſächlich in Amerika einheimiſch, in Afrika und Auſtralien finden ſich nur wenige. Ihre achſelſtändigen, einzeln oder in Trugdolden ſtehenden Blüten haben einen gezähnten Kelch, eine radförmige, bald getrennt-, bald ganzblätterige Blumenkrone; ihre Frucht iſt eine vier bis fünf Steinkerne enthaltende Beere. In Europa findet ſich bloß eine Art, der **Hülſen** oder die **Stechpalme** (I. Aquifolium *L.*), ein ſchöner Strauch oder kleiner Baum mit glänzend grünen, am Rande ſtachelig gebuchteten (ſeltener ganzrandigen, wehrloſen) Blättern, welcher von Pommern an bis Portugal in den Küſtenländern vorkommt, namentlich in den Niederlanden, Nord- und Weſtfrankreich und Nordſpanien häufig iſt und in manchen Ländern (z. B. Holland und England) allgemein als Zierſtrauch in vielen Varietäten (z. B. mit ganzrandigen, mit krauſen, mit weiß- und gelbgefleckten Blättern) kultiviert wird. Er hat weiße Blüten, ſcharlachrote Beeren, ein ſehr feinfaſeriges, hartes, dichtes, gelbliches Holz und liebt den Schatten. Von I. Paraguayensis *Lam.* in Südamerika werden die geſägten, lanzett- oder keilförmigen Blätter gleich denen der chineſ. Theepflanze

als Thee benutzt und unter dem Namen Paraguay- oder Matethee überall verbraucht und ausgeführt. Sie enthalten Coffein und Kaffeegerbsäure. Auch von der nordamerik. Art I. vomitoria *Ait.* werden die Blätter zur Bereitung von Thee verwendet, wegen ihrer Eigenschaften als Arzneipflanze ist sie den Indianern heilig und wird von ihnen bei religiösen Gebräuchen verwendet.

Ilfeld, Flecken im Kreise Zellerfeld der Landdrostei Hildesheim der preuß. Provinz Hannover, an der Südseite des Harzes, 5 km nördlich von der Station Niedersachswerfen-J. der Linie Soest-Altenbeken-Northeim-Nordhausen der Preußischen Staatsbahnen, am Eingang des Behrethals, mit (1880) 1364 E., ist Sitz eines Amtsgerichts und einer Oberförsterei, und hat ein Pädagogium, Papier- und Parkettfabriken. Der Ort verdankt seine Entstehung dem Grafen Ilger II. zu Hohnstein und seinen Ruf der Klosterschule, welche aus dem vom Grafen Ilger III. 1190 daselbst gestifteten Prämonstratenser-Mönchskloster hervorging. Der letzte Abt Thomas Stange verwandelte 1546 das Kloster in eine evang. Schule und berief 1550 zum Lehrer Michael Neander, damals Konrektor zu Nordhausen, einen Schüler Luthers und Melanchthons, welcher 1559 Stanges Nachfolger, Rektor der Schule und zugleich Stifts- und Klosteradministrator wurde und der Begründer des Ruhms der ilfelder Schule ist. Nachdem 1629—31 unter Nihusius infolge des Restitutionsedikts ein Mönchskloster in J. eingerichtet war, wurde 1634 die Schule wieder ins Leben gerufen und 1867 reorganisiert. F. A. Wolf hat hier 1779—82 gewirkt und seinen Ruf begründet. In den J. 1880—84 wurde das alte Klostergebäude fast gänzlich niedergerissen und aus den reichen Mitteln des Stifts ein den Bedürfnissen der Neuzeit entsprechender Prachtbau aufgeführt. Etwa 4 km von J. liegt der Hohnstein, die größte Burgruine des Harzes. Vgl. J. G. Leuckfeld, «Antiquitates Ilfeldenses» (Quedlinb. 1709); Havemann, «Mitteilungen aus dem Leben Michael Neanders» (Gött. 1841); Förstemann, «Monumenta rerum Ilfeldensium» (Nordh. 1843 u. 1853).

Ilfracombe, Stadt in der engl. Grafschaft Devon, 14 km im NNW. von Barnstaple, am Kanal von Bristol, mit (1881) 6043 E., hat einen Hafen und ist ein beliebtes Seebad.

Ilg (Albert), Kunstschriftsteller, geb. 11. Okt. 1847 zu Wien, studierte zuerst Germanistik, dann Kunstgeschichte daselbst, war hierauf Hilfsarbeiter im Österreichischen Museum für Kunst und Industrie, wurde 1873 Docent der Kunstgeschichte und 1876 Vorstand der zweiten Gruppe der kunsthistor. Sammlungen des Kaiserhauses. Für die von Eitelberger herausgegebenen «Quellenschriften für Kunstgeschichte» (Wien 1871 fg.) übersetzte und kommentierte er Cenninis «Buch von der Kunst», Heraclius' «Von den Farben und Künsten der Römer», Biondos «Von der hochedeln Malerei», Condivis «Leben des Michel Angelo» (mit Rud. Valdet), Theophilus' «Schedula diversarum artium». Ferner veröffentlichte er: «Über den kunsthistor. Wert der Hypnerotomachia Poliphili» (Wien 1872), «Die Glasindustrie» (mit Lobmeyr und Boeheim, Stuttg. 1874), «Die kunstgewerblichen Fachschulen des k. k. Handelsministeriums» (Wien 1876), «Geschichte und Terminologie der alten Spitzen» (Wien 1876), «Ornamente für Architektur und Kunstindustrie» (Wien 1876), «Wiener Schmiedewerk des 18. Jahrh.» (mit Rabdebo, Dresd. 1878 fg.), «Zeitstimmen über Kunst und Künstler der Vergangenheit» (Wien 1881). Neuerdings arbeitet J. an einer Geschichte der beiden Architekten Fischer von Erlach.

Ilgen (Karl David), ausgezeichneter Schulmann, geb. 26. Febr. 1763 zu Burgholzhausen bei Eckardtsberga in der preuß. Provinz Sachsen, studierte zu Leipzig Theologie und Philologie, wurde 1789 Rektor der Stadtschule zu Naumburg, 1794 ord. Professor der orient. Sprachen an der Universität zu Jena und 1802 Rektor der Landesschule zu Pforta. Hier trat er als kräftiger und strenger Reformator der verfallenen Schulzucht auf. Nachdem er 1830 seine Entlassung genommen, wendete er sich 1831 nach Berlin und starb dort erblindet 17. Sept. 1834.

J.s vorzüglichste philol. Werke sind die «Hymni Homerici» (Halle 1796) und die «Scolia sive carmina convivalia Graecorum» (Jena 1798). Von seinen theol. Schriften erregten seine freimütigen Forschungen über das Buch Hiob: «Natura atque virtutes Jobi» (Lpz. 1788) und die «Urkunden des ersten Buches Mosis in ihrer Urgestalt» (Halle 1798) Aufsehen. Seine kleinern Abhandlungen erschienen als «Opuscula varia philologica» (2 Bde., Erf. 1797).

Ilhavo, Stadt in der portug. Provinz Beira, Distrikt Aveiro, 6 km im SSW. von Aveiro, am Ufer einer Bai der großen Lagune, welche sich hier in das Land hinein erstreckt, mit (1878) 7752 E., welche Fischfang und Salzgewinnung betreiben. Etwa 3 km im S. der Stadt liegt die wichtige Glas- und Porzellanfabrik Vista-Alegre.

Ili, asiat. Steppenfluß, Gebiet und Stadt in China. Der Fluß Ili, einer der Hauptflüsse Innerasiens, entspringt unter dem Namen Tekes am Nordabhange des Thian-schan oder Himmelsgebirges östlich von dem 6860 m hohen Tengri-chan (Geisterkönig) und dem 3470 m hohen Tekespasse. Der Fluß durchströmt zuerst in nordöstl. Richtung den südl. Teil der Dsongarei und biegt sich, nachdem er den Namen J. erhalten hat, gegen Westen, indem er südlich von dem westlich streichenden Arme des Alatau gebirges verläuft, wendet sich hierauf mehr gegen Nordwesten und ergießt sich, nach einem Laufe von 1150 km, mit einer dreiarmigen, 52 km langen und 22 km breiten Deltamündung in den Balkaschsee. In seinem obern und mittlern Laufe ist er reißend, im untern aber verliert er an Kraft und bietet der Schiffahrt keine Hindernisse. Das Thal des J. ist historisch merkwürdig als Durchzugsweg der gegen Westen strömenden Völkerwanderungen seit den ältesten Zeiten bis auf die Mongolen im 13. und die Kalmücken im 17. Jahrh.

Die Stadt Ili, auch Küre oder Kura, Guldscha oder Kuldscha oder auch Houei-Yüen genannt, 1 km nördlich vom J. gelegen, wurde 1760 von den Chinesen an der Stelle der schon im 13. und 14. Jahrh. vorkommenden und später als Residenz der Dsongaren-Chane blühenden Ortschaft Almalig oder Armalig (Armalico) gegründet. Die Stadt war früher blühender und bevölkerter als jetzt, zählt noch gegen 20000 E., Dsongaren, Buchären, Tadschiks und Chinesen. Ihre frühern Befestigungswerke verfallen mehr und mehr. Die Stadt ist schlecht gebaut, die Straßen sind eng und schmutzig und von den öffentlichen Gebäuden, an

. Tempel, die Moscheen, Kasernen, Schau-
r u. s. w., sind nur wenige bemerkens-
er Ort entwickelt viele Handwerksthätig-
ist ein wichtiger Handels- und Meßort
ns, welchen selbst Kaufleute aus Kaschmir
en besuchen. Nachdem die Dunganen (s. d.)
chines. Herrschaft in J. gestürzt hatten,
Schutz, den flüchtige Kirgisen in J. fanden,
and Veranlassung zur militärischen Be-
es Landes, die mit der Einnahme der
4. Juli 1871 beendigt war. Doch ver-
russ. Regierung dasselbe beim Einrücken
uppen wieder zu räumen; demnach wurde
renzvertrag vom 24. Febr. 1881 der grö-
des Gebiets mit der Hauptstadt wieder
zurückgegeben.

lat., Plural von Ile, der Darm) heißen die
le des Unterleibes, weil unter ihnen zum
Darmwindungen liegen; daher Os ilium
das Darmbein. (S. u. Becken, anatom.)
s. Rhea Sylvia.

s intra muros peccatur et extra
nnerhalb und außerhalb der Mauern von
ird gesündigt», d. h. auf beiden Seiten
llgemeinert: auf allen Seiten, überall)
fehler gemacht, Citat aus Horaz' «Epi-
2, 16).

, das eine der beiden großen Epen des
. d.). — I. malorum (lat.), Klagelied
Menge von Unglücksfällen, Citat aus
ad Atticum» (8, 11); I. post Home-
e J. nach Homer, d. h. etwas Überflüssiges.

reis (Illiberis, «Neustadt», jetzt Gra-
t Altertume Stadt der Turduler in Hispa-
ica am Singulis (Zenil).

ieen (Ilicineae), Pflanzenfamilie aus der
er Dikotyledonen. Sie umfaßt außer Ilex
zwei kleine Gattungen. Es sind baum-
uchartige Gewächse mit immergrünen,
en Blättern und regelmäßigen, meist
n Blüten, die aus einem drei- bis sechs-
lelch, 4—5 Blumenblättern, ebenso vielen
äßen und einem mehrfächerigen Frucht-
stehen. Die Frucht ist fleischig, beerenartig
lt 4—5 einsamige Kerne. Zu den J. gehört
mpflanze des bekannten Paraguay- oder
s. (S. Ilex.)

Fluß im russ.-sibir. Gouvernement Ir-
eis Kirensk, entspringt auf dem Ilimski-
m, der Wasserscheide zwischen der Lena
ra, fließt nördlich, dann nordwestlich und
ach einem Laufe von 540 km rechts in die
ie von hier an den Namen Obere Tunguska
. Am rechten Ufer des J. liegt die Stadt
, 1631 gegründet, mit 600 E.

a oder Iliniſſa, Vulkan in der süd-
epublik Ecuador, einer der Doppelgipfel
Westcordillere, zwischen den Provinzen
Pichincha. Der südl. Gipfel hat 5302 m,
. Gipfel 5162 m Höhe.

, s. Ilium.

(Ilion), s. Ilium und Troja.

e Tafel (Tabula iliaca) heißt ein kleines,
Palombino genannten Marmorart gear-
Basrelief, welches man in der zweiten
s 17. Jahrh. bei den Ruinen des von Ti-
stifteten Heiligtums des Julischen Ge-
n der Appischen Straße unweit der Osteria
occhie fand und deshalb mit dem Namen
Ilische Tafel belegte, weil darauf die Hauptbegeben-
heiten des Trojanischen Kriegs abgebildet sind.
Das Ganze war in eine Anzahl von Streifen und
Feldern eingetheilt und durch zwei Pilaster in drei
Hauptabteilungen geschieden; fast die Hälfte mit
dem ersten Pilaster ist verloren gegangen. Darge-
stellt waren laut den in kleiner Schrift beigefügten
Angaben außer der Ilias, welche auch den Stoff
für den größten Teil der Darstellungen lieferte, die
dem Arktinos beigelegte Aethiopis, die Lesches zu-
geschriebene kleine Ilias (s. unter Cyklische Dich-
ter) und die Iliupersis (nach Stesichoros, s. d.),
welche letztere auf dem Hauptbilde in der Mitte dar-
gestellt ist. Auf den beiden Pfeilern stand, wie der
noch rechts erhaltene zeigt, in winzigen Buchstaben
eine kurze Inhaltsangabe der Bücher der Ilias.
Die beste und treueste Abbildung des jetzt im Kapi-
tolinischen Museum befindlichen Reliefs gab O.
Jahn, «Griech. Bilderchroniken» (Bonn 1873), wo
auch die übrigen bekannten Fragmente ähnlicher
Art behandelt und abgebildet sind. Ein in Taranto
befindliches Bruchstück einer Tabula iliaca ist von
C. Robert in den «Annali dell' Instituto» (Rom,
Jahrg. 1875) veröffentlicht worden.

Ilissos, kleiner Fluß der atheniſchen Ebene, der
am Hymettos entspringt, südlich an Athen vor-
überfließt, wo in seinem Bett die Kalirrhoe quillt
und, mit dem größern Kephisos vereinigt, in den
Phalerischen Meerbusen geht; im Sommer ist sein
Bett fast immer völlig trocken.

Ilithyia (grch. Eileithyia) heißt in der griech.
und griech.-röm. Mythologie die Geburtsgöttin.
Homer spricht sowohl von der einen Eileithyia, als
von Eileithyien in der Mehrzahl. Er nennt die-
selben Töchter der Hera, wie J. auch sonst heißt.
Auch erscheint J. als bloßes Attribut der Hera
(Juno) selbst oder der Artemis (Diana). Darstel-
lungen der J. finden sich namentlich auf mehrern Bild-
werken mit der Geburt von Athena und Dionysos.

Ilium (grch. Ilion oder Ilios), eine von der
griech. Sage mit der mythischen Stadt Troja (s. d.)
identifizierte Ortschaft, welche, wie die von Schlie-
mann (s. d.) 1871—73 und 1882 veranstalteten Aus-
grabungen bewiesen haben, seit uralter Zeit die nur
64 500 qm umfassende obere Fläche des über dem
östl. Rande der troischen Ebene gelegenen Hügels
von Hissarlik einnahm. Ursprünglich wahrscheinlich
ein bloßes Anhängsel des Heiligtums einer von
den Griechen mit ihrer Athene identifizierten und
daher Athene-Ilias genannten troisch-phrygischen
Gottheit, wurde die Ortschaft nach wiederholter
Zerstörung durch Feuer um die Mitte des 6. Jahrh.
v. Chr. von griech. Ansiedlern wiederhergestellt.
Alexander, welcher nach der Schlacht am Granikus
in dem Heiligtum der Athene-Ilias Opfer und
Weihgeschenke darbrachte, versprach den Bewoh-
nern, ihre Ortschaft zu einer großen, prächtigen
und wohlbefestigten Stadt umzuwandeln; dieser
Plan wurde aber erst gegen Ende des 4. Jahrh.
v. Chr. durch Lysimachus ausgeführt; damals
wurde jedenfalls auch der Tempel des Apollo er-
richtet, von welchem Schliemann bei seinen Aus-
grabungen eine sehr schöne Metope aus weißem
Marmor entdeckt hat, die in sehr hohem Relief den
Sonnengott auf einem Viergespanne darstellt.
Diese von den neuern Geographen (aber nicht von
den Schriftstellern des Altertums) gewöhnlich Neu-
Ilion (Ilium novum) genannte Stadt wurde im
Mithridatischen Kriege (85 v. Chr.) durch den

rom. Legaten C. Aurelius Cotta nach 11tägiger Belagerung erobert, erhielt sich aber von den bei erlittenen Beschädigungen wieder und bestand noch bis in die spätere röm. Kaiserzeit fort. Vgl. Schliemann, «Ilios. Stadt und Land der Trojaner» (Lpz. 1881); derselbe, «Troja» (Lpz. 1884).

Ilja Muromez (d. i. Elias von Muromez, genannt der «Alte Kosak», der Held des russ. Volksepos, welches sich an den fürsten Wladimir d. Gr. von Kiew knüpft (der sog. Wladimirische Cyklus), Geboren in der Stadt Muromez, soll J. von Kindheit an bis zu seinem 30. Lebensjahre lahm an Händen und Füßen gewesen, dann aber genesen sein und durch einen Honigtrank große Kraft erlangt haben, worauf ihn die Sage zahllose Heldenthaten verrichten und immer unbesiegbar bleiben läßt, bis er zuletzt mit einem großen Haufen Tataren zusammenstößt, sie schlägt, aber während des Kampfes sich ins Jenseits verletzt und sein Heldenruß verliert. Nach positiven Angaben in russ. Chroniken lebte der Sage eine histor. Person zu Grunde, die um 1188 gelebt hat. Vgl. über das Epos Wollner, «Untersuchungen über die Volksepik der Großrussen» (Lpz. 1879). — In den russ. Volksliedern des 17. Jahrh. ist J. der Benennung des Hetman (Vorsteher) des Räubers und Revolutionärs Stenka Rasin.

Illerton, Stadt in der engl. Grafschaft Derby, 13 km im NO. von Derby, am linken Ufer des Trent und an der Midland-Sheffield-Eisenbahn, mit (1881) 14113 E., einer schönen alten Kirche, Eisengießereien und Fabriken von Seidenwaren, Strümpfen und Spitzen.

Illery, Stadt in der engl. Grafschaft York, West-Riding, 8 km im NO. von Keighley, an dem rechts zur Ouse gehenden Wharfe, mit (1881) 4773 E. und mehreren Kaltwasserheilanstalten.

Ill, rechtsseitiger Nebenfluß des Rheins, entspringt am Zamthaler Ferner in Vorarlberg, an der Grenze des Kantons Graubünden und mündet 7 km unterhalb Straßburg nach einem Laufe von 75 km.

Ill (früher Ell oder Hel, Ella, Ellus, Illus, Illa), Fluß im Elsaß, entspringt in den nördlichsten Ausläufern des Jura bei dem Dorfe Winkel, 6 km südwestlich von Pfirt im Kreise Altkirch des elsaß-lothring. Bezirks Oberelsaß, durchschneidet das an den Jura in der südöstl. Ecke des Elsaß sich anlehnende Hügelland, fließt in nordwestl. Richtung bis nach Altkirch, tritt bei Mülhausen in die eigentliche Ebene des Rheins, durchfließt Straßburg von Westen nach Osten und ergießt sich bei dem Dorfe Wanzenau, 11 km unterhalb Straßburg links in den Rhein. Die J. ist 180 km lang, wovon 99 km, vom Ladhof bei Colmar an, schiffbar sind. Zuflüsse der J. sind links die Larg, Doller, Thur, Lauch, Fecht, der Giesen, die Andlau, Ehn, Breusch und Saffel, rechts die Blind, Lutter, Ischert und Zembs.

Ill., offizielle Abkürzung für den nordamerik. Staat Illinois.

Ill., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Illiger (s. d.).

Illanos, ein Stamm auf der Philippineninsel Mindanao, im Westen der Insel, wohnt um die Baia Illana herum. Die J. gehören zu den sog. Piratenstämmen, sie sind, im Gegensatze zu den einheimischen Tagalastämmen, später eingewanderten mohammed. Malaien. Diese Piratenstämme [illegible] außer auf Mindanao auch auf den Sulu-[illegible] vor, deren kleinere ganz von ihnen bewohnt [illegible] während dieselben auf den größern bloß die Küstengegenden innehaben. Vgl. Blumentritt, «Versuch einer Ethnographie der Philippinen» (Ergänzungsheft Nr. 63 zu «Petermanns Geogr. Mitteilungen», Gotha 1882).

Illapel, Fluß in Chile, s. Chuapá.

Illata (Illatae, lat., d. i. Eingebrachtes) nennt man das von der Ehefrau in die Ehe mitgebrachte Vermögen im Gegensatze zu dem während der Ehe erworbenen. Der Ehemann hat an den J. ein Verwaltungsrecht. Die Frau hat im Konkurs und nach dem Tode des Mannes meist das Recht der Rückforderung.

Illation der Dos (s. Dotalsystem) ist die Willenserklärung des Bestellers der Dos, durch welche eine Dos begründet wird. Nach neuern Rechten bedarf es der J. nicht, sondern alles, was die Frau in die Ehe mitbringt und während derselben erwirbt, wird Dos, soweit es nicht ausdrücklich oder gesetzlich vorbehalten ist (Preußen, Sachsen).

Ille, ein 45 km langes Flüßchen im nordwestl. Frankreich, Depart. Ille-Vilaine, welches den Ille-Rancekanal speisen hilft. In 100 m Höhe kommt sie aus dem Boulet-Teiche, fließt in engem Thale nach Süden, nimmt links den 32 km langen Flet auf und mündet bei Rennes rechts in die Vilaine.

Ille (Eduard Valentin), Zeichner und Maler, geb. 17. Mai 1833 zu München, besuchte dort das Gymnasium und dann die Akademie, wo er Jul. Schnorr und besonders Schwind zu Lehrern hatte. Zuerst versuchte sich J. im religiösen Fache mit einigen Altarbildern, komponierte auch Scenen hist. Gehalts, wandte sich aber bald dem Zeichenfach zu. Dazu boten ihm namentlich die münchener «Fliegenden Blätter» Gelegenheit, welchem Unternehmen J. von Anfang an als Zeichner wie als Dichter, längere Zeit auch als Redacteur seine Kräfte widmete. Die damit verbundenen «Münchener Bilderbogen», die «Hauschronik» und der «Jugendfreund» enthalten zahlreiche Kostümstudien, Genrebilder und andere wertvolle Beiträge von seiner Hand. Später folgten größere Schöpfungen in Suitenform, die sieben Todsünden, in modernem Gewande veranschaulicht (Holzschnitte, Stuttg. 1861), die vier Temperamente (Photographien von Albert in München). Nach seinen Aquarellen «Aus deutscher Sage und Geschichte», mit der Edda beginnend und mit der Wacht am Rhein schließend, erschienen ebenfalls Photographien, welche außerordentliche Verbreitung fanden. Wieder in Holzschnitt kamen dem J.s Ensemblebilder zu Märchenstoffen: Dornröschen, Rotkäppchen und Froschkönig (Berl. 1876) heraus. Andere Leistungen J.s sind: Illustrationen zu Fouqués «Undine», zu Baders «Geschichte von Baden», Fr. Vischers Schartenmeyer-Epos «Der deutsche Krieg», zu E. Bormanns «Mei' Leibzig lob' ich mir». Für das neue Schloß Schwanstein bei Hohenschwangau schuf J. acht Temperabilder 1880–82. Scenen aus dem Leben Walters von der Vogelweide, Hans Sachs, die Hauptfiguren des Nibelungenliedes und der Minnesänger; auch ist er Erfinder der in der Kinderwelt so beliebten beweglichen Bilderbücher. J. ist seit 1868 Professor der Akademie in München und hat sich auch auf belletristischem Gebiet außer durch zahlreiche Gedichte, Novellen und Schwänke für die «Fliegenden Blätter» auch durch mehrere dramatische Arbeiten bekannt gemacht.

Ille-et-Vilaine, ein nach zwei Flüssen, Ille und Vilaine, benanntes und aus dem nördl.

er Oberbretagne gebildetes Departement
ichs, grenzt im N. an den Kanal und das
Manche, im O. an Mayenne, im S. an
nférieure, im W. an Morbihan und Côtes
d und hat ein Areal von 6725,83 qkm.
partement ist ein im ganzen einförmiges
lateau, im Norden von einem Höhenzuge
nitten, welcher nirgends die absolute Höhe
m erreicht und die Wasserscheide zwischen
nal und der Vilaine bildet. Fast zur
t das Land mit Heiden, Weiden und Wäl-
deckt, auch hat es viele kleine Seen, Mo-
nd an der Küste Salzteiche. Die fetten
an den Flußufern und die entwässerte
bene von Dol geben reichen Ertrag. Die
tung und Fabrikation des Eisens (zwölf
rke), des Bleies, die Leinwandweberei und
ndere Sorgfalt, womit die Landwirtschaft
n wird, verbreiten einen gewissen Wohl-
uf dem Lande. Dabei besteht mancherlei
ie, Schiffbau, Fischerei, Austernfang bei
und Handel in den Städten, nament-
den sehr regen Handelshäfen St.-Ser-
d St.-Malo. Das Departement zählt
15480 E., hat zur Hauptstadt Rennes, zer-
die sechs Arrondissements Rennes, St.-
Montfort-sur-Meu, Redon, Vitré und Fou-
nd enthält 43 Kantone und 353 Gemein-
gl. Orain, «Géographie pittoresque du
ment d'Ille et Vilaine» (Rennes 1882).

al (lat.), ungesetzlich, der Gegensatz von
d.).

itim (neulat.), der Gegensatz von Legitim
unrechtmäßig, gesetzwidrig; davon: **Ille-**
tät.

nau, große Irrenanstalt im Großherzog-
den, Kreis Baden, bei Achern, bietet Raum
Kranke.

r, rechtsseitiger Nebenfluß der Donau. Sie
gt als Stillach am Haldenwangeck in den
Alpen, bildet im untern Laufe die Grenze
Bayern und Württemberg, wird von
n an flößbar und mündet nach 170,3 km
Lauf oberhalb Ulm in die Donau.

tissen, Flecken im bayr. Regierungsbezirk
en, 62 km im WSW. von Augsburg, rechts
Iller und an der Linie Ulm-Kempten der
en Staatsbahnen, ist Sitz eines Bezirks-
ines Amtsgerichts und einer Oberförsterei,
80) 1480 E. und hat bedeutende Schweine-
boehmärkte, eine große Seegrassspinnerei
bweidenbau. Dabei steht auf einem Hügel
e mittelalterliche Burg, jetzt Sitz der königl.
n.

n (Christian Friedr.), bedeutender Kirchen-
r, geb. 16. Sept. 1786 zu Chemnitz, stu-
Leipzig, wo er 1818 außerord. Professor
losophie, 1823 der Theologie, 1825 ord.
r, später auch Domherr wurde und 4. Aug.
rb. Im J. 1814 begründete J. die Histo-
logische Gesellschaft, deren Organ 1832
«Zeitschrift für histor. Theologie» war.

eral, Gegensatz zu Liberal (s. d.).

eris, s. Iliberris.

ite (lat.), unerlaubter-, verbotenerweise.

ium *L.*, Pflanzengattung aus der Familie
noliaceen. Man kennt fünf Arten, die teils
amerika, teils im östl. Asien wachsen. Es
räucher oder kleine Bäume mit immergrü-
nen Blättern und roten oder gelblichen Blüten, die einen drei- bis sechsblätterigen Kelch, zahlreiche Blumenblätter, Staubgefäße und Fruchtblätter besitzen. Am bekanntesten ist I. anisatum *L.*, in China einheimisch und häufig kultiviert; von dieser Art kommen die sternförmigen Früchte unter dem Namen Sternanis in den Handel und werden sowohl zu medizinischen Zwecken als auch zur Herstellung feiner Liqueure und als Gewürz verwendet; ihr Geschmack ist ganz ähnlich wie der des gewöhnlichen Anis. Eine andere Art, I. religiosum *Sieb. et Zucc.*, wird in Japan kultiviert und als heilige Pflanze betrachtet. Die Früchte und die Rinde dienen dort zu Räucherungen in den Tempeln.

Illiez (Val d'), ein linkes Seitenthal des Rhône im Bezirk Monthey des schweiz. Kantons Wallis, erstreckt sich 22 km lang vom Grenzkamm zwischen Unterwallis und Hochsavoyen nordöstlich bis Monthey (421 m), wo sein Bach, die Viège, in das Rhônethal heraustritt. Links wird das Thal von den teils felsigen, teils bewachsenen Vor- und Mittelalpen des Chablais, rechts von dem wilden, vergletscherten Massiv der Dent du Midi (3185 m) umschlossen und den Hintergrund der Thäler Susanfe, En Barme und Les Creuses, durch deren Vereinigung das eigentliche Val d'J. entsteht, bilden die Firn- und Felshäupter der Tour Sallières (3227 m) und des Mont-Ruan (3078 m) und die lange zackige Felsmauer der Dents Blanches (2700 m). Die vergletscherten Gipfel und die kahlen Felsabstürze der östl. und südl. Thalwand bilden einen malerischen Gegensatz zu den grünen Weiden und Waldungen der linken Thalseite und dem üppigen, wohlangebauten Thalgrund, der in seinen untersten Stufen schon Reben- und Edelkastanien aufweist. In den drei Gemeinden Troistorrens, Val d'J. und Champéry, deren saubere, zierliche Holzhäuser in zahlreichen Dörfern, Weilern und Gehöften über das ganze Thal zerstreut sind, zählt das Val d'J. (1880) 3166 E. kath. Konfession und franz. Zunge, deren Haupterwerbsquellen der Ackerbau und die Alpenwirtschaft sind. Als Luftkurort und Touristenstation ist namentlich Champéry (1033 m) bekannt, das mit Monthey durch eine 13 km lange Poststraße, mit der Vallée de Sixt in Faucigny durch den Saumweg über Col de Couz (1970 m) und Col de Golèze und den schwindeligen Fußpfad über den Col de Sageron (2413 m) verbunden ist. In dem (linken) Seitenthal Val de Morgins liegt 1411 m über dem Meere, von Alpweiden und Nadelwaldungen umgeben, das Bad Morgins, dessen Eisensäuerling in Verbindung mit dem tonisierenden Bergklima sich namentlich bei Anämie, Nervenleiden und Skrofulose heilkräftig erweist.

Illiger (Joh. Karl Wilh.), Naturforscher, geb. 19. Nov. 1775 zu Braunschweig, studierte auf dem dortigen Kollegium Carolinum, zu Helmstedt und Göttingen, kehrte 1802 nach Braunschweig zurück und übernahm 1810 die Aufsicht über die königl. Naturaliensammlung in Berlin. Er starb daselbst in der Nacht vom 9. zum 10. Mai 1813. J. gab 1802—7 ein «Magazin für Insektenkunde» (6 Bde., Braunschw.) heraus und veröffentlichte außerdem namentlich «Prodromus systematis mammalium et avium» (Berl. 1811).

Illimani, Berg in den südamerik. Cordilleren in der Republik Bolivia, 20 km südöstlich von La Paz, 6410 m hoch.

Illimitiert (neulat.), unbegrenzt, unbeschränkt.

Illinois [illegible]

Illinois, einer der [illegible] Staaten der [illegible]

[illegible] Die Staaten besitzen große Herden von Rindern, Schafen und Schweinen, und die Produktion von Wolle, Butter und Käse ist bedeutend. Überaus ergiebige Bleigruben sind im äußersten Nordwesten des Staats. Auch gehört derselbe zu dem großen Illinois-Kohlengebiet, welches von Kentucky aus gegen Nordwesten bis an den Mississippi zieht und 110000 qkm umfaßt. Die Schiffahrtslinie des Mississippi, Ohio, Wabash, Illinois und anderer Flüsse, die Begrenzung durch den Michigansee begünstigen den Verkehr. [illegible]isenbahnen hatte [illegible] 1850 nur 177, 1880 aber be[illegible] 11066 km, darunter die den ganzen Staat [illegible]n Süden nach Norden durchschneidende und in [illegible] Armen bei Chicago und Dubuque auslau- [illegible]

Ille-et-Vilaine [illegible]

Illiterat (lat.), ungelehrt, [illegible]

Illiturgis (jetzt wahrscheinlich Andujar), alte Stadt der Turdetaner in Bätica, der [illegible] Provinz Spaniens, am Bätis (jetzt Guadalquivir), ehemals ansehnlich, von P. Scipio zerstört und als röm. Kolonie Forum Julium wiedererbaut.

Illkirch-Grafenstaden, Gemeinde im Kreis Erstein des elsaß-lothring. Bezirks Unterelsaß, besteht aus den beiden Ortschaften Illkirch und Grafenstaden, welche 7,5 km, beziehungsweise 8,5 km südlich von Straßburg an der Ill liegen und zusammen (1880) 4733 E. zählen. Illkirch ist Sitz eines Amtsgerichts, war ehemals ein kaiserl. Dorf und heißt auf alten Karten Ecclesia ad Illum, Ellofanum, Illkirche oder Illakircha. Im J. 1418 wurde es an die Stadt Straßburg verkauft, welche dasselbe ebenso wie Grafenstaden bis 1[illegible] behielt und dann beide Ortschaften gegen Höh[illegible] vertauschte, welches dem Prätor Klinglin gehörte. Während des Dreißigjährigen Kriegs wurden Illkirch [illegible]

ıfenſtaden wiederholt eingeäſchert. In
ſt noch das Haus zu ſehen, in dem am
t. 1681 die Kapitulation unterzeichnet
vodurch die Stadt Straßburg an Lud-
. ausgeliefert wurde. — Grafenſtaden
taden vor dem Hafe 1284), das eine Sta-
Linie Straßburg-Baſel der Elſaß-Lothrin-
ſenbahn iſt, hat eine 1838 gegründete, ſehr
e Maſchinenfabrik und Gießerei.
Chriſtian von), ſ. Ilow.
, eigentlich «Ujlak», d. i. Neudorf, an der
s röm. Coccium, Marktflecken in Kroatien-
en, Komitat Syrmien, rechts an der Donau,
der Fruska-Gora, mit 3800 E., größten-
ben, iſt Sitz eines königl. Bezirksgerichts.
gen Franziskanerkloſter befindet ſich die
te des heil. Franziskus von Kapiſtran. Auf
jedehnten Ortsgebiete wächſt vortrefflicher
mit dem lebhafter Handel getrieben wird,
mit Borſtenvieh, Branntwein (Sliwo-
örrobſt; ebenſo iſt die Fiſcherei und Schiff-
gepflegt. Auf einem nahen Berge liegen
des Stammſchloſſes der altungariſchen,
benen Magnatenfamilie Ujlaky. J. iſt im
Fürſten Odescalchi.

s manibus (lat.), «mit ungewaſchenen
d. h. ohne die erforderliche Vorbereitung
ıfalt. [pflichtwidrig.

ıl, Gegenſatz zu Loyal (ſ. d.), geſetz-,

eren (lat.), mit etwas ſein Spiel trei-
rhöhnen, umgehen (Geſetz), vereiteln.

inaten (lat.), d. i. Erleuchtete. Unter
amen beſtanden vier verſchiedene Geſell-
Im J. 1575 entſtand in Spanien ein
ſchwärmeriſcher Verein, deſſen Mitglieder
ados genannt wurden. Die Inquiſi-
itt gegen ſie ein. Im J. 1623 entſtand
ſicher Verein der Guerients in Frank-
ag aber bald den Maßregeln der Inquiſi-
n J. 1722 bildete ſich im ſüdl. Frankreich
n mit myſtiſch-theoſophiſchen Tendenzen,
rſt während der Revolution ſein Ende
or allem jedoch heißen J. die Mitglieder
eins, welchen Adam Weishaupt (ſ. d.).
ai 1776 gründete. Er ſelbſt nannte ihn
Orden der Perfektibiliſten. Dieſer Ver-
Aberglauben und Unwiſſenheit bekäm-
ftlärung und Tugend verbreiten. Das
, Erſetzung der poſitiven Religion des
ums durch die Lehren der natürlichen Re-
s Deismus, ſowie der monarchiſchen
rfaſſung durch die Republik, wurde nur
Eingeweihten mitgeteilt. Um das Ziel
en, ſchien die unbedingte Unterordnung
lnen unter den Willen und die Anord-
es Obern unerläßlich. Deshalb nahm
ot die ganze Organiſation vom Jeſuiten-
über. Als dann 1780 Knigge für den
ponnen wurde, veranlaßte dieſer den engern
der J. an die Freimaurer. In ihrer Blüte-
n die J. gegen 2000 Mitglieder, zum Teil
genen und einflußreichen Lebensſtellungen.
n zerfiel in drei Klaſſen mit mehrern Unter-
en. Die erſte Klaſſe umfaßte die Novizen,
valen und die kleinen J., die zweite die
er, und zwar zunächſt die ſymboliſche,
die ſchottiſche Maurerei, die dritte oder
klaſſe umſchloß in den kleinen Myſterien
des Prieſters und des Regenten, in den
großen diejenigen des Magus und des Königs. Im J. 1784 jedoch entzweiten ſich Weishaupt und Knigge, und jetzt wurde die wirkliche Tendenz und die Disciplin des Ordens bekannt. Im J. 1784 verbot Kurfürſt Karl Theodor von Bayern alle geheimen Geſellſchaften, 1785 ausdrücklich die J. und Freimaurer. Darauf wurde entſchieden gegen ſie eingeſchritten. Weishaupt wurde ſeines Amtes entſetzt, entzog ſich aber weiterer Beſtrafung durch die Flucht.

Illuminieren (lat.), erleuchten, beſonders feſtlich erleuchten (Häuſer, Straßen u. ſ. w.); farbig ausmalen (Zeichnungen u. dgl.); Illumination, feſtliche Erleuchtung.

Illuminiſten (lat.), ſ. Briefmaler.

Illuſion (lat.) heißt im Gebiet der ſchönen Künſte die Täuſchung, vermöge welcher man ſich der angenehmen Einbildung hingibt, als wäre das Dargeſtellte die Sache ſelbſt, obſchon wir wiſſen, daß wir es nur mit einer Nachbildung des Wirklichen zu thun haben. Sie iſt nur dann äſthetiſch, wenn ſie als Mittel dient, das Schöne darzuſtellen, und nicht etwa die Verwechſelung des Scheinbaren mit dem Wirklichen ſelbſt zur Abſicht hat. Aus dieſem Grunde wendet man bei theatraliſchen Vorſtellungen nicht wirkliche Bäume, wirkliches Waſſer an, ſondern künſtliche Mittel, welche in uns die Vorſtellung ſolcher Naturgegenſtände erwecken und uns in eine äſthetiſche J. verſetzen. Ein Hauptgrund dieſes Wohlgefallens beruht in der Mitthätigkeit, wozu ſich unſere Phantaſie aufgefordert fühlt, indem ſie den Anreiz bekommt, ſich in eine ſinnliche Umgebung von edlern Formen, wohllautenderer Rede, intereſſantern Begegnungen oder bedeutungsvollern Begebenheiten hineinzuträumen, als ſie die alltägliche Gegenwart zu bieten pflegt. Die J. hat in allen Künſten, vorzugsweiſe aber in den bildenden und darſtellenden, ihren Spielraum.

Illuſion nennt man in der Pſychiatrie eine Art von Sinnestäuſchung, und zwar die falſche («illuſoriſche») Wahrnehmung wirklich vorhandener äußerer Objekte reſp. Vorgänge auf Grund von Verknüpfung der durch letztere angeregten Sinneseindrücke mit lebhaften Phantaſievorſtellungen, ſodaß beide (Sinneseindruck und Phantaſievorſtellungen) zu einem einheitlichen Ganzen zuſammenfließen, z. B. die Auffaſſung eines beliebigen Geräuſches als geſprochenes Wort (Gehörsilluſion), eines Baumſtumpfes als menſchliche Geſtalt (Geſichtsilluſion). (S. unter Hallucinationen.) Vgl. Sully, «Die Illuſionen» (Bd. 62 der «Internationalen wiſſenſchaftlichen Bibliothek», Lpz. 1884).

Illuſtrationen nennt man Bilder, welche in den gedruckten Text der Bücher eingeſchaltet ſind. Die J. ſind älter als die Buchdruckerkunſt, denn es gibt Handſchriften, in welche Holzſchnitte eingedruckt ſind. Der Holztafeldruck gab den Anſtoß zur Erfindung der Buchdruckerkunſt, und da Briefdrucker Buchdrucker wurden, ſo wurde fortan in Bilderbüchern der Text typographiſch hergeſtellt. Den Übergang bildet eine Ausgabe des «Speculum humanae salvationis» eines unbekannten Druckers, in welchem die erſte Hälfte durchaus Holztafeldruck iſt, während die zweite Hälfte den Text zu den Bildern im Typendruck enthält. Die älteſten illuſtrierten gedruckten Bücher ſind die von Albrecht Pfiſter in Bamberg (1461—62) mit den Typen der 36zeiligen Bibel gedruckten Bücher: 1) «Klage gegen den Tod», 2) «Biblia pauperum», 3) Boners «Edelſtein», 4) «Die vier Hiſtorien». Die

J. der damaligen Zeit waren sehr roh, die Verwendung der Holzschnitte läßt auf eine große Naivetät sowohl der Drucker als des Lesepublikums schließen. In der von Peter Schöffer 1492 gedruckten «Sachsen-Chronik» findet man alle größern Städte und viele Porträts; diese J. bestehen aber nur aus drei bis vier Städtebildern, ein paar Ritter-, Damen- und Bischofsbildern, welche willkürlich verwendet wurden; dasselbe Städtebild stellt Rom, Salzwedel, Goslar vor; ein anderes Halberstadt und Münster, ein drittes Hamburg und Hildesheim, der dazugedruckte Name ist das einzig Unterscheidende; ebenso verhielt es sich mit den Porträts. Die in Frankreich gedruckte «Prophezeiung Merlins» hat ebenfalls nur drei Holzschnitte: eine Schlacht, eine Belagerung und einen Edeln mit Gefolge, welche für die verschiedensten Begebenheiten dienen müssen. Eine rühmliche Ausnahme bildet des «Maler Rewich Reise in das gelobte Land», dessen Ansichten und Figuren treue Originale sind. Feine Holzschnitte, wie die in den Büchern Pigouchets zu Paris oder der Brüder Giov. und Greg. da Gregoriis in Venedig, lassen die Verwendung des Buchsbaums vermuten, die nach dem Zeugnis des lyoner Buchdruckers Trechsel schon damals bekannt war.

Außer den Genannten zeichneten sich im 15. Jahrh. durch Verwendung der Holzschnitte folgende Buchdrucker aus: Günther Zainer in Augsburg, Johann Zainer in Ulm, Johann Bämler in Augsburg, Heinrich Quentell in Köln, Anton Koberger in Nürnberg (der hier eine Xylographenschule ins Leben rief, an deren Spitze Michael Wohlgemuth, der Lehrer Dürers und Wilhelm Pleydenwurf standen), Ludwig Hohenwang und Leonhard Hol in Ulm, Bartholomäus Gothau in Lübeck, Martin Schott in Straßburg, Hans Schönsperger in Augsburg, Antoine Vérard und Simon Vostre in Paris. Neben dem Holzschnitt kam auch der Kupferstich in Gebrauch. Sweynheym stach die Tafeln zum «Ptolemäus», welche nach seinem Tode von Arnold Bucking vollendet wurden, in Nicholas de Lorenzos «Monte Santo di Dio» (Flor. 1477) wurden Kupferstiche als J. verwendet. Im folgenden Jahrhundert entwickelte sich die J. zu herrlicher Blüte. In Deutschland hielten es die berühmtesten Maler: Dürer, Cranach, Holbein, nicht unter ihrer Würde, J. zu Büchern zu liefern; außer ihnen thaten sich hervor: der nürnberger Formschneider Hieronymus, Jost Amman (s. d.), Hans Schäufelin und Jost Dienecker, welcher den «Theuerdank» illustrierte, Hans Burgmair in Nürnberg, Daniel Hopfer in Augsburg, Bernhard Jobin in Straßburg, Jakob Lucius, Nikolaus Nerlich, Martin Schöve, Virgilius Solis. Ein in Straßburg gemachter Versuch, Holzschnitte in Farbe zu drucken, mißglückte, die Pressen waren dazu noch nicht geeignet. In Frankreich zeichnete sich Geofroy Tory als Illustrator aus, Italien dagegen zeigte in diesem Jahrhundert einen Rückschritt in der J. Ein gleicher Rückschritt trat im folgenden Jahrhundert auch in Deutschland ein; der Holzschnitt wurde ganz vernachlässigt, man zog es vor, den Büchern Kupferstiche beizugeben. Der Holzschnitt wurde roh und handwerksmäßig geübt und nur zu Kalendern und Volksbüchern verwendet. Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. wurde der Holzschnitt durch Thomas Bewick (s. d.) wieder zur Kunstleistung erhoben und England fortan die Pflegestätte desselben. In Deutschland waren es zu Anfang des 19. Jahrh. die beiden Unger (Vater und Sohn), nach ihm Fr. W. Gubitz und Fr. W. Unzelmann, welche den Holzschnitt meisterhaft ausführten, ihnen folgte E. Kretzschmar als Vahnbrecher und der im xylographischen Farbendruck unerreichte Heinrich Knöfle in Wien. Jetzt hat sich die illustrierte Litteratur über alle Länder verbreitet.

Je nach dem Zwecke kann man mehrere Klassen der illustrierten Litteratur unterscheiden. Die J. in mathem., naturhistor., physik., geolog., technischen und verwandten Werken, deren Holzschnitte die Tafeln in Kupferstich oder Lithographie fast ganz verdrängten, sowie die Porträts, Wappen, Autographen, die Pläne u. s. w. in historischen, die Abbildungen von Gegenständen der Kunst und des Kunstfleißes in kunst- und kulturgeschichtlichen Werken verfolgen vorwiegend didaktische Zwecke. Anders verhält es sich mit den Schriften, denen das Bild mehr zur Zierde als zur Erläuterung dient, den eigentlich sog. **illustrierten Werken**. Abgesehen von den Kinder- und Jugendschriften gehören hierher diejenigen Erzeugnisse, bei denen die von Künstlerhand gezeichneten Bilder die Hauptsache, der Text mehr oder minder Nebensache ist, dann aber auch die illustrierten Ausgaben hervorragender Litteraturwerke. Die J. sind in diesen Fällen künstlerische Leistungen, welche den Gehalt der poetischen Schöpfungen erhöhen. In Frankreich haben geschickte Zeichner, wie die Brüder Devéria und Johannot, Gavarni, Grandville, Meissonier, Raffet, Bertal, Doré u. a., eine große Fülle geistreicher Erfindungen in illustrierten Büchern und Zeitschriften niedergelegt. In Deutschland lieferten hervorragende Maler auch Zeichnungen zu J. in Holzschnitt, besonders für bedeutende Dichtwerke, wie Ludwig Richter, Adolf Menzel, Schnorr von Carolsfeld, Hosemann, Eugen Neureuther, Kaulbach, Führich, Schrödter, Jordan, Hübner, Bendemann, Andreä, in neuester Zeit Vautier, Thumann, Burger, Diez, Scheuren, Grot Johann u. a. Während bei J. rein künstlerischer Art neben dem Holzschnitt auch noch der Kupfer- und Stahlstich sowie die Lithographie ihr Recht behaupten, herrscht der Holzschnitt unbedingt auf dem Gebiete der journalistischen J.; ja dieselbe ist erst mit und durch den technischen Fortschritt der Xylographie möglich geworden. Die ersten **illustrierten Zeitschriften** wurden in England begründet, so das «Penny Magazine» (1832) und einige Zeit darauf die «Illustrated London News» (1842) die Vorbilder für die beiden Hauptklassen aller illustrierten Blätter der Folgezeit geworden sind. In Deutschland erschien 1833—55 das «Pfennig-Magazin»; 1843 wurde die «Illustrirte Zeitung» von Weber in Leipzig begonnen, neben welcher 1[illegible] das von Hallberger zu Stuttgart begründete Blatt «Über Land und Meer» erstand. Das «Pfennig-Magazin» wurde der Vorläufer einer großen Anzahl von Blättern für Unterhaltung und Belehrung, unter denen die «Gartenlaube» (Lpz., seit 1853) die größte Popularität erlangte. Andere Arten von illustrierten Blättern bilden die humoristischen und satirischen, deren Reihe in Deutschland mit den «Fliegenden Blättern» (München) begann, sowie die illustrierten Muster- und Modezeitungen, unter denen der «Bazar» und die «Modenwelt» (Berlin) die ersten Stellen einnehmen.

Illustre (frz.), soviel wie Illustris (s. d.).

eren (lat.), ins Licht setzen, erläutern,
n (durch Beispiele und besonders durch
n), mit Illustrationen (s. d.) versehen;
or, Erläuterer, Verherrlicher, beson-
er für illustrierte Werke.

s (lat.), ausgezeichnet, berühmt, er-
Konstantin d. Gr. Titel der vornehm-
ren und Magistrate, seit Karl d. Gr.
erzöge und Grafen, später vornehmer

irchdorf im franz. Depart. Ardennes,
östlich von der Festung Sedan (s. d.),
chtlich denkwürdig durch die Schlacht
am 1. Sept. 1870. Auf der Hochfläche
von J. vereinigte sich der rechte Flügel
Villers Cernay vordringenden preuß.
nachmittags um 2 Uhr mit dem lin-
es von St.-Monges anrückenden preuß.
orps. Damit war die Einschließung
Heeres vollendet und der Ausgang der
tschieden.

t, ein zum cisleithanischen Teile der
h-Ungarischen Monarchie gehöriges Kö-
enzt im N. an Salzburg und Steier-
O. an Kroatien und das Adriatische
. an dasselbe Meer, im W. an Italien
und enthält auf 28327 qkm (1880)
law., deutsche und (einschließlich der
ital., meist kath. E. Es zerfällt seit
ei, fünf Kronländer umfassende Ver-
biete: das Herzogtum Kärnten (s. d.),
um Krain (s. d.) und das Küstenland,
ürstete Grafschaft Görz und Gradiska
t der Markgrafschaft Istrien (s. d.) und
mittelbaren Stadt Triest (s. d.) samt
as Land ist nach den alten Illyriern
nt. Der südl. Teil bis zum Flusse Dri-
ina) wurde an der Küste von korinth.-
n Kolonien besetzt, seit Philipp II. und
eitweise mit Macedonien verbunden und
nern Illyris Graeca genannt. Nördlich
Illyris Barbara bis zum Flusse Arsia
in Istrien, in Japydia, Liburnia und
ngeteilt. Seeräuberei war ein Haupt-
g der Illyrier, deren Könige deshalb
mern schon früh in Streitigkeiten ver-
den, welche endlich die Besiegung der
uita 228 v. Chr. zur Folge hatten.
blieb seither von Rom abhängig und
v. Chr. der Provinz Macedonien ein-
almater, Liburner und Japyder wurden
7 und 129 v. Chr. unterjocht, aber erst
ianus 35—33 v. Chr. vollkommen ge-
In der Konstantinischen Reichsordnung
n dem prätorischen Präfekten im Illy-
jetzt das Land genannt wurde, die öst-
vinzen, mit Ausnahme Thraziens und
chen Illyricum, seither Illyricum occi-
nannt, welches dem prätorischen Präfek-
likien zugewiesen wurde und dem Abend-
Kaisertum verblieb, bei dessen Verfall
n Odoaker und Theodorich, nach dem
Ostgotischen Reichs aber an die morgen-
r fiel. Im 7. Jahrh. wurde das Land
undernde slaw. Völker, Kroaten und
erflutet, denen es sehr bald gelang, sich
wachen byzant. Regierung unabhängig
Unter Karl d. Gr. fielen die Kroaten
end unter fränk. Herrschaft, machten sich aber bald wieder unabhängig und bildeten ein Königreich, welches auch das ganze dalmat. Binnenland umfaßte und endlich 1090 mit Ungarn vereinigt wurde, während die Seestädte in Abhängigkeit von Venedig gerieten. Aber nach langen Kriegen mit den Türken behielt Venedig nur die Küste von Dalmatien, und Ungarn nur Slawonien und einen Teil von Kroatien, Ragusa wurde bald osman., bald venet. Schutzstaat. Der Friede von Campo-Formio 1797 brachte das venet. Dalmatien nebst seinen Inseln bis Cattaro unter Österreichs Herrschaft; 12 Jahre später trat J. aufs neue in die Geschichte ein, indem Napoleon I. nach dem Frieden zu Schönbrunn 14. Okt. 1809 die zu J. gehörenden und an Frankreich abgetretenen Länder zu einem besondern Staat unter dem Namen Illyrische Provinzen konstituierte. Nachdem noch ein Teil des von Bayern abgetretenen Deutschtirol (Pusterthal) hinzugekommen war, wurde durch ein kaiserl. Dekret vom 15. April 1811 die Organisation der illyr. Provinzen in militärischer und finanzieller Hinsicht definitiv reguliert. J. blieb nun unter franz. Herrschaft bis zum Sturz Napoleons, worauf es 1815 als Königreich an Österreich kam, aber von Dalmatien getrennt wurde. Seitdem wurde 1822 das ungar. Litorale mit dem Hafen Fiume und der mit J. vereint gewesene Teil von Kroatien zu Ungarn geschlagen, dagegen 1825 auch der Klagenfurter Kreis dem Königreich J. einverleibt und 1849 aus dem Lande die genannten fünf Kronländer gebildet.

Illyrier hießen im Altertum mehrere Völker, welche den östl. Küstenteil des Adriatischen Meers von der Mündung des Po bis zum Jonischen Meer bewohnten. Die ältern Schriftsteller scheiden diese Stämme von ihren östl. Nachbarn, den Thrakern, während die spätern dieselben mit den letztern öfter vermengen. Wenn nicht dieser Vermengung eine Namensähnlichkeit einzelner Stämme zu Grunde liegt, könnte man auf eine Verwandtschaft der J. mit den Thrakern schließen, deren beider Sprachen zu der großen indogerman. Sprachfamilie gehörten. Als illyr. Stämme werden von den alten aufgezählt: die Eneter, Heneter oder Veneter, die Bulinoi, die Manioi, die Autariatai, die Ardiaioi, die Dardanioi u. a. Man hält die J. für die Urbewohner Italiens, die von den vom Norden her vorrückenden oskisch-latinischen Stämmen unterjocht und amalgamiert wurden. Gegenwärtig ist der illyr. Volksstamm bis auf einen schwachen Überrest ausgestorben. Dieser Überrest, der, durch das von ihm occupierte Terrain begünstigt, bis auf die Gegenwart seine Sprache zu erhalten wußte, sind die heutigen Albanesen (von den Türken Arnauten genannt) oder Schkipetaren (d. h. Bergbewohner), wie sie sich selbst nennen. In neuerer Zeit versteht man unter «Illyrier» die Serbo-Kroaten, da sie den Kern der unter Frankreich bestandenen illyr. Provinz bilden. Diese slawischen J. haben mit den alten J. nichts gemeinsam.

Illyrische Litteratur, s. Serbische Sprache und Litteratur.

Illyrismus, die national-polit. Bewegung unter den Südslawen, welche durch den kroat. Schriftsteller und Parteiführer Ljudewit Gaj (s. d.) im J. 1835 hervorgerufen wurde zu dem Zweck, einerseits das kroat. Volk aus seiner Vereinzelung, in der es nicht im Stande war, eine höhere Stufe nationaler Bildung zu erreichen, zu befreien, andererseits,

um dem ganzen südslaw. Stamme des «illyrischen» Dreiecks eine gemeinsame Schriftsprache zu schaffen, wofür Gaj die lat. Lettern wählte. Südsteiermark, Kärnten, Krain, Istrien und Görz, Kroatien, Slawonien, Dalmatien, Bosnien, Herzegowina, Montenegro, Serbien und Südungarn bildeten das Gebiet, auf welchem «alle Brüder Groß-Illyriens» im innigen geistigen und litterarischen Wechselverkehr stehen sollten. Die Bewegung, welcher auch einige Zeitschriften dienten, ging bald auf das polit. Gebiet über und kam hier mit dem Magyarismus in Widerstreit, der 31. Mai 1842, 9. Dez. 1843 und 29. Juli 1845 zu blutigen Straßenkämpfen in Agram führte. Es waren Vorspiele der Kämpfe von 1848/49. Der J. beruht übrigens auf einem geschichtlichen Märchen; denn die alten Illyrier hatten mit den Südslawen nichts gemein. Das Schlagwort und die damit verbundenen Aspirationen sind indessen bis heute bei einem namhaften Teile der Südslawen lebendig geblieben. Vgl. Wachsmuth, «Geschichte des J.» (Lpz. 1849), eine Parteischrift im magyar. Interesse.

Ilm, linker Nebenfluß der Saale in Thüringen, entsteht auf der Nordseite des Thüringerwaldes bei dem Dorfe Stützerbach in 575 m Meereshöhe aus der Vereinigung dreier Waldbäche: dem Freibach, dessen Hauptquellen bei der Schmücke 924, am Mordfleck 828 m hoch liegen, dem Taubach, der am Finsterberg in 960 m Höhe entspringt, und der Lengwitz, deren Quelle am Haderstein (713 m) liegt. Das vereinigte Bergwasser durchfließt hierauf den schönen Manebacher Grund, tritt bei Ilmenau aus dem Gebirge und mündet nach einem 105 km langen Lauf bei Großheringen unweit der preuß. Grenze in 117 m Meereshöhe in die Saale. Das Thal der J. ist meist von waldigen Anhöhen eingeengt und bildet höchst anmutige Partien, so besonders in der Umgebung des Badeortes Berka. Der schöne Park zu Weimar sowie der Park zu Tiefurt verdanken der J. einen großen Teil ihrer Reize. Wegen der Erinnerungen an die Glanzepoche der deutschen Litteratur, die sich an Weimar und dessen Umgebungen knüpfen, hat man diese Stadt wohl auch als Ilm-Athen bezeichnet.

Ilme, Fluß in der preuß. Provinz Hannover, Landdrostei Hildesheim, entspringt im Sollingerwald und mündet unterhalb Eimbeck links in die Leine.

Ilmenau, Stadt im Großherzogtum Sachsen-Weimar, an der Nordseite des Thüringerwaldes und an der Ilm 477 m über dem Meere gelegen, Knotenpunkt der Linie Dietendorf-J. der Preuß. Staatsbahnen und der Sekundärbahn J.-Großbreitenbach, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 4593 E. Die Stadt hat zwei Kirchen, Fabriken für Porzellan, Papiermachéwaren, Terralithfiguren, Attrapen, Buch- und Steindruckfarben, Schuhe, Handschuhe; ferner eine Glashütte, mehrere Glasbläsereien (Thermometer, Barometer, chem. und physik. Geräte), Gerbereien und Leimsiederei. Früher trieb J. bedeutenden Bergbau auf silberhaltigen Kupferschiefer; jetzt werden noch in der Nähe Braunstein, Flußspat, Schwerspat und Steinkohlen gewonnen. Eine andere Erwerbsquelle hat sich dem Orte in der 1838 begründeten Kaltwasserheilanstalt eröffnet, zu welcher 1851 Kiefernadelbäder gekommen sind; 1866 wurde ein neues Badehaus erbaut, mit Pension für Kaltwasserkuren, Kiefernadelbäder, künstliche Mineralbäder und Anwendung der Elektricität. J. gehörte einst den Grafen von Käfernburg. Die Burg J. wurde 1290 auf Befehl Kaiser Rudolfs von Habsburg zerstört. Der Ort gehörte 1343—1585 zur Grafschaft Henneberg und seit 1660 zu Sachsen-Weimar. Südwestlich über J. erhebt sich der Gickelhahn (s. d.). Vgl. Fils, «Bad J. und seine Umgegend» (2. Aufl., Hildburgh. 1873); Lausch, «J. und seine Umgebung» (2. Aufl., Gotha 1883).

Ilmenium wurde ein von Hermann in Moskau vermeintlich entdecktes neues Metall genannt, dessen Vorkommen er in einem Mineral vom Ilmengebirge nachgewiesen zu haben glaubte. Neuere Untersuchungen zeigten jedoch, daß J. nur mit etwas Wolfram und geringen Mengen anderer Metalle verunreinigtes Niobium (s. d.) ist.

Ilmensee, See im russ. Gouvernement Groß-Nowgorod, 918,5 qkm groß. An dem nördlichsten Gestade desselben, 15 km von Nowgorod, da, wo der Wolchowfluß aus ihm heraustritt, liegt das prächtige St. Georgs- oder Kloster des heil. Jurij, das in seinem einfach edeln Baustil und mit seinen durch wahre Kunstschätze wichtigen Sammlungen sich vor den meisten übrigen Klöstern Rußlands auszeichnet. Der J. hat trübes, nirgends tiefes Wasser, ist durch viele Flüsse genährt und für den Fischfang sehr ergiebig, der hier besonders zur Winterszeit betrieben wird. Seine drei beträchtlichen Zuflüsse sind im Norden die 450 km lange Msta, im Süden der 490 km lange Lowat mit seinem verwickelten Delta und vielen wasserreichen Zuflüssen, und im Westen der 220 km lange Schelon, während der Wolchow den 220 km langen Abfluß des Sees bildet, der sein Wasser dem Ladogasee zuführt. Der See und seine Kanäle bilden zwei der wichtigsten russ. Wasserstraßen, indem der Wischnii-Wolotschok-Kanal die Msta mit dem Wolgazufluß Twerza und so Petersburg mit Astrachan, sowie der Kanal von Welikie-Luki mittels der Düna und des Lowat Riga mit Petersburg verbindet. Im Sommer gehen Dampfschiffe von Nowgorod längs des Wolchow bis zu den Mündungen des Schelon.

Ilminster, Stadt in der engl. Grafschaft Somerset, 23 km im SSO. von Bridgewater, an dem zum Parret gehenden Isle am Chard-Kanal und an der Taunton-Chard-Eisenbahn, mit (1881) 7341 E., welche mit Malz und Leder handeln und die Fabrikation von Seidenwaren, Tuch und Handschuhen betreiben.

Ilori, Stadt im westl. Sudan, in Yóruba, an dem rechts zum Niger fließenden kleinen Aja, etwa 250 km im NO. von Lagos, nahe der Grenze von Nupé, in 412 m Höhe, eine der größten Städte in Yóruba, deren Einwohnerzahl auf 70—150000 geschätzt wird. Die meisten Bewohner sind Yóruba; außerdem wohnen hier Nupés, Fulahs, Hausas und Kanikis. Der Herrscher gehört zu den letztern.

Ilos war nach der Sage Sohn des Tros, Vater von Laomedon, Großvater von Priamos. Er soll Ilion (s. Troja) erbaut haben.

Ilosvai (spr. Iloschwa-i, Peter), ungar. Dichter, in den Quellen: «Sericeus Petrus Ilosvensis», war 1548 Schulmeister in Nagy-Ida und starb bald nach 1574. Außer andern epischen Gedichten verfaßte er namentlich das «Von des berühmten Nikolaus Tholdi ausgezeichneten Thaten» (Dieses Gedicht, J.s berühmtestes und gelesenstes Werk, hat die ungar. Toldi-Sage vom Untergerettet und bildet die Grundlage aller spä-

tungen dieses populären Stoffs, auch von Toldi-Trilogie. J. ist ohne dichterische ng, seine Gedichte haben nur stofflich und h histor. Wert. Die beste Ausgabe seiner ieferte Szilády in den «Alten ungar. Dich- 3d. 4, 1883).

» (Illow, Illo, Ihlow, Christian Frei-), General des Dreißigjährigen Kriegs und Wallensteins, 1580 auf Leichholz in der t geboren, mit Gräfin Wratislaw, der en Tochter des Grafen von Fürstenberg, rmählt, hatte es im kaiserl. Heere bereits Feldmarschall gebracht und den Freiherrn- worben, als er sich durch seine Abneigung as Kaiserhaus und vielleicht auch durch ge- Ehrgeiz verleiten ließ, die Pläne Wallen- . d.) zu begünstigen. Seine persönliche it und feurige Beredsamkeit verschafften ßen Einfluß auf die Offiziere und die haft. Er war es, der 12. Jan. 1634 in rsammlung der Obersten zu Pilsen diese te, zu Wallenstein zu halten und zu dem im Bankett einen Revers zu unterschreiben, em sie auf das feierlichste gelobten, sich in Weise von Wallenstein zu trennen, noch zu lassen. Nachdem J. am 23. Febr. mit ein, nach dessen Achtung, nach Eger gezo- , wurde er dort mit den andern Vertrau- lben am 25. abends beim Banket auf dem ermordet. Sein Leichnam wurde zu Mies , sein Vermögen konfisziert. J. hinterließ chkommen.

a oder Ilza, Stadt im poln.-russ. Gou- nt Radom, zählt (1882) 2754 E., welche öpferei und Fischfang treiben.

ein Flüßchen des nördl. Harzes, entspringt Ostseite des Brockens an der Heinrichshöhe ndet in der Landdrostei Hildesheim der preuß. Hannover rechts in die Oker. Das Ilse- ginnt in einer Höhe von etwa 1000 m, an en Schlucht des sog. Schneelochs, wohin ter des auf dem Gipfel in 1128 m Seehöhe n Hexenbrunnens abfällt, und stürzt so wärts, daß auf einer horizontalen Entfer- m 2000 m der Fall 330 m beträgt. Die r Rollsteine springende, bald über Fels- bäumend und tosend hinabstürzende J. eraus malerische Gruppen von Kaskaden ht dadurch die Reize des herrlich bewalde- s, welches zu den romantischsten des Har- rt und in welchem eine Chaussee in vier von Ilsenburg bis zum Brockengipfel Oberhalb der Ilsefälle zweigt sich der ab, der in drei Stunden, zuletzt sehr steil «Schneeloch», zum Brocken aufsteigt. Der ein oder Ilsestein ist der beträchtlichste lsen des Brockengebirges (436 m über dem nd ragt aus dem Thale zu einer Höhe von recht empor, umgeben von finstern, furcht- chlünden und Klüften, oben mit einem ko- eisernen Kreuz geziert, welches 19. Okt. af Anton von Stolberg-Wernigerode als für seine in dem Freiheitskampf gefallenen errichtete. Der Fels äußert eine stark ab- Wirkung auf die Magnetnadel. Ihm ge- starren die verwitterten Felsmassen der ppen aus dem Dunkel hoher Tannen em- e Anwohner haben an den Ilsenstein eine knüpft, wonach derselbe als Sitz einer ver-

zauberten, Schätze bewahrenden Prinzessin erscheint. Die Sage ist von Blumenhagen dramatisiert und in neuerer Zeit vielfach behandelt worden.

Ilsenburg, Marktflecken in der Grafschaft und im Kreise Wernigerode des preuß. Regierungsbezirks Magdeburg (9 km nordwestlich von Wernigerode), liegt 238 m über dem Meere an der Ilse, wo sie aus dem Gebirge tritt, am nordnordöstl. Fuße des Brockens, in romantischer Umgebung, hat ein in neuerer Zeit teilweise neu aufgeführtes gräflich stolbergisches Schloß (Bothobau genannt) mit Schloßkirche und schönem Park, Eisenhütten- und Hammerwerke, Kunstgießerei, Maschinenfabrikation, ein Walzwerk und Drahthütten, Säge- und andere Mühlen, und zählt (1880) 3563 E. Der Fremdenverkehr ist im Sommer sehr bedeutend, besonders seit J. im Mai 1884 durch Eisenbahn mit Wernigerode verbunden ist; auch besteht im Sommer eine tägliche Omnibusverbindung mit dem Brockenhotel. Das Schloß, wahrscheinlich von Heinrich I. erbaut, war einst kaiserl. Burg, kam 1003 durch Schenkung an das Bistum Halberstadt und wurde dann in eine Benediktinerabtei verwandelt, deren Klosterschule besonders zu Ende des 11. Jahrh. in hohem Rufe stand. Nachdem das Kloster 1572 in den Besitz der Grafen von Stolberg gelangt war, wandelten diese es wieder in ein Schloß um und residierten hier bis 1710. Vgl. Jacobs, «Urkundenbuch des Klosters J.» (Halle 1875).

Iltis oder Ratz (Putorius foina), ein zur Gattung der Marder (s. d.) gehöriges Raubtier von 45 cm Länge, mit 15 cm langem Schwanze, dunkelbraunem Bauche, hellerm Rücken, weißer Schnauze und Ohrspitze, ist im gemäßigten Europa einheimisch. Der J. stellt den jungen Hasen, Kaninchen und dem wilden Geflügel nach und ist ein gefährlicher Feind der Hühnerhöfe und Taubenhäuser, die er in Einer Nacht oft völlig leert. Besonders sind seine Räubereien im Winter zu fürchten, wo er in der Nähe der Dörfer einen Schlupfwinkel sucht. Seine Beute schleppt er, sowie auch die Eier, nach seiner Höhle. Sowohl wegen des Schadens, den er anrichtet, wie wegen seines Balgs, der ein gutes Pelzwerk abgibt, wird er eifrig verfolgt.

Iltisam, eigentlich Pacht, bedeutet in der Türkei eine indirekte Steuer, deren Erträgnis von der Regierung gegen einen in der Regel prämmerando zu zahlenden Geldbetrag zeitweilig an Privatpersonen übertragen, d. h. verpachtet wird. Das Iltisamsystem, selber eine Folge schlechter Volkswirtschaft, hat zum Ruin der türk. Finanzen viel beigetragen, und seine Beseitigung längst als eine der notwendigsten Reformen gegolten. Die Erwerber eines J., gewöhnlich armen. Bankiers, heißen Multesim.

Iltisfelle, die Bälge des Iltis (Mustella putorius), haben ein dichtes gelbliches Haar mit braunen oder schwärzlichen Spitzen, und dienen in den Winterfellen als leichtes Pelzwerk, zu Unterfutter, Verbrämungen, Mützen u. a., die langen Haare an Schwanz und Ohr auch zu Pinseln. Die besten Felle liefert die bayr. Hochebene, dann Holland, Norddeutschland, Dänemark, weniger gute Rußland, Polen, Ungarn. Gestreifte Iltisse (M. zorilla) kommen aus Südafrika, gefleckte oder Tigeriltisse (M. sarmatica), etwas kurzhaarig, aus Südrußland. Der virginische Iltis oder Pekan, mit schöner, starker, dunkelbrauner Behaarung, stammt von einer Art Vielfraß (M. canadensis) in den Wäldern Canadas und wird in

Rußland zu teuern Herrenpelzen (dort ilki, Einzahl ilka, genannt) verwendet.

Iltschi, Stadt in Ostturkestan, s. Khotan.

Ilur, Dorf im Dekhan in Vorderindien, s. Ellora.

Ilva, alter Name der Insel Elba.

Ilversgehofen, Dorf in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Erfurt, an der Schmalen Gera, unmittelbar nördlich bei Erfurt, zählt (1880) 3282 E. Das 1855 hier aufgefundene Steinsalzlager besitzt 24 m Mächtigkeit; mit Hilfe von 6 Dampfmaschinen von 294 Pferdekraft werden jährlich an 400000 Ctr. Steinsalz gefördert und gemahlen. Eine Eisenbahn, ausschließlich für den Salztransport bestimmt, führt von den neuen Salinengebäuden nach Erfurt. Außerdem bestehen Fabriken für Cement, Mostrich, Beinschwarz, Lampen und Schwarzblechwaren.

Il y a des juges à Berlin (frz., d. h. es gibt [noch] Richter in Berlin), ein Ausspruch, welcher gewöhnlich, aber durchaus unverbürgt, an den Prozeß des Besitzers einer Windmühle bei Sanssouci anknüpft, der dem Könige Friedrich II. den Verkauf derselben verweigert und bei der Drohung des Königs ausgerufen haben sollte: «Ja wenn das berliner Kammergericht nicht wäre». Der franz. Schriftsteller Andrieux behandelte dies in einer kleinen poetischen Erzählung «Le meunier de Sans-Souci» (1797); der Vers aus derselben: «Oui, si nous n'avions pas de juges à Berlin», ist in der Abkürzung zum geflügelten Wort geworden, welches auch in Deutschland oft citiert wird. Eine pers. Version des Vorganges existiert bereits aus der Zeit Chosru-Anuschirwans (531—579).

Ilyats, Bewohner von Persien, s. unter Persien (geographisch-statistisch).

Ilz, linker Nebenfluß der Donau in Niederbayern, entsteht aus der Bayrischen und der Hochstiftischen oder Passauischen Ilz und mündet bei Ilzstadt, unweit Passaus. Von Fürsteneck aus ist sie auf 22 qkm flößbar.

Imaginabel (neulat.), denkbar.

Imaginär (lat.), nur in der Einbildung beruhend, eingebildet; imaginäre Größen, in der Algebra alle geraden Wurzeln aus negativen Zahlen.

Imagination, s. Phantasie.

Imagines (lat., Mehrzahl von Imago), bei den alten Römern aus Wachs gefertigte und bemalte Porträtmasken Verstorbener, welche, wahrscheinlich auf Büsten befestigt, an den Hinterwänden des Atrium in kleinen tempelartigen Schränken aufbewahrt und so angeordnet und durch Linien verbunden waren, daß sie den Stammbaum der Familie darstellten. Das Recht, Ahnenbilder zu führen (Jus imaginum), war ein Vorrecht der Nobilität. In der Zoologie ist Imago Bezeichnung für das vollkommen ausgebildete Insekt.

Imām (arab.), d. i. Vorsteher oder Lehrer, nennt man in den mohammed. Ländern die Mitglieder der dritten oder niedrigsten Klasse der Ulema oder Geistlichen, nämlich die Moscheebeamten, den eigentlichen I. oder Vorbeter, den Wa'iz oder Prediger, den Chodja oder Lehrer und den Muezzin oder Gebetsausrufer. Sie beziehen ein meistens dürftiges Einkommen aus der Dotation der betreffenden Moscheen und gelten für unwissend, da die begabtern «Softa» oder Schüler, aus denen der Ulemastand sich rekrutiert, in die höhern Klassen, die Mufti (s. d.) und Kadi (s. d.), einzutreten vorziehen. Da ursprünglich das öffentliche Vorbeten eine Funktion der Kalifen war, so führten auch diese früher, und noch jetzt der türk. Sultan, den Titel I. Ebenso werden gewisse ausgezeichnete Dogmatiker I. genannt.

Imamat, die Würde eines Imam (s. d.), vorzugsweise die aus der geschichtlichen Bedeutung des Imam als Kalifen sich ergebende eines Glaubensherrschers. Während die islamitische Orthodoxie jedes Familienvorrecht unter den Gläubigen, also auch ein von der Nachkommenschaft Mohammeds beanspruchtes, verleugnet, hatte der Satz, daß die geistlichen und weltlichen Befugnisse des Propheten nach seinem Tode auf seinen Schwiegersohn Ali und dessen Haus zu übertragen seien, schon in frühester Zeit Anhänger gefunden. Später bemächtigte sich die islamitische Mystik dieser Lehre. Man faßte jene Befugnisse unter dem Namen I. zusammen und behauptete, daß diese Würde von 11 Sprossen der Familie Ali, den Imamen, besessen worden sei, als deren berühmtester der Enkel Alis, Hussein, der Märtyrer von Kerbela, zu betrachten ist. An den noch erwarteten zwölften Imam, welcher den Beinamen el Mahdi, der (von Gott) geleitete, führen soll, knüpfen sich messianische Hoffnungen.

Imandra, See im russ. Gouvernement Archangelsk, Kreis Kola, auf der Halbinsel Kola, südlich von der Stadt Kola gelegen, 852 qkm groß; in ihm finden sich echte Perlmuscheln.

Imani, das dritte gesetzliche und heilige Buch der Türken, die Vorschriften zur vernünftigen Einrichtung des Lebens enthaltend.

Imāos, im Altertum Name eines Gebirges im innern Asien (jetzt Thian-schan).

Imarets (arab.), Wohlthätigkeitsanstalten (Hospitäler, Armenküchen u. s. w.) bei den Moslem.

Imatra, Wasserfall in Finland, etwa 45 km nördlich von Wiborg, nicht weit von dem Ausfluß des Wuoksenstroms aus dem Saimasee. Der Strom, dessen oberer Teil mehr als 200 m breit ist, wird zwischen den Granitfelsen zu nur 45 m Breite zusammengepreßt und fällt auf einer Länge von 700 m mehr als 30 m, davon 10 m völlig senkrecht. Der Fall ist also nicht eigentlich durch seine Höhe oder Breite bedeutend, aber die gewaltigen Wassermassen, welche tobend zwischen den steilen und von dem Druck des Wassers zitternden Felsenufern hinabstürzen, machen einen überaus mächtigen Eindruck.

Imatrasteine, eigentümliche Konkretionen von sandigem und thonigem kohlensauren Kalk, welche sich in einem grauen sandigen Schieferthon bei dem Wasserfall Imatra (s. d.) in Finland finden; sie sind von rundlicher, abgeplatteter oder scheibenförmiger Gestalt und auf der Oberfläche mit parallel verlaufenden ringartigen Rippen und Furchen versehen, auch wohl zu zweien oder dreien seitlich mit einander verwachsen, wodurch brillenähnliche Formen hervorgehen. Manchmal enthalten sie im Innern ein Petrefakt. Es sind den Septarien vergleichende Zusammenballungen des kohlensauren Kalkes innerhalb des Thons; mit Unrecht hielt man sie früher für Versteinerungen unbekannter Weichtiere oder sonderbar abgeschliffene Gerölle.

Imbecill (lat.), schwach, blödsinnig; Imbecillität, Schwäche, namentlich Geistesschwäche, Stumpfsinnigkeit.

Imbert (Barthélemy), einer der vorzüglichsten franz. Fabeldichter, geb. 1747 zu Nimes, machte sich durch sein «Jugement de Paris» (Amsterd. u. Par.

ist als Dichter vorteilhaft bekannt. Blei-
uf sicherten ihm seine anmutigen Fabeln.
wahl derselben enthalten seine «Oeuvres
» (2 Bde., Haag 1777). Sein Lustspiel
x sans amour» erhielt sich lange auf der
Außerdem sind noch von ihm zu nennen
iel «Le jaloux malgré lui» und die Tra-
arie de Brabant». J. starb zu Paris
1790.

ition (lat., «Einsaugung, Durchfeuch-
s Vermögen der tierischen und pflanzlichen
lüssigkeiten zwischen den kleinsten Teilchen,
icellen (s. d.), in sich aufzunehmen und da-
Form- und Volumveränderung (Auf-
zu erfahren. Die lebenden Zellen neh-
) J. nur dann Stoffe in sich auf, wenn
Senergie geschwächt ist. Diese Schwächung
Senergie kann entweder durch die zur J.
nen, von außen andringenden Stoffe selbst
erden (Aufnahme von alkalischen und
üssigkeiten, von Lösungen von Kalisalzen,
iertem Wasser u. dgl.) oder durch innere
ustände, wie übermäßig gesteigerte Thä-
r beginnendes Absterben der Zellen, be-
. Häufig geht mit der J. eine beträcht-
tentwickelung einher; so beträgt nach
Imbibitionskraft der Stärke und des
-6 Atmosphären Druck, und bei trockenen
n Substanzen kann die Wärmeerzeugung
J. 2—3° C. betragen. Bei der Pflanze
ne Menge der wichtigsten Erscheinungen
Vorgänge der J., so die endosmotische
von Flüssigkeiten durch die Zelle, das
des Saftes im Holz, das Quellen und
n des Holzes, die Bewegungen hygrosko-
lanzenteile u. a. m. Auch im Tierkörper
Imbibitionsfähigkeit der Zellen bei zahl-
nährungsprozessen eine bedeutsame Rolle.
ibitionsflüssigkeit bewirkt je nach ihrem
eine Vergrößerung des wasseraufnehmen-
rs. Die Veränderung der Gestalt des-
m bei diesem Vorgang, welchen man all-
ch als Quellung bezeichnet, sehr ver-
ig sein. Ein kugeliger Körper kann nach
ener Quellung ebenfalls noch Kugelform
kann aber auch je nach der Verteilung der
ssflüssigkeit zwischen den Micellen eine
talt, etwa die eines Ellipsoids annehmen.
anzlichen organisierten Gebilde nicht ho-
, sondern meist aus Schichten verschieden
und mit verschieden großen Wasserhüllen
Micellen bestehen, so müssen, da hier-
Quellung die Verteilung der Imbibitions-
keine gleichmäßige sein kann, innere
gen entstehen, welche beim Überwinden
on einzelner Schichten zu Rissen führen
Sind z. B. in einem kugeligen Körper
bleibend wasserreichern und wasserärmern
konzentrisch gelagert, so werden bei Quel-
ch wie beim Austrocknen, sobald die Ko-
rwunden wird, radiale Risse auftreten.
findet an Stärkekörnern immer statt.
annungen können eine ganz bedeutende
ichen, da die Anziehungskraft zwischen
en und der eindringenden Flüssigkeit in
elnen Fällen eine sehr große ist. So fin-
in dem Thallus von Laminaria noch
statt, wenn derselbe einem Druck von
phären ausgesetzt ist. Jedenfalls gehört
aber ein noch viel höherer Druck dazu, um die Wasseraufnahme und die dadurch bedingte Vergrößerung überhaupt zu verhindern.

Das Verhalten verschiedenartiger Flüssigkeiten zu den organischen Gebilden ist natürlich auch verschieden. Während dieselben in Alkohol, Äther u. s. w. gar nicht quellen, tritt bei Wasser oder schwachen Säuren und verdünnten alkalischen Lösungen eine Quellung ein, und zwar ist dieselbe bei den letztern stärker als bei reinem Wasser. Aber in beiden Fällen geht nach Anwendung wasserentziehender Mittel, wie Alkohol, Glycerin u. dgl., der gequollene Körper wieder auf sein früheres Volumen zurück. Dies findet jedoch nicht statt, wenn starke Säuren oder Alkalien die Quellung hervorrufen. In diesem Falle wird die Micellarstruktur jedenfalls derart geändert, daß die frühere Anordnung der Micelle nicht wieder erreicht werden kann.

Da wie schon erwähnt das Wasser mit großer Kraft von Zellmembranen aufgenommen wird, so kann bei eintretenden Differenzen im Wassergehalt derselben eine lebhafte Wasserbewegung hervorgerufen werden. Es wird deshalb von vielen Botanikern angenommen, daß die J. bei der Leitung des Wassers in der Pflanze eine wichtige Rolle spiele. Die Möglichkeit, durch J. das Wasser in den Zellwandungen auf eine bedeutende Höhe zu schaffen, ist für die Pflanze allerdings vorhanden, doch ist es fraglich, ob auf diese Weise in verhältnismäßig kurzer Zeit so große Quantitäten von Wasser, wie sie z. B. ein reich belaubter Baum bei lebhafter Transspiration verbraucht, fortbewegt werden können; es ist vielmehr wahrscheinlicher, daß bei der Leitung des Wassers in der Pflanze osmotische Vorgänge die Hauptrolle spielen.

Durch Aufnahme von Wasser oder von Wasserdämpfen — denn auch hierdurch kann bei Kondensation der Gase in der Membran eine Quellung hervorgerufen werden — werden mancherlei Bewegungen erzeugt, die sich beim Aufspringen von Früchten, Antheren, Sporenschläuchen u. s. w. finden. So treten z. B. an den Teilfrüchtchen der Erodium-Arten starke Torsionen bei Quellung, beziehentlich Austrocknen auf und bewirken ein Einbohren derselben in den Boden. Ähnliche Erscheinungen finden sich an den Grannen mancher Haferarten, sowie an den langen Fortsätzen der Federgräser (Stipa pennata). Die Bewegungen, welche diese Gebilde bei Aufnahme von Wasser oder Wasserdampf ausführen, sind zum Teil so ansehnliche, daß man sie als Hygroskope benutzen kann. In manchen Gegenden werden auch wirklich jene korkzieherartig gewundenen Früchtchen von Erodium, die bei feuchter Luft sich aufrollen, bei trockener wieder zusammenrollen, als Hygroskope insofern benutzt, als man aus ihren Bewegungen auf Eintritt von Regen oder schönem Wetter schließt. (S. Erodium.)

Imbriani (Vittorio), ital. Dichter und Kritiker, geb. 27. Okt. 1840 zu Neapel, studierte daselbst, in Zürich und in Berlin Philologie und Philosophie, machte die Feldzüge von 1859 und 1866 mit und lebt in Pomigliano d'Arco bei Neapel. Geschätzt sind seine Sammlungen von Volkssagen und Volksliedern, wie «Canti popolari delle Provincie meridionali» (2 Bde., Tur. 1871—72), «Fiabe toscane» (Neap. 1876), «Canti pomiglianesi» (Neap. 1877), «La novellaja fiorentina» (Livorno 1877), «La novellaja milanese» (Livorno 1878). Von

seinen Gedichten erschien eine Sammlung: «Esercizj di prosodia» (Neap. 1874). Seine zahlreichen kritischen und polemischen Schriften haben ihn in zahlreiche Duelle verwickelt.

Imbricatus (lat., hohlziegelförmig), in der Botanik von Pflanzenteilen, die wie Dachziegel sich mit den Rändern und Spitzen decken, wie z. B. die Schuppen der Tannenzapfen.

Imbroglio (ital., d. h. Verwirrung, Verwickelung), in der Musik eine besondere, irreguläre Art der Accentuation, bei welcher in verschiedenen gleichzeitig erklingenden Stimmen die accentuierten und accentlosen Taktteile so miteinander verwechselt oder ineinander gewirrt werden, daß eine Vermischung der geraden und ungeraden Taktart hervorgerufen wird.

Imbros, türk. Imrôs, eine Insel des Ägäischen Meeres, zum türk. Vilajet Dschesairi-Bahri-Sefid gehörig, 24 km im SO. von Samothraki und 22 km im NO. von Lemnos, an der linken Seite des Eingangs zur Dardanellenstraße, 255 qkm groß und mit etwa 2000 E., meist Christen. Die nur 16 km vom Festlande entfernte Insel ist im Hagios Ilias 597 m hoch; Berge und Flächen sind kahl, kaum ein Achtel des Bodens ist kulturfähig, aber der Boden birgt reiche Steinkohlenlager.

Imer (Edouard), franz. Landschaftsmaler, geb. zu Avignon 25. Dez. 1828, besuchte zwar mehrere Ateliers bedeutender Künstler, blieb aber in der Hauptsache Schüler der Natur. Er war ein Landschaftsmaler von feiner Stimmungsfähigkeit und großartiger Auffassung. Seine Motive sind fast aus allen Ländern Europas gewählt. Vorzügliche Werke J.s sind die Ruinen von Crozant, die Wälle von Aigues-Mortes, der Teich von Soumabre (1855), die Gardbrücke (1861), Baumgruppe bei Gizeh, auch lieferte er höchst malerische Ansichten aus Venedig. J. starb zu Harlem 13. Juni 1881.

Imeretien, s. Georgien.

Imeretinskij (Alexander Konstantinowitsch, Fürst Bagration-J.), russ. General, entstammt dem ehemals souveränen Fürstengeschlechte von Imeretien (Landschaft im Gouvernement Kutais), wurde 1837 geboren und besuchte von 1859 bis 1862 die Generalstabsschule (Nikolai-Akademie) zu Petersburg, aus welcher er in den Generalstab des Gardekorps übertrat. An der Niederwerfung des poln. Aufstandes nahm J. 1863 teil, wurde dann Oberst und Flügeladjutant des Kaisers und 1869 bereits Generalmajor und Stabschef des Oberbefehlshabers über die Truppen im Militärbezirke Warschau. In dieser wichtigen Vertrauensstellung blieb J. drei Jahre und wurde dann Gehilfe des Generalinspekteurs der Schützenbataillone, sowie im August 1877 Kommandeur der 2. Infanteriedivision in Kasan. Während des Türkenkriegs führte J. diese Division vor Plewna, erstürmte unter dem Befehle des Generals Skobelew 3. Sept. Lowacz, nahm dann an der Belagerung von Plewna bis zur Eroberung des Platzes teil und überschritt danach den Balkan. Nach dem Friedensschlusse wurde J. Generallieutenant und Generaladjutant des Kaisers, sowie 1879 Chef des Generalstabes im Militärbezirke Petersburg und 1881 Generalprokurator und Chef der Generaldirektion der Militärjustiz.

Imhof (Amalie von), s. Helvig.

Imhoof-Blumer (Friedr.), Numismatiker, geb. 11. Mai 1838 in Winterthur, war anfänglich für einen praktischen Lebensberuf bestimmt, widmete sich aber später klassischen Studien. Eine von Jugend auf gepflegte treffliche Sammlung schweiz. Münzen und Medaillen von nahezu 11 000 Stück schenkte er 1871 dem Museum seiner Vaterstadt, um sich fortan ausschließlich der Numismatik des griech. Altertums zu widmen. Auf ausgedehnten Reisen, namentlich nach Italien und Griechenland, brachte er mit der Zeit eine Sammlung altgriech. Münzen zusammen, die sich auf etwa 16 000 Stück beziffert, wozu noch viele Tausende von sorgfältigen Abgüssen nach antiken Münzen kommen. Die Schätze seiner Sammlung hat er zum großen Teil veröffentlicht in «Monnaies grecques» (Lpz. 1883). [U. h.].

Imidbasen, sekundäre Ammoniakbasen.

Imide oder sekundäre Amide sind chem. Verbindungen, die sich vom Ammoniak durch Substitution von zwei Atomen Wasserstoff durch zwei einwertige Säure- oder Alkoholradikale oder durch ein zweiwertiges gleiches Radikal ableiten lassen; oder es sind Säuren, resp. Alkohole, deren Hydroxylgruppen durch die zweiwertige Atomgruppe NH ersetzt ist. (S. Amid.)

Imitieren (lat.), nachahmen; Imitation, Nachahmung, in der Kunstindustrie Bezeichnung von Nachbildungen in einem andern, wertlosen Stoffe oder in weniger mühsamer Technik; Imitator, Nachahmer, Nachäffer.

Im Lichten, technischer Ausdruck bei Angabe des Ausmaßes eines hohlen Gegenstandes ohne den Körper, welcher diesen bildet, z. B. eines Fensters ohne den Rahmen.

Immakulat (lat.), fleckenlos, unbefleckt; Conceptio immaculata, unbefleckte Empfängnis (der Jungfrau Maria); Immakulateneid, bei den Katholiken die eidliche Versicherung des Glaubens an die unbefleckte Empfängnis der Jungfrau Maria (s. Maria und Unbefleckte Empfängnis Mariä).

Immanent (lat.), im Gegensatz teils zu dem Transeunten, teils zu dem Transscendenten (s. d.), heißt alles das, was innerhalb einer Sache oder eines Begriffs bleibt und nicht über sie hinausgeht. Die Philosophie bedient sich daher dieses Ausdrucks in mehr als einer Beziehung. Man unterscheidet z. B. äußere, transeunte Ursachen von innern, immanenten, d. h. solchen, die, wie bei der Selbstbestimmung, in dem sich verändernden Dinge selbst liegen. So nannte Spinoza Gott die immanente Ursache der Welt, um dadurch zu bezeichnen, daß Gott dem Sein nach nicht von der Welt verschieden ist. Kant sprach von einem immanenten Vernunftgebrauche, d. h. einem solchen, der sich auf die Grenzen der gegebenen Erscheinungswelt beschränkt, im Gegensatz zu dem transscendenten, d. h. dem diese Grenze überschreitenden. Ebenso spricht man von einer immanenten Methode, d. h. einer solchen, welche sich durch den Gegenstand der Untersuchung selbst bestimmen läßt, immanenter Entwickelung einer Wissenschaft, einem immanenten, d. h. nicht äußerlichen, sondern in den Gegenstand selbst vertieften Wissen.

Immanieren (lat.), einer Sache wesentlich anhaften, innewohnen; Immanenz, das Innewohnen, Anhaften. (S. Immanent.)

Immanuel (bei Luther: Emanuel, d. i. «Gott [ist] mit uns») wird vom Propheten Jesaja (7, 14) sein eigener, ihm in Aussicht stehender Sohn genannt als göttliches Wahrzeichen für die dem Ahas

Juda in Aussicht gestellte Gotteshilfe. Später wurde dann J. als Bezeichnung des Messias gedeutet und durch typische Bibelauslegung auf die Person Jesu bezogen (Matth. 1, 22 fg.).

Immaterial (neulat.) oder Immateriell (frz.), unkörperlich, frei von jeder Beschränkung durch die Materie; davon: Immaterialität.

Immatrikulieren, s. unter Matrikel.

Immediät (neulat.), unmittelbar, bezeichnet besonders in öffentlichen Verhältnissen das Unterbrochensein der gewöhnlichen Gliederung und die selbsteigene Beziehung zur höchsten Spitze oder Stelle. So spricht man von Immediatsachen und Immediatvorstellungen, welche mit Übergehung der nächstzuständigen Behörde gleich bei der höchsten Instanz oder selbst dem Regenten vorgebracht und erledigt werden, besonders aber im ehemaligen Deutschen Reiche von Immediatständen (-städten, -stiftern), d. h. dem Kaiser ohne Zwischenlehnsherrn untergebenen reichsunmittelbaren Ständen. In ähnlicher Weise werden in den Territorien die der Staatsgewalt oder doch den höhern (mittlern) Verwaltungsstellen unmittelbar unterstehenden Immediatstädte von den zunächst in gutsherrlicher Abhängigkeit oder in Unterordnung zu den untersten Verwaltungsbehörden sich befindenden Städten unterschieden.

Immemorialverjährung, s. Verjährung.

Immen, s. Biene.

Immenhausen, Stadt in der preuß. Provinz Hessen-Nassau, Regierungsbezirk Kassel, Kreis Hofgeismar, 6 km im SO. von Grebenstein und 11 km im SO. von Hofgeismar, an der Linie Scherfede-Kassel der Preußischen Staatsbahnen mit (1880) 1308 meist prot. E. In der Nähe wird Eisenerz gegraben. In der 1409 erbauten Kirche wurde die erste evang. Predigt in Hessen gehalten.

Immens (lat.), unermeßlich, unendlich; davon: Immensität.

Immenstadt, Stadt in der bayr. Provinz Schwaben, Bezirksamt Sonthofen, am Austritt der Iller aus den Alpen, an den Linien München-Buchloe-Lindau und J.-Sonthofen der Bayrischen Staatsbahnen, sehr malerisch gelegen, ist Sitz eines Amtsgerichts und einer Oberförsterei, hat ein Kapuzinerkloster, eine große Bindfaden-, mehrere Käsefabriken und bedeutende Viehmärkte und zählt (1880) 2738 E. In der Nähe steht die Ruine der Burg Rothenfels, welche eine schöne Aussicht auf den Alpsee bietet.

Immensurabel (neulat.), unmeßbar; Immensurabilität, Unmeßbarkeit.

Immenwolf, Vogelart, s. unter Bienenfresser.

Immer (Albert), prot. Theolog, geb. 10. Aug. 1804 zu Unterseen im Berner Oberland, bezog 1818 das Gymnasium, 1820 die Akademie zu Bern, wandte sich jedoch aus Gesundheitsrücksichten 1824 einem Handwerke zu. Erst 1835 nahm J. die Studien wieder auf, studierte drei Jahre in Bern, ward 1838 Vikar in Burgdorf, besuchte dann noch die Universitäten zu Bonn und Berlin und wurde 1840 Pfarrer in Büren. Im J. 1850 wurde er außerordentlicher, 1856 ord. Professor der Theologie zu Bern; im Herbst 1881 trat er von seinem Amte zurück und starb 23. März 1884. Außer Abhandlungen, Vorträgen und Predigten schrieb J.: «Hermeneutik des Neuen Testaments» (Wittenberg 1873), «Neutestamentliche Theologie» (Bonn 1877).

Immergieren (lat.), eintauchen, untertauchen, versenken; Immersion, das Eintauchen, Untertauchen; bei Verfinsterungen von Himmelskörpern der Eintritt eines Mondes in den Schatten seines Hauptplaneten, resp. (bei Sternbedeckungen) das Verschwinden des Sterns; Immersionstaufe, Taufe durch völliges Untertauchen ins Wasser (bei den Baptisten); Immergeten, Anhänger der Immersionstaufe.

Immergrün oder Sinngrün nennt man einige Arten der zur Familie der Apocyneae gehörigen Gattung Vinca, kleine Sträucher, welche durch eine präsentiertellerförmige Blumenkrone mit langer Röhre und schiefen Saumlappen charakterisiert sind. Der Gattungsname bezieht sich auf die langen, geschmeidigen, zum Binden (vincire) verwendbaren Stengel, der Name J. aber auf die meistens dauernden, lederartigen, glänzendgrünen Blätter. Letztere sind von ovaler oder lanzettlicher Gestalt. In den Gärten häufig ist V. minor *L.*, das kleine J., dessen nichtblühende zahlreiche Stengel niedergestreckt, reich beblättert und wurzelschlagend sind, während die blütentragenden aufrecht stehen. Letztere sind langgestielt, blau, bei einigen Spielarten weiß, violett, rot, purpurn, einfach oder gefüllt. Noch schöner ist V. major, in allen Teilen größer, mit kürzern Blütenstielen und hellblauen Blumen. Bei einer Spielart (var. reticulata) liegt auf den dunkelgrünen Blättern ein zierliches goldgelbes Adernetz. Eine ähnliche Varietät hat man auch vom kleinen J.

Dieser beiden, in Deutschlands Wäldern einheimischen Arten bedient man sich vorzugsweise zur Ausschmückung schattiger und feuchter Stellen des Gartens, doch sind sie auch auf Steingruppen und Böschungen am Platze, insbesondere ihre buntblätterigen Formen. Sehr häufig ist in den Gärten auch die aus Ungarn stammende V. herbacea *W. et Kit.*, eine perennierende krautstengelige Art mit dunkelviolettblauen Blumen. Alle diese Arten blühen schon vom März an bis zum Juni und oft noch einmal im Herbst. Man vermehrt sie durch Teilung der Stöcke oder durch Ausläufer, welche sich häufig schon bewurzelt finden. Das edelste J. aber ist V. rosea *L.*, eine perennierende Art der Antillen und im Gewächshause zu überwintern oder überhaupt unter Glas zu kultivieren. Sie besitzt sehr langgeröhrte dunkelrosenrote, im Schlunde purpurne, eine Spielart weiße, im Schlunde gleichfalls purpurne Blumen.

Immerito (lat.), unverdienterweise.

Immermann (Karl Lebr.), hervorragender dramatischer Dichter und Romanschriftsteller, geb. 24. April 1796 zu Magdeburg, wo sein Vater Kriegs- und Domänenrat war, besuchte das Gymnasium zu Magdeburg. Seine auf der Universität zu Halle 1813 begonnenen jurist. Studien unterbrach er, indem er in die Reihen der Vaterlandsverteidiger trat; am Nervenfieber erkrankt, konnte er jedoch nur am Feldzuge von 1815 teilnehmen. Nach Halle zurückgekehrt, wurde er in einen unter den dortigen Studenten ausgebrochenen Zwist verwickelt; sein «Letztes Wort über die Streitigkeiten der Studierenden in Halle» (Lpz. 1817) wurde bei dem Wartburgfest mitverbrannt. Bald darauf trat er als Referendar in Magdeburg in den Staatsdienst, wurde 1819 Auditeur in Münster, 1823 Kriminalrichter in Magdeburg und 1827 Landesgerichtsrat in Düsseldorf, wohin ihm auch

die von ihrem Gatten, dem Freikorpsführer von Lützow, geschiedene Gräfin Elisa von Ahlefeldt (s. d.) folgte. Hier übernahm er die Verwaltung des Theaters, welches er zu einer deutschen Musteranstalt zu erheben gedachte. In der That gelang es ihm, aus zum Teil schwachen Kräften ein vorzüglich geschultes Ensemble zu bilden. Dennoch scheiterte das Unternehmen und J. trat in seine amtliche Stellung zurück. Beschäftigt mit der Abfassung seiner «Memorabilien» (Bd. 1, Hamb. 1840), starb er 25. Aug. 1840.

In seinen Trauerspielen tritt das eingehende Studium, das er Shakspeare gewidmet, hervor. Groß in der Anlage, bedeutsam in der Charakteristik, tief in der Gedankenentwickelung, haben sie etwas Herbes und Schroffes. Im allgemeinen sind jedoch seine Trauerspiele, ebenso wie seine Lustspiele, mehr für die Lektüre als für die theatralische Wirkung berechnet. Es erschienen: «Die Prinzen von Syrakus», ein Lustspiel (1821); die drei Trauerspiele: «Das Thal von Ronceval», «Edwin» und «Petrarca» (1822); «Ein ganz frisch schön Trauerspiel von Pater Brey, dem falschen Propheten» (1822), veranlaßt durch Pustkuchens «Wanderjahre»; «König Periander», ein Trauerspiel (1823); das Lustspiel «Das Auge der Liebe» (1824); die Tragödie «Cardenio und Celinde» (1826); das dramatische Gedicht «Trauerspiel in Tirol»; das Trauerspiel «Kaiser Friedrich II.»; die Lustspiele «Die Verkleidungen» (1828) und «Die Schule der Frommen» (1829); die Trilogie «Alexis» (1832), die tiefsinnig-phantastische Mythe «Merlin» (1832) und das Trauerspiel «Ghismonda, oder die Opfer des Schweigens» (1839). Ferner schrieb er den Halbroman «Die Papierfenster eines Eremiten» (1822), «Miscellen» (Stuttg. 1830) und das «Reisejournal» (Düsseld. 1833). Auch im Lyrischen, das ihm ferner lag, versuchte er sich in seinen «Gedichten» (Hamm 1822) und der «Neuen Folge» seiner «Gedichte» (Stuttg. 1830). Ein drolliges Märchen ist «Tulifäntchen» (Hamb. 1830; illustriert von Hosemann, Berl. 1861). In eine unerquickliche Fehde mit dem Grafen Platen verwickelt, schrieb er «Der im Irrgarten der Metrik umhertaumelnde Kavalier» (Hamb. 1829). Seine mannhafte, ernste Gesinnung läßt sich am besten aus dem von E. Schenk herausgegebenen «Briefwechsel Mich. Beers» (Lpz. 1837) erkennen. Eine eigentümliche Stellung nimmt J. als Romanschriftsteller ein durch seine «Epigonen» (3 Bde., Düsseld. 1836; 2. Aufl., Berl. 1854), die in der Nachwirkung des Goetheschen «Wilhelm Meister» befangen und trotz einzelner Vorzüge keine einheitliche Komposition sind, namentlich aber durch seinen komischen, jedoch auch an ernsten Partien und meisterhaften Schilderungen aus dem westfäl. Dorfleben reichen «Münchhausen» (4 Bde., Düsseld. 1838—39; 2. Aufl. 1841), einen der besten deutschen Romane. Die Episode daraus: «Der Oberhof», wurde öfter besonders herausgegeben, illustriert von Vautier (4. Aufl., Berl. 1883). Noch ist hervorzuheben J.s Nachdichtung des Epos «Tristan und Isolde» (Düsseld. 1841 und die «Memorabilien» (3 Tle., Hamb. 1840—43). In sorgfältiger Auswahl erschienen seine «Gesammelten Schriften» (14 Bde., Düsseld. 1835—43; neue Ausg. mit Biographie und Einleitungen von R. Boxberger, 20 Bde., Berl. 1883). Putlitz gab J.s «Theaterbriefe» (Berl. 1851) heraus und veröffentlichte «Karl J. Sein Leben und seine Werke» (2 Bde., Berl. 1870). Vgl. Freiligrath, «Karl J. Blätter der Erinnerung an ihn» (Stuttg. 1842); W. Müller von Königswinter, «Erzählungen eines rhein. Chronisten» (Bd. 1, Lpz. 1860).

Immersion, s. unter Immergieren.

Immerwährender Kalender, ein Kalender, der für alle Jahre eines großen Zeitraums gebraucht werden kann, wenn man für jedes einzelne Jahr das Datum des Ostersonnabends kennt. Da letzteres vom 22. März an bis zum 25. April eintreten, also auf 35 verschiedene Tage fallen kann, so besteht der Immerwährende Kalender aus 35 Spezialkalendern, in welchen die Monate Januar und Februar doppelt vorkommen, nämlich für die gemeinen Jahre und für die Schaltjahre.

Immigrieren (lat.), einwandern; Immigrant, Einwanderer; Immigration, Einwanderung.

Imminieren (lat.), nahe bevorstehen (vorzugsweise Schlimmem), drohen; imminent, nahe bevorstehend, drohend.

Immission ist die richterliche Einweisung in den Besitz einer Sache; im röm. Recht in mannigfacher Anwendung, jetzt meist als Einweisung des Erben in den Besitz des Nachlasses gebräuchlich.

Immobil (lat.) werden Truppenteile genannt, die nicht für den Krieg im freien Felde ausgerüstet, sondern nur für den Dienst in der Heimat, in den Garnisonen und Festungen u. s. w. bestimmt sind. Die Unterscheidung zwischen mobilen und immobilen Truppen tritt erst im Moment der Mobilmachung eines Heeres ein, denn im Frieden befinden sich alle Truppenteile im immobilen Zustande.

Immobiliarkredit, s. Landwirtschaftlicher Kredit.

Immobilien (lat.) nennt man im Gegensatz von Mobilien (s. d.) alles unbewegliche äußere Besitztum, das nicht fortgeschafft werden kann (res soli), weil es in einem Teile des Bodens selbst besteht oder doch mit dem Boden so verbunden ist, daß es, ohne seinen Charakter im ganzen zu verlieren, sich nicht von ihm trennen läßt, z. B. ein Gebäude. Das Immobiliarvermögen gewährt dieser Unbeweglichkeit wegen und weil die damit vorgehenden Veränderungen meist sogleich in die Augen fallen, in verschiedener Hinsicht eine größere Sicherheit als das Mobiliarvermögen, die nach vielen Partikularrechten noch dadurch erhöht wird, daß Veräußerungen und Verpfändungen nur unter gerichtlicher Autorität vorgenommen werden können. Auch lassen sich J. erst innerhalb längerer Zeit ersitzen. Durch positive Gesetze sind manche an sich bewegliche Gegenstände den J. gleichgestellt worden, z. B. Schiffmühlen, Nutzungsrechte an unbeweglichen Sachen, hypothekarische Forderungen und Realgerechtsame, auch Staatsrenten, welche im Staatsschuldbuche als unveräußerlich eingetragen stehen. (S. Grundeigentum.)

Immobilisieren, bewegliches Gut zu unbeweglichem machen.

Immobilisierende Verbände, in der Chirurgie solche Verbände, welche, wie der Gipsverband (s. d.), der Kleister- und Wasserglasverband u. a., nach dem Anlegen erhärten und so das verbundene Glied unbeweglich (immobil) machen, dienen hauptsächlich zur Heilung von Knochenbrüchen und Verrenkungen, vieler Knochen- und Gelenkkrankheiten u. dgl.

Immoralität (neulat.), Unsittlichkeit, Sitten-

Immortalität (lat.), Unsterblichkeit.

Immortellen, d. i. Unsterbliche, nennt man diejenigen Blumen oder Blütenstände, die, nachdem sie abgeschnitten worden, infolge der trockenhäutigen Beschaffenheit ihrer Blütenhüllblätter ihre Form und ihr frisches Ansehen noch für lange Zeit unverändert bewahren und daher vorzugsweise im Winter, wo es an frischen Blumen mangelt, für die Bouquet- und Kranzbinderei, besonders auch zur Ausschmückung der Särge und Grabstätten, verwendet werden. Es gibt mehrere Pflanzengattungen, deren Arten solche unverwelkliche Blumen besitzen, und fast alle gehören der Familie der Kompositen an. In erster Linie stehen die Angehörigen der Gattung Helichrysum. Ihre zahlreichen, meistens in Südafrika vorkommenden Arten haben Blütenkörbchen mit dachziegelig geordneten, trockenhäutigen, meist glänzend goldgelben, seltener weißen Hüllschuppen. Während man vorzugsweise die Arten mit kleinen kugeligen Blütenkörbchen als J. bezeichnet, nennt man die großköpfigen mit ausgebreiteter Hülle Strohblumen.

Die wichtigste ist die orientalische Immortelle, H. orientale, gewöhnlich französische Immortelle genannt, eine perennierende Pflanze, deren kleine Blütenköpfchen an der Spitze des Stengels gedrängte Doldentrauben bilden, welche vor allen andern das Material zu Trauerkränzen liefern. Sie ist das Objekt eines nicht unerheblichen Handels, ist in Paris nur schwer zu kultivieren, in der Provence dagegen Gegenstand einer ziemlich gewinnreichen Massenkultur. Eigentlich ist sie eine Felsenpflanze, welche am besten in der brennendsten Sonne gedeiht. In Deutschland werden ihre Blumen nicht nur in ihrer natürlichen Färbung verwendet, sondern vielfach auch gebleicht und mit künstlichen Farben ausgestattet. Ähnliche, aber nicht in demselben Maße gebräuchliche Blumen sind die des H. (Gnaphalum *L.*) Stoechas *Don.* und H. arenarium *Mönch*, die Sandimmortelle oder Fuhrmannsblume, weil die Fuhrleute gern ihren Hut mit den goldgelben Blütenköpfchen dieser Art schmücken.

Die wichtigsten der Strohblumen sind die einjährigen H. bracteatum *Willd.*, die Malmaison-Immortelle, und H. macranthum *Benth.*, zwei australische Kompositen mit mehr oder weniger großen gelben, orangegelben, goldbraunen, rosenroten, purpurroten oder atlasweißen Blumen, welche in ihrer natürlichen Färbung (naturell), die weißen dagegen in verschiedenen künstlichen Farben zu Kranz und Bouquet Verwendung finden. Sie werden in vielen Gärten eigens für diesen Zweck erzogen. So auch Xeranthemum annuum, die einjährige Papierblume, mit weißen oder violetten Blumen, welche letztere durch Anwendung verdünnter Säuren gebeizt werden und dadurch eine lebhaft rote Färbung erhalten. Zu den J. werden ferner gerechnet Ammobium alatum *R. Br.* mit weißen Blütenköpfchen in rispigen Doldentrauben, Acroclinium roseum *Hook.* mit rosenroten, auch weißen, Rhodanthe Marglesii *Lindl.* mit schön rosenroten, purpur- oder karminrosenroten Blumen, die capischen Helipterum speciosissimum *DC.* mit großen kugelrunden Köpfchen mit weißen und braunen Hüllblättern und H. eximium *L.* mit purpurroten Köpfchen, Gomphrena globosa *L.* mit glänzend violetten, fleischfarbigen, weißen Blumen und andere Arten.

Immunität, abgeleitet vom lat. immunis, d. h. frei von Verpflichtungen gegen den Staat, war im frühen Mittelalter das Privilegium vieler geistlicher, weiterhin auch mancher weltlicher Würdenträger, vermöge dessen sie den Reichsbeamten jeden Eintritt in ihr Gebiet verwehren und neben der Gerichtsbarkeit über die Gutsunterthanen auch die Grafengerechtsame hinsichtlich der dazwischenwohnenden Reichsfreien verwalten konnten. In den J. liegen die Anfänge der spätern selbständigen deutschen Staaten oder Territorien. Jetzt nennt man J. die dem Begriff des Rechtsstaats widerstrebenden, aber doch gewissen privilegierten Ständen zustehende Befreiung von bestimmten öffentlichen Pflichten, insbesondere die früher allgemeine, jetzt teils aufgehobene, teils sehr beschränkte Befreiung der Geistlichkeit (immunitas ecclesiastica) von der Militär- und Steuerpflicht, von der Einquartierungslast, von Staatsfronen und deren Exemtion von dem gewöhnlichen Gerichtsstande.

In physiologischer Hinsicht versteht man unter J. die Unempfindlichkeit gegen nachteilige Einflüsse, resp. ein auf der normalen Organisation beruhender natürlicher Schutz gegen äußere Einwirkungen, besonders gegen Leiden, Schwächezustände u. dgl.

Imnau, Dorf im preuß. Regierungsbezirk Sigmaringen (Fürstentum Hohenzollern) an der Eyach, 21 km nordwestlich von Hechingen, unfern von Haigerloch, hat eine Mineralquelle (Eisensäuerling), ist daher ein besuchter Badeort und zählt 511 E.

Imola, Stadt in der ital. Provinz Bologna und Hauptort des gleichnamigen Kreises, an der Linie Bologna-Otranto der Italienischen Südbahn, auf einer kleinen, vom Santerno (Vatrenus) gebildeten Insel, in höchst reizenden Umgebungen, ist das vom Diktator Sulla erbaute Forum Cornelii der Römer. Noch gegenwärtig ist der Ort mit Mauern, Türmen und Gräben umgeben, seit 422 der Sitz eines Bischofs, zählt (1881) 11372, als Gemeinde 29343 E. und hat ein hübsches Theater, ein Gymnasium und eine technische Schule, ein altes Schloß und mehrere ansehnliche Kirchen, darunter die im modernen Geschmack restaurierte Kathedrale und die Kirchen der Dominikaner und der Brüderschaft von San-Carlo. Hauptnahrungszweig der Bewohner ist der Weinbau; man fertigt Leder, Fayence, Glas und betreibt Seidenspinnerei. In der Nähe zahlreiche Mineralquellen. Der hier bereitete Weinstein kommt unter dem Namen Tartaro di Bologna in den Handel.

Imola (Innocenzo da), eigentlich Innocenzo Francucci aus Imola, geb. um 1494, erlernte die Malerei bei Franc. Francia, dann in Florenz bei Mariotto Albertinelli und wurde in der Folge einer der eifrigsten Nachahmer Rafaels, sodaß er sogar einzelne Rafaelsche Figuren und Partien geradezu in seine Gemälde aufnahm. Seine Komposition ist meist ziemlich einfach und anspruchslos, sein Kolorit zuweilen nicht ohne Härte; dagegen läßt sich in dem oft schönen und kräftigen Ausdruck der Köpfe die Anmut des Francia erkennen. Seine Hauptwerke sind Fresken zu San-Michele in Bosco bei Bologna, ein Gemälde im Dome zu Faenza und einige Altarblätter in der dortigen Pinakothek. Er lebte meist in Bologna und starb um 1550.

Imoscharh, afrik. Volksstamm, s. Tuarik.

Imoski, Hauptort einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts im östlichen hochgelegenen

Teile von Dalmatien nahe der herzegowin. Grenze, 62 km im OSO. von Spalato, mit (1880) 1182 E., die größtenteils im Handel ihren Erwerb suchen. Der Ort bildet mit 23 andern, von denen einzelne eine größere Einwohnerzahl haben, eine politische Gemeinde von 27443 E. Seine Lage auf einer Höhe, an deren Fuß sich eine weite fruchtbare Thalbucht ausbreitet, und die in der jüngsten Zeit eifrig geförderte Straßenverbindung sowohl mit dem Mittellande und der Küste als mit der Herzegowina geben ihm eine hervorragende Bedeutung.

Imp., Abkürzung für Imperium, Imperator, auch für Imperativus.

Impanatio (vom lat. panis, eigentlich Hineinversetzung ins Brot) ist eine Bezeichnung für die namentlich von den Lutheranern, aber vereinzelt schon in älterer Zeit (bei Rupert von Deutz, gest. 1135, und Johann von Paris, gest. 1306) vertretene Abendmahlslehre, nach welcher zwar keine Verwandlung des Brotes in den Leib Christi, wohl aber eine geheimnisvolle Gegenwart des Leibes Christi in dem Brot behauptet wird.

Impar (lat.), ungleich; impari Marte («mit ungleichem Maß»), in ungleichem Kampf, mit ungleichen Kräften.

Impardonnabel (frz.), nicht zu verzeihen, unverzeihlich.

Impartial (frz.), unparteiisch; Impartiaux (die Unparteiischen), in der franz. Revolutionszeit das Centrum im Konvent.

Impaß (frz.), eigentlich Sackgasse; einen J. machen, impassieren, auch postmeistern, schneiden, reiten, eine bei verschiedenen Kartenspielen gebräuchliche Art des Stechens. Man sticht mit einer niedrigern Karte und spart eine höhere von derselben Farbe auf in der Hoffnung, mit derselben die bei dem Gegner noch vermutete Karte von derselben Farbe zu stechen.

Impassibel (frz.), unempfindlich, gefühllos, kaltblütig.

Impasto, s. Empâtement.

Impatiens *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Balsamineen. Ihre Arten sind saftvolle einjährige Kräuter mit einfachen Blättern und achselständigen Stielen, welche mehrere Blüten tragen. Die bekannteste in Deutschland wachsende Art ist das an schattigen, feuchten Orten, namentlich in Buchenwäldern häufig, oft massenhaft wachsende, gelbblühende Springkraut oder Rührmichnichtan (I. noli me tangere *L.*), dessen reifende Kapsel bei gelindem Druck elastisch aufspringt und die Samen von sich schleudert. Mehrere ausländische Arten sind Zierpflanzen geworden, z. B. I. tricornis, glandulifera und candida *Lindl.* aus Indien, welche sich durch ihre Samen leicht vermehren lassen. Man säet dieselben im Frühjahre in Mistbeete oder Töpfe und versetzt die jungen Pflanzen im Juni ins freie Land, wo sie mit ihren saftgrünen Stengeln und schöngefärbten Blumen hübsche Gruppen bilden.

Impatronieren (impatronisieren, frz.), sich als Herr und Gebieter (Patron) in etwas einsetzen.

Impăvĭdum fĕrĭent ruīnae (lat.), Citat aus Horaz' «Oden» (3, 3, 7), dem die Worte vorhergehen: Si fractus illabātur orbis, d. h. Wenn auch der Himmel zusammenbrechend einstürzt, werden die Trümmer einen Unerschrockenen niederschlagen.

Impeachment (engl., spr. impihtschment), die Anklage, welche vom engl. Unterhause beim Oberhause zu erheben ist, wenn ein Mitglied eines der beiden Parlamentshäuser wegen Hochverrats oder eines andern schweren Verbrechens in Anklagezustand versetzt werden soll.

Impediment (lat.), Hindernis.

Impegnieren (ital.), verpfänden; sich impegnieren, sich zu etwas verpflichten, verbindlich machen; impegniert sein, verwickelt sein in etwas Mißliches, verantwortlich sein.

Impegno (ital.), Verpfändung, Verpflichtung, Obliegenheit, Verwickelung in etwas.

Impenetrabel (lat.), undurchdringlich.

Impennes, s. Urinatoren.

Impensen (lat.) im Gegensatz zu Expensen (anderweitiger Aufwand) ist derjenige Aufwand, welchen man auf eine Sache macht, um deren körperlichen Bestand zu erhalten oder zu fördern. Man unterscheidet notwendige, bloß nützliche und Luxus-Impensen, namentlich zu dem Zweck, für welchen der Begriff der I. juristisch im wesentlichen in Betracht kommt: nämlich wenn es sich um Ersatz der auf eine fremde Sache gemachten I. durch den Eigentümer handelt. Bei der Frage nach Art und Umfang des Ersatzes spielt der gute oder böse Glaube, welchen der Aufwendende in Bezug auf die Sache hatte, eine Rolle.

Imperativ (lat.) heißt diejenige Form des Verbums, durch welche ein Befehl ausgesprochen wird. In der Grammatik rechnet man gewöhnlich diese Form zu den Modis; sie kann indes nur uneigentlich so bezeichnet werden, da ihr ein bestimmtes Kennzeichen, welches den Modus als solchen andeutet, wie z. B. beim Konjunktiv und Optativ, fehlt. Die Personalendungen des I. unterscheiden sich zum Teil in ihrer Form von denen des Indikativs; indes hat die zweite Person des Singulars meistens keine Endung, sondern weist nur den reinen Stamm des Verbums auf. Das Deutsche hat nur noch die zweite Person im Singular und Plural, Sprachen auf älterer Stufe, wie Sanskrit, Griechisch und Lateinisch, besitzen auch die dritten Personen (z. B. lat. legito, er soll lesen; legunto, sie sollen lesen). Wo in der Grammatik erste Personen des I. aufgeführt werden, sind es stets imperativisch gebrauchte Konjunktiv- oder Optativformen. Nicht alles, was auf der heutigen Entwickelungsstufe der Sprachen I., nach seiner Bedeutung, genannt wird, ist wirklich die alte Imperativform; so ist z. B. der I. der slaw. Sprachen seiner Bildung nach ein Optativ.

Imperator konnte bei den Römern im weitern Sinne jeder Magistrat heißen, der das Imperium (s. d.) besaß, besonders wenn er den Oberbefehl im Felde führte. Regelmäßig pflegten den Titel die Feldherren nach erfochtenem Siege anzunehmen, gewöhnlich nachdem sie von den Soldaten als Imperatoren unter allgemeinem Zuruf begrüßt worden waren. Dann führte Cäsar diese Bezeichnung als regelmäßigen ständigen Titel vor seinen andern Titeln unmittelbar hinter dem Namen. Nach ihm nahm ihn (zuerst 40 v. Chr.) Octavian als Teil des von seinem Adoptivvater ererbten Namens an, und zwar als Vornamen, und hierauf führten ihn außer Augusts nächsten Nachfolgern alle Kaiser, und zwar, nachdem bei Nero und seinen nächsten Nachfolgern in der Stellung des Namens noch einiges Schwanken geherrscht hatte, als einziges Pränomen oder auch vor ihrem sonstigen Vornamen. Da dieser Name die Kaiser als Inhaber des

ms bezeichnet, so wird er auch als Be-
g der kaiserl. Gewalt betrachtet, während
der frühere Brauch noch immer in der Art
nd, daß die Kaiser jedesmal nach erfoch-
iegen den Titel J. zum ersten, zweiten,
mal u. s. w. noch außerdem sich beilegten.

eratoria, s. Peucedanum.

erceptibel (frz.), unwahrnehmbar.

erfektum (lat.) heißt eine der Formen des
tes, durch welche die Handlung als in der
enheit liegend dargestellt wird. Die Form
bung dessen, was man jetzt in den verschie-
sprachen J. nennt, ist eine ganz verschie-
Das eigentliche ursprüngliche J. der indo-
Sprachen, wie Sanskrit und Griechisch es
ist eine vom Stamme des Präsens durch
te Kennzeichen, z. B. verkürzte Endungen,
t, abgeleitete Bildung; das Lateinische bil-
J. durch Zusammensetzung mit einem
bum (ama–bam); von dieser Form stammt
perfekt (imparfait u. s. w.) der heutigen ro-
sprachen. Was man in der Grammatik
hochdeutschen oder in andern german.
n J. nennt, ist eigentlich das alte Perfek-
her das deutsche J. der Form nach dem
und lat. Perfektum entspricht. Die ur-
che Bedeutung des J. ist, die in der Ver-
eit andauernde Handlung auszudrücken,
Handlung als eine im Verhältnis zu einer
dauernde darzustellen (so im Griechischen
inischen). In Sprachen, deren sogenann-
ursprünglich ein anderes Tempus war, wie
ischen, hat es andere Funktionen, dient
Deutschen als Tempus der Erzählung.

erforabel (neulat.), undurchbohrbar; Im-
ation, soviel wie Atresie (s. d.).

erial ist der Name einer russ. Goldmünze
te von 10 Goldrubeln, die 1755 in ganzen
en Stücken ausgemünzt wurde. Seit 1817
die Ausprägung von ganzen J. eingestellt
halbe J. zu 5 Goldrubeln zur russ. Haupt-
ze gemacht, der daher jetzt gewöhnlich auch
genannt wird. Der Halbimperial hat ge-
g gesetzlich ein Gewicht von 6,5440 g, eine
von 916⅔ Tausendteilen oder von elf
n und demnach ein Feingewicht von 5,9987 g,
in Wert 16,7361 deutschen Mark entspricht.
meinen stimmt daher der Halbimperial mit
ern deutschen Pistole überein, indem er nur
Proz. geringer als die preuß. und sächs. und
Proz. besser als die hannov. Pistole ist. Der
erial hat die gesetzliche und thatsächliche Gel-
n 5 Rubeln 15 Kopeken Silberwährung, ge-
o gegen die letztern ein Aufgeld von 3 Proz.

erial (lat.), kaiserlich, großartig. Als Sub-
m: ein aus Cremor tartari, Citronen,
nd Wasser bereitetes erfrischendes Getränk;
großes Papierformat; in der Buchdrucker-
ne Schriftgattung von ungefähr 0,05 m
in Spiel unter zwei Personen mit der Pikett-
ine Art Merinoschaf mit sehr feiner Wolle.

erialdukaten (Imperial zu 3 Rubeln oder
r Dukaten), russ. Goldmünze im Werte von
ubeln (oder 20 frühern poln. Gulden),
eit 1834 geprägt wird. (S. Dukaten.)

ériale (frz.), Himmel einer Kutsche, eines
bettes; das mit Sitzen versehene Verdeck
agens.

erial gallon, s. unter Gallon.

Imperialismus, der Zustand eines Staates, in welchem die auf die Soldaten gestützte Willkür des Regenten herrscht.

Imperial standard (engl.), die für England gesetzlich geltenden Normalmaße.

Imperium hieß die den röm. Königen, dann in der Republik den höhern Magistraten, namentlich den Konsuln und Prätoren, vom Volke durch eine Lex curiata übertragene höchste militärische, richterliche und exekutive Gewalt. Das Wort J. ist ursprünglich mit Potestas, Amtsgewalt, synonym. Von der Zeit aber, wo es neben den höchsten Magistraten noch Magistrate mit beschränkter Kompetenz gab, wie namentlich die Censoren, blieb das Wort J. nur für die Magistrate in Geltung, welche wenigstens der Theorie nach die volle höchste Amtsgewalt besaßen, während das Wort potestas (Macht, Gewalt) insofern, als es die Macht bezeichnete, welche jedem Magistratus seinem Amte gemäß zukam, sowohl in weiterm Sinne die volle als die beschränkte Amtsgewalt bezeichnen konnte, sodaß dann J. und Potestas (im engern Sinne) verschiedene Begriffe wurden. Das J., als dessen wesentliches Zeichen die Liktoren galten, war mit dem Recht zur Anstellung der höhern Auspicien verbunden und zeigte sich vornehmlich in der Ausübung der höchsten militärischen und richterlichen Gewalt. In den spätern Zeiten der röm. Republik ward den Konsuln und Prätoren nach Niederlegung ihres Amts das J. prorogiert oder verlängert, damit sie als Prokonsuln oder Proprätoren die Provinzen verwalten konnten. Die Juristen der röm. Kaiserzeit unterschieden das imperium merum, d. i. das reine J., das die gladii potestas enthielt, die Kriminalgewalt über Leben und Tod, welche der Kaiser den Provinzstatthaltern und den Präfekten der Stadt und des Prätoriums übertrug, und das sich wesentlich auf die Civiljurisdiktion beziehende imperium mixtum.

Impermeabilität, s. Undurchdringlichkeit.

Impersonale (lat.), unpersönliches Zeitwort, dem kein persönliches Fürwort, sondern nur das unpersönliche «es» vorgesetzt werden kann, z. B. es regnet, es schneit.

Impetigo (lat.), nässender Hautausschlag mit Pustelbildung.

Impetrant (lat.), derjenige, welcher im Prozeßverfahren auf einseitiges Vorbringen hin, namentlich in Arrestsachen und in der Exekutionsinstanz, eine Verfügung gegen seinen Gegner (den Impetraten) erwirkt.

Impetuoso (con impeto, ital.), musikalische Vortragsbezeichnung: mit Ungestüm, rasch, feurig.

Impétus (lat., Angriff), im juristischen Sinne die leidenschaftliche Erregung, worin der Vorsatz zu einem Verbrechen gefaßt wird.

Impferysipel, Impfgegner, Impfgesetz, Impfinstitut, Impflanzette, Impfling, Impfnadel, Impfrotlauf, Impfstoff, s. unter Impfung.

Impfsyphilis, die Übertragung der Syphilis durch die Impfung. (S. unter Impfung.)

Impfung oder Inokulation nennt man die zufällige oder beabsichtigte Übertragung eines Krankheits- oder Ansteckungsstoffs durch eine kleine Verletzung (einen Schnitt, Stich, eine Excoriation) der äußern Haut oder einer Schleimhaut auf ein gesundes Individuum. Man bedient sich der J. in verschiedener Absicht: entweder aus rein wissenschaftlichen Interessen, um experimentell den Nachweis

zu führen, ob und durch welche Substanzen (Speichel, Blut, Schleim, Eiter u. dgl.) eine Krankheit auf ein anderes Individuum übertragen werden kann, oder zu diagnostischen Zwecken, um Gewißheit darüber zu erhalten, ob ein krankhafter Prozeß, z. B. ein Geschwür, durch Aufnahme eines kontagiösen Stoffs (z. B. Syphilis) entstand oder nicht; im ausgedehntesten Maße aber als eines prophylaktischen Mittels gegen die Blattern, insofern man durch die künstliche Übertragung des Ansteckungsstoffs der Kuhpocke auf den Menschen die Empfänglichkeit des menschlichen Organismus für das Kontagium der Menschenpocken beträchtlich zu verringern und damit einen wirksamen Schutz gegen die Ansteckung dieser Seuche zu gewähren vermag.

Inwieweit die neuerdings empfohlene J. mit Wut- und Milzbrandgift die Bezeichnung einer wirksamen Schutzmaßregel gegen die Hundswut und den Milzbrand verdient, muß erst noch die Zukunft lehren. (Vgl. Hundswut und Milzbrand.)

Schon sehr früh machte man die Beobachtung, daß die Pocken (s. d.) zur Zeit epidemischen Auftretens besonders gefährlich, in spontan auftretenden Fällen, sowie bei der Übertragung des Blatterngiftes durch kleine Hautverletzungen dagegen ungleich milder und gutartiger verliefen, weshalb die künstliche Einimpfung der Menschenblattern oder Variolation schon im frühen Altertum vielfach geübt wurde. Schon bei den Indern wird ihrer in dem «Attharva-Veda» erwähnt; bei den Chinesen wurde das sog. «Pockensäen» schon sehr frühzeitig derart geübt, daß den Kindern entweder mit Blatterneiter imprägnierte Hemden angezogen oder verkleinerte Pockenschorfe in die Nase gesteckt wurden. Ähnliches ist von den Cirkassiern, Arabern und einigen andern afrik. Völkerschaften bekannt. In die Kulturstaaten Europas wurde die natürliche Blatternimpfung durch Lady Montague, die Gemahlin des engl. Gesandten in Konstantinopel, 1718 eingeführt und fand hier rasch durch Sutton, Tissot, Hensler, Portal, Hufeland u. a. große Verbreitung. Freilich stellte sich gar bald heraus, daß die Variolation weder eine ungefährliche Operation war, noch die Zahl der Blatternkranken in der Gesamtbevölkerung zu vermindern vermochte; im Gegenteil wurde durch sie periodisch die Sterblichkeit in den großen Städten vermehrt, weil jeder Geimpfte leicht eine Quelle der Ansteckung für alle noch nicht Geimpften oder Geblatterten, die in seine Nähe kamen, wurde, weshalb die künstliche Blatternimpfung Ende des 18. Jahrh. immer seltener geübt und schließlich völlig verlassen wurde. Da wurde Edward Jenner (s. d.), Arzt in Berkeley in Gloucestershire, durch die Beobachtung, daß durch Kuhpocken Angesteckte von Blattern nicht befallen wurden, zu der wichtigen Entdeckung geführt, daß die Überimpfung der Kuhpocken auf den Menschen als zuverlässiges Schutzmittel gegen die so gefürchteten Menschenblattern wirkt. Nachdem er zuerst 14. Mai 1796 einen achtjährigen Knaben, James Phipps, mit der Kuhpocke einer Melkerin, Sarah Nelmes, geimpft und darauf zweimal vergeblich der Variolation unterworfen hatte, erfolgte rasch nach weitern Prüfungen die allgemeine Verbreitung der Kuhpockenimpfung in England, wo bereits 1799 das erste öffentliche Impfinstitut errichtet wurde, und waren bis Ende 1800 bereits über 12000 Menschen mit humanisierter Lymphe geimpft. In Deutschland wurde die Vaccination 1799—1800 hauptsächlich durch die Ärzte Ballhorn, Stromeyer, Heim, Hufeland, Sömmering u. a., in Frankreich durch Aubert, in Italien durch Sacco eingeführt; durch de Carro in Wien gelangte auch Kuhpockengift über Konstantinopel, Bagdad und Bassora nach Ostindien und Ceylon.

Die Kuhpocken- oder Schutzpockenimpfung, Vaccination (vaccinatio) hat sich im Laufe der Zeit als die großartigste und folgenreichste Leistung auf mediz. Gebiet, als eine segensreiche Wohlthat für das gesamte Menschengeschlecht erwiesen. Nicht nur, daß in Blattern-Epidemien die Sterblichkeit eine außerordentlich große war (so starben 1796 allein im Königreich Preußen an dieser Krankheit weit über 30000 Menschen), sondern die dem Tode Entgangenen blieben oft in schrecklicher Weise verstümmelt, blind, taub, des Gebrauchs ihrer Glieder beraubt. In der Geschichte der Medizin ist keine Thatsache so fest begründet als der Erfolg der Vaccination, namentlich durch die Bemühungen der engl. Regierung, welche alle einschlägigen Erfahrungen und statist. Erhebungen hierüber zusammengestellt, die Gutachten vieler der größten Ärzte gesammelt und die Resultate in einem berühmten Blaubuch («Papers relating to the history and practice of vaccination») niedergelegt hat, welches 1857 dem engl. Parlament vorgelegt wurde und zum gesetzlichen Impfzwang in England führte. Einen absoluten Schutz gewährt die J. allerdings nicht. Es bleibt immerhin möglich, daß ein Geimpfter (Impfling) ausnahmsweise noch von echten Pocken befallen wird; ebenso wenig ist aber auch jemand nach dem Überstehen der wahren Pocken vor einer neuen Erkrankung an denselben gefeit. Die J. gewährt ferner nur auf eine gewisse Zeit Schutz, und zwar im allgemeinen auf 10—12, höchstens 15 Jahre; nach dieser Zeit ist zur weitern Sicherung des Individuums die Wiederholung der J., die Revaccination, notwendig. Bei Ausbruch einer Pockenepidemie namentlich sollten sich alle diejenigen nochmals impfen lassen, bei welchen die frühere J. bereits länger als 8—10 Jahre zurückliegt. Erkrankt eine geimpfte Person während einer Pockenepidemie an den Menschenpocken, so treten diese jedoch in außerordentlich milder Form, als Varioloiden, auf.

Außer dem Zweifel an der Wirksamkeit machen die Impfgegner, welche hauptsächlich aus Naturärzten, Vegetarianern, Pietisten, einzelnen Geistlichen und den Sozialdemokraten bestehen, gegen die Vaccination insbesondere noch geltend, daß auch andere Krankheiten durch die J. auf den Impfling übertragen werden können, insbesondere die Skrofulose und die Syphilis. Wenn auch nach den neuern Untersuchungen über das Wesen der Skrofulose (s. d.) die Möglichkeit einer Übertragung auf den Impfling bei fahrlässiger und unvorsichtiger Ausführung der J. zugegeben werden muß, so läßt sich diese Übertragung doch leicht durch sorgfältige Auswahl der Stammimpflinge, noch sicherer durch die Anwendung reiner Tierlymphe verhüten. Auf die Bedeutung des Impfrotlaufs (Impferysipels), der von der Impfstelle aus auf verschieden große Strecken sich verbreiten und dann wirklich eine ernste Gefahr bedingen kann, haben die Impfgegner weit überschätzt, denn unter den vielen Millionen von glücklich verlaufenen J. ist die Zahl der in dieser Weise tödlich gewordenen Fälle eine verschwindend geringe. Die Möglichkeit einer Übertragung

der Syphilis gleichzeitig mit den Kuhpocken ist war gleichfalls nicht absolut in Abrede zu stellen, aber ebenfalls leicht zu vermeiden, wenn man nur von gesunden Kindern aus gesunden Familien oder nur mit animaler Lymphe impft; in der That fallen die wenigen, sicher beglaubigten Fälle von wirklicher Impfsyphilis (kaum 30—40 Fälle unter einigen hundert Millionen J.) nicht der J. als solcher, sondern lediglich nur der schlechten und nachlässigen Handhabung derselben zur Last. Auch der weitere Einwand der Impfgegner, daß mehr Kinder an Masern, Scharlach, Krupp u. dgl. erkranken als vor der Einführung der Schutzpockenimpfung, ist hinfällig, denn da seit der Austilgung der verheerenden Menschenpocken die Zahl der Kinder überhaupt größer geworden ist, so hat auch notwendig die Zahl jener Erkrankungen zugenommen. In derselben Weise läßt sich der nämliche Einwand in Bezug auf den Typhus entkräften.

Bezüglich der Ausführung der J. ist, wie schon im oben Erwähnten angedeutet, große Vorsicht in der Auswahl des Impfstoffs erforderlich. Man impft entweder mit frischer Kuhpockenlymphe, die von spontan erkrankten Kühen (s. Kuhpocke) entnommen oder in eigenen Impfinstituten durch Rückimpfung (Retrovaccination) vom Menschen auf das Kalb regeneriert wird (animale Impfung), oder man impft nur vermittelst humanisierter Lymphe von gesunden, zum ersten mal geimpften Kindern. Die alte Streitfrage, welche Methode besser und wirksamer sei, ist noch immer nicht endgültig entschieden; J. mit der wirklichen (originären) Kuhlymphe schlagen häufiger fehl und erregen vielfach viel heftigere örtliche Erscheinungen als die mit humanisierter Lymphe, wogegen die letztere nach der Ansicht vieler Ärzte, nachdem sie durch mehrere Generationen hindurchgegangen, mehr und mehr von ihrer Schutzkraft verliert und deshalb durch zeitweise Rückimpfung auf die Kuh der Auffrischung bedarf. Die Lymphe von revaccinierten Individuen ist in ihrer Wirkung unsicher und wird deshalb ungern benutzt; auch läßt sich beim Abimpfen von Erwachsenen die Übertragung von andern Krankheiten (Syphilis) nicht so leicht vermeiden als beim Abimpfen von Kindern. Wo man rein animale Lymphe aus gut eingerichteten und gut überwachten animalen Impfinstituten beschaffen kann, wird man dieser, namentlich in größern Städten, aus den oben angeführten Gründen den Vorzug geben. Die Lymphe muß dem Eiterbläschen am siebenten oder achten Tage entnommen und soll womöglich frisch, direkt von Arm zu Arm, übertragen werden; doch kann man sich auch, wo dies nicht möglich ist, der konservierten Lymphe bedienen, die man nach dem Ausfickern aus dem Eiterbläschen entweder unverdünnt oder mit Glycerin und Wasser verdünnt (Müllersche Glycerinlymphe) in fein ausgezogenen und luftdicht durch Zuschmelzen oder durch Siegellack verschlossenen Glasröhrchen aufbewahrt. Die J. selbst wird mit der Impflanzette (s. die nebenstehende Figur) oder mit der Impfnadel ausgeführt, welche beide sich in der Hauptsache nur dadurch voneinander unterscheiden, daß bei jener die Spitze eingeschlagen werden kann, bei dieser dagegen auf einem geraden Stiele festsitzt. Als Ort der J. pflegt man den Oberarm oder, wie dies zumal bei den Töchtern der bessern Stände in Frankreich und Nordamerika vielfach geschieht, den Oberschenkel zu wählen; in der Regel macht man mehrere, 6—10 Impfstellen in einer gewissen Entfernung voneinander, damit die einzelnen Pusteln nicht ineinander überfließen. Auf die geimpfte Stelle legt man etwas Pflaster. Wenn keine Pockenepidemie herrscht, impft man nur gesunde Kinder, kranke erst nach der Genesung, schwächliche mindestens erst nach Ablauf des ersten Jahres. Am dritten Tage nach der J. entsteht an der Impfstelle ein kleines rotes Knötchen, das am fünften bis sechsten Tage zum Bläschen wird, welches am achten Tage linsengroß ist und in der Mitte einen deutlichen Eindruck (Nabel) hat. Vom neunten Tage an wird der vordem klare Inhalt des Bläschens trübe und eiterig, und dieses trocknet später zum braunen Schorf ein, der in der dritten Woche, ausnahmsweise auch erst nach Monaten abfällt und eine anfangs leicht gerötete, später weiße strahlige oder streifige Narbe hinterläßt. Während des Ausbruchs der Pocken besteht ein leichtes Fieber, welches jedoch mit Beginn der Abtrocknung rasch vorübergeht. Das Jucken in der Impfstelle macht die Kinder zum Kratzen geneigt, woran sie indes zu hindern sind. Bei der Revaccination sind die Reaktionserscheinungen in der Regel weit geringer.

Eine Maßnahme, die eine so wichtige und wirksame Waffe gegen die Blatternseuche in die Hand gibt, wie die Schutzpockenimpfung, darf nicht dem guten Willen der Einzelnen überlassen bleiben; vielmehr hat der Staat unzweifelhaft das Recht und die Pflicht, für die geeignetste Ausführung derselben Sorge zu tragen. Ein gesetzlich geregelter Impfzwang erscheint in der That um so gerechtfertigter, als durch den Widerstand einzelner Individuen, welche sich aus Unverstand oder egoistischen Interessen dem Verfahren entziehen, die Wirksamkeit dieser wichtigen Schutzmaßregel wesentlich beeinträchtigt und abgeschwächt wird. In Deutschland wurde aus diesem Grunde zuerst (in Bayern 1807, in Baden 1815, in Hannover 1821) die gesetzliche J. in ausgedehntem Maße eingeführt, dann auch in andern Ländern, während man sich in England, dem Vaterlande Jenners, bis 1857 der Zwangsimpfung erwehrte, bis auch hier das mächtige Gewicht der in dem oben erwähnten Blaubuch enthaltenen Dokumente die Einführung der Impfbill veranlaßte. Im Deutschen Reiche ist trotz lebhafter Agitation der Impfgegner durch das Impfgesetz vom 8. April 1874 die allgemeine zwangsweise J. und Wiederimpfung gesetzlich eingeführt worden, wonach jedes nicht vorher durchblatterte Kind vor Ablauf des ersten Lebensjahres impfpflichtig, und jeder Schüler einer öffentlichen oder Privatlehranstalt innerhalb des Jahres, in dem er das 12. Lebensjahr zurückgelegt hat, der Revaccination zu unterwerfen ist. Waren die J. sowie die Wiederimpfung ohne Erfolg, so müssen sie in den zwei nächstfolgenden Jahren wiederholt werden. Weiterhin wird in der deutschen Armee jeder neueingestellte Soldat der Revaccination unterworfen, eine Maßregel, der allein es zu verdanken ist, daß seit der Einführung des Impfzwangs ein Todesfall an Pocken in der deutschen Armee überhaupt nicht

vorgekommen ist, während in der gleichen Zeit die Armeen der Nachbarländer eine nicht unbeträchtliche Zahl von Pocken-Todesfällen aufweisen.

Litteratur. Hoffert, «Kritik der hauptsächlichsten gegen die J. angeführten Einwürfe» (Danz. 1868); Kußmaul, «Zwanzig Briefe über Menschenpocken- und Kuhpockenimpfung» (Freib. i. Br. 1870); Bohn, «Handbuch der Vaccination» (Lpz. 1875); Demme, «Nutzen und Schaden der Schutzpockenimpfung» (Bern 1876); Jacobi, «Das Reichsimpfgesetz vom 8. April 1874. Nach den Materialien des Reichstags dargestellt» (Berl. 1875); Bollinger, «Über animale Vaccination» (Lpz. 1879); Loy, «Pocken und Vaccination» (2. Aufl., Bas. 1880).

Impfzwang, s. unter Impfung.

Imphee, s. Sorghum.

Impietät (lat.), Mangel an Pietät, Pflichtvergessenheit, gottloses, liebloses Betragen.

Implakabel (lat.), unversöhnlich, unerbittlich.

Implantation (lat.), Einpflanzung, Einpfropfung; implantieren, einpflanzen, einpfropfen, einimpfen.

Implizieren (lat.), in etwas mit einschließen, mit einbegreifen; implicite, ohne ausdrückliche Nennung in etwas mit einbegriffen, gleichsam versteckt in etwas enthalten.

Implorant (lat.), derjenige, welcher in der Exekutionsinstanz den Antrag auf gerichtliche Hilfe (Imploration) gegen seinen Gegner (den Imploraten) stellt; auch soviel wie Impetrant.

Impluvium (lat.), eine Vertiefung im Fußboden des röm. Atriums zur Aufnahme des durch das offene Dach hinabfließenden Regens.

Imponderabilien (neulat.), oder unwägbare Stoffe nannte man in der Physik die unbekannten Ursachen, durch welche man die Erscheinungen des Lichts (s. d.), der Wärme (s. d.), der Elektricität (s. d.) und des Magnetismus (s. d.) erklären zu können glaubte. Man nahm für jede Klasse dieser Erscheinungen die Existenz einer eigenen oder, wie bei der Elektricität und dem Magnetismus, gar zweier polar entgegengesetzter, sehr feiner, nicht schwerer, spezifischer Materien an, durch deren Bewegung oder Ruhe, Mangel oder Überfluß u. s. w. unter verschiedenen äußern Bedingungen jene Erscheinungen hervorgebracht würden. Neuere Untersuchungen haben aber darauf geführt, daß die Annahme solcher imponderabler Stoffe als Ursache der genannten Erscheinungen nicht statthaft ist, weil die Erscheinungen des Lichts und der strahlenden Wärme sich als schwingende Bewegungen eines als höchst fein und höchst elastisch vorausgesetzten, im ganzen Weltraume und in den Poren der Körper verbreitet angenommenen Stoffs, d. i. des sog. Weltäthers, ableiten lassen. Und da die Erscheinungen des Lichts und der Wärme vielseitig mit jenen der geleiteten Wärme, der Elektricität und des Magnetismus zusammenhängen und sich manche Erscheinungen des einen Gebiets in solche des andern umwandeln lassen, so müssen auch alle Erscheinungen des Lichts, der Wärme, der Elektricität und des Magnetismus teils auf periodischen Bewegungen jenes Äthers, teils auf Bewegungen der kleinsten Körperteilchen beruhen. Obwohl demnach die J. aus der modernen Naturlehre verschwunden sind, hat man dennoch, analog wie in der neuen Astronomie verglichen mit der ältern, des leichtern Ausdrucks halber, die ältere Sprechweise beibehalten, und man spricht bildlich doch immer von Mengen des Lichts, der Wärme, der Elektricität und des Magnetismus, als ob sie stofflich wären, meint jedoch dann die Stärken dieser Naturkräfte. Man nimmt zwar auch den obenerwähnten Weltäther als nicht schwer an, doch lag das Wesen der frühern J. in der spezifischen Verschiedenheit der verschiedenen Materien, während jetzt die verschiedenen Bewegungsformen des einen unwägbaren Äthers die verschiedenen Naturkräfte begründen.

Imponieren (lat.), einen mächtigen Eindruck machen, Achtung gebieten.

Import, s. Einfuhr.

Importation (frz.), soviel wie Import; importieren, Waren einführen.

Importun (lat.), unbequem, lästig fallend.

Imposant (frz.), soviel wie imponierend, namentlich bezüglich in die Sinne fallender Eigenschaften.

Imposito silentio (lat.), nach auferlegtem Stillschweigen, mit Auflegung der Verschwiegenheit.

Impost (vom mittellat. impostus), indirekte Abgabe für den Verbrauch irgend einer Ware, wie Salz, Getränke, Getreide u. s. w.

Impostor (lat.), Betrüger; Impostores doeti, gelehrte Betrüger, welche absichtlich Schriften falschen Verfassern unterschieben, eine Stelle absichtlich falsch citieren oder auslegen u. s. w. Besonders werden Impostores in der aus dem 16. Jahrh. stammenden Schrift «De tribus impostoribus» die drei Religionsstifter Moses, Jesus und Mohammed genannt.

Impotenz, männliches Unvermögen oder Mannesschwäche (impotentia coëundi), das Unvermögen, den Beischlaf auszuüben, ist entweder angeboren oder erworben, kann vorübergehend oder dauernd bestehen und beruht bald auf körperlichen, bald auf psychischen Ursachen. Zu den körperlichen Ursachen der J. gehören vorzugsweise: fehlerhafte Bildung des Penis und der Hoden, ein zu jugendliches Alter, körperliche Schwächezustände jeder Art, insbesondere nach fortgesetzten geschlechtlichen Ausschweifungen, angeborene Trägheit zum Geschlechtsgenuß, ferner Trunksucht, übermäßige Fettleibigkeit und manche chronische Vergiftungen (Opium, Blei, Arsenik u. a.); die psychischen Ursachen sind vorzüglich: Haß und Abneigung gegen den andern Teil, Schüchternheit und Mangel an Selbstvertrauen, besonders mit dem Bewußtsein einer ausschweifenden Vergangenheit, ferner übermäßig heftige Begierde zum Beischlaf, besonders bei übergroßer Reizbarkeit des Nervensystems, deprimierende Gemütsbewegungen (Kummer, Sorgen) und anhaltende Anstrengungen des Geistes.

Die Behandlung der J., welche gewöhnlich mit einer tiefen Verstimmung des Kranken einhergeht, erfordert ein sehr sorgfältiges Individualisieren, da die Heilmittel der Krankheit ebenso verschiedenartig sind wie ihre Ursachen. Bei vorhandener körperlicher Schwäche verordne man eine nahrhafte animalische Kost, reichliche Körperbewegung in freier Luft, Aufenthalt auf dem Lande, warme Bäder und kühle Abwaschungen der Genitalien; von den Arzneimitteln pflegen Eisen- und Chinapräparate zu nützen. Den Geschlechtsteilen selbst muß selbstverständlich längere Zeit hindurch völlige Ruhe und Schonung gegönnt werden, sie dürfen weder durch örtliche Mittel, noch durch aufregende Gedanken und Bilder in Thätigkeit versetzt werden, da jedwede Aufregung nur die vorhandene Schwäche

steigert. Wo das Unvermögen auf psychischen Ursachen beruht, kann nur eine sachkundige psychische Behandlung seitens eines erfahrenen Arztes die Krankheit beseitigen. Sind beide Hoden durch Krankheiten atrophisch geworden oder ganz entfernt worden, so ist die J. eine dauernde und unheilbare. Alle gegen die J. empfohlenen Geheimmittel sind unnütze Charlatanerien; ebenso muß vor dem Gebrauch aller Aphrodisiaka (s. d.) eindringlich gewarnt werden.

Imprägnation oder Imprägnierung (frz. imprégnation, engl. impregnation), soviel wie Anschwängerung, Tränkung oder Sättigung, wird besonders von gewissen teils der Chemie, teils der Mechanik angehörenden Prozessen gebraucht. So werden poröse Körper, Wolle u. s. w. mit Öl oder Fett, Flüssigkeiten mit Salzen, die sich in ihnen auflösen, oder mit Gasarten, Holz oder Gewebe mit feuerbeständigen Substanzen, um sie selbst flammensicher zu machen, imprägniert. Wichtig ist namentlich das Imprägnieren des Holzes mit verschiedenartigen Stoffen zur Verhinderung der Fäulnis, Schwammbildung und der Zerstörung durch Insekten. (S. Holzkonservierung.)

Imprägnieren, s. Imprägnation.

Impresario (ital.) heißt in Italien der Direktor einer Schauspielergesellschaft, welcher zugleich der Unternehmer auf eigene Gefahr und Kosten zu sein pflegt. Er erhält von den einzelnen Städten umsonst oder gegen Pacht ein Schauspielhaus eingeräumt, wirbt seine Truppe, deren Mitglieder nur von ihm abhängen, und vereinigt in seiner Hand meist sowohl die artistische als technische und ökonomische Leitung des Ganzen. Solange in Italien das improvisierte Lustspiel, die sog. Commedia dell' arte, blühte, entwarf der J. auch meist die Scenarien zu denselben, welche die einzelnen Schauspieler bei der Darstellung ausführten.

Impressionisten heißen die Vertreter einer Richtung der franz. Malerei, welche nicht lange vor 1870 zuerst aufgetaucht ist. Sie wollen die unbedingte Rückkehr zur Natur, auch insofern, als sie die Malerei in freier Luft (nicht im Atelier) verlangen. Ihr Streben ist darauf gerichtet, den Eindruck (impression) festzuhalten, welchen die farbige Oberfläche eines Gegenstandes auf das Auge ausübt, und alle verschwimmenden und verschwebenden Töne wiederzugeben, welche die Luft zu verschiedenen Tageszeiten unter dem Einfluß des wechselnden Lichts annimmt. Die bedeutendsten J. sind: Manet, Claude Monet, Pissaro, Renoir, Bertha Morisot, Sisley, Degas, Caillebotte, Boudin und Legros. Vgl. Duret, «Les peintres impressionistes» (1878).

Imprimatur (lat., d. i. es kann oder mag gedruckt werden), bei der Censur von Druckschriften durch Behörden oder bei der Korrektur die Erlaubnis zum Druck einer Schrift oder eines Bogens.

Improbabel (lat.), verwerflich; (frz.) unwahrscheinlich; davon: Improbabilität.

Improbität (lat.), Unredlichkeit.

Impromptu (frz.), von dem lat. in promptu, im Deutschen Stegreifwitz, nennt man eine unvorbereitete sinnreiche, den Bedingungen des Augenblicks angemessene Äußerung in Prosa oder in Versen, bestehe sie nun in einem einzelnen Witzworte (bon mot) oder in einer zusammenhängenden, abgerundeten Darstellung. Am effektvollsten ist das J., wenn es entweder einzelnen Individuen gegenüber als schnelle Entgegnung (riposte) oder einer ganzen Versammlung gegenüber mit treffenden Beziehungen auf allgemein bekannte Verhältnisse hervortritt. Veranlassung zu J. letzterer Art geben besonders die Tribüne und die Bühne; auf beiden zeichnen sich die Franzosen darin vorzüglich aus. Die deutsche Litteratur hat, ohne den Reichtum der französischen an Stegreifgedichten zu besitzen, doch in dem, was von den sog. Spruchsprechern auf uns gekommen, Meisterhaftes aufzuweisen. Gute Schlag- und Witzworte enthalten auch Zinkgrefs «Deutsche Apophthegmata» (2 Bde., Straßb. 1626—31).

Improperien (d. h. Vorwürfe) heißen von Palästrina komponierte, zuerst 1560 in der päpstl. Kapelle zu Rom aufgeführte, seitdem alljährlich am Karfreitage wiederholte Gesänge, weil sie Vorwürfe des Herrn an sein Volk enthalten.

Impropriation (neulat.), Belehnung mit Kirchengütern; geistliche Pfründe, die ein Laie zu vergeben hat.

Improvement (engl., spr. Imprūwment), Verbesserung.

Improvisade (ital. improvisata), eine Improvisation, improvisiertes Gedicht.

Improvisatoren (improvisatori) heißen in Italien Dichter, die aus dem Stegreif (ex improviso) jedes aufgegebene Thema sogleich ausführen, ihre Verse deklamieren oder unter Begleitung eines Instruments absingen. Bei Völkern von lebhafter und fruchtbarer Phantasie kommt die Gabe des Improvisierens, besonders durch Musik angeregt, häufig vor, z. B. bei Negerstämmen und unter den Arabern. Das lebhafteste Interesse im Abendlande für die improvisierte Poesie, und zwar in lat. Sprache, herrschte von jeher in Italien, an den Höfen von Urbino, Ferrara, Mantua, Mailand und Neapel. Als die griech. Gelehrten, welche im Laufe des 15. Jahrh. von Konstantinopel nach Italien flüchteten, daselbst mit dem Geschmack an ihrer Sprache und Litteratur auch ihre Gebräuche verbreiteten, führte man die Symposien ein, bei denen die Freuden der Tafel durch die des Geistes erhöht wurden. Leo X. liebte sie sehr, und unter den an seiner Tafel versammelten Gelehrten zeichnete sich besonders Andr. Marone (geb. 1474, gest. 1527) als J. aus. Nach Leos Tode fingen auch die J. an, statt in lat. Sprache in der lingua volgare, d. h. in der ital. Sprache, zu improvisieren. Großen Ruf erlangte Silvio Antoniano (geb. 1540 zu Rom); einer der berühmtesten J. aber war Bernardino Perfetti (geb. 1680 zu Siena, gest. zu Rom 1747), von dessen improvisierten Gedichten 1748 zwei Bände erschienen. Auch Metastasio zeigte von früher Jugend an ein seltenes Improvisationstalent. Andere berühmte italienische J. waren Zucco (gest. 1764 zu Verona), der an dem Abbate Lorenzi einen würdigen Zögling und Nachfolger hinterließ; der Advokat Bernardi in Rom; Ludov. Serio und Ludov. Rossi, beide Opfer der neapolit. Umwälzungen von 1799; ferner Francesco Gianni; Tommaso Sgricci (geb. zu Arezzo 1798, gest. zu Florenz 23. Aug. 1836), der sich im dramatischen Fach wie im lyrischen auszeichnete; Cicconi, der zu Rom 1829 eine ganze Epopöe improvisierte; der auch in Deutschland durch seine Reisen bekannt gewordene Bindocci aus Siena.

Unter den mit Improvisationstalent begabten Frauen wurde keine mehr gefeiert als Maddalena Moralli Fernandez aus Pistoja (gest. 1800), in der Akademie der Arkadier Corilla Olimpica genannt. Nächstdem sind noch als Improvisatricen zu

erwähnen Teresa Bandettini (geb. 1763, gest. 1837), Fortunata Sulgher-Fantastici aus Livorno, Rosa Taddei aus Rom, besonders aber Mazzei, geborene Lanti, und neuerdings die Sicilianerin Giovannina Milli. Auffallend ist es, daß die meisten J. in Toscana oder Venedig, namentlich in Siena und Verona, geboren sind, und daß dieses Talent sich bis auf die Gegenwart an diesen Orten fortgepflanzt hat. In Deutschland, wo Volkscharakter und Sprachform der Improvisation nicht günstig sind, findet sich fast nur in Steiermark und Tirol einiges Talent für die Stegreifdichtung. Unter den wenigen, die damit öffentlich auftraten, ist als der vorzüglichste hervorzuheben O. L. B. Wolff aus Altona (gest. 1851 als Professor in Jena), der bei seinem ersten Auftreten 1825 vieles Aufsehen erregte. Ferner sind zu nennen Dan. Schönemann, M. Langenschwarz, K. Richter, Frau Karoline Leonhardt-Lyser, Ed. Beermann aus Osnabrück und Wilh. Herrmann aus Braunschweig. In Frankreich versuchte sich als J. seit 1824 Eugène de Pradel, dem besonders kleine Gedichte, namentlich die sog. bouts rimés, trefflich gelangen, und in Holland Willem de Clercq.

Improvisieren, ohne alle Vorbereitung sprechen oder dichten. (S. Improvisade und Improvisatoren.)

Impudent (lat.), unverschämt, schamlos; Impudenz, Unverschämtheit; Impudicität, Schamlosigkeit, Unzüchtigkeit.

Impugnationsschrift hieß im frühern gemeinen Prozeß die Prozeßschrift, in welcher eine Partei die Beweisführung des Gegners kritisierte.

Impuls (lat.), Antrieb, Anregung zu etwas.

Impune (lat.), straflos; Impunität, Straflosigkeit.

Impurismus, Sprachunreinheit; Bestrebung, [die Sprache zu verunreinigen.

Imputation, s. Zurechnung.

Imputieren (lat.), einem etwas zurechnen, schuld geben, einen beschuldigen; imputabel, zurechnungsfähig; mit Verantwortlichkeit verknüpft; imputativ, zurechnend, beschuldigend.

Imst, Marktflecken und Hauptort im Oberinnthal (Tirol), alten Ursprungs, an der Einmündung des Gurgelthals in das Innthal, nach dem Brande von 1822 neu aufgebaut, 50 km westlich von Innsbruck, Bahnstation der Arlbergbahn, wird vom Malch- und Alpbach durchströmt, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat eine Volks- und Fortbildungsschule, ein Kapuzinerkloster, ein Institut der Barmherzigen Schwestern, die das Spital und die Kleinkinderbewahranstalt versehen, und eine got. Pfarrkirche, und zählt (1880) 2413 E., welche eine Papier- und Holzstofffabrik, zwei Baumwollwebereien, Druckereien, Färberei, größere Gerberei und zwei Bierbrauereien unterhalten. Bemerkenswert ist der Kalvarienberg mitten im Orte (bester Aussichtspunkt); in der Nähe ist die Rosengartlklamm, eine wildromantische Felsenschlucht, Gunglgrün und Vogelbühel, auf der westl. Bergstufe gelegen, mit schöner Aussicht, Schloß Starkenberg (Brauerei) und Altstarkenberg, sowie die Kapelle bei Brennbüchl (s. d.). Die Umgebung beherrschen östlich der pyramidale, 2300 m hohe Tschirant, westlich der Muttenkopf (2767 m) mit großartiger, weitumfassender Aussicht und einer Alpenvereinshütte. J. ist der Ausgangspunkt für die Touren ins Ötzthal, Pitzthal und Kaunserthal, sowie ins Lechthal.

In, chem. Zeichen oder Symbol für Indium.

Inabstinenz (neulat.), Unenthaltsamkeit.

In abstracto (lat., «im abgezogenen [Sinn]») d. h. losgelöst von der sinnlichen Anschauung, an sich betrachtet.

Inachos, der Hauptfluß der altgriech. Landschaft Argolis, wurde zugleich als ältester König desselben verehrt. Gleich den andern Flüssen galt er für einen Sohn des Okeanos. Nach einer Sage entsprang er eigentlich am Lakmongebirge im Lande der Perrhäber (nördlich vom Pindus), vermischte sich im Amphilochischen Argos mit dem Acheloos, und kam von da durch das Meer nach Argos. Im Streite Poseidons mit Hera um den Besitz des Landes soll J. sich für Hera entschieden haben, weshalb Poseidon zur Strafe den J. wasserarm machte.

Inädifikation (lat.), das Einbauen von Baumaterial des einen in ein einem andern gehöriges Grundstück. Das Eingebaute wird nach dem Grundsatz: «Superficies solo cedit», Eigentum des Grundeigentümers, der aber den Materialeigentümer dafür entschädigen muß. Bei spätern Wiederloslösung des Materials aus dem Bau lebt das Eigentum des Materialeigentümers wieder auf, falls der Grundeigentümer in bösem Glauben das fremde Material eingebaut hat. Baute der Materialeigentümer selber ein, so richtet sich sein Ersatzanspruch nach den Grundsätzen der Impensen (s. d.). Im letztern Fall gewährt das preuß. Recht dem Grundeigentümer die Wahl, Abbruch zu verlangen oder den Bauenden zur Übernahme der Baustelle zu nötigen.

Inagua, zwei der Bahama-Inseln im alten Bahama-Kanal, am äußersten Südende des Archipels. Groß-I., 95 km im NO. der Punta de Maisi von Cuba und 118 km nördlich von der Pointe du Môle St.-Nicolas der Insel Haïti, ist 1723 qkm groß und hat den Hauptort Mathew-Town; 15 km im NO. von dieser liegt die 94 qkm große Klein-I. Beide sind Koralleninseln.

Inaktiv (frz.), unthätig, außer Aktivität, außer (namentlich berufsmäßiger) Thätigkeit; davon: Inaktivität. [selbst.

Inalterabel (frz.), unveränderlich, unwandelbar

Inama-Sternegg (Karl Theod. von), Nationalökonom und Statistiker, geb. 20. Jan. 1843 zu Augsburg, studierte in München Geschichte, Jurisprudenz und Staatswissenschaften, wurde daselbst 1865 auf Grund einer Preisarbeit über die volkswirtschaftlichen Folgen des Dreißigjährigen Kriegs (erschienen im «Historischen Taschenbuch», 1864) zum Doktor der Staatswissenschaft promoviert, und war 1865—67 in Gerichts- und Verwaltungspraxis thätig. Er habilitierte sich 1867 als Privatdocent der Staatswissenschaften an der Universität München, wurde 1868 außerord. Professor in Innsbruck, 1871 daselbst ord. Professor, 1877 korrespondierendes Mitglied der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu Wien, 1880 ord. Professor an der Universität Prag, und übernahm 1881 als k. k. Hofrat und Direktor die Leitung des amtlichen statistischen Bureaus in Wien; gleichzeitig wurde er Honorarprofessor an der dortigen Universität, 1884 Präsident der k. k. statistischen Centralkommission. J. ist ein Vertreter der historischen Schule der Nationalökonomie. Seine Hauptschriften sind: «Verwaltungslehre» (Innsbr. 1870), «Untersuchungen über das Hofsystem im Mittelalter» (Innsbr. 1872), «Die Entwickelung der deutschen Alpendörfer» («Historisches Taschenbuch», 1878,

die Quellen der deutschen Wirtschaftsge- (Wien 1877), «Die Ausbildung der großen erschaften in Deutschland während der gerzeit» (Lpz. 1878), «Deutsche Wirtschafts- e» (Bd. 1, Lpz. 1879), sein Hauptwerk. gerle gab er heraus: «Die tirolischen Weis- (Bd. 1—3, Wien 1875—80).

novibel (frz.), unversetzbar, unabsetzbar; ovibilität, Unabsetzbarkeit der Beamten, lich der richterlichen.

nität (lat.), Leere, Eitelkeit, Nichtigkeit.

nition (neulat.), in der Theologie der er Erniedrigung Christi.

nition, in der Medizin Entkräftung, ung, Erschöpfung aus Mangel an Nahrung, gern, Verhungern; Inanitionskur, ur (s. d.).

nnum sequentem (lat.), aufs folgende [Jahr.

ntecessum (lat.), nach älterm Herkom- n voraus, auf Abschlag.

ppellabel (neulat.), nicht zur Appellation ng) geeignet.

pplikabel (frz.), unanwendbar; Inapplikät, Unanwendbarkeit; Inapplikation, an Fleiß, Geschick.

rmis (lat.), unter den Waffen.

rtikuliert (lat.), undeutlich (in Bezug auf prache), das Gegenteil von Artikuliert. tikulierte Töne.)

eternum (lat.), auf ewig.

iguraldissertation, Dissertation zur Er- oder beim Antritt eines akademischen Amts.

iguration (lat.) bedeutet die feierliche Ein- einer Person zu einem Amte, eines Ortes bestimmten Zwecke u. dgl., besonders durch me religiöser Handlungen. Sie wurde bei nern durch Einholung der Auspicien (s. d.), öttlichen Willen offenbarten, vorgenommen d, wie es heißt, bei den Königen statt, um achdem sie vom Volke erwählt waren, die Sanktion für das oberste priesterliche Amt hren. Unter der Republik bestand sie nur ere Gattungen von Priestern.

lanco, s. unter Blankett.

na pace (lat.), in gutem Frieden.

revi (lat.), in kurzem.

ndeszenzlampen, s. unter Elektrische n, Bd. VI, S. 18.

apita (lat.), nach Köpfen, nach einzelnen u gerechnet.

rceration (lat.), die Einklemmung, na- der Darmbrüche (s. unter Bruch, Bd. III,) oder verschlungener Darmpartien. (S. erschlingung.)

rnat (lat.), wahrscheinlich eine Abkürzung Worte in granatis, die hochrote, keines- ber fleischfarbene Farbe, obschon dies eine öhnliche Annahme ist; dann auch das tiefe des Antlitzes bei Affekten der Leidenschaft, m u. s. w.; mißbräuchlich wird der Aus- gar statt Carnation (s. d.) angewendet.

rnatin nennen die Engländer die etwas Farbe als Incarnat.

rnation (vom lat. caro, d. i. Fleisch), chung», Fleischwerdung, Menschwerdung, s die Menschwerdung Christi.

rtaden (span.), mutwillige Streiche.

stratūra (neulat.), kleiner Behälter in rsteinen zur Aufbewahrung von Reliquien.

In casum (lat.), für den Fall; in casum contraventionis, für den Übertretungsfall; in casum necessitatis, für den Notfall; in casum succumbentiae, für den Fall des Unterliegens und des Streitverlustes.

Ince-in-Makerfield, Stadt in der engl. Grafschaft Lancaster, 2 km im SW. von Wigan, an der Eisenbahn Wigan-Newton, mit (1881) 16017 E., Baumwollspinnereien und Steinkohlengruben.

Incensatio (mittellat.), in der kath. Kirche das Verbrennen des Weihrauchs beim Gottesdienste und das Beräuchern des Altars.

Incensio lunae (lat., «die Anzündung des Mondes»), Neumond.

Incensorium (Incensarium, mittellat.), [Rauchfaß.

Inceſt, s. Blutschande.

Incestuosus (lat.), das in Blutschande (Inceſt) erzeugte Kind. Die frühere Rechtsanschauung stellte solche Kinder vielfach, besonders in ihrer Erbberechtigung, zurück. Diese Strenge kennt nur noch der Code Napoléon. Im übrigen werden sie nicht anders als andere uneheliche Kinder behandelt, nur ist Legitimation durch nachfolgende Ehe der Eltern selbstverständlich unmöglich.

Inch (engl., spr. Intsch), der engl. Zoll, der 12. Teil des engl. Fußes = 2,54 cm.

Inchbald (Elizabeth, geb. Simpson), engl. Schauspielerin und Schriftstellerin, geb. 15. Okt. 1753 zu Stanningfield bei Bury St.-Edmunds, betrat zuerst in London die Bühne und heiratete den Schauspieler Inchbald (gest. 1779). Später widmete sie sich dem schriftstellerischen Berufe. Unter ihren dramatischen Werken fanden namentlich die Posse «A Mogul tale» und das Lustspiel «I'll tell you what» Beifall. Auch gab sie «The British theatre, with biographical and critical remarks» (25 Bde., 1806—9) und andere ähnliche Sammlungen heraus. Ihre beiden Romane «A simple story» (1791) und «Nature and art» (1796) erfreuten sich einer sehr günstigen Aufnahme. Sie starb in Kensington 1. Aug. 1821. Ihre Memoiren gab Boaden heraus (Lond. 1832).

Inch-Cape, Felsenbank an der Ostküste der schott. Grafschaft Forfar. (S. Bell-Rock.)

Inchmarnock, zur schott. Grafschaft Bute (s. d.) gehörige Insel.

Inchoativa (vom lat. inchoare, anfangen) nennt man in der Grammatik Verba, die den Anfang einer Handlung oder das Übergehen in einen Zustand bezeichnen (z. B. lat. reminisci, sich ins Gedächtnis zurückrufen, albescere, weiß werden.)

Incident, Incidentsachen, hießen im frühern gemeinen Prozeßrecht solche im Verlaufe des Prozesses auftauchende Fragen, welche nicht unmittelbar die streitige Sache selbst betrafen, wie z. B. Gesuche um Fristverlängerung, Wiedereinsetzung in den vorigen Stand gegen Versäumnisse. Das Verfahren darüber nannte man Incidentverfahren. (S. Zwischenstreit.)

Incidentia (sc. remedia, «einschneidende Mittel»), bei den Jatromathematikern (s. d.) solche Heilmittel, welche eine Verdünnung der Körpersubstanzen, namentlich verdickter und zäher Säfte bewirken; häufig auch gleichbedeutend mit Drastica. (S. unter Drastisch.)

Incidenzwinkel, soviel wie Einfallswinkel.

Incidierende Mittel, s. Incidentia.

Incidit in Scyllam qui vult vitāre Charybdim, s. unter Charybdis.

Incineration (neulat.), das Einäschern, Verbrennen zu Asche, auch das Bestreuen mit Asche.

Incipieren (lat.), anfangen; Incipient, Anfänger.

Incision (lat.), das Einschneiden, der Einschnitt, besonders bei Operationen; incisiv, einschneidend; Incisiven, die Schneidezähne; Incisum, Einschnitt; kurzer Zwischensatz; Incisur, Einschnitt, Aushöhlung.

Incisorium (lat.), chirurgisches Instrument, soviel wie Bistouri.

Incitieren (lat.), anregen, anreizen, antreiben; incitabel, erregbar, reizbar; Incitabilität, Reizbarkeit, Erregbarkeit; Incitamente, incitantia, Mittel zur Anregung der Lebensthätigkeit, Reizmittel; incitativ, anregend, anreizend.

Inclangorium (mittellat.), Glöckchen, womit vor Erfindung der Glocken das Zeichen zum Gottesdienste gegeben wurde.

Inclusi oder Reclusi hießen im Mittelalter Ordensleute, welche bei Städten, Dörfern oder Klöstern sich in Zellen einschlossen, um in strengster Zurückgezogenheit sich beschaulichem Leben hinzugeben. Die weiblichen Ordensleute hießen Inclusä oder Reclusä.

Incoërcibel (frz.), nicht coërcibel, unzähmbar, unsperrbar; incoërcible Gase (Incoërcibilien), Gase, welche nicht in den flüssigen Zustand übergeführt werden können; früher brauchte man Incoërcibilien auch statt Imponderabilien (s. d.).

Incolat, soviel wie Indigenat.

In commune bonum (in communem utilitatem, lat.), zum allgemeinen Besten.

In communi (lat.), insgemein, gemeinschaftlich.

Incomplaisance (frz.), Ungefälligkeit.

In coena domini (lat.), «Beim Mahl des Herrn», Anfangsworte der berüchtigten, in ihrer ursprünglichen Gestalt von Urban V. (1362—70) herrührenden, durch Pius V. 1567 und durch Urban VIII. 1627 zeitgemäß erneuerten Bulle (auch Nachtmahlsbulle genannt). Dieselbe enthält eine umfängliche Verwahrung aller Rechtsansprüche des päpstlichen Stuhls, verbunden mit der feierlichen Exkommunizierung und Verfluchung aller Ketzer. Der Anordnung Pius' V. zufolge sollte sie jährlich am Grünen Donnerstag in allen Kirchen verlesen werden, was sich aber des Widerstandes wegen, den sie nicht nur in Frankreich, wo deshalb 1568 große Unruhen ausbrachen, sondern auch in Deutschland und anderwärts fand, nur in Rom bewerkstelligen ließ. Pius IX. soll 1869 ihre öffentliche Verlesung abgeschafft haben. Vgl. Lebret, «Pragmatische Geschichte der Bulle In coena domini» (4 Bde., Lpz. 1769).

Inconcinn (lat.), nicht concinn (s. d.).

In concreto (lat.), in einem bestimmten Falle. (S. unter konkret.)

In contumaciam verurteilen, s. Kontumaz.

In corpore (lat.), in Gesamtheit, insgesamt.

Incredibile visu (lat.), unglaublich beim Anblick, d. h. man traut seinen Augen nicht.

Incroyable (frz.), Bezeichnung der dreieckigen, mit großen Krempen versehenen Hüte, welche in Frankreich unter dem Direktorium getragen wurden; auch Bezeichnung der Träger solcher Hüte, soviel wie Modegeck, Stutzer.

Incrustation, s. Inkrustation.

In curia (lat.), an öffentlicher Gerichtsstelle, auf dem Rathause.

Incus (Amboß), das mittlere Knöchelchen. (S. unter Gehör, [illegible]

Ind., Abkürzung für Indikativ.

Ind., offizielle Abkürzung für Staat Indiana.

I. N. D., Abkürzung für In nomine Domini), im Namen Gottes (des

Indals-elfven, Fluß in Schweden, an der norweg. Grenze, durchfließt verschiedenen Namen und nimmt tern Laufe den Namen J. an. Wasserfälle, worunter der 71 m hohe mündet 20 km nördlich von Sundsvall. Laufe von 400 km in den Kristinehamn Bucht des Bottnischen Meerbusens.

Indebite (lat.), ohne Verbindlichkeit bitum, Nichtschuld; Indebitum, tümliche Bezahlung einer Nichtschuld.

Indecenz (lat.), Verstoß gegen unschickliche Rede oder Handlung, die sich auf das Geschlechtsverhältnis

In defectu (lat.), in Ermangelung terlassung.

Indefinitum (scil. pronomen), tes Fürwort, z. B. jemand, irgend

Indeklinabel (lat., unbeugbar), nierbar (von Wörtern).

Indelebilis (lat.), unzerstörbar, Sprachgebrauch der kath. Kirche racter indelebilis (s. d.).

Indelikat (frz.), unzart, unfein.

Indelta- (eingeteilte) Truppen, Schweden auf Grund des Indelningsverks alters her aufgebrachten Truppen denszeit den weitaus größten Teil zu 2 Bataillonen und 5 Bataillonen 5 Regimenter und 1 Jägerkorps sammen 23567 Mann Infanterie ter) des stehenden Heeres bilden machung durch Einstellung von Mannschaften auf ungefähr die gebracht werden können. Die werden vom ländlichen Grundbesitz unterhalten. Die Grundstücke vinzen sind in Gruppen geteilt, Mann zu stellen hat. Der Soldat Torp (Wohnhaus mit Acker) und Lohn in Geld oder Produkten, zum Dienste berufen wird, Soldrung; seit 1875 beziehen die Offiziere statt des Einkommens u. s. w. feste Besoldung. Die geworben und bleibt, solange Dienste; Mannschaften von 50 nichts Seltenes. Die Anfänge lichen Einrichtung reichen bis in 15. Jahrh. zurück. Der militärische delta-Truppen wird in Schweden angeschlagen, doch sind bisher geschlagen, eine Reorganisation der Einrichtung zwischen der Regierung tage zu vereinbaren.

Indemnisieren (frz.), entschädigen halten, Indemnität (s. d.) erteilen.

Indemnität (lat.), d. i. Straflosigkeit (namentlich in der Zusammensetzung bill) im engl. Verfassungsleben ein Wenn die Regierung irgend etwas wozu ihr nach der Verfassung ein

Incineration (neulat.), das Einäschern, Verbrennen zu Asche, auch das Bestreuen mit Asche.

Incipieren (lat.), anfangen; Incipient, Anfänger.

Incision (lat.), das Einschneiden, der Einschnitt, besonders bei Operationen; incisiv, einschneidend; Incisiven, die Schneidezähne; Incisum, Einschnitt; kurzer Zwischensatz; Incisur, Einschnitt, Aushöhlung.

Incisorium (lat.), chirurgisches Instrument, soviel wie Bistouri.

Incitieren (lat.), anregen, anreizen, antreiben; incitabel, erregbar, reizbar; Incitabilität, Reizbarkeit, Erregbarkeit; Incitamente, incitantia, Mittel zur Anregung der Lebensthätigkeit, Reizmittel; incitativ, anregend, anreizend.

Inclangorium (mittellat.), Glöckchen, womit vor Erfindung der Glocken das Zeichen zum Gottesdienste gegeben wurde.

Inclusi oder Reclusi hießen im Mittelalter Ordensleute, welche bei Städten, Dörfern oder Klöstern sich in Zellen einschlossen, um in strengster Zurückgezogenheit sich beschaulichem Leben hinzugeben. Die weiblichen Ordensleute hießen Inclusä oder Reclusä.

Incoërcibel (frz.), nicht coërcibel, unzähmbar, unsperrbar; incoërcible Gase (Incoërcibilien), Gase, welche nicht in den flüssigen Zustand übergeführt werden können; früher brauchte man Incoërcibilien auch statt Imponderabilien (s. d.).

Incolat, soviel wie Indigenat.

In commune bonum (in communem utilitatem, lat.), zum allgemeinen Besten.

In communi (lat.), insgemein, gemeinschaftlich.

Incomplaisance (frz.), Ungefälligkeit.

In coena domini (lat.), «Beim Mahl des Herrn», Anfangsworte der berüchtigten, in ihrer ursprünglichen Gestalt von Urban V. (1362—70) herrührenden, durch Pius V. 1567 und durch Urban VIII. 1627 zeitgemäß erneuerten Bulle (auch Nachtmahlsbulle genannt). Dieselbe enthält eine umfängliche Verwahrung aller Rechtsansprüche des päpstlichen Stuhls, verbunden mit der feierlichen Exkommunizierung und Verfluchung aller Ketzer. Der Anordnung Pius' V. zufolge sollte sie jährlich am Grünen Donnerstag in allen Kirchen verlesen werden, was sich aber des Widerstandes wegen, den sie nicht nur in Frankreich, wo deshalb 1568 große Unruhen ausbrachen, sondern auch in Deutschland und anderwärts fand, nur in Rom bewerkstelligen ließ. Pius IX. soll 1869 ihre öffentliche Verlesung abgeschafft haben. Vgl. Lebret, «Pragmatische Geschichte der Bulle In coena domini» (4 Bde., Lpz. 1769).

Inconcinn (lat.), nicht concinn (s. d.).

In concreto (lat.), in einem bestimmten Falle. (S. unter konkret.)

In contumaciam verurteilen, s. Kontumaz.

In corpore (lat.), in Gesamtheit, insgesamt.

Incredibile visu (lat.), unglaublich beim Anblick, d. h. man traut seinen Augen nicht.

Incroyable (frz.), Bezeichnung der dreieckigen, mit großen Krempen versehenen Hüte, welche in Frankreich unter dem Direktorium getragen wurden; auch Bezeichnung der Träger solcher Hüte, soviel wie Modegeck, Stutzer.

Incrustation, s. Inkrustation.

In curia (lat.), an öffentlicher Gerichtsstelle, auf dem Rathause.

Incus (Amboß), das mittlere der drei Gehörknöchelchen. (S. unter Gehör, Bd. VII, S. 673*.)

Ind., Abkürzung für Indikativ.

Ind., offizielle Abkürzung für den nordamerik. Staat Indiana.

I. N. D., Abkürzung für In nomine Dei (oder Domini), im Namen Gottes (des Herrn).

Indals-elfven, Fluß in Schweden, entspringt an der norweg. Grenze, durchfließt Jemtland unter verschiedenen Namen und nimmt erst in seinem untern Laufe den Namen J. an. Er bildet mehrere Wasserfälle, worunter der 71 m hohe Edforsen, und mündet 20 km nördlich von Sundsvall nach einem Laufe von 400 km in den Kringerfjärden, eine Bucht des Bottnischen Meerbusens.

Indebite (lat.), ohne Verbindlichkeit; Indebitum, Nichtschuld; Indebiti solutio, irrtümliche Bezahlung einer Nichtschuld.

Indecenz (lat.), Verstoß gegen die Schicklichkeit, unschickliche Rede oder Handlung, besonders solche, die sich auf das Geschlechtsverhältnis bezieht.

In defectu (lat.), in Ermangelung, durch Unterlassung.

Indefinitum (scil. pronomen, lat.), unbestimmtes Fürwort, z. B. jemand, irgend einer u. s. w.

Indeklinabel (lat., unbeugsam), nicht deklinierbar (von Wörtern).

Indelebilis (lat.), unzerstörbar; daher im Sprachgebrauch der kath. Kirche der Ausdruck Character indelebilis (s. d.).

Indelikat (frz.), unzart, unfein.

Indelta- (eingeteilte) Truppen heißen die in Schweden auf Grund des Indelningsverks von alters her aufgebrachten Truppen, welche in Friedenszeit den weitaus größten Teil (19 Regimenter zu 2 Bataillonen und 5 Bataillone Infanterie, 5 Regimenter und 1 Jägerkorps Kavallerie, zusammen 23567 Mann Infanterie und 3569 Reiter) des stehenden Heeres bilden und bei der Mobilmachung durch Einstellung von Beväring- (Miliz-) Mannschaften auf ungefähr die doppelte Stärke gebracht werden können. Die Indelta-Soldaten werden vom ländlichen Grundbesitze gestellt und unterhalten. Die Grundstücke der einzelnen Provinzen sind in Gruppen geteilt, deren jede einen Mann zu stellen hat. Der Soldat erhält einen Torp (Wohnhaus mit Acker) und einen jährlichen Lohn in Geld oder Produkten, daneben, wenn er zum Dienste berufen wird, Sold von der Regierung; seit 1875 beziehen die Offiziere und Unteroffiziere statt des Einkommens aus dem Torp u. s. w. feste Besoldung. Die Mannschaft wird geworben und bleibt, solange sie rüstig ist, im Dienste; Mannschaften von 50—60 Jahren sind nichts Seltenes. Die Anfänge dieser eigentümlichen Einrichtung reichen bis in den Beginn des 15. Jahrh. zurück. Der militärische Wert der Indelta-Truppen wird in Schweden selbst nicht hoch angeschlagen, doch sind bisher alle Versuche fehlgeschlagen, eine Reorganisation dieser altgewohnten Einrichtung zwischen der Regierung und dem Reichstage zu vereinbaren.

Indemnisieren (frz.), entschädigen, schadlos halten, Indemnität (s. d.) erteilen.

Indemnität (lat.), d. i. Straflosigkeit, spielt (namentlich in der Zusammensetzung Indemnitybill) im engl. Verfassungsleben eine wichtige Rolle. Wenn die Regierung irgend etwas gethan hat, wozu ihr nach der Verfassung ein formelles Recht

nicht zustande, was sie aber im Interesse des Landes für geboten hielt, so kommen die Minister beim nächsten Parlament um eine Indemnitäts-Bill ein, deren Annahme den Verzicht des Parlaments auf eine etwa zu erhebende Anklage enthält. Die der englischen nachgebildeten Verfassungen haben Ähnliches für die Fälle festgesetzt, wo die Regierung gewisse Akte ohne die verfassungsmäßige Zustimmung der Landesvertretung vornehmen würde. In neuerer Zeit wurde historisch bedeutungsvoll die J., welche das preußische Ministerium nach Beendigung des Deutschen Kriegs von 1866 beim Landtage einholte wegen des während der Konfliktszeit ohne Zustimmung der Landesvertretung geführten Staatshaushalts. (S. Preußen.)

Inden oder Hingking, Stadt in der Mandschurei (s. d.).

Indent (engl.) oder Indentgeschäft ist ein seit neuester Zeit im Verkehr mit Ostasien aufgekommenes Geschäft und bedeutet eigentlich den Vertrag, durch welchen ein in Indien bestehendes Handlungshaus von Europäern einem eingeborenen Händler bestimmte europ. Waren zu einem in der Landesmünze festgesetzten Preise zu liefern verspricht. Darunter ist also ein Kauf zu verstehen. Noch gewöhnlicher versteht man aber unter J. denjenigen Vertrag, welchen jene Verkäufer mit einem europ. Fabrikanten oder Handlungshause — in der Regel durch Vermittelung eines Agenten — behufs Anschaffung der Waren abschließt, und dieser Vertrag kann Kommissionsgeschäft oder ebenfalls Kauf sein.

In Deo confidimus (lat.), bei Gott ist Rat.

Independence, Stadt im nordamerik. Staate Missouri, an dessen westlichster Grenze, Hauptstadt des County Jackson, liegt rechts am Missouri und ist Station der Missouri-Pacific-Eisenbahn, zählt (1880) 3146 E., war aber früher bedeutender als Ausgangspunkt für die Warenzüge und Reisen nach den westl. Ebenen und den Felsengebirgen. Seit Eröffnung der Pacific-Bahnen ist J. jedoch zur Unbedeutendheit herabgesunken. Neuerdings haben sich zahlreiche Mormonen in J. angekauft.

Independencia, Stadt in der Republik Uruguay, s. Fray-Bentos.

Independenten oder Kongregationalisten heißen die Mitglieder einer in England und Amerika weit verbreiteten kirchlichen Partei, welche die volle Selbständigkeit jeder einzelnen Gemeinde und ihre Unabhängigkeit sowohl vom Staate als von jeder größern Kirchengemeinschaft zum Grundsatze hat. Jede größere oder geringere Anzahl von Christen, welche sich auf Grund freier Übereinkunft in demselben Hause zum Gottesdienste zusammenfinden, bildet eine selbständige Gemeinde. Alle Glieder derselben sind gleichberechtigt. Sie ordnen nach Stimmenmehrheit alle äußern und innern Angelegenheiten. Sie haben keine Behörden und keine amtlich bestellten Prediger, sondern jedes Mitglied kann durch Majoritätsbeschluß zur Predigt und Sakramentsverwaltung berufen und wieder von dieser Funktion entbunden werden. Kein Bekenntnis, keine symbolische Glaubensformel verpflichtet die J., es genügt die Versicherung, daß man an das Evangelium Jesu Christi glaube und die Heilige Schrift als Quelle und Norm des Glaubens anerkenne. Die Entstehung der J. geht zurück auf Robert Brown (s. d.), gest. 1630. Durch John Robinson (gest. 1626) wurden sie in etwas nüchternere Bahnen gelenkt, indem er die Bestellung zum Prediger von dem Besitz gewisser Fähigkeiten und Kenntnisse abhängig machte. Henry Jacob kehrte 1616 von Holland, wo die ersten Gemeinden gebildet waren, nach England zurück und begründete die erste Independentengemeinde in London. Während der Revolution nahm ihre Zahl und ihr Einfluß bedeutend zu, da Cromwell sie begünstigte. Mit seiner Einwilligung beschickten mehr als hundert Independentengemeinden 1658 die Versammlung in der Savoy, wo ein Glaubensbekenntnis und eine Kirchenordnung festgestellt wurde. Auch diesen Beschlüssen wurde bindende, symbolische Autorität nicht beigelegt. Als das Königtum wieder hergestellt und 1662 die Uniformitätsakte erlassen war, brach über die J. eine Zeit schwerer Bedrückung herein. Viele mußten ihren Widerstand im Gefängnisse büßen; noch mehr suchten sich in Amerika eine neue Heimat. In England erhielten auch die J. durch die Toleranzakte Wilhelms von Oranien 1689 staatliche Anerkennung. Seitdem haben sie sich in England und Nordamerika immer mehr ausgebreitet und durch kräftige Vertretung der religiösen Toleranz, sowie durch Pflege christl. Liebesthätigkeit und theol. Wissenschaft Verdienste erworben. Vgl. Fletcher, «History of Independency in England» (4 Bde., Lond. 1862); Barclay, «The inner life of the religious societies of commonwealth» (Lond. 1877).

In depositō (lat.), in (gerichtlicher) Verwahrung.

Inder. Die einzelnen Bestandteile der Bevölkerung von Indien, in ihrer Rassenabstammung sehr verschieden, zeigen auch in Bezug auf Körperbildung, Charakter, geistige Anlagen, Lebensweise und Beschäftigungen eine große Verschiedenheit. Man kann füglich drei verschiedene Völkerschichten unterscheiden, nämlich 1) die arischen Hindu, 2) die sog. Dravidastämme und 3) die Kolh- oder Vindhyastämme. Die arischen Hindu zeichnen sich durch einen schön und regelmäßig gebauten, die mittlere Höhe von 1,55 m aber nur selten überschreitenden, auffallend beweglichen und elastischen Körper, kleine und schön geformte Hände und Füße aus. Ihre Kopf- und Gesichtsbildung ist die der kaukasischen (indoeurop.) Rasse Blumenbachs, nähert sich aber mehr jener der dunkeln romanischen als der der lichten german. Völker Europas. Ihre Augen und Haupthaare sind schwarz, die letztern lang und glatt; die Männer haben einen starken Bartwuchs. Die Hautfarbe zeigt alle Nuancen und Farbenübergänge zwischen dem gelblichen Weiß des Südeuropäers, dem Olivenbraun und der Rußfarbe bis zu völligem Schwarz (letzteres bei gemischten Stämmen). Die Frauen und auch die Männer aus den höhern unvermischten Kasten zeichnen sich in der Regel durch hellere Hautfarbe aus. Die dravidischen Völker im Dekhan haben die kaukasische Schädel- und Gesichtsbildung, aber ihre Hautfarbe ist im ganzen dunkler als die der nördlichern Hindu, von denen sie sich auch durch ihre Sprache unterscheiden. In der Hautfarbe verschiedener Volksstämme im Süden der Halbinsel, namentlich an der Koromandelküste, sticht mehr das Gelb hervor. Durch eine von dem kaukasischen Typus wesentlich abweichende Kopf- und Gesichtsform, eine gröbere und kräftigere Körperbildung unterscheiden sich von den arischen Hindu die sog. Kolh- oder Vindhyastämme, wie die Bhils, Khonds,

Kólas, Kandas und andere mehr oder weniger barbarische Volksstämme in dem nördl. Teile der Präsidentschaft Bombay, namentlich auf der Halbinsel Guzerate, in den Thälern des Vindhyagebirges, in der Landschaft Orissa und andern Gegenden, welche für mehr oder weniger mit den fremden Einwanderern vermischte oder ganz unvermischt gebliebene Überreste der Urbevölkerung gehalten werden. Diese Völkerschaften sind im allgemeinen auch dunkler gefärbt als die arischen Hindu, wiewohl unter ihnen auch Stämme mit lichterer Haut vorkommen, wie namentlich bei den Bhils. Die reiche geistige Begabung der arischen Inder geht aus der sehr hohen Stelle hervor, welche sie als uraltes Kulturvolk einnehmen (s. Sanskrit und Indische Religion), sowie aus den Erzeugnissen ihrer Industrie und gewerblichen Thätigkeit, wie z. B. aus ihren durch Feinheit, Güte und Farbenpracht ausgezeichneten Geweben aus Baumwolle und Seide, ihren Shawls und Teppichen. Bemerkenswert ist die hohe Stelle, welche unter den geistigen Kräften der Hindu die Phantasie einnimmt. Hierdurch unterscheiden sie sich sehr wesentlich von den andern asiat. Völkern, namentlich von ihren Nachbarn, den Tibetern und Indochinesen und dem klassischen Kulturvolke Ostasiens, den Chinesen. Der Charakter der Hindu im allgemeinen hat sowohl durch die tiefe Einwirkung verschiedener aus ältester Zeit bis in die Gegenwart bestehender, für unantastbar und heilig gehaltener nationaler Institutionen, wie namentlich der Kasteneinteilung und des spezifisch indischen Polytheismus, des Brahmanismus, als auch infolge der Überherrschung Ostindiens durch fremde Nationen seit fast einem Jahrtausend ein eigentümliches, keineswegs sehr günstiges Gepräge erhalten. Ganz besonders nachteilig hat die Herrschaft der mohammed. Eroberer auf den Charakter der Hindu eingewirkt, obgleich das spezifisch indische Kulturelement von dem arab.-islamitischen immer getrennt geblieben ist. Die Hindu im allgemeinen haben alle Fehler geknechteter Völker. Sie sind wenig kriegerisch, kriechend höflich, aber ebenso falsch und unzuverlässig, lügnerisch, hartherzig, rachsüchtig, grausam und blutdürstig, wissen aber die Leidenschaften, von denen sie innerlich bewegt werden, äußerlich zu verbergen. Kein anderes Volk übertrifft sie in Bezug auf religiösen Fanatismus, Aberglauben und Festhalten an den Überlieferungen und Vorschriften ihrer Religion. Bei Reichen und Vornehmen tritt auch eine üppige Sinnlichkeit stark hervor. Tugenden der Hindu sind Mäßigkeit, die Geschlechtsliebe ausgenommen, Reinlichkeit, Geduld, Vorliebe für friedliche Beschäftigungen, namentlich für den Ackerbau, Lernbegierde und Hochschätzung der Wissenschaft. Einen großen Gegensatz zu den arischen Hindu hinsichtlich ihres Kulturzustandes bilden die Bhils, Kólas, Khonds und andere als Überreste der Urbevölkerung von Vorderindien bezeichnete Volksstämme. Viele von ihnen leben noch im Naturzustande, als Hirten, Jäger und Räuber, ohne Ackerbau und manche selbst ohne Viehzucht. Bei mehrern derselben, wie z. B. bei den Khonds, sind noch jetzt Menschenopfer in Gebrauch; auch sollen dieselben sogar noch jetzt hin und wieder kranke und altersschwache Personen ihrer Familie töten und verzehren. [deräb.)

Inderáb, Stadt im afghan. Turkestan. (S. An-

Indeterminismus, s. unter Determinismus.

Index oder Index librorum prohibitorum heißt das Verzeichnis derjenigen Bücher, welche die kath. Kirche wegen der angeblich darin befindlichen ketzerischen oder sonst verwerflichen Meinungen namentlich den Laien verbietet. Den Namen der Indices librorum expurgatorum oder Indices librorum expurgandorum führen die Verzeichnisse der Schriften, welche nur gebraucht werden dürfen, wenn sie von Stellen gereinigt sind, die der Kirchenlehre zuwiderlaufen. Schon in der frühern Zeit gab es kirchliche Bücherverbote. Als das erste kann das Dekret des Papstes Gelasius' I. «de libris recipiendis et non recipiendis» (496) betrachtet werden. Als sich nach der Erfindung der Buchdruckerkunst die Zahl der Bücher mehrte, war man um so eifriger bedacht, die Verbreitung kirchenfeindlicher Schriften zu hindern (s. Censur), und nach der Reformation suchte man alle der neuen Lehre günstige Schriften gänzlich zu unterdrücken. Bereits 1546 ließ die Universität Löwen ein Verzeichnis verbotener Bücher drucken, 1557 und 1559 ließ Papst Paul IV. durch die Inquisition in Rom ein Verzeichnis der verbotenen Bücher bekannt machen, welches der erste eigentliche römische J. ist. Gleichzeitig (1558) untersagte er selbst den Theologen und Gelehrten das ihnen früher gestattete Lesen ketzerischer Bücher. Während bisher nur ketzerische Bücher verurteilter Schriftsteller verboten waren, zerfiel der J. nun in drei Klassen. In der ersten Klasse fanden die Gelehrten, selbst der kath. Kirche, deren sämtliche Werke dem Verbot unterlagen; in der zweiten die verbotenen Werke derjenigen Schriftsteller, deren übrige Bücher nicht untersagt waren; in der dritten die anonymen Werke. Auf das Lesen der verbotenen Bücher wurde die Strafe der sog. Excommunicatio latae sententiae gesetzt. Der von der Kirchenversammlung zu Trient in der 18. Sitzung (1562) zur Regelung des Verfahrens gegen ketzerische Bücher eingesetzte Ausschuß wurde mit seinen Arbeiten nicht fertig, daher die Kirchenversammlung in ihrer letzten Sitzung diese Angelegenheit dem Papste zur Erledigung überließ. Pius IV. veröffentlichte nun 1564 ein neues Verzeichnis der zu verbietenden Bücher, und so entstand der sog. «Index Tridentinus», welchem zehn Regeln zur Beurteilung ketzerischer Bücher vorgesetzt waren; er wurde unter dem Titel «Index librorum prohibitorum» von 1564 bis 1581 öfter gedruckt. Später von Sixtus V. und Clemens VIII. vermehrt, welche zugleich die Beurteilungsregeln genauer bestimmten, erschien er 1593 in einer neuen, seit 1596 wiederholt gedruckten Ausgabe. Zugleich stiftete Sixtus V. eine eigene Kongregation des J., die das Verzeichnis der verbotenen Bücher fortsetzen, gelehrten und frommen Männern aber das Lesen derselben zu löblichen Zwecken verstatten sollte. Übrigens behielt auch die röm. Inquisition das Recht, Bücher zu verbieten. So mehrte sich nach und nach die Menge der Verbote ungeheuer. Merkwürdig war das Verzeichnis, welches Joh. Maria Brancelli (eigentlich Wenzell von Brisigella) zu Rom 1607 mit Hilfe des gelehrten Dominikaners Thom. Malvenda herausgab, das aber, nachdem der erste Teil erschienen war, wegen einiger darin vorkommenden Stellen vom Papste 1612 unterdrückt, jedoch nachmals nach einem geretteten Exemplar wieder abgedruckt wurde. Eine sehr vollständige Ausgabe hat

n. Großinquisitor Antonio a Sotomayor
m Titel «Novissimus index librorum pro-
im et expurgandorum» (Madr. 1648) er-
. Der neueste römische J. ist von 1819,
seitdem wiederholt in neuen vermehrten
n erschien und noch alljährlich vermehrt
Vgl. Peignot, «Dictionnaire critique,
e et bibliographique des principaux livres
nés au feu, supprimés ou censurés»
., Par. 1806); Petzoldt, «Bibliotheca
aphica» (Lpz. 1865).

x Florentinus. Das berühmte, in Flo-
indliche Manuskript der Digesteen (Pan-
Kaiser Justinians (von 533 n. Chr.) aus
fang des 7. Jahrh. enthält zugleich ein
. Sprache geschriebenes Verzeichnis der 39
und ihrer Schriften, welche zu den im
ch enthaltenen Excerpten gebraucht sind.
pird Index Florentinus genannt.

afaser, die technisch verwendbare Blatt-
m Agave americana. (S. Agave und
nf.)

an oder Welscher Hahn, s. Truthahn.

ana, einer der Vereinigten Staaten von
, im N. an Staat und See Michigan,
Ohio, im S. an den Fluß Ohio und Ken-
im W. an Illinois grenzend, wurde 1811
itorium erhoben und 1816 als Staat in den
fgenommen. J. hat ein Areal von 94143
zählte 1820 eine Bevölkerung von 147178
0 von 1978301 E., worunter 20174 freie
Nur die Gegend am Ohio ist hügelig,
rige meist flach und größtenteils Prairie-
as Klima ist bei einer Lage zwischen 37° 45′
52′ nördl. Br. gemäßigt, der Boden frucht-
für alle Produkte des mittlern Amerika
. Der Ohio bildet auf einer Strecke von
die Süd- und der Wabash auf 195 km
westgrenze. Letzterer ist bis Lafayette für
oote fahrbar. Ein Schienennetz überdeckt
gen Staat nach allen Richtungen; 1850
ur 365 km gebaut; seit 1881 sind 8111 km
ieb. Der Staat zählt 194013 Farmen.
atsschulden betrugen am 1. Nov. 1881
3 Doll. An Fabriken und industriellen Un-
ungen zählte J. 11198 mit einem Gesamt-
on 65742962 Doll., welche 69508 Arbei-
äftigten. An öffentlichen Schulen zählte J.
1623, zu denen noch 121 Neger- von 285
Schulen kommen. Die Zahl der Schulkin-
auf 512201 geschätzt. Die Grundzüge der
ng von J. sind denen der übrigen Unions-
gleich. Der Gouverneur, Vizegouverneur,
kretär, Schatzmeister, Auditeur, General-
und Superintendent des Unterrichtswesens
vom Volk gewählt. Die Amtsdauer des
neurs und Vizegouverneurs ist vier Jahre,
drigen genannten Beamten nur zwei Jahre.
uverneur darf nicht vor vier Jahren nach
eines Amtstermins wiedergewählt werden.
at ist in 92 Counties geteilt. Von seiner
ur besteht der Senat aus 50 auf vier Jahre
n und das Repräsentantenhaus aus 100
Jahre gewählten Mitgliedern. Die rich-
Gewalt wird aus einem obersten, aus vier
bestehenden Gerichtshof, 15 Kreisgerich-
44 Commonpleas-Gerichten ausgeübt.
e Richter werden, jene auf sechs, diese auf
re vom Volke gewählt. Stimmrecht hat
jeder in der Union geborene Mann von über 21 Jahren und jeder Fremdgeborene von gleichem Alter, der mindestens ein Jahr in den Vereinigten Staaten und sechs Monate im Staate gewohnt, auch seine Absicht, Bürger werden zu wollen, erklärt hat. Hauptstadt des Staats ist Indianapolis (s. d.). Er schickt 13 Abgeordnete in den Nationalkongreß. J. gehörte ursprünglich zum Nordwestlichen Territorium und wurde durch die sog. Ordonnanz vom 13. Juli 1785 der freien Einwanderung geöffnet. Vgl. «Annual report of the department of statistics and geology of the state of I.» (Indianapolis, seit 1880).

Indianapolis, Hauptstadt des nordamerik. Staates Indiana und des County Marion, zugleich die größte Stadt dieses Staats, zählte 1840 nur 2692, 1860 schon 18611 und 1880 bereits 75076 E. Es liegt inmitten einer fruchtbaren Ebene und ist eine freundliche, von einem Waldgürtel rings umschlossene Gartenstadt, welche im W. vom White River und Fall Creek begrenzt wird und sich von da aus nach den übrigen Himmelsgegenden in einem Viereck ausdehnt. Sie hat sieben öffentliche Parks und hervorragende öffentliche Gebäude, wie das neue Kapitol und Gerichtshaus, eine Blinden-, Taubstummen- und Irrenanstalt, ein Arsenal und verschiedene schöne Kirchen. J. ist ein bedeutender Eisenbahnknotenpunkt; nach 11 verschiedenen Richtungen hin steht es mit den Hauptorten der Union in Verbindung. Täglich laufen hier 78 Züge ein und aus. Auch hat J. bedeutende Fabriken für Wagen und Kutschen, Fässer und Küferwaren, Maschinen, Möbel, Eisen- und Stahlwaren, Branntwein, Sattlerwaren und Stärke, ferner bedeutende Schweineschlächtereien und Holzsägereien.

Indianer, s. Amerikanische Rasse.

Indianer-Territorium (Indian Territory), ein noch nicht organisierter Teil der Vereinigten Staaten von Amerika, welchen sie 1803 mit dem übrigen damaligen Louisiana von Frankreich erworben und den früher östlich vom Mississippi wohnhaften und den ursprünglich auf diesem Landstrich eingesessenen Stämmen reserviert haben. Es liegt westlich vom Mississippi zwischen 33° 35′ und 37° nördl. Br. und zwischen 94° 30′ und 103° westl. L. von Greenwich und wird begrenzt im N. von Colorado und Kansas, im O. von Missouri und Arkansas, im S. von Texas, von welchem es vom 100. Meridian an durch den Red-River getrennt ist, und im W. von Texas und Neumexiko und ist 167540 qkm groß. Der südl. Teil wird durch die Nebenflüsse des Red-River und das übrige Gebiet durch den Arkansas und seine Zuflüsse bewässert. Den nordwestl. Teil bildet die sog. große amerik. Wüste; der Rest besteht meist aus welligen Ebenen von großer Ausdehnung und einigen hügeligen Teilen. Das Klima ist gesund und den größern Teil des Jahres hindurch angenehm; der Boden ebensowohl zum Ackerbau als zur Viehzucht geeignet. Mehrere Indianerstämme, besonders die Cherokees haben sich vorzugsweise auf die Viehzucht geworfen und besitzen Herden von 10—15000 Stück. Die Bevölkerung wird (1880) auf 76895 angegeben. Zwei Eisenbahnen, die Missouri-Kansas-Texas und Atlantic-Pacific durchschneiden das Gebiet. Alle Bemühungen der Bundesregierung, dasselbe zu kolonisieren, sind bisjetzt am Widerstreben der Häuptlinge geschitert. Die bedeutendsten Stämme sind die Cherokees, welche die verhältnismäßig höchste

Kultur besitzen, die Choc Taws, die Creeks, die Seminolen und Chickesaws. Es gibt 28 Postanstalten im Gebiete, das unter der Jurisdiktion des Vereinigten-Staaten-Distriktgerichts von Arkansas steht und von 11 Agenturen verwaltet wird. Den verschiedenen christl. Sekten gehören etwa 7—8000 Indianer an. Nach den zuverlässigsten Berechnungen sind höchstens zwei Fünftel der dortigen Indianer fest angesiedelt, während drei Fünftel nomadisieren.

Indianische Feige, Kakteenart, s. Opuntia.

Indianist, Kenner der Sprachen Indiens, namentlich des Sanskrit.

Indianola, Hafen und Hauptstadt des County Calhoun im nordamerik. Staate Texas, liegt an der westl. Küste der Matagorda-Bai und zählte 1870 1900, 1880 dagegen nur 931 E. Diese Verringerung der Bevölkerung um mehr als die Hälfte war die Folge einer Verwüstung, welche 1875 eine Wasserhose angerichtet hatte, indem sie das halbe Städtchen wegschwemmte. J. war bis dahin ein nicht unbedeutender Handelsplatz gewesen, der den Verkehr des Ostens und des Golfs mit dem reichen Hinterlande vermittelt hatte. Der Hafen ist seicht und gefährlich. Seit Vollendung der Golf-Western-Texas- und Pacific-Eisenbahn steht J. mit Austin und San-Antonio in ständigem Verkehr.

India Rubber, besser Indian Rubber, die engl. Bezeichnung für Federharz oder Kautschuk. (S. Gummi, elastisches.)

Indican $C_{26}H_{31}NO_{17}$ ist ein in den Indigo liefernden Pflanzen enthaltenes Glukosid, welches durch Gärung oder durch Einwirkung chem. Agentien ungemein leicht zerlegt wird und dabei in Indigblau und Indiglucin zerfällt. Es ist als die primäre Materie, in welcher der Indigo in den Pflanzensäften vorkommt, zu betrachten.

Indien nannten die Griechen und Römer das am meisten gegen Osten gelegene Land der Erde, soweit dieselbe bekannt war. Sie verbanden mit diesem Namen keinen begrenzten geogr. Begriff, sondern umfaßten mit ihm die ganze jenseit des Indus gelegene Ländermasse, beide ind. Halbinseln und sogar China, ohne von diesen Ländern etwas Näheres zu wissen. Die Ägypter dagegen und Phönizier standen schon in sehr alter Zeit mit der Westküste von Vorderindien in Schiffahrts- und Handelsverbindungen, und es ist in hohem Grade wahrscheinlich, daß die Ophirfahrten von Salomo und Hiram sich auf J. und nicht auf die Ostküste Afrikas beziehen. Das Wenige, was die Griechen in älterer Zeit von J. wußten, erfuhren sie entstellt und übertrieben auf Umwegen über Persien, wie z. B. durch Ktesias (s. d.). Herodot nennt die dunkelgefärbten ind. Hilfstruppen im Heere des Xerxes «Äthiopier von dem Sonnenaufgange», unterscheidet sie aber ganz richtig von den afrik. Negern. Zu einer ersten wesentlichen Erweiterung ihres Wissens von J. gelangten die Griechen und durch sie die Römer erst durch den Zug Alexanders d. Gr. bis in das ind. Fünfstromland (Pantschanada). Unter den Dynastien der Ptolemäer in Ägypten und den Seleuciden in Syrien, namentlich durch den Zug von Seleucus Nicator bis an den Ganges, sowie durch die Berichte seines Gesandten Megasthenes an den Hof des Königs Sandrokottos (Chandragupta) zu Pataliputra, wurde nicht nur dieses Wissen immer größer, sondern es gelangten auch ind. Naturerzeugnisse und Kunstprodukte in zunehmender Menge, namentlich über Ägypten, nach Europa. Eratosthenes (276—193 v. Chr.) kannte schon die südl. Zuspitzung von Vorderindien sowie Ceylon (Taprobana), verlegte aber den Ganges als östl. Grenzfluß von J. weit nach Nordosten in nur geringe Entfernung südlich von den Bewohnern von China (Chinä). Unter dem Kaiser Claudius kamen Gesandte des Königs Rochias von Ceylon nach Rom und unter Marcus Aurelius Antoninus römische über Hinterindien nach China. Claudius Ptolemäus (s. d.) erwähnt bereits Vorder- und Hinterindiens, Ceylons, der Malaiischen Halbinsel (Chersonesus aurea), Javas und anderer ind. Inseln. Im Mittelalter gelangten Erzeugnisse J.s teils auf dem Karawanenwege durch Innerasien nach den Küstenländern des Kaspischen und Schwarzen Meers, teils durch die Araber, welche schon in den ersten Jahrhunderten nach Mohammed alle ind. Seen befuhren und selbst chines. Häfen besuchten, nach Ägypten, und von dort hauptsächlich durch die ital. Republiken Genua, Pisa, Florenz und Venedig weiter nach dem europ. Westen.

Durch die Reiseberichte von Marco Polo (s. d.), der von Europäern zuerst 1290 Sumatra besuchte, von Oderich von Portenau, der 1330 dort war, und von Nicolo di Conti, einem Landsmanne von Polo, der 1449 von seiner ind. Reise nach Venedig zurückkehrte, lenkte sich die Aufmerksamkeit wieder mehr auf J. und Polos goldreiche Länder Kathai (China) und Zipangu (Japan) hin, welche für Teile von Hinterindien gehalten wurden. Der Gedanke, daß J. durch eine Fahrt gegen Westen erreicht werden könne, gewann um so mehr Raum, als die Ostküste des Landes der Thinae oder Sinae (Chinesen) von Ptolemäus um 51, von Marinus Tyrius gar um 96 volle Grade zu weit gegen Osten versetzt wurde, und Toscanelli, Zeitgenosse von Columbus, die Entfernung zwischen Portugal und China nur auf 52 Grade schätzte. Als Columbus 12. Okt. 1492 zuerst die Insel Guanahani betrat, glaubte er sich auf einer ind. Insel unweit der Gangesmündung zu befinden. Erst als 1498 Vasco da Gama (s. d.) den Seeweg nach dem J. des Altertums gefunden und Balboa (s. d.) 1515 zuerst den Großen Ocean erblickt hatte, wurde das Getrenntsein der neuentdeckten Länder des Westens von den Ländern der Inder und Serer im äußersten Osten zur Gewißheit. Der Name J. ist den von Columbus entdeckten Inseln Centralamerikas verblieben, man unterschied dieselben aber als Westindien (s. d.) von dem asiat. Ostindien (s. d.). Der Name «Indianer» wurde später auf alle Urbewohner des neuen Kontinents, ja selbst auf die Bewohner der Inseln der Südsee und Australiens ausgedehnt. Erst in neuerer Zeit hat sich in zweckmäßiger Weise der Unterschied zwischen den Wörtern «Indianer» und «Indier» oder «Inder» als Völkernamen herausgebildet und werden die letztern beiden jetzt nur ausschließlich zur Bezeichnung der Bewohner von Ostindien gebraucht. Der Name J. ist wahrscheinlich von dem des westl. Grenzflusses, des Indus (s. d.), abgeleitet.

Indienne, eigentlich der franz. Name für alle ind. Baumwollzeug, feiner Kattun, Zitz. (S. unter Kattun.)

Indifferent (lat.), ununterschieden, gleichgültig; indifferentes Gleichgewicht, s. unter Gleichgewicht.

Indifferente Heilquellen, auch indifferente Thermen oder Akratothermen (vom gr.

, ungemischt) genannt, diejenigen Mineral- welche keine hervorstechenden chem. Be- e besitzen und hauptsächlich durch ihre hohe atur wirken, wie Gastein, Ragaz, Wildbad, runn, Teplitz, Badenweiler, Plombières Da die meisten indifferenten Thermen in antischen bergigen Gegenden liegen, so sie wohl auch als Wildbäder bezeichnet. dient sich ihrer mit Vorteil namentlich ge- nische Rheumatismen, Gicht, Frauenleiden, hmungen, Schwächezustände und zahlreiche Krankheiten des Nervensystems.

fferentismus (neulat., Gleichgültigkeit), et diejenige Denkart, welche bei Gegenstän- andern von höchstem Interesse sind, gleich- leibt und den Wert dieser Gegenstände da- lt sein läßt, weil sie für keinen derselben rwiegende Neigung hat oder überhaupt keine s davon nimmt. Als ein objektiver Vor- lt der J. da, wo es sich um Dinge handelt, che jeder Mensch unbedingt ein Interesse llte; so gibt es einen politischen, philosophi- ligiösen, moralischen und ästhetischen J. andere Bedeutung hat das Wort J. in der on der moralischen Freiheit, wo es die des sog. arbitrium indifferentiae bezeich- nach der Wille des Menschen sich gegen baren Bestimmungsgründe vollkommen in- verhält, sodaß durch keinen solchen ihm ngste Zwang aufgelegt werden kann.

g, soviel wie Indigo (s. d.).

gbitter, veraltete Bezeichnung für Pikrin- d.).

igblau, Indigotin $C_{16}H_{10}N_2O_2$ ist der fär- standteil des Indigos, welcher 40—80 Proz. enthält. Zur Reindarstellung verwandelt digo in eine alkalische Lösung von Indig- d.), säuert dieselbe an, wodurch unlösliches ß in Flocken gefällt wird, und schüttelt d mit Luft, wobei das Indigweiß durch ne von Sauerstoff in J. übergeführt wird. f künstlichem Wege, durch Synthese, läßt arstellen, und zwar eignet sich hierzu das yer entdeckte, bereits im Großen ausge- erfahren am besten. Der Ausgangspunkt Benzalchlorid $C_7H_6Cl_2$, ein chloriertes welches durch Einwirkung reiner Essigsäure bspaltung von Chlorwasserstoff, in Zimt- erwandelt wird:

$$\underbrace{C_7H_6Cl_2} + \underbrace{C_2H_4O_2} =$$

Benzalchlorid Essigsäure

$$\underbrace{C_9H_8O_2} + 2HCl$$

Zimtsäure

ntsäure gibt bei Einwirkung von konzen- Salpetersäure zwei isomere Nitrosäuren $O_2)O_2$, von denen aber nur die eine, die nitrozimtsäure, für die Darstellung des aues verwertbar ist. Diese Säure wird inwirkung von Brom in Orthonitro- nhydrozimtsäure $C_9H_7(NO_2)Br_2O_2$ hrt; läßt man darauf alkoholische Lösung lihydrat wirken, so erhält man Ortho- henylpropiolsäure $C_9H_5(NO_2)O_2$. Bei Erhitzen mit Alkali und Einwirkung redu- r Substanzen vereinen sich zwei Moleküle äure, unter Abspaltung von Kohlensäure sser, und bilden Indigblau:

$$\underbrace{2C_9H_5(NO_2)O_2} + 4H =$$

Orthonitrophenylpropiolsäure

$$C_{16}H_{10}N_2O_2 + 2CO_2 + 2H_2O$$

Indigblau.

Das aus Indigweiß erhaltene J. bildet ein amorphes Pulver, das künstlich dargestellte besteht aus mikroskopisch kleinen Kryställnadeln. Es hat eine tiefdunkelblaue Farbe, mit einem Stich ins Purpurrote, beim Reiben wird es metallglänzend. In fast allen Lösungsmitteln ist es unlöslich, von kochendem Chloroform und Anilin wird es in ganz geringen Mengen aufgenommen, in kochendem Terpentinöl löst es sich etwas reichlicher und scheidet sich beim Erkalten in schönen Kryställen daraus ab. Bei vorsichtigem Erhitzen in luftleer gemachten Gefäßen ist es unzersetzt flüchtig, bildet dabei tief purpurfarbenen Dampf, der sich an den kältern Teilen des Gefäßes zu purpurnen Kryställen verdichtet. Durch Einwirkung reduzierender Agentien wird es in Indigweiß (s. d.) verwandelt, mit konzentrierter Schwefelsäure liefert es Indigblauschwefelsäure (s. d.), beim Erhitzen mit Kalihydrat entsteht Anilin, beim Kochen mit wässeriger Lösung von Chromsäure entsteht Isatin.

Indigblauschwefelsäuren. Läßt man auf Indigblau, oder auf sehr fein gepulverten Indigo konzentrierte Schwefelsäure einwirken, so entstehen je nach der Dauer der Reaktion und je nach der Menge der Säure zwei verschiedene Sulfonsäuren, Indigmonosulfonsäure $C_{16}H_9N_2O_2SO_2OH$ und Indigdisulfonsäure $C_{16}H_8N_2O_2\,2(SO_2OH)$.

Indigmonosulfonsäure, Phönicinschwefelsäure, Indigpurpur, Purpurschwefelsäure erhält man, indem man 1 Teil feingepulverten Indigo mit 20 Teilen Schwefelsäure von 66° B. bei gewöhnlicher Temperatur so lange digeriert, bis sich ein Tropfen der Mischung klar in Wasser löst. Die so erhaltene Flüssigkeit ist die Indigkomposition der Blaufärber, Indigtinktur. Wird die Lösung mit Wasser verdünnt, so fällt die Säure in purpurroten, in säurehaltigem Wasser unlöslichen Flocken nieder, die mit verdünnter Salzsäure gewaschen werden, um die überschüssige Schwefelsäure zu entfernen. Getrocknet stellt sie eine blaue Masse dar, die ein rötliches Pulver gibt, welches in reinem Wasser und in Alkohol löslich ist.

Indigdisulfonsäure, Cörulinschwefelsäure, Sulfindigsäure, Sulfindylsäure, lösliches Indigblau wird gebildet, indem man Indigo in rauchender Schwefelsäure löst. Wird die Flüssigkeit mit Wasser verdünnt, so scheidet sich meist etwas Monosäure aus, von welcher abfiltriert wird. Bringt man Wolle in die so erhaltene Flüssigkeit, so färbt sie sich intensiv blau und erschöpft die Lösung völlig an Farbstoff. Die blaue Wolle gibt die Säure an Alkalien leicht wieder ab, unter Bildung von leichtlöslichen blauen Salzen. Versetzt man die durch Verdünnen der ursprünglichen Lösung erhaltene Flüssigkeit mit Kochsalz, so entsteht das Natronsalz der Indigdisulfonsäure, als ein in Salzlösung unlöslicher, in Wasser leichtlöslicher Niederschlag, welcher nach dem Abpressen der Flüssigkeit einen wichtigen Farbstoff, den Indigkarmin, bildet, der im Handel immer in Breiform vorkommt und die Namen blauer Karmin, lösliches Indigblau, gefällter Indigo, Cörulein, Indigotin, Chemisch Blau,

Wunderblau führt und vielfach zum Färben von Wolle und Seide dient. [heimisch.

Indigen (lat., «eingeboren»), inländisch, ein-

Indigenāt (vom lat. indigĕna, eingeboren) wird sowohl in dem Sinne von Staatsangehörigkeit als in dem von Ortsangehörigkeit verwendet; gegenwärtig aber hat sich der Sprachgebrauch ziemlich festgesetzt, mit J. die Staatsangehörigkeit zu bezeichnen, während die Ortsangehörigkeit Heimatrecht, Gemeinderecht u. dgl. genannt wird. Nach der Reichsverfassung, Art. 3, besteht für ganz Deutschland ein gemeinsames J. mit der Wirkung, daß der Angehörige eines jeden Bundesstaates in jedem andern Bundesstaate als Inländer zu behandeln ist. Hierdurch wurden alle in den einzelnen Staaten bestehenden Rechtsregeln, wonach Fremde ungünstiger als die eigenen Staatsangehörigen zu behandeln sind, in Ansehung der Angehörigen der übrigen Bundesstaaten aufgehoben und den Einzelstaaten untersagt, rechtliche Ungleichheiten zwischen den eigenen Angehörigen und den Angehörigen der übrigen deutschen Staaten einzuführen. Nachdem durch die Reichsgesetzgebung materiell die Voraussetzungen und Bedingungen der Niederlassung, des Gewerbebetriebs, des Rechtsschutzes und der Rechtsverfolgung für alle Deutsche und für das ganze Reichsgebiet einheitlich und gleichmäßig geregelt worden sind, hat der Art. 3 der Reichsverfassung einen großen Teil seiner praktischen Bedeutung eingebüßt. Die Regeln über Erwerb und Verlust der Staatsangehörigkeit sind für das Deutsche Reich und seine Gliedstaaten einheitlich festgestellt durch das Gesetz vom 1. Juli 1870, welches sich ganz eng an das preußische Gesetz vom 31. Dez. 1842 anschließt. Es beruht auf dem Grundsatz, daß das Reichsindigenat ohne weiteres durch die Angehörigkeit zu einem deutschen Bundesstaat erworben wird und ipso jure erlischt, wenn man aufhört einem deutschen Staate anzugehören. Erwerbsgründe des J. sind Geburt, Legitimation, Verheiratung mit einem Deutschen und Verleihung (Naturalisation); der Verlust tritt durch die entsprechenden entgegengesetzten Thatsachen ein und außerdem durch zehnjährigen ununterbrochenen Aufenthalt im Auslande und durch Entziehung zur Strafe, wenn Deutsche, die sich im Auslande aufhalten, im Falle eines Kriegs einer vom Kaiser erlassenen Aufforderung zur Rückkehr nicht Folge leisten, und in einigen andern Fällen. Die rechtliche Wirkung des J. besteht in der Befugnis zur Ausübung der polit. Rechte, insbesondere des Wahlrechts.

Indigestion (lat.), Verdauungsbeschwerde, im weitern Sinne jede Störung der Verdauung, im engern Sinne eine solche, die aus Überfüllung des Magens oder aus Aufnahme unverdaulicher Stoffe in denselben entspringt. Die gewöhnlichern Erscheinungen in letztern Fällen sind: Unbehaglichkeit mit Gefühl von Schwere im Magen, Auftreibung desselben, Unbehagen oder Schmerz beim Eindrücken in die Magengegend, Mangel an Eßlust, Ekel vor Speisen, Aufstoßen, Übelkeit, Erbrechen und Durchfall. Im höhern Grade kommen hinzu: Beengung der Respiration mit gestörter Cirkulation des Blutes und Symptome der Mitleidenschaft des Gehirns, welche sich vom Kopfschmerz bis zur Ohnmacht und zum Hirnschlagfluß steigern können. Die Behandlung der J. fällt mit der des Magenkatarrhs (s. d.) zusammen.

Indigextrakt ist durch Auswaschen mit verdünnten Säuren und Wasser von fremden Stoffen befreiter Indigo.

Indigirka, Fluß in der Provinz Jakutsk in Ostsibirien, entspringt an dem nördl. Abhange des Stanowoi Chrebet. Sie entsteht aus den Quellflüssen Kuidusun und Omekon; die J. fließt zuerst westlich, darauf nördlich bis Saschiwersk und sodann nach Nordosten bis zu ihrer Mündung im Nördlichen Eismeer. Sie ist 1622 km lang; ihr oberer Lauf geht durch eine überaus wilde und waldige Gebirgsgegend, 174 km oberhalb Saschiwersk bildet sie einen furchtbaren Strudel, im mittlern und untern Laufe fließt sie ruhig und bildet an der Mündung ein großes Delta.

Indigkarmin ist indigdisulfonsaures Natron. (S. Indigblauschwefelsäuren.)

Indigkomposition ist eine Lösung von Indigo in Schwefelsäure. (S. Indigblauschwefelsäuren.)

Indigküpe ist die zum Zweck des Blaufärbens dargestellte Lösung von Indigweiß. (S. Blaufärben, Bd. III, S. 147.)

Indiglucin $C_6H_{10}O_6$, ein zu den Zuckerarten gerechneter, aber sehr wenig bekannter Körper, welcher bei der Spaltung des Indicans (s. d.) entsteht.

Indigmühle, s. unter Blaufärben.

Indignation (lat.), Entrüstung, gerechter Unwille; indigniert sein, entrüstet sein.

Indignität oder Erbunwürdigkeit. Indigni (Erbunwürdige) heißen, nach dem Vorgang des röm. Rechts, gewisse Personen, denen wegen Impietät gegen den Erblasser oder dessen letzten Willen das ihnen durch Erbgang Zukommende (Erbteil oder Vermächtnis) durch gewisse andere Personen mittels Klage abgenommen werden kann. Der Gegenstand der Abnahme heißt: bona ereptitia oder ereptoria (s. Ereptitium), der zur Abnahme Berechtigte: ereptor. Als letzterer erschien nach röm. Recht bald der Fiskus, bald andere erbwürdige Personen, in neuern Rechten pflegen dagegen diejenigen, welche in Ermangelung der indigni zu deren Erbschaftsanteil berufen (d. h. nach Erbrecht berechtigt) worden sein würden, die Ereptionsbefugnis zu erhalten. Auch sind die Fälle der J. in den modernen Rechtsbüchern gegenüber dem röm. Recht bedeutend vermindert worden.

Indigo, einer der wichtigsten Farbstoffe, welcher zum Färben der verschiedensten Gespinstfasern dient und dessen Farbe sich durch hohe Schönheit und größte Echtheit auszeichnet. Zur Gewinnung dienen verschiedene, ursprünglich in Ostindien heimische, später aber in die verschiedensten tropischen und subtropischen Länder verpflanzte und kultivierte Indigoferen. Von diesen sind die wichtigsten Indigofera tinctoria *L.*, I. anil *L.*, I. argentea *L'Hér.*, I. disperma *L.*; ferner werden benutzt I. pseudotinctoria *R. Br.*, I. angustifolia *L.* u. v. a. Der J. ist nicht als solcher in den Pflanzen enthalten, sondern er entsteht aus einer Muttersubstanz, welche als Indican (s. d.) bezeichnet ist, durch Gärung. Die Indigopflanzen werden zur Zeit der Blüte dicht über dem Boden abgeschnitten und meist im frischen, selten im getrockneten Zustande verarbeitet. Sie werden dabei in Stücke zerschnitten und in geräumigen Behältern mit Wasser übergossen. Der Saft gerät nach kurzer Zeit freiwillig in Gärung, es bildet sich eine Schaumschicht und ein ammoniakalischer Geruch macht sich geltend. In diesem Zustande wird

die in Ammoniak gelöste, Indigweiß enthaltende Flüssigkeit in andere Behälter abgezogen, in denen sie durch anhaltendes Schlagen und Rühren mit Schaufeln in innigste Berührung mit der Luft gebracht wird. Der gelblichgrüne Saft färbt sich blau, indem das Indigweiß zu Indigblau oxydiert wird, letzteres ist unlöslich und scheidet sich bei ruhigem Stehen als schlammiger Niederschlag ab. Nach dem Abziehen der klar gewordenen Flüssigkeit wird der Niederschlag an der Sonne getrocknet und im halbtrocknen Zustande zu viereckigen Stücken geschnitten, die dann völlig ausgetrocknet werden.

Im Handel unterscheidet man folgende Indigosorten: 1) Ostindischer J. (von Bengalen, Madras, Koromandel, Java, Manilla); 2) Afrikanischer (von Ägypten, vom Senegal); 3) Amerikanischer J. (von Carolina, Neuorleans, Mississippi, Mexiko, Guatemala, Caracas, Brasil, Domingo, Cuba).

Der J. als solcher ist keine chem. Verbindung, sondern ein Gemenge verschiedener Substanzen, von denen die einzig wertvolle das Indigblau (s. d.) ist, außerdem finden sich darin Indigleim, Indigbraun, Indigrot und verschiedene andere Stoffe; nicht selten ist der J. mit Sand und Erde verfälscht. Als äußere Kennzeichen der Güte dient seine mehr oder weniger große Festigkeit, sein Aussehen, sein Gewicht. Die leichtesten, tiefblau gefärbten, beim Reiben kupfrigrot glänzend werdenden Stücke gelten als die besten.

Indigo (chinesischer). Mit diesem Namen hat man den Farbstoff Kaolien oder Chinesisches Grün (s. d.) belegt.

Indigo (deutscher), gleichbedeutend mit [Waid (s. d.).

Indigo, mineralischer oder **Mineralindigo** ist ein molybdänsaures Molybdänoxyd. (S. Molybdän [-Verbindungen].) Man hat denselben in der Seidenfärberei benutzt.

Indigo (präparierter) ist in Farbmühlen feinzerriebener Indigo. [(s. d.).

Indigo (roter), gleichbedeutend mit Persio

Indigo (schwarzer), Bezeichnung, welche man dem Anilinschwarz wegen seiner großen Echtheit, in der es dem Indigo gleichkommt, gegeben hat.

Indigo artificiel, s. Induline.

Indigofera *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen. Man kennt etwa 200 Arten, die in den wärmern Gegenden wachsen, hauptsächlich aber im südl. und tropischen Afrika einheimisch sind. Einige derselben haben eine große Bedeutung für die Industrie erlangt, da aus ihnen der bekannte blaue Farbstoff Indigo (s. d.) gewonnen wird. Es sind meist strauchartige Pflanzen mit unpaarig gefiederten Blättern und rosenfarbigen oder purpurroten, in Trauben angeordneten Blüten. Die wichtigste Art ist die wahrscheinlich aus Ostindien stammende I. tinctoria *L.* Sie wird schon seit langer Zeit in Indien behufs Gewinnung des Farbstoffs kultiviert, und infolge dessen haben sich auch mehrere Kulturvarietäten entwickelt, zu denen vermutlich auch die ebenfalls in Indien vielfach gebaute I. anil *L.* gehört. I. tinctoria wird jetzt nicht bloß im südl. Asien, sondern auch in bedeutenden Mengen in Amerika gebaut. Von den übrigen zur Indigobereitung verwendeten Arten sind noch zu erwähnen die in Abessinien einheimische I. argentea *L'Her.*, ferner die ostindische I. pseudotinctoria, welche den besten Indigo liefern soll, und die ebenfalls aus Indien stammende I. disperma *L.* Alle diese Arten, sowie verschiedene Varietäten werden sowohl in Amerika als auch in Ostindien, Arabien, Nordafrika u. s. w. kultiviert. Eine aus dem Himalaja stammende Art, I. Dosua *Ham.*, welche in Deutschland den Winter unter leichtem Schutz aushält, wird wegen ihrer schönen Blüten als Zierpflanze in Gärten gezogen.

Indigolösung ist Indigblauschwefelsäure (s. d.).

Indigopflanze, s. Indigofera.

Indigoschwefelsäure, Indigosulfosäure, gleichbedeutend mit Indigblauschwefelsäure.

Indigotin, Handelsname für indigblauschwefelsaures Natron oder Indigkarmin. (S. Indigblauschwefelsäuren.) Namentlich führt das getrocknete Indigkarmin diese Bezeichnung.

Indigotinktur ist Indigblauschwefelsäure (s. d.).

Indigpurpur ist Indigmonosulfonsäure. (S. Indigblauschwefelsäuren.)

Indigschwarz, s. Indigo (schwarzer).

Indigweiß, Indigogēn, $C_{16}H_{12}N_2O_2$, chem. Verbindung, welche sich von Indigblau durch einen Mehrgehalt von zwei Atomen Wasserstoff unterscheidet und aus diesem hervorgeht, indem Indigblau in alkalischen Flüssigkeiten mit irgend welchen Reduktionsmitteln zusammengebracht wird. Es ist der wesentliche Bestandteil der Indigküpen der Blaufärber. (S. Blaufärben.) Zur Darstellung bringt man 1 Teil auf das feinste gepulverten Indigo, 2 Teile Kalkhydrat, 1½ Teile Eisenvitriol mit 150 Teilen Wasser in eine gut verschließbare Flasche und schüttelt häufig um, bis in dem Niederschlag keine blauen Körnchen mehr wahrnehmbar sind, und läßt dann zum Absetzen ruhig stehen, worauf die rötlichgelbe Flüssigkeit mittels eines Hebers abgezogen wird. Hierbei ist jeder Luftzutritt sorgsamst zu vermeiden. Das Gefäß, welches zur Aufnahme der Flüssigkeit bestimmt ist, wird zur Hälfte mit ausgekochtem und erkaltetem Wasser, dem Salzsäure zugefügt ist, gefüllt, aus dem obern Teil wird die Luft durch Kohlensäure verdrängt. Die Indiglösung enthält eine Verbindung von Indigweiß mit Kalk. Trifft diese mit der Säure zusammen, so wird sie zersetzt und es wird in Wasser unlösliches Indigweiß in kristallinischen Flocken abgeschieden, welche durch Waschen mit ausgekochtem Wasser von fremden Stoffen befreit werden können. Das J. ist ungemein leicht zersetzbar. Aus der Luft absorbiert es mit größter Begierde Sauerstoff und geht unter Abgabe von zwei Atomen Wasserstoff in Indigblau über. Es ist daher auch nur unter Anwendung besonderer Vorsichtsmaßregeln (Filtrieren in einer sauerstofffreien Atmosphäre, Trocknen in luftleeren Räumen) zu entwässern. Getrocknet bildet es eine weiße, meist etwas graue, seidenglänzende Masse, die in Wasser und verdünnten Säuren ganz unlöslich ist, sich dagegen in Alkohol, Äther und allen alkalischen Flüssigkeiten leicht löst.

Indikation (lat.) oder Heilanzeige, in der Medizin dasjenige Heilverfahren, welches im gegebenen Krankheitsfalle zur Beseitigung der Krankheit oder der Krankheitserscheinungen erforderlich ist. Man pflegt drei Klassen von Heilanzeigen zu unterscheiden: 1) Die ursächliche Indikation (indicatio causalis), deren Aufgabe ist, die Ursachen des Krankseins zu entfernen und damit das letztere selbst zu beseitigen. Durch Erfüllung der ursächlichen J. wird in den meisten Fällen auch die Krankheit behoben; so wird z. B. die Krätzkrankheit sicher geheilt, wenn bei ihr die ursächliche J. erfüllt, d. h. die die Krankheit verursachenden Krätzmilben

[illegible]

Indikator [illegible]

Indikator [illegible] Das Bild einer Dampfmaschine mittels des J. [illegible] Schon Watt erkannte in dem von ihm konstruierten J., welcher bereits eine bedeutende Vollkommenheit zeigte, ein unentbehrliches Hilfsmittel zur Untersuchung der Dampfmaschinen. Gegenwärtig wendet man hauptsächlich zwei Arten von J. an und zwar den von Richards und den von Riedler.

Indikator nennt man in der chem. Analyse, besonders in der volumetrischen Analyse (vgl. Bd. 1, S. 601), Körper, welche durch besonders auffallende Erscheinungen, Farbenveränderungen, Entstehung von charakteristischen Niederschlägen, die Beendigung einer Reaktion anzeigen. Der am längsten angewandte J. ist der Farbstoff des Lackmus, welcher in alkalischen Flüssigkeiten rein blau erscheint, beim geringsten Überschuß von Säuren weinrot wird und in sauren Flüssigkeiten zwiebelrot ist, während der geringste Überschuß von Alkali die weinrote Färbung

[illegible]

Indirekt [illegible]

Indirekte Steuern [illegible] wenigstens teilweise [illegible] mein als indirekte Steuer [illegible] den daher die indirekten Steuern [illegible] niert, welche nicht von [illegible] planmäßig festgesetzten Beträgen [illegible] sondern gewisse Verbrauchsgegen[illegible] lehrsakte belasten. (S. Oktroi, [illegible] brauchssteuern, Verkehrssteuer[illegible]

Indischer Archipēl, ostindi[illegible] asiatischer oder malaiischer [illegible] Australasia oder Notasia, [illegible] name für die zahllose Menge größer[illegible] Inseln, welche, teils isoliert, teils [illegible] einigt, sich zwischen dem 92. und 13[illegible] (Greenwich), sowie dem 11.° südl. un[illegible] ausbreitet und den Meeresraum

– Asien und Australien ausfüllt. Der Indi-
chipel bildet einen Teil der östl. Begrenzung
ndischen Oceans (s. d.) und das Meer zwi-
den einzelnen Inseln desselben gehört dem
n Weltmeer als dessen westlichster Teil an.
Areal aller Inseln des Indischen Archipels,
enen einige zu den größten der Erde gehören,
auf 2003208 qkm berechnet. Westlich wird
ndische Archipel durch Sumatra und dessen
inseln Babi, Nias, Sibiru, die Mentawi und
Inseln, Engano, Billiton, Banca, die Grup-
er Linga und Bintanginseln, Singapore
. abgeschlossen; südlich durch Java, Madura,
Lombok, Sumbawa, Sumbah oder Tschin-
Flores, Rotti, Timor, Wetter, Timor-Laut,
nimberinseln und viele andere kleinere; öst-
rch die Molukken (s. d.), sowie gegen Nord-
durch die Philippinen begrenzt, welche nicht
als selbständiger Archipel betrachtet werden.
Übergang von diesen zu Borneo und den
Abschluß des Indischen Archipels bilden Pa-
und die Sulu-Inseln. In der Mitte zwischen
o und den Molukken, den Philippinen und
h östlich von Java erstreckenden Kette kleinerer
n liegt Celebes. Seit alter Zeit nennt man
Insel mit Borneo, Sumatra und Java die
en», die Kette von Inseln ostwärts von Java
mor-Laut aber die «Kleinen Sunda-Inseln».
Karte: Indischer Ocean.)
n anderes Land ist von der Natur, nament-
as das Tier- und Pflanzenreich betrifft, so
wenderisch ausgestattet. Von Mineralien
en Gold, Eisen, Zinn, Kupfer, Diamanten
Steinkohlen vor. In geolog. Beziehung sind
Inseln sehr bemerkenswert, weil sich durch sie
nge Vulkanenreihe hinzieht, welche das südl.
Östl. Asien von Hinterindien bis Kamtschatka
ht. Die Flora des Indischen Archipels erzeugt
ften und kostbarsten Gewürze, eine Unzahl
delsten Früchte, unter denen die des Durian
des Mangustanbaums alle andern auf der Erde
Wohlgeschmack übertreffen, die dauerhaftesten
schönsten Holzarten, viele Farbehölzer, die In-
pflanze, die Kokos-, Sago-, Saguwer- und
apalme, sowie eine Menge anderer, allen mög-
t ökonomischen und technischen Zwecken genü-
er Gewächse. Mit Bezug auf die Fauna läßt
er Indische Archipel durch eine zwischen Bali
Lombok anfangende, sich zwischen Borneo und
es bis zu den Philippinen fortsetzende Linie
e westliche oder indomalaiische und eine öst-
oder australomalaiische Hälfte trennen. In
stern herrscht durch das Vorkommen des Ele-
n, des Tapir, zweier Rhinocerosarten, des
s, des Bären, mehrerer Panther- und vieler
arten, unter denen aber der Orang-Utang Bor-
nd Sumatra ausschließlich angehört, eine
Übereinstimmung mit der kontinental ind.,
ll hinterind. Fauna, während sich die australo-
ische Region hauptsächlich durch das Ver-
den der Affen und das Auftreten der Beutel-
harakterisiert. Der Indische Archipel ist das
liche Stammland und der vornehmste Wohn-
r malaiischen Völkerfamilie, welche sich daselbst
e Anzahl von Zweigen verteilt, die sowohl
physische Bildung wie durch die Elemente
Sprachen verbunden sind. Neuguinea, deren
hner nicht dem malaiischen Volksstamm, son-
dern der Papuas (s. d.) angehören, ist richtiger
zu Australien als zu dem Indischen Archipel zu rech-
nen. Fremde Einwanderer überall, namentlich aber
auf den Philippinen und Java, sind die Chinesen.
Mit Ausnahme der Gruppen der Anambas und
Natunhasinseln, sowie Nordborneos, der Inseln
Labuan nördlich von Borneo und der Insel Singa-
pore im östl. Eingange der Malakkastraße, sämtlich
britisch, ferner der Spanien gehörenden Philippinen
und des portug. Gouvernements Delli auf Timor
ist jetzt der ganze Indische Archipel, zum größern
Teil direkt und nur zum kleinern indirekt, dem
niederländ. Scepter unterworfen.

Indischer Balsam, s. Peruvianischer Balsam.

Indische Feige, s. unter Opuntia.

Indisches Feuer, s. unter Realgar.

Indische Grammatik. Die Grammatik er-
wuchs in Indien an dem Studium des Veda zu
einer Zeit, als das Verständnis der alten Hymnen
infolge der im Laufe der Jahrhunderte mit der
Sprache vorgegangenen Veränderungen sich nicht
mehr von selbst ergab, sondern Nachdenken und
Kombination nötig machte. Man begann die un-
verständlich gewordenen Wörter und Wortformen
zu sammeln und zu erklären, und damit war der
Anfang zu lexikal. und grammatischen Studien ge-
macht. Wie auf allen Gebieten der ind. Geschichte
läßt sich auch hier die Zeit nur ganz annähernd als
mindestens ein halbes Jahrtausend v. Chr. bestim-
men. Doch blieb die Grammatik keineswegs beim
Veda stehen, sie wandte sich vielmehr in späterer
Zeit unter nur sehr gelegentlicher Berücksichtigung
des letztern mit Vorliebe der nachvedischen Sprache
zu, welche eben darum, weil sie bei der Aufstellung
der sprachlichen Normen zu Grunde gelegt wurde
und dadurch für alle Zeiten ein festes Gepräge er-
hielt, während die Volksdialekte, wie früher die alte
Sprache, ihren eigenen Weg gingen, im Gegensatz
zu diesen auch das klassische oder besser das Kunst-
Sanskrit genannt wird. Nordindien war der
Hauptsitz der grammatischen Studien. Es werden
im ganzen acht Schulen genannt, die aber nur zum
Teil, dem Namen nach oder aus Citaten bekannt sind.
Pâṇini, der wahrscheinlich im 3. Jahrh. v. Chr.
lebte, ist zwar nicht der älteste, aber der berühmteste
ind. Grammatiker, der eben durch sein großes An-
sehen seine Vorgänger, die zum Teil der frühern
Aindra-Schule angehört haben mögen und deren er
mehrere selbst nennt, verdunkelt hat. Seine Gram-
matik («Ashṭakam Pâṇinîyam»), eins der merkwür-
digsten Erzeugnisse des ind. Geistes, ist ein aus
acht Kapiteln bestehendes Sutrawerk; d. h. sie ist
aus lauter ganz kurzen nur in diesem Zusammen-
hang und auch dann nur durch eine Erklärung ver-
ständlichen Sätzen (sûtra) zusammengesetzt, welche
ohne jede Spur von systematischer Anordnung,
nur nach sprachökonomischen und mnemotechnischen
Prinzipien zusammengefügt, dennoch die ganze
Sprache in den Kreis ihrer Betrachtung ziehen
und diese Betrachtung mit der größten Schärfe
und Vollständigkeit durchführen. Pâṇini bezieht sich
in seinem Werke auf gewisse Sammlungen, welche
zum Teil von ihm selbst herrühren, zum Teil von
seinen Vorgängern überkommen sein mögen; z. B.
auf den «Dhâtupâṭha» oder das Wurzelverzeich-
nis, den «Gaṇapâṭha» oder das Verzeichnis der
Wörter, welche einer und derselben grammatischen
Regel folgen u. s. w. An die Grammatik schließen
sich sodann viele erklärende Schriften, so die

Alte vorhanden, doch wechselt die Zahl derselben zwischen fünf und zehn.

In nahem Zusammenhang mit der Poesie steht die sog. Alamkâra (Schmuck, d. h. Redeschmuck-) Litteratur, Schriften über Rhetorik und Poetik, welche ihre Theorie aus den Meisterwerken einer jeden Gattung entnehmen und weiter führen, dabei aber auch den Dichtern praktische Regeln über Stil und Komposition an die Hand geben. Sie sind bis jetzt fast ausschließlich in Indien bearbeitet worden; eine zusammenhängende Darstellung der poetischen Theorie der Inder gibt es noch nicht.

Die wichtigsten europ. Arbeiten auf dem Gebiete der Sanskritlitteratur sind: Albrecht Weber, «Ind. Litteraturgeschichte» (2. Aufl., Berl. 1875); für die älteste Zeit M. Müller, «History of ancient Sanskrit literature» (Lond. 1859); derselbe, «The Renaissance of Sanskrit literature in India what can it teach us» (Lond. 1883; namentlich in chronol. Beziehung von höchster Wichtigkeit). Wegen Monographien über einzelne Litteraturgattungen, sowie über einzelne Werke und Ausgaben vgl. unter Sanskrit.

Die mittelindische Epoche wird durch die in Pâli und Prâkrit abgefaßten Schriften eingenommen. Diejenige Entwickelung der Sprache, welche im weitern Sinne Prâkrit heißt (worunter dann auch das Pâli eingeschlossen ist), rechnen wir rund von 500 v. Chr.; sie wird durch den weiter um sich greifenden lautlichen Verfall charakterisiert, welchen die nicht von der Grammatik beeinflußten Volksdialekte im Gegensatz zum Sanskrit erleiden. Bald aber entwickelten sich auch hier wieder zu litterarischen Zwecken Schriftsprachen, während die gesprochenen Dialekte den natürlichen Weg gingen und so allmählich den modernen Idiomen Entstehung gaben. Das eigentliche Prâkrit im Gegensatz zum Pâli zerfällt wiederum in mehrere Dialekte, welche in den Grammatiken in ähnlicher Weise fixiert wurden wie das Sanskrit. Die Prâkritlitteratur ist ebenfalls bedeutend, wenn auch nicht so umfangreich wie die Sanskritlitteratur. In den verschiedenen Prâkritdialekten ist ein Teil der buddhistischen und der Dschainalitteratur geschrieben; ferner gab es epische, lyrische und dramatische Dichtungen in Prâkrit, welche aber durchaus nach Sanskritmustern abgefaßt sind und dieselbe Künstlichkeit in Sprache und Stil zeigen, wie die spätern Produkte der Kunstpoesie des Sanskrit. (S. unter Prâkrit.)

Das Pâli spielt als die Kirchensprache der Buddhisten noch heute ungefähr dieselbe Rolle, welche das Latein im europ. Mittelalter einnahm. Es hat ebenfalls eine reiche Litteratur aufzuweisen, nämlich nicht nur den dreiteiligen buddhistischen Kanon (tripiṭaka), sondern auch Legendensammlungen, histor. Werke u. s. w. (S. unter Pâli.)

Die neuindische Epoche ist zwar auch reich an litterarischen Werken; dieselben sind aber noch wenig zur Kenntnis der Europäer gelangt und nicht von der Bedeutung wie die Denkmäler der ältern Epochen. Von den nördl. Dialekten hat, namentlich das Hindi und das stark mit semit. Elementen versetzte Hindustani eine reiche Litteratur aufzuweisen; nächstdem das Bengali, wo sich neuerdings eine sanskritische und eine engl. Schule gegenüberstehen, und das Mahrathi, dessen Königschroniken besonders berühmt sind. Im Panjabi sind die heiligen Schriften der Sikhs (s. d.) niedergelegt. In der Litteratur aller dieser Sprachen spielt die Übersetzung, vorzugsweise aus dem Sanskrit, aber auch aus dem Arabischen und Persischen, ja neuerdings auch aus dem Englischen, eine große Rolle. — Verhältnismäßig unabhängiger vom Sanskrit ist die Litteratur der dravidischen Sprachen; doch besteht auch sie vorherrschend aus Übersetzungen und Nachbildungen der Kunstwerke des Sanskrit. (S. Indische Sprachen.)

Indisches Meer, s. Indischer Ocean.

Indischer Ocean oder Indisches Meer heißt der zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ocean gelegene Teil des Weltmeers. Seine Grenzen sind gegen N. die Südküste von Persien, Vorderindien und der westlichste Teil von Hinterindien; gegen W. Arabien, die Ostküste Afrikas von dem Vorgebirge Guardafui bis zu seiner Südspitze sowie der 20. östl. Meridian bis zum südl. Polarkreise; gegen S. der letztere. Seine östl. Grenze stellt sich als durch die Westküste von Hinterindien, die Insel Sumatra und eine von der Südwestspitze der Insel Java längs der Westküste von Australien gezogene, bis zum südl. Polarkreise verlängerte Linie gebildet dar. Innerhalb dieser Grenzen umfaßt er ein Areal von 74011717 qkm, welches, fast ganz innerhalb der südlichen gemäßigten und heißen Zone der östl. Halbkugel gelegen, sich nur mit seinem nordwestlichsten Teile über den Wendekreis des Krebses, bis gegen 30° nördl. Br., in die nördlich gemäßigte Zone hinein erstreckt. Der südl. Wendekreis teilt den Indischen Ocean in eine nördl. und südl. Hälfte. Hauptteile desselben sind der Meerbusen von Aden, aus dem die Straße Bab-el-Mandeb in das Rote Meer führt, welches durch den Suezkanal mit dem Mittelländischen Meere in Verbindung steht; der durch die Meerenge von Ormuz mit dem Golf von Persien verbundene Golf von Oman; der Golf von Cambay zwischen der Halbinsel Guzerat und der Nordwestküste von Vorderindien; der sich nordöstlich zu der Palkstraße verengernde Golf von Manaar zwischen der Südspitze von Vorderindien und Ceylon, sowie der Meerbusen von Bengalen zwischen Vorder- und Hinterindien.

Der Indische Ocean ist nicht reich an Inseln. Die meisten derselben liegen in der Nähe des ihn begrenzenden Festlandes. Hierzu gehören Madagaskar, die Mascarenhas, Mauritius, Réunion und Rodriguez; weiter nördlich die Gruppe der Amiranten und Sechellen und noch weiter östlich der Chagos-Archipel, nördlich von diesen die Malediven und Lakediven; östlich von der Nordostspitze Afrikas die Insel Socotora; an der Südspitze von Vorderindien Ceylon und westlich von Hinterindien die Gruppen der Andamanen und der Nicobaren; die südwestlich von Java gelegenen Kokos- oder Keelinginseln, sowie noch weiter gegen Süden Amsterdam, St.-Paul, Kerguelen und die Crozet- und Macdonaldinseln. Die Hauptflüsse, welche sich in den Indischen Ocean ergießen, sind von Afrika der Zambesi, von Asien die Vereinigung des Euphrat mit dem Tigris, die Nerbadda, die Kistnah, der Godaweri, der Mahanaddy, der Ganges und Brahmaputra, der Irawaddi und der Salwen. Die Schiffahrt zwischen Europa und dem östl. Asien findet um das Vorgebirge der Guten Hoffnung oder, seit der Eröffnung des Suezkanals, durch diesen statt, während die Straße von Malakka zwischen der Malaiischen Halbinsel und der Insel Sumatra, sowie die Sundastraße zwischen Sumatra

INDISC

Brockhaus' Conversations-Lexikon. 13. Aufl.

OCEAN.

Zu Artikel: Indischer Ocean.

d Java die Hauptverbindungswege zwischen
: nördl. Hälfte des Indischen Oceans und dem
stl. Teile des Stillen Oceans darstellen und da-
: für die Schiffahrt und den Handelsverkehr von
ßter Wichtigkeit sind. (Hierzu eine Karte: In-
scher Ocean.)

Indische Philosophie. Die Philosophie hat
in Indien im engsten Anschluß an die Religion
wickelt, sodaß es hier schwerer ist als anderswo,
Grenzen beider Gebiete abzustecken. Äußerer
fluß ist weder in ältern noch in neuern Zeiten
hweisbar. Die Anfänge der philos. Betrachtung
nen wir in Indien bis in das Zeitalter der vedi-
n Hymnendichtung zurückverfolgen, wo bereits
Fragen nach dem Wesen der Gottheit, nach dem
prung der Welt, nach dem Seienden und Nicht-
nden u. dgl. aufgeworfen und erörtert werden.
ch die Brahmanas, ritualistische Schriften, welche
zweite Phase der vedischen Litteratur ausmachen,
häftigen sich abermals mit Betrachtungen dieser
, wie sich z. B. im Satapathabrâhmana bereits
Vorstellung von einem künftigen Leben und
r Vergeltung nach dem Tode findet. Ihren
epunkt erreicht die Spekulation aber erst in den
nischads, religiös-philos. Abhandlungen, welche
ange zu den Brahmanas bilden und wie diese
die Mantras (d. h. Hymnen) für geoffenbart
: inspiriert gelten. In ihnen findet sich bereits
pantheistische Gedanke eines großen allgemeinen
stes, der allein existiert und mit dem alle übrigen
senheiten eins sind, ausgeführt und begründet.
Laufe der Zeit (gewiß schon ein halbes Jahr-
send v. Chr.) gingen aus den Spekulationen
er Art die sechs Darçanas, d. h. Anschauungs-
fen oder Systeme hervor, welche noch heutzutage
geistige Leben der Hindus beherrschen: der
aya, begründet von Gautama, der Vaiçeshika
Kanâda, der Sânkhya des Kapila, der Yoga
Patañjali, die Mimâmsâ des Jaimini und
Vedânta des Bâdaraâyana oder Vyâsa. Diese
steme gelten für orthodox; sie sind durch eine Art
Kompromiß zwischen dem Brahmanismus und
Rationalismus zu Stande gekommen, indem
erstere dem letztern durchaus freien Spielraum
ährte, dieser aber dafür die Hauptstützen des
ehenden religiösen und sozialen Systems, d. h.
Autorität des Veda und die Unverletzlichkeit
Kastenwesens, damit aber auch die geistige Herr-
ft des Priesterstandes formell anerkannte.

Keins von diesen Systemen also steht im Gegen-
zur Religion; im Gegenteil haben sie alle die
torität (wozu auch der Veda gehört) als eins
Erkenntnismittel ausdrücklich anerkannt. Auch
ft haben sie mancherlei Berührungspunkte, was
aus einem bereits durch viele Jahrhunderte erar-
teten, zum Gemeingut der Gebildeten gewor-
nen Gedankenschatz erklärt; namentlich stimmen
alle in dem Hauptziel der Philosophie überein,
liches darin bestehen soll, durch wahre Erkenntnis
Wesens der Seele dieselbe von dem Welten-
en, der Wurzel alles Übels, zu befreien. In der
t und Weise aber, wie dies erreicht werden soll,
gen die Systeme weit auseinander. Wir heben
r die wesentlichsten Punkte, in welchen sie von-
ander abweichen, hervor. Am meisten rationa-
tisch sind Nyâya- und Vaiçeshika-Doktrin, welche
sprünglich getrennt waren, später aber zu einem
stem vereinigt sind. Jene hat es besonders mit
r Logik zu thun, deren eigentümliche Ausbildung
zuweilen an die Griechen erinnert, diese mit der
Metaphysik. Die Welt setzt sich aus Atomen (anu)
zusammen, letztere sind unzählig und ewig, jedes hat
seine besondere Essenz (viçesha). Ihre Vereinigung
wird nach der ältern Anschauung durch eine unsicht-
bare Kraft (adrshta) bewirkt; nach der spätern wird
jedoch die Existenz einer höchsten Seele (para-
mâtman) angenommen, welche als Weltbildner gilt
und der wiederum die lebenden Einzelseelen (ji-
vâtman) entgegengesetzt werden. Wir haben hier
also einen Dualismus, ein übersinnliches Prinzip
neben den materiellen Atomen. Noch entschiedener
dualistisch (dvaitavâdin) ist das Sânkhya-System,
welches den Gegensatz zwischen Natur (prakṛti) und
Geist (purusha) durchaus festhält und den Unter-
schied derselben zum höchsten Inhalt der Erkenntnis
macht. Nach der spätern populären Auffassung
werden beide als männliches und weibliches
Schöpfungsprinzip personifiziert. Der Yoga setzt
an Stelle der Erkenntnis als höchstes Prinzip, um
die Befreiung der Seele zu bewirken, die mit körper-
lichen Kasteiungen verbundene Meditation, welche
aber auf ein leeres Hinbrüten hinauskommt und
kaum mehr etwas mit der Philosophie zu thun hat.
Auch die Mimâmsâ darf nur wegen ihrer wissen-
schaftlichen Methode ein philos. System genannt
werden, nicht wegen ihres Inhalts, welcher die rechte
Erklärung des Veda bildet, aus dem die Pflicht
(dharma), d. h. ein Komplex ritueller Vorschriften,
abgeleitet wird. Dagegen ist der Vedânta ein
streng wissenschaftliches und zwar monistisches
(advaitavâdin) System, begründet auf dem Pan-
theismus der Upanischads. Es existiert nach ihm
nur das Eine ohne ein Zweites (ekam evâdvitiyam),
als das höchste Denk- und Daseinsprinzip; es heißt
hier das Brahma, und die Vereinigung mit ihm
durch die richtige Erkenntnis ist das höchste Gut.
Nach einer spätern Fassung wurde der Gegensatz
zwischen Geist und Erscheinungswelt dadurch besei-
tigt, daß man die letztere als ein Trugbild (mâyâ)
auffaßte und es als Hauptzweck der Philosophie
hinstellte, dieses Trugbild durch Erkennung des
Brahma zu zerstören.

Diese Systeme, von denen namentlich das letzte
bis auf den heutigen Tag in Indien eine Menge
von Anhängern zählt, sind uns in derjenigen Form
überliefert, welche die dritte Periode der vedischen
Litteratur charakterisiert, nämlich in der Sûtraform,
d. h. in ganz kurzen, mitunter geradezu rätselhaften
Sätzen, welche durchaus eines Kommentars bedür-
fen. Wann diese Form für die philos. Darstellung
üblich wurde, ist bis jetzt ebenso wenig zu entschei-
den, als wie die Systeme ihrem Alter nach auf-
einander folgen. Die ältesten und berühmtesten
Kommentatoren, Kumarila zur Mimamsa, Sankara
zum Vedanta, schrieben um 700 und 800 n. Chr.

Zu erwähnen ist noch das in das Mahâbhârata
aufgenommene philos. Lehrgedicht «Bhagavad-Gitâ»
(s. d.), welches die Yoga-, Sânkhya- und Vedânta-
lehre zu vereinigen sucht. Von den nicht-brahma-
nischen Systemen der nâstikas (etwa Nihilisten,
Ketzer) kommen außer der nicht sowohl religiösen als
philos. Doktrin der Buddhisten und Dschainas
(s. d.), namentlich die Tschârvâkas (Materialisten
in Betracht); sie verwerfen die Autorität des Veda
und lassen als Erkenntnismittel überhaupt nur die
sinnliche Wahrnehmung gelten, sie leugnen auch die
Verschiedenheit der Seele vom Körper und die Mit-
wirkung eines geistigen Prinzips bei der Erschaffung

der Welt. Es versteht sich danach von selbst, daß sie auch die Oberherrschaft des Priesterstandes und die Unverletzlichkeit des Kastenwesens nicht anerkennen. (Über die wichtigsten Werke über ind. Philosophie, sowie die einzelnen Ausgaben der philos. Werke s. unter Sanskrit.)

Indische Pickles, s. unter Mixed pickles.

Indische Religion. Indien ist das wichtigste Land der Erde für die Geschichte der Religion, die hier in den verschiedensten Formen zur Erscheinung gelangt ist. Die wichtigste ist die religiöse Entwickelung der ind. Arier, in welcher sich auf Grund der zugänglich gewordenen Quellen vornehmlich folgende allmählich eingetretene Stufen unterscheiden lassen:

1) Die alte Lehre der Vedas. Nach den Hymnen, welche in den Vedas enthalten sind, werden die persönlich gedachten, aber bei weitem weniger als bei den Griechen vermenschlichten Naturerscheinungen als Götter verehrt; dieselben haben den Gesamtnamen Devas (die Himmlischen) oder Asuras (die Lebendigen) oder Adityas (die Söhne der Aditi, der als die Göttermutter gedachten Unendlichkeit). Einer der ältesten, bereits der indogerman. Vorzeit angehörenden Götter ist Dyaus, der Himmel, als dessen Gemahlin die Erde (Prithivi) gilt; er tritt aber schon im Veda etwas zurück gegen einen andern, spezifisch ind. Himmelsgott Indra (s. d.), der am häufigsten an der Spitze der Götter erscheint. Sodann genießen eine hohe Verehrung Agni, der Gott des Feuers, Surya oder Savitar, auch Puschan genannt, der Sonnengott, Uschas, die Göttin der Morgenröte, die beiden Asvins oder Reiter, Varuna, ein Himmelsgott, aber auch zugleich der Vorsteher der physischen und sittlichen Weltordnung, häufig in Verbindung mit dem freundlichen Gotte Mitra angerufen, Soma, ursprünglich die Personifikation des berauschenden Trankes aus der Pflanze gleichen Namens, Brihaspati, die personifizierte Kraft des Gebets u. s. w. Über die Verehrung dieser Naturkräfte, welche vielleicht bei dem größern Teile des Volks den Hauptbestandteil der Religion ausmachte, erhebt sich aber schon in den spätern vedischen Schriften, namentlich den Upanischads, der höhere Gedanke eines einzigen unendlichen Urhebers der Welt, durch welchen die als Gottheiten gedachten Naturkräfte walten, und gegen welchen sie nur als untergeordnete, vergängliche Wesen erscheinen. Dieser unendliche Urheber der Welt ist der Brahma (s. d.). Durch sein Wort traten die Wesen der sichtbaren Welt in das Dasein, und eine seiner vorzüglichsten Manifestationen ist die Sonne. Durch Tugend, Schuldlosigkeit und Andacht soll der Mensch seine Seele auf Erden läutern. Nach dem Tode wird die Seele nach Maßgabe ihres frühern Betragens in einen neuen Körper versetzt, sodaß der Mensch als höheres oder niedriger stehendes Wesen, ja als Tier oder Pflanze wiedergeboren wird, ein wesentlicher Unterschied von dem ältern Glauben an eine als Lohn für den frommen Wandel gewährte Unsterblichkeit. Zuletzt kehrt die völlig geläuterte Seele in den Schoß des Urwesens zurück, aus welchem sie hervorging.

2) Die spätere Naturverehrung der Epos und der Purânas, die sich allmählich aus der einfachern Lehre der Vedas entwickelte. Auch hier erscheinen einzelne Naturkräfte, Elemente und Naturwesen als Gottheiten oder als von göttlichen Vorstehern regiert. Die Sagen und Dichter trugen die Geschichte dieser zahlreichen Naturgötter in weit ausgedehnten Kreisen von Mythen vor. Die drei Hauptgottheiten, welche besonders hervortreten und die nachvedische Göttertrias (Trimurti, eigentlich Dreigestalt) bilden, sind Brahma, Siva und Vischnu. Siva, d. h. der Glückliche, wahrscheinlich die Feuerkraft, als Belebering und Zerstörerin des Weltalls gedacht, ist der Hauptgegenstand der Verehrung der zahlreichen Religionspartei der Sivaiten, welche ursprünglich im nördl. Indien ihren Sitz gehabt zu haben scheint, aber nachher auch weiter sich verbreitete. Siva führt die Beinamen Isvara, d. i. Herrscher, Mahâdeva, d. i. großer Gott, Rudra, d. i. Fürchterlicher, Sthânu, d. i. der Beständige, u. s. w. Er wird dargestellt mit weißer Hautfarbe, drei Augen, vier Armen und einen Dreizack tragend, zur Bezeichnung seiner Herrschaft über die drei Welten. Symbole dieses Gottes sind der mit der Spitze nach oben gekehrte Triangel (△), welcher die Flamme andeutet, und das Linga oder der Phallus (s. d.) zur Bezeichnung der belebenden, zeugenden Naturkraft Sivas. Seine Gattin erscheint in verschiedenen Gestalten und heißt bald Bhavâni, d. i. Natur, bald Pârvati, Tochter des Bergs, weil Siva im Gebirge wohnt; bald Durgâ, d. i. Schwernahbare, bald Kâli, als schreckliche Zerstörerin des Weltalls. Abteilungen der Sivaiten sind die Saktas, welche vorzüglich die Bhavâni oder weibliche Naturkraft, die Lingis, die das Linga oder die männliche Naturkraft, und diejenigen, welche den Siva als Ardhanâri, d. i. Mannweib, oder als männliche und weibliche Kraft in sich vereinigend verehren. Vischnu, d. i. der Durchdringer, wahrscheinlich der Äther, als belebendes Prinzip des Weltalls, ist der Hauptgegenstand der Verehrung der Religionspartei der Vischnuiten, welche gegenwärtig die weitverbreitetste in Indien zu sein scheint. Vischnu hat einen milden Charakter als Siva. Auch er führt zahllose Beinamen; einer der häufigsten ist Hari, d. i. der Grüne; wie er denn auch grünfarbig oder dunkelblau dargestellt wird. Eins seiner Hauptattribute ist die Lotosblume. Oft scheint unter Vischnu auch das Wasser gedacht zu sein, und hierauf deutet sich vielleicht sein Symbol, der Triangel mit der Spitze nach unten (▽), als Zeichen des Wassers. Seine Gattin heißt Sri, d. i. Glückseligkeit, oder Lakschmi, d. i. Schönheit. Die Verehrung Vischnus scheint besonders bei dem gebildetern Teile des Volks Eingang gefunden zu haben. Der den Vischnu betreffende Mythenkreis erzählt vorzüglich die zehn Verkörperungen desselben oder seine körperlichen Erscheinungen in der Welt, Avatâras, d. i. Herabsteigungen genannt, welche er annahm, um das Böse zu überwältigen, und mit denen die Puranas sich viel beschäftigen. Diese Verkörperungen enthalten teils physische und religiöse Ideen, teils histor. Sagen. Unter dem Namen Dschagannâtha, d. i. Weltherrscher, wird Vischnu auf der Küste Koromandel und anderwärts verehrt.

Neben diesen drei Hauptgöttern erscheint im Volksglauben und in den Sagen der Dichter auch eine große Anzahl Untergötter, welche meist Personifikationen physischer Gegenstände sind. Dazu gehören zuvörderst die vier (oder acht) Welthüter: Indra, d. i. das sichtbare Firmament, Agni, das Feuer, Yama, d. i. die Unterwelt, Varuna, das Wasser, Sûrya, d. i. die Sonne, sodann [illegible], d. i. der Wind, Prithivi, d. i. die Erde, und [illegible], d. i. der Mond; ferner Skanda oder Kârttikeya, Führer der Götterheere, Ganeça, der Gott

t und Gelehrsamkeit, Kâma, der Gott der
lubera, der Gott des Reichtums, und Gangâ,
nphe des Ganges u. s. w. Diesen folgt eine
leihe Halbgötter, Dämonen, heilige Wesen
den, z. B. die Gandharvas oder himmlischen
, die Apsarasas oder himmlischen Nymphen,
schas oder Schatzhüter im Gebirge, die Rât-
oder Kobolde und die Kinnaras oder Wald-
n. Die äußere Verehrung dieser Götter be-
ıd besteht noch gegenwärtig bei den Indiern
rn, Gebeten, Waschungen, Wallfahrten zu
Orten und Büßungen. Doch herrscht
den verschiedenen Landschaften und Städten
erschiedenheit, sowie denn auch an den ein-
Orten bald dieser, bald jener Gott vorzugs-
rehrt wird, und zwar bald in dieser, bald in
eziellen Darstellung und Form. Übrigens
olit. Einteilung der ind. Bevölkerung und
ie System der Kasten (s. d.) mit den religiö-
then eng verknüpft und durch dieselben ge-
Nach den Priestern der Inder, den Brahma-
d.), wird die nationale ind. Religion ge-
h Brahmanismus genannt.
r Buddhismus oder die Lehre des Buddha
etwa um 500 v. Chr. entstanden, welcher
tter und das Kastensystem verwirft, die
rechtigung aller Menschen lehrt und das
Ziel in die durch Vernichtung der Leiden-
und wahre Erkenntnis zu erreichende Er-
der Existenz (Nirvâna) setzt.
e Religion der Dschainas oder der An-
des Dschina (Mahâvira), gleichzeitig mit
ddhismus entstanden und mit diesem in vie-
ıden verwandt, scheint vom 8. bis 11. Jahrh.
im südl. Indien weit verbreitet gewesen zu
o noch jetzt ihr Hauptsitz ist. Prachtvolle
rmortempel der Dschainas findet man be-
in der Provinz Guzerate und den Staaten
schputs. Sie nehmen die ind. Götterwelt
rt und Weise der Vischnuiten; hauptsächlich
sie ihre 24 ältesten Lehrer, Arhats, d. i.
, oder Tirthakaras, d. i. Erretter genannt,
bsäulen derselben sind in den Tempeln auf-
Das Ansehen der Vedas verwerfen sie;
n sie die Purânas. Ihre heiligen Bücher
Teil in der Prâkritsprache abgefaßt. Gleich
ddhisten empfehlen sie ein schuldloses und
es Leben; nicht das geringste lebende Wesen
ötet werden, weshalb sie auch Tierhospitäler
Arten der Tiere unterhalten. Durch reines
ird nach ihrer Ansicht die Seele endlich so
t, daß sie zum Nirvâna, d. h. zur vollstän-
dentifizierung mit der Weltseele, gelangen
er Hauptort ihres Kultus ist jetzt Balligota,
it von Seringapatam in Mysore, wo auch
rpriester seinen Sitz hat. Etwa seit dem
unserer Zeitrechnung teilen sich die Dschai-
Svetâmbaras und Digambaras (Weißge-
und Nackte), welche beiden Sekten sich aber
durch ihre Lehre als durch ihren bei der
iner strengern Regel unterworfenen Lebens-
unterscheiden. Die Gemeinde zerfällt wie-
n Srâvakas, d. i. Hörende oder Laien, und
s, d. i. Strebende oder Priester.
rdem gibt es in Indien eine unzählige Menge
ligionssekten, die seit einer Reihe von Jahr-
en sich entwickelt haben. Ihrem Grund-
nach sind dieselben gegenwärtig insgesamt
eistisch und von dem Streben durchdrungen,
die Anhänger der verschiedenen religiösen Systeme in Indien zu verschmelzen und zu vereinigen. Die wichtigste unter ihnen sind die Sekte der Sikhs (s. d.), die auch eine Zeit lang eine bedeutende polit. Rolle gespielt hat, und in neuester Zeit der Brahmasomadsch (s. d.), welcher möglichste Annäherung aller Religionen unter Aufhebung der verschiedenen Kultusformen anstrebt.

Eine befriedigende Darstellung der ind. Religion, der leitenden Ideen derselben, des Kultus und der Mythologie in der histor. Entwickelung fehlt noch. Das beste Material dazu lieferten die Engländer Colebrooke («Essays on the religion and philosophy of the Hindus», 2. Aufl., Lond. 1858) und Wilson in zerstreuten Abhandlungen. Vgl. ferner Moore, «Hindu Pantheon» (Lond. 1810; neue Aufl. von Simpson, Madras 1864); Coleman, «Mythology of the Hindus» (Lond. 1832); Muir, «Original Sanskrit Texts, etc.» (Bd. 4, Lond. 1863; 2. Aufl. 1873); Wurm, «Geschichte der ind. Religion im Umriß dargestellt» (Basel 1874); Trumpp, «Die Religion der Sikhs» (Lpz. 1881), und die Arbeiten von Lassen, Benfey, Roth, Max Müller, Albr. Weber, Adalb. Kuhn, Spiegel, de Gubernatis ꝛc.

Indische Sprachen nennt man gewöhnlich die ganze beträchtliche Anzahl der im vordern Indien einheimischen Sprachen, in der Wissenschaft jedoch faßt man unter dieser Benennung nur diejenigen ind. Sprachen zusammen, welche dem indogerman. Sprachstamme zugehören und eine der acht Hauptgruppen desselben bilden. An ihrer Spitze steht das Sanskrit (s. d.), die wenn auch nicht lautlich, so doch flexivisch ursprünglichste der uns erhaltenen indogerman. Sprachen, zu welcher sich das Altiranische, Altarmenische, Altgriechische, Lateinische, Keltische, Germanische und Lettoslawische wie jüngere Schwestern, die auf ind. Boden entwickelten Idiome aber wie Töchter zu ihrer Mutter verhalten. Zunächst entwickelte sich aus derselben die von den Indern mit dem Namen Prâkrit (s. d.) bezeichnete Vulgärsprache (bhâshâ), welche schon im 3. Jahrh. v. Chr., wie Inschriften aus der Zeit des Asoka beweisen, in wenigstens drei Hauptdialekten die Sprache des gewöhnlichen Lebens geworden war, gegenüber dem Sanskrit, das, durch die Grammatiker fixiert, von nun an als Hochsprache nur in den Schulen und in den Werken der Wissenschaft und Litteratur fortlebt. Daher sprechen in den ind. Dramen auch nur Personen von Rang, Fürsten und Brahmanen, in Sanskrit, während sich die Personen aus dem Volke und die Frauen verschiedener Prâkritmundarten bedienen. Namentlich diese Anwendung des Prâkrit in der dramatischen Litteratur mag Veranlassung zu der frühzeitigen grammatischen Bearbeitung desselben gegeben haben. Der gefeiertste Prâkritgrammatiker ist Vararutschi (herausg. von Cowell, Lond. 1854; 2. Abdruck, Lond. 1868), nach ihm Hematschandra (herausg. zu Bombay 1873 und von Pischel, Halle 1877 und 1880; vgl. auch Lassen, «Institutiones linguae Praeriticae», Bonn 1837, und Pischel, «De grammaticis Praeriticis», Bresl. 1874). Die heiligen Bücher der Dschainas sind ebenfalls in einer Mundart des Prâkrit abgefaßt; vgl. Ed. Müller, «Beiträge zur Grammatik des Jaina-Prâkrit» (Berl. 1876), und manche andere, namentlich poetische Sprachdenkmäler.

Aus einer der zur Zeit des erblühenden Buddhismus gesprochenen Prâkritmundarten entwickelte

Gandian languages» (Lond. 1880). Auch
rache der Zigeuner gehört hierher. Haupt-
Pott, «Die Zigeuner in Europa und Asien»
1845); Miklosich, «Die Mundarten und
nderungen der Zigeuner in Europa und
(12 Bde., Wien 1872—80). Das Kavi,
chtersprache, dessen man sich in Gedichten
und den Nachbarinseln bediente, ist seiner
tischen Struktur nach eine malaiische
hat aber seinen Wörterschatz wie die
einer Litteratur meist dem Sanskrit ent-
gl. W. von Humboldt, «Über die Kawi-
(3 Bde., Berl. 1836—40). In neuerer
besonders von Heinrich Kern wissenschaft-
gt worden.

rachen des südl. Indien weichen in ihrem
ischen Baue völlig von denen sanskriti-
prungs ab und bilden einen eigenen, vom
anischen verschiedenen sog. Dekhani-
r Dravidischen Sprachstamm. Die
Sprachen sind: 1) Das Tamil, auch
barische genannt, auf den Küsten Koro-
d Malabar. Es hat eine alte und reiche
Vgl. John Murdoch, «A classified
of Tamil printed books» (Madras
Berühmt ist vor allem der «Cural» des
ver, eine ethische Dichtung (herausg. von
pz. 1866). Von den vielen Hilfsmitteln
men die Grammatiken von Beschi (Ma-
neu herausg. von A. Burnell, Tran-
6) und Rhenius (Madras 1836; 2. Aufl.
Wörterbücher von Rottler (4 Bde., Ma-
——41) und Winslow (Madras 1862).
elugu oder Telinga in der Mitte des
it Grammatiken von Campbell (Madras
Aufl. 1849) und Brown (Madras 1840),
rterbuche von Campbell (Madras 1821;
848). Von der ebenfalls reichen Telugu-
gilt dasselbe wie von der tamulischen.
on, «On the language and literature of
u- (2 Tle., Madras 1839—40). 3) Das
fische in der Provinz von Karnatik, in
d von Mysore. Die ältere Sprache,
anara, hat ebenfalls eine reiche Littera-
ist die Zahl der in der gewöhnlichen
abgefaßten Schriften ziemlich gering.
mmlung der hervorragendsten Werke be-
Missionar Mögling (6 Bde., Mangalore
rammatiken sind vorhanden von Macker-
ras 1821) und Hodson (Bangalore 1864),
erbuch von Reeve (4 Bde., Madras 1824
eue Ausg. von Sanderson, Bangalore
Vgl. Kittel, «Kesirâja's Jewel Mirror of
r» (Mangalore 1872) und «Nâgavarma's
e prosody, with an essay on Canarese
re» (Mangalore 1875). 4) Das Mala-
auf Malabar vom Kap Comorin bis
sprochen, hat nur eine unbedeutende Litte-
Grammatiken davon schrieben Peet (Cot-
1841) und Spring (Madras 1839), ein
buch Bailey (Cottayam 1846) und Gundert
alore). 5) Das Singhalesische auf der
Ceylon, von dem die Sprache der Maledi-
ur dialektisch verschieden ist. Die singhales.
tur, die sich in demselben Ideenkreise wie
s Pâli bewegt, ist in einer eigenen Schrift-
dem Elu, geschrieben, das sich von der
e des gewöhnlichen Lebens durch reichliche
chung von indischen, namentlich von Sans-

kritwörtern unterscheidet. Der berühmteste singhalesische Dichter war Gasco, ein Portugiese von Geburt. Eine Grammatik lieferte Chater (Colombo 1815), ein Lexikon Clough (2 Bde., Colombo 1821). Vgl. Alwis, «Introduction to Singhalese grammar» (Colombo 1859); derselbe, «Attanagaluwansa» (Colombo 1866); «Selalihinisandese» (Colombo 1865); «The Sinhalese handbook in roman characters» (2. Aufl., Colombo 1880). Nach Childers und E. Kuhn gehört das Singhalesische vielmehr zu den sanskritischen Sprachen. Von geringerer Bedeutung sind die Sprachen der Tulu (Grammatik von Brigel, Mangalore 1872) oder Tuluva, der Tuda, der Kota, der Gond, welche ebenfalls dravidischen Charakter tragen. Ob die Sprachen einiger Völkerreste im Innern Vorderindiens, wie z. B. der Chonds, mit den dekhanischen Sprachen in Verbindung stehen, ist noch nicht ermittelt. Vgl. noch Caldwells «Comparative grammar of the Dravidian languages» (Lond. 1855; 2. Aufl. 1875); Burnell, «Elements of South Indian palaeography» (Mangalore 1874), sowie dessen «Specimens of South Indian dialects» (Mangalore 1873); Beames, «Outlines of Indian philology» (2. Aufl., Lond. 1868); Emil Schlagintweit, «Geographische Verbreitung der Volkssprachen Ostindiens» («Sitzungsberichte der philos.-philol. Klasse der Königl. Bayr. Akademie der Wissenschaften», 1875); Rob. Cust, «Sketch of the modern languages of the East-Indies» (Lond. 1878).

Indische Vogelnester oder **Eßbare Nester**, ehedem als Zeichen des Reichtums Indiens häufig angeführt, sind die fälschlich so genannten löffelartigen Konsolen oder Untersätze, womit mehrere an der Seeküste der ostind. Inseln sich aufhaltende Arten der Gattung Salangane (Collocalia) aus der Familie der Cypseliden oder Mauerschwalben ihre eigentlichen Nester an den Felsen befestigen. Die in den Handel kommenden Nester stammen vorzugsweise von zwei Arten, der Labet (C. nidifica) und der Lintjih (C. fuciphaga). Sie gleichen einem halben Ellipsoid aus einer der weißen Hausenblase ähnlichen Masse, sind 2—3 cm hoch und 5—7 cm breit, etwa je 10 g schwer (man rechnet 100 Stück auf 1 kg), hart, spröde und lösen sich durch Kochen in eine zähe Gallerte von einem faden oder höchstens schwach salzigen Geschmack auf, welche bloß durch Gewürze einige Schmackhaftigkeit erhält. Die Nester bestehen nur aus dem klebrigen Speichel, der aus zahlreichen, in der Mund- und Rachenhöhle des Vogels angebrachten Drüsen abgesondert wird. Sie hängen in dichten Reihen in Felsenhöhlen, zu denen man nicht selten nur durch Herablassen an einem Seil gelangen kann, weshalb auch das Geschäft des Einsammelns sehr gefährlich ist. Die Vögel brüten viermal im Jahre; um sie nicht zu vertreiben oder gar auszurotten, sammelt man ihre Nester jedoch nur dreimal und läßt ihnen eine Brut. Auf den ind. Inseln werden die Nester nirgends als Nahrung verwendet, sondern nur in China als Leckerbissen der Reichen. Sie werden, ohne jeden Grund, für stimulierend gehalten. Der Stapelplatz des Vogelnesthandels ist die Stadt Kanton. Die jährliche Gesamteinfuhr wird auf 1200 Pikuls oder ungefähr 85 000 kg veranschlagt. Der Pikul enthält ungefähr 7000 Stück und wird in bester Sorte mit 3—4000 Doll. bezahlt, geringere Qualitäten sind mit 1600—2800 Doll., die schechtesten mit 200 Doll. zu haben.

Die feinsten Sorten werden nur für den kaiserl. Hof in Peking geliefert.

Indischrot, s. Türkischrot.

Indiskret (lat.), unvorsichtig, unverschwiegen, rücksichtslos, Gegensatz von Diskret (s. d.); Indiskretion, Unvorsichtigkeit, rücksichtslose Plauderhaftigkeit.

Indisponibel (frz.), unverfügbar; indisponiert, unaufgelegt, unpäßlich; Indisposition, Unaufgelegtheit, Unpäßlichkeit.

Indium, chem. Zeichen In, Atomgewicht 113,4, ein in der Natur nur spurenweise auftretendes und nur in zinkischen Erzen und daraus dargestellten Produkten aufgefundenes Metall, von Reich und Richter 1863 entdeckt. Man gewinnt es beim Auflösen von freiberger Zink in Säuren und Digestion der Lösung mit überschüssigem Zink, wobei es neben andern Metallen, Blei, Kupfer, als schwammiger, grauer Niederschlag abgeschieden und dann durch weitläufige chem. Operationen von jenen Metallen zu trennen ist. Das durch Glühen mit Natrium aus seinem Oxyd abgeschiedene Metall ist weiß und glänzend, dem Platin und Zink ähnlich, nicht krystallinisch, weicher als Blei, leicht dehnbar, von 7,4 spezifischem Gewicht, wird durch Hämmern nicht verdichtet, schmilzt bei 176°, weniger flüchtig als Cadmium und Zink. Bleibt an der Luft, selbst beim Schmelzen unverändert glänzend, bei starkem Glühen entzündet es sich an der Luft und verbrennt mit blauer Flamme und braunem Rauch zu gelbem Oxyd. Von verdünnten Säuren wird es unter Entwicklung von Wasserstoff gelöst, das Gas verbrennt beim Entzünden mit rötlichblauer Flamme. In seinen Verbindungen verhält es sich wie ein vierwertiges Element. Die Indiumsalze zeigen im Spektralapparat eine äußerst intensive blaue und eine schwächere violette Linie.

Individuell heißt dasjenige, was bei einem einzelnen Gegenstande seine Natur als besonderes Ding ausmacht. Individualität nennt man daher den Inbegriff der Merkmale, wodurch sich ein Ding von andern seiner Art unterscheidet. Das Individuelle ist Gegenstand der Anschauung und kann nur durch diese erkannt werden. Das Allgemeine oder Generelle dagegen läßt sich nur durch Reflexion und Abstraktion finden. Je vielfältigern Bestimmungen eine Klasse von Dingen zugänglich ist, desto reicher entfaltet sich innerhalb derselben die Individualität, am reichsten da, wo das geistige Leben einer selbständigen Ausbildung fähig ist. Obgleich daher unter Individuum ein Einzelwesen überhaupt verstanden wird, so bezeichnet das Wort doch vorzugsweise das geistige Einzelwesen oder die Person, und die Individualität den Inbegriff der geistigen Eigentümlichkeiten, die eine Person von allen andern ihrer Gattung unterscheiden. Die Ursachen einer bestimmten Individualität liegen teils in der Gesetzmäßigkeit des geistigen Lebens, teils in dem variierenden Verhältnisse des Geistigen zum Körperlichen. Die Frage nach dem Prinzip der Individualität (principium individuationis) hat die Metaphysik, namentlich bei den Scholastikern, lange Zeit beschäftigt und wurde die Veranlassung sehr verschiedener Lehrmeinungen. Sie entstand dadurch, daß man nach Platonischer Art die allgemeinen Begriffe für den Ausdruck des wahren Wesens der Dinge erklärte und dadurch in Verlegenheit geriet, wie man sich die Entstehung der individuellen Bestimmungen, durch welche sich alles Wirkliche thatsächlich zu erkennen gibt, zu denken habe.

Individuum, s. unter Individuell.

Indizien (lat. indicia, Anzeichen) sind Nebenumstände, welche sich mit den Hauptgegenständen einer Beweisaufnahme (s. Beweis, juristisch) in einen derartigen Zusammenhang bringen lassen, daß aus ihrem Vorhandensein ein Schluß auf die Wirklichkeit der eigentlich in Frage befangenen Thatsachen gemacht werden kann. Die Verwertung der J. für den Zweck eines künstlichen (apagogischen, cirkumstantiellen) Beweises, namentlich im Strafverfahren, hat die Prozessualisten viel beschäftigt. Man unterscheidet Anzeichen der Schuld und Unschuld (Gegenanzeichen), desgleichen «allgemeine» Anzeichen, welche (wie z. B. vorherige Drohungen, die Anwesenheit des Verdächtigen am Orte und zur Zeit der That) mit Verbrechen jeder Art in Verbindung stehen können, und «besondere» Anzeichen, die auf den Thatbestand eines bestimmten einzelnen Verbrechens hinweisen, wie z. B. der heimliche Besitz von Prägevorrichtungen auf Münzfälschung, Schwangerschaftssymptome, die nachher plötzlich und ohne daß ein Kind zum Vorschein gekommen ist, wieder aufhörten, auf Verheimlichung der Niederkunft oder selbst Kindestötung. Umstände, welche die notwendige Voraussetzung des Verbrechens bilden oder auf die Geneigtheit einer gewissen Person zu Begehung der sträflichen That schließen lassen, wie schlechter Lebenswandel, gute Gelegenheit und eine besonders mächtige Versuchung zur Verübung, liefern «vorhergehende» Anzeichen, während die Spuren der Gegenwart des Verdächtigen am Orte der That oder unmittelbare Ergebnisse der letztern, wie Blutflecken an den Kleidern des einer Tötung Angeschuldigten, zu den «gleichzeitigen», ferner alle Verdachtsmomente, die sich aus einer Benutzung der durch das Verbrechen zu erzielen gewesenen Vorteile ergeben oder auf ein Schuldbewußtsein hindeuten, zu den «nachfolgenden» Anzeichen gehören. Nach dem Grade der dadurch begründeten Verdachts sind die Anzeichen nahe oder entfernte. Bei der Trüglichkeit des bloßen Scheins und bei der Unmöglichkeit, einmal vollzogene Straferkenntnisse wieder rückgängig zu machen, muß dem Richter, welcher auf J. sein Urteil gründen will, die größte Vorsicht und Zurückhaltung zur Pflicht gemacht werden. Nach der Carolina (s. d.) rechtfertigte das Vorhandensein von «genugsamen und redlichen» Anzeichen lediglich die Anwendung der Marter, um durch das Geständnis einen direkten Schuldbeweis zu erlangen, und die Gesetze, welche seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. mit Abschaffung der Folter vorgingen, gebot bei bloß künstlicher Überführung nur eine gelindere «außerordentliche» Strafe zu verhängen. Erst in der neuern Zeit und seitdem die gewissenhafte Überzeugung der Richter durch die Gesetzgebung von dem Zwange beengender Beweisregeln befreit wurde, ist auch in Deutschland der Indizienbeweis allgemein als gleichwichtig anerkannt. Zu einem vollen Beweise dieser Art gehört jedoch ein solches Zusammentreffen und Ineinandergreifen der Anzeichen, daß es sich nur aus deren Zusammenhang mit dem Verbrechen erklären läßt, und daß [illegible] rückführung der Verdachtsgründe auf [illegible] liche Verhältnisse bloß mit Hilfe der unwahrlichsten Annahmen zu ermöglichen wäre. [illegible] neue Strafprozeßordnung für das Deutsche [illegible]

im §. 260: Über das Ergebnis der Beweis-
e entscheidet das Gericht nach seiner freien,
Inbegriffe der Verhandlung geschöpften
ung. Vgl. Glaser, «Beiträge zur Lehre
veis» (Lpz. 1883).

britisches Reich, s. Ostindien.

chinesische Halbinsel, s. Hinter-

germanen ist gegenwärtig in Deutsch-
fast allgemein angenommene Gesamtname
große linguistisch bestimmte Völkerfamilie,
s ganze westl. Asien und Europa mit nur
gen Ausnahmen bevölkert und seit eini-
hunderten in einzelnen Gliedern sich auch
erika, Australien und einzelnen Gebieten
l. und östl. Asien, Afrika und Polynesien
t hat. Die nähere und fernere Verwandt-
einzelnen Sippen und Glieder des großen
s zeigt sich zwar auch in der verhältnis-
Ähnlichkeit des physischen Typus und in
gen des Charakters, wie sich dieser in den
, sittlichen und religiösen Schöpfungen der
Nationen, überhaupt in deren Geschichte
gelt; das sichere Kriterium der Ver-
ast dieser Völker ist aber die Verwandt-
er Sprachen, und erst durch die Entdeckung
urde es klar, daß, wie die indogerman.
aus Einer Ursprache hervorgegangen
auch die indogerman. Völker auf Ein Ur-
ückgehen, das freilich im Laufe der Ge-
ne Menge verschiedenartiger Elemente sich
t hat. Diese Sprachverwandtschaft, im
h. entdeckt, ist von deutschen Sprachfor-
ssenschaftlich begründet und erläutert wor-
allen nach einigen Vorläufern, zu denen
ch Friedrich Schlegel gehört (von welchem
e «Indogermanen» herrührt), von Franz
d dessen Schule. Neben der Bezeichnung
german. Völker und Sprachen finden sich
rs noch die Namen indoeuropäisch (bei
d den engl. Gelehrten, weniger in Deutsch-
äuchlich) und arisch (wie namentlich bei
elehrten); die Bezeichnungen sanskri-
. von Humboldt), japhetisch (Hupfeld,
und mittelländisch (Ewald) haben sich
emeinere Geltung verschaffen können.

en neuesten Forschungen lassen sich sämt-
nde und ausgestorbene Glieder (soweit sie
des großen indogermanischen Sprach-
s in acht Unterabteilungen (Sippen, Fa-
er Äste) gruppieren, deren jede aus Spra-
ht, die, wie die Völker, welche sie sprechen,
n engerer Verwandtschaft untereinander
denen anderer Gruppen stehen. Zwei
nterabteilungen bilden die asiatische, die
echs die europ. Gruppe der Sprachen des
an. Stammes. Die asiat. Gruppe, auch
rzugsweise Arische Gruppe genannt,
) die Indischen Sprachen, an deren Spitze
skrit steht, welches in seiner ältern Form
ache der Veden) überhaupt die weitaus
lichste und daher für die Sprachforschung
Sprache des gesamten Sprachstammes
ie Iranischen (Eranischen) Sprachen, nach
tsprache auch pers. Sprachen genannt, als
ide älteste Glieder das Altpersische der
dischen Keilschriften und das Altbaktrische
d zu betrachten sind. Der europ. Gruppe
en Sprachstammes gehören an: 3) Die thraco-illyr. Familie, gegenwärtig bis auf schwache Überreste ausgestorben. Als Überrest der thraz. Sprachen dürfte das Armenische, als Überrest der illyrischen das heutige Albanesische zu betrachten sein. 4) Die griech. Familie. 5) Die Italischen Sprachen, als deren wichtigste Vertreterin das Lateinische gelten muß. Dieses ist wiederum als Bulgärsprache (Bulgärlatein), d. h. als Sprache der röm. Kolonisten, die Mutter der neuern Romanischen Sprachen. 6) Die im Erlöschen begriffenen Sprachen der Kelten. 7) Die Slawischen Sprachen, deren älteste, der Grundsprache am nächsten stehende Form das Kirchenslawische ist, samt der innigverwandten litauischen, lettischen oder baltischen Familie, zu welcher außer dem eigentlichen Litauischen und dem Lettischen auch das Altpreußische gehörte. 8) Die Germanischen Sprachen.

Wo der Sitz des indogermanischen Urvolks zu suchen sei, ist zweifelhaft und die Ansichten darüber gehen ziemlich weit auseinander; während die ältern Gelehrten geneigt waren, denselben nach Mittelasien, etwa in die Hochländer am obern Oxus und Jaxartes zu verlegen, sprechen neuere Forscher (z. B. Latham, Benfey, L. Geiger, F. Müller, Pösche) sich für Ost- oder Mitteleuropa, einige sogar (Penka) für Skandinavien aus. Nach den neuesten kritischen Untersuchungen darüber (von O. Schrader) hat die letztere Ansicht eine größere Wahrscheinlichkeit für sich als die erstere. Jedenfalls hatte das Urvolk bereits einen verhältnismäßig hohen Kulturgrad erreicht und lebte, wie die Untersuchungen von Kuhn, Max Müller, V. Hehn, O. Schrader u. a. ergeben haben, in geregelten Familienverhältnissen, trieb Ackerbau und Viehzucht und besaß feste Ansiedelungen. Die Religion, entsprungen aus einer Verehrung des Lichts, war ein einfacher Naturkultus. Auch über die Art, wie man sich die Verzweigungen des ganzen Sprachstammes in die einzelnen Familien zu denken habe, gehen die Meinungen auseinander. Nach den Forschungen Schleichers löste sich von diesem Urvolk zuerst derjenige Hauptast los, der sich dann wieder in die Germanen, Litauer und Slawen verzweigte. Der zweite Hauptast, welcher sich von den Ursitzen der J. loslöste, begriff die spätern Familien der Kelten, Griechen (mit den thraz.-illyr. Stämmen) und Italer in sich. Die letzte Gruppe, welche von den gemeinschaftlichen Ursitzen auswanderte, war die arische Gruppe: die Inder und die Iranier. Erstere zogen über den Himalaja in das Pendschab, wo die ältesten Hymnen der Veda entstanden, und verbreiteten sich dann weiter über das Gangesland. Die Iranier scheinen von dem alten Baktrien aus das ganze iran. Hochland eingenommen zu haben. Schleicher nimmt demnach drei Gruppen, die nordöstlich-europäische, die südwestlich-europäische und die asiatische, an. Dem gegenüber sind jetzt die meisten Sprachforscher der Ansicht, daß der Sprachstamm sich zunächst in zwei Gruppen, die asiatische (Inder und Iranier) und die europäische, gespalten habe, letztere sich dann erst weiter auflöste. (Vgl. A. Fick, «Die ehemalige Spracheinheit der J. Europas», Gött. 1873.) Beide Ansichten gehen aber von der Voraussetzung aus, daß die einzelnen Gruppen und Familien durch Auswanderung und faktische Trennung vom Urvolk oder einem Teil desselben entstanden seien. Neuerdings hat eine ganz andere Ansicht (begründet von Joh. Schmidt in «Die Verwandtschafts-

verhältnisse der indogerman. Sprachen», Weim. 1872), nach welcher zwischen den einzelnen indogerman. Familien keine scharfen Trennungen, sondern nur allmähliche Übergänge anzunehmen sind, einige Verbreitung, doch keine allgemeine Anerkennung gefunden. Eine tiefbegründete Durchforschung des gesamten Sprachstammes hat man den Bemühungen Bopps in dessen «Vergleichender Grammatik» (6 Tle., Berl. 1833—52; 3. Aufl., 3 Bde., Berl. 1868—71) und Schleichers im «Compendium der vergleichenden Grammatik» (4. Aufl., Weim. 1876) zu verdanken. Mit der Bearbeitung einzelner Sprachfamilien haben sich besonders Jak. Grimm (german. Sprachen), Miklosich (slaw. Sprachen), Schleicher (Litauisch und Slawisch), Zeuß, Ebel (Keltisch), Benfey, Pott, G. Curtius (Griechisch), Spiegel, Haug, Justi, F. Müller (Iranisch) u. a. beschäftigt. Seit 1850 gab Kuhn eine «Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung auf dem Gebiete der deutschen, griech. und lat. Sprachen» und 1856—76 (mit Schleicher) «Beiträge zur vergleichenden Sprachforschung auf dem Gebiete der arischen, kelt. und slaw. Sprachen» zu Berlin heraus, welche beiden seit 1876 zur «Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung auf dem Gebiete der indogerman. Sprachen» vereinigt wurden; Bezzenberger gibt seit 1876 zu Göttingen «Beiträge zur Kunde der indogerman. Sprachen» heraus. Die erste vollständige Übersicht über den indogerman. Sprachstamm hat Pott in Ersch und Grubers «Allgemeiner Encyklopädie» (Sekt. 2, Bd. 18, Lpz. 1841) geliefert. Vgl. auch Pösche, «Die Arier» (Jena 1878).

Indol C_8H_7N, Reduktionsprodukt des Indigblaues, entsteht außerdem bei der Fäulnis der Eiweißkörper und bei der Verdauung der Eiweißstoffe unter dem Einfluß des Pankreassaftes. Es findet sich in geringen Mengen, nebst dem ihm homologen Skatol C_9H_9N als Bestandteil der menschlichen Extremente. Es wird vom Darm aus resorbiert und im Organismus in eine Sulfosäure verwandelt, die im Harn als Kalisalz ausgeschieden wird und hier häufig Veranlassung zum Auftreten von Indigblau wird. Die seit längerm beobachtete Bildung von Indigblau, besonders bei gewissen Krankheiten, führte man früher auf das Vorkommen von Indican im Organismus zurück. Durch neuere Untersuchungen ist aber nicht allein das Unrichtige dieser Anschauung erwiesen, sondern auch die Indolschwefelsäure als regelmäßiger Bestandteil des normalen Harns konstatiert worden.

Indölenz (lat.), eigentlich Schmerzlosigkeit, bezeichnet überhaupt Unempfindlichkeit, Gleichgültigkeit und Trägheit oder Apathie, also den Zustand, wo wir weder von angenehmen noch unangenehmen Ereignissen leicht zum Handeln erregt werden und daher am liebsten in einer trägen Ruhe ausharren. Dieser Zustand, welcher entweder von Natur angelegt oder durch Abstumpfung der Empfindungen (infolge von Anstrengungen, Kummer oder Ausschweifungen) entstanden sein kann, beruht darauf, daß eine geringe geistige Erregbarkeit von Unentschlossenheit und Langsamkeit im Handeln, sowie umgekehrt ein hoher Grad geistiger Lebensthätigkeit von einer großen Regsamkeit im Handeln begleitet zu sein pflegt. Von solcher J. und Apathie ist wohl zu unterscheiden die auf Überlegung beruhende leidenschaftslose Ruhe.

Indöles (lat.), Naturanlage; indoles animi, Gemütsbeschaffenheit; indoles morbi, die Natur, der Charakter der Krankheit.

Indore oder Indur (ind. Indrawar), Hauptstadt der Besitzungen der Maharattenfürsten Holkar in Britisch-Indien, liegt in einer Ebene am linken Ufer des Katli, wurde erst 1767 gegenüber von Dschemnah oder Alt-Indore erbaut, zählt etwa 15000 E., hat schlechte Häuser aus Lehmziegeln, enge, unregelmäßige Gassen, mehrere Moscheen und zahlreiche Hindutempel, aber keinen einzigen Bau von Interesse. Dagegen hat das 22 km südlicher gelegene Mhau oder Mô, wo sich, vereint mit einer Stadt gleichen Namens, ein Campement für 3828 eingeborene und 2728 engl. Truppen befindet, ein ganz europ. Ansehen, mit Kirche, Bibliothek, Lesehalle, Theater u. s. w. Das Gebiet des Maharadscha Holkar-Indore, eines Vasallen der brit. Regierung, bildet eine Residentschaft der unter einem polit. Agenten stehenden, zu der Präsidentschaft Bengalen gehörenden Provinz Centralindien. Dasselbe besteht aus einem, von der Nerbudda und dem Vindhya durchzogenen Hauptteile und vier davon getrennt in den Assistent-Agentschaften Bhopal, Westmalwa, Bhopapur und Jaunpur gelegenen Nebenteilen, zusammen mit einem Areal von 20913 qkm und 635450 Bewohnern, hauptsächlich Mahakatten und neben diesen andern Hindu, Mohammedaner, Gönds und Bhils. Das Land ist allenthalben fruchtbar, erzeugt Weizen und andere Getreidearten, Hülsenfrüchte, Zuckerrohr, Baumwolle, Tabak und besonders Opium in großer Menge. Die Einkünfte des Fürsten belaufen sich auf 300000 Pfd. St. Die Militärmacht beträgt 24800 Mann Infanterie, 3300 Kavallerie und 24 Feldgeschütze. Gründer des Staats war der Maharatte Malhar Rao, ein Sudra aus der Schäferkaste, welcher während der ersten Invasion der Maharatten in Nordhindostan sich zum General in der Armee des Peischwa emporschwang und von diesem 1733 die Stadt J. als Lehn empfing. Der bedeutendste unter seinen Nachfolgern war Dscheswant Rao, der 1804 mit bedeutender Macht in das eigentliche Hindostan einfiel, aber 27. Nov. bei Farrakhabad vom brit. General Lake völlig geschlagen wurde und im Dez. 1805 einen Teil seines Gebietes an die Engländer abtrat, während er in den übrigen Besitzungen bestätigt wurde. Ihm folgte 1811 sein natürlicher und Adoptivsohn Malhar Rao, der 1817 den Krieg mit den Engländern von neuem begann, aber 21. Dez. desselben Jahres bei Mahidpore völlig geschlagen wurde und im Vertrage von Mundessore 18. Jan. 1818 mit seinen Besitzungen in die Reihe der brit. Vasallen trat. Als er 1833 kinderlos starb, fanden Thronstreitigkeiten und Verwickelungen mancher Art statt, bis 1844 Tukadschi Rao Holkar auf den Thron gelangte. Derselbe blieb den Engländern während des Aufstandes 1857 treu und erhielt 1862 unbeschränktes Recht, einen Nachfolger zu adoptieren.

Indossable Papiere sind solche Wertpapiere, welche durch Indossament (s. d.) auf einen andern übertragen werden können. Das wichtigste derselben ist der Wechsel (s. d.), welcher nach deutschem Rechte schon von selbst indossabel ist, auch wenn er nicht ausdrücklich «an Ordre» lautet, während er muß, damit ihm die Indossabilität entzogen werde, ausdrücklich «nicht an Ordre» gestellt sein. Außerdem sind nach dem deutschen Handelsgesetzbuche noch folgende Wertpapiere indossabel, wenn sie ausdrücklich «an Ordre» des Berechtigten gestellt sind: gewisse kaufmännische Anweisungen,

Verpflichtungsscheine (Art. 301), wenn darin die Verpflichtung zur Leistung nicht von einer Gegenleistung abhängig gemacht ist; ferner Lagerscheine (Warrants) über bewegliche Sachen, falls sie von einer zur Aufbewahrung solcher Sachen staatlich ermächtigten Anstalt ausgestellt sind; sodann der Ladeschein des Frachtführers, Connossement, Bodmereibrief und Seeversicherungspolice (Art. 302); endlich Namensaktien; außerdem aber können die Landesgesetze noch andern Urkunden die Indossabilität verleihen (Art. 304). Die Bedeutung dieser Eigenschaft ist aber vor allem die, daß in jedem neuen Erwerber des Papiers (Indossator) das Recht gleichsam als ein ganz neues zur Entstehung kommt, sodaß derselbe sich keine Einreden aus der Person eines Vorgängers bei der Geltendmachung des Anspruchs entgegensetzen zu lassen braucht. Die indossablen Papiere werden daher bereitwillig, fast wie Geld, in Zahlung genommen und haben eine außerordentlich große Verkehrsfähigkeit.

Indossament oder Indosso, vom ital. indossare, d. i. auf dem Rücken übertragen, nennt man die Übertragung der Rechte aus einem Wechsel, einer Anweisung und andern sog. Ordrepapieren der Indossablen Papiere (s. d.) auf einen andern mittels einer vom Remittenten oder dem weitern Inhaber auf die Rückseite des Papiers gebrachten Bemerkung, meistens den Worten «für mich an N. N.». Gleichbedeutend gebraucht man gewöhnlich den Ausdruck Giro (s. d.). Die Handlung jenes Übertragens heißt Indossieren. Indossant ist der, welcher den Wechsel überträgt; Indossatar derjenige, auf welchen er übertragen wird. Der Indossatar wird, wenn er seinerseits das Papier auf die nämliche Weise weiter begibt, dadurch selbst zum Indossanten. Der Indossant haftet seinen Nachmännern für den richtigen Eingang des Wechsels und kann, wenn dessen Annahme oder Bezahlung nicht erfolgt, im Wege des Regresses wechselrechtlich in Anspruch genommen werden, sofern er sich nicht durch eine Klausel im J. ausdrücklich davon befreit hat. Über das Blanco-Indossament s. Blankett und Giro. Auch die Rechte aus einer Namensaktie können in der Form des J. übertragen werden. — Von dem eigentlichen J. zu unterscheiden ist das Prokura-Indossament oder J. zum Incasso, welches dem Indossator lediglich die Befugnis gibt, in Vollmacht des Berechtigten den Anspruch aus dem Papier geltend zu machen.

Indosso (ital.), s. Indossament.

Indra, ein spezifisch ind. Gott, der das sichtbare Firmament und die Region der Wolken, die der Erde den Regen spenden, repräsentiert; er wird besonders in den Hymnen des Veda verehrt, wo wir ihn häufig an der Spitze der übrigen Götter sehen und gleichsam seinen wachsenden Einfluß gegenüber den ältern (indogerman.) Gottheiten Dyaus und Varuna beobachten können. Auch in der frühern epischen Zeit ist J. noch der populärste und mächtigste Gott, der streitbare Träger des Donnerkeils, der in seinem eigenen Himmel (Svarga), einer Art sinnlichen Paradieses, mit den Gandharven (s. d.) und Apsaras (s. d.) ein seliges Leben führt, an dem auch die gefallenen ind. Helden teilnehmen. Als seine Gattin gilt Satschi oder Indrani, als sein Sohn Dschajanta. Später erblaßt die Gestalt J.s, der zu einem der vier oder acht Welthüter geworden ist, neben der Göttertrias Brahma, Wischnu, Siva. Vgl. besonders Holtzmann, «J. nach den Vorstellungen des Mahâbhârata» («Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft», Bd. 32).

Indragiri, Fluß und niederländ. Vasallenstaat in der östl. Hälfte der hinterind. Insel Sumatra. Der Fluß J. entspringt mit seiner Hauptquelle unweit des Ortes Samawang an der Ostseite des in der Residentschaft «Padangsche Hochlände» des niederländ. Gouvernements der «Westküste von Sumatra» auf 338 m Meereshöhe gelegenen Landsees von Singkara, teilweise selbst aus demselben, windet sich in der Richtung nach Osten durch die östl. Hälfte des Barissangebirges und fließt dann, durch die Aufnahme einer Anzahl kleinerer Nebenflüsse zu beiden Seiten immer mächtiger und wasserreicher werdend, dem Chinesischen Meere zu, um sich zwischen 0° 15′ und 0° 40′ mit drei Hauptmündungen in dasselbe zu ergießen.

Der Vasallenstaat Indragiri, zwischen 1° südl. und 1° nördl. Br. gelegen, von dem Chinesischen Meere sich westwärts bis zur Ostgrenze der niederländ. Residentschaft «Padangsche Hochlände» ausbreitend, wird in seiner Mitte von dem Flusse J. durchströmt und bildete in älterer Zeit den südlichsten Teil des Reiches Siak, gelangte später aber zur Unabhängigkeit von demselben, wurde statt dessen ein kleiner Vasallenstaat der niederländ.-ind. Regierung von 35 800 qkm mit etwa 100 000 E. Er untersteht in administrativer Hinsicht der einen Teil der niederländ. Residentschaft «Riouw und Unterhörigkeiten» ausmachenden Assistent-Residentschaft Lingga. Die Selbständigkeit der Sultane ist nur nominell.

Indrapura (Pik von), Berg auf Sumatra, 2565 m hoch, unter 1° 30′ nördl. Br. und 101° 23′ östl. L. (von Greenwich), in der niederländ. Residentschaft Benkulen gelegen, wird seinem Aussehen nach für einen Vulkan gehalten, obgleich derselbe bis jetzt unerstiegen ist.

Indrapura heißt auch ein für die Schiffahrt wichtiger, unter 2° 10′ 35″ nördl. Br. und 100° 49′ 48″ östl. L. gelegener vorspringender Punkt der Westküste von Sumatra.

Indrawar, s. Indore.

Indre, ein linker, 245 km langer, nicht schiffbarer Nebenfluß der Loire, nach welchem zwei Departements im mittlern Frankreich benannt sind, entsteht unweit St.-Priest la Marche in den granitischen Bergen von St.-Marion im Depart. Cher in 436 m Höhe, fließt gegen Nordwesten über La Châtre, Châteauroux, Loches und Montbazon durch schöne Wiesengründe, treibt viele Werke und mündet 30 km unterhalb Tours in zwei Armen.

Das Departement Indre, gebildet aus dem westl. Teil der alten Provinz Berri und kleinern Stücken von Orléannais und Marche, umfaßt 6795,3 qkm und ist ein flacher Landstrich, dessen höchster Punkt sich im Süden nur 459 m hoch erhebt und der mit seinen Gewässern Cher, Indre und Creuse mit der Claise ganz zum Becken der Loire gehört. Das rechte Ufer des Indre ist von Teichen und Moräften bedeckt, welche die Luft feucht und ungesund machen. Im übrigen Lande ist das Klima mild und angenehm, der Boden meist sandig und, abgesehen von ausgedehnten Heiden (5,2 Proz.) und Waldungen (12 Proz.), im ganzen fruchtbar. Doch befindet sich der Ackerbau in wenig entwickeltem Zustande. Hauptsächlich baut man Getreide, Wein, Zuckerrüben und berühmte Kastanien. Die Wiesen und Hutungen sind von großer Ausdehnung,

sodaß die Vieh-, besonders die Schafzucht blüht. An der Spitze der Industrie stehen die Eisenerzeugung und die Tuchfabrikation. Außerdem sind Papier-, Baumwollzeug- und Hutfabriken, sowie Baumwoll-, Lein- und Wollspinnereien, Tabaksfabriken, Lohgerberei, Töpferei u. s. w. im Gange. Das Departement gehört zur Erzdiöcese Bourges, hat zur Hauptstadt Châteauroux (s. d.), zerfällt in die vier Arrondissements Châteauroux, Le Blanc, La Châtre und Issoudun und zählt (1881) in 23 Kantonen 287 705 E. Vgl. Joanne, «Géographie du département de l'Indre» (Par. 1879).

Das Departement Indre-Loire, aus der alten Provinz Touraine nebst kleinern Teilen von Orléannais, Poitou und Anjou gebildet, umfaßt 6113,7 qkm, ist fast ganz flach und gehört ebenfalls zum Bassin der Loire, welche es beinahe halbiert und hier links den Cher, den Indre und die Vienne, rechts die kleinern Flüsse Brenne und Roumer aufnimmt. Die Gegend zunächst der Loire mit ihren fetten Alluvionen, besonders im Süden, ist sehr fruchtbar und hat vorzugsweise der Touraine zu dem Namen des «Gartens von Frankreich» verholfen. Das 15 000 ha große Plateau der Falunières liefert mit seiner ungeheuern Fülle von Meermuscheln und organischen Resten den kostbarsten Dünger. Die höher liegenden Gegenden sind reich an Wald (15,7 Proz.) und Wein, haben aber auch ausgedehnte sandige Heiden, die erst nach und nach dem Pfluge mit Erfolg unterworfen werden. Fast ein Sechstel der Bodenfläche ist unproduktiv, ein Neuntel sind Wiesen. Die Haupterzeugnisse sind Getreide (doch kaum zur Genüge), Hanf, Obst, namentlich die Walnüsse (30 000 hl) und die beliebten Pflaumen von Tours, vor allem aber Wein, dessen Anbau etwa ein Zwölftel der Bodenfläche gewidmet ist und von dem 1880 976 423 hl gewonnen wurden. Auch baut man im großen Anis und Koriander, Bohnen, sowie Runkelrüben zur Zuckerfabrikation. Unbedeutend ist die Viehzucht und die Industrie. Man unterhält im kleinen Gerbereien, Woll-, Seidenzeug-, Nägel-, Feilen-, Kessel-, Papier- und andere Fabriken. Am wichtigsten sind die Pulverfabrik von Ripault, nächstdem die Buchdruckereien in Tours, besonders das Haus Mame. Der Handel, begünstigt durch die Loire und mehrere Eisenbahnen, führt jedoch mehr Bodenerzeugnisse als Manufakturen aus, besonders Wein, Hanf, getrocknetes Obst, Bausteine u. s. w. Das Departement gehört zum Erzbistum Tours, hat zur Hauptstadt Tours (s. d.), zerfällt in die drei Arrondissements Tours, Chinon und Loches und zählt (1881) in 24 Kantonen und 282 Gemeinden 329 160 E. Vgl. Joanne, «Géographie du département d'Indre-et-Loire» (Par. 1881).

Indret, Ort im Arrondissement Nantes des franz. Depart. Niederloire, auf einer Insel in der Loire, mit einer Gießerei und einem Etablissement für Fabrikation von Dampfmaschinen für die Flotte.

Indri (Lichanotus brevicaudatus *L.*), ein ungefähr 90 cm hoher, fast schwanzloser Halbaffe (s. d.) Madagaskars, von grauschwarzer, an den Extremitäten, dem After und den Bauchgegenden weißlicher Färbung. (S. Tafel: Halbaffen, Fig. 1.)

In dubio (lat.), im Zweifel, im Zweifelsfalle.

Induciomarus, Führer der römerfeindlichen Partei unter den Trevirern, veranlaßte die Erhebung eines Teils der Belgier (Winter 54 auf 53 v. Chr.) gegen die über das belg. Land verteilten röm. Winterlager, fand aber in einem Reitergefecht gegen Labienus den Tod.

Induktion (lat.) heißt in der Logik das Verfahren, durch welches man aus der thatsächlichen Erkenntnis des gleichen Verhaltens einer Anzahl von Arten, resp. Exemplaren eines Gattungsbegriffs zu dem allgemeinen Urteil hinstrebt, es sei dieses Verhalten in dem Wesen des Gattungsbegriffs begründet und käme deshalb allen Arten, resp. Exemplaren desselben zu. Was deshalb in der formalen Logik als vollständige I. bezeichnet zu werden pflegt, der (häufig in der Mathematik angewendete) Fall nämlich, daß man sich vorher der Geltung des Prädikats für alle Arten, resp. Exemplare versichert hat, kann nicht mehr eigentlich als Induktionsschluß bezeichnet werden, weil es keine neue Erkenntnis bringt, sondern nur die schon vorhandene in einen übersichtlichen Ausdruck zusammenfaßt. Die mehr oder sog. unvollständige I. ist überall da erforderlich, wo die Fülle der Arten, resp. Exemplare eines Gattungsbegriffs aus irgend einem Grunde nicht überschaubar ist; vor allem also in den Naturwissenschaften, sei es, daß es sich um Feststellung von Gattungscharakteren, sei es, daß es sich um Aufsuchung von Naturgesetzen handle. Die Gültigkeit dieses Induktionsschlusses ist nun niemals eine absolut demonstrative, sondern beruht in letzter Instanz immer auf der Annahme, mit welcher der menschliche Geist der Auffassung der Dinge entgegentritt, es müsse ein konstant Wirkliches eine einer konstanten und gemeinsamen Ursache hervorgehen. Die Mittel, die Wahrscheinlichkeit eines Induktionsschlusses zu erhöhen und dieselbe möglichst der Gewißheit zu nähern, sind teils quantitativ, teils qualitativ: erstere bestehen in der Vermehrung der einzelnen Fälle, letztere, die wertvollern, in dem (analytischen oder begrifflichen) Nachweise, daß den untersuchten Fällen nichts weiter gemeinsam ist als der Gattungscharakter und das Prädikat, welches man demselben allgemein zuschreiben will. In dieser Beziehung wird die Möglichkeit eines Induktionsschlusses aus nur einer Prämisse möglich, sobald man sicher sein darf, alle Nebenbedingungen entfernt und den Gattungstypus rein dargestellt zu haben; solche Fälle heißen reine Fälle oder prärogative Instanzen. Die Naturwissenschaft, besonders die Chemie, bedient sich derselben sehr häufig zur Aufsuchung der Gesetze. Zur zweifellosen Gewißheit aber wird das auf induktivem Wege Gefundene erst dadurch erhoben, daß es zu gleicher Zeit auf deduktivem Wege aus höhern Begriffen oder Gesetzen abgeleitet wird. Die höchsten Gesetze der Naturwissenschaft sind danach nur induktiv bis zu hoher Wahrscheinlichkeit zu erweisen, finden aber ihre an Gewißheit grenzende Bestätigung eben darin, daß das aus ihnen deduktiv Abgeleitete seinerseits wieder auf induktivem Wege bestätigt wird. Eine Methode, welche sich ausschließlich auf I. gründet, nennt man induktorisch; Wissenschaften, die auf diesem Verfahren wesentlich beruhen, induktive. Vgl. Apelt, «Die Theorie der I.» (Lpz. 1854); Mill, «System der deduktiven und induktiven Logik» (aus dem Englischen von Gomperz, 3 Bde., Lpz. 1877).

Induktion (magnetische und elektrische). Nähert man einem Eisenstäbchen einen Magnetstab, so wird ersteres durch den Einfluß des letztern magnetisch; entfernt man beide Stäbe genügend weit voneinander, so verschwindet wieder der Magnetis-

mus im Eisenstäbchen. Man sagt von einem Eisenstäbchen, das nur durch den Einfluß eines nahen Magnets magnetisch geworden, es ist durch Verteilung, Influenz oder J. magnetisch. Um die J. experimentell zu zeigen, nähert man (wie in beistehender Fig. 1) dem in einem Stativ lotrecht eingespannten Eisenstäbchen von oben einen kräftigen Magnetpol, während man das untere Ende des Eisenstabes in Eisenfeile taucht. Es bleibt dann ein Büschel Eisenfeile an dem untern Ende hängen, ein Beweis, daß der Eisenstab zum Magnet geworden ist. Sobald man aber den Magnetpol entfernt, fallen die Eisenfeile ab, weil dann die magnetische J. aufhört, also das Eisenstäbchen nicht mehr magnetisch ist. Bei der magnetischen J. besitzt das Ende des Eisenstäbchens, welches dem erregenden Magnetpol zugewendet ist, mit demselben die entgegengesetzte Polarität, das abgewendete aber die gleichnamige. Auch Stahlstäbchen können durch J. magnetisch werden, jedoch viel langsamer und schwächer; dagegen bleiben dieselben, auch nach der Entfernung des verteilenden Magnets, magnetisch.

Fig. 1.

In analoger Weise, wie durch Annäherung von Magneten durch J. Magnetismus erregt wird, entsteht auch in Leitern durch Annäherung elektrischer Körper eine J. Man unterscheidet die statische und dynamische Induktion. Die erstere, welche in neuerer Zeit vorherrschend elektrische Influenz genannt wird, ist im Art. Elektricität behandelt. Die dynamische J. wird jetzt kurzweg als J. bezeichnet. Bei derselben entsteht in einem gebogenen und in sich zurückkehrenden, z. B. ringförmigen Draht, in dessen Nähe ein elektrischer Strom geschlossen wird oder ein schon vorhandener Strom an Stärke zunimmt, ein dem entstehenden oder wachsenden Strom entgegengesetzt gerichteter Strom.

Fig. 2.

Ferner tritt in jener geschlossenen Drahtleitung ein Strom auf, wenn in seiner Umgebung ein bis dahin vorhandener Strom schwächer wird oder ganz aufhört. Dieser Strom hat dieselbe Richtung wie der erregende. Man nennt den erregenden Strom den Haupt- oder Primärstrom, dagegen den erregten Strom Neben-, Sekundär- oder Induktionsstrom. Die Induktionsströme sind stets nur von äußerst kurzer oder augenblicklicher Dauer. Um die Induktionsströme nachzuweisen, benutzt man für den Haupt- und für den Nebenstrom je eine Spule, um welche mit Seide umsponnene Drähte gewunden sind, um die Drahtläufe voneinander zu isolieren. So z. B. sieht man in Fig. 2 eine solche Drahtspirale B, welche aus dickem übersponnenem Kupferdraht gebildet ist, und welche in der Höhlung einer Spirale A steckt, die aus viel mehr Windungen eines weit dünnern übersponnenen Kupferdrahtes besteht. Die Spirale B heißt die Primär- oder Hauptspule, A nennt man dagegen die Sekundärinduktion oder Nebenspule. Die Drahtenden a und b der Nebenspule sind durch Leitungsdrähte mit den Drahtenden eines entfernt aufgestellten Multiplikators M verbunden. Von dem einen Pol n eines konstanten Volta-Elements führt ein Leitungsdraht zu dem Drahtende d der Hauptspule, vom Pol p geht ein Draht zu einem Quecksilbernäpfchen q. Sobald nun ein Draht, welcher an dem Drahtende c der Hauptspule befestigt ist, gleichfalls in das Quecksilbernäpfchen eingetaucht wird, wird das Element E geschlossen, und es cirkuliert dann ein Strom in der Hauptspule B. In dem Moment, in welchem dieser Strom entsteht, wird auch ein Strom in der Nebenspule A induziert, was man aus der Ablenkung der Nadel des Multiplikators M erkennt. Wenn aber der Hauptstrom in B geschlossen bleibt, so kehrt die Multiplikatornadel nach einigen Schwankungen wieder in ihre Gleichgewichtslage zurück; der Induktionsstrom dauert also nur sehr kurze Zeit und der fortdauernde Strom der Hauptspule bleibt ohne weitere Wirkung auf die Nebenspule. Zieht man dann, nachdem die Multiplikatornadel zur Ruhe gekommen ist, das von c kommende Drahtende aus dem Quecksilber des Näpfchens q, um den Strom im Hauptdraht B zu unterbrechen, so erfolgt wieder ein nur sehr kurz dauernder Ausschlag der Multiplikatornadel, jedoch nach einer Richtung, welche der des ersten Ausschlags entgegengesetzt ist. Beim Schließen des Hauptstroms wird also im Nebendraht ein entgegengesetzt gerichteter, beim Öffnen des Hauptstroms dagegen ein ihm gleichgerichteter Strom von nur augenblicklicher Dauer im Nebendraht induziert. Nicht nur durch Schließung und Öffnung des Volta-Elements E allein, sondern auch, wie schon gesagt, durch Schwankungen der Intensität des Hauptstroms werden momentane Induktionsströme erregt.

Auch wenn ein von einem elektrischen Strom durchflossener Draht einem unelektrischen geschlossenen Draht genähert wird (oder auch der letztere dem erstern), entsteht in diesem letztern während der Dauer der Annäherung ein elektrischer Strom, aber in entgegengesetzter Richtung als im erregenden Leiter. Der Strom hört auf, sobald der angenäherte Leiter zur Ruhe kommt. Wird der induzierte Leiter aus dem Bereich des stromführenden Leiters entfernt, so entsteht in ihm der umgekehrte Vorgang wie bei der Annäherung, also ein Strom, welcher mit dem erregenden gleich gerichtet ist. Dies läßt sich experimentell zeigen, wenn (Fig. 2) p mit c, und n mit d durch lange Drähte verbunden sind. Man kann dann die durchströmte Hauptspirale B

in die Nebenspule A hinein- und herausschieben, wobei die Induktionsströme in ebenbesprochener Weise auftreten, was der momentane Ausschlag des Multiplikators M anzeigt.

Da der Induktionsstrom nur einen Augenblick währt und, während der Hauptstrom fortdauernd zirkuliert, bereits verschwunden ist, so wird man, um wiederholt Induktionsströme zu erhalten, den Hauptstrom rasch abwechselnd unterbrechen und wieder herstellen müssen. Dies kann in mannigfaltiger Weise bewirkt werden, am einfachsten jedoch durch ein Blitzrad (s. d.), welches in den Hauptstrom eingeschaltet wird. Mit den induzierten Strömen kann man alle Wirkungen der Voltaschen Ketten, besonders kräftig aber die physiologischen, hervorbringen. Zu letzterm Zwecke versieht man die Induktionsrolle A bei a und b je mit einer Metallschnur, welche in je eine metallene Handhabe (Konduktor) endet. Wenn man dann den einen Handgriff in die eine, den andern in die zweite Hand nimmt, so empfindet man bei jeder Öffnung und bei jeder Schließung des Hauptstroms infolge der Induktionsströme einen Schlag. Diese Schläge werden unter sonst gleichen Umständen stärker, wenn man die Hände mit angesäuertem oder gesalzenem Wasser benetzt hat, indem dadurch die Haut für die Elektricität besser leitend geworden ist. Weil man mit Hilfe eines Induktoriums — so nennt man im allgemeinen die verschiedenen, auf dem in Fig. 2 dargestellten Prinzip beruhenden Apparate — mittels eines oder zweier kleiner Volta-Elemente schon sehr empfindliche physiologische Wirkungen erzielen kann, so bedienen sich die Ärzte derartiger kompendiöser Induktionsapparate zu Heilzwecken.

Auch wenn eine Drahtrolle nicht von einer zweiten umschlossen ist, entsteht durch die gegenseitige induzierende Wirkung der einzelnen Windungen, beim Schließen und Öffnen des Hauptstroms in seinem eigenen Drahte ein Induktionsstrom, welchen man Extrastrom nennt. Dieser schwächt den Schließungs- und verstärkt den Trennungsschlag, weil er im ersten Fall dem Hauptstrom entgegengerichtet ist, im andern Fall jedoch mit demselben dieselbe Richtung hat. Der Nachweis geschieht an einer Spule mit einem einzigen langen Draht, der an jedem Ende in zwei Teile ausläuft. Je ein Ast wird mit der galvanischen Kette verbunden. Die andern beiden Zweige werden einander genähert. Man sieht nun am letztern bei jedem Öffnen der Kette einen viel kräftigern Funken als beim Schließen. Auch die Extraströme können dazu dienen, um elektrische Schläge durch den menschlichen Körper zu leiten, wenn (Fig. 3) in den Hauptstrom skus des Volta-Elements k ein Blitzrad u eingeschaltet, die Nebenschließung aber dadurch hergestellt wird, daß man in je eine benetzte Hand eine der beiden cylindrischen Metallgriffe (Konduktoren) nimmt. Beim raschen Umdrehen des Unterbrechungsrades u erhält der ein[e] menschliche oder tierische Körper die entsp[rechenden] Trennungs- und Schließungsschläge v[on] strom. Die Stärke der Induktions- und E[xtra]ist um so größer, je stärker der Hauptstr[om] länger die Drähte in den Spulen sind, al[s] Windungen die letztern haben. Da ein [...] System paralleler Kreisströme darstellt [...] trodynamik), so muß das Einschie[ben] Magnetstabes NS (Fig. 4) in die Induktio[nsspule]

Fig. 3.

Fig. 4.

und ebenso das Herausziehen aus derselb[en] wie das Ein- und Zurückschieben der durch Hauptspule B in Fig. 2. Je länger der [...] draht, je kräftiger der Magnet und je g[rößer] Geschwindigkeit bei seiner Bewegung i[n] stärker ist der hervorgerufene Induktio[nsstrom] Diese durch bewegte Magnete entstehende [...] man magnetelektrische Induktion; im[mer] satz davon heißt dann die durch galvanische [...] erzeugte Volta-Induktion. Beide Art[en] den von Faraday entdeckt (1831).

Die magnetelektrische J. tritt auch ein, man die Höhlung der Induktionsspule m[it] weichen Eisenkern oder weichen Eisenstäb[en] und diese durch Vorüberführen eines [...] Magnetpols magnetisch induziert. Denn d[ie] netischwerden der Eisenkerne bewirkt das[s] das Einführen eines Magnetpols in da[s] der Spule, während das Aufhören der [...] tischen Induktion dem Zurückziehen des [...] pols gleichkommt. Auf dieser magnetel[ektrischen] J. beruhen die magnetelektrischen [...] nen, bei welchen mit Eisenkernen gefüll[te] tionsspulen vor kräftigen Magnetpolen [...] tieren; auch den dynamoelektrischen [...] nen liegt die magnetelektrische J. zu Gru[nde]

Versieht man die Hauptspule B eines [...] riums (Fig. 2) mit einem weichen Eisen[kern] addiert sich zur induzierenden Wirkung d[es] brechungen des Hauptstroms noch jene [...] beim Entstehen und Aufhören eines El[ektro]nets auftritt. Diese Erregungsweise von tionsströmen heißt elektromagnetis[che] duktion. Auf derselben beruht der [...] induktor von Ruhmkorff, mit dem sich die S[tröme]

lektricität bis auf jene der Reibungs-
eigern läßt.

nsapparat (zu Heilzwecken), s. unter
rapie, Bd. VI, S. 42.

nsmaschinen, Induktionsappa-
Induktionselektromotoren hei-
ern Sinne alle jene Apparate, welche
, mittels der Induktion (s. d.) kräftige
tröme in großer Menge zu erzeugen.
zt die auf der elektrostatischen Induk-
uf der Influenz beruhenden J. allge-
fluenzmaschinen (s. d.) bezeichnet, fer-
der elektromagnetischen Induktion ba-
ist Funkeninduktoren (s. d.) oder speziell
e Induktionsapparate (s. d.) benennt,
an gewöhnlich im engern Sinne unter
er magnetelektrischen Induktion basie-
netelektrischen und dynamoelektrischen
welche in der Elektrotechnik als die
elektrischen Stromquellen benutzt und
Praxis auch kurzweg «elektrische Ma-
annt werden. Diese letztern darf man
rmaschinen nicht verwechseln, die eine
Quelle der Reibungselektricität sind,
in der Elektrotechnik, außer beim elek-
den von Minen u. dgl. m., keine An-
unden haben.

nsströme, s. Induktion (physik.).

nswage nennt man zwei miteinan-
ene Induktorien (s. Induktion) von
chtung, daß der in der einen Induk-
rch Unterbrechungen des Hauptstroms
nduktionsstrom durch den in der an-
onsspule induzierten Gegenstrom auf-
d. Die J. ist zwar eine Erfindung der
(1880), sie beruht jedoch im wesent-
em schon früher (1838) von Dove er-
erentialinduktor, welcher, unter passen-
ung des inzwischen erfundenen Mikro-
Telephons, zur J. umgeformt worden
annteften ist die J. von Hughes (1881).

Dieselbe besteht (s. beistehende Figur) aus zwei aufrecht stehenden Röhren aus Pappe, Holz, Ebonit oder dergleichen, die im obern Teile je eine Drahtrolle H und h und ebenso unten andere Drahtspiralen I und i tragen. Die Windungen dieser Rollen sind voneinander durch Seidenumspin-
t, und die Drahtlänge in je einer Rolle
100 m. Die beiden obern Rollen wer-
meinsamen Hauptstrom der Volta-Ele-
chlaufen. Letzterer wird periodisch und
terbrochen, z. B. von einem Mikrophon
von einer tickenden Pendeluhr in Vibra-
zt wird. Die beiden Induktionsrollen
entgegengesetzt gewunden und sind mit-
einander zu einem Stromkreise verbunden, in welchem ein Telephon T eingeschaltet ist. Wenn die Verhältnisse auf beiden Seiten der J., bis auf die Gegenwindungen der Induktionsrollen, gleich sind, so heben sich die Induktionswirkungen auf, und man vernimmt daher durch das Telephon nichts von dem Ticken der Uhr. Sobald man jedoch in die eine der beiden Röhren eine Münze einschiebt, werden auch in dieser elektrische Ströme induziert, wodurch das Gleichgewicht der durch das Telephon kreisenden Induktionsströme gestört erscheint, weshalb man nun den Pendelschlag der Uhr durch das Telephon hören kann. Die J. ist so empfindlich, daß sie die geringsten chemischen oder physik. Unterschiede zweier Metallmassen, von welchen je eine in je eine der Röhren I und i an die gleichklingende Stelle gebracht wird, verrät; sie kann daher dazu dienen, falsche Münzen von echten zu unterscheiden u. dgl. m. Weil ferner das Gleichgewicht der J. schon verschwindet, wenn man eins der Induktorien derselben einer Metallmasse nur nähert, so hat man die J. auch angewendet, verborgene Metalle zu entdecken, z. B. unterirdische Metalladern, submarine Metallgegenstände, die Kugel im Körper der durch Schuß Getroffenen aufzusuchen u. s. w.

Induktiv, s. unter Induktion (Logik).

Induktor, bei den magnetelektrischen und dynamoelektrischen Maschinen derjenige Teil, in dem bei der Rotation desselben der elektrische Strom entsteht. (S. unter Elektrische Maschinen.)

In dulci jubilo (lat., «in süßem Jubel»), der Anfang eines alten, halb lateinischen, halb deutschen Weihnachtsliedes (die zweite Zeile lautet: «Nun singet und seid froh»), welches aus einer das Leben des Mystikers Heinrich Suso (gest. 1365) enthaltenden Handschrift des 14. Jahrh. stammt und früher irrtümlich dem Petrus Dresdensis (gest. 1440) zugeschrieben wurde (vgl. Hoffmann von Fallersleben, «In dulci jubilo», Hannov. 1854); sprichwörtlich soviel wie in Saus und Braus.

Indulgenz, s. Ablaß.

Induline, Nigrosin, Bengalin, Indigo artificiel, Bleu-Noir, Gris Coupier, Blackley Blue bilden zusammen eine Klasse von Anilinfarbstoffen, welche teils in spritlöslicher, teils in wasserlöslicher Form vielfach Verwendung in der Färberei, dem Zeugdruck, der Tinten- und Lackfabrikation finden. Es geht ihnen allerdings der Glanz und die Schönheit des Fuchsins und ähnlicher Farbstoffe ab, dagegen unterscheiden sie sich von jenen aber vorteilhaft durch größere Widerstandsfähigkeit gegen Luft und Licht. Sie dienen namentlich zur Erzeugung von grauen, blauen, violetten, schwarzen Modestoffen und werden dabei entweder für sich, oder mit andern Anilinfarben, Anilinblau, Methylviolett, Curcuma, Orseille verwandt. Zum Färben von Seide werden die spritlöslichen Farben im angesäuerten Seifenbade verwandt; Baumwolle nimmt die Farben nach vorherigem Gallieren und Beizen mit Zinnsalz, Alaun oder Brechweinstein an; Wolle erfordert ein ein- bis zweistündiges Kochen in einer Flotte der wasserlöslichen Verbindungen.

Die chem. Konstitution dieser Farbstoffe ist noch nicht bekannt. Sie entstehen: 1) durch Einwirkung von Amidoazobenzol auf salzsaures Anilin (Dale u. Caro 1864); 2) durch Erhitzen von reinem Azobenzol mit reinem salzsauren Anilin (Caro, Badische Anilin- und Sodafabrik Ludwigshafen 1869, Knosp,

Stuttgart); 3) durch Zersetzung von käuflichem Nitrobenzol mit salzsaurem Anilin bei Gegenwart von Reduktionsmitteln (Coupier). Die spritlöslichen Formen der Induline sind die salzsauren Salze verschiedener Basen, die wasserlöslichen Formen sind Natronsalze der aus den Indulinen hervorgehenden Sulfonsäuren.

Indult (lat., d. i. Nachsicht, Zugeständnis) bezeichnet in der Rechtssprache im allgemeinen die Frist, die jemand zur Erfüllung einer Verbindlichkeit verstattet wird (so z. B. als Lehnsindult wegen Erneuerung der Lehne durch den Nachfolger), dann insbesondere soviel als Anstandsbrief oder Moratorium (s. d.). In der Kirchensprache heißt I. das an Fürsten, Kardinäle oder andere hochstehende Kirchenmitglieder verliehene Recht, den Genuß einer geistlichen Pfründe zu überweisen oder hohe geistliche Ämter mit den Einkünften nach Gefallen zu verleihen. Ein solches I. gelangte z. B. durch Leo X. an König Franz I., durch Alexander VII. an Ludwig XIV. Die Kardinäle haben das I. kraft eines mit Paul IV. abgeschlossenen Vertrags, der sie selbst berechtigt, eine Pfründe in commendam (s. Kommende) zu bestimmen. Die deutschen Bischöfe besaßen ehedem das I. lebenslänglich; seit der Mitte des 17. Jahrh. aber müssen sie es stets nach Ablauf von fünf Jahren erneuern lassen. In einigen Gegenden Deutschlands, z. B. in Kiel und München, braucht man das Wort I. oder Dult für Jahrmarkt oder Messe, angeblich wegen der mit Messen und Ablässen verbundenen Kirchenfeste.

In duplo (lat.), doppelt.

Indur, s. Indore.

Induration (lat.), in der Medizin Verhärtung, [Geschwulst.

Indus oder Sind, Sindhu, der Hauptstrom des westl. Vorderindien, mit einer Stromlänge von 2897 km und einem Flußgebiete von 852500 qkm, entspringt in Tibet unter 32° nördl. Br. und 81° 30′ östl. L. (von Greenwich), in 6500 m Meereshöhe, in unbeträchtlicher Entfernung nördlich von den Landseen Lakas-Tal und Manasarowar, von welchem westlich auch der Setledsch, östlich der Brahmaputra ihren Ursprung nehmen, an dem nördl. Abhange des Bergs Kailasa, dem Paradiese Sivas der ind. Mythologie. Er nimmt gleich zu Anfang die Richtung gegen Nordwesten, verbindet sich 252 km unterhalb seiner Quelle, links mit dem von dem Westabhange des Kailasa herabkommenden Gartop oder Ikang-Scho-Flusse, durchströmt, unter dem Namen Sing-Kabab (Löwenmaul), zuerst ein Hochplateau, bringt bei dem Passe La-Gans-Kiel in eine enge, die Kette des Kuen-lün (s. d.) oder Mustagh von dem Himalaja trennende Thalspalte, fließt durch Ladakh oder Mitteltibet, nimmt unterhalb dessen Hauptstadt Leh, in 3753 m Meereshöhe, den reißenden Zanskar, weiter unten aber den Dras auf und tritt in Baltistan oder Kleintibet ein, wo der von dem Karakorumgebirge herabkommende Schaiyuk auf seiner rechten Seite in ihn einmündet und er den Namen Aba-Sind, d. h. eigentlicher I. erhält. Ungefähr 40 km weiter unten und westwärts nimmt er gegenüber der an ihm liegenden Hauptstadt Iskardo oder Skardo, an seiner rechten Seite den Schai-ghur und weiter unten noch verschiedene andere Gebirgsströme auf. Von Skardo fließt er weitere 135 km gegen Nordnordwesten, worauf er bei Makpou-i-Schagaron, unter 35° 48′ nördl. Br. und 74° 30′ östl. L. (von Greenwich), den Gilghit aufnimmt, sich nach Süden umbiegt, indem er, sich einen Weg durch die untere Himalajakette bahnend, die Gegend nördlich von der brit. Festung Attok in einer Strecke von 297 km durchströmt. Unmittelbar oberhalb von Attok ergießt sich, in 320 m Meereshöhe, an seiner westl. Seite der von dem Hindutho herabkommende Kabulfluß in ihn. An dieser Stelle hat der I. eine Breite von 250 m und bei hohem Wasserstande 20—25, bei niedrigem 10—12 m Tiefe. Bis zu Attok geht die Schiffahrt auf dem I. stromaufwärts. Von seiner Quelle bis dahin fällt er in jeder Strecke von 1,5 km 6—7, von dort bis zum Meere, 1515,50 km, nur noch 0,33 m.

Unterhalb Attok tritt der I. in das Salzgebirge (Salt-Range), durchbricht dasselbe bei Ghora-Trup in einem sich bis zu 90 m verengenden, 60 m tiefen Felsenbette, um sich bei Kala-bagh, 185 km unterhalb Attok, mit einer Wassermasse von 450 m Breite aus dem Gebirge in die Ebene zu begeben. Nun fängt er, während er bis dahin hauptsächlich zwischen Felsen strömte, an, sich durch Abspülung seiner flachen, erdigen Ufer zu trüben und nach heftigem Sturzregen letztere zu überschwemmen. Ungefähr 5 km oberhalb Mitankoti verbindet sich an seiner östl. Seite mit ihm der aus dem Zusammenflusse des Dschilam, Dschenab, Rawi und Setledsch, welche in ihrem obern Laufe mit dem des I. den berühmte ind. Pendschab (Fünfstromland) bilden, entstandene Pendschnad, dessen Breite 1760 m, dessen Tiefe 4—5 m beträgt, während der I. selbst bei gleicher Tiefe nur 600 m breit, aber noch einmal so schnellfließend ist. Nach seiner Vereinigung mit dem Pendschnad beträgt die Breite des I. bei niedrigem Wasserstande 2000 m. Oberhalb der Stadt Rori, in der Landschaft Sindh, trennt sich von ihm der Ost-Narra, welcher gegen SO. durch die Wüste läuft und nur bei hohem Wasser das Meer in der östlichen oder sog. Korimündung erreicht. Er durchbricht alsdann ein niedriges Kalkgebirge, worauf sich 29,5 km unterhalb Rori der West-Narra, ein großer permanenter Fluß, von ihm abzweigt, der sich 190 km weit hinwindet und, nachdem er sich zu dem See Mantschur ausgeweitet, mit dem Hauptstrom wieder vereinigt. Alsdann zweigt sich 22 km oberhalb von Hyderabad (s. d.) gegen SO. der breite, aber jährlich wasserärmer werdende Stromarm Fulaili oder Gonni ab, und bald findet die Deltabildung statt, indem der Fulaili als östl. Arm sich in die Korimündung des I. genannten Meereseinbucht ergießt. Unterhalb Tatta tritt die Hauptspaltung in zwei große Arme ein, in den Baggar gegen W. und den Sata oder Wanjeni gegen SSW. Dieselben spalten sich jedoch wiederholt. Im ganzen zählt man ohne die Zwischenkanäle und unbedeutenden Arme 13 Ästuarien. Die breiteste, tiefste, allezeit schiffbare ist gegenwärtig die Mündung Pitti. Die Ausdehnung des Deltas längs der Küste beträgt 250 km; die Stadt bei Tatta liegt 126 km von der See, und dahin weit steigt die Flut. Bei Hochwasser ist das ganze Delta Überschwemmungen ausgesetzt. Der I. verliert sowohl auf seinem Laufe durch dürre und wüste Gegenden als auch durch Abzüge viel Wasser, sodaß er eine weit geringere Wassermasse ins Meer sendet als der Ganges. Er ist sehr fischreich, aber im ganzen für Schiffahrt weniger günstig als Wolga und der Irawadi. Das erste brit. Dampfschiff befuhr den Strom 1835, und seitdem nahmen Handel und Verkehr rasch zu. Nachdem 1843 Sind

1849 das Reich der Sikh brit. Provinzen geworden waren, wurde die große Wichtigkeit des J., des westl. Grenzstroms der brit.-ind. Besitzungen, in kommerzieller, strategischer und polit. Beziehung richtig begriffen und ist die engl. Regierung seit einer Reihe von Jahren bemüht gewesen, ihn nach allen Richtungen so nutzbar als möglich zu machen. Zu dem Zwecke entstand mit großem Kostenaufwand ein weitläufiges System sowohl von Bewässerungs- als von Austrocknungskanälen. Auch verdankt diesen Bestrebungen der stets wichtiger werdende Hafenplatz Karatschi (s. d.) sein Entstehen.

Indusienkalk, ein Kalkstein, welcher der tertiären Süßwasserformation der Auvergne angehört und sich durch zahlreiche kurze Röhren auszeichnet, die von Phryganeenlarven herrühren und aus lauter zusammengelitteten kleinen Schnecken (Paludina) aufgebaut sind.

Indusium oder Schleier nennt man in der Botanik diejenigen Gebilde, welche bei den Farnkräutern die Sporangienhäufchen oder Sori bedecken. Sie finden sich nicht bei allen Farnkräutern, wohl aber bei den meisten, ihre Gestalt ist eine verschiedenartige, bald schild- oder nierenförmig, bald becherförmig oder zerschlitzt. Diese Verschiedenheit in der Form und außerdem die Art der Anheftung bilden wichtige Unterscheidungsmerkmale für die systematische Umgrenzung der Gattungen. (S. Farn.)

Industrial partnership (engl.), s. Partnerschaft.

Industrie (vom lat. industria, Fleiß, Betriebsamkeit) bedeutet ursprünglich überhaupt produktive Thätigkeit, nach dem deutschen Sprachgebrauch aber speziell die gewerbliche Produktion, also die Verarbeitung von Rohstoffen oder Halbfabrikaten, und zwar namentlich diejenige, welche nicht als kleingewerbliches Handwerk (s. d.), sondern im großen, mit den Hilfsmitteln des Maschinenwesens und der Arbeitsteilung, oder doch für den Absatz auf dem großen Markte betrieben wird. (S. Großbetrieb.) Ihre Hauptformen sind der Fabrikbetrieb (s. Fabrik), der große Werkstattbetrieb, welcher wegen der Natur seiner Erzeugnisse weniger auf die Ausnutzung der Naturkräfte als auf die rationelle Arbeitsteilung angewiesen ist, und die Hausindustrie (s. d.). Einzelne Gewerbe, wie namentlich die Weberei, erhoben sich schon früh auf die Stufe des industriellen Betriebs, indem sie ihre Produktion weit über den lokalen Bedarf ausdehnten und für ihre Waren ein weites Absatzgebiet erwarben. Diese Entwickelung wurde um so mehr begünstigt, je mannigfaltiger und enger sich die Handelsbeziehungen zwischen den Nationen gestalteten, je mehr alle Teile der Erde den Kulturvölkern zugänglich und je bessere Hilfsmittel dem Verkehr zu Gebote gestellt wurden. Ihren großartigsten Aufschwung aber hat die J. erst in der neuern Zeit genommen, in der einerseits ihre Produktionskraft durch zahllose Erfindungen eine ungeahnte, gewaltige Vergrößerung erhielt, und andererseits auch der Absatz ihrer Produkte durch Dampfschiffe, Eisenbahnen und andere Verkehrserleichterungen in ebenso hohem Grade befördert wurde. Die verschiedenen Länder haben allerdings nicht in gleichem Verhältnisse an diesen Fortschritten teilgenommen, weil nicht für alle gleich günstige Bedingungen dafür bestanden. Am meisten begünstigt sind diejenigen Länder, welche mit den beiden Hauptelementen der heutigen J., Kohlen und Eisen, am reichlichsten ausgestattet sind. Doch kommt auch viel an auf die Verkehrslage und namentlich auch auf die Tüchtigkeit und Geschicklichkeit der Arbeiterbevölkerung. Durch Vorzüge in dieser letztern Hinsicht kann eine Nation manche natürliche Vorteile, deren sich andere Länder erfreuen, mehr oder weniger ausgleichen. Schlimm allerdings ist es, wenn eine solche Ausgleichung nur durch einen übermäßig niedrigen Stand der Löhne möglich wird.

Seit der Entstehung der neuern centralisierten Staaten mit ihren wohlfahrtspolizeilichen Bestrebungen wurden auch fast überall Versuche gemacht, die Entwickelung der J. und das Aufwachsen neuer Zweige derselben auch durch künstliche Mittel, namentlich durch Schutzzölle, zu befördern. Unter der Herrschaft der Anschauungen des Merkantilsystems (s. d.) geschah dies hauptsächlich deswegen, weil die J. weit mehr als die Landwirtschaft geeignet ist, wertvolle Produkte für die Ausfuhr zu liefern und dadurch eine günstige Handelsbilanz zu erzeugen. Im 19. Jahrh. dagegen verlangte List erziehenden Schutz der J. deswegen, weil der bloße Agrikulturstaat auf einer niedern Stufe stehe und sich, um mit den fortschreitenden Nationen sich auf der gleichen Höhe zu halten, zu einem exportfähigen Industriestaat entwickeln müsse. Nur die tropischen Länder seien von der Natur auf die Urproduktion als die für sie vorteilhafteste wirtschaftliche Thätigkeit angewiesen. Die Landwirtschaft soll nach dieser Ansicht, damit die Lebensmittel und Rohstoffe nicht zum Nachteil der J. verteuert werden, keinen direkten Schutz erhalten, werde jedoch indirekt durch das Vorhandensein einer zahlreichen konsumtionsfähigen industriellen Bevölkerung ebenfalls aus dem Industrieschutz große Vorteile ziehen. In der Wirklichkeit hat indes auch die Landwirtschaft Schutzzölle verlangt und in vielen Ländern auch erhalten, jedoch ohne deshalb zu der J. in einen feindlichen Gegensatz zu treten; vielmehr sind die meisten Erfolge des Protektionismus dadurch errungen worden, daß die Vertreter der J. und der Landwirtschaft sich über ihre Forderungen verständigten und sie mit vereinten Kräften durchsetzten.

Durch die mächtige Entfaltung der J. wurde das Handwerk auf vielen Gebieten fast ganz verdrängt und auf andern in eine gedrückte Lage versetzt. Alle Versuche indes, dem letztern durch künstliche Mittel zu Hilfe zu kommen, müssen zurückgewiesen werden, wenn sie die größtmögliche Ausnutzung der technischen Produktivkräfte und den Absatz der industriellen Massenprodukte erschweren, weil dann ein absoluter Ausfall in der volkswirtschaftlichen Produktion und Konsumtion entsteht, wenn auch eine Gruppe von Gewerbtreibenden dabei einen privatwirtschaftlichen Nutzen haben mag. Allerdings ist auf der andern Seite nicht zu verkennen, daß die Ausdehnung der modernen J. in sozialer Beziehung auch erhebliche Übelstände in ihrem Gefolge hat. Die soziale Frage ist in ihrer modernen Gestalt gerade auf dem Boden der J. entstanden und brennend geworden. Die J. liefert den eigentlichen Typus der «kapitalistischen Produktionsweise». Sie ist angewiesen auf die Vereinigung von großem Kapital mit großen Arbeiterscharen; die persönlichen Beziehungen zwischen Arbeitgeber und Arbeiter verschwinden dadurch fast vollständig, der Arbeiter verliert alle Aussicht auf Selbständigkeit als kleiner

Stuttgart); 3) durch Zersetzung von käuflichem Nitrobenzol mit salzsaurem Anilin bei Gegenwart von Reduktionsmitteln (Coupier). Die spritlöslichen Formen der Induline sind die salzsauren Salze verschiedener Basen, die wasserlöslichen Formen sind Natronsalze der aus den Indulinen hervorgehenden Sulfonsäuren.

Indult (lat., d. i. Nachsicht, Zugeständnis) bezeichnet in der Rechtssprache im allgemeinen die Frist, die jemand zur Erfüllung einer Verbindlichkeit verstattet wird (so z. B. als Lehnsindult wegen Erneuerung der Lehne durch den Nachfolger), dann insbesondere soviel als Anstandsbrief oder Moratorium (s. d.). In der Kirchensprache heißt I. das an Fürsten, Kardinäle oder andere hochstehende Kirchenmitglieder verliehene Recht, den Genuß einer geistlichen Pfründe zu überweisen oder hohe geistliche Ämter mit den Einkünften nach Gefallen zu verleihen. Ein solches I. gelangte z. B. durch Leo X. an König Franz I., durch Alexander VII. an Ludwig XIV. Die Kardinäle haben das I. kraft eines mit Paul IV. abgeschlossenen Vertrags, der sie selbst berechtigt, eine Pfründe in commendam (s. Kommende) zu bestimmen. Die deutschen Bischöfe besaßen ehedem das I. lebenslänglich; seit der Mitte des 17. Jahrh. aber müssen sie es stets nach Ablauf von fünf Jahren erneuern lassen. In einigen Gegenden Deutschlands, z. B. in Kiel und München, braucht man das Wort I. oder Dult für Jahrmarkt oder Messe, angeblich wegen der mit Messen und Ablässen verbundenen Kirchenfeste.

In duplo (lat.), doppelt.

Indur, s. Indore.

Induration (lat.), in der Medizin Verhärtung, [Geschwulst.

Indus oder Sind, Sindhu, der Hauptstrom des westl. Vorderindien, mit einer Stromlänge von 2897 km und einem Flußgebiete von 852500 qkm, entspringt in Tibet unter 32° nördl. Br. und 81° 30′ östl. L. (von Greenwich), in 6500 m Meereshöhe, in unbeträchtlicher Entfernung nördlich von den Landseen Lakas-Tal und Manasarowar, von welchem westlich auch der Setledsch, östlich der Brahmaputra ihren Ursprung nehmen, an dem nördl. Abhange des Bergs Kailasa, dem Paradiese Sivas der ind. Mythologie. Er nimmt gleich zu Anfang die Richtung gegen Nordwesten, verbindet sich 252 km unterhalb seiner Quelle, links mit dem von dem Westabhange des Kailasa herabkommenden Gartop oder Ikang-Scho-Flusse, durchströmt, unter dem Namen Sing-Kabab (Löwenmaul), zuerst ein Hochplateau, dringt bei dem Passe La-Gans-Kiel in eine enge, die Kette des Kuen-lün (s. d.) oder Mustagh von dem Himalaja trennende Thalspalte, fließt durch Ladakh oder Mitteltibet, nimmt unterhalb dessen Hauptstadt Leh, in 3753 m Meereshöhe, den reißenden Zanskar, weiter unten aber den Dras auf und tritt in Baltistan oder Kleintibet ein, wo der von dem Karakorumgebirge herabkommende Schaiyuk auf seiner rechten Seite in ihn einmündet und er den Namen Aba-Sind, d. h. eigentlicher I. erhält. Ungefähr 40 km weiter unten und westwärts nimmt er gegenüber der an ihm liegenden Hauptstadt Iskardo oder Skardo, an seiner rechten Seite den Schai-ghur und weiter unten noch verschiedene andere Gebirgsströme auf. Von Skardo fließt er weitere 135 km gegen Nordnordwesten, worauf er bei Makpou-i-Schagaron, unter 35° 48′ nördl. Br. und 74° 30′ östl. L. (von Greenwich), den Gilgbit aufnimmt, sich nach Süden umbiegt, indem er sich einen Weg durch die untere Himalajakette bahnend, die Gegend nördlich von der brit. Festung Attok in einer Strecke von 297 km durchströmt. Unmittelbar oberhalb von Attok ergießt sich, in 320 m Meereshöhe, an seiner westl. Seite der von dem Hindukho herabkommende Kabulfluß in ihn. An dieser Stelle hat der I. eine Breite von 250 m und bei hohem Wasserstande 20—25, bei niedrigem 10—12 m Tiefe. Bis zu Attok geht die Schiffahrt auf dem I. stromaufwärts. Von seiner Quelle bis hin fällt er in jeder Strecke von 1,5 km 6—7, von dort bis zum Meere, 1515,50 km, nur noch 0,30 m.

Unterhalb Attok tritt der I. in das Salzgebirge (Salt-Range), durchbricht dasselbe bei Ghora-Tug in einem sich bis zu 90 m verengenden, 60 m tiefen Felsenbette, um sich bei Kala-bagh, 185 km unterhalb Attok, mit einer Wassermasse von 450 m Breite aus dem Gebirge in die Ebene zu begeben. Nun fängt er, während er bis dahin hauptsächlich zwischen Felsen strömte, an, sich durch Abspülung seiner flachen, erdigen Ufer zu trüben und nach heftigem Sturzregen letztere zu überschwemmen. Ungefähr 5 km oberhalb Mitankoti verbindet sich an seiner östl. Seite mit ihm der aus dem Zusammenflusse des Dschilam, Dschenab, Rawi und Setledsch, welche in ihrem obern Laufe mit dem des I. bis berühmte ind. Pendschab (Fünfstromland) bilden, entstandene Pendschnad, dessen Breite 1700 m, dessen Tiefe 4—5 m beträgt, während der I. selbst bei gleicher Tiefe nur 600 m breit, aber noch einmal so schnellfließend ist. Nach seiner Vereinigung mit dem Pendschnad beträgt die Breite des I. bei niedrigem Wasserstande 2000 m. Oberhalb der Stadt Rori, in der Landschaft Sindh, trennt sich von ihm der Ost-Narra, welcher gegen SO. durch die Wüste läuft und nur bei hohem Wasser das Meer in der östlichen oder sog. Korimündung erreicht. Er durchbricht alsdann ein niedriges Kalkgebirge, worauf sich 29,5 km unterhalb Rori der West-Narra, ein großer permanenter Fluß, von ihm abzweigt, der sich 190 km weit hinwindet und, nachdem er sich zu dem See Mantschur ausgeweitet, mit dem Hauptstrom wieder vereinigt. Alsdann zweigt sich 22 km oberhalb von Hyderabad (s. d.) gegen SO. der breite, aber jährlich wasserärmer werdende Stromarm Fulaili oder Gonni ab, und bald findet die Deltabildung statt, indem der Fulaili als östl. Arm sich in die Korimündung des I. gemeinsame Meereseinbucht ergießt. Unterhalb Tatta tritt die Hauptspaltung in zwei große Arme ein, in den Baggar gegen W. und den Sata oder Wanjani gegen SSW. Dieselben spalten sich jedoch wiederholt. Im ganzen zählt man ohne die Zwischenkanäle und unbedeutenden Arme 13 Mündungen. Die breiteste, tiefste, allezeit schiffbare ist gegenwärtig die Mündung Pitti. Die Ausdehnung des Deltas längs der Küste beträgt 250 km; die Spitze bei Tatta liegt 126 km von der See, und ebenso weit steigt die Flut. Bei Hochwasser ist das ganze Delta Überschwemmungen ausgesetzt. Der I. verliert sowohl auf seinem Laufe durch dürre und wüste Gegenden als auch durch Abzüge viel Wasser, sodaß er eine weit geringere Wassermasse ins Meer sendet als der Ganges. Er ist sehr fischreich, aber im ganzen für Schiffahrt weniger günstig als Euphrat und der Irawadi. Das erste brit. Dampfboot befuhr den Strom 1835, und seitdem nahmen Handel und Verkehr rasch zu. Nachdem 1843 Sind

Unternehmer, die Arbeit wird eine Ware, deren Marktpreis die Arbeiter dadurch aufrecht zu erhalten oder zu erhöhen suchen, daß sie in geschlossenen Vereinigungen der konzentrierten Macht des Kapitals gegenübertreten. Durch ihr Zusammenwohnen in den häufig erst in der neuesten Zeit rasch aufgeschossenen Industriestädten wird den Arbeitern ihre Organisation nicht wenig erleichtert, und so stehen sich Kapital und Arbeit in fortwährender Kampfbereitschaft gegenüber. Auch ist nicht zu verkennen, daß die industrielle Arbeit wegen der weitgehenden Arbeitsteilung eine einförmigere, mehr abstumpfende und menschlich weniger befriedigende ist als die Handwerksarbeit und daß eben wegen der Einfachheit vieler einzelnen Hantierungen die Frauen- und Kinderarbeit die der Männer oft in einer unerwünschten Ausdehnung verdrängt. Wie schwierige Probleme aber auch die durch die moderne J. hervorgerufenen ökonomischen Widersprüche darbieten mögen, sie dürfen in keinem Falle dazu führen, daß die Verwendung der reellen Macht- und Hilfsmittel der J. zu Gunsten weniger produktiver Arbeitsformen beschränkt werde.

Obenan steht in der industriellen Entwickelung noch immer England, das sich einer glücklichen Vereinigung der oben bezeichneten Vorzüge erfreut. Betrachtet man die Produktion von Kohle und Roheisen als symptomatisch für den Stand der J. überhaupt, so zeigt sich in England in der erstern ein Fortschritt von 103 Mill. (engl.) Tonnen im J. 1868 auf 156 Mill. Tonnen im J. 1882, in der letztern aber innerhalb desselben Zeitraums ein solcher von 4970000 auf 8493000 t. Die Vereinigten Staaten dürften in nicht allzu langer Zeit ihre J. auf eine Höhe bringen, die sie England vollkommen ebenbütig, wenn nicht überlegen macht. Ihre Kohlenproduktion war 1880 schon auf 70 Mill. Tonnen und ihre Roheisenproduktion auf 3900000 t gestiegen. Frankreich behält in gewissen Industriezweigen, die besonders Geschmack und Zierlichkeit verlangen, noch einen Vorsprung. In den Artikeln der Massenproduktion dagegen ist es bereits von Deutschland überflügelt, dessen J. in neuester Zeit außerordentliche Fortschritte gemacht hat. Die Kohlenausbeute betrug 1882 in Deutschland 65 Mill. Tonnen, in Frankreich 1880 nur 19 Mill. Tonnen, und die Roheisenproduktion belief sich in den genannten Jahren auf beziehungsweise 3381000 und 1733000 t (zu 1000 kg). Die spezielle Statistik der J. ist noch nicht genügend ausgebildet und das für die einzelnen Staaten vorliegende Material wenig vergleichbar. Bei der Bearbeitung der in Deutschland am 5. Juni 1882 vorgenommenen Berufszählung ist unter der Bezeichnung J. eine Hauptabteilung gebildet, welche außer der Fabrikindustrie auch den der letztern in technischer und sozialer Beziehung sehr nahe stehenden Bergbau, sowie die Baugewerbe und alle Handwerksbetriebe umfaßt. Bei einer Gesamtbevölkerung von 45213901 Seelen kamen auf diese Abteilung 6396465 Erwerbthätige (darunter 4096243 Unselbständige) und mit Einschluß der Familienangehörigen belief sich die industrielle Bevölkerung auf 16058080 Köpfe.

Vgl. Grothe, «Bilder und Studien zur Geschichte der J.» (Berl. 1870); Haushofer, «Der Industriebetrieb» (Stuttg. 1874); von Scherzer, «Weltindustrien» (Stuttg. 1880).

Industrieausstellungen nennt man diejenigen temporären öffentlichen Veranstaltungen, durch welche ein übersichtliches Bild der derzeitigen Leistungen eines Landesteils, eines Landes oder mehrerer Länder auf industriellem Gebiet im ausgedehntesten Sinn gegeben werden soll. J. von kleinerm Umfang werden jetzt oft Gewerbeausstellungen genannt. Über die Bedeutung der J. im allgemeinen s. Ausstellungen.

Industriepflanzen nennt man alle diejenigen Pflanzen, die in der Industrie ausgedehnte Verwendung finden. Da in den meisten Fällen große Mengen der betreffenden Pflanzen gebraucht werden, so sind die J. zum größten Teile wichtige Kulturpflanzen (s. d.). Zu den J. gehören vor allen die Textil- oder Gespinstpflanzen, die ihre Fasern wegen im großen gebaut werden. Die bekanntesten hiervon sind: der Lein, Linum usitatissimum (Tafel: Industriepflanzen I, Fig. 4), der Hanf, Cannabis sativa (Fig. 3) und mehrere andere Arten der Gattung Cannabis; auch die Nesselarten aus der Gattung Urtica wurden früher in ausgedehnterm Maße zur Gewinnung von Fasern gebaut, sind aber jetzt fast ganz ohne Bedeutung; dagegen werden einige mit ihnen verwandte Pflanzen in Indien und im südöstl. Asien vielfach kultiviert, es sind dies die Stammpflanzen des Chinagrases (Boehmeria nivea) und der Ramifaser (Boehmeria tenacissima). Ferner sind zu erwähnen: die Jutepflanze, Corchorus capsularis (Fig. 1); die Baumwolle, Gossypium herbaceum (Fig. 2) und mehrere andere Arten der Gattung Gossypium mit ihren zahlreichen Kulturvarietäten; einige Arten der Gattung Musa, hauptsächlich M. textilis, welche den sog. Manilahanf liefern; die Stammpflanzen der Agave- oder Pitefasern, Agave americana (Fig. 5) und einige andere Arten derselben Gattung; der sog. neuseeländische Flachs, Phormium tenax (Fig. 7).

Zu den Pflanzen, deren Fasern in anderer Weise als zur Herstellung von Geweben, also zur Papierfabrikation u. dgl. verwendet werden, gehören unter anderm eine ganze Reihe Gräser, von denen das Stroh zu diesem Zwecke benutzt wird; eine wichtige Rolle spielen in der Papierfabrikation auch die Holzfasern vieler Laub- und Nadelholzbäume, der Tannen, Fichten, Kiefern, Pappeln, Linden, Ahorne u. s. w.; auch die Fasern des für die Korbwarenindustrie wichtigen Espartograses, Macrochloa tenacissima (Fig. 6) werden neuerdings zur Herstellung von Papier benutzt. Neben dem Esparto werden zu Flechtwerken noch das Spanische Rohr, Calamus Rotang, die Blätter mehrerer Palmen, so z. B. die der Carludovica (s. d.) zur Herstellung der sog. Panamahüte, verwendet. Zur Fabrikation von Bürsten und Besen dient ebenfalls das Espartogras und außer diesen hauptsächlich die Faserbündel der Piassavepalme, Attalea funifera. (S. Tafel: Palmen.)

Eine wichtige Gruppe der J. bilden auch die Kautschuk, Harz, Gummi u. dgl. liefernden Pflanzen. Hierher gehören die Kautschukpflanzen Siphonia elastica (Taf. II, Fig. 4), Ficus elastica, die Guttaperchapflanze Isonandra gutta (Fig. 3), die Stammpflanze der der Guttapercha ähnlichen Balata, Sapota Mülleri, ferner die Kopal liefernden Pflanzen, Hymenaea Courbaril, Dammara australis und ovata, die Dammarpflanze Dammara orientalis (Fig. 6), die Sandaraxpflanze Callitris quadrivalvis, die Elemipflanzen Idea icicariba, I. viridiflora und Arten der Gattung

die verschiedenen Terpentin liefernden
, wie z. B. die Stammpflanze des Ca-
ams, Abies balsamea, der Benzoë lie-
ium Styrax benzoïn, die Peru- und Tolu-
iefernden Arten der Gattung Myroxylon
ließlich noch die zahlreichen Gewächse, von
ummigutt und Drachenblut gewonnen
An diese letztern schließt sich diejenige
der J. an, welche Farbstoffe liefern. (S.
flanzen.)
J. sind ferner zu rechnen eine Anzahl
, welche Nahrungsmittel, Gewürze, Öle
dgl. liefern, die aber für die Industrie
von Bedeutung sind, als die Gewinnung
ffe erst durch Verarbeitung der Pflanzen
riellen Anlagen erfolgen kann. Hierher
vor allem die Zucker liefernden Pflanzen,
rrohr, Saccharum officinarum (Taf. II,
nd die Zuckerrübe, ferner die verschiedenen
en, Nicotiana tabacum (Fig. 2), N. ru-
andere Arten dieser Gattung nebst vie-
rvarietäten, die Cichorienpflanze Cicho-
ibus (Taf. II, Fig. 7), der Hopfen, Hu-
upulus, die Senf liefernden Arten der
Sinapis, schließlich die zahlreichen Pflan-
denen Stärkemehl gewonnen wird. (S.
e, Nahrungsmittelpflanzen, Öl
t liefernde Pflanzen.)
sind als wichtige J. zu erwähnen: die
. Quercus suber (Taf. II, Fig. 8), die
de oder Kardendistel, Dipsacus fullonum
Fig. 1), die Seifenwurzel, Saponaria
s, die Jod liefernden Algen aus der Fa-
Phäosporeen (s. Jod); diejenigen Pflan-
he für die Gerberei von Bedeutung sind,
allen liefernden Eichen (s. Galläpfel)
gerbstoffreichen Rinden verschiedener
Zum Schlusse wären vielleicht noch an-
diejenigen Bäume und Sträucher, deren
weder zu Bauzwecken oder in der Tisch-
er Maschinenfabrikation u. s. w. Verwen-
et.

trierecht, s. Handelsrecht.

trieritter nennt man Betrüger, die als
Personen auftreten und ihre raffinierte
ins Große, Industrie damit treiben.

trieschulen. Neben den höhern Schu-
he bestimmt sind, Personen für die In-
ranzubilden (Polytechnische Schulen [s. d.]
erbeschulen [s. d.]), beschäftigen sich die
der Elementarbildung des Arbeiters im
auf seinen künftigen Beruf als Lohnarbei-
Industrie; man nennt diese Schulen auch
e Fachschulen, wie z. B. die der Haus-
dienenden Webschulen, Spitzenklöppel-
Fachschulen für Holzschnitzerei, für die
eninduſtrie, die Instrumentenmacherei,
rei u. s. w. Die J. setzen die allgemeine
nd Elementarbildung voraus, erteilen
en Unterricht in den für das betreffende
lichen Wissenszweigen, wie Geometrie,
. s. w., pflegen meistens in besonderm
s Zeichnen und geben oft auch in beson-
werkstätten den Schülern Gelegenheit zur
praktischen Arbeiten ihres Fachs. Auch
es sich, wo es möglich ist, die Arbeit,
h der geschicktern und fleißigern Schüler,
u verwerten, sodaß zugleich ein kleiner
u Gunsten der Kinder ermöglicht wird.
Handelt es sich darum, einen Gewerbszweig in eine verarmte Bevölkerung einzuführen, so ist es zweckmäßig, Schulen auf öffentliche Kosten zu unterhalten und den Unterricht unentgeltlich zu gewähren.

Industriesystem pflegt man das von Adam Smith (s. d.) begründete System der Volkswirtschaftslehre zu nennen, welches davon ausgeht, daß die Arbeit die Quelle und der Schöpfer des Nationalreichtums sei. Das Wort Industrie ist also hier, dem engl. industry entsprechend, in einem weitern Sinne angewandt und gleichbedeutend mit wirtschaftlicher Arbeit überhaupt.

Inedita (lat.), noch nicht herausgegebene Schriften.

In effectu (lat.), in der That, wirklich.

Ineffektiv (frz.), unwirklich, unwirksam.

In effigie (lat.), im Bildnis, s. Effigies.

Inept (lat.), in der alten Prozeßsprache das in sich Widersprechende; das Unschlüssige, Unklare.

Ineptae, s. Strauße.

Inertia (lat.) oder Trägheit, s. Beharrungsvermögen.

Inés de Castro, s. Castro.

Inessentiell (frz.), unwesentlich.

Inexigibel (frz.), uneintreibbar.

In expensas verurteilen, in die Kosten verurteilen.

Inexpressibles (engl., die Unaussprechlichen), in England übliche Benennung der Beinkleider; das engl. Wort breeches für Beinkleider vermeidet man, da breech in der Einzahl «Steiß» bedeutet.

In extenso (lat.), seiner Ausdehnung nach, vollständig, ausführlich.

Infallibel (ital.), unfehlbar, dem Irrtum nicht unterworfen; Infallibilist, Anhänger der Infallibilitätslehre.

Infallibilität (lat.), d. h. Unfehlbarkeit in Sachen des Glaubens und der Sitten, kommt nach dem Dekret des Vatikanischen Konzils (s. d.) vom 18. Juli 1870 dem röm. Papste zu, wenn er ex cathedra redet, d. h. wenn er als allgemeiner Hirt und Lehrer allen Christen kraft seiner höchsten apostolischen Autorität eine von der ganzen Kirche festzuhaltende Glaubens- oder Sittenlehre verkündigt. Diese Unfehlbarkeit, mit welcher Christus das kirchliche Lehramt ausgestattet hat, ist vermöge der Assistenz des Heiligen Geistes dem Petrus und allen seinen Nachfolgern auf dem röm. Stuhle verliehen; und zwar bedarf es zur Unfehlbarkeit päpstl. Dekrete nicht erst der Zustimmung der Konzilien oder der «allgemeinen Kirche». Die päpstl. Unfehlbarkeit ist die Konsequenz der bis ins kirchliche Altertum hinaufreichenden Unfehlbarkeit der «Kirche». Schon seit dem 4. Jahrh. begann man, die Dekrete der allgemeinen Kirchenversammlungen für unfehlbar zu betrachten, indem man sie für eingegeben vom Heiligen Geiste erklärte. Als danach die Päpste die oberste Regierungsgewalt in der Kirche beanspruchten, kam die Theorie auf, daß alle Konzilienbeschlüsse zu ihrer Gültigkeit der päpstl. Sanktion bedürften, die päpstl. Dekretalen aber volle Gesetzeskraft für die Kirche besäßen. Aber erst die pseudo-isidorischen Dekretalen stellten den Satz auf, daß die röm. Kirche bis ans Ende von jedem Makel des Irrtums unberührt bleibe. Noch das neue, durch Gregor VII. begründete Kirchenrecht fordert zwar unbedingte Unterwerfung unter die Entscheidun ste, nahm aber den Fall einer Abw Glauben

ausdrücklich aus. Noch Innocenz III. und Innocenz IV. gaben die Möglichkeit, daß ein Papst in Ketzerei verfallen könne, ausdrücklich zu, und ersterer erkannte in diesem Falle die Kirche als seine Richterin an. Der erste Begründer der Unfehlbarkeitslehre ist Thomas von Aquino. Nach ihm hat man dem Papste in Glaubenssachen zu gehorchen wie Christus selbst: nicht das Konzil, dessen Autorität nur von der des Papstes abgeleitet ist, sondern der Papst stellt Glaubensbekenntnisse auf und entscheidet über jede Frage der Lehre; wer sich ihm nicht unterwirft, ist ein Ketzer.

Aber in den kirchlichen Kämpfen des 14. und 15. Jahrh. erhob sich gegen die neue Lehre heftige Opposition. Während Augustinus Triumphus (1320) und Alvaro Pelayo sie verteidigten, verwarf die pariser Sorbonne 1388 die päpstliche J. als ketzerische Meinung und erklärte es für notorische Lehre der Kirche, daß in Sachen des Glaubens vom Papste an ein allgemeines Konzil appelliert werden könne. Das Konzil von Konstanz, dessen Beschlüsse von Martin V., Eugen IV., Nikolaus V., Pius II. ausdrücklich anerkannt worden sind, erklärte in seiner vierten und fünften Session, jede rechtmäßig berufene allgemeine Kirchenversammlung habe ihre Autorität unmittelbar von Christus, und in Sachen des Glaubens, in der Beilegung von Spaltungen und in der Reformation der Kirche sei auch der Papst ihr unterworfen. Aber der Sieg des Papsttums über die großen Konzilien rief die kurialistische Gegenströmung hervor, welche darauf ausging, die Autorität des Papstes über die der Konzilien zu erheben. Hauptvertreter dieser Richtung ist der Kardinal Torquemada, der in seinem Werke über die Autorität des Papstes und des allgemeinen Konzils (1450) wieder den Satz vertrat, daß der Papst auch in Glaubenssachen über den Konzilien stehe, daher alle Entscheidungen der letztern erst durch die päpstl. Zustimmung gültig würden. Die Möglichkeit, daß ein Papst in Ketzerei verfalle, gibt aber auch Torquemada, ebenso wie Thomas von Aquino und alle seine Vorgänger noch zu: doch kam seit seiner Zeit die Lehre auf, daß auch in einem solchen Falle kein Konzil Macht habe, den ketzerischen Papst zu richten. Ähnlich äußern sich der Kardinal Cajetan unter Leo X. und Jacobazzi unter Clemens VII. Doch findet noch im 16. Jahrh. unter den kath. Gegnern der Reformation die kurialistische Theorie keineswegs allgemeine Zustimmung, und noch das Konzil von Trient schweigt darüber.

Die eigentlichen Begründer der konsequenten Unfehlbarkeitslehre sind die Jesuiten, deren Theorie schon der Ordensgeneral Lainez zu Trient vertrat, und Kardinal Bellarmin in seiner Schrift «De Romano Pontifice» vollständig ausbildete. Hiernach kann der Papst in Fragen des Glaubens und der Sitte nicht irren, die ganze Kirche ist aber gehalten, seine Lehren und Befehle unbedingt hinzunehmen. Den Widerspruch der geschichtlichen Thatsachen suchte man teils durch freche Fälschungen, teils durch subtile Distinktionen zu beschwichtigen. Seit dem 16. Jahrh. kam die Unterscheidung auf zwischen dem, was der Papst ex cathedra lehre, und dem, was er als doctor privatus thue, doch blieb zweifelhaft, was unter einem Ausspruche ex cathedra zu verstehen sei. Noch zu Anfang des 18. Jahrh. behauptete ein großer Teil der franz. Bischöfe gegen die Jesuiten, daß zu Aussprüchen ex cathedra die Zustimmung eines gemeinen Konzils erforderlich sei, eine Ansicht noch auf dem Vatikanischen Konzil von der rität der Bischöfe verteidigt wurde. Die tion vom 18. Juli 1870 bestätigt die je Doktrin, doch läßt auch sie noch in der Anw des Grundsatzes auf den einzelnen Fall n Zweifel offen. Der orthodoxe Protestantis die J. des Papstes ebenso wie die der bestritten, dafür aber, da auch er sich Bedürfnisse einer untrüglichen äußern nicht losmachen konnte, die Unfehlbarke belbuchstabens behauptet. (S. Insp Indessen nötigte die Konsequenz bald g die unfehlbare Bibel mit einer wenigst unfehlbaren Auslegung in den Bekennt zu umgeben und als Hüter derselben d Obrigkeit und den Lehrstand zu betra neuere freie Theologie hat das Vorhand infallibeln kirchlichen Autorität überha ten. Vgl. Langen, «Das vatikanische dem Universalepiskopat und der Unfeh Papstes» (4 Bde., Bonn 1871—76).

Infamie (lat.) oder Ehrlosigkeit, gewisse Handlungen herbeigeführte oder Gewerbe geknüpfte Ehrenminderung, woraus Zurücksetzung dieser Person in rechtlichen Beziehungen folgt. Das rö welches die Lehre von der J. in Beziehu alte Sittengericht (s. Censoren) ent unterscheidet infamia facti, die nach ab vem Ermessen in Berücksichtigung der Meinung mit einem unangemessenen verknüpft wird, und infamia juris, wo gewisse Vergehungen oder pflichtwidrige gen ausdrücklich bedroht. Letztere war w infamia mediata zufolge anderweiter Ver z. B. wegen Diebstahls oder Betrugs, i mia immediata als Strafe eines schimpfl nehmens oder Gewerbes. Der Entehrte seinen Stand, weswegen die J. nicht mit pitis deminutio (s. d.) verwechselt werde wurde aber in allen polit. Rechten eingeh lor die Fähigkeit zu Ämtern und Auflage Zeugnis, zum Testieren, sowie zur Ver mit einer Standesperson und hatte bei Vergehen eine härtere Strafe zu gewärtigen.

Die J. wurde mit dem röm. Recht in land rezipiert, ja vom Recht des alten D Reichs und vom kanonischen Recht mit Rechtswirkungen versehen und auf weite ausgedehnt, aber dies geschah nicht ohne liche Verwechselung derselben mit germa Rechtsinstituten. Das heutige Recht kennt mehr. Die nach dem Reichsstrafgesetzbuch «Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrecht mit ihr nicht zusammen.

Infandum, regina, jubes renov lorem (lat.), «Einen unsäglichen Schmerz du zu erneuern, Königin», Citat aus «Aneide» (II, 3); in der Übersetzung von lautet es: «O Königin, du weckst der alten unnennbar schmerzliches Gefühl.»

Infans (lat.), im juriſt. Sinne das ter sieben Jahren, s. unter Alter.

Infant (Infante), vom lat. infans, wurde in sehr früher Zeit in Portugal u nien der Titel für die sämtlichen Prinzen des Hauses, und ebenso Infantin (Infanta)

– Dies ist auch gegenwärtig beibe-
Daß in Spanien seit dem 14. Jahrh.
e Thronfolger den Titel eines Prin-
ien trägt, wie auch in Portugal bis
ng Brasiliens der Thronfolger den
z von Brasilien führte. Den Titel
span. Prinzen auch fort, wenn sie
rone gelangen. Das einem J. oder
als Leibgedinge angewiesene Gebiet
ado.

os, frühere Bezeichnung für die Re-
inen Typus der Merinos (s. d.).

ium (neulat.), soviel wie Infan-
er Infant.

ie oder Fußvolk ist diejenige Trup-
welche sowohl ihrer Zahl als Ver-
ch die Hauptwaffe aller europ. Heere
ist am leichtesten zu beschaffen, am
auszurüsten und zu erhalten, am
uszubilden, durch ihre Bewaffnung so-
as Feuergefecht als den Kampf mit
ie geschickt; sie kann jedes Terrain, das
noch militärisch brauchbar ist, benutzen,
zerstreuter wie in geschlossener Ordnung
hat in sich sowohl das offensive wie
e Element und ist aus all diesen Grün-
ständigste Truppengattung. Die Unter-
n Linieninfanterie (schwere J.) und
at, seitdem die gesamte J. mit gezoge-
genden Gewehren bewaffnet und mit
und Schützen gleich ausgerüstet wor-
e Berechtigung verloren, sodaß die Be-
Grenadiere, Füsiliere, Musketiere le-
n. Reminiszenzen dienen. Schon Na-
erlangte nur eine J., aber eine gute.
e Taktik der J. verlangt eine zweckmä-
dung der geschlossenen und zerstreuten
i Beweglichkeit und steter Benutzung
ns. Wegen des verheerenden Feuers
Waffen kann sich die J. nicht mehr wie
ßern geschlossenen Kolonnen, sondern
pagnie-kolonnen, in Linie oder in zer-
dnung auf dem Kampfplatze bewegen,
e Deckung ausnutzen und freie Ebenen
eisem Anlaufe zu überschreiten suchen.
die natürlichste Truppengattung, ist
teste. Sie bildete schon die eigentliche
t in den Heeren der Griechen und Rö-
Mittelalter, wo der Lehnsdienst zu
Reiterei mehr hervortreten ließ, wurde
eine Zeit lang vernachlässigt. Seit Ein-
r Feuerwaffen hat es jedoch wieder die
nommen, die ihm gebührt. Der Name
n. infante (lat. infans, unmündig), d. i.
cht (wie auch die deutschen Fußtruppen
ien), kommt zuerst im 15. Jahrh. vor.
ichtete regelmäßige Fußvolk der Spanier
als infanteria de la ordenanza ge-
Name ging dann zu den andern Heeren
Rüstow, «Geschichte der J.» (2. Ausg.,
dhaus. 1864).

riekanone, s. Kartätschgeschütz.

riekorps, s. unter Armeekorps.

a Christi, die Kindheitsgeschichten
den apokryphischen Evangelien behan-
unter Apokryphen, Bd. I, S. 762.

oïda (lat.), Kindesmörder; Infanti-
lindesmord.

n, s. unter Infant.

Infarkt (infarctus, emphraxis) bezeichnet in der ärztlichen Sprache eine Vollstopfung der Kanäle des menschlichen Körpers, sodaß deren (mehr oder weniger fester) Inhalt, anstatt der Regel gemäß weiter zu rücken, stockt, sich anhäuft und anderweit verändert. So versteht man unter J. Anhäufungen von Salzen (Harnsäure, Kalk u. dgl.) innerhalb der Harnkanälchen, weiterhin Anhäufungen von Kotmassen, namentlich groben, unverdaulichen Speiseresten (Salatblättern, Sehnen u. s. w.), im Darmkanal. In der Geschichte der Medizin spielt die von dem hess. Leibarzt Johann Kämpf (1750) begründete Lehre von den J. des Darms, wonach alle Krankheiten auf der Zurückhaltung eingedickter, innerhalb des Darmkanals zersetzter Kotmassen beruhen, eine außerordentlich wichtige Rolle. Die neuere Medizin bedient sich jedoch des Ausdrucks J. (frz. engorgement) hauptsächlich von den Anschoppungen (Stauungen) des Blutes innerhalb der Gewebe.

Der hämorrhagische oder hämoptoische Infarkt oder Blutknoten entsteht durch plötzlichen Verschluß der blutzuführenden Arterien eines Organteils (s. Embolie), wobei das Blut infolge der eingetretenen Stauung allmählich aus den feinsten Gefäßen aussickert, sich zwischen die Gewebselemente ergießt und so bohnen- bis walnußgroße, dunkelrote, derbe Knoten von keilförmiger Gestalt bildet, welche entweder allmählich durch Aufsaugung wieder verschwinden oder in brandige Erweichung übergehen und dadurch den Tod herbeiführen können. Am häufigsten finden sich die hämorrhagischen J. in den Lungen, der Milz und den Nieren, wo sie sehr verschiedenartige, oft schwer zu deutende Symptome bilden.

Infatigabel (lat.), unermüdlich.

Infatuation (frz.), das Eingenommensein von etwas, Vernarrtsein in etwas, thörichte Vorliebe für etwas.

In favōrem (lat.), zu Gunsten.

Infektion (lat.), die Ansteckung, die Seuche (s. unter Infektionskrankheiten); infektiös, ansteckend, pest- oder seuchenartig.

Infektionskrankheiten nennt man solche Krankheitsformen, die durch eine Infektion oder Ansteckung, d. i. durch die Aufnahme eines spezifisch wirkenden, giftähnlichen Stoffs in den Organismus entstehen. Von den Vergiftungen im gewöhnlichen Sinne unterscheiden sie sich hauptsächlich dadurch, daß die Gifte (s. d.) sofort nach ihrer Aufnahme in den Körper ihre schädlichen Wirkungen entfalten, wogegen die den J. zu Grunde liegenden pflanzlichen oder tierischen Keime erst nach einer gewissen Zeit, während der sie sich innerhalb des Körpers vervielfältigen oder reproduzieren (sog. Inkubationsstadium), mehr oder minder schwere Krankheitserscheinungen hervorrufen. Zu den J. rechnet man gewöhnlich die akuten fieberhaften Exantheme (Blattern, Masern, Scharlach), Typhus, Cholera, Gelbfieber, Pest, Ruhr, Diphtheritis und Wechselfieber, doch zählen manche Ärzte auch die Pyämie, die Tuberkulose, die Syphilis und die sog. Tierkrankheiten oder Zoonosen (Hundswut, Rotz, Milzbrand) hierher. Über Natur, Entstehung und Ausbreitung der diese Krankheiten hervorrufenden Giftstoffe s. Ansteckung, Kontagium und Miasma; über die Verbreitung der J. s. Epidemie, Endemie.

Inferi (lat.), die Bewohner der Unterwelt, auch letztere selbst; Inferien (inferiae), Totenopfer.

...ung schreibt ohne Beziehung auf ein b...
...nur eine bestimmte Zeit ausdrückt. D...
...am. Derrame heißt oft die Krieg...
...ma, z. B. unserm Entwickelungs...
...nen Sprachen hat sie aber große B...
...ne vor grammatischer Verwandtsch...
...ber die Form des N. läßt sich nicht ...
...nehmen, in so fern diese Bildung verb...
...dete Zusammensetzungen und verschieden...
...mehr wurden. Derartige Calcé in...
...rt, die eigentliche Bedeu...
...nannten, wodurch der J. von d...
...ren Accusativ und später mit dem D...
...mach, was derselbe als eine Bez...
...nimt und der Konjugation des Verbu...
...ir wird. Die weitere Ausbildung d...
...nigen Kasusorte führt dazu, daß d...
...ch Eigenthümlichkeiten, z. B. der Geg...
...ninus, des Supinums lat. inf. pr...
...ert., ...isse, ind. pass. legi parti...
...ar nicht in allen Sprachen der Fall i...

Infinitum lat., das Unendliche.

Infligieren lat., verurtheilen, auflad...
...legen.

In flagranti lat., auf frischer Th...
...r Ausdruck ist verkürzt aus ...
...und findet sich im Codex Ju...
...so es heißt: Ubi inventi ...
...s tuhue flagranti crimin...
...Wenn sie beim Raube selb...
...frischem Verbrechen ...

Infolvenz lat., s. Insol...

Information lat., die Forschung, ...
...Untersuchung, Ermittelung.

Informieren lat., in Erfahrung ...
...erkundigen, erfahren.

Infusorien nennt man namentlich ...
...Thiere, welche eine mögl...
...nur durch Vergrößerungsgläser ...
...indem sie davon ...
...Substanz der Luft ...
...seinen Lebensprocessen ...
...ur durch und mit der ...
...Zusammensetzung und Zu...
...kann hier nicht kommen. Es kann ...
...werden, daß in Bezug ...
...der Urzeugungstheorie ...
...immer 147 Mill. Bol. ...
...Infusorienschichten ...
...Infusorienlagen ...
...der Infusorienerde ...
...der Kommandant des Schl...
...einer Macht. Das ...
...Vermehrung der ...
...Infanterie-Regimenter. ...
...auf Kosten der Gem...
...die angeblichen Si...

Inhalt ...nennt man in ...
...Sinn, dem Besitzen haben ...
...Inhalt. ...

Inhaltlos lat. Wörter, die nicht ...
...wie die Interjectionen, ...
...Pronominalen; Zahl...
...Artikeln.

Inhibition ...Hemmung des Lichts ...
...durch ...
...in ein dunkles Zimmer dring...

dieſen Strahl einen ſchmalen Körper (ein
elt, ſo zeigte ſich der Schatten dieſes Kör-
enn er in einiger Entfernung hinter ihm
m weißen Schirme aufgefangen wurde,
breiter, als er unter der Vorausſetzung
adlinigen Fortpflanzung des Lichts ſein
ndern in ſeiner Mitte waren auch farbige
bemerkbar. Ähnliche Abweichungen von
linigen Fortpflanzung des Lichts beobach-
aldi, wenn er das Licht durch eine äußerſt
ung leitete und auf einem entfernten wei-
me auffing. Er nannte dieſe Ablenkung
trahlen, welche eintritt, wenn letztere an
ern ſehr ſchmaler undurchſichtiger Körper
en, Diffraktion. Newton, der bald
672) nebſt Hooke derartige Erſcheinungen
bezeichnete ſie als Erſcheinungen der In-
des Lichts, welche Benennung, neben
n Bezeichnung als Beugung des Lichts,
en worden iſt. Die erwähnten Verſuche
vielſeitig ſeit Beginn des 19. Jahrh. er-
nd zum Verſtändnis gebracht beſonders
ung, Fresnel, Fraunhofer, Herſchel und

Alle Erſcheinungen der Beugung des
den durch die Wellentheorie des Lichts
ständige Erklärung; ſie ſind nur eine Folge
ferenz (ſ. d.) der Ätherwellen, indem die
hiedenen Punkten ausgehenden Lichtwel-
n ſie auf ein Ätherteilchen gleichzeitig wir-
ch der Phaſe, in der ſie ſich befinden (oder
r Richtung, nach der ſie das Ätherteilchen
ung ſetzen wollen), ſich entweder verſtärken,
ganz oder nur teilweiſe aufheben.
n Erſcheinungen der J. auf den Grund
en, beginnt man die Verſuche mit homo-
er gleichfarbigem, z. B. mit rotem Lichte.
un ſolche Strahlen auf eine ſehr enge
allen, ſo werden alle in dieſer Spalte be-
Ätherteilchen in Schwingungen geſetzt,
chwingungen ſich nach allen Seiten hin
n. Setzt man einen weißen Schirm in
ntfernung hinter jene ſehr enge Spalte,
die Erleuchtung der verſchiedenen Stellen
von der Geſamtwirkung aller von den
hen in jener ſehr ſchmalen Spalte ausge-
Schwingungen abhängen. Iſt ein Teil
hwingungen in ſeiner Wirkung auf eine
Stelle des Schirms einem andern gleich-
erade entgegengeſetzt, ſo heben ſich beide
n auf, und die betreffende Stelle des
erſcheint dunkel; wirken aber beide Theile
ben Sinne, ſo unterſtützen ſie ſich in der
ng der betreffenden Stelle. Infolge
chſeln auf dem Schirme dunkle und helle,
lten Beiſpiel rote Streifen ab, von wel-
hellſte Streif der Lichtſpalte parallel und
genüber, die andern Streifen ſeitlich von
ärkſten Mitte liegen. Wechſelt man mit
gen Licht der Spalte, ſo werden jene far-
d dunkeln Streifen um ſo ſchmaler, je
n im Spektrum vom Rot gegen das Violett
Letzteres zeigt die ſchmalſten Streifen.
nan nun das farbloſe Sonnenlicht an, ſo
nan eine Beugungsfigur, die (wie nach-
Fig. 1 zeigt) in der Mitte ein breites
eld hat, dem zu beiden Seiten helle und
rbige Streifen folgen. Je ſchmaler die
deſto breiter und lichtſchwächer iſt dieſes
bild. Der mittlere weiße Streifen rührt
von dem übereinſtimmenden Zuſammenwirken aller farbigen Strahlen des farbloſen Lichts her, er iſt daher auch farblos und am lichtkräftigſten. In den ſeitlichen farbigen Säumen jedoch heben ſich beſtimmte farbige Strahlen durch Gegenwirkung auf, ſodaß dann helle und dunkle Farbenſtreifen auftreten, die um ſo ſchwächer werden, je weiter ſie von der Mitte abliegen. Die farbigen Streifen und Säume ſind je nach der Form der Öffnung (rund-, drei-, vier-, ſechs-, achteckig u. ſ. w., lange ſchmale Spalten u. ſ. w.) verſchieden. Fig. 2 zeigt das Beugungsbild einer kleinen rautenförmigen Öffnung a, Fig. 3 das einer kleinen kreisförmigen Öffnung.

Fig. 1.

Fig. 2.

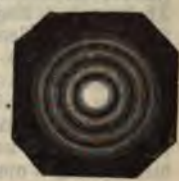


Fig. 3.

Viel ſchöner und glänzender werden dieſe Erſcheinungen, wenn man ſtatt einer Öffnung viele gleichgeſtaltete anwendet und die Erſcheinung nicht auf einem Schirme auffängt, ſondern (Fig. 4) durch ein achromatiſches Fernrohr, wie Fraunhofer es zuerſt gethan, beobachtet. Die beugende Öffnung a wird dann mittels eines Aufſatzringes C vor das in B befindliche Objektivglas geſchoben, worauf man durch das Okular des Fernrohrs nach der Lichtquelle hinſieht und ſo die Beugungserſcheinung auf der Netzhaut vergrößert auffängt. Sowohl mittels Auffangſchirmes als mittels Fernrohrs kann man die merkwürdigen Beugungsbilder beobachten, die entſtehen, wenn man ſtatt einer einzigen engen Spalte viele ſolcher engen Spalten dicht nebeneinander in gleichen Abſtänden (mehrere Hundert auf einen Centimeter) anwendet. Man erhält dann bei weißem Sonnenlichte eine Beugungsfigur, welche in der Mitte einen weißen Streifen zwiſchen je einem breiten Dunkelſtreifen beſitzt, worauf je ein vollkommen entwickeltes Spektrum (ſ. d.) mit Fraunhoferſchen Dunkellinien folgt u. ſ. w. Die Gitterſpektren haben dazu gedient, die ihren Fraunhoferſchen Linien entſprechenden Wellenlängen zu meſſen. Vgl. Fraunhofer, «Neue Modifikation des Lichts» (Münch. 1821), und Schwerd, «Die Beugungserſcheinungen aus den Fundamentalgeſetzen der Undulationstheorie entwickelt u. ſ. w.» (Mannh. 1835). Zu den farbigen Erſcheinungen der J. gehören auch die Farbenſchilder der Spinneweben im Sonnenſchein, ferner jene, wenn man durch die geſchloſſenen Augenwimpern, durch den Bart der Vogelfedern nach ſonnigem Lichte hinſieht. Ferner gehört hierher das Farbenſpiel iriſierender Seidenſtoffe, der Perlmutter, der Flügeldecken von

Fig. 4.

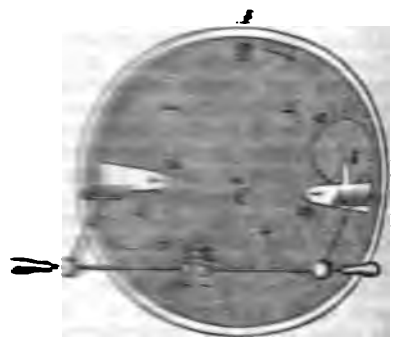


Fig. 1.

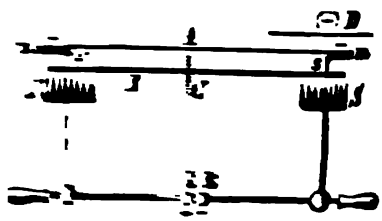


Fig. 2.

n Elektricität an der Belegung m s gestei-
d. Das Entgegengesetzte geschieht bei der
r Belegung m's'. Infolge dieses sich wie-
den Vorgangs steigert sich die Dichtigkeit
annung (das Potential) der entgegengesetz-
tricitäten auf den Belegungen und auf der
ell rotierenden Scheibe derart, daß schon
igen Umläufen der Glasscheibe die Kon-
k und k' ziemlich weit voneinander ent-
erden können, wobei an der Unterbre-
elle reichlich elektrische Lichtentladungen
, indem sich die negative Elektricität von
er positiven von k' vereinigt. Hat man
e beiden Konduktoren zu weit voneinander
, so strömen ihre Elektricitäten auf die ro-
Scheibe über, und es kann eine Neutrali-
der Elektricitäten auf der Scheibe und in
egungen erfolgen, sodaß das Spiel der
e aufhört.
Einschaltung eines Kondensationsappa-
.), kondensierender Röhren, Leidener Fla-
f. w. läßt sich die elektrische Spannung,
elektrische Potential der Pole dieser Ma-
hr bedeutend erhöhen. Weil bei der J.
rende Scheibe, wie der Kuchen des Elektro-
die Sauglämme wie dessen Deckel wirken,
man diese Maschinen auch Elektrophor-
n genannt. Da bei der J. auf der rotie-
Scheibe umweit voneinander entgegenge-
ektricitäten von hoher Dichtigkeit vorhan-
, ferner an der fixen Scheibe die elektri-
legungen und die Pole der Maschine wohl
oneinander sein müssen, so vermehrt man
rocknung der Glasscheiben und der Isolier-
e Leistung der Maschine; es dient hierzu
rahlung mittels einer Petroleumflamme
m. Auch das erwähnte Bestrnissen der
iben erfolgt, um sie gegen die leitende
keit unempfindlicher zu machen, indem die
es Firnisses weniger hygroskopisch sind als
s. Um Unregelmäßigkeiten der Entla-
i zu weitem Auseinanderziehen der Kon-
k und k' zu vermeiden, bringt man in
r Weise Nebenkonduktoren an. Ferner
zuweilen die J. mit mehr als zwei Aus-
und zugehörigen Belegungen versehen;
t dann, sie besitzen mehr als zwei Ele-
Die J. kommen in mannigfachen Varia-
on Bennet, Nicholson, Varley, W. Thom-
rtsch u. a. m. vor; sie dienen zu allen Ver-
mit hochgespannter Elektricität und auch
chönen elektrischen Lichterscheinungen (s. d.)
ßlerschen Röhren (s. d.) zu zeigen.

ieren (lat.), Einfluß üben, einwirken.

llo, in Folioformat, s. Folio.

rma, s. unter Forma.

rmation oder Gutsbeschreibung, s.
rtragsanschlag. [urteil.

rmationsurteil, s. Belehrungs-

rmativprozeß ist das Verfahren, welches
rag der röm. Kurie bei Verleihung eines
s oder einer Konsistorialabtei (d. h. einer
deren Besetzung dem Papste reserviert ist)
mmen wird, um die Tauglichkeit des Amts-
en und die Ordnungsmäßigkeit der Wahl
len. Derselbe wird am Domizil und den
Aufenthaltsorten des Kandidaten, in Öster-
d Bayern durch die dortigen Nuntien, in
durch einen preuß. Erzbischof, in Hanno-
ver und der oberrhein. Kirchenprovinz durch einen Bischof oder Dignitar des Landes geführt und die Akten nach Rom geschickt. Dort erfolgt dann eine nochmalige Prüfung der letztern (processus definitivus) und eventuell die Präkonisation des Kandidaten in einem Konsistorium. Der Papst kann von dem J. absehen. [lehrer, Hofmeister.

Informator (lat.), Lehrer, namentlich Haus-

Informieren (lat.), in Kenntnis setzen, unterrichten. [heit, etwas Entstellendes.

Informität (lat.), Unförmlichkeit, Ungestalt-

In foro (lat.), «auf dem Forum», d. h. vor Gericht.

Infraktion (lat.), das Brechen, Übertreten (eines Vertrags, Bündnisses, Gesetzes u. s. w.).

Infraktion (lat.), Einknickung, unvollständiger Bruch eines Knochens. (S. Knochenbrüche.)

Infralapsarier, s. unter Prädestination.

Infrigidation (lat.), Abkühlung, Erkältung.

Inful (infula oder auch vitta) hieß bei den Römern die weißwollene Stirnbinde, mit der Priester, Vestalinnen und Opfernde das Haupt turbanartig umwanden. Anfangs ein Zeichen der Demut, wurde die J. nachmals zum Zeichen der Heiligkeit und Unverletzlichkeit. Opfertiere, Kirchen und Altäre wurden mit ihr behangen, auch die Bittenden (supplices) und die Friedensgesandten legten sie an. In späterer Zeit diente sie den kaiserl. Statthaltern zur Bezeichnung ihrer Würde. Von den heidnischen Priestern ging sie im karolingischen Zeitalter auf die christl. Bischöfe über und erhielt nun für gewöhnlich den Namen der Bischofsmütze (mitra). Eine solche besteht aus zwei flachen, hohen, oben spitz zulaufenden Deckeln von Blech oder Pappe, die mit seidenem Zeug von der Grundfarbe des Meßgewandes überzogen, meist reich gestickt und häufig mit Gold und Edelsteinen besetzt sind. Die beiden Spitzen oder Hörner sollen die beiden Testamente symbolisieren. Die nach vorn zu stehende Seite ist mit dem Kreuze geziert, ebenso wie die hinten herabhängenden zwei Bänder (infulae), die noch an die römische J. erinnern. Ausnahmsweise kann der Papst auch Äbte und Pröpste infulieren, d. h. ihnen das Tragen einer Bischofsmütze gestatten. Auch wird die Bischofsmütze von denen, die zum Tragen derselben berechtigt sind, im Wappen geführt.

Infusion, Aufguß, Infusum nennt man in der Pharmacie wässerige, nicht durch Verdampfen konzentrierte Pflanzenextrakte, welche bereitet werden, indem die entsprechenden Pflanzenteile mit kochendem Wasser übergossen, einer kurzen 5 Minuten dauernden Digestion im Dampfbade ausgesetzt werden, worauf die Flüssigkeit koliert und der Rückstand nach dem Erkalten abgepreßt wird. Alle Infusionen sollten nur für den augenblicklichen Bedarf angefertigt werden, da sie sehr dem Verderben durch Gärung und Schimmelbildung ausgesetzt sind. Sie wurden in früherer Zeit weit mehr verwandt als gegenwärtig. Wenn eine besondere Menge der zu infundierenden Substanz nicht vorgeschrieben ist, gilt nach der Deutschen Pharmakopöe von 1882 ein Teil auf 10 Teile Kolatur. Offizinell ist nur das Infusum Sennae compositum, Wiener Tränkchen, Laxiertränkchen, bestehend aus einer J. von 5 Teilen Sennesblättern mit 30 Teilen Wasser; in der Kolatur werden 5 Teile Seignettesalz und 10 Teile Manna aufgelöst; die abermalige Kolatur soll dann 40 Teile wiegen.

Infusodekokt, s. unter Dekokt.

Infusorien, Infusions- oder Aufgußtierchen, hat man eine Klasse der Protozoen oder Urtiere (s. d.) genannt, welche alle so klein sind, daß sie nur mit dem Mikroskop erkannt und untersucht werden können. Mit den übrigen Protozoen haben sie die Bildung des ganzen Körpers aus einer einfachen, halbweichen, kontraktilen Substanz gemein, welche sich nach außen zu einer zuweilen festen Hautschicht verdichtet und mancherlei Anhänge trägt, nach innen dagegen fast flüssig wird und den ganzen Körper erfüllt, ohne eine eigentliche Leibes- oder Darmhöhle zu bilden. Bei den J. ist die Hautschicht meist dünn, bei wenigen so zart, daß der Körper die verschiedensten Formen annehmen kann, oder zu einem starren, glasartigen Panzer verdickt (Peridinium); bei den meisten ist sie kontraktil, aber fest genug, um dem Tierchen eine beständige, aber stets unsymmetrische Form zu erhalten. Die Bewegungswerkzeuge sind entweder peitschenförmige Geißeln (Monaden) oder kontraktile, formbeständige, meist mit Knöpfchen versehene Saugröhren (Acineta), oder endlich bei der großen Mehrzahl schwingende, bald den ganzen Körper überziehende, bald auf einzelne Zonen beschränkte Wimpern, die willkürlich bewegt werden können und sowohl zum Schwimmen als auch zum Herbeiwirbeln der Nahrung dienen. Bei einzelnen Gattungen werden diese Wimpern an einzelnen Körperstellen so dick, daß sie Haken und Borsten bilden, durch deren Schnellung sich die Tiere springend bewegen können. Zu den Bewegungswerkzeugen gehört auch bei den sog. Glockentierchen (Vorticella) der elastische, mit einem Muskel versehene Stiel, der sich plötzlich schnellend in eine Spirale zurückziehen und wieder ausdehnen kann. Die meisten J. bewegen sich frei kriechend oder schwimmend im Wasser; einige sind mit einem Stiel oder durch eine Hülse angeheftet. Viele leben in gemeinsamen Stöcken, die meisten aber als Einzelindividuen. Die Ernährung geschieht in verschiedener Weise. Die einen leben durch Endosmose in Flüssigkeiten, welche aufgelöste organische Stoffe enthalten (Opalina); andere saugen ihre Beute mittels Saugröhren aus (Acineta); die meisten haben einen Mund, der durch einen zuweilen mit reusenartigen Gebilden umgebenen kurzen Schlund die Nahrung in den innern Körperraum schickt, wo sich blasenförmige Hohlräume darum bilden, die man früher für Magenblasen angesehen hat. Die unverdauten Stoffe gehen durch einen After ab. Der Umtrieb der Säfte wird durch an bestimmten Körperstellen ausgehöhlte, kontraktile Blasen, deren sich eine oder mehrere in einem Individuum vorfinden, bewerkstelligt, welche sich allmählich mit wasserheller Flüssigkeit anfüllen, die bei der Zusammenziehung durch sternförmige Kanäle in die Körpersubstanz hinausgepreßt wird. Bei einigen Gattungen hat man deutlich Öffnungen dieser Blasen nach außen beobachtet.

Die Fortpflanzung geschieht bei den J. auf mehrfache Weise: 1) durch Teilung, indem ein Individuum sich allmählich in zwei spaltet; 2) durch Knospung, indem an der Basis oder dem Stiel festsitzender Arten neue Individuen hervorsprossen. Hierdurch werden die bald baumartig verästelten (Epistylis), bald klumpig zusammengehäuften (Ophrydium) Stöcke der gesellig lebenden J. erzeugt. Endlich 3) auf eigentümlichem Wege, wobei die Konjugation oder Verschmelzung zweier Individuen und der Kern (Nucleus), den alle J. besitzen, eine wesentliche Rolle spielen und letzterer in eine große Menge von Keimkörnern zerfällt. Was man früher für Embryonen gewisser J., wie Stentor, ansah, ist jetzt als eingedrungene Schmarotzerinfusorien erkannt worden. Nervensystem, Sinnesorgane u. s. w. sind bei den J. unbekannt. Alle J. sind Wassertiere; sie nähren sich teils von kleinen mikroskopischen Tierchen und Pflanzen, teils von modernden Substanzen und finden sich überall, wo nur Wasser vorkommt, weit seltener aber im Meer als in süßen Gewässern. Ihr Erscheinen in Aufgüssen vegetabilischer und tierischer Substanzen hat zuerst ihren Namen veranlaßt. Die meisten Arten haben die Fähigkeit, beim Austrocknen der Flüssigkeit oder bei Mangel an Nahrung sich einzukapseln und, in der Kapsel eingeschlossen, in einer Art Scheintod zu verharren, bis Zutritt von Flüssigkeit sie wieder zum Leben erweckt. In diesem eingetrockneten Zustand können sie durch Luftströmungen und Winde weithin verführt werden und so plötzlich an Orten und in Flüssigkeiten auftreten, wo man sie nicht vermuten sollte. Ihr massenhaftes, scheinbar plötzliches Auftreten in Flüssigkeiten wird besonders durch die schnelle Vermehrung mittels Selbstteilung bedingt und hat durch Hervorbringung grüner und roter Färbungen zuweilen zu abergläubischen Auffassungen Veranlassung gegeben. Ob sich J. durch Urzeugung entwickeln können, ist eine jetzt noch lebhaft bestrittene Frage. Ihre Rolle im Haushalt der Natur beruht wesentlich auf der Organisierung und Belebung modernder Stoffe durch Zersetzung. Da die meisten gallertartig sind und ihre Körpersubstanz bald nach dem Tode zerfließt, so haben sich nur sehr wenige, mit starren Panzern versehene Arten (Peridinium) in den Ablagerungen der Schichten erhalten. Die Schichtbildung, welche man bisher den J. zuschrieb, gehört entweder andern Protozoen, wie namentlich den sog. Wurzelfüßern oder Rhizopoden, oder den mikroskopischen Kieselpflanzen (Bacillarien) an, die man früher mit Unrecht den J. zuteilte. Man teilt die J. jetzt wesentlich nach den Bewegungswerkzeugen in Sauger (Acineta), Wimperträger und Geißelträger. Werke über die J. haben Ehrenberg, Dujardin, Stein, Claparède und Lachmann, außerdem Balbiani, Engelmann, Bütschli u. a. wesentliche Beiträge geliefert.

Infusorienerde (Kieselguhr, Bergmehl, Tripel, Diatomeenpelit) ist eine bald lose, mehlähnliche, bald etwas festere, kreideähnliche, aber leicht zerreibliche Masse, von weißer, gelblicher und grauer Farbe, welche nach den Untersuchungen insbesondere von Ehrenberg gänzlich oder zum größten Teil aus den kieseligen Panzern mikroskopischer Diatomeen (Infusorien), namentlich der Gattungen Gallionella, Melosira, Navicula, Synedra, Gomphonema, zusammengesetzt wird, deren Skulptur auf das vortrefflichste erhalten ist. Da ein Kieselpanzer von Melosira distans etwa 0,008 mm groß ist, so enthält ein Kubikzoll J. 41 000 Millionen solcher Panzer. Die J. findet sich als Lager von zuweilen nicht unbedeutender Mächtigkeit im Gebiet der Tertiärformation, namentlich aber in Torfbildungen, so z. B. bei Oberohe am Südrande der Lüneburger Heide, wo sie stellenweise 10 m mächtig wird, auf dem Moorgrund bei Franzensbad in Böhmen, bei Altenschlirf im Vogelsgebirge, am Habichtswald bei Kassel, unterhalb des Bades von Berlin; die großartigsten Ansammlungen dieser

noch in J. in einer Mauer des Schloßgartens. Vgl. Hilß, «Der Reichspalast zu J.» (Oberingelh. 1868). An J. knüpft sich auch die Sage von Eginhard und Emma. Übrigens führen von diesen Orten die 1737 in den Reichsgrafenstand erhobenen und noch jetzt im Rheingau stark begüterten Grafen von J. mit dem Beinamen Echter von und zu Mespelbrunn den Namen. Sie stammen aus einem schon 948 urkundlich erwähnten Reichsministerialengeschlecht, welches ursprünglich als Burgmannen in die kaiserl. Pfalz eingesetzt war.

Ingelmunster, Landgemeinde im Bezirk Rosselaere (Roulers) der belg. Provinz Westflandern, am Wandelbach, an der Eisenbahn Brügge-Courtray, die hier nach Deynze abzweigt, mit 5857 E., bedeutenden Webereien, Teppich- und Spitzenfabriken und einem schönen Schloß des Baron Gilles.

Ingelow (Jean), engl. Schriftstellerin, geb. 1830 zu Ipswich in Suffolk, veröffentlichte schon 1850 «A rhyming chronicle of incidents and feelings». Hierauf folgten 1860 die Erzählungen «Tales of Orris» und 1863 ein Band «Poems» (bis 1884 in 23 Aufl. erschienen), 1865 die Gedichtsammlung «Home thoughts and home scenes and stories told to a child», 1867 «A story of doom and other poems», 1869 «Mopsa the fairy» und die Romane «Off the Skelligs» (4 Bde., 1872), «Fated to be free» (3 Bde., 1875), «Don John» (3 Bde., 1876) und «Sarah de Berenger» (4 Bde., 1881). In ihren Gedichten zart und gefühlvoll und zugleich von originaler Gedankenkraft, entwickelt J. in ihren Romanen ein vorzügliches Erzählertalent und eine lebhafte Erfindungsgabe.

Ingemann (Bernh. Severin), dän. Dichter, geb. 28. Mai 1789 zu Torkildstrup auf der Insel Falster, trat noch als Student 1811 mit einer Sammlung von Gedichten auf. Nachdem er die J. 1818 und 1819 auf einer größern Reise durch Deutschland, Frankreich, die Schweiz und Italien verbracht, übernahm er 1822 die Stelle eines Lektors für die dän. Sprache und Litteratur an der Akademie zu Sorõe. Im J. 1842 mit der interimistischen Direktion dieser Anstalt betraut, behielt er diese Stellung bis zur Auflösung der Akademie 1849. Er starb 24. Febr. 1862.

Seinem trefflichen Epos «Waldemar de Store og hans Mänd» (1824; 5. Aufl. 1864) folgten eine Reihe meist auch ins Deutsche übertragener histor. Romane. Dahin gehören: «Waldemar Seier» (1826; neue Ausg. 1872), «Erik Menveds Barndom» (1828; neuere Ausg. 1874), «Kong Erik og de Fredlöse» (1833; neue Ausg. 1873) und «Prinds Otto of Danmark og hans Samtid» (1835). In den folgenden Jahren erschienen unter anderm die dramatische Dichtung «Renegaten» (1838) und die dramatische Erzählung «Salomons Ring» (1839), sowie die beiden romantisch-histor. Gedichte «Dronning Margrete» (1836) und «Holger Danskes Sange» (1837), die zu J.s vorzüglichsten Leistungen gehören. Hervorragend ist auch «Kunnuk og Naja» (1842), eine dem Leben der Grönländer entnommene Erzählung. Der Roman «Landsbybörnene» (1852) zählt zu seinen besten Arbeiten. Seitdem gab J. noch «Confirmationsgave» (1854) und die beiden Dichtungen «Tankebreve fra en Afdöd» (1855) und «Guldaeblet» (1856) heraus. Seine «Samlede Strifter» erschienen in vier Abteilungen, deren erste die «Samlede dramatiske Digte» (6 Bde., Kopenh. 1843; 2. Aufl. 1853), die zweite die «Samlede historiske Digte og Romaner» (12 Bde., 1847—51), die dritte die «Samlede Eventyr and Fortällinger» (12 Bde., 1847—51), die vierte die «Romanzer, Sange og Eventyrdigte» (9 Bde., Kopenh. 1845—64) enthält. Nach J.s Tode gab Galstjöt dessen Selbstbiographie («Min Levnetsbog», Kopenh. 1862), «Tilbageblik paa mit Liv og min Forfattervirksomhed fra 1811—37» (Kopenh. 1863) heraus. Vgl. auch «Breve til og fra J.» (1879) und «Brevexling mellem Grundtvig og J.» (1882).

Ingëna, alte Stadt der Abrincatuer, das jetzige Avranches (s. d.).

In specie (lat.), [in genere (s. d.).

In genĕre (lat.), im allgemeinen; Gegensatz: **in specie**.

Ingeneriert (lat.), eingepflanzt, angeboren.

Ingenieur. Der Name J. stammt vom span. engeños oder ingenios, ital. ingegni, die Kriegsmaschinen bedeutend. Die Werkmeister derselben hießen engeñeros, ingenieros, ingegneri. Später legte man den Namen J. lediglich den Kriegsbaumeistern bei. S. Genie (militärisch).

Im Gegensatz zu den Militäringenieuren nennt man Civilingenieure diejenigen Techniker, welche die Anlagen von Strom- und Seebauten, Kanälen und Wasserleitungen, Brücken, Straßen und Eisenbahnen, Telegraphen, Maschinenetablissements aller Art leiten. Zuerst trennten die Holländer gegen Schluß des 16. Jahrh. die Aufgaben des Architekten im engern Sinne von denen jener Männer, die sich mit der Herstellung der gewaltigen Wasserbauten beschäftigten und die sie Hydrauliker Architekten nannten. In England entwickelte sich der Ingenieurstand in ähnlicher Weise aus der Berufsklasse der Wasserbautechniker, zu Beginn des 19. Jahrh. aber auch aus jener des Bergmanns, für den zunächst das Bedürfnis nach rationellen Transportmitteln zur Ausbildung der Spurbahnen sowie zur Erfindung der Lokomotive Anregung gab. Heutzutage bezeichnet das Wort «Engineer» allein in Amerika und England eine technische Hülfskraft niederer Kategorie, so insbesondere einen Lokomotivführer, Werkführer u. s. w., während der wissenschaftlich ausgebildete, selbständige Techniker den Titel Civil-Engineer erhält. Die Erziehung der Civilingenieure in England erfolgt meist durch erfahrene Fachgenossen, in deren Dienste sie treten, während sie sich gleichzeitig durch Privatstudium die nötigen mathem.-naturwissenschaftlichen Kenntnisse aneignen. In Frankreich trennte man die Aufgaben der Schaffung öffentlicher Werke zuerst von den verwandten militärischer Natur. Im J. 1795 wurde die École des ponts et chaussées gegründet, deren Abiturienten allein den Titel eines Ingénieur des ponts et chaussées führen. Das Corps des mines sowohl als das Corps des ponts et chaussées kennt drei Rangstufen und Amtstitel, den Ingénieur ordinaire, den Ingénieur en chef und den Inspecteur général. Die J. sind zugleich ihre eigenen Administratoren. In den Vereinigten Staaten von Amerika sind die heterogensten Arten der Ausbildung vertreten. Den militärisch erzogenen United States Engineers stehen die Civilengineers gegenüber, die teils analog ihren Kollegen in England, teils im Auslande, teils in den verschiedenen Instituten des Staats die wissenschaftliche Ausbildung genießen.

Auch die nordamerik. Universitäten besitzen häufig eine Fakultät für Civilengineering. Die J. daselbst gliedern sich ihrem Berufe nach hauptsächlich in Statical-Mechanical und Mining-engineers, in

nachdem sie sich mit den Aufgaben des Bau-, Maschinen- oder Bergwesens beschäftigen. In Österreich besteht eine Berufskategorie, deren Angehörige den gesetzlich geschützten Titel eines autorisierten Civilingenieurs führen und zur Ausübung des Berufs für Privatzwecke ermächtigt sind. Auch die niedern Stellen der Staatsbautechniker tragen die offiziellen Titel Ingenieurassistenten, I., Oberingenieure, während die Inhaber höherer Stufen Bauräte und Oberbauräte heißen. In Deutschland ist an Stelle der obenerwähnten Titel der Ausdruck Baumeister üblich; andererseits wird unter dem Namen I. häufig nur der Kommunikationsbautechniker begriffen. Bei Privatgesellschaften wird wie in Österreich für den technischen Beamten häufig der Titel I. gebraucht. Die bedeutendsten deutschen technischen Hochschulen für die Ausbildung der I. sind in Berlin, Aachen, Hannover, München, Dresden, Stuttgart, Karlsruhe, Darmstadt und Braunschweig; außerdem in Österreich: Wien, Prag, Brünn und Graz; in der Schweiz: Zürich; in Rußland: Riga.

Ingenieurbelagerungstrain, s. unter Festungskrieg, Bd. VI, S. 737a.

Ingenieurgeograph, soviel wie Geniegeograph.

Ingenieurkomitee, soviel wie Genie[komitee.

Ingenieurkorps oder Geniekorps, s. unter Genie (militärisch).

Ingenieuroffiziere der Plätze, s. Genie[direktoren.

Ingenieurpark, s. u. Belagerungspark.

Ingenieurschule, s. Genieschulen.

Ingenieurwesen, s. u. Bauwissenschaft.

Ingeniös (frz.), geistreich, sinnreich, erfinderisch, kunstreich ausgedacht; Ingeniosität, Scharfsinn, Erfindungsgabe u. s. w.

Ingenium (lat.), Geistesanlage, Geist, natürlicher Verstand, auch Mann von Geist.

Ingénue (frz.), unschuldig-naives Mädchen (namentlich als Bühnenrolle).

Ingenuität (lat.), eigentlich der Stand eines Freigeborenen; dann soviel wie Aufrichtigkeit, Freimütigkeit.

Ingenuus, röm. Statthalter in Pannonien zur Zeit der Kaiser Valerianus und Gallianus, ein ausgezeichneter Feldherr, trat 258 n. Chr. an der Spitze der mösischen und pannonischen Legionen als Gegenkaiser auf. Er vermochte sich aber gegen Gallienus und dessen Reiterführer Aureolus nicht zu halten. Nach dem Verlust einer Schlacht bei Mursa (jetzt Essegg) gab er sich selbst den Tod.

Ingermanland, schwed. Name für das alte Ingrien, d. h. das Land der Ingern, russ. Ischoren, von den Finnen Ingerinma genannt, das zwischen dem Ladogasee, der Newa, dem Finnischen Meerbusen, der Narwa und den Gouvernements Pskow und Nowgorod liegt, bildet seit 1710 den größten Teil des russ. Gouvernements Petersburg. Die hier lebenden (etwa 20000) Karelen, größtenteils Protestanten, sind wohlhabender und reinlicher als die russ. Bauern. I., das früher zu Nowgorod gehörte, wurde im 14. Jahrh. von den Schweden erobert, kam im 15. Jahrh. an Rußland, wurde 1617 wieder an Schweden abgetreten und 1702 von Peter d. Gr. erobert.

Ingern, Zweig der Karelier, s. unter Finnen.

Ingersheim, Gemeinde im Kreise Rappoltsweiler des elsaß-lothring. Bezirks Oberelsaß, an der Fecht, über welche hier eine 1773 erbaute Brücke führt, 5 km nordwestlich von Colmar, zählt (1880) 2442 fast ausschließlich kath. E. und hat bedeutenden Weinbau, Baumwollspinnereien, eine Papierhülsenfabrik, Ziegeleien und Mühlen.

Ingestion (lat.), die Einführung von Nahrungsmitteln und andern Stoffen durch den Mund in den Körper; Ingesta, diese Stoffe selbst.

Inghe, flamländ. Name für die belg. Stadt Enghien (s. d.).

Inghirami, Name einer toscan. Patricierfamilie aus Volterra, die ihren Stammbaum bis weit in das Mittelalter zurückführt. — Tommaso I. (geb. zu Volterra 1470, gest. zu Rom 6. Sept. 1516), als lat. Redner und Dichter bekannt, wurde von Alexander VI. und Leo X. mit Ehren überhäuft und erhielt von Kaiser Maximilian I. die Dichterkrone. Rafael malte sein jetzt im Palast Pitti befindliches Bildnis. Von seinen Werken sind nur sieben Reden auf uns gekommen. — Jacopo I., geb. 1565, gest. 1623, zeichnete sich unter Ferdinand I. und Cosmus II. Medici als Admiral und Diplomat aus und eroberte mit den Galeeren des Stephansordens 1607 Bona, 1623 Adiman. — Curzio I., gest. 1655, ist in der litterarischen Welt durch das Aufsehen bekannt, welches seine «Etruscarum antiquitatum fragmenta» (Frankf. 1637) erregten, bis die Unechtheit der Dokumente besonders durch Leo Allatius nachgewiesen ward.

Francesco I., geb. 1772 zu Volterra, in der Jugend Malteserritter, that sich 1799 als Parteigänger in dem Kleinen Kriege des toscan. Volks gegen die Franzosen hervor. Später wandte er sich dem Studium der Kunst und des Altertums zu, lernte von Hackert die Malerei und ward erst in Volterra, dann in Florenz als Bibliothekar angestellt. Seit 1811 widmete er sich ganz der Altertumswissenschaft, namentlich der etruskischen, und gründete in der aufgehobenen Abtei von Fiesole eine litterarisch-artistische Anstalt, die zugleich als Pflanzschule junger Künstler und für die Veröffentlichung seiner Werke dienen sollte. Unter letztern verdienen besondere Beachtung: «Monumenti etruschi o di etrusco nome» (10 Bde., Flor. 1820—27), «Galleria Omerica» (3 Bde., Flor. 1831—38, mit 390 Kupfern), «Pitture dei vasi fittili» (4 Bde., Flor. 1831—37, mit 400 Kupfern), «Museo etrusco chiusino» (4 Bde., Flor. 1833, mit 216 Kupfern), «Lettere di etrusca erudizione» (Flor. 1828; 1839) und «Storia della Toscana» (16 Bde., Flor. 1841—45, mit Atlas). Mangel an Kritik wie an Sorgfalt der Zeichnungen thun zwar dem Wert seiner Arbeiten Abbruch, doch hat er außerordentlich reiches Material zusammengestellt. I. starb 17. Mai 1846.

Giovanni I., Mitglied des Ordens der Schulbrüder (Scolopj), Bruder des vorigen, geb. zu Volterra 16. April 1779, hat sich als Astronom einen bedeutenden Ruf erworben. Von dem Observatorium der Brera in Mailand ward er zur Leitung der von dem Jesuiten Ximenez im Kollegium seines Ordens (jetzt Kollegium der Scolopj) angelegten Sternwarte nach Florenz berufen. Seine «Effemeridi dell' occultazione delle piccole stelle sotto la luna» (Flor. 1809—30) verschafften ihm zuerst einen europ. Namen, der durch die «Effemeridi di Venere e Giove ad uso de' naviganti, pel meridiano di Parigi» (1821—24), sowie durch seine Teilnahme an dem berliner astron. Atlas noch erhöht wurde. Neben seinen «Tavole astronomiche

universali portatili» (Flor. 1811) verdient noch besonders die auf Veranlassung der großherzogl. Regierung entstandene treffliche «Carta geometrica della Toscana» (Maßstab von 1 : 200 000) Erwähnung. J. starb zu Florenz 15. Aug. 1851.

Ingleby (Clement Mansfield), engl. Schriftsteller, geb. 29. Okt. 1823 in Edgbaston bei Birmingham, studierte in Cambridge und wurde 1855 zum Professor der Logik und Metaphysik an dem Midland-Institut in Birmingham ernannt, legte diese Stelle indes schon 1858 nieder und widmete sich seitdem schriftstellerischer Thätigkeit. Außer den philos. Werken «Outlines of logic» (1856), «An introduction to metaphysics» und «The revival of philosophy at Cambridge» (1870) verdienen besonders J.s Schriften zur Shakspeare-Litteratur Erwähnung. Hierhin gehören: «The Shakespeare fabrications» (1859), «A complete view of the Shakespeare controversy» (1861), «Shakespeare's centurie of prayse» (1874), «Shakespeare's allusion-books» (1874), «Shakespeare's hermeneutics» (1875), «The Still Lion, an essay towards the restoration of Shakespeare's text» (1875) und «Shakespeare, the man and his book» (1877).

Inglis (John Eardley Wilmot), brit. Generalmajor, geb. in Neuschottland 1812, nahm 1837 in Canada an der Bekämpfung eines Aufstandes teil, kam dann nach Ostindien und zeichnete sich als Kommandeur des 32. Infanterieregiments im Pendschab 1848 und 1849 mehrfach aus. Im J. 1857 stand er als Oberst in Luknow, als dort 10. Juni der Aufstand der Seapoys ausbrach, übernahm 1. Juli an Stelle des tödlich verwundeten Generals Lawrence den Befehl über die schwache Besatzung, wies vier Stürme ab und hielt sich, obgleich die Wälle durch Minen teilweise eingestürzt waren, bis Campbell 17. Nov. Entsatz brachte. J. wurde zum Generalmajor ernannt, focht 28. Nov. 1857 bei Cawnpore, wo er das Kontmando übernahm, schlug die Aufständischen von Gwalior im Febr. 1858 bei Kalpi und wurde später Gouverneur der Jonischen Inseln. Er starb zu Homburg 27. Sept. 1862.

Inglis (Sir Rob. Harry), konservativer Politiker, Führer der Hochkirchenpartei im brit. Parlament, geb. 12. Jan. 1786, wurde in Oxford erzogen und ließ sich 1808 als Barrister einschreiben. Im J. 1824 wurde er für Dundalk und 1826 für Ripon ins Unterhaus gewählt. Seit 1829 vertrat er bis kurz vor seinem Tode die Universität Oxford ununterbrochen in allen Parlamenten und widersetzte sich der Reihe nach der Katholikenemancipation, der Parlamentsreform, der Abschaffung der Kornzölle und der Emancipation der Juden. J. war ein Mann von großer wissenschaftlicher Bildung, fungierte 1847 als Präsident der Britischen Association und nahm 1850 das Ehrenamt eines Professors der Altertumskunde an der königl. Akademie der Künste an. Er starb zu London 5. Mai 1855.

Ingoldsby (Thomas), Pseudonym des engl. Dichters Richard Harris Barham (s. d.).

Ingolstadt, Stadt und Festung im bayr. Regierungsbezirk Oberbayern, am Einfluß der Schutter in die Donau gelegen, Knotenpunkt (mit Centralbahnhof) der Linien München-Bamberg-Hof, Donauwörth-Regensburg und J.-Augsburg der Bayrischen Staatsbahn, ist Sitz eines Amtsgerichts und Bezirksamts und hat einschließlich der Besatzung (1880) 15251 E. Unter den drei Pfarrkirchen (zwei katholische, eine protestantische) ist die 1425 im got. Stil erbaute Frauenkirche mit zwei Türmen und schönen Grabmälern hervorzuheben. Sonst sind von Bauwerken noch das alte Residenzschloß, das neue Zeughaus, das ehemalige Universitätsgebäude, das Kriegshospital und das neue Rathaus zu erwähnen. J. besitzt ein Mönchskloster und ein Frauenkloster des Franziskanerordens; letzteres ist zugleich Unterrichtsanstalt für Mädchen. Von höhern Schulen bestehen daselbst eine Latein- und eine Realschule. Zur Zeit Karls d. Gr. (806) noch ein königl. Meierhof, erhielt der Ort 1250 durch Ludwig den Strengen Graben und Mauer, 1312 durch Ludwig den Bayer Wappen und die Privilegien und Freiheiten, welche unter dem Namen der Handveste bekannt sind, und wurde 1392 die Residenz der Herzöge von Bayern-J., nach deren Aussterben das Land an die Herzöge von Landshut und München als gemeinschaftliche Erbschaft überging. Herzog Ludwig der Reiche von Landshut gründete 1472 zu J. eine Universität, welche berühmte Lehrer, z. B. Reuchlin, Aventin u. s. w., und die gekrönten Dichter Konrad Celtes, Jak. Locher und Urban Rhegius aufzuweisen hatte. Der Festungsbau ward 1539 durch Reinhard Graf von Solms-Münzenberg begonnen und später von Daniel Specklе fortgesetzt. Im J. 1549 erfolgte für Bayern die erste Niederlassung der Jesuiten in J., wo sie an der Universität den theol. Lehrstuhl übernahmen. Nach der 1773 erfolgten Aufhebung des Jesuitenordens gründete in J. Adam Weishaupt den Orden der Illuminaten. Wegen Unvereinbarkeit der Universität mit einer Festungsstadt wurde erstere 1800 nach Landshut versetzt und von da 1826 nach München verlegt. König Ludwig I. ließ 1827 die durch die Franzosen geschleiften Festungswerke wiederherstellen. Die Festungswerke, deren Erbauung 21 Jahre währte, sind in großartiger Weise ausgeführt. Seit 1872 begannen die Bauten eines erweiterten Festungsgürtels mit großartigen Forts, da nach Beschluß der Reichsregierung J. zu einer Festung ersten Ranges umgeschaffen wurde. J. besitzt nun auch fast sämtliche technische militärische Etablissements, wie Pulverfabrik, Hauptlaboratorium, Geschoßfabrik, Geschützgießerei und bedeutende Kriegsbäckerei. Vgl. Mederer, «Geschichte des Meierhofs J.» (Landsh. 1807); Gerstner, «Geschichte der Stadt J.» (Münch. 1853); Kleemann, «Geschichte der Festung J. bis zum J. 1815» (Münch. 1853).

Ingots (engl.), die durch den Bessemerprozeß erhaltenen Stahlblöcke. (S. unter Eisen und Eisenindustrie, Bd. V, S. 852; vgl. Stahl.)

Ingrediens (Ingredienz, lat.), in Mischungen die einzelnen Bestandteile, aus welchen jene bestehen.

Ingremiation (neulat.), Aufnahme in eine Körperschaft (gremium), besonders geistliche.

Ingres (Jean Auguste Dominique), berühmter franz. Historienmaler, geb. 15. Sept. 1781 zu Montauban, ging nach Paris, trat dort bei David 1797 als Schüler ein und gewann 1801 bei der akademischen Konkurrenz den ersten großen Preis und das damit verbundene Stipendium, konnte aber erst 1806 die Reise nach Rom antreten. Da seine Arbeiten in Paris eine kühle Aufnahme fanden, blieb er nach Ablauf seiner offiziellen Studienzeit in Italien (1810—20 in Rom, 1820—24 in Florenz), wo er, aller Hilfsmittel entblößt, seinen Unterhalt durch Porträtmalen kümmerlich erwarb. Die 1813 von der Königin Karoline von Neapel

Odaliske war das erste Bild, welches in h die Aufmerksamkeit auf ihn lenkte. Das Ludwigs XIII., in Florenz gemalt (in der le zu Montauban) und die Apotheose in der Ausstellung 1827 (Deckenbild in nale des Louvre) vermehrten seinen Ruf. eutendstes Historiengemälde, die Marter Symphorian, auf der Ausstellung 1834 athedrale von Autun), wurde jedoch von ltkritikern so hart mitgenommen, daß sich ine Stelle als Direktor der Französischen e zu Rom zurückzog. Seine zweite Rückkehr n 1841 fiel in die erste Zeit der Reaktion romantische Schule und war für ihn ein . Man begrüßte seitdem jede seiner Leistun- bei der großen Ausstellung 1855 wurden Bilder in einem besondern Saale vereinigt. 862 berief ihn sogar ein kaiserl. Dekret in at. Er starb zu Paris 13. Jan. 1867. t in seinem Vaterlande mit Recht für den sten Vertreter der strengen und stilisieren- rei. Sein Talent und Verdienst ist un- ft, aber sehr überschätzt. Bei allen Vor- gemäßer und sorgsamer Durchbildung sind tigkeit der Erfindung, der fehlende Sinn re Beseelung und feinere Individuali- die Kälte und Härte der Färbung, die nd Nüchternheit des Vortrags doch zu de Mängel an seinen Werken. Sein ging dahin, die besten Traditionsmuster nder Modellnatur zu verbinden. Sein und die Sphinx (1808), Jupiter und The- ail und Augustus, sowie seine gefeierte ite (1836) zeigen die von David für die ng antiker Gegenstände aufgebrachte Be- gsweise, ja diese noch überbietend in kalter Die Francesca von Rimini (1819) er- gegen wie aus einer alten Handschrift mit ren herausgeschnitten, und der Einzug arls V. in Paris (1822) gleicht einem alten emälde. Seine beiden Hauptwerke, die se Homers und die Marter des heil. Sym- verraten den direkten Einfluß der Stanzen fkans, und die Schlüssel Petri (1820), als Knabe unter den Schriftgelehrten uchen sich dem großen Kirchenstil anzu- aber ohne Erfolg. Das Gelübde Lud- II., die Madonna mit der Hostie, die meer- Aphrodite (1848) sowie die Quellnymphe ützen sich ebenfalls auf weltbekannte Werke Seine Darstellungen von Anekdoten aus en berühmter Männer: Rafael und die na, Rafael und der Kardinal Bibiena, IV. und seine Kinder, Ludwig XIV. und u. s. w., haben vor andern Stücken der en Genremalerei nur eine bessere Stilisie- raus. Ganz vortrefflich aber sind zwei enrebilder, die beide eine Messe in der Six- Kapelle vorstellen, das eine von 1814, das von 1821. Als Lehrer in seinem Atelier s und auch als Direktor der Villa Medici (1834—41) betrieb J. den Unterricht sei- it mit einem Ansehen, wie es kein anderer besaß. Seine Hauptwerke sind durch treff- pferstiche von Richomme, Calamatta, Hen- Dupont, Flameng u. a. vervielfältigt wor- gl. «Oeuvres de Jean Auguste I., gravées par A. Reveil» (Par. 1851, mit 102 Kupfer- Delaborde, «I., sa vie, ses travaux, sa doctrine» (Par. 1870); Blanc, «I., sa vie et ses ouvrages» (Par. 1870).

Ingrien, s. Ingermanland.

Ingrossieren (ital.), etwas mit großer («dicker») Schrift ins Reine schreiben, ins Grund- und Hypothekenbuch eintragen; Ingrossator, der Führer eines solchen Buchs; Ingrossation, Eintragung in dasselbe.

In grosso (ital.), s. En gros.

Inguinal (lat.), auf die Leistengegend, die Weichen (inguen) bezüglich.

Inguinalgegend, s. Leiste.

Inguiomer (Ingomar), ein mächtiger cheruskischer Gauhäuptling, der Vatersbruder des Armin, trat 15 n. Chr. in dem Kriege gegen Germanicus seinem Neffen zur Seite, doch wollte er der klugen Strategie Armins sich nicht fügen und verlor dadurch den Sieg bei dem Angriff auf das Heer des Cäcina bei dessen Rückzug durch die Moorgegenden, und vermochte auch im J. 16 keine Erfolge zu erfechten. Bald darauf fiel J. von Armin ab und trat auf die Seite Marbods über.

Ingul, Fluß im russ. Gouvernement Cherson, entspringt im Kreise Alexandrija auf einer Höhe von 250 m und ergießt sich bei der Stadt Nikolajew links in den Liman des südlichen Bug. Er ist 380 km lang, wovon 35 km schiffbar sind.

Inguletz, Fluß im russ. Gouvernement Jekaterinoslaw und Cherson, ein rechter Nebenfluß des Dnjepr. Der J. fließt im allgemeinen parallel dem Dnjepr und ist 375 km lang, jedoch der zahlreichen Stromschnellen wegen nur auf 35 km schiffbar.

Ingur, Fluß im russ. Gouvernement Kutais in Transkaukasien, entspringt am Hauptrücken des Kaukasus, im Lande der Swaneten, in einer Höhe von 2200 m, fließt zuerst westlich, darauf südwestlich bis zu seiner Mündung ins Schwarze Meer. Er ist 200 km lang und nicht schiffbar. Bei Strabo heißt der J. Riocharis, bei Plinius Singania, bei Arrian Singames.

Ingweiler, Gemeinde im Kreise Zabern des elsaß-lothring. Bezirks Unterelsaß, an der Moder, 20 km nordöstlich von Zabern, ist Sitz einer Oberförsterei und zählt (1880) 2309 E. und hat eine Krystallglaswarenfabrik, Bleicherei und Hopfenbau. Nach den in J. und Umgegend ausgegrabenen Altertümern ist anzunehmen, daß dieser Ort bereits zur Zeit der Römer bestand; 1345 wurde er vom Kaiser Ludwig dem Bayer mit Mauern umgeben.

Ingwer, Pflanzengattung, s. Zingiber.

Ingwer, Ingber, Rhizoma Zingiberis (Drogue), ist das handförmige, verzweigte Rhizom der Ingwerpflanze Zingiber officinale *Roscoe*. Der Jamaica-J. zeichnet sich durch Geruch und Geschmack aus. Man unterscheidet im Handel schwarzen und weißen J. Der von China exportierte ist schwarz und ungeschält, von seiner Korkrinde nicht befreit, der bengalische ist an den Rändern nicht geschält und ebenfalls von dunkler Farbe, der von Jamaica wird ganz geschält und häufig durch Eintauchen in Kalkmilch im Aussehen verbessert. Letzterer darf nach der zweiten Auflage der Deutschen Pharmakopöe als Arzneimittel nicht verwendet werden. Außerdem wird das frisch in Zucker eingemachte Rhizom vielfach als scharf und brennend schmeckende Dessertspeise gebraucht.

Ingwer (gelber), s. unter Curcuma.

Ingwergewächse (Zingiberëae), eine Unterabteilung in der Familie der Scitamineen (s. d.).

Inhaber von Truppenteilen wurden ursprünglich diejenigen Offiziere genannt, denen ein Patent zur Errichtung derselben verliehen worden; später nach Einführung der stehenden Heere wurde damit ein Ehrenposten bezeichnet, mit dem zuweilen bedeutende Gerechtsame, wie z. B. das Recht der Offiziersernennung, verbunden waren. In neuester Zeit hat der J. nur noch die Bedeutung einer Ehrenstellung, die an regierende Fürsten, Prinzen oder hochgestellte Militärs verliehen wird.

Inhaber und **Inhaberpapiere**, s. Au porteur.

Inhalation (lat.), Inhalieren, in der Heilkunde die Anwendung gas-, dampf- oder staubförmiger Arzneistoffe durch die Atmungsorgane zur Heilung von Krankheiten. Aufgabe und Heilzweck der Inhalationskur ist einesteils die Beseitigung gewisser örtlicher Affektionen der Luftwege (Kehlkopf, Luftröhre, Lungen), insofern es durch diese Methode ermöglicht wird, die Schleimhaut der Luftwege bis in die feinsten Verzweigungen der Luftröhre hinein mit den fein zerstäubten Arzneimitteln in unmittelbare Berührung zu bringen, andernteils die Erzielung bestimmter Wirkungen auf den Gesamtorganismus, insofern es leicht gelingt, durch die J. dem Blute gasförmige Arzneistoffe, wie z. B. Amylnitrit, Chloroform, Äther, Stickstoffoxydul u. s. w., ungemein schnell durch die in den Lungen befindlichen dünnwandigen Blutgefäße zuzuführen und hiermit auf kürzestem Wege auf das Centralnervensystem, auf die Gefäßnerven u. s. w. einzuwirken. (S. Anästhesieren.)

J. in einfacherer Form sind früher schon vielfach im Gebrauch gewesen, so unter anderm das Einatmen heißer Wasserdämpfe durch einen Trichter, die von Thomas Beddoes in England (1754—1808) unter der Bezeichnung Anemopathie angewendete Einatmung von Gasen, besonders salpetrigsauren Dämpfen, die namentlich von Raspail (s. d.) empfohlenen, in Form von Cigaretten gerauchten Kampferdämpfe, weiterhin die noch heute vielfach gerühmten narkotischen, mit Belladonna, Opium oder Stramonium versetzten Cigarren gegen asthmatische und katarrhalische Beschwerden u. dgl. m. Allein die ausgedehntere Benutzung arzneilicher Inhalationsmittel datiert erst von dem franz. Arzt Sales-Girons (1858), welcher in mehrern Schwefelthermen Frankreichs (zu Amélie-les-Bains und Vernet, zu Mont-d'ore, Royat u. a.) Inhalationssäle (Salles d'aspiration) für Brustkranke herstellte, in welchen die Luft mit den der Quelle entströmenden Gasarten gemischt wurde, und bald darauf auch einen Apparat (Pulverisateur des liquides) konstruierte, welcher dazu bestimmt war, medikamentöse Flüssigkeiten in feinen Wasserstaub zu zerteilen und diesen durch Einatmen in die Luftröhre einzuführen. Seitdem sind eine große Anzahl derartiger Inhalationsapparate beschrieben worden, die sich, abgesehen von unwesentlichen Modifikationen, hauptsächlich dadurch voneinander unterscheiden, daß bei den einen, den sog. Pulverisateuren (s. beistehende Fig. 1), die medikamentöse Flüssigkeit (a) aus einer feinen Öffnung (b) durch einen Strom komprimierter Luft, den man durch Zusammendrücken eines mit Ventilen versehenen Gummiballons (c) erzeugt, fortgerissen und als feiner Nebel zerstreut wird (Apparate von Matthieu, Bergson, Listers Sprayapparat u. a.), wohingegen bei den andern, den sog. Dampfinhalationsapparaten (s. Fig. 2), die gelösten Arzneistoffe durch den in einem kleinen Kessel (a) vermittelst einer Spiritusflamme (b) erzeugten Dampf des kochenden Wassers in einer Glasröhre, welche rechtwinkelig zum Dampfrohr angebracht ist (c), angesaugt und sodann fein gestäubt und durch ein besonderes cylindrisches

Fig. 1.

Mundstück von Glas (k) in eine bestimmte Richtung geleitet werden (Apparate von Siegle, Lewin u. a.). Bei der Anwendung dieser Apparate sitzt der Kranke in angemessener Entfernung vor dem Nebelstrom und zieht mittels tiefer Atemzüge die zu inhalierenden Arzneistoffe ein; eine solche Sitzung dauert in der Regel 12—15 Minuten.

Fig. 2.

Die günstigste Wirkung entfalten die J. bei allen katarrhalischen und entzündlichen Affektionen der Kehlkopf- und Luftröhrenschleimhaut bis in deren feinste Verzweigungen hinein, namentlich beim akuten Katarrh, bei welchem sich J. mit einfachen Wasserdampf, Milch, Lindenblütenthee und Leberemulsion nützlich erweisen, während chronische Katarrhe Einatmungen von Kochsalz, Salmiak und Höllensteinlösungen erfordern; bei Lungenblutungen versetzt man die einzuatmende Flüssigkeit mit Eisenchlorid, Tannin und andern blutstillenden Stoffen, bei starkem Reiz- und Stickhusten, bei Keuchhusten und Asthma mit Opium, Bittermandelwasser und ähnlichen narkotischen Heilmitteln, bei Krupp und Diphtheritis leisten Einatmungen von chlorsaurem Kali, Kalkwasser, Carbolsäure und Milchsäure oft treffliche Dienste. Weniger bewährt dagegen haben sich die J. gewisser Gasarten, welchen man eine Zeit lang besondere Heilkräfte

o haben weder die Kohlensäuregas-
n, welche reizmildernd auf die Ner-
mungsorgane wirken sollten, noch die
Keuchhusten viel empfohlenen Einat-
n Leuchtgas, noch die gegen die Lungen-
t angepriesenen Stickstoffinhalationen
ten guten Erfolge gezeigt. Auch die
in Berlin gegen Blutkrankheiten aller
nd Rheumatismus empfohlenen Ozon-
n haben durchaus nicht den gehegten
n entsprochen. Dagegen äußern die
n von Komprimierter Luft (s. d.), die
dings vermittelst der «Pneumatischen
on Hauke, Waldenburg, Fränkel u. a.
läßt, anerkannt auf asthmatische Leiden
hätigen Einfluß. Schließlich kann man
n den Ärzten jetzt mehr und mehr bei
heiten empfohlenen Aufenthalt in einer
der Kiefer geschwängerten Luft ebenso
tionskur bezeichnen, wie den zu Heil-
ig vorgeschriebenen Aufenthalt an den
sern und den Genuß der Seeluft an den
Meers.

tur. Roß, «Atmopathy and hydro-
d. 1848); Sales-Girons, «Thérapeu-
atoire» (Par. 1858); Siegle, «Behand-
Einatmungen» (Stuttg. 1865); Wal-
Die lokale Behandlung der Krankheiten
sorgane» (Berl. 1872); Örtel, «Hand-
piratorischen Therapie» (Lpz. 1882).

erklärung (im Zollwesen), s. unter
ion.

bane, portug. Stadt an der Ostküste
175 km im SW. von Mosambik, am
en Flusse, in 23° 50′ südl. Br., mit
t einen guten Hafen und treibt bedeu-
del. J. wurde 1764 erbaut.

ren (lat.), anhaften, innehaften, in-
ch auf etwas beharren, davon nicht ab-
on als Substantivum: **Inhärenz**;
beharrend, bestätigend.

ren (lat.), verbieten, Einhalt thun; **In-**
Verbot, besonders gerichtliches.

orialien, im alten Prozeß die Ver-
rch welche der Appellationsrichter dem
verbietet, weiter in der Sache fortzu-
[vinces.

signo vinces, s. Hoc signo

brem (lat.), zu Ehren.

(span.), soviel wie Ignaz, daher **Ini-**
el wie Jesuiten, als Schüler des Ignaz

itum (lat.), ins Unendliche fort.

grum restituieren, in den vorigen
der einsetzen. (S. Restitution.)

caltra, Insel im Lough Derg (s. d.).

lat.), die Anfänge, Anfangsgründe.

n (lat.) heißen die, namentlich in alten
t verzierten und farbigen Anfangsbuch-
S. Majuskeln und Versalbuch-

ve (frz.) bedeutet zunächst den ersten
Einleitung zu einer Handlung. Unter
e der Gesetzgebung versteht man im
ellen Staate das Recht des einen Ge-
faktors, dem andern fertige Gesetzent-
Annahme vorzulegen. In den konstitu-
utschen Staaten stand diese J. bis 1848
el nur der Staatsregierung zu; die Kammern hatten lediglich das Recht, auf die Vorlage von Gesetzen bei der Regierung anzutragen. Seit 1848 hat man in vielen Staaten (so in Preußen durch die Verfassung vom 31. Jan. 1850) jenes Recht in unbeschränktem Maße auch den Landesvertretungen beigelegt (wie dies in Belgien, Holland, Spanien und den meisten neuern Verfassungen der Fall ist). In England übt nur das Parlament die J.; denn auch die Minister legen Gesetzesvorschläge dem Parlament lediglich in ihrer Eigenschaft als Mitglieder dieses letztern vor. Den Gegensatz vertrat die Napoleonische Konstitution von 1852, indem sie dem Gesetzgebenden Körper dieses Recht absprach.

I. N. J., Abkürzung für: in nomine Jesu, d. i. [im Namen Jesu.

Injektion (lat.), **Einspritzung,** wird von den Ärzten zu verschiedenen Zwecken und mit verschiedenen Substanzen vorgenommen. Man spritzt Flüssigkeiten in natürliche Kanäle und Höhlen des Körpers, um sie wegbar zu machen und Anhäufungen fremdartiger Substanzen aus ihnen zu entfernen (so in den Mastdarm bei Verstopfung, in den innern und äußern Gehörgang) oder um reizende oder adstringierende Flüssigkeiten auf die erkrankte Schleimhaut wirken zu lassen (Harnröhre bei Tripper, Geschlechtsteile des Weibes, Nasenhöhle, Gehörgänge, Fisteln). Zu den J. dienen Wasser oder Lösungen verschiedener Substanzen, selbst Luft (in den innern Gehörgang). In der Anatomie gewährt die künstliche Erfüllung der Blut- und Lymphgefäße mit gefärbten und erstarrenden Flüssigkeiten die wichtigsten Aufschlüsse über Verlauf, Ausbreitung und Anordnung der Gefäße in den einzelnen Organen.

Die **subkutane** oder **hypodermatische Injektion,** welche zuerst von Alexander Wood in Edinburgh (1855) in die Praxis eingeführt wurde, bezweckt die Einführung von Medikamenten unter die Haut, wobei die in das lockere Unterhautzellgewebe gespritzten Stoffe sehr rasch von den Lymphgefäßen aufgesaugt und in die allgemeine Säftemasse übergeführt werden. Natürlich können dazu nur Substanzen verwendet werden, die in kleinen Mengen schon eine große Wirkung entfalten (Opium, Morphium, Brechweinstein, Strychnin, Äther u. a.). Man wendet sie an, wenn man auf einen bestimmten Punkt unter der Haut, z. B. auf einen bestimmten Nerven bei Neuralgien einwirken will, oder wenn man eine recht schnelle allgemeine Wirkung wünscht (bei Vergiftungen), namentlich wenn die Einverleibung in anderer Weise (durch den Mund oder After) unmöglich ist. Die subkutane J. wird ausgeführt mit einer kleinen, nur 1 g Flüssigkeit fassenden Spritze von Glas mit einer Fassung von Hartgummi, Silber oder Neusilber (s. beistehende Fig., a), deren Stempelstange mit 10 Teilstrichen versehen ist und so eine ganz genaue Dosierung der

einzuspritzenden Flüssigkeit gestattet; auf die Spitze der Spritze wird eine feine, lanzenförmig zugespitzte Canüle oder Hohlnadel (b) aufgesetzt, deren Spitze sehr scharf ist und ohne besondere Schmerzen in die Haut eingestochen werden kann. Die Schnelligkeit und Sicherheit der Wirkung, sowie die Möglichkeit einer genauen Dosierung haben dieser Methode die ausgedehnteste Anwendung verschafft. Vgl. Eulenburg, «Die hypodermatische J. der Arzneimittel» (Berl. 1865; 3. Aufl. 1875).

Nach starken Blutverlusten, wie sie während der Entbindung bei innern Blutungen oder nach Verwundungen vorkommen, hat man auch mit großem Erfolg Blut in die Adern gespritzt. (S. Transfusion.) Eine andere, gleichfalls häufig geübte Form der Einspritzung ist die sog. parenchymatöse Injektion, bei welcher arzneiliche Stoffe (Jodlösungen, verdünnte Säuren, Höllensteinlösungen u. a.) durch Haut und Unterhautzellgewebe hindurch direkt in darunter gelegene Gewebe (Parenchyme) und Organe, besonders in krankhafte Geschwülste, eingespritzt werden, um dieselben auf chem. Wege zu zerstören und zum Absterben zu bringen.

Injektor (frz. injecteur, engl. injector), eine im J. 1858 von Giffard erfundene, mittels eines Dampfstrahls wirkende Vorrichtung zum Speisen der Dampfkessel. (S. unter Strahlapparate.)

Injunktion (lat.), Einschärfung, (gerichtliche) Aufgabe.

Injuriarum belangen, wegen Ehrenkränkung verklagen.

Injurie (lat.), s. Beleidigung.

Inkameration (von camera, neulat. incamerare), die Einziehung von Gütern und finanziellen Gerechtsamen zum Fiskus. J. fanden besonders auf Grund des Reichsdeputations-Hauptschlusses von 1803 statt. Das am 3. Dez. 1803 erlassene österr. Inkamerationsedikt, durch welches sich Österreich auf Grund einer einseitigen Auslegung des §. 29 des erwähnten Reichsrezesses zahlreiche Besitzungen in der Ostschweiz und in Bayern anzueignen versuchte, veranlaßte jahrelange diplomatische Verhandlungen.

Inkardination (mittellat.), Übertragung der Verwaltung einer bestimmten Kirche an einen fremden Geistlichen; daher Incardinati clerici im Gegensatz zu den einheimischen ordentlichen Geistlichen.

Inkas hießen die Beherrscher, d. h. der herrschende Stamm Perus vor der Eroberung durch die Spanier. Die Urgeschichte dieses Landes ist ebenso dunkel als diejenige der Neuen Welt überhaupt, wo, wie Sagen und Trümmer großartiger Bauwerke beweisen, in unbekannter Vorzeit mächtige Völker gelebt und eine hohe Civilisation geherrscht haben muß, auf welche eine lange Periode der Verödung und der Verwilderung folgte. Zwischen die peruan. Wilden trat (um 1021, nach andern 949 oder 1100) plötzlich ein Fremdling, Manco Capac, der sich einen Sohn der Sonne nannte, ein Volk aus vereinzelten Stämmen bildete und einen Staat nach theokratischen Grundsätzen errichtete, der unter den Nachfolgern zum mächtigsten der historisch nachweisbaren der Neuen Welt anwuchs. Gegen vier Jahrhunderte bestand derselbe. Der 13. J., Atahualpa, verlor Reich und Leben 1533 durch die span. Eroberer. So viel Unsicheres sich auch in der Geschichte eines Volks finden muß, welches mit dem Schreiben unbekannt war (man bediente sich nur der Knotenschnüre der sog. Quippos), sind doch die umständlichsten Nachrichten über Staatseinrichtungen und sittliche Zustände der Peruaner, wie sie zur Zeit der Eroberungen bestanden, durch span. Augenzeugen auf uns gekommen. Sie beweisen, daß die J. nicht allein als weltliche Herrscher, sondern auch als Vertreter und Organe der Gottheit galten, die unbedingteste Unterwerfung verlangten, jedoch mit ebenso großer Güte als Staatsklugheit das Volk regierten, welches, in Kasten geordnet, völlig willenlos sich verhielt. Nur einer der 13 J. war ein eigentlicher Eroberer; die andern vergrößerten durch friedliche Unterjochung roher Volksstämme ihr Reich so, daß es zur Zeit seines Falls sich von Quito bis Chile ausdehnte. Die höchste Blüte hatte es unter Huayna-Capac, der 1475—1525 regierte. Die Staatseinrichtung war sehr geregelt. Für öffentliche Bedürfnisse, für den Kultus, der die Menschenopfer verwarf, und für die Wehrhaftigkeit des Reichs war gesorgt. Noch sind die Trümmer gewaltig großer Magazine und Tempel übrig, und teilweise wird noch gegenwärtig die sog. Inkastraße benutzt, die sich über den Rücken der Andes durch fast 20 Breitengrade hinzog. Im Inkareiche wurde nur eine Sprache, die Hofsprache der Inka, richtigerweise Quichua (spr. Kitschua) genannt, und eine Religion geduldet. Der Unterdrückung war überall vorgebeugt; aber die Fürsten und der Adel, Orejones von den Spaniern genannt, verhielten sich stets als abgesonderte Kaste zum Volke und rechtfertigen hierdurch die Vermutung, daß sie die Nachkommen eines fremden erobernden Stammes gewesen sind. Der Ackerbau blühte, und ungeachtet des Mangels an eisernen Werkzeugen wurden viele Handwerke mit Erfolg geübt. Handel kannte man nicht, da jede Verbindung mit den ununterjochten Nachbarvölkern verboten war. Dennoch befand sich das Volk wohl, bis die Spanier erschienen und mit diesen Elend, Verwilderung und Entvölkerung über Peru hereinbrachen. Die Familie des letzten J. starb aus; jedoch leiten von Seitenzweigen derselben mehrere peruan. halbweiße Familien ihren Ursprung ab. Die umständlichsten, wenn auch nicht ganz zuverlässigen Nachrichten über die J. gaben die span. Eroberer selbst, wie Cieza, Balboa, Oliva und zumal Garcilaso de la Vega, welcher mütterlicherseits vom letzten J. abstammte. Vgl. Prescott, «History of the conquest of Peru» (3 Bde., Bost. 1847; deutsch, 2 Bde., Lpz. 1848); Rivero und Tschudi, «Antiguedades peruanas» (Wien 1852); Wiener, «Essai sur les institutions politiques, religieuses, économiques et sociales de l'empire des Incas» (Par. 1874).

Inkasso (ital.) ist bare Geldleistung eines Schuldners; das Inkassomandat ist also ein Mandat zur Einkassierung einer Geldsumme.

Inkjerman, alte, in Trümmern liegende Stadt in der Krim, vormals genues. Festung, an der Ostseite der Bai von Sewastopol und dem rechten Ufer der Tschernaja, über welche dort eine steinerne Brücke führt, ist durch die Schlacht vom 5. Nov. 1854 während der Belagerung von Sewastopol bekannt geworden. Die Engländer, welche den rechten Flügel des Belagerungsheeres bildeten, hatten die Linie nach der Tschernaja sehr vernachlässigt. Fürst Menschikow ließ sie daher durch General Dannenberg in zwei Kolonnen angreifen, während Fürst Gortschakow gleichzeitig das franz. Beobachtungskorps (Bosquet) beschäftigen sollte. Anfangs glückte der Angriff; die Russen eroberten mehrere Schanzen

ngen unter mörderischem Kampfe bis an
l. Lager vor, als General Bosquet, gegen
tschakow ziemlich unthätig geblieben, mit
ranz. Korps herbeieilte, durch diese frischen
n die Schlacht herstellte und nun in Ver-
mit den Engländern den Sieg errang.
., Abkürzung für Inklusive (s. d.).
ination, d. i. Neigung, bezeichnet Zunei-
der Anhänglichkeit. In der Mathematik
man darunter die Neigung zweier Ebenen
ander oder einer Linie gegen eine Ebene.
onomie bezeichnet mit J. die Winkel, welche
eten- und Kometenbahnen mit der Erdbahn
Im Magnetismus heißt J. der Winkel,
magnetische Achse einer Magnetnadel mit
agerechten Ebene bildet. (S. Magnetis-
er Erde.) Inklinieren heißt ein Ge-
er Gewehr so richten, daß die Mittellinie
le sich vorn nach dem Horizont zuneigt.
ination (der Seelenachse), s. unter Ele-
.
inatorium (mittellat.), Chorstuhl für
wache; in der Physik Instrument zur Be-
g der Inklination.
usive (neulat.), abgekürzt inkl. oder incl.,
ßlich. [Namen.
gnito (ital.), unerkannt, unter fremdem
härenz (neulat.), Zusammenhangslosigkeit.
mmensurabel (neulat.) heißen zwei Grö-
che kein gemeinschaftliches Maß haben, und
erhältnis sich daher durch Zahlen nicht ge-
drücken läßt, wie z. B. bei der Seite eines
ts und dessen Diagonale, oder beim Durch-
ines Kreises und dessen Peripherie.
mmodieren (frz.), belästigen, lästig fallen,
tlich fallen; sich inkommodieren, sich
Umstände machen, fast nur in der Redens-
kommodieren Sie sich nicht!» gebräuchlich;
modität, Unbequemlichkeit, Beschwer-

mparabel (lat.), unvergleichlich, keiner
ung, Komparation (s. d.) fähig.
mparabilia (lat.), Adjektiva, die keiner
ung (Komparation) fähig sind, z. B. die-
welche einen Stoff bezeichnen.
mpatibilität, s. Kompatibilität.
mpetenz (neulat.), Unzuständigkeit, in
chtssprache der Mangel an denjenigen Be-
en, von welchen das Recht abhängt, eine
handlung, zumal der öffentlichen Autorität,
gmen, Recht zu sprechen, Befehle zu er-
. s. w. (S. Kompetenz.)
mprehensibel (lat.), unbegreiflich.
nform (frz.), ungleichförmig.
nsequent (lat.), nicht konsequent (s. d.),
gerichtig, unbeständig; davon: Inkonse-
Folgewidrigkeit u. s. w.
nsistent (ital.), unbeständig, unhaltbar.
ntestabel (frz.), unbestreitbar.
ntinent (lat.), unenthaltsam; Inkon-
. Unenthaltsamkeit, in der Heilkunde der
rliche Abgang gewisser Ausscheidungen aus
per. [unschicklich.
nvenabel (frz.), unpassend, ungelegen,
nvenient (lat.), soviel wie Inkonvenabel;
benienz, Übel, Mißstand, Ungelegenheit.
rporation (kirchenrechtlich) ist eine im
ter häufig vorkommende Vereinigung (unio)
neficiums mit einem Stift, Kloster oder einem Kirchenamte. Dieselbe konnte sein: a) quoad temporalia: das Beneficium blieb bestehen, das Kloster aber erhielt die Einkünfte unter der Verpflichtung, einen Vikar dem Bischof zur Einsetzung zu präsentieren und zu besolden; b) quoad temporalia und spiritualia (pleno jure): das Kloster wurde selbst Pfarrei und setzte einen Vikar ein, den der Bischof nur zu approbieren hatte; c) plenissimo jure: die Pfarrei wurde der bischöflichen Jurisdiktion entzogen und der jurisdictio quasi episcopalis eines Klosters u. s. w. unterstellt. Die J., schon durch das Tridentinum verboten und in Deutschland seit 1803 beseitigt, hat heute nur noch Wichtigkeit für die Fragen der Baulast und Besetzung bezüglich früher inkorporierter Beneficien.

Inkorporation (staatsrechtlich) bedeutet die Einverleibung eines polit. Gemeinwesens in ein anderes, sodaß es mit demselben eine öffentlichrechtliche Einheit (unum corpus) bildet. Dahin gehört die Vergrößerung einer Gemeinde, eines Kreises, einer Provinz durch Aufnahme eines Bezirks, der entweder bis dahin einem andern Verbande angehört oder einen eigenen gleichartigen Verband gebildet hat. Vorzugsweise gebraucht man den Ausdruck von dem Falle, daß ein bis dahin unabhängiger Staat mit einem andern in der Art vereinigt wird, daß er ein Bestandteil des letztern wird. Wesentlich für den Begriff ist, daß die publizistische Individualität des inkorporierten Gemeinwesens untergeht, diejenige des andern dagegen auf erweiterter Grundlage fortdauert; dagegen kann eine Verschiedenheit der Gesetze für die früher getrennten Bestandteile in erheblichem Umfange fortdauern.

Inkorrekt (lat.), fehlerhaft; Inkorrektheit, Fehlerhaftigkeit.

Inkorrigibel (lat.), unverbesserlich.

Inkrement (lat.), Wachstum, Zuwachs.

Inkriminieren (neulat.), anschuldigen, zur Last legen; davon: Inkrimination.

Inkrustation oder Inkrustierung (vom lat. incrustatio, d. i. Überrindung), das rindenartige Überziehen organischer oder auch unorganischer Körper durch Steinkrusten, wie es durch viele kalk- oder kieselsäurehaltige Quellen hervorgebracht wird. So finden sich in den Tuffablagerungen kalkhaltiger Quellen oder Bäche und der heißen, kieselsäurereichen Quellen Islands eine Menge Pflanzenteile oder Schneckenhäuser von kohlensaurem Kalk oder von Kieselsäure inkrustiert. Man macht von dieser Eigenschaft der Quellen Gebrauch, um allerlei Gegenstände, z. B. ganze Blumenbouquets, absichtlich inkrustieren zu lassen, wie dies z. B. in Karlsbad geschieht. Auch in den Gradierhäusern der Salinen läßt man zuweilen derartige Objekte, wie Immortellen, Vogelnester u. s. w., inkrustieren.

Im Kunstgewerbe bezeichnet man mit J. das Einlegen mit Edelsteinen, Marmor, Stahl, das Überziehen mit Gold- oder Silberblättchen u. s. w. Über die J. des Glases s. Glasinkrustationen.

Inkubation (lat.; grch. ἐγκοίμησις) nannte man im Altertum das Schlafen in Tempeln und an geweihten Stätten auf den Fellen der eben geopferten Tiere, um divinatorische Träume zu erhalten. Namentlich geschah dies bei den Griechen wie bei den Römern in den Tempeln des Asklepios (Äskulap) und anderer Heilgottheiten, in denen sich die Leidenden zum Schlafe niederlegten, um im Traume eine Offenbarung über das anzuwendende Heilmittel zu erlangen. Meist leiteten die Priester

die J. ein und legten die Träume der Kranken aus, oder träumten wohl auch selbst für diese.

Inkubation, in der Zoologie die Bebrütung des Eis oder die Zeit der Entwickelung des Keims im Ei; in der Medizin die Zeit zwischen der erfolgten Ansteckung und dem Ausbruch der Krankheit (Inkubationsstadium). Das Stadium der J., welches auch, da bei den meisten Angesteckten noch gar nichts auf den Anzug einer Krankheit deutet, als Stadium der Latenz oder des Verborgenseins bezeichnet wird, hat bei den verschiedenen Ansteckungskrankheiten eine verschiedene Dauer, bei den meisten akuten zwischen 8 und 14 Tagen.

Inkubus (d. i. Beischläfer) war bei den Römern die Bezeichnung für Geister und Kobolde (Faune und Silvanen), welche die Frauen bei Nacht beschleichen sollten. Dieser Aberglaube entspricht einem ähnlichen der nördl. Völker Europas, sodaß insbesondere auch der Teufel, mit dem die Hexen buhlen sollten, deren J. genannt wurde. (S. Alp, med.).

Inkulpat (neulat.) wird im Inquisitionsprozeß (s. d.) der eines schwerern, von Amts wegen zu untersuchenden Verbrechens Beschuldigte so lange genannt, bis rücksichtlich seiner auf das artikulierte Verhör oder die Spezialinquisition erkannt ist, wo er dann den Namen Inquisit erhält. Bei leichtern Vergehen, namentlich bei den nur auf Anzeige des Verletzten strafbaren, braucht man die Bezeichnung Denunziat.

Inkunabeln, auch Paläotypen oder Alte Drucke, ist die in Deutschland üblichste Benennung der bis zum Jahre 1500 gedruckten Bücher. Der Name J. stammt von dem lat. Worte incunabula, d. h. eigentlich Windeln oder Wickelbänder, tropisch: Geburtsort, Ursprung, weshalb derselbe auch häufig mit Wiegendrucke übersetzt wird. Hains Katalog zählt 16299 solcher Werke auf, und da die Auflage derselben gewöhnlich 300 war, so mögen von 1450 bis 1500 an 5 Mill. Bücher gedruckt worden sein; von manchen derselben sind nur wenig Exemplare erhalten geblieben, manche sind gar nicht mehr auffindbar, fast alle aber und selbst die weniger seltenen haben teils ein kunstgeschichtliches, teils ein wissenschaftliches Interesse, letzteres besonders die ersten Ausgaben, die sog. editiones principes der ältern Klassiker. Zu den J. im strengsten Sinne des Worts gehören: die Holztafeldrucke, die ersten mainzer Typendrucke, die Donata, die Ablaßbriefe von 1454 und 1455, die 36zeilige Bibel, die 42zeilige Bibel (Faksimilie s. Tafel: Buchdruckerkunst I), das «Speculum humanae salvationis», von welchem eine Ausgabe zur Hälfte reiner Holztafeldruck ist, während in der andern Hälfte der die Bilder begleitende Text Typendruck ist, der Psalter von 1457 u. s. w.

Die ältesten J. unterscheiden sich dadurch von den gegenwärtigen Büchern, daß sie keine Titel haben. Die Bibeln beginnen mit den Worten: «Incipit epistola sancti iheronimi ad paulinum etc.» Der erste Buchstabe dieser Vorrede ist meist prächtig verziert und heißt Initial, ebenso die Anfangsbuchstaben der einzelnen Bücher, welche aber weniger prächtig ausgeschmückt sind als der erste Initialbuchstabe. In ähnlicher Weise beginnen die deutschen Bücher, z. B.: «Je hebet sich an das Buch der haymlichen offenbarung sancti Johannis.» Am Ende des Wortes pflegten die Drucker in einem Schlußworte (Kolophon) anzugeben, zu welcher Zeit, wo und von wem das Buch gedruckt wurde, und diese Angaben bilden die Akten der ältesten Buchdruckergeschichte. Aber diese Schlußschriften kamen anfangs nur ausnahmsweise vor, sie fehlen nicht nur in den ersten mainzer Drucken, sondern auch in den ersten straßburger Drucken Mentels und Eggesteins, sowie in andern J., sodaß nur eine sorgfältige Vergleichung des Typencharakters ermöglicht, den Drucker solcher anonymen Werke festzustellen. Einige der charakteristischsten Typenformen sind in dem Artikel «Buchdruckerkunst» abgebildet. Eine Sammlung der deutschen Inkunabeltypen, wie sie für die Niederlande in Holtrops «Monuments typographiques des Pays-Bas» (Haag 1868) vorliegt, ist noch nicht vorhanden.

Eine weitere Eigentümlichkeit der ältesten J. besteht darin, daß die Drucker, wie die Kopisten der damaligen Zeit, nur den Text lieferten; die Initialen wurden vom Rubrikator eingezeichnet, der bei den Handschriften zugleich die Revision besorgte, die Satzanfänge mit roten Strichen hervorhob und die Blätter mit fortlaufenden Ziffern versah. Nach und nach emancipierten sich die Drucker von diesem. Bereits in der 42zeiligen Bibel ist die erste Rubrik eingedruckt, ebenso druckte Schöffer in seinem Psalter die Initiale ein, jedoch nicht mittelst der Presse, sondern mit der Hand; der «Sermo ad populum praedicabilis» (Köln, ther Hoernen 1470) ist das erste Buch mit gedruckten Blattzahlen, «J. Nideri praeceptorium divinae legis» (Köln, Koelhof 1472) das erste Buch mit Signaturen. Der 1465 von Sweynheim und Pannartz zu Subiaco gedruckte «Lactantius» hat die erste eingedruckte Randleiste, die jedenfalls zum Ausmalen für den Rubrikator bestimmt war. Später wurden die Initialen und Randleisten so künstlich geschnitten, daß auf ihre Ausmalung gar nicht mehr reflektiert wurde. Die erste Bibel, welche einen Titel trägt, ist von 1486, dieser Titel war aber nur, was man jetzt einen Schmutztitel nennt, eine einzelne Zeile: «Textus Biblie», um die erste Seite des Buchs vor Staub zu schützen. Später wurden diese Titel länger, 1489 lautet er bereits:

Biblia cum concordanti
is: et terminorū hebraico-
rum interpretationibus.

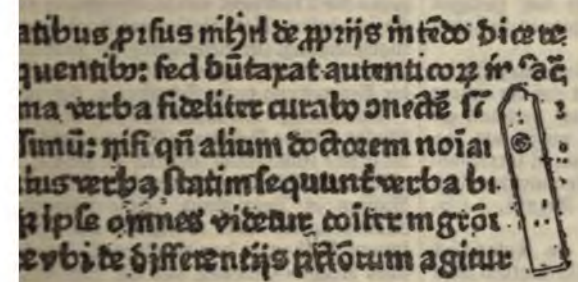
Im J. 1492 hat ein Titel einer venediger Bibel das Bild des Apostels Petrus; 1494 druckte Simon Bivilaqua zu Venedig eine Bibel mit dem Titel:

BIBLIA CVM TABVLA NOVITER EDITA

und seiner Insignie. Titel in unserm Sinne, mit Angabe des Hauptinhalts, des Verfassers, Herausgebers, Buchhändlers und Druckers, sowie der Jahreszahl wurden erst durch die Preßgelehrten des folgenden Jahrhunderts hervorgerufen. Manche J. sind den Handschriften so genau nachgemacht, daß sogar die Linien, welche zur Erhaltung der geraden Schriftzeile gezogen wurden, nachträglich in die Druckzeilen eingezeichnet wurden, und zwar kommt dies nicht nur in der frühesten Zeit vor, sondern noch in dem 1494 gedruckten «Lancelot».

In Beziehung auf die Korrektheit sind die J. sehr überschätzt worden. Allerdings sind die ersten Abdrucke der Handschriften korrekter als spätere Nachdrucke, aber die Handschriften waren selbst schon durch unzuverlässige Abschreiber in Korrektheit eingebüßt, und die ersten Schriftgießer waren dieselben Kopisten, welche früher die Handschriften gesündigt hatten. Ratdolt fügte einem Werke ein Druckfehlerverzeichnis bei, und

lioseiten umfaßte. Einem Unfall beim von Johann Riders «Leprae morales» 476) verdankt man eine (nachstehend repro- Abbildung der Form der ältesten Lettern. nämlich beim Auftragen der Farbe ein e emporgehoben und auf die Schrift ge- wo seine Breitseite sich abdruckte; dieser e hat ein Loch und bestätigt die alte Über- g, wonach die Buchstaben mit Löchern ver- aren, um, ähnlich wie die Perlen, an Fäden u werden, damit sie nicht beim Auftragen e herausgezogen werden mußten, wie jener, wahrscheinlich der Faden gerissen war.



n ihrer Seltenheit sind die J. Gegenstand nneleifers der Bücherliebhaber geworden. en ältesten werden geschätzt einzelne Kollek- der Suiten, z. B. die von Alopa zu Florenz 96 mit Kapitälchen gedruckten sechs griech. (Anthologie, Apollonius Rhodius, Euri- Kallimachus, die Gnomiker und Musäus), länder griech. Drucke mit einer merkwür- unden Schrift, die Drucke von Sweynheim nnarz, die Aldinen u. s. w. Proben von belndrucken enthalten: Fischer, «Typograph. eiten» (Mainz 1800); Humphrey, «A history art of printing» (Lond. 1868); derselbe, pieces» (Lond. 1870); Sotheby, «Prin- pographica» (Lond. 1853); Holtrop, «Mo- typographiques» (Haag 1868); Mad- ettres d'un bibliographe» (Par. 1875); «Bibliotheca Spenceriana» (Lond. 1814 Falkenstein, «Geschichte der Buchdruckerkunst» , Lpz. 1856); Weigel und Zestermann, «Die der Druckerkunst in Bild und Schrift» (Lpz. Butsch, «Die Bücherornamentik der Re- ce» (Lpz. 1878); Faulmann, «Illustrierte Ge- der Buchdruckerkunst» (Wien 1882).

glich der Hilfsmittel zur Inkunabelkunde n Panzers «Annales typographici», ver- mit dessen «Annalen der ältern deutschen ur», die vollständigste Nomenklatur bis Weit unvollständiger, aber mit etwas mehr ausgestattet und etwas weiter fortgeführt aittaires «Annales typographici». Ein ares Werk über die interessantesten J. ist Santanders «Dictionnaire bibliographique du 15e siècle» (3 Bde., Brüss. 1805—7), , zumal von spanischen und niederländischen les enthält, was bei Panzer fehlt. Das erk aber ist Hains «Repertorium biblio- rum» (2 Bde. in 4 Tln., Stuttg. 1826—38). anzösischen J. handelt G. Brunet in «La littéraire au XVe siècle» (Par. 1865), einem rarhistor. Material sehr reichhaltigen, aber auf Titelangaben weniger genauen Werke.

Inkurabel (ital.), unheilbar.

Inlet, das Leinen- oder Baumwollzeug, welches zur Aufnahme der Bettfedern dient; im Englischen bedeutet Inlet eine kleine Bucht oder Bai.

In loco (lat.), am Orte, an der Stelle.

In locum succedieren, in die erledigte Stelle einrücken.

In magnis et voluisse sat est (lat.), «In großen Dingen genügt auch (schon) gewollt zu haben», Citat aus Properz (III, 1, 7).

In majorem Dei gloriam (lat.), zur größern Ehre Gottes.

In manu (lat.), in der Hand.

In margine (lat.), am Rande.

In medias res (lat.), «mitten in die Dinge hinein», Citat aus Horaz' «Ars poetica» (148), wo Horaz von Homer rühmt, daß er nicht «ab ovo» (nämlich vom Doppelei der Leda, aus welchem Helena hervorging, d. i. vom Uranfange an) beginne, sondern den Zuhörer sofort in medias res (d. i. gleich in die Sache selbst) hineinführe.

In medio (lat.), in der Mitte.

Inn (engl.), Gasthaus, Wirtshaus, dann auch (wie Hotel) soviel wie Amtsgebäude. (S. Inns of Court.)

Inn, der Oenus der Alten, der bedeutendste Nebenfluß, welchen die obere Donau aus den Alpen aufnimmt, entspringt in Graubünden, 2060 m hoch am Südostabhange des Septimer im obern Engadin, durchströmt dieses sein oberes Längenthal gegen NO. und wendet sich, nachdem er den Gebirgspaß von Finstermünz durchbrochen hat, als wildtobender Bergstrom nach Tirol, wo er das Ober- und Unterinnthal, eins der größten und an Naturschönheiten reichsten Thäler der Alpen, durchfließt. Er wendet sich, 22 km unterhalb Finstermünz, plötzlich gegen NW. und durcheilt den engen Querspalt, welcher hier das Ostende der nördl. rhätischen Centralkette durchschneidet. Bei Landeck tritt er aus diesem seinem obern Querthal von neuem in sein großes, gegen NO. gerichtetes unteres Längenthal, welches, bedeutend niedriger, weiter und sanfter geformt als das Engadin, fruchtbar, wohlbebaut und bevölkert ist, und fließt hier über Innsbruck, Hall, Schwaz, Rattenberg bis Kufstein. Unterhalb dieser Festung tritt der Strom, in nördl. Richtung nach Bayern übergehend, in sein unteres Querthal, welches bis Rosenheim reicht und weder beengt noch tief eingefurcht ist. Bei Rosenheim gewinnt der J., mit dem großen Rosenheimer Moosbruch an seinen Ufern, das wellenförmige Plateau am Fuße der Alpen, welches er in schnellem Laufe, in einem breiten, inselreichen Bett, größtenteils zwischen hohen, erdigen, zuweilen auch felsigen Thalufern durchfließt, verstärkt durch die Alz aus dem Chiemsee und die Salzach aus Salzburg. Bei Passau, wo er nach einem Laufe von 510 km mündet, ist er bedeutend breiter als die Donau selbst. Seine Schiffbarkeit beginnt bei Hall und wird von Rosenheim abwärts bedeutender. Nach ihm ist das Innviertel benannt, das Gebiet zwischen Donau, J. und Salzach, welches durch den Teschener Frieden 1779 von Bayern an Österreich kam, im Frieden zu Wien 1809 von diesem an Bayern und 1816 wieder an Österreich abgetreten wurde. Früher

bildete das Innviertel oder der Innkreis mit den Städten Ried, Schärding und Braunau einen der vier Kreise Oberösterreichs; jetzt ist diese Benennung nicht mehr offiziell im Gebrauch.

In natura (lat.), in Natur, leibhaftig, wirklich, z. B. Getreide in natura liefern, soviel wie: wirkliches Getreide, nicht dem Werte nach in Geld, liefern.

Inneres Licht (lumen internum) oder inneres Wort (verbum internum), Bezeichnung der innern Offenbarung göttlicher Wahrheiten und Weisungen, welche verschiedene Mystiker und schwärmerische Parteien ohne jede Vermittelung der geschichtlichen Offenbarung in der Heiligen Schrift (dem «äußern Wort») empfangen zu haben sich rühmten.

Innere Linie, eine der Strategie angehörige Bezeichnung; der Angreifer operiert auf der innern Linie, wenn er sich zwischen die (noch getrennt gedachten) Streitkräfte des Gegners wirft, um dieselben geteilt zu schlagen. Innere Linie ist korrespondierend mit dem in der Taktik vorkommenden keilförmigen oder durchbrechenden Angriff. (S. Operationen.)

Innere Mission nennt man im Unterschied von der äußern Mission (s. d.) die Gesamtheit aller freien, d. h. außeramtlichen Bestrebungen, welche darauf gerichtet sind, die innerhalb der christlichen Gemeinschaft hervortretende geistliche und daraus hervorgehende leibliche Not zu beseitigen. Sie ist Sache der freien Vereinsthätigkeit und nicht Sache des kirchlich geordneten Amtes, dem sie sich dienend und ergänzend zur Seite stellt, indem sie gerade solche Kreise und Verhältnisse aufsucht, welche der amtlichen Einwirkung des Geistlichen sich entziehen. Die innere Mission betrachtet als letzten Grund aller Not den Mangel an lebendigem christl. Glauben und geht daher in letzter Linie auf Stärkung, resp. Erweckung dieses Glaubens aus, doch vergißt sie nicht, daß dies letzte Ziel erst dann erreicht werden kann, wenn zuerst die äußere Not, wie Krankheit, Armut u. dgl. beseitigt oder doch gemildert ist. Zu allen Zeiten, solange die christl. Kirche besteht, hat es mancherlei Bestrebungen bewahrender und rettender Liebe gegeben. (Vgl. besonders G. Uhlhorn: «Die christl. Liebesthätigkeit der alten Kirche», Stuttg. 1882; derselbe: «Die christl. Liebesthätigkeit im Mittelalter», Stuttg. 1884.) Den Namen innere Mission und eine zusammenfassende Organisation haben sie erst seit einigen Jahrzehnten erhalten. In dieser Beziehung kann man als den Vater der innern Mission in Deutschland Joh. Hinrich Wichern (s. d.) betrachten. Nachdem er schon lange in Hamburg mit großer Hingebung im Stillen gewirkt und 1833 das «Rauhe Haus» begründet hatte, wußte er auf dem Kirchentage zu Wittenberg 1848 auch weitere Kreise von der Notwendigkeit und dem Segen der Arbeiten der innern Mission zu überzeugen. Ein «Central-Ausschuß für innere Mission» wurde gebildet, unter dessen Mitgliedern Bethmann-Hollweg, Stahl, Wichern hervorragten, und welcher noch jetzt seinen Sitz in Berlin hat. Derselbe bildet, ohne durch strenge Organisation die Selbständigkeit und Freiheit der einzelnen Vereine zu hindern, einen Mittelpunkt für alle Bestrebungen der innern Mission und veranlaßt alljährlich einen «Kongreß für innere Mission» (im J. 1884 in Karlsruhe). Das Organ desselben sind die «Fliegenden Blätter aus dem Rauhen Hause». Fast in allen Teilen des evangel. Deutschland haben sich Vereine gebildet, welche der Arbeit der innern Mission oder einzelnen Zweigen derselben sich widmen.

Die hauptsächlichsten Aufgaben der innern Mission sind die Errichtung von Krippen und Kleinkinderschulen, Rettungshäusern und Kinderheilstätten, die Armen- und Krankenpflege, die Pflege der Idioten und Epileptischen, die Sonntagsschulen und Kindergottesdienste, die Förderung der Lehrlings-, Gesellen- und Jünglingsvereine, die Bekämpfung des Bettels und der Vagabondage, die Errichtung von Herbergen zur Heimat, der Kampf gegen die Trunksucht und die Errichtung von Volks-Kaffeehäusern, die Bestrebungen für strengere Sonntagsheiligung, für Beseitigung der Prostitution, die Fürsorge für Gefangene und entlassene Sträflinge, die Verbreitung guter Schriften u. dgl. m.

Vgl. Busch, «Die innere Mission in Deutschland» (Gotha 1876); Schäfer, «Monatsschrift für innere Mission» (Gütersloh, jährlich 12 Hefte); Martins, «Die innere Mission» (Gütersloh 1882); «Die innere Mission in Deutschland. Eine Sammlung von Monographien über Geschichte und Bestand der innern Mission in den einzelnen Teilen des Deutschen Reichs» (herausg. von Th. Schäfer; 6 Bde., Hamb. 1876—83).

Innerer Sinn, s. unter Sinn und Sinne.

Innerösterreich hießen früher die österr. Länder der Steiermark, Kärnten, Krain, Triest, Görz und Gradiska, im Gegensatz zu Vorderösterreich (Breisgau) und Böhmen.

Innerrhoden, s. Appenzell.

Innerste, der größte, rechts zufließende Nebenfluß der Leine, entsteht aus dem Zusammenfluß mehrerer Bäche bei Clausthal und mündet nach einem Lauf von 75 km unterhalb Sarstedt.

Innervation (lat.), der Einfluß der Nerven auf die Verrichtungen des Körpers und seiner Organe.

Innichen, Marktflecken in Tirol im Pustertal, Bezirkshauptmannschaft Lienz, an der Linie Villach-Franzensfeste der Österreichischen Südbahn, unweit des Ursprungs der Drau, in wundervoller Lage im Angesicht der großartigsten Dolomiten, ist ein beliebter Sommerfrischort mit (1880) 1085 E. In der Nähe ist das vielbesuchte Innichener Wildbad.

Innkreis, s. unter Inn.

Innocentamente (ital.), unschuldig; als musikal. Vortragsbezeichnung: ungekünstelt, natürlich.

Innöcenz ist der Name von 13 röm. Päpsten.

Innocenz I., 402—417, ließ keine Gelegenheit zur Erweiterung der Macht des röm. Stuhls unbenutzt. In dem Streite Augustins mit Pelagius trat er den Beschlüssen der Synoden von Mileve und Karthago bei (416), damit auch der Verdammung des Pelagianismus. Er ist ein Heiliger der kath. Kirche und der 28. Juli ihm geweiht.

Innocenz II., 1130—43, vorher Gregor genannt, seit 1118 Kardinal-Diakon, mußte auf gegen den Gegenpapst Anaklet II. und dessen Beschützer, Roger von Sicilien, kämpfen und floh nach Frankreich flüchten. Doch fand er beim durch den Einfluß des heil. Bernhard in allen dern außerhalb Italien Anerkennung und seit Anaklets Tode (1138) und Victors IV. als alleiniger Papst. Der Deutsche Kaiser Lothar nahm von ihm bei seiner Krönung (1133) die dien der Gräfin Mathilde als Lehn an, den

VII. von Frankreich aber belegte er mit dem das Land mit dem Interdikt, weil der König n Erzbischof von Bourges geweihten Peter artres nicht anerkennen wollte.

ocenz III., 1198—1216, einer der hervor- ten Kirchenfürsten, durch Verstand, Wissen- nd Willenskraft gleich ausgezeichnet, erwarb Befestigung der päpstl. Macht die größten ste. Als Sohn des Grafen Trasimund aus ten Geschlecht der Conti in Anagni stam- war J. 1161 geboren und in der Taufe genannt. Zu Paris, Rom und Bologna , gewann er gleichen Ruhm als Theolog, wie ist. Rasch gelang es ihm, mit Hilfe eines hen Städtebundes Italien von der Gewalt tschen zu befreien; im Kirchenstaat befestigte päpstl. Gewalt und führte in Unteritalien rrschaft als Vormund des unmündigen h II. In Deutschlands Angelegenheiten mischen, gab die zwiespältige Kaiserwahl t Philipp von Schwaben und Otto IV. J. erwünschten Anlaß. Anfangs hielt J. ntscheidung zurück, als aber Philipp von en fast den Sieg gewonnen hatte, erklärte 1201 für den Welfen, Otto IV., knüpfte als Philipp immer entschiedener siegte, 1207 sem Verhandlungen an. Nach Philipps Er- g (1208) versöhnte sich Otto mit dem Papst rd, nachdem er alle Forderungen bewilligt 1209 zu Rom zum Kaiser gekrönt. Als er nfing, auch kaiserl. Rechte in Italien gel- machen, die Mathildischen Besitzungen so- s Herzogtum Spoleto besetzte und Unter- erobern wollte, sagte sich J. von ihm los, 1211 den Bann und die Absetzung über Otto d sandte Friedrich II. als Gegenkönig nach land, der 1215 gekrönt ward und Otto auf rölande beschränkte. Philipp II. August von eich, der seine Gemahlin verstoßen hatte, J. 1200 durch Bann und Interdikt, sie wieder hmen. Noch größer war sein Triumph über von England. Als dieser bei einer zwie- n Wahl eines Erzbischofs zu Canterbury cheidung J.' nicht annehmen wollte, belegte 08 den König mit dem Bann, England mit erdikt, und übertrug das Land an Philipp II. nkreich, bis Johann unter den größten De- gen das Land vom Papst zu Lehn nahm Noch größere Aussichten, aber geringe Vor- chte J. die Gründung des Lateinischen chs (1204). Nach innen richtete sich J.' it besonders gegen die ketzerischen Albigenser harer in Südfrankreich, gegen die er Kreuz- digen ließ und die Inquisition bestimmter Ferner förderte J. die Gründung des Fran- und Dominikanerordens, verbot zugleich ndung neuer Orden. Gegen Ende seines 1215) hielt er eine glänzende (die vierte) La- ode, wo er die Lehre von der Brotverwand- r Entziehung des Abendmahlskelchs, sowie bot des Bibellesens sanktionierte. Seine n erschienen 1552 und 1575 in Köln, seine ab Baluze (Par. 1682) heraus. Vgl. F. Geschichte J.' III. und seiner Zeitgenossen» , Hamb. 1834—42); Gasparin, «Inno- » (Par. 1873); Deutsch, «Papst J. III. und fluß auf die Kirche» (Bresl. 1876); Schwe- . III. und die deutsche Kirche während des eits 1198—1208» (Straßb. 1882).

Innocenz IV., 1243—54, ein Fieschi aus Genua, führte einen erbitterten Kampf gegen die Hohenstaufen. Im J. 1244 mußte er vor Friedrich II. nach Frankreich flüchten, belegte 1245 seinen Gegner mit dem Bann und versuchte vergeblich, durch Aufstellung der Gegenkönige Heinrich Raspe (1246) und Wilhelm von Holland (1247) ihn zu stürzen. Nach Friedrichs Tod setzte J. den Kampf fort gegen Konrad IV., Manfred und Konradin. Erst 1251 kehrte er nach Rom zurück. Auf der Kirchenversammlung bemühte er sich, jedoch vergeblich, die griech. Kirche mit der römischen wieder zu vereinigen. Westpreußen, das zu seiner Zeit christianisiert wurde, teilte er schon (1243) in die Bistümer von Kulm, Pomesanien, Ermland und Samland. Die Kardinäle zeichnete er durch rote Hüte aus. Im Kirchenrecht besaß er so bedeutende Kenntnisse, daß man ihn Pater et organum veritatis nannte; er schrieb auch einen Kommentar zu den Dekretalen von Gregor IX. (Straßb. 1478).

Innocenz V., Papst vom 21. Jan. bis 22. Juni 1276, vorher Peter von Tarentasia, geb. zu Moutier, Dominikaner-Provinzial, dann Erzbischof von Lyon und Kardinalbischof von Ostia, war bemüht, einen Kreuzzug zu Stande zu bringen und die zu Lyon 1274 beschlossene Union mit der griech. Kirche zu verwirklichen. Er schrieb «Commentaria in IV libros sententiarum» (Toulouse 1652).

Innocenz VI., vorher Stephan Aubert, geb. zu Brissac, Bischof von Noyon, dann zu Clermont, Kardinal und Großpönitentiar, Papst 1352—62. Er residierte zu Avignon, war rechtskundig und sittenstreng, beseitigte manchen Mißbrauch am Hofe wie in der Verwaltung der Kirche, ließ Karl IV. von Deutschland durch den Kardinal Albornoz zum Kaiser krönen und brachte einen Teil des Kirchenstaats unter seine Oberhoheit zurück.

Innocenz VII., vorher Cosmo Meliorati, geb. zu Sulmona, Bischof von Bologna, päpstl. Schatzmeister und Kardinal, wurde während des päpstl. Schismas 1404 von den Römern gewählt. Ihm gegenüber stand der von den Franzosen gewählte Benedikt XIII.; doch behielt er seine Würde bis an seinen Tod 6. Nov. 1406.

Innocenz VIII., vorher Johann Baptist Cibo, Bischof von Porto, dann von Melfi und Kardinal, regierte als Papst 1484—92. Mit dem König Ferdinand von Neapel, dem er den Herzog Renatus von Lothringen als Gegenkönig entgegenstellte, führte er zwei Kriege, und während er stets zum Kampf gegen die Türken aufforderte, behielt er den Bruder und Nebenbuhler des Sultans Bajazet, von dem er ein Jahrgeld dafür erhielt, in der Gefangenschaft, statt ihn gegen die Türken zu senden. Er erneuerte durch die Bulle «Summis desiderantes» (1484) die Gesetze gegen die Zauberei und Hexerei und bestellte die Inquisitoren Heinrich Krämer und Jakob Sprenger als Hexenrichter für Oberdeutschland. Die Fortschritte der Hussiten in Böhmen suchte er zu hemmen und verdammte 900 Sätze des Pico Mirandola als ketzerisch.

Innocenz IX., vorher Antonio Facchinetti, geb. zu Bologna 1519, war nur vom 29. Okt. bis 30. Dez. 1591 Papst.

Innocenz X., vorher Joh. Baptist Pamfili, geb. zu Rom 7. Mai 1572, Nuntius von Neapel, dann päpstl. Datarius in Frankreich, hierauf Patriarch von Antiochien und Kardinal, regierte 1644—55 als Papst, stand unter dem Einfluß der Witwe

bildete das Innviertel oder der Innkreis mit den Städten Ried, Schärding und Braunau einen der vier Kreise Oberösterreichs; jetzt ist diese Benennung nicht mehr offiziell im Gebrauch.

In natura (lat.), in Natur, leibhaftig, wirklich, z. B. Getreide in natura liefern, soviel wie: wirkliches Getreide, nicht dem Werte nach in Geld, liefern.

Inneres Licht (lumen internum) oder inneres Wort (verbum internum), Bezeichnung der innern Offenbarung göttlicher Wahrheiten und Weisungen, welche verschiedene Mystiker und schwärmerische Parteien ohne jede Vermittelung der geschichtlichen Offenbarung in der Heiligen Schrift (dem «äußern Wort») empfangen zu haben sich rühmten.

Innere Linie, eine der Strategie angehörige Bezeichnung; der Angreifer operiert auf der innern Linie, wenn er sich zwischen die (noch getrennt gedachten) Streitkräfte des Gegners wirft, um dieselben geteilt zu schlagen. Innere Linie ist korrespondierend mit dem in der Taktik vorkommenden keilförmigen oder durchbrechenden Angriff. (S. Operationen.)

Innere Mission nennt man im Unterschied von der äußern Mission (s. d.) die Gesamtheit aller freien, d. h. außeramtlichen Bestrebungen, welche darauf gerichtet sind, die innerhalb der christlichen Gemeinschaft hervortretende geistliche und daraus hervorgehende leibliche Not zu beseitigen. Sie ist Sache der freien Vereinsthätigkeit und nicht Sache des kirchlich geordneten Amtes, dem sie sich dienend und ergänzend zur Seite stellt, indem sie gerade solche Kreise und Verhältnisse aufsucht, welche der amtlichen Einwirkung des Geistlichen sich entziehen. Die innere Mission betrachtet als letzten Grund aller Not den Mangel an lebendigem christl. Glauben und geht daher in letzter Linie auf Stärkung, resp. Erweckung dieses Glaubens aus, doch vergißt sie nicht, daß dies letzte Ziel erst dann erreicht werden kann, wenn zuerst die äußere Not, wie Krankheit, Armut u. dgl. beseitigt oder doch gemildert ist. Zu allen Zeiten, solange die christl. Kirche besteht, hat es mancherlei Bestrebungen bewahrender und rettender Liebe gegeben. (Vgl. besonders G. Uhlhorn: «Die christl. Liebesthätigkeit der alten Kirche», Stuttg. 1882; derselbe: «Die christl. Liebesthätigkeit im Mittelalter», Stuttg. 1884.) Den Namen innere Mission und eine zusammenfassende Organisation haben sie erst seit einigen Jahrzehnten erhalten. In dieser Beziehung kann man als den Vater der innern Mission in Deutschland Joh. Hinrich Wichern (s. d.) betrachten. Nachdem er schon lange in Hamburg mit großer Hingebung im Stillen gewirkt und 1833 das «Rauhe Haus» begründet hatte, wußte er auf dem Kirchentage zu Wittenberg 1848 auch weitere Kreise von der Notwendigkeit und dem Segen der Arbeiten der innern Mission zu überzeugen. Ein «Central-Ausschuß für innere Mission» wurde gebildet, unter dessen Mitgliedern Bethmann-Hollweg, Stahl, Wichern hervorragten, und welcher noch jetzt seinen Sitz in Berlin hat. Derselbe bildet, ohne durch strenge Organisation die Selbständigkeit und Freiheit der einzelnen Vereine zu hindern, einen Mittelpunkt für alle Bestrebungen der innern Mission und veranlaßt alljährlich einen «Kongreß für innere Mission» (im J. 1884 in Karlsruhe). Das Organ desselben sind die «Fliegenden Blätter aus dem Rauhen Hause». Fast in allen Teilen des evangel. Deutschland haben sich Vereine gebildet, welche der Arbeit der innern Mission oder einzelnen Zweigen derselben sich widmen.

Die hauptsächlichsten Aufgaben der innern Mission sind die Errichtung von Krippen und Kleinkinderschulen, Rettungshäusern und Kinderheilstätten, die Armen- und Krankenpflege, die Pflege der Idioten und Epileptischen, die Sonntagsschulen und Kindergottesdienste, die Förderung der Lehrlings-, Gesellen- und Jünglingsvereine, die Bekämpfung des Bettels und der Vagabondage, die Errichtung von Herbergen zur Heimat, der Kampf gegen die Trunksucht und die Errichtung von Volks-Kaffeehäusern, die Bestrebungen für strengere Sonntagsheiligung, für Beseitigung der Prostitution, die Fürsorge für Gefangene und entlassene Sträflinge, die Verbreitung guter Schriften u. dgl. m.

Vgl. Busch, «Die innere Mission in Deutschland» (Gotha 1876); Schäfer, «Monatsschrift für innere Mission» (Gütersloh, jährlich 12 Hefte); Martins, «Die innere Mission» (Gütersloh 1882); «Die innere Mission in Deutschland. Eine Sammlung von Monographien über Geschichte und Bestand der innern Mission in den einzelnen Teilen des Deutschen Reichs» (herausg. von Th. Schäfer; 6 Bde., Hamb. 1876—83).

Innerer Sinn, s. unter Sinn und Sinne.

Innerösterreich hießen früher die österr. Länder Steiermark, Kärnten, Krain, Triest, Görz und Gradiska, im Gegensatz zu Vorderösterreich (Breisgau) und Böhmen.

Innerrhoden, s. Appenzell.

Innerste, der größte, rechts zufließende Nebenfluß der Leine, entsteht aus dem Zusammenfluß mehrerer Bäche bei Clausthal und mündet nach einem Lauf von 75 km unterhalb Sarstedt.

Innervation (lat.), der Einfluß der Nerven auf die Verrichtungen des Körpers und seiner Organe.

Innichen, Marktflecken in Tirol im Pustertal, Bezirkshauptmannschaft Lienz, an der Linie Villach-Franzensfeste der Österreichischen Südbahn, unweit des Ursprungs der Drau, in wundervoller Lage im Angesicht der großartigsten Dolomiten, ist ein beliebter Sommerfrischort mit (1880) 1085 E. In der Nähe ist das vielbesuchte Innichener Wildbad.

Innkreis, s. unter Inn.

Innocentamente (ital.), unschuldig; als musikal. Vortragsbezeichnung: ungekünstelt, natürlich.

Innöcenz ist der Name von 13 röm. Päpsten:

Innocenz I., 402—417, ließ keine Gelegenheit zur Erweiterung der Macht des röm. Stuhls unbenutzt. In dem Streite Augustins mit Pelagius trat er den Beschlüssen der Synoden von Milevis und Karthago bei (416), damit auch der Verdammung des Pelagianismus. Er ist ein Heiliger der kath. Kirche und der 28. Juli ihm geweiht.

Innocenz II., 1130—43, vorher Gregor genannt, seit 1118 Kardinal-Diakon, mußte anfangs gegen den Gegenpapst Anaklet II. und dessen Beschützer, Roger von Sicilien, kämpfen und sogar nach Frankreich flüchten. Doch fand er besonders durch den Einfluß des heil. Bernhard in allen andern außerhalb Italien Anerkennung und regierte seit Anaklets Tode (1138) und Victors IV. Tode als alleiniger Papst. Der Deutsche Kaiser Lothar nahm von ihm bei seiner Krönung (1133) die Mathildischen Güter der Gräfin Mathilde als Lehn an, den Kir-

VII. von Frankreich aber belegte er mit dem
ns Land mit dem Interdikt, weil der König
Erzbischof von Bourges geweihten Peter
etres nicht anerkennen wollte.

cenz III., 1198—1216, einer der hervor-
n Kirchenfürsten, durch Verstand, Wissen-
d Willenskraft gleich ausgezeichnet, erwarb
Befestigung der päpstl. Macht die größten
e. Als Sohn des Grafen Trasimund aus
n Geschlecht der Conti in Anagni stam-
ar J. 1161 geboren und in der Taufe
enannt. Zu Paris, Rom und Bologna
gewann er gleichen Ruhm als Theolog, wie
t. Rasch gelang es ihm, mit Hilfe eines
n Städtebundes Italien von der Gewalt
chen zu befreien; im Kirchenstaat befestigte
päpstl. Gewalt und führte in Unteritalien
schaft als Vormund des unmündigen
II. In Deutschlands Angelegenheiten
nischen, gab die zwiespältige Kaiserwahl
Philipp von Schwaben und Otto IV.
erwünschten Anlaß. Anfangs hielt J.
scheidung zurück, als aber Philipp von
n fast den Sieg gewonnen hatte, erklärte
201 für den Welfen, Otto IV., knüpfte
s Philipp immer entschiedener siegte, 1207
n Verhandlungen an. Nach Philipps Er-
(1208) versöhnte sich Otto mit dem Papst
, nachdem er alle Forderungen bewilligt
09 zu Rom zum Kaiser gekrönt. Als er
fing, auch kaiserl. Rechte in Italien gel-
machen, die Mathildischen Besitzungen so-
Herzogtum Spoleto besetzte und Unter-
obern wollte, sagte sich J. von ihm los,
11 den Bann und die Absetzung über Otto
sandte Friedrich II. als Gegenkönig nach
nd, der 1215 gekrönt ward und Otto auf
lande beschränkte. Philipp II. August von
, der seine Gemahlin verstoßen hatte,
1200 durch Bann und Interdikt, sie wieder
nen. Noch größer war sein Triumph über
on England. Als dieser bei einer zwie-
Wahl eines Erzbischofs zu Canterbury
eidung J.' nicht annehmen wollte, belegte
8 den König mit dem Bann, England mit
dikt, und übertrug das Land an Philipp II.
kreich, bis Johann unter den größten De-
en das Land vom Papst zu Lehn nahm
doch größere Aussichten, aber geringe Vor-
hte J. die Gründung des Lateinischen
hs (1204). Nach innen richtete sich J.'
besonders gegen die ketzerischen Albigenser
arer in Südfrankreich, gegen die er Kreuz-
gen ließ und die Inquisition bestimmter
erner förderte J. die Gründung des Fran-
und Dominikanerordens, verbot zugleich
dung neuer Orden. Gegen Ende seines
215) hielt er eine glänzende (die vierte) La-
de, wo er die Lehre von der Brotverwand-
Entziehung des Abendmahlskelchs, sowie
ot des Bibellesens sanktionierte. Seine
erschienen 1552 und 1575 in Köln, seine
b Baluze (Par. 1682) heraus. Vgl. F.
Geschichte J.' III. und seiner Zeitgenossen»
Hamb. 1834—42); Gasparin, «Inno-
(Par. 1873); Deutsch, «Papst J. III. und
uß auf die Kirche» (Bresl. 1876); Schwe-
III. und die deutsche Kirche während des
its 1198—1208» (Straßb. 1882).

Innocenz IV., 1243—54, ein Fieschi aus Genua, führte einen erbitterten Kampf gegen die Hohenstaufen. Im J. 1244 mußte er vor Friedrich II. nach Frankreich flüchten, belegte 1245 seinen Gegner mit dem Bann und versuchte vergeblich, durch Aufstellung der Gegenkönige Heinrich Raspe (1246) und Wilhelm von Holland (1247) ihn zu stürzen. Nach Friedrichs Tod setzte J. den Kampf fort gegen Konrad IV., Manfred und Konradin. Erst 1251 kehrte er nach Rom zurück. Auf der Kirchenversammlung bemühte er sich, jedoch vergeblich, die griech. Kirche mit der römischen wieder zu vereinigen. Westpreußen, das zu seiner Zeit christianisiert wurde, teilte er schon (1243) in die Bistümer von Kulm, Pomesanien, Ermland und Samland. Die Kardinäle zeichnete er durch rote Hüte aus. Im Kirchenrecht besaß er so bedeutende Kenntnisse, daß man ihn Pater et organum veritatis nannte; er schrieb auch einen Kommentar zu den Dekretalen von Gregor IX. (Straßb. 1478).

Innocenz V., Papst vom 21. Jan. bis 22. Juni 1276, vorher Peter von Tarentasia, geb. zu Moutier, Dominikaner-Provinzial, dann Erzbischof von Lyon und Kardinalbischof von Ostia, war bemüht, einen Kreuzzug zu Stande zu bringen und die zu Lyon 1274 beschlossene Union mit der griech. Kirche zu verwirklichen. Er schrieb «Commentaria in IV libros sententiarum» (Toulouse 1652).

Innocenz VI., vorher Stephan Aubert, geb. zu Brissac, Bischof von Noyon, dann zu Clermont, Kardinal und Großpönitentiar, Papst 1352—62. Er residierte zu Avignon, war rechtskundig und sittenstreng, beseitigte manchen Mißbrauch am Hofe wie in der Verwaltung der Kirche, ließ Karl IV. von Deutschland durch den Kardinal Albornoz zum Kaiser krönen und brachte einen Teil des Kirchenstaats unter seine Oberhoheit zurück.

Innocenz VII., vorher Cosmo Meliorati, geb. zu Sulmona, Bischof von Bologna, päpstl. Schatzmeister und Kardinal, wurde während des päpstl. Schismas 1404 von den Römern gewählt. Ihm gegenüber stand der von den Franzosen gewählte Benedikt XIII.; doch behielt er seine Würde bis an seinen Tod 6. Nov. 1406.

Innocenz VIII., vorher Johann Baptist Cibo, Bischof von Porto, dann von Melfi und Kardinal, regierte als Papst 1484—92. Mit dem König Ferdinand von Neapel, dem er den Herzog Renatus von Lothringen als Gegenkönig entgegenstellte, führte er zwei Kriege, und während er stets zum Kampf gegen die Türken aufforderte, behielt er den Bruder und Nebenbuhler des Sultans Bajazet, von dem er ein Jahrgeld dafür erhielt, in der Gefangenschaft, statt ihn gegen die Türken zu senden. Er erneuerte durch die Bulle «Summis desiderantes» (1484) die Gesetze gegen die Zauberei und Hexerei und bestellte die Inquisitoren Heinrich Krämer und Jakob Sprenger als Hexenrichter für Oberdeutschland. Die Fortschritte der Hussiten in Böhmen suchte er zu hemmen und verdammte 900 Sätze des Pico Mirandola als ketzerisch.

Innocenz IX., vorher Antonio Facchinetti, geb. zu Bologna 1519, war nur vom 29. Okt. bis 30. Dez. 1591 Papst.

Innocenz X., vorher Joh. Baptist Pamfili, geb. zu Rom 7. Mai 1572, Nuntius von Neapel, dann päpstl. Datarius in Frankreich, hierauf Patriarch von Antiochien und Kardinal, regierte 1644—55 als Papst, stand unter dem Einfluß der Witwe

wieder günstig geworden, und diese Tendenzen haben zunächst den Erfolg gehabt, daß durch das Gesetz vom 18. Juli 1881 die Aufgaben und Rechte der neuen J. wesentlich erweitert wurden (§§. 97—104 g der Gewerbeordnung). Als Aufgaben derselben werden außer der Pflege des Gemeingeistes und der Standesehre namentlich bezeichnet (§. 97): Förderung eines gedeihlichen Verhältnisses zwischen Meistern und Gesellen, Fürsorge für das Herbergswesen und Arbeitsnachweisung, Regelung und Hebung des Lehrlingswesens, Entscheidung von Streitigkeiten zwischen den Innungsmitgliedern und ihren Lehrlingen. Nach §. 98 steht ihnen ferner auch zu die Errichtung und Leitung von Fachschulen für Lehrlinge, Förderung der weitern Ausbildung der Meister und Gesellen, Veranstaltung von Gesellen- und Meisterprüfungen und Ausstellung von Zeugnissen, Einrichtung gemeinschaftlicher Geschäftsbetriebe, Errichtung von Hilfskassen für Meister und Gesellen, Errichtung von Schiedsgerichten zur Entscheidung von Streitigkeiten zwischen den Innungsmitgliedern und ihren Gesellen an Stelle der sonst zuständigen Behörde. Über die Punkte, die durch das Innungsstatut zu regeln sind, enthält §. 98a ausführliche Bestimmungen. Die Statuten unterliegen der Genehmigung der höhern Verwaltungsbehörde und die J. stehen unter der Aufsicht der Gemeindebehörde. Gewerbtreibenden, welche den gesetzlichen und statutarischen Anforderungen entsprechen, darf die Aufnahme in die J. nicht versagt werden. Zu den zulässigen statutarischen Anforderungen gehört insbesondere auch die Ablegung einer Prüfung, die jedoch nur den Nachweis der Befähigung zur selbständigen Ausführung der gewöhnlichen Arbeiten des Gewerbes bezwecken darf. Den Gesellen muß die Teilnahme an den in den Statuten vorgeschriebenen Gesellenprüfungen, sowie an der Begründung und Verwaltung der Einrichtungen gewährt werden, für welche sie Beiträge entrichten oder besondere Leistungen übernehmen, oder die zu ihrer Unterstützung bestimmt sind. Der Austritt aus der J. steht jederzeit frei, sofern die Statuten nicht eine vorgängige Anzeige vorschreiben; doch darf die letztere höchstens sechs Monate vor dem Austritt verlangt werden.

Die neuen J. können unter ihren Namen Vermögensrechte, insbesondere Eigentum und andere dingliche Rechte an Grundstücken erwerben, Verbindlichkeiten eingehen, klagen und verklagt werden. Für alle Verbindlichkeiten der J. haftet den Gläubigern nur das Vermögen derselben, und diese beschränkte Haftbarkeit gilt auch, was von besonderer Wichtigkeit ist, rücksichtlich der von den J. etwa begründeten gemeinschaftlichen Geschäftsbetriebe. Die Entscheidungen der J. oder der von ihnen errichteten Schiedsgerichte über die obenerwähnten Streitigkeiten sind vorläufig durch die Polizeibehörden vollstreckbar. Die nach den Statuten umgelegten Beiträge und verhängten Ordnungsstrafen können auf Antrag des Innungsvorstandes zwangsweise wie die Gemeindeabgaben beigetrieben werden, ein Recht, welches, wie oben bereits erwähnt worden, den alten J. nicht mehr zusteht. Überhaupt ist die Umbildung dieser letztern nach den für die neuen geltenden Normativbestimmungen in Aussicht genommen, indem das Gesetz von 1881 die Centralbehörden ermächtigt, nach Ablauf des Jahres 1885 die alten J. zur Umgestaltung ihrer Statuten, sofern diese noch nicht erfolgt ist, aufzufordern, und falls dieser Aufforderung nicht in einer bestimmten Frist entsprochen wird, die Schließung dieser J. auszusprechen.

Von besonderer Bedeutung aber sind die durch §. 100e den neuen J. gewährten Bevorzugungen. Es kann nämlich hiernach für den Bezirk einer J., die sich auf dem Gebiete des Lehrlingswesens bewährt hat, von der höhern Verwaltungsbehörde bestimmt werden, daß Streitigkeiten aus dem Lehrverhältnisse auf Anrufen eines der streitenden Teile von der zuständigen Innungsbehörde auch dann zu entscheiden sind, wenn der Arbeitgeber, obwohl er ein in der J. vertretenes Gewerbe betreibt und zur Aufnahme in dieselbe fähig wäre, der J. nicht angehört; und daß ferner die von der J. erlassenen Vorschriften über das Lehrlingsverhältnis und über die Ausbildung und Prüfung der Lehrlinge auch dann bindend sind, wenn der Lehrherr zu den eben bezeichneten, der J. nicht angehörenden Arbeitgebern gehört. Die Behörden haben es somit in ihre Hand, den Einfluß der J. auch über den Kreis ihrer Mitglieder hinaus auszudehnen, was darauf hinausläuft, daß auf die außerhalb der J. stehenden Gewerbtreibenden ein indirekter Druck ausgeübt werden kann, um sie zum Beitritt zu veranlassen. Noch deutlicher ist die Tendenz zu einem indirekten Beitrittszwang in einem projektierten dritten Punkte des §. 100e zu erkennen, der 1881 vom Reichstage abgelehnt, in der Session von 1884 aber von konservativer Seite wieder aufgenommen wurde, und diesmal mit einer schwachen Majorität durchging (vom Bundesrate indes noch nicht genehmigt wurde), nach welchem nämlich die Behörde ermächtigt wird, den nicht zur J. gehörenden Arbeitgebern das Halten von Lehrlingen zu verbieten. Das Gesetz begünstigt auch die Verbindung der J. untereinander, indem es einerseits für die derselben Aufsichtsbehörde unterstehenden, also namentlich derselben Gemeinde angehörenden die Bildung von Innungsausschüssen und für die J. in größern Bezirken die Organisation von Verbänden nach gewissen Normen gestattet.

Innviertel, s. unter Inn.

Ino, Gattin des Athamas (s. d.).

Ino, der Name des 173. Asteroiden. (S. unter Planeten.)

Inoccupation (frz.), Unbeschäftigtheit.

Inoceramus, ein zu den Vogelmuscheln gehöriges Geschlecht ausgestorbener Muscheln, im Silur beginnend, in der Kreide ihre höchste Entfaltung (41 Arten) und zugleich ihr Ende erreichend.

Inoffensiv (frz.), nicht beleidigend, harmlos.

Inokulation (lat.), die Impfung (s. d.); inokulieren, einimpfen.

Inopportun (lat.), ungelegen, unbequem. Von: Inopportunität.

In optima forma (lat.), in bester Form.

In originali (lat.), im Original, in der Urschrift.

Inosinsäure $C_{10}H_{14}N_4O_{11}$, eine 1847 von Liebig im Fleischsaft entdeckte Säure, welche in sehr geringer Menge auftritt und nur als mäßiger Bestandteil des Fleisches allgemeines Interesse hat.

Inosit, Phaseomannit $C_6H_{12}O_6$, ein Zucker ähnlicher Körper, von Scherer 1850 im Herzmuskel entdeckt, kommt in den verschiedenen Organen des Tierkörpers, außerdem aber auch im Pflanzenreich verbreitet vor. Beim Kryst-

aiſer Leopold I. geſtiftet, von Kaiſer Jo- 1782 in ein Lyceum verwandelt, 1792 wie- ſtellt, 1810 nochmals aufgehoben, endlich ederum erneuert, wurde 1869 durch Hinzu- iner mediz. Fakultät vervollſtändigt. Die Profeſſoren und Lehrer beträgt gegen 60, Studierenden zwiſchen 600—700. Die Uni- bibliothek zählt über 80000 Bände. Das lterei-Archiv iſt eins der bedeutendſten Öſterreichs. Sonſt beſitzt J. an höhern alten noch ein Obergymnaſium, eine Ober- e, eine Lehrer- und Lehrerinnenbildungs- nd eine Staatsgewerbeſchule. Der Gou- Karl Graf Chotek gründete 1823 ein Lan- um, das Ferdinandeum, mit reichen Samm- eils Tirol betreffender, teils daſelbſt gefun- genſtände, Naturalien, Altertümer, Mün- ſt- und Gewerbserzeugniſſe, ſowie einer an- n, die tirol. Litteratur vollſtändig umfaſſen- iothek. Am linken Ufer des Inn ſteht die nd große, neuerbaute Landes-Schießſtätte. ß im Altertum ad Oenum, Oeni pons oder tum, d. h. Brücke über den Inn, und wurde n dem Herzog Otto I. von Meran zur hoben. Nach der Beſitznahme Tirols durch war es faſt ununterbrochen der Sitz der ndesfürſten bis 1665. In dem Aufſtands- r Tiroler gegen die Bayern und Franzoſen mehrmals von beiden Parteien genom- wieder verloren, wodurch es viel litt. In liegt die ſtattliche Prämonſtratenſerabtei , ſowie das berühmte Luſtſchloß Amras Eine ſchöne Kettenbrücke führt unterhalb t nach dem Dorf Mühlau.

Zoller, «Geſchichte und Denkwürdigkeiten t J.» (2. Aufl., Innsbr. 1828); B. Weber, » ſeine Umgebungen» (Innsbr. 1842); Geſchichte der Univerſität zu J.» (Innsbr. rler, «Innsbruck» (3. Aufl., Innsbr. 1880); , «J. und deſſen nächſte Umgebung» 1880).

of Court heißen die engl. Rechtskorpora- on dem Worte Inn, womit im alten Eng- ich dem franz. Hôtel, die Amtsgebäude nungen der Edelleute bezeichnet wurden. rung reicht bis ins 13. Jahrh. hinauf im n Verbindungen zum Studium der Rechts- aft. Die Inns of Court wurden von Ma- andern Beamten verwaltet und waren ſälen (halls) für Vorleſungen verſehen, Studierenden während einer gewiſſen An- e beiwohnen mußten, ehe ihnen die Praxis erichtshöfen geſtattet war. Dies iſt jedoch er Zeit zu einer bloßen Form herabge- Man blieb zwar noch immer verpflichtet, em der Inns einſchreiben zu laſſen, mußte Rechtswiſſenſchaft durch Privatſtudium einem der Anwälte, die dort ihre Bureaus rs) haben, praktiſch erlernen. Die vier gro- of Court, die ſich im Beſitze höchſt bedeu- rmögens befinden, ſind: der Inner Temple dle Temple, einſt der Sitz des Templer- Lincoln's Inn, früher das Hotel des Grafen oln, mit einer neuen, 1845 eröffneten Halle liothek, und Gray's Inn, die ehemalige des Lords Gray de Wilton. Mit ihnen n ſind die Inns of Chancery, in wel- um Dienſt beim Kanzleigericht beſtimmten eute erzogen wurden, die aber jetzt meiſt von Attorneys und Sachwaltern bewohnt werden, zum Teil auch eingegangen ſind. Das älteſte iſt Thavie's Inn aus den Zeiten Eduards III.; dann folgen Clement's Inn und ſieben andere. Die Kollegiaten der Inns ſpielten im Mittelalter eine nicht unwichtige Rolle; von ihnen wurden Maskenaufzüge, theatraliſche Vorſtellungen u. dgl. veranſtaltet. Das erſte hiſtor. Schauſpiel: «Ferrex und Porrex», ward 1561 von ihnen vor der Königin Eliſabeth aufgeführt. In neueſter Zeit wurden die Einkünfte der Inns zum Teil wieder zur Veranſtaltung juriſt. Vorleſungen verwendet. Es ſind neuerdings auch Prüfungen der Studierenden für die Advokatur eingeführt. Vgl. Pearce, «History of the Inns of Court and Chancery» (Lond. 1848).

In nuce (lat.), «in einer Nuß», d. h. kurz zuſammengedrängt, in Kürze, im kleinen.

Innuit oder Inuit heißt in der Sprache der Eskimos ſoviel wie Menſchen, Volk und iſt der Plural zu inuk, Menſch. Die neuere Ethnologie bezeichnet mit dieſem Namen diejenigen Stämme im Norden Amerikas, die mit den Grönländern und den Eskimos verwandt ſind oder mit ihnen eine einzige Familie bilden. Sie wohnen längs der Küſte bis an den Mount Elias (an der Nordweſtküſte Amerikas) herab. Ihre Namen gehen ſämtlich auf miut aus, was in der Eskimoſprache ſoviel wie Bewohner bedeutet. Zu ihnen gehören auch, wie die Sprache darthut, die ſog. ſäſſigen oder Fiſcher-Tſchuktſchen an der nordöſtl. Küſte Aſiens, welche von den Reiſenden bald Onkilon oder Angkadli, bald Namollo genannt werden und von den nomadiſierenden oder Renntier-Tſchuktſchen ganz verſchieden ſind.

Innung (Einung) iſt eine Genoſſenſchaft von Angehörigen desſelben Gewerbes, gleichbedeutend mit Zunft (ſ. d.). In der neuern Zeit iſt dieſe Bezeichnung ſpeziell für diejenigen lokalen gewerblichen Fachverbände üblich geworden, welche ſich nach Einführung der Gewerbefreiheit und Aufhebung des Zunftzwangs als freie Vereinigungen erhalten oder neu gebildet haben. Die Deutſche (urſprünglich Norddeutſche) Gewerbeordnung von 1869 erklärte (§. 81) alle damals geſetzlich beſtehenden J. fürfortdauernd, indem ſie zugleich das in den meiſten Einzelſtaaten damals ſchon durchgeführte Prinzip beſtätigte, daß kein Gewerbtreibender zum Eintritt in eine J. gezwungen oder an dem Austritt aus einer ſolchen verhindert werden könne. Ebenſo muß auch der Eintritt allen unter gleichen Bedingungen offen ſtehen. Eine exekutiviſche Beitreibung der Innungsbeiträge und Strafgelder ſoll für dieſe alten J. künftig nicht ſtattfinden. Sie können aufgelöſt werden durch Majoritätsbeſchluß, ihr Reinvermögen darf jedoch alsdann nur ſo weit unter die Mitglieder verteilt werden, als es aus Beiträgen eben dieſer Mitglieder entſtanden iſt. Der Reſt des Vermögens iſt, ſofern nicht in den Statuten oder Landesgeſetzen ein anderes ausdrücklich vorgeſchrieben iſt, der betreffenden Gemeinde zur Benutzung für gewerbliche Zwecke zu überweiſen. Den neugebildeten J. gewährte die Gewerbeordnung urſprünglich keine weitere poſitive Begünſtigung als die, daß ſie durch die von der höhern Verwaltungsbehörde zu erteilende Beſtätigung ihrer Statuten die Rechte von Korporationen erhielten. In neueſter Zeit iſt jedoch die Zeitſtrömung ſowohl bei einem Teil der Handwerker als auch in den konſervativen Kreiſen dem Gedanken einer Rückkehr zu der obligatoriſchen J.

ständigen päpstl. Inquisitoren bestellte. Seitdem war die J. ein päpstl. Institut, welchem sogar die Bischöfe unterstellt waren.

Die Ketzer wurden ausgekundschaftet auf Grund des allgemeinen Gerüchts, geheimer Denunziationen oder der Selbstanzeige. Wer auf die Vorladung des Gerichts nicht erschien, galt als schuldig, wer erschien, wurde eingekerkert, Ankläger und Zeugen wurden dem Angeklagten nicht genannt. Leugnete er, so wurde die Tortur angewandt. Wenn der Beklagte sofort seinen Irrtum abschwor, kam er meist mit kirchlichen Strafen davon, andernfalls traten weltliche Strafen hinzu. Als kirchliche Strafen waren besonders Bußübungen beliebt, darin bestehend, daß die Verurteilten, angethan mit einem Sanbenito (Bußhemd, saccus benedictus), sonntäglich in die Kirche zogen und auf den entblößten Schultern vom Priester mit Ruten gegeißelt wurden. Als bürgerliche Strafen wurden verhängt: Kerkerhaft, häufig auf Lebenszeit, Entziehung des Vermögens, öffentliche Geißelung, der Tod, meist auf dem Scheiterhaufen. (S. Auto de Fé.)

Zunächst wütete die J. in Frankreich, aber schon 1234 wandte sich zu Narbonne, 1242 zu Avignon ein Volksaufstand gegen sie. Seit dem 14. Jahrh. verlor sie an Macht, und auch die Bemühungen, unter Franz I. und Heinrich II. ihr wieder aufzuhelfen, hatten wenig Erfolg. Franz II. übertrug 1559 dem Parlament das Amt der Glaubensrichter und veranlaßte dadurch die sog. Chambres ardentes, «brennende Kammern». So bestand die J. in wechselnder Form und mit wechselnder Macht bis zum J. 1772. Länger hielt sie sich in Spanien. Hier waren seit 1391 die Juden und Mauren mit Gewalt zum Christentum bekehrt. Viele von ihnen blieben im stillen dem väterlichen Glauben treu und gegen sie sollte die J. einschreiten. Ein Reichstag zu Toledo beschloß (1480) die Einsetzung eines Inquisitionsgerichts. König Ferdinand der Katholische sah darin ein bequemes Mittel, die Gewalt des Lehnsadels und des Klerus zu brechen. Papst Sixtus IV. übertrug dem König die Ernennung der Inquisitoren und gestattete, daß die Güter der Verurteilten dem Fiskus anheimfielen. Damit wurde die J. hier ein königl. Institut. Ferdinand ernannte den Dominikanerprior Thomas de Torquemada zum Generalinquisitor; derselbe begann seine Thätigkeit 1481 in Sevilla und führte dieselbe fort bis 1498. In diesen Jahren sollen in Spanien von der J. 8800 Menschen lebendig, 6500 im Bilde verbrannt, 90000 mit Vermögensstrafen und kirchlichen Bußungen belegt worden sein. Ununterbrochen setzte die J. in Spanien ihr blutiges Werk fort, bis das Land unter franz. Herrschaft kam. Joseph Napoleon hob sie 1808 auf, Ferdinand VII. stellte sie 1814 wieder her; aber das Volk widersetzte sich energisch und 1834 wurde sie endlich für alle Zeiten aufgehoben und ihre Güter zur Bezahlung der öffentlichen Schuld verwandt. Von Spanien aus wurde die J. auch in die amerik. Besitzungen eingeführt. Ihre Einführung in die Niederlande, wo ihr unter Karl V. mindestens 50000 Menschen zum Opfer fielen, veranlaßte die Losreißung dieser Provinzen. Nach Portugal kam die J. 1557. Der Großinquisitor, welcher seinen Sitz in Lissabon hatte, wurde vom König ernannt, vom Papst bestätigt. Von Portugal aus kam sie auch nach Indien, wo sie in Goa ihren Sitz hatte. Nachdem bereits früher mehrere Einschränkungen erfolgt waren, wurde die J. in Portugal aufgehoben durch König Johann VI. (1818—26). In Italien wurde die J. schon 1235 von Papst Gregor IX. eingeführt und besonders 1542 von Papst Paul IV. zur Unterdrückung des Protestantismus verschärft. Napoleon I. hob 1808 die J. in Italien auf, aber Papst Pius VII. stellte sie 1814 wieder her, und erst 1859 ist sie endgültig beseitigt. In der Republik Venedig stand die J. unter der Aufsicht des Staats. In Neapel hinderten die Streitigkeiten zwischen König und Papst ihre Wirksamkeit. In Deutschland wurde die J. bald nach ihrer Begründung eingeführt, aber schon der erste Ketzerrichter Konrad von Marburg wurde 1233 in einem Volksaufstande erschlagen. Um 1367 ernannte Papst Urban V. wieder zwei Dominikaner als Inquisitoren für Deutschland, von denen Walter Karling durch Grausamkeit sich hervorthat. Kaiser Karl IV. begünstigte die J. und Papst Innocenz VIII. gab ihr 1484 eine größere Ausdehnung unter dem Vorwande, daß Deutschland von Hexen und Zauberern bedroht sei. Mit der Reformation verschwand die J. aus Deutschland. In England hat die J., abgesehen von der kurzen Regierung der blutigen Maria, keinen Boden gefunden. Vgl. F. Hoffmann, «Geschichte der J.» (2 Bde., Bonn 1878); Llorente, «Histoire critique de l'inquisition d'Espagne» (4 Bde., Par. 1817; deutsch von Höck, Gmünd 1819).

Inquisitionsprozeß heißt diejenige Form des Strafverfahrens, bei welcher der Richter, Inquirent, in Vertretung der verletzten Rechtsordnung, ohne erst einen privaten Strafantrag abzuwarten, die Spuren und Beweise eines Verbrechens selbst ermittelt, sowie von dem Verdächtigen ein Geständnis zu erlangen sucht, zugleich aber auch von Amts wegen dasjenige erforscht, was zur Entlastung oder Entschuldigung gereichen kann. Der J. ist seit dem Mittelalter unter dem hauptsächlichen Einflusse des kanonischen Rechts und der Praxis in Deutschland allmählich an die Stelle des allerdings mannigfacher Reformen bedürftigen alten Anklageprozesses (s. Anklage) getreten und hat sich in seiner fortbildung durch die Reichs- und Landesgesetzgebung bis in die neuere Zeit als fast ausschließliche Prozeßform in Deutschland behauptet. Er verlor jedoch seine Geltung, als die neue Strafprozeßordnung für das Deutsche Reich mit dem 1. Okt. 1879 Gesetzeskraft erhielt. Das nach den Grundsätzen des J. geregelte Verfahren zerfällt in folgende Hauptabschnitte: 1) Die allgemeine Feststellung des Thatbestandes eines Verbrechens ohne Rücksicht auf einen bestimmten Thäter und die Verfolgung aller Spuren, welche zur Entdeckung des Urhebers führen. 2) Die Sammlung der Verdachtsgründe gegen bestimmte Verdächtige, die Vernehmung derselben über ihr Thun und Lassen, insofern dasselbe mit dem Verbrechen in Verbindung gebracht werden kann, und die Bestrebung, ein Geständnis von denselben zu erlangen, wozu geeignete Vorhalte, Konfrontationen u. s. w. dienen; nächstdem die sofortige Aufnahme aller andern Beweise, namentlich in der Richtung, um ein vorliegendes Geständnis auf dessen Glaubhaftigkeit zu prüfen. Hierher können auch Sicherungsmaßregeln, z. B. Verhaftung, Anhalten zur Kautionsstellung oder Abnahme des Handgelöbnisses, gegen den Angeschuldigten gehören. Dieser selbst wird Inkulpat (s. d.) genannt. Das ganze Verfahren in diesem Abschnitte heißt richterische Untersuchung, von einigen «minder sach-

men wässerigen Lösungen nimmt der J.
le Wasser auf, beim Frieren der Lösungen
sich in wasserfreien Krystallen ab. Er hat
süßen Geschmack, ist nicht gärungsfähig,
alkalische Kupferlösung nicht, ist optisch
wird durch verdünnte Säuren nicht ver-
lls Erkennungsmittel des J. dient folgen-
lten: verdampft man seine mit Salpeter-
esäuerte Lösung zur Trockne, fügt Am-
nd Chlorcalcium hinzu und verdampft
färbt sich der Rückstand schön rosenrot.

rie, Abart der Zuckerharnruhr, bei wel-
arn der Kranken nicht Traubenzucker, son-
skelzucker (Inosit) gefunden wird. (S.
s.)

razlaw, Kreisstadt im preuß. Regie-
rk Bromberg, Provinz Posen, an den
osen-Thorn und J.-Bromberg der Ober-
n Eisenbahn, ist Sitz eines Amtsgerichts,
ndratsamts und einer Reichsbankneben-
t eine evang. und eine kath. Kirche, eine
e, ein königl. Gymnasium, eine höhere
ule, drei Dampfmühlen und zwei Eisen-
mit Maschinenfabrik, und zählt (1880)
eist kath. E. Die urkundlich zuerst 1185
Stadt liegt auf einem Gipsfelsen in der
ten Landschaft der Provinz. Am 22. März
rde bei J. in einer Tiefe von 130 m ein
von großer Mächtigkeit erbohrt. Das
durch eine fiskalische Saline ausgebeutet,
00000 Ctr. jährlich produziert, und durch
salzbergwerk, das jährlich über 1 Mill. Ctr.
produziert. Seit 1876 hat die Stadt ein
bromhaltiges Solbad. Dabei liegen eine
rik und mehrere Zuckerfabriken.

reis Inowrazlaw zählt auf 1653 qkm
928 meist kath. E.

rtibus infidēlium, d. h. in den Gebie-
ngläubigen, heißen seit dem 13. Jahrh.
Bischöfe in der kath. Kirche, welche keine
sprengel haben, sondern als bloße Titu-
e ihren Titel von Ländern erhalten, in
ein röm.-kath. Bischofssitz mehr vorhanden
Entstehen geht bis in die Zeit der Kreuz-
k. Die im Morgenlande eroberten Pro-
hielten von Rom aus Bischöfe; als die
wieder verloren gingen und hiermit die
Sitze daselbst aufhörten, wurden dieselben
Päpsten doch immerfort als eine unver-
Hoffnung auf Restitution und als fort-
Protestation gegen erlittene Gewalt von
setzt. Mit jenen Titeln werden namentlich
öfe und apostolische Vikare geschmückt,
wirklich bischöfl. Rechten ausgestattet sind.

rpetuam memoriam (lat.), zum ewi-
chtnis; in perpetuum, auf immer.

rsona (lat.), persönlich, selbst.

tto (ital.), «in der Brust», zu ergänzen:
n oder beschlossen, aber noch nicht kund-
namentlich in der Redensart: etwas in
ben, führen, d. h. etwas im Sinne haben,
e führen u. s. w.

no (lat.), im oder vor dem Plenum (s. d.).

ntificalibus (lat.), in voller Priester-
Amtstracht.

uefixo termino (lat.), in der anberaum-
ten Frist.

axi (lat.), in der Ausübung; im Gerichts-
in der Rechtsanwendung, im gemeinen

In promptu (lat.), in Bereitschaft, bei der Hand.

In puncto (lat.), hinsichtlich, in Betreff; in puncto puncti oder sexti, in Betreff des sechsten Gebots, d. h. der Keuschheit.

In puris naturalibus (lat.), im reinen Naturzustande, d. h. ohne Kleidung, nackt; Thomas von Aquino braucht den Ausdruck in «Summa totius theologiae» (II, 2, quaest. V, art. 1) mit dem Zusatz ut quidam dicunt (wie manche sagen).

Inquilin (lat.), Einwohner ohne Eigentumsrecht, Mietswohner.

Inquirent und **Inquisit,** s. Inquisitionsprozeß.

Inquisition (inquisitio haereticae pravitatis) oder Heiliges Officium (Sanctum Officium) heißt das in der röm. Kirche zur Ausspürung und Bestrafung der Ketzer (s. d.) bestehende geistliche Gericht. In der alten Kirche hatten die Bischöfe die Pflicht, gegen Ketzer mit kirchlichen Strafen, bis zur Exkommunikation, vorzugehen. Um die Mitte des 3. Jahrh. veranlaßten die Novatianischen Streitigkeiten einzelne morgenländische Gemeinden, mit Rücksicht auf die Ketzer einen eigenen «Presbyter der Buße» zu bestellen. Sobald das Christentum Staatsreligion wurde, traten zu den kirchlichen Strafen bürgerliche hinzu, weil die Ketzerei als ein Verbrechen gegen den Staat galt. Todesstrafe wurde von Theodosius (382) zuerst angedroht und an Priscillian (385) zuerst vollzogen. Angesehene Kirchenväter, wie Chrysostomus und Augustin, bekämpften dies Verfahren, aber Hieronymus wußte es aus 5 Mos. 13, 6 fg. zu rechtfertigen, und auch Leo d. Gr. billigte es. Vollzogen wurde die Todesstrafe von Anfang an von der weltlichen Obrigkeit, damit die Kirche sich nicht mit Blut beflecke. Erst im 12. Jahrh., als mit den Katharern (s. d.) das ketzerische Gift eine bedrohliche Verbreitung fand, entstand die eigentliche J., wie sie unabhängig von den Bischöfen, unmittelbar unter päpstl. Leitung, sich entwickelt hat. Nachdem schon Papst Lucius III. auf dem Konzil zu Verona (1184) genaue Vorschriften über das Verfahren gegen Ketzer erlassen hatte, ergriff Papst Innocenz III. einschneidende Maßregeln. Um 1199 sandte er zwei Cisterciensermönche als päpstl. Legaten mit weitgehenden Vollmachten zur Unterdrückung der Katharer nach Südfrankreich, zu welchem Zwecke auch die weltliche Macht aufgeboten wurde. Das vierte Laterankonzil (1215) machte die Ausspürung und Bestrafung der Ketzer zu einer Hauptaufgabe der Bischöfe. Jeder Bischof wurde verpflichtet, seine Diöcese persönlich zu durchreisen oder von zuverlässigen Männern durchreisen zu lassen und in jeder Parochie drei Einwohnern von unbescholtenem Ruf das eidliche Versprechen abzunehmen, daß sie alle anzeigen, welche als Ketzer bekannt oder wegen Teilnahme an geheimen Zusammenkünften oder wegen Abweichungen vom gewöhnlichen Wandel verdächtig seien. Die Synode zu Toulouse (1228) verschärfte diese Bestimmungen noch. Die geheimen Zufluchtsstätten der Ketzer sollten erforscht, entdeckte Ketzer gefangen genommen werden. Wer einen Ketzer verbarg, ward mit Verlust des Vermögens oder gar des Lebens bedroht. Jedes Haus, in welchem man einen Ketzer fand, sollte niedergerissen werden. Wer mit einem Ketzer verkehrte oder ihm Almosen gab, ward ebenfalls verdächtig. Gregor IX. entzog die J. der bischöfl. Jurisdiktion, indem er 1232 in Deutschland, Aragonien und Österreich, 1233 in der Lombardei und in Südfrankreich die Dominikaner zu

Kiefern, die horizontal gegeneinander arbeiten, den Kinnbacken (mandibulae) und Kinnladen (maxillae), bestehen. Die Verdauungswerkzeuge sind zwar merklich verschieden von denjenigen höherer Tiere, allein keineswegs von sehr einfachem Bau. Das Blut der Kerfe ist farblos und kalt und läuft nicht in Gefäßen um, obgleich es durch eine Art von Herz, das sog. Rückengefäß, in Bewegung gesetzt wird. Die Atmungsorgane bestehen in vielästigen, den Körper durchziehenden Kanälchen oder Luftröhren (Tracheen), die an den Seiten des Hinterleibes durch eine Reihe von Löchern oder Stigmen ausmünden, niemals in Lungen, bei dem unausgebildeten J., der Larve, bisweilen in Kiemen, wenn ihm anders das Wasser zum Aufenthaltsort angewiesen ist.

Eine eigentliche Stimme besitzt kein J.; denn die vielfachen, oft sehr lauten Töne desselben gehen nie aus den Luftwegen desselben hervor, sondern entstehen durch andere, oft sehr künstliche Organe infolge von Reibung oder raschen Schwingungen. So wird bei manchen Käfern das Zirpen durch Reibung verschiedener Rumpfteile aneinander, bei den Heuschrecken durch Reibung der Beine an den Flügeldecken bewirkt, bei den Fliegen das Summen durch die Luft, welche aus den vordern Luftlöchern an der Brust aus- und einströmt. Bei den Zweiflüglern befindet sich am ersten Brststigma eine halbmondförmige, aus Hornblättchen bestehende Scheibe, welche durch die Luftströmung ertönt. Die Geschlechter sind meist gesondert, doch gibt es auch Fälle von einseitiger Fortpflanzung (sog. Parthenogenesis), z. B. bei den Blattläusen. Die meisten legen Eier, nur wenige gebären lebendige Junge. Ihre Fruchtbarkeit ist ungemein groß und wird bei vielen vermehrt durch bald eintretende Zeugungsfähigkeit der Jungen. Ein Paar Schmeißfliegen kann am Ende eines fünfmonatlichen Sommers eine Nachkommenschaft von 500 Mill. haben. Das merkwürdigste Beispiel liefern die Blattläuse, bei denen aus einem Individuum in der fünften Generation schon 5900 Mill. Nachkommen entsprossen sind.

Die meisten J. haben eine Reihe von körperlichen Umänderungen oder Metamorphosen (s. d.) zu durchlaufen, ehe sie als vollkommen ausgebildet in die Periode ihres Lebens gelangen, wo sie eine erneute Verwandlung nicht mehr erfahren und allein zeugungsfähig sind. Es können diese Verwandlungen mehr oder weniger allgemein sein, und daher hat man in der Wissenschaft die Zwischenstufen festgesetzt, welche einer jeden Gruppe von J. unabänderlich zukommen. Das bekannteste Beispiel vollkommener Verwandlung bietet der Schmetterling. Auf ähnliche Weise vollzieht sich die Metamorphose bei Käfern, deren Larven oft für Würmer gehalten werden, und bei Fliegen, deren kopf- und beinlose Larven Maden heißen. Die meist 22beinigen Larven der Blattwespen nennt man Afterraupen. Den J. mit vollkommener Verwandlung (Metabola), bei welchen, wie bei den angeführten, eine ruhende Puppe gebildet wird, stehen die J. mit unvollkommener Verwandlung (Ametabola) gegenüber, zu denen die Geradflügler (Orthoptera), Halbflügler (Hemiptera) u. s. w. gehören, bei denen kein ruhender Puppenzustand existiert und die Larve durch successive Ausbildung der Flügel u. s. w. in den vollkommenen Zustand übergeht. Die Lebensdauer der J. hängt in der Regel von dem Verlauf ihrer Metamorphose ab; die Mehrzahl der Schmetterlinge, Immen und Netzflügler ist einjährig, d. h. aus dem im Herbst gelegten und überwinterten Ei wird im nächsten Sommer ein vollständiges J. sich gebildet haben, welches gemeiniglich die Begattung nicht lange überlebt, aber den Keim seiner Nachkommenschaft zurückläßt. Bei Käfern, z. B. den Maikäfern, dauert der Larvenzustand (der Engerling) oft mehrere Jahre, das vollkommene Tier aber lebt höchstens einen Sommer. Nicht groß ist die Zahl derjenigen J., welche als ausgebildete einige Jahre leben, wie die Bienen.

Die Verbreitung der J. reicht über die ganze bewohnbare Erde. Wiewohl sie selbst in Grönland und auf den höchsten Alpen nicht ganz fehlen, so sind sie doch in Äquatorialländern am zahl- und artenreichsten und zugleich durch Größe und Pracht der Färbung am meisten ausgezeichnet. Sie sind mehr Luft- als Wassertiere; im Meere hat man nur einen Taumelkäfer (Gyrinus marinus) und eine Wanzengattung (Halobates) rudernd gefunden. Indessen zeigen sie in Hinsicht auf Wohnung, Ernährung und Lebensweise so viel Mannigfaltigkeit, daß es unmöglich ist, hierüber etwas Allgemeines zu sagen. Ihre geistigen Eigenschaften sind höher als bei allen andern wirbellosen Tieren ausgebildet und zeigen sich namentlich in ihrem Haushalte (Bienenstaat), in der Sorge für die Jungen, in besondern Kunsttrieben u. s. w., ja diese hohe Entwickelung befähigt sie sogar zu gegenseitigen Mitteilungen, die mindestens bei Bienen und Ameisen unzweifelhaft vorkommen. Die Bedeutung der J. im Haushalt der Natur ist eine ganz enorme, ja es gibt keine Gruppe von Landtieren, die in einer gleich energischen Weise zum Umsatz der Materie, zum Stoffwechsel beitrügen, wie gerade sie, und dazu sind sie in erster Linie berufen durch ihre unberechenbare Anzahl, durch ihre Kleinheit, der sich nichts entziehen kann, durch ihre förmliche Allgegenwart und durch ihre Freßsucht, die ihnen wenigstens in einer bestimmten Lebensperiode, oft aber zeitlebens eigen ist und die sie vor keiner organischen Substanz, und wären es die äußerst giftigen Früchte von Strychnos nux vomica, zurückschrecken läßt. Der unermeßliche, allerdings indirekte Nutzen, den die J. auf diese Art auch dem Menschen bringen, springt nicht sehr in die Augen, und da auch die Bedeutung der Schlupfwespen u. s. w. gern unterschätzt wird und der direkte Vorteil, den Biene, Seidenwurm, Cochenille und Spanische Fliege bieten, wirklich nicht hoch angeschlagen werden darf, so ist man nur zu sehr geneigt, die Zahl der J. als eine im großen und ganzen dem Menschen feindliche und schädliche aufzufassen. Und in der That, da ihnen eben nichts Organisches, also auch weder Vorräte der Menschen, noch deren Hausgerät, Kleidung, Bücher, Haustiere, Kulturpflanzen, ja selbst die menschliche Person heilig ist, können sie lästig genug werden.

Als ziemlich weit verbreitete Schmarotzer [illegible] gen den Menschen selbst der Floh (Pulex irritans L., Tafel: Insekten I, Fig. 39), in tropischen Gegenden der Sandfloh (Sarcopsylla penetrans L.), verschiedene Läuse (s. d., namentlich die Kopflaus, Pediculus capitis L., Taf. IV, Fig. 44), die Bettwanze (Acanthia lectularia, Taf. IV, Fig. 36), die Mosquitos und Stechmücken (unter ihnen die geringelte Stechmücke, Culex annulatus Schrank, Taf. I, Fig. 29), gelegentlich auch einmal [illegible] lich schmarotzende Larven von Biesfliegen (z. B. in Nordamerika unter der Haut Larven [illegible]

Kiefern, die horizontal gegeneinander arbeiten, den Kinnbacken (mandibulae) und Kinnladen (maxillae), bestehen. Die Verdauungswerkzeuge sind zwar merklich verschieden von denjenigen höherer Tiere, allein keineswegs von sehr einfachem Bau. Das Blut der Kerfe ist farblos und kalt und läuft nicht in Gefäßen um, obgleich es durch eine Art von Herz, das sog. Rückengefäß, in Bewegung gesetzt wird. Die Atmungsorgane bestehen in vielästigen, den Körper durchziehenden Kanälchen oder Luftröhren (Tracheen), die an den Seiten des Hinterleibes durch eine Reihe von Löchern oder Stigmen ausmünden, niemals in Lungen, bei dem unausgebildeten J., der Larve, bisweilen in Kiemen, wenn ihm anders das Wasser zum Aufenthaltsort angewiesen ist.

Eine eigentliche Stimme besitzt kein J.; denn die vielfachen, oft sehr lauten Töne desselben gehen nie aus den Luftwegen desselben hervor, sondern entstehen durch andere, oft sehr künstliche Organe infolge von Reibung oder raschen Schwingungen. So wird bei manchen Käfern das Zirpen durch Reibung verschiedener Rumpfteile aneinander, bei den Heuschrecken durch Reibung der Beine an den Flügeldecken bewirkt, bei den Fliegen das Summen durch die Luft, welche aus den vordern Luftlöchern an der Brust aus- und einströmt. Bei den Zweiflüglern befindet sich am ersten Bruststigma eine halbmondförmige, aus Hornblättchen bestehende Scheibe, welche durch die Luftströmung ertönt. Die Geschlechter sind meist gesondert, doch gibt es auch Fälle von einseitiger Fortpflanzung (sog. Parthenogenesis), z. B. bei den Blattläusen. Die meisten legen Eier, nur wenige gebären lebendige Junge. Ihre Fruchtbarkeit ist ungemein groß und wird bei vielen vermehrt durch bald eintretende Zeugungsfähigkeit der Jungen. Ein Paar Schmeißfliegen kann am Ende eines fünfmonatlichen Sommers eine Nachkommenschaft von 500 Mill. haben. Das merkwürdigste Beispiel liefern die Blattläuse, bei denen aus einem Individuum in der fünften Generation schon 5900 Mill. Nachkommen entsprossen sind.

Die meisten J. haben eine Reihe von körperlichen Umänderungen oder Metamorphosen (s. d.) zu durchlaufen, ehe sie als vollkommen ausgebildet in die Periode ihres Lebens gelangen, wo sie eine erneute Verwandlung nicht mehr erfahren und allein zeugungsfähig sind. Es können diese Verwandlungen mehr oder weniger allgemein sein, und daher hat man in der Wissenschaft die Zwischenstufen festgesetzt, welche einer jeden Gruppe von J. unabänderlich zukommen. Das bekannteste Beispiel vollkommener Verwandlung bietet der Schmetterling. Auf ähnliche Weise vollzieht sich die Metamorphose bei Käfern, deren Larven oft für Würmer gehalten werden, und bei Fliegen, deren kopf- und beinlose Larven Maden heißen. Die meist 22beinigen Larven der Blattwespen nennt man Afterraupen. Den J. mit vollkommener Verwandlung (Metabola), bei welchen, wie bei den angeführten, eine ruhende Puppe gebildet wird, stehen die J. mit unvollkommener Verwandlung (Ametabola) gegenüber, zu denen die Geradflügler (Orthoptera), Halbflügler (Hemiptera) u. s. w. gehören, bei denen kein ruhender Puppenzustand existiert und die Larve durch successive Ausbildung der Flügel u. s. w. in den vollkommenen Zustand übergeht. Die Lebensdauer der J. hängt in der Regel von dem Verlauf ihrer Metamorphose ab; die Mehrzahl der Schmetterlinge, Immen und Netzflügler ist einjährig, d. h. aus dem im Herbst gelegten und überwinterten Ei wird im nächsten Sommer ein vollständiges J. sich gebildet haben, welches gemeiniglich die Begattung nicht lange überlebt, aber den Keim seiner Nachkommenschaft zurückläßt. Bei Käfern, z. B. den Maikäfern, dauert der Larvenzustand (der Engerling) oft mehrere Jahre, das vollkommene Tier aber lebt höchstens einen Sommer. Nicht groß ist die Zahl derjenigen J., welche als ausgebildete einige Jahre leben, wie die Bienen.

Die Verbreitung der J. reicht über die ganze bewohnbare Erde. Wiewohl sie selbst in Grönland und auf den höchsten Alpen nicht ganz fehlen, so sind sie doch in Äquatorialländern am zahl- und artenreichsten und zugleich durch Größe und Pracht der Färbung am meisten ausgezeichnet. Sie sind mehr Luft- als Wassertiere; im Meere hat man nur einen Taumelkäfer (Gyrinus marinus) und eine Wanzengattung (Halobates) rudernd gefunden. Indessen zeigen sie in Hinsicht auf Wohnung, Ernährung und Lebensweise so viel Mannigfaltigkeit, daß es unmöglich ist, hierüber etwas Allgemeines zu sagen. Ihre geistigen Eigenschaften sind höher als bei allen andern wirbellosen Tieren ausgebildet und zeigen sich namentlich in ihrem Haushalte (Bienenstaat), in der Sorge für die Jungen, in besondern Kunsttrieben u. s. w., ja diese hohe Entwickelung befähigt sie sogar zu gegenseitigen Mitteilungen, die mindestens bei Bienen und Ameisen unzweifelhaft vorkommen. Die Bedeutung der J. im Haushalt der Natur ist eine ganz enorme, ja es gibt keine Gruppe von Landtieren, die in einer gleich energischen Weise zum Umsatz der Materie, zum Stoffwechsel beitrügen, wie gerade sie, und dazu sind sie in erster Linie berufen durch ihre unberechenbare Anzahl, durch ihre Kleinheit, der sich nichts entziehen kann, durch ihre förmliche Allgegenwart und durch ihre Freßsucht, die ihnen wenigstens in einer bestimmten Lebensperiode, oft aber zeitlebens eigen ist und die sie vor keiner organischen Substanz, und wären es die äußerst giftigen Früchte von Strychnos nux vomica, zurückschrecken läßt. Der unermeßliche, allerdings indirekte Nutzen, den die J. auf diese Art auch dem Menschen bringen, springt nicht sehr in die Augen, und da auch die Bedeutung der Schlupfwespen u. s. w. gern unterschätzt wird und der direkte Vorteil, den Biene, Seidenwurm, Cochenille und Spanische Fliege bieten, wirklich nicht hoch angeschlagen werden darf, so ist man nur zu sehr geneigt, die Welt der J. als eine im großen und ganzen dem Menschen feindliche und schädliche aufzufassen. Und in der That, da ihnen eben nichts Organisches, also auch weder Vorräte der Menschen, noch deren Hausgerät, Kleidung, Bücher, Haustiere, Kulturpflanzen, ja selbst die menschliche Person heilig ist, können sie lästig genug werden.

Als ziemlich weit verbreitete Schmarotzer schädigen den Menschen selbst der Floh (Pulex irritans *L.*, Tafel: Insekten I, Fig. 39), in tropischen Gegenden der Sandfloh (Sarcopsylla penetrans *L.*), verschiedene Läuse (s. d., namentlich die Kopflaus, Pediculus capitis *L.*, Taf. IV, Fig. 44), die Bettwanze (Acanthia lectularia, Taf. IV, Fig. 36), die Mosquitos und Stechmücken (unter ihnen die gemeine geringelte Stechmücke, Culex annulatus *Schrank*, Taf. I, Fig. 29), gelegentlich auch einmal eigentümlich schmarotzende Larven von Biesfliegen (s. d.) in Nordamerika unter der Haut Larven u

ontia Atropos *Linné*). 4. Lindenschwärmer (Smerinthus tiliae *Linné*). 5. Blutstropfen (Zygaena
fauenauge (Saturnia Pavonia *Linné*). 9. Nagelfleck (Aglia Tau *Linné*). 10. Maulbeerseidenspinner,
Linné). 13. Drepana falcataria *Linné*). 14. Buchenspinner (Stauropus fagi *Linné*). 15. Klebkrauteule
né). 18. Mehlzünsler (Asopia farinalis *Linné*). 19. Apfelwickler (Carpocapsa pomonana *Linné*).
iffeder (Alucita hexadactyla *Linné*).

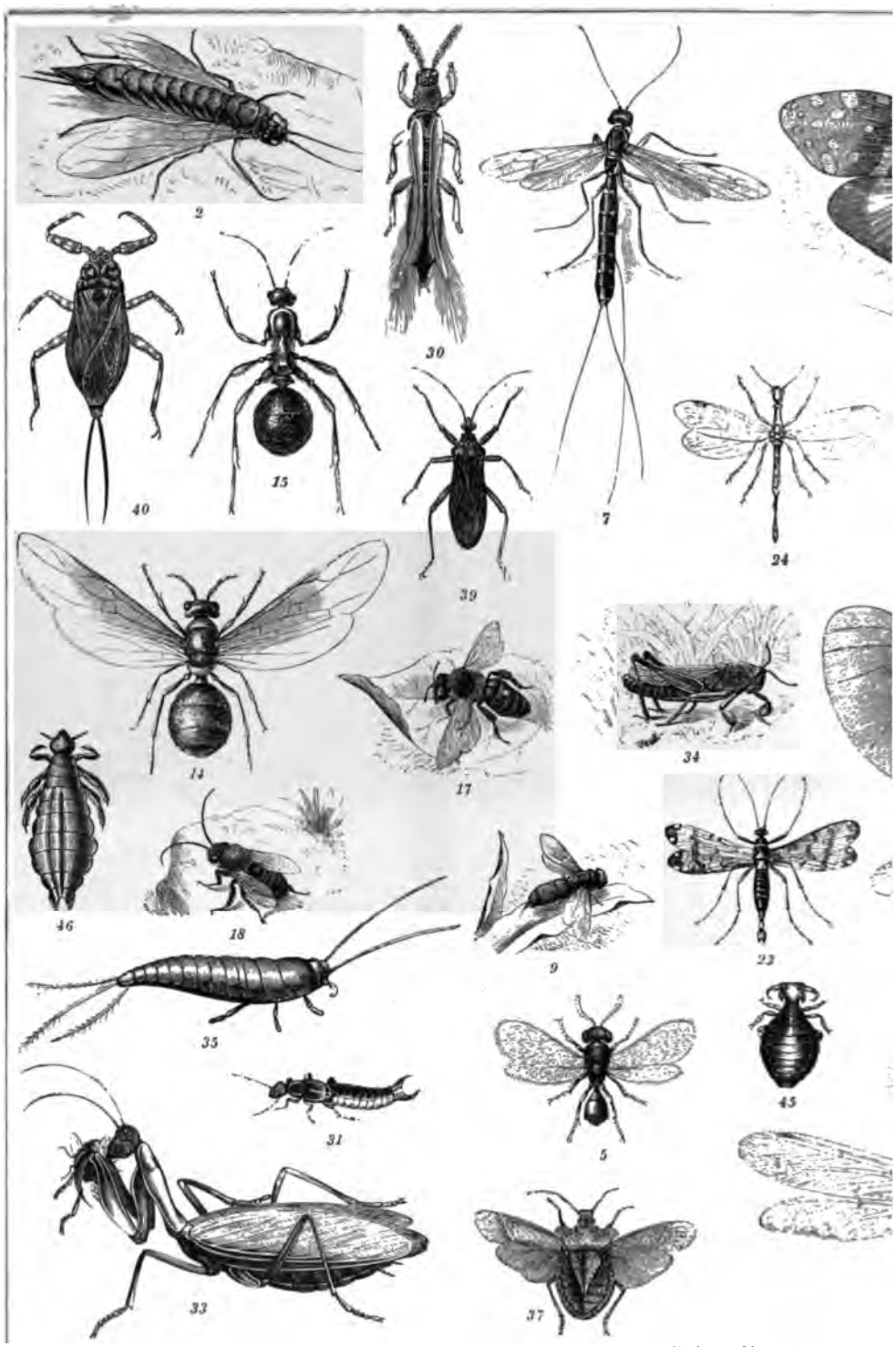
Unter den vielen Gefahren, welche dem Walde drohen, spielen die J. ebenfalls eine hervorragende Rolle. Ausgedehnte Waldgebiete sind schon von diesen kleinen Feinden devastiert worden, Jahr für Jahr hat der Forstwirt Kampf mit ihnen zu bestehen. Die schädlichsten Forstinsekten finden sich in den Ordnungen der Käfer und der Schmetterlinge, dagegen enthalten die Ader- und Geradflügler nur wenige sehr schädliche Arten, Zwei- und Halbflügler nur einige merklich schädliche, die Netzflügler gar keine forstschädlichen, sondern nur nützliche Arten. Unter den Käfern sind vorzugsweise die Familien der Borkenkäfer (Bostrychides) und Rüsselkäfer (Curculionidae) zu erwähnen. Die Borkenkäfer sind in Europa durch etwas mehr als 100 Arten vertreten, deren Larven meist in Holzgewächsen, und zwar in der Rinde, dem Bast oder im Holze selbst leben. Die Käfer bringen in das Innere der Bäume durch kleine kreisrunde Bohrlöcher ein und fressen mehr oder weniger regelmäßig verlaufende «Muttergänge» oft von so charakteristischer Form, daß man nach ihnen die Art bestimmen kann. Man unterscheidet Lot- und Wagegänge, je nachdem sie am stehenden Baume senkrecht oder wagerecht verlaufen, Sterngänge, wenn mehrere von einem Punkte ausgehen, Leitergänge u. s. w. Das Weibchen legt zu beiden Seiten der Gänge die Eier in kleine Grübchen ab. Die auskommenden Larven fressen von den Muttergängen abzweigende, mit ihrem Wachstum immer breiter werdende «Larvengänge» und verpuppen sich an deren Ende in einer kleinen Vertiefung, der Puppenwiege. (S. Tafel: Schädliche Insekten, Fig. 10, Lotgang des Bostrychus typographus; Fig. 12, Wagegang des Hylesinus fraxini.) Unter allen Borkenkäfern ist der gefährlichste der Fichtenborkenkäfer, B. typographus *L.* (Fig. 9 u. 10). Meist finden sich in seiner Begleitung der ähnliche B. amitinus *Eichhoff*, der durch Sterngänge ausgezeichnete B. chalcographus *L.* u. a. m. Schon wiederholt hat er arge Verheerungen angerichtet, so z. B. am Harz in den Jahren 1780—1800; neuerdings 1873—75 im Bayrischen und Böhmerwalde. Die 1868 und 1870 vorausgegangenen großen Stürme hatten hier die ungewöhnlich starke Vermehrung der Käfer begünstigt. Nicht in so großartiger Weise verderblich, aber ebenfalls sehr schädlich wirkt in Tannenbeständen der doppelarmige Wagegänge fressende B. curvidens *Germ.*, in Kiefern B. stenographus *L.* und Hylesinus piniperda *L.*, der als Käfer überdies die jungen Triebe ausfrißt. Ebenso verdienen noch zahlreiche andere Nadelholzbewohner als Bestandsverderber unsere Beachtung.

Weniger haben die reproduktionskräftigern Laubhölzer von Borkenkäfern zu leiden. Ihnen schaden hauptsächlich die Arten der Bastkäfer (Hylesini) und Splintkäfer (Scolytini), letztere sind nur Laubholzbewohner. Hylesinus crenatus *Fabr.* und fraxini *Fabr.* (Fig. 11 u. 12) haben schon oft Eschen getötet oder empfindlich geschädigt, ebenso Scolytus Ratzeburgii *Jans.* Birken, S. destructor *Ol.* Ulmen u. s. w. Mehrere Borkenkäferarten fressen nicht in der Bastschicht, sondern gehen tief in das Holz hinein, so die Nutzholzborkenkäfer Bostrychus (Xyloteres) lineatus *Er.* in Nadelhölzern, B. domesticus *L.* in Laubhölzern, B. dryographus *Er.* und monographus *Fabr.* in Eichen, B. dispar *Fabr.* in verschiedenen Laubbäumen. Von diesen werden einige Arten (dispar, monographus etc.) häufig auch jungen Laubholzheistern schädlich.

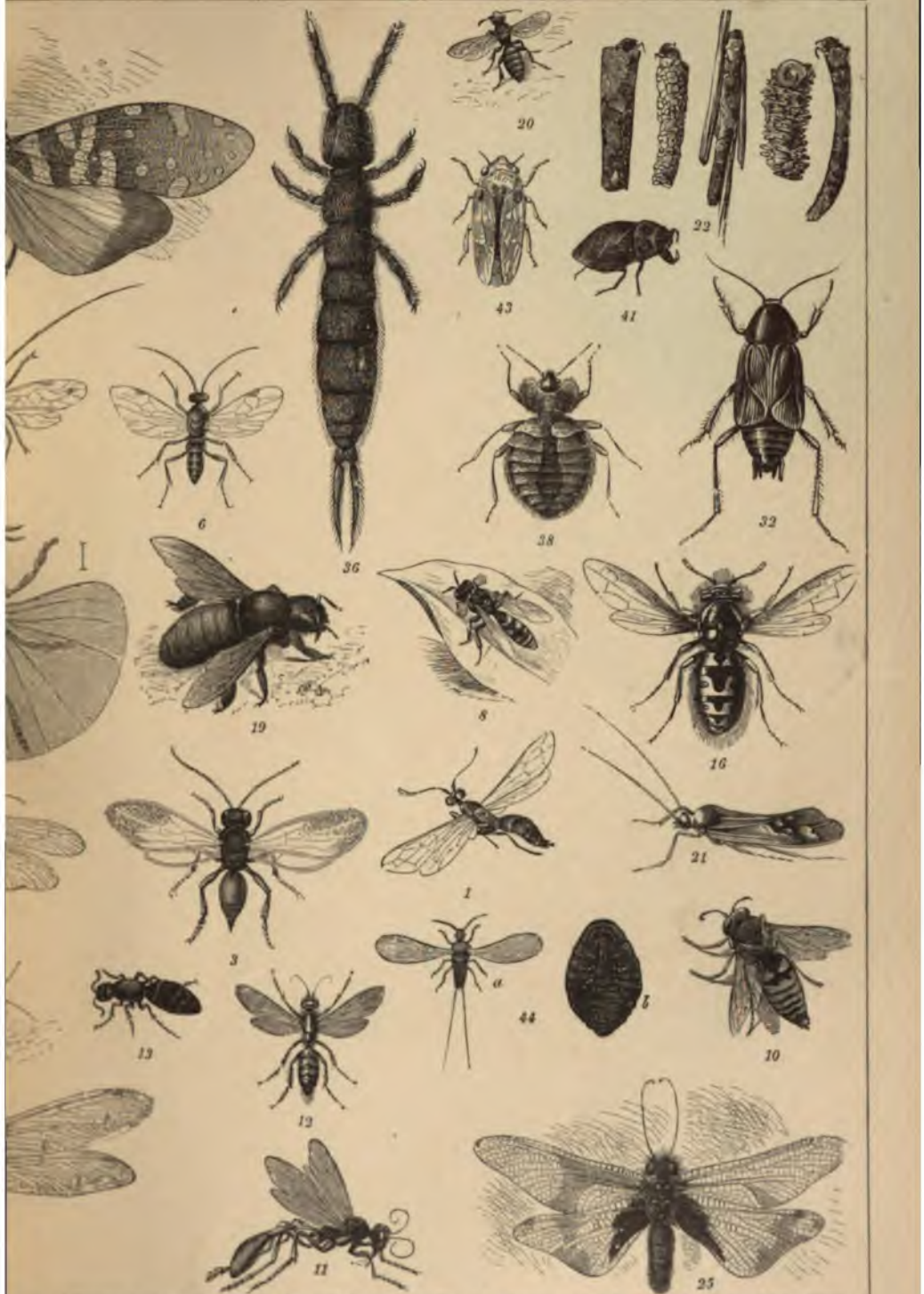
In der Familie der Bockkäfer (Cerambycidae), welche meist aus Holzbewohnern besteht, finden sich nur einige wirklich schädliche Arten, so Tetropium luridum *L.* in Fichten, Saperda carcharias *L.* und populnea *L.* in Pappeln, Cerambyx cerdo *L.* (heros *Fabr.*) in alten Eichen u. s. w.

Die Rüsselkäfer (Curculionidae) zählen in Europa etwa 1000 Arten. Die forstschädlichen treten meist als Kulturverderber auf. Vorzugsweise ist es der große braune Rüsselkäfer, Hylobius abietis *L.* (Curculio pini *Ratz.*), welcher oft ausgedehnte Pflanzungen von jungen Fichten und Kiefern durch Benagen der Rinde fast vollständig zerstört. (Fig. 7 Käfer in natürlicher Größe, Fig. 8 Fichtenstämmchen, dessen Rinde platzweise abgenagt ist.) Viele tausend Mark werden in Deutschland jährlich verwendet, um durch Sammeln dieses gefährlichen Käfers die Kulturen einigermaßen zu schützen. Seine Larve dagegen ist nicht schädlich, da sie sich in den im Boden zurückbleibenden Wurzeln gefällter Bäume entwickelt. Der kleine braune Rüsselkäfer, Pissodes notatus *Fabr.*, schadet durch den Fraß der Larve, welche sich unter der Rinde junger Kiefern entwickelt. Sein Gattungsverwandter P. hercyniae *Herbst* wurde in neuerer Zeit wiederholt in Fichtenstangenhölzern sehr schädlich, unter deren Rinde die Larve lebt. Eine große Anzahl der Rüsselkäfer schadet nur mehr oder weniger empfindlich durch Befressen der Triebe und Blätter, so die den Gattungen Phyllobius und Polydrosus angehörigen, meist schön grün gefärbten Arten. Aus der Familie der Blätterhörner (Scarabaeidae) ist als arger Waldfeind vorzugsweise der allbekannte Maikäfer, Melolontha vulgaris *Fabr.*, zu nennen. Weniger ist es die allerdings auch recht nachteilige Zerstörung der Blätter und Blüten durch den Fraß des Käfers, aber weit erheblicher der unterirdische Fraß der Larve, des sog. «Engerlings», an den Wurzeln. Wiederholt gehen oft die Pflanzungen, namentlich die der Kiefern in der mittel- und norddeutschen Ebene, vollständig dadurch zu Grunde. Eine auf fehlerhaften Grundsätzen der Forsteinrichtung beruhende Schlagführung, bei welcher zu große Flächen kahl gelegt werden, vermehrt das Übel.

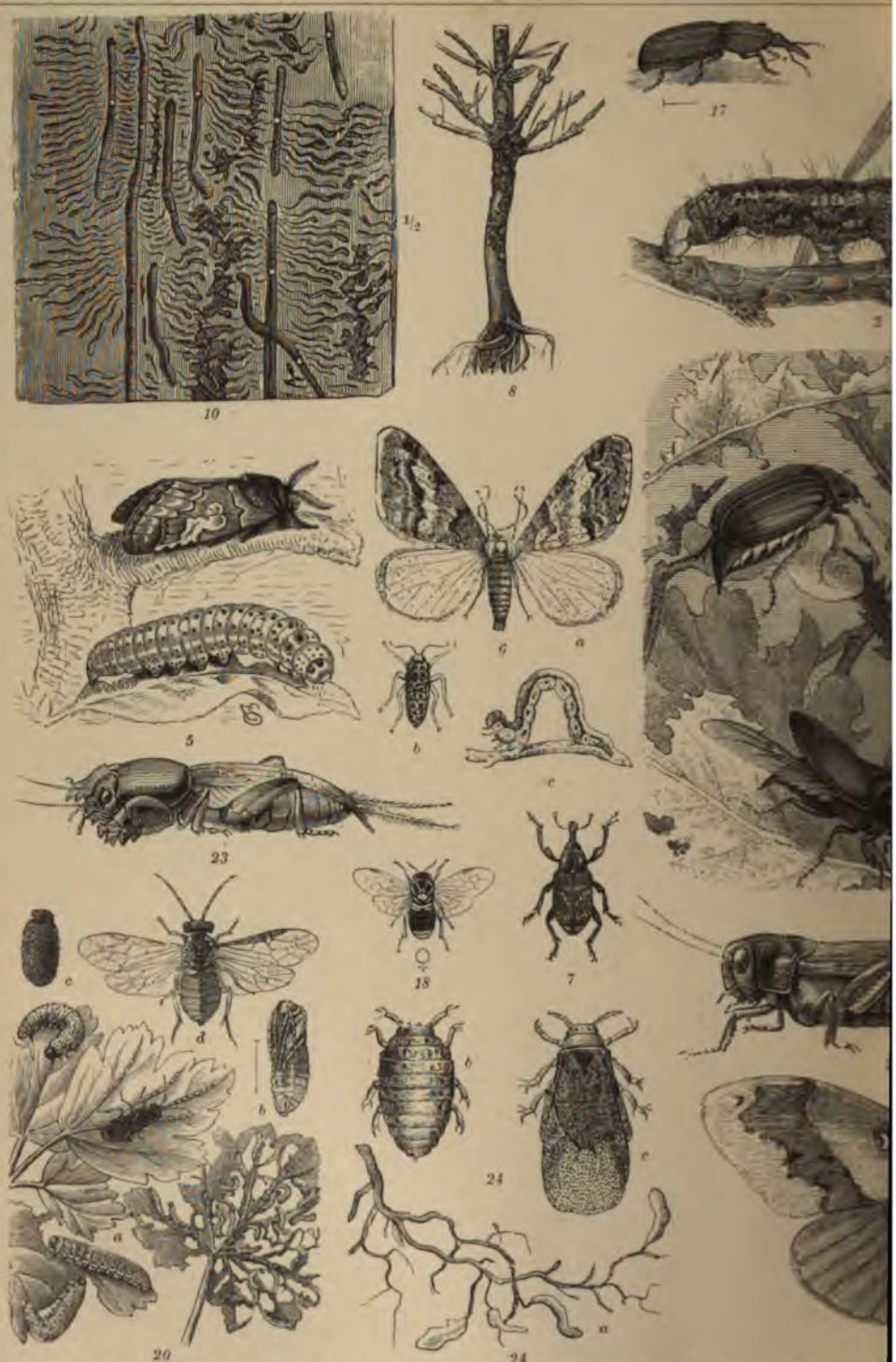
Den verheerenden Borkenkäfern an Bedeutung nahe stehen einige Insekten aus der Ordnung der Schmetterlinge, an erster Stelle der große Kiefernspinner, Gastropacha pini *L.* (Fig. 1 u. 2). Die im Boden überwinternden Raupen besteigen im zeitigen Frühjahr, wenn die Bodentemperatur etwa 6—7° C. erreicht, die Kiefern und fressen die Nadeln aller Altersklassen bis in die Blattscheiden ab. Wiederholter Fraß tötet oft ganze ausgedehnte Bestände. An Gefährlichkeit steht ihm die Nonne, Liparis monacha *L.* (Fig. 2), ziemlich nahe, ihre Raupe weidet auf Kiefern und Fichten, wird aber besonders den letztern verderblich. Einer der größten Nonnenfraße der neuern Zeit war 1853—55 in Ostpreußen. Die Schmetterlinge waren 1853 massenhaft aus Rußland kommend angeflogen und bis 1855 waren über 2500 ha Nadelholzbestände kahl gefressen. Nachfolgender Borkenkäferfraß vermehrte das Übel. Die Kiefer leidet ferner oft bedeutend durch den Fraß der Kiefernmotte, Trachea piniperda *Panz.*, des Kiefernspanners, Fidonia piniaria *L.*, ferner durch manche Kleinschmetterlinge, wie Retinia buoliana *S. V.* u. a. m. Weniger häufig geschädigt werden die übrigen



...reidehalmwespe (Cephus pygmaeus *Linné*). 2. Stahlblaue Holzwespe, Weibchen (Sirex juvencus *Li*
...rogaster nemorum *Hartig*. 7. Ichneumon persuasorius *Linné*. 8. Gemeine Siebwespe (Crabro cr
...dwespe (Sphex sabulosa *Linné*). 12. Gemeine Wegwespe (Pompilius viaticus *Linné*). 13. Europäi
...né). 16. Gemeine Wespe (Vespa vulgaris *Linné*). 17. Aschgraue Erdbiene (Andrena cineraria
...r). 20. Rothörnige Wespenbiene (Nomada ruficornis *Linné*). 21. Limnophilus rhombicus *Linné*.
...nis *Schummei*. 25. Ascalaphus macaronius *Scopoli*. 26. Europäische Ameisenjungfer (Myrmele
(Psocus longicornis *Fabricius*). 30. Getreideblasenfuſs (Thrips cerealium *Kirby*). 31. Gemeiner
...eligiosa *Linné*). 34. Sibirische Feldheuschrecke (Acridium sibiricum *Linné*). 35. Silberfischche
...8. Bettwanze (Acanthia lectularia *Linné*). 39. Reduvius personatus *Linné*. 40. Gramer Wasse
...candelaria *Linné*). 43. Gemeine Schaumcicade (Aphrophora spumaria *Linné*). 44. Cochenillesch



wespe (Cynips rosae *Linné*). 4. Ibalia cultellator *Latreille*. 5. Eierwespe (Telenomus terebrans *Ratzeburg*). , Gemeine Goldwespe (Chrysis ignita *Linné*). 10. Geschnäbelte Bastardwespe (Bembex rostrata *Linné*). e (Mutilla Europaea *Linné*). 14. Rofsameise (Formica herculanea *Linné*). 15. Rote Waldameise (Formica ghörnige Fühlerbiene (Eucera longicornis *Auctorum*). 19. Violettflügelige Holzbiene (Xylocopa violacea r Wassermotte (Phryganeidae). 23. Gemeine Skorpionsfliege (Panorpa communis *Linné*). 24. Raphidia e *Lachlan*). 27. Xenos vesparum *Rossi*. 28. Gröfste Uferfliege (Perla maxima *Scopoli*). 29. Langfühlerige ala auricularia *Linné*). 32. Gemeine Küchenschabe (Blatta orientalis *Linné*). 33. Gemeine Gottesanbeterin aria *Linné*). 36. Gletscherfloh (Podura glacialis *Desor*). 37. Rotbeinige Schildwanze (Pentatoma rufipes inerea *Linné*). 41. Gemeine Wasserwanze (Naucoris cimicoides *Linné*). 42. Chinesischer Laternenträger acti *Linné*). 45. Pfauenfederling (Philopterus falcicornis *Nitzsch*). 46. Kopflaus (Pediculus capitis *Linné*).



1. Kiefernspinner (Gastropacha pini *Linné*); 2. Raupe und Cocon desselben. 3. Nonne (Liparis mo
phala *Linné*), Raupe und Falter. 6. Grofser Frostspanner (Geometra defoliaria *Clerck*); *a* Männchen, *b*
(Bostrichus typographus *Linné*); *a* natürl. Gröfse, *b* stark vergröfsert; 10. Lotgang desselben. 11. Es
käfer (Cassida nebulosa *Linné*); *a* Käfer von oben, *b* von unten. 14. Getreidelaufkäfer (Zabrus gibb
Say); *a* Käfer, *b* Eier, *c d e* Larven in verschiedenen Entwickelungsperioden, *f* Puppe. Ansicht von d
pini *Linné*); 19. Larve und Cocon derselben. 20. Johannisbeerblattwespe (Tenthredo ventricosa
Tönnchengespinst, *d* Wespe vergröfsert. 21. Kirschfliege (Trypeta cerasi *Linné*). 22. Wanderheus
vastatrix *Planchon*); *a* Faserwurzel des Weinstocks mit

NSEKTEN.

ngelspinner (Bombyx neustria *Linné*); *a* Eier, *b* Raupe, *c* Falter. 5. Blaukopf (Diloba coeruleoce-
. 7. Grofser Rüsselkäfer (Hylobius abietis *Linné*); 8. Frafsobjekt desselben. 9. Fichtenborkenkäfer
lesinus fraxini *Fabricius*); *a* natürl. Gröfse, *b* stark vergröfsert; 12. Wagegang desselben. 13. Schild-
er, *b* Larve. 15. Maikäfer (Melolontha vulgaris *Linné*). 16. Coloradokäfer (Doryphora decemlineata
und unten. 17. Schwarzer Kornwurm (Calandra granaria *Linné*). 18. Kiefernblattwespe (Lophyrus
r Futterpflanze mit Eiern, Larven und der Wespe natürl. Gröfse, *b* Puppe vergröfsert, *c* deren
migratorium *Linné*). 23. Gemeine Werre (Gryllotalpa vulgaris *Latreille*). 24. Reblaus (Phylloxera
ich der Reblaus), *b* ungeflügelte, *c* geflügelte Reblaus.

gen (s. d.), mit saugenden Mundteilen
ıeist nackten Vorder- und zu Halteren
lten Hinterflügeln. a) Diptera ge-
pulidae, Schnaken (s. d., Culex,
); 2) Crassicornia, Haarmücken
30); 3) Tabanidae, Bremsen
, Larve, Taf. IV, Fig. 46); 4) Ta-
Asilus, Taf. I, Fig. 31, Ogcodes,
tratiomyidae; 6) Muscidae
33, Tachina, Raubfliege, s. d.,
ta, Tafel: Schädliche Insekten,
yrphidae, Schwebfliegen (s. d.,
I, Fig. 35); 8) Oestridae, Bies-
astrus, Fig. 36). b) Pupipara,
d., Hippobosca, Taf. I, Fig. 38,
nlaus, s. d., Tafel: Biene und
Fig. 16). c) Aphaniptera, Floh
af. I, Fig. 37).
über die J. lieferten Joh. Christian
, Latreille, Kirby und Spence, Bur-
n und Graber. Vgl. auch die Litte-
t. Entomologie, Bd. VI, S. 198.

stäubung, s. unter Bestäubung.

ffende Pflanzen, s. Fleisch-
lanzen.

ffer (Insectivŏra) heißen kleinere
meist plumpem Bau, mit langem,
charfen Vorderzähnen, meist kleinen,
ihnen und zahlreichen Backenzähnen,
lförmigen, scharfen Spitzen inein-
Sie sind alle Sohlengänger, deren
Krallen versehene Zehen haben, und
ch von den eigentlichen Raubtieren
eines Schlüsselbeins, die Bildung
er Geschlechtsteile und des Mutter-
urch manche untergeordnete Einzel-
nisation, wodurch sie mit den Nage-
reinstimmen. In unsern Gegenden
ng vertreten durch die Spitzmäuse
Sorex vulgaris *L.*, pygmaeus *Pal-*
Pallas. (Tafel: Insektenfres-
u. 5), den Igel (s. d., Erinaceus
Fig. 6 u. 7) und den Maulwurf
opaea, Fig. 8, 9 und 10); in Afrika
grüßler (s. d., Macroscelides, z. B.
Fig. 2), die Otterigel (s. d., Pota-
adagaskar durch die Madagaskar-
tes, z. B. der Tanreck, C. ecaudatus
) und die Goldmulle (Chrysochloris
rten), deren Haar einzig von allen
etallisch glänzen; in Asien durch die
s. d., Cladobates, z. B. den Tana,
er, Fig. 1). Alle J. leben haupt-
ekten. Fossile Formen, darunter die
Mysarachne und Plesiosorex, fin-
ranz. Miocän. Am besten an die J.
h die früher zu den Halbaffen gestell-
s (Galeopithecus) an, merkwürdige
e Charaktere der Halbaffen, Beutel-
n sich vereinigen und ähnlich wie
ichhörnchen und manche Beuteltiere
ıdern und hintern Extremität und
r und der Schwanzspitze eine Haut-
hirm haben. Von den zwei Arten
(Galeopithecus volans *Pallas*,
fen, Fig. 3) auf Malakka, Sumatra
andere auf den Philippinen.

lver (Persisches), ein als Mittel
, ja Tötung von Flöhen, Wanzen

und andern der Insektenwelt angehörigen Parasiten angewendetes Pulver, welches aus den Scheibenblüten einiger in Kaukasien wild wachsenden Arten der Kompositengattung Pyrethrum, namentlich des P. carneum und roseum, besteht. Beide Arten sind perennierende Kräuter mit fiederteiligen Blättern und einzelnen endständigen Blütenkörbchen von der Größe derjenigen unserer gemeinen Wucher- oder Käseblume (Chrysanthemum Leucanthemum), deren Blüten und Samen in Dalmatien auch in großer Menge zu J. verarbeitet werden. Die Strahlblüten sind blaß- oder rosenrot, die kleinen Scheibenblüten gelb. Das daraus bereitete Pulver kommt höchst selten rein zu uns, indem es meist schon im Vaterlande der genannten Pflanzen mit den Scheibenblüten anderer Kompositen, namentlich von Kamillenarten vermengt wird. Obwohl diese Pflanzen bei uns im Freien aushalten, so würde sich ihr Anbau doch nicht verlohnen, da in unserm Klima die Scheibenblüten nicht den insektenvertreibenden, noch unbekannten Stoff in der erforderlichen Menge zu entwickeln scheinen. Man findet sie jetzt in unsern Gärten bisweilen als Zierpflanzen. Das erste Exporthaus für das J. wurde bereits 1842 zu Tiflis gegründet, die Hauptfabrikation jedoch 1854 nach Wien verlegt.

Insektivören, s. Insectivŏra.

Insel (lat. insula, frz. île, engl. island, span. isla, portug. ilha, dän. und schwed. ö oder holm, fries. oge, isländ. ey oder holmi, russ. ostrow, arab. dschesireh) nennt man gewöhnlich kleinere, rings von Wasser umflossene, zusammenhängende Teile der festen Erdoberfläche. Aber auch die Kontinente sind rings von Wasser umgeben und der bloß quantitative Unterschied reicht daher zur Begriffsbestimmung nicht aus: Grönland, Neuguinea, Borneo, Sumatra, Madagaskar heißen J., wie das kleine St. Helena oder Helgoland; dagegen gilt Australien (Neuholland) als Kontinent. Der Unterschied ist vielmehr ein qualitativer. Von Meer umgebene Länder heißen dann J., wenn sie nicht, wie ein Kontinent oder ein Erdteil (s. d.), durch eine Gesamtheit physischer Bestimmungen in sich abgeschlossene Teile der festen Erdform bilden (d. h. wenn bei ihnen keine der charakteristischen Formen des Festlandes, nämlich Gebirgsganzes, orogr. und hydrogr., klimatolog., botan., zoolog. und ethnogr. Verhältnisse u. s. w., den scharf ausgeprägten Stempel der Selbständigkeit, das Gepräge der Individualität, trägt), sondern wenn sie in dieser Beziehung von andern Formgesamtheiten beherrscht erscheinen. So heißt Madagaskar dem beherrschenden afrik. Hochlande gegenüber eine J., dagegen Australien, in der Mitte und gegenüber der südind. und Südsee-Inselwelt, ein Kontinent.

Kleine J. pflegt man auch Eilande und die von zwei Armen eines Flusses gebildeten Werder oder Wörth zu nennen. Eine Anzahl nahe beisammen liegender J. heißt eine Inselgruppe oder Archipel, und eine in gerader Linie nacheinander fortlaufende Reihe derselben eine Inselkette. Ein vom Meer umflossenes, von einer Seite mit dem Festlande zusammenhängendes Land nennt man eine Halbinsel (s. d.). Was die Entstehung der J. betrifft, so unterscheidet die neuere Geologie seit Leopold von Buch zwei ihrem Charakter nach wesentlich verschiedene Arten. Die einen, welche langgestreckt und schmal erscheinen und an den gegenüberliegenden Enden meist in Spitzen auslaufen,

systematische Anordnung wurden verschiedene Systeme aufgestellt, indem Linné die einzelnen Ordnungen nach der Zahl und Bildung der Flügel, Fabricius nach der Struktur der Mundteile unterschied. Die Ordnung der Flügellosen oder Apteren, die man früher noch aufstellte, ist jetzt meist verlassen und die dazu gerechneten Kerfe sind den andern Ordnungen zugeteilt worden, sodaß man jetzt mit Berücksichtigung in erster Linie der Verwandlung zwei Hauptgruppen unterscheidet: I. Insecta ametabola, Insekten ohne, und II. Insecta metabola, Insekten mit vollkommener Verwandlung.

Diese beiden Hauptgruppen werden nun nach Beschaffenheit der Mundteile, Flügel u. s. w. in folgende Ordnungen geteilt:

I. Ametabola. A. Orthoptera (s. d.) mit beißenden Mundteilen, zwei meist ungleich geaderten Flügelpaaren: 1) Thysanusa (s. d., Tafel: Insekten IV, Lepisma saccharina *L.*, Fig. 35; Podura glacialis, Fig. 36); 2) Orthoptera genuina (s. Orthoptera), a) Cursoria (Blatta, Taf. IV, Fig. 32, s. Schaben, b) Gressoria (Mantis, Taf. IV, Fig. 33, s. Mantiden), c) Saltatoria (Gryllotalpa, Tafel: Schädliche Insekten, Fig. 23, Acridium, Fig. 22, Tafel: Insekten IV, Fig. 34, s. Schrecken); 3) Dermatoptera (Forficula, Taf. IV, Fig. 31, s. Ohrwürmer); 4) Corrodentia (Psocus, Taf. IV, Fig. 29, s. Holzlaus); 5) Amphibiotica (Perla, s. Uferfliege, Taf. IV, Fig. 28, Ephemera, s. Eintagsfliegen, Libellula, s. Wasserjungfern). B. Hemiptera, Halbflügler (s. d.), mit saugenden Mundteilen; 1) Heteroptera (s. Wanzen, Pentatoma, Taf. IV, Fig. 37, Acanthia, Fig. 38, Reduvius, Fig. 39, Nepa, Fig. 40, Naucoris, Fig. 41); 2) Homoptera, a) Cicadinae (s. Cicaden, Laternenträger, s. d., Taf. IV, Fig. 42, Aphrophora, s. Kuckucksspeichel, Taf. IV, Fig. 43), b) Phytophthires (Blattläuse, s. d., Schildläuse, s. d., mit der Reblaus, s. d., Tafel: Schädliche Insekten, Fig. 24, und der Cochenille, s. d., Tafel: Insekten IV, Fig. 44, a Männchen, b Weibchen), c) Parasita (Laus, s. d., Taf. IV, Fig. 46, Weibchen, Pelzfresser, s. d., dazu Philopterus, Taf. IV, Fig. 45).

II. Metabola. C. Neuroptera, Netzflügler (s. d.), mit beißenden Mundteilen und häutigen Vor- und Hinterflügeln: 1) Planipennia (Myrmeleon, Ameisenlöwe, s. d., Taf. IV, Fig. 26, Ascalaphus, Fig. 25, Panorpa, Storpionsfliege, s. d., Fig. 23, Rhaphidia, Kamelhalsfliege, s. d., Fig. 24); 2) Trichoptera (s. Köcherjungfern, Taf. IV, Fig. 21 u. Fig. 22); 3) Strepsiptera (s. Strepsipteren, Xenos, Taf. IV, Fig. 27). D. Coleoptera (s. Coleopteren), Käfer mit beißenden Mundteilen, Vorderflügel (Flügeldecke) hart und hornig: 1) Pentamera (Cicindela, Tafel: Insekten I, Fig. 1, Carabus, Laufkäfer, s. d., Fig. 2, Dyticus, Schwimmkäfer, s. d., Fig. 3, Gyrinus, Fig. 4, Hydrophilus, s. d., Fig. 5, Staphylinus, Raubkäfer, s. d., Fig. 6, Clavicornia, Fig. 7, Hister, Stutzkäfer, Fig. 8, Necrophorus, Totengräber, s. d., Fig. 9, Meligethes, Fig. 15, Dermestes, Speckkäfer, s. d., Fig. 16, Lucanus, Hirschkäfer, s. d., Fig. 12, Melolontha, Maikäfer, s. d., Tafel: Schädliche Insekten, Fig. 15, Anisoplia, Laubkäfer, s. d., Taf. I, Fig. 11, Oryctes, Nashornkäfer, s. d., Fig. 10, Buprestis, Prachtkäfer, s. d., Fig. 13, Elater, Schnellkäfer, s. Elateriden, Agriotes, Fig. 14, Lampyris, Johanniswürmchen, s. d., Fig. 24, Clerus, Taf. I, Fig. 21); 2) Heteromera (Blaps, Trauerkäfer, s. d., Fig. 23, Tenebrio, Mehlwurm, s. d., Fig. 22, Lagria, Fig. 17, Lytta, Spanische Fliege, s. d., Fig. 25, Meloë, Maiwurm, s. d., Fig. 26); 3) Tetramera (Rüsselkäfer, s. d., dabei der Rebenstecher, Fig. 20, Borkenkäfer, s. d., Tafel: Schädliche Insekten, Fig. 9 u. 10, Bockkäfer, s. d., darunter den auf Weiden lebenden Weber, Tafel: Insekten I, Fig. 18, und der schöne süddeutsche Alpenbock, Fig. 19; die Blattkäfer, s. d., zu denen der Coloradokäfer, Tafel: Schädliche Insekten, Fig. 16, gehört); 4) Trimera (Coccinella, s. Coccinelle, Tafel: Insekten I, Fig. 28). E. Hymenoptera, s. Hymenopteren, Hautflügler, mit beißenden Mundteilen und häutigen Vor- und Hinterflügeln: 1) Aculeata (Bienen, s. d., Tafel: Biene und Bienenzucht, Fig. 1—8, Xylocopa, Tafel: Insekten IV, Fig. 19, Eucera, Fig. 18, Andrena, Fig. 17, Nomada, Fig. 20, Wespe, s. d., Fig. 16, Ameisen, s. d., Fig. 14 u. 15, Mutilla, Fig. 13, Sandwespe, Fig. 11, Bienenwolf, s. d., s. Tafel: Biene und Bienenzucht, Fig. 13, Wegwespe, Tafel: Insekten IV, Fig. 17, Siebwespe, Fig. 8, Goldwespe, Fig. 9, Bembex, Fig. 10); 2) Entomophaga, Schlupfwespen (s. d., Ichneumon, Taf. IV, Fig. 7, Microgaster, Fig. 6, Telenomus, Fig. 5, Ibalia, Fig. 4, hierher auch die Gallwespe, Fig. 3); 3) Phytophaga (Blattwespen, s. d., Tafel: Schädliche Insekten, Fig. 18, 19 u. 20, Holzwespen, s. d., Tafel: Insekten IV, Fig. 2, Cephus, Fig. 1). F. Lepidoptera, Schmetterlinge (s. d.), mit saugenden Mundteilen und zwei beschuppten Flügelpaaren. a) Macrolepidoptera, Großschmetterlinge: 1) Rhaplocera, Tagfalter (s. d., Papilio, Tafel: Insekten II, Fig. 1 u. 2, Parnassius, Fig. 3, Anthocharis, Fig. 4, Rhodocera, Fig. 5, Polyommatus, Fig. 6, Thecla, Fig. 7, Vanessa, Fig. 8 u. 9, Cimenitis, Fig. 10, Argynnis, Fig. 11, Melitaea, Fig. 12, Melanagria, Fig. 13); 2) Sphingidae, Schwärmer (s. d., Sphinx, Fig. 2, Acherontia, Fig. 3, Smerinthus, Fig. 4); 3) Xylothropha, Holzbohrer (Thyris, Taf. II, Fig. 14, Sesia, Taf. III, Fig. 1, Hepialus, Fig. 7); 4) Heloniariae, Bärspinner (Zygaena, Fig. 5, Arctia, Fig. 6, Lithosia, Taf. II, Fig. 15); 5) Bombyces, Spinner (s. d., Saturnia, Fig. 8, Aglia, Fig. 9, Bombyx mori, Seidenspinner, s. d., Fig. 10, Lasiocampa, Fig. 11, Liparis, Fig. 12, und Liparis monacha, die Nonne, s. d., Tafel: Schädliche Insekten, Fig. 13, Liparis neustria, Ringelspinner, s. d., Fig. 4, Stauropus, Tafel: Insekten III, Fig. 14, Drepana, Fig. 13); 6) Noctuina, Eulen (s. d., Thaeniocampa, Tafel: Insekten III, Fig. 15, Plusia, Fig. 16, Noctua, Taf. II, Fig. 16, Diloba, Tafel: Schädliche Insekten, Fig. 5); 7) Geometridae, Spanner (Geometra, Taf. III, Fig. 17, Hibernia, Frostspanner, Tafel: Schädliche Insekten, Fig. 6, a Raupe, b Weib, c Raupe). b) Microlepidoptera, Kleinschmetterlinge: 1) Pynalidae, Zünsler (s. d., Asopia farinalis, Mehlzünsler, s. d., Taf. III, Fig. 18); 2) Tortricina, Wickler (s. d., Carpocapsa, Fig. 19); 3) Tineina, Schaben (s. d., Galleria, Fig. 20, Tinea, Motte, s. d.); 4) Pterophoridae, Federmotten (Alucita, Fig. 21).

INSEKTENFRESSER.

6. Igel (Erinaceus Europaeus *Linné*).

11. Tanrek (Centetes ecaudatus *Illiger*).

8. Maulwurf (Talpa Europaea *Linné*).

2. Südafrikanischer Rohrrüfsler (Macroscelides typicus *Smith*).

10. Durchschnitt der Burg des Maulwurfs.

1. Tana (Cladobates tana *Wagner*).

4. Zwergspitzmaus (Sorex pygmaeus *Pallas*).

3. Gemeine Spitzmaus (Sorex vulgaris *Linné*).

7. Schädel des Igels.

5. Schädel der Wasserspitzmaus.

9. Schädel des Maulwurfs.

egen (s. d.), mit saugenden Mundteilen meist nackten Vorder- und zu Halteren elten Hinterflügeln. a) Dipteragipulidae, Schnaken (s. d., Culex,); 2) Crassicornia, Haarmücken 30); 3) Tabanidae, Bremsen , Larve, Taf. IV, Fig. 46); 4) Ta- (Asilus, Taf. I, Fig. 31, Ogcodes, Stratiomyidae; 6) Muscidae 33, Tachina, Raubfliege, s. d., ta, Tafel: Schädliche Insekten, Syrphidae, Schwebfliegen (s. d., I, Fig. 35); 8) Oestridae, Bies- Gastrus, Fig. 36). b) Pupipara, d., Hippobosca, Taf. I, Fig. 38, enlaus, s. d., Tafel: Biene und , Fig. 16). c) Aphaniptera, Floh af. I, Fig. 37).

über die J. lieferten Joh. Christian), Latreille, Kirby und Spence, Bur- n und Graber. Vgl. auch die Litte- rt. Entomologie, Bd. VI, S. 198.

estäubung, s. unter Bestäubung.

essende Pflanzen, s. Fleisch- flanzen.

esser (Insectivŏra) heißen kleinere meist plumpem Bau, mit langem, scharfen Vorderzähnen, meist kleinen, zähnen und zahlreichen Backenzähnen, elförmigen, scharfen Spitzen inein- Sie sind alle Sohlengänger, deren Krallen versehene Zehen haben, und ich von den eigentlichen Raubtieren h eines Schlüsselbeins, die Bildung der Geschlechtsteile und des Mutter- durch manche untergeordnete Einzel- anisation, wodurch sie mit den Nage- ereinstimmen. In unsern Gegenden ung vertreten durch die Spitzmäuse t Sorex vulgaris *L.*, pygmaeus *Pal- s Pallas.* (Tafel: Insektenfres- l u. 5), den Igel (s. d., Erinaceus , Fig. 6 u. 7) und den Maulwurf ropaea, Fig. 8, 9 und 10); in Afrika ngrüßler (s. d., Macroscelides, z. B. , Fig. 2), die Otterigel (s. d., Pota- Madagaskar durch die Madagaskar- etes, z. B. der Tanreck, C. ecaudatus l) und die Goldmulle (Chrysochloris lrten), deren Haar einzig von allen etallisch glänzen; in Asien durch die (s. d., Cladobates, z. B. den Tana, er, Fig. 1). Alle J. leben haupt- sekten. Fossile Formen, darunter die Mysarachne und Plesiosorex, fin- franz. Miocän. Am besten an die J. ch die früher zu den Halbaffen gestell- is (Galeopithecus) an, merkwürdige ie Charaktere der Halbaffen, Beutel- in sich vereinigen und ähnlich wie Eichhörnchen und manche Beuteltiere ordern und hintern Extremität und r und der Schwanzspitze eine Haut- chirm haben. Von den zwei Arten (Galeopithecus volans *Pallas*, ffen, Fig. 3) auf Malakka, Sumatra e andere auf den Philippinen.

ulver (Persisches), ein als Mittel g, ja Tötung von Flöhen, Wanzen und andern der Insektenwelt angehörigen Parasiten angewendetes Pulver, welches aus den Scheibenblüten einiger in Kaukasien wild wachsenden Arten der Kompositengattung Pyrethrum, namentlich des P. carneum und roseum, besteht. Beide Arten sind perennierende Kräuter mit fiederteiligen Blättern und einzelnen endständigen Blütenkörbchen von der Größe derjenigen unserer gemeinen Wucher- oder Käseblume (Chrysanthemum Leucanthemum), deren Blüten und Samen in Dalmatien auch in großer Menge zu J. verarbeitet werden. Die Strahlblüten sind blaß- oder rosenrot, die kleinen Scheibenblüten gelb. Das daraus bereitete Pulver kommt höchst selten rein zu uns, indem es meist schon im Vaterlande der genannten Pflanzen mit den Scheibenblüten anderer Kompositen, namentlich von Kamillenarten vermengt wird. Obwohl diese Pflanzen bei uns im Freien aushalten, so würde sich ihr Anbau doch nicht verlohnen, da in unserm Klima die Scheibenblüten nicht den insektenvertreibenden, noch unbekannten Stoff in der erforderlichen Menge zu entwickeln scheinen. Man findet sie jetzt in unsern Gärten bisweilen als Zierpflanzen. Das erste Exporthaus für das J. wurde bereits 1842 zu Tiflis gegründet, die Hauptfabrikation jedoch 1854 nach Wien verlegt.

Insektivören, s. Insectivŏra.

Insel (lat. insula, frz. île, engl. island, span. isla, portug. ilha, dän. und schwed. ö oder holm, fries. oge, isländ. ey oder holmi, russ. ostrow, arab. dschesireh) nennt man gewöhnlich kleinere, rings von Wasser umflossene, zusammenhängende Teile der festen Erdoberfläche. Aber auch die Kontinente sind rings von Wasser umgeben und der bloß quantitative Unterschied reicht daher zur Begriffsbestimmung nicht aus: Grönland, Neuguinea, Borneo, Sumatra, Madagaskar heißen J., wie das kleine St. Helena oder Helgoland; dagegen gilt Australien (Neuholland) als Kontinent. Der Unterschied ist vielmehr ein qualitativer. Von Meer umgebene Länder heißen dann J., wenn sie nicht, wie ein Kontinent oder ein Erdteil (s. d.), durch eine Gesamtheit physischer Bestimmungen in sich abgeschlossene Teile der festen Erdform bilden (d. h. wenn bei ihnen keine der charakteristischen Formen des Festlandes, nämlich Gebirgsganzes, orogr. und hydrogr., klimatolog., botan., zoolog. und ethnogr. Verhältnisse u. s. w., den scharf ausgeprägten Stempel der Selbständigkeit, das Gepräge der Individualität, trägt), sondern wenn sie in dieser Beziehung von andern Formgesamtheiten beherrscht erscheinen. So heißt Madagaskar dem beherrschenden afrik. Hochlande gegenüber eine J., dagegen Australien, in der Mitte und gegenüber der südind. und Südsee-Inselwelt, ein Kontinent.

Kleine J. pflegt man auch Eilande und die von zwei Armen eines Flusses gebildeten Werder oder Wörth zu nennen. Eine Anzahl nahe beisammen liegender J. heißt eine Inselgruppe oder Archipel, und eine in gerader Linie nacheinander fortlaufende Reihe derselben eine Inselkette. Ein vom Meer umflossenes, von einer Seite mit dem Festlande zusammenhängendes Land nennt man eine Halbinsel (s. d.). Was die Entstehung der J. betrifft, so unterscheidet die neuere Geologie seit Leopold von Buch zwei ihrem Charakter nach wesentlich verschiedene Arten. Die einen, welche langgestreckt und schmal erscheinen und an den gegenüberliegenden Enden meist in Spitzen auslaufen,

müssen sowohl vermöge ihrer geognost. Beschaffenheit als wegen der Verteilung ihrer Gebirge und des auffallenden Parallelismus ihrer Richtung untereinander als abgerissene Teile des festen Landes, als Stücke ehemaliger Kontinente betrachtet werden, weshalb man sie auch Kontinental- oder Gestade-Insel nennt.

Die andere Art von J. aber, pelagische oder oceanische Insel genannt, welche sich in ihrem Haupttypus mehr der runden als der elliptischen Gestalt nähern, begreift rein selbständige Bildungen und in sich abgeschlossene Individuen unter sich, die ihre Entstehung entweder vulkanischen Wirkungen und Einflüssen verdanken oder der unermüdeten Thätigkeit der in der Tiefe des Meers wohnenden Korallentiere. Hierher gehört die große Anzahl der jährlich noch in der Südsee und im Indischen Meere entstehenden Koralleninseln, die aber bei dem Mangel des individuellen Gepräges ihrer gesamten Naturverhältnisse den Kontinenten gegenüber doch nur als partikuläre Existenzen erscheinen. Die Gestalt beider ist wesentlich voneinander verschieden. Im erstern Falle nämlich ragen diese J. hoch aus dem Meere hervor, haben eine mehr oder minder vollkommene Kegelgestalt und häufig jetzt noch thätige Vulkane; im zweiten bilden sie niedrige, ebene Flächen, welche in ihrer Mitte stets niedriger bleiben als die sie umgebende, an den Ufern aufgeworfene Korallenmauer.

Den gesamten Flächeninhalt aller bekannten J. der Erde berechnet man, Australien als Festland angenommen, zu etwa 7200000 oder 8800000 qkm. Die größten J. sind Grönland, Neuguinea und Borneo; ihnen zunächst stehen Madagaskar, Sumatra, Nipon, Großbritannien. Die meisten J. liegen im Becken des Großen Oceans, den Erdteil Oceanien (s. d.) bildend.

Inseln der Seligen waren nach einem griech. Mythus glückliche Inseln am Westrande der Erde im Ocean, wo die auserwählten Lieblinge der Götter, dem Tode entrückt, in Wonne und Fülle des Überflusses lebten. Dieselbe Idee liegt schon dem Homerischen Elysium (s. d.) zu Grunde. Hesiod schilderte die Inseln der Seligen besonders als Aufenthaltsort des vierten Geschlechts der Heroen. Bei den spätern Dichtern, z. B. bei Pindar, sowie in der röm. Poesie, namentlich seit dem Zeitalter des Augustus, erhielten dann die Inseln der Seligen oder das Elysium allerhand Ausschmückungen. Auch suchte man diese Inseln in der wirklichen Welt, im Westen jenseit der Säulen des Hercules im Atlantischen Ocean, und wollte sie in Inseln unsern der Westküste von Afrika gefunden haben. Neuere glaubten sie in den jetzigen Canarischen Inseln wiederzufinden. Eine Beschreibung gibt Muret im ersten Abschnitt des fünften Buchs seiner «Variae lectiones» (neue Ausg. von Wolf, Halle 1791).

Inseln des Stillen Oceans, s. Oceanien.

Inseln über dem Winde (oder Inseln im Winde) und **Inseln unter dem Winde**, s. unter Antillen.

Inselsberg, einer der besuchtesten Höhenpunkte des mittlern Deutschland, am Nordwestende des Thüringerwaldes, an der Grenze des preuß. Kreises Schmalkalden und des Herzogtums Gotha, ist 916 m [illegible]nd bietet eine weite Aussicht. Auf seinem [illegible]ehen ein Turm und zwei Gasthäuser.

[illegible]t, soviel wie Talg (s. d.).

Insensibel (lat.), unempfindlich, unempfänglich für äußere Einflüsse; davon: Insensibilität.

Inseparables (frz.) oder die Unzertrennlichen nennt man einige kleine Papageien, welche zur Gruppe Zwergpapagei (Psittacula) mit befiederten Wangen gehören und sich durch ihren großen Geselligkeitstrieb auszeichnen, sodaß sie in der Gefangenschaft nicht einzeln am Leben bleiben, sondern der Tod des einen gewöhnlich auch den Tod des andern nach sich zieht. Besonders werden der brasilianische Sperlingspapagei (Psittacus passerinus) und der Taubenpapagei (P. pullarius) wie noch einige andere Arten mit dem Namen der Unzertrennlichen belegt und in Menagerien öfters gezeigt. Die brasil. Zwergpapageien halten in Flügen von Tausenden zusammen und richten großen Schaden in den Maisfeldern an; eingefangen werden sie sehr zutraulich, dauern aber in der Gefangenschaft nicht lange aus.

Inserat ist die allgemeine Bezeichnung für alle gegen Bezahlung (Insertionsgebühren) in öffentliche Blätter, Zeitungen, Journale u. s. w. aufgenommene Mitteilungen, Bekanntmachungen und Anzeigen. Wenn dieselben vorzugsweise im Interesse des Einsenders (Inserent) geschehen und den Charakter des Angebots, der Empfehlung oder der Reklame tragen, so bezeichnet man sie als Annonce (s. d.).

Inserieren, einfügen, einschalten, besonders in öffentliche Blätter einrücken oder einrücken lassen.

Insertion, das Einrücken (Inserieren) lassen in öffentliche Blätter. — In der Anatomie bezeichnet man mit J. den Ansatz des Muskels an den zu bewegenden Knochen; in der Botanik die Stelle, an welcher ein Pflanzenteil einem andern angefügt ist. [Inserat.

Insertionsgebühren, s. unter Annonce und

Insessores, s. Nesthocker.

Ins Freie fallen, frei werden, bergmännische Bezeichnung für das Verhältnis, wenn ein Bergwerkseigentum oder Grubenfeld durch Aufgabe des Bergbaurechts besitzerlos wird.

Insgemein, in der Buchführung eine Rubrik für verschiedenartige Ausgaben, welche in keine der übrigen Rubriken passen.

Insidien (lat.), Hinterhalt, Nachstellung; insidiös, hinterlistig, ränkevoll.

Insignien (lat.) nennt man alle äußern Andeutungen der Macht und der Würde, des Standes, der Amtsgewalt und der Auszeichnung. Die J. der Könige bei den Römern waren die goldene Krone, der elfenbeinerne Stuhl und die mit Beilen ihnen vorangehenden 12 Liktoren, welche auch in der röm. Republik beibehalten wurden und hier die Konsuln, sowie die übrigen hohen Magistratspersonen begleiteten. Die J. der römisch-deutschen Kaiser waren die Reichskleinodien, bestehend aus einem vollständigen Ornat in Unter- und Obergewändern, einer breiten Stola, Strümpfen, Sandalen und Handschuhen, Krone, Scepter und Reichsapfel. Auch drei Schwerter, eine Lanzenspitze u. a. gehören dazu. Die einzelnen Stücke stammen aus verschiedenen Zeiten, die gemalten und gestickten Stoffe sind Arbeiten von Sarazenen auf Sicilien, so besonders der prächtige Mantel vom J. 1133. Diese Krönungsinsignien der frühern deutschen Kaiser werden gegenwärtig in der k. k. Schatzkammer zu Wien aufbewahrt (Hierzu eine Tafel: Insignien.)

INSIGNIEN.

1. Deutsche Kaiserkrone.

2. Reichsapfel.

3. Schwert.

4. Der römische Kaiser deutscher Nation in vollem Ornate.

5. Scepter.

6. Kaisermantel.

7. Sandale.

8. Kaiserliche Handschuhe.

9. Sandale.

Gegenwärtig bilden Krone und Scepter die J. der europ. Monarchen. Zu den J. der Ritterschaft gehören Helm und Schild (das Wappen), als J. der Heere sind Fahnen und Adler zu betrachten. Ebenso sind die Marschallsstäbe, der Stab des Lordmayors in London, die Roßschweife der türk. Paschas J. ihrer Würde. Die J. der hohen kath. Geistlichkeit bestehen in Pallium, Inful, Stab und Ring, für den Papst insbesondere noch in der Tiara, der dreifachen Krone. Die Hand ist J. der Gerechtigkeit und das Beil die der hohen Gerichtsbarkeit. Dem Begriff nach verschieden von J. ist das Symbol (s. d.).

Insinuation und **Insinuieren**, s. Zustellung. [salbern.

Insipid (lat.), unschmackhaft, abgeschmackt,

Inskription (lat.), Einschreibung, Inschrift; auch soviel wie Immatrikulation.

Insolation (lat.), Bestrahlung durch direktes Sonnenlicht; in der Medizin soviel wie Sonnenbad und Sonnenstich (s. d.); insolieren, der Sonne aussetzen, Körper an der Sonne trocknen; insolierte Körper, solche Körper, die dadurch einige Zeit selbstleuchtend werden.

Insolation (lat.) heißt im allgemeinen die Bestrahlung eines Körpers durch die Sonne. Die J. oder Bestrahlung der Erde von der Sonne und andererseits die Ausstrahlung der Wärme der Erde gegen den kalten Weltraum sind die Faktoren, von welchen die Temperaturverhältnisse an der Erdoberfläche und indirekt überhaupt alle meteorolog. Prozesse abhängen. Die Kenntnis der J. eines Ortes ist daher ein wichtiges Element für das Studium seines Klimas. Die Größe der J. läßt sich mittels Instrumente messen, die jetzt allgemein Aktinometer (s. d.) heißen, und die in verschiedener Weise zuerst (1838) von Herschel (er nannte sein Instrument Heliometer) und fast gleichzeitig von Pouillet (Pyrheliometer), dann in jüngerer Zeit von Crova, Waterston, Ericsson, Secchi, Violle, Stewart, Hirn, Langley (Bolometer) u. a. m. angeordnet worden sind. Mittels solcher Instrumente gewinnt man die Daten zur Berechnung der gesamten Strahlung der Sonne in einer bestimmten Zeit, ferner zur Ermittelung der Sonnenkonstante, d. i. der Anzahl von Wärmeeinheiten oder Calorien, welche 1 qcm Fläche von den senkrecht auffallenden Sonnenstrahlen an der obern Grenze der Atmosphäre der Erde in einer Minute empfängt, und endlich des Betrags der Sonnenstrahlen, die von der Erdatmosphäre absorbiert werden.

Zur Messung der Stärke der J. dienen auch im Sonnenlicht befindliche Maximumthermometer mit schwarzer Kugel im luftleeren Glasballon (s. beistehende Fig. 1). Die Maximumtemperatur eines solchen Instruments abgezogen von

Fig. 1.

der Angabe eines gewöhnlichen, möglichst gleichen Maximumthermometers mit blanker Kugel, welches unter sonst gleichen Umständen im Schatten liegt, gibt den größten Wert der J. für den Tag der Beobachtung. In neuerer Zeit hat man auch von Campbell erfundene und von Stokes verbesserte Sonnenschein-Autographen (Fig. 2) zur Messung der Dauer der J. Der Apparat besteht im wesentlichen aus einer kugelförmigen Glaslinse mit schalenförmig gebogenem Brett, in welches vermöge kräftiger J. ein Loch gebrannt wird.

Fig. 2.

Je senkrechter die Sonnenstrahlen den Erdboden treffen, desto kräftiger erfolgt die J. Dieselbe ist daher im Sommer und zur Mittagszeit am größten. Nach Violle beträgt die oben definierte Sonnenkonstante 2,5 Calorien, von welchen je nach den Verhältnissen des Sonnenstandes, des Dunstgehaltes u. dgl. m. 25—50 Proz. in der Atmosphäre absorbiert werden. Die verschiedenen Strahlen des Sonnenspektrums werden nicht in gleichem Maße von der Atmosphäre absorbiert, sondern je höher der Sonnenstand, desto mehr werden von den nach dem violetten Ende hin liegenden Strahlen, verglichen mit den Farben gegen das Rot hin, absorbiert. Es findet also in Bezug auf die verschiedenen farbigen Strahlen eine auswählende oder «selektive Absorption» statt. Wegen Dünnheit der Luft in den obern Regionen ist daselbst ihre Erwärmung durch Absorption gering, dagegen wird die direkte J. mächtig empfunden. In den untern Luftschichten wächst zwar die Absorption mit der Dichte der Luft, indessen erwärmen sich doch die untern Schichten vorzugsweise infolge der dunkeln Wärmestrahlen, welche der Erdboden reflektiert, nachdem er die Sonnenstrahlen absorbiert hat. Hierbei wirkt der Wasserdampf der Luft unterstützend mit, indem er die dunkeln Wärmestrahlen nicht durchläßt, sondern dieselben teils absorbiert, teils reflektiert. Letzteres auch dann, wenn der Wassergehalt der Luft in Form von Nebel und Wolken vorhanden ist.

Insolent (lat.), ungebührlich, unverschämt, frech; Insolenz, Unverschämtheit u. s. w.

In solidum, s. Solidarisch.

Insolubel (lat.), unlöslich.

Insolvenz (lat., d. i. Zahlungsunfähigkeit), s. Bankrott.

Insoziabel (lat.), unvereinbar, unverträglich, ungesellig.

In spe (lat.), in (der) Hoffnung, zukünftig.

In specie (lat.), insonderheit, im Einzelnen, auch in klingender Münze.

Inspectio (lat.), Besichtigung, Untersuchung; I. legalis, gerichtliche Untersuchung, namentlich

eines Leichnams; L. ocularis, Okularinspektion, richterlicher Augenschein (s. d.).

Inspektion (lat.), d. i. Inaugenscheinnahme, Prüfung, ob eine Sache in der vorschriftsmäßigen Ordnung sich befinde, daher auch eine zu diesem Zwecke bestellte Behörde, heißt besonders in der Heeresorganisation die obere Behörde gewisser Truppengattungen, welche bezüglich ihrer technischen Leistungen einer speziellen Aufsicht und Leitung bedürfen, wie Artillerie, Ingenieure und Pioniere, Jäger und Schützen. Auch die Festungen, das Militärbildungswesen und die Remontierung sind meist unter besondere Inspekteure gestellt. Inspizierung heißt daher die von einem höhern Vorgesetzten unternommene Besichtigung einer Truppe zur Prüfung ihres Materials und ihrer militärischen Leistungen.

Inspersion (lat.), Einstreuung, Bestreuung.

Inspiration (lat.), die Einatmung, im Gegensatz zur Exspiration, Ausatmung. (S. Atmung.)

Inspiration (lat.), d. h. Eingebung, eigentlich Einhauchung, heißt in der theol. Sprache eine übernatürliche Einwirkung des göttlichen Geistes auf den Menschengeist, durch welche der dieser Einwirkung Teilhaftige göttlicher Kundgebungen, Belehrungen u. s. w. teilhaftig wird. Es war eine Vorstellung des ganzen heidnischen und jüd. Altertums, daß nicht bloß Priester und Priesterinnen, sondern auch Weise, Künstler, Dichter mit der Gottheit im unmittelbaren Verkehr ständen und göttliche Mitteilungen empfingen. (S. Offenbarung.) Daher haben alle Religionsstifter beansprucht, daß sie für unmittelbar von Gott gelehrt gehalten würden. Auf solche unmittelbare göttliche Kundgebungen führten die hebr. Propheten ihre Reden und Aussprüche zurück, und das spätere Judentum betrachtete auch das Gesetz und sämtliche heiligen Schriften als von Gott eingegeben, eine Vorstellung, welche auch auf die neutestamentlichen Schriftsteller überging und später nach Feststellung einer neutestamentlichen Schriftsammlung vom Alten Testament auch auf das Neue übertragen wurde. Allmählich bildete sich so die Vorstellung aus, daß die biblischen Schriftsteller nicht bloß übernatürliche Mitteilungen und den Auftrag, sie niederzuschreiben, von Gott empfangen hätten, sondern daß auch die niedergeschriebenen Worte vom göttlichen Geiste eingegeben seien. Doch lehnte man seit Ende des 2. Jahrh. die ältere Ansicht ab, daß die Propheten und Apostel unbewußte und willenlose Werkzeuge des Heiligen Geistes gewesen seien. Die mittelalterliche Theologie hat diese Inspirationslehre festgehalten, ohne sie weiter zu bilden.

Eine neue Bedeutung erlangte sie erst für den ältern Protestantismus, welcher sich genötigt sah, der absoluten Unfehlbarkeit der päpstl. Kirche (s. Infallibilität) die nicht minder absolute Unfehlbarkeit des Bibelbuchstabens gegenüberzustellen, da man beiderseits in Sachen des Glaubens eine fixe und fertige, schlechthin unantastbare äußere Autorität verlangte, der Protestantismus diese aber nicht in der «Kirche», sondern nur in «Gottes Wort» erkennen zu dürfen überzeugt war. Infolge dieser wesentlich veränderten Stellung zur Schrift wurde auch die Inspirationslehre zu ihren äußersten Konsequenzen ausgebildet, während die röm. Kirche noch im Tridentinum bei den ältern schwankenden Bestimmungen darüber verharrte. Allerdings finden sich noch bei den Reformatoren, namentlich bei Luther und Zwingli, sehr freisinnige Äußerungen über die Schrift und über den Wert einzelner Bücher derselben, ja die luth. Theologie nahm sogar einen Anlauf zur Erneuerung der historisch-dogmatischen Bibelkritik. Aber wie schon Luther im Kampfe nicht bloß gegen Rom, sondern auch gegen Zwingli und die «Schwarmgeister» auch wieder auf dem Buchstaben der Bibel bestand, so mußte das allgemein prot. Verlangen nach «Reinheit der Lehre» und die Auffassung der Bibel als eines göttlich gegebenen Lehrcodex freiere Regungen bald genug in den Hintergrund drängen. Seit dem 17. Jahrh. bildete sich so das Lehrstück von der absoluten Untrüglichkeit des Bibelbuchstabens vollständig aus. Der Heilige Geist oder die dritte Person der Trinität ist hiernach nicht allein der primäre, sondern streng genommen der einzige Verfasser des Bibelbuchs, die menschlichen Schriftsteller nur seine «Hände und Federn». Der Heilige Geist hat diesen nicht etwa bloß die Gedanken eingegeben und den Ausdruck derselben vor Irrtum bewahrt, sondern er hat ihnen auch die Worte diktiert, daher alles Einzelne in der Schrift, nicht bloß alles Dogmatische, sondern auch alles Historische, Chronologische, Geographische, Naturgeschichtliche darin absolut irrtumslos und für den Glauben schlechthin verbindlich ist. Selbst das Vorhandensein grammatischer und stilistischer Ungenauigkeiten und die Möglichkeit des Eindringens falscher Lesarten wurde geleugnet. Als die fortschreitende Forschung in den Bibelhandschriften zahllose Varianten, die philol. Betrachtung auch allerlei Verschiedenheiten des Stils, namentlich im Neuen Testament, im Vergleich mit der klassischen Gräcität viele Spuren einer schon gesunkenen Sprache entdeckte, hatten die Orthodoxen schwere Mühe, sich mit diesen Thatsachen zurechtzufinden. Einmal durchlöchert, ging die altprot. Inspirationslehre Schritt für Schritt ihrer Auflösung entgegen.

Schon die Socinianer und Arminianer hatten die I. auf die Bewahrung der biblischen Schriftsteller vor jedem Irrtum beschränkt; Georg Calixtus (s. d.) wollte die positive I. nur auf Mitteilung der zur Erlösung notwendigen Wahrheiten beziehen und hielt im übrigen ebenfalls die negative Bewahrung vor Irrtum für ausreichend. Seit dem 18. Jahrh. mehrten sich die Angriffe auf die Inspirationslehre. Die Eigentümlichkeit der biblischen Schriftsteller macht sich nicht nur im Stil, sondern auch in der Auffassung und Darstellung bis ins einzelnste bemerklich. Außer den einander vielfach widersprechenden und sonst unglaubhaften geschichtlichen Berichten, ihrem teilweise sagenhaften, teilweise tendenziösen Charakter zeigte sich auch noch im Neuen Testament eine Mehrheit von zum Teil einander ausschließenden Lehrweisen und eine durchgängige Abhängigkeit der religiösen Vorstellungsform von der Weltanschauung und den Bildervoraussetzungen des Altertums. Hierzu kam endlich die litterarhistor. Kritik, welche in weit umfassenderm Grade denn je von der durchgängigen Echtheit der biblischen Bücher Abzüge machte und die geschichtliche Entstehung derselben rein menschlich zu erklären wußte. Die moderne Orthodoxie hat die meisten dieser wissenschaftlichen Ergebnisse geleugnet und jede Anwendung der histor. Kritik auf das «göttliche Wort» als einen Frevel am Heiligtum von sich gewiesen. Dennoch ist auch sie durchgängig von dem ungläubigen Zeitgeiste ab-

steckt, indem sie die altorthodoxe Inspirationslehre als unhaltbar bezeichnet und dafür einer geistigern Auffassung sich rühmt, die jedoch nichts ist als eine Erneuerung der von den Vätern der Orthodoxie als häretisch abgewiesenen Ansicht Calixts. Gibt man einmal bei der Entstehung der Bibel auch eine menschliche Seite zu, so muß man auch die Möglichkeit menschlichen Irrtums und ebendamit das Recht der Kritik, welcher sich keine äußern Schranken ziehen lassen, zugestehen. Die freie Theologie der Gegenwart hat den Begriff der J. auf die religiöse Begeisterung zurückgeführt, die bleibende Bedeutung der Schrift aber in ihrem spezifisch religiösen Gehalte gesehen. Sofern im geschichtlichen Christentum die Idee der vollkommenen Religion thatsächlich verwirklicht ist, besitzen wir in den biblischen Schriften die Urkunden über deren geschichtliche Begründung, wie dieselbe im Alten Testament vorbereitet, im Neuen Testament aber vollends offenbart worden ist. Eben darum ist der religiöse Inhalt der Schrift «Gottes Wort», d. h. Gesetz und Evangelium, welche in ihrer untrennbaren Zusammengehörigkeit die Ordnung der vollkommenen Erlösungsreligion darstellen.

Inspirationsgemeinden, s. Inspirierte.

Inspirieren (lat.), einem etwas einhauchen, einflößen, eingeben. (S. Inspiration.)

Inspirierte oder Inspirationsgemeinden. Als bald nach 1700 die Camisarden (s. d.) in den Cevennen durch die Gewalt der Waffen ausgerottet oder unterworfen wurden, retteten sich einige ihrer Anführer und Propheten durch die Flucht. Sie kamen 1706 nach London und wandten sich 1711 nach den Niederlanden und nach Deutschland. Sie gründeten in Halle und Berlin rasch wieder verschwindende Gemeinden, gewannen dagegen bleibenden Einfluß in der Wetterau. Ihre Anhänger, welche eigene Gemeinschaften bildeten, hießen J., weil sie sich fortgehender Eingebungen (Inspirationen) des Heiligen Geistes rühmten. In der Lehre stimmten sie mit der evang. Kirche im wesentlichen überein, verwarfen nur deren äußere Ordnungen, vor allem das Predigtamt und die Sakramente. Als Häupter der J. in der Wetterau traten vor allen mehrere Separatisten aus Schwaben hervor: Eberhard Ludwig Gruber (1665—1728) in Himbach, früher Repetent in Tübingen und Pfarrer bei Göppingen, Johann Friedrich Rock (1678—1749), gräflich Isenburgischer Hofsattler in Himbach, und Ernst Christoph Hochmann von Hochenau (1670—1721) in Schwarzenau bei Berleburg. Am 4. Juli 1716 gaben die J. sich zu Büdingen ihre Verfassung, nämlich «die 24 Regeln der wahren Gottseligkeit und heiligen Wandels», und gründeten in den Rheinlanden und in benachbarten Ländern eine Anzahl von Gemeinden. Allmählich aber ließ die Begeisterung nach, viele waren seit 1725 nach Germantown in Pennsylvanien übergesiedelt, andere schlossen sich den Herrnhutern an, und die J. schienen verschwunden zu sein. Erst 1816 erstand ihnen in dem straßburger Schneider Michael Krausert ein neues Werkzeug, worauf um 1820 zahlreiche fast vergessene Gemeinden im Elsaß, in der Pfalz und in der Wetterau wieder hervortraten. Wegen staatlicher Bedrückung wanderten 1841 die meisten J. nach Amerika aus, wo sie in Ebenezer bei Buffalo eine blühende, in teilweiser Gütergemeinschaft lebende Kolonie begründeten. Auch in Canada und Jowa haben sie Niederlassungen begründet. Vgl. M. Göbel, «Geschichte der wahren Inspirationsgemeinden» (in der «Zeitschrift für histor. Theologie», 1854—57).

In spiritualibus (lat.), in geistlichen Angelegenheiten. [davon Inspektion (s. d.).

Inspizieren (lat.), besichtigen, beaufsichtigen;

Installation (mittellat.) nennt man die Einweisung in ein Amt, besonders in ein geistliches, und zwar an dem Orte, wo der Berufene seine Wirksamkeit äußern soll.

Instant (lat.), Bittsteller, Ansucher.

Instanz (lat., von instare, bei etwas bestehen, eine Sache verfolgen) bezeichnet die Gerichte in ihrer stufenweisen Über- und Unterordnung. (S. Gericht, Gerichtsbarkeit.) Absolutio ab instantia, «Entbindung von der J.», Endigung des Prozesses ohne ein entscheidendes Urteil in der Sache selbst. (S. Urteil.)

In statu quo (lat.), in dem Zustand, in welchem (sich etwas befindet), im gegenwärtigen Zustande.

Instaurieren (lat.), wieder in Stand setzen, wieder aufrichten, erneuern; davon: Instauration.

Inster, ein rechter Nebenfluß des Pregel in Ostpreußen, Regierungsbezirk Gumbinnen, der durch seinen Zusammenfluß mit der Pissa und der Angerapp den Pregel entstehen läßt.

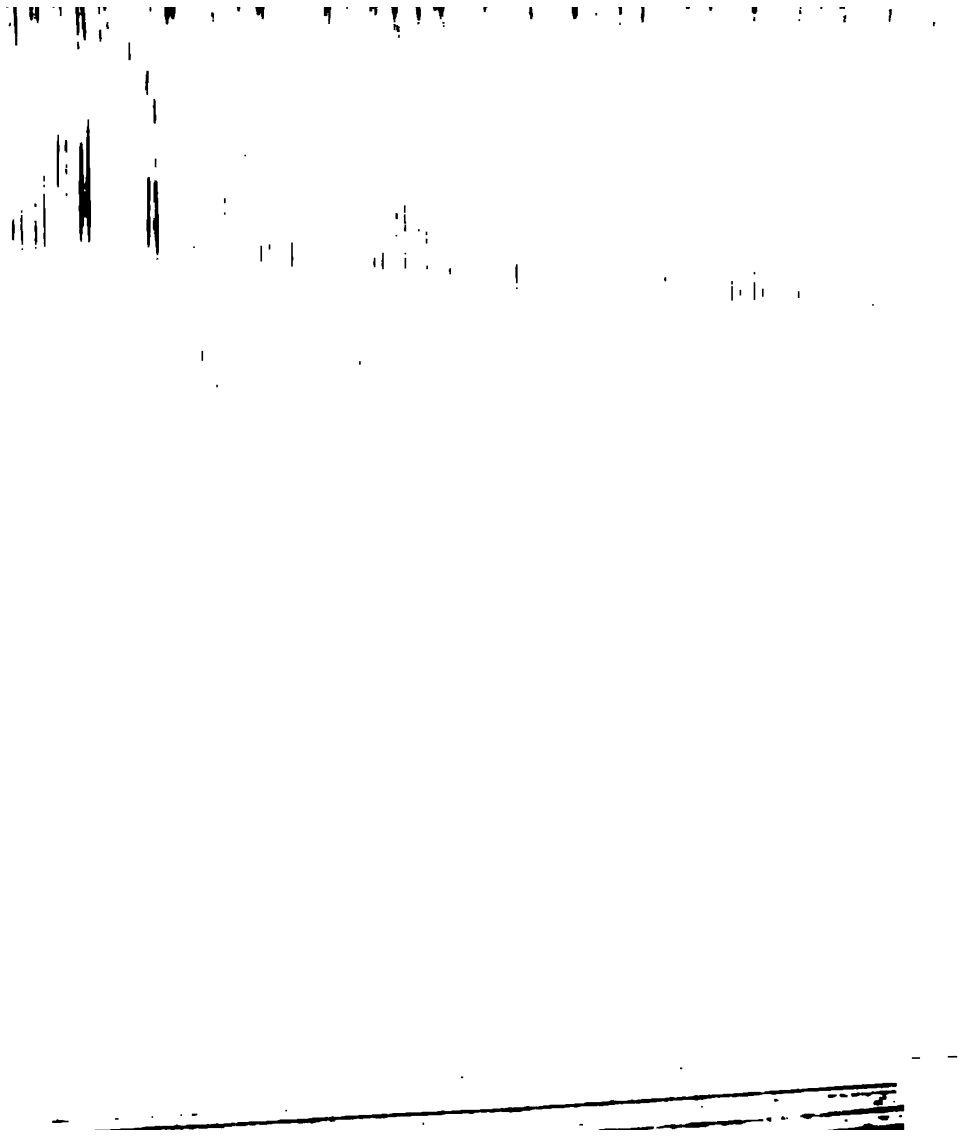
Insterburg, Kreisstadt und Garnisonsort im ostpreuß. Regierungsbezirk Gumbinnen, 90 km östlich von Königsberg, an der Angerapp und Inster, welche sich hier zum schiffbaren Pregel vereinigen, freundlich gelegen, Station der Linien J.-Memel-Königsberg-Eydtkuhnen, J.-Lyck, Thorn-J. der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Land- und Amtsgerichts, eines Landratsamts, einer Handelskammer und einer Reichsbankkommandite, hat ein Schloß, zwei evang. Kirchen, ein Gymnasium mit Realgymnasium, eine höhere Töchterschule, eine Fortbildungsschule, eine Provinzialstrafanstalt, ein bedeutendes Landgestüt, eine landwirtschaftliche Versuchsstation und zählt (1880) 18745 meist prot. E. J. treibt bedeutenden Handel mit Getreide, Flachs u. dgl. Zahlreiche Genossenschaften, darunter der Vorschußverein mit einem Umsatz von nahezu 30 Mill. Mark, unterhalten ein reges gewerbliches Leben. — J. ist als Schloß vom Deutschen Orden erbaut worden, war eine Komturei und wurde 1317 in eine Pflege verwandelt. Nachdem 1525 die Pflege aufgehoben und J. der Sitz eines Amts geworden war, wurde der Ort 1583 zur Stadt erhoben.

Der Kreis Insterburg zählt 1200 qkm mit (1880) 71349 meist prot. E.

Instigieren (lat.), anreizen, anstiften, aufhetzen; instigante diabolo, auf Anreizung des Teufels; Instigation, Anreizung u. s. w.

Instillation (lat.) oder Einträufelung, in der Medizin die tropfenförmige Anwendung von Flüssigkeiten auf kranke Körperstellen, ist namentlich bei Krankheiten der Augen und des Gehörorgans üblich und wird meist vermittelst besonderer Vorrichtungen (Glasstäbchen, Tropfenzähler u. dgl.) ausgeführt.

Instinkt (lat.) oder Naturtrieb nennt man bei tierischen Wesen jeden bewußtlosen und unwillkürlichen Antrieb ihrer Thätigkeit. Er äußert sich teils im Begehren oder Vermeiden, teils im Schaffen oder Zerstören u. dgl. Der J. ist meist angeboren, da er sich oft sogleich mit dem Dasein eines



es bestand aus folgenden Akademien: Académie française, Académie des inscriptions et belles-lettres, Académie des sciences, Académie des beaux-arts. Durch Ordonnanz vom 26. Okt. 1832 wurde die 1803 eingegangene Klasse für die moralischen und polit. Wissenschaften, die Académie des sciences morales et politiques, als eine fünfte Akademie mit zuerst nur 30 Mitgliedern wiederhergestellt.

Die Académie française, welche noch immer ihre ursprünglichen Statuten besitzt und aus 40 Mitgliedern besteht, hat die Bestimmung, die Sprache zu reinigen und festzustellen, die Schwierigkeiten derselben zu erläutern und den Charakter und die Grundsätze derselben aufrecht zu erhalten. Ihre gewöhnlichen Arbeiten bestehen daher in Debatten über alles, was auf Grammatik, Rhetorik und Poetik Bezug hat; ferner in kritischen Bemerkungen über die Vorzüge und Mängel der franz. Schriftsteller und in Vorarbeiten für Musterausgaben von franz. Klassikern und besonders für die Abfassung eines Wörterbuchs, welches bei linguistischen Streitigkeiten die höchste Instanz vertritt.

Die Académie des inscriptions et belles-lettres trägt den Namen der alten seit dem 16. Juli 1701 bestehenden Körperschaft, die 1663 gegründet wurde, nicht um Inschriften zu erklären, sondern um dieselbe für Ludwig XIV. zu machen. Sie entstand aus einer Kommission von vier Mitgliedern der Académie française, und hieß La petite Académie. Ihre Aufgabe wurde bald diejenige, die sie noch heute ist, sich vorzugsweise mit der Geschichte und Altertumswissenschaft, mit dem kritischen und philol. Studium der Sprachen des klassischen Altertums, des Morgenlandes und Mittelalters, zu beschäftigen, sowie mit der Erläuterung der Urkunden und Quellen für die Geschichte, insbesondere Frankreichs. Unter den von ihr herausgegebenen Werken sind außer den «Mémoires» noch besonders hervorzuheben die «Collection de notices et extraits des manuscrits de la bibliothèque royale et d'autres bibliothèques publiques» und die große, von den Benediktinern der Kongregation von St.-Maur begonnene «Histoire littéraire de la France». Sie besteht aus 40 ordentlichen, 10 freien Mitgliedern (Membres libres), 8 Associés étrangers, die das Recht haben, sich Membres de l'Institut zu nennen, und 50 Korrespondenten. Wie die Französische Akademie, hat sie keine Sektionen.

Die Académie des sciences zerfällt in 11 Sektionen (Geometrie, Mechanik, Astronomie, Geographie und Schiffahrt, allgemeine Physik, Chemie, Mineralogie, Botanik, Ökonomie, Anatomie und Zoologie, Medizin und Chirurgie) mit zusammen 66 ordentlichen, 10 freien Mitgliedern, 2 immerwährenden Sekretären (78 Mitgliedern), 8 fremden Associés, 100 Korrespondenten. Sie ist die Fortsetzung der berühmten von Colbert 1666 gestifteten alten gleichnamigen Gesellschaft. Sie gibt heraus: 1) die Protokolle ihrer Sitzungen, 2) die Sammlung ihrer Mémoires, 3) eine Sammlung der von verschiedenen Gelehrten überreichten Mémoires.

Die Académie des beaux-arts ersetzt die vom Maler Lebrun 1648 gestiftete, 1655 patentierte, und 1664 von Colbert eingerichtete Académie de peinture et de sculpture, sowie die von demselben Staatsmann 1671 gestiftete Académie d'architecture. Sie besteht aus 5 Sektionen mit 40 ordentlichen, ferner 10 freien Mitgliedern, 1 Secrétaire perpétuel (51) und 10 Associés étrangers, sowie aus einer unbestimmten Zahl von Korrespondenten. Ihr liegt es besonders ob, die Aufgaben zu stellen, die Programme abzufassen und als Schiedsrichter aufzutreten für die jährlichen Prix de Rome in der Malerei, Bildhauerei, Baukunst, Kupferstecherei und musikalischen Komposition; die ersten Preisträger werden Zöglinge der franz. Académie de Rome. Sie gibt unter andern das «Dictionnaire général des beaux-arts» heraus.

Die Académie des sciences morales et politiques zählt laut Dekret vom 15. April 1855 40 ordentliche, 6 freie Mitglieder, 1 Secrétaire perpétuel (47 Mitglieder), 6 auswärtige und 45 Korrespondenten und zerfällt in 6 Sektionen: Philosophie; Moral; Gesetzgebung, Staatsrecht und Jurisprudenz; Nationalökonomie und Statistik; allgemeine Geschichte und Geschichtsphilosophie; Politik, Administration und Finanzen.

Es gibt somit 266 franz. und 22 fremde Mitglieder des Institut de France. Jede dieser fünf Akademien bildet eine Körperschaft für sich; eine jede hat ihre wöchentliche und ihre Jahressitzung, jede einen oder auch zwei ständige Sekretäre. Doch bildet der Komplex wiederum eine besondere Korporation, deren Interessen durch bestimmte, aus den fünf Akademien gebildete Kommissionen überwacht werden. Das Institut de France hat vier trimestrielle und eine feierliche Jahressitzung am 25. Okt. Die ordentlichen Mitglieder erhalten 1200 Frs. Indemnität und Präsenzgelder, die freien Mitglieder nur die letztern; sie tragen bei feierlicher Gelegenheit eine Uniform (schwarz mit grüner Stickerei), zu deren Anlegung auch die auswärtigen Mitglieder befugt sind.

Institutionen (lat., d. i. Belehrungen, Erörterungen, dann Einrichtungen) nennt man vorzugsweise einen Teil des Corpus juris (s. d.), welcher eine encyklopädistische Übersicht des Römischen Rechts (s. d.) enthält und, obgleich zunächst zur Einleitung in das Rechtsstudium bestimmt, Gesetzeskraft hat. Die J. wurden unter Justinian im J. 533 durch die Gesetzgebungskommission mit Benutzung des gleichnamigen Lehrbuchs des Gaius (s. d.) ausgearbeitet.

Im kirchenrechtlichen Sinne ist Institution die Übertragung eines kirchlichen Amtes durch den geistlichen Obern, falls sein der Regel nach freies Verleihungsrecht beschränkt ist. Institutio collativa nennt man speziell die Verleihung eines dem Patronatrecht unterworfenen Beneficiums, institutio canonica die des Papstes bei Ämtern, für welche Landesherren ernennen. Die J. gibt ein Recht auf das Amt, die mit demselben verbundenen Befugnisse und den Besitz desselben. Der letztere wird indessen erst erworben durch Einweisung, für welche gleichfalls die Bezeichnung institutio (corporalis) üblich ist. [weisen, vorschreiben.

Instradieren (ital.), den Weg, die Route an-

Instruktion (lat.) ist soviel als Belehrung, Unterricht, Anweisung; dann bezeichnet es aber auch die Verhaltungsvorschriften, die dem Bevollmächtigten von den Vorgesetzten gegeben werden. Instruktor bezeichnet einen Lehrer, vornehmlich bei einem Prinzen, zum Unterschied von den eigentlichen Erziehern desselben.

Instruktion. Nach der preuß. Prozeßordnung von 1781 und der darauf beruhenden Allgemeinen

Gerichtsordnung für die preuß. Staaten war der Richter verpflichtet, von Amts wegen den Civilprozeß vollständig zu «instruieren», selbst die Prozeßmaterialien zu sammeln, die erheblichen Thatsachen durch eigene Untersuchung aufzuklären, alle dazu nur irgend vorhandenen Mittel anzuwenden und zu erschöpfen. Dieser Grundsatz ist bereits durch die preuß. Gesetzgebung mit der Verordnung vom 21. Juli 1846 wieder verlassen worden. Das Gegenteil besagt die sog. Verhandlungsmaxime, welche wie den frühern gemeinen so den heutigen deutschen Prozeß beherrscht.

Instruktionsmaxime, s. u. Verhandlung.

Instrument, juristisch soviel wie Urkunde; Instrumentszeugen, die bei Errichtung einer Urkunde zugezogenen Urkundspersonen. (S. Urkunde.)

Instrument (lat.) heißt im allgemeinen ein Werkzeug, welches zu wissenschaftlichen, künstlerischen oder technischen Zwecken dient, daher man von mathematischen, astronomischen, physikalischen, chirurgischen und andern J. spricht. Insbesondere aber in der Musik hat das Wort Heimatsrecht erlangt, weil sich das J. hier gleichsam in ein lebendiges, an Sprache und Ausdruck eigentümliches Wesen verwandelt.

Musikalische Instrumente nennt man alle Werkzeuge, Körper und Maschinen, die zur Klangerzeugung verwendet werden. Nach den verschiedenen Weisen, wie sie intoniert, d. h. zum Erklingen gebracht werden, lassen sie sich in drei Klassen teilen: in Saiten-, Blas- und Schlaginstrumente. Die Saiteninstrumente teilt man wieder in Streich- oder Bogeninstrumente und in harfenartige, die Blasinstrumente in Holz- und Messinginstrumente ein. Eigentlich gibt es nur zwei Arten der Tonerzeugung; entweder ist ein in Schwingung gesetzter fester, elastischer Körper oder ein gebrochener Luftstrom das tongebende Element. Als klingende Körper können die verschiedenartigsten Stoffe in sehr verschiedenartiger Form und Anwendung dienen, z. B. Metall- und Darmsaiten, Holz- und Metallblättchen oder Zungen, gegerbte Tierfelle, Glas- und Metallglocken u. s. w., die wiederum entweder durch Reibung, wie Violon, Violoncello, Bratsche, Violine, Gambe und Harmonika, oder durch Reißen, wie Harfe und Guitarre, oder durch Schlagen mit Hammer oder Klöppel, wie Pianoforte, Hackebrett, Pauken und Tamtam, oder durch Wind, wie Oboe, Klarinette, Fagott, Physharmonika und die Zungenwerke in der Orgel, zum Erklingen gebracht werden. Von der zweiten Art sind nur wenige Blasinstrumente, nämlich die Flöte, die Schnabelflöte (flûte douce), das Flageolet, der Czakan und alle Labialstimmen der Orgel. Trompete, Horn und Posaune rechnet man in der Regel zur ersten Gattung. Ob aber wirklich die Lippen des Bläsers, wie bei den Zungenstimmen, und nicht vielmehr der durch sie gepreßte Luftstrom, wie bei den Labialstimmen, das eigentliche Agens sei, ist noch zu erweisen. Die ältesten, schon bei den Ägyptern, Hebräern und Griechen bekannten J. waren harfen- und zitherartige Saiten-, sowie flöten- und trompetenartige Blasinstrumente. Geigeninstrumente mit Bogen waren den Alten unbekannt und wurden seit dem frühen Mittelalter in reichster Mannigfaltigkeit ausgebildet. Spätern Ursprungs sind Fagott und Oboe; die Klarinette wurde erst um 1690 erfunden. Die Klavierinstrumente verdanken ihren Ursprung (vor dem J. 1500) nicht bloß dem Versuche, das ältere Hackebrett mit einem bequemen Mechanismus zu versehen, sondern vornehmlich dem Bestreben, ein passendes Instrument für freie accordliche, nicht contrapunktische Harmonie zu gewinnen. Gleichzeitig oder ein wenig früher ist die endliche Vervollkommnung der Orgel zu setzen, obwohl die ersten Anfänge ihrer Erfindung in die vorchristl. Zeit hinaufreichen. Von den zahlreichen neuerdings erfundenen J. hat nur die Physharmonika eine große Verbreitung gefunden. – Über die genannten musikalischen J. vgl. die einzelnen Artikel.

Instrumentālis, grammatikalischer Casus (s. d.), zur Bezeichnung des Mittels oder Werkzeugs, existiert noch z. B. in den slaw. und litauischen Sprachen.

Instrumentalmusik heißt alle durch bloße Instrumente ausgeführte Musik, im Gegensatze zur Vokalmusik, deren Darstellungsmittel die menschliche Stimme ist. Im Ursprunge ist die J. mit der Gesangmusik gleich alt und hat sich auch derselben zur Seite gehend entwickelt, ihre volle Selbständigkeit in allen Gattungen aber erst erlangt, nachdem der Kunstgesang seinen Höhepunkt erreicht oder bereits überschritten hatte. In Verbindung mit dem Gesange nimmt die J. die Form der Begleitung an; hier ist sie nicht das erste, sondern das zweite, was aber seit Beethovens 9. Symphonie vielfach verkannt wird. Vom 16. bis zur Mitte des 18. Jahrh. haben sich die Italiener um die Ausbildung der J. die größten Verdienste erworben. Im 17. Jahrh. traten die Franzosen hinzu; vom 18. an besonders die Deutschen, die zunächst in allem, was die Orgel betraf, und dann seit Haydn in der selbständigen Kammer- und Orchestermusik das Höchste erreichten. (S. Musik.)

Instrumentation, Instrumentierung, die Anordnung der Instrumente (Tonwerkzeuge) in Instrumentaltonstücken oder Vokalstücken mit Instrumentalbegleitung. Man gebraucht den Ausdruck sowohl in Bezug auf ein einzelnes Instrument, als auch, und zwar vorzugsweise, auf die gleichzeitige Verwendung einer Mehrheit verschiedener Instrumentengattungen. Die J. eines mit verschiedenen Instrumentengattungen besetzten Tonstücks verlangt, neben der charakteristischen Verwendung jedes einzelnen Instruments, ebenso charaktervolle als wohlklingende Kombinationen aller in dem Stücke vorkommenden Instrumente. Man kann die J. eines Tonsatzes als eine von der eigentlichen Erfindung und Anlage desselben gesonderte Beschäftigung ansehen, doch muß bei allen guten Tonstücken die J. so natürlich und charakteristisch erscheinen, als gehörten der Tongedanke und seine instrumentale Umkleidung ursprünglich zusammen. Zur J. wird vorausgesetzt: genaue Kenntnis der spezifischen Charaktereigentümlichkeiten, des Umfangs, der Klangfarbe, Technik und Notirungsart eines jeden Instruments; ferner sorgfältiges Studium der aus Mischung verschiedener Instrumentengattungen und Arten hervorgehenden Klangwirkungen. Kenntnis hiervon ist vorzugsweise aus den Partituren der Meisterwerke und aus Vergleichung derselben mit der Wirkung in den Aufführungen zu schöpfen. Die J. gestaltet sich verschieden je nach der Zusammensetzung der benutzten Instrumente. In dieser Hinsicht findet unter den Tonwerken verschiedener Zeiten ein großer Unterschied

statt, welcher bei der Aufführung sorgfältig bewahrt werden muß. Die J. findet man in sämtlichen Lehrbüchern der Komposition behandelt. Vom rein modernen Standpunkte schrieb Berlioz seine «Traité d'instrumentation» (Par. 1844). Vgl. Gaßner, «Partiturkenntnis» (2. Aufl., 2 Bde., Karlsr. 1842—43); Prout, «Elementar-Lehrbuch der J.» (deutsch von Bachur, Lpz. 1879).

Instrumentzeugen, s. Instrument (juristisch).

Insubordination (neulat.), Ungehorsam gegen den Vorgesetzten, namentlich Verletzung der Pflichten der militärischen Unterordnung. (S. unter Subordination.)

Insubrer, das bedeutendste der keltischen Völker, die seit dem 6. Jahrh. v. Chr. von dem transalpinischen Gallien aus die Alpen überschritt und die Etrusker aus dem transpadanischen Niederlande verdrängte. Die J. siedelten sich zwischen den Flüssen Tessin und Oglio an; ihr Hauptort wurde Mediolanium (Mailand). Mit den Römern begannen ihre Zusammenstöße, als sie 226 und 225 v. Chr. die Bojer bei deren Angriff auf Etrurien unterstützt hatten, und nun jene im J. 224 nach Eroberung des bojischen Gebiets den Po erreichten. Der Kampf, den im J. 223 Gajus Flaminius gegen die J. eröffnete, wurde 222 durch M. Claudius Marcellus und Gnäus Cornelius Scipio, welcher letztere Mediolanium erstürmte, zu Gunsten der Römer entschieden. Der Ausbruch des zweiten Punischen Kriegs und (218) Hannibals Ankunft in Oberitalien riß die J. noch einmal zum Aufstand gegen Rom fort. Erst nach längern neuen Kämpfen, die 199 v. Chr. begannen, fügten sich die J. seit 196 v. Chr. bleibend unter die röm. Suprematie.

In succum et sanguinem vertĕre (lat.), in Saft und Blut umwandeln, ganz in sich aufnehmen, sich zu eigen machen.

Insuffizienz, in der Medizin die Schlußunfähigkeit der Herzklappen. (S. unter Herzfehler.)

Insufflation (lat.), in der Medizin das Einblasen pulverförmiger Heilmittel in gewisse Körperhöhlen (Kehlkopf, Nasenhöhle u. a.).

Insufflationssystem, s. unter Ventilation.

Insula (lat., Insel), im alten Rom Bezeichnung für ein Haus ohne Vorhof und Nebengebäude oder für mehrere derartige Häuser, sofern sie einem Besitzer gehörten; die I. wurde im Gegensatz zur domus, dem herrschaftlichen Hause, entweder im ganzen oder stockweise an minder bemittelte Leute vermietet. Die Aufsicht über eine I. führte ein Sklave, der Insularius, welcher auch das Miet-geld einkassierte.

Insultieren (lat.), gröblich beleidigen, beschimpfen, verhöhnen; Insult, Insultation, beleidigender Angriff, Hohn, Beschimpfung.

In summa (lat.), im Ganzen, zusammengenommen, mit einem Wort.

Insurgieren (lat.), in Masse sich gegen eine herrschende Macht erheben, auch transitiv: zum Aufstand reizen; Insurgent, Aufständischer; früher auch ein Mitglied der ungar. Landmiliz. (S. unter Insurrektion.)

Insurrektion oder Aufstand ist eine Volkserhebung, welche die Beseitigung einer bisher bestehenden Regierung oder Verfassung bezweckt. Durch diese politische und vom Standpunkt des Strafrechts aus hochverräterische Tendenz unterscheidet sich die J. von einem Aufruhr, d. h. einer tumultuarischen Widersetzlichkeit gegen Anordnungen oder Handlungen der Obrigkeit, und von einem bloßen Auflauf, d. h. einer öffentlichen Zusammenrottung. — In Ungarn hieß bis zu den Ereignissen von 1848 J. das allgemeine Aufgebot des Reichsadels zur Verteidigung der Grenzen, was bei dringenden Gefahren vom König ausging, wo dann jeder Adelige verbunden war, in Person bewaffnet im Felde zu erscheinen, wie z. B. 1809 bei Raab gegen Eugène Beauharnais.

In suspenso (lat.), schwebend, unentschieden, im Ungewissen, in Zweifel.

Intabulation (neulat.), Einfassung mit Tafelwerk, Vertäfelung; auch Eintragung in die «Tabellen», namentlich des Hypothekenbuchs.

Intaglio, s. unter Gemme.

Intakt (lat.), unberührt, unverletzt, frisch.

Intaphernes (altpers. Vindafrana) war einer der sechs Perser, die mit Darius vereint den falschen Smerdis, den Magier Gaumata töteten. J. soll, nach Herodot, im Kampfe mit dem Usurpator ein Auge verloren haben. Nach desselben Geschichtschreibers Angabe soll er auch bald nach Darius' Thronbesteigung mit fast allen seinen Söhnen und Hausgenossen getötet worden sein, weil er mit Gewalt in den Palast habe dringen wollen, wobei er den ihm widerstehenden Wächtern Nasen und Ohren abgehauen habe. Der Gattin sei auf ihr Flehen das Leben eines von ihr zu wählenden Verwandten zugestanden worden; sie habe ihren Bruder bezeichnet, weil sie diesen nach dem Tode ihrer Eltern nicht ersetzen, dagegen später mit einem andern Gatten andere Kinder haben könne. Der König habe aus großer Gnade noch den ältesten Sohn freigegeben, die andern aber töten lassen. Dieselbe Sage findet sich auch anderswo im Orient verbreitet. Die Inschrift von Bisutun bestätigt glänzend Herodots Angabe insofern, als sie unter den sechs Verschworenen wirklich den J., Sohn des Hospares (Vaŋaspāra) nennt; sie empfiehlt aber J., wie seine Genossen und deren Familien, dem Wohlwollen der Nachfolger des Königs. Da der Text mindestens zehn Jahre nach Darius' Thronbesteigung verfaßt ist, J. also noch lange nachher gelebt hat, mag die von Herodot erzählte Geschichte auf einer Sage beruhen.

Intarsia (Intarsiatūr, ital.), Bezeichnung für die künstlerische Einlage von Holz in Holz, im Unterschied von Mosaik als Zusammensetzung von Steinen, sowie im Unterschied von Tauschierarbeit als der Einlage eines Metalls in ein anderes. Man legte ein helleres Holz in ein dunkleres, oder umgekehrt, färbte auch später die Hölzer. Die Arbeit war in früherer Zeit vorzugsweise italienisch, und zwar fällt die Blüte in das 15. Jahrh., in die Zeit der Frührenaissance. Aus dieser Epoche sind noch viele und schöne J. erhalten, zumal in den Kirchen an den Chorstühlen, so z. B. im Chor der Kirche Santa-Maria Novella in Florenz. Diese Beispiele sind meistens ornamental gehalten. Als aber die Kunst in das 16. Jahrh. hinüberging, erweiterte sie sich nach Gegenstand und Anwendung. Sie bedeckte nun Möbelstücke, insbesondere Kabinettkästen mit bildlicher Darstellung, mit Architekturen, Landschaften und auch Figuren. So wurde sie am Ende des 16. und im 17. Jahrh. alsdann auch in Augsburg, Nürnberg, am Rhein und in Holland geübt, und als sich unter Ludwig XIV. die franz. Kunstindustrie erhob, fand sie in Paris als

Marqueterie einen blühenden Sitz, den sie im ganzen 18. Jahrh. behauptete. Selbst in den Empirestil ging sie hinüber und hat in den letzten Jahrzehnten unter dem zweiten Kaiserreich erneuerten Aufschwung genommen. Die spezifisch franz. Phantasie- und Luxusmöbel im Stil Ludwigs XV. und Ludwigs XVI. haben diesen Schmuck vor andern bevorzugt. Neuerdings werden Intarsien oder Marqueteriearbeiten, sowohl für Möbel als auch für Lambris (Täfelwerk einer Wand), auch in England mit großer Feinheit und Vollendung verfertigt, während die deutsche Kunstindustrie statt dessen die geschnitzte Arbeit begünstigt.

Intarsiatür, s. Intarsia.

Intĕger vitae scelerisque purus (lat.), «Der im Lebenswandel Unbescholtene und von Schuld Reine», Citat aus Horaz' «Oden» (I, 22, 1).

Integrāl (neulat.), ein Ganzes ausmachend, für sich bestehend, als Substantiv eine Art holländ. Staatspapiere, als integrierende Teile der Staatsschuld.

Integralrechnung heißt derjenige Teil der Infinitesimalrechnung oder höhern Analysis, welcher aus einer gegebenen Gleichung zwischen den Differentialen zweier oder mehrerer veränderlicher Größen eine Gleichung zwischen diesen Größen selbst auffinden lehrt. Das Integral eines gegebenen Differentials ist diejenige Funktion einer oder mehrerer veränderlicher Größen, durch deren Differentiation jenes Differential entsteht; es wird durch das dem Differential vorgesetzte Zeichen $\int$ bezeichnet. Z. B. $\int x^5 dx = \frac{1}{6}x^6 + y$, wenn y von x nicht abhängt, sodaß besondern Werten y (der Integrationskonstante) partikuläre Integrale des gegebenen Differentials entsprechen. Von besonderer Wichtigkeit ist das bestimmte Integral einer gegebenen Differentialformel, welches abhängt von der Untergrenze, von der Obergrenze und von den Konstanten (Parametern) der Formel, und deshalb die Quellen der transscendenten Funktionen erschließt. Die zu integrierenden Differentialgleichungen betreffen entweder Differentiale oder partiale Differentialquotienten erster oder höherer Ordnung. Die J. wurde, wie die Differentialrechnung, zuerst um 1666 in England von Newton und nicht lange nachher in Deutschland von Leibniz, dem die Schöpfungen Newtons nicht unbekannt geblieben waren, erfunden und seitdem insbesondere durch Bernoulli, Euler, d'Alembert, Lagrange, Gauß, Abel, Jacobi, Cauchy u. a. außerordentlich ausgebildet und bereichert. Vgl. Navier, «Lehrbuch der Differential- und Integralrechnung» (aus dem Französischen von Wittstein, 4. Aufl., 2 Bde., Hannov. 1875); Harnack, «Die Elemente der Differential- und Integralrechnung» (Lpz. 1881); Pasch, «Einleitung in die Differential- und Integralrechnung» (Lpz. 1882).

Integrieren (lat.), etwas als wesentlichen Teil zu einem Ganzen fügen, in der Mathematik: das Integral zu einem Differential bestimmen, auch allgemein: die Integralrechnung anwenden; integrierend (integrant), zum Ganzen gehörig und notwendig, es mit zusammensetzend und bildend.

Integrität (lat., Integritas), Zustand der «Ganzheit und Vollständigkeit», Unversehrtheit, Unverdorbenheit; in der Theologie eine dogmatische Eigenschaft der Bibel, wonach sie durch spätere Hände weder verstümmelt, noch verfälscht, noch durch Zufall verkürzt oder alteriert worden sein soll.

Integumentum (Eihülle) nennt man in der Botanik die Hüllen, welche in der Samenknospe den Eikern oder Nucleus umgeben. Sie sind entweder einfach oder doppelt vorhanden; in letzterm Falle unterscheidet man ein äußeres und ein inneres J. Die J. schließen am Scheitel des Eikerns nicht dicht zusammen, sondern lassen einen engen Kanal frei, die sog. Mikropyle oder den Keimmund, durch den der Pollenschlauch hindurch bis zum Eikern vordringt. (S. Befruchtung.)

Intellektuell (lat.) oder Intellektual bezeichnet im allgemeinen das, was sich auf das Wissen oder die Erkenntnis bezieht. In diesem Sinne spricht man z. B. von intellektueller Bildung, im Unterschied von der moralischen des Willens und der ästhetischen des Geschmacks. Im engern Sinne unterscheidet man intellektuelle Erkenntnisse von sinnlichen oder sensuellen und versteht darunter solche Erkenntnisse, die durch Verknüpfung und Entwickelung der Begriffe ohne Beihilfe der Erfahrung und sinnlichen Anschauung gewonnen werden können, und die man auch Verstandes- oder Vernunfterkenntnisse im Gegensatz zu sinnlichen Wahrnehmungen nennt. In diesem Sinne bietet nicht bloß die Philosophie, sondern auch die Mathematik ein intellektuelles Wissen dar. Objekte der Erkenntnis, welche gar kein Gegenstand der Erfahrung werden können, heißen intelligibel, d. h. nur durch Denken erkennbar. Solche intelligible Objekte bezeichnen die Begriffe Gottes, des Geistes u. s. w. Intellektualismus oder Intellektualphilosophie nennt man diejenige philos. Weltanschauung, nach welcher die Objekte der wahren Erkenntnis nicht im Bereiche der sinnlichen Wahrnehmung liegen, sondern die Quelle des Wissens über sie allein in dem Verstande und der Vernunft zu suchen ist. Dem Intellektualismus steht der Empirismus (s. d.) und Sensualismus (s. d.) entgegen. Eine noch engere Bedeutung erhielt das Wort «intellektuell» in den Systemen Fichtes und Schellings als Prädikat für die sog. intellektuelle Anschauung, unter welcher das oberste Prinzip alles Wissens verstanden wurde, für welches Fichte die absolute Spontaneität des Ich, Schelling die Identität aller Gegensätze in dem Absoluten erklärte.

Intelligenz (lat.) bezeichnet Verständnis, Einsicht, Erkenntnis; sodann die Vermögen, solche Einsicht zu erwerben, und endlich ein Wesen, welches durch solche Vermögen charakterisiert ist. Deshalb gelten nicht die Tiere, sondern erst der Mensch für eine J., indem sich seine Vorstellungen und Begriffe zu einem von den unmittelbaren sinnlichen Empfindungen unabhängigen, in sich selbst zusammenhängenden, bewußtvollen Gedankenkreise ausbilden, innerhalb dessen seine Überzeugungen von Wahrheit und Irrtum wurzeln. In demselben Sinne legen wir auch höhern geistigen Wesen, selbst dem höchsten, Gott, eine J. bei, deren Merkmale wir nach der Analogie dessen, was wir in uns selbst finden, bestimmen. Im speziellen Sinne nennt man intelligent jeden, der ein Gebiet des Wissens oder Handelns mit Klarheit beherrscht.

Intelligenzblätter, Titel für Zeitungen mit bloßen Annoncen, namentlich amtlichen Bekanntmachungen; Intelligenzcomptoir oder -Bureau soviel wie Adreßcomptoir (s. d.).

Intelligibel, s. unter Intellektuell.

Intemperanz (lat.), Unmäßigkeit.

Intempestiv (lat.), unzeitig.

Intendant, s. unter Intendantur.

Intendantur, eine den Haushalt des Heers verwaltende, beaufsichtigende und kontrollierende Behörde, die im deutschen Heere den Armeekorps und den Divisionen beigegeben ist; an der Spitze desselben steht ein Intendant, dem mehrere Intendanturräte zur Seite stehen. In der franz. Armee führt die Gesamtheit des den gleichen Zwecken dienenden Personals die Bezeichnung Intendanz. — Auch der obere Leiter einer Hofbühne heißt Intendant, die ihm unterstellte Behörde Intendanz.

Intendanz, s. unter Intendantur.

Intension (lat.), d. i. Anspannung, braucht man für erhöhte innere Wirksamkeit im Gegensatze der Extension oder Ausdehnung. So spricht man von einer I. oder Intensität eines Gefühls, um die Stärke oder Innigkeit desselben anzuzeigen. Intensives Leben nennt man ein solches, welches man nicht nach der Zeitdauer, sondern nach der innern Wirksamkeit und seinem Gehalte nach beurteilt. Licht, Wärme, Kraft u. s. w., insofern sie einer Messung fähig sind, heißen intensive Größen im Gegensatze zu den räumlich ausgedehnten oder extensiven Größen. Das Licht der Sonne hat mehr Intensität als das des Mondes, galvanische Ströme verschiedener Batterien haben verschiedene Intensitäten u. s. w.

Intensität, s. unter Intension.

Intensiv, s. unter Intension.

Intensive Wirtschaft nennt man im Gegensatz zur extensiven Wirtschaft diejenige Form des landwirtschaftlichen Betriebes, bei welcher das Betriebskapital, namentlich also auch der Aufwand für Löhne, Dünger, Kraftfutter u. s. w. im Verhältnis zu der bewirtschafteten Fläche vergleichsweise groß ist. Es wird also unter solchen Umständen ein großer Rohertrag mit großen Kosten erzielt, und es wird von den konkreten Preisverhältnissen abhängen, ob bei intensiver Wirtschaft das gesamte Grund- und Betriebskapital einen größern oder geringern Gewinn ergibt als bei extensiver Wirtschaft.

Intensivum (lat., zu ergänzen verbum), ein Zeitwort, welches eine Verstärkung ausdrückt.

Intention (lat.), nicht zu verwechseln mit Intension (s. d.), heißt Richtung und wird gewöhnlich von der Richtung des Wollens, der Absicht des Handelnden, gebraucht, von welcher der äußere Erfolg, die Wirkung der Handlung, abweichen kann. Der moralische Wert der Handlungen richtet sich nach der I. und nicht nach dem Erfolg; doch wird dabei gefordert, daß zur Ausführung guter I. nur gute Mittel in Anwendung gebracht werden.

Intentionalismus, die Lehre, daß der Zweck die Mittel heilige.

Inter absentes (lat.), unter den Abwesenden.

Interamna (jetzt Terni), im Altertum Stadt im südl. Umbrien am Nar, angeblich Heimat des Historikers Tacitus, sowie der Kaiser Tacitus und Florianus. — Eine andere Stadt I. mit dem Beinamen Lirinas lag am Liris in Latium (vielleicht das jetzige Terano).

Inter arma silent leges (lat.), «Unter den Waffen schweigen die Gesetze», d. h. im Kriege schweigt Gesetz und Recht, geht Gewalt vor Recht, Citat aus Ciceros Rede «Pro Milone» (IV, 10). — Offenbar diesem Citat nachgebildet ist: Inter arma silent musae, wörtlich: «Unter den Waffen schweigen die Musen», d. h. im Kriege treten Kunst und Wissenschaft zurück, gedeihen Kunst und Wissenschaft nicht.

Intercalāris (lat.), eingeschaltet; annus intercalaris, Schaltjahr; dies intercalaris, Schalttag.

Intercedendo (lat.), durch Verwendung, durch Fürsprache.

Intercedieren (lat.), dazwischentreten, sich ins Mittel legen, sich verwenden.

Intercellularräume nennt man in der botan. Histologie alle diejenigen Zwischenräume, welche im Gewebeverband entweder dadurch entstehen, daß die einzelnen Zellen teilweise sich voneinander trennen, oder dadurch, daß einzelne Zellen oder Zellgruppen zerstört werden und so eine von den umgebenden Zellen eingeschlossene Lücke gebildet wird. Man unterscheidet nach der Entstehungsweise zwei Gruppen von I., die schizogenen und die lysigenen; die erstern entstehen beim Auseinanderweichen der Zellen, die letztern durch Zerstörung der Zellen durch Auflösung der Membran, Verschleimung derselben und ähnliche Umwandlungsprozesse. Die Gestalt der I., ebenso der Inhalt und somit auch die Funktion derselben können sehr verschiedenartig sein. Zwischen den großen Höhlungen im Innern mancher Stammorgane, wie z. B. der Bambusastengel, die ja auch nichts anderes als I. sind, bis zu den kleinsten, nur mit starker Vergrößerung wahrnehmbaren Kanälchen gibt es alle Übergänge.

Nach dem Inhalte unterscheidet man luftführende und sekretführende I.; die erstern sind viel häufiger als die letztern, fast in jedem fertigen Gewebe finden sich zahlreiche, mit Luft erfüllte I.; sie liegen in der Regel dort, wo die Zellen mit ihren Kanten früher zusammenschlossen, und stehen untereinander in Verbindung, sie bilden also ein zusammenhängendes System, das mit der umgebenden Luft durch die Spaltöffnungen kommunizieren kann. Die Funktion dieser Art von I. ist jedenfalls, die Durchlüftung der im Innern der Pflanze liegenden Gewebe zu ermöglichen, was für die Atmung sowohl als auch für die Transspiration von großer Wichtigkeit ist. Bei den Landpflanzen bilden diese Art von I. meist nur enge Kanäle, und nur in dem sog. Schwammparenchym der Blätter (s. Blatt) finden sich größere Lücken; bei den Wasserpflanzen dagegen, hauptsächlich bei den untergetauchten Teilen derselben, nehmen die I. ansehnliche Dimensionen ein, sie bilden hier gewissermaßen Luftreservoire, die ebenfalls für den Ernährungsprozeß von Bedeutung sind, in manchen Fällen wohl auch zugleich als Schwimmorgane dienen. Die großen Hohlräume, die in vielen Stämmen durch Zerstörung des Marks entstehen, haben wohl kaum eine physiol. Bedeutung.

Die sekretführenden I. teilt man nach ihrer Gestalt ein in Intercellularlücken und Intercellulargänge. Die erstern sind kurze, kugelige, ringsum von Zellen umschlossene Hohlräume, die mit Harz, Gummi, Öl oder dergleichen angefüllt sind; derartige drüsenartige Gebilde finden sich in den Familien der Myrtaceen, Diosmeen, Rutaceen u. a., wo sie die durchscheinenden Punkte in den Blättern bilden. Die Intercellulargänge sind lange Röhren, welche die Gewebe auf weite Strecken hin durchsetzen; sie stehen oft miteinander durch Verzweigungen und Anastomosen in Verbindung. Je nach ihrem Inhalte unterscheidet man Harzgänge (s. d.), Gummigänge (s. d.), Milchsaftröhren, ölführende Gänge.

Von den Intercellulargängen ſind diejenigen Gänge oder Röhren entwickelungsgeſchichtlich verſchieden, die entweder aus einzelnen außerordentlich langgeſtreckten Zellen beſtehen, wie die Milchſaftröhren der Euphorbiaceen, oder durch Fuſion mehrerer Zellen gebildet werden, wobei die Querwände ähnlich wie in den Gefäßen (ſ. d.) reſorbiert werden. Zu den auf dieſe Weiſe entſtandenen Räumen gehören z. B. die reich verzweigten Milchſaftgänge vieler Kompoſiten.

Interception (lat.), Auffangung, Wegnehmung.

Interceſſion (lat.) iſt im Civilrecht zunächſt ſoviel als Bürgſchaft (ſ. d.). Als J. bezeichnet man es aber auch, wenn für eine fremde Schuld ein Pfand beſtellt wird (ſog. kumulative J.) oder jemand die Schuld eines andern übernimmt (ſog. privative J.). Jede Art der J. iſt nach röm. Recht den Frauen verboten, was heutzutage nicht mehr ausnahmslos gilt.

Intercident (lat.), dazwiſchenfallend (von Ereigniſſen u. ſ. w.), unterbrechend.

Intercidona, bei den altital. Völkern eine der drei Gottheiten, welche die Wöchnerinnen und neugeborenen Kinder gegen die Quälereien des Waldgottes Silvanus ſchützten.

Interciſion (lat.), Unterbrechung, Einſchnitt, [Zwiſchenſatz.

Intercoſtäl (lat.), zwiſchen den Rippen gelegen; Intercoſtalneuralgie, Neuralgie (ſ. d.) im Verlauf der Zwiſchenrippennerven.

Interdictio aquae et ignis (lat.), ſ. Ignis et aquae interdictio.

Interdikt bezeichnet im röm. Recht eine beſondere Art des gerichtlichen Verfahrens, deſſen weſentlichſte Beſtandteile waren: ein Erlaß der um Rechtshilfe angegangenen Magiſtratus (Staatsbeamten) und, mangels ſofortiger Befolgung, gegenſeitige Zuſage einer prozeſſualiſchen Wettſumme durch die Parteien, woran ſich ſodann ein gewöhnlicher Civilprozeß über die Frage, wer recht habe, anſchließen konnte. Im heutigen Recht iſt das Wort J. für das Civilrecht nur noch ein Name, aber man bezeichnet mit demſelben noch eine Reihe der aus dem röm. Recht entnommenen Klagen, beſonders die Beſitzklagen.

Im kath. Kirchenrecht (dem proteſtantiſchen iſt es fremd) bedeutet J. Unterſagung des Gottesdienſtes und gehört zu den kirchlichen Strafen. Dasſelbe iſt einmal ein Interdictum locale, Einſtellung der kirchlichen Thätigkeit für einen beſtimmten Bezirk, entweder ein ganzes Land (interdictum generale) oder einen Teil desſelben (interdictum particulare). Dies J. wurde aber im Mittelalter ſchon dahin gemildert, daß die Spendung der Taufe, der Firmung, des Bußſakraments, des Abendmahls an Kranke und Sterbende, die Leſung einer täglichen ſtillen Meſſe u. ſ. w. nicht dadurch ausgeſchloſſen ſein ſollte. Nichtsdeſtoweniger war es das ganze Mittelalter hindurch eine gefährliche Waffe gegen den Staat, indem durch Verhängung des J. die Leidenſchaften des Volks aufgeregt und die Regierungen zur Nachgiebigkeit der Kirche gegenüber veranlaßt wurden. Es iſt gegenwärtig außer Gebrauch gekommen; dagegen iſt das ſog. Interdictum personale, d. h. Ausſchließung von den öffentlichen feierlichen Akten des Gottesdienſtes und dem kirchlichen Begräbniſſe noch im Gebrauch. Dasſelbe iſt Laien gegenüber eine mildere Art der Exkommunikation (ſ. Kirchenbann) und Geiſtlichen gegenüber (interdictio ingressus in ecclesiam) eine mildere Art der Suspenſion.

Interdizieren (lat.), unterſagen, verbieten.

Intereſſe (lat.), d. h. daran gelegen ſein, bezeichnet, im Gegenſatze von Gleichgültigkeit, den Anteil, welchen man an einer Sache nimmt, und in Hinſicht des Gegenſtandes ſelbſt den Wert und die Wichtigkeit, die er für uns hat. Dem ſinnlichen Menſchen iſt nur das Sinnliche, der Nutzen und Gewinn, intereſſant, und man nennt daher dieſen Anteil J. im niedern Sinne und den Gewinnſüchtigen ſelbſt einen intereſſierten Menſchen. Nicht minder hat jeder Stand, jede Lebensart, jedes Geſchlecht ein eigentümliches J. Dann unterſcheidet man das, was allen Menſchen intereſſant ſein ſollte, weil es an ſich Wert hat. Intereſſant in dieſer Bedeutung iſt das, was vornehmlich den Geiſt beſchäftigt, insbeſondere das, was ſich auf die Menſchheit und deren Beſtimmung bezieht. In dieſem Sinne erhebt ſich das wiſſenſchaftliche, äſthetiſche, ſittliche und religiöſe J. über alle andern Arten desſelben.

J. im juriſtiſchen Sinne, id quod interest, heißt der Nutzen oder Schaden, welchen jemand in der Handlung eines andern oder irgend einem Ereigniſſe hat. Dieſes J. iſt ein bloß faktiſches, wenn es zufällig aus der rechtmäßigen Handlung eines andern, ſowohl eines Einzelnen als des Staats, entſteht; es iſt ein rechtliches, wenn auf ſeiten des Handelnden eine Verbindlichkeit vorhanden war, die Handlung ſelbſt als ſchädlich zu unterlaſſen oder doch mit Vorſicht zu üben, und in dieſer Beziehung hat dann der Beſchädigte ein rechtliches J. bei der Sache. Das J. faßt dreierlei in ſich: 1) die bloße Erhaltung des Beſtehenden, die Rückgabe oder den Erſatz des Werts einer weggenommenen oder beſchädigten Sache; 2) den poſitiven Verluſt, welchen jemand außer dieſem Werte noch erlitten hat (damnum emergens); 3) den Gewinn, welchen er ohne die beſchädigende Handlung würde gemacht haben (lucrum cessans).

Intereſſen werden im gewöhnlichen Leben die Zinſen (ſ. d.) eines Kapitals genannt, die Berechnung der Zinſen Intereſſenrechnung.

Intereſſenharmonie iſt dasjenige gegenſeitige Verhältnis der verſchiedenen Schichten und Klaſſen der Geſellſchaft, bei welchem jeder einer einzelnen Gruppe zufallende Vorteil auch günſtige Folgen für alle übrigen hat, mindeſtens aber den letztern niemals Schaden bringt. Monopole und Privilegien für einzelne Gruppen wirken im allgemeinen ſtörend für die J.; daß jedoch die letztere durch das freie Spiel der einzelwirtſchaftlichen, ihrer Natur nach egoiſtiſchen Intereſſen ſich ganz von ſelbſt entwickele, wird zwar von Baſtiat und ſeinen Anhängern als eine Art von Dogma aufgeſtellt, aber durch die Erfahrung keineswegs beſtätigt. Es zeigt ſich bei voller wirtſchaftlicher Freiheit allerdings eine gewiſſe Tendenz zur Ausgleichung aller einſeitigen Vorteile; hohe Löhne der Arbeiter z. B. kommen infolge der geſteigerten Konſumtionsfähigkeit derſelben auch wieder dem Kapital, d. h. den Produktionsunternehmern zugute, und umgekehrt ruft raſche Anſammlung von neuem Kapital vermehrte Nachfrage nach Arbeit hervor; die Blüte der Induſtrie kommt auch der Landwirtſchaft zu ſtatten u. ſ. w. Indes widerſtreben die Einzelnen meiſtens ſolchen Gewinnausgleichungen nach Kräften, indem z. B. der Unternehmer den Lohn möglichſt niedrig

das Kapital den Zins möglichſt hoch zu halten ſucht. So erzeugt das Selbſtintereſſe fortwährend empfindliche Reibungen im wirtſchaftlichen Organismus, und eine volle und dauernde J. erſcheint nur als ein Ideal, welches weder in der beſtehenden Geſellſchaftsordnung, noch auch in irgend einer andern jemals endgültige Verwirklichung finden wird.

Intereſſenten nennt man diejenigen, welche an einer Sache ein rechtliches Intereſſe haben.

Intereſſenvertretung. Wenn auch die beſtehende wirtſchaftliche Ordnung jeden zunächſt auf ſich ſelbſt anweiſt und ihn mit denjenigen, die eine gleiche Erwerbsthätigkeit betreiben, in einen Konkurrenzkampf ſtellt, ſo ergeben ſich doch für die einzelnen wirtſchaftlichen Gruppen auch gemeinſchaftliche Intereſſen, und es hat den Beteiligten ſtets nahe gelegen, ſich zur Wahrung und Förderung derſelben zu vereinigen und Organe zu ihrer Vertretung zu ſchaffen. Eine ſolche J. eines einzelnen Gewerbes oder auch eines ganzen Standes oder einer Bevölkerungsklaſſe kann auf rein privater Initiative, auf freier Vereinigung beruhen, wie z. B. die zahlreichen Fachverbände von Gewerbtreibenden und die Gewerkvereine (ſ. d.) der Arbeiter. Die Zünfte dagegen bildeten eine J. der Handwerke, die, wenigſtens in ihrer ſpätern Geſtalt, durch ſtaatlichen Zwang geſchaffen war. Einen andern Charakter wieder haben diejenigen Organe der J., die vom Staate mit der Aufgabe betraut ſind, Gutachten und Ratſchläge über die in deren Bereich fallenden Angelegenheiten zu geben, wie z. B. die Handels- und Gewerbekammern. Eine noch bedeutſamere Stellung nimmt der preuß. Volkswirtſchaftsrat ein, der allerdings bisher nur auf dem Verordnungswege ins Leben gerufen iſt. Derſelbe ſoll nämlich als J. unmittelbar, indeß nur mit beratender Stimme, bei der Vorbereitung der wirtſchaftlichen Geſetze mitwirken. Es fehlt gegenwärtig auch nicht an Beſtrebungen, welche die Volksvertretung, das Parlament, in eine J. auflöſen wollen, und es haben in der That die einzelnen Intereſſengruppen in jüngſter Zeit, z. B. im Deutſchen Reichstag, ihren ſpezifiſchen Standpunkt ſehr unverhüllt geltend gemacht. Auch mag mancher als Ideal noch immer die alte ſtändiſche Gliederung der Volksvertretung betrachten, die auch in ihrer Art eine J. bildete, bei der allerdings neben den wirtſchaftlichen auch beſonders ſtändiſche, polit. und ſoziale Intereſſen in Betracht kamen.

Interfaſcikularcambium, ſ. unter Dikotyledonen.

Interfektion (lat.), Tötung, Totſchlag.

Interferénz (von dem aus dem Latein ſtammenden engl. Worte to interfere, d. i. ſich einmiſchen, dazwiſchentreten) bezeichnet in der Phyſik diejenigen Vorgänge in den Wellenbewegungen, welche bei dem Zuſammentreffen zweier oder mehrerer Wellen eintreten. Wenn nämlich eine Waſſer-, Schall- oder Lichtwelle an einem beſtimmten Punkte anlangt und ſich über ihn hinaus weiter verbreitet, ſo erteilt ſie dem an dieſem Punkte befindlichen Körper- oder Ätherteilchen in jedem Augenblick eine beſtimmte Geſchwindigkeit, wie ſie gerade der Stelle der Welle, an welcher ſich dieſes Teilchen befindet, entſpricht. Wenn zwei oder mehrere Wellen an dieſen Teilchen zuſammenkommen, ſo erhält dasſelbe eine Geſchwindigkeit, wie ſie der geſamten Einwirkung dieſer Wellen gemäß iſt. Treffen z. B. zwei ſolche Wellenzüge, welche von verſchiedenen Punkten ausgehen, aber nahe die gleiche Richtung in ihrer Fortpflanzung beſitzen, zuſammen, ſo wird die Geſchwindigkeit, welche ein ihrer gemeinſchaftlichen Einwirkung unterworfenes Teilchen einnimmt, von beiden Wellenzügen abhängen und in jedem Augenblicke die reſultierende ſein aus denjenigen Geſchwindigkeiten, welche jeder Wellenzug einzeln demſelben erteilen würde. Wie groß in jedem Augenblicke dieſe Reſultierende wird, hängt von dem Gange der beiden Wellenzüge ab. Treffen dieſelben z. B. ſo zuſammen, daß ſie beide dem Teilchen eine Bewegung nach derſelben Seite erteilen, ſo wird die Reſultierende gleich der Summe der Geſchwindigkeiten, welche jeder Wellenzug einzeln erzeugt hätte, ſein; die beiden Wellenzüge werden ſich alſo in ihrer Wirkung verſtärken. Treffen dagegen die beiden Wellenzüge gerade umgekehrt ſo zuſammen, daß ſie dem Teilchen eine Geſchwindigkeit nach entgegengeſetzten Seiten erteilen, ſo wird die daraus reſultierende Geſchwindigkeit die Differenz der beiden Geſchwindigkeiten, welche jeder Wellenzug einzeln erzeugt hätte, ſein; beide Wellenzüge ſchwächen ſich alſo in ihrer Wirkung oder heben ſich, wenn ſie gleich ſtark ſind, gänzlich auf, ſodaß das Teilchen, welches ihrer vereinten Wirkung ausgeſetzt iſt, völlig in Ruhe bleibt. Bei Waſſerwellen erſcheint die Oberfläche des Waſſers an dieſen letztern Stellen in Ruhe; bei Schallwellen verſchwindet an ihnen der Schall; bei Lichtwellen erſcheinen ſolche Stellen dunkel. Die J. der Wellen gibt zu mannigfachen Erſcheinungen Veranlaſſung. Wenn ein Zug von fortſchreitenden Wellen mit den reflektierten Wellen desſelben Zugs zuſammentrifft, ſo bilden ſich ſog. ſtehende Wellen, d. h. es bleiben gewiſſe Stellen in Ruhe, während andere in eine beſtimmte, regelmäßig hin- und hergehende Bewegung geraten, Dies geſchieht z. B. auf der Oberfläche des Waſſers oder in den angeblaſenen Pfeifen, deren Ton eben dies Reſultat der J. zwiſchen den direkt erzeugten und den vom untern Ende der Pfeifen reflektierten Wellen iſt. Durch die J. finden ferner die ſog. Farben dünner Platten (z. B. der Seifenblaſen oder angelaufenen Fenſterſcheiben), die Newton'ſchen Ringe, die ganze Klaſſe der Beugungs- oder Inflexionserſcheinungen (ſ. Inflexion) ebenſo wie die farbigen Ringſyſteme in den auf eine gewiſſe Weiſe geſchliffenen und in einem Polariſationsapparat dem Durchgange des polariſierten Lichts ausgeſetzten Platten doppeltbrechender Kryſtalle ihre Erklärung.

Die J. des Lichts wurde von Grimaldi ſamt der darauf beruhenden Inflexion entdeckt (1665). Als er nämlich Licht durch zwei feine, nahe beieinander befindliche Öffnungen in das dunkle Zimmer treten ließ, ſo beobachtete er auf dem weißen Schirme, welcher das Licht auffing, zwar die mittlern Stellen, welche von beiden Öffnungen Licht erhielten, heller, als wenn ſie nur durch eine Öffnung Licht empfingen, dagegen fand er ſeitwärts von dieſer hellern Mitte, und zwar an Orten, wo noch beide Öffnungen Licht gleichzeitig hinſandten, dunkle Streifen, die augenblicklich verſchwanden, wenn die eine der Öffnungen geſchloſſen wurde. Derartige Verſuche werden am einfachſten mit homogenem, d. i. einfarbigem, z. B. rotem Licht gemacht. Damit die beiden Lichtquellen in jeder Beziehung gleich ſeien, bedient man ſich der Interferenzſpiegel von Fresnel (ſ. umſtehende Fig. 1). Dieſelben beſtehen aus zwei ſchwarzen gläſernen oder

metallenen Planspiegeln A und C, die miteinander bei B einen äußerst stumpfen Winkel bilden, welcher sich mittels sehr feiner Schraube S verändern läßt. Dieser Doppelspiegel kann durch die

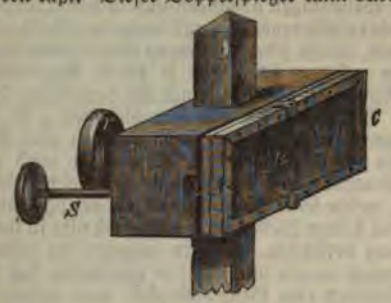


Fig. 1.

hölzerne Schraube T an einem Ständer in verschiedener Höhe befestigt werden. Leitet man (Fig. 2) im Finstern auf solche Spiegel a und b die Lichtstrahlen einer kräftigen einfarbigen, z. B. roten Lichtlinie c (im Querschnitt als Punkt gezeichnet)

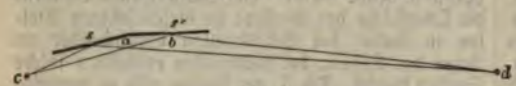


Fig. 2.

in sehr schiefer Richtung, so werden sich die von beiden Spiegeln reflektierten Strahlen unter sehr spitzem Winkel schneiden. Je zwei der reflektierten, in einem Punkte d sich schneidenden Strahlen haben meist ungleich lange Wege csd und cs'd zurückgelegt. Je nachdem nun die Differenz dieser Wege ein ganzes Vielfaches einer Wellenlänge, oder ein ungerades Vielfaches einer halben Wellenlänge beträgt, werden sich die in d zusammentreffenden Strahlen unterstützen oder aufheben. Man sieht daher für den ersten Fall helle und für den zweiten Fall dunkle Streifen (Fig. 3), welche sich abwechselnd folgen und Interferenzstreifen heißen. Bei kräftigem Sonnenlicht fängt man dieselben an einem weißen Papierschirm auf, bei schwachem Licht beobachtet man sie mit einer Lupe. Die Farbe der hellen Streifen stimmt mit derjenigen der Lichtquelle c überein, und ihre Breite nimmt ab, je näher ihre Farbe vom Rot gegen das Violett im Spektrum (s. d.) rückt. Wegen dieser verschiedenen Breite der einfach farbigen Interferenzstreifen erscheint bei Versuchen mit weißer Lichtquelle c in der Mitte ein weißer Streif, weil hier alle Farbengattungen aufeinander fallen und gleiche sich verstärkende Phasen der Wellen interferieren. Seitlich davon fallen auf Stellen, welche wegen der J. einer bestimmten Farbe dunkel gewesen wären, helle Streifen einer andern Farbe, sodaß zu beiden Seiten der weißen Mitte verschiedenfarbige Interferenzstreifen auftreten, welche um so lichtschwächer sind, je mehr sie von der Mitte abliegen.

Fig. 3.

Auch die J. dunkler Wärmestrahlen läßt sich nachweisen, indem man die Maxima und Minima der Interferenzstreifen mittels sehr schmaler, höchst empfindlicher Thermometer oder Thermosäulen aufsucht. Die J. von Schallwellen wird durch mannigfache Apparate von Herschel, König u. a. m. dargethan, am einfachsten nach Hopkins (1838), wenn man einen hohlen hölzernen Apparat, der unten in zwei Zweige ausmündet (Fig. 4), sehr nahe über

Fig. 4.

zwei gleich große, nach einerlei Richtung schwingende Teile einer großen tönenden Platte (AA' oder BB') hält; es bildet dann der Sand oben auf der Membrane eine Resonanz- oder Klangfigur (s. d.), und der ursprüngliche Ton wird verstärkt. Keins von beiden findet aber statt, wenn das Instrument über Teile gehalten wird, welche nach entgegengesetzten Seiten (AB oder A'B') hinschwingen.

In tergo (lat.), auf dem Rücken, der Rückseite.

Intérieur (frz.), das Innere; in der Malerei die Inneransicht eines Zimmers, auch soviel wie Familienbild.

Interim heißen mehrere, auf Karls V. Wunsch aufgestellte Formeln, welche «inzwischen» (interim) bis zur endgültigen Entscheidung der Religionsstreitigkeiten durch ein Konzil, als Grundlage einer Vereinigung der Katholiken und Protestanten im Deutschen Reich dienen sollten. Man unterscheidet das Regensburger, das Augsburger und das Leipziger J. 1) Das Regensburger Interim. Während des Regensburger Reichstags traten auf des Kaisers Wunsch Theologen beider Parteien zusammen, von den Katholiken Eck, Pflug und Gropper, von den Protestanten Melanchthon, Bucer und Pistorius, um eine Vereinbarung betreffs der Lehre zu treffen. Als Grundlage der Verhandlungen diente das sog. «Regensburger Buch», das aus Gesprächen zwischen Bucer und Gropper hervorgegangen war. Man einigte sich nur über einige untergeordnete Punkte, und auch nur diese als Lehrnorm beider Parteien anzuerkennen, weigerten sich die Fürsten, sodaß ein J. gar nicht zu Stande kam. 2) Das Augsburger Interim. Auf dem Augsburger Reichstag 1548 beauftragte der Kaiser die Theologen Joh. Pflug, Michael und Joh. Agricola, ein J. zu entwerfen. In demselben wurde freilich der Abendmahlskelch und die Priesterehe zugestanden, dagegen in fast allen andern Punkten die kath. Lehre, wenn auch in milder Form, festgehalten. Der Kaiser befahl im Reichstagsabschied den Protestanten die Beobachtung dieses J. Von den Fürsten widersprachen nur wenige, doch setzte das evang. Volk dem J. einen so energischen

Widerstand entgegen, daß eine völlige Durchführung unmöglich war. 3) Das Leipziger Interim. Kurfürst Moritz von Sachsen wagte die Beobachtung des Augsburger I. seinen prot. Unterthanen nicht zuzumuten, wünschte aber doch den Kaiser durch Zugeständnisse zufrieden zu stellen. Deshalb veranlaßte er die sächs. Theologen, vor allem Melanchthon, zu neuen Verhandlungen mit den Bischöfen von Meißen und Naumburg (zu Pegau, Aug. 1548). Nach weitern Beratungen zu Kloster Zelle (Nov. 1548) wurde von den sächs. Ständen, Ende Dez. 1548, auf einem Landtag zu Leipzig eine Formel angenommen, welche dem Katholizismus weitgehende Zugeständnisse machte und deshalb von den entschiedenen Lutheranern heftig bekämpft wurde. Der Passauer Vertrag hinderte die völlige Durchführung dieses Leipziger I. in Sachsen.

Interim sit aliquid (lat., eigentlich Interea fiet aliquid), «Unterdessen geschieht etwas», d. i. soviel wie «Kommt Zeit, kommt Rat», Citat aus Terenz' «Andria» (II, 1).

Interimistikum (neulat.) nennt man die mit Bezug auf ein streitiges Rechtsverhältnis getroffene einstweilige Regelung des Zustandes bis zur definitiven Entscheidung der Sache. (S. Einstweilige Verfügungen.) [läufig.

Interimistisch, einstweilig, zeitweilig, vor-

Interimsschein ist die Urkunde, welche der Aktionär nach geschehener Rateneinzahlung erhält; ist darin das Versprechen enthalten, daß nach geschehener Volleinzahlung des Nominalbetrags die Aktie ausgestellt werden solle, so heißt der I. auch Promesse. Die I. werden als Wertpapiere Gegenstand des Verkehrs; doch dürfen sie nur dann au porteur gestellt werden, wenn der ursprüngliche Zeichner nach Einzahlung von 40 Proz. des Nominalbetrags der Aktie von weiterer Haftung befreit ist und wenn außerdem die Statuten es ausdrücklich gestatten (Handelsgesetzbuch, Art. 222, Nr. 3). (S. auch Interimswechsel.)

Interimswechsel, d. h. ein solcher Wechsel, der zum Inhalt das Versprechen hat, künftig einen Wechsel auszustellen, ist heute nicht mehr ausstellbar, da jeder Wechsel nur auf eine Geldsumme lauten kann. Wohl aber kann über den geschehenen Wechselschluß (s. d.) eine gewöhnliche Urkunde ausgestellt werden, welche nicht Wechselkraft besitzt und wohl als Interimsschein bezeichnet wird.

Interimswirtschaft nennt man die namentlich in niederdeutschen Gegenden übliche Verwaltung eines Bauerguts, welche während der Minderjährigkeit des berechtigten Erben ein dazu befähigter Bauer in selbständiger Weise und für eigene Rechnung führt.

Interjektionen (lat.) nennt man Laute, die nur den unmittelbaren Gefühlsausdruck bilden (Empfindungslaute, Empfindungswörter) und daher nie zur Bezeichnung von Begriffen dienen, wie «Oh», «Ach» u. dgl., die daher auch nur uneigentlich Wörter genannt werden und außerhalb aller Grammatik stehen. Eine gewisse Wichtigkeit haben dieselben dadurch erhalten, daß einige Sprachphilosophen alle menschliche Sprache auf solche Laute zurückführen wollten. Vgl. über diese Theorie: Whitney, «Leben und Wachstum der Sprache» (aus dem Englischen von Leskien; Bd. 20 der «Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek», Lpz. 1876).

Interkalär, s. Intercalaris.

Interkalärfrüchte sind die Früchte eines kirchlichen Beneficiums vom Zeitpunkte der Erledigung bis zur Wiederbesetzung desselben. Während im Mittelalter die Bischöfe die Früchte des ersten Vakanzjahres beanspruchten (fructus annales), die Päpste bei gewissen Ämtern bestimmte Fruchtquoten (jus deportuum), so fallen sie heute dem Kapitalvermögen des Beneficiums oder dem Nachfolger zu, oder fließen in Fonds (Interkalarfonds), die zur Bestreitung allgemeiner kirchlicher Bedürfnisse gebildet worden sind.

Interlaken, Dorf im gleichnamigen Bezirk im Oberlande des schweiz. Kantons Bern, liegt 568 m über dem Meere in der reizenden Thalniederung zwischen dem Thuner- und Brienzersee, dem sog. Bödeli, links von der Aare. Das eigentliche I. umfaßt nur den Komplex von Gebäuden, der die Stelle des alten Doppelklosters I. einnimmt, das Schloß, das Krankenhaus u. s. w. Mit dem am linken Aarufer vom Brienzersee bis zur Aarbrücke bei Unterseen sich hinziehenden Dorfe Aarmühle bildet es eine Gemeinde von (1880) 2121 meist reform. E. Im weitern Sinne wird mit dem Namen I. das ganze Ufergelände der Aare im Bödeli bezeichnet, mit Einschluß des Dorfes Matten und des altertümlichen Städtchens Unterseen (1995 E.), welches gegenüber Aarmühle auf dem rechten Ufer am Fuß des Harder (1530 m) liegt. Die Lieblichkeit und Fruchtbarkeit des Bödeli, die Nähe der Seen und des Hochgebirges, das milde Klima (Jahresmittel 8,8 C.) und die gesunde Luft vereinigen sich, um I. zu einem der besuchtesten klimatischen Kurorte der schweiz. Alpen, zu einer weltberühmten Sommerfrische und Ausgangsstation für Ausflüge in den Alpen zu machen. Die eigentliche Saison dauert nur drei Monate. Zahlreiche, trefflich eingerichtete Pensionen und Gasthöfe dienen zur Unterkunft für die Fremden, deren Zahl alljährlich 20—30 000 beträgt. Der Höheweg, eine stattliche Doppelallee von Nußbäumen, bildet eine ganze Straße von Hotels und mit dem Kursaale den Mittelpunkt des Touristenverkehrs. Die besuchtesten Punkte der Umgebung sind die Parkanlagen des Kleinen Rugen (739 m), die Heimwehfluh mit prachtvoller Aussicht auf die Seen und die Alpen (Jungfrau) und die Ruine Unspunnen. Neben dem bedeutenden Fremdenverkehr, der die Haupterwerbsquelle des Ortes bildet, sind auch die Parketterie- und die Liqueurfabrikation (Alpenkräutermagenbitter) von Belang. Von Därligen am Thunersee führt eine 8,5 km lange Eisenbahn, die sog. Bödelibahn, nach I. und weiter nach Bönigen am Brienzersee; beide Seen werden von Dampfbooten befahren. Außerdem führen Fahrstraßen von I. auf beiden Ufern des Thunersees nach Thun und auf dem rechten des Brienzersees nach Brienz. Nach NW. zieht eine Straße zu dem hochgelegenen Kurort St. Beatenberg (1148 m), nach SO. eine andere nach Grindelwald mit Abzweigung nach Lauterbrunnen.

Das Dorf I. entstand erst in neuerer Zeit um das Augustinerdoppelkloster I. (lat. inter lacus = Unterseen), welches 1130 gegründet und 1528 aufgehoben wurde. Im östl. Flügel des Mönchsklosters befindet sich seit 1836 das Amtskrankenhaus; an der Stelle des Nonnenklosters stehen die Gefängnisse; der Chor der Klosterkirche dient als anglikan. und röm.-kath. Kapelle. Die übrigen Gebäude samt dem 1750 erbauten Schlosse bilden

den Amtssitz des Amtsbezirks J., welcher (ohne die Seeflächen) 679 qkm mit 24 954 E. umfaßt und sich über die Thäler des Lütschinen, das Gebiet des Brienzersees, das Bödeli und das Habkerenthal erstreckt. Vgl. Ober, «Interlaken et ses environs» (Bern 1861); Meyer-Ahrens, «J. im Berner Oberland» (Bern 1869); Gelpke, «J. in histor., klimatischer u. s. w. Beziehung» (Berl. 1870); Gerber, «Europ. Wanderbilder Nr. 7» (Zür. 1878).

Interlinear (mittellat.), zwischenzeilig, zwischen den Zeilen geschrieben oder gedruckt; Interlinearversion, eine zwischen den Zeilen des Urtextes stehende, gewöhnlich wörtlich genaue Übersetzung.

Interlokut (neulat.) oder Zwischenurteil hießen im frühern gemeinen Prozeßrecht die im Laufe des Prozesses ergehenden gerichtlichen Entscheidungen, diejenigen, welche dem Endurteil vorausgingen. Das wichtigste derselben war das Beweisinterlokut, ein bedingtes Endurteil, welches die Entscheidung der Sache nur noch vom Ausfall der den Parteien auferlegten Beweise abhängig machte. (S. Beweis, Entscheidungen, Urteil.)

Interludium (neulat.), Zwischenspiel.

Interlunium (lat., zu ergänzen tempus), Zwischenmond, d. i. Neumond.

Intermaxillärknochen oder Zwischenkieferknochen (Os intermaxillare s. incisivum), ein bei den Fischen, Vögeln und Säugetieren zwischen den beiden Oberkieferknochen eingeschalteter Knochen, welcher mit den letztern durch die Intermaxillarnähte (Suturae intermaxillares) verbunden ist und die Schneidezähne der Oberkiefer trägt. Beim Menschen verwächst der J. schon sehr bald nach der Geburt mit dem Oberkiefer und wurde aus diesem Grunde Jahrhunderte hindurch dem Menschen abgestritten, bis Goethe und Vic d'Azyr fast gleichzeitig sein Vorhandensein am Menschenschädel nachwiesen.

Intermediär (frz.), ein Zwischenglied bildend; intermediat, zwischenliegend; als Substantivum: Zwischenzeit.

Intermedium (lat.), Zwischenzeit, in der Chemie ein Stoff, welcher die chem. Verbindung anderer Stoffe vermittelt.

Intermezzo (ital.) oder Zwischenspiel. Schon die Alten kannten im Drama gewisse kurze, abgerissene, locker aneinandergeknüpfte Darstellungen, durch welche sie den Übergang von einem Stücke zu dem andern machten und zugleich längere Zwischenräume der Zeit ausfüllten. Die neuern Intermezzi bestanden anfangs in Madrigalen (s. d.), welche zwischen den Aufzügen abgesungen wurden und auf das Stück Beziehung hatten, aber bald, von ihrer ersten Bestimmung sich entfernend, zu selbständigen Stücken geworden sind. Als eins der ältesten und schönsten Intermezzi gilt Bardis «Il combattimento d' Apolline col serpente». Auch in den ältern franz. Opern kamen Intermezzi unter dem Namen Rondeaux (s. d.) oder Sarabanden vor.

In termino (lat.), am gesetzten Termin.

Intermittens (lat., intermittierend), aussetzend; Febris intermittens, das aussetzende oder Wechselfieber (s. d.); Pulsus intermittens, intermittierender Puls, ein aussetzender oder unterbrochener Pulsschlag, wobei einzelne Pulsschläge ganz ausbleiben, beruht entweder auf gestörter Innervation des Herzens oder auf krankhaften Veränderungen des Herzmuskels.

Internät, soviel wie Alumnat (s. d.).

International (neulat.) nennt man das, was zwischen verschiedenen Nationen besteht oder vorgeht. So spricht man von einem internationalen Recht, und zwar sowohl einem öffentlichen (Völker- und Staatenrecht) als auch einem internationalen Privatrecht (welches zwischen den Gegensätzen der beiderseitigen bürgerlichen Gesetzgebung die Entscheidung trifft), ferner von dem internationalen Verkehr im Gegensatz zu dem innern Handel der einzelnen Länder. Das Interesse für alles Internationale, die Zahl und der Umfang der ins Gebiet des Internationalen gezogenen Gegenstände, sowie die Ausbildung des internationalen Rechts haben sich in neuester Zeit außerordentlich gesteigert, wie z. B. die internationalen Vereine für Post und Telegraphie, die internationalen Wasser- und Eisenstraßen, die internationalen Kongresse, Gerichte u. s. w. Über das öffentliche internationale Recht s. Völkerrecht.

Internationale, eigentlich Internationale Arbeiterassociation (International Working Men's Association), ist eine kosmopolit. Arbeiterverbindung, welche ihr Entstehen der londoner Weltausstellung von 1862 verdankt, auf welcher engl. Arbeiter mit franz. Arbeitern fraternisierten. Aus diesen ersten Annäherungen von Arbeitern verschiedener Nationen entwickelte sich der Plan eines festen Bundes, der 28. Sept. 1864 in St. Martinshall zu London begründet wurde. Den engl. Urhebern des Plans schwebte hauptsächlich die Idee vor, die Organisation der Gewerkvereine (s. d.) international zu erweitern. Die franz. Delegierten hatten weitergehende sozialistische Projekte, gehörten indes noch einer gemäßigten, von Proudhon ausgehenden Richtung an. Die kommunistischen Tendenzen, die bald immer mehr zur Vorherrschaft gelangten, waren von Anfang an hauptsächlich durch Deutsche vertreten, und namentlich erlangte Karl Marx, der gemeinschaftlich mit F. Engels schon 1847 in dem kommunistischen Manifest die Arbeiter zu einer internationalen Vereinigung aufgefordert hatte, alsbald eine leitende Stellung in dem neuen Bunde. Er wurde der Verfasser der Inauguraladresse und der Statuten, welche auf dem internationalen Kongreß in Genf 1866 endgültig bestätigt wurden. Das Programm der Association läßt sich in den Worten zusammenfassen: Vor 1789 hatten wir die Regierung der Aristokratie, seitdem die der Bourgeoisie; es ist nun Zeit, daß die Arbeiterklassen die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in ihre Hand nehmen! Die Emancipation der Arbeiter sei weder eine lokale, noch eine nationale, sondern eine internationale Aufgabe, sie umfasse alle Länder, in denen die moderne Gesellschaft bestehe, sie könne nur durch das planmäßige Zusammenwirken der Arbeiter aller Länder gelöst werden. Die sog. kapitalistische Produktionsweise oder die ökonomische Unterwerfung des Arbeiters unter den Aneigner der Arbeitsmittel, d. h. der Quellen des Lebens, liege der Knechtschaft in allen ihren Formen, dem sozialen Elend, der geistigen Verkümmerung und der polit. Abhängigkeit zu Grunde. Diese Kapitalistenherrschaft müsse gebrochen werden u. s. w. Für 1865 war ein Kongreß der J. nach Brüssel einberufen, kam aber nicht zu Stande, weil die belg. Regierung die Zusammenkunft verbot; dagegen fanden Kongresse statt: 3. bis 10. Sept. 1866 in Genf, 2. bis 8. Sept. 1867

ſanne, 5. bis 11. Sept. 1868 in Brüſſel, 6. Sept. 1869 in Baſel. Im J. 1870 kam des Deutſch-Franzöſiſchen Kriegs kein Kon- Stande, weil die Führer der J. allgemeine itiſche Aufſtände in ganz Europa zu erregen htigten. Da ſich eine ſolche Bewegung aber möglich herausſtellte, riet Marx nach dem des franz. Kaiſerthrons von einem ſozialiſti- Putſch in Paris ab und die J. forderte dann ügen gegen Deutſchland für die Gambettaſche lik auf, während ſie nach dem verſailler Frie- Frühjahr 1871 mit der pariſer Commune thiſierte, ohne daß ſie indes zu der Organi- dieſes Aufſtandes ihrerſeits aktiv mitgewirkt

Im J. 1871 tagte nur eine Konferenz von erten 17. bis 23. Sept. in London. Auf ongreß im Haag 1872 trat zuerſt eine Spal- er Partei in Centraliſten und Föderaliſten ein. nge genährte Erbitterung über den großen ß von Marx kam dort zur offenen Empörung. öderation des Jura beantragte Abſchaffung eneralrats und Unterdrückung aller Autorität J., ihr ſtanden zur Seite die Mehrzahl der ital., belg. und ſpan. Delegierten; engl. Ar- waren faſt gar nicht vertreten. Die hauptſäch- deutſchen Sozialdemokraten beſtehende kleine liſtiſche Mehrheit unter Marx ſiegte noch mit n 23 Stimmen über die Föderaliſten und ver- en Sitz des Centralkomitees nach Neuyork. Minderheit ſchied aus, um eine neue J. zu n. Dieſe neue J. der ſog. Föderaliſten tagte 873 in Genf und 1874 in Brüſſel wieder. ept. 1873 waren dagegen beide feindliche en der Centraliſten und Föderaliſten gleich- in Genf verſammelt, um ſich gegenſeitig zu htigen. Damit war eigentlich die gänzliche ung des Bundes vor aller Welt bekundet. ter Kongreß in Genf (im Sept. 1877) be- nur den Untergang der alten J. Die mittel und die Stärke dieſer Verbindung ſind ns vielfach weit überſchätzt worden. Sie be- ich thatſächlich immer in größter Geldver- it, und die Unterſtützungen, die von London ige franz. Strikes eingingen, waren kaum swert. Man ſah es aber gern, wenn in der von den Millionen der J. die Rede war und hänger nach Hunderttauſenden gezählt wur- Nach dem Untergang der alten J. ſind mehr- Verſuche zur Wiederherſtellung internatio- Verbindungen der ſozialiſtiſchen und kommu- en Arbeiterparteien gemacht worden, die nige Erfolge gehabt haben. Ein im J. 1878 aris einberufener internationaler Arbeiter- ß wurde allerdings durch die Polizei verhin- m Juli 1881 dagegen fand in London ein ß der extremſten Partei ſtatt, auf welchem ündung einer internationalen ſozialrevolu- n Arbeiterаſſociation beſchloſſen wurde. Die igere Richtung fand im Okt. 1881 ihre tung in einem internationalen Kongreß in nd ſeitdem haben noch mehrere andere ähn- uſammenkünfte der anarchiſtiſchen wie der emokratiſchen Parteileiter ſtattgefunden.

Villetard, «Histoire de l'Internationale» 1871); Teſtut, «L'Internationale» (2 Bde., 872; deutſch, Lpz. 1872); Mehring, «Zur Ge- der deutſchen Sozialdemokratie» (Magdeb. Zacher, «Die rote J.» (Berl. 1884). (S. terbewegung, Sozialdemokratie.)

Internieren (neulat.) heißt einſchließen oder wenigſtens an einen beſtimmten Ort verweiſen unter Verbot, ſich von dort zu entfernen. Es kommt dies z. B. bei politiſchen Flüchtlingen vor, die man in das Innere des Landes verweiſt, um ſie zu hindern, von den Grenzdiſtrikten aus weitere polit. Umtriebe zu unternehmen.

Internodium, in der Botanik diejenigen Teile der Stammorgane, welche zwiſchen je zwei aufeinanderfolgenden Blättern liegen.

Internuntius (lat.), Botſchafter, Geſchäftsträger; insbeſondere ein päpſtl. Geſandter zweiten Ranges in Staaten, bei denen wegen Geringfügigkeit der Geſchäfte kein Nuntius nötig war. Auch hieß J. früher der öſterr. Geſandte in Konſtantinopel, da Öſterreich mit der Pforte früher nur Waffenſtillſtand ſchloß und daher nur einen einſtweiligen Vertreter dort unterhielt; ſpäter ging der Name auch auf den wirklichen Geſandten daſelbſt über, iſt aber gegenwärtig ebenfalls außer Gebrauch.

Interpellation (lat.), im parlamentariſchen Sinne eine an die Regierung gerichtete Anfrage um Auskunftserteilung über eine beſtimmte Angelegenheit der innern oder äußern Politik. Die Geſchäftsordnung des Deutſchen Reichstags beſtimmt, daß J. an den Bundesrat von 30 Mitgliedern des Reichstags unterzeichnet ſein müſſen. An die Beantwortung der J. oder deren Ablehnung darf ſich eine ſofortige Beſprechung des Gegenſtandes der J. ſchließen, wenn mindeſtens 50 Mitglieder darauf antragen.

Im juriſtiſchen Sinne iſt J. die Mahnung, welche der Gläubiger an ſeinen Schuldner richtet, und welche von rechtlicher Wirkſamkeit iſt, wenn die Schuld fällig iſt und wenn ſie zu rechter Zeit und nicht an unpaſſendem Orte erfolgt. Eine beſondere Form iſt dafür nicht erforderlich. Die rechtliche Wirkung der J. iſt namentlich die, daß der Schuldner in Verzug gerät, und daß die Verjährung der Klage auf Erfüllung der Schuld unterbrochen wird. Der Rechtsſatz: dies oder lex interpellat pro homine, bedeutet, in gewiſſen Fällen treten die Wirkungen des Verzugs auch ohne J. des Gläubigers ein. (S. Verzug.)

Inter pocula (lat.), «zwiſchen den Bechern», d. i. beim Trinken.

Interpolieren (lat.), aufputzen, verfälſchen, heißt in der philologiſchen Kritik den urſprünglichen Text einer Schrift durch Einſchaltung einzelner Wörter, Sätze oder Abſchnitte verfälſchen, daher man ſolche Stellen und Schriften interpolierte, die Handlung ſelbſt Interpolation und den Verfertiger ſolcher Verfälſchungen einen Interpolator nennt. Dieſe Sitte iſt, wenigſtens in Hinſicht der griech. und röm. Schriftdenkmale, ſehr alt. Onomakritos namentlich hat ſchon unter Piſiſtratus die unter des Muſäos Namen in Umlauf befindlichen alten Seherſprüche, die er ſammelte und herausgab, interpoliert. Im Laufe der Zeit iſt dies dann noch vielfach, teils in mehr planmäßiger Weiſe, teils gelegentlich geſchehen. Auch jüd. und chriſtl. Gelehrte trugen ſelbſtgemachte Stellen oder Verſe in die Werke anderer über, um ihren eigenen Lehren dadurch höheres Alter und Anſehen zu verſchaffen. Die Nachweiſung und Ausſcheidung ſolcher Zuſätze von fremder Hand, mit der ſich ſchon alexandriniſche Grammatiker, wie Ariſtarchus, beſchäftigten, iſt Aufgabe der Kritik.

In der Mathematik heißt J. zwiſchen zwei Glieder einer an ein beſtimmtes Geſetz gebundenen

einen gegen den andern gewisse Pflichten auferlege, welche zur J. drängen könnten; daß endlich es Zustände gebe, die entweder für bestimmte einzelne oder für alle im Völkerrechtsverbande stehende Staaten wegen ihrer Völkerrechtswidrigkeit das Recht der J., ja die Pflicht dazu provozieren. Blickt man hierbei auf die Stimmung in den maßgebenden Kreisen, so ist es gegenwärtig eigentlich allein der Papst, welcher das Prinzip der J. unbedingt, freilich nur im Interesse der Kirche ausgesprochen und das Prinzip der Nichtintervention verworfen hat (Encyclica vom 8. Dez. 1864, Satz 62), während die meisten Staaten, namentlich das Deutsche Reich, England, Frankreich, Nordamerika, die gegenteilige Anschauung vertreten. Freilich hat übrigens die Erfahrung gelehrt, daß man sich auch bei dem entschiedensten Anschluß an das Nichtinterventionsprinzip keineswegs hindern ließ, vorkommendenfalls sog. diplomatische oder militärische Pression und Ähnliches zur Erreichung gewisser Zwecke ins Werk zu setzen. Vom praktisch-polit. Standpunkte aus erledigt sich jene Frage dahin, daß jede eigentliche J. die Kriegsfrage in ihrem Schoße trägt. Entweder wird nämlich gegen eine der kriegführenden Mächte oder gegen beide Teile zugleich mit den Waffen interveniert, oder, was der Hauptfall, die J. findet statt in die Verfassungs- und Regierungsangelegenheiten des fremden Staats und zwar entweder mit sofortiger Anwendung der Waffengewalt oder doch mit deren Inaussichtstellung. Demgemäß fällt praktisch die Frage nach der Rechtmäßigkeit der J. mit der nach der Rechtmäßigkeit des Kriegs zusammen. Jedoch nimmt die Interventionsrechtsfrage auch an allen Fortschritten des Völkerrechts und insbesondere an der Verminderung der Kriege teil, sodaß jedenfalls ein Staat, zur Beseitigung ihm unerträglicher Zustände in einem andern Staate, zuerst immer die mildern Mittel, z. B. Abbrechung der «guten Beziehungen» oder der ganzen internationalen Verbindung u. dgl. m. anwenden wird. Dazu kommt, daß unser Völkerrecht es gestattet, gegen absolut widerrechtliche Vergewaltigungen in einem Staate dem leidenden Teile die von ihm erbetene «accessorische Kooperation» zu gewähren, ferner, absolut völkerrechtswidrige Zustände in einem Staate, z. B. ziel- und zügellose, ganz Europa gefährdende Anarchien, unter allgemeiner Zustimmung selbst mit Gewalt zu beseitigen, und endlich gegen rechtswidrige J. von Rechts wegen zu intervenieren. Immer aber ist festzuhalten, daß ein Recht zur J. stets als eine Ausnahme, und zwar nur im Interesse der eigenen Selbsterhaltung oder zur Aufrechthaltung des für alle wesentlichen Völkerrechtszustandes, vom Prinzip der Nichtintervention zu erachten sei.

Vgl. außer den völkerrechtlichen Schriften von Heffter, Holtzendorff, Bluntschli u. a.: Rotteck, «Das Recht der Einmischungen in die innern Angelegenheiten eines fremden Staats» (Freiburg 1845); Hautefeuille, «Le principe de Non-Intervention et ses applications» (Par. 1863); Parthe, «Die J. in Mexiko» (Lpz. 1864); Stapleton, «Intervention and Non-Intervention» (Lond. 1866).

Intervention (im Wechselrecht), s. u. Ehrenannahme.

Intervertieren (lat.), unterschlagen; Interversion, Unterschlagung.

Interviewer (engl., spr.: Interwjuër, von interview, Zusammenkunft, Unterredung), der Besucher, besonders ein Journalist, der berühmte Persönlichkeiten besucht, um sie über ihre Ansichten und Absichten auszufragen und dann darüber in Zeitungen Bericht zu erstatten.

Inter vivos (lat.), «unter Lebenden», bei Schenkungen.

Intestabel (lat.), unfähig, als Zeuge aufzutreten oder ein Testament zu machen.

Intestaterbfolge heißt die Erbfolge, welche in Gegensatz zu der freien Verfügung des Erblassers für den Todesfall, auf Gesetzen beruht und eintritt, wenn weder ein Erbvertrag noch ein gültiges Testament vorhanden sind. (S. Erbrecht.) Die Bezeichnung ab intestato (d. i. ohne Testament oder Vermächtnis) erben ist dem röm. Recht charakteristisch. Man sah bei den Römern die Testamentserrichtung in dem Maße als die Regel an, daß man dem gegenüber den Eintritt von andern Erben als Erbfolge «ohne Testament» bezeichnete. Erst wenn der Wille des Erblassers selbst nicht ausgesprochen war, trat das Gesetz ergänzend ein. Eine Übertragung jenes Gegensatzes in unsere heutigen Verhältnisse könnte jedoch leicht zu Irrungen Anlaß geben. Es war nämlich in älterer Zeit unter jener Erbfolge ab intestato im röm. Sinne keineswegs die der Blutsverwandten zu verstehen, wie das jetzt der Fall ist; das röm. Recht stellte vielmehr in Achtung der Souveränetät des Familienhaupts (pater familias) als das allein wirkende Band die agnatio (s. Agnaten) hin, die Verbindung durch eine und dieselbe väterliche Gewalt (patria potestas). Daher ging eine Berechtigung zur Erbfolge über weibliche Mitglieder der Familie nicht hinaus (mulier familiae suae et caput et finis est), und die zunächst berufenen Intestaterben waren diejenigen, welche durch den Tod des pater familias gewaltfrei wurden, die sui, ohne daß es auf die Nähe der Verwandtschaft oder darauf ankam, ob diese väterliche Gewalt überall durch Verwandtschaft begründet war. Gemäß diesem Grundsatze folgte, wenn sui nicht vorhanden waren, der nächste Agnat und in dritter Reihe die Gentilen. (S. Gentes.) Die Härte, welche darin lag, ward vom prätorischen Rechte und durch Senatsbeschlüsse allmählich beseitigt, bis endlich Justinian die J. ganz auf das Prinzip der Blutsverwandtschaft gründete und nur für die Adoption noch eine Nachwirkung der frühern Auffassung bestehen ließ. Daher ist gegenwärtig J. im wesentlichen gleichbedeutend mit Blutserbfolge, da die Erbberechtigung der Agnaten sich nur bei den adeligen Stammgütern einzelner Gegenden oder Familien erhielt. Die Erbfolge ab intestato wird ausgeschlossen, sobald der Erblasser testiert, d. h. ein Testament (s. d.) errichtet. Diese rechtliche Möglichkeit, seinen Willen einstmals über das natürliche Leben hinaus zu verlängern, ist dem weniger abstrakt auffassenden altdeutschen Rechte fremd gewesen; dasselbe kannte nur Intestaterben oder Erbverträge. Aber die röm. Institution gewann durchaus die Oberhand, sodaß nicht bloß die Testamente in Übung kamen, sondern auch das altdeutsche J. der Parentelenordnung vom röm. Rechte verdrängt ward, bis sie in neuerer Zeit wieder in einzelnen Gesetzen Aufnahme fand.

Intestinalmykosis, s. unter Mikrococcus.

Intestīnum (lat.), Darm, Mehrzahl Intestina, Därme, Eingeweide; intestinal, auf die Eingeweide bezüglich.

In thesi (lat.), im Hauptsatze; in der Behauptung; ferner: in der Regel, im allgemeinen (der

…tz ist: in hypothesi, in Anwendung auf den …nden Fall).

…ronisieren (mittellat.), auf dem Thron …em hohen geistlichen Würdensitz (beim Papste …edra Petri) feierlich einsetzen; Inthroni… des Tisches, Wiedereinweihung eines …erten Altars.

…m (lat.), innig, vertraut; Intimus, ver… Freund; Intimität, Vertraulichkeit.

…mieren (lat.), amtlich zufertigen, kundthun; Intimation; Intimat, hohe Ver…g.

…nktion (lat.), Eintauchung, besonders des …in den Wein beim Abendmahl.

…tulation (frz.), Betitelung, Setzung eines Titels.

…lerabel (lat.), unerträglich, unleidlich; …rant, unduldsam gegen Andersgläubige …dersdenkende. [gläubige.

…leranz, Unduldsamkeit gegen Anders-

…onation (lat.) heißt in der Musik die Art …eise, wie der Ton durch die Menschenstimme …rch Instrumente erzeugt wird; das Wort gleichbedeutend mit Ansprache und Ansatz. gebraucht man es auch in der Bedeutung …immung; ein Instrument ist auf diesen oder …on intoniert, heißt: es ist in diesen oder …on gestimmt. Die beiden Hauptbedingun… er guten I. sind vollkommene Reinheit in auf Tonhöhe und Klangschönheit. Eine …echte und aller Abstufungen fähige I. ge… den wichtigsten Teilen der Schulung in und Instrumentspiel. Im Instrumentbau I. namentlich bei den Klavierinstrumenten r Orgel von großer Bedeutung. Bei den wird sie hauptsächlich durch die Belede… d. h. den Überzug der Hammerköpfe mit …er, und durch den Fallwinkel der Hämmer, letztern durch die Beschaffenheit des Labiums …ifen und durch die Stärke und Masse …ndzuflusses bedingt. Bei den Blas- und …nstrumenten sowie im Gesang ist die I. (Ansatz) weit mehr von der Fähigkeit und …lichkeit des Vortragenden abhängig.

…xikation (lat.-grch.), die Vergiftung (s. d., …ft.)

…a (d. h. zwischen, nämlich zwischen den Flüß… …-Giovanni und San-Bernardino gelegen), …n der ital. Provinz Novara, 2 km im NO. …llanza, an dem Westufer des Lago-Maggiore, …e Häuser mit Arkaden, einen großen Platz, …bsche moderne Kirche mit einem Peristyl von …ranitsäulen und eine prächtige Brücke aus Granit, einen guten Hafen, Baumwoll… …ei, Glas- und Lederfabrikation und zählt 5745 E.

…ra (Giambattista), ital. Schriftsteller, geb. …Calvenzano in der Provinz Bergamo, war …6 Gymnasialprofessor zu Mantua, seit 1860 …r des Lyceums zu Cremona, und lebt seit …Mantua, ausschließlich mit litterarischen …n beschäftigt. Er ist Mitarbeiter der mai… «Perseveranza» und des «Archivio storico …rdo», in welchem er eine Reihe geschätzter …raphien veröffentlicht hat. Außerdem schrieb …anuale del contadino» (Mail. 1867), «Ai …li mare», Novelle (Mail. 1869), die Ro… «Agnese Gonzaga» (Mail. 1871), «Il sacco …tova» (Mail. 1872), «L'ultimo dei Bonac…

colsi» (Mail. 1874), «In villa» (Mail. 1876) und «Isabella Clara d'Austria» (Mail. 1878).

Intrada (span.), in der Musik soviel wie Entrée (s. d.); Intraden, soviel wie Staats- und landesherrliche Einkünfte.

Intraitable (frz.), schwer zu behandeln, störrisch.

Intraktabel (lat.), soviel wie Intraitable.

Intramolekulare Atmung, s. unter Atmung.

Intramurān (lat., von intra muros, d. i. innerhalb der Mauern), innerhalb der Mauern befindlich oder geschehend; in geschlossenem Raume, nicht öffentlich. Über intramurane Hinrichtung s. unter Todesstrafe.

Intra muros (lat.), innerhalb der Mauern, in geschlossenem Raum, nicht öffentlich. Vgl. Iliacos.

Intransigenten (ital.), Unversöhnliche, die sich auf keine Verhandlung mit dem Gegner einlassen; in der Politik namentlich von den grundsätzlichen Gegnern einer Staatsregierung gebraucht.

Intransitiva nennt man in der Grammatik solche Verba, die nicht mit einem Objekt im Accusativ verbunden werden, z. B. liegen, fallen, aufstehen u. dgl., während die Transitiva mit einem solchen Objekt verbunden werden können (z. B. legen, fällen, anfangen u. dgl.). Die Grenze zwischen transitiv und intransitiv ist indes eine flüssige, manche Verba, die in der Regel ohne Objekt, intransitiv, gebraucht werden, nehmen gelegentlich ein Objekt an, z. B. schlafen (den Schlaf des Gerechten schlafen), gehen (die Straße gehen) u. s. w.

Intreccio (ital.), Intrigue, kurzes Bühnenstück.

Intrigue (frz., vom lat. intricare, Ränke, Schwierigkeiten machen) heißt die absichtliche Verknüpfung oder Verwickelung von Handlungen und Personen zu einem bestimmten Zwecke. Im Drama versteht man darunter besonders die entweder mehr zufällig zusammentreffenden oder absichtlich herbeigeführten Verhältnisse oder Umstände, durch welche die Hauptpersonen gehindert, geneckt, irregeführt und in Verlegenheit gesetzt werden. Von der Tragödie ist daher die I. ausgeschlossen, wenn sie nicht, wie in Shakspeares «Othello», im Wesen der das Grundmotiv bildenden tragischen Leidenschaft selbst liegt; und von diesem Gesichtspunkt aus sind Lessings «Emilia Galotti» und Schillers «Kabale und Liebe» durchaus falsch gebaut. Im Lustspiel dagegen hat die I. den weitesten Spielraum; ja man nennt Stücke, in welchen die I. so überwiegt, daß sie zur Hauptsache wird und die Charaktere nur zu ihrer Schürzung und Lösung da zu sein scheinen, Intriguenstücke, im Gegensatz zu den Charakterstücken, in welchen die I. bloß zur schärfern Hervorhebung der Charaktere dient. Das Intriguenstück ist mehr belustigenden und neckischen Charakters, wobei das Komische darin zunächst auf den Verhältnissen und Lagen der Personen beruht; doch wird dadurch die Zeichnung der Charaktere und deren Einfluß auf die Entwickelung der Handlung keineswegs vom Intriguenstück ausgeschlossen. Muster in dieser Gattung sind die span. Mantel- und Degenstücke (comedias di capa y espada). Das kühnste und auch so ziemlich letzte Stück dieser Art ist Beaumarchais' «Mariage de Figaro». Das ältere deutsche Lustspiel hielt sich von diesen mehr äußerlichen Neckereien des Intriguenstücks fern; erst die Nachahmer Scribes haben sie auch auf den deutschen Bühnen heimisch gemacht. In der Theatersprache bezeichnet man mit Intrigant alle diejenigen

Charaktere, welche durch Ränke, Hinterlist oder überhaupt durch boshafte und gemeine Motive in das Getriebe der dramatischen Handlung eingreifen. Früher bestand dieses Fach selbständiger, jetzt fällt es meist mit dem Charakterfach zusammen.

In triplo (lat.), dreifach.

Introduktion (lat.) nennt man in der Musik einen kurzen, meist pathetischen Instrumentalsatz, der einem Hauptsatze, z. B. einem Rondo, Konzert- und Symphoniesatze, einer Ouverture, Fuge, einem Gesangstücke u. s. w., als Einleitung vorausgeht. Vom Vorspiele oder Präludium unterscheidet sich die J. dadurch, daß sie keine abgeschlossene Form hat, während jenes ein in sich abgerundetes Stück ist. In der Oper heißt J. das erste Stück unmittelbar nach der Ouverture, welches die Scene eröffnet; hier bezeichnet J. sowohl Gesang als Instrumentalmusik.

Introite, nam et hic Dii sunt (lat.), «Tretet ein, denn auch hier sind Götter», die lat. Übersetzung von Worten des Heraklid, welcher aus Aristoteles' «De partibus animalium» (I, 5) bekannt sind. Lessing setzte die Worte als Motto seinem «Nathan» vor.

Introitus (lat.), Eingang, Einleitung zu etwas; in der kath. Kirche der erste Teil der Messe. Er beginnt damit, daß der Priester und der Meßdiener (Meßner) wechselsweise den 42. Psalm hersagen; dann folgen das Confiteor, die Formel des öffentlichen Schuldbekenntnisses, die Absolution und der eigentliche I., aus einigen Bibelversen bestehend.

Intuition (lat.), wörtlich Anschauung, wird in der Erkenntnistheorie derjenige Akt des erkennenden Vorstellens genannt, durch welchen der Gegenstand unmittelbar aufgefaßt wird. Die J. steht deshalb im Gegensatz zu allem demonstrativen Wissen, welches sein Objekt mittelbar durch Verstandesoperationen erkennt. J. liegt bei jeder Wahrnehmung des äußern wie des innern Sinnes vor: oft ist in der Philosophie auch behauptet worden, daß die Erkenntnis des höchsten Prinzips aller Dinge, der Gottheit, nur durch unmittelbare J. möglich sei. Diese Forderung ist charakteristisch für alle Formen des Mystizismus (s. d.).

Intumeszenz (neulat.), Anschwellung, Geschwulst.

In turno (lat.), im Kreise, reihum.

Intus (lat.), inwendig, innen.

Intussusception (lat.), Aufnahme in das Innere, besonders innige Aneignung fremder, in den organischen Körper aufgenommener Stoffe; in der Medizin die Einstülpung eines Darmstücks in das andere (sog. Darminvagination, Volvulus). Dieselbe erfolgt gewöhnlich derart, daß ein einzelner Darmabschnitt in lebhafter Thätigkeit und stark zusammengezogen ist, während die benachbarten Abschnitte gelähmt, erweitert und bewegungslos sind, wodurch es geschehen kann, daß die verengte Darmpartie sich in den gelähmten Abschnitt hineinschiebt und so einen mehr oder weniger vollständigen Verschluß des Darmrohrs herbeiführt. Die entferntere Ursache der J. besteht meist in einem katarrhalisch-entzündlichen Zustand der Darmwand, der das Zustandekommen partieller Lähmungen des Darmrohrs begünstigt; am häufigsten kommt deshalb die Krankheit bei kleinen Kindern und bei Greisen vor. Die J. kann sich von selbst, d. h. durch entsprechende peristaltische Bewegungen des Darms ausgleichen; viel häufiger kommt es aber durch fortgesetzte Stranaulation des eingestülpten Darmstücks zu einer schweren, meist tödlichen Unterleibsentzündung. Die Symptome und die Behandlung der Krankheit gleichen denen der Darmverengerung (s. d.).

Intussusception, in der Botanik Bezeichnung für diejenige Art des Wachstums von Membranen, Stärkekörnern ꝛc., bei der durch Aufnahme neuer kleinster Teilchen der betreffenden Substanz, sog. Micelle, zwischen den bereits vorhandenen eine Volumenvergrößerung stattfindet. Unter Intussusceptionstheorie versteht man diejenige Theorie, nach welcher das Wachstum jener Körper durch J. stattfindet; dieselbe ist von Nägeli in exakter Weise begründet worden und ist für die genauere Kenntnis der Wachstumsvorgänge in der Pflanze von außerordentlicher Wichtigkeit. Der Intussusceptionstheorie gegenüber steht die sog. Appositionstheorie, nach welcher das Wachstum z. B. der Stärkekörner durch fortwährende Auflagerung neuer Schichten stattfinden soll. Diese letztere Theorie hat nur wenige Anhänger unter den Botanikern und entbehrt auch der genauen mechan. Begründung. Sie ist in früherer Zeit hauptsächlich von Dippel vertreten worden; neuerdings hat Strasburger dieselbe durch mehrere Untersuchungen zu stützen gesucht.

Inuit, s. Innuit.

Inula *L.*, Pflanzengattung, s. Alant.

Inulin, eine dem Stärkemehl nahe Substanz, welche sich im Alant (s. d.) findet.

Inundation (lat.), Überschwemmung.

Inunktion (lat.), die Einsalbung, das Einreiben; Inunktionskur, die Schmierkur, namentlich mit grauer Quecksilbersalbe. (S. unter Syphilis.)

In usu (lat.), im Gebrauch.

In usum Delphini, s. unter Dauphin.

Inv., Abkürzung von Invenit (s. d.).

Invagination (lat.), Einschiebung in eine Scheide; in der Medizin soviel wie Intussusception (s. d.).

Invalenz (lat.), Kraftlosigkeit, Unvermögen.

Invalescieren (lat.), erstarken, an Kraft zunehmen.

Invalide (lat.) heißt ein für den Kriegsdienst im Felde körperlich nicht mehr tauglicher Soldat. Man unterscheidet gewöhnlich Halb- und Ganzinvaliden, je nachdem dieselben noch zu Dienstleistungen in der Garnison zu verwenden sind oder nicht. Für Krieger, welche dem Vaterlande ihre Gesundheit geopfert, zu sorgen, war schon in Athen und Rom üblich. Im Mittelalter nahmen sich ihrer die Klöster und seit den Kreuzzügen die geistlichen Ritterorden, besonders die Johanniter an. Seit Einführung der stehenden Heere erhalten sie Gnadengeschenke, Pensionen oder Aufnahme in Invalidenkompagnien und Invalidenhäusern. Ludwig XIV. errichtete zuerst ein solches (1671), das später von Napoleon I. besonders reich dotiert wurde. Die Stelle als Gouverneur der J. war in Frankreich lange Zeit ein hoher Ehrenposten, ist aber 1883 aufgehoben worden. In England begründete Karl II. zu Chelsea ein Invalidenhaus für die Landtruppen und Wilhelm III. in Greenwich ein Seehospital. Außerdem wurden früher den im Dienst Verwundeten noch Prämien nach bestimmter Taxe für jede Beschädigung des Körpers bezahlt, z. B. für einen Fuß 20 Pfd. St., für beide Füße 100 Pfd. St., während jetzt die Betreffenden je nach

dem Grade ihrer Erwerbsunfähigkeit Pensionen verschiedenen Betrags beziehen. In Deutschland stiftete Friedrich II. zuerst ein Invalidenhaus, das 1748 vollendet wurde und die Überschrift «Laeso, sed invicto militi» trägt. In Österreich wurde 1751 in Prag, 1783 zu Wien ein Invalidenhaus errichtet; das zu Pest schon 1727.

Im weitern Sinne werden als J., besonders in neuester Zeit, alle Personen bezeichnet, welche körperlich dauernd unfähig sind, ihrem Erwerbe überhaupt oder in vollem Maße nachzugehen und demzufolge mehr oder weniger der Beihilfe entweder durch Unterstützung oder durch Versicherung bedürfen. Hauptsächlich macht sich diese Lage bei den Arbeitern geltend; bei den Bergarbeitern wird schon seit Jahrhunderten für die J. gesorgt und neuerdings dehnt sich diese Sorgfalt auf alle «J. der Arbeit» aus. (S. Invaliditätsversicherung, Invalidenkassen.)

Invalidenkassen sind genossenschaftliche Vereinigungen meist von Arbeitern, welche gegen bestimmte periodische Beiträge ihren Mitgliedern eine bestimmte Unterstützung für den Fall dauernder Arbeitsunfähigkeit zusichern. Die J. bilden die bis jetzt fast ausschließliche, meist aus der Initiative der Beteiligten hervorgegangene Verwirklichung der Invaliditätsversicherung (s. d.). Sie stehen fast immer in engem Zusammenhang mit andern, größtenteils Berufsgemeinschaften, sei es mit Betrieben (Fabriken u. s. w.) und Betriebsgruppen, wobei dann regelmäßig die Arbeitgeber durch Zuschüsse und Vertretung im Vorstand und Generalversammlung beteiligt sind, sei es mit Berufsverbänden der Arbeiter allein. Zu den erstern gehören außer den Fabriks- und den seltenen Innungsinvalidenkassen die bei weitem ältesten und in Deutschland bedeutendsten Träger der Invaliditätsversicherung, die Knappschaftsvereine, zu den letztern vorzugsweise die Gewerkvereine. In beiden Kategorien pflegt die Invaliditätsversicherung nur einen integrierenden Teil des Vereins, beziehungsweise der Kasse, gänzlich mit den übrigen Zwecken und Leistungen derselben verbunden, zu bilden. Die deutschen Gewerkvereine dagegen, mit Einschluß der Buchdrucker, haben, wie ihre Kranken- und Begräbniskassen, so auch ihre J. als selbständige Kassen, wenn auch häufig obligatorisch für alle Vereinsmitglieder, errichtet, was dem Wesen der Versicherung entsprechender ist und durch die neueste Gesetzgebung allgemein durchgeführt werden soll.

Die J. erheben ihre Beiträge meist wöchentlich oder monatlich, beziehungsweise bei jeder Lohnzahlung (wobei jedoch die freien Arbeiterinvalidenkassen bei Arbeitslosigkeit u. s. w. längere Stundung gewähren) und zahlen die Unterstützungen ebenfalls in wöchentlichen oder monatlichen Renten (Pensionen) aus; wohl nur einige Trades Unions geben bei Unfallinvalidität eine einmalige Kapitalabfindung. Fast ausnahmslos besteht eine absolute Carenzzeit (s. d.). Der Invaliditätsanspruch muß auf ärztliche Bescheinigung begründet sein, bei einem Teile der J. ist die Untauglichkeit für den besondern Beruf, bei einem andern Teile die Arbeitsunfähigkeit überhaupt maßgebend, doch pflegt bloße Nebenbeschäftigung den Pensionsanspruch nicht aufzuheben, sondern die Pensionierung als Halbinvalide zu bewirken. Die Beiträge wie die Pensionen sind in der Regel entweder nach Lohn und Dienstalter oder nach freier Wahl von verschiedener Höhe, bleiben jedoch wohl ausnahmslos unter dem Durchschnittslohn; rationell werden aber auch die Beiträge für die gleiche Pension nach dem Beitrittsalter abgestuft (so bei den J. der deutschen Gewerkvereine).

Invaliditätsversicherung ist derjenige Zweig der Arbeiterversicherung, welcher die Unterstützung oder Versorgung der Arbeiter für den Fall dauernder Arbeitsunfähigkeit bezweckt. Die Invalidität entsteht hauptsächlich aus drei Ursachen: Unfälle (worunter die Betriebsunfälle), Siechtum (andauernde unheilbare Krankheit) und Altersschwäche. Die Unfallversicherung bildet also, abgesehen von der Entschädigung für solche Unfälle, welche nur eine vorübergehende Arbeitsunfähigkeit herbeiführen, einen Teil der J., welcher jedoch, zumal hinsichtlich der Betriebsunfälle, durch die neue Gesetzgebung und Praxis gesondert behandelt zu werden pflegt. Im Gegensatz zu der Kranken- und Begräbnisversicherung hat die J. bisher weder in Deutschland noch im Auslande sich erheblich ausgebreitet, ist vielmehr im wesentlichen auf einige besonders geeignete Berufe, wie Bergarbeiter, Buchdrucker, Maschinenbauer, beschränkt geblieben. Die ganze Natur der J. dürfte dieselbe auf genossenschaftliche Invalidenkassen (s. d.) hinweisen, während die Mitwirkung des Staats durch ein Normativgesetz, Beschaffung zuverlässiger Rechnungsgrundlagen und dauernde Aufsicht sehr ersprießlich sein würde.

Invariabel (frz.), unveränderlich.

Invasion (lat.) heißt Einfall in ein fremdes Gebiet. Insbesondere versteht man darunter einen solchen Einfall, der nicht auf bleibende Eroberung, sondern, zunächst wenigstens, nur auf einen vorübergehenden Zweck berechnet ist, sei dieser nun strategischer, ökonomischer oder polit. Art, wie z. B. die französische J. in Spanien 1823 zur Wiederherstellung der königl. Gewalt.

Invasionskrankheiten, s. unter Ansteckung.

Invecta et illata (lat. Eingebrachtes und Eingeführtes), die bewegliche Habe, welche ein Pächter oder Mieter in die gepachteten oder gemieteten Räume eingebracht hat.

Invektive (lat.), «anfahrende», beleidigende Rede, Schmähung, grober Ausfall.

Invēnit (lat., abgekürzt inv., «hat es erfunden») wird am linken untern Rande von Kupferstichen zu dem Namen des Künstlers gesetzt, nach dessen Gemälde oder Zeichnung der Stich ausgeführt ist.

Inventarisieren, das Inventarium aufnehmen.

Inventarium (lat.), ein Befundschein über das Ergebnis einer Besichtigung und Erörterung, besonders einer Vermögensaufnahme oder Verzeichnung von bestimmten Vermögenskomplexen, z. B. von Handlungen und andern Gewerbetablissements, von Wirtschaftszubehör, die selbst wieder J. genannt werden. Im letztern Sinne unterscheidet man auf Landgütern das lebende Inventar oder den Viehstand von dem toten (Acker- und Wirtschaftsgeräte). Man pflegt das J. bei Verpachtungen nach einer Taxe zu überlassen und den Pachter zu verpflichten, bei Beendigung des Kontrakts Stücke desselben Werts zurückzugeben oder Fehlendes in Geld auszugleichen. Inventarien werden bei der Übernahme von Vormundschaften über das Vermögen der Pflegebefohlenen, bei Sterbefällen über die Hinterlassenschaft, bei der Übernahme eines verpachteten Grundstücks, zur Aufstellung des

Kapital-Contos für ein kaufmännisches Geschäft ꝛc. errichtet. Kaufleute sind sogar durch das Gesetz verpflichtet, ihren Vermögensstand von Zeit zu Zeit aufs neue aufzunehmen. (S. Inventur.) Über die Rechtswohlthat des J. s. Beneficium inventarii.

Invention (lat.), Erfindung, Kunstgriff; bei Sebastian Bach Bezeichnung für kleine Tonstücke, welche einen Einfall, eine momentane Empfindung zum Ausdruck bringen.

Inventur (neulat.) ist die Aufnahme des Standes eines Handlungsvermögens, um eine etwaige Insolvenz, einen Rückgang oder den Zuwachs und die davon entfallenden Vorteile zu ermitteln. Es werden dabei alle Einrichtungen, Vorräte und Außenstände nach ihrem Zeitwerte in Rechnung gebracht, für verloren erachtete Forderungen und früher mit in Ansatz gekommene, jetzt aber völlig entwertete Gegenstände abgeschrieben, und die auf dem Vermögen haftenden Schulden den Aktiven, um die Bilanz zu ziehen, gegenübergestellt. Das Deutsche Handelsgesetzbuch, Art. 29–31, schreibt den Kaufleuten vor, alljährlich, oder, wenn dies die Beschaffenheit des Geschäfts nicht gestattet, wenigstens aller zwei Jahre den Befund aufzuzeichnen und diese von den Handlungsinhabern unterschriebene Aufzeichnung, welche ebenfalls J. heißt, gehörig aufzubewahren. (S. Handelsbücher.) Eine solche J. kann auch außer der Zeit nötig werden, z. B. bei Trennung und Veränderung von Handelsgeschäften, bei Fallimenten, bei bevorstehender Liquidation des Geschäfts.

Inverary, Hauptstadt der schott. Grafschaft Argyll (s. d.).

In verba magistri jurāre, s. Jurare in verba magistri.

Inverneß, Grafschaft in Nord- oder Hochschottland, die größte des Königreichs, zwischen Roß, Nairn, Elgin, Banff, Aberdeen, Perth, Argyle und dem Atlantischen Ocean, der im Nordosten den Murrayhusen oder Moray-Firth bildet, hat ein Areal von 11 022,6 qkm, wovon 3141,5 auf die dazugehörigen 250 Inseln kommen, und zählt (1881) 90 414 E. Das Festland ist außerordentlich rauh, wild und gebirgig, aber malerisch schön, und steigt im Ben-Nevis, dem höchsten Berge des brit. Archipels, 1332 m hoch auf. Zahlreich sind die Seen und Bergwasser in tiefeingefurchten Thalspalten, ausgedehnt die Wald-, Heide- und Moorstrecken. Kulturboden findet sich hauptsächlich in den niedrigen Gegenden am Moray-Firth, an einigen Seen und Flüssen. Rinder- und Schafzucht bilden die Hauptbeschäftigung der Einwohner. Die Hauptabdachung findet gegen Nordosten statt, wie der Lauf der größern, durch ergiebigen Lachsfang bedeutenden Flüsse Spey, Findhorn, Nairn, Neß, Beauley, Foyers (mit zwei herrlichen Wasserfällen) andeutet. Die Grafschaft zerfällt in zwei gleiche Teile durch den langen und tiefen Thalspalt (Glenmore oder Großes Glen), welcher in Südwestrichtung vom Moray-Firth zum Loch-Linnhe an der Westküste streicht, die Seen Neß und Lochy enthält und von dem Caledonischen Kanal durchschnitten wird. Unter den Inseln, welche zu den mittlern und nördl. Hebriden gehören und die Gebirgsnatur des Festlandes teilen, sind die namhaftesten Skye, Harris (der südl. Teil von Lewis), Norduist, Süduist, Benbecula, Barra und St.-Kilda. Die kelt. Sprache herrscht im allgemeinen vor, das Englische ist fast nur bei den höhern Klassen in Gebrauch. Die Grafschaft zerfällt in 35 Kirchspiele und schickt ein Mitglied ins Parlament.

Die Hauptstadt Inverneß, im Hintergrunde des Moray-Firth, am Nordende von Glenmore und am Flusse Neß, der hier in den Inverneß-Firth fällt und dessen Eingang durch das Fort George gedeckt ist, zählt (1881) 17 366 E. meist engl. Abkunft. Dieselbe hat einen guten Hafen, ein befestigtes Schloß, 12 Kirchen und Kapellen, breite, schöne Straßen, eine 1880 vollendete Stadthalle, vor derselben eine Fontäne mit dem Palladium der Stadt, dem rhomboidischen Steine Clach-na-Cudain, eine Akademie, eine Kollegiatschule, eine Hochschule, eine Schule für Kunst und Wissenschaft, ein Gefängniß (Tolbooth), eine Besserungsanstalt; ferner Gerberei, Tuchfabrikation, Salmenfischerei, sowie bedeutenden Handel in Wolle und Schafen, Eisenwerke, Brauereien, Sägemühlen, Schiffbau, und ist der Hauptmarktplatz für die Bergschotten. In der Nähe von J. hatten die alten caledonischen Könige ihren Sitz. Historisch merkwürdig wurde die Stadt durch ein glückliches Gefecht des Prätendenten Karl Eduard, welches dieser im Febr. 1746 nach dem siegreichen Treffen bei Falkirk gegen den General Loudon bestand, wogegen er 7 km im Nordosten von J., bei Culloden, 27. April 1746 völlig geschlagen wurde.

Inversion (lat., d. i. Umkehrung) bezeichnet die stilistische und rhetorische Figur die Versetzung eines Wortes oder Satzteils aus seiner der strengen grammatischen Konstruktion nach ihm gebührenden Stelle an eine andere, um den Begriff desselben herauszuheben, z. B. «Dans le temple des juifs un instinct m'a poussée» (Racine, «Athalie», II, 5), statt: «Un instinct m'a poussée dans le temple des juifs.» In der deutschen Sprache ist das Verbum ebenfalls an eine bestimmte Stelle gebunden, und zwar in der Frage, sowie im Befehls- oder Wunschsatze stets an die erste, im affirmierenden oder negierenden Satze stets an die zweite, in einem abhängigen Satze dagegen an das Ende. Bisweilen wird die J. auch angewandt, um den Ton auf ein Wort zu legen, z. B. «Errungen hat er seine Palme, der treue Streiter». Auch wird sie oft, namentlich in der Poesie, durch den Wohlklang und Rhythmus hervorgerufen, wie z. B. «Ergriffen jetzt hat mich des Lebens Welle, Mich faßt die Welt in ihren Riesenarm» (Schiller, «Braut von Messina», II, 1). Verwerflich ist dagegen die J., wie sie in neuerer Zeit oft in dem nachlässigen Stile der Zeitungsreporter, in kaufmännischen Briefen, Annoncen u. s. w. vorkommt, z. B. «Die Garnison ist gestern Abend wieder eingerückt, und sind deshalb die öffentlichen Gebäude von heute früh an wieder mit Militärposten besetzt», oder «Die erste Sendung Matjesheringe ist eingetroffen, und verkaufen wir dieselben das Stück zu u. s. w.»

Inversion, in der Medizin soviel wie die Umstülpung eines Organs (der Gebärmutter, der Augenlider, des Mastdarms).

Inversion wird in der Militärsprache jede Abweichung von der normalen Stellung einer Truppenabteilung genannt; so befindet sich z. B. ein Bataillon in J., wenn bei der Aufstellung in Linie sich dessen Züge vom rechten Flügel ab nicht in ihrer Nummerfolge aneinander reihen. In früherer Zeit wurde ein großer Wert auf die Beibehaltung der normalen Stellung gelegt und nach Eintritt einer J. stets dahin gestrebt, dieselbe durch

enbewegungen wieder zu beseitigen; in neue-
eit hat man den Grundsatz aufgestellt, daß
ruppenabteilung auch in der J. zu kämpfen
müsse.

ersion heißt in der technischen Chemie
urch Einwirkung verdünnter Säuren oder
löslichen, von der lebenden Hefe erzeugten
bgesonderten Ferments erfolgende Umdre-
es rechtsseitigen Polarisationsvermögens des
uckers in eine linksseitige Polarisation, welche
h hervorgerufen wird, daß der bei dieser
on entstehende Fruchtzucker eine die rechts-
Drehung des gleichfalls gebildet werdenden
enzuckers übersteigende Linksdrehung besitzt.
ne Schriftsteller gebrauchen, jedoch sehr fälsch-
eise, denselben Ausdruck auch für die durch
ie bewirkte Verzuckerung des Stärkemehls.

ersor, s. Gyrotrop.

vertebrata, wirbellose Tiere.

vertin ist ein lösliches Ferment, welches von
er Hefe abgesondert wird und die Eigenschaft
, den nicht gärbaren Rohrzucker unter Auf-
e der Elemente von 1 Molekül Wasser zu
n und ihn in ein Gemenge von je 1 Molekül
zucker und 1 Molekül Traubenzucker, welche
gärungsfähig sind, zu zerlegen.

vertzucker nennt man technisch das Gemenge
1 Molekül Traubenzucker und 1 Molekül
zucker, welches aus dem Rohrzucker hervor-
enn seine Lösungen mit verdünnten Säuren
mt oder mit Invertin (s. d.) versetzt werden.
nversion, chemisch.)

verurie (Inverury), Stadt in der schott.
chaft Aberdeen, an der Mündung des Uric in
on und am Aberdeenkanal, Station der Haupt-
Aberdeen-Lossiemouth der Great North Rail-
f Scotland, zählt (1881) 2931 E.

vestigieren (lat.), auf-, ausspüren, nachfor-
davon: Investigation.

vestitur (d. i. Einkleidung, vom lat. in-
e) nennt man ursprünglich die feierliche Ein-
g in das Recht des Besitzes irgend einer un-
lichen Sache. Sodann bezeichnet das Wort
aupt soviel als Belehnung (s. d.), im Kirchen-
aber die Belehnung des Bischofs (s. d.) mit
und Stab.

vestiturstreit heißt der zwischen dem röm.
und dem deutschen König geführte Streit
e Investitur (s. d.) der Bischöfe. Gregor VII.
auf einer Synode 1075 seinem Gegner Hein-
V. das althergebrachte Recht ab, die Bischöfe
lbte mit Ring und Stab zu belehnen. Nun
aber diese kirchlichen Würdenträger zugleich
der bedeutender Reichslehne, und zwar der
en, welche der König frei an ihm ergebene
nen verleihen konnte. Wäre die Wahl dieser
enträger an Klerus und Volk und damit un-
pstl. Einfluß gekommen, so wäre dadurch die
t des deutschen Königs bedeutend geschwächt.
alb der lange, hartnäckige Kampf, welcher um
Frage geführt ward. Heinrich IV. ließ auf
Synode zu Worms, 24. Jan. 1076, den
absetzen, aber dieser bedrohte 1078 alle,
die Investitur vom König empfingen, mit
kommunikation, 1080 diesen selbst mit dem
. Gregor VII. starb 1085 auf der Flucht.
ich IV., obgleich gebannt, übte die Investitur
ie vor, ebenso Heinrich V., obgleich die Päpste
III., Urban II., Paschalis II. die Bestim-
mungen Gregors mehrmals wiederholten. Pa-
schalis II. und Heinrich V. schlossen 1111 ein Kon-
kordat, in welchem der König auf die Investitur
verzichtete, der Papst den Bischöfen die Heraus-
gabe der weltlichen Güter zumutete. Dagegen
protestierten nicht bloß die deutschen Bischöfe, auch
das Laterankonzil vom J. 1112 sah darin einen
Hochverrat an der Kirche. Endlich kam durch das
Wormser Konkordat 1122 zwischen Calixt II. und
Heinrich V. eine Vereinbarung zu Stande, wonach
der König auf die Investitur mit Ring und Stab
verzichtete und kanonische Wahl der Bischöfe zu-
ließ, dagegen die Beaufsichtigung der Wahl und
die Belehnung des Gewählten (vor der Konsekra-
tion) mit den weltlichen Gütern und Rechten durch
das Scepter zugestanden erhielt. Schon Kaiser
Lothar II. verlangte 1125 von den Prälaten nur
den allgemeinen Unterthaneneid und gestattete die
Konsekration vor der weltlichen Belehnung.

Inveterieren (lat.), veralten, verjähren; da-
von: Inveteration.

Invicem (lat.), wechselsweise, gegenseitig.

Invidiös (lat.), neidisch, mißgünstig, gehässig.

Invigilieren (lat.), aufpassen, wachen auf et-
was.

Invincibel (lat.), unbesiegbar.

In vino veritas (lat.), «im Weine ist Wahr-
heit», d. h. der Wein löst die Zunge, der Berauschte
spricht die Wahrheit; der Ausdruck findet sich schon
in griech. Form in Platos «Symposion» und wird
in Plinius' «Naturalis historia» (XIV, 28) als
sprichwörtlich erwähnt.

Inviolabel (lat.), unverletzlich.

Invisibel (lat.), unsichtbar.

Invita Minerva (lat.), «wider den Willen
der Minerva», d. h. ohne Fähigkeit, ohne aufge-
legt zu sein (etwas zu unternehmen), sprichwört-
liche Redensart, welche von Cicero («Tusculanae»,
I, 31, «Ad familiares», XII, 25) und Horaz («Ars
poetica», 385) angeführt wird.

Invitatorium (lat.) heißt in der röm.-kath.
Kirche ein Vers, welcher am Anfang der Früh-
messe, der Matutin, abwechselnd mit je zwei Ver-
sen des 94. Psalms («Venite, exultemus domino»)
gesungen oder gebetet wird. Jedes Fest und jedes
Officium vom Tage hat sein besonderes I., dessen
Schlußworte gewöhnlich «Venite, adoremus» sind.
Nur das Officium vom Epiphaniasfeste und das
der drei letzten Tage in der Karwoche hat kein I.

Invitieren (lat.), einladen; davon: Invita-
tion.

Invocavit (lat.) heißt der erste Fastensonntag
von den Anfangsworten von Psalm 91.

Invoice (engl.), spezifizierte Warenrechnung,
Faktur.

Invokation (lat.), Anrufung, Anflehung.

Involūcrum (lat.), in der Botanik soviel wie
Hülle (s. d.).

Involution einer Größe ist ein nicht mehr ge-
bräuchlicher Ausdruck für Potenzierung der Größe.
In der neuern Geometrie sagt man nach dem
franz. Geometer Desargues 1639, daß drei Paare
von Punkten einer Geraden in J. sind bei einer
bestimmten Relation der Punkte, welche aus fünf
derselben den sechsten finden lehrt und von reichen
Folgen begleitet ist. Ebenso kommt in Betracht
eine J. von sechs Geraden einer Ebene, welche
einen Punkt gemein haben, und eine J. von sechs
Ebenen, welche eine Gerade gemein haben.

Involutionsperiode, s. u. Menstruation.

Involventia (lat., zu ergänzen remedia), einhüllende Mittel. [mit in sich begreifen.

Involvieren (lat.), einwickeln, einschließen,

Invulnerabel (lat.), unverwundbar; davon: Invulnerabilität.

Inzersdorf am Wienerberge, Dorf in Niederösterreich, Bezirkshauptmannschaft Sechshaus, Gerichtsbezirk Hietzing, 3 km südlich von Wien, an der Linie Meidling-Wiener-Neustadt der Österreichischen Südbahn, zählt (1880) 8317 E., darunter 2039 Czechoslawen, die in den dortigen Ziegeleien arbeiten, und hat eine Heilanstalt für Nerven- und Gemütskranke. Die Ziegeleien von J. sind nicht nur die größten in Österreich-Ungarn, sondern vielleicht in ganz Europa; ihren Aufschwung danken sie dem Industriellen Alois Miesbach, nach dessen Tode (1857) sie an die Familie Drasche übergingen; die jetzige Firma heißt: Wienerberger Ziegelfabriks- und Baugesellschaft. Der Ort wird schon im 12. Jahrh. genannt und gab einem Adelsgeschlechte den Namen, das bis zum Schluß des 13. Jahrh. in seinem Besitze war.

Inzucht, Bezeichnung im weitern Sinne für die Paarung von Haustieren, welche einer bestimmten Rasse oder einem bestimmten Rassetypus, im engern Sinne für die Paarung von Tieren, welche ein und derselben Herde, ein und derselben Familie angehören. In letzterm Falle findet sehr häufig Verwandtschafts-, sogar Incestzucht (vom lat. incestus, Blutschande) statt, unter welch letzterer man die Paarung von Tieren versteht, welche in auf- oder absteigender, oder in gleicher Linie direkt miteinander verwandt sind, z. B. Vater und Tochter, Mutter und Sohn, Bruder und Schwester. Reinzucht fällt häufig mit J. zusammen, ist aber nicht ohne weiteres gleichbedeutend mit der letztern, da z. B. zwei in ihren Eigenschaften voneinander abweichende Tiere einer und derselben Rasse, Herde u. s. w. miteinander gepaart werden können, ohne daß zunächst, wegen dieser Verschiedenheit, Reinzucht stattfindet. Die J. wendet man namentlich dort an, wo ganz bestimmte, einer Rasse, Herde, Familie eigentümliche, nach irgend einer Nutzungsrichtung hin hervorragende Qualitäten in den Nachkommen befestigt oder potenziert werden sollen. Noch mehr gilt dies für die Verwandtschafts- und für die Incestzucht, mit welcher allerdings die Gefahr einer Schwächung der Nachkommen verbunden ist, welcher aber manche Rassen, z. B. die berühmten Shorthorns, ihre Entstehung und ihre vorzüglichen Eigenschaften verdanken.

Vgl. Nathusius, «Vorträge über Viehzucht und Rassenkenntnis» (Berl. 1872); Settegast, «Tierzucht» (4. Aufl., Bresl. 1878).

Jo war der Sage nach die Tochter des Inachos, oder des Jasos, oder des Peiren, in welche sich Zeus verliebte. Um seine Liebe zu verheimlichen, verwandelte Zeus die Jo in eine schöne weiße Kuh. Hera aber erbat sich die Kuh von ihrem Gemahl zum Geschenk und übergab hierauf dieselbe dem allsehenden Argos (Panoptes) zur Bewachung. Zeus erteilte jedoch dem Hermes den Befehl, ihren Wächter zu töten. Aber in demselben Augenblick, als dieses geschehen, sandte Hera der Jo eine Bremse, von der sie durch alle Welt gejagt wurde, bis sie am Nil Ruhe fand. Als Heimat der Sage und der Jo ist Argos anzusehen, wo das Wesen der Jo mit dem Zeus- und Heradienste auf das innigste verbunden war. Hauptquelle für ihre Wanderungen ist des Äschylus «Prometheus», womit aber wieder vieles in den «Schutzflehenden» nicht vereinbar ist. Von Argos aus kam sie danach an das Meer, welches von ihr den Namen des Jonischen erhalten haben sollte; hierauf gelangte sie durch die Skythische Wüste zum Prometheus, welcher ihr den Weg ankündigte, den sie weiter zu nehmen hätte. Zuletzt gelangte sie nach Ägypten, wo sie Erlösung von ihren Leiden fand, durch Zeus Mutter des Epaphos wurde und den Isisdienst stiftete. Daß sie mit der Isis (s. d.) geradezu identifiziert wurde, dazu gab namentlich die Kuhgestalt Veranlassung. Zahlreiche Darstellungen der Sage von Jo sind auf Vasen und in Wandgemälden erhalten. Vgl. Engelmann, «De Ione» (Berl. 1868); Overbeck, «Griech. Kunstmythologie» (Bd. 1: «Zeus», Lpz. 1871).

Jo ist auch der Name des 85. Asteroiden. (S. unter Planeten.) [Staat Iowa.

Io., offizielle Abkürzung für den nordamerikan.

Jod oder Jodine (abgeleitet vom grch. ἰοειδής, d. i. veilchenfarbig), chem. Zeichen I, Atomgewicht 127, ein nichtmetallisches, zu den Haloiden gehörendes Element, 1811 von Courtois entdeckt, aber erst von Davy und Gay-Lussac genauer untersucht und als Element erkannt. Das J. ist in der Natur sehr weit verbreitet, kommt aber immer nur sehr spärlich und nie im freien Zustande, sondern nur in Verbindungen vor. Es findet sich in einzelnen seltenen Mineralien als Jodsilber, als Jodquecksilber, als Jodammonium, spurenweise in Phosphoriten, Steinkohlen, in sehr vielen Heilquellen, im Meereswasser, in dem Caliche, aus welchem durch Raffination der Chilisalpeter dargestellt wird, in sehr vielen Landpflanzen und in daraus dargestellten Produkten, reichlicher in Meerespflanzen und in den im Meere lebenden Tieren; angeblich soll es auch Bestandteil der Atmosphäre sein. In verhältnismäßig größter Menge findet es sich in den Meeresalgen, Fucus, Laminaria u. s. Diese Gewächse haben eine besondere Befähigung für die Aufspeicherung von Jodverbindungen. In keinem lebenden Naturprodukt findet es sich annähernd in so reichlicher Menge wie in diesen. Dieselben sind daher auch, solange man in Europa J. dargestellt hat, der Ausgangspunkt der Fabrikation des J. gewesen; in den letzten Jahren hat sich die europ. Fabrikation in dem sich immer mehr steigernden Import von chilenischem J. eine so erhebliche Konkurrenz erfahren, daß viele Fabriken ihren Betrieb eingestellt haben. In Europa [illegible] nur zwei Distrikte der Jodgewinnung vorhanden, die Umgegend von Glasgow, wo im J. 1882 [illegible] nur noch eine große Fabrik thätig war, und [illegible] Westküste von Frankreich, wo im J. 1878 10 [illegible] 12 Fabriken gearbeitet haben sollen. Der [illegible] hat das J. stets als Spekulationsartikel betrachtet, wodurch die Preise Schwankungen von 9 bis 75 Mark pro Kilogramm erfahren haben.

Zur Jodgewinnung dienen an der schott. [illegible] Laminaria digitata (0,29—0,45 Proz. J.), L. [illegible] charina (0,28 Proz.), Fucus serratus (0,09 Proz.), F. nodosus (0,06 Proz.), F. vesiculosus (0,09 Proz.) an der franz. Küste werden F. vesiculosus, [illegible] sus, siliquatus, serratus, loreus, esculentus, [illegible] bosus, saccharinus, digitatus stenolobus, [illegible] tus stenophyllus verarbeitet. Diese Algen, [illegible] zum Teil tief unter Wasser wachsen, werden [illegible] mühsame Weise geerntet, an der Sonne getrocknet und meist in Gruben verbrannt. Die [illegible]

zurückbleibende Asche heißt in Schottland Kelp, in Frankreich Vareck. Bei der Darstellung der Asche geht eine große Menge J. durch die übermäßige Hitze verloren. Um diesen Verlusten vorzubeugen, sind verschiedene andere Arbeitsmethoden in Vorschlag gebracht; dieselben haben sich aber bislang im Großbetrieb nicht einzubürgern vermocht.

Bei Glasgow wird der Kelp mit warmem Wasser ausgelaugt und die erhaltene Lauge in offenen Pfannen verkocht, wobei die sich abscheidenden Salze herausgefischt werden. Zuerst fällt dabei vorzugsweise Kochsalz aus, welches wegen seines Gehalts an Glaubersalz in Sodafabriken verwertet wird; bei zunehmender Konzentration scheidet sich ein Gemenge von schwefelsaurem Kali und schwefelsaurem Natron ab, welches als Soft sulfates bezeichnet wird. Schließlich läßt man die Flüssigkeit erkalten und erhält eine Kryſtallisation von Chlorkalium. Die hierbei verbleibende Mutterlauge wird weiter verdampft, worauf nochmals Chlorkalium kryſtallisiert. Die letzte Mutterlauge, die Jodlauge, enthält alle Jodverbindungen in konzentrierterer Form, daneben aber noch kohlensaure Alkalien, Schwefelalkalien, schwefligsaure Salze ꝛc. Durch Ansäuern mit Schwefelsäure werden diese Salze zersetzt, unter Abscheidung des in den Sulfiden und Sulfiten enthaltenen Schwefels. Die von letzterm getrennte Flüssigkeit wird in einem eisernen Kessel unter Zusatz von Braunstein erwärmt, wobei das freigemachte J. mit den Wasserdämpfen sich leicht verflüchtigt. Um das J. zu verdichten, ist der Kessel mit einem Bleideckel versehen, von welchem die Dämpfe durch zwei weite Röhren in zwei Reihen von thönernen Vorlagen, die so ineinander gefügt werden, daß der Hals der ersten in eine Bodenöffnung der folgenden reicht, geführt werden. In den Vorlagen sammelt sich das J. als kryſtallinische Kruſte, während das gleichzeitig verdichtete Wasser durch eine im Bauch befindliche, nach unten gekehrte kleine Öffnung abtropft. Das so gewonnene J. wird in kleinen, aus Eichenholz gefertigten Fässern zu einem engl. Centner Nettogewicht verpackt und in den Handel gebracht. Die als Nebenprodukte gewonnenen Salze trugen früher zur Rentabilität der Jodinduſtrie erheblich bei; allein dieser Vorteil ist auf ein Minimum reduziert, seitdem die Umgegend von Staßfurt den Handel der Kalisalze beherrscht und deren Preis herabgedrückt hat.

Die franz. Jodfabrikation unterscheidet sich von der schottischen durch die Art der Abscheidung des J. aus der Jodlauge. Statt durch Destillation gewinnt man dort das J. durch einen Fällungsprozeß, durch Einleiten von Chlor.

Das käufliche J. bildet grauschwarze, dem Graphit ähnliche Stücke oder schuppige Massen. Durch Sublimation läßt es sich leicht in schöne, glänzend schwarze Kryſtalle verwandeln; ganz dünne Kryſtallblättchen sind braunrot durchscheinend. Sein spezifisches Gewicht ist 4,948 bei 17°. In Wasser ist es sehr schwer löslich, doch erteilt es dem Wasser, welches nur $\frac{1}{7000}$ J. enthält, eine gelbbraune Farbe; ein Zusatz von Jodkalium befördert die Löslichkeit sehr. In Weingeist und Äther ist J. leicht löslich, die Lösungen sind intensiv braun; in Schwefelkohlenstoff und in Chloroform löst es sich mit violetter Farbe; letztere beiden Agentien entdecken selbst minimale Spuren desselben seinen wässerigen Lösungen beim Schütteln und dienen auch die dabei eintretende charakteriſtiſche Färbung als sichere Nachweisungsmittel des J. Es schmilzt bei 113—115° C. und siedet über 200° C.; sein schon bei geringstem Erwärmen entstehender Dampf ist dunkelviolett, der gesättigte Dampf bei höchsten Temperaturen blau gefärbt. J. färbt Stärkemehl intensiv blau. Fügt man zu einer wässerigen Jodlösung verdünnten Stärkekleister, so wird die Flüssigkeit bei Spuren von J. himmelblau, bei größern Mengen undurchsichtig dunkelblau. Das Stärkemehl dient als Nachweisungsmittel für J. und umgekehrt wässerige Jodlösung als Erkennungsmittel des Stärkemehls. Hierbei ist aber zweierlei zu beachten, nämlich die Jodstärke-Reaktion tritt nur in kalten, nicht in warmen Flüssigkeiten auf, und ferner wird sie nur durch freies, nicht durch gebundenes J. hervorgerufen. Will man daher Salze auf einen Jodgehalt prüfen, so ist das J. daraus frei zu machen, was am zweckmäßigsten durch Zusatz von wenigen Tropfen roter rauchender Salpetersäure geschieht.

Das J. und seine Verbindungen finden Verwendungen in der Medizin, in der Photographie, namentlich aber wird das J. in größten Mengen bei der Darstellung verschiedener Teerfarbstoffe gebraucht. Alle Bemühungen, dasselbe hier durch das leichter zugängige Brom zu ersetzen, sind bislang fruchtlos gewesen.

In seinen Verbindungen zeigt J. große Analogien mit dem Chlor und dem Brom, es unterscheidet sich von diesen Elementen im allgemeinen durch schwächere Affinitäten und wird infolge dessen sowohl durch Brom wie namentlich durch Chlor aus seinen Verbindungen abgeschieden. Von den Jodverbindungen sind zu erwähnen:

1) Jodsäuren. Ähnlich wie das Chlor (vgl. Bd. IV, S. 320), so bildet auch das J. verschiedene Säuren, die teils als Hydrate, teils als Anhydride bekannt sind; es sind jedoch nur zwei davon genauer studiert, nämlich:

a) Jodsäure, als Hydrat $(IO_2)OH$, als Anhydrid I_2O_5, entsteht durch Einwirkung konzentrierter Salpetersäure auf J., kryſtallisiert in sechsseitigen Tafeln von saurem Geschmack, ist leicht in Wasser und Alkohol löslich, läßt sich unverändert auf 100° erhitzen, verwandelt sich bei 130° in ein Anhydrohydrat I_2O_5H und geht bei 170° in Anhydrid über, welches unzersetzt bis gegen 300° erhitzt werden kann. In Berührung mit Wasser wird das Anhydrid zu gewöhnlicher Jodsäure. Die Jodsäure verbindet sie mit Basen zu meist gut kryſtallisierbaren Salzen. Dieselben entstehen neben Jodmetallen bei Einwirkung von basischen Oxydhydraten auf J., so z. B.

$$6K(OH)+6I=5KI+(IO_2)OK+3H_2O.$$

Die Jodsäuresalze werden durch Reduktionsmittel leicht in Jodmetalle verwandelt, so gibt iodsaures Kali oder Kaliumiodat beim Erhitzen mit Kohle Jodkalium und Kohlensäure.

b) Überjodsäure, Hyperjodsäure. Die der Überchlorsäure entsprechende Überjodsäure $(IO_3)OH$ läßt sich nur auf Umwegen erhalten, ein Anhydrid derselben existiert nicht, wohl aber tritt sie mit verschiedenem Sättigungsvermögen und in verschiedenen Kondensationszuständen auf; es sind mit Sicherheit sechs solcher Säuren nachgewiesen.

2) Jodwasserstoffsäure HI. Farbloses, in Wasser ungemein leicht lösliches Gas, entsteht wie die Bromwasserstoffsäure durch Einwirkung von Wasser auf Jodphosphor. Für alle Verwendungen

stellt man die wässerige Lösung nach Pettenkofers Verfahren dar: In einer Porzellanschale wird 1 Teil gewöhnlicher Phosphor mit 24 Teilen Wasser von 60—70° übergossen und unter Umrühren mit 2 Teilen J. vermischt; hat sich dies gelöst, so wird der größere Teil der Flüssigkeit von dem Phosphor abgegossen und in ein Gefäß gebracht, worin 14 Teile J. sich befinden. Von diesem löst sich ein Teil in der entstandenen Jodwasserstoffsäure zu einer braunen Flüssigkeit, die wieder zu dem Phosphor gegossen wird. Der Phosphor entfärbt die Lösung sofort und es wird dann die Flüssigkeit abwechselnd mit dem J. und dem Phosphor zusammengebracht, bis alles J. gelöst ist. Endlich wird die Flüssigkeit destilliert, wobei eine wässerige Säure mit einem Gehalt von annähernd 40 Proz. Jodwasserstoff übergeht, während in der Retorte ein Rückstand verbleibt, der im wesentlichen aus Phosphorsäure besteht.

Die wässerige Jodwasserstoffsäure ist eine farblose Flüssigkeit von scharfsaurer Beschaffenheit; verdampft man die verdünnte Säure, so konzentriert sie sich mehr und mehr, bis ihr Siedepunkt auf 127° C. gestiegen ist; bei letzterer Temperatur destilliert eine Säure von 1,7 spezifischem Gewicht mit einem Gehalt von 57 Proz. Jodwasserstoff. Alle Oxydationsmittel zersetzen die Jodwasserstoffsäure sehr leicht unter Abscheidung von J.; in lufthaltigen Gefäßen aufbewahrt, besonders unter Einwirkung des Lichts, färbt sie sich durch Oxydation des Wasserstoffs braun von freigewordenem J. Jodwasserstoffsäure findet vielfache Verwendung teils zur Darstellung von Jodverbindungen, teils bei der Darstellung organischer Verbindungen.

3) Chloriod. Beide Elemente geben zwei Verbindungen:

a) Jodchlorür, einfach Chloriod ICl, entsteht, wenn man Chlorgas so lange auf trockenes J. wirken läßt, bis dieses flüssig geworden ist; die braune Flüssigkeit erstarrt in der Kälte zu Krystallen, die nicht ohne Zersetzung in Wasser löslich sind.

b) Jodchlorid, dreifach Chloriod ICl_3, entsteht durch anhaltende Einwirkung von trockenem Chlor auf trockenes, erwärmtes J. als bei 25° schmelzende, unverändert flüchtige, in Wasser ohne Zersetzung zu erleidende lösliche Krystalle.

4) Jodphosphor, als Phosphoriodür PI_2 und Phosphoriodid PI_3 bekannt, von denen nur letzteres weitere Bedeutung hat. Das Jodid erhält man, indem man 31 Teile Phosphor in trockenem Schwefelkohlenstoff löst und nach und nach 381 Teile J. zufügt. Durch Destillation wird der größere Teil des Schwefelkohlenstoffs entfernt, worauf das Jodid in großen roten Krystallblättern sich ausscheidet.

5) Jodstickstoff NI_3, höchst gefährliche, leicht äußerst heftig explodierende Substanz, welche als schwarzer Niederschlag beim Vermischen von alkoholischer Jodlösung mit konzentriertem Ammoniak erhalten wird; darf niemals getrocknet werden, weil die geringste Erschütterung, das Herabfallen eines Luftstäubchens ihn zur Explosion bringt.

Die weitern Verbindungen mit den Metallen s. bei den einzelnen Metallen.

Jodargyrit, natürliches Jodsilber, Mineral, s. Jodit.

Jodäte, soviel wie iodsaure Salze.

Jodäthyl, Äthyliodid C_2H_5I, organische, vielfach verwandte Verbindung, entsteht bei der Einwirkung von Jodphosphor auf Alkohol unter gleichzeitiger Bildung von phosphoriger Säure. Zur Darstellung werden in einer tubulierten Retorte 10 Teile Jod in 10 Teilen absolutem Alkohol gelöst, die Flüssigkeit durch Eis abgekühlt und ganz allmählich 1 Teil Phosphor in kleinen Stücken eingetragen. Nach mehrstündigem Stehen, nachdem alles Jod gelöst ist, wird dekantiert und die Flüssigkeit destilliert, wobei das J. in unreinem Zustande übergeht. Um es zu reinigen, wird zuerst gepulvertes Jod eingetragen, bis die Flüssigkeit sich braun färbt, dieselbe wird dann mit verdünnter Natronlösung durchschüttelt, mit Wasser wiederholt gewaschen, über Chlorcalcium getrocknet und rektifiziert. Das J. ist eine schwere, in Wasser untersinkende, darin unlösliche Flüssigkeit von angenehm ätherischem Geruch, siedet bei 72° C. J. dient namentlich in der organischen Chemie zur Darstellung ätherlierter Verbindungen, in denen Äthyl die Stelle von einem Wasserstoffatom vertritt, während dabei das ausgeschiedene Wasserstoffatom sich mit dem Jod zu Jodwasserstoff verbindet.

Jodblei, s. unter Blei(-Verbindungen 9).

Jodcadmium oder Cadmiumiodid, s. unter Cadmium(-Verbindungen 5).

Jodchlorid, s. unter Jod(-Verbindungen 3b).

Jodchlorür, s. unter Jod (-Verbindungen 3a).

Jodeisen (Eisenjodür und Eisenjodid), s. unter Eisen(-Verbindungen 4).

Jodexanthem, ein eigentümlicher Hautausschlag infolge chronischer Jodvergiftung (s. d.).

Jodgrün, eine der schönsten Anilinfarben, wird erhalten durch Erhitzen von essigsaurem Rosanilin mit Jodmethyl und Methylalkohol. Es ist das pikrinsaure Salz der als Dijodmethylat des Trimethylrosanilins bezeichneten Base.

Jodide, s. unter Jodmetalle.

Jodine, s. Jod.

Jodismus, s. Jodvergiftung.

Jodit, Jodargyrit, natürliches Jodsilber, ist das natürlich im Mineralreiche vorkommende Jodsilber AgI, welches, dem hexagonalen System angehörig, gewöhnlich dünne, biegsame und durchscheinende Blättchen und blätterige Aggregate bildet, von perlgrauer, gelber und grünlicher Farbe, lebhaftem Fettglanz, sehr geringer Härte und dem spezifischen Gewicht 5,7. Zusammengesetzt ist es aus 54 Proz. Jod und 46 Proz. Silber. Vor dem Lötrohr schmilzt es auf Kohle leicht, färbt die Flamme rotblau und hinterläßt ein Silberkorn. Ältere Fundpunkte sind Chanarcillo in Chile, Mazapil in Mexiko, Guadalajara in Spanien; neuerdings ist es auf der Grube Schöne Aussicht bei Dernbach in Nassau in bisweilen mehrere Millimeter großen Krystallen vorgekommen.

Jodkalium, s. u. Kalium(-Verbindungen).

Jodkaliumsalbe (Unguentum kalii iodati) ist nach der Deutschen Pharmakopöe eine Mischung von 2 Teilen fein geriebenem und in 1 Teil Wasser gelöstem Jodkalium mit 17 Teilen Paraffinsalbe.

Jodlauge nennt man in der Jodfabrikation die durch Aussieden und Auskrystallisieren soweit wie möglich von fremden Salzen befreite Flüssigkeit, in welcher die Jodverbindungen in einem für die Abscheidung des Jods genügend konzentrierten Zustande enthalten sind. (S. unter Jod.)

Jodmetalle. Jod verbindet sich mit allen metallischen Elementen und gibt mit vielen derselben

: verschiedene Salze, die im allgemeinen
odulen und Oxyden entsprechend sind. Da,
t solche Salze vorkommen, bezeichnet man
t der geringern Zahl von Jodatomen als
, das mit der höhern Zahl von Jodatomen
odid, z. B. Eisenjodür FeI_2, Eisenjodid
Die wichtigern der J. finden bei den ein-
Metallen Erwähnung.

methyl, Methyljodid CH_3I, dem Jodäthyl
hende Verbindung, die namentlich in der
beninduſtrie vielfach Verwendung findet.
rſtellung kann auf gleiche Weiſe wie beim
yl (ſ. d.) beſchrieben, geſchehen, nur unter
dung von Methylalkohol, oder bequemer,
man Phosphor und Methylalkohol in einen
bringt, der mit einem Rückflußkühler ver-
iſt; zwiſchen dem Kolben und dem Rückfluß-
iſt ein Vorſtoß eingeſchaltet, deſſen in den
reichendes Ablaufende mit Glasbrocken ge-
, auf welche das zu verwendende Jod ge-
t wird. Der Methylalkohol wird im Waſ-
zum Sieden gebracht, der im Rückflußkühler
tete Dampf gelangt als Flüſſigkeit mit dem
Berührung, ſättigt ſich mit demſelben, wo-
beim Herabtropfen der Löſung immer ge-
Mengen von Jod dem Phosphor zugeführt
und die Reaktion höchſt ruhig und ohne jeg-
fahr verläuft. Die Flüſſigkeit wird ſchließ-
t dem zurückbleibenden Phosphor dekantiert,
er gegoſſen, worin das J. unlöslich iſt, und
ch reltifiziert. In ſeinen Eigenſchaften iſt
dem Jodäthyl ſehr ähnlich, ſein ſpezifiſches
t iſt 2,2, es ſiedet bei 44° C.

oform, Triiodmethan, Formyliodid,
enyltriiodid CHI_3, die dem Chloro-
ntſprechende Jodverbindung, 1822 von Se-
ntdeckt, entſteht bei der Einwirkung von
f Alkohol bei Gegenwart von wäſſerigem
oder von Löſungen kohlenſaurer Alkalien.
dem gewöhnlichen Alkohol liefern auch die
en homologen höhern Alkohole, Aceton und
Körper J., aus Methylalkohol, Äther,
orm und andern iſt dagegen kein J. zu er-
Zur Darſtellung löſt man nach Mohr
kohlenſaures Kali und 6 Teile Jod in
len Waſſer und erwärmt nach Zuſatz von
n Alkohol, bis die Flüſſigkeit entfärbt iſt.
m Erkalten kryſtalliſiert das J. Die dabei
lende Ausbeute entſpricht ungefähr einem
des angewandten Jods, der Reſt desſelben
ls Jodkalium gelöſt. Das J. bildet kleine
de, gelbe Kryſtallblättchen von ſüßlichem
ack und eigentümlichem, vielen höchſt wider-
rm Geruch, unlöslich in Waſſer, löslich in
en kaltem und 10 Teilen kochendem Alkohol,
slich in Äther. Aus der alkoholiſchen Löſung
es ſich bei langſamem Verdunſten in großen
len ab. Es ſchmilzt zwiſchen 115 und 120°,
erer Temperatur wird es unter partieller Zer-
verflüchtigt. Das J. wird in neuerer Zeit
in der Medizin und Chirurgie verwandt.

phosphor, ſ. u. Jod (=Verbindungen 4).

präparate nennt man die in der Heilkunde
ndten, Jod enthaltenden Subſtanzen. Seit-
e in gewiſſen Krankheiten äußerſt wirkſame
ſt vieler Jodverbindungen erkannt war, hat
ch mit Vorliebe dieſer Präparate bedient
ch und nach eine Maſſe derſelben, häufig
erflüſſigerweiſe, in den Arzneiſchatz gezogen.
Namentlich franz. Ärzte und Apotheker haben ſich in der Aufſtellung immer neuer iodhaltiger Arzneiformeln hervorgethan. Mit der Herausgabe der Deutſchen Pharmakopöe, und namentlich der zweiten Auflage, hat eine ſehr erwünſchte Sichtung derſelben ſtattgefunden und es ſind gegenwärtig nur noch die folgenden offizinell: Ferrum iodatum, Eiſeniodür, ſ. unter Eiſen (=Verbindungen 4a); Hydrargyrum biiodatum, Queckſilberiodid, und Hydrargyrum iodatum, Queckſilberiodür, ſ. unter Queckſilber (=Verbindungen); Jodoform (ſ. d.); Jod (ſ. d.); Kalium iodatum, Jodkalium, ſ. unter Kalium (=Verbindungen); Natrium iodatum, Jodnatrium, ſ. unter Natrium (=Verbindungen); Plumbum iodatum, Jodblei, ſ. unter Blei (=Verbindungen 9); Syrupus Ferri iodati, Jodeiſenſirup, ſ. unter Eiſen (=Verbindungen 4a); Tinctura Iodi, Jodtinktur (ſ. d.); Unguentum Kalii iodati, Jodkaliumſalbe (ſ. d.).

Jodqueckſilber, ſ. unter Queckſilber (=Verbindungen).

Jodſäure, ſ. unter Jod (=Verbindungen 1).

Jodſchnupfen, ſ. unter Jodvergiftung.

Jodſchwefel (Sulfur iodatum) der erſten Auflage der Deutſchen Pharmakopöe. Jod und Schwefel laſſen ſich unter lebhafter Wärmeentwickelung zuſammenſchmelzen, ohne dabei aber eine chem. Verbindung einzugehen, oder wenn eine chem. Vereinigung ſtattfindet, ſo iſt ſie ſo lockerer Art, daß ſie durch die gewöhnlichen Löſungsmittel, ſelbſt durch Abdunſten von Jod bei mittlerer Temperatur, zerſetzt wird. Nach der Vorſchrift der Pharmakopöe ſoll der J. dargeſtellt werden durch Zuſammenreiben und nachheriges gelindes Erhitzen von 1 Teil Schwefelblumen und 4 Teilen Jod. In die zweite Auflage der Pharmakopöe iſt dieſes Präparat nicht wieder aufgenommen.

Jodſilber, künſtliches, ſ. unter Silber.

Jodſilber, natürliches, oder Jodargyrit, ſ. Jodit.

Jodſtärke. Stärkemehl im feſten wie im gequollenen Zuſtande wird durch Jod intenſiv blau gefärbt. (S. Jod.) Verreibungen von 1 Teil Jod mit 60 Teilen Stärke waren früher als Amylum iodatum offizinell.

Jodſtickſtoff, ſ. unter Jod (=Verbindungen 5).

Jodtinktur (Tinctura Iodi) der Pharmakopöe iſt eine Löſung von 1 Teil Jod in 10 Teilen Alkohol. Die erſte Auflage der Pharmakopöe führte außerdem noch eine Tinctura Iodi decolorata, beſtehend aus Jod, unterſchwefligſaurem Natron, Waſſer, von jedem 10 Teile, verſetzt mit 16 Teilen Ammoniak und 75 Teilen Weingeiſt. Letzteres Präparat iſt durch die zweite Auflage der Pharmakopöe beſeitigt. Wäſſerige oder Lugols Jodtinktur heißt eine Löſung von 1 Teil Jod und 1,5 Teilen Jodkalium in 24 Teilen Waſſer.

Jodüre, ſ. unter Jodmetall.

Jodvergiftung oder Jodismus, diejenigen Krankheitserſcheinungen, welche durch den übermäßigen Gebrauch von Jod und Jodpräparaten hervorgerufen werden, kommt am häufigſten in chem. Fabriken bei der gewerbsmäßigen Beſchäftigung mit Jodpräparaten, ferner bei zufälliger oder abſichtlicher Vergiftung mit der offizinellen Jodtinktur und bei dem länger fortgeſetzten mediziniſchen Gebrauch von Jod, Jodoform und Jodkalium vor. Die akute Jodvergiftung gibt ſich durch eine heftige Magen- und Darmentzündung mit brennenden Schmerzen im Rachen, Schlund und Magen,

Erbrechen, reichlichen Stuhlentleerungen, Harnverhaltung, heftigen Kopfschmerzen, Ohnmachtsanfällen und raschem Kräfteverfall zu erkennen; die erbrochenen Massen sehen gewöhnlich mehr oder weniger blau (Jodreaktion) und besitzen den spezifischen Jodgeruch. Die chronische Jodvergiftung hat in der Regel einen hartnäckigen Katarrh der Schleimhäute, insbesondere der Rachen- und Nasenschleimhaut (d. i. den sog. Jodschnupfen), ferner Kopfschmerzen, Verdauungsstörungen, Gliederzittern und einen eigentümlichen knötchen- oder pustelartigen Hautausschlag (Jodexanthem), mitunter auch den Schwund gewisser Drüsenorgane (Schilddrüse, weibliche Brustdrüse, Hoden) zur Folge. Die Behandlung besteht bei der akuten Vergiftung in größern Gaben von Weizen- oder Stärkemehlkleister, Zuckerwasser, Zuckermagnesia und Eiweiß, bei dem chronischen Jodismus in der sofortigen Unterbrechung der Jodzufuhr, und einer allmählichen Kräftigung des Körpers durch Bäder, eine milde leichtverdauliche Nahrung und fleißige Körperbewegung im Freien.

Jodwasserstoff, Jodwasserstoffsäure, s. unter Jod (-Verbindungen 2).

Jodzink, s. unter Zink (-Verbindungen).

Jodzinnober, s. Quecksilberjodid.

Jokaste, bei Homer Epikaste genannt, die Tochter des Menökeus und Schwester des Kreon, war die Gemahlin des theban. Königs Laios, dem sie den Ödipus gebar.

Jolaos war der Sohn des Iphikles, des Halbbruders von Hercules, und der treueste Gefährte des Heros bei seinen Thaten. Besonders tritt seine Hilfe bei dem Kampfe mit der Hydra hervor. Er fand seinen Tod, nachdem er bei dem entscheidenden Kampfe der Herakliden mit Eurystheus die größten Heldenthaten verrichtet hatte. Nach andern tötete er Eurystheus selbst in dieser Schlacht, zu der er von den Toten zurückgekehrt war.

Jole, Tochter des Eurytos von Öchalia, kam als Kriegsgefangene in die Gewalt des Hercules und wurde bei seinem Tode, dessen unschuldige Ursache sie war, seinem Sohne Hyllos vermählt.

Jolith, Name für die veilchenblauen Varietäten des Minerals Cordierit (s. d.), insbesondere vom Cabo de Gata in Spanien.

Jolkos, uralte thessalische Stadt im innersten nördl. Winkel des Pagasäischen Meerbusens (jetzt Golf von Volo) auf der Halbinsel Magnesia. Die Lage der Stadt ist nicht mit Sicherheit nachzuweisen; ihre Bedeutung fällt ganz in mythische Zeit, in welcher von hier die Argonauten (s. d.) ausgezogen sein sollten.

Jon, der mythische Stammvater der Jonier, war nach der Sage von Deukalion (s. d.) ein Sohn von Xuthos, Bruder von Achaios, Enkel von Hellen, Urenkel des Deukalion. Nach attischer Sage wurde Kreusa, des Erechtheus Tochter, in Attika Gemahlin des Xuthos. Nach Euripides in der Tragödie «Jon» war J. ein Sohn des Apollo, der ihn heimlich mit Kreusa vor ihrer Vermählung mit Xuthos erzeugt hatte. In einem Kästchen von der Mutter in der nämlichen Höhle ausgesetzt, in welcher sie vom Apollo umarmt worden, bringt Hermes auf das Bitten des letztern das Kind nach Delphi, wo es erzogen wird. Da die später eingegangene Ehe der Kreusa mit Xuthos kinderlos bleibt, so beschließt Apollo, seinen inzwischen herangewachsenen Sohn dem Xuthos als eigenen Sohn zu übergeben. Es geschieht dies mit Hilfe eines Orakels, und Xuthos nimmt den vermeintlich gefundenen Sohn mit väterlicher Liebe auf. Kreusa indes sucht den ihr unbekannten Jüngling zu vergiften und flieht, als das Verbrechen offenbar wird, zum Altar, wohin sie J. verfolgt. Hier stellt sich aber heraus, daß J. ihr eigener Sohn sei, und Athene weissagt schließlich, daß auch Xuthos von Kreusa noch Kinder bekommen werde: Achäos und Doros, daß J.s Söhne den vier Stämmen des Landes die Namen geben werden, und daß dann Abkömmlinge, nach ihm Jonier benannt, Inseln und Küsten Europas und Kleinasiens besiedeln werden. Der attische Stolz sträubte sich dagegen, daß J. von einem Fremden abstammen sollte, und setzte deshalb an die Stelle des Xuthos Apollon.

Andere erzählen, daß J., von den Athenern im Kriege gegen die Eleusinier zum Anführer gewählt, siegte, worauf die Athener ihn als König anerkannten und sich nun ebenfalls Jonier nannten. Er teilte Attika in vier Stämme (Phylä), die er nach seinen Söhnen benannte. Nach einer andern Sage erhielt J. von dem Könige Selinus von Ägialos (dem nachmaligen Achaja) dessen Tochter Helike mit der Nachfolge auf dem Thron, baute, König geworden, eine Stadt, der er den Namen seiner Frau gab, und legte den Einwohnern den Namen Jonier bei. Endlich wird auch angegeben, er habe die ion. Kolonisation in Kleinasien geleitet.

Jon von Chios, griech. Schriftsteller, aus einem reichen und angesehenen Geschlecht, brachte den größten Teil seines Lebens teils in Athen, teils auf Reisen zu. Im J. 478 v. Chr. kam er als junger Mann zuerst nach Athen, wo er, wohl kurz vor 422, auch gestorben ist. Er fand in dem Kreise des Kimon, sowie hernach in dem des Perikles Aufnahme und war mit Äschylus wie mit Sophokles persönlich bekannt. J. war selbst schriftstellerisch vielfach thätig, als Dichter wie in Prosa. In ion. Prosa verfaßte er namentlich «Erinnerungen», in welchen er vorzugsweise seine Erlebnisse von den fremden Orten, welche er aufsuchte, beschrieb, und die bei seiner ausgebreiteten Bekanntschaft mit bedeutenden Männern eine wichtige Quelle für die Historiker geworden sind.

Als Dichter war J. in den verschiedensten Gattungen der lyrischen Poesie mit Auszeichnung thätig; insbesondere dichtete er Elegien und Dithyramben. Eine Sammlung der sämtlichen erhaltenen Bruchstücke gibt es nicht; die prosaischen stehen im 2. Bande der «Fragmenta historicorum» von Müller, die aus den Tragödien in den «Poetae tragici» von Nauck, die lyrischen im 2. Bande der «Poetae lyrici» von Bergk (4. Aufl., Lpz. 1882).

Jona (spr. Jönä), irisch Icolmkill, im Mittelalter auch Eona, Hyona und Hy, kleine Hebrideninsel, zur schott. Grafschaft Argyle gehörig und nahe vor der Südwestecke der Insel Mull gelegen, ist nur 28 qkm groß und von 250 Menschen bewohnt, aber als Heimatsstätte alter Civilisation berühmt. Schon zur Zeit der Druiden war sie heilig und sollte bei der allgemeinen Überflutung der Welt allein nicht verschlungen werden. Dorthin kam 565 aus Irland der heil. Columba, gründete ein Kloster und wurde Apostel der Pikten. Er starb 595. Nach ihm erhielt das Eiland den Namen I Columbkill, d. h. Insel Columbas Zelle. Die Klosterschule von J. blieb bis zur Reformation eine berühmte, von den vornehmsten Schotten

besuchte Lehranstalt mit reicher Bibliothek. Noch sieht man die Ruinen einer Kathedrale, eines Mönchs- und eines Nonnenklosters und einer Kapelle des heil. Oran, eines Genossen Columbas, auf dem Kirchhof. Die Kapelle ist das älteste dieser Denkmale, nur 12 m lang und 6 m breit und in kunstlosem Stile gebaut, wahrscheinlich norweg. Ursprungs. Die Kathedrale, gegen Ende des 11. Jahrh. erbaut, bildet ein Kreuz von 49 m Länge und 7 m Breite; ihr viereckiger Turm hat noch die Höhe von 21,8 m. Nach der Tradition sind hier 48 schottische, 4 isländische, 8 norweg. Könige und ein König von Frankreich begraben. J. wird nebst Staffa (s. d.) viel von Touristen von Oban aus besucht.

Ionicus, in der griech. und röm. Metrik ein viersilbiger Fuß, in welchem entweder die beiden ersten oder die beiden letzten Silben kurz und die übrigen beiden lang sind. Im erstern Falle heißt der Fuß Ionicus a minore (⏑ ⏑ ⏓ —), im letztern Ionicus a maiore (⏓ — ⏑ ⏑).

Jonier nannte sich ein sehr ausgedehnter Zweig des griech. Volks, der vor der sog. dorischen Wanderung hauptsächlich über die Nord- und Ostküste des Peloponnesos, über Megaris, Attika und Euböa verbreitet war, aber auf Grund der dorischen Wanderung und ihrer weitern Folgen sich genötigt sah, mit Ausnahme von Attika das griech. Festland zu räumen und (nach jetziger Annahme) bald nach der Mitte des 10. Jahrh. v. Chr. über die Inseln des Ägäischen Meeres und über die mittlern Teile der Westküste Kleinasiens sich als Auswanderer zu verbreiten. Nach ihnen ward seitdem der Küstenstrich Kleinasiens vom Flusse Hermos an bis südlich des Mäandros, mit Einschluß der Inseln Chios und Samos, Jonien (Ionia) genannt. Eine Art religiöser und polit. Mittelpunkt der großen und blühenden ion. Zwölfstädte bildete das sog. Panionion, ein Heiligtum des Poseidon am Vorgebirge Mykale bei Priene, wo alljährlich das Fest der Panionia gefeiert und auch Beratungen über gemeinsame Angelegenheiten gepflogen wurden. Auch fanden Festversammlungen im Tempel des Apollon auf der Insel Delos statt. Der bedeutende Reichtum, zu welchem die meisten dieser Städte infolge der Fruchtbarkeit des Landes und mehr noch durch ihren ausgedehnten Seehandel, ihre Kolonisationen und ihre Industrie gelangten, weckte später die Eroberungslust ihrer Nachbarn. So gelang es (um 560 v. Chr.) dem König Krösus von Lydien, die sämtlichen ion. Städte des Festlandes sich zu unterwerfen, und als dann Cyrus diesen König gestürzt und sein Reich erobert hatte (549 v. Chr.), brachte dieser mit leichter Mühe bis 540 auch die sämtlichen griech. Städte Kleinasiens und der benachbarten Inseln (außer Samos) in seine Gewalt. Der Versuch, welchen die J. unter Führung des Aristagoras von Milet 500 v. Chr. machten, mit Unterstützung von Athen und Eretria und in Verbindung mit den griech. Städten am Hellespont, in Äolis, in Karien und auf der Insel Kypros das pers. Joch abzuwerfen, mißlang. Die Städte wurden insgesamt durch die Feldherren des Königs Darius I. wieder unterworfen, 495 v. Chr. nach hartem Widerstande auch Milet, und anfangs hart behandelt und entwaffnet, dann aber denselben gegen Zahlung eines bestimmten Tributs an den Perserkönig die Verwaltung ihrer innern Angelegenheiten überlassen. Die spätern Niederlagen bei Salamis, Platää, Mykale und am Eurymedon brachten den griech. Städten Kleinasiens die Freiheit von Persien und veranlaßten sie, sich dem athenischen Seebunde anzuschließen. Nach der Auflösung desselben gegen Ende des Peloponnesischen Kriegs kamen sie zunächst in die Gewalt der Spartaner, die sie schließlich in dem sog. Antalkidischen Frieden (387 v. Chr.) wieder den Persern preisgaben. Nach der Zertrümmerung des Perserreichs durch Alexander d. Gr. teilten sie unter den sog. Diadochen die Schicksale der übrigen Bruchstücke des macedon. Weltreichs. Mit Besiegung des Königs Antiochus d. Gr. von Syrien durch die Römer wurden sie größtenteils für frei erklärt (189 v. Chr.), endlich aber 129 v. Chr. zur neu eingerichteten röm. Provinz Asia geschlagen und gediehen unter der Herrschaft der röm. Kaiser noch einmal zur Blüte. Gegenwärtig sind, zum Teil infolge der Jahrhunderte andauernden türk. Herrschaft, jene einst so blühenden Städte, mit Ausnahme von Smyrna, verödet, zu elenden Dörfern herabgesunken oder verkommen. Während Jonien seit seiner Unterwerfung unter die Perser niemals wieder eine größere selbständige polit. Rolle gespielt hat, ist es für die Entwickelung der griech. Kultur von der höchsten Bedeutung gewesen. Es ist die Wiege der epischen wie der elegischen Poesie, und ihm gehören die Anfänge der Geschichtschreibung (Logographen) und der Philosophie, sowie auch der rationellen Medizin (Hippokrates) und anderer Wissenschaften an. Auch ist hier ein eigentümlicher Stil der Architektur, die Jonische Baukunst, ausgebildet worden, der in den großen Tempeln zu Samos, Ephesos, Milet u. s. w. seine glänzendste Vertretung fand. Endlich nimmt auch die Jonische Malerschule, durch deren Meister (Zeuxis, Parrhasios u. a.) das Malerische im engern Sinne und der Reiz der Illusion in die Kunst eingeführt wurde, eine wichtige Stelle in der Entwickelung der griech. Malerei ein.

Jonische Dialekte, s. unter Griechische Sprache.

Jonische Inseln nennt man die im Jonischen Meere, an der Westküste von Albanien und Griechenland gelegenen, seit 1864 dem neugriech. Königreiche einverleibten sieben Inseln mit mehrern kleinern umliegenden Eilanden, mit einem Gesamtflächenraum von rund 2614 qkm; davon kommen auf Korfu (Kerkyra) 712,3, Paxos (Paxoi) 19, Sta.-Maura (Leukas) 285,2, Thiaki (Ithaka) 97,5, Cephalonia 664, Zante (Zakynthos) 427, Cerigo (Kythera) 377 qkm, welches letztere vor den die Südspitzen des Peloponnesos bildenden beiden Halbinseln liegt. Die Inseln zählen (1879) 231 174 E. meist griech. Abstammung, sind gebirgig (bedeutendste Höhe der Elato auf Cephalonia, 1520 m hoch) und in den Thälern und den Ebenen fruchtbar; die wichtigsten Erzeugnisse (zugleich Ausfuhrartikel) sind Öl, Korinthen (auf allen Inseln außer Korfu), vortrefflicher Wein und Südfrüchte; Getreide wird wenig und ungenügend für den Gebrauch gebaut, daneben auch etwas Flachs und Baumwolle; berühmt sind Zante und Korfu wegen ihrer Blumenzucht. Die Viehzucht beschränkt sich auf Schafe und Ziegen; der Fischfang ist bedeutend, Industrie- und Fabrikwesen noch ziemlich zurück. Das Klima ist mild und gesund, besonders Korfu bekannt als Aufenthalt für Brustkranke,

doch werden die meist vulkanischen Inseln von Erdbeben heimgesucht. Waldungen gibt es außer prächtigen Olivenhainen nicht; auch an genügender Bewässerung ist Mangel. Dampfschiffahrtsverbindungen der Inseln untereinander und mit dem übrigen Griechenland und dem Auslande werden durch die Griechische Dampfschiffahrtsgesellschaft, den Österreichischen Lloyd und die italienische Trinakria bewerkstelligt; mit Straßen und Wegen sind die Inseln infolge der frühern engl. Verwaltung unvergleichlich besser versorgt als das übrige Griechenland. Seit der Vereinigung mit Griechenland ist das Freihafensystem der Inseln abgeschafft und die 1825 in Korfu gegründete Universität (Akademie Guilford) eingegangen. Jetzt gelten hier die griech. Gesetze mit Ausnahme der privatrechtlichen, für welche ein eigener Civilcodex rechtskräftig geblieben ist. In administrativer Hinsicht werden die Inseln in drei Nomarchien geteilt: Korfu (1120,5 qkm mit 106 109 E.), Cephalonia (810,4 qkm mit 80 543 E.) und Zante (437,9 qkm mit 44 522 E.). Die Insel Cerigo bildet eine Eparchie der Nomarchie Argolis und Korinthia.

Die älteste Geschichte der Jonischen Inseln fällt mit der des übrigen Griechenland zusammen, dessen Schicksale die Inseln teilten; schon im frühesten Altertum waren dieselben von Griechen bewohnt und von einheimischen Stammesfürsten regiert; Ithaka ist speziell bekannt als das Vaterland des Odysseus, Leukas aus der Legende Sapphos. Korfu (Kerkyra) als korinthische Kolonie und in steter Rivalität mit der Mutterstadt gab den letzten Anstoß zum Peloponnesischen Kriege. Auch unter macedon. und röm. Herrschaft kamen die Inseln an Griechenland; bei der Teilung des Römischen Reichs fielen sie dem byzant. Kaisertume zu und bildeten im 7. und 8. Jahrh. einen Teil des Thema Longobardia, im 9. bis 11. Jahrh. das Thema Cephalenia. Infolge eines Kriegs der sicilischen Normannen mit diesem Reiche sind sie seit 1186 den Byzantinern verloren gegangen; 1215 kamen sie an das Despotat Epirus, später an die Dynastie Anjou von Neapel. Nachher hat Venedig seit 1386 Korfu, die übrigen Inseln um den Ausgang des 15. Jahrh. gewonnen, sie dann durch Proveditoren regiert und gegen die Angriffe der Türken siegreich behauptet. Nach dem Untergange der Republik Venedig 1797 kamen sie an Frankreich, wurden aber schon 1799 von den Russen und Türken erobert, worauf sie der russ. Kaiser Paul durch den Vertrag mit der Pforte vom 21. März 1800 in eine Republik der «sieben vereinigten Inseln» verwandelte, die unter der Hoheit der Pforte und dem Schutze Rußlands stehen sollte, aber unter heftigen innern Parteiungen nur bis 1807 bestand, wo Rußland im Frieden von Tilsit sie an Napoleon I. überließ. Auch die Franzosen vermochten sich nicht im Besitze zu erhalten; 1809 und 1810 wurden die Inseln von den Engländern besetzt, mit Ausnahme von Korfu, welches erst nach dem Ersten Pariser Frieden im Juli 1814 an letztere sich ergab. Durch den in Paris 5. Nov. 1815 zwischen England, Österreich, Preußen und Rußland abgeschlossenen Vertrag wurden die Inseln sodann unter dem Titel «Vereinigter Staat der sieben Jonischen Inseln» zu einem freien, besondern Staate unter dem Protektorat der brit. Krone konstituiert. Nach diesem Vertrage hatte letztere das Besatzungsrecht samt dem Oberbefehl und übte ihre Schutzrechte durch einen Lord-Oberkommissar aus, welcher die innere Verwaltung sowie die Verhältnisse zur Schutzmacht durch einen von einer Nationalversammlung beratenen Ausschuß regeln sollte. Die Verfassung vom 26. Aug. 1817 verlieh der Schutzmacht eine fast unumschränkte Gewalt. Dauernde Unzufriedenheit, geheime Umtriebe, selbst offener Aufruhr begleiteten von Anfang an das engl. Regiment (trotz vieler durch dasselbe erzielten materiellen Verbesserungen), namentlich zur Zeit des griech. Freiheitskampfes, als die Jonier mit den übrigen Griechen vereinigt zu werden strebten. Die heftigste Opposition erweckten später gewaltsame Maßregeln des Lord-Oberkommissars Howard Douglas 1839, 1841 und 1842, und seitdem besonders trat immer entschiedener das Streben der Bevölkerung nach Vereinigung mit dem Königreich Griechenland hervor. In einer Petition vom 27. März 1848 verlangte man Preßfreiheit, unmittelbare Wahlen der Volksvertreter, Bildung eines ion. Heeres u. s. w. Da die brit. Regierung nichts gewährte, brach 27. Sept. ein Aufstand auf Cephalonia aus, der sich bald über die andern Inseln ausbreitete, aber mit Gewalt unterdrückt wurde. Auch ein am 30. und 31. Aug. 1849 auf Cephalonia ausgebrochener neuer greuelvoller Aufstand, welcher von einer Partei ausging, die als «Jung-Jonien» und «Rhizospasten» radikale Zwecke, besonders aber den der Vereinigung mit Griechenland verfolgte, wurde durch brit. Truppen niedergeschlagen. Das am 10. Nov. 1849 eröffnete Parlament brachte wenig mehr als eine Erweiterung des Wahlrechts, und die nächsten Parlamente wurden wegen ihrer feindseligen Haltung bald aufgelöst. Da die nationale Bewegung sich immer mehr steigerte, wurde der als Philhellene bekannte Gladstone nach den Jonischen Inseln gesandt, der dem im Jan. 1859 berufenen Parlament nicht unwichtige Reformen vorschlug, während dieses einstimmig die Vereinigung der Inseln mit Griechenland verlangte. Diese Erklärung vom 27. Jan. 1859 ward der Königin von England übermittelt, aber die brit. Regierung verweigerte noch mehrmals das stets sich erneuernde Verlangen. Erst nach der Thronrevolution in Griechenland (Okt. 1862) änderte sich die Politik der brit. Regierung gegen die Inseln sowohl als gegen Griechenland überhaupt. Als durch die Wahl der griech. Nationalversammlung und das Londoner Protokoll vom 13. Juni 1863 der dän. Prinz Georg, Bruder der Prinzessin von Wales, König der Hellenen geworden, erklärte England, das Protektorat aufgeben und die Vereinigung der Inseln mit Griechenland genehmigen zu wollen. Am 5. Okt. 1863 wurde hierauf die Einverleibung mit Griechenland vom Parlament zu Korfu feierlich erklärt und durch den Londoner Vertrag vom 14. Nov., welcher die Inseln an Griechenland abtrat, auch von den Schutzmächten des Pariser Vertrags vom 5. Nov. 1815, unter der Bedingung der dauernden Neutralisierung Korfus genehmigt. Am 28. Mai 1864 wurden durch den Lord-Oberkommissar Sir Henry Storks die Inseln dem griech. Kommissar Th. Zaimis in aller Form übergeben.

Vgl. Davy, «The Ionian Islands under British protection» (Lond. 1851); Ansted, «The Ionian Islands» (Lond. 1863); Kirkwalls, «Four years in the Ionian Islands» (2 Bde., Lond. 1864); von Neumont, «Kleine histor. Schriften» (Gotha 1883);

iherr von Warsberg, «Odysseeische Land- » (3 Bde., Wien 1878—79).

isches Meer heißt das Mittelländische wischen der Westküste von Epirus und dem ich Griechenland und der Ostküste von Ca- und Sicilien, unstreitig nach den Joniern, vor der dorischen Wanderung auch auf der te des Peloponnes seßhaft waren. Dasselbe en Meerbusen von Tarent zwischen Cala- Basilicata und Terra d'Otranto; ferner den ischen Golf (Golf von Patras oder Lepanto), dem Peloponnes und dem griech. Fest- dann den von Arkadien (Cyparissischen Bu- den von Koron (Messenischen Busen) im und Südwesten des Peloponnes; endlich lf von Arta zwischen Griechenland und dem ilajet Janina.

ische Säule und **Jonischer Stil**, s. Säu- nung und Baustile.

ische Schule werden die ältesten griech. phen, die in der Erklärung der Natur eine same Richtung verfolgten, deshalb genannt, aus Jonien stammten. Thales, Anaximan- axímenes, nach manchen Einteilungen auch t, Anaxagoras und Diogenes von Apollonia zu ihr gerechnet. (S. Griechische Phi- ie.) Vgl. R. Seydel, «Über den Fortschritt taphysik unter den ältesten ion. Naturphilo- (Lpz. 1870).

ischer Vers, setzt sich entweder aus dem enden oder dem absteigenden Ionicus (s. d.) ten. Bei den Alten war die erstere Gattung ebtere. Bekannt ist die in diesem Versmaß te Ode des Horaz (III, 12) «Miseraum est amori | » u. s. w. (⏑ ⏑ ⏓ | ⏑ ⏑ ⏓ |).

hon, ein Sohn des Sophokles, war selbst auch er Dichter. Er ahmte dem Vater nach, und ch bei Lebzeiten desselben Erfolge, die frei- Teil auf dessen Beihilfe geschoben wurden. beantragt haben, dem greisen Sophokles, n er sich zurückgesetzt glaubte, die Verwal- ines Vermögens zu entziehen, worauf So- durch Vorlesen eines eben gedichteten Chor- s dem «Ödipus auf Kolonos» bewies, daß ollen Besitze seiner Geisteskräfte sei. Die en Bruchstücke der Tragödien des J. stehen Sammlung der Fragmente der griech. Tra- n Nauck.

, jetzt Nios, eine der Cykladen südlich von und Naxos, ein kleines bergiges Eiland mit Getreideboden und trefflichen Ankerplätzen. ner alten Sage sollte hier Homer bestattet sen Grab der holländ. Graf Pasch van Krie- l wiedergefunden haben wollte. Die Insel 879) 2113 E. und gehört zur Eparchie Thera ch. Nomarchie Cykladen.

, griech. Name des Vokals J (s. d.).

izismus (grch.) hieß bei den Alten einer- ie gewisse fehlerhafte Aussprache des i oder rseits die häufige Wiederholung des j, wie uno jure irascitur.

a (spr. Eiowe), einer der Vereinigten Staa- Amerika, zwischen dem Mississippi und i und begrenzt von den Staaten Wisconsin inois im O., Missouri im S., Nebraska und biete Dakota im W. und dem Staate Minne- N., war früher ein Teil des großen Nord- etes, welches 1831 seine ersten Ansiedler Seit 1836 gehörte es als Distrikt zum Ter- ritorium Wisconsin, wurde aber 1838, wo es kaum 23000 E. hatte, als Territorium organisiert und 1846 als Staat in die Union aufgenommen. Der- selbe zählte 1850 auf 145099 qkm 192214, 1860 bereits 674948, 1870: 1194020 und 1880: 1624615 E., worunter 261650 Fremdgeborene. Das Land ist ohne Gebirge, auf weiten Strecken eine hügelige Hochebene, die teilweise die Wasser- scheide zwischen dem Mississippi und Missouri bildet. In den erstern fließen in südöstl. Richtung unter vielen andern der 480 km lange Jowafluß und der weit längere Keosagua oder Des Moines, der für Dampfer über 150 km aufwärts schiffbar ist. Das Uferland der Flüsse ist meist vortrefflich bewaldet; dann folgen baumlose Prairien, die wohl drei Vier- tel der Oberfläche einnehmen, teils mit Gras, teils mit Gebüsch, insbesondere mit Sassafras bestan- den. Der Boden ist im allgemeinen überaus frucht- bar, zum Getreidebau wie zur Viehzucht geeignet und der höher gelegene Teil des Landes ganz ge- sund. Weizen, Mais, Tabak, Ahornzucker, Butter, Käse und Wolle bilden den Haupertrag der Land- wirtschaft. Daneben entwickelt sich auch allmählich eine industrielle Thätigkeit. Auch ist der Staat reich an Blei- und Kupferlagern. An Eisenbahnen be- sitzt er (1880) 7187 km. Schulen bestehen 12635 mit 425160 Schülern. Die Verfassung und die Ge- richtsorganisation von J. unterscheiden sich nicht von den entsprechenden Einrichtungen der übrigen Unionsstaaten. Der Gouverneur und die übrigen Exekutivbeamten werden auf zwei Jahre gewählt. Die Sessionsperioden der aus Senat und Abgeord- netenhaus bestehenden Legislatur sind zweijährig. Jener zählt 49 auf vier Jahre gewählte Mitglieder, dessen eine Hälfte jedes zweite Jahr ausscheidet. Die Zahl der Repräsentanten beläuft sich auf 100. Stimmberechtigt bei den Wahlen ist jeder, welcher nicht weniger als 21 J. alt, wenigstens sechs Mo- nate in dem Staat und 60 Tage im Bezirk ge- wohnt hat. In den Kongreß sendet J. außer seinen zwei Senatoren elf Abgeordnete. Die richterliche Gewalt liegt in den Händen eines Obergerichts, von zwölf Distriktsgerichten und solchen andern Gerich- ten, welche von der Gesetzgebung kreiert werden. Die Richter erwählt das Volk auf nur vier Jahre. Die Staatsschuld beträgt (1881) 245495 Doll. Der Staat ist in 99 Bezirke geteilt. Staatshauptstadt war bis 1854 Jowa-City (7123 E.) und seitdem Des Moines (s. d.).

Ipecacuanha. Unter diesem brasil. Namen, welcher «brechenerregendes Kraut» bedeutet, kom- men die Wurzeln oder Wurzelstöcke verschiedener exotischer Pflanzen in den Handel, welche früher alle als «Brechwurzel» in der Heilkunst angewendet wurden, während gegenwärtig fast nur noch die eigentliche offizinelle Brechwurzel in Gebrauch ist. Diese berühmte Drogue stammt von Cephaëlis Ipecacuanha *Willd.* (Psychotria Ipecacuanha) ab, einer zur Familie der Rubiaceen gehörigen Pflanze, die in den Urwäldern Brasiliens wild wächst und jetzt im tropischen Südamerika (z. B. Peru) auch angebaut wird. Sie ist eine ziemlich unscheinbare, krautartige, perennierende Pflanze mit knotig-gegliedertem, geringeltem, kriechendem, fadenförmigem Wurzelstock, aufrechtem, höchstens 30 cm hohem Stengel, gegenständigen, eilanzett- förmigen Blättern und kleinen, in ein endständiges Köpfchen gestellten Blüten, welche eine röhrig-prä- sentiertellerförmige weiße Blumenkrone und einen

fünfzähnigen oberständigen Kelch besitzen. Aus dem unterständigen Fruchtknoten entsteht eine anfangs rote, zuletzt schwarzblaue Beere. Die J. wurde 1648 durch Piso und Markgrav bekannt, aber erst 1797 durch den portug. Flottenarzt Dr. Vernardino Antonio Gomes wieder aufgefunden. Sie ist in Brasiliens Wäldern fast ausgerottet. Ihre Wurzelstöcke kommen unter dem Namen Radix I. griseae in den Handel. Nur diese Sorte ist offizinell. Nach der Beschreibung der Deutschen Pharmakopöe sind die Wurzeläste wurmförmig gekrümmt, bis 15 cm lang, im mittlern Teil höchstens 5 mm dick, nach beiden Seiten etwas dünner und meist unverzweigt; die graue oder bräunlichgraue Rinde ist dicht und ziemlich regelmäßig geringelt, innen weißlich, von körnigem Bruch, sie trennt sich leicht von dem cylindrischen, hellgelblichen Holzkern.

Eine zweite Sorte, Radix I. nigrae s. striatae s. peruvianae, stammt von Psychotria emetica *L. fil.* ab, einer in Peru und Neugranada einheimischen Rubiacee, welche sich unter andern Merkmalen durch achselständige Blütentrauben von der brasilianischen unterscheidet. Ihre getrockneten Wurzeln sind viel stärker, ringförmig eingeschnürt und auf schwarzem Grunde gestreift. Eine dritte Sorte, die Radix I. undulatae s. farinosae, ist die Wurzel einer in Brasilien und Mexiko wachsenden einjährigen Rubiacee, der Richardsonia scabra *St. Hil.* Sie hat behaarte Stengel und Blätter, Blütenköpfchen und eine drei- bis vierknopfige, nicht aufspringende Kapsel mit schildförmigen Samen. Ihre Wurzeln sind fadenförmig, bräunlich, undeutlich geringelt, wurmförmig hin- und hergebogen. Eine vierte Sorte, Radix I. albae s. lignosae, liefert Jonidium Itubu *Humbdt.* (Viola Ipecacuanha *L.*), eine zur Familie der Veilchengewächse gehörende brasil. Pflanze; eine fünfte, die Radix I. americanae s. succoflavae, eine nordamerik., zur Familie der Wolfsmilchgewächse gehörende Pflanze, die Euphorbia Ipecacuanha *L.* Die erstere dieser beiden letzten Droguen besteht aus 4—6 mm dicken gebogenen, warzigen, querrissigen, schmutzig-weißen Wurzelstöcken, die letztere aus höckerigen, rötlichen oder blaßgelben, inwendig weißen Wurzeln.

Alle diese Brechwurzeln enthalten ein brecherregendes Alkaloid, das Emetin (s. d.). Die J. wird in der Heilkunde vielfach verwandt, indem dieselbe ein mildes, Magen und Darmkanal wenig affizierendes Brechmittel liefert. In kleinern, nicht brecherregenden Gaben dient die J. als Beruhigungsmittel bei Nerven- und Gefäßaufregungen, als schleimlösendes und auswurfbeförderndes Mittel bei Katarrhen, Verdauungsstörungen und bei der Ruhr. Man gibt sie in Pulverform, Aufguß, als alkoholischen oder weinigen Auszug und (namentlich Kindern) in Sirup.

Ipeh, Münze, s. Dong.

Ipek (serb. Peč), Stadt im europ.-türk. Vilajet Kosovo, in der serb. Geschichte als Sitz des Patriarchen berühmt, zählt etwa 10000 E., von denen je ein Drittel mohammed. Albanesen, mohammed. Serben und griech. Serben sind. Sie liegt 15 km östlich der nordöstlichsten Spitze Montenegros, an dem linken Ufer der Bistrica, welche sich in den Bjeli Drin ergießt. Die Bewohner beschäftigen sich mit Seidenzucht, Tabak- und Obstbau.

Iphigenia (grch. Iphigeneia), die Tochter des Agamemnon und der Klytämnestra, nach einer andern Sage des Theseus und der Helena, die von Klytämnestra an Kindesstatt angenommen, sollte auf des Sehers Kalchas Rat der Artemis geopfert werden, um die Göttin zu versöhnen, welche, auf Agamemnon erzürnt, durch Windstille die zur Eroberung Trojas bestimmte griech. Flotte an dem Auslaufen aus dem Hafen von Aulis zurückhielt. Unter dem Vorwande, daß sie mit Achilles vermählt werden solle, wurde sie von ihrer Mutter herbeigeholt und zum Altar geführt. Doch in dem Augenblicke, wo der Opferpriester ihr den Todesstoß versetzte, ward sie von der Göttin nach Taurien entrückt, durch eine Hirschkuh ersetzt und unsterblich oder, wie Euripides erzählt, von Artemis zu ihrer Priesterin gemacht. Der grausamen Sitte des Landes gemäß hatte sie hier jeden anlandenden Fremden der Göttin zum Opfer zu bringen. Als nun J.s Bruder Orestes (s. d.), in Verzweiflung über den begangenen Muttermord herumirrend, hier anlangte, um nach dem Ausspruche des Orakels der Artemis Bild zu holen, und ebenfalls der Göttin geopfert werden sollte, erkannte die Schwester den Bruder, der diese nebst der Bildsäule der Artemis entführte und glücklich in die attische Landgemeinde Halä oder Brauron bei Marathon brachte, wo J. als Priesterin starb und als Tochter des Theseus in die heroische Genealogie des Landes aufgenommen wurde.

Nach Hesiod und andern Dichtern ward sie zur Göttin Hekate, wie sie denn eigentlich ursprünglich selbst eine Erscheinungsform der Göttin Artemis ist. Mehrere Städte und Völker behaupteten, zum Teil indem sie den Kult der taurischen mit dem der auf einem Stier reitenden Artemis (Tauropolos) gleichsetzten, den Kultus und das Bild der taurischen Artemis durch die J. erhalten zu haben. Die Sagen von der J. in Aulis und in Taurien und ihrem von dort nach Griechenland gebrachten Kultus sind nachhomerischen Ursprungs und haben sehr früh an den Künsten reichen Stoff geboten. Vorzugsweise wurden dieselben für das Drama benutzt, und außer zahlreichen andern griech. Tragikern hat Äschylos, welcher von der Entrückung der J. nichts erzählt zu haben scheint, die Sage von der Opferung, und haben Euripides und Sophokles beide Sagen in Verbindung mit der Orestessage behandelt. Eine Erneuerung des antiken Stoffs unternahm Racine in dem Trauerspiel «Iphigénie» und Goethe in seiner «J. auf Tauris». Zu Opern wurde der Stoff verarbeitet namentlich durch Gluck («J. in Aulis» und «J. in Tauris»). Auch gibt es in Vasenbildern, Reliefs und Wandgemälden viele Darstellungen beider Sagen durch die bildenden Künste.

Iphigenia ist auch der Name des 112. Asteroiden. (S. Planeten.)

Iphikles, der Halbbruder des Hercules, Vater des Jolaos, war Gefährte des Hercules auf einzelnen Zügen.

Iphikrates, athenischer Feldherr, als Sohn eines Schuhmachers um die Mitte des Peloponnesischen Kriegs geboren, zeichnete sich zuerst in dem Korinthischen Kriege von 395—387 v. Chr. und dann im Thebanischen von 378—362 durch persönliche Tapferkeit, durch Herstellung einer tüchtigen Mannszucht in seinem Heer und vorzugsweise durch Einführung einer neuen Bewaffnung und Taktik aus. Er schuf die sog. Peltasten, eine Art leichtbewaffneter Fußsoldaten, und gab damit den damals aufkommenden Soldtruppen ihre

halt und ihre charakteristische Eigentümlichkeit. Seine großen Feldherrntalente entwickelte er namentlich bei dem Siege, den er 390 bei Korinth über die Spartaner erfocht. Im J. 379 v. Chr. wurde er von dem Perserkönig Artaxerxes II., als dieser den Empörer Nektanabis in Ägypten bekriegen wollte, über das zahlreiche griech. Söldnerheer gesetzt, verließ aber, da er sich von dem eifersüchtigen Satrapen Pharnabazos in seinen Unternehmungen behindert sah, das Heer heimlich und kehrte 374 nach Athen zurück, um 373 den damals von den Spartanern bedrängten Kerkyräern zu Hilfe zu eilen. J. starb 352 zu Athen. Sein Leben ist von Cornelius Nepos in einem kurzen Abriß beschrieben worden. Vgl. C. Rehdantz, «Vitae Iphicratis, Chabriae et Timothei» (Berl. 1845).

Iphitos, Sohn des Eurytos von Ochalia, Freund des Hercules (s. d.), wurde von diesem in einem Anfall von Wahnsinn von der Zinne seiner Burg in Tiryns gestürzt.

Iphofen, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Mittelfranken, Bezirksamt Scheinfeld, 9 km im SO. von Kitzingen, am Steigerwald in 269 m Höhe, Station der Linie Passau-Regensburg-Nürnberg-Würzburg der Bayrischen Staatsbahnen, hat eine schöne Pfarrkirche von 1590 im german. Spitzbogenstil, Rathaus, Bürgerspital, eine Gipsmühle und eine Bierbrauerei und zählt (1880) 1895 E., welche Wein- und Getreidebau treiben. [(s. d.).

I. p. i., Abkürzung für In partibus infidelium

Ipolyság, Marktflecken in Ungarn, Komitat Hont, am rechten Ufer der Eipel (ungar. Ipoly), mit 2400 E., Sitz des Honter Komitats, treibt Wein-, Getreide-, Tabak- und Melonenbau; die Umgebung ist fruchtbar und anmutig.

Ipomoea oder Trichterwinde, eine in vieler Beziehung der Gartenwinde (s. d.) ähnliche Gattung aus der Familie der Convolvulaceen, ebenfalls einjährig, in Südamerika einheimisch. Die in den Gärten verbreitetste Art ist I. purpurea, mit windenden, bis 3 m hoch steigenden Stengeln und prächtigen purpurnen, weißen, weißen und innen rosenroten, incarnatroten, rosenroten (var. erubescens), lebhaft roten (var. kermesina), dunkelblauen, dunkelvioletten, dunkelblutroten Blumen. Während die Gartenwinde sich am besten in größern oder kleinern Gruppen ausnimmt, ist die Trichterwinde für die verschiedensten Dekorationszwecke verwendbar, zur Ausschmückung kahler Baumstämme und ärmlich belaubter Sträucher, zur Bekleidung von Spalieren und Laubgängen, mit Hilfe von Stangen zur Herstellung von Säulen und Pyramiden u. s. w. Mehrere tropische Arten liefern die offizinelle Jalapenwurzel. (S. Jalape.)

Ips, Stadt in Niederösterreich, s. Ybbs.

Ipsara oder Psara, bei den Alten Pyra, kleine felsige Insel im ägäischen Meer, 18 km westlich von der Nordwestspitze der Insel Chios gelegen und zum türk. Sandschak Chios oder Satys des Vilajets Dschesairi-Bahri-Sefid gehörig, zählte vor dem neugriech. Befreiungskriege mehr als 30000 durch Handel und Schiffahrt wohlhabende Bewohner und bildete während desselben nebst Hydra und Spetsä die griech. Hauptseemacht (J. war die Heimat des Seehelden Kanaris), wurde aber trotz tapfern Widerstandes 3. Juli 1824 von den Türken unter Chosrew Pascha erobert und verwüstet. Die Hauptstadt Ipsara, auf der Südseite der Insel, hat jetzt wenig über 500 E., die sich durch Fischfang nähren.

Ipse dixit (lat.), s. Autos epha.

Ipse fecit (lat.), hat es selbst gemacht.

Ipso facto (lat.), durch die That selbst.

Ipso jure (lat.), durch das Recht selbst, infolge des Rechts, schon an und für sich.

Ipsus, Stadt in der kleinasiat. Landschaft Großphrygien, in der Nähe von Synnada, ist historisch merkwürdig durch die Schlacht im Sommer 301 v. Chr., in der König Antigonus samt seinem Sohne Demetrius Poliorketes von Seleukus Nikator und Lysimachus gänzlich geschlagen und seines Reichs wie seines Lebens verlustig wurde.

Ipswich (spr. Ipsitsch), Parlamentsborough, Municipal- und Hauptstadt der engl. Grafschaft Suffolk, an der Eisenbahn, 109 km im Nordosten von London, an dem schiffbaren Orwell, welcher in 18 km Entfernung in eine tiefe Bucht der Nordsee mündet, ist in ihrem untern Teile eng und unregelmäßig gebaut, aber reinlich, lebhaft und wohlhabend und hat viele Häuser, die, wie namentlich das alte Rathaus (Guildhall), mit Schnitz- und Bildwerk in erhabener Arbeit verziert sind. Die Neustadt besitzt schöne Gebäude, wie die Post (1880), die Kornbörse (1881), das neue Museum (1881). Sie sendet zwei Mitglieder in das Parlament. Mit der auf dem rechten Ufer des überbrückten Orwell gelegenen Vorstadt Stoke-Hamlet zählt J. (1881) 50546 E. Unter den 16 Kirchen ist die St.-Mary's-Church mit einer großen Orgel und 10 Glocken aus dem 14. Jahrh. erwähnenswert. Ein schönes Gebäude umfaßt die Lateinschule und eine Bibliothek. Außerdem hat J. ein litterarisches und ein Handwerkerinstitut (1862), beide mit Bibliotheken, ein kleines Theater, eine Mäßigkeitshalle, eine Irrenanstalt, Schiffswerften, eine Fabrik für Maschinen und Ackerbaugeräte, Malzdarren, Brauereien, Seifenfabriken, Papier- und Schnupftabaksmühlen. Seit 1842 besitzt die Stadt ein Trockendock von 32 Acres Fläche.

Ipswich (spr. Ipsitsch), Stadt im County Essex im nordamerik. Staate Massachusetts, 5 km oberhalb der Mündung des Ipswichflusses in den Atlantischen Ocean (Golf von Maine), 35 km nordöstlich von Boston, zählte 1870 noch 3720, dagegen 1880 nur 1196 E., hat einen vortrefflichen Hafen und bedeutende Baumwoll-, Strumpfwaren-, Schuh- und Stiefelfabriken, ein Irrenhaus, 6 Kirchen und 10 öffentliche Schulen. J. gehört zu den ältesten engl. Niederlassungen auf amerik. Boden und wurde 1633 angelegt. Seine früher ziemlich bedeutende Schiffahrt ist in neuerer Zeit ganz bedeutungslos geworden.

Iput, Fluß in den russ. Gouvernements Smolensk, Tschernigow und Mohilew, ein linker Nebenfluß des Sosch, welcher sich in den Dnjepr ergießt. Der J. ist 400 km lang, 12—36 m breit, 1—2 m tief und nur für kleine Fahrzeuge schiffbar.

Iquique (spr. Ikike), Seehafen im Depart. Tarapaca, welches im Mai 1883 von Peru an Chile abgetreten wurde, war bis gegen 1850 ein kleines Fischerdorf, jetzt eine Stadt von (1876) 11717 E., verdankt sein Aufblühen der Ausfuhr des in der Pampa von Tamarugal gewonnenen Salpeters. Von der fast gänzlichen Zerstörung durch das Erdbeben vom 13. Aug. 1868 hat sich die Stadt durch den mehr und mehr aufblühenden Handel schnell wieder erholt. Seit 1875, wo die Stadt abbrannte,

führt eine 113 km lange Eisenbahn nach den Salpeterlagern bis La Noria. Die Stadt litt 9. Mai 1877 abermals bedeutend durch ein Erdbeben. Bei J. fand 21. Mai 1879 ein Seetreffen zwischen Chilenen und Peruanern statt.

Ir, chem. Zeichen für Iridium.

Ira (Eira), im Altertum Name eines Bergs im Hochgebirge des nordöstl. Messenien, im Quellgebiet der Neda, keilartig in arkadisches Gebiet vorgeschoben. Auf den Abhängen dieses Bergs, dessen Gipfel als Burg verschanzt war, hielten sich unter Aristomenes' Führung während der letzten Jahre des zweiten Messenischen Kriegs die Messenier gegen die Spartaner, bis endlich diese 631 v. Chr. die Festung erstürmten. Bei der Erneuerung des messenischen Staats durch Epaminondas wurde (369 v. Chr.) auf dem Westabhange des alten Festungsbergs ein neues J. angelegt. [(Ira).

Ira Aldridge, Schauspieler, s. Aldridge

Irade (arab.), Wille, speziell der großherrliche Wille, wird in der türk. Amtssprache ein Aktenstück genannt, welches ungefähr der Kabinettsordre in europ. Staaten entspricht.

Ira furor brevis est (lat.), «Der Zorn ist eine kurze Raserei», Citat aus Horaz' «Episteln» (I, 2, 62).

Irâk (arab. irâq) heißt bei den orient. Schriftstellern im weitern Sinne der ganze Landstrich, der von der Syrischen Wüste bis zum Elbursgebirge ganz Mesopotamien und Medien umfaßt. Es wird daher unterschieden in Irâk-el-adjami, persisches Irâk, und Irâk-el-arabi, arabisches Irâk. Ersteres, auch Djabal, Berg, genannt, bildet den größten Teil des westl. Persien, begreift in sich die Städte Hamadan, Ispahan und Teheran und ist in der Hauptsache dem alten Medien fast identisch; es ist die wichtigste der elf Provinzen des Persischen Reichs. Das eigentliche J. nach der ursprünglichen Bedeutung ist indessen das arabische, das als südöstlichste Provinz der asiat. Türkei heute ganz Mesopotamien und Chaldäa umfaßt. Der Chef der Regierung von J. ist der Pascha von Bagdad. Bei den arab. Geographen ist jedoch Mesopotamien von J. unterschieden. Die bedeutendsten Städte sind jetzt Bagdad, Hillah, Hit, Kufa, Kerkuk und Basra. Im Arabischen nennt man die Städte Kufa und Basra die beiden J., el-'iraqân, d. i. die beiden Schlauchriemen. Dieses ist die ursprüngliche Bedeutung des dunkeln Wortes, das später als Niederung erklärt ist; die neuere Ableitung, als aus einem altpers. Aryaka, «arisches Land», entstanden, ist sicher falsch.

Iran (von einem altpers. Worte Ariyana, noch erhalten im Zend [Airyanem vaêdscho] und in der Parsisprache [Eran]) ist ursprünglich das Land der Arier. Der Name Ariana, der sich bei den klassischen Schriftstellern findet, begriff im ganzen ausdrücklich Ostiran, Afghanistan und Balutschistan. Bei den alten Persern findet sich dieser Ausdruck als ein geographischer nicht; denn die von den Alten Aria genannte Provinz des Achämenidenreichs ist aus dem altpers. Haraiva, neupers. Herat entstanden, und ist fälschlich mit dem Ausdrucke Aria verwechselt worden. Unter den Parthern und Arsaciden findet sich zuerst nachweisbar der Unterschied zwischen J., dem Lande der Arier, und Aniran, dem Lande der Nichtarier, d. i. der nördl. Barbaren tatar.-altaischen Stammes. Ein Titel der Sasaniden (225—651) war König von J. und Aniran. Doch ist der Name Aniran älter, denn die Griechen sprechen von einem Volksstamme der Anariaken. Die jetzigen Perser kennen nur den Gegensatz von J. und Turan (s. d.), dem südl. Teile Hochasiens. Im weitern Sinne ist J. das große Tafelland, das zwischen dem Hindukuh, den Gebirgszügen Chorasans sich bis an die Ausläufe des Kaukasus erstreckt, zwischen dem Kaspischen und Persischen Meere liegt und Afghanistan, Balutschistan und das Neupersische Reich umfaßt. Die Ostgrenze bildet das Industhal, die Westgrenze das Kurdische Gebirge, im Altertum Zagrus und Kambelidus genannt. Die mittlere Höhe des Plateaus ist 1000—1300 m, in der Mitte befindet sich eine große Salzwüste. Jetzt ist J. im engern Sinne der offizielle Name des Neupersischen Reichs, und die Bedeutung variiert mit der Grenze desselben. Die von bedeutenden Gelehrten angenommene Form Eran ist nur eine unnötige und mit der heutigen Aussprache unvereinbare Änderung. Vgl. Ritter, «Erdkunde von Asien» (Bd. 6, Berl. 1838), und Spiegel, «Eran, das Land zwischen Indus und Tigris» (Berl. 1863).

Iranier nennt man alle Völker, welche iranische Idiome sprechen, die aber keineswegs einer und derselben Abstammung sind. Dies zeigt schon ein Vergleich des Typus der im Nordosten wohnenden Galtschas und der im Kaukasus angesiedelten Osseten mit jenem der Perser und Afghanen. Während die letztern dolichocephal sind und von dunkler Komplexion, zeigt unter den erstern die Mehrzahl der Individuen den brachycephalen mit lichter Komplexion verbundenen Charakter. Aber auch sonst kann man aus den Schichtungsverhältnissen der iranischen und der ihnen benachbarten Völker auf die nicht homogene Abstammung der heutigen Iranier schließen. So enthalten die iranischen Balutschen Elemente der in den heutigen Brahuis (s. d.) noch fortlebenden Dravidabevölkerung, welche den Alten unter dem Namen der schlichthaarigen Äthiopen bekannt war. Im Westen ist frühzeitig eine Mischung der iranischen Stämme mit den benachbarten Semiten eingetreten, von der namentlich die heutigen Kurden Zeugnis geben. Im Norden, wo die Iranier mit den Türkenstämmen zusammenstießen, hat sich frühzeitig eine Mischbevölkerung erzeugt, welche in der Regel beider Sprachen mächtig ist und die man in vielen Fällen bloß nach den kulturhistor. Momenten der Seßhaftigkeit und des Nomadentums klassifizieren kann. Man nennt dort (in Chiwa, Bokhara, Samarkand u. s. w.) in gleicher Weise den seßhaften Tadschik, wie der Iranier überhaupt heißt, und Türken Sart, während man die nomadischen Stämme beider als Özbeg bezeichnet.

Iranische Dynastie (der Seldschuken), s. unter Seldschuken.

Iranische Sprachen nennt man nach ihrer Heimat eine der acht Familien des indogerman. Sprachstammes, welche mit der ind. Gruppe zunächst verwandt ist und von mehrern Sprachforschern auch nach dem bekanntesten Idiom derselben die persische genannt wird. Die beiden ältesten bekannten iranischen Sprachen sind das Altpersische und Altbaktrische. Das Altpersische, die Sprache der alten Arier in Persien und Medien und das Idiom der achämenidischen Könige, war vor der Entzifferung der in dieser Sprache geschriebenen Keilschriften von Bisutun und Persepolis vollständig unbekannt. Diese Dokumente sind die einzigen

überbleibsel der Sprache der alten Perser, die diese selbst die arische nannten. Das Altbaktrische, gewöhnlich Zend (s. d.) genannt, ist die Sprache, in welcher das sog. Zendavesta (s. d.), die heiligen Schriften der Parsen, abgefaßt ist. Unter mittelirani schen Sprachen versteht man die namentlich in den Kommentaren zu den Zendschriften erhaltenen Sprachen des Huzvâreſch oder Pehlewi und des Pârsi (fälschlich auch Pâzend genannt), welches letztere dem Neupersischen schon ziemlich nahe steht. Auch die Mundart der sog. Pehlewi-Münzen, wie der Inschriften aus der Zeit der Sasanidenherrschaft gehören hierher. Die wichtigste unter den neuiranischen Sprachen ist die Persische Sprache (s. d.), welche eine sehr reiche und gefeierte Litteratur entwickelt hat und als geläuterte Schriftsprache (Deri, d. h. Hofsprache) den nur erst teilweise näher bekannten Volksmundarten der einzelnen Provinzen (Talysch, Ghilek, Masenderani, Tat u. s. w.) gegenübersteht. Eigene Nebenstämme der iranischen Sprachen bilden einerseits das Afghanische oder Paschtu (Pakhtu, s. d.) und Balutschische, andererseits die Mundarten der Kurden (s. d.). Die ganz isolierten Osseten im Kaukasus sprechen auch eine iranische Mundart. Eine sehr alte Abzweigung vom iranischen Stocke bildet das Armenische, welches zwar entschieden der iranischen Sprachfamilie zugehört, aber manche eigentümliche Elemente enthält. Die philol. Erforschung der ältern iranischen Sprachen beginnt erst mit dem Ende des dritten Jahrzehnts des 19. Jahrh. Unter den Deutschen haben sich um dieselbe namentlich Olshausen, Lassen, Bopp, Herm. Brockhaus, Windischmann, Oppert, Haug, Spiegel, F. Müller, Jos. Müller, Justi, Roth, Bartholomae, Hübschmann u. a., unter den Franzosen Burnouf, Hovelacque, Darmesteter, unter den Dänen Westergaard, unter den Engländern Rawlinson, Thomas verdient gemacht. (Über die Litteratur der neuiranischen Sprachen vgl. die besondern Artikel.)

Irapuato, Flecken im merik. Staate Guanajuato, 50 km im SSW. von Guanajuato, an der Eisenbahn von Mexiko nach Guadalajara, in 1797 m Höhe, mit 10000 E.

Iravati, Fluß des Pendschâb (s. d.).

Irawadi oder Irawaddi, einer der bedeutendsten Ströme Hinterindiens, mit einem Laufe von 1716 km und einem Flußgebiete von 380560 qkm, entspringt unter 28° 5′ nördl. Br. und 97° 58′ östl. L. (von Greenwich) aus zwei Hauptquellen in dem südl. Abhange des Pat-koï, einer Verlängerung des Alpengebirges Yun-ling, welches sich an das östl. Ende des Himalaja anschließt. Beide Quellarme des J. treten bald zusammen, derselbe fließt alsdann in südl. Richtung bis Bamo, wo er sich, nach Aufnahme des Taping, gegen W. wendet, aber bald wieder gegen S. biegt und bis zu den Städten Amarapura (s. d.) und Ava (s. d.) auf seinem linken Ufer, zwischen welchen er den Mjit-nge aufnimmt, diese Richtung beibehält. Hierauf wendet er sich wieder gegen W., später aber, nachdem der Khyen-dween, sein beträchtlichster, gleichfalls in dem Pat-koïgebirge entspringender Nebenfluß, sich rechts in ihn ergossen hat, mit einer zweiten Biegung nach S., um fortan in dieser Richtung, mit leichten Krümmungen abwechselnd gegen O. und gegen W., dem Meerbusen von Bengalen zuzuströmen. Kurz oberhalb der Stadt Meaday betritt der J. die Provinz Pegu von Britisch-Birma und durchfließt dieselbe, fast genau in ihrer Mitte, in der Länge von 420 km. Die Deltabildung des J. beginnt 144 km unterhalb der Stadt Prome, indem derselbe sich in einen östlichen, als Fluß von Rangun oder Sirian in den Golf von Martaban mündenden, und einen westl. Hauptarm spaltet, welcher letztere als Bassein-fluß in den Meerbusen von Bengalen fließt. Dieser Arm ist in seinen untersten 60 km für die größten Schiffe und weitere 100 km noch für solche von 300 t befahrbar. Zwischen diesen Hauptarmen ergießen sich noch mehrere schwächere, mit ihnen in Verbindung stehende Nebenarme, wie der Pjamelan, J., Dallo und Lan, in das Meer. Der J., die eigentliche Lebensader von Birma und der Hauptverkehrsweg daselbst, an welchem auch alle größern Städte liegen, ist für die Schiffahrt außerordentlich bequem und bis Bamo (s. d.) für Dampfschiffe, von dort aber, wenigstens in der Regenzeit, bis zur Grenze von Yun-nan noch für größere Prauwen befahrbar. In neuester Zeit sind große Eindeichungen angelegt und werden noch fortgesetzt, um das Heraustreten des J. über seine Ufer, soweit derselbe engl. Gebiet durchströmt, möglichst unschädlich zu machen.

Irazú, Vulkan bei Cartago (s. d.) in Costa-Rica.

Irbis, s. unter Leopard.

Irbit, Kreisstadt im russ. Gouvernement Perm, auf der osturalischen oder asiat. Seite desselben, an dem Einflusse des Irbit in die Niza, 645 km östlich von Perm, seit 1863 durch regelmäßige Dampfschiffahrt mit den westsibir. Städten am Tobol, Irtysch, Ob und andern Flüssen in Verbindung stehend, ist von Tataren angelegt, die die Stadt Irbeisk nannten. Später zog die Entdeckung reicher Eisenminen in der Nähe von J. russ. Ansiedler hierher. J. hat drei Kirchen, eine Börse, ein Theater, eine Kreis- und eine Pfarrschule, eine städtische Bank, einen großen Kaufbazar und (1882) 4212 E. Die Stadt ist nach Nishnij-Nowgorod der bedeutendste Meßort des Russischen Reichs. Seit 1643 wird hier vom 1. Febr. bis zum 1. März ein Markt gehalten, vier Wochen nach der sibir. Messe von Tjumen, welches 150 km östlicher liegt. Die Messe wird von etwa 20000 Kaufleuten, Russen, Armeniern, Griechen, Tataren, Persern ꝛc. besucht.

Irchel (der), ein Molasserücken des schweiz. Hügellandes, erhebt sich im Kanton Zürich, nordwestlich von Winterthur bei der Mündung des Töß in den Rhein zu 690 und 681 m. Während die Höhe des Rückens dicht bewaldet ist, sind seine Abhänge, namentlich gegen SW. und SO., mit Rebbergen bedeckt, welche den besten Wein des Kantons Zürich liefern.

Irdene Waren, s. Thonwaren.

Ireland (engl., spr. Eir'länd), soviel wie Irland.

Irenäus, einer der berühmtesten christl. Kirchenlehrer des 2. Jahrh., ein geborener Kleinasiat und Schüler Polykarps von Smyrna, übersiedelte um 155 nach Rom und einige Zeit später nach Gallien und wurde 177 Bischof von Lyon, wo er 202 angeblich in einer Christenverfolgung des Kaisers Septimius Severus als Märtyrer starb. J. wurde später unter die Heiligen versetzt; die kath. Kirche feiert sein Gedächtnis 28. Juni. Seiner Richtung nach war er wie die meisten Kleinasiaten Vertreter eines der Spekulation abholden, streng an die überlieferte Lehre sich anschließenden kirchlichen Realismus, der namentlich jeder spiritualistischen Verflüchtigung der geschichtlichen Thatsachen des Christentums

führt eine 113 km lange Eisenbahn nach den Salpeterlagern bis La Noria. Die Stadt litt 9. Mai 1877 abermals bedeutend durch ein Erdbeben. Bei J. fand 21. Mai 1879 ein Seetreffen zwischen Chilenen und Peruanern statt.

Ir, chem. Zeichen für Iridium.

Ira (Eira), im Altertum Name eines Bergs im Hochgebirge des nordöstl. Messenien, im Quellgebiet der Neda, keilartig in arkadisches Gebiet vorgeschoben. Auf den Abhängen dieses Bergs, dessen Gipfel als Burg verschanzt war, hielten sich unter Aristomenes' Führung während der letzten Jahre des zweiten Messenischen Kriegs die Messenier gegen die Spartaner, bis endlich diese 631 v. Chr. die Festung erstürmten. Bei der Erneuerung des messenischen Staats durch Epaminondas wurde (369 v. Chr.) auf dem Westabhange des alten Festungsbergs ein neues J. angelegt. [(Ira).

Ira Aldridge, Schauspieler, s. Aldridge

Irade (arab.), Wille, speziell der großherrliche Wille, wird in der türk. Amtssprache ein Aktenstück genannt, welches ungefähr der Kabinettsordre in europ. Staaten entspricht.

Ira furor brevis est (lat.), «Der Zorn ist eine kurze Raserei», Citat aus Horaz' «Episteln» (I, 2, 62).

Irâk (arab. irâq) heißt bei den orient. Schriftstellern im weitern Sinne der ganze Landstrich, der von der Syrischen Wüste bis zum Elbursgebirge ganz Mesopotamien und Medien umfaßt. Es wird daher unterschieden in Irâk-el-adjami, persisches Irâk, und Irâk-el-arabi, arabisches Irâk. Ersteres, auch Djabal, Berg, genannt, bildet den größten Teil des westl. Persien, begreift in sich die Städte Hamadan, Ispahan und Teheran und ist in der Hauptsache dem alten Medien fast identisch; es ist die wichtigste der elf Provinzen des Persischen Reichs. Das eigentliche J. nach der ursprünglichen Bedeutung ist indessen das arabische, das als südöstlichste Provinz der asiat. Türkei heute ganz Mesopotamien und Chaldäa umfaßt. Der Chef der Regierung von J. ist der Pascha von Bagdad. Bei den arab. Geographen ist jedoch Mesopotamien von J. unterschieden. Die bedeutendsten Städte sind jetzt Bagdad, Hillah, Hit, Kufa, Kerkuk und Basra. Im Arabischen nennt man die Städte Kufa und Basra die beiden J., el-'iraqân, d. i. die beiden Schlauchriemen. Dieses ist die ursprüngliche Bedeutung des dunkeln Wortes, das später als Niederung erklärt ist; die neuere Ableitung, als aus einem altpers. Aryaka, «arisches Land», entstanden, ist sicher falsch.

Iran (von einem altpers. Worte Ariyana, noch erhalten im Zend [Airyanem vaêdscho] und in der Parsisprache [Eran]) ist ursprünglich das Land der Arier. Der Name Ariana, der sich bei den klassischen Schriftstellern findet, begriff im ganzen ausdrücklich Ostiran, Afghanistan und Balutschistan. Bei den alten Persern findet sich dieser Ausdruck als ein geographischer nicht; denn die von den Alten Aria genannte Provinz des Achämenidenreichs ist aus dem altpers. Haraiva, neupers. Herat entstanden, und ist fälschlich mit dem Ausdrucke Aria verwechselt worden. Unter den Parthern und Arsaciden findet sich zuerst nachweisbar der Unterschied zwischen J., dem Lande der Arier, und Aniran, dem Lande der Nichtarier, d. i. der nördl. Barbaren tatar.-altaischen Stammes. Ein Titel der Sasaniden (225—651) war König von J. und Aniran. Doch ist der Name Aniran älter, denn die Griechen sprechen von einem Volksstamme der Anariaken. Die jetzigen Perser kennen nur den Gegensatz von J. und Turan (s. d.), dem südl. Teile Hochasiens. Im weitern Sinne ist J. das große Tafelland, das zwischen dem Hindukusch, den Gebirgszügen Chorasans sich bis an die Ausläufe des Kaukasus erstreckt, zwischen dem Kaspischen und Persischen Meere liegt und Afghanistan, Balutschistan und das Neupersische Reich umfaßt. Die Ostgrenze bildet das Industhal, die Westgrenze das Kurdische Gebirge, im Altertum Zagrus und Kambelidus genannt. Die mittlere Höhe des Plateaus ist 1000—1300 m, in der Mitte befindet sich eine große Salzwüste. Jetzt ist J. im engern Sinne der offizielle Name des Neupersischen Reichs, wo die Bedeutung variiert mit der Grenze desselben. Die von bedeutenden Gelehrten angenommene Form Eran ist nur eine unnötige und mit der heutigen Aussprache unvereinbare Änderung. Vgl. Ritter, «Erdkunde von Asien» (Bd. 6, Berl. 1838) und Spiegel, «Eran, das Land zwischen Indus und Tigris» (Berl. 1863).

Iranier nennt man alle Völker, welche iranische Idiome sprechen, die aber keineswegs einer und derselben Abstammung sind. Dies zeigt schon ein Vergleich des Typus der im Nordosten wohnenden Galtschas und der im Kaukasus angesiedelten Osseten mit jenem der Perser und Afghanen. Während die letztern dolichocephal sind und von dunkler Komplexion, zeigt unter den erstern die Mehrzahl der Individuen den brachycephalen mit lichter Komplexion verbundenen Charakter. Aber auch sonst kann man aus den Schichtungsverhältnissen der iranischen und der ihnen benachbarten Völker auf die nicht homogene Abstammung der heutigen Iranier schließen. So enthalten die iranischen Balutschen Elemente der in den heutigen Brahuis (s. d.) noch fortlebenden Dravidabevölkerung, welche den Alten unter dem Namen der schlichthaarigen Äthiopen bekannt war. Im Westen ist frühzeitig eine Mischung der iranischen Stämme mit den benachbarten Semiten eingetreten, von der namentlich die heutigen Kurden Zeugnis geben. Im Norden, wo die Iranier mit den Türkenstämmen zusammenstießen, hat sich frühzeitig eine Mischbevölkerung erzeugt, welche in der Regel beider Sprachen mächtig ist und die man in vielen Fällen bloß nach den kulturhistor. Momenten der Seßhaftigkeit und des Nomadentums klassifizieren kann. Man nennt dort (in Chiwa, Bokhara, Samarkand u. s. w.) in gleicher Weise den seßhaften Tadschik, wie der Iranier überhaupt heißt, und Türken Sart, während man die nomadischen Stämme beider als Özbeg bezeichnet.

Iranische Dynastie (der Seldschuken), s. unter Seldschuken.

Iranische Sprachen nennt man nach ihrer Heimat eine der acht Familien des indogerman. Sprachstammes, welche mit der ind. Gruppe zunächst verwandt ist und von mehrern Sprachforschern auch nach dem bekanntesten Idiom derselben die persische genannt wird. Die beiden ältesten bekannten iranischen Sprachen sind das Altpersische und Altbaktrische. Das Altpersische, die Sprache der alten Arier in Persien und Medien und das Idiom der achämenidischen Könige, war vor der Entzifferung der in dieser Sprache geschriebenen Keilschriften von Bisutun und Persepolis vollständig unbekannt. Diese Dokumente sind die einzige

in sehr gewundenem Laufe der Wolga zu, in welche er gegenüber von Wolsk mündet. Seine Länge beträgt 1051 km, seine Breite 45—75 m, seine Tiefe 1—3 m, auf ihm findet ein lebhafter Verkehr von kleinen Fahrzeugen statt.

Iri, Fluß, s. Eurotas.

Iriarte (Juan de), span. Philolog, geb. 15. Dez. 1702 zu Orotava auf Teneriffa, studierte in Paris und Rouen die alten Sprachen, darauf (1724) Jurisprudenz in Madrid, wo er auf Verwendung seines Freundes Juan Ferrera eine Anstellung bei der königl. Bibliothek erhielt, wurde 1732 deren Bibliothekar, 1742 Interpret im Ministerium des Auswärtigen, 1743 Mitglied der königl. Akademie und starb 23. Aug. 1771. Seine vorzüglichsten Werke sind der Katalog der griech. Handschriften der königl. Bibliothek, wovon aber nur der erste Band (Madr. 1769) erschien; eine lat. Grammatik, an der er sein ganzes Leben gearbeitet hatte, die nach seinem Tode sein Neffe Tomás de Iriarte (s. d.) herausgab (Madr. 1771), und endlich seine lat. und span. Epigramme und Sprichwörter (refranes), nebst einigen lat. epischen Gedichten, ebenfalls erst von seinem Neffen Tomás und Domingo als «Obras sueltas» (2 Bde., Madr. 1774) veröffentlicht. Eine Auswahl seiner span. Epigramme steht in der Sammlung «Poetas líricos del siglo XVIII» (Madr. 1878), einige seiner Prosabriefe im «Epistolario Español» («Biblioteca Rivadeneyra», Bd. 62).

Iriarte (Tomás de), auch Yriarte, span. Dichter, Neffe des vorigen, geb. 18. Sept. 1750 zu Orotava auf Teneriffa, studierte in Madrid, erhielt nach seines Oheims Tode das Amt des Interpreten im auswärtigen Ministerium, wurde 1776 Archivar des obersten Kriegsrats und starb 17. Sept. 1791. Seiner unter dem Anagramm Tirso Imareta herausgegebenen Originalkomödie «Hacer que hacemos» (Madr. 1770) folgten mehrere für das königl. Theater verfaßte Übersetzungen von Dramen Voltaires und Destouches' und einige Originalstücke. Seinen Ruf verdankt er hauptsächlich dem didaktischen Gedichte «La musica» (1779) und den «Fabulas literarias» (1782), die beide viele Auflagen erlebten und in die meisten europ. Sprachen übersetzt wurden. Besonders machte das letztere Werk, das litterarische Zustände zum Gegenstande hat, bei seinem Erscheinen durch die Repliken der Angegriffenen viel Aufsehen. Außer mehrern Streitschriften und einer Übersetzung der ersten vier Gesänge der «Aeneïs» verfaßte er im Auftrage des Grafen Florida-Blanca mehrere Elementarbücher für Schulen, übertrug Campes «Neuen Robinson», ließ 1788 die Komödien «La señorita mal criada», «El señorito mimado» und «El dón de gentes» erscheinen und schrieb in Andalusien, wohin er sich 1790 begeben, den Monolog «Guzman el bueno», sowie eine Satire auf den in den span. Schulen damals noch herrschenden schlechten Geschmack in makkaronischem Latein. J. brachte es in der Korrektheit und Eleganz der Verse zu großer Vollkommenheit. Die von ihm 1787 (6 Bde., Madr.) veranstaltete Sammlung seiner Werke erschien in vermehrter Ausgabe (8 Bde., Madr. 1805). Seine Gedichte stehen auch in dem Sammelwerk «Poetas líricos del siglo XVIII» («Biblioteca Rivadeneyra», Bd. 63).

Iridaea edulis, s. Sarcophyllis.

Iridĕen (Iridĕae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Monokotyledonen. Man kennt gegen 700 Arten, die mit Ausnahme der kalten Zonen fa über die ganze Erde verbreitet sind; die meiste derselben finden sich in den um das Mittelme gelegenen Gegenden und in Südafrika. Es sin perennierende, krautartige Pflanzen mit meist kno ligem oder zwiebelartigem Wurzelstock und schwer förmigen oder linealischen, in der Regel zweizeil gestellten Blättern, die am Grunde scheidenart dem Stengel ansitzen. Die Blüten sind zwitter und nicht selten unregelmäßig; sie werden vo einer scheidenartigen Spatha gestützt. Das P rianth steht über dem Fruchtknoten und ist im u tern Teile dem letztern angewachsen; es besitzt sec Lappen oder Zipfel, die in zwei Kreisen stehen, o auch von verschiedener Form sind. Staubgefä und Narben sind je drei vorhanden; die Frucht i eine dreifächerige, mit drei Längsrissen aufspri gende Kapsel. Viele Arten der J. werden wege ihrer schönen und ansehnlichen Blüten als Zie pflanzen gezogen, so z. B. Arten der Gattunge Iris, Gladiolus, Crocus.

Iridektomie (grch., d. i. Ausschneiden d Regenbogenhaut) ist eine sehr häufig ausgeführ Augenoperation, bei welcher ein Stück der Rege bogenhaut (Iris) ausgeschnitten (eine künstliche P pille gebildet) wird. Sie kommt hauptsächlich zu Verwendung bei Verschluß oder Verdeckung d natürlichen Pupille durch Verwachsungen der Ir oder Hornhautnarben, um den Lichtstrahlen eine neuen Weg ins Auge zu öffnen, oder um die a norm gesteigerte Spannung des Auges beim Gr nen Star zu vermindern.

Irideremie (grch.), s. Aniridie.

Iridisieren der Wolken, eine nicht selten beobachtende atmosphärische Erscheinung, welc ihre Entstehung ganz ähnlichen Gründen wie d Regenbogen (s. d.) verdankt. Man beobachtet da selbe, wenn weiß aussehende Wolken, deren Rä der mit dem Horizont parallel und die der Form n Cirro-strati sind, in der Nähe der Sonne steh am besten mit einem auf der Rückseite geschwärz Spiegel. Es zeigen sich darin selten scharfe Li kränze, wohl aber lebhafte prismatische Farben Gestalt von Streifen, welche mit dem Rande Wolke parallel sind und zuweilen einen Abst von 10° von der Sonne haben. Meistens sind d Streifen im Innern grün und ringsum von ei roten Rande umgeben. Sie sind völlig unr mäßig in der Wolke zerstreut, sodaß sich ihr stand von der Sonne schwer angeben läßt.

Iridium, chem. Zeichen Ir, Atomgewicht ein sehr spärlich vorkommendes Metall der Pl gruppe, findet sich teils als Metall, teils als mium-Iridium in den beim Lösen des Pl verbleibenden Rückständen. Zur Trennung den übrigen Metallen werden diese Rückstände Chlornatrium gemengt und in einem st Chlorstrom geglüht. Dabei wird Osmiu verflüchtigt, die in einer Vorlage zu samm während das J. teilweise in lösliches Ra Iridiumchlorid verwandelt wird. Letztere in Wasser gelöst, die Lösung mit kohlensaur tron versetzt, eingedampft, der Rückstand wobei Iridiumsesquioxyd zurückbleibt, welch Waschen mit Wasser von den Salzen befr durch gelindes Erhitzen in einer Wasserst sphäre zu Metall reduziert wird. Das tene schwammförmige J. hat ein spezifi wicht von 15,8. Es ist äußerst schwer, s

als Platin, schmelzbar; durch das Schmelzen erhöht sich das spezifische Gewicht auf 22,4. Das geschmolzene Metall ist hart, in der Kälte spröde, bei Weißglut etwas hämmerbar. Seine Farbe ist weiß, zwischen der des Silbers und des Zinns. In allen Säuren, selbst in Königswasser ist es unlöslich. Mit Platin legiert es sich leicht. Die Iridiumplatinlegierung zeichnet sich durch dieselbe Widerstandsfähigkeit gegen einwirkende Agentien, welche dem Platin eigentümlich ist, aus, übertrifft das Platin aber durch sehr bedeutende Härte, wodurch sie auch gegen mechan. Angriffe resistent wird. Wegen dieser Eigenschaften sind die in neuerer Zeit hergestellten Normalmetermaße aus einer Legierung von 90 Platin mit 10 Iridium angefertigt. Aus derselben Legierung sind auch Schreibfedern gemacht. Das Iridiumoxyd ist in der Porzellanmalerei als intensiv schwarze Farbe benutzt.

Iringsweg wurde von den altgerman. Völkern die Milchstraße genannt. Der Name geht zurück auf einen altgerman. Gott Iring, welcher nach Jak. Grimm Heimdall (s. d.) ist. Der Name des Gottes hat sich erhalten im Eigennamen Iring, welcher im Nibelungenliede vorkommt.

Iris (der Regenbogen), bei Hesiod eine Tochter des Thaumas und der Okeanide Elektra und Schwester der Harpyien, eine jungfräuliche Göttin, ist neben Hermes die windschnelle Botin der Götter, namentlich des Zeus und der Hera. Schon bei Homer ist sie ganz zur mythischen Person geworden und ihre Entstehung aus der Anschauung des Regenbogens ganz verwischt. Daß jedoch die physische Erscheinung des Regenbogens der Mythe von I. zu Grunde liegt, ist wohl nicht zu bezweifeln. Dem Grundbegriffe nach ist I. die den Verkehr zwischen Himmel und Erde vermittelnde Botin. Dargestellt wird sie als eine schöne geflügelte Jungfrau mit einem Heroldsstab und einer Kanne oder Blume.

Iris ist ferner der Name des 7. Asteroiden. (S. unter Planeten.)

Iris (Pflanzengattung), s. Schwertlilie.

Iris (grch.), Regenbogenhaut, s. unter Auge, Bd. II, S. 197b.

Irische Leinwand oder irländische Leinwand, unrichtige Bezeichnung für halbbaumwollene Leinwand.

Irisches Meer heißt der zwischen Irland und Großbritannien gelegene Meeresteil, 320 km lang von SW. nach NO., und 230 km breit von O. nach W. (im 54.° nördl. Br.), 37112 qkm groß. Von S. führt der 77,5 km breite St. Georgskanal, von N. der 39,5 km breite Nordkanal hinein. Zwischen Dublin und Anglesey findet sich die größte Tiefe, nämlich über 150 m; im Nordkanal dagegen hat man zwischen Belfast und der schott. Küste 280 m gemessen.

Irische Spitzen, s. unter Spitzen.

Irisches System (Haftsystem), s. unter Gefängniswesen, Bd. VII, S. 638a.

Irisch-römisches Bad, ein Schwitzbad in heißer, trockener Luft. Derartige Badeanstalten waren schon in frühester Zeit bei mehrern orient. Völkern, bei Ägyptern, Chaldäern und Phöniziern beliebt. Die Römer, welche sie hier kennen lernten, führten sie überall ein, wohin sie kamen, in Spanien, Frankreich, Großbritannien, Deutschland u. s. w.; sie verwendeten in Rom selbst ungeheure Summen auf jene großartigen «Thermen», welche in riesenhaften Verhältnissen und mit glänzender Ausstattung namentlich Antoninus, Caracalla, Diocletian u. a. errichteten. (S. Bad.) Auch in Griechenland hatten die Römer dergleichen Badeinstitute hergestellt, welche später die Türken in Konstantinopel vorfanden und bald als «türkische» Bäder fast über den ganzen Orient verbreiteten. Auf Anregung des engl. Politikers Urquhart, der diese öffentlichen Bäder in der Türkei kennen gelernt hatte, wurden 1856 in Irland durch den Dr. Rich. Barter in St.-Ann's-Hill bei Cork derartige, mit wesentlichen Verbesserungen, insbesondere einem gut regulierten Ventilationssystem versehene heiße Luftbäder errichtet, und kamen bald in England sowie in Deutschland, wo 1860 Dr. Luther in Rudersdorf bei Wittenberg das erste «irisch-röm. Bad» gründete, als kräftiges und wertvolles Heilmittel ganz allgemein in Aufnahme, sodaß jetzt fast jede größere Stadt eine solche Anstalt besitzt.

Das irisch-röm. Bad ist keineswegs ein einfaches Bad, sondern schließt in einer gewissen Reihenfolge alle gewöhnlichen Bäder in sich ein. Kalte und warme Luft, warmes und kaltes Wasser, regelrechtes Massiren (Kneten) u. s. w. gehören sämtlich als wesentliche Hilfsmittel zu diesem Bade. Wenigstens drei Zimmer mit besondern Einrichtungen sind erforderlich, um die sich aneinanderreihenden Manipulationen vorzunehmen. Auch schon die Römer hatten hierzu ihr Frigidarium (das Zimmer zum Entkleiden), das Tepidarium (das Zimmer zur Vorbereitung mit mäßigem Wärmegrad der Luft), das Sudatorium als eigentliches Schwitzzimmer mit höherm Hitzegrad, und schließlich das Lavacrum, wo Abwaschungen mit lauem Wasser, kalte Bäder und Oleinreibungen gebraucht wurden. Bei den Badeeinrichtungen kommt es vor allem darauf an, der Luft in den Räumen, in welchen gebadet werden soll, den gehörigen Wärmegrad zu geben. Zu diesem Zwecke tritt die vom Feuerherde emporsteigende erhitzte Luft in einen aus Mauersteinen hergestellten Kanal, welcher unter dem Fußboden der Badezimmer hinläuft, dann unmittelbar in eine weite Thonröhre übergeht, die gleichfalls in Windungen unter dem Fußboden, doch auch in den Seitenwänden des Zimmers hinläuft, bis sie endlich in den Schornstein ausmündet. Der über diesem Wärmekanal liegende Fußboden der beiden eigentlichen Badezimmer besteht aus 8 cm dicken durchlöcherten Thonplatten. So teilt sich dem in Wärme der im Kanal hinstreichenden Luft durch Ausstrahlung auch dem Fußboden, den Wänden und dem Luftinhalte der Badezimmer mit. Das eine der letztern, das Tepidarium, liegt etwas höher vom Feuerherde, zeigt stets eine Luftwärme von + 36 bis 37° R. und dient dazu, daß der Badende völlig entkleidet in ihm ganz ruhig so lange verweilt, bis der hervorbrechende Schweiß Tropfen zu bilden beginnt, d. h. nach Verschiedenheit der Konstitution des Badenden etwa 25—40 Minuten. Nunmehr begibt sich der Badende in das unmittelbar daneben, gerade über dem Feuerherd liegende Sudatorium, in welchem die Luftwärme beständig etwa + 45° R. beträgt. Hier bleibt er so lange, bis der Schweiß auf der Haut reichlich herabrieselt, d. h. etwa 12—18 Minuten. Die Güte und Reinheit der erhitzten Luft wird dadurch gleichmäßig erhalten, daß die Zimmerluft mit der äußern Atmosphäre in doppelter Weise in Verbindung steht, einmal durch ein an der obersten Stelle der Zimmerdecke befindliches, nach außen münden-

Abzugsrohr, welches die im Badezimmer sich anhäufenden Dünste gleichmäßig abführt, und dann durch ein in der einen Zimmerwand etwa 1 m über dem Fußboden befindliches Zugangsrohr. Beide Rohre haben Vorrichtungen zum Öffnen und Abschließen.

Sobald der Badende im Sudatorium in genügenden Schweiß versetzt worden ist, reibt der Badediener den Schweiß am ganzen Körper mittels eines wollenen Faufthandschuhs ab und knetet dann etwa 4—6 Minuten lang alle Muskeln des Körpers tüchtig durch. Hierauf tritt der Badende in das benachbarte, nicht erwärmte Lavacrum, wo ihn der Badediener sofort vom Scheitel aus mit mehrern Liter lauwarmen Wassers übergießt, darauf am ganzen Körper tüchtig abseift und abermals zur Entfernung der Seife entweder mit lauem Wasser oder mit einer kalten Brause oder Douche überschüttet. So abgekühlt und gereinigt, geht man zu dem Zimmer zurück, in dem man sich ausgekleidet hatte (Frigidarium), und lagert sich zu behaglicher Ruhe auf einer Matratze, die so eingerichtet ist, daß alle Glieder des Körpers in bequemster Stellung verharren. Hierdurch wird dem Ausbruche eines zweiten Schweißes vorgebeugt und der Haut die natürliche Spannkraft (Tonus) wiedergegeben, die durch das vorausgehende Schwitzen einigermaßen beeinträchtigt wurde.

Die Wirkung des irisch-röm. Bades sowohl auf den gesunden als auf den kranken Körper ist ohne Frage eine ganz außerordentliche, indem es aus rein physik. Ursachen den Schweiß leichter und kräftiger fördert, als selbst das russ. Dampfbad. Denn je trockener die Luft ist, um so begieriger und rascher löst sie alles Wasser, welches in ihre Nähe kommt, in Wasserdampf auf. Daher wird auch die wasserarme Luft des irisch-röm. Bades dem Körper des Badenden Wasserdampf in Form von Schweiß weit schneller und reichlicher entziehen, als die schon von Wasserdämpfen hinreichend gesättigte Luft des russ. Bades. In der That verliert der Körper im irisch-röm. Bad gewöhnlich 2—5 Pfd. an Gewicht. Als kräftig schweißtreibendes Mittel gehört also das irisch-röm. Bad zu denjenigen Kurmethoden, welche den Stoffwechsel des Körpers energisch anregen. Der größte Vorzug des röm. Bades besteht aber darin, daß es mehr als irgend ein anderes diätetisches Hilfsmittel die Oberhaut des ganzen Körpers, soweit sie schon verbraucht ist, gründlich beseitigt, dazu aber auch kräftiger als irgend ein anderes Mittel die Hautthätigkeit anregt und wiederum die Haut selbst abhärtet und unempfindlich gegen äußere Erkältung macht. Empfohlen wird das irisch-röm. Bad zu Heilzwecken sowohl gegen chronische Hautausschläge, insbesondere Flechten, als auch gegen gewisse Blutkrankheiten, chronische Metallvergiftungen, vor allem aber gegen Gicht und Rheumatismus, sowie bei den durch diese Krankheiten erzeugten Lähmungen, Kontrakturen, Anschwellungen u. s. w. Als rein diätetisches, Krankheiten vorbeugendes und gleichsam belebendes Mittel paßt es im allgemeinen für Personen, die eine sitzende Lebensweise führen. Unbedingt nachteilig wirkt es dagegen bei Neigung zu Gehirnschlag, Blutspeien und Herzfehlern, bei Krebs, Tuberkulose und Rückenmarksleiden.

Vgl. «Bemerkungen über das alröm. Bad in seiner verbesserten Form» (Dessau 1860); Wilson, «The Eastern or Turkish bath» (Lond. 1861).

Irisdruck, s. unter Farbendruck.

Irisglas, s. unter Irisieren.

Irisieren, die Farben des Regenbogens zeigen; in den Farben des Regenbogens schillern ist im kunstgewerblichen Sinn die Bezeichnung für das Sichtbarwerden, resp. Hervorbringen regenbogenfarbiger Ringe, Flecken und Streifen innerhalb durchsichtiger Materialien, wie des Glases (Irisglas). Bei der Herstellung bunter Gewebe, Buntpapiere u. s. w. ist J. dasjenige Verfahren, mittels dessen man die Farben allmählich ineinander übergehen läßt. Auch nennt man J. eine galvanische Metallfärbung, durch welche namentlich auf kupfernen und messingenen Gegenständen, die zuvor eine dünne galvanische Vergoldung erhalten haben, ein prächtiger regenbogenfarbiger Schimmer hervorgebracht wird.

Irispapier (frz. papier irisé, engl. irised paper), eine Sorte Buntpapier, bei welcher die ganze Fläche mit verschiedenfarbigen Streifen bedeckt ist, die an ihren Rändern ineinander verfließen.

Irissorinae oder Baumhöpfe, eine aus einer Gattung und 12 Arten bestehende, auf den Kontinent von Afrika beschränkte Unterfamilie der Kuckucksvögel (s. d.), ohne Federbusch auf dem Kopf, mit 12 langen Steuerfedern und meist metallischer Färbung.

Iristapeten (frz. papiers irisés, engl. irised paper hangings), Tapeten, bei welchen zwei oder mehrere nebeneinander aufgetragene Farben durch verwaschene Mitteltöne ineinander übergehen, wodurch ein regenbogenartiges Aussehen hervorgebracht wird.

Irkutsk, eins der beiden Gouvernements Ostsibiriens, zwischen 50° 25′ und 62° nördl. Br., grenzt im W. an das Gouvernement Jeniseisk, im N. an die Provinz Jakutsk, im O. an letztere, im SO. an das Transbaikalische Gebiet, im S. an das Chinesische Reich und umfaßt westlich und nördlich vom Baikalsee das Gebiet der untern Angara und das der obern Lena bis zur Mündung des Witim. Das Gouvernement besitzt, nachdem 1851 Transbaikalien davon getrennt worden, 800 768,4 qkm mit (1880) 387 413 E., ist sehr gebirgig, reich an edeln Metallen und Pelztieren und zerfällt in fünf Kreise: J., Balagansk, Wercholensk, Kirensk und Nischne-Udinsk.

Die Hauptstadt Irkutsk liegt am rechten Ufer der Angara, gegenüber dem Einfluß des 386 km langen Irkut, 66 km vom Baikalsee und 6110 km von Petersburg. Hier wurde 1661 von den Kosaken eine Festung angelegt, die 1686 städtische Rechte erhielt. J. ist jetzt die volkreichste und bedeutendste Stadt von ganz Sibirien, Sitz des Generalgouverneurs und der Regierung Ostsibiriens sowie eines Erzbischofs. Sie zählt (1879) 33 800 E., darunter viele Beamte, polit. Verbannte, Soldaten und Kaufleute, die einen lebhaften Handel treiben. Der Ort ist gut gebaut, hat breite gepflasterte Straßen, 23 russ., eine kath. und eine prot. Kirche, 9 Hospitäler, ein Gymnasium, ein Seminar, eine höhere technische Schule, zu der 22. Okt. 1882 der Grundstein gelegt wurde, Leder-, Seife- und Lichtfabriken, eine große kaiserl. Tuchfabrik für die sibir. Truppen, ein Theater, eine Bibliothek und Mineralienkabinett. Die Stadt verdankt ihren Wohlstand besonders ihrer günstigen Lage als Mittelpunkt des Handelsverkehrs zwischen China, der Ostküste Asiens und Petersburg und als Hauptstapelplatz für die russ. und chines. Waren, namentlich für die aus Kiachta gebrachten Theevorräte und für Pelzwerk. Ein großer Jahrmarkt findet hier vom 1. Dez. bis

1. Jan. statt. Seitdem (1861) die Einfuhr des Thees über die baltischen Häfen und die westl. Grenzen des Reichs freigegeben ist, hat J. von seiner Handelsthätigkeit verloren. Eine große Feuersbrunst zerstörte 22. bis 24. Juni 1879 fast die ganze Stadt.

Irland (geographisch-statistisch). J., englisch Ireland, bei den Iren Erin genannt, die westliche der beiden großen brit. Inseln, ein mit Großbritannien (s. d.) vereinigtes Königreich, von diesem durch die Irische See, den Nord- und St.-Georgskanal getrennt, im N., W. und S. vom Atlantischen Meere umflossen, zwischen 51° 26′ und 55° 21′ nördl. Br. (Malin Head) und 5° 20′ und 10° 26′ westl. L. von Greenwich, umfaßt mit Einschluß der etwa 565 qkm enthaltenden Küsteneilande ein Areal von 84252 qkm. Die größte Länge von N. gegen S. beträgt 350, die größte Breite 280, die geringste 140 km, der Küstensaum 2250, mit den kleinern Krümmungen über 3750 km, und kein Punkt des Landes ist über 80 km vom Meere entfernt. Die Insel hat eine weit kompaktere Gestalt als Großbritannien und ist, wie dieses, an der Ostküste vorherrschend flach und arm an guten Häfen. Desto zerrissener und ausgezackter, reicher an tiefeinschneidenden Seearmen (Loughs), Baien und Buchten, an vorspringenden Halbinseln und Vorgebirgen sind die übrigen Gestade, besonders das westliche. Wohl kein Land zeigt sich reicher an natürlichen Häfen; 14 gewähren den größten Schiffen, 17 den Fregatten und 37 den Küstenfahrern sichern Schutz; dazu kommen 25 gute Ankerplätze für die Sommerzeit. Das Relief der Oberfläche bietet eine ganz eigentümliche Verteilung von Hoch- und Tiefland dar. Tiefebene herrscht entschieden vor und nimmt in großer Breite und höchstens 90 m Seehöhe die Mitte der Insel ein. Sie erstreckt sich ununterbrochen von der Dublin- und Dundalkbai bis zur Galwaybai, setzt sich aber aus diesem Centrum in verschiedenen Richtungen in mehr oder weniger schmalen Streifen bis zu den Küsten fort. Der Geschiebethon, Sand und Kies der Ebene ruht fast durchweg auf Kohlenkalkstein, vereinzelt auch auf obern Kohlenschichten, Reste der weggeführten ehemaligen Kohlenbedeckung; diese bilden im Nordwestteile noch jetzt ein hohes Tafelland, auf welchem hier und da bis 600 m hohe Gipfel aufsteigen, die jedoch nirgends in bestimmtem Zusammenhang stehen, nirgends ausgedehnte Ketten oder eine größere Gebirgslandschaft bilden. Die meisten der Berggruppen finden sich an oder nahe an der Küste und sind im ganzen von primären Schichten und Granitmassen gebildet. Im äußersten SW. der Insel enthalten die Berge von Kerry im 1041 m hohen Carntual (in den Macgillycuddys-Reeks) den Culminationspunkt von ganz J.; ihm folgt der Lugnaquilla in Wicklow mit 926,3 m Höhe, der Galtymore auf der Grenze von Tipperary und Limerick in den Galty Mounts mit 919 m, der Mweelrea im County Mayo mit 819 m, der Slieve Donard in den Mournebergen im County Down mit 852 m.

Die Flüsse J.s sind nicht reißend und zum Teil bis zur Quelle schiffbar. Der Hauptfluß ist der Shannon (s. d.), der auf der Westseite der Insel mündet. Von den übrigen münden im Süden: der Lee bei Cork, der Blackwater bei Youghal, der Barrow (s. d.) in den Waterford-Hafen; im Osten: der Slaney bei Wexford, der Liffey bei Dublin, der Boyne unterhalb Drogheda; der Bann und der Foyle im N.; der Erne und der Moy im NW.; der Corrib bei Galway im W. Unter den zahlreichen Süßwasserseen (Loughs) sind die bedeutendsten in Ulster: der Neagh (396 qkm, bei 3 bis 6 m Tiefe), vom Bann durchflossen, der obere und untere Erne (s. d.), vom Erne durchströmt; in Connaught: der Conn, Mask (89,8 qkm), Corrib (175,7 qkm), Allen, Ree, Derg (19,5 qkm; letztere drei im Shannonlaufe), und in Munster die wegen ihrer romantischen Lage berühmten drei Seen von Killarney (insgesamt 27,7 qkm). Im W. vom Corrib liegen etwa 130 Seen. Alle Seen J.s bedecken 1841,4 qkm. Die Kanäle J.s bilden mit den schiffbaren Flüssen eine 614 km lange innere Wasserstraße. Die zwei wichtigsten führen von Dublin nach dem Shannon, nämlich der Grand-Canal (zwischen 1765—1829 mit einem Kostenaufwand von 2 Mill. Pfd. St. erbaut, 264 km, und mit den Verzweigungen 311,5 km lang) und der Royal-Canal (1789 begonnen und für 1421954 Pfd. St. erbaut, 122 km lang). Der Lagankanal verbindet Belfast mit dem Neaghsee und der Ulsterkanal letztern mit dem Erne, sodaß eine schiffbare Straße zwischen der Belfast- und Donegalbai hergestellt ist. Der Newrykanal verbindet den obern Bann und Lough Neagh mit dem Carlingford Lough. Der Barrowkanal verbindet den untern Barrow mit einem Zweige des Grand-Canal und ist 68,26 km lang. (Hierzu eine Karte: Irland.)

Der Boden J.s ist im allgemeinen fruchtbarer als der von Großbritannien, und selbst die Bergabhänge haben Weiden und Futtergräser. Lehm, auf Kalk liegend, herrscht vor, ist überall die Ursache der Fruchtbarkeit und bildet in vielen Gegenden so trefflichen Boden, wie ihn Europa kaum aufzuweisen hat. Wo man ihn brach liegen läßt, bedeckt er sich sofort mit den feinsten Weidekräutern, daher der alte Name des grünen Erin oder der Smaragdinsel. Eine die Ertragsfähigkeit des Bodens sehr vermindernde Eigentümlichkeit sind die ausgedehnten Moore (bogs). Sie teilen sich in Grasmoore, die zum Teil im Sommer bewohnt werden, in unzugängliche Sumpfmoore, in solche mit Schilf und Rohr bewachsene Seen (halfbogs) und in Torfmoore, und bedecken 11430 qkm. Die Moore, bisher bezüglich des Brennstoffs zu gering ausgenutzt, sind über die ganze Insel verstreut, besonders dicht zusammengedrängt in der centralen Ebene, wo sie meist auf dem Kalkboden lagern. J. war noch vor einigen Jahrhunderten ziemlich gut bewaldet, aber Kriege, Waldbrände, fortschreitende Versumpfung haben den Waldbestand sehr reduziert.

Das Klima ist bei den vorherrschenden westl. und südwestl. Seewinden gemäßigt und die Feuchtigkeit der Atmosphäre für die Fruchtbarkeit des Bodens günstig; die Jahreszeiten sind unregelmäßiger als in England, aber die Temperatur milder und im ganzen Jahre im Durchschnitt höher. Im Norden ist die mittlere Jahrestemperatur 8,9° C., im S. Mitte 10, im S. 11,1° C. Regen fällt besonders im Winter häufig; auf den Westküsten zählt man 225 Regentage im Jahre, innerhalb deren 916 mm fallen; Schnee und Frost sind selten dauernd. Klima, die Gebirgsgegenden und die Moore befördern das Gedeihen mancher eigentümlicher Pflanzen. Man findet in J. fast alle in Großbritannien lebenden Tiere. Das Rotwild wird immer seltener

rohr, welches die im Badezimmer sich anhäu- Dünste gleichmäßig abführt, und dann durch er einen Zimmerwand etwa 1 m über dem en befindliches Zugangsrohr. Beide Rohre Vorrichtungen zum Öffnen und Abschließen. ld der Badende im Sudatorium in genü- Schweiß versetzt worden ist, reibt der Bade- den Schweiß am ganzen Körper mittels ollenen Fausthandschuhs ab und knetet dann —6 Minuten lang alle Muskeln des Kör- chtig durch. Hierauf tritt der Badende in achbarte, nicht erwärmte Lavacrum, wo Badediener sofort vom Scheitel aus mit n Liter lauwarmen Wassers übergießt, dar- ganzen Körper tüchtig abseift und aber- r Entfernung der Seife entweder mit lauem oder mit einer kalten Brause oder Douche ttet. So abgekühlt und gereinigt, geht dem Zimmer zurück, in dem man sich aus- t hatte (Frigidarium), und lagert sich zu be- r Ruhe auf einer Matratze, die so einge- ist, daß alle Glieder des Körpers in bequem- ellung verharren. Hierdurch wird dem Aus- eines zweiten Schweißes vorgebeugt und ut die natürliche Spannkraft (Tonus) wie- ben, die durch das vorausgehende Schwitzen naßen beeinträchtigt wurde.

Wirkung des irisch-röm. Bades sowohl auf unden als auf den kranken Körper ist ohne eine ganz außerordentliche, indem es aus ysik. Ursachen den Schweiß leichter und kräf- rdert, als selbst das russ. Dampfbad. Denn mer die Luft ist, um so begieriger und ra- bt sie alles Wasser, welches in ihre Nähe in Wasserdampf auf. Daher wird auch die rme Luft des irisch-röm. Bades dem Kör- Badenden Wasserdampf in Form von ß weit schneller und reichlicher entziehen, schon von Wasserdämpfen hinreichend ge- Luft des russ. Bades. In der That verliert per im irisch-röm. Bad gewöhnlich 2—5 Pfd. picht. Als kräftig schweißtreibendes Mittel also das irisch-röm. Bad zu denjenigen hoden, welche den Stoffwechsel des Körpers h anregen. Der größte Vorzug des röm. besteht aber darin, daß es mehr als irgend eres diätetisches Hilfsmittel die Oberhaut zen Körpers, soweit sie schon verbraucht ndlich beseitigt, dazu aber auch kräftiger als in anderes Mittel die Hautthätigkeit anregt iederum die Haut selbst abhärtet und un- lich gegen äußere Erkältung macht. Em- wird das irisch-röm. Bad zu Heilzwecken gegen chronische Hautausschläge, insbeson- echten, als auch gegen gewisse Blutkrankhei- onische Metallvergiftungen, vor allem aber Gicht und Rheumatismus, sowie bei den iese Krankheiten erzeugten Lähmungen, Kon- en, Anschwellungen u. s. w. Als rein diä- , Krankheiten vorbeugendes und gleichsam des Mittel paßt es im allgemeinen für Per- die eine sitzende Lebensweise führen. Unbe- achteilig wirkt es dagegen bei Neigung zu schlag, Blutspeien und Herzfehlern, bei Krebs, ulöse und Rückenmarksleiden.

«Bemerkungen über das altröm. Bad in erbesserten Form» (Dessau 1860); Wilson, astern or Turkish bath» (Lond. 1861).

druck, s. unter Farbendruck.

Irisglas, s. unter Irisieren.

Irisieren, die Farben des Regenbogens zeigen; in den Farben des Regenbogens schillern ist im kunstgewerblichen Sinn die Bezeichnung für das Sichtbarwerden, resp. Hervorbringen regenbogenfarbiger Ringe, Flecken und Streifen innerhalb durchsichtiger Materialien, wie des Glases (Irisglas). Bei der Herstellung bunter Gewebe, Buntpapiere u. s. w. ist J. dasjenige Verfahren, mittels dessen man die Farben allmählich ineinander übergehen läßt. Auch nennt man J. eine galvanische Metallfärbung, durch welche namentlich auf kupfernen und messingenen Gegenständen, die zuvor eine dünne galvanische Vergoldung erhalten haben, ein prächtiger regenbogenfarbiger Schimmer hervorgebracht wird.

Irispapier (frz. papier irisé, engl. irised paper), eine Sorte Buntpapier, bei welcher die ganze Fläche mit verschiedenfarbigen Streifen bedeckt ist, die an ihren Rändern ineinander verfließen.

Irissorinae oder Baumhöpfe, eine aus einer Gattung und 12 Arten bestehende, auf den Kontinent von Afrika beschränkte Unterfamilie der Kuckucksvögel (s. d.), ohne Federbusch auf dem Kopf, mit 12 langen Steuerfedern und meist metallischer Färbung.

Iristapeten (frz. papiers irisés, engl. irised paper hangings), Tapeten, bei welchen zwei oder mehrere nebeneinander aufgetragene Farben durch verwaschene Mitteltöne ineinander übergehen, wodurch ein regenbogenartiges Aussehen hervorgebracht wird.

Irkutsk, eins der beiden Gouvernements Ostsibiriens, zwischen 50° 25′ und 62° nördl. Br., grenzt im W. an das Gouvernement Jenisseisk, im N. an die Provinz Jakutsk, im O. an letztere, im SO. an das Transbaikalische Gebiet, im S. an das Chinesische Reich und umfaßt westlich und nördlich vom Baikalsee das Gebiet der untern Angara und das der obern Lena bis zur Mündung des Witim. Das Gouvernement besitzt, nachdem 1851 Transbaikalien davon getrennt worden, 800 768,4 qkm mit (1880) 387 413 E., ist sehr gebirgig, reich an edeln Metallen und Pelztieren und zerfällt in fünf Kreise: J., Balagansk, Werchoiensk, Kirensk und Nischne-Udinsk.

Die Hauptstadt Irkutsk liegt am rechten Ufer der Angara, gegenüber dem Einfluß des 386 km langen Irkut, 66 km vom Baikalsee und 6110 km von Petersburg. Hier wurde 1661 von den Kosaken eine Festung angelegt, die 1686 städtische Rechte erhielt. J. ist jetzt die volkreichste und bedeutendste Stadt von ganz Sibirien, Sitz des Generalgouverneurs und der Regierung Ostsibiriens sowie eines Erzbischofs. Sie zählt (1879) 33 800 E., darunter viele Beamte, polit. Verbannte, Soldaten und Kaufleute, die einen lebhaften Handel treiben. Der Ort ist gut gebaut, hat breite gepflasterte Straßen, 23 russ., eine kath. und eine prot. Kirche, 9 Hospitäler, ein Gymnasium, ein Seminar, eine höhere technische Schule, zu der 22. Okt. 1882 der Grundstein gelegt wurde, Leder-, Seife- und Lichtfabriken, eine große kaiserl. Tuchfabrik für die sibir. Truppen, ein Theater, eine Bibliothek und Mineralienkabinett. Die Stadt verdankt ihren Wohlstand besonders ihrer günstigen Lage als Mittelpunkt des Handelsverkehrs zwischen China, der Ostküste Asiens und Petersburg und als Hauptstapelplatz für die russ. und chines. Waren, namentlich für die aus Kiachta gebrachten Theevorräte und für Pelzwerk. Ein großer Jahrmarkt findet hier vom 1. Dez. bis

1. Jan. statt. Seitdem (1861) die Einfuhr des Thees über die baltischen Häfen und die westl. Grenzen des Reichs freigegeben ist, hat J. von seiner Handelsthätigkeit verloren. Eine große Feuersbrunst zerstörte 22. bis 24. Juni 1879 fast die ganze Stadt.

Irland (geographisch-statistisch). J., englisch Ireland, bei den Iren Erin genannt, die westliche der beiden großen brit. Inseln, ein mit Großbritannien (s. d.) vereinigtes Königreich, von diesem durch die Irische See, den Nord- und St.-Georgskanal getrennt, im N., W. und S. vom Atlantischen Meere umflossen, zwischen 51° 26′ und 55° 21′ nördl. Br. (Malin Head) und 5° 20′ und 10° 26′ westl. L. von Greenwich, umfaßt mit Einschluß der etwa 565 qkm enthaltenden Küsteneilande ein Areal von 84252 qkm. Die größte Länge von N. gegen S. beträgt 350, die größte Breite 280, die geringste 140 km, der Küstensaum 2250, mit den kleinern Krümmungen über 3750 km, und kein Punkt des Landes ist über 80 km vom Meere entfernt. Die Insel hat eine weit kompaktere Gestalt als Großbritannien und ist, wie dieses, an der Ostküste vorherrschend flach und arm an guten Häfen. Desto zerrissener und ausgezackter, reicher an tiefeinschneidenden Seearmen (Loughs), Baien und Buchten, an vorspringenden Halbinseln und Vorgebirgen sind die übrigen Gestade, besonders das westliche. Wohl kein Land zeigt sich reicher an natürlichen Häfen; 14 gewähren den größten Schiffen, 17 den Fregatten und 37 den Küstenfahrern sichern Schutz; dazu kommen 25 gute Ankerplätze für die Sommerzeit. Das Relief der Oberfläche bietet eine ganz eigentümliche Verteilung von Hoch- und Tiefland dar. Tiefebene herrscht entschieden vor und nimmt in großer Breite und höchstens 90 m Seehöhe die Mitte der Insel ein. Sie erstreckt sich ununterbrochen von der Dublin- und Dundalkbai bis zur Galwaybai, setzt sich aber aus diesem Centrum in verschiedenen Richtungen in mehr oder weniger schmalen Streifen bis zu den Küsten fort. Der Geschiebethon, Sand und Kies der Ebene ruht fast durchweg auf Kohlenkalkstein, vereinzelt auch auf obern Kohlenschichten, Reste der weggeführten ehemaligen Kohlenbedeckung; diese bilden im Nordwestteile noch jetzt ein hohes Tafelland, auf welchem hier und da bis 600 m hohe Gipfel aufsteigen, die jedoch nirgends in bestimmtem Zusammenhang stehen, nirgends ausgedehnte Ketten oder eine größere Gebirgslandschaft bilden. Die meisten der Berggruppen finden sich an oder nahe an der Küste und sind im ganzen von primären Schichten und Granitmassen gebildet. Im äußersten SW. der Insel enthalten die Berge von Kerry im 1041 m hohen Carntual (in den Macgillycuddys-Reeks) den Culminationspunkt von ganz J.; ihm folgt der Lugnaquilla in Wicklow mit 926,3 m Höhe, der Galtymore auf der Grenze von Tipperary und Limerick in den Galty Mounts mit 919 m, der Mweelrea im County Mayo mit 819 m, der Slieve Donard in den Mournebergen im County Down mit 852 m.

Die Flüsse J.s sind nicht reißend und zum Teil bis zur Quelle schiffbar. Der Hauptfluß ist der Shannon (s. d.), der auf der Westseite der Insel mündet. Von den übrigen münden im Süden: der Lee bei Cork, der Blackwater bei Youghal, der Barrow (s. d.) in den Waterford-Hafen; im Osten: der Slaney bei Wexford, der Liffey bei Dublin, der Boyne unterhalb Drogheda; der Bann und der Foyle im N.; der Erne und der Moy im NW.; der Corrib bei Galway im W. Unter den zahlreichen Süßwasserseen (Loughs) sind die bedeutendsten in Ulster: der Neagh (396 qkm, bei 3 bis 6 m Tiefe, vom Bann durchflossen, der obere und untere Erne (s. d.), vom Erne durchströmt; in Connaught: der Conn, Mask (89,8 qkm), Corrib (175,1 qkm), Allen, Ree, Derg (19,5 qkm; letztere drei im Shannonlaufe), und in Munster die wegen ihrer romantischen Lage berühmten drei Seen von Killarney (insgesamt 27,7 qkm). Im W. vom Corrib liegen etwa 130 Seen. Alle Seen J.s bedecken 1811,4 qkm. Die Kanäle J.s bilden mit den schiffbaren Flüssen eine 614 km lange innere Wasserstraße. Die zwei wichtigsten führen von Dublin nach dem Shannon, nämlich der Grand-Canal (zwischen 1765–1804 mit einem Kostenaufwand von 2 Mill. Pfd. St. erbaut, 264 km, und mit den Verzweigungen 311,5 km lang) und der Royal-Canal (1789 begonnen und für 1421954 Pfd. St. erbaut, 122 km lang). Der Lagankanal verbindet Belfast mit dem Neaghsee und der Ulsterkanal letztern mit dem Erne, sodaß eine schiffbare Straße zwischen der Belfast- und Donegalbai hergestellt ist. Der Newrykanal verbindet den obern Bann und Lough Neagh mit dem Carlingford Lough. Der Barrowkanal verbindet den untern Barrow mit einem Zweige des Grand-Canal und ist 68,36 km lang. (Hierzu eine Karte: Irland.)

Der Boden J.s ist im allgemeinen fruchtbarer als der von Großbritannien, und selbst die Bergabhänge haben Weiden und Futtergräser. Der, auf Kalk liegend, herrscht vor, ist überall die Ursache der Fruchtbarkeit und bildet in vielen Gegenden so trefflichen Boden, wie ihn Europa kaum aufwärts hat. Wo man ihn brach liegen läßt, bedeckt er sich sofort mit den feinsten Weidekräutern, daher der alte Name des grünen Erin oder der Smaragdinsel. Eine die Ertragsfähigkeit des Bodens sehr vermindernde Eigentümlichkeit sind die ausgedehnten Moore (bogs). Sie teilen sich in Grasmoore, die zum Teil im Sommer benutzt werden, in unzugängliche Sumpfmoore, in solche mit Schilf und Rohr bewachsene Seen (Schwingbogs) und in Torfmoore, und bedecken 11 Proz. Die Moore, bisher bezüglich des Brennstoffs nur gering ausgenutzt, sind über die ganze Insel zerstreut, besonders dicht zusammengedrängt in der centralen Ebene, wo sie meist auf dem Kalk lagern. J. war noch vor einigen Jahrhunderten ziemlich gut bewaldet, aber Kriege, Waldbrände, fortschreitende Versumpfung haben den Wald sehr reduziert.

Das Klima ist bei den vorherrschenden westl. südwestl. Seewinden gemäßigt und die Feuchtigkeit der Atmosphäre für die Fruchtbarkeit des Bodens günstig; die Jahreszeiten sind unregelmäßiger als in England, aber die Temperatur mildert sich im ganzen Jahre im Durchschnitt höher. In Dublin ist die mittlere Jahrestemperatur 8,9° C., im Januar Mitte 10, im S. 11,1° C. Regen fällt besonders im Winter häufig; auf den Westküsten zählt man 200 Regentage im Jahre, innerhalb deren Nebel fallen; Schnee und Frost sind selten. Dasselbe Klima, die Gebirgsgegenden und die Nähe des Meeres begünstigen das Gedeihen mancher eigentümlichen Pflanzen. Man findet in J. fast alle in Großbritannien lebenden Tiere. Das Rotwild wird immer seltener

IRLAND.

Erklärungen:
Maßstab 1: 2500000.
Westliche Länge 8 von Greenwich
ATLANTISCHER OCEAN
NORD-CANAL
ST GEORGS CANAL
ULSTER
CONNAUGHT
LEINSTER
MUNSTER
Londonderry
Belfast
Donegal Bay
Sligo Bay
Galway Bay
Dublin
Kingstown
Wexford
Waterford
Cork
Limerick
Kilkenny
Tullamore
Mullingar
Athlone
Tuam
Ballina
Killala Bay
Clew B.
Achill
Arran Inseln
Dingle B.
Valentia
Bantry B.
Cork Harb.
Youghal B.
Dungarvan B.
Tramore B.
Wicklow
Arklow
Rathmines
Drogheda
Dundalk
Carlingford L.
Strangford L.
Larne
Portrush
Lough Foyle
Lough Swilly
Sligo
Shannon
Liffey
Boyne
Slaney
Barrow
Nore
Suir
Lee
Blackwater
Shannon-Canal
Grand Canal
Royal Canal
Ulster Canal
Caledonian Canal
Mull of Kintyre
Rathlin
Giants Causeway
Fair Head
Malin Head
Inishowen Head
Slieve Donard
Mourne Mts.
Wicklow Mts.
Slieve Bloom Mts.
Slieve Aughty Mts.
Slieve Leagues
Slieve Mish Mts.
Macgillycuddys Reeks
Carrantuohill
Galtee Mts.
Knockmealdown Mts.
Comeragh Mts.
Blackstairs Mts.
Mt Leinster
Mt Brandon
Connemara
Lough Neagh
Lough Erne
Lough Corrib
Lough Mask
Lough Ree
Lough Derg
Lough Allen
Lough Gill
Lough Conn
Lough Carra
Lough Gara
Lough Arrow
Lough Key
Lough Melvin
Lough Gowna
Lough Sheelin
Lough Ennell
Lough Owel
Lough Derravaragh
Lough Ramor
Lough Sillan
Lough Gur
Lough Leane
Lough Currane
Lough Hyne
Lough Ine
Lough Swilly
Lough Foyle
Carlingford L.
Strangford L.
Belfast L.
Dundrum B.
Clifden
Westport
Ballinrobe
Castlebar
Roscommon
Longford
Cavan
Monaghan
Armagh
Dungannon
Omagh
Enniskillen
Ballyshannon
Donegal
Letterkenny
Derry
Coleraine
Ballycastle
Antrim
Lisburn
Newry
Dundalk
Drogheda
Navan
Trim
Kells
Athlone
Tullamore
Kilkenny
Carlow
Naas
Kildare
Maynooth
Edenderry
Birr
Nenagh
Roscrea
Thurles
Cashel
Clonmel
Carrick
Dungarvan
Youghal
Mallow
Fermoy
Kinsale
Bandon
Skibbereen
Bantry
Killarney
Tralee
Dingle
Listowel
Ennis
Limerick
Tipperary
Cahir
Waterford
Wexford
Enniscorthy
Gorey
Arklow
Wicklow
Bray
Howth
Malahide
Skerries
Dundalk
Carlingford
Newry
Warrenpoint
Rostrevor
Kilkeel
Portaferry
Donaghadee
Bangor
Belfast
Carrickfergus
Larne
Ballycastle
Portrush
Coleraine
Londonderry
Lough Foyle
Lough Swilly
Malin Head
Inishowen Head
Fair Head
Rathlin
Giants Causeway
Mull of Kintyre
Campbeltown
Irish Channel
Caledonian Canal
Ulster Canal
Royal Canal
Grand Canal
Shannon-Canal
St Georgs Canal
Nord-Canal

sse und Seen sind sehr fischreich, und die
i Carlingford liefern vorzügliche Austern.
ranit, der das Grundgebirge der Insel
nd verschiedene Arten von Kalkstein häufig.
n Gegenden wird Marmor gebrochen, der
schwarze bei Kilkenny, der schönste weiße
nemara und Donegal. Der Basalt, der sich
Mündung des Carrickfergus bis zum Lough-
nd in das Binnenland bis zu den Ufern
gh-Neagh erstreckt, gehört hinsichtlich der
higkeit und Mannigfaltigkeit der Säulen-
zu den interessantesten geolog. Erscheinun-
ld wird in den Thälern des Liffey und des
n County Wicklow gewaschen. Silber hat
egen gefunden und ist im Bleiglanz ent-
der bisweilen 80 Unzen per Tonne enthält.
det sich sehr vielfach. An Eisen ist ein ge-
Vorrat vorhanden, aber es fehlt an Feue-
aterial, weshalb die Eisenindustrie nicht be-
ist. Schwefel, hauptsächlich aus Erzen, ge-
nan in Wicklow. Salz, Gips, Molybdän,
n, Arsenik, Kobalt, Magnesia, Alaun u. s. w.
ch, sowie Thonarten, Kalk in Menge, Mine-
n in vielen Gegenden. Steinkohlenlager
ch in allen Teilen J.s, die ausgedehntesten
bl. Hälfte der Insel. Man unterscheidet fünf
lder, worunter das bedeutendste zu beiden
es untern Shannon in den Grafschaften
ipperary und Limerick liegt und 1650 qkm
Von den irischen Kohlengruben werden im
hrlich 130000 t gefördert (80000 in Leinster);
werden 2 Mill. Tons eingeführt.

rd in vier Provinzen eingeteilt: 1) Ulster,
mit den neun Grafschaften Armagh, Down,
, Londonderry, Donegal, Tyrone, Ferma-
nvan und Monaghan; 2) Leinster, im SO.,
zwölf Grafschaften Louth, Meath, Dublin,
, Wicklow, Wexford, Kilkenny, Carlow,
County, King's County, Westmeath und
); 3) Connaught, im NW., die kleinste, mit
Grafschaften Galway, Mayo, Sligo, Leit-
Roscommon; 4) Munster, im SW., die
mit den sechs Grafschaften Cork, Kerry, Clare,
, Tipperary und Waterford. Diese 32 Graf-
sind in 316 Baronien geteilt, welche 2532
le umfassen. Das Besitzrecht fast allen Land-
s in J. beruht auf Schenkungen, meist aus
ierungszeit Heinrichs VIII., der Königin
), Cromwells und Wilhelms III.; nur in
ght gibt es noch einige Familien, die ihren
f altes Erbrecht gründen. Gutsherrliche
ie zum Teil noch in England bestehen, gibt es
t. Die Grundherren beziehen häufig nur ge-
ins, weil in frühern Zeiten sehr lange Pach-
auf ewige Zeiten oder 999 Jahre, üblich
Es gibt wenig kleine Grundeigentümer,
Zahl der Freisassen (freeholders) ist ver-
mäßig gering. Einen nachteiligen Einfluß
Kulturzustand übt die große Zerstückelung
dens und das dem Lande eigentümliche
sen. Die großen Gutsbesitzer vererben ihr
ar auf den ältesten Sohn wie in England,
uch meistens herstammen, aber ihren Pacht-
gibt alter Brauch das (jetzt teilweise be-
) Recht, ihr Land an die Söhne, manchmal
die Töchter zu verteilen. Ein anderer
d ist der sog. Absentismus (s. d.). Die
öhnlichen Pachtzeiten laufen auf 61, 31
Jahre oder auf Lebenszeit. Den zwölften Teil des Landes haben jedoch die Pächter at will inne, d. h. solche, denen in jedem Augenblick die Pacht gekündigt werden kann. Dieses System ging aus der Armut der irischen Pächter hervor und mußte notwendig dazu beitragen, die Armut zu vermehren. Der sog. irländische Bauer ist in der Regel ein bloßer Tagelöhner, der für andere arbeitet und dafür eine Erd- oder Lehmhütte mit einem Stückchen Land erhält, worauf er Kartoffeln pflanzt; seinen Pachtzins arbeitet er meist im Tagelohn ab. In den letzten Jahrzehnten hat jedoch die Anzahl der kleinern Farms oder Pachtgüter, bis zu 12 ha, bedeutend abgenommen, die der größern dagegen ist im Verhältnis gewachsen.

Die landwirtschaftliche Betriebsamkeit in Ackerbau, Milchwirtschaft und Viehzucht steht in J. lange nicht so hoch als in England und Schottland; doch hat sich der Ackerbau in der neuesten Zeit etwas gehoben. Bis zur Mitte des 18. Jahrh. war J. fast ausschließlich Weideland; 1881 waren von dem gesamten Flächeninhalt des Landes: Ackerland 24,5 Proz., Weideland 49,3, Plantagen 1,6, Sümpfe, Berge, Wüstland, Städte u. s. w. 22,2 Proz. Die erwähnten Übelstände bildeten ergiebige Quellen nicht nur der Armut, sondern des agrarischen Verbrechens. Man versuchte daher wiederholt, denselben zu steuern; aber erst durch die Land Bill von 1870 wurden mittels der Feststellung bestimmter Pachtnormen und mittels des gesetzlichen Schutzes, den sie den Pächtern gegen die Übergriffe der Grundherren angedeihen läßt, die noch bestehenden Mängel der ländlichen Verhältnisse J.s in ebenso umfassender als staatsmännischer Weise zu heilen versucht. Das Land besitzt sieben Ackerbauschulen (farm-schools) unter Leitung des Commissioners für Nationalerziehung. Im Norden und Osten des Landes ist der Boden gut bestellt, am schlechtesten im Westen. Weizen und Gerste gedeihen des feuchten Klimas wegen weniger gut als Hafer, auch ist der irische Weizen nicht so fein wie der englische. Die reichlich angebaute Kartoffel ist von vorzüglicher Güte und neben Hafer- und Gerstenbrot die Hauptnahrung des Volks (die Jahresproduktion wird auf 43870000 hl berechnet); daher das unermeßliche Unglück, wenn die Kartoffelernte mißrät. Der Wiesenbau liegt noch vernachlässigt. Die Viehzucht ist nicht mit dem Ackerbau verbunden, und die Milchwirtschaft liefert nur Butter, die großenteils nach London geht. Mastvieh wird besonders in einigen Teilen von Leinster und Munster gezogen. Das einheimische Schaf, das ein haariges Vlies hat, ist nicht mehr häufig; aber durch Kreuzung mit dem engl. Stamme ist ein anderes langwolliges entstanden. Die irischen Pferde sind stark und sicher. Schweine werden besonders von den Milchwirten meist mit Kartoffeln gemästet. Der Viehstand jeder Art hat in neuerer Zeit bedeutend zugenommen, ein Beweis des sich hebenden Wohlstandes. J. liefert viel Schlachtvieh für den engl. Markt, während es noch immer nicht genug Getreide für den eigenen Bedarf erzeugt. Die Fischerei wird mit Erfolg betrieben.

Die Leinweberei, die Stapelmanufaktur J.s, wurde im 17. Jahrh. von dem Grafen von Strafford gegründet, welcher Leinsamen aus Holland einführte und Spinner und Weber aus den Niederlanden und Frankreich kommen ließ. Der Leinwandhandel, der schon um 1670 begründet war, erhielt zu Anfang des 18. Jahrh. Begünstigung von

dem Parlament. Bis zu Anfang des 19. Jahrh. spann man den Flachs fast ausschließend mit der Hand, und auch jetzt werden Maschinen noch nicht allgemein gebraucht, weil bei dem geringen Arbeitslohne das Handgespinst wohlfeiler ist als das Maschinengarn in England. Die Leinwandmanufaktur blüht vorzüglich in Ulster, welches vier Fünftel des Gesamtwerts produziert. Die Ausfuhr geschieht großenteils nach Schottland und England, von wo das Produkt nach andern Ländern geht. Im J. 1880 waren 63754 ha mit Flachssaat bestellt, welche 25532 t lieferten; 1879 waren in den 144 Fabriken im ganzen 826743 Spindeln, 19611 Maschinenstühle und 56342 Personen. Die Jute- und Hanffabriken beschäftigten über 1000 Personen. Baumwollspinnereien gab es 1879: 6 mit 1620 Arbeitern. Für die Musselinstickerei, deren Mittelpunkt Belfast ist, beschäftigen 40 Firmen 300000 Frauen, welche jährlich Waren im Werte von 1400000 Pfd. St. liefern. Das Geschäft ist indes im Sinken begriffen. Es gibt eine Seidenmanufaktur, welche 152 Personen beschäftigt. Die Wollmanufaktur ist nicht von Bedeutung. Die Branntweinbrennerei ist sehr ansehnlich; die Bierbrauerei wird betrieben (1880) in 53 Brauereien. Der dubliner Porter ist berühmt. Die Branntweinbrennerei liefert besonders das Nationalgetränk Whisky. Der Handel hat im 19. Jahrh. zugenommen. Durch die Dampfschiffahrt ist J. für den innern Verkehr Englands von großer Wichtigkeit geworden. In den Häfen J.s wurden 1880 registriert 1403 Segelschiffe von 174439 t und 255 Dampfer von 59698 t. Es liefen ein 1737 Schiffe von 960820 t, aus 1086 von 585052 t. Der Wert der Einfuhr belief sich 1879 auf 10994359 und die Ausfuhr auf 830878 Pfd. St. Die Hauptausfuhr nach Großbritannien besteht in Irish Provisions (Speck, gesalzenes Fleisch und Butter), außerdem in Schlachtvieh, Hafer und Branntwein. Die Hauptgegenstände der Einfuhr aus Großbritannien sind Eisen, Eisenwaren, Steinkohlen, Kolonialwaren, Bier und Fabrikate. Der Binnenverkehr auf der Insel wird außer den Wasserstraßen und den Landstraßen (etwa 8300 km) durch ein Eisenbahnnetz gefördert, dessen Hauptknoten Dublin bildet, und dessen Gesamtlänge Ende 1882 schon 3967 km betrug. Die bedeutendsten sind die Große Süd- und Westbahn (Great Southern and Western) von Dublin nach Cork, Killarney und Tralee, die Große West-Centralbahn (Midland Great Western) von Dublin nach Galway mit den Abzweigungen Mullingar-Sligo und Athlone-Westport und die Nordbahn (Great Northern) mit den Hauptlinien Belfast-Cavan, Dublin-Omagh und Dundalk-Londonderry. Durch unterseeische Telegraphenkabel ist J. mit England verbunden zwischen Howth (bei Dublin) und Holyhead, sowie mit Schottland zwischen Donaghadee (östlich von Belfast) und Port Patrick. Die 1866 hergestellte submarine Verbindung zwischen Valentia durch den Atlantischen Ocean mit Neufundland ist 2992 km lang.

Die Volksmenge J.s betrug 1695 nach der ersten genauern Angabe, die freilich wie die folgenden bis 1821 nur auf Schätzungen beruhte, 1034102, 1754 schon 2372634 (also in 60 Jahren eine Zunahme von 129 Proz.), 1801 aber bereits 5216331. Im J. 1811 war sie auf 5937856, 1821, wo die regelmäßigen Zählungen in J. erst begannen, auf 6801827, 1831 auf 7767401 (in beiden Jahrzehnten also um je 14 Proz.), 1841 (wo sie mit einer Zunahme von 5¼ Proz. ihr Maximum erreichte) auf 8175124 gestiegen. Zwischen 1841 und 1851, in denen Hungersnot und Auswanderung zusammenwirkten, betrug die Abnahme 1622739, zwischen 1851 und 1861 nur 753418. Während die Gesamtbevölkerung 1861 noch 5798967 E. betrug, war sie 1881 auf 5174836 gesunken (Abnahme um 10,7 Proz.), davon waren 2533277 männlich und 2641559 weiblich; auf den Quadratkilometer kamen 61 E. Mitte 1883 betrug die Seelenzahl nach den Schätzungen des Generalregistrators, welche die Armee, Marinesoldaten und Seeleute außerhalb Landes nicht mit berücksichtigten, 5042552. Es beruht diese Abnahme hauptsächlich auf dem großen Notstande und den starken Auswanderungen nach England und Nordamerika. Während früher die irische Auswanderung hoch in die Hunderttausende hinaufstieg (1851—67: 1810813), wanderten 1868 an Personen irischer Herkunft aus dem Vereinigten Königreich aus 61018, 1870: 74853, 1872: 78102, 1874: 73184, 1882: 84132. Im J. 1882 betrug die Zahl der Heiraten 22058, die der Geburten 122715, die der Todesfälle 88737, demnach der Überschuß der Geburten 33978. Von den Bewohnern J.s 1881 waren geboren in England und Wales 69382, in Schottland 22328, in den britischen Kolonien 8325, auf See 257. Außerdem zählte man 11210 Fremde, darunter 1129 Franzosen, 927 Deutsche, 357 Italiener, 234 Norweger, 222 Schweizer, 198 Russen, 133 Spanier, 130 Belgier, 114 Griechen, 104 Österreicher. Im J. 1880 wurden innerhalb der Armenhäuser unterstützt 367354 Personen, und 181778 außerhalb derselben, und zwar durch 929962 Pfd. St. Es besteht in J. seit 1838 ein ähnliches System der Armenpflege wie in England, und die ganze Insel wird in 163 Armenbezirke (unions) eingeteilt. Von besonderer Wichtigkeit für die Milderung des Armenelends war die im Hungerjahr 1847 erlassene Poor law extension act vom 8. Juni und die vom Parlament bewilligte Summe von 10 Mill. Pfd. St. Seitdem ist noch vieles geschehen, dem sprichwörtlich gewordenen irischen Elend vorzubeugen. Namentlich dem Engländer gegenüber zeichnet sich, trotz Druck und Not, der Charakter des Iren durch Lebhaftigkeit, größere geistige Empfänglichkeit, Neigung zur Geselligkeit, aber auch durch Reizbarkeit und Hang zu Raufen und Gewaltthätigkeit, sowie durch geringere Festigkeit und Selbstbeherrschung aus. Im J. 1871 sprachen nur noch 817875 E., d. i. 15 Proz. (1881: 950000, d. i. 18,4 Proz.), irisch, d. h. die ursprüngliche kelt. oder erisische Sprache (1861 noch 1105536, 103562 von diesen sprachen allein irisch, dagegen 714313 daneben auch englisch). Der allmähliche Auflösungsprozeß des kelt. Idioms erhellt aus dem Umstande, daß von allen irisch Redenden nicht ein Drittel in der Generation unter 20 Jahren zu finden ist. Das letzte irisch geschriebene Buch, «Die Geschichte J.s», von Keating, erschien 1644.

In kirchlicher Beziehung ergab der Census von 1881, gegenüber 639574 (12,3 Proz.) Anhängern der prot. Episkopalkirche und 470734 (9,1 Proz.) Presbyterianern, 3960891 (76,6 Proz.) Katholiken. Letztere, in 2425 Civil- oder 1084 geistlichen Kirchsprengeln mit fast 2500 Kirchen und Kapellen, stehen unter den 4 Erzbischöfen zu Armagh, Dublin, Cashel und Tuam und 27 Bischöfen, nebst fast 1000 Kirchspielpriestern und 1750 Curaten. An der Spitze d

Anglikanischen Kirche stehen die 2 Erzbischöfe von Armagh und Dublin und 10 Bischöfe. Besonders zahlreich sind die Nichtkatholiken in Ulster. Die kirchlichen Verhältnisse wurden indes durch die Irische Kirchenbill von 1869 von Grund aus umgestaltet. Nicht nur der Verband der Anglikanischen Staatskirche in J. mit der Staatskirche in England, sondern auch die Beziehungen des Staats zu den irischen Presbyterianern und Katholiken wurden dadurch vollständig gelöst und die genannten Religionsgemeinschaften dem Staate gegenüber auf einen völlig gleichen Fuß gestellt. Die Würdenträger der Anglikanischen Kirche hörten mithin auf, als Staatsbeamte eine bevorrechtete Stellung zu genießen, und verloren Sitz und Stimme im Hause der Lords. Das Vermögen der Anglikanischen Kirche an Ländereien, Zehnten und Geld, auf 16 Mill. Pfd. St. veranschlagt, sollte zur Milderung unvermeidlichen Elends und Unglücks in J. verwendet werden, sofern dasselbe nicht in den Kreis der Armengesetze falle, d. h. zur Unterstützung und Erweiterung von Irrenhäusern, Schulen für Blinde und Taubstumme, Institute zur Ausbildung von Krankenwärterinnen, Besserungsanstalten für jugendliche Verbrecher und freie Apotheken. Auch das Unterrichtswesen hat in neuerer Zeit Fortschritte gemacht. Es bestehen seit 1845 vom Staate unterhaltene Nationalschulen, deren es 1880 7590 mit 1083020 Schülern gab. In den 4175 gemischten Schulen sind 71,6 Proz. der Kinder katholisch. Der Schulbesuch ist ein höchst unregelmäßiger. Von der Bevölkerung über 5 J. alt konnten 1871 17,3 Proz. nur lesen, 49,3 Proz. lesen und schreiben, 33,4 Proz. weder lesen noch schreiben. Für den akademischen Unterricht sorgt seit 1591 die mit reichen Mitteln versehene Universität zu Dublin (das Trinity-College) mit 41 Professoren und Lektoren, 35 Fellows, 400 Studenten und einer Jahreseinnahme von 61300 Pfd. St. Daneben bestand zu Dublin seit 1850 die Queens-University, welche allen ohne Rücksicht auf religiöse Konfession geöffnet war; sie ist 1880 durch die königl. Universität von J. ersetzt worden. Die 1854 gegründete kath. Universität zu Dublin hat 4 Fakultäten. Das College der Wissenschaften für J. trat 1867 an die Stelle des Museums für irische Industrie; es lehrt Naturwissenschaften und Mathematik und zerfällt in die Abteilungen für Bergbau, Ackerbau, Ingenieurwesen und Manufakturen, in dreijährigen Kursen, wovon das letzte Jahr dem Spezialfach gewidmet ist. Das 1795 gegründete Maynooth-College bildet Studierende der Theologie zu irischen Priestern aus und ist auf 520 Aspiranten eingerichtet. Das theol. College der General-Assembly zu Belfast hat die meisten irischen Presbyter-Geistlichen ausgebildet. Im Interesse derselben Religionsgemeinschaft ist das Magee-College zu Londonderry thätig. Den höhern Unterricht für das weibliche Geschlecht erteilt das 1866 gegründete Alexandra-College zu Dublin, die Gouvernanten-Association, das Ladys-Institut zu Belfast und das Queens-Institut für weiblichen Unterricht. Außerdem gibt es in J. 10 mediz. Schulen, ferner zu Dublin die Royal-Dublin-Society, die Irische Akademie (von 1786), die Hibernische Akademie, die Nationalgalerie, die Zoologische Gesellschaft (mit Garten im Phönixpark) und mehrere andere Gesellschaften zur Förderung von Kunst und Wissenschaft. Von 1868 eingeführten industriellen Schulen gab es 1874 40 römisch-katholische und 11 protestantische.

An der Spitze der vollziehenden Gewalt steht der in Dublin residierende Vizekönig und Generalgouverneur (Lord Lieutenant-General), dessen erster Sekretär, zugleich Geheim-Siegelbewahrer und Mitglied des Geheimen Staatsrats der Königin, die Verwaltungsgeschäfte führt, und dem ein aus dem ersten Richter und andern von der Krone ernannten Personen zusammengesetzter Rat zur Seite steht. Der Vizekönig ist dem brit. Ministerium untergeordnet, bezieht einen Jahresgehalt von 20000 Pfd. St. und unterhält einen förmlichen Hofstaat, bestehend aus dem Oberhofmeister und Generalintendanten, dem Oberkammerherrn, dem Kanzler des Ordens des heil. Patricius und dem Ordensassistent und Wappenkönig (Ulster King of arms). Im Justizdepartement sind die obersten Staatsbeamten der Lordkanzler, der Lordrichter des Appellationsgerichtshofs (Lord Justice of the Court of appeal), der Archivar (Master of the rolls), der Lord-Oberbaron des Schatzkammergerichts, der Richter und der Kronbeamte des Admiralitätsobergerichts für J., der Generalanwalt (Attorney general) und der Generalfiskal (Solicitor general). Seit der Union (1800) wird J. im brit. Reichsparlament durch 28 Peers (106 haben keinen Sitz) im Oberhause, dagegen im Unterhause von einer durch die Reformbill von 1832 auf 103 vermehrten Anzahl gewählter Abgeordneten vertreten. Dazu wählen die 32 Grafschaften 64, die Städte Dublin, Cork, Limerick, Waterford, Belfast und Galway 12, die Boroughs 25 und die Universität von Dublin 2 Mitglieder. J. hat 4 Militärdistrikte mit den Hauptquartieren zu Dublin, Cork, Curragh (permanentes Lager) und Belfast, und 8 Subdistrikte mit Depots. Die 31000 Mann zählende Miliz besteht aus 12 Artillerieregimentern, 21 Infanterieregimentern und 14 Riflekorps. Der Reinertrag der irischen Einnahmen betrug 1879 6616455 Pfd. St. Davon entfielen 1880 auf die Accise 4068335, auf Stempelgebühren 648067, auf Einkommensteuer 470808, und auf die Posten (1870) 331116 Pfd. St. Die Schuld belief sich 1883 auf 31784162 Pfd. St. mit jährlichen Zinsen von 952616 Pfd. St. Das Wappen J.s ist eine goldene Harfe mit silbernen Saiten in blauem Felde.

Vgl. de Beaumont, «J., in sozialer, polit. und religiöser Beziehung» (deutsch, 2 Bde., Braunschw. 1840); Clement, «Reisen in J.» (Kiel 1843); Venedey, «Irland» (2 Bde., Lpz. 1844); Helfferich, «Skizzen und Erzählungen aus J.» (Berl. 1858); Jul. Rodenberg, «Die Insel der Heiligen» (2 Bde., Berl. 1860); Murphy, «Ireland industrial, political and social» (Lond. 1870); Black, «Picturesque tourist of Ireland» (Edinb. 1879); A. von Lasaulx, «Aus J.» (Gera 1878); Richardson, «Ireland in 1880» (Lond. 1880); Mac Grath, «Pictures from Ireland» (3. Aufl., Lond. 1883); Maine, «Early history of institutions» (Lond. 1875) behandelt das alte irische Recht («The Breton Laws») unter dem Gesichtspunkt der vergleichenden Rechtswissenschaft.

Geschichte. Die ersten bekannten Bewohner des Landes waren Kelten, welche der Insel den Namen Erin, d. i. die westl. Insel, gaben, woraus die Griechen Jerne, die Römer Hibernia bildeten. In dem langen Zeitraume, als Britannien röm. Provinz war, sind die geschichtlichen Nachrichten über J. nur spärlich vertreten. Die zahlreichen irländ. Chronisten, die indes nicht vor dem 10. Jahrh. schrieben, haben diese frühe Epoche mit den

abenteuerlichsten Sagen ausgefüllt. Ihrer Stammverwandtschaft wegen wurden die Irländer bis in das 4. Jahrh. Scoten genannt, und noch bis ins frühe Mittelalter hinein nennen die abendländ. Schriftsteller die Insel Großschottland (Scotia major), auch Scotia Hibernica. Die alten Iren lebten stammweise unter erblichen Häuptlingen, besaßen Grund und Boden gemeinschaftlich und betrieben fast ausschließend die Viehzucht. Ums J. 430 verbreitete unter ihnen Patrik, ein geborener Schotte, das Christentum und machte die Schreibkunst und gelehrte Kenntnisse heimisch. Die Ruhe, welche die Insel genoß, begünstigte die Entwickelung eines gelehrten Mönchtums. Schon seit dem 6. Jahrh. wurde J. der Sitz abendländ. Gelehrsamkeit; aus seinen Klosterschulen gingen die Apostel des Festlandes hervor, deren Spuren in den sog. Schottenklöstern noch vorhanden sind. Diese Mönchsbildung, die wenig auf das Volk selbst wirkte, erlosch, als mit dem 9. Jahrh. die Normänner und Dänen, von den Eingeborenen Ostmänner genannt, auf ihren Streifereien auch J. heimsuchten und nach und nach die ganze Insel eroberten. Erst zu Anfang des 12. Jahrh. schüttelten die Irländer unter Brian Boroihme das normänn. Joch wieder ab. Nachdem seit Mitte des 10. Jahrh. auch die Ostmänner das Christentum angenommen, wurde 1152 auf der Kirchenversammlung zu Drogheda die irländ. Gesamtkirche dem päpstl. Stuhle unterstellt und unter den vier Erzbistümern das schon von Patrik gegründete Armagh zum Primat erhoben.

Die Insel zerfiel damals in vier Königreiche: Leinster, Munster, Ulster und Connaught, deren jedes wieder in untergeordnete, von abhängigen Häuptlingen regierte Stammgebiete geteilt war. Ein Oberkönig übte eine beschränkte Lehnsherrlichkeit über das Ganze. Häufige Kriege hielten die Eingeborenen in großer Verwilderung und machten sie gegen ausländische Eroberer schwach. Dermod, Fürst von Leinster, hatte O'Rourke, einem untergeordneten Stammhäuptling von Meath, die Gemahlin geraubt, war deshalb mit Hilfe des Oberkönigs Roderich O'Connor von seinen Besitzungen vertrieben worden und suchte 1167 in England Hilfe. König Heinrich II., der im Einverständnisse mit Papst Hadrian IV. seit längerer Zeit die Eroberung J.s beschlossen hatte, ließ zunächst 1169 durch seine Barone Rob. Fitz-Stephen und Maurice Fitz-Gerald den Dermod wieder einsetzen und erschien, nachdem der Graf Strongbow von Pembroke sich Waterfords und Dublins bemächtigt, im Dez. 1171 mit 400 Rittern und 4000 Kriegsleuten in Person in J. Da er seine Eroberung auf eine päpstl. Bulle stützte, fiel ihm besonders die Geistlichkeit zu. Die Fürsten von Leinster und Munster unterwarfen sich alsbald der engl. Oberherrlichkeit, und nach hartnäckigem Widerstand mußte sich im Okt. 1175 auch Roderich zu einem Vergleiche verstehen, demzufolge Heinrich den östl., Robert den westl. Teil der Insel behielt, aber Vasall der engl. Krone und tributpflichtig wurde. Dieser Friede bestimmte das Schicksal der Insel auf Jahrhunderte. Zunächst setzten sich die engl. Barone mit Gewalt in den Besitz des ihnen verliehenen Landes, vertrieben die eingeborenen Häuptlinge und führten engl. Recht und Verfassung ein. Dieses eroberte Gebiet wurde die Mark (the pale) genannt. Bald sahen jedoch infolge des wenig bestimmten Vergleichs die Engländer die Insel überhaupt als ihr Eigentum an und drangen in das Innere vor. Kriege mit den Eingeborenen, Willkür, Herrschsucht, Kämpfe der Barone untereinander, sowie die argwöhnischen Besorgnisse und die verkehrten Verwaltungsmaßregeln des nach schwachen Königtums machten J. seitdem zu einem Schauplatze der Zwietracht, Unordnung und Verwilderung. Als Rob. Bruce sich die schott. Krone angeeignet hatte und glücklich mit England Krieg führte, wandten sich die irischen Häuptlinge an ihn um Beistand gegen den gemeinschaftlichen Feind. Sein Bruder Eduard landete 1315 mit einem Heer und wurde von den Iren zum Könige erhoben; aber nach dreijährigem Kampfe, der die Insel furchtbar verwüstete, fiel er gegen die Engländer, worauf grenzenlose Verwirrung und Gesetzlosigkeit eintraten. Während des Kriegs der beiden Rosen waren in J. die Anhänger des Hauses York übermächtig. König Heinrich VII. sendete deshalb ein Heer und einen neuen Statthalter nach J., um die fast unabhängigen Barone zu unterwerfen. Die Befestigung der den Engländern unterworfenen Landesteile erhielt nun (1495) durch die nach dem Statthalter benannte Poynings-Akte eine neue Grundlage, die der Hauptsache nach bis in die neuere Zeit fortdauerte. Das irländ. Parlament, in dem die angesessenen Engländer Sitz und Stimme hatten, durfte sich fortan nur mit Bewilligung des Statthalters versammeln und mußte die Gesetzvorschläge vor deren Verhandlung erst der Regierung zur Einsicht vorlegen.

Zu Anfang des 16. Jahrh. war noch der größte Teil der Insel den Engländern nicht unterworfen. Heinrich VIII. suchte zwar seine Macht dadurch zu verstärken, daß er sich 23. Jan. 1542 von dem irländ. und engl. Parlament zum König von J. erklären ließ, aber für die Verbesserung der sozialen Zustände des Volks that er nichts. Die Reformation, die unter ihm und seinem Sohne Eduard VI. in den engl. Bezirken nur schwache Wurzel gefaßt hatte, wurde daher unter der Königin Maria mit Leichtigkeit ausgerottet. Elisabeth führte auch in J. die Reformation durch und zog das ganze kath. Kirchenvermögen zu Gunsten des neuen Klerus ein. Schon seit 1560 begannen infolge dieses Gewaltstreichs fortgesetzte Empörungen, deren Urheber engl. Flüchtlinge, der Papst und der span. Hof waren. Besonders gefährlich war der 1595 von Hugh O'Neill, Grafen von Tyrone, unternommene Aufstand, der die Befreiung der Insel vom engl. Joche zum Zwecke hatte und reißende Fortschritte machte. Die Königin schickte im März 1599 endlich ihren Günstling, den Grafen von Essex, mit einem Heere von 22000 Mann nach J.; doch Essex vermochte wenig auszurichten, schloß mit Tyrone einen Waffenstillstand und entfernte sich eigenmächtig, worauf die Empörung wieder losbrach. Hierauf wurde Lord Mountjoy zum Statthalter ernannt, der mit bedeutenden Streitkräften in wenigen Monaten die Unterwerfung des Landes vollendete, die 1601 bei Kinsale gelandeten Spanier zur Wiedereinschiffung nötigte und Tyrone gefangen nahm. Als Elisabeth starb, war ganz J. der engl. Krone unterworfen. Die Unterdrückung des Aufstandes aber hatte einen Teil der Urbewohner hingerafft und zu massenhaften Konfiskationen von Grund und Boden geführt, die das Mißverhältnis begründeten, dessen Folgen erst 1870 durch die Landbill Gladstones einigermaßen gemildert wurden.

König Jakob I. faßte nun den Plan, die Lage J.s durch polit. und soziale Reformen zu verbessern. Er wollte zuvörderst die Willkür der irischen Häuptlinge, die im Laufe der Zeit eigentlich engl. Barone geworden, brechen und die Iren überhaupt zu persönlich freien Männern, gleich den Engländern, machen. Zu diesem Zwecke begann er jedoch wieder mit Konfiskationen. Er verlangte von jedem irischen Großen den Lehnbrief, der sein Besitzrecht begründete, und war die Urkunde nicht vorhanden oder entdeckte man nur einen Formfehler, so zog man die Güter zu Gunsten der Krone ein. Von 800 000 Morgen Landes, die auf diese Weise dem Könige im Norden der Insel anheimfielen, wurde der beträchtlichere Teil der irischen Bevölkerung gänzlich entzogen und an Schotten oder engl. Spekulanten verkauft. Die sonst trefflichen Anstalten, welche Jakob zur Civilisierung der Insel machte, konnten diese Ungerechtigkeit nicht ausgleichen. Überdies blieben die Katholiken zufolge des Supremateides, der den König als kirchliches Oberhaupt bezeichnete, von allen öffentlichen Ämtern ausgeschlossen. Der Papst hingegen ermunterte die Eidesweigerer (recusants) zur Standhaftigkeit und führte neben der prot. Kirche eine neue kath. Hierarchie in der ganzen Insel ein.

Zu dem kirchlichen Zwiespalt, der hierdurch von neuem angefacht wurde, gesellte sich während der Regierung Karls I. noch das polit. Zerwürfnis. Die verworrene Lage der Dinge in Schottland und England benutzend, entwarfen die Iren unter der Leitung Roger Mores und O'Neills den Plan zu einer Verschwörung, die am 23. Okt. 1641 zum Ausbruch kam. Die fanatische Priesterschaft riß das Volk zu einem furchtbaren Blutbad hin, sodaß in wenigen Tagen auf verschiedenen Punkten der Insel 40—50 000 prot. Engländer niedergemetzelt wurden und noch mehr auf der Flucht umkamen. Um die Verschwörung zu unterdrücken, landete nach der Hinrichtung Karls, dem man diese Blutthat sogar mit zur Last legte, Cromwell 15. Aug. 1649 in J. mit einem zahlreichen und kriegserfahrenen Heere, nahm die Städte Drogheda und Wexford mit Sturm und ließ die Bevölkerung ohne Unterschied niederhauen. Die Iren wurden dadurch von solchem Schrecken ergriffen, daß sie meist ihre festen Plätze freiwillig aufgaben und in die Moräste entflohen. Binnen neun Monaten hatte Cromwell fast die ganze Insel unterworfen, worauf er den Oberbefehl seinem Schwiegersohn Ireton überließ, der das auf die völlige Ausrottung der Katholiken gerichtete Blutwerk fortsetzte. Der Protektor erließ hierauf den Befehl, die sämtlichen Iren von ihrem Grund und Boden nach der westl. Halbinsel, in das frühere Königreich Connaught, zu drängen und unter Aufsicht der prot. Bevölkerung in die festen Städte einzuschließen. Doch konnte dieser Plan nur teilweise ausgeführt werden. Das urbare Land, das frei wurde, erhielten Soldaten und engl. Kolonisten, während Hunderttausende von Eingeborenen heimatlos umherirrten.

Die Restauration des Königtums änderte die unglückliche Lage der kath. Irländer wenig. Karl II. stellte zwar die Religionsverfolgung ein, aber die Protestanten behielten die den Eingeborenen entrissenen Güter. Nur einige Iren, die noch vermögend genug waren, einen weitläufigen Rechtsstreit zu beginnen, gewannen auf diesem Wege ihren Grundbesitz wieder zurück. Die kath. Reaktion, welche mit der Thronbesteigung Jakobs II. begann, erregte unter den Iren große Freude. Nachdem Jakob die engl. Krone verloren, erschien er zu Anfang des J. 1689 mit einem franz. Korps von 5000 Mann in J. Die Katholiken strömten ihm scharenweise zu; bald war sein Heer auf 38 000 Mann angewachsen, und die engl. Truppen verloren alle Plätze bis auf Londonderry und Enniskillen. Doch im Frühjahr 1690 landete König Wilhelm III. mit einer bedeutenden Armee und schlug das kath. Heer entscheidend 1. Juli am Boynefluſſe unweit Drogheda und 12. Juli 1691 bei Aughrim. Der Aufstand war hiermit zu Ende und die Insel der neuen Dynastie fast ganz unterworfen. Im August überlieferten die Katholiken ihren letzten Platz, Limerick, wobei mit dem engl. General Ginkel ein Vertrag zu Stande kam, nach welchem die kath. Iren freie Religionsübung, wie dieselbe unter Karl II. bestanden, erhalten sollten. Über 12 000 Irländer, die für Jakob II. gekämpft hatten, gingen in freiwillige Verbannung. Durch einen Beschluß des engl. Parlaments wurden jetzt nochmals 1 Mill. Morgen Landes konfisziert und an Protestanten verteilt. In den Städten aber bildeten die Protestanten sog. Oranische Gesellschaften (Orangemen), die mit fanatischem Eifer die kath. Bevölkerung verfolgten und bedrückten. Um jede Regung des kath. und nationalen Elements niederzuhalten, wurden überdies barbarische Strafgesetze gegen den Katholizismus, die sog. Penal laws, eingeführt. Nach diesen Gesetzen mußten die höhern kirchlichen Würdenträger die Insel verlassen; niedere Priester durften ihre Grafschaften nicht verlassen; kein Katholik durfte ein öffentliches Amt bekleiden, Grundeigentum erwerben, eine Ehe mit Protestanten eingehen, frei testiren u. s. w.

Obschon diese Gesetze von den prot. Beamten nicht immer streng gehandhabt wurden, so nährten sie doch bittern Haß und riefen jene revolutionären Verbindungen hervor, welche die neuere Geschichte der Insel entscheidend beeinflußten. Ums J. 1760 traten die Whiteboys, d. i. weiße Burschen (von den Hemden, die sie über den Kleidern trugen), auf. Es waren brotlose Tagelöhner, Arbeiter, vertriebene Pächter, die sich des Nachts versammelten, um harte Grundherren, Pfarrer, Agenten, Beamte zu strafen oder zu morden, worauf sie gewöhnlich wieder geheimnisvoll verschwanden. Kein Ire konnte gegen sie vor Gericht zeugen ohne sich ihrer Rache auszusetzen, was sie besonders unerreichbar machte. Neben ihnen erschienen 1763 die Hearts of oak, d. i. Eichenherzen, die sich gegen die drückenden Straßenbaufronen auflehnten. Im ganzen änderte diese rohe Selbsthilfe die Lage des Landes nicht. Erst mit dem Freiheitskampfe der nordamerik. Kolonien nahm das Volk einen allgemeinen Aufschwung und nötigte der bedrängten Regierung einige Zugeständnisse ab. Da Frankreich mit Angriffen auf die irische Küste drohte und das Land von Truppen fast entblößt war, so stifteten die Irländer 1779, angeblich zum Schutze des Landes, ein Korps irischer Freiwilliger, das nach zwei Jahren 50 000 Mann zählte. Um einen allgemeinen Aufstand zu verhindern, sah sich das engl. Parlament 1782 genötigt, den Irländern die legislative Unabhängigkeit zu gestatten. Zugleich wurden die Strafgesetze gegen die Katholiken, wenn auch nicht ganz abgeschafft, doch bedeutend gemildert. Besonders drückend blieben für die Katholiken die Zehnten, die sie allenthalben an die prot. Pfarrer

entrichten mußten, während sie überdies noch für ihr eigenes Kirchenwesen zu sorgen hatten. Die Härte, mit welcher viele Pfarrer diese Zehnten eintrieben, brachte 1786 einen geheimen Verein zu Wege, dessen Mitglieder sich Rightboys, d. i. Rechtsburschen, nannten, dem Volke das eidliche Versprechen abnahmen, den Zehnten gar nicht oder nur zu einem bestimmten Betrage abzuführen, und die Wortbrüchigen bestraften.

Aus den Freiwilligen, die sich schon seit mehrern Jahren aufgelöst hatten, trat im Nov. 1791 zu Dublin der Bund der Vereinigten Irländer (United Irishmen) zusammen, an dem auch viele Protestanten teilnahmen und der insgeheim die Einleitung einer Revolution betrieb, welche J. in eine unabhängige Republik verwandeln sollte. Die Katholiken benutzten die Verlegenheit der brit. Regierung und forderten 1792 auf einer großen Versammlung zu Dublin völlige Rechtsgleichheit mit den Protestanten. Das brit. Parlament suchte den Sturm zu beschwören, indem es die Hindernisse gegen irländ. Handel und Gewerbthätigkeit, sowie die berüchtigten Penal laws bis auf wenige Reste aufhob. Die Katholiken erhielten das Recht der Sachwalterschaft vor Gericht und durften von nun an auch Ehen mit Protestanten schließen. Man schaffte 1793 die Strafen ab, in welche Katholiken verfielen, wenn sie am Sonntage nicht die prot. Kirche besuchten; auch wurde ihnen das Recht der Teilnahme an den Parlamentswahlen, ohne jedoch selbst wahlfähig zu sein, und die Zulassung zu Ämtern niedern Ranges verstattet. Da weitere Forderungen unerfüllt blieben, so ließ der Bund seine revolutionären Absichten um so kühner hervortreten, und die Regierung beschloß endlich, die Bewegung mit Gewalt zu dämpfen. Die seit 1782 in J. eingeführte Habeas-Corpus-Akte wurde aufgehoben, in die Städte eine starke Besatzung gelegt, der Bund aber aufgelöst und entwaffnet. Im Vertrauen auf franz. Hilfe ließen sich jedoch die Verschworenen nicht entmutigen. Endlich im Dez. 1796 erschien an der irländ. Küste eine bedeutende franz. Flotte mit 25000 Mann Landungstruppen unter dem General Hoche, die jedoch infolge widriger Zufälle und der Ungeschicklichkeit der Befehlshaber unverrichteter Sache umkehren mußte.

Die brit. Regierung schärfte nun ihr Verhalten und stellte die ganze Insel unter Kriegsrecht. Der Bund der «Vereinigten Irländer» trat 1797 zu neuer geheimer Thätigkeit zusammen. An der Spitze stand ein Direktorium von fünf Männern, deren Namen nur den Geschäftsführern der vier Provinzialausschüsse bekannt waren. Schon zählte der Bund über 500000 Verschworene, als im Jan. 1798 die Regierung von einem verräterischen Mitgliede vollständigen Aufschluß erhielt. Ungeachtet dieser Entdeckung und der Verhaftung mehrerer Häupter brach der Aufstand im Mai auf mehrern Punkten des Landes los. Eine bedeutende Militärmacht verhinderte indes die völlige Entwickelung der Empörung; die Hauptmacht der Insurgenten erlitt bei Vinegar-Hill 21. Juni eine entscheidende Niederlage. Kolonnen durchzogen dann die Insel und erstickten den Aufstand in Blut. Kaum war das Blutbad vorüber, so erschien im Aug. 1798 ein franz. Geschwader mit einem Korps von 1060 Mann unter Befehl des Generals Humbert in der Killalabai an der Nordküste von County Mayo; allein die brit. Truppenmacht hemmte den Zuzug der Iren, und nach einigen unglücklichen Gefechten mußten die Franzosen sich ergeben. Eine andere franz. Expedition, die sich im September der Küste näherte, wurde von dem brit. Admiral Warren aufgefangen. Auch mehrere spätere franz. Landungsversuche bis in den Nov. 1798 scheiterten. Die engl. Regierung faßte nach dieser Katastrophe den Entschluß, eine Vereinigung des irländ. Parlaments mit dem britischen einzuleiten. Der erste Antrag indes, den man dem irländ. Parlament 1799 machte, wurde mit Unwillen verworfen. Die brit. Regierung nahm hierauf ihre Zuflucht zur Bestechung. Die verrotteten Flecken (Rotten boroughs), von denen die Mehrzahl der irländ. Parlamentssitze abhing, wurden ihren Eigentümern mit Gold aufgewogen, wozu das brit. Parlament als Entschädigung ungefähr 1600000 Pfd. St. bewilligte.

Durch diese Operation kam 26. Mai 1800 die legislative oder die sog. Finalunion zwischen J. und Großbritannien mit großer Stimmenmehrheit zu Stande. J. sollte fortan 32 gewählte Peers, darunter 4 Bischöfe, ins brit. Oberhaus, 100 Deputierte der Grafschaften, Städte und Flecken ins Unterhaus senden. Ferner sollten die Irländer mit den Briten gleiche Rechte und Freiheiten genießen und zwischen beiden ein völlig freier Verkehr stattfinden. J. verpflichtete sich dagegen, für die ersten 20 Jahre zwei Fünfundzwanzigteile der gesamten Staatslasten zu tragen. Mit dem J. 1801 trat das Vereinigte Parlament ins Leben. Um die Masse des Volks zu gewinnen, hatte der Minister Pitt auch eine völlige polit. Emancipation der Katholiken versprochen; aber Georg III. war zu diesem Zugeständnisse nicht zu vermögen, und die schon ausgearbeitete Akte kam gar nicht zur Verhandlung. Über diesen Wortbruch erbittert, begannen die irländ. Katholiken schon 1802 zu einem Verein (Catholic Association) zusammenzutreten, der sich die Durchführung der Emancipation zum Zweck setzte und fortan den Mittelpunkt aller irischen Angelegenheiten bildete. Erst durch die Agitation O'Connells aber und die Mitwirkung der öffentlichen Meinung in England wurde die Regierung endlich bewogen, eine Emancipationsbill vor das Parlament zu bringen, die angenommen und 13. April 1829 von Georg IV. bestätigt wurde. Ein neuer Eid, den auch die Katholiken leisten konnten, trat an die Stelle des frühern, und gab denselben die Möglichkeit, Sitz im Parlament zu nehmen. Auch erhielten sie die Fähigkeit, alle öffentlichen Ämter, mit Ausnahme des Lord-Kanzleramtes, zu bekleiden.

Dieser Sieg ermunterte die Katholiken zu neuen Forderungen. Die Bestrebungen der Volkspartei waren nunmehr auf den Widerruf der Union mit Großbritannien gerichtet, zu welchem Zweck O'Connell die sog. Repeal-Association stiftete, der das Ministerium Grey 1833 mit der Irischen Zwangsbill (Irish coercion bill) entgegentrat. Durch diese Bill erhielt der Lordlieutenant von J. die Macht, Volksversammlungen ohne weiteres zu verbieten und das Kriegsrecht zu proklamieren, und um ihr Nachdruck zu geben, wurden ein Heer von 36000 Mann und 6000 bewaffnete Polizeidiener nach J. entsendet. Allerdings ward die Zwangsbill bald wieder aufgehoben, und unter der Statthalterschaft Lord Mulgraves, seit 1835, schien sich sogar eine Versöhnung zwischen Volk und Regierung anzubahnen. Als aber im Aug. 1841 die Tories

nochmals ans Ruder kamen, begann O'Connell von neuem die Repeal-Agitation, und zwar mit so bedrohlicher Wirkung, daß die Behörden ihn 1843 verhaften und zu einjähriger Gefängnisstrafe verurteilen ließen. Dieses Verfahren wurde freilich von dem Gerichtshof des Oberhauses für ungültig erklärt, hatte jedoch zur Folge, daß die Bewegung von nun an etwas gemäßigter auftrat. Bald darauf drängte die fürchterliche Hungersnot, welche die Insel im Herbst 1845 und besonders seit dem Sommer 1846 heimsuchte, alle andern Interessen in den Hintergrund. Um sie zu lindern, bewilligte das brit. Parlament beträchtliche Summen, dennoch kamen Tausende vor Hunger und Elend um und Hunderttausende wanderten nach Amerika. Mitten in dieser Krise starb O'Connell, den bereits eine neue, radikalere Partei, das Junge Irland, überflügelt hatte. Anarchische Ausbrüche, Gewaltthätigkeiten, agrarische Mordthaten zerrütteten das Land; die materielle Not hatte die gesetzlichen Bande völlig gelockert.

Unter solchen Umständen mußte das Land die festländischen Revolutionen von 1848 mächtig empfinden. Die Führer Jung-Irlands, Smith O'Brien, Mitchel, Duffy, Meagher u. s. w. suchten durch eine Sendung nach Paris mit der Provisorischen Regierung anzuknüpfen, während unverhohlen Rüstungen und Waffenübungen vorgenommen wurden. Die energischen Maßregeln der Regierung vereitelten jedoch den Ausbruch, noch ehe man zum Losschlagen bereit war. Die Habeas-Corpus-Akte wurde suspendiert, die aufrührerischen Zeitungen unterdrückt, und Smith O'Brien, von dem Volke als König von Munster begrüßt, nach einem ohnmächtigen Aufstandsversuch (5. Aug.) gefangen genommen und nebst seinen Gefährten zum Tode verurteilt, welche Strafe indes in Deportation umgewandelt ward. In kurzer Zeit war die Ruhe wiederhergestellt; aber der materielle Notstand blieb unvermindert. Hunger und Krankheit decimierten die Bevölkerung; Grundstücke wurden verlassen, ganze Strecken lagen unbebaut, und es begann eine fast fluchtähnliche Massenauswanderung nach Amerika. Wohl trat nach diesem Abgange eines Teils der Bevölkerung im allgemeinen eine Besserung ein. Der Ackerbau hob sich wieder, und auch die Industrie fing an, durch das Beispiel der londoner Weltausstellung ermuntert, ihren Wetteifer durch eine öffentliche Ausstellung zu bekunden. Den intellektuellen Bedürfnissen wurde durch die Errichtung von höhern Bildungsanstalten unter dem Namen der Queen's-Colleges Rechnung getragen, die, von konfessionellen Differenzen unabhängig, Katholiken und Protestanten dieselben Vorteile gewährten. Allein von kath. wie von prot. Seite regte sich bald eine heftige Opposition gegen diese Schulen, und der religiöse Hader führte mehr als einmal, zuletzt in Belfast 1863, zu blutigen Auftritten, die immer wieder Ausnahmegesetze nötig machten.

Unterdessen bereitete sich eine neue Schilderhebung vor, diesmal von Amerika aus, wo jetzt Millionen von Irländern lebten, die alle von wütendem Haß gegen die engl. Regierung beseelt waren. In der Hoffnung auf einen Bruch zwischen den Vereinigten Staaten und England, die durch die Haltung Englands während des amerik. Bürgerkriegs genährt wurde, bildete sich ein geheimer Bund, der nach einer in den Sagen J.s berühmten Kriegerkaste den Namen der Fenier erhielt und sich die völlige Losreißung J.s von England und die Herstellung einer irischen Republik zum Zwecke setzte. (S. Fenier.) An der Spitze des Bundes in Amerika stand John O'Mahoney, in Irland James Stephens. Seit 1863 wurde die fenische Organisation in Amerika offen betrieben; nach dem Ende des amerik. Bürgerkriegs im April 1865 machte sie sich auch in J. bemerklich. Doch das energische Auftreten der Regierung, die im Sept. 1865 das journalistische Organ der Fenier «The Irish People» unterdrückte, mehrere Häupter und zahlreiche Teilnehmer der Verschwörung verhaftete, das Waffenverbot proklamierte und die in J. stehende Militärmacht verstärkte, beugte dem beabsichtigten Aufstande vor. Auch während des J. 1866 genügte die Aufhebung der Habeas-Corpus-Akte, die Fenier im Zaum zu halten, und als im Frühling 1867 thatsächlich Aufstandsversuche stattfanden, wurden dieselben ohne Mühe in wenigen Tagen unterdrückt. Ebenso erfolglos waren die bis 1871 periodisch wiederholten fenischen Unternehmungen gegen Canada.

Wenn aber der Fenianismus in seinem Hauptbemühen erfolglos blieb, so hat er mittelbar unleugbar Großes für J. gewirkt. Denn den fenischen Umtrieben und der Gärung, welche dieselben in J. hervorriefen und erhielten, war es zu danken, daß die engl. Staatsmänner endlich die Irische Frage mit Energie einer umfassenden Lösung entgegenführten. Während der Jahre 1865—67 war die Unterdrückung der revolutionären Symptome, die Bestrafung der Mitglieder und Helfershelfer der Verschwörung die nächste Pflicht; von 1868 an begann die reformierende Thätigkeit zur Beseitigung der Grundübel, auf welche die irische Unzufriedenheit mit der engl. Herrschaft zurückzuführen war: der anglikanischen Staatskirche und der Tyrannei der fremden Grundherren über die einheimischen Pächter. Man bezeichnete diese beiden Probleme mit dem Namen der Kirchenfrage und der Landfrage. Indem das Ministerium Gladstone durch die Irische Kirchenbill von 1869 die anglikanische Kirche in J. entstaatlichte und mit den andern irischen Religionsgemeinschaften auf gleichen Fuß stellte, durch die Landbill von 1870 die gerechten Beschwerden der irischen Pächter gegen die Grundherren in den wesentlichsten Punkten milderte, wurde wenigstens für einige Zeit der Schwungkraft der revolutionären Agitation gegen die engl. Herrschaft die Spitze abgebrochen. Allerdings gaben die vollen Wirkungen dieser Politik sich nicht unmittelbar kund. Noch während der Session von 1871 mußte die engl. Regierung um die Ermächtigung zu außerordentlichen Maßregeln für die Erhaltung der öffentlichen Ruhe in J. nachsuchen, und eine neue Agitation der irischen Nationalpartei für die Gewährung dessen, was als Home Rule, d. h. abgesonderte Verwaltung und parlamentarische Selbstregierung J.s bezeichnet wird, begann noch während der Herbstmonate desselben Jahres. (S. Home Rulers.) Diese Agitation äußerte sich zuerst in vergleichsweise gemäßigter Form, durch entsprechende Forderungen der Home-Rule-Fraktion der irischen Parlamentsmitglieder unter der Führung Butts und Shaws, nahm aber eine entschiedenere Wendung seit 1878, als die radikalen Nationalisten unter der Führung Parnells anfingen, über die gemäßigten Home Rulers die Oberhand zu erlangen. Die Gründung der Land-Liga im J. 1879

durch den Fenier Michael Davitt brachte die parlamentarische Partei der Home Rulers mit den fenischen Revolutionären in unmittelbaren Zusammenhang. Während die Home Rulers die polit. Losreißung von England forderten, vertraten die Land-Liguers die soziale Emancipation J.s mittels der Vertreibung der Grundherren und der Rückgabe des irischen Landes an das irische Volk, und beide Parteien gingen einen Bund ein, indem 1880 Parnell die oberste Leitung der Land-Liga übernahm. Obgleich jedoch das neue Ministerium Gladstone seine Bereitwilligkeit erklärte, den Übelständen J.s gerecht zu werden, ließ die Agitation nicht nach. Sie steigerte sich vielmehr unter der eifrigen Mitwirkung der amerik. Fenier zu so revolutionärer Gewaltsamkeit, daß 1881 eine Zwangsbill und später die Verhaftung Davitts, Parnells und anderer Führer der Bewegung notwendig wurden. Auch eine gleichzeitig durchgeführte neue Landbill, welche der Sache der irischen Pächter die umfassendsten Zugeständnisse machte, that den Machinationen der revolutionären Partei keinen Einhalt. Der Terrorismus der Land-Liga, unterstützt durch die Nov. 1881 gegründete fenische Mördergesellschaft der «Irischen Unüberwindlichen», machte 1882 eine noch strengere Zwangsbill notwendig, und erst nach der Verhaftung und Hinrichtung der Rädelsführer der «Unüberwindlichen» (Anfang 1883) trat eine verhältnismäßige Beruhigung ein. Diese hat seitdem Fortschritte gemacht, trotz der von Amerika aus durch O'Donovan Rossa geleiteten Versuche der fenischen Dynamitfaktion, die engl. Regierung durch Explosionen einzuschüchtern. (S. Großbritannien.)

Die alten irischen Chroniken hat O'Connor unter dem Titel «Rerum Hibernicarum scriptores veteres» in der Urschrift und mit lat. Übersetzung herausgegeben (4 Bde., Lond. 1814—26). Vgl. die Geschichtswerke von Cox (2 Bde., Lond. 1689—90), Mac Geoghegan (3 Bde., Par. u. Amsterd. 1758—63), O'Halloran (2 Bde., Lond. 1779), Leland (3 Bde., Lond. 1773 u. Dubl. 1814), Plowden (2 Bde., Lond. 1805), Gordon (2 Bde., Lond. 1806), Hegewisch («Übersicht der irländ. Geschichte», Altona 1806), Lindau («Geschichte J.s», fortgesetzt von Brandes, 2 Bdchn., Dresd. u. Lpz. 1829—46), O'Driscol (2 Bde., Lond. 1827), Moore (2 Bde., Lond. 1835), Lappenberg (in Ersch und Grubers «Encyklopädie», Sekt. II, Bd. 24, Lpz. 1846), Haverty («History of Ireland», Lond. 1860), Mitchel («History of Ireland», 2 Bde., Glasg. 1869), Richey («Lectures on the history of Ireland», Dubl. 1869), Mac Gee («A popular history of Ireland», Lond. 1870), Froude («The English in Ireland in the 18th century», 3 Bde., Lond. 1872—74), O'Curry («Lectures on the manuscript materials of ancient Irish history», Lond. 1874); ferner Killen, «The ecclesiastical history of Ireland» (2 Bde., Lond. 1875); Lecky, «History of England in the XVIII. century» (Bd. 2, 3. Aufl., Lond. 1883); derselbe, «The leaders of public opinion in Ireland. Swift, Hood, Grattan and O'Connell» (2. Aufl., Lond. 1871). [Moos.

Irländisches Perlmoos, s. Carragheen.

Irma, der Name des 177. Asteroiden. (S. unter Irmät (arab.), Fluß. [Planeten.)

Irmensäulen, s. unter Irmin.

Irmin oder Irmino, der Name des mythischen Ahnherrn des vornehmsten, ältesten und größten westgerman. Stammes, der Hermionen. Nach aller Wahrscheinlichkeit war J. Beiname des von den Schwaben Ziu, von den Bayern Eru genannten Gottes, des sächs. Tiu (Ty), des nordischen Tyr, wie ja auch der sächs. Mönch Wittekind ihn als Mars auffaßt. Abgeleitet ist der Name J. von einer Wurzel ra = sich erheben, und bedeutet daher ursprünglich: der Erhabene. In allen german. Dialekten hat sich dieser Name als erster Teil von Kompositis erhalten und gibt dem Begriffe, welchem er beigefügt ist, seine größte Ausdehnung und Steigerung (althochdeutsch irman, altnord. iormun), z. B. irmin diot, das ganze Menschenvolk; irmin got, der höchste Gott; irmansûl, die allgemein verehrte Säule; iormungandr, das größte Ungeheuer u. dgl. Auch in Eigennamen, wie Ermanrich, kommt das Wort vor.

Die Irmensäule (irminsûl) gehört zu dem Kultus des J.; man kennt deren zwei in der deutschen Geschichte: die eine, von Karl d. Gr. zerstört, am Eresberge in Westfalen, die andere bei Scheddungen a. d. U., der alten thüring. Königsburg. Zu denken sind die Irmensäulen als hochragende Holzsäulen oder gewaltige Baumstämme, die, in einem heiligen Haine errichtet, das Hauptheiligtum eines ganzen Volks waren, welches dem J. dort die feierlichsten Opfer brachte. Die Zerstörung einer Irmensäule war daher der völligen Besiegung des Volks und Zerstörung seiner staatlichen Unabhängigkeit gleich.

Irmisch (Thilo), Botaniker, geb. 14. Jan. 1816 zu Sondershausen, studierte in Halle Theologie und Philologie und beschäftigte sich nebenbei mit Botanik. Nach Beendigung seiner Studienzeit wurde er Lehrer am Gymnasium zu Sondershausen, in welcher Stellung er bis zu seinem 28. April 1879 erfolgten Tode verblieb. Seine auf Botanik Bezug habenden Arbeiten behandeln morphologische Themata. Die wichtigsten davon sind: «Zur Morphologie und Biologie der monokotylischen Knollen- und Zwiebelgewächse» (Berl. 1850) und «Beiträge zur vergleichenden Morphologie der Pflanzen» (4 Bde., Halle 1854—63).

Irmsburg, s. unter Vineta.

Irnerius, auch Warnerius genannt, hervorragender ital. Jurist, wahrscheinlich lombard. Herkunft, an dessen Lehrthätigkeit zu Bologna die Überlieferung die Wiederbelebung des röm. Rechts in Italien geknüpft hat. Er lebte um die Zeit von 1090 bis 1130. In Urkunden wird er erwähnt von 1113 bis 1125. Um 1116 stand er im Dienst Kaiser Heinrichs V.

Irnis, Flecken im Kanton Tessin, s. Giornico.

I. R. O., in England Abkürzung für: Inland Revenue Office, d. i. Steueramt.

Irokesen oder Iroquois ist bei den neuern Ethnographen der gemeinsame Name für eine Gruppe mehr oder minder sprachlich nahe verwandter, einst mächtiger und einflußreicher Indianerstämme des östl. Nordamerika geworden. Die Iroquoisnation zerfällt in zwei Gruppen, eine größere nördliche und eine kleinere südliche. Die nördl. Gruppe zerfällt abermals in zwei Abteilungen, eine östliche und westliche. Jene wurde von den sog. Fünf Nationen, wie sie die Engländer, oder Iroquois, wie sie die canad. Franzosen nannten, diese durch die Wyandots oder Huronen (s. d.) und die Attionandarons oder Neutrale Nation gebildet. Die eigentlichen I. oder die Fünf Nationen, nämlich die Mohawks, Oneidas, Onondagas, Cayugas und Senecas, hatten ihre Wohnsitze im Süden

im, Tobol und Konda auf, rechts
Demjanka und mündet unterhalb
ie Länge des J. beträgt 4408 km,
lern und untern Laufe 6—800 m.
der Schneeschmelze steigt das Ni-
6—9 m und überschwemmt das
eiten 6—17 km weit. Der J. be-
ng des November mit Eis, das
s April wieder in Bewegung setzt.
wichtigen Verkehrsweg in West-
bis Buchtarminsk, also bis an
irges schiffbar ist. Am J. liegen
Städten: Semipalatinsk, Omsk

ún, d. h. Guter Ort, Stadt in
ovinz Guipuzcoa des Königreichs
am linken Ufer des Grenzflusses
von dessen Mündung, 1 km von
, ist die letzte Station der Spani-
deren Gleis bis zu der auf der
enen Grenzstation Hendaye führt,
7040 E. In der Nähe sind Eisen-
isenbrunnen. J. wurde im Nov.
rlisten belagert und 4. bis 6. und
iert; doch mußte die Belagerung
fgegeben werden.

t in der schott. Grafschaft Ayr,
on Ayr, am Firth of Clyde, un-
g des Irvine River und an der
Glasgow, zählt (1881) 8503 E.,
del und Schiffbau treiben, Musse-
uwerk und Leder fabrizieren.

rd), einer der Hauptgründer der
lich genannten Sekte der Irvin-
. 15. Aug. 1792 zu Annan in der
Dumfries, wurde 1810 Lehrer der
ddington, 1812 Leiter der Schule
Gehilfe des Pfarrers Chalmers in
22 Prediger in London. Von An-
Aufmerksamkeit auf die herrliche
es Gottesreichs gerichtet, welche
ißt. Seit 1830 an verschiedenen
nde Erscheinungen des «Zungen-
ihn zu der Überzeugung, daß diese
ahe bevorstehe. Wegen der Be-
habe die Menschheit angenommen,
ursprünglichen Reinheit, sondern
Sünde verderbt war, wenn auch
, wurde J. 1833 von der schott.
usgeschlossen. Jetzt sammelte er
u abgesonderten Gemeinschaften.
gow 7. Dez. 1834. Seine Vor-
als «Oracles of God» (Lond.
mons, lectures and speeches»
28). Von seinen sonstigen Schrif-
nen: «Babylon and infidelity»
es on the Apocalypse» (1828),
9), «The Church with her en-
ness» (1830), «Facts connected
nanifestations» (1832). Vgl. die
Hohl (St. Gallen 1839; 2. Aufl.
lks (Lond. 1854), Mrs. Oliphant
62) und W. W. Andrews (Neu-

n Henry Brodribb), berühmter
r, geb. 6. Febr. 1838 zu Keinton
, betrat mit 18 Jahren in Sun-
e, spielte dann eine Reihe von
iedenen Gesellschaften und wurde
1866 für das St.-James-Theater in London engagiert. Im J. 1870 spielte J. im Vaudevilletheater in London; seit 1871 entwickelte er im dortigen Lyceumtheater auch eine hervorragende Begabung für das höhere Drama. In die vorderste Reihe zugleich der engl. Schauspieler und Theaterdirektoren trat J. seit 1874 durch seine Aufführungen Shakspearescher Dramen. Im Herbst und Winter 1883/84 unternahm er mit seiner Truppe eine Tour durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Seine dortigen Erlebnisse beschrieb sein Sekretär Joseph Hatton in «Henry Irving's impressions of America» (2 Bde., 1884).

Irving (Washington), einer der geistreichsten und beliebtesten amerik. Schriftsteller, geb. 3. April 1783 zu Neuyork, studierte daselbst seit 1800 die Rechtswissenschaft im Columbia-College und unternahm dann, von der Schwindsucht bedroht, eine zweijährige Reise durch Europa, von der er genesen wieder zurückkehrte. Er machte sich zuerst bekannt durch «Letters of Jonathan Oldstyle» in dem von seinem Bruder zu Neuyork herausgegebenen «Morning Chronicle», die später gesammelt wurden (deutsch von Spiker, Berl. 1824), und durch die Herausgabe der humoristischen Zeitschrift «Salmagundi» (1807—8). Hierauf schrieb er seine launige «History of New York by Diedrich Knickerbocker» (Neuyork 1809). Er gab jetzt den Gedanken auf, Sachwalter zu werden, und trat mit seinen Brüdern in Handelsverbindung. Als diese durch den Krieg mit England 1812 unterbrochen wurde, diente er als Adjutant des neuyorker Gouverneurs Tompkins. Nach dem Frieden trat er in sein kaufmännisches Geschäft zurück. Auf einer Geschäftsreise in England 1815 sammelte er Stoff zu Schilderungen des gesellschaftlichen Lebens der Engländer, die er, als seine kaufmännische Laufbahn mit dem Verlust seines Vermögens geendigt, in seinem «Sketch-book of Geoffrey Crayon» (2 Bde., Lond. 1820) veröffentlichte. Sie wurden mit allgemeinem Beifall aufgenommen; ebenso «Brace-bridge-Hall, or the humorists» (2 Bde., Lond. 1823). Im Sommer 1822 besuchte J. die Rheingegenden, lebte dann einige Zeit in Paris und 1824 wieder in England, wo er seine «Tales of a traveller» (2 Bde., Lond. 1824) erscheinen ließ. Nachdem er unmittelbar darauf Südfrankreich bereist hatte, ging er 1825 nach Spanien, wo er während eines vierjährigen Aufenthalts die auf die Geschichte der Entdeckung Amerikas sich beziehenden Schriften und Manuskripte im Escorial durchforschte. Die erste Frucht dieser Studien war seine «History of the life and voyages of Christopher Columbus» (4 Bde., 1828—30), die er in den «Voyages and discoveries of the companions of Columbus» (Lond. 1831) ergänzte. Span. Chroniken und die Handschriften des Antonio Agapida gaben ihm dann den Stoff zur «Chronicle of the conquest of Granada» (2 Bde., Lond. 1829).

Nach seiner Rückkehr aus Spanien wurde er Sekretär bei der amerik. Gesandtschaft in London, wo er sein Buch «Alhambra» (2 Bde., Lond. 1832) schrieb. Im Mai 1832 kehrte er nach Amerika zurück, bereiste die westl. Staaten des Mississippi und lebte dann in Washington, bis er 1841 die Gesandtenstelle am madrider Hofe erhielt. Inzwischen erschienen von ihm «Miscellanies» (3 Bde., Lond. 1835—36), enthaltend: «A tour on the prairies» und «Abbotsford and Newstead-Abbey»,

«Astoria» (Lond. 1836) und «Adventures of Captain Bonneville» (3 Bde., Lond. 1837). Außerdem veröffentlichte er 1839 und 1840 im «Knickerbocker's Magazine» eine Reihe von Artikeln in der Manier des «Sketch-book», die (1855) unter dem Titel «Wolfert's Roost» gesammelt wurden. In Madrid, wo er bis 1846 lebte, setzte er seine histor. Untersuchungen fort, deren Resultate er in seiner «History of Mahomet and his successors» (2 Bde., Lond. 1850) niederlegte. Einen noch größern Leserkreis fand «Oliver Goldsmith, a biography» (Lond. 1849; deutsch, Berl. 1858). Den Abschluß seiner langjährigen litterarischen Thätigkeit bildete «The life of George Washington» (6 Bde., Neuyork 1855—59; deutsch, 5 Bde., Lpz. 1856—59). J. starb 28. Nov. 1859 auf seinem nahe bei Tarrytown am Hudson gelegenen Landsitze Sunnyside.

Eine Auswahl aus seinen Schriften, illustriert von H. Ritter und W. Camphausen, erschien englisch und deutsch 1856 zu Leipzig. Vgl. Pierre Irving, «Life and letters of Washington Irving» (5 Bde., Lond. 1861—67). Derselbe veröffentlichte auch J.s «Spanish papers and other miscellanies» (3 Bde., Neuyork 1866). Eine treffliche Biographie ist Launs «Washington J. Ein Lebens- und Charakterbild» (2 Bde., Berl. 1870).

Irvingianer heißen nach dem Prediger Ed. Irving (s. d.) die Anhänger einer seit 1830 zuerst in Schottland und England hervortretenden Sekte, welche die baldige Wiederkunft Christi erwartet und durch Erneuerung der Gaben und Ämter der ersten Christenheit die Kirche auf den Eintritt dieser Endvollendung vorbereiten will. Sie selbst nennen sich «katholisch-apostolische Gemeinden». Der anglikan. Prediger Lewis Way, welcher 1816 über die Wiederkunft Christi schrieb, hielt seit 1826 auf seinem Landsitz Albury in der Grafschaft Surrey alljährlich eine Versammlung, in welcher die Endvollendung der Kirche besprochen wurde. Im J. 1829 wurde die Erwartung ausgesprochen, daß die Wiederkunft des Herrn und das Tausendjährige Reich nahe bevorstehe. Diesem Kreise gehörte auch Irving an. Henry Drummond, ein reicher Bankier, gründete zur Verbreitung dieser apokalyptischen Erwartungen eine eigene Zeitschrift. Im J. 1830 zeigten sich an verschiedenen Orten Schottlands Beispiele des apostolischen Zungenredens; 1831 wurde auch Irvings Gottesdienst von Männern und Frauen unterbrochen, welche in «Zungen» redeten. Schon 1832 wurden durch den Mund solcher Propheten mehrere «Apostel» bezeichnet, während jüngere Männer als «Evangelisten» das Land durchzogen, um neue Anhänger zu werben und ältere Geistliche als «Engel» den einzelnen Gemeinden vorgesetzt wurden. Auch Irving wurde, als er von der schott. Nationalkirche ausgeschlossen ward, zum «Engel» geweiht. An der Spitze der Bewegung stand, zumal nach Irvings frühem Tode, der Advokat Cardale, ein Mann von eisernem Willen, welcher auch bald die fortgehenden Offenbarungen der «Propheten» der Beurteilung durch das geistliche Amt unterstellte. Im J. 1835 wurde die Organisation der Gemeinden durch die Bestallung von zwölf Aposteln abgeschlossen. Dem «Engel» wurden in der Leitung der einzelnen Gemeinde sechs «Älteste» und sieben «Diakonen» beigeordnet. Damit waren die Eph. 4, 11 fg. vorgesehenen vier Ämter wiederhergestellt. Die zwölf Apostel versammelten sich zunächst auf dem Landsitz Albury, um die Verfassung der Gemeinden nach alttestamentlichen Typen zu vollenden, erließen 1835 ein «Zeugnis» an den König von England und an die anglikan. Geistlichkeit, 1836 an alle geistliche und weltliche Regenten der Christenheit. Alsdann verteilten sie die ganze Christenheit unter sich und unternahmen 1838 weite Missionsreisen, von welchen sie jedoch 1840 enttäuscht zurückkehrten. Alsdann wurde eine reichgegliederte Gottesdienstordnung eingeführt, welche mit der römisch-katholischen eng verwandt ist. Der alttestamentliche Zehnte ward erneuert.

Ein eigentümlicher Brauch ist die 1847 eingeführte und auf die Offenbarung Joh. 7, 2 fg. begründete «Versiegelung» der Gläubigen durch Handauflegung der Apostel und Salbung mit Öl. Nach Ansicht der J. wird, wenn Christus kommt, die Gemeinde der Gläubigen ihm entgegen in die Luft entrückt. Die Juden kehren nach Palästina zurück, bis Christus mit seinem «Leibe», den Heiligen, wiederkehrt, den Thron Davids und die zwölf Stühle der Apostel aufrichtet und alle Weissagungen des Alten Testaments erfüllt. Damit beginnt das Tausendjährige Reich, nach dessen Ablauf die zweite Auferstehung und das Endgericht erfolgt. Seit 1843 versuchten die J. auch auf dem europ. Festlande Anhänger zu gewinnen. In Genf mußte 1837 gegen irvingianische Irrtümer unter den Studierenden eingeschritten und Professor Panchaud werk entlassen werden. Dennoch gründeten die J. Gemeinden in Basel, Bern, Zürich, Solothurn und Genf. In Deutschland fanden sie in den hochkirchlichen Kreisen Anknüpfungspunkte. In Berlin gewannen sie die Prediger Köppen und Rothe. Der Professor der Theologie Thiersch in Marburg wirkte alsdann in München für seine neue Überzeugung, Gemeinden entstanden in zahlreichen Orten Deutschlands. Solange als möglich bleiben die J. in der Landeskirche und sammeln nur einzelne Gläubige um ihre Sendboten. Deshalb kann die Zahl ihrer Anhänger nicht mit Genauigkeit angegeben werden.

Litteratur. Jakobi, «Die Lehre der Irvingianer» (Berl. 1853); Iselin, «Die neuen Apostel und ihre Lehre» (Bern 1853). Von den eigenen Schriften der Sekte vgl. außer ihren offiziellen Büchern, Liturgien u. s. w. besonders Lutz, «Über den Ratschluß Gottes mit der Menschheit und der Erde» (2 Bde., Frankf. 1847); Thiersch, «Über christl. Familienleben» (Frankf. 1854); Böhm, «Schatten und Licht» (Frankf. 1855). Ferner: Köhler, «Het Irvingisme» (Haag 1876); Edw. Miller, «The history and doctrine of Irvingism» (2 Bde., Lond. 1878).

Isaak, nach der hebr. Stammsage der Sohn Abrahams, den ihm Sarah gebar, als beide schon in hohem Alter waren. Er sollte von seinem Vater in frommer Hingebung an Gottes Befehl auf dem Berge Moria geopfert werden, entging aber dieses Schicksal durch ein Wunder. Die Sage schildert ihn ebenso wie Abraham als Nomadenfürsten, der auf Kanaans und Philistäas Weideplätzen umherzog. Doch weiß die Überlieferung, welche ihn mit Abraham und Jakob unter die Patriarchen des israel. Volks zählt, von ihm, außer seiner Verbindung mit Rebekka aus Mesopotamien, durch die er die Verbindung mit dem Stammlande der Familie fortgesetzt habe, nur wenig zu erzählen. Die Sage legt ihm zwei Söhne bei, Esau, den Stammvater der Edomiter, und Jakob, den Stamm

sraeliten. Vgl. Bernstein, «Ursprung der
von Abraham, J. und Jakob» (Berl. 1871).

iak I. Komnenos, byzant. Kaiser, war der
eines dem Kaiser Basilios II. nahe befreun-
Offiziers, des Manuel Erotikos Komnenos,
m durch seine Verheiratung mit Katharina,
r des letzten Bulgarenkönigs Wladislaw
1018), in den Besitz großer Reichtümer. Als
der größten Grundbesitzer in Paphlagonien
r seinen Sitz in Kastamona (jetzt Kastamuni),
stlich von Sinope. Die mistrauische Eifer-
er alten Kaiserin Theodora entzog ihm (1055)
ommando in Asien. Dafür stellte ihn nach
Tode die große griechische grundbesitzende
kratie des Reichs als Gegenkaiser auf bei
Erhebung gegen Theodorus' Nachfolger Mi-
VI. Stratiotikos. Am 8. Juni 1057 auf der
von Gunadia als Kaiser proklamiert, zwang
ch einem Siege bei Nicäa den alten Mi-
VI., am 31. Aug. 1057 abzudanken. Am
pt. selbst gekrönt, begann J. mit starker Hand
it 30 Jahren eingerissenen Mißstände zu be-
n und überall zu reformieren. Doch wurde
n 1059 so krank, daß er den Finanzminister
ntin (X.) Dukas zu seinem Nachfolger er-
e. J. starb zwei Jahre später als Mönch.

iak (II.) Angelos, byzant. Kaiser, gehörte
r griech. Adelsfamilie, die in dem kleinasiat.
elphia heimisch war. Isaak, ein Enkel des
ntin Angelos und einer Tochter des Kaisers
s I. Komnenos, war zu Anfang des J. 1185
gner des grausamen Usurpators Andronikos
nos aufgetreten, besiegt, aber als wenig ge-
h von dem Sieger geschont worden. Als
am 11. Sept. 1185 ein Polizeiagent des
nikos auf eigene Hand den J. verhaften
, erschlug letzterer seinen Gegner, floh dann
Sophienkirche in Konstantinopel und wurde
ei der allgemeinen Erhebung des Volks als
kaiser ausgerufen (12. Sept.). J. ließ die
dung des Andronikos durch den Pöbel der
nz zu. Er hatte das Glück, daß der Feldherr
s Branas die bis nach Thrazien vorgedrun-
sicil. Normannen vollständig überwand und
chher die Empörung desselben Feldherrn durch
Schwager, den Markgrafen Konrad von
errat (1187), gedämpft wurde. Andererseits
aßte der unerhörte Druck der Steuern den
der Wlachen und Bulgaren, die (seit 1186)
s wieder unterworfen werden konnten. We-
iner Unfähigkeit wurde J. 10. April 1195
eine Verschwörung entthront und sein Bru-
lexios III. als Kaiser proklamiert, der J.
n ließ und gefangen hielt. Als aber
s III. vor dem Angriff des Kreuzheers die
stadt verließ, wurde J. am 18. Juli 1203
r auf den Thron erhoben, zugleich mit seinem
Alexios IV. Doch riß schon 29. Jan. 1204
berstkämmerer Alexios Dukas Murtzuphlos
rrschaft an sich und räumte Alexios IV. aus
Wege. Um dieselbe Zeit starb auch J. eines
lichen Todes.

ibeau, Isabella (Elisabeth) von Bayern,
n von Frankreich, Tochter des Herzogs Ste-
II. von Bayern-Ingolstadt, geb. um 1371,
17. Juli 1385 mit dem kaum 17jährigen
Karl VI. von Frankreich vermählt. Nachdem
1392 in Wahnsinn verfallen, überließ sie sich
ausschweifenden Lebenswandel. Erst seit
1402 beteiligte sich J. an den polit. Umtrieben, unterstützt durch ihren Liebling, den Herzog Ludwig von Orléans, und durch ihren Bruder, Herzog Ludwig den Bärtigen von Bayern. Sie erwirkte beim König die Verordnung vom 26. April 1403, kraft deren ihn ein Staatsrat, an seiner Spitze die Königin, vertreten sollte. Seitdem übte sie in Verbindung mit dem Herzog von Orléans ein arges Erpressungssystem, bis Herzog Johann von Burgund beiden entgegentrat und 23. Nov. 1407 den Herzog von Orléans ermorden ließ. Aus Haß gegen ihren Sohn, den Dauphin Karl (VII.), wollte sie durch den Vertrag von 1420 die franz. Krone an Heinrich V. von England bringen. Von den Engländern selbst verachtet und zurückgesetzt, zumal seit dem Tode ihres Gemahls (1422), verbrachte sie den Rest ihres Lebens im Palast St.-Paul zu Paris. Hier starb sie 24. Sept. 1435.

Isabella, der Name des 210. Asteroiden. (S. unter Planeten.)

Isabella I. von Castilien, Tochter Johanns II. von Castilien-Leon, geb. 22. April 1451, bestieg, nachdem sie 1469 den Thronerben von Aragonien Ferdinand (s. d.) den Katholischen geheiratet hatte, 1474 den durch den Tod ihres Stiefbruders Heinrich IV. erledigten Thron Castiliens. Schon ihre Heirat war ein Akt der Feindschaft gegen ihren Bruder und die ihn beherrschende Partei gewesen, welche, auf Portugal gestützt, die Tochter des Königs, Johanna, als die Thronerbin durchsetzen und J. nach Portugal hin hatte vermählen wollen: der Tod Heinrichs brach Johannas Einfluß völlig, sie ward unter der Angabe, daß ihre Mutter, eine portug. Prinzessin, sie im Ehebruch mit Beltran de la Cueva (daher Juana Beltraneja genannt) geboren habe, vom Throne ausgeschlossen, und J. erhielt mit Ferdinand die Herrschaft in Castilien, nach dem Tode von dessen Vater (1476) auch in Aragonien. Die Bedeutung dieser Doppelregierung liegt in der Vereinigung der hispanischen Reiche zu einem nationalen, dem span. Großstaate, ein Ziel, dem die innere und äußere Politik des eng verbündeten Herrscherpaars gleichmäßig zustrebte. Nach außen durch den Krieg gegen Portugal, das für Juana Beltraneja eintrat, und die nach zehnjährigem Kampfe erfolgte Eroberung Granadas (1492); nach innen durch die Zusammenfassung der feudalen Institutionen in der starken Hand der Monarchie: Organisierung der städtischen Hermandad, Verbindung der großen Ritterorden mit der Krone, Schöpfung des religiös-polit. Instituts der Inquisition zur Vernichtung der Mauren, Juden und aller politischen wie kirchlichen Widersacher, Einfluß auf die Kirche besonders durch das Besetzungsrecht der Bischofsstühle. Die geeinte Macht brach sich auswärts Bahn, besonders durch die Eroberung Neapels (1501—3), und von unermeßlichen Folgen wurden die Entdeckungsfahrten des Columbus. Nicht lange nach der Gewinnung Neapels starb J. zu Medina del Campo, 26. Nov. 1504. Ihr Denkmal zu Madrid wurde 30. Nov. 1883 enthüllt. Vgl. Prescott, «Geschichte Ferdinands und J.s» (deutsch, 2 Bde., Lpz. 1843); Nervo, «I. la Catholique, reine d'Espagne, sa vie, son temps, son règne 1451—1504» (Par. 1874).

Isabella II. (Maria Luise), ehemalige Königin von Spanien, geb. 10. Okt. 1830, ist die Tochter König Ferdinands VII. und seiner vierten Gemahlin, Maria Christina. Da Ferdinand VII. keinen

Verbinden von eiternden Wunden und Geschwüren ganz unentbehrlich, während er in der Medizin zum Ausspülen der Nase (sog. Nasendouche), des Magens (sog. Magendouche), der Blase, der innern weiblichen Genitalien (sog. Gebärmutterdouche), sowie zur Entleerung des Darms (bei

hartnäckiger und habitueller Verstopfung) mit größtem Nutzen verwendet wird. In den letztgenannten Fällen wird das Endstück d je nach dem beabsichtigten Zweck mit der Magensonde, dem Mutterrohr, Katheter u. dgl. durch ein kurzes Gummirohr in Verbindung gesetzt.

Irritabilität (lat.), Reizbarkeit, Erregbarkeit, in der Physiologie die Fähigkeit der tierischen und pflanzlichen Gewebe, auf bestimmte Einflüsse, sog. Reize zu reagieren, d. h. sich in der jedem eigentümlichen Weise in Thätigkeit zu setzen. So schließen sich die Blätter der Mimose bei Berührung und öffnen sich im Sonnenlicht, der gereizte Nerv verursacht eine Empfindung oder setzt einen Muskelapparat in Bewegung. Der Begriff der J. wurde von dem engl. Arzt Glisson (1597—1677) in die Medizin eingeführt und von Gorter in Harderwijk (1688—1762), namentlich aber von A. von Haller (s. d.) ausgebildet, dessen Verdienst besonders darin beruht, den Muskeln eine selbständige, von dem Nerveneinfluß unabhängige J. beigelegt zu haben, eine Ansicht, die vielfach bekämpft, durch die neuesten Forschungen aber sichergestellt worden ist. (S. Muskeln, Nerven.)

Irritantia (sc. remedia, lat.), «reizende» Heilmittel, welche namentlich das Gefäß- und Muskelsystem zu lebhafterer Thätigkeit anregen, im Gegensatz zu den Excitantia, den «erregenden» Mitteln, welche insbesondere die sensiblen Nerven zu energischerer Thätigkeit anspornen.

Irritieren (lat.), anreizen, aufreizen, ärgern; oft auch (unter Anlehnung ans Deutsche) «irre» machen, beirren; Irritation, Aufreizung, Erbitterung; irritativ, irritatorisch, anreizend u. s. w.

Irrlicht, Irrwisch, in Norddeutschland auch Tückebote, sind angeblich kleine, flammenartige und leuchtende, besonders in sumpfigen Gegenden vorkommende Erscheinungen, welche meist durch den leisesten Luftzug fortbewegt werden und von einem Orte zum andern hüpfen sollen. Man hat diese Erscheinung für Wasserstoffgase gehalten, die sich aus faulenden Körpern entwickeln und schon durch die bloße Berührung der Luft entzünden; man hat namentlich auf das selbstentzündliche Phosphorwasserstoffgas hingewiesen; aber die Schilderungen glaubwürdiger Beobachter von J. (List, Knox, Tschudi, Ule u. m. a.) stellen der Richtigkeit obiger Annahmen gewichtige Bedenken entgegen, und die wahre Erklärung dieser Erscheinungen hängt noch von weitern Beobachtungen ab.

Irrsinn, s. Geisteskrankheiten.

Irrsterne, soviel wie Kometen.

Irrtum heißt subjektive Gewißheit eines objektiv unrichtigen Gedankens oder das Fürwahrhalten eines falschen Urteils. Veranlaßt wird der J. durch den Schein, d. h. durch subjektive Verhältnisse, welche mit objektiven verwechselt werden. Diesen Schein nannten die Alten species veri, und mit Recht behaupteten sie, daß jeder J. einen solchen Schein voraussetze, weil, wenn der Verstand wirklich einsieht, daß eine Thatsache nur subjektiv ist, er solche unmöglich für wahr halten kann, und folglich niemand das Falsche mit Willen für wahr hält. Dieser Schein bezieht sich entweder auf die logische Form oder auf die Materie des Urteils. Im ersten Falle entsteht der logische, im andern der materielle J. Eine Erkenntnis, die sich selbst widerspricht, ist logisch falsch, z. B. wenn man wähnt, ein Geist habe Fleisch und Bein. Der materielle J. besteht in dem Widerspruche der Gedanken und Urteile mit den Gegenständen, z. B. wenn die Alten meinten, die Sonne bewege sich um die Erde. Der formelle J. läßt sich aus logischen Grundsätzen erkennen, weil er seinen Widerspruch in sich selbst trägt; der materielle nicht, weil über die Erkenntnis eines bestimmten Gegenstandes die bloß formellen Gesetze des Denkens nicht entscheiden. Formelle Irrtümer beseitigt die Logik, materielle die Naturlehre, Geschichte und andere Wissenschaften. Verknüpft man mit einem J. mehrere andere, deren vermeintliche Wahrheit man auf jenen stützt, so heißt jener der Grundirrtum. Das Irren ist allerdings an und für sich menschlich, d. h. als Folge der Beschränktheit des Menschen überhaupt und immer möglich; es entsteht daher mit psychol. Notwendigkeit, indem von vornherein das unbefangene Denken jeden Vorstellungsinhalt, ohne seine Berechtigung zu prüfen, für wahr hält; jeder einzelne J. aber ist, weil eine Prüfung des Wahren stattfinden kann, ein überwindlicher (error vincibilis); einen unüberwindlichen J. (error invincibilis) gibt es nicht; relativ unüberwindlich ist der, welcher unter gewissen Verhältnissen nicht zu vermeiden war.

Irrumpieren (lat.), feindlich einbrechen, einfallen; davon: Irruption.

Irrwisch, s. Irrlicht.

Irschemesch, jüdäische Stadt, s. Beth-[schemesch.

Irtysch (kalmückisch Ierzis), ein linker Nebenfluß des Ob in Westsibirien, entspringt in den Schneebergen Kairatyn im chines. Reiche; sein oberer Lauf, der bis zum See Saisan geht, wird des trüben Wassers wegen Kara-Irtysch, d. h. Schwarzer J. genannt. Nach seinem Austritt aus dem Saisan geht der Lauf des J. fast durchweg durch ein Tiefland, das nicht über 100 m absolute Höhe besitzt.

nimmt links Ischim, Tobol und Konda auf, rechts Om, Tara und Demjanka und mündet unterhalb Samarowsk. Die Länge des J. beträgt 4408 km, die Breite im mittlern und untern Laufe 6—800 m. Im Frühling bei der Schneeschmelze steigt das Niveau häufig um 6—9 m und überschwemmt das Ufer zu beiden Seiten 6—17 km weit. Der J. bedeckt sich im Anfang des November mit Eis, das sich erst zu Ende des April wieder in Bewegung setzt. Er bildet einen wichtigen Verkehrsweg in Westsibirien, da er bis Buchtarminsk, also bis an den Fuß des Gebirges schiffbar ist. Am J. liegen von bedeutendern Städten: Semipalatinsk, Omsk und Tobolsk.

Irún oder **Yrún**, d. h. Guter Ort, Stadt in der baskischen Provinz Guipuzcoa des Königreichs Spanien, nahe am linken Ufer des Grenzflusses Bidassoa, 3 km von dessen Mündung, 1 km von der franz. Grenze, ist die letzte Station der Spanischen Nordbahn, deren Gleis bis zu der auf der franz. Seite gelegenen Grenzstation Hendaye führt, und zählt (1877) 7040 E. In der Nähe sind Eisengruben und ein Eisenbrunnen. J. wurde im Nov. 1874 durch die Karlisten belagert und 4. bis 6. und 9. Nov. bombardiert; doch mußte die Belagerung schon 11. Nov. aufgegeben werden.

Irvine, Stadt in der schott. Grafschaft Ayr, 17 km nördlich von Ayr, am Firth of Clyde, unweit der Mündung des Irvine River und an der Eisenbahn Ayr-Glasgow, zählt (1881) 8503 E., welche etwas Handel und Schiffbau treiben, Musselin, Jaconnet, Tauwerk und Leder fabrizieren.

Irving (Edward), einer der Hauptgründer der nach ihm gewöhnlich genannten Sekte der Irvingianer (s. d.), geb. 15. Aug. 1792 zu Annan in der schott. Grafschaft Dumfries, wurde 1810 Lehrer der Mathematik zu Haddington, 1812 Leiter der Schule zu Kirkaldy, 1819 Gehilfe des Pfarrers Chalmers in Glasgow und 1822 Prediger in London. Von Anfang an war seine Aufmerksamkeit auf die herrliche Endvollendung des Gottesreichs gerichtet, welche die Schrift verheißt. Seit 1830 an verschiedenen Orten hervortretende Erscheinungen des «Zungenredens» brachten ihn zu der Überzeugung, daß diese Endvollendung nahe bevorstehe. Wegen der Behauptung, Jesus habe die Menschheit angenommen, nicht nach ihrer ursprünglichen Reinheit, sondern wie sie durch die Sünde verderbt war, wenn auch selbst ohne Sünde, wurde J. 1833 von der schott. Nationalkirche ausgeschlossen. Jetzt sammelte er seine Anhänger zu abgesonderten Gemeinschaften. Er starb zu Glasgow 7. Dez. 1834. Seine Vorträge erschienen als «Oracles of God» (Lond. 1822) und «Sermons, lectures and speeches» (3 Bde., Lond. 1828). Von seinen sonstigen Schriften sind zu nennen: «Babylon and infidelity» (1825), «Lectures on the Apocalypse» (1828), «Last days» (1829), «The Church with her endowment of business» (1830), «Facts connected with the recent manifestations» (1832). Vgl. die Biographien von Hohl (St. Gallen 1839; 2. Aufl. 1851), Wash. Wills (Lond. 1854), Mrs. Oliphant (2 Bde., Lond. 1862) und W. W. Andrews (Neuyork 1873).

Irving (John Henry Brodribb), berühmter engl. Schauspieler, geb. 6. Febr. 1838 zu Keinton in Somersetshire, betrat mit 18 Jahren in Sunderland die Bühne, spielte dann eine Reihe von Jahren bei verschiedenen Gesellschaften und wurde 1866 für das St.-James-Theater in London engagiert. Im J. 1870 spielte J. im Vaudevilletheater in London; seit 1871 entwickelte er im dortigen Lyceumtheater auch eine hervorragende Begabung für das höhere Drama. In die vorderste Reihe zugleich der engl. Schauspieler und Theaterdirektoren trat J. seit 1874 durch seine Aufführungen Shakespearescher Dramen. Im Herbst und Winter 1883/84 unternahm er mit seiner Truppe eine Tour durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Seine dortigen Erlebnisse beschrieb sein Sekretär Joseph Hatton in «Henry Irving's impressions of America» (2 Bde., 1884).

Irving (Washington), einer der geistreichsten und beliebtesten amerik. Schriftsteller, geb. 3. April 1783 zu Neuyork, studierte daselbst seit 1800 die Rechtswissenschaft im Columbia-College und unternahm dann, von der Schwindsucht bedroht, eine zweijährige Reise durch Europa, von der er genesen wieder zurückkehrte. Er machte sich zuerst bekannt durch «Letters of Jonathan Oldstyle» in dem von seinem Bruder zu Neuyork herausgegebenen «Morning Chronicle», die später gesammelt wurden (deutsch von Spiker, Berl. 1824), und durch die Herausgabe der humoristischen Zeitschrift «Salmagundi» (1807—8). Hierauf schrieb er seine launige «History of New York by Diedrich Knickerbocker» (Neuyork 1809). Er gab jetzt den Gedanken auf, Sachwalter zu werden, und trat mit seinen Brüdern in Handelsverbindung. Als diese durch den Krieg mit England 1812 unterbrochen wurde, diente er als Adjutant des neuyorker Gouverneurs Tompkins. Nach dem Frieden trat er in sein kaufmännisches Geschäft zurück. Auf einer Geschäftsreise in England 1815 sammelte er Stoff zu Schilderungen des gesellschaftlichen Lebens der Engländer, die er, als seine kaufmännische Laufbahn mit dem Verlust seines Vermögens geendigt, in seinem «Sketch-book of Geoffrey Crayon» (2 Bde., Lond. 1820) veröffentlichte. Sie wurden mit allgemeinem Beifall aufgenommen; ebenso «Brace-bridge-Hall, or the humorists» (2 Bde., Lond. 1823). Im Sommer 1822 besuchte J. die Rheingegenden, lebte dann einige Zeit in Paris und 1824 wieder in England, wo er seine «Tales of a traveller» (2 Bde., Lond. 1824) erscheinen ließ. Nachdem er unmittelbar darauf Südfrankreich bereist hatte, ging er 1825 nach Spanien, wo er während eines vierjährigen Aufenthalts die auf die Geschichte der Entdeckung Amerikas sich beziehenden Schriften und Manuskripte im Escorial durchforschte. Die erste Frucht dieser Studien war seine «History of the life and voyages of Christopher Columbus» (4 Bde., 1828—30), die er in den «Voyages and discoveries of the companions of Columbus» (Lond. 1831) ergänzte. Span. Chroniken und die Handschriften des Antonio Agapida gaben ihm dann den Stoff zur «Chronicle of the conquest of Granada» (2 Bde., Lond. 1829).

Nach seiner Rückkehr aus Spanien wurde er Sekretär bei der amerik. Gesandtschaft in London, wo er sein Buch «Alhambra» (2 Bde., Lond. 1832) schrieb. Im Mai 1832 kehrte er nach Amerika zurück, bereiste die westl. Staaten des Mississippi und lebte dann in Washington, bis er 1841 die Gesandtenstelle am madrider Hofe erhielt. Inzwischen erschienen von ihm «Miscellanies» (3 Bde., Lond. 1835—36), enthaltend: «A tour on the prairies» und «Abbotsford and Newstead-Abbey»,

wandte er sich wieder zur Opposition. Nach der Februarrevolution von 1848 im Depart. Eure-Loire in die Constituante gewählt, hielt er sich hier zum republikanischen Centrum. Er starb 15. April 1867. Von seinen Schriften sind noch zu nennen: «Recherches historiques sur le système électoral français» (Par. 1830) und «Etat religieux de la France et de l'Europe» (Par. 1843—44). Seine «Pandectes françaises», eine Sammlung der franz. Gesetze u. s. w. von 1789 bis auf die neueste Zeit, sind unbeendigt geblieben.

Isametralen (thermische) nannte Dove die Linien gleicher Abweichung der Temperatur eines Monats vom normalen Monatsmittel.

Isandula, Ort auf einer Anhöhe in der Nähe von Roorke's Drift und Oskarsburg am Buffalofluß, auf der Natalseite des Zululandes in Südafrika, an der Straße nach Greytown gelegen. Hier erlitt 22. Jan. 1879 eine engl. Truppenabteilung unter General Chelmsford eine empfindliche Niederlage durch die Zulukaffern unter Ketschwayo.

Isangrim, s. Isegrim.

Isanomalen nennt Dove die Linien, welche auf der Landkarte alle die Punkte miteinander verbinden, in welchen die Temperatur um gleich viel Grade von der mittlern Temperatur des Parallelkreises, auf welchem der Ort liegt, abweicht. Fig. 2 der Tafel Isothermen bringt die J. der Temperatur für Juli; die beigesetzten Zahlen bedeuten bei den roten Linien das Plus, bei den blauen das Minus bezüglich der normalen Temperatur. Wo von letzterer keine Abweichung stattfindet, laufen beiderlei Kurven parallel ohne Ziffer.

Isar (der Isarus der Alten, im Mittelalter Ysara und Isura), einer der bedeutendsten südl. Nebenflüsse der deutschen Donau, entspringt am hintern Grabenkahrspitze im tirol. Karwendelgebirge, fließt zuerst westlich durch das Hinterauerthal, wendet sich dann nordwärts durch die Scharnitz nach Bayern, das sie oberhalb Mittenwald erreicht, wo sie Isarquerthal und Isarwinkel durchschneidet und weiter, in nordöstl. Richtung, lange parallel mit dem Inn, das seenreiche Oberbayern (vormals Isarkreis) und den kornreichen, südlich der Donau gelegenen Teil Niederbayerns in nahezu gleiche Hälften teilt. Durch ihre Nebenflüsse, von welchen Loisach und Amper die bedeutendsten sind, steht sie mit den vielen Seen des Berg- und Vorlandes vom Eib-, Walchen- und Kochel- bis zum Ammer- und Würmsee und mit den großen Moorflächen (Dachauer-, Ismaninger- und Erdingermoos) in Verbindung. Bei Tölz verläßt sie das Gebirge, in dessen Grenzen ihre wildromantischen Ufer wenig bewohnt sind. Durch schön bewaldete Hügel fließt sie in breitem Bett mit vielen Sandbänken mit stark wechselndem Wasserstand, nur mühsam flößbar, der Schiffahrt unzugänglich nach München, von dort durch dichter bewohnte und bebaute, aber meist flache und reizlose Landschaft nach Freysing und Landshut, und weiter zur Donau, die sie nach 302 km langem Lauf unfern Deggendorf bei Isarmünd erreicht. Das gesamte Flußgebiet, der Kern der altbayr. Lande, erstreckt sich auf 9416 qkm. Die Floßfahrt ist von geringer Bedeutung, die Benutzung der I. zur Holztrift hat beinahe vollständig aufgehört.

lecken in Serbien, s. Grozka.

uer: Issachar, d. h. «es gibt ne eines der 12 israel. Stämme, als deren Stammvater die Sage einen gleichnamigen Sohn Jakobs von der Lea bezeichnet. Bei der Eroberung Palästinas unter Josua fiel diesem Stamme die Ebene Jesreel zu nebst Umgebung bis ostwärts zum Jordan.

Isatin $C_8H_5NO_2$, Oxydationsprodukt des Indigo, s. Indigblau.

Isatis *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Cruciferen. Man kennt gegen 30 Arten, in Europa, Nordafrika und im nördl. und mittlern Asien vorkommen. Es sind ein- oder zweijährige, aufrechte, krautartige Pflanzen mit gelben, in Trauben angeordneten Blüten. Die wichtigste Art ist der Waid oder Färberwaid, I. tinctoria *L.*, welcher im mittlern und südl. Europa, sowie im Orient auf sonnigen Plätzen wild wächst. Der Stengel wird 0,45 bis 1 m hoch und ist wie die spannenlangen, ganzrandigen, mit ihrer pfeilförmigen Basis denselben umfassenden Blätter von seegrüner Farbe. Nach oben verästelt er sich in eine aus zahlreichen Blütentrauben bestehende Rispe. Die Blüten sind vierblätterig, klein und gelb. Die schwärzlichen Schötchen hängen an dem feinen Stielchen. Die Blätter geben Indigblau und waren schon den Alten als Farbematerial bekannt. Im Mittelalter wurde er allgemein angebaut und in Deutschland besonders in Thüringen erzeugt, wo die fünf Städte Erfurt, Gotha, Langensalza, Tennstädt und Arnstadt wegen ihres (bis den drei erstgenannten noch jetzt nicht völlig eingegangenen) Waidbaues und Waidhandels die fünf Waidstädte hießen. Die große Wohlfeilheit des Indigo hat den Waid ziemlich außer Anwendung gebracht; nur während der Kontinentalsperre legte man sich eifriger auf seinen Anbau, der besonders auf trockenem Lehmboden mit Vorteil betrieben wird. Die Blätter werden dreimal im Jahre bei trockenem Wetter abgeschnitten, in kleine kugelige Ballen geformt, in Wannen mit Wasser übergossen und, indem man dieses bei einer Temperatur von 15—20° C. erhält, in Gärung gebracht. Nach etwa 20 Stunden zieht man die Flüssigkeit ab, scheidet durch Kalkwasser den Farbestoff ab, der als gelbe Masse niederschlägt, und behandelt diese mit Salzsäure. Dann bleibt blos der blaue Farbestoff (das Indigblau) übrig, das in Holzformen bei 60—80° C. getrocknet wird. Gegenwärtig wird der Waid nur zur Bereitung einer besondern Art Indigküpe, der sog. Waidküpe, angewendet. Farbereicher als der deutsche Waid ist der französische oder languedocsche, der vorzüglich aus der Provence und Normandie kommt. Die Samen des Waid enthalten ein dem Leinöl gleichkommendes Öl. Die einen scharfen Saft enthaltenden Blätter wurden früher äußerlich gegen Geschwüre angewendet. (S. Tafel: Farbepflanzen, Fig. 2.)

Isaure (Clémence), die Erneuerin der Jeux floraux (s. d.).

Isauricus (der Isaurier), Beiname des röm. Prokonsuls Publius Servilius, auch Beiname der oström. Kaiser Leo III. und Zeno.

Isaurien, eine Landschaft in der Mitte des Südens von Kleinasien, zwischen Pamphylien, Lykaonien und Cilicien, auf den nördl. Abhängen des cilicischen Taurus, war im Altertum wegen der Raubsucht seiner (den Pisidiern verwandten) Bewohner berüchtigt. Die Isaurier, welche frühzeitig auch als Piraten das östl. Mittelmeer beunruhigten, behaupteten hier und in dem angrenzenden

rauhen Cilicien ihre Unabhängigkeit und traten namentlich seit dem ersten Kriege gegen Mithridates (89—84 v. Chr.), der sich mit ihnen gegen die Römer verband, kühner und verwegener auf. Selbst nachdem von Rom aus der Krieg gegen sie beschlossen war und der 78—74 in der Provinz Cilicien regierende Prokonsul Publius Servilius Vatia, der deshalb den Beinamen Isauricus erhielt, in einem dreijährigen Kampfe mehrere Punkte ihres Landes nebst der Hauptstadt erobert und zur röm. Provinz geschlagen hatte, trieben sie ihre Räubereien fort. Auch die röm. Imperatoren vermochten ihrer nicht vollständig Meister zu werden. Im 3. Jahrh. n. Chr. stellten sie zur Zeit des Kaisers Gallienus den Gajus Annius Trebellianus als Gegenkaiser an ihre Spitze, wurden zwar von Probus besiegt, nahmen aber später wieder die meisten Küstenstädte Ciliciens weg und erschienen namentlich während des 5. Jahrh. n. Chr. in dem Byzantinischen Reiche als Ruhestörer, oft aber auch als geworbene Krieger der Kaiser. Einer ihrer Führer trug sogar als Schwiegersohn des Kaisers Leo I., als Kaiser Zeno (474—491), die byzant. Krone. Ihre Kraft wurde erst zur Zeit des Kaisers Anastasius I. (492—497) wirksam gebrochen.

Isäus (grch. Isaios), attischer Redner, aus Chalkis in Euböa, nach andern aus Athen, wohin er wenigstens schon frühzeitig kam, lebte in der ersten Hälfte des 4. Jahrh. v. Chr. bis nach 353. Er war ein Schüler des Isokrates und bildete sich außerdem namentlich nach Lysias' Vorbild zum Redner aus. Auch wird berichtet, daß er selbst Unterricht in der Beredsamkeit erteilte. Gewiß ist, daß er den Demosthenes unterwies. Seine Hauptthätigkeit war, als tüchtiger Redner und gewandter Advokat gerichtliche Reden für andere zu schreiben. Von 50 Reden, die von ihm vorhanden waren, haben sich nur 11 erhalten, die sich durch einfachen und oft kräftigen Stil empfehlen und meist Erbschaftsangelegenheiten betreffen. Sie finden sich in den Sammlungen der «Oratores Attici». Besondere Ausgaben lieferten Schömann (Greifsw. 1831), Scheibe (Lpz. 1860), Bürmann (Berl. 1883), eine deutsche Übertragung Schömann (2 Bde., Stuttg. 1830). Vgl. Blaß, «Die attische Beredsamkeit» (2. Abteil. «Isokrates und J.», Lpz. 1874); Moy, «Étude sur les plaidoyers d'Isée» (Par. 1876).

Isbá (d. i. Stube), das russ. Bauernhaus aus behauenen Balken, gewöhnlich vierwändig, oft auch in der Mitte durch eine Scheidewand getrennt; in alter Zeit ein Zimmer im Palast des Zaren, wo Gericht gehalten wurde; bei den Donischen Kasaken des 16. Jahrh. die Kriegskanzlei (Wojßkowoja Isbá). Sbornaja Isbá, das Versammlungslokal der russ. Bauerngemeinde (Mir).

Ischämie (grch.), Blutanhaltung, die Form lokaler Blutarmut, welche auf krampfhafter Verengerung der das Blut zuführenden Schlagader beruht.

Ischariot, s. Judas Ischariot.

Ischewsk, Stadt im russ. Gouvernement Wjatka, 77 km nordwestlich von Sarapul, an dem Flusse Ischa mit (1882) 2048 E., hat eine bedeutende Eisenwarenfabrik, in welcher hauptsächlich Feuergewehre, namentlich Kanonen gefertigt werden; sie wurde 1760 von dem Grafen Schuwalow gegründet und schon 1763 von der Regierung angelauft, in deren Händen sie sich noch befindet.

Ischewskoje, Dorf im russ. Gouvernement Rjasan, 40 km nordöstlich von Spassk, am See Ischewskoje, an der Straße von Spassk nach Kasimow, mit 7629 E., hat eine Tuchfabrik, in welcher jährlich 40000 Arschin Tuch fabriziert werden, eine Lederfabrik und viele Böttcherwerkstätten.

Ischia (spr. Iskia), bei den Alten Aenaria genannt, kleine Insel vulkanischen Ursprungs, am Eingange des Meerbusens von Neapel, 10 km südwestlich vom Vorgebirge Miseno, berühmt durch reizende Lage, große Fruchtbarkeit, trefflichen Wein und heiße Bäder. Sie gehört zum Kreise Pozzuoli der ital. Provinz Neapel, hat bei 10 km Länge, 6 km Breite und 39 km Umfang einen Flächenraum von 96,3 qkm und (1881) 25020 E. Der höchste Berg der Insel ist der Vulkan Epomeo (s. d.). Die Hauptorte sind Borgo d'Ischia an der Ostküste, mit 6266 E. und einem bedeutenden Hafen, der durch ein 200 m hoch auf einem Basaltfelsen liegendes Kastell, früher Staatsgefängnis, beschützt wird, Forio (s. d.) und Barano mit 4429 E. Die berühmtesten Bäder sind die von Casamicciola (s. d.), die Dunstbäder (Stufe) von Castiglione, San-Lorenzo und Sta.-Restituta bei dem Dorfe Lacco. Die ersten Bewohner der Insel, die Euböer, wurden gleich den Syrakusanern, den nachfolgenden Besitzern derselben, durch heftige Ausbrüche des Epomeo vertrieben. Lange blieb nun die Insel unbewohnt, bis die benachbarten Neapolitaner sie mit neuen Kolonisten besetzten, die aber bald unter die Herrschaft der Römer sich beugen mußten. Kaiser Augustus hatte daselbst einen Palast, dessen Trümmer noch jetzt vorhanden sind. Wegen der schon im Altertum auf J. und Procida verfertigten großen thönernen Vasen gab man beiden Inseln zusammen den Namen Pithecusä; doch hieß auch J. allein Pithecusa. Die Insel hat namentlich in neuerer Zeit viel von Erdbeben zu leiden gehabt, so 2. Febr. 1832 und 4. März 1881, am meisten aber durch das furchtbare Erdbeben vom 28. Juli 1883, welches Casamicciola, Forio und Lacco Ameno fast völlig zerstörte und bei welchem über 2300 Menschen umkamen. Vgl. Kaden, «Die Insel J.» (Luzern 1883).

Ischias (Ischialgie, grch.), Hüftweh (s. d.).

Ischim, bei den Kirgisen Isel oder Esel genannt, ein linker Nebenfluß des Irtysch im Lande der sibirischen Kirgisen und in den Gouvernements Akmolinsk und Tobolsk in Westsibirien, entspringt auf den Ausläufern des Altai und mündet bei Ust-Ischimsk nach einem Laufe von 1740 km. Er ist nur wenig schiffbar und arm an Fischen.

Ischion (Ischium, grch.), Hüfte, Hüftgelenk, os ischii, das Sitzbein; ischiadisch, auf das Sitzbein bezüglich.

Ischkodra, Stadt in der europ. Türkei, s. Skutari.

Ischl, Marktflecken in Oberösterreich, Bezirkshauptmannschaft Gmunden, im Mittelpunkte des Salzkammerguts, an der Salzkammergutsbahn, 467 m über dem Meere auf einer von der Traun und der Ischl gebildeten Halbinsel gelegen und umgeben von hohen pittoresken Kalkalpen, ist Sitz eines Bezirksgerichts und zählt (1880) 2124, als Gemeinde 7678 E. Der Markt wurde 1822 zum Kurort erhoben und wird jetzt jährlich von mehr als 6000 Kurgästen und einer großen Anzahl Touristen besucht. J. hat Sol-, Fichtennadel- und Salzdampfbäder, Inhalations- und Molkenkur, Schwefelquell- und Kaltwasserheilanstalt und ist seit 1856 der regelmäßige S[illegible]thalt der kaiserl. Familie, sowie der [illegible]alt des

Sohn hatte und zufolge der bestehenden, auf dem Salischen Gesetz beruhenden Thronfolgeordnung nach seinem Tode die Krone seinem Bruder Don Carlos zugefallen wäre, hob er bei der Aussicht auf einen aus seiner vierten Ehe zu erwartenden Leibeserben das Salische Gesetz 29. März 1830 auf, infolge dessen die ihm bald darauf geborene Tochter Thronerbin wurde. Für den Fall seines Todes ernannte Ferdinand VII. durch Testament seine Gemahlin bis zur Volljährigkeit dieser Tochter zur Vormünderin derselben und zur Regentin des Reichs. Dieser Fall trat bereits 29. Sept. 1833 ein, worauf Maria Christina als Königin-Regentin an die Spitze der Regierung trat. Nachdem aber der durch den Prätendenten Don Carlos und dessen Anhänger entzündete Bürgerkrieg durch Espartero siegreiche Waffen gedämpft war, sah sich die Königin-Regentin genötigt, 12. Okt. 1840 abzudanken und Spanien zu verlassen, worauf Espartero zum Regenten und Vormund der Königin I. erwählt wurde. Doch auch Espartero vermochte nicht seine Stellung bis zum Eintritt der Volljährigkeit der jungen Königin (19. Okt. 1844) zu behaupten. Durch ein Bündnis der Progressisten und der Christinischen Partei gestürzt und von General Narvaez aus Madrid verdrängt, schiffte sich Espartero nach England ein, worauf die neuen Cortes I. (8. Nov. 1843) für majorenn erklärten. Die Frage ihrer Verheiratung gab zu einem diplomatischen Zerwürfnis zwischen Frankreich und England Veranlassung. Die Königin I. wurde 10. Okt. 1846 mit ihrem Vetter Franz d'Assis Maria Ferdinand, dem Sohne des Infanten Franz de Paula, vermählt, wobei gleichzeitig die Heirat ihrer einzigen Schwester, der Infantin Luise Fernanda, mit dem Sohne Ludwig Philipps, dem Herzog von Montpensier, abgeschlossen ward.

Seit ihrer Selbstregierung suchte I. die Parteien, sowohl die Progressisten als die Karlisten, zu versöhnen. Gutmütig und wohlthätig, wenn auch oft unter dem Einfluß ihrer Umgebungen stehend und sinnlichen Genüssen in hohem Grade hingegeben, genoß sie eine große Popularität, zumal sie längere Zeit an den konstitutionellen Formen festhielt. Am 20. Dez. 1851 gebar sie eine Tochter, die Infantin Maria Isabella Franziska. Als sie sich 2. Dez. 1852 mit ihrem Kinde in die Kirche von Atocha begeben wollte, versuchte ein exaltierter Priester, Martin Mario, einen Mordanfall auf sie, brachte ihr jedoch nur eine leichte Wunde bei. Seit diesem Ereignis ergab sie sich den Einflüssen der klerikal-absolutistischen Partei, welche die liberale Konstitution mit Vernichtung bedrohte. Es trat infolge dessen die von O'Donnell geleitete Revolution von 1854 ein, welche beinahe den Sturz der Dynastie herbeigeführt hätte. Inmitten der polit. Parteikämpfe schloß sich die Königin immer enger an eine engherzige bigotte Camarilla an und namentlich gestattete sie einer übel beleumundeten Nonne (Patrocinio), ihrem Beichtvater Claret und ihrem Günstling, dem Intendanten Marfori, den größten Einfluß auf Regierungsangelegenheiten. Ihre fernere Regierungszeit, während welcher die reaktionär-absolutistischen Ministerien Narvaez und Gonzalez-Bravo mit der progressistischen Mehrheit der Cortes in Konflikt lagen, ist durch eine Reihe von kleinern Erhebungen, in denen der Unwille des Volks sich kundgab, gekennzeichnet. Endlich machte eine Revolution, zu welcher die verschiedenen liberalen Parteiführer, wie Prim, Serrano, Topete u. a., sich verbunden hatten, im Sept. 1868 ihrer Regierung ein Ende.

I. hatte sich neuerdings an Napoleon III. enger angeschlossen und verabredete mit ihm auf den 18. und 19. Sept. 1868 eine Zusammenkunft in den beiden Grenzorten Biarritz und San-Sebastian. Hier sollte ein Vertrag abgeschlossen werden, wonach I., wenn Napoleon den Krieg mit Deutschland beginne und zu diesem Zweck seine Truppen aus Rom abberufe, span. Truppen zum Schutz des Papstes dahin absenden solle. I., eben noch von Pius IX. durch Übersendung der «Goldenen Rose», als Anerkennung ihrer «dem Heiligen Stuhl geleisteten Dienste und ihrer großen Tugenden» beehrt, war diesem Projekt sehr zugethan. Aber in dem Moment, wo die franz.-span. Allianz abgeschlossen werden sollte und die beiden Majestäten schon auf dem bezeichneten Posten sich befanden, brach der Aufstand in Cadiz 18. Sept. aus und verbreitete sich schnell über ganz Spanien. I. mußte 30. Sept. San-Sebastian verlassen und in das Exil gehen. Sie nahm ihren Aufenthalt zunächst in dem Schlosse Pau, von wo sie einen Protest gegen die Revolution erließ, dann in Paris. Am 25. Juni 1870 dankte sie zu Gunsten ihres Sohnes Alfons ab und kündigte dies den Spaniern in einem Manifest an. Mit ihrem Gemahl schloß sie einen Vertrag, wonach sie für immer getrennt voneinander blieben. Als ihr Sohn Alfons im Dez. 1874 auf den span. Thron berufen wurde, erlaubte er ihr nicht sofort die Rückkehr nach Spanien. Erst 30. Juli 1876 begab sie sich dahin und nahm ihren Aufenthalt in Sevilla, kehrte aber, da sie mit dem Heiratsprojekt ihres Sohnes, der sich mit der Prinzessin Mercedes, Tochter des Herzogs von Montpensier, verlobte, nicht einverstanden war, 1877 nach Paris zurück. Doch kam sie nach einiger Zeit wieder nach Spanien zurück. Kinder I.s sind: Maria Isabella Franziska, geb. 20. Dez. 1851, vermählt 13. Mai 1868 mit dem neapolit. Prinzen Gaetan, Grafen von Girgenti, Witwe seit 26. Nov. 1871; Alfons XII. (s. d.); Maria della Paz, geb. 23. Juni 1862, vermählt 1883 mit dem Prinzen Ludwig Ferdinand von Bayern; Maria Eulalia, geb. 12. Febr. 1864.

Isabella I. (irrig Iolanthe genannt), zweite Gemahlin des Deutschen Kaisers Friedrich II., war durch ihre Mutter die Erbin des Königreichs Jerusalem und brachte bei ihrer Vermählung mit dem Kaiser 9. Nov. 1225 diese Krone ihm zu, während freilich ihr Vater Johann von Brienne den Titel fortführte. Sie starb bald nach der Geburt ihres Sohnes Konrad IV., 26. April 1228, in Andria.

Isabella II., dritte Gemahlin des Kaisers Friedrich II. und Schwester des engl. Königs Heinrich III., geb. 1214, wurde 15. Juli 1235 in Worms dem Kaiser vermählt, begleitete ihn vielfach auf seinen Feldzügen gegen die lombard. Städte und starb 1. Dez. 1241. Zwei Kinder überlebten sie: die durch ihre unglückliche Ehe mit Albrecht dem Unartigen von Meißen bekannte Margarete, und Heinrich (auch Carlotto) genannt, welcher im Dez. 1253 starb.

Isabellen-Orden, königl. amerik. Orden Isabellas der Katholischen in Spanien, 24. März 1815 von König Ferdinand VII. gestiftet, zerfällt in Großkreuze, Kommandeurs und Ritter. Die Dekoration ist ein rot emailliertes Kreuz, dessen

Winkel mit goldenen Strahlen ausgefüllt sind und auf dessen Mitte ein runder blauer Schild mit dem goldenen Namenszuge des Stifters und weißer Einfassung mit den Worten «Por Isabella Catolica» ruht. Das Kreuz hängt an einem grünen Lorbeerkranz und wird an einem weißen, zweimal gelbgestreiften Bande getragen.

Isabellfarbe bezeichnet eine bräunlich-weißlichgelbe Färbung, wie sie z. B. Milchkaffee zeigt. Die Benennung soll diese Farbe nach dem Namen der span. Prinzessin Isabella, der Tochter Philipps II., erhalten haben, welche, als ihr Gemahl, Erzherzog Albrecht von Österreich, 1602 Ostende belagerte, gelobt haben soll, ihr Hemd erst nach der Einnahme dieser Stadt zu wechseln. Da nun aber die Belagerung drei Jahre lang dauerte (bis 1604), so hatte während dieser Zeit das Hemd die durch obigen Namen jetzt bezeichnete Färbung angenommen.

Isabey (Jean Baptiste), franz. Miniaturmaler und Zeichner, geb. 11. April 1767 zu Nancy, kam 1786 nach Paris, besuchte dort Davids Atelier und erwarb seinen Unterhalt mit Porträtmalen in Miniatur. Er war im Treffen sehr glücklich und verband mit kraftvollem Ausdruck feine, gefällige Behandlung. Im J. 1792 malte er Barrère, Saint-Just, Carrier, Collot d'Herbois und andere namhafte Personen jener Zeit. Noch mehr Erfolg hatten seine Zeichnungen mit schwarzer Kreide und dem Wischer. Seine Sepiazeichnung: die Barke, wo er sich selbst in Schifferkleidung auf dem See von Enghien, seine Frau und seine Kinder auf einem Kahne rudernd, abgebildet, fand großen Beifall in der Ausstellung von 1796. Als Hausfreund der Familie Bonaparte verfertigte er das Porträt des Generals Bonaparte in ganzer Figur, auf der Terrasse von Malmaison (gestochen von Lingé). Außer der talentvollen und reizenden Behandlung, die J.s Werke darbieten, sind dieselben auch meist ihrer hist. Wichtigkeit wegen von Wert. Dahin gehören besonders seine Stücke aus dem J. 1804: drei große Sepiablätter, welche die beiden Besuche des Ersten Konsuls in der Manufaktur der Gebrüder Sevest zu Rouen und bei dem Kattunfabrikanten Oberkampff in Jouy, sowie die Parade im Schloßhofe der Tuilerien (wobei die Pferde von Carle Vernet gezeichnet sind) vorstellen; sodann seine Zeichnungen für die Krönung Napoleons I. Diese Blätter, in den Museen zu Versailles und Paris aufbewahrt und in Kupferstichen vorhanden, haben neben dem Verdienst der Komposition noch das Interesse, daß die ersten Civil- und Militärpersonen damaliger Zeit darauf porträtmäßig abgebildet sind. J. stand in besonderer Gunst bei Napoleon I., der ihn zu seinem Ceremonien- und Kabinettsmaler ernannte. Den Kaiser malte er auch im Krönungskleide auf einer Porzellanplatte. Von Talleyrand nach Wien gerufen, fertigte J. daselbst die von Godefroy gestochene schöne Zeichnung in gewischter Kreidemanier, die alle Mitglieder des Kongresses in Porträts sehr ähnlich darstellt. Zur Ausstellung von 1817 lieferte er ein großes Aquarell, die Ansicht der Prachttreppe des pariser Museums, eine elegante Scene von äußerst pikantem Effekt und vielleicht das Meisterwerk des Künstlers. Auch Karl X. ernannte ihn zu seinem Kammermaler und Hoffestordner. Er starb zu Paris 18. April 1855.

Isabey (Eugène Louis Gabriel), des vorigen Sohn, geb. 22. Juli 1804 zu Paris, ein Schüler des Vaters, bearbeitete mit vielem Erfolg das Fach der Marinemalerei. Hauptstücke dieser Art fertigte er im Auftrag der Juliregierung für das hist. Museum in Versailles: das Seegefecht im Texel (1839), der Transport der Leiche Napoleons I. (1843), die Abreise der Königin Victoria (1846). Von seinen spätern Gemälden sind zu nennen: der Alchimist (1859), Versuchung des heil. Antonius (1869) u. s. w. Auch hat man von ihm innere Ansichten alter Kirchen und anderer Baulichkeiten, staffiert mit Scenen des Verkehrs, die durch brillante Darstellung reich kostümierter Figuren von sehr malerischer Wirkung sind.

Isabeypapier, soviel wie Bristolpapier (s. d.).

Isafjord, Handelsplatz auf Island (s. d.).

Isagöge (grch., d. i. Einleitung) nennt man gewöhnlich den Inbegriff von Vorkenntnissen, die zu dem Studium eines größern wissenschaftlichen Ganzen nötig sind. Der ältere Sprachgebrauch bezeichnete damit häufig das, was wir jetzt die encyklopäd. Darstellung einer Wissenschaft nennen, jedoch mit besonderer Rücksicht auf das Bedürfnis der Lernenden.

Isagóras, der Führer der attischen Edelleute, die im J. 510 v. Chr. bei dem Einmarsch der Spartaner unter Kleomenes I. und der attischen Emigranten unter dem Alkmäoniden Kleisthenes sich letztern zum Kampfe gegen den Tyrannen Hippias anschlossen. Nach des Hippias Vertreibung entbrannte bald heftiger Kampf zwischen J. und Kleisthenes um die dominierende Stellung in Attika. Als daher im J. 508 Kleisthenes dem Demos die Hand bot und durch die Schöpfung seiner neuen Organisation der zehn «Phylen» die Macht der attischen Ritterschaft zu erschüttern begann, rief J., der als erster Archonte im Amte stand, im Frühling 507 die Spartaner zu Hilfe. Die Reaktion aber, die J. und Kleomenes I. nun begannen, und die Besetzung der Akropolis durch spartan. Krieger trieb Bürger und Bauern von Attika zu allgemeiner Empörung. Kleomenes mußte nach drei Tagen die Burg und das Land der Athener räumen und hatte Mühe, J., der Attika für immer verließ, vor der Rache des Demos zu retten.

Isaktscha oder Isaktschi, Stadt in Rumänien, Dobrudscha, rechts an der Donau, 37 km im OSO. von Galatz, ist schwach befestigt und zählt 4000 E.

Isambert (François André), namhafter franz. Rechtshistoriker und Advokat, geb. zu Aunay (Eure-Loire) 30. Nov. 1792, ein Zögling des Grafen Lanjuinais, wurde 1818 Advokat und erwarb sich großes Verdienst durch seinen «Recueil général des anciennes lois françaises» (29 Bde., Par. 1821—33), wobei er mehrere Mitarbeiter hatte. Ferner gab er heraus einen «Traité du droit public et du droit des gens» (5 Bde., Par. 1823), den «Traité sur la voirie» (3 Bde., Par. 1825—30), den «Code électoral et municipal, ou code des droits civiques» (2. Aufl., 3 Bde., Par. 1831). Unter der Restauration entschiedener Oppositionsmann und Jesuitenfeind, knüpfte er seinen Namen an wichtige polit. Prozesse, worüber seine interessanten «Plaidoyers» (3 Bde., Par. 1831) Auskunft geben. J. beteiligte sich lebhaft bei den Vorgängen in den ersten Tagen der Julirevolution und wurde 27. Aug. 1830 zum Rat am Cassationshof ernannt. Er redigierte die von den 221 durchgesehene und verbesserte Charte und trat im Okt. 1830 in die Deputiertenkammer. Unter dem Ministerium Périer

Savoyen. Derselbe fließt in mehrern starken Bogen westwärts über Moutiers-en-Tarentaise (480 m), Conflans und Montmélian (254 m), tritt dann nahe oberhalb Fort Barraux in das Isère-Departement, geht hier südwestwärts nach Grenoble (213 m), dann in einem Bogen nach Westen über Romans (107 m) im Depart. Drôme und mündet nach einem Laufe von 290 km, wovon 156 schiffbar sind, bei Couloulin nahe oberhalb Valence. Oberhalb Grenoble durchfließt die I. 48 km weit das fruchtbare Graisivaudan (s. d.). Links nimmt die I. mehrere reißende Gewässer auf: den 150 km langen Arc, der das Thal Maurienne in Savoyen durchfließt, die Bréda mit zahlreichen Wasserfällen und einer wilden Gebirgslandschaft, und den Drac (s. d.).

Das Departement Isère, aus dem nördl. Teile des Dauphiné mit den Landschaften Graisivaudan und Viennais gebildet und zum Bistum Grenoble gehörig, zählt (1881) auf 8289,34 qkm 580271 E., hat zur Hauptstadt Grenoble (s. d.) und zerfällt in die 4 Arrondissements Grenoble, St.-Marcellin, La-Tour-du-Pin und Vienne mit 45 Kantonen und 560 Gemeinden. Im Stromgebiete und am linken Ufer des Rhône gelegen, wird das Departement noch durch eine große Anzahl Gewässer befruchtet, den Guier, Bourbre, die I. mit dem Drac. Im Osten liegen viele kleine Seen, Teiche und Moräste. Über die Hälfte des Areals ist Gebirgsland, besonders hoch im Südosten, wo die Rouins 3634 m, der St.-Taillefer 2861 m, der Pic de Belledonne 2981 m, die imposante Meije oder Aiguille du Midi im Pelvoux-Massiv 3987 m, an der Grenze der Mont d'Olan 3883 m emporragen. Das Klima ist in der Alpenregion gesund, mehr kalt als warm und sehr veränderlich. Der Ackerbau gewährt das nötige Getreide, besonders viel Roggen. Hanf, Obst, Mandeln, Nüsse und Runkelrüben werden gebaut. Der Wein kommt dem am Rhône wachsenden Côte-Rotie nahe. Rindvieh-, Schaf- und Schweinezucht sind von großer Wichtigkeit, nicht unerheblich die Seidenkultur. Die Käse von Sassenage, unterhalb Grenoble, sind sehr geschätzt. An Mineralien ist dies Departement eins der reichsten Frankreichs, besonders wichtig sind die Eisenminen. Auch gibt es viele Mineralquellen und mehrere Bäder (Allevard, Uriage), sowie bei St.-Vif eine Quelle, die brennbares Gas ausströmt (Fontaine ardente), eins der sieben Wunder des Dauphiné. Neben dem Hüttenbetriebe, besonders im Gèrethale, der Stahl- und Kupferwarenfabrikation sind am bedeutendsten die Garnspinnerei und Weberei von Kattun und Hanfleinwand, deren Mittelpunkt Voiron, die Manufakturen und Fabriken in Leder, Handschuhen (Grenoble), Papier (Rives), Tapeten, Branntwein, Liqueur und Seide. Diese Erzeugnisse nebst Wein, Holz, Hanf und Wolle bilden die Hauptartikel der Ausfuhr. Der Transitoverkehr wird gefördert durch den Rhône, die Lyoner Eisenbahn und die mit dieser verbundenen Bahnen nach Grenoble und Chambéry.

Isergebirge, die nordwestl. Fortsetzung des Riesengebirges. (S. Sudeten.)

Iserlohn, Kreisstadt im Regierungsbezirk Arnsberg der preuß. Provinz Westfalen, liegt am kleinen Flusse Baar in reizvoller Gebirgsgegend, an der Linie Letmathe-I. der Preußischen Staatsbahnen, ist Si[illegible]ndratsamts, eines Amtsgerichts und einer Handelskammer und zählt (1880) 18611 meist prot. E. Die Stadt hat drei evang. und eine kath. Kirche und besitzt ein Realgymnasium, eine höhere Töchterschule, eine Knabenmittelschule und eine (königl.) kunstgewerbliche Fachschule für Metallindustrie mit vollständigen Lehrwerkstätten. Seit 1877 wird die Stadt durch eine Quellwasserleitung mit vortrefflichem Wasser versorgt. Auf dem Marktplatz erhebt sich seit 1883 ein Kriegsdenkmal mit dem von Otto Geyer modellierten, von Gladenbeck in Berlin gegossenen Kolossalstandbild des Kaisers Wilhelm. I. gehört zu den ältesten und bedeutendsten Fabrik- und Handelsplätzen Westfalens. Die vorzüglichsten Erzeugnisse der Industrie sind Messing- und Bronzewaren, Nadeln aller Art (insbesondere Nähnadeln), kurze Eisenwaren, Reit- und Fahrgeschirrbeschläge und Beschläge zu Reiseeffekten, Neusilber-, Nickel- und Britanniawaren. Der Name I. wird auf die schon von alters her hier blühende Eisenindustrie zurückgeführt. In der Mitte des 18. Jahrh. bildete sich die jetzt als Aktiengesellschaft (Märkisch-Westfälischer Bergwerksverein) betriebene Messinggewerkschaft zur Gewinnung von Galmei. Die Nähnadelfabrikation in I. datiert nachweislich schon aus dem J. 1784; die Nähnadelfabrik von Stephan Witte u. Comp. ist die größte des Kontinents. In der Nähe von I. liegt die Dechenhöhle (s. d.).

Der Kreis Iserlohn zählt auf 331 qkm (1880) 61000 E.

Isernia, Stadt in der ital. Provinz Campobasso (Molise), 38 km westlich von Campobasso, äußerst malerisch auf einem Hügel zwischen der Valle Caprina und delle Prece gelegen, mit (1881) 9015 E., ist das antike Aesernia, von welchem Reste der cyklopischen Einfassung und die 1627 m lange, durch den Kalkfels gebrochene Wasserleitung stehen. Wiederholt ist die Stadt durch Erdbeben zerstört worden, zuletzt 1805.

Isewi (arab.), Jesubekenner, in der Türkei die offizielle Bezeichnung der Christen.

Isfahân, s. Ispahân.

Is fecit, cui prodest (lat., d. h. der hat es gethan, dem es nützt), kriminalistischer Grundsatz: der Thäter ist in jemand zu vermuten, der an der That ein besonderes Interesse hatte. (Vgl. Cui bono?)

Isgoi, ein nur in der ältesten Periode der russ. Geschichte vorkommendes Wort, dessen Abstammung und Bedeutung noch nicht klar gelegt ist, bezeichnet einen Menschen, der aus dem Geschlechts-, Gemeinde- oder Standesverbande, in dem sein Vater lebte, ausgeschieden und auf eigene Faust gestellt ist.

Isidorus, der Heilige, Mönch zu Pelusium in Ägypten (daher Pelusiota), war um 370 zu Alexandria geboren, zog sich früh in die Einsamkeit zurück und benutzte das Ansehen, welches der Ruf der Heiligkeit ihm verschaffte, um in Streitigkeiten wegen der Lehre für die kirchliche Rechtgläubigkeit einzutreten. Er starb um 440. Seine mehr als 2000 Briefe (Par. 1638) sind für die Geschichte jener Zeit höchst wertvoll.

Isidorus Hispalensis, geb. zu Cartagena in Spanien um 560, seit 600 Bischof von Sevilla, gest. 4. April 636, war ein Mann von umfassender Gelehrsamkeit. Von seinen Schriften, welche während des ganzen Mittelalters hohes Ansehen genossen, sind hervorzuheben: »De ecclesiasticis

rauhen Cilicien ihre Unabhängigkeit und traten namentlich seit dem ersten Kriege gegen Mithridates (89—84 v. Chr.), der sich mit ihnen gegen die Römer verband, kühner und verwegener auf. Selbst nachdem von Rom aus der Krieg gegen sie beschlossen war und der 78—74 in der Provinz Cilicien regierende Prokonsul Publius Servilius Vatia, der deshalb den Beinamen Isauricus erhielt, in einem dreijährigen Kampfe mehrere Punkte ihres Landes nebst der Hauptstadt erobert und zur röm. Provinz geschlagen hatte, trieben sie ihre Räubereien fort. Auch die röm. Imperatoren vermochten ihrer nicht vollständig Meister zu werden. Im 3. Jahrh. n. Chr. stellten sie zur Zeit des Kaisers Gallienus den Gajus Annius Trebellianus als Gegenkaiser an ihre Spitze, wurden zwar von Probus besiegt, nahmen aber später wieder die meisten Küstenstädte Ciliciens weg und erschienen namentlich während des 5. Jahrh. n. Chr. in dem Byzantinischen Reiche als Ruhestörer, oft aber auch als geworbene Krieger der Kaiser. Einer ihrer Führer trug sogar als Schwiegersohn des Kaisers Leo I., als Kaiser Zeno (474—491), die byzant. Krone. Ihre Kraft wurde erst zur Zeit des Kaisers Anastasius I. (492—497) wirksam gebrochen.

Isäus (grch. Isaios), attischer Redner, aus Chalkis in Euböa, nach andern aus Athen, wohin er wenigstens schon frühzeitig kam, lebte in der ersten Hälfte des 4. Jahrh. v. Chr. bis nach 353. Er war ein Schüler des Isokrates und bildete sich außerdem namentlich nach Lysias' Vorbild zum Redner aus. Auch wird berichtet, daß er selbst Unterricht in der Beredsamkeit erteilte. Gewiß ist, daß er den Demosthenes unterwies. Seine Hauptthätigkeit war, als tüchtiger Redner und gewandter Advokat gerichtliche Reden für andere zu schreiben. Von 50 Reden, die von ihm vorhanden waren, haben sich nur 11 erhalten, die sich durch einfachen und oft kräftigen Stil empfehlen und meist Erbschaftsangelegenheiten betreffen. Sie finden sich in den Sammlungen der «Oratores Attici». Besondere Ausgaben lieferten Schömann (Greifsw. 1831), Scheibe (Lpz. 1860), Bürmann (Berl. 1883), eine deutsche Übertragung Schömann (2 Bde., Stuttg. 1830). Vgl. Blaß, «Die attische Beredsamkeit» (2. Abteil. «Isokrates und I.», Lpz. 1874); Moy, «Etude sur les plaidoyers d'Isée» (Par. 1876).

Isbá (d. i. Stube), das russ. Bauernhaus aus behauenen Balken, gewöhnlich vierwändig, oft auch in der Mitte durch eine Scheidewand getrennt; in alter Zeit ein Zimmer im Palast des Zaren, wo Gericht gehalten wurde; bei den Donischen Kasaken des 16. Jahrh. die Kriegskanzlei (Wojßkowoja Isbá). Sbornaja Isbá, das Versammlungslokal der russ. Bauerngemeinde (Mir).

Ischämie (grch.), Blutanhaltung, die Form lokaler Blutarmut, welche auf krampfhafter Verengerung der das Blut zuführenden Schlagader beruht.

Ischariot, s. Judas Ischariot.

Ischewsk, Stadt im russ. Gouvernement Wjatka, 77 km nordwestlich von Sarapul, an dem Flusse Ischa mit (1882) 2048 E., hat eine bedeutende Eisenwarenfabrik, in welcher hauptsächlich Feuergewehre, namentlich Kanonen gefertigt werden; sie wurde 1760 von dem Grafen Schuwalow gegründet und schon 1763 von der Regierung angekauft, in deren Händen sie sich noch befindet.

Ischewskoje, Dorf im russ. Gouvernement Rjasan, 40 km nordöstlich von Spassk, am See Ischewskoje, an der Straße von Spassk nach Kasimow, mit 7629 E., hat eine Tuchfabrik, in welcher jährlich 40000 Arschin Tuch fabriziert werden, eine Lederfabrik und viele Böttcherwerkstätten.

Ischia (spr. Iskia), bei den Alten Aenaria genannt, kleine Insel vulkanischen Ursprungs, am Eingange des Meerbusens von Neapel, 10 km südwestlich vom Vorgebirge Miseno, berühmt durch reizende Lage, große Fruchtbarkeit, trefflichen Wein und heiße Bäder. Sie gehört zum Kreise Pozzuoli der ital. Provinz Neapel, hat bei 10 km Länge, 6 km Breite und 39 km Umfang einen Flächenraum von 96,3 qkm und (1881) 25020 E. Der höchste Berg der Insel ist der Vulkan Epomeo (s. d.). Die Hauptorte sind Borgo d'Ischia an der Ostküste, mit 6266 E. und einem bedeutenden Hafen, der durch ein 200 m hoch auf einem Basaltfelsen liegendes Kastell, früher Staatsgefängnis, beschützt wird, Forio (s. d.) und Barano mit 4429 E. Die berühmtesten Bäder sind die von Casamicciola (s. d.), die Dunstbäder (Stufe) von Castiglione, San-Lorenzo und Sta.-Restituta bei dem Dorfe Lacco. Die ersten Bewohner der Insel, die Euböer, wurden gleich den Syrakusanern, den nachfolgenden Besitzern derselben, durch heftige Ausbrüche des Epomeo vertrieben. Lange blieb nun die Insel unbewohnt, bis die benachbarten Neapolitaner sie mit neuen Kolonisten besetzten, die aber bald unter die Herrschaft der Römer sich beugen mußten. Kaiser Augustus hatte daselbst einen Palast, dessen Trümmer noch jetzt vorhanden sind. Wegen der schon im Altertum auf I. und Procida verfertigten großen thönernen Vasen gab man beiden Inseln zusammen den Namen Pithecusä; doch hieß auch I. allein Pithecusa. Die Insel hat namentlich in neuerer Zeit viel von Erdbeben zu leiden gehabt, so 2. Febr. 1832 und 4. März 1881, am meisten aber durch das furchtbare Erdbeben vom 28. Juli 1883, welches Casamicciola, Forio und Lacco Ameno fast völlig zerstörte und bei welchem über 2300 Menschen umkamen. Vgl. Kaden, «Die Insel I.» (Luzern 1883).

Ischias (Ischialgie, grch.), Hüftweh (s. d.).

Ischim, bei den Kirgisen Isel oder Esel genannt, ein linker Nebenfluß des Irtysch im Lande der sibirischen Kirgisen und in den Gouvernements Akmolinsk und Tobolsk in Westsibirien, entspringt auf den Ausläufern des Altai und mündet bei Ust-Ischimsk nach einem Laufe von 1740 km. Er ist nur wenig schiffbar und arm an Fischen.

Ischion (Ischium, grch.), Hüfte, Hüftgelenk, os ischii, das Sitzbein; ischiadisch, auf das Sitzbein bezüglich.

Ischkodra, Stadt in der europ. Türkei, s. [Skutari.

Ischl, Marktflecken in Oberösterreich, Bezirkshauptmannschaft Gmunden, im Mittelpunkte des Salzkammerguts, an der Salzkammergutsbahn, 467 m über dem Meere auf einer von der Traun und der Ischl gebildeten Halbinsel gelegen und umgeben von hohen pittoresken Kalkalpen, ist Sitz eines Bezirksgerichts und zählt (1880) 2124, als Gemeinde 7678 E. Der Markt wurde 1822 zum Kurort erhoben und wird jetzt jährlich von mehr als 6000 Kurgästen und einer großen Anzahl Touristen besucht. I. hat Sol-, Fichtennadel- und Salzdampfbäder, Inhalations- und Molkenkur, Schwefelquell- und Kaltwasserheilanstalt und ist seit 1856 der regelmäßige Sommeraufenthalt der kaiserl. Familie, sowie der Lieblingsaufenthalt des

des Buchâri und Muslim) zusammengestellt wurden. Beide, Korân und Sunna, sind nichts weniger als wirklich systematisch geordnete Lehrbücher des muslimischen Glaubensinhalts, sondern eben nur Sammlungen der Aussprüche des Propheten Mohammed, deren Verständnis mit vielfachen, nicht geringen Schwierigkeiten verbunden ist, weil die oft abgerissenen, bunt durcheinander gewürfelten Aussprüche des heterogensten Inhalts häufig sich direkt widersprechen. Dieser Umstand erschwert die Aufgabe, scharf begrenzte dogmatische Begriffe aus Korân und Sunna zu ziehen. Dennoch haben die mohammed. Theologen ein in sich konsequentes dogmatisches System aufgestellt, das ohne allen Zweifel in vielfacher Beziehung von dem ursprünglichen J. verschieden, aber jetzt allgemein gültig ist. Mohammed selbst war kein systematischer Kopf. Sicher meinte er es in der ersten Zeit seiner Entwickelung mit der Religion ernst und hatte den besten Willen, sein durch innere Streitigkeiten zerklüftetes Volk sittlicher zu machen und zu einigen. Er bezeichnete sich selbst in der ersten Zeit als Reformator und Wiederhersteller der reinen, dem Abraham geoffenbarten Religion, welche durch Juden und Christen in gleicher Weise gefälscht sei. Er erkannte die ganze Reihe der biblischen Personen, von Adam bis Christus, als von Gott gesandte Propheten an, welche gleichfalls der reinen wahren Religion zugethan gewesen seien, und verlangte erst später, als der letzte und größte Prophet, als das Siegel der Propheten anerkannt zu werden. Als der eigentliche Mittelpunkt dieser wahren Religion galt ihm der Glaube an die Einheit Gottes, als des Schöpfers und alleinigen Herrschers der Welt und des Menschen, dessen ganzes Leben durch Gottes Hand geleitet werde und von Gott von Ewigkeit vorher bestimmt sei, dem der Mensch sich mit dem lebendigsten Glauben hinzugeben habe.

Außer dem Glauben an Gottes Einheit forderte er aber auch den Glauben an die Sendung des Propheten, an ein Leben nach dem Tode, an den Tag des Gerichts, an welchem die von Gott Erwählten für die ewigen Freuden des Paradieses, die von Gott Verworfenen aber für die ewigen Qualen der Hölle bestimmt werden. Da die geistigen Kräfte des Menschen nicht zureichen, um Gott, der erkannt werden will und soll, zu erkennen, so hat sich Gott eben zum letzten mal durch die Sendung des Propheten Mohammed geoffenbart und durch diese Sendung des letzten und größten der Propheten allen Menschen Gelegenheit gegeben, die wahre Lehre von Gott und von der Bestimmung des Menschen und der Welt kennen zu lernen. Wer nun noch im Unglauben verharrt, der verfällt der ewigen Verdammnis in jenem Leben, denn er gehört zu den von Ewigkeit her Verworfenen. Der J., dessen Stifter selbst nur als Mensch, aber als die vorzüglichste aller Kreaturen angesehen sein wollte, ist nach der Ansicht desselben dazu bestimmt, Gemeingut der gesamten Menschheit, also **Weltreligion** zu werden. Wer sich ihm widersetzt, ist ein Feind Gottes und der wahren Religion. Mit je innigerm Glauben die ersten Anhänger Mohammeds an diese[illegible], je tiefer sie von der Wahrheit der von[illegible]gten Lehre überzeugt waren, desto stre[illegible]e sich auch verpflichtet, mit aller M[illegible]eindlichen Elemente zu bekämpfe[illegible] seiner Herrschaft zu erweitern [illegible] Hatte doch Mohammed selbst den Kampf gegen die Ungläubigen als eine Hauptpflicht für seine Anhänger hingestellt. Es bestimmt dieses Hauptgebot, dessen Erfüllung wie die der andern kanonischen Pflichten, nämlich des Gebets, des Almosens, des Fastens während des Monats Ramadhân und der Pilgerfahrt nach Mekka, zu den Grundpfeilern des J. gehört, lautet, so wie bestimmt sind die Aussprüche des Korân über verschiedene Dogmen des J. Dies hat später die heftigsten Streitigkeiten, z. B. über den Begriff der Einheit Gottes, über die Prädestination, über das Unerschaffensein und die Ewigkeit des Korân, über die Nachfolge des Propheten veranlaßt.

Die **Sittenlehre des Korân und der Sunna** ist unstreitig die beste Seite des J. Sie beruht völlig auf dem tiefsten und lebendigsten Glauben an Gott und die Sendung des Propheten. Frömmigkeit, Wohlthätigkeit, Brüderlichkeit der Gesinnung, Treue, Mäßigung werden allenthalben in eindringlichster Weise vorgeschrieben, aber diese Tugenden sollen nicht um weltlicher Rücksichten oder irdischen Vorteils wegen, sondern lediglich nur um Gottes und seines Lohnes willen geübt werden, sie sollen also nicht nur äußerlich legale Handlungen, sondern ein Ausfluß der innern sittlichen Gesinnung sein. So tief diese Anschauungen auch sind, so tief auch namentlich die Lehre vom Glauben im J. gefaßt wird (vgl. L. Krehl, Beiträge zur Charakteristik der Lehre vom Glauben im Is., Lpz. 1877), so zweifelhaft erscheint auf der andern Seite der Wert dieser Moral, wenn man bedenkt, daß der Standpunkt dessen, der sie lehrte, ein durchaus partikularistischer war und diese Bethätigung der sittlichen Gesinnung seiner Meinung nach nicht allen Menschen, sondern nur den Muslims gegenüber in das Werk gesetzt werden sollte. So zog er zwischen den Bekennern seiner Religion und den Andersgläubigen eine unübersteigliche Scheidewand und nährte einen religiösen Partikularismus, welcher notwendig einen unbesiegbaren, starren Glaubensstolz zur Folge haben mußte, der sich denn auch im Laufe der Zeit in der verschiedensten Weise geltend gemacht hat.

Korân und Sunna enthalten zugleich auch alle Bestimmungen und Gesetze für das Staats-, Civil-, Kriminal- und Polizeirecht, welche, da sie von dem Religionsstifter selbst herrühren, als für alle Zeiten gültige Offenbarungen gehalten wurden. Reichen diese gesetzlichen Bestimmungen für die im Laufe der Jahrhunderte in der mannigfachsten Weise veränderten Verhältnisse des bürgerlichen und staatlichen Lebens natürlich auch nicht mehr aus, so muß dennoch bei allen Rechtsentscheidungen auf die im Korân und in der Sunna gegebenen Bestimmungen als auf die letzte Instanz zurückgegangen werden, und so beruht auch die mohammed. Rechtswissenschaft, wie die Theologie, auf der wissenschaftlichen Erklärung des Korâns und der Sunna. Das alte zum Staatsgesetz gewordene Gebot Mohammeds, den J. mit dem Schwerte in der Welt zu verbreiten, bis dieselbe entweder bekehrt ist oder sich ihm unterworfen hat und Tribut zahlt, haben die nächsten Nachfolger Mohammeds nach Kräften zu befolgen gesucht. Kaum nach Verlauf eines Jahrhunderts nach dem Tode des Propheten war die Herrschaft des J. durch Waffengewalt weit über die Grenzen Arabiens hinaus, nach Syrien, Persien, Ägypten, über die ganze Nordküste Afrikas bis tief nach Spanien hin verbreitet. Trotz der mit

die Ämter Offenbach, Dreieich und Wenings. Der jetzige Standesherr ist Fürst Karl von J., geb. 29. Juli 1838, litterarisch bekannt unter anderm durch die Schrift «Die neue Ära in Baden» (Frankf. 1866), in der er seinen Gegenstand vom kath. und großdeutschen Standpunkte aus beleuchtete. — An der Spitze des gräfl. Nebenastes J.-Philippseich, welcher im Großherzogtum Hessen das Paragium Amt Philippseich besitzt, steht der Graf Ferdinand, geb. 15. Okt. 1841, der den Titel Erlaucht führt und als Chef seines Hauses Mitglied der Ersten Kammer in Hessen-Darmstadt ist. Der jüngere Bruder des obenerwähnten Grafen Wilhelm Moritz, des Begründers des Nebenastes Philippseich, Graf Georg August von J., geb. 5. Nov. 1741, gest. 21. Nov. 1822 als bayr. Generallieutenant, stiftete die gräfl. Nebenlinie Ysenburg-Philippseich. Sein Sohn, Graf Wilhelm Christoph (geb. 15. Juni 1782, gest. 29. Febr. 1860), bayr. General der Infanterie, ist der Vater des gegenwärtigen Hauptes dieses Nebenzweigs, des Grafen Georg, geb. 7. Sept. 1813.

In der zweiten Hauptlinie J.-Büdingen gründeten die vier Söhne des Stifters derselben wieder vier Speziallinien, nämlich J.-Büdingen, J.-Wächtersbach, J. zu Meerholz und J. zu Marienborn, welche letztere 1725 ausstarb, womit deren Besitzungen an J. zu Meerholz fielen. Die Linie J.-Büdingen zu Büdingen (die Hauptlinie) besitzt unter großherzogl. hess. Oberhoheit die Ämter Büdingen und Mockstadt. Der gegenwärtige Standesherr, Fürst Bruno von J. (geb. 14. Juni 1837), ist der Sohn des Fürsten Kasimir II. von J. (geb. 14. Dez. 1806, gest. 16. Febr. 1861). Letzterer succedierte infolge Abtretungsurkunde vom 1. Nov. 1848 seinem Vater, dem Fürsten Kasimir Ernst von J., großherzogl. hess. Generallieutenant, der 1840 mit seiner gesamten Nachkommenschaft von dem Großherzog von Hessen in den Fürstenstand erhoben wurde. Die Linie J.-Wächtersbach besitzt 110 qkm unter hess. und preuß. Oberhoheit. Standesherr ist der Fürst Ferdinand, geb. 24. Okt. 1824, welcher seinem Vater, dem Grafen Adolf von J. (geb. 26. Juli 1795, gest. 22. Aug. 1859), durch Abtretungsurkunde vom 9. Okt. 1847 folgte und 1865 in den kurhess. Fürstenstand erhoben wurde. Die Linie J. zu Meerholz, die unter preuß. Oberhoheit das Amt Meerholz, unter hessischer das Amt Marienborn besitzt, hat zum Haupte den Standesherrn und Grafen Karl, geb. 26. Okt. 1819. Vgl. Simon, «Geschichte des reichsständ. Hauses Ysenburg und Büdingen» (3 Bde., Frankf. 1865).

Isenburg, Flecken in der preuß. Rheinprovinz, Regierungsbezirk Koblenz, Kreis Neuwied, an der Sayn, mit 678 E. und den Resten der Stammburg des Hauses J.

Isenschnippe, Schloß bei Gardelegen (s. d.).

Iseosee, Lago Sebino oder d'Iseo (Lacus Sevinus), der See des Oglio (s. d.), liegt 197 m über dem Meere, südlich vom Val Camonica, auf der Grenze der ital. Provinzen Bergamo und Brescia. Im obern Teile ein malerischer Klusensee, von N. nach S. gerichtet, im untern ein Erosionssee, S-förmig nach W. umbiegend, ist er 24 km lang, 2—5 km breit, 62 qkm groß und bis 298, im Mittel 150 m tief. Außer dem Oglio, der zwischen Lovere und Pisogne in den See tritt und bei Sarnico denselben wieder verläßt, empfängt er bei Castro die Borlezza. Mitten aus dem See ragt zwischen den kleinen Eilanden San-Paolo und Loreto der malerische Monte d'Isola mit den Fischerdörfern Siviano und Peschiera und der großartigen Ruine des Castello di Martinengo hervor. Das westl. Ufer ist steil und wird von den Felsterrassen des Monte-Bronzone (1330 m) und des Monte-Torezzo gebildet; ein Bergpfad führt über dasselbe von Lovere nach Sarnico. Das östl. Ufer, an dem sich die kühne Felsenstraße von Pisogne nach Iseo hinzieht, wird vom Monte-Guglielmo (1955 m) beherrscht. Die wichtigsten Ortschaften des Sees sind am rechten Ufer (Provinz Bergamo): Lovère (Lanceris), am Nordende, Marktflecken mit 2937 E., und Sarnico, Städtchen mit bedeutender Seidenindustrie und 1857 E.; am linken Ufer (Provinz Brescia) Pisogne, stadtartig gebautes Dorf mit Eisenindustrie und 3926 E., und Iseo, Flecken mit 2546 E., merkwürdig durch die ausgedehnten Moränenhügel des alten Oglioglet[illegible]schers. Zwischen Iseo, Sarnico und Lovere wird der See von Dampfbooten befahren. Obwohl weniger großartig als die übrigen lombard. Seen, bietet doch der J. eine Reihe malerischer Landschaftsbilder dar. Von Iseo führt eine Fahrstraße südöstlich durch die Ebene nach Brescia, von Sarnico aus eine andere nach Palazzolo am Oglio und der Bahn Bergamo-Brescia.

Iser, rechter Nebenfluß der Elbe, entspringt 800 m über der Ostsee auf der Iserwiese, einer sumpfigen Hochebene im Isergebirge, am südöstlichen Fuße der Tafelfichte, bildet auf eine kurze Strecke die Grenze zwischen der preuß. Provinz Schlesien und Böhmen, fließt dann nach Böhmen und mündet nach einem Laufe von 125 km oberhalb von Altbunzlau. Militärisch wichtig wurde die Iserlinie in den ersten Tagen des Deutschen Kriegs von 1866. Das österr. Korps Clam-Gallas hielt nebst der Kavalleriedivision Edelsheim zur Deckung der linken Flanke gegen die von Sachsen her vordringende preuß. Erste Armee und die Elbarmee die Iserlinie besetzt. Diese Truppen wurden später durch die sächs. Truppen, welche nach Böhmen zurückgingen, bis auf 60000 Mann verstärkt und dem Befehle des Kronprinzen von Sachsen unterstellt, vermochten jedoch trotz tapfern Widerstandes die Iserlinie nicht zu halten. Die Kämpfe bei Münchengrätz, Hühnerwasser und Podol (25. bis 27. Juni) fielen durchweg günstig für die preuß. Waffen aus und bewirkten die Vereinigung der Ersten Armee mit der Elbarmee. Die Schlacht von Gitschin (29. Juni) nötigte das österr.-sächs. Heer zum Rückzuge nach Horzitz und zur Vereinigung mit der Hauptarmee bei Königgrätz unter Benedek. (S. Deutscher Krieg von 1866.)

Isera, Ort bei Roveredo (s. d.) in Südtirol.

Iseran, ein wenig praktikabler Col oder Paß von 2769 m Höhe inmitten der Grajischen Alpen, aus dessen Gletschern die Isère nach W., der Orco, ein linker Nebenfluß des Po, nach O. herabkommt. Der nach SO. gerichtete Paß führt zu einem 4045 m hohen Gipfel, welcher als Mont-Iseran bezeichnet wird. Von der Quelle der Isère zu der des Orco führt von O. nach W. gerade über die Gletschermassen der Col di Galisia in das Val di Locana.

Isère (bei den Alten Isăra), der bedeutendste linke Nebenfluß des Rhône in Frankreich, entspringt in mehr als 2300 m Seehöhe aus den Gletschern an der Nordseite des Iseran im franz. Depart.

und durch sie ist eine Erstarrung in dem ganzen J. entstanden, welche der Vorläufer einer, wie es scheint, unausbleiblichen Zersetzung desselben ist. Noch ist die Zahl seiner Anhänger (man zählt deren etwa 208,5 Mill.) eine sehr große, noch hat er ein sehr ausgedehntes Ländergebiet (aber nur im südl. Klima, für das er berechnet zu sein scheint) inne, noch hat der Glaube in ihm eine unleugbare Kraft und Gewalt, aber die sozialen Zustände des mohammed. Orients sind zum Teil so zerrüttet, daß an eine Regeneration desselben kaum gedacht werden kann. Die Gesamtheit der Mohammedaner verteilt sich folgendermaßen: Russisches Reich 7 700 000 (und zwar europ. Rußland 2 700 000, asiat. Rußland 5 Mill., wovon auf den Kaukasus fast 2 Mill., auf Sibirien 60 000, auf Centralasien 3 Mill. kommen), Osmanisches Reich 15 250 000 (und zwar europ. Türkei 2 600 000; asiat. Türkei 12 650 000); Bulgarien 600 000, Bosnien und Herzegowina 450 000, Griechenland 40 000, Rumänien 30 000, Serbien 15 000, Montenegro 4000; nichtrussisches Centralasien 5 Mill.; Persien, Afghanistan und Balutschistan 8 Mill.; unabhängiges Arabien 3 700 000, China 4 Mill., Indobritisches Reich (1881) 50 121 585; Malakka und die Inseln des Ostindischen Archipels und des Indischen Ozeans 13 500 000; Afrika 100 Mill.; insgesamt also etwa 208,5 Mill. Seelen.

Vgl. Wolff, «Die Drusen und ihre Vorläufer» (Lpz. 1845); Garcin de Tassy, «L'islamisme d'après le Coran» (3. Aufl., Par. 1874); Scholl, «L'islam et son fondateur» (Neuchâtel 1874); Arnold, «Islam, its history, character and relation to christianity» (Lond. 1874; deutsch, «Der Islam», Berl. 1874); A. von Kremer, «Geschichte der herrschenden Ideen des J.» (Lpz. 1868); derselbe, «Kulturgeschichtliche Streifzüge auf dem Gebiete des J.» (Lpz. 1873); derselbe, «Kulturgeschichte des Orients unter den Kalifen» (2 Bde., Wien 1875); Osborn, «Islam under the Arabs» (Lond. 1876); Bosworth Smith, «Mohammed and the Mohammedanism» (2. Aufl., Lond. 1876); Vámbéry, «Der J. im 19. Jahrh.» (Lpz. 1875).

Island, d. i. Eisland, die im hohen Norden zwischen 63° 24′ bis 66° 33′ nördl. Br. und 6° 59′ westl. bis 4° 9′ östl. L. (von Ferro) 260 km von Grönland und 1010 km von Norwegen entfernt gelegene, zu Dänemark gehörige Insel. Bei einer Längenausdehnung von 490 km und einer Breite (von N. nach S.) von 375 km umfaßt die Insel ein Areal von 104 785 qkm, von denen nur 42 068 bewohnbar sind. Im W. und N. schneiden tiefe und bedeutende, im O. kleinere Fjorde in das Land ein und bilden vortreffliche Häfen in großer Zahl. Diese fehlen nur an der Südküste, wo in einer Strecke von 185 km die hohen Gletscherplateaus fast unmittelbar aus der See aufsteigen und nur einen schmalen, von Sandriffen belagerten Landstreifen übrig lassen. Der nordwestl. Teil J.s besteht aus einer über 13 700 qkm großen, selbst wieder vielfach zerklüfteten Halbinsel, welche zwischen den großen Meeresbuchten Breithifjord und Hunafloi mittels eines nur 7,5 km breiten Isthmus mit dem übrigen Lande zusammenhängt. Mit Ausnahme schmaler Küstenstriche und einer ausgedehntern Flachlandsbucht an dem nördlich von Reykjavik gelegenen Faxafjord ist die ganze Insel ein Gebirgsland von durchaus vulkanischer Natur, ein flachgewölbtes, nahe der Mitte etwa 700 m erhobenes Plateau mit aufgesetzten Bergmassen, unzähligen Kegeln und Kuppen, das aus ältern und jüngern vulkanischen Gesteinen besteht. Die Hochebene, die namentlich im Innern eine schauerliche Lavawüste bildet, fällt bald sanft, bald in bis 300 m aufstarrenden Felswänden zu den zerschnittenen Küsten ab, durchfurcht von tiefen Spalten, Flußthälern und Seebecken, und überdeckt mit Felsblöcken, Geröll, Sand- und Lavafeldern (Hraun), Schnee- und Eismassen. Inselartig erheben sich aus letztern die mit Gletschern («Jökulls») belasteten Berge von 1000 bis zu 2000 m, deren dichtgestellte Massen den Süden der Insel vom Norden absperren, sodaß der Verkehr zwischen diesen beiden Teilen nur auf einigen wenigen, durch völlig pflanzenlose Gegenden ziehenden Wegen ermöglicht wird. Unter den vielen Vulkanen, welche wie die häufigen Erdbeben, oft furchtbare Verwüstungen angerichtet haben, ist die 1557 m hohe Hekla (s. d.) der bekannteste, der seit 1727 ruhende Öräfajökull (1959 m) aber der höchste. In unmittelbarem Zusammenhange mit den vulkanischen Kräften J.s steht die große Anzahl von lauwarmen Quellen (Laugar, d. i. Bäder), heißen Springquellen (Hverar), unter denen der Geiser (s. d.) die berühmteste, von Schwefelquellen (Namur, eigentlich Mühlen oder Gruben), Schwefelpfuhlen und Schlammvulkanen. Die Flüsse, gewöhnlich nicht über 150 km lang, haben teils starkes Gefälle mit Kaskaden, teils durchfließen sie in ebenem Terrain festen Wiesen- und Wiesenboden, teils auch ausgedehnte Sumpfstrecken. Unter den Seen ist außer dem Myvatn mit seinen vulkanischen Umgebungen im Norden noch das Thingvallavatn im Südwesten bemerkenswert.

Das Klima ist unbeständig, feucht und nebelig. Das angetriebene Eis liegt an der Nord- und Ostküste bisweilen bis zum Juni oder Juli, erreicht aber nie die Südwestküste. Orkane sind nicht selten. Zu Reykjavik beträgt die mittlere Temperatur des Jahres + 4,1°, des Winters — 1,3°, des Sommers + 12° C., dagegen zu Akureyri an der Nordküste die des Jahres 0°, des Winters —6,1°, des Sommers + 7,5° C. Getreide kommt nur ausnahmsweise zur Reife, und außer zwei Arten von Zwergbirke, dann einigen Weidenarten und dem Vogelbeerbaume gedeiht kein Baum. Die Heidel- und Erdbeeren reifen erst im August oder September. Brot ist außerhalb der Hafenorte ein Leckerbissen. Strandhafer, Löffelkraut, Engelwurz, Isländisches Moos und gewisse Arten von Tangen werden als Nahrungsmittel gebraucht. Der Anbau von Kartoffeln und Küchengewächsen, insbesondere von Kohl, nimmt von Jahr zu Jahr zu. Der Hauptreichtum des Landes bildet die Viehzucht, durch vorzüglichen Wiesenwachs und ausgedehnte Weiden begünstigt. Obgleich Torf und Braunkohlen (Surturbrand) vorhanden sind, bedient man sich vielfach als Brennmaterial des Treibholzes und der eingeführten Steinkohlen, auch wohl getrockneten Schafmistes. Von nutzbaren Mineralien findet man Sandstein, Zeolith, Kalkspat, Chalcedon, Porzellanerde und in geringem Umfang Schwefel, dessen Ausbeutung (Schwefeldistrikt von Krisuvik) jedoch erst neuerdings wieder durch Engländer begonnen hat, nachdem dieselbe längere Zeit infolge von Erschöpfung der Gruben ins Stocken geraten war. Von Tieren sind der Polarfuchs mit bläulichem Pelz und der Seehund, von Vögeln die Schneehühner, Schwäne und besonders die Eidergänse von Wichtigkeit. Hauptgegenstände des Fi-

ergiebigen Fischfangs sind der Kabeljau und der Hakall, ein Haifisch mit thranhaltiger Leber. Den wichtigsten Teil der Viehzucht bildet die Zucht der Schafe, die zuweilen vier Hörner haben und treffliches Fleisch sowie gute Wolle liefern. Rindvieh, meist ungehörnt, wird hauptsächlich der Milch wegen gezogen. Bedeutender ist die Zucht von Pferden, die zwar klein, aber flink, ausdauernd und mit magerer Kost zufrieden sind. Die seit 1770 aus Lappland eingeführten Renntiere haben sich in die einsamsten Gegenden zurückgezogen.

Die Zahl der Bewohner, die sich sämtlich zur luth. Kirche bekennen, ist trotz der großen Fruchtbarkeit der Frauen ziemlich stationär geblieben. Sie belief sich zu Anfang des 12. Jahrh. etwas über 80000, 1703 auf 50444, 1801 nur auf 47240, 1855 auf 64603, 1. Okt. 1880 auf 72440. Davon lebten 75 Proz. von der Viehzucht und nahezu 20 Proz. von der Fischerei. Infolge häufiger Epidemien ist die Sterblichkeit sehr groß; von 1000 Lebenden stehen nur 472 im 1. bis 20., 456 im 20. bis 60. und 72 über dem 60. Lebensjahre. Skorbut, Gicht, Leberleiden, Grippe, Maulsperre sind gewöhnliche Krankheiten. Die Isländer sind germ. Abkunft, ernst und treu, gastfrei und patriotisch, von reinen Sitten und nicht gemeiner Ausbildung, namentlich auch sehr vertraut mit der in den Sagas und Gedichten aufbewahrten ältern Geschichte ihres Vaterlandes. Ihre Sprache ist noch immer die alte norwegische, fast in ursprünglicher Reinheit, und besitzt eine reiche, höchst bedeutende Litteratur. Obgleich die Kinder ihren Unterricht regelmäßig nicht in Schulen, sondern nur von ihren ältern unter Aufsicht der Geistlichen erhalten, dürfte sich doch kaum ein Isländer finden, der nicht lesen und schreiben könnte. Die Industrie beschränkt sich auf den Hausfleiß, welcher die Wolle teilweise zu Strümpfen und Handschuhen) verarbeitet. Handwerker gibt es nur wenige auf der Insel. Jeder ist in allen Stücken sein eigener Handwerker. Der Handel war bis 1854 königl. Monopol, ist aber seitdem allen dän. Unterthanen freigegeben, gegen gewisse Abgaben, oder unter Voraussetzung der Reciprozität auch ohne solche, aber auch Fremden gestattet. Letztern sind 6 Häfen geöffnet. Autorisierte Handelsplätze gibt es (1882) 34. Die wichtigsten Gegenstände des Umsatzes sind vor allem die Fischereiprodukte (Stock- und Plattfisch, Thran, Fischeier, Fischleim), Talg und gesalzenes Schaffleisch, Wolle, wollene Strümpfe und Handschuhe, Eiderdunen, Federn, Schaf- und Fuchsfelle, Schwanfedern und Pferde. Der Hauptmarkt für die Produkte des Fischfangs ist Spanien, für Wolle und Pferde England; das übrige geht meist nach Kopenhagen.

I. hat seit 5. Jan. 1874 seine eigene Verfassungsurkunde, die mit 1. Aug. 1874 in Kraft trat und neben einem Gesetze vom 2. Jan. 1871 über die verfassungsmäßige Stellung J.s im Reiche die staatsrechtlichen Verhältnisse der Insel regelt. Die Volksvertretung (Althing) besteht aus 30 vom Volke gewählten und 6 vom König ernannten Mitgliedern und teilt sich in zwei Kammern, in deren oberer die 6 ernannten und 6 gewählte Mitglieder sitzen, während die übrigen 24 gewählten Mitglieder die untere Kammer bilden. Sie hat das Steuerbewilligungsrecht und beschließenden Anteil an der gesetzgebenden Gewalt. In politisch-administrativer Hinsicht hat die Insel einen Landeshauptmann über sich; sie zerfällt in zwei Ämter, das Süd- und Westamt und das Nord- und Ostamt. An der Spitze der Ämter stehen zwei Amtmänner in Reykjavik für das Süd- und Westamt und in Mödruvellir bei Akureyri für das Nord- und Ostamt. Das erstere zerfällt in 14 Sysler, von denen indessen mehrere in einer Hand vereinigt sind, das letztere in 6 Sysler; die Sysselmänner, welche diesen Bezirken vorstehen, sind zugleich Richter erster Instanz, Verwaltungsbeamte, Kasseneinnehmer u. s. w. Als zweite Instanz besteht in Reykjavik unter dem Vorsitz des Landeshauptmanns ein Landesobergericht, von dem an das Höchste Gericht in Kopenhagen appelliert wird. In kirchlicher Hinsicht bildet die ganze Insel ein Bistum (früher zwei) mit einem eigenen Bischof, unter welchem (1870) 20 Propsteien, 141 Pfarreien und 299 Kirchen stehen. Militär und befestigte Punkte gibt es auf J. nicht. Hauptort der Insel ist Reykjavik (s. d.). Außerdem sind bemerkenswert: Akureyri (s. d.) und Isafjord, nächst Reykjavik die wichtigsten Handelsplätze; Bessastadir, früher Sitz der Gelehrtenschule, jetzt ein großer Hof mit Kirche und Observatorium; Hafnarfjord, mit einem der besten Häfen der Insel; Skalholt, mit einer schönen Kirche, früher Bischofssitz, wie auch Holar (im Westen von Akureyri), mit massiver Domkirche.

Geschichtliches. Die Insel J., früher irrtümlich für das alte Thule (s. d.) gehalten, seit 795 von irischen Mönchen an einzelnen Stellen der Süd- und Ostküste bewohnt, erhielt den größten Teil seiner Bevölkerung von Norwegen, wo es zuerst durch die zwischen 860—870 aufeinander folgenden Reisen des Nadd-Odd, des Gardar, des Floke bekannt wurde. Von letzterm erhielt es wegen des vielen Treibeises, das er in den Buchten aufgehäuft fand, den Namen Island, d. h. Eisland. Der erste, welcher sich zunächst (870) an der Südküste, bleibend (seit 874) in dem spätern Reykjavik einen festen Wohnsitz gründete, war der Norweger Ingolf mit seinen Angehörigen und Verwandten. Bald folgten demselben andere aus der Heimat nach. Da nämlich gleichzeitig der König Harald Haarfager durch Besiegung der übrigen Könige Norwegens sich zu dessen Alleinherrscher, durch Besteuerung der Odalsgüter die freien Grundbesitzer zu seinen Pächtern gemacht, zogen alle, die den neuen Verhältnissen sich nicht fügen mochten, außer Landes und meist nach J. Während die Verfassung der einzelnen Niederlassungen auf der Insel anfangs auf der priesterlichen und zugleich richterlichen Gewalt der Tempelvorsteher (Goden) beruhte und eine monarchisch-aristokratische war, bildete sich seit der Vereinigung der Einzelherrschaften für das Land eine aristokratisch-republikanische Gesamtverfassung aus. Den Grund dazu legte (930) Ulfliot's für die ganze Insel gültige Gesetzgebung und seine Errichtung des Althing, einer aus den kundigsten Männern aller Bezirke zusammengesetzten Versammlung, die unter dem Vorsitze des «Gesetzsprechers» jeden Sommer 14 Tage lang auf der großen Thingvallaebene die oberste Gerichtsbarkeit übte und über die Angelegenheiten des Landes beriet. Neben dieser Versammlung wurden seit 965 eine Anzahl ähnlicher Thinge für die einzelnen Bezirke der Insel eingerichtet, diesen endlich auch 1004 durch Njal ein besonderes höchstes Gericht (das Fünftegericht) beigefügt. Das Christentum wurde 1000 angenommen und wenig später (1080—1105) zwei

Bischofssitze in Holar und Skalholt errichtet. Die hiermit eingeführte Kenntnis lat. Schrift und Sprache, abendländ. Litteratur und Gelehrsamkeit fand auf J. einen um so empfänglichern Boden, als Dichtkunst und geschichtliche Erzählung bereits mehr denn anderwärts im german. Norden gepflegt wurden. Häufig unternahmen auch die Isländer in früherer Zeit Reisen vorzugsweise nach dem Norden, und dies führte (983) zur Entdeckung Grönlands und (um 1000) eines Teils von Amerika, den man Helluland, Markland und Vinland nannte. Später fühlte man sich nach dem Orient und nach Europa zur Befriedigung der religiösen und wissenschaftlichen Bedürfnisse gezogen. Die staatlichen Verhältnisse wie die Blüte des geistigen Lebens und reger Verkehr nach außen hatten um den Anfang des 13. Jahrh. ihren Höhepunkt erreicht (s. Snorri Sturluson), als infolge zunehmender Macht und gegenseitiger Eifersucht einzelner Großen es dem König Hakon V. von Norwegen 1262 gelang, die Vereinigung der Insel mit Norwegen einzuleiten, welche sein Nachfolger Magnus VI. 1264 vollendete. Mit Norwegen gelangte J. 1380 an Dänemark, bei dem es auch verblieb, als Norwegen 1814 mit Schweden vereinigt wurde.

Gegen Ende des 14. Jahrh. gerieten Wissenschaften und Künste, welche seit der Einführung der norweg. Herrschaft zu sinken begannen, in gänzlichen Verfall; doch hoben sie sich allmählich wieder, seitdem König Christian III. von Dänemark die Reformation 1540 einzuführen begann, die aber erst 1551 völlig durchgeführt wurde. Im 17. Jahrh. wurde die Insel von algier. Seeräubern heimgesucht, welche 1627 eine Masse Menschen mordeten und raubten. Im 18. Jahrh. hatte sie 43 Jahre Mißwachs und 18 mal Hungersnot zu ertragen. Dennoch bildeten sich seit der Mitte des 18. Jahrh. auf J. mehrere Gesellschaften, die wesentlich zur Verbreitung der Aufklärung und Bildung des Volks beitrugen. Während des Kriegs zwischen England und Dänemark 1809 bemächtigte sich ein zu den Engländern übergelaufener dän. Matrose, Jörgen Jörgensen, der mit einem armierten engl. Handelsschiffe nach Reykjavik gekommen war, der unbewaffneten Stadt und der höchsten Gewalt, wurde aber nach anderthalb Monaten (Aug. 1809) von den Engländern selbst wieder verjagt, gerade als eine gegen ihn gerichtete Verschwörung im Ausbruche begriffen war. Auf J. herrschte 1824 und 1825 abermals große Hungersnot, namentlich infolge heftiger vulkanischer Ausbrüche in den vorhergehenden Jahren, und 1827 eine heftige Epidemie, die nicht minder zahlreiche Opfer forderte. Nachdem das Althing volle neun Jahrhunderte bestanden, wurde es im Anfang des 19. aufgelöst und erst zufolge der königl. dän. Verordnung vom 8. März 1843 reorganisiert; heftige Verfassungskonflikte, welche mit Dänemark seit 1848 sich ergaben, fanden in dem Verfassungsgesetz vom 5. Jan. 1874 ihren Abschluß.

Vgl. Thienemann und Günther, «Reise im Norden Europas, vorzüglich in J. in den J. 1820 und 1821» (Lpz. 1827); Ebel, «Geogr. Naturkunde von J.» (Königsb. 1850); Sartorius von Waltershausen, «Physik.-geogr. Skizze von J.» (Gött. 1847), und dessen «Geolog. Atlas von J.» (Gött. 1853); ikner, «J., undersögt fra et lägevidenskabligt nkt» (Kopenh. 1849); Winkler, «J., seine er, Landesbildung und vulkanische Natur» (Braunschw. 1861); Preyer und Zirkel, «Reise nach J. im Sommer 1860» (Lpz. 1862); K. Maurer, «J. von seiner ersten Entdeckung bis zum Untergange des Freistaats» (Münch. 1874); Eaton, «Summer travelling in Iceland» (Lond. 1880); Kalund, «Bidrag til en historisk topografisk Beskrivelse af Island» (2 Bde., Kopenh. 1877—82); Vgl. «Guide to Iceland» (Charlton 1882); Thoroddsen, «Islands beskrivelse» (Kristiania 1883).

Isländisches Moos oder Lungenmoos nennt man eine Pflanze aus der Klasse der Flechten, nämlich die isländische Tartschenflechte (Cetraria Islandica), welche im Norden Europas, in Island, Norwegen und Schweden im Flachlande häufig wächst, in Deutschland aber mehr auf Bergen gefunden wird, übrigens durch fast ganz Europa verbreitet ist. Sie bildet 4—10 cm hohe dichte Rasen, welche aus einem meist aufrechten, unregelmäßig geschlitzten und gelappten, oben grasgrünen oder bräunlichen, unterseits weißlichen Laube von lederartiger, etwas knorpeliger Substanz besteht, mit linealischen, rinnigen, durch kurze Borstchen gewimperten Lappen. Die bei uns sehr ziemlich selten entwickelnden Früchte bilden schüsselförmige, glänzend braune Organe, welche an den Rändern breiter Abschnitte des Laubes stehen. In Nordamerika dient das Isländische Moos als Nahrungsmittel, indem man ihm einen Teil seiner Bitterkeit mittels Einweichen in Wasser entzogen hat. Außer seinem magen- und nervenstärkenden Bitterstoff (Cetrarin) enthält es viel Stärkemehl (Flechtenstärke, Lichenin) in seinen Zellen; in der Arzneikunde wird es bei verschiedenen Brustleiden, langwierigen Katarrhen, Blutspucken und Auszehrung angewendet und als Thee, als Gallerte oder auch mit Chokolade verbunden, welche man dann Mooschokolade nennt, gegeben. Namentlich erweist es sich in Verbindung mit Carragheenmoos (s. d.) und dem Wurzelstock des Engelsüßkrauts (Polypodium) als Thee gegeben als ein sehr mildes Mittel gegen Heiserkeit und Husten. (Vgl. Tafel: Flechten, Fig. 7.)

Isländische Sprache und Litteratur, s. u. Nordische Sprachen und Litteraturen.

Islas-Chafarinas, s. unter Presidios.

Islay, eine der innern Hebriden (s. d.).

Isle, alte Form des franz. Ile (Insel).

Isle, Fluß im mittlern Frankreich, kommt aus dem westl. Teile der Berge von Limousin und fließt durch die Depart. Obere Vienne, Dordogne und Gironde, nimmt links die Obere Vézère und rechts die Dronne auf und mündet bei Libourne rechts in die Dordogne nach einem Lauf von 235 km, von denen 143 schiffbar sind.

Isle (sur les Sorgues), Stadt im franz. Depart. Vaucluse, 22 km östlich von Avignon reizend an der zum Rhône gelegenen Sorgue gelegen, Station der Linie Avignon-Perrache der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, zählt (1876) als Gemeinde 6508 E., hat Seidenhaspelei und -Spinnereien, Wollspinnereien, Fabrikation von Wolldecken, Alpentuch, Hüten, Lederriemen, Conserven und handelt mit Trüffeln und eingemachten Früchten.

Islebius magister, s. Agricola (J.).

Isle Bonaparte, 1809—14 Name der Insel Réunion (s. d.).

Isle Bourbon, vor der Französischen Revolution und 1814—48 Name der Insel Réunion

Isle d'Albi oder Lisle, Gemeinde im Arrondissement Gaillac des franz. Depart. Tarn, rechts am Tarn, Station der Linie Perigueux-Figeac-Toulouse der Orléansbahn, hat eine Kirche aus dem 14. Jahrh. mit sehr alten Gemälden, und zählt (1876) 1743, als Gemeinde 4588 E., welche besonders Wein- und Getreidehandel treiben.

Isle-de-France, ehemalige franz. Provinz um Paris, welche unter den Bourbons bis 1790 die in den gegenwärtigen Depart. Seine, Oise, Seine-Oise, Seine-Marne, Eure-Loir und Aisne enthaltenen Landschaften Hurepoix, Brie Française, Gâtinois-Français, Mantais, Verin Français, Beauvaisis, Valois, Soissonnais, Noyonnais, Laonnais, Tardenois und Thimerais umfaßte. Es war dieser Landesteil nicht nur das Herz, sondern auch als Erbland der Capetinger recht eigentlich der Kern Frankreichs, um welchen die Nachfolger Hugo Capets im Laufe der Zeit mit Glück und Geschick die Bruchstücke des zersplitterten westfränk. Reichs Karls des Kahlen zum neuen Frankreich sammelten. — J. nannten die Franzosen auch die Insel Mauritius (s. d.), die sie von 1715 bis 1810 im Besitz hatten.

Isle-Jourdain, Stadt im franz. Depart. Gers, Arrondissement Lombez, 20 km im NO. von Lombez, rechts an der zur Garonne gehenden Save und an der Linie Toulouse-Auch der Französischen Südbahn, zählt (1876) 2248, als Gemeinde 4671 E. Sie führt den Namen nach einem ihrer Seigneurs, der während des ersten Kreuzzugs im Jordan getauft worden war und 1126 starb.

Isle Madame, Insel südlich von Cape-Breton (s. d.).

Islettes (Défilé des), s. unter Argonnen.

Islimje, Islivné oder Sliwno, Stadt in der türk. autonomen Provinz Ostrumelien, hart am steilen Südabhange des Balkan in 286 m Höhe gelegen, hat gegen 30 Moscheen, eine armen. und drei griech. Kirchen und eine Synagoge. Die 24000 überwiegend mohammed. E. halten einen bedeutenden Jahrmarkt und fabrizieren Gewehre, berühmtes Tuch, Rosenöl und gewinnen Seide und Öl.

Islington, Stadtteil von London in Middlesex, 3 km nördlich von St.-Paul, mit (1881) 282630 E., aus Ost- und West-J. bestehend, zugleich aus den Abteilungen Holloway, Highbury, Ball's Pond und einem Teile von Kingsland.

Isly, kleiner Fluß im östl. Teile von Marokko, nahe der algerischen Grenze, an welchem der franz. Marschall Bugeaud (s. d.) 14. Aug. 1844 mit 10000 Franzosen und 400 Mann arab. Hilfstruppen das marokk. Lager bei Dscharf-el-Aldar angriff, 11 Geschütze, 18 Fahnen und alle Zelte erbeutete und das feindliche Heer, welches den Emir Abd-el-Kader (s. d.) vorher unterstützt hatte, mit nur 63 Mann eigenem Verlust gänzlich auseinander sprengte. Dieser glänzende Sieg trug dem Marschall die Erhebung zum Herzog von J. ein und führte, nachdem noch Mogador beschossen worden war, zum Frieden mit Marokko.

Ismael, in der israel. Sage der Sohn Abrahams, welcher diesem von seiner ägypt. Sklavin Hagar geboren und dann der Ahnherr von 12 Fürsten ismaelitischer, d. i. (nord-)arabischer, und also mit den Israeliten verwandter Stämme, wie der Hagariter, Nabatäer, Ituräer, geworden sein soll.

Ismaeliden, s. Assassinen.

Ismail, bis zum Pariser Frieden vom 30. März 1856 die Hauptfestung der russ. Provinz Bessarabien, darauf die Hauptstadt des von Rußland abgetretenen bessarab. Grenzgebietes von Rumänien, und seit dem Frieden von San-Stefano am 3. März 1878 wieder im Besitze Rußlands, am linken Ufer des Kilia- oder nördl. Donaumündungsarmes, zwischen Reni und Kilia, 60 km im Osten von Galacz gelegen, war vor 1790, wo Suworow 22. Dez. die früher starke Festung erstürmte, noch ungleich wichtiger und zählte damals 30000 E. Schon früher, 6. Aug. 1770, hatten es die Russen genommen, und 26. Sept. 1809 geschah dies zum dritten mal. Nachdem der Ort durch den Bukarester Frieden von 1812 an Rußland gekommen, hob er sich wieder, indem er zugleich Hauptstation der russ. Donauflotte wurde. Mit der 1810 von Moldauern, Armeniern, Griechen u. s. w., welche das türk. Gebiet verlassen hatten, nahe unterhalb der Festung neugegründeten und bloß dem Handel und dem Gewerbe gewidmeten Stadt Tutschkow erhielt J. 1830 eine ganz abgesonderte Verwaltung. Die Doppelstadt zählte 1835 erst 16000, 1856 schon 31779 E. und nahm lebhaften Anteil an der Ausfuhr des Produktenreichtums von Südrußland. Zufolge des Pariser Friedens von 1856 wurden die Festungswerke geschleift, und J.-Tutschkow ist seitdem nur noch Handelsplatz mit (1882) 16329 E., lebhafter Schiffahrt und ansehnlicher Ausfuhr von Getreide, Wolle, Talg und Fellen.

Ismaïl Pascha, Vizekönig (Chedive) von Ägypten, der Sohn Ibrahim Paschas, geb. zu Kairo 31. Dez. 1830, erhielt zu Paris eine europ. Erziehung, wurde nach seiner Rückkehr zu verschiedenen diplomatischen Missionen nach Konstantinopel, Rom und Paris verwandt und hierauf von Said Pascha in den ägypt. Staatsrat berufen. Im J. 1861 führte er bei längerer Abwesenheit Said Paschas stellvertretungsweise die Regierung und wurde dann nach dem Sudan zur Unterdrückung eines Aufstandes geschickt, welche Aufgabe er schnell und energisch erledigte. Nach dem am 18. Jan. 1863 erfolgten Tode Saids trat J. die Regierung an und bekannte sich sofort zu den liberalen und reformatorischen Grundsätzen seines Vorgängers. Er hat sich große Verdienste um Ägypten erworben durch Erweiterung des Kanalsystems, durch Förderung des Baues des Suezkanals, durch Anlegung eines trefflichen Eisenbahnnetzes im Delta, durch großartige Hafenbauten in Alexandria, durch Errichtung von Schulen. Aber seine maßlose Verschwendungssucht brachte ihn und das Land um alle Vorteile seiner wirtschaftlichen Reformen. Obgleich er der Besitzer und Bewirtschafter des größten Teils des nutzbaren Bodens war, wodurch große Summen in seine Kasse flossen, griff er doch, um seine Einkünfte zu erhöhen, zu den schlimmsten Mitteln: im Lande wurden Zwangsanleihen gemacht, manche Jahressteuer zweimal erhoben, den Beamten kein Gehalt, den Lieferanten der Betrag ihrer Rechnungen nicht ausbezahlt. Da er durch Aufstellung eines ansehnlichen Heeres und einer Flotte das Mißtrauen der Pforte erregte, so kam es zu einem Konflikt, in welchem letztere, von den meisten europ. Großmächten unterstützt, den Chedive zur Auslieferung seiner Panzerschiffe nötigte (1870). Aber die reichen Geschenke, welche er bei einem Besuche in Konstantinopel darbrachte, verschafften ihm den Erlaß des Fermans vom 8. Juni 1873. Durch denselben wurde das bisherige Erbfolgerecht, wonach dem jeweiligen Chedive sein

ältester Bruder folgte, dahin abgeändert, daß zunächst der älteste Sohn des Chedive nachfolgen sollte, und solche Zugeständnisse gemacht, durch welche die Regierung des Chedive beinahe völlig unabhängig wurde.

Als Zeichen der Anerkennung der Oberhoheit des Sultans hatte der Chedive jährlich einen Tribut von etwa 9 Mill. Mark zu bezahlen, und im Russisch-Türkischen Kriege von 1877 mußte er der Pforte auf seine Kosten 6000 Mann zur Verfügung stellen. Seine Versuche, in der Richtung nach Süden seine Macht auszudehnen, hatten nicht alle einen guten Erfolg. Er eroberte zwar 1874 im Sudan die Provinz Darfor und verleibte sie Ägypten ein; aber sein Angriff auf Abessinien mißlang, er wurde mehrmals geschlagen und konnte kaum den Hafenplatz Massaua retten. Im J. 1875 mußte J., um den dringendsten Geldverlegenheiten zu entgehen, die noch in seinen Händen befindlichen 177000 Stück Suezkanal-Aktien um 4 Mill. Pfd. St. an die engl. Regierung verkaufen. Und doch mußte 1876 die Ausbezahlung der Coupons der Schulden der Daira, d. h. des Privatbesitzes des Chedive, auf ein Vierteljahr suspendiert werden. Zuletzt kam es so weit, daß er durch engl. Beamte sein Finanzwesen untersuchen ließ; daß, auf den Ausspruch der engl.-franz. Kommission, der Chedive seinen gesamten Grundbesitz an den Staat abtrat; daß in das neue Kabinett von 1878 der Engländer Wilson als Finanzminister, der Franzose de Blignières als Minister für öffentliche Arbeiten aufgenommen wurde und der Chedive selbst nur der Vollstrecker der Beschlüsse des Ministerrats sein sollte.

Diese Abhängigkeit vom Ministerrat ertrug er nicht lange. Zuerst wollte er durch eine Soldatenemeute in Kairo das Ministerium zum Rücktritt bringen; aber dieser am 18. Febr. 1879 ausgeführte Plan mißlang. Dann machte er seinen Staatsstreich vom 7. April: er legte den Konsuln der fremden Mächte den Entwurf einer finanziellen Reform vor, wollte den europ. Mächten immerhin ein Aufsichtsrecht in Finanzsachen zugestehen, beharrte aber auf der Entfernung der fremden Minister und berief ein aus lauter Eingeborenen bestehendes Ministerium. Aber Wilson und Blignières, welchen der Chedive ihre Entlassung zugeschickt hatte, weigerten sich, ohne ausdrückliche Ermächtigung ihrer Regierungen von ihrem Ministerposten zurückzutreten. In diesem Konflikt brachte eine Note der deutschen Reichsregierung die Entscheidung. Sie protestierte gegen das vom Chedive 22. April erlassene Dekret, wodurch die internationale Finanzkontrolle beseitigt werden sollte, und sprach jenem Dekret jede rechtsverbindliche Kraft ab. Sämtliche Großmächte schlossen sich diesem Protest an. Da J. dem Rate der Großmächte, freiwillig abzudanken, nicht folgte, so erhielt er 26. Juni vom Sultan den Befehl, sein Amt niederzulegen, und sein Sohn Tewfik Pascha wurde zum Chedive ernannt. J., welcher eine Civilliste von 50000 Pfd. St. erhielt, verließ Ägypten und begab sich mit seinen zwei jüngern Söhnen, Hussein Kamil Pascha und Hassan Pascha und mit seinem Harem nach Neapel und von dort, da sein Harem zu einer Interpellation in der ital. Kammer führte, 1881 nach Rom, nachdem er seinen Harem fortgeschickt hatte. (S. Ägypten.)

Ismailia, ägypt. Stadt auf dem Isthmus von Suez, am Suezkanal, an der Eisenbahn von Sagasig nach Suez und am Timsahsee 1863 regelmäßig angelegt. Hier ist der von Kairo aus durch das Wadi Tumilath gegrabene Süßwasserkanal durch die Schleuse von Nefisch mit dem maritimen Kanal verbunden und wendet sich dann in südl. Richtung dem Binnenhafen von Suez zu. Die Stadt ist eine besondere Mohafza oder Gouverneurschaft, Sitz eines Gerichtshofs erster Instanz, hat ein vizekönigl. Schloß, breite Straßen und mit Bäumen besetzte regelmäßige Plätze, zählt aber 1877 nur noch 1897 E. — J. ist auch der jetzige Name von Gondokoro (s. d.). [sarier.

Ismaïlier, mohammed. Sekte, s. unter Ali-

Ismene, Tochter des Ödipus (s. d.), nach der ältern Dichtung von einer zweiten Frau, nach den Tragikern von Jokaste (s. d.). Bei Sophokles erscheint sie im «Ödipus auf Kolonos» und in der «Antigone» als die mildere, aber weniger entschlossene und opferbereite Schwester der Antigone.

Ismene, der Name des 190. Asteroiden. (S. unter Planeten.)

Ismid oder Isk imid, das alte Nikomedia (s. d.) in Bithynien, Hafenstadt im nordwestl. Kleinasien, zum Vilajet Konstantinopel gehörig, 50 km im Ostnordosten von Isnik (dem alten Nicäa), an der Karawanenstraße und im Hintergrunde des Golfs von J. (Sinus Astacenus) des Marmarameers, auf hohen Hügeln gelegen, durch Eisenbahn mit Haidar Pascha bei Skutari, gegenüber von Konstantinopel, verbunden, mit etwa 3000 Häusern, ist der Sitz eines Paschas, eines griech. Metropoliten und eines armen. Erzbischofs, hat einen großen Hafen und zählt 15000 E. Hauptsächlich kommen Salz und das in den nahen Wäldern geschlagene Holz für die türk. Regierung zur Ausfuhr. Dem freundlichen Äußern der Stadt entspricht durchaus nicht das Innere mit seinen verfallenen Häusern, schmuzigen Gassen und armseligen Bazars. Von der alten Prachtstadt Nikomedia sind nur noch Mauern der Akropole, beim Arsenal ein schönes röm. Mauerwerk und eine große Cisterne vorhanden. Die Hauptzweige des Erwerbs sind Seidenweberei, Töpferei und Küstenschiffahrt.

Ismir, der türk. Name von Smyrna (s. d.).

Isnik (Iznikmid), Stadt im türk.-asiat. Vilajet Chodawendikjar, Sandschak Brussa, am östl. Ufer des Sees Isnik-Göll mit 500 E., ist das alte Nicäa (s. d.).

Isny, Stadt in Württemberg, Donaukreis, 15 km östlich von Wangen, an der bayr. Grenze und an der Linie Pfullendorf-J. der Württembergischen Staatsbahn, zählt (1880) 2601 E. und hat ein reiches Spital, eine Maschinenwerkstätte, einen Stahlhammer, Fabrikation von Zwirn, Seide, Peitschen u. s. w. Die frühere Benediktinerabtei, 1090 gegründet, ist jetzt Residenz der Grafen von Quadt-J. Von 1365 bis 1803 war J. Freie Reichsstadt.

Iso ..., griech. Vorsilbe, dem deutschen Gleich... entsprechend, bezeichnet, im Gegensatz zu Hetero..., das Gleiche (sowohl an Zahl, wie an Wert), Gleichartige, Gleichgestaltete.

Isobären oder Isobarometrische Linien, s. unter Isoklinische Linien.

Isobutterſäure, s. unter Butterſäure.

Isochimenen (von ἴσος, gleich, und χεῖμα, der Winter) sind Linien, welche auf einer Landkarte alle Orte, welche dieselbe mittlere Wintertemperatur besitzen, verbinden.

Isochromatisch (grch.), gleichfarbig.

Isochromfirnis ist ein Firnis, welcher vorzugsweise zum Überziehen von Ölbildern dient; derselbe wird hergestellt, indem man 1 Teil Mastix in 3 Teilen Terpentinöl löst und 2 Teile venet. Terpentin zufügt.

Isochronisch (grch.), gleichzeitig, in gleicher Zeit erfolgend, gleiche Zeit hindurch.

Isocyansäure, s. u. Cyan(-Verbindungen 2).

Isodynamische Linien, s. Isoklinische Linien.

Isoëteen (Isoëtëae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der heterosporen Lycopodiaceen. Sie umfaßt nur die Gattung Isoëtes (s. d.).

Isoëtes *L.*, Pflanzengattung aus der nach ihr benannten Familie der Isoëteen. Man kennt gegen 10 Arten, die meist in Europa und in den Mittelmeerländern vorkommen. In Deutschland finden sich zwei Arten, welche beide unter Wasser auf dem Grunde von Seen leben, die bekannteste davon ist I. lacustris, sie hat einen knolligen Stamm und pfriemenförmige, stielrunde, oft ziemlich lange Blätter; die Makro- und Mikrosporangien sitzen in den Achseln derselben, die Makrosporen haben eine höckerig verdickte Oberfläche.

Isogamä, s. unter Algen.

Isogeothermen (grch.), auf Erdkarten gezogene Linien, welche die Orte mit gleicher Bodenwärme verbindet. [Linien.

Isogonische Linien, s. unter Isoklinische

Isohypsen, Linien, die auf Karten alle Punkte von gleicher Meereshöhe miteinander verbinden.

Isoklinische Linien verbinden auf der Landkarte alle diejenigen Orte, wo die Neigung oder Inklination einer in ihrem Schwerpunkt aufgehangenen Magnetnadel, isodynamische Linien, wo die Intensität des Erdmagnetismus, isogonische Linien, wo die Abweichung der Magnetnadel von dem geogr. Meridian, isobarometrische Linien oder Isobaren endlich, wo die mittlern auf die Meeresfläche reduzierten monatlichen Barometerstände gleichgroß sind. Fig. 3 der Tafel: Isothermen zeigt die Isobaren über 760 mm Barometerstand in roten, unter 760 mm in blauen Linien. Die von den Isobaren abhängige Richtung der vorherrschenden Winde ist durch Pfeile ausgedrückt. Alle diese Linien haben einen unregelmäßigen, von der Konfiguration und Natur der Kontinente, der Meeresströmungen u. s. w. abhängigen Gang.

Isokrätes, einer der berühmtesten griech. Redner und Lehrer der Beredsamkeit, geb. zu Athen 436 v. Chr., bildete sich durch das Hören der Vorträge der Sophisten Prodikos, Tisias und Gorgias und des Staatsmanns und Redners Theramenes, sowie durch den Umgang mit Sokrates. Am öffentlichen Auftreten als Redner vor Gericht und in der Volksversammlung hinderte ihn eine schwache Stimme und eine gewisse Schüchternheit. J. wandte sich, nachdem er eine Zeit lang für andere Gerichtsreden verfaßt, einerseits dem Unterricht in der Beredsamkeit in einem ernstern Sinne zu, als die Sophisten ihn erteilten, andererseits einer litterarischen Thätigkeit, indem er Reden verfaßte, in welchen er Fragen des allgemeinen Wohls behandelte. So tief und weitgreifend sein Einfluß als Lehrer der Beredsamkeit, einer vollendeten Darstellung und eines feinen abgerundeten Stils ist, so kurzsichtig und unpraktisch zeigt er sich als Politiker. Freilich ermüden seine Reden, deren höchster Wert in der kunstvollen Form besteht, durch Weitschweifigkeit und Überladenheit. Doch genoß er großen Ruhm in ganz Hellas, bis er sich im 98. Jahre nach der Schlacht von Chäronea 338 v. Chr. selbst den Tod gab, wie es heißt, aus Schmerz über den Verlust der Freiheit seines Vaterlandes durch Philipp. Doch stimmt diese Aussage schlecht mit der polit. Auffassungsweise des J., der sich wiederholt für die Einigung der Hellenen unter Philipp gegen die Perser ausgesprochen hat.

Von 60 Reden, die man noch zu Plutarchs Zeiten unter seinem Namen kannte, von denen aber nicht die Hälfte für echt gehalten wurde, sind noch 21 übrig, unter denen der «Areopagitikos», worin er den Athenern rät, zur Verfassung des Solon und Kleisthenes zurückzukehren, und in gewissem Sinne auch der «Panegyrikos», in welchem die Griechen zur Eintracht gegen die Perser ermuntert werden, und der «Panathenaikos», eine Lobrede auf Athen, die erste Stelle einnehmen. Die Echtheit der Rede «An Demonikos» wird bestritten. J.' sämtliche Reden sind in die Sammlungen der «Oratores Attici» aufgenommen. Neuere Ausgaben veranstalteten Bremi (Gotha u. Erfurt 1831), Baiter (Par. 1846), Benseler (2. Aufl. von Blaß, Lpz. 1878—79), Schulausgaben ausgewählter Reden Schneider (Bd. 1 u. 2, Lpz. 1859—60; 2. Aufl. 1874—75) und Rauchenstein (5. Aufl., Berl. 1882). Deutsche Übertragungen sämtlicher Reden lieferten Benseler (4 Bde., Prenzl. 1829—31; mit griech. Text nur Tl. 1 u. 2, Lpz. 1854) und Christian (8 Bde., Stuttg. 1833—46; 3. Aufl. 1869); der «Panathenaikos» und «Panegyrikos» wurden mehrfach besonders (z. B. von Flathe, ersterer Stuttg. 1858, letzterer Lpz. 1862) übertragen. Vgl. Blaß, «Die attische Beredsamkeit» (2. Abteil., «J. und Isäos», Lpz. 1874); Girardo, «Cenno storico-critico della vita ed opere d'Isocrate» (Neap. 1875).

Isöla (ital.), Insel.

Isola, Flecken bei Pirano (s. d.) in Istrien.

Isola-Bella und **Isola-Madre**, Inseln im Lago-Maggiore. (S. Borromeische Inseln.)

Isola della Scala, Flecken in der ital. Provinz Verona, 18 km südlich von Verona, zwischen dem Tartaro und dessen Nebenflusse Piganzo, Station der Linie Verona-Legnago-Adria der Oberitalienischen Bahnen, hat ein Theater, treibt Seilerei und zählt (1881) als Gemeinde 6005 E.

Isola grossa oder Isola lunga, Insel im Adriatischen Meere, an der Küste von Dalmatien, zur Bezirkshauptmannschaft Zara gehörig, 91 qkm groß, im Velastraza, 10 km südöstlich von Birbinj, 347 m hoch. Quellen fehlen dem Kalkfels, aus welchem die ganze Insel besteht; dennoch gewinnt man reichlich Wein, Feigen und Oliven. Auch Salz wird an den Küsten gewonnen.

Isolani (Joh. Ludw. Hektor, Graf von), kaiserl. Reitergeneral im Dreißigjährigen Kriege, geb. zu Görz 1580, stammte aus cyprischem Adelsgeschlecht und trat, wie sein Vater, in kaiserl. Kriegsdienste, in denen er 1599 bis 1603 gegen die Türken kämpfte. Im J. 1602 wurde er gefangen, entkam aber und erhielt bald darauf das Kommando eines Kroatenregiments. In den ersten Jahren des Dreißigjährigen Kriegs focht er gegen den Grafen Peter Ernst von Mansfeld, dann unter Savelli in Pommern. Später zum General ernannt, wurde er 1631 bei Sihlbach und 1632 bei Lützen, wo er 28 Schwadronen des linken Flügels führte, geschlagen; 1633

siegte er bei Eger über Taupadel. Als Feldzeugmeister erhielt er 1634 das Generalat über alle Kroaten und von den Wallensteinschen Gütern die Herrschaften Aicha und Friedenstein. Auch wurde ihm im folgenden Jahre zum Lohn für seinen Abfall von Wallenstein der Grafentitel verliehen. Später focht er bei Nördlingen, mit Piccolomini in den Niederlanden, mit Gallas in der Picardie und in Burgund, 1637 unter Werth in Hessen, 1638 in Pommern, 1639 am Oberrhein gegen Herzog Bernhard von Weimar und Guébriant und starb im März 1640 zu Wien. J. war einer der verwegensten Reiterführer des kaiserl. Heeres und wegen seiner verheerenden Züge ungemein gefürchtet.

Isolatoren, im allgemeinen alle die Elektricität nichtleitenden Stoffe, speziell auch die aus Glas- oder Porzellan (in neuerer Zeit auch aus Hartgummi) hergestellten, auf einem eisernen Winkel befestigten Glocken, welche zum Tragen von den elektrischen Strom leitenden Drähten dienen und die Ableitung des Stroms in die Erde verhindern. (S. unter Telegraphie.)

Isolda, der Name des 211. Asteroiden. (S. unter Planeten.)

Isolde, die Geliebte Tristans (s. d.).

Isolenis *R. Br.*, Zartried, zur Familie der Cyperngräser gehörige, außerordentlich zahlreiche Gattung mit meist vielblütigen Ähren und dachziegeligen, gleichartigen Schuppen, dreispaltigem, abfallendem Griffel und meist dreieckigen Samen (Nüßchen). Wegen ihres eleganten Wuchses werden vorzugsweise zwei Arten geschätzt und in Gewächshäusern und Stuben kultiviert: I. gracilis *Nees* aus Ostindien, mit fadenförmigen, dreikantig zusammengedrückten Halmen und gehäuften einfachen oder mehrfach zusammengesetzten Ährchen, und I. pygmaea *Knth.*, in Südeuropa, Chile, Peru u. s. w. einheimisch, mit rasenbildenden, fadenförmigen Halmen und einzelnen, elliptischen, stumpfen Ährchen. Beide Riedgräser sind als Einfassung von Blumentischen und sonstigen Gruppierungen mit Vorteil zu benutzen. Sie wachsen in jedem nahrhaften Boden, verlangen aber viel Wasser und werden deshalb besser durch stets mit Wasser gefüllte Untersetzer getränkt. Man kann sie jederzeit durch Teilung der Stöcke vermehren.

Isolieren (frz.; vom ital. isola, Insel), absondern, trennen, heißt in der Lehre von der Elektricität einen Körper durch schlechte Leiter oder sog. Nichtleiter der Elektricität von der Verbindung mit dem Erdboden und andern Leitern absondern und somit verhindern, daß die Elektricität, die man ihm mitteilt, sich von ihm auf diese verbreitet. (S. Elektricität.)

Isolierende Sprachen, s. unter Sprachwissenschaft.

Isolierhaft, s. Einzelhaft.

Isoliermasse heißt in der Maschinentechnik die zur Umhüllung von Dampfröhren ꝛc. dienenden, die Wärme schlecht leitenden Materialien. (S. unter Dampfleitung, Bd. IV, S. 815[b].)

Isolierschemel (frz. tabouret électrique, isolatoir; engl. isolating-stool), ein bei Versuchen mit der Elektrisiermaschine dienender Schemel, auf welchen die zu elektrisierende Person tritt und der durch Glas- oder Porzellanfüße (welche die Elektricität nicht leiten) von der Erde isoliert ist.

Isolierschichten sind Trennungsschichten zwischen einzelnen Mauerteilen oder zwischen Mauer und Erdreich, welche das Aufsteigen der vom Boden oder von dem umgebenden Erdreich eindringenden Feuchtigkeit in den Fugen des Mauerwerks verhindern sollen und daher aus einem für Wasser undurchlässigen Material, z. B. Asphaltguß, Asphaltplatten, Dachpappe, Glas-, Zink- oder Bleiplatten, auch Cementschicht oder Schichten von Klinkern, in Cement gemauert, bestehen. — Einen ähnlichen Zweck erfüllen die Isolierungsmauern, d. i. parallel zu andern aufgeführte schwächere Mauern, die durch einen Luftraum, möglichst mit Ventilation, von erstern getrennt und nur bisweilen durch einzelne Binder mit jenen verbunden sind. Sie dienen zur Abhaltung von Feuchtigkeit, Wärme, Kälte oder Schall, und kommen bei Kellermauerungen, Eiskellern, Treibhäusern, an Abtrittgruben liegenden Kellern u. s. w. vor.

Isomer (vom grch. ἰσομερής, von gleichen Teilen) nennt man in der Chemie Verbindungen, welche gleiche prozentische Zusammensetzung, aber verschiedene Eigenschaften haben. Diese Verschiedenheit kann äußerlich sein, krystallinische oder amorphe Gestalt, verschiedene Krystallform, verschiedener Schmelz- und Siedepunkt, verschiedene Farbe. Körper, welche diese Eigentümlichkeiten besitzen, bezeichnet man auch als physikalisch isomere, oder als verschiedene Modifikationen derselben Substanz. Das Quecksilberoxyd ist z. B. in einer gelben und scharlachroten Modifikation bekannt, das schwefelsaure Chromoxydul kommt als grüne zerfließliche Masse und als in schönen violetten Oktaedern krystallisierender Chromalaun vor, das Chinin als amorphe und wohl krystallisierte Substanz, von der Weinsäure kennt man zwei verschiedene Krystallformen u. s. w. Bei andern Körpern äußert sich die Verschiedenheit in verschiedenem chem. Verhalten. Derartige Fälle von Isomerie kommen namentlich bei organischen Verbindungen vor und bei diesen unterscheidet man wieder zwischen eigentlich isomeren, die gleiche prozentische Zusammensetzung und eine gleiche Zahl von Atomen im Molekül haben, und polymeren, die bei gleicher prozentischer Zusammensetzung sich durch verschiedene Zahlen der gleichen Atome im Molekül unterscheiden. Als Beispiele von eigentlich isomeren oder auch metameren Körpern mögen folgende dienen. Ein Körper, aus dessen prozentischer Zusammensetzung sich die empirische Formel $C_2H_4O_2$ ableiten läßt, kann entweder Essigsäure CH_3COOH oder Ameisensäure-Methyläther $HCO.O.CH_3$ sein; ein Körper, dessen empirische Formel $C_4H_{10}O$ ist, kann entweder Äthyläther $C_2H_5.O.C_2H_5$, oder Methylpropyläther $CH_3.O.C_3H_7$, oder Butylalkohol C_4H_9OH sein, und von letzterm sind allein acht isomere möglich, von denen bereits sechs bekannt sind. Als einfachste Beispiele von polymeren Körpern dienen die Kohlenwasserstoffe von der allgemeinen Formel C_nH_{2n}, die alle gleiche Zusammensetzung, aber die verschiedensten Eigenschaften haben; der erste dieser Kohlenwasserstoffe, das Äthylen C_2H_4, ist ein Gas, das Butylen C_4H_8 (von dem drei isomere existieren) ist ebenfalls noch gasförmig, das Amylen C_5H_{10} ist eine bei 35° siedende Flüssigkeit; die noch mehr kondensierten, hierher gehörenden Körper sind teils Flüssigkeiten von immer mehr steigendem Siedepunkt, teils starre krystallisierende Substanzen. Die Ursachen der physik. Isomerie beruhen in einigen Fällen auf Dimorphismus, in andern Fällen sind sie aber nicht zu erklären. Die eigentliche Isomerie und die Polymerie ist immer auf das

Vorhandensein verschiedener Radikale zurückzuführen. So haben wir in der Essigsäure das Radikal Methyl CH_3 mit Carboxyl COOH vereint, in dem ihr isomeren Ameisensäure-Methyläther ist der Wasserstoff der Carboxylgruppe der Ameisensäure HCOOH durch Methyl CH_3 ersetzt. Auf ganz gleiche Weise erklären sich alle andern isomeren und polymeren Körper, deren Studium zu den wichtigsten Aufgaben der Chemie gehört. (S. auch Allotropie.)

Isometrie (grch.), Maßgleichheit; isometrisch, gleich an Maß.

Isometrische Projektion ist eine Art des geometr. Zeichnens und speziell der orthographischen Projektion, bei welcher man sich den Gegenstand in die Ecke eines Würfels versetzt denkt, mit dessen Diagonale die Sehlinien parallel laufen. Die drei Dimensionen erscheinen dabei auf der Bildfläche in gleichmäßiger Verkürzung. Die isometrische Projektion eignet sich besonders zu Generalansichten eines Gegenstandes.

Isomorphe Körper, s. Isomorphismus.

Isomorphismus oder Isomorphie (vom griech. ἴσος gleich, μορφή Gestalt) bezeichnet die Fähigkeit zweier oder mehrerer verschiedener chemischer Substanzen, in einer übereinstimmenden oder wenigstens sehr ähnlichen Form zu krystallisieren. Mitscherlich begründete zuerst die Lehre vom J. und stellte den Satz auf, daß es chem. analog zusammengesetzte Substanzen seien, welche die gleiche Krystallform annehmen. So sind z. B. die kohlensauren Salze von Calcium ($CaCO_3$), Magnesium ($MgCO_3$), Zink ($ZnCO_3$), Eisen ($FeCO_3$), Mangan ($MnCO_3$), alle isomorph, weil sie sämtlich in Rhomboëdern krystallisieren, welche nur durch äußerst geringe Winkeldifferenzen ihrer Kanten (im ganzen nur 2½°) formell voneinander abweichen; so sind ferner die Metalle Arsen, Antimon, Tellur, Wismut isomorph (hexagonal); andere isomorphe Gruppen bilden Zinnstein (SnO_2), Rutil (TiO_2), Zirkon ($ZrO_2 + SiO_2$), alle übereinstimmend tetragonal, sodann die rhombischen schwefelsauren Salze von Baryum (Schwerspat, $BaSO_4$), Strontium (Cölestin, $SrSO_4$) und Blei (Bleivitriol, $PbSO_4$), ferner z. B. Apatit, Pyromorphit, Mimetesit, Vanadinit (pyramidal-hemiedrisch-hexagonal), unter den Erzen die gleichen Schwefelungsstufen RS_2 von Eisen, Kobalt, Mangan, Nickel, auch die rhombischen Antimonglanz (Sb_2S_3), Wismutglanz (Bi_2S_3), Selenwismut (Bi_2Se_3). Bei allen diesen unmittelbar analog zusammengesetzten Substanzen ist nicht nur die Atomzahl, sondern auch die Summe der Wertigkeiten übereinstimmend; ein J. kann aber auch da zu Stande kommen, wo bei anscheinend ungleichartig konstituierten Verbindungen insofern eine relative Analogie vorliegt, als bei beiden die Summe der Wertigkeiten in einem ganz einfachen Verhältnis steht, z. B. bei den triklinen Mineralien Anorthit $CaAl_2Si_2O_8$ (Valenzensumme 32) und Albit $Na_2Al_2Si_6O_{16}$ (Valenzensumme 64).

Da indessen mitunter auch Substanzen eine große Ähnlichkeit der Formentwickelung aufweisen, ohne daß die chem. Konstitution irgend eine Analogie erkennen läßt (z. B. Augit und Borax, Kalkspat und Rotgültigerz), so erblickt man ein entscheidendes Merkmal für den wirklichen J. noch darin, daß ein Krystall der einen Substanz, in die Lösung der andern gelegt, fähig ist, darin wie in seiner eigenen weiter zu wachsen, was bei jenen Fällen des bloß scheinbaren J. nicht erfolgt. Hängt man z. B. einen Krystall von dunkelweinrotem Chromalaun in eine gesättigte Lösung von farblosem Kalialaun, so wächst er darin wie in seiner eigenen Solution unmittelbar fort. Die für sich isomorphen chem. Grundverbindungen, wie die anfangs genannten Salze, haben die Eigenschaft, in schwankenden und unbestimmten Verhältnissen zu einem homogenen und nicht etwa ein mechan. Gemenge darstellenden Individuum zusammen krystallisieren zu können, welches alsdann vermöge seiner Form mit in die isomorphe Gruppe hineingehört; so gibt es rhomboëdrische Krystalle, welche zugleich aus kohlensaurem Calcium, Magnesium und Eisen bestehen; man nennt dergleichen isomorphe Mischungen. Wenn zwei Verbindungen von analoger chem. Konstitution sich in verschiedenen Proportionen mischen, und dabei doch Krystalle von übereinstimmender Form erzeugen, so darf man daraus umgekehrt auf den J. dieser Verbindungen schließen.

Isonandra *Wight.*, Pflanzengattung aus der Familie der Sapotaceen. Man kennt sechs Arten, die auf Ostindien und Ceylon wachsen. Es sind Bäume mit lederartigen Blättern und kleinen unansehnlichen Blüten. Die wichtigste Art ist der Guttaperchabaum, I. gutta *Hook.* (s. Tafel: Industriepflanzen II, Fig. 5); er wird bis gegen 20 m hoch und enthält reichlich Milchsaft, welcher beim Ausfließen aufgefangen wird und nach einiger Zeit zu einer schwammigen Masse erstarrt. (S. Guttapercha.)

Isonzo, Fluß in der zum Cisleithanischen Teile der Österreichisch-Ungarischen Monarchie gehörigen gefürsteten Grafschaft Görz und Gradiska, entspringt am westl. Fuße des Terglou und fließt in vielen Krümmungen durch ein meist enges Gebirgsthal, die Stadt Görz berührend, dann in östl. Begrenzung der friaulischen Ebene, nachdem er in seinem untern Laufe den Namen Sdoba angenommen hat, seiner Mündung in den Golf von Triest zu, welchen er 8 km südlich von Monfalcone erreicht. Er hat eine Länge von 127 km, ist aber nur in der Nähe seiner Mündung schiffbar. Seine Zuflüsse sind die Idria und Wippach am linken, der Corintenza und der Torre am rechten Ufer.

Isopathie (grch.), s. unter Homöopathie.

Isoperimetrisch heißen Planfiguren von gleichem Perimeter, Raumfiguren von gleicher Oberfläche. Unter den Planfiguren gleichen Umfangs hat der Kreis den größten Flächeninhalt; unter den Körpern gleicher Oberfläche hat die Kugel den größten Rauminhalt.

Isopoden, s. Asseln.

Isopsephisch (grch.), gleichstimmig, von gleichem Zahlenwert; isopsephische Verse sind solche, in welchen die Zahl der Buchstaben des einen Verses der des andern gleich ist, eine Künstelei, in der sich namentlich der Epigrammendichter Leonidas von Alexandria versuchte.

Isopurpursaures Kali, Granatbraun $C_6H_4N_5O_6(OK)$, Farbstoff für Wolle und Seide, entsteht beim Vermischen einer heißen wässerigen Lösung von 1 Teil Pikrinsäure (s. d.) mit einer Lösung von 2 Teilen Cyankalium. Die Flüssigkeit färbt sich dabei rot, und es scheidet sich nach kurzem Stehen das Salz als roter krystallinischer Niederschlag ab, der in heißem Wasser löslich ist. Die in dem Salz enthaltene Säure ist in freiem Zustande nicht bekannt, da sie bei ihrer Abscheidung sich sofort zersetzt.

Isorrhachien, Linien gleicher Flut. (S. unter Ebbe und Flut.)

Isotelie, im alten Athen die verdienten Metöken als Auszeichnung gewährte teilweise Gleichstellung mit den Bürgern.

Isothēren (von ἴσος, gleich, und θέρος, Sommer) sind Linien, die auf einer Landkarte alle Orte, welche dieselbe mittlere Sommertemperatur besitzen, verbinden.

Isothermen (vom grch. ἴσος, gleich, und θερμός, warm) nennt man die von A. von Humboldt zuerst gezeichneten Linien, die auf einer Landkarte alle diejenigen Orte miteinander verbinden, welche dieselbe mittlere Temperatur besitzen. Bei der Konstruktion dieser Linie hat man aber auf die Höhe der Beobachtungsorte über dem Meere Rücksicht zu nehmen. Da nämlich die Erhebung über die Meeresfläche die mittlere Temperatur erniedrigt, so müssen alle mittlern Temperaturen höher gelegener Orte um eine dieser Erhebung entsprechende Größe erhöht werden. Erst die Verbindung aller Orte, welche nach dieser Reduktion auf das Niveau des Meers gleiche mittlere Temperatur besitzen, lieferte die J. Jede J. wird nach dem mittlern Temperaturgrade, der auf ihr herrscht, benannt, z. B. die J. von 25°, von 20° u. s. w. Fig. 1 der Tafel Isothermen zeigt die J. für die mittlere Temperatur über der Erdoberfläche für den Monat Juli. Die J. unter 0° sind in blauer Farbe gedruckt.

Isotrōp nennt man Körper, welche in allen ihren kleinsten Teilchen, sowie nach allen Richtungen hin gleiche physik. Beschaffenheit, wie z. B. gleiche Kohäsion, Elasticität u. s. w. haben, sodaß sie den Schall, das Licht, die Wärme, Elektricität u. s. w. nach allen Seiten in derselben Weise und Stärke leiten. Zu den isotropen Mitteln gehören die amorphen, d. h. nicht krystallisierten Körper, wie Luft, Wasser, ungepreßtes Glas u. dgl. m. Körper, welche nicht isotrop sind, heißen anisotrop oder heterotrop; zu ihnen gehören alle krystallisierten Körper mit Ausnahme derjenigen des regulären Krystallsystems; ferner Hölzer, indem diese nach den Richtungen der Fasern eine größere Elasticität besitzen als in der Richtung der Markstrahlen und Jahresringe.

Isouard (Nicolo), auch Nicolo de Malte genannt, Opernkomponist, geb. 1775 auf der Insel Malta, wurde von seinem Vater, einem Franzosen, frühzeitig für den Seedienst und dann für den Kaufmannsstand bestimmt; als Commis bildete er sich nebenbei in der Musik aus, namentlich in Neapel unter Sala und Guglielmi. Im J. 1794 entsagte er dem Kaufmannsstande und ging nach Florenz, wo er seine erste Oper «Avviso ai maritati» auf die Bühne brachte (in Livorno 1795 «Artaserse» als sein zweites Werk). Der Erfolg führte zu seiner Berufung in seine Heimatsinsel, zuerst als Organist an der Kirche St. Johannes von Jerusalem in Lavalette, später als Kapellmeister des Malteserordens. Nach der Eroberung der Insel durch die Franzosen lebte er als Privatmann und komponierte verschiedene Opern, wie «Rinaldo d'Asti», «Il barbiere di Seviglia», «L'improvisata in campagna» u. s. w. Im J. 1799 wandte er sich nach Paris; obwohl er hier, durch R. Kreutzer unterstützt, bald Zugang zur Bühne der Komischen Oper fand, gelang es ihm doch erst nach Jahren, namentlich mit den Opern «Michel Ange» (1802) und «Intrigue aux fenêtres» (1805), die Gunst des Publikums zu gewinnen. Von dieser Zeit an bis zur Rückkehr Boieldieus aus Rußland (1811) war J. der Beherrscher der Opéra-Comique. Die höchste Stufe der Beliebtheit errang er durch «Cendrillon» («Aschenbrödel», 1810), welche Oper J.s Ruhm auch im Auslande verbreitete. Musikalisch höher stehende Opern «Jeannot et Colin» und besonders «Joconde» (beide 1814), die Früchte gewissenhaftern Arbeitens, zu dem er später seinem Rivalen Boieldieu gegenüber sich genötigt sah. Er starb 23. März 1818. Die Zahl der von J. komponierten Opern beträgt gegen 50; in denselben zeigt sich Frische und Gewandtheit bei häufiger Flüchtigkeit der Arbeit.

Isovalerianſäure, s. unter Baldrianſäure.

Ispahân oder Isfahân, einst die große und blühende Haupt- und Residenzstadt Persiens von Schah Abbas d. Gr. bis auf Nadir-Schah, liegt in der Provinz Irak-Adschmi in einer schönen, wohlbewässerten und gutkultivierten Mulde des iranischen Plateau an dem mit mehrern herrlichen Brücken überspannten Steppenflusse Sajendeh-Rud in 1554 m Höhe, in 32° 39′ nördl. Br. und 69° 24′ östl. L. (von Ferro), in sehr gesundem Klima, das nur im Herbst Fieber bringt. Obschon die Stadt als Centralpunkt der pers. Industrie, als wichtiger Stapelplatz für die Produkte des Umlandes und seiner Schulen wegen noch Bedeutung hat, ist sie doch von ihrer frühern Größe gänzlich herabgesunken und besteht großenteils aus wüstliegenden Gärten und Häusern. Zur Zeit der größten Blüte, im 17. Jahrh., hatte sie mit den Vorstädten über 30 km Umfang und 600000, nach andern über 1 Mill. E. Gegenwärtig zählt J. bei 8 km Umfang etwa 40000 E. und hat 60 große und kleinere Moscheen, gegen 50 Gelehrtenschulen, 80—100 öffentliche Bäder, 20 Karawanserais, sowie, mitten durch die Stadt ziehend, eine fast 5 km lange Reihe von Bazars. Die Straßen sind eng und schmutzig. Im Süden der Stadt liegt die Vorstadt Dschulfa, welche Schah Abbas d. Gr. 1603 den aus ihrem Vaterlande, namentlich aus dem Weberorte Ezki-Dschulfa am Aras hierher versetzten 34000 Armeniern (jetzt 2000) als Wohnort angewiesen hatte. Die Armenier besitzen von den ehemaligen glänzenden 13 noch 6 elende Kirchen und ein Nonnenkloster, das den Wohnsitz des armen. Bischofs abgibt, die Katholiken eine Kirche mit einem kleinen Dominikanerkloster. Die Strecke zwischen Dschulfa und der eigentlichen Stadt besteht aus einem Trümmerfelde. Den Fluß überspannt hier eine großartige Brücke in einer Doppelreihe von 34 Bogen, und in dem Raume zwischen der Brücke (Tschehar-Bagh) und der Stadt liegen noch mehr oder weniger erhaltene Reste von Palästen. Die beiden großen, von Schah Abbas herrührenden Paläste sind der Tschihul-sutun, d. h. die 40 Säulen, und der Hascht-Bihischt, d. h. die 8 Paradiese, umgeben von großen Gärten voller Fontänen und von einer fast 5 km langen Erdmauer umzogen. Überall sieht man in ihnen Vergoldung, Spiegel, Malereien und Arabesken. Den angenehmsten Aufenthalt bietet der Haft Dast, d. h. die 7 Höfe, in dem schönen Garten von Sa'adetabad, links vom Flusse, etwa 6,5 km von der Mitte der Stadt. Der nun fast verödete, von einer Doppelreihe von Arkaden umgebene Maidan-i-Schah, 600 m lang und 215 m breit, ist einer der größten aller Plätze. An diesem Platze stehen auch die große Moschee Lutf-Ollah mit einer Kuppel aus glasierten Ziegeln und die Hauptmoschee (Mesdschid-i-Schah),

ISOTHERMEN.

Brockhaus' Conversations-Lexikon. 13. Aufl.

Zu den Artikeln: Isanomalen, Isokhimische Linien und Isotherm

ie prachtvollste des Morgenlandes, mit einem Kollegium zahlreicher Lehrer, das als mohammed. Universität gelten kann. Die Industrie der Stadt, einst hoch berühmt, liefert noch immer Seiden- und Baumwollzeuge aller Art, wollene Stoffe, Hieb- und Schußwaffen, Pulver und Bijouterien, Samt, Goldbrokate, weiße Musseline, Schuhwerk, Sättel und Pferdegeschirre, Pfeifenschläuche, Holzmosaik, Lackmalerei, Papier und Glas. Auch ist J. Mittelpunkt des Binnenverkehrs im eigentlichen Persien. J., das Aspadana der Alten (in Medien), blühte schon seit dem 10. Jahrh., obschon es durch Kriege viel zu leiden hatte. Vom Schah Abbas I. (1586—1628) anstatt Kaswin zur Residenz erhoben, wurde es im 16. Jahrh. eine der bedeutendsten Weltstädte. Die Afghanen unter Mir Mahmud eroberten und verwüsteten die Stadt, 12. bis 28. Okt. 1722, und seitdem war ihre Blüte dahin. Nadir Schah vertrieb zwar 1729 die Afghanen, aber die Stadt kam nicht wieder empor, da der Kurde Kerim Chan, der sie 1749 gewann, die Residenz nach Schiras und der Kadschare Feth-Ali 1796 nach Teheran verlegte.

Ispan (ungar.), Gespan, s. Komitat.

Ispica, Thal bei Modica (s. d.) in Sicilien.

Isprawnik, Chef der Kreispolizei in Rußland, seit Katharina II. ein Wahlposten, jetzt von der Regierung ernannt.

Israel, Israeliten ist der biblisch-religiöse, theokratische Name des Volks der Hebräer (s. d.), sofern dieses seit Mose den Jahve als den allein wahren Gott der Welt und als seinen Nationalgott verehrte. Der Ursprung des Namens wird von der Sage auf Jakob zurückgeführt, welchem von Gott selbst der Name «Israel» als «Gotteskämpfer» beigelegt worden sei. Seit der Reichsspaltung (975 v. Chr.) wurde J. im engern Sinne und im Gegensatz zum Reiche Juda von dem größern Nordreich der 10 Stämme angenommen und gebraucht, welches auch Reich Ephraim (s. d.) hieß.

Issel, s. Yssel.

Isselburg, Stadt in der preuß. Provinz Rheinland, Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Rees, an der alten Issel und der westfäl. Grenze, 5 km im NO. von Empel, mit (1880) 1340 E., hat Steingut- und Holzschuhfabrikation und das Eisenwerk Aktiengesellschaft Isselburger Hütte. [(s. d.).

Issetsk, Eisengußwerk bei Jekaterinburg

Issoire, Arrondissementshauptstadt in dem franz. Depart. Puy-de-Dôme, an der Crouse, nahe ihrer Mündung in den Allier, 32 km im SSO. von Clermont, Station der Linie St.-Germain-des-Fossés-Nimes der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, ist Sitz eines Gerichtshofs erster Instanz und eines Handelstribunals, hat ein Kommunal-Collége, ein Hospiz, Weinbau, Branntweinbrennereien, Fabriken für Ackerbaumaschinen, Wollzeuge, Schuhwaren u. s. w., treibt Handel mit Wein, Vieh, Äpfeln und Walnußöl und zählt (1876) 6089, als Gemeinde 6250 E. Die Stadt (mittellat. Iccioritum) hatte in den Religionskriegen viel zu leiden und wurde 1574 von den Herzögen von Guise und Anjou völlig zerstört.

Issoudun (mittellat. Exoldunum), Arrondissementshaupt- und Fabrikstadt im franz. Depart. Indre, 27 km im NO. von Châteauroux, am Théols, Station der Linie Paris-Orléans-Agen der franz. Orléansbahn, hat Ackerbau- und Gewerbekammern, ein Kommunal-Collége, eine Bibliothek, ein Gefängnis, Hospital und Waisenhaus und zählt (1876) 11293, als Gemeinde 13703 E. Der Weiße Turm, aus dem 13. Jahrh., ist der einzige Rest von den ehemaligen Befestigungen. In der Nähe werden Brüche von lithographischen Steinen bearbeitet.

Issue-Department (engl.), die Abteilung der Englischen Bank, welche mit Ausgabe der Noten beschäftigt ist.

Issus, Seestadt in Cilicien, an der Ostküste des Meerbusens gleichen Namens (jetzt Golf von Iskanderun), wahrscheinlich das jetzige Dorf Jüzler im Liwa Bellan des Vilajet Adana, ist durch den Sieg berühmt, den etwas südlich von dieser Stadt, auf der schmalen Strandebene des Flüßchens Pinaros, Alexander d. Gr. im Nov. 333 v. Chr. über Darius Kodomannos erkämpfte, wobei ihm das ganze pers. Lager nebst der Familie Darius' III. in die Hände fiel. Eine zweite Entscheidungsschlacht wurde, 194 n. Chr., etwas weiter südwärts, zwischen dem Gestade und den Höhen des Amanos, von Pescennius Niger gegen den siegreichen Feldherrn seines Gegners, des Kaisers Septimius Severus, geschlagen.

Issy, Dorf im Arrondissement Sceaux des franz. Depart. Seine, unmittelbar südwestlich vor dem Hauptwalle von Paris und nahe links der Seine gelegen, hat große chem. Fabriken und zählt (1876) 7356, als Gemeinde 9484 E. Das früher dabei befindliche Fort Issy, das westlichste der südl. Verteidigungslinie von Paris, auf einem Hügel 1 km östlich der Seine, wurde im Deutsch-Französischen Kriege bereits 16. Jan. 1871 von den Deutschen zum Schweigen gebracht, infolge der Kapitulation von Paris (s. d.) besetzt und 7. März, wie die übrigen Forts der Südfront, wieder geräumt. Nachdem Paris in die Gewalt der Commune gefallen, ließ Thiers die südl. Forts räumen, worauf die Commune dieselben in Besitz nahm. Die Armee von Versailles nahm 29. April den Park von J. und hatte gegen das Fort bereits die zweite Parallele eröffnet, als die Aufständischen dasselbe in der Nacht zum 9. Mai heimlich räumten. Die franz. Truppen besetzten hierauf Fort J. und bereiteten von dort aus durch Geschützfeuer den Sturm auf den Hauptwall vor. Das Fort hatte durch die beiden Belagerungen stark gelitten, wurde jedoch nach dem Friedensschlusse wieder hergestellt. Fort J. bildet jetzt einen Stützpunkt des neu erbauten, auf 12—14 km im SW. des Hauptwalls vorgeschobenen Lagers von St.-Cyr und Palaiseau.

Issyk-kul, See in Ostturkestan, im gleichnamigen Distrikt der russ. Provinz Semirjetschensk, 5122 qkm groß, erstreckt sich von 42° 10′ bis 42° 45′ nördl. Br. und 94° bis 96° östl. L. (von Ferro). Inmitten der nördl. Abhänge des Thian-Schan 1750 m hoch gelegen, wird er im N. von dem Gebirge Kungei-Ala-Tau begrenzt, im S. vom Terskei-Ala-Tau. Der bedeutendste Punkt an den Ufern des Sees ist Karakol im O.

Istambol Efendi oder Kadhi, der Efendi, Kadhi, von Konstantinopel, einer der höchsten Würdenträger in der Körperschaft der Ulema, ist nach alttürk. Staatseinrichtung der eigentliche Stadtrichter von Konstantinopel. Außer seinen richterlichen Befugnissen besitzt derselbe auch polizeiliche, eine Aufsicht über den Handel und die Industrie der Hauptstadt, sowie über gewisse Lebensmittel, wie Mehl, Butter und Öl, welche er durch seine Naibs untersuchen läßt.

[illegible]

Istib [illegible], hat mehrere [illegible], mehrere Fontänen [illegible] Dabei liegt eine [illegible] Hügel.

Istmo oder **Panama**, Staat der Konföderation von Colombia. (S. Panama.)

Istria, der Name des 183. Asteroiden. (S. unter Planeten.)

Istrien, früher auch Histerreich genannt, eine gefürstete Markgrafschaft des cisleithanischen Teils der Österreichisch-Ungarischen Monarchie, welche

[illegible]

[illegible] Die [illegible] der Bewohner sind [illegible] Schiffahrt, Schiffbau, Fischfang, Seefischerei [illegible] Die [illegible] Pola [illegible] für die [illegible] in Kanal [illegible] Die [illegible] Küste und auf den [illegible] Häfen und 30 Reeden. Pola als der Centralkriegshafen der Monarchie ist der wichtigste Seeplatz des Landes. Lussin-Piccolo, eine der [illegible] Inseln, ist bedeutend als Sitz der [illegible] Reede der österr. Handelsmarine, sowie der meisten Werften für größere Seeschiffe. Obschon I. in administrativer Beziehung zu dem Küstenlande gehört, so besitzt es dennoch, als eigenes Kronland, seinen besondern Landtag, der in Parenzo zusammentritt und (nach der Landesordnung vom 26. Febr. 1861) aus 30 Mitgliedern zusammengesetzt ist, und den 3 Bischöfen, 5 Abgeordneten des großen Grundbesitzes, 8 Abgeordneten der Städte und Märkte, 12 Abgeordneten der übrigen Gemeinden und 2 Abgeordneten der Handelskammer zu Rovigno. Die

ISOTHERMEN.

Zu den Artikeln: Isanomalen, Isokinische Linien und Isothermen.

J. in Brasilien, wo er, verknüpft mit alten krystallinischen Schiefern und meistens auf Gneis lagernd, sich durch 17 Breitegrade hindurch in zwei mächtigen, deutlich getrennten Schichtenzonen verfolgen läßt, welche nach Hartt wahrscheinlich untersilurischen Alters sind (Berg Itacolumi, Serra do Carrassa, do Itambé, do Canastra u. a. O.). Auch in den Staaten Nordcarolina, Südcarolina, Georgia, wo das Gestein wie in Brasilien Diamanten führt, im südl. Ural, in der portug. Provinz Tras-os-Montes findet sich J.

Itala, s. Vulgata.

Italia. Der Name J. ist von dem kleinen Gebiet der Italer in der äußersten Südspitze erst allmählich, definitiv zu Cäsars Zeit auf die ganze, ihrer Konfiguration nach zusammengehörige mittlere Halbinsel Südeuropas im Süden der Alpen ausgedehnt worden, welche durch den Bergzug konstituiert und zusammengefaßt wird, den das Altertum unter dem gemeinsamen Namen Apenninus begreift. Die drei im W., S. und O. umgebenden Meere hießen im Altertum das Tyrrhenische, das Sicilische oder Jonische und das Adriatische. Die natürliche Gliederung des Landes in drei Teile, einen nördlichen, mittlern, untern oder südlichen, tritt auch in der antiken Einteilung und Bewohnung deutlich hervor: der nördliche im Po-Thale, zwischen Alpen und Apenninus wurde im Alterthum bis auf Cäsar als Gallia transpadana und G. cispadana zu Gallien gerechnet. Der mittlere Teil wird charakterisiert durch die zusammenhängende Kette des Apenninus, welche näher der Ostseite entlang zieht und dadurch im allgemeinen nur im W. längere Wasseradern, größere Ebenen, bedeutendere Staaten ermöglicht. Im südl. Teile lockert sich die Bergkette zu einer allgemeinern wellenförmigen Bewegtheit des Bodens, welche freilich in der Südwestspitze wieder zu einem scharfen Grat (Sila saltus) sich zusammenzieht. (Hierzu eine Karte: Das alte Italien.)

Als Ureinwohner J.s erscheinen vier Stämme, die in histor. Zeit teilweise auf weit voneinander getrennten Gebieten übrig geblieben waren: die Liburner im N. und SO. der Halbinsel; die Ligurer, einst sehr zahlreich am Tyrrhenischen Meer; die Tyrsener oder Etrusker im nordwestl. Mittelitalien, dessen übrige Bevölkerung, wie Latiner, Umbrer, Volsker, Sabiner u. a., nach Sprache und Sitte zusammengehörig die vierte Gruppe bildet, für welche es indessen an einem gemeinsamen Namen fehlt. Dazu kamen in histor. Zeit Kelten in Oberitalien und Griechen im Süden, durch deren starke Küstenbesiedelung Unteritalien verhältnismäßig früh den Namen Großgriechenland empfing.

In Oberitalien waren im NO. die Landschaften Histria und Venetia, welches südlich von dem Atasisflusse (jetzt Etsch) begrenzt wurde. Das fruchtbare, wasserreiche Thal des Padus (jetzt Po), des größten italischen Flusses, war ursprünglich von Etruskern in zwölf Stadtrepubliken besiedelt, um 400 jedoch von kelt. Völkern erobert, welche die ganze Landschaft dann als Gallia transpadana und cispadana bewohnten. Das Bergland am Sinus Ligusticus (jetzt Golf von Genua) war Liguria. In Mittelitalien bildeten die nördl. Hälfte die fruchtbare Landschaft Etruria im [illegible]a im O., beide schied der Tiberisfluß, S. die Grenze gegen die untere Hälfte von Mittelitalien blieb. Hier lag Latium im W., Picenum im O., zwischen beiden das Bergland der Sabiner und mehrerer anderer Gebirgsstämme, wie der Vestini, Marrucini, Äqui, Marsi, Peligni. In Unteritalien folgten von N. bis zur Südwestspitze die drei Landschaften Campania, Lucania, Bruttium, denen im O. Samnium, Apulia, Calabria etwa entsprachen. Die drei großen Inseln Kyrnos (Corsica), Sardinia, Sicilia gehörten erst vom 3. Jahrh. v. Chr. an politisch zu J. Bd. Nissen, »Italische Landeskunde« (Bd. 1, Berl. 1883).

Italia irredenta, s. Irredenta.

Italica, s. Corfinium.

Italica (Italique), die liegende lat. Druckschrift (Kursiv), welche zu Anfang des 16. Jahrh. von Aldus Manutius zu Venedig erfunden wurde.

Italicus, Sohn des Flavus (Bruder des Cheruskerhelden Armin) und einer Tochter des Kattenfürsten Actumer, war in Italien römisch erzogen und wurde 47 n. Chr. an die Spitze der Cheruske berufen, wo er jedoch nicht lange sich zu behaupten vermochte. Einmal vertrieben, dann durch Hilfe der Longobarden mit Gewalt zurückgeführt, ging J. zuletzt als Haupt einer Partei unter.

Italien (geographisch-statistisch) bildet eine (auch als die Apenninische bezeichnete) Halbinsel, die, zwischen 37° 56′ bis 46° 40′ nördl. Br. und von 24° 13′ bis 36° 11′ östl. L. (von Ferro) gelegen, nur im N. mit dem Festlande zusammenhängt, wo sie im W. von Frankreich und im N. und O. von der Schweiz und Österreich begrenzt, sonst aber im W. und S. vom Mittelländischen, im O. vom Adriatischen Meere umgeben wird. Mit den geographisch dazu gehörigen größern Inseln Sardinien, Sicilien, Corsica und den kleinern Elba, den Liparen, Tremiten, Malta u. s. w.) enthält die Halbinsel einen Flächenraum von etwa 330000 qkm. Die Länge der eigentlichen Halbinsel von Nordwest nach Südost beträgt etwa 1200 km, die Breite von West nach Ost 150—230 km, die Breite der beiden südl. Landzungen 35—105 km. Der Küstenumriß der Halbinsel beträgt 3213 km Länge, der Siciliens 1016 km, der Sardiniens 1098 km, einschließlich der kleinen Inseln 6341 km. (Hierzu die Karten: Italien [Übersichtskarte]. Ober- und Mittelitalien. Unteritalien.)

In geographisch-politischer Hinsicht besteht J. aus dem Königreich J., den zu Frankreich gehörigen Landschaften Savoyen und Nizza nebst der Insel Corsica (s. d.), dem Fürstentum Monaco (s. d.), der Republik San-Marino (s. d.) und der der Krone England gehörenden Insel Malta (s. d.) nebst Zubehör. J. wird im Norden vom übrigen Europa durch die Alpen (s. d.) getrennt, die sich wie in einem Halbkreise von dem westlichsten Teile derselben, den Seealpen, bis zu dem östlichsten, den Julischen, um Nord-J. herumziehen und ihre größte Höhe auf der ital. Seite im Montblanc erreichen. Im Süden der nach J. steil abfallenden Alpenketten breitet sich die tiefe lombard. Ebene mit östl. Abdachung aus, welche an vielen Stellen gegen das Adriatische Meer, längs dessen Küste sie bedeutende Lagunen bildet, durch Dämme geschützt werden muß und sich südwestlich sanft zum Apennin (s. d.) erhebt, welcher die Gestalt der ganzen Halbinsel bestimmt. Außer der lombard. Ebene finden sich ebene Striche auf der Westseite J.s am untern Arno, sodann weiter nach Süden die Campagna di Roma mit den Pontinischen Sümpfen

Istambul, der türk. Name von Konstantinopel (s. d.).

Istandia, Insel, s. Dia.

Istar, altsemitische Göttin, s. Astarte.

Istävonen (Istväonen) sind nach altgerman. Stammessage die Abkömmlinge des Isto, eines Enkels des Tuisto; jener Teil der im engern Sinne deutschen Völker, die den Römern der Kaiserzeit am mittlern und untern Rhein begegneten, also die Masse der später sog. fränkischen Stämme.

Ister (Istros), alter Name der untern Donau.

Isterabâd, pers. Provinz und Stadt, s. Astarabad.

Isthmien oder Isthmische Spiele, s. unter **Isthmus** (grch.), eigentlich jeder schmale Zugang, hieß bei den Alten zwar im allgemeinen jede Erdenge oder Landzunge, vorzugsweise aber die Landenge bei Korinth (s. d.) zwischen dem Korinthischen und Saronischen Meerbusen, welche den Peloponnes mit dem Festlande Hellas verbindet und deren Durchstechung bereits zu den Zeiten der Römer, freilich ohne glücklichen Erfolg, zu wiederholten malen versucht, seit Winter 1881/82 in der Ausführung begriffen ist. Hier stand ein dem Poseidon geweihter berühmter Tempel. Außer ältern Kunstwerken stand in diesem namentlich eine von Herodes Atticus geweihte Gruppe aus Gold und Elfenbein: Poseidon und Amphritite auf einem von vier Rossen aus vergoldetem Erz gezogenen Wagen. Der Tempel stand innerhalb einer weiten Umfassungsmauer, innerhalb deren sich noch viele andere Tempel und Heiligtümer, sowie auch Alleen von Pinien oder Fichten und Statuen von Siegern in den Isthmischen Spielen befanden. Außerhalb derselben war ein Theater und ein Stadium von weißem Marmor, wo aller zwei Jahre und zwar im ersten und dritten Jahre einer Olympiade, wahrscheinlich im Sommer und im Frühlinge, die Isthmischen Spiele oder Isthmien (Ἴσθμια) mit außerordentlicher Pracht gefeiert wurden. Diese Spiele waren der Sage nach von Sisyphos zur Erinnerung an den Meergott Melikertes gestiftet und von Theseus dem isthmischen Poseidon zu Ehren erneuert worden. Die hier angestellten Wettkämpfe bestanden in gymnastischen Kämpfen und Wettrennen zu Roß und zu Wagen, ähnlich den zu Olympia gehaltenen Agonen (s. d.), und außerdem in musischen Wettkämpfen, namentlich von Kitharöden in Zitherspiel mit Gesang, wozu dann in späterer Zeit wie bei andern Festen auch noch dramatische Aufführungen kamen. Ganz Griechenland mit Ausnahme der Eleer nahm an den Isthmien teil. Die Sieger erhielten einen Kranz aus Eppich-, später aus Fichtenzweigen. Vgl. J. H. Krause, «Die Pythien, Nemeen und Isthmien» (Lpz. 1841).

Istib oder Schtiplje (das alte Astibon), Stadt in der europ. Türkei, im Vilajet Kossowa, 67 km im SO. von Üsküb, unweit links der zum Vardar gehenden Bregalnitza, hat mehrere hübsche Moscheen, einen großen Bazar, mehrere Fontänen und 15—20000 meist christl. E. Dabei liegt eine Burgruine auf einem syenitischen Hügel.

Istmo oder Panama, Staat der Konföderation von Columbia. (S. Panama.)

Istria, der Name des 183. Asteroiden. (S. unter Planeten.)

Istrien, früher auch Histerreich genannt, eine gefürstete Markgrafschaft des cisleithanischen Teils der Österreichisch-Ungarischen Monarchie, welche nebst der Grafschaft Görz und Gradiska und der Stadt Triest samt Gebiet das zum frühern Königreich Illyrien gehörige Verwaltungsgebiet «Küstenland» bildet, grenzt im N. an Triest, Görz und Krain, im O. an Kroatien und den Meerbusen des Quarnero, im S. und W. an das Adriatische Meer, umfaßt nebst den Quarnerischen Inseln 4953,29 qkm und zählt (1881) 292006 E. Die fast ausschließlich kath. Bevölkerung besteht zu zwei Dritteln aus Slawen (Kroaten im Osten, Serben in der Mitte und im Süden und Slowenen im Nordwesten), während das übrige Drittel vorzugsweise in den Städten und an den Küsten dem ital. Volksstamme angehört. I. ist eine buchten- und hafenreiche Halbinsel, die in ihrem südl. Teile spitz zuläuft und mit Einschluß von Triest eine Küstenentwickelung von 430 km darbietet. Es hat einen durchaus steinigen Kalkboden, der indes in den meisten Gegenden für die Kultur gewonnen ist. Am untern Isonzo, südlich von Görz, beginnt im Karst (Carso) ein vielfach zerklüftetes, nacktes und dürres Kalksteinplateau, das gegen Südosten nach Fiume hinzieht und steil gegen den Triester Meerbusen abfällt. Diese Karstbildung herrscht auch in der Halbinsel I. vor, welche im Nordosten am Golf von Quarnero eine hohe Bergkette bildet, dort im Monte-Maggiore 1400 m aufsteigt, und an der Meeresseite steile Felsküsten hat. Die namhaftesten Flüßchen sind der Quieto an der Westküste und die Arsa an der Ostküste. Das Klima ist italienisch warm, überaus trocken, namentlich im Sommer, wo es nur wenig, im Juli und August in der Regel gar nicht regnet. Die Küsten sind den heftigsten Winden ausgesetzt, namentlich dem Sirocco aus Südsüdost und der gefürchteten Bora aus Nordost.

Das Land ist reich an Öl, Feigen, Südfrüchten, besonders aber an Wein, dessen beste Sorten in den Gegenden von Capo d'Istria, Muggia, Isola, Parenzo und Dignano gebaut werden, und von dem die roten Sorten Refosco und Terrano auch auswärts bekannt sind; ferner an Zucker- und Wassermelonen und an Salz. Die Waldungen liefern jetzt nur noch wenig, aber vortreffliches Schiffbauholz und zur Ausfuhr viel Galläpfel, Knoppern, Eichenrinde, Holzkohlen, sowie die Rinde der Korkeiche (bei Galetano und im Kaiserwalde bei Pola). Die wichtigsten Nahrungszweige der Bewohner sind Schiffbau, Schiffahrt, Fischfang, Seesalzgewinnung, Wein- und Ölbau, sowie Viehzucht. Fabriken sind nur wenige vorhanden, dagegen ein großes Steinkohlenbergwerk bei Carpano, sowie Alaungruben bei Sovignano; ferner wird bei Pola Quarzsand für die Glasperlenfabrik in Murano gegraben. Man zählt an der Küste und auf den Inseln 80 Häfen und 30 Reeden. Pola als der Centralkriegshafen der Monarchie ist der wichtigste Seeplatz des Landes. Lussin-Piccolo, eine der Quarnerischen Inseln, ist bedeutend als Sitz der wichtigsten Reede der österr. Handelsmarine, sowie der meisten Werften für größere Seeschiffe. Obschon I. in administrativer Beziehung zu dem Küstenlande gehört, so besitzt es dennoch, als eigenes Kronland, seinen besondern Landtag, der in Parenzo zusammentritt und (nach der Landesordnung vom 26. Febr. 1861) aus 30 Mitgliedern zusammengesetzt ist, aus den 3 Bischöfen, 5 Abgeordneten des großen Grundbesitzes, 8 Abgeordneten der Städte und Märkte, 12 Abgeordneten der übrigen Gemeinden und 2 Abgeordneten der Handelskammer zu Rovigno. Die

Erklärung:
Hoch- und Gebirgsland über 500m Meereshöhe.
Hügelland von 200 – 500m
Tiefland von 0 – 200m
Maßstab 1 : 4600000.
Kilometer
Italien. Meilen (Miglien) 60 ℔
Kisenbahnen
Canäle
SARDINIEN
Cagliari
Golf von Cagliari
Golf von Tunis
Golf von Hammamat
Golf von Salerno
Golf von Tarent
Golf von Ostuni
Golf von Gallipoli
Golf von Ravenna
Golf von Rimini
Golf von Pontinische Ia
Golf von Castellamare
Golf von Sicilien
Golf von Messina
Golf von Tarento
Golf von Ferro
Aeolische (Liparische) Inseln
Aegadische Ia
Trapani
Marsala
Mazzara
Sciacca
Palma
Licata
Terranova
Ragusa
Modica
Scicli
Avola
Siracusa
Augusta
Acireale
CATANIA
Nicastro
Catanzaro
Cotrone
Capo de Colonne
Corigliano
Crati
Cariati
Tarento
Brindisi
Francavilla
Ostuni
Gallipoli
Otranto
Cosenza
Paola
Belvedere
Verbicaro
Pizzo
Nicotera
Gerace
Millazzo
Nasi
Palermo
Bagheria
Termini
Cattaneo
Caltanissetta
Girgenti
Trapani
Ustica
Pantelleria (zu Sicilien)
Gozzo (Britisch)
Malta
Valetta
Rds el Abiad
Bona
Ras Addar (C. Bon)
Cartago
Tunis
I. Galita
I. Pantelleria (zu Sicilien)
I. Stromboli
I. Salina
I. Lipari
I. Filicuri
I. Alicuri
I. Panaria
Vulcano
C. Spartivento
C. Rizzuto
C. Carbonara
C. Ferrato
C. Pecora
C. Manna
C. Spartivento
C. Galla
C. Gallo
C. Vito
C. Mario di Leuca
C. Passero
C. S. Croce
Nicastro
Catanzaro
Cotrone
Capo de Colonne
Cariati
Corigliano
Crati
Tarento
Brindisi
Ostuni
Gallipoli
Otranto
Cosenza
Paola
Belvedere
Verbicaro
Pizzo
Nicotera
Gerace
Millazzo
Nasi
Palermo
Bagheria
Termini
Cattaneo
Caltanissetta
Girgenti
Palma
Licata
Terranova
Ragusa
Modica
Scicli
Avola
Siracusa
Augusta
Acireale
CATANIA
Sciacca
Mazzara
Marsala
Trapani
Aegadische Ia
I. Marittimo
I. Favignana
Ustica
Aeolische (Liparische) Inseln
I. Stromboli
I. Salina
I. Lipari
I. Filicuri
I. Alicuri
I. Panaria
Vulcano
Gozzo (Britisch)
Malta
Valetta
Rds el Abiad
Bona
Ras Addar (C. Bon)
Cartago
Tunis
I. Galita
I. Pantelleria (zu Sicilien)
Golf von Tarent
Golf von Salerno
Golf von Tunis
Golf von Hammamat
Golf von Ferro
Oestl. Länge 30 von Ferro
26
28
32
34
36
38
40

und 1257883 E.); XV. Sicilien (mit den 7 Provinzen Caltanissetta, Catania, Girgenti, Messina, Palermo, Siracusa und Trapani, insgesamt 25798 qkm und 2927901 E.); XVI. Sardinien (mit den 2 Provinzen Cagliari und Sassari, insgesamt 23842 qkm und 682002 E.). Die Hauptstadt des Königreichs J. ist seit 1871 Rom. J. zählt 8257 Gemeinden, darunter 11 eine Bevölkerung von mehr als 100000 und 53 eine solche von 30—100000 Seelen haben. Die Städte mit über 100000 E. (mit Angabe der Einwohnerzahl von 1881) sind: Neapel (463172), Mailand (295543), Rom (273268), Turin (230183), Palermo (205712), Genua (138081), Florenz (134992), Venedig (129445) und Bologna (103998). Die herrschende Kirche ist die römisch-katholische (die Arnauten in Süd-J. sind griechisch-uniert), welche unter 47 Erzbischöfen und 198 Bischöfen steht und zu welcher sich 99,70 Proz. bekennen. Die andern Konfessionen (etwa 62000 Protestanten und 38000 Juden) haben vollkommene Kultusfreiheit.

Die Landwirtschaft ist der Hauptnahrungszweig, indem etwa zwei Dritteil der Gesamtbevölkerung in derselben Beschäftigung findet. Die Bauern sind meistens Pächter der großen Gutsbesitzer, von Zwangsrechten und Zehnten jedoch bereits seit der franz. Herrschaft befreit. Nur 15 Proz. des Flächeninhalts sind unproduktiv; von den übrigen 85 Proz. sind: 40,8 Proz. Äcker, Gärten und Weinland, 21,3 Proz. Wiesen und Weiden, 22,9 Proz. Waldungen und Kastanien- und Olivenhaine. Der Ackerbau, welcher sich meist mit dem Anbau von Weizen beschäftigt, wird am fleißigsten in Ober-J., Toscana und den ehemals neapolit. Provinzen gepflegt; in vielen Gegenden, so namentlich auf den Inseln Sicilien und Sardinien, welche einstens die Kornkammern des alten Rom waren, ist er sehr vernachlässigt. Das erzeugte Getreide deckt nicht den Bedarf des Landes, und nur an Mais und Reis, wovon der letztere in der Provinz Novara und in den Po-Niederungen gebaut wird, werden bedeutende Mengen ausgeführt. Kartoffeln werden jetzt in allen Landschaften gezo-

Es produziert jährlich im Durchsch
Hektoliter, davon die köstlichsten und
ten im Neapolitanischen und in Sicili
der auf der Insel Elba; berühmt
Cristi und Vino greco vom Fuße
ferner die Weine von Syrakus
Hiermit steht die Kultur der Rosin
dung, namentlich in Calabrien, a
den Liparischen Inseln. Der Vieh
nigreichs zählt (1876) 657544
293868 Maultiere, 674246 Esel,
Rindvieh, 8596108 Schafe, 2016
1163916 Schweine, außerdem wer
in Santo-Rossore bei Pisa. He
hierbei die Zucht der Maultiere
denen die letztern in Toscana zu der
in Europa gehören, sowie in Ober-
zucht. Berühmt ist die Käseprodu
lich die Bereitung von sog. Par
Strachino) und die Erzeugung vor
lami), welche einen ansehnlichen
den, viel wichtiger ist indessen wä
Jahre der Handel mit Eiern gewor
1883 für 31 Mill. Mark ausgeführ
Forstkultur, welche in Toscana an
genügt in der Produktion von Bre
den Bedarf. Die Seefischerei li
(an den Westküsten von Unter-J.
wie bei der Insel Sardinien), fe
Korallen an den afrik. und sard
Schwämme in den auswärtigen Ha

Der Bergbau liefert namentlich
Silber, Blei, Quecksilber, Kohle
Ertrag war 1882 folgender: 242
und Gußroheisen. Reiche Eisenlage
Elba und Sardinien, sowie in de
Provinzen Bergamo und Brescia.
erz, 24065 t, von Agordo in den ve
Aosta, aus Toscana u. s. w.; Bl
namentlich in den Provinzen Genua
auf Sardinien; Zinkerz, 91366 t,
Lagern Sardiniens und der Lomb
thal); Golderz, 12202 t (daraus Ga
im Wert von etwa 456000 Lire).

VENEZIEN
KRAIN
ISTRIEN
TRIEST
VENEDIG
GOLF VON VENEDIG
ADRIATISCHES MEER
UMBRIEN
ABRUZZEN U. MOLISE
Udine
Triest
Venedig
Ancona
Rimini
Pesaro
Perugia
Rom
Aquila
Chieti
Ravenna
Forlì
Cesena
Ferrara
Chioggia
Pirano
Fiume
Lussin
Pola
Grosso
Lunga
Vieste
Sinigaglia
Spoleto
Foligno
Terni
Viterbo
Civita Vecchia
Arezzo
Orvieto
Tivoli
Frosinone
Sora
Isola Liri
Teramo
Ortona
Vasto
Lanciano
Sulmona
Celano
Avezzano
Tagliacozzo
Rieti
Narni
Amelia
Todi
Gubbio
Fabriano
Jesi
Loreto
Macerata
Tolentino
Camerino
Fermo
Ascoli
Pescara
Penne
Atri
Giulianova
Tortoreto
Porto d'Anzio
Nettuno
Terracina
Gaeta
Minturno
Sessa
Capua
Caserta
Aversa
Neapel
Castellammare
Sorrento
Amalfi
Salerno
Vesuv
Ischia
Procida
Capri
Golf von Neapel
Golf von Salerno
Golf von Gaeta
Golf von Triest
Golf von Fiume
Golf von Quieto
Golf von Manfredonia
Golf von Rimini
Golf von Fano
Golf von Pesaro
Golf von Ancona
Golf von Porto d'Anzio
Golf von Terracina
Golf von Gaeta
Golf von Minturno
Golf von Sessa
Golf von Capua
Golf von Aversa
Golf von Neapel
Golf von Castellammare
Golf von Sorrento
Golf von Amalfi
Golf von Salerno
Golf von Vesuv
Golf von Ischia
Golf von Procida
Golf von Capri
Golf von Quieto
Golf von Fiume
Golf von Triest
Golf von Pirano
Golf von Chioggia
Golf von Venedig
Golf von Rimini
Golf von Fano
Golf von Pesaro
Golf von Ancona
Golf von Porto d'Anzio
Golf von Terracina
Golf von Gaeta
Golf von Minturno
Golf von Sessa
Golf von Capua
Golf von Aversa
Golf von Neapel
Golf von Castellammare
Golf von Sorrento
Golf von Amalfi
Golf von Salerno
Golf von Vesuv
Golf von Ischia
Golf von Procida
Golf von Capri

stark betrieben wird, beschäftigte 1874 über 400 Fahrzeuge und über 3700 Menschen und lieferte 110000 kg im Gesamtwert von 4665000 Lire. Die Hauptplätze für den Verkauf von Korallen sind Genua, Livorno und Neapel. Der Preis pro Kilogramm ist für die kleinern Korallen durchschnittlich 1 Lire, für die von mittlerer Güte 30 Lire, für die besten 100—120 Lire. Die Korallenschleiferei, ebenfalls vorzüglich in Genua, Livorno und Neapel, beschäftigt Tausende von Menschen, in Genua allein 6000 Schleifer, welche durch die 24 dortigen Händler ihren Unterhalt finden. Die Liqueurfabrikation befindet sich auf einer hohen Stufe, namentlich in Piemont und der Lombardei; der Wermut aus denselben Landschaften gibt einen ausgezeichneten Handelsartikel ab. Exportiert wird sehr guter Essig. Die Erzeugung von Chemikalien dehnt sich immer mehr aus, Borsäure aus den Lagunen Toscanas, Weinstein- und Citronensäure werden massenhaft gewonnen und gelangen zur Ausfuhr; wichtig ist auch die starke Fabrikation von Chinin in Genua und Mailand. Auf Sicilien, in Apulien und Ligurien werden sehr viel Seifensiedereien unterhalten. Die Erzeugung von Zündkerzchen aus Wachs wird in großartigem Maßstab betrieben, namentlich in Turin, Mailand und Neapel; die Ausfuhr davon belief sich 1881 auf 1790000 kg.

Bezüglich des auswärtigen **Handels** weisen die amtlichen Tabellen für 1882 in der Einfuhr einen Wert von 1345400000 Lire und in der Ausfuhr einen Wert von 1155800000 Lire nach. Die Schiffahrtsbewegung ergab 1883 für die Lange Fahrt 17610 angekommene und 16664 ausgegangene Schiffe, die erstern mit 5724312 t, die letztern mit 5575684 t, für die Küstenschiffahrt 93686 angekommene und 93890 ausgelaufene Schiffe mit 12741069, beziehungsweise 12792264 t. Bei Betreibung des großen Fischfangs sind 1883: 1264 Fahrzeuge von 9654 t angekommen und 1288 Fahrzeuge von 9986 t abgegangen. Die wichtigsten der 58 Häfen sind die 11 erster Klasse: Ancona, Brindisi, Cagliari, Chioggia, Civitavecchia, Genua, Livorno, Messina, Neapel, Palermo, Venedig. Leuchttürme gibt es 200. Die ital. Handelsflotte belief sich 1883 auf 7471 registrierte Schiffe von 973333 t, darunter 201 Dampfer von 107452 t. Die maritime Inskription ergab 1883: 185017 Seeleute. Die großen Dampfergesellschaften: die Comp. Rubattino-Florio (jetzt Navigazione generale italiana, Bruzzo, Rocco Piaggio, haben sämtlich ihren Sitz in Genua, das sich namentlich seit Eröffnung der Gotthardbahn zum ersten Hafenplatz Italiens aufgeschwungen hat. Der Binnenhandel, dessen Mittelpunkte Mailand, Turin, Florenz und Bologna sind, ist fast überall lebhaft und steigert sich mit der Hebung der Kommunikationsmittel, für die in neuerer Zeit viel geschieht.

Das gesamte **Eisenbahnnetz**, welches 1865 erst 3500 km umfaßte, hatte sich Ende 1883 auf 9666 km ausgedehnt; dasselbe zerfällt in folgende fünf Gruppen: a) Oberitalienische Eisenbahnen, ursprünglich teils Staatsbahnen, teils Privatbahnen, seit 1. Juli 1876 sämtlich im Besitz des Staats, welcher 1. Juli 1878 auch den Betrieb provisorisch bis auf weiteres übernommen und die Oberleitung einem Verwaltungsrat anvertraut hat, welcher dem Ministerium der öffentlichen Arbeiten untergeordnet ist und seinen Sitz in Mailand hat; b) Römische Eisenbahnen, ursprünglich gleichfalls teils Staats-, teils Privatbahnen, durch Vertrag vom 17. Jan. 1877 aber sämtlich in den Besitz des Staats übergegangen, Verwaltungsrat und Betriebsdirektion in Florenz; c) Südbahn, eine Privatbahn; d) Calabrisch-Sicilianische Bahnen, schon als Staatsbahnen gebaut und noch im Besitz des Staats, aber durch Vertrag vom 28. Okt. 1871 seit 1. Jan. 1872 auf 15 Jahre in Betriebsverwaltung der Südbahngesellschaft; e) Sardinische Eisenbahn, Privatbahn mit dem Sitz der Direktion in Turin, ferner noch verschiedene kleinere Privatbahnen.

Die **Landstraßen** umfaßten 1880: an Nationalstraßen (d. h. vom Staat gebaute und erhaltene) 8197, Provinzialstraßen 27286, obligatorische Kommunalstraßen 47152, zusammen 82635 km.

Die **Post** zählte Ende 1882: 3497 Bureaus im Königreich und 5 im Ausland; ihre Einnahmen beliefen sich auf 32660886, ihre Ausgaben auf 27729464 Lire. Das **Telegraphennetz** umfaßte Ende 1882 an Länge der Linien 27613 km, an Länge der Drähte 93799 km, unterseeische Kabel 175 km mit 1747 Bureaus, ohne die den Eisenbahnen oder andern Gesellschaften gehörenden. Die Zahl der Depeschen belief sich 1882 auf 6454[illegible] (davon 5190909 interne und 521180 internationale Privatdepeschen, 373807 amtliche Depeschen, 165697 Dienstdepeschen und 203349 Transitdepeschen), die Einnahme einschließlich des Wertes der offiziellen Depeschen 12423102 Lire, die Kosten des Dienstes auf 7974932 Lire, die außerordentlichen Ausgaben auf 459000 Lire. Zur Förderung des Handels und Verkehrs tragen ferner bei: die Italienische Nationalbank zu Rom, die Bank von Neapel, die Toscanische Nationalbank zu Florenz, die Römische Bank, die Bank von Sicilien zu Palermo, die Toscanische Kreditbank für Industrie und Handel, welche sechs sämtlich das Recht der Notenausgabe besitzen, ferner (Ende 1883) 118 Gesellschaften für den gewöhnlichen Kredit, 252 Volksbanken, 13 Institute für den Agrarkredit und 8 solche für den Bodenkredit; die (1863) mit Frankreich, Belgien, Großbritannien, Rußland und den Niederlanden, (1865) mit dem Deutschen Zollverein und (1870) mit Spanien abgeschlossenen Handelsverträge, sowie der (1867) mit dem Norddeutschen Bunde abgeschlossene Schiffahrtsvertrag. Im J. 1882 bestanden in J. 357 gewöhnliche und 3488 Postsparkassen, erstere mit 1037139 Einlegern und einem Einlagenbestand von 119025152,8 Lire, letztere mit 591238 Einlegern und 131780028 Lire Einlagen. Das Münzsystem ist das des lat. Münzvertrags; die Rechnungsmünze ist die Lira zu 100 Centesimi = 1 Franc = 81 Pf. deutscher Reichswährung. Maße und Gewichte sind die metrischen.

Unterricht und Bildung. Die geistige Bildung des im ganzen hochbegabten Volks ist großenteils noch unentwickelt. Im J. 1881 waren unter den 22011155 über 10 Jahre alten Bewohnern 13470185 Analphabeten, d. h. 61 Proz., und dabei ist seit 1861 der Prozentsatz schon von 72 auf 64,8 gefallen, sodaß also eine Besserung stattfindet. Am weitesten ist die Volksbildung in Piemont und der Lombardei vorgeschritten. Der Unterricht in der Volksschule ist obligatorisch. Für denselben gab es im J. 1882: 41423 öffentliche Lehranstalten mit 1850619 Zöglingen (1008547 Knaben, 842[illegible] Mädchen). Die Kosten für die öffentlichen Volksschulen werden von den Gemeinden bestritten. Private Volksschulen gab es 5797 mit 125[illegible]

ADRIATISCHES
MEER
IONISCHES
MEER
Golf von Taranto
STRASSE VON OTRANTO
APULIEN
BASILICATA
CALABRIEN
Barletta
Trani
Andria
Molfetta
Corato
Ruvo
Bitonto
Mola
Polignano
Monopoli
Altamura
Gioia
Noci
Putignano
Martina Franca
Ostuni
Brindisi
Potenza
Tricarico
Grottaglie
Francavilla
Oria
Taranto
Lecce
Gallipoli
Otranto
Castellaneta
Ginosa
Matera
Stigliano
Pisticci
Scanzano
Policoro
Rossano
Corigliano
Cassano
Paola
Cosenza
Rogliano
Amantea
Catanzaro
Nicastro
Lamezia
Crotone
Cotrone
Rocca Nettuno
Squillace
Gasperina
Stilo
Gerace
Roccella
Bivongi
Stilo
Reggio
Messina
C. Spartivento
C. Rizzuto
C. Leuca
C. Otranto
C. Rodoni
C. Palinuro
Praia a Mare
Maratea
Lagonegro
Sapri
Vallo
Agropoli
Salerno
Amalfi
Sorrento
Neapel
Gaeta
Terracina
Velletri
Rom
Civitavecchia
Orbetello
Grosseto
Piombino
Elba
Livorno
Pisa
Lucca
Florenz
Siena
Arezzo
Perugia
Spoleto
Rieti
Aquila
Sulmona
Teramo
Ascoli
Fermo
Macerata
Ancona
Pesaro
Rimini
Ravenna
Forlì
Bologna
Ferrara
Modena
Parma
Reggio
Mantua
Verona
Brescia
Bergamo
Mailand
Como
Lugano
Pavia
Alessandria
Turin
Susa
Aosta
Ivrea
Vercelli
Novara
Domodossola
Sion
Martigny
Chamonix
Mont Blanc
Genf
Lausanne
Neuchâtel
Bern
Basel
Zürich
Luzern
Chur
Bellinzona
Lugano
Innsbruck
Bozen
Trient
Meran
Brenner
Sterzing
Brixen
Klagenfurt
Villach
Tarvis
Udine
Görz
Triest
Pola
Fiume
Zara
Sebenico
Spalato
Lesina
Curzola
Ragusa
Cattaro
Antivari
Durazzo
Valona
Korfu
Ithaka
Kephalonia
Zante
Cerigo
Kreta
Rhodus
Malta
Tripolis
Tunis
Sizilien
Palermo
Trapani
Marsala
Girgenti
Sciacca
Catania
Syrakus
Augusta
Ätna
Liparische Inseln
Stromboli
Vulcano
Lipari
Salina
Panarea
Filicudi
Alicudi
Ustica
Pantelleria
Lampedusa
Linosa
Gozo
Comino
Erklärungen.
STADT mit über 100000 Einw.
STADT . . 50000 .
Stadt . . 20000 .
Stadt mit über 10000 Einw.
Stadt . . 5000 .
Stadt u. Dorf unter 5000 .
Die Hauptorte der Provinzen sind unterstrichen. Die vorhandenen Provinzen sind ihrer Hauptstadt gleichnamig. Eisenbahn. Canal. Höhen in Metern.
Maßstab 1:2.800.000.
Geographische Meilen (15 = 1°)
Kilometer (111 = 1°)

stark betrieben wird, beschäftigte 1874 über 400 Fahrzeuge und über 3700 Menschen und lieferte 110000 kg im Gesamtwert von 4665000 Lire. Die Hauptplätze für den Verkauf von Korallen sind Genua, Livorno und Neapel. Der Preis pro Kilogramm ist für die kleinern Korallen durchschnittlich 1 Lire, für die von mittlerer Güte 30 Lire, für die besten 100—120 Lire. Die Korallenschleiferei, ebenfalls vorzüglich in Genua, Livorno und Neapel, beschäftigt Tausende von Menschen, in Genua allein 6000 Schleifer, welche durch die 24 dortigen Händler ihren Unterhalt finden. Die Liqueurfabrikation befindet sich auf einer hohen Stufe, namentlich in Piemont und der Lombardei; der Wermut aus denselben Landschaften gibt einen ausgezeichneten Handelsartikel ab. Exportiert wird sehr guter Essig. Die Erzeugung von Chemikalien dehnt sich immer mehr aus, Borsäure aus den Lagunen Toscanas, Weinstein- und Citronensäure werden massenhaft gewonnen und gelangen zur Ausfuhr; wichtig ist auch die starke Fabrikation von Chinin in Genua und Mailand. Auf Sicilien, in Apulien und Ligurien werden sehr viel Seifensiedereien unterhalten. Die Erzeugung von Zündkerzchen aus Wachs wird in großartigem Maßstab betrieben, namentlich in Turin, Mailand und Neapel; die Ausfuhr davon belief sich 1881 auf 1790000 kg.

Bezüglich des auswärtigen **Handels** weisen die amtlichen Tabellen für 1882 in der Einfuhr einen Wert von 1345400000 Lire und in der Ausfuhr einen Wert von 1155800000 Lire nach. Die Schiffahrtsbewegung ergab 1883 für die Lange Fahrt 17610 angekommene und 16664 ausgegangene Schiffe, die erstern mit 5724312 t, die letztern mit 5575681 t, für die Küstenschiffahrt 93686 angekommene und 93890 ausgelaufene Schiffe mit 12741069, beziehungsweise 12792264 t. Bei Betreibung des großen Fischfangs sind 1883: 1264 Fahrzeuge von 9654 t angekommen und 1288 Fahrzeuge von 9986 t abgegangen. Die wichtigsten der 58 Häfen sind die 11 erster Klasse: Ancona, Brindisi, Cagliari, Chioggia, Civitavecchia, Genua, Livorno, Messina, Neapel, Palermo, Venedig. Leuchttürme gibt es 200. Die ital. Handelsflotte belief sich 1883 auf 7471 registrierte Schiffe von 973333 t, darunter 201 Dampfer von 107452 t. Die maritime Inskription ergab 1883: 185017 Seeleute. Die großen Dampfergesellschaften: die Comp. Rubattino-Florio (jetzt Navigazione generale italiana, Bruzzo, Rocco Piaggio, haben sämtlich ihren Sitz in Genua, das sich namentlich seit Eröffnung der Gotthardbahn zum ersten Hafenplatz Italiens aufgeschwungen hat. Der Binnenhandel, dessen Mittelpunkte Mailand, Turin, Florenz und Bologna sind, ist fast überall lebhaft und steigert sich mit der Hebung der Kommunikationsmittel, für die in neuerer Zeit viel geschieht.

Das gesamte **Eisenbahnnetz**, welches 1865 erst 3500 km umfaßte, hatte sich Ende 1883 auf 9666 km ausgedehnt; dasselbe zerfällt in folgende fünf Gruppen: a) Oberitalienische Eisenbahnen, ursprünglich teils Staatsbahnen, teils Privatbahnen, seit 1. Juli 1876 sämtlich im Besitz des Staats, welcher 1. Juli 1878 auch den Betrieb provisorisch bis auf weiteres übernommen und die Oberleitung einem Verwaltungsrat anvertraut hat, welcher dem Ministerium der öffentlichen Arbeiten untergeordnet ist und seinen Sitz in Mailand hat; b) Römische Eisenbahnen, ursprünglich gleichfalls teils Staats-, teils Privatbahnen, durch Vertrag vom 17. Nov. 1877 aber sämtlich in den Besitz des Staats übergegangen, Verwaltungsrat und Betriebsdirektion in Florenz; c) Südbahn, eine Privatbahn; d) Calabrisch-Sicilianische Bahnen, schon als Staatsbahnen gebaut und noch im Besitz des Staats, aber durch Vertrag vom 28. Okt. 1871 seit 1. Jan. 1872 auf 15 Jahre in Betriebsverwaltung der Südbahngesellschaft; e) Sardinische Eisenbahn, Privatbahn mit dem Sitz der Direktion in Rom; ferner noch verschiedene kleinere Privatbahnen.

Die **Landstraßen** umfaßten 1880: an Nationalstraßen (d. h. vom Staat gebaute und erhaltene) 8197, Provinzialstraßen 27286, obligatorische Kommunalstraßen 47152, zusammen 82635 km.

Die **Post** zählte Ende 1882: 3497 Bureaus im Königreich und 5 im Ausland; ihre Einnahmen beliefen sich auf 32660886, ihre Ausgaben auf 27729464 Lire. Das **Telegraphennetz** J.s umfaßte Ende 1882 an Länge der Linien 27613 km, an Länge der Drähte 93799 km, unterseeisch: Kabel 175 km mit 1747 Bureaus, ohne die den Eisenbahnen oder andern Gesellschaften gehörenden. Die Zahl der Depeschen belief sich 1882 auf 6 45498 (davon 5190909 interne und 521180 internationale Privatdepeschen, 373807 amtliche Depeschen, 165697 Dienstdepeschen und 203349 Transitdepeschen), die Einnahme einschließlich des Wertes der offiziellen Depeschen 12423102 Lire, die Kosten des Dienstes auf 7974932 Lire, die außerordentlichen Ausgaben auf 459000 Lire. Zur Förderung des Handels und Verkehrs tragen ferner bei: die Italienische Nationalbank zu Rom, die Bank von Neapel, die Toscanische Nationalbank zu Florenz, die Römische Bank, die Bank von Sicilien zu Palermo, die Toscanische Kreditbank für Industrie und Handel, welche sechs sämtlich das Recht der Notenausgabe besitzen, ferner (Ende 1883) 118 Gesellschaften für den gewöhnlichen Kredit, 252 Volksbanken, 13 Institute für den Agrarkredit und 8 solche für den Bodenkredit; die (1863) mit Frankreich, Belgien, Großbritannien, Rußland und den Niederlanden, (1865) mit dem Deutschen Zollverein und (1870) mit Spanien abgeschlossenen Handelsverträge, sowie der (1867) mit dem Norddeutschen Bunde abgeschlossene Schiffahrtsvertrag. Im J. 1882 bestanden in J. 357 gewöhnliche und 3488 Postsparkassen, erstere mit 1037139 Einlegern und einem Einlagenbestand von 119025152,8 Lire, letztere mit 591238 Einlegern und 13178062,8 Lire Einlagen. Das Münzsystem ist das des lat. Münzvertrags; die Rechnungsmünze ist die Lira zu 100 Centesimi = 1 Franc = 81 Pf. deutscher Reichswährung. Maße und Gewichte sind die metrischen.

Unterricht und Bildung. Die geistige Bildung des im ganzen hochbegabten Volks ist großenteils noch unentwickelt. Im J. 1881 waren unter den 22011155 über 10 Jahre alten Bewohnern 13470185 Analphabeten, d. h. 61 Proz., und dabei ist seit 1861 der Prozentsatz schon von 72 auf 64,8 gefallen, sodaß also eine Besserung stattfindet. Am weitesten ist die Volksbildung in Piemont und der Lombardei vorgeschritten. Der Unterricht in der Volksschule ist obligatorisch. Für denselben waren es im J. 1882: 41423 öffentliche Lehranstalten mit 1850619 Zöglingen (1008547 Knaben, 842 Mädchen). Die Kosten für die öffentlichen Schulen werden von den Gemeinden bestritten. Private Volksschulen gab es 5797 mit 125

UNTE
TYRRHENISCHES MEER
ROM
Tiber
Ponza Inseln
NEAPEL
Golf v. Neapel
Ischia
Strasse v. Bonifacio
Golfo dell' Asinara
Gallura
Sassari
Alghero
Golfo di Orosei
Oristano
G. di Oristano
Cagliari
Golfo di Cagliari
Die Insel SARDINIEN (SARDEGNA) im Maßstabe der Hauptkarte
Oestl. Länge 9 v. Greenwich
Ustica (zu Palermo)
Aeolische Liparis
PALERMO
Trapani
Ägadische Ia
Marsala
Castelvetrano
Mazzara
Sciacca
Girgenti
Pantelleria
Pantelleria (zu Girgenti)
Conversations-Lexikon. 13. Aufl.

LIEN.
ADRIATISCHES
MEER
IONISCHES
MEER
STRASSE VON OTRANTO
Golf von Taranto
Barletta
Trani
Andria
Molfetta
Corato
Bitonto
Mola
Polignano
Monopoli
Altamura
Potenza
BASILICATA
Tarento
Francavilla
Oria
Brindisi
Lecce
Gallipoli
Cotrone
Catanzaro
C. Spartivento
Erklärungen.
STADT mit über 100000 Einw.
STADT 50,000
Stadt 20,000
Stadt mit über 10,000 Einw.
Stadt 5000
Stadt u. Dorf unter 5000
Die Hauptorte der Provinzen sind unterstrichen. Die unbenannten Provinzen sind ihrer Hauptstadt gleichnamig. Eisenbahn Canal. Höhen in Metern.
Maßstab 1:2.800.000.
Geographische Meilen
Kilometer

hülern (45370 männlich, 80146 weiblich). herdem bestanden zur Heranbildung von Lehrern Normalschulen mit (1882) 1440 Zöglingen, von rerinnen 73 Normalschulen mit 7174 Schülerin-n. Höhere Mädchenschulen, eine Art von Real-ulen, 1861 in Mailand begonnen, gibt es 8. Viel fer steht es um den höhern Unterricht. Der Se-ndärunterricht und zwar der humanistische wird 883) in 329 Lyceen (mit 12390 Schülern) und 8 Gymnasien (mit 42811 Schülern), der reali-che in 413 technischen Schulen (mit 24833 Schü-n) erteilt. Es bestehen im Königreich 21 Uni-rsitäten (mit 2—4 Fakultäten), nämlich 17 Staats-halten, welche im Wintersemester 1881—82 sgesamt 11440 Studenten zählten, die sich folgen-rmaßen verteilten: Neapel 3265, Turin 1787, adua 922, Pavia 724, Rom 816, Bologna 795, sa 596, Genua 634, Palermo 593, Modena 191, arma 206, Catania 247, Siena 189, Messina 51, Sassari 91, Cagliari 128 und Macerata 105; außerdem bestehen noch 4 Provinzialanstalten zu amerino, Ferrara, Perugia und Urbino mit 94, 2, 78 und 64 Studierenden. An allen Universi-ten zusammen sind 1655 Docenten thätig. Mit n Universitäten sind noch besondere Kurse und t jeder ist eine Schule für Pharmacie verbunden. n Universitäten sind anzureihen: das königl. here Studieninstitut in Florenz, das königl. höhere chnische Institut in Mailand, die wissenschaftlich-terarische Akademie in Mailand, 3 Tierarznei-ulen zu Turin, Mailand und Neapel, die Stern-arten in Turin, Padua, Palermo, Mailand, eapel, Florenz, die königl. Ingenieurschulen zu om, Bologna, Neapel und Turin. Auch sind den niversitäten zu Padua, Palermo, Pavia und Pisa ngenieurkurse beigegeben. Ferner bestehen 76 se-ndäre technische Institute mit (1880) 7358 Eleven, von 41 Staatsanstalten; 25 vorbereitende nau-che Schulen. Höhere Spezialschulen sind: das nigl. Industriemuseum zu Turin, mit 33 Eleven nd sehr zahlreichen Zuhörern (unentgeltlicher Unter-cht); es ist technische Bildungsanstalt und Lehrer-dungsschule für Ingenieure, insbesondere aber Lehrer an technischen Instituten und Gewerbe-ulen, sowie für Agrar- und Industriedirektoren; königl. höhere Handelsschule zu Venedig bildet hrer, Konsuln, Nationalökonomen, Statistiker ꝛc.; königl. höhern Ackerbauschulen zu Mailand und ortici; die königl. höhere Schiffahrtsschule zu enua, seit 1871; die höhere Schule für die Schwe-gruben zu Palermo. Außerdem sind vorhanden: archäol. Schulen in Pompeji und Rom für das tudium der dortigen Monumente; die Schule für ozialwissenschaften zu Florenz; die städtische höhere nstgewerbeschule zu Mailand; 6 Handels- und gewerbliche Fachschulen verschiedener Art; das rstinstitut zu Vallombrosa bei Florenz; 23 prak-che und 19 niedere Ackerbauschulen; 7 landwirt-schaftliche Spezialschulen; die Bergschulen zu Cal-nissetta, Agordo und Iglesias, die Spezialschule r die Gewinnung und Bearbeitung von Marmor Carrara; das königl. Musikinstitut zu Florenz, königl. Musikkonservatorien zu Mailand, die nigl. Musikkollegien zu Neapel und Palermo, die nigl. Musikschule zu Parma, das Musiklyceum zu ologna. Für militärische Ausbildung bestehen: für Offiziere: die Kriegsschule zu Turin (für die chste Ausbildung und den Generalstab), die Ar-llerie- und Genie-Applikationsschule ebenda; b) zur Heranbildung von Offizieren: die Militärakademie zu Turin (für Artillerie und Genie), die Militär-schule zu Modena (für Infanterie und Kavallerie), die Marineakademie zu Livorno; c) zur Vorberei-tung für die Militärakademie und die Militärschule: die Militärkollegien zu Neapel, Rom, Mailand und Florenz; d) die Normalinfanterieschule zu Parma, die Normalkavallerieschule zu Pinerolo. Wissenschaft-liche Bibliotheken gibt es etwa 500; die des Staats belaufen sich auf 31. Die Magliabecchiana zu Flo-renz hat 280000 Bände und 14000 Manuskripte, die Bibliothek zu Parma 205400 Bände, die zu Turin 200000 Bände. In den röm. Klöstern be-finden sich gegen 800000 Bände und 307945 Ma-nuskripte. Als Förderungs- und Hilfsanstalten für Wissenschaften und Künste sind hervorzuheben: die vielen Akademien, die Accademia della Crusca in Florenz, die Museen und Galerien, die 25 Akade-mien, Institute und Schulen für die schönen Künste, die zahlreichen municipalen Zeichenschulen, nament-lich in Toscana und Umbrien; 267 eigentliche Mu-sikschulen mit 896 Lehrern und 8863 Zöglingen.

Die Staatsverfassung des Königreichs ist eine konstitutionell-monarchische und beruht auf dem bereits dem vormaligen Königreiche Sardinien verliehenen Grundgesetze vom 4. März 1848, wel-ches auf alle mit demselben vereinigten Länder aus-gedehnt worden ist. Danach übt der König, dessen Thron im Mannsstamme des Hauses Savoyen erblich ist, die gesetzgebende Gewalt in Gemein-schaft mit zwei Kammern aus. Die Erste Kammer, der Senat, ist aus einer unbestimmten Anzahl von Mitgliedern zusammengesetzt (Ende 1883: 359), die der König auf Lebenszeit aus 21 Kategorien von Staatsbürgern ernennt. Zu diesen gehören die Würdenträger und hohen Staatsbeamten, die Bi-schöfe, die Deputierten (nach drei Legislaturen), Personen, welche sich in ausgezeichneter Weise um das Vaterland verdient gemacht haben, solche, die seit 3 Jahren 3000 Lire direkte Steuern zahlen u. s. w. Jeder Senator muß das 40. Lebensjahr zurückgelegt haben. Die Prinzen der königl. Fa-milie haben mit 21 Jahren Sitz, mit 25 Jahren Stimme im Senat. Der König ernennt den Präsi-denten und Vicepräsidenten und kann den Senat beauftragen, über Verbrechen des Hochverrats und über Staatsminister, die von der Zweiten Kammer angeklagt wurden, zu richten. Die Zweite Kam-mer, die der Deputierten, besteht aus 508 Mitglie-dern, welche von den Wahlkollegien in Gemäßheit des Wahlgesetzes vom 22. Jan., bestätigt durch Dekret vom 24. Sept. 1882 auf die Dauer von 5 Jahren direkt gewählt werden. Um Wähler zu sein, muß man die bürgerlichen und polit. Rechte genießen, das Alter von 21 Jahren zurückgelegt haben, lesen und schreiben können und den Nach-weis liefern, den obligatorischen Elementarunter-richt mit gutem Erfolge genossen zu haben, oder entweder an direkten Staats- und Provinzial-steuern jährlich mindestens 19,80 Lire zahlen oder als Pächter bäuerlicher Gründe einen Jahrespacht von mindestens 500 Lire leisten oder einen Grund-besitz kontraktmäßig mit Teilung des Ertrags be-wirtschaften und von diesem jährlich mindestens 80 Lire entrichten, oder für ihr Wohnhaus, Handels- oder Industrieetablissement einen Mietzins von 150—400 Lire zahlen, oder endlich der Klasse der sog. Capacitäten angehören, zu welchen letztern die Mitglieder der Akademien und Handelskammern,

die Professoren und Doktoren, die Beamten, Anwälte u. s. w. gerechnet werden. Die Wähler sind zu Deputierten wählbar, wenn sie das 30. Lebensjahr zurückgelegt haben. Nicht wählbar sind Seelsorger und Mitglieder geistlicher Kapitel, Staats- und Hofbeamte (mit Ausnahme der Minister, der Generalsekretäre in den Ministerien, der Präsidenten und Räte des Staatsrats, der Cassations- und Appellhöfe, der höhern Offiziere, der Mitglieder der obern Räte für Unterricht, Sanität, Bauten und Bergwerke, der ord. Professoren an den Universitäten und diesen gleichgestellten Instituten), ferner Sindaci und Provinzialdeputierte, Personen, die von Industrie- und Handelsgesellschaften, welche vom Staate subventioniert oder garantiert sind, Gehalt oder Vergütung beziehen, endlich solche, welche vom Staate Konzessionen erhalten oder mit demselben Arbeitsverträge eingegangen sind. Die Zahl der wählbaren vom Staate bezahlten Funktionäre und Beamten, welche in die Kammer eintreten können, darf 40 nicht übersteigen; hierin sind jedoch die Minister und Generalsekretäre nicht enthalten. Erhält ein Deputierter ein besoldetes Staatsamt oder wird er in diesem befördert, so muß er sich einer neuen Wahl unterziehen. Die Deputiertenkammer ernennt selbst den Präsidenten und die Vizepräsidenten. Ihr müssen zuerst alle Finanzgesetze vorgelegt werden. Weder Senatoren noch Deputierte erhalten irgend eine Besoldung oder Vergütung. Der König versammelt alljährlich beide Kammern. Wird die Deputiertenkammer aufgelöst, so muß innerhalb vier Monaten eine neue berufen werden.

Der König sanktioniert die Gesetze und übt allein die vollziehende Gewalt aus. Derselbe bekennt sich mit seinem Hause zur röm.-kathol. Kirche, wird mit vollendetem 18. Jahre großjährig und legt bei seiner Thronbesteigung in Gegenwart beider Kammern einen Eid ab, das Grundgesetz zu beobachten. Der König residiert zu Rom, welches am 3. Febr. 1871 zur Hauptstadt J.s erklärt wurde. Er verleiht folgende Ritterorden: den Höchsten Orden der Verkündigung Mariä (della Sta. Annunziata), von Herzog Amadeus VI. von Savoyen 1362 gestiftet, mit neuen Statuten vom 3. Juni 1869, in Einer Klasse, nur an Fürsten und die höchsten Würdenträger; den Orden des heil. Mauritius und Lazarus (gestiftet durch Herzog Amadeus VIII. 1434) in fünf Klassen; den Militärorden von Savoyen (gestiftet durch König Victor Emanuel I. von Sardinien, 14. Aug. 1815, reorganisiert 28. Sept. 1855) in fünf Klassen; den Civilorden von Savoyen (gestiftet durch König Karl Albert von Sardinien, 29. Okt. 1831) in Einer Klasse; den Orden der Krone von J. (gestiftet durch Victor Emanuel II., 20. Febr. 1868). Die Beziehungen des Papstes zum ital. Staate sind durch das sog. Garantiegesetz vom 13. Mai 1871 geregelt. (S. Kirchenstaat.)

Mit der Staatsverwaltung sind in der höchsten Instanz die Ministerien betraut, deren es neun gibt, nämlich: 1) das Ministerium für die auswärtigen Angelegenheiten; 2) das Kriegsministerium; 3) das Ministerium der Marine, welchem ein consiglio superiore di marina untergeordnet ist; 4) das Ministerium für Ackerbau, Industrie und Handel, von dem ein consiglio di statistica ressortiert; 5) das Ministerium der öffentlichen Arbeiten; 6) das Ministerium der Gnade, der Justiz und der Kulte; 7) das Ministerium der Finanzen und des Schatzes; 8) das Ministerium des öffentlichen Unterrichts, welchem ein Unterrichtsrat beigegeben ist, und 9) das Ministerium des Innern. Sämtliche Ministerien haben ihren Sitz in Rom. Ferner bestehen ein Staatsrat, welcher auch über Kompetenzkonflikte entscheidet, und unabhängig von den Ministerien ein Rechnungshof.

In administrativer Beziehung zerfällt J. in 69 Provinzen, welche aus 16 Compartimenti (s. oben S. 701 fg.) zusammengefaßt werden; diese sind in 284 Kreise (circondarii) geteilt. Die Provinz ist eine moralische Person, deren Angelegenheiten von dem Provinzialrate und der Provinzialdeputation verwaltet werden. Der Provinzialrat besteht nach dem Gemeinde- und Provinzialgesetz vom 20. März 1865 aus 20—60 Mitgliedern, die von den berechtigten Gemeindewählern der einzelnen Kreise der Provinz auf fünf Jahre gewählt werden. Dieser Rat versammelt sich jährlich einmal und wählt aus seiner Mitte die Provinzialdeputation von 4—10 Mitgliedern, an deren Spitze der vom König ernannte Präfekt steht. Letzterer ist der Repräsentant der vollziehenden Gewalt in der Provinz und wird von einem Präfekturrate unterstützt. Jedem Kreise ist ein Unterpräfekt vorgesetzt, in Venetien und der Provinz Mantua ein Distriktskommissariat. In jenen Kreisen, in deren Hauptorten die Präfekten ihren Sitz haben, werden von diesen die Geschäfte der Unterpräfekten besorgt. Die Organe der Gemeindeverwaltung sind (nach dem neuen Gesetze vom 20. März 1865) ein Gemeinderat von 15—80 Mitgliedern, die von den wahlberechtigten Staatsbürgern auf fünf Jahre gewählt werden, und eine Gemeinde-Giunta, die aus einem vom Könige auf drei Jahre ernannten Vorsteher (sindaco) und aus 2—10 vom Gemeinderate aus seiner Mitte gewählten Beisitzern gebildet ist (wozu in den größten Gemeinden noch vier Ersatzmänner kommen). Außerdem hat jede Gemeinde einen Sekretär und ein Gemeindeamt zu bestellen. Als Finanzoberbehörde ist in jeder Provinz eine Finanzintendanz, als Unterrichtsbehörde ein Provinzialschulrat errichtet. Ferner hat jede Provinz einen Sanitätsrat, eine Postdirektion, ein Centralbauamt. Für größere Gebiete sind eingesetzt die 10 Landes-Telegraphendirektionen, die 35 Forstdepartements, die 10 Bezirksbergämter.

Die Rechtspflege in Civil- und Strafsachen wird auf Grund des Gerichtsgesetzes vom 6. Dez. 1865 ausgeübt von 4 Cassationshöfen (Turin, Florenz, Neapel, Palermo, zu welchen nach 1870 noch Rom gekommen ist), 24 Appellhöfen, 92 Assisenhöfen (für Verbrechen und Preßvergehen), 162 Civil- und Korrektionstribunalen, 27 Handelstribunalen, 1815 Prätoren (Einzelgerichte in Civil- und Strafsachen) und von den Vermittlern (conciliatori), ferner von den Militär- und Seegerichten. Als Justizgesetzbücher gelten der Civilcodex, die Civilprozeßordnung und das Handelsgesetzbuch vom 31. Okt. 1882, der Strafcodex vom 20. Nov. 1859, modifiziert unter dem 26. Nov. 1865, die Strafprozeßordnung vom 26. Nov. 1865, der Militär- und Marinestrafcodex vom 28. Nov. 1869. In Toscana gilt der toscan. Strafcodex vom 20. Juni 1853. Die Staatseinnahmen beliefen sich 1883 auf 1544361667, die Ausgaben auf 1537226167 Lire; die Staatsschuld berechnete sich 1. Jan. 1883 auf 526665577 Lire.

Heer und Flotte. Das piemont. Heer, das nur 5 Divisionen zählte, hat sich nach und nach

Zu Artikel: Italien.

lern (45370 männlich, 80146 weiblich). rdem bestanden zur Heranbildung von Lehrern ormalschulen mit (1882) 1440 Zöglingen, von rinnen 73 Normalschulen mit 7174 Schülerin- Höhere Mädchenschulen, eine Art von Real- en, 1861 in Mailand begonnen, gibt es 8. Viel r steht es um den höhern Unterricht. Der Se- ärunterricht und zwar der humanistische wird 3) in 329 Lyceen (mit 12390 Schülern) und Gymnasien (mit 42811 Schülern), der reali- e in 413 technischen Schulen (mit 24833 Schü-) erteilt. Es bestehen im Königreich 21 Uni- itäten (mit 2—4 Fakultäten), nämlich 17 Staats- talten, welche im Wintersemester 1881—82 gesamt 11440 Studenten zählten, die sich folgen- maßen verteilten: Neapel 3265, Turin 1787, ona 922, Pavia 724, Rom 816, Bologna 795, a 596, Genua 634, Palermo 593, Modena 191, rma 206, Catania 247, Siena 189, Messina 4, Sassari 91, Cagliari 128 und Macerata 105; ferdem bestehen noch 4 Provinzialanstalten zu merino, Ferrara, Perugia und Urbino mit 94, 78 und 64 Studierenden. An allen Universi- en zusammen sind 1655 Docenten thätig. Mit Universitäten sind noch besondere Kurse und jeder ist eine Schule für Pharmacie verbunden. n Universitäten sind anzureihen: das königl. ere Studieninstitut in Florenz, das königl. höhere nische Institut in Mailand, die wissenschaftlich- eatrische Akademie in Mailand, 3 Tierarznei- ulen zu Turin, Mailand und Neapel, die Stern- rten in Turin, Padua, Palermo, Mailand, apel, Florenz, die königl. Ingenieurschulen zu n, Bologna, Neapel und Turin. Auch sind den iversitäten zu Padua, Palermo, Pavia und Pisa genieurkurse beigegeben. Ferner bestehen 76 se- däre technische Institute mit (1880) 7358 Eleven, von 41 Staatsanstalten; 25 vorbereitende nau- e Schulen. Höhere Spezialschulen sind: das gl. Industriemuseum zu Turin, mit 33 Eleven sehr zahlreichen Zuhörern (unentgeltlicher Unter-); es ist technische Bildungsanstalt und Lehrer- ungsschule für Ingenieure, insbesondere aber Lehrer an technischen Instituten und Gewerbe- en, sowie für Agrar- und Industriedirektoren; önigl. höhere Handelsschule zu Venedig bildet r, Konsuln, Nationalökonomen, Statistiker ꝛc.; önigl. höhern Ackerbauschulen zu Mailand und ici; die königl. höhere Schiffahrtsschule zu a, seit 1871; die höhere Schule für die Schwe- ben zu Palermo. Außerdem sind vorhanden: rchäol. Schulen in Pompeji und Rom für das ium der dortigen Monumente; die Schule für alwissenschaften zu Florenz; die städtische höhere gewerbeschule zu Mailand; 6 Handels- und rwerbliche Fachschulen verschiedener Art; das institut zu Vallombrosa bei Florenz; 23 prak- und 19 niedere Ackerbauschulen; 7 landwirt- liche Spezialschulen; die Bergschulen zu Cal- etta, Agordo und Iglesias, die Spezialschule ie Gewinnung und Bearbeitung von Marmor arrara; das königl. Musikinstitut zu Florenz, önigl. Musikkonservatorien zu Mailand, die l. Musikkollegien zu Neapel und Palermo, die l. Musikschule zu Parma, das Musiklyceum zu gna. Für militärische Ausbildung bestehen: Offiziere: die Kriegsschule zu Turin (für die e Ausbildung und den Generalstab), die Ar- e- und Genie-Applikationsschule ebenda; b) zur Heranbildung von Offizieren: die Militärakademie zu Turin (für Artillerie und Genie), die Militär- schule zu Modena (für Infanterie und Kavallerie), die Marineakademie zu Livorno; c) zur Vorberei- tung für die Militärakademie und die Militärschule: die Militärkollegien zu Neapel, Rom, Mailand und Florenz; d) die Normalinfanterieschule zu Parma, die Normalkavallerieschule zu Pinerolo. Wissenschaft- liche Bibliotheken gibt es etwa 500; die des Staats belaufen sich auf 31. Die Magliabecchiana zu Flo- renz hat 280000 Bände und 14000 Manuskripte, die Bibliothek zu Parma 205400 Bände, die zu Turin 200000 Bände. In den röm. Klöstern be- finden sich gegen 800000 Bände und 307945 Ma- nuskripte. Als Förderungs- und Hilfsanstalten für Wissenschaften und Künste sind hervorzuheben: die vielen Akademien, die Accademia della Crusca in Florenz, die Museen und Galerien, die 25 Akade- mien, Institute und Schulen für die schönen Künste, die zahlreichen municipalen Zeichenschulen, nament- lich in Toscana und Umbrien; 267 eigentliche Mu- sikschulen mit 896 Lehrern und 8863 Zöglingen.

Die Staatsverfassung des Königreichs ist eine konstitutionell-monarchische und beruht auf dem bereits dem vormaligen Königreiche Sardinien verliehenen Grundgesetze vom 4. März 1848, wel- ches auf alle mit demselben vereinigten Länder aus- gedehnt worden ist. Danach übt der König, dessen Thron im Mannsstamme des Hauses Savoyen erblich ist, die gesetzgebende Gewalt in Gemein- schaft mit zwei Kammern aus. Die Erste Kammer, der Senat, ist aus einer unbestimmten Anzahl von Mitgliedern zusammengesetzt (Ende 1883: 359), die der König auf Lebenszeit aus 21 Kategorien von Staatsbürgern ernennt. Zu diesen gehören die Würdenträger und hohen Staatsbeamten, die Bi- schöfe, die Deputierten (nach drei Legislaturen), Personen, welche sich in ausgezeichneter Weise um das Vaterland verdient gemacht haben, solche, die seit 3 Jahren 3000 Lire direkte Steuern zahlen u. s. w. Jeder Senator muß das 40. Lebensjahr zurückgelegt haben. Die Prinzen der königl. Fa- milie haben mit 21 Jahren Sitz, mit 25 Jahren Stimme im Senat. Der König ernennt den Präsi- denten und Vicepräsidenten und kann den Senat beauftragen, über Verbrechen des Hochverrats und über Staatsminister, die von der Zweiten Kammer angeklagt wurden, zu richten. Die Zweite Kam- mer, die der Deputierten, besteht aus 508 Mitglie- dern, welche von den Wahlkollegien in Gemäßheit des Wahlgesetzes vom 22. Jan., bestätigt durch Dekret vom 24. Sept. 1882 auf die Dauer von 5 Jahren direkt gewählt werden. Um Wähler zu sein, muß man die bürgerlichen und polit. Rechte genießen, das Alter von 21 Jahren zurückgelegt haben, lesen und schreiben können und den Nach- weis liefern, den obligatorischen Elementarunter- richt mit gutem Erfolge genossen zu haben, oder entweder an direkten Staats- und Provinzial- steuern jährlich mindestens 19,80 Lire zahlen oder als Pächter bäuerlicher Gründe einen Jahrespacht von mindestens 500 Lire leisten oder einen Grund- besitz kontraktmäßig mit Teilung des Ertrags be- wirtschaften und von diesem jährlich mindestens 80 Lire entrichten, oder für ihr Wohnhaus, Handels- oder Industrieetablissement einen Mietzins von 150—400 Lire zahlen, oder endlich der Klasse der sog. Capacitäten angehören, zu welchen letztern die Mitglieder der Akademien und Handelskammern,

die Professoren und Doktoren, die Beamten, Anwälte u. s. w. gerechnet werden. Die Wähler sind zu Deputierten wählbar, wenn sie das 30. Lebensjahr zurückgelegt haben. Nicht wählbar sind Seelsorger und Mitglieder geistlicher Kapitel, Staats- und Hofbeamte (mit Ausnahme der Minister, der Generalsekretäre in den Ministerien, der Präsidenten und Räte des Staatsrats, der Cassations- und Appellhöfe, der höhern Offiziere, der Mitglieder der obern Räte für Unterricht, Sanität, Bauten und Bergwerke, der ord. Professoren an den Universitäten und diesen gleichgestellten Instituten), ferner Sindaci und Provinzialdeputierte, Personen, die von Industrie- und Handelsgesellschaften, welche vom Staate subventioniert oder garantiert sind, Gehalt oder Vergütung beziehen, endlich solche, welche vom Staate Konzessionen erhalten oder mit demselben Arbeitsverträge eingegangen sind. Die Zahl der wählbaren vom Staate bezahlten Funktionäre und Beamten, welche in die Kammer eintreten können, darf 40 nicht übersteigen; hierin sind jedoch die Minister und Generalsekretäre nicht enthalten. Erhält ein Deputierter ein besoldetes Staatsamt oder wird er in diesem befördert, so muß er sich einer neuen Wahl unterziehen. Die Deputiertenkammer ernennt selbst den Präsidenten und die Vizepräsidenten. Ihr müssen zuerst alle Finanzgesetze vorgelegt werden. Weder Senatoren noch Deputierte erhalten irgend eine Besoldung oder Vergütung. Der König versammelt alljährlich beide Kammern. Wird die Deputiertenkammer aufgelöst, so muß innerhalb vier Monaten eine neue berufen werden.

Der König sanktioniert die Gesetze und übt allein die vollziehende Gewalt aus. Derselbe bekennt sich mit seinem Hause zur röm.-kathol. Kirche, wird mit vollendetem 18. Jahre großjährig und legt bei seiner Thronbesteigung in Gegenwart beider Kammern einen Eid ab, das Grundgesetz zu beobachten. Der König residiert zu Rom, welches am 3. Febr. 1871 zur Hauptstadt J.s erklärt wurde. Er verleiht folgende Ritterorden: den Höchsten Orden der Verkündigung Mariä (della Sta. Annunziata), von Herzog Amadeus VI. von Savoyen 1362 gestiftet, mit neuen Statuten vom 3. Juni 1869, in Einer Klasse, nur an Fürsten und die höchsten Würdenträger; den Orden des heil. Mauritius und Lazarus (gestiftet durch Herzog Amadeus VIII. 1434) in fünf Klassen; den Militärorden von Savoyen (gestiftet durch König Victor Emanuel I. von Sardinien, 14. Aug. 1815, reorganisiert 28. Sept. 1855) in fünf Klassen; den Civilorden von Savoyen (gestiftet durch König Karl Albert von Sardinien, 29. Okt. 1831) in Einer Klasse; den Orden der Krone von J. (gestiftet durch Victor Emanuel II., 20. Febr. 1868). Die Beziehungen des Papstes zum ital. Staate sind durch das sog. Garantiegesetz vom 13. Mai 1871 geregelt. (S. Kirchenstaat.)

Mit der Staatsverwaltung sind in der höchsten Instanz die Ministerien betraut, deren es neun gibt, nämlich: 1) das Ministerium für die auswärtigen Angelegenheiten; 2) das Kriegsministerium; 3) das Ministerium der Marine, welchem ein consiglio superiore di marina untergeordnet ist; 4) das Ministerium für Ackerbau, Industrie und Handel, von dem ein consiglio di statistica ressortiert; 5) das Ministerium der öffentlichen Arbeiten; 6) das Ministerium der Gnade, der Justiz und der Kulte; 7) das Ministerium der Finanzen und des Schatzes; 8) das Ministerium des öffentlichen Unterrichts, welchem ein Unter
gegeben ist, und 9) das Ministerium
Sämtliche Ministerien haben ihren
Ferner bestehen ein Staatsrat, welch
Kompetenzkonflikte entscheidet, und un
den Ministerien ein Rechnungshof.

In administrativer Beziehung zerf
Provinzen, welche aus 16 Compartim
S. 701 fg.) zusammengefaßt werden;
284 Kreise (circondarii) geteilt. Di
eine moralische Person, deren Angele
dem Provinzialrate und der Provinz
verwaltet werden. Der Provinzialra
dem Gemeinde- und Provinzialgesetz
1865 aus 20—60 Mitgliedern, die v
tigten Gemeindewählern der einzelm
Provinz auf fünf Jahre gewählt we
Rat versammelt sich jährlich einmal u
seiner Mitte die Provinzialdeputatio
Mitgliedern, an deren Spitze der v
nannte Präfekt steht. Letzterer ist der
der vollziehenden Gewalt in der Pro
von einem Präfekturrate unterstützt.
ist ein Unterpräfekt vorgesetzt, in Ver
Provinz Mantua ein Distriktskomm
jenen Kreisen, in deren Hauptorten
ihren Sitz haben, werden von diese
der Unterpräfekten besorgt. Die O
meindeverwaltung sind (nach dem
vom 20. März 1865) ein Gemeinder
Mitgliedern, die von den wahlberech
bürgern auf fünf Jahre gewählt wer
Gemeinde-Giunta, die aus einem vo
drei Jahre ernannten Vorsteher (sin
2—10 vom Gemeinderate aus sei
wählten Beisitzern gebildet ist (woz
ten Gemeinden noch vier Ersatzmän
Außerdem hat jede Gemeinde einen
ein Gemeindeamt zu bestellen. Al
behörde ist in jeder Provinz eine Fi
als Unterrichtsbehörde ein Provinz
richtet. Ferner hat jede Provinz ei
rat, eine Postdirektion, ein Centrall
größere Gebiete sind eingesetzt die 10
graphendirektionen, die 35 Forstdepa
10 Bezirksbergämter.

Die Rechtspflege in Civil- und St
auf Grund des Gerichtsgesetzes vom
ausgeübt von 4 Cassationshöfen (T
Neapel, Palermo, zu welchen nach I
gekommen ist), 24 Appellhöfen, 9
(für Verbrechen und Preßvergehen),
Korrektionstribunalen, 27 Handelstri
Prätoren (Einzelgerichte in Civil- un
und von den Vermittlern (conciliator
den Militär- und Seegerichten. Al
bücher gelten der Civilcodex, die C
nung und das Handelsgesetzbuch vom
der Strafcodex vom 20. Nov. 185
unter dem 26. Nov. 1865, die Strafp
vom 26. Nov. 1865, der Militär-
strafcodex vom 28. Nov. 1869.
gilt der toscan. Strafcodex vom 20
Die Staatseinnahmen beliefen sie
1544361667, die Ausgaben auf
Lire; die Staatsschuld berechnete sich
auf 526665577 Lire.

Heer und Flotte. Das piemo
nur 5 Divisionen zählte, hat sich nac

ligen ital. Heere erweitert. Nach dem Kriege
359 nahm dasselbe die von Österreich ent-
n lombard. Soldaten in sich auf und wurde
ivisionen formiert; im Mai 1860 wurden
ppen Toscanas und der Emilia übernom-
d die Zahl der Divisionen auf 14 gebracht;
ten die Mannschaften der Armee des Kö-
beider Sicilien hinzu und infolge des
om 17. März 1861, welches Victor Ema-
König von Italien ausrief, wurde das-
enisches Heer benannt. Nach den Reor-
en von 1863, 1864 und 1865 sollte dies
riegsstärke von 311 978 Mann, 42 867
538 Geschützen besitzen. Bei den
rgen von 1866 sah man sich genötigt,
enlörper zu errichten, und nach dem
anzösischen Kriege von 1870 und 1871
efetzung Roms wurde das Heer auf
er allgemeinen Wehrpflicht und unter
m das deutsche Muster wesentlich um-
ie hierdurch bedingten Veränderungen
. 1885 zum Abschlusse gelangen, nach-
efetz vom 29. Juni 1882 die Kriegs-
t. Heeres um 100 000 Mann erhöht
Nach dem frühern Gesetze vom 19.
nd 7. Juni 1875 zusammenfassenden
n Gesetze vom 26. Juli 1876 sind alle
n Männer vom 21. bis 39. Lebens-
pflichtig; ausgeschlossen hiervon sind
iwangsarbeiten, Zuchthaus u. s. w.
Jede Jahresaushebung zerfällt in
von denen die Mannschaften der
ften Gruppe nacheinander im stehen-
der Mobilmiliz (Landwehr) und in
miliz (Landsturm) zu dienen haben,
Gruppe aber ihrer Dienstpflicht nur in
miliz genügen. Die Zuteilung zur
e des Ersatzes erfolgt unter Berücksich-
rsönlichen Verhältnisse (einziger Sohn
Vaters, Erstgeborener vater- und
Ba ifen u. s. w.), bei Zuteilung zu
pen findet Losung statt. Die erste
8—9 Jahre im stehenden Heere,
n der Mobilmiliz und 7—8 Jahre
ialmiliz, nur die Kavalleristen ge-
d em stehenden Heere und 10 Jahre
miliz an. Die zweite Gruppe gehört
em stehenden Heere, 4—3 Jahre der
d 10 Jahre der Territorialmiliz an.
ird die erste Gruppe auf 3 Jahre (bei
5 Jahre) zum aktiven Dienste beru-
e Gruppe dient nur 5 Monate. All-
die Zahl der Mannschaften der ersten
Ers atzes durch Gesetz bestimmt. Jüng-
auf der Universität, einer technischen
Handelsschule studieren oder die vor-
Prüfung bestehen, können ihrer Dienst-
einjährig-Freiwillige genügen, wenn sie
lich durch Dekret festzusetzende Summe,
Kavallerie 2000 Lire, für die übrigen
500 Lire nicht übersteigen darf, einzahlen.
e Gruppe (Territorialmiliz) wird im Frie-
nen je 4 Jahren einmal auf einen Monat
enste einberufen, doch ist es zulässig, die
e Übungszeit auf mehrere Jahre zu ver-
Die Organisation des ital. Heers ist durch
etze vom 30. Sept. 1873, 7. Juni 1875,
März 1877, 29. Juni 1882 und 8. Juli 1883
gelt. Die Kriegsstärke des Heers beträgt mit Ein-

schluß der Stäbe 1 990 000 Mann, wovon 690 000 auf das stehende Heer, 300 000 auf die Mobilmiliz und 1 Mill. Mann auf die Territorialmiliz entfallen. Nach den Listen ist diese Kopfstärke bereits vorhanden, jedoch in etwas anderer Verteilung (stehendes Heer 751 000 Mann, Mobilmiliz 341 000, Territorialmiliz 1 021 000 Mann).

Das stehende Heer besteht außer der Generalität, dem Generalstabe u. s. w. und der Militärverwaltung aus folgenden Truppenverbänden: 96 Infanterie- und 12 Schützenregimenter (Bersaglieri) zu 3 Bataillonen von 4 Kompagnien, 6 Regimenter Alpentruppen (zusammen 20 Bataillone mit 72 Kompagnien), 98 Infanteriekompagnien der 87 Militärbezirke; 24 Kavallerieregimenter (2 Regimenter davon werden 1885 aufgestellt) zu 6 Schwadronen, 5 Remontedepots; 12 Feldartillerieregimenter zu 10 Batterien und 3 Trainkompagnien, 3 Brigaden reitende Artillerie zu 2 Batterien (die 3. Brigade wird 1885 aufgestellt), 5 Regimenter Festungsartillerie zu 12 Kompagnien, 2 Brigaden Gebirgsartillerie zu 4 Batterien, 5 Kompagnien Artilleriehandwerker und 1 Veteranenkompagnie der Artillerie; 2 Sappeurregimenter zu 14 Sappeur- und 2 Trainkompagnien, 1 Pontonierregiment von 8 Pontonier-, 2 Lagunen- und 4 Trainkompagnien, 1 Genieregiment von 4 Eisenbahn-, 6 Telegraphen-, 4 Sappeur- und 2 Trainkompagnien; 12 Legionen (darunter eine zur Vorbereitung für diesen Spezialdienst) Karabinieri; 12 Sanitätskompagnien; 4 Invalidenkompagnien; 15 Strafkompagnien. Jedes Regiment besitzt außer den angegebenen Kompagnien u. s. w. ein Depot.

Die Mobilmiliz besteht aus 48 Infanterieregimentern zu 3 Bataillonen von 4 Kompagnien, 18 Schützenbataillonen (Bersaglieri) zu 4 Kompagnien und 36 Alpenkompagnien, 13 Brigaden Feldartillerie zu 4 Batterien und 1 Trainkompagnie, 32 Kompagnien Festungsartillerie, 4 Gebirgsbatterien, 16 Sappeur-, 4 Pontonier-, 2 Eisenbahn- und 3 Telegraphenkompagnien, 12 Sanitätskompagnien und 11 Kompagnien Verpflegungstruppen. Für die durch ihre Lage besonders gefährdete und unter Umständen auf selbständige Verteidigung angewiesene Insel Sardinien besteht eine besondere Mobilmiliz von 3 Infanterieregimentern zu 3 Bataillonen von 4 Kompagnien, 1 Schützenbataillon von 4 Kompagnien, 1 Schwadron Kavallerie, 1 Brigade Feldartillerie von 2 Batterien und 1 Trainkompagnie, 1 Festungskompagnie, 1 Zug Gebirgsartillerie, 1 Geniekompagnie, 1 Sanitätskompagnie und 1 Kompagnie Verpflegungstruppen.

Die Territorialmiliz besteht aus 320 Infanteriebataillonen zu 4 Kompagnien, 30 Bataillonen Alpentruppen (72 Kompagnien), 100 Kompagnien Festungsartillerie, 30 Geniekompagnien, 12 Sanitätskompagnien und 12 Verpflegungskompagnien.

Bewaffnung. Sämtliche Infanterietruppen sind mit dem Vetterli-Hinterlader, welcher nach dem System Vertoldo zu einem Repetiergewehr umgearbeitet werden soll, bewaffnet. Zehn Regimenter der Kavallerie führen Lanzen, die übrigen Korbsäbel, und sämtliche Regimenter außerdem Hinterlade-Karabiner. Die reitenden Batterien sind mit 7 cm-Geschützen, die Feldbatterien mit 9 cm- (72 Batterien) oder 7 cm (48 Batterien) -Geschützen bewaffnet, die Gebirgsbatterien mit 7 cm-Gebirgsgeschützen; 800 schwere Geschütze sind für die Festungen mit voller Ausrüstung vorhanden, darunter

Küstengeschütze schwersten Kalibers, und noch 600 schwere Geschütze für den Belagerungstrain und die Festungen werden beschafft. Der Belagerungstrain besteht aus 2 Parks von je 200 Geschützen. Jeder Park bildet 33 Abteilungen zu je 20 Fahrzeugen und bedarf 22 Festungsartillerie-Kompagnien zu 200 Mann nebst technischer Artillerie, ferner mindestens 2480 Zugtiere, um je 6 seiner Abteilungen gleichzeitig fortschaffen zu können.

Friedensstärke und Ersatzbedarf. Bei der Infanterie und den Schützen ist die Kompagnie 105, das Regiment 1300 Mann stark, bei den Alpentruppen die Kompagnie 135 Mann, bei der Kavallerie die Schwadron 169 Mann und 150 Pferde, das Regiment 1100 Mann und 900 Pferde, bei der Artillerie die reitende Batterie von 6 Geschützen 128 Mann und 100 Pferde, die leichte Feldbatterie 85 Mann und 68 Pferde, die schwere Feldbatterie 121 Mann und 88 Pferde, die Gebirgsbatterie von 6 Geschützen 100 Mann; die Feldbatterien haben im Frieden nur die Hälfte ihrer Geschütze bespannt. Die Kompagnien der Festungsartillerie sind 100 Mann, die Sappeur- und Pontonierkompagnien 104, die Eisenbahn-Kompagnien 110 Mann stark.

Die Höhe des für das stehende Heer im J. 1884 auszuhebenden Ersatzes ist auf 80000 Mann bestimmt worden, von denen 25000 Mann nur zwei Jahre hindurch im aktiven Dienste verbleiben.

Kriegsstärke. Bei der Infanterie und den Schützen ist die Kompagnie 225, das Bataillon 920 Mann stark, bei den Alpentruppen ist die Kompagnie wie im Frieden 135 Mann stark, bei der Kavallerie die Schwadron 150 Mann, das Regiment, bei welchem noch 2 Züge Guiden aufgestellt werden, 950 Mann, bei der Artillerie die reitende Batterie 160 Mann, die leichte Feldbatterie 148 Mann, die schwere Feldbatterie 184 Mann, die Gebirgsbatterie 150 Mann, die Festungskompagnie 205 Mann, bei der Genietruppe die Sappeur- und Telegraphenkompagnie 186 Mann, die Eisenbahn-Kompagnie 218 Mann, die Pontonier- und Lagunenkompagnie 206 Mann stark. Die Karabinieribataillone sind 500 Mann stark. Das ital. Heer bedarf zur Mobilmachung 40000 Pferde.

Kriegsformation des Heers. Die 12 Armeekorps starke Feldarmee erster Linie wird in 4 Armeen zu 3 Korps gegliedert. Jedes Armeekorps besteht aus 2 Infanteriedivisionen (zu 12 Infanteriebataillonen und 24 Geschützen, nebst Artilleriepark, Sanitätszug und Verpflegungssektion) und einer Reserve von 3 Schützenbataillonen, 6 Schwadronen, 4 Feldbatterien (32 Geschütze), 2 Geniekompagnien mit Brückentrain und 1 Bataillon Karabinieri, sowie den Hilfs-Dienstzweigen. Außerdem werden 3 selbständige Kavalleriedivisionen, jede 4 Regimenter und 2 reitende Batterien = 24 Schwadronen und 12 Geschütze stark, aufgestellt. Der streitbare Stand eines mobilen Armeekorps beträgt 29000 Mann mit 80 Geschützen, einer Kavalleriedivision 3200 Mann und 12 Geschütze. Die Mobilmiliz formiert 12 Infanteriedivisionen zu je 4 Regimentern Infanterie und 4 Batterien (= 12 Bataillone und 32 Geschütze). Die Alpentruppen (20 Bataillone und 8 Gebirgsbatterien des stehenden Heers, 30 Bataillone Territorialmiliz, 36 Kompagnien und 4 Gebirgsbatterien Mobilmiliz) sind 35300 Mann und 72 Gebirgsgeschütze stark, der Belagerungstrain 8800 Mann Festungsartillerie und 400 Geschütze. Außerdem treten zur Feldarmee noch 23 Bataillone Finanzwache hinzu, soweit dieselben nicht den Besatzungstruppen an der Grenze oder den Küsten zugeteilt worden sind.

Militärische Landeseinteilung. Durch das am 1. Juli 1884 in Kraft getretene Gesetz vom 8. Juli 1883 ist J. in 12 Armeekorpsbezirke und 24 Territorialdivisionen mit zusammen 87 Militärbezirken eingeteilt worden; Sitze von Generalkommandos befinden sich in den Städten Turin, Alessandria, Mailand, Piacenza, Verona, Bologna, Ancona, Florenz, Rom, Neapel, Bari und Palermo. Die 87 Militärbezirke sind nach Maßgabe der Dichtigkeit der Bevölkerung über das ganze Land verteilt und umfassen je 2—500000 E.; die Armeekorps-Bezirke sind nahezu gleich stark bevölkert und liefern den Ersatz für je ein Armeekorps; 24 Hauptbezirkskommandos üben die Kontrolle über den Geschäftsbetrieb der Bezirkskommandos aus, denen je 1—2 Infanteriekompagnien unterstellt sind.

Landesverteidigung, Festungen. Die lombard. Ebene ist zu Lande und zu Wasser leicht zugänglich, während die gebirgige, mit wenigen Straßen ausgestattete und sehr ungleichmäßig angebaute Halbinsel dem Eindringen feindlicher Heere weniger ausgesetzt ist und durch die Flotte, deren natürlicher Sammelplatz bei einem Kriege gegen Frankreich die Bucht von Madalena an der Nordspitze der Insel Sardinien ist und jetzt stark befestigt wird, sowie einige Kriegshäfen und Küstenbefestigungen genügend sichergestellt werden kann, wenn im Innern einige Centralfestungen (Rom und Bologna) die Verteidigung unterstützen. Die Befestigung der Alpengrenze und der von der See her nach der lombard. Ebene führenden Zugänge war deshalb dringend geboten und ist im Laufe der letzten Jahre mit dem Aufwande beträchtlicher Mittel im wesentlichen völlig durchgeführt worden.

Gegen Österreich hin bietet der Abschnitt zwischen Isonzo und Etsch neben dem sumpfigen venetian. Küstenlande der Verteidigung große Vorteile und ist durch eine Menge Forts und Batterien gesperrt worden. Verona wurde im Norden und Osten verstärkt und zu einem Brückenkopfe umgestaltet, Mantua aber bildet den Hauptstützpunkt der Ostfront, behindert feindliche Operationen auf beiden Po-Ufern und ist seiner centralen Lage wegen gleichzeitig von Bedeutung für die Westfront; Borgoforte und Peschiera sind nur als vorgeschobene Werke Mantuas von Bedeutung, und Pizzighettone ist ein unbedeutender Brückenkopf an der Adda.

Gegen Frankreich bildet die Wasserscheide zwischen Rhône und Po den natürlichen Verteidigungsabschnitt J.s, also die zerklüfteten, trotz ihrer geringen Höhe sehr schwierig zu übersteigenden Seealpen und weiter nördlich die hohen Ketten der Cottischen und Grajischen Alpen bis zum Mont blanc hin. Den wichtigsten Zugang dieser Front bildet der Mont-Cenis, der auf der Straße von Mont-Genevre oder mittels der Eisenbahn überschritten werden kann. Sperrforts bei Susa, Exilles, Fenestrelle und auf dem Rücken des Mont-Cenis sichern alle in Betracht kommenden Straßen. Die nächstdem strategisch wichtige Straße über den kleinen St. Bernhard sperrt Fort Bard an der Dora baltea. Weiter nach Süden sind der Col di Tenda und Ventimiglia als Sperrpunkte befestigt. Die Alpensperren gewähren dem ital. Heere die notwendige Zeit, dem Gegner in das Gebirge entgegenzugehen und ihn dort auf selbstgewählten

rbereiteten Schlachtfeldern zum Schlagen
gen. Genua, Alessandria und weiterhin
a bilden die Stützpunkte der Westfront.
lichen J. ist sodann noch am Volturno in
ein Stützpunkt der Verteidigung geschaffen,
die von der durch Befestigungen schlechter-
icht zu schützenden Bucht von Neapel nach
hrende Straße und Bahn sperrt. An der
efinden sich, abgesehen von kleinern Anlagen,
ungen Venedig, Ancona, Messina, Gaëta,
und Genua; Tarent und die Bucht von
na an der Straße von Bonifacio werden
. Venedig, Spezia und Tarent sind, be-
sweise werden die Hauptkriegshäfen J.s
mentsprechend mit Arsenalen, Werften,
nd Magazinen aller Art ausgestattet.

Seemacht J.s bestand im J. 1876 aus
erschiffen, 9 hölzernen Fregatten oder Kor-
7 Kanonenbooten, 6 Transportschiffen und
ern Fahrzeugen; diese Schiffe waren mei-
t und hatten nur noch geringen Gefechts-
Im J. 1877 begann die Reorganisation,
elche eine wirkliche Schlachtflotte eigentlich
haffen worden ist, und gegenwärtig besitzt
s 7 Turmschiffe, die den stärksten Schlacht-
jeder andern Flotte sowohl an passiver Wi-
skraft, wie an Artillerie und Maschinen-
erklich überlegen sind. Es sind dies die
chiffe Duilio, Dandolo, Italia, Lepanto,
o di Lauria, Francesco Morosini und An-
oria, von denen die zwei zuletzt genannten
Bau sind, aber 1885 verwendungsfähig
. An ältern Schlachtschiffen sind 4 Panzer-
n (Maria Pia, San-Martino, Ancona und
ardo), sowie ein Widderschiff (Affondatore)
den, welche leichtere Artillerie führen und
Knoten laufen. Diese Schiffe werden zwar
er See den neuern Konstruktionen anderer
nicht ebenbürtig sein, in der Küstenverteidigung
jedoch mit Vorteil Verwendung finden kön-
besitzt sodann noch 3 eiserne Panzerkorvetten
Knoten Fahrt, 22 Torpedoboote 1. Klasse
Torpedoboote 2. Klasse, zu denen bis zum
e des J. 1884 noch 4 Widderschiffe und
doboote für die Hafenverteidigung hinzu-
werden. Daneben werden bis zum J. 1888
r die Küstenverteidigung einige ältere Holz-
Fregatten und 3 Korvetten), ferner 4 alte,
rtelpanzer versehene Kasemattschiffe und 3
rmierte, zur Verwendung als schwimmende
en geeignete, alte Panzerboote zur Ver-
stehen. Im J. 1885 werden 4 Torpedo-
reuzer (Stahlschiffe mit Deckpanzer, sehr
rmiert und mit Lanzierstationen für Fisch-
s sowie einem Sporn versehen, von großer
oten] Fahrgeschwindigkeit) die Schlachtflotte
e neuartige Schiffsgattung verstärken (Gio-
Bausan, Ätna, Vesuv und Stromboli). An
sind 3 ältere von 12—15 Knoten Fahrt und
nere Stahlschiffe von 16 Knoten Fahrt vor-
, und 1885 werden 2 Torpedo-Avisos voll-
erden. Die Zahl der Torpedoboote wird
s noch weiter (auf 70) vermehrt werden; die
denen sind meistens Thornycroft-Boote von
Beweglichkeit und 30, resp. 20 m Länge, von
ie größern bis zu 22½ Knoten laufen. An
Fahrzeugen besitzt die Flotte 4 Kanonen-
2 Stahlschiffe, 4 Transportschiffe, 6 kleine
r und die zum Hafendienst erforderlichen
Fahrzeuge. Im J. 1883 sind 47⅓ Mill. Lire auf den Schiffbau verwendet worden.

Der Hauptausrüstungshafen der Flotte ist Spezia, für das Adriatische Meer Venedig, doch wird Tarent mit Aufwand bedeutender Mittel zu einem Kriegshafen ersten Ranges ausgebaut.

Das Personal der Flotte bestand im J. 1884 aus 540 Seeoffizieren und Marine-Ingenieuren, 430 Beamten, Ärzten und Maschinistenoffizieren, 15055 Steuerleuten, Matrosen, Torpedern, Artilleristen, Handwerkern und Krankenwärtern.

Die Flagge ist rot, silbern und grün wagerecht gestreift und enthält in dem silbernen Streifen das Wappen des Königreichs (ein silbernes Kreuz im roten Felde, umgeben von der Kette des Annunciatenordens mit daranhängendem Ordenskreuze; Schildhalter zwei Löwen; auf dem mit einem Purpurmantel behängten Schilde ruht die Königskrone).

Litteratur. Vgl. außer der offiziellen, bandweise erscheinenden «Statistica del regno d'Italia» und den zeitweiligen Publikationen der einzelnen Ministerien, wie: «L'Italia economica nel 1873» (2. Aufl. 1874), «Annuario statistico italiano» (1878 fg.) und «Annali di Statistica» (1871 fg.); Correnti und Maestri, «Annuario statistico italiano» (Turin 1864 fg.); Fabi, «Corografia d'Italia» (3 Bde., Mail. 1854); Zuccagni-Orlandini, «Corografia fisica, storica e statistica dell'Italia» (12 Bde., Flor. 1845); «Dizionario corografico-universale d'Italia» (160 Hefte, Mail. 1857); Altavilla, «Il regno d'Italia. Dizionario geografico-storico-statistico» (Turin 1875); «J., eine Wanderung von den Alpen bis zum Ätna» (Stuttg. 1875); Maestri, «L'Italia economica 1867—70» (4 Bde., Flor.); Brachelli, «Geographie und Statistik des Königreichs J.» (Lpz. 1871); «Archivio di statistica, fondato da T. Pateras» (Rom 1876 fg.); Ellena, «La statistica di alcune industrie italiane» (Rom 1879); «Codice politico-amministrativo del regno d'Italia» (3 Bde., Rom 1879—81); «Die Streitkräfte J.s; Publikation des Wiener Militärwissenschaftlichen Vereins» (Wien 1881); «Notizie sulle condizioni dell'agricoltura in Italia» (3 Bde., 1880—82), sowie die Resultate größerer Enqueten, welche seit 1868 erschienen. Ferner die zahlreichen Reisebeschreibungen und die Reisehandbücher, unter denen die von Förster, Lossow, Baedeker und Gsell-Fels die verbreitetsten sind.

Geschichte. Die ältesten geschichtlich bekannten Bewohner der ital. Halbinsel wurden im Altertum selbst für Autochthonen gehalten, bilden aber, mit Ausnahme der Etrusker, nach den Ergebnissen der neuern histor.-philol. Forschung ein Glied des großen indogerman. Stammes, welches mit dem Namen der ital. Völker bezeichnet wird. (S. Italische Völker und Sprachen.) Die Geschichte dieser Völker ist eng mit der Entwickelungsgeschichte des Römischen Reichs verbunden und geht seit der Mitte des 3. Jahrh. v. Chr. in derselben auf. (S. Rom und Römisches Reich.)

Die erste Periode der Geschichte des modernen J. umfaßt die Zeit von dem Untergange des alten Weströmischen Reichs bis zur Begründung des neuen abendländischen Kaisertums, oder die Zeit der Bildung german. Staaten durch die Einwanderung deutscher Völker (476—774 n. Chr.). Im J. 476 stürzte Odoakar den röm. Kaiser Romulus Augustulus und bemächtigte sich des Throns unter dem Titel eines Königs von J., das auf diese Weise

mit der kaiserlichen. Er regierte zwar nur sieben Jahre; aber kein Kaiser hat in J. mächtiger geherrscht. Nach seinem Tode 1197 brach die deutsche Reichsgewalt in J. jäh zusammen. Papst Innocenz III. übernahm die Führung der nationalen Partei. Während der Minderjährigkeit Friedrichs II. und des Thronfolgestreites in Deutschland gelang es diesem Papste, der die Vormundschaft über Friedrich II. führte, die weltliche Herrschaft des Heiligen Stuhls im Patrimonium Petri und Mittelitalien neu zu begründen. Seine Anschläge auf Tuscien gelangen zwar nicht, doch brachte er den Tuscischen Bund gegen die Wiederherstellung der Reichsgewalt zu Stande. Als Otto IV., der als Günstling des Papstes in die Höhe gekommen war, sich dennoch anschickte, die Reichsgewalt geltend zu machen, und auch in Unteritalien einfiel, bannte ihn der Papst und ließ Friedrich II. als Gegenkönig 1212 nach Deutschland ziehen. In Florenz gab der polit. Parteigeist 1215 den ursprünglich aus Privatbeleidigungen entstandenen Zwisten der Buondelmonti und Donati gegen die Uberti und Amidei Vorwand und Nahrung, und es entstanden hier die Parteinamen der Guelfen und Ghibellinen für die päpstl. und kaiserl. Partei. Die päpstlich gesinnten Städte der Lombardei erneuerten 1226 den Lombardischen Bund. Die Regierung Friedrichs II. wurde dadurch zu einem Kampfe auf Leben und Tod mit der Hierarchie und den Städterepubliken J.s gedrängt. Anfangs mit wechselndem Glücke von dem Kaiser geführt, traf ihn später Schlag auf Schlag. Nach seinem Tode 1250 gewannen allmälich die Guelfen den Sieg über die Ghibellinen. Die Bolognesen hatten schon 1249 in der Schlacht bei Fossalta Friedrichs Sohn Enzio gefangen, der nie wieder frei wurde. In Toscana hatten die Siege der Ghibellinen von Florenz 1248 und ein neuer nach der Schlacht von Monte-Aperto (1260) nur vorübergehende Wirkung. Mit dem Tode Konrads IV. 1254 war der Fall der staufischen Herrschaft so gut wie entschieden, trotz der Tapferkeit und Ausdauer, womit Manfred für sie kämpfte. Nur in der trevisan. Mark hatte die ghibellin. Partei durch Ezelin die Oberhand, bis er in dem gegen ihn unternommenen Kreuzzuge aller Guelfen unterlag.

Die fünfte Periode der Geschichte J.s umfaßt die Zeit vom Sturze des staufischen Hauses und der Reichsgewalt bis zur Gründung der neuern Staaten (1250—1492), den Zeitraum des Siegs des röm.-ital. Elements, der sich zunächst in der Übermacht der päpstl. Gewalt und der entschiedenen Selbständigkeit der ital. Städterepubliken aussprach. Doch nicht lange erfreute sich das Papsttum seines Siegs, sondern es verlor jetzt franz. Einflusse und die städtische Freiheit unterlag zahlreichen Tyrannen. Diese Periode umfaßt jedoch auch die Blütezeit des spezifisch ital. Lebens, die Zeit der Renaissance und der Gründung der modernen Kultur.

Seit Karl I. aus dem Hause Anjou durch die Päpste König von Neapel und Reichsvikar in Tuscien geworden war, bekamen die Namen der Guelfen und Ghibellinen eine neue Bedeutung. Jener bezeichnete die Freunde, dieser die Feinde der Fran-

. Diesen Parteien gesellten sich in den Re-
ilen noch die des Adels und die des Volks bei,
e letztere fast überall den Sieg davontrug.
anderes Interesse, das des Handels und der
ffahrt, trieb die Seerepubliken gegeneinander
en Waffen Die Genueser unterstützten 1261

den byzant. Kaiser Michael VIII. Paläolo
der Wiedereroberung Konstantinopels ge
Venetianer; sie vernichteten auch bei Melo
die Seemacht der Pisaner und vollende
Herrschaft auf dem Meere durch den Sieg
Venetianer bei Curzola 1298. Florenz v
seine Demokratie durch die gegen den Ad
teten «Ordnungen der Gerechtigkeit» und
senpartei daselbst befestigte ihre Herrschaft
sondere Institutionen. Doch schon 1300
neue Parteiung, von Pistoja aus verb
Florenz und ganz Toscana die Guelfen
zwei Faktionen, die Schwarzen und die
bis letztere vertrieben wurden. In der
erhob sich 1302—6, der ewigen Fehden der
müde, in den meisten Städten das Volk
jagte sie, darunter auch die Visconti, die
della Torre in der Herrschaft von Ma
drängt hatten. Da erschien plötzlich ne
Zwischenraume ein deutscher Kaiser, Hei
in J., um die kaiserl. Herrschaft wiederh
Zwar errang er mannigfaltige Vorteile;
aber mußte er doch mit seinen Plänen sch
die mitgebrachte Macht und die kaiserl.
J. zu schwach waren. Vorzüglich war e
das seine Entwürfe vereitelte und lange
monie in dem in viele Herrschaften zersp
bewahrte. Das ghibellinische Pisa kam
Uguccione della Faggiuola, und Lucca
Castruccio Castracani. Padua fiel 1318
Carrara anheim; Alessandria ererbten,
tona 1315 und Cremona 1322, die
Mailand; Mantua, wo seit 1275 die
geherrscht hatten, kam 1328 an die Go
Ferrara befestigte sich 1317 die lange
Herrschaft der Este; Ravenna beherrschten
1273 die Polenta; in Verona nebst mehre
Städten (Vicenza, Parma) war seit 1312
Scala Reichsvikar; in Bologna wurde 133
de' Pepoli zum Signore ausgerufen u. s.

Diese kleinen Fürsten hielten den Vergr
absichten Roberts von Neapel, den Papst Cl
zum Reichsvikar in J. ernannt hatte, d
und Kaiser Ludwig der Bayer, der 1327
kam, um die Anjou und die Guelfen zu unt
sah sich selbst mit den Ghibellinen in Hä
wickelt. Von den Brescianern gerufen, ersch
der König Johann von Böhmen in J. Vo
begünstigt, von Lucca zum Herrn gewählt,
den Versöhner und Friedensstifter spielend
es ihm vielleicht gelungen sein, seine Ma
zu begründen, hätten nicht die Florentin
Azzo Visconti, Mastino della Scala und
von Neapel u. a. 1332 sich ihm entgeg
Nach seinem Sturze begann Mastino del
der die Hälfte der Lombardei und Lucca be
die Freiheit der ganzen Lombardei zu b
Auch gegen ihn leitete Florenz den Widers
erregte ihm einen Bundeskrieg, in welchem
gewann als Sicherung seiner Freiheit.
herrschte Cola Rienzi 1347 und 1354. Die G
der beständigen Streitigkeiten der ghibel
Spinola und Doria und der guelfischen G
und Fieschi müde, vertrieben 1339 alle d
milien und gaben sich in Simon Boccan
ersten Dogen. Überall in ganz J. herrsch
eine entsetzliche Hungersnot und 1348 ei
der Schwarze Tod, welcher zwei Dritteile
völkerung hinraffte. Nicht weniger furchtb

die Professoren und Doktoren, die Beamten, Anwälte u. s. w. gerechnet werden. Die Wähler sind zu Deputierten wählbar, wenn sie das 30. Lebensjahr zurückgelegt haben. Nicht wählbar sind Seelsorger und Mitglieder geistlicher Kapitel, Staats- und Hofbeamte (mit Ausnahme der Minister, der Generalsekretäre in den Ministerien, der Präsidenten und Räte des Staatsrats, der Cassations- und Appellhöfe, der höhern Offiziere, der Mitglieder der obern Räte für Unterricht, Sanität, Bauten und Bergwerke, der ord. Professoren an den Universitäten und diesen gleichgestellten Instituten), ferner Sindaci und Provinzialdeputierte, Personen, die von Industrie- und Handelsgesellschaften, welche vom Staate subventioniert oder garantiert sind, Gehalt oder Vergütung beziehen, endlich solche, welche vom Staate Konzessionen erhalten oder mit demselben Arbeitsverträge eingegangen sind. Die Zahl der wählbaren vom Staate bezahlten Funktionäre und Beamten, welche in die Kammer eintreten können, darf 40 nicht übersteigen; hierin sind jedoch die Minister und Generalsekretäre nicht enthalten. Erhält ein Deputierter ein besoldetes Staatsamt oder wird er in diesem befördert, so muß er sich einer neuen Wahl unterziehen. Die Deputiertenkammer ernennt selbst den Präsidenten und die Vizepräsidenten. Ihr müssen zuerst alle Finanzgesetze vorgelegt werden. Weder Senatoren noch Deputierte erhalten irgend eine Besoldung oder Vergütung. Der König versammelt alljährlich beide Kammern. Wird die Deputiertenkammer aufgelöst, so muß innerhalb vier Monaten eine neue berufen werden.

Der König sanktioniert die Gesetze und übt allein die vollziehende Gewalt aus. Derselbe bekennt sich mit seinem Hause zur röm.-kathol. Kirche, wird mit vollendetem 18. Jahre großjährig und legt bei seiner Thronbesteigung in Gegenwart beider Kammern einen Eid ab, das Grundgesetz zu beobachten. Der König residiert zu Rom, welches am 3. Febr. 1871 zur Hauptstadt J.s erklärt wurde. Er verleiht folgende Ritterorden: den Höchsten Orden der Verkündigung Mariä (della Ss. Annunziata), von Herzog Amadeus VI. von Savoyen 1362 gestiftet, mit neuen Statuten vom 3. Juni 1869, in Einer Klasse, nur an Fürsten und die höchsten Würdenträger; den Orden des heil. Mauritius und Lazarus (gestiftet durch Herzog Amadeus VIII. 1434) in fünf Klassen; den Militärorden von Savoyen (gestiftet durch König Victor Emanuel I. von Sardinien, 14. Aug. 1815, reorganisiert 28. Sept. 1855) in fünf Klassen; den Civilorden von Savoyen (gestiftet durch König Karl Albert von Sardinien, 29. Okt. 1831) in Einer Klasse; den Orden der Krone von J. (gestiftet durch Victor Emanuel II., 20. Febr. 1868). Die Beziehungen des Papstes zum ital. Staate sind durch das sog. Garantiegesetz vom 13. Mai 1871 geregelt. (S. Kirchenstaat.)

Mit der Staatsverwaltung sind in der höchsten Instanz die Ministerien betraut, deren es neun gibt, nämlich: 1) das Ministerium für die auswärtigen Angelegenheiten; 2) das Kriegsministerium; 3) das Ministerium der Marine, welchem ein consiglio superiore di marina untergeordnet ist; 4) das Ministerium für Ackerbau, Industrie und Handel, von dem ein consiglio di statistica ressortiert; 5) das Ministerium der öffentlichen Arbeiten; 6) das Ministerium der Gnade, der Justiz und der Kulte; 7) das Ministerium der Finanzen und des Schatzes; 8) das Ministerium des öffentlichen Unterrichts, welchem ein Unterrichtsrat beigegeben ist, und 9) das Ministerium des Innern. Sämtliche Ministerien haben ihren Sitz in Rom. Ferner bestehen ein Staatsrat, welcher auch über Kompetenzkonflikte entscheidet, und unabhängig von den Ministerien ein Rechnungshof.

In administrativer Beziehung zerfällt J. in 69 Provinzen, welche aus 16 Compartimenti (s. oben S. 701 fg.) zusammengefaßt werden; diese sind in 284 Kreise (circondarii) geteilt. Die Provinz ist eine moralische Person, deren Angelegenheiten von dem Provinzialrate und der Provinzialdeputation verwaltet werden. Der Provinzialrat besteht nach dem Gemeinde- und Provinzialgesetz vom 20. März 1865 aus 20—60 Mitgliedern, die von den berechtigten Gemeindewählern der einzelnen Kreise der Provinz auf fünf Jahre gewählt werden. Dieser Rat versammelt sich jährlich einmal und wählt aus seiner Mitte die Provinzialdeputation von 4—10 Mitgliedern, an deren Spitze der vom König ernannte Präfekt steht. Letzterer ist der Repräsentant der vollziehenden Gewalt in der Provinz und wird von einem Präfekturrate unterstützt. Jedem Kreise ist ein Unterpräfekt vorgesetzt, in Venetien und der Provinz Mantua ein Distriktskommissariat. In jenen Kreisen, in deren Hauptorten die Präfekten ihren Sitz haben, werden von diesen die Geschäfte der Unterpräfekten besorgt. Die Organe der Gemeindeverwaltung sind (nach dem neuen Gesetze vom 20. März 1865) ein Gemeinderat von 15—80 Mitgliedern, die von den wahlberechtigten Staatsbürgern auf fünf Jahre gewählt werden, und eine Gemeinde-Giunta, die aus einem vom Könige auf drei Jahre ernannten Vorsteher (sindaco) und aus 2—10 vom Gemeinderate aus seiner Mitte gewählten Beisitzern gebildet ist (wozu in den größten Gemeinden noch vier Ersatzmänner kommen). Außerdem hat jede Gemeinde einen Sekretär und ein Gemeindeamt zu bestellen. Als Finanzaufsichtsbehörde ist in jeder Provinz eine Finanzintendanz, als Unterrichtsbehörde ein Provinzialschulrat errichtet. Ferner hat jede Provinz einen Sanitätsrat, eine Postdirektion, ein Centralbauamt. Für größere Gebiete sind eingesetzt die 10 Landes-Telegraphendirektionen, die 35 Forstdepartements, die 10 Bezirksbergämter.

Die Rechtspflege in Civil- und Strafsachen wird auf Grund des Gerichtsgesetzes vom 6. Dez. 1865 ausgeübt von 4 Cassationshöfen (Turin, Florenz, Neapel, Palermo, zu welchen nach 1870 noch Rom gekommen ist), 24 Appellhöfen, 92 Assisenhöfen (für Verbrechen und Preßvergehen), 162 Civil- und Korrektionstribunalen, 27 Handelstribunalen, 185 Präturen (Einzelgerichte in Civil- und Strafsachen und von den Vermittlern (conciliatori), ferner von den Militär- und Seegerichten. Als Justizgesetzbücher gelten der Civilcodex, die Civilprozeßordnung und das Handelsgesetzbuch vom 31. Okt. 1882, der Strafcodex vom 20. Nov. 1859, modifiziert unter dem 26. Nov. 1865, die Strafprozeßordnung vom 26. Nov. 1865, der Militär- und Marinestrafcodex vom 28. Nov. 1869. In Toscana gilt der toscan. Strafcodex vom 20. Juni 1853. Die Staatseinnahmen beliefen sich 1883 auf 1544361667, die Ausgaben auf 1537226185 Lire; die Staatsschuld berechnete sich 1. Jan. 1883 auf 526665577 Lire.

Heer und Flotte. Das piemont. Heer, das nur 5 Divisionen zählte, hat sich nach und nach

ſich 2. Febr. 962 zum Kaiſer krönen. er Periode behaupteten in Unteritalien n Neapel, Gaëta und Amalfi gegen rd. Herzogtum Benevent ihre Unab- Dies geſchah um ſo leichter, da Bene- geteilt war und die Republiken mit einen gemeinſchaftlichen Feind in den u bekämpfen hatten, welche ſich ſeit en feſtgeſetzt und die Inſel den byzant. 902 gänzlich entriſſen hatten. Schon Neapolitanern um Hilfe angegangen, auch auf das Feſtland geworfen und r vier verſchiedener Städte (Tarent, bemächtigt. Selbſt nachdem Kaiſer und der byzant. Kaiſer Baſilius der die Sarazenen mit vereinigter Kraft n hatten, vermochte ſich jener dennoch teritalien zu behaupten. Das Land ilten Beſitz der Byzantiner, langobard. elner Städte und der Sarazenen, die tig verbündeten und bekriegten, je nach- nblickliche polit. Lage es erheiſchte. bergange der Kaiſerwürde an die deut- durch Ottos I. Krönung beginnt die ode der Geſchichte J.s (961—1056), entſchiedenen Herrſchaft der deutſchen r deren Schutze und begünſtigt durch n aufrecht gehaltenen Frieden im In- ſtädtiſche und hierarchiſche Element, völlig von den Kaiſern beherrſcht, zu gann. Otto I. gab die ital. Reichslehne und den ital. Städten Vorrechte, welche freie Verfaſſung, Selbſtändigkeit und ndeten. Als Papſt Johann XII. gegen ffen ergriff, ſetzte letzterer ihn ab, ließ ählen, züchtigte die rebelliſchen Römer den Papſt ganz von ſich abhängig. Einfluß der Grafen von Tusculum, die den Kaiſer in Rom vertreten wollten, O ein edler Römer, der Konſul Cres- om die alte Freiheit wiederherzuſtellen. ungsverſuchen auf Unteritalien beſchäf- glich ſcheiterten, ließ Otto II. die ruhm- altung des Crescentius ungeſtört, aber achte derſelben ein Ende, ſetzte Päpſte ein und hielt die Römer durch Gewalt Nach Ottos III. Tode (1002) ließ ſich raf Harduin von Ivrea von ſeinen Freun- via zum König von Italien wählen und bis an ſeinen Tod, obwohl eine Gegen- nig Heinrich II. von Deutſchland herbei- 1014 in Rom zum Kaiſer gekrönt wurde. Nachfolger in der Königs- und Kaiſer- Konrad II., ſuchte ſeit 1026 mit kräftiger be und Ordnung unter den widerſpenſtigen und Städten herzuſtellen, unter denen ailand mächtig ſein Haupt erhob. Ununter- wüteten die Fehden der immer mächtiger n Städte gegen die über ſie Grafenrechte Biſchöfe, beider gegen den Adel und der nter ſich. Das republikaniſche Rom, von lie des Crescentius geleitet, konnten weder II., noch Konrad II., noch die Päpſte zum n bringen. Als Heinrich III., Konrads d Nachfolger, 1046 nach J. kam, fand er drei Päpſte. Er ſetzte ſie alle drei ab und en päpſtl. Stuhl mit würdigen Geiſtlichen. form hob das Anſehen des Papſttums, das einrichs Nachfolgern verderblich wurde.

Heinrich III. ſtarb 1056, nachdem er mächtig, wie ſeit Otto I. kein Kaiſer, über J. geherrſcht.

Mit Heinrichs III. Tode beginnt die vierte Periode der Geſchichte J.s (1056—1250), die Zeit des großen Kampfes zwiſchen den Kaiſern und Päpſten um die Obergewalt und zwiſchen den Kaiſern und den ital. Städten, die Zeit der Reaktion des röm.-ital. Elements gegen das feudaliſtiſch-germaniſche. In der langen Minderjährigkeit Heinrichs IV. gelang es der beſonders durch Hildebrand, den nachherigen Papſt Gregor VII., geleiteten Politik der Päpſte, eine Oppoſition, die bald zu einer furchtbaren Größe anwuchs, gegen die weltliche Macht vorzubereiten. In ſeinem folgenden Kampfe mit der kaiſerl. Macht ſtützte ſich der Papſt vorzüglich auf die mächtige Gräfin Mathilde von Tuscien und die Normannen, welche ſeit 1016 in Unteritalien aufgetreten waren und nach allmählicher Verdrängung der Byzantiner und Araber aus Unteritalien und Sicilien hier ein Königreich bildeten, deſſen Krone ſeit 1130 ihre Fürſten vom Papſte zu Lehn trugen. Gregor VII. demütigte 1077 Heinrich IV.; Urban II. wiegelte die eigenen Söhne gegen den Kaiſer auf. Konrad, der älteſte Sohn Heinrichs IV., wurde 1093 zum König von J. gekrönt, und nach Konrads Tode (1101) gelang es deſſen Bruder Heinrich, den Vater vom Kaiſerthrone zu verdrängen. Heinrich V. geriet jedoch bald in harte Kämpfe mit dem Papſte, beſonders um das Erbe der Markgräfin Mathilde, welches das 12. Jahrh. hindurch fortwährende Streitigkeiten zwiſchen der Kirche und dem Reiche erregte. Dieſe verſchärften ſich noch dadurch, daß die Päpſte gegen die Kaiſer die oberital. Kommunen unterſtützten. Handel und Induſtrie blühten in dieſen Städten mächtig auf, trotz der zahlloſen Fehden untereinander. Darunter gehörte die, welche 1111 mit der Zerſtörung von Lodi durch die Mailänder endigte, und die zehnjährige Belagerung von Como durch Heere aller lombard. Städte (1118—28). Die Unterwerfung dieſer Stadt erhob Mailand zur erſten Macht der Lombardei, mit der ſich die meiſten benachbarten Städte verbanden. Andere bildeten um ihre Nebenbuhlerin Pavia einen entgegengeſetzten Bund. Streitigkeiten zwiſchen Mailand und Cremona veranlaßten 1129 zwiſchen beiden Vereinen den erſten Krieg, dem der Streit Lothars II. und Konrads III. um die Krone bald eine andere Richtung gab. In Rom erhob ſich der von Gregor VII. gefeſſelte Freiheitsſinn in dem Maße wieder, als ſeine Nachfolger minder kräftig regierten, und Arnold von Brescia gelang es, für kurze Zeit das Scheinbild einer röm. Republik wiederherzuſtellen. Friedrich I. ſuchte ſeine Pläne auf Befeſtigung der kaiſerl. Macht über J. und die Hierarchie mit großer Ausdauer und Kraft durchzuführen, die zuletzt aber doch an der Übermacht der ſich auftürmenden Hinderniſſe ſcheiterte. Zwar gewannen weder die Päpſte noch die widerſpenſtigen Städte, welche ſich ſeit 1167 zum Lombardiſchen Bunde einigten, entſcheidende Vorteile über den Kaiſer. Allein auch dieſen nötigte ein Reihe von Unglücksfällen, mit dem Papſte Alexander III., den lombard. Städten und König Wilhelm II. von Sicilien im Frieden von Venedig 1177 ein Kompromiß einzugehen.

Durch die Erwerbung des Reichs beider Sicilien für ſein Haus gewann Heinrich VI. nicht nur ein anſehnliches Erbreich, ſondern vernichtete auch eine der Hauptſtützen der päpſtl. Gewalt in ihrem Streite

mit der kaiserlichen. Er regierte zwar nur sieben Jahre, aber kein Kaiser hat in J. mächtiger geherrscht. Nach seinem Tode (1197) brach die deutsche Reichsgewalt in J. jäh zusammen. Papst Innocenz III. übernahm die Führung der nationalen Partei. Während der Minderjährigkeit Friedrichs II. und des Thronfolgestreites in Deutschland gelang es diesem Papste, der die Vormundschaft über Friedrich II. führte, die weltliche Herrschaft des Heiligen Stuhls im Patrimonium Petri und Mittelitalien neu zu begründen. Seine Anschläge auf Toskana gelangen zwar nicht, doch brachte er den Toskanischen Bund gegen die Wiederherstellung der Reichsgewalt zu Stande. Als Otto IV., der als Günstling des Papstes in die Höhe gekommen war, sich dennoch anschickte, die Reichsgewalt geltend zu machen, und auch in Unteritalien einfiel, stürzte ihn der Papst und sah Friedrich II. als Gegenkönig 1212 nach Deutschland ziehen. In Florenz gab der gelit. Parteigeist 1215 den unversöhnlich aus Privatbeleidigungen entstandenen Zwisten der Buondelmonti und Donati gegen die Uberti und Amidei Vorwand und Nahrung, und es entstanden hier die Parteinamen der Guelfen und Ghibellinen für die päpstl. und kaiserl. Partei. Die päpstlich gesinnten Städte der Lombardei erneuerten 1226 den Lombardischen Bund. Die Regierung Friedrichs II. wurde dadurch zu einem Kampfe auf Leben und Tod mit der Hierarchie und den Städterepubliken J.s gedrängt. Anfangs mit wechselndem Glücke von dem Kaiser geführt, traf ihn später Schlag auf Schlag. Nach seinem Tode (1250) gewannen allmählich die Guelfen den Sieg über die Ghibellinen. Die Bolognesen hatten schon 1249 in der Schlacht bei Fossalta Friedrichs Sohn Enzio gefangen, der nie wieder frei wurde. In Toscana hatten die Siege der Ghibellinen von Florenz 1248 und ein neuer nach der Schlacht von Monte-Aperto (1260) nur vorübergehende Wirkung. Mit dem Tode Konrads IV. 1254 war der Fall der staufischen Herrschaft so gut wie entschieden, trotz der Tapferkeit und Ausdauer, womit Manfred für sie kämpfte. Nur in der trevisan. Mark hatte die ghibellin. Partei durch Ezelin die Oberhand, bis er in dem gegen ihn unternommenen Kreuzzuge aller Guelfen unterlag.

Die fünfte Periode der Geschichte J.s umfaßt die Zeit vom Sturze des staufischen Hauses und der Reichsgewalt bis zur Gestaltung der neuern Staaten (1250—1492), den Zeitraum des Siegs des röm.-ital. Elements, der sich zunächst in der Übermacht der päpstl. Gewalt und der entschiedenen Selbständigkeit der ital. Städterepubliken aussprach. Doch nicht lange erfreute sich das Papsttum seines Siegs, sondern es verfiel jetzt franz. Einflusse und die städtische Freiheit unterlag zahlreichen Tyrannen. Diese Periode umfaßt jedoch auch die Blütezeit des spezifisch ital. Lebens, die Zeit der Renaissance und der Gründung der modernen Kultur.

Seit Karl I. aus dem Hause Anjou durch die Päpste König von Neapel und Reichsvikar in Tuscien geworden war, bekamen die Namen der Guelfen und Ghibellinen eine neue Bedeutung. Jener bezeichnete die Freunde, dieser die Feinde der Franzosen. Diesen Parteien gesellten sich in den Republiken noch die des Adels und die des Volks bei, welche letztere fast überall den Sieg davontrug. Ein anderes Interesse, das des Handels und der Schiffahrt, trieb die Seerepubliken gegeneinander zu den Waffen. Die Genueser unterstützten 1261 den Usurpat. Kaiser Michael VIII. Paläologus in der Wiedereroberung Konstantinopels gegen die Venetianer; sie vernichteten auch der Meloria (1284) die Seemacht der Pisaner und vollendeten ihr Herrschaft auf dem Meere durch den Sieg über die Venetianer bei Curzola (1298). Florenz vollendete seine Demokratie durch die gegen den Adel gerichteten Ordnungen der Gerechtigkeit und die Gesetzgebung derselbst befestigte ihre Herrschaft durch besondere Institutionen. Doch schon 1300 teilte die neue Parteiung, vom Pistoja aus verbreitet, in Florenz und ganz Toskana die Guelfen selbst in zwei Faktionen, die Schwarzen und die Weißen, die letztere vertrieben wurden. In der Lombardei erhob sich (1302—4) der einzige Fall den der Tyrannen müde, in den meisten Städten das Volk und vertagte sie, darunter auch die Visconti, die 1277 die della Torre in der Herrschaft von Mailand verdrängt hatten. Da erschien plötzlich nach langer Zwischenraume ein deutscher Kaiser, Heinrich VII., in J., um die kaiserl. Herrschaft wiederherzustellen. Zwar errang er mannigfaltige Vorteile; am Ende aber mußte er doch mit seinen Plänen scheitern, da die mitgebrachte Macht und die kaiserl. Partei in J. zu schwach waren. Vorzüglich war es Florenz, das seine Entwürfe vereitelte und lange seine Hegemonie in dem in viele Herrschaften zersplitterten J. bewahrte. Das ghibellinische Pisa kam 1314 an Uguccione della Faggiuola, und Lucca, 1316 an Castruccio Castracani. Padua fiel 1318 dem Hause Carrara anheim; Alessandria ererbten, sowie Tortona 1315 und Cremona 1322, die Visconti zu Mailand; Mantua, wo seit 1275 die Bonacolsi geherrscht hatten, kam 1328 an die Gonzaga; in Ferrara befestigte sich 1317 die lange bestrittene Herrschaft der Este; Ravenna beherrschten schon seit 1273 die Polenta; in Verona nebst mehrern andern Städten (Vicenza, Parma) war seit 1312 Can della Scala Reichsvikar; in Bologna wurde 1337 Taddeo de' Pepoli zum Signore ausgerufen u. s. w.

Diese kleinen Fürsten hielten den Vergrößerungsabsichten Roberts von Neapel, den Papst Clemens V. zum Reichsvikar in J. ernannt hatte, die Bäpste, und Kaiser Ludwig der Bayer, der 1327 nach J. kam, um die Anjou und die Guelfen zu unterdrücken, sah sich selbst mit den Ghibellinen in Händel verwickelt. Von den Brescianern gerufen, erschien 1330 der König Johann von Böhmen in J. Vom Papste begünstigt, von Lucca zum Herrn gewählt, überall den Versöhner und Friedensstifter spielend, würde es ihm vielleicht gelungen sein, seine Macht in J. zu begründen, hätten nicht die Florentiner nebst Azzo Visconti, Mastino della Scala und Robert von Neapel u. a. 1332 sich ihm entgegengestellt. Nach seinem Sturze begann Mastino della Scala, der die Hälfte der Lombardei und Lucca beherrschte, die Freiheit der ganzen Lombardei zu bedrohen. Auch gegen ihn leitete Florenz den Widerstand und erregte ihm einen Bundeskrieg, in welchem es nichts gewann als Sicherung seiner Freiheit. In Rom herrschte Cola Rienzi 1347 und 1354. Die Genueser, der beständigen Streitigkeiten der ghibellinischen Spinola und Doria und der guelfischen Grimaldi und Fieschi müde, vertrieben 1339 alle diese Familien und gaben sich in Simon Boccanera den ersten Dogen. Überall in ganz J. herrschte 1347 eine entsetzliche Hungersnot und 1348 eine Pest, der Schwarze Tod, welcher zwei Dritteile der Bevölkerung hinraffte. Nicht weniger furchtbar war

zuerst wieder abgesondert aus der Ländermasse des Römischen Reichs hervortrat. Noch mehr geschah dies durch Theodorich den Großen, der 493 Odoakars Reich stürzte, ganz J. mit den Goten eroberte und als König über dasselbe herrschte. So blühend auch sein Reich war, so schnell ging es nach seinem Tode infolge innerer Haltlosigkeit und eines kräftigen Angriffs von außen zu Grunde. Die Siege der byzant. Feldherren Belisar und Narses machten ihm schon in der Mitte des 6. Jahrh. ein Ende und gewannen J. dem Byzantinischen Reiche. Ein Statthalter wurde unter dem Titel Exarch über J. gesetzt, der in Ravenna seinen Sitz hatte. Doch diese Statthalter vermochten ebenso wenig als die frühern weström. Kaiser die andringenden german. Eroberer abzuhalten, und so fielen schon 568 die Langobarden unter Alboin ins Land und eroberten in kurzer Zeit fast ganz Ober- und einen bedeutenden Teil von Mittel- und Unteritalien. Erst mit der Konstituierung des Langobardenreichs ist der Übergang J.s aus dem Altertum in das Mittelalter vollendet. Nunmehr gedieh der große Prozeß, in den J. durch die Völkerwanderung, durch die Mischung mit dem german. Element geraten war, zu dem Resultat, daß die schon vom Christentum mannigfaltig veränderte röm. Civilisation durch die german.-mittelalterlichen Staatsformen und sozialen Zustände von Grund aus umgestaltet wurden. Neben dem neuen Reiche und gewissermaßen im staatsrechtlichen Gegensatze zu diesem und als Vorläufer der spätern ital. städtischen Republiken entwickelte sich um diese Zeit aus den Flüchtlingen, welche vor den Stürmen der Völkerwanderung ihre Freiheit in die adriat. Lagunen gerettet hatten, das Gemeinwesen von Venedig, während das durch die Siege der Langobarden auf Ravenna, die Romagna und die Pentapolis (die fünf Seestädte Rimini, Pesaro, Fano, Sinigaglia und Ancona) beschränkte Exarchat, ein Teil der Seeküste von Unteritalien (wo Amalfi und Gaëta eigene Herzöge griech. Nation hatten), sowie Sicilien und Rom mit der Umgegend (wo ein sog. Patricius in des byzant. Kaisers Namen regierte) vorerst noch im schwankenden Besitz des byzant. Kaisers verblieben. Doch auch die geringe Abhängigkeit vom byzant. Hofe verschwand in einem großen Teile dieser Besitzungen ganz, als Kaiser Leo der Isaurier im Anfange des 8. Jahrh. durch seine Bilderstürmerei die orthodoxen Italiener erbitterte. Der Papst Gregor II. stellte sich an die Spitze der Bewegung gegen den byzant. Kaiser und verbündete sich mit den Langobarden. Diese nahmen den größten Teil des byzant. Gebietes in Italien in ihren Besitz, gerieten aber mit den Päpsten in Streit, welche sich deshalb an den fränk. König Pipin um Unterstützung wendeten. Für seine Salbung zum Könige der Franken und seine Ernennung zum röm. Patricius und Schirmvogt des päpstl. Stuhls bekriegte Pipin der Kleine die Langobarden und schenkte das denselben entrissene Exarchat dem Papste Stephan II. Karl der Große machte dem Reiche der Langobarden ein Ende, indem er den König Desiderius besiegte und das Land 774 mit der fränk. Monarchie vereinigte.

Hiermit beginnt die zweite Periode der Geschichte J.s (774—961), die Herrschaft der Karolinger samt dem darauffolgenden Zwischenreich umfassend. Der Übergang der Herrschaft über J. an den Frankenkönig war besonders deshalb von Wichtigkeit, weil aus ihr die Erneuerung der röm. Kaiserwürde (800) im Abendlande hervorging und durch sie der vorzüglichste Grund zur geistlichen und weltlichen Herrschaft des Papstes gelegt wurde. Trotz seiner Salbung zum röm. Kaiser vermochte Karl d. Gr. nicht, ganz J. sich zu unterwerfen. Vergebens waren seine Unternehmungen gegen das langobard. Herzogtum Benevent und die Republiken in Unteritalien, wo besonders Neapel, Amalfi und Gaëta durch Schiffahrt und Handel zu großem Reichtum gelangten. Diese sowie auch andere freie Städte, Rom ausgenommen, schlossen sich von neuem fester an das Byzantinische Reich. Das übrige J. blieb dagegen unmittelbarer Bestandteil der fränk. Monarchie bis zur Teilung im Vertrage von Verdun (843), zufolge dessen es nebst der Kaiserwürde Lothar I. zufiel. Dieser überließ die Regierung 850 seinem Sohne Ludwig II., dem besten der ital. Fürsten aus karolingischem Stamme. Nach Ludwigs II. Tode (875) wurde J. der Zankapfel des ganzen Hauses, bis es zuletzt 880 in den Besitz Karls des Dicken kam, der die ganze fränk. Monarchie zum letzten mal vereinigte. Mit seiner Absetzung 887 begann in J. eine Zeit der Gesetzlosigkeit und der bürgerlichen Kriege. Zwei langobard. Herzöge, Berengar I. von Friaul und Guido von Spoleto, stritten sich um die Krone. Endlich wurde Guido 888 zum König und 891 zum Kaiser von J. gewählt, und ihm folgte bei seinem Tode 894 sein Sohn Lambert, der 898 starb. Zwar machte der karolingische König der Deutschen, Arnulf, 896 sein Recht auf die ital. Königs- und Kaiserkrone wieder geltend; doch konnte er sie nicht behaupten. Nach Arnulfs Tode 899 kämpften wieder Berengar I., der schon 894 als König gekrönt worden war, der König Ludwig von Niederburgund, den der Papst 901 zum Kaiser krönte, und der König Rudolf I. von Oberburgund um die Herrschaft. Endlich gelangte Berengar I. zum ruhigen Besitz derselben und wurde 915 zum Kaiser gekrönt. Doch vermochte er nicht, bei der innern Auflösung das Reich gegen die sich seit 890 wiederholenden räuberischen Einfälle der Sarazenen und der Ungarn, die 899 zum ersten mal J. beunruhigt hatten, wirksam zu verteidigen. Nach seiner Ermordung 924 überließ Rudolf II. von Oberburgund 930 gegen Abtretung des Arelatischen Reichs seine Ansprüche auf J. an den Grafen Hugo von Provence.

Immer tiefer sanken die polit., sozialen und sittlichen Zustände J.s in dieser kaiserlosen Zeit. Hugo suchte sich vergeblich auf dem Throne J.s zu befestigen, und wurde 945 durch seinen Neffen, den Markgrafen Berengar II. von Ivrea, gestürzt. Ihm folgte in der Regierung sein kaum erwachsener Sohn Lothar; Berengar wurde dessen erster Rat. Straflos plünderten die Ungarn die Lombardei aus. Nachdem Lothar, angeblich von Berengar vergiftet, 950 gestorben war, ließ dieser sich und seinen Sohn Adalbert zu Königen wählen. Letzterer sollte die Witwe Lothars, Adelheid, heiraten. Seinen Vergewaltigungen und ihrem Kerker entronnen, fand diese Schutz in der Burg Canossa. Hier von Berengar II. belagert, bat sie den deutschen König Otto I. um Beistand, der 951 über die Alpen zog, sich Pavias bemächtigte und sich mit Adelheid vermählte. Auf dem Reichstage zu Augsburg 952 erhielten jedoch Berengar und sein Sohn Adalbert als Vasallen Ottos I. das Königreich J. zurück. Als aber Klagen des Papstes Johann XII. gegen Berengar einliefen, begab sich Otto 961 abermals nach J., ließ ihn

Brockhaus' Conversations-Lexikon. 13. Aufl.

F. A. Brockhaus' Geogr. artist. Anstalt, Leipzig.

Zu Artikel: Italien.

mit der kaiserlichen. Er regierte zwar nur sieben Jahre; aber kein Kaiser hat in J. mächtiger geherrscht. Nach seinem Tode 1197 brach die deutsche Reichsgewalt in J. jäh zusammen. Papst Innocenz III. übernahm die Führung der nationalen Partei. Während der Minderjährigkeit Friedrichs II. und des Thronfolgestreites in Deutschland gelang es diesem Papste, der die Vormundschaft über Friedrich II. führte, die weltliche Herrschaft des Heiligen Stuhls im Patrimonium Petri und Mittelitalien neu zu begründen. Seine Anschläge auf Tuscien gelangen zwar nicht, doch brachte er den Tuscischen Bund gegen die Wiederherstellung der Reichsgewalt zu Stande. Als Otto IV., der als Günstling des Papstes in die Höhe gekommen war, sich dennoch anschickte, die Reichsgewalt geltend zu machen, und auch in Unteritalien einfiel, bannte ihn der Papst und ließ Friedrich II. als Gegenkönig 1212 nach Deutschland ziehen. In Florenz gab der polit. Parteigeist 1215 den ursprünglich aus Privatbeleidigungen entstandenen Zwisten der Buondelmonti und Donati gegen die Uberti und Amidei Vorwand und Nahrung, und es entstanden hier die Parteinamen der Guelfen und Ghibellinen für die päpstl. und kaiserl. Partei. Die päpstlich gesinnten Städte der Lombardei erneuerten 1226 den Lombardischen Bund. Die Regierung Friedrichs II. wurde dadurch zu einem Kampfe auf Leben und Tod mit der Hierarchie und den Städterepubliken J.s gedrängt. Anfangs mit wechselndem Glücke von dem Kaiser geführt, traf ihn später Schlag auf Schlag. Nach seinem Tode 1250 gewannen allmählich die Guelfen den Sieg über die Ghibellinen. Die Bolognesen hatten schon 1249 in der Schlacht bei Fossalta Friedrichs Sohn Enzio gefangen, der nie wieder frei wurde. In Toscana hatten die Siege der Ghibellinen von Florenz 1248 und ein neuer nach der Schlacht von Monte-Aperto (1260) nur vorübergehende Wirkung. Mit dem Tode Konrads IV. 1254 war der Fall der staufischen Herrschaft so gut wie entschieden, trotz der Tapferkeit und Ausdauer, womit Manfred für sie kämpfte. Nur in der trevisan. Mark hatte die ghibellin. Partei durch Ezelin die Oberhand, bis er in dem gegen ihn unternommenen Kreuzzuge aller Guelfen unterlag.

Die fünfte Periode der Geschichte J.s umfaßt die Zeit vom Sturze des staufischen Hauses und der Reichsgewalt bis zur Gestaltung der neuern Staaten (1250—1492), den Zeitraum des Siegs des röm.-ital. Elements, der sich zunächst in der Übermacht der päpstl. Gewalt und der entschiedenen Selbständigkeit der ital. Städterepubliken aussprach. Doch nicht lange erfreute sich das Papsttum seines Siegs, sondern es verfiel jetzt franz. Einflusse und die städtische Freiheit unterlag zahlreichen Tyrannen. Diese Periode umfaßt jedoch auch die Blütezeit des spezifisch ital. Lebens, die Zeit der Renaissance und der Gründung der modernen Kultur.

Seit Karl I. aus dem Hause Anjou durch die Päpste König von Neapel und Reichsvikar in Tuscien geworden war, bekamen die Namen der Guelfen und Ghibellinen eine neue Bedeutung. Jener bezeichnete die Freunde, dieser die Feinde der Franzosen. Diesen Parteien gesellten sich in den Republiken noch die des Adels und die des Volks bei, welche letztere fast überall den Sieg davontrug. Ein anderes Interesse, das des Handels und der Schiffahrt, trieb die Seerepubliken gegeneinander zu den Waffen. Die Genueser unterstützten 1261 den byzant. Kaiser Michael VIII. Paläologus bei der Wiedereroberung Konstantinopels gegen die Venetianer; sie vernichteten auch bei Meloria 1284 die Seemacht der Pisaner und vollendeten ihre Herrschaft auf dem Meere durch den Sieg über die Venetianer bei Curzola 1298. Florenz vollendete seine Demokratie durch die gegen den Adel gerichteten «Ordnungen der Gerechtigkeit» und die Guelfenpartei daselbst befestigte ihre Herrschaft durch besondere Institutionen. Doch schon 1300 teilte eine neue Parteiung, von Pistoja aus verbreitet, in Florenz und ganz Toscana die Guelfen selbst in zwei Faktionen, die Schwarzen und die Weißen, bis letztere vertrieben wurden. In der Lombardei erhob sich 1302—6, der ewigen Fehden der Tyrannen müde, in den meisten Städten das Volk und verjagte sie, darunter auch die Visconti, die 1277 die della Torre in der Herrschaft von Mailand verdrängt hatten. Da erschien plötzlich nach langem Zwischenraume ein deutscher Kaiser, Heinrich VII., in J., um die kaiserl. Herrschaft wiederherzustellen. Zwar errang er mannigfaltige Vorteile; am Ende aber mußte er doch mit seinen Plänen scheitern, da die mitgebrachte Macht und die kaiserl. Partei in J. zu schwach waren. Vorzüglich war es Florenz, das seine Entwürfe vereitelte und lange seine Hegemonie in dem in viele Herrschaften zersplitterten J. bewahrte. Das ghibellinische Pisa kam 1314 an Uguccione della Faggiuola, und Lucca, 1316 an Castruccio Castracani. Padua fiel 1318 dem Hause Carrara anheim; Alessandria ererbten, sowie Tortona 1315 und Cremona 1322, die Visconti zu Mailand; Mantua, wo seit 1275 die Bonacolsi geherrscht hatten, kam 1328 an die Gonzaga; in Ferrara befestigte sich 1317 die lange bestrittene Herrschaft der Este; Ravenna beherrschten schon seit 1273 die Polenta; in Verona nebst mehrern andern Städten (Vicenza, Parma) war seit 1312 Can della Scala Reichsvikar; in Bologna wurde 1337 Taddeo de' Pepoli zum Signore ausgerufen u. s. w.

Diese kleinen Fürsten hielten den Vergrößerungsabsichten Roberts von Neapel, den Papst Clemens V. zum Reichsvikar in J. ernannt hatte, die Wage, und Kaiser Ludwig der Bayer, der 1327 nach J. kam, um die Anjou und die Guelfen zu unterdrücken, sah sich selbst mit den Ghibellinen in Händel verwickelt. Von den Brescianern gerufen, erschien 1330 der König Johann von Böhmen in J. Vom Papste begünstigt, von Lucca zum Herrn gewählt, überall den Versöhner und Friedensstifter spielend, würde es ihm vielleicht gelungen sein, seine Macht in J. zu begründen, hätten nicht die Florentiner nebst Azzo Visconti, Mastino della Scala und Robert von Neapel u. a. 1332 sich ihm entgegengestellt. Nach seinem Sturze begann Mastino della Scala, der die Hälfte der Lombardei und Lucca beherrschte, die Freiheit der ganzen Lombardei zu bedrohen. Auch gegen ihn leitete Florenz den Widerstand und erregte ihm einen Bundeskrieg, in welchem es nichts gewann als Sicherung seiner Freiheit. In Rom herrschte Cola Rienzi 1347 und 1354. Die Genueser, der beständigen Streitigkeiten der ghibellinischen Spinola und Doria und der guelfischen Grimaldi und Fieschi müde, vertrieben 1339 alle diese Familien und gaben sich in Simon Boccanera den ersten Dogen. Überall in ganz J. herrschte 1347 eine entsetzliche Hungersnot und 1348 eine Pest, der Schwarze Tod, welcher zwei Dritteile der Bevölkerung hinraffte. Nicht weniger furchtbar war

ißel der Söldnerbanden, die nach dem Frie-
n Krieg auf eigene Hand fortsetzten, wie die
afen Werner 1348 und des Fra Moriale 1354.
verfiel denn mit dem Sturz der kaiserl. Ge-
J. im 14. und 15. Jahrh. in immer größere
Zerrüttung, und eine Auflösung aller sitt-
Bande trat ein, während damit ein unter
Verhältnissen doppelt wunderbares Auf-
n der Künste, Wissenschaften und Gewerbe
el ging. In dieser Anarchie treten vorzüglich
Staaten hervor, um die sich die übrigen grup-
: Neapel, der Kirchenstaat, Florenz an der
von Toscana, Mailand unter den Visconti,
Venedig. Zunächst versuchte es noch einmal
IV., das kaiserl. Ansehen herzustellen. Er er-
1355 in J., unterwarf sich fast ganz Toscana,
te aber an der Parteiwut des Volks von
und Pisa. Dem Papste Innocenz VI. ge-
s (1354—60), durch den Kardinal Albornoz
irchenstaat herzustellen. Aber durch die Be-
ngen der Legaten aufs Äußerste gebracht und
lorenz unterstützt, fielen 1376 alle eroberten
e wieder ab, worauf sich während des großen
na die Freiheit dieser Städte befestigte. Ge-
nterwarf sich 1353 dem Giovanni Visconti,
ologna 1350 von den Pepoli gekauft hatte.
eine Unternehmung gegen Toscana scheiterte
n Widerstande der verbündeten toscan. Re-
en. Einen andern Bund gegen Giovanni
nti schlossen 1354 die Venetianer mit den Flei-
grannen der Lombardei, bis sie am Ende nach
chen Kämpfen der letztern mit den Visconti
Anfang des 15. Jahrh. aus Gegnern der
natischen Eroberungspläne ihre Nebenbuhler
en. Giangaleazzo Visconti erwarb 1395 vom
g Wenzel die Belehnung mit Mailand als
gtum, unterwarf sich 1399 Siena, 1400 Pe-
und 1402 Bologna, sodaß Florenz, furchtbar
ht, allein für die Sache der Freiheit gegen ihn
. Allein nach seinem Tode 1402 ging während
Minderjährigkeit seiner Söhne ein großer Teil
Staaten wieder verloren. Als in Ladislaus
Neapel, der, das Schisma benutzend, sich des
n Kirchenstaats bemächtigte, 1409 ein neuer
rer erstand, wagte wiederum Florenz allein
u widerstehen. Doch diese Gefahr war nur
rgehend; Ladislaus starb 1414. Bald er-
sich dagegen die Visconti wieder. Der Herzog
o Maria Visconti eroberte (1416—20) alle
Staaten in der Lombardei zurück; auch unter-
ich ihm 1421 Genua. Da verband sich Florenz
gegen ihn mit den Venetianern, die alles Land
r Adda eroberten und im Frieden von Fer-
428 behielten. In Perugia gelang es Braccio
ntone, sich 1416 zum Herrn der Stadt und
Umbriens nebst Rom zu machen. In Siena
ten 1430 die Petrucci zur Herrschaft.

Infolge der Schwächung Mailands durch die Vene-
und Florentiner und bei der beständigen Be-
igung des aragon. Königs Alfons in Neapel
die Partei der Anjou war jetzt keine gefähr-
übermacht in J. mehr vorhanden, obwohl
eitige Eifersucht noch häufige Kriege erregte,
chen die beiden Parteien unter den ital. Miet-
en, die Bracceschi, nach Braccio da Montone,
e Sforzeschi, nach Sforza Attendolo so ge-
einander stets feindlich gegenüberstanden.
Francesco Sforza gelang es, nach dem Aus-
der Visconti 1447, sich 1450 zum Herrn des
mailänd. Staats zu machen. Als die Venetianer mit einigen Fürsten sich gegen ihn verbanden, fand er einen Bundesgenossen an Florenz, wo sich um diese Zeit das Haus Medici erhob. Mailand, wo die Sforza sich befestigten, Venedig, das die Hälfte der Lombardei besaß, Florenz, das durch Lorenzo Medici weise geleitet wurde, der Kirchenstaat, der größtenteils dem Heiligen Stuhle zurückgegeben war, und Neapel, das unfähig war, seine Macht zu gefährlichen Angriffen zu gebrauchen, bildeten im 15. Jahrh. das polit. Gleichgewicht J.s, sodaß in den fortgesetzten Fehden dieser Staaten keiner der Unabhängigkeit des andern furchtbar werden konnte.

In der sechsten Periode der ital. Geschichte, einer Übergangsperiode (1492—1559), wurde indes dieses Gleichgewicht der ital. Machtverhältnisse zunächst durch das Eingreifen der franz. Politik zerstört. In dieser Periode bildet der Untergang der Florentinischen Republik das wichtigste Ereignis. In kulturgeschichtlicher Hinsicht ist für sie das Erwachen der streng kirchlichen, antireformatorischen Bewegung, welche in der folgenden Epoche unter span. Einfluß zum vollkommenen Durchbruch kam, charakteristisch. Die Wahl des Papstes Alexander VI. Borgia 1492 eröffnet dieselbe. Zwei Jahre später zog Karl VIII. von Frankreich, der Erbe des Hauses Anjou, heran, um Neapel und Sicilien zu erobern. Zwar trat Lodov. Sforza, Moro genannt, erst sein Bundesgenosse, als Feind wider ihn auf; allein Papst Alexander VI., um seinen Sohn Cesare Borgia zu erheben, begünstigte des Königs Pläne. Karl eroberte Neapel schnell, verlor es aber sehr bald wieder durch die Eifersucht der übrigen größern Mächte an Alfons II. von Aragon. Auch Karls VIII. Nachfolger, Ludwig XII., wurde von Ferdinand dem Katholischen aus dem mit ihm wiedereroberten Neapel 1504 verdrängt. Glücklicher war Ludwig XII. gegen Mailand, das er, auf ein Erbrecht gestützt, 1500 sich unterwarf. Cesare Borgias Versuche auf eine weltliche Herrschaft im Kirchenstaate wurden durch den Tod seines Vaters 1503 vereitelt, worauf der kriegerische Papst Julius II. den Kirchenstaat an das Papsttum zurückbrachte. Er schloß mit Kaiser Maximilian I., Ferdinand dem Katholischen und Ludwig XII. 1508 die Ligue von Cambrai gegen die Vergrößerungsabsichten der Venetianer, deren Schlauheit aber diesen Bund bald zu trennen wußte, und sodann 1509 mit den Venetianern, Spaniern und Schweizern zur Vertreibung der Franzosen aus J. die Heilige Ligue, die aber damals ihren Zweck noch nicht erreichte. Der Streit zwischen den Sforza und später zwischen Kaiser Karl V. mit den Franzosen um Mailand dauerte fort und endete erst durch Franz' I. von Frankreich Niederlage bei Pavia 1525. Infolge davon blieb Mailand dem Franc. Sforza, dem bei seinem Tode 1540 sein Sohn Filippo in der Regierung folgte. Die mediceischen Päpste, Leo X. (1513—21) und Clemens VII. (1525—34), waren eifrig auf Vergrößerung ihres Hauses bedacht. Karl V., unter den seit der Schlacht von Pavia sich ganz J. beugte, vereitelte zwar Clemens' VII. Anschläge, seine Macht zu schwächen; er eroberte und plünderte 1527 Rom; aber bald mit dem Papste auf Kosten von Florenz versöhnt, wendete er sich gegen diese Stadt, welche die Familie des Papstes vertrieben hatte. Nach ruhmvollem Widerstande erlag dieselbe der Übermacht (1530) und erhielt nun in

Jan. 1802 erfolgte die Um-
lpinischen in eine Italienische
Muster der neuen franz. Ver-
rte wurde Präsident derselben.
wieder eine neue Verfassung
zo zum Dogen; Piemont aber
ankreich vereinigt. Doch schon
er Kaiser Napoleon die Ita-
ein Königreich J., machte sich
Stiefsohn Eugen Beauharnais
desselben, gab dem Lande eine
liche Verfassung und vereinigte
während seine Schwester Elisa
und Lucca als Fürstentümer
ielt.
Preßburg 1805 vollendete die
J. Das österr. Venedig nebst
ien wurde mit dem Königreich
nun einen Flächeninhalt von
57 000 E. hatte. Am 24. Mai
illa, am 25. die Ligurische Re-
ma und Piacenza franz. Pro-
rde 1806 ebenfalls von den
d von Napoleon 31. März sei-
Bonaparte als Königreich ge-
m, trotz eines Aufstandes in
r Landung der Engländer, in
08 aber, da Joseph zum König
nt war, dem Großherzog von
at, verliehen, während die auf
nden Engländer dem König
itz Siciliens sicherten. Noch
en zu Frankreich geschlagen,
iser Toscana seiner Schwester
Reichslehn und verlieh ihr den
zogin. In demselben Jahre
Vereinigung des Kirchenstaats
wurde zu einer kaiserl. freien
dem Wiener Frieden wurden
lien vom Königreich J. abge-
gebildeten Königreich Illyrien
mußte von Tirol 1810 den
eil des Eisackkreises und das
an J. abtreten. So schien
cht in J. befestigt; doch der
d sollte auch sie bald stürzen.
ache Frankreichs und verband
mit Österreich, dessen Heere
J. eindrangen, und der Vize-
am Ende trotz seiner tapfern
e des Waffenstillstandes vom
J. räumen. (S. Italieni-
813/14.) Neapel blieb zufolge
Wiener Kongresses im Besitz
verunglückte Schilderhebung
te es wieder an seinen alten
Ferdinand IV., und bewirkte
und Tod. (S. Italienischer
Inzwischen hatte die Wiener-
9. Juni 1815 J.s Verhältnisse

de der Geschichte J.s beginnt
mung der Verhältnisse. Denn
uß eines fremden Staats zu-
aßgebend blieb, so entwickelte
ng neuer Faktor («un essere
ale, auf die Herstellung einer
albinsel gerichtete Idee. Die
1815—70, vom Wiener Kon-

greß bis zur Besitzergreifung Roms durch Victor Emanuel (Sept. 1870), ihre Signatur gegeben. Durch die Beschlüsse des Wiener Kongresses erhielt der König von Sardinien seine Staaten wieder, nach den Grenzen von 1792, nebst der ehemaligen Republik Genua; der Kaiser von Österreich vereinigte mit seiner Erbmonarchie das neuerrichtete Lombardisch-Venetianische Königreich; das Haus Österreich-Este bekam wieder die Souveränetät in Modena, Reggio, Mirandola, Massa und Carrara; die Kaiserin Marie Luise erhielt Parma, Piacenza und Guastalla; der Erzherzog Ferdinand von Österreich wurde wieder Großherzog von Toscana; die Infantin Marie Luise erhielt Lucca; der Kirchenstaat wurde mit Ausnahme des am linken Ufer des Po gelegenen Landstrichs gänzlich hergestellt; der König Ferdinand IV. ward wieder als König beider Sicilien anerkannt. Im Besitz der Insel Malta blieben die Engländer, während die Republik San-Marino und der Fürst von Monaco unter allen polit. Umgestaltungen, die J. seit der Französischen Revolution erlebt, sich mehr oder minder unversehrt erhalten hatten. So wurde das österr. Übergewicht in J. fester als jemals begründet; auf der See aber und an den Küsten gebot England. Hiermit war indes unter den Völkern J.s der Wunsch nach Einheit und Unabhängigkeit, den die Napoleonische Gewaltherrschaft im Süden wie im Norden der Halbinsel erweckt hatte, nicht unterdrückt. Die neuen reaktionären Regierungen riefen die Freiheitsidee wach. Fast allgemein trat das Verlangen nach repräsentativen Verfassungen auf, und vergebens suchten sich die Regierungen, vorzüglich Neapel, Rom und Turin, gegen geheime polit. Gesellschaften, wie Unitarier, Carbonari ꝛc., selbst gegen die Freimaurer durch Ketzergerichte, Jesuiten und geheime Polizei zu schützen.

Der Geist des Carbonarismus erschütterte vorzüglich Neapel und Sicilien, wo der König Ferdinand I. 1820 eine freisinnige, der spanischen von 1812 ähnliche Konstitution versprechen mußte, auch Sardinien, wo der König Victor Emanuel I. 1821 zu Gunsten seines Bruders Karl Felix resignierte. Die Kabinette der Großmächte Europas beschlossen indes schleunige Unterdrückung jeder Revolution. Österreich trat, mit Zustimmung der übrigen, auf dem Kongreß zu Laibach versammelten Mächte, mit gewaffneter Hand für die legitimen Rechte der königl. Macht in Neapel und Sicilien, sowie in Sardinien ein. Ein viertägiger Kampf der Österreicher mit dem Revolutionsheere von Neapel (7. bis 10. März 1821) und ein dreitägiger mit der Föderationspartei in Piemont (vom 7. bis 9. April 1821) stellten die Ruhe und alte Ordnung in J. wieder her. Seitdem wurde in Übereinstimmung mit den auf den Kongressen zu Laibach und zu Verona hinsichtlich J.s festgestellten polit. Grundsätzen das Repressivsystem mit der größten Strenge geübt. Während man aber von seiten der Regierung in mehrern Staaten durch Jesuiten und ähnliche Mittel die Reaktion systematisch betrieb, erstarkten auch von neuem die geheimen Gesellschaften. Ihnen suchten die Regierungen durch die strengsten Maßregeln und selbst Grausamkeiten gegen politisch Verdächtige zu steuern; so in Neapel, ganz besonders aber in Modena. Minder streng waren die Maßregeln im Lombardisch-Venetianischen Königreiche, Parma und Lucca, sowie in Toscana und im Kirchenstaate. Pius VII., durch dessen Staats-

sekretär Kardinal Consalvi viel zur Versöhnung der Gemüter und Befestigung der Ruhe im Innern gethan und das Verwaltungssystem wohlthätig geordnet wurde, sowie seine Nachfolger Leo XII. und Pius VIII. begnügten sich, die Carbonari sowie alle andern geheimen Gesellschaften mit dem Banne zu belegen, ohne die Teilnehmer an frühern polit. Verbindungen zur Rechenschaft zu ziehen. Letzteres war auch in Parma und Lucca sowie in Toscana der Fall, seitdem Leopold II. 1824 seinem Vater Ferdinand III. gefolgt war.

Als 1830 infolge der franz. Julirevolution eine allgemeine europ. Bewegung ausbrach, hielt man auch in J. die Umstände für geeignet, um sich für nationale und polit. Freiheit zu erheben. Ehe dies geschah, hatte im Königreich beider Sicilien 8. Nov. 1830 Ferdinand II. und während der ersten Unruhen im Kirchenstaat 2. Febr. 1831 Gregor XVI. den Thron bestiegen. Besonders der Herzog von Modena, Franz IV., suchte, obschon die Zeichen der Aufregung sich bereits kundgaben, das Repressivsystem mit aller Härte aufrecht zu erhalten, sodaß nun in Modena zuerst der polit. Sturm ausbrach. Zwar ward ein erster Aufstand vom 3. zum 4. Febr. 1831 durch Militärgewalt erstickt; als sich aber zugleich (4. Febr.) Bologna erhob, stand auch ganz Modena auf, und der Herzog mußte nach Mantua flüchten. Unruhen in Parma 12. Febr. veranlaßten am 15. die Herzogin Marie Luise ebenfalls zur Flucht. Die Stadt Ancona hatte sich bereits 8. Febr. für die Revolution erklärt; später sah sich der Papst auch in Rom selbst bedroht. Gregor XVI. war nicht im Stande, mit Gewalt die Unruhen zu dämpfen, an denen sich zwei napoleonische Prinzen, von denen der eine damals starb, der andere später der Kaiser der Franzosen wurde, beteiligten. Am 26. Febr. traten die Abgeordneten der aufgestandenen Provinzen zusammen und proklamierten die völlige Emancipation der in ihrer Versammlung vertretenen ital. Provinzen von der zeitlichen Herrschaft des Papstes und die Vereinigung derselben in einen Staat unter Einer Regierung, die aus einem Präsidenten, einem Ministerrate und einer Gesetzgebenden Consulta bestehen sollte, welche 4 März bereits ernannt wurden. Doch die Mächte der Heil. Allianz hatten schon die Intervention beschlossen. Österr. Truppen rückten in den Herzog von Modena ohne ernstlichen Widerstand zu finden, 9. März in seine Residenz ein und General Frimont begab sich mit einem Teile der Armee auf das bolognes. Gebiet. Die Österreicher hatten indes schon 5 März Ferrara besetzt und rückten am 15. auch in Parma ein. Die Bolognesen wählten den General Zucchi zum Oberbefehlshaber und verlegten, als die Österreicher Bologna sich näherten, 20. März die Sitze ihrer Regierung nach Ancona, wohin auch Bologna 21. März von den Österreichern besetzt wurde. Nach einem Gefecht der Aufständischen bei Rimini (28. März) ist auch die Romagna (s. d.) zur Ruhe gebracht. Am 27. März wurde auch Ancona den Österreichern übergeben und 4 Tage nachdem die Italiener 26. März die Waffen gestreckt, Sicherheit durch die ganze Romagna hergestellt.

Der Herzog von Modena rächte sich an seinen Gegnern mit großer Härte. Auch die päpstliche Regierung begann eine drückende Reaktion. Doch hielt es sehr schwer, die Ruhe zu erhalten, nachdem die Österreicher Ancona und Bologna geräumt hatten. Erneute Unruhen im Kirchenstaat veranlaßten 1832 ein abermaliges Einrücken der Österreicher und gaben dem franz. Ministerium Vorwand, seinerseits 22. Febr. 1832 Ancona zu besetzen, wogegen der Papst vergebens protestierte. In Parma suchte nach ihrer Rückkehr die Herzogin Marie Luise durch Milde die Gemüter zu versöhnen. In der sardin. Monarchie bewahrte der 1831 zur Regierung gekommene König Albert, der 1831 den Thron bestieg, die Ruhe mit Kraft und unterdrückte mit Strenge alle Umsturzversuche. Karl Albert hielt zwar auch an dem absolutistischen System fest, aber er sorgte für eine wohlwollende und ehrliche Regierung und für die Ausbildung einer tüchtigen Armee. So blieb fast allein in J. wieder äußerlich Ruhe ein. Als im Dez. 1838 von den Franzosen die Citadelle von Ancona, österr. Truppen verließen gleichzeitig den Kirchenstaat, und die kurz zuvor erfolgte Trennung des Lombardisch-Venetianischen Königreichs von Österreich schien sogar einen nachhaltig versöhnenden Eindruck auf die Gemüter zu machen. Aber die Gründe zur Unzufriedenheit waren nicht beseitigt, und die rührige Thätigkeit der Verschwörer und der Ausgewanderten steigerte die allgemeine Gärung. Vor allem wirkte die seit 1834 von Mazzini (s. d.) organisierte Geheimgesellschaft des »Jungen Italien« mit republikanischer Tendenz. Eine lange Reihe unglückter Verschwörungen in den verschiedenen ital. Staaten veranlaßte bittere Strafen. Einen tiefen Eindruck machte es namentlich auf die Söhne des österr. Admirals Bandiera, daß infolge Anzeige Mazzinis eine Landung derselben versuchten, dort gefangen und auf Befehl der österr. polit. Regierung (Juli 1844) erschossen wurden. Auch die Schulderhebung zu Rimini im Kirchenstaate (Sept. 1845), die mit Einführung vieler lang ersehnten Reformen über das Land begann, ward niedergeschlagen. Trotzdem suchten die Führer der Bewegung dieselbe immer weiter vorwärts. Gegründet von Mazzini, der Seele der Mazzinischen Partei, bezweckte der Verein eine gemäßigte Reform und suchte durch Einfluß über polit. Schriften, durch Aufforderungen auf eine Wiederherstellung der Verfassungen Italiens zu wirken. Die Schrift Gioberti's »Über die moralische Primat der Italiener« [illegible] Hoffnungen. Auch die Schrift Balbo's »Über die Hoffnungen Italiens« [illegible] Bewegung. Die Schrift d'Azeglio's »Über die Verbannung Pius' IX.« [illegible] Reformen. Pius IX. [illegible] Amnestie. Die Schrift Balbo's »Über die Reformen Pius' IX.« [illegible] Bewegung. Die Schrift d'Azeglio's »Über die Verbannung Pius' IX.« [illegible] Reformen. Pius IX. [illegible] Amnestie.

gepriesen. Zunächst ward das benachbarte von diesem Umschwung ergriffen, bald dinien. Der Verkündigung von Umgen in Gesetzgebung und Rechtspflege folgten Bewegung der Presse und die Verheißung ionalen ital. Zollvereins. Dagegen stanel und Österreich in feindseliger Haltung uen Politik. In Neapel war es gelungen, tsamen Versuche, die im Sommer des J. acht wurden, nochmals zu unterdrücken. hielt in der Lombardei das alte System nd gab in der Besetzung Ferraras (Aug. e ziemlich unzweideutige Kriegserklärung päpstl. Politik. Von den kleinen Staaten ena, wo seit Jan. 1846 Herzog Franz V. ter gefolgt war, jede Reform zurück. rma, wo nach dem Tode Marie Luisens 847 die bisher in Lucca regierenden succedierten, während das Fürstentum gsmäßig an Toscana (Okt. 1847) über-Herzöge von Parma und Modena verauf den Schutz Österreichs und unterdurch Vertrag vom 24. Dez. 1847 voll-österr. Militärhoheit. Die Stellung in J. gestaltete sich indes immer schwieall wurde der Haß gegen die Fremdtematisch gepflegt und der ganzen Bemählich eine offensive Richtung gegen geben. Da brach in Sicilien, das alle che hartnäckig abgewiesen sah, 12. Jan. ener Aufstand aus. Auch Neapel selbst er Bewegung ergriffen und der König m allgemeinen Aufstande nur begegnen indem er (29. Jan. 1848) ein neues berief und eine konstitutionelle Verte. Für Sicilien erwiesen sich indessen ionen als ungenügend; die Revolution auf die Konstitution von 1812 und die Trennung der Insel vom Festlande hin. apel vorangegangen, folgten Sardimentalstatut vom 8. Febr. und Kon. 4. März 1848), Toscana (17. Febr.) er Kirchenstaat (14. März) mit konstituerfassungen.

waren im Lombardisch-Venetianischen bereits blutige Auftritte vorgefallen, terung hatte 20. Febr. 1848 das Standdigt. Als die Nachrichten von der uarrevolution eintrafen, brach überall los. Der mailänder Aufstand vom März zwang die österr. Kriegsmacht ky, die lombard. Hauptstadt zu räumen Verona zurückzuziehen, während gleichMärz, Venedig durch die voreilige Kapiter österr. Autoritäten unabhängig ward arma und Modena die Gewalten zuen. In denselben Tagen überschritt rl Albert von Sardinien, der sich zum er für die ital. Unabhängigkeit berufen e lombard. Grenze. Die österr. Kriegsd auf die Minciolinie und das Festungsrona, Mantua, Peschiera, Legnago zugt, während ganz J. sich anschickte, den gen sie aufzunehmen. Die Regierungen außer Stande, dem nationalen Drange hen; röm., toscan. und neapolit. Trupn sich in Bewegung, die Reihen der Unabtskämpfer zu verstärken. Österreich, daseinem Innern erschüttert, erwies sich bereit, Bedingungen einzugehen, welche Oberitalien zum größten Teil die Unabhängigkeit sicherten. Allein die Italiener überschätzten ihre eigene Stärke, und die Zerwürfnisse zwischen Liberalen und Radikalen machten dem Könige von Sardinien seine Aufgabe äußerst schwer.

Als erster Anfang der Reaktion in J. ist der 15. Mai 1848 anzusehen, wo König Ferdinand II. seine Hauptstadt Neapel bombardieren ließ und die eben beschworene Verfassung wieder umstürzte. Entscheidend über das Schicksal J.s wurden aber die militärischen Erfolge der Österreicher, vor allem der Sieg von Custozza (25. Juli), dem rasch die Einnahme von Mailand und der Waffenstillstand vom 9. Aug. folgten. Nun erhielt, zum größten Unglück für die ganze Halbinsel, die äußerste demokratische Partei in Mittelitalien das Übergewicht. In Rom ward der von Pius IX. zum Minister berufene Graf Rossi (15. Nov.) meuchlerisch ermordet und die Gewalt völlig der republikanischen Partei überantwortet. Verkleidet entfloh der Papst (24. Nov.) nach Gaëta. Auch in Toscana drängte die äußerste Partei zu einem ähnlichen Ausgange hin. Nachdem sich der Großherzog die Berufung einer konstituierenden Versammlung, die über die polit. Gestaltung J.s selbständig entscheiden sollte, hatte aufdrängen lassen, verließ derselbe plötzlich 7. Febr. 1849 Florenz und begab sich nach Gaëta zum Papst. In denselben Tagen trat zu Rom eine konstituierende Versammlung zusammen und proklamierte die röm. Republik. Sardinien ließ sich zwar zur Erneuerung des Kriegs gegen Österreich fortreißen; aber nach der unglücklichen Schlacht von Novara 23. März 1849 mußte es um Waffenstillstand bitten, und Karl Albert legte verzweifelnd die Krone zu Gunsten seines Sohnes Victor Emanuel II. nieder. (S. Italienischer Krieg von 1848/49.) Die nächste Frucht der Niederlage Sardiniens war die Herstellung der österr. Macht, nicht nur in der Lombardei, wo in blutig unterdrückten Bewegungen, namentlich zu Brescia, die Revolution ihre letzten unglücklichen Versuche machte, sondern auch in Modena, Parma und Toscana. Zu gleicher Zeit landete eine franz. Armee, um in Verbindung mit span. und neapolit. Truppen die päpstl. Herrschaft zu restaurieren. Verschiedene Angriffe wurden durch Garibaldi abgeschlagen; doch mußte Rom (3. Juli) fallen.

In Sicilien neigten die Dinge ebenfalls zu Ende. Der Entsetzung des Hauses Bourbon und Erwählung eines sardin. Prinzen zum König (1848) war der Kampf mit der neapolit. Streitmacht gefolgt, der mit Unterwerfung der Insel ohne alle Bedingungen endete. Die Restauration begann nun allerwärts. In der Lombardei, Modena, Parma, Toscana und den päpstl. Legationen übte Österreich ein scharfes Militärregiment. Am gewaltsamsten aber trat die Restauration in Neapel auf. Endlich fiel auch Venedig, das unter dem Diktator Daniel Manin heldenmütigen Widerstand geleistet hatte. Am 28. Aug. 1849 zog Radetzky in die Stadt als Sieger ein, und der letzte Rest des revolutionären Widerstandes auf ital. Boden war somit überwunden. Das Lombardisch-Venetianische Königreich trat in die Reihe der Provinzen des österr. Gesamtstaats, während ungeachtet einzelner versöhnender Maßregeln, z. B. Herstellung des Freihafens von Venedig, die Militärdiktatur ebenso wie der geheime Widerstand fortdauerten. Rom,

sekretär Kardinal Consalvi viel zur Versöhnung der Gemüter und Befestigung der Ruhe im Innern gethan und das Verwaltungssystem wohlthätig geordnet wurde, sowie seine Nachfolger Leo XII. und Pius VIII. begnügten sich, die Carbonari sowie alle andern geheimen Gesellschaften mit dem Banne zu belegen, ohne die Teilnehmer an frühern polit. Verbindungen zur Rechenschaft zu ziehen. Letzteres war auch in Parma und Lucca sowie in Toscana der Fall, seitdem Leopold II. 1824 seinem Vater Ferdinand III. gefolgt war.

Als 1830 infolge der franz. Julirevolution eine allgemeine europ. Bewegung ausbrach, hielt man auch in J. die Umstände für geeignet, um sich für nationale und polit. Freiheit zu erheben. Ehe dies geschah, hatte im Königreich beider Sicilien 8. Nov. 1830 Ferdinand II. und während der ersten Unruhen im Kirchenstaat 2. Febr. 1831 Gregor XVI. den Thron bestiegen. Besonders der Herzog von Modena, Franz IV., suchte, obschon die Zeichen der Aufregung sich bereits kundgaben, das Repressivsystem mit aller Härte aufrecht zu erhalten, sodaß nun in Modena zuerst der polit. Sturm ausbrach. Zwar ward ein erster Aufstand vom 3. zum 4. Febr. 1831 durch Militärgewalt erstickt; als sich aber zugleich (4. Febr.) Bologna erhob, stand auch ganz Modena auf, und der Herzog mußte nach Mantua flüchten. Unruhen in Parma 12. Febr. veranlaßten am 15. die Herzogin Marie Luise ebenfalls zur Flucht. Die Stadt Ancona hatte sich bereits 8. Febr. für die Revolution erklärt; später sah sich der Papst auch in Rom selbst bedroht. Gregor XVI. war nicht im Stande, mit Gewalt die Unruhen zu dämpfen, an denen sich zwei napoleonische Prinzen, von denen der eine damals starb, der andere später der Kaiser der Franzosen wurde, beteiligten. Am 26. Febr. traten die Abgeordneten der aufgestandenen Provinzen zusammen und proklamierten die völlige Emancipation der in ihrer Versammlung vertretenen ital. Provinzen von der zeitlichen Herrschaft des Papstes und die Vereinigung derselben in Einen Staat unter Einer Regierung, die aus einem Präsidenten, einem Ministerrathe und einer Gesetzgebenden Consulta bestehen sollte, welche 4. März bereits erwählt wurden. Doch die Kabinette der Großmächte hatten schon die Intervention beschlossen. Mit seinen eigenen und österr. Truppen rückte der Herzog von Modena, ohne ernstlichen Widerstand zu finden, 9. März in seiner Residenz ein und General Zucchi begab sich mit einem Teile der Bürgergarden auf das bologneſ. Gebiet. Die Österreicher hatten indes schon 5. März Ferrara besetzt und rückten am 13. auch in Parma ein. Die Bologneſer wählten den General Zucchi zum Oberbefehlshaber und verlegten, als die Österreicher Bologna sich näherten, 20. März die Provisorische Regierung nach Ancona, worauf auch Bologna 21. März von den Österreichern besetzt wurde. Nach einem Gefecht der Aufständischen bei Rimini (25. März) sah sich die Provisorische Regierung zur Auflösung genötigt. Am 27. März wurde auch Ancona den Österreichern übergeben und 4. April, nachdem die Italiener 30. März die Waffen gestreckt, Spoleto durch die päpstl. Truppen besetzt.

Der Herzog von Modena regierte seit seiner Rückkehr mit strenger Härte. Auch die päpstl. Regierung begann eine drückende Reaktion; doch fiel es ihr sehr schwer, die Ruhe zu erhalten, nachdem die Österreicher Ancona und Bologna geräumt hatten. Erneute Unruhen im Kirchenstaate veranlaßten 1832 ein abermaliges Einrücken der Österreicher und gaben dem franz. Ministerium den Vorwand, seinerseits 22. Febr. 1832 Ancona zu besetzen, wogegen der Papst vergebens protestierte. In Parma suchte nach ihrer Rückkehr die Herzogin Marie Luise durch Milde die Gemüter zu versöhnen. In der sardin. Monarchie bewahrte der König Karl Albert, der 1831 den Thron bestieg, die Ruhe mit Kraft und unterdrückte mit Strenge alle polit. Umtriebe. Karl Albert hielt zwar auch an dem absolutistischen System fest, aber er sorgte für eine wohlwollende und ehrliche Regierung und für die Ausbildung einer tüchtigen Armee. So trat überall in J. wieder äußerlich Ruhe ein. Ancona ward im Dez. 1838 von den Franzosen geräumt, die österr. Truppen verließen gleichzeitig den Kirchenstaat, und die kurz zuvor erfolgte Amnestie im Lombardisch-Venetianischen Königreich (Oktober) schien sogar einen nachhaltig versöhnenden Eindruck auf die Gemüter zu machen. Doch die Gründe zur Unzufriedenheit waren nicht gehoben, und die rührige Thätigkeit der Verbannten und Ausgewanderten steigerte die allgemeine Gärung. Vor allem wirkte die seit 1834 von Mazzini organisierte Geheimgesellschaft des «Jungen Italien» mit republikanischer Tendenz. Eine lange Reihe verunglückter Verschwörungen in den verschiedenen ital. Staaten veranlaßte blutige Strafurteile. Tiefen Eindruck machte es namentlich, als die beiden Söhne des österr. Admirals Bandiera, die auf Veranlassung Mazzinis eine Landung in Calabrien versuchten, dort gefangen und auf Befehl der neapolit. Regierung (Juli 1844) erschossen wurden. Auch die Schilderhebung zu Rimini im Kirchenstaate (Sept. 1845), die nur Abstellung der schlimmsten Beschwerden über das Priesterregiment forderte, ward niedergeschlagen. Trotzdem ging im stillen die Bewegung der Geister mehr und mehr vorwärts. Gegenüber dem radikalen Pessimismus der Mazzinisten drang bei den gebildeten Ständen eine gemäßigte liberale Richtung durch. Großen Einfluß übten polit. Schriften, welche die Hoffnung auf eine Wiedererhebung J.s in verschiedener Weise anregten. Die eine, von dem Geistlichen Vincenzo Gioberti («Über das sittliche und polit. Primat der Italiener», 1843), in mittelalterlichen Reminiscenzen befangen, schwärmte, daß das Papsttum berufen sei, abermals an die Spitze der Halbinsel zu treten und eine neue Ära herbeizuführen. Die andere, vom Grafen Cesare Balbo («Über die Hoffnungen J.s»), hielt sich dagegen an die bestehenden Verhältnisse und traf das Richtige. Balbo bezeichnete schon das Königreich Sardinien (Piemont) als das Schwert J.s und den Führer der nationalen Bewegung, weil hier Fürst und Volk am mannhaftesten seien. Nicht minder wirkten verschiedene polit. Gelegenheitsschriften und Erzählungen Massimo d'Azeglios.

Unter diesen Verhältnissen wurde der Tod Gregors XVI. (1. Juni 1846) und die Erwählung des Kardinals Mastai Ferretti als Pius IX. zum Papste ein epochemachendes Ereignis. Als Pius IX. mit versöhnenden Maßregeln, namentlich Amnestie begann, grobe Mißbräuche beseitigte, materielle Erleichterungen eintreten ließ und zugleich Vorbereitungen traf, eine Reform der Verfassung und Verwaltung anzubahnen, wurde er als Hort der liberalen und einheitlichen Bestrebungen in der ganzen

Halbinsel gepriesen. Zunächst ward das benachbarte Toscana von diesem Umschwung ergriffen, bald auch Sardinien. Der Verkündigung von Umgestaltungen in Gesetzgebung und Rechtspflege folgten die freiere Bewegung der Presse und die Verheißung eines nationalen ital. Zollvereins. Dagegen standen Neapel und Österreich in feindseliger Haltung zu der neuen Politik. In Neapel war es gelungen, die gewaltsamen Versuche, die im Sommer des J. 1847 gemacht wurden, nochmals zu unterdrücken. Österreich hielt in der Lombardei das alte System aufrecht und gab in der Besetzung Ferraras (Aug. 1847) eine ziemlich unzweideutige Kriegserklärung gegen die päpstl. Politik. Von den kleinen Staaten wies Modena, wo seit Jan. 1846 Herzog Franz V. seinem Vater gefolgt war, jede Reform zurück. Ebenso Parma, wo nach dem Tode Marie Luisens im Dez. 1847 die bisher in Lucca regierenden Bourbons succedierten, während das Fürstentum Lucca vertragsmäßig an Toscana (Okt. 1847) überging. Die Herzöge von Parma und Modena verließen sich auf den Schutz Österreichs und unterwarfen sich durch Vertrag vom 24. Dez. 1847 vollständig der österr. Militärhoheit. Die Stellung Österreichs in J. gestaltete sich indes immer schwieriger. Überall wurde der Haß gegen die Fremdherrschaft systematisch gepflegt und der ganzen Bevölkerung allmählich eine offensive Richtung gegen Österreich gegeben. Da brach in Sicilien, das alle Reformwünsche hartnäckig abgewiesen sah, 12. Jan. 1848 ein offener Aufstand aus. Auch Neapel selbst ward von der Bewegung ergriffen und der König glaubte einem allgemeinen Aufstande nur begegnen zu können, indem er (29. Jan. 1848) ein neues Ministerium berief und eine konstitutionelle Verfassung zusagte. Für Sicilien erwiesen sich indessen diese Konzessionen als ungenügend; die Revolution steuerte dort auf die Konstitution von 1812 und die vollständige Trennung der Insel vom Festlande hin. Nachdem Neapel vorangegangen, folgten Sardinien (Fundamentalstatut vom 8. Febr. und Konstitution vom 4. März 1848), Toscana (17. Febr.) und selbst der Kirchenstaat (14. März) mit konstitutionellen Verfassungen.

Unterdes waren im Lombardisch-Venetianischen Königreich bereits blutige Auftritte vorgefallen, und die Regierung hatte 20. Febr. 1848 das Standrecht verkündigt. Als die Nachrichten von der pariser Februarrevolution eintrafen, brach überall der Sturm los. Der mailänder Aufstand vom 18. bis 22. März zwang die österr. Kriegsmacht unter Radetzky, die lombard. Hauptstadt zu räumen und sich auf Verona zurückzuziehen, während gleichzeitig, 22. März, Venedig durch die voreilige Kapitulation der österr. Autoritäten unabhängig ward und in Parma und Modena die Gewalten zusammenfielen. In denselben Tagen überschritt König Karl Albert von Sardinien, der sich zum Vorkämpfer für die ital. Unabhängigkeit berufen glaubte, die lombard. Grenze. Die österr. Kriegsmacht ward auf die Minciolinie und das Festungsviereck Verona, Mantua, Peschiera, Legnago zurückgedrängt, während ganz J. sich anschickte, den Kampf gegen sie aufzunehmen. Die Regierungen sahen sich außer Stande, dem nationalen Drange zu widerstehen; röm., toscan. und neapolit. Truppen setzten sich in Bewegung, die Reihen der Unabhängigkeitskämpfer zu verstärken. Österreich, damals in seinem Innern erschüttert, erwies sich bereit, Bedingungen einzugehen, welche Oberitalien zum größten Teil die Unabhängigkeit sicherten. Allein die Italiener überschätzten ihre eigene Stärke, und die Zerwürfnisse zwischen Liberalen und Radikalen machten dem Könige von Sardinien seine Aufgabe äußerst schwer.

Als erster Anfang der Reaktion in J. ist der 15. Mai 1848 anzusehen, wo König Ferdinand II. seine Hauptstadt Neapel bombardieren ließ und die eben beschworene Verfassung wieder umstürzte. Entscheidend über das Schicksal J.s wurden aber die militärischen Erfolge der Österreicher, vor allem der Sieg von Custozza (25. Juli), dem rasch die Einnahme von Mailand und der Waffenstillstand vom 9. Aug. folgten. Nun erhielt, zum größten Unglück für die ganze Halbinsel, die äußerste demokratische Partei in Mittelitalien das Übergewicht. In Rom ward der von Pius IX. zum Minister berufene Graf Rossi (15. Nov.) meuchlerisch ermordet und die Gewalt völlig der republikanischen Partei überantwortet. Verkleidet entfloh der Papst (24. Nov.) nach Gaëta. Auch in Toscana drängte die äußerste Partei zu einem ähnlichen Ausgange hin. Nachdem sich der Großherzog die Berufung einer konstituierenden Versammlung, die über die polit. Gestaltung J.s selbständig entscheiden sollte, hatte aufdrängen lassen, verließ derselbe plötzlich 7. Febr. 1849 Florenz und begab sich nach Gaëta zum Papst. In denselben Tagen trat zu Rom eine konstituierende Versammlung zusammen und proklamierte die röm. Republik. Sardinien ließ sich zwar zur Erneuerung des Kriegs gegen Österreich fortreißen; aber nach der unglücklichen Schlacht von Novara 23. März 1849 mußte es um Waffenstillstand bitten, und Karl Albert legte verzweifelnd die Krone zu Gunsten seines Sohnes Victor Emanuel II. nieder. (S. Italienischer Krieg von 1848/49.) Die nächste Frucht der Niederlage Sardiniens war die Herstellung der österr. Macht, nicht nur in der Lombardei, wo in blutig unterdrückten Bewegungen, namentlich zu Brescia, die Revolution ihre letzten unglücklichen Versuche machte, sondern auch in Modena, Parma und Toscana. Zu gleicher Zeit landete eine franz. Armee, um in Verbindung mit span. und neapolit. Truppen die päpstl. Herrschaft zu restaurieren. Verschiedene Angriffe wurden durch Garibaldi abgeschlagen; doch mußte Rom (3. Juli) fallen.

In Sicilien neigten die Dinge ebenfalls zu Ende. Der Entsetzung des Hauses Bourbon und Erwählung eines sardin. Prinzen zum König (1848) war der Kampf mit der neapolit. Streitmacht gefolgt, der mit Unterwerfung der Insel ohne alle Bedingungen endete. Die Restauration begann nun allerwärts. In der Lombardei, Modena, Parma, Toscana und den päpstl. Legationen übte Österreich ein scharfes Militärregiment. Am gewaltsamsten aber trat die Restauration in Neapel auf. Endlich fiel auch Venedig, das unter dem Diktator Daniel Manin heldenmütigen Widerstand geleistet hatte. Am 28. Aug. 1849 zog Radetzky in die Stadt als Sieger ein, und der letzte Rest des revolutionären Widerstandes auf ital. Boden war somit überwunden. Das Lombardisch-Venetianische Königreich trat in die Reihe der Provinzen des österr. Gesamtstaats, während ungeachtet einzelner versöhnender Maßregeln, z. B. Herstellung des Freihafens von Venedig, die Militärdiktatur ebenso wie der geheime Widerstand fortdauerten. Rom,

das der Papst im April 1850 wieder betrat, blieb von franz. Truppen besetzt, und die neuen Verwaltungsorganisationen stellten das geistliche Regiment mit stillschweigender Beseitigung der Verfassung von 1848 wieder her. In Neapel wurden die öffentlichen Freiheiten auch in ihren kümmerlichen Resten aufgehoben und die Urheber und Teilnehmer der Bewegungen von 1848 mit der rücksichtslosesten Grausamkeit verfolgt. In Toscana, welches durch eine Militärkonvention vollends an Österreich geknüpft war, kehrten Absolutismus und Priesterherrschaft stärker als je zurück; die verfassungsmäßigen Garantien wurden erst suspendiert, dann aufgehoben (Mai 1851). Die starke Zunahme der Räubereien, namentlich in Mittelitalien, die fast ununterbrochene Handhabung des Standrechts, die Fortdauer geheimer Verbindungen, die wiederholten Ausbrüche des Hasses gegen die bestehenden Gewalten, z. B. die mazzinistische Emeute zu Mailand (6. Febr. 1853) und die Ermordung des Herzogs Karl III. von Parma (26. März 1854), charakterisierten die polit. Zustände.

Nur das Königreich Sardinien unter Victor Emanuel II. verfiel diesen Zuständen nicht und bewahrte die Errungenschaften der Bewegung von 1848. Das Ministerium Massimo d'Azeglio, sofort nach der Schlacht von Novara gebildet, schloß den Frieden mit Österreich (6. Aug. 1849) und rettete durch eine kräftige und liberale Regierung Sardinien aus seiner verzweifelten Lage. Ihm folgte 1852—59 das Ministerium Cavour, das, im vollen Einverständnis mit dem Parlament, unausgesetzt beflissen war, die Ordnung und Freiheit durch weise Gesetze zu sichern und die Kraft des Staats, namentlich Armee und Finanzen, wiederherzustellen. Während Sardinien durch seine liberale und nationale Politik die Sympathien der ital. Völker gewann, verhehlten die übrigen Regierungen der Halbinsel ihre Unzufriedenheit darüber nicht, und namentlich erfolgten wiederholte Reibungen mit Österreich und dem Papsttum, welche sogar zu einem diplomatischen Bruch führten. So stand Sardinien in J. völlig isoliert da, während es der Geschicklichkeit und Energie des Grafen Cavour gelang, andere Bundesgenossen zu finden. Auf seinen Rat erfolgte der Beitritt zu der engl.-franz. Allianz gegen Rußland, 26. Jan. 1855, demgemäß im April sardin. Truppen nach der Krim abgingen, und im Friedenskongreß zu Paris, Februar bis April 1856, nahmen die sardin. Gesandten neben denen der Großmächte ihren Sitz ein. Diese Gelegenheit benutzte Cavour, um die den europ. Frieden bedrohende Lage J.s zur Sprache zu bringen. Für den Augenblick hatte dieser «Schmerzensschrei» keinen greifbaren Erfolg, aber Cavour hatte die Sympathien der Westmächte gewonnen; auch mit Rußland gelang es, freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen. Um so schärfer wurde der Antagonismus gegen Österreich, und nach wiederholten Reibungen wurde im März 1857 abermals der diplomatische Verkehr zwischen den Höfen von Wien und Turin abgebrochen. Sardinien ließ die Festung Alessandria verstärken, Österreich antwortete mit entsprechenden militärischen Demonstrationen. Die Verhältnisse drängten immer mehr zum vollständigen Bruch, und für diesen Fall sicherte Cavour im voraus sich den aktiven Beistand Frankreichs. Zu Plombières (Aug. 1858), wo er mit dem Kaiser Napoleon III. zusammentraf, fanden geheime Abmachungen statt, nach denen die Österreicher aus J. vertrieben werden sollten. Um das polit. Bündnis zu befestigen, ward eine Heirat zwischen der ältesten Tochter Victor Emanuels, Prinzessin Clotilde, und dem Vetter des Kaisers, Prinzen Napoleon, eingeleitet. Österreich täuschte sich nicht über die drohende Gefahr; nach dem verhängnisvollen Neujahrsgruße des franz. Kaisers ward sofort die österr. Kriegsmacht in J. verstärkt (Jan. 1859). Sardinien rüstete gleichfalls, und aus allen Teilen der Halbinsel strömten Freiwillige zu den sardin. Fahnen. Da stellte ein österr. Ultimatum vom 19. April 1859 die Forderung, daß Sardinien sogleich entwaffne und die ital. Freiwilligen entlasse. Nachdem 26. April zu Turin eine ablehnende Antwort erfolgt, überschritt das österr. Heer bereits 29. April die sardin. Grenze. Es war ohne Zweifel die Absicht, Sardinien niederzuwerfen, bevor die Franzosen zur Hilfe kämen; doch dies mißlang. Binnen Monatsfrist zwang die vereinigte franz.-sardin. Armee den Feind, das sardin. Gebiet wieder zu räumen. Nach der Entscheidungsschlacht bei Magenta, 4. Juni, mußten die Österreicher sich auf die Minciolinie und das Festungsviereck zurückziehen, während Napoleon III. und Victor Emanuel 8. Juni 1859 ihren Einzug in Mailand hielten. (S. Italienischer Krieg von 1859.)

Der Ausbruch des Kriegs gab den Anstoß zu einem vollständigen polit. Umschwung in Mittelitalien. Der ital. Nationalverein, gestiftet von dem Exdiktator Manin, machte eine erfolgreiche Propaganda für die Idee, daß J. von der Fremdherrschaft nur durch Vereinigung unter dem sardin. Königshause befreit werden könne. Seit Anfang 1859 stieg die Aufregung in Mittelitalien von Tag zu Tag, und als der Krieg wirklich eintrat, stürzten die Regierungen hier rettungslos zusammen. Großherzog Leopold II. von Toscana mußte 27. April 1859 sein Land verlassen. Nach der Schlacht von Magenta entflohen gleichfalls die Herzogin Luise von Parma und der Herzog Franz V. von Modena. Bologna und die benachbarten Legationen, die jetzt Romagna, schüttelten das päpstl. Joch ab. Überall bildeten sich provisorische Regierungen, welche den sardin. Schutz beanspruchten; hier und da ward sofort König Victor Emanuel proklamiert. Kaiser Napoleon III., welcher schon in seinem Kriegsmanifest (3. Mai) «ein freies J. bis zum Adriatischen Meere» verheißen hatte, rief jetzt durch Proklamation vom 8. Juni die Italiener auf, sich für die Befreiung des Vaterlandes zu bewaffnen und unter die sardin. Fahnen zu eilen. In einer Circularnote vom 19. Juni bezeichnete Cavour als Ziel des Kriegs geradezu die vollständige Ausschließung Österreichs aus der Halbinsel und die Herstellung eines starken Königreichs. Aber diese Politik erregte Bedenken bei Kaiser Napoleon, der wohl die österr. Fremdherrschaft in J. brechen, aber dafür den franz. Einfluß an die Stelle setzen wollte. Die Bildung einer selbständigen ital. Großmacht lag nicht im Interesse Frankreichs. Überdies war des franz. Kaisers geheimer Lieblingsplan, das erledigte Großherzogtum Toscana seinem Vetter, dem Prinzen Napoleon, zu überweisen, an dem Widerstreben der ital. Patrioten und Staatsmänner gescheitert. Zu alledem kamen polit. Rücksichten, namentlich auf die Haltung Preußens und Deutschlands. Die Folge war, daß Napoleon III. nach einer zweiten

chen Schlacht bei Solferino (24. Juni) Frie-
erhandlungen mit Österreich anknüpfte. Be-
11. Juli 1859 unterzeichneten die Kaiser von
reich und Österreich zu Villafranca die Frie-
räliminarien, denen auch König Victor Ema-
eitrat. Demgemäß trat Österreich die Lom-
, mit Ausnahme der Festungen Mantua und
iera, an Napoleon III. ab, und dieser über-
ieselbe dem König von Sardinien; die ver-
ten Fürsten von Toscana und Modena soll-
ihre Staaten zurückkehren. Außerdem ward
ildung einer ital. Konföderation unter dem
präsidium des Papstes vorgesehen, welcher
as österr. Venetien beitreten sollte.

Präliminarien von Villafranca machten an-
in J. einen tief niederschlagenden Eindruck.
r legte das Ministerium nieder; an seine
trat im Juli 1859 Rattazzi. Die sardin.
tung mußte jetzt ihre Kommissare und Trup-
us den insurgierten Staaten zurückrufen; aber
thaten nun ihrerseits den entscheidenden
t. In Toscana dekretierte eine National-
mmlung 16. Aug. die Absetzung der bisheri-
ynastie; dasselbe geschah bald darauf in Mo-
und Parma. Gleichzeitig ward in Florenz
lug. ein Kriegsbund zwischen diesen drei
en abgeschlossen, welcher auch die Romagna
seinen Schutz nahm. Später vereinigten sich
a, Modena und Romagna unter der gemein-
ichen Regierung des Diktators Farini zu
Staatseinheit, dem sog. Gouvernement Emilia.
oscana führte der Ministerpräsident Ricasoli
Staatsruder. Unterdessen waren in Zürich
g.) die Gesandten von Österreich, Frankreich
Sardinien zu einer Friedenskonferenz zusam-
etreten. Am 10. Nov. 1859 endlich schloß
daselbst auf Grundlage der Präliminarien
Villafranca die definitiven Friedenstraktate
Es wurde der Vertrag vollzogen, durch wel-
Napoleon III. definitiv die eroberte Lombardei
rdinien übergab. Der Plan einer ital. Kon-
ition, sowie ein Artikel, welcher die Rechte der
n von Toscana, Parma und Modena wah-
ollte, erhielt nur in dem franz.-österr. Frie-
raktat Aufnahme. Gleich darauf beantragten
reich und Österreich einen Kongreß zum Be-
er vollständigen Pacifikation Z.s. Dieser
scheiterte aber, da der Papst Pius IX. sich
rte, den Kongreß zu beschicken, wenn nicht die
rität des Kirchenstaats von vornherein ge-
und die empörte Romagna ihm zurückgege-
ürde. So mußten die Verträge von Zürich
ter Buchstabe bleiben, und Cavour, welcher
m. 1860 wieder an die Spitze des sardin. Ka-
s trat, konnte seine Annexionspolitik unbehin-
u Ende führen. Von England war er dabei
entschiedenste begünstigt; Frankreich dagegen
ch für seine Zustimmung einen hohen Preis
. Schon im Jan. 1859 war zwischen Napo-
und Victor Emanuel ein geheimer Vertrag
eichnet worden, wonach, wenn das ganze
rdisch-Venetianische Königreich und Parma
Modena erobert würden und in sardin. Besitz
ten, dafür die sardin. Provinzen Savoyen
izza an Frankreich abgetreten werden sollten.
den Präliminarien von Villafranca hatte Na-
n diese Forderung fallen lassen. Nunmehr
eanspruchte er die Abtretung als eine geogr.
endigkeit. Sardinien mußte sich fügen, und
durch den Traktat vom 24. März 1860 wurden Savoyen und Nizza förmlich an Frankreich abgetreten. Dagegen vereinigte König Victor Emanuel durch Dekret vom 18. März 1860 das Gouvernement Emilia und durch Dekret vom 22. März das Großherzogtum Toscana mit seinen Staaten, nachdem zuvor (11. und 12. März) in beiden Landen eine allgemeine Volksabstimmung sich mit ungeheuerer Majorität für die Annexion ausgesprochen hatte. Die Proteste der vertriebenen Fürsten von Modena (22. März), Toscana (26. März), Parma (28. März) und des Papstes (19. April) blieben wirkungslos. Das Fürstentum Monaco kam infolge der Abtretung von Nizza unter das Protektorat Frankreichs.

Nunmehr ward auch Unteritalien von der Einheitsbewegung ergriffen. Vergebens hatte Cavour wiederholt versucht, mit den Regierungen von Rom und Neapel sich zu verständigen und dieselben zum Anschluß an die nationale Sache zu bewegen. Ebenso erfolglos waren die Mahnungen zu liberalen Reformen geblieben, welche die Westmächte nach dem Pariser Kongreß von 1856 an beide Höfe gerichtet hatten. Im Kirchenstaat beharrte Pius IX. auf dem reaktionären Zwangssystem. Die revolutionären Bewegungen von Umbrien und den Marken im Frühjahr 1859 wurden gewaltsam niedergeschlagen und hart bestraft. Zugleich verstärkte man das päpstl. Heer durch Werbungen im Auslande und stellte den franz. General Lamoricière an dessen Spitze. Am 22. Mai 1859 war König Ferdinand II. von Neapel gestorben und diesem sein Sohn Franz II. gefolgt, der an dem System des Vaters festhielt, ohne dessen Energie zu besitzen. Überall in Unteritalien wandten sich die Sympathien und Hoffnungen der Bevölkerung nach Sardinien hin: hier war eine starke Aktionspartei entschlossen, die günstigen Umstände zu benutzen. Als militärischer Führer derselben trat der General Garibaldi auf. Am 6. Mai 1860 fuhr Garibaldi mit 1062 ital. und 5 ungar. Freiwilligen auf zwei Dampfschiffen von Genua ab und landete 11. Mai bei Marsala an der Westküste Siciliens. Sofort erhob sich die Bevölkerung gegen die neapolit. Herrschaft und strömte Garibaldi zu, der als Diktator »im Namen des Königs Victor Emanuel« die Regierung übernahm. Die neapolit. Truppen mußten bis Ende Juli die ganze Insel räumen. Nur in der Citadelle von Messina behauptete sich eine neapolit. Besatzung. Dann setzte Garibaldi mit seinem Freiwilligenheere nach dem Festlande von Neapel über, und auch hier brach bei seinem Erscheinen die bourbon. Herrschaft zusammen. Bereits 7. Sept. hielt der Diktator seinen triumphierenden Einzug in die Hauptstadt Neapel, während Franz II. mit dem treu gebliebenen Teil seines Heers sich in die feste Stellung bei Capua und Gaeta zurückzog. Gleichzeitig brachen im Kirchenstaat neue Unruhen aus.

In diesem Moment schritt die sardin. Politik in Unteritalien ein. Die revolutionäre Diktatur Garibaldis hatte längst beim Kabinett in Turin Besorgnis erregt, da der Diktator, trotz seiner persönlichen Hingebung für König Victor Emanuel, andererseits sich doch nicht von der Verbindung mit radikalen und mazzinistischen Elementen fernhielt. Ein Ultimatum Cavours vom 7. Sept. 1860 kündigte der päpstl. Regierung an, daß Sardinien eine Unterdrückung der Volksbewegung im Kirchenstaat

durch die fremden Soldtruppen des Papstes nicht gestatten werde, und verlangte gebieterisch die sofortige Auflösung dieser Fremdenregimenter. Gleich darauf, 11. Sept., drang ein sardin. Heer in den Kirchenstaat. Die päpstl. Armee wurde bei Castelfidardo 18. Sept. entscheidend geschlagen, und der Überrest derselben mußte in Ancona (29. Sept.) kapitulieren. Umbrien und die Marken proklamierten jetzt den König Victor Emanuel, während in dem sog. Patrimonium Petri die päpstl. Autorität durch die franz. Besatzung von Rom aufrecht erhalten blieb. Dann überschritt 9. Okt. das sardin. Heer die Grenzen von Neapel, nahm 1. Nov. die Festung Capua und zwang den größten Teil der königl. neapolit. Truppen, auf päpstl. Gebiet überzutreten, wo man sie entwaffnete. König Franz II. mit dem Rest seiner Getreuen wurde in Gaëta eingeschlossen und belagert. Damit war die Annexion Unteritaliens thatsächlich entschieden. Formell ward dieselbe durch eine allgemeine Volksabstimmung mit ungeheuerer Majorität sanktioniert, in Neapel und Sicilien 21. Okt., in Umbrien und den Marken 4. bis 5. Nov. Am 7. Nov. 1860 zog König Victor Emanuel unter dem Jubel der Bevölkerung in die Hauptstadt Neapel ein, und Garibaldi legte die Gewalt in seine Hände nieder.

So hatte die sardin. Politik einen großen Erfolg gewonnen, aber sie hatte dabei das bestehende Völkerrecht ganz außer Acht gelassen. Gegenüber der Expedition Garibaldis waren die Pflichten der Neutralität verletzt, und der Besitznahme Unteritaliens war nicht einmal eine Kriegserklärung gegen die dortige Regierung vorangegangen. Nur die brit. Regierung, im Hinblick auf die engl. Revolution von 1688, nahm offen für Sardinien Partei und erkannte sofort offiziell den neuen Zustand in Unteritalien an (30. Okt.). Dagegen erklärten die übrigen Mächte laut ihre Mißbilligung. Frankreich (14. Sept.), Rußland, Spanien und Bayern riefen ihre Gesandten aus Turin ab; Österreich hatte den diplomatischen Verkehr noch nicht wieder aufgenommen. Preußen erließ wenigstens eine tadelnde Note. Über diese Demonstrationen kam man jedoch nicht hinaus. Napoleon III. nahm sofort wieder die Stellung eines wohlwollenden Vermittlers ein. Ein franz. Memorandum (Oktober) hielt den Grundsatz der Nichtintervention aufrecht. Dagegen versprach der franz. Kaiser, Sardinien bei einem etwaigen Angriff auf das österr. Venetien nicht zu unterstützen. Die Souveräne der drei Ostmächte, welche damals (22. bis 26. Okt.) in Warschau zusammenkamen, konnten sich über eine gemeinsame aktive Politik nicht einigen. So behielt die sardin. Regierung freie Hand, ihr Werk zu vollenden. Die drei festen Punkte, welche noch dem König Franz II. gehörten, wurden belagert und zur Übergabe gezwungen. Gaëta kapitulierte 13. Febr. 1861, die Citadelle von Messina 13. März und Civitella-del-Tronto 20. März. Damit war die ganze Halbinsel I., mit Ausnahme des österr. Venedig, der Republik San-Marino und des Patrimonium Petri, nebst den Inseln Sicilien und Sardinien unter dem Scepter des Königs Victor Emanuel II. vereinigt, welcher nunmehr durch das Gesetz vom 17. März 1861 den Titel «König von I.» annahm. Die vertriebenen Fürsten von Toscana (26. März), Modena (30. März), Neapel (5. April), Parma (10. April) und der Papst (15. April) protestierten gegen diesen Titel, welcher den neubegründeten Zustand gewissermaßen sanktionieren sollte. Auch in der europ. Diplomatie zeigten sich viele Bedenklichkeiten. Doch England (30. März), die Schweiz und Griechenland gingen mit dem Beispiel der Anerkennung voran, dem folgte auch Frankreich (15. Juni 1861), und bis zum Frühjahr 1866 ward das neue Königreich I. von allen europ. Mächten, außer Österreich und dem Papst, anerkannt.

Der neue ital. Staat hatte von vornherein mit großen innern Schwierigkeiten zu kämpfen. Die sofort vollzogene Unifikation der Schulden der bisherigen Einzelstaaten gab eine Gesamtstaatsschuld von über 3000 Mill. Lire (Francs); dazu kam infolge der notwendigen Reorganisation der neuen Provinzen, der Armee, Flotte u. s. w. ein jährliches Defizit von über 300 Mill. Die staatsfeindlichen Parteien, einerseits die republikanischen Mazzinisten, andererseits die Anhänger der vertriebenen Dynastien, zettelten immer neue Umtriebe an. Die Geistlichkeit zeigte zum Teil offene Widersetzlichkeit gegen die neue Ordnung der Dinge und ward dabei von Rom aus ermuntert. Im Süden der Halbinsel tauchten viele Räuberbanden auf, welche sich zunächst aus verabschiedeten und desertierten neapolit. Soldaten gebildet hatten. Dieses Räuberwesen (Brigantaggio) ward durch die vertriebene neapolit. Dynastie, welche in Rom ihren Sitz genommen hatte, und durch die päpstl. Behörden gefördert. Endlich wurde die Stellung der ital. Regierung noch durch das Ungestüm der Aktionspartei erschwert, welche, gehoben von den raschen Erfolge der J. 1859 und 1860, nunmehr darauf hindrängte, daß das Werk der Einigung vollendet, daß auch Rom und Venedig gewonnen würden. Der Ministerpräsident Cavour seinerseits hielt zwar gleichfalls diese nationalen Ansprüche fest, konnte jedoch nach den bestimmten Warnungen des franz. Memorandums vom Okt. 1860 nicht auf solche Eroberungspläne eingehen. Als man im März 1861 im ital. Parlament zu Turin die Stadt Rom förmlich als die unentbehrliche und natürliche Hauptstadt I.s in Anspruch nahm, stimmte Cavour bei, betonte aber zugleich, daß man nicht anders als im Einverständnis mit Frankreich nach Rom gehen könne. Die römische Frage, erklärte er, sei nicht anders zu lösen, als durch die Trennung der geistlichen von der weltlichen Gewalt und den Grundsatz einer «freien Kirche im freien Staate».

Mitten in dieser verwickelten Situation starb der Graf Cavour (6. Juni 1861). Sein Nachfolger im Ministerium wurde der Exdiktator von Toscana, Ricasoli, welcher im ganzen das Programm Cavours festhielt, zugleich aber sich bemühte, Frankreich gegenüber eine größere Unabhängigkeit zu gewinnen. Die Folge war, daß die franz. Regierung eine entschiedene Kälte zeigte und es sogar ablehnte, die ital. Vergleichsvorschläge vom 10. Sept. an den Papst zu übermitteln. Ricasoli sah hierdurch seine Stellung erschüttert und trat 2. März 1862 zurück. Ein neues Kabinett mit ähnlichem Programm folgte unter dem Vorsitz von Rattazzi. Napoleon III. beharrte jedoch dabei, daß Rom mit dem Patrimonium Petri unter der Herrschaft des Papstes bleiben müsse, und versuchte sowohl in Rom wie in Turin, freilich vergebens, auf Grundlage des territorialen Statusquo eine Aussöhnung zwischen dem Papsttum und dem Königreich I. zu

eln. Da beschloß die Aktionspartei auf Hand vorzugehen. Zuerst begann eine renbewegung in der Lombardei, die schon stehen (Mai 1862) von den ital. Behörden ückt wurde. Gefährlicher zeigte sich ein Versuch gegen Rom, den Garibaldi selbst lien organisierte. In einer feurigen Rede lermo 29. Juni 1862) bezeichnete er den Napoleon als denjenigen, der allein J. seine che» Hauptstadt Rom vorenthalte, und rief lt zur Selbsthilfe auf. Bei seiner großen rität war zu befürchten, daß die Bewegung ige Dimensionen annehmen würde, und ein er Zusammenstoß mit der franz. Besatzung m hätte unberechenbare Folgen haben kön- So schritt die Regierung mit der größten ein. Der König erließ eine warnende nation (3. Aug.), Heer und Flotte wurden ten, der Belagerungszustand über Sicilien apel verhängt. Obschon Garibaldi nur den Zulauf von etwa 2000 Freiwilligen er- öffnete er doch 7. Aug. den Feldzug. Nach- einen großen Teil Siciliens durchzogen, ge- ihm, von Catania aus nach dem Fest- 4. Aug.) überzusetzen. Doch schon 29. Aug. ein Zusammenstoß mit den regulären Trup- Aspromonte in Calabrien, wobei Gari- rwundet und gefangen wurde. Seine Ge- ergaben sich und wurden schon 5. Okt. am- Die Aktionspartei war also entschieden doch hatte durch diesen Sieg das Ministe- attazzi zugleich alle Popularität verloren sich 1. Dez. 1862 zur Abdankung genötigt. uf trat in J. zunächst eine Periode der Er- ng ein. Das neue Ministerium, in dem iktator der Emilia, Farini, und nach dessen t (März 1863) der Finanzminister Min- n Vorsitz übernahm, erklärte, daß vor allem Regelung der innern Angelegenheiten ener- and angelegt werden müsse. Man hielt s Cavoursche Programm im Prinzip fest, Unterhandlungen mit Frankreich wegen . Frage ließ man ruhen. Dagegen beschäf- ch Regierung und Parlament mit der in- organisation des Reichs. Besonders wich- das Gesetz zur Unterdrückung des Brigan- vom 21. Aug. 1863. Außerdem wurden verträge mit Frankreich, England, Ruß- Belgien, dem Deutschen Zollverein u. s. w. et und abgeschlossen. Beim Ausbruch des dän. Konflikts begann die Aktionspartei sich zu regen. Garibaldi forderte durch Pro- m vom 15. Dez. 1863 die Italiener auf, nig Victor Emanuel die Diktatur zu über- um unter seiner Führung Venedig und erobern. In einem zweiten Manifest vom . 1864 verkündigte er die Einsetzung eines entral-Aktionskomitee. Doch die Regie- t diesen Umtrieben kräftig entgegen, und die Ruhe nicht weiter gestört. Dagegen gt Frankreich in der röm. Frage ein grö- ntgegenkommen. Gegenüber der anschei- Wiederannäherung zwischen den drei Ost- mochte es Napoleon III. wünschenswert n, das Verhältnis zu J. wieder enger zu . Andererseits fühlte sich derselbe verletzt e Hartnäckigkeit, mit welcher der Papst seit alle seine Ratschläge zurückgewiesen hatte. Sept. 1864 ward daher eine Konvention zu Paris unterzeichnet, wonach Frankreich versprach, binnen zwei Jahren seine Besatzungstruppen aus Rom zurückzuziehen. Dagegen verpflichtete sich die ital. Regierung, das Gebiet des Papstes nicht anzugreifen und gegen jeden Angriff von außen zu schützen, auch einen verhältnismäßigen Teil der päpstl. Staatsschuld zu übernehmen und der Reorganisation der päpstl. Armee kein Hindernis in den Weg zu legen. In einem angehängten Protokoll von demselben Datum mußte Victor Emanuel überdies die Verpflichtung übernehmen, binnen sechs Monaten den Sitz der Regierung von Turin in eine andere Stadt zu verlegen. Darüber kam es in Turin 20. bis 22. Sept. zu Tumulten, welche gewaltsam unterdrückt werden mußten. Um den Sturm zu beschwören, entließ der König 23. Sept. 1864 das Ministerium Minghetti. Das neue Kabinett, unter Vorsitz des Generals La Marmora, führte zunächst einen langwierigen Notenwechsel mit der franz. Regierung über die wirkliche Bedeutung der September-Konvention. Das Ende davon war, daß für den nicht unwahrscheinlichen Fall, wenn die päpstl. Herrschaft nach Abzug der Franzosen durch einen Aufstand der röm. Bevölkerung gestürzt würde, sowohl J. als Frankreich sich die vollkommene Freiheit der Aktion vorbehielten. Gleichzeitig ging die ital. Regierung energisch an die Durchführung der September-Konvention. Schon 24. Okt. ward der Gesetzentwurf über Verlegung der Hauptstadt nach Florenz dem Parlament vorgelegt und mit überwiegender Majorität angenommen. Der König sanktionierte denselben 12. Dez. 1864. Man bereitete sodann die Übersiedelung der Regierungsbehörden unverweilt vor, und ein diplomatisches Rundschreiben vom 26. April 1865 erklärte Florenz auch dem Auslande gegenüber zur Residenz. Am 15. Sept. trat dann das neugewählte Parlament in Florenz zusammen.

Das Bündnis mit Preußen, dessen Ziel für J. die Eroberung Venetiens war, wurde durch den General Govone 8. April 1866 in Berlin abgeschlossen. Österreich, welches im Nov. 1865 einem ital. Unterhändler die Abtretung Venetiens, trotz der günstigsten Bedingungen, abgeschlagen hatte, bot 5. Mai J. die Abtretung Venetiens an, falls J. in dem Deutschen Kriege von 1866 neutral bleibe. J. lehnte das Anerbieten ab, worauf Österreich in einem mit Napoleon III. abgeschlossenen geheimen Vertrage vom 9. Juni für gewisse Fälle Venetien an Frankreich abtrat, aus dessen Hand J. es erhalten sollte. Nachdem der von Napoleon vorgeschlagene Kongreß an dem Widerspruch Österreichs gescheitert war und die Feindseligkeiten in Deutschland begonnen hatten, erließ König Victor Emanuel 20. Juni sein Kriegsmanifest und übernahm selbst den Oberbefehl. (S. Italienischer Krieg von 1866.) Nach dem preuß. Siege bei Königgrätz trat Kaiser Franz Joseph I. Venetien 4. Juli öffentlich an Napoleon III. ab, und dieser beeilte sich Victor Emanuel davon zu benachrichtigen, indem er hinzufügte, daß J. somit ohne weiteres Blutvergießen das Ziel seiner Bestrebungen erreichen könne (5. Juli). Aber in der Antwortsdepesche Visconti-Venostas wurde jeder Gedanke eines Separatfriedens zurückgewiesen: J. könne einer doppelten Pflicht nicht untreu werden, der Verpflichtung gegen das verbündete Preußen und der Rücksicht auf die ital. Bevölkerung des Trentino, deren Befreiung gleichfalls Gegenstand aller Anstrengungen sein müsse. Nachdem

aber Preußen 23. Juli erklärt hatte, daß es die ital. Ansprüche auf das Trentino nicht unterstützen könne, verstand J. sich zum Abschluß eines förmlichen Waffenstillstandes zu Cormons 11. Aug. und zur Räumung Welschtirols. Am 3. Okt. wurde in Wien der Friede zwischen J. und Österreich geschlossen. Die österr. Truppen räumten 9. Okt. das Festungsviereck, 16. Okt. Venedig, der von Napoleon zu diesem Zweck abgesandte General Leboeuf übergab 18. Okt. die Stadt im Namen des Kaisers einer Kommission des Gemeinderats, und die ital. Truppen hielten ihren Einzug. Am 21. und 22. Okt. fand die Volksabstimmung über die Vereinigung Venetiens mit dem Königreiche J. statt; dieselbe ergab 647246 Ja und nur 69 Nein. Das venet. Plebiszit wurde durch eine Deputation zu Turin 4. Nov. dem Könige Victor Emanuel überreicht, welcher noch an demselben Tage das Annexionsdekret vollzog. Am 7. Nov. 1866 hielt der König seinen feierlichen Einzug in Venedig.

In Gemäßheit der Septemberkonvention von 1864 zogen die Franzosen am Schlusse des J. 1866 von Rom ab, und bei Eröffnung der Parlamentssession 15. Dez. 1866 konnte Victor Emanuel II. verkünden, daß das Vaterland fortan von jeder Fremdherrschaft befreit sei. Die nächste Aufgabe war eine Besserung der Finanzverhältnisse. Zu diesem Zwecke wurden kraft des Gesetzes vom 15. Aug. 1867 viele Kirchengüter eingezogen und dem Verkauf ausgesetzt, eine Maßregel, welche keine gründliche Abhilfe schuf. Die Wiederbesetzung des Kirchenstaats durch franz. Truppen im Okt. 1867, infolge des ungestümen Drängens Garibaldis, der bei Mentana geschlagen wurde (s. Kirchenstaat), und des zweideutigen Benehmens des Ministeriums Rattazzi war ein harter Schlag für das ital. Nationalgefühl. General Menabrea übernahm 27. Okt. die Bildung eines aus der altpiemont. Partei, der sog. Consorteria, entnommenen Kabinetts, welches eine wesentlich franz. Färbung hatte. Mit Österreich gestalteten sich die Verhältnisse freundlicher; 23. April 1867 wurde ein ital.-österr. Handelsvertrag abgeschlossen. Am 19. Nov. 1869, unmittelbar nach der Parlamentseröffnung, gab das Ministerium Menabrea seine Entlassung, nachdem die Präsidentenwahl im Abgeordnetenhause auf den Oppositionskandidaten Lanza gefallen war. Der König übertrug darauf ebendiesem die Neubildung des Kabinetts, und nach längern Schwierigkeiten kam 12. Dez. ein Ministerium zu Stande, worin Lanza den Vorsitz und das Innere, Visconti-Venosta das Auswärtige, Sella die Finanzen übernahm. Auch in dieser Session handelte es sich vorzugsweise um die Finanzlage, und eine systematische Erhöhung beinahe aller Steuern wurde genehmigt, ohne daß darum die endliche Beseitigung des Defizits gelang. Dem Vatikanischen Konzil gegenüber versuchte die ital. Regierung keinerlei Einwirkung. Inzwischen hatte an der Spanischen Frage der Deutsch-Französische Krieg sich entzündet, wobei die Sympathien des ital. Volks zwischen den Bundesgenossen von 1859 und 1866 geteilt waren. Als Frankreich sich zur Republik umgestaltete, eilte Garibaldi mit seinen beiden Söhnen den Franzosen zu Hilfe. Die Haltung der ital. Regierung war anfangs zweideutig; der Abschluß einer ital.-franz. Allianz war im Mai 1870 nur an der Weigerung Napoleons III., den Kirchenstaat zu räumen, gescheitert. Darauf wurde zwar die Neutralität J.s offiziell verkündet (24. Juli 1870), aber gleichzeitig begann die Regierung trotz der Finanznot sehr umfassende Rüstungen zu Wasser und zu Lande. Die raschen Siege Deutschlands riefen auch in J. rasche Entschlüsse hervor.

Eine franz. Depesche vom 2. Aug. 1870 hatte in Florenz die Abberufung der franz. Occupationstruppen aus Civitavecchia angezeigt und hinzugefügt, daß also beide Mächte, Frankreich und J., auf den Boden der Septemberkonvention zurückversetzt seien. Darauf antwortete Visconti-Venosta 4. Aug.: die ital. Regierung werde ihrerseits genau den für sie aus jenem Vertrage hervorgehenden Verpflichtungen nachkommen. Im Parlament kam es deshalb zu den lebhaftesten Debatten; die Linke tadelte die Wiederherstellung der Konvention und beantragte deren sofortige Kündigung. Der Sturz des franz. Kaisertums machte allen Bedenklichkeiten ein Ende. Die Regierung entschloß sich 6. Sept. für die Besetzung Roms, machte 7. Sept. den auswärtigen Mächten Mitteilung hiervon, der König richtete ein vorbereitendes Schreiben an den Papst, und 11. Sept. marschierte die ital. Armee unter General Cadorna im Kirchenstaat ein. Civitavecchia wurde 16., Rom 20., der sog. Leoninische Teil 22. Sept. besetzt. Eine allgemeine Volksabstimmung 2. Okt. ergab 133 681 Ja für die Annexion und 1507 Nein, worauf der Kirchenstaat durch königl. Dekret vom 8. Okt. dem Königreich J. einverleibt wurde. Eine Cirkulardepesche Visconti-Venostas vom 18. Okt. zeigte den auswärtigen Mächten die vollzogene Thatsache an, woran weder die Proteste noch die Bannflüche Pius' IX. etwas ändern konnten. Damit hatte die ital. Einheitsbewegung ihr Ziel erreicht.

Hiermit beginnt die **neunte Periode** der Geschichte J.s. Das Gesetz über die Verlegung des Regierungssitzes nach Rom wurde 26. Jan. 1871 vom Parlament angenommen. Das Garantiegesetz vom 13. Mai, von beiden Kammern genehmigt, regelte das Verhältnis zwischen Staat und Kirche und stellte die Prärogativen des Papstes fest. (S. Kirchenstaat.) Der Papst erkannte das Garantiegesetz mit allen seinen Konsequenzen nicht an, benutzte aber die ihm darin zugestandene Unverletzlichkeit zu maßlosen Angriffen auf auswärtige Regierungen und Fürsten, wofür die schützende ital. Regierung keine Verantwortung übernehmen wollte. Am 30. Juni wurde die Regierung nach Rom verlegt und 2. Juli nahm der König Besitz von seiner neuen Residenz, dem Quirinal. Die meisten Gesandtschaften folgten; die französische und österreichische zögerten noch. Das Parlament wurde 27. Nov. in Rom eröffnet. Für die Reorganisation der Armee, für die Verstärkung der Marine und für Befestigungswerke bewilligten die Kammern reichliche Mittel. Die kirchlich-polit. Fragen, welche mit dem Garantiegesetz noch nicht erledigt waren, wurden von der Regierung und von den Kammern weder geschickt noch energisch in Angriff genommen. Nicht genug, daß der König im Garantiegesetz auf seine Patronatsrechte bei Ernennung der Bischöfe verzichtete: er überließ auch die ihm durch jenes Gesetz zustehende Ernennung der Geistlichen für die Pfarreien königl. Patronats dem Vatikan und machte von seinem Recht, denjenigen Bischöfen, welche der Staatsregierung nicht die gesetzmäßige Anzeige von ihrer Ernennung erstatteten, das Exequatur zu verweigern, einen sehr schwachen Gebrauch. Das ital.

Klostergesetz wurde zwar auch auf Rom ausgedehnt und die dortigen Klöster aufgehoben, aber den Ordensgeneralen, hinter welchen auswärtige Einflüsse standen, wurde ihre Stellung und ihre Rente gesichert und der Antrag Mancinis auf Ausweisung der Jesuiten 20. Mai 1873 von der Abgeordnetenkammer verworfen. Die größten Fehler wurden auf dem Gebiete des Unterrichtswesens gemacht. Der Volksschulunterricht und die meisten höhern Lehranstalten waren in den Händen des Klerus, und die bischöfl. Priesterseminarien entzogen den theol. Fakultäten an den Universitäten fast alle Studierenden. Hier war gründliche und rasche Abhilfe absolut notwendig. Statt dessen wurden auf den Antrag der Regierung 1873 sämtliche theol. Fakultäten aufgelöst und die Erziehung und Ausbildung der jungen Kleriker vollständig den Bischöfen überlassen. Die von dem Unterrichtsminister Correnti beabsichtigte Reform der Volksschule und der Sekundärschulen (Gymnasien und Realschulen) im Sinne einer wirksamen Staatsaufsicht scheiterte an den Bedenklichkeiten seiner Kollegen. Er nahm 16. Mai 1872 seine Entlassung. Sein Nachfolger Scialoja nahm den Plan teilweise wieder auf und legte der Kammer ein Gesetz über Einführung des obligatorischen Elementarunterrichts vor. Aber die Kammer verwarf 4. Febr. 1874 den Entwurf. Das Räuberwesen, an welchem Beamte verschiedener Art, selbst Polizei und Geistliche, sich beteiligten, nahm allmählich solche Dimensionen an, daß die Regierung außerordentliche Maßregeln in Vorschlag brachte, welche in dem im Juni 1875 von den Kammern genehmigten Sicherheitsgesetz Ausdruck fanden.

Das Ministerium Lanza-Sella, welches seit 14. Dez. 1869 im Amt gewesen war, nahm infolge der Finanzdebatten des J. 1873 am 25. Juni seine Entlassung. In dem neuen Kabinett vom 10. Juli übernahm Minghetti das Präsidium und die Finanzen, während Visconti-Venosta das Auswärtige behielt. Die Beziehungen zu den auswärtigen Mächten gestalteten sich günstig. Nur Frankreichs Haltung erschien als eine fortwährende Bedrohung des jungen Königreichs, und zwar zeigte sich Thiers als Präsident nicht wohlwollender als die Klerikalen. Bis 1874 lag eine franz. Fregatte, der Orénoque, in Civitavecchia zum Schutze des Papstes vor Anker. Als die polit. Situation in Frankreich einer legitimistisch-klerikalen Restauration unter König Heinrich V. (dem Grafen Chambord) zuzutreiben schien, hielt das Ministerium es für angezeigt, im Interesse der Integrität J.s dem König die Reise nach Wien und nach Berlin anzuraten. Von Minghetti und Visconti-Venosta begleitet, traf der König 17. Sept. in Wien, am 22. in Berlin ein. Die Neuwahlen vom 8. Nov. 1874 verschafften dem Kabinett Minghetti die Mehrheit in der Abgeordnetenkammer und sicherten ihm die Annahme seiner Finanzvorlagen. Das 25jährige Regierungsjubiläum des Königs wurde 23. März 1874 unter allgemeiner Teilnahme des Landes gefeiert. Am 5. April 1875 erwiderte der Kaiser Franz Joseph in Venedig, 18. Okt. Kaiser Wilhelm in Mailand den Besuch Victor Emanuels. Ein Tadelsvotum der Kammer über Ungerechtigkeiten bei Erhebung der Mahlsteuer veranlaßte 19. März 1876 den Rücktritt des Kabinetts Minghetti. Das neue Kabinett vom 24. März bestand aus lauter Mitgliedern der Linken: Depretis übernahm das Präsidium und die Finanzen, Nicotera, der ehemalige Garibaldinische Offizier, das Ministerium des Innern. Aus den Händen dieses Ministeriums nahm Garibaldi die ihm schon 19. Dez. 1874 bewilligte Dotation von 100000 Frs. Rente an. Um eine sichere Mehrheit zu haben, löste das Ministerium die Kammer auf und ordnete Neuwahlen an. Bei diesen errang die einst von Cavour gegründete Regierungspartei kaum 100 Sitze; die Linke zählte mehr als 400 Mitglieder, darunter über 100 von der äußersten Linken. Ein Gesetz gegen die Mißbräuche der Geistlichen in der Ausübung ihres kirchlichen Amtes wurde zwar von der Abgeordnetenkammer 24. Jan. 1877 genehmigt, aber vom Senat 8. Mai verworfen. Ein anderes Gesetz, wonach der Elementarunterricht für das sechste bis neunte Lebensjahr obligatorisch sein sollte, wurde von beiden Kammern genehmigt, nebst der von Cairoli beantragten Bestimmung, daß der Religionsunterricht in den Volksschulen nur fakultativ sein und nur auf besonderes Verlangen der Eltern in besondern Unterrichtsstunden erteilt werden sollte. Die Feier des 30jährigen Verfassungsfestes 3. Juni, an welchem Tage zugleich Pius IX. sein 50jähriges Bischofsjubiläum feierte, gestaltete sich zu einer glänzenden Huldigung für den verfassungstreuen König.

Das Ministerium Depretis reichte, da es der Mehrheit der Kammer nicht mehr sicher zu sein glaubte, 16. Dez. 1877 seine Entlassung ein. Bei der Neubildung des Kabinetts übernahm Depretis aufs neue das Präsidium, Crispi das Innere.

Am 9. Jan. 1878 starb Victor Emanuel, der Begründer der ital. Einheit; 7. Febr. starb Papst Pius IX. Jenem folgte auf dem Throne sein ältester Sohn als Humbert I., diesem auf dem päpstl. Stuhle Kardinal Pecci als Leo XIII. Am 19. Jan. leistete der König im Parlament den Verfassungseid und erließ für alle polit. Verbrechen und Preßvergehen vollständige Amnestie. In der 7. März eröffneten neuen Session veranlaßte die Wahl Cairolis zum Präsidenten der Abgeordnetenkammer das Ministerium Depretis zum Rücktritt. Cairoli übernahm 21. März das Präsidium des neugebildeten Kabinetts; doch zeigte er weder in der äußern noch in der innern Politik die nötige Umsicht und Vorsicht, duldete die Versammlungen, welche die Annexion von Triest und Trient verlangten, und schritt nicht gegen die sozialistischen Vereine und die Italia irredenta (s. Irredenta) ein. Im Zusammenhang mit den Plänen der Umsturzparteien stand das 17. Nov. von dem Koch Passanante gegen den König in Neapel verübte Attentat, wobei der König leicht, Cairoli schwerer verwundet wurde. Weitere Unruhen (Bombenwerfen u. s. w.) fanden in Florenz und Pisa statt. Beim Wiederzusammentritt der Kammern 20. Nov. wurde in der mehrtägigen Debatte über die innere Politik das Ministerium für die unsichern Zustände des Landes verantwortlich gemacht und das verlangte Vertrauensvotum von der Kammer abgelehnt, worauf 18. Dez. der Rücktritt des Ministeriums Cairoli und die Bildung eines neuen Ministeriums Depretis erfolgte. Dieses legte 17. März 1879 der Kammer einen Gesetzentwurf über Wahlreform vor, der jedoch den demokratischen Vereinen nicht genügte. Diese verlangten, Garibaldi an ihrer Spitze, zu allererst Einführung des allgemeinen Stimmrechts und Abschaffung des Abgeordneteneides und stellten noch weitere Forderungen in Aussicht. Infolge eines Mißtrauensvotums, das die

Kammer in der Frage der Abschaffung der Mahlsteuer dem Ministerium Depretis gab, reichte dieses 3. Juli seine Entlassung ein, worauf Cairoli 16. Juli ein neues Kabinett bildete, in welchem er die Präsidentschaft und das Auswärtige übernahm. Die Kammer wurde 2. Mai 1880 aufgelöst und Neuwahlen angeordnet. Dieselben ergaben das Resultat, daß von der Rechten 160, von der Linken 346 Mitglieder gewählt wurden. Die neue Kammer beschloß 10. Juli, daß die Mahlsteuer zunächst bedeutend ermäßigt und vom 1. Jan. 1884 an ganz abgeschafft werden solle. Depretis legte als Minister des Innern 31. Mai 1880 einen neuen Wahlgesetzentwurf vor, der zugleich die Listenwahl (scrutinio di lista) enthielt. Nach dem neuen Entwurf sollte das zur Ausübung des Wahlrechts befähigte Alter auf das vollendete 21. Lebensjahr herabgesetzt, die Kategorie derjenigen Wähler, welche, ohne Rücksicht auf den Census, vermöge ihres Bildungsgrades wahlberechtigt waren, bedeutend erweitert, der Census bei der ländlichen Bevölkerung und noch mehr bei der städtischen niedriger gestellt und auf diese Weise die Zahl der Wähler von 650000 auf 2600000 vermehrt werden. Nur diejenigen, welche weder lesen noch schreiben könnten, sollten durchaus von der Ausübung des Wahlrechts ausgeschlossen sein. Das Listenwahlgesetz bestimmte, daß die 508 Wahlkreise, in welchen bisher je ein Abgeordneter gewählt wurde, auf 131 beschränkt werden sollten, von welchen jeder eine verhältnismäßig größere Zahl von Abgeordneten zu wählen hätte.

Der Wahlgesetzentwurf kam erst Anfang 1882 zur Annahme, ebenso die Einführung der Listenwahl, letztere mit dem Zusatz, daß den Minderheiten eine Vertretung von höchstens 38 Stimmen zugesichert, und daß diese Minoritätsvertretung nur auf diejenigen Wahlkreise, welche fünf Abgeordnete zu wählen haben, ausgedehnt werden sollten.

Das Ministerium Cairoli bewies gegenüber den republikanischen und sozialdemokratischen Vereinen, deren es mehr als 200 gab, große Schwäche. Mehrere Minister verlangten energisches Einschreiten, aber Cairoli und der Minister des Innern, Zanardelli, ließen jene aus dem Kabinett scheiden und ergänzten dieses durch Aufnahme radikalerer Persönlichkeiten. Zu dieser innern Krisis kam 1881 noch eine äußere. Jahrelang hatte J. mit Frankreich um den größern Einfluß in Tunis gestritten. Jetzt kam Frankreich J. zuvor, und während ersteres beharrlich jede Absicht eines Angriffs auf Tunis ableugnete, erfolgte der Einmarsch der Franzosen in Tunis und der Abschluß des Vertrags von Bardo. Die von dem franz. Ministerium düpierte und von der franz. Presse mit hochmütiger Gleichgültigkeit behandelte ital. Regierung suchte die deutsche Reichsregierung und die andern Kabinette zu einer Intervention zu veranlassen; aber alle lehnten ab. Das Ministerium Cairoli konnte sich nach dieser diplomatischen Niederlage nicht mehr halten; Depretis übernahm 27. Mai 1882 die Präsidentschaft des neuen Kabinetts, in welchem das Ministerium des Auswärtigen Mancini übertragen wurde. Die Regierung kam endlich zu der Einsicht, daß nur der Anschluß an das deutsch-österr. Defensivbündnis ihr eine feste Stütze bieten konnte. Aber dieser Anschluß war nur dann möglich, wenn die ital. Regierung mit der Italia irredenta vollständig brach. Von Depretis und Mancini begleitet, unternahmen der König und die Königin im Okt. 1882 eine Reise nach Wien. Seitdem ging J. in allen auswärtigen Fragen, zunächst in der ägypt. Krisis, Hand in Hand mit Deutschland und Österreich. Zur Wahrung seiner Handelsinteressen im Orient erwarb es sich das Gebiet der Assabbai (im Roten Meere) und legte dort einen Hafen an, ohne jedoch die Anerkennung seiner Souveränität über diese Kolonie von der Pforte und von England erlangen zu können. In den ersten Wochen des J. 1883 trat J. in aller Form dem Zweibund bei und erweiterte dadurch dasselbe zu einer Tripleallianz. Diese hatte, wie jenes, die Aufrechterhaltung des Friedens und, für den Fall eines Angriffs von außen, die gegenseitige Vertheidigung zum Ziel. Von großem Einfluß für die Fortentwickelung der zwischen Deutschland und J. bestehenden Sympathien war der Besuch, welchen der deutsche Kronprinz 17. Dez. 1883 im Quirinal, der Residenz des Königs Humbert, machte.

Von großer Entscheidung für die Gestaltung der innern Politik waren, nachdem die Kammer 5. Okt. 1882 aufgelöst war, die Neuwahlen vom 29. Okt., welche auf Grund des neuen Wahlgesetzes und der Listenwahl erfolgten. Das Resultat der Wahlen war ein Sieg des Ministeriums und des gemäßigten liberalen Fortschritts; doch war die Zahl der Radikalen und Republikaner von 30 auf 50 gestiegen. Am 2. Juni 1882 verlor J. seinen Nationalhelden Garibaldi, der auf seiner Insel Caprera starb. Nach Wiedereröffnung der Kammern 17. Jan. 1883 verursachte eine Interpellation über die innere Politik, bei deren Beantwortung sich Depretis 19. Mai gegen eine Parteipolitik und für eine gesunde Realpolitik aussprach, eine Ministerkrisis. Diejenigen Mitglieder des Kabinetts, welche auch mit der äußersten Linken, mit Republikanern und Irredentisten, noch Fühlung hatten, Zanardelli und Baccarini, die Minister der Justiz und der öffentlichen Arbeiten, wurden 22. Mai durch gemäßigtere Männer, den Senator Giamuzzi-Savelli und den Abgeordneten Genala, ersetzt. Das Marineministerium übernahm 13. Nov. der Admiral del Santo, während dem bisherigen Marineminister Acton der Oberbefehl über das Mittelmeergeschwader übertragen wurde. Die Finanzlage des Landes hatte sich infolge des wirtschaftlichen Aufschwungs wesentlich gebessert; das Budget von 1882 hatte, nachdem die verschiedenen Minister jahrelang mit großen Defizits gearbeitet hatten, einen Überschuß von 12 Mill. Infolge dessen war es möglich, daß der König 1. März 1883 das Dekret unterzeichnete, wodurch der Zwangskurs aufgehoben wurde und der Austausch des Papiers gegen Metall vom 12. April an stattfinden sollte. Die Katastrophe von Ischia, welche Insel 28. Juli 1883 von einem Erdbeben, bei dem mehr als 2000 Menschen umkamen, betroffen wurde, erregte besonders in Deutschland große Teilnahme.

In dem schon seit 1880 schwebenden Prozeß zwischen der Regierung und der Kongregation der Propaganda, wobei es sich darum handelte, ob das Gesetz vom 7. Juli 1866 über die Einziehung der Kirchengüter auch auf die unbeweglichen Güter der Propaganda, im Wert von etwa 10 Mill. Lire, Anwendung finde, entschied der römische Cassationshof, als letzte Instanz, 29. Jan. 1884 für die Anwendung des Gesetzes und für die Umwandlung dieser Güter in Staatsrente. Da hierdurch das Vermögen der Propaganda in die Gewalt des Staates kam, der nur

seine Rententitel dafür hergab, und dasselbe, wie das Vermögen aller andern Gesellschaften, den Staats-, Provinzial- und Gemeindesteuern unterworfen wurde, so legte die päpstliche Kurie, mit Berufung auf das Garantiegesetz, bei den Mächten einen Protest gegen diese Maßregel ein, wogegen die Regierung erklärte, daß es sich nur um eine innere Angelegenheit J.s handle, in welche sich einzumischen keine fremde Macht das Recht habe, wie denn auch keine einzige Macht irgendwelche Einmischung in diese Frage versuchte. Das von dem Unterrichtsminister Baccelli vorgelegte Gesetz über Reorganisation der Universitäten wurde 28. Febr. 1884 von der Kammer mit einer Mehrheit von nur zehn Stimmen genehmigt, aber von dem Centralbureau des Senats einstimmig abgelehnt. Der Kammerpräsident Farini legte 11. März 1884 seine Präsidentenwürde nieder, weil die Kammer in einer untergeordneten Frage gegen seine Entscheidung sich ausgesprochen hatte. Da bei der Wahl seines Nachfolgers der Regierungskandidat Coppino 19. März nur durch die Stimmen der Minister und der Generalsekretäre die absolute Mehrheit erhielt und die Rechte lauter weiße Stimmzettel abgab, so reichte das Ministerium, das keine zuverlässige Kammermehrheit zu haben glaubte, 20. März sein Entlassungsgesuch ein. Depretis, mit der Neubildung des Kabinetts beauftragt, nahm die neuen Minister weder aus der Mitte der Rechten, noch aus der Zahl der sog. Pentarchisten (Cairoli, Crispi, Nicotera, Zanardelli, Baccarini), sondern aus den Reihen der gemäßigten Linken und stellte 3. April das neue Kabinett der Kammer vor. In demselben behielten Depretis, Mancini, Magliani, Genala, Ferrero ihre Portefeuilles, während die Minister der Marine, des Unterrichts, des Ackerbaues und der Justiz zurücktraten und an ihrer Stelle Brin, Coppino, Grimaldi, Ferracin neu eintraten. Darauf wurde 7. April der konservative Abgeordnete Biancheri zum Kammerpräsidenten gewählt. Infolge einer irredentistischen Ansprache vom 12. Mai sah sich auch der Senatspräsident Tecchio zum Rücktritt genötigt.

Bei dem Auftreten der Cholera in Toulon und Marseille verfügte J. die strengsten Sperrmaßregeln nicht bloß gegen Frankreich, sondern auch gegen die von der Seuche gar nicht betroffene Schweiz, was Veranlassung zu diplomatischen Verhandlungen zwischen der Schweiz und J. gab, leichtere Maßregeln gegen Österreich, konnte aber dadurch nicht verhindern, daß die Cholera seit Ende Juli auch im ital. Gebiet auftrat. Am meisten Erkrankungen und Todesfälle fanden in Spezia, in Busca (Provinz Cuneo) und in Neapel statt. König Humbert traf, in Begleitung des Ministerpräsidenten Depretis, 26. Aug. selbst in Busca ein und besuchte die Cholerakranken in den Spitälern und Privatwohnungen; Anfang September reiste er auch nach Neapel, wo er in aufopferndster Weise für Besserung der sanitären Verhältnisse wirkte.

Ein freudiges Ereignis für das königl. Haus war die am 21. April erfolgte Geburt eines Prinzen, des Sohnes des Herzogs von Genua, Prinzen Thomas, und der bayr. Prinzessin Isabella, deren Vermählung 19. April 1883 stattgefunden hatte.

Litteratur. Von den Quellenschriften zur Geschichte J.s ist außer denen Muratoris (s. d.) vor allem geschätzt das reichhaltige «Archivio storico italiano» (seit 1838), von Vieusseux zu Florenz gegründet. Unter den Bearbeitungen der ital. Geschichte sind hervorzuheben: Muratori, «Annali d'Italia» (12 Bde., Mail. 1741—49 u. öfter; deutsch von Baudis, 9 Bde., Lpz. 1745—50), an welche sich Coppis «Annali d'Italia dal 1750—1861» (Flor. 1848 fg.) anschließen; ferner die Werke von Bossi (19 Bde., Mail. 1819), Campiglio (7 Bde., Mail. 1837—67), Balbo (Tur. 1841 u. öfter), La Farina, C. Cantù («Storia degli Italiani», 6 Bde., Tur. 1854; 4 Bde., 1859) u. s. w. Hierzu kommen von deutschen Arbeiten: Lebret, «Geschichte von J.» (9 Bde., Halle 1778—87); Leo, «Geschichte der ital. Staaten» (5 Bde., Hamb. u. Gotha 1829—32); Reumont, «Beiträge zur ital. Geschichte» (6 Bde., Berl. 1853—57). Unter den zahlreichen Arbeiten über das Mittelalter sind hervorzuheben: Sismondi, «Histoire des républiques italiennes du moyen âge» (16 Bde., Par. 1809—18; 2. Aufl., Bd. 1—8, 1818; deutsch, 16 Bde., Zür. 1807—24); Troya, «Storia d'Italia del medio evo» (3 Bde., Neap. 1839—51); Morbio, «Storia de' municipj italiani» (6 Bde., Mail. 1841—46), nebst vielen andern Schriften über denselben Gegenstand; La Farina, «Studj sul secolo XIII» (Flor. 1842); Hegel, «Geschichte der Städteverfassung von J.» (2 Bde., Lpz. 1847). Die neuere Zeit haben Botta (s. d.), Ferrari («Histoire des révolutions d'Italie», 4 Bde., Par. 1858), Ranke («Die röm. Päpste») und Reuchlin («Geschichte J.s von der Gründung der regierenden Dynastien bis auf die Gegenwart», 4 Bde., Lpz. 1859—73) bearbeitet. Unter den zahlreichen Arbeiten über die jüngste Epoche der ital. Geschichte (seit 1814) sind von besonderer Bedeutung die von Montanelli («Memorie sull' Italia dal 1814 al 1850», 2 Bde., Tur. 1854—55), La Farina («Storia d' Italia dal 1815 al 1850», 2. Aufl., 2 Bde., Mail. 1864), Bianchi («Storia della diplomazia europea in Italia dal 1815 al 1861», Tur. 1865—72), Butt («The history of Italy from the abdication of Napoleon I.», 2 Bde., Lond. 1860), Rey («Histoire de la renaissance politique de l'Italie 1814—61», Par. 1864) und Anelli («Storia d'Italia dal 1814 al 1863», 4 Bde., Mail. 1864). Über die Revolutionen und Kämpfe von 1848 und 1849 schrieben Gualterio («Gli ultimi rivolgimenti italiani», Flor. 1852), Ranalli («Le istorie italiane dal 1846 al 1853», Flor. 1855), Pisacane («Der Krieg in den J. 1848—49», deutsch von Cloßmann, Chur 1852), (Schönhals) «Erinnerungen eines österr. Veteranen aus dem Kriege der J. 1848 und 1849» (6. Aufl., 2 Bde., Stuttg. 1852). Werke über den Krieg von 1859 und die folgenden Ereignisse verfaßten Lecompte (Par. 1860), Bazancourt (2 Bde., Par. 1859—60), Rüstow und Boggio (Tur. 1864). Besonders sind aber die Publikationen des österr. und ital. Generalstabes hervorzuheben. Die Litteratur zur neuesten Geschichte J.s ist bis 1872 am vollständigsten bei Reuchlin benutzt und verzeichnet. Einzelne wichtige Thatsachen zur Geschichte des Jahres 1866 enthält die Broschüre des Generals A. La Marmora: «Un po' più di luce» (Flor. 1873; deutsch, Mainz 1873; 2. Aufl. 1874).

Italienischer Krieg von 1813/14. Der Kaiser Napoleon I. hatte im April 1813 in Italien und Illyrien die Aufstellung eines 80000 Mann starken Heeres unter dem Vizekönig von Italien (Eugen Beauharnais) angeordnet; doch waren, als Österreich 17. Aug. den Krieg erklärte, erst 46000 Mann mit 130 Geschützen beisammen, die zum Schutz der Grenze von Villach bis Adelsberg standen;

42000 Österreicher mit 120 Geschützen rückten unter Feldzeugmeister von Hiller ohne Widerstand zu finden über Agram und Karlstadt nach Neustadtl und Fiume vor; die Kroaten vertrieben die franz. Generale und schlossen sich an, auch das Küstenland und Istrien unterwarfen sich, und 11. Sept. wurde Pola besetzt, tags darauf Capo d'Istria übergeben, wobei zwei brit. Kriegsschiffe mitwirkten. An der Drau hatten einige kleine Gefechte zwischen den Vortruppen und vom 21. bis 24. Aug. ein hartnäckiger Kampf um Villach stattgefunden, welches die Österreicher nahmen, aber 29. Aug. nach Zerstörung der Brücke räumten und, des Beitritts Bayerns zur Sache der Verbündeten bereits gewiß, über Sachsenburg nach Tirol abrückten, wo die Landesschützen aufgeboten wurden. Der Vizekönig stand mit vier Divisionen bei St. Martin, Villach, Wurzen und Aßling, nahm 6. Sept. Feistritz nach tapferm Widerstande der österr. Brigade Vecsey und schob eine Division nach Krainburg. Bei Uttik wurden ital. Kolonnen 8. Sept. zersprengt und auch bei St. Marein erlitten die Italiener 13. Sept. starke Verluste, ebenso bei Weirelburg 16., bei Großlaschitz, Zirknitz, Tarvis, Aßling. Das Heer des Vizekönigs war durchbrochen und ging bis zum 6. Okt. hinter den Isonzo zurück, die Österreicher folgten und nahmen 5. Okt. Laibach nach fünftägiger Beschießung. In Tirol hatten Landesschützen 11. Sept. die Mühlbacher Klause überfallen und die Franzosen bis Trient geworfen, wo dieselben Verstärkung erhielten und ins Pusterthal bis Toblach vordrangen, aber nach heftigem Kampfe bei Percha zum Rückzuge gezwungen wurden. Hiller rückte im Pusterthal vor, worauf der Vizekönig vom Isonzo Mitte Oktober hinter die Etsch abzog; bei Bassona fanden 29. bis 31. Okt. hierbei Gefechte statt. Im Etschthal drangen die Österreicher siegreich vor, nahmen 26. Okt. die Stellung bei Volano, 30. Okt. Trient, entsendeten Truppen gegen Venedig und Palmanuova, sowie den untern Po und hielten Ala und Roveredo mit 8000 Mann besetzt. Hillers Hauptmacht, 24000 Mann, wandte sich gegen Vicenza, doch wurde deren Vorhut bei Caldiero vom Vizekönig, der mit 15000 Mann aus Verona vorgerückt war, zurückgeworfen (15. Nov.).

Der Vizekönig kehrte jedoch wieder an die Etsch zurück, und Hiller folgte auf Verona mit der Vorhut, zog aber seine Hauptmacht an den Alpone, um Verstärkungen abzuwarten. Am 15. Dez. übernahm der österr. Feldmarschall Graf Bellegarde den Oberbefehl, und 11. Jan. 1814 schloß sich Murat, der König von Neapel, den Verbündeten an und versprach mit 30000 Mann auf dem rechten Ufer des Po gegen Genua vorzurücken, wohin auch von Livorno aus 8000 Engländer und Sicilianer unter Lord Bentinck marschieren sollten. Murats Truppen standen bereits auf röm. Gebiet, mit Genehmigung des franz. Kriegsministeriums. Der Vizekönig ließ nur im Kastell von Verona Besatzung und führte sein 35000 Mann und 90 Geschütze starkes Heer 3. Febr. von der Etsch nach Mantua und hinter den Mincio; eine aus Truppen, welche aus Spanien zurückgekehrt, gebildete Division hielt Alessandria besetzt. Die Österreicher folgten und am 8. kam es am Mincio zur Schlacht, welche jedoch unentschieden blieb, da beide Heere angriffen und auf einzelnen Teilen des Schlachtfeldes Vorteile errangen. Der Vizekönig blieb hinter dem Mincio stehen, während die Österreicher Mantua und Legnago blockierten. Inzwischen war bis Mitte November auch Oberdalmatien, im Dezember Jan und 29. Jan. 1814 Ragusa von den Österreichern besetzt worden, und Cattaro hatte sich 7. Jan. an die Engländer ergeben. Die österr. Brigade Nugent war von Triest über das Meer nach Goro geschafft worden, hatte Ferrara besetzt und sich dem vor Venedig stehenden Einschließungskorps angeschlossen, nahm im Dezember Forli und im Februar Bologna und Modena, während Murat sich fast aller festen Plätze Mittelitaliens durch Unterhandlungen bemächtigte und Mitte Februar gegen Piacenza aufbrach. Die Franzosen hatten Rom, Pisa, Livorno geräumt, Ancona hatte 18. Febr. kapituliert. Murat besetzte nach langem Zögern 7. März Reggio und schob seine Vorhut bis Parma; er schloß 15. März Piacenza ein, nachdem Lord Bentinck gegen Genua abmarschiert war. Dieser Platz wurde 17. April zu Lande und zur See blockiert und ergab sich tags darauf. Auf Grund der Nachricht von Napoleons Abdankung war 17. April im Schlosse Schiarino Rizzino bei Mantua Waffenstillstand vereinbart worden, der 24. zu Mantua durch eine Militärkonvention ergänzt wurde. Die Franzosen räumten Italien, die Österreicher besetzten Oberitalien, Murat behielt Neapel, und in den übrigen Teilen Italiens wurden die frühern Herrscher wieder eingesetzt.

Italienischer Krieg von 1815. Der König Murat von Neapel hatte zu Anfang des J. 1815 sein Heer auf 94000 Mann gebracht und mit Napoleon verhandelt. Nachdem Napoleon 26. Febr. in Frankreich gelandet war, sammelte Murat 30000 Mann 13. März bei Ancona und ließ 8000 Mann durch den Kirchenstaat auf Florenz marschieren, 10000 Mann blieben bei Neapel als Reserve stehen. Der österr. General Frimont hielt die Polinie und sammelte ein Korps von 34000 Mann bei Ferrara. Am 28. März rückten die Neapolitaner ohne Kriegserklärung über Rimini vor, besetzten 2. April Bologna, schlossen am 5. die Citadelle von Ferrara ein und kamen bis an den Po; ein Angriff auf den Brückenkopf bei Occhiobello wurde 8. April seitens der Österreicher zurückgeschlagen. Da beschloß General Frimont das auf einer Front von 80 km auseinandergezogene neapolit. Heer anzugreifen, und überschritt am 13. den Po, um zunächst Bologna zu gewinnen. Die Neapolitaner wurden in einer Reihe von Einzelgefechten zurückgeworfen, und Murat vereinigte am 19. hinter dem Ronco 28000 Mann in starker Stellung zur Schlacht. General Frimont hatte am 17. Bologna und Imola besetzt und sendete 12000 Mann über Perugia nach Foligno, um Murat im Rücken zu bedrohen, während 20000 Mann über Forli gegen Ancona marschierten und 3000 Mann nach Terni rückten, um gegen Neapel hin Deckung zu geben. Nugent hatte am 16. Florenz besetzt und zog gegen Rom, und die neapolit. Garden waren, von Florenz zurückgerufen, über Foligno am 26. in Fano eingetroffen. Am 21. ging die Vorhut der österr. Hauptkolonne nach leichtem Gefecht über den Ronco und nahm Forlimpopoli, und tags darauf beantragte Murat von Cesena aus Waffenstillstand, der indessen abgelehnt wurde. Murat ging 26. nach Rimini und, auf die Nachricht vom Eintreffen der Umgehungskolonne in Arezzo, nach Ancona und Macerata zurück, wo er 22. mit den Garden eintraf.

Die österr. Umgehungskolonne stand am 29. April bei Tolentino in starker Stellung und schlug 2. und

3. Mai den Angriff des doppelt so starken neapolit. Heeres zurück, welches durch diese Niederlage in Unordnung geriet; am 4. griff die österr. Vorhut Macerata an, worauf sich die neapolit. Truppen auflösten, und tags zuvor hatte sich die Citadelle von Aquila einem österr. Streifkorps ergeben. Murat führte die Trümmer seines Heers, noch 14000 Mann, eilends über Pescara nach Popoli und Capua, verlor unter beständigen Kämpfen gegen die nachrückenden Österreicher einen großen Teil der Artillerie und des Trains, übertrug 14. Mai zu San-Germano den Oberbefehl dem Kriegsminister Macdonald und 18. Mai, nachdem eine Division überfallen und auseinander gesprengt worden war und nur noch 10000 Mann beisammen waren, in Capua an General Carascosa mit der Vollmacht, unter Preisgebung seines Throns eine Konvention abzuschließen. Hierauf begab sich Murat nach Neapel und von dort nach Frankreich, und am 20. wurde zu Casalanza eine Konvention abgeschlossen, der zufolge die Österreicher das Königreich Neapel für König Ferdinand IV. besetzten. Pescara ergab sich 28. Mai, Ancona 1. Juni, Gaëta erst 5. Aug. Vgl. Collella, «Campagna d'Italia 1815» (Turin 1847); «Österreich. militär. Zeitschrift» (Wien 1819).

Italienischer Krieg von 1848/49. Zu Anfang des J. 1848 entstand in Italien unter dem Schutze des Papstes Pius IX. und des Königs Karl Albert von Sardinien eine revolutionäre, die Beseitigung der Fremdherrschaft anstrebende Bewegung, welche um Mitte März die Empörung der lombard. und venet. Städte zur Folge hatte. Der österr. Feldmarschall Graf Radetzky verfügte in Oberitalien nur über 70000 Mann, worunter sich 16 dort ausgehobene Bataillone befanden, von denen sich 9 dem Aufstande anschlossen. Vom 18. bis 22. März fand in Mailand ein Straßenkampf statt, Venedig rief die Republik aus und wurde von der österr. Garnison geräumt, ebenso gingen Cremona, Bergamo, Brescia, Treviso, Udine, Osoppo und Palmanuova verloren. Radetzky erkannte, daß er Verstärkungen abwarten müsse, und versammelte seine Truppen unter dem Schutze des Festungsvierecks zwischen Etsch und Mincio bis 4. April. Aus ganz Italien erhielten die Aufständischen Zuzug; 45000 Sardinier rückten in zwei Kolonnen über Mailand und Pavia 25. März in die Lombardei ein, 5000 Freischärler rückten 24. März nach Brescia, wo mit Hilfe sardin. Offiziere ein lombard. Korps von zwei Divisionen formiert wurde, in Venedig standen 9000 Aufständische, auf dem Festlande Venetiens 11000 unter Zucchi und dem sardin. General Lamarmora, aus Toscana trafen Anfang April 5000, aus Parma und Modena 4000, aus dem Kirchenstaate unter dem sardin. General Durando 15000 Mann bei Ferrara ein, aus Neapel 15000 Mann bei Bologna. König Karl Albert übernahm zu Anfang April den Oberbefehl und hatte damals 96000 Mann zur Verfügung, zu denen binnen zwei Monaten 45000 Mann Verstärkungen stoßen sollten. Der König beschloß, anzugreifen und die numerische Überlegenheit seines Heeres auszunutzen; er überschritt 8. April den Mincio, wobei es bei Goito (s. d.) und tags darauf bei Valeggio zu Gefechten gegen die österr. Vortruppen kam, und Graf Radetzky sammelte seine Feldtruppen unter den Werken von Verona; 8000 Mann unter Feldmarschallleutenant Welden schützten im Verein mit den Landesschützen Tirol gegen die ital. Freischaren und deckten die Verbindung mit Verona. Karl Albert beschloß, Peschiera zu belagern, und 30. Mai zog die österr. Garnison, da alle Lebensmittel verzehrt waren, nach Kroatien ab und räumte den Platz. Ein am 19. April gegen Mantua geplantes Unternehmen scheiterte dagegen vollständig, und der thatkräftige Gouverneur, General von Gorczkowski, verhinderte sogar die Einschließung des Platzes.

Das sardin. Heer besetzte 27. April die Stellung von Somma-Campagna und Sta.-Giustina und griff an den beiden folgenden Tagen vergeblich Pastrengo an, welches erst am 30. April nach dreistündigem, blutigem Kampf erstürmt wurde. Der König beschloß, nunmehr Radetzkys Hauptmacht bei Verona anzugreifen, wurde aber 6. Mai bei Sta.-Lucia (s. d.) von den nur halb so starken Österreichern zurückgeschlagen. Seit dem 17. April drangen unter Feldzeugmeister Graf Nugent 25000 Österreicher vom Isonzo her unter beständigem Gefecht im Venetianischen vor, erreichten 3. Mai die Piave, trieben die dort versammelten röm. und venetian. Truppen zurück, schlossen 11. Mai Treviso ein, griffen 24. Mai Vicenza an und stießen, noch 15000 Mann stark, in Verona zu Radetzky. Dieser führte sein Heer bei Nacht in drei Kolonnen über Mantua zum Treffen bei Curtatone 29. Mai, kämpfte tags darauf ohne Erfolg bei Goito, sandte hierauf 12000 Mann nach Verona und marschierte mit 31000 Mann nach Vicenza, ließ am 10. Juni die Monti Berici stürmen und erzwang, nachdem noch gegen Abend das Kloster Madonna del Monte genommen worden war, am nächsten Morgen die Kapitulation der Festung. Die neapolit. Hilfstruppen waren inzwischen nach Hause zurückgekehrt, und aus dem innern Österreich kamen Verstärkungen heran, welche die Strada d'Allemagna und die von Trient durch die Valsugana nach Verona führende Verbindung eröffneten, sowie Treviso 14. Juni zur Kapitulation zwangen. Das Heer des Königs war auf 75000 Mann gebracht und schloß vom 13. bis 27. Juli Mantua ein, Radetzky hatte 58000 Mann beisammen, ließ von Tirol her Truppen gegen Rivoli vorgehen, entsetzte 14. Juli Ferrara und beschloß, die weit ausgedehnte Stellung des sardin. Heeres zu durchbrechen. Nach einigen kleinen Gefechten erlitt Karl Albert am 23. Juli und den beiden folgenden Tagen bei Somma-Campagna (s. d.) und in der Schlacht bei Custozza eine entscheidende Niederlage; die Österreicher verfolgten, schlugen bei Volta 27. und 28. Juli nochmals die sardin. Nachhut und folgten fechtend bis Mailand, wiesen 2. Aug. einen Vermittelungsversuch Englands zurück und warfen das vor der Stadt aufgestellte, noch 42000 Mann starke sardinische Heer 4. Aug. nach kurzem Kampfe, an dem nur 28000 Österreicher teilnahmen, in größter Auflösung in die Straßen der Stadt, worauf König Karl Albert noch in der Nacht Verhandlungen einleitete und Mailand räumte, 9. Aug. Waffenstillstand schloß und darein willigte, daß die Österreicher Modena, Parma und Piacenza besetzten und dort die frühern Regierungen wiederherstellten. Eine österr. Brigade drang auch in die röm. Legationen ein und besetzte Bologna; Peschiera wurde 26. Juli eingeschlossen und ergab sich 14. Aug.; die in der Lombardei noch den Widerstand fortsetzenden Freischaren wurden zersprengt oder über die Grenze der Schweiz gedrängt, zuletzt (1. Sept.) auch Garibaldis Korps. Vor Venedig

Materials, welches sich für verwickelte Gruppen und Kompositionen schlecht eignet, und die Bestimmung der Bilder, welche, im Hintergrunde der Apsis oder über dem Triumphbogen angebracht, von weitem schon auf den Beschauer wirken sollten. So kam der eigentümliche Mosaikstil zu Stande. Ernste Feierlichkeit, großartige Ruhe läßt sich ihm nicht absprechen. Freilich gingen diese Eigenschaften im Laufe der Zeit verloren. Am Ende des vorigen Jahrtausends herrscht die Starrheit, Leblosigkeit und Härte der Gestalten und des Ausdrucks vor, um so auffälliger, als der Prunk und der Putz der Gewandung geblieben ist. In Byzanz trat der Verfall viel langsamer ein, sodaß im 11. Jahrh. der Abt von Montecassino zur Wiederbelebung des vergessenen Kunstzweigs Künstler aus Byzanz kommen ließ, welche außerdem auch in Venedig, Salerno, Palermo (Capella Palatina und Monreale) eine reiche Wirksamkeit entfalteten. Von Montecassino ging dann wieder ein belebender Einfluß namentlich auf Rom aus, und seitdem kam die Mosaikmalerei abermals in Aufnahme. Die Mosaiken im Baptisterium in Florenz aus dem 13. Jahrh. von einem Klosterbruder Jacobus und später von Andrea Tafi sind das glänzendste Beispiel dieser Nachblüte der Mosaikmalerei. In den andern Gattungen der Malerei läßt sich der byzant. Einfluß nur in beschränktem Maße oder gar nicht nachweisen. Zu der Annahme einer vollständigen Herrschaft des byzant. Stils in der ital. Kunst bis in das 13. Jahrh. hat die äußere Ähnlichkeit verleitet, welche allerdings zwischen frühmittelalterlichen Werken in Italien und byzant. Gemälden vorhanden ist, leicht aber aus der gleichen streng kirchlichen Bestimmung der Bilder, dann aus dem gemeinsamen altchristlichen Ursprunge und aus dem hier und dort beliebten Rückblick auf ältere Vorbilder erklärt werden kann. Den Anfang der Besserung und den zunächst nur leisen Versuch des selbständigen Schaffens trifft man bei Cimabue (zweite Hälfte des 13. Jahrh.) an, neben welchem noch die Sienesen Guido und Duccio di Buoninsegna genannt werden müssen. Sie beginnen die einzelnen Gestalten und die Köpfe zu beleben, auch durch hellere Farben ihre Gemälde anmutiger zu schaffen. In der Komposition halten sie noch an dem mittelalterlichen, überlieferten Stil fest.

Cimabues Schüler, Giotto, ging entschieden von dieser Darstellungsweise ab und wurde der Gründer der neuen ital. Malerei. Derselbe erweiterte den vorgeschriebenen Kreis der Kunstaufgaben durch viele neue Beziehungen und bediente sich anstatt der herkömmlichen, von der Kirche geheiligten, gewissermaßen liturgischen Formen einer eigenen, schon realistischen Ausdrucksweise, während sich bei ihm reichliche Anwendung der Allegorie mit den Anfängen histor. Darstellung und der Benutzung des Porträts vereinigt. Zugleich änderte er in der Technik, und durch die Mischung der Farben mit Eigelb und Pergamentleim (die sog. Temperamalerei) bekamen seine Tafelbilder ein weit helleres, freundlicheres Ansehen als die ältern, bei welchen man für das Farbenmischen ein zähes Bindemittel gebrauchte, das meist nachgedunkelt hat. Giottos Wirksamkeit erstreckt sich nicht allein auf Florenz, sondern über ganz Italien. Man findet Fresken und Altartafeln von ihm in Padua, Assisi, Bologna, Rom, Neapel. Sein Einfluß auf seine Zeitgenossen war ein durchgreifender, und alle Maler des 14. Jahrh. sind von seinem Stil berührt, von seiner Art zu schildern mit fortgerissen. Fortan entwickelte jeder einzelne seine eigene Originalität. Zugleich bildeten sich gewisse Kollektivindividualitäten, und es traten an die Stelle der bisher allein und allgemein gangbaren, nach ältern Vorbildern arbeitenden Malerei die verschiedenen Malerschulen Italiens. Giottos Hauptschüler waren Taddeo Gaddi und Giotto di Stefano, genannt Giottino. Von den vielen, die in Giottos Weise arbeiteten, sind besonders zu nennen Giovanni da Melano, Orcagna (Verfertiger der zwei berühmten Fresken des Campo santo von Pisa: der Triumph des Todes und das Weltgericht), Angelo Gaddi, Spinello Aretino, Niccolò di Pietro und Lorenzo Monaco (Camaldulenser), der ziemlich weit ins 15. Jahrh. hinüberreicht und als der letzte bedeutende Giottist gelten kann.

Das 15. Jahrh. läßt in der ital. Malerei eine neue Phase eintreten, in welcher man die Formen naturgemäßer durchzubilden und die Darstellungsmittel geläufiger zu machen suchte. Die ersten Schritte hierzu geschahen in Florenz durch Paolo Uccello und Masolino da Panicale. Viel weiter gingen sodann drei höchst Begabte: Masaccio aus San-Giovanni im obern Arnothale, der durch massenhaftere Auffassung und stärkere Schattengebung den Gegenständen mehr Rundung erteilte und die Kunst der Gruppierung aufs entschiedenste förderte (Fresken in Carmine zu Florenz), sodann Filippo Lippi, welcher die Erscheinungen des Lebens bereits entschieden mit realistischer Lust und Tendenz auffaßte (Fresken im Dom von Prato und in dem von Spoleto), und Fra Giovanni da Fiesole, der, ganz im Gegensatz mit Fra Filippo, hauptsächlich nach Seelenausdruck strebte und die geistige Bedeutung der menschlichen Gesichtszüge genauer veranschaulichte (Fresken im Kloster San Marco zu Florenz). Das in Fiesoles Werken hervortretende innige religiöse Gefühl findet man auch mit individuellen oder lokalen Modifikationen bei seinen Zeitgenossen Gentile da Fabriano, bei dem Sieneser Taddeo di Bartolo und, infolge von Einwirkung dieses Meisters, bei den Malern der umbrischen Schule, besonders bei Niccolò von Foligno, dem sog. Alunno. Außer diesen spiritualistischen Bestrebungen einzelner Künstler geht die allgemeine Richtung der Malerei viel mehr auf genaueres Erfassen der Natur und auf leichteres Handhaben der Kunst, wozu man vorzüglich durch die Bekanntschaft mit Bildern von van Eyck und Hugo van der Goes und der von Antonello da Messina aus den Niederlanden nach Italien gebrachten neuen Ölmalerei angetrieben wurde. Sandro Botticelli, Filippino Lippi, Cosimo Rosselli und Alessio Baldovinetti huldigten mehr oder weniger dieser Richtung. Vor allem aber zeigen die Werke von Benozzo Gozzoli und Domenico Ghirlandajo die freieste, reichste und höchste Ausbildung des naiven florent. Realismus, der mehr und mehr die ideale, kirchliche und histor. Bedeutung des Gegenstandes aus den Augen verlor und das weltliche Leben seines Landes und seiner Zeit in treuer Schilderung dafür eintauschte.

Während die ebengenannten Maler aus Umgebung vornehmlich Porträt- und Kostüm ren auffaßten, durch welche sie ihre Darstell aus der heiligen Geschichte bereicherten, und die Landschaft sich bei ihnen geltend ma

aber nachmittags ging die von Novara vorgerückte franz. Gardedivision Camou bei Turbigo über den Fluß, stellte dort eine Brücke her und setzte sich am Naviglio grande fest, während die franz. Gardedivision Mellinet bis nahe an den Brückenkopf von San-Martino heranrückte. Die Österreicher räumten in der Nacht den unhaltbar gewordenen Brückenkopf, doch mißlang die Sprengung der Ticinobrücke; sie erreichten am 3. bei Magenta eine Stärke von 40000 Mann und konnten binnen einem Tage auf die doppelte Stärke durch Heranziehung der nächsten Korps gelangen, weshalb Gyulai beschloß, eine Schlacht anzunehmen. Napoleon hatte am 3. ein franz. Korps nach Turbigo, zwei franz. Korps und drei sardin. Divisionen nach Novara und Galliate vorgeschoben und für den 4. den Vormarsch dieser Truppen nach Magenta befohlen, was zur Schlacht bei Magenta (s. d.) führte. Zwar mußten die Österreicher Magenta räumen, doch hatten sie 5. Juni immerhin 70000 Mann zur Fortsetzung des Kampfes zur Stelle und konnten das inzwischen von Piacenza nach Pavia gelangte Korps des linken Flügels heranziehen; indes befahl Gyulai, Mailand und Pavia zu räumen, und ließ das Heer in drei Kolonnen hinter die Adda zurückgehen. Kaiser Franz Joseph hatte Ende Mai die Verstärkung der in Italien stehenden Armee um drei Korps, sowie die Aufstellung einer Küstenarmee angeordnet und sich nach Verona begeben, um den Oberbefehl persönlich zu übernehmen.

Die Franzosen waren zunächst bei Magenta stehen geblieben, hatten 8. Juni Mailand besetzt und rückten langsam gegen die Adda vor. Zwei österr. Brigaden (Roden und Boër) kämpften bei Melegnano ruhmvoll gegen zwei franz. Korps und hielten deren Vormarsch bis zur Nacht auf, doch ging das österr. Heer infolge dieses Gefechts hinter den Chiese zurück und räumte Piacenza und Pizzighettone, sowie die Herzogtümer und Legationen. Die Franzosen folgten langsam über Cassano, die Sarden über Vaprio, und nur die Alpenjäger Garibaldis griffen, über Bergamo vorauseilend, 15. Juni die Nachhut Urbans bei Castenedolo an, wurden aber zurückgeschlagen. Bis zum 20. blieb die österr. Armee in der Stellung zwischen Lonato und Castiglione und ging dann hinter den Mincio zurück; sie war nunmehr in zwei Armeen (I. Feldzeugmeister Graf Wimpffen, II. General der Kavallerie Graf Schlik) gegliedert und 10 Armeekorps nebst 2 Kavalleriedivisionen stark, von denen indessen je ein Korps am Curtatonie, an den nach Tirol führenden Pässen und am untern Po stand. Die Franzosen standen am 20. um Brescia und Bagnolo, die Sarden bei Calcinatello am Chiese, Garibaldi am Gardasee und das nachgekommene franz. Korps des Prinzen Napoleon in Piacenza und Toscana. Am 21. überschritten die Verbündeten den Chiese, zogen sich zu einer Schlacht näher zusammen und rückten am 24. zum Angriff gegen den Mincio vor, und zwar 50000 Sarden gegen Pozzolengo, 66000 Franzosen gegen Cavriana, 44000 Franzosen gegen Guidizzolo. Aber auch die österr. Armee rückte aus der Stellung hinter dem Mincio vor, überschritt den Fluß am 23. auf sechs Kriegsbrücken und lagerte mit 23000 Mann bei Pozzolengo, mit 56000 Mann bei Solferino und Volta, mit 61000 Mann bei Guidizzolo und Cerlungo, um am 24. gegen Lonato und Castiglione vorzugehen und eine Schlacht zu liefern, bevor das verbündete Heer durch das Eintreffen des auf 60000 Mann geschätzten franz. Reservekorps verstärkt worden sei. Beide Heere trafen im Vormarsch am 24. morgens aufeinander, woraus sich die Schlacht bei Solferino (s. d.) entwickelte.

In der Nacht gingen die Österreicher in die alten Stellungen hinter dem Mincio zurück und am 28. bis hinter die Etsch, um das Eintreffen von Verstärkungen abzuwarten; ihre Truppen waren trotz der erlittenen Verluste ungebrochen und kampfbereit. Die Verbündeten kamen am 24. nicht über San-Martino, Cavriana und Solferino hinaus, am 25. besetzten zwei franz. Korps Pozzolengo und Volta, und erst am 27. beschloß Napoleon, Peschiera einzuschließen und den Mincio zu überschreiten, zog 3. Juli das bei Casalmaggiore am Po eingetroffene franz. Reservekorps nach Goito zur Armee heran und besetzte an demselben Tage Villafranca, Somma-Campagna, Castelnuovo und Valeggio mit den übrigen Korps; die Sarden standen vor Peschiera und Garibaldi, sowie die sardin. Division Cialdini an der Grenze von Tirol, welche vom 6. österr. Korps und den Landesschützen in einer Reihe von Gefechten (bei Bormio 2. und 3. Juli, am Stilfser Joch 8. Juli, bei Rocca d'Anfo vom 21. Juni bis 8. Juli) erfolgreich verteidigt wurde. Angesichts des in starker Stellung befindlichen österr. Heeres und der seitens des Deutschen Bundes betriebenen Rüstungen (ein großer Teil des preuß. Heeres war kriegsbereit, und die Befehle für die Versammlung desselben am Rhein waren bereits erlassen) hielt Kaiser Napoleon die Beendigung des Kriegs für ratsam und bot 6. Juli Waffenstillstand an, der am 8. abgeschlossen wurde und zugleich den Ende Juni im Adriatischen Meere eröffneten Flottenoperationen ein Ende machte. Am 11. Juli trafen die beiden Kaiser in Villafranca zusammen, worauf ein Vertrag zu Stande kam, in welchem Österreich die Lombardei ohne Mantua und Peschiera an Frankreich und durch dieses an Sardinien abtrat, wogegen Toscana und Modena an die frühern Herrscher zurückfallen sollten. Dieser Vertrag bildete die Grundlage der Friedensverhandlungen, welche in Zürich 10. Nov. zum Abschluß gelangten.

Vgl. «Der Krieg in Italien 1859» (Wien 1872); «Campagne de l'empereur Napoléon III en Italie» (Par. 1862); [Preuß. Generalstab] «Der ital. Feldzug des J. 1859» (Berl. 1862; 3. Aufl. 1872).

Italienischer Krieg von 1866. Als die gegensätzliche Politik Preußens und Österreichs auch nach dem Abschluß der Gasteiner Konvention den baldigen Ausbruch eines Kriegs zwischen den beiden deutschen Großmächten erwarten ließ, verbündete sich Italien mit Preußen, um Venetien zu erobern, und begann 11. März zu rüsten. Mitte Juni waren die Armee (20 Infanteriedivisionen und 1 Kavalleriedivision, zusammen 210000 Streitbare) und ein Freiwilligenkorps unter Garibaldi (36000 Mann mit 40 Geschützen) völlig kriegsbereit, die Flotte in Dienst gestellt und 70000 Mann Besatzungstruppen in den Festungen versammelt. Österreich hatte 21. April die Südarmee auf Kriegsfuß gesetzt und Mitte Juni in Italien 75000 Mann Feldtruppen, 13000 Mann in Tirol, 16000 Mann in Istrien und Friaul, sowie 39000 Mann Besatzungstruppen in den venet. Festungen bereit, die Flottille auf dem Gardasee war verstärkt und die Flotte ausgerüstet und bei Fasana versammelt worden. Um Mitte Mai begann bereits die Vorschiebung ital. Truppen an die österr. Grenze. Man

nicht viel mehr als Äußerlichkeiten auf, die man natürlich übertrieb. In den Werken der letzten Leonardisten in Mailand, Luini, Lomazzo, Figino, finden sich noch matte Nachklänge von dem Meister, aber das liebliche Lächeln der Leonardoschen Frauenköpfe ist zu gezierter Liebäugelei verzerrt. Sermoneta und einige andere Rafaelisten in Rom zeigen sich milder unangenehm, aber auch bei ihnen tritt schnell die Entartung ein, wie sie in den Werken der Zuccari und ihrer Schüler, des Cavalier' d'Arpino u. a. bemerklich ist. Vollkommen verwildert erscheinen sodann die Schulen der Schüler Rafaels, die mantuanische des Giulio Romano, die genuesische des Perino del Vaga und die neapolitanische des Polidoro da Caravaggio. Bei den Florentinern galt vor allem die Nachahmung Michel Angelos. Vasari, Bronzino, Salviati, Alessandro Allori sind gerühmte Michel-Angelisten dieser Periode, aber unerquickliche Manieristen, bei denen endlich aller Sinn für Farbe verloren ging und deren maßlose Produktion die Schnellmalerei verklagt. Nicht besser ging es in Parma, Modena und Cremona den Correggesken Lelio Orso, Bernardino Gatti, Bernardino Campi, bei welchen die ohnehin schon etwas kokettierende Grazie Correggios in unschöne Geziertheit und schwächliche Süßlichkeit ausartete. Dagegen erhielt sich keine Schule so lange in achtbarer Stellung als die venetianische. Unter ihren Meistern in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. thaten sich besonders Tintoretto und Paolo Veronese hervor, letzterer eins der blühendsten Talente und auch im überwiegenden Dekorativen noch voll Reiz. Jacopo Bassano, ein angesehener Meister derselben Zeit und Schule, zog die biblischen Geschichten aus der höhern Sphäre des vornehmen venet. Lebens in die Bauernwelt herab. Auch malte er eigentliche Genrestücke und Landschaften mit Menschen- und Tierstaffage und errichtete für alle Arten eine förmliche Bilderfabrik, die im In- und Auslande vielen Absatz hatte.

Am Ende des 16. Jahrh. und um den Anfang des 17. bildete sich, zu gleicher Zeit und in gleichem Sinne mit der von Papst Paul III. an fortschreitenden, durch das Tridentiner Konzil und die neuen Orden getragenen kirchlichen Restauration, auch eine Restaurationsperiode der Kunst, wo die alten Formen, wenn auch nicht mit neuem Geiste beseelt, wenigstens mit neuem Glanze angethan wurden. Die Malerei sollte, wie die Skulptur und Architektur, ihre Secentisten erhalten. Da die naive, fromme Sinnesweise und die religiöse sowohl als die ästhetische Begeisterung verloren waren, so ersetzte man diese durch ein rein malerisches, scenisches Prinzip, nach welchem es vorzüglich darauf ankam, den Schein aller Gegenstände für eine gewisse Entfernung, mit genauer Beobachtung der Gesetze der Linien- und Luftperspektive, in Form und Farbe wiederzugeben, während die Gefühlsrichtung den durch die Kirche wie durch die Litteratur herrschend gewordenen, im Kampfe gegen die prot. Reform erstarkten, aber zugleich verengerten Anschauungen entsprach. Einzelne religiöse ideale Typen, wie die Mater dolorosa, Christus mit der Dornenkrone, wurden erst jetzt ausgebildet. In Rom versuchte zunächst Federigo Baroccio durch ein weniger oberflächliches Anschließen an die Vorzüge der großen Meister das eingerissene Verderben aufzuhalten. Doch waren er selbst und seine Schüler zu sehr davon ergriffen, als daß sie etwas Besonderes hätten ausrichten können. Einen bessern Erfolg hatten einige hervorragendere Florentiner, Cigoli, Cristofano Allori, Jacopo da Empoli, Matteo Rosselli, die sich durch Reichtum des Kolorits und durch ein manchmal nicht erfolgloses Streben nach sinnlicher Schönheit auszeichneten, wenn sie im Ausdrucke auch zu weichlich oder affektiert sind. Am erfolgreichsten für die Wiedererhebung der neuen Malerei wirkten die Carracci in Bologna, die unter den Malern das waren, was die Eklektiker unter den Philosophen und Borromini, Bernini, Algardi unter den Architekten und Bildhauern des sog. Jesuitenstils. Lodovico Carracci stellte zuerst den Grundsatz auf, man solle die Natur nachahmen und damit das Studium der Antike und der größten neuern Meister für den Teil verbinden, worin jeder das Vorzüglichste geleistet hat (Michel Angelo in der Zeichnung und Bewegung, Rafael in Komposition und im Ausdruck, Correggio im Helldunkel und im Graziösen, Tizian im Kolorit und Vortrag). Er bildete seine beiden Neffen Annibale und Agostino und eröffnete sodann, in Gemeinschaft mit diesen, eine Malerakademie, in der man nach jenem Grundsatze der Malerkunst, wenn auch nicht zu einem rein geistigen und poetischen, doch zu einem äußerlichen, in seiner Art höchst bedeutenden Aufschwung verhalfen. Ihre begabtesten Schüler waren Domenichino, Francesco Albani, Guido Reni, Guercino, Giovanni Lanfranco. Nach ähnlichen Prinzipien, obschon mit weit geringerm Erfolge, stifteten die Procaccini in Mailand eine Schule, aus welcher eine beträchtliche Anzahl von Zöglingen hervorging.

Diesen eklektischen Schulen gegenüber und in Opposition mit ihnen bildete sich eine andere Richtung, die grundsätzlich nichts als die Natur zu Rate zog und davon gewöhnlich die naturalistische heißt. Das Haupt dieser Naturalisten war Michel Angelo Amerighi von Caravaggio, der durch scharfe Auffassung, in Verbindung mit immer sehr geschlossen gewählter Beleuchtung und meisterlicher Handhabung der Darstellungsmittel, Werke von ungemeiner Lebendigkeit und erstaunlicher Wirkung hervorbrachte. Obschon viele seiner Bilder etwas Abstoßendes hatten, weil er in Benutzung der Natur ohne alle Auswahl, ohne alle Berücksichtigung seiner jedesmaligen Aufgabe verfuhr, und die gemeinen, rohen Charaktere mit den behandelten heiligen Gegenständen im grellsten Widerspruche standen, so fand er doch in Italien zahlreiche Nachfolger. Die namhaftesten darunter sind Giuseppe Ribera lo Spagnoletto, Bartolommeo Manfredi aus Mantua, die Neapolitaner Massimo Stanzioni und Andrea Vaccaro, der Genueser Bernardo Strozzi und Domenico Feti aus Rom. Zu der naturalistischen Richtung kam im weitern Verlauf des 17. Jahrh. eine neue Kunstweise hinzu, welche sich ebenfalls feindlich gegen die Schule der Carracci stellte und ihren Hauptgründer an Pietro da Cortona fand. Gleichgültig gegen die Bedeutung seiner Aufgaben und unbekümmert um Naturwahrheit erstrebte dieser ausschließlich das Hervorbringen blendender und gefälliger Wirkungen, welches ihm, bei einem ausgezeichneten Talent, in hohem Grade gelang, zumal bei großen Deckenmalereien (Plafonds im Palast Barberini zu Rom und in der Galerie Pitti), wo jenes wilde Feuer,

der Privathäuser, wo die Glieder der ersten Christengemeinden zusammenkamen, ist der Typus vorgezeichnet, nach welchem die großen Kirchen der Konstantinischen Zeit emporwuchsen, und wenn eine Ähnlichkeit der Form (das überhöhte Mittelschiff) mit den Gerichtshallen oder Basiliken (s. d.) ihnen den Namen geben ließen, der ihnen in doppeltem Sinne, im kirchlichen und im architektonischen, geblieben ist, so rechtfertigt dies keineswegs die Annahme, daß heidnische Basiliken in christliche umgewandelt worden seien. Wie im Äußern, im Vorhof und den durch den Ritus geforderten Annexen, so unterscheiden sich auch im Innern letztere wesentlich von erstern, obgleich die allgemeine Ähnlichkeit der Form des Hauptbaues bleibt. Die großen Basiliken der Konstantinisch-Theodosianischen Zeit in Rom, die des Erlösers (St. Johann im Lateran), die Vatikanische oder St. Peter, die Ostiensische oder St. Paul, waren durchaus selbständige Bauten, von denen letztere, bis 1823 bestehende und im wesentlichen nach dem ursprünglichen Plane wieder aufgebaute, die Basilika der Kaiserzeit am besten repräsentierte, während die innere Einrichtung in San-Clemente sichtbar ist, obgleich die Kirche in ihrer jetzigen Gestalt, wie sie auf dem neuerdings zum Teil wieder ausgegrabenen alten Bau errichtet ist, um manche Jahrhunderte jünger ist. Die Rundform wandte man nur für Mausoleen (von denen die der Konstantia und Helena bei Rom nachmals in Kirchen umgewandelt wurden) wie für Baptisterien an. Als nach dem vollständigen Siege des Christentums im Abendlande die verlassenen Tempel und Basiliken verfielen, wenn nicht gewaltsame Zerstörung erfolgte, verwandte man ihren Schmuck, namentlich die Säulen, für den Kirchenbau, häufig ohne Gefühl für Harmonie und Symmetrie, je mehr der Kunstsinn überhaupt schwand. Die Ausschmückung der Apsis oder des Chorhalbrundes in der Rückwand mit musivischen Darstellungen hatte schon früh begonnen, und es sind namentlich die röm. Kirchen, welche von der Konstantinischen Zeit an bis zu der des gänzlichen Verfalls der Kunst einen reichen Schatz dieser Werke enthalten, die mit dem Wiederaufblühen der Kunst im 13. Jahrh. aufs neue beginnen. Die fortwährenden Beziehungen Roms zu Ravenna, sowohl als es Sitz der byzant. Statthalter Italiens wie die Hauptstadt des ostgot.-ital. Königreichs war, förderten die Verbreitung des Basilikenstils im adriatischen Küstenlande. Die Grabkapelle der Galla Placidia in Ravenna mit ihrem reichen Musivschmuck war den Bauten Theodorichs vorausgegangen, von denen sein Mausoleum, später Sta.-Maria della Rotonda, am besten erhalten ist, und diese Stadt bietet die beiden bedeutendsten Beispiele des modifizierten Basilikenstils und des aus dem Orient herübergekommenen Kuppelbaues dar, Sant'-Apollinare in classe, 549 geweiht, und San-Vitale, in der letzten Zeit der Gotenherrschaft begonnen und nach 13 Jahren 565 von Kaiser Justinian vollendet und mit Musiven geschmückt, zur Zeit als die Sophienkirche Konstantinopels, die bedeutendste byzant. Kuppelkirche, im Bau war.

Während der byzant. Stil sich namentlich längs den adriatischen Küsten und nach Unteritalien verbreitete und in der venetianischen St. Markuskirche, die zwar im ersten Drittel des 9. Jahrh. entstand, aber in ihrer heutigen Gestalt dem 11. Jahrh. angehört, sein größtes und eigentümlichstes Muster darbietet, sahen Oberitalien und die Mittelmeerseite der Halbinsel ein Gemisch von spätröm. Traditionen mit verschiedenen, teilweise fremdländischen Einflüssen während der longobard. und fränk. Herrschaft. Die fremden Elemente, die in den lombard. Kirchen, in Pavia, Mailand (Sant'-Ambrogio), Monza, Brescia am stärksten hervortreten, schwächen sich ab, je mehr man südlich vordringt. Während die Johanniskirche zu Florenz (das heutige Baptisterium), deren Baugeschichte nie aufgeklärt worden, ein Achteck mit Zeltdach, antikisierenden Eindruck macht, mahnt die dortige Apostelkirche, deren Erbauung durch die Sage Karl d. Gr. beigemessen wird, und die jetzt verlassene Abtei Sant'-Antimo bei Montalcino an die röm. Basilikenform. In Rom fuhr man fort, die während und nach der Gotenzeit entstandenen Kirchen mit Musiven zu schmücken; im Süden entwickelte sich ein Stil, der das byzant. Element mit dem arabischen verschmolz und bei weitem mehr als in Oberitalien, Venedig ausgenommen, durch Reichtum des Schmucks, so im Musiv wie überhaupt in der Ornamentik, auf die Sinne wirkte. Der Übergang von diesen verschiedenen Richtungen zu dem roman. Stil vollzog sich so allmählich, daß es nicht immer leicht ist, die Scheidelinie zu ziehen. Der später sehr umgewandelte Dom von Como, der von Lucca wie mehrere andere Kirchen dieser Stadt, der Dom von Pisa, die seit lange abgetragene Basilika San-Piero Scheraggio zu Florenz, die von San-Miniato bei dieser Stadt, die Abteikirche von Fiesole und die Kollegiatkirche von Empoli, gehören sämtlich dem 11. Jahrh. an. Doch haben die meisten später teilweise Umbauten erlitten oder wurden durch Restaurationen verändert. Im Innern Säulenstellungen, teilweise mit einer Kuppel, die Stirnseiten entweder mit mehrfarbigen Marmorplatten belegt oder mit Reihen von Zwergsäulchen geschmückt. Noch währte in Mittelitalien diese Bauweise, als namentlich in Sicilien die großen Kirchenbauten emporstiegen, in denen zu dem Byzantinisch-Arabischen das Normannische hinzutrat. Der Dom von Cefalu, die Rogerskapelle in Palermo, der Dom von Monreale wie der palermitanische entstanden im 12. Jahrh. In dasselbe Jahrhundert fällt die Erbauung des Baptisteriums von Pisa und des Glockenturms des dortigen Doms, von denen ersteres schon eine neue Zeit verkündet. Im 13. Jahrh. gewinnt die got. Baukunst Verbreitung und bleibt das ganze 14. Jahrh. in Herrschaft, ein immerhin langer Zeitraum für einen Kunststil, der im Lande durchaus keine Traditionen hatte und zu Anfang auch von Ausländern geübt worden zu sein scheint, bis einheimische Meister sich seiner bemächtigten und durch Umgestaltung mittels nationaler Elemente ihm das Bürgerrecht erwarben. Namentlich Mittelitalien, Toscana, Umbrien, die Marken sind es gewesen, wo unter bestimmendem Einfluß der zu Anfang des 13. Jahrh. entstandenen Orden der Franziskaner und Dominikaner die Gotik heimisch ward, für die Kirche wie für den Palast, und von hier ist sie nach dem Süden gelangt, wo normann. Importationen ihr den Weg gebahnt hatten. An organische Entwickelung, an Kenntnis der Grundgesetze dieses Stils ist nicht zu denken; nach innen und außen ist der Charakter ein verschiedener, überall klingen die Reminiscenzen der Antike wie der roman. Bauart durch, und wenn etwas Großartiges, häufig Anmutiges geschaffen wird, so bleibt es doch ein Amalgam

sich der altfranz. Sprache, um Romane, Chroniken u. a. abzufassen. Bald aber, seit dem Ende des 12. und dem Anfange des 13. Jahrh., traten in allen Teilen Italiens, zuerst in Sicilien, dann in Toscana und im röm. Gebiete, Dichter auf, welche zwar noch im Geiste und in der Form der Provençalen, aber doch in einheimischer Sprache dichteten. Der Hof Friedrichs II. zu Palermo war der erste Mittelpunkt, von wo sich Poesie und Bildung über Italien verbreiteten. Friedrich II. selbst, sein Kanzler Petrus de Vineis, sein natürlicher Sohn König Enzio traten als Dichter auf, denen sich Guido delle Colonne, Jacopo da Lentino, Mazzeo Riccio, Jacopo und Rinaldo d'Aquino, Arrigo Testa, Tommaso di Sasso, Ranieri und Ruggerone von Palermo und viele andere anschlossen. Zu den ältesten Gedichten gehört das vielbesprochene, der Zeit Friedrichs II. angehörende Liebesgespräch, welches einem sonst unbekannten Dichter, Ciullo (Cielo?) d'Alcamo zugeschrieben wird. In Italien selbst traten Guittone d'Arezzo, Bonaggiunta Urbiciani aus Lucca, Guido Guinicelli aus Bologna, Guido Ghislieri, Fabrizio und Onesto aus Bologna, Guido Lapo aus Mantua, Folcalchiero de' Folcalchieri aus Siena, Dante da Majano und dessen sagenhafte Geliebte Nina und viele andere auf. Sie alle überstrahlte an Geist und Tiefe der Freund Dantes, Guido Cavalcanti aus Florenz (gest. 1300). Diese Dichter, fast ohne Ausnahme, ergehen sich in konventionellen, kalten Liebesklagen, ohne daß ein tieferes religiöses oder polit. Gefühl zum Vorschein käme, und haben daher nur noch ein sprachliches Interesse. Ganz verschieden von solchen Künsteleien sind die wenn auch rohen, doch eine Innigkeit des Gefühls verratenden Gedichte des Mönchs Jacopone da Todi (gest. um 1306), dem sogar das «Stabat mater» zugeschrieben wird. Durch höhere polit. und wissenschaftliche Bildung zeichnet sich der Kanzler von Florenz, Brunetto Latini, aus (gest. 1294). Über alle die genannten, im ganzen unbedeutenden Dichter erhebt sich einsam, ohne Vorgänger und Nachfolger, der Riesengeist Dante Alighieris. Außer durch die «Divina commedia» hat er auch durch seine lyrischen Gedichte, vorzüglich in der «Vita nuova» und im «Convivio», alle Vorgänger weit überflügelt und zugleich im «Convivio» das erste großartige Beispiel wissenschaftlicher Prosa in Italien aufgestellt. Natürlich reizte der von ihm in der «Divina commedia» angeschlagene Ton andere zur Nachahmung. Wenn aber auch des Federigo Frezzi «Quadriregio» (oder «Quadriregno») nicht ganz ohne poetischen Wert ist, steht dieses Gedicht doch in seiner chaotischen Anlage unendlich gegen die herrliche Gliederung der «Divina commedia» zurück, und des Fazio degli Uberti (gest. nach 1366) «Dittamondo» ist vollends eine geistlose Produktion. Von sonstigen gedruckten Nachahmungen sind die «Fimerodia» des Jacopo del Pecora, Ciprianis «Purgatorio», Baranos «Visioni» u. s. w. zu nennen. Als der einzige Gegner Dantes ist der als Ketzer 1327 verbrannte Cecco (Francesco) d'Ascoli zu nennen, dessen wunderliches Gedicht «Acerba» ein Gemisch von Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Aberglauben darbietet. Mehr der volksmäßigen Dichtung als der herrschenden Kunstpoesie gehören des Francesco Barberino (gest. 1348) «Documenti d' amore» und «Del reggimento e de' costumi delle donne» an.

Einen zweiten Glanzpunkt dieser Periode bildet Francesco Petrarca, der sich allerdings aus dem breiten Strome der Lyrik weniger bedeutend als Dante erhebt, da es ihm nicht an hervorragenden Vorgängern und Nachfolgern gefehlt hat. Zu den erstern gehört vor allen der Rechtsgelehrte Cino da Pistoja (gest. 1336). Man ist gewohnt, in Petrarca nur den Liebesdichter der Laura zu bewundern, in dem er dieser Gattung der Poesie für die folgenden Jahrhunderte Sprache, Ton und Farbe gegeben; er selbst aber gründete seinen Ruhm viel mehr auf seine lat. Schriften. Unter den Zeitgenossen und Nachfolgern Petrarcas sind außer Boccaccio noch etwa zu nennen: Antonio da Ferrara, Francesco degli Albizzi, Sennuccio del Bene, Zenone de' Zenoni und der florent. Glockengießer Antonio Pucci, welcher zuerst den Ton der burlesken Poesie anschlug. Der dritte große Schriftsteller dieses Zeitraums ist der um die Prosa hochverdiente Giovanni Boccaccio aus Certaldo. Derselbe behandelte zuerst die Prosasprache künstlerisch mit dem größten Erfolg in dem berühmten «Decamerone», während in seinen übrigen Schriften, in denen er den rein. Periodenbau nachzuahmen sucht, der Stil schwerfällig ist. Durch ihn ist die Novelle eine Lieblingsdichtung der Italiener geworden. Unter seinen Nachfolgern in diesem Zeitraume sind nur der (nach 1400 gestorbene) Franco Sacchetti («Novelle») und Ser Giovanni («Pecorone») zu nennen. Bei der frühen Bekanntschaft der Italiener mit den Provençalen und Franzosen wurden auch die bei jenen beliebten Ritterromane häufig in Italien übertragen und nachgeahmt. Solche Werke sind die «Reali di Francia», die Jugendgeschichte Karls d. Gr.; ferner der «Guerino il meschino», die Romane von Lancelot, von Tristan, vom König Meliadus u. a. Eigene Erfindung scheint der «Fortunatus Siculus ossia l' avventuroso Siciliano» des Bosone da Gubbio, eines Zeitgenossen Dantes, zu sein. Fast wissenschaftlichen oder auch ascetischen Inhalts sind der «Trattato dell' agricoltura» von Piero de' Crescenzi, die Werke des Dominikaners Jacopo Passavanti (gest. 1357), von Domenico Cavalca (gest. 1342), die «Ammaestramenti degli antichi» von Bartolommeo da San-Concordio und der «Trattato del governo della famiglia» von Angelo Pandolfini (gest. 1446).

Die an Wechseln der Schicksale so reiche Zeit hatte früh schon zur Aufzeichnung der gleichzeitigen Geschichte gereizt. Als das älteste in dieser Art wurden früher die in neapolit. Mundart geschriebenen «Diurnali» (giornali) des Matteo Spinelli, welche den Untergang des Königs Manfred berichten, die Geschichtswerke des Ricordano Malespini (gest. nach 1286) und das Bruchstück florent. Geschichte 1280—1312 von Dino Compagni angeführt; es ist jedoch in der neuesten Zeit nachgewiesen worden, daß diese Dokumente in der uns vorliegenden Gestalt unecht sind und einer viel spätern Zeit angehören. Zu erwähnen ist vor allem das große welthistor. Werk des Giovanni Villani aus Florenz (gest. 1348), das von dessen Bruder, Matteo Villani, und des letztern Sohne, Filippo Villani, bis 1364 fortgesetzt worden ist. Außer diesem gibt es eine bedeutende Zahl zum Teil bisjetzt ungedruckter histor. Schriften, wie die von Pace da Certaldo, Donato Velluti, Paolino Pieri, Coppo Stefani, Monaldi u. s. w. Auch ein lat. Schriftsteller, Bertinus Mussatus (gest. 1330), dessen «His-

» zum Teil in Hexametern geschrieben ist, r berühmte Reisende Marco Polo aus Ve- d hier zu nennen.

te Periode. Das 15. Jahrh. ist die t der Philologie in Italien. Die Bemühun- caccios und Petrarcas, das Studium des s, vorzüglich der griech. Sprache zu er- unterstützt von den griech. Gelehrten, welche r dem Fall von Konstantinopel nach Ita- gewandert waren, trugen in jener Zeit rüchte. Dieser philol. Eifer ging selbst so ß das Studium der Muttersprache in Ver- gung geriet. Die Namen der großen Phi- dieser Zeit sind Johannes von Ravenna, von Verona, Joh. Aurispa, Barzizza, o da Feltro, Francesco Filelfo, Merula und n Poggio Bracciolini, Laurentius Valla, o Bruni, Ambrogio Traversari, Christo- Landinus, Angelus Polizianus, Marsilius Picus Mirandulensis; die der Griechen ras, Bessarion, Constantinus Lascaris, ylas, Gemisthus Plethо; die der Antiquare Biondo, Pomponius Laetus, Platina; die Dichter Matteo Veggio, Vespasiano Strozzi, Mantovano, Ant. Beccadelli (gewöhnlich ita genannt), Giovio Pontano, Marullus iota. Zur Förderung der philol. Studien n auch schon mehrere gelehrte Gesellschaf- Akademien (s. d.). Desto ärmer ist dieser n an Geistesprodukten in der Muttersprache. r Beziehung sind nur zu nennen Giusto de' est. 1449), ein schwacher Nachahmer Pe- dessen Gedichte («La bella mano») dem ach noch dem 14. Jahrh. angehören, und ge Barbier Burchiello in Florenz (gest. dessen burleske Sonette gegenwärtig zum lig unverständlich geworden sind. Erst ge- Ende dieser Zeit erhebt sich wieder die na- Poesie und erreicht in dem 16. Jahrh. ihren Glanzpunkt. Auch diesmal ging die erste g von Florenz aus, und zwar von der Um- des Lorenzo de' Medici (gest. 1492). Ob- t Staatsgeschäften belastet, fand dieser doch he, einige anmutige Dichtungen zu schrei- el zierlicher sind die berühmten Stanzen lo Poliziano (gest. 1494), worin derselbe gte, welcher Anmut die Ottave fähig sei. htete derselbe das erste unabhängige dra- Werk, die «Favola d' Orfeo». Früher hatte die Stücke des Plautus und des Terenz lat. Sprache, dann in Übersetzungen dar- Die schon im 14. Jahrh. auch in Italien sog. Mysterien brachten der poetischen Lit- einen Gewinn.

agenkreis von Karl d. Gr. hatte schon früh reich, zumal in der Provence, den Stoff zu chen Dichtungen geliefert, welche in Ita- zu Volksbüchern wurden, teils Dichter zur ung reizten. So gab es wohl schon mit 14. Jahrh. viele solcher Ritter-Epopöen, die bekanntesten: «La tavola ritonda», di Francia», «Buovo d' Antona», «La , «La regina Ancroja», «Altobello e re », «Innamoramento di re Carlo», «Lean- n Durante da Gualdo. Diese alle ver- der «Morgante maggiore» von Luigi elcher die glänzende Reihe der romanti- tergedichte Italiens eröffnet. Bei weitem Gesinnung, reicher an Erfindung ist der «Orlando innamorato» des Bojardo, welcher dem Ariost, seinem Fortsetzer, bedeutend vorarbeitete. Außer diesen beiden großen romantischen Epopöen ist nur noch der «Mambriano» von Francesco Cieco da Ferrara (gest. 1495) zu nennen. Als Gegensatz zur frivolen Richtung der Zeit ist der treffliche Schüler Savonarolas, Girolamo Benivieni (gest. 1542), zu nennen, dessen Gedichte («Rime spirituali») ein wahrhaft frommes Gemüt bekunden. Weniger bekannt, weil die Inquisition den Druck des Werks verhinderte, ist die «Città di vita» des Matteo Palmieri (gest. 1475), gewissermaßen ein letzter Nachklang der Poesie des Dante. An Lyrikern war auch dieser Zeitraum nicht arm, obschon keiner sich einen bleibenden Ruhm erwarb. In der burlesken Art des Burchiello dichteten Bern. Bellincioni (gest. 1491), Feo Belcari, Ant. Alamanni, Giov. Acquietini u. a.; in der Art des Petrarca Francesco Cei aus Florenz, Gasparo Visconti aus Mailand und vorzüglich Serafino Aquilano aus Aquila im Neapolitanischen, Ant. Tebaldeo aus Ferrara (gest. 1537) und Bernardo Accolti aus Arezzo, mit dem Beinamen l'Unico, welchen er sich als Improvisator erworben.

Die Prosa mußte die Vernachlässigung der Muttersprache noch mehr empfinden als die Poesie, für welche sich wenigstens seit Petrarca Norm und Stil gebildet hatten. Dieser Zeitraum hat daher keinen ausgezeichneten Prosaiker aufzuweisen; nur einige Novellendichter und Historiker sind zu nennen. Unter die erstern gehören Gentile Sermini aus Siena, Giov. Sabadino aus Bologna («Novelle Porretane»), vorzüglich Masuccio Salernitano, von dem man 50 Novellen («Novellino») hat. Als Historiker treten hervor: Pandolfo Collenuccio (gest. 1504), der eine Geschichte Neapels schrieb, und Bernardino Corio (gest. 1519), der eine Geschichte von Mailand verfaßte. Eine größere Zahl histor. Werke finden sich in lat. Sprache, darunter die ausgezeichnete Geschichte jener Zeit und des Baseler Konzils von Sylvius Piccolomini (Pius II.), die erste bedeutende Geschichte von Venedig von Marcantonius Sabellicus (gest. 1506), die ältere Geschichte Venedigs von Bern. Giustinianus (gest. 1489), die Geschichte von Genua von Georgius Stella (gest. 1480). Auch zwei Künstler, von welchen der eine zu den größten aller Zeiten gehört, haben sich als Schriftsteller ausgezeichnet: Leon Battista Alberti (gest. 1472), der außer einigen Gedichten einen Dialog: «Della famiglia», und Leonardo da Vinci (gest. 1519), der einen «Trattato della pittura» schrieb.

Dritte Periode. Das 16. Jahrh. zeigt einerseits die höchste Blüte der ital. Poesie und Bildung, andererseits den Beginn des Verfalls. Mit den Kämpfen für die polit. Freiheit verschwindet auch der freie schöpferische Geist. Die absolute Fürstengewalt und die Reaktion der Kirche gegen das Eindringen der Reformation ersticken die Forschung und die edle klassische Bildung. Im Anfang des 16. Jahrh. blühen noch die klassischen Studien, und viele ausgezeichnete Männer verschmähen es noch, sich der Muttersprache zu bedienen. Viele der besten neuern lat. Dichter, wie Sadoletus, Sannazar, Vida, Navagerus, Faërnus, Marcantonius Flaminius, Marcellus Palingenius Stellatus, Aonius Palearius (als Ketzer 1570 verbrannt), der Arzt und Naturforscher Girolamo Fracastoro und manche andere, gehören diesem Zeitraume an; ja selbst ein episches Gedicht, die «Syrias» des Angelio da Barga,

erschien ungefähr gleichzeitig mit der «Gerusalemme liberata» des Tasso. Ganz in der Art, wenn auch nicht im Geiste des Altertums, schrieb der Graf Giangiorgio Trissino die «Italia liberata da' Goti». Weit poetischer erscheint Luigi Alamanni in dem der Ilias nachgebildeten «Avarchide», noch mehr in dem «Girone il cortese» aus dem Sagenkreise des Artus. Das Verdienst, seinem Vaterlande das erste, dem Nationalsinn wahrhaft genügende romantische Epos geliefert zu haben, gebührt dem Lodovico Ariosto, der in dem «Orlando furioso» allerdings Bojardo nachahmte und fortsetzte, aber diesen an Anmut, geistreicher Schalkheit und Schönheit der Sprache weit überflügelt. Eine Menge geistloser Nachahmer, wie Lodovico Dolce, Vincenzo Brusantini aus Ferrara, der übelberüchtigte Pietro Aretino, Dragoncino da Fano und viele andere, sind nur zu erwähnen. Zu den bessern Dichtern dieser Zeit gehört der Vater Tassos, Bernardo Tasso (gest. 1569), dessen großes Heldengedicht «Amadigi» nur durch den Ruhm des Sohnes verdunkelt ward. Torquato Tasso, der Lieblingsdichter seines Volks, hat, wie kein anderer, seiner Muttersprache die süßesten Töne zu entlocken gewußt. Aber oft wird der Genuß seines Werks durch Anschmiegen an fremde Vorbilder und durch die Dürftigkeit der Ausführung gestört. Die in seinem Wesen vorhandenen Gegensätze, welche er nicht auszugleichen vermochte und wodurch er sein Leben verbitterte, spiegeln sich auch in seinem besten Werke, in der «Gerusalemme liberata», noch mehr in der unglücklichen Weise, wie er in den spätern Jahren dies Werk zu einer «Gerusalemme conquistata» umgearbeitet hat. Seine «Sette giornate», in reimlosen Versen, seine letzte poetische Arbeit, sind durch scholastische Gelehrsamkeit entstellt. Sein Beispiel reizte eine Menge obskurer Dichter, sich ebenfalls im Epischen zu versuchen; aber ihre Werke, wie der «Fido amante» von Curzio Gonzaga, «Il mondo nuovo» von Giov. Giorgini, «La Malteide» von Giov. Fratta, «La Gerusalemme distrutta» von Francesco Potenzano, sind vergessen.

Wenn in Tasso sich der Ernst einer sittlichen Gesinnung und einer bis zur Schwärmerei, zum Trübsinn und zur Ascetik gesteigerten Religiosität offenbart, so zeigt sich dagegen in vielen andern die den Gebildeten jener Zeit bei weitem mehr zusagende Frivolität und die Verspottung alles Heiligen. Aus dieser Geistesrichtung gingen viele teils epische, teils satirische Dichtungen des 16. und 17. Jahrh. hervor. Dahin gehören die Schriften des liederlichen Mönchs Teofilo Folengo (Merlino Coccajo, gest. 1544), des, wo nicht Erfinders, doch glücklichsten Bearbeiters der sog. makkaronischen Poesie. Man hat von ihm unter anderm das «Maccaronicorum opus», das «Caos del tri per uno» und den anmutigen «Orlandino». Außerdem gehören hierher eine Reihe kleiner epischer Dichtungen, wie die «Gigantea» von Benedetto Arrighi (oder, nach andern, von Girolamo Amelonghi), «La Nanea» und «La guerra de' mostri» von dem geistreichen Antonio Francesco Grazzini, genannt Il Lasca, einem der besten Novellendichter Italiens. Die im Nationalcharakter liegende Lust an Spaß, Satire und Schlüpfrigkeit sprach sich am häufigsten in burlesken Gedichten in terza rima, gewöhnlich Capitoli genannt, aus. Fast alle Dichter dieser Zeit und viele ernste Gelehrte und Staatsmänner haben zu dieser Gattung Beiträge geliefert, am ausgezeichnetsten Francesco Berni, nach welchem man die scherzhafte Poesie auch wohl poesia Bernesca nannte. Neben ihm sind sein Freund Giovanni Mauro und Cesare Caporali zu nennen. Der schmutzigste aller ital. Schriftsteller, Pietro Aretino, hat sich auch in dieser Gattung hervorgethan. In den bessern Satiren im echt röm. Sinne gehören die des Antonio Vinciguerra und vorzüglich die des Ercole Bentivoglio (gest. 1573). Die didaktische Poesie, freilich eine mehr gelehrte als echt nationale Dichtungsart, bei welcher stets Virgil als Muster galt, hat einige vorzügliche Werke aufzuweisen. Dahin gehören die «Coltivazione» des schon erwähnten Luigi Alamanni und die «Api» des Giov. Rucellai (gest. 1526). In zweiter Reihe stehen die beiden Gedichte über die Jagd: «La caccia», das eine von Tito Giovanni Ganzarini, genannt Lo Scandianese, das andere vorzüglichere von Erasmo da Valvasone, die «Nautica» von Bernardino Baldi (gest. 1617), von dem man auch einige liebliche Idyllen hat, und die «Fisica» von Paolo del Rosso (gest. 1569). Außerdem ist noch Luigi Tansillo (gest. 1584), auch sonst bekannt durch das damals sehr beliebte Werk «Le lagrime di San-Pietro», als Dichter des «Podere», des «Vendemmiatore», der «Due Pellegrini», der «Balia» u. a. anzuführen.

Noch im 16. Jahrh. versuchten es mehrere, dramatische Werke in lat. Sprache zu dichten. Das beste davon ist der «Imber aureus» des Antonio Tilesio und der «Christus» von Angelo Marmita (gest. 1551). Die Bewunderung der Alten that indes der dramatischen Poesie der Italiener und der Tragödie Abbruch. Was hiervon in dieser Zeit hervortritt, zeigt sich mehr oder weniger als bloße Nachahmung der Alten. So die «Sofonisba» des Trissino, die «Rosmunda» des Giovanni Rucellai, der «Torrismondo» des Tasso, die «Canace» des Sperone Speroni, die «Orazia» des Pietro Aretino, die «Merope», deren Stoff von drei verschiedenen Dichtern, von Ant. Cavallerino, von Liviera und von Pomponio Torelli, bearbeitet wurde. Eigentümlicher, aber ganz undramatisch sind die «Sofonisba» des Galeotto del Carretto und die Tragödien des Giambattista Giraldi, welcher zuerst selbsterfundene Fabeln bearbeitete. Auch die Komödie entstand aus der gelehrten Nachahmung der Alten und diente nur zur Erheiterung der Höfe und der höhern Gesellschaft. Diese gelehrte Komödie (commedia erudita) ward zuerst fast gleichzeitig von Bernardo Dovizio da Bibiena, Ariosto und Machiavelli bearbeitet; doch scheinen die Ansprüche Ariostos auf die Priorität die gegründetsten. Man hat von Ariosto fünf Komödien, wovon die beiden ersten anfänglich in Prosa geschrieben waren; von Bibiena das Stück «Calandra», von Machiavelli «La clizia» und «La mandragola», alle drei in Prosa. Die Stücke des Ariosto beruhen mehr auf den Sitten der Alten als auf denen seines Volks, und die der beiden andern sind voll von Obscönitäten. Weniger bedeutend erscheinen die «Simillimi» des Trissino, die Komödien des P. Aretino, des Grazzini, des Lodov. Dolce, des Firenzuola, des Parabosco, des Ercole Bentivoglio, des Gelli und vieler andern. Besser sind die Komödien des Giammaria Cecchi und des Francesco d'Ambra. Auch von dem Philosophen Giordano Bruno hat sich ein burlesk-komisches Stück in Prosa: «Il candelaio», erhalten. Während die Höfe und die vornehme Welt sich an diesen Nachbildern des Altertums

en, hatte das Volk ſeine eigene Komödie, die ommedia dell' arte, bei welcher nur der Plan er Hauptinhalt der Scenen vom Dichter an- n wurde, der Dialog ſelbſt aber den Schau- n überlaſſen blieb. Hieraus bildeten ſich die al. Masken (ſ. d.). Unter den Dichtern dieſer verloren gegangenen Stücke zeichneten ſich Flaminio Scala, Angelo Beolco, Andrea , der in venet. Mundart ſchrieb. Auch das rdrama, die Paſtorale, erreichte im 16. Jahrh. chſte Blüte. Als erſte Spuren dieſer Gattung der «Ameto» des Boccaccio und die «Ar- des Sannazar gelten; in eigentlich dramati- form tritt ſie aber erſt auf in der «Favola di » oder «L'aurora» von Niccolo da Correggio nti (geſt. 1506). Dieſem folgten viele andere miſſe dieſer Art, wie die «Egle» des Giraldi, erifizio» von Beccari, «Callisto» und «Il pen- o amoroso» von Luigi Groto, «Lo sfortu- von Argenti u. ſ. w. Alles dies verdunkelte der «Aminta» des Taſſo, als dramatiſches ein ſchwaches Produkt, aber bezaubernd durch blichkeit der Sprache. Das größte und aus- netſte Werk dieſer Gattung iſt aber der «Pa- do» des Giambattiſta Guarini (geſt. 1612) en. Schwache Nachahmungen davon ſind lceo» des Ant. Ongaro, «La danza di Ve- des Angelo Ingegneri und die «Filli di » des Grafen Guidobaldo de' Bonarelli (geb. Die Chöre in dieſen Paſtoralen wurden ge- ch geſungen, und daraus entſtand der Ge- ganze Stücke mit Muſik zu begleiten. Die derartigen Verſuche machte man noch im ahrh., indem ſich Ottavio Rinuccini (geſt. und der Muſiker Jacopo Peri zu dieſem vereinigten. Jener ſchrieb die «Dafne», und ſetzte die Muſik dazu, ſodaß die erſte Oper per musica) entſtand, der bald mehrere an- on dem nämlichen Dichter folgten. Der große ng, den dieſe Erzeugniſſe fanden, hat die Oper igentlichen Lieblingsdrama der Italiener ge- , wodurch die Ausbildung der Tragödie auf Zeit gehindert ward.

alle Schriftſteller des 16. Jahrh. haben, auch nur einige, Rime, d. h. lyriſche Gedichte, laſſen. Außer den großen Dichtern Arioſto, Guarini ſind indeſſen vorzugsweiſe als Ly- ur zu nennen: der Kardinal Pietro Bembo, as pedantiſcher Nachahmer Petrarcas, Fran- Maria Molza, Giovanni Guidiccioni, Giov. aſa (zugleich durch ein Werk über den geſelli- mgang: «Il Galateo», bekannt), Annibale deſſen Überſetzung der «Aneis» geſchätzt iſt, o di Coſtanzo (geſt. 1591) und der große Mi- ngelo Buonarrotti (geſt. 1564). Auch einige n erlangten in dieſer Art ziemlichen Ruhm, e Vittoria Colonna (ſ. d.), Veronica Gam- (geſt. 1550) und Gaspara Stampa (geſt. Die berüchtigte Tullia d'Aragona darf eben- icht unerwähnt bleiben.

Roman iſt bei den Italienern bis auf die Zeit durch die Novelle und das romantiſche erſetzt worden. Das 16. Jahrh. zählt eine Menge Novellendichter, wovon indes keiner riſche und Anmut Boccaccios erreicht hat. rühmteſten ſind Matteo Bandello, deſſen No- , 214 an der Zahl, meiſt wirkliche Begeben- enthalten und nachläſſig in der Sprache, auch nicht ohne Anmut geſchrieben ſind. Schmutzig und lüſtern ſind die Novellen des Mönchs Angelo Firenzuola (geſt. 1548), wie auch deſſen Überſetzung des «Goldenen Eſels» des Apulejus, und nicht viel beſſer die vortrefflich geſchriebenen «Cene» des ſchon erwähnten Lasca. Intereſſanter ſind die «Diporti» von Girolamo Parabosco und die «Ecatommiti» des Giraldi; unbedeutend, doch auch weniger frech, die «Sei giornate» des Sebaſtiano Erizzo. Außer dieſen größern Sammlungen hat man noch einzelne, zum Teil vortreffliche Novellen, wie von Machiavelli, von Giov. Brevio und Luigi da Porta. Ernſtere Gegenſtände liebte man, nach dem Vorbilde der Alten, in dialogiſcher Form zu behandeln. Derart ſind die «Asolani» des Bembo, viele, freilich etwas weitſchichtige Dialogen des T. Taſſo, die Dialogen des Sperone Speroni, die des Lodovico Dolce, des Muzio und vieler andern. Höchſt geiſtreich in dieſer Art ſchrieb Giambattiſta Gelli aus Florenz, deſſen «Circe» und vorzüglich deſſen oft von der Inquiſition verbotene «Capricci del bottajo» als Muſter gelten. Berühmt zu ſeiner Zeit war der «Cortigiano» des Grafen Caſtiglione (geſt. 1529), worin derſelbe das Bild eines vollkommenen Hofmanns aufſtellt.

Kein anderes Volk hat im 16. Jahrh. eine ſo große Anzahl polit. Schriftſteller und Geſchichtſchreiber aufzuweiſen als die Italiener. Zu den eigentlich polit. Schriftſtellern und Staatsmännern gehört vor allen Niccolò Machiavelli. Als großer, tiefblickender Staatsmann zeigt er ſich in den «Discorsi sopra la prima decade di T. Livio», in den Büchern «Dell' arte della guerra», vorzüglich in dem «Principe». Auch ſeine «Istorie fiorentine» ſind ein Meiſterwerk. Dieſen Werken nicht gleich, aber doch achtungswert ſind die «Discorsi sopra C. Tacito» von Scipione Ammirato (geſt. 1601), ſowie deſſen Geſchichte von Florenz; die «Discorsi politici» von Paolo Paruta und das weniger bekannte «Della ragione di stato e relazioni universali» von Giov. Bottero (geſt. 1617). Die allgemeine Geſchichte ihrer Zeit haben lateiniſch geſchrieben Paolo Giovio (geſt. 1552), Bern. Rucellai, Galeazzo Capra und Giorgio Florio; italieniſch aber der berühmte, wenn auch nicht ſehr zuverläſſige Francesco Guicciardini, Pier Francesco Giambullari, Giambattiſta Adriani und Patrizio de' Roſſi. An Spezialgeſchichten einzelner Städte und Zeiträume iſt vorzüglich Florenz ſehr reich, und beſonders iſt es der Untergang der Freiheit im Anfang des 16. Jahrh., welcher viele, zum Teil ſelbſt dabei beteiligte Männer beſchäftigt hat. Die vorzüglichſten ſind: Jacopo Nardi (geſt. 1555), Filippo Neri, Giov. Cavalcanti (geſt. 1556), Benedetto Varchi (geſt. 1565), Bernardo Segni (geſt. 1558), Gino Capponi und deſſen Sohn Neri Capponi. Die Geſchichte Venedigs ſtellte zuerſt in einem größern Werke dar der Kardinal Pietro Bembo; er ſowie Paolo Paruta arbeiteten im Auftrage der Republik. Genua hatte an Jacopo Bonfadio und Uberto Foglietta, Ferrara an Giraldi Cinzio und Giambattiſta Pigna ausgezeichnete Geſchichtſchreiber. Für Neapel iſt nur die wenig zuverläſſige Arbeit des Angelo di Coſtanzo und die ungleich beſſere von Gianantonio Summonte (geſt. 1602) zu nennen. Auch die Geſchichte fremder Länder wurde von Italienern vielfältig bearbeitet, doch meiſt in lat. Sprache. Von italieniſch geſchriebenen Arbeiten dieſer Art ſind zu nennen: «Lo scisma d' Inghilterra» von dem als Sprachpuriſten bekannten

Bernardo Davanzati, und die «Commentarj delle cose d' Europa» von Lodovico Guicciardini. Die Arbeiten der deutschen Reformatoren zwangen die kath. Kirche, auch ihrerseits an die Darstellung der Kirchengeschichte zu gehen, und so entstanden im 16. Jahrh. die «Annales ecclesiastici» des Cäsar Baronius (gest. 1607). Die hohe Blüte der Kunst im 16. Jahrh. gab Veranlassung, sowohl über die Kunstgeschichte als über die Theorie und Praxis der Kunst zu denken und zu schreiben. So entstanden die «Vite de' più eccellenti pittori, scultori ed architetti» von Giorgio Vasari (gest. 1574) und «Il riposo», ein Gespräch über Malerei und Skulptur von Rafaello Borghini. Die Architektur insbesondere fand tüchtige Bearbeiter an Andrea Palladio und Vincenzo Scammozzi. Auch das von ihm selbst geschriebene Leben des abenteuerlichen, aber talentvollen Goldarbeiters Benvenuto Cellini (gest. 1571) und einige von dessen Schriften über Goldschmiedekunst, Skulptur u. s. w. sind nicht ohne Wert. Die Litteraturgeschichte, ein Glanzpunkt Italiens, begann erst im 16. Jahrh. mit den wenig bedeutenden Werken von Giammaria Barbieri und Francesco Doni. Auch die Philosophie, bisher fast nur im Dienste der Kirche, äußerte jetzt zum ersten mal ein selbständiges Leben. Doch sind die Werke des Girolamo Cardano, Giordano Bruno und Giulio Cesare Vanini meist lateinisch geschrieben.

Vierte Periode. Das 17. Jahrh., il seicento, bezeichnet den durch die kirchliche Reaktion, besonders durch den Jesuitismus herbeigeführten Verfall der klassischen Studien und der Poesie; sein verderblicher Einfluß verbreitete sich auch über den größten Teil des 18. Jahrh., in dessen zweiter Hälfte sich erst ein neuer Umschwung in der Entwickelung der nationalen Litteratur der Italiener vorbereitete. Doch erwachten trotz aller Hindernisse, welche kirchliche Verfolgung in den Weg legte, die Naturwissenschaften und wiesen bereits im Anfange dieses Zeitabschnitts eine Reihe bedeutender Vertreter auf. Gelehrte Vereine bildeten sich, wie die Lincei zu Rom schon 1605, welche zwar mehr als einmal wieder eingingen, endlich aber neuerdings durch Pius IX. wieder ins Leben gerufen wurden. Noch bedeutender trat die Accademia del Cimento in Rom auf, freilich um nach kurzer Blüte wieder zu verstummen. Unter den Männern, die sich um die Astronomie und die Naturwissenschaften überhaupt unsterbliche Verdienste erwarben, nimmt den ersten Platz Galileo Galilei ein. Neben ihm stehen seine Schüler Vincenzo Viviani und Evangelista Torricelli, di Cassini, Vater, Sohn und Enkel; die Astronomen Giambattista Riccioli und Francesco Grimaldi; die Naturforscher Marcello Malpighi, Lorenzo Bellini und vor allen der Arzt und Dichter Francesco Redi aus Arezzo (gest. 1698), Hauptverfasser des berühmten Dithyrambus «Baco in Toscana». Auch die philos. Wissenschaften haben eine Zahl ausgezeichneter Männer aufzuweisen, z. B. den unglücklichen Tommaso Campanella (gest. 1659), welcher interessante «Poesie filosofiche» hinterließ. Der neuern Zeit näher steht Giambattista Vico (gest. 1744), dessen «Principj di scienza nuova» Epoche machten. Die Geschichte fand zwar trotz der Ungunst der Zeiten viele Bearbeiter, aber darunter nur wenige, welche Selbsterlebtes schilderten. Zu diesen kann man noch rechnen Arrigo Caterino Davila (ermordet 1631), welcher «Delle guerre civili di Francia» schrieb. Ebenso verfaßte Guido Bentivoglio (gest. 1644) die «Storia delle guerre di Fiandra», so treu, als sein Standpunkt es erlaubte. Die übrigen Geschichtswerke dieses Zeitraums sind ohne Ausnahme nur die frucht gelehrter Forschung und Sammlerfleißes. Dahin gehören die lat. Schriften des Jesuiten Famian Strada (gest. 1649), die Geschichte Neapels von Francesco Capecelatro (gest. 1670), Venedigs von Battista Nani (gest. 1678), die Geschichte seiner Zeit von Pietro Giov. Capriata und Gemar und die zahlreichen, aber ungründlichen Arbeiten des Gregorio Leti. Unter den spätern Geschichtsschreibern verdient Erwähnung Pietro Giannone (gest. 1748), dessen großes Werk die «Storia civile del regno di Napoli» ist. Als bedeutende Sammler treten in diesem Zeitraume hervor: Lodovico Ant. Muratori (gest. 1750), dessen zahlreiche Werke größtenteils lateinisch geschrieben sind, und der Marchese Scipione Maffei (gest. 1755). Auf dem Gebiet der Kirchengeschichte ist ein höchst ausgezeichnetes Werk zu nennen, die «Geschichte des Tridentinischen Konzils» von dem Venetianer Fra Paolo Sarpi (gest. 1623). Die Kunstgeschichte wurde sowohl in zusammenhängender Darstellung als in einzelnen Untersuchungen vielfältig bearbeitet. So sind von ältern zu erwähnen: Filippo Baldinucci (gest. 1696), der den Vasari zu vervollständigen und zu berichtigen suchte, Carlo Dati (gest. 1675) und die Lebensbeschreibungen vieler Künstler von Giovanni Baglione. Am eifrigsten erwiesen sich die Italiener in der Bearbeitung ihrer eigenen Litteraturgeschichte, für welche in diesem Zeitraume, außer den ältern Rossi und Cinelli (gest. 1706), Fontanini, Gimma, Crescimbeni, Quadrio, Mazzuchelli (gest. 1768), vor allen Tiraboschi thätig waren.

Am deutlichsten zeigt sich der Verfall der ital. Nationallitteratur bei den Dichtern dieser Periode. Der verdorbene Geschmack, welchem bereits Guarini in seinem «Pastor fido», der dem ganzen 17. Jahrh. als eins der größten Meisterwerke der Dichtkunst galt, gehuldigt hatte, gelangte jetzt durch Giambattista Marini (gest. 1625) zu völliger Entwickelung und mustergültiger Herrschaft. Derselbe steht an der Spitze aller ital. Dichter des 17. Jahrh. Obgleich mit ihren Mängeln behaftet, erhebt er sich doch durch Phantasie und melodische Fülle des Ausdrucks hoch über den bei weitem größten Teil der andern und drückt der ganzen poetischen Litteratur der Folgezeit ihren eigentümlichen Charakter auf. Seine beiden tonangebenden Hauptwerke sind «La strage degli innocenti» und «Adone», ersteres christl.-kath. Natur, letzteres antik-mytholog. Inhalts. Besonders die letztere halb epische, halb idyllische Dichtung mit ihren Schlüpfrigkeiten, Wortspielen, Antithesen, Metaphern und Gleichnissen wurde das Vorbild einer großen Anzahl tändelnder und schwülstiger Nachahmer (Marinisten), unter denen Claudio Achillini und Girolamo Preti das Äußerste von Unsinn und Geschmacklosigkeit erreichten. Auch als Lyriker übte Marini, obgleich er selbst besonders im Sonett noch immer für seine Zeit Vorzügliches leistete, einen sehr nachteiligen Einfluß, insofern er der erste ital. Dichter von Talent und Ruf war, der die reine, läßliche Gelegenheitspoesie pflegte und die Spielarten derselben, das Lob-, Hochzeits- und Leichengedicht (Panegirici, Lodi, Epitalamj und Lagrime) als gleichberechtigt mit der freien Kunstschöpfung im Reiche der Dichtkunst einbürgerte. Die Kriechern

seiner Lobgedichte, die Frivolität seiner Lodi wurde von seinen Schülern nur noch überboten. Während die Werke der Marinisten längst verschollen, haben die einiger anderer Dichter dieser Periode, die sich entweder ganz oder wenigstens teilweise von dem Marinismus fern hielten, ihren Ruf bis auf die Gegenwart bewahrt. Dahin gehört vor allem das komische Heldengedicht «La secchia rapita» von Alessandro Tassoni (gest. 1635), unstreitig das bedeutendste ital. Dichtwerk des ganzen Jahrhunderts. Unter den zahlreichen komischen und parodierenden Heldengedichten, welche jene Zeit hervorbrachte, verdienen nur noch «Lo scherno degli Dei» von Francesco Bracciolini (gest. 1645) und «Il malmantile racquistato» von Lorenzo Lippi (gest. 1664) Erwähnung. Auf dem Gebiete der Satire zeichneten sich außer Trajano Boccalini (gest. 1613) nur zwei Dichter aus: der Landschaftsmaler Salvatore Rosa (gest. 1673), dessen streng moralische Satiren, wie es scheint, aus Improvisationen hervorgegangen waren, und Benedetto Menzini (gest. 1708) aus Florenz, der sich auch als Lyriker und Didaktiker versuchte. Die meisten Lyriker des 17. Jahrh. waren nur Gelegenheitsdichter. Doch schlugen einzelne mehr oder minder selbständige Pfade ein. Dahin gehört vor allen Gabriello Chiabrera aus Savona (gest. 1637), der sich in allen Gattungen der Poesie versuchte, aber in der Lyrik sich von der Nachahmung Petrarcas, des bisher fast ausschließlichen Vorbildes dieser Gattung von Poesie, lossagte und vorzugsweise Pindar und Anakreon, jenen für seine heroischen Canzonen, diesen für seine Liederlieder, in freier Nachahmung und eigene neue Formen schaffend, zum Muster nahm. Während er die Weichlichkeit seiner marinistischen Zeitgenossen vermeidet, verfällt er indes in Schwulst und hochtrabendes Pathos. Seine Schüler, die Pindaristen, erhoben sich nicht über die Nachahmung des Meisters, bildeten aber doch immer eine Art von Gegengewicht gegen den Marinismus. Neben Chiabrera schlug unter den Lyrikern von Bedeutung noch Fulvio Testi aus Modena (gest. 1646), der das Vorbild zu seinen Canzonen in Horaz fand, einen selbständigen Weg ein.

Eine lebendigere Bewegung zeigte sich in der Lyrik im letzten Viertel des Jahrhunderts, als der Marinismus hinzusterben begann. Die Bewegung knüpft sich vorzugsweise an die Namen Francesco Fedi aus Arezzo (gest. 1698), den berühmten Naturforscher und Sprachkenner, Francesco Filicaja aus Florenz (gest. 1707) und Alessandro Guidi aus Pavia (gest. 1712), von denen die beiden ersten den Blick wieder auf die klassische Vergangenheit der ital. Lyrik zurückwandten, während Guidi das Streben Chiabreras, seiner Nation einen Pindar zu schaffen, von neuem aufnahm. So wurde eine neue Geschmacksrichtung vorbereitet, welche von Rom, das insbesondere durch die Königin Christine von Schweden zu einem Mittelpunkt der litterarisch-poetischen Thätigkeit erhoben worden war, sich rasch über ganz Italien verbreitete und ebenso, wie bisher der Marinismus, ihren Einfluß auch auf Frankreich und Deutschland erstreckte. Getragen wurde dieselbe durch die 1690 von Crescimbeni und Gravina gestiftete Akademie der Arcadia, welche, im Gegensatze zu dem ausgearteten Marinismus und dem hohlen, pathetischen Pindarismus, eine natürlichere Richtung anstrebte, aber nur eine neue Modepoesie in idyllischem Gewande schuf, die sechs Jahrzehnte hindurch, mit Ausnahme des Dramas, die belletristische Litteratur beherrschte. Die Arcadier stellten auch eine Theorie des Geschmacks auf, und zwar verfaßte Menzini eine Poetik, während Muratori die Grundzüge der Ästhetik aufstellte. Die ersten Dichter dieser neuen Richtung neigen noch vielfach zum Marinismus oder Pindarismus hin. In ihrer ganzen Eigentümlichkeit zeigt sie sich zuerst bei dem talentvollen Innocenzo Frugoni aus Genua (gest. 1768). Die namhaftesten unter den Arcadiern sind Eustachio Manfredi (gest. 1738), der die petrarkische Canzone in voller Reinheit wiederherstellte, Giambattista Zappi (gest. 1719), der im Sonett Vorzügliches leistete, und Francesco Lemene aus Lodi (gest. 1704), der besonders das Madrigal, nach dem Vorbilde des Tasso, pflegte. Ein eigentümliches Streben als Lyriker zeigte gegen Ende des Zeitraums der Römer Paolo Rolli (gest. 1767), welcher die Italiener nicht nur mit der Litteratur der Engländer (Milton) bekannt machte, sondern auch Horaz, die röm. Elegiker und Anakreon nicht ohne Grazie nachahmte.

Bei der Vorherrschaft, welche in dieser ganzen Periode die Lyrik behauptete, traten die übrigen Gattungen der Poesie in den Hintergrund. Auf epischem Gebiet ist, außer den bereits erwähnten komischen Heldengedichten, der «Ricciardetto» des Nicolo Forteguerri das Interessanteste. Fast nur dem Litterarhistoriker noch bekannt sind der «Mondo nuovo» von Tommaso Stigliani und der «Mondo creato» von Gasparo Murtola aus dem Anfange des 17. Jahrh. Bedeutender ist «Il conquisto di Granata» von Girolamo Graziani (gest. 1675). Viel schwächer sind «Boemondo» von Semproni und das «Imperio vendicato» von Ant. Carraccio. Manches Eigentümliche zeigen der «Adamo» von Tommaso Campailla und die «Visioni sacre e morali» von Alfonso Varano (gest. 1788). Die Novelle, früher eine so beliebte Dichtgattung der Italiener, tritt im 17. Jahrh. ganz in den Hintergrund. Bei dem immer steigenden Interesse an der Oper konnte das Drama zu keiner Bedeutung gelangen. Zur Zeit der Herrschaft des Marinismus wurde die komische und tragische Bühne vorzugsweise von geschmacklosen Nachahmungen und Übersetzungen span. Stücke eingenommen. Ganz vergessen sind die Tragödien des Giovanni Delfino und des Antonio Carraccio, und erst gegen das Ende des Jahrhunderts und später, wo man mit dem franz. Theater bekannt wurde, versuchten es einige, in dieser Art zu dichten. Der Berühmteste zu seiner Zeit war Pier Jacopo Martelli (gest. 1727), welcher sich sogar eines dem franz. Alexandriner nachgebildeten und nach ihm martellianisch genannten Verses bediente, der indes bald, wenigstens im Tragischen, gänzlich aufgegeben wurde. Rühmliche Erwähnung verdient dagegen die «Merope» des Scipione Maffei. Neben diesem Stück sind nur noch die Tragödien des Mathematikers Antonio Conti (gest. 1749) zu nennen, während die Werke des Pietro Chiari längst der Vergessenheit anheimgefallen sind. Dagegen ergötzte die Commedia dell' arte noch immer das Volk, und Flaminio Scala (gest. 1620) und Tiberio Fiorillo (gest. 1694), zu denen man noch den Maler Salvator Rosa zählen kann, erwarben sich großen Beifall. Mehrere talentvolle Dichter, wie Giambattista della Porta, der Herzog von Sermoneta, Filippo Gaetano,

Scipione Errico u.a., arbeiteten vorzüglich in Neapel mit Glück für das Theater. Girolamo Giglio (gest. 1722) kopierte jedoch nur Racine und Molière. Die Oper erhielt ihre dramatische Ausbildung am Ende des 17. Jahrh. durch Apostolo Zeno (gest. 1750), der auch Oratorien dichtete, und durch den musikalischen Lyriker Pietro Trepassi, genannt Metastasio (gest. 1782).

Fünfte Periode. Bereits um die Mitte des 18. Jahrh. begann sich eine vollständige Umwälzung für die nationale Litteratur der Italiener einzuleiten, die von einem Aufschwung des öffentlichen Lebens ebensowohl vorbereitet als begleitet war. Das Studium des klassischen Altertums wurde zu neuem Leben erweckt, und die Verehrung und Nacheiferung Dantes drängte die Vorliebe für Petrarca zurück. Außerdem begannen auch die engl. und deutsche Litteratur ihren Einfluß zu üben. Dazu trat noch der sich entwickelnde Journalismus als mächtiges Förderungsmittel der Produktion. Der bedeutendste Name im Anfange dieser Bewegung ist Gasparo Gozzi (gest. 1786), der sowohl durch eigene Schöpfungen in Prosa und Poesie wie auch als Journalist und Kritiker dort neue Bahnen brach, hier als Vorbild wirkte. Bereits 1758 verteidigte er mit glänzendem Erfolge Dante gegen die Angriffe des Arcadiers Saverio Bettinelli und brachte der herrschenden Geschmacksrichtung eine entscheidende Niederlage bei. Von England her empfing er die Anregung zu seinem Wochenblatt «Osservatore periodico» (1761). In seinen eigenen Dichtungen bekundet er, im Gegensatz zu seinen Vorgängern, einen ihm eigentümlichen sittlichen Adel. Neben Gozzi wirkte nicht minder erfolgreich Giuseppe Baretti (gest. 1789) durch seine Zeitschrift «Frusta letteraria» (seit 1763), in der er den verkehrten Zeitgeschmack angriff. Um dieselbe Zeit (1763) erschien die Übersetzung des Ossian von Melchiore Cesarotti (gest. 1808) und die Dichtung «Il Giorno» von Giuseppe Parini (gest. 1799), welche Werke eine weitgreifende Wirkung übten. Während Ossian der Phantasie des Italieners eine neue ideale, den ursprünglichen Adel der Menschennatur in ungeschwächter Kraft offenbarende Welt eröffnete, führte Parini mit dem genannten Werke die Dichtung zur Natur zurück. Mit den Oden Parinis beginnt eine neue Aera für die Lyrik, welche jedoch jetzt in demselben Maße, als der arcadische Geschmack die Herrschaft verlor, in eine bescheidenere Stellung zurücktrat. Dagegen wurde die didaktisch-satirische und didaktisch-epische Dichtung nach dem Vorgange der «Sermoni» Gozzis und des «Giorno» Parinis in mancherlei Formen kultiviert. Auch der «Cicerone» des Gian Carlo Passeroni entsprang aus demselben Streben nach sittlicher Kräftigung der Nation. Aurelio Bertola (gest. 1798), der Geßners Idyllen jenseit der Alpen einführte und auch sonst in umfassenderer Art, als bisher geschehen, die deutsche Litteratur in Italien bekannt machte, zeichnete sich als Fabeldichter aus. Von eigentlichen Lehrgedichten sind außer der «Riseide» des Giambattista Spolverini (gest. 1762) noch hervorzuheben: «Stato rustico» von Vincenzo Imperiali und die «Coltivazione de' monti» von Bartol. Lorenzo (gest. 1822), denen später noch die «Bachi di seta» von Betti und die didaktischen Poesien Aricis (gest. 1836) folgten.

Der Umschwung der nationalen Litteratur wurde jedoch erst durch das neue Aufblühen des Dramas, insbesondere der Tragödie, vollendet. Seit den letzten Jahrzehnten des 17. Jahrh. war die Bühne, ebenso wie die Sitten der höhern Gesellschaft und die ital. Sprache, ganz dem franz. Einflusse verfallen. Reformator der komischen Bühne wurde Carlo Goldoni, der zwar nicht das Ideal eines Lustspieldichters erreichte, dessen Stücke jedoch ein durchaus nationales Gepräge tragen. Von seinen Gegnern beherrschte Carlo Gozzi mit seinen Märchenspielen eine Zeit lang die ital. Bühne. Schöpfer der nationalen ital. Tragödie wurde Vittorio Alfieri, nächst Parini der bedeutendste Dichter jener Zeit. Alfieri, von hoher Vaterlandsliebe und Begeisterung für die untergegangene Größe seines Volks erfüllt, wußte in dem Grade das Interesse der Nation für die Tragödie zu erwecken, daß dieselbe seitdem in der ital. Litteratur eine hervorragende Dichtart geblieben ist. Der talentvollste Nachfolger Parinis und Alfieris war Vincenzo Monti (gest. 1828), in welchem jene Verehrung Dantes, die zur Neugestaltung der ital. Poesie so wesentlich mitgewirkt, die bedeutendsten Früchte trug. Zugleich Dramatiker und sinnvoller Lyriker, beherrschte er die poetische Litteratur während der Zeiten der Revolution und des ersten franz. Kaiserreichs. Neben ihm wirkten noch drei bedeutende Dichter: Ippolito Pindemonte (gest. 1828), Giov. Fantoni, genannt Labindo (gest. 1807), und Ugo Foscolo (gest. 1827), die sich sämtlich als Lyriker besondern Ruhm erwarben. Der einflußreichste unter denselben war unstreitig Foscolo, unter dessen lyrischen Poesien «I sepolcri» allgemeine Bewunderung erregten. Das meiste Aufsehen unter seinen Werken machten jedoch die «Ultime lettere di Jacopo Ortis» (1802), ein in der Komposition zwar Goethes «Werther» nachgebildeter, in der Ausführung aber durchaus origineller Roman.

Die geistige Wechselwirkung der Völker, welche zugleich mit der Wiedergeburt des Nationalbewußtseins überall im Gefolge der Napoleonischen Herrschaft auftritt, machte sich alsbald auch in Italien geltend. Es bildete sich ein Kreis jüngerer Dichter, welche, nach Vorgang der deutschen und engl. Romantiker, in das Mittelalter zurückgriffen, dessen litterarische und künstlerische Schätze mit Eifer an das Licht gezogen und bewundert wurden. Es begann bereits im zweiten Jahrzehnt auch in Italien der Kampf zwischen Klassizismus und Romantizismus, welcher im Laufe der Zeit zu Gunsten der Prinzipien des letztern ausschlug. Das künstlerisch Bedeutendste hat diese neue Schule auf dem Gebiete der Tragödie geleistet. In der lyrischen und epischen Poesie und in den Mischformen beider, die man nach deutschen und engl. Vorbildern behandelte (Romanze, Ballade, lyrisch-epische Erzählung), zeigt sich zwar der Romantizismus am getreuesten und eigentümlichsten, aber seine Schöpfungen auf diesen Gebieten haben mit wenigen Ausnahmen nur geringen Kunstwert. Dagegen wurde die ital. Litteratur durch die Romantiker mit einer ganz neuen Litteraturgattung, dem vaterländischen geschichtlichen Roman, bereichert. Das Vorbild für diesen wurden die berühmten «Promessi sposi» (1827) des Alessandro Manzoni, des Hauptes der neuen Schule, der sich auch als Lyriker ausgezeichnet und im dramatischen Fach durch seine beiden wahrhaft histor. Tragödien «Il conte di Carmagnola» und «Adelchi» eine neue Bahn gebrochen hat. Etwas später trat der Graf Giacomo

Leopardi auf, welcher zwar aus der romantischen Schule hervorging, aber sich doch in seinen «Canti» als ein klassischer Dichter im wahren Sinne des Wortes bewährt. Manzoni und Leopardi sind die Ausgangspunkte für die meisten Dichter der jüngsten Litteraturepoche geworden. Zunächst an Leopardi schließen sich an Marchetti, Alessandro Poerio, Terenzio Mamiani, die Dichterin Ferrucci; mehr der Richtung Manzonis folgen Giovanni Berchet, Tommaso Grossi, Niccolo Tommaseo, Prati, Torti, Sestini u. a. Eine jüngere Dichtergruppe, keiner jener beiden Richtungen ausschließlich huldigend, hat sich in Oberitalien durch Aleardo Aleardi, Giulio Carcano, Scolari, Bellini, in Mittelitalien durch Carducci gebildet. Die neue Dichterschule, die zu Rom in jüngster Zeit um den Fürsten Torlonia entstand, knüpft an Leopardi an, folgt aber auch vielfach deutschen und engl. Vorbildern. Andere beliebte Lyriker der neuern Zeit sind Romani, Carrer, Arici, Dall'Ongaro, Rossetti, Bazzoni, Imbriani, Prati, Parzanese, Guadagnoli u. s. w. Die polit. und satirischen Poesien Giuseppe Giustis (gest. 1850), unstreitig des genialsten ital. Dichters der neuesten Zeit, übten auf den Geist und die polit. Bestrebungen der ital. Nation den größten Einfluß aus.

Das dramatische Fach im besondern anlangend, so sind in der Tragödie als die bedeutendsten Nachfolger Manzonis besonders hervorzuheben Giovanni Battista Niccolini (gest. 1861), für dessen vorzüglichstes Stück «Arnaldo da Brescia» gilt, und Silvio Pellico (gest. 1854), unter dessen Tragödien «Francesca da Rimini» den meisten Beifall fand. Andere Tragödienbichter sind Carlo Marenco, De Cristoforis, Rossini, Ventignano, Campagna u. s. w. Daneben wurde mit Erfolg auch das eigentliche Drama von Giacinto Battaglia, Giacometti, Gualtieri, Fortis, Balbo, De Virgilii angebaut. Besonders seit etwa 1850 entwickelte sich auf der ital. Bühne ein regeres Leben, indem teils engl. und deutsche Stücke mehr und mehr Eingang fanden, teils ausgesetzte Preise und andere Maßnahmen jüngere Talente zu dramatischen Versuchen anregten. Namentlich fanden die Stücke von Giuf. Revere und Dall'Ongaro, in Neapel die von Tommaso Arabia großen Beifall. Als Dichter von Operntexten trug Felice Romani viel zu den Erfolgen bei, welche die Komponisten Bellini und Donizetti mit ihren Werken errangen. Neben Romani verdienen Pepoli, Cammarano und Ferretti genannt zu werden. Der berühmteste Lustspieldichter der neuern Zeit ist Alberto Nota (gest. 1847), neben welchem nur noch Gherardi del Testa, Paolo Ferrari, Giancarlo Cosenza, Paolo Giacometti, ferner Bon und Zambri zu nennen sind. Den vaterländischen histor. Roman nach Vorgang Manzonis pflegten Massimo d'Azeglio, Cesare Cantù, Tommaso Grossi, Guerrazzi, Bazzoni, Rosini, Varese, Carcano, Bresciani, Vittorio Versezio, Corelli, Ranieri, Tommaseo, Fanfani, Tigri, Barrili, Castelnuovo, Farina u. s. w. Als Vertreter der sonst so beliebten Novelle sind neben Cesare Balbo noch Pietro Thouar, Giulio Carcano, Tullio Dandolo, Dall'Ongaro, Versezio, Ghislanzoni und Verga hervorzuheben. Auch lieferten mehrere Frauen anmutige Novellen. Die sentimentale Erzählung hat in De Amicis ihren besten Vertreter gefunden.

Die wissenschaftliche Geschichtschreibung begann zwar seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. ebenfalls ihre Entwickelung, wurde aber durch das Mißtrauen des weltlichen und geistlichen Absolutismus sehr gehindert. Zur Blüte gelangte sie erst seit dem polit. Umschwunge, der zunächst in Piemont und dann in den Geschicken der ganzen Halbinsel eintrat. Namentlich war es die Geschichte des Vaterlandes, die von vielen Italienern ebenso gründlich als geistvoll, wenn auch öfters unter dem Einflusse bestimmter polit. oder kirchlicher Tendenzen bearbeitet wurde. In frühere Zeit gehören, außer den Arbeiten Deninas (gest. 1813), besonders die geschichtlichen Werke von Carlo Botta (gest. 1837) und die neuere Geschichte Neapels von Pietro Colletta (gest. 1831). Die erste allgemeine Weltgeschichte erhielten die Italiener durch Cesare Cantù. Die Geschichte Italiens im allgemeinen wurde meist mit Rücksicht auf die Einheitsidee bearbeitet, wie von Zeni, Cesare Balbo, Borghi, Cantù, La Farina u. a. Muratoris «Annalen» fanden ihren Fortsetzer in Coppi. Vorzügliche Arbeiten über die früheste Geschichte der Halbinsel lieferten Micali, Garzetti, Mazzoldi, Vannucci, Ranieri, über das Mittelalter Troya, Baudi di Vesme, Michele Amari, Tosti, Giuseppe de Cesare und viele andere. Die Geschichte der neuen und neuesten Zeit behandelten Farini, Gualterio, La Farina, Ranalli, Anelli, Montanelli, Carutti, Pepe, Bianchi u. s. w. In der kriegsgeschichtlichen Litteratur nehmen die Werke von Ercole Ricotti und Mariano d'Ayala eine hervorragende Stellung ein. Unter den zahlreichen Arbeiten über die Geschichte einzelner Staaten, Landschaften und Städte sind von anerkanntem Werte die neuern Geschichtswerke über Sicilien von Amari, Palmieri, Alessi, über Venedig von Romanin, über Piemont und Zubehör von Cibrario, Sclopis, Gallenga, Nicomede Bianchi, über Genua von Canale, Serra, Varese, über die Lombardei von Cesare Cantù, über Lucca von Mazzarosa, über Florenz von Gino Capponi, über Pavia von Carlo Magenta und viele andere. Kirchengeschichtliche Arbeiten schrieben Salzano, Tosti, Capecelatro, Bianchi Giovini, Anelli. Die Geschichte der nationalen Kunst schrieben, außer Lanzi, besonders Rosini, Cicognara, Ranalli, Marchese, Guasti, Selvatico; die der Litteratur Corniani, Ugoni, Massei, Cimorelli, Emiliani-Giudici, Ceresetо, Ambrosoli, Sanfilippo, Cantù, Settembrini, De Sanctis, Bartoli, Finzi u. s. w. Als Organ für die histor. Forschung wurde 1842 zu Florenz das «Archivio storico italiano» von Vieusseux begründet; auch traten seitdem histor. Kommissionen und Vereine zu Turin, Parma, Bologna, Modena, Florenz, Genua und anderwärts zusammen. Unter den histor.-polit. Schriften haben besonders die von Massimo d'Azeglio, Balbo, Gioberti und Mazzini einen mächtigen Einfluß auf die öffentliche Meinung und die Gestaltung der Dinge geübt. Auf rechtsphilos. Gebiete erlangten die Werke von Filangieri (gest. 1788) über die Gesetzgebung und von Beccaria (gest. 1793) über Verbrechen und Strafen nachhaltige Bedeutung. In den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts war die Philosophie besonders durch Romagnosi vertreten. In enger Verbindung mit den polit. und kirchlichen Idealen, welche die verschiedenen Parteien zu verwirklichen strebten, standen die philos. Systeme und Arbeiten von Galuppi, Rosmini, Gioberti, Mancino, Mamiani, Ferrari u. a. In jüngster Zeit wandte man sich mit Vorliebe und großem Erfolge dem Studium

der neuern deutschen Systeme, insbesondere der Hegelschen Philosophie zu. Vgl. Mariano, «La philosophie contemporaine en Italie» (Par. 1868); Ferri, «Essai sur l'histoire de la philosophie en Italie au 19e siècle» (2 Bde., Par. 1869). Auch auf den übrigen Gebieten der Wissenschaft, wie namentlich der Mathematik, Astronomie und Physik, der Anatomie und Physiologie, der Naturgeschichte, der Bauwissenschaft, ferner der Jurisprudenz, Nationalökonomie und Pädagogik, ist Italien, seit sich der Staat mehr von dem kirchlichen Einflusse emancipierte, rasch vorwärts geschritten. Auf die Wiederbelebung der Altertums- und Sprachstudien sind neuerdings die Arbeiten der Deutschen von nicht geringer Einwirkung gewesen. Unter den klassischen Philologen haben sich Facciolati, Forcellini, Fea, Angelo Mai, Vallauri, Grosso, unter den Archäologen Inghirami, Borghesi, Avellino, Minervini, Cavedoni, Spano, Graf Rossi (altchristl. Kunst), als Ägyptologen Rosellini und Peyron, als Orientalisten Castiglioni und Amari einen europ. Ruf erworben. Das Studium des Sanskrit wurde in Italien durch Gorresio und Flecchia begründet. Ausgezeichnete Linguisten sind Biondelli und Ascoli. Um die eigene Sprache haben sich Cesari, Giordani, Parenti, Monti, Perticari, Gherardini, Nannucci, Tommaseo, Puoti, Carena, Fanfani verdient gemacht. Neuerdings wandten sich mehrere jüngere Kräfte, wie D'Ancona, Teza, Zambrini, Rejna, D'Ovidio, Renier, Graf, Caix u. a. der wissenschaftlichen Bearbeitung der ältern ital. Sprachdenkmäler, andere der Sammlung von Volksliedern, Sagen u. s. w., sowie der Dialektforschung zu.

Von den Arbeiten über ital. Litteraturgeschichte sind, außer den zahlreichen Schriften über die Geschichte der Litteratur und der Gelehrten einzelner Provinzen und Städte, namentlich folgende hervorzuheben: Crescimbeni, «Storia della volgar poesia» (6 Bde., Rom 1698; Veneb. 1731); Quadrio, «Storia e ragione d'ogni poesia» (7 Bde., Bologna 1739; Mail. 1741—52); Mazzucchelli, «Gli scrittori d'Italia» (Bd. 1—6, Brescia 1753—63), in alphabetischer Ordnung, aber nur die beiden ersten Buchstaben umfassend; Tiraboschi, «Storia della letteratura italiana» (14 Bde., Modena 1772—83; 16 Bde., 1787—94; 12 Bde., Rom 1785; 16 Bde., Mail. 1822—26 u. öfter), an den sich fast alle spätern Arbeiten anlehnen, und der an Lombardi in der «Storia della letteratura italiana nel secolo XVIII» (4 Bde., Modena 1827—30) und Levati in dem «Saggio sulla storia della letteratura italiana ne' primi 25 anni del secolo XIX» (Mail. 1831) Fortsetzer fand; Corniani, «Secoli della letteratura italiana» (9 Bde., Brescia 1818—19; fortgesetzt von Ticozzi, 2 Bde., Mail. 1832—33); Ugoni, «Della letteratura italiana» (3 Bde., Brescia 1820—22 u. öfter); Massei, «Storia della letteratura italiana» (2. Aufl., 4 Bde., Mail. 1834); Emiliani-Giudici, «Storia della letteratura italiana» (2. Aufl., 2 Bde., Flor. 1855); Rovani, «Storia delle lettere e belle arti in Italia» (3 Bde., Mail. 1856—58); Ambrosoli, «Manuale della letteratura italiana» (2. Aufl., 4 Bde., Flor. 1864); Sanfilippo, «Storia della letteratura italiana» (3 Bde., Palermo 1863); Settembrini, «Lezioni di letteratura italiana» (3 Bde., Neap. 1869—72); De Sanctis, «Storia della letteratura italiana» (2 Bde., Neap. 1870—71); am gründlichsten die «Storia letteraria d'Italia scritta da una società di amici sotto la direzione di Pasquale Villari» (5 Bde., Mail. 1870 fg.) und Bartoli, «Storia della letteratura italiana» (Bd. 1—7, Flor. 1878—81; deutsch durch von Reinhardstöttner, Bd. 1, Lpz. 1880); Roux, «Histoire de la littérature contemporaine en Italie» (Par. 1874); L. von Ranke, «Zur Geschichte der ital. Poesie» (Berl. 1837); Ruth, «Geschichte der ital. Poesie» (2 Bde., Lpz. 1844—47); Cereseto, «Storia della poesia in Italia» (3 Bde., Mail. 1857); Ebert, «Handbuch der ital. Nationallitteratur» (Marb. 1863); Wolf, «Die ital. Nationallitteratur» (Berl. 1860); Klein, «Geschichte des ital. Dramas» (4 Bde., Lpz. 1866—69); Koerting, «Geschichte der Litteratur Italiens im Zeitalter der Renaissance» (Bd. 1—3, Lpz. 1878—84). Die besten ital. Zeitschriften, welche ein periodisches Bild der Bewegung auf litterar. Gebiete geben, sind die «Rivista Europea» (Flor.) und «La nuova antologia» (Rom); vorzüglich aber das von Graf, Novati und Renier herausgegebene «Giornale storico della letteratura italiana» (Turin).

Italienische Malerei, s. unter Italienische Kunst.

Italienische Musik. Unter den eigentlich musikalischen Völkern ist das italienische das älteste und zugleich dasjenige, welches uns die Musik des Altertums auf lebendige Weise übermittelt hat. Als die erste folgenreiche Bildung, die der antiken Musik als etwas Neues gegenübertrat, muß die Singschule angesehen werden, in welcher unter Leitung der Bischöfe von Rom die christl. Liturgie eine feste und kunstmäßige musikalische Gestalt erhielt. Diese röm. Sängerschule hatte schon Jahrhunderte bestanden, als Papst Gregor d. Gr. um 600 die kirchlichen Melodien neu ordnete, reinigte, mehrte und in einem Antiphonar sammelte, welches das Grundbuch für das ganze Abendland wurde. Sänger aus der päpstl. Schule gingen in den nächsten Jahrhunderten in die westl. und nördl. Länder, wo der ausgestreute Same bald über Erwarten gedieh. Der Kern der Melodien Gregors d. Gr. hat sich als sog. Gregorianischer Gesang in der Kunst wie in der kirchlichen Liturgie bis auf den heutigen Tag erhalten und muß als unzerstörbar angesehen werden. In diesem Gesange sind den Melodien nach hebräische und der Form nach griech. Elemente enthalten. Der große Tonlehrer Guido von Arezzo im 10. Jahrh. vervollständigte Gregors Werk, indem er Methoden ersann, welche das bisher schwierige musikalische Studium erleichterten.

Bis dahin war Italien der Lehrer und Leiter der gesamten Kunstmusik. Vom 11. Jahrh. an trat es etwas zurück, während in England, Frankreich und Deutschland die Mehrstimmigkeit erfunden und die Instrumentalmusik vervollkommnet wurde. Die ital. Musik bewahrte sich die Reinheit des Kunstgesanges, in welcher sie von jeher alle Nationen übertraf, und pflegte mit Vorliebe die feinern musikalischen Instrumente, erlangte aber erst gegen Ende des 15. Jahrh. wieder eine tonangebende Bedeutung. Um 1500 erfand Petrucci in Venedig den Musikdruck mit beweglichen Typen, wodurch dieser Ort länger als ein Jahrhundert hindurch das Centrum der Musikverbreitung wurde. Die größten Komponisten und Sänger Europas zogen nach Italien, hauptsächlich nach Rom, um in päpstl. Dienste zu kommen, und endlich erstand in Giovanni Palestrina derjenige Meister, in welchem die kirchliche Kunstmusik kulminierte. Seine Kompositionsweise

s «Palestrinalstil» ein ebenso dauerhaftes Ge-
geworden, wie der «Gregorianische Gesang»,
n vollendetste künstlerische Verkörperung in ihm
dt werden muß.
e ital. Musik stand jetzt abermals an der Spitze
Bewegung. Sämtliche Formen der damaligen
unst wurden von ihr teils vollendet, teils neu
assen. Vollendetes lieferte Palestrinas Zeit-
sie Marenzio im Madrigal, und Neues schuf
be Zeit gegen Ende des 16. Jahrh. durch eine
ders von Florenz ausgehende Bewegung,
e die Oper und das Oratorium ins Leben rief.
e folgenreiche Neuerung hat nach und nach die
nte europ. Tonkunst von Grund aus umge-
t; freilich ist es der ital. Musik nicht beschieden
sen, das, was sie hier erfand und zuerst ausbil-
auch bis zur wirklichen Vollendung zu führen.
noch im ganzen 17. Jahrh. herrschte sie im
e der Tonkunst unumschränkt. Monteverde
Cavalli gaben mit ihren Opern Vorbilder für
Länder, und Carissimi führte gleichzeitig das
orium zu einer Höhe, welche keiner seiner Zeit-
sen wetteifernd zu erklimmen wagte und erst
Jahre später von Händel auf einem voll-
nenern Wege wieder erreicht wurde. Neben
ssimi wirkte der große Orgel- und Fugenmeister
cobaldi, welcher für das Spiel seines Instru-
s eine ebenso gesetzgeberische Bedeutung er-
te, wie einige Jahrzehnte später Corelli für das
Violine. Dabei hatte das fast unersättliche Ver-
en nach schönem Gesang selbst eine widernatür-
Befriedigung nicht gescheut, und ital. Castraten
n an allen Höfen, auf allen Operntheatern in
pa zu finden.
s dann gegen Ende des 17. Jahrh. sowohl in
kreich wie in Deutschland und England natio-
Kräfte von außerordentlicher Begabung sich
n, um dem Italienischen das Feld streitig zu
en, war es Al. Scarlatti, welcher der Oper
nachhaltigen Impuls gab und damit die
eriorität der ital. Musik aufs neue herstellte.
Musikschulen, Konservatorien genannt, welche
alien allenthalben errichtet wurden, viel früher
n andern Ländern, bildeten vorzügliche Musiker
lasse aus, besonders Komponisten, Sänger,
misten und Cembalisten (Klavierspieler). Ins-
dere wurde die neapolitanische, durch Scar-
gegründete Schule wichtig, da sie im ganzen
Jahrh. den Ton angab, nicht nur in der Oper,
ern auch in der Kirchen- und Konzertmusik.
allgemein und unbestritten schien damals die
schaft der ital. Musik in Europa anerkannt zu
daß selbst die größten Komponisten der Deut-
(wie Händel, Hasse, Graun, Gluck, Mozart)
Opern italienisch schrieben, eine Verherrlichung
tal. Sprache und Musik, deren sich keine andere
rühmen kann. Die siegreiche Beteiligung
r Ausländer war freilich zugleich ein Beweis
abnehmenden Kraft der geborenen Italiener,
hl letztere sich eine erstaunliche und originale
uktivität bis auf die Gegenwart zu erhalten
en. Die Neapolitaner Pergolese und Piccinni
lteten die neuere Form der komischen Oper
ra buffa), und viele Gleichbegabte neben und
ihnen versorgten die Operntheater und Kirchen-
unabläßig mit neuen Werken.
n 19. Jahrh. sind es besonders zwei Männer,
e die ital. Musik charakterisieren: die erste
e desselben gehörte Rossini, die andere, die Gegenwart, wird von Verdi beherrscht. Weiter als bis auf Rossini reicht das auch nicht zurück, was auf ital. Theatern noch lebendig erhalten ist. Dieses Preisgeben der musikalischen Vergangenheit hat wesentlich zur Verflachung der ital. Musik beigetragen. Dennoch besitzt diese Musik in einer noch immer mustergültigen Gesangskunst, in der energischen Recitation einer schönen Sprache und in einer leichten, mit den einfachsten Mitteln wirksamen Komposition fortwährend so bedeutende Mittel, daß es ihr nicht schwer fallen wird, in der Theater- wie in der Kirchenmusik ihren bisherigen Rang zu behaupten. Nur auf dem Konzertgebiete, d. h. im großen Oratorium und in der selbständigen Instrumentalkunst, ist die ital. Musik zurückgeblieben. Unvollkommene Versuche, das hierin Versäumte nachzuholen, gehören erst der jüngsten Zeit an und haben bisher nur geringen Erfolg gehabt. Es kann nicht nachdrücklich genug gesagt werden, daß die ital. Musik in ihrer eigenen Geschichte das beste Vorbild besitzt, nämlich das 17. Jahrh., in welchem sie in allen drei Hauptgattungen der Musik gleich groß dastand und von allen andern Nationen bewundert und nachgeahmt wurde. (S. Musik.)

Italienische Philosophie. Italien, als das Mutterland der europ. Bildung, hat auch auf den Gang der Philosophie direkt und indirekt die lebhaftesten Einflüsse ausgeübt. Von hier aus verbreiteten sich mit dem Beginn des Mittelalters im Gefolge der kirchlichen Civilisation die Reste der antiken Wissenschaft in Gestalt von Lehrbüchern, Kompilationen und Auszügen über die andern Völker Europas, und auch an den logisch-metaphysischen Untersuchungen des sog. Universalienstreites (s. Scholastik) beteiligte man sich hier um so eifriger, als die kirchliche Macht in Rom diese Gedankenbewegung im Interesse der Glaubenseinheit überwachen zu sollen meinte. Später bildete das sicil. Reich Friedrichs II. eins der hauptsächlichsten Eingangsthore für die arab. Philosophie und das in derselben vorwaltende Studium des Aristoteles, zugleich aber auch für die damit im Zusammenhang stehenden, größtenteils auf den Neuplatonismus zurückweisenden Geheimlehren heterodoxer Mystik. Als dann die Lehre des Aristoteles in die kirchliche Wissenschaft hineingesogen und zur logisch-metaphysischen Form derselben ausgearbeitet wurde, war es ein Italiener, Thomas von Aquino, welcher durch die geschmackvollere und umfassende, das Detail der Einzelwissenschaften durchdringende Ausführung der Gedanken des Deutschen Albert von Bollstädt diesen Prozeß vollendete und damit die christl. Scholastik auf ihren Höhepunkt führte. Sein großartig einheitliches, von der kath. Kirche noch heute für kanonisch erklärtes System fand seine poetische Verklärung in dem größten Werke der ital. Litteratur, in Dantes «Göttlicher Komödie».

Aber schon bei Dante beginnt ein anderes Element wirksam zu werden, durch welches Italien die moderne Geistesbewegung vorbereitete: das Studium des klassischen Altertums. Der Humanismus führte zunächst zu einer Erneuerung des Platonismus, der, hauptsächlich durch Gemistos Plethon, Bessarion und Ficinus vertreten, in der unter Auspizien der Mediceer blühenden Akademie zu Florenz seinen Sitz hatte, meistens aber durch neuplatonisierende Deutungen getrübt wurde. Dieselbe philol.-histor. Richtung brachte auch eine

Erneuerung des reinen Aristotelismus mit sich, in der sich Ermolao Barbaro und Leonicus Thomaeus hervorthaten. Doch trat später, namentlich an der Universität Padua, ein lang sich hinspinnender Kampf zweier entgegengesetzter Auffassungen des Aristoteles zu Tage, von denen die eine — besonders durch Pomponatius (1462—1525) ausgebildet — sich im naturalistischen Sinne an dem spätgriech. Kommentator Alexander von Aphrodisias anschloß (daher Alexandristen), die andere, in Andreas Cäsalpinus (1509—1603) gipfelnd, die mystisch-pantheistische Lehre des Averroës (daher Averroisten) acceptierte. Die Polemik, welche der Humanismus im Interesse des litterarischen Geschmacks gegen die formalistische Sterilität der Scholastik führte, hat in Italien namentlich Laurentius Valla begründet.

Im 16. Jahrh. begann auch in der ital. Wissenschaft das humanistische vor dem naturphilos. Interesse zurückzutreten. Jetzt wies Bernh. Telesio auf den Werth sorgfältiger empirischer Forschung hin und stiftete zur Förderung derselben in seiner Vaterstadt die Cosentinische Akademie der Wissenschaften; jetzt prägte Cardanus die pythagoräische Zahlenmystik in eine mit abergläubischen Elementen vielfach versetzte allgemeine Causalitätslehre um; F. Patrizzi entwarf auf neuplatonischer Grundlage, mit Benutzung der neuen Entdeckungen, sein phantastisches Natursystem. In wahrhaft großartiger Weise aber gestaltete Giordano Bruno (verbrannt 1600) die Kopernikanische Lehre durch metaphysische Begriffe des Spätscholastikers Nikolaus Cusanus zu einem tiefsinnigen und gedankenvollen System aus. Alle diese Bestrebungen klärten sich endlich in Galilei ab, der durch methodische Verwertung des Experiments und der mathem. Deduktion zum Begründer der theoretischen Naturwissenschaft wurde. Gleichzeitig gab Th. Campanella den metaphysischen Untersuchungen eine ausführlich erkenntnistheoretische Grundlage und damit eine subjektivistische Wendung, welche, obwohl in unvollkommener Form, die kritische und idealistische Tendenz der modernen Philosophie einleitete.

So gingen von Italien eine große Menge fruchtbarer Gedanken aus, welche in der europ. Philosophie mächtig weiter wirkten und in den übrigen Kulturvölkern zu ihrer wissenschaftlichen Vollendung geführt wurden; die Italiener selbst aber traten mit dem 17. Jahrh., zumeist infolge der zerrissenen und traurigen Zustände der Nation, aus der schöpferischen Bewegung der Philosophie heraus. Nur auf einem beschränkten Gebiete, demjenigen der Geschichtsphilosophie, gab Italien noch einmal im 18. Jahrh. einen bedeutenden Anstoß durch Vico, welcher zuerst dem abstrakten Standpunkte der Naturbetrachtung die lebendige Versenkung in das Leben der Völker entgegenhielt. Im übrigen zeigte Italien im 17. und 18. Jahrh. nur schwache Nachklänge der Bewegungen, die sich in der engl., franz. und deutschen Philosophie abspielten.

Ähnliches gilt von der ital. Philosophie des 19. Jahrh., welche zwar eine große Lebendigkeit des Interesses und eine umfangreiche Mannigfaltigkeit der Richtungen, aber keine bedeutenden, originellen Leistungen aufweist. Zuerst erwachte das philos. Interesse im Gefolge des polit. Liberalismus und im Anschluß an die franz. Philosophie des 18. Jahrh., wie es Genovesi, Beccaria, Filangieri und Romagnosi beweisen. Später zeigte sich der vereinigte Einfluß von Kant, den Schotten und den franz. Spiritualisten hauptsächlich in den Arbeiten von Galluppi. Auch andere deutsche Philosophen gewannen Einfluß, so namentlich Hegel in Männern wie Vera und Spaventa, und in neuester Zeit vielfach Herbart. Daneben läuft, im Zusammenhange mit polit. Bestrebungen, die Tendenz, auf Grund einer platonisierenden Erkenntnislehre eine den Bedürfnissen des Glaubens entgegenkommende Metaphysik zu gewinnen; diesen «Ontologismus» haben hauptsächlich Rosmini-Serbati, Gioberti und Mamiani ausgebildet. Überhaupt tritt, wie bei allen roman. Völkern, auch bei den Italienern die nahe Beziehung der philos. Theorien zu den Problemen des öffentlichen Lebens hervor. Namentlich ist es der Gegensatz des Klerikalismus, den in Gestalt des Thomismus besonders Liberatore vertritt, und der freisinnigen Kritik, wie sie von Männern wie Ferrari und Franchi geübt wird. Den letztern treten neuerdings die Anhänger des Positivismus (s. d.) zur Seite, unter denen Villari, Ardigo, Turbiglio genannt sein mögen. Den besten Überblick über alle diese sich gegenwärtig bekämpfenden Richtungen gewährt die seit 1870 erscheinende Zeitschrift «La filosofia delle scuole italiane».

Vgl. außer den Werken über die allgemeine Geschichte der Philosophie (am Schluß des Artikels Philosophie) noch: B. Spaventa, «La filosofia italiana dal 16 secolo» (Modena 1860); L. Ferri, «Essai sur l'histoire de la philosophie en Italie au 19e siècle» (Par. 1869); Giovanni, «Storia della filosofia in Sicilia» (2 Bde., Palermo 1873).

Italienische Sprache. Die ital. Sprache ist, wie die übrigen roman. Sprachen, nicht unmittelbar aus dem gebildeten klassischen Latein entstanden, sondern vielmehr aus der in den letzten Jahrhunderten des Römischen Reichs mehr und mehr herabgekommenen Sprache des gemeinen Volks, der Lingua Romana rustica. Unter dem zersetzenden Einfluß der Sprachen der german. Eroberer, welchen noch eine Anzahl aus denselben entlehnter Wörter bekunden, bildete sich jene lat. Volkssprache während der ersten Jahrhunderte des Mittelalters langsam und allmählich zu dem Italienischen um, welches noch lange den Namen Lateinische oder Römische Sprache führte, im Gegensatz zu der Lingua Francisca und Theotisca, wie man die Sprachen der german. Eroberer nannte. Später entstand dann für die neue Sprache der Name Lingua vulgaris (volgare) im Unterschied von dem Latein, welches als Grammatica oder «Grammatice loqui» bezeichnet wurde. Keineswegs war aber diese neue vulgäre Sprache in allen Teilen Italiens die nämliche, sondern, wie schon in der Römerzeit das Latein vom Volke anders in Apulien und anders im nördl. Italien gesprochen wurde, so entstanden auch jetzt eine große Menge verschiedener Mundarten, die gegenwärtig noch allenthalben im Verkehr des gewöhnlichen Lebens, selbst von den höhern Ständen gebraucht werden und teilweise eine nicht geringe litterarische Ausbildung erhalten haben. Dante, im 13. und 14. Jahrh., zählt in seinem Buche «De vulgari eloquio» wenigstens 14 solcher Mundarten auf, welche er sämtlich, ohne die florentinische auszunehmen, für untauglich zu höhern Geisteswerken erklärt; weshalb er denn auch auf eine nirgends heimische, aber allen Gebildeten gemeinsame Hochsprache, die er vulgare illustre, aulicum, curiale,

inale nennt, hinweist. Die Geschichte hat seine cht bestätigt, denn die Sprache, die man die ienische nennt, ist eigentlich an keinem Orte iens die eigentliche Volkssprache. Hiernach es auch als eine Anmaßung der Florentiner n, wenn sie, weil ihre Mundart der Schrift- he näher steht als irgend eine andere ital. dart, verlangen, jene solle nicht Lingua ita- , sondern fiorentina oder höchstens toscana nnt werden. Die heutigen ital. Mundarten ren zwar seit der Zeit Dantes mannigfache nderungen, aber die meisten von ihnen behiel- die von dem Dichter angegebenen Grundzüge. ächst ist der Gegensatz der nördl. und der südl. darten zu bemerken. In der erstern herrschen konsonanten, auch in den Endungen der Wör- und starke Verstümmelungen der ursprüng- röm. Laute vor, im Süden dagegen der Vo- nd vorzüglich die dunkeln Laute u und o. In Mitte, in Toscana und dem Kirchenstaat, wor- der Einfluß der Fremden verhältnismäßig ge- r gewesen, hat die Sprache am meisten röm. und Betonung beibehalten. Der Norden Italien zerfällt wieder in drei deutlich geschie- Sprachklassen. In der Mitte tritt der ger- Einfluß in sprachlichen Rauheiten und Ver- melungen besonders hervor. Im Osten hat in dem dem Meere zugewandten Leben Vene- eine weichlichere Mundart ausgebildet, welche r allen italienischen am meisten litterarisch aus- det wurde. Im Westen ist der Einfluß des zösischen vorherrschend, weniger im Genuesi- , weit mehr jedoch im Piemontesischen.

eben diesen Mundarten findet sich schon sehr , seit dem 12. Jahrh., wie Dante richtig be- t, eine edlere, d. h. den ursprünglichen röm. nen am nächsten stehende und ebendeshalb bild- re Sprache, welche zuerst in Sicilien am Hofe drichs II., dann aber auch von den meisten tern in allen Landstrichen Italiens gebraucht . Mit dem 14. Jahrh. verschwinden, wenig- in der Poesie, die Spuren sowohl mundart- Verschiedenheit als auch franz. und provençal. nen und Ausdrücke, die bei den ältesten Schrift- rn noch sehr häufig vorkommen. Die Sprache Poesie, jetzt eine wahrhaft konventionelle, aber den Gebrauch von Jahrhunderten geheiligte, orzüglich von Dante mit vollem Bewußtsein, r von Petrarca und Boccaccio ausgebildet, t worden: diese Sprache ist wesentlich die näm- geblieben seit den Zeiten Dantes bis auf die nwart. Nicht ganz so verhielt es sich mit der a. Die ältesten Schriftsteller waren auch hier caner oder Florentiner, und unter ihnen nimmt ccio mit Recht den ersten Rang ein; nur daß be, durch das Studium der alten Klassiker itet, seiner Sprache eine unnatürliche Fülle einen schwerfälligen Periodenbau zu geben e, welcher lange Zeit die ital. Prosa entstellte bis in die neueste Zeit Nachahmer fand. Da talien bisher an einem Mittelpunkte der na- len Gesamtbildung fehlte, auch kein Prosaiker berwiegenden Einfluß zu gewinnen vermochte, r allgemein als Muster und Vorbild hätte be- tet werden können, so geschah es stets, daß bei Erscheinen eines bedeutendern Schriftwerks dessen stilistischen Wert, oft sehr heftig, gestrit- urde. Am verderblichsten hat im 17. und bis die Mitte des 18. Jahrh. hinaus der Einfluß des Französischen auf die ital. Sprache gewirkt, indem viele Italiener aus Vorliebe für die Fran- zosen und deren damalige philos. Bildung dahin gelangten, die Eigentümlichkeiten ihrer edeln Sprache zu verleugnen und im Grunde Französisch mit ital. Worten zu schreiben. Erst in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrh. und im Anfang des 19. machten ebenso patriotisch gesinnte als gründ- lich gebildete Männer, wie Monti, Perticari u. a., diesem Unwesen ein Ende. So hat die ital. Sprache sich nicht einer stetigen, gleichförmig fort- schreitenden Ausbildung erfreut, wohl aber mehrere Schwankungen des Steigens und Fallens erlebt; wie denn die Zeit Dantes, Petrarcas, das 14. Jahrh., von den Italienern mit Recht das erste Goldene Zeitalter ihrer Sprache, daher il buon secolo, auch wohl il Trecento genannt wird. Nach kurzer Ver- nachlässigung im 15. Jahrh., wo das Studium der klassischen Sprachen die Teilnahme aller Gebilde- ten im höchsten Maße in Anspruch nahm, erhob sie sich im 16. durch Ariosto, Guarini, Tasso zu dem höchsten Gipfel formeller Ausbildung, um im 17. und 18. dem verderblichen Einfluß des Gallizis- mus zu unterliegen und dann wieder einer neuen Regeneration entgegenzugehen. Über die gegen- wärtige ital. Schriftsprache vgl. Gelmetti, «La lin- gua parlata di Firenze e la lingua letteraria d' Italia» (Mail. 1874).

Die Italiener konnten sich bis auf die jüngste Zeit nicht rühmen, die Grammatik ihrer Sprache mit wissenschaftlicher Gründlichkeit bearbeitet zu haben. Der erste, welcher Beobachtungen über die Sprache sammelte, war der Kardinal Bembo, des- sen Arbeit, vielleicht schon 1500 begonnen, doch erst 1525 unter dem Titel «Prose» erschien. Nur meh- rere kleine, unbedeutende Arbeiten von Fortunio, Liburnio, Marcantonio Flaminio traten noch et- was früher ans Licht. Die «Prose» selbst, in Ge- sprächsform, sind weder gründlich noch vollständig und halten sich ausschließlich an Boccaccio und Pe- trarca. Die Bemühungen des Grafen Gian- giorgio Trissino, die Orthographie zu regeln und durch neue Schriftzeichen zu fixieren, hatte nach langem Streit nur den Erfolg, die Buchstaben v und j als eigentümliche Konsonanten einzuführen. Von andern grammatischen Arbeiten machten zu ihrer Zeit Epoche und haben einen bleibenden Ein- fluß geübt: der «Ercolano» des Varchi (Flor. 1570 fg.), dessen Zweck war, die Ansprüche der Flo- rentiner auf Alleinherrschaft in der Sprache gel- tend zu machen; die «Avvertimenti della lingua» von Salviati (2 Bde., Vened. u. Flor. 1584—86), worin weitschweifig nur von den Buchstaben, vom Nomen und vom Artikel gehandelt wird; «Della lingua toscana» von Buommattei (Flor. 1648), die erste ziemlich vollständige, von der Accademia della Crusca als die ihrige adoptierte und mehrmals herausgegebene Grammatik. Eine reiche Fund- grube von Beobachtungen und Beispielen sind die «Osservazioni della lingua italiana» von Cinonio (Marcantonio Mambelli, Tl. 1, Forli 1685; Tl. 2, Ferrara 1644; von Lamberti neu herausg., 4 Bde., Mail. 1809—13), worin in alphabetischer Ordnung von dem Verbum und von den Partikeln gehandelt wird. Lehrreich ist die Arbeit von Da- niele Bartoli, «Il torto e'l diritto del non si può» (Rom 1665 u. öfter; mit Amentas Zusätzen 2 Bde., Neap. 1717). Die erste systematische, vollständige und mit guten Beispielen ausgestattete Grammatik,

aus welcher fast alle Neuern geschöpft haben, sind die «Regole et osservazioni» von Corticelli (Bologna 1745 u. öfter; beste Ausg. von Parenti, Reggio 1826). Fleißige Arbeiten über einzelne Teile der Sprachlehre haben seitdem Mastrofini, «Teoria e prospetto de' verbi italiani» (2 Bde., Rom 1814), Nannucci (seit 1813), Gherardini, Antolini u. a. geliefert. Die meisten neuern Grammatiken von Italienern, wie von Ambrosoli, Ponza, Biagioli, Valentini, Robello, Troya, Semeria, Puoti, de Stefano, Rodinò, Zaccaro u. s. w. sind im ganzen nicht von Bedeutung. Die zahlreichen grammatischen Arbeiten der neuesten Zeit fußen meist auf deutschen Forschungen. Auch in Deutschland sind viele ital. Grammatiken erschienen; die meisten aber, wie die von Jagemann, Flathe, Philippi, Fornasari, Frühauf, Fogolari, Manitius, Sauer, Keller u. a., sind nur für das gewöhnliche Bedürfnis gearbeitet und beruhen auf Corticelli. Die erste selbständige Arbeit ist die «Ital. Sprachlehre» von Fernow (2 Tle., Tüb. 1804); sehr brauchbar die von Mussafia (Wien 1860; 8. Aufl. 1875). Als der erste gelungene Versuch einer histor.-etymolog. Bearbeitung der Sprache ist Blancs «Ital. Grammatik» (Halle 1844), noch immer die einzige echt wissenschaftliche Arbeit dieser Art, zu nennen.

Die Lexikographie beginnt in Italien ebenfalls im 16. Jahrh. mit den dürftigen Wörtersammlungen von Minerbi (1535), Fabricio de Luna (1536) und Accaritio (1543). Etwas reicher sind schon Alunnos «Le ricchezze della lingua volgare» (1543) und «Della fabbrica del mondo» (1546). Das erste mehr vollständige Lexikon ist das «Memoriale della lingua» von Pergamini (1568). Endlich erschien, zuerst in Venedig (1612), das «Vocabolario degli Accademici della Crusca», welches mit pedantischer Strenge sich fast ausschließlich auf die Schriftsteller des Trecento und auf Florentiner beschränkte, mit großem Fleiß alle Verstümmelungen, alle schmutzigen Ausdrücke und Redensarten des Pöbels gesammelt, aber die Umgangssprache und die Sprache der Wissenschaften und Künste gänzlich außer Acht gelassen hat. Eine zweite, wenig veränderte Ausgabe erschien zu Venedig 1623, die dritte, bedeutend vermehrte (3 Bde., 1691), die vierte (6 Bde., 1729—38) zu Florenz, die fünfte, begonnen 1840, ist erst bis zum Buchstaben D angelangt. Das Werk erlebte eine große Zahl von Nachdrucken, Auszügen und Bearbeitungen. Unter letztern sind hervorzuheben die von Ant. Cesari (6 Bde., Verona 1806), besonders aber die von Giuseppe Manuzzi (4 Bde., Flor. 1836—44; 2. Aufl. 1862 fg.). Das erste nicht florentin., sondern wahrhaft ital. Wörterbuch ist das «Dizionario enciclopedico» von Francesco Alberti (6 Bde., Lucca 1797—1805). Unter den seitdem erschienenen größern Wörterbüchern dieser Art sind besonders hervorzuheben: «Dizionario della lingua italiana» (7 Bde., Bologna 1819—26), das große «Dizionario universale della lingua italiana» von Mortara, Bellini, Codagni und Mainardi (8 Bde., Mantua 1845—56), die Wörterbücher von Tommaseo und Bellini (Tur. 1864 fg.), Carena (2 Bde., Tur. 1851—53), Bolza (Wien 1851—53), Fanfani (2 Bde., Flor. 1855; 2. Aufl. 1865), «Vocabolario dell' uso toscano» (Flor. 1863), Trinchera (2 Bde., Mail. 1864), Rigutini (Flor. 1874) u. s. w. Synonymische Wörterbücher haben Tommaseo (5. Aufl., Mail. 1867) und Zecchini (neue Aufl., Tur. 1864) veröffentlicht. Von den in Deutschland erschienenen Wörterbüchern stehen die von Jagemann, Kramer, Castelli, Veneroni und Flathe der Crusca nach; das reichhaltigste und beste ist das «Gran dizionario italiano-tedesco e tedesco-italiano» von Valentini (2 Bde., Lpz. 1831—33), der auch ein sehr brauchbares Taschenwörterbuch (11. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1882) verfaßt hat; das neueste ist das Handwörterbuch von H. Michaelis (3. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1884).

Italienisch-Französisch-Österreichischer Krieg von 1859, s. Italienischer Krieg von 1859.

Italienisch-Österreichischer Krieg von 1848 und 1849, s. Italienischer Krieg von 1848/49.

Italienisch-Österreichischer Krieg von 1866, s. Italienischer Krieg von 1866.

Italijski (Fürst), s. Suwórow-Rymnikski.

Italiker, s. unter Italische Völker und Sprachen.

Italioten, im Altertum die griech. Bewohner von Großgriechenland.

Italique, s. Italica.

Italisch wird in dem neuern Sprachgebrauch gewöhnlich in der Weise von Italienisch unterschieden, daß man mit diesem alles das, was im Mittelalter und der Neuzeit Italien oder dessen Bewohner betrifft, mit italisch hingegen alles das alte Italien oder seine Bevölkerung Betreffende bezeichnet. So spricht man von italischen Gottheiten, Münzen, Sprachen, Völkern, in der Geschichte der Philosophie von einer Italischen Schule (der des Pythagoras) u. s. w.

Italische Völker und Sprachen. Italische Völker nennt man im weitern Sinne alle diejenigen sprachlich untereinander mehr oder minder verschiedenen Völker, welche im Altertum die ital. Halbinsel bewohnten. Dahin gehören zunächst in Oberitalien die Ligurer in dem nach ihnen benannten Ligurien (s. d.), die wenigstens in größern Massen wohl erst im 5. Jahrh. v. Chr. eingewanderten Gallier und im heutigen Venetien die Veneter, jedenfalls eine Völkerschaft illyr. Stammes. Auf der eigentlichen Halbinsel lassen sich drei italische Urstämme unterscheiden: die Etrusker, die japygischen Völkerschaften und die eigentlichen italischen Völker. Die Etrusker, deren Verwandtschaft und Sprache noch immer ein Rätsel sind, bewohnten Etrurien (s. d.). Die Japyger saßen im äußersten Südosten Italiens, in Apulien (wo sie jedoch schon um 100 v. Chr. gräcisiert waren) und der messapischen oder calabrischen Halbinsel und waren, wie eine kleine Anzahl in ihrer Sprache abgefaßter Inschriften bekundet, ein Volk indogerman. Stammes. Die eigentlichen Japyger nebst den Messapiern, Calabriern und Sallentinern erhielten ihre Sprache noch bis in die röm. Kaiserzeit. Die übrigen Völkerschaften, die man den ältern griech. Schriftstellern unter dem Namen der Opiker, von den spätern unter dem der Italiker zusammengefaßt wurden, bilden eine der Familien des indogerman. Völker- und Sprachenstammes. Ihre Sprache steht nach einer neuern Ansicht dem kelt. Sprachzweig am nächsten, doch nicht so nahe, daß man mit Sicherheit eine italisch-kelt. Ursprache annehmen könnte. Die italische Sprachgruppe zerfällt in zwei Abteilungen, die lateinische und die umbrisch-sabellische. Dialekte des

lateinischen Zweigs wurden vor der Begründung griech. Kolonien und der Einwanderung der Samniten nicht bloß in Latium, von den eigentlichen Latinern, sondern auch von den Ausonern in Campanien, den eigentlichen Italern in den später von den Lucanern und Bruttiern bewohnten Gebieten, sowie vielleicht auf der östl. Hälfte Siciliens von den Siculern gesprochen. Aus der Sprache der Latiner in Latium ging die lat. Sprache hervor, welche mit der Unterwerfung Italiens durch die Römer die herrschende und deshalb die römische (lingua Romana) genannt wurde. (S. Römische Sprache.) Nach dem Untergange des Weströmischen Reichs bildeten sich aus letzterer die Romanischen Sprachen (s. d.). Der umbrisch-sabellische Zweig zeigt sich in viele Dialekte zersplittert, von denen das Umbrische im engern Sinne (im eigentlichen Umbrien) und das Oskische, welches sich mit den Eroberungen der Samniter auch über Campanien und weiter nach Süden ausbreitete, aus einer ziemlichen Anzahl von Inschriften (wie die Iguvinischen Tafeln in umbrischer, das Stadtrecht von Bantia in oskischer Sprache) näher bekannt sind, während für die Dialekte der Volsker, Marser u. a. nur wenige Inschriften Zeugnis ablegen. Um die Erklärung jener epigraphischen Denkmäler wie die wissenschaftliche Durchforschung der italischen Sprachen überhaupt haben sich in der neuesten Zeit vorzugsweise deutsche Gelehrte, wie, nach Vorgang von Grotefend, Lassen und Lepsius, Kirchhoff und Aufrecht («Umbrische Sprachdenkmäler», 2 Bde., Berl. 1849—51), Mommsen («Die unteritalischen Dialekte», Lpz. 1850), Corssen, Huschke, Bücheler («Umbrica», Bonn 1883) u. a., und außerdem einige Italiener und Franzosen, wie Fabretti und Bréal («Les tables Eugubines», Par. 1875), Verdienste erworben und bereits Erfolge für Ethnographie, Sprach-, Rechts- und Religionsgeschichte erzielt.

Itamaraca, Insel an der Küste der brasil. Provinz Pernambuco, nur durch einen sehr schmalen Meeresarm vom Lande getrennt, ist ungemein fruchtbar und liefert Baumwolle, Zucker und Seesalz. I. war zur Zeit der Herrschaft der Holländer, welche sich 1563 hier niederließen, der belebteste Punkt der Küste Brasiliens.

Itapalma, soviel wie Mauritiapalme (s. d.).

Itaparica, brasil. Insel gegenüber Bahia (s. d.).

Itapicurú, Küstenfluß in der brasil. Provinz Bahia, ist seiner Untiefen, Stromschnellen und Fälle wegen für die Schiffahrt ohne Bedeutung. — Ein anderer Küstenfluß Itapicuru in der brasil. Provinz Maranhão ist in seinem untern Laufe für Dampfer fahrbar; an ihm liegt der wichtige Handelsplatz Itapicurúm mirim.

Itapua oder Villa de la Encarnacion, Stadt in der südamerik. Republik Paraguay, 200 km im SO. von Ajuncion, am rechten Ufer des Paraná, 1614 durch die Jesuiten gegründet. Die Kirche war eine der schönsten in den Missionen, bis dieselbe durch den Diktator Francia eingeäschert wurde.

Itasca, kleiner See im nordamerik. Staat Minnesota, liegt 500 m hoch unter 47° 10′ nördl. Br., nahe dem Gipfel der Hauteurs de Terre an der Wasserscheide der dem Norden und dem Mexikanischen Golf zuströmenden Gewässer. Er wurde 13. Juli 1832 von Schoolcraft entdeckt, und gilt als der Ursprung des Mississippi, der sich hier als kleines Bächlein in den See ergießt und als 3—4 m breiter Fluß aus ihm heraustritt.

Itatiaya oder Itatiayossu, der höchste Berg Brasiliens, in der Serra da Mantiqueira, auf der Grenze der Provinzen Rio de Janeiro, Minas Geraes und São Paulo, 2712 m hoch, 1871 von Glaziou erstiegen.

Itawa, Distrikt in Ostindien, s. Etawa.

Itazismus nennt man die heutige, neugriech. Aussprache des Altgriechischen; der Name ist abgeleitet vom Buchstabennamen ι und stammt daher, daß die Neugriechen die in alter Zeit verschieden ausgesprochenen Vokale und Diphthonge ι, υ, η, ει, οι alle gleichmäßig wie i aussprechen. Die Neugriechen sind meistens eifrige Verfechter dieser wie auch anderer Eigentümlichkeiten der heutigen Aussprache (z. B. der des Diphthongen αι wie ä) und halten dieselbe für uralt, obwohl die Wissenschaft längst nachgewiesen hat, daß dieselbe in alter Zeit nicht stattfand, wenn auch Anfänge derselben zum Teil in die vorchristl. Zeit zurückgehen. Die nicht itazistische Aussprache nennt man Etazismus, abgeleitet vom Buchstaben η, der danach wie langes e auszusprechen ist. Die etazistische Aussprache ist in Deutschland durch Erasmus eingeführt, daher auch Erasmische Aussprache genannt, während der J. von Reuchlin verteidigt wurde, daher auch Reuchlinische Aussprache genannt.

Item (lat.), ferner, desgleichen, auch bloßes Füllwort zur Fortführung, entsprechend dem deutschen: nun; als Substantiv: das Fernere, Weitere; auch Posten in einer Rechnung.

Ite, missa est (scil. concio), d. h. «geht» (die Versammlung) «ist entlassen», die Worte, mit welchen in der alten Kirche der Schluß des Gottesdienstes den Anwesenden angekündigt wurde. (S. Messe.)

Itenez, Fluß in Brasilien, s. Guaporé.

Iterativa (vom lat. iterare, wiederholen, zuweilen auch Frequentativa genannt) heißen in der Grammatik solche Verba, welche die wiederholte Handlung bezeichnen, z. B. lat. clamitare, oft rufen (clamare), dictitare, oft sagen (dicere). Mit der Bedeutung der Wiederholung verbinden sich nicht selten Nebenbegriffe, namentlich der der Verkleinerung, Wenigkeit, z. B. im Deutschen «sticheln» = oft ein wenig stechen, «streicheln» = oft ein wenig streichen.

Ith, ein langer und schmaler bewaldeter Gebirgsrücken im W. der Leine, welcher sich von der in der Einsenkung gelegenen Straße von Eschershausen von SSO. nach NNW. auf der Grenze des braunschweigischen Kreises Holzminden und der preuß. Landdrostei Hannover 22 km weit hinzieht. Über seinen über 356 m hohen Rücken erhebt sich am Nordwestende der 392 m hohe Lauensteiner Kopf.

Ithaca, Flecken im nordamerik. Staat Neuyork, Hauptort des County Tompkins, an der Südspitze des Cayugasees, in sehr schöner Umgebung, steht durch die Cayuga- und Susquehanna-Bahn mit Owego und durch Dampfboote mit den Hauptorten des Cayugasees in Verbindung, zählt (1880) 9105 E. und ist ein betriebsamer Ort mit blühenden Fabriken und lebhaftem Handel. I. ist Sitz der Cornell-Universität, welche durch reiche Schenkungen des Bürgers Ezra Cornell und Landbewilligungen der Vereinigten Staaten gegründet wurde. Ihr Freibrief vom 27. April 1865 bestimmt, daß die Anstalt dem Staat und

dem Volk, jedoch keiner religiösen Sekte oder polit. Partei angehören solle, und daß die sog. Realfächer (namentlich Technik und Landwirtschaft) völlig gleichberechtigt neben den klassischen Studien betrieben werden müssen. Die Eröffnung fand 7. Okt. 1868 statt. Ihre Bibliothek besteht aus etwa 50000 Bänden.

Ithaka, jetzt Thiaki, nach Paxo die kleinste der sieben Jonischen Inseln (s. d.), umfaßt 97,5 qkm und liegt westlich von der griech. Landschaft Akarnanien, südlich von Leukas (Sta.-Maura), nordöstlich von Cephalonia, von letzterer Insel durch den 7 km breiten Viskardokanal getrennt. Im Altertum war die Insel als Vaterland und Reich des Odysseus (s. d.) berühmt, politisch aber ganz unbedeutend. Die Versuche älterer und neuerer Geographen, die in der Odyssee geschilderten Örtlichkeiten auf der Insel nachzuweisen, sind durchaus verunglückt. Die der Insel selbst gleichnamige Stadt der histor. Zeit des Altertums lag im nördlichsten Teile, unterhalb des jetzt Oxoi genannten Bergs auf einem Plateau zwischen zwei Buchten; die erhaltenen Reste beweisen, daß dieselbe bis in die röm. Zeit fortbestanden hat. Die auf dem jetzt Aëto genannten Rücken des die nördl. und die südl. Hälfte der Insel verbindenden Isthmus erhaltenen Reste einer altertümlichen Befestigung, welche man fälschlich auf den Palast des Odysseus bezogen hat, stammen von einem alten Kastell Alkomenä oder Alalkomenä. Das heutige Thiaki bildet mit einigen kleinern Inseln eine Eparchie (Bezirk) des Nomos (Kreises) Kephallenia mit (1879) 12222 E., erzeugt nicht den nötigen Bedarf an Brotkorn, wohl aber reichlich Wein, Korinthen und Öl. Die an dem auf der Ostseite tief einschneidenden Golf von Molo gelegene Haupt- und Hafenstadt Vathy oder Ithaki zählt (1879) 4711 E., die hauptsächlich Schiffahrt, Schiffbau und Fischerei betreiben. Auch werden an der Küste Schwämme gefischt und von neapolit. Tauchern rote Korallen gewonnen. Vgl. Gell, «The geography and antiquities of Ithaca» (Lond. 1807); Schreiber, «I., oder Versuch einer geogr.-antiquarischen Darstellung der Insel nach Homer und den neuern Reisenden» (Lpz. 1829); Leake, «Travels in Northern Greece» (4 Bde., Lond. 1835); Schliemann, «I., der Peloponnes und Troja» (Lpz. 1869); R. Hercher, «Homer und das I. der Wirklichkeit» (im «Hermes», Bd. 1, Berl. 1865).

Ithome, die centrale Bergmasse Messeniens, zwischen der obern und der untern Ebene des Flusses Pamisos, der den I. auf der Ostseite bespült. Bis 850 m höher emporsteigend, war der Gipfel dieses Systems, dessen südl. Kuppe Eua (jetzt St. Basilios) steiler, die nördliche (I. im engern Sinne, jetzt Vurkano) sanfter zur Ebene abfällt, in griech. Urzeit dem Dienst des pelasgischen Zeus (Ithomatas, des messenischen Landesgottes) geweiht. Zur Zeit des ersten Messenischen Kriegs (735—716 v. Chr.) zog sich die Masse streitbarer Messenier unter Aristodemos auf das verschanzte I. zurück, wo sie sich bis 716 gegen die Spartaner hielten. Auch in dem 464 v. Chr. ausbrechenden Kriege aufständischer Heloten und Messenier wurde der I. wieder (bis 455 v. Chr.) jahrelang gegen die Spartaner behauptet. Als Epaminondas 369 v. Chr. den messenischen Staat wiederherstellte, wurde der I. die Akropolis der neuen, in einem Thale an seinem Westfuße angelegten Stadt Messene, und blieb nun bis tief in die Römerzeit eine der wichtigsten Festungen Griechenlands.

Itinerarium (lat.), ein Verzeichnis der auf einer Straße zwischen zwei Hauptorten sich finden den Stationen und Halteplätze, mit Angabe der Entfernungen voneinander. Aus dem Altertum sind namentlich erhalten: 1) Die «Itineraria Antonini», nämlich das «Itinerarium provinciarum», eine Anzahl Reiserouten durch die röm. Provinzen Europas, Asiens, Afrikas enthaltend, und das «Itinerarium maritimum», die üblichsten Küsten- und Seewege anzeigend. Ihre Veröffentlichung mit den Berichtigungen und Erweiterungen, welche sie im Laufe der Zeit erfuhren, soll nach Pinder und Parthey unter Antoninus Caracalla, nach dem die Itinerarien ihren Namen tragen, stattgefunden haben. Ursprünglich auf den Gebrauch der Staatsdiener und Militärs beschränkt, nahmen sie später etwa die Stelle unserer Reise- und Postbücher ein. Sie wurden fortwährend revidiert und vermehrt; die Gestalt, in der die Itinerarien uns vorliegen, gehört der Zeit des Diocletian an. 2) Das «Itinerarium Burdigalense» oder «Hierosolymitanum», verfaßt von einem Christen 333 n. Chr. für die von Burdigala (Bordeaux) nach Jerusalem Reisenden. Herausgegeben wurden diese beiden Itinerarien am besten von Pinder und Parthey (Berl. 1848). 3) Das «Itinerarium Alexandri», eine um 340 n. Chr. verfaßte kurze Schilderung des Zugs Alexanders d. Gr. nach Persien, die zuletzt von Volkmann (Naumb. 1871) herausgegeben wurde. Endlich 4) mehrere Itinerare durch das Heilige Land (beziehungsweise Beschreibungen desselben), die in neuerer Zeit Tobler (St. Gallen 1869, und zusammen mit Molinier, Bd. 1, Genf 1879) veröffentlichte. Dazu kommen dann noch die «Descriptiones terrae sanctae ex saeculo VIII, IX, XII et XV», die Tobler ebenfalls (Lpz. 1874) herausgab. Ferner ist ziemlich vollständig die Kopie einer Art von Weltkarte erhalten, welche die Itinerarien der gesamten den Römern bekannten Welt kartographisch darstellte, in der Peutingerschen Tafel (s. d.).

Itio in partes (lat., «das Gehen in Parteien»), auf dem Reichstag des alten Deutschen Reichs die gesonderte Abstimmung der Römisch-Katholischen und der Evangelischen in Religionssachen (vgl. Jus eundi in partes); dann überhaupt Abstimmung auf diese Art.

Iton, Fluß in Frankreich, entspringt in der Landschaft Perche (Depart. Orne), fließt in nordöstl. Richtung durch das Depart. Eure, verliert sich zwischen Damville und Evreux auf 15 km unter dem Boden und mündet nach einem Lauf von 140 km oberhalb Louviers links in die Eure.

Itri, Stadt in der ital. Provinz Caserta, 11 km im NNW. von Gaeta, in den Bergen südöstl. von Fondi, mit Burgruinen, zählt (1881) 6375 E. Der Diavolo (eigentlich Michele Pezza), der 1799—1806 diese Gegend unsicher machte, war hier zu Hause.

Itsch-ili, türk. Sandschak in Kleinasien, Vilajet Adana, das westliche, gebirgige Cilicien des Altertums, gebildet durch das Thal des vom Göl-Dagh kommenden, reißenden Göl-Su, des alten Kalykadnus. Der Hauptort ist Ermenek mit 4000 E.

Ittenbach (Franz), Historienmaler, 18. April 1813 in Königswinter geboren, gehört zu den Anhängern der religiös-romantischen Richtung der Düsseldorfer Schule, wo er unter Schadow sei

lernte. Er bereiste mit demselben auch 1839
ien, kehrte nach zwei Jahren nach Deutschland
k und wählte hier zuerst München, dann aber
eldorf zum Aufenthalt. Zunächst fand er Ge-
theit, bei der monumentalen Auszierung der
llinariskirche zu Remagen a. Rhein sich mit
r u. a. zu beteiligen (1844), wo namentlich die
alt des Kirchenpatrons und St. Peters von
herrühren. Andere Wandgemälde entwarf er
für die St. Quirinskirche in Neuß. Zahlreich
seine Altargemälde. Die berliner National-
ie hat von J. ein Historienbild, die heil. Fa-
auf der Flucht nach Ägypten, 1868. Der
J.s ist fern von der üblichen Strenge des
tlichen Nazarenismus, zeichnet sich vielmehr
h große Lieblichkeit aus, die allerdings etwas
oton wirkt. Auch als Porträtmaler hat er
tiges geleistet. J. starb als Professor der
demie in Düsseldorf 1. Dez. 1879.

Ituräa, im Altertum eine Landschaft östlich
obern Jordan, deren Ausdehnung sich jedoch
t mit Gewißheit nachweisen läßt; möglicher-
e ist sie im heutigen Djédûr zu suchen, also süd-
h vom Großen Hermon (Dschebel esch-Schêch)
südwestlich von Damascene, im W. der Pil-
raße (Derb el-Hadj) von Damascus nach Mekka.
Name des Landes wird auf Jetur, den Sohn
aels, zurückgeführt (1 Mos. 25, 15). Die raub-
gen Ituräer, welche oft die nach Damascus
enden Handelsstraßen unsicher machten, befeh-
nicht selten die Israeliten, wurden 107 v. Chr.
h Antigonos, den Bruder des Hasmonäers
obulos, besiegt und gewaltsam zum Judentum
rt, später durch Pompejus gezüchtigt; unter
er Claudius kam ihr Gebiet an die Provinz
ien. Wie ehemals J., so bietet noch heute
ür treffliche Weideplätze. Vgl. Münter, «De
s Ituraeorum» (Kopenh. 1824).

turbide (Don Augustin de), Kaiser von Mexiko,
27. Sept. 1783 zu Valladolid (jetzt Morelia)
Mexiko, der Sohn eines eingewanderten bis-
schen Edelmanns und einer reichen Creolin,
te 1810 zur Zeit des ersten Aufstandes in Mexiko
Kommando über die königl. Truppen seiner
vinz und kämpfte mit Glück gegen die Insur-
en. Im J. 1816 befehligte er die Nordarmee
wurde im Febr. 1821 vom Vizekönig Apodaca
Oberbefehlshaber des ganzen königl. Heeres
nnt, schloß sich aber der Partei der Insurgen-
an und stellte sich an ihre Spitze. In seinem
uf von Iguala forderte er für Mexiko die Ein-
ung einer konstitutionellen Regierung, und da
Vizekönig nicht darauf einging, bestieg er selbst
Mai 1822 unter dem Namen Augustin I. als
er den Thron von Mexiko und wurde als sol-
, nachdem der neugewählte Kongreß 22. Juni
nütig die Kaiserwürde in J.s Familie für erb-
erklärt hatte, 21. Juli gekrönt. Als indes in
em der öffentliche Schatz erschöpft war, erhob
eine starke Opposition gegen ihn. Mehrere der
utendsten Generale verschworen sich zu seinem
rz; J. legte daher 20. März 1823 seine Voll-
ht in die Hände des Kongresses nieder. Der
greß bewilligte ihm und seiner Familie einen
rgehalt unter der Bedingung, daß er in Italien
n Aufenthalt wähle, worauf er mit seiner
milie nach Livorno gebracht wurde. Doch behielt
iele Anhänger in Mexiko. Unterrichtet von der
h diese zu seinen Gunsten angestifteten Ver-
schwörung, ging er 1824 mit seiner Familie nach
London, in der Absicht, nach Mexiko zurückzukehren.
Allein der mexik. Kongreß erklärte ihn 28. April
1824 in die Acht und befahl seine unverweilte Hin-
richtung, sobald er landen würde. Dennoch betrat
J. 16. Juli 1824 in Verkleidung den mexik. Boden,
wurde aber vom General Garza erkannt, verhaftet
und 19. Juli bei Padilla erschossen. Seiner Witwe
und ihren fünf Kindern setzte der Kongreß ein Jahr-
geld von 8000 Doll. unter der Bedingung aus, daß
sie sich in Columbia oder Nordamerika aufhielte.
Dieselbe lebte seitdem meist zu Philadelphia. Von
seinen beiden Söhnen starb der ältere, Angelo,
1872 in der Stadt Mexiko und hinterließ einen
Sohn, welchen Kaiser Maximilian als zukünftigen
Thronerben adoptiert hatte; der jüngere starb in
ärmlichen Verhältnissen zu Neuilly bei Paris 9. Mai
1873. Vgl. «Statement of some of the principal
events in the public life of Augustin de Iturbide,
written by himself» (von Quin, Lond. 1824;
deutsch, Lpz. 1824).

Itys, der Sohn der Philomela (s. d.).

Itz, Nebenfluß des Main, entspringt im W. vom
Bleßberge im Thüringerwalde, 5 km im ONO. von
Eisfeld, fließt in südl. Richtung durch Sachsen-Mei-
ningen und Sachsen-Coburg in den bayr. Regie-
rungsbezirk Oberfranken und mündet hier nach einem
Lauf von 70 km gegenüber von Breitengüßbach
rechts in den Main. Der Itzgrund, das Thal der
J. unterhalb Coburg, ist sehr fruchtbar.

Itzehoe, Kreisstadt des Kreises Steinburg der
preuß. Provinz Schleswig-Holstein, an der schiff-
baren Stör, 97 km nordwestlich von Altona und
24 km nördlich von Glückstadt und an der Linie
Elmshorn-Heide der Holsteinischen Marschbahn, ist
Sitz eines Landratsamts, eines Amtsgerichts nebst
Strafkammer, hat ein Realprogymnasium, ein ade-
liges Fräuleinstift und ein Kreisgefängnis und
zählt (1880) 9850 E. Von öffentlichen Gebäuden
ist außer den beiden Kirchen das 1834 erbaute
Ständehaus bemerkenswert. Die Fabrikthätigkeit
erstreckt sich auf Tabak, Cement, Cichorien, Fischer-
netze u. s. w.; auch bestehen mehrere Brauereien,
Brennereien und eine große Zuckerraffinerie (die
zweitgrößte des europ. Kontinents). Von Bedeu-
tung sind die Pferde- und Viehmärkte, der Ge-
treide-, Kohlen- und Eisenhandel und der Schiff-
fahrtsverkehr mit 26 eigenen Fahrzeugen, beson-
ders mit Hamburg und Altona. J. hat acht Ar-
menstiftungen, deren ansehnlichste, das Hospital zu
St. Georg (Jürgenshof), 1240 von Graf Adolf IV.
zu Holstein gestiftet wurde, und ein allgemeines
Krankenhaus (das Julienstift). Der älteste Stadt-
teil J.s, die Burg, hat seinen Namen von der durch
Karl d. Gr. 809 wider die Dänen und Wenden an-
gelegten Burg, welche seitdem als Esseveldoburg,
Eselsfleth oder Ezeho vorkommt. Graf Adolf IV.
zu Holstein verlieh der Stadt 1238 lübisches Recht
und Stadtgerechtigkeit. Vom 12. Jahrh. an war
J. Residenz der holstein. Grafen. Im Dreißigjäh-
rigen Kriege wurde die Stadt mehrmals von den
Schweden erobert und 1657 zum großen Teil nieder-
gebrannt. Bis 1864 war J. der Versammlungs-
ort der holstein. Provinzialstände.

Itzenplitz (Heinr. Aug. Friedr., Graf von),
preuß. Staatsmann, geb. 23. Jan. 1799 zu Groß-
behnitz bei Nauen, studierte in Berlin anfangs
Naturwissenschaften, dann ebenda und in Göttin-
gen die Rechte. In den Staatsdienst eingetreten,

wurde J. Assessor beim Kammergericht zu Berlin, dann Regierungsrat zu Stettin, Oberregierungsrat und Direktor der Generalkommission zu Berlin, Vizepräsident zu Posen und Oberpräsident zu Arnsberg. Er nahm indes 1848 seine Entlassung, um den nach dem Tode seiner Mutter ihm zugefallenen ausgedehnten Besitz in der Kurmark zu verwalten. J. saß in der Herrenkurie des ersten Allgemeinen Landtags als Vertreter des Fürsten Wittgenstein, dann in der Ersten Kammer, darauf im Herrenhause, in welches er 1854 auf Lebenszeit berufen wurde. Im März 1862 trat J. als Minister für Ackerbau wieder in den Staatsdienst, übernahm aber schon im Dezember das Handelsministerium. Infolge der heftigen Angriffe, die seitens Lasters gegen seine Eisenbahnpolitik erhoben wurden und ihm eine Begünstigung des Gründertums bei Eisenbahnunternehmungen schuld gaben, nahm er im März 1874 seine Entlassung und wirkte seitdem nur noch als Mitglied des Herrenhauses. J. gehörte 1867—70 als konservativer Abgeordneter des vierten Wahlkreises (Stallupönen-Goldapp-Darkehmen) des Regierungsbezirks Gumbinnen dem Norddeutschen Reichstage an. Er starb 15. Febr. 1883 auf seinem Gute Kunersdorf bei Wriezen.

Itzibu, Itsibu, japan. rechteckige Silbermünze, bis 1872 geltend, etwa = 1,286 Mark.

Itzstein (Joh. Adam von), liberaler Politiker, geb. 18. Sept. 1775 zu Mainz, wurde nach vollendeten Studien 1796 Accessist bei dem kurmainz. Amte Amorbach, dann Syndikus daselbst und später Stadtdirektor in Amorbach. Nachdem die Besitzungen des Fürsten von Leiningen, zu denen Amorbach gehörte, unter bad. Oberhoheit gekommen, wurde er 1810 Oberamtmann in Schwetzingen und 1819 Hofgerichtsrat in Mannheim. Im J. 1822 zum Landtagsabgeordneten gewählt, nahm er den lebhaftesten Anteil an den Verhandlungen, wurde aber nach Auflösung der Kammer als einer der oppositionellen Führer pensioniert. Doch erschien er seit 1831 wieder auf dem Landtage und nahm fortan an der Spitze der Opposition an allen folgenden Landtagen bis 1850 den einflußreichsten Anteil. Von mehrern Wahlbezirken 1848 in die Deutsche Nationalversammlung gewählt, schloß er sich dort der äußersten Linken an, welche ihm (Juni 1848) ihre Stimmen zur Reichsverweserwürde gab. An der bad. Revolution vom Mai 1849 hatte J. keinen persönlichen Anteil. Infolge seiner Teilnahme an dem Rumpfparlament in Stuttgart schloß er sich jedoch den flüchtigen Revolutionsmännern an und hielt sich einige Zeit in der Schweiz und im Elsaß auf, während ihm 1850 die bad. Regierung das Staatsbürgerrecht entzog. Später lebte J. auf seinem Gute Hallgarten im Rheingau, wo er 14. Sept. 1855 starb.

Iulus, s. Ascanius.

Iva, ein feiner Liqueur, welcher aus der Iva, wie im Oberengadin die Achillea moschata (Moschusschafgarbe oder Wildfräuleinkraut) heißt, in Samaden und auch in Chur bereitet wird. Es sind davon drei Sorten im Handel: 1) Ivabitter, gelblichgrün; 2) Ivadoppelbitter, dunkelbraun, sehr stark und fein; 3) Fleur d'Iva oder süßer J., ein gewürzig süßer Tafelliqueur.

Ivanhoe-Baths, s. u. Ashby-de-la-Zouch.

Ivanić (spr. Iwanitsch), Stadt und Festung in Kroatien, Komitat Belovár, in der ehemaligen warasdiner Militärgrenze, links an der Lonja, mit (1881) 7090 E., Serben und Kroaten, die Honig, Wachs und Weinstein Handel treiben. Die Festung hat strategische Wichtigkeit. Etwa 5 km nördlich liegt das Kloster J. (Ivanić-Marof).

Ive (Antonia), ital. Schriftsteller, geb. 1861 zu Rovigno in Istrien, studierte in Wien Philologie und Literaturgeschichte, wurde 1885 Professor am Liceum zu Capodistria und trat Ende 1876 eine wissenschaftliche Reise durch Europa an, auf welcher er 1879 zu Paris eine wichtige Handschrift aus dem 14. Jahrh., den berühmten Roman des Juvenale enthaltend, entdeckte. Er veröffentlichte: «Canti popolari istriani raccolti a Rovigno e annotati» (Turin 1877), «Novelline popolari rovignesi» (Wien 1877), «Fiabe popolari rovignesi» (Wien 1878), «Raccolta di proverbi istriani» (Wien 1881).

Ivernia (Iverna), s. Hibernia.

Ibiza oder Ibiza, span. Insel im Mittelländischen Meere. (S. Balearen.)

Ivrea, das alte Eporedia, Stadt in der ital. Provinz Turin, links an der Dora Baltea, über welche eine röm. Brücke führt, Station der Linie Chivasso-J. der Oberitalienischen Bahnen, 29 km im NO. von Turin, zählt (1881) 10 415 E., hat eine Kathedrale, ein Priesterseminar, ein Lyceum und Gymnasium, und ist Hauptort des Kreises J., der auf 1545,5 qkm 169 363 E. zählt. J. ist unregelmäßig gebaut, von altem, malerischem Ansehen. Die Stelle der alten Wälle nehmen Promenaden ein. Ehemals war die Stadt Hauptort der Markgrafschaft Ivrea, die Karl d. Gr. nach Eroberung des Longobardenreichs daselbst gründete. Nach der Absetzung Karls des Dicken 887 bewarben sich die Markgrafen von J. um die ital. Königskrone, welche auch der Markgraf Berengar II. um 950 auf kurze Zeit erlangte. Wie er, so behielten auch seine Nachkommen, welche zugleich Herzöge in Burgund waren, die Markgrafschaft J. bei, bis Kaiser Heinrich II. 1018 dieselbe den Söhnen des aufrührerischen Markgrafen Arduin wegnahm und dem Reiche einverleibte. Bei diesem blieb sie, bis 1248 Kaiser Friedrich II. den Grafen Thomas von Savoyen damit belehnte, dessen Nachkommen sie auch behielten. Die Franzosen nahmen sie 1554, 1641 und 1704; 1800—11 war sie die Hauptstadt des franz. Depart. Doire.

Ivry, Stadt im Arrondissement Sceaux des franz. Depart. Seine, unmittelbar südöstlich vor der Umfassungsmauer von Paris und unweit westlich der Seine gelegen, hat eine berühmte Glas-, Porzellan- und Thonwarenfabrik, sowie bedeutende Fabrikation von Stearinlichtern und zählt (1881) 18442 E. Das dabei befindliche Fort d'Ivry, das östlichste der südl. Verteidigungslinie von Paris (s. d.), erhebt sich auf einem Hügel 1 km westlich der Seine, wurde im Deutsch-Französischen Kriege nicht angegriffen und erst zufolge der Kapitulation von Paris von deutschen Truppen besetzt, welche dasselbe 7. März 1871 räumten. Als Paris in die Gewalt der Commune gekommen war, ließ Thiers die Truppen aus den südlich der Stadt gelegenen Forts zurückziehen, und Fort J. wurde von den Communards besetzt. Am 25. Mai flog das Pulvermagazin auf, und bei der hierdurch entstehenden Unordnung konnten einige Schwadronen Chasseurs und Dragoner des Korps de Cissey sich des Forts bemächtigen. Späterhin wurde Fort J. umgebaut.

Ivry-la-Bataille, Flecken im franz. Depart. Eure, an der Linie Dreux-Elbeuf der Eisenbahn

namhaft durch den am 14. März 1590 von Heinrich IV. über das Heer der Ligue ernen Sieg. Auf dem Schlachtfelde ist eine hohe Pyramide errichtet worden.

Iwan oder Joán ist der Name mehrerer russ. ürsten und Zare:

Iwan I. Danilowitsch, genannt Kalita der Geldbeutel), 1328—40, Großfürst von au, suchte, obgleich abhängig von den Taüber die andern russ. Fürsten sich zu erheben oskau zur Hauptstadt Rußlands zu machen, hm zum Teil schon dadurch gelang, daß es Wladimir der Sitz des Metropoliten wurde; dem bewirkte er, daß die von den Teilfürsten han zu entrichtende Steuer nicht mehr durch Baskaken, sondern durch moskauische Steuermer erhoben wurde, was zur Begründung Obergewalt erheblich beitrug und zu dem men «Kalita» Veranlassung gab. Er starb ärz 1340.

Iwan II., 1353—59, der jüngere Sohn J.s I., seinem Bruder, Simeon dem Stolzen, in der rung. Er war weder den Streitigkeiten mit ndern russ. Fürsten noch dem Kampfe mit den rn gewachsen, die ihm große Länderstrecken njepr entrissen.

Iwan III. Wassiljewitsch, herrschte 1462— Es gelang ihm nach und nach die andern Fürstentümer, wie Twer, Moshaisk und Wo, mit dem moskowitischen Großfürstentum zu igen. Im J. 1478 unterwarf er das mächowgorod und 1480 befreite er sich gänzlich r Oberhoheit der Tataren, indem er die durch eilungen der Chanate und Timurs Eroberunerbeigeführte Schwäche des Chans von Kipklug benutzte. Im Nov. 1472 vermählte er it Sophia, einer Tochter des Thomas Pazus, Nichte des letzten byzant. Kaisers, durch der zweiköpfige byzant. Adler in das russ. den kam. J. stellte zuerst Einheit und Unteilt des Reichs als Reichsgesetz auf und war der der sich Zar von Großrußland nannte. Auf dlage der «Kiesskaja Prawda» wurde unter J. Sudébnik» (Gesetzbuch) verfaßt. J. starb zu an 27. Okt. 1505, nachdem er seinen Sohn lij zum Nachfolger ernannt hatte.

Iwan IV. Wassiljewitsch, der Schreckliche nt, 1533—84, geb. 25. Aug. 1530, folgte n Vater, Wassilij IV., 3. Dez. 1533 und ließ 6. Jan. 1547 zum Zaren krönen. Wiewohl ungezügelter Herrschsucht alle seine Vorr übertraf, unterließ er im eigenen Machtsse doch nicht, sein Reich der westeurop. Bilzugänglich zu machen. Er zog deutsche Handr, Künstler und Gelehrte nach Rußland, legte sten Buchdruckereien an, begründete den Hanrch einen Vertrag mit der Königin Elisabeth, em die Engländer den Seeweg nach Archangel den hatten, errichtete 1556 ein stehendes Heer, trelitzen, eroberte 1552 Kasan und 1554 han. Als er aber Livland den Deutschen n zu entreißen versuchte, verbanden sich die , Schweden und Dänen gegen ihn. Von an Bathori bedrängt, wandte sich J. an Gregor XIII. mit der Bitte, den Frieden zu tteln. Letzterer, in der Hoffnung, den Zaren, r Hinneigung zur röm.-kath. Kirche vorspiezu gewinnen, entsendete seinen Nuntius in, der 1582 zwischen Stephan Bathori und J. einen zehnjährigen Waffenstillstand erwirkte, zufolge dessen J. seinen Ansprüchen auf Livland entsagte. Gegen Nowgorod, dessen Freiheitssinn ihn aufbrachte, unternahm er 1570 einen Zug und mordete dort binnen sechs Wochen an 60000 Menschen. Nicht weniger wütete er in Twer, Moskau und an andern Orten. Seinen ältesten Sohn, Iwan, brachte J. eigenhändig um. Am Ende seiner Regierung unternahm Jermak seinen Zug nach Sibirien. J. starb 18. März 1584 und hatte seinen zweiten Sohn, Feodor, zum Nachfolger.

Iwan V. Alexejewitsch, Peters I. Halbbruder, geb. 27. Aug. 1666, gest. 29. Jan. 1696, nahm, obgleich er 1682 Zar wurde, wegen Kränklichkeit und Schwachsinn an der Regierung wenig und seit 1689 gar keinen Teil.

Iwan VI., geb. 24. Aug. (n. St.) 1740, war der Sohn des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel-Bevern und der russ. Großfürstin Anna Karlowna. Die Kaiserin Anna Iwanowna nahm ihn gleich nach seiner Geburt aus den Händen ihrer Nichte, erklärte ihn zu ihrem Sohne und gab ihm eine Wohnung neben ihrem Zimmer. Sterbend ernannte sie ihn zu ihrem Nachfolger und ihren Günstling Biron zum Vormund und Regenten während der Minderjährigkeit desselben. Biron ließ nach der Kaiserin Tode, 28. Okt. 1740, dem Prinzen huldigen, und als er selbst verbannt wurde, übernahmen die Eltern J.s die Regentschaft. Doch schon 6. Dez. 1741 bemächtigte sich Peters I. Tochter Elisabeth des Throns. Der junge J. wurde anfangs zu Iwangorod bei Narwa gefangen gehalten; 1756 aber brachte man ihn auf die Festung Schlüsselburg, dann an einige andere feste Orte, und nach der Thronbesteigung Katharinas II. wieder nach Schlüsselburg. Als hier Mirowitsch, ein Edelmann aus der Ukraine, der als Lieutenant bei der Besatzung in Schlüsselburg stand, mit Hilfe eines untergeschobenen Befehls der Kaiserin den Versuch machte, den Gefangenen zu befreien, wurde J. von den andern Offizieren 5. Dez. 1764 ermordet, wozu sie durch einen kaiserl. Befehl ermächtigt waren. Die Kapelle in Schlüsselburg, wo man ihn begrub, wurde später zerstört.

Iwangorod, russ. Festung im Gouvernement Sjedlez an der Mündung des Wieprz in die Weichsel, 90 km oberhalb von Warschau. Das kleine Städtchen, Station der Linie Kowel-Mlawa der Weichselbahn, liegt auf dem rechten Weichselufer und ist mit bastioniertem Hauptwall und drei in geringem Abstande vor diesem liegenden kleinen Werken befestigt. Auf dem linken Weichselufer liegt ein zweistöckiger, kasemattierter, mit Erdwall umgebener Thurm (Fort Gortschakow), welcher in Verbindung mit drei Erdwerken einen Brückenkopf bildet. Im J. 1877 wurde die Erweiterung der Festung beschlossen und bis 1884 durchgeführt. Es wurden auf dem rechten Weichselufer sechs, auf dem linken drei vorgeschobene Werke im Abstande von 2 bis 4 km vom Hauptwall beziehungsweise Fort Gortschakow erbaut, ferner eine feste Brücke zwischen der Stadt und Fort Gortschakow; doch ist diese Brücke im Frühjahre 1884 durch die Hochflut der Weichsel fast vollständig zerstört worden. Die Festung J. soll durch Herstellung noch einiger Gürtelforts zu einer großen Lagerfestung umgewandelt werden; dieselbe bildet mit Warschau, Nowo-Georgiewsk und Brest-Litowsk das poln. Festungsviereck, innerhalb dessen sich die russ. Hauptarmee im Falle eines Kriegs

gegen Deutschland und Österreich-Ungarn versammeln würde, und ist als Stützpunkt an der Weichsel, sowie als Eisenbahnknotenpunkt von strategischer Bedeutung.

Iwangorod, alte russ. Festung rechts an der Narowa, Narwa gegenüber, im Gouvernement Petersburg, von Iwan III. Wassiljewitsch 1492 erbaut, später schwedisch und durch Feldmarschall Scheremetjew 1704 zurückgewonnen, dann eingegangen. Die Werke sind gänzlich verfallen und liegen inmitten der neuerdings entstandenen Vorstädte.

Iwanow (Alexander Andrejewitsch), russ. Maler, geb. 1806 zu Petersburg, machte seine Studien an der dortigen Kunstakademie und erregte zuerst Aufmerksamkeit durch sein Gemälde: Christus und Magdalena (1832), das sich jetzt in der Galerie der kaiserl. Eremitage befindet. Um sich weiter auszubilden, wurde er auf Kosten der Regierung nach Italien geschickt und brachte über 20 Jahre in Rom zu. Während des größten Teils dieser Zeit war er mit seinem kolossalen Gemälde: Christi Erscheinung vor dem Volke, beschäftigt, zu dessen Ausstellung er nach Petersburg zurückkehrte, wo er als Professor der Akademie 15. Juli 1858 starb. Nach seinem Tode erschienen seine «Darstellungen aus der heiligen Geschichte, hinterlassene Entwürfe» mit einer Biographie J.s von Botkin (Lief. 1—8, Berl. 1879—84).

Iwanowo, großes Fabrikdorf im europ.-russ. Gouvernement Wladimir, an der Uwoda und der Eisenbahn Schuja-Kineschma, der bedeutendste Ort in Rußland für die Zitzfabrikation, hat 24 Zitzfabriken, die jährlich für ungefähr 2½ Mill. Rubel Zitz fabrizieren, außerdem zwei Baumwollwebereien, eine Baumwollspinnerei, eine Maschinenfabrik, stark besuchte Wochen- und Jahrmärkte und zählt (1880) 11909 ansässige E., mit der stets wechselnden Bevölkerung der Fabrikarbeiter aber über 20000.

Iwanowscher Jahrmarkt oder Postnowskischer Jahrmarkt, eine 1859 gegründete Messe im russ. Gouvernement Perm, im Kreise Schadrinsk, 30 km von Schadrinsk und 7 km von dem Dorfe Masljanski, an der Straße nach Jalutorowsk, wo ein großer Jahrmarkt auf freiem Felde, bei einer Kapelle, vom 24. Aug. bis 5. Sept., abgehalten wird. Im J. 1860 wurden für 1558937 Rubel Ware zugeführt, jetzt übersteigt diese Summe 4 Mill. Rubel. Die Hauptartikel des Handels sind Baumwoll-, Woll-, Seidenwaren, Galanteriewaren, getrocknete Früchte, Eisenwaren, Pelzwerk, Leder, Farben, Thee, Zucker und Pferde.

Iwarancusawurzel, s. u. Andropogon.

Iwaschinzow (Nikolai), russ. Hydrograph und Reisender, geb. 1. Mai 1819, trat in russ. Marinedienst, begleitete 1853 die russ. Expedition unter Perowski gegen Chiwa, wobei das Gebiet des Sir Darja aufgenommen wurde, und leitete dann 1854—68 die Aufnahme und Erforschung des Kaspischen Meeres. Er starb als Kontreadmiral und Präsident der mathem. Sektion der Geographischen Gesellschaft zu Petersburg 25. Jan. 1871. J. schrieb «Die geogr. Erforschung des Kaspischen Meeres» (russisch, 2 Bde. mit Atlas, Petersb. 1866—69) und ein Werk über 38 russ. Reisen um die Erde (Petersb. 1849—50).

Iwein, Held einer Dichtung, die dem Sagenkreise von Artus angehört. Auf bretonischer Grundlage von teilweise mythischem Charakter beruhend, wurde der Stoff in der zweiten Hälfte des 12. Jahrh. durch Chrétien de Troies dichterisch bearbeitet in seinem «Chevalier au Lyon» (herausg. von Holland, 2. Aufl., Hann. 1880). J., ein Ritter an Artus' Hofe, besteht das Abenteuer am Zauberbrunnen, erschlägt den Inhaber desselben und erlangt durch Vermittelung einer Kammerfrau Lunete die Hand seiner Witwe Laudine, die dadurch ihrem Lande einen Schirmherrn geben will. Nach einiger Zeit auf Abenteuer ausziehend, versäumt er die rechtzeitige Rückkehr, verliert dadurch Laudines Gunst, wird wahnsinnig, besteht zahlreiche weitere Abenteuer, unter denen die Befreiung eines Löwen, der mit einem Drachen kämpft und von da an J. begleitet, und wird endlich mit Laudine wieder versöhnt. Chrétiens Gedicht als Quelle folgte Hartmann von Aue in seinem «Iwein». Der uns erhaltene bretonische Text (in den «Mabinogion», 3 Bde., Clandovery 1831—50; deutsch in Sim. Martes «Artussage», Quedlinb. 1842) ist nicht die Quelle des franz. Gedichts, sondern schon von diesem beeinflußt.

Ixia *L.*, Gattung kapischer Zwiebelgewächse mit schwert- oder linienförmigen Blättern, einer sechsteiligen, regelmäßigen Blütenhülle mit ausgebreitetem Saum, drei zurückgekrümmten Narben, einer häutigen Kapsel und mit kugelrunden Samen. Die Blumen stehen in größerer oder geringerer Zahl in einer Ähre auf einem Schaft, der meistens höher ist als die Blätter. Bei I. crocata *L.* sind die Blumen hochorangefarbig, am Grunde der Perigonblätter mit einem schwarzbraunen, durchscheinenden Flecken; bei I. crispa *Thbg.* sind sie blau, hellviolett, weiß, rosa u. s. w., und die Blätter am Rande zierlich gekräuselt; *I. graminiflora Delar.* hat sehr große purpurschwarze, gelb contourierte, I. maculata *L.* blaue, blaßblaue, purpurrote, rosenrote, violette, oft gefleckte, I. viridiflora *Lam.* kupferig-grüne, im Grunde mit einem samtschwarzen Flecken verzierte Blumen. Die im Oktober ganz flach und je nach der Größe der Töpfe zu je drei bis fünf zu pflanzenden Zwiebeln unterhält man in einem temperierten Raum bei mäßigem Begießen und zur Zeit des besten Wachstums an einer recht sonnigen Stelle, nach der Blüte im April, Mai und Juni an einem trockenen, gegen Regen geschützten Ort im Freien. Vermehrung geschieht durch Brutzwiebeln. Alle zwei Jahre hebt man, wenn Blätter und Stengel trocken geworden, die Zwiebeln aus, trennt die Brut ab und hebt jene wie diese für sich in Papierbeuteln an einem trockenen Orte bis zur Pflanzzeit auf.

Ixile, s. unter Coraline.

Ixion, König der Lapithen in Thessalien, ein Sohn des Phleggas oder des Antion oder auch des Ares, heiratete Dia, des Deioneus Tochter, welche ihm den Peirithoos gebar. Er versprach seinem Schwiegervater reiche Brautgeschenke und stürzte diesen, als er ihn zur Erfüllung seines Versprechens anhalten wollte, in eine mit feurigen Kohlen gefüllte Grube. Infolge seines Verbrechens mit Wahnsinn geschlagen, versagten ihm Götter und Menschen, ihn zu sühnen; zuletzt that es Zeus selbst. Zeus verstattete ihm, an der Göttertafel teilzunehmen. Hier entbrannte er für Hera; diese aber täuschte ihn und er umarmte statt ihrer eine Wolke, aus welcher Umarmung die Centauren entsprungen sein sollen. Zur Strafe dafür ließ Zeus ihn mit Schlangen an ein Rad fesseln, das ewig im Kreise herumgetrieben wurde. Es liegt dabei, wie auch

aus bildlichen Darstellungen deutlich ersichtlich ist, ursprünglich die Anschauung der Sonne als eines Rades zu Grunde. Nachdem daraus die erzählte Mythe sich entwickelt hatte, wurde dann später auch von J. mit seinem Rade erzählt, daß er wie Sisyphos und andere seine Strafe in der Unterwelt abbüße.

Ixmiquilpan, Stadt im mexikan. Staat Hidalgo, an der Tula, 60 km nordwestl. von Pachuca, in schöner Gebirgsgegend 1709 m hoch gelegen, mit warmem, für den Anbau der tropischen, sowie der europ. Früchte geeignetem Klima, zählt 12000 E.

Ixōdes, s. Holzbock.

Ixodiden, s. Zecken.

Ixora *L.*, eine Pflanzengattung der Rubiaceen mit ziemlich vielen Arten, meistens Tropenbewohnern, und in unsern Feuchtwarmhäusern wohlgelitten. Der Name ist nach dem eines malabarischen Götzen gebildet. Ihr Gattungscharakter setzt sich aus folgenden Merkmalen zusammen: Kelch mit eiförmiger Röhre und kleinem, vierzähnigem Rande; Blumenkrone trichterförmig mit schlanker, stielrunder Röhre und kurzem vierteiligen, ausgebreiteten Rande und vier festsitzenden Staubbeuteln am Schlunde; Frucht eine steinfruchtartige, mit dem bleibenden Kelch gekrönte, fast kugelige, zweifächerige Beere. Sie sind schöne, immergrüne Ziersträucher mit gegenständigen Blättern, zugespitzten oder in eine Granne ausgehenden Afterblättern und zierlichen scharlachroten, rosenroten, blaßroten, weißen oder bunten, oft wohlriechenden Blüten in endständigen, oft dreiteiligen Doldentrauben. Eine der am längsten bekannten und geschätztesten Arten ist I. coccinea *L.*, in Indien Feuerbrand und Buschflamme genannt, mit prächtig zinnoberroten, langröhrigen, kugelig-doldig gesammelten Blüten und roten Stengeln. Die Handelsgärten führen eine ziemliche Anzahl willig und reichblühender Arten und Formen, unter diesen I. crocata *Lindl.*, I. grandiflora *Ker.*, I. hybrida splendens und Duchess of Teck u. a., welche letztere den großen Vorzug besitzt, schon als kleine Pflanze zu blühen. Man überwintert diese prächtigen Pflanzen bei + 12—15° C., hält sie von Staub, Schmutz und Insekten rein, sorgt im März und April nach dem Einpflanzen und auch im Sommer für feuchte Wärme und gibt ihnen bei warmer Witterung reichlich Luft und bei heißer Sonne Schatten. Manche Arten lassen sich durch Wurzelschossen, alle aber mit großer Leichtigkeit durch Stecklinge unter Glocken und im Warmbeet vermehren.

Ixworth, Schloß bei Bury Saint-Edmunds (s. d.) in der engl. Grafschaft Suffolk.

Iynx, die Tochter des Pan und der Echo, die Dienerin der Jo, wurde von der Hera (Juno) in einen Vogel, den sog. Wendehals (Iynx torquilla), verwandelt, weil sie Zeus zu dem Liebeshandel mit Jo verführt hatte. Nach dem Vorgange Jasons, der nach Aphrodites Rat Medea dadurch für sich gewonnen haben sollte, daß er die J. mit Füßen und Flügeln auf ein vierspeichiges Rad band und dieses unter Aussprechung von Zauberformeln umdrehte, gebrauchte man diesen Vogel in der angegebenen Weise als Mittel, jemand verliebt zu machen.

Izabal, Yzabal oder Atzabal, Dorf in Mittelamerika, Republik Guatemala, Departementshauptort, 180 km im NO. von Guatemala, am Nordfuße des Micogebirges und am Südufer des Izabalsees oder Laguna Dulce, von welchem ein 20 km langer Kanal zur Hondurasbai führt, mit (1880) 611, als Kommune 3830 E., wovon 1488 Eingeborene. Das Klima ist mörderisch, und der Weg zum Orte zu Wasser und zu Lande sehr schwierig. Dennoch hatte J. lange fast den ganzen Export von Belize und vom östl. Yucatan monopolisiert; seit 1865 hat sich der Transit nach Westen gewendet und der Handel J.s ist seitdem sehr gesunken.

Izeds, die guten Genien im Reiche des Ormuzd, s. unter Dämonen.

Izlás (spr. Islaasch), Stromenge an der untern Donau, 38 km südwestlich von Alt-Orsowa, zwischen den Ortschaften Drenkowa und Swinitza, unterhalb Piwolin, wo das Strombett der Donau durch eine Reihe von Felsenriffen und Bergkuppen zusammengepreßt wird. Der eigentliche J. hat eine Länge von 3982 m, die mit ihm verbundenen Stromengen von Groß- und Kleintachtalia ungefähr 2300 m. Die nahezu 1800 m langen Felsenriffe, welche den Fluß quer durchziehen, bestehen aus braunrotem, hornsteinartigem Schiefer und Quarzporphyr; sie füllen das hier stellenweise nur 350—948 m breite Donaubett dergestalt aus, daß nur am rechten oder serb. Ufer eine kaum 38 m breite fahrbare Wasserstraße bleibt.

Izsó (spr. Izschoo, Nik.), ungar. Bildhauer, geb. 1830 in Horváti im Komitat Borsod, studierte in Sárospatak, war 1848—49 Honvéd und widmete sich nach der Katastrophe von Világos der Bildhauerkunst, erst in Pest bei Ferenczy, dann in Wien bei Gasser und in München, wo er mit dem Trauernden Schäfer seinen Ruf begründete; heimgekehrt vollendete er die Csokonai-Statue für Debreczin und das Petöfi-Denkmal für Budapest, außerdem zahlreiche Porträtbüsten und Genrestatuetten, alles von scharf ausgeprägtem nationalen Charakter. Er starb als Professor an der Kunstschule zu Budapest 29. Mai 1875.

Iztaccihuatl, d. h. Weiße Frau, Berg im SO. des Thals von Mexiko, unmittelbar nördlich vom Popocatepetl, in 19° 10′ nördl. Br. und 80° 55′ westl. L. (von Ferro), 5207 m hoch.

J, Jod.

J, Jod oder Jot (vom griech. ἰῶτα), der zehnte Buchstabe unsers Alphabets, ist ein Konsonant und der einzige ursprüngliche Palatal (Gaumenlaut) der indogerman. Sprachen; er steht in so naher Verwandtschaft mit dem Vokal J (daher die Bezeichnungen i consonans und i vocalis), daß die vergleichende Grammatik oft nicht sicher entscheiden kann, welcher von beiden Lauten in bestimmten Fällen der ursprüngliche ist. Das Jod übt von allen Konsonanten den größten Einfluß namentlich auf vorhergehende Konsonanten aus, und die neuere Grammatik hat für die durch dasselbe hervorgebrachten Konsonanten-

veränderungen den besondern Kunstausdruck Zetazismus eingeführt (abgeleitet vom griech. Buchstabennamen Zeta, weil der Laut des Zeta [= dz] aus dj hervorgegangen ist); in den Wirkungen auf vorangehende Silben verhält sich jod fast ganz wie i (s. d.). Einzelnen Sprachen ist der Laut jod ganz verloren gegangen, z. B. dem Griechischen, indem derselbe entweder mit andern Konsonanten verbunden wird, wie im zeta, oder ausfällt, daher es im Griechischen nur den Vokal i gibt. Das Lateinische besaß sowohl i wie jod, schrieb aber beide mit dem einen Zeichen i. Ein besonderes, deutlich aus dem J abgeleitetes Zeichen für das Jod kam erst in den lat. Druckschriften des 16. und 17. Jahrh. auf und namentlich durch die holländ. Philologen und Ernesti ziemlich allgemein in Anwendung. Von den german. Sprachen hatte das Gotische ein eigenes Zeichen für Jod (G), das im Alphabet die 15. Stelle zwischen n und u einnahm. In den althochdeutschen und mittelhochdeutschen Handschriften findet sich stets nur das vokalische i, und erst seit dem 16. Jahrh. erscheint auch in deutschen Drucken, nach dem Vorgange der lateinischen, das konsonantische j, welches in der Reihenfolge des Alphabets gleich hinter das i gestellt wurde.

In den neuern Alphabeten, welche das Zeichen j besitzen, ist dasselbe der Ausdruck sehr verschiedener Laute: in den slaw. Sprachen mit lat. Schrift (Serbisch, Slowenisch, Böhmisch, Sorbisch) entspricht es meist unserm j, ebenso im Italienischen; im Französischen dagegen drückt es den weichen, tönenden Laut zu sch aus, im Spanischen (neben x) unser ch, z. B. Mejico (Mexico), spr. Mechico, im Englischen dsch (d. h. d mit frz. j), während als Zeichen unsers j das y dient. Die kirchenslaw. Schrift, z. B. des Serbischen, und das heutige russ. Alphabet haben kein Zeichen für jod, obwohl die Sprachen den Laut besitzen.

Jab, Insel aus der Gruppe der Carolinen (s. d.).

Jabalpur, s. Dschabalpur.

Jabes in Gilead, eine palästinensische Stadt des Ostjordanlandes, welche in der Geschichte der israel. Richter und des Königs Saul erwähnt wird. Ihre Lage wird mit großer Wahrscheinlichkeit in den heutigen Ruinen Ed-Deir («Kloster»), drei Stunden östlich vom Jordan, auf einem Hügel an der Südseite des Wadi Jâbis vermutet, welcher, etwas südwärts Beisân (s. Bethsean) gegenüber, von Osten her in den Jordan einmündet und in dem der alte Name J. noch erhalten ist.

Jabetnik (etwa Amtmann), in der ältesten Zeit Rußlands ein Beamter für Verfolgung von Verbrechen, in späterer Zeit bedeutet das Wort einen Denunzianten und falschen Ankläger.

Jablochkoffsche Kerze, s. unter Elektrische Lampen.

Jablonna, Dorf bei Warschau (s. d.).

Jablonoi-Chrebet (d. h. Apfelgebirge), ein Gebirge in Ostsibirien, das östl. Glied der Daurischen Alpen in Transbaikalien, erstreckt sich bedeutend weiter nach NO. hin als die westlichern Parallelketten dieses Gebirgssystems; die weitere Fortsetzung des J. bildet die Wasserscheide zwischen Lena und Amur, also zwischen dem Eismeer und dem Stillen Ocean, und ist ein hohes, rauhes Gebirge, das noch fast ganz unerforscht ist, da nicht einmal die Höhen annähernd bestimmt sind.

Jablonowski, fürstl. Familie in Polen, der mehrere ausgezeichnete Männer angehören.

Stanislaw J., geb. 1634, wurde, nachdem er sich im Kampfe gegen die Kosaken, Tataren und Schweden hervorgethan und dem Johann Sobieski in der siegreichen Schlacht bei Chocim 1673 zur Seite gestanden, 1682 Großhetman der Krone. Berühmt ist sein Rückzug aus der Bukowina, durch welchen J., nachdem er sich hier 1685 mit dem poln. Heere gegen die überlegenen Heeresmassen der Türken und Tataren glücklich verteidigt hatte, denselben aus sehr schwieriger Lage befreite. Er starb 1702.

Joseph Alexander J., geb. 4. Febr. 1712, wurde Wojwode von Nowogrodek und erhielt 1748 die Würde eines deutschen Reichsfürsten. Er verließ 1768 nach dem Ausbruche der Unruhen sein Vaterland und wählte Leipzig zu seinem Aufenthalte, wo er 1. März 1777 starb. Im J. 1765 setzte er den Preise für drei von ihm gestellte Aufgaben aus der poln. Geschichte, der polit. Ökonomie, der Physik und Mathematik aus, deren erste Verteilung durch die Naturforschende Gesellschaft in Danzig 1766 erfolgte. Diese erkannte den Preis für die Aufgabe, die Ankunft des Lech in Polen gründlicher als bisher zu erweisen, der Abhandlung Schlözers zu, der das Dasein des Lech in das Reich der Fabeln verwies. Fürst J. sah dies als eine unstatthafte histor. Ketzerei an und schrieb dagegen die «Vindiciae Lechi et Czechi» (Lpz. 1770; neue Aufl. 1775). Außerdem entzog er jener Gesellschaft die Preisverteilung und gründete 1768 in Leipzig die noch bestehende «Fürstlich Jablonowskische Gesellschaft der Wissenschaften», die aber erst 1774 ins Leben trat. J. schenkte derselben ein Kapital, von dessen Zinsen die Gesellschaft früher drei goldene Preismedaillen mit dem Bildnisse des Fürsten prägen ließ; gegenwärtig besteht der Preis in 700 Mark. Vgl. «Acta societatis Jablonovianae» (6 Bde., Lpz. 1772—73), «Nova acta societatis Jablonovianae» (9 Bde., Lpz. 1802—45) und «Preisschriften der Jablonowskischen Gesellschaft» (23 Bde., Lpz. 1847—82).

Die Familie J. besteht noch in Rußland und Österreich, sie besitzt große Güter in Polen, Volhynien und Galizien. An der Spitze der ältern, seit 1878 erloschenen Linie stand seit 1855 Fürst Stanislas J. (geb. 10. März 1799, gest. im Aug. 1878). Er war während des Aufstandes 1831 Hauptmann in der poln. Artillerie und gab eine militärische Schrift «Wspomnienia o bateryi patrzyn[illegible] artillerii» (Posen 1860) heraus. Auch übersetzte er Jonsacs «Histoire de Stanislas J.» (4 Bde., Lpz. 1775—76) ins Polnische (Posen 1868). An der Spitze der jüngern Linie steht seit 1864 Fürst Karl J., geb. 13. März 1807, Oberstlandmarschall in den vereinigten Königreichen Galizien und Lodomerien.

Jablunka oder Jablunkau, Stadt in der Bezirkshauptmannschaft Teschen des österr. Herzogtums Schlesien, in rauher Gebirgsgegend der Beskiden am Zusammenfluß der Olsa und Lomna und an der Kaschau-Oderberger Bahn gelegen, Sitz eines Bezirksgerichts, zählt (1880) 3371 E., die Leinwandfabrikation betreiben. Hier führt die Hauptstraße durch den sog. Jablunkapaß (601 m über dem Meere) von der Olsa zur Waag nach Ungarn; derselbe wird von der Kaschau-Oderberger Eisenbahn überschritten. Die 9 km südlich von der Städtchen befindliche, kriegsgeschichtlich denkwürdige Schanze wurde 1541 errichtet, als Schlesien von den Türken, die fast ganz Ungarn überschwemmt hatten, bedroht war. Im Dreißigjährigen Krieg

wurde namhaft durch den am 14. März 1590 von König Heinrich IV. über das Heer der Ligue erfochtenen Sieg. Auf dem Schlachtfelde ist eine 17 m hohe Pyramide errichtet worden.

Iwan oder Joán ist der Name mehrerer russ. Großfürsten und Zare:

Iwan I. Danilowitsch, genannt Kalita (d. h. der Geldbeutel), 1328—40, Großfürst von Moskau, suchte, obgleich abhängig von den Tataren, über die andern russ. Fürsten sich zu erheben und Moskau zur Hauptstadt Rußlands zu machen, was ihm zum Teil schon dadurch gelang, daß es statt Wladimir der Sitz des Metropoliten wurde; außerdem bewirkte er, daß die von den Teilfürsten dem Chan zu entrichtende Steuer nicht mehr durch tatar. Baskaken, sondern durch moskauische Steuereinnehmer erhoben wurde, was zur Begründung seiner Obergewalt erheblich beitrug und zu dem Beinamen «Kalita» Veranlassung gab. Er starb 31. März 1340.

Iwan II., 1353—59, der jüngere Sohn J.s I., folgte seinem Bruder, Simeon dem Stolzen, in der Regierung. Er war weder den Streitigkeiten mit den andern russ. Fürsten noch dem Kampfe mit den Litauern gewachsen, die ihm große Länderstrecken am Dnjepr entrissen.

Iwan III. Wassiljewitsch, herrschte 1462—1505. Es gelang ihm nach und nach die andern russ. Fürstentümer, wie Twer, Moshaisk und Wologda, mit dem moskowitischen Großfürstentum zu vereinigen. Im J. 1478 unterwarf er das mächtige Nowgorod und 1480 befreite er sich gänzlich von der Oberhoheit der Tataren, indem er die durch die Teilungen der Chanate und Timurs Eroberungen herbeigeführte Schwäche des Chans von Kiptschak klug benutzte. Im Nov. 1472 vermählte er sich mit Sophia, einer Tochter des Thomas Paläologus, Nichte des letzten byzant. Kaisers, durch welche der zweiköpfige byzant. Adler in das russ. Wappen kam. J. stellte zuerst Einheit und Unteilbarkeit des Reichs als Reichsgesetz auf und war der erste, der sich Zar von Großrußland nannte. Auf Grundlage der «Kiesskaja Prawda» wurde unter J. der «Ssudébnik» (Gesetzbuch) verfaßt. J. starb zu Moskau 27. Okt. 1505, nachdem er seinen Sohn Wassilij zum Nachfolger ernannt hatte.

Iwan IV. Wassiljewitsch, der Schreckliche genannt, 1533—84, geb. 25. Aug. 1530, folgte seinem Vater, Wassilij IV., 3. Dez. 1533 und ließ sich 16. Jan. 1547 zum Zaren krönen. Wiewohl J. an ungezügelter Herrschsucht alle seine Vorgänger übertraf, unterließ er im eigenen Machtinteresse doch nicht, sein Reich der westeurop. Bildung zugänglich zu machen. Er zog deutsche Handwerker, Künstler und Gelehrte nach Rußland, legte die ersten Buchdruckereien an, begründete den Handel durch einen Vertrag mit der Königin Elisabeth, nachdem die Engländer den Seeweg nach Archangel gefunden hatten, errichtete 1556 ein stehendes Heer, die Strelitzen, eroberte 1552 Kasan und 1554 Astrachan. Als er aber Livland den Deutschen Rittern zu entreißen versuchte, verbanden sich die Polen, Schweden und Dänen gegen ihn. Von Stephan Bathori bedrängt, wandte sich J. an Papst Gregor XIII. mit der Bitte, den Frieden zu vermitteln. Letzterer, in der Hoffnung, den Zaren, welcher Hinneigung zur röm.-kath. Kirche vorspiegelte, zu gewinnen, entsendete seinen Nuntius Possevin, der 1582 zwischen Stephan Bathori und J. einen zehnjährigen Waffenstillstand erwirkte, zufolge dessen J. seinen Ansprüchen auf Livland entsagte. Gegen Nowgorod, dessen Freiheitssinn ihn aufbrachte, unternahm er 1570 einen Zug und mordete dort binnen sechs Wochen an 60000 Menschen. Nicht weniger wütete er in Twer, Moskau und an andern Orten. Seinen ältesten Sohn, Iwan, brachte J. eigenhändig um. Am Ende seiner Regierung unternahm Jermak seinen Zug nach Sibirien. J. starb 18. März 1584 und hatte seinen zweiten Sohn, Feodor, zum Nachfolger.

Iwan V. Alexejewitsch, Peters I. Halbbruder, geb. 27. Aug. 1666, gest. 29. Jan. 1696, nahm, obgleich er 1682 Zar wurde, wegen Kränklichkeit und Schwachsinn an der Regierung wenig und seit 1689 gar keinen Teil.

Iwan VI., geb. 24. Aug. (n. St.) 1740, war der Sohn des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel-Bevern und der russ. Großfürstin Anna Karlowna. Die Kaiserin Anna Iwanowna nahm ihn gleich nach seiner Geburt aus den Händen ihrer Nichte, erklärte ihn zu ihrem Sohne und gab ihm eine Wohnung neben ihrem Zimmer. Sterbend ernannte sie ihn zu ihrem Nachfolger und ihren Günstling Biron zum Vormund und Regenten während der Minderjährigkeit desselben. Biron ließ nach der Kaiserin Tode, 28. Okt. 1740, dem Prinzen huldigen, und als er selbst verbannt wurde, übernahmen die Eltern J.s die Regentschaft. Doch schon 6. Dez. 1741 bemächtigte sich Peters I. Tochter Elisabeth des Throns. Der junge J. wurde anfangs zu Iwangorod bei Narwa gefangen gehalten; 1756 aber brachte man ihn auf die Festung Schlüsselburg, dann an einige andere feste Orte, und nach der Thronbesteigung Katharinas II. wieder nach Schlüsselburg. Als hier Mirowitsch, ein Edelmann aus der Ukraine, der als Lieutenant bei der Besatzung in Schlüsselburg stand, mit Hilfe eines untergeschobenen Befehls der Kaiserin den Versuch machte, den Gefangenen zu befreien, wurde J. von den andern Offizieren 5. Dez. 1764 ermordet, wozu sie durch einen kaiserl. Befehl ermächtigt waren. Die Kapelle in Schlüsselburg, wo man ihn begrub, wurde später zerstört.

Iwangorod, russ. Festung im Gouvernement Sjedlez an der Mündung des Wieprz in die Weichsel, 90 km oberhalb von Warschau. Das kleine Städtchen, Station der Linie Kowel-Mlawa der Weichselbahn, liegt auf dem rechten Weichselufer und ist mit bastioniertem Hauptwall und drei in geringem Abstande vor diesem liegenden kleinen Werken befestigt. Auf dem linken Weichselufer liegt ein zweistöckiger, kasemattierter, mit Erdwall umgebener Thurm (Fort Gortschakow), welcher in Verbindung mit drei Erdwerken einen Brückenkopf bildet. Im J. 1877 wurde die Erweiterung der Festung beschlossen und bis 1884 durchgeführt. Es wurden auf dem rechten Weichselufer sechs, auf dem linken drei vorgeschobene Werke im Abstande von 2 bis 4 km vom Hauptwall beziehungsweise Fort Gortschakow erbaut, ferner eine feste Brücke zwischen der Stadt und Fort Gortschakow; doch ist diese Brücke im Frühjahre 1884 durch die Hochflut der Weichsel fast vollständig zerstört worden. Die Festung J. soll durch Herstellung noch einiger Gürtelforts zu einer großen Lagerfestung umgewandelt werden; dieselbe bildet mit Warschau, Nowo-Georgiewsk und Brest-Litowsk das poln. Festungsviereck, innerhalb dessen sich die russ. Hauptarmee im Falle eines Kriegs

[illegible]

Jacke [illegible] Old Jack, [illegible] Jack of all trades, [illegible] Jack pud-[illegible]

Jacke (frz. jaquette, engl. jacket), kurzes, anschließendes Armelkleid, ist herzuleiten von Jakob, [illegible] (kurzer) Oberrock im [illegible]

Jackmaschine, vom engl. jack frame (frz. banc [illegible]) [illegible] eine veraltete Konstruktion der Baumwollvorspinnmaschine.

Jackson [illegible] Hauptort des County [illegible] Michigan, auf bei [illegible] nahe seiner Quelle,

[illegible] er den [illegible] die, von den Spaniern in Pensacola unterstützt, das Land verwüsteten, nach Florida zurück und bemächtigte sich sogar der Stadt Pensacola. Als darauf die Engländer Neuorleans bedrohten, erhielt J. daselbst mit dem Rang eines Generalmajors vom Kongreß den Befehl über die Linientruppen. Es gelang ihm, den Engländern ein wohlgerüstetes Heer entgegenzustellen und denselben 8. Jan. 1815 eine entscheidende Niederlage beizubringen. J. zeichnete sich 1817—18 in dem Kampfe gegen die Seminolen aus, nahm als erster Gouverneur 1821 das von den Spaniern abgetretene Florida in Besitz und wurde 1823 für Tennessee abermals zum Senator gewählt.

J. wurde 1828 zum Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt und trat 4. März 1829 sein Amt

aus bildlichen Darstellungen deutlich ersichtlich ist, ursprünglich die Anschauung der Sonne als eines Rades zu Grunde. Nachdem daraus die erzählte Mythe sich entwickelt hatte, wurde dann später auch von J. mit seinem Rade erzählt, daß er wie Sisyphos und andere seine Strafe in der Unterwelt abbüße.

Izmiquilpan, Stadt im mexikan. Staat Hidalgo, an der Tula, 60 km nordwestl. von Pachuca, in schöner Gebirgsgegend 1709 m hoch gelegen, mit warmem, für den Anbau der tropischen, sowie der europ. Früchte geeignetem Klima, zählt 12000 E.

Ixodes, s. Holzbock.

Ixodiden, s. Zecken.

Ixora *L.*, eine Pflanzengattung der Rubiaceen mit ziemlich vielen Arten, meistens Tropenbewohnern, und in unsern Feuchtwarmhäusern wohlgelitten. Der Name ist nach dem eines malabarischen Götzen gebildet. Ihr Gattungscharakter setzt sich aus folgenden Merkmalen zusammen: Kelch mit eiförmiger Röhre und kleinem, vierzähnigem Rande; Blumenkrone trichterförmig mit schlanker, stielrunder Röhre und kurzem vierteiligen, ausgebreiteten Rande und vier festsitzenden Staubbeuteln am Schlunde; Frucht eine steinfruchtartige, mit dem bleibenden Kelch gekrönte, fast kugelige, zweifächerige Beere. Sie sind schöne, immergrüne Ziersträucher mit gegenständigen Blättern, zugespitzten oder in eine Granne ausgehenden Afterblättern und zierlichen scharlachroten, rosenroten, blaßroten, weißen oder bunten, oft wohlriechenden Blüten in endständigen, oft dreiteiligen Doldentrauben. Eine der am längsten bekannten und geschätztesten Arten ist I. coccinea *L.*, in Indien Feuerbrand und Buschflamme genannt, mit prächtig zinnoberroten, langröhrigen, kugelig-doldig gesammelten Blüten und roten Stengeln. Die Handelsgärten führen eine ziemliche Anzahl willig und reichblühender Arten und Formen, unter diesen I. crocata *Lindl.*, I. grandiflora *Ker.*, I. hybrida splendens und Duchess of Teck u. a., welche letztere den großen Vorzug besitzt, schon als kleine Pflanze zu blühen. Man überwintert diese prächtigen Pflanzen bei + 12—15° C., hält sie von Staub, Schmutz und Insekten rein, sorgt im März und April nach dem Einpflanzen und auch im Sommer für feuchte Wärme und gibt ihnen bei warmer Witterung reichlich Luft und bei heißer Sonne Schatten. Manche Arten lassen sich durch Wurzelschossen, alle aber mit großer Leichtigkeit durch Stecklinge unter Glocken und im Warmbeet vermehren.

Ixworth, Schloß bei Bury Saint-Edmunds (s. d.) in der engl. Grafschaft Suffolk.

Iynx, die Tochter des Pan und der Echo, die Dienerin der Jo, wurde von der Hera (Juno) in einen Vogel, den sog. Wendehals (Iynx torquilla), verwandelt, weil sie Zeus zu dem Liebeshandel mit Jo verführt hatte. Nach dem Vorgange Jasons, der nach Aphrodites Rat Medea dadurch für sich gewonnen haben sollte, daß er die J. mit Füßen und Flügeln auf ein vierspeichiges Rad band und dieses unter Aussprechung von Zauberformeln umdrehte, gebrauchte man diesen Vogel in der angegebenen Weise als Mittel, jemand verliebt zu machen.

Izabal, Yzabal oder Atzabal, Dorf in Mittelamerika, Republik Guatemala, Departementshauptort, 180 km im NO. von Guatemala, am Nordfuße des Micogebirges und am Süduser des Izabalsees oder Laguna Dulce, von welchem ein 20 km langer Kanal zur Hondurasbai führt, mit (1880) 611, als Kommune 3830 E., wovon 1488 Eingeborene. Das Klima ist mörderisch, und der Weg zum Orte zu Wasser und zu Lande sehr schwierig. Dennoch hatte J. lange fast den ganzen Export von Belize und vom östl. Yucatan monopolisiert; seit 1865 hat sich der Transit nach Westen gewendet und der Handel J.s ist seitdem sehr gesunken.

Izeds, die guten Genien im Reiche des Ormuzd, s. unter Dämonen.

Izlás (spr. Islaasch), Stromenge an der untern Donau, 38 km südwestlich von Alt-Orsowa, zwischen den Ortschaften Drenkowa und Swinitza, unterhalb Piwolin, wo das Strombett der Donau durch eine Reihe von Felsenriffen und Bergkuppen zusammengepreßt wird. Der eigentliche J. hat eine Länge von 3982 m, die mit ihm verbundenen Stromengen von Groß- und Kleintachtalia ungefähr 2300 m. Die nahezu 1800 m langen Felsenriffe, welche den Fluß quer durchziehen, bestehen aus braunrotem, hornsteinartigem Schiefer und Quarzporphyr; sie füllen das hier stellenweise nur 350—948 m breite Donaubett dergestalt aus, daß nur am rechten oder serb. Ufer eine kaum 38 m breite fahrbare Wasserstraße bleibt.

Izsó (spr. Ischoo, Nik.), ungar. Bildhauer, geb. 1830 in Horváti im Komitat Borsod, studierte in Sárospatak, war 1848—49 Honvéd und widmete sich nach der Katastrophe von Világos der Bildhauerkunst, erst in Pest bei Ferenczy, dann in Wien bei Gasser und in München, wo er mit dem Trauernden Schäfer seinen Ruf begründete; heimgekehrt vollendete er die Csokonai-Statue für Debreczin und das Petöfi-Denkmal für Budapest, außerdem zahlreiche Porträtbüsten und Genrestatuetten, alles von scharf ausgeprägtem nationalen Charakter. Er starb als Professor an der Kunstschule zu Budapest 29. Mai 1875.

Iztaccihuatl, d. h. Weiße Frau, Berg im SO. des Thals von Mexiko, unmittelbar nördlich vom Popocatepetl, in 19° 10′ nördl. Br. und 80° 55′ westl. L. (von Ferro), 5207 m hoch.

Jod.

J, Jod oder Jot (vom griech. ἰῶτα), der zehnte Buchstabe unsers Alphabets, ist ein Konsonant und der einzige ursprüngliche Palatal (Gaumenlaut) der indogerman. Sprachen; er steht in so naher Verwandtschaft mit dem Vokal J (daher die Bezeichnungen i consonans und i vocalis), daß die vergleichende Grammatik oft nicht sicher entscheiden kann, welcher von beiden Lauten in bestimmten Fällen der ursprüngliche ist. Das Jod übt von allen Konsonanten den größten Einfluß namentlich auf vorhergehende Konsonanten aus, und die neuere Grammatik hat für die durch dasselbe hervorgebrachten Konsonanten-

und wird durch sie in etwa 2 cm Entfernung von ersterer gehalten. Am J. wird die obere Kante des Segels, das zu diesem Zweck mit starken Bindlöchern (Gaten) in regelmäßigen Zwischenräumen versehen ist, mittels dünnen Tauwerks befestigt.

Jacmel, Stadt in der Republik Haïti in Westindien, 44 km im SW. von Port-au-Prince, an einer halbrunden Bai der Südküste, zwischen dem Kap Maréchaux und dem Kap Jacmel, auf welchem ein Leuchtturm steht, mit etwa 6000 E., die bedeutenden Handel treiben; 16 km östlich liegt das Dorf Cayes de Jacmel, so genannt nach seinen Korallenriffen.

Jacob, s. Jakob.

Jacob (Alexandre André), franz. Schriftsteller, bekannt unter dem Pseudonym Erdan (s. d.).

Jacob (Bibliophile), Pseudonym des franz. Schriftstellers Paul Lacroix (s. d.).

Jacobäa, s. Jakobäa.

Jacobi (Abraham), Professor am New-York Medical College und New-York College of Physicians and Surgeons und Präsident der State Medical Society des Staats Neuyork, geb. 6. Mai 1830 zu Hartum in Westfalen, besuchte das Gymnasium zu Minden und studierte in Greifswald, Göttingen und Bonn Medizin. In den rhein. Kommunistenprozeß verwickelt, saß er von 1851 bis 1853 in Berlin und Köln in Untersuchungshaft und wurde darauf wegen Majestätsbeleidigung zu Gefängnishaft verurteilt. Im Sommer 1853 auf freien Fuß gesetzt, ging er nach England und von da nach Neuyork, wo er sich als praktischer Arzt niederließ und bald auch eine ausgedehnte schriftstellerische und Lehrthätigkeit entwickelte. Unter den litterarischen Arbeiten J.s sind zu nennen: die in Gemeinschaft mit E. Nöggerath herausgegebenen «Contributions of obstetrics and uterine and infantile pathology in 1858» (Neuyork 1859), «Dentition and its derangements» (Neuyork 1862), «The raising and education of abandoned children in Europe» (Neuyork 1870). Von 1868 bis 1871 war J. Mitherausgeber des «American Journal of obstetrics and diseases of women and children».

Jacobi (Friedr. Heinr.), namhafter deutscher Philosoph, geb. zu Düsseldorf 25. Jan. 1743, wurde von seinem Vater, einem wohlhabenden Kaufmann, ebenfalls für den Kaufmannsstand bestimmt. In Genf, wo er sich zwei Jahre aufhielt, gewann er eine solche Liebe zu wissenschaftlicher Beschäftigung, daß er nur ungern 1762 in seine Vaterstadt zurückkehrte, um des Vaters Handlung zu übernehmen. Nachdem er mehrere Jahre das Handelsgeschäft getrieben, wurde er durch die Vermittelung des Grafen von Goltstein 1772 zum Mitgliede der jülich-bergischen Hofkammer ernannt. Durch seinen ältern Bruder wurde er 1771 mit Wieland bekannt; noch mehr aber wirkte Goethe auf ihn ein, dessen Bekanntschaft er 1774 machte. Nach dem Tode seiner Frau (geborene von Clermont aus Vaels bei Aachen) folgte er 1779 einem Rufe nach München, wo er Geheimrat wurde. Infolge der polit. Bewegung ging er 1794 nach Holstein und hielt sich dann bald in Wandsbeck und Hamburg, bald in Eutin auf, bis er 1804 einen Ruf an die neuzubildende Akademie der Wissenschaften in München erhielt. Im J. 1807 wurde er Präsident der Akademie, legte aber diese Stelle 1813 nieder. J. starb 10. März 1819.

Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: «Woldemar» (2 Bde., Flensb. 1779; Ausg. letzter Hand, Lpz. 1825), «Eduard Allwills Briefsammlung» (Bresl. 1781; Ausg. letzter Hand, Lpz. 1826), «Über die Lehre des Spinoza, in Briefen an Mendelssohn» (Bresl. 1785; neue Aufl. 1789), «Det. Hume über den Glauben, oder Idealismus und Realismus» (Bresl. 1787), Sendschreiben an Fichte (Hamb. 1799). J. hat sowohl als Dichter wie als Philosoph auf die deutsche Litteratur einen bedeutenden Einfluß ausgeübt. Wie seine beiden Romane durchweg den Stempel des Philosophischen und Didaktischen tragen, so ist auch seine Philosophie eine poetische, gefühlvolle und religiöse zu nennen. Seine philos. Schriften geben, in meistens aphoristischer Form und frei von aller steifen Schulterminologie, das kämpfende Nachdenken eines religiös erregten Geistes mit eindringlicher Beredsamkeit zu erkennen. Man bezeichnet den Standpunkt seiner Philosophie als Gefühlsphilosophie, weil er die Vernunft für ein unmittelbar sicheres Gefühlsvermögen, alle Verstandeserkenntnis durch Nachdenken hingegen nur für ein abgeleitetes Wissen von minderm Werte ansah. Von diesem Standpunkt führte er heftigen Streit gegen Mendelssohn, Kant, Fichte und Schelling. Die mit dem letztern durch J.s Schrift «Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung» (Lpz. 1811; 2. Aufl. 1822) veranlaßte Streitigkeit wurde von beiden Seiten mit großer Erbitterung geführt. An seine «Werke» (6 Bde., Lpz. 1812—24) schließt sich der von F. Roth herausgegebene «Auserlesene Briefwechsel» (2 Bde., Lpz. 1825—27). Später erschien «Briefwechsel zwischen Goethe und J.» (Lpz. 1846); Gildemeister, «J. G. Hamanns Leben und Schriften» (Bd. 5: «Briefwechsel J.s mit Hamann», Gotha 1868); Zöpprit, «Aus Friedrich Heinrich J.s Nachlaß» (2 Bde., Lpz. 1869). Vgl. Schlichtgroll, Weiller und Thiersch, «Friedrich Heinrich J. nach seinem Leben, Lehren und Wirken» (Münch. 1819); Kuhn, «J. und die Philosophie seiner Zeit» (Mainz 1834); Rößler, «De philosophandi ratione Friderici Henrici J.» (Jena 1848); Deycks, «Friedrich Heinrich J. im Verhältnis zu seinen Zeitgenossen» (Frankf. 1848); Fricke, «Die Philosophie des Friedrich Heinrich J.» (Augsb. 1854); Zirngiebl, «Friedrich Heinrich J.s Leben, Dichten und Denken» (Wien 1867); Harms, «Über die Lehre von Friedrich Heinrich J.» (Berl. 1876).

Jacobi (Joh. Georg), deutscher Dichter, der ältere Bruder des vorigen, geb. 2. Sept. 1740 zu Düsseldorf, studierte seit 1758 zu Göttingen und Helmstedt Theologie und ward sodann als Professor der Philosophie und Beredsamkeit nach Halle berufen. Seine «Poetischen Versuche» (Düsseld. 1764) brachten ihn mit Gleim in persönliche Bekanntschaft, welcher ihm 1769 ein Kanonikat in Halberstadt verschaffte. Im J. 1784 folgte J. einem Rufe nach Freiburg i. Br. als Professor der Litteratur. Nachdem er noch eine zweite vermehrte Ausgabe seiner «Sämtlichen Werke» (7 Bde., Zür. 1807—13; neueste Aufl., 4 Bde., 1825) besorgt, starb er 4. Jan. 1814. Er hatte sich nach fremden Dichtern, insbesondere nach Gresset und Chaulieu gebildet, und erst in seinen spätern Jahren erhob er sich von der Weichheit seiner frühern Gedichte zu männlich-kräftigerer Empfindung. Seine Biographie lieferte sein Freund von Ittner (Zür. 1822). Vgl. «Ungedruckte Briefe von und an Johann Georg J.» (Straßb. u. Lond. 1874).

Jacobi (Karl Guſt. Jak.), ausgezeichneter Mathematiker, geb. 10. Dez. 1804 zu Potsdam, beſuchte das dortige Gymnaſium, ſtudierte in Berlin Mathematik, Philoſophie und Philologie, habilitierte ſich daſelbſt 1824 als Privatdocent für Mathematik und wurde 1825 Lehrer der Mathematik an der Univerſität Königsberg, wo er 1827 eine außerord. und 1829 die ord. Profeſſur der Mathematik erhielt. In dieſe Zeit fallen J.s epochemachende Entdeckungen im Gebiete der elliptiſchen Funktionen. Nachdem J. ſeit 1843 aus Geſundheitsrückſichten einige Zeit in Italien gelebt, nahm er nach ſeiner Rückkehr als Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften und königl. Penſionär ſeinen Wohnſitz zu Berlin, wo er auch ſeine Lehrthätigkeit an der Univerſität fortſetzte, bis er 18. Febr. 1851 ſtarb. Die Ergebniſſe ſeiner Forſchungen über faſt alle Zweige der Analyſis hat er meiſt in Crelles «Journal für die reine und angewandte Mathematik» ſowie in den «Monatsberichten» der berliner Akademie und andern periodiſchen Schriften niedergelegt. Ein Teil derſelben erſchien in den «Mathem. Werken» (3 Bde., Berl. 1846—71) geſammelt. Von ſeinen ſelbſtändigen Werken ſind «Fundamenta nova theoriae functionum ellipticarum» (Königsb. 1829) und der «Canon arithmeticus» (Berl. 1839) hervorzuheben. J.s «Vorleſungen über Dynamik» wurden von Clebſch (Berl. 1866) herausgegeben. Die Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin hat 1880 die Herausgabe der geſammelten Werke J.s veranſtaltet, von welchen bisher drei Bände erſchienen ſind.

Jacobi (Moritz Hermann), Bruder des vorigen, geb. 21. Sept. 1801 zu Potsdam, widmete ſich dem Baufach und wirkte als Baumeiſter in Königsberg, bis er 1835 als Profeſſor der Civilbaukunſt nach Dorpat ging. Im J. 1837 nach Petersburg berufen, wurde er daſelbſt 1839 Adjunkt, 1842 außerordentliches und 1847 ordentliches Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften, ſowie ſpäter ruſſ. Staatsrat. Er ſtarb zu Petersburg 10. März 1874. Seinen Ruf begründete J. namentlich durch ſeine Erfindung der Galvanoplaſtik (1839) und der Anwendung des Elektromagnetismus zur Bewegung von Maſchinen, ſowie durch die von ihm mit Augeraud 1850 zu Petersburg in großem Maßſtabe angeſtellten Verſuche mit dem galvaniſchen Kohlenlicht. Außer einigen frühern Schriften, wie «Die Galvanoplaſtik» (Petersb. 1840) und «Mémoire sur l'application de l'électro-magnétisme au mouvement des machines» (Petersb. 1835), hat er Abhandlungen in den «Mémoires» der petersburger Akademie veröffentlicht. Vgl. Wild, «Zum Gedächtnis an Moritz Hermann J.» (Lpz. 1876).

Jacobini (Ludovico), Kardinal und päpſtl. Staatsſekretär, geb. 6. Mai 1832 zu Genzano, wurde in Rom erzogen, früh in der Kongregation der orient. Riten verwendet, 1862 zum päpſtl. Hausprälaten, während des Vatikaniſchen Konzils zum Unterſtaatsſekretär und 1874 zum Erzbiſchof von Theſſalonich in partibus infidelium ernannt. In demſelben Jahre ſandte Pius IX. J. als Nuntius an den wiener Hof, wo er den Ausbruch ſchärferer Konflikte zwiſchen Öſterreich und der Kurie zu verhindern wußte. Deshalb beauftragte ihn Leo XIII., die erſten Ausgleichsverhandlungen mit der preuß. Regierung zu führen. Im Sept. 1879 hatte J. zu dieſem Zweck in Gaſtein mehrere Unterredungen mit dem Fürſten Bismarck. Am 19. Sept. 1879 wurde J. zum Kardinal und 1880 nach Ninas Rücktritt zum Staatsſekretär der päpſtl. Kurie ernannt. [mittel.

Jacobis Königstrank, ſ. unter Geheim-

Jacobowice, Landgut bei Lublin (ſ. d.).

Jacobs (Chriſtian Friedr. Wilh.), gleich ausgezeichnet als Humaniſt wie als erzählender Schriftſteller und Überſetzer, geb. 6. Okt. 1764 zu Gotha, beſuchte das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt, ſtudierte zu Jena und Göttingen Philologie, erhielt 1785 eine Lehrerſtelle an dem Gymnaſium zu Gotha, 1802 zugleich eine Anſtellung bei der öffentlichen Bibliothek und folgte 1807 einem Rufe nach München als Lehrer der alten Litteratur am Lyceum und Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften. Im J. 1810 nach Gotha zurückgekehrt, wurde er daſelbſt Oberbibliothekar und Direktor des Münzkabinetts, 1831 Direktor aller Kunſtſammlungen und Geh. Hofrat, legte 1842 ſeine Ämter nieder und ſtarb 30. März 1847.

Außer mehrern Sammelwerken von Bemerkungen zur Kritik und Erklärung der Alten veröffentlichte er Ausgaben der «Antehomerica» des Tzetzes (Lpz. 1793), des Bion und Moſchus (Gotha 1795), der «Anthologia Graeca» (13 Bde., Lpz. 1794—1814; neue Bearbeitung, 4 Bde., Lpz. 1814—17), des Achilles Tatius (2 Bde., Lpz. 1821), der «Imagines» des Philoſtratus (mit Welcker, Lpz. 1825) und der Tiergeſchichte des Älian (2 Bde., Jena 1832). Von den Überſetzungen ſind zu nennen: die des Velleius (Lpz. 1793), eine Sammlung gelungener Übertragungen der griech. Anthologie unter dem Titel «Tempe» (2 Bde., Lpz. 1803) und des Demoſthenes «Staatsreden und Rede für die Krone» (Lpz. 1805; 2. Aufl. 1833). Seine «Beiträge zur ältern Litteratur» erſchienen in drei Bänden (Lpz. 1835—43), ſeine Reden und Abhandlungen über Gegenſtände des klaſſiſchen Altertums u. ſ. w. als «Vermiſchte Schriften» (Bd. 1—3, Gotha 1823—24; Bd. 4—8, Lpz. 1829—44). Hierzu veröffentlichte Düntzer als Band 9 J.' «Briefwechſel mit Franz Gölder» (Lpz. 1862). Um den Unterricht in der griech. Sprache erwarb er ſich ein weſentliches Verdienſt durch ſein treffliches, oft neu aufgelegtes «Elementarbuch der griech. Sprache» (zuerſt, 4 Bde., Jena 1805). Seine belletriſtiſchen Schriften, wie «Alwin und Theodor» u. ſ. w., zeichnen ſich durch reinen Sinn und lebendige Schilderungen aus. Die meiſten derſelben erſchienen geſammelt unter dem Titel «Schriften für die Jugend» (3 Bde., Lpz. 1842—44), «Erzählungen» (7 Bde., Lpz. 1824—37), «Ährenleſe aus dem Tagebuche des Pfarrers zu Mainau» (2 Bde., Lpz. 1823—25) und in der «Schule für Frauen» (7 Bde., Lpz. 1827—29). Einen Abriß ſeines Lebens gab J. ſelbſt in den «Perſonalien» (Lpz. 1840; 2. Aufl. 1848). Aus ſeinem Nachlaß veröffentlichte Wüſtemann Vorleſungen unter dem Titel «Hellas» (Berl. 1852).

Paul Emil J., der Sohn des vorigen, geb. 18. Aug. 1802 zu Gotha, erwarb ſich als Maler, beſonders durch eine Reihe von Geſchichtsbildern im Schloſſe zu Hannover, ſowie durch die Gemälde Judith und Holofernes, Simſon bei Delila, Suſanna im Bade, die trauernde und ſiegreiche Germania u. ſ. w. einen geachteten Namen. Er ſtarb 6. Jan. 1866 zu Gotha.

Jacobſen (Jens Peter), beliebter dän. Novelliſt, geb. 7. April 1847 zu Thiſted in Jütland,

bedeutendern Größe als durchschnittlich 3—400 t, und sind vielfach mit Dampfkraft ausgerüstet. Man macht mit ihnen Vergnügungsreisen in alle Meere der Erde. In England besteht auch ein großer Jachtklub, dem Hunderte von Besitzern solcher Fahrzeuge angehören und der jährlich Wettfahrten unter den Mitgliedern oder mit Jachtklubs anderer Nationen abhält, die sich dem englischen nachgebildet haben. Man nennt auch alle für fürstl. Personen bestimmten Lustfahrzeuge J.

Jacini (Stefano), ital. Nationalökonom und Staatsmann, geb. 1827 zu Casalbuttano (Provinz Cremona), studierte, nachdem er zu Hofwyl bei Bern seine Vorbildung erhalten, auf verschiedenen ital. und ausländischen Universitäten die volkswirtschaftlichen und philol. Fächer und zog 1851 die Aufmerksamkeit auf sich durch eine Schrift über die Zustände des Grundeigentums und der ackerbauenden Bevölkerung der Lombardei. Einige Jahre später beauftragte ihn der österr. Generalgouverneur des Lombardisch-Venetianischen Königreichs, Erzherzog Maximilian, die Ursachen der wirtschaftlichen Übelstände des Veltlin zu untersuchen. J. bezeichnete in seiner Schrift «Le condizioni economiche della Valtellina nel 1858» die österr. Fremdherrschaft als die einzige Ursache jener Übelstände und erregte damit großes Aufsehen in ganz Europa. Cavour ernannte ihn nach Annexion der Lombardei im Jan. 1860 zum Minister der öffentlichen Arbeiten in dem neugebildeten Kabinett, dessen Mitglied er über ein Jahr blieb. Die gleiche Stellung nahm er dann zum zweiten mal in dem im Sept. 1864 von General La Marmora gebildeten Kabinett ein und behielt sie bis 1867. Drei Jahre später, 1870, wurde er zum Senator ernannt. Als Minister hat sich J. um die Einrichtung der Posten, Telegraphen und Eisenbahnen in dem neuen Königreich Italien verdient gemacht und namentlich mit unermüdlichem Eifer für die Herstellung der St. Gotthardbahn gewirkt. Später erschienen noch von ihm: «Due anni di politica italiana» (Mail. 1868), «Sulle opere pubbliche in Italia nel loro rapporto collo stato» (Mail. 1870), «Sulle condizioni della cosa pubblica in Italia dopo il 1870» (Rom 1872), «Un po' di commenti sul Trattato di Berlino» (Rom 1878), «Sulla politica estera» (Rom 1879), «I conservatori e la evoluzione naturale dei partiti politici in Italia» (Rom 1879), «Relazione sulla decima circoscrizione» (Rom 1882).

Jack (engl.), Kosename für John, von ähnlichem Gebrauch wie im Deutschen Hans, namentlich Spitzname der Matrosen (eigentlich J. tar, Hans Teer, woraus in mißverstandener Deutung der Ausdruck «Teerjacke» entstanden ist); Old Jack, in der Matrosensprache die brit. Flagge; Jack of all trades, Mensch, der in allen Sätteln gerecht ist; Jack-an-apes, Hans Affe; Jack pudding, Hanswurst.

Jacke (frz. jaquette, engl. jacket), kurzes, anschließendes Ärmelkleid, ist herzuleiten von Jakob, Jacques, ebenso wie Hänslein (kurzer Oberrock im 15. Jahrh.) von Hans.

Jackmaschine, vom engl. jack-frame (frz. banc à bobines), Spulenmaschine, eine veraltete Konstruktion der Baumwollvorspinnmaschine.

Jackson, Stadt und Hauptort des County Jackson im nordamerik. Staate Michigan, auf beiden Seiten des Grand-River nahe seiner Quelle, zählt (1880) 16105 E., ist Kreuzungspunkt von sechs Eisenbahnen: nämlich der Michigan-Central-, des Jackson-Arm der Lake-Shore- und Michigan-Southern-, der Fort-Wayne-J. und Saginaw-, der Grand-River-Valley- und der Airline der Michigan-Southern-Bahn, zeichnet sich durch große industrielle Thätigkeit aus und liefert namentlich Thonröhren, Backsteine, Wagen, Möbel, Ackerbau-Maschinen und -Gerätschaften und Töpferwaren. Hier befindet sich das Staatszuchthaus.

Jackson, Hauptstadt des nordamerik. Staates Mississippi, am linken Ufer des Pearl-River und an der Kreuzung der Neuorleans-J.- und Great-Northern- und der Great-Northern- mit der Vicksburg- und Meridian-Eisenbahn, zählt (1880) 5204 E. Hauptgebäude J.s sind das Staatshaus, die Gouverneurwohnung, Irren-, Blinden- und Taubstummenanstalten, das Staatszuchthaus und das Rathaus. Die Umgegend erzeugt gute Baumwolle.

Jackson (Abraham Revers), namhafter amerik. Frauenarzt, geb. 17. Juni 1827 zu Philadelphia, bis 1870 praktischer Arzt in Stroudsburg im Staat Pennsylvanien, seitdem in Chicago, woselbst er ein berühmtes Frauenhospital errichtete. Unter seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: «Removal of large urethro-vesicle calculus» (1858), «Succesful removal of both ovaries» (1866), «Non-ovarian menstruation» (1870), «Vesico-vaginal fistula» (1871), «Treatment of uterine fibroids by the use of ergotine» (1874).

Jackson (Andrew), der siebente Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika (1829—37), geb. 15. März 1767 zu Waxhaw unweit Camden in Südcarolina, von irländ. Abkunft, trat nach einer abenteuerlichen Jugend in seinem 18. Jahre zu Salisbury in Nordcarolina bei einem Advokaten ein und ward, ohne daß er viel studiert hatte, nach einigen Jahren zur Praxis zugelassen. Nachdem er 1788 zum öffentlichen Ankläger im jetzigen Staate Tennessee ernannt worden, zog er nach Nashville und wurde, als Tennessee in die Reihe der Unionsstaaten trat, Mitglied des Bürgerausschusses, der 1796 das Grundgesetz entwarf, bald nachher Repräsentant des jungen Staats im Kongreß und 1797 Senator. Er kehrte jedoch bald nach Tennessee zurück, wurde hier 1799 zum Oberrichter erwählt, zog sich aber 1805 von allen öffentlichen Ämtern zurück. J. bewirtschaftete seine Farm Hermitage bei Nashville, als 1812 bei dem Ausbruche des Kriegs mit England der Staat Tennessee ihm als Generalmajor den Oberbefehl über die Miliz anvertraute. An der Spitze von 2500 Mann segelte er den Mississippi hinab, schlug die Creek-Indiana, die, von den Spaniern in Pensacola unterstützt, das Land verwüsteten, nach Florida zurück und bemächtigte sich sogar der Stadt Pensacola. Als darauf die Engländer Neuorleans bedrohten, erhielt J. daselbst mit dem Rang eines Generalmajors vom Kongreß den Befehl über die Linientruppen. Es gelang ihm, den Engländern ein wohlgerüstetes Heer entgegenzustellen und denselben 8. Jan. 1815 eine entscheidende Niederlage beizubringen. J. zeichnete sich 1817—18 in dem Kampfe gegen die Seminolen aus, nahm als erster Gouverneur 1821 das von den Spaniern abgetretene Florida in Besitz und wurde 1823 für Tennessee abermals zum Senator gewählt.

J. wurde 1828 zum Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt und trat 4. März 1829 sein Amt

an. Die Geschichte seiner Verwaltung ist die der modernen demokratischen Partei, deren Seele er war. Sturz der Vereinigten-Staaten-Bank, Ermäßigung des Tarifs, Souveränetät der Einzelstaaten in allen dem Bunde nicht ausdrücklich vorbehaltenen Fragen, «strikte Interpretation» der Verfassung, Ablehnung aller Verbesserungen in den Einzelstaaten durch die Bundesregierung und zwangsweise Verpflanzung der Indianer auf das rechte Mississippi-Ufer, das waren die Grundsätze und Maßregeln, zu denen sich die neue demokratische Partei bekannte und die J. rücksichtslos durchzuführen suchte. Im Sommer 1832 brach in Südcarolina eine von den Sklavenhaltern angeschürte, den Bestand des Bundes bedrohende Widersetzlichkeit gegen den Zolltarif aus, und in dieser Lage wurde J. nochmals zum Präsidenten gewählt. Er erließ gegen Südcarolina einen Aufruf, der Kraft mit Versöhnlichkeit verband, und begann zugleich kriegerische Rüstungen, um dem Gesetze Achtung zu verschaffen. Nachdem diese Gefahr durch die Ermäßigung des Tarifs abgewendet, führte die Bankangelegenheit zu neuen Verwickelungen. J. setzte der Erneuerung des Privilegiums dieser Anstalt sein Veto entgegen, weil er darin ein Monopol erblickte, welches nur die Geldaristokratie begünstige, und ließ sogar die bei der Bank niedergelegten Staatsgelder zurückziehen. Infolge dieser Maßregel mußte die Bank ihre Unterstützung des Verkehrs beschränken, während zugleich Hunderte von Zettelbanken auftauchten, die nur das Papiergeld schwindelhaft vermehrten und so die Hauptursache der Krisis von 1837 wurden. In seiner auswärtigen Politik gelang es ihm, die aus dem Revolutionskriege noch schwebenden franz. Ansprüche zu erledigen und die freundschaftlichen Beziehungen zu England aufrecht zu erhalten. Im März 1837 zog sich J. nach seinem Landsitz Hermitage in Tennessee zurück, wo er 8. Juni 1845 starb.

Vgl. Parton, «Life of Andrew J.» (3 Bde., Neuyork 1860); von Holst, «Die Administration Andrew J.s» (Düsseld. 1874); derselbe, «Verfassungsgeschichte der Vereinigten Staaten seit der Administration J.s» (Bd. 1, Berl. 1878).

Jackson (John Adams), amerik. Bildhauer, geb. 1825 zu Bath (Maine), wurde in Boston unter Johnston ausgebildet und ging 1851 nach Paris, wo er einige Porträtbüsten fertigte. Er kehrte 1858 nach Neuyork zurück, ließ sich aber später in Florenz nieder. Seine Hauptwerke sind: Eva und der tote Abel (in Philadelphia), das lesende Mädchen, Musidora, Kriegerdenkmal (in Lynn), Hylas, Hirtenknabe aus den Abruzzen u. s. w.

Jackson (Thomas Jefferson, genannt Stonewall), bedeutender südstaatlicher General im amerik. Bürgerkriege, geb. 21. Jan. 1826 zu Clarksburg in Virginien, wurde von 1842 ab in der Militärschule zu Westpoint erzogen und 1846 als Offizier in die Artillerie eingestellt. J. that sich im mexik. Kriege hervor, sodaß er das Brevet als Major erhielt, nahm aber schon 1852 den Abschied und wirkte von da an bis zum Ausbruch des Bürgerkriegs als Professor der Mathematik an der Militärschule zu Lexington in Virginien. Im J. 1861 schloß er sich den Konföderierten mit Begeisterung an, organisierte schon im April 1861 als Oberst ein Regiment und wurde noch im Mai General und Befehlshaber eines selbständigen Korps bei Harpers-Ferry. J. half die erste Schlacht bei Bull-Run (21. Juli 1861) für den Süden dadurch entscheiden, daß er mit seiner Brigade fast unter den Augen des unfähigen Bundesgenerals Patterson dem bedrängten Beauregard zu Hilfe kam. Nach dem amtlichen Schlachtberichte stand J. im heißesten Kampfe wie ein stonewall (Steinwall), wovon er und seine Brigade diesen Zunamen erhielten. Gegen Ende 1861 zum Generalmajor ernannt, behauptete er bis zum Frühjahr 1862 das wichtige Shenandoahthal, vertrieb daraus im Mai 1862 den Bundesgeneral Banks und nahm, bis zum Potomac vorrückend, eine so drohende Stellung ein, daß von Washington her das Korps Mac Dowells gegen ihn entsendet werden mußte. Zugleich rückte Fremont mit einem Korps von Westvirginien gegen ihn an. J. schlug 8. Juni bei Groß-Keys Fremont, darauf den Unionsgeneral Shield bei Port Republik und führte sein Korps nach Richmond. Während der siebentägigen Schlacht vor Richmond siegte J. bei Gaines-Mills 27. Juni gegen Porter, wurde aber 1. Juli mit in die Niederlage von Malvernhill verwickelt. In dem Augustfeldzuge am Rapidan und Rappahannock bildete er die Vorhut des konföderierten Heers unter Lee und entschied durch seine kühnen Operationen den zweiten Sieg von Bull-Run (s. d.). Bei dem darauffolgenden Einfall Lees in Maryland führte J. wieder dessen Vorhut, marschierte nach Überschreitung des Potomac auf Frederick und nahm 13. Sept. Harpers-Ferry, wo 14000 Mann unter Miles die Waffen streckten. Bei Antietam (17. Sept.) hielt er den Hauptangriff aus und wurde zum Rückzug nach Virginien gezwungen. Bei Fredericksburg (13. Dez.) befehligte J. den rechten Flügel und verhinderte den Übergang Franklins über den Rappahannock, wodurch hauptsächlich der Sieg über Burnside entschieden wurde. Zur Belohnung wurde J. zum Generallieutenant befördert. Bei Eröffnung des Frühjahrsfeldzugs von 1863 griff J. bei Chancellorsville 2. Mai den rechten Flügel Hookers an und jagte ihn in die Flucht. Hier wurde sein Korps irrtümlich von einem südcarolinischen Regimente beschossen und er selbst schwer verwundet. Er starb 10. Mai 1863 in Guineas Station. Vgl. Cooke, «Stonewall J., a military biography» (Neuyork 1866).

Jacksons Blechmetall, eine bronze- oder messingartige Legierung, die zu gegossenen und gepreßten Waren verwendet wird.

Jacksonville, Hauptort des County Duval im nordamerik. Staate Florida, am linken Ufer des St.-John-Flusses, 25 km von dessen Mündung, am Ausgangspunkte der den Staat quer durchschneidenden J.-Pensacola- und Mobile-Eisenbahn, zählt (1880) 7650 E. und hat starken Holzhandel.

Jacksonville, Stadt und Hauptort des County Morgan im nordamerik. Staate Illinois, 46 km westlich von der Hauptstadt Springfield, zählt (1880) 10927 E., liegt mitten in fruchtbarer Prairie am Kreuzungspunkte von vier Eisenbahnen, nämlich der Jacksonville-Abteilung der Chicago- und Alton-Eisenbahn mit der Toledo-Wabash- und Western-, der Proria-, Pekin- und J.-, sowie der J.-Northwestern- und Southeastern-Eisenbahn, und ist Sitz des Blindeninstituts und der Taubstummen- und Irrenanstalt des Staats, sowie einer Privatirrenanstalt und verschiedener höherer Schulen.

Jackstag, eine an der vordern und obern Kante der Raaen angebrachte eiserne Stange. Sie läuft durch eiserne, in der Raa befestigte Augbolzen

und wird durch sie in etwa 2 cm Entfernung von ersterer gehalten. Am J. wird die obere Kante des Segels, das zu diesem Zweck mit starken Bindlöchern (Gaten) in regelmäßigen Zwischenräumen versehen ist, mittels dünnen Tauwerks befestigt.

Jacmel, Stadt in der Republik Haïti in Westindien, 44 km im SW. von Port-au-Prince, an einer halbrunden Bai der Südküste, zwischen dem Kap Maréchaux und dem Kap Jacmel, auf welchem ein Leuchtturm steht, mit etwa 6000 E., die bedeutenden Handel treiben; 16 km östlich liegt das Dorf Cayes de Jacmel, so genannt nach seinen [Korallenriffen.

Jacob, s. Jakob.

Jacob (Alexandre André), franz. Schriftsteller, bekannt unter dem Pseudonym Erdan (s. d.).

Jacob (Bibliophile), Pseudonym des franz. Schriftstellers Paul Lacroix (s. d.).

Jacobäa, s. Jakobäa.

Jacobi (Abraham), Professor am New-York Medical College und New-York College of Physicians and Surgeons und Präsident der State Medical Society des Staats Neuyork, geb. 6. Mai 1830 zu Hartum in Westfalen, besuchte das Gymnasium zu Minden und studierte in Greifswald, Göttingen und Bonn Medizin. In den rhein. Kommunistenprozeß verwickelt, saß er von 1851 bis 1853 in Berlin und Köln in Untersuchungshaft und wurde darauf wegen Majestätsbeleidigung zu Gefängnishaft verurteilt. Im Sommer 1853 auf freien Fuß gesetzt, ging er nach England und von da nach Neuyork, wo er sich als praktischer Arzt niederließ und bald auch eine ausgedehnte schriftstellerische und Lehrthätigkeit entwickelte. Unter den litterarischen Arbeiten J.s sind zu nennen: die in Gemeinschaft mit E. Nöggerath herausgegebenen «Contributions of obstetrics and uterine and infantile pathology in 1858» (Neuyork 1859), «Dentition and its derangements» (Neuyork 1862), «The raising and education of abandoned children in Europe» (Neuyork 1870). Von 1868 bis 1871 war J. Mitherausgeber des «American Journal of obstetrics and diseases of women and children».

Jacobi (Friedr. Heinr.), namhafter deutscher Philosoph, geb. zu Düsseldorf 25. Jan. 1743, wurde von seinem Vater, einem wohlhabenden Kaufmann, ebenfalls für den Kaufmannsstand bestimmt. In Genf, wo er sich zwei Jahre aufhielt, gewann er eine solche Liebe zu wissenschaftlicher Beschäftigung, daß er nur ungern 1762 in seine Vaterstadt zurückkehrte, um des Vaters Handlung zu übernehmen. Nachdem er mehrere Jahre das Handelsgeschäft getrieben, wurde er durch die Vermittelung des Grafen von Goltstein 1772 zum Mitgliede der jülich-bergischen Hofkammer ernannt. Durch seinen ältern Bruder wurde er 1771 mit Wieland bekannt; noch mehr aber wirkte Goethe auf ihn ein, dessen Bekanntschaft er 1774 machte. Nach dem Tode seiner Frau (geborene von Clermont aus Vaels bei Aachen) folgte er 1779 einem Rufe nach München, wo er Geheimrat wurde. Infolge der polit. Bewegung ging er 1794 nach Holstein und hielt sich dann bald in Wandsbeck und Hamburg, bald in Eutin auf, bis er 1804 einen Ruf an die neuzubildende Akademie der Wissenschaften in München erhielt. Im J. 1807 wurde er Präsident der Akademie, legte aber diese Stelle 1813 nieder. J. starb 10. März 1819.

Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: «Woldemar» (2 Bde., Flensb. 1779; Ausg. letzter Hand, Lpz. 1825), «Eduard Allwills Briefsammlung» (Bresl. 1781; Ausg. letzter Hand, Lpz. 1826), «Über die Lehre des Spinoza, in Briefen an Mendelssohn» (Bresl. 1785; neue Aufl. 1789), «Dav. Hume über den Glauben, oder Idealismus und Realismus» (Bresl. 1787), Sendschreiben an Fichte (Hamb. 1799). J. hat sowohl als Dichter wie als Philosoph auf die deutsche Litteratur einen bedeutenden Einfluß ausgeübt. Wie seine beiden Romane durchweg den Stempel des Philosophischen und Didaktischen tragen, so ist auch seine Philosophie eine poetische, gefühlvolle und religiöse zu nennen. Seine philos. Schriften geben, in meistens aphoristischer Form und frei von aller steifen Schulterminologie, das kämpfende Nachdenken eines religiös erregten Geistes mit eindringlicher Beredsamkeit zu erkennen. Man bezeichnet den Standpunkt seiner Philosophie als Gefühlsphilosophie, weil er die Vernunft für ein unmittelbar sicheres Gefühlsvermögen, alle Verstandeserkenntnis durch Nachdenken hingegen nur für ein abgeleitetes Wissen von minderm Werte ansah. Von diesem Standpunkt führte er heftigen Streit gegen Mendelssohn, Kant, Fichte und Schelling. Die mit dem letztern durch J.s Schrift «Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung» (Lpz. 1811; 2. Aufl. 1822) veranlaßte Streitigkeit wurde von beiden Seiten mit großer Erbitterung geführt. An seine «Werke» (6 Bde., Lpz. 1812—24) schließt sich der von F. Roth herausgegebene «Auserlesene Briefwechsel» (2 Bde., Lpz. 1825—27). Später erschien «Briefwechsel zwischen Goethe und J.» (Lpz. 1846); Gildemeister, «J. G. Hamanns Leben und Schriften» (Bd. 5: «Briefwechsel J.s mit Hamann», Gotha 1868); Zöpprit, «Aus Friedrich Heinrich J.s Nachlaß» (2 Bde., Lpz. 1869). Vgl. Schlichtegroll, Weiller und Thiersch, «Friedrich Heinrich J. nach seinem Leben, Lehren und Wirken» (Münch. 1819); Kuhn, «J. und die Philosophie seiner Zeit» (Mainz 1834); Rößler, «De philosophandi ratione Friderici Henrici J.» (Jena 1848); Deycks, «Friedrich Heinrich J. im Verhältnis zu seinen Zeitgenossen» (Frankf. 1848); Frider, «Die Philosophie des Friedrich Heinrich J.» (Augsb. 1854); Zirngiebl, «Friedrich Heinrich J.s Leben, Dichten und Denken» (Wien 1867); Harms, «Über die Lehre von Friedrich Heinrich J.» (Berl. 1876).

Jacobi (Joh. Georg), deutscher Dichter, der ältere Bruder des vorigen, geb. 2. Sept. 1740 in Düsseldorf, studierte seit 1758 zu Göttingen und Helmstedt Theologie und ward sodann als Professor der Philosophie und Beredsamkeit nach Halle berufen. Seine «Poetischen Versuche» (Düsseld. 1764) brachten ihn mit Gleim in persönliche Bekanntschaft, welcher ihm 1769 ein Kanonikat in Halberstadt verschaffte. Im J. 1784 folgte J. einem Rufe nach Freiburg i. Br. als Professor der Litteratur. Nachdem er noch eine zweite vermehrte Ausgabe seiner «Sämtlichen Werke» (7 Bde., Zür. 1807—13; neueste Aufl., 4 Bde., 1825) besorgt, starb er 4. Jan. 1814. Er hatte sich nach franz. Dichtern, insbesondere nach Gresset und Chaulieu gebildet, und erst in seinen spätern Jahren erhob er sich von der Weichheit seiner frühern Gedichte zu männlich-kräftigerer Empfindung. Seine Biographie lieferte sein Freund von Ittner (Zür. 1822). Vgl. «Ungedruckte Briefe von und an Johann Georg J.» (Straßb. u. Lond. 1874).

dienten. Im J. 1863 erhielt er einen Ruf
sor seines Fachs an die wiener Akademie.
dieser Zeit entstanden die Bildnisse des
serpaares nach Winterhalter. Im J. 1882
nach Berlin zurück als Beirat der Reichs-
Von seinen vielen Porträts sind die ge-
: General de la Motte Fouqué nach Pesne
erke Friedrichs d. Gr., Cornelius, das von
ch Zeichnung von Kaulbach, Graf York
Büste von Rauch für die Biographie Droy-
ch nach eigenen Zeichnungen die des Kunst-
E. Guhl, Karl Ritters, Mommsens, Hen-
er wiener Professoren Brücke und Rokitan-
euester Zeit ist J. mit dem Stich der Hoch-
nders mit der Roxane nach dem Gemälde
s in der Farnesina zu Rom beschäftigt.

net, Jacquet oder Jaquenette ist
, glatter Baumwollstoff (aus Garn Nr.
dichter gewebt als Musselin und im we-
mit dem baumwollenen Batist überein-
von dem er sich jedoch durch eine weichere
unterscheidet.

onus, der Verfasser des «Stabat mater»,
ictis (Jacobus de).

ot (Jean), bekannt durch seine eigentüm-
richtsmethode, die Jacototsche Me-
eb. 4. März 1770 zu Dijon, praktizierte
lat, wurde dann Professor der Humani-
schaften, hierauf Kapitän der Artillerie,
retär im Kriegsministerium und, nachdem
Zeit Substitut des Direktors der Polytech-
chule und Professor der Mathematik in
wesen, als Professor der franz. Sprache
atur nach Löwen berufen. Hier trat er
mit seiner Methode des Universalunter-
vor. J. starb zu Paris 31. Juli 1840.
dsätze, auf welche sich die neue Unterrichts-
vesentlich stützte, waren etwa folgende:
s fest will, kann es. Der menschliche Geist
ch selbst zu unterrichten ohne anweisenden
Die Geistesanlagen (intelligences) sind
gleich. Die Methode J.s geht, wie die
s, darauf hinaus, den Geist in Thätigkeit
und aufs höchste zu kräftigen. In Be-
uf das Lernen, das Erwerben von Kennt-
s Erkennen und die Einsicht in das Wesen
lichen und natürlichen Dinge, die durch
rung geboten werden, stellt J. die unaus-
ung und Stärkung des Gedächtnisses an
. Der Sprachunterricht, namentlich der
richt, ist in seiner Methode am weitesten
worden. Aber auch auf Mathematik,
ie, Geschichte und Naturkunde, selbst auf
Zeichenkunst wurde dieselbe angewendet.
e Pädagogik hat einige Prinzipien J.s
wie auch die Vogelsche Lehrmethode und
e andere neue Fibeln sich zum Teil auf
n. Vgl. «J.s Universalunterricht, oder
d Lehren nach der Naturmethode» (deutsch
er, Zweibr. 1833), bearbeitet von Wein-
enau 1830), Braubach (Marburg 1830),
weibr. 1830) und Hoffmann (Jena 1835).
ode J.s ist die Hamiltons (s. d.) ähnlich.
, bei naturwissenschaftl. Namen Abkür-
acquin (Nikolaus Joseph, Freiherr von).

ard (Joseph Marie, nach andern Charles),
er der Jacquardmaschine, geb. 7. Juli
yon, war als Kind in einer Fabrik bro-
eidenstoffe beschäftigt, wurde dann Buch-
binderlehrling, hierauf Schriftgießergehilfe, wendete sich aber später der Seidenweberei wieder zu und richtete 1772 bei Lyon eine Werkstätte für gemusterte Seidenstoffe ein. Doch hatte er hiermit kein Glück und mußte in einem Gipsbruch zu Bugey bei Lyon Beschäftigung suchen. Als Teilnehmer an der Verteidigung Lyons gegen die Armee des Konvents floh er nach der Übergabe der Stadt 1793 und diente hierauf bis 1795 in der Rheinarmee. Nach Lyon zurückgekehrt, widmete er sich mit Eifer der Idee einer Verbesserung der sog. Zugstühle (der zu jener Zeit zum Weben gemusterter Stoffe allgemein gebräuchlichen Vorrichtungen). Diese Stühle enthielten eine große Anzahl von Schnüren, die durch langwierige Arbeit vorgerichtet und beim Weben von einem Gehilfen des Webers mit der Hand in bestimmter Ordnung angezogen wurden, um die Kettenfäden des Gewebes in der erforderlichen Weise für jeden Einschuß zu heben. Schon vor 1790 hatte J. den Gedanken gefaßt, durch einen mechanischen Apparat den Ziehjungen entbehrlich zu machen. Im J. 1801 konnte er den allerdings noch unvollkommenen Apparat im Modell und im folgenden Jahre im Großen ausführen. Veranlaßt durch eine Preisaufgabe, konstruierte er hierauf eine Maschine zum Netzstricken, die ihm 1804 eine goldene Medaille und eine Staatsbelohnung von 3000 Frs., sowie eine Anstellung im Conservatoire des arts et métiers in Paris verschaffte.

Als er hier die Reste einer von Vaucanson für die Musterweberei bestimmten, höchst komplizierten Maschine sah und dieselbe wiederherstellte, erkannte er mit genialem Scharfblick die als Grundlage einer zweckmäßigern Maschine beizubehaltenden Bestandteile. Bald darauf kehrte er nach Lyon zurück und hatte bis 1808 seinem Apparat eine völlig neue Gestalt gegeben, in welcher die frühere Konstruktion bei weitem übertroffen war. Schon 1812 zählte man in und um Lyon 18000 Jacquardstühle Seit 1815 verbreiteten sich dieselben auch nach andern Ländern; 1834, beim Tode des Erfinders, waren mehr als 30000 derartige Webstühle im Gebrauch; gegenwärtig hat die Erfindung J.s überall die früher üblichen Vorrichtungen zum Musterweben fast ganz verdrängt. Diese Maschine macht es möglich, die größten und künstlichsten Muster in den verschiedensten gewebten Stoffen durch einen Weber ohne alle Beihilfe auszuführen, den Mustern eine früher völlige unthunliche Ausdehnung zu geben, jeden Stuhl mit sehr geringem Zeitaufwand für ein neues Muster vorzubereiten und ein beiseite gelegtes jeden Augenblick ohne neu zu treffende Vorrichtungen weiter zu weben. J. starb in Oullins bei Lyon am 7. Aug. 1834; 1840 wurde ihm in Lyon ein bronzenes Standbild errichtet. Vgl. Grandsard, «J., sa vie etc.» (Lille 1869; 2. Aufl. 1875); Kohl, «Geschichte der Jacquardmaschine nebst der Biographie J.s» (Berl. 1873).

Jacquardmaschine (frz. jacquarde, machine jacquarde; engl. Jacquard machine, Jacquard loom, French draw-loom), eine nach dem Erfinder, Joseph Marie Jacquard (s. d.), benannte, ausschließlich zur Erzeugung von Mustern dienende selbstthätige Vorrichtung, die an jedem Webstuhl angebracht werden kann. Über die Konstruktion derselben s. unter Weberei.

Jacquardwebstuhl oder Jacquardstuhl, jeder mit dem Jacquard-Mechanismus versehene Webstuhl. (S. unter Weberei.)

Jacquemart (Albert), franz. Gelehrter, geb. 1808 in Paris, wurde 1865 Bureauvorstand in der Zollverwaltung. Er starb zu Paris 14. Okt. 1875. J. schrieb: «Flore des dames» (eine Botanik für Frauen, Par. 1841), «Nouveau langage des fleurs» (1841), «Histoire artistique, industrielle et commerciale de la porcelaine» (1861), «Histoire de la céramique» (1873).

Jacquemart (Jules Ferdinand), franz. Radierer und Stecher, Sohn des vorigen, geb. in Paris 1837. J. versteht Figurales mit außerordentlicher Bravour zu schildern, und seine Blätter nach Meissonier, Reynolds, Greuze, Hals u. a., besonders die nach Rembrandt, gehören zu den besten im Fache, besonders aber excelliert er in der Wiedergabe toter Gegenstände, im materiell Stofflichen und andererseits wieder in der geistreichen, äußerst malerischen Behandlung von Straßenansichten u. dgl. Treffliche Leistungen in dieser Gattung enthalten das «Journal l'Art», die «Gazette des beaux arts» und andere pariser Kunstblätter. Zu den «Gemmes et joyaux de la couronne» von Barbet de Jouet, ferner zu dem genannten und andern Werken seines Vaters hat J. Abbildungen in Radierung geliefert, welche den Gipfelpunkt der Kunstfertigkeit und Technik mit dem Werkzeuge der Nadel bezeichnen. J. starb in Nizza 26. Sept. 1880.

Jacquerie, Name des Bauernaufstandes, welcher durch die Auflösung, in der Frankreich in der Mitte des 14. Jahrh. durch die Kriege mit Eduard III. von England sich befand, 1358 herbeigeführt wurde. Weil die Edelleute ihre Bauern spottweise «Jacques bon homme» zu nennen pflegten, wurde der Aufstand J. genannt. Den Anlaß zum Aufstande gaben die Verwüstungen, welche König Karl der Böse von Navarra in der Umgegend von Paris anrichtete und die den Landmann besonders trafen. Da die Bauern von dem verwilderten und schwelgerischen Adel auf das härteste bedrückt wurden, so wendeten sie sich zugleich gegen diese ihre nächsten Peiniger, legten Hunderte von Schlössern in Schutt, ermordeten die Edelleute und schändeten deren Frauen und Töchter. Bald verbreitete sich der Aufruhr aus der Gegend von Beauvais und Clermont in die Landschaften Brie, Soissonnais, Laonnais und an den Ufern der Marne und Oise. Schließlich vereinigten sich die Edelleute aller Parteien, und es gelang ihnen, die Bewegung in Blut zu ersticken.

Jacques, franz. Form des Namens Jakob, doch heißt der süd. Patriarch auch im franz. Jacob.

Jacquet (Jean Gustave), franz. Maler, geb. in Paris 25. Mai 1846, einer der besten Schüler Bouguereaus, hat sich als Bildnis- und Genremaler mit Glück versucht. Sein erster Erfolg war: Bescheidenheit und Traurigkeit, allegorische Gestalten (1865); einigermaßen histor. Charakter nehmen die Bilder der Auszug der Lanzknechte und der Halt der Lanzknechte an. Rein genrehaft zeigte er sich in dem Fest in der Touraine (1873), obwohl auch hier altertümliches Kostüm den Gruppen erhöhten malerischen Reiz verleiht.

Jacquet (Nanny), Schauspielerin, s. Adamberger (Maria Anna).

Jacquin (Nikol. Jos., Freiherr von), namhafter Botaniker, geb. in Leiden 16. Febr. 1727, studierte Medizin und ließ sich 1752 in Wien als Arzt nieder, von 1755 von 1759 machte er eine größere Reise nach Amerika im Auftrage Franz' I. Nach seiner Rückkehr wurde er Professor der Chemie und Botanik in Schemnitz, später erhielt er eine ähnliche Stellung in Wien und wurde zugleich Direktor des Schönbrunner Gartens; 1797 wurde er in den Ruhestand versetzt und erhielt 1806 die Freiherrnwürde. Er starb in Wien 24. Okt. 1817. Seine Arbeiten betreffen lauter systematische Themata. Die wichtigsten darunter sind: «Selectarum stirpium americanarum historia» (Wien 1763 u. 1780), «Hortus botanicus Vindobonensis» (3 Bde., Wien 1770—76), «Flora austriaca» (5 Bde., Wien 1773—78), «Plantarum rariorum horti Caesarei Schönbrunnensis descriptiones et icones» (4 Bde., Wien 1797—1804).

Jacta alĕa esto, s. Alea jacta est.

Jacut, geogr. Schriftsteller der Araber, s. Jakut.

Jadar, Fluß im Königreich Serbien, entspringt auf dem Berge Debeli Zer, im Kreise Valjevo und mündet westlich von Ljeschnitza rechts in die Drina.

Jadar (der Schwarze Jadar), Fluß in Bosnien, entspringt auf dem Königsberg an der steilen Burg Kuschlat und mündet nach Aufnahme der Kladina links in die Drina, südlich von Zwornik.

Jadassohn (Salomon), Komponist und Theoretiker, geb. 13. Aug. 1831 in Breslau, trat 1848 in das leipziger Konservatorium, wurde Ende 1849 zwei Jahre lang Liszts Klavierschüler in Weimar, worauf er sich als Klaviervirtuos produzierte. Im J. 1854 begann J. bei Hauptmann in Leipzig ernstere Studien in der Theorie der Musik. Nachdem er sich schon durch verschiedene größere und kleinere Kompositionen bekannt gemacht hatte, wurde er 1871 Lehrer der Komposition und des Klavierspiels am leipziger Konservatorium, aus welcher Thätigkeit auch sein theoretisches Werk: «Die Lehre vom reinen Satze» (3 Bde., Lpz. 1883) entsprungen ist. In seinen Kompositionen ist eine Vorliebe für den Kanon bemerklich, die er mit Hauptmann teilt und die bei beiden besonders durch Klengels Klavierkanons angeregt wurde.

Jade nach offizieller, Jahde nach gewöhnlicher Schreibart, ein 22 km langer Küstenfluß im Großherzogtum Oldenburg, fließt aus dem Bareler Hochmoor in den 190 qkm großen Jadebusen der Nordsee, welcher durch wiederholte Meereseinbrüche in die friesländ. Landschaft Rüstringen infolge einer Reihe von Sturmfluten entstanden ist, von denen die sog. Eisflut vom 17. Jan. 1511 fünf Kirchspiele verschlang. Ein 2 km breites Fahrwasser, das in seiner Hauptströmung durch die 3—4 m betragende Flut niemals zufriert, führt in die See hinaus. Der breite innere Teil des Jadebusens ist flach, am Eingang aber für die größten Kriegsschiffe tief genug. Die günstigen Verhältnisse des Busens sowie die militärisch-politisch wichtige Lage desselben veranlaßten die preuß. Regierung, durch Staatsvertrag vom 20. Juli 1853 von Oldenburg das kleine, zu den Gemeinden Heppens und Neuende gehörige Landstreifen am Ost- und Westende der engsten Stelle des Busens zur Anlegung eines Kriegshafens käuflich zu erwerben. Dieses sog. Jadegebiet zählte zur Zeit der Erwerbung auf 340 ha nur 109 E. Nachdem die Besitzergreifung 23. Nov. 1854 erfolgt, begann 18. Juli 1855 eine besondere Kommission die Arbeiten zur Hafenanlegung. Bei der Einweihung des Kriegshafens durch König Wilhelm I. 17. Juni 1869 erhielt derselbe den Namen Wilhelmshaven (s. d.). Später

vom Kriegshafen liegt der Handelshafen, welcher durch einen Erdwall von der Jade getrennt ist, und unweit westlich desselben mündet der im Bau begriffene Ems-Jadekanal. Das ganze Jadegebiet ist durch Gesetz vom 23. März 1873 seit 1. April 1873 mit der Provinz Hannover und zwar dem Landdrosteibezirk Aurich (Kreis Aurich) vereinigt.

Jadeït, ein von Damour unterschiedenes Mineral, welches einen Teil des sog. Nephrits ausmacht, und wie der eigentliche Nephrit im Orient zu Siegelsteinen, Säbelgriffen, Amuletten, Idolen verarbeitet wird, sich auch als Steinbeile hergerichtet exotisch in schweizer Pfahlbauten und in Südfrankreich findet. Der J. begreift diejenigen Nephrite, welche sich durch einen Gehalt an Thonerde (bis 25 Proz.) und Natron (bis 14 Proz.) auszeichnen; es sind ursprünglich derbe Massen von splitterigem Bruch, härter (Härte = 6,5 bis 7) und schwerer (spezifisches Gewicht 3,2 bis 3,4) als der eigentliche Nephrit, durchscheinend, von geringem Glasglanz, manchmal perlmutterartig, apfel- bis smaragdgrün, bläulichgrün, grünlichweiß. Der Kieselsäuregehalt beträgt 55—60 Proz.; vor dem Lötrohr schmilzt das Mineral leicht zu halbklarem Glas. Die mikroskopische Untersuchung hat ergeben, daß es aus faserigen Individuen innig zusammengewoben ist, welche aller Wahrscheinlichkeit nach zur Augitgruppe gehören. Roher J. findet sich in gewaltigen Blöcken in der Umgegend von Mogoung in Birma, eingebettet in rötlichgelbem Thon. Vgl. H. Fischer, «Nephrit und J.» (Stuttg. 1875).

Jadrin, Stadt im russ. Gouvernement Kasan, unter 55° 56′ nördl. Br. und 63° 52′ östl. L. (von Ferro), nicht weit vom linken Ufer der Sura, mit (1882) 2531 E., hat Lederfabrikation.

Jadwiga, Königin von Polen, s. Hedwig.

Jaell (Alfred), Klaviervirtuos, geb. in Triest 5. März 1832 als Sohn eines Violinisten, wurde anfangs für dasselbe Instrument gebildet, ging dann zum Klavier über, welches er bald so völlig beherrschte, daß er einer der bekanntesten Virtuosen seiner Zeit wurde. Sein Vortrag war elegant, zierlich und brillant ohne Größe. J. machte viele Kunstreisen, nahm aber zuletzt seinen Wohnsitz in Paris, wo er 25. Febr. 1882 starb.

Jaén, Hauptstadt (Ciudad) der gleichnamigen nordöstlichsten Provinz (13426 qkm mit [1883] 429985 E.) des span. Königreichs Andalusien, liegt 92 km östlich von Cordova in 549 m Höhe links über dem gutangebauten Thale des Guadalbullon malerisch am nordöstl. Fuße und Abhange des Monte Jabalcuz, der mit einem großen, noch jetzt als Festung dienenden maurischen Kastell gekrönt ist. Die Stadt zählt (1877) 24395 E., ist von alten, mit vielen Zinnen und Türmen versehenen, aus der Araberzeit stammenden Mauern umgeben und hat steilansteigende, aber reinliche Straßen, gutgebaute Häuser, einen Dom, 12 Pfarrkirchen, Hospitäler, Kasernen, ein Theater, einen Stierkampfplatz für 8000 Personen auf 11 marmornen Rundstufen, sowie einen hübschen Platz nebst Promenade. J. ist Station der Linie Espeluy-J. der Andalusischen Eisenbahn und Sitz eines Bischofs, hat ein Instituto, eine Bibliothek, ein Gemälde- und Skulpturenmuseum und eine ökonomische Gesellschaft. Die bemerkenswertesten Gebäude sind die Kirche des Nonnenklosters Sta.-Clara und die im höchsten Teile der Stadt am Konstitutionsplatz gelegene Kathedrale, ein im röm. Stil aufgeführtes Bauwerk des 16. Jahrh., mit zwei Türmen und großer Marmorpracht im Innern. In der Maurenzeit war J. eine sehr blühende, wohlhabende, im 12. Jahrh. angeblich von 600 Seidenbau treibenden Dörfern umgebene Handelsstadt. Jetzt ist der Ort sehr herabgekommen, und die Bevölkerung treibt hauptsächlich Ackerbau. Das Klima ist wegen seiner Milde berühmt. Das im Osten gelegene Thal des Rio Tercero, ein romantischer Gebirgsgrund, ist voll der üppigsten Vegetation, mit vielen Mühlen, Landhäusern und den sehr besuchten Bädern von Jabalcuz, deren Mineralquellen 29° C. Wärme haben. J. war seit dem 8. Jahrh. im Besitz der Araber, die es Dschijan nannten, wurde aber denselben nebst dem ganzen Gebiet 1246 durch Ferdinand III. von Castilien entrissen.

Jaën-China, s. unter Chinabaum.

Jaffa, im Altertum und Mittelalter Joppe (das Japho der Bibel), befestigte See- und Hafenstadt im türk. Vilajet Syrien, 56 km nordwestlich von Jerusalem, ist stufenartig an einen felsigen Kegelberg hinaufgebaut, der sich bis ans Meer erstreckt, und auf der Landseite von prachtvollen Obstgärten umgeben. Das Innere zeigt eine wirre Häusermasse mit engen, krummen und schmutzigen Gassen, ohne Denkmäler aus dem Altertum. Ein hervorragendes Gebäude ist das feste, von span. Mönchen bewohnte Franziskanerkloster. Obschon der wichtigste Handelsplatz der palästinensischen Küste, ist doch die Reede nur für kleine Schiffe zugänglich. Die Zahl der Einwohner wird auf 8000 angegeben. J. ist einer der ältesten Häfen der Welt. Vor Anlegung von Cäsarea war es der einzige Hafen Judäas, daher von Strabo der Hafen von Jerusalem genannt. Später fiel es den Syrern zu, wurde aber von den Makkabäern zurückerobert. Dann aber war es bis zur röm. Herrschaft Sitz von Seeräubern, weshalb es von Vespasian geschleift und eine Festung an seiner Stelle angelegt wurde. An J. knüpft sich der Mythus von der hier an den Felsen geschmiedeten Andromeda, sowie die Sage vom Propheten Jonas. Hierher ließ auch von Tyrus König Salomo die Baumaterialien zum Tempel schaffen. Der Apostel Petrus hatte hier die Erscheinung von dem Tuche, welches, mit allerlei Tieren angefüllt, vom Himmel kam. Unter Konstantin d. Gr. wurde die Stadt zum Bischofssitz erhoben. Zu ihrer Hauptblüte gedieh sie durch die Kreuzzüge, wo sie als Hauptlandungsplatz der Kreuzfahrer eine große Bedeutung erhielt und darum ein steter Zankapfel zwischen den streitenden Parteien war, bis sie 1268 gänzlich für die Christen verloren ging. Von den aus Ägypten heranziehenden Franzosen unter Bonaparte wurde die Stadt 1799 erstürmt, worauf sie der Schauplatz des über die türk. Gefangenen verhängten Blutbades war. Mehemed-Ali nahm sie 1832, doch wurde sie ihm von den Türken mit engl. und österr. Hilfe 1841 wieder entrissen.

Jaffé (Phil.), namhafter Geschichtsforscher, geb. 17. Febr. 1819 zu Schwersenz bei Posen, studierte zu Berlin Geschichte, gewann 1843 mit seiner «Geschichte des Deutschen Reichs unter Lothar dem Sachsen» (Berl. 1843) einen von der philos. Fakultät ausgeschriebenen Preis und veröffentlichte die «Geschichte des Deutschen Reichs unter Konrad III.» (Hannov. 1845). Großes Verdienst erwarb sich J. durch sein Werk «Regesta pontificum Romanorum ad annum 1198» (Berl. 1851). Da er als Jude

von der akademischen Wirksamkeit in Preußen ausgeschlossen war, studierte er 1850—53 in Berlin und Wien Medizin, wurde aber 1854 zum Mitarbeiter bei der Herausgabe der «Monumenta Germaniae historica» unter Pertz' Leitung berufen; seine Arbeiten für die «Monumenta», für die er lange in Italien reiste, gehören zu dem Besten, was die philol.-histor. Kritik geleistet hat. Doch kam J. mit Pertz in Konflikt, sodaß er 1863 aus dieser Stellung schied, nachdem er 1862 zum außerord. Professor der Geschichte an der berliner Universität ernannt war. Daneben schuf J. in seiner «Bibliotheca rerum Germanicarum» (6 Bde., Berl. 1864—73) ein Meisterwerk. Schließlich verfiel J. in Schwermut und machte 3. April 1870 zu Wittenberg seinem Leben ein Ende. Nach seinem Tode veröffentlichte Wattenbach die im Verein mit J. bearbeitete «Ecclesiae metropolitanae Coloniensis codices» (Berl. 1874).

Jaffé (Theod. Jul.), Schauspieler, geb. 17. Aug. 1823 zu Berlin, gab das Studium der Rechte auf, um sich der Bühne zuzuwenden. Nachdem er schon 1842—44 auf dem Liebhabertheater Urania gespielt, darauf im Gesang von Elsler und Kugler in Berlin und Gentiluomo in Wien ausgebildet worden war, debütierte er 1844 in Troppau. Seine nächsten Engagements, in denen er als Sänger und Schauspieler wirkte, führten ihn nach Lübeck, Halle, Magdeburg und Köln. Im J. 1847 kam er nach Bremen und trat nun ausschließlich im Schauspiel auf. Im J. 1849 wurde J. Mitglied des weimar. Hoftheaters, kam 1853 als Schauspieler und Regisseur an das Stadttheater in Breslau, 1856 an das Hoftheater in Braunschweig und wurde 1864 nach Dresden berufen, um Dawison zu ersetzen. J. ist ein vortrefflicher Charakterspieler. Shylock, Narciß, Franz Moor, Mephisto, Richard III., Jago, Nathan, Tartüffe, Wurm u. s. w. sind seine Hauptrollen.

Jaffna oder **Dschafnapatam**, Stadt an der Südwestküste der Insel Jaffna, welche am Nordende der Insel Ceylon an der Palkstraße liegt, von Ceylon nur durch eine sehr schmale, untiefe, für Schiffahrt unbrauchbare, nicht selten fast wasserarme Meeresstraße getrennt. Einige andere, ebenfalls sehr kleine Inseln decken den Zugang zu der Stadt von der Palkstraße aus, sind zugleich aber für die Schiffahrt hinderlich. Die Stadt hat ein von den Portugiesen erbautes, jetzt verfallendes Fort und zählt 34713 E., die hauptsächlich von Fischerei und dem Handel mit der gegenüberliegenden Küste von Vorderindien leben. J. war der letzte Ort auf Ceylon, den die Portugiesen 1658 an die Holländer abtreten mußten. Diese letztern mußten ihrerseits wieder 1795 Trincomali, Jaffna, Calpentyn, Negombo, und 16. Febr. 1796 mit der Hauptstadt Colombo ganz Ceylon an die Engländer abtreten.

Jagd oder **Weidwerk**. Die J. umfaßt die Kunst der regelrechten Verwertung des nützlichen Wildes, indem dasselbe nach bestimmten Grundsätzen geschont oder erlegt wird, und der zweckmäßigsten Verminderung der Raubtiere. In den ältesten Zeiten nur dem Triebe der Selbsterhaltung entsprungen, und dann, wie auch noch heute bei vielen wilden Völkern, aus dem Bedürfnis nach Nahrung, Kleidung und zum Schutze der Herden mit Eifer betrieben, ist die J. nach und nach ein männliches Vergnügen geworden, das fortwährend bei fast allen civilisierten Nationen in hohem Ansehen steht. Durch allmähliche Ausbildung der Grundbesitzverhältnisse wurde indes die ursprünglich für jeden Mann freie J. gewissen Beschränkungen unterworfen, woraus das Jagdrecht (s. d.) und die Jagdgesetze entstanden. Auch stellte man gewisse Regeln fest, nach denen sie ausgeübt werden sollte, und es entwickelte sich allmählich die **Jagdwissenschaft**, die in den meisten Staaten einen Teil der Forstwissenschaft ausmacht. Die Jagdwissenschaft zerfällt in Jagdzoologie, Wildschutz, Wildzucht, Jagdkunde und Jagdtechnologie. Die **Jagdzoologie** oder die Naturgeschichte des nützlichen und schädlichen Wildes umfaßt die Benennung und systematische Einteilung der jagdbaren Tiere, die Kenntnis ihres innern und äußern Baues, ihrer Abänderung nach Alter und Geschlecht, ihrer Fortpflanzung, Lebensweise, Nahrung, ihres Aufenthalts, ihrer Fährten (s. d.) und Spuren. Die **Wildzucht** beschäftigt sich mit den zweckmäßigsten Mitteln, in den Jagdrevieren einen normalen Wildstand zu erhalten, und setzt daher genaue Kenntnis des richtigen Verhältnisses der Geschlechter, der zuträglichsten Nahrung, der günstigsten Standorte und der Krankheiten des Wildes voraus. Der **Wildschutz** hat die Aufgabe, das nützliche Wild vor schädlichen Einflüssen zu bewahren, besonders Raubtiere zu vertilgen, Wilddiebereien und Aasjägerei fernzuhalten, Beunruhigung der Reviere während der Satz- und Brütezeit zu vermeiden. Die **Jagdkunde** umfaßt die Lehre von der regelrechten, echt weidmännischen Ausübung der verschiedenen Jagdarten behufs der vorteilhaftesten Benutzung des Wildes und zugleich der zweckmäßigsten Schonung des Wildstandes. Die **Jagdtechnologie** endlich behandelt die Kenntnis der Mittel, um des Wildes habhaft zu werden, als: Schußwaffen, Fallen, Schlingen, Jagdzeug (Tücher, Netze, Lappen).

Man teilt die J. in hohe und niedere, in manchen Staaten in hohe, mittlere und niedere ein. Diese Einteilung hatte in frühern Zeiten eine wichtige Bedeutung, indem nur gewissen Ständen die eine oder andere Jagdart gestattet, die hohe meistens ein ausschließliches Recht des Landesfürsten war. Gegenwärtig wird diese Einteilung wenig berücksichtigt, sie ist auch ganz willkürlich und weder auf eine wissenschaftliche noch praktische Basis gestützt. Zur hohen J. rechnet man Hochrot- (Hirsche) und Rehrotwild (Rehe), Elen-, Dam- und Schwarzwild (edel), Bären, Luchse und Wölfe (unedel); Stein- und Gamswild sowie Mouflon sollen ebenfalls zur hohen J. gezählt werden; an Federwild Schwäne, Trappen, Kraniche, Auer-, Birk- und Haselwild, Fasanen, große Brachvögel, Fischreiher (Nachtreiher), sämtliche große Raubvögel, die zur J. verwendet werden können (als edel, die übrigen als unedel). Zur Niederjagd zählen: a) Haarwild: Hasen, Kaninchen, Biber, Eichhörnchen (edel), Dachse, Ottern, Füchse, Marder, Iltis, Wild- und wilde Katzen (unedel); b) Federwild: Schnepfen, Hühner, Gänse, Enten, Wachteln, Schnäpfen, alle Drosseln, kleine Brachvögel, Lerchen und alle kleinen Vögel (edel), Bussarde, kleine Eulen und alle Rabenarten (unedel). Zur Mitteljagd rechnet man Rehe und Schwarzwild, Wölfe, Birk- und Haselhühner und große Brachvögel.

Die gebräuchlichen Jagdarten sind folgende: 1) **Eingestellte Jagen**, bei denen das zu jagende Revier mit Tüchern (Zeug) und Lappen

vom Kriegshafen liegt der Handelshafen, welcher durch einen Erdwall von der Jade getrennt ist, und unweit westlich desselben mündet der im Bau begriffene Ems-Jadekanal. Das ganze Jadegebiet ist durch Gesetz vom 23. März 1873 seit 1. April 1873 mit der Provinz Hannover und zwar dem Landdrosteibezirk Aurich (Kreis Aurich) vereinigt.

Jadeït, ein von Damour unterschiedenes Mineral, welches einen Teil des sog. Nephrits ausmacht, und wie der eigentliche Nephrit im Orient zu Siegelsteinen, Säbelgriffen, Amuletten, Idolen verarbeitet wird, sich auch als Steinbeile hergerichtet exotisch in schweizer Pfahlbauten und in Südfrankreich findet. Der J. begreift diejenigen Nephrite, welche sich durch einen Gehalt an Thonerde (bis 25 Proz.) und Natron (bis 14 Proz.) auszeichnen; es sind ursprünglich derbe Massen von splitterigem Bruch, härter (Härte = 6,5 bis 7) und schwerer (spezifisches Gewicht 3,2 bis 3,4) als der eigentliche Nephrit, durchscheinend, von geringem Glasglanz, manchmal perlmutterartig, apfel- bis smaragdgrün, bläulichgrün, grünlichweiß. Der Kieselsäuregehalt beträgt 55—60 Proz.; vor dem Lötrohr schmilzt das Mineral leicht zu halbklarem Glas. Die mikroskopische Untersuchung hat ergeben, daß es aus faserigen Individuen innig zusammengewoben ist, welche aller Wahrscheinlichkeit nach zur Augitgruppe gehören. Roher J. findet sich in gewaltigen Blöcken in der Umgegend von Mogoung in Birma, eingebettet in rötlichgelbem Thon. Vgl. H. Fischer, «Nephrit und J.» (Stuttg. 1875).

Jadrin, Stadt im russ. Gouvernement Kasan, unter 55° 56′ nördl. Br. und 63° 52′ östl. L. (von Ferro), nicht weit vom linken Ufer der Sura, mit (1882) 2531 E., hat Lederfabrikation.

Jadwiga, Königin von Polen, s. Hedwig.

Jaell (Alfred), Klaviervirtuos, geb. in Triest 5. März 1832 als Sohn eines Violinisten, wurde anfangs für dasselbe Instrument gebildet, ging dann zum Klavier über, welches er bald so völlig beherrschte, daß er einer der bekanntesten Virtuosen seiner Zeit wurde. Sein Vortrag war elegant, zierlich und brillant ohne Größe. J. machte viele Kunstreisen, nahm aber zuletzt seinen Wohnsitz in Paris, wo er 25. Febr. 1882 starb.

Jaén, Hauptstadt (Ciudad) der gleichnamigen nordöstlichsten Provinz (13426 qkm mit [1883] 429985 E.) des span. Königreichs Andalusien, liegt 92 km östlich von Cordova in 549 m Höhe links über dem gutangebauten Thale des Guadalbullon malerisch am nordöstl. Fuße und Abhange des Monte Jabalcuz, der mit einem großen, noch jetzt als Festung dienenden maurischen Kastell gekrönt ist. Die Stadt zählt (1877) 24395 E., ist von alten, mit vielen Zinnen und Türmen versehenen, aus der Araberzeit stammenden Mauern umgeben und hat steilansteigende, aber reinliche Straßen, gutgebaute Häuser, einen Dom, 12 Pfarrkirchen, Hospitäler, Kasernen, ein Theater, einen Stierkampfplatz für 8000 Personen auf 11 marmornen Rundstufen, sowie einen hübschen Platz nebst Promenade. J. ist Station der Linie Espelun-J. der Andalusischen Eisenbahn und Sitz eines Bischofs, hat ein Instituto, eine Bibliothek, ein Gemälde- und Skulpturenmuseum und eine ökonomische Gesellschaft. Die bemerkenswertesten Gebäude sind die Kirche des Nonnenklosters Sta.-Clara und die im höchsten Teile der Stadt am Konstitutionsplatz gelegene Kathedrale, ein im röm. Stil aufgeführtes Bauwerk des 16. Jahrh., mit zwei Türmen und großer Marmorpracht im Innern. In der Maurenzeit war J. eine sehr blühende, wohlhabende, im 12. Jahrh. angeblich von 600 Seidenbau treibenden Dörfern umgebene Handelsstadt. Jetzt ist der Ort sehr herabgekommen, und die Bevölkerung treibt hauptsächlich Ackerbau. Das Klima ist wegen seiner Milde berühmt. Das im Osten gelegene Thal des Rio Tercero, ein romantischer Gebirgsgrund, ist voll der üppigsten Vegetation, mit vielen Mühlen, Landhäusern und den sehr besuchten Bädern von Jabalcuz, deren Mineralquellen 29° C. Wärme haben. J. war seit dem 8. Jahrh. im Besitz der Araber, die es Dschijan nannten, wurde aber denselben nebst dem ganzen Gebiet 1246 durch Ferdinand III. von Castilien entrissen.

Jaën-China, s. unter Chinabaum.

Jaffa, im Altertum und Mittelalter Joppe (das Japho der Bibel), befestigte See- und Hafenstadt im türk. Vilajet Syrien, 56 km nordwestlich von Jerusalem, ist stufenartig an einen felsigen Kegelberg hinaufgebaut, der sich bis ans Meer erstreckt, und auf der Landseite von prachtvollen Obstgärten umgeben. Das Innere zeigt eine wirre Häusermasse mit engen, krummen und schmutzigen Gassen, ohne Denkmäler aus dem Altertum. Ein hervorragendes Gebäude ist das feste, von span. Mönchen bewohnte Franziskanerkloster. Obschon der wichtigste Handelsplatz der palästinensischen Küste, ist doch die Reede nur für kleine Schiffe zugänglich. Die Zahl der Einwohner wird auf 8000 angegeben. J. ist einer der ältesten Häfen der Welt. Vor Anlegung von Cäsarea war es der einzige Hafen Judäas, daher von Strabo der Hafen von Jerusalem genannt. Später fiel es den Syrern zu, wurde aber von den Makkabäern zurückerobert. Dann aber war es bis zur röm. Herrschaft Sitz von Seeräubern, weshalb es von Vespasian geschleift und eine Festung an seiner Stelle angelegt wurde. An J. knüpft sich der Mythus von der hier an den Felsen geschmiedeten Andromeda, sowie die Sage vom Propheten Jonas. Hierher ließ auch von Tyrus König Salomo die Baumaterialien zum Tempel schaffen. Der Apostel Petrus hatte hier die Erscheinung von dem Tuche, welches, mit allerlei Tieren angefüllt, vom Himmel kam. Unter Konstantin d. Gr. wurde die Stadt zum Bischofssitz erhoben. Zu ihrer Hauptblüte gedieh sie durch die Kreuzzüge, wo sie als Hauptlandungsplatz der Kreuzfahrer eine große Bedeutung erhielt und darum ein steter Zankapfel zwischen den streitenden Parteien war, bis sie 1268 gänzlich für die Christen verloren ging. Von den aus Ägypten heranziehenden Franzosen unter Bonaparte wurde die Stadt 1799 erstürmt, worauf sie der Schauplatz des über die türk. Gefangenen verhängten Blutbades war. Mehemed-Ali nahm sie 1832, doch wurde sie ihm von den Türken mit engl. und österr. Hilfe 1811 wieder entrissen.

Jaffé (Phil.), namhafter Geschichtsforscher, geb. 17. Febr. 1819 zu Schwersenz bei Posen, studierte zu Berlin Geschichte, gewann 1843 mit seiner «Geschichte des Deutschen Reichs unter Lothar dem Sachsen» (Berl. 1843) einen von der philos. Fakultät ausgeschriebenen Preis und veröffentlichte die «Geschichte des Deutschen Reichs unter Konrad III.» (Hannov. 1845). Großes Verdienst erwarb sich J. durch sein Werk «Regesta pontificum Romanorum ad annum 1198» (Berl. 1851). Da er als Jude

sowie die besondern Verhältnisse, unter welchen die J. in Thätigkeit treten, bedingt werden. Für die sog. niedere Jagd bedient man sich ausschließlich des Schrotschusses, für welchen der bei Kriegsgewehren jetzt gänzlich verworfene glatte Lauf am dienlichsten ist, da durch vorhandene Züge die Schrotkörner beim Verlassen des Laufs mehr als nützlich auseinander geschleudert werden, andererseits die Züge durch die unregelmäßigen Anschläge jener leiden und verbleien würden. Aus diesen Ursachen spielen glatte Jagdgewehre, welche auch Flinten heißen, teils als einläufige glatte Schrotgewehre, teils als zweiläufige oder Doppelflinten eine hervorragende Rolle, namentlich die letztern. Für die hohe Jagd wendet man gezogene Gewehre oder Büchsen an, die in ihrem Kaliber meist mit den Militärgewehren übereinstimmen. Man hat einläufige oder Pirschbüchsen und zweiläufige oder Doppelbüchsen. Um mit derselben Waffe die niedere wie die hohe Jagd ausüben zu können, hat man J. mit einem glatten und einem gezogenen Lauf, welche Büchsflinten, und solche mit zwei nebeneinander liegenden glatten und einem darunter liegenden gezogenen Lauf, welche Drillinge genannt werden. Mit den gezogenen Läufen schießt man in der Regel Langgeschosse aus Blei, oder gegen Wild mit sehr widerstandsfähiger Haut aus härterm Material. Revolver- oder Magazingewehre kommen in neuerer Zeit ebenfalls als J. vor, namentlich wo es sich um Erlegung gefährlicher Raubtiere handelt. Gegen solche werden auch die bei Kriegshandfeuerwaffen verpönten Explosionsgeschosse angewendet.

Die Hinterladung hat auf dem Gebiete der J. eine verhältnismäßig willigere Aufnahme gefunden, als es bezüglich der Kriegsgewehre in den meisten Heeren der Fall war, insbesondere aber hatte in Verbindung hiermit die gasdichte Einheitspatrone (s. Handfeuerwaffen, Bd. VIII, S. 798) bei J. bereits Jahrzehnte hindurch eine sehr ausgedehnte Verbreitung gefunden, ehe bei Kriegswaffen an dieselbe gedacht wurde. Dies schließt nicht aus, daß noch heute perkussionierte Vorderlader in Händen von Jägern vielfach vorkommen. Gebräuchliche Perkussionsvorderlader sind hauptsächlich noch einläufige Flinten vom Kaliber 16—20 mm, Doppelflinten vom Kaliber 12—20 mm und die Pirschbüchsen von 11—15 mm. Die Laufläugen schwanken bei den Flinten zwischen 600 und 900 mm, bei den Büchsen zwischen 600 und 750 mm, einläufige Flinten kommen mit Läufen bis 1 m Länge vor.

Die Seele der Flintenläufe muß durchaus glatt und von gleichbleibender Weite sein. Günstig für den Schrotschuß wirkt es indes ein, wenn bis zu einem Drittel der Lauflänge eine mäßige konische Erweiterung (Fall) statthat. Das Bestreben, die Streuung der Schrote beim Verlassen des Laufs zu vermeiden, hat in neuerer Zeit zu den mannigfachsten Versuchen Anlaß gegeben, die Seele der Läufe anders zu gestalten. Hierher gehören unter anderm die in England aufgekommenen Choke bored-Läufe oder Läufe mit Würgebohrung, bei welchen die Bohrung des Laufs etwa 10—15 cm von der Mündung auf eine Länge von 5—10 cm sich erweitert und dann wieder auf das ursprüngliche Kaliber sich verengt. Das Kaliber eines J. richtet sich nach seiner Verwendungsart, d. h. je nachdem die Kugel oder Schrotladung eine große oder kleine sein soll. Für Schrotgewehre schwankt dasselbe zwischen 15,8 und 19,8 mm, am meisten verbreitet ist das Kaliber von 17,6 mm. Der Einfluß des Kalibers auf die Tragweite ist bei Schrotgewehren erheblich. Die vielfach unter Nicht-Jägern verbreitete Ansicht, daß große Kaliber weiter und besser schießen als kleine, ist irrig, denn man kann nicht die Pulvermenge in gleichem Verhältnis mit der Erweiterung der Bohrung vergrößern, wie überhaupt das Pulverquantum beim Schrotschuß nicht allzu groß sein darf, da bei zu vielem Pulver die Schrote auseinander geworfen werden.

Nachdem das preuß. Zündnadelgewehr und damit das Hinterladungsgewehr überhaupt zuerst in 1848/49 Proben seiner Brauchbarkeit abgelegt hatte, machte sich bald auf dem Gebiet der J. das Bestreben geltend, von den Vorteilen der Hinterladung Nutzen zu ziehen. Eine Umwandlung der perkussionierten Vorderlader zur Hinterladung lag am nächsten und es entstanden, zuerst von dem berliner Büchsenmacher Barella fabriziert, die sog. Schnellader, bei welchen die Perkussionszündung beibehalten wurde, die Läufe vor der Schwanzschraube abgeschnitten und mit einem Bewegungs- oder Verschlußmechanismus versehen wurden. Der Schaft wurde, der notwendigen Bewegung der Läufe halber, geteilt. Das Gewehr schoß eine Papierpatrone mit Boden aus Kattun, ergab indes häufige Versagung und konnte daher nicht zur weitern Verbreitung gelangen. Allgemeinen Anklang dagegen fand das von dem Büchsenmacher Lefaucheux (s. d.) in Paris um 1852 konstruierte und nach ihm benannte Lefaucheurgewehr, das erste zur Hinterladung eingerichtete J., welches eine Einheitspatrone und zugleich eine gasdichte Patrone schoß. Dieses J. ist noch überall im Gebrauch, hauptsächlich in Frankreich, etwas weniger in Belgien. In Deutschland und England nimmt seine Anwendung von Jahr zu Jahr ab, da die vielfachen demselben und namentlich der Patrone anhängenden Mängel die Einführung neuerer und besserer Gewehrsysteme begünstigt haben.

Einen erheblichen Fortschritt gegenüber dem Lefaucheurgewehr bezeichnet die Konstruktion des Centralfeuer- oder Lancastergewehrs. Als Erfinder des Centralfeuergewehrs ist wohl ein Gewehrfabrikant Bernimolin in Lüttich anzusehen, der bereits 1850 derartige Gewehre herstellte (oder aus Lancaster in England), die aber in Ermangelung einer geeigneten Patrone sich nicht recht einzuführen vermochten. Gegenwärtig darf dieser Fehler als beseitigt angesehen werden. Die gegenwärtig übliche Centralfeuerpatrone hat eine Hülse von Leder mit verstärktem Pappboden und Metallkapsel, die mit einem vorstehenden Rand versehen ist. In der Mitte des Bodens befindet sich ähnlich wie bei den Metallpatronen mit Centralzündung für Kriegsgewehre ein in einer Zündglocke sitzendes Zündhütchen mit einem als Amboß dienenden Schlagstift. (Vgl. Handfeuerwaffen, Bd. VIII, S. 8[illegible] Textfigur 23.)

Nach allgemeiner Annahme der Metallpatronen in den Armeen lag der Gedanke nahe, solche auch bei Schrotgewehren zu verwenden. Lange Zeit hindurch gelang es indes nicht, dem das Pulver bedeckenden Pfropfen den nötigen Reibungswiderstand entgegenzusetzen. Im J. 1883 ist es [illegible] doch einem Metallpatronenfabrikanten Kynoch [illegible]

Birmingham gelungen, eine Centralfeuermetallhülse unter dem Namen Perfekthülse aus dünnem Messingblech herzustellen.

Eine dritte Gruppe von J. mit Hinterladung bilden die Zündnadelgewehre. (S. Handfeuerwaffen.) Der Erfinder der letztern, N. von Dreyse (s. d.), konstruierte noch vor Annahme des Zündnadelgewehrs in Preußen ein von vorn zu ladendes J. dieser Art, das indes wegen einzelner Unzuträglichkeiten nur eine beschränkte Verbreitung fand. Für Jagdzwecke brauchbar gemacht wurde die Zündnadelkonstruktion erst durch das von F. von Dreyse (s. d.) konstruierte, von hinten zu ladende, selbstspannende Zündnadelgewehr mit seitwärts beweglichen Läufen, das allen Anforderungen an ein J. in vollem Maße genügt. Eine andere Art von Zündnadelgewehren, eigentlich ein Mittelding zwischen solchen und Centralfeuergewehren, sind die 1858 von dem Gewehrfabrikanten Teschner in Frankfurt a. O. konstruierten.

Für den gezogenen Lauf der Büchsflinten, ebenso wie für Doppelbüchsen und Drillinge wählt man nicht das gleiche Kaliber wie für den Schrotlauf, sondern gibt jetzt auch dem beim Militärgewehr zur Zeit als das beste erkannten Kaliber von 11 mm den Vorzug. Das Geschoß ist cylindro-ogival, die Pulverladung bis zu 5 g stark, die Patronenhülse von Metall. Früher war unter den Jägern vielfach die irrige Ansicht verbreitet, als bedürfe es auch für Büchsen eines großen Kalibers, um mittels des starken Geschosses eine große stark schweißende Wunde zu erzeugen und so dem verwundeten Wilde leicht folgen zu können; in neuerer Zeit ist man indes davon zurückgekommen und sieht allgemein ein, daß durch das große Kaliber der Schußeffekt geschädigt wird. Für die Büchsflinten findet sowohl Centralfeuer- als Zündnadelsystem (letzteres wegen der Metallpatrone mit Schlagstift) Anwendung. Doppelbüchsen erhalten der Gewichtsverminderung halber sehr kurze, nur etwa 520 mm lange Läufe, die sehr genau aneinander liegen müssen, damit das auf der Laufschiene befindliche Visier und Korn zu beiden Läufen paßt.

Für Pirschbüchsen, welche noch mehrfach mit größerm Kaliber (16,6 mm) sowohl im System Lefaucheux als mit Centralfeuer vorkommen, bürgert sich jetzt vielfach der feststehende Lauf mit Cylinder- oder mit Blockverschluß (s. Handfeuerwaffen) vom Kaliber 11 mm ein, unter Anwendung der Metallpatrone und des cylindro-ogivalen Geschosses. Solche schließen sich meist hinsichtlich ihrer Schloß- und Verschlußeinrichtung den bestehenden Kriegswaffen an. So ist in Deutschland der Mechanismus des M/71 (Mauser) sehr verbreitet.

Vgl. Adf. Zimmer, «Die Jagd-Feuergewehre» (2. Aufl., Darmstadt 1877).

Jagdhoheit, s. unter Jagdrecht.

Jagdhorn, s. unter Horn (Blasinstrument).

Jagdhund wird im allgemeinen jeder zur Jagd taugliche und dazu abgerichtete Hund genannt. Fast jede Art des Jagdbetriebes mit Hunden bedient sich ihrer eigenen Abarten, die gerade zu dem bestimmten Zwecke am passendsten sind, z. B. bei der Hochwildjagd der Leit- und Bluthunde, bei Bären- oder Saujagd der Saurüden, Bärenbeißer und Doggen, bei der Dachsjagd der Dachshunde, bei der Hühnerjagd der Vorstehhunde u. s. f. Im speziellen aber nennt man J. die beim Jagen Laut gebenden Hunde, wie Bracken, Wildbodenhunde, Teckeln, Otterhunde, Meutehunde u. s. f.

Jagdhunde (Canes venatici), nördl. Sternbild in einer sternarmen Gegend des Himmels zwischen dem Großen Bären und dem Bootes, welcher die beiden Jagdhunde Asterion (nördl.) und Chara (südl.) an der linken Hand führt; den am Halsbande des südl. Hundes befindlichen Stern 3. Größe benannte Flamsteed zu Ehren Karls II. von England Cor Caroli. Derselbe ist ein Doppelstern 3. und 7. Größe und hat eine Distanz von 20″. Das Sternbild der J. ist reich an Nebelflecken. Es enthält den von Messier entdeckten berühmten Spiralnebel, den Sir John Herschel als kreisförmiges, im Innern und am Rande verdichtetes Gebilde beschreibt, während das mächtige Spiegelteleskop von Lord Rosse seine spiralförmige Struktur enthüllte. Dieser Nebel gibt ein kontinuierliches Spektrum, was darauf hindeutet, daß er aus einzelnen Sternen besteht. In der That ist es Bond und Rosse gelungen, einzelne Teile desselben in Sterne aufzulösen. [Fig. 6.)

Jagdleopard, s. Gepard. (Tafel: Katzen I,

Jagdrecht ist der Inbegriff derjenigen gesetzlichen Bestimmungen, die sich auf das Verbot und die Erlaubnis des Jagens von Wild beziehen. Nach röm. Rechte galten wilde Tiere, die noch niemand in seinen Besitz gebracht hatte, als herrenlose Sachen. Hieraus folgte, daß die Jagd auf eigenem Grund und Boden jedermann gestattet, auf fremden Gütern aber ohne Erlaubnis des Eigentümers nur als Besitzstörung anzusehen war, wofür der Jäger mittels Erstattung des durch sein Eindringen angerichteten Schadens aufkam, ohne daß er das erlegte Wild herauszugeben brauchte. Nach älterm deutschen Recht ist das J. Ausfluß des Grundeigentums. Allmählich wird das J. vom Grundeigentum getrennt, durch Einforstungen von Waldungen der Markgenossenschaften seitens der deutschen Könige (Bannforste) entsteht ein J. an fremdem Grund und Boden. Ferner übten die Grundherren die Jagd auf den Leihegütern ihrer Hintersassen aus. Das J. des Bauernstandes wird mit Ausgang des Mittelalters beschränkt, ihm dann auch ganz entzogen. Indem die Jagd- und Forstberechtigungen der Könige allmählich auf weltliche und geistliche Territorialherren übergingen, entwickelte sich seit dem 16. Jahrh. das Jagdregal der Landesherren, d. h. das J. wurde ohne Rücksicht auf Grundeigentum ausschließliche Befugnis des Landesherrn. Die Waldungen von Markgenossenschaften und Gemeinden wurden der fiskalischen Befugnis, die wilden Tiere als herrenloses Gut an sich zu nehmen, unterworfen. Dazu kam die Ausbildung von Jagdhoheit und Jagdpolizei, d. h. der Inbegriff der Befugnisse des Landesherrn in Ansehung der Jagd vermöge seiner oberaufsehenden Gewalt in Rücksicht des allgemeinen Wohls. Die theoretische Behandlung des J. als Jagdregals unterschied hohe, mittlere und niedere Jagd. Zu ersterer gehörte regelmäßig die Jagd auf Hirsche, Bären, Wildschweine, Auerhähne, Fasanen. Diese hohe Jagd war in Deutschland fast durchgängig Regal. Der Landesherr verlieh sein J. vielfach weiter, welches abgeleitete Recht Jagdgerechtigkeit genannt wurde. Vgl. Stieglitz, «Geschichtliche Darstellung der Eigentumsverhältnisse an Wald und Jagd in Deutschland» (Lpz. 1832).

Diese Ausbildung des Jagdregals hat namentlich den bäuerlichen Grundbesitz lange Zeit schwer

geschädigt. Das Wild verwüstete Saaten und Äcker, und der wehrlos gemachte Landmann mußte noch dazu Jagdfronen, besonders Treiber- und Trägerdienste, Wildbrets- und Jagdzeugfuhren verrichten, hin und wieder die Jäger ins Quartier, die fürstl. Jagdhunde ins Futter nehmen, oder eigene Abgaben, wie Wolfsjagddienstgelder, Hecken-, Wald- und Wildhufenbeiträge, Wildhafer, Jagdgülden, erlegen. Dem Wilddiebe drohte schwere Freiheits- und im Wiederholungsfalle selbst Lebensstrafe; aber auch andere Jagdfrevel und Vergehen wurden nach den strengsten Gesetzen beurteilt. Erst seit dem 18. Jahrh. war man auf den Schutz des Feldes und Waldes gegen die Beschädigungen durch das Wild mehr bedacht, und es ergingen Vorschriften wegen Beschränkung des Wildstandes, sowie über Vergütung der Wildschäden. Zugleich wurden die Gesetze über die Wilddieberei, welche trotz aller Strenge in vielen Gegenden Deutschlands ihren demoralisierenden Einfluß äußerte, mit den allgemeinen strafrechtlichen Grundsätzen mehr in Einklang gebracht. In Frankreich zerstörte endlich die Revolution von 1789 das J. auf fremdem Grund und Boden, und in Deutschland, wo die Reste alter Unfreiheit und Abhängigkeit im Wege allmählicher Reform und zum Teil durch Ablösung beseitigt wurden, mußte jenes Recht mit der auch den Bauern zugewiesenen Stellung von Vollfreien und echten Eigentümern immer mehr in Widerspruch geraten. Durch die Gesetzgebung von 1848 wurde daher in allen deutschen Landen der Rechtssatz aufgenommen, daß in dem Grundeigentum die Jagdbefugnis zugleich enthalten sei. Mit dem J. auf fremdem Grund und Boden kam auch die sog. Jagdfolge (Wildfolge) oder das besonders erworbene Recht, verwundete Tiere in das Revier eines Dritten hinüber zu verfolgen und dort in Besitz nehmen zu dürfen, fast überall in Wegfall. Um jedoch den Zuschuß, welchen die Jagd zu den Ernährungsmitteln liefert, vor sinnloser Verwüstung zu bewahren, bestimmt die neuere Jagdpolizeigesetzgebung nach dem Vorgange des franz. Rechts, daß nur größere Grundeigentümer die Jagd selbständig ausüben dürfen, während die Besitzer von kleinern Stellen zu Jagdverbänden zusammentreten und die so gebildeten Reviere verpachten müssen. Außerdem wird durch die Einführung von periodisch zu erkaufenden Jagdkarten der Andrang unberufener Schützen beschränkt, desgleichen durch Bestimmungen zum Schutze der Feldfrüchte und zur Schonung des Wildes in der Hegezeit sowohl das Beste des Landbaues wahrgenommen, als für die Erhaltung des Wildes in mäßiger Zahl gesorgt. Über die in Preußen geltenden gesetzlichen Bestimmungen über die Jagd vgl. «Sämtliche Jagdgesetze für die königl. preuß. Staaten» (3. Aufl., Berl. 1880).

Jagdregal, s. unter Jagdrecht.

Jagdspinnen ist eine Bezeichnung für die keine Netze verfertigenden, herumschweifenden Spinnen (Vagabundae), namentlich für die Arten des Geschlechts Dolomedes. (S. unter Spinnen.)

Jagdstück, ein Gemälde, welches entweder das Schauspiel einer ganzen Jagd oder eine einzelne Scene einer solchen zum Gegenstande hat. Die Darstellung erlegter Beute mit den Jagdhunden und ähnlicher charakteristischer Umgebung gehört wohl auch zum Teil hierher, bildet aber zugleich den Übergang zum Stillleben oder eigentlichen Tierstück (s. d.). Alle diese Abstufungen sind in zahlreichen Werken niederländ. Meister des 17. bis 18. Jahrh. repräsentiert. Vorher sind J. seltener, in Deutschland trat zuerst der ältere Cranach mit Hirsch- und Schweinsjagden auf.

Jagdtücher sind aus grober Leinwand angefertigte Tücher, die in der Regel 160 Schritte stellen (lang sind). Sie heißen auch «dunkles Zeug», im Gegensatz zu den Jagdnetzen, die auch «lichtes Zeug» genannt werden. Die hohen J. sind etwa 3 m hoch, sie sind auf Rollen aufgewickelt, und vier davon machen ein «Fuder» aus. Die Mitteltücher oder «dünnes Zeug» sind bei der nämlichen Länge 2,5 m hoch, und es wird auf ein Fuder ein Tuch mehr gerechnet; die Halbtücher stellen ebenfalls auf 160 Schritte Länge 2 m hoch, haben kein Gemäsch und werden nur auf Sauen, Rehe, Füchse u. dgl. gebraucht. Ein Roll- oder Lauftuch stellt ebenso hoch und weit wie ein hohes Jagdtuch, besteht aber aus je fünf Abteilungen, die durch die Saumleinen und Ringe entweder auseinander- oder zusammengezogen werden können; hierher zu rechnen sind auch die Tuch- oder Federlappen («Blendzeug»), die auch da aushelfen können, wo die J. nicht mehr ausreichen. Die J. werden zu Hauptjagden und bestätigten Jagden gebraucht; erstere finden gegenwärtig nicht mehr statt, letztere nur noch an wenigen Orten und in beschränktem Maße.

Jagdwissenschaft, s. unter Jagd.

Jagello oder Jagjello, der Sohn Olgerds, der Enkel Gedimins, wurde 1381 nach dem Tode seines Vaters Großherzog von Litauen und behauptete sich in dieser Würde gegen seinen Oheim Kjejstut, den er gefangen nehmen und ermorden ließ, und gegen dessen tapfern Sohn Witold, mit dem er sich versöhnte. Nachdem er das Christentum angenommen und sich mit der Königin Hedwig vermählt hatte, bestieg er 1386 als Wladislaw II. den poln. Thron. Seine fortwährenden Kämpfe mit den Deutschen Rittern in Preußen und sein Bestreben, Litauen in Verbindung mit Polen zu erhalten, sind die Hauptmomente seiner 48jährigen Regierung. Die Deutschen Ritter besiegte er in der großen Schlacht bei Tannenberg 1410, die für Polen zunächst zwar nur geringen Erfolg hatte, mit der aber des Ordens gänzlicher Verfall begann. Die Verbindung Polens mit dem von besonders Herzögen beherrschten Litauen blieb nur eine lose, und zuletzt trat Litauens Herzog Swidrigaylo in offenen Kampfe gegen Polen auf, ward aber bei Ozmiana (1432) besiegt. J. gründete 1400 die Universität zu Krakau, die noch gegenwärtig seinen Namen trägt. Auch ist er der Gründer des Bistums Wilna. Er starb 1434 in Grodek bei Lemberg und wurde zu Krakau beigesetzt.

Jagellonen ist der Name der von Jagello (s. d.) gestifteten Dynastie, die in Polen und Litauen, Böhmen und Ungarn geherrscht hat. In Polen regierten sieben Könige aus dem jagellonischen Hause (1386–1572) in vier Generationen. Auf Jagello selbst folgten dessen Söhne (von seiner vierten Gemahlin Sophie, Fürstin von Kiew) Wladislaw III. und Kasimir IV., dann des letztern drei Söhne: Johann Albrecht, Alexander und Sigismund I., zuletzt Sigismund Augusts Sohn, Sigismund August, mit dem der jagellonische Regentenstamm in Polen ausstarb. Sigismund III., einem Sohne des Königs Johann von Schweden und der Schwester Sigismund Augusts, Katharina, kam 1587 eine weibliche Linie der Jagellonen wieder auf den poln. Thron und

regierte in dessen Söhnen Wladislaw IV. und Johann Kasimir noch bis 1668. In Böhmen und zugleich in Ungarn regierten zwei Jagellonen: Wladislaw II., der älteste Sohn des poln. Königs Kasimir IV. (gest. 1516), und jenes Sohn, Ludwig II., welcher 1526 bei Mohacs blieb, Gemahl von Maria, der Enkelin des Kaisers Maximilian I. Mit Ludwigs Schwester, Anna, erlosch hier das jagellonische Haus; diese heiratete den Erzherzog Ferdinand von Österreich, dem sie die Kronen von Böhmen und Ungarn zubrachte.

Jagemann (Christian Jos.), ein um die Verbreitung der ital. Litteratur in Deutschland verdienter Gelehrter, geb. 1735 zu Dingelstedt im Eichsfeld, trat mit dem 17. Jahre in den Augustinerorden, entfloh aber aus dem Kloster zu Konstanz und erhielt eine Hauslehrerstelle in Dänemark. Doch vom Heimweh getrieben, kehrte J. nach zwei Jahren in die Heimat zurück und mußte zur Sühne nach Rom pilgern. Inzwischen hatte er die ital. Litteratur so lieb gewonnen, daß er nach erhaltener Priesterweihe in Florenz zu bleiben beschloß und hier die Stelle als Beichtvater bei den Deutschen daselbst annahm. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland wurde er Direktor am kath. Gymnasium zu Erfurt, und 1775 Privatbibliothekar der Herzogin Anna Amalie in Weimar, wo er zum Protestantismus übertrat. Er starb 4. oder 5. Febr. 1804. Durch seine «Geschichte der freien Künste und Wissenschaften in Italien» (3 Bde., Lpz. 1777—81), eine Bearbeitung von Tiraboschis «Storia della letteratura italiana», und durch sein «Magazin der ital. Litteratur und Künste» (8 Bde., Weim. u. Halle 1780—85) trug er viel bei zur genauern Kenntnis der ältern ital. Litteratur.

Ferdinand J., Sohn des vorigen, geb. zu Weimar 24. Aug. 1780, erwarb sich den Ruf eines nicht unbedeutenden Porträt- und Historienmalers. Er war Schüler Tischbeins in Kassel und Fügers in Wien, bildete sich dann in Paris und Rom weiter aus und kehrte 1810 nach Weimar zurück, wo er 9. Jan. 1820 starb.

Jagemann (Karoline), Tochter von Christian Joseph J., geb. zu Weimar 25. Jan. 1777, erhielt ihre künstlerische Ausbildung als Schauspielerin und Sängerin in Mannheim unter Beck und Iffland und wurde 1797 am weimarischen Theater angestellt. Durch ihre außerordentliche Schönheit wie durch ihre seelenvolle Stimme, ihren trefflichen Vortrag und ihr im Tragischen ergreifendes Spiel riß sie sowohl in der Oper als im Schauspiel alles zur Bewunderung hin. Auch gewann sie die Neigung des Großherzogs Karl August, der sie zur Frau von Heygendorf erhob. Im J. 1828, nach Karl Augusts Tode, verließ sie Weimar und die Bühne, lebte abwechselnd in Berlin, Mannheim, Dresden und auf ihrem Gute und starb 10. Juli 1848 in Dresden.

Jager oder **Außenklüver** heißt auf Schiffen das äußerste oder dritte dreieckige Segel an dem verlängerten Bugspriet, d. h. dem schräg nach vorn über den Bug hinausliegenden Maste. Die erste Verlängerung des Bugspriets ist der Klüverbaum, die zweite der Außenklüver oder Jagerbaum. Von dessen Spitze führt ein straff gespanntes Tau nach der Vorbramstenge, der dritten Verlängerung des Fockmastes, der Außenklüverleiter, und an ihm wird der Jager mit eisernen oder Holzringen befestigt und geheißt.

Jäger gehörten früher zur leichten Infanterie, waren mit gezogenen Büchsen und Hirschfängern bewaffnet, rekrutierten sich vorzugsweise aus Forstleuten und wurden sorgfältig im Schießen und Felddienst ausgebildet. Seitdem aber die gesamte Infanterie mit gezogenen Gewehren bewaffnet worden, ist der Grund ihres frühern Bestehens fortgefallen, da jetzt die gesammte Infanterie eine gute Schießausbildung erhält, und im zerstreuten Gefecht und im Felddienst ausgebildet wird. Wo J. noch bestehen, sucht man ihnen durch guten Ersatz noch ein gewisses Übergewicht zu erhalten; doch ist schon mehrfach in den größern Heeren der Gedanke ausgesprochen, sie vollständig mit der Infanterie zu verschmelzen. J. wurden zuerst während des Dreißigjährigen Kriegs errichtet, in Preußen später durch Friedrich II. (1740), in Österreich, das seine Panduren und Kroaten hatte, ein deutsches Jägerkorps 1758 (1788 die tiroler Scharfschützen), in Rußland unter Katharina II., in Frankreich unter Ludwig XV. (S. Bersaglieri und Scharfschützen.) Reitende J. gab es vorübergehend in Österreich und Preußen; Frankreich hat deren noch in den Chasseurs à cheval.

Jäger (Albert), österr. Historiker, geb. 8. Dez. 1801 zu Schwaz in Tirol, trat in den Benediktinerorden und wurde 1845 Professor der Geschichte zu Innsbruck, 1851 zu Wien. J. schrieb: «Tirol und der bayr.-franz. Einfall 1703» (Innsbruck 1844), «Der Streit des Kardinals Nikolaus von Cusa mit Herzog Sigismund von Österreich» (2 Bde., Innsbr. 1861), «Kaiser Joseph II. und Leopold II., Reform und Gegenreform» (Wien 1867), «Tirols Rückkehr unter Österreich» (Wien 1871).

Jäger (Emil Friedr. Oskar), Historiker, geb. 26. Okt. 1830 zu Stuttgart, besuchte das Gymnasium zu Stuttgart und das niedere Seminar zu Schönthal, studierte Theologie und Philologie zu Tübingen, war 1852—54 Lehrer in der Erziehungsanstalt zu Freyimfelde bei Halle a. d. S., 1855—59 Lehrer am Gymnasium, an der Oberreal- und Polytechnischen Schule zu Stuttgart, dann am Gymnasium in Ulm, wurde 1859 Gymnasiallehrer in Wetzlar, dann Rektor des damaligen Progymnasiums zu Mörs, und 1865 Direktor des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums zu Köln. Seine wichtigsten Publikationen sind: «John Wycliffe und seine Bedeutung für die Reformation» (Halle 1854), «Geschichte der Römer» (Gütersloh 1861; 5. Aufl. 1883), «Geschichte der Griechen» (Gütersloh 1866; 4. Aufl. 1881), «Die Punischen Kriege, nach den Quellen erzählt» (3 Bde., Halle 1869—70). Die neue Ausgabe von Schlossers «Weltgeschichte für das deutsche Volk» (Oberhausen 1870; 4. Ausg., Berl.) wurde von ihm und Th. Creizenach besorgt; deren Fortsetzung, «Geschichte der neuesten Zeit» (20. Aufl., 3 Bde., Berl. 1884), ist im entschieden nationalen Sinne geschrieben. Auf pädagogischem Gebiet veröffentlichte J. einige weitverbreitete Hilfsbücher für den Geschichtsunterricht, und «Aus der Praxis. Ein pädagogisches Testament» (Wiesb. 1883).

Jäger (Gustav), Naturforscher und Hygieniker, geb. 23. Juni 1832 zu Bürg in Württemberg, studierte in Tübingen Medizin, war dann eine Zeit lang Docent der Zoologie in Wien, legte hierauf daselbst ein Seewasseraquarium und als Direktor einer Aktiengesellschaft einen Tiergarten an, ging 1867 nach Stuttgart und war seit 1867 Lehrer der Zoologie an der Land- und Forstwirtschaftlichen Akademie zu Hohenheim, später auch Lehrer der Zoologie und

Anthropologie am Polytechnikum zu Stuttgart. Im Frühjahr 1884 legte er seine Lehrthätigkeit nieder und lebt seitdem als Arzt in Stuttgart. In weitern Kreisen wurde J. insbesondere durch seine angebliche «Entdeckung der Seele» bekannt, nach welcher es hauptsächlich die verschiedenen spezifischen Duftstoffe (sog. «Lust-» und «Unluststoffe») in der Ausdünstung des Menschen wie der Tiere sind, die nicht nur die mannigfachen Affekte, Triebe und Instinkte erzeugen, sondern wahrscheinlich auch hinsichtlich der Formungskräfte wie der Entwickelung und Vererbung eine bedeutsame Rolle spielen, eine Lehre, welche von seiten der Naturforscher sofort den entschiedensten Widerspruch erfuhr. Auch das von J. eingeführte neue Bekleidungssystem, welches Leinen und alles übrige Pflanzenfasergewebe in jedweder Form als unbedingt nachteilig verwirft und lediglich wollene Unterkleider und Kleider gestattet (sog. «Normalkleidung»), hat bei vorurteilsfreier Prüfung den übermäßigen Empfehlungen J.s und seiner Anhänger nicht allenthalben entsprochen.

Von seinen Werken sind hervorzuheben: «Zoolog. Briefe» (3 Lfgn., Wien 1864—76), «In Sachen Darwins contra Wigand» (Stuttg. 1874), «Die Darwinsche Theorie und ihre Stellung zu Moral und Religion» (Stuttg. 1869), «Lehrbuch der allgemeinen Zoologie» (2 Bde., Lpz. 1871—78), «Die menschliche Arbeitskraft» (2 Bde., Münch. 1878), «Seuchenfestigkeit und Konstitutionskraft» (Lpz. 1878), «Die Normalkleidung als Gesundheitsschutz» (Stuttg. 1880; 3. Aufl. 1883), «Die Entdeckung der Seele» (Lpz. 1878; 3. Aufl., 2 Bde., 1883—84). Seit 1881 gibt er ein der Fortbildung seiner Lehre und Praxis gewidmetes «Monatsblatt» heraus.

Jäger (Gustav), Historienmaler, geb. zu Leipzig 12. Juli 1808, erhielt seinen künstlerischen Unterricht auf den Akademien in Dresden und München, wo er von 1830 bis 1836 blieb. Seine Richtung wendete sich dem religiösen Geschichtsfache im Sinne romantisch-nazarenischer Empfindung zu, wobei ihn das Beispiel Julius Schnorrs besonders anspornte. Nach einjährigem Aufenthalte in Rom ging er nach München zurück, um dort in den Kreis der großen Kunstbewegung einzutreten, welche unter der Ägide König Ludwigs begonnen hatte. Die monumentalen Aufgaben boten ihm auch Gelegenheit, sich im Fresko eine bedeutende Fertigkeit zu erwerben, in welcher Technik er nun bei der malerischen Auszierung des neuen Königsbaues mit Gießmann den Habsburger- und Hohenstaufensaal ausführte. Später folgte noch der Nibelungensaal daselbst (1850), doch hatte J. unterdessen München verlassen, um die Leitung der Akademie in Leipzig zu übernehmen. Groß ist die Zahl der Bilder, die er in Ölmalerei ausführte, die trefflichsten für mehrere Gotteshäuser in der Nähe Leipzigs, ferner Bileam und der Esel, Magdalena wäscht des Herrn Füße, die Grablegung (1846) u. a. Im J. 1848 malte er das Herderzimmer im Schloß zu Weimar. Er starb in Leipzig 19. April 1871.

Jäger (Herm.), verdienter Gärtner und Gartenschriftsteller, geb. 7. Okt. 1815 in Münchenbernsdorf bei Gera, trat im Belvedere zu Weimar in die Lehre, bereiste dann Italien, Frankreich, Belgien und England und wurde 1844 Hofgärtner in Eisenach, 1873 Hofgarteninspektor daselbst. Seit 1857 ist J. Mitherausgeber von Regels «Gartenflora», auch gab er zahlreiche Schriften und Abhandlungen über Gartenbau, Blumenzucht, Baumschnitt ꝛc. heraus.

Jäger (Johs.), Humanist, s. Crotus Rubianus.

Jägerndorf (böhm. Carnow), ein gegenwärtig teils zum Leobschützer Kreise des Regierungsbezirks Oppeln der preuß. Provinz Schlesien, größtenteils jedoch zum österr. Herzogtum Schlesien gehöriges Fürstentum, ehedem ein Bestandteil des Herzogtums Ratibor-Troppau, tritt erst 1429 als ein besonderes Fürstentum auf, als Nikolaus V., ein Enkel Herzog Johanns I. von Ratibor, seinen Sitz in der Stadt J. aufschlug. Als dessen Sohn Johann 1483 kinderlos gestorben war, kam das Fürstentum an dessen Schwester und Erbin Barbara und ihren Gemahl Georg von Schellenberg. Dieser verkaufte das Ländchen 1523 an den hohenzoll. Markgrafen Georg den Frommen (gest. 1543); dessen Sohn Georg Friedrich ward 1557 von Kaiser Ferdinand I. mit J. belehnt, überließ aber das Fürstentum nebst den Herrschaften Beuthen und Oderberg 1595 dem Kurprinzen Joachim Friedrich von Brandenburg als Geschenk, welches dieser, nachdem es ihm 1598 auch als Kurfürsten bestätigt war, nach dem Tode des Markgrafen Georg Friedrich 1603 übernahm. Der Kurfürst trat schon 12. April 1607 J. nebst Beuthen und Oderberg an seinen zweiten Sohn Johann Georg zur selbständigen Regierung ab mit dem Vorbehalt, daß nach dem Aussterben der männlichen Nachkommenschaft desselben die Länder auf immer mit dem Kurstaat Brandenburg vereinigt werden sollten. Kaiser Rudolf II. erklärte jedoch dieselben als durch den Tod Georg Friedrich's erledigte Lehne, die an Böhmen zurückfallen müßten, versagte allen Verträgen innerhalb des brandenb. Hauses seine Genehmigung und verlangte die Räumung. Johann Georg behauptete sich indes im Besitz. Nachdem aber schon 1617 Beuthen und Oderberg auf dem Rechtswege der Krone Böhmen zugesprochen, erklärte 22. Jan. 1621 Kaiser Ferdinand II. den Johann Georg wegen seiner Parteinahme für den von den Böhmen zum König erwählten Friedrich V. von der Pfalz in die Reichsacht, und J. wurde nach kaiserl. Resolution vom 15. März 1622 durch Lehnbrief vom 13. Mai 1623 dem Fürsten Karl von Liechtenstein übertragen. Johann Georg kämpfte bis zu seinem Tode (2. März 1624) im Verein mit Bethlen Gabor von Siebenbürgen vergeblich für sein Recht. Auch seinem Sohne, dem Markgrafen Ernst (geb. 18. Jan. 1617), welcher bei dem Beginn der böhm. Unruhen erst ein Jahr alt war, blieb sein Erbe vorenthalten. Mit dem kinderlosen Tode desselben (24. Sept. 1642) gingen seine Ansprüche auf Brandenburg über. Der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm erklärte die Einziehung des Fürstentums für rechtswidrig und erlangte 1686 als Entschädigung den Kreis Schwiebus. Allein da dieser, zufolge eines geheimen Traktats mit dem damaligen Kurprinzen Friedrich, 1694 wieder an den Kaiser zurückzugeben war, so machte König Friedrich II. 1740 die hierdurch wieder begründeten Ansprüche Preußens auf Schlesien geltend und erlangte in dem den ersten Schlesischen Krieg beendigenden Frieden 1742 unter anderm auch den diesseits der Oppa gelegenen Teil der Fürstentümer J. und Troppau nebst dem vorher zu Mähren gehörigen Distrikt Katscher. Im preuß. Anteil von J. ist der Hauptort Leobschütz (s. d.).

Im österreichisch gebliebenen Anteile des Fürstentums ist der Hauptort die Stadt **Jägerndorf** an der Oppa, am Fuße des Burgbergs, an der Mährisch-Schlesischen Eisenbahn und durch Zweig

bahn nach Leobschütz mit der Oberschlesischen Eisenbahn verbunden. Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts. Dieselbe zählt (1880) 11 792 E. und hat ein fürstl. Liechtensteinsches Schloß, eine schöne Dekanatskirche, ein Minoritenkloster, eine Hauptschule und eine Realschule. Auch sind noch die Trümmer der Burgen Lobenstein und Schellenberg vorhanden. Der Ort unterhält starke Tuchfabrikation, Maschinenfabriken, Woll- und Leinweberei. Im Mai 1745 fanden bei J. zwei Gefechte zwischen den Preußen und Österreichern statt, und 11. Jan. 1779 zogen die letztern in einem Gefechte den kürzern. Vgl. Biermann, «Geschichte der Herzogtümer Troppau und J.» (Teschen 1874).

Jägersdorf (Groß-Jägersdorf), s. Groß-jägerndorf.

Jagga, s. Dschagga.

Jaggernaut, s. Dschaggarnath.

Jaggery, Palmzucker, Jagara- oder Jagrezucker ist der in Ostindien und auf den Ostindischen Inseln aus Palmsaft bereitete Zucker; er ist völlig identisch mit dem gewöhnlichen Rohrzucker.

Jaghistân, s. Dardistân.

Jagić (spr. Jagitsch, Vatroslav, d. i. Ignatius; russisch schreibt er sich Ignatij Wikentijewitsch J.), einer der bedeutendsten slaw. Philologen der neuern Zeit, geb. 6. Juli 1838 zu Warasdin, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und das zu Agram, studierte dann in Wien klassische Philologie, besonders unter Bonitz, und zugleich slaw. Sprachen unter Miklosich. Darauf ward er 1861 Gymnasiallehrer in Agram, schrieb sprachliche Lehrbücher und philol. Abhandlungen besonders in die von ihm 1863 mit Rački gegründete Zeitschrift «Književnik». Als einige Jahre darauf die Südslawische Akademie der Wissenschaften errichtet wurde, ward J. eins der ersten Mitglieder derselben. Auf seinen Antrag begann dieselbe die «Scriptores Croatici» herauszugeben, deren erste Bände J. redigierte. Seine Stelle am Gymnasium gab J. 1870 auf. Er war dann neben Daničić Sekretär der Südslawischen Akademie, folgte aber bald einem Rufe nach Odessa und ward daselbst 1871 außerord., 1872 ord. Professor der vergleichenden Sprachwissenschaft. Der Wunsch, sich ausschließlich mit Slawistik zu beschäftigen, veranlaßte ihn, 1874 einen Ruf an die Universität Berlin auf den daselbst neuerrichteten Lehrstuhl der slaw. Sprachen anzunehmen. Hier gründete er 1875 im «Archiv für slaw. Philologie» ein Centralorgan für diese Wissenschaft. Nach dem Tode Sresnewskijs, zu dessen Nachfolger an der Universität und an der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Petersburg gewählt, siedelte J. im Herbst 1880 dahin über und steht in dem Range eines Wirkl. Staatsrats.

Außer einer großen Zahl wertvoller größerer Abhandlungen im «Književnik», in dem «Rad» der Südslawischen Akademie, in deren «Starine» und Ausgaben alter kroat. Dichter in den «Stari pisci» sind die Hauptwerke von J.: «Primjeri starohrvatskoga jezika» («Proben der altkroat. Sprache», 2 Tle., Agram 1864—66), «Historija književnosti naroda hrvatskoga i srbskoga» («Geschichte der Litteratur des kroat. und serb. Volks», 1. Tl., Agram 1867), die Einleitung zu Račkis Ausgabe des Assemanischen Evangeliars (Agram 1865), «Quatuor Evangeliorum codex glagoliticus ed. V. J.» (Berl. 1879), «Zakon Vinodolski» («Das Gesetzbuch von Vinodol», Petersb. 1880), «Specimina linguae Palaeoslovenicae ed. V. J.» (Petersb. 1882), «Quatuor Evangeliorum codex Marianus glagoliticus ed. V. J.» (Berl. u. Petersb. 1883), «Kritiko-paleografičeskija statji» («Kritische Abhandlungen über Paläographie», Petersb. 1884).

Jagni-Dagh oder Yagni-Dagh, Berg in Armenien, wurde geschichtlich namhaft durch die Schlacht am Aladscha Dagh (s. d.) 13. bis 15. Okt. 1877, in welcher die Russen unter Großfürst Michael den Türken unter Muktar Pascha eine vollständige Niederlage beibrachten. Der linke Flügel der Türken stand auf dem J. in verschanzter Stellung.

Jago (span.), Jakob.

Jagodina, Hauptort des gleichnamigen Kreises im Königreich Serbien, an der Belitza, 1½ km links von der Morawa, 110 km im SO. von Belgrad, Station der Hauptlinie Belgrad-Nisch der Serbischen Bahnen, hat ein Untergymnasium, und zählt 5000 E.

Jagst oder Jaxt, ein reißender Fluß, der bei Walxheim im württemb. Oberamte Ellwangen in 458 m Höhe entspringt, anfangs in südl., dann in nördl., zuletzt aber in südwestl. Richtung an Ellwangen, Crailsheim, Kirchberg und Langenburg vorüberfließt, dann eine Strecke weit die Grenze zwischen Württemberg und Baden bildet und bei Jagstfeld, Wimpfen gegenüber, in 126 m Höhe, nach 242,3 km Laufes, in den Neckar mündet. Nach ihm ist der Jagstkreis benannt, einer der vier Kreise des Königreichs Württemberg, von 5138,92 qkm mit (1880) 407 613 E. und der Hauptstadt Ellwangen. Derselbe ist in 14 Oberämter getheilt. Zwischen Jagstfeld, einem Dorfe im Oberamt Neckarsulm mit 1020 E. und Solbädern, an den Linien Neckargemünd-Jagstfeld und Neckarelz-Jagstfeld der Badischen Staatsbahnen und Bietigheim-Osterburken der Württemberg. Staatsbahnen, und Kochendorf liegt die 1820 gegründete Saline Friedrichshall mit Salinenamt und Solbad. In nordöstl. Richtung befindet sich 30 km oberhalb der Marktflecken Jagsthausen, mit 846 E., der Geburtsort des Ritters Götz von Berlichingen, dessen eiserne Hand nebst röm. Altertümern in einem der dortigen drei Schlösser gezeigt wird. Das Stammschloß des Ritters, Berlichingen, liegt in der Nähe in Trümmern. Sein steinernes Grabmal ist in der prächtigen Kirche des bei dem nahen Dorfe Schönthal an der J. gelegenen evangel. Seminars, eines ehemaligen Cistercienserklosters, zu sehen.

Jaguapalme, s. Maximiliana.

Jaguar, Unze, Onze oder Amerikanischer Tiger (Felis Onça, Tafel: Katzen II, Fig. 7), heißt das größte und gefährlichste, zum Katzengeschlecht gehörige Raubtier Amerikas, das, den Schwanz ungerechnet, etwa 1,5 m lang, rostgelb, am Bauche weiß und an den Seiten mit vier bis sechs Längsreihen großer schwärzlicher Ringflecken mit einem Mittelfleck gezeichnet ist. Auch gibt es eine schwarze Abart, die schwarze Onze, deren Flecken und Ringe nur bei unter gewissen Winkeln auffallenden Lichtstrahlen wahrgenommen werden. Der J. hält sich am liebsten in der Nähe großer Ströme auf, denn er schwimmt ebenso geschickt, als er auf Bäume klettern kann. Es ist daher kein Tier vor ihm sicher, und er wird selbst dem Menschen gefährlich. Die Indianer töten ihn gewöhnlich mit kleinen, aus Blasrohren abgeschossenen, stark vergifteten Pfeilen, welche von dem J. nicht beachtet werden, da sie beim Eindringen kaum stärker als

ein Dorn stechen, ihn aber bereits binnen einer Viertelstunde töten. [S. Jade.

Jahde, Jahdebusen und **Jahdegebiet**, s. Jade.

Jahn (Friedr. Ludw.), der sog. «Turnvater», geb. 11. Aug. 1778 zu Lanz in der Priegnitz, wo sein Vater Prediger war, besuchte 1791—95 das Gymnasium zu Salzwedel und dann kurze Zeit das zum Grauen Kloster in Berlin und studierte 1796—1802 in Halle, Göttingen und Greifswald, wo er mit Ernst Moritz Arndt in freundlichem Verkehr lebte, Theologie und Philologie. Eine Frucht dieser Studien ist die Schrift «Bereicherung des hochdeutschen Sprachschatzes, versucht im Gebiete der Sinnverwandtschaft, ein Nachtrag zu Adelungs und eine Nachlese zu Eberhards Wörterbuch» (Lpz. 1806). Aus Haß gegen die Franzosen wollte er im Herbst 1806 in das preuß. Heer eintreten, erreichte dasselbe aber erst nach der Schlacht von Jena und flüchtete dann mit diesem bis Lübeck. Während der nächsten Jahre unternahm er mehrere Reisen durch verschiedene Gegenden Deutschlands, um Sprachforschungen zu machen und das Nationalgefühl zu wecken, und arbeitete an seiner Schrift «Deutsches Volkstum» (Lübeck 1810; 2. Aufl. 1817). Im Herbst 1809 ging er nach Berlin, wo er 1810 als Hilfslehrer am Gymnasium zum Grauen Kloster und an der Plamannschen Erziehungsanstalt angestellt wurde und 1811 seine Turnanstalt in der Hasenheide eröffnete. In dem Schmerze über die Demütigung Deutschlands, insbesondere Preußens, faßte er den Entschluß, die Wiederherstellung des Volksgeistes durch die Entwickelung der physischen und moralischen Volkskraft zur Aufgabe seines Lebens zu machen. Das Mittel dazu glaubte er besonders in der Turnkunst gefunden zu haben. Gleichzeitig wirkte er auch als Schriftsteller für Belebung des deutschen Nationalsinns unter der Jugend, wodurch er nicht wenig für Erhebung des Volks in dem großen Kampfe von 1813 beitrug. Infolge eines Rufs König Friedrich Wilhelms III. ging er 1813 nach Breslau, trat in das Lützowsche Korps und wurde von hier mehrfach von dem König zu Sendungen verwendet. Mit dem Lützowschen Korps und als Führer eines Bataillons Freiwilliger nahm er an den Feldzügen von 1813 und 1814 teil und zog 1815 mit in Paris ein. Nach der Rückkehr in die Heimat hielt er seit 1817 in Berlin Vorlesungen über deutsches Volkstum und wurde vom Staate als Turnlehrer angestellt. Wie weit J. mit Wort und That bei Begründung der Burschenschaft in Jena teilnahm, ist nicht genau festzustellen, daß er aber dabei nicht ohne wesentlichen Einfluß war, ist gewiß.

Durch sein freies und derbes Wesen der herrschenden Reaktionspolitik gegenüber geriet er in den Verdacht eines Demagogen, und es erfolgte die Schließung der Turnplätze. J. selbst sah sich 14. Juli 1819, als er eben einem Rufe als Professor der Geschichte nach Greifswald zu folgen im Begriff stand, als Demagog verhaftet, zuerst nach Spandau, dann nach Küstrin gebracht und hierauf 1820 vor eine Immediatkommission in Berlin gestellt. Bis zur Entscheidung als Festungsgefangener in Kolberg unter Aufsicht gehalten, wurde er 1824 zu zweijähriger Festungsstrafe verurteilt, 1825 indes freigesprochen. Dennoch untersagte man ihm, seinen Aufenthalt in einer Universitäts- oder Gymnasialstadt und innerhalb 10 Meilen von Berlin zu nehmen. Er wählte Freiburg an der Unstrut zum Aufenthaltsorte, wurde aber 1829, weil er der Jugend durch demagogische Umtriebe ein gefährliches Beispiel gegeben haben sollte, nach Kölleda verwiesen. Erst später gestattete man ihm, wieder nach Freiburg zurückzukehren, wo er auch blieb. Im Jan. 1840 erhielt er nachträglich das Eiserne Kreuz. Eine große Teilnahme erregte 1844 sein Aufruf, ihn so weit zu unterstützen, daß ihm sein Besitztum in Freiburg verbleibe. Im Frühjahr 1848 wurde J. von dem Wahlbezirk, in dem er wohnte, in die Deutsche Nationalversammlung gewählt, wo er sich zur äußersten Rechten hielt. Er starb zu Freiburg 15. Okt. 1852. Auf seinem Grabhügel daselbst wurde ihm 1859 ein Denkmal gesetzt (Bronzebüste von Schilling), ein größeres Bronzestandbild (von Encke) 11. Aug. 1872 auf dem Turnplatze in der Hasenheide bei Berlin, auf einem Steinhügel, zu dem deutsche Turner aus allen Gauen und selbst aus überseeischen Ländern Steinblöcke sandten. Die 1863 von der deutschen Turnerschaft begründete Pensionskasse für die Hinterlassenen von Turnlehrern wurde ihm zu Ehren Jahn-Stiftung genannt. Von seinen durch kernige, freilich auch manchmal gezierte Sprache ausgezeichneten Schriften sind zu erwähnen: «Runenblätter» (Naumb. 1814), «Neue Runenblätter» (Naumb. 1828), «Merke zum deutschen Volkstum» (Hildburgh. 1833) und «Selbstverteidigung» (Lpz. 1863). Außerdem gab er mit Eiselen «Die deutsche Turnkunst» (Berl. 1816) heraus. Vgl. die Biographien J.s von Pröhle (Berl. 1855; 2. Aufl. 1872), Angerstein (Berl. 1861), Diesterweg (Frankf. 1860), Rothenburg (Minden 1871), Euler (Stuttg. 1881).

Jahn (Heinr. Albert), Altertumsforscher, Sohn des Philologen Karl Christian J. (geb. 24. Febr. 1777 zu Oelsnitz im sächs. Vogtlande, gest. als Professor der Philologie in Bern 31. Juli 1854), wurde geb. 9. Okt. 1811 zu Bern, studierte daselbst, sowie in Heidelberg und München Theologie und Philologie, war 1836—38 Lehrer am Gymnasium in Biel, seit 1838 in Bern, und erhielt 1853 daselbst eine Anstellung als Archivadjunkt, später als Bibliothekar. Seine philologische Thätigkeit erstreckte sich namentlich auf die griech. Kirchenväter; auf historisch-archäolog. Gebiete schrieb er unter andern: «Der Kanton Bern, deutschen Teils, antiquarisch-topogr. beschrieben» (Bern u. Zür. 1850), «Chronik oder geschichtliche, ortskundliche und statistische Beschreibung des Kantons Bern alten Teils» (Bern u. Zür. 1857), «Die keltischen Altertümer der Schweiz, zumal des Kantons Bern» (Bern 1860), «Emmenthaler Altertümer und Sagen» (Bern 1865), «Die Geschichte der Burgundionen und Burgundiens bis zum Ende der I. Dynastie» (2 Bde., Halle 1874) u. s. w.

Jahn (Otto), ausgezeichneter Philolog, Archäolog und Kunsthistoriker, geb. 16. Juni 1813 zu Kiel, erhielt seine Gymnasialbildung erst in seiner Vaterstadt, dann zu Schulpforta und widmete sich zu Kiel, Leipzig und Berlin philol. und archäol. Studien. Nachdem er sich einen Winter in Kopenhagen aufgehalten, ging er mit Unterstützung der dän. Regierung 1837 nach Paris, dann nach der Schweiz und im Herbst 1838 nach Italien. Nach seiner Rückkehr Herbst 1839, habilitierte er sich in Kiel, wurde aber Michaelis 1842 als außerord. Professor der Archäologie und Philologie nach Greifswald berufen, wo er 1845 eine ord. Professur erhielt, und folgte 1847 einem Rufe nach Leipzig für das Fach der klassischen Altertumswissenschaft, wo er teils durch archäol. wie philol. Vorlesungen, teils durch eine archäol. Gesellschaft und als Direktor des archäol. Museums

höchst erfolgreich wirkte. Infolge seiner Teilnahme an den Bewegungen 1848 und 1849 wurde er 1851 seines Amtes entsetzt. Seitdem lebte er als Privatmann zu Leipzig, bis er Ostern 1855 als Professor der klassischen Philologie und Archäologie, sowie als Direktor des akademischen Kunstmuseums nach Bonn übersiedelte, wo er auch die Übungen des archäol. und seit 1861 gemeinschaftlich mit Ritschl die des philol. Seminars leitete. Er starb 9. Sept. 1869 in Göttingen, wohin er zum Besuch seiner Freunde gereist war.

J.s wissenschaftliche Thätigkeit ist eine sehr umfassende, indem sie sich nicht blos auf die Kritik und Exegese der altklassischen Schriftsteller und die Archäologie beschränkt, sondern auch in gleicher Gediegenheit die Gebiete der musikalischen und litterarhistor. Kritik wie der Geschichte der Musik umfaßt. Zu seinen archäol. Arbeiten, von denen er einen Teil in den «Archäol. Aufsätzen» (Greifsw. 1845) und den «Archäol. Beiträgen» (Greifsw. 1847) gesammelt hat, gehören unter andern: «Telephus und Troilus» (Kiel 1841), «Die Gemälde des Polygnotos in der Lesche zu Delphi» (Kiel 1841), «Pentheus und die Mänaden» (Kiel 1842), «Paris und Oinone» (Greifsw. 1845), «Die hellen. Kunst» (Greifsw. 1846), «Peitho, die Göttin der Überredung» (Greifsw. 1847), «Die Ficoronische Cista» (Lpz. 1852), «Wandgemälde des Columbariums der Villa Pamfili» (Münch. 1857), «Der Tod der Sophonisbe» (Bonn 1859), «Die Lauersforter Phalerä» (Bonn 1860), «Darstellungen griech. Dichter auf Vasenbildern» (Lpz. 1861), «Röm. Altertümer von Vindonissa» (Zür. 1862), «Über bemalte Vasen mit Goldschmuck» (Lpz. 1865) u. s. w. Seiner «Beschreibung der Vasensammlung König Ludwigs» (Münch. 1854) hat er eine ausführliche Einleitung über Vasenkunde vorausgeschickt. Von J.s philol.-kritischen Arbeiten sind außer der trefflichen kritischen Bearbeitung des Juvenal (Bd. 1, Lpz. 1852) hervorzuheben: die Ausgaben des Persius (Lpz. 1843; Text allein, Lpz. 1851), des Censorinus (Berl. 1845), des Florus (Lpz. 1852), des «Brutus» (3. Aufl., Berl. 1865) und «Orator» (3. Aufl., Berl. 1869) des Cicero, der «Periochae» des Livius (Lpz. 1853), der «Psyche et Cupido» (Lpz. 1856) des Apulejus, der «Elektra» des Sophokles (Bonn 1861), des «Symposion» des Platon (Bonn 1864). Schätzbare Beiträge zur deutschen Litteraturgeschichte bilden die Abhandlung «Über Goethe's Iphigenie» (Greifsw. 1843), die Ausgabe von «Goethes Briefe an leipziger Freunde» (Lpz. 1849) und die Schrift «Ludwig Uhland» (Bonn 1863). Unter den Früchten seiner musikalischen Studien ist vor allem «W. A. Mozart» (4 Bde., Lpz. 1856—59; 2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1867) hervorzuheben, eine mustergültige Arbeit. Sonst sind, außer Aufsätzen in der «Musikalischen Zeitung», noch zu nennen: «Über Mendelssohns Paulus» (Kiel 1842) und die kritische Ausgabe des Klavierauszugs von Beethovens «Leonore» (Lpz. 1851), außerdem «Biographische Aufsätze» (Lpz. 1866), die Ausgabe von «Goethes Briefe an Christian Gottlob von Voigt» (Lpz. 1868), «Aus der Altertumswissenschaft. Populäre Aufsätze» (Bonn 1868). Aus J.s Nachlaß veröffentlichte Michaelis «Griech. Bilderchroniken» (Bonn 1873).

Jähns (Friedr. Wilh.), Komponist und Musikschriftsteller, geb. 2. Jan. 1809 zu Berlin, wurde zum Bühnensänger ausgebildet, ließ sich aber später als Gesanglehrer zu Berlin nieder, wo er bald zu den Hervorragendsten seines Fachs zählte. Er begründete 1845 einen Gesangverein, den er bis 1870 als Direktor leitete. J. wurde 1849 königl. Musikdirektor, 1870 Professor. Als Komponist lieferte er Klavier- und Gesangstücke, Duos und Trios. Ein Hauptverdienst erwarb er sich durch seine Sammlung von selten Gedrucktem und Geschriebenem, was auf Karl Maria von Weber Bezug hat; dieselbe ging 1881 in den Besitz der Musikabteilung der königl. Bibliothek in Berlin über. Auf Grund dieser Sammlung schrieb J.: «Karl Maria von Weber in seinen Werken» (Berl. 1871) und «C. M. von Weber. Eine Lebensskizze» (Lpz. 1873).

Jähns (Max), Militärschriftsteller, geb. 18. April 1837 zu Berlin, besuchte die von seinem Großvater K. F. von Klöden begründete Gewerbeschule daselbst, trat 1854 zu Aachen in das 28. Infanterieregiment und wurde 1857 Offizier. Bald darauf veröffentlichte er einige Dichtungen: das Märchenepos «Reinhart» (Berl. 1859) und «Ein Jahr der Jugend», lyrische Gedichte (Dresd. 1861). Im J. 1859 bezog J. die berliner Kriegsakademie, wurde dann Regimentsadjutant und schrieb die «Geschichte des 2. rheinischen Infanterieregiments Nr. 28» (Köln 1865). Anfang 1865 nahm er den Abschied, um sich germanistischen Studien zu widmen; die Ereignisse des J. 1866 führten ihn jedoch in den Dienst zurück; er versah während des Kriegs ein Decernat im Kriegsministerium, und als dann Anfang des J. 1867 beim Großen Generalstab der Nebenetat für wissenschaftliche Zwecke eingerichtet wurde, war J. der erste in denselben aufgenommene Offizier; er ward der geogr.-statist. Abteilung überwiesen. Im J. 1870 fungierte J. als Kommissar des Generalstabs für die Eisenbahn Weißenburg-Paris; 1872 erfolgte seine Berufung auf den Lehrstuhl der Geschichte der Kriegskunst an der Kriegsakademie; 1878 ward er zum Major befördert. Von größern Werken erschienen: «Roß und Reiter in Leben, Sprache, Glaube und Geschichte der Deutschen» (Lpz. 1872), «Das französische Heer von der großen Revolution bis zur Gegenwart» (Lpz. 1873), «Die Schlacht bei Königgrätz» (Lpz. 1876) und das «Handbuch einer Geschichte des Kriegswesens von der Urzeit bis zur Renaissance», mit einem Atlas von 100 Tafeln (Lpz. 1880). Außerdem sind noch hervorzuheben die «Jugenderinnerungen K. F. von Klödens» (Lpz. 1874).

Jahr nennt man in der Regel den Zeitabschnitt, welcher den einmaligen Wechsel der in regelmäßiger Aufeinanderfolge stets wiederkehrenden vier Jahreszeiten umfaßt. Alle Verrichtungen des Ackerbaues sind so eng an denselben geknüpft, daß der Mensch, lange ehe er seine astron. Ursachen völlig erkannt hatte, ihn als einfachstes Maß der Zeit benutzt hat. Daher ist dieser Zeitabschnitt für die Geschichte das wichtigste aller Zeitmaße, indem die Kenntnis, wie bei den verschiedenen Kulturvölkern die Länge und der Anfang des Jahres bestimmt wurde, die Grundlage der gesamten Chronologie bildet. Die alten Kulturvölker mit Ausnahme der Ägypter kannten vermutlich nur das Mondjahr. Man wählte als Einheit für das Zeitmaß die Summe von 12 aufeinanderfolgenden Mondumläufen, da man wahrnahm, daß diese Periode etwa mit der des einmaligen Wechsels der Jahreszeiten zusammenfiel. Da aber ein Umlauf des Mondes um die Erde sehr nahe 29½ Tage erfordert, so erhielt man ein Jahr von 354 Tagen Länge, also eine Periode, die um 11 Tage

zu kurz war. Trotzdem war dieses Mondjahr bei den alten Griechen und Römern und ist noch jetzt bei den Mohammedanern in Gebrauch. Die Unregelmäßigkeit dieser Zeitrechnung, welche die Römer von Zeit zu Zeit durch Einschiebung eines Schaltmonats auszugleichen suchten, führte bei den meisten civilisierten Völkern bald zu ihrer Abschaffung, nur die Mohammedaner behielten sie bei, da sich an die Zeit des Neumondes gewisse religiöse Gebräuche knüpften. Bei den alten Ägyptern findet man die Zählung des J. zu 12 Monaten, jeden zu 30 Tagen, und 5 Zusatztage. Da dieses J. von 365 Tagen um etwa 6 Stunden zu kurz ist, so mußte im Laufe einer Periode von 1460 J. (der Sothisperiode) jede Jahreszeit nacheinander in die 12 Monate fallen und nach Ablauf derselben wieder zu demselben Datum zurückkehren. Die Mängel des Mondjahres führten endlich zur Annahme des Sonnenjahres, welches den Zeitraum eines einmaligen Umlaufs der Erde um die Sonne (oder, nach dem irrigen Glauben der Alten, der Sonne um die Erde) umfaßte.

Das Sonnenjahr ist entweder ein astronomisches, oder ein bürgerliches. Das erstere umfaßt die Periode, innerhalb welcher die Sonne von einem bestimmt gewählten Anfangspunkte der Zählung zu diesem wieder zurückkehrt. Je nach der Wahl dieses Anfangspunktes ist dasselbe ein siderisches, tropisches oder anomalistisches J. 1) Das siderische Jahr oder Sternjahr ist die wahre Umlaufszeit der Erde, nach deren Ablauf die Sonne wieder bei demselben Fixstern der Ekliptik erscheint, seine Dauer beträgt nach Hansen 365 Tage 6 Stunden 9 Minuten 9,35 Sekunden. 2) Das tropische Jahr ist die Zeit, welche die Sonne gebraucht, um vom Frühlingspunkte ausgehend wieder zu demselben zu gelangen. Da nun der Frühlingspunkt jährlich um 50,2″ in der Ekliptik zurückweicht, so erreicht die Sonne denselben wieder, ehe sie einen eigentlichen Umlauf vollendet hat, und das tropische J. ist um 20 Min. 22,91 Sek. kürzer, als das siderische, nämlich um diejenige Zeit, welche die Sonne gebraucht, um in ihrer Bahn den Bogen von 50,2″ zurückzulegen. Da aber das Zurückweichen der Äquinoktialpunkte nicht immer genau gleichbleibt, sondern allmählich im Wachsen begriffen ist, so nimmt auch das tropische J. in jedem Jahrhundert um 0,595 Sek. ab. Noch durch eine andere Ursache verändert das tropische J. seine Dauer, durch die Nutation oder die periodische Schwankung der Erdachse. Durch dieselbe entstehen Schwankungen in der Bewegung der Äquinoktialpunkte, welche sich nach Ablauf einer Periode von 19 J. wiederholen. Sieht man von diesen Schwankungen ab, so erhält man das mittlere tropische Jahr, dessen Länge (1800) 365 Tage 5 Stunden 48 Min. 46,42 Sek. betrug. Der Name «tropisches Jahr» rührt daher, daß die alten Astronomen seine Länge nach dem Eintritt der Sonne in die Wendekreise (tropicus) bestimmten, in welchen die Mittagshöhe der Sonne ihren größten und kleinsten Wert erreicht. 3) Das anomalistische Jahr ist der Zeitraum von einem Durchgang der Erde durch ihre Sonnennähe bis zum nächsten. Da der Punkt der Sonnennähe infolge der Störungen der übrigen Himmelskörper im Mittel jährlich um 11,5″ in der Ekliptik vorrückt, so ist das anomalistische J. im Mittel um 4 Min. 39,15 Sek. länger als das siderische, seine Dauer beträgt daher 365 Tage 6 Stunden 13 Min. 48,5 Sek. Unserm Kalender liegt das tropische J. zu Grunde, da dieses den Wechsel der Jahreszeiten begreift. Dasselbe wird zum bürgerlichen J. dadurch, daß man die gemeinen J. mit dem 365. Tage abschließt, und die Summe der überschießenden Stunden, Minuten, Sekunden jedem 4. J. als 366. Tag anhängt, indem man im Februar einen Tag (Schalttag) einfügt. Großes oder platonisches Jahr nennt man die Periode von etwa 26000 J., innerhalb welcher der Weltpol einen Umlauf um den Pol der Ekliptik vollendet.

Kirchenjahr nennt man die Folge der kirchlichen Sonn- und Feiertage. Dasselbe beginnt in der prot. und römisch-kathol. Kirche mit dem 1. Advent.

Jahrbücher, s. Annalen und Chronik.

Jahresring, s. unter Holz, Bd. IX, S. 344ᵃ.

Jahreszeiten werden gewöhnlich vier angenommen, nämlich Frühling (s. d.), Sommer (s. d.), Herbst (s. d.) und Winter (s. d.). Die vier Perioden, welche durch den Stand und den Lauf der Sonne scharf voneinander unterschieden sind, nennt man die astronomischen J., zum Unterschiede von den meteorologischen, unter welchen man den mit den astronomischen J. nicht immer zusammenfallenden Wechsel der Witterung versteht. So hat das Jahr in der heißen Zone nur zwei J., die trockene J. und die Regenzeit.

Jahrgebung, die Erteilung der venia aetatis, der Akt, wodurch einem Minderjährigen die Rechte des Volljährigen erteilt werden.

Jahrhundert bezeichnet zunächst eine Summe von 100 Jahren. In der christl. Zeitrechnung erhält das Wort «Jahrhundert» eine besondere Bedeutung insofern, als man die J. nach der Zahl zu benennen pflegt, sodaß das erste J. die Jahre von 1 bis mit 100, das zweite die Jahre 101 bis mit 200 u. s. w. in sich schließt. (S. Chronologie.) Wir befinden uns demnach gegenwärtig im 19. J., welches mit dem 1. Jan. 1801 seinen Anfang genommen hat und mit dem 31. Dez. 1900 endigen wird; denn das je 100. Jahr, welches dem betreffenden J. seinen Namen gibt, muß bereits verflossen sein, wenn von dem Ablaufe eines J. die Rede sein soll. So einfach und klar die Sache auch ist, erhob sich doch gegen Ende des 18. J. ein gewaltiger Streit darüber, ob man den Anfang des bevorstehenden 19. J. auf den 1. Jan. 1800 oder 1801 zu setzen habe. In der Kalenderkunde wird jedes 100. Jahr als Säkularjahr bezeichnet. Im Julianischen Kalender ist jedes Säkularjahr auch zugleich Schaltjahr, im Gregorianischen Kalender dagegen nur je das vierte Säkularjahr ein Schaltjahr. Das erste Schaltjahr nach der Gregorianischen Kalenderverbesserung war das Jahr 1600; das nächste wird das Jahr 2000 sein.

Jahrmarkt, s. Markt und Messen.

Jahrzeit heißt bei den Juden der durch Fasten und Gebete begangene Sterbetag der Eltern, auch wohl sonstiger naher Verwandten, eine Sitte, welche sich zumal in Deutschland und Polen seit dem Mittelalter gebildet hat. Es pflegt auch dabei im Haus oder in der Synagoge ein Licht: «Jahrzeitlicht», gebrannt zu werden.

Jahve, die ursprüngliche Aussprache des heiligen Gottesnamens im Alten Testament, wofür nach dem Vorgange des Franziskaners Galatin, insbesondere aber durch den Einfluß Luthers in der prot. Kirchensprache Jehovah gebräuchlich wurde, obgleich in der Lutherschen Bibel dafür überall «der Herr» (HERR) gesetzt ist. Die Aussprache «Jehovah» rührt von dem Umstand her,

daß die Massoreten, jene alten jüd. Gelehrten, durch deren Hände unsere heutigen hebr. Texte gegangen sind, überall im Alten Testament unter die Konsonanten des heiligen Gottesnamens Jhvh (יהוה) die Vokale des Wortes Adonâi (der Herr) setzten, um anzudeuten, daß beim öffentlichen Schriftenlesen für Jhvh vielmehr Adonâi gesprochen werden sollte. Der Name J. galt nämlich infolge buchstäblich engherziger Ausdeutung des zweiten Gebots (nach Lutherscher Zählung) und des Verbots 3 Mos. 24, 16 für zu heilig, als daß man ihn in den Mund nehmen dürfe. Nach der Überlieferung der Juden (2 Mos. 3, 14) bedeutet derselbe «Ich werde sein der ich sein werde», «der Seiende», bezeichnet also das reine wahre Sein, die Wirklichkeit und Wesenhaftigkeit Gottes. Übrigens wird an der angeführten Stelle der Name J. als neuer Gottesname im Zusammenhange mit einer neuen Offenbarung des Wesens Gottes eingeführt, was in Verbindung mit vielen andern Spuren darauf hinweist, daß derselbe erst seit der mosaischen Zeit bei den Hebräern in Gebrauch kam, und zwar im Zusammenhange mit einer neuen Entwickelungsstufe ihres Gottesbewußtseins überhaupt. Im Unterschied von allgemeinern Bezeichnungen des göttlichen Wesens, wie El, Elohim, El-Schaddâi, Adonâi, welche auch bei andern Völkern semit. Abkunft sich finden, ist J. der Name für den Bundesgott Israels.

Jaihûn, arab. Name des Amu (s. d.).

Jaik, der ehemalige Name des Flusses Ural (s. d.).

Jaila, d. h. Hochfläche, ein Höhenzug im südl. Rußland, welcher die Südküste der Halbinsel Krim begleitet und stellenweise einen flachen Kamm trägt, eine 155 km lange Jurakalkkette, der Südküste so nahe gelegen, daß nur ein schmaler Uferstrich übrigbleibt. Sie zerfällt in zwei Stücke, in deren Mitte der Berg Demirdschi und der 1523 m hohe Tschatyr-Dagh oder Palath-Gora, d. h. Zeltberg, steil und isoliert steht.

Jains, ind. Religionssekte, s. Dschainas.

Jaitza (eigentlich Jaice), Stadt im Kreise Travnik in Bosnien, links am Verbas, der zur Save geht, 391 m über dem Meere, 47 km südlich von Banjaluka, in malerisch schöner Umgebung, zählt (1879) 3228 E., zur Hälfte Mohammedaner, zur andern Hälfte teils röm.-kath., teils griech.-orient. Christen, und hat ein altes Schloß mit interessanten Katakomben, acht Moscheen und eine kath. Pfarrkirche. Die Pliva ergießt sich hier in prächtigem, 30 m hohem Sturz links in den Verbas. J. war ehemals Hauptstadt des Königreichs Bosnien. Bei J. fand 7. Aug. 1878 ein Gefecht zwischen den Österreichern und den bosnischen Insurgenten statt.

Jaiwa, linker Nebenfluß der Kama im russ. Gouvernement Perm, entspringt im mittlern Ural und fließt zunächst nach SW., darauf nach S. und schlägt in seinem untern Laufe eine nordwestl. Richtung ein; er mündet etwas unterhalb der Stadt Dedjuchin. Seines starken Gefälles wegen bildet er viele Stromschnellen und ist nur bei hohem Wasserstand für kleine Fahrzeuge gangbar.

Jak, Grunzochse, s. Yack.

Jakint, russ. Sinolog, s. Bitschurin.

Jako, ein Name des grauen Papageis, s. unter Papageien.

Jakob, nach der hebr. Stammsage Isaaks zweiter Sohn und der Stammvater der Israeliten. Die volkstümliche Überlieferung hat seine Lebensgeschichte mit sichtlicher Vorliebe ausgemalt. Nach derselben wußte er von seinem ältern Bruder Esau (s. d.) das Recht der Erstgeburt durch ein Linsengericht an sich zu bringen und erschlich später auf Anstiften seiner Mutter Rebekka von seinem Vater auch den Segen des Erstgeborenen und mit diesem die Verheißung Abrahams. Die Rache des schwer beleidigten Bruders fürchtend, floh er zu seinem Verwandten Laban in Mesopotamien, welchem er 14 Jahre um den Preis seiner Töchter Lea und Rahel, und noch 6 Jahre, um eine Herde zu erwerben, diente. Danach entzog er sich diesem mit Weibern, Kindern und Eigentum durch die Flucht und, als er verfolgt wurde, durch gütlichen Vergleich, kehrte nach Kanaan zurück und weidete auf dessen Triften, nachdem er sich mit seinem Bruder ausgesöhnt hatte. Es werden ihm nach der Sage zwölf Söhne zugeschrieben, sechs von Lea: Ruben, Simeon, Levi, Juda, Isaschar und Sebulon; zwei von Rahel: Joseph und Benjamin; je zwei von seinen beiden Mägden Bilha und Silpa: Dan und Naphtali, und Gad und Asser. Joseph erscheint als Lieblingssohn des Vaters, den die neidischen Brüder verderben wollen und in die Sklaverei nach Ägypten verkaufen, wo er schnell zum Statthalter aufsteigt und Vater und Brüder zu sich nach Ägypten beruft. Hier weist Joseph ihnen Wohnsitze an im weidereichen Land Gosen, wo J. im 147. Lebensjahre gestorben sein soll. Vgl. Bernstein, «Ursprung der Sagen von Abraham, Isaak und J.» (Berl. 1871).

Jakob von Nisibis, öfter Jakob der Große genannt, Heiliger, lebte lange Zeit als Eremit in den kurdischen Bergen, wurde 309 zum Bischof von Nisibis gewählt und starb 338. Er baute 313—320 die große nach ihm benannte Kirche. Die Legende erzählt, er habe die Stadt Nisibis vor dem Perserkönig Sapores II. wunderbar gerettet. Schriften von ihm sind nicht erhalten.

Jakob I., König von Schottland 1424—37, geb. 1393, Sohn Roberts III. Dieser schickte ihn 1405, um ihn den Nachstellungen seines Oheims, des nach der Krone strebenden Herzogs von Albany, zu entziehen, nach Frankreich. Das Schiff wurde an die engl. Küste getrieben, und Heinrich IV. hielt es für geraten, den Prinzen als Unterpfand des Friedens festzuhalten. Nach dem Tode des geistesschwachen Robert III. riefen zwar die Schotten den jungen J. als König aus, aber der Herzog von Albany, welcher Reichsverweser geworden, betrieb die Auslösung des Gefangenen ebenso lässig, wie seit 1420 Albanys Sohn und Nachfolger Murdoch. Nach Heinrichs V. Tode verstanden sich die Engländer endlich, um die Schotten von dem Bündnis mit dem franz. Dauphin abzubringen, gegen ein hohes Lösegeld zur Freilassung des Prinzen. Eine Vertragsbedingung war auch die Vermählung J.s mit einer Engländerin. Er wählte Johanna Beaufort, eine Lancaster, die er selbst in dem Gedicht «The Kings Quhair» gefeiert hat. J. kehrte im März 1424 nach Schottland zurück, fand aber das Reich in Auflösung. Die Regenten hatten die Krongüter verschleudert und dem Adel jede Zügellosigkeit gestattet. Der König begann seine Herrschaft mit Einziehung der Krongüter, zog Murdoch und dessen Anhang zu strenger Rechenschaft, suchte das Bürgertum zu heben und den Trotz des Adels zu brechen.

Die Verbindungen J.s mit Frankreich, welche sich seit 1428 anbahnten und in der Verlobung von J.s

zu kurz war. Trotzdem war dieses Mondjahr bei den alten Griechen und Römern und ist noch jetzt bei den Mohammedanern in Gebrauch. Die Unregelmäßigkeit dieser Zeitrechnung, welche die Römer von Zeit zu Zeit durch Einschiebung eines Schaltmonats auszugleichen suchten, führte bei den meisten civilisierten Völkern bald zu ihrer Abschaffung, nur die Mohammedaner behielten sie bei, da sich an die Zeit des Neumondes gewisse religiöse Gebräuche knüpften. Bei den alten Ägyptern findet man die Zählung des J. zu 12 Monaten, jeden zu 30 Tagen, und 5 Zusatztage. Da dieses J. von 365 Tagen um etwa 6 Stunden zu kurz ist, so mußte im Laufe einer Periode von 1460 J. (der Sothisperiode) jede Jahreszeit nacheinander in die 12 Monate fallen und nach Ablauf derselben wieder zu demselben Datum zurückkehren. Die Mängel des Mondjahres führten endlich zur Annahme des Sonnenjahres, welches den Zeitraum eines einmaligen Umlaufs der Erde um die Sonne (oder, nach dem irrigen Glauben der Alten, der Sonne um die Erde) umfaßte.

Das Sonnenjahr ist entweder ein astronomisches, oder ein bürgerliches. Das erstere umfaßt die Periode, innerhalb welcher die Sonne von einem bestimmt gewählten Anfangspunkte der Zählung zu diesem wieder zurückkehrt. Je nach der Wahl dieses Anfangspunktes ist dasselbe ein siderisches, tropisches oder anomalistisches J. 1) Das siderische Jahr oder Sternjahr ist die wahre Umlaufszeit der Erde, nach deren Ablauf die Sonne wieder bei demselben Fixstern der Ekliptik erscheint, seine Dauer beträgt nach Hansen 365 Tage 6 Stunden 9 Minuten 9,35 Sekunden. 2) Das tropische Jahr ist die Zeit, welche die Sonne gebraucht, um vom Frühlingspunkte ausgehend wieder zu demselben zu gelangen. Da nun der Frühlingspunkt jährlich um 50,2″ in der Ekliptik zurückweicht, so erreicht die Sonne denselben wieder, ehe sie einen eigentlichen Umlauf vollendet hat, und das tropische J. ist um 20 Min. 22,91 Sek. kürzer, als das siderische, nämlich um diejenige Zeit, welche die Sonne gebraucht, um in ihrer Bahn den Bogen von 50,2″ zurückzulegen. Da aber das Zurückweichen der Äquinoktialpunkte nicht immer genau gleichbleibt, sondern allmählich im Wachsen begriffen ist, so nimmt auch das tropische J. in jedem Jahrhundert um 0,595 Sek. ab. Noch durch eine andere Ursache verändert das tropische J. seine Dauer, durch die Nutation oder die periodische Schwankung der Erdachse. Durch dieselbe entstehen Schwankungen in der Bewegung der Äquinoktialpunkte, welche sich nach Ablauf einer Periode von 19 J. wiederholen. Sieht man von diesen Schwankungen ab, so erhält man das mittlere tropische Jahr, dessen Länge (1800) 365 Tage 5 Stunden 48 Min. 46,42 Sek. betrug. Der Name «tropisches Jahr» rührt daher, daß die alten Astronomen seine Länge nach dem Eintritt der Sonne in die Wendekreise (tropicus) bestimmten, in welchen die Mittagshöhe der Sonne ihren größten und kleinsten Wert erreicht. 3) Das anomalistische Jahr ist der Zeitraum von einem Durchgang der Erde durch ihre Sonnennähe bis zum nächsten. Da der Punkt der Sonnennähe infolge der Störungen der übrigen Himmelskörper im Mittel jährlich um 11,5″ in der Ekliptik vorrückt, so ist das anomalistische J. im Mittel um 4 Min. 39,15 Sek. länger als das siderische, seine Dauer beträgt daher 365 Tage 6 Stunden 13 Min. 48,5 Sek. Unserm Kalender liegt das tropische J. zu Grunde, da dieses den Wechsel der Jahreszeiten begreift. Dasselbe wird zum bürgerlichen J. dadurch, daß man die gemeinen J. mit dem 365. Tage abschließt, und die Summe der überschießenden Stunden, Minuten, Sekunden jedem 4. J. als 366. Tag anhängt, indem man im Februar einen Tag (Schalttag) einfügt. Großes oder platonisches Jahr nennt man die Periode von etwa 26000 J., innerhalb welcher der Weltpol einen Umlauf um den Pol der Ekliptik vollendet.

Kirchenjahr nennt man die Folge der kirchlichen Sonn- und Feiertage. Dasselbe beginnt in der prot. und römisch-kathol. Kirche mit dem 1. Advent.

Jahrbücher, s. Annalen und Chronik.

Jahresring, s. unter Holz, Bd. IX, S. 344ᵃ.

Jahreszeiten werden gewöhnlich vier angenommen, nämlich Frühling (s. d.), Sommer (s. d.), Herbst (s. d.) und Winter (s. d.). Die vier Perioden, welche durch den Stand und den Lauf der Sonne scharf voneinander unterschieden sind, nennt man die astronomischen J., zum Unterschiede von den meteorologischen, unter welchen man den mit den astronomischen J. nicht immer zusammenfallenden Wechsel der Witterung versteht. So hat das Jahr in der heißen Zone nur zwei J., die trockene J. und die Regenzeit.

Jahrgebung, die Erteilung der venia aetatis, der Akt, wodurch einem Minderjährigen die Rechte des Volljährigen erteilt werden.

Jahrhundert bezeichnet zunächst eine Summe von 100 Jahren. In der christl. Zeitrechnung erhält das Wort «Jahrhundert» eine besondere Bedeutung insofern, als man die J. nach der Zahl zu benennen pflegt, sodaß das erste J. die Jahre von 1 bis mit 100, das zweite die Jahre 101 bis mit 200 u. s. w. in sich schließt. (S. Chronologie.) Wir befinden uns demnach gegenwärtig im 19. J., welches mit dem 1. Jan. 1801 seinen Anfang genommen hat und mit dem 31. Dez. 1900 endigen wird; denn das je 100. Jahr, welches dem betreffenden J. seinen Namen gibt, muß bereits verflossen sein, wenn von dem Ablaufe eines J. die Rede sein soll. So einfach und klar die Sache auch ist, erhob sich doch gegen Ende des 18. J. ein gewaltiger Streit darüber, ob man den Anfang des bevorstehenden 19. J. auf den 1. Jan. 1800 oder 1801 zu setzen habe. In der Kalenderkunde wird jedes 100. Jahr als Säkularjahr bezeichnet. Im Julianischen Kalender ist jedes Säkularjahr auch zugleich Schaltjahr, im Gregorianischen Kalender dagegen nur je das vierte Säkularjahr ein Schaltjahr. Das erste Schaltjahr nach der Gregorianischen Kalenderverbesserung war das Jahr 1600; das nächste wird das Jahr 2000 sein.

Jahrmarkt, s. Markt und Messen.

Jahrzeit heißt bei den Juden der durch Fasten und Gebete begangene Sterbetag der Eltern, auch wohl sonstiger naher Verwandten, eine Sitte, welche sich zumal in Deutschland und Polen seit dem Mittelalter gebildet hat. Es pflegt auch dabei im Hause oder in der Synagoge ein Licht: «Jahrzeitlicht», gebrannt zu werden.

Jahve, die ursprüngliche Aussprache des heiligen Gottesnamens im Alten Testament, wofür nach dem Vorgange des Franziskaners Galatin, insbesondere aber durch den Einfluß Luthers in der prot. Kirchensprache Jehovah gebräuchlich wurde, obgleich in der Lutherschen Bibel dafür überall «der Herr» (HERR) gesetzt ist. Die Aussprache «Jehovah» rührt von dem Umstand her,

r und kommandierte in dem gleich darauf aus-
henden Kriege gegen Holland in zwei großen
chlachten mit großer Unerschrockenheit. Der
chwung, der durch den Krieg zu Gunsten des
laments eintrat und in der Testakte gipfelte, ko-
ihm zeitweise den Verlust seiner Ämter; aber ge-
ntlich vertiefte er den Bruch durch seine Ehe
der stockkath. Maria von Modena, wodurch, da
l ohne rechtmäßige Erben war und J. aus er-
Ehe nur zwei Töchter, Maria und Anna, hatte,
England die Aussicht auf eine kath. Dynastie
uchs. Obwohl die Regierung durch die Vermäh-
von J.s Tochter Maria mit Wilhelm III. von
nien wieder in nationalere, prot. Bahnen len-
wollte (1677), mußte J. doch 1679 als Anstifter
r angeblichen Katholikenverschwörung England
assen. Doch gelang es dem König infolge einer
ktion gegen die von Shaftesbury geleitete ra-
le Partei, welche geradezu die Exklusion J.s
Gunsten des unehelichen Sohnes Karls, des
zogs von Monmouth, anstrebte, wieder Boden
assen; J. kehrte zurück und folgte Febr. 1685
em Bruder ohne Schwierigkeit auf dem Thron.
ch im Beginn konnte er die whiggistisch-presby-
nischen Aufstandsversuche Lord Argylls in
ottland, Monmouths in Dorset blutig unter-
ken. Darauf versuchte er durch schrankenlose
übung seines Dispensationsrechts, d. h. des
gl. Privilegs, trotz der Testakte, Nichtanglika-
in Heer, Justiz und Verwaltung anzustellen,
h Mißbrauch seines Suprematsrechts über die
likan. Kirche, welches er durch die sog. Hohe Kom-
ion gegen widerstrebende Geistliche exekutieren
, durch die Indulgenzerklärungen zum Schutz
r von der herrschenden Kirche abweichenden
tungen, durch eine immer ungescheuter geübte
paganda und durch enge Bundesgenossenschaft
Ludwig XIV. sein Ziel, die Herstellung einer
olischen absoluten Monarchie, zu erreichen. Bei
Aussicht, daß nach J.s Tode in Ermangelung
ulicher Nachkommen seine beiden prot. Töchter
ria und Anna zur Regierung kommen würden,
es trotz steigender Entrüstung zu keiner Empö-
, bis sich das Gerücht verbreitete, daß die Köni-
chwanger sei. Am 10. Juni 1688 endlich wurde
Niederkunft der Königin mit einem Prinzen
ündet; das war das Signal zum allgemeinen
all. Sieben Häupter der sonst feindlichen Par-
der Whigs und Tories luden jetzt Wilhelm
Oranien nach England ein, indem sie den
onerben für unecht erklärten. J. wollte ein-
en, aber es war zu spät. Als J. von den
üstungen hörte, geriet er in solche Furcht, daß
m Sept. 1688 plötzlich alle seine verhaßten
ordnungen widerrief, die Katholiken aus den
tern entfernte und auch die Echtheit des Kron-
gen von 12 Richtern untersuchen ließ. Der
z von Oranien landete im Nov. 1688. Der
ig, von allen, selbst seiner Tochter Anna ver-
n, floh 23. Dez. 1688 nach Frankreich, wo
Ludwig XIV. das Lustschloß St.-Germain
äumte. Das Parlament erklärte ihn 22. Jan.
9 des Throns verlustig und sprach denselben
Prinzen von Oranien als Wilhelm III. zu.
Frankreich aus unterhielt J. eine stete Ver-
ung mit seinen Anhängern (s. Jakobiten),
h deren Unterstützung er Versuche machte, den
orenen Thron wieder zu erlangen. Er starb zu
Germain 16. Sept. 1701.

Jakob III., der Prätendent, auch der Ritter von Sankt Georg genannt, der Sohn des vorigen, geb. in London 10. Juni 1688, wurde 1701 von Frankreich, Spanien, dem Papste und den Herzögen von Modena und Parma öffentlich als König anerkannt, dafür aber vom brit. Parlament als Hochverräter erklärt. Bei Ausbruch des Spanischen Erbfolgekriegs ward es J.s Aufgabe, mit Hilfe Ludwigs XIV. den von seinem Vater verlorenen Thron Englands wieder zu erobern. Im März 1708 verließ eine franz. Flotte von 32 großen Schiffen, ein Heer und den Prätendenten an Bord führend, den Hafen von Dünkirchen, um an der schott. Küste zu landen. Allein der brit. Admiral Byng zwang die Flotte, unverrichteter Sache umzukehren. J. machte nun die Feldzüge in Flandern unter dem Marschall Villars mit und kämpfte nicht ohne Auszeichnung bis zum Abschlusse des Utrechter Friedens (1713). Frankreich mußte in diesem die prot. Erbfolge in Großbritannien anerkennen und demnach den Prätendenten aus Frankreich verweisen. Nach der Thronbesteigung Georgs I. erhoben sich indes die zahlreichen Jakobiten in England und in Schottland zu Gunsten des letzten Stuart. Im Herbst 1715 standen in den Hochlanden 10—15 000 Jakobiten unter Führung des Grafen Mar unter den Waffen, die auf eine Ladung J.s harrten. Er erschien endlich, nachdem schon die in England eingedrungenen Schotten bei Preston besiegt waren, 2. Jan. 1716, fast ohne Begleitung und wurde 27. Jan. zu Scone als J. VIII. gekrönt.

Er hatte gehofft, die durch den span. Minister Alberoni geleitete große politische Kombination, welche Schweden und Spanien miteinander verbinden sollte, für sich benutzen zu können, aber die Siege der Quadruppleallianz machten diesen Entwürfen ein jähes Ende. Im März 1719 kam er als Flüchtling an den Hof von Madrid, verlor aber auch hier bald allen Boden, ging im August nach Livorno und lebte, nachdem er sich mit einer Sobiesti, Maria Clementine, vermählt hatte, in Rom. Erst 1727, nach dem Tode Georgs I., entschloß er sich, sein Glück wieder zu versuchen. Mit Unterstützung des Papstes begab er sich nach Genua, um von da nach England zu gehen, mußte jedoch bald das Unsinnige dieses Schrittes einsehen. Noch einmal wollte sich endlich der franz. Minister Fleury unter Ludwig XV. der Familie Stuart gegen England bedienen und ließ 1740 derselben Vorschläge machen. J., zu alt und zu verzagt, um an die Spitze einer Expedition zu treten, rüstete 1744 seinen Sohn Karl Eduard (s. d.) mit Vollmacht aus. Den Siegen des jungen Abenteurers, der im Sommer 1745 in Schottland landete, wurde 27. April 1746 durch die Niederlage bei Culloden, und damit allen Hoffnungen der Stuarts, ein Ende gemacht. J. starb zu Albano 2. Jan. 1766.

Jakob I. (Jayme), der Eroberer, König von Aragonien, folgte 1213 seinem in der Schlacht bei Muret gefallenen Vater Peter II. und erhielt seinen Beinamen davon, daß er 1229—35 die Balearen und im folgenden Jahrzehnt das ganze Königreich Valencia eroberte. Vor seinem Tode 25. Juli 1276 teilte er jedoch wieder seinen Besitz, sodaß die Balearen als Königreich Mallorca dem jüngern Sohn Jakob, alles übrige aber dem ältern Peter III. zufiel. J. hat sich auch als Gesetzgeber verdient gemacht und beschrieb sein eigenes Leben in span. Sprache.

Jakob II. (Jayme), der Gerechte, König von Sicilien und Aragonien, erhielt die erstere Würde dadurch, daß sein Vater Peter III. von Aragonien, welcher von den Sicilianern nach der Sicilischen Vesper 1282 zum König ausgerufen wurde, ihm die Insel überließ. Als J. aber 1291 durch den Tod seines ältern Bruders Alfons III. selbst König von Aragonien wurde, gab er auf Andringen des Papstes 1295 nicht nur die Insel auf, sondern bekriegte auch seinen Bruder Friedrich II., welchen sich Sicilien jetzt zum König erwählte. Er erhielt dafür vom Papst Bonifaz VIII. Sardinien zu Lehn. Durch eine besondere Konstitution vereinigte J. 1319 die Reiche Aragonien, Valencia und Catalonien auf alle Zeit, doch so, daß jedes seine besondere Verfassung und Gesetzgebung behielt. J. hinterließ die Herrschaft 1321 seinem Sohne Alfons IV.

Jakob, Herzog von Kurland, geb. in Mitau 28. Okt. 1610, war der Sohn des seines Herzogtums für verlustig erklärten Herzogs Wilhelm. Er trat die Regierung 1639 an und schloß mit fast allen seefahrenden Mächten Handelsverträge ab. In Afrika erwarb er Gambia und die St. Andreasinsel und vom Grafen Warwick die Insel Tabago in Amerika. Sein Name hat sich in Kurland in dem von ihm angelegten Jakobskanal und besonders in der von ihm gegründeten Stadt seines Namens erhalten. Obwohl J. sich im poln.-schwed. Kriege die Neutralität zu wahren wußte, wollte Karl X. von Schweden doch Kurland zum schwed. Lehnsfürstentum machen. Als ihm das auf dem Wege der Bestechung mißlang, nahm der schwed. Feldmarschall Graf Duglas 30. Sept. 1658 den Herzog und seine Familie in Mitau gefangen, führte sie nach Riga, dann nach Iwangorod, bis der Friede von Oliva 8. Juli 1660 dem Herzog und seiner Familie die Freiheit wiedergab. In dieser kurzen Zeit hatten die Schweden sein Land ruiniert, die Holländer die kurländ. Forts in Tabago und Gambia überrumpelt. Dennoch hinterließ J., als er 1. Jan. 1682 in Mitau starb, seinem Nachfolger Friedrich Kasimir ein neu aufblühendes Land.

Jakob (Ludw. Heinr. von), staatswissenschaftlicher und philos. Schriftsteller, geb. zu Wettin 26. Febr. 1759, studierte Theologie in Halle, wo er auch 1780 Lehrer am Gymnasium wurde, 1785 sich habilitierte und 1791 eine Professur der Philosophie erhielt. Im J. 1807 folgte er einem Ruf nach Charkow als Professor der Staatswissenschaften. Nachdem er 1809 in Petersburg an den Beratungen über Gegenstände der Gesetzgebung teilgenommen hatte, bald darauf im Finanzministerium angestellt worden war, ging er 1816 als Professor der Staatswissenschaften wieder nach Halle. Er starb im Bade Lauchstädt 22. Juli 1827.

Von seinen Schriften sind zu erwähnen: «Prolegomenen zur praktischen Philosophie» (Halle 1787) und «Grundriß der allgemeinen Logik u. s. w.» (Halle 1788; 4. Aufl. 1800), durch die er viel für Verbreitung der Kantschen Philosophie wirkte; «Lehrbuch der Nationalokonomie» (Halle 1805; 3. Aufl. 1825), in welchem er zuerst in Deutschland die Theorie des Nationalreichtums als eine von der Staatswirtschaft verschiedene Wissenschaft vortrug; «Grundsätze der Polizeigesetzgebung und Polizeianstalten» (Lpz. 1809), «Einleitung in das Studium der Staatswissenschaften» (Halle 1819), «Entwurf eines Kriminalgesetzbuchs für das Russische Reich» (Halle 1818), «Staatsfinanzwissenschaft» (2 Bde., Halle 1821; neue Aufl. von Eisele, 1830). Die von ihm herausgegebenen «Essais philosophiques sur l'homme, ses principaux rapports et sa destinée» (Halle 1818) sollen den Russen Poltika zum Verfasser haben. Über seine unter dem Namen Talvj als Schriftstellerin bekannte Tochter s. Robinson.

Jakobäa von Holland, auch von Bayern genannt, Erbtochter Wilhelms VI. von Bayern, Grafen von Holland und Hennegau, geb. 25. Juli 1401, kam nach dem Tode ihres Vaters 1417 als Witwe des Dauphins von Frankreich in den Besitz von Holland und Hennegau, zu einer Zeit, wo jene Länder durch zwei Parteien, die Hoeks und die Kabeljaus, in die größte Zerrüttung versetzt waren. Auf Anstiften der erstern vermählte sie sich mit dem Herzog Johann von Brabant, trennte sich jedoch bald, angeblich wegen zu naher Verwandtschaft, wieder von diesem und verband sich mit dem Herzog Humphrey von Gloucester. Der verstoßene Gemahl machte ihr mit seinem Anhange Holland streitig, und als er plötzlich gestorben, erhob ihr Vetter, Philipp der Gute von Burgund, Erbansprüche darauf. Nach heldenmütigem Widerstande, während der Papst auf Philipps Betrieb ihre Ehe mit Humphrey für ungültig erklärte, dieser aber schließlich J. verließ, um sich mit ihrer Hofdame Eleonore von Cobham zu vermählen, schloß J. 1429 Frieden mit Philipp, indem sie sich gegen Anerkennung ihres Erbrechts verpflichtete, nicht ohne Einwilligung des Herzogs von Burgund eine neue Ehe einzugehen. Gleichwohl vermählte sie sich, nachdem ihre Ehe mit dem Herzog von Gloucester vom Papst gelöst war, heimlich mit einem Edelmann, Franko von Borsele. Kaum hatte Herzog Philipp davon Kunde erhalten, so ließ er Franko von Borsele gefangen nehmen. Um diesem das Leben zu retten, mußte J. 1433 ihrem Vetter ihre Länder abtreten, die nun mit dem burgund. Gebiet vereinigt wurden. J. starb 9. Okt. 1436 auf Schloß Teilingen am Rhein. Vgl. Loher, «J. von Bayern» (2 Bde., Nördl. 1862—63).

Jakobäa, auch Jakobe und Jakobine genannt, Tochter des Markgrafen Philibert von Baden-Baden und Mechtildens von Bayern, geb. 16. Jan. 1558, ward, ungeachtet ihre Eltern Protestanten waren, von ihrem Oheim katholisch erzogen. Sie heiratete 16. Juni 1585 Johann Wilhelm, den Sohn des blödsinnigen Herzogs Wilhelm IV. von Jülich. Nachdem ihr Gemahl seinem Vater 1592 in der Regierung gefolgt, verfiel auch er in völligen Blödsinn, und J. gerieth nun mit den Nebenbuhlern um die Macht im Lande in Streit, während sie zugleich durch ihr anstößiges Leben Ärgernis erregte. Ihre Schwägerin Sibylle brachte es endlich dahin, daß J. 1596 von den Landständen beim Kaiser verklagt wurde. Ehe der langwierige Prozeß sich entschied, fand man J. im Sept. 1597 erdrosselt im Bett. Der Mord wurde dem Hofmarschall Schenkern zugeschrieben. Vgl. Stieve in «Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins» (Bd. 13) und Gaedeke in «Zeitschrift für preuß. Geschichte» (Bd. 15). J. ist Gegenstand einiger dramatischer Arbeiten geworden, unter denen Kuglers Trauerspiel «Jakobäa» (Stuttg. 1830) am bekanntesten ist.

Jakobe oder Jakobine, Herzogin von J[ülich], s. Jakobäa.

Jakobeny, Dorf im Gerichtsbezirk Dorna-Watra, Bezirkshauptmannschaft Kimpolung in der Bukowina, liegt im südwestl. Teil des Landes an der goldenen Bistritza, in einer waldreichen Gebirgslandschaft, durch welche die Straße von Suczawa nach Bistritz zieht, zählt (1881) 547 E., hat bedeutende Mineralquellen und ist Hauptsitz des vom griech.-orient. Religionsfonds betriebenen Eisenbergbaues. Das Gutsgebiet J. zählt 1916 E.

Jakobi (zu ergänzen dies), Tag des heil. Jakobus, der 25. Juli.

Jakobinerorden, religiöser Orden, s. u. Dominikaner.

Jakobiner (Jacobins) nannte man die Mitglieder des polit. Klubs, der auf den Gang der großen Französischen Revolution den entscheidendsten und verhängnisvollsten Einfluß ausgeübt hat. Gleich nach dem Zusammentritt der Generalstände von 1789 bildete sich in Versailles der polit. Klub Breton, der die verschiedenen Nuancen liberaler und revolutionärer Mitglieder der Versammlung in sich vereinigte und den Gang der parlamentarischen Debatte stark beeinflußte. Erst mit der Übersiedelung des Hofs und der Versammlung von Versailles nach Paris gewann aber dieser Verein seine höhere Bedeutung. Er ließ sich (Nov. 1789) in einem Saale des Jakobinerklosters nieder (daher die anfangs nur von den Gegnern gebrauchte Bezeichnung J.), adoptierte den Namen «Gesellschaft der Verfassungsfreunde» (Société des amis de la constitution), nahm nun auch Mitglieder, die nicht zur Nationalversammlung gehörten, in sich auf und hielt regelmäßige und öffentliche Sitzungen. Zugleich setzte er sich mit der Agitation, deren Sitz die Hauptstadt war, in nähern Zusammenhang und fing an, durch Gründung affiliierter Vereine in allen Teilen des Landes einen beispiellosen Einfluß zu begründen, durch den er nachher Frankreich terrorisierte. Noch waren indessen viele gemäßigte Elemente im Klub vorhanden und das Manifest, welches er im Febr. 1790 erließ, hatte noch nicht die Ziele, welche später verfolgt wurden. Schon im Laufe des J. 1790 aber gewann das Streben, die monarchische Ordnung Frankreichs völlig zu zersetzen, ein Übergewicht in dem Klub. Alle exaltierten Meinungen, alle wild-revolutionären und anarchischen Tendenzen schlossen sich ihm an. Der Gang der Ereignisse, namentlich der Tod Mirabeaus und die Flucht des Königs machten eine längere Verschmelzung der Parteien in dem Klub unmöglich. In dem Kampfe über die Unverletzlichkeit des Königs schieden sich die republikanischen und konstitutionellen Elemente. Die Gemäßigtern traten aus (Juli 1791) und bildeten eine besondere Vereinigung in dem Kloster der Feuillants (s. d.).

Als die Nationalversammlung sich auflöste (Sept. 1791), erfolgten die Wahlen zur Legislativen überwiegend unter dem Einfluß des Jakobinerklubs. Gleich anfangs trat eine große Anzahl Mitglieder der neuen Versammlung in den Klub ein, und die beiden republikanischen Nuancen, welche dort die Mehrheit bildeten, die Girondisten und die Anhänger Robespierres, Dantons u. s. w., waren jetzt in dem Klub vereinigt. Aus ihm ging nach dem Sturze des unfähigen Feuillantministeriums (März 1792) das neue Ministerium hervor, und der Lauf der folgenden Ereignisse, die Kriegserklärung, der Sturz des Königtums, die Berufung des Nationalkonvents u. s. w. ward großenteils von dem Klub bestimmt. Im Frühjahr 1792 tauchte zuerst im Klub die «rote Mütze» als Abzeichen der «Freiheit und Gleichheit» auf, wurde aber auf Betrieb Pétions und Robespierres nach wenigen Tagen wieder verbannt; erst seit dem Aufstand vom 20. Juni und seit dem Auftauchen der «roten Fahne» (26. Juli) kam die eine wie die andere mehr und mehr als Symbol der revolutionären Gesinnung in Aufnahme. Mit dem Zusammentritt des Nationalkonvents (Sept. 1792) erreichte der Klub den Höhepunkt seiner Bedeutung. Während die Girondisten (s. d.) anfingen, sich von ihm zurückzuziehen, gewann Robespierre dort das volle Übergewicht, und unter seiner Leitung entfaltete nun der Klub die furchtbare Macht seiner Organisation durch ganz Frankreich. Die Agitation für den Tod des Königs, der Sturm, dem (Ende Mai 1793) die Girondisten erlagen, die Aufwiegelung der Massen gegen den besitzenden Mittelstand und die Anfänge der Blutherrschaft wurden wesentlich mit Hilfe der J. ins Werk gesetzt. Der Klub bereitete die Gewaltmaßregeln vor, die blutigen Schreckensakte, die Denunziationen und Inquisitionen, die Terrorisierung jeder unabhängigen Meinung, sowie auch die revolutionäre Propaganda in den angrenzenden Gebieten, die seit Sept. 1793 ins Leben trat. Der Konvent gab dazu nur die Form der Genehmigung; die Wohlfahrts- und Sicherheitsausschüsse waren nur Abzweigungen des jakobinischen Einflusses. Robespierres Macht stützte sich wesentlich auf den Klub. An ihn lehnte sich die revolutionäre Oligarchie; aus dem Klub ausgeschlossen zu werden durch die sog. Reinigungen, war seit Ende 1793 das sichere Vorzeichen der Guillotine. Aber der Sturz, den die eigenen Helfershelfer Robespierres 9. Thermidor 1794 dem Diktator und dessen nächstem «Schweife» bereiteten, brachte auch den J. den Todesstoß. Vergebens suchten dieselben gegen die immer mächtiger werdende Reaktion anzukämpfen. Ein Gesetz vom 16. Okt. verbot die Affiliation der Klubs, und 11. Nov. 1794 ward ohne Widerstand der Jakobinerklub für immer geschlossen, das Sitzungsgebäude später demoliert. Der mißlungene Aufstand vom 12. Germinal und 1. Prairial 1795, sowie die kommunistische Verschwörung Babeufs waren die letzten Lebenszeichen des alten Jakobinismus; der Versuch, unter der Direktorialregierung im Juli 1799 das jakobinische Klubwesen zu reorganisieren, fand bereits 13. Aug. sein Ende. Vgl. Zinkeisen, «Der Jakobinerklub» (2 Bde., Berl. 1852—53); A. Schmidt, «Pariser Zustände während der Revolutionszeit» (Tl. 1, Jena 1874); Taine, «Origines de la France moderne» (Bd. 2: «La conquête Jacobine», Par. 1881).

Jakobinermütze, s. Freiheitsmütze.

Jakobiten nannten sich die Monophysiten (s. d.) nach dem Mönche Jakob Baradäus (s. d.), der sie nach ihrer Zerstreuung unter Justinians Regierung zu einer selbständigen Religionspartei wieder vereinigte. Sie hatten in Syrien, Ägypten und Mesopotamien zahlreiche Gemeinden mit Bischöfen und Patriarchen und vermochten sich unter der Herrschaft der Araber um so eher zu behaupten, als sie sich sowohl von der griech. wie von der röm. Kirche getrennt hielten. Doch kam es in Ägypten 1352 zu einer Verfolgung, die vielen das Leben kostete. In ihrer Religionsübung nunmehr eingeschränkt, bildeten die ägyptischen J. seitdem eine besondere Sekte, die noch jetzt unter dem Namen der Koptischen Christen besteht. Innere Uneinigkeiten und polit. Ursachen veranlaßten um dieselbe Zeit eine Absonderung der abessin. und mesopotam.

Monophysiten. Die J. in Syrien und Mesopotamien, gegenwärtig aus etwa 30—40000 Familien bestehend, haben ungeachtet mancher Einigungsversuche der röm. Kirche bis auf die Gegenwart ihre Unabhängigkeit behauptet. Sie stehen unter zwei Patriarchen, von denen der eine zu Diarbekr die syrischen, der andere im Kloster Saphran bei Mardin die mesopotam. Gemeinden regiert. Die Beschneidung vor der Taufe und den Lehrsatz von der einigen Natur Christi (weshalb sie Monophysiten heißen) haben sie mit den Kopten gemein; in Verfassung und Liturgie aber weichen sie weniger als die übrigen monophysitischen Gemeinden von der orthodoxen griech. Kirche ab.

Jakobiten hießen in England die Anhänger des 1689 vom Throne vertriebenen Königs Jakob II. (s. d.), sowie seines von den kath. Mächten als Jakob III. (s. d.) anerkannten Sohnes und seines Enkels, des Prätendenten Karl Eduard (s. d.). Viele Engländer, Schotten und Irländer folgten Jakob II. nach Frankreich und förderten hier unter Beihilfe des franz. Kabinetts die Intriguen und Expeditionen, welche dem männlichen Zweige des Hauses Stuart (s. d.) die brit. Krone wieder verschaffen sollten. Die Namen Macdonald, Walsh, Fitzjames, Berwick, Dillon, Mac Mahon u. a. sind durch diese Flüchtlinge in Frankreich heimisch geworden. Von größerer Bedeutung als diese Ausgewanderten war indes die Partei, welche die vertriebene Dynastie daheim unter den engl. Tories und in Schottland behielt. Der zahlreiche Adel Hochschottlands blieb überwiegend jakobitisch und bildete in seinen Söhnen und Clanleuten die tapfern Insurgentenscharen Jakobs III. und seines Sohnes, bis die Schlacht bei Culloden (27. April 1746) und die ihr folgenden Blutgerichte den Widerstand erstickten. Doch bewahrten die Schotten bis in die neuere Zeit eine schwärmerische Verehrung für ihr untergegangenes Königshaus, die ein beliebtes Element der Kunst- und Volkspoesie wurde. Unter den vielen darauf bezüglichen Dichtungen und Memoiren sind zu nennen: «Culloden papers» (Lond. 1815); Hoggs «Jacobite relics» (2 Bde., Edinb. 1819); Chambers' «Jacobite memoirs» (Edinb. 1834); Jesse, «Memoirs of the Pretenders and their adherents» (2 Bde., Lond. 1845).

Jakobsberg, s. unter Porta Westphalica.

Jakobsbrunnen, s. unter Nablus.

Jakobskraut, s. unter Senecio.

Jakobslauch (Allium lusitanicum *Lam.*, frz. Ciboule de Saint-Jacques), in manchen Gegenden Deutschlands auch Johannislauch, Fleischlauch, Hohllauch, Schlotten, in Thüringen Klöwen (d. i. Klauen) genannt, eine ausdauernde Zwiebelart mit zahlreichen, sehr langen, dunkelrotbraunen Zwiebelchen auf einem gemeinsamen Boden; ihnen entspringen viele graugrüne, steife, dicke, röhrige Blätter (Schlotten). Die für den Küchengebrauch zu schwachen Brutzwiebeln werden im August 30 cm weit auf Beete mit alter Kraft, am besten in sandigen Boden, gepflanzt, brauchen im Winter gar nicht oder doch nur bei sehr harten Frösten gedeckt zu werden und bedürfen im Frühjahr der Bodenlockerung und reichlichen Begießens. Für den sofortigen Gebrauch nimmt man die Zwiebeln auf, wenn die Zwiebeln zwar ausgewachsen, aber die Blätter noch grün sind, für den Winterverbrauch, wenn die Blätter gelb zu werden beginnen. Diese wegen ihres milden Geschmacks zu empfehlende Zwiebelart erzeugt bisweilen einige Blütenstengel mit einer Dolde blaßvioletter Blüten, aber keinen Samen. Die Vermehrung geschieht stets durch abgetrennte Brutzwiebeln.

Jakobsleiter oder Sperrkraut, s. unter Polemonium. [Amaryllis.

Jakobslilie oder Lilie von St. Jago, s. a.

Jakobsmuschel, s. unter Kammmuschel.

Jakobsstab ist der Name für die drei in gerader Linie und nahe gleichen Abständen voneinander stehenden Sterne δ, ε, ζ im Orion, gleichbedeutend mit dem Gürtel des Orion; ferner die Bezeichnung für ein in früherer Zeit zum Winkelmessen benutztes Instrument, bestehend aus einem langen, in gleiche Teile geteilten Stab, auf welchem rechtwinklig und verschiebbar ein in ebensolche Teile geteilter Querstab befestigt war. Durch Visieren vom Ende des langen Stabes aus konnte man den beweglichen Querarm so weit verschieben, bis er unter demselben Gesichtswinkel erschien, wie der zu messende Gegenstand. Durch Ablesen der Teilung konnte man diesen Winkel dann bestimmen. Regiomontanus benutzte den J. zur Bestimmung von Kometendurchmessern.

Jakobstadt, Kreisstadt im russ. Gouvernement Kurland, links an der Düna, zählt (1881) 5402 E., meist Juden und Polen, welche Handel mit Flachs, Hanf und Korn treiben. J. wurde 1670 vom Herzog Jakob von Kurland gegründet.

Jakobus. Im Neuen Testament führen drei Männer diesen Namen, J. der Ältere, der Jüngere, und J., ein leiblicher Bruder Jesu.

Jakobus der Ältere war der Sohn des Zebedäus, Bruder des Evangelisten Johannes, und vor seiner Berufung zum Apostelamt ein Fischer (Matth. 4, 21). Sein glühender Eifer wider die, welche den Messiasglauben von sich wiesen, vielleicht auch sein streng judenchristl. Richtung wird durch die Erzählung Luk. 9, 51—54 und den ihm und seinem Bruder beigelegten Beinamen Boanerges, d. h. Donnersohn (Mark. 3, 17), veranschaulicht. Unter den Zwölfen bildet er mit Petrus und Johannes gewissermaßen den engern Ausschuß und erscheint immer in unmittelbarer Umgebung Jesu. Später war er eins der Häupter der Gemeinde zu Jerusalem, doch ward er bereits im J. 44 durch Herodes Agrippa hingerichtet. Nach einer spätern Sage soll er das Christentum nach Spanien gebracht haben; im 9. Jahrh. bildet sich die Sage aus, daß sein Leichnam in einem marmornen Sarge von Palästina nach Compostella in Spanien geschwommen sei. Seitdem gilt er als der Schutzheilige dieses Landes. Die griech. Kirche feiert seinen Festtag am 30. April, die lateinische am 25. Juli.

Jakobus der Jüngere war der Sohn des Alphäus. Daß er ein Vetter Jesu gewesen sei, beruht auf unsichern Kombinationen. Er gehörte auch zu den Aposteln und hieß, im Unterschied von dem vorhergenannten, J. «der Kleine», d. h. der Jüngere (Mark. 15, 40). Über seine Schicksale ist nichts Näheres bekannt. Die griech. Kirche hat ihn den 9. Okt. als Festtag geweiht.

Wohl zu unterscheiden von ihm ist ein dritter, Jakobus der Bruder des Herrn, ein Sohn Marias und Josephs (Matth. 13, 55; Mark. 6, 3). Dogmatische Gründe haben es veranlaßt, daß man ihn in alter und neuer Zeit nicht als leiblichen Bruder Jesu anerkennen wollte, daher man ihn bald zum Stiefbruder Jesu (zum Sohne Josephs aus einer frühern Ehe) machte, bald mit dem vorerwähnten Sohn des Alphäus identifizierte und als Schwester

sohn der Maria bezeichnete. Neben Petrus und Johannes erscheint dieser J. als die bedeutendste Persönlichkeit in der Urgemeinde zu Jerusalem. Er befand sich daselbst noch 59 n. Chr., nachdem mittlerweile sämtliche noch überlebende Apostel sich anderwärtshin gewendet hatten. Ob er nach dem Tode des gleichnamigen Zebedeiden förmlich ins Apostelkollegium aufgenommen worden ist, muß zweifelhaft bleiben; jedenfalls aber genoß er doch in Jerusalem und überall in judenchristl. Kreisen das höchste Ansehen. Als Paulus von Antiochien aus nach Jerusalem reiste, um sich mit den ältern Aposteln über das Recht der Heidenmission zu verständigen, stimmte auch er jenem Vergleiche bei, welcher den Paulus gewähren ließ, den Urapostеln aber nach wie vor die Judenmission unter bleibender Beobachtung des mosaischen Gesetzes auch im Christentum vorbehielt (Gal. 2, 9, vgl. 1, 19). Der Bericht, den die Apostelgeschichte (Kap. 15) über diesen Vorgang gibt, ist geschichtlich unzuverlässig. Nachmals erscheint dieser J. als das Haupt der streng judenchristl. Partei, in dessen Auftrag bald nachher Gesandte nach Antiochien kamen, um den Petrus, welcher, den freien Grundsätzen des Paulus eine Zeit lang folgend, mit Heidenchristen Tischgemeinschaft gehalten hatte, zur jüd. Gesetzbeobachtung zurückzuführen (Gal. 2, 12); ja sein Einfluß war so groß, daß auch die übrigen dort anwesenden Judenchristen, einschließlich des Barnabas, sich von der Gemeinschaft der Heidenchristen zurückzogen. Seitdem scheint es zwischen den Parteien des Paulus und J. zum entschiedenen Bruch gekommen zu sein, und als Paulus bei seiner letzten Anwesenheit in Jerusalem jüd. Fanatikern in die Hände fiel, hoben J. und die Seinen nicht die Hand auf, den Heidenapostel zu retten. Auch in der spätern Überlieferung wird er als Judenchrist von äußerster Gesetzesstrenge geschildert. Die Tradition macht ihn zum ersten Bischof von Jerusalem, ja zum Oberbischof der gesamten Christenheit, von dem selbst ein Petrus Befehle empfing, und legt ihm wegen seiner strengen Gesetzesbeobachtung den Namen des «Gerechten» bei. Nach der christl. Sage wurde er kurz vor der Zerstörung von Jerusalem, da er Jesum nicht lästern wollte, von den Juden von der Zinne des Tempels gestürzt. Dagegen berichtet eine freilich der Interpolation verdächtige Stelle bei Josephus, daß er nach Abberufung des röm. Prokurators Festus auf Veranlassung des Hohenpriesters Ananus gesteinigt worden sei (62 n. Chr.). Sein Gedächtnistag in der griech. Kirche ist der 23. Okt., in der lateinischen (gemeinsam mit Philippus) der 1. Mai. Unter dem Namen dieses J. findet sich im Neuen Testament ein Brief an «die Zwölf Stämme in der Zerstreuung», der zu den Hauptdokumenten der judenchristl. Richtung in der christl. Urzeit gehört. Der Brief, welcher in der alten Kirche erst ziemlich spät zur allgemeinen Anerkennung kam und noch im 4. Jahrh. zu den «widersprochenen» Schriften zählte, ist wahrscheinlich erst längere Zeit nach dem Tode des J., ums J. 90 n. Chr., entstanden. Um seiner Hochstellung der Werke und seine Polemik gegen die Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben willen bezeichnete Luther diesen Brief als eine «stroherne Epistel». — Kommentare lieferten W. Schmidt (Lpz. 1878), E. F. D. Erdmann (Berl. 1881) und W. Beyschlag (Gött. 1882); vgl. auch von Soden, «Der Jakobusbrief» («Jahrbücher für prot. Theologie», 1884, I). Die kirchlichen Legenden über die verschiedenen Jakobus sind behandelt von Lipsius, «Die apokryphen Apostelgeschichten und Apostellegenden» (2. Bd., 2. Hälfte, Braunschw. 1884). [de).

Jakobus a Voragine, s. Voragine (Jak.

Jakob vom Schwert (Militärorden des heiligen), span. Orden, nachweislich schon 1175 vom Papst Alexander III. bestätigt, hatte bis 1493 einen eigenen Großmeister, an dessen Stelle seitdem der König trat. Das Ordenszeichen ist ein kreuzförmig gestaltetes rotes Schwert, welches auf der Brust getragen wird. Bei feierlichen Gelegenheiten tragen die Kommandeure und Ritter ein Kleid und einen Mantel von weißer Farbe mit dem Ordenszeichen und dann hängt die Dekoration an einer dreifachen goldenen Kette am Halse.

Jaksa, ehemalige Stadt am Amur, s. Albasin.

Jakub Beg, Beherrscher von Kaschgar, geb. zu Taschkent 1820 als Sohn eines sunnitischen Mollah, wurde jung Soldat im Dienste des Chan von Khokand, heiratete 1852 die Tochter des Gouverneurs von Taschkent und wurde bald darauf Kommandant der Festung Almeschid am untern Syr Darja (jetzt russ. Fort Perowsk). Im J. 1864 nahm J. an der Verteidigung der Festungen Tschimkent und Taschkent gegen die Russen teil und wurde, nachdem General Tschernjajew diese Plätze erobert hatte, vom Chan von Khokand 1865 nach Kaschgar gesendet, um in dem dort entstandenen, von China abgefallenen Reiche den Oberbefehl über die Truppen zu führen. Im Herbst 1865 nahm er den nominellen Beherrscher von Kaschgar, Buzurk, gefangen und sendete denselben nach Khokand; er erklärte sich an dessen Stelle als Herrscher und legte sich die Bezeichnung Atalik Ghazi (Herr der Gläubigen) bei. J. eroberte das Alpenland Sarighkul und die Stadt Urumtsi 1872, doch gelang es den Chinesen, ihm 1876 den östlichsten Teil seiner Besitzungen und die Stadt Urumtsi wieder zu entreißen. Am 31. Mai 1877 wurde J. von einem seiner Hofbeamten ermordet.

Jakuhühner (Penelopinae) heißt eine Unterfamilie der amerik. Waldhühner (Cracidae) von meist ansehnlicher Größe, deren Luftröhre verlängert ist und unter der Brusthaut vor der Muskulatur eine Schleife bildet. Die 30 Arten dieser Vogelgruppe leben truppweise in Wäldern von Mexiko bis Venezuela und Paraguay und liefern ein ausgezeichnetes Wildbret.

Jakut (Abu Abdallah J., ben Abdallah, Schihâb ed-din el-Hamawi), einer der bedeutendsten geogr. Schriftsteller der Araber, war nicht arab., sondern griech. Abkunft. Er ist wahrscheinlich im J. 574 oder 575 der Hedschra (1178 oder 1179 n. Chr.) auf griech. Boden geboren, kam aber frühzeitig als Kriegsgefangener nach Bagdad, wo ihn ein arab. Kaufmann kaufte, ihm eine gute Erziehung geben und ihn dann in Handelsgeschäften größere Reisen machen ließ. Später fing er einen ausgedehnten Handel mit Büchern an. Streitigkeiten, teils religiöser, teils polit. Natur, zwangen ihn von Bagdad zu fliehen. Nach mannigfaltigem Umherirren kam er nach Aleppo, in dessen Nähe er seinen Wohnsitz nahm und am 20. Ramadhân 626 der Hedschra (14. Aug. 1229) starb. Seine zwei geogr. Hauptwerke sind das große geogr. Wörterbuch «Mu' dscham al-buldân» (herausg. von F. Wüstenfeld, 6 Bde., Lpz. 1866—73) und das sog. «Al-Moschtarik», ein Wörterbuch der geogr. Homonyme (herausg. von F. Wüstenfeld, Gött. 1846).

Monophysiten. Die J. in Syrien und Mesopotamien, gegenwärtig aus etwa 30—40000 Familien bestehend, haben ungeachtet mancher Einigungsversuche der röm. Kirche bis auf die Gegenwart ihre Unabhängigkeit behauptet. Sie stehen unter zwei Patriarchen, von denen der eine zu Diarbekr die syrischen, der andere im Kloster Saphran bei Mardin die mesopotam. Gemeinden regiert. Die Beschneidung vor der Taufe und den Lehrsatz von der einigen Natur Christi (weshalb sie Monophysiten heißen) haben sie mit den Kopten gemein; in Verfassung und Liturgie aber weichen sie weniger als die übrigen monophysitischen Gemeinden von der orthodoxen griech. Kirche ab.

Jakobiten hießen in England die Anhänger des 1689 vom Throne vertriebenen Königs Jakob II. (s. d.), sowie seines von den kath. Mächten als Jakob III. (s. d.) anerkannten Sohnes und seines Enkels, des Prätendenten Karl Eduard (s. d.). Viele Engländer, Schotten und Irländer folgten Jakob II. nach Frankreich und förderten hier unter Beihilfe des franz. Kabinetts die Intriguen und Expeditionen, welche dem männlichen Zweige des Hauses Stuart (s. d.) die brit. Krone wieder verschaffen sollten. Die Namen Macdonald, Walsh, Fitzjames, Berwick, Dillon, Mac Mahon u. a. sind durch diese Flüchtlinge in Frankreich heimisch geworden. Von größerer Bedeutung als diese Ausgewanderten war indes die Partei, welche die vertriebene Dynastie daheim unter den engl. Tories und in Schottland behielt. Der zahlreiche Adel Hochschottlands blieb überwiegend jakobitisch und bildete in seinen Söhnen und Clanleuten die tapfern Insurgentenscharen Jakobs III. und seines Sohnes, bis die Schlacht bei Culloden (27. April 1746) und die ihr folgenden Blutgerichte den Widerstand erstickten. Doch bewahrten die Schotten bis in die neuere Zeit eine schwärmerische Verehrung für ihr untergegangenes Königshaus, die ein beliebtes Element der Kunst- und Volkspoesie wurde. Unter den vielen darauf bezüglichen Dichtungen und Memoiren sind zu nennen: «Culloden papers» (Lond. 1815); Hoggs «Jacobite relics» (2 Bde., Edinb. 1819); Chambers' «Jacobite memoirs» (Edinb. 1834); Jesse, «Memoirs of the Pretenders and their adherents» (2 Bde., Lond. 1845).

Jakobsberg, s. unter Porta Westphalica.

Jakobsbrunnen, s. unter Nablus.

Jakobskraut, s. unter Senecio.

Jakobslauch (Allium lusitanicum *Lam.*, frz. Ciboule de Saint-Jacques), in manchen Gegenden Deutschlands auch Johannislauch, Fleischlauch, Hohllauch, Schlotten, in Thüringen Klöwen (d. i. Klauen) genannt, eine ausdauernde Zwiebelart mit zahlreichen, sehr langen, dunkelrotbraunen Zwiebelchen auf einem gemeinsamen Boden; ihnen entspringen viele graugrüne, steife, dicke, röhrige Blätter (Schlotten). Die für den Küchengebrauch zu schwachen Brutzwiebeln werden im August 30 cm weit auf Beete mit alter Kraft, am besten in sandigen Boden, gepflanzt, brauchen im Winter gar nicht oder doch nur bei sehr harten Frösten gedeckt zu werden und bedürfen im Frühjahr der Bodenlockerung und reichlichen Begießens. Für den sofortigen Gebrauch nimmt man die Zwiebeln auf, wenn die Zwiebeln zwar ausgewachsen, aber die Blätter noch grün sind, für den Winterverbrauch, wenn die Blätter gelb zu werden beginnen. Diese wegen ihres milden Geschmacks zu empfehlende Zwiebelart erzeugt bisweilen einige Blütenstengel mit einer Dolde blaßvioletter Blüten, aber keinen Samen. Die Vermehrung geschieht stets durch abgetrennte Brutzwiebeln.

Jakobsleiter oder Sperrkraut, s. unter Polemonium.

Jakobslilie oder Lilie von St. Jago, s. u. Amaryllis.

Jakobsmuschel, s. unter Kammmuschel.

Jakobsstab ist der Name für die drei in gerader Linie und nahe gleichen Abständen voneinander stehenden Sterne δ, ε, ζ im Orion, gleichbedeutend mit dem Gürtel des Orion; ferner die Bezeichnung für ein in früherer Zeit zum Winkelmessen benutztes Instrument, bestehend aus einem langen, in gleiche Teile geteilten Stab, auf welchem rechtwinkelig und verschiebbar ein in ebensolche Teile geteilter Querstab befestigt war. Durch Visieren vom Ende des langen Stabes aus konnte man den beweglichen Querarm so weit verschieben, bis er unter demselben Gesichtswinkel erschien, wie der zu messende Gegenstand. Durch Ablesen der Teilung konnte man diesen Winkel dann bestimmen. Regiomontanus benutzte den J. zur Bestimmung von Kometendurchmessern.

Jakobstadt, Kreisstadt im russ. Gouvernement Kurland, links an der Düna, zählt (1881) 5402 E., meist Juden und Polen, welche Handel mit Flachs, Hanf und Korn treiben. J. wurde 1670 vom Herzog Jakob von Kurland gegründet.

Jakobus. Im Neuen Testament führen drei Männer diesen Namen, J. der Ältere, der Jüngere, und J., ein leiblicher Bruder Jesu.

Jakobus der Ältere war der Sohn des Zebedäus, Bruder des Evangelisten Johannes, und vor seiner Berufung zum Apostelamt ein Fischer (Matth. 4, 21). Sein glühender Eifer wider die, welche den Messiasglauben von sich wiesen, vielleicht auch seine streng judenchristl. Richtung wird durch die Erzählung Luk. 9, 51—54 und den ihm und seinem Bruder beigelegten Beinamen Boanerges, d. h. Donnersohn (Mark. 3, 17), veranschaulicht. Unter den Zwölfen bildet er mit Petrus und Johannes gewissermaßen den engern Ausschuß und erscheint immer in unmittelbarer Umgebung Jesu. Später war er eins der Häupter der Gemeinde zu Jerusalem, doch ward er bereits im J. 44 durch Herodes Agrippa hingerichtet. Nach einer spätern Sage soll er das Christentum nach Spanien gebracht haben; im 9. Jahrh. bildet sich die Sage aus, daß sein Leichnam in einem marmornen Sarge von Palästina nach Compostella in Spanien geschwommen sei. Seitdem gilt er als der Schutzheilige dieses Landes. Die griech. Kirche feiert seinen Festtag am 30. April, die lateinische am 25. Juli.

Jakobus der Jüngere war der Sohn des Alphäus. Daß er ein Vetter Jesu gewesen sei, beruht auf unsichern Kombinationen. Er gehörte auch zu den Aposteln und hieß, im Unterschied von dem vorhergenannten, J. «der Kleine», d. h. der Jüngere (Mark. 15, 40). Über seine Schicksale ist nichts Näheres bekannt. Die griech. Kirche hat ihn den 9. Okt. als Festtag geweiht.

Wohl zu unterscheiden von ihm ist ein dritter, Jakobus der Bruder des Herrn, ein Sohn Marias und Josephs (Matth. 13, 55; Mark. 6, 3). Dogmatische Gründe haben es veranlaßt, daß man ihn in alter und neuer Zeit nicht als leiblichen Bruder Jesu anerkennen wollte, daher man ihn bald zum Stiefbruder Jesu (zum Sohne Josephs aus einer frühern Ehe) machte, bald mit dem vorerwähnten Sohn des Alphäus identifizierte und als Schwester

Auch die Wurzeln vieler andern Arten der Trichterwinde werden in ihrem Vaterlande als Purgiermittel gleich der J. angewendet. Früher wurden mehrere in Südamerika einheimische Arten der Wunderblume (Mirabilis), besonders Mirabilis Jalapa, dichotoma und longiflora, welche bei uns jetzt allgemein als Zierpflanze gezogen werden und gleichfalls purgierende Wurzeln besitzen, irrtümlich für die Stammpflanze der J. gehalten. Die Wurzeln dieser letztern Pflanzen werden auch mit dem Namen der unechten J. belegt.

Jalapenharz (Resina Jalapae), das Harz der Jalapenknollen, wird für pharmaceutische Zwecke dargestellt, indem die grobgepulverten Knollen mehreremal mit Weingeist extrahiert und die filtrierten Tinkturen zur Wiedergewinnung des Alkohols, zweckmäßig unter Zusatz von etwas Wasser, im Dampfbade destilliert werden. Das dabei zurückbleibende Harz wird anhaltend mit immer erneuertem Wasser bearbeitet, bis das letzte Waschwasser farblos bleibt. Das Harz wird dann im Wasserbade getrocknet, bis eine erkaltete Probe spröde und zerreiblich wird, und schließlich zu Stangen ausgerollt. Es ist braun, auf dem Bruche glänzend, an den Rändern durchscheinend, leicht zerreiblich, leicht in Alkohol, aber nicht in Schwefelkohlenstoff löslich. Das J. besteht größtenteils aus Convolvulin (s. d.).

Jalapenstengel, falsche Jalape (Stipites Jalapae), nicht offizinelle Droge, die Wurzeln von Ipomoea Ozizabensis *Pell.*, kommen von verschiedener Dicke, Schwere und Farbe vor und sind Stücke einer spindelförmigen Wurzel. Der Querschnitt zeigt in Kreisen angeordnete, starke deutlich poröse Gefäßbündel, welche auf der Bruchfläche als Fasern hervortreten und die Wurzel holzig erscheinen lassen (Unterscheidungsmerkmal von der echten Jalape). Die J. enthalten ein Harz, welches aber nicht mit dem der Jalapenknollen identisch ist, sondern in seinen Eigenschaften mit dem Scammoniumharz (s. d.) übereinstimmt.

Jalapin oder auch Jalapenstengelharz, s. Scammonium.

Jali, im Türkischen Meeresufer, Küste, bedeutet speziell die Ufervillen am Bosporus, nach welchen der Sultan, die türk. Großen, die bei der Pforte beglaubigten Diplomaten u. s. w. für die Sommermonate von Konstantinopel ihre Residenz verlegen. Die berühmtesten J. des Sultans sind das von Dolma-Bagdsche, von Tschyragân und von Bejlerbeg. Eine Binnenlandvilla wird Kjöschk oder Tschiftlek genannt.

Jalisco, mexikan. Staat, s. Xalisco.

Jallandar, s. Dschalandhar.

Jallieu, Stadt im franz. Depart. Isère, s. u. Bourgoin.

Jalomitsa, einer der letzten, untersten Nebenflüsse der Donau von der linken Seite in Rumänien, zwischen dem Ardschisch und dem Buseo fließend. Sie entspringt auf dem Südabhange des Fogaraścher Gebirges in den Transsylvanischen Alpen, am Bucsesd, strömt nach SO. und dann nach O., und mündet etwas unterhalb von Hirsowa, nach einem Laufe von 224 km, auf welchem sie 11 751,3 qkm entwässert.

Jalon (Meßfahne) heißt eine 3—4 m lange, farbig angestrichene, unten mit einem eisernen Schuh, oben mit einem Fähnchen versehene Stange, welche zum Abstecken von Punkten im Terrain benutzt wird.

Jalon, Fluß in Spanien, entspringt in Altcastilien, Provinz Soria, am Ostende der Sierra Ministra, und fließt fast ganz in der Provinz Saragossa in einem sehr tiefen Thale, das durch sein Wasser äußerst fruchtbar gemacht ist. Er mündet bei Alagon rechts in den Ebro, einige 20 km oberhalb Saragossas, in etwa 200 m Höhe, nach einem Laufe von 180 km. Durch die Menge seines Berieselungswassers, welches er abgibt, ist er einer der wichtigsten Flüsse Spaniens. Während seines ganzen Laufs wird der J. von der Eisenbahn Madrid-Saragossa begleitet.

Jalousie (frz.), Eifersucht, Neid.

Jalousieglas, s. Musselinglas.

Jalousien (frz.) sind Vorrichtungen an Fenstern oder Thüren, welche dazu dienen, die Öffnung durch sich gegenseitig überdeckende Platten oder Brettchen so zu schließen, daß man den Einblick und die Sonnenstrahlen abhalten, aber doch Luft und Licht einlassen kann. Die Platten der J. bestehen aus Holz, Eisenblech, Zinkblech oder auch Glas, sind um ihre horizontale Mittelachse drehbar und werden durch einen Rahmen (des Fensterladens oder der Thür) zusammengehalten, innerhalb dessen sie sich mittels eines Stabes mit Handgriff gemeinschaftlich verstellen, d. h. nach Belieben öffnen oder schließen lassen

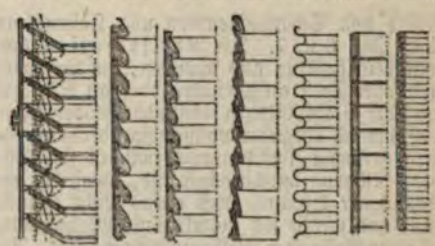


Fig. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7.

(s. vorstehende Fig. 1). Man bringt sie vorzugsweise in wärmern Klimaten, doch auch anderswo an Wohnhäusern zum Schutz vor Hagelschlag an; außerdem wendet man sie bei Glockenböden an Türmen, um den Schlagregen abzuhalten und den Schall durchzulassen, bei Ventilationsfenstern u. s. w. an. Wenn die einzelnen Brettchen fest im Rahmen stehen, sodaß sie zwar Licht und Luft einlassen, aber doch vor der Witterung schützen, nennt man dergleichen Läden Persiennes.

Jalousie-Rouleau (Zug- und Rolljalousien) nennt man zum Unterschied von den Läden diejenigen beweglichen J., welche sich wie ein Rouleau mittels eines Mechanismus beliebig auf- und zusammenziehen, öffnen und schließen oder auf eine Walze auf- und abwickeln lassen. Sie dienen entweder als Schattenspender an Fenstern von Wohnungen und bei Gewächshäusern oder zum Verschluß von Schaufenstern an Verkaufsläden. Die Zugjalousien an Wohnungsfenstern bestehen aus einer Anzahl loser dünner Brettchen von 3—4 mm Stärke und 60—70 mm Breite, welche auf an Längsgurten oder Ketten befestigten Quergurten aufruhen, an beiden ausgeschnittenen Enden in Drahtführungen gehen und mittels einer Schnur sich beliebig aufziehen und herabgleiten lassen. Mittels einer andern Doppelschnur lassen sich die Brettchen in beliebig schräge Lage bringen, beziehungsweise ganz aneinander legen, indem man den hintern Gurt weniger oder mehr in die Höhe

sicht. Bei völligem Aufziehen legen sich diese Holzjalousien hinter eine, am Sturz des Fensters angebrachte verzierte blecherne Schutzblende (Fig. 8).

Fig. 8.

Profile von Schattenspendern und Holzrouleaus zeigen Fig. 6 u. 7. Die Rolljalousien (auch Rollläden) bestehen aus schmalen, auf Leinwandgurte oder Drell aufgeleimten oder an Stahlbändern oder Stahlplättchen befestigten Stäben (Fig. 2 u. 3), die sich entweder vollständig überdecken oder einen geringen Zwischenraum zwischen sich lassen oder schlitzartig durchbrochen sind, sodaß bei ganz geschlossener Öffnung noch etwas Licht einfallen kann, und welche sich mittels eines Mechanismus auf einer Rolle oder Welle aufwickeln lassen. Auch können sie nach Art von Marquisen schräg gestellt werden.

Zum sichern Verschluß von Läden verwendet man Rolljalousien von Stahlplatten (Panzerjalousien) oder von Stahlwellblech (Fig. 4, 5, 9—13). Die

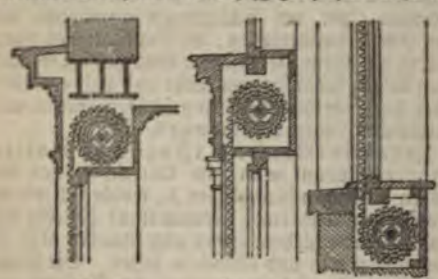


Fig. 9. Fig. 10. Fig. 11.

Rollladenwalze, auf welche sich die J. aufwickelt, kann in verschiedener Weise, je nach dem vorhandenen Platze angebracht werden; gewöhnlich befindet sich dieselbe über der Öffnung in einem Holzkasten unterhalb der Deckenbalken oder Eisenträger (Fig. 9). Bei vorhandenen Oberlichten oder bei Ladenthüren wird dieselbe inmitten der Öffnung angebracht (Fig. 10). Bisweilen befindet sie sich aber auch unterhalb der Öffnung in der Brüstung (Fig. 11). Letztere Anordnung bietet den Vorteil, daß man Rolljalousien auch bei geringer Höhe anbringen und einen Teil des Schaufensters offen lassen und als Oberlicht benutzen kann. — Eine andere Art von Rolljalousien ist die mit selbstthätiger, hemmungsfreier Bewegung, bei der die Rolle vertikal stehend hinter einem der Gewände sich befindet. Die Bewegung der Rolläden erfolgt je nach der Größe und Schwere mittels Hand durch Riemen, durch Ketten oder durch Zahnräder mit Transmission (Fig. 12 u. 13) oder auch durch Federkraft. Welche Art der bewegenden Kraft die geeignetste, hängt außerdem von lokalen Verhältnissen ab.

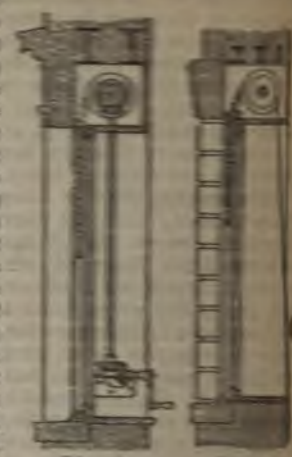


Fig. 12. Fig. 13.

Jaloux (frz.), eifersüchtig, neidisch, mißgünstig.

Jalpuch, ein östlich vom Pruth, diesem parallel von N. nach S. fließender Strom, welcher als letzter linker Nebenfluß der Donau gelten kann, einschließlich des in seinem Laufe liegenden, 22 km langen und 7 km breiten Jalpuchsees etwa 68 km lang. Einer der Abflüsse dieses letztern zur Donau oder deren Mündungsarm Kilia mündet nahe östlich bei Ismail.

Jalta, Stadt im russ. Gouvernement Taurien, am südl. bergigen Ufer der Halbinsel Krim mit (1882) 2064 E., am Schwarzen Meer in reizender Umgebung herrlich gelegen, als Sommeraufenthalt und Seebad sehr besucht. 4 km westlich von J. liegt das kaiserl. Schloß Livadia (s. d.).

Jaluit, Telut oder **Bonham**, Gruppe der Marschallinseln im Großen Ocean, in der Kette der Ralikinseln, in 6° 8′ nördl. Br. und 169 bis 170° östl. L. von Greenwich. Die etwa 40 Inselchen sind sehr fruchtbar, 90 qkm groß und zählen 500 E. Die Gruppe wurde 1809 von Kapitän Patterson entdeckt. Der deutsche Kapitän von Werner schloß 29. Nov. 1878 mit den Häuptlingen der Inseln einen Vertrag, nach welchem der Hafen von J. eine deutsche Kohlenstation wurde.

Jam (aus dem Tatarischen), die Bezeichnung für Poststationen, wie solche in Rußland zuerst von den Mongolen eingerichtet wurden; den Dörfern, die an den Heerstraßen lagen, ward die Verpflichtung auferlegt, die Boten und Beamten des Chan zu befördern. Die moskowitische Regierung behnte diese Einrichtung aus. Die Bauern (Jamszczik), die zur Beförderung der zarischen Beamten und Boten verpflichtet waren, erhielten Freiheit von andern Abgaben und Steuern. Jetzt ist diese Einrichtung aufgegeben worden und das Wort Jamszczik bezeichnet den Postknecht.

Jamagrod, s. Jamburg.

Jamaicin, Synonym für Berberin (s. d.).

Jamaika, eine von den Großen Antillen, südlich von Cuba, mit einem Areal von 10 859,4 qkm und den dazugehörigen Caymansinseln von 1144 qkm, durch ihre Produktenfülle und ihre Lage die wichtigste Besitzung der Engländer in Westindien,

Auch die Wurzeln vieler andern Arten der Trichterwinde werden in ihrem Vaterlande als Purgiermittel gleich der J. angewendet. Früher wurden mehrere in Südamerika einheimische Arten der Wunderblume (Mirabilis), besonders Mirabilis Jalapa, dichotoma und longiflora, welche bei uns jetzt allgemein als Zierpflanze gezogen werden und gleichfalls purgierende Wurzeln besitzen, irrtümlich für die Stammpflanze der J. gehalten. Die Wurzeln dieser letztern Pflanzen werden auch mit dem Namen der unechten J. belegt.

Jalapenharz (Resina Jalapae), das Harz der Jalapenknollen, wird für pharmaceutische Zwecke dargestellt, indem die grobgepulverten Knollen mehreremal mit Weingeist extrahiert und die filtrierten Tinkturen zur Wiedergewinnung des Alkohols, zweckmäßig unter Zusatz von etwas Wasser, im Dampfbade destilliert werden. Das dabei zurückbleibende Harz wird anhaltend mit immer erneuertem Wasser bearbeitet, bis das letzte Waschwasser farblos bleibt. Das Harz wird dann im Wasserbade getrocknet, bis eine erkaltete Probe spröde und zerreiblich wird, und schließlich zu Stangen ausgerollt. Es ist braun, auf dem Bruche glänzend, an den Rändern durchscheinend, leicht zerreiblich, leicht in Alkohol, aber nicht in Schwefelkohlenstoff löslich. Das J. besteht größtenteils aus Convolvulin (s. d.).

Jalapenstengel, falsche Jalape (Stipites Jalapae), nicht offizinelle Drogue, die Wurzeln von Ipomoea Ozizabensis *Pell.*, kommen von verschiedener Dicke, Schwere und Farbe vor und sind Stücke einer spindelförmigen Wurzel. Der Querschnitt zeigt in Kreisen angeordnete, starke deutlich poröse Gefäßbündel, welche auf der Bruchfläche als Fasern hervortreten und die Wurzel holzig erscheinen lassen (Unterscheidungsmerkmal von der echten Jalape). Die J. enthalten ein Harz, welches aber nicht mit dem der Jalapenknollen identisch ist, sondern in seinen Eigenschaften mit dem Scammoniumharz (s. d.) übereinstimmt.

Jalapin oder auch Jalapenstengelharz, s. Scammonium.

Jali, im Türkischen Meeresufer, Küste, bedeutet speziell die Ufervillen am Bosporus, nach welchen der Sultan, die türk. Großen, die bei der Pforte beglaubigten Diplomaten u. s. w. für die Sommermonate von Konstantinopel ihre Residenz verlegen. Die berühmtesten J. des Sultans sind das von Dolma-Bagdsche, von Tschyragân und von Beilerbeg. Eine Binnenlandvilla wird Kjöschk oder Tschiftlik genannt.

Jalisco, mexikan. Staat, s. Xalisco.

Jallandar, s. Dschalandhar.

Jallieu, Stadt im franz. Depart. Isère, s. u. Bourgoin.

Jalomitsa, einer der letzten, untersten Nebenflüsse der Donau von der linken Seite in Rumänien, zwischen dem Ardschisch und dem Buseo fließend. Sie entspringt auf dem Südabhange des Fogaraścher Gebirges in den Transsylvanischen Alpen, am Bucsesd, strömt nach SO. und dann nach O., und mündet etwas unterhalb von Hirsowa, nach einem Laufe von 224 km, auf welchem sie 11 751,3 qkm entwässert.

Jalon (Meßfahne) heißt eine 3—4 m lange, farbig angestrichene, unten mit einem eisernen Schuh, oben mit einem Fähnchen versehene Stange, welche zum Abstecken von Punkten im Terrain benutzt wird.

Jalon, Fluß in Spanien, entspringt in Altcastilien, Provinz Soria, am Ostende der Sierra Ministra, und fließt fast ganz in der Provinz Saragossa in einem sehr tiefen Thale, das durch sein Wasser äußerst fruchtbar gemacht ist. Er mündet bei Alagon rechts in den Ebro, einige 20 km oberhalb Saragossas, in etwa 200 m Höhe, nach einem Laufe von 180 km. Durch die Menge seines Berieselungswassers, welches er abgibt, ist er einer der wichtigsten Flüsse Spaniens. Während seines ganzen Laufs wird der J. von der Eisenbahn Madrid-Saragossa begleitet.

Jalousie (frz.), Eifersucht, Neid.

Jalousieglas, s. Musselinglas.

Jalousien (frz.) sind Vorrichtungen an Fenstern oder Thüren, welche dazu dienen, die Öffnung durch sich gegenseitig überdeckende Platten oder Brettchen so zu schließen, daß man den Einblick und die Sonnenstrahlen abhalten, aber doch Luft und Licht einlassen kann. Die Platten der J. bestehen aus Holz, Eisenblech, Zinkblech oder auch Glas, sind um ihre horizontale Mittelachse drehbar und werden durch einen Rahmen (des Fensterladens oder der Thür) zusammengehalten, innerhalb dessen sie sich mittels eines Stabes mit Handgriff gemeinschaftlich verstellen, d. h. nach Belieben öffnen oder schließen lassen

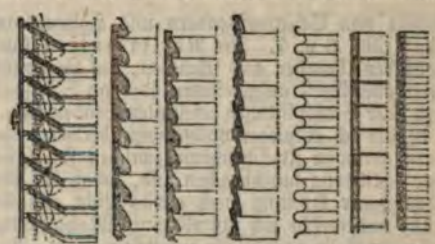


Fig. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7.

(s. vorstehende Fig. 1). Man bringt sie vorzugsweise in wärmern Klimaten, doch auch anderswo an Wohnhäusern zum Schutz vor Hagelschlag an; außerdem wendet man sie bei Glockenböden an Türmen, um den Schlagregen abzuhalten und den Schall durchzulassen, bei Ventilationsfenstern u. s. w. an. Wenn die einzelnen Brettchen fest im Rahmen stehen, sodaß sie zwar Licht und Luft einlassen, aber doch vor der Witterung schützen, nennt man dergleichen Läden Persiennes.

Jalousie-Rouleau (Zug- und Rollja-lousien) nennt man zum Unterschied von den Läden diejenigen beweglichen J., welche sich wie ein Rouleau mittels eines Mechanismus beliebig auf- und zusammenziehen, öffnen und schließen oder auf eine Walze auf- und abwickeln lassen. Sie dienen entweder als Schattenspender an Fenstern von Wohnungen und bei Gewächshäusern oder zum Verschluß von Schaufenstern an Verkaufsläden. Die Zugjalousien an Wohnungsfenstern bestehen aus einer Anzahl loser dünner Brettchen von 3—4 mm Stärke und 60—70 mm Breite, welche auf an Längsgurten oder Ketten befestigten Quergurten aufruhen, an beiden ausgeschnittenen Enden in Drahtführungen gehen und mittels einer Schnur sich beliebig aufziehen und herabgleiten lassen. Mittels einer andern Doppelschnur lassen sich die Brettchen in beliebig schräge Lage bringen, beziehungsweise ganz aneinander legen, indem man den hintern Gurt weniger oder mehr in die Höhe

[illegible] der zugleich die Stelle eines polit. [illegible] dem Sultan von [illegible] wahrnimmt, [illegible] der Niederlande. Residentschaft [illegible] von dem [illegible] Fluß [illegible] Schichten [illegible] begrenzt. [illegible] Einflusses. [illegible]

Jambosa [illegible] der Alten [illegible] Baume [illegible] ist die im [illegible] vulgaris DC., deren [illegible] frisch und [illegible] gilt von den [illegible] domes[illegible] auch als [illegible] Ampl[illegible] DC. [illegible] einer [illegible]

Jamburg, auch Jamagrod genannt, Kreisstadt [illegible] Gouvernement Petersburg, rechts an der [illegible], Station der Linie Petersburg-Reval der Balt[illegible], [illegible] östlich von Narva, mit (1882) [illegible] E., treibt ansehnlichen Handel mit Bau- und Brennholz.

Jamerey, der eigentliche Name des Gelehrten Valentin Duval (s. d.).

James (engl.), Jakob, doch heißt auch im Englischen der jüd. Patriarch Jakob nicht James, sondern Jacob.

James (George Payne Rainsford), engl. Schriftsteller, geb. 1801 zu London, eröffnete seine litterarische Laufbahn mit einigen kleinen Novellen, welche unter dem Titel «String of pearls» (2 Bde.) erschienen. Demnächst veröffentlichte er in schneller Folge eine Reihe von spannenden Romanen, wovon namentlich «Richelieu, a tale of France» (1829), «Darnley», «De l'Orme» (1830), «One in a thousand» (1835) und «Morley Ernstein, or the tenants of the heart» (1842) Erwähnung verdienen. Nicht minder fruchtbar und gewandt zeigte er sich als

[illegible] «History of [illegible] (1836), «Life [illegible] 1841—4[illegible] [illegible] «Arrah Neil» [illegible] [illegible] Romane [illegible]

James [illegible] 1843 [illegible] [illegible] 1870 [illegible] [illegible] 1877.

[illegible] arrangements which have been made for taking [illegible] principal [illegible] survey [illegible] principal [illegible] in England and Wales [illegible] principal tri[illegible] (Lond. 1864) [illegible] to Abyssinia» [illegible] der Erfinder eines Photo[illegible] den Namen Photo[illegible] Domesday-Book [illegible] Durch denselben Proceß [illegible] «Facsimiles of national manuscripts from William the Conqueror to Queen Anne», «Facsimiles of national manuscripts of Scotland» (1867 fg.) und «Facsimiles of national manuscripts of Ireland» (Dublin 1874).

Jameson (Anna), engl. Schriftstellerin, geb. zu Dublin 19. Mai 1797, eine Tochter des Hofmalers der Prinzessin Charlotte, Murphy, erregte großes Aufsehen durch ihr auf einer Reise in Italien geschriebenes «Diary of an ennuyée». Nach ihrer Verheiratung mit Rev. Jameson ließ sie «Loves of the poets» (1829), «Characteristics of women etc.» (1833), «Beauties of the court of Charles II.» (1833) und «Visits and sketches at home and abroad» (4 Bde., 1834) erscheinen. Zu ihren «Characteristics of the female characters of Shakspeare» zeichnete sie die meisten Radierungen selbst. Länger

Zeit verweilte sie in Weimar, Wien und Dresden, wo sie zu Goethe und der Prinzessin Amalie von Sachsen, deren dramatische Werke sie unter dem Titel «Pictures of the social life of Germany» (Lond. 1840) übersetzte, in näherer Beziehung stand. Durch die Berufung ihres Gemahls zu einer hohen richterlichen Funktion in Obercanada lernte sie 1834 auch Amerika kennen und schrieb «Winter-studies and summer-rambles in Canada» (Lond. 1838). Ferner veröffentlichte sie «Handbook to the public galleries of art» (Lond. 1841), «Companion to the most celebrated private galleries of art in England» (Lond. 1844), «Sacred and legendary art, or legends of the saints and martyrs» (Lond. 1847; 4. Aufl. 1865), «Legends of the monastic orders, as represented in the fine arts» (Lond. 1849; 3. Aufl. 1866), «Legends of the Madonna» (Lond. 1853; 3. Aufl. 1865). Ihre letzte Arbeit war eine «History of Our Lord and his precursor St. John the Baptist, as represented in Christian art», die von Lady Eastlake vollendet wurde (2 Bde., Lond. 1864). Sie starb zu London 17. März 1860.

Jameson oder Jamesone (George), schott. Porträtmaler, geb. 1586 zu Aberdeen, Sohn eines Architekten, bildete sich unter Rubens zu Antwerpen und wurde der vorzüglichste Maler, der bis dahin aus Schottland hervorgegangen war. Er zeichnete sich vorzüglich als Porträtmaler aus (Marquise Huntley, Johnston), doch hat man von ihm auch histor. Bilder und Landschaften. Seine besten Gemälde fallen in die Zeit nach 1630 und sind im Besitze schott. Familien. Er malte anfangs auf Holz, später auf Leinwand, die er mit einem besondern Farbenton grundierte, um die Schattenpartien transparent zu machen. Sein Kolorit ist schön und klar. J. starb zu Edinburgh 1644, woselbst im Stadthause seine Reihe Bildnisse der Könige Schottlands sich befindet. Gestochen sind Bildnisse von ihm in Pinkertons «Scottish gallery, or portraits of eminent persons of Scotland» (Lond. 1799).

Jamesonit, ein dem rhombischen System angehörendes Mineral mit einem Prismenwinkel von 101° 20′, in langsäulenförmigen, parallel oder radial gruppierten Individuen, auch in stengeligen Aggregaten, von vollkommener basischer Spaltbarkeit, beträchtlicher Milde, stahlgrauer bis dunkel bleigrauer Farbe und dem spezifischen Gewicht 5,6. Die chem. Analysen führen auf die Formel $Pb_2Sb_2S_5$, deutbar als $2PbS+Sb_2S_3$, was einer Zusammensetzung aus 50,61 Proz. Blei, 29,83 Antimon und 19,56 Schwefel entspricht. Das Mineral findet sich in Cornwall, bei Nertschinsk in Sibirien, in Estremadura in Spanien.

James-River, der größte Strom Virginiens, entsteht nahe an der westl. Grenze des Staats aus der Vereinigung der Flüsse Jackson und Cowpasture, fließt in östl. und südöstl. Richtung durch die Blauen Berge nach Lynchburg und von dort in nordöstl. Richtung nach Richmond. Hier fällt er über bedeutende Stromschnellen, verliert seinen Charakter als wildes Bergwasser und wird von Bermuda Hundred, wo der Appomattox zufließt, selbst für große Kriegsschiffe fahrbar. In zahlreichen Windungen nimmt der J. jetzt in südöstl. Richtung seinen Lauf nach der Chesapeakbai, in welche er bei Fort Monroe mündet. Er ist im ganzen 720 km lang und 240 km (bis Richmond) der Ebbe und Flut unterworfen. Seine Hauptnebenflüsse sind der Appomattox auf dem rechten und der Chickahominy auf dem linken Ufer. Während des Secessionskriegs hatte der J. und seine genannten Nebenflüsse eine große militärische Bedeutung, da er lange die Scheidelinie zwischen den kämpfenden Mächten bildete. Der J. wurde 1862 von Mac Clellan und 1864 von Grant als Verpflegungs- und Operationslinie für das Unionsheer benutzt und auch durch den Kampf des konföderierten Schiffs Merrimak gegen die hölzernen Unionsschiffe und das Panzerfahrzeug Monitor 8. März 1862 denkwürdig.

Jamesthee, auch Labradorthee, Bezeichnung für die Blätter von Ledum latifolium, s. Ledum. [Helena (s. d.).

Jamestown, Stadt auf der Insel Sankt

Jamitzer, s. Jamnitzer.

Jammu, Stadt in Kaschmir, s. Dschamu.

Jamnia ist der griechische, seit den Zeiten der Makkabäer gebrauchte Name für die im Alten Testament erwähnte Philistäerstadt Jabne (auch Jabneël), welche, zwischen Ekron und der Küste gelegen, nordwestlich am Meere eine gleichnamige Hafenstadt besaß, von dem judäischen Könige Usia erobert ward, seit der Makkabäerzeit sehr volkreich, von Juden und Syrern bewohnt und abwechselnd beherrscht, nach Vespasians Eroberung Sitz einer jüd. Akademie, von 73 bis 117 n. Chr. auch des Synedriums wurde. J. ist das Ibelim der Kreuzfahrerzeit. Heute besteht noch Jebnah als ein großes Dorf auf einer kleinen Anhöhe an der Südwestseite des Wadi Rubin.

Jamnitz (slaw. Jemnice), Stadt in der Bezirkshauptmannschaft Datschitz in Mähren, am Schelletauerbach, der zur Thaya geht, in flacher und durch ihre Fruchtbarkeit bekannter Gegend, ist Sitz eines Bezirksgerichts und zählt (1880) mit dem Schloßgrunde (Podoli) 2710 E., zumeist slaw. Zunge. — J. ist eine der ältesten Städte Mährens, war unter den Přemisliden Hauptort einer Provinz, die an Glieder der Familie verliehen wurde, und enthält noch interessante Baureste aus der alten Zeit. Die Stadtkirche wurde am Schlusse des 14. Jahrh. erbaut. An der Stelle des alten Schlosses steht ein im modernen Stile gebautes, dem Marquis Pallavicini gehörig, mit ausgedehnten und gut gepflegten Gartenanlagen.

Jamnitzer (Wenzel), auch Jamitzer oder Gamiczer genannt, der berühmteste deutsche Goldschmied des 16. Jahrh., geb. zu Wien 1508, lebte aber zu Nürnberg, wo er 1534 Meister wurde und 15. Dez. 1585 starb. Auf J.s Namen werden eine Menge Arbeiten ohne alle Beglaubigung geschrieben; so auch eine Anzahl Ornamentstiche mit Entwürfen für Gegenstände der Goldschmiedekunst. Beglaubigt von ihm sind nur wenige Werke, darunter vor allen der Merkelsche Tafelaufsatz, jetzt im Rothschildschen Besitz in Frankfurt, ein großer Pokal im Besitz des Deutschen Kaisers, eine Kassette im Grünen Gewölbe zu Dresden und eine kleine Anzahl Gegenstände im Nationalmuseum und in der «Reichen Kammer» in München. Sein Stil ist der der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., die Ornamente der Hochrenaissance mit reicher Verwendung von Figuren und zierlichsten Nachbildungen von Tierchen, Gräsern, Blumen u. s. w., die sehr naturalistisch gehalten sind.

Von Wenzel J. werden zwei Brüder genannt, Bartel und Albrecht, beide Goldschmiede, doch

[illegible]

Janbo [illegible], von der [illegible] auch [illegible] genannt, bei den Alten [illegible], Stadt der türk. arab. Provinz Hedschas [illegible] Hafenplatz von Medina, von welchem sie fast 200 km westlich entfernt ist, liegt am Rande einer [illegible]ene zwischen kahlen Bergen und dem Roten Meere und besteht aus einer langen Reihe weit auseinanderliegender, blendendweißer, aus Kalk- und Korallengestein erbauter Häuser. Im Nordwesten liegt die tief ins Land eindringende, vom Stadthafen völlig getrennte Bucht Scherm-Janbo mit bequemer Einfahrt und gutem Ankergrunde, geräumig genug, eine ganze Flotte aufzunehmen. Die Einwohner von J., auf 5—7000 geschätzt, treiben hauptsächlich Handel, der durch direkte Dampfbootverbindung mit Suez und Dschidda (nach Medina) vermittelt wird. Auch wird der Ort durch den Zug der Pilgerkarawane belebt, auf deren von Kairo nach Mekka führenden Landstraße J. das dritte Viertel bezeichnet und als «Thor der heiligen Stadt»

[illegible] des «Journal des Débats» [illegible] kritisches Genre [illegible] Gegenstand [illegible], pikanten [illegible] nur oberflächlich berühren. Diese Schreibart fand großen Anklang. Jedes Feuilleton von J. war ein Ereignis. Die von ihm aufgebrachte Benennung «Kritikerfürst» (prince des critiques) wurde auf ihn selbst angewandt. Unter dem Titel «Histoire de la littérature dramatique» (6 Bde., Par. 1857) sammelte er aus seinen in den «Débats» geschriebenen Artikeln eine Auswahl. Außerdem veröffentlichte er noch im Roman- und Novellenfach: «Le chemin de traverse» (2 Bde., 1836), «La religieuse de Toulouse» (2 Bde., 1850), «La fin d'un monde et du neveu de Rameau» (1864); im Genre der Reisebilder und malerischen Länderbeschreibungen: «Voyage en Italie» (1839), «La Normandie historique, pittoresque et monumentale» (1842—43, mit Kupfern) und «La Bretagne historique» (1844). Ferner erschienen: «Béranger et son temps» (1866), «Paris et Versailles il y a cent ans» (Par. 1874)

und «Contes et nouvelles» (Bd. 1, Par. 1876). Nachdem J. 1870 in die Académie française aufgenommen war, starb er 20. Juni 1874 zu Paris (Passy); die Leiche wurde in der Familiengruft zu Ezreux beigesetzt. Nach seinem Tode erschien eine Sammlung seiner Schriften als «Oeuvres diverses» (12 Bde., Par. 1876—77). Vgl. Piedagnel, «Jules J. 1804—74» (Par. 1874; 2. Aufl. 1877).

Janina, s. Jannina.

Janisch (Antonie), Schauspielerin, geb. 1850 zu Wien, debütierte, von dem Ehepaar Gabillon ausgebildet, 1867 im Burgtheater daselbst und kam darauf an das Wallnertheater in Berlin, wo Frau Peroni-Glaßbrenner ihre Ausbildung fortsetzte. Seit 1869 wirkte sie am Thaliatheater in Hamburg, seit 1872 am Burgtheater in Wien. Im folgenden Jahre vermählte sie sich mit dem Grafen Ludwig Arco-Walley und lebte bis 1875 der Bühne fern, kehrte aber dann zum Burgtheater zurück. Sie wirkt mit Erfolg sowohl im naiven, wie sentimentalen und tragischen Fach, auch in Konversationsrollen.

Janitor (lat.), Thürhüter, Pförtner.

Janitscharen nennt man die türk. Miliz, welche 1329 von dem osman. Sultan Orkhan aus jungen, zum Übertritt zum Islam gezwungenen christl. Gefangenen errichtet, aber erst von Sultan Murad I. um 1360 vollständig organisiert, mit verschiedenen Vorrechten ausgestattet und bis auf die Zahl von 12000 Mann gebracht worden ist. Murad verordnete, daß sich die Truppe aus gefangenen Christen rekrutieren sollte, von denen jeder fünfte Mann für sie bestimmt war, und ließ sie von dem Derwisch Hadschi Bektasch einsegnen. Dieser verlieh dem Korps auch den Namen Jenitscheri, d. i. neue Krieger, und gab durch Auflegen des Ärmels seines weißen Filzrocks auf das Haupt eines der Befehlshaber Veranlassung, daß dasselbe mit hohen weißen Filzmützen (Börk), von denen eine Art Ärmel (Ketsche) herabhing, ausgestattet wurde. Die Zahl der J. nahm bald sehr zu, weil man regelmäßig auch den zehnten Teil aller Christenkinder der europ. Türkei dazu nahm, die durch besondere Erziehung im Adschem Oglan (d. h. unerfahrene Knaben) zum Eintritt in das Korps vorbereitet wurden. Die Vorrechte, deren sich die J. erfreuten, veranlaßten auch viele junge Türken in das Korps einzutreten. Darum nahm man späterhin keine Kriegsgefangenen mehr dazu, und gegen Ende des 17. Jahrh. hörte auch der Zehnte der Christenkinder auf. Überdies gab man einer Menge Moslems aller Klassen, ja selbst Christen die Erlaubnis, sich gegen Erlegung von Geld in die Musterrolle (Essan) des Korps einschreiben zu lassen, wofür sie zwar keinen Sold, aber mancherlei sonstigen Vorteil, z. B. Steuerfreiheit, erblich erhielten, ansässig sein und bürgerliche Gewerbe betreiben durften und nur im Falle des Kriegs zu Kriegsdiensten verpflichtet waren. So gab es zwei Arten von J., die regelmäßig organisierten, die in Kasernen in Konstantinopel und einigen andern Städten untergebracht waren, und deren Anzahl unter Sultan Soliman 40000, in ihrer Blütezeit wohl 100000, zuletzt aber wohl nur 25000 betragen hat, und die unregelmäßigen, Jamaks genannt, die durch alle Städte des Reichs in einer Anzahl von gegen 400000 zerstreut lebten. Jene waren in Ortas, d. i. Horden, von denen jede ihre besondere Oda, d. i. Kaserne, hatte, eingeteilt, deren Zahl von 80 später bis auf 196 stieg, und die sowohl in Bezug auf Vorrechte wie auf Mannschaft und Abzeichen u. s. w. sich mannigfaltig unterschieden. Nr. 11 hatte den ersten Rang, zur 61. Orta gehörte der Sultan, die 65. war von Murad II. aufgelöst worden, weil ein Glied derselben bei der Entthronung Hand an Osman II. gelegt hatte; die 1. bis 62. Orta wurden unter dem Namen Buluk zusammengefaßt und bildeten die Besatzung der Hauptstadt und einiger Grenzplätze.

An der Spitze sämtlicher Ortas stand der Aga, welchem der Kiaja-Beg oder Unterbefehlshaber zugeteilt war. Die Macht des Aga war fast unbegrenzt und fand nur in der Furcht vor einem Aufstande eine Schranke; er hatte Gewalt über Leben und Tod, und alle Beförderungen hingen von ihm ab. Die J. waren gut bewaffnet und das bestausgebildete Fußvolk Europas; sie wurden gut verpflegt und reichlich besoldet. In Friedenszeiten verrichteten sie Polizeidienst und waren nur mit einem langen Stabe versehen; im Kriege aber führten sie eine lange schwere Flinte, einen kurzen Säbel, ein Messer und ein Pistol im Gürtel. Sie dienten nur zu Fuße und bildeten die Kerntruppe des türk. Heers. Aus den J. wurden auch die Leibwachen des Sultans ergänzt. Mehrere Ortas waren für die wichtigsten Festungen oder die Flotte bestimmt. Anfänglich standen die J. unter strenger Mannszucht. Als aber die osman. Herrscher zu Serailsfürsten herabsanken, wurden die J. zuchtlos, faul, unkriegerisch, und polit. unzuverlässig. Ihre Geschichte verzeichnet neben glänzenden Kriegsthaten eine Menge Empörungen, Ermordungen von Sultanen, Vezieren, Agas ꝛc. und zügellose Greuel aller Art. Mehrere Sultane versuchten vergeblich unter den J. die alte Ordnung wiederherzustellen, wobei es mehrfach zu schrecklichen Serailsrevolutionen kam. Erst dem Sultan Mahmud II. gelang es, sie zu vernichten. Die J. zu Konstantinopel hatten sich nämlich im Mai 1826 zu der Errichtung der neuen Miliz (Nizam-dschedid) bereit erklärt, dann aber 15. Juni dagegen empört und die Köpfe der vornehmsten Staatsbeamten verlangt. Allein der damalige Aga Hussein-Aga schlug die Empörer mit Hilfe der dem Sultan treu gebliebenen Topdschi (Kanoniere), Kumbaradschi (Bombardiere) und Bostandschi (Wächter der großherrlichen Gärten), die durch die Entfaltung der Fahne des Propheten und den vom Mufti und den Ulemas über die J. ausgesprochenen Bann fanatisiert waren, auf dem Platze Etmeidan zurück und ließ ihre Kasernen beschießen und verbrennen. Am 17. Juni wurde das Janitscharenkorps für immer abgeschafft und der Name J. mit einem Fluche belegt. Ein besonderer Gerichtshof urteilte die Schuldigen ab, und jeder Versuch der J., sich wieder zu erheben, wurde in Blut erstickt, sodaß die Zahl der Hingerichteten im Sept. 1826 sich auf 15000 und die der Verbannten auf mehr als 20000 belief. Die amtliche Darstellung der Janitscharenauflösung (Konstant. 1828; franz. von Caussin de Perceval, Par. 1833) hat der Historiograph Es-Seid-Mohammed-Essad beschrieben.

Janitscharenmusik oder **türkische Musik**, eigentlich die wildlärmende Militärmusik der Türken, nennt man überhaupt jede Musik, bei der die melodieführenden Blasinstrumente von einer Menge Lärminstrumenten zur Hervorhebung des Rhythmus begleitet oder vielmehr übertäubt werden. Die hauptsächlichsten dieser Lärminstrumente sind die große und kleine Trommel, die Becken, der mit Schellen behangene halbe Mond, der Tamtam, der

nur von dem letztern sind ein paar Stücken nachweisbar, eins im Besitz des Großherzogs von Baden, eins im Grünen Gewölbe in Dresden. Bekannter ist Christoph J., wahrscheinlich ein Sohn Wenzels und ebenfalls ein Goldschmied, der zu Nürnberg lebte, geb. 1563, gest. 1618. Von ihm gibt es ein «Groteskenbuch», mit einer Anzahl sehr bizarrer aus Krebsen, Muscheln, Insekten u. s. w. gebildeter Ornamentstiche. In der Schatzkammer zu Wien existiert von ihm eine große vergoldete Silberschale mit seinem Namen und der Jahreszahl 1604. Auf ihr ist in einer Reihe getriebener Figuren in Hochrelief der Triumph Amors dargestellt, eine etwas barocke, aber treffliche Arbeit.

Jampol, Kreisstadt im russ. Gouvernement Podolien, unter 48° 14′ nördl. Br. und 28° 15′ östl. L. von Greenwich, am linken Ufer des Dnjestr, mit (1882) 4305 E., ist ein Stapelplatz für Getreide, Flachs und Holz, welche Gegenstände auf dem Dnjestr abwärts geführt werden. [(s. d.).

Jamrud, Fort am Ausgang des Khaiberpasses

Jamschtschik heißt in Rußland der Postillon.

Jämtland, soviel wie Jemtland.

Jamunderſee, Strandsee im preuß. Regierungsbezirk Köslin, 24 qkm groß, durch eine schmale Öffnung mit der Ostsee verbunden.

Jan (niederl.), Johann.

Janauſchek (Fanny, eigentlich Franziska Magdalena Romance), namhafte Schauspielerin, geb. zu Prag 20. Juli 1830, wurde vom Kapellmeister Stegmayer im Gesang, von Baudius in der Deklamation unterrichtet; doch wandte sie sich später dem recitierenden Drama zu. Nachdem sie zuerst in Prag aufgetreten war, spielte sie seit 1845 an kleinern Bühnen, kam 1847 nach Köln und 1848 nach Frankfurt a. M., wo sie bis 1860 blieb. Im Nov. 1861 wurde sie Mitglied des dresdener Hoftheaters, schied jedoch 1863 aus diesem Verband und begab sich nach Nordamerika, wo sie seit 1867 mit außerordentlichem Erfolge auftrat. Daselbst erwarb sie sich auch in der engl. Sprache eine solche Fertigkeit, daß sie mit großem Beifall in dieser Sprache tragische Frauencharaktere spielte. Ihre wesentliche Bedeutung besteht in der Darstellung hochtragischer Rollen (Klärchen, Gretchen, Desdemona, Julia u. s. w.); sie erinnert in Bezug auf Adel und Plastik der Haltung und Bewegungen, sowie auf hinreißende Gewalt des Spiels vielfach an die franz. Tragödin Rachel.

Janbo oder Yambô, von der Lage am Meere auch Janbo-el-Bahr genannt, bei den Alten Jambia, Seestadt der türk.-arab. Provinz Hedschâz und Hafenplatz von Medina, von welchem sie fast 200 km westlich entfernt ist, liegt am Rande einer dürren Ebene zwischen kahlen Bergen und dem Roten Meere und besteht aus einer langen Reihe weit auseinanderliegender, blendendweißer, aus Kalk- und Korallengestein erbauter Häuser. Im Nordwesten liegt die sehr tief ins Land eindringende, vom Stadthafen völlig getrennte Bucht Scherm-Janbo mit bequemer Einfahrt und gutem Ankergrunde, geräumig genug, eine ganze Flotte aufzunehmen. Die Einwohner von J., auf 5—7000 geschätzt, treiben hauptsächlich Handel, der durch direkte Dampfbootverbindung mit Suez und Dschidda (nach Medina) vermittelt wird. Auch wird der Ort durch den Zug der Pilgerkarawane belebt, auf deren von Kairo nach Mekka führenden Landstraße J. das dritte Viertel bezeichnet und als «Thor der heiligen Stadt» gilt. Die Einfuhr und der Transporthandel sind bedeutend. Auf der Straße nach Medina, das von Kamelen in vier Tagen erreicht wird, liegt 30 km entfernt die Mutterstadt des Hafenorts, Janbo-el-Nakh (die Palmenstadt), wo die Wohlhabenden unter Dattelpflanzungen ihre Landhäuser haben.

Jane (engl.), Johanna.

Janesville, Stadt im nordamerik. Staate Wisconsin (s. d.).

Janet, franz. Maler, s. Clouet.

Janet (Paul), franz. Philosoph, geb. zu Paris 30. April 1823, besuchte die Normalschule, war 1845—48 Lehrer am Gymnasium zu Bourges, dann Professor der Philosophie an der Fakultät zu Straßburg (bis 1857), hierauf Professor der Logik am Lyceum Louis-le-Grand (bis 1864), und wirkt seitdem an der Sorbonne in Paris. Er ist Mitglied der Akademie der moralischen und polit. Wissenschaften (1864) und einer der geistvollsten und gründlichsten Philosophen in Frankreich. J. schrieb: «La famille» (1855), «Histoire de la philosophie morale et politique» (1858), «Le philosophie du bonheur» (1862), «Le matérialisme contemporain en Allemagne» (1864), «Le cerveau et la pensée» (1866), «Les problèmes du XIXe siècle» (1872), «Philosophie de la Révolution française» (1875), «Les causes finales» (1876), «La philosophie française contemporaine» (1879), «Les origines du socialisme contemporain» (1883) ꝛc.

Jangtſekiang, s. Yang-tse-kiang.

Janhagel (auch Hanshagel), soviel wie Pöbel. Jan (Hans) bedeutet hier soviel wie Narr, Hagel soviel wie hergelaufenes Volk, Gesindel.

Janiculum, s. unter Janus.

Janin (Jules Gabriel), berühmter franz. Kritiker und Romandichter, geb. 16. Febr. 1804 zu St-Etienne, begann seine Schulbildung in seiner Geburtsstadt und vollendete dieselbe in Paris, wo er sich durch Privatunterricht die Existenzmittel erwarb und Beiträge für Theaterzeitungen lieferte. Sein erster zweibändiger Roman «L'âne mort et la femme guillotinée» erschien 1829; ihm folgten «La confession» (1830), ein polit.-religiöser Roman, und «Barnave» (1831), ein Tendenzroman gegen die Orléans. Trotzdem kam der Verfasser bei dem König Ludwig Philipp wieder in Gnade und wurde 1836 dramatischer Feuilletonist des «Journal des Débats», wo er ein eigenes kritisches Genre schuf, nämlich die Kritik, die ihren Gegenstand beiseite setzt, indem sie in munterm, witzigem, pikantem Geplauder alles Mögliche nur oberflächlich berührt. Diese Schreibart fand großen Anklang. Jedes Feuilleton von J. war ein Ereignis. Die von ihm aufgebrachte Benennung «Kritikerfürst» (prince des critiques) wurde auf ihn selbst angewandt. Unter dem Titel «Histoire de la littérature dramatique» (6 Bde., Par. 1857) sammelte er aus seinen in den «Débats» geschriebenen Artikeln eine Auswahl. Außerdem veröffentlichte er noch im Roman- und Novellenfach: «Le chemin de traverse» (2 Bde., 1836), «La religieuse de Toulouse» (2 Bde., 1850), «La fin d'un monde et du neveu de Rameau» (1864); im Genre der Reisebilder und malerischen Länderbeschreibungen: «Voyage en Italie» (1839), «La Normandie historique, pittoresque et monumentale» (1842—43, mit Kupfern) und «La Bretagne historique» (1844). Ferner erschienen: «Béranger et son temps» (1866), «Paris et Versailles il y a cent ans» (Par. 1874)

und «Contes et nouvelles» (Bd. 1, Par. 1876). Nachdem J. 1870 in die Académie française aufgenommen war, starb er 20. Juni 1874 zu Paris (Passy); die Leiche wurde in der Familiengruft zu Evreux beigesetzt. Nach seinem Tode erschien eine Sammlung seiner Schriften als «Oeuvres diverses» (12 Bde., Par. 1876—77). Vgl. Piedagnel, «Jules J. 1804—74» (Par. 1874; 2. Aufl. 1877).

Janina, s. Jannina.

Janisch (Antonie), Schauspielerin, geb. 1850 zu Wien, debütierte, von dem Ehepaar Gabillon ausgebildet, 1867 im Burgtheater daselbst und kam darauf an das Wallnertheater in Berlin, wo Frau Peroni-Glaßbrenner ihre Ausbildung fortsetzte. Seit 1869 wirkte sie am Thaliatheater in Hamburg, seit 1872 am Burgtheater in Wien. Im folgenden Jahre vermählte sie sich mit dem Grafen Ludwig Arco-Walley und lebte bis 1875 der Bühne fern, kehrte aber dann zum Burgtheater zurück. Sie wirkt mit Erfolg sowohl im naiven, wie sentimentalen und tragischen Fach, auch in Konversationsrollen.

Janitor (lat.), Thürhüter, Pförtner.

Janitscharen nennt man die türk. Miliz, welche 1329 von dem osman. Sultan Orkhan aus jungen, zum Übertritt zum Islam gezwungenen christl. Gefangenen errichtet, aber erst von Sultan Murad I. um 1360 vollständig organisiert, mit verschiedenen Vorrechten ausgestattet und bis auf die Zahl von 12000 Mann gebracht worden ist. Murad verordnete, daß sich die Truppe aus gefangenen Christen rekrutieren sollte, von denen jeder fünfte Mann für sie bestimmt war, und ließ sie von dem Derwisch Hadschi Bektasch einsegnen. Dieser verlieh dem Korps auch den Namen Jenitscheri, d. i. neue Krieger, und gab durch Auflegen des Ärmels seines weißen Filzrocks auf das Haupt eines der Befehlshaber Veranlassung, daß dasselbe mit hohen weißen Filzmützen (Börk), von denen eine Art Ärmel (Ketsche) herabhing, ausgestattet wurde. Die Zahl der J. nahm bald sehr zu, weil man regelmäßig auch den zehnten Teil aller Christenkinder der europ. Türkei dazu nahm, die durch besondere Erziehung im Adschem Oglan (d. h. unerfahrene Knaben) zum Eintritt in das Korps vorbereitet wurden. Die Vorrechte, deren sich die J. erfreuten, veranlaßten auch viele junge Türken in das Korps einzutreten. Darum nahm man späterhin keine Kriegsgefangenen mehr dazu, und gegen Ende des 17. Jahrh. hörte auch der Zehnte der Christenkinder auf. Überdies gab man einer Menge Moslems aller Klassen, ja selbst Christen die Erlaubnis, sich gegen Erlegung von Geld in die Musterrolle (Essan) des Korps einschreiben zu lassen, wofür sie zwar keinen Sold, aber mancherlei sonstigen Vorteil, z. B. Steuerfreiheit, erblich erhielten, ansässig sein und bürgerliche Gewerbe betreiben durften und nur im Falle des Kriegs zu Kriegsdiensten verpflichtet waren. So gab es zwei Arten von J., die regelmäßig organisierten, die in Kasernen in Konstantinopel und einigen andern Städten untergebracht waren, und deren Anzahl unter Sultan Soliman 40000, in ihrer Blütezeit wohl 100000, zuletzt aber wohl nur 25000 betragen hat, und die unregelmäßigen, Jamaks genannt, die durch alle Städte des Reichs in einer Anzahl von gegen 400000 zerstreut lebten. Jene waren in Ortas, d. i. Horden, von denen jede ihre besondere Oda, d. i. Kaserne, hatte, eingeteilt, deren Zahl von 80 später bis auf 196 stieg, und die sowohl in Bezug auf Vorrechte wie auf Mannschaft und Abzeichen u. s. w. sich mannigfaltig unterschieden. Nr. 11 hatte den ersten Rang, zur 61. Orta gehörte der Sultan, die 65. war von Murad II. aufgelöst worden, weil ein Glied derselben bei der Entthronung Hand an Osman II. gelegt hatte; die 1. bis 62. Orta wurden unter dem Namen Buluk zusammengefaßt und bildeten die Besatzung der Hauptstadt und einiger Grenzplätze.

An der Spitze sämtlicher Ortas stand der Aga, welchem der Kiaja-Beg oder Unterbefehlshaber zugeteilt war. Die Macht des Aga war fast unbegrenzt und fand nur in der Furcht vor einem Aufstande eine Schranke; er hatte Gewalt über Leben und Tod, und alle Beförderungen hingen von ihm ab. Die J. waren gut bewaffnet und das bestausgebildete Fußvolk Europas; sie wurden gut verpflegt und reichlich besoldet. In Friedenszeiten verrichteten sie Polizeidienst und waren nur mit einem langen Stabe versehen; im Kriege aber führten sie eine lange schwere Flinte, einen kurzen Säbel, ein Messer und ein Pistol im Gürtel. Sie dienten nur zu Fuße und bildeten die Kerntruppe des türk. Heers. Aus den J. wurden auch die Leibwachen des Sultans ergänzt. Mehrere Ortas waren für die wichtigsten Festungen oder die Flotte bestimmt. Anfänglich standen die J. unter strenger Mannszucht. Als aber die osman. Herrscher zu Serailsfürsten herabsanken, wurden die J. zuchtlos, faul, unkriegerisch, und polit. unzuverlässig. Ihre Geschichte verzeichnet neben glänzenden Kriegsthaten eine Menge Empörungen, Ermordungen von Sultanen, Vezieren, Agas ꝛc. und zügellose Greuel aller Art. Mehrere Sultane versuchten vergeblich unter den J. die alte Ordnung wiederherzustellen, wobei es mehrfach zu schrecklichen Serailsrevolutionen kam. Erst dem Sultan Mahmud II. gelang es, sie zu vernichten. Die J. zu Konstantinopel hatten sich nämlich im Mai 1826 zu der Errichtung der neuen Miliz (Nizam-dschedid) bereit erklärt, dann aber 15. Juni dagegen empört und die Köpfe der vornehmsten Staatsbeamten verlangt. Allein der damalige Aga Hussein-Aga schlug die Empörer mit Hilfe der dem Sultan treu gebliebenen Topdschi (Kanoniere), Kumbaradschi (Bombardiere) und Bostandschi (Wächter der großherrlichen Gärten), die durch die Entfaltung der Fahne des Propheten und den vom Mufti und den Ulemas über die J. ausgesprochenen Bann fanatisiert waren, auf dem Platze Etmeidan zurück und ließ ihre Kasernen beschießen und verbrennen. Am 17. Juni wurde das Janitscharenkorps für immer abgeschafft und der Name J. mit einem Fluche belegt. Ein besonderer Gerichtshof urteilte die Schuldigen ab, und jeder Versuch der J., sich wieder zu erheben, wurde in Blut erstickt, sodaß die Zahl der Hingerichteten im Sept. 1826 sich auf 15000 und die der Verbannten auf mehr als 20000 belief. Die amtliche Darstellung der Janitscharenauflösung (Konstant. 1828; franz. von Caussin de Perceval, Par. 1833) hat der Historiograph Es-Seid-Mohammed-Essad beschrieben.

Janitscharenmusik oder türkische Musik, eigentlich die wildlärmende Militärmusik der Türken, nennt man überhaupt jede Musik, bei der die melodieführenden Blasinstrumente von einer Menge Lärminstrumenten zur Hervorhebung des Rhythmus begleitet oder vielmehr übertäubt werden. Die hauptsächlichsten dieser Lärminstrumente sind die große und kleine Trommel, die Becken, der mit Schellen behangene halbe Mond, der Tamtam, der

Triangel u. s. w., welche die Türken keineswegs erfunden, sondern nach asiat. Weise nur zusammengestellt haben. Schon das Altertum war reich an solchen lärmenden Rhythmusschlägern. In Europa finden diese Schallwerkzeuge vorzugsweise nur in der Militärmusik Anwendung; in Italien darf aber ein solcher Chor von Lärminstrumenten (Banda) auch in den Orchestern nicht fehlen.

Janitza oder Jenidsche-i-Vardar (Tauriana), Stadt im türk. Vilajet Salonichi, 50 km im WNW. von Salonichi, auf einer Anhöhe unweit nördlich des Bitterwassersees von J., 25 km westlich vom Vardar, mit etwa 1500 E., welche Tabak bauen. Im Dez. findet hier drei Wochen lang eine bedeutende Messe statt. Bei dem nahe gelegenen Dorfe Allah Kilissin stehen die Ruinen von Pella, der Residenz Philipps II. und des Geburtsortes Alexanders des Großen.

Janjakobschriften, Taufgesinnte (s. d.).

Jankau (Jankowitz), Dorf in Böhmen, Bezirkshauptmannschaft Selčan, Gerichtsbezirk Wotitz, 52 km im SSO. von Prag, namhaft durch die Schlacht am 6. März 1645, in welcher die Schweden unter Torstenson die Kaiserlichen unter Hatzfeld vollständig schlugen.

Jan Mayen, eine gewöhnlich zu Dänemark gerechnete Insel im Nördlichen Eismeer, etwa 350 km im NNO. von Island, zwischen 70° 49′ und 71° 9′ nördl. Br., und zwischen 7° 53′ und 9° 5′ westl. L. (von Greenwich), besteht aus zwei, durch einen 3 km breiten niedrigen Isthmus verbundenen Gebirgsstücken. Im nördl. Stücke erhebt sich der 1943 m hohe erloschene Vulkan Beerenberg, welcher nach O. hin steil zum Meere abfällt und mit 300 m hohen Wänden endet. Einige seiner Gletscher reichen bis zum Meere hinab. Die Insel ist unbewohnt, nur die Seehundfänger von Schottland und Kristiania besuchen sie, und auf dem Isthmus ist seit 1882 die meteorologische Station Wilczek eingerichtet. Die Insel ist wahrscheinlich schon 1607 von Henry Hudson gesehen worden; 1611 fand Jan Mayen dieselbe wieder auf.

Jänner, namentlich in Österreich gebräuchliche Form für Januar.

Jaennicke (Joh. Friedr.), Keramiker, geb. 7. Jan. 1831 zu Frankfurt a. M., war erst Kaufmann, trat dann in den Eisenbahndienst, in dem er noch als Kontrollvorsteher an der Hessischen Ludwigsbahn in Mainz thätig ist. Daneben widmete sich J. natur- und kunstwissenschaftlichen sowie kunstgewerblichen Studien. Außer mehrern entomolog. Arbeiten veröffentlichte er namentlich: «Handbuch der Aquarellmalerei» (Stuttg. 1875; 2. Aufl. 1877), «Handbuch der Ölmalerei» (Stuttg. 1878), «Grundriß der Keramik» (18 Lfgn., Stuttg. 1878—79), sein Hauptwerk, und als Ergänzung dazu eine «Übersicht der gesamten keramischen Litteratur» (Stuttg. 1882). Unter dem Pseudonym Friedrich Montanus erschien von J. auch ein Touristenführer «Der Odenwald».

Jannina, Janina oder Joánnina, Hauptstadt des südwestlichsten Vilajets der europ. Türkei, liegt in der Gegend des alten Orakelortes Dodona im Innern des Landes, in einem bergumkränzten Längenthale, dem bis 500 m hohen Plateau von J., an der Westseite des wegen seines Torfgrundes schwärzlichen Sees von Jannina, ist Sitz des türk. Generalgouverneurs und zählt 26000 E., darunter 15000 Griechen (mit Einschluß der Fremden), 8500 Türken und 2500 Juden. Von dem unter Ali Pascha vorhandenen Glanz und europ. Gepräge der Stadt ist nichts mehr vorhanden. Der frühere Kulia oder das Demir-Kule, d. h. Eisenschloß, ein fünf Stock hohes Fort nebst darübergelegenem Palast, ist jetzt eine Ruine. Der Pascha bewohnt die von Trümmern und einem Graben umgebene sog. Festung, ein auf einer felsigen Landzunge erbautes Fort, das sich in traurigem Zustande befindet. Der Festung gegenüber liegen auf einer Insel ein kleines Dorf, mehrere Klöster und die Reste des Sommerpalastes, in welchem Ali Pascha sein Ende fand. J. besitzt 7 Kirchen, 18 Moscheen, 2 Synagogen, griech. Kollegium, Bibliothek und Hospital. Die betriebsamen Griechen haben den Ort zu einer bedeutenden Gewerb- und Handelsstadt gemacht. Im Norden des Sees von J. liegt Sagori oder Zagore, der Hauptort der Sagorzen, eines kleinen Freistaats von 44 Dörfern und etwa 25000 E., mit einer durch einen Ferman vom 3. Juni 1850 von der türk. Regierung anerkannten Verfassung. Die Stadt J. kommt zuerst im 9. Jahrh. als dem Byzantinischen Reiche unterworfen vor. Seit dem 11. Jahrh. war sie abwechselnd in den Händen der Normannen, Byzantiner, Catalanen und Serbier. Dann wurde sie von eigenen Despoten regiert, die bald von Konstantinopel, bald von den Grafen von Cephalonia abhingen, bis es sich 1431 den Türken unterwarf. Im 18. und im Anfange des 19. Jahrh. war J. ein Hauptsitz neugriech. Geistesbildung. Bei dem Bombardement durch Ali Pascha 1820 litt die Stadt ungemein.

Janocki (Joh. Daniel), erster poln. Bibliograph, geb. 1720 in Birnbaum (im Posenschen), gest. 29. Sept. 1786 in Bomst, hieß eigentlich Jenisch und stammt aus einer deutschen Familie, trat aber dann zum Katholizismus über und änderte seinen Namen. Er war Bibliothekar der großen Bibliothek Andreas Zaluskis in Warschau. Von seinen zahlreichen Werken ist das hauptsächlichste: «Janociana» (2 Bde., Warschau 1776—79; Bd. 3, von Linde, Warschau 1819), mit vielen Nachrichten über alte poln. Schriftsteller.

Janow, Stadt im russ. Gouvernement Lublin in Polen, an einem kleinen Nebenfluß des San, ungefähr 12 km von der galiz. Grenze, zählt (1882) 6415 E., und hat Metallwarenfabriken.

Janowitz, Stadt in der preuß. Provinz Posen, Regierungsbezirk Bromberg, Kreis Wongrowitz, an der Welna, 6 km nördlich von Lopienno, mit (1880) 795 E.

Janowitz (Janovice), Stadt in Böhmen, Bezirkshauptmannschaft und Gerichtsbezirk Klattau, an der Angel und an der Linie Pilsen-Eisenstein der Pilsen-Prieser Bahn, zählt (1880) 1192 E. slaw. Zunge, die durchweg vom Ackerbau leben. Die alte Feste, der Stammsitz der Herren von J., zeigt nur noch wenige Reste.

Janowitz, Dorf im Bezirke Römerstadt im nördl. Teile von Mähren, mit 578 E. deutscher Zunge (1880), ist Hauptsitz der gräfl. Harrachschen Eisen- und Leinenindustrie.

Jansen (Cornelis), gewöhnlich in latinisierter Form Janſenius, berühmter niederländ. Theolog, von dem die Sekte der Jansenisten (s. d.) den Namen führt, geb. 28. Okt. 1585 zu Acquoi bei Leerdam, studierte zu Löwen, Paris und Bayonne, wo er sich hauptsächlich mit dem Studium der Schriften Augustins beschäftigte. Sodann ging er

gen, welche ebenfalls J. genannt wurden, s man die in Häuser führenden Thüren mit abgeleiteten Worte ianuae bezeichnete. Die ogen waren wenigstens ursprünglich gegen nd Westen gewandt, weil J. die Thore des s am Morgen und am Abend öffnet und . Am berühmtesten ist der J. (J. Geminus, us) am Forum mit zwei Thoren, welche eginn eines Kriegs geöffnet, nach Beendi- dweden Kriegszustandes, was in Rom frei- erst selten, der Sage nach in der Königs- der republikanischen Zeit je nur einmal , geschlossen wurden. Bildlich wurde J. lichem Sinne mit zwei Gesichtern dargestellt, Gott, der zugleich nach Sonnenauf- und ang, nach vorn und hinten blickend alles mal überschaut und so jeden Wechsel und neue Beginnen übersieht und beherrscht. Nach hatten die Statuen des J. einen Stab er) und einen Schlüssel in den Händen, Minus und andern gab man den Fingern Bildsäulen desselben die Stellung, daß die chten Hand die röm. Zahl für 300, die der die für 65 bildeten. Nach der Sage herrschte der Urzeit als König. Sein Wohnsitz war ach ihm benannte Janiculum auf dem n Tiberufer. Unter seiner Regierung landete Saturn. Deshalb, glaubte man, zeigten die n röm. Asse auf der Vorderseite ein Janus-, auf der Rückseite ein Schiff. Saturn lehrte n Ackerbau und viele nützliche Erfindungen. essen Regierung knüpften die Sagen von dem nen Zeitalter des menschlichen Geschlechts an.

nus Pannonius, der bedeutendste ungar. nist des 15. Jahrh., geb. 29. Aug. 1434 zu icze in Slawonien, daher gewöhnlich Johan- von Czezmicze (früher fälschlich: Cesinge) ge- t, studierte in Ferrara und Padua und wurde Koadjutor seines Oheims, des Bischofs Vitáz Großwardein. König Matthias ernannte ihn zum Bischof von Fünfkirchen. Nachdem er den Feldzug gegen die Türken mitgemacht, ließ 1471 in die Verschwörung ein, welche sein n, nunmehr Primas von Ungarn, gegen König hias angezettelt hatte. Nach dem Fehlschlagen s Unternehmens flüchtete J. nach Kroatien, in Bärenburg, Ende 1472, starb. Eine voll- ige Ausgabe seiner Werke erschien in zwei en (Utrecht 1784; mit zahlreichen Nachträgen gen Abels «Analecta», Budapest 1880). Außer Übersetzungen aus dem Griechischen und meh- eigenen Reden, sind besonders seine in formeller hung vollendeten Gedichte von Bedeutung.

nvier de la Motte (Eugène), franz. Staats- n, geb. 27. März 1823 zu Angers, wurde 1850 präfekt in St.-Etienne, 1852 Präfekt im rt. Lozère, 1856 im Depart. Eure, 1869 im De- Morbihan, 1870 aber zur Disposition gestellt. Ausbruch des Deutsch-Französischen Kriegs sich in die Schweiz zurück, wurde aber 1871 Veranlassung des Präsidenten Thiers verhaftet, n verschwenderischer Verwaltung angeklagt zum Ersatz einer Summe von 110832 Frs. teilt, deren Verwendung während seiner Ver- ng von ihm nicht gerechtfertigt werden konnte. ündete hierauf 1874 zu Angers ein bonapar- hes Journal: «Le Courrier d'Angers» und e 1876 zu Bernay in die Deputiertenkammer hlt. Er starb 27. Febr. 1884 zu Paris.

Japan, in der Landessprache Nipon oder, zum Unterschied von der gleichnamigen Insel, O Daï Nipon (d. h. das große Nipon) genannt, ein großes und höchst merkwürdiges Inselreich im Osten von Asien, breitet sich von 25° 50′ bis 47° nördl. Br. und 123° 23′ bis 152° 40′ östl. L. von Greenwich aus. Es besteht aus den vier Hauptinseln Nipon, Kiusiu, Sikok'f und Jesso oder O Sima Jesso und einer großen Menge kleinerer und ganz kleiner Inseln. Die Gesamtzahl aller Inseln wird von den Japanern selbst auf 3850 berechnet. Die Nordgrenze des Reichs bildet seit dem Vertrage mit Rußland vom 7. Mai 1875 die Kurilische Straße zwischen dem Kap Lopatka auf Kamtschatka und der Insel Schumschu; im O. und S. wird es von dem Stillen Ocean, im W. von der Japanischen See und dem Meer von Ochotsk bespült. Der Flächeninhalt sämtlicher Inseln beträgt 382447 qkm, von denen 224731 auf die Insel Nipon, 38735 auf Kiusiu, 18222 auf Sikok'f, 93252 auf Jesso und die Kurilen und 4828 auf die Liu-Kiu kommen.

Nicht ganz die Hälfte des Gesamtareals ist Kulturland; die andere wird von den unfruchtbaren Gebirgszügen im Innern der größern Inseln, dem bisjetzt noch niemals für Ackerbau benutzten Innern von Jesso und den Kurilen, sowie den vielen kleinern, zum Teil aus nackten Felsmassen bestehenden Inseln eingenommen. Alle größern japan. Inseln sind Gebirgsländer und werden meistens parallel mit ihrer Längsachse von hauptsächlich aus Syenit, Granit, Glimmerschiefer und Gneis bestehenden, 12—1500 m hohen Bergketten durchzogen. Stellenweise werden dieselben durch größere Massengesteine, wie Trachyt, Dolerit, Basalt und Augitporphyr, unterbrochen, deren Auftreten die Nähe von Vulkanen anzeigt. Von diesen sind zu erwähnen: auf den Kurilen der Vulkan auf der Insel Alaid, westlich von der Insel Paramuschir, südlich von der Kurilischen Straße, dessen Höhe auf 3000—3500 m geschätzt wird; der Pik Sarytschew auf Matana, und die noch thätigen Vulkane auf den andern Kurilen Urup, Jetorup und Kunaschir; auf Jesso eine Anzahl teils ausgebrannter, teils noch thätiger Vulkane und unter ihnen der hohe Manje in der Mitte der Insel; auf Nipon der 4231 m hohe Fusi, japanisch Fusi no Jama, der Asama-Jama, der Siro-Jama und der Jaka-Jama; auf Kiusiu der 1253 m hohe Wunzen, japanisch Wunzen no Take, der Asono-Jama, der Mi-Take und der Kiri-Sema. Die meisten von ihnen sind noch jetzt thätig. Auch auf den Liu-Kiu, auf einigen kleinern Inseln in der Nähe von Nipon und Kiusiu gibt es teils noch thätige, teils erloschene Vulkane. Die japan. Vulkane bilden eins der Hauptglieder der langen Kette von Feuerbergen, welche sich durch sie von Hinterindien über die Sunda-Inseln, Molukken und Philippinen bis nach Kamtschatka und den Aleuten hinzieht. Erdbeben, oft sehr verwüstender Art, kommen in J. sehr häufig vor. Zu erwähnen ist auch die merkwürdige, an die sog. Fjordbildung erinnernde Gestaltung der meist ziemlich steilen Küsten von Kiusiu, Sikok'f und der südlichern Hälfte von Nipon. Die vielen, mehr oder weniger geräumigen, häufig durch vorliegende Inseln und Klippen gegen alle Winde geschützten Baien, Buchten und Ankerplätze sind für die inländische Schiffahrt längs der Küste wichtig. Die Zahl der Flüsse ist auf allen größern japan. Inseln

eine sehr große, aber sie sind zu untief, zu reißend und von zu sehr wechselndem Wasserstand, als daß die Schiffahrt Nutzen von ihnen ziehen könnte. Eine Ausnahme hiervon macht eigentlich nur der gegenwärtig sogar vielfach von Dampfschiffen befahrene Fluß Jodo (japan. Jodo-Gawa) auf Nipon. Bei der sehr beträchtlichen geogr. Breitenausdehnung des japan. Archipels zeigen die klimatischen Verhältnisse der einzelnen größern Inseln eine große Verschiedenheit. (Hierzu Karte: China, Korea und Japan, Bd. IV, S. 275.)

Die Nähe des asiat. Kontinents macht sich in dem schroffen Gegensatz der mittlern Temperatur des Sommers zu der des Winters geltend. Die mittlere Temperatur des Sommers ist in Nagasaki + 27,7, die des Winters aber + 8,4. In den Monaten Juli und August steigt das Thermometer oft auf 36 bis 37° C., während daselbst im Winter Schnee und Eis gar nicht selten sind. Das Klima im nördl. Teil von Nipon und auf Jesso ist rauh und die Winter daselbst zeichnen sich durch die Menge des Schnees aus. In den Wintermonaten wehen häufig anhaltende Stürme aus Osten und Nordosten, während vom August bis zum Oktober Cyklone oder Drehstürme von furchtbar zerstörender Kraft in den südlichern Teilen des Reichs häufig sind.

Produkte. An Metallen und andern nutzbaren Mineralien ist J. eins der reichsten Länder der Erde. Silber und namentlich Gold sind häufig; ferner Kupfer, das beste der Erde, und Eisen, ebenfalls von vorzüglicher Güte, außerdem Antimon, Zinn, Blei, Zink, Mangan, Kobalt, Arsenik, Quecksilber, Steinkohlen, Braunkohle, Graphit, Bernstein, Petroleum, Schwefel, Baryt, Gips, verschiedene Marmorarten, Flußspat, Alaunerde, Jaspis, Achate, Feueropale, Granaten, Bergkrystall, farbige Quarze, Asbest, Turmalin, Glimmer, Feldspat, sowie Porzellan- und Töpfererden von vorzüglichster Güte. Salz wird hauptsächlich aus dem Meere gewonnen. Die Flora zeichnet sich durch die große Menge von Gattungen bei einer verhältnismäßig geringen Anzahl von Arten aus und ist auffallend reich sowohl an nutzbaren Gewächsen als an schönblühenden Zierpflanzen. Die hauptsächlichsten Nahrungspflanzen sind: Reis in verschiedenen Varietäten, Gerste, Weizen, Hirse, Kafferkorn (Sorghum vulgare), Japanische Hirse (Panicum japonicum), Buchweizen, verschiedene Arten von Dioscorea, Ipomea, Dolichos, Phaseolus, Pisum; ferner Arachis hypogaea, Brassica orientalis u. v. a. Hierher gehören auch der Thee und das auf den Liu-Kiu und in dem südl. Teile von Kiusiu in beträchtlicher Menge angepflanzte Zuckerrohr. Von großer ökonomischer Wichtigkeit sind die Baumwollpflanze und verschiedene Arten des Maulbeerbaums für die Zucht der Seidenraupe. Zur Bereitung der vielen Arten des vortrefflichen Papiers dienen drei Broussonetia-Arten, Daphne papyrifera, Stellera Ganpi u. a. Der unübertreffbare Lack wird von Rhus vernix, von ihm und von Rhus succedanea ein Surrogat des Bienenwachses, von Sapindus Makurosi ein Surrogat der Seife gewonnen. Außer der Baumwollpflanze liefern noch Cannabis sativa, Urtica nivea, Dolichos hirsutus und polystachyos, Musa bassijo, Zingiber mijoga und Canna indica den Stoff für feinere und gröbere Gespinste. Vortreffliches Holz gewährt hauptsächlich die durch besonders schöne Arten vertretene Familie der Coniferen. Außer zahlreichen Arten der Gattungen Retinispora, Cryptomeria, Thujopsis, Abies und Pinus sind hier besonders Cuninghamia Sinensis, Sciadopitys verticillata und Salisburia adiantifolia (Ginqua biloba) zu erwähnen. Auch der Kampferbaum (Camphora officinalis), sowohl seines vortrefflichen Holzes als der Menge des aus ihm gewonnenen Kampfers wegen, sowie das Bambusrohr, welches bis zum 40. Breitengrade in einer Menge von Spielarten vorkommt und die allgemeinste Anwendung findet, ist hervorzuheben. Ungleich weniger artenreich ist die japan. Landtierfauna. Von wild lebenden Säugetieren sind ein hauptsächlich auf Jesso lebender Bär (Ursus Thibetanus), eine Affenart (Inuus speciosus), ein Hirsch, eine Gazelle (Antilope crispa), ein Fuchs, ein Wolf, sowie mehrere Arten wilder Hunde und ein Hase die bemerkenswertesten. Die Zahl der Haussäugetiere wie der Pferde und Rinder ist gering, die der Ziegen und Schafe ganz unbedeutend. Schweine werden nur für den Gebrauch der Ausländer gezüchtet. Von Vögeln finden sich in J. im gezähmten Zustande Hühner, Enten und Tauben; von wilden eine Menge von Wasser-, Strich-, Zug- und Standvögeln, welche mit ähnlichen Arten des mittlern Europa und Asien entweder identisch oder doch ähnlich sind. Eine ungleich größere Menge von tierischem Nahrungsstoff liefert den Japanern das an allen Küsten ganz besonders belebte Meer.

Bewohner. Mit Ausnahme von Jesso und den Kurilen, wo die Japaner nur spätere Einwanderer und Ansiedler sind, den Hauptteil der Bevölkerung aber die Ainos (s. d.) bilden, und den Liu-Kiu, wo seit Jahrhunderten durch Vermischung von Chinesen und Japanern mit den ursprünglichen Bewohnern, welche wahrscheinlich Malaien waren, ein neuer Volksstamm von mildem Charakter und liebenswürdigen Sitten entstanden ist, besteht die Bevölkerung des Japanischen Reichs, die Europäer und Nordamerikaner, welche sich daselbst neuerdings niedergelassen haben, abgerechnet, aus den Japanern, einem der homogensten und am meisten unvermischten Völker der Erde. Dieselben bilden einen Zweig der turan. oder mongol. Völkerfamilie und sind wahrscheinlich in vorhistor. Zeit von dem asiat. Festlande eingewandert. Durchaus irrig erscheint die Ansicht derer, welche den Ursprung der heutigen Japaner auf die Vermengung eingewanderter Chinesen mit Ainos zurückführen wollen. In der Gesichts- und Schädelbildung und ebenso auch in dem Körperbau der Japaner ist der spezifische Typus der mongol. Rasse unverkennbar. Hinsichtlich der Größe und Körperkraft stehen sie unter den german. Volksstämmen Europas und ungefähr mit den Bewohnern Italiens und des südl. Frankreich auf gleicher Stufe. Die Frauen zeichnen sich durch kleine und zarte Gestalten aus. Die Hautfarbe zeigt alle Übergänge von einem gelblichen Weiß bis zu einem bräunlichen Gelb. Haupthaar und Pupillen sind fast ohne Ausnahme schwarz; der Bart der Männer ist im ganzen schwach. Beide Geschlechter zeichnen sich durch Kleinheit und schöne Form der Hände und Füße aus. In geistiger Beziehung sind die Japaner den in dieser Beziehung am meisten bevorzugten europ. Nationen gleichzustellen. Auffassungsvermögen, Urteilskraft und Gedächtnis sind bei ihnen in hohem Grade entwickelt. Im allgemeinen herrscht bei ihnen wie bei den Chinesen der Verstand vor der Phantasie vor

deshalb eine besondere Anlage für die Wissenschaften und sind auch sehr ge- afleute. Eine sehr hervorstechende Eigen- in der geistigen Anlage der Japaner ist ere Befähigung für die Aufnahme frem- gselemente, sowie ihr Streben nach An- rselben. Hierdurch unterscheiden sie sich ndern Asiaten, namentlich aber von den Zu ihren Tugenden gehören Vater- Tapferkeit, ein nicht selten sich zu he- desverachtung erhebender Mut und ein keltes Ehrgefühl, Arbeitslust, Fleiß und Gastfreiheit, Mildthätigkeit gegen Arme arkeit. In Bezug auf ein feines, sich Seite hin verleugnendes Gefühl für übertrifft sie kein anderes Volk. Gegen d sie treu und jeder Aufopferung fähig, hl derselben aber äußerst vorsichtig. Als hler sind hauptsächlich Mißtrauen, Man- hrheitsliebe, Rachsucht und eine große sinnlichen Ausschweifungen hervorzu- e Zahl der Einwohner betrug 1881 im 357368, wovon 167896 auf Jesso und 56801 auf die Liu-Kiu, 156 auf die eln kommen. Die Sprache der Japa- panische Sprache, Schrift und r) ist eine eigentümliche, polysyllabische; zeichen sind aus den chinesischen abgelei- aber als phonetische und nicht als ideo- gebraucht.

reitetste Religion ist der Sin-to oder us (japan. Kami-no-mitsi, d. h. Weg Das Wort Sin-to ist ein chinesisches, apanern übernommenes und bedeutet eistes. Diese ursprüngliche Landesreli- der Religion der meisten turan. Völker ftreten des Buddhismus und Islams. esten und einfachsten Form des Sin-to himmel, als Sitz der Gottheit in ab- letzterer identifiziert. Gegenstände der sind die Himmelskörper, die Elemente aturkräfte, als Ausflüsse oder Manife- er Gottheit. Der höchste und heiligste der Anbetung ist die Sonne. Auch Verstorbener, welche sich um das Va- dient gemacht oder sich durch Tugend et haben, werden unter dem Namen öttlich verehrt. Als später (284 n. Chr.) Schriftzeichen in J. eingeführt wurden it ihnen die chines. Kultur verbreitete, dem Sin-to eine neue Theo- und Kosmo- usammenhang gebracht, eine Um- und g der Schöpfungsmythen der Chinesen rei Perioden: der himmlischen, irdischen lichen Götter. Zugleich wurde der Ur- Zin-mu-ten-wo, dem Stifter des Reichs ch herrschenden Dynastie der Mikado .), auf die Gottheit zurückgeführt, und r Kami wuchs immer mehr, bis sie end- 2 stieg. Hierzu kamen, wahrscheinlich Einflüsse des Systems von Laotse (s. d.) von Dämonen und zwischen Menschen n stehender, Sju-go-zin genannter Halb- e Tempel des Sin-to, Mi-ja genannt, e, mit Stroh gedeckte Holzgebäude von m Umfang ohne allen äußern und in- uck. Das Hauptgerät in ihnen ist ein Metallspiegel (Kagami) und ein Bün- Papierstreifen (Gohei), als Symbole der höchstmöglichen Reinheit der Seele, des Kör- pers und des Lebenswandels, welchen der Sin-to seinen Anhängern als erstes und vornehmstes Ge- setz vorschreibt. Götzendienst findet in den Mi-jas nicht statt. Einige von den ältesten derselben, wie namentlich der zu Isje auf Nipon, genießen hohe Verehrung und finden jährlich Wallfahrten vieler Tausende zu ihnen statt. Dem Sin-to gegenüber steht der Buddhismus (japan. Buds-do, d. h. Weg von Buddha), der 552 von Korea aus in J. einge- führt wurde. Dieses Ereignis ist für J. von größ- ter Bedeutung gewesen, da hauptsächlich die bud- dhistischen Geistlichen Verbreiter der chines. Kultur waren. Auch wurde von ihnen eine Menge nutz- barer Gewächse und Zierpflanzen eingeführt. In frühern Jahrhunderten von der japan. Regierung bald begünstigt, bald unterdrückt, wurde der Bud- dhismus 1623 aus polit. Gründen zur Staatsreli- gion erhoben und gelangte dadurch zwar zu großem Reichtum und Einfluß, niemals aber zu dem An- sehen, in welchem der Sin-to bei den Japanern ge- standen hat und noch steht. Das Aufhören des Sogogunates in neuester Zeit hat auch auf das An- sehen, den Einfluß und die Vermögensverhältnisse des Buddhismus höchst nachteilig eingewirkt. Gleichwie in China erscheint auch in J. der Bud- dhismus nicht in seiner ursprünglichen Einfachheit und ethischen Reinheit, sondern als vielgestaltige, den Sinn verwirrende Idolatrie mit einem ganzen Pantheon ausheimischer Gottheiten. Eine Art Verschmelzung des Sin-to mit dem Buds-do zeigt sich in dem schon vor Jahrhunderten erstandenen Rijo-bu-Sin-to, d. h. zweiseitigem Sin-to, der seine meisten Verehrer in den niedern Volksklassen zählt. In ihm erscheinen mehrere dem Sin-to angehörige Gottheiten in gröberer, mehr materieller Gestalt. Die dritte Religion in J. ist das mehr moral-phi- los. als dogmatische System des Confucius (s. d.), japan. Sju-to, welches gegen Ende des 3. Jahrh. n. Chr. gleichfalls über Korea nach J. gelangte. Anhänger des chines. Philosophen, zu dessen An- denken nur 17 Tempel bestehen, sind nur Gelehrte und Höhergebildete. Seit den letzten Jahren be- steht in J. vollkommene Glaubensfreiheit.

Auf das Unterrichtswesen verwendet die ge- genwärtige Regierung ganz besondere Sorgfalt. Viele Hunderte junge Japaner sind von ihr schon nach Deutschland, England und Nordamerika ge- schickt worden, um daselbst eine höhere wissenschaft- liche oder technische Erziehung zu genießen. Selbst eine Anzahl junger japan. Damen wurden und werden noch in Nordamerika erzogen. Im J. 1872 wurde J. in sieben Unterrichtskreise mit ebenso viel Inspektoren geteilt. Jeder der letztern hat 20—30 Schulen zu beaufsichtigen. Die Lehr- anstalten zerfallen in hohe, mittlere und elemen- täre. In Tokio sind von höhern Anstalten die Dai-Gakko oder Universität, die Go-Gakko oder Schule für fremde Sprachen, die Shi-Ham-Gakko oder Ausbildungsschule für Lehrer, sowie eine große höhere Schule und mehrere Vorbildungs- schulen für Mädchen thätig. Auch ließ die Regie- rung in Jedo und andern Orten Hospitäler und mediz. Lehranstalten unter der Leitung europ. Ärzte und Lehrer errichten. Ein wichtiges Zei- chen des Anschlusses der Japaner an die Civilisa- tion des Westens ist auch die rasch zunehmende Entwickelung der einheimischen Tagespresse. In Jedo gibt es 18 Zeitungen.

eine sehr große, aber sie sind zu untief, zu reißend und von zu sehr wechselndem Wasserstand, als daß die Schiffahrt Nutzen von ihnen ziehen könnte. Eine Ausnahme hiervon macht eigentlich nur der gegenwärtig sogar vielfach von Dampfschiffen befahrene Fluß Jodo (japan. Jodo-Gawa) auf Nipon. Bei der sehr beträchtlichen geogr. Breitenausdehnung des japan. Archipels zeigen die klimatischen Verhältnisse der einzelnen größern Inseln eine große Verschiedenheit. (Hierzu Karte: China, Korea und Japan, Bd. IV, S. 275.)

Die Nähe des asiat. Kontinents macht sich in dem schroffen Gegensatz der mittlern Temperatur des Sommers zu der des Winters geltend. Die mittlere Temperatur des Sommers ist in Nagasaki + 27,7, die des Winters aber + 8,4. In den Monaten Juli und August steigt das Thermometer oft auf 36 bis 37° C., während daselbst im Winter Schnee und Eis gar nicht selten sind. Das Klima im nördl. Teil von Nipon und auf Jesso ist rauh und die Winter daselbst zeichnen sich durch die Menge des Schnees aus. In den Wintermonaten wehen häufig anhaltende Stürme aus Osten und Nordosten, während vom August bis zum Oktober Cyklone oder Drehstürme von furchtbar zerstörender Kraft in den südlichern Teilen des Reichs häufig sind.

Produkte. An Metallen und andern nutzbaren Mineralien ist J. eins der reichsten Länder der Erde. Silber und namentlich Gold sind häufig; ferner Kupfer, das beste der Erde, und Eisen, ebenfalls von vorzüglicher Güte, außerdem Antimon, Zinn, Blei, Zink, Mangan, Kobalt, Arsenik, Quecksilber, Steinkohlen, Braunkohle, Graphit, Bernstein, Petroleum, Schwefel, Baryt, Gips, verschiedene Marmorarten, Flußspat, Alaunerde, Jaspis, Achate, Feueropale, Granaten, Bergkrystall, farbige Quarze, Asbest, Turmalin, Glimmer, Feldspat, sowie Porzellan- und Töpfererden von vorzüglichster Güte. Salz wird hauptsächlich aus dem Meere gewonnen. Die Flora zeichnet sich durch die große Menge von Gattungen bei einer verhältnismäßig geringen Anzahl von Arten aus und ist auffallend reich sowohl an nutzbaren Gewächsen als an schönblühenden Zierpflanzen. Die hauptsächlichsten Nahrungspflanzen sind: Reis in verschiedenen Varietäten, Gerste, Weizen, Hirse, Kafferkorn (Sorghum vulgare), Japanische Hirse (Panicum japonicum), Buchweizen, verschiedene Arten von Dioscorea, Ipomea, Dolichos, Phaseolus, Pisum; ferner Arachis hypogaea, Brassica orientalis u. v. a. Hierher gehören auch der Thee und das auf den Liu-Kiu und in dem südl. Teile von Kiusiu in beträchtlicher Menge angepflanzte Zuckerrohr. Von großer ökonomischer Wichtigkeit sind die Baumwollpflanze und verschiedene Arten des Maulbeerbaums für die Zucht der Seidenraupe. Zur Bereitung der vielen Arten des vortrefflichen Papiers dienen drei Broussonetia-Arten, Daphne papyrifera, Stellera Gaupi u. a. Der unübertreffbare Lack wird von Rhus vernix, von ihm und von Rhus succedanea ein Surrogat des Bienenwachses, von Sapindus Makurosi ein Surrogat der Seife gewonnen. Außer der Baumwollpflanze liefern noch Cannabis sativa, Urtica nivea, Dolichos hirsutus und polystachyos, Musa bassijo, Zingiber mijoga und Canna indica den Stoff für feinere und gröbere Gespinste. Vortreffliches Holz gewährt hauptsächlich die durch besonders schöne Arten vertretene Familie der Coniferen. Außer zahlreichen Arten der Gattungen Retinispora, Cryptomeria, Thujopsis, Abies und Pinus sind hier besonders Cuninghamia Sinensis, Sciadopitys verticillata und Salisburia adiantifolia (Ginqua biloba) zu erwähnen. Auch der Kampferbaum (Camphora officinalis), sowohl seines vortrefflichen Holzes als der Menge des aus ihm gewonnenen Kampfers wegen, sowie das Bambusrohr, welches bis zum 40. Breitengrade in einer Menge von Spielarten vorkommt und die allgemeinste Anwendung findet, ist hervorzuheben. Ungleich weniger artenreich ist die japan. Landtierfauna. Von wild lebenden Säugetieren sind ein hauptsächlich auf Jesso lebender Bär (Ursus Thibetanus), eine Affenart (Inuus speciosus), ein Hirsch, eine Gazelle (Antilope crispa), ein Fuchs, ein Wolf, sowie mehrere Arten wilder Hunde und ein Hase die bemerkenswertesten. Die Zahl der Haussäugetiere wie der Pferde und Rinder ist gering, die der Ziegen und Schafe ganz unbedeutend. Schweine werden nur für den Gebrauch der Ausländer gezüchtet. Von Vögeln finden sich in J. im gezähmten Zustande Hühner, Enten und Tauben; von wilden eine Menge von Wasser-, Strich-, Zug- und Standvögeln, welche mit ähnlichen Arten des mittlern Europa und Asien entweder identisch oder doch ähnlich sind. Eine ungleich größere Menge von tierischem Nahrungsstoff liefert den Japanern das an allen Küsten ganz besonders belebte Meer.

Bewohner. Mit Ausnahme von Jesso und den Kurilen, wo die Japaner nur spätere Einwanderer und Ansiedler sind, den Hauptteil der Bevölkerung aber die Ainos (s. d.) bilden, und den Liu-Kiu, wo seit Jahrhunderten durch Vermischung von Chinesen und Japanern mit den ursprünglichen Bewohnern, welche wahrscheinlich Malaien waren, ein neuer Volksstamm von mildem Charakter und liebenswürdigen Sitten entstanden ist, besteht die Bevölkerung des Japanischen Reichs, die Europäer und Nordamerikaner, welche sich daselbst neuerdings niedergelassen haben, abgerechnet, aus den Japanern, einem der homogensten und am meisten unvermischten Völker der Erde. Dieselben bilden einen Zweig der turan. oder mongol. Völkerfamilie und sind wahrscheinlich in vorhistor. Zeit von dem asiat. Festlande eingewandert. Durchaus irrig erscheint die Ansicht derer, welche den Ursprung der heutigen Japaner auf die Vermengung eingewanderter Chinesen mit Ainos zurückführen wollen. In der Gesichts- und Schädelbildung und ebenso auch in dem Körperbau der Japaner ist der spezifische Typus der mongol. Rasse unverkennbar. Hinsichtlich der Größe und Körperkraft stehen sie unter den german. Volksstämmen Europas und ungefähr mit den Bewohnern Italiens und des südl. Frankreich auf gleicher Stufe. Die Frauen zeichnen sich durch kleine und zarte Gestalten aus. Die Hautfarbe zeigt alle Übergänge von einem gelblichen Weiß bis zu einem bräunlichen Gelb. Haupthaar und Pupillen sind fast ohne Ausnahme schwarz; der Bart der Männer ist im ganzen schwach. Beide Geschlechter zeichnen sich durch Kleinheit und schöne Form der Hände und Füße aus. In geistiger Beziehung sind die Japaner den in dieser Beziehung am meisten bevorzugten europ. Nationen gleichzustellen. Auffassungsvermögen, Urteilskraft und Gedächtnis sind bei ihnen in hohem Grade entwickelt. Im allgemeinen herrscht bei ihnen wie bei den Chinesen der Verstand vor der Phantasie vor

Noto nach Kap Sino-Misaki scheidet die beiden Seebezirke. Die Bucht von Tokio wird stark befestigt; dort sind 7 Forts im Bau, für welche schwere Geschütze beschafft sind. Nach der Vollendung dieser Werke werden die Zugänge zum innern Meere ebenfalls befestigt werden. Bei Fuka-Ura und nördlich von Yokoska werden Kriegshäfen angelegt; in Yokoska befindet sich ein großes, 1867 errichtetes Marinearsenal. Die Marine besitzt 24 Kohlendepôts und 10 Kohlengruben (auf Kiusiu), ferner Ausrüstungsmagazine zu Tsusima, Nagasaki und Kobe; Sitz des Marineministeriums ist Tokio. Außer der Marineschule zu Tokio ist noch eine Mechanikerschule zu Yokoska vorhanden. Die Reorganisation der Marine fand zunächst unter Leitung franz. Seeoffiziere und Ingenieure statt, seit 1873 sind dieselben jedoch durch englische ersetzt worden. Neuerdings sind auch in Nagasaki und Yokosuka Arsenale angelegt worden, um dem Bedarf der vergrößerten Flotte zu genügen. Die Friedensstärke der Marine beträgt 200 Offiziere und 3760 Mann. Die Flotte besteht aus 6 Panzerschiffen, 11 ungepanzerten Kreuzern, 8 Kanonenbooten, 6 Transportschiffen und 6 Torpedobooten mit insgesamt 196 Geschützen. Das stärkste Schiff ist das 1877 zu Poplar bei London gebaute Kasemattschiff Fu-so, das 13 Knoten läuft und im März 1878 nach J. gelangt ist, und unter den Kreuzern befindet sich ein ganz aus Stahl gebauter Rammkreuzer Tsukuschi von bedeutender Fahrgeschwindigkeit (17 Knoten) und starker Armierung (8 Armstrongkanonen). Die Schiffe führen teils Armstrong-, teils Kruppsche Geschütze. Für den Transportdienst stehen der Regierung vertragsmäßig auch die Dampfschiffe der Gesellschaft Mitsui-Bischi zur Verfügung.

Finanzen, Handel, Orden. Die Staatseinnahmen beliefen sich 1882/83 auf 66814122 Yens (zu 4 Reichsmark), die Ausgaben auf ebenso viel, die Staatsschuld auf 349771177 Yens. Für Hebung des Handels und Verkehrs ist in neuerer Zeit viel geschehen. An Eisenbahnen sind (1884) 217 km in Betrieb, nämlich die Linien Tokio-Jokuhama, Ueno-Kumagaye, Hiogo-Osaka, Osaka-Kioto, Kioto-Otsu und (auf Jesso) Otarunai-Sapporo. Die Zahl der Telegraphenstationen beträgt 112, die Länge der Linien 6323 km. Mit dem 1. Juli 1877 ist J. dem Weltpostverein beigetreten. Die Legung des telegr. Kabels der großen Nordisch-Chinesischen und J.-Extension-Telegraphengesellschaft zwischen Nagasaki und Shanghai wurde schon 4. Aug. 1871 beendigt. Die Peninsular and Oriental Steam Company und die Messagerie Française vermitteln zweimal im Monat über Hongkong den Personenverkehr zwischen J., dem südöstl. Asien, Australien und Europa, während zwischen San-Francisco und Jokuhama durch die Schiffe der Pacific Mail Steamship Company eine regelmäßige monatliche Verbindung besteht. Außerdem bestehen mehrere von Japanern mit japan. Kapital gegründete Dampfschiffahrtsgesellschaften für den Handelsverkehr längs der Küste und auf den größern Binnenwässern, wie dem See Biwako und dem Jodosusse. Der Wert der Einfuhr betrug 1882 im ganzen 29403000, der der Ausfuhr 37238000 Yens. J. hat zwei Ritterorden, den der aufgehenden Sonne, 1875, und den der Goldblume, 1876 gestiftet.

Die Geschichte J.s beginnt mit dem J. 667 v. Chr., wo Zin-mu-ten-wo, von dem noch unerwiesen ist, ob derselbe ein Eingeborener der japan. Inseln oder der Führer einer Schar von Auswanderern und Eroberern aus dem östlichen asiat. Festlande war, das Japanische Reich und einen Herrscherstamm, der bis in die Gegenwart hineinreicht, gründete. Die erste Grundlage des Reichs geschah auf Nipon in der Landschaft Jamato. Mit dem ersten Tage des J. 660 v. Chr. beginnt auch die japan. Zeitrechnung. Der Stifter baute seinen ersten Palast, das Dairi, zu Kasiwabara an der Südostseite des Bergs Wanebi, breitete seine Herrschaft weiter aus, wurde polit. und religiöser Gesetzgeber der Japaner und starb 585 v. Chr. Seine Nachfolger, Mikado genannt, deren 122ster gegenwärtig den Thron von J. innehat, regierten lange Zeit als unumschränkte Herrscher und als höchste Priester des Sin-to. Nach dem «Nippon-Ki», der ältesten Chronik von J., kamen zuerst 33 v. Chr. Bewohner von Minana im südl. Korea nach J. Lebhafter und folgenreicher waren die Beziehungen beider Länder zueinander in dem für J. hochwichtigen Zeitabschnitt zwischen dem Ende des 2. und der letzten Hälfte des 6. Jahrh. unserer Zeitrechnung. Denn innerhalb dieser Periode, die mit den Kriegen der japan. Kaiserin Zin-Ko (192—201 n. Chr.) gegen Korea beginnt und mit der Einführung des Buddhismus (552) abschließt, erhält J. aus China durch Vermittelung von Korea seine Schrift (284) und alle Anfänge seiner spätern wissenschaftlichen und technischen Bildung.

Die erste historisch festgestellte Beziehung zwischen China und J. fand erst zwischen 239—243 n. Chr. unter der Regierung des 16. Mikado, Woo-Zin (201—270), statt, wo die Beherrscher beider Reiche infolge des neuentstandenen Verhältnisses von Korea zu Japan einander Gesandtschaften zuschickten. Unter dem 12. Mikado, Kei-Ko (71—131 n. Chr.), wurden die bis dahin noch Kuma-osi genannten Bewohner der Insel Kiusiu und von 110 an auch die bis dahin noch selbständigen, den Namen Atsuma-Jebis führenden Stämme, wahrscheinlich Ainos, im Norden und Nordosten der Insel Nipon unterworfen. Dieselben empörten sich später (368 und 581), bis endlich Abe Hirafe, Feldherr des 38. Mikado, der Kaiserin Sai-mai (655—668), sie von Nipon vertrieb und den nördl. Teil dieser Insel für immer dem Japanischen Reiche einverleibte. Dadurch, daß bei weiterer Ausbreitung und innerer Ausbildung des Reichs die 16 Provinzen (japan. Kok) von den Mikados an ausgezeichnete Personen, jüngere Sprossen ihrer Familie oder andere Begünstigte als erbliche Lehne verliehen wurden, gewann die Regierungsform allmählich den Charakter einer Feudalmonarchie. Die Träger dieser Lehne, Daimio, standen nämlich zu dem Mikado, als Reichsoberhaupt, fast in demselben Verhältnis von Abhängigkeit und Dienstpflichtigkeit wie die großen Vasallen von Frankreich und England im Mittelalter zu den Beherrschern dieser Länder. Nur 18 dieser alten und ursprünglichen Reichslehne bestanden noch, als 1867 die neue Verfassung in J. gegründet wurde. Die Vasallen führten häufig Krieg unter sich sowohl, als auch gegen den Mikado, um sich von der Lehnspflichtigkeit frei zu machen. In diesen Kriegen gelang es 1192 einem Feldherrn des Mikado, Jori-tomo, seine Ernennung zum Kronfeldherrn (Zi-i-dai-Sgogun), die Erblichkeit dieser Würde in seiner Familie und einigen Anteil an der Regierung vom

Mikado zu erlangen. Unter dem 91. Mikado, Kame-yama (1260—75), und dessen Nachfolger, Go ouda (1275—88), fanden 1274 und 1281 zwei erfolglose Expeditionen von Khoubilaï-Chan, Kaiser von China, zur Unterwerfung J.s statt, welche Marco Polo (s. d.), der an dem Hofe Khoubilaïs lebte, veranlaßten, das in Europa noch gänzlich unbekannte J. unter dem Namen Zipangu (von dem chines. Je-pen-kouĕ) dort bekannt zu machen.

Die Verleihung der erblichen Sgogun-Würde an Jori-tomo wurde sowohl dadurch, daß die Sgogune fortwährend ihre Macht auf Kosten des Mikado zu erweitern strebten, als auch noch mehr dadurch, daß sie selbst in andern mächtigen Daimios Nebenbuhler und Prätendenten fanden, dem Reich sehr verderblich. Gegen Ende des 16. Jahrh. gelang es dem Tojodomi Fide-Josi, einem Mann von dunkler Herkunft, aber großer Tapferkeit und Staatsklugheit, der unter dem Namen Taiko oder Taiko-Sama Nationalheld der Japaner geworden ist, sich zu der Würde des Sgogun hinaufzuschwingen. Er starb während eines Kriegs mit Korea 1598 und hatte für seinen sechsjährigen Sohn Fide-Jori eine aus sechs der vornehmsten Daimios bestehende Regentschaft eingesetzt, mit Minamoto-no-Jjejasou, dem mächtigen Fürsten von Okasaki an ihrer Spitze. Nach Taikos Tode entbrannte der innere Krieg aufs neue, indem die meisten der Daimios sich der Oberherrschaft über sie, welche jetzt Jjejasou für Fide-Jori ausübte, wieder zu entziehen strebten. Jjejasou gelang es aber nicht nur, seine Macht über dieselben noch mehr auszubreiten und zu befestigen, sondern sie auch erfolgreich gegen Fide-Jori und dessen Anhänger zu gebrauchen. Er nötigte 1603 den 107. Mikado, Goyo-zeï (1587—1612), ihn zum Sgogun zu ernennen, während an Fide-Jori nur die nächstfolgende Reichswürde, die eines Nai-Daizin, verliehen wurde. Mit Fide-Jori erlosch 1615 die von Taiko gegründete Sgogun-Linie. Jjejasou aber wurde so Meister aller Verhältnisse in J., daß er dem Reiche jene merkwürdige, in der Weltgeschichte einzig dastehende Verfassung geben konnte, die erst in der Revolution von 1867 ihr Ende fand.

Die zweite Hälfte des 16. Jahrh. wurde für J. auch durch die Einführung des Christentums daselbst merkwürdig und folgenreich. Im J. 1543 wurden drei Portugiesen auf der Reise von Siam nach Macao nach der kleinen japan. Insel Tanegasima, südlich von Kiusiu, verschlagen. Zwei von ihnen waren Fernan Mendez Pinto und Diego Zeimota. Sie sind die ersten Europäer, welche japan. Boden betreten haben. Im J. 1549 begab sich der berühmte Jesuit Franziskus Xaver (s. d.) nach J. und predigte daselbst in den verschiedensten Gegenden, selbst zu Miako, der Residenz des Mikado, das Christentum. Dasselbe hatte 1552, als Xaverius J. wieder verließ, bereits feste Wurzeln gefaßt. In den folgenden Jahrzehnten breitete es sich immer weiter aus. Einige der Vornehmsten unter den japan. Christen schickten sogar eine feierliche Gesandtschaft nach Madrid und Rom ab, die 1582 Nagasaki verließ, 1585 in Spanien ankam und von König Philipp II. mit größter Auszeichnung empfangen wurde. Von dort begab sie sich nach Rom, wo Gregor XIII. und dessen Nachfolger Sixtus V. sie gleichfalls auf die ehrenvollste Weise empfingen, und kehrte über Venedig, Mailand und Genua, wo sie sich wieder einschiffte, 1590 nach J. zurück, begleitet von 17 Priestern der Gesellschaft Jesu. In J. hatten indessen Feindschaft und Erbitterung gegen das Christentum die Oberhand gewonnen. Schon Taiko hatte der weitern Verbreitung desselben entgegengewirkt; die blutige und grausame gänzliche Ausrottung der japan. Christen und die Vertreibung aller Portugiesen aus J. fand aber erst unter Jjejasou und dessen beiden Nachfolgern, Minamoto-no-Fide-Tada und Minamoto-no-Jje-Mitsu, 1613, 1622—29 und 1637—39 statt. Die Schlußscenen der Christenverfolgung bildeten die Erstürmung des Kastells von Simabara (12. April 1638) in der Landschaft Arima auf Kiusiu, in welches sich der Rest der japan. Christen zugleich mit einem Teil der in Aufstand gegen ihren Daimio geratenen Bevölkerung von Arima und der nahe gelegenen Insel Amakusa geworfen hatte. Auch wurden 60 Portugiesen, welche von Macao gekommen waren, um wieder Zulassung in J. zu erlangen, nachdem ihre Landsleute im Jahre vorher von dort für immer verbannt worden waren, auf dem Marktplatze von Nagasaki hingerichtet.

Unterdessen waren 1609 auch Holländer mit zwei Schiffen nach J. gekommen und hatten von Jjejasou unter höchst günstigen Bedingungen die Zulassung zu freiem Handel daselbst erhalten, sowie die Erlaubnis, auf der Insel Firato an der Westküste von Kiusiu eine Faktorei aufzurichten. Infolge hiervon wurde der Handelsverkehr mit den Japanern für sie außerordentlich gewinngebend. Aber nach dem Tode von Jjejasou wurde der Freibrief vom 30. Aug. 1611 beschränkt, und 21. Mai 1641 wurden die Holländer gezwungen, ihre Faktorei auf Firato zu verlassen und die kleine Insel Desima bei Nagasaki (s. d.), welche 1637—39 letzter Aufenthalt der Portugiesen gewesen war, zu beziehen. Später wurde die Ausfuhr von edeln Metallen aus J. verboten und von 1790 an auch die des Kupfers auf 6000 Pikuls im Jahre beschränkt, sodaß die Vorteile der Holländer in J. nur sehr mäßige waren. Trotzdem hat aber ihre Faktorei zu Desima, mit welchen lästigen Beschränkungen der persönlichen Freiheit der Aufenthalt daselbst auch für die Holländer verbunden war, bis in die Neuzeit fortbestanden. Auch mußten sie früher alle Jahre, seit 1790 aber nur alle vier Jahre, eine Reise nach Jedo zur Überbringung von kontraktmäßig bestimmten Geschenken an den Sgogun unternehmen. Die Engländer, welche 1613 ebenfalls einen Handelskontrakt mit J. geschlossen und eine Faktorei auf Firato errichtet hatten, zogen dieselbe schon 1623 wieder ein, weil sie mit den Holländern nicht konkurrieren konnten. Die letztern waren von den europ. Völkern, die Chinesen aber, denen verstattet wurde, jährlich mit zehn Dschunken Nagasaki zu besuchen und für etwa eine Million Gulden an Waren einzuführen, von den asiat. Völkern die einzigen, mit denen J., wiewohl in sehr beschränkter Weise, von dem Beginn des 17. bis zur Mitte des 19. Jahrh. in Verbindung stand.

Die von Minamoto-no-Jjejasou gegründete Staatseinrichtung, welche sein zweiter Nachfolger, der Sgogun Minamoto-no-Jje-Mitsu, dadurch zum Abschluß brachte, daß er den Japanern, die bis dahin in Handels- und Schiffahrtsverkehr mit den meisten ostasiat. Reichen gestanden und als angeworbene Truppen sogar in der Armee der holländisch-Ostindischen Kompagnie gedient hatten, bei Todesstrafe verbot, ihr Vaterland zu verlassen, und allen Verkehr mit dem Auslande auf die Zulassung

Niederländer und Chinesen unter sehr
n Bedingungen beschränkte, war eine so
liche, daß ihresgleichen in der Weltge-
nicht wiedergefunden wird. Ihr Haupt-
r, sich selbst durchaus unverändert fortzu-
Hierzu diente hauptsächlich das feste und
lbare Verhältnis, in welches alle Teile der
Staatsmaschine zueinander gebracht wur-
ferner der als feste Richtschnur für die lei-
cht, d. h. die der Sgogune, angenommene
, daß jedes von Jjejasou und dessen ersten
ern erlassene Gesetz für alle spätern Sgo-
n bindender Kraft war. Haupt des
ar noch immer der Mikado, obgleich die
r Regierung sich nicht mehr in seinen Hän-
nden. Selbst seinem mehr mittelbaren
als höchster Priester des Sin-to-Kultus
durch, daß Jjejasou den Buddhismus zur
ligion erhob, ein Gegengewicht gegeben.
r vor dem Volke und außer aller Gemein-
t den Reichsvasallen, den Daimios, lebte
do wie ein Gefangener in seinem weit-
Palast zu Miako, dem Dairi, allein um-
n seinen 12 Frauen, von Priestern und
mten seiner Hof- und Haushaltung. Um
ährend in seinem Thun und Treiben zu
en, namentlich alle Annäherung und jeden
zwischen ihm und den Daimios zu ver-
ar in seiner Nähe ein hoher Beamter des
mit dem Titel Ososidai angestellt. Die
ür die Aufrechthaltung eines sehr eigen-
, enorme Summen verschlingenden Hof-
ar der Sgogun verpflichtet, dem Mikado
Reichseinkünften zufließen zu lassen. Der
des letztern auf die Angelegenheiten des
streckte sich kaum weiter als auf die oberste
des Sin-to-Kultus und die Verleihung der
Titel und titulären Würden, entweder
nem Antriebe oder auf Anfrage dazu von
gun.
liches Haupt der Staatsverwaltung war
gun, oder Kubo, Kubo-Sama, Tenka-
. h. Herr des Reichs, und in letzterer Zeit,
ch von den Nordamerikanern und Englän-
ch Taikon oder Taikoun genannt. In sei-
den ruhten sowohl die Gesetzgebung als
altung und oberste Leitung aller innern
nheiten des Reichs. Außerdem war er
hef des Heers und aller Verteidigungs-
s auch höchster Gebieter über alle finan-
räfte des Reichs. Seit Taiko und Jjeja-
die Hofhaltung der Sgogune, deren Sitz
artige Kastell zu Jedo war, einen entschie-
erischen Charakter beibehalten. Beschränkt
e Macht der Sgogune nicht nur durch ihre
gen zu den Mikados, sondern auch noch
mehr dadurch, daß die von einem Sgogun
n Gesetze für alle seine spätern Nachfolger
ender Kraft waren. Hierzu kamen noch
hriften einer sehr entwickelten, alle Lebens-
sse berührenden, fast Gesetzeskraft besitzen-
tikette. Dem Sgogun stand ein Minister-
t oder Reichsrat (japan. Go Lod-ji-oo) zur
eistens sechs bis acht Mitglieder zählend.
en Minister des Hauses, zugleich aber im
hres Herrn mit der ganzen Staatsverwal-
uftragt, welche sie nach Departements un-
erteilten. Zu ihrer Unterstützung dienten
jüngern Reichsräte (japan. O Waka-Tosi-
jori), in der Regel gleichfalls sechs bis acht, welche eine Art von Souschefs der einzelnen Departements darstellten. Die Macht dieses Reichsrats war eine sehr große und nahm in dem Maße zu, als die Herrschergewalt der Sgogune aus den obenerwähnten Gründen beschränkter wurde. Minamoto-Jjejasou war der Stifter dieses Rats, zu dessen Mitgliedern er treuergebene Diener ernannte, denen er zugleich den Rang von Daimios der niedrigsten Klasse verlieh. Die Ernennung derselben geschah auch später durch den Sgogun, wiewohl auf Präsentation einer oder mehrerer Kandidaten durch den Ministerrat. Der Reichsrat besaß eine sehr umfassende Macht. Er überwachte den Sgogun, um bei demselben nicht die leiseste Regung zu polit. Neuerungen und Reformen aufkommen zu lassen, während zugleich jedes seiner Mitglieder durch alle übrigen fortwährend scharf beobachtet wurde. Derselbe hielt sich von dem wirklichen Zustande des Reichs bis in dessen fernste und innerste Winkel fortwährend genau unterrichtet, sowohl auf dem Wege regelmäßiger, offizieller Kenntnisgabe als auch noch mehr durch die Mitteilungen sehr zahlreicher, über das ganze Reich verbreiteter Spione (japan. O Metske). Die richterliche Macht war nicht von der Administration getrennt. Die Gesetze waren sehr kurz und bestimmt, auch einem jeden Japaner seit seiner frühesten Jugend wohlbekannt; die Jurisdiktion außerordentlich streng, aber unparteiisch. Auf die meisten Verbrechen stand Todesstrafe. Bei vornehmen Verbrechern fand das Harakiri (s. d.), d. h. das entweder freiwillige oder ihnen anbefohlene Bauchaufschneiden, statt. Bei leichtern Vergehen wurden Vornehme auch in buddhistische Mönchsklöster gesteckt oder nach der östlich von Nipon gelegenen kleinen Insel Fatsisiu verbannt. Die provinzielle Regierung wurde in den fünf Kronlandschaften (japan. Gokinai Kolf), welche Jjejasou sich und seinen Nachfolgern reserviert hatte, sowie in den sog. fünf kaiserl. Städten Jedo, Miako, Ohosakka, Sakai und Nagasaki und verschiedenen kleinern durch Gouverneure (japan. Go-Bugio) ausgeübt. Dieselben gehörten zur ersten und vornehmsten Klasse der Leibwächter des Sgogun. Für jeden dieser Orte wurden zwei Gouverneure ernannt, die sich, zu gegenseitiger Kontrolle, alle Monate, allein zu Nagasaki alle Jahre ablösten. Sie mußten ihre Frauen und Kinder als Unterpfänder für ihre Anhänglichkeit an den Sgogun stets in Jedo zurücklassen. Jedem von ihnen stand eine Anzahl niederer Beamten (japan. Go-Kuinin), die ebenfalls zur Leibwache des Sgogun gehörten, zur Seite.

Mit Ausnahme der Kronlandschaften und sog. kaiserlichen Städte war das Reich in die Gebiete der Reichsvasallen (japan. Daimio) verteilt, deren Anzahl ursprünglich den 68 Landschaften (japan. Kokf) entsprach, in welche die acht großen Hauptprovinzen (japan. Do, d. h. Wege) geteilt wurden. Die Daimios hatten diese Landschaften als erbliche, ihnen von den Mikados erteilte Lehne inne. Es lag aber in dem Interesse von Taiko und Jjejasou, die Macht und den Einfluß dieser Daimios soviel wie möglich zu verringern und mit den ihnen abgenommenen Ländereien ihre Anhänger und Freunde zu belehnen. Daher kam es, daß die Zahl der Daimios während des letzten Sgogunats von 68 auf mehr als 250 gestiegen war, von denen nur noch 18 sog. Kokusio Daimio, d. h. in Besitz alter, ihren

[illegible]

[illegible] Schwarz und Politur. [illegible] in dem Weben und Färben [illegible] von den [illegible] Gold- und [illegible] [illegible] Bereitung [illegible] [illegible] Dienstboten, häufig das [illegible] [illegible] Ihre [illegible] [illegible] Abbildungen, gleichfalls in [illegible] [illegible] übertreffen die [illegible] in Schönheit. In ihren Schnitzwerken [illegible] [illegible] Auffassung, Spuren [illegible] [illegible] auf ihren Gemälden [illegible] [illegible] Dem Land- und Ackerbau [illegible] [illegible] Reiche von der Regierung des Sogun [illegible] Aufmerksamkeit und Aufmunterung [illegible] und der Landbau erreichte eine außerordentliche Vollkommenheit. Zur Verhütung von Hungersnot unterhielt die Regierung in allen Teilen des Reichs Reismagazine, welche zusammen den mittlern Ertrag einer reichlichen Jahresernte in sich faßten. Für die Erneuerung dieser Vorräte wurde stets gesorgt. Trat nun einmal Mißernte ein, was gerade bei Reis nicht selten stattfindet, so wurde der Reis aus den Regierungsmagazinen gegen einen mäßigen, den von günstigen Jahren kaum überschreitenden Marktpreis in die Bevölkerung verkauft. Ebenso war die Regierung in Jedo für die Aufrechthaltung des außerordentlich lebhaften innern Handelsverkehrs im ganzen Reiche fortwährend besorgt. Wege, Brücken, Gasthäuser jeder Art längs der ersten waren vortrefflich angelegt und unterhalten. Die große Heerstraße zwischen Miako und Jedo in der Landschaft Tokai do ist ein Meisterstück von Schönheit und Zweckmäßigkeit. Infolge der [illegible] überaus wachsamen Polizei und der [illegible] Kriminalrechtspflege [illegible] die vollkommenste Sicherheit der Person und des Eigentums. Auch die Stellung und das Verhältnis der verschiedenen Volksklassen zueinander war ein sehr wohlgeordnetes und darauf berechnet, alle Unzufriedenheit und innern Bewegungen zu verhüten. Die Bevölkerung zerfiel nämlich in bestimmte, aber keineswegs so schroff wie die ind. Kasten voneinander geschiedene Klassen: 1) die Daimios; 2) die Sei-mios, oder der auf sie folgende höhere Adel, welche aber gewöhnlich als unterste Rangklasse den Daimios zugezählt wurden, da auch sie sich im Besitz von Lehnen, wiewohl nur kleinern, befanden; 3) die Beamten, Offiziere und Soldaten; 4) die Priester des Sin-to und des Buddhismus; 5) Ärzte, Gelehrte, Künstler u. s. w., insofern sie nicht Beamte des Sgogun und der Daimios waren, wodurch sie höhern Rang und das Recht, zwei Säbel zu tragen, erhielten; 6) die Kaufleute; 7) die Landbauer; 8) Schiffer, Fischer, Handwerker, Arbeitsleute u. s. w. Alle diese verschiedenen Klassen hatten ihre bestimmten Rechte und jede von

ıar gegen Unterdrückung durch eine höhere
. Auch war der Übergang aus einer nie-
eine höhere Klasse, persönlicher Verdienste
durchaus nicht selten, und eheliche Verbin-
zwischen Personen höherer und niederer
fanden statt. In der Regel ging das Amt,
erbszweig und die Lebensbeschäftigung des
auf den Sohn über. Außerhalb des Ver-
nit der übrigen Bevölkerung und mit ihr
ter Gemeinschaft des Feuers und Wassers»
als «unrein» verachtet und gemieden,
die Jeta oder Jetori, eine Art von Paria,
ich mit dem Abdecken des gefallenen Viehs,
erbereitung u. s. w. beschäftigten. Aber
hatten ihre Rechte, und ihr Haupt wurde
n dem Neujahrstage in den Palast des
zugelassen, um diesem ein paar Lederfan-
überreichen.

die Verfassung hatte auch sehr große
nseiten. Die vorgeschriebene Beobachtung
enge kleinlicher Gebräuche und Ceremonien
en besten Teil der Zeit weg und machte die
ng selbst mehr und mehr kleinlich. Bei
eschäftigkeit und unermüdlichem Fleiße der
r zeigte sich nirgends höheres Streben, Ehr-
hierdurch geleitete Thätigkeit. Noch nach-
ja in hohem Grade entsittlichend, wirkte
ierung auf die Gesinnung des Volks durch
ausendgliederige, über das ganze Land ver-
Spioniersystem. Sie bediente sich desselben
s Hauptmittels, um von allem, was selbst
ersten der Familien geschah, unterrichtet zu
Hiervon aber waren Mißtrauen und Arg-
n gegenseitigen Verkehr selbst nahestehender
en, übertriebene äußere Höflichkeit, Augen-
, Falschheit und Unzuverlässigkeit die un-
blichen Folgen. Auch benutzte die Regierung
ng der Japaner zu sinnlichen Ausschwei-
zu ihren Absichten. Aus diesem Grunde
das Bordellwesen und die öffentliche Prosti-
für die Regierung eine Sache von größter
keit, ausgebreiteter als in irgend einem an-
nde und eigentümlich organisiert. Die hierzu
den Anstalten bildeten die einzigen öffent-
Vergnügungsorte der Japaner, und ihr Be-
r mit keiner Schande verbunden. Die Re-
begünstigte und beschützte dieselben als
liches Mittel zur Beobachtung und Über-
eines großen Teils der Bevölkerung.

Regierung des Sgogun hatte bis zur
es 19. Jahrh. alle Ansuchen auswärtiger
um mit J. in Handels- und Freundschafts-
ngen zu treten, mit rücksichtslosester Konse-
rückgewiesen. Die Engländer, welche 1674
kamen, um ihre frühern, 1623 freiwillig
denen Handelsverbindungen mit diesem
wieder anzuknüpfen, wurden abgewiesen.
widerfuhr auch den russ. Gesandten Lax-
782 und Resanow, der sich vom 9. Okt.
s 19. April 1805, ohne etwas zu erreichen,
Bai von Nagasaki aufhielt. Ebenso erfolg-
ben neuere Versuche der Engländer 1803
11 und gleichfalls die Sendungen eines
Geschwaders nach J. unter Admiral Cecille,
ines nordamerikanischen unter Commodore
beide 1846. Dessenungeachtet aber war seit
erbung von Californien durch Nordamerika
n Entstehen von San-Francisco, seit der
en Öffenstellung von China infolge des
Friedens von Nanking 1842 und der großen Zunahme des Walfischfangs, hauptsächlich durch engl. und nordamerik. Schiffe, in den japan. Meeren, welche dieselben zu sehr befahrenen gemacht hatte, mit vieler Sicherheit anzunehmen, daß die Regierung zu Jedo sehr bald nicht mehr im Stande sein würde, das System der Abschließung von der Außenwelt aufrecht zu erhalten. Den Nordamerikanern war es vorbehalten, durch eine aus 12 Kriegsschiffen bestehende und von Commodore Perry ebenso einsichtsvoll als energisch geleitete Expedition, welche 8. Juli 1853 in der Bai von Jedo erschien, die verschlossenen Pforten des Japanischen Reichs zu öffnen. Am 31. März 1854 wurde zu Kanagawa ein Friedens- und Freundschaftsvertrag zwischen J. und Nordamerika geschlossen, dessen Ratifikationen 21. Febr. 1855 zu Simoda ausgewechselt wurden. Die amerik. Schiffe erhielten Zugang zu Simoda auf Nipon und Hakodate auf Jesso. Ein von den Engländern 14. Okt. 1854 zu Nagasaki durch Admiral Stirling den Japanern abgedrungener und 9. Okt. 1855 ratifizierter Vertrag öffnete denselben außer den genannten Häfen auch noch Nagasaki. Dieselben Häfen wurden auch den Russen unter Admiral Putjatin in einem 7. Febr. 1855 zu Nagasaki geschlossenen und 7. Dez. 1856 ratifizierten Handels- und Grenzvertrage offen gestellt. J. entsagte hierbei seinen Ansprüchen auf die Kurilen nördlich von Urup. Den erwähnten Verträgen folgten bald nachher neue, und zwar mit Nordamerika 17. Mai 1857, ratifiziert zu Washington 30. Mai 1858; mit den Niederländern, die schon durch einen Handelsvertrag vom 30. Jan. 1856 aus ihrem frühern Verhältnis auf der Insel Desima herausgetreten waren und gleiche Freiheiten wie Amerika, Rußland und England erhalten hatten, 23. Aug. 1856, 16. Okt. 1857 und 18. Aug. 1858; mit England unter Lord Elgin 27. Aug. 1858; mit Frankreich unter Baron Gros 9. Okt. 1858, ratifiziert 22. Sept. 1859. Den Vertragsmächten wurden vom 1. Jan. 1859 an die Häfen Hakodate, Nagasaki und Kanagawa, vom 1. Jan. 1860 an Niegata und ein anderer Hafen an der Westküste von Nipon, vom 1. Jan. 1863 an auch Hiogo offen gestellt. Den Ausländern ward erlaubt, an den genannten Orten Grundbesitz zu erwerben, Häuser und Kirchen zu bauen, ihre Religionsgebräuche auszuüben, auch vom 1. Jan. 1862 an sich des Handels wegen in Jedo niederzulassen. Ihre Gesandten und Konsuln sollten das Innere des Landes bereisen können. Von der Einfuhr ward nur Opium, von der Ausfuhr nur gemünztes Kupfer ausgeschlossen. Unter gleichen Bedingungen schlossen auch Portugal 1860 und Preußen durch Graf Eulenburg für sich und den Zollverein 24. Jan. 1861 und die Schweiz 6. Febr. 1864 Handelsverträge mit J. Spätere Handelsverträge schloß J. mit Belgien 1866, mit Schweden und Norwegen 1868, mit dem Norddeutschen Bunde 1868, mit Österreich-Ungarn 1869, sowie später auch noch mit den Sandwichinseln und China.

Mit dem Abschluß schon von den ersten dieser Handels- und Freundschaftsverträge mit dem Auslande hörte auch das von dem dritten Sgogun der letzten Dynastie derselben, Minamoto-no-Jje-Mitsu, für die Japaner erlassene Verbot, ihr Vaterland zu verlassen, auf. Schon 1860 besuchte eine Gesandtschaft des Sgogun Nordamerika und eine zweite 1862 die Weltausstellung in London und mehrere

Vorfahren von den Mikados verliehener Reichslehne, waren. Alle übrigen waren Lehnsträger des Sogogun. Die Macht dieser Daimios beschränkte sich hauptsächlich auf die Ausführung der von dem Sogogun für das ganze Reich erlassenen allgemeinen Gesetze und Verordnungen. Ihre eigene Gesetzgebung bezog sich nur auf Gegenstände untergeordneter Art. Auch waren ihnen als Ratgeber und um zu verhüten, daß sie von ihrer Macht Mißbrauch machten, Beamte des Sogogun zugefügt, die für alle gesetzwidrigen Handlungen der Daimios der Regierung in Jedo mit ihrem Leben verantwortlich waren. Diese hatten das Recht, wenn der Daimio ihren Ermahnungen und der als weitere Folge hiervon von dem Reichsrat an ihn ergehenden Aufforderung, seine Würde niederzulegen, kein Gehör schenken möchte, denselben zu töten, in welchem Falle sie freilich selbst verpflichtet waren, sich nachträglich durch das Harakiri das Leben zu nehmen. Außer den direkten Abgaben an Geld und Naturalien, welche alle Daimios dem Sogogun jährlich als eine Art von Tribut (japan. Fassak) zu entrichten hatten, lagen ihnen noch verschiedene, aus dem Verhältnis ihrer Lehnspflichtigkeit resultierende Dienstleistungen ob, z. B. der Unterhalt von Truppenkontingenten. Die Einkünfte des Sogogun bestanden in dem Ertrage der Kronlandschaften, sowie dem der fünf sog. Reichsstädte und den unter diesen stehenden kleinern, dem Fassak der Daimios, dem Ertrage der Minen und Bergwerke, sowie endlich dem Überschusse aus dem Handel mit den Niederländern und Chinesen. Die Armee betrug 200000 Mann und bestand aus den Hatamoto genannten Leibwachen des Sogogun (80000 an der Zahl), und den Kontingenten der einzelnen Daimios. Nur die Befehlshaber und höhern Offiziere waren beritten. Mit den Hatamotos wurden eine Menge höherer und niederer Beamtenstellen besetzt. Eine Kriegsflotte bestand seit der Abschließung des Reichs bis 1854 in J. nicht.

In materieller Hinsicht war der Einfluß der neuen Verfassung glücklich. Während mehr als zwei Jahrhunderten herrschte vollkommene Ruhe und die Wohlfahrt des Landes sowie die Bevölkerung nahmen stetig zu. Letztere lernte, infolge ihrer Abschließung, aus den Erzeugnissen ihres eigenen Landes allen Anforderungen selbst eines hochentwickelten, feinern und gebildetern Lebensgenusses zu genügen. Die Gesamtmasse der jährlich von den Niederländern und Chinesen eingeführten ausländischen Gegenstände war zu unbedeutend und wurde absichtlich zu so unnatürlich hohen Preisen beim Verkauf letzter Hand aufgetrieben, daß nur die Allerreichsten und Vornehmsten sich damit in sehr geringer Menge versehen konnten. Außerdem wachte die Regierung zu Jedo fortwährend mit größter Strenge gegen die Einführung fremder Sitten, Gebräuche und Lebensbedürfnisse. Die durch das Abschließungssystem so sehr verminderten Beziehungen zu China hatten auch zur Folge, daß die geistige Kultur der Japaner, eine Tochter der chinesischen, sich immer mehr von dem typischen Formzwange der letztern emancipierte und einen mehr selbständigen und eigentümlichen, der ursprünglichen, von jener der Chinesen durchaus abweichenden Geistesanlage der Japaner mehr entsprechenden Charakter gewann. Zu großer Vollkommenheit brachten es die Japanesen in der Fabrikation des Porzellans und der mannigfachsten größern und kleinern verlackten, teilweise mit Gold, Silber und Perlmutter eingelegten Gerätschaften. Ebenso berühmt sind ihre Metallarbeiten aller Art, von kolossalen, aus Kupfer gegossenen Buddhabildern und prachtvollen Bronzevasen jeglicher Größe und Gestalt bis zu den allerkleinsten, zierlich ciselierten und mit verschiedenen Metallen eingelegten Gegenständen der verschiedensten Art. In der Legierung von Metallen brachten sie es zur Meisterschaft und ihre Säbel sind von unvergleichlicher Härte, Schärfe und Politur. Ebensolche Meister wurden sie in dem Weben und Färben seidener Stoffe, von den allerschwersten Gold- und Silberbrokaten bis zu leichtern Zeugen für täglichen Gebrauch; in der Bereitung unzähliger, für alle möglichen Zwecke dienender, häufig das Leder vertretender Papierarten u. s. w. Ihre xylographierten, häufig mit den naturgetreuesten, schön und korrekt gezeichneten Abbildungen, gleichfalls in Holzschnitt, versehenen Bücher übertreffen die chinesischen selbst an Schönheit. In ihren Schnitzwerken aus Holz, Elfenbein und Bambus zeigten sich, trotz ihrer naturalistischen Auffassung, Spuren wirklichen Kunstgefühls, wie auch häufig auf ihren Gemälden und Zeichnungen. Dem Land- und Ackerbau wurde im ganzen Reiche von der Regierung des Sogogun die größte Aufmerksamkeit und Aufmunterung zuteil und der Landbau erreichte eine außerordentliche Vollkommenheit. Zur Verhütung von Hungersnot unterhielt die Regierung in allen Teilen des Reichs Reismagazine, welche zusammen den mittlern Ertrag einer reichlichen Jahresernte in sich faßten. Für die Erneuerung dieser Vorräte wurde stets gesorgt. Trat nun einmal Mißernte ein, was gerade bei Reis nicht selten stattfindet, so wurde der Reis aus den Regierungsmagazinen gegen einen mäßigen, den von günstigen Jahren kaum überschreitenden Marktpreis an die Bevölkerung verkauft. Ebenso war die Regierung in Jedo für die Aufrechthaltung des außerordentlich lebhaften innern Handelsverkehrs im ganzen Reiche fortwährend besorgt. Wege, Brücken, Gasthäuser jeder Art längs der erstern waren vortrefflich angelegt und unterhalten. Die große Heerstraße zwischen Miyako und Jedo in der Landschaft Tokai-do ist ein Meisterstück von Schönheit und Zweckmäßigkeit. Infolge der strengen, überaus wachsamen Polizei und der unparteiischen, aber strengen Kriminalrechtspflege herrschte überall die vollkommenste Sicherheit der Person und des Eigentums. Auch die Stellung und das Verhältnis der verschiedenen Volksklassen zueinander war ein sehr wohlgeordnetes und darauf berechnet, alle Unzufriedenheit und innern Bewegungen zu verhüten. Die Bevölkerung zerfiel nämlich in bestimmte, aber keineswegs so schroff wie die ind. Kasten voneinander geschiedene Klassen: 1) die Daimios; 2) die Sei-mios, oder der auf sie folgende höhere Adel, welche aber gewöhnlich als unterste Rangklasse den Daimios zugezählt wurden, da auch sie sich im Besitz von Lehnen, wiewohl von kleinern, befanden; 3) die Beamten, Offiziere und Soldaten; 4) die Priester des Sin-to und des Buddhismus; 5) Ärzte, Gelehrte, Künstler u. s. w., insofern sie nicht Beamte des Sogogun und der Daimios waren, wodurch sie höhern Rang und das Recht, zwei Säbel zu tragen, erhielten; 6) die Kaufleute; 7) die Landbauer; 8) Schiffer, Fischer, Handwerker, Arbeitsleute u. s. w. Alle diese verschiedenen Klassen hatten ihre bestimmten Rechte und jede

h einer Konferenz mit dem Reichsrate (5. und Okt.), erwirkten, daß die Regierung des Sgogun Garantie für die von dem Fürsten von Nagato zahlende Kontribution übernahm, ihn seiner irden entsetzte, den fremden Gesandten das Recht estand, sich in Jedo aufzuhalten, und sich zugleich pflichtete, den Mikado zur Anerkennung der von n Sgogun mit den fremden Mächten geschlossenen träge zu bewegen. Bald nachher, 21. Nov. 1864, rden zu Kamakura wieder zwei engl. Offiziere ordet, und 21. April 1865 beschloß die Regie- g des Sgogun in Übereinstimmung mit dem kado, daß alle Angehörige der Staaten, zwischen en und J. keine Verträge stattfänden, aus dem de entfernt werden sollten.

Die Machtlosigkeit und Unzuverlässigkeit der Re- rung zu Jedo wurde von Tag zu Tag deutlicher, gleichem Maße aber erstarkte das Ansehen und Macht des Mikado dadurch, daß sich die mächti- n Daimios von Kiusiu, Sikok'f und dem südl. on immer fester an ihn anschlossen. Jetzt ent- d in J. ein Bürgerkrieg. Der Fürst von Na- o stand mit einer Anzahl anderer Daimios, er ihnen auch Satsuma, gegen den Sgogun auf. ser anfangs für den Sgogun unglückliche, später r günstigere Krieg dauerte bis Ende 1867. Am Sept. 1866 starb der Sgogun Minamoto-Jie- ti und ihm folgte Stotsbashi oder Hitotsubashi, Sohn des Fürsten von Mito, ein kluger, ener- her, freisinniger und für den unbeschränkten kehr mit dem Auslande gestimmter Mann. rst schickte er einen Gesandten nach Petersburg, mit der russ. Regierung ein Übereinkommen ichtlich der Rußland und J. gemeinschaftlich renden Insel Sachalin zu treffen, wodurch chen den Unterthanen beider Länder häufig findende Zwistigkeiten wegfielen. Es kam zu m vorläufigen Vertrag, der 1875 dadurch, daß einer Ansprüche auf Sachalin entsagte und gegen die russ. Kurilen erhielt, seinen festen chluß erhielt. Alsdann trachtete er die mit den den Mächten geschlossenen Verträge vollständig Ausführung zu bringen und namentlich den ado zu bewegen, 1. Jan. 1868 den Hafen von go und die Stadt Ohosakka dem fremden Ver- zu öffnen. Letzteres fand, zugleich mit der nstellung des Hafens von Jedo, auch 29. Jan. 8 statt. Inzwischen war 3. Febr. 1867 zu ko der Mikado Komei-ten-no gestorben und sein ähriger Sohn Mutsou-Hito als 122. Mikado dem Stifter des Reichs ihm nachgefolgt. Das Geschäft desselben war die Beilegung des eites zwischen dem Sgogun und dem Daimio Tjosjou-Nagato und den andern, diesem ver- deten Fürsten. Als bei einer Zusammenkunft Daimios mit dem Mikado die Abschaffung des gunates zur Sprache kam, erklärte Stotsbashi, kurz vorher, 18. Okt. 1867, der Mikado den hsten Ehrentitel, Kubo-Samo, verliehen hatte, 8. Nov. bereit, die Reichsregierung niederzu- m. Der Mikado nahm die Abdankung nicht an, ief aber eine Versammlung der Daimios zur derung der Verfassung nach Miako, an welcher ch die des Nordens und Ostens von Nipon un- dem Vorgeben, daß sie mit der bestehenden Ver- ung zufrieden seien, teilzunehmen verweigerten. tsbashi erließ 17. Nov. eine Proklamation, in er erklärte, daß die veränderten Beziehungen Staats zum Auslande eine einheitliche Regie- rung, und zwar die des Mikado allein, notwendig machten, und daß für die Feststellung einer neuen Reichsverfassung ein beschließender Rat berufen werden müßte. Im Dez. 1867 wurden die Vertreter des Auslandes, welche sich zu Ohosakka in der Nähe des Sgogun befanden, von dem Zurücktritt desselben und daß der Mikado fortan alleiniger Herrscher in J. sei, unterrichtet.

Stotsbashi aber hatte sich bei der Niederlegung des Sgogunats nicht auch schon gleichzeitig aller faktischen Macht entäußert, da er selbst den Übergang des Reichs zu einer neuen Verfassung leiten wollte. Die ihm feindlichen Daimios, namentlich Satsuma, wußten aber den Mikado zu bewegen, das Sgogunat für abgeschafft und Stotsbashi aller seiner Ämter, Würden und Titel verlustig zu erklären. Hierauf begab sich Stotsbashi mit gegen 30 000 Mann Truppen von Ohosakka nach Miako, um die ihm feindlichen Daimios von dort zu vertreiben und wieder Herr der Situation zu werden. Bei Fushimi, halben Wegs zwischen beiden Städten, kam es 26. Jan. 1868 zu einer dreitägigen Schlacht zwischen ihm und den Daimios von Satsuma und Nagato, in der die letztern Sieger waren. In einem fast gleichzeitigen Seegefecht vor Jokuhama aber unterlagen die Schiffe von Satsuma. Stotsbashi zog sich von Fushimi nach Ohosakka zurück, wo er sich 30. Jan. nach Jedo einschiffte, um sich daselbst in das buddhistische Kloster Oujeno zurückzuziehen. Die Anhänger des Mikado verfolgten die von Stotsbashi, rückten in Ohosakka ein, sprengten das Schloß des Sgogun in die Luft, legten einen Teil der Stadt in Asche und rückten dann nach Hiogo vor. Bei ihrem Einzug daselbst, 4. Febr., fielen Schüsse auf das Zollamtsgebäude, den Aufenthalt der europ. Gesandten, und verwundeten drei Europäer. Die Japaner wurden aber durch die amerik., engl. und franz. Wachtmannschaften, denen sich bald nachher die Matrosen und Seesoldaten der vor Hiogo liegenden Kriegsschiffe anschlossen, in die Flucht geschlagen. Der Mikado ließ den Vertretern des Auslandes eine Entschuldigung hierfür machen, versprach den Ausländern seinen Schutz sowie Aufrechthaltung ihrer Verträge mit dem Sgogun und lud die Gesandten ein, sich nach Ohosakka zurückzubegeben. Der Offizier, der eigenmächtig den Befehl zum Schießen auf das Gesandtschaftsgebäude gegeben, wurde zum Tode verurteilt. Dessenungeachtet aber fand schon 8. März wieder ein Angriff auf die Bemannung einer Dampfschaluppe des franz. Kriegsschiffs Dupleix statt, wobei 10 Franzosen getötet wurden. Die Hinrichtung der bei dem Angriff auf die Schaluppe am meisten beteiligten 11 Japaner schon am 16. März gewährte hierfür vollständige Genugthuung. Der Mikado legte überhaupt mehr und mehr das Bestreben an den Tag, die Beziehungen zwischen J. und dem Auslande zu befestigen. Der 23. März war zu dem ersten Empfange des franz., engl. und niederländ. Gesandten bei dem Mikado zu Miako bestimmt. Die von Preußen, Italien und Nordamerika, welche sich von Hiogo nach Jokuhama begeben hatten, sollten nach ihrer Rückkehr von dort von ihm empfangen werden. Aber nur der franz. Gesandte, Léon Roches, hatte den 23. Audienz. Denn als der engl. Gesandte, Sir Harry Parkes, sich nach dem Palast des Mikado begab, geschah auf ihn und seine Eskorte ein Angriff durch mehrere Japaner, wodurch

konservativen Partei entweder ermordet oder aber, wie andere meinen, zum Selbstmord durch Bauchaufschneiden genötigt. Ihm folgte sein minderjähriger Sohn, Minamoto-no-Iesada, unter der Vormundschaft des Regenten (japan. Gotairo) Ie-Kamon-no-Kami. Hauptvertreter des Konservativismus und der feindlichen Gesinnung gegen die Regierung war der Daimio von Mito. Auf ihn lenkte sich ein starker Verdacht, daß er, um das Sogunat an sich zu bringen, Iesada vergiftet habe, als dieser 1857 plötzlich ohne Thronerben starb. Nach der von Iesasou getroffenen Bestimmung mußte nämlich, im Fall, daß ein Sogun starb, ohne natürliche Nachfolger zu hinterlassen, das Sogunat auf die dem Hause Minamoto nahe verwandten Daimios von Mito, Kidjou und Owari übergehen. Der Regent Ie-Kamon-no-Kami setzte aber durch, daß der Daimio von Kidjou zum Sogun ernannt, der von Mito seiner Würden und Rechte entsetzt, dagegen der Sohn desselben zum Sogun bestimmt wurde, im Fall daß der neuerwählte, damals ebenfalls noch minderjährige Sogun Minamoto-Ie-Motsi ohne Erben sterben würde. Dieses letztere fand 19. Sept. 1866 statt und nun folgte in dem Sogunate unter dem Namen Hitotsubashi oder Stotsbashi der erwählte Sohn des Fürsten von Mito. Der Regent Kamonno-Kami war schon 24. März 1860 auf Anstiften des letztern ermordet und dieser selbst von einem nahen Verwandten des Regenten 1861 aus Rache erschlagen worden.

Bei der eigentümlichen Einrichtung der japan. Staatsmaschine konnte es nicht fehlen, daß die Veränderung, welche sie durch die Offenstellung der Häfen und die Zulassung der Ausländer in J. erlitten hatte, die Macht des Sogun in ihren Grundfesten erschütterte. Sehr bald machten sich der Regierung zu Jedo feindliche Parteien mehr und mehr geltend, an deren Spitze die mächtigern der Daimios standen. Ein Teil von ihnen, hauptsächlich im Süden des Reichs, namentlich auf den Inseln Kiusiu und Sikok'i, näherten sich mehr und mehr dem Mikado als ihrem ursprünglichen Lehnsherrn, indem sie die Offenstellung des Reichs durch die Regierung in Jedo für einen willkürlichen Eingriff

von erschlagen.

Die Stellung der Europäer in J. [illegible] unsicherer und bedenklicher. Hierzu [illegible] die zunehmende Schwäche der zwische[illegible] schwankenden Regierung des Sog[illegible] von ihr zum Zwecke des Schutzes [illegible] heit der Ausländer erlassenen Befehl[illegible] nur von den den Fremden feindl[illegible] wenig beachtet, sondern aus ihrer e[illegible] ging auch unzweideutig hervor, da[illegible] mit dem Auslande geschlossenen [illegible] Freundschaftsverträgen keineswegs au[illegible] Im März 1863 verlangte Graf Ruß[illegible] engl. Gesandte bei dem Sogun dara[illegible] solle, daß die Regierung desselben weg[illegible] falls auf die engl. Gesandtschaftswohn[illegible] und zugleich einen Schadenersatz von 4[illegible] leiste, den Erben von Lenox Richardson [illegible] Ermordung desselben aber 170000 Doll. [illegible] und zugleich den Daimio Shimadsu, der [illegible] anlassung dazu gegeben, hinrichten las[illegible] ersten Hälfte von der Forderung des eng[illegible] steriums konnte die Regierung entsprechen, [illegible] richtung von Shimadsu aber war ihr u[illegible] da der letztere sich bei seinem mächtigen P[illegible] und Verwandten, dem Daimio von Satsu[illegible] hielt und dieser die Auslieferung sei[illegible] wandten verweigerte. Am 24. Juni [illegible] Reichsrat den europ. Gesandten und Ko[illegible] der Sogun habe von dem Mikado, de[illegible] lichen Gebieter über J., die Weisung er[illegible] den Fremden geöffneten Häfen wieder zu[illegible] Die Vertreter des Auslandes gaben aber [illegible] Der engl. Admiral Kuper begab sich im [illegible] selben Jahres vor Kagosima, der stark[illegible] und gut verteidigten Hauptstadt des Fü[illegible] Satsuma, mußte aber bald, ohne groß[illegible] angerichtet zu haben, wieder von dort zu[illegible] Die Auslieferung von Shimadsu unter[illegible] gegen aber bezahlte Satsuma später die e[illegible] die Erben von Richardson verlangten 17[illegible] Im folgenden Jahre wurden von dem D[illegible] Nagato in der Straße von Simonosek[illegible] Kiusiu und Nipon, Feindseligkeiten ge[illegible] Schiffe verübt. Infolge hiervon rück[illegible]

mit dem Tenno (S. 828) die Regierung des Sogun den Fürsten von Sogun ihn übernahm, die seine frühen Gebieten von Hon aufgeben, und sich gegen zur Anerkennung der von diesen Mächten geschlossen und ratifiziert, 25. Juni 1865). wieder gute engl. Offizier 1865 beschäftigt die Regierung Übereinkommen, und dem einige der Staaten, gestatten, mit ihnen vollten.

Die Unzufriedenheit der Na- von Tag zu Tag deutlicher, erstarkte das Ansehen und dadurch, daß sich die mächti- su, Satsuma und dem Süd- Ihn entschlossen. Jetzt ent- schloß. Der Fürst von Na- Anzahl anderer Daimios, mar, gegen den Sogogun auf. Sogogun unglückliche, später dauerte bis Ende 1867. Am der Sogogun Minamoto-Yo- tomi-dsasi oder Hitotsubashi, dem Vetter, ein kluger, ener- und für den unbeschränkten Auslande gesinnter Mann. Gesandten nach Petersburg, terung ein Übereinkommen und und J. gemeinschaftlich halin zu treffen, wodurch inen beider Länder hinfüg ten wegfielen. Es kam zu tag, der 1875 dadurch, daß auf Sachalin entsagte und rilen erhielt, seinen festen dann trachtete er die mit den offenen Verträge vollständig fangen und namentlich den 1. Jan. 1868 den Hafen von Ohosakka dem fremden Ver- tes fand, zugleich mit der as von Jedo, auch 29. Jan. en war 3. Febr. 1867 zu tei-ten-no gestorben und sein sou-hito als 122. Mikado lchs ihm nachgefolgt. Das en war die Beilegung des Sogun und dem Daimio und den andern, diesem ver- s bei einer Zusammenkunft Mikado die Abschaffung des he kam, erklärte Stotsbashi, Okt. 1867, der Mikado den ko-Samo, verliehen hatte, e Reichsregierung niederzu- hm die Abdankung nicht an, mmlung der Daimios zur ung nach Miako, an welcher und Ostens von Nipon un- sie mit der bestehenden Ver- teilzunehmen verweigerten. Nov. eine Proklamation, die veränderten Beziehungen ande eine einheitliche Regie-

rung, und gegen die das Mikado selbst, namentlich wurden, und daß die Verwaltung einer neuen Bundesverfassung ein gemeinschaftlicher Rat führen werden sollte. Im Dez. 1867 wandten die Se- retäre des Kaiserhofes, welche sich zu Ohosakka in der Nähe des Sogogun befanden, sich dem Hofe mit Verfügen und daß der Mikado seine alleinige Herrschaft in J. wi- unterrichtet.

Stotsbashi aber hatte sich bei der Niederlegung des Sogogunats nicht auch schon gleichzeitig aller politischen Macht entäußert, da er selbst den Übergang des Reichs zu einer neuen Verfassung leiten wollte. Die ihm feindlichen Daimiate, namentlich Satsuma, wußten aber den Mikado zu bewegen, das Sogogunat für abgeschafft und Stotsbashi aller seiner Ämter, Würden und Titel verlustig zu erklären. Hierauf begab sich Stotsbashi mit gegen 30,000 Mann Truppen von Ohosakka nach Miako, um die ihm feindlichen Daimios von dort zu vertreiben und wieder Herr der Situation zu werden. Bei Fushimi, halben Wegs zwischen beiden Städten, kam es 26. Jan. 1868 zu einer dreitägigen Schlacht zwischen ihm und den Daimios von Satsuma und Nagato, in der die letztern Sieger waren. In einem fast gleichzeitigen Gefechte vor Jokuhama aber unterlagen die Schiffe von Satsuma. Stotsbashi zog sich von Fushimi nach Ohosakka zurück, wo er sich 30. Jan. nach Jedo einschiffte, um sich daselbst in das buddhistische Kloster Ouseno zurückzuziehen. Die Anhänger des Mikado verfolgten die von Stotsbashi, rückten in Ohosakka ein, sprengten das Schloß des Sogogun in die Luft, legten einen Teil der Stadt in Asche und rückten dann nach Hiogo vor. Bei ihrem Einzug daselbst, 4. Febr., fielen Schüsse auf das Zollamtsgebäude, den Aufenthalt der europ. Gesandten, und ver- wundeten drei Europäer. Die Japaner wurden aber durch die amerik., engl. und franz. Wacht- mannschaften, denen sich bald nachher die Matrosen und Seesoldaten der vor Hiogo liegenden Kriegs- schiffe anschlossen, in die Flucht geschlagen. Der Mikado ließ den Vertretern des Auslandes eine Entschuldigung hierfür machen, versprach den Aus- ländern seinen Schutz sowie Aufrechthaltung ihrer Verträge mit dem Sogogun und lud die Gesandten ein, sich nach Ohosakka zurückzubegeben. Der Offi- zier, der eigenmächtig den Befehl zum Schießen auf das Gesandtschaftsgebäude gegeben, wurde zum Tode verurteilt. Dessenungeachtet aber fand schon 8. März wieder ein Angriff auf die Beman- nung einer Dampfschaluppe des franz. Kriegs- schiffs Dupleix statt, wobei 10 Franzosen getötet wurden. Die Hinrichtung der bei dem Angriff auf die Schaluppe am meisten beteiligten 11 Japaner schon am 16. März gewährte hierfür vollständige Genugthuung. Der Mikado legte überhaupt mehr und mehr das Bestreben an den Tag, die Bezie- hungen zwischen J. und dem Auslande zu befesti- gen. Der 23. März war zu dem ersten Empfange des franz., engl. und niederländ. Gesandten bei dem Mikado zu Miako bestimmt. Die von Preußen, Italien und Nordamerika, welche sich von Hiogo nach Jokuhama begeben hatten, sollten nach ihrer Rückkehr von dort von ihm empfangen werden. Aber nur der franz. Gesandte, Léon Roches, hatte den 23. Audienz. Denn als der engl. Gesandte, Sir Harry Parkes, sich nach dem Palast des Mikado begab, geschah auf ihn und seine Es- korte ein Angriff durch mehrere Japaner, wodurch

12 Menschen und 4 Pferde verwundet wurden. Die Angreifer wurden aber ohne Mühe unschädlich gemacht. Die Audienz von Parkes konnte infolge hiervon erst 26. März stattfinden. Der Mikado versprach strenge Bestrafung der Schuldigen, Schadlosstellung der Verwundeten und die Verhütung ähnlicher Angriffe für die Zukunft durch Androhung der schwersten Strafen. Die Hauptschuldigen wurden hingerichtet, die Verwundeten entschädigt.

Mit dem Zurückzuge von Stotsbashi nach Oujeno war aber der Bürgerkrieg nicht beendigt. Er gewann jetzt erst größere Ausdehnung. An die Spitze der den südl. Daimios und dem Mikado feindlichen Fürsten der Nordprovinzen stellte sich ein Bruder von Stotsbashi sowie der Daimio Aidsen. Dieser schlug die Truppen des Mikado 10., 17., 22. Mai in der Nähe von Jedo; 2. Juni ward ein Oheim des Mikado, der zu den eifrigsten Gegnern von Stotsbashi gehörte, in Jedo ermordet. Auch der Oberpriester von Miako trat gegen den Mikado auf. Am 4. Juli machten die Truppen des Mikado einen Anfall auf Jedo, wurden zurückgeschlagen, waren aber am folgenden Tage glücklicher. Bei dieser Gelegenheit ging die Hälfte der Stadt in Flammen auf. Der Bürgerkrieg, von dem indessen die in den Vertragsstädten weilenden Fremden nur indirekt berührt wurden, dauerte unter wechselndem Glück fort und fand seinen Abschluß hauptsächlich dadurch, daß sich 6. Nov. 1868 Aidsen, Sendai und andere mächtige Daimios des Nordens dem Mikado unterwarfen, während die Zahl der Anhänger von Satsuma sich fortwährend verminderte und derselbe sich endlich in seine Provinz zurückziehen mußte. Im Dezember war der Mikado im Besitz voller Herrschermacht. Am 2. Dez. hielt er seinen Einzug in Jedo und 13. Febr. 1869 wurden in öffentlicher Audienz die fremden Gesandten von ihm empfangen, die während des Bürgerkriegs eine neutrale Stellung eingenommen hatten.

Damit begann aber für J. eine so gänzliche und so schnell fortschreitende Umgestaltung seiner sämtlichen Staats- und Bildungsverhältnisse, wie die Weltgeschichte kein zweites Beispiel darbietet. An der Spitze dieser immer weiter eilenden Fortschrittsbewegung steht der jugendliche Mikado Mutsu-Hito (geb. 3. Nov. 1851), sie mit ebenso vieler Klugheit als Kraft und Konsequenz leitend, dem zur Seite sich eine Anzahl gleichgesinnter höchster Beamten befindet, die entweder ihre Bildung in europ. Ländern oder Nordamerika genossen oder doch diese Länder bereist und das spezifische Wesen der europ. Kultur der Gegenwart, ihre Wirkung und Ausstrahlung nach allen Seiten hin, durch eigene Anschauung kennen gelernt und begriffen haben. Die wichtigste der sich rasch nachfolgenden Reformen war die Aufhebung des Verhältnisses der Daimios als erblicher Lehnsträger des Mikado zu dem Reiche. Diese Maßregel, welche J. aus einem Feudalstaate in eine absolute, später sich zu einer konstitutionellen gestaltenden Monarchie umschuf, wurde durch den Mikado mittels einer Berufung sämtlicher Daimios nach Jedo behufs gemeinsamer Beratung über die Angelegenheiten des Reichs eingeleitet. Wegen Rangstreitigkeiten teilten sich die Daimios in eine höhere und eine niedere Kammer, von denen die letztere 18. April, die erste 3. Juli tagte. In dieser wurde die Wiedererhebung des Sin-to-Kultus zur Staatsreligion, die Abschaffung der Daimiowürde, die Ernennung der Daimios zu erblichen Gouverneuren der Landschaften, welche sie als Lehn besessen und jetzt wieder an den Mikado zurückgegeben hatten, die Verschmelzung des territorialen Adels, der Daimios, mit dem Hofadel des Mikado, den Kuges, zu einem gemeinschaftlichen, Kuazoku genannten, beschlossen. Hiervon wurden die fremden Gesandten 23. Sept. 1869 in Kenntnis gesetzt. Die Ernennung der Daimios zu erblichen Gouverneuren der früher von ihnen als Lehn innegehabten Landschaften hatte dieselben, wiewohl unter anderm Namen, doch faktisch fortbestehen lassen. Der Sache selbst wurde erst 29. Aug. 1871 von dem Mikado, an den sich in letzter Zeit die Fürsten Satsuma, Tjosjou-Nagato, Fizen, Tosa und Kaga fester angeschlossen hatten, durch einen Staatsstreich ein Ende gemacht. Den Daimios wurde befohlen, sich von Ende Oktober an als einfache Privatleute in Jedo niederzulassen, unter Zusicherung eines Zehnteils ihrer frühern Landeseinkünfte. Ihre frühern Lehne wurden eingezogen und durch Regierungsbeamte verwaltet. Jedermann sollte in Zukunft zu Staatsämtern zugelassen werden können und die Wahl zu den höchsten Stellen nur durch Kenntnisse und Geschicklichkeit, nicht aber durch vornehme Geburt bedingt werden.

Hieran schloß sich, ebenfalls 1871, eine neue Einteilung des Reichs in drei Städte (Fou), Jedo, Miako und Ohosaka, und 44 Arrondissements (Ken). Jedo erhielt den offiziellen Namen Tokio, d. h. Hauptstadt des Ostens, Miako wieder seinen alten, Kioto, oder Hauptstadt des Westens. Tokio wurde Residenz und das Schloß des Sgoguns daselbst Wohnsitz des Mikado. Die Insel Jesso mit den Kurilen bildet ein besonderes Arrondissement unter dem Namen Hokkaido und dasselbe ist der Fall mit den unter einem von dem Mikado ernannten Vizekönig (japan. Wo) stehenden Liu-Kius. Beide letztern Kens sind der Kommission für die Kolonien (japan. Kai-ta-kou-shi) untergeordnet. An der Spitze der übrigen Kens stehen ein Präfekt oder Präsident (japan. Rei) und ein Unterpräfekt (Gon-Rei) mit einem ersten Rate (San-ji) und einem zweiten (Gon-San-ji), während unter diesen Beamten ein Ten-ji und Gon-ten-ji den einzelnen provinzialen Verwaltungszweigen vorstehen. In den drei Städten stehen ein Gouverneur (Chi-ji), ein Untergouverneur (Gon-Chi-ji) an der Spitze der Verwaltung. Die übrigen höchsten Beamten sind dieselben wie in den Kens. An der Spitze der Staatsgeschäfte steht das Daidjokan (Staatsrat) mit drei Präsidenten und elf Räten (Sangi), von denen die meisten zugleich Chefs von Ministerien sind. Die Ministerien belaufen sich auf elf, nämlich das Ministerium des Auswärtigen, des Innern, der Finanzen, des Kriegs, der Marine, des Unterrichts, für Landwirtschaft und Handel, der öffentlichen Arbeiten, der Justiz, des kaiserl. Hauses und das der Posten. Alle diese Ministerien sind, soweit es die lokalen Verhältnisse erlauben, den in Europa nachgebildet. Außerdem besteht das Genroïn (Senat), gegenwärtig aus 32 Mitgliedern, meist ehemaligen höhern Beamten zusammengesetzt, ferner das Sanjiin (conseil d'état), 11 Räte und 21 Assessoren. Oberster Gerichtshof ist das Taischin, aus 19 Richtern der obern Klassen gebildet. Die früher barbarische und unerbittlich strenge Kriminaljustiz ist bedeutend gemildert worden. Das Polizei-

wesen wurde 1872 nach dem Muster des englischen von Fitzroy Rice umgeformt. Statt der frühern, aus den Kontingenten der Daimios und den Truppen des Sogogun bestehenden Heeresmacht wurde eine stehende Armee aus Infanterie, Kavallerie, Artillerie und Geniesoldaten und eine Kriegsflotte geschaffen. Andere wichtige Neuerungen sind die Einrichtung eines Generalpostamts (1873), um die überseeische Post von J. aus selbst zu leiten; die Einführung der europ. Gregorianischen Zeitrechnung, indem der 1. Jan. 1873 zum 1. Jan. des J. 2533 seit der Stiftung des Reichs kreiert und die Einteilung des Jahres in 12 Monate, 52 Wochen und jede Woche in 7 Tage geteilt wurde; die Einführung des nordamerik. Münzsystems (1871), die Gründung von Bankinstituten nach europ. Muster, von Assekuranzgesellschaften u. s. w. Auch entstanden Eisenbahnen und Telegraphenverbindungen.

Im Widerspruch mit dem so äußerst regen Bestreben der Regierung des Mikado, die Kultur des Westens in J. einzubürgern, steht ihre fortdauernde Abneigung gegen das Christentum. Den Fremden wurde die freie Ausübung desselben erlaubt, der Übertritt zu ihm den Japanern aber verboten. Als bald nach der Öffenstellung der japan. Häfen sich auf Kiusiu, namentlich in der Nähe von Nagasaki, durch die Thätigkeit französischer kath. Missionare christl. Gemeinden bildeten und die Zahl der Neugetauften täglich zunahm, ließ die Regierung 16. Juli 1867 170 japan. Christen in das Gefängnis werfen, verurteilte 1868 4100 zur Deportation und erließ im Jan. 1870 neue geschärfte Befehle gegen den Übertritt zum Christentum, indem zugleich 3000 Christen in die verschiedenen Provinzen verteilt wurden. Erst 1873 gab die Regierung dem fortgesetzten energischen Andringen der Vertreter des Auslandes nach und versprach 21. Febr., fortan von allen Verfolgungen der japan. Christen abstehen zu wollen. Auch der Buddhismus wird jetzt, als nicht ursprüngliche und nationale Religion, nur noch geduldet. Seine zahlreiche Geistlichkeit verarmt und seine prachtvollen und reichgeschmückten Tempel verfallen zusehends. Eine beträchtliche Anzahl metallener Buddhastatuen und kolossaler kunstreich gegossener Glocken, dem Gewicht nach viele Centner, sind aus den Buddhistentempeln und Klöstern als altes Kupfer nach England und Nordamerika verkauft worden. Auch erließ die Regierung Gesetze, wie z. B. das vom 12. Jan. 1873, welches den zahlreichen buddhistischen Mönchen, Priestern und Nonnen zu heiraten erlaubte, das Verbot des Fleischgenusses aufhob, ihnen verstattete, bürgerliche Kleidung zu tragen u. a. m., wodurch der Buddhismus in seinem Innersten erschüttert wurde. Eine sehr wichtige Neuerung war auch die Bildung eines Parlaments, welches durch eine Proklamation des Mikado vom 14. Tage des 4. Monats des 8. Jahres der Periode Mei-tsi eingeleitet und 20. Juni 1875 in Kioto durch den Mikado in Person eröffnet wurde.

Das Verhältnis von J. zu dem Auslande war während dieser Periode fortschreitender Reformen nur vorübergehend durch Verwickelungen mit Korea und China getrübt. Die letztern fanden wegen der Besetzung eines Teils von Formosa (s. d.) 1874 durch die Japaner statt, infolge der Ermordung der Bemannung eines japan. Schiffs durch die Bevölkerung dieser Insel. Ein Krieg zwischen China und J. schien unvermeidlich. Durch die Vermittelung des engl. Gesandten Sir Harry Parkes kam das Zerwürfnis beider Staaten aber dennoch 31. Okt. zu einem gütlichen Austrage. China bezahlte den Japanern 500000 Thails Entschädigung und diese verließen Formosa wieder. Den Verwickelungen mit Korea (s. d.) lag der Umstand zu Grunde, daß der Beherrscher dieses Reichs, der einzige ostasiat. Fürst, welcher jetzt noch an dem System gänzlicher Abschließung von dem Auslande festhält, sich anmaßte, dem Mikado Vorwürfe über die Reformen zu machen, sich sogar 1872 erdreistete, demselben zu befehlen, seine Residenz nach Kioto zurückzuverlegen und ihm dafür, daß er gewagt habe, ohne seine Erlaubnis nach Tokio überzusiedeln, mehrere Millionen Dollars zu bezahlen. J. begnügte sich damit, seine Faktorei zu Fusankai an der Küste von Korea einzuziehen und alle Beziehungen zu dem Beherrscher dieses Landes abzubrechen. In J. selbst offenbarte sich während dieser Zeit in Aufständen der Bevölkerung verschiedener Provinzen wiederholt das Bestreben, der fortschreitenden Reform aller innern Verhältnisse Einhalt zu thun. Diese reaktionären Bewegungen, die auch im Brande des kaiserl. Palastes zu Tokio 5. Mai 1873 und im Mordversuche auf den Premierminister Iwakura Tonomi, 14. Jan. 1874, Ausdruck fanden, wurden aber ohne Mühe unterdrückt.

Im Okt. 1873 wurde die erste japan. Notenbank in Tokio gegründet; es folgte hierauf eine zweite in Ohosakka, welche später ebenfalls nach Tokio verlegt wurde, dann eine zu Jokuhama und eine zu Nijgata. Das Bankgesetz von 1876 nahm die Gesetzgebung über das Zettelbankgeschäft der Vereinigten Staaten als Vorbild an. Am 1. Juli 1877 trat J. dem Weltpostverein bei. Eine lebhafte Agitation strebte die Abänderung der Zollverhältnisse an, und am 1. Juli 1879 wurde der Ausfuhrzoll auf eine ganze Reihe von früher zollpflichtigen Gegenständen aufgehoben. Auch beansprucht die japan. Regierung das ausschließliche Recht, Tarife festzusetzen und alle auf den fremden Handel bezüglichen Verordnungen in den diesem geöffneten Häfen zu treffen. Nachdem schon 1876 eine Ausstellung japan. Landeserzeugnisse stattgefunden hatte, wurde 1. März 1881 die zweite Nationalausstellung durch den Mikado in Person eröffnet, welche von 31000 Ausstellern beschickt worden war. Regierung und öffentliche Meinung wendeten sich entschieden den deutschen Heereseinrichtungen zu; am 27. Okt. 1879 wurde die Wehr- und Heerordnung veröffentlicht, welche, gänzlich nach deutschem Muster geschaffen, auf der Grundlage der allgemeinen Wehrpflicht ruht; die bis dahin in J. thätig gewesene franz. Militärkommission verließ 1880 das Land.

Was die Territorialveränderungen J.s in neuester Zeit anbetrifft, so wurde 1875 auch der südl. Teil der Insel Sachalin an Rußland abgetreten; dagegen vergrößerte sich das Areal des Staats 1876 durch die Besitzergreifung der Bonin-Inseln; ferner wurden im Juni 1879 die Liu-Kiu-Inseln, welche bis dahin den Herrscher von J. nur als ihren Lehnsherrn anerkannt hatten, unter dem Namen Okinawa-Ken dem Japanischen Reiche einverleibt; der König dieser Gruppe, Shotai, wurde nach Tokio berufen und ihm hier ein Palast zum Aufenthalt angewiesen. Die Beziehungen J.s zu den europ. Mächten waren die besten; am 23. Mai 1879 besuchte Prinz Heinrich von Preußen mit der deutschen Korvette «Prinz Adalbert» Tokio, wo er vom

Mikado auf das zuvorkommendste empfangen wurde, und im August desselben Jahres erschien hier die ital. Korvette «Pisani» mit dem Herzog von Genua als Kommandanten an Bord. Auch der ehemalige Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, General Grant, hatte kurze Zeit vorher das Land bereist. Das Deutsche Reich machte Jokuhama zu einer Flottenstation.

Dagegen erregten Ende Okt. 1876 die ihrer Vorrechte und Einkünfte beraubten Samurai (Adeligen) auf Kiusiu einen Aufstand, der sich bald nach dem Südwesten Nipons fortpflanzte; erst nach neunmonatlichem blutigen Kriege wurde im Sept. 1877 diese Rebellion auf Kiusiu unterdrückt. Auch von andern Unglücksfällen wurde J. in der neuesten Zeit sehr schwer betroffen; von Mitte Juni 1878 bis in den Okt. 1879 wütete die von Kiusiu nach Nipon eingeschleppte Cholera, zumeist in Hiogo und Ohosakka; trotz sofort angeordneter Quarantänemaßregeln, wegen deren es sogar zu einem vorübergehenden Konflikt mit dem deutschen Gesandten von Eisendecher kam, ließ sich dennoch die Seuche nicht völlig lokalisieren. Große Feuersbrünste suchten 1879 Jokuhama, Tokio und Hakodate heim; letztere Stadt sank dabei zur Hälfte in Trümmer. In der Nacht vom 21. zum 22. Febr. 1880 fand von Tokio bis über Jokuhama hinaus ein Erdbeben statt, welches als das stärkste seit demjenigen von 1855 bezeichnet wird. In Tokio war die Zerstörung sehr bedeutend, noch größer in Jokuhama.

Litteratur. Außer den ältern Werken von Kämpfer (s. d.), Thunberg (s. d.), Titsing, Meilan, Golownin und Siebold (s. d.) sind von neuern Schriften über J., deren Zahl eine sehr große ist, besonders hervorzuheben: Mac Farlane, «J., an account geographical, physical and historical» (Lond. 1852); Fraissinet, «Le Japon» (2 Bde., Par. 1856; 2. Aufl. 1864); Georges Bousquet, «Le Japon de nos jours et les échelles de l'extrême Orient» (2 Bde., Par. 1877); Hawks «Bericht über die nordamerik. Expedition unter Perry» (3 Bde., Neuyork 1856); Neumann, «Das Reich J. und seine Stellung in der westöstl. Bewegung» (Münch. 1857); Lähdorf, «Acht Monate in J.» (Brem. 1858); die verschiedenen Reisewerke von W. Heine (s. d.); Alcock, «The capital of the Tycoon» (2 Bde., Lond. 1863); Fortune, «Yedo and Peking» (Lond. 1863); der offizielle Bericht über «Die preuß. Expedition in Ostasien» (Berl. 1864 fg.), sowie die Reisewerke mehrerer Mitglieder derselben, wie Werner (2 Bde., Lpz. 1863), Maron, Spieß; ferner Griffis, «The Mikados empire» (2 Bde., Lond. 1870—74); Mohnike, «Die Japaner» (Münster 1872); Mitford, «Tales of Old-Japan» (2 Bde., Lond. 1871; deutsch von Kohl, 2 Bde., Lpz. 1875); Adams, «The history of J. from the earliest period to the present time» (2 Bde., Lond. 1874—75; deutsch von Lehmann, Bd. 1, Gotha 1876); Heine, «J., Beiträge zur Kenntnis des Landes und seiner Bewohner in Wort und Bild» (Dresd. 1880); Rend, «J., its history, traditions and religions» (2 Bde., Lond. 1880); Bird, «Unbeaten tracks in J.» (2 Bde., Lond. 1880; deutsch, Jena 1882); Rein, «J. nach Reisen und Studien» (Bd. 1, Lpz. 1881); Metchnikoff, «L'empire japonais» (Genf 1881); Statow, Mason und Hawes, «A handbook for travellers in Central and Northern J.» (Jokuhama 1881); Black, «Young J.» (2 Bde., Lond. 1880); Dixon, «The land of the morning, an account of J. and its people» (Lond. 1883); Liebscher, «Japans landwirtschaftliche und allgemeinwirtschaftl. Verhältnisse» (Jena 1882); Dresser, «J., its architecture, art and art manufactures» (Lond. 1882); Crowe, «Highways and byways in J.» (Lond. 1883); Holtham, «Eight years in J.» (Lond. 1883); Depping, «Le Japon» (Par. 1883).

Japanische Erde, Synonym für Catechu (s. d.).

Japanisches Meer, der westlichste, gegen O. von dem japan. Inselreiche, gegen W. von der Halbinsel Korea und dem jetzt zu Rußland gehörenden östlichsten Kontinentalasien begrenzte Teil des Großen Oceans. Dasselbe erstreckt sich vom 34.° bis 54.° nördl. Br. Der südl. Eingang in dasselbe ist die Straße von Korea zwischen der genannten Halbinsel und der japan. Insel Kiusiu, der diesem nördlich gegenüberliegende Ausgang aus dem Japanischen Meer die Meerenge zwischen dem russ. Amurlande und der Insel Sachalin oder Taraika. Außerdem führen noch drei Seewege in der Richtung von W. gegen O. aus dem Japanischen Meer in den Großen Ocean, die die japan. Inseln Kiusiu und Nipon voneinander trennende Meeresausbreitung, in welche westlich die Straße von Simonoseki oder van der Capellen hinein, östlich aber der sog. Bungokanal wieder aus ihr hinausführt, die Sangar- oder Tsugarustraße zwischen Nipon und der gleichfalls japan. Insel Jesso, und die Straße von La Perouse zwischen Jesso und Sachalin. Die letztere führt nicht unmittelbar in den Großen Ocean, sondern in den, Meer von Ochotsk genannten Teil desselben. Der nördl. Teil des Japanischen Meeres, etwa von 45° nördl. Br. an, wird von vielen Geographen als «Tatarischer Golf» von dem Japanischen Meere getrennt.

Japanisches Papier, die Bezeichnung einer durch das spezifische Gewicht bestimmten Gattung Druck- oder auch Schreibpapier.

Japanische Sprache, Schrift und Litteratur. Die japan. Sprache trägt im allgemeinen den Charakter der sog. turanischen Sprachen, bildet aber einen eigenen, von allen andern gänzlich verschiedenen Sprachstamm und unterscheidet sich insonderheit von dem Chinesischen und andern Sprachen Ostasiens durch ihre Mehrsilbigkeit. Die Grundlage der heutigen Schriftsprache ist der ältere, reine Jamâto-Dialekt, der von der neuern Volkssprache nicht unbedeutend abweicht, aber von jedem Gebildeten verstanden wird. In demselben sind vorzugsweise die zu großen Sammlungen vereinigten lyrischen Gedichte des 8. bis 15. Jahrh. n. Chr. verfaßt. Später hat die starke Einwirkung chines. Schriftstellerei den Japanern chines. Wörter und Phrasen in Überfülle zugeführt. Viele der bedeutendern prosaischen Werke schreibt man sogar jetzt noch rein chinesisch. Was die Schrift angeht, so besitzt der Japaner zum Ausdruck der Laute seiner Landessprache zwei Syllabare, denen eine größere oder kleinere Anzahl abgekürzter und zugleich ihrer Form nach veränderter chines. Charaktere (von deren ideographischer Bestimmung ganz abgesehen wird) zum Grunde liegt: das einfache, aus 47 leicht zu unterscheidenden Zeichen bestehende, aber meist nur zu kurzen Erläuterungen verwendete Katakana, und das sehr schwierige, der sog. Grasschrift (tshâo) Chinas entstammte Firakana. Die japan. Schriftsteller lieben es, ihre Silbenschriften durcheinander und oft unveränderte chines. Charaktere mit

ideographischer Geltung einzumengen, welches Verfahren sonst nirgends seinesgleichen hat. Man schreibt wie in China mit Pinseln, scheitelrecht und von der Rechten zur Linken.

Die japan. Litteratur ist sehr reich in allen Fächern. Außer den Reichsannalen nimmt von den in Europa bisjetzt näher bekannten Werken die große chines.-japan. Encyklopädie (105 Bde., Jedo 1714) den ersten Rang ein. Von allen Provinzen und wichtigen Städten des Reichs gibt es geogr.-topogr. Beschreibungen mit reichem histor. Detail. Von den japan. Landkarten hat Siebold mehrere in Europa bekannt gemacht. Die Naturgeschichte, namentlich die Botanik, hat viele Bearbeiter gefunden. Auch zahlreiche chines. Werke dieser Art sind in Japan wieder neu bearbeitet worden, darunter das berühmte Pen-tsao (31 Bde., 1769). Vortrefflich ausgestattet ist die Litteratur der chines. und japan. Lexikographie. Zum Studium des Sanskrit sind ebenfalls Hilfsmittel vorhanden; auch gibt es Glossare für die Sprache der Ainos und Koreaner. Der Buddhismus und Confucianismus haben eine reiche Litteratur hervorgerufen. Die Medizin und Pharmacie sind in ihrer Art gut vertreten, und zahlreich finden sich die Schriften über Landwirtschaft und Gewerbskunde. Der japan. Handelsstand hat seine Adreßbücher, ebenso die größern Städte; der Adel seinen Hofkalender u. s. w. Das genaueste Werk über die Verwaltung und Regierungsform des Reichs ist der «Spiegel des Kriegswesens» (5 Bde., Jedo 1818). Reich und mannigfaltig ist auch die poetische Litteratur. Die Japanesen besitzen viele, zum Teil sehr alte Dichtungen mytholog. und histor. Inhalts. Ihr berühmtestes episches Gedicht ist «Fei-ke-monogatari» oder die (romantische) Geschichte der Feike-Dynastie, welches nach 1183 verfaßt und durch einen blinden Sänger unter dem Volke verbreitet wurde. Dasselbe ward wiederholt gedruckt und umfaßt 12 Bände. Der lyrischen Gattung gehören unter anderm an die berühmte Gedichtsammlung Manjo-sju aus dem 8. Jahrh. (30 Bde.), die Gedichte des Sjotets (gest. 1459) u. a. Die epigrammatische Gattung sowie das Drama sind nicht minder vertreten; sehr zahlreich aber sind die Romane. Dahin gehören: das Leben des Fürsten Iwagi (12 Bde.), die Thaten der berühmten Jungfrau Kagami (5 Bde.), die sieben glücklichen und die sieben unglücklichen Dinge (5 Bde.), die sechs Wandschirme in Gestalten der vergänglichen Dinge (herausg. von Pfitzmaier, Wien 1847), die Liebesabenteuer der Otoba und des Tansitsi (2 Bde.) u. a. Auch belletristische Taschenbücher erscheinen jährlich. Die christl. Litteratur ist nicht bedeutend. Das Neue Testament soll schon im 17. Jahrh. (Miako 1613) japanisch vorhanden gewesen sein. Obgleich schon im 17. Jahrh. die Jesuiten verschiedene Grammatiken und Wörterbücher der japan. Sprache veröffentlichten, ist doch das eigentliche Studium derselben erst in neuester Zeit in den Bereich der orient. Forschung gezogen worden. Außer Siebold (s. d.) haben sich unter den Franzosen einigermaßen de Rosny, unter den Engländern Medhurst, Alcock und Aston, unter den Deutschen J. J. Hoffmann aus Würzburg, der wahre Begründer der japan. Grammatik für Europa (1868), und Pfitzmaier um die Kunde dieser Sprache und Litteratur verdient gemacht; umfangreichere Sammlungen japan. Bücher befinden sich zu Leiden, Paris, London, Wien und Petersburg.

Japanisches Wachs, ein Pflanzenfett, welches nicht mit dem Chinesischen Wachs (s. d.). zu verwechseln ist. Es findet sich in den Zellen des Samengewebes von Rhus succedanea, eines in Japan und China einheimischen, aber auch in Ostindien kultivierten Baumes. Die Samen werden im Herbst geerntet, dann etwa 14 Tage lang getrocknet, schwach geröstet und heiß gepreßt, wobei sie etwa 25 Proz. Fett liefern. Das Japanische Wachs kommt meist in großen Blöcken von 40—50 kg Gewicht, neuerdings aber auch in kleinern Scheiben in den Handel. Von blaßgelber Farbe, an der Luft färbt es sich dunkler. Es ist so hart wie Bienenwachs und hat überhaupt die meisten Eigenschaften desselben, es läßt sich wie dieses in der Hand kneten und formen, der Schmelzpunkt liegt bei den verschiedenen Sorten zwischen 48 und 55° C. Nach den Untersuchungen von Berthelot besteht es aus Dipalmitin und gehört daher zu den Fetten und nicht zu den Wachsarten, wenn es auch in seinen äußern Eigenschaften diesen sehr ähnlich ist. Das Japanische Wachs bildet einen wichtigen Handelsartikel, es wird namentlich auf der Insel Kiusiu, auf Sikok und den Lin-tschin-Inseln gewonnen und kommt teils über Nagasaki und Ohosakka, teils über Shanghai und Hongkong nach Europa. Es ist ein wertvolles Kerzenmaterial. Vgl. Wiesner, «Die Pflanzenstoffe» (Lpz. 1873).

Japára, s. Dschapara.

Japhet, d. i. der Weiße, war nach der biblischen Erzählung der dritte Sohn Noahs. Seine Nachkommen, die Japhetiten, breiteten sich angeblich vorzugsweise im nördl. Asien und in Europa aus, weshalb er nach dem mosaischen Bevölkerungssystem als Stammvater der dort verbreiteten weißfarbigen Völker, der Armenier, Meder, Griechen, Thrazier u. s. w., genannt wird. In arab. Sagen heißt er der Stammvater der Türken (durch seinen Sohn Turk) und Barbaren; er soll elf Söhne gehabt haben, welche als Stammväter ebenso vieler asiat. Nationen bezeichnet werden.

Japura oder Yapura, s. Caqueta.

Jarama, span. Fluß in Neucastilien, entspringt in der Sierra de Guadarrama, am Fuß der 2127 m hohen Cebollera, nimmt rechts den Lozoya und Manzanares, links den Henares und Tajuña auf und mündet unterhalb von Aranjuez, nach einem Laufe von 199 km rechts in den Tajo.

Jaransk, Kreisstadt im russ. Gouvernement Wjatka, am rechten Ufer des Jaran, mit (1882) 2931 E., die sich mit Anfertigung hölzerner Gerätschaften, Leinweberei und Talgsiederei beschäftigen.

Jararaca (Trigonocephalus Jararaca) heißt eine äußerst giftige, bis 1,5 m lange Schlange Brasiliens und Surinams, die mit noch einigen Verwandten, z. B. der Lanzenschlange (T. lanceolatus, von den Antillen) und der Kufie (T. atrox) eine der größten Plagen Südamerikas bildet.

Jarchi, jüd. Gelehrter, s. Raschi.

Jarcke (Karl Ernst), konservativer Publizist, geb. zu Danzig 10. Nov. 1801, studierte in Bonn und Göttingen die Rechte und trat wie sein Freund Phillips in Köln 16. Febr. 1825 zur röm.-kath. Kirche über. Hierauf habilitierte er sich in Bonn als Docent, erhielt den Professortitel und ging dann als Advokat nach Köln. Später erhielt er die Erlaubnis, an der Universität zu Berlin Vorlesungen zu halten, wo er das «Polit. Wochenblatt» gründete. Im J. 1832 folgte er einem Rufe als Rat in die Hof- und Staatskanzlei zu Wien, wo er auch

nachher die Erziehung der Prinzen von Nassau leitete. In der Hof- und Staatskanzlei wurde er bis 1848 verwendet. Er starb 28. Dez. 1852. Von seinen zahlreichen Schriften sind zu erwähnen das «Handbuch des gemeinen Strafrechts» (3 Bde., Berl. 1827—30), die anonym erschienene Schrift «Die franz. Revolution von 1830» (Berl. 1831), «Karl Ludw. Sand und sein an Kotzebue verübter Mord» (Berl. 1831), «Über die austrägalgerichtliche Entscheidung der Streitigkeiten unter den Mitgliedern des Deutschen Bundes» (Wien 1833), «Die ständische Verfassung und die deutschen Konstitutionen» (Lpz. 1834) und die «Vermischten Schriften» (4 Bde., Münch. 1839—54). Nach seinem Tode erschien, von G. Phillips herausgegeben: «Prinzipienfragen» (Paderb. 1854).

Jardin (frz.), Garten; J. des plantes (ehemals J. du roi), der botan. Garten in Paris, verbunden mit zoolog. Garten.

Jardinière (frz.), eigentlich Gärtnerin, dann Blumentisch, große Vase oder Becken zum Aufnehmen von Blumen oder Blumentöpfen, auch Blumenkopfputz; in der Kochkunst eine Garnitur von gekochten Gemüsen, mit der man Fleischstücke verziert; Suppe à la J. wird bereitet aus Fleischbrühe, in welcher kleingeschnittene Stücke verschiedener Gemüse weichgekocht werden.

Jarensk, Kreisstadt im russ. Gouvernement Wologda, unweit des Zusammenflusses der Jarenga mit der Wytschegda, unter 62° 5′ nördl. Br. und 66° 10′ östl. L. (von Ferro), mit (1882) 1169 E., treibt bedeutenden Handel mit Bauholz, das nach Archangel geflößt wird. In der Nähe der Stadt sind große Salzsiedereien.

Jargon (frz.; ital. gergo, span. jerga), Bezeichnung für eine zu besondern Zwecken gebildete oder aus verschiedenen Sprachen oder Dialekten gemischte Sprache, wie z. B. das Jüdisch-Deutsch, das Rotwelsch oder die Gaunersprache, die lingua franca an den Mittelmeerküsten, das Pitchon-Englisch im Verkehr zwischen Engländern und Chinesen, das Neger-Englisch in Westindien, die indian.-engl. Mischsprache der Pelzhändler an der Küste von Oregon in Nordamerika (vorzugsweise das Jargoon genannt) u. s. w. Wenn man einen Volksdialekt gegenüber der Schriftsprache als J. bezeichnet, so ist das eine mißbräuchliche Anwendung des Wortes, hervorgegangen aus der Vorstellung, der Dialekt sei eine verderbte Schriftsprache.

Jargonium, ein Metall, welches der engl. Chemiker Sorby in einigen Zirkonen 1868 irrtümlich gefunden zu haben glaubte.

Jarimlik, s. unter Jirmilik.

Jarkend (Jarkand, Yarkand), Stadt im chines. Ostturkestan, 1195 m hoch am mittlern Laufe des Flusses J. gelegen, der, als Saraffchan auf den Nordabhängen des Karakorum entspringend, in nordöstl. Richtung den westl. Teil des Landes durchfließt und links in den Tarimfluß mündet. Die auf 60000 Seelen geschätzte Bevölkerung der Stadt besteht zum größten Teile aus Eingeborenen, zu denen 3000 Andidschaner und Kholander, 2000 Baltistaner, 2000 Badakschaner, 1000 Kaschmirianer, 500 Dunganen und als einzige Nichtmohammedaner wenige eingewanderte Hindus kommen. Durch ein ausgedehntes künstliches Bewässerungssystem ist die sandige Lehmebene, auf welcher J. liegt, überaus ertragsfähig gemacht; man baut viel Getreide und Obst und treibt bedeutende Vieh-, besonders Pferdezucht. Die Industrie liefert außer den häuslichen Bedürfnissen Teppiche und Filz. Im Handel werden noch ausgeführt Seide, Hanf und Goldsand, welcher namentlich im östl. Teile des Gebietes J. bei Khotan gewonnen wird. Die Einfuhr erstreckt sich auf verschiedenartige Stoffe, Leder, Bretel, Anilinfarben, Thee, Zucker, Opium und Schiffbedarf; sie liegt in den Händen der Engländer, Russen und Chinesen. Die Stadt ist mit einer 10 m hohen, zinnengekrönten Mauer aus Lufttiegeln umgeben, welche noch ein Graben umzieht. Die Straßen sind breit und reinlich, die Häuser einstöckig. Die Koranschulen haben ein ansehnlicheres Äußeres. Auf der Nordwestseite der Stadt liegt das Fort Jengischehr, mit Gräben und Mauern umgeben, die nur durch ein Thor Einlaß gewähren in das Fort und in die in demselben befindliche kleine Stadt mit eigenem Bazar. J. war unter Jakub Beg zweite Hauptstadt des Reichs Kaschgar, wurde aber 21. Dez. 1877 wieder von den Chinesen genommen. Vgl. Henderson, «Lahore to J.» (Lond. 1873).

Jarl (skandinav., daraus das engl. Earl [s. d.]), in den altskandinav. Reichen ein vom Könige eingesetzter Statthalter.

Jarlsberg-Laurvig, Amt im südl. Norwegen, Kristiania-Stift, umfaßt den südlichsten Teil des Westufers des Kristianiafjords, zählt (1879) auf 2229 qkm 91900 E. und ist mithin das bevölkertste Amt Norwegens. Die mittlere Höhe beträgt nur 145 m. Das Klima ist mild und der Pflanzenwuchs besonders kräftig. Ackerbau und Viehzucht sind von Bedeutung, sowie auch die Fischerei, Schiffahrt, Schiffbau und Ausfuhr von Holz und Eis ergiebige Nahrungszweige. Das Bergwerk Jarlsberg liefert etwas Zink, Kupfer und Blei. Im Amte liegen die Städte Laurvig (7855 E.), Holmestrand (2207 E.), Sandefjord (2307 E.) und Tönsberg (5080 E.), die älteste Stadt Norwegens, 871 gegründet, jetzt wegen seiner Fischfangerpeditionen ins Eismeer bekannt. Seit 1881 steht das Amt durch die sog. «Grafschaftsbahn» mit Kristiania in regem Verkehr. Das Gut Jarlsberg, das dem Amt den Namen gab, ist das größte Norwegens, liegt in der Nähe von Tönsberg und ist seit 1683 im Besitze der gräfl. Familie Wedel-Jarlsberg.

Jarlyk (türk., d. i. Urkunde, Erlaß), früher in Rußland die Bezeichnung für die Erlasse, resp. Privilegien der Chane; jetzt die für gewisse Contremarken im Zollwesen und eine Art Etiketten.

Jarmarka, Jarmonka (vom deutschen «Jahrmarkt»), in Rußland Name der Messen.

Jarmeritz (slaw. Jaroměřice), Stadt im Gerichtsbezirke Budwitz der Bezirkshauptmannschaft Znaim in Mähren, Station der Linie Wien-Teschen-Mittelgrund der Österreichischen Nordwestbahn, mit (1880) 2331 E. deutscher Zunge, deren Erwerb vornehmlich im Ackerbau besteht. J. war der Hauptsitz einer der größten Domänen des Landes, die infolge der böhm. Rebellion vom Kaiser Ferdinand II. eingezogen und 1624 an die Herren, später Grafen von Questenberg verkauft wurde. Diesen dankt das Schloßgebäude mit seinen weitläufigen Gartenanlagen, sowie die im ital. Stile gebaute und mit schönen Fresken gezierte Pfarrkirche ihr Entstehen. Von den Questenbergs ging die Herrschaft J. an die Grafen Kaunitz-Rietberg über.

Jarmolinzy, Stadt im russ. Gouvernement Podolien, Kreis Proskurow, 25 km südl. von Proskurow, mit 3000 E., hat zwei sehr bedeutende Jahr-

märkte, vom 27. bis 30. Juni und vom 15. bis 20. Dez., auf welchen hauptsächlich Vieh verkauft wird.

Jarnac, Stadt im Arrondissement Cognac des franz. Depart. Charente, am rechten Ufer der Charente, Station der Linie Saintes-Angoulême der Französischen Staatsbahnen, zählt (1876) 4979 E., die hauptsächlich Branntweinbrennerei und Handel mit dem besten, Champagne genannten Cognac betreiben. — Die Stadt ist geschichtlich namhaft durch das Treffen vom 13. März 1569 zwischen Katholiken und Hugenotten, in welchem der Prinz von Condé fiel und zu dessen Andenken bei dem durch ausgedehnte Garten- und Parkanlagen ausgezeichneten Dorfe Triac, 5,9 km von J., eine Pyramide errichtet wurde. In dem nahen Dorfe Grands-Maisons sind Altertümer aus der kelt.-röm. Zeit und 1864 ein Dolmen oder Steintisch von 5 m Länge, 2,75 m Breite und 0,70 m Dicke aufgefunden worden, der auf einem Platze von J. aufgestellt ist.

Jarochowski (Kasimir von), poln. Geschichtschreiber, geb. 12. Sept. 1829 in Klein-Sokolniki im Posenschen, besuchte das Mariengymnasium in Posen und wurde schon als Primaner 1846 in den Polenprozeß verwickelt und eingezogen. Darauf studierte er in Berlin die Rechtswissenschaft, nahm 1848 an dem Aufstande der Polen in der Provinz Posen teil und trat 1862 als Kreisrichter in Posen in den preuß. Staatsdienst, den er 1879 als Amtsrichter aufgab. Es erschien von ihm «Wielkopolska w czasie pierwszej wojny szwedzkiej» («Geschichte des Schwedenkriegs von 1655—57», Posen 1864), dann eine Quellensammlung «Teka Podoskiego» (6 Bde., Posen 1854—61), ferner die umfassende Geschichte der ersten sieben Herrscherjahre Augusts II.: «Dzieje panowania Augusta II.» (Bd. 1 u. 2, Posen 1856—74). Ferner hat er eine Reihe von Vorträgen über dieselbe Epoche: «Opowiadania i studia» (5 Bde., Posen u. Warschau 1860—84) und eine Geschichte der neuen poln.-litterarischen Zustände im Posenschen («Literatura poznańska», Posen 1880) veröffentlicht.

Jaromarsburg, s. unter Arkona.

Jaromierz (slaw. Jaroměř), Stadt in der Bezirkshauptmannschaft Königinhof im nordöstl. Böhmen, Sitz eines Bezirksgerichts, mit (1880) 6555 E. slaw. Zunge, liegt an der Elbe, über welche zwei Kettenbrücken gehen, und ist Station der Süd-Norddeutschen Verbindungsbahn. Die Stadt hat eine Bürgerschule, ein Krankenhaus eine Zuckerfabrik, Jutefabrik, Spinnerei, Weberei, drei Kunstmühlen, Cichorienfabrik, Ziegelbrennereien und sehr lebhafte Produktenmärkte. — Seit Beginn des 14. Jahrh. königl. Leibgedingstadt und namentlich vom Kaiser Karl IV. durch Privilegien begünstigt, wurde die Stadt 1421 durch die Hussiten, dann wieder 1648 durch die Schweden arg mitgenommen, sodaß sie ihre frühere Bedeutung nicht mehr gewinnen konnte. Bei dem Brande durch die Schweden ging auch das reichhaltige städtische Archiv zu Grunde.

Jaroslaw oder Jaroslawl, ehemals ein Großfürstentum, jetzt ein zu Großrußland gehöriges Gouvernement, welches auf 35612,5 qkm (1882) 1061948 E. in zehn Kreisen zählt. Das Land ist meist flach, nicht sonderlich fruchtbar und wird von der Wolga und deren Nebenflüssen Mologa, Schelsna und andern bewässert, enthält auch mehrere Moräste und einige Seen, wie den sehr fischreichen Nero bei Rostow, aus dem die Weksa fließt. Es bringt nicht genug Getreide, mehr Gemüse hervor, und hat einige Viehzucht und ansehnliche Webereien.

Die Hauptstadt Jaroslaw, am Einflusse des Kotorost oder Kotorosl in die Wolga, 260 km im NO. von Moskau gelegen und mit diesem durch eine Eisenbahn verbunden, Sitz eines Civilgouverneurs und Erzbischofs, zählt (1882) 30275 E. und hat 66 Kirchen, drei Klöster, ein geistliches Seminar, ein von einem Demidow gestiftetes Lyceum mit adeliger Pension sowie zwei Kreis-, zwei Pfarr- und eine Flachsspinnschule. Es bestehen viele Fabriken, besonders Leinwand- und Baumwollwebereien, Glockengießereien, Bleiweiß- und Seidenfabriken und ein nicht unbedeutender Handel mit Petersburg und Moskau. Auch im Kreise J. wird viel Leinwand gewebt. In demselben liegt das Kirchdorf Welikoje Selo mit 3849 E., der Mittelpunkt der Fabrikation von Leinwand, die als «Jaroslawsche» in ganz Rußland bekannt ist. Jährlich werden hier 60000 Stück Leinwand im Werte von 6 Mill. Rubel fabriziert. Der wichtigste Handelsplatz in diesem Gouvernement und im ganzen centralen Rußland ist aber Rybinsk (s. d.).

Jaroslaw, Stadt im mittlern Galizien, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, liegt am Rande des galiz. Hügellandes am Sanflusse, der zur Weichsel geht, ist Station der Linie Krakau-Lemberg der Galizischen Karl-Ludwigsbahn und zählt (1880) 12422 E., zumeist poln. Nationalität, die Ackerbau, Fabrikation von Leinwaren, Ziegeln, Topfwaren und Branntwein betreiben. Die Stadt hat eine Staatsoberrealschule, ein Männer- und ein Frauenkloster.

Jaroslaw I., Großfürst von Kiew 1015—54, der hervorragendste von den vielen Söhnen Wladimirs I., hatte als künftiges Erbteil von seinem Vater Nowgorod erhalten. Nach dem Tode desselben setzte Sswjätopolk von Turow sich in den Besitz von Kiew, worauf er einige der übrigen Brüder durch Mord beseitigte. Im J. 1019 war es J. gelungen, Sswjätopolk völlig zu besiegen. Nach dem Tode seines ältern Bruders Mstislaw (1039) war er Herr des ganzen damaligen Rußland mit Ausnahme des polotzkischen Teils. Unter den von ihm gegründeten Städten sind besonders Jaroslaw an der Wolga und Jurjew (Dorpat) im Lande der Liven zu nennen. Auch die unter der Bezeichnung «Rüsskaja Prawda» bekannte Sammlung von Verordnungen und Satzungen wird ihm zugeschrieben. Die bis auf Iwan IV. sich fortsetzende Entwickelung des Systems der Teilung der Fürstentümer nimmt mit den Söhnen J.s ihren Anfang.

Jarotschin, Stadt in der preuß. Provinz Posen, Regierungsbezirk Posen, Kreis Pleschen, 12 km im NW. von Pleschen, unweit der Lutinia, Station der Posen-Kreuzburger und Ols-Gnesener Eisenbahn, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat ein Schloß mit Waffensammlung und Park und zählt (1880) 2505 meist kath. E., worunter 1300 Polen. In der Nähe ist eine Glashütte.

Jarovit, bei den polabischen Slawen der Gott des Kriegs, bedeutet eigentlich die Frühlingssonne, welche über den Winter siegt, und hatte seine Tempel in Wolgast und Havelberg.

Jarra, Flüssigkeitsmaß, s. Gerra.

Jarretière (frz.), Strumpfband; Ordre de la J., Hosenbandorden.

Jarrow, Stadt in der engl. Grafschaft Durham, 25 km im NO. von Durham, am rechten

Ufer des Tyne und an der Durham-South-Shields-Eisenbahn, mit (1881) 25531 E. und bedeutenden Kohlengruben und Bootewerfte.

Järta (Hans), schwed. Staatsmann, geb. 11. Febr. 1774, Sohn des Generallieutenants Freiherrn Karl Hierta, studierte in Upsala und war seit 1791 in der königl. Kanzlei angestellt. Infolge der auf dem Reichstage von 1800 zwischen dem Könige und dem Adel eintretenden Spannung schloß er sich denjenigen Adeligen an, welche dem Adelstande entsagten. Er nahm den Namen J. an und trat aus dem Staatsdienste. Als die Revolution von 1809 ausbrach, ward er, nachdem er die neue Verfassung ausgearbeitet, als Staatssekretär dem Handels- und Finanzdepartement vorgesetzt. Nachdem er 1811 seine Entlassung aus dem Ministerium genommen, ging er 1812 als Landeshauptmann nach Falun, lebte seit 1822 als Privatmann in Upsala, wurde 1837 Chef des Reichsarchivs und zog sich 1844 von allen öffentlichen Geschäften zurück. Er starb 6. April 1847. J. war zuletzt ein erklärter Feind des modernen Liberalismus, obschon er in seiner Jugend als eifriger Republikaner mit ironischer Schärfe dem «ancien régime» entgegengetreten war. Seine neuen Grundsätze hat er in seiner Zeitschrift «Odalmannen» (Falun 1822—23) ausgesprochen. Mit Geiser verfocht er das der Klassizität bei dem Schulunterricht gebührende Übergewicht in der Schrift «Om Sveriges lärowerk» (Stockh. 1832). Von gründlichen Quellenstudien zeugt sein 1832 von der Akademie der Geschichte und der Altertümer gekrönter «Försök att framställa Svenska Lagfarenhetens utbildning ifrån Gustaf I. anträde till Regeringen intill slutet af 17. århundradet» (Stockh. 1838).

Sein ältester Sohn, Karl Thomas J., geb. zu Stockholm 2. Sept. 1802, früher Lektor am Gymnasium zu Westerås, seit 1839 Professor der Staatswissenschaft an der Universität zu Upsala und bekannt als Verfasser einiger von der schwed. Akademie gekrönter Preisschriften, starb 8. Nov. 1841.

Jarves (James Jackson), amerik. Schriftsteller, geb. 20. Aug. 1818 in Boston, besuchte 1838 die Sandwichinseln, blieb dort bis 1848, bereiste in der Folge Californien, Mexiko und Centralamerika und schrieb über diese Länder Reiseberichte und geschichtliche Abhandlungen. In Honolulu gab er das erste dort überhaupt gedruckte Blatt heraus. Später lebte J. längere Zeit in Florenz.

Järvi (finn.), See.

Jasak (türk.), in Rußland eine Abgabe, welche alljährlich einmal von den Nomadenstämmen in Geld oder Tierfellen erhoben wird. Nach dem russ. Gesetzbuch (Svod zakonov) wird sie erhoben von den einheimischen nichtrussischen Völkern im Gouvernement Perm, von den sibir. Kirgisen und überhaupt von den Völkern, die noch in kein volles Unterthanenverhältnis zu Rußland getreten sind.

Jasalmir, s. Dschessalmir.

Jasaul (türk.), ein fürstl. Hausbeamter in Persien und Mittelasien, eine Art Leibgardist.

Jasch, s. Jassy.

Jaschmak, der Schleier der Türkinnen.

Jaskier (Nikol.), poln. Rechtsgelehrter, geb. 1504 in Lemberg, studierte dort und in Krakau, ward Geheimschreiber des Senats in letzterer Stadt und starb hier 1560. Seine für die Geschichte des deutschen Rechts in Polen wichtigen Werke sind: «Juris provincialis quod Speculum Saxonum vulgo nuncupatur libri tres» (Krakau 1535), «Juris municipalis Maideburgensis liber vulgo Weichbild nuncupatus» und «Promptuarium juris provincialis Saxonici, quod Speculum Saxonum vocatur, tum et municipalis Maideburgensis».

Jasło, Stadt im westl. Teile von Galizien, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, liegt am nördl. Abfalle der Karpaten, in einer an Naturschönheiten reichen Gegend, am Zusammenfluß der Quellbäche der Wisłoka, die zur Weichsel geht, hat ein Obergymnasium und zählt (1880) 3302 E., zumeist poln. Nationalität, die sich vorwiegend mit Feldwirtschaft und Viehzucht befassen.

Jasma (Jazma), musselinenes Kopftuch der [orient. Frauen.

Jasmin (Jasminum *L.*), eine sehr artenreiche Pflanzengattung, welche vorzugsweise tropische (Ostindien) und nur wenige in der wärmern gemäßigten Zone heimische, bisweilen mehr oder weniger windende Sträucher, selbst Bäume umfaßt und für sich die kleine Familie der Jasmineen bildet. Ihre weißen oder gelben, meist köstlich duftenden Blumen haben eine tellerförmige, vier- bis zwölfspaltige, in der Knospenlage spiralige Blumenkrone. Die Frucht wird zu einer Beere.

Am bekanntesten ist der gebräuchliche Jasmin (J. officinale *L.*), 2—3 m hoch, mit weißen, duftenden Blumen und unpaarig-gefiederten Blättern, ursprünglich in Indien zu Hause, jetzt aber selbst in Italien häufig verwildert und dort unter anderm in allen Hecken auf dem Wege zu den carrarischen Marmorbrüchen zu finden. Man hat von ihm auch eine gefüllt blühende, eine gelb- und eine weißbuntblätterige Form. Er wird in unsern Gärten häufig kultiviert. Der Malabar-Jasmin (J. grandiflorum *L.*) ist dem vorigen ähnlich, hat aber kantige Stengel und Blumen mit viel kürzern Kelchzähnen und stumpfen, eiförmigen Blütenzipfeln; er duftet noch stärker und wird gleich jenem zur Bereitung des in der Parfümerie gesuchten Jasminöls benutzt. Der Winter-Jasmin (J. nudiflorum) ist von steifem Wuchs und entwickelt seine großen gelben, wohlriechenden Blüten im Spätwinter an den noch blattlosen Ästen schon bei geringer Wärme. Man schneidet die Zweige nach dem Flor zurück, um eine möglichst große Zahl junger Triebe hervorzurufen, an denen sich im nächsten Winter die Blüten entwickeln. Der Azoren-Jasmin (J. azoricum *L.*) ist ein buschiger Strauch mit dreizähligen Blättern, zierlicher, dichter Belaubung und weißen, duftigen Blüten. Von allen übrigen Arten unterscheidet sich der gelbblühende Nepaul-Jasmin (J. heterophyllum *Wall.*) durch die Größe seiner dreizähligen, oft auf das Endblättchen reduzierten Blätter. Der arabische Jasmin (J. Sambac *Vahl.*) kann an die 3 m hoch und etwas windend werden. Die leicht abfallenden weißen Blüten reproduzieren sich, hat man die Äste zurückgeschnitten, oft während mehrerer Monate. In Ostindien werden die Blumen in Häusern und Tempeln gestreut und in China zum Parfümieren des Thees benutzt.

Alle diese Sträucher können, ohne viel zu leiden, eine Temperatur von —3 bis 4° C. aushalten, zeigen sich aber nur da vollkommen hart, wo der Orangenbaum nicht geschützt zu werden braucht. Die härteste, in geschützten Lagen im Freien aushaltende Art ist das in Südeuropa einheimische Jasminum fruticans *L.* Durch die kleinen dreizähligen Blätter

wird er dem Ginster ähnlich und seine Blüten sind gelb und nicht sehr merklich wohlriechend.

Falscher Jasmin, bisweilen auch kurzweg Jasmin, wird in einigen Gegenden der Pfeifenstrauch (Philadelphus, s. d.) genannt.

Jasmin (Jacques) oder Jaquon Jausmin, franz. Patoisdichter, geb. 6. März 1798 zu Agen (Lot-Garonne), Sohn eines Schneiders, war Haarkräusler und trat 1825 zuerst mit dem im Volksdialekt seiner Vaterstadt geschriebenen Gedicht «Me cal mouri» («Ich muß sterben») auf. Seine Hauptwerke sind: «Lou chaliberi» («Das Charivari», 1825), ein komisches Heldengedicht; «Lou tres de Mai» («Der dritte Mai», 1830), bei Gelegenheit der Errichtung des Standbildes Heinrichs IV. zu Nérac; «Las papillotos» («Die Papilloten»), von denen die erste Sammlung 1835, die zweite 1843 erschien, und die viele vortreffliche Stücke enthalten; «L'abuglo de Castel-Cuillé» («Das blinde Mädchen von Kastell Cuillé», 1836); «Lous dous frays-bessous» («Die beiden Zwillingsbrüder», 1847). J. starb zu Agen 5. Okt. 1864. Vgl. Babain, «J., sa vie et ses œuvres» (Par. 1867).

Jasmineen, s. Oleaceen.

Jasminöl ist der durch Enfleurage auf fettes Öl übertragene Blumenduft der Blüten von Jasminum officinale. Es läßt sich zwar aus diesen Blüten durch Dampfdestillation ein eigenes ätherisches Öl in sehr geringer Menge abscheiden, dasselbe besitzt aber bei weitem nicht die Lieblichkeit und Feinheit des Geruchs wie das durch Enfleurage gewonnene. Aus diesem Grunde findet auch letzteres ausschließlich Verwendung in der Darstellung feiner Parfüms. Es wird namentlich in Grasse und Nizza dargestellt.

Jasmund, Halbinsel, s. unter Rügen.

Jasmunder Bodden, s. unter Bodden.

Jaspierte Stoffe, feinflammig melierte Gewebe. (S. Chinierte Stoffe.)

Jaspis heißt ein zu dem Quarz gehöriges Mineral, welches bunt oder einfarbig, teils zwischen Glas- und Fettglanz steht, teils nur schimmernd und matt, übrigens undurchsichtig, höchstens an den Kanten durchscheinend ist, derb in Massen, unregelmäßigen Knollen oder Schichten vorkommt und vorwiegend aus Kieselsäure besteht, gemengt mit etwas Thonerde und Eisenoxyd, welches rötlich, oder Eisenoxydhydrat, welches gelb und braun färbt. Besonders unterscheidet man: 1) gemeinen Jaspis, meist einfarbig, zuweilen gestreift, gefleckt oder gewolkt, blut- bis scharlachrot, gelblichbraun bis pechschwarz, selten grün; 2) Achatjaspis, konzentrisch oder bandförmig parallel gestreift, vorzüglich in Weiß, Gelb und Rot; 3) Bandjaspis, der oft ganze Schichten, wie in Sibirien, zusammensetzt, bandförmig parallel gestreift, in Grün, Blau, Gelb, Rot, Braun und Grau, im Bruche flachmuschelig; mancher sog. Bandjaspis ist indes nur verschiedenfarbig gestreifter Felsittuff; 4) Kugeljaspis, meist mit konzentrischen Ringen, in Kugelform entstanden, härter, in verschiedenen Färbungen, wie roter, graulichweißer und kastanienbrauner Kugeljaspis, letzterer häufig mit Dendriten, in Ägypten; solcher mit fleischfarbigen und gelben Ringen findet sich zu Mühlheim i. Br.; 5) Porzellanjaspis, dies ist nur halbverglaster Schieferthon, bildet zerborstene Massen und eckige Stücke, zuweilen mit Pflanzenabdrücken, von Grau durch Gelb bis Schwarz; 6) Basaltjaspis, ebenfalls kein eigentlicher J., sondern ein im Basalt eingeschlossener halbverglaster und gebrannter Mergel und Grauwackenschiefer. Der J. wurde früher häufiger verarbeitet, wird aber auch jetzt noch geschliffen zu Tischplatten, Dosen, Vasen u. s. w. verwendet.

Jaspopal, s. unter Opal.

Jaffelniczi (von Jassly, d. h. die Krippe), ein Hofbeamter der moskowitischen Zaren, Gehilfe des Marschalls (Konjusci), der an der Spitze der Verwaltung des zarischen Marstalls stand, oft auch selbständig letztern verwaltete.

Jassy oder Jasch, Hauptstadt der Moldau, am Abhange des vom linken Ufer des sumpfigen Bachlui sanft aufsteigenden, kahlen Kopo, in hügeliger Umgebung zwischen Weingärten malerisch gelegen, die Residenz eines orthodoxen Metropoliten und der Sitz eines Präfekten, eines Appellationsgerichtshofs, eines Gerichtshofs erster Instanz und anderer Behörden, ist Station der Zweiglinie Paschkani-J. der Lemberg-Czernowitz-J.-Bahn, sowie der Linie J.-Ungheni der Rumänischen Staatsbahnen und hat 80000 E., worunter sehr viele Juden, eine Anzahl Skopzen, Griechen, Armenier und Deutsche sich befinden. Die Bauart ist unregelmäßig, jedoch ist neuerdings viel für die Verbesserung und Verschönerung der Stadt geschehen. Von den mehr als 40 griech. Kirchen tritt die in neuester Zeit errichtete, jetzt im Ausbau begriffene viertürmige Kathedrale, die alte Kirche der drei Heiligen und die Kirche des Klosters St.-Spiridion, welches ein großartiges Hospital für Kranke aller Nationen und Religionen hat, hervor. J. besitzt außerdem eine röm.-kath., eine evang. und eine armen. Kirche und von Unterrichtsanstalten eine Universität, ein theol. Seminar, drei Gymnasien, ein Lehrerseminar, eine Kunst- und eine Musikschule u. s. w. Das Administrationspalais, ein weitläufiges Gebäude, welches 1880 abgebrannt, ist jetzt im neuen Stil restauriert und bedeutend erweitert worden; es enthält die Bureaus der Gerichts- und Verwaltungsbehörden. — J. soll nach einer Inschrift zur Zeit der Römerherrschaft unter dem Namen Jassiorum municipium bekannt gewesen sein; wahrscheinlich ist es aber viel spätern Ursprungs. Es ward erst im 14. Jahrh. Stadt genannt und hat seinen Namen von den im 11. Jahrh. mit den Kumanen eingewanderten Jassen oder Jazygen. Residenz der moldauischen Fürsten wurde die Stadt (anstatt des ältern Suczawa) durch Alexander Lapuschnean seit 1564. Das der Stadt gegenüber auf einem Berge gelegene Kloster Cetatzuia oder die Citadelle war ehemals eine Festung. J. wurde durch Sultan Soliman 1538 und durch Johann Sobieski 1686 eingeäschert. Außerdem ward J. von den Russen mehrfach besetzt und geräumt, sowie im 18. Jahrh. und auch 1854 von den Österreichern. Am 9. Jan. 1792 ward hier zwischen Rußland und der Pforte der Friede geschlossen. Außerordentlich litt J. in dem 1821 hier ausgebrochenen Aufstande der griech. Hetärie unter Ypsilantis, infolge dessen es 10. Aug. 1822 von den Janitscharen zerstört wurde. Seit der Vereinigung der beiden Donaufürstentümer und der Erhebung Bukarests zur Hauptstadt der gemeinsamen Regierung hat J. viel von seiner frühern Bedeutung als Sitz der moldauischen Hospodare verloren und ist zu einer stillen Provinzialstadt herabgesunken; auch der früher nicht ganz unansehnliche Handel nimmt ungeachtet der seit 1870 bestehenden Eisenbahnverbindung mit Österreich und Rußland mehr und mehr ab.

Jastrow, Stadt in der preuß. Provinz Westpreußen, Regierungsbezirk Marienwerder, Kreis Deutsch-Krone, unweit der Küddow, an der Linie Posen-Stolp-Danzig der Preußischen Staatseisenbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 5456 meist evang. E. und hat eine Maschinenfabrik, Wollspinnerei, Fabrikation von Schuhwaren und Tuch, Ackerbau und besuchte Pferdemärkte. J. erhielt 1668 Stadtrechte.

Jasykow (Nikolai Michailowitsch), russ. Dichter, geb. 1805 in Simbirsk, studierte in Petersburg und Dorpat, trat dann 1831 in den Staatsdienst in Moskau, verließ denselben aber schon 1833 krankheitshalber, ging nach Simbirsk, dann nach Italien und in die Schweiz und starb 1846 in Moskau. Seine besten Werke sind das dramatisierte «Volksmärchen vom goldenen Vogel» («Skazka o zarptschê») und das Gedicht «An den Rhein». Im Alter verfiel J. in einen religiösen Mystizismus. Eine vollständige Ausgabe seiner (meist lyrischen) Gedichte erschien 1858 (2 Bde., Moskau).

Jász-Apáthi, Stadt mit geregeltem Magistrat im ungar. Komitat Jazygien-Großkumanien-Szolnok, ist Sitz eines Bezirksgerichts und zählt (1880) 9752 E., meist Magyaren, welche Ackerbau treiben.

Jászay (spr. Jaassa-i, Paul), ungar. Historiker, geb. 1809 zu Szántó im Komitat Abaúj, war Sekretär bei der ungar. Hofkanzlei und später im Ministerium Batthyányi. Er starb 1852. Er schrieb zwei Monographien über die Friedensschlüsse von Gyarmat 1625 und von Szöny 1627, und ein großangelegtes Werk: «A magyar nemzet napjai a mohácsi vész után» («Die Tage der ungar. Nation nach der Schlacht bei Mohács», Bd. 1, Pest 1846), das die ersten fünf Monate nach der Katastrophe von Mohács auf Grund archivalischer Forschungen mit eingehendster Genauigkeit behandelt. Sein hinterlassenes Werk «A magyar nemzet napjai a legrégibb időtől az arany bulláig» («Die Tage der ungar. Nation von den ältesten Zeiten bis zur Goldenen Bulle») gab Fr. Toldy heraus (Pest 1855).

Jász-Berény, Stadt mit geregeltem Magistrat im ungar. Komitat Jazygien-Großkumanien-Szolnok, links an der Zagyva, Station der Linie Hatvan-Szolnok der Ungarischen Staatsbahnen, mit (1880) 21507 E., meist kath. Magyaren, die Getreidebau und Viehzucht (namentlich Schafzucht) betreiben. J. hat einen königl. Gerichtshof, ein Bezirksgericht, ein Gymnasium, drei Kirchen und ein hübsches Stadthaus. Das Stadtgebiet hat eine große Ausdehnung. Im Stadtarchiv zeigt man das angebliche Schlachthorn des altungar. Heerführers Lehol.

Jászen, s. Jazygen.

Jászó (Jossau), Marktflecken links an der Bodva im ungar. Komitat Abaúj, eine alte Deutschenansiedelung mit blühendem Bergbau, jetzt von Slowaken und Magyaren bewohnt; in der Nähe sind Marmorbrüche und eine sehenswerte Höhle. J. ist Sitz der zweiten Prämonstratenserabtei in Ungarn.

Jatagan, s. Yatagan.

Jâtaka (spr. Dschâtaka, d. h. Geburt, Existenz) ist der Name einer Sammlung von Legenden aus den Vorgeburten Buddhas, welche im 3. Jahrh. v. Chr. in Pâli (s. d.) aufgezeichnet sein soll und erst zum Teil veröffentlicht ist («The Jâtaka, together with its commentary, edited in the original Pali by V. Fausböll», Bd. 1 u. 2, Lond. 1877—79; translated by T. W. Rhys Davids, Bd. 1, Lond. 1880). Wichtig ist diese Sammlung besonders dadurch, daß sie die ältesten nachweisbaren Quellen vieler Fabeln und Erzählungen enthält, welche später ihren Weg in die ind. Fabel- und Märchensammlungen und von da auch nach dem Occident gefunden haben.

Jäterisen, s. unter Gartengeräte.

Jäten, eine Gartenarbeit, welche die Beseitigung des Unkrautes zum Zweck hat, also derjenigen ein- oder mehrjährigen wildwachsenden Pflanzen, welche mit dem Dünger, durch den Wind, durch Vögel u. s. w. in den Boden gekommen sind und nun den Kulturgewächsen durch Entziehung von Nahrung, Luft, Licht und Raum zur Ausbreitung nachteilig werden. Zur Ausführung dieser Arbeit bedient man sich einer leichten Gartenhacke, des Jätemessers oder des Scharreisens.

Handelt es sich um einjähriges Unkraut, wie Greiskraut (Senecio vulgaris), Vogelmiere (Alsine media), schwarzen Nachtschatten (Solanum nigrum), Knöterich (Polygonum Convolvulus und aviculare) u. a., so wartet man, um zu jäten, warme und trockene Witterung ab, damit das ausgerissene Unkraut bald verwelkt und seine Lebensfähigkeit verliert. Perennierendes Unkraut dagegen, wie Quecke, Ackerwinde (Convolvulus arvensis), Saudistel (Sonchus arvensis) u. a. sollten nur nach einem Regen, wenn der Boden locker und milde, aber nicht schmierig ist, ausgejätet werden, damit die meistens tief gehenden Wurzeln leicht ausgezogen werden können. Hat sich das perennierende Unkraut schon stark ausgebreitet, so wird es am erfolgreichsten durch tiefes Graben im Herbst oder Frühjahr beseitigt, wobei alle Wurzeln sorgfältig aufgelesen und auf die Seite geschafft werden müssen. Am nachteiligsten wird das Unkraut auf Saatbeeten. Hier wird es am besten mit der Hand ausgezogen, doch muß der Boden einen gewissen Grad von Feuchtigkeit besitzen, den man ihm nötigenfalls durch Überbrausen gibt.

Jateorrhiza Calumba (Cocculus palmatus), s. unter Columbowurzel.

Játiva oder San-Felipe de J., malerisch gelegene Ciudad von (1877) 14534 E. in der span. Provinz Valencia, liegt, von zwei Burgen überragt, am Fuße der Sierra de las Aguas in einer wohlbewässerten und fruchtbaren Ebene am rechten Ufer des Albáida, eines rechtsseitigen Nebenflusses des Júcar, und an der Eisenbahn Almansa-Tarragona, 56 km im SSW. von Valencia, trägt noch maurischen Charakter, ist gut gebaut und hat ein Spital, schöne Spaziergänge, wasserreiche, öffentliche Brunnen, eine Börse für den Seidenhandel und einen Stierkampfplatz für 10000 Menschen. Zur Zeit der Römer war sie unter dem Namen Setabis oder Saetabis (auch mit dem Zusatze Augustanorum) bekannt und erhielt ihren jetzigen Namen von den Mauren, die in ihrer Umgebung eifrig Baumwollbau trieben. Den Beinamen San-Felipe erhielt sie im Erbfolgekriege, wo sie von den Truppen Philipps V. erstürmt und zum Teil zerstört wurde.

Jatrōpha *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Euphorbiaceen. Die Arten derselben gehören meist den Tropengegenden Amerikas an. Es sind Sträucher mit handförmig geteilten, seltener ungeteilten Blättern; die Blüten stehen meist in endständigen Trauben und sind monöcisch. Die wichtigste Art ist J. Curcas *L.*, von welcher die sog. Schwarzen oder Großen amerikanischen Brechnüsse, auch Purgiernüsse genannt

nen, die als stark purgierende Mittel in der
gin Anwendung finden. Das aus den Samen
preßte Öl, als Oleum infernale, Höllenöl,
Oleum Curcadis sive Ricini majoris bekannt,
iesselben Eigenschaften und wird deshalb ähn-
ie die Samen selbst verwendet.

ts, ind. Volksstamm, s. Dschats.

ttestuer (dän., d. h. Riesenstuben), s. Dol- und Gangbauten.

ubert (Chevalier Amédée Emilien Probe), Orientalist, geb. zu Aix in der Provence ni 1779, Schüler von Sylvestre de Sacy, er- im Alter von 18 J. bei der ägypt. Expedition olmetscher eine Anstellung, ging 1802 wieder dem Orient mit Sébastiani und wurde teils olmetscher, teils als Unterhändler in Kon- nopel, Persien, Paris und Warschau ge- ht. Später widmete er sich ausschließlich dem ium der orient. Sprachen und dem öffent- Unterricht im Türkischen, Persischen und ischen in seiner Stellung als Professor an der alschule lebender orient. Sprachen und am ge de France; 1841 wurde er Staatsrat in ordentlichen Diensten und Pair von Frank- J. starb zu Paris 30. Jan. 1847. Er war ied der Akademie der Inschriften und Mit- er am «Journal asiatique», und schrieb: ments de la grammaire turque» (2. Aufl., 1834) und eine Übersetzung der arab. Geo- ie Edrisis (2 Bde., Par. 1836—40).

uche, Bezeichnung sowohl für die flüssigen mente, für den Harn der Haustiere, als auch e aus dem eigentlichen, mit Stroh vermisch- talldünger ablaufende, in der Hauptsache eben- aus Harn bestehende Flüssigkeit, welcher jedoch re oder geringere Mengen von den Bestand- der festen Exkremente, von den löslichen Stof- s Streustrohes, von atmosphärischen Nieder- en u. s. w. beigemischt sind. Die Zusammen- g der J. ist eine sehr wechselnde, je nach der er Tiere, nach dem Futter, welches dieselben rt haben, nach der Menge der in der J. ge- und suspendierten festen Exkremente, nach Maße der Verdünnung mit atmosphärischen rschlägen, nach der Behandlungsart des Dün- im Stalle und auf der Dungstätte u. s. w. nhalt kann die von E. Wolff angegebene Zu- ensetzung der J. sowohl wie des Harns der gsten Haustiere dienen; es sind enthalten in Gewichtsteilen

	Jauche	Frischer Harn von			
		Pferd	Rind	Schaf	Schwein
r	982	901,0	938,0	872,0	967,0
nische Sub-					
z	7	71,0	35,0	83,0	28,0
toff	1,5	15,5	5,8	19,5	4,3
phorsäure .	0,1	—	—	0,1	0,7
.....	4,9	15,0	14,9	22,6	8,3
n	1,0	2,5	6,1	5,4	2,1
.....	0,3	4,5	0,1	1,6	—
nesia	0,4	2,4	0,4	3,4	0,8
efelsäure ..	0,7	0,6	1,3	3,0	0,8
und Fluor	1,2	1,5	0,3	0,1	—
lsäure und					
nd	0,2	0,8	3,8	6,5	2,3

rn und J. sind demnach reich an Stickstoff und dagegen arm an Phosphorsäure. Über die ung mit J. s. Gülle. Vgl. Heiden, «Leit- faden der gesamten Düngerlehre» (2. Aufl., Han- nov. 1882); Wolff, «Praktische Düngerlehre» (9. Aufl., Berl. 1883).

Jauche (Ichor, Sanies), in der Medizin die übel- riechende mißfarbige Flüssigkeit, welche beim Brand sowie in unreinen Wunden und Geschwüren durch die faulige Zersetzung des Eiters und den moleku- lären Zerfall der Gewebe entsteht. In den meisten Fällen beruht die Jauchebildung auf der Anwesen- heit zahlloser niederster Organismen (Bacterien), welche eine rasche Fäulnis oder Putreszenz der Ge- webe und Säfte zur Folge haben. Die J. selbst wirkt außerordentlich zerstörend und korrodierend auf die benachbarten gesunden Gewebe und verur- sacht, in die Blut- und Säftemasse des Körpers aufgenommen, die gefährliche Jauchevergiftung des Blutes oder Septikämie (s. d.). Verhüten läßt sich die letztere nur durch die energische und sachkundige Anwendung der antiseptischen Wund- behandlungsmethoden. (S. Wunde.)

Jauchert, s. Juchart.

Jauer, ehemaliges Fürstentum, im südl. Teile des gegenwärtigen preuß. Regierungsbezirks Lieg- nitz, hatte eine Flächenausdehnung von 3050 qkm und zerfällt jetzt in die landrätlichen Kreise J., Bunzlau, Löwenberg, Hirschberg und Schönau. Es entstand, als 1314 die Söhne des Herzogs Bolko von Schweidnitz sich in das väterliche Erbe teilten und der mittlere derselben, Heinrich, das Fürstentum Löwenberg und den um J. gelegenen Teil des Fürstentums Schweidnitz erhielt, worauf sich derselbe Herzog von Schlesien, Herr zu Fürsten- stein und J. nannte und seine Residenz zu J. nahm. Nach seinem 1346 erfolgten Tode kam sein Fürsten- tum an seinen Neffen Bolko II. von Schweidnitz. Nach dem Tode Bolkos kamen 1392 die Fürsten- tümer J. und Schweidnitz an die Krone Böhmen, von da nachmals durch Friedrichs d. Gr. Eroberung an Preußen. Die ehemalige Hauptstadt des Für- stentums und jetzige Kreisstadt Jauer, in an- mutiger Gebirgsgegend an der Wütenden Neisse (Zufluß der Katzbach) und an der Linie Raudten- Liegnitz-Frankenstein der Breslau-Freiburger Eisen- bahn gelegen, ist Sitz eines Landratsamts und Amtsgerichts, sowie der Schweidnitz-Jauerschen Fürstentumlandschaft und zählt (1880) 10603 E., darunter 2962 Katholiken. Die 1865 renovierte kath. Stadtpfarrkirche zu St. Martin wurde 1267 —90, die aus Holz und Lehm errichtete evang. Friedenskirche zum Heiligen Geist 1655 erbaut. Das alte piastische Fürstenschloß ist seit 1746 in ein Zuchthaus verwandelt. J. hat ein evang. Gym- nasium, eine höhere Töchterschule, ein Hospital und Fabriken für Maschinen, Leder, Buckskin und Tep- piche, Cigarren, Holzschnittwaren, Wagen und Handschuhe und bedeutenden Zuckerrübenbau. Weit versendet werden die beiden letztern Artikel, sowie die jauerschen Bratwürste und Bienenkörbe. Schon seit 1404 unterhält die Stadt einen großen wöchent- lichen Getreidemarkt, der besonders das Riesen- gebirge versorgt. [34677 E.

Der Kreis Jauer zählt auf 328 qkm (1880)

Jauernig, Stadt in der Bezirkshauptmannschaft Freiwaldau in Österreichisch-Schlesien, an einem Seitenbache der Neisse, die zur Oder geht, in einer fruchtbaren Fläche am Fuße des Johannesbergs, ist Sitz eines Bezirksgerichts und zählt (1880) 2292 E. (mit dem anstoßenden Dorfe J. 3362 E.) deutscher Zunge, die sich auch zum großen Teil mit

städtischen Gewerben befassen. Der Name, verunstaltet aus Girgeneck, rührt vom Herzoge Georg von Münsterberg her, der das Schloß auf dem nachbarlichen Berge erbaut hat. Nach der Zerstörung desselben durch die Hussiten 1429 wurde es von Johann Thurzo wiederhergestellt und nach ihm Johannesberg genannt. Das Schloß ist der Sommeraufenthalt der Fürstbischöfe von Breslau.

Jaufen (der) heißt ein früher viel begangener Saumpaß der südl. Ötzthaler Alpen (s. Alpen 11) in Tirol, der von Sterzing (946 m) an der Brennerbahn in circa 11 Marschstunden über das Jaufenjoch (2094 m) und durch das Passeierthal nach Meran (320 m) führt.

Jaune (frz., spr. schohn), gelb.

Jaune anglais, Victoriaorange, Ammoniaksalz der Trinitrocressylsäure, dient zum Färben von Wolle und Seide.

Jaune brillant ist Schwefelcadmium; s. unter Cadmium (=Verbindungen 3). Mit demselben Namen wird auch das Neapelgelb (s. d.) oder antimonsaure Bleioxyd bezeichnet.

Jaune de Steinbuhl ist Baryumchromat, s. Baryum (=Verbindungen 11).

Jaune fixe ist Baryumchromat, s. Baryum (=Verbindungen 11).

Jaune indienne soviel wie Purree (s. d.).

Jauner (Franz), Schauspieler und Direktor, geb. 1834 zu Wien, betrat daselbst am Burgtheater 1854 zuerst die Bühne, nachdem er vorher drei Jahre lang Praktikant der Hofburgkanzlei gewesen war. Im J. 1855 ging er nach Mainz, lebte dann einige Zeit in Paris, hierauf in Hamburg (Stadttheater), seit 1858 in Dresden; 1871 schied er aus dem Verband des dresdener Hoftheaters und wurde Mitglied des wiener Carl-Theaters, das er von 1872 bis 1878 leitete, zugleich führte er 1875—80 die Direktion der Hofoper in Wien; 1881 übernahm er das Ringtheater daselbst, das aber schon 8. Dez. niederbrannte. Seitdem lebte er dem Theater fern, übernahm aber 1884 die Direktion des Theaters an der Wien. J. ist ein scharf charakterisierender Darsteller und ein geschickter Direktor.

Seine Gattin, Emilie, geborene Krall, geb. um 1833, war eine beliebte Sängerin, entsagte aber 1871 der Bühne.

Jaunthal (frz. Val de Bellegarde) heißt die mittlere Thalstufe des Jaunbachs (frz. Jogne), der im schweiz. Kanton Bern im Abländschenthal entspringt, bei der freiburgischen Grenze in das eigentliche J. tritt und dasselbe durch den Engpaß La Tzintre verläßt, um durch die Thalstufe von Charmey der Saane zuzufließen, die er unweit Broc, 3 km östlich von Bulle erreicht. Das J. ist ein wildromantisches Alpenthal, von steilen Berglehnen umschlossen, über deren Weiden und Nadelwaldungen die kahlen Hörner und Felsmauern der Schopfenspitze (2106 m), des Schafbergs (2215 m), der Gastlosen (1937 m), der Hohmatt (2158 m) und anderer Gipfel der Saanegruppe (s. Alpen 18) aufsteigen. Hauptort des Thals, das eine eigene Gemeinde des freiburgischen Bezirks Greyerz (frz. Gruyère) bildet, ist das Dorf Jaun, 1017 m über dem Meere, 17 km östlich von Bulle auf dem rechten Ufer des Jaunbachs gelegen, mit der Pfarrkirche des Thals und der Ruine der Burg Bellegarde. Die Gemeinde zählt (1880) 868 E. meist kath. Konfession und deutscher Zunge, deren Haupterwerbsquelle die Alpenwirtschaft ist. Auch der Touristenverkehr ist nicht unbedeutend, seitdem das Thal durch die kühn angelegte, 39 km lange Paßstraße von Bulle über den Bruchberg (1506 m) mit Boltigen mit dem Saanenthal und dem bernischen Simmenthal verbunden ist. Im Mittelalter zur Grafschaft Greyerz gehörig, kam das J. 1555 bei der Teilung derselben zwischen Bern und Freiburg an letzteres.

Jaup (Heinr. Karl), hessen-darmstädtischer Staatsmann, geb. 27. Sept. 1781 zu Gießen, studierte zu Göttingen und habilitierte sich 1806 als Privatdocent in Gießen, wo er 1804 außerord. 1806 ord. Professor der Rechte wurde. Er wurde 1815 als Geh. Referendar im Staatsministerium zu Darmstadt beschäftigt und 1820 zum Geh. Staatsrat ernannt, trat 1824 an die Spitze der Gesetzgebungskommission und ward 1828 Präsident des rhein. Cassationshofs. Als freisinniger Anhänger der konstitutionellen Richtung bekannt, wurde J. 1832 zum Landtagsabgeordneten gewählt, zog sich aber die Ungunst der Regierung zu und wurde 1833 in den Ruhestand versetzt. Er nahm 1848 teil an dem Vorparlament und wurde als Abgeordneter zur Nationalversammlung gewählt, legte aber schon im Aug. 1848 sein Mandat nieder, da ihn kurz zuvor der Großherzog von Hessen an die Spitze des Ministeriums berufen hatte. Indem J. die liberale Staatsorganisation durchzuführen suchte, gelang es ihm, der Regierung mehr Halt und Festigkeit zu bewahren, als die meisten kleinstaatlichen Ministerien damals zeigten. (S. Hessen.) Aber schon im Juni 1850 nahm er seine Entlassung und ward mit dem Prädikat eines Geheimrats zum zweiten Präsidenten des Oberkonsistoriums ernannt. Er starb 5. Sept. 1860 in Darmstadt. Außer vielen kleinern Abhandlungen hat J. die Zeitschrift «Germanien, Zeitschrift für Staatsrecht, Politik und Statistik» (5 Bde., Gieß. 1808—11), eine Monographie über die «Auflösung des Rheinischen Bundes» (Gieß. 1814) und die staatswissenschaftliche Zeitung «Der Staatsbote» (Darmst. 1826—27) herausgegeben.

Jauréguiberry (Jean Bernard), franz. Admiral, wurde 26. Aug. 1815 geboren, trat 1832 in den franz. Marinedienst ein und nahm am Krimkriege teil, war kurze Zeit Gouverneur am Senegal, beteiligte sich am Kriege gegen China als Schiffskommandant und war 1870 Kontreadmiral. Als Frankreich seine Flotte aus den deutschen Gewässern zurückgezogen hatte, übernahm J. bei der Loirearmee den Befehl über die 1. Division des 16. Armeekorps und führte dieselbe mit Auszeichnung bei Coulmiers, sowie am 2. Dez. bei Villepion, wofür er zum Vizeadmiral befördert wurde. Nach der Teilung der Armee übernahm J. an Stelle des Generals Chanzy den Befehl über das 16. Armeekorps, welches er 8. Dez. bei Beaugency zum Angriff führte. J. verteidigte sodann 15. Dez. Vendôme und wurde bei Le Mans durch das Eintreffen der deutschen II. Armee während des Bemühens überrascht, sein stark mitgenommenes Korps wieder schlagfertig zu machen. J. wurde 8. Jan. 1871 von General Chanzy aus Le Mans nach Château-du-Loir entsendet, um dort den Befehl über den rechten Flügel zu übernehmen, und leitete mit Umsicht die Operationen auf beiden Ufern des Loir. Beim Rückzuge führte J. sein Korps von Le Mans nach Laval. Nach dem Friedensschlusse trat J. wieder in den Marinedienst

, wurde 1871 Marinepräfekt zu Toulon und
hm im Kabinett Waddington 4. Febr. 1879
arineministerium, dessen Leitung er im Sept.
iederlegte, aber im Kabinett Freycinet 30. Jan.
ochmals übernahm. Als die Kammer die
ließung der Prinzen von Orléans von den
andostellen des Heeres und der Flotte be-
trat J. aus dem Kabinett. J. ist seit 1879
längliches Mitglied des franz. Senats.

uregui y Aguilar (Juan de), Dichter und
, von biscayischem Geschlecht, um 1570 zu
a geboren, lebte um 1607 in Rom, wo er
bersetzung von Tassos «Aminta» erscheinen
d wo er sich in der Malerkunst ausbildete.
einer Rückkehr ins Vaterland wurde er Stall-
der Königin Isabella, der ersten Gemahlin
ps IV., und starb zu Madrid im Jan. 1649.
Übersetzung von Tassos «Aminta» (Rom
und verbessert mit J.s «Rimas», Sevilla
ist noch immer eins der vollendetsten Muster
Gattung und bei weitem seiner freien Be-
ng von Lucans «Pharsalia» (Madr. 1684)
ehen, in welcher er dem Gongorismus hul-
den er früher in dem «Discurso poetico»
. 1624) angegriffen hatte. Außerdem ver-
er ein größeres Originalgedicht: «Orfeo»
. 1624), das mit Unrecht auch Don Augustin
lazar y Torres zugeschrieben wird, sowie
eine Zahl lyrischer Gedichte. J. war mehr
nstler als Dichter. Seine sämtlichen poeti-
Werke sind in der «Coleccion» des Fernandez
—8, Madr. 1789—1819) wieder abgedruckt,
nern mit dem «Aminta» auch in der «Biblio-
e autores españoles» (Bd. 42). Als Maler
e er der florentin. Schule an; besonders sollen
Porträts, worunter eins von Cervantes, ge-
wesen sein. Einen «Discurso apologetico»
e Malerei veröffentlichte er 1633.

rès (Constant Louis Jean Benjamin), franz.
al, geb. 3. Febr. 1823, trat 1841 in die Ma-
nd wurde 1861 Fregattenkapitän und befeh-
870 im Nordseegeschwader als Linienschiffs-
, trat aber im November zur Landarmee
nd kämpfte an der Loire und in der Perche
die Truppen des Großherzogs von Mecklen-
Nach dem Frieden wurde er Kontreadmiral
871 im Tarndepartement in die National-
mlung gewählt, wo er sich dem linken Cen-
nschloß; 1875 wurde er zum lebenslänglichen
or gewählt. Er befehligte 1876 ein Geschwa-
Mittelmeer, wurde 1878 Vizeadmiral, 1879
ter in Spanien, später in Petersburg, 1883
mmandierender des Evolutionsgeschwaders.

smin (Jaquou), s. Jasmin (Jacques).

ts, ind. Volksstamm, s. Dschats.

a, die kleinste der sog. Großen Sunda-Inseln,
on ihnen und allen übrigen, das Niederlän-
ndische Reich bildenden Inseln die wichtigste,
h eins der schönsten und ergiebigsten Länder
de, erstreckt sich von WNW. gegen OSO.,
n 105° 10′ und 114° 30′ östl. L. von Green-
sowie 5° 52′ und 8° 46′ südl. Br. Die Länge
. beträgt 1070, seine Breite 67—208 km,
ächeninhalt (mit Madura) 131 733 qkm. Die
wird westlich durch die Sundastraße von Su-
, nördlich durch die Javasee von Borneo,
lich durch die Madurastraße von Madura
östlich durch die Balistraße von Bali ge-
, südlich vom Indischen Ocean bespült. J.
ist ein spezifisch vulkanisches Gebirgsland. Nur längs seiner ganzen nördl. und zum Teil auch seiner östl. Küste zieht sich ein 2—14 km breiter Streifen niedrigen, teilweise selbst morastigen, durch Anspülung aus dem Meere wie aus zahlreichen Flüssen immer breiter werdenden Alluviallandes hin. Von der Mündung des Solo, denen des Kali Mas und des Porrong, der beiden untern Delta-Arme des Brantas, an der Ostküste erstrecken sich dagegen das Gebiet dieser beiden Hauptflüsse J.s bildende Ausdehnungen von Flachland bis fast über ein Dritteil der Insel hinein. An der West- und Südküste fällt das Land beinahe allenthalben steil gegen das Meer ab und bildet an vielen Stellen ein 100 und mehr Meter hohes, senkrechtes, unnahbares Ufer ohne Landungsplatz. Die geolog. Grundlage der Insel besteht hauptsächlich aus tertiärem Kalk, der, von der Küste nach dem Meere zu mehr und mehr anschwellend, sich in einer Anzahl längerer und kürzerer, teilweise einander paralleler, von Westen nach Osten streichender Gebirgsketten von 500—1000 m über das Meer erhebt. Diese sedimentäre Meeresformation aber zeigt sich in einer etwa zwei Fünfteile der Insel betragenden Ausdehnung, von 45 Vulkanen, und zwar 28 thätigen, durchbrochen und mit den Auswurfsstoffen der letztern überdeckt. Nirgendwo anders auf der Erde findet sich auf einer gleichen, verhältnismäßig geringen Raumesausbreitung eine so beträchtliche Anzahl von Feuerbergen wieder. Unter den noch thätigen sind, von Westen nach Osten gezählt: der Gedeh, 2998; der Guntur, 1982; der Slamat, 3426; der Merapi, 2866; der Klout, 1731; der Semêru, der höchste Berg der Insel, 3666; der Tengger, 2656; der Lamóngan, 1666, und der Raon, 3400 m hoch, die merkwürdigsten. Der kreisförmige Krater des letztern mit 7380 m Durchmesser ist der größte auf der Erde. Andere vulkanische Erscheinungen, wie Solfataren, Salse, Kohlensäure ausströmende Mofetten, heiße Mineralquellen u. s. w., finden sich auf J. häufig. Heftige Erdbeben sind verhältnismäßig ziemlich selten. Eins der heftigsten, den westlichsten Teil der Insel bis tief in ihr Inneres außerordentlich verwüstenden, war das bei Gelegenheit der großen Eruption des Vulkans auf der Insel Krakatowa in der Sundastraße 26. bis 27. Aug. 1883.

Das Klima im Innern der Insel ist ebenso angenehm als gesund. Weniger gesund sind die niedrigen Gegenden der Nordküste, namentlich dort, wo sich Strandmoräste und ausgebreitete Reisfelder befinden. Am ungesundesten ist die Umgegend der alten Stadt Batavia (s. d.). Die durch die geogr. Lage von J. bedingte Hitze wird sehr durch die periodischen Seewinde gemäßigt. Von der letztern Hälfte des Oktober bis zur ersten Hälfte des April findet unter Herrschen des Nordwest-Monsuns die Regenzeit mit sehr schweren Gewittern statt. Die Zahl der Flüsse ist groß; bei der geringen Breite der Insel sind aber nur zwei derselben, Brantas und Solo, auf weitere Strecken für die Schiffahrt mit nicht sehr tief gehenden Fahrzeugen brauchbar. An Erzeugnissen des Mineralreichs ist J. arm. Von Metallen kommt nur Eisen in geringer Menge und Güte sowie etwas Flußgold vor. In den Kratern der Vulkane findet sich Schwefel und Schwefelarsenik, von den Salzquellen enthalten mehrere Jodium. Auch Bergöl kommt an verschiedenen Stellen vor. Ungleich reicher ist die Flora von J., welche sich

durch seltene Schönheit auszeichnet. Außer den zahllosen, allen technischen und ökonomischen Zwecken entsprechenden einheimischen Pflanzen hat auch noch eine bedeutende Anzahl von Kulturgewächsen anderer heißer Länder daselbst einen sehr günstigen Boden gefunden, wie hauptsächlich der Kaffeestrauch, der Nopalkaktus, die Tabakspflanze, der Zimtbaum, der Theestrauch und seit 1854 auch der Chinabaum. Unter den einheimischen Kulturpflanzen sind der Reis, die Kokos-, Pinang- und Arengpalme, die Indigopflanze und das Zuckerrohr und von eigentlichen ind. Gewürzen auch die Pfefferranke bemerkenswert. Eine größere Menge der herrlichsten Früchte als auf J. gibt es nirgends auf der Erde. Zu erwähnen sind die Manga (von Mangifera Indica *L.*) mit zahlreichen Arten; die Mangustane (von Garcinia mangustana), die Durian (von Durio zibethinus), die Rangka (von Artocarpus integrifolia), die Pompelmus (von Citrus decumana), die Rambutan (von Nephelium lappaceum), der Blimbing (von Averrhoa Bilimbing), die aus dem heißern Amerika, namentlich aus Mexiko schon zur Zeit der ersten Niederlassung der Europäer nach J. eingeführten Früchte verschiedener Anona-Arten und endlich die fast wild wachsende Ananas. Von den Früchten der in allen Tropenländern einheimischen Banane, malaiisch Pisang, gibt es auf J. mehr als 50 Arten. Etwa drei Viertel des Areals befinden sich im Kulturzustand; ein Fünftel etwa ist mit sehr üppigem, an vortrefflichen Holzarten reichem Urwalde bestanden. Einer geregelten Forstkultur sind die ausgestreckten Wälder von Tectona grandis, dem Teakbaume des kontinentalen Indien, in neuerer Zeit unterworfen. Auch die Fauna von J. ist in allen Tierklassen sehr reich an Arten. Sie trägt einen entschieden kontinental-ind. Charakter. Von Säugetieren kommen vor: eine Rhinocerosart (R. Javanicus), eine wilde Ochsenart (Bos Sondaicus), der gestreifte Tiger und eine Pantherart (Felis pardus), Hirsche, Rehe, mehrere Arten wilder Schweine, verschiedene Affenarten, unter denen ein Gibbon (Hylobates leuciscus) der merkwürdigste, und viele kleinere Säugetiere aus allen zoolog. Unterabteilungen. Die Pferde sind klein, aber stark und dauerhaft. Ein noch wichtigeres Haustier ist für die eingeborene Bevölkerung der Büffel, wegen seiner großen Nützlichkeit bei dem Landbau. Rindvieh wird hauptsächlich seines Fleisches wegen gezüchtet, Ziegen und Schafe finden sich nur in geringer Anzahl. Unter fast 200 Arten von Vögeln, von denen sich viele durch Farbenpracht auszeichnen, sind die ihre eßbaren Nester an verschiedenen Stellen, hauptsächlich aber in den Höhlen des Kalkvorgebirges Karang-Bollong an der Südküste bauenden Schwalben (Collocalia esculenta) hervorzuheben. Alle Flüsse und Flußmündungen wimmeln von Kaimans (Crocodilus biporcatus), und das Meer ist längs der ganzen Küste außerordentlich fischreich. Die Insekten-, namentlich Käferfauna von J. ist eine der reichsten und schönsten der Erde.

Die Bevölkerung von J. zählte Ende 1880 mit Madura 19794505 Seelen, wovon 38708 Europäer, 206931 Chinesen, 10516 Araber und 2547 andere Asiaten waren. Die übrigen sind Javaner [illegible] einen Zweig der malaiischen Völker[illegible] Die Bewohner von J. treiben meist Land[illegible] der Anlage bewässerter Reisfelder werden [illegible] von den Chinesen, noch von den Japanern übertroffen. Alle Javaner mit Ausschluß von [illegible] etwa 2000, Beduis oder Bedawis genannten, Buddhisten in der Residentschaft Bantam und gegen 4000 Brahma-Anbetern im Tenggergebirge in der Residentschaft Pasuruan bekennen sich zum Islam, obgleich die meisten bloß äußerlich.

Geschichtliches. J. war schon Ptolemäus den Namen nach als Jabadiu bekannt. Ihre spätere Geschichte ist aber völlig dunkel. Die sehr frühen Beziehungen zwischen J. und dem vorderind. Festlande werden durch die vielen ind. Götterbilder, Altertümer, Inschriften, Überreste von Palästen und sowohl dem Buddhismus als dem Brahmaismus angehörender Tempelbauten bewiesen, welche sich überall finden und unter denen die von Brambanan, Boro-Budor (s. d.), Loro-Gongreng, Tschandi Sewu, Kalassan und Suku die bemerkenswertesten sind. Im 15. Jahrh. bestanden auf J. zwei mächtige Hindureiche, das von Padjadjaran im Westen und das von Modjopahit im Osten der Insel. Als gegen Ende des 15. Jahrh. auf J. der Islam eingeführt wurde, stürzte zuerst 1474 das Reich Modjopahit, 1480 aber auch Padjadjaran zusammen. Aus diesem entstand das Königreich Bantam (s. d.), aus jenem, außer mehrern kleinen Staaten, wie Cheribon u. s. w., das Kaiserreich Mataram. Die Araber besuchten J. bereits in den ersten Jahrhunderten nach Mohammed und die Chinesen schon früher. Von Europäern gelangten die Portugiesen 1522 unter Henriquez Lerne von Malakka aus zuerst nach J. und richteten verschiedene Handelsfaktoreien daselbst auf, wurden aber, nachdem die Holländer unter Cornelius Houtmann 1596 nach Bantam gekommen waren, von diesen vertrieben. Im J. 1602 errichteten die Engländer unter Sir John Lancaster ebenfalls eine Faktorei in Bantam, welche 1683 von ihnen wieder verlassen wurde, nachdem die Holländer allmählich die herrschende Macht im Indischen Archipel geworden waren und ihre 1619 gegründete Hauptstadt Batavia (s. d.) sich zu hoher Blüte und großem Reichtum erhoben hatte. Von Batavia breiteten die Holländer sich immer weiter längs der Nordküste nach Osten aus. Häufig wurde hierdurch die Veranlassung zu Kriegen mit den Beherrschern des die beiden östl. Dritteile von J. umfassenden Reichs Mataram gegeben, welche stets zum Nachteile und zur Schwächung des letztern ausfielen. Im J. 1749 mußte der Beherrscher desselben sein Reich der Niederländisch-Ostindischen Kompagnie abtreten, welche es seinem Sohne als Lehn übergab, dasselbe aber 1755 in die beiden voneinander unabhängigen Reiche von Suralarta oder Solo und Djocjakarta teilte, welche beide, später immer mehr verkleinert und geschwächt, jetzt zwar noch bestehen, in administrativer Hinsicht aber nur als Provinzen von J. gelten. Das Reich Bantam wurde von den Holländern 1808 ihrem Besitze einverleibt. Die großen Mißbräuche und Verschiedenheiten, welche sich im ganzen Verwaltungssystem der Niederländisch-Ostindischen Kompagnie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. mehr und mehr geltend machten und zu ihrer Auflösung (1800) führten, die Kriege von Holland mit England seit 1780, sowie die wechselvolle, mit seiner Einverleibung in das franz. Kaiserreich endende polit. Lage des Landes infolge der Französischen Revolution, wirkten nachteilig auf alle innern Verhältnisse von J. Dem Generalgouverneur Daendels (s. d.), 1808 der gleich nach seiner Ankunft auf J. zu [illegible]

gründlichen Reform aller veralteten und zerrütteten Verhältnisse daselbst überging, verdankt J. die prachtvolle Heerstraße, welche sich in ihrer ganzen Länge von Anjer im Westen nach Banjuwangi im Osten hinzieht. Sein Nachfolger, Generalgouverneur J. W. Janssens, mußte J. schon 18. Sept. 1811 den Engländern übergeben. J. ward nun eine Dependenz von Britisch-Indien und Sir Stamford Raffles (s. d.) Lieutenantgouverneur hiervon, bis durch den Londoner Traktat vom 13. Aug. 1814 zwischen England und Holland letzteres seine frühern ind. Besitzungen zurückerhielt.

Die Bestrebungen des neuen niederländ. Generalgouverneurs Baron G. A. G. P. van der Capellen, um die tiefgesunkene Produktion von J. wieder zu heben, wurden durch den Aufstand von Diepo Negoro, eines Prinzen aus dem Fürstenhause von Djocjakarta, infolge dessen ein Krieg, 1825—30, im Innern von J. entstand, wieder für längere Zeit unterbrochen. Mit dem Ende dieses Kriegs, der den Niederländern mehrere der schönsten Provinzen im Innern der Insel einbrachte, beginnt eine neue Ära großer Blüte für J. Hierzu trug namentlich das 1830 von dem Generalgouverneur Grafen Johannes van den Bosch, 1830—33, eingeführte sog. Kultursystem wesentlich bei. Dasselbe machte den Staat zum Produzenten auf allen sich nicht in Privatbesitz befindlichen Ländereien auf J. und zugleich zum Verkäufer der daselbst gewonnenen Bodenerzeugnisse in Holland, durch Vermittelung der 1824 gegründeten Niederländischen Handelsgesellschaft (Nederlandsche Handelmaatschappij), deren Privilegien wiederholt erneuert wurden, zuletzt, durch Beschluß des Königs der Niederlande vom 21. Dez. 1871, für den Zeitraum vom 1. Jan. 1875 bis 31. Dez. 1899. Dieses System, dessen Grundlage die gezwungene Arbeit der Bevölkerung gegen einen von der Regierung festgesetzten verhältnismäßig geringen Lohn ist, hat Holland viele Hunderte von Millionen Gulden eingetragen und gewährt demselben, nach Deckung sämtlicher, sowohl durch seine übrigen ostind., als auch durch seine westind. Besitzungen verursachten Unkosten, einen baren Überschuß von 40—60 Mill. Fl. im Jahre. In den letzten 20 Jahren haben sich indessen die Stimmen, in Holland wie auf J., immer lauter gegen das Kultursystem erhoben und ist die Regierung gezwungen gewesen, dasselbe auf Kaffee, Zucker und Chinarinde zu beschränken.

J. ist der Sitz des Generalgouverneurs und aller höchsten Verwaltungsbehörden des niederländ.-ostind. Reichs in dessen Hauptstadt Batavia (s. d.). Die Insel wird gegenwärtig in die Provinzen (Residentschaften) Bantam, Batavia, Krawang, Preanger-Regentschaften, Tjeribon, Tegal, Pekalongan, Samárang, Japára, Rembáng, Surabája, Pasuruan, Besuki, Probolingo, Banjuwangi, Banjumás, Bagelen, Kadu, Madiun, Kediri, Surakarta und Djocjakarta eingeteilt. Hierzu kommt noch die in administrativer Beziehung zu J. gerechnete, eine besondere Residentschaft bildende Insel Madura mit einem Areal von 5280 qkm und einer Bevölkerung von 472 Europäern, 763 373 Eingeborenen, 3702 Chinesen und 155 fremden Orientalen. Die ganze Insel ist von vorzüglich angelegten und unterhaltenen Heerstraßen durchzogen. Das Postwesen ist sehr gut geregelt. An Eisenbahnen sind (1883) 608 km in Betrieb: von Samárang nach Fort Willem I. und nach Djocjakarta, von Batavia nach Buitenzorg, die Staatsbahnen von Surabája nach Pasuruan, von Bangil nach Malang, von Sidhardjo nach Madiun, und von Kertosono nach Kediri, ferner die Bahnen von Buitenzorg nach Sukabumi und von Batavia nach Tandjong Priok. Telegraphendrähte (3773 km) breiten sich nicht nur über die ganze Insel aus, sondern verbinden sie auch mit Sumatra, Singapur und Australien. Eine regelmäßige Verbindung von J. mit allen übrigen Teilen des niederländ.-ind. Archipels sowie mit Singapur wird durch 27 Schiffe der Niederländisch-Indischen Dampfschiffahrtsgesellschaft vermittelt, während auch eine direkte Dampfschiffahrtsverbindung zwischen J. und Holland durch die Schiffe der Dampfschiffahrtsgesellschaft Niederland, durch die Schiffe der Compagnie des Messageries Maritimes zwischen Batavia, Neapel und Marseille, durch die Società Rubattino e Co. zwischen Batavia und Genua, durch den Rotterdamschen Lloyd zwischen Batavia und Rotterdam, sowie auch zwischen Java und Australien besteht.

Vgl. außer dem Werke von Junghuhn (s. d.) Raffles, «History of J.» (2 Bde., Lond. 1817; neue Aufl. 1830); Roorda van Eysinga, «Iets over Nederlandsch India» (Bd. 1—4, Kampen 1836—50); De Bruyn Kops, «Statistiek van den handel en den scheepvaart op J. en Madura» (2 Bde., Batavia 1857—59); Müller, «Beschreibung der Insel J.» (aus dem Holländischen, Berl. 1860); Barrington d'Almeida, «Life in J.» (2 Bde., Lond. 1864); Hofdijk, «In't hartje van J.» (Amsterd. 1882); Hoola van Nooten, «Fleurs, fruits et feuillages de l'île de J.» (3. Aufl., Brüssel 1882); Veth, «J., geographisch, ethnologisch, historisch» (3 Bde., Haarlem 1882). [lusien.

Javalcuz, Badeort bei Jaen (s. d.) in Anda-

Javanische Sprache und Litteratur. Die javanische Sprache ist ein Zweig des sog. malaiisch-polynesischen, sich von der Malaiischen Halbinsel und der Insel Sumatra, seinen Centralpunkten, westwärts bis nach Madagaskar, östlich aber über den Malaiischen Archipel und dessen nordöstlichste Provinz, die Philippinen, bis zu den Carolinen und andern, noch östlicher gelegenen Inselgruppen im Stillen Ocean, wie den Archipelen der Freundschafts- und Societätsinseln, Neuseeland u. s. w. ausbreitenden Sprachstammes. Die javanische Sprache ist einer der wichtigsten und interessantesten Zweige dieses Stammes. Sie verdankt diese Eigentümlichkeit dem Umstand, daß schon in einer sehr alten, chronologisch nicht mehr bestimmbaren Zeit zwischen Vorderindien und Java ebenso lange dauernde als ausgebreitete, in das ganze Volksleben auf dieser Insel eindringende und dasselbe durchdringende Beziehungen stattfanden. Auf die Bevölkerung von Java, die, wie man annehmen kann, zur Zeit, wo zuerst eine Einwanderung von Vorderindien nach dieser Insel geschah, noch in einem rohen Naturzustande verkehrte, übertrug sich das spezifisch ind. Kulturelement sehr bald und zugleich dauerhaft. Einer der Hauptfaktoren derselben aber war die Sprache. So entstand allmählich durch die Aufnahme einer Menge fremder, dem Sanskrit angehörender Elemente in das ursprünglich auf dieser Insel herrschende malaiisch-polynesische Idiom die gegenwärtige javanische Sprache.

Da die ausheimische, ind. Kultur und mit ihr die ind. Sprache nicht in gleichem Maße auf der ganzen Insel, und zwar in ihrem westlichsten Teile weniger

mit einem Teil von Großkumanien und vom Heveſer Komitat zu einem neuen, dem Jazyger-Großkumanier und Szolnoker Komitat vereinigt, deſſen Hauptort Szolnok iſt.

J. C. oder J. Chr., Abkürzung für Jeſus Chriſtus oder auch Jahr Chriſti.

Jeaffreſon (John Cordy), engl. Schriftſteller, geb. 14. Jan. 1831 zu Framlingham in Suffolk, wurde 1859 in Lincoln's Inn an die Barre berufen, praktizierte indes nicht, ſondern widmete ſich der ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit. Erwähnung verdienen zunächſt J.s Romane, die er 1854 mit «Crewe Rise» eröffnete und unter denen beſonders «Miriam Copley» (1859), «Live it down» (1863), «A noble woman» (1868) und «A woman in spite of herself» (1872) Anerkennung fanden. Größern Erfolg hatte er mit einer Reihe kulturhiſtoriſcher Bücher, wie «A book about doctors» (1860), «A book about lawyers» (1866), «A book about the clergy» (1870), «Annals of Oxford» (1871), «Brides and bridals» (1872), «A book about the table» (1874), «A young squire of the 17th century» (1877). Zum Inſpektor der Dokumente an dem Staatsarchiv in London ernannt, nahm J. auch teil an den Arbeiten der königl. Kommiſſion über hiſtor. Manuſkripte. Als Biograph hat er ſich durch ſein «Life of Robert Stephenson» (1864) und durch das Aufſehen erregende Werk «The real Lord Byron» (2 Bde., 1883) bekannt gemacht.

Jeanet, ſoviel wie Engliſches Leder.

Jeanne d'Arc oder die Jungfrau von Orléans, geb. als die Tochter wohlhabender Landleute 6. Jan. 1412 in dem damals zur franz. Provinz Baſſigny (Gouvernement Champagne) gehörigen, am linken Ufer der Maas gelegenen Dorfe Domrémy, wurde, gleich ihren Geſchwiſtern, in patriarchaliſch-bäuerlicher Einfachheit erzogen. Sie konnte nähen und ſpinnen, aber weder leſen noch ſchreiben; ihre Religionskenntniſſe verſtiegen ſich nicht über den naiven Glauben jener Zeit. Vor andern Mädchen zeichnete ſie ſich durch Einfachheit und Sittenreinheit aus. Mit großer Wahrſcheinlichkeit iſt anzunehmen, daß J. von den phyſiſchen Eigentümlichkeiten und Schwächen ihres Geſchlechts nicht berührt wurde, und hierin eine der weſentlichſten Urſachen ihrer Ekſtaſen und Viſionen wie aber auch andererſeits der bewundernswerten Ausdauer ihrer phyſiſchen Kräfte zu ſuchen ſei. Im Alter von 13 J. glaubte ſie zum erſten mal, als ſie ſich zur Mittagsſtunde im Garten ihres Vaters befand, eine überirdiſche Stimme zu hören, die ſie zur Sittſamkeit und zu fleißigem Kirchenbeſuche ermahnte. Sie gelobte ſchon damals, lebenslang Jungfrau zu bleiben. Indes hat Zuſtände viſionärer Verzückung, wie J. ſie gehabt, das religiöſe Empfindungsleben des Mittelalters an Tauſenden hervorgebracht, und die anfänglichen Viſionen, die ſie ſchon im 13. J. hatte, unterſchieden ſich mit ihren auf Sittenreinheit und Kirchlichkeit gerichteten Mahnungen kaum von den gewöhnlichen; das Neue aber war die politiſche Richtung, welche dieſelben unter dem Elend der Zeit bei J. nahmen.

Durch die Eroberungen Heinrichs V. hatten die Engländer mehr als die Hälfte von Frankreich an ſich geriſſen; ihre Bundesgenoſſen waren der Herzog von Burgund und Iſabella, die Gemahlin des wahnſinnigen Karl VI. Im ſüdlichen Frankreich behauptete ſich nur mit Mühe der 19jährige Dauphin, nachmals König Karl VII. Das Geburtsdorf J.s hing letzterm an. J. mochte ungefähr 15 J. alt ſein, als ihre «Stimmen» ihr geboten, nach Frankreich zu gehen und für den Dauphin in den Krieg zu ziehen. Doch bewahrte ſie das Geheimnis. Unterdes war der Dauphin während der Belagerung von Orléans durch die Engländer im Okt. 1428 in die bedrängteſte Lage geraten. Da erhielt J. durch ihre Stimmen und in Träumen den Auftrag, jene Stadt zu entſetzen und den Dauphin nach Rheims zur Krönung zu führen. Sie wandte ſich heimlich, anfangs durch Vermittelung ihres Oheims, an Baudricourt, den Befehlshaber von Vaucouleurs, der ihre Anträge als die einer Närrin erſt zurückwies, ſie dann aber in männlicher Tracht und Rüſtung und unter Bedeckung zum Dauphin nach Chinon ſendete. Karl, dem ſie hier ihren überirdiſchen Beruf mitteilte und in Rückſicht ſeiner Geburt verſicherte, er ſei der wahre König von Frankreich, konnte ſich zunächſt nicht überzeugen. Erſt nachdem zu Poitiers angeſehene Männer die Herkunft und den Wandel J.s geprüft und achtbare Matronen ihre Jungfräulichkeit bezeugt hatten, zweifelte man nicht länger an ihrer höhern Sendung. Nach manchen Verzögerungen zog endlich die 17jährige Jungfrau in Männertracht, mit einem Schwerte aus der Kirche zu Fierbois und einer weißen, mit Lilien und Gottes Bildnis geſchmückten Fahne ausgerüſtet, an der Spitze begeiſteter Scharen nach Orléans, das Dunois verteidigte. Am 29. April 1429 warf ſie ſich mit Lebensmitteln in die Stadt, und vom 4. bis 8. Mai vertrieb ſie in verſchiedenen Ausfällen die Engländer aus ihren Schanzen und nötigte dieſelben, die Belagerung aufzuheben. J. wurde nach dieſem wichtigen Siege der Schrecken der Feinde und bei den durch jahrelange Niederlagen entmutigten Franzoſen der Gegenſtand religiöſer Verehrung. Kampfesmut und Nationalgefühl erwachten durch die wunderbare Erſcheinung des Mädchens plötzlich beim Volke und unter den Truppen. Ungeachtet dieſer Huldigungen blieb J. weiblich beſcheiden. Nur wenn kriegserfahrene Männer ihren kühnen Anordnungen widerſprachen, berief ſie ſich beſtimmt auf die göttliche Sendung. Gegen Hohe und Niedere aber wußte ſie ihre weibliche Würde ſtreng zu bewahren. Nach der Befreiung von Orléans ging ſie an den zweiten Teil ihrer Sendung. Unter ihrer Führung zog der Dauphin von Gien aus mit einem kleinen Heere nach Rheims, indem er unterwegs Auxerre und Châlons unterwarf, Troyes aber unter J.s Befehl eroberte. Am 17. Juli 1429 ging die Krönung vor ſich. J. hielt während derſelben mit ihrer Fahne an der Seite Karls, warf ſich dann vor ihm nieder und begrüßte ihn als König.

Auch jetzt aber hielt ſie keineswegs, wie wohl früher behauptet worden iſt, ihre Aufgabe für beendigt. Vielmehr wollte ſie, und zwar unter wachſendem Widerſtande einer höfiſchen Partei, ſchließlich gegen den Willen des Königs ſelbſt Frankreichs Boden von den Fremden reinigen. Zunächſt riß ſie Karl gegen Paris mit fort. Aber nach einem fruchtloſen Angriff auf die Hauptſtadt, wobei J. am Schenkel ſchwer verwundet ward, zog ſich das Heer nach der Loire zurück. Jenſeit derſelben erhob Karl im Dez. 1429 die Jungfrau und ihre ganze Familie in den Adelsſtand. Im J. 1430 zeichnete ſich J. bei der Einnahme von St.-Pierre-le-Moutier durch ihre verzweifelte Tapferkeit aus, die allein den Sieg entſchied. Überdrüſſig der Hofintriguen, wandte ſich J. darauf mit einer kleinen Schar wieder nordwärts in die Isle-de-France, ſiegte bei Lagny und warf

sich dann in das belagerte Compiègne. Bei einem Ausfall wurden die Ihrigen von der Übermacht zurückgeschlagen. J. deckte mit der letzten Schar den Rückzug, wurde abgeschnitten, vom Pferde gerissen und dem Herzog von Burgund übergeben. Als die Engländer die Kunde vernahmen, zündeten sie im Lager Freudenfeuer an und ließen in allen unterworfenen Städten kirchliche Dankfeste anordnen, während die Franzosen und der träge König zu ihrer Rettung nichts unternahmen. J. wurde nach Rouen gebracht und dem geistlichen Gericht als Zauberin und Ketzerin übergeben.

Ein langer, abscheulicher Prozeß, bei dem übrigens die Formen des kirchlichen Rechts gewahrt wurden, begann im Jan. 1431. Den Beschuldigungen wegen Zauberei, welche durch das Zeugnis eines Priesters, der sich als Freund und Beichtvater bei der Gefangenen eingeführt hatte, unterstützt wurden, begegnete sie mit Unerschrockenheit und klaren, bestimmt widerlegenden Antworten, welche selbst auf eine Anzahl der Richter großen Eindruck machten. Trotzdem endete der Prozeß nach vier Monaten mit Verurteilung der Jungfrau zum Feuertode. J. hatte sich ungeachtet der physischen und moralischen Leiden, die man ihr auflegte, wunderbar standhaft und ergeben benommen; als sie aber 24. Mai zum Scheiterhaufen abgeführt wurde, entschloß sie sich unter dem Drängen der Geistlichen zu einem Widerruf, der ihre Strafe in ewiges Gefängnis verwandelte. Dies genügte jedoch dem Fanatismus ihrer Feinde nicht. Man sperrte sie mit drei rohen Soldaten zusammen, nahm ihr die weibliche Kleidung, sodaß sie sich zum Gebrauch hingelegter Männerkleider entschließen mußte, und betrachtete dies, wie einige in der Verzweiflung ausgesprochene Worte als Rückfall. Schon 31. Mai 1431 wurde sie wieder zum Scheiterhaufen geführt. Der Mut und die fromme Ergebung, die sie bewies, rührten selbst ihre Richter und überzeugten sogar den Henker von ihrer Unschuld. Nach der Volkssage stieg eine weiße Taube aus den Flammen zum Himmel empor. Auf Ansuchen ihrer Familie wurde der Prozeß schon 1450 revidiert und die Anklage 1456 für unbegründet, die Jungfrau für unschuldig erklärt. Zu Domrémy, Versailles, Rouen, Orléans und Compiègne sind ihr Denkmäler gesetzt worden. Unter den Dichtungen, welche die romantische Gestalt J.s zu verherrlichen suchten, ragt besonders die Tragödie Schillers hervor. Voltaires «Pucelle d'Orléans» ist eine zwar witzige, aber frivole Persiflage.

Litteratur. Für die Geschichte der J. ist Quicherat, «Procès de condamnation et de réhabilitation de J., etc.» (5 Bde., Par. 1841—50) das die gesamten Quellen umfassende Hauptwerk; vgl. außerdem noch Wallon, «Jeanne d'Arc» (2. Aufl., 2 Bde., Par. 1867); Boucher de Molandon, «Première expédition de J.» (Orléans 1874). Gute deutsche Arbeiten über J. haben K. Hase (Lpz. 1861) und Cysell (Regensb. 1864) und Th. Sickel («Sybels histor. Zeitschrift», Bd. 4, 1860) geliefert.

Jeannette (frz.), Hannchen; auch Bezeichnung für ein goldenes Kreuz mit einem Herzen darüber, an einem Samtband am Halse getragen, Jeannettenkreuz.

Jean Paul, s. Richter (Joh. Paul Friedr.).

Jean Potage (frz., «Hans Suppe»), soviel wie Hanswurst (s. d.).

Jebus ist ein älterer Name der Stadt Jerusalem (s. d.) und speziell des Berges Zion (s. d.). Die in der Umgegend wohnenden kriegerischen und von Königen regierten Jebusiter werden im Alten Testament zu dem vielgegliederten Volke der Kanaaniter gerechnet, waren aber von Hause aus wahrscheinlich ein Stamm der ursprünglich arischen (japhetitischen) Amoriter (s. d.). Erst David gelang es, ihre stark befestigte Burg auf dem Zion zu erobern, und Salomo machte das Volk fronpflichtig.

Jechaburg, ein Dorf mit (1880) 309 E. in der Unterherrschaft des Fürstentums Schwarzburg-Sondershausen, westlich von Sondershausen, an der Wipper-Aue, am südl. Abhange des 367 m hohen Frauenbergs, auf dessen Platte einst die 878 von König Ludwig II. gegründete Frauenkirche stand. Das Dorf liegt an der Stelle, wo Bonifacius 731 den Altar der Göttin Jecha zerstört haben soll, und war ehemals berühmt wegen seiner 1004 gestifteten Propstei, welche 1525 im Bauernkriege zerstört und 1572 völlig aufgehoben wurde.

Jechnitz, Stadt in der Bezirkshauptmannschaft Podersam im nordwestl. Böhmen, Station der Linie Pilsen-Dux der Pilsen-Priesener Eisenbahn, zählt (1880) 1498 E. deutscher Zunge, die meist Ackerbau und Viehzucht treiben. Dabei liegt das gräflich Cerninsche Schloß Petersburg, welches 1640 von Hermann Cernin von Chudenitz erbaut und mit den reichsten Mitteln der damaligen Ornamentik ausgestattet wurde.

Jedburgh, Hauptstadt der schott. Grafschaft Roxburgh, 60 km im SO. von Edinburgh am Jed, 5 km von seiner Mündung in den zum Tweed gehenden Teviot und an einer Zweigbahn der Berwick-Edinburgher-Bahn, hat Wollfabrikation und zählt (1881) 3400 E. Der Ort, 845 gegründet und seit 1160 königl. Burg, hat Ruinen einer Abtei, welche für das vollkommenste Denkmal der sächs. und got. Architektur in Schottland gelten.

Jedlersdorf, eigentlich Groß-Jedlersdorf, Dorf in Niederösterreich, Bezirkshauptmannschaft und Gerichtsbezirk Korneuburg, liegt nördlich von Wien in der Ebene des Marchfeldes an der brünner Reichsstraße, hat ein Etablissement der Maschinenfabrik der wiener Lokomotiv-Aktiengesellschaft, sowie der ersten österr. Jutespinnerei und Weberei, eine Nieten-, Schrauben- und Schraubenmutterfabrik, Nähmaschinenfabrik, Spiritus- und Preßhefefabrik, Malzfabrik, Gummiguttaperchafabrik, eine Holzimprägnieranstalt und Werkstätten der Kaiser-Ferdinand-Nordbahn und der Nordwestbahn samt Arbeiterkolonien und zählt (1880) 6367 E. (1870 erst 1724 E.).

Jedo oder Jeddo, der frühere Name der Hauptstadt Japans, jetzt Tokio (s. d.) genannt.

Jeetzel, auch Jeeze, ein linker Nebenfluß der Elbe in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Magdeburg, kommt aus dem Drömling genannten Sumpfe beim Dorfe Alt-Ferchau und mündet bei Hitzacker in die Elbe nach einem Laufe von 80 km, von denen sie auf 37,65 km von Salzwedel an für kleine Kähne fahrbar ist.

Jefferson, Stadt und Hauptort des County Marion im nordamerik. Freistaat Texas, zwischen den beiden Flüßchen Big-Cypreß-Creek und Little-Cypreß-Creek, 5 km oberhalb ihrer Mündung in den Cadda-Lake, der mit dem Red-River in Verbindung steht, Station eines Nebenarms der Texas- und Pacific-Eisenbahn, zählt (1880) 3269 E. und hat eine Gießerei, Sägemühlen und Backsteinbrennereien. In der Nähe finden sich Kohlen- und

Eisenlager. Der Big-Cypreß-Creek ist bis hierher selbst für große Dampfer schiffbar und macht die Stadt zum Ausgangspunkt eines lebhaften Handelsverkehrs, namentlich für Häute, Baumwolle, Vieh und Wolle.

Jefferson (Thomas), der dritte Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, 1801—9, geb. 2. April 1743 zu Shadwell in Virginien, studierte von seinem 18. Jahre an Jurisprudenz, ließ sich 1767 in seinem Heimatsstaate als Advokat nieder und wurde 1769 Mitglied der Gesetzgebenden Versammlung in Virginien, wo er bereits damals einen Versuch zur Emancipation der Sklaven machte. Als sich der Widerstand gegen die Politik der brit. Regierung in den Kolonien zu regen begann, gesellte sich J. den eifrigen Patrioten zu. In den Kongreß von 1775 gewählt, nahm er hier eine entschieden revolutionäre Haltung an und war als Mitglied jenes berühmten Ausschusses thätig, in dem auch Adams, Franklin, Sherman und Livingstone wirkten. J. entwarf mit diesen die von den virgin. Abgeordneten vorgeschlagene Unabhängigkeitserklärung, die nach lebhaften Erörterungen mit wenigen Veränderungen vom Kongreß 4. Juli 1776 angenommen wurde. Im Oktober desselben Jahres auf seinen Sitz im Kongreß verzichtend, trat er in die Gesetzgebende Versammlung von Virginien, in der er eifrig darauf hinarbeitete, das feudal-aristokratische Grundgesetz dieses Staats gemäß den Prinzipien der Unabhängigkeitserklärung umzugestalten. Von 1779 bis 1782 war er Gouverneur von Virginien, und trat im Nov. 1783 in den Kongreß zurück, dem er bis Juni 1784 angehörte. Er gab den ersten Anlaß zu dem Gesetze, welches die Sklaverei aus den nordwestl. Territorien, damals dem einzigen Landbesitz der Union, ausschloß. Mit Adams und Franklin zum Gesandten für den Abschluß europ. Handelsverträge ernannt, vereinigte er sich mit diesen im Sommer 1784 in Paris. Nach Franklins (Juli 1785) erfolgter Rückkehr blieb J. noch vier Jahre als alleiniger Gesandter in Paris.

Im Herbst 1789 nach Amerika zurückgekehrt, trat er Ende März 1790 als Staatssekretär in Washingtons Kabinett ein, dem er bis zum 31. Dez. 1793 angehörte. Der Kampf, den er in dieser Stellung gegen seinen Kollegen Alexander Hamilton, den Finanzminister, führte, legte den Grund zur spätern Parteiorganisation der Föderalisten und Republikaner (Whigs und Demokraten), und J. wurde der eigentliche Vater der amerik. Demokratie. Nach seinem Rücktritt zog er sich auf sein Landgut Monticello in Virginien zurück, wurde aber im Frühjahr 1797 zum Vizepräsidenten unter John Adams gewählt. Er trat den verhaßten Maßregeln des Präsidenten (Aufruhr- und Fremdenbill u. s. w.) entgegen, entwarf 1798 zum angeblichen Schutz der Einzelstaaten die gegen die Geltendmachung der dem Bunde zustehenden Rechte gerichteten Virginia- und Kentucky-Beschlüsse und stürzte die föderalistische Partei, sodaß er 1800 als Sieger zum Präsidenten gewählt wurde, welche Würde er infolge seiner Wiederwahl bis 1809 bekleidete.

Die bedeutendste Maßregel seiner ersten Amtsperiode bildete die Erwerbung Louisianas. Der Hauptakt seiner zweiten Präsidentschaft bestand in dem durch die Feindseligkeiten mit England herbeigeführten Embargo, welches übrigens das eigene Land noch schlimmer als den Feind traf. Er starb am 50. Jahrestage der von ihm 1776 entworfenen und unterzeichneten Unabhängigkeitserklärung, 4. Juli 1826, mit John Adams an einem Tage. Sein Leben beschrieben Tucker (2 Bde., Philad. 1837), Randall (3 Bde., Neuyork 1857), Randolph (Neuyork 1871) und Parton (Boston 1874). Seine gesammelten Schriften, darunter seine Selbstbiographie und sein noch jetzt als Autorität betrachtetes Handbuch der parlamentarischen Praxis, wurden zuerst 1853—55 vom Kongreß in neun Bänden veröffentlicht.

Jefferson-City, Stadt und Hauptort des County Cole und des nordamerik. Staats Missouri, liegt auf einer anmutigen Höhe am rechten Ufer des Missouri, 165 km westlich von seinem Zusammenfluß mit dem Mississippi, 157 km westlich von St.-Louis, mit welchem es durch die Missouri-Pacific-Eisenbahn verbunden ist, und zählt (1880) 5271 E. Hauptgebäude sind das Staatskapitol, das Staatsgefängnis und die Gouverneurwohnung. Das Vereinigten-Staaten-Distriktsgericht für den westl. Distrikt von Missouri hält hier seine regelmäßigen Sitzungen.

Jeffersonville, Stadt im County Clarke des nordamerik. Staats Indiana, rechts an den Fällen des Ohio, gegenüber der Stadt Louisville in Kentucky, mit welcher es durch eine bedeutende Brücke verbunden ist, Endpunkt des südl. Armes der Ohio- und Mississippi- und der J.-, Madison- und Indianapolis-Eisenbahn, zählt (1880) 10422 E. Der Fluß ist hier 1,5 km breit und für die größten Schiffe zu allen Jahreszeiten fahrbar. J. hat viele Fabriken, darunter namentlich für Eisenbahnlokomotiven und -Wagen und nimmt an der Prosperität der großen Nachbarin teil.

Jeffrey (Francis, Lord), berühmter engl. Kritiker, geb. 23. Okt. 1773 in Edinburgh, wurde 1794 an die schott. Barre berufen, wo er rasch eine angesehene Stellung als Sachwalter gewann. Über die Grenzen Schottlands hinaus verbreitete sich sein Ansehen durch die Gründung der «Edinburgh Review» 1802, welche berühmte Zeitschrift er 27 Jahre lang leitete, bis er 1829 zu dem Ehrenposten des Dekans der jurist. Fakultät Schottlands aufstieg. Die hervorragenden Verdienste, welche J. sich während jenes Zeitraums um die Vertretung der Interessen der Whigpartei erworben, fanden eine öffentliche Anerkennung durch seine Erhebung zum Lord-Advokaten von Schottland in dem Reformministerium Lord Greys (1830), worauf er auch, zuerst für Perth, dann für Edinburgh ins Parlament gewählt wurde. Nach dem Sturze des Ministeriums Grey 1834 wurde er Lord-Oberrichter in Schottland. Er starb 26. Jan. 1850. Eine Sammlung seiner Beiträge zur «Edinburgh Review» gab er 1843 in vier Bänden heraus. Von seinem Freunde Lord Cockburn erschien «Life and correspondence of Francis, Lord J.» (2 Bde., 1852).

Jeffreys (George), Lordkanzler unter Jakob II. von England, geb. 1643 zu Acton in Wales, wurde dadurch bekannt, daß er bei den Assisen zu Kingston, wo viele Advokaten der Pest wegen nicht erschienen waren, 1666 außerordentlicherweise das Recht erhielt, als Sachwalter aufzutreten. Bald wußte er sich in London Clienten und Popularität zu erwerben. Sein Einfluß in der City und der Eifer, womit er die Wünsche des Hofs durchsetzte, verschafften ihm die Protektion des Herzogs von York. Er wurde erst Richter, dann Oberrichter zu Chester und 1680 Oberrichter der King's-Bench, in

welcher Stellung er dem Hofe die größten Dienste leistete. Die wahren oder vermeintlichen Verschwörungsversuche in den letzten Regierungsjahren Karls II. gaben ihm Gelegenheit, unter der Form des Rechts die blutigsten Greuel zu verüben. So brachte er auch den alten Republikaner Algernon Sidney aufs Schafott. Noch höher stieg seine Macht und Brutalität unter Jakob II.; das Blut, in dem Monmouths Empörung erstickt wurde, haftet an keinem Namen mehr als dem seinen. Zum Lohn wurde er zum Peer erhoben und erhielt das Amt des Lordkanzlers. Im J. 1686 trat er in die vom Könige errichtete Hohe Kommission, wo er die alte Rücksichtslosigkeit gegen die Bischöfe bewies. Als für Jakob die Krise gekommen, war J. es, der ihn im Sept. 1688 zum Einlenken gegen die Protestanten und das Parlament bestimmen wollte. Doch war es zu spät. Er wollte nach des Königs Sturz entfliehen, ward aber entdeckt und in den Tower gesteckt, worin er starb, bevor er zur Rechenschaft gezogen werden konnte, 19. April 1689.

Jefremow, Kreisstadt im russ. Gouvernement Tula, an der Zweigbahn Uslowaja-Jelez der Wiasma-Rjaschsker-Eisenbahn, mit (1882) 7402 E., hat Seifensiedereien, Lichtfabriken, Töpfereien und Ziegeleien, Getreide-, Öl- und Viehhandel.

Jegorjewsk, Kreisstadt im russ. Gouvernement Rjäsan, an einer Zweigbahn der Moskau-Rjäsaner Eisenbahn, mit (1882) 5101 E., hat Baumwollspinnereien, Webereien und Färbereien; jährlich finden hier fünf Jahrmärkte statt.

Je-hol, s. Dschehol.

Jehovah, s. Jahve.

Jehovahblümchen, s. unter Saxifraga.

Jehu, Sohn des Josaphat, war ein Feldherr des israel. Königs Joram, den der Prophet Elija durch einen seiner Schüler zum König von Israel salben ließ. Als solcher, der zehnte in der Reihe, eröffnete er eine neue Dynastie, die fünfte, und regierte 880—858 v. Chr. Gleich nach seiner Salbung wurde er von dem Heere als König begrüßt, erschoß den König Joram mit einem Pfeil, eilte nach Jesreel, tötete auch den König von Juda, Ahasja, und dessen Brüder, und bestieg den Thron. Darauf rottete er die ganze Familie Ahabs bis auf den letzten Mann aus, zerstörte den Tempel des Baal zu Samaria und ließ alle Baalspriester grausam umbringen. Um seiner Herstellung der Jahvereligion willen hat ihm die theokratische Geschichtschreibung alle diese Blutthaten zum hohen Verdienste angerechnet. Die Syrer von Damascus, die Schwäche im Reiche Israel benutzend, das jetzt der wirksamen Hilfe Judas entbehren mußte, entrissen dem J. das ganze Land östlich vom Jordan. Nach 22jähriger Regierung starb J. in Samaria.

Jehuda (Leone), jüd. Schriftsteller, Sohn Abravanels (s. d.).

Jeja, Fluß in Ciskaukasien, entspringt nördlich von dem Posten Iljinskoi im Gouvernement Stawropol und fließt in westl. Richtung dem Asowschen Meere zu, wo sie sich in den Liman von Jeisk ergießt. Sie ist 235 km lang, nicht schiffbar, und bildet großenteils die Grenze zwischen dem Kubanischen Gebiet und dem Lande der Donischen Kosaken.

Jejsk, Kreis- und Hafenstadt in dem russ. Gebiet der Kubanischen Kosaken, 225 km nordnordwestlich von dessen Hauptstadt Jekaterinodar (s. d.), an der Mündung der Jeja auf einer Landzunge, welche den Jejsker Liman von dem Asowschen Meere trennt, wurde erst 1848 angelegt und zählt (1882) 29529 E., darunter viele Kaufleute. An industriellen Etablissements hat J. zahlreiche Gerbereien, Ziegelbrennereien, Ölmühlen, einige Talgsiedereien, Töpfereien und zwei große Wollwäschen. Der Seehandel mit dem Auslande ist nicht unwichtig. Die hauptsächlichsten Ausfuhrartikel sind Getreide, Wolle und Leinsaaten.

Jekaterinburg oder Katharinenburg, eine von Peter d. Gr. 1723 gegründete und nach Katharina I. benannte Kreisstadt des russ. Gouvernements Perm, auf der asiat. Seite desselben und an der sog. Silbernen Hauptstraße nach Sibirien, Endpunkt der Hauptlinie Perm-J. der Ural-Gebirgsbahn, 390 km im Südosten von Perm entfernt, liegt malerisch am Ostsaume des erzreichen Mittlern oder Katharinenburger Urals, an beiden Ufern des Isset, der hier durch einen Damm zu einem großen Teiche erweitert ist, in einer von Bergen umschlossenen, hügeligen Ebene. Wegen ihrer Lage inmitten der reichsten Erzschürfe ist die Stadt der Hauptsitz des uralischen Bergbaues, hat gerade, breite Straßen, zwei Kathedralen, zehn Kirchen, ein Nonnenkloster, ein Institut zur Vorbereitung von Werkmeistern, Steigern und Beamten, ein weibliches Gymnasium, zwei Kreis- und zwei Pfarrschulen, ein Museum für uralische Merkwürdigkeiten, mehrere Krankenhäuser, ein Theater, ein Gefängnis, einen Kaufhof und eine Handelsbank und zählt (1882) 25133 E. Die Stadt ist Hauptsitz des Oberbergamts für den Ural, hat einen Münzhof für Kupfergeld, eine große Eisen- und Kupferschmelzhütte, zahlreiche Metall- und andere Fabriken, auch zwei mechan. Werkstätten, bedeutende Steinschneidereien und Steinschleifereien, namentlich eine große kaiserl. Anstalt für Arbeiten in Malachit, Jaspis, Marmor, Porphyr und Aventurin, welche die kaiserl. Paläste in Petersburg schmücken, sowie ansehnliche Goldwäschereien im Isset. Der Handel mit Vieh und Getreide aus dem Gouvernement Orenburg, wie mit Eisen, geschliffenen edeln Steinen u. s. w. ist sehr bedeutend. In geringer Entfernung liegen die Eisengußwerke von Issetsk, 11 km von der Stadt das Berg- und Hüttenwerk Beresowsk (s. d.) und in der Entfernung von 26 km das Werk von Pyschinsk, wo das Gold durch Amalgamation vom Erze geschieden wird.

Jekaterinenstadt oder Katharinenstadt, die größte und wichtigste deutsche Kolonie im russ. Gouvernement Samara, im Kreise Nikolajewsk, 200 km westsüdwestlich von der Kreisstadt, am linken Ufer der Wolga, mit 4654 E., wurde 1765 von dem holländ. Auswanderer Baron Beauregard gegründet und blühte bald auf; die Kolonisten treiben hauptsächlich Landbau, namentlich Weizen- und Tabaksbau. Die Produkte werden auf der Wolga ausgeführt und die Bewohner der Kolonie zeichnen sich durch Wohlhabenheit aus. In J. befindet sich ein Denkmal der Kaiserin Katharina II.

Jekaterinodar (Katharinengabe), Hauptstadt des russ., zu Ciskaukasien gerechneten Landes der Kubanischen Kosaken, welches früher Land der Tschernomorischen, d. h. am Schwarzen Meer wohnenden Kosaken genannt wurde (s. Kuban), liegt am rechten Ufer des Kuban am Einfluß des Karassuk in denselben in sumpfiger Umgebung und ist selbst eine Pfützenstadt mit kleinen, meist aus Lehm erbauten Häusern in breiten, geradlinigen Straßen. Die Stadt wurde 1792 erbaut. Sie

Sitz des Hetmans des Kubanischen Kosakenheers, zählt (1882) 32303 E. und hat jährlich drei Jahrmärkte, auf denen ein bedeutender Viehhandel getrieben wird. Die sonst offene Stadt wird nur durch die Sümpfe und durch einen mit niedrigem Wall und schmalem, wenig tiefem Graben umschlossenen Krepost (verschanztes Lager) gesichert. Innerhalb dieser ärmlichen Festung befinden sich das Militärhospital, sechs Kirchen, darunter die massive Kathedrale mit reicher Silberpracht, ein Gymnasium, zwei Talgschmelzereien u. s. w.

Jekaterinograd, kleiner befestigter Ort im Tereskischen Landstrich in Ciskaukasien, an der Grusinischen Heeresstraße, 38 km westlich von Mosdok, in einer Ebene gelegen mit (1882) 2359 E. J. besitzt ein von Potemkin errichtetes und von Woronzow erneuertes Triumphthor.

Jekaterinopol oder Kalniboloto, Flecken im russ. Gouvernement Kijew im Kreise Swenigorod, 20 km südlich von der Kreisstadt an der Straße nach Uman, am Zusammenfluß des Flüßchens Kalniboloto mit dem Gailoi Tukitsch mit (1882) 3757 E. Bei J. befinden sich große Lignitlager.

Jekaterinoslaw, Gouvernement in Süd- oder Neurußland, zwischen Charkow und Pultawa im N., Cherson im W., Taurien im S., dem Asowschen Meere und dem Lande der Donischen Kosaken (in welchem Taganrog liegt) im O., zählt, mit dem Stadtgouvernement Taganrog und dem Lande der Asowschen Kosaken zu einem Verwaltungsbezirke verbunden, auf 67720 qkm (1882) 1532045 E. Das Land ist eine steppenartige, grasreiche Ebene, die nur im Westen des Dnjepr und längs dieses Stroms selbst einige Abwechselung erleidet, wo die unter dem Namen der Porogi bekannten Wasserfälle durch zum Teil romantische und fast gebirgige Gegenden hindurchstürzen. Das Klima ist mild und gesund. Bei der südl. Lage des Landes wachsen hier Aprikosen, Pfirsichen, Kirschen, Maulbeerbäume, Mandel- und Feigenbäume, und auch die Rebe, Melone und Arbuse gedeihen im freien Felde. Eine besonders häufig vorkommende Frucht ist der Schlehdorn, aus dessen Beeren man den Schlehenwein, Ternewka, bereitet. Außer dem Ackerbau bilden der Seidenbau und die veredelte Schafzucht durch span. Merinos das Hauptaugenmerk der Regierung, die den Wohlstand dieser in der Mitte des 18. Jahrh. erworbenen Gebiete eifrig zu heben sucht. Bereits sind hier Hunderte von Kolonien aus den verschiedensten Nationen angelegt. Man findet neben Deutschen Tataren und Perser, neben Großrussen und Kosaken Griechen, Georgier und Armenier, neben Magyaren und Serben Moldauer, Walachen, Bulgaren und Albanesen oder Arnauten nebeneinander. Chortitz ist der Hauptort der deutschen, Nachitschewan der armen. Kolonisten. Ackerbau und Viehzucht gewähren der Bevölkerung reichen Ertrag. Auch der Handel ist bedeutend und wird durch die Hafenorte Taganrog, Mariupol und Berdjänsk begünstigt; dagegen ist die Industrie noch sehr unbedeutend. Der Boden birgt auch Steinkohlen, was bei dem Holzmangel von Bedeutung ist. Das Land wurde 1802 zum jetzigen Gouvernement organisiert und zerfällt in acht Kreise.

Die Hauptstadt Jekaterinoslaw, am rechten Ufer des Dnjepr oberhalb der Stromschnellen 1786 von Potemkin gegründet und nach Katharina II. benannt, durch Zweigbahn nach Sinelnikowo mit der Eisenbahn Losowo-Sewastopol verbunden, ist Sitz eines Civilgouverneurs und des Bischofs von J. und Taganrog und hat einen Domänenhof, ein Medizinalamt und ein chirurgisches Institut, eine evang., eine kath. und neun griech. Kirchen, eine Synagoge, ein Priesterseminar, ein Gymnasium, zwei Kreis- und zwei Pfarrschulen, eine Realschule, sowie mehrere Hospitäler und Wohlthätigkeitsanstalten und (1882) 33973 E. Auch befindet sich hier ein Palast Potemkins, schöne Parks und öffentliche Gärten, sowie ein Denkmal der Kaiserin Katharina II. Der Ort ist ein Hauptstapelplatz für den Handel nach Odessa und unterhält zwei Jahrmärkte.

Jelabuga, Kreisstadt im russ. Gouvernement Wjatka an der Toima, 7 km von deren Mündung in die Kama, mit (1882) 7577 E., hat Eisengießereien, Glockengießereien und Getreidehandel.

Jelängerjelieber, Pflanze, s. Lonicera und Syringa; in Süddeutschland bezeichnet man mit J. auch das Pensée (Gartenstiefmütterchen, Viola tricolor).

Jelatma, Kreisstadt im russ. Gouvernement Tambow, 400 km nördlich von Tambow, am linken Ufer der Oka, mit (1882) 7107 E., hat große Seilereien und Schmiedewerkstätten, die namentlich landwirtschaftliche Geräte anfertigen, und treibt einigen Handel mit Getreide und Mehl.

Jelez, Kreisstadt im großruss. Gouvernement Orel an der Sosna und der Eisenbahn Orel-Grjasi, 220 km im OSO. von der Gouvernementsstadt Orel, hat 16 Kirchen, 2 Klöster, 3 Schulen, ein Hospital, ein sehr großartiges Gefängnis, eine öffentliche Bank, eine Wagenfabrik, Glockengießerei, Eisengießerei, Taufabrik, Lederfabrik und 153 Mühlen, und zählt (1880) 37779 E., welche ansehnlichen Handel mit Vieh und Getreide treiben.

Jelinek (Karl), Meteorolog, geb. 23. Okt. 1822 zu Brünn in Mähren, besuchte das Gymnasium daselbst, studierte in Wien die Rechte und daneben Mathematik und Physik, und wurde 1843 Assistent an der wiener Sternwarte, 1847 Adjunkt an der Sternwarte zu Prag. Im J. 1852 erhielt er am polytechnischen Institut zu Prag den Lehrstuhl für höhere Mathematik und wurde 1863 zum Direktor der Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus zu Wien ernannt. Diese Anstalt verdankt J. ihre vorzügliche Einrichtung. Im J. 1874 wurde J. Mitglied der wiener Akademie der Wissenschaften. Er starb 19. Okt. 1876 zu Wien.

Jelisawetgrad (Elisawetgrad), Stadt im Gouvernement Cherson, im Kreise Bobrinez, am Flusse Ingel, 266 km nördlich von Cherson und 78 km nördlich von Bobrinez, an den Eisenbahnen J.-Charkow und J.-Birsula, mit (1882) 63064 E. darunter viele Juden, hat Tabaksfabriken, Talgsiedereien, Lichtfabriken, Lederfabriken und vier bedeutende Jahrmärkte.

Jelisawetpol (Elisabethpol) oder Gandscha, Hauptstadt des gleichnamigen Gouvernements, 44153 qkm mit (1880) 629410 E., im russ. Transkaukasien, 214 km im Südosten von Tiflis, am Gandscha-Thraja, einem Nebenfluß des Kur, eine echt asiat. Stadt von großem Umfange, mit engen Gassen, festungsartigen Häusern, die flache Erddächer und fensterlose Außenmauern haben, zerfällt in vier Quartiere, zwei Armenier- und zwei Tatarenstädte, und zählt (1882) 18505 E., welche bedeutenden Obst-, Wein- und Seidenbau treiben. Gandscha, im Mittelalter Gandsak, Kanga oder

Kendshe genannt, war einst die Hauptstadt des Chanats Gandschin in Georgien, ist aber durch mehrfache Eroberungen gesunken, wurde 1804 von den Russen erstürmt, kam aber erst 1813 auf immer an Rußland. Auch ist sie durch Paskewitschs Sieg, den dieser 25. Sept. 1826 über Abbas Mirza hier davontrug, denkwürdig geworden. In der Umgebung liegen ungeheuere Ruinen, in denen häufig altpers., parth., sassanid., griech. und röm. Münzen gefunden werden. Das merkwürdigste Denkmal ist die Schamkorsäule, deren Erbauung Alexander d. Gr. zugeschrieben wird.

Jellachich de Buzim (Joseph, Graf), österr. Feldzeugmeister und Banus von Kroatien, geb. 16. Okt. 1801 zu Peterwardein, erhielt auf der Theresianischen Ritterakademie zu Wien seine Erziehung und trat 1819 in das 3. Dragonerregiment als Unterlieutenant ein. Er stieg bis 1841 zum Obersten des 1. Banal-Grenzregiments auf, mit welchem er 1845 gegen die Bosnier einige Gefechte bestand. Die Kroaten erbaten sich 1848 J. als Banus, und der Kaiser ernannte denselben gleichzeitig zum Feldmarschallieutenant und kommandierenden General des vereinigten Banal-Warasdiner-Karlstädter Kommandos. Gestützt auf das slaw. Element, wirkte nun J. den magyar. Tendenzen entgegen, und vergebens bemühte sich der magyar. Einfluß, den Banus zu beseitigen. An dem offenen Bruche mit Ungarn und den folgenden Ereignissen hatte J. den wichtigsten Anteil. Er überschritt mit 40000 Mann Grenztruppen im Sept. 1848 die Drau und eröffnete damit den Krieg. Nach einem blutigen Gefecht bei Ofen schloß er einen dreitägigen Waffenstillstand, währenddessen er nach Wien abzog, wo er sich mit den zur Unterwerfung der Hauptstadt versammelten Truppen vereinigte. J. wirkte mit zur Einnahme von Wien und kämpfte auch in dem Treffen bei Schwechat gegen die Ungarn. Im Winterfeldzuge 1848/49 stand J. unter dem Fürsten Windischgrätz und befehligte den rechten Flügel; er nahm Altenburg und Raab und schlug die Ungarn bei Moor. Im März 1849, nachdem bereits Ofen gefallen war, zum Feldzeugmeister ernannt, erhielt er den Auftrag, seine Truppen mit der Südarmee zu vereinigen und dort die Leitung zu übernehmen. Anfangs erlangte er einige Vorteile über Bem, drängte diesen über die Römerschanze und den Franzenskanal zurück, erstürmte Neusatz und besetzte die Bácska. Aber der Angriff, den er 14. Juli 1849 auf die überlegene ungar. Armee bei Hegyes unternahm, ward mit ansehnlichem Verluste abgeschlagen und J. sah sich zum Rückzug hinter die Donau gezwungen. Sein durch Krankheiten geschwächtes Heer nahm an der im Aug. 1849 erfolgenden Entscheidung keinen unmittelbaren Anteil mehr. Nach Beendigung des Kampfes kehrte er nach Agram als Banus zurück, war Civil- und Militärgouverneur von Kroatien und Slawonien, übte jedoch wenig Einfluß mehr. Er erhielt den Oberbefehl über das Beobachtungsheer, welches Österreich im Febr. 1853 gegen Montenegro zusammenzog, und wurde 1855 in den erblichen österr. Grafenstand erhoben. In letzter Zeit physisch wie geistig zerrüttet, starb er 19. Mai 1859 zu Agram. J. hat auch eine Sammlung «Gedichte» (Wien 1851) veröffentlicht.

Franz, Freiherr von J., der Vater des vorigen, österr. General, geb. 4. Febr. 1746 zu Petrinia aus alter kroat. Familie, trat 1763 bei dem ersten Banal-Grenzregiment in das österr. Heer, wohnte 1789 dem Türkenkriege bei und zeichnete sich, seit 1794 Oberst des kroat. Scharfschützenkorps, bei der Rheinarmee, sowie 1796 unter dem Erzherzog Karl rühmlichst aus. Im Febr. 1797 zum Generalmajor befördert, verteidigte er 22. und 23. März 1799 Feldkirch gegen Oudinot und Masséna. Im Okt. 1800 ward J. zum Feldmarschallieutenant und zum Divisionär in Peterwardein, nachher in Karlstadt ernannt. Bei dem Ausbruch des Kriegs von 1805 sollte er wiederum Vorarlberg verteidigen, wurde aber infolge der Kapitulation von Ulm in seiner Stellung bei Feldkirch umgangen. Hierauf trat J. in den Ruhestand, that jedoch 1808 als Divisionär zu Agram wieder für kurze Zeit Dienst. Er starb zu Szala-Apathy 7. Febr. 1810.

Jellinek (Adolf), namhafter jüd. Theolog und Kanzelredner, geb. 26. Juni 1821 zu Drslowitz bei Ungarisch-Brod in Mähren, studierte zu Prag und Leipzig orient. Sprachen und Philosophie. Sodann von der leipziger israel. Gemeinde als Rabbiner und Prediger angestellt, ging er 1857 in gleicher Eigenschaft nach Wien, wo er im Bet ha-Midrasch auch ein Seminar für jüd. Theologie begründete. J. gehört unter seinen Glaubensgenossen der Partei des gemäßigten Fortschritts an. Er veröffentlichte mehrere Predigtsammlungen («Predigten», 3 Bde., Wien 1862—66, «Zeitstimmen», 2 Bde., Wien 1871 u. s. w.). Ferner erschien von ihm «Sefat Chachamim, oder Erklärung der in den Talmuden u. s. w. vorkommenden pers. und arab. Wörter» (Lpz. 1846; Nachtrag 1847). Hauptsächlich beschäftigte ihn die Geschichte der jüd. Litteratur und namentlich die Kabbala. Dahin gehören die Schriften: «Beiträge zur Geschichte der Kabbala» (Heft 1 u. 2, Lpz. 1851—52), «Auswahl kabbalistischer Mystik» (Lpz. 1852), «Philosophie und Kabbala» (Lpz. 1854). Am meisten verbreitet sind seine «Bet ha-Midrasch, Sammlung kleiner Midraschim» (Bd. 1—4, Lpz. 1853—57; Bd. 5 u. 6, Wien 1873—77) und «Der jüd. Stamm. Studien und Skizzen» (Wien 1869). Dazu kamen in neuester Zeit: «Der jüd. Stamm in nichtjüd. Sprichwörtern» (2 Tle., Wien 1881—82), zehn bibliogr. Monographien unter dem Titel «Kuntresim» in hebr. Sprache (Wien 1877—84) und andere Schriften.

Sein jüngerer Bruder, Hermann J., geb. 22. Jan. 1823 zu Drslowitz in Mähren, widmete sich seit 1842 zu Leipzig philos. Studien. Infolge lebhafter Teilnahme an den Parteikämpfen auf polit. und kirchlichem Gebiete im Winter 1847 aus Leipzig ausgewiesen, wandte er sich nach Berlin, wo ihn dasselbe Schicksal traf, dann Anfang 1848 nach seiner Heimat. Bald darauf führte ihn die Märzrevolution nach Wien, wo er mehrfach in Tagesblättern wirkte. Obschon er im Oktoberaufstande nicht persönlich gegen die kaiserl. Truppen kämpfte, wurde er doch verhaftet, 22. Nov. 1848 vom Kriegsgericht zum Tode verurteilt und am 23. Nov. mit seinem Genossen Becher erschossen.

Jellinge, Dorf in Jütland, Amt Veile, ehemals berühmter Königshof, hat noch zwei Runensteine, einen von Gorm dem Alten (s. d.) und einen von Harald Blauzahn, sowie die Grabhügel Gorms und seiner Gemahlin Thyra.

Jelnja, Kreisstadt im russ. Gouvernement Smolensk, ostsüdöstlich von Smolensk, an beiden Ufern der Desna, mit (1882) 3861 E., hat einigen Handel mit Hanf, Öl und Fischen.

Jelschau, ungar. Stadt, s. Elsch.

Jemappes, Dorf unweit Mons in der belg. Provinz Hennegau, an der Linie Brüssel-Quiévrain der Belgischen Staatsbahnen, mit 10816 E., ist namhaft durch den Sieg der Franzosen unter Dumouriez 6. Nov. 1792 über die Österreicher unter dem Herzoge von Sachsen-Teschen. Letztere standen, 26000 Mann stark, in starker, aber zu ausgedehnter verschanzter Stellung bei J. Dumouriez rückte von Valenciennes her mit 46000 Mann (zur Hälfte Nationalgarden) vor und traf 5. Nov. vor der österr. Stellung ein. Am 6. Nov. früh begann die Schlacht. Die Österreicher verteidigten das Dorf Quaregnon drei Stunden lang gegen den franz. linken Flügel; dann trat eine zweistündige Kampfpause ein. Um Mittag erfolgte der allgemeine Angriff der Franzosen; J. wurde zwar genommen, aber im Centrum flohen die geschlagenen Heerhaufen in Auflösung zurück. Da warf sich ihnen der junge General Egalité (Sohn des Herzogs von Orléans, der spätere König Ludwig Philipp) entgegen und führte sie wieder zum Angriff vor, ebenso an einer andern Stelle Dumouriez' Kammerdiener Renard, der die Marseillaise anstimmte. Unter dem begeisternden Gesange stürmten die Bataillone die feindliche Stellung. Die Österreicher, welche 6500 Mann und 8 Geschütze verloren, mußten den Rückzug nach Brüssel antreten und infolge der Niederlage von J. bald ganz Belgien räumen. Der Verlust der Franzosen betrug 4000 Mann.

Jemen oder Yemen, d. h. rechte Seite, das von der Kaaba (in Mekka) aus rechts oder südlich gelegene Land, nennt man die Südwestecke der Halbinsel oder den Landstrich zwischen Hedschas, Nedschd, Hadramaut und dem Roten Meere. Die Alten belegten diesen Teil der Arabischen Halbinsel mit dem Namen des Glücklichen Arabien (Arabia felix), vielleicht weil es in seinem Handel mit Weihrauch, Myrrhen, Zimt und andern Kostbarkeiten die Quelle üppigen Reichtums besaß. Die Geschichte J.s reicht in das höchste Altertum. J. war das älteste der arab. Königreiche. Die Abkömmlinge von Kahtan und Himjar sollen 2500 Jahre über die südl. Hälfte Arabiens direkt, über die nördl. Hälfte indirekt geherrscht haben. Die Geschichte dieser Könige ist auf Stein- und Metalltafeln eingegraben, von denen eine große Zahl im Britischen Museum aufbewahrt werden. Der wichtigste himjaritische Staat war der von Saba, mit der Hauptstadt Mariaba, jetzt Marib. J. wurde 529 n. Chr. durch die Abessinier (Axumiten), 574 (oder 603) von den Persern und 1517 von den Türken erobert. Doch 1630 trieb der Häuptling Khasûn die Türken wieder aus, denen nur einige Küstenplätze verblieben, und 1761 fand Niebuhr hier den Imâm von Sanâ als Herrscher über 30 Provinzen. Am 25. April 1872 nahmen die Türken wieder das Land, welches nun ein türk. Wilajet ist; die östl. Distrikte, Marib, Jam, Zaade u. s. w. erkennen die türk. Herrschaft nicht an. Die Zahl der Bewohner wird auf 2¼ Mill. geschätzt. Die Kunde J.s, namentlich des Binnenlandes, wurde in neuerer Zeit besonders durch die Reisen Wallins und die auf Befehl der Ostindischen Kompagnie durch Saunders, Grieve und Carter veranstaltete Küstenaufnahme gefördert, sowie durch Maltzan, Wrede, Palgrave.

Jemtland (Jämtland), Provinz in Nordschweden, grenzt nördlich an Lappland, westlich an Norwegen, östlich an die bottnischen Küstenprovinzen und südlich an Herjeådalen, ist 37120 qkm groß, davon etwa 8 Proz. Gewässer sind (der Storsjön 447, Kallsjön 154, Torren 100 qkm), und zählt (1883) 77551 E. Die Provinz bildet eine Hochebene, zum Teil silurischen Gebildes; trotzdem ist das Land wegen des in den zahlreichen Mooren und Sümpfen heimischen Frostes nicht besonders für den Ackerbau geeignet, dagegen ist die Viehzucht und der Waldbetrieb bedeutend. Bei der nördl. Lage und der bedeutenden Höhe über dem Meeresspiegel (Minimum etwa 300 m, einzelne Spitzen weit höher: Sylfjellet 1790, Areskutan 1472, Snasahögen 1464 m) ist das Klima streng, aber überaus gesund. In alter Zeit gehörte J. zu Norwegen, seit dem Brömsebro-Frieden (1645) aber zu Schweden und bildet (seit 1810) mit Herjeådalen das Jemtlands-Län, welches auf 50771 qkm (1883) 88186 E. zählt und nur eine einzige Stadt hat, Östersund am Storsjön mit 3725 E.

Jemtländisches Leder, ein sehr geschmeidiges, wasserdichtes Leder, das im nördlichen Schweden und jetzt auch in Deutschland aus Kalb-, Schaf- und Ziegenfellen auf eigentümliche Art bereitet wird. (S. unter Lederfabrikation.)

Jena, Stadt im Verwaltungsbezirk Apolda des Großherzogtums Sachsen-Weimar-Eisenach, am linken Ufer der Saale beim Einfluß der Kleinen Leutra, Station der Saalbahn und der Weimar-Geraer Bahn. Von den Befestigungen der Stadt stehen noch die vier Ecktürme und ein alter Thorweg; der Graben ist in einen parkartigen Spaziergang umgewandelt, mit den Denkmälern von Oken, Fries, Döbereiner und Friedrich Gottlob Schulze. Auf dem Marktplatze steht das altertümliche Rathaus und die eherne Statue des Kurfürsten Johann Friedrich des Großmütigen, von Drake; auf dem Eichplatze das 1883 enthüllte Denkmal der Deutschen Burschenschaft, von Donndorf. J. hat drei evang. Kirchen (darunter die schön restaurierte Stadtkirche zu St. Michaelis mit 97 m hohem Turm), eine evang. Kapelle, eine kath. Kirche, seit 1876 ein Gymnasium (Carolo-Alexandrinum), zwei Privatrealschulen, eine höhere Töchterschule mit Seminar, zwei Bürgerschulen, die zweite mit dem pädagog. Seminar der Universität verbunden. J. zählt (1880) 10337 meist prot. E., es ist Sitz des Oberlandesgerichts für die thüring. Staaten mit Ausnahme von Schwarzburg-Sondershausen, jedoch mit Einschluß der preuß. Kreise Ziegenrück, Schmalkalden und Schleusingen, und eines Amtsgerichts. Der Monumentalbau des Oberlandesgerichts beherrscht mit der neuen Landesirrenanstalt und der Erziehungsanstalt von Dr. H. Stoy die westl. Vorstadt. J. hat Fabrikation geräucherter Fleischwaren, eine große optische Anstalt und mehrere wissenschaftliche Gesellschaften (Medizinisch-Naturwissenschaftliche Gesellschaft, Verein für thüring. Geschichte und Altertumskunde, Geographische Gesellschaft für Thüringen). Zu einem eigentümlichen Schmuck gereichen der Stadt die an ihren Häusern bei Gelegenheit des 1858 gefeierten 300jährigen Jubiläums der Universität angebrachten Gedenktafeln verstorbener berühmter Männer. — J. besaß schon 1029 städtische Rechte, war 1672—90 Hauptstadt des Herzogtums Sachsen-Jena, kam hierauf an Sachsen-Eisenach und mit diesem 1741 an Sachsen-Weimar. Ihren Ruf verdankt die Stadt der Universität und der Schlacht von 1806. Vgl. Schreiber und Färber, «J. von seinem Ursprung

bis zur neuesten Zeit» (Jena 1850); Günther, «J. und die Umgegend» (Jena 1857); Ortloff, «J. und Umgegend» (3. Aufl., Jena 1876).

Den Plan, eine Universität in J. zu stiften, faßte Kurfürst Johann Friedrich der Großmütige von Sachsen, als er 1547 als Gefangener Karls V. durch J. geführt wurde und hier eine Zusammenkunft mit seinen drei Söhnen hatte. Die Anstalt sollte statt der ihm entrissenen Universität Wittenberg die Pflegerin der Wissenschaften und Erhalterin der reinen evang. Lehre werden. Drei Klöster mit ihren Gütern wurden sogleich zur Begründung derselben angewiesen. Nachdem die lange vergeblich erbetene kaiserl. Bestätigung erwirkt war, wurde die Universität 2. Febr. 1558 feierlich eröffnet. Sie ist gegenwärtig die gemeinsame Universität der herzogl. sächs. Länder, von denen sie auch nach einer bestimmt festgesetzten Repartition die nötigen Geldzuschüsse erhält. Die Blüteperiode der Universität fällt in die Regierungszeit Herzog Karl Augusts zu Ende des 18. Jahrh. unter Goethes Leitung. Durch die Schriften und Vorlesungen jenaischer Professoren, wie Erhard Schmid und Reinhold, ward die Kantsche Philosophie zuerst allgemein anerkannt und verbreitet. Fichte, Schelling und Hegel lehrten eine Zeit lang in J. Dieser philos. Glanzperiode gehörten noch viele Männer von großem wissenschaftlichen Ruf und weitreichender Wirksamkeit an, wie die Gebrüder Schlegel, Voß, Fries, Krause u. s. w., in späterer Zeit Oken. Ein eigentümliches und vorzügliches Verdienst erwarb sich die Universität J. dadurch, daß sie fast ununterbrochen die neuen Prinzipien, welche sich von Zeit zu Zeit im Gebiete der Wissenschaften geltend machten, mit bereitwilliger Empfänglichkeit aufnahm und mit eigenem Eifer förderte und pflegte. Als die Verbreiterin der Kantschen Philosophie ging auch die erste Litteraturzeitung für Deutschland, von Schütz 1785 gegründet, von J. aus und trug, wie die seit 1804, nach Übersiedelung der Schützschen nach Halle, von Eichstädt besorgte «Jenaische allgemeine Litteraturzeitung» und die 1842—48 unter dem Titel «Neue Jenaische Litteraturzeitung» herausgegebene, viel zur Verbreitung neuer geläuterter Ansichten und gründlicher Wissenschaftlichkeit bei. Die in J. zuerst angeregte Feier des Wartburgfestes und die Stiftung der Burschenschaft daselbst, sowie der Umstand, daß Sand (s. d.) zuletzt sich in J. aufhielt, brachten der Universität mannigfache Nachteile, namentlich 1819 das Verbot des Besuchs derselben von seiten preuß. Unterthanen, das erst 1825 wieder aufgehoben wurde. Es lehrten (Sommer 1884) an ihr 35 ord., 8 ord. Honorar- und 19 außerord. Professoren, sowie 12 Privatdocenten; Vorlesungen hält ferner ein Gymnasialprofessor. Immatrikuliert waren 611 Studenten, zum Besuch der Vorlesungen berechtigt im ganzen 636. Zur Universität gehört ein landwirtschaftliches Institut, eine Bibliothek von 200000 Bänden, ein Münzkabinett, ein archäol., zoolog., anatom., german. und ethnogr. Museum, ein physiol. Institut, ein chem. Laboratorium, ein botan. Garten und eine Sternwarte. Im J. 1884 wurden die beiden neuerbauten Institute, das physikalische und zoologische, eingeweiht.

Vgl. Eichstädt, «Annales academiae Jenensis» (Bd. 1, Jena 1823); Biedermann, «Die Universität J.» (Jena 1858); Schwarz, «Das erste Jahrzehnt der Universität J.» (Jena 1858); Keil, «Geschichte des jenaischen Studentenlebens» (Lpz. 1858).

Der Ort ist auch geschichtlich denkwürdig durch die verhängnisvolle Schlacht bei Jena 14. Okt. 1806. Der Oberfeldherr des preuß.-sächs. Heers, Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, welcher den linken Flügel seiner nördlich des Thüringerwaldes genommenen Aufstellung von Napoleon auf dem rechten Ufer der Saale umgangen sah, entschloß sich, die Saale zu überschreiten. Das Korps des Fürsten Hohenlohe, 40000 Mann (Preußen und Sachsen), sollte bei J. diesen Flankenmarsch decken, erhielt aber strengen Befehl, kein Gefecht zu veranlassen. General Rüchel, der mit 27000 Mann bei Eisenach gestanden, rückte in die von der Hauptarmee verlassene Stellung bei Weimar. Den 13. Okt. setzte sich der Oberfeldherr in Bewegung, stieß aber 14. Okt. bei Auerstädt (s. d.) auf Davouts und wurde geschlagen. Napoleon hatte am 13. das 4. Korps (Soult), die Reservekavallerie und die Garden auf J. marschieren lassen. J. wurde von den preuß. Vortruppen unter Tauentzien geräumt, und die Franzosen fanden den Landgrafenberg, die wichtigste, alle Wege beherrschende Höhe, unbesetzt. Sogleich wurden alle auf die Hochfläche führenden Schluchten für das Geschütz brauchbar gemacht, das 5. Korps (Lannes) rückte in der Dunkelheit hinauf, den Landgrafenberg besetzten die Garden, in deren Mitte der Kaiser biwakierte. Die übrigen Korps waren im Anmarsch. Am 14. morgens 6 Uhr gab Napoleon den Befehl zum Angriff, den ein dichter Nebel begünstigte. Tauentzien hielt sich in Closewitz und Lützeroda bis 8½ Uhr, dann erhielt er vom Fürsten Hohenlohe, der noch immer an keine Schlacht glaubte, den Befehl, in die Stellung bei Klein-Romerstädt zurückzugehen, wo dessen Hauptmacht aufmarschierte. Die Franzosen hatten dadurch Raum zur weitern Entfaltung gewonnen. Das 7. Korps (Augereau) kam aus dem Mühlthale herauf, auch das 4. (Soult) rückte allmählich in die Linie ein. Bei Vierzehnheiligen entspann sich ein ernster Kampf, der anfangs für die Preußen günstig verlief. Indessen gewann Napoleon Zeit, seine ganze Macht (ungefähr 100000 Mann) zu entwickeln, und ordnete den allgemeinen Angriff an. Eine Division, aus dem Isserstädter Forst vorbrechend, trennte die Verbindung der Sachsen, welche die Schnecke besetzt hatten, mit den Preußen; gegen den linken Flügel ging Soult mit zwei großen Angriffsmassen vor, Lannes und Ney gegen Vierzehnheiligen. Hohenlohe konnte sich noch immer nicht zum Abzuge entschließen, da brach endlich die Standhaftigkeit der erschöpften Truppen. Sie fingen an zu weichen, und da sie sich von beiden Seiten umfaßt sahen und immer frische franz. Bataillone eintrafen, so löste sich der Rückzug in Flucht auf. Gegen 2 Uhr nachmittags traf General Rüchel mit seinem Korps ein und griff sofort an, um die Schlacht wiederherzustellen; doch nach kurzem Gefecht wurde auch er geschlagen und sein Korps in die allgemeine Auflösung verwickelt. Die Trümmer des preuß.-sächs. Heeres gingen größtenteils nach Erfurt zurück, doch nur einzelne Abteilungen, so namentlich das sächs. Grenadierbataillon Winckel, führten ihren Rückzug in guter Ordnung aus. So war an einem und demselben Tage das verbündete Heer in zwei Schlachten geschlagen, und es folgten nun schmachvollen Kapitulationen der meisten Festungen, das Hohenlohesche Korps streckte bei Prenzlau die Waffen. Die Schlachten bei J. und Auerstädt waren entscheidend für den ganzen Krieg.

Klopfleisch, «Die Schlacht bei J.» (Jena 1862); Müffling, «Darstellung der Schlacht bei J. und des Treffens bei Auerstädt» (Weim. 1807); Höpfner, «Der Krieg von 1806 und 1807» (4 Bde., Berl. 1849; 2. Aufl. 1855).

Jeni (türk.), neu, kommt in zusammengesetzten Orts- u. s. w. Namen häufig vor.

Jenikale, Stadt auf der Halbinsel Krim, s. Kertsch.

Jenil oder Genil (Singulir), Fluß in Andalusien, im südl. Spanien, entspringt in der Sierra Nevada, am Fuße des 3470 m hohen Picachode Veleta, im Cirkus des Corral de Veleta, in 2859 m Höhe wunderbar klar und smaragdgrün aus dem Genilgletscher, ergießt sich reißend hinab in das Becken von Granada, bewässert dann mittels mehrerer aus der Maurenzeit stammender Kanäle die berühmte Vega von Granada und ergießt sich bei Palma del Rio in den Guadalquivir. Er ist 220 km lang und weder schiffbar noch flößbar.

Jenischeher, Stadt in Thessalien, s. Larisa.

Jenische Sprache, soviel wie Kochemer Loschen (Gaunersprache), s. unter Rotwelsch.

Jenissei, der längste der sibir., dem nördl. Eismeer zugehenden Riesenströme, welcher der Länge nach das russ. Gouvernement Jenisseisk (s. d.) durchfließt, entspringt unter dem Namen Kem auf dem chines. Gebiete westlich von dem großen See Kossogol, von welchem ihn das Khangaigebirge trennt. Der Strom fließt unter dem Namen Chua-Kema durch den See Dadja-Nor zwischen dem Tannu-Ola- und dem Sajanischen Gebirge gegen W., zuletzt unter dem Namen Da-Kem oder Großer Kem, wendet sich aber plötzlich nach N., durchbricht mit Wasserfällen und Stromschnellen das Sajanische Gebirge, tritt auf das russ. Gebiet, nimmt unweit Minusinsk links den Abakan auf und verläßt unterhalb Krasnojarsk das Bergland. In der Ebene nimmt er viele Nebenflüsse auf, namentlich rechts die Angara (s. d.), die Podkamennaja- (Steinige) und die Nishnaja- (Untere) Tunguska, und mündet nahe dem Mündungsgolf des Ob in einem 380 km langen, 15—70 km breiten und überaus fischreichen Ästuar, welches als Jenisseibusen oder Liman der 70 Inseln bezeichnet wird und alljährlich bis zum Juni, oft das ganze Jahr hindurch mit Eis verstopft ist. Die Länge des J. beträgt 5610 km, sein Stromgebiet, in welches mittels der Angara das riesige Becken des Baikalsees (s. d.) mit der Selenga gezogen wird, 2698000 qkm. Seine Breite ist sehr verschieden, seine Tiefe fast überall bedeutend. Die Ufer sind meist auf der rechten Seite höher als auf der linken, mehrenteils sehr malerisch und mit Wald bedeckt. Die Fahrbarkeit beginnt schon bei Minusinsk, wird aber weiterhin zwischen Krasnojarsk und Jenisseisk durch Stromschnellen gehemmt. Die südlichste Stadt am J. ist Minusinsk (53° 42′ nördl. Br.), die nördlichste Turuchansk (65° 55′ nördl. Br.), die letzte Winterwohnung Krestowsk rechts am Liman (etwa 72° nördl. Br.). Innerhalb dieser ungeheuern Strecke liegen, außer Krasnojarsk, Jenisseisk und Turuchansk, nur 3 Klöster und 133 kleinere Ansiedelungen am Strom. Unter dem 56.° nördl. Br. ist der J. 162 Tage, unter dem 66.° 210 Tage, unter 70° 5′ 252 Tage und unter dem 72.° 295 Tage mit Eis bedeckt.

Jenisseisk, eins der beiden großen Gouvernements Ostsibiriens, zu beiden Seiten des Jenissei (s. d.) von der chines. Grenze bis zum Polarmeere ausgebreitet, zerfällt in die sechs Kreise Krasnojarsk, J., Atschinsk, Kansk, Minusinsk und Turuchansk. Auf seinem ungeheuern Areal von 2571428 qkm zählt es nur (1880) 428517 E., im Norden hauptsächlich aus Juraken, einem samojed. Stamme, und Jakuten, im Süden aus Ostjaken, Tungusen und Tataren bestehend. Das Land ist meist eine wüste Ebene, indem die Bodennatur der Jenisseischen Steppe, die bis zur Lena hinüberreicht, die vielen Moräste und die arktische Kälte der mittlern und nördlichern Landstriche dieses Gouvernements fast allen Anbau hindern. Der südl. Teil ist sehr gebirgig; das Sajanische Gebirge, welches mit dem Altai in Verbindung steht, bildet die Grenze zwischen Rußland und China und ist reich an Gold, Silber, Eisen u. s. w. Im Süden, an der Grenze Chinas, kommen Gemüse und einzelne Strauchfrüchte gut fort; namentlich gedeiht auch hier die chines., 1,5 bis 2 kg schwere Gurke. Fischfang in den großen Strömen und in vielen wasserreichen Seen und Jagd sind die Hauptbeschäftigungen der Einwohner. Der Pelzhandel und die Viehzucht bieten die Haupterwerbszweige dar. Die Haupthandelsplätze sind Krasnojarsk, J. und Turuchansk; besonders bildet die Stadt J. jährlich auf einige Wochen durch ihre große Messe im August den Sammelplatz fast aller Bewohner des großen Steppenlandes. Die Hauptstadt des Landes ist Krasnojarsk (s. d.); die Stadt Jenisseisk, die dem Gouvernement den Namen gegeben, zählt (1882) 7181 E. In diesem Gouvernement, im äußersten Norden, auf der sog. Samojedenhalbinsel, die durch die tief einschneidenden Jenissei- und Chatangagolfe gebildet wird, befindet sich zugleich der nördlichste Felsenvorsprung des asiat. Kontinents, das Kap Tscheljuskin, sonst häufiger Kap Sjewerowostotschnoi (Nordostkap) genannt, unter 77° 55′ nördl. Br. Durch den Taimurbusen ist das Kap von dem westlichern Kap Taimur getrennt, welches nicht viel südlicher liegt.

Jenkinson, engl. Familie, s. u. Liverpool.

Jenner, s. Januar.

Jenner (Edward), der erste Entdecker der Schutzkraft der Kuhpocken gegen Menschenblattern (s. unter Impfung, S. 554), geb. 17. Mai 1749 als Sohn eines Geistlichen zu Berkeley in der engl. Grafschaft Gloucester, lernte anfangs bei einem Wundarzt in Sudbury bei Bristol und setzte seit 1770 seine chirurgischen Studien namentlich unter seinem Landsmann John Hunter in London fort. Nachher ließ er sich in seinem Geburtsort als Wundarzt nieder, wo er neben seiner Praxis sich viel mit naturhistor. Studien beschäftigte. Auf die Schutzkraft der in seiner Gegend öfters herrschenden Kuhpocken (beim Rindvieh) gegen die Menschenblattern schon früher durch die Äußerung einer Bäuerin aufmerksam gemacht, verfolgte er diesen Gegenstand seit 1775 und kam auch durch unermüdete Ausdauer 1788 so weit, daß er mit sich selbst über das Verhältnis der Kuhpocke zur Menschenpocke einig wurde. Eine abermals ausbrechende Kuhpockenepidemie gab ihm Gelegenheit, seine Entdeckung praktisch anzuwenden. Am 14. Mai 1796 impfte er zum ersten mal einem achtjährigen Knaben, James Phipps, die Kuhpocken von der Hand einer Melkerin, Sarah Nelmes, ein und erzielte das Resultat, daß die demselben später eingeimpften Menschenblattern ohne alle Wirkung blieben. Er machte seine Entdeckung in der Schrift «An inquiry into the causes and effects of the

Variolae vaccinae» (Lond. 1798, mit Abbild., deutsch von Ballhorn, Hannov. 1799) bekannt, wodurch sie bald Anerkennung in reichem Maße erhielt und sich schnell über ganz Europa und Amerika verbreitete. Seine Freunde bildeten zur Verbreitung der neuen Entdeckung die Royal-Jennerian-Society, deren Präsident er selbst wurde. Dem James Phipps baute J. aus Dankbarkeit ein Haus und pflanzte eigenhändig Rosen in dessen Garten. Seine letzten Lebensjahre verlebte er teils in Cheltenham, teils in Berkeley, wo er 26. Jan. 1823 starb. Seine weitern Beobachtungen über den Gegenstand seiner hauptsächlichsten Forschungen teilte J. in einer Reihe von Schriften mit, die jedoch gegenwärtig selbst in England zu den Seltenheiten gehören. Das engl. Volk ehrte J.s Verdienste im J. 1802 durch eine Nationalbelohnung von 10000 Pfd. St., im J. 1807 durch eine zweite von 20000 Pfd. St. und im J. 1857 durch die Errichtung einer Statue im Trafalgar-Square zu London. Vgl. Baron, «Life and correspondence of J.» (Lond. 1827; 2 Bde., 1838; 2. Aufl., Lond. 1850); Choulant, «Edward J., Biographie und Charakteristik» (Lpz. 1829); Burggraeve, «Monument à Edouard J. ou histoire générale de la vaccine» (Brüss. 1875).

Jenny, eine in den J. 1763—67 in England von James Hargreaves erfundene und von ihm nach seiner Tochter benannte Spinnmaschine, die ursprünglich zur Verarbeitung von Baumwolle bestimmt war, jetzt aber für diesen Zweck durch die verbesserte Mulemaschine (Selfactor) vollständig verdrängt ist und nur noch in der Streichgarnspinnerei sowie als Zwirnmaschine benutzt wird.

Jenotajewsk, Kreisstadt im russ. Gouvernement Astrachan, nordwestlich von Astrachan, an einem Arm der Wolga und an der großen Straße nach Moskau gelegen, mit (1882) 2510 E., hat Thransiedereien, Fischfang und Schiffahrt.

Jensen (Adolf), Komponist, geb. in Königsberg 12. Jan. 1837, hat sich größtenteils autodidaktisch zum Musiker gebildet, machte sich besonders durch die Komposition einstimmiger Lieder mit Klavierbegleitung einen Namen, mußte aber seiner schwachen Gesundheit wegen auf eine Wirksamkeit im praktischen Leben größtenteils verzichten und starb bereits 23. Jan. 1879 in Baden-Baden. Seine «Lieder» bezeichnen einen selbständigen Weg in Schumanns Weise. Außer denselben hat J. besonders noch Klaviermusik geschrieben.

Jensen (Jens Arnold Diedrich), dän. Marineoffizier und Reisender, geb. 24. Juli 1849 zu Flensburg, bekannt durch seine Forschungsreisen in Grönland; er begleitete 1877 die Expedition des Geologen Steenstrups, leitete 1878 eine eigene Expedition zur Erforschung der südl. Distrikte und besuchte 1879 mit Kornerup den noch wenig bekannten Küstenstrich zwischen Holsteinborg und Egedesminde.

Jensen (Wilh.), deutscher Romanschriftsteller, geb. 15. Febr. 1837 zu Heiligenhafen in Holstein, auf den Gymnasien zu Kiel und Lübeck gebildet, studierte in Kiel, Würzburg und Breslau Medizin, zog später nach München, 1865 nach Stuttgart. Er war seit 1868 Redacteur der «Schwäbischen Volkszeitung», 1869 der «Norddeutschen Zeitung» in Flensburg; 1872 zog er nach Kiel, später nach Freiburg i. Br. Zu seinen vorzüglichsten Romanen gehören der historische aus dem Dreißigjährigen Krieg «Minatka» (1871), «Nirwana» (4 Bde., Bresl. 1877), «Die Namenlosen» (3 Bde., Schwerin 1873), «Sonne und Schatten» (2 Bde., Berl. 1873), «Nach hundert Jahren» (4 Bde., Schwerin 1873), «Flut und Ebbe» (Mitau 1877), «Um den Kaiserstuhl» (2 Bde., Berl. 1878), «Fragmente» (2 Bde., Bresl. 1878), «Nach Sonnenuntergang» (2 Bde., Berl. 1879), «Das Pfarrhaus von Ellernbrook» (2 Bde., Stuttg. 1879), «Vom Heiligen Römischen Reich deutscher Nation» (3 Bde., Berl. 1882), der histor. Roman «Verjunkene Welten» (2 Bde., Bresl. 1883), «Metamorphosen» (Bresl. 1883), «Der Teufel in Schiltach» (Berl. 1883), «Vom alten Stamm» (3 Bde., Berl. 1884). Von seinen Novellen sind zu nennen: «Magister Timotheus» (Schlesw. 1866), «Novellen» (Schlesw. 1868), «Neue Novellen» (Stuttg. 1869), «Die braune Erica» (Berl. 1868; 3. Aufl. 1878), «Im Pfarrdorf» (Berl. 1868; 2. Aufl. 1875), «Unter heißerer Sonne» (Braunschw. 1869), «Eddystone» (Berl. 1872), «Nordlicht» (3 Bde., Berl. 1872), «Drei Sonnen» (3 Bde., Schwerin 1873), «Aus dem 16. Jahrh.» (Bielefeld 1877), «Karin von Schweden» (2. Aufl., Berl. 1882), «Aus stiller Zeit» (Bd. 1—3, Berl. 1881—84), «Über die Wolken», «Die Pfeifer vom Dusenbach». In poetischer Form schrieb er: «Gedichte» (Stuttg. 1869; 2. Aufl., Berl. 1879), «Lieder aus Frankreich» (Berl. 1870; 2. Aufl. 1875), das epische Gedicht «Die Insel» (Berl. 1874; 2. Aufl. 1878), «Holzwegtraum, ein Sommernachtsgedicht» (Stuttg. 1879), «Um meines Lebens Mittag», «Stimmen des Lebens» (1881); ferner die Tragödien «Dido» (Berl. 1870), «Juana von Castilien» (Berl. 1872), «Der Kampf fürs Reich» (Freiburg 1884). J.s Produktionslust kommt eine außerordentlich bewegliche Phantasie zu Hilfe, die ihren Stoff bisweilen in recht phantastische Formen kleidet; anzuregen, zu erschüttern weiß er wie wenige.

Jentzen (Friedr.), Architekturmaler, geb. zu Schwerin 13. Juli 1815, besuchte die berliner und münchener Akademie. Von einer ital. Reise datiert ein Gemälde des Forums in Rom (1855). Die meisten seiner übrigen Arbeiten entstanden in Deutschland und haben auch heimatliche Baulichkeiten und Landschaften zum Gegenstande, die der Künstler stets charakteristisch wiederzugeben verstand. Eins seiner bekanntesten Bilder ist die Ansicht des Schweriner Schlosses, effektvoll ferner Ruine Heidelberg, Treppenhalle im würzburger Schloß, der Kreuzgang zu Steingaden, Dom in Güstrow u. s. w.

Jentzsch (Karl Alfred), Geolog, geb. 22. März 1850 zu Dresden, studierte auf dem Polytechnikum daselbst und auf der Universität zu Leipzig Mathematik und Naturwissenschaften und wurde 1875 Geolog der Physikalisch-Ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg und Vorstand des Provinzialmuseums daselbst; auch habilitierte er sich an der dortigen Universität. Er veröffentlichte: «Die geologisch-mineralogische Litteratur Sachsens» (Lpz. 1874), «Bericht über die geolog. Durchforschung der Provinz Preußen» (2 Bde., Königsb. 1877—78), «Die Moore der Provinz Preußen» (Königsb. 1878), «Die Zusammensetzung des altpreuß. Bodens» (Königsb. 1879), «Berichte über die geolog. Durchforschung des norddeutschen Flachlandes» (Bd. 1, Königsb. 1881).

Jephtha, nach der hebr. Tradition einer der sog. Richter in Israel, ein natürlicher Sohn Gileads, wurde von seinen Halbbrüdern aus dem väterlichen Hause vertrieben und wendete sich nach dem Land Tob, jenseit des Jordan, wo er bald als Anführer einer Freibeuterschar sich großen Ruf erwarb

Daher riefen ihn seine Landsleute, die Gileaditer, als sie von den benachbarten Ammonitern bekriegt wurden, zu Hilfe und stellten ihn an die Spitze ihres Heers. Ehe er jedoch zu Felde zog, that er das Gelübde, wenn Jahve ihm den Sieg verleihe, ihm das zu opfern, was ihm bei seiner Heimkehr zuerst begegnen würde. Dies war aber seine einzige Tochter, die er getreu seinem Worte zum Opfer darbrachte. Nachdem er Israel von äußern Feinden befreit, richtete er über dasselbe sechs Jahre lang. Die Erzählung stammt aus sehr alter Zeit, in welcher Menschenopfer bei den Israeliten noch nichts Ungewöhnliches waren.

Jepifan, Kreisstadt im russ. Gouvernement Tula, am linken Ufer des Don, 94 km südöstlich von Tula, mit (1882) 4697 E., hat Talg- und Wachsschmelzereien und unbedeutenden Handel.

Jequirity-ophthalmie ist eine eigentümliche Augenentzündung, welche entsteht, wenn die Augenlider an ihrer Innen- oder Außenfläche mit dem Körneraufguß von Abrus precatorius (Jequirity) benetzt werden. Sie betrifft hauptsächlich die Bindehaut der Lider und des Augapfels und ähnelt am meisten der kruppösen Bindehautentzündung. In neuester Zeit ruft man diese Krankheit absichtlich hervor, um mittelst derselben veraltete Fälle von Ägyptischer Augenkrankheit zur Verheilung zu bringen.

Jeřábek (spr. Jerschabek, Franz), czech. Schriftsteller und Dichter, geb. 26. Jan. 1836 in Loboika, studierte in Leitmeritz Theologie und in Prag klassische Philologie, und wirkt daselbst als Professor an einer Lehranstalt. Er trat zuerst als Lyriker auf, ging aber dann zum Drama über. Sein populärstes Stück ist das Lustspiel «Služebník svého pana» («Der Diener seines Herrn», 1871), dem sich «Die Wege der öffentlichen Meinung» (1865), «Das Lustspiel» (1861) und die histor. Tragödie aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges «Der Sohn des Menschen» (1878), alle drei ebenfalls in czech. Sprache, anschließen. Auch hat sich J. als Publizist verdient gemacht und ist Mitglied des böhm. Landtags und des österr. Reichsrats.

Jerapetra, Ortschaft an der Südküste der Insel Candia (s. d.).

Jeremiade, Klagelied, Jammerklage (nach den Klageliedern Jeremiä).

Jeremias, ein hebr. Prophet, der zweite unter den sog. Großen Propheten, dessen Weissagungen im Kanon des Alten Testaments erhalten sind, war der Sohn eines Priesters Hilkia und zu Anathoth geboren. Noch im Jünglingsalter, im 13. Jahre der Regierung des Königs Josias, 629 v. Chr., trat er zu Jerusalem als Prophet auf. Seine mit der verhängnisvollen polit. Lage der Dinge nur allzu sehr übereinstimmenden Unglücksweissagungen brachten König und Volk gegen ihn auf. Als er zu widerstandsloser Unterwerfung unter die Babylonier mahnte, widrigenfalls Jerusalem dem Schicksale gänzlichen Unterganges nicht entrinnen werde, ward er als Landesverräter verfolgt und mißhandelt. Der König Zedekias ließ ihn ins Gefängnis setzen, aus welchem nach der Zerstörung Jerusalems Nebukadnezar ihn befreite (588 v. Chr.). Der König von Babylon gestattete ihm auch, zu Mizpa in Judäa zu bleiben, von wo er später von den zurückgebliebenen Juden gezwungen wurde, mit ihnen nach Ägypten auszuwandern. Hier geht seine Spur verloren. Die spätere Sage verlegt sein Grab nach Kairo; nach den Berichten des Hieronymus und Tertullianus wurde er zu Tode gesteinigt. Die spätere Legende knüpft mancherlei Erzählungen und Hoffnungen an seinen Namen. J.' Weissagungen wurden durch seinen Schreiber Baruch aufgezeichnet. Dieselben sind in der gegenwärtigen Gestalt wohl mehrfach überarbeitet und mit spätern Zusätzen versehen, im ganzen aber von unzweifelhafter Echtheit. Eine alte Überlieferung schreibt ihm auch die «Klagelieder Jeremiä» zu (metrisch übersetzt von Riegler, Erlangen 1814), Elegien über die Verwüstung Jerusalems, welche zu den schönsten Erzeugnissen der hebr. Poesie gehören. Kommentare über den J. lieferten Hitzig (Lpz. 1841; 2. Aufl. 1866) und Umbreit (Heidelb. 1843).

Jeremias, genannt der Priester von Bulgarien, wahrscheinlich identisch mit Bogumil, dem angeblichen Begründer der Sekte der Bogomilen (s. d.), lebte um Mitte des 10. Jahrh. n. Chr. Demselben werden eine Reihe im Volke sehr beliebter, aber von der Kirche als ketzerisch verurteilter und verfolgter Bücher der altbulgar. Litteratur (die sog. Lügenbücher) zugeschrieben, die dann auch in die serb. und russ. Litteratur übergingen. Es sind dies apokryphe Erzählungen des Alten und Neuen Testaments, oft sehr poetischen Inhalts, aber der kirchlichen Auffassung nicht entsprechend, und phantastische Krankheitsbeschwörungen. In den letztern liegen wohl Volkstraditionen vor, die J. aufgezeichnet und in Umlauf gebracht hat; in den Erzählungen sind zum Teil Übersetzungen aus dem Griechischen oder Lateinischen nachgewiesen.

Jeremias Gotthelf (Pseudonym), s. Bitzius (Albert).

Jeremie, Stadt in der westind. Republik Haïti, 190 km westlich von Port-au-Prince, an der Nordküste der großen südl. Halbinsel und an der Mündung des Großen Flusses, mit etwa 5000 E. Der Hafen bietet keinen Schutz gegen die Nordwinde und wird nur wenig besucht.

Jerez de la Frontera, s. Xeresdela Frontera.

Jereswein, s. Xereswein.

Jerichau (Jens Adolf), vorzüglicher Bildhauer, geb. 17. April 1816 in Assens auf Fünen, kam im Alter von 14 J. zu einem Maler in Odense in die Lehre, entwich aber im zweiten Lehrjahre nach Kopenhagen. Hier wurde er Zögling der Akademie, wandte sich der Bildnerei zu und ging 1839 nach Rom, wo er sich kurze Zeit des Unterrichts von Thorwaldsen erfreute. Sein erstes bedeutendes Werk war ein Relief zu einem Friese im königl. Schlosse zu Christiansborg bei Kopenhagen, die Hochzeit Alexanders mit der Roxane darstellend. Im J. 1846 vollendete er eine kolossale Gruppe: Hercules und Hebe, in der er bei einer strengen Richtung nach der Antike einen klaren Sinn für Schönheit und Fähigkeit zu einem großartigen Stile bethätigte. Eine andere Gruppe stellt einen Jäger dar, der von einem Panther, dessen Junge er genommen, angefallen wird. Für den Senator Abendroth in Hamburg arbeitete er dann eine Penelope in Marmor und für die Prinzessin Albrecht von Preußen einen kolossalen Christus in Marmor. Hierauf fertigte er die Gruppe Adam und Eva nach dem Sündenfalle (der Prinzessin von Wales gehörig). Im J. 1849 ging er nach Kopenhagen zurück und erhielt hier die Anstellung als Professor bei der Akademie, deren Direktor er später ward. Zu seinen neuern Arbeiten gehören: die Engel des Todes und der Auferstehung; eine schlafende Schnitterin unter Blumen; badende Mädchen;

Variolae vaccinae» (Lond. 1798, mit Abbild., deutsch von Ballhorn, Hannov. 1799) bekannt, wodurch sie bald Anerkennung in reichem Maße erhielt und sich schnell über ganz Europa und Amerika verbreitete. Seine Freunde bildeten zur Verbreitung der neuen Entdeckung die Royal-Jennerian-Society, deren Präsident er selbst wurde. Dem James Phipps baute J. aus Dankbarkeit ein Haus und pflanzte eigenhändig Rosen in dessen Garten. Seine letzten Lebensjahre verlebte er teils in Cheltenham, teils in Berkeley, wo er 26. Jan. 1823 starb. Seine weitern Beobachtungen über den Gegenstand seiner hauptsächlichsten Forschungen teilte J. in einer Reihe von Schriften mit, die jedoch gegenwärtig selbst in England zu den Seltenheiten gehören. Das engl. Volk ehrte J.s Verdienste im J. 1802 durch eine Nationalbelohnung von 10000 Pfd. St., im J. 1807 durch eine zweite von 20000 Pfd. St. und im J. 1857 durch die Errichtung einer Statue im Trafalgar-Square zu London. Vgl. Baron, «Life and correspondence of J.» (Lond. 1827; 2 Bde., 1838; 2. Aufl., Lond. 1850); Choulant, «Edward J., Biographie und Charakteristik» (Lpz. 1829); Burggraeve, «Monument à Edouard J. ou histoire générale de la vaccine» (Brüss. 1875).

Jenny, eine in den J. 1763—67 in England von James Hargreaves erfundene und von ihm nach seiner Tochter benannte Spinnmaschine, die ursprünglich zur Verarbeitung von Baumwolle bestimmt war, jetzt aber für diesen Zweck durch die verbesserte Mulemaschine (Selfactor) vollständig verdrängt ist und nur noch in der Streichgarnspinnerei sowie als Zwirnmaschine benutzt wird.

Jenotajewsk, Kreisstadt im russ. Gouvernement Astrachan, nordwestlich von Astrachan, an einem Arm der Wolga und an der großen Straße nach Moskau gelegen, mit (1882) 2510 E., hat Thranfiedereien, Fischfang und Schiffahrt.

Jensen (Adolf), Komponist, geb. in Königsberg 12. Jan. 1837, hat sich größtenteils autodidaktisch zum Musiker gebildet, machte sich besonders durch die Komposition einstimmiger Lieder mit Klavierbegleitung einen Namen, mußte aber seiner schwachen Gesundheit wegen auf eine Wirksamkeit im praktischen Leben größtenteils verzichten und starb bereits 23. Jan. 1879 in Baden-Baden. Seine «Lieder» bezeichnen einen selbständigen Weg in Schumanns Weise. Außer denselben hat J. besonders noch Klaviermusik geschrieben.

Jensen (Jens Arnold Diedrich), dän. Marineoffizier und Reisender, geb. 24. Juli 1849 zu Flensburg, bekannt durch seine Forschungsreisen in Grönland; er begleitete 1877 die Expedition des Geologen Steenstrups, leitete 1878 eine eigene Expedition zur Erforschung der südl. Distrikte und besuchte 1879 mit Kornerup den noch wenig bekannten Küstenstrich zwischen Holsteinborg und Egedesminde.

Jensen (Wilh.), deutscher Romanschriftsteller, geb. 15. Febr. 1837 zu Heiligenhafen in Holstein, auf den Gymnasien zu Kiel und Lübeck gebildet, studierte in Kiel, Würzburg und Breslau Medizin, zog später nach München, 1865 nach Stuttgart. Er war seit 1868 Redacteur der «Schwäbischen Volkszeitung», 1869 der «Norddeutschen Zeitung» in Flensburg; 1872 zog er nach Kiel, später nach Freiburg i. Br. Zu seinen vorzüglichsten Romanen gehören der historische aus dem Dreißigjährigen Krieg «Minatka» (1871), «Nirwana» (4 Bde., Bresl. 1877), «Die Namenlosen» (3 Bde., Schwerin 1873), «Sonne und Schatten» (2 Bde., Berl. 1873), «Nach hundert Jahren» (4 Bde., Schwerin 1873), «Flut und Ebbe» (Mitau 1877), «Um den Kaiserstuhl» (2 Bde., Berl. 1878), «Fragmente» (2 Bde., Bresl. 1878), «Nach Sonnenuntergang» (2 Bde., Berl. 1879), «Das Pfarrhaus von Ellernbrook» (2 Bde., Stuttg. 1879), «Vom Heiligen Römischen Reich deutscher Nation» (3 Bde., Berl. 1882), der histor. Roman «Verfunkene Welten» (2 Bde., Bresl. 1883), «Metamorphosen» (Bresl. 1883), «Der Teufel in Schiltach» (Berl. 1883), «Vom alten Stamm» (3 Bde., Berl. 1884). Von seinen Novellen sind zu nennen: «Magister Timotheus» (Schlesw. 1866), «Novellen» (Schlesw. 1868), «Neue Novellen» (Stuttg. 1869), «Die braune Erica» (Berl. 1868; 3. Aufl. 1878), «Im Pfarrdorf» (Berl. 1868; 2. Aufl. 1875), «Unter heißerer Sonne» (Braunschw. 1869), «Oddystone» (Berl. 1872), «Nordlicht» (3 Bde., Berl. 1872), «Drei Sonnen» (3 Bde., Schwerin 1873), «Aus dem 16. Jahrh.» (Bielefeld 1877), «Karin von Schweden» (2. Aufl., Berl. 1882), «Aus stiller Zeit» (Bd. 1—3, Berl. 1881—84), «Über die Wolken», «Die Pfeifer vom Dusenbach». In poetischer Form schrieb er: «Gedichte» (Stuttg. 1869; 2. Aufl., Berl. 1879), «Lieder aus Frankreich» (Berl. 1870; 2. Aufl. 1873), das epische Gedicht «Die Insel» (Berl. 1874; 2. Aufl. 1878), «Holzwegtraum, ein Sommernachtsgedicht» (Stuttg. 1879), «Um meines Lebens Mittag», «Stimmen des Lebens» (1881); ferner die Tragödien «Dido» (Berl. 1870), «Juana von Castilien» (Berl. 1872), «Der Kampf fürs Reich» (Straßburg 1884). J.s Produktionslust kommt eine außerordentlich bewegliche Phantasie zu Hilfe, die ihren Stoff bisweilen in recht phantastische Formen kleidet; anzuregen, zu erschüttern weiß er wie wenige.

Jentzen (Friedr.), Architekturmaler, geb. in Schwerin 13. Juli 1815, besuchte die berliner und münchener Akademie. Von einer ital. Reise datiert ein Gemälde des Forums in Rom (1855). Die meisten seiner übrigen Arbeiten entstanden in Deutschland und haben auch heimatliche Baulichkeiten und Landschaften zum Gegenstande, die der Künstler stets charakteristisch wiederzugeben verstand. Eins seiner bekanntesten Bilder ist die Ansicht des schweriner Schlosses, effektvoll ferner Ruine Heidelberg, Treppenhalle im würzburger Schloß, der Kreuzgang zu Steingaden, Dom in Güstrow u. s. w.

Jentzsch (Karl Alfred), Geolog, geb. 29. März 1850 zu Dresden, studierte auf dem Polytechnikum daselbst und auf der Universität zu Leipzig Mathematik und Naturwissenschaften und wurde 1875 Geolog der Physikalisch-Ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg und Vorstand des Provinzialmuseums daselbst; auch habilitierte er sich an der dortigen Universität. Er veröffentlichte: «Die geologisch-mineralogische Litteratur Sachsens» (Lpz. 1874), «Bericht über die geolog. Durchforschung der Provinz Preußen» (2 Bde., Königsb. 1877—78), «Die Moore der Provinz Preußen» (Königsb. 1878), «Die Zusammensetzung des altpreuß. Bodens» (Königsb. 1879), «Berichte über die geolog. Durchforschung des norddeutschen Flachlandes» (Bd. 1, Königsb. 1881).

Jephtha, nach der hebr. Tradition einer der sog. Richter in Israel, ein natürlicher Sohn Gileads, wurde von seinen Halbbrüdern aus dem väterlichen Hause vertrieben und wendete sich nach dem Lande Tob, jenseit des Jordan, wo er bald als Anführer einer Freibeuterschar sich großen Ruf erwarb.

Daher riefen ihn seine Landsleute, die Gileaditer, als sie von den benachbarten Ammonitern bekriegt wurden, zu Hilfe und stellten ihn an die Spitze ihres Heers. Ehe er jedoch zu Felde zog, that er das Gelübde, wenn Jahve ihm den Sieg verleihe, ihm das zu opfern, was ihm bei seiner Heimkehr zuerst begegnen würde. Dies war aber seine einzige Tochter, die er getreu seinem Worte zum Opfer darbrachte. Nachdem er Israel von äußern Feinden befreit, richtete er über dasselbe sechs Jahre lang. Die Erzählung stammt aus sehr alter Zeit, in welcher Menschenopfer bei den Israeliten noch nichts Ungewöhnliches waren.

Jepifan, Kreisstadt im russ. Gouvernement Tula, am linken Ufer des Don, 94 km südöstlich von Tula, mit (1882) 4697 E., hat Talg- und Wachsschmelzereien und unbedeutenden Handel.

Jequirity-ophthalmie ist eine eigentümliche Augenentzündung, welche entsteht, wenn die Augenlider an ihrer Innen- oder Außenfläche mit dem Körneraufguß von Abrus precatorius (Jequirity) benetzt werden. Sie betrifft hauptsächlich die Bindehaut der Lider und des Augapfels und ähnelt am meisten der kruppösen Bindehautentzündung. In neuester Zeit ruft man diese Krankheit absichtlich hervor, um mittelst derselben veraltete Fälle von Ägyptischer Augenkrankheit zur Verheilung zu bringen.

Jeřábek (spr. Jerschabek, Franz), czech. Schriftsteller und Dichter, geb. 26. Jan. 1836 in Loboſka, studierte in Leitmeritz Theologie und in Prag klassische Philologie, und wirkt daselbst als Professor an einer Lehranstalt. Er trat zuerst als Lyriker auf, ging aber dann zum Drama über. Sein populärstes Stück ist das Lustspiel «Služebník svého pana» («Der Diener seines Herrn», 1871), dem sich «Die Wege der öffentlichen Meinung» (1865), «Das Lustspiel» (1861) und die histor. Tragödie aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges «Der Sohn des Menschen» (1878), alle drei ebenfalls in czech. Sprache, anschließen. Auch hat sich J. als Publizist verdient gemacht und ist Mitglied des böhm. Landtags und des österr. Reichsrats.

Jerapetra, Ortschaft an der Südküste der Insel Candia (s. d.).

Jeremiade, Klagelied, Jammerklage (nach den [Klageliedern Jeremiä).

Jeremias, ein hebr. Prophet, der zweite unter den sog. Großen Propheten, dessen Weissagungen im Kanon des Alten Testaments erhalten sind, war der Sohn eines Priesters Hilkia und zu Anathoth geboren. Noch im Jünglingsalter, im 13. Jahre der Regierung des Königs Josias, 629 v. Chr., trat er zu Jerusalem als Prophet auf. Seine mit der verhängnisvollen polit. Lage der Dinge nur allzu sehr übereinstimmenden Unglücksweissagungen brachten König und Volk gegen ihn auf. Als er zu widerstandsloser Unterwerfung unter die Babylonier mahnte, widrigenfalls Jerusalem dem Schicksale gänzlichen Unterganges nicht entrinnen werde, ward er als Landesverräter verfolgt und mißhandelt. Der König Zedekias ließ ihn ins Gefängnis setzen, aus welchem nach der Zerstörung Jerusalems Nebukadnezar ihn befreite (588 v. Chr.). Der König von Babylon gestattete ihm auch, zu Mizpa in Judäa zu bleiben, von wo er später von den zurückgebliebenen Juden gezwungen wurde, mit ihnen nach Ägypten auszuwandern. Hier geht seine Spur verloren. Die spätere Sage verlegt sein Grab nach Kairo; nach den Berichten des Hieronymus und Tertullianus wurde er zu Tode gesteinigt. Die spätere Legende knüpft mancherlei Erzählungen und Hoffnungen an seinen Namen. J.' Weissagungen wurden durch seinen Schreiber Baruch aufgezeichnet. Dieselben sind in der gegenwärtigen Gestalt wohl mehrfach überarbeitet und mit spätern Zusätzen versehen, im ganzen aber von unzweifelhafter Echtheit. Eine alte Überlieferung schreibt ihm auch die «Klagelieder Jeremiä» zu (metrisch übersetzt von Riegler, Erlangen 1814), Elegien über die Verwüstung Jerusalems, welche zu den schönsten Erzeugnissen der hebr. Poesie gehören. Kommentare über den J. lieferten Hitzig (Lpz. 1841; 2. Aufl. 1866) und Umbreit (Heidelb. 1843).

Jeremias, genannt der Priester von Bulgarien, wahrscheinlich identisch mit Bogumil, dem angeblichen Begründer der Sekte der Bogomilen (s. d.), lebte um Mitte des 10. Jahrh. n. Chr. Demselben werden eine Reihe im Volke sehr beliebter, aber von der Kirche als ketzerisch verurteilter und verfolgter Bücher der altbulgar. Litteratur (die sog. Lügenbücher) zugeschrieben, die dann auch in die serb. und russ. Litteratur übergingen. Es sind dies apokryphe Erzählungen des Alten und Neuen Testaments, oft sehr poetischen Inhalts, aber der kirchlichen Auffassung nicht entsprechend, und phantastische Krankheitsbeschwörungen. Zu den letztern liegen wohl Volkstraditionen vor, die J. aufgezeichnet und in Umlauf gebracht hat; in den Erzählungen sind zum Teil Übersetzungen aus dem Griechischen oder Lateinischen nachgewiesen.

Jeremias Gotthelf (Pseudonym), s. Bitzius (Albert).

Jeremie, Stadt in der westind. Republik Haïti, 190 km westlich von Port-au-Prince, an der Nordküste der großen südl. Halbinsel und an der Mündung des Großen Flusses, mit etwa 5000 E. Der Hafen bietet keinen Schutz gegen die Nordwinde und wird nur wenig besucht. [tera.

Jerez de la Frontera, s. Xeresdela Fron-

Jereswein, s. Xereswein.

Jerichau (Jens Adolf), vorzüglicher Bildhauer, geb. 17. April 1816 in Assens auf Fünen, kam im Alter von 14 J. zu einem Maler in Odense in die Lehre, entwich aber im zweiten Lehrjahre nach Kopenhagen. Hier wurde er Zögling der Akademie, wandte sich der Bildnerei zu und ging 1839 nach Rom, wo er sich kurze Zeit des Unterrichts von Thorwaldsen erfreute. Sein erstes bedeutendes Werk war ein Relief zu einem Friese im königl. Schlosse zu Christiansborg bei Kopenhagen, die Hochzeit Alexanders mit der Roxane darstellend. Im J. 1846 vollendete er eine kolossale Gruppe: Hercules und Hebe, in der er bei einer strengen Richtung nach der Antike einen klaren Sinn für Schönheit und Fähigkeit zu einem großartigen Stile bethätigte. Eine andere Gruppe stellt einen Jäger dar, der von einem Panther, dessen Junge er genommen, angefallen wird. Für den Senator Abendroth in Hamburg arbeitete er dann eine Penelope in Marmor und für die Prinzessin Albrecht von Preußen einen kolossalen Christus in Marmor. Hierauf fertigte er die Gruppe Adam und Eva nach dem Sündenfalle (der Prinzessin von Wales gehörig). Im J. 1849 ging er nach Kopenhagen zurück und erhielt hier die Anstellung als Professor bei der Akademie, deren Direktor er später ward. Zu seinen neuern Arbeiten gehören: die Engel des Todes und der Auferstehung; eine schlafende Schnitterin unter Blumen; badende Mädchen;

ein Sklavenpaar in Ketten; die kolossale Statue des Königs David, Gegenstück von der Moses-Statue Bissens vor der Frauenkirche; ein auferstandener Christus; Mädchen mit Tauben, andere mit Kätzchen u. s. w. Eine bedeutende Schöpfung ist das geistreich erfundene Kolossalporträt Oersteds. Er starb 25. Juli 1883 in Kopenhagen.

Jerichau-Baumann (Elisabeth), Gattin des vorigen, bekannt als Malerin, ward 21. Nov. 1819 in Warschau geboren und erhielt ihre künstlerische Ausbildung in Düsseldorf. Nachdem sie mit einigen Bildern aus dem poln. Volksleben Aufmerksamkeit erregt, ging sie 1845 nach Rom und machte das dortige Volksleben zum Gegenstande ihrer Darstellungen. Ihre Auffassungs- und Darstellungsweise ist vorherrschend energisch, nicht selten, besonders in historischen Stoffen, düster; doch weiß die Künstlerin auch den zarten Gehalt ihrer Aufgaben, wie z. B. das Wechselverhältnis zwischen Mutter und Kind, mit Innigkeit zur Darstellung zu bringen. Später schilderte sie das nordische Volks- und Bauernleben mit Erfolg, wie ihr Hauptbild, die Strandungsscene am Ufer von Jütland, beweist. Sie starb 11. Juli 1881 in Kopenhagen.

Jericho, einst eine der blühendsten Städte Palästinas, 9 km westlich vom Jordan, 21 km nordöstlich von Jerusalem, von diesem durch eine öde, felsige Gegend getrennt, wurde im Westen von hohen Kalksteinbergen begrenzt und lag in der wohlbewässerten, fruchtbaren, an Palmen, Rosen (Oleander), Balsam und Honig reichen Jordanebene (Ghôr). Die Stadt war von Nordosten her der Schlüssel zum Lande, wurde deshalb von den Israeliten bei der Eroberung Kanaans unter Josua zuerst angegriffen und nach siebentägiger Belagerung erobert und geschleift. Später wurde sie vom König Ahab befestigt; auch scheint sie nachher der Sitz einer Prophetenschule gewesen und im Makkabäerkrieg vom Syrer Bacchides abermals befestigt worden zu sein. Herodes d. Gr., der hier residierte und starb, verschönerte sie; unter Vespasian wurde sie wieder zerstört, unter Hadrian von neuem aufgebaut. Im Zeitalter der Kreuzzüge traf sie wiederholt das Schicksal der Verwüstung und endlich gänzliche Zerstörung. Ein ärmliches Dorf, Er-Riha, bewahrt noch ihren Namen, hat aber keine Ruinen aufzuweisen. Vielmehr scheinen die 2 km nordwestlich, nahe südlich von Ain-es-Sultan oder dem Elisabrunnen befindlichen Ruinen, namentlich auch ein Aquädukt, die Überbleibsel J.s zu sein.

Jericho-Rose, s. unter Anastatica und Asteriscus.

Jerichow, Stadt in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Jerichow II, 3 km von der westl. Elbseite, 10 km südlich von Schönhausen, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 1841 E., welche fast ausschließlich Ackerbau und Viehzucht treiben. Die Stadt ist wend. Ursprungs. — Der Burg J. geschieht urkundlich zuerst 937 Erwähnung; 1144 wurde in J. ein Prämonstratenser-, nachheriges Cistercienserмönchskloster gestiftet, deren Kirche im roman. Baustil durch Friedrich Wilhelm IV. renoviert wurde.

Der Kreis Jerichow I zählt auf 1381 qkm (1880) 69039 meist prot. E.; Kreisstadt ist Burg. — Der Kreis Jerichow II hat 1379 qkm mit 54697 meist prot. E. und hat zur Hauptstadt Genthin.

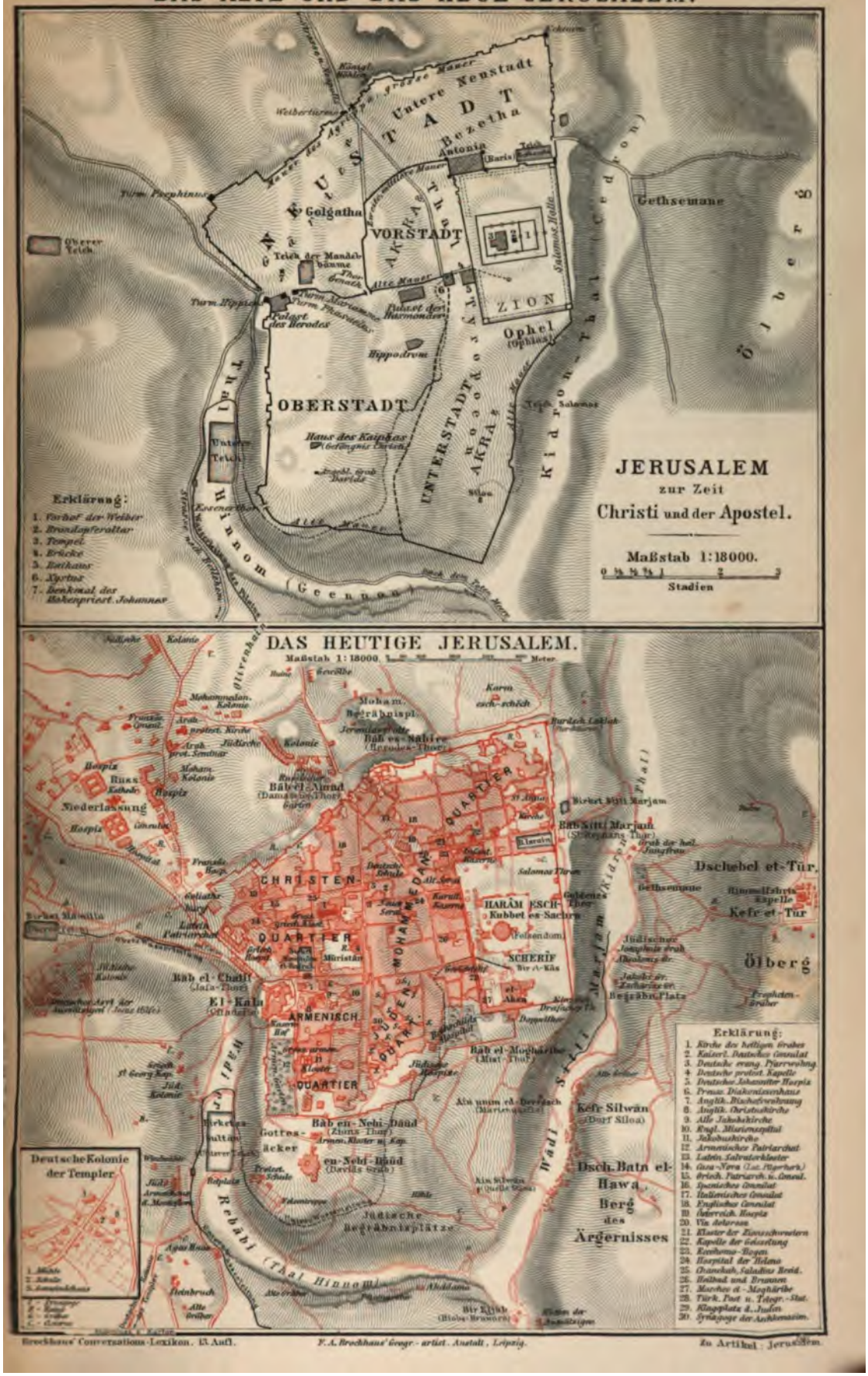
Jermak oder German Timofejew, der Erorerer Sibiriens, war in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. Ataman der Donischen Kosaken und ward infolge seiner Räubereien vom Zaren Iwan den Grausamen geschlagen und geächtet. Darauf begab er sich auf Einladung der russ. Kaufleute Strogonow, die im Ural große Salzwerke hatten, aber durch die Einfälle der sibir. Völker belästigt wurden, mit 500 Genossen dahin. J. rückte zu Schiff auf den Flüssen Tschusowaja, Tagil und Tura nach Osten vor und schlug zuerst die Wogulen. Dann zog er gegen den Chan Kutschum und nahm 25. Okt. 1581 dessen Residenz Iśker oder Sibir ein, worauf sich alle Völker bis zum Irtysch teils freiwillig, teils durch Waffengewalt unterwarfen. Das so eroberte Land schenkte J. dem Zaren Iwan, der ihn infolge dessen nicht nur begnadigte, sondern auch reich beschenkte und zum Fürsten von Sibirien machte. Die Kämpfe mit Kutschum erneuerten sich 1584, und J. selbst ertrank 5. Sept. 1584, vom Feinde überfallen, im Irtysch dort, wo der Wagaj in denselben mündet. J.s Thaten gingen ins russische Volkslied über. Chomjakow schrieb ein Drama «Jermak» (Moskau 1832) und in Tobolsk ist J. ein Denkmal errichtet worden. Eine Monographie über J. findet sich in Kostomarows «Russkaja istorija v žizneopisanijach» («Russ. Geschichte in Biographien», 2. Aufl., Bd. 1, Petersb. 1880).

Jermólow (Alexei Petrowitsch), russ. Feldherr und Staatsmann, geb. zu Moskau 4. Juni 1777, aus einer verarmten Adelsfamilie, diente mit Auszeichnung in Polen, bei der österr. Armee in Italien und 1796 im Kaukasus. Unter Paul verabschiedet und nach Kostroma verwiesen, trat er nach der Thronbesteigung Alexanders I. wieder in Militärdienste, wohnte den Feldzügen von 1805 und 1807 sowie 1812—13 bei und befehligte 1815 das 2. Armeekorps des russ. Heers, das unter Barclay de Tolly in Frankreich einrückte. Er wurde 1817 Generalgouverneur der transkaukas. Provinzen und Oberbefehlshaber des kaukas. Heers. Zugleich ging er als außerordentlicher Botschafter an den pers. Hof, um dem brit. Einflusse daselbst entgegenzuarbeiten. Nach der Rückkehr in sein Gouvernement war er eifrigst bemüht, russ. Handelsunternehmungen zu befördern und deutsche Kolonien zu gründen. Er züchtigte nach mehrjährigen Kämpfen das räuberische Bergvolk der Tschetschenzen, vertrieb den treulosen Amalat Beg und schlug 1826 den Angriff der Perser zurück, welche unter Abbas-Mirza den Frieden gebrochen hatten, fiel jedoch 1827 trotz dieser Erfolge bei Kaiser Nikolaus in Ungnade, worauf General Paskewitsch den Oberbefehl der Armee gegen Persien übernahm. Seitdem lebte J. zurückgezogen in Moskau, beschäftigte sich mit Schriftstellerei und ward 1831 zum Mitgliede des Reichsrats erhoben. Er starb zu Moskau 23. April 1861. Auszüge aus seinen Memoiren sind von Pogodin (Mosk. 1863) und seine Aufzeichnungen über den Feldzug von 1812 von seinem Sohne (Mosk. 1863) herausgegeben worden.

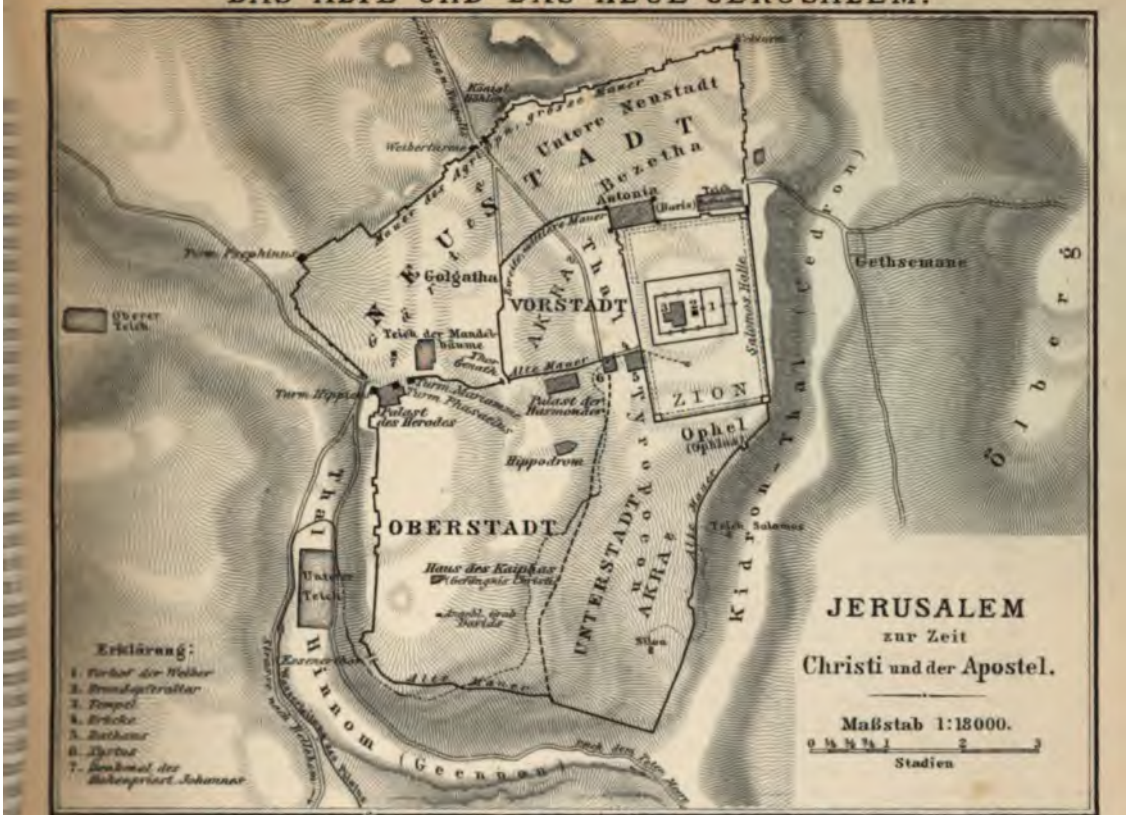
Jerobeam ist der Name zweier Könige des Reiches Israel:

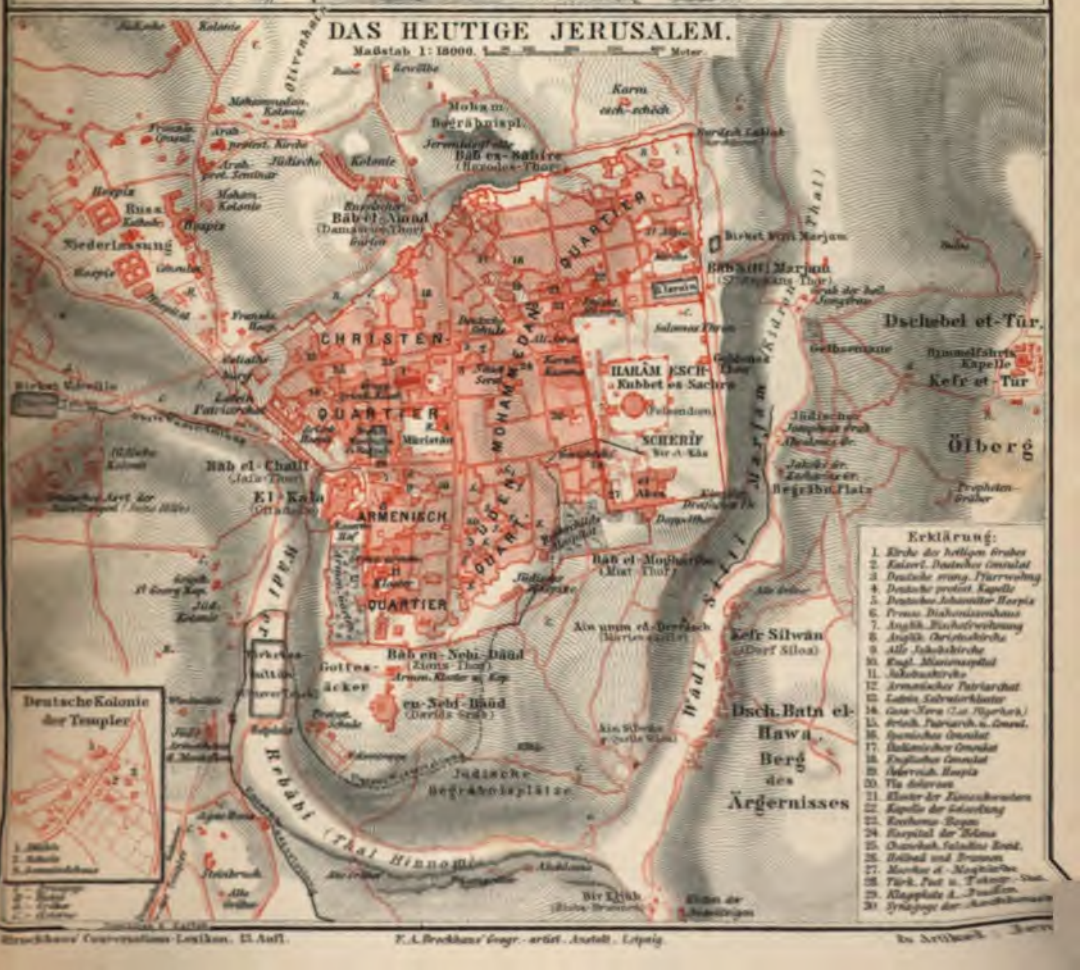
Jerobeam I., nach gewöhnlicher Zeitrechnung 975—954 v. Chr., war der Sohn Nebaths aus dem Stamme Ephraim und wurde noch bei Lebzeiten Salomos, in dessen Diensten er stand, von dem an der Spitze der Mißvergnügten stehenden Propheten Ahia als künftiger Beherrscher der 10 Stämme bezeichnet, mußte aber deshalb nach Ägypten fliehen. Als indes nach Salomos Tode der alte Widerwille

DAS ALTE UND DAS NEUE JERUSALEM.



DAS ALTE UND DAS NEUE JERUSALEM.





Kendshe genannt, war einst die Hauptstadt des Chanats Gandschin in Georgien, ist aber durch mehrfache Eroberungen gesunken, wurde 1804 von den Russen erstürmt, kam aber erst 1813 auf immer an Rußland. Auch ist sie durch Paskewitschs Sieg, den dieser 25. Sept. 1826 über Abbas Mirza hier davontrug, denkwürdig geworden. In der Umgebung liegen ungeheuere Ruinen, in denen häufig altpers., parth., sassanid., griech. und röm. Münzen gefunden werden. Das merkwürdigste Denkmal ist die Schamkorsäule, deren Erbauung Alexander d. Gr. zugeschrieben wird.

Jellachich de Buzim (Joseph, Graf), österr. Feldzeugmeister und Banus von Kroatien, geb. 16. Okt. 1801 zu Peterwardein, erhielt auf der Theresianischen Ritterakademie zu Wien seine Erziehung und trat 1819 in das 3. Dragonerregiment als Unterlieutenant ein. Er stieg bis 1841 zum Obersten des 1. Banal-Grenzregiments auf, mit welchem er 1845 gegen die Bosnier einige Gefechte bestand. Die Kroaten erbaten sich 1848 J. als Banus, und der Kaiser ernannte denselben gleichzeitig zum Feldmarschalllieutenant und kommandierenden General des vereinigten Banal-Warasdiner-Karlstädter Kommandos. Gestützt auf das slaw. Element, wirkte nun J. den magyar. Tendenzen entgegen, und vergebens bemühte sich der magyar. Einfluß, den Banus zu beseitigen. An dem offenen Bruche mit Ungarn und den folgenden Ereignissen hatte J. den wichtigsten Anteil. Er überschritt mit 40000 Mann Grenztruppen im Sept. 1848 die Drau und eröffnete damit den Krieg. Nach einem blutigen Gefecht bei Ofen schloß er einen dreitägigen Waffenstillstand, währenddessen er nach Wien abzog, wo er sich mit den zur Unterwerfung der Hauptstadt versammelten Truppen vereinigte. J. wirkte mit zur Einnahme von Wien und kämpfte auch in dem Treffen bei Schwechat gegen die Ungarn. Im Winterfeldzuge 1848/49 stand J. unter dem Fürsten Windischgrätz und befehligte den rechten Flügel; er nahm Altenburg und Raab und schlug die Ungarn bei Moor. Im März 1849, nachdem bereits Ofen gefallen war, zum Feldzeugmeister ernannt, erhielt er den Auftrag, seine Truppen mit der Südarmee zu vereinigen und dort die Leitung zu übernehmen. Anfangs erlangte er einige Vorteile über Bem, drängte diesen über die Römerschanze und den Franzenskanal zurück, erstürmte Neusatz und besetzte die Bácska. Aber der Angriff, den er 14. Juli 1849 auf die überlegene ungar. Armee bei Hegyes unternahm, ward mit ansehnlichem Verluste abgeschlagen und J. sah sich zum Rückzug hinter die Donau gezwungen. Sein durch Krankheiten geschwächtes Heer nahm an der im Aug. 1849 erfolgenden Entscheidung keinen unmittelbaren Anteil mehr. Nach Beendigung des Kampfes kehrte er nach Agram als Banus zurück, war Civil- und Militärgouverneur von Kroatien und Slawonien, übte jedoch wenig Einfluß mehr. Er erhielt den Oberbefehl über das Beobachtungsheer, welches Österreich im Febr. 1853 gegen Montenegro zusammenzog, und wurde 1855 in den erblichen österr. Grafenstand erhoben. In letzter Zeit physisch wie geistig zerrüttet, starb er 19. Mai 1859 zu Agram. J. hat auch eine Sammlung «Gedichte» (Wien 1851) veröffentlicht.

Franz, Freiherr von J., der Vater des vorigen, österr. General, geb. 4. Febr. 1746 zu Petrinia aus alter kroat. Familie, trat 1763 bei dem ersten Banal-Grenzregiment in das österr. Heer, wohnte 1789 dem Türkenkriege bei und zeichnete sich, seit 1794 Oberst des kroat. Scharfschützenkorps, bei der Rheinarmee, sowie 1796 unter dem Erzherzog Karl rühmlichst aus. Im Febr. 1797 zum Generalmajor befördert, verteidigte er 22. und 23. März 1799 Feldkirch gegen Oudinot und Masséna. Im Okt. 1800 ward J. zum Feldmarschalllieutenant und zum Divisionär in Peterwardein, nachher in Karlstadt ernannt. Bei dem Ausbruch des Kriegs von 1805 sollte er wiederum Vorarlberg verteidigen, wurde aber infolge der Kapitulation von Ulm in seiner Stellung bei Feldkirch umgangen. Hierauf trat J. in den Ruhestand, that jedoch 1808 als Divisionär zu Agram wieder für kurze Zeit Dienst. Er starb zu Szala-Apathy 7. Febr. 1810.

Jellinek (Adolf), namhafter jüd. Theolog und Kanzelredner, geb. 26. Juni 1821 zu Drslowitz bei Ungarisch-Brod in Mähren, studierte zu Prag und Leipzig orient. Sprachen und Philosophie. Sodann von der leipziger israel. Gemeinde als Rabbiner und Prediger angestellt, ging er 1857 in gleicher Eigenschaft nach Wien, wo er im Bet ha-Midrasch auch ein Seminar für jüd. Theologie begründete. J. gehört unter seinen Glaubensgenossen der Partei des gemäßigten Fortschritts an. Er veröffentlichte mehrere Predigtsammlungen («Predigten», 3 Bde., Wien 1862—66, «Zeitstimmen», 2 Bde., Wien 1871 u. s. w.). Ferner erschien von ihm «Sefat Chachamim, oder Erklärung der in den Talmuden u. s. w. vorkommenden pers. und arab. Wörter» (Lpz. 1846; Nachtrag 1847). Hauptsächlich beschäftigte sich J. mit Geschichte der jüd. Litteratur und namentlich der Kabbala. Dahin gehören die Schriften: «Beiträge zur Geschichte der Kabbala» (Heft 1 u. 2, Lpz. 1851—52), «Auswahl kabbalistischer Mystik» (Lpz. 1853), «Philosophie und Kabbala» (Lpz. 1854). Am meisten verbreitet sind seine «Bet ha-Midrasch, Sammlung kleiner Midraschim» (Bd. 1—4, Lpz. 1853—57; Bd. 5 u. 6, Wien 1873—77) und «Der jüd. Stamm. Studien und Skizzen» (Wien 1869). Dazu kamen in neuester Zeit: «Der jüd. Stamm in nichtjüd. Sprichwörtern» (2 Tle., Wien 1881—82), zehn bibliogr. Monographien unter dem Titel «Kuntersim» in hebr. Sprache (Wien 1877—84) und andere Schriften.

Sein jüngerer Bruder, Hermann J., geb. 22. Jan. 1823 zu Drslowitz in Mähren, widmete sich seit 1842 zu Leipzig philos. Studien. Infolge lebhafter Teilnahme an den Parteikämpfen auf polit. und kirchlichem Gebiete im Winter 1847 aus Leipzig ausgewiesen, wandte er sich nach Berlin, wo ihn dasselbe Schicksal traf, kam Anfang 1848 nach seiner Heimat. Bald darauf führte ihn die Märzrevolution nach Wien, wo er mehrfach in Tagesblättern wirkte. Obschon er im Oktoberaufstande nicht persönlich gegen die kaiserl. Truppen kämpfte, wurde er doch verhaftet, 22. Nov. 1848 vom Kriegsgericht zum Tode verurteilt und am 23. Nov. mit seinem Genossen Becher erschossen.

Jellinge, Dorf in Jütland, Amt Veile, ehemals berühmter Königshof, hat noch zwei Runensteine, einen von Gorm dem Alten (s. d.) und einen von Harald Blauzahn, sowie die Grabhügel G[illegible] und seiner Gemahlin Thyra.

Jelnja, Kreisstadt im russ. Gouvernement Smolensk, ostsüdöstlich von Smolensk, an beiden Ufern der Desna, mit (1882) 3861 E., hat einigen Handel mit Hanf, Öl und Fischen.

Mischgewebe, Opium, Farbestoffe und gefärbte Garne, Zucker, Papier und Waffen als die namhaftesten. Die Stadt hat einen bedeutenden Umfang, ist von einer Lehmmauer umschlossen, besitzt zahlreiche Moscheen und Karawanserais, bietet aber nichts Sehenswertes dar; viele Häuser liegen in Ruinen. Unter den Einwohnern, deren Zahl auf 40000 geschätzt wird, gibt es außer Juden, hier noch von den fanatischen Mohammedanern hart bedrückt, Gebern oder Anhänger des Parsismus mit ihrem Feuer- und Lichtdienst, die sich in diesem abgelegenen Asyl erhalten haben. Die weitere Umgebung der Oase von J. ist eine sterile Ebene. Die Oase selbst, vom kleinen Gewässer Mehris und künstlichen Kanälen befruchtet, erzeugt Trauben, Melonen, Feigen und Granaten. Auch finden sich in der Nähe Blei, Steinsalz und Marmor.

Jesi, Stadt in der ital. Provinz Ancona, 28 km im WSW. von Ancona, an dem Küstenfluß Esino und an der Linie Rom-Ancona der Römischen Eisenbahnen, ist Sitz eines Bischofs, hat eine Kathedrale, ein Gymnasium, ein Seminar, Weinbau, Fabriken für Papier, Leder, Leinwand, Tauwerk und Seife und zählt (1881) 19462 E.

Jesi (Samuele), vorzüglicher ital. Kupferstecher, geb. 1789 in Mailand, wurde in Longhis Schule gebildet. Seine erste größere Arbeit war die Verstoßung der Hagar nach Guercino in der Brera zu Mailand. Diesem von der mailänder Akademie 1821 preisgekrönten Werke folgte 1834 die Madonna mit Johannes und dem heil. Stephan nach Fra Bartolommeo im Dom zu Lucca. Dann aber wandte sich J. mit Entschiedenheit dem Studium Rafaels zu und wurde einer der trefflichsten Nachbildner dieses Meisters. Zuerst lieferte er (1834) dessen Bildnis von Papst Leo mit den beiden Kardinälen Rossi und Giulio de' Medici aus der Galerie Pitti. J. ging 1842 mit der Platte nach Paris, um den Druck zu leiten, und übernahm 1846 den Stich des damals eben in San-Onofrio zu Florenz entdeckten Freskogemäldes, welches ein Abendmahl darstellt. Während er sich mit der Ausführung des Stichs beschäftigte, der nicht vollendet wurde, lieferte er die Vierge à la vigne, eins der anmutigsten und vollendetsten neuern Werke des Grabstichels. J. starb 17. Jan. 1853 zu Florenz.

Jesid, Name mehrerer Kalifen (s. d.).

Jesiden, s. Jeziden.

Jesino, ital. Fluß, s. Esino.

Jesreel ist der Name einer altisraelit. Stadt am nordwestl. Fuß des Gebirges Gilboa, an deren Stelle jetzt das ärmliche Dorf Zerin liegt. Dieselbe kommt mehrfach in der israel. Königsgeschichte vor und war Residenz des Königs Ahab. Die Stadt lag am Ostrande der nach ihr genannten Ebene J., welche, auch Ebene Esdrelon oder Megiddo, heute Merdsch ibn 'Amir («Wiese des Sohnes Amirs») genannt, seit Deboras Zeiten vielfach als Schlachtfeld diente.

Jesse (John Heneage), engl. Schriftsteller, geb. 1808 in London, erlangte eine Anstellung in der Admiralität, die er viele Jahre hindurch bekleidete. Als Schriftsteller machte er sich zuerst durch die Dichtung «Mary Queen of Scots» (1829) und durch die Gedichtsammlung «Tales of the dead» (1830) bekannt. Seinen Haupterfolg errang er jedoch durch eine Reihe histor. Werke, wie «Memoirs of the court of England during the reign of the Stuarts» (4 Bde., 1839—40), «Memoirs of the court of England from the revolution of 1688 to the death of George II.» (3 Bde., 1843); «George Selwyn and his contemporaries» (4 Bde., 1844), «Memoirs of the pretenders and their adherents» (2 Bde., 1845), «Richard III. and his contemporaries» (1861) und «Memoirs of the life and reign of king George III.» (3 Bde., 1867). Außerdem erschien von ihm «Literary and historical memorials of London» (2 Bde., 1847), «London, its celebrated characters and remarkable places» (3 Bde., 1871) und «History of celebrated Etonians» (2 Bde., 1875). J. starb 7. Juli 1874.

Jessen, Stadt in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Schweinitz, 6 km westlich von Schweinitz, rechts an der Schwarzen Elster, am Fuße des Windmühlenbergs, Station der Linie Wittenberg-Falkenberg-Kohlfurt der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 2591 meist prot. E., welche Tuchweberei und Weinbau treiben.

Jeßnitz, Stadt in Anhalt, Kreis Dessau, an der Mulde, 7 km nördlich von Bitterfeld, Station der Linie Magdeburg-Dessau-Leipzig der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 4060 meist prot. E., welche Wollspinnerei und Fabrikation von Pappe mit Holzschleiferei und Plüschweberei betreiben und Fabriken für Papier, Woll- und Halbwollwaren, bunte wollene Tischdecken u. s. w. unterhalten.

Jesso, die nördl. Hauptinsel Japans, s. Japan.

Jessore, s. Dschessore.

Jesuaten des heiligen Hieronymus (Jesusdiener) hießen die Mitglieder eines der Armen- und Krankenpflege gewidmeten Ordens. Derselbe wurde von Johannes Colombino aus Siena 1365 in seiner Vaterstadt begründet, 1367 von Papst Urban V. bestätigt, erhielt 1426 durch Johann von Fossignone eine besondere Regel, nahm später die Regel Augustins an und erhielt durch Papst Pius V. die Privilegien der Bettelorden. Im J. 1668 wurde der inzwischen reich gewordene Orden durch Papst Clemens IX. aufgehoben und seine Güter im Kriege gegen die Türken verwandt.

Jesuiten. Der Jesuitenorden oder die Gesellschaft Jesu (Societas Jesu) ward 1534 von Ignatius von Loyola (s. d.) gestiftet und 27. Sept. 1540 von Papst Paul III. bestätigt. Paul III. und sein Nachfolger Julius III. verliehen dem Orden die ausgedehntesten Privilegien. Seine Mitglieder verbanden die Vorrechte der Bettelmönche mit denjenigen der Weltgeistlichen; von jeder weltlichen und geistlichen Aufsicht und Jurisdiktion frei, durften sie priesterliche Handlungen überall und an jedermann vornehmen, konnten für alle Vergehen Absolution erteilen, Güter erwerben, Niederlassungen begründen und von der Beobachtung der mönchischen Verpflichtungen sich dispensieren.

Der Orden gliedert sich in vier Klassen oder Stände: die Novizen, die Scholastiker, die Koadjutoren und die Professen. Die Novizen werden erst nach strenger Prüfung ihrer Verhältnisse und Absichten, sowie nach schweren Exercitien angenommen. Sie leben in besondern Noviziathäusern und werden hier zwei Jahre lang genau überwacht und in Übungen der Selbstverleugnung und des Gehorsams geprüft. Wer diese Probe besteht, legt die drei Mönchsgelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams ab und tritt in die Klasse der Scholastiker ein. Diese müssen in einem der Ordens-

kollegien zwei Jahre Rhetorik und Litteratur, dann drei Jahre Philosophie, Physik und Mathematik studieren, darauf fünf Jahre lang selbst diese Wissenschaften lehren. Dann erst beginnt das Studium der Theologie, welches ebenfalls fünf Jahre umfaßt. Nach Vollendung der Studien müssen noch ein Jahr lang die Übungen des Noviziats wiederholt werden, dann erst empfängt der Zögling die Priesterweihe und legt sein Gelübde ab entweder als Koadjutor oder als Professe. Die Koadjutoren widmen sich ihr Leben lang dem Unterricht der Jugend an Schulen und Universitäten, sowie in Familien. Die Professen legen noch ein viertes Gelübde ab, nämlich das Versprechen unbedingten Gehorsams gegen jede Anordnung des Papstes. Sie bilden die einflußreichste Klasse des Ordens, bilden allein die Generalkongregation, bekleiden die höchsten Ämter und übernehmen die wichtigsten Missionen. An der Spitze des ganzen Ordens steht der General, welcher auf Lebenszeit gewählt wird, seinen Wohnsitz in Rom hat und über alle Mitglieder eine unbedingte Regierungs- und Jurisdiktionsgewalt ausübt. Ihm zur Seite stehen als Ratgeber fünf Assistenten, welche das Recht haben, ihn vor die Generalkongregation zu bescheiden und seine Absetzung zu veranlassen. In den Provinzen wird der General vertreten durch den Provinzial. Ihm sind die Superioren untergeordnet. Jedem Superior sind Konsultoren und ein Admonitor beigegeben. Außerdem werden für besondere Institute Präfekten und für die weltlichen Geschäfte Prokuratoren bestellt.

Schon beim Tode des Stifters 1556 zählte die Gesellschaft 1000 Glieder in 12 Provinzen. Die erste war Portugal, wo Xaver und Rodriguez 1540 auf Einladung des Königs Kollegien angelegt hatten. Nicht minder schnell ging es mit der Verbreitung der Gesellschaft in den ital. Staaten und in Spanien. Auch im kath. Deutschland, namentlich in Österreich und Bayern, nahm der Orden sehr schnell zu, hauptsächlich auf den Universitäten zu Wien, Prag und Ingolstadt. Den Protestantismus auszurotten und die unbeschränkte Macht des Papstes auch gegen die Ansprüche der weltlichen Fürsten und der Bischöfe sicherzustellen, war das Ziel der J. Deshalb bemächtigten sie sich der Jugend durch Anlegung von Schulen und der Erwachsenen durch Umgang, Beichtstuhl und Predigtamt. Als der zweite General des Ordens, Lainez, 1565 starb, war diese Richtung und der ihr entsprechende thatkräftige Geist bereits entschieden in das innere Leben des Ordens eingedrungen, sodaß das Beispiel klösterlicher Frömmelei, welcher sich sein Nachfolger Franz Borgia ergab, unwirksam blieb. Die folgenden Päpste und Generale gestatteten dem Orden Freiheit von allem mönchischen Zwange, und bald setzten die Erfolge die Zweckmäßigkeit des Lainezschen Systems ins Licht. Mit besonderm Eifer widmete sich der Orden zugleich der Heidenmission. Im portug. Ostindien bekehrten Franz Xaver 1541—52 und die ihm nachgeschickten Gehilfen in Goa, Travancore und Ceylon Hunderttausende zum Christentum und dehnten ihre Mission auch über Cochinchina, Malakka, Japan und China aus, freilich ohne dauernde Erfolge. Auch in Brasilien und Paraguay entfalteten die J. eine ausgebreitete Missionsthätigkeit; doch beruhte hier und anderwärts das Geheimnis ihrer Erfolge auf der Äußerlichkeit ihrer Bekehrungen und der weitgehenden Nachgiebigkeit gegen heidnische Anschauungen und Gewohnheiten. Ihre Hauptthätigkeit blieb aber auf die geistliche Beherrschung Europas und auf die Ausrottung des Protestantismus gerichtet. Die Gegenreformation in Österreich, Bayern und den geistlichen Territorien Deutschlands wurde hauptsächlich von den J. geleitet, und es gelang ihnen in diesen Ländern vollkommen, die Spuren, welche die Reformation zurückgelassen, zu vertilgen, wogegen in Ungarn die Türken, in Norddeutschland, England und Skandinavien die prot. Regierungen dem Umsichgreifen des Ordens eine Schranke setzten. Claudius Aquaviva, aus dem Geschlecht der Herzöge von Atri, der vierte General der J., 1581—1615, wurde der Schöpfer ihrer Pädagogik und seine «Ratio et institutio studiorum Societatis Jesu» der Lehrplan der Jesuitenschulen (s. d.). Bereits 1618 hatte sich die Zahl ihrer Mitglieder auf 13 112 gemehrt, die in 32 Provinzen verteilt waren.

Dennoch fehlte es auch innerhalb der kath. Kirche selbst den J. nicht an Feinden. Universitäten, Bischöfe, Pfarrer, vor allem die alten Mönchsorden wurden durch die Privilegien und den steigenden Einfluß der Gesellschaft zur Eifersucht gereizt und auch Staatsmänner fürchteten ihre Einmischung in polit. Händel. Während Portugal unter den Königen Johann III. und Sebastian ganz in ihre Hände geriet, wehrten in Frankreich das Parlament und die hohe Geistlichkeit die Versuche der J. sich einzudrängen, 20 Jahre lang entschlossen ab. Dennoch erlangten sie 1562 zuerst unter fremdem Namen als Väter des Kollegiums von Clermont und unter Verzichtleistung auf den Gebrauch ihrer wichtigsten Freiheiten in Frankreich Zulassung, wußten sich allmählich festzusetzen und erwiesen sich dem Hofe und den Herzögen von Guise in den Religionskriegen als unersetzbare Bundesgenossen. Sie erweiterten auch allmählich ihre Vorrechte und wußten sich, trotz des Verdachts der Teilnahme an Heinrichs III. Ermordung, zu behaupten. Zwar wurden sie wegen des Attentats ihres Schülers Chatel auf Heinrich IV. (1594) aus Frankreich verwiesen, aber sie hielten sich dessenungeachtet in Toulouse und Bordeaux auf und erlangten auf Fürsprache des Papstes von Heinrich IV. schon 1603 die Erlaubnis der Rückkehr nach Frankreich, wo sie als Beichtväter des Hofs bald wieder die vorige Rolle spielten. Der Teilnahme an Heinrichs IV. Ermordung durch Ravaillac konnte man sie nicht überweisen. Das Buch aber, worin der span. Jesuit Mariana (s. d.) den Königsmord verteidigt, halfen sie selbst mit verurteilen. Zu noch höherm Ansehen gelangten die J. im Deutschen Reiche, wo Ferdinand II. und III. ihnen vollständig vertrauten. Große polit. Talente entwickelten sie während des Dreißigjährigen Kriegs. Sie waren die Seele der Liga und machten sich für ihre Verdienste dadurch belohnt, daß sie 1629 die zufolge kaiserl. Mandats von den Reichsständen wieder herausgegebenen kath. Kirchengüter zum Nachteil der Orden, denen sie gehört hatten, an sich zogen.

Harte Kämpfe hatte dagegen die Gesellschaft in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. in Frankreich zu bestehen; der alte Haß der Universität zu Paris war noch nicht erstorben, als Pascals «Lettres provinciales» (1656—57) die laxe Moral der J. öffentlich bloßstellten und Innocenz XI. mit Berufung auf das Zeugnis dieses Buchs über 65 Sätze jesuitischer Casuisten 1679 sein Verdammungsurteil

aussprach. Der Orden rächte sich dafür an den Jansenisten (s. d.) durch die von den jesuitischen Beichtvätern Ludwigs XIV., Lachaise und Letellier, ausgewirkten königl. Dekrete und durch die Bulle Unigenitus (s. d.). Besonders berüchtigt ist der jesuitische Probabilismus geworden, welcher alles erlaubte, was sich mit wahrscheinlichen Meinungen verteidigen ließ und ein förmliches System von Beschönigungen für Meineide und Verbrechen aller Art aufstellte, bald durch willkürliche Wortverdrehungen, bald durch zweideutige Ausdrücke und verwirrende Auslegungen, bald gar durch heimliche Vorbehalte (reservationes mentales), wobei man sich nur etwas anderes zu denken brauchte als man sagte und that, um wegen der gröbsten Sünden vor sich selbst gerechtfertigt zu sein. Die Seichtigkeit ihrer Lehrart, das theatralische Unwesen ihrer Schulen, Ärgernisse ihres sittlichen Lebens, wie sie namentlich in dem skandalösen Prozeß des Jesuiten Girard (1731) zu Tage kamen, außerdem die von ihnen betriebenen Handelsspekulationen steigerten die Opposition gegen sie. Derartigen Spekulationen diente namentlich auch das von ihnen unter span. Hoheit aus den Indianern in Paraguay (s. d.) und Uruguay gebildete theokratische Gemeinwesen, in dem sie unumschränkt herrschten. Als durch einen Tauschvergleich Spanien sieben Pfarrbezirke jenes Gebietes 1750 an Portugal überließ, bewog der Widerstand, den die Indianer unter Anführung der J. den portug. Truppen leisteten, die beteiligten Mächte, jenen Vergleich aufzuheben. Trotz ihres Leugnens kamen die J. in Portugal hierüber in eine peinliche Untersuchung, die noch nicht beendigt war, als 1758 ein meuchelmörderischer Angriff auf das Leben König Josephs I., welcher wahrscheinlich von ihnen veranlaßt war, ihre Austreibung (3. Sept. 1759) veranlaßte. Bis zu dieser ersten Niederlage zählte der Orden 24 Profeßhäuser, 669 Kollegien, 176 Seminarien, 61 Noviziathäuser, 335 Residenzen, 273 Missionen in heidnischen und prot. Ländern und 22 589 Glieder aller Grade.

Auch in Frankreich, wo der Minister Choiseul-Amboise sowohl als die Pompadour gegen die J. eingenommen waren, brachte ihnen der Handel, den sie allen päpstl. Befehlen zum Trotz fortführten, den Untergang. Seit 1743 hatten sie durch ihren Abgeordneten, den Pater Lavalette, unter dem Vorwande einer Mission zu Martinique ein Handelshaus angelegt, das den Vertrieb der Erzeugnisse dieser und der benachbarten westind. Inseln fast allein an sich zog. Als jedoch zwei Schiffe mit einer Ladung von 2 Mill. an Wert den Engländern in die Hände fielen, machte das Handelshaus Lioncy zu Marseille, an welches Lavalette diese Ladung an Zahlungsstatt gesendet hatte, weil die J. keinen Ersatz leisten wollten, einen Prozeß gegen sie anhängig, der nicht nur ihre Verurteilung zur vollen Entschädigung dieses Hauses, sondern auch die Aufdeckung anderer Mißbräuche ihres Ordens nach sich zog. Da Lorenz Ricci, ihr General, mit der Erklärung: «Entweder bleibe der Orden wie er ist, oder höre auf zu existieren» («Sint, ut sunt, aut non sint») jede Abänderung der Ordensverfassung verweigerte, hob ein königl. Dekret 1764 den Orden als eine bloß polit. Gesellschaft auf.

Aus Spanien wurden die J. 1767 durch den Minister Aranda und bald darauf auch aus Neapel, Parma und Malta verbannt, und zuletzt sprach Papst Clemens XIV. in der Bulle Dominus ac redemtor noster vom 21. Juli 1773 die völlige Aufhebung der Gesellschaft Jesu in allen Staaten der Christenheit aus. Diese Maßregel wurde allenthalben rasch und gewaltsam ausgeführt. Übrigens geschah den Exjesuiten weiter kein Leid, als daß sie ihre Häuser verlassen, ihr Ordenskleid ablegen, allen Verbindungen miteinander entsagen und sich entweder unter andere Orden oder unter die Aufsicht der Bischöfe begeben mußten. In Portugal wie in Spanien gestattete man ihnen keinen Aufenthalt, während sie im Kirchenstaate, in Oberitalien, in Deutschland, wo man bei ihrer Auflösung am schonendsten verfuhr, in Ungarn, Polen und selbst in Frankreich als Privatpersonen geduldet wurden. Auffallend mild zeigte sich Friedrich II. von Preußen gegen die J. Dieselben mußten zwar in den preuß. Staaten ihr Ordenskleid und ihre Verfassung aufgeben, durften sich aber unter dem Namen der Priester des königl. Schulinstituts dem Jugendunterricht widmen. Doch auch diese Anstalt hob Friedrich Wilhelm II. auf, und so blieb ihnen nur noch Rußland. Aus diesem Reiche hatte sie zwar schon Peter d. Gr. 1719 vertrieben; allein mit dem östl. Teile Polens wurden 1772 wieder mehrere Häuser ihres Ordens Rußland einverleibt. Die Kaiserin Katharina behielt sie auch, aus polit. Gründen, nach der Aufhebung bei, und Tschernyschews und Potemkins Gunst verschaffte ihnen sogar die Erlaubnis, 1782 einen Generalvikar zu wählen.

Inzwischen hatten sich die Umstände in Rom zu ihrem Vorteil geändert. Clemens XIV. war 1774 gestorben, und sein Nachfolger Pius VI. zeigte sich bald als Freund der noch nicht erloschenen Gesellschaft Jesu. Die Exjesuiten blieben angesehene Geistliche, denen wichtige Lehr- und Kirchenämter anvertraut wurden. Es gab ihrer in den achtziger Jahren außer Italien gegen 9000, die wahrscheinlich immer noch in fester Verbindung und unter geheimen Obern standen. Ein Versuch 1787, als Vicentiner wieder aufzuleben, schlug ihnen fehl. Die Väter des Glaubens aber, ein geistlicher Orden, den Paccanari, ein schwärmerischer Tiroler und ehemaliger päpstl. Soldat, unter dem Schutze der Erzherzogin Mariana 1795 meist aus Exjesuiten sammelte und mit Hilfe des Papstes als eine neue Gesellschaft Jesu unter veränderter Regel zu Rom in Thätigkeit setzte, wurden von den geheimen Obern der echten J. nie als ihresgleichen anerkannt. Desto mehr kam der Gesellschaft die Gunst Pius' VII. zu statten. Dieser bestätigte sie 1801 in Weißrußland und Litauen und stellte sie im stillen 1804 auf der Insel Sicilien wieder her. Seinen ersten freien Schritt nach dem Sturze Napoleons bezeichnete Pius VII. durch die Wiederherstellung des Ordens der J. für die ganze Christenheit in seiner vorigen Gestalt mittels der Bulle Sollicitudo omnium vom 7. Aug. 1814. Schon 11. Nov. 1814 erfolgte in Rom die feierliche Eröffnung ihres Noviziats. Auch traten sie daselbst 1824 in den Besitz des Collegium Romanum, und ihre Zahl mehrte sich zu Rom in wenigen Jahren sehr bedeutend. Als daselbst ihr Ordensgeneral, Pater Ludw. Fortis, im Jan. 1829 gestorben, wählte man 9. Juli desselben Jahres den Pater Joh. Roothaan zum General. Derselbe hatte 1853 den Pater Beckx als Ordensgeneral zum Nachfolger. Als dessen Nachfolger wurde 24. Sept. 1883 der bisherige Assistent der deutschen Nation, Antonius Anderledy (3. Juni 1819 zu Brieg

Jesuitenschulen. Der Jesuitenorden sucht seit seiner Gründung vor allem durch die Erziehung der Jugend für seine Zwecke zu wirken. Der Studiengang wurde durch die «Ratio et institutio studiorum societatis Jesu» (1588 entworfen, 1599 gedruckt) des Generals Claudius Aquaviva geregelt. Die Gelehrsamkeit, der Eifer und Fleiß, welche die Jesuiten auf ihre Schulen verwendeten, verschafften diesen bald großen Ruf, wozu der Verfall des Jugendunterrichts in den kath. Ländern und die durch die Schulverbesserungen der Protestanten auch unter den Katholiken angeregte Sehnsucht nach bessern Schulunterricht nicht wenig beitrugen. Die Schulen der Jesuiten waren teils Studia inferiora (Gymnasien), teils Studia superiora; eine vollständige Anstalt umfaßte beide. Die Studia inferiora zählten fünf Klassen, die aufwärts folgende Namen führten: infima, media, suprema classis Grammaticae, Humanitas, Rhetorica. In den drei Grammatikalklassen wurde die Grammatik gelehrt. In der Humanitätsklasse bezog sich der Unterricht einzig und allein auf Vorbereitung für die Beredsamkeit, die den Hauptgegenstand der Rhetorikklasse ausmachte. Der Unterricht in diesen Anstalten bezweckte nur die Erlernung der lat. Sprache, welche die Schüler nicht nur lesen und schreiben, sondern auch sprechen lernen sollten. Über den formalen Zweck des Sprachunterrichts kamen sie nicht hinaus. Cicero war das gesetzlich vorgeschriebene Muster für den Stil. Das Studium des classischen Altertums war dagegen völlig untergeordnet und absichtlich vernachlässigt. Die griech. Sprache wurde zwar gelehrt, aber die Leistungen waren gering; die Muttersprache wurde ganz zurückgesetzt. Die Studia superiora umfaßten den philos. und theol. Kursus. In jenem, welcher zwei bis drei Jahre dauerte, wurden Aristotelische Philosophie und Mathematik gelehrt; in diesem, welcher vierjährig war, und zu dem nur Fähige nach vollendetem philos. Kursus übergingen, erstreckte sich der Unterricht über die Heilige Schrift, die hebr. Sprache, scholast. Theologie und Casuistik. Auf die Zucht in den Schulen legte man großen Wert.

Die Leistungen der alten J. sind sehr verschieden beurteilt worden. In keinem Falle läßt sich leugnen, daß die Jesuiten die Zwecke, die sie beim Unterricht mit Konsequenz verfolgten, in einem hohen Grade erreichten. In der formalen Bildung durch das Latein haben sie viel geleistet. Mit der Aufhebung des Jesuitenordens durch Clemens XIV. 1773 wurden auch die Schulen derselben aufgehoben. Seit der Wiederherstellung des Ordens 1814 suchte sich derselbe da, wo er auftreten durfte, auch wiederum eifrigst des Jugendunterrichts teils mittelbar, teils durch Errichtung von eigenen Lehranstalten der mannigfachsten Art zu versichern. Diese modernen Jesuiteninstitute weichen zwar gemäß der veränderten Zeitbildung von den frühern J. wesentlich ab; aber der Grundzug der jesuit. Pädagogik, die Erziehung des Menschen im Interesse der jesuit. Zwecke, ist geblieben. In Belgien und Österreich liegt der höhere Unterricht großenteils in ihren Händen.

Jesuitenstil nennt man in der Baukunst diejenige Ausartung der Spätrenaissance, welche seit der Mitte des 17. Jahrh. vorzugsweise von den Jesuiten in ihren Bauten, Kirchen wie Palästen, angewendet worden ist. Das Charakteristische dieses Stils ist großartige, überladene Pracht besonders bei Dekoration der innern Räume. Das Organische der Architektur ist verschwunden; dafür hat das Ornament mit Anwendung von Architekturformen aller Art und willkürlichem Zierat überhand genommen. Säulen, Pilaster, Gesimse, Giebelfelder, Statuen, besonders Engelbüsten, Festons, Schnecken, Muscheln, Draperien, Wolken u. s. w. sind in willkürlichster, bedeutungsloser Weise neben- und übereinander gestellt. Dazu gesellt sich die reichste Anwendung von Vergoldung, Malerei und, besonders in Italien, der kostbarsten Materialien, wie Porphyr, bunter Marmor, Lapis lazuli u. s. w.

Jesus. Seit in der christl. Kirche der Sinn für ein geschichtliches Verständnis ihrer Ursprünge erwacht ist, regte sich in ihr das Bedürfnis, frei von den dogmatischen Voraussetzungen einer frühern Zeit das Lebensbild dessen, nach dessen Namen sie sich nennt, auf rein geschichtlichem Wege zu gewinnen. Je fester jedoch das unmittelbare Interesse, welches die Frömmigkeit an der Person Jesu Christi nahm, mit den kirchlich überlieferten Vorstellungen über ihn zusammengewachsen war, desto schwerer hielt es gerade auf diesem Gebiet, zu unangefochtenen Ergebnissen zu gelangen. Die neuerdings durch die Schriften von Renan, Schenkel und Strauß angebahnten Untersuchungen über das «Leben Jesu» beweisen zwar einerseits, wie mächtig das Verlangen nach einem wirklich geschichtlichen Bilde seiner Person sich wieder regt, andererseits aber zugleich, mit welchen Hindernissen, Vorurteilen und leidenschaftlichen Erregungen jeder Versuch, das Leben J. als ein wahrhaft menschliches verständlich zu machen, noch fortwährend zu kämpfen hat. Doch auch abgesehen hiervon, sind die Schwierigkeiten, die sich einem solchen, ebensowohl vom echt religiösen als vom wissenschaftlichen Standpunkte aus notwendigen Unternehmen entgegenstellen, bei der Beschaffenheit unserer Quellen so groß, daß wir wohl kaum jemals hoffen dürfen, sie völlig zu überwinden. Denn schon in den ältesten auf uns gekommenen Darstellungen ist das Bild Jesu Christi durch den Reflex desselben in der religiösen Vorstellung seiner ersten Bekenner, durch die Anschauungen und Erwartungen der von einer mächtigen religiösen Bewegung getragenen Urgemeinde, teilweise auch durch die Gegensätze und Parteimeinungen, welche die Entwickelung des apostolischen und nachapostolischen Zeitalters bedingten, hindurchgegangen.

Die Evangelien bieten zunächst nur geschichtliche Denkmäler der bestimmten Weise, in welcher sich jenes Bild in dem Geiste der Urkirche spiegelte; und wenn es auch noch vielfach möglich ist, durch fortschreitende Forschung zu den ursprünglichen Lehren, Thaten und Schicksalen J. zurückzugelangen, so muß man doch ebenso oft bei bloßer Wahrscheinlichkeit stehen bleiben und öfter noch anerkennen, daß die Quellen zu lückenhaft sind, um den ursprünglichen Sachverhalt festzustellen. Hierzu kommt, daß diese Quellen selbst durch die vielfachen Veränderungen hindurchgegangen sind, ehe sie ihre kirchlich überlieferte Gestalt erhielten, daß uns in ihnen kein einziger Bericht eines Augenzeugen erhalten ist, und daß gerade dasjenige Evangelium, dem man noch heute in konservativ-kirchlichen Kreisen die Abkunft von einem unmittelbaren Jünger J. zuzuschreiben pflegt, das Johannes-Evangelium, wegen seines ideellen Charakters am wenigsten von allen geeignet erscheint, der nüchternen Geschichtsforschung eine sichere Grundlage zu bieten. Aber auch über den Ursprung und das gegenseitige Verwandtschaftsverhältnis der relativ zuverlässigern Evangelienschriften ist die Kritik

geboren, seit 1838 Mitglied des Ordens) gewählt. In Modena wurde 1815 den J. ein Kollegium eingeräumt; zu gleicher Zeit fanden sie in Sardinien und Neapel Eingang.

In Spanien wurden die J. 29. Mai 1815 durch Ferdinand VII. wieder in den Besitz aller seit 1767 ihrem Orden in Spanien entzogenen Rechte und Güter eingesetzt. Der polit. Umschwung Spaniens im März 1820 hatte ihre abermalige Verbannung aus diesem Lande, die Herstellung der absoluten Gewalt 1823 wieder ihre Rückkehr zur Folge. Die 1835 erfolgte abermalige Aufhebung des Ordens hat seine Wirksamkeit nur vorübergehend unterbrochen. Portugal beharrte standhaft bei der Verordnung vom 3. Sept. 1759, welche die J. aus dem Reiche verwies. Dom Miguel stellte zwar 1832 die Gesellschaft Jesu wieder her, jedoch ohne Anspruch auf ihre früher besessenen Güter, Privilegien und Vorrechte. Durch Dom Pedro wurde, nachdem dieser 1833 Lissabon erobert, jenes Dekret aufgehoben, aber sie fanden Gelegenheit, sich später in Portugal wieder einzunisten. In Frankreich gewährte Ludwig XVIII. den J. Duldung, während der Julirevolution 1830 wurden sie vertrieben, blieben aber heimlich im Lande, bis 1845 der General sie abrief und die Regierung ihre Niederlassungen auflöste. Unter Napoleon III. gewannen sie von neuem Einfluß, bis infolge Dekrets vom 29. März 1880 etwa 2500 J. ausgewiesen wurden.

In Belgien, wo durch die J. zum Teil die Revolution von 1830 herbeigeführt ward, sind sie seit der Trennung dieses Staats von den Niederlanden immer heimischer geworden, sodaß es ihnen möglich wurde, zu Mecheln 4. Nov. 1834 eine Universität in ihrem Geiste zu eröffnen. In England besitzen sie seit dem Anfang des 19. Jahrh. zu Stonyhurst bei Preston in Lancashire und zu Hodderhouse Kollegien ihres Ordens mit Erziehungsanstalten, und ihre Rührigkeit hat in neuerer Zeit sich sehr bemerkbar gemacht. In Irland wurden 1825 Ordenshäuser und Schulen errichtet. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika haben die J. zu Georgetown ein Erziehungshaus, und ihre Zahl ist daselbst sehr im Zunehmen. In den Staaten Südamerikas haben sie unter den vielen polit. Umwälzungen mancherlei Verfolgungen erlitten, wußten sich aber stets wieder festzusetzen. In Rußland wurden die J. durch den Ukas vom 1. Jan. 1817 zunächst aus Petersburg und Moskau verwiesen, dann ihr Orden durch den Ukas vom 25. März 1820 für das ganze Russische Reich und Polen für immer aufgehoben. In der Schweiz war es der Kanton Freiburg, der schon 1818 ein Jesuitenkollegium wiederherstellte. Später gelang es den J., auch im Kanton Schwyz und hauptsächlich in Luzern Fuß zu fassen, wo indes ihre Berufung (Herbst 1844) zu einem Wendepunkt der gesamten eidgenössischen Entwickelung führte. (S. Schweiz.) Mit der Niederwerfung des Sonderbundes (1847) brach zugleich der Einfluß der J., und sie wurden aus der Schweiz ausgetrieben. In den deutschen Staaten waren vor 1848 die J. in Bayern als Redemptoristen (s. d.) geduldet; unter demselben Namen gründeten sie in Österreich Erziehungshäuser.

Die polit. Stürme von 1848 waren augenblicklich für die J. verhängnisvoll, doch wurden sie in Österreich förmlich wiederhergestellt, während man in Preußen, wo die Verfassung der kath. Kirche fast völlige Unabhängigkeit gewährt hatte, und in mehrern kleinern Staaten ihrer Thätigkeit freien Spielraum ließ. Sie benutzten diese Freiheit in so agitatorischer Weise, daß durch Reichsgesetz vom 4. Juli 1872 die J. und verwandten Orden (Redemptoristen, Lazaristen, Priester vom Heiligen Geiste und Gesellschaft vom Herzen Jesu) aus dem Deutschen Reich ausgewiesen wurden.

Innerhalb der kath. Kirche ist der Einfluß der J. besonders unter Pius IX. unheilvoll gewachsen. Durch die Verkündigung der unbefleckten Empfängnis (8. Dez. 1854) wurde eine alte Meinung der J. trotz der entgegenstehenden Behauptung der Franziskaner zum kirchlichen Dogma erhoben. Der Syllabus und die Encyclica vom 8. Dez. 1864 verkündeten die Grundsätze der J. Ihr Werk war auch das Vatikanische Konzil (1870) und die Verkündigung der päpstl. Unfehlbarkeit. Die Propaganda, in welcher die Missionsbischöfe beherbergt wurden, das Collegium Germanicum (das röm. Seminar zur Erziehung deutscher Theologen) und eine Reihe anderweiter einflußreicher Stellungen am päpstl. Hofe waren bereits in den Händen des Ordens; die Dominikaner, welche von alters her im Besitz der Kongregationen des Index und des heil. Offiziums waren, wurden durch ihren, den J. unbedingt ergebenen General Jandel völlig in der jesuitischen Richtung geleitet.

Die Gesellschaft Jesu verteilt sich in folgende 22 Provinzen: die englische, aragonische, österreichisch-ungarische, belgische, castilische, galizische, deutsche, irländische, lyoner, mexikanische, neapolitanische, niederländische, römische, sicilische und venetianische, dann die von Champagne, Francia, Maryland, Missouri, Neuyork, Turin und Toulouse benannten, oder in die fünf Assistenzen: Italien, Deutschland, Frankreich, Spanien und England. Die Assistenz England ist zusammengesetzt aus den Provinzen England, Irland, Maryland und Missouri; die Assistenz Deutschland aus der deutschen, österr.-ungar., galiz., belg. und holländ. Provinz; die Assistenz Frankreich aus den Provinzen Champagne, France, Lyon, Toulouse und Neuyork (abgezweigt von Lyon); zur Assistenz Spanien gehört auch die Provinz Mexiko. Im J. 1882 zählte der Orden im ganzen 11 058 Mitglieder, und zwar in Italien 1558, in Deutschland (d. h. Österreich-Ungarn und Belgien) 2875, in Frankreich nebst Kolonien 2798, in Spanien mit Mexiko 1933, in England und Nordamerika 1894.

Vgl. unter den von Carayon («Bibliographie historique de la Compagnie de Jésus», Par. 1864) vollständig verzeichneten Schriften über die Geschichte der J. besonders die von Wolf (2. Aufl., 4 Bde., Lpz. 1803), Scheffer (Par. 1804), de Prat (Par. 1826), Sylv. Jordan (Altona 1839), Dalla (Darmst. 1840), Ellendorf (Darmst. 1830), Kortüm (Mannh. 1843), Crétineau-Joly (6 Bde., Par. 1844—46), Sugenheim («Geschichte der J. in Deutschland», 2 Bde., Frankf. 1847), Laurent (Par. 1864), Nippold (Mannh. 1867), Zirngiebl («Studien über das Institut der Gesellschaft Jesu», Gotha 1870), von Schulte («Die neuern kath. Orden und Kongregationen», Berl. 1872), Thelemann («Der Jesuitenorden nach seiner Geschichte und seinen Grundsätzen», 2. Aufl., Detmold 1873), Pachtler («Der Jesuitenorden nach seiner Verfassung und Doktrin geschildert», Berl. 1873), Spuller (Par. 1876), Ranke («Die röm. Päpste in den letzten vier Jahrhunderten», 6. Aufl. 1874).

Jesuitenschulen. Der Jesuitenorden sucht seit seiner Gründung vor allem durch die Erziehung der Jugend für seine Zwecke zu wirken. Der Studiengang wurde durch die «Ratio et institutio studiorum societatis Jesu» (1588 entworfen, 1599 gedruckt) des Generals Claudius Aquaviva geregelt. Die Gelehrsamkeit, der Eifer und Fleiß, welche die Jesuiten auf ihre Schulen verwendeten, verschafften diesen bald großen Ruf, wozu der Verfall des Jugendunterrichts in den kath. Ländern und die durch die Schulverbesserungen der Protestanten auch unter den Katholiken angeregte Sehnsucht nach besserm Schulunterricht nicht wenig beitrugen. Die Schulen der Jesuiten waren teils Studia inferiora (Gymnasien), teils Studia superiora; eine vollständige Anstalt umfaßte beide. Die Studia inferiora zählten fünf Klassen, die aufwärts folgende Namen führten: infima, media, suprema classis Grammaticae, Humanitas, Rhetorica. In den drei Grammatikalklassen wurde die Grammatik gelehrt. In der Humanitätsklasse bezog sich der Unterricht einzig und allein auf Vorbereitung für die Beredsamkeit, die den Hauptgegenstand der Rhetorikklasse ausmachte. Der Unterricht in diesen Anstalten bezweckte nur die Erlernung der lat. Sprache, welche die Schüler nicht nur lesen und schreiben, sondern auch sprechen lernen sollten. Über den formalen Zweck des Sprachunterrichts kamen sie nicht hinaus. Cicero war das gesetzlich vorgeschriebene Muster für den Stil. Das Studium des classischen Altertums war dagegen völlig untergeordnet und absichtlich vernachlässigt. Die griech. Sprache wurde zwar gelehrt, aber die Leistungen waren gering; die Muttersprache wurde ganz zurückgesetzt. Die Studia superiora umfaßten den philos. und theol. Kursus. In jenem, welcher zwei bis drei Jahre dauerte, wurden Aristotelische Philosophie und Mathematik gelehrt; in diesem, welcher vierjährig war, und zu dem nur Fähige nach vollendetem philos. Kursus übergingen, erstreckte sich der Unterricht über die Heilige Schrift, die hebr. Sprache, scholast. Theologie und Casuistik. Auf die Zucht in den Schulen legte man großen Wert.

Die Leistungen der alten J. sind sehr verschieden beurteilt worden. In keinem Falle läßt sich leugnen, daß die Jesuiten die Zwecke, die sie beim Unterricht mit Konsequenz verfolgten, in einem hohen Grade erreichten. In der formalen Bildung durch das Latein haben sie viel geleistet. Mit der Aufhebung des Jesuitenordens durch Clemens XIV. 1773 wurden auch die Schulen derselben aufgehoben. Seit der Wiederherstellung des Ordens 1814 suchte sich derselbe da, wo er auftreten durfte, auch wiederum eifrigst des Jugendunterrichts teils mittelbar, teils durch Errichtung von eigenen Lehranstalten der mannigfachsten Art zu versichern. Diese modernen Jesuiteninstitute weichen zwar gemäß der veränderten Zeitbildung von den frühern J. wesentlich ab; aber der Grundzug der jesuit. Pädagogik, die Erziehung des Menschen im Interesse der jesuit. Zwecke, ist geblieben. In Belgien und Österreich liegt der höhere Unterricht großenteils in ihren Händen.

Jesuitenstil nennt man in der Baukunst diejenige Ausartung der Spätrenaissance, welche seit der Mitte des 17. Jahrh. vorzugsweise von den Jesuiten in ihren Bauten, Kirchen wie Palästen, angewendet worden ist. Das Charakteristische dieses Stils ist großartige, überladene Pracht besonders bei Dekoration der innern Räume. Das Organische der Architektur ist verschwunden; dafür hat das Ornament mit Anwendung von Architekturformen aller Art und willkürlichem Zierat überhand genommen. Säulen, Pilaster, Gesimse, Giebelfelder, Statuen, besonders Engelbüsten, Festons, Schnecken, Muscheln, Draperien, Wolken u. s. w. sind in willkürlichster, bedeutungsloser Weise neben- und übereinander gestellt. Dazu gesellt sich die reichste Anwendung von Vergoldung, Malerei und, besonders in Italien, der kostbarsten Materialien, wie Porphyr, bunter Marmor, Lapis lazuli u. s. w.

Jesus. Seit in der christl. Kirche der Sinn für ein geschichtliches Verständnis ihrer Ursprünge erwacht ist, regte sich in ihr das Bedürfnis, frei von den dogmatischen Voraussetzungen einer frühern Zeit das Lebensbild dessen, nach dessen Namen sie sich nennt, auf rein geschichtlichem Wege zu gewinnen. Je fester jedoch das unmittelbare Interesse, welches die Frömmigkeit an der Person Jesu Christi nahm, mit den kirchlich überlieferten Vorstellungen über ihn zusammengewachsen war, desto schwerer hielt es gerade auf diesem Gebiet, zu unangefochtenen Ergebnissen zu gelangen. Die neuerdings durch die Schriften von Renan, Schenkel und Strauß angebahnten Untersuchungen über das «Leben Jesu» beweisen zwar einerseits, wie mächtig das Verlangen nach einem wirklich geschichtlichen Bilde seiner Person sich wieder regt, andererseits aber zugleich, mit welchen Hindernissen, Vorurteilen und leidenschaftlichen Erregungen jeder Versuch, das Leben J. als ein wahrhaft menschliches verständlich zu machen, noch fortwährend zu kämpfen hat. Doch auch abgesehen hiervon, sind die Schwierigkeiten, die sich einem solchen, ebensowohl vom echt religiösen als vom wissenschaftlichen Standpunkte aus notwendigen Unternehmen entgegenstellen, bei der Beschaffenheit unserer Quellen so groß, daß wir wohl kaum jemals hoffen dürfen, sie völlig zu überwinden. Denn schon in den ältesten auf uns gekommenen Darstellungen ist das Bild Jesu Christi durch den Reflex desselben in der religiösen Vorstellung seiner ersten Bekenner, durch die Anschauungen und Erwartungen der von einer mächtigen religiösen Bewegung getragenen Urgemeinde, teilweise auch durch die Gegensätze und Parteimeinungen, welche die Entwickelung des apostolischen und nachapostolischen Zeitalters bedingten, hindurchgegangen.

Die Evangelien bieten zunächst nur geschichtliche Denkmäler der bestimmten Weise, in welcher sich jenes Bild in dem Geiste der Urkirche spiegelte; und wenn es auch noch vielfach möglich ist, durch fortschreitende Forschung zu den ursprünglichen Lehren, Thaten und Schicksalen J. zurückzugelangen, so muß man doch ebenso oft bei bloßer Wahrscheinlichkeit stehen bleiben und öfter noch anerkennen, daß die Quellen zu lückenhaft sind, um den ursprünglichen Sachverhalt festzustellen. Hierzu kommt, daß diese Quellen selbst durch die vielfachen Veränderungen hindurchgegangen sind, ehe sie ihre kirchlich überlieferte Gestalt erhielten, daß uns in ihnen kein einziger Bericht eines Augenzeugen erhalten ist, und daß gerade dasjenige Evangelium, dem man noch heute in konservativ-kirchlichen Kreisen die Abkunft von einem unmittelbaren Jünger J. zuzuschreiben pflegt, das Johannes-Evangelium, wegen seines ideellen Charakters am wenigsten von allen geeignet erscheint, der nüchternen Geschichtsforschung eine sichere Grundlage zu bieten. Aber auch über den Ursprung und das gegenseitige Verwandtschaftsverhältnis der relativ zuverlässigern Evangelienschriften ist die Kritik

noch lange nicht zu übereinstimmenden Ergebnissen gelangt. Bei dieser Sachlage wird die Forschung sich darein ergeben müssen, daß sie nicht sowohl eine eigentliche Biographie als vielmehr nur ein «Charakterbild» J. zu liefern im Stande ist. Sind wir auch über Thaten und Schicksale J. nur sehr unvollständig unterrichtet, so besitzen wir doch in seinen Reden und Aussprüchen, welche die drei ersten Evangelien überliefern, einen freilich bereits durch die Anschauungen einer spätern Zeit mehrfach entstellten, da und dort mit Zusätzen und Weiterbildungen umkleideten, aber in allem Wesentlichen echten Kern.

«Das Echteste des Echten», für die geschichtliche Würdigung des Selbstbewußtseins J. von unschätzbarem Werte, sind die in der sog. Bergpredigt (s. d.) zusammengestellten Sprüche. Aus ihnen, ebenso wie aus einer Reihe verwandter Gnomen und Gleichnisse können wir den innersten Mittelpunkt der Lehre J. erkennen. Sie sind der unmittelbarste, noch durch keine dogmatische Reflexion hindurchgegangene Ausdruck eines Gemüts, das wie kein anderer Mensch vor ihm und nach ihm in der religiösen Idee, als seinem eigentlichen Lebensinhalte, aufging, eines Gemüts, über welches ein tiefer innerer Friede, der Friede eines mit seinem Gott einigen, und in dieser Einigkeit heldenhaft starken, seiner selbst und des höchsten Ziels alles menschlichen Strebens unerschütterlich gewissen, darum auch wie kein anderes zur Verkündigung und Verwirklichung der ewigen göttlichen Heilsordnung befähigten und berufenen Lebens ausgebreitet liegt. Das Neue und Eigentümliche in dem Evangelium J. liegt eben in dieser idealen Vollendung der religiösen Idee, dieser vollkommen sichern Zusammenfassung des Höchsten und Größten, was als fromme Ahnung und sittliches Streben schon vorher in der Menschheit lebendig war, aber nicht in der Form einer Theorie, eines wohldurchdachten theol. Systems, sondern als unmittelbare und fast unwillkürliche Darstellung dessen, was als innere Gewißheit und eigenste persönliche Erfahrung in dem Selbstbewußtsein J. thatsächlich gegeben war. Die Predigt J. von der Ankunft und von den Ordnungen des göttlichen Reichs hat ihren Hintergrund in einem Gottesbewußtsein, das sich ebenso hoch über die gesetzliche Äußerlichkeit des jüd. Monotheismus als über die selbst bei den Philosophen noch tief in das Naturleben verflochtene Gottesidee der heidnischen Welt erhebt. Ihr sprechendster Ausdruck ist das Wort «der himmlische Vater», welches J. mit stillschweigender Beseitigung der alttestamentlichen Gottesnamen zur stehenden Benennung Gottes erhoben und dadurch in den Mittelpunkt des religiösen Bewußtseins gestellt hat. Wie dieses Wort das gleiche Gegründetsein alles menschlichen Lebens in seinem Dasein und Verlauf in der ewigen göttlichen Liebe hervorhebt, so bezeichnet es zugleich alle natürliche und sittliche Ordnung der Welt als von derselben Liebe getragen und alles ein Menschenherz allein befriedigende und beseligende Streben als allein in der Liebesgemeinschaft mit dem unendlichen Urquell des Lebens sich vollendend.

So schließt unmittelbar an den Vaternamen für Gott die Idee der Sohnschaft bei ihm als der höchste Ausdruck religiös-sittlicher Vollendung des Menschen sich an. In welchem Sinne er auch den Namen Menschensohn auf seine Person angewendet haben mag, jedenfalls hängt derselbe eng mit dem Sohnesverhältnis zusammen, in welchem er selbst zu dem himmlischen Vater stand, und welches er den Seinen nicht als ein metaphysisches Geheimnis seines eigenen Wesens, sondern als das rechte religiös-sittliche Verhältnis kennen lehrte, in das auch sie zu dem Vater treten könnten und sollten. Es ist die Idee der Gottähnlichkeit, der dem göttlichen Urbilde entsprechenden menschlichen Vollkommenheit, welche darin ausgesprochen und als deren ideale Vollendung das volle, ungeteilte Leben des Gemüts in Gott erscheint. In der Lehre vom Gottesreich (oder wie es im ersten Evangelium meist heißt: vom Himmelreich) ist nun die Sohnesidee als die Grundlage einer alle umfassenden religiös-sittlichen Gemeinschaft entwickelt. Wie diese das notwendige Ergänzungsglied zur Vateridee, so ist das göttliche Reich die konkrete Form, in welcher die Gottessohnschaft unter den Menschen sich verwirklicht. Die Bedingung des Eintritts in dieses Reich ist das tiefinnerliche Gefühl der eigenen Ohnmacht und Hilfsbedürftigkeit des natürlichen und gegenüber dem göttlichen Gesetze sündhaften Menschen, die reine Empfänglichkeit für den Beistand von oben, wie sie gerade bei den Armen, Gedrückten und Geringgeachteten in der Welt am ehesten angetroffen wird, die volle, ungeteilte, rückhaltlose Hingabe des ganzen Herzens an den göttlichen Willen und an das von Gottes Vaterhand den Menschen dargebotene Heil. In diesem Reiche gelten keinerlei äußere Vorzüge und Unterschiede der Menschen, sondern nur die rein sittliche Gesinnung als solche, welche nicht das Ihre sucht, die Sanftmut und Herzensreinheit, die Friedfertigkeit und der demütige Kindessinn, vor allem aber die Selbstverleugnung, welche freudig bereit ist alles daranzugeben, wenn dieses Opfer im Dienste des Reichs gefordert wird. Dies ist die «Gerechtigkeit» des göttlichen Reichs, nach welcher die Menschen vor allem zu trachten haben. Dieses Reich schildert er in einer Reihe von herrlichen Gleichnissen, bald in seinem alle andern Güter unendlich übertreffenden Werte, bald in seinem äußern und innern, die ganze Welt und das ganze Menschenleben nach allen seinen sittlichen Beziehungen hin umspannenden und durchdringenden Wachstum, bald wieder in seinen äußern, je nach der menschlichen Empfänglichkeit verschiedenen Erfolgen und seiner durch menschliche Sünde wohl zeitweilig getrübten, aber alles Böse in der Welt sicher ausscheidenden und bewältigenden Verwirklichung.

Es leuchtet ein, daß auf der idealen Höhe dieses Standpunktes alle jene äußern Unterschiede nicht in Betracht kommen, welche Abstammung und Geburt, Lebensstellung, Stand und Beruf unter den Menschen aufgerichtet haben. Gerade die Geringen dieser Welt, die Armen und Verachteten sind am besten befähigt, in dasselbe einzutreten. In diesem Reiche sind alle gleich, Söhne des himmlischen Vaters, Brüder untereinander, keiner darf hier sich Herr oder Meister nennen oder über die andern sich erheben, sondern wer sich selbst erniedrigt wird hier erhöht, und wer am meisten dient, nimmt die höchste Stelle. Früheres Eintreten und längeres Wirken begründet keinen höhern Lohn; der scheinbaren äußern Bereitwilligkeit, dem göttlichen Willen sich zu fügen, dem Tugendstolz und der heuchlerischen Frömmigkeit geht selbst der offenbare Ungehorsam noch voran: selbstgerechten Pharisäer und Schriftgelehrten, des Arztes nicht bedürfen, bleiben draußen, Zöllner und Sünder, welche Buße thun, zur Aufnahme. Gerade die Verlorenen zu suchen des himmlischen Vaters unablässige Sorge:

aussprach. Der Orden rächte sich dafür an den Jansenisten (s. d.) durch die von den jesuitischen Beichtvätern Ludwigs XIV., Lachaise und Letellier, ausgewirkten königl. Dekrete und durch die Bulle Unigenitus (s. d.). Besonders berüchtigt ist der jesuitische Probabilismus geworden, welcher alles erlaubte, was sich mit wahrscheinlichen Meinungen verteidigen ließ und ein förmliches System von Beschönigungen für Meineide und Verbrechen aller Art aufstellte, bald durch willkürliche Wortverdrehungen, bald durch zweideutige Ausdrücke und verwirrende Auslegungen, bald gar durch heimliche Vorbehalte (reservationes mentales), wobei man sich nur etwas anderes zu denken brauchte als man sagte und that, um wegen der gröbsten Sünden vor sich selbst gerechtfertigt zu sein. Die Seichtigkeit ihrer Lehrart, das theatralische Unwesen ihrer Schulen, Ärgernisse ihres sittlichen Lebens, wie sie namentlich in dem skandalösen Prozeß des Jesuiten Girard (1731) zu Tage kamen, außerdem die von ihnen betriebenen Handelsspekulationen steigerten die Opposition gegen sie. Derartigen Spekulationen diente namentlich auch das von ihnen unter span. Hoheit aus den Indianern in Paraguay (s. d.) und Uruguay gebildete theokratische Gemeinwesen, in dem sie unumschränkt herrschten. Als durch einen Tauschvergleich Spanien sieben Pfarrbezirke jenes Gebietes 1750 an Portugal überließ, bewog der Widerstand, den die Indianer unter Anführung der J. den portug. Truppen leisteten, die beteiligten Mächte, jenen Vergleich aufzuheben. Trotz ihres Leugnens kamen die J. in Portugal hierüber in eine peinliche Untersuchung, die noch nicht beendigt war, als 1758 ein meuchelmörderischer Angriff auf das Leben König Josephs I., welcher wahrscheinlich von ihnen veranlaßt war, ihre Austreibung (3. Sept. 1759) veranlaßte. Bis zu dieser ersten Niederlage zählte der Orden 24 Profeßhäuser, 669 Kollegien, 176 Seminarien, 61 Noviziathäuser, 335 Residenzen, 273 Missionen in heidnischen und prot. Ländern und 22589 Glieder aller Grade.

Auch in Frankreich, wo der Minister Choiseul-Amboise sowohl als die Pompadour gegen die J. eingenommen waren, brachte ihnen der Handel, den sie allen päpstl. Befehlen zum Trotz fortführten, den Untergang. Seit 1743 hatten sie durch ihren Abgeordneten, den Pater Lavalette, unter dem Vorwande einer Mission zu Martinique ein Handelshaus angelegt, das den Vertrieb der Erzeugnisse dieser und der benachbarten westind. Inseln fast allein an sich zog. Als jedoch zwei Schiffe mit einer Ladung von 2 Mill. an Wert den Engländern in die Hände fielen, machte das Handelshaus Lioncy zu Marseille, an welches Lavalette diese Ladung an Zahlungsstatt gesendet hatte, weil die J. keinen Ersatz leisten wollten, einen Prozeß gegen sie anhängig, der nicht nur ihre Verurteilung zur vollen Entschädigung dieses Hauses, sondern auch die Aufdeckung anderer Mißbräuche ihres Ordens nach sich zog. Da Lorenz Ricci, ihr General, mit der Erklärung: «Entweder bleibe der Orden wie er ist, oder höre auf zu existieren» («Sint, ut sunt, aut non sint») jede Abänderung der Ordensverfassung verweigerte, hob ein königl. Dekret 1764 den Orden als eine bloß polit. Gesellschaft auf.

Aus Spanien wurden die J. 1767 durch den Minister Aranda und bald darauf auch aus Neapel, Parma und Malta verbannt, und zuletzt sprach Papst Clemens XIV. in der Bulle Dominus ac redemtor noster vom 21. Juli 1773 die völlige Aufhebung der Gesellschaft Jesu in allen Staaten der Christenheit aus. Diese Maßregel wurde allenthalben rasch und gewaltsam ausgeführt. Übrigens geschah den Exjesuiten weiter kein Leid, als daß sie ihre Häuser verlassen, ihr Ordenskleid ablegen, allen Verbindungen miteinander entsagen und sich entweder unter andere Orden oder unter die Aufsicht der Bischöfe begeben mußten. In Portugal wie in Spanien gestattete man ihnen keinen Aufenthalt, während sie im Kirchenstaate, in Oberitalien, in Deutschland, wo man bei ihrer Auflösung am schonendsten verfuhr, in Ungarn, Polen und selbst in Frankreich als Privatpersonen geduldet wurden. Auffallend mild zeigte sich Friedrich II. von Preußen gegen die J. Dieselben mußten zwar in den preuß. Staaten ihr Ordenskleid und ihre Verfassung aufgeben, durften sich aber unter dem Namen der Priester des königl. Schulinstituts dem Jugendunterricht widmen. Doch auch diese Anstalt hob Friedrich Wilhelm II. auf, und so blieb ihnen nur noch Rußland. Aus diesem Reiche hatte sie zwar schon Peter d. Gr. 1719 vertrieben; allein mit dem östl. Teile Polens wurden 1772 wieder mehrere Häuser ihres Ordens Rußland einverleibt. Die Kaiserin Katharina behielt sie auch, aus polit. Gründen, nach der Aufhebung bei, und Tschernyschews und Potemkins Gunst verschaffte ihnen sogar die Erlaubnis, 1782 einen Generalvikar zu wählen.

Inzwischen hatten sich die Umstände in Rom zu ihrem Vorteil geändert. Clemens XIV. war 1774 gestorben, und sein Nachfolger Pius VI. zeigte sich bald als Freund der noch nicht erloschenen Gesellschaft Jesu. Die Exjesuiten blieben angesehene Geistliche, denen wichtige Lehr- und Kirchenämter anvertraut wurden. Es gab ihrer in den achtziger Jahren außer Italien gegen 9000, die wahrscheinlich immer noch in fester Verbindung und unter geheimen Obern standen. Ein Versuch 1787, als Vicentiner wieder aufzuleben, schlug ihnen fehl. Die Väter des Glaubens aber, ein geistlicher Orden, den Paccanari, ein schwärmerischer Tiroler und ehemaliger päpstl. Soldat, unter dem Schutze der Erzherzogin Mariana 1795 meist aus Exjesuiten sammelte und mit Hilfe des Papstes als eine neue Gesellschaft Jesu unter veränderter Regel zu Rom in Thätigkeit setzte, wurden von den geheimen Obern der echten J. nie als ihresgleichen anerkannt. Desto mehr kam der Gesellschaft die Gunst Pius' VII. zu statten. Dieser bestätigte sie 1801 in Weißrußland und Litauen und stellte sie im stillen 1804 auf der Insel Sicilien wieder her. Seinen ersten freien Schritt nach dem Sturze Napoleons bezeichnete Pius VII. durch die Wiederherstellung des Ordens der J. für die ganze Christenheit in seiner vorigen Gestalt mittels der Bulle Sollicitudo omnium vom 7. Aug. 1814. Schon 11. Nov. 1814 erfolgte in Rom die feierliche Eröffnung ihres Noviziats. Auch traten sie daselbst 1824 in den Besitz des Collegium Romanum, und ihre Zahl mehrte sich zu Rom in wenigen Jahren sehr bedeutend. Als daselbst ihr Ordensgeneral, Pater Ludw. Fortis, im Jan. 1829 gestorben, wählte man 9. Juli desselben Jahres den Pater Joh. Roothaan zum General. Derselbe hatte 1853 den Pater Beckx als Ordensgeneral zum Nachfolger. Als dessen Nachfolger wurde 24. Sept. 1883 der bisherige Assistent der deutschen Nation, Antonius Anderledy (3. Juni 1819 zu Brieg

Anlehnung an alttestamentliche Vorbilder als der Messias auf und bleibt, im festen Vertrauen auf den Beistand des Vaters, bei dem Bekenntnis seines Messiasberufs, auch der obersten geistlichen Behörde in Jerusalem gegenüber, die ihn, wie er voraus wußte, dafür als Gotteslästerer in den Tod schickt. Er ist seiner Sache so unerschütterlich gewiß, daß er freudig auch Leiden und Schmach, in den Verbrechertod am Kreuze auf sich nimmt: der Vater, dessen Reich zu verkünden er gekommen ist, wird ihn, das muß er erwarten, um die Sache dieses Reichs hinauszuführen, auch von den Toten erwecken und herrlich zurückführen.

Gegenüber der unerschöpflichen Größe dieses Selbstbewußtseins, die in sich selbst die Bürgschaft trägt für die bleibend grundlegende Bedeutung seiner Person auf jede erdenkliche Zukunft der religiösen Entwickelung der Menschheit hinaus, wäre es kleinlich, über etwas mehr oder weniger von äußern biographischen Nachrichten über seine Schicksale und Thaten sich zu ereifern. Dieses Selbstbewußtsein ist kein Mythus, möchten noch so viele Einzelheiten seines Lebens in mythischen Nebel gehüllt oder die lehrhafte Dichtung in der Gemeinde hinzugethan sein. Auch diese Mythen und Dichtungen selbst sind gerade in ihrer strahlenden Schönheit der Reflex eines Lebens, das weit reicher und größer war, als es die fromme Phantasie jemals sich ausmalen kann. Mögen alle jene Wunder, die uns berichtet werden, als von ihm gethan oder an ihm geschehen, der schärfsten kritischen Prüfung anheimfallen (die Wissenschaft hat auch ihnen gegenüber keinen andern Maßstab als die allgemeinen Gesetze rein geschichtlicher Forschung); wie groß muß doch der gewesen sein, von dem man nur so Außerordentliches erwarten und glauben konnte, dessen Bild man nur in solchem Verklärungsglanze würdig meinte malen zu können! Wenn irgend etwas wunderbar heißen darf, so bleibt seine Person und sein Wirken das größte Wunder der Geschichte. Dieser seiner einzigen Größe gegenüber nimmt sich doch alles, was man über sein äußeres Leben feststellen kann, auch bei dem denkbar größten Vertrauen in die Zuverlässigkeit unserer Berichte, sehr ärmlich aus.

Der äußere Rahmen seiner Lebensgeschichte bezeichnet fast nur die Stelle, wo er auftrat, um den Geschicken der Menschheit neue Bahnen zu weisen. Ein armer Zimmermannssohn aus Nazareth, unter dürftigen Umständen aufgewachsen, in stiller Verborgenheit lebend, bis der Geist in ihm ihn erst zum Taufwasser im Jordan, dann zum einsamen Nachdenken in die Wüste, dann mitten in das Gewühl des Lebens hineinführt, um in den volkreichen Umgebungen des Galiläischen Sees mit der Botschaft vom Gottesreich aufzutreten; der verhältnismäßig kurze Zeit, vielleicht nicht viel länger als ein Jahr, heilend und lehrend umherzieht, zuerst in den Städten am See, danach, als er hier wenig Glauben findet, im ganzen Lande Galiläa bis zu den Grenzen Phöniziens und Samariens hin, bei seinem ersten Auftreten eine sturmartige Bewegung der Geister erregend, bald immer heftiger angefeindet von den geistlichen Führer des Volks, gegen die er die schärfsten Pfeile seiner Rede richtet, von den wankelmütigen Volksmassen bald angestaunt und umlagert, bald wieder verlassen, vergessen oder verfolgt, und nur von einem kleinen Kreise von Jüngern umgeben, denen es vergönnt war, tief in sein Inneres zu blicken, und die in guten und bösen Tagen treu zu ihm hielten; zuletzt, als die Entscheidung naht, diese selbst am Sitze der theokratischen Macht in Jerusalem aufsuchend, vom Volke noch einmal einen Augenblick jubelnd begrüßt und dann aufgegeben für immer, trotz aller Gefahren, die ihn umdräuen, freimütig im Tempel lehrend und jedem, der ihm naht, schlagfertig Rede stehend, zuletzt verraten, gefangen, gegeißelt und verhöhnt, als Verbrecher verurteilt, ausgeliefert an die röm. Obrigkeit und als Aufrührer ans Kreuz geschlagen: das ist in wenigen Zügen der einfache Verlauf seiner äußern Lebensgeschichte.

Aber hinter dieser geringen Erscheinung leuchtet eine geistige Größe auf, wie sie die Welt vorher und nachher nie wieder sah, ein Leben von unerschöpflich reichem innern Gehalt, von dem eine Macht ausging, welche die Menschheit erneute, und die noch heute, nach fast zwei Jahrtausenden, trotz alles Widerstrebens die erste geistige Macht in der Geschichte ist. Es offenbart sich hier, daß das, was die Geschicke der Welt regiert, nicht der äußere Erfolg oder die Gewalt noch so staunenswerter äußerer Ereignisse ist, nicht die Macht, welche über unermeßliche Schätze und Heerscharen gebietet, auch nicht die zähe, an eingewurzelten Vorurteilen sich festklammernde Gewohnheit, auch nicht das Genie, welches sich blitzartig neue Hilfsquellen eröffnet, nicht der Verstand, welcher die verborgensten Geheimnisse des Naturlebens bloßlegt, nicht die Ideenfülle der Kunst, der Scharfsinn der Wissenschaft oder der blendende Witz, sondern die selbstverleugnende Hingabe des Herzens an die ewigen sittlichen Ordnungen Gottes in der Welt, das äußerlich unscheinbare, aber innerlich unerschöpfliche Gemütsleben in Gott, das Leben im Ewigen und das Streben zum Ewigen hin, aus dem alles Endliche stammt, die sittlich-religiöse Idee und ihre Verkörperung im persönlichen Bewußtsein und Wollen. Der arme Zimmermann von Nazareth hat nicht gehabt, wo er sein Haupt hinlegen konnte, und zwei Jahrtausende hat die Menschheit in ihm den fleischgewordenen Gott, ihr himmlisches Haupt und ihren ewigen König gesehen, und noch heute kennt die Geschichte keinen größern Namen als den seinen.

Die wichtigsten neuern Schriften über das Leben J. sind von Strauß («Das Leben J. kritisch bearbeitet», 2 Bde., Tüb. 1835; 2. Aufl. 1840; neu «Das Leben J. für das deutsche Volk bearbeitet», 4. Aufl., Bonn 1877), Hase («Leben J.», 5. Aufl., Lpz. 1865, und «Geschichte J.», Lpz. 1876), Renan («Vie de Jésus», Par. 1863; 15. Aufl. 1877; deutsch, 3. Aufl., Lpz. 1870), Schenkel («Das Charakterbild J.», 4. Aufl., Wiesb. 1873), Schleiermacher (Berl. 1864), Weizsäcker («Untersuchungen über die evang. Geschichte», Gotha 1864), Keim («J. von Nazara», 3 Bde., Zür. 1867—72, und «Geschichte J.», 2. Aufl., Zür. 1874), Wittichen («Das Leben J. in urkundlicher Darstellung», Jena 1876), Weiß («Das Leben J.», 2. Aufl., Berl. 1883). (S. Christus und Christentum.)

Jesus-Christus-Orden, in Brasilien vom Kaiser Pedro II. am 9. Sept. 1843 gestiftet, zerfällt in Großkreuze, Kommandeure und Ritter; die Dekoration ist die nämliche, wie die des Christusordens in Portugal, und wird auch an demselben Bande, jedoch mit Blau umsäumt, getragen.

Jesus-Christus-Wurzel, s. Adlerfarn.

Jesus Maria, Silberminen bei Cosiguiriachi (s. d.) im mexik. Staate Chihuahua.

Jesus-Namensfest, Gedächtnisfeier Jesu, um 1721 vom Papst Innocenz XIII. zu einem

Jesuitenschulen. Der Jesuitenorden sucht seit seiner Gründung vor allem durch die Erziehung der Jugend für seine Zwecke zu wirken. Der Studiengang wurde durch die «Ratio et institutio studiorum societatis Jesu» (1588 entworfen, 1599 gedruckt) des Generals Claudius Aquaviva geregelt. Die Gelehrsamkeit, der Eifer und Fleiß, welche die Jesuiten auf ihre Schulen verwendeten, verschafften diesen bald großen Ruf, wozu der Verfall des Jugendunterrichts in den kath. Ländern und die durch die Schulverbesserungen der Protestanten auch unter den Katholiken angeregte Sehnsucht nach besserm Schulunterricht nicht wenig beitrugen. Die Schulen der Jesuiten waren teils Studia inferiora (Gymnasien), teils Studia superiora; eine vollständige Anstalt umfaßte beide. Die Studia inferiora zählten fünf Klassen, die aufwärts folgende Namen führten: infima, media, suprema classis Grammaticae, Humanitas, Rhetorica. In den drei Grammatikalklassen wurde die Grammatik gelehrt. In der Humanitätsklasse bezog sich der Unterricht einzig und allein auf Vorbereitung für die Beredsamkeit, die den Hauptgegenstand der Rhetorikklasse ausmachte. Der Unterricht in diesen Anstalten bezweckte nur die Erlernung der lat. Sprache, welche die Schüler nicht nur lesen und schreiben, sondern auch sprechen lernen sollten. Über den formalen Zweck des Sprachunterrichts kamen sie nicht hinaus. Cicero war das gesetzlich vorgeschriebene Muster für den Stil. Das Studium des classischen Altertums war dagegen völlig untergeordnet und absichtlich vernachlässigt. Die griech. Sprache wurde zwar gelehrt, aber die Leistungen waren gering; die Muttersprache wurde ganz zurückgesetzt. Die Studia superiora umfaßten den philos. und theol. Kursus. In jenem, welcher zwei bis drei Jahre dauerte, wurden Aristotelische Philosophie und Mathematik gelehrt; in diesem, welcher vierjährig war, und zu dem nur Fähige nach vollendetem philos. Kursus übergingen, erstreckte sich der Unterricht über die Heilige Schrift, die hebr. Sprache, scholast. Theologie und Casuistik. Auf die Zucht in den Schulen legte man großen Wert.

Die Leistungen der alten J. sind sehr verschieden beurteilt worden. In keinem Falle läßt sich leugnen, daß die Jesuiten die Zwecke, die sie beim Unterricht mit Konsequenz verfolgten, in einem hohen Grade erreichten. In der formalen Bildung durch das Latein haben sie viel geleistet. Mit der Aufhebung des Jesuitenordens durch Clemens XIV. 1773 wurden auch die Schulen derselben aufgehoben. Seit der Wiederherstellung des Ordens 1814 suchte sich derselbe da, wo er auftreten durfte, auch wiederum eifrigst des Jugendunterrichts teils mittelbar, teils durch Errichtung von eigenen Lehranstalten der mannigfachsten Art zu versichern. Diese modernen Jesuiteninstitute weichen zwar gemäß der veränderten Zeitbildung von den frühern J. wesentlich ab; aber der Grundzug der jesuit. Pädagogik, die Erziehung des Menschen im Interesse der jesuit. Zwecke, ist geblieben. In Belgien und Österreich liegt der höhere Unterricht großenteils in ihren Händen.

Jesuitenstil nennt man in der Baukunst diejenige Ausartung der Spätrenaissance, welche seit der Mitte des 17. Jahrh. vorzugsweise von den Jesuiten in ihren Bauten, Kirchen wie Palästen, angewendet worden ist. Das Charakteristische dieses Stils ist großartige, überladene Pracht besonders bei Dekoration der innern Räume. Das Organische der Architektur ist verschwunden; dafür hat das Ornament mit Anwendung von Architekturformen aller Art und willkürlichem Zierat überhand genommen. Säulen, Pilaster, Gesimse, Giebelfelder, Statuen, besonders Engelbüsten, Festons, Schnecken, Muscheln, Draperien, Wolken u. s. w. sind in willkürlichster, bedeutungsloser Weise neben- und übereinander gestellt. Dazu gesellt sich die reichste Anwendung von Vergoldung, Malerei und, besonders in Italien, der kostbarsten Materialien, wie Porphyr, bunter Marmor, Lapis lazuli u. s. w.

Jesus. Seit in der christl. Kirche der Sinn für ein geschichtliches Verständnis ihrer Ursprünge erwacht ist, regte sich in ihr das Bedürfnis, frei von den dogmatischen Voraussetzungen einer frühern Zeit das Lebensbild dessen, nach dessen Namen sie sich nennt, auf rein geschichtlichem Wege zu gewinnen. Je fester jedoch das unmittelbare Interesse, welches die Frömmigkeit an der Person Jesu Christi nahm, mit den kirchlich überlieferten Vorstellungen über ihn zusammengewachsen war, desto schwerer hielt es gerade auf diesem Gebiet, zu unangefochtenen Ergebnissen zu gelangen. Die neuerdings durch die Schriften von Renan, Schenkel und Strauß angebahnten Untersuchungen über das «Leben Jesu» beweisen zwar einerseits, wie mächtig das Verlangen nach einem wirklich geschichtlichen Bilde seiner Person sich wieder regt, andererseits aber zugleich, mit welchen Hindernissen, Vorurteilen und leidenschaftlichen Erregungen jeder Versuch, das Leben J. als ein wahrhaft menschliches verständlich zu machen, noch fortwährend zu kämpfen hat. Doch auch abgesehen hiervon, sind die Schwierigkeiten, die sich einem solchen, ebensowohl vom echt religiösen als vom wissenschaftlichen Standpunkte aus notwendigen Unternehmen entgegenstellen, bei der Beschaffenheit unserer Quellen so groß, daß wir wohl kaum jemals hoffen dürfen, sie völlig zu überwinden. Denn schon in den ältesten auf uns gekommenen Darstellungen ist das Bild Jesu Christi durch den Reflex desselben in der religiösen Vorstellung seiner ersten Bekenner, durch die Anschauungen und Erwartungen der von einer mächtigen religiösen Bewegung getragenen Urgemeinde, teilweise auch durch die Gegensätze und Parteimeinungen, welche die Entwickelung des apostolischen und nachapostolischen Zeitalters bedingten, hindurchgegangen.

Die Evangelien bieten zunächst nur geschichtliche Denkmäler der bestimmten Weise, in welcher sich jenes Bild in dem Geiste der Urkirche spiegelte; und wenn es auch noch vielfach möglich ist, durch fortschreitende Forschung zu den ursprünglichen Lehren, Thaten und Schicksalen J. zurückzugelangen, so muß man doch ebenso oft bei bloßer Wahrscheinlichkeit stehen bleiben und öfter noch anerkennen, daß die Quellen zu lückenhaft sind, um den ursprünglichen Sachverhalt festzustellen. Hierzu kommt, daß diese Quellen selbst durch die vielfachen Veränderungen hindurchgegangen sind, ehe sie ihre kirchlich überlieferte Gestalt erhielten, daß uns in ihnen kein einziger Bericht eines Augenzeugen erhalten ist, und daß gerade dasjenige Evangelium, dem man noch heute in konservativ-kirchlichen Kreisen die Abkunft von einem unmittelbaren Jünger J. zuzuschreiben pflegt, das Johannes-Evangelium, wegen seines ideellen Charakters am wenigsten von allen geeignet erscheint, der nüchternen Geschichtsforschung eine sichere Grundlage zu bieten. Aber auch über den Ursprung und das gegenseitige Verwandtschaftsverhältnis der relativ zuverlässigern Evangelienschriften ist die Kritik

an. Wie früher karge Mittel, so störte später der Überfluß die Verfolgung des Zwecks der Gesellschaft. Das Stiftungsvermögen wurde in Festen verpraßt, in Geschenken an die Mitglieder vergeudet, sodaß endlich der Akademiker Laloubère von Toulouse den König Ludwig XIV. um Umgestaltung der Gesellschaft in eine Akademie bat. Als solche führte sie seit 1695 den Namen Académie des jeux floraux; der König ernannte ihr einen Kanzler, 35 Mainteneurs oder Richter und 20 Maîtres. Das Einkommen derselben wurde auf 1400 Livres bestimmt, wovon 1000 zur Anschaffung von Preisblumen und 400 zur Bestreitung der Festkosten und anderer Ausgaben verwendet werden sollten. Den ersten Preis, ein goldenes Tausendschön (Amaranthe), gewann die beste Ode; die andern drei waren wie früher ein Veilchen, eine wilde Rose und eine Ringelblume von Silber. Die silberne Rose wurde 1745 in eine goldene umgewandelt; zugleich wurde bestimmt, daß, wer sie dreimal errungen, zum Maître ès jeux floraux ernannt werden solle. Jeder, ohne Unterschied des Landes und Geschlechts, durfte sich um die Preise bewerben. Im J. 1773 wurde das Kanzleramt abgeschafft, das Siegel der Gesellschaft einem beständigen Sekretär, das Präsidium einem alle drei Monate unter den Mitgliedern durch das Los gewählten Modérateur anvertraut. Diese Einrichtungen haben sich fast unverändert bis heute erhalten und nur durch die Revolutionsstürme von 1790—1806 eine Störung erlitten. Das seit 1696 erscheinende «Recueil annuel de l'académie» erlitt um 1700—3 und 1790—1806 Unterbrechungen. Vgl. Poitevin Peitavi, «Mémoire pour servir à l'histoire des jeux floraux» (Toulouse 1815). Eine jüngere Entwickelungsphase der Jeux floraux sind die jährlichen poetischen Feste südfranz. Städte, bei denen besonders in südfranz. Mundarten dichtende Sänger (Felibres = qui fait des livres) mit litterarischen Erzeugnissen um Blumen und andere Preise in Wettbewerb treten. Vgl. Böhmer, «Die provençal. Poesie der Gegenwart» (Heilbr. 1876).

Jever, Hauptstadt des Jeverlandes im Großherzogtum Oldenburg, 13 km von der Meeresküste, an der Linie Sande-J. der Oldenburger Staatsbahn und am Sieltief, einem schiffbaren, nach dem Hafen Hooksiel führenden Kanal, ist Sitz eines Amts und Amtsgerichts und zählt (1880) 5306 meist prot. E. Der Ort hat, seitdem die Festungswälle abgetragen und in Anlagen verwandelt worden, ein sehr freundliches Ansehen erhalten. Unter den Gebäuden verdienen, außer den zwei Kirchen, die Synagoge, das Sophienstift, das Rathaus, das Schloß mit einer aus dem 16. Jahrh. stammenden kunstvoll geschnitzten Decke im Audienzsaal und das im 16. Jahrh. gestiftete Mariengymnasium mit ansehnlicher Bibliothek Erwähnung. Die prot. Kirche enthält das in Künstlerkreisen bekannte Edo Wiemken-Grabmal. Der Gewerbfleiß erstreckt sich besonders auf Lederbereitung, Bierbrauerei und Ziegelbrennerei. Der Handel ist ziemlich belebt; die Pferde- und Rindviehmärkte sind bedeutend. Der Hafen der Stadt liegt bei Hooksiel (s. d.). Die Stadt J. zählt zu den ältesten Orten Frieslands und soll schon im 6. Jahrh. bestanden haben.

Das Jeverland, ein Teil des alten Friesland, bildete von jeher wie noch jetzt eine eigene Herrschaft (Erbherrschaft Jever). Dasselbe besteht teils aus sterilem Sandboden, teils aus fruchtbarer Marsch, welche durch eine Menge Siele oder Schleusen des überflüssigen Wassers sich entledigt, zugleich aber durch künstliche Deiche vor dem eindringenden Meere gesichert ist. Im Mittelalter zerfiel das Land in die drei Häuptlingsschaften Östringen, Rüstringen und Wangerland, welche 1359 in Edo Wymken ein gemeinsames Oberhaupt erhielten und unter diesem Herrschergeschlecht blieben, bis die Erbtochter Maria, die ihr Land 1532 dem brüsseler Lehnhof aufgetragen hatte, dasselbe 1573 testamentarisch an den Grafen Johann XVI. von Oldenburg vererbte. Des letztern Sohn, mit welchem das alte oldenb. Haus 1667 ausstarb, vermachte das Land seinem Schwestersohn, dem Fürsten Johann von Anhalt-Zerbst. Bei dem Aussterben dieses Hauses 1793 kam es als Kunkellehn an die Kaiserin Katharina II. von Rußland, einer geborenen Prinzessin von Anhalt-Zerbst, die hierdurch Sitz und Stimme auf dem Deutschen Reichstage erhielt. Kaiser Alexander I. trat es 1807 an Holland ab; 1818 wurde es zum Großherzogtum Oldenburg geschlagen. Vgl. «Ammerland. Jeverland im Großherzogtum Oldenburg» (Schlesw. 1865); Vornfand, «Kurzer Abriß der Geschichte Jeverlands» (Oldenb. 1875).

Jevons (William Stanley), engl. Philosoph und Nationalökonom, geb. 1835 in Liverpool, ging 19jährig nach Australien, wo er bis 1859 an der Münze in Sydney angestellt war, graduierte 1862 an der Universität London und wurde 1866 zum Professor der Logik, der Moralphilosophie und der Nationalökonomie an Owens-College in Manchester ernannt. Von 1868 bis 1872 war er Examinator in der Nationalökonomie an der Universität London, von 1874 bis 1875 Examinator in der Moralphilosophie an der Universität Cambridge, 1876—80 am University-College in London. Er starb 13. Aug. 1882 beim Baden in der Nähe von Hastings. J. schrieb: «Pure logic, or the logic of quality apart from quantity» (1864), «The coal question» (1865), «A lecture on trade societies» (1868), «The theory of political economy» (1871; 2. Aufl. 1879), «Money and the mechanism of exchange» (1875; Bd. 21 der «Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek», deutsch, Lpz. 1876), «The principles of science» (2 Bde., 1874; 2. Aufl. 1877), «Studies in deductive logic» (1880), «The state in relation to labour» (1881) und «Methods of social reform and other papers» (1883).

Jewdokimow (Nikolai Iwanowitsch, Graf), russ. General, geb. um 1800, focht unter Jermolow im Kaukasus und nahm 1829 als Major am Türkenkriege teil. Danach wurde er wieder in Kaukasien verwendet und zeichnete sich mehrfach in den Kämpfen gegen die Bergvölker aus. J. wurde 1847 Generalmajor und 1856 Generallieutenant; als solcher leitete er die Operationen gegen Schamyl, eroberte nach mehrjährigen Kämpfen im April 1859 Schalis Weden und nahm Schamyl gefangen. Der ganze östl. Kaukasus kam dadurch unter russ. Botmäßigkeit, und J. wurde Generaladjutant und in den Grafenstand erhoben. In den J. 1861—64 unterwarf J. sodann auch die Bergvölker des westl. Kaukasus und siedelte dieselben, soweit sie nicht nach der Türkei auswanderten, im Kubangebiet unter den dortigen Kosaken an, während Russen ihre Besitzungen erhielten. J. wurde General der Infanterie und empfing bedeutende Schenkungen an Grundbesitz, blieb jedoch in Kaukasien als Gehilfe des Statthalters Großfürsten Michael, und zog sich 1870 in den Ruhestand zurück.

Jeypore, indobrit. Schutzstaat, s. Dschaipur.

Jeż (spr. Jesch, Thomas Theod.), Pseudonym des poln. Schriftstellers Sigismund Milkowski (s. d.).

Jezdechast, Bergfestung in der pers. Provinz Farsistan auf dem Wege von Ispahan nach Schiras, 125 km südsüdöstlich von Ispahan, mit 2000 E., auf einem rings steil abfallenden Felsen in 1920 m Höhe gelegen.

Jezdegerd oder Jezdedierd (pehlwi Jazdekart, grch. Isdigerdes) ist der Name mehrerer Könige aus der Dynastie der Sassaniden. Von einigen Schriftstellern wird als Sohn Behrams IV. ein Jezdegerd Nerm, d. i. der Sanfte, genannt, der indessen nur 72 Tage regiert hätte (nicht 72 Jahre, wie der «Modjmel-et-Tewarikh» sagt), und der von den meisten Historikern gar nicht genannt wird. Ihm wäre 399 sein Sohn gefolgt:

Jezdegerd I., der gewöhnlich als Sohn Behrams IV. angeführt wird. Er regierte von 399 bis 420; selten ist ein Fürst verschiedener beurteilt worden. Die Perser nennen ihn Bezehtär, die Araber el-athim, d. h. den Bösewicht, und verdammen ihn als einen gottlosen, unzüchtigen und grausamen Herrscher. Dagegen sind die christl. Autoren seines Lobes voll und schildern ihn als einen gerechten und milden Fürsten; Kaiser Arcadius soll ihn sogar mit der Vormundschaft seines Sohnes Theodosius II. betraut und letzterer einen 100jährigen Frieden mit ihm geschlossen haben. Da der Bischof Maruthas von Martyriopolis ihn von einem Kopfleiden heilte, soll er ein Freund der Christen gewesen sein; Synoden wurden sogar in seinen Hauptstädten Ktesiphon (399) und Modain, wohl Coche (Febr. 410), abgehalten. Da soll gegen Ende seiner Regierung christl. Fanatismus, namentlich die unverantwortliche Zerstörung eines Feuertempels durch den Bischof Abdas oder Audas von Ahvaz (Susiana), den J. veranlaßt haben, sich den Christenverfolgungen nicht zu widersetzen, welche unter seinem Sohn Behram V. Gur fortdauernd wüteten. Er soll durch den Schlag eines ungebändigten Rosses getötet worden sein.

Jezdegerd II., der Soldatenfreund (Sipah-dost), Enkel des vorigen, Sohn Behrams V. Gur, regierte von 440 bis 457, war ein Feind der Christen und der Juden, welche letztern fabeln, er sei von einem Drachen in seinem Palast gefressen worden. Seine Beziehungen zu Byzanz sind ziemlich dunkel: die Orientalen schildern ihn als einen gerechten und mächtigen Fürsten, der sein Reich erweiterte. Von ihm sind sehr viele Münzen vorhanden. Er hinterließ dem Thron zwei sich befeindende Söhne, Hormizdas III. und Piroses (Firuz).

Jezdegerd III., der letzte Sassanide (632—651), Sohn des Schahriyar, eines von seinem Vater Khosrev Parviz getöteten Prinzen, soll vor der Wut dieses Königs durch die List seiner Großmutter Schirin gerettet worden sein. Nach einer Reihe von Fürsten, die sich in kurzem Zeitraum nachfolgten, erhob das Volk den J. zum König, obgleich er sehr jung war, 15 oder 16, nach Tabari sogar nur 9 J. alt. Sein Regierungsantritt, der in das Jahr von Mohammeds Tod fiel, gilt den Parsen als Beginn der Jezdegerdischen Ära (Dienstag, 16. Juni 632). Schon 634 von den Arabern angegriffen und bei Koßen-Natf am Euphrat von Abu-Obeid, Omars Feldherrn, geschlagen, rüstete sich J. zum Verzweiflungskampf und lieferte an der Spitze von 120000 Persern den Arabern die blutige Schlacht bei Kadesiah (636), nicht weit von Kufa. Drei Tage lang hielt J. den Arabern Stand, bis der Tod seines Feldherrn Ferruhzäd am vierten Tage den Sieg des Islam entschied. Der König floh aus seiner Hauptstadt Ktesiphon nach Holwan, während die Araber bis an den Tigris vorrückten und die Feste Nahrschir nahmen; 28 Monate später fiel auch die Hauptstadt in die Hand der Araber unter Saad, wo sie eine unermeßliche Beute eroberten. Mehrere Jahre noch widerstand J. dem Vordringen der Araber, bis die entscheidende Schlacht bei Nehavend (642) den Siegern den Weg nach Iran, Merv, Chorasan und Herat öffnete. Da floh der jugendliche König über die Grenzen seines einstigen Reichs an den Orus (Djihän) und soll, von den Türken und Chinesen Hilfe erflehend, dort ein bedeutendes Heer zusammengebracht haben. Er betrachtete sich auf jeden Fall als Herrscher, wie Münzen aus seinem 19. und 20. Jahre beweisen. Er soll dort nach einer Sage getötet worden sein, als er einem Fährmann ein kostbares Geschmeide anstatt einer kleinen Münze anbot. Mit ihm erlosch, nach 426jähriger Herrschaft, das Geschlecht der Sassaniden.

Jezdegerdische Ära, s. Jezdegerd III.

Jezid (Jesid), Name mehrerer Kalifen (s. d.).

Jeziden (Jesiden, Jesidäer, Jesidis) heißen die Anhänger einer religiösen Sekte, welche sich auf dem Gebirge Sindschar in Mesopotamien angesiedelt hat. Ihre Religion ist ein Gemisch verschiedenartiger religiöser Lehren, besonders verbreitet ist der Glaube an Zauberei. Als ihren Stifter ehren sie den Scheich Jezid, als ihren Reformator den Scheich Adi. Ihre Zahl wird auf 2—300000 Seelen angegeben. Vgl. Layards Werk über «Ninive» (deutsch, Lpz. 1850).

Jezira, d. h. Schöpfung, ursprünglich der Name des 1. Buches Mosis (grch. Genesis). Das sog. Buch (Sepher) J., das von einigen dem Patriarchen Abraham, von andern dem Akiba (1. Jahrh.) zugeschrieben wird, stammt nach Sprache und Ideengang aus dem 7. oder 8. Jahrh. Es hat zum Zweck, die Schöpfung in ihren mannigfachen Erscheinungen (Zahlenkombinationen und Buchstabenpermutationen) als Einheit darzustellen, wie sie auf den 32 Weisheitswegen (22 Buchstaben des hebr. Alphabets und 10 Zahlen) durch den göttlichen Willen, der sich zugleich als Wort und Schriftbild manifestiert, entstanden sind. Die erste Ausgabe mit fünf Kommentaren erschien Mantua 1562. In das Lateinische wurde es mehrfach übersetzt, in das Deutsche von Meyer (Lpz. 1830).

Jezo oder Jesso, die nördl. Hauptinsel von Japan (s. d.).

Jhansi, Stadt in Indien, s. Dschansi.

Jhering (spr. Jehring, Rud. von), einer der namhaftesten Lehrer des röm. Rechts, geb. 22. Aug. 1818 zu Aurich in Ostfriesland, widmete sich zu Heidelberg, München und Göttingen dem Studium der Rechte. Da ihm die Zulassung zum hannov. Staatsdienst versagt ward, so wandte er sich 1840 nach Berlin, wo er Savigny und Stahl hörte und sich zur akademischen Laufbahn vorbereitete. Nachdem J. 1842 bei der dortigen jurist. Fakultät promoviert hatte, habilitierte er sich im folgenden Jahre für röm. Recht. Seine «Abhandlungen über das röm. Recht» (Lpz. 1844) verschafften ihm bereits 1845 eine ord. Professur zu Basel, die er 1846 mit einer solchen zu Rostock vertauschte. Im J. 1849 ging er

in gleicher Eigenschaft nach Kiel und von dort 1852 nach Gießen, dann 1863 nach Wien, wo er bei seinem Abgange nach Göttingen 1872 vom Kaiser von Österreich in den erblichen Adelsstand erhoben wurde. J.s Hauptwerk ist «Geist des röm. Rechts» (Bd. 1—3, Lpz. 1852—65), das zu den bedeutendsten Arbeiten neuerer Zeit auf diesem Gebiete gehört und ins Italienische, Russische und Französische übertragen worden ist. In neuerer Zeit ist ein größeres noch nicht beendetes Werk: «Der Zweck im Rechte» (Bd. 1, Lpz. 1877, 2. Aufl. 1884; Bd. 2, 1883) hinzugekommen (übersetzt ins Russische). Sonst sind noch hervorzuheben: «Civilrechtsfälle ohne Entscheidungen» (Lpz. 1847; 4. Aufl., Jena 1881), «Die Jurisprudenz des täglichen Lebens» (Jena 1870; 5. Aufl. 1883; übersetzt ins Italienische, Griechische und Ungarische), seine Schrift «Über den Grund des Besitzesschutzes» (Jena 1868; 2. Aufl. 1869; übersetzt ins Italienische und Französische) und eine Reihe gediegener Abhandlungen in den von ihm herausgegebenen «Jahrbüchern für die Dogmatik des röm. und deutschen Privatrechts» (Jena 1856 fg.) Weite Verbreitung fanden, auch in Laienkreisen, seine Schriften: «Der Kampf ums Recht» (Wien 1872; 7. Aufl. 1884), von welcher 19 Übersetzungen erschienen sind, und «Das Trinkgeld» (Braunschw. 1882).

Jičin, s. Gitschin.

Jig (engl.), s. Gigue.

Jigat, Stadt in Ostindien, s. Dwaraka.

Jigirmilik, s. Jirmilik.

Jijona, Stadt in der span. Provinz Alicante, 21 km nördlich von Alicante, am Südfuße der Sierra Carrasqueta und rechts am Cosco, mit (1877) 6287 E., liefert berühmten Honig und den Turron genannten Marzipan, ferner Leder und Schuhwerk. Die Stadt liegt in einem engen Thale, welches im W. drei Hügel beherrschen, auf deren einem noch der Blayturm aus alter Zeit steht.

Jimenes, span. Staatsmann, s. Ximenes (Francesco).

Jireček (Jos.), böhm. Philolog und Litteraturhistoriker, geb. 9. Okt. 1825 zu Hohenmauth in Böhmen, besuchte das Gymnasium in Leitomischl, und studierte in Prag Philosophie und Rechte. Darauf trat er 1850 als Beamter in das österr. Unterrichtsministerium ein, war 1871 Kultusminister im Kabinett Hohenwarth und lebt seitdem in Prag. Im J. 1875 ward er zum Präsidenten der böhm. Gesellschaft der Wissenschaften ernannt, zugleich ist er seit 1878 Mitglied des böhm. Landtags, und seit 1879 auch des österr. Reichsrats. An seine amtliche Thätigkeit knüpfen sich Schriften über die ruthen. Sprache, über die griech. nichtunierte Kirche in Österreich, ein «Handbuch über das österr. Unterrichts und Prüfungswesen» (Wien 1868). Hauptsächlich widmete er sich aber der Erforschung der Sprache, Litteratur und Geschichte Böhmens. Von seinen diesbezüglichen Arbeiten in czech. Sprache sind zu nennen neben einer Ethnographie und Grammatik eine «Anthologie der czech. Litteratur» (3 Bde., Prag 1858—61), ein «Bio- und bibliograph. Lexikon der böhm. Schriftsteller» (2 Bde., Prag 1874—76), «Hymnologia bohemica» (Prag 1878), Ausgaben von Blahoslavs «Böhm. Grammatik», Slavatas «Memoiren», Koldins «Böhm. Stadtrecht», Dalimils «Chronik» (mit zwei deutschen Übersetzungen, Prag 1878; in «Fontes rerum Bohemicarum, III»); ferner in deutscher Sprache: «Die Echtheit der Königinhofer Handschrift» (Wien 1868; die beste Schrift zur Verteidigung derselben), eine deutsche Übersetzung der Gedichte dieser und der Grünberger Handschrift (Prag 1879), eine Biographie Elavatas (Prag 1876). Endlich besorgte er die Herausgabe der Werke seines Schwiegervaters Paul Jos. Schafarik (s. d.).

Jireček (Hermenegild), Bruder des vorigen, slaw. Rechtshistoriker, geb. 13. April 1827 zu Hohenmauth in Böhmen, vorgebildet auf den Gymnasien zu Leitomischl und Prag, studierte in Prag Philosophie und Rechte. Seit 1853 Beamter im österr. Unterrichtsministerium, ward er 1863 Ministerialrat daselbst. In den J. 1875—77 erteilte er dem Kronprinzen Erzherzog Rudolf Unterricht in Czechischen. Von seinen Werken sind zu nennen: «Über Eigentumsverletzungen und deren Rechtsfolgen nach dem altböhm. Rechte» (Wien 1858), «Das slaw. Recht in Böhmen und Mähren bis in das 13. Jahrh.» (czech., 3 Bde., Prag 1863 fg.), «Entstehen christl. Reiche im Gebiete des heutigen österr. Kaiserstaats» (Wien 1865), «Das Recht in Böhmen und Mähren bis zum Schlusse des 13. Jahrh.» (2 Abteil., Prag 1865—66), «Codex juris bohemici» (8 Bde., Prag 1867—84), «Sbírka zákonův slovanských» («Sammlung slaw. Volksgesetze», Prag 1880).

Jireček (Konstantin Joseph), böhm. Historiker, geb. 24. Juli 1854 in Wien, Sohn von Joseph J., besuchte das Gymnasium der Theresianischen Akademie in Wien und studierte in Prag Philosophie. Nachdem er hier einige Zeit Docent der Geschichte gewesen, begab er sich zu archival. Forschungen nach Ragusa, ward 1879 nach Bulgarien berufen als Generalsekretär des Unterrichtsministeriums, war 1881—82 daselbst Unterrichtsminister, darauf Präsident des Unterrichtsrats und machte sich um Entwickelung des dortigen Schulwesens sehr verdient. Im J. 1884 übernahm er eine Professur der allgemeinen Geschichte in Prag. Sein Hauptwerk ist eine «Geschichte der Bulgaren» (czech. u. deutsch, Prag 1877; vervollst. russ. Ausg., Odessa 1878). Außerdem schrieb er eine bulgar. Bibliographie (bulg., Wien 1872), «Die Heerstraße von Belgrad nach Konstantinopel» (Prag 1877), «Die Handelsstraßen und Bergwerke Serbiens im Mittelalter» (Prag 1879), «Das Typikon des heil. Sava» (serb., Belgr. 1874), sowie mehrere Abhandlungen, namentlich über Verhältnisse der Balkanhalbinsel, in deutschen, czech., serb., bulgar. Publikationen.

Jirmilik bedeutet im Türkischen Zwanziger. Beja-jirmilik, d. h. weißer Zwanziger, Silber-Medschidieh, von den Griechen Ikosár genannt, ist eine Silbercourantmünze von 20 Gurusch oder türkischen Piastern, im Gewicht von 24,665 g und von einer Reinheit von 830 Tausendteilen, sodaß dieselbe (zum Preise von 152 Mark für 1 kg Feinsilber) für 3,035 Mark Feinsilber enthält. Jirmi-para (= 20 Para), auch Jirmilik, Jarimlik, d. h. Halber (nämlich Piaster), heißt der vierzigste Teil des Medschidieh, ebenfalls eine Silbermünze, von derselben Feinheit wie letzterer und verhältnismäßigem Gewicht, also ein Stück von ½ Gersch oder türk. Piaster = 0,076 Mark.

J. N. R. J., s. I. N. R. I.

Joab war der Schwestersohn und Oberfeldherr des Königs David. Wie er als Führer des jüdischen Heeres im Kampfe Davids mit Isbosseth, dem als Gegenkönig aufgestellten Sohn des verstorbenen Königs Saul, gegen Sauls Feldherrn Abner

siegreich zu Felde zog und diesen meuchlings erdolchte, so führte er auch später Davids Kriege erfolgreich, kämpfte insbesondere gegen Davids aufrührerischen Sohn Absalom und erstach ihn, sowie auch seinen eigenen Vetter, den Heeroberſten Amasa, und schloß sich zuletzt an Davids Sohn Adonia an, wurde aber wegen seiner Bluttaten gemäß dem Letzten Willen Davids auf Befehl Salomos am Altar des heiligen Zeltes zu Jerusalem getötet.

Joachim I., Kurfürst von Brandenburg, geb. 21. Febr. 1484, ältester Sohn des Kurfürsten Johann Cicero, erhielt durch den Bischof Dietrich von Lebus eine gelehrte Erziehung und bewahrte sein Interesse für die humanistischen Tendenzen auch nachdem er, kaum 15jährig, 1499 seinem Vater in der Kurwürde gefolgt war. Gegen die Reformation Luthers nahm J. schon 1521 in Worms eine feindliche Haltung ein. Im Sommer 1525 nahm er teil an dem kath. Bündnis von Dessau und vertrat fortan auf den Reichstagen von Speier 1526 und 1529 und Augsburg 1530 das streng kath. Interesse. Für Land und Haus jedoch erwuchsen ihm aus dieser Politik geringe Vorteile: seine Familienallianz zerfiel durch den Übertritt seiner Vettern Albrecht und Georg zum evang. Glauben; der Feindseligkeit mit dem unter Friedrich III. reformierten Dänemark und Pommern suchte er durch den Vertrag auf Schloß Grimnitz (26. Aug. 1529), wodurch er die Erbansprüche an Pommern nur für den Fall des Aussterbens des regierenden Geschlechts vorbehielt, die Spitze abzubrechen; aber seine Hoffnung, dadurch Pommern auf der kath. Seite zu halten, sah er 1532 vereitelt. Seine eigene Gemahlin Elisabeth, eine dän. Prinzessin, welche er durch ehebrecherischen Verkehr mit der Frau eines berliner Bürgers, Hans Hornung, aufs schwerste beleidigt hatte, ward evangelisch und mußte vor dem erzürnten Gatten heimlich nach Wittenberg entweichen (25. März 1528). In seinem Lande erreichte er durch Einführung des röm. Rechts (Joachimische Konstitution 1527), herrisches Regiment, besonders die blutige Bestrafung des verwilderten Adels, doch keine rechte Ordnung, wie durch die langjährigen Räubereien Hans Kohlhases (1523—31) an den Tag kam. Die durch ihn gegründete, anfangs blühende Universität Frankfurt a. O. ward durch Wittenberg verdunkelt. Der Staatshaushalt blieb zerrüttet. Schließlich teilte J. noch seine 1516 durch Zossen, 1517 durch die Neumark vergrößerten Besitzungen unter Hinwegsetzung über die Hausordnung Albrechts Achilles unter seine Söhne Joachim und Johann. J. starb 11. Juli 1535.

Joachim II., genannt Hektor, Kurfürst von Brandenburg, Sohn des vorigen, geb. 13. Jan. 1505, in humanistischem Geist und zugleich kath. Gesinnung erzogen, brachte im April 1539 den «Frankfurter Anstand» zu Gunsten der Protestanten zu Stande und nahm 1540 und 1541 an den Religionsgesprächen zu Hagenau, Worms und Regensburg eifrig teil. In Regensburg und auf dem Naumburger Fürstentage (im Okt. 1541), danach auf dem Reichstage in Speier 1542 trat er für die Bewilligung der Türkenhilfe ein und übernahm den Oberbefehl über das Reichsheer in Ungarn (Sommer 1542). Sein offener Übertritt zur Reformation war schon vorher erfolgt (1. Nov. 1539 zu Spandau); 1540 gab er dem Lande die Kirchenordnung, welche das evangelisch umgestaltete Bistum in enger Verbindung mit dem Fürstentum und auch das ceremoniale Außenwerk der alten Kirche zum guten Teil bestehen ließ. Doch suchte J. in Freundschaft mit dem kaiserl. Hause zu bleiben, hielt sich daher von dem Kriege gegen Karl V. 1546 fern und sandte sogar 1547 gegen die Zusicherung, die Bistümer Magdeburg und Halberstadt für seinen zweiten Sohn zu reservieren, 400 Reiter unter Führung des Kurprinzen gegen seine Glaubensgenossen; als aber gegen das span. Regiment dann unter Herzog Moritz' Führung die große Fürstenverschwörung sich bildete, unterstützte J., seit 1550 durch seinen Rat Lambert Distelmeyer geleitet, wenigstens diplomatisch Karls Gegner. Wesentlich Distelmeyers Staatsklugheit gelang es auch, das Erzstift Magdeburg, wo 1552 J.s Sohn Sigismund Erzbischof, 1566 sein Enkel Joachim Friedrich Administrator wurde, an das Kurhaus zu fesseln. Die 1537 mit Herzog Friedrich von Liegnitz geschlossene Erbeinung vermehrte die Aussicht auf dereinstigen Besitz in Schlesien, die Versöhnung mit den fränk. Vettern, welche von dem kath. Joachim I. zurückgestoßen waren, sowie die Mitbelehnung mit dem Herzogtum Preußen seitens der poln. Krone (1569) bereitete die Annexion der deutschen Nordostmark vor. Die innere Regierung erschwerte sich der Kurfürst durch eine ungemessene Prunklust, welche die Finanzen des Staats völlig zerrüttete. J. war zweimal verheiratet, 1524—34 mit einer Tochter Herzogs Georg von Sachsen, danach mit Hedwig, Schwester des poln. Königs Sigismund II. Er starb 3. Jan. 1571.

Joachim Friedrich, Kurfürst von Brandenburg, Sohn des Kurfürsten Johann Georg, geb. 27. Jan. 1546, wuchs auf dem Schloß Zechlin auf und wurde 1566, als er gerade an dem Türkenkriege Maximilians II. teilnahm, zum Administrator von Magdeburg erwählt. Es gelang ihm, das von ihm völlig evangelisierte Stift zum frühern Wohlstande zu erheben. Trotz seiner geistlichen Würde heiratete er 1570 seine Tante, Katharina von Küstrin, und trotz seiner Ehe wollte er wieder im Reiche den an Magdeburg haftenden Primat behaupten. Hierin fand er jedoch seitens der kath. Mehrheit hartnäckigen Widerstand; 1582 und 1594 wurde ihm auf den Reichstagen die Zulassung versagt. Da nun auch sein Sohn Johann Georg als postulierter Bischof von Straßburg heftigem Widerstand der Katholiken begegnete, ward J. im Gegensatz zu seinem streng luth. Vater mit Sympathie für die reform. Tendenzen erfüllt, welche den Kampf mit der kath. Reaktion allein auf sich nahmen. Im J. 1598 Kurfürst geworden, setzte er 1599 den Geraischen Hausvertrag auf Grundlage der Hausordnung Albrechts Achilles durch, wonach alle Marken mit ihren Anwartschaften (Preußen, Pommern, die schles. und rhein. Gebiete) an die Kur gebunden, die fränk. Lande aber zur Sekundogenitur bestimmt wurden. Im Innern kämpfte J. lange vergebens gegen die seine Gewalt einengenden Ansprüche der Stände, denen er 1602 ihre Privilegien bestätigen mußte. Erst nach der Errichtung des Staatsrats (Dez. 1604) konnte er fester auftreten; wiederholt erlangte er jetzt namhafte Summen für Landesverwaltung und Türkenkrieg von ihnen bewilligt; als Staatsgrundgesetz mußte er schon 1599 die Konkordienformel bewilligen. J. ist der Gründer des Finowkanals und des Joachimsthaler Gymnasiums (24. Aug. 1607). Er starb plötzlich 18. Juli 1608.

Joachim I. Napoleon, König von Neapel, s. Murat.

Joachim (Jos.), ausgezeichneter Violinspieler, wurde als Sohn israel. Eltern 28. Juni 1831 zu Kittsee bei Preßburg geboren und kam frühzeitig nach Wien auf das Konservatorium, wo Jos. Böhm sein Lehrer war. Schon 1843 machte er in Leipzig durch sein Violinspiel Aufsehen und gewann Mendelssohns Teilnahme, der von nun an seine Studien leitete, während Hauptmann sein Lehrer in der Theorie wurde. Sein Aufenthalt in Leipzig, wo er auch im Gewandhausorchester und als Lehrer des Konservatoriums eine Anstellung erhielt, dauerte bis 1850, worauf er eine Reise nach Paris unternahm und auch hier seinem Talent Anerkennung verschaffte. Noch in demselben Jahre folgte er einem Rufe als Konzertmeister nach Weimar, vertauschte aber schon 1853 diese Stelle mit der eines Konzertdirekters bei der Hofkapelle in Hannover und blieb daselbst bis 1868. In diesem Jahre zog er nach Berlin, wo er als Direktor der königl. Hochschule für Musik in den Senat der königl. Akademie der Künste eintrat. Auf allen seinen Kunstreisen, die namentlich alljährlich nach London gerichtet sind, hat sich J. als ein Virtuos im edelsten Sinne bewiesen. Er zeigt eine außerordentliche technische Meisterschaft, verbunden mit einem nur dem künstlerisch-Idealen zugewandten Streben. Als Komponist hat er sich durch verschiedene Violin- und Orchesterstücke bekannt gemacht, von denen sein «Konzert in ungar. Weise» für Violine und Orchester das bedeutendste ist. Bei sonstiger Vielseitigkeit steht er doch Schumanns Art und Richtung am nächsten.

J.s Gattin Amalie, geborene Weiß, geb. 1839 zu Marburg in Steiermark, wirkte bis zu ihrer Verheirathung 1863 als Hofopernsängerin an den Hofbühnen zu Wien und Hannover, seitdem nur noch als Konzertsängerin, wo sie als Altistin besonders im Oratorium einen hohen Rang einnimmt.

Joachimsorden, ein 1755 von 14 Herzögen, Fürsten, Grafen und Edeln gestifteter Orden mit dem Zweck, die minder bemittelten Mitglieder desselben durch die reichern zu unterstützen. Derselbe bestand 1820 noch, ist aber seitdem erloschen.

Joachimsthal, Stadt in der preuß. Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Angermünde, 19 km von Eberswalde, zwischen den Seen Grimnitz und Werbellin, zählt (1880) 2000 E., welche Ackerbau, Ziegelei und Kalkbrennerei treiben und bedeutende Steinbrüche bearbeiten. Im W. des Sees liegt die Schorfheide, der reichste Jagdgrund an Hochwild in Deutschland, mit dem königl. Jagdschloß Hubertusstock. Kurfürst Joachim Friedrich stiftete hier in der Uckermark am 24. Aug. 1607 ein Gymnasium, welches 1650 nach Berlin verlegt wurde und 3. Mai 1880 nach dem Dorfe Wilmersdorf bei Berlin übersiedelte. Dicht bei J. am Ufer des Grimnitzsees befinden sich die Ruinen des früher berühmten Jagdschlosses Grimnitz, in welchem 1529 der Erbvertrag zwischen Brandenburg und Pommern geschlossen wurde.

Joachimsthal, Bergstadt in Böhmen, 18 km nördlich von Karlsbad und nur 6 km von der sächs. Grenze, liegt in 733 m Meereshöhe an der südl. Abdachung des Erzgebirges inmitten hoher Berge im Thale des Weseritzbachs, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, eines Bezirksgerichts, einer Berg- und Hüttenverwaltung, und zählt (1880) 6628 E. Die schöne Dekanatskirche, welche 1873 mit dem größten Teil der Stadt verbrannte, wurde 1876 neu aufgeführt. In der Nähe liegt die Ruine des Schlickschen Schlosses Freudenstein. Auf dem nahen Keilberg (1260 m hoch) steht seit 1884 ein 20 m hoher Aussichtsturm. Der Bergbau erstreckt sich auf Silber (jetzt nur noch unbedeutend), Uran, Wismut und Nickel. Bedeutend ist die Glacehandschuh- und die Tabak-, Cigarren- und Cigarrettenfabrikation. Die Gegend von J. gehörte im Anfange des 16. Jahrh. den Grafen von Schlick, welche aus dem gewonnenen Silber seit 1519 Guldengroschen prägten, die unter dem Namen Joachimsthaler bald zu solchem Rufe gelangten, daß derselbe in der abgekürzten Form Thaler (s. d.) ein bleibender wurde.

Joahas, König des Reiches Israel 858—841 v. Chr., konnte, obwohl ein tapferer Mann, dem immer tiefern Sinken des durch die große Umwälzung unter seinem Vater Jehu sehr geschwächten und von den Syrern Hasael und Benhadad III. fortwährend bedrängten Reichs keinen Einhalt thun. Dazu kam der religiöse Zerfall durch den Astartedienst, der unter ihm in der Residenz Samaria einen neuen Aufschwung nahm.

Joahas, ein jüngerer Sohn und Nachfolger des Königs Josia von Juda, wegen seiner Thatkraft vom Volke auf den Thron erhoben, 610 v. Chr., wurde nach kaum dreimonatlicher Regierung von Pharao Necho II. abgesetzt und nach Ägypten verbracht, wo er in der Gefangenschaft starb.

Joaillerie (frz.), Juwelierkunst, Juwelenhandel; Joaillier, Juwelier.

Joánes (Vicente), span. Maler, geb. zu Fuente de la Higuera 1523, gest. zu Bocairente 1579, studierte wahrscheinlich in Italien nach Rafael und stiftete dann eine eigene Schule zu Valencia, wo er viel für die dortigen Kirchen arbeitete. Er malte nur religiöse Gegenstände. Seine Richtung ist im ganzen die der in Italien gebildeten Niederländer, obwohl auch ein gewisser Einfluß der florentin. Manieristen sich bei ihm kundgibt. Sein Kolorit ist meist etwas stumpf. Vorzügliche Proben seines Talents sind die Taufe Christi im Dom zu Valencia, das Abendmahl daselbst in der Kirche des hl. Nikolaus, anderes in der Dominikanerkirche.

Joan-Martinsinseln, der frühere Name der Amiranten (s. d.).

Joann, s. Iwan.

Joanne (Adolf Laurent), franz. geogr. Schriftsteller, geb. 15. Sept. 1813 zu Dijon, studierte Jura und wurde 1836 Advokat, wandte sich aber seit 1839 ganz der Schriftstellerei zu. Er gründete 1843 die «Illustration», für welche er bis 1852 schrieb. Besonders bekannt sind seine «Itinéraires» für fast alle Teile Europas, im ganzen 120 Bände, seine Beschreibungen der einzelnen franz. Departements und sein «Dictionnaire géographique de la France» (3. Aufl. 1881). J. starb 1. März 1881 in Paris.

Joannes Damascenus, s. Johannes Chrysorrhoas.

Joannina, s. Jannina.

João (portug.), Johann.

Joas, König von Israel und Nachfolger des Joahas 841—825 v. Chr., gewann nicht nur den Syrern die unter seinem Vater verloren gegangenen Städte wieder ab, sondern schlug auch den König Amazja von Juda, der ihn mit Krieg überzogen hatte, in der Schlacht bei Bethsemes, nahm ihn gefangen, besetzte Jerusalem und plünderte die Schätze des Tempels und Königshauses.

Jeypore, indobrit. Schutzstaat, s. Dschaipur.

Jeż (spr. Jesch, Thomas Theod.), Pseudonym des poln. Schriftstellers Sigismund Milkowski (s. d.).

Jezdechast, Bergfestung in der pers. Provinz Farsistan auf dem Wege von Ispahan nach Schiras, 125 km südsüdöstlich von Ispahan, mit 2000 E., auf einem rings steil abfallenden Felsen in 1920 m Höhe gelegen.

Jezdegerd oder Jezdebierd (pehlwi Jazdekart, grch. Isdigerdes) ist der Name mehrerer Könige aus der Dynastie der Sassaniden. Von einigen Schriftstellern wird als Sohn Behrams IV. ein Jezdegerd Nerm, d. i. der Sanfte, genannt, der indessen nur 72 Tage regiert hätte (nicht 72 Jahre, wie der «Modjmel-et-Tewarikh» sagt), und der von den meisten Historikern gar nicht genannt wird. Ihm wäre 399 sein Sohn gefolgt:

Jezdegerd I., der gewöhnlich als Sohn Behrams IV. angeführt wird. Er regierte von 399 bis 420; selten ist ein Fürst verschiedener beurteilt worden. Die Perser nennen ihn Bezehkar, die Araber el-athim, d. h. den Bösewicht, und verdammen ihn als einen gottlosen, unzüchtigen und grausamen Herrscher. Dagegen sind die christl. Autoren seines Lobes voll und schildern ihn als einen gerechten und milden Fürsten; Kaiser Arcadius soll ihn sogar mit der Vormundschaft seines Sohnes Theodosius II. betraut und letzterer einen 100jährigen Frieden mit ihm geschlossen haben. Da der Bischof Maruthas von Martyriopolis ihn von einem Kopfleiden heilte, soll er ein Freund der Christen gewesen sein; Synoden wurden sogar in seinen Hauptstädten Ktesiphon (399) und Modain, wohl Coche (Febr. 410), abgehalten. Da soll gegen Ende seiner Regierung christl. Fanatismus, namentlich die unverantwortliche Zerstörung eines Feuertempels durch den Bischof Abdas oder Audas von Ahvaz (Susiana), den J. veranlaßt haben, sich den Christenverfolgungen nicht zu widersetzen, welche unter seinem Sohn Behram V. Gur fortdauernd wüteten. Er soll durch den Schlag eines ungebändigten Rosses getötet worden sein.

Jezdegerd II., der Soldatenfreund (Sipah-dost), Enkel des vorigen, Sohn Behrams V. Gur, regierte von 440 bis 457, war ein Feind der Christen und der Juden, welche letztern fabeln, er sei von einem Drachen in seinem Palast gefressen worden. Seine Beziehungen zu Byzanz sind ziemlich dunkel: die Orientalen schildern ihn als einen gerechten und mächtigen Fürsten, der sein Reich erweiterte. Von ihm sind sehr viele Münzen vorhanden. Er hinterließ dem Thron zwei sich befeindende Söhne, Hormizdas III. und Piroses (Firuz).

Jezdegerd III., der letzte Sassanide (632—651), Sohn des Schahriyar, eines von seinem Vater Khosrev Parviz getöteten Prinzen, soll vor der Wut dieses Königs durch die List seiner Großmutter Schirin gerettet worden sein. Nach einer Reihe von Fürsten, die sich in kurzem Zeitraum nachfolgten, erhob das Volk den J. zum König, obgleich er sehr jung war, 15 oder 16, nach Tabari sogar nur 9 J. alt. Sein Regierungsantritt, der in das Jahr von Mohammeds Tod fiel, gilt den Parsen als Beginn der Jezdegerdischen Ära (Dienstag, 16. Juni 632). Schon 634 von den Arabern angegriffen und bei Koß-en-Natf am Euphrat von Abu-Obeid, Omars Feldherrn, geschlagen, rüstete sich J. zum Verzweiflungskampf und lieferte an der Spitze von 120000 Persern den Arabern die blutige Schlacht bei Kadesiah (636), nicht weit von Kufa. Drei Tage lang hielt J. den Arabern Stand, bis der Tod seines Feldherrn Ferrukhzad am vierten Tage den Sieg des Islam entschied. Der König floh aus seiner Hauptstadt Ktesiphon nach Holwan, während die Araber bis an den Tigris vorrückten und die Feste Nahrschir nahmen; 28 Monate später fiel auch die Hauptstadt in die Hand der Araber unter Saad, wo sie eine unermeßliche Beute eroberten. Mehrere Jahre noch widerstand J. dem Vordringen der Araber, bis die entscheidende Schlacht bei Nehavend (642) den Siegern den Weg nach Iran, Merv, Chorasan und Herat öffnete. Da floh der jugendliche König über die Grenzen seines einstigen Reichs an den Oxus (Dschihan) und soll, von den Türken und Chinesen Hilfe erflehend, dort ein bedeutendes Heer zusammengebracht haben. Er betrachtete sich auf jeden Fall als Herrscher, wie Münzen aus seinem 19. und 20. Jahre beweisen. Er soll dort nach einer Sage getötet worden sein, als er einem Fährmann ein kostbares Geschmeide anstatt einer kleinen Münze anbot. Mit ihm erlosch, nach 426jähriger Herrschaft, das Geschlecht der Sassaniden.

Jezdegerdische Ära, s. Jezdegerd III.

Jezid (Jesid), Name mehrerer Kalifen (s. d.).

Jeziden (Jesiden, Jesidäer, Jesidis) heißen die Anhänger einer religiösen Sekte, welche sich auf dem Gebirge Sindschar in Mesopotamien angesiedelt hat. Ihre Religion ist ein Gemisch verschiedenartiger religiöser Lehren, besonders verbreitet ist der Glaube an Zauberei. Als ihren Stifter ehren sie den Scheich Jezid, als ihren Reformator den Scheich Adi. Ihre Zahl wird auf 2—300000 Seelen angegeben. Vgl. Layards Werk über «Ninive» (deutsch, Lpz. 1850).

Jezira, d. h. Schöpfung, ursprünglich der Name des 1. Buches Mosis (grch. Genesis). Das sog. Buch (Sepher) J., das von einigen dem Patriarchen Abraham, von andern dem Akiba (1. Jahrh.) zugeschrieben wird, stammt nach Sprache und Ideengang aus dem 7. oder 8. Jahrh. Es hat zum Zweck, die Schöpfung in ihren mannigfachen Erscheinungen (Zahlenkombinationen und Buchstabenpermutationen) als Einheit darzustellen, wie sie auf den 32 Weisheitswegen (22 Buchstaben des hebr. Alphabets und 10 Zahlen) durch den göttlichen Willen, der sich zugleich als Wort und Schriftbild manifestiert, entstanden sind. Die erste Ausgabe mit fünf Kommentaren erschien Mantua 1562. In das Lateinische wurde es mehrfach übersetzt, in das Deutsche von Meyer (Lpz. 1830).

Jezo oder Jesso, die nördl. Hauptinsel von Japan (s. d.).

Jhansi, Stadt in Indien, s. Dschansi.

Jhering (spr. Jehring, Rud. von), einer der namhaftesten Lehrer des röm. Rechts, geb. 22. Aug. 1818 zu Aurich in Ostfriesland, widmete sich zu Heidelberg, München und Göttingen dem Studium der Rechte. Da ihm die Zulassung zum hannov. Staatsdienst versagt ward, so wandte er sich 1840 nach Berlin, wo er Savigny und Stahl hörte und sich zur akademischen Laufbahn vorbereitete. Nachdem J. 1842 bei der dortigen jurist. Fakultät promoviert hatte, habilitierte er sich im folgenden Jahre für röm. Recht. Seine «Abhandlungen über das röm. Recht» (Lpz. 1844) verschafften ihm bereits 1845 eine ord. Professur zu Basel, die er 1846 mit einer solchen zu Rostock vertauschte. Im J. 1849 ging er

Joachim I. Napoleon, König von Neapel, s. Murat.

Joachim (Jos.), ausgezeichneter Violinspieler, wurde als Sohn israel. Eltern 28. Juni 1831 zu Kittsee bei Preßburg geboren und kam frühzeitig nach Wien auf das Konservatorium, wo Jos. Böhm sein Lehrer war. Schon 1843 machte er in Leipzig durch sein Violinspiel Aufsehen und gewann Mendelssohns Teilnahme, der von nun an seine Studien leitete, während Hauptmann sein Lehrer in der Theorie wurde. Sein Aufenthalt in Leipzig, wo er auch im Gewandhausorchester und als Lehrer des Konservatoriums eine Anstellung erhielt, dauerte bis 1850, worauf er eine Reise nach Paris unternahm und auch hier seinem Talent Anerkennung verschaffte. Noch in demselben Jahre folgte er einem Rufe als Konzertmeister nach Weimar, vertauschte aber schon 1853 diese Stelle mit der eines Konzert direktors bei der Hoflapelle in Hannover und blie daselbst bis 1868. In diesem Jahre zog er Berlin, wo er als Direktor der königl. Hochs für Musik in den Senat der königl. Akadem Künste eintrat. Auf allen seinen Kunstrei namentlich alljährlich nach London gerich hat sich J. als ein Virtuos im edelsten wiesen. Er zeigt eine außerordentli Meisterschaft, verbunden mit einem nur lerisch-Idealen zugewandten Streben ponist hat er sich durch verschiede Orchesterstücke bekannt gemacht, zert in ungar. Weise» für Violin bedeutendste ist. Bei sonstiger doch Schumanns Art und

J.s Gattin **Amalie**, zu Marburg in Steiermark, heirathung 1863 als Hofs bühnen zu Wien und als Konzertsängerin, im Oratorium einen

Joachimsorden, Fürsten, Grafen dem Zweck, die selben durch die bestand 1820

Joachim, Brandenburg, Angermünde, Seen Grim welche A und be des See grund Jagdsc rich ein C legt Wil am des wel

Teil der Stadt verbra führt. In der Nähe Schlosses Freuden (1260 m hoch) ste sichtsturm. De (jetzt nur noch Nickel. Bede Tabak, Ei Gegend v den Gr neuen unter cher Fe

Juli 1573), urres» (Par. ur, 2 Bde., Bildhauer Alpen an Stadt in Fünfkl

ger, der Könige Bergel und von Ungarn, bewog, Feind ihnen ihre Länder a parb so nach und nach den Pfand emburg, der Landgrafschaft Elsaß, andenburg und der Lausitz, des nä garn und einmal sogar der Regentschaft men. Aber da diese Pfänder ihn in ve ge verwickelten, hatte er von ihnen gering Vorteil und sie dienten ihm nur als Quellen der Erpressung. Nach dem Tode des deutschen Königs Ruprecht von der Pfalz bewarb J. sich um die Nachfolge und wurde wirklich 1. Okt. 1410 erwählt, starb aber, ehe er ins Reich kommen konnte, 17. Jan. 1411 angeblich an Gift. Da er kinderlos war, fielen die Pfandgüter an ihre Herren zurück.

Jodocus Pratensis, s. Josquin Desprez.

Jodoigne (lat. Geldonia, vläm. Geldenaken), Städtchen im Bezirk Nivelles der belg. Provinz Brabant, 38 km im OSO. von Brüssel, an der Geete, Station der Linie Tirlemont-Namur der Belgischen Staatsbahnen, mit 4338 E., Wollspinnerei, Tabaksfabriken und Steinbrüchen. Der Ort wurde 1194 durch Herzog Heinrich II. von Brabant zur Stadt erhoben. — In der Nähe, bei Ramillies, siegte 23. Mai 1706 der Herzog von Marlborough über den Marschall de Villeroi.

Joel, der Sohn Pethuels, einer der kleinen hebr. Propheten, der zweite unter den sog. zwölf kleinen im Kanon des Alten Testaments, wirkte im Reiche Juda um 860 v. Chr. Sein Buch wurde durch eine große Dürre und schwere Heuschreckenverheerung veranlaßt, indem ihm die gegenwärtige Not Gelegenheit bietet, das Volk zur Buße zu mahnen und ihm den Beistand Jahves, den Sieg über alle Heiden und eine dauernde Zeit des Friedens in Aussicht zu stellen. Die Sprache ist altertümlich, aber hochpoetisch und malerisch. Kommentare mit Übersetzungen lieferten Credner (Jena 1831), Meier (Tüb. 1841), Orelli in der Schrift «Die zwölf kleinen Propheten» (Lpz. 1838; 4. Aufl. 1881), Wünsche (Lpz. 1872) und Merx (Halle 1879).

Johann ist der Name von 23 röm. Päpsten.

Johann I. regierte als Papst 523—526, wurde von Theodorich, König der Ostgoten, ins Gefängnis geworfen, weil er an der Spitze einer Gesandtschaft nach Konstantinopel geschickt, um Kaiser Justinian I. um Schonung der Arianer zu bitten, gewesen zur Vernichtung derselben zu bestimmen sei. Er ist ein Heiliger der kath. Kirche; der 27. Mai ist ihm geweiht.

Johann II. oder Mercurius, 533—535, bestätigte in den Streitigkeiten der Theopaschiten die Formel: «Einer aus der Dreieinigkeit ist gelitten

…regierte 640—
…eten und
…ifers
…877
… Ge-
…ppella-
… II. ge-
…, Photius,
…n günstigen
…silius und die
…tion zu erhalten.
…eite Konzil zu Kon-
…er in seiner Hoffnung
…eine Anerkennung des
…onzil für nichtig.
… Tivoli, ein Benediktiner,
…n ital. Kaiser Lambert (gest.
…gt von den röm. Großen, eine
… Papstwahl zugestehen müssen.
…früher Bischof von Bologna, dann
… Ravenna, kam durch Theodora auf
… Stuhl und regierte 914—928. Er be-
… Sarazenen 916 bei Garigliano, wurde
…ch Marozia, Theodoras Tochter, ins Ge-
…is geworfen und dort erdrosselt.

Johann XI., ein Sohn der Marozia und des …pstes Sergius III., Papst 931—932, wurde …rch seinen Bruder Alberich gestürzt, in der Engels…burg eingekerkert und starb 936 im Gefängnis.

Johann XII., ein Sohn Alberichs, Papst 955 —964, änderte zuerst seinen Namen Octavianus …um, als er den päpstl. Stuhl bestieg, was seitdem gewöhnlich wurde. Kaum 18 J. alt, wurde er Papst, schändete aber sich und seine Würde durch die gröbsten Ausschweifungen. Um sich gegen den König Berengar II. von Italien zu behaupten, rief er 960 den deutschen König Otto I. zu Hilfe, krönte ihn als Sieger (962), wurde aber von demselben wegen Treulosigkeit abgesetzt (963); er starb 964.

Johann XIII., geb. zu Rom, Bischof von Narni, bestieg 965 den röm. Stuhl, wurde bald darauf von den röm. Großen vertrieben, von dem Kaiser Otto I. aber wieder eingesetzt, unter dessen Schutz er bis 972 regierte.

Johann XIV., vorher Peter, Bischof von Pavia, wurde 983 Papst durch den Kaiser Otto II., der ihn auch Bonifacius VII. gegenüber schützte; gleich nach Ottos Tod aber (983) kam er in die Gewalt des Gegenpapstes. Er starb 984 in der Engelsburg im Kerker.

Johann XV., geb. zu Rom, regierte als Papst 986—996, erklärte die Beschlüsse der von Hugo Capet zu Rheims gehaltenen Synode (991), welche den Erzbischof von Rheims, Arnulph, absetzte und dessen Stelle Gerbert übertrug, für ungültig. Gerbert begab sich zu Otto III., der ihn zum Erzbischof von Ravenna, dann zum Papst erhob. Arnulph mußte jedoch im Gefängnis bleiben und ward erst von Hugos Nachfolger, Robert, wieder eingesetzt. …(Er vollzog die erste päpstl. Kanonisation an dem …hof Ulrich von Augsburg.

…nn XVI., vorher Philagathus, wurde nach …V. Vertreibung durch den Usurpator Cres…(997) auf den päpstl. Stuhl erhoben, aber …n Kaiser Otto III. wieder gestürzt, der ihn …rescentius auf der Engelsburg in Haft setzen …blenden ließ.

Johann XVII., genannt Sicco, wurde 1003 Papst, starb aber schon in demselben Jahre.

Johann XVIII., vorher Fanasus oder Fasanus, Papst 1003—9, starb als Mönch.

Johann XIX., vorher Graf von Toscanello, erkaufte sich als Laie durch Bestechung den päpstl. Stuhl und regierte 1024—33. König Knut d. Gr. von Dänemark wallfahrtete zu ihm und traf mit ihm eine Übereinkunft wegen Verteilung der Pallien und der Zahlung des Zehnten und des Petrespfennigs.

Johann XX., vorher Peter Julian, geb. zu Lissabon, war früher Arzt, wurde dann Geistlicher, Kardinal und Bischof von Tusculum, 1276 Papst, starb aber schon 1277, von einer einfallenden Decke erschlagen. Er hat Briefe, philos. und mediz. Schriften hinterlassen. Er zählte sich, weil die Sage eine Päpstin Johanna (s. d.) als J. VIII. auf Petri Stuhl gesetzt hatte, als J. XXI.

Johann XXII., Papst 1316—34, geb. zu Cahors 1244, hieß vorher Jakob von Ossa oder Euse. Gewandt, gelehrt und tüchtiger Kanonist, wurde er Roberts, des Sohnes Karls II. von Neapel, Kanzler, später Bischof zu Fréjus, 1310 Erzbischof von Avignon, Kardinal und Bischof von Porto. Er wurde 7. Aug. 1316 zu Lyon zum Papst erwählt und behielt seinen Sitz in Avignon. Abhängig von Frankreich, suchte er den Streit zwischen Ludwig dem Bayer und Friedrich von Österreich zu benutzen, um die päpstl. Herrschaft über Deutschland zu befestigen. Lange vermied er die Entscheidung, erst als 1323 der Sieg sich Ludwig zuneigte, erklärte er sich gegen ihn. Ludwig zog nach Rom und ließ sich durch Bischöfe krönen. Berühmte Rechtsgelehrte sprachen dem Papste das Recht ab, in bürgerlichen Angelegenheiten die Entscheidung zu treffen, die Franziskaner stellten sich auf die Seite des Kaisers und dieser ließ 1328 Nikolaus V. zum Gegenpapst wählen. Kaum hatte aber Ludwig Italien verlassen, so nahm J. 1330 Nikolaus V. gefangen, zwang ihn, seiner Würde zu entsagen, und trennte hierauf durch ein Edikt Italien vom Deutschen Reiche. J. starb 1334 im Alter von 90 J. Er gab die Clementinen (s. d.) und die Extravaganten (s. d.) heraus, mit denen das Corpus juris canonici schließt.

Johann XXIII., Papst 1410—15, Neapolitaner, hieß vorher Balthasar Cossa, studierte zu Bologna die Rechte, wurde unter Bonifacius IX. Kämmerer, dann Protonotar, 1402 Kardinal und 1410 auf dem Konzil zu Pisa zum Nachfolger Alexanders V. erwählt. Um das kirchliche Schisma zu beseitigen, faßte das Konzil zu Konstanz den Beschluß, die drei damals in der Kirche vorhandenen Päpste (Gregor XII., Benedikt XIII. und J. XXIII.) sämtlich zur freiwilligen Abdankung zu bewegen. Wirklich versprach J. 2. März 1415, der

Joachim I. Napoleon, König von Neapel, s. Murat.

Joachim (Jos.), ausgezeichneter Violinspieler, wurde als Sohn israel. Eltern 28. Juni 1831 zu Kittsee bei Preßburg geboren und kam frühzeitig nach Wien auf das Konservatorium, wo Jos. Böhm sein Lehrer war. Schon 1843 machte er in Leipzig durch sein Violinspiel Aufsehen und gewann Mendelssohns Teilnahme, der von nun an seine Studien leitete, während Hauptmann sein Lehrer in der Theorie wurde. Sein Aufenthalt in Leipzig, wo er auch im Gewandhausorchester und als Lehrer des Konservatoriums eine Anstellung erhielt, dauerte bis 1850, worauf er eine Reise nach Paris unternahm und auch hier seinem Talent Anerkennung verschaffte. Noch in demselben Jahre folgte er einem Rufe als Konzertmeister nach Weimar, vertauschte aber schon 1853 diese Stelle mit der eines Konzertdirektors bei der Hofkapelle in Hannover und blieb daselbst bis 1868. In diesem Jahre zog er nach Berlin, wo er als Direktor der königl. Hochschule für Musik in den Senat der königl. Akademie der Künste eintrat. Auf allen seinen Kunstreisen, die namentlich alljährlich nach London gerichtet sind, hat sich J. als ein Virtuos im edelsten Sinne bewiesen. Er zeigt eine außerordentliche technische Meisterschaft, verbunden mit einem nur dem künstlerisch-Idealen zugewandten Streben. Als Komponist hat er sich durch verschiedene Violin- und Orchesterstücke bekannt gemacht, von denen sein «Konzert in ungar. Weise» für Violine und Orchester das bedeutendste ist. Bei sonstiger Vielseitigkeit steht er doch Schumanns Art und Richtung am nächsten.

J.s Gattin Amalie, geborene Weiß, geb. 1839 zu Marburg in Steiermark, wirkte bis zu ihrer Verheirathung 1863 als Hofopernsängerin an den Hofbühnen zu Wien und Hannover, seitdem nur noch als Konzertsängerin, wo sie als Altistin besonders im Oratorium einen hohen Rang einnimmt.

Joachimsorden, ein 1755 von 14 Herzögen, Fürsten, Grafen und Edeln gestifteter Orden mit dem Zweck, die minder bemittelten Mitglieder desselben durch die reichern zu unterstützen. Derselbe bestand 1820 noch, ist aber seitdem erloschen.

Joachimsthal, Stadt in der preuß. Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Angermünde, 19 km von Eberswalde, zwischen den Seen Grimnitz und Werbellin, zählt (1880) 2000 E., welche Ackerbau, Ziegelei und Kalkbrennerei treiben und bedeutende Steinbrüche bearbeiten. Im W. des Sees liegt die Schorfheide, der reichste Jagdgrund an Hochwild in Deutschland, mit dem königl. Jagdschloß Hubertusstock. Kurfürst Joachim Friedrich stiftete hier in der Ukermark am 24. Aug. 1607 ein Gymnasium, welches 1650 nach Berlin verlegt wurde und 3. Mai 1880 nach dem Dorfe Wilmersdorf bei Berlin übersiedelte. Dicht bei J. am Ufer des Grimnitzsees befinden sich die Ruinen des früher berühmten Jagdschlosses Grimnitz, in welchem 1529 der Erbvertrag zwischen Brandenburg und Pommern geschlossen wurde.

Joachimsthal, Bergstadt in Böhmen, 18 km nördlich von Karlsbad und nur 6 km von der sächs. Grenze, liegt in 733 m Meereshöhe an der südl. Abdachung des Erzgebirges inmitten hoher Berge im Thale des Weseritzbachs, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, eines Bezirksgerichts, einer Berg- und Hüttenverwaltung, und zählt (1880) 6628 E. Die schöne Dekanatskirche, welche 1873 mit dem größten Teil der Stadt verbrannte, wurde 1876 neu aufgeführt. In der Nähe liegt die Ruine des Schlickschen Schlosses Freudenstein. Auf dem nahen Keilberg (1260 m hoch) steht seit 1884 ein 20 m hoher Aussichtsturm. Der Bergbau erstreckt sich auf Silber (jetzt nur noch unbedeutend), Uran, Wismut und Nickel. Bedeutend ist die Glacehandschuh- und die Tabak-, Cigarren- und Cigarrettenfabrikation. Die Gegend von J. gehörte im Anfange des 16. Jahrh. den Grafen von Schlick, welche aus dem gewonnenen Silber seit 1519 Guldengroschen prägten, die unter dem Namen Joachimsthaler bald zu solchem Rufe gelangten, daß derselbe in der abgekürzten Form Thaler (s. d.) ein bleibender wurde.

Joahas, König des Reiches Israel 858—841 v. Chr., konnte, obwohl ein tapferer Mann, dem immer tiefern Sinken des durch die große Umwälzung unter seinem Vater Jehu sehr geschwächten und von den Syrern Hasael und Benhadad III. fortwährend bedrängten Reichs keinen Einhalt thun. Dazu kam der religiöse Zerfall durch den Astartendienst, der unter ihm in der Residenz Samaria einen neuen Aufschwung nahm.

Joahas, ein jüngerer Sohn und Nachfolger des Königs Josia von Juda, wegen seiner Thatkraft vom Volke auf den Thron erhoben, 610 v. Chr., wurde nach kaum dreimonatlicher Regierung von Pharao Necho II. abgesetzt und nach Ägypten verbracht, wo er in der Gefangenschaft starb.

Joaillerie (frz.), Juwelierkunst, Juwelenhandel; Joaillier, Juwelier.

Joánes (Vicente), span. Maler, geb. zu Fuente de la Higuera 1523, gest. zu Bocairente 1579, studierte wahrscheinlich in Italien nach Rafael und stiftete dann eine eigene Schule zu Valencia, wo er viel für die dortigen Kirchen arbeitete. Er malte nur religiöse Gegenstände. Seine Richtung ist im ganzen die der in Italien gebildeten Niederländer, obwohl auch ein gewisser Einfluß der florentin. Manieristen sich bei ihm kundgibt. Sein Kolorit ist meist etwas stumpf. Vorzügliche Proben seines Talents sind die Taufe Christi im Dom zu Valencia, das Abendmahl daselbst in der Kirche des heil. Nikolaus, anderes in der Dominikanerkirche.

Joan-Martinsinseln, der frühere Name der Amiranten (s. d.).

Joann, s. Iwan.

Joanne (Adolf Laurent), franz. geogr. Schriftsteller, geb. 15. Sept. 1813 zu Dijon, studierte Jura und wurde 1836 Advokat, wandte sich aber seit 1839 ganz der Schriftstellerei zu. Er gründete 1841 die «Illustration», für welche er bis 1852 schrieb. Besonders bekannt sind seine «Itinéraires» für fast alle Teile Europas, im ganzen 120 Bände, seine Beschreibungen der einzelnen franz. Departements und sein «Dictionnaire géographique de la France» (3. Aufl. 1881). J. starb 1. März 1881 in Paris.

Joannes Damascenus, s. Johannes Chrysorrhoas.

Joannina, s. Janina.

João (portug.), Johann.

Joas, König von Israel und Nachfolger des Joahas 841—825 v. Chr., gewann nicht nur den Syrern die unter seinem Vater verloren gegangenen Städte wieder ab, sondern schlug auch den König Amazia von Juda, der ihn mit Krieg überzogen hatte, in der Schlacht bei Bethsemes, nahm ihn gefangen, besetzte Jerusalem und plünderte die Schätze des Tempels und Königshauses.

lichen Güter und in eine bedeutende Entschä-
ngssumme, sondern nahm auch die Kronen
England und Irland vom Papst zu Lehn und
rach einen Lehnzins von 1000 Mark Silber.
ir untersagte nun der Papst dem franz. König
früher befohlenen Angriff auf England und
n bei J.s Streitigkeiten mit seinen Baronen
Partei des erstern. Die Barone aber verban-
sich im Jan. 1215 mit der unbefriedigten Geist-
eit, um das von der Krone allmählich unter-
te öffentliche Recht als allgemeine Schutzmauer
n Despotie wieder aufzurichten. Der Erzbischof
nas Langton war die Seele des Bundes. Am
April erschienen die Verbündeten vor Oxford
stellten dem König Forderungen, welche auf
Freiheitsbrief Heinrichs I. und die sog. Gesetze
ards des Bekenners begründet waren. Als J.
s Ansinnen verwarf, griffen die Barone zu den
fen, nahmen London und zwangen den König
Juni 1215) auf einer großen Wiese zwischen
nes und Windsor die Freiheiten zu bewilligen,
nter dem Namen der Magna Charta (s. d.) als
Fundament der engl. Staatsverfassung be-
tet werden. Alsbald bewog er aber gegen sein
prechen den Papst als den Oberlehnsherrn,
Freiheiten durch eine Bulle zu verdammen
die Widerspenstigen mit dem Kirchenbann zu
nen. Der Bürgerkrieg brach nun wieder aus,
J. verübte mit seinen brabantischen Mietstrup-
so furchtbare Grausamkeiten, daß die aufs
erste getriebenen Barone dem Kronprinzen Lud-
, dem Sohn Philipps II. von Frankreich, die
. Krone anboten. Ludwig erschien im Mai
mit einem starken Heere, wurde zu London
nt und unterwarf sich bei dem geringen Wider-
de, den ihm J. leistete, fast das ganze südl. und
England. In dieser Lage starb J. unter neuen
üstungen zur Bewahrung seiner Krone 19. Okt.
. Ihm folgte sein neunjähriger Sohn Hein-
III. unter dem Protektorat des Grafen Wilhelm
Pembroke.

ohann II. der Gute, zweiter König von
nkreich (1350—64) aus dem Hause Valois als
folger seines Vaters Philipp VI., hatte eine
unruhige Regierung durch die Fehden mit Karl
Bösen von Navarra und durch die Erneuerung
Kriegs mit Eduard III. von England. In der
acht bei Maupertuis (in der Nähe von Poitiers)
Sept. 1356 von Eduards Sohn, dem Schwarzen
zen, besiegt und gefangen, konnte J. lange Zeit
Freiheit nicht erwirken, da sein Sohn, der
phin und spätere König Karl V., durch die
itigkeiten mit Karl von Navarra, den Com-
eaufstand in Paris unter Etienne Marcel und
damaligen Bauernaufstände (Jacquerie) außer
nde war, die Bedingungen der Engländer zu
len. Endlich kam es zum Frieden von Bretigny
Mai 1360, in welchem Eduard III. zwar auf die
. Krone verzichtete, dafür aber Guienne, Sain-
e, Angoumois, Poitou, Calais u. s. w. frei
aller Oberhoheit und eine große Geldsumme
Lösegeld des Königs zugesagt erhielt. Darauf
wurde J. freigelassen. Weil aber seine jüngern
ne, welche er als Geiseln für die Ausführung
Vertrags gestellt hatte, aus England entflohen
J. selbst kein Mittel fand, jenes Geld aufzu-
gen, kehrte er freiwillig in die Gefangenschaft
k, um in derselben 8. April 1364 zu sterben.
Königtum folgte ihm Karl V.; der nächste Sohn,
Philipp der Kühne, war schon 1363 mit dem heim-
gefallenen Herzogtum Burgund ausgestattet worden.

Johann II. Kasimir, König von Polen, geb.
21. März 1609, Sohn König Sigismunds III. und
seiner zweiten Gemahlin, der Erzherzogin Kon-
stanze von Österreich, schlug nach seines Vaters
Tode 1632 bei dem Reichstage seinen ältern Stief-
bruder Wladislaw zum Könige vor und wurde,
nachdem dieser den poln. Thron bestiegen, mit an-
sehnlichen Domänen begabt. Im J. 1640 ließ er
sich in den Jesuitenorden aufnehmen und bald nach-
her durch Innocenz X. zum Kardinalpriester ernen-
nen; doch schon 1646 lebte er wieder in Polen, vom
Papste seiner geistlichen Gelübde entbunden. Nach
Wladislaws Tode, 20. Nov. 1648, nahm er die ihm
dargebotene Krone an und vermählte sich mit dessen
Witwe. Seine Regierung war ein fortgesetzter
Kampf gegen die unter Chmielnicki aufständigen
Kosaken, gegen die Russen und Schweden, die eine
Zeit lang ganz Polen besetzt hielten, sodaß J. nach
Oppeln in Schlesien zu flüchten genötigt ward, und
gegen innere Unruhen und Verschwörungen. Den
Krieg mit Schweden endete der Friede zu Oliva
3. Mai 1660, zufolge dessen Polen die Insel Ösel,
Estland und, mit Ausnahme einer einzigen Woj-
wodschaft, auch Livland verlor, und den mitRuß-
land der Friede zu Andrussow 14. Jan. 1667, in
welchem J. Weiß- und Rotrußland samt der Ukraine
bis an den Dnjepr an Rußland abtreten mußte.
Die allgemeinen Zerwürfnisse im Innern des Reichs
bestimmten ihn endlich, in der Reichstagsversamm-
lung 16. Sept. 1668 dem Throne zu entsagen.
Im folgenden Jahre begab er sich nach Frankreich,
wo ihn Ludwig XIV. mit mehrern Abteien be-
schenkte. Er starb zu Nevers 16. Dez. 1672 und
wurde in der Jesuitenkirche zu Paris beigesetzt,
1676 aber in die Kathedrale zu Krakau geschafft,
wo man ihm ein prächtiges Denkmal errichtete.

Johann III. Sobieski, König von Polen,
geb. 2. Juni 1624 zu Olesko (in Galizien), wurde
nebst seinem Bruder Markus Sobieski von sei-
nem durch Tugend und kriegerischen Mut gleich
achtungswürdigen Vater, Jakob Sobieski, Ka-
stellan von Krakau, auf das sorgfältigste erzogen
und sodann auf Reisen gesandt. Beide Brüder be-
fanden sich in der Türkei, als 1648 des Vaters Tod
sie in die Heimat rief. Damals war Polen durch
Chmielnickis Siege an den Rand des Verderbens ge-
langt. Sofort ergriffen beide die Waffen, um das
Mißgeschick ihres Vaterlandes zu wenden. Markus
Sobieski fiel in dem Treffen bei Batow am Bog; J.
wurde durch Mut und Tapferkeit bald der Gegen-
stand der Bewunderung seiner Nation und der
Schrecken der Tataren und Kosaken. Er erhielt
1665 das Krongroßmarschallamt, wurde 1667 Kron-
großfeldherr und Wojwode von Krakau und, nach-
dem er 11. Nov. 1673 die Schlacht bei Chocim
gegen die Türken gewonnen, die hier 28000 Mann
verloren, 21. Mai 1674 einstimmig zum König von
Polen erwählt, worauf er 1676 sich nebst seiner
Gemahlin Marie Kasimire Luise, einer Tochter des
Marquis Lagrange d'Arquien und Witwe des
Wojwoden Johann Zamoiski, in Krakau feierlich
krönen ließ. Als 1683 die Türken Wien belager-
ten, eilte er mit 20000 Polen herbei und rettete in
Verbindung mit den ebenfalls herbeigekommenen
deutschen Hilfsvölkern die Kaiserstadt durch die
Schlacht vom 12. Sept. 1683, in der er auch die
Fahne Mohammeds erbeutete, die er an den Papst

Ministeriums im Dez. 1849 zog sich J. ins Privatleben zurück. Im Mai 1859 wurde er zum österr. Feldmarschalllieutenant ernannt und nach dem Frieden von Villafranca in den Freiherrenstand erhoben. Er starb 14. Sept. 1881 in Bamberg. Seine «Gesammelten Schriften» gab Thomas heraus (Bd. 1—4, Berl. 1883—84).

Jocketa, Dorf mit 213 E. in der Amtshauptmannschaft Plauen des sächs. Regierungsbezirks Zwickau, 9 km nordnordwestlich von Plauen auf der Höhe über dem romantischen Triebthal an der Mündung der Trieb in die Elster, Haltestelle der Linie Leipzig-Hof der Sächsischen Staatsbahnen, welche hier auf einem 68 m hohen, 281 m langen Viadukt mit zwei Bogenreihen das Elsterthal überschreitet; durch einen der untern drei Bogen führt die Bahnlinie Wolfsgefährt-Weischlitz mit der unter J. gelegenen Haltestelle Barthmühle. Die Umgegend hat Eisenlager und Eisenwerke.

Jockey (engl., spr. Dschokeh), ein in die meisten europ. Sprachen übergegangenes engl. Wort, bezeichnet eigentlich den professionellen Reiter, der die Pferde bei den Wettrennen «steuert» und zu diesem Behufe eine regelmäßige Schule durchmachen muß. Doch werden auch die Sportliebhaber, die nicht selten ihre eigenen Pferde auf der Rennbahn lenken, J. genannt; die von ihnen für die Förderung des Rennwesens gebildeten Vereine heißen Jockey-Klubs.

Jocrisse, eine Figur der franz. Komödie. Er bildet eine der zahlreichen Typen der komischen Bedienten und ist namentlich die volkstümliche Verkörperung der Albernheit und Ungeschicklichkeit. Dann ist er aber auch ein tölpischer Ehemann, der unter dem Pantoffel steht und sich im Haushalt um die kleinen Geschäfte bekümmert, die dem Mann am wenigsten zukommen, also soviel wie Topfgucker.

Jocus (lat.), Scherz; auch der Genius des Scherzes; Jocusstab, Stab mit einem Brustbilde, welches die Freude oder auch ein Zerrbild mit Schellenkappe vorstellt; Joci causa (im klassischen Latein: per jocum), Spaßes halber; extra jocum oder joco remoto, Spaß beiseite; inter jocos et seria, unter Scherz und Ernst; jocōs, scherzhaft, spaßig; Jocosa, scherzhafte Dinge, Possen; Joculator, Spaßmacher Gaukler; davon Jongleurs (s. d.).

Jod, Haloid, s. unter J (als Vokal).

Jodelle (Etienne), Sieur de Lymodin, geb. zu Paris 1532, der Dramatiker des Dichterkreises des sog. Siebengestirns (Pleiade), ist als solcher von Bedeutung, insofern er zuerst mit den mittelalterlichen Formen des Dramas, den Mysterien, Moralitäten und Farcen, brach und den Versuch unternahm, nach dem Vorbilde der antiken Tragödie und Komödie komponierte Dramen in franz. Sprache zu verfassen. Durch die beiden noch unvollkommenen, litterarhistorisch aber interessanten Tragödien «Cléopâtre captive» (1552) und «Didon se sacrifiant» (1553), sowie eine etwas leichtfertige Komödie «Eugène» wurde er der Begründer des klassizierenden franz. Dramas. Bei dem Mangel an gebildeten Schauspielern im 16. Jahrh. wurden seine Stücke nur selten gespielt. Eines besondern Charakters entbehren seine lyrischen Gedichte (Sonette, Oden, Elegien, Chansons), meist erotischen Inhalts und im Geschmacke seiner Zeit. Seine Eitelkeit und Unzuverlässigkeit brachten ihn nach einigen Jahren ungeteilter Bewunderung um Ansehen und Freundschaften, und ein ungezügeltes Leben führte ihn in ein frühes Grab (Juli 1573). Nach seinem Tode erschienen seine «Oeuvres» (Par. 1574; beste Ausg. von Marty-Laveaux, 2 Bde., Par. 1868—70). J. war auch Maler, Bildhauer und Architekt.

Jodeln, eine bei den Bewohnern der Alpen ursprüngliche Gesangsart, deren Eigentümlichkeit im Übergange von den Brusttönen zum Falset (Fistel) besteht. Bald bildet es den Refrain eines Gesangstextes, bald auch tritt es selbständig hervor.

Jodine, s. Jod (mit J als Vokal).

Jodocus oder Jobst, Markgraf von Mähren seit 12. Nov. 1375, war ein überaus unruhiger und ländersüchtiger Fürst, welcher die Verlegenheiten und Zwistigkeiten seiner Vettern von der königl. Linie der Luxemburger, der Könige Wenzel von Böhmen und Sigismund von Ungarn, benutzte, um als Freund oder Feind ihnen ihre Länder abzudrängen. J. erwarb so nach und nach den Pfandbesitz von Luxemburg, der Landgrafschaft Elsaß, der Mark Brandenburg und der Lausitz, des nordwestl. Ungarn und einmal sogar der Regentschaft in Böhmen. Aber da diese Pfänder ihn in viele Kriege verwickelten, hatte er von ihnen geringen Vorteil und sie dienten ihm nur als Quellen der Erpressung. Nach dem Tode des deutschen Königs Ruprecht von der Pfalz bewarb J. sich um die Nachfolge und wurde wirklich 1. Okt. 1410 erwählt, starb aber, ehe er ins Reich kommen konnte, 17. Jan. 1411 angeblich an Gift. Da er kinderlos war, fielen die Pfandgüter an ihre Herren zurück.

Jodocus Pratensis, s. Josquin Desprez.

Jodoigne (lat. Geldonia, vlām. Geldenaken), Städtchen im Bezirk Nivelles der belg. Provinz Brabant, 38 km im OSO. von Brüssel, an der Geete, Station der Linie Tirlemont-Ramillies der Belgischen Staatsbahnen, mit 4332 E., Wollspinnerei, Tabaksfabriken und Steinbrüchen. Der Ort wurde 1194 durch Herzog Heinrich II. von Brabant zur Stadt erhoben. — In der Nähe, bei Ramillies, siegte 23. Mai 1706 der Herzog von Marlborough über den Marschall de Villeroi.

Joel, der Sohn Pethuels, einer der ältesten hebr. Propheten, der zweite unter den sog. zwölf kleinen im Kanon des Alten Testaments, weissagte im Reiche Juda um 860 v. Chr. Sein Orakel wurde durch eine große Dürre und schwere Heuschreckenverheerung veranlaßt, indem ihm die öffentliche Not Gelegenheit bietet, das Volk zur Buße zu mahnen und ihm den Beistand Jahves, den Sieg über alle Heiden und eine dauernde Zeit des Friedens in Aussicht zu stellen. Die Sprache ist altertümlich, aber hochpoetisch und malerisch. Kommentare mit Übersetzungen lieferten Credner (Jena 1831), Meier (Tüb. 1841), Hitzig in der Schrift «Die zwölf kleinen Propheten» (Lpz. 1838; 4. Aufl. 1881), Wünsche (Lpz. 1872) und Merx (Halle 1879).

Johann ist der Name von 23 röm. Päpsten:

Johann I. regierte als Papst 523—526, ward von Theodorich, König der Ostgoten, ins Gefängnis geworfen, weil er an der Spitze einer Gesandtschaft nach Konstantinopel geschickt, um Kaiser Justinian I. um Schonung der Arianer zu bitten, diesen zur Vernichtung derselben zu bestimmen suchte. Er ist ein Heiliger der kath. Kirche; der 27. Mai ist ihm geweiht.

Johann II. oder Mercurius, 532—535, bestätigte in den Streitigkeiten der Theopaschiten die Formel: «Einer aus der Trinität ist gekreuzigt.»

Dom Miguel traten. Letzterer zog im Mai 1823 einige Regimenter auf seine Seite und brachte auch den Vater in seine Gewalt, der nun die Verfassung aufhob, die Klöster erneuerte und der Geistlichkeit die eingezogenen Güter zurückgab. Da J. jedoch auf die Absicht, alle Liberalen zu vernichten, nicht einging, suchte ihn Miguel ganz beiseite zu schieben. Der Anschlag mißlang dadurch, daß der König 9. Mai 1824 auf ein engl. Schiff flüchtete und von hier aus, durch die Gesandten der Großmächte unterstützt, den Sohn für einen Hochverräter erklärte. Miguel mußte, da diesmal die Truppen dem Könige treu blieben, sich unterwerfen und wurde auf Reisen geschickt, worauf J. die Verfassung wieder in Kraft setzte. J. starb 10. März 1826, und mit seinem Tode löste sich die Verbindung Portugals mit Brasilien, da sein Sohn Dom Pedro, welcher bisher für den abwesenden Vater das letztere regiert hatte, Brasilien nicht mit Portugal vertauschen wollte und daher zu Gunsten seiner unmündigen Tochter Donna Maria da Gloria der Krone Portugals entsagte.

Johann der Beständige, Kurfürst von Sachsen, 1525—32, geb. 30. Juni 1468, vierter Sohn des Kurfürsten Ernst (s. d.), ward am Hofe seines mütterlichen Verwandten, Kaiser Friedrichs III., erzogen, focht unter Maximilian I. gegen die Ungarn und Venetianer und führte nach des Vaters Tode in voller Eintracht zusammen mit seinem Bruder Friedrich dem Weisen die Regierung bis zu dessen Tode (6. Mai 1525). J.s erste Handlung war darauf die energische Unterdrückung des Bauernkriegs, zugleich mit entschiedener Sicherung der Reformation in dem Kurgebiet. Der kath. Reaktion gegenüber verband er sich 1526 zu Gotha-Torgau mit Philipp von Hessen und setzte mit diesem in Speier den dem Evangelium günstigen Reichstagsbeschluß durch. In den Packschen Händeln mäßigte er 1528 mit Erfolg den kriegerischen Eifer Philipps, trat aber 1529 auf dem zweiten Reichstage in Speier neben diesem um so entschlossener auf, unterzeichnete als führender Fürst die «Protestation» und behauptete nach mehrern Schwankungen, die im «Marburger Kolloquium» ihren schroffsten kirchlich-polit. Ausdruck fanden, auf dem Augsburger Reichstage gegen das persönliche Andrängen des Kaisers seine protest. Haltung. Da war es, wo er sich den Namen des «Bekenners» erwarb. Die Folge war der Schmalkaldische Bund, der Dez. 1530 unter seiner Mitwirkung und Führung zu Stande kam. J. hatte das Glück, diese Politik im Nürnberger Religionsfrieden (1532) zum ersten Siege zu führen, und zu sterben (16. Aug. 1532), bevor er die Unsicherheit desselben erkennen konnte.

Johann Friedrich der Großmütige, Kurfürst von Sachsen, 1532—47, Sohn Johanns des Beständigen, geb. 30. Juni 1503 zu Torgau, regierte nach des Vaters Tode (Aug. 1532) in streng protest. Sinne den Staat, nach außen als führender Fürst den Schmalkaldischen Bund vertretend, nach innen durch Visitationen, Kirchenordnungen, Pflege der wittenberger Universität u. s. w. die Landeskirche ausbauend. Im J. 1535 erhielt er persönlich zu Wien die Bestätigung der Kurwürde. Die Ausbreitung des evang. Geistes in Nieder- und Oberdeutschland unter der Ägide des Schmalkaldischen Bundes, wobei J., freilich meist von dem thatkräftigen Landgrafen Philipp von Hessen fortgerissen, in vorderster Reihe stand, die Verjagung des Katholikenführers Herzog Heinrich von Braunschweig 1542 und seine Gefangennehmung 1545 drängten Karl V. dahin, 1546 kriegerisch gegen den Bund einzuschreiten. Der geächtete J. führte mit Philipp von Hessen das Bundesheer, welches im Herbst 1546 ohne entscheidende Schlacht durch Karl V. auseinander manövriert wurde. Infolge des Einfalls des Herzogs Moritz in sein Stammland eilte J. im November dorthin zurück, trieb den Herzog über das Erzgebirge, erlag aber am 24. April 1547 auf der Lochauer Heide hinter Mühlberg a. E. den vereinigten Truppen des Kaisers und des Herzogs. Der Kur beraubt, zum Tode als Rebell verurteilt, erkaufte sich J. durch die Kapitulation Wittenbergs das Leben, blieb aber Karls Gefangener, bis die Empörung desselben Moritz den Kaiser bewog, J. zu entlassen. Sept. 1552 heimgekehrt, bestrebte er sich vergebens, die Kur wieder zu erlangen. Er starb, nachdem er noch 1553 die an seinen Bruder Johann Ernst vergebene «Pflege» Coburg bei dessen Tode geerbt hatte, zu Jena, dem Hauptsitze der vor Moritz geretteten «Ernestinischen Lande», 3. März 1554.

Johann Friedrich II. oder der Mittlere, Herzog von Sachsen, ältester Sohn des vorigen, geb. 8. Jan. 1529, hatte sich nach der Schlacht bei Mühlberg nach Gotha gerettet und übernahm sodann mit seinem Bruder Johann Wilhelm (geb. 11. März 1530), zugleich im Namen des noch unmündigen Bruders, Johann Friedrichs III. (geb. 17. Jan. 1537), die Administration des zufolge der Wittenberger Kapitulation der Ernestinischen Linie zugeteilten Länderteils. Durch seinen Vater veranlaßt, stiftete er 1547 die Universität Jena, die er aber erst 1558 einweihen konnte. Nach dem Tode des Vaters sollten zufolge testamentarischer Anordnung die drei Söhne gemeinschaftlich die Regierung führen, doch schon im März 1557 überließen die beiden jüngern dem ältern Bruder die Regierung auf bestimmte Zeit allein. Nach dem kinderlosen Ableben Johann Friedrichs III. 1565 teilten die beiden Brüder die Lande in zwei gleiche Teile, den weimarischen und gothaischen, von denen der erste dem jüngern, der andere dem ältern Bruder auf drei Jahre eingeräumt wurde. J. richtete viel Verwirrung an nicht nur durch seine Einmischung in die von Flacius Illyricus und andern jenaer Professoren gegen die Wittenberger geführten theol. Streitigkeiten, sondern auch durch seine Parteinahme für Wilhelm von Grumbach (s. d.), der, von ihm unterstützt, Würzburg angriff und deshalb 1563 in die Acht erklärt wurde. Da J. weder durch Vorstellungen und Bitten noch durch Drohungen bewogen werden konnte, dem Geächteten und dessen Anhängern seinen fernern Schutz zu versagen, so erklärte der Kaiser ihn selbst 1566 in die Acht und ließ 1567 seine Unterthanen an seinen Bruder Johann Wilhelm weisen, worauf der Kurfürst August von Sachsen, beauftragt mit der Vollziehung der Acht, 13. April 1567 den Grimmenstein durch Kapitulation einnahm. Grumbach und seine Anhänger wurden sofort hingerichtet, J. aber gefangen zuerst nach Dresden, dann nach Wien und hierauf zu ewigem Gefängnis nach Wienerisch-Neustadt gebracht, wohin ihm 1572 seine Gemahlin Elisabeth, die Tochter Friedrichs III. von der Pfalz, folgte, die daselbst 8. Febr. 1594 starb. J. selbst, während des Türkenkriegs 1595 nach Steier gebracht, starb hier infolge eines Falles 9. Mai 1595.

päpstl. Krone zu entsagen, entfloh jedoch gegen seinen Eid 21. März heimlich mit seinen Anhängern nach Schaffhausen. Der nun gegen ihn eingeleitete Kriminalprozeß überwies ihn einer Anzahl grober Schandthaten, wie Mord, Blutschande, Unzucht und Räubereien aller Art, sodaß er 29. Mai feierlich abgesetzt, dann zu Freiburg festgenommen, hierauf aber im Schlosse Gottlieben bei Konstanz, später zu Mannheim und endlich zu Heidelberg in Haft gehalten wurde. Im J. 1419 kaufte er sich los, ging nach Italien, ward vom Papst Martin V. begnadigt und starb im Nov. 1419 zu Florenz, nachdem er kurz zuvor zum Kardinalbischof von Tuscoli und zum Dekan des Kardinalkollegiums ernannt worden war.

Johann von Luxemburg, König von Böhmen, ältester Sohn des Grafen Heinrich III. von Luxemburg, des nachherigen deutschen Königs Heinrich VII., und Margaretens von Brabant, war geb. 10. Aug. 1296. Als sein Vater zum König gewählt war, trugen ihm die mit der Regierung Heinrichs von Kärnten unzufriedenen Böhmen die Krone ihres Landes mit der Hand der Elisabeth, der Tochter König Wenzels IV. von Böhmen, des letzten männlichen Sprossen der Przemysliden für seinen Sohn an, und dieser vermählte sich mit ihr 1310. Anfangs unter der Leitung des Erzbischofs Peter von Mainz, gelang es ihm, die Krone zu gewinnen und zu behaupten. In den Wirren, welche nach seines Vaters Tode 1313 durch die zwiespaltige Kaiserwahl verursacht wurden, hielt er sich zur Partei Ludwigs des Bayern und folgte diesem ins Feld, so oft nicht die stets wieder emporlodernde Flamme des Aufruhrs seine Anwesenheit in Böhmen nötig machte. So war er 1315 in Italien, 1322, nachdem er von den Höfen zu Avignon und Paris und aus Luxemburg zurückgekehrt, wieder in Prag. In demselben Jahre nahm er einen vorzüglichen Anteil an dem Siege bei Mühldorf; auch focht er 1324 für den König von Frankreich in Lothringen und unterstützte 1328 denselben im Kampfe gegen die Flamländer. Dann eilte er mitten im Winter 1329 den Deutschen Rittern nach Preußen zu Hilfe, wobei er ein Auge einbüßte, und war noch in demselben Jahre wieder in Frankreich, wo ihn König Philipp VI. zum Statthalter von Gascogne einsetzte. Seine enge Verbindung mit Frankreich führte zu der Vermählung seines Sohnes, des nachherigen Kaisers Karl IV., mit Blanca von Valois. Trotz seiner Irrfahrten erweiterte er die Grenzen des Königreichs durch Erwerbung des Herzogtums Breslau 1327 kraft eines Vertrags mit dem kinderlosen Herzog Heinrich, sowie auch dadurch, daß er fast alle übrigen schles. Fürsten seiner Hoheit unterwarf. So legte er den Grund zu dem von seinem Sohne Karl IV. organisierten, großen deutsch-slaw. Ländervereine. Als er 1330 im zerrissenen Italien als glücklicher Eroberer auftrat, machte er sich dem Kaiser Ludwig verdächtig, als strebe er nach der Kaiserkrone, verständigte sich aber 1331 mit demselben und begab sich, nachdem er in Prag neue Gelder erhoben, nach Paris und Avignon. Hier vermählte er sich 1334 zum zweiten mal mit Beatrix von Bourbon. Da seinem Sohne Johann, den er mit Heinrichs von Kärnten Tochter Margareta vermählt hatte, von seiten Österreichs und mehrerer Fürsten die Erbschaft von Kärnten und Tirol streitig gemacht wurde, geriet er 1335 in langwierige Händel und zuletzt kam es auch noch zu einem völligen Bruch zwischen ihm und dem Kaiser. Er verlor 1340 durch ein rheumatisches Leiden auch sein zweites Auge, weshalb er auch J. der Blinde genannt wird. Die Erhebung seines Sohnes Karl IV. zum Gegenkönig gegen Kaiser Ludwig nötigte ihn zur Flucht nach Frankreich und er fiel auf Seite der Franzosen in der mörderischen Schlacht bei Crecy 26. Aug. 1346. Vgl. Schötter, «J., Graf von Luxemburg und König von Böhmen» (2 Bde., Luxemb. 1865).

Johann ohne Land, König von England, 1199—1216, geb. zu Oxford 24. Dez. 1166, war der jüngste Sohn und der Liebling Heinrichs II., nahm aber dessenungeachtet an den Empörungen gegen seinen Vater teil. Als sein älterer Bruder, König Richard I. Löwenherz, auf dem Kreuzzuge war, suchte J. die Regentschaft an sich zu reißen, und als jener in Deutschland gefangen saß, verband er sich mit Philipp II. von Frankreich, um dem Bruder die Krone zu rauben. Der Anschlag scheiterte nur an der Festigkeit der Bischöfe und des Regentschaftsrats; doch wurde J. nach Richards Befreiung begnadigt. Bei Richards Tod 1199 sollte eigentlich die Krone dem zwölfjährigen Herzog Arthur von Bretagne zufallen, Sohn Gottfrieds, eines verstorbenen ältern Bruders. Allein J. wußte die Großen zu gewinnen und wurde 27. Mai 1199 als König gekrönt. In seinen franz. Staaten lernte er hierauf die schöne Isabella, die Tochter des Grafen von Angoulême, kennen und vermählte sich mit ihr, während er seine erste Gemahlin Hadwise von Gloucester verstieß. Der Umstand indes, daß Isabella schon dem Grafen Hugo de la Marche verlobt war, verwickelte ihn in Krieg mit seinen franz. Vasallen. Auch begann 1202 der König Philipp das Interesse seines Eidams, des jungen Arthur, zu vertreten und fiel mit einem starken Heere in die Normandie ein. Arthur geriet hierbei in die Gefangenschaft J.s und wurde zu Rouen ermordet (April 1203). Aber die franz. Vasallen fielen nun von J. ab und die englischen begaben sich in ihre Heimat. Binnen zwei Jahren hatte er alle Besitzungen bis auf einen Teil von Poitou und Guienne verloren. Um diese Zeit brachen auch die Streitigkeiten des Königs mit dem Papst Innocenz III. aus. Dieser hatte den Kardinal Stephan Langton eigenmächtig zum Erzbischof von Canterbury ernannt und belegte England, da der König die Bestätigung verweigerte, 1208 mit dem Interdikt, bald darauf den König selbst mit dem Bann. J. schwur Rache, jagte die Geistlichkeit aus dem Lande, zog deren Güter ein, sperrte die Ordensbrüder in die Klöster und ließ sich den Treueid von seinen Großen erneuern, die sich um so weniger weigerten, als sie selbst von der Priesterherrschaft hart gedrückt wurden. Allmählich aber regte sich, durch J.s Gewaltthaten hervorgerufen, die Lust zum Abfall. Der Papst wagte deshalb 1212 den König, der obendrein im Bunde mit dem ebenfalls gebannten Kaiser Otto IV., seinem Neffen, war, des engl. Throns für verlustig zu erklären, trug Philipp von Frankreich die Vollstreckung des Urteils auf und predigte gegen J. förmlich den Kreuzzug.

Während sich Philipp rüstete, trat jedoch der Papst aus Besorgnis vor der franz. Übermacht 1213 durch seinen Legaten mit J. zu Dover in Unterhandlung. J. unterwarf sich hier (13. Mai) den schimpflichsten Bedingungen. Er willigte nicht nur in die Einsetzung Langtons, die Restitution aller

Johann von Österreich, gewöhnlich Don Juan d'Austria genannt, natürlicher Sohn Kaiser Karls V. von der schönen regensburger Bürgerstochter Barbara Blomberg, ward 24. Febr. 1547 in Regensburg geboren und wuchs seit 1550 unter dem Namen Geronimo im Dorfe Leganes unweit Madrid bei Pflegeeltern geringen Standes heran. Im J. 1554 übergab man ihn der Gemahlin Quixadas, Madalena da Ulloa, und seitdem wurde er auf dem Schlosse Villagarcia unweit Valladolid erzogen. Karl V. hatte bereits durch ein geheimes Codicill vom 6. Juni 1554 den Knaben als seinen Sohn anerkannt und aufs dringendste seinem Thronfolger anempfohlen. Philipp II. erkannte ihn Sept. 1559 als Sprößling des Hauses Österreich an. Seitdem hieß der Knabe Don Juan d'Austria und erhielt eine fürstl. Hofhaltung, erst in Valladolid, dann in Madrid. Im J. 1561 bezog er mit dem Infanten Don Carlos und Alexander Farnese von Parma die Hochschule zu Alcala und blieb daselbst bis Ende 1564. J. zeigte entschiedene Neigung zum Kriegswesen, erhielt aber erst 1568 den Befehl über ein Geschwader von 33 Galeeren, mit denen er (Juni bis September) glücklich gegen die afrik. Seeräuber kämpfte. Dann unterdrückte er den Aufstand der Morisken in Granada nach langwierigem Kampfe (April 1569 bis Nov. 1570). Eine glänzendere Laufbahn eröffnete sich für J., als im Mai 1571 Papst Pius V., Spanien und Venedig sich zu einer «ewigen Liga» gegen die Türken vereinigten und ihn zum Oberbefehlshaber ihrer Flotte bestellten. Am 7. Okt. 1571 schlug er die glorreiche Seeschlacht bei Lepanto (s. d.). Doch die Früchte des Siegs gingen durch die Eifersucht der Verbündeten verloren, und Venedig trat schon im März 1573 von der Liga zurück. Dennoch nahm J. im Okt. 1573 Tunis ein. Diese Eroberung ward indes von der span. Politik weder gehörig gewürdigt noch verteidigt, und so fiel Tunis schon im Sept. 1574 wieder den Türken zu.

J. hatte erst daran gedacht, sich eine selbständige Herrschaft in Morea und Albanien zu erkämpfen, dann aber ein Königreich in Tunis zu begründen. Philipp II. wies solche Pläne entschieden zurück und verweigerte seinem Stiefbruder auch die Erhebung zum Infanten von Spanien, übertrug ihm dagegen die Statthalterschaft über die span. Provinzen in Italien und 1576 die Statthalterschaft in den Niederlanden. J. reiste von Madrid aus verkleidet durch Frankreich und traf 4. Nov. 1576 in Luxemburg ein, wo den Winter hindurch über einen Vergleich mit den niederländ. Ständen verhandelt wurde. Am 7. April 1577 erließ er das sog. Edictum perpetuum, welches die Versöhnung beregeln sollte, zog 1. Mai in Brüssel ein und ward daselbst 4. Mai als Statthalter und Generalkapitän anerkannt. Aber Wilhelm von Oranien verweigerte seine Unterwerfung, und der Aufruhr brach bald von neuem aus. So hielt J. schon im Juli es für geraten, sich nach Namur zurückzuziehen. Nachdem ihm die Stände im Okt. 1577 den Gehorsam aufgekündigt, entsetzten sie ihn 7. Dez. förmlich der Statthalterschaft. Als Ende des Jahres Alexander Farnese mit einem span. Heere in den Niederlanden ankam, eröffnete J. die Feindseligkeiten und erfocht 31. Jan. 1578 bei Gembloux einen Sieg. Aber Philipp II., dessen Mißtrauen durch J.s Pläne gegen England und Schottland erregt war, ließ es an der gehörigen Unterstützung fehlen. So zog der Krieg sich ohne Entscheidung hin, bis J. 1. Okt. 1578 im Lager bei Namur plötzlich (wahrscheinlich durch Gift) starb. J. wurde dramatisch von Delavigne und G. von Putlitz (Berl. 1860), episch von Frankl (Lpz. 1846) behandelt.

Vgl. «Histoire de Don Jean d'Autriche» (Amsterd. 1690); Havemann, «Das Leben des Don Juan d'Austria» (Gotha 1865).

Der jüngere Don Juan d'Austria, geb. 7. April 1629, ein natürlicher Sohn des Königs Philipp IV. von Spanien und der Schauspielerin Maria Calderon, wurde Großprior von Castilien, nahm 1642 am Kriege gegen Portugal teil, unterdrückte 1647 den von Masaniello geleiteten Aufstand in Neapel, wurde Statthalter in Italien, schlug 1652 den Aufstand in Catalonien nieder und zeichnete sich im Kriege gegen Frankreich als Feldherr aus. Im J. 1656 ward er Statthalter in den span. Niederlanden und kämpfte anfangs mit Glück, verlor aber zuletzt gegen Turenne 14. Juni 1658 die Schlacht in den Dünen; der Rest seiner Truppen wurde bei Oudenaarde vernichtet. Nachdem mit Frankreich der sog. Pyrenäische Friede (1659) geschlossen war, erhielt er 1660 den Oberbefehl im Kriege gegen Portugal, wurde aber 8. Juni 1663 bei Estremoz entscheidend geschlagen und legte 1664 das Kommando nieder. Die Königin-Witwe Maria Anna, welche für ihren unmündigen Sohn Karl II. die Regentschaft führte, ernannte ihn zum Vizekönig von Aragonien. Später rief ihn Karl II. an den Hof zurück und ernannte ihn zum ersten Minister. Don Juan starb 17. Sept. 1679. Vgl. «Vita di Don Giovanni d'Austria» (Köln 1688).

Johann von Gott, s. Gott (Johann von).

Johann von Leiden, eigentlich Johann Bockelson, auch Bockold genannt, Führer der Wiedertäufer (s. d.), Sohn eines Schulzen im Haag und einer leibeigenen Westfälin, wurde um 1510 in Leiden geboren und ließ sich, nachdem er als Schneidergeselle weit umhergewandert, in seiner Vaterstadt als Schneider nieder. Doch lag ihm Lebensgenuß und heiteres Spiel mehr am Herzen als sein Handwerk. In den poetischen Vereinen versuchte er sich als Dichter und Schauspieler, wobei ihm sein gewinnendes Äußeres und seine Rednergabe zu statten kamen. Von der Lehre der Wiedertäufer ergriffen, ward er einer ihrer wildesten und begabtesten Wanderpropheten. So kam er mit Jan Matthys 1533 nach Münster, unterstützte diesen mit Eifer und Erfolg bei seinem Bekehrungswerk und ward, als Matthys im Frühjahr 1534 fiel, dessen Nachfolger. J. warf nun die alte Verfassung der Stadt um, richtete Münster als das Königreich Zion ein, bestellte Richter und bildete die Gesetzgebung in phantastisch-verworrener Weise nach den theokratischen Anschauungen des Alten Testaments. Seine Ausrufung zum König von Zion vollendete das abenteuerliche und wahnwitzige Werk. J., der sich der Welt als den auserwählten König der Apokalypse ankündigte, führte die Vielweiberei ein, schwelgte in üppigkeit und königl. Pracht, verübte mit priesterlicher Salbung blutige Thaten und machte die Stadt zum Schauplatz zahlloser religiös-fanatischer und grobsinnlicher Ausschweifungen. Nach mehrern vergeblichen Angriffen ward im Juni 1535 die Stadt Münster durch den Bischof erobert. Der Schneiderkönig wurde mit den übrigen Rädelsführern gefangen genommen, 23. Jan. 1536 unter

Johann Wilhelm, Herzog zu Sachsen, geb. 11. März 1530 in Torgau, als zweiter Sohn Johann Friedrichs des Großmütigen, regierte seit 1554 mit seinem Bruder Johann Friedrich II. gemeinsam und kämpfte 1557—58 für Heinrich II. von Frankreich. Bei der Teilung mit seinem Bruder 1565 erhielt er die fränk. Landesteile und nahm seinen Sitz in Coburg. Er mußte die Acht an seinem Bruder vollstrecken helfen und erhielt dafür vom Kaiser dessen Länder zugesprochen. J. starb 2. März 1573 zu Weimar.

Johann Kasimir, Herzog von Sachsen-Coburg, geb. 12. Juni 1564 als dritter Sohn Herzog Johann Friedrichs II., wurde nach der Gefangennahme seines Vaters von seiner Mutter Elisabeth sorgfältig erzogen und übernahm 1586 mit seinem Bruder Johann Ernst die Regierung, bis 4. Dez. 1596 die Teilung erfolgte, in welcher J. Coburg, Johann Ernst Eisenach erhielt. Im Dreißigjährigen Kriege suchte er anfangs neutral zu bleiben, schloß sich aber später an Gustav Adolf an. Er starb 16. Juli 1633.

Johann, Herzog von Sachsen, geb. 22. Mai 1570 zu Weimar als Sohn des Herzogs Johann Wilhelm, regierte mit seinem Bruder Friedrich Wilhelm gemeinsam bis zu dessen Tod 1602 und übernahm dann die Vormundschaft über die Söhne desselben und die Regierung des weimarischen Landesanteils. Er that viel für Schule und Kirche, starb aber schon 31. Okt. 1605.

Johann Ernst, Herzog von Sachsen-Weimar, ältester Sohn des Herzogs Johann, geb. 21. Febr. 1594 zu Altenburg, folgte 1605 seinem Vater unter der Vormundschaft der Kurfürsten Christian II. und Johann Georg I. von Sachsen und übernahm 1615 die Regierung selbst. Er trat in die Dienste Friedrichs V. von der Pfalz, später in die Christians von Dänemark. Er unterwarf 1626 fast ganz Schlesien, wurde dann von Wallenstein hart bedrängt, schlug sich aber nach Ungarn durch, wo er 4. Dez. 1626 zu St. Martin plötzlich starb.

Johann Adolf II., Herzog von Sachsen-Weißenfels-Querfurt, kursächs. Generalfeldmarschall und Reichs-Generalfeldzeugmeister, geb. 4. Sept. 1685, befehligte 1702 am Rhein das querfurtsche Kontingent, trat in hess. Dienste und zeichnete sich bei Höchstädt, Turin und als Reiteroberst bei Malplaquet aus, worauf er 1709 als Generalmajor in kursächs. Dienste trat. J. kämpfte während des Nordischen Kriegs auf den verschiedensten Kriegstheatern und zeichnete sich namentlich vor Stralsund, sowie 1716 in Polen aus, befehligte 1718 die sächs. Hilfstruppen in Ungarn und während des Polnischen Thronfolgekriegs 1733 und 1734 in Polen, leitete gemeinsam mit dem russ. Feldmarschall Münnich die Belagerung von Danzig und wurde 1735 kursächs. Generalfeldmarschall und Generalfeldzeugmeister des Reichs. Im J. 1736 gelangte er zur Regierung, übernahm 1742 den Oberbefehl über die sächs. Truppen und führte diesen auch während des zweiten Schlesischen Kriegs. J. starb beim Besuche der leipziger Messe 16. Mai 1745; er war der letzte Herzog von Sachsen-Weißenfels-Querfurt. Vgl. «Leben und Thaten des Herzogs J.» (Frankf. u. Lpz. 1744).

Johann Georg I., Kurfürst von Sachsen, 1611—56, Sohn des Kurfürsten Christian I., geb. 5. März 1585, wurde 23. Juni 1611 der Nachfolger seines verstorbenen Bruders Christian II. Er nahm seit 1607 an der Regierung teil und vermählte sich in demselben Jahre in zweiter Ehe mit der Tochter des Markgrafen Albert Friedrich von Brandenburg, Magdalene Sibylle. Den größten Teil der Zeit seiner langen Regierung füllte der Dreißigjährige Krieg, in welchem der der Jagdlust und dem Trunk unmäßig ergebene Fürst durch sein unentschiedenes religiös und politisch beschränktes Benehmen die übelste Rolle spielte. Durch den Hofprediger Hoë von Hoënegg, welcher ganz im österr. Sinne handelte, beraten, schloß er sich 1620 dem Kaiser Ferdinand II. an, unterwarf diesem die Lausitz, die ihm schon vorläufig als Hypothek zugesichert war, und 1621 auch Schlesien. Unzufrieden wegen der Achtung Friedrichs V. von der Pfalz, der Übertragung der Kurwürde an Maximilian von Bayern, wegen der Intriguen über die Lausitz und der Rekatholisierungsversuche in Böhmen und Schlesien, begann er mehr und mehr sich vom Kaiser abzuwenden. Durch den Brandenburger Hans Georg von Arnim, vordem Wallensteins Waffengefährten, geleitet, brachte er 1631 einen Bund der prot. Stände zu Leipzig zusammen, der ihnen eine selbständige Stellung zwischen Schweden und Habsburg sichern sollte, aber nur zum Anschluß Sachsens an Gustav Adolf führte. Ebendeshalb gab er sich nicht bedingungslos den Schweden hin, und fortwährend schwankend gedieh bald sein Plan, sich ganz von Schweden loszusagen, zur Reife. Im Frieden, welchen er mit dem Kaiser zu Prag 30. Mai 1635 abschloß, erhielt er die ihm bisher verpfändete Lausitz erb- und eigentümlich. Nachdem der Kurfürst 6. Okt. 1635 dem Königreich Schweden den Krieg erklärt, wurde sein Land von dem kaiserl. Heere und nachher von den Franzosen nicht minder wie von Schweden furchtbar heimgesucht, bis er sich mit Schweden 27. Aug. 1645 zu Kötzschenbroda bei Dresden zu einem Waffenstillstande vereinigte. Im Westfälischen Frieden wurde er im Besitze der Lausitz sowie der Bistümer Meißen, Merseburg und Naumburg bestätigt, das Erzstift Magdeburg aber nur auf die Lebenszeit des Administrators August ihm überlassen, nach dessen Tode es an Brandenburg fiel. Er starb 8. Okt. 1656. Zufolge seines Testaments entstanden durch seine vier Söhne nächst der Kurlinie noch drei regierende Linien, Sachsen-Weißenfels, Sachsen-Merseburg und Sachsen-Zeitz.

Johann Georg II., Kurfürst von Sachsen 1665—80, Sohn des vorigen, geb. 10. Juni 1613, suchte die Schulden, in welche ihn seine prunkvolle Regierung stürzte, die übrigens Dresden zur schönsten deutschen Residenz, zur Stätte der musikalischen und theatralischen Genüsse und schöner Kunstsammlungen machte, durch franz. Subsidien und Abhängigkeit von Ludwig XIV. zu decken. Der brachte ihn gegen das ausgesprochene Interesse seines Hauses zu dem Entschluß, 1663—64 die Exekution des mainzer Erzbischofs Johann Philipp gegen das prot. Erfurt, den alten Zankapfel zwischen Sachsen und Mainz, zuzulassen und 1667 dem Schutzrecht über die Stadt zu entsagen, nachdem er das 1664 geschlossene Bündnis mit Frankreich noch verstärkt hatte. Die weitern Übergriffe Ludwigs hielten ihn zwar auf die Seite Kaiser Leopolds I. zurück; 1673 kämpfte ein sächs. Hilfskorps gegen Turenne. Dann aber schloß J. aus Eifersucht gegen Kurbrandenburg und aus Sehnsucht nach den Subsidien sich aufs neue an den König, dem er [illegible] ganz geheim, sogar ohne Vorwissen seines Gehei-

Dom Miguel traten. Letzterer zog im Mai 1823 einige Regimenter auf seine Seite und brachte auch den Vater in seine Gewalt, der nun die Verfassung aufhob, die Klöster erneuerte und der Geistlichkeit die eingezogenen Güter zurückgab. Da J. jedoch auf die Absicht, alle Liberalen zu vernichten, nicht einging, suchte ihn Miguel ganz beiseite zu schieben. Der Anschlag mißlang dadurch, daß der König 9. Mai 1824 auf ein engl. Schiff flüchtete und von hier aus, durch die Gesandten der Großmächte unterstützt, den Sohn für einen Hochverräter erklärte. Miguel mußte, da diesmal die Truppen dem Könige treu blieben, sich unterwerfen und wurde auf Reisen geschickt, worauf J. die Verfassung wieder in Kraft setzte. J. starb 10. März 1826, und mit seinem Tode löste sich die Verbindung Portugals mit Brasilien, da sein Sohn Dom Pedro, welcher bisher für den abwesenden Vater das letztere regiert hatte, Brasilien nicht mit Portugal vertauschen wollte und daher zu Gunsten seiner unmündigen Tochter Donna Maria da Gloria der Krone Portugals entsagte.

Johann der Beständige, Kurfürst von Sachsen, 1525—32, geb. 30. Juni 1468, vierter Sohn des Kurfürsten Ernst (s. d.), ward am Hofe seines mütterlichen Verwandten, Kaiser Friedrichs III., erzogen, focht unter Maximilian I. gegen die Ungarn und Venetianer und führte nach des Vaters Tode in voller Eintracht zusammen mit seinem Bruder Friedrich dem Weisen die Regierung bis zu dessen Tode (6. Mai 1525). J.s erste Handlung war darauf die energische Unterdrückung des Bauernkriegs, zugleich mit entschiedener Sicherung der Reformation in dem Kurgebiet. Der kath. Reaktion gegenüber verband er sich 1526 zu Gotha-Torgau mit Philipp von Hessen und setzte mit diesem in Speier den dem Evangelium günstigen Reichstagsbeschluß durch. In den Pachschen Händeln mäßigte er 1528 mit Erfolg den kriegerischen Eifer Philipps, trat aber 1529 auf dem zweiten Reichstage in Speier neben diesem um so entschlossener auf, unterzeichnete als führender Fürst die «Protestation» und behauptete nach mehrern Schwankungen, die im «Marburger Kolloquium» ihren schroffsten kirchlich-polit. Ausdruck fanden, auf dem Augsburger Reichstage gegen das persönliche Andrängen des Kaisers seine protest. Haltung. Da war es, wo er sich den Namen des «Bekenners» erwarb. Die Folge war der Schmalkaldische Bund, der Dez. 1530 unter seiner Mitwirkung und Führung zu Stande kam. J. hatte das Glück, diese Politik im Nürnberger Religionsfrieden (1532) zum ersten Siege zu führen, und zu sterben (16. Aug. 1532), bevor er die Unsicherheit desselben erkennen konnte.

Johann Friedrich der Großmütige, Kurfürst von Sachsen, 1532—47, Sohn Johanns des Beständigen, geb. 30. Juni 1503 zu Torgau, regierte nach des Vaters Tode (Aug. 1532) in streng protest. Sinne den Staat, nach außen als führender Fürst den Schmalkaldischen Bund vertretend, nach innen durch Visitationen, Kirchenordnungen, Pflege der wittenberger Universität u. s. w. die Landeskirche ausbauend. Im J. 1535 erhielt er persönlich zu Wien die Bestätigung der Kurwürde. Die Ausbreitung des evang. Geistes in Nieder- und Oberdeutschland unter der Ägide des Schmalkaldischen Bundes, wobei J., freilich meist von dem thatkräftigen Landgrafen Philipp von Hessen fortgerissen, in vorderster Reihe stand, die Verjagung des Katholikenführers Herzog Heinrich von Braunschweig 1542 und seine Gefangennehmung 1545 drängten Karl V. dahin, 1546 kriegerisch gegen den Bund einzuschreiten. Der geächtete J. führte mit Philipp von Hessen das Bundesheer, welches im Herbst 1546 ohne entscheidende Schlacht durch Karl V. auseinander manövriert wurde. Infolge des Einfalls des Herzogs Moritz in sein Stammland eilte J. im November dorthin zurück, trieb den Herzog über das Erzgebirge, erlag aber am 24. April 1547 auf der Lochauer Heide hinter Mühlberg a. E. den vereinigten Truppen des Kaisers und des Herzogs. Der Kur beraubt, zum Tode als Rebell verurteilt, erkaufte sich J. durch die Kapitulation Wittenbergs das Leben, blieb aber Karls Gefangener, bis die Empörung desselben Moritz den Kaiser bewog, J. zu entlassen. Sept. 1552 heimgekehrt, bestrebte er sich vergebens, die Kur wieder zu erlangen. Er starb, nachdem er noch 1553 die an seinen Bruder Johann Ernst vergebene «Pflege» Coburg bei dessen Tode geerbt hatte, zu Jena, dem Hauptsitze der vor Moritz geretteten «Ernestinischen Lande», 3. März 1554.

Johann Friedrich II. oder der Mittlere, Herzog von Sachsen, ältester Sohn des vorigen, geb. 8. Jan. 1529, hatte sich nach der Schlacht bei Mühlberg nach Gotha gerettet und übernahm sodann mit seinem Bruder Johann Wilhelm (geb. 11. März 1530), zugleich im Namen des noch unmündigen Bruders, Johann Friedrichs III. (geb. 17. Jan. 1537), die Administration des zufolge der Wittenberger Kapitulation der Ernestinischen Linie zugeteilten Länderteils. Durch seinen Vater veranlaßt, stiftete er 1547 die Universität Jena, die er aber erst 1558 einweihen konnte. Nach dem Tode des Vaters sollten zufolge testamentarischer Anordnung die drei Söhne gemeinschaftlich die Regierung führen, doch schon im März 1557 überließen die beiden jüngern dem ältern Bruder die Regierung auf bestimmte Zeit allein. Nach dem kinderlosen Ableben Johann Friedrichs III. 1565 teilten die beiden Brüder die Lande in zwei gleiche Teile, den weimarischen und gothaischen, von denen der erste dem jüngern, der andere dem ältern Bruder auf drei Jahre eingeräumt wurde. J. richtete viel Verwirrung an nicht nur durch seine Einmischung in die von Flacius Illyricus und andern jenaer Professoren gegen die Wittenberger geführten theol. Streitigkeiten, sondern auch durch seine Parteinahme für Wilhelm von Grumbach (s. d.), der, von ihm unterstützt, Würzburg angriff und deshalb 1563 in die Acht erklärt wurde. Da J. weder durch Vorstellungen und Bitten noch durch Drohungen bewogen werden konnte, dem Geächteten und dessen Anhängern seinen fernern Schutz zu versagen, so erklärte der Kaiser ihn selbst 1566 in die Acht und ließ 1567 seine Unterthanen an seinen Bruder Johann Wilhelm weisen, worauf der Kurfürst August von Sachsen, beauftragt mit der Vollziehung der Acht, 13. April 1567 den Grimmenstein durch Kapitulation einnahm. Grumbach und seine Anhänger wurden sofort hingerichtet, J. aber gefangen zuerst nach Dresden, dann nach Wien und hierauf zu ewigem Gefängnis nach Wienerisch-Neustadt gebracht, wohin ihm 1572 seine Gemahlin Elisabeth, die Tochter Friedrichs III. von der Pfalz, folgte, die daselbst 8. Febr. 1594 starb. J. selbst, während des Türkenkriegs 1595 nach Steier gebracht, starb hier infolge eines Falles 9. Mai 1595.

Johann Wilhelm, Herzog zu Sachsen, geb. 11. März 1530 in Torgau, als zweiter Sohn Johann Friedrichs des Großmütigen, regierte seit 1554 mit seinem Bruder Johann Friedrich II. gemeinsam und kämpfte 1557—58 für Heinrich II. von Frankreich. Bei der Teilung mit seinem Bruder 1565 erhielt er die fränk. Landesteile und nahm seinen Sitz in Coburg. Er mußte die Acht an seinem Bruder vollstrecken helfen und erhielt dafür vom Kaiser dessen Länder zugesprochen. J. starb 2. März 1573 zu Weimar.

Johann Kasimir, Herzog von Sachsen-Coburg, geb. 12. Juni 1564 als dritter Sohn Herzog Johann Friedrichs II., wurde nach der Gefangennahme seines Vaters von seiner Mutter Elisabeth sorgfältig erzogen und übernahm 1586 mit seinem Bruder Johann Ernst die Regierung, bis 4. Dez. 1596 die Teilung erfolgte, in welcher J. Coburg, Johann Ernst Eisenach erhielt. Im Dreißigjährigen Kriege suchte er anfangs neutral zu bleiben, schloß sich aber später an Gustav Adolf an. Er starb 16. Juli 1633.

Johann, Herzog von Sachsen, geb. 22. Mai 1570 zu Weimar als Sohn des Herzogs Johann Wilhelm, regierte mit seinem Bruder Friedrich Wilhelm gemeinsam bis zu dessen Tod 1602 und übernahm dann die Vormundschaft über die Söhne desselben und die Regierung des weimarischen Landesanteils. Er that viel für Schule und Kirche, starb aber schon 31. Okt. 1605.

Johann Ernst, Herzog von Sachsen-Weimar, ältester Sohn des Herzogs Johann, geb. 21. Febr. 1594 zu Altenburg, folgte 1605 seinem Vater unter der Vormundschaft der Kurfürsten Christian II. und Johann Georg I. von Sachsen und übernahm 1615 die Regierung selbst. Er trat in die Dienste Friedrichs V. von der Pfalz, später in die Christians von Dänemark. Er unterwarf 1626 fast ganz Schlesien, wurde dann von Wallenstein hart bedrängt, schlug sich aber nach Ungarn durch, wo er 4. Dez. 1626 zu St. Martin plötzlich starb.

Johann Adolf II., Herzog von Sachsen-Weißenfels-Querfurt, kursächs. Generalfeldmarschall und Reichs-Generalfeldzeugmeister, geb. 4. Sept. 1685, befehligte 1702 am Rhein das querfurtsche Kontingent, trat in hess. Dienste und zeichnete sich bei Höchstädt, Turin und als Reiteroberst bei Malplaquet aus, worauf er 1709 als Generalmajor in kursächs. Dienste trat. J. kämpfte während des Nordischen Kriegs auf den verschiedensten Kriegstheatern und zeichnete sich namentlich vor Stralsund, sowie 1716 in Polen aus, befehligte 1718 die sächs. Hilfstruppen in Ungarn und während des Polnischen Thronfolgekriegs 1733 und 1734 in Polen, leitete gemeinsam mit dem russ. Feldmarschall Münnich die Belagerung von Danzig und wurde 1735 kursächs. Generalfeldmarschall und Generalfeldzeugmeister des Reichs. Im J. 1736 gelangte er zur Regierung, übernahm 1742 den Oberbefehl über die sächs. Truppen und führte diesen auch während des zweiten Schlesischen Kriegs. J. starb beim Besuche der leipziger Messe 16. Mai 1745; er war der letzte Herzog von Sachsen-Weißenfels-Querfurt. Vgl. «Leben und Thaten des Herzogs J.» (Frankf. u. Lpz. 1744).

Johann Georg I., Kurfürst von Sachsen, 1611—56, Sohn des Kurfürsten Christian I., geb. 5. März 1585, wurde 23. Juni 1611 der Nachfolger seines verstorbenen Bruders Christian II. Er nahm seit 1607 an der Regierung teil und vermählte sich in demselben Jahre in zweiter Ehe mit der Tochter des Markgrafen Albert Friedrich von Brandenburg, Magdalene Sibylle. Den größten Teil der Zeit seiner langen Regierung füllte der Dreißigjährige Krieg, in welchem der der Jagdlust und dem Trunk unmäßig ergebene Fürst durch sein unentschiedenes religiös und politisch beschränktes Benehmen die übelste Rolle spielte. Durch den Hofprediger Hoë von Hoënegg, welcher ganz im österr. Sinne handelte, beraten, schloß er sich 1620 dem Kaiser Ferdinand II. an, unterwarf diesem die Lausitz, die ihm schon vorläufig als Hypothek zugesichert war, und 1621 auch Schlesien. Unzufrieden wegen der Achtung Friedrichs V. von der Pfalz, der Übertragung der Kurwürde an Maximilian von Bayern, wegen der Intriguen über die Lausitz und der Rekatholisierungsversuche in Böhmen und Schlesien, begann er mehr und mehr sich vom Kaiser abzuwenden. Durch den Brandenburger Hans Georg von Arnim, vordem Wallensteins Waffengefährten, geleitet, brachte er 1631 einen Bund der prot. Stände zu Leipzig zusammen, der ihnen eine selbständige Stellung zwischen Schweden und Habsburg sichern sollte, aber nur zum Anschluß Sachsens an Gustav Adolf führte. Ebendeshalb gab er sich nicht bedingungslos den Schweden hin, und fortwährend schwankend gedieh bald sein Plan, sich ganz von Schweden loszusagen, zur Reife. Im Frieden, welchen er mit dem Kaiser zu Prag 30. Mai 1635 abschloß, erhielt er die ihm bisher verpfändete Lausitz erb- und eigentümlich. Nachdem der Kurfürst 6. Okt. 1635 dem Königreich Schweden den Krieg erklärt, wurde sein Land von dem kaiserl. Heere und nachher von den Franzosen nicht minder wie von Schweden furchtbar heimgesucht, bis er sich mit Schweden 27. Aug. 1645 zu Kötzschenbroda bei Dresden zu einem Waffenstillstande vereinigte. Im Westfälischen Frieden ward er im Besitze der Lausitz sowie der Bistümer Meißen, Merseburg und Naumburg bestätigt, das Erzbistum Magdeburg aber nur auf die Lebenszeit des Administrators August ihm überlassen, nach dessen Tode es an Brandenburg fiel. Er starb 8. Okt. 1656. Zufolge seines Testaments entstanden durch seine vier Söhne nächst der Kurlinie noch drei regierende Linien, Sachsen-Weißenfels, Sachsen-Merseburg und Sachsen-Zeitz.

Johann Georg II., Kurfürst von Sachsen 1665—80, Sohn des vorigen, geb. 10. Juni 1613, suchte die Schulden, in welche ihn seine prunkvolle Regierung stürzte, die übrigens Dresden zur schönsten deutschen Residenz, zur Stätte der musikalischen und theatralischen Genüsse und schöner Kunstsammlungen machte, durch franz. Subsidien und Abhängigkeit von Ludwig XIV. zu decken. Das brachte ihn gegen das ausgesprochene Interesse seines Hauses zu dem Entschluß, 1663—64 die Exekution des mainzer Erzbischofs Johann Philipp gegen das prot. Erfurt, den alten Zankapfel zwischen Sachsen und Mainz, zuzulassen und 1667 dem Schutzrecht über die Stadt zu entsagen, nachdem er das 1664 geschlossene Bündnis mit Frankreich noch verstärkt hatte. Die weitern Übergriffe Ludwigs führten ihn zwar auf die Seite Kaiser Leopolds I. zurück; 1673 kämpfte ein sächs. Hilfskorps gegen Frankreich. Dann aber schloß J. aus Eifersucht gegen Kurbrandenburg und aus Sehnsucht nach den Subsidien sich aufs neue an den König, dem er 167[illegible] ganz geheim, sogar ohne Vorwissen seines Gehei[illegible]

Johann von Österreich, gewöhnlich Don Juan d'Austria genannt, natürlicher Sohn Kaiser Karls V. von der schönen regensburger Bürgerstochter Barbara Blomberg, ward 24. Febr. 1547 in Regensburg geboren und wuchs seit 1550 unter dem Namen Geronimo im Dorfe Leganes unweit Madrid bei Pflegeeltern geringen Standes heran. Im J. 1554 übergab man ihn der Gemahlin Quixadas, Madalena da Ulloa, und seitdem wurde er auf dem Schlosse Villagarcia unweit Valladolid erzogen. Karl V. hatte bereits durch ein geheimes Codicill vom 6. Juni 1554 den Knaben als seinen Sohn anerkannt und aufs dringendste seinem Thronfolger anempfohlen. Philipp II. erkannte ihn Sept. 1559 als Sprößling des Hauses Österreich an. Seitdem hieß der Knabe Don Juan d'Austria und erhielt eine fürstl. Hofhaltung, erst in Valladolid, dann in Madrid. Im J. 1561 bezog er mit dem Infanten Don Carlos und Alexander Farnese von Parma die Hochschule zu Alcala und blieb daselbst bis Ende 1564. J. zeigte entschiedene Neigung zum Kriegswesen, erhielt aber erst 1568 den Befehl über ein Geschwader von 33 Galeeren, mit denen er (Juni bis September) glücklich gegen die afrik. Seeräuber kämpfte. Dann unterdrückte er den Aufstand der Morisken in Granada nach langwierigem Kampfe (April 1569 bis Nov. 1570). Eine glänzendere Laufbahn eröffnete sich für J., als im Mai 1571 Papst Pius V., Spanien und Venedig sich zu einer «ewigen Liga» gegen die Türken vereinigten und ihn zum Oberbefehlshaber ihrer Flotte bestellten. Am 7. Okt. 1571 schlug er die glorreiche Seeschlacht bei Lepanto (s. d.). Doch die Früchte des Siegs gingen durch die Eifersucht der Verbündeten verloren, und Venedig trat schon im März 1573 von der Liga zurück. Dennoch nahm J. im Okt. 1573 Tunis ein. Diese Eroberung ward indes von der span. Politik weder gehörig gewürdigt noch verteidigt, und so fiel Tunis schon im Sept. 1574 wieder den Türken zu.

J. hatte erst daran gedacht, sich eine selbständige Herrschaft in Morea und Albanien zu erkämpfen, dann aber ein Königreich in Tunis zu begründen. Philipp II. wies solche Pläne entschieden zurück und verweigerte seinem Stiefbruder auch die Erhebung zum Infanten von Spanien, übertrug ihm dagegen die Statthalterschaft über die span. Provinzen in Italien und 1576 die Statthalterschaft in den Niederlanden. J. reiste von Madrid aus verkleidet durch Frankreich und traf 4. Nov. 1576 in Luxemburg ein, wo den Winter hindurch über einen Vergleich mit den niederländ. Ständen verhandelt wurde. Am 7. April 1577 erließ er das sog. Edictum perpetuum, welches die Versöhnung besiegeln sollte, zog 1. Mai in Brüssel ein und ward daselbst 4. Mai als Statthalter und Generalkapitän anerkannt. Aber Wilhelm von Oranien verweigerte seine Unterwerfung, und der Aufruhr brach bald von neuem aus. So hielt J. schon im Juli es für geraten, sich nach Namur zurückzuziehen. Nachdem ihm die Stände im Okt. 1577 den Gehorsam aufgekündigt, entsetzten sie ihn 7. Dez. förmlich der Statthalterschaft. Als Ende des Jahres Alexander Farnese mit einem span. Heere in den Niederlanden ankam, eröffnete J. die Feindseligkeiten und erfocht 31. Jan. 1578 bei Gembloux einen Sieg. Aber Philipp II., dessen Mißtrauen durch J.s Pläne gegen England und Schottland erregt war, ließ es an der gehörigen Unterstützung fehlen. So zog der Krieg sich ohne Entscheidung hin, bis J. 1. Okt. 1578 im Lager bei Namur plötzlich (wahrscheinlich durch Gift) starb. J. wurde dramatisch von Delavigne und G. von Putlitz (Berl. 1860), episch von Frankl (Lpz. 1846) behandelt.

Vgl. «Histoire de Don Jean d'Autriche» (Amsterd. 1690); Havemann, «Das Leben des Don Juan d'Austria» (Gotha 1865).

Der jüngere Don Juan d'Austria, geb. 7. April 1629, ein natürlicher Sohn des Königs Philipp IV. von Spanien und der Schauspielerin Maria Calderon, wurde Großprior von Castilien, nahm 1642 am Kriege gegen Portugal teil, unterdrückte 1647 den von Masaniello geleiteten Aufstand in Neapel, wurde Statthalter in Italien, schlug 1652 den Aufstand in Catalonien nieder und zeichnete sich im Kriege gegen Frankreich als Feldherr aus. Im J. 1656 ward er Statthalter in den span. Niederlanden und kämpfte anfangs mit Glück, verlor aber zuletzt gegen Turenne 14. Juni 1658 die Schlacht in den Dünen; der Rest seiner Truppen wurde bei Oudenaarde vernichtet. Nachdem mit Frankreich der sog. Pyrenäische Friede (1659) geschlossen war, erhielt er 1660 den Oberbefehl im Kriege gegen Portugal, wurde aber 8. Juni 1663 bei Estremoz entscheidend geschlagen und legte 1664 das Kommando nieder. Die Königin-Witwe Maria Anna, welche für ihren unmündigen Sohn Karl II. die Regentschaft führte, ernannte ihn zum Vizekönig von Aragonien. Später rief ihn Karl II. an den Hof zurück und ernannte ihn zum ersten Minister. Don Juan starb 17. Sept. 1679. Vgl. «Vita di Don Giovanni d'Austria» (Köln 1688).

Johann von Gott, s. Gott (Johann von).

Johann von Leiden, eigentlich Johann Bockelson, auch Bockold genannt, Führer der Wiedertäufer (s. d.), Sohn eines Schulzen im Haag und einer leibeigenen Westfälin, wurde um 1510 in Leiden geboren und ließ sich, nachdem er als Schneidergeselle weit umhergewandert, in seiner Vaterstadt als Schneider nieder. Doch lag ihm Lebensgenuß und heiteres Spiel mehr am Herzen als sein Handwerk. In den poetischen Vereinen versuchte er sich als Dichter und Schauspieler, wobei ihm sein gewinnendes Äußeres und seine Rednergabe zu statten kamen. Von der Lehre der Wiedertäufer ergriffen, ward er einer ihrer wildesten und begabtesten Wanderpropheten. So kam er mit Jan Matthys 1533 nach Münster, unterstützte diesen mit Eifer und Erfolg bei seinem Bekehrungswerk und ward, als Matthys im Frühjahr 1534 fiel, dessen Nachfolger. J. warf nun die alte Verfassung der Stadt um, richtete Münster als das Königreich Zion ein, bestellte Richter und bildete die Gesetzgebung in phantastisch-verworrener Weise nach den theokratischen Anschauungen des Alten Testaments. Seine Ausrufung zum König von Zion vollendete das abenteuerliche und wahnwitzige Werk. J., der sich der Welt als den auserwählten König der Apokalypse ankündigte, führte die Vielweiberei ein, schwelgte in Üppigkeit und königl. Pracht, verübte mit priesterlicher Salbung blutige Thaten und machte die Stadt zum Schauplatz zahlloser religiös-fanatischer und grobsinnlicher Ausschweifungen. Nach mehrern vergeblichen Angriffen ward im Juni 1535 die Stadt Münster durch den Bischof erobert. Der Schneiderkönig wurde mit den übrigen Rädelsführern gefangen genommen, 23. Jan. 1536 unter

Tod 1504 seinen frühern Gegner Swante Sture, endlich 1512 dessen Sohn Sten Sture. J. aber war um so weniger im Stande, Schweden zu unterwerfen, weil er gleichzeitig auch mit Lübeck und den Hanseaten wegen ihrer Handelsbeziehungen dorthin in einen für die dän. Küsten verderblichen Krieg geraten war, und kaum war dieser beigelegt, als er selbst Febr. 1513 starb. Seine Ansprüche auf Schweden gingen auf seinen Sohn Christian II. über.

Johann III., König von Schweden 1569—92, war der zweite Sohn Gustav I. Wasa und vom Vater mit Finland ausgestattet worden, während der ältere Bruder Erich XIV. 1560 in Schweden nachfolgte. Zwischen beiden Brüdern brach offene Feindschaft aus, als J. sich mit der kath. Katharina aus dem poln. Königshause der Jagellonen verheiratete und die geforderte Hilfe gegen Polen im livländ. Kriege versagte. Nach Stockholm vorgeladen, kam er nicht, wurde zum Tode verurteilt, mit Gewalt in Åbo 12. Aug. 1563 gefangen genommen und dann auf dem Schlosse Gripsholm in strengster Haft gehalten, während welcher die Wutanfälle Erichs ihn wiederholt in Todesgefahr brachten. In einer Anwandlung von Reue ließ Erich den Bruder (8. Okt. 1567) plötzlich frei, zu seinem Verderben. Denn J. und sein jüngerer Bruder Karl von Südermanland erhoben nun offenen Aufruhr, überfielen Erich in Stockholm (18. Sept. 1568), ließen ihn von den Ständen absetzen und zu ewiger Gefangenschaft verurteilen. An seiner Statt wurde J. 24. Jan. 1569 zum Könige erwählt und er sicherte sich die Krone 1577 durch die Ermordung Erichs. Der lange Krieg, welchen er mit Russen und Polen um den Besitz der livländ. Provinzen zu führen hatte, erschöpfte die Hilfsmittel Schwedens, und der Friede, welchen er 1582 mit Polen schloß, brachte ihm nur einen Teil Livlands und Estland. Den Bekehrungsversuchen des Jesuiten Antonio Possevino kam J. so weit entgegen, daß man an seinen heimlichen Übertritt glaubte. Als jedoch sein Sohn Sigmund 1587 in Polen König geworden war und Karl von Südermanland Neigung zeigte, unter der Fahne des Luthertums die Nachfolge Sigmunds in Schweden zu hintertreiben, lenkte J. wieder ein: die Jesuiten wurden ausgewiesen, jeder Übertritt mit Verbannung bestraft. J. starb 17. Nov. 1592.

Johann II., Fürst von Liechtenstein, s. Liechtenstein.

Johann, Graf von Brienne, s. Brienne de Châtelet (Jean de).

Johann der Unerschrockene, Herzog von Burgund, erbte dieses Land 1404 von seinem Vater Philipp dem Kühnen, welchem es 1363 als heimgefallenes Kronlehn von seinem Vater dem König Johann dem Guten von Frankreich verliehen war. Er erbte aber auch den Haß gegen den Herzog Ludwig von Orléans, welcher während der Geisteskrankheit des Königs Karl VI. die Regierung führte, und J. ließ diesen 1407 in Paris ermorden. Der aus dieser blutigen That entsprungene Krieg zwischen J. und seinem Vetter, dem Dauphin Karl VII., sollte endlich 1419 durch eine Zusammenkunft auf der Brücke von Montereau beendet werden. Aber bei dieser Gelegenheit wurde J. von den Begleitern des Dauphin erstochen. J.s Sohn, Philipp der Gute, schloß sich deshalb ganz den Engländern an, um den Dauphin der Nachfolge zu berauben.

Johann (Baptist Jos. Fabian Sebastian), Erzherzog von Österreich, 1848—49 deutscher Reichsverweser, geb. 20. Jan. 1782 zu Florenz als Sohn des Großherzogs Peter Leopold von Toscana, des nachherigen Kaisers Leopold II., und der Marie Ludovica, Tochter König Karls III. von Spanien. Er erhielt seine Erziehung in Florenz und Wien, wurde im Kriege mit Frankreich schon im Sept. 1800 Generalissimus des österreich. Heeres in Bayern, jedoch 3. Dez. 1800 bei Hohenlinden geschlagen, und zog sich, da der Friede von Lunéville vorläufig den Krieg beendete, wieder in das Privatleben zurück, wurde dann zum Generaldirektor des Genie- und Fortifikationswesens in Österreich ernannt und wirkte namentlich in den Kämpfen von 1805 und 1809 für die Bewaffnung und Erhebung des Volks in Tirol. Im J. 1809 erhielt J. den Oberbefehl über die 80000 Mann starke österr. Südarmee gegen den Vizekönig Eugen, welchen er in dem Kampfe bei Sacile am 16. April 1809 besiegte. Er wandte sich dann nach Norden, wurde jedoch am 14. Juni bei Raab geschlagen. Daß die verspätete Ankunft seines erschöpften Heeres bei Wagram nicht schuld an dem Verluste der dort stattfindenden Schlacht war, ist aktenmäßig festgestellt. Im J. 1815 befehligte J. die österr. Reserven am Oberrhein und zwang die Festung Hüningen am 26. Aug. 1815 zur Übergabe. Seit jener Zeit widmete sich der Erzherzog fast ausschließlich seinen naturwissenschaftlichen und histor. Studien und wandte sich mit besonderer Vorliebe den Alpenländern, insbesondere der Steiermark zu, für die er von großer kulturhistor. Bedeutung wurde durch seine rege Teilnahme an allen Gegenständen des öffentlichen, wissenschaftlichen und kulturellen Lebens im Lande. Im J. 1811 schon begründete er durch das Geschenk seiner reichen wissenschaftlichen Sammlungen das Museum und die höhere Lehranstalt «Joanneum» in Graz. Die Mißgunst des wiener Hofs, welche sich den populär gewordenen Prinzen, der 1827 die Tochter des Postmeisters Plochl in Aussee heiratete, zuwandte, schwand nach dem Tode des Kaisers Franz. Anna Plochl (geb. 1804) wurde zur Baronin von Brandhofen, später zur Gräfin von Meran erhoben und lebt in Graz. Der einzige Sohn dieser Ehe ist der im J. 1839 geborene Graf Franz von Meran. Im J. 1848 ernannte der geflüchtete Kaiser Ferdinand J. zu seinem Stellvertreter; wegen seiner deutschnationalen Gesinnung wählte ihn dann die Nationalversammlung in Frankfurt a. M. zum deutschen Reichsverweser. Allein bald wurde ihm die Unhaltbarkeit dieser Stellung, in welcher er für Österreich mannhaft eintreten zu müssen glaubte, klar; nach dem Abschlusse des sog. Interims resignierte er am 20. Dez. 1849, verließ Frankfurt und kehrte nach Steiermark zurück, wo er zumeist sein Palais in Graz bewohnte. Er starb 10. Mai 1859 zu Graz. Am 8. Sept. 1878 wurde ein großes Brunnenmonument zu Graz, welches des Erzherzogs überlebensgroße Figur zeigt, enthüllt.

Vgl. von Leitner, «Johann Baptist, kaiserl. Prinz und Erzherzog von Österreich», in dem Werke Hubeks: «Ein treues Bild des Herzogtums Steiermark» (Graz 1860), die beste Biographie J.s; ferner Schimmer, «Das Leben und Wirken des Erzherzogs Johann von Österreich» (Mainz 1849); Schneidawind, «Das Leben des Erzherzogs Johann von Österreich» (Schaffhausen 1849); Ant. Schloßar, «Erzherzog Johann von Österreich und sein Einfluß auf das Kulturleben der Steiermark» (Wien 1878); derselbe, «Erzherzog Johann Baptist von Österreich» (Wien 1880).

rnationale und im Juli 1870 wegen sozial-
ɪtratischer Umtriebe zu einem Jahr Gefängnis
rteilt. Die Revolution des 4. Sept. befreite ihn;
urde zum Hauptmann der Nationalgarde, und
dem 18. März 1871 zum Mitglied der Com-
e gewählt; er gehörte zum Ausschuß der aus-
igen Angelegenheiten, wirkte als Civilkommissar
em General La Cecilia, verwaltete das zweite
ndissement und unterzeichnete 22. Mai den
uf zum Widerstand. Nach der Einnahme von
s gelang es ihm, nach England zu entkommen.

ohannes, der Täufer, war nach der evang.
hlung der Sohn des jüd. Priesters Zacharias
seiner Gattin Elisabeth. Er trat, nach der
stimmung des Lukas, im 15. Jahre der Re-
ng des Kaisers Tiberius (29 n. Chr.), in der
e Juda als Bußprediger und Verkündiger der
n Ankunft des Messiasreichs auf. Der Taufe,
e er als Symbol der Reinigung von den Sün-
m Jordan vollzog, hat sich auch Jesus unter-
en, bei welcher Gelegenheit die ältere Evange-
berlieferung den Geist Gottes auf Jesum
bkommen und eine Stimme vom Himmel ihn
en Sohn Gottes beurkunden läßt. Sämtliche
gelien setzen voraus, daß er Jesum als den
las prophetisch erkannt habe. Matthäus er-
ausdrücklich, er habe darum der Taufe Jesu
en wollen, und der vierte Evangelist verwan-
die Stimme vom Himmel über Jesus geradezu
n dreimal wiederholtes Zeugnis des Täufers
Jesum als das Gotteslamm, das der Welt
den trägt. Doch hat daneben derselbe Evange-
och die Notiz, daß J. auch nach dem Auftreten
zu taufen fortgefahren habe, freilich mit unge-
tlicher Motivierung. Die ältern Evangelien
n den Täufer später an Jesu Beruf wieder
elhaft werden und bei letzterm durch Abge-
te anfragen, ob er wirklich der Messias sei.
Anfrage ist wahrscheinlich geschichtlich, beweist
nur um so mehr, daß J. Jesum früher nicht
den Messias anerkannt haben kann. Sie soll
dem Gefängnisse heraus geschehen sein, in wel-
Herodes Antipas den unbequemen Bußprediger
rfen hatte, nach den Evangelien, weil er den
ten wegen der unerlaubten Verbindung mit
dias, der Gemahlin seines Halbbruders Hero-
(in den Evangelien fälschlich Philippus ge-
t), zur Rede stellte, nach Josephus überhaupt
Furcht vor dem steigenden Einflusse des J. auf
Volksmassen. Ebenso sicher wie die Gefangen-
ne des Täufers steht geschichtlich seine auf Be-
des Antipas erfolgte Enthauptung. Späterhin
t sich im Orient eine gnostische Partei, die
däer, fälschlich auch Sabier (s. d.) genannt,
e in J. die höchste Offenbarung der Gottheit
rt haben sollen. Ein geschichtlicher Zusammen-
dieser spätern sog. Johannisjünger mit
Täufer ist jedoch nicht zu erweisen.

der christl. Kirche ist dem J. nach Joh. 3, 30
ag der Sommersonnenwende oder der 24. Juni
festtag geweiht. Doch wird das Johannis-
n den meisten Ländern nicht mehr kirchlich ge-
. (Vgl. Johannisfeuer.) Um so größere Be-
ng hat derselbe bei den Freimaurern erlangt,
n diesem Tage ihr höchstes Jahresfest zu be-
pflegen, weil J. in England früher als
patron der Bauleute galt. Die kath. Kirche
außerdem den 29. Aug. dem Gedächtnisse der
auptung des Täufers geweiht.

Johannes, der Evangelist, d. h. nach der kirchlichen Überlieferung der Verfasser des vierten Evangeliums, war einer der Zwölf, welche Jesus bald nach seinem öffentlichen Auftreten zu seinen Jüngern berief. Er war der Sohn des Zebedäus, eines Fischers am Galiläischen See, und trieb bis zu seiner Berufung durch Jesus das Gewerbe seines Vaters. Nach der ältesten Tradition bildete er mit seinem Bruder Jakobus und Simon Petrus gewissermaßen den engern Ausschuß des Jüngerkollegiums und wird als ein eifriger, aber ungestümer Anhänger Jesu geschildert. In der Urgemeinde zu Jerusalem erscheint er mit Petrus und Jakobus, dem Bruder des Herrn, als eine der Säulen des Judenchristentums, denen Paulus mühsam die Anerkennung seiner Heidenmission abdringen mußte. Die spätere Sage entwirft dagegen unter dem Einflusse des nach ihm benannten Evangeliums ein wesentlich anderes Bild von ihm. Hiernach wird er als der sanfte, fast weiblich-zarte Lieblingsjünger Jesu geschildert, als der Vertreter seiner höchsten Geheimnisse, der an des Meisters Busen lag wie der göttliche Logos selbst am Busen des ewigen Vaters. Die alte Erwartung, daß J. die Wiederkunft Jesu noch erleben werde, prägte sich später in der Sage aus, daß er nicht sterben könne, sondern in der Verborgenheit dem Anbruch des messianischen Tags entgegenschlummere. Die gewöhnliche Überlieferung läßt ihn wenigstens alle andern Apostel überleben und hochbetagt unter Trajan sterben. Nach der kirchlichen Sage soll er sich in seinen spätern Lebensjahren nach Ephesus gewendet haben. Andere Sagen knüpfen sich an seine angebliche Verbannung unter Domitian nach Patmos und an sein noch abenteuerlicheres Ölmärtyrertum in Rom. Sein Festtag in der kath. Kirche ist der 27. Dez., sein Symbol ist der Adler; er selbst wird abgebildet als Jüngling mit mädchenhaften Zügen, öfters mit einem Kelch in der Hand, aus dem eine Schlange emporsteigt. Die zwiespältige Tradition des kirchlichen Altertums über ihn hat auch die Kritik der unter seinem Namen auf uns gekommenen Schriften des Neuen Testaments außerordentlich erschwert. Daß der Verfasser der Offenbarung des J. oder der Apokalypse nicht zugleich das Evangelium und die Briefe des J. geschrieben haben könne, ist unzweifelhaft: nicht bloß der stilistische Charakter, sondern auch der ganze Gedankenkreis und Standpunkt ist dort ein völlig anderer wie hier. Während nun aber die Schleiermachersche Schule die Apokalypse dem Evangelium opferte, hat die neuere Kritik unwiderleglich bewiesen, daß die erstere ungleich größern Anspruch auf johanneische Abkunft habe, als das Evangelium.

Die Offenbarung des Johannes war, solange man in ihr nur ein prophetisches Kompendium der Welt- und Kirchengeschichte sah und die Zukunft aus ihr herauslesen wollte, eine der dunkelsten Schriften der Bibel und für die sog. «reichsgeschichtliche» Auslegung alter und neuer Zeit eine unerschöpfliche Fundgrube apokalyptischer Träume. Seitdem aber die neuere Wissenschaft sie aus den Vorstellungen und Erwartungen ihrer eigenen Zeit heraus zu erklären versuchte, ist das alte Rätselbuch zu einer der geschichtlich verständlichsten Schriften unsers Kanon und zu einer der wertvollsten Urkunden der christl. Urzeit geworden. Das Buch ist, wie wir jetzt wissen, bald nach Neros Tode, während Galbas kurzer Regierung (Juni 68 bis Jan. 69), wahrscheinlich in

furchtbaren Martern hingerichtet und sein Körper in einem eisernen Käfig an einem hohen Turme der Stadt aufgehängt. In Meyerbeers Oper «Der Prophet» (Text von Scribe) sind die Schicksale J.s dramatisch, in Hamerlings «König von Sion» episch behandelt. Vgl. Cornelius, «Geschichte des münsterischen Aufruhrs» (2 Bde., Lpz. 1855—60); Hase, «Neue Propheten» (2. Aufl., Lpz. 1860); Keller, «Geschichte der Wiedertäufer» (Münst. 1880).

Johann von Ligne, Herzog von Arenberg (s. d.).

Johann von Nepomuk, s. Nepomuk.

Johann von Schwaben, s. Johannes, genannt Parricida.

Johann von Soest, eigentlich J. Grumelkut, deutscher Schriftsteller des 15. Jahrh., geb. 1448 zu Unna in Westfalen, lebte in der Jugend in Soest und wurde auf Veranlassung des Herzogs von Kleve zum Sänger ausgebildet. Nach manchen Wanderungen kam er 1471 nach Heidelberg, wurde kurfürstl. Singemeister daselbst, später Arzt, und lebte zuletzt in Frankfurt a. M.; er starb 1506. Er veröffentlichte eine Autobiographie in Reimen und übersetzte aus dem Niederländischen die romant. Dichtung «Margarete von Limburg» (1471—80).

Johann von Speyer, Buchdrucker, s. Spira.

Johann, Abt von Viktring (daher Victoriensis) in Kärnten 1307—47 und bis 1341 auch Kaplan der Herzöge von Kärnten und Österreich, schrieb seit 1341 an einer Geschichte Österreichs und Kärntens, welche er durch Zusätze allmählich zu einer Reichsgeschichte erweiterte. Es ist dies Werk «Liber certarum historiarum» eine durch Zuverlässigkeit ausgezeichnete Darstellung der Geschichte des 13. und 14. Jahrh. Die beste Ausgabe enthält Böhmers «Fontes rerum Germanicarum» (Bd. 1).

Johanna, eine zu den Comoren (s. d.) gehörige Insel. [unter Planeten.)

Johanna, der Name des 127. Asteroiden. (S.

Johanna, die Päpstin, eine der Fabel angehörende Persönlichkeit, soll zwischen Leo IV. (gest. 855) und Benedikt III. (gest. 858) als Johann VIII. den Stuhl Petri innegehabt haben. Die Tochter eines engl. Missionars, in Mainz oder in Ingelheim geboren, soll sie in Fulda mit einem Mönche des Klosters ein vertrautes Verhältnis angeknüpft haben und mit diesem in Mannskleidern nach Athen geflohen sein. Von dort nach Rom gekommen, ward sie zuerst Notar der Kurie, später Kardinal, endlich Papst, bis sie auf einer Prozession entbunden ward und starb. Dies sei der Grund zur Einführung der sella stercoraria, die, um das Geschlecht des Papstes vor seiner Ordination zu prüfen, faktisch seit Mitte des 11. Jahrh. bis auf Leo X. benutzt ward. Diese seit dem 13. Jahrh. allgemein berichtete Erzählung ward zuerst von dem Reformierten Blondel (Mitte des 16. Jahrh.) als unhistorisch bezeichnet. Sie scheint entstanden zu sein als Verhöhnung des Weiberregiments unter Johann X. bis XII. (919—963). Vgl. Döllinger, «Die Papstfabeln des Mittelalters» (Münch. 1863).

Johanna, Königin von Frankreich und Gemahlin Ludwigs XII., war diesem noch zur Zeit, als er Herzog von Orléans war, von ihrem Vater, Ludwig XI., aufgezwungen worden, obwohl sie von abstoßender Häßlichkeit war. Vergebens suchte sie diesen Mangel durch treue Hingebung vergessen zu machen, wie denn der Herzog allein durch ihre Fürsprache bei ihrem Bruder, dem Könige Karl VIII., aus langer Gefangenschaft freikam, welche sie freiwillig geteilt hatte. Kaum war er durch den Tod Karls selbst König geworden (1498), so betrieb er auch schon bei dem Papste Alexander VI. die Scheidung, um sich unmittelbar, nachdem sie durch Alexanders Sohn, den damaligen Kardinal Cäsar Borgia, vollzogen war, zu Anfang 1499 mit Anna von Bretagne, der Witwe seines Vorgängers, zu vermählen.

Johanna I., Königin von Neapel, folgte, da ihr Vater Karl von Calabrien schon 1328 gestorben war, unmittelbar ihrem Großvater, dem Könige Robert, im J. 1343 nach. Ihren ersten Gatten Andreas von Ungarn ließ sie 1345 erdrosseln. Zwar kam nun König Ludwig I. von Ungarn herbei, um den Bruder zu rächen, und erlangte auch für den Augenblick großen Anhang; da er jedoch den Prinzen Karl von Durazzo, der sich zuerst für ihn erhoben hatte, 1347 ermordete und auch sonst gewaltthätig war, so schlug die Stimmung gleich nach seinem Abzuge zu Gunsten J.s um, welche sich inzwischen mit einem Vetter Ludwig von Tarent 1346 vermählt hatte, und sie konnte aufs neue die Herrschaft antreten, welcher sie 1352 auch die Anerkennung Ungarns verschaffte. Der durch Förderung der Litteratur und Künste erhöhte Glanz des Hofstand in grellem Gegensatze zur Armut und Bedrückung des Volks. Empörungen fehlten auch ferner nicht; größere Schwierigkeiten erhoben sich jedoch erst, als J. in dem Kirchenschisma für Clemens VII. in Avignon, den Gegner des röm. Papstes Urban VI., Partei ergriff, der seinerseits sie bannte, als Lehnsherr absetzte und das Land Karl dem Kleinen von Durazzo als König Karl III. verlieh. J., welche inzwischen eine Zeit lang mit dem Könige Jakob III. von Mallorca verheiratet gewesen war und endlich in vierter Ehe sich mit einem Abenteurer, dem Prinzen Otto von Braunschweig, verbunden hatte, suchte sich einen Halt zu schaffen, indem sie den Herzog Ludwig I. von Anjou zum Sohn und Erben erklärte. Aber ehe sie von ihm Hilfe erhielt, ward sie gefangen und auf Befehl Karls III. 1382 erdrosselt.

Johanna II., Königin von Neapel 1414—35, war die Tochter Karls III. aus der Linie Durazzo und Nachfolgerin ihres Bruders Ladislaus. Bei ihrer Thronbesteigung 44 J. alt, gedachte sie ihren Liebhaber Pandolf Alopo neben dem von ihr erwählten Gemahl, dem Grafen Jakob von Bourbon, beizubehalten. Bourbon beseitigte zwar den ersteren, ließ aber bald J. im Stich und zog heim. Nun versuchte Herzog Ludwig III. von Anjou, gestützt auf das seinem Großvater Ludwig I. von J. I. verliehene Erbrecht, Neapel zu erobern, worauf J. den König Alfons V. von Aragonien herbeirief und 1421 zum Erben ernannte. Er vereitelte auch die Pläne des Anjou; als er jedoch selbständig sich an die Ordnung des zerrütteten Reichs machte und den Liebhaber der Königin, Caraccioli, einsperrte, adoptierte sie aus Rache 1423 den bisher feindlichen Ludwig und es gelang ihr, sich mit dessen Hilfe zu behaupten. Nach Ludwigs Tode setzte sie seinen Bruder René zum Erben ein. Sie starb 14[illegible]. Mit J. erlosch das von Karl I. von Anjou begründete Königshaus von Neapel, welches 1443 endgiltig unter die Herrschaft der Aragonier kam.

Johannard (Jules), Mitglied der pariser Commune, geb. 1843 zu Baume, eine Zeit lang bei einem Handelshause angestellt, wurde Mitglied der

bekehrt und 96 christl. Kirchen erbaut haben. J. schrieb eine Geschichte der christl. Kirche bis zum J. 585, von welcher bisher nur Bruchstücke aufgefunden sind. Vgl. Schönfelder, «Die Kirchengeschichte des J. von Ephesus» (München 1862); Land, «J., Bischof von Ephesus, der erste syr. Kirchenhistoriker» (Leid. 1856).

Johannes I. Tzimiskes, byzant. Kaiser, von Geburt ein Armenier aus Hierapolis am Euphrat bei Armida, war der Neffe oder Vetter des kriegerischen Kaisers Nikephoros II. Pholas. Durch kränkende Zurücksetzung tief erbittert, folgte J. der Aufforderung der mit ihrem Gemahl zerfallenen Kaiserin Theophano und ermordete mit ihrer Hilfe in der Nacht vom 10. zum 11. Dez. 969 in der byzant. Hofburg den Kaiser, um dann selbst den Thron zu besteigen. Vor allem wichtig wurde für das Reich die glänzende Abwehr des russ. Großfürsten Swätoslaw von Kiew, der 971 zu Silistria den Griechen unterlag, die Wiedergewinnung der Donaugrenze für das Byzantinische Reich, und die Wiedereroberung syr. und mesopotam. Landschaften (974 und 975) auf Kosten der Araber südwärts bis nach Berytos und ostwärts bis Nisibis. Durch einen Agenten des mit ihm verfeindeten Staatsministers Basilios vergiftet, starb J., erst 51 Jahre alt, am 10. Jan. 976 in Konstantinopel.

Johannes II. Komnenos, byzant. Kaiser, Sohn des Komnenen Alexios I. und der Irene Dukana, Bruder der Geschichtschreiberin Anna Komnena, geb. etwa 1088 n. Chr., 1104 mit der magyar. Prinzessin Pyrisla (Ladislas' I. Tochter) vermählt, folgte 15. Aug. 1118 seinem Vater als Kaiser. Als tüchtiger Heerführer und Diplomat gewann J. den Seldschuken in Kleinasien einen erheblichen Teil dieses Landes wieder ab, vernichtete am Balkan die Petschenegen und übte nach Ausgleichung eines gefährlichen Konflikts mit Venedig (1126) den bedeutendsten Einfluß auf Ungarn, wie auf die fränk. Staaten in Syrien aus, während er zugleich sein Reich, durch den Minister Aruchos unterstützt, im Innern tüchtig verwaltete. Der Graf Raimund von Antiochia mußte im J. 1137 Lehnsmann des Kaisers werden. Unter den Vorbereitungen zu einem großen militärisch-politischen Zuge nach Jerusalem starb J. 8. April 1143 in Cilicien; ihm folgte sein Sohn Manuel.

Johannes III., byzant. Kaiser, s. unter Dukas.

Johannes, Negüsa-Nagast, d. i. Oberkönig oder Kaiser von Abessinien, führte ursprünglich den Namen Kasa (Lidj Kassai), und war Untergouverneur von Adowa und Umgegend. Seit 1863, als der Wägschüm Göbäzé von Lastä den rechtmäßigen Gouverneur von Tigré, Räs Bariu, vertrieben, war er Untergebener des Göbäzé. Aber gegen diesen, den mächtigen Feind und Nebenbuhler des Kaisers Theodoros, rebellierte er, unterwarf sich 1867 den Hailu, Gouverneur von Hamasén, eroberte die für uneinnehmbar geltende Bergfeste Amba Zion in Tigré, und nahm schon im Oktober 1867 die Stellung eines Königs von Tigré ein. Während der Vorbereitungen des englisch-abessinischen Feldzugs unterhandelte er im November 1867 mit dem engl. Oberst Merewether, später mit Major Grant, und schloß am 25. Febr. 1868 mit dem engl. Oberkommandanten Sir Robert Napier einen Vertrag, worin er Neutralität versprach. Nach dem Falle des Theodoros belohnte ihn Napier durch Überlassung vielen Kriegsmaterials und reicher Vorräte. Bald nach dem Abzug der Engländer begann zwischen Kasa und Göbäzé der Kampf um den Kaiserthron. Schließlich wurde Göbäzé, welcher mit fünffach überlegenem Heer vor Adowa gerückt war, von Kasa am 14. Juli 1871 geschlagen, gefangen und auf Amba Salâmâ eingeschlossen, wo er bald starb. Darauf ließ sich Kasa am 21. Jan. 1872 in Aksum krönen und nahm den Namen J. an. Indessen war seine Stellung noch wenig befestigt; Räs Adal, der Herrscher von Godjäm, rebellierte noch im selben Jahre. Durch ihn beschäftigt, mußte J. die Wegnahme der Provinzen Bogos und Halhal durch die Ägypter unter W. Munzinger geschehen lassen. Als jedoch 1875 die ägyptischen Truppen unter Arakel Bei von Massaua aus durch Hamasén anrückten, machte J. mit Räs Adal Frieden, und rieb die Ägypter in dem Thale Gudda-Guddi (nach der linken Bergwand auch Gundet genannt) vollständig auf, 18. Nov. 1875.

Zu gleicher Zeit wurde eine ägypt. Heeresabteilung, die unter Munzinger von Tadjura aus nach Schoa eindringen und gemeinschaftlich mit Menilek, König von Schoa, gegen J. vorgehen sollte, durch die Galla bei Aussa niedergemacht. Eine neue ägypt. Armee, welche unter Prinz Hassan im Februar 1876 von Massaua aus bis zum obern Mareb vordrang und bei Gura ein starkes Fort errichtete, wurde 7. März 1876 bei Gura vollständig bis auf wenige Flüchtlinge (darunter Prinz Hassan) vernichtet. Seit dem Sommer 1879 unterwarf sich auch König Menilek von Schoa J.' Oberhoheit, sodaß jetzt wirklich Abessinien unter ihm geeinigt ist. Seit 1879 hat sich J. wiederholt schriftlich an verschiedene europäische Höfe mit der Bitte gewandt, ihm zur Wiedergewinnung der von den Ägyptern geraubten Landschaften und eines Stücks Meeresküste mit einem Hafen behilflich zu sein; auch an Kaiser Wilhelm kamen solche Schreiben, welche dann die Mission G. Rohlfs' an ihn im Winter 1880/81 zur Folge hatten; unter dem 10. April 1883 hat er die Bitte an Kaiser Wilhelm wiederholt. J. arbeitet mit Energie an der Ordnung und Einigung seines Reichs. Die wilden Gallastämme wurden gezüchtigt, die Mohammedaner im Reich, welche den Übertritt zum Christentum verweigerten, zur Auswanderung gezwungen. Nach einem am 3. Juni 1884 in Adowa unterzeichneten Vertrag zwischen der britischen Regierung und König J. (vermittelt durch Admiral Hewett) wurde die Ein- und Ausfuhr über Massaua freigegeben und 1. Sept. 1884 das von Ägypten weggenommene Bogosland wieder an Abessinien zurückgegeben. Hauptresidenz des J. ist Samarâ in der Landschaft Dabra Tabor. Vgl. Gerh. Rohlfs, «Meine Mission nach Abessinien» (Lpz. 1883).

Johannes Chrysorrhoas aus Damascus, deshalb gewöhnlich Joannes Damascenus genannt, geb. um 700, stand als Schatzmeister in Diensten des Kalifen und hieß als solcher Al-Mansur. Im J. 730 wurde er Mönch im Kloster Saba bei Jerusalem und starb um 760. Seine «Auseinandersetzung des orthodoxen Glaubens» faßt die Ergebnisse der ganzen bisherigen dogmatischen Entwickelung der griech. Kirche abschließend zusammen. Außerdem schrieb er eine Dialektik, polemische Schriften gegen die sog. Bilderstürmer und einen Dialog zwischen einem Christen und Sarazenen. J. gilt noch gegenwärtig in der griech. Kirche als dogmatische Norm. Die beste Ausgabe seiner Werke lieferte Lequien (2 Bde., Par. 1712).

Johannes Chrysostómus, Patriarch von Konstantinopel, s. Chrysostómus.

Kleinasien auf Grund der Visionen, welche der Verfasser während seines Aufenthalts auf der Insel Patmos gehabt zu haben versichert, geschrieben. Damals unter dem frischen Eindrucke der Neronischen Christenverfolgung und des kürzlich ausgebrochenen jüd. Kriegs, in welchem sich die Geschicke des Volks, das seinen Messias verworfen, zu erfüllen begannen, in banger Erwartung noch weit größerer Schrecknisse, welche der als Antichrist wiederkehrende Nero, diese Personifikation des gottlosen Heidentums, der Christengemeinde nach der Meinung der Zeitgenossen bereiten sollte, kleidete der Verfasser die Befürchtungen und Hoffnungen der, wie er meinte, unmittelbar bevorstehenden Zukunft in die herkömmliche Form eines apokalyptischen Gemäldes, in welchem das Wüten des antichristl. Heidentums gegen die Messiasgemeinde, der von furchtbaren Zeichen in der äußern Natur begleitete Entscheidungskampf des wiederkehrenden Nero mit dem wiederkehrenden Christus, der Sieg über den antichristl. Gegner und die ganze heidnische Welt, der Anbruch des 1000jährigen Reichs und, nach dem Ablaufe des letztern, die nochmalige Entfesselung und endliche Vernichtung des Satans und die Herabkunft des himmlischen Jerusalems auf die erneuerte Erde geschildert wird. Das Buch will die Christen zur Standhaftigkeit im Bekenntnis und zur unverfälschten Bewahrung ihres Glaubens ermahnen, auf das bevorstehende Märtyrertum vorbereiten, zugleich aber mit froher Hoffnung auf den nahe bevorstehenden überschwenglichen Lohn ihrer Treue im Messiasreiche erfüllen. Ob der J., welcher als Verfasser sich nennt, wirklich der Apostel, oder ein anderer gewesen sei, wird noch immer gestritten; sein Standpunkt ist der des Judenchristentums.

Dagegen sind in dem nach ihm benannten Evangelium des Johannes die Gegensätze jener Zeit, in welcher der Apokalyptiker weissagte, schon verklungen, die heidnische Welt erscheint nicht mehr als der Sitz der antichristl. Macht, sondern als die Pflanzstätte des von den Juden verworfenen Glaubens an Jesus. Die glühende Messiaserwartung des Apokalyptikers mit ihren sinnlichen, echt jüd. Zukunftsgemälden hat der Verkündigung eines rein geistigen Kommens Jesu Christi Platz gemacht, und während das Judentum für den Verfasser schon als eine ihm innerlich fremd gewordene Erscheinung in der Vergangenheit liegt, bietet sich ihm in der philos. Idee des «göttlichen Logos», des «göttlichen Schöpferworts» und Offenbarungswillens das lösende Wort für das Rätsel der persönlichen Erscheinung des Erlösers und der Schlüssel zum Verständnisse des über alle beschränkte partikuläre Religionsformen übergreifenden, rein geistigen und universellen Wesens des Christentums dar. Die geschichtliche Darstellung dient hierbei nur zur durchsichtigen Hülle des Gedankens, daß der ewige, in Christus fleischgewordene Logos als das Leben und das Licht der Menschen erschienen sei, um im Kampfe mit der Finsternis und dem aus der Finsternis geborenen Unglauben der Juden seine ewige Herrlichkeit offenbar zu machen und alle, die aus Gott geboren sind, durch Mitteilung der wahren Erkenntnis zu dem ewigen Leben zu führen, welches schon auf Erden beginnt. Von diesem rein ideellen Gesichtspunkte aus ist nicht nur der geschichtliche Stoff frei ausgewählt und gestaltet, sondern meist unter Anknüpfung an überlieferte Aussprüche Jesu eine lange Reihe tiefsinniger Reden komponiert, welche sich alle um die Person Jesu als des fleischgewordenen Wortes, der der Weg, die Wahrheit und das Leben sei, um seine Herabkunft vom Himmel und seine Rückkehr zum Vater, um den Glauben der vom Vater ihm zum Eigentum gegebenen Jünger und um den Unglauben der in der Finsternis beharrenden Welt, um die bevorstehende Sendung des Geistes, der die Seinen in alle Wahrheit leiten, die Welt aber ihres Unglaubens überführen werde, bewegen. Der ganze Gedankenkreis erinnert an die Zeiten der Apologetik auf der einen, an die des Gnostizismus auf der andern Seite. Mit dieser innern Eigentümlichkeit des Buchs stimmt seine späte äußere Bezeugung (erst seit circa 150 n. Chr.) und der gänzliche Mangel eines Einflusses desselben auf die dogmatische Entwickelung der Kirche vor dem Ende des 2. Jahrh. überein. Die trotz des größten Unterschiedes doch wieder unverkennbaren Berührungen mit der Offenbarung des J. weisen nebst andern Momenten auf die «johanneische» Kirche Kleinasiens als die Heimat dieses Evangeliums. Mit dem Evangelium stehen und fallen auch die drei Johanneischen Briefe im Neuen Testament, welche nach Stil und Gedankengehalt demselben nahe verwandt sind. Namentlich der erste Brief rührt wahrscheinlich von demselben Verfasser her, ist aber erst nach dem Evangelium geschrieben.

Das geschichtliche Verständnis der Apokalypse ist in der Hauptsache schon durch Ewald und Lücke, das des Evangeliums und der Briefe nach den schüchternen Versuchen Bretschneiders erst durch Baur und seine Schüler, besonders Köstlin, Zeller und Hilgenfeld, begründet worden. Vgl. zur Offenbarung Lücke, «Versuch einer vollständigen Einleitung in die Offenbarung des J.» (2. Aufl., 2 Tle., Bonn 1849—52) und die Kommentare von Ewald (2 Bde., Gött. 1861—62), De Wette (Lpz. 1848; 3. Aufl. von Möller 1862), Düsterdieck (2. Aufl., Gött. 1865) und Volkmar (Zür. 1862); für das Evangelium besonders Baur, «Kritische Untersuchungen über die kanonischen Evangelien» (Tüb. 1847); Köstlin, «Der Lehrbegriff, das Evangelium und die Briefe des J.» (Berl. 1843); Hilgenfeld, «Das Evangelium und die Briefe J.» (Halle 1849) und «Die Evangelien» (Lpz. 1854); Scholten, «Das Evangelium nach J.», aus dem Holländischen von H. Lang (Berl. 1867); A. Thoma, «Die Genesis des Johannesevangeliums» (Berl. 1882) und die Werke über das Leben Jesu von Strauß und Keim. Die Kommentare von Lücke (über das Evangelium, 3. Aufl., 2 Tle., Bonn 1840—43, und die Briefe, 3. Aufl. von Bertheau, 1856), Baumgarten-Crusius (Jena 1843—45), De Wette (5. Aufl. von Brückner, 1863), Meyer (6. Aufl. von B. Weiß, Gött. 1880), Tholuck (7. Aufl., Gotha 1857), Hengstenberg (2. Aufl., 3 Bde., Berl. 1867—71), Düsterdieck (über die Briefe, 2 Bde., Gött. 1852—56), Huther (desgleichen, 2. Aufl., Gött. 1861), Ewald (2 Bde., Gött. 1862), Luthardt (2. Aufl., Nürnb. 1875), Keil (Lpz. 1881) huldigen noch der ältern Ansicht. Über die kirchlichen Legenden über J. vgl. Lipsius, «Die apokryphen Apostelgeschichten und Apostellegenden» (Bd. 1, Braunschw. 1883).

Johannes, monophysit. Bischof von Ephesus, im 6. Jahrh., lebte meist am kaiserl. Hofe zu Konstantinopel und genoß besonders bei Justinian große Gunst. Dieser gab ihm den Auftrag, die im Reiche noch vorhandenen Heiden zum Christentum zu bekehren, und J. soll in Kleinasien 70000 Heiden

ʃchen, die Vorfahren der heutigen Mandschu- en Reich zerstörten und die Dynastie Kin grün- Den von den Abendländern nicht verstan- Titel «Kur-Chan» mochte man mit Juchan, Form von Jochanan (Johannes) verwech- Der jakobitische Bischof Barhebräus (1126— ntifizierte zuerst den «König Juchanan» mit ng-Chan des Mongolenstammes Kerait, Stamm nach seiner Angabe bereits 1007 torianische Christentum annahm; wie denn aschid-eddin, der berühmte pers. Hofhistorio- der Mongolen, ausdrücklich von diesem ie sagt, daß er sich zur Lehre Jesu bekannt Aber Ung-Chan, der von Dschingis-Chan tet wurde, ist nie nach Karakitai gekommen, Usurpator Kutschluk kann daher nicht der nig-Presbyter des unter ihm zu Grunde ge- en Staats gewesen sein. Seitdem J. nicht Äthiopien oder Indien zu suchen war, folg- Gelehrten der Angabe des Barhebräus.

Zarncke, «Der Priester Johannes» (Lpz. Schott, «Kitai, Karakitai und der Priester tes» in Ermans «Archiv für wissenschaftliche von Rußland» (Bd. 23, Berl. 1864).

annes vom Kreuze, span. Mystiker, s. San-Juan de la).

annes vom Lateran (Orden des hei- , ehemaliger päpstl. Civilorden, 1560 von ius IV. gestiftet, ward schon lange nicht mehr n, ohne eigentlich aufgehoben worden zu sein.

annes von Salisbury, hervorragender mann und Gelehrter des 12. Jahrh., geb. sbury in Südengland um 1115, studierte , zog sich dann drei Jahre lang in das Kloster r-la-Celle zurück, ging 1151 wieder nach Eng- d wurde Sekretär des Kanzlers, spätern Erz- Thomas Becket. In dieser Stellung nahm n kirchlichen Kämpfen den bedeutendsten An- n J. 1176 ward J. zum Bischof von Chartres und starb 25. Okt. 1180. Von seinen Schrif- d die bedeutendsten: «Entheticus, sive de e philosophorum», ein Lehrgedicht in Di- welches die Grundgedanken alter und christl. phen entwickelt; «Policraticus sive de nugis m et vestigiis philosophorum l. VIII», stem kirchlich-polit. Ethik; «Metalogicon l. ne Darstellung der wahren und der falschen chaft. Für die Geschichte jener Zeit sind auch riefe von großer Bedeutung. Eine Gesamt- e seiner Werke veranstaltete Giles (5 Bde., 1848). Vgl. H. Reuter, «Johannes von ury» (Berl. 1842); Schaarschmidt, «J. nach nd Studien» (Lpz. 1862).

annesen (Edvard Holm), norweg. See- geb. zu Balstrand unweit Tromsö 1844, ist einer kühnen Fahrten in dem Karischen Meere ßt bekannt geworden. Nowaja-Semlja hat iederholten malen (1870 und 1871) rings lt. Im August 1878 entdeckte er nordöstlich r Jenisseimündung die Insel Ensomheden nsamkeit (s. d.).

annegeorgenstadt, Stadt in der sächs. Kreis- annschaft Zwickau, Amtshauptmannschaft zenberg im Erzgebirge, 740 m hoch am Fasten- ber dem Schwarzwasser gelegen, ist Station e Schwarzenberg-J. der Sächs. Staatsbahn, es Amtsgerichts und zählt (1880) 4411 E., Bergbau auf Wismut und Eisenstein, ferner uhfabrikation, Kunsttischlerei und Porzellan- malerei treiben. Die Stadt wurde von vertriebenen böhm. Protestanten 1654 gegründet und nach einem totalen Brande 1867 größtenteils neu aufgebaut.

Johannisapfel, s. Strauchapfel.

Johannisbad, Wildbad und Luftkurort im Riesengebirge, Marktfleden im böhm. Bezirk Trautenau, 2 km von der Station Freiheit (Zweigbahn der Österreichischen Nordwestbahn, Anschluß in Trautenau) entfernt, Poststation und (während der Saison) Telegraphenstation, liegt anmutig in einer Meereshöhe von 580—630 m am Südabhange des 1299 m hohen Schwarzenbergs. Die Quelle des seit zwei Jahrhunderten bestehenden Bades ist eine 29° C. warme Akratotherme (von mineralischen Bestandteilen freies Wasser, wie Gastein, Wildbad u. a.) und wird besonders gegen Nervenleiden, beginnende Rückenmarksleiden, rheumat. Affektionen, Frauenkrankheiten und Lähmungszustände empfohlen. Zur Trinkkur dient auch die Thermalquelle und eine zu den alkalisch-salinischen Eisensäuerlingen gehörige Eisenquelle. J. wurde 1883 von 2344 Kurgästen besucht. Der Ort, in dem sich auch während der Saison ein Mineralwasserlager und eine Ziegenmolkenbereitungsanstalt befinden, zählt 75 Häuser mit 280 seßhaften E., ist von ausgedehnten Nadel- (Fichten-)Waldungen umgeben und bildet einen bequemen Ausgangspunkt zu mehrern der Glanzpartien des Riesengebirges. Vgl. Pauer, «J. im Riesengebirge» (neueste Aufl., Wien 1880).

Johannisbeerstrauch (Ribes), zu den Ribesiaceen gehöriges Obstgehölz, das von verwandten Arten sich durch das Fehlen der Stacheln und durch schlaff oder im Bogen herabhängende Trauben grünlicher Blüten, sowie durch säuerlich-süße Beeren unterscheidet. Die in den Gärten häufigste Art ist der gemeine Johannisbeerstrauch (Ribes rubrum *L.*), dessen Urheimat Skandinavien ist, von wo die Normannen ihn zuerst in die Gärten des nördl. Frankreich eingeführt haben sollen (ava marina). Von Skandinavien hat er sich durch das nördl. Rußland nach Sibirien und bis nach Nordamerika verbreitet. Seine Beeren sind als Dessertfrucht sehr beliebt, insbesondere als Konserve. Auch bereitet man aus ihnen Saft, Sirup und Wein vorzüglicher Qualität. Die Gärtner führen eine ziemlich große Anzahl von Sorten, welche sowohl in der Größe der Trauben und der Beeren, wie in der Schmackhaftigkeit der letztern verschieden sind. Die bekanntesten Sorten sind unter den rotfrüchtigen die Kaukasische, die Holländische, die langtraubige, die Kirsch-Johannisbeere, die Versailler, die große von Boulogne; unter den rosenroten die Champagner; unter den weißen die Brandenburger und die Holländische.

Der J. erfordert zu seinem Gedeihen einen nahrhaften und etwas frischen (nicht nassen) Boden und wird am besten als niedriges Kronenbäumchen oder auch, auf Ribes aureum veredelt, in Hochstammform erzogen. Auch ist für ihn die Form des Horizontalkordons (s. Kordon) geeignet. Man pflanzt ihn im Herbst oder zeitigen Frühjahr in Abständen von 1—1½ m. Beim Schnitt muß man vor allem auf Entwickelung kräftiger Triebe hinarbeiten, die seitliches Fruchtholz bilden. Man schneidet sie auf 10—12 Augen zurück, läßt aber letzteres unberührt. Auch wird alles alte, steril gewordene, schwache oder schlecht gestellte Holz entfernt. Ältere Pflanzungen werden durch kräftige Düngung wieder regeneriert. Man vermehrt den J. durch Stecklinge, Ableger, Ausläufer, wie auch durch Veredelung.

Der schwarzfrüchtige Johannisbeerstrauch (Gichtbeerstrauch, R. nigrum *L.*) hat größere, glockige und behaarte Blüten in geringerer Anzahl in der Traube, rostfarbige schwarzpunktierte Zweige und Kätzchen, auf der Unterseite mit vielen stark riechenden Drüsen besetzte Blätter und meistens schwarze Beeren. Ursprünglich ist dieser Strauch in feuchten Wäldern der Nordhälfte Europas und in Nordasien zu Hause. Wem der starke Geruch der Beeren nicht zuwider, zieht diese als Dessertfrucht den roten Johannisbeeren vor. Die besten Sorten sind die Neapolitanische und die Ambrafarbige.

Einige Arten des J. sind als Ziersträucher für Parkanlagen sehr geschätzt, vor allen andern R. aureum *Prsh.*, der sog. Chokoladestrauch, sich schon im zeitigen Frühjahr mit gelben, würzig duftenden Blüten bedeckend, im Herbst mit roten Blättern geschmückt, häufig zur Unterlage für Hochstämme der roten Johannisbeere benutzt, und R. sanguineum *Prsh.* mit schönen purpurroten Blüten in langen Trauben, auch mit fleischfarbigen (var. carneum grandiflorum) und gefüllten (var. flore pleno).

Johannisberg, s. Jauernig.

Johannisberg, Berg bei Nauheim (s. d.).

Johannisberg oder Bischofsberg, schönes Bergschloß im Rheingaukreise des Regierungsbezirks Wiesbaden der preuß. Provinz Hessen-Nassau, 3 km von den Stationen Geisenheim und Östrich-Winkel der Linie Frankfurt-Niederlahnstein-Koblenz der Preußischen Staatsbahn, 5 km oberhalb Rüdesheim, hat teils durch den namentlich auf dem sich 104 m über den Rheinspiegel erhebenden Schloßberge in einem rötlichen kalkfreien Taunusschieferboden wachsenden vortrefflichen Rheinwein (den ausgezeichneten Schloß-Johannisberger), teils durch die diplomatischen Zusammenkünfte, die mehrmals hier stattfanden, Berühmtheit erlangt. Das Bergschloß, 1722—32 auf den Ruinen eines alten, 1106 gegründeten Benediktinerklosters erbaut, gehörte früher nebst Zubehör zum Bistum Fulda, wurde 1807 von Napoleon dem Marschall Kellermann geschenkt, 1816 aber vom Kaiser Franz dem Fürsten Metternich und dessen direkten männlichen Nachkommen zu Lehn gegeben, sodaß also die Fürsten von Metternich nur Nutznießer, keineswegs aber Eigentümer des J. sind. Das Schloß dient der fürstl. Familie zum Sommeraufenthalt. Von der vor dem Schlosse befindlichen Terrasse genießt man eine der lohnendsten Aussichten auf den Rheingau und in die Rheinpfalz bis zum Donnersberge; auch sieht man die Germania des Niederwalddenkmals. Auf dem freien Platze vor der Schloßkirche steht seit 1854 ein Standbild Johannes des Täufers. Bei dem Schlosse liegt das Dorf Johannisberg mit zwei Heilanstalten, einigen Villen, einer Maschinen- und einer Pianofortefabrik; es zählt 1300 E. und ist wegen gesunder Lage beliebter Luftkurort. Der hier gebaute Wein (Dorf-Johannisberger) ist geringer als der Schloß-Johannisberger.

Johannisblume heißt in manchen Gegenden Deutschlands die gemeine weiße Wucherblume (s. Chrysanthemum), in andern das Wohlverleih (s. Arnica).

Johannisblut, s. unter Cochenille.

...nisbrot nennt man die Früchte des in ... am Mittelländischen Meere wild wach... Johannisbrotbaums (Ceratonia Si... auch Bockshorn oder Karoben... baum genannt. Derselbe ist die einzige Art der Gattung Ceratonia und gehört zur Familie der Leguminosen. Es ist ein schön- und dichtbelaubter Baum von apfelbaumartigem Wuchse, mit immergrünen, lederartigen, unpaarig gefiederten Blättern und unscheinbaren, blattachselständigen, grünlichroten Blütentrauben, deren kleine Blüten polygamisch sind und bloß einen Kelch, keine Blumenkrone besitzen. Den Namen J. haben die nicht aufspringenden Hülsen, welche in den Apotheken bei uns Siliquae dulces heißen, braun, 10—12 cm lang, glänzend und innen fleischig-markig sind, deshalb erhalten, weil sie nach der Sage Johannes dem Täufer in der Wüste zur Nahrung dienten. Sie besitzen einen angenehmen süßen Geschmack, aber einen widerlichen Geruch. In ihrem Vaterlande sind sie ein wichtiges Nahrungsmittel der ärmern Volksklasse, werden daselbst auch als Futter für Schweine, Rinder und Pferde benutzt und zur Bereitung eines starken Branntweins verwendet. Bei uns dienen sie mehr zur Näscherei. In Ägypten und namentlich auf Cypern wird aus ihnen ein Sirup bereitet, in welchem man andere Früchte einmacht. Das harte Holz des Johannisbrotbaums ist sehr geschätzt, und Rinde und Blätter dienen zum Gerben. Die Kultur des Johannisbrotbaums ist im Orient uralt. Sie hat sich von dort über alle Mittelmeerländer verbreitet und wird in Europa namentlich im Süden Spaniens und Portugals, wo es förmliche Wälder dieses Baums gibt, und auf Sicilien betrieben.

Johannisbrunnen, Mineralquelle in der preuß. Provinz Hessen-Nassau, Unterlahnkreis, bei der Station Zollhaus der Linie Zollhaus-Diez der Preußischen Staatseisenbahnen, im Aarthale, Eigentum einer Aktiengesellschaft in Köln.

Johannisburg, Kreisstadt in der preuß. Provinz Ostpreußen, Regierungsbezirk Gumbinnen, am Ausflusse des zum Narew gehenden Pissflusses aus dem Rosch-See, in 116 m Höhe, 53 km von Lötzen, Station der Linie Allenstein-J. der Preußischen Staatsbahnen, mit (1880) 2973 meist prot. E., ist Sitz eines Landratsamts, eines Amtsgerichts, eines Hauptzollamts und zweier Oberförstereien. Das ehedem sehr wichtige, 1345 erbaute Schloß lag im NO. der Stadt um den jetzt noch den Namen Schloßplatz führenden freien Platz. Erhalten ist noch ein Flügel davon, das sog. Knappenhaus, jetzt in Privatbesitz.

Der Kreis Johannisburg zählt auf 1675,4 qkm (1880) 46628 meist prot. E.

Johannischristen oder Johannisjünger, s. Sabier.

Johannis Empfängnis, der 24. Sept.

Johannis Enthauptung, der 29. Aug.

Johannisfest, s. unter Johannes (der Täufer).

Johannisfeuer oder Würzfeuer ist ... scheinlich ein heidnischer, in die christl. Kirche übergegangener Gebrauch. In den ältesten Zeiten der Kirche pflegte man in der Nacht vor dem Johannistage Feuer anzuzünden, über die man hinwegsprang, um durch den aufsteigenden Dampf den Teufel von sich zu bannen. Noch jetzt werden in vielen Gegenden Deutschlands am Vorabende des Johannisfestes auf den Bergen Holzhaufen angebrannt oder auch Schüsse abgefeuert.

Johannisgürtel, s. Lycopodium.

Johannisjünger oder Johannischristen, s. Sabier.

Johanniskäfer, s. Maikäfer.

Johanniskraut, Pflanzenart, s. Hypericum.

Johannislauch, s. Jakobslauch.

Johannisorden heißen verschiedene geistl. Bruderschaften, welche den Apostel Johannes zu ihrem Schutzpatron haben. Im J. 1205 begründeten Kreuzritter zu St.-Jean d'Acre den Ritterorden von St. Johannes dem Täufer und St. Thomas zum Schutz der Pilger und zum Kampfe gegen die Ungläubigen. Der Orden breitete sich in Italien und Spanien aus, that sich im Kampfe gegen die Sarazenen hervor, ging aber später in dem Johanniterorden (s. d.) auf.

Johannistag, soviel wie Johannisfest, s. unter Johannes (der Täufer).

Johannistrieb oder Augustsaft nennt man die erneute Vegetationsthätigkeit, welche bei manchen dem Wechsel der Jahreszeiten unterworfenen Pflanzen nach starker Trockenheit in den Monaten Juni und Juli durch lebhafteres Saftsteigen sich zu erkennen gibt.

Johanniswedel, s. Spiraea.

Johannisweihe, der 27. Dez. als Namenstag Johannes' des Evangelisten, an welchem in kath. Kirchen Wein geweiht wird, der dadurch vor Vergiftung und anderm Schaden geschützt werden soll.

Johanniswürmchen (Lampyris) heißt ein Geschlecht der weichhäutigen Käfer (Malacodermata [s. d.]) mit gegen 20 europ. Arten, deren Männchen und Weibchen sich sehr unterscheiden; letztere sind meist ohne Flügel und Flügeldecken, larvenähnlich, erstere haben weiche, dünne, aber breite Flügeldecken und ein gutes Flugvermögen. Die häufigste Art in Mitteleuropa ist L. splendidula *L.* (s. Tafel: Insekten I, Fig. 24), die im Juni und Juli fliegt. Über ihr Leuchtvermögen s. unter Leuchtende Tiere.

Johanniswurzel heißt in vielen Gegenden Deutschlands der Wurzelstock des Wurmfarns. (S. Aspidium und Farnkrautwurzel.)

Johannit, s. Uranvitriol.

Johanniterinnen heißen die Mitglieder eines im 13. Jahrh. in Frankreich gestifteten Frauenordens des heil. Johannes von Jerusalem, welcher sich der Krankenpflege widmete, 1610 wegen zu freien Lebens reformiert ward, 1624 sich dem Johanniterorden anschloß und während der Französischen Revolution sich auflöste.

Johanniterorden. Bereits 1048 legten Kaufleute aus Amalfi zu Jerusalem eine Kirche nebst einem Mönchskloster an, womit sie bald ein Hospital nebst einer dem heil. Johannes Eleemon, dem Patriarchen von Alexandria, geweihten Kapelle verbanden. Hiervon führten die Mönche, welche verpflichtet waren, kranke und arme Pilger zu verpflegen, den Namen Johanniter oder Hospitalbrüder. Dieselben erhielten bald große Besitzungen und 1113 von Papst Paschalis II. eine eigene Ordensverfassung. Ihr erster Vorsteher hieß Gerhard; der zweite, Raimund von Puy, verwandelte im Anfange des 12. Jahrh. den Orden in einen geistl. Ritterorden, nahm den Titel eines Meisters an und teilte sämtliche Mitglieder in drei Klassen: in Ritter zur Kriegführung, in Kaplane zum geistl. Dienst und in dienende Brüder zur Verpflegung der Kranken und Geleitung der Pilgrime. Der Orden bildete und breitete sich allmählich immer mehr aus, gewann in fast allen christl. Ländern große Besitzungen und Einfluß und erhielt von den Päpsten, die ihn begünstigten, große Vorrechte. So kam es, daß auch dieser Orden, nachdem er eine Zeit lang streng seine Gelübde befolgt und tapfer die Ungläubigen bekämpft hatte, zu entarten anfing, in Streitigkeiten mit den Templern und der Geistlichkeit im Morgenlande geriet und dadurch zum Verlust Palästinas mit beitrug. Nach der Eroberung Jerusalems durch Saladin (1187) verlegte er seinen Sitz nach Ptolemais, und als auch dieses ein Jahrhundert später verloren ging, begaben sich die Ritter nach Cypern, wo ihnen der König dieser Insel die Stadt Limisso einräumte. Sie behielten jedoch den Ort nur 18 Jahre, bis sie 1309 Rhodus eroberten und hier ihren Hauptsitz aufschlugen, weshalb sie auch Rhodiserritter genannt wurden. Hier hatten sie ernste Kämpfe mit den Türken zu bestehen, und berühmt ist ihre tapfere und glückliche Verteidigung unter dem Großmeister Peter von Aubusson gegen die Türken unter Mohammed II., welche 1479 die Stadt Rhodus mit einer ungeheuern Übermacht belagerten. Allein die Angriffe der Türken wiederholten sich, und, von Europa verlassen, wurde der Großmeister Philipp de Villiers de l'Isle Adam nach der hartnäckigsten Gegenwehr von Sultan Soliman II. gezwungen, Rhodus 24. Dez. 1522 zu übergeben. Die Ritter verweilten nun nacheinander an mehrern Orten, bis ihnen Karl V. 1530 die Inseln Malta, Gozzo und Comino unter der Bedingung eines beständigen Kriegs gegen die Ungläubigen und die Seeräuber und der Rückgabe dieser Inseln an Neapel, wenn es dem Orden gelänge, Rhodus wieder zu erobern, eigentümlich als kaiserl. Lehn überließ, wovon sie nun auch Malteserritter genannt wurden.

Unter Jean de Lavalette, der seit 1557 Großmeister war, die Hauptstadt und Festung Lavalette baute und 1568 starb, schlugen sie 1565 einen Angriff Solimans II. zurück und behaupteten darauf ihre Selbständigkeit bis zur Französischen Revolution. Schon früher hatten sie, infolge der Reformation, ihre Güter in England, den Niederlanden und Skandinavien verloren; jetzt war dieses auch in Frankreich der Fall. Als Malta von Bonaparte auf dessen Zuge nach Ägypten angegriffen wurde, kapitulierte der Großmeister Hompesch 12. Juni 1798 ohne allen Widerstand. Im Sept. 1800 eroberten die Engländer die Insel, und obschon im Frieden zu Amiens bestimmt wurde, daß sie dem Orden zurückgegeben werden sollte, blieb doch England seitdem im Besitz derselben. Zum Besten des Ordens hatte Hompesch, bald nachdem er Malta verlassen, auf seine Würde Verzicht geleistet, worauf 16. Dez. 1798 der Kaiser Paul I. von Rußland zum Großmeister erwählt wurde. Allein die Wahl desselben fand wegen seiner Religion vielen Widerspruch, besonders beim Papste, und der Kurfürst von Pfalzbayern, Max Joseph, hob sogar 21. Febr. 1799, um den Streitigkeiten mit Rußland auszuweichen, den Orden in seinen Staaten gänzlich auf und zog dessen Güter ein. Gleiches geschah infolge der Zeitereignisse fast in allen Staaten, wo der Orden noch Besitzungen hatte, 1810—11 auch in Preußen, wo dafür 1812 der preußische J., eine weltliche Adelsgenossenschaft, gestiftet wurde. Die einzigen noch übrigen Trümmer der Besitzungen des kath. Ordens waren das Großpriorat in Böhmen und zwei dergleichen in Rußland, die jedoch 1810 gleichfalls aufgehoben wurden. Nach Pauls I. Tode ernannte oder bestätigte der Papst nacheinander mehrere Italiener als Großmeister des Ordens, welcher nach dem Verluste von

Malta zu Catania in Sicilien seinen Sitz genommen hatte. Nach dem Sturze Napoleons suchte der Orden auch seine Restauration zu bewerkstelligen, aber ohne Erfolg. Der Papst erlaubte ihm 1826, den Sitz des Ordenskapitels nach Ferrara zu verlegen, später nach Rom, wo er sich seitdem befindet; außerdem besitzt der Orden Paläste in Venedig, Neapel und Prag. Ein eigener Zweig des Ordens besteht in Spanien, wo er in der Reihenfolge der königl. Dekorationen unmittelbar nach dem Goldenen Vlies rangiert. Die Kleidung der Ritter ist im Frieden ein schwarzer Mantel mit einem achtspitzigen weißen Kreuze, dem sog. Malteserkreuze, auf demselben und auf der Brust; im Kriege sollten sie einen roten Waffenrock mit einem schlichten Kreuz auf Brust und Rücken tragen.

Vgl. Villeneuve-Bargemont, «Monuments historiques des Grandemaitres de l'ordre de St.-Jean de Jérusalem» (2 Bde., Par. 1829, mit Kupfern); Falkenstein, «Geschichte des J.» (2. Aufl., Zeitz 1866—67); Winterfeld, «Geschichte des ritterlichen Ordens St. Johannis vom Spital zu Jerusalem» (Berl. 1859); Spencer-Northcote, «Geschichte des Johanniterritterordens» (aus dem Englischen von Studemund, Münst. 1874); Shaw, «Malta sixty years ago» (Lond. 1875); Delaville le Roulx, «Les archives, la bibliothèque et le trésor de l'ordre de St.-Jean de Jérusalem à Malte» (Par. 1883).

Nachdem die Ballei Brandenburg des J. durch das Säkularisationsedikt vom 30. Okt. 1810 und die Urkunde über Auflösung derselben vom 23. Jan. 1811 als erloschen erklärt und an ihrer Stelle der «Königlich Preußische J.» gestiftet worden war, wurde durch Kabinettsordre vom 15. Okt. 1852 unter Aufhebung der entgegenstehenden Bestimmungen die Ballei Brandenburg wieder aufgerichtet und dieselbe einer der ursprünglichen Stiftung des Ordens entsprechenden gemeinnützigen Bestimmung wiedergegeben. Die Ballei erhielt eine Einrichtung, welche, an die ersten alten Stiftungszwecke der Verbrüderung anknüpfend, den Dienst und die Pflege der Kranken zur Aufgabe machte. In dieser seitdem bewährten Organisation zählt der J. (Anfang 1884) 1 Herrenmeister (den Prinzen Albrecht von Preußen), 18 Kommendatoren, 2 Ehrenkommendatoren, 1 Ordenshauptmann (General der Infanterie von Treskow), 562 Rechts- und 1523 Ehrenritter, welche sämtlich dem Adel angehören und evangelisch sind. Der Orden gliedert sich in 13 Genossenschaften sowohl in den preuß. Provinzen als auch im Anschluß an dieselben in Sachsen, Württemberg, Mecklenburg und Hessen, die sämtlich in der Errichtung von Krankenanstalten eine anerkennenswerte Thätigkeit entwickelt haben, sodaß die Zahl derselben 1884 bis auf 34 gestiegen war, von denen sich 33 in Deutschland, 1 zu Beirut in Syrien befinden. Die Pflege der Kranken und Verwundeten bildete während der Feldzüge in Schleswig-Holstein, des Deutschen Kriegs von 1866 und des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870 und 1871 den Hauptzweig der Thätigkeit des Ordens. Im Laufe des Jahres 1883 verpflegte er in seinen 34 Krankenhäusern 7159 Personen, zusammen 282521 Tage. Vgl. Herrlich, «Die Ballei Brandenburg des J.» (Berl. 1874).

Johannot (François), Zeichner und Lithograph, geb. zu Offenbach in Hessen-Darmstadt, stammte von einer franz. Familie, die nach der Zurücknahme des Edikts von Nantes sich in Deutschland niederließ; er arbeitete zu Anfang des 19. Jahrh. und machte gleichzeitig mit Senefelder (s. d.) lithographische Versuche, wobei er an Charles André aus Offenbach einen Associé hatte. Doch siedelte J. mit seiner Familie nach Paris über und gründete daselbst mit seinem Associé die erste lithographische Anstalt, die kein besonderes Glück machte. Er hinterließ drei Söhne, Charles, Alfred und Tony.

Charles J., geb. zu Frankfurt a. M. 1793, war Kupferstecher, lieferte Umrisse zum Leben der heil. Genoveva von Brabant (12 Blätter, Par. 1813) sowie Vignetten für die Werke von Bouilly und starb zu Paris 1825.

Alfred J., geb. zu Offenbach 21. März 1800, erlernte bei seinem älteren Bruder die Kupferstechkunst und verfertigte die Kupfer und Vignetten zu den Ausgaben der franz. Übersetzungen von Walter Scott, Cooper und Byron. Später übertrug er auf die Malerei die leichte, mehr geistreiche als tiefe Weise, die seinen Kupferstichen eine so günstige Aufnahme verschafft hatte. J. starb zu Paris 7. Dez. 1837.

Tony J., geb. zu Offenbach 9. Nov. 1803, bethätigte sich zuerst als Kupferstecher und half seinem Bruder und Lehrer Alfred bei dessen Kupfern und Vignetten. Er trat 1831 ebenfalls als Maler mit romantischen Genrebildern auf, in denen er gleiche Verdienste wie sein Bruder zeigte. Unter anderm malte er im Auftrage Ludwig Philipps für das Historische Museum zu Versailles die Schlacht bei Rosbecque, die Schlacht bei Fontenay, die Erstürmung des Engpasses Méandre, die Königin Victoria in Eu. In seinen Werken zeigt er sich als etwas oberflächlicher, aber eleganter und gewandter Maler. Größern Ruf hat er sich indes als Zeichner und Kupferstecher erworben. In den zahlreichen Radierungen, Kupferstichen und Holzschnitten, die von oder nach ihm für Prachtausgaben angefertigt wurden, muß man die Fruchtbarkeit und Erfindungskraft seines Zeichnertalents bewundern. J. starb zu Paris 4. Aug. 1852.

John (Eugenie), bekannt unter dem Pseudonym E. Marlitt, vielgelesene deutsche Romanschriftstellerin, geb. 5. Dez. 1825 zu Arnstadt in Thüringen, die Tochter eines Malers, wurde im 16. Jahre von der regierenden Fürstin von Schwarzburg-Sondershausen wegen ihrer schönen Stimme als Pflegetochter angenommen. In Sondershausen besuchte sie ein Jahr lang die höhere Töchterschule und ging dann auf Kosten der Fürstin behufs ihrer musikalischen Ausbildung nach Wien, wo sie drei Jahre lebte. Sie betrat auch die Bühne, mußte jedoch um eines plötzlich auftretenden Gehörleidens willen der theatralischen Laufbahn entsagen und kehrte als Vorleserin in die Umgebung der Fürstin zurück. Nachdem sie 1863 ihre Stellung aufgegeben hatte, ging sie nach Arnstadt, trat 1865 mit der Novelle «Die zwölf Apostel» zum ersten mal in die Öffentlichkeit, und zwar sofort vor dem großen Leserkreise der «Gartenlaube». Dieser Novelle folgten die Romane «Goldelse» (1866), womit sie ihren litterarischen Ruf begründete, «Blaubart» (1866), «Das Geheimnis der alten Mamsell» (2 Bde., 1867), «Reichsgräfin Gisela» (2 Bde., 1869), «Heideprinzeßchen» (2 Bde., 1871), «Die zweite Frau» (1874), «Im Hause des Kommerzienrats» (2 Bde., 1877), «Im Schillingshof» (2 Bde., 1880). Die Romane sind spannend und von lebhafter Darstellung. Sämtliche Arbeiten wurden zuerst in der «Gartenlaube», dann erst in Buchform veröffentlicht und

in vielen Auflagen erschienen. Körperlich lei-
, lebt die Schriftstellerin im Familienkreise ihres
ders zu Arnstadt.

ohn (Franz, Freiherr von), österr. Feldzeug-
ter, geb. 20. Nov. 1815 zu Bruck an der Leitha,
de bei Beginn des ital. Aufstandes 1848 zum
ptmann befördert und im Hauptquartier des
marschalls Grafen Radetzky verwendet. Bei
Kämpfen in Mailand, bei Sta.-Lucia, Monta-
, Goito, Sona und namentlich in der Schlacht
Custozza zeichnete er sich aus. In den spätern
ren war J. Generalstabschef der Truppen in Tos-
und im Römischen und wurde 1857 zum Ober-
und Kommandeur des Infanterieregiments
er-Franz-Joseph Nr. 1 befördert. Während des
gs von 1859 war J. als Generalstabschef des
rmeekorps in Südtirol, bis er nach Abschluß
Friedens von Zürich zum Chef des General-
es der Zweiten Armee im Lombardisch-Vene-
ischen Königreich ernannt wurde, in welcher
llung er 1861 zum Generalmajor aufrückte. Im
ge gegen Preußen und Italien 1866 war J.
eralstabschef der Südarmee, die unter dem Be-
des Feldmarschalls Erzherzog Albrecht 24. Juni
Sieg bei Custozza erfocht, für welchen J. am
e nach der Schlacht die Ernennung zum Feld-
schallleutenant erhielt. Als infolge der für
rreich unglücklichen Ereignisse auf dem nördl.
gsschauplatze der Erzherzog an die Spitze der
gen Armee gestellt wurde, stand J. demselben
mals als Chef des Generalstabes zur Seite.
h beendetem Kriege wurde J. zum Chef des
eralstabes ernannt und mit der Leitung des
gsministeriums betraut, im Okt. 1866 aber de-
iv als Kriegsminister in die Regierung berufen
1867 von der Stelle eines Generalstabschefs
oben. Doch schon im Jan. 1868 schied er aus
Ministerium. J. wurde 1869 Generalkomman-
in Graz, 1873 Feldzeugmeister, 1874 nochmals
des Generalstabes der Armee und blieb dies bis
inem am 26. Mai 1876 zu Wien erfolgten Tode.

ohn (Richard Eduard), ausgezeichneter deutscher
tslehrer, geb. 17. Juli 1827 zu Marienwerder
Westpreußen, machte seine Studien seit Ostern
zu Leipzig, Berlin und Göttingen und habili-
e sich 1853 als Privatdocent in Königsberg,
r 1856 eine außerord. und 1859 eine ord. Pro-
r erhielt. Im Mai 1862 für den Wahlkreis
au-Wehlau in das preuß. Abgeordnetenhaus
ählt, gehörte er der Fortschrittspartei, seit 1866
nationalliberalen Partei an. Nach Errichtung
Norddeutschen Bundes legte J. im Frühjahr
sein Mandat nieder. Nachdem er seit Ostern
ein Jahr als ord. Professor der Rechtswissen-
t in Kiel gelehrt, folgte er einem Rufe in gleicher
nschaft nach Göttingen. Im Sept. 1870 wurde
um Mitgliede des hanseatischen Oberappella-
gerichts zu Lübeck gewählt, und übernahm dar-
Ostern 1876 die durch Zachariäs Tod erledigte
ssur für Strafrecht an der Universität Göt-
n. Sein «Entwurf nebst Motiven zu einem
afgesetzbuche für den Norddeutschen Bund» (Berl.
) ist auf das Zustandekommen des Norddeut-
Strafgesetzbuchs von hervorragendem Einfluß
esen. Später veröffentlichte er «Das Strafrecht
Norddeutschland. Beurteilung des Entwurfs
Strafgesetzbuchs für den Norddeutschen Bund»
A. 1870). Von seinen übrigen Schriften sind
orzuheben: «Über Landzwang und widerrecht-
liche Drohungen» (Gött. 1852), «Das Strafrecht in Norddeutschland seit den Rechtsbüchern» (Bd. 1, Lpz. 1858), «Die Lehre vom fortgesetzten Verbrechen» (Berl. 1860), «Kritik des preuß. Gesetzentwurfs über die Verantwortlichkeit der Minister» (Lpz. 1863), «Kritik strafrechtlicher Entscheidungen des preuß. Obertribunals» (Berl. 1866), «Über die Todesstrafe» (Berl. 1867), die Darstellung des «Strafprozesses» für Holtzendorffs «Encyklopädie der Rechtswissenschaft» (Lpz. 1870; 4. Aufl., Lpz. 1882), «Die Verbrechen gegen den Staat» in Holtzendorffs «Handbuch des deutschen Strafrechts» (Berl. 1874). Von einem Kommentar der deutschen Strafprozeßordnung ist der erste Band (Erlangen 1884) erschienen.

John Bull, s. Bull.

Johnson (Andrew), der 17. Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika (1865—69), geb. 29. Dez. 1808 in Raleigh, der Hauptstadt von Nordcarolina, erlernte das Schneiderhandwerk, ging 1824 nach Laurent Courthouse in Südcarolina und im folgenden Jahre nach Greenville in Tennessee, wo er sich verheiratete, durch seine Frau erst lesen und schreiben lernte und in einem kleinen Blockhause seine Werkstätte als Schneider eröffnete. Hier beteiligte sich J. zuerst als Whig, bald aber als Demokrat und eifriger Verehrer Jacksons an der Politik. Er wurde 1828 Alderman, 1830 Bürgermeister des Ortes, wirkte 1833—43 als Abgeordneter und Senator in der Legislatur und trat 1843 als Repräsentant in den Kongreß, dem er 10 Jahre lang angehörte. Im J. 1853 wurde J. zum Gouverneur seines Staats und 1855 zum zweiten mal zu dieser Würde erwählt, welche er nach Ablauf seines zweiten Amtstermins 1857 mit einem Sitz im Vereinigten-Staaten-Senat vertauschte. Als 1861 der Bürgerkrieg hereinbrach, war J. der einzige südl. Senator, der tapfer auf seinem Posten blieb und mit beredten Worten für die Aufrechterhaltung der Union kämpfte. Besonderes Aufsehen erregte seine Rede vom 5. Febr. 1861, in welcher er, der bisher der weitgehendste demokratische Parteigänger gewesen, die Sezessionisten aufs bitterste angriff. Beim Ausbruch der Feindseligkeiten kehrte J. in seine Heimat zurück und wurde im Frühjahr 1862 von Lincoln zum Militärgouverneur von Tennessee mit dem Range eines Brigadegenerals ernannt, in welcher Stellung ihn die Wahl zum Vizepräsidenten der Union traf.

Infolge der Ermordung Lincolns wurde J., kaum sechs Wochen nach dessen zweitem Amtsantritt, 15. April 1865 Präsident der Vereinigten Staaten. Er trat jedoch jetzt auf die Seite der besiegten Sezessionisten und kam diesen mit einer Milde entgegen, welche alle Früchte des blutigen Kriegs zu vernichten drohte. Namentlich provozierte er durch sein Veto vom 19. Febr. 1866 gegen die vom Kongreß fast einstimmig angenommene Bill über die Bedingungen der Wiederzulassung der Rebellenstaaten (sog. Rekonstruktions-Bill), durch seine leidenschaftlichen, aber unbegründeten Anklagen der Führer des Kongresses, sowie durch sein Veto vom 27. März 1866 gegen die bürgerliche Gleichberechtigung der Schwarzen den offenen Bruch mit der großen Freiheitspartei des Landes, der er doch seine Erhebung verdankte. Bald wurden auch die Kabinettsmitglieder in diesen Konflikt gezogen. Da der Kriegsminister Stanton auf der Seite des Kongresses stand, erhielt Stanton seine Entlassung und J. ernannte im Aug. 1867 den General Grant

zum provisorischen Kriegsminister. Stanton wich unter Protest, übernahm aber, da der Senat die von J. angeführten Gründe für seine Entlassung mißbilligte und Grant nach der Resolution des Senats sofort zurücktrat, 15. Jan. 1868 das Kriegsdepartement wieder. Darauf hin ernannte J. 21. Febr. 1868 den General Thomas zum provisorischen Kriegsminister und erteilte an Stanton den Befehl, alles seiner Obhut vertraute öffentliche Eigentum an diesen zu übergeben. Stanton weigerte sich, dem Befehl Folge zu leisten; der Senat erklärte die Absetzung für ungesetzlich und das Repräsentantenhaus nahm 22. Febr. mit 126 gegen 47 Stimmen eine Resolution an, den Präsidenten in Anklagezustand zu versetzen. Der Prozeß begann 23. März vor dem Senat; doch wurde J. vom Senat freigesprochen, da die zur Verurteilung verfassungsmäßig notwendige Zweidrittelmajorität fehlte. Im J. 1874 wurde J. zum Vereinigten-Staaten-Senator von Tennessee gewählt, starb aber schon 31. Juli 1875 in der Grafschaft Carter im Staate Tennessee.

Vgl. Savage, «Life and public services of Andrew J.» (Neuyork 1865); Moor, «Speeches of Andrew J.» (Bost. 1865); Foster, «Life and speeches of Andrew J.» (Philad. 1866). Der Staatsprozeß J.s ist behandelt in «Impeachment and trial of Andrew J.» (Philad. 1868).

Johnson (Eastman), amerik. Genremaler, geb. in Lovell bei Freiburg in Maine 29. Juli 1824, ging 1849 nach Düsseldorf und bildete sich dort zwei Jahre lang in seinem Berufe aus, hielt sich dann vier Jahre im Haag und später in Belgien, Italien und Frankreich auf und kehrte 1856 nach den Vereinigten Staaten zurück. Er lebt hier meistens in Neuyork und widmet seinen Pinsel hauptsächlich dem Treiben der Neger unter sich und dem ländlichen Stillleben. Seine bedeutendsten Bilder sind der Savoyarde, Kartenspieler, die alte Kentuckyheimstätte, der barfüßige Junge, der Dorfschmied, die Jugendjahre von Abraham Lincoln und zahlreiche andere, die durch ihren gemütlichen Ton anziehen.

Johnson (Samuel), ausgezeichneter engl. Schriftsteller, geb. 18. Sept. 1709 zu Lichfield in der Grafschaft Stafford, studierte einige Zeit in Oxford, übernahm dann eine Unterlehrerstelle an der Schule zu Market-Bosworth (Leicestershire), gab sie jedoch bald wieder auf, lebte einige Zeit in Birmingham, heiratete 1735 eine ältliche Witwe, die ihm 800 Pfd. St. zubrachte, und errichtete nun bei Lichfield eine Erziehungsanstalt. Da er jedoch nur drei Zöglinge erhielt, ging er 1737 mit Garrick, einem seiner Schüler, nach London. Hier schrieb er für das «Gentleman's Magazine» u. a. vom 19. Nov. 1740 bis 23. Jan. 1743 seine «Verhandlungen des Senats von Lilliput», in denen er die damaligen engl. Parlamentsverhandlungen darstellte. Dem bereits früher erschienenen Gedicht «London» (1738), einer Nachahmung der dritten Satire Juvenals, ließ er das «Life of Richard Savage» (1744) folgen, das seine Tüchtigkeit als Prosaiker und seinen feinen Beobachtungsgeist beurkundete. Endlich erschien 1747 der Plan zu seinem engl. Wörterbuche, für welches ihm ein Honorar von 1575 Pfd. St. zugesichert wurde. Während der sieben Jahre, welche er an diesem Werke arbeitete, dichtete er noch «The vanity of human wishes», eine Nachbildung der zehnten Satire Juvenals; auch gab er 1750—52 die fast allein von ihm verfaßte Zeitschrift «The Rambler» heraus. Sein «Dictionary of the English language» (2 Bde., Lond. 1755) erlebte viele Auflagen (zuletzt bearbeitet von Latham, 2 Bde., Lond. 1864—66) und ist eine klassische Autorität geworden. Die Wochenschrift «The Idler», die er 1758—60 herausgab, enthält meist eilig geschriebene, minder wertvolle Beiträge als der «Rambler». Seinen weitverbreiteten polit. Roman «History of Rasselas, prince of Abyssinia» (Lond. 1759; deutsch unter andern von Bärmann, 2 Bde., Hamb. 1840) schrieb er in kurzer Zeit, um die Kosten des Begräbnisses seiner Mutter und ihre Schulden zu bezahlen. Im J. 1765 erschien seine längst angekündigte Ausgabe des Shakspeare, die aber ein tiefes Eindringen in den Geist des Dichters vermissen läßt. Unter dem Ministerium des Grafen Bute erhielt er 1762 eine Pension von 300 Pfd. St. Seinen eifrigen Toryismus zeigte er namentlich in seinen polit. Flugschriften «The false alarm» (1770) und «Taxation no tyranny» (1775). Eine Reise nach Schottland und den Hebriden 1773 schilderte er in der «Journey to the Western Isles of Scotland» (Lond. 1775). Die darin geäußerten Zweifel gegen die Echtheit der Dichtungen Ossians verwickelten ihn in eine heftige Fehde mit Macpherson (s. d.). Seine letzte litterarische Arbeit waren die «Lives of the most eminent English poets» (Lond. 1779—81; neueste Aufl., 3 Bde., Oxf. 1864—65; deutsch von Blankenburg, 2 Bde., Altenb. 1781). J. starb zu London 13. Dez. 1784. Seine Werke wurden von Hawkins (15 Bde., Lond. 1787—89) und von Murphy (12 Bde., Lond. 1792; neue Aufl. 1824) gesammelt. Eine berühmte Lebens- und Charakterschilderung J.s lieferte Boswell (2 Bde., Lond. 1791 u. öfter; Ausg. von Croker, 5 Bde., Lond. 1831 u. öfter). Eine neuere Ausgabe dieser Biographie wurde von Fitzgerald bearbeitet (3 Bde., Lond. 1874); eine andere von Napier (5 Bde., Lond. 1884).

Johnst., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Johnston (George).

Johnston (Albert Sidney), amerik. General der konföderierten Staaten, geb. in Kentucky 1803, trat 1826 in die reguläre Armee als Offizier, kämpfte an der Indianergrenze, dann unter General Scott in Mexiko, war 1855 Oberst eines Kavallerieregiments, mit welchem er 1. April 1850 in die Hauptstadt der Mormonen, Utah, am Großen Salzsee einzog, und schloß sich 1861 der Sache der Südstaaten an. Er befehligte 1862 auf dem linken Ufer des Mississippi und marschierte aus der Stellung bei Bowlinggreen nach Corinth, als der Unionsgeneral Grant im Februar Fort Henry und Donelson erobert hatte. Am 6. Mai 1862 griff er Grant bei Shiloh an, wurde dabei schwer verwundet und starb noch an demselben Tage.

Johnston (Alexander Keith), engl. Kartograph, geb. 28. Dez. 1804 zu Kirkhill in Schottland, studierte Medizin, trat aber später in das Atelier eines Graveurs ein, machte große Reisen und starb 6. Juli 1871 zu Ben Rhyding in Schottland. Seine Hauptwerke sind: «National atlas» (1843), «Physical atlas» (1848; 2. Aufl. 1856), «Dictionary of geography» (1855) und «Royal atlas of modern geography» (1855).

Johnston (George), schott. Naturforscher, geb. 1798, gest. als Arzt zu Berwick-on-Tweed 3. Juli 1855, schrieb «History of British sponges and lithophytes» (1842), «History of British zoophytes» (2. Aufl., 2 Bde., 1847), «Introduction to

conchology» (1850), «Natural history of the eastern borders» (Bd. 1: «Botany», 1854) u. s. w.

Jöhstadt, ehemals Josephstadt, Stadt im Königreich Sachsen, Kreishauptmannschaft Zwickau, Amtshauptmannschaft Annaberg, 11 km im SO. von Annaberg, in 789 m Höhe, am Schwarzwasser, mit (1880) 2341 E., treibt starken Grenzhandel und fabriziert Spitzen und Band. Der ärmliche Ort in sehr rauher Gegend hängt mit dem böhm. Örtchen Dürrenberg zusammen.

Joigny, Stadt im franz. Depart. Yonne, Hauptstadt eines Arrondissements, 25 km im NNW. von Auxerre, auf einem Hügel am rechten Ufer der Yonne, an der Linie Paris-Lyon der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, hat ein Tribunal erster Instanz und eins des Handels, sowie ein Kommunal-Collége und zählt (1876) 6317 E., welche Weinbau treiben, Kreide und Sandstein brechen, Leinwand, Tuch, Waffen, Jagdgeräte, Pelzwerk fabrizieren und Pferdemärkte halten. Die Stadt (mittellat. Joviniacus) gehörte ehedem zur Champagne. Geoffroi I. gründete 996 das mächtige Feudalhaus der Grafen von J., das bis 1703 bestand.

Joint-stock-company (engl.), soviel wie Aktiengesellschaft.

Joinville, Stadt im franz. Depart. Obermarne, in reizender Gegend am Fuße eines Bergs, am rechten Ufer der Marne, über die hier eine Brücke führt, und an der Linie Blesme-Chaumont-Gray der Ostbahn gelegen, hat eine sehr alte Kirche (Notre-Dame) und zählt (1876) 3904 E., welche Hohöfen, Eisengießereien, Manufakturen von wollenen Strümpfen, Hüten u. s. w. unterhalten. Die Stadt war der Hauptort der alten gleichnamigen Baronie, die 1551 von König Heinrich II. zu Gunsten des Herzogs Franz von Guise in ein Fürstentum verwandelt wurde. Auf dem nahen Berge stand das 1790 abgetragene Stammschloß der Herzöge von Guise. Unter den ältern Bavonen von J. ist Jean Sieur de Joinville (s. d.) der berühmteste. Ihm wurde hier 23. Juni 1861 eine Statue errichtet. Der dritte Sohn des Königs Ludwig Philipp erhielt den Titel eines Prinzen von J. [eisca.

Joinville, Ort in Brasilien, s. Dona-Fran-

Joinville (François Ferd. Philippe Louis Marie von Orléans, Prinz von), der dritte Sohn des Königs Ludwig Philipp von Frankreich, geb. 14. Aug. 1818, widmete sich seit 1834 dem Seewesen. Im J. 1839 ward er Kommandant der Fregatte Belle-Poule, auf welchem Schiffe er 1840 die Asche Napoleons nach Frankreich brachte. Als Kontreadmiral befehligte er 1844 die Seeexpedition nach Marokko, und 1846 wurde er Vizeadmiral. Beim Ausbruch der Revolution von 1848 befand er sich mit seiner Gemahlin in Algier, wohin er seinen Bruder, den Herzog von Aumale, begleitet hatte. Die beiden Prinzen ließen die Republik proklamieren und gingen dann über Gibraltar nach England zu ihrer Familie. J. protestierte von Claremont aus ebenfalls gegen das Verbannungsdekret der Nationalversammlung. Obgleich dasselbe nicht aufgehoben ward, wollte die Orléanistenpartei diesen populären Prinzen zum Präsidenten der Republik vorschlagen. Der Prinz vermählte sich 1. Mai 1843 mit Doña Francisca, geb. 2. Aug. 1824, der Tochter des verstorbenen Kaisers Dom Pedro I. von Brasilien. Aus der Ehe entsprangen: Prinzessin Françoise Marie Amélie von Orléans, geb. 14. Aug. 1844, die sich 1863 mit ihrem Cousin, dem Herzog von Chartres, vermählte, und Prinz Pierre Philippe Jean Marie von Orléans, Herzog von Penthièvre, geb. 4. Nov. 1845. Nach Ausbruch des amerik. Bürgerkriegs begab sich J. 1861 in Begleitung seines Sohnes und seiner beiden Neffen, des Grafen von Paris und des Herzogs von Chartres, nach Neuyork. Hier ließ er seinen Sohn in die Marineschule der Vereinigten Staaten eintreten, während die Neffen einige Monate im Unionsheere als Infanterieoffiziere Dienste nahmen. Der Prinz selbst machte im Stabe McClellans den Feldzug von 1862 in Virginien mit. Bei Ausbruch des Kriegs 1870 bot er vergebens dem Kaiser, dann der Republik seine Dienste an; unter angenommenem Namen trat er in die Armee Aurelle de Paladines, später in die Chanzys, wurde aber im Jan. 1871 auf Befehl Gambettas aus Frankreich ausgewiesen. Nach Aufhebung des Verbannungsdekrets gegen die Orléans nahm J. seinen Sitz in der Nationalversammlung ein, in die ihn Febr. 1871 das Depart. Obermarne gewählt hatte. Bei den Neuwahlen 1876 trat er von der Kandidatur zurück. Seit 1872 ist er Vizeadmiral der franz. Marine. Als Seemann von Fach veröffentlichte J. in der «Revue des deux Mondes» (1844—52) mehrere Studien über die franz. Marine, sowie einen Aufsatz über den Krieg in China, die Aufsehen erregten. Drei dieser Aufsätze erschienen später selbständig unter dem Titel «Études sur la marine» (Par. 1859).

Joinville (Jean, Sieur de), der erste bedeutende Historiker der Franzosen, geb. um 1223, trat in den Dienst des Königs Thibaut IV. von Navarra, Grafen von Champagne, und war Seneschall und Großmeister desselben, als er 1245 den Entschluß faßte, sich Ludwig IX. auf dessen Kreuzzug anzuschließen. Zur Bestreitung der Ausrüstungskosten verpfändete er einen Teil seiner Güter und schiffte sich sodann mit 9 Rittern und 700 bewaffneten Männern zugleich mit Ludwig IX. in Marseille ein. Da er aber auf der Insel Cypern, wo man anlegte, seinen Rittern und Leuten den Sold nicht mehr bezahlen konnte, trat er mit seiner kleinen Armee in des Königs Dienst. Mit dem König kehrte er 1254 nach Frankreich zurück und lebte von da an oft an dessen Hofe. J. starb um 1318. Seine «Histoire de St.-Louis» (eigentlich «Mémoires»), eins der kostbarsten Werke der histor. Litteratur des Mittelalters, wurde vielfach, am besten von Michel (1859) und de Wailly (1874) herausgegeben und ins Deutsche übertragen von Driesch (Trier 1853). Vgl. Didot, «Études sur la vie et les traveaux de Jean sire de J.» (Par. 1870).

Jojachin, auch Jechonja und Chonja, Sohn und Nachfolger des Königs Jojakim von Juda, wurde nach dreimonatlicher Regierung im J. 599 v. Chr. wegen seiner und seines Vaters Abtrünnigkeit von Nebukadnezar, nach Belagerung und Eroberung Jerusalems, mit vielen Einwohnern nebst den Schätzen des königl. Palastes und den goldenen Geräten des Tempels nach Babel in die Gefangenschaft abgeführt, erhielt jedoch von Nebukadnezars Sohn und Nachfolger Evilmerodoch 561 v. Chr. die Freiheit wieder und blieb am Hofe dieses Königs sein Leben lang.

Jojakim oder Eljakim, Sohn des Josias, wurde nach Absetzung seines jüngern Bruders Joahas von dem ägypt. König Necho II. 610 v. Chr. als Vasallenkönig über Juda eingesetzt. Nachdem

er im J. 604 den Chaldäern zinsbar geworden, suchte er 601 seine Selbständigkeit wiederzugewinnen und bewirkte dadurch, daß ein chaldäisches Heer gegen Judäa anrückte. Indes erlebte er die Eroberung Jerusalems nicht und erfuhr erst im Tode (599) die Mißhandlung, welche Jeremias berichtet.

Jókai (spr. Johkoi, Maurus), bedeutender ungar. Dichter und Publizist, geb. 19. Febr. 1825 in Komorn, studierte in Preßburg, Pápa (mit Petőfi) und Kecskemét, erlangte 1846 das Advokatendiplom, widmete sich jedoch, ohne jemals die Advokatur auszuüben, frühzeitig der litterarischen Wirksamkeit und schrieb schon 1842 sein erstes Werk, das Drama «A zsidófiú» («Der Judenknabe»). Im J. 1846 erschien sein erster Roman «Hétköznapok» («Werktage»), mit dem er sogleich die Gunst des Publikums gewann. Im nächsten Jahre übernahm er die Redaction des damals tonangebenden belletristischen Wochenblatts «Életképek» («Lebensbilder»). Gleichzeitig erschien die erste Sammlung seiner Novellen «Vadon virágai» («Blumen der Wildnis», 2 Bde.). An der polit. Bewegung von 1848 nahm J. hervorragenden Anteil; er war mit Petőfi der Führer der Jugend, welche am 15. März die «Zwölf Punkte» (Preßfreiheit u. s. w.) erkämpfte. Nach dem Freiheitskriege mußte er längere Zeit als Flüchtling im Lande herumirren, da er geächtet war; doch entkam er der Verhaftung. Sein erstes Werk nach der Revolution waren die «Forradalmi csataképek», 1849 («Revolutionsschlachtenbilder»).

J.s selbständige Werke füllen gegen 300 Bände; auf allen Gebieten der schönen Litteratur, namentlich aber auf dem des Romans, schuf er Werke von bleibendem Wert. Seine bedeutendsten Romane sind: «Erdély aranykora» («Siebenbürgens goldene Zeit», 1851), «A két szarvú ember» («Der Mann mit zwei Hörnern», 1852), «Török világ Magyarországon» («Die Türkenherrschaft in Ungarn», 1852), «Egy magyar nábob» («Ein ungar. Nabob», 1854), «Kárpáthy Zoltán» («Zoltán Kárpáthy», 1855), «Politikai divatok» («Polit. Moden», 1861), «Új földesúr» («Der neue Gutsherr», 1862), «Mégis mozog a föld» («Und sie bewegt sich doch», 1866), «A köszivü ember fiai» («Die Söhne des Mannes mit dem steinernen Herzen», 1867), «Fekete gyémántok» («Schwarze Diamanten», 1873), «A jövő század regénye» («Der Roman des künftigen Jahrhunderts», 1874), «Az arany ember» («Der Goldmensch», 1875), «Enyém, tied, övé» («Mein, dein, sein», 1876), «Az élet komédiásai» («Komödianten des Lebens», 1877), «A ma» («Das Heute», 1881), «Szeretve mind a vérpadig» («Geliebt bis zum Schafott», 1882), «A lőcsei fehér asszony» («Die weiße Frau von Leutschau», 1884) u. s. w. Von seinen Dramen sind «König Koloman» (1855), «Manlius Sinister» (1856), «Georg Dósza» (1858), «Die Märtyrer von Szigetvár» (1859) und «Milton» (1878) die bedeutendsten. Seine polit. Gedichte erschienen 1880 in zwei Bänden. Fast alle seine Romane erschienen in deutscher Übersetzung. Seit 1858 war J. ununterbrochen als Redacteur thätig; früher redigierte er das große polit. Tagesblatt «Hon» («Vaterland»), jetzt ist er Chefredacteur des Regierungsblatts «Nemzet» («Nation»). Das humoristische Wochenblatt «Üstökös» («Komet») war unter seiner Leitung und Mitarbeit (1858—81) ausgezeichnet.

Seit der Wiederherstellung der ungar. Verfassung war J. stets Abgeordneter. Er gehört der liberalen Regierungspartei an, zu deren schlagfertigsten Rednern er zählt. Seit 1848 ist J. mit Rosa Laborfalvi, der ersten Tragödin Ungarns, verheiratet. In der neuesten Zeit redigierte er den ungar. Teil des vom Kronprinzen Rudolf herausgegebenen Prachtwerks «Österreich-Ungarn in Wort und Bild». Vielseitigkeit, Originalität, Fruchtbarkeit, überaus reiche und lebendige Phantasie, fesselndes Erzählertalent und gesunder Humor sind die glänzenden Vorzüge J.s.

Joki (finn.), soviel wie Fluß.

Joklama (türk.), Zollämter; Joklamanaziri, der oberste Zollrevisor.

Joktan, der arab. Sage nach der Stammvater der Joktaniden, welche die Gegend um Jemen und das Glückliche Arabien bewohnten.

Jokuhama, Jokohama oder Yokuhama, ein dem Verkehr mit dem Auslande geöffneter japan. Hafenplatz, liegt auf der Insel Nipon, an der Westküste der Bai von Jedo, 37 km nördlich von deren Eingang bei Kap Sagami, 22 km im SSW. von Jedo und 4 km südlich von der Stadt Kanagawa, von der J. durch die geräumige Jokuhama-Bai getrennt ist. Als der durch die Verträge von Japan mit Nordamerika vom 31. März 1854 und 21. Febr. 1855 und mit England vom 14. Okt. 1854 und 9. Okt. 1855 dem Fremdenverkehr geöffnete Hafen Simoda als hierfür unzweckmäßig erkannt wurde, sollte an dessen Stelle Kanagawa treten, ein Ort, der, zu den unmittelbaren Besitzungen des Sogogun gehörig, wegen seiner Lage am Meere und zugleich an der großen Straße von Jedo nach Miako, Ohosaka und dem Süden von Nipon ganz besonders gut zum Handelsplatz gewählt erschien. Während der brit. Gesandte Sir Rutherford Alcock mit den Ministern des Sogogun noch über die für die Niederlassung der engl. Kaufleute zu wählende Stelle unterhandelte, hatten diese schon eigenmächtig angefangen, sich in der Nähe des Fischerdorfes J., einer menschenleeren Stelle am Strande, einzurichten, wie sehr der Gesandte auch von dieser Stelle abriet. Die japan. Regierung gab ihre Zustimmung. Der neugegründete Ort ward 20. Nov. 1866 ein Raub der Flammen, wurde aber sehr bald glänzender wieder aufgebaut. J. bildet ein längliches Viereck, welches drei Hauptstraßen von Osten nach Westen und mehrere Querstraßen von Süden nach Norden durchziehen. Dem Strande entlang bildet eine Reihe schöner Gebäude den sog. Bund. Östlich von der europ. liegt die japan. Stadt. Der Palast des japan. Gouverneurs und eine Anzahl reicher japan. Kaufläden befinden sich daselbst in der Curiostraße. Am Nordende gelangt man über eine Brücke nach dem Dorfe, welches der Stadt den Namen gab. Im Westen der Stadt erheben sich die Bluffs, eine in das Meer vorspringende Anhöhe, wo das brit. Gesandtschaftshotel und die Wohnungen mehrerer europ. und ameril. Kaufleute u. s. w. liegen. Die Bevölkerung betrug (1881) 63 048 Seelen, unter denen 3000 Fremde. Zwischen J. und Tokio besteht schon seit 1873 eine Eisenbahn, während die Schiffe der Pacific Mail Steamship Company eine regelmäßige monatliche Verbindung zwischen J. und San-Francisco in Californien unterhalten. Im J. 1882 besuchten 283 fremde Schiffe von 410 753 t. Gehalt J. Die Einfuhr hatte einen Wert von 81 408 000, die

Ausfuhr von 106 704 000 Reichsmark. Von allen dem Fremdenverkehr geöffneten Häfen ist J. bis jetzt noch der wichtigste.

Jökul, in Island Bezeichnung für Gletscher.

Jola (Yola), Hauptstadt von Adamaua (s. d.).

Joliba, s. unter Niger.

Joliet, Stadt und Hauptort des County Will im nordamerik. Staate Illinois, 48 km südwestlich von Chicago, auf beiden Seiten des Desplainesflusses, mitten in einem äußerst fruchtbaren Thale, am Kreuzungspunkte der Chicago-Rock-Island- und Pacificbahn mit der Chicago- und Alton- und Michigan-Central-Eisenbahn, sowie am Illinois-Michigan-Kanal gelegen, zählt (1880) 16 145 E., hat Fabriken für Ackergeräteschaften, Säge- und Mahlmühlen und betreibt einen bedeutenden Ausfuhrhandel mittels des Illinois-Michigan-Kanals. Die Steinbrüche J.s liefern vortreffliches Material, das weithin exportiert wird. Das hier mit einem Kostenaufwand von mehr als einer Million Dollars errichtete Staatszuchthaus ist eins der schönsten Gebäude seiner Art in den Vereinigten Staaten.

Jolin (Johan Kristoffer), beliebter schwed. Schauspieler, Bühnendichter und Novellist, geb. 28. Dez. 1818 zu Stockholm, studierte zu Upsala und war 1845—68 an dem königl. Theater seiner Vaterstadt als Schauspieler angestellt, zugleich 1849—56 als Dramaturg, 1857—68 als Direktor der Elevenschule. Von seinen zahlreichen, auch im Auslande öfters aufgeführten dramatischen Werken sind hervorzuheben: «En komedi» (1845), «Skal och kärna» (1846), «Mäster Smith» (1847), «Ung Hanses dotter» (1860), «Mjölnarfröken» (1865); von den novellistischen: «Affällingarne», «Rosen bland kamelior», «Vinglaren» u. a. Von der Sammelausgabe seiner Schriften erschienen bisher die «Erzählungen und Skizzen» (Bd. 1—6, Stockh. 1872—81); die Serie der Romane ist seit 1882 im Erscheinen begriffen. Als lyrischer Dichter erhielt J. (1845, «Fjellbruden») einen Preis der schwed. Akademie.

Jolle heißt ein kleines leichtes Boot. Gewöhnlich nennt man auf größern Schiffen das kleinste der mitgeführten Boote J., ohne Rücksicht auf Form und Bauart. In Hamburg bezeichnet der Name J. eine bestimmte Klasse von etwa 7 m langen Booten, die vorn und hinten spitz sind, durch einen Mann, den Jollenführer, mit zwei Rudern fortbewegt werden und als Fährboote dienen.

Jolly (Jul.), bad. Staatsmann, geb. zu Mannheim 21. Febr. 1823, studierte 1840—44 zu Heidelberg und Berlin die Rechtswissenschaften, habilitierte sich im Sommer 1847 als Privatdocent in Heidelberg und wurde 1857 außerord. Professor. Im J. 1861 trat er als Rat in das Ministerium des Innern unter Lameys Präsidium ein. In Verbindung mit Roggenbach, Mathy und Bluntschli strebte er die Einigung von Deutschland im Anschluß an Preußen an und galt als einer der entschiedensten Führer der nationalen Partei. Als die bad. Regierung 1865 in das Lager der mittelstaatlichen Bundespolitik überging, trat er aus dem Ministerium aus und wurde in den Verwaltungsgerichtshof versetzt. Der Sieg Preußens über Österreich und den alten Bund im Sommer 1866 führte ihn in das Ministerium des Innern zurück, und er wurde nun 27. Juli an Lameys Statt Präsident desselben. Nach Mathys Tode wurde ihm das Staatsministerium und damit die Leitung des Gesamtministeriums übertragen (12. Febr. 1868). J. und die von ihm geleitete Regierung erneuerte und belebte wieder die staatliche Reformthätigkeit in liberalem Sinne. Um die Einigung Süddeutschlands, zunächst Badens mit dem Norden, hat J. sich große Verdienste erworben. J. führte in Versailles die auf den Beitritt Badens zum Norddeutschen Bunde bezüglichen Verhandlungen. Er war dann seit 1871 Mitglied des Bundesrats. Aber auch für die freie Gestaltung der bad. Zustände hat er Bedeutendes geleistet. Im Sept. 1876 trat er aus dem Ministerium und übernahm bald darauf das Präsidium der Oberrechnungskammer.

Jolly (Philipp Gust.), Physiker, Bruder des vorigen, geb. in Mannheim 26. Sept. 1809, widmete sich nach Absolvierung des Gymnasiums mathem.-physik. Studien in Heidelberg, Wien und Berlin, habilitierte sich 1834 in Heidelberg, wurde 1839 außerord., 1846 ord. Professor und folgte 1854 einem Rufe an die Universität in München. Nach der Publikation zweier selbständiger Schriften: «Anleitung zur Differential- und Integralrechnung» (Heidelb. 1846) und «Die Prinzipien der Mechanik» (Stuttg. 1852), wendete er sich der Experimentalforschung zu. Die Physik der Molekularkräfte erweiterte er durch Aufdeckung der Gesetze der endosmotischen Erscheinungen; die Wärmelehre bereicherte er durch seine Untersuchungen über die Ausdehnung der Gase durch die Wärme. Durch seine Arbeiten über die Zusammensetzung der Atmosphäre wurden die kleinen Schwankungen, die sich in derselben vollziehen, festgestellt, und durch die Erhöhung der Leistungsfähigkeit der analytischen Wage und Anwendung der Wage auf Probleme der Gravitation gelang es ihm, die Maße der Erde und deren mittlere Dichtigkeit zu bestimmen. In allen Fällen waren es Vereinfachungen der Meßmethoden, welche zum Ziele führten, und die zugleich Veranlassung wurden zur Konstruktion exakterer Meßapparate. Die verbreitetsten sind: das Luftthermometer, die Federwage, das Kupfereudiometer und die Quecksilberluftpumpe.

Sein Sohn Ludwig J., geb. 12. März 1843 in Heidelberg, seit 1874 ord. Professor in der staatswissenschaftlichen Fakultät in Tübingen, verfaßte Arbeiten über die Militärsteuer, Verwaltungsrechtspflege, engl. und franz. Unterrichtswesen, die Verteilung der öffentlichen Armenlast, sowie mehrere Abschnitte in Schönbergs «Handbuch der polit. Ökonomie».

Sein zweiter Sohn, Friedrich J., geb. 24. Nov. 1844 zu Heidelberg, studierte Medizin in München und Göttingen und habilitierte sich 1871 in Würzburg als Privatdocent mit einer Abhandlung «Über den Gehirndruck und über die Blutbewegung im Schädel». Im J. 1873 folgte er einem Rufe als Extraordinarius für Psychiatrie und Direktor der psychiatrischen Klinik nach Straßburg, woselbst er 1875 zum Ordinarius ernannt wurde. Von seinen Schriften sind zu nennen: «Bericht über die Irrenabteilung des Julius-Spitals» (Würzb. 1873), der Artikel «Hysterie und Hypochondrie» in von Ziemßens «Handbuch der speziellen Pathologie und Therapie» (Lpz. 1877), «Untersuchungen über den elektrischen Leistungswiderstand des menschlichen Körpers» (Straßb. 1884).

Jolof (Yolof, Wolof, Dscholof), Negerstamm im westl. Afrika, zwischen Senegal und

Gambia, bis an die Meeresküste. Der Name Wolof (Singular: U-olof, Plural: J-olof) stammt von Djolof, dem Namen eines Reichs, zu dem Wallo, Cayor, Baol, Sin und Salum als Provinzen gehörten. Dies Reich ging im 16. Jahrh. infolge der Angriffe der Fulah unter. Die Sprache der J. steht unter den afrik. Idiomen isoliert da; sie wird in ganz Senegambien, namentlich in den Ländern Cayor, Wallo, Djolof, Dakar, Baol, Sin, Salum und den Ansiedelungen von St.-Louis am Senegal, Gorée, gegenüber Cap Verde, und Bathurst, an dem Gambia, gesprochen. Die J. sind teils Mohammedaner, teils Fetischanbeter. Vgl. Boilat, «Esquisses sénégalaises» (Par. 1853).

Jomard (Edme François), franz. Geograph und Archäolog, geb. zu Versailles 17. Nov. 1777, nahm 1798 an dem Feldzuge nach Ägypten teil, wo er die alten Denkmäler des Landes zeichnete und beschrieb; 1802 leitete er die topogr. Arbeiten längs der böhm. Grenze und in der Oberpfalz, wurde aber 1803 nach Paris zurückberufen, um an der Redaction der «Description de l'Égypte» teilzunehmen; 1818 wurde er Mitglied der Akademie der Inschriften, 1828 Custos der Karten und Pläne auf der königl. Bibliothek, 1839 Konservator dieses Departements. Er starb 22. Sept. 1862 zu Paris. J. hat kleinere Schriften über Gegenstände des Unterrichtswesens der Geographie, besonders Afrikas, sowie über ägypt. Altertumskunde veröffentlicht.

Jomelli, s. Jommelli.

Jomini (Henri, Baron), russ. Generallieutenant, vorher General des franz. Kaiserreichs, bekannt als Militärschriftsteller, geb. 6. März 1779 zu Peterlingen (Payerne) im Waadtlande, trat in die Schweizergarde in Paris ein und widmete sich nach deren Auflösung dem Kaufmannsstande. Die Revolution in der Schweiz führte ihn 1799 ins Waadtland zurück, wo er Oberstlieutenant der Miliz und Generalsekretär der Kriegsangelegenheiten wurde. Seines Amts bei dem Eintritt der Reaktion verlustig, trat er 1803 zu Paris in ein Handlungshaus, veröffentlichte 1804 seinen «Traité des grandes opérations militaires» (3. Aufl., 3 Bde., Par. 1818) und wurde darauf zum Bataillonschef und Adjutanten Neys, 1805 aber vom Kaiser zum Obersten befördert. Als Chef im Generalstabe Neys wohnte er den Feldzügen von 1806 und 1807 in Preußen und in Polen bei, wurde franz. Baron und folgte 1808 Ney nach Spanien. Bei seinem Chef verleumdet, wurde J. 1809 zur Disposition gestellt, aber 1811 von Napoleon zum Brigadegeneral befördert. Später zum kaiserl. Historiographen ernannt, erhielt er beim Beginn des Feldzugs von 1812 den Auftrag, die Geschichte der Großen Armee zu schreiben. Er war erst Gouverneur von Wilna und dann von Smolensk. Nach der Schlacht von Lützen wurde er wieder Generalstabschef des Marschalls Ney. J. jedoch, erbittert über die ihm gewordene Zurücksetzung, verließ während des Waffenstillstandes die franz. Fahnen und ging zu den Verbündeten über. Kaiser Alexander erhob ihn zum Generallieutenant und Adjutanten. Doch nahm J. an dem Kriege gegen Frankreich keinen thätigen Anteil. Im J. 1815 folgte er Alexander nach Paris und begleitete 1828 den Kaiser im Feldzuge gegen die Türken. Sehr verdient machte er sich um die Gründung der Militärakademie zu Petersburg. Zur Rechtfertigung seines Abfalls von Frankreich veröffentlichte er 1815 und 1821 zu Paris seinen Briefwechsel mit dem General Sarrazin, Baron Mounier und Capefigue. In der neuern Kriegslitteratur erwarb er sich einen ausgezeichneten Namen durch die «Histoire critique et militaire des campagnes de la révolution» (5 Bde., Par. 1806; 3. Aufl. unter Mitwirkung des Obersten Koch, 15 Bde., Par. 1819—24). Außerdem veröffentlichte er: «Vie politique et militaire de Napoléon, racontée par lui-même au tribunal de César, d'Alexandre et de Frédéric» (4 Bde., Par. 1827; deutsch von Bas, 4 Bde., Tüb. 1828—29), dazu als Supplement «Précis politique et militaire de la campagne de 1815» (Par. 1839), «Précis de l'art de la guerre» (Petersb. 1830; 6. Aufl., Par. 1855; die frühere Aufl. deutsch von Wagner, Berl. 1831, und von Bilderling, 2 Bde., Lpz. 1837—39). J. gab auch eine Reihe von Kartenwerken heraus. Später lebte J. litterarisch beschäftigt zu Lausanne, seit 1855 zu Brüssel, siedelte aber bald nach Passy bei Paris über, wo er 24. März 1869 starb. Vgl. Sainte-Beuve, «Le général J.» (Par. 1869); Lecomte, «Le général J., sa vie et ses écrits» (Par. 1860).

Jommelli (Nicolo), gewöhnlich Jomelli geschrieben, bedeutender ital. Komponist, geb. 11. Sept. 1714 zu Aversa im Neapolitanischen, trat im Alter von 16 J. in Neapel in das Konservatorium di Sant' Onofrio, dann in das Della Pietà de' Turchini, in denen seine Hauptlehrer Durante, Leo und Feo waren. Seine ersten Kompositionen, die er veröffentlichte, waren Ballette und Cantaten, und in seinem 23. J. brachte er die erste Oper «L' errore amoroso» auf die Bühne. Dieselbe hatte Erfolg, sowie auch sein «Odoardo», der das Jahr darauf (1738) zur Aufführung kam. Bereits 1741 hatte J. durch seine Opern, wie «Ricimero», «Astianatte», «Ezio», «Merope» u. s. w., einen in Italien geschätzten Namen erworben, und insbesondere erregte «Merope» in Venedig großen Beifall, sodaß man ihm die Direktorstelle an einem der dortigen Konservatorien übertrug. In dieser Stellung, in der er auch seine ersten Kirchenkompositionen verfaßte, und unter anderm für Wien die zwei Opern «Achille in Sciro» und «Didone» schrieb, blieb er bis 1748. Sodann wandte er sich nach Rom, wo er 1749 Kapellmeister an der Peterskirche wurde, und folgte 1754 einem Rufe als Kapellmeister des Herzogs Karl von Württemberg nach Stuttgart, wo er zahlreiche Opern komponierte, von denen aber die meisten dort verbrannten. Darauf kehrte er 1758 nach Italien zurück, wo er teils in seiner Vaterstadt, teils in und bei Neapel lebte und daselbst noch verschiedene Opern, wie «Armida», «Demofoonte», «Ifigenia», auf die Bühne brachte, reife Produktionen, die aber seinen Landsleuten nicht mehr recht gefallen wollten. J. starb zu Neapel 28. Aug. 1774. An Reichtum der Erfindung den meisten seiner ital. Zeitgenossen ebenbürtig, stand er ihnen jedoch an Kraft des musikalisch-dramatischen Ausdrucks und an Mannigfaltigkeit der Mittelbenutzung voran. Seine Kirchenkompositionen, von denen das «Requiem» allgemein bekannt ist, sowie seine Oratorien enthalten viel bleibend Schönes.

Jonas, hebr. Prophet, der Sohn des Amithai, stammte aus der Stadt Gath Hachefer im Stamme Sebulon und trat unter der Regierung Jerobeams II. auf. Die wunderbare Erzählung, welche das unter seinem Namen im Kanon befindliche Buch enthält, hat man, doch schwerlich mit

, für eine Überarbeitung des Mythus von
s gehalten, der die Hesione von einem Meer-
ıer dadurch befreit haben soll, daß er in den
desselben sprang und drei Tage und drei
lang die Eingeweide des Ungeheuers zer-
. Ebenso grundlos ist die Berufung auf
ıthus von der Andromeda, welche am Ge-
oppes, wo auch J. sich einschiffte, einem
ıgeheuer zum Fraße ausgesetzt und von Per-
:rettet wurde. Die hebr. Sage läßt den
ten, um der von Jahve ihm übertragenen
ıg als Bußprediger nach Ninive zu entflie-
r See gehen, aber zur Strafe für seinen Un-
m bei einem furchtbaren Sturme von den
rn ins Meer geworfen werden, wo ihn ein
:rschlang, in dessen Bauch er drei Tage und
chte sich aufgehalten haben soll, worauf der
ın ans Land spie. Zum zweiten mal nach
geschickt, verkündete er der unbußfertigen
ihren baldigen Untergang, erzürnte aber,
hve schließlich dennoch die Niniviten um
ndlichen Bekehrung willen verschont, und
sich erst durch das Wunderzeichen vom Kür-
nauer: Ricinus) von seinem Unrecht über-
lassen. Die lehrhafte Tendenz der Erzäh-
welche übrigens schon einer sehr späten Zeit
Jahrh.) angehört, liegt auf der Hand; sie
s Nichteintreffen älterer prophetischer Ver-
ıngen über das heidnischen Völkern bevor-
: Gericht begründen und dem Volke Israel
Unmut darüber verweisen. Übrigens wird
gebliche Grab des Propheten noch heute in
zend des alten Ninive gezeigt.

as (Justus), Freund und Gehilfe Luthers,
Juni 1493 zu Nordhausen, wurde 1521
or der Theologie und Propst in Wittenberg
tfaltete den regsten Eifer für die Sache der
verbesserung. Er begleitete Luther nach
, unterstützte ihn bei der Übersetzung des
Testaments und bei der Kirchenvisitation,
ın dem Marburger Gespräch sowie an der
ng der sog. Torgauer Artikel teil und war
f dem Reichstage zu Augsburg gegenwär-
ugleich wirkte er durch eigene und durch
ıgung fremder Schriften. So übersetzte er
:s von Luther, vor allem aber die «Apologie
gsburger Konfession» von Melanchthon ins
e. Im J. 1541 wurde J. nach Halle be-
um hier das Kirchen- und Schulwesen zu
eren. Der Schmalkaldische Krieg vertrieb
hier (1546), und nach mancherlei Irrfahr-
rde J. 1551 Hofprediger in Coburg, 1553
ırrer in Eisfeld, wo er 9. Okt. 1555 starb.
ıapp, «Narratio de Justo J.» (Halle 1817);
J.' Leben» in Meurers «Leben der Altväter
ı. Kirche» (Bd. 2, Abteil. 2, Lpz. 1862).

as (Ludw.), bedeutender prot. Prediger,
. Febr. 1797 zu Neustadt a. d. Dosse, bezog
ıs Joachimsthalsche Gymnasium zu Berlin,
1815 als Freiwilliger gegen Napoleon I.,
dierte dann bis 1819 zu Berlin Theologie.
n J. als Lehrer am Kadettenhause zu Ber-
am Militärwaisenhause zu Potsdam thätig
war, ward er 1823 Prediger in Schwerins-
d Wusseken bei Anklam, 1833 Prediger an
laikirche zu Berlin, wo er bis an seinen Tod
pt. 1859) wirkte. Als vertrauter Schüler
machers leitete J. die Herausgabe von dessen
schem Nachlaß und beförderte die Reden und

Abhandlungen, die «Dialektik» und die «Christliche Sitte» selbst zum Druck. Im Verein mit gleichgesinnten Freunden trat J. zu allen Zeiten der immer stärker werdenden Reaktion gegenüber mit Mannhaftigkeit für die Freiheit der Kirche ein. Als Prediger und Seelsorger erfreute er sich großen Ansehens und weitreichender Wirksamkeit.

Jonathan, der Sohn des jüd. Königs Saul, ist ein Lieblingsheld der alttestamentlichen Sage, die ihn mit allen Vorzügen ausstattet und namentlich seine innige Freundschaft mit dem jungen Helden David, dem Nebenbuhler seines Vaters, anziehend schildert. Er fiel mit seinem Vater und seinen Brüdern in der großen Schlacht gegen die Philistäer auf dem Gebirge Gilboa.

Jonathan oder vielmehr Bruder J. (Brother J.) bezeichnet die Personifikation des amerik. Volks und die zusammenfassende Charakteristik seiner Individualität, wie John Bull (s. d.) die des englischen und Vetter Michel die des deutschen. Nach einigen soll die Benennung von Jonathan Trumbull, Gouverneur von Connecticut zur Zeit des Revolutionskriegs, herrühren, den man in der Armee vertraulicherweise so bezeichnet habe. Es scheint jedoch, daß der Name zuerst von den Engländern gebraucht wurde, vermutlich wegen des häufigen Vorkommens dieses und anderer alttestamentlichen Namen im puritanischen Neuengland.

Jonathan Apphus oder der Makkabäer, der jüngste Sohn des jüd. Priesters Mattathias, wurde nach seines Bruders Judas Makkabäus Tode 161 v. Chr. Heerführer der Juden, seit 153 auch Hoherpriester und Statthalter, und 143 durch Diodotus Tryphon hingerichtet.

Jonckbloet (Wilh. Jos. Andreas), ausgezeichneter niederländ. Litterarhistoriker, geb. 6. Juli 1817 im Haag, besuchte hier das Gymnasium und bezog 1835 die Universität Leiden, wo er sich zuerst dem Studium der Medizin und dann der Rechte widmete, sich aber später dem der niederländ. Sprache und Litteratur zuwandte. Im J. 1847 wurde er Professor am Athenäum in Deventer und 1854 Professor der niederländ. Sprache und Litteratur an der Universität Groningen, legte aber dieses Amt nieder, als er vom Distrikt Winschoten in die Zweite Kammer der Generalstaaten gewählt worden war. Im J. 1877 wurde er zum Professor der niederländ. Litteratur zu Leiden ernannt, welche Stelle er bis 1883 bekleidete. Außer durch die Herausgabe verschiedener mittelalterlicher Gedichte hat er sich besonders durch seine «Geschiedenis der Middennederlandsche Dichtkunst» (3 Bde., Amsterd. 1851—54), durch die scharfsinnige «Etude sur le roman de Renart» (Groning. 1863) und die «Geschiedenis der Nederlandsche letterkunde» (3. Ausg., Groning. 1881 fg.; deutsch von Berg, 2 Bde., Lpz. 1870—72) Verdienste erworben.

Jones (Ernst), Chartistenführer, Dichter und Redner, geb. 25. Jan. 1819 in Hannover, studierte in Göttingen und trat 1844 als Barrister in die Gesellschaft des Middle-Temple in London ein. Im J. 1845 schloß er sich offen der chartistischen Bewegung an, die seitdem an ihm einen ihrer talentvollsten Führer hatte. Sein Redetalent bewies er in zahlreichen Volksversammlungen; als Organe des Chartismus gab er die Zeitungen und Wochenschriften «The Labourer», «Notes of the People» und «People's Paper» heraus. Im J. 1848 betrieb J. die Versammlung eines Chartisten

konvents in London, sowie eine von demselben ausgehende Monstreprozession nach den Parlamentshäusern. Wegen einer bei dieser Gelegenheit gehaltenen aufrührerischen Rede wurde J. zu zwei Jahren Einzelhaft verurteilt, die er 1848—50 in London abbüßte. Nach seiner Freilassung fing er als Advokat zu praktizieren an. Schon 1841 hatte er den Roman «The wood-spirit» veröffentlicht. Im J. 1854 erschien von ihm «The maid of Warsaw and the tyrant Czar, a tale of the last Polish insurrection», 1855 «Women's wrongs, a series of tales» und einige auf den Krimkrieg bezüglichen Gedichte, 1856 «The song of the lower classes», 1857 «Songs of democracy» und «The revolt of Hindustan». J.' Gedichte zeichnen sich durch Kraft und Schwung der Sprache, feurige, echt dichterische Empfindung und humanistischen Idealismus aus. J. ließ sich bald nachher in Manchester nieder, wo er als Advokat eine geachtete Stellung errang. Ende 1867 war er Hauptverteidiger der in Manchester gefangenen Fenier. J. starb 26. Jan. 1869.

Jones (Inigo), engl. Architekt, geb. zu London 1572, zeigte als Tischlerlehrling ein so hervorstechendes Talent für Malerei und Baukunst, daß Graf Pembroke (nach andern Graf Arundel) ihn in beiden unterrichten ließ und dann mit sich nach Frankreich, Deutschland und Italien nahm. J. verweilte längere Zeit in Venedig, studierte in Vicenza die Meisterwerke des Palladio und machte sich bald so bekannt, daß Christian IV. von Dänemark ihn 1604 als Hofbaumeister nach Kopenhagen berief und seinem Schwager, Jakob I. von England, empfahl, der ihn zum Generalbauinspektor bestellte. Seine Anhänglichkeit an Karl I. brachte ihn ins Gefängnis, aus welchem er sich durch Aufopferung des größten Teils seines Vermögens befreite. J. starb 21. Juli 1651. Von ihm rührt der Plan zu dem großartigen Spital von Greenwich her. Seine bedeutendsten Bauwerke sind der Bankettsaal im Palast Whitehall, die Flußfaçade von Somerset-House, die Kapelle von Lincolns-Inn, das Schloß des Grafen Pembroke zu Wilton in Wiltshire und der Palast Ambresbury in derselben Grafschaft. In seinem Stil erscheint er als Nachahmer Palladios; er hat das Verdienst, den Stil der spätern Renaissance zuerst kräftig der engl. Kunst vermittelt zu haben. Eine Sammlung seiner Zeichnungen gab Will. Kent (Lond. 1727; beste Ausg. mit Erläuterungen, 2 Bde., Lond. 1770) heraus. Er selbst schrieb ein «Essay on Stonehenge» (Lond. 1655; neue Aufl. 1725 u. 1815). Vgl. Cunningham, «Life of Inigo J.» (Lond. 1848).

Jones (John Paul), Seeheld und Begründer der Marine der Vereinigten Staaten von Nordamerika, geb. 6. Juli 1747 zu Arbigland in Schottland, kam 1759 zu einem Kaufmann nach Whitehaven in Cumberland in die Lehre, und ein Jahr später reiste er im Auftrage seines Herrn nach den amerik. Kolonien. Nach beendigter Lehrzeit trieb er kurze Zeit Sklavenhandel und machte dann als Kauffahrer verschiedene Reisen in die westind. Gewässer. Beim Ausbruch des amerik. Unabhängigkeitskriegs bot er 1775 dem Kongreß seine Dienste an. Er wurde Lieutenant an Bord der Brigg Alfred, bald darauf Kapitän über das Schiff Providence. Mit der kleinen, aus etwa sechs Schiffen bestehenden Flotte des Kongresses begann er nun die ersten kühnen und erfolgreichen Kämpfe gegen die brit. Seemacht. Im Nov. 1777 wurde er nach Frankreich geschickt, um daselbst ein größeres Kommando zu übernehmen. Da jedoch die franz. Regierung mit der Kriegserklärung an England zögerte, so unternahm J. 10. April 1778 von Brest aus mit der Korvette Ranger von 18 Kanonen einen Kreuzzug gegen die nördlichen brit. Küsten auf eigene Hand. Er landete in Whitehaven, zündete daselbst mehrere Schiffe an, vernagelte die Kanonen und nahm das Schloß des Grafen Selkirk. Die Expedition endete mit der Wegnahme der brit. Korvette Drake an der irländ. Küste. Im Aug. 1779 erhielt J. ein großes Schiff von 40 Kanonen, den Richard, und wurde Commodore eines aus franz. und nordamerik. Schiffen zusammengesetzten Geschwaders. Der eigentliche, gegen Liverpool gerichtete Anschlag scheiterte. Doch setzte J. die ganze brit. Küste in Schrecken, nahm 23. Sept. nach einem furchtbaren Kampfe allein das überlegene brit. Schiff Serapis und brachte es in den Texel. Mit 350 Kriegsgefangenen und reicher Beute kehrte er nach Brest zurück. Auf Einladung der Kaiserin Katharina II. trat er später als Kontreadmiral in russ. Dienste und trug 1788 wesentlich zum Siege über die türk. Flotte bei. Doch die Eifersucht Potemkins und des Prinzen von Nassau bewog ihn, schon im nächsten Jahre Rußland wieder zu verlassen. Er zog sich nach Paris zurück und starb daselbst fast vergessen 18. Juli 1792. Die unter seinem Namen erschienenen «Mémoires» (Par. 1789; 2 Bde., Edinb. 1830) dürften wohl kaum authentisch sein. Seine Biographie lieferten Sherburne (Washingt. 1826) und Simms (Neuyork 1845). In Romanen wurde sein abenteuerliches Leben unter andern von Cooper («The pilot», 1823), Allan Cunningham («Paul J.», 3 Bde., Lond. 1826; deutsch von Lindau, 3 Bde., Dresd. 1827—28) und Alex. Dumas («Le capitaine Paul») behandelt.

Jones (Owen), engl. Architekt und Kunstschriftsteller, geb. 1809 in Wales, widmete sich dem Baufach und verbrachte mehrere Jahre auf Reisen im südl. Europa und Ägypten. Nach seiner Rückkehr veröffentlichte er das Prachtwerk «Plans, elevations and sections of the Alhambra» (Lond. 1842), ferner «Designs for mosaic and tesselated pavements» und «Views on the Nile from Cairo to the second cataract» (Lond. 1843). Bei Errichtung des zur Welt-Industrieausstellung bestimmten Gebäudes in Hydepark, 1850, ward ihm die Ausschmückung der innern Räume übertragen, die er mit so glänzendem Erfolg ausführte, daß er 1852 einen ähnlichen Auftrag bei dem neuen Krystallpalast zu Sydenham erhielt. Nach seinem Plane wurden die verschiedenen Säle erbaut und eingerichtet, die er in den «Handbooks to the Grecian, the Alhambra and the Egyptian courts of the Crystal Palace» beschrieben hat. In den polychromatischen Verzierungen der Stulpturen des Griechischen Hofs führte er die Ideen aus, die er bereits in dem «Attempt to defend the principles which should regulate the employment of colours in decorative art» (Lond. 1851) entwickelt hatte. Die unter seiner Aufsicht errichtete prachtvolle St.-James-Hall in Piccadilly erhöhte seinen Ruf als geschmackvoller Dekorateur. Über den artistischen Teil der Welt-Industrieausstellung berichtete J. in der vortrefflichen «Introduction to the Catalogue of the department of practical art» (Lond. 1852). Sein Hauptwerk ist jedoch die «Grammar of ornament» (Lond. 1856), welche 100 von ihm selbst entworfene

Illuſtrationen enthält und zu den ſchönſten Erzeugniſſen der typographiſchen und chromolithographiſchen Kunſt gehört. Außerdem veröffentlichte er: «One thousand and one initial letters» (1864) und «Examples of Chinese ornament» (1866—67). Er ſtarb 19. April 1874.

Jones (Sir William), berühmter Orientaliſt, geb. 28. Sept. 1746 zu London, beſuchte die Univerſität zu Oxford, wo er ſich dem Studium der morgenländ. Litteratur widmete, war dann Erzieher des jungen Grafen Spencer, bereitete ſich ſeit 1770 zum Rechtsgelehrten vor, wurde 1783 zum Richter am Obertribunal in Kalkutta ernannt und bei dieſer Gelegenheit in den Ritterſtand erhoben. In Indien beſchäftigte er ſich mit der wiſſenſchaftlichen Erforſchung des Landes, gründete 1784 die Aſiatiſche Geſellſchaft in Kalkutta und ſtudierte eifrig die Sanskritſprache. Sein ganzes Leben war von dem Gedanken beſeelt, den Orient und Occident in engere geiſtige Verbindung zu bringen. J. ſtarb 27. April 1794.

Von ſeinen Arbeiten ſind zu erwähnen: «Grammar of the Persian language» (Lond. 1771; 9. Aufl. 1809), «Poëseos Asiaticae commentarii» (Lond. 1774; wieder abgedruckt von Eichhorn, Lpz. 1777), die Ausgabe und Überſetzung der «Moallakat, or seven Arabian poems» (Lond. 1783), die Überſetzung von Kalidaſas «Sakuntala» (Kalkutta 1789) und der «Geſetze» des Manu (Kalkutta 1794), zahlreiche Beiträge zu der von ihm herausgegebenen «Asiatic Miscellany» (3 Bde., Kalkutta 1785—88) und den «Asiatic Researches» (Kalkutta 1788). Eine vollſtändige Ausgabe ſeiner Schriften beſorgte ſeine Witwe (6 Bde., Lond. 1799). Die von ihm nachgelaſſenen Sammlungen kamen an Colebrooke (ſ. d.), der daraus unter anderm die «Digest of Hindoo law» herausgab. Vgl. J.' Biographie von Lord Teignmouth (Lond. 1804; neue vermehrte Ausg. von Wilks, 2 Bde., Lond. 1840).

Jonesboro, Dorf und Hauptort des County Clayton im nordamerik. Staate Georgia, 32 km ſüdlich von Atlanta. Hier ſchlugen 31. Aug. 1864 die Nordſtaatlichen unter Howard den ſüdſtaatlichen General Hardee.

Jongleurs, von dem mittellat. joculator, provenç. joglar, joglador, altfrz. joglére oder jogléor, hießen bei den Provençalen und Nordfranzoſen die Spielleute von Profeſſion, zum Unterſchied von den gelehrten und höfiſchen Kunſtdichtern, den Troubadours und Trouvères im engern Sinne. Die J. befanden ſich entweder in deren Sold, verrichteten Botendienſte und trugen deren Lieder unter Inſtrumentenbegleitung vor, was übrigens, wenn auch ſeltener, die Kunſtdichter bisweilen ſelbſt thaten, oder ſie gehörten zu dem Hofperſonal kleinerer und größerer Fürſten Frankreichs, als welche ſie auch den Namen Ménéstrels, in England Minstrels, führten, beſonders, wie es ſcheint, wenn ſie ſelbſt dichteten und Muſikinſtrumente zu handhaben verſtanden, oder ſie lebten unabhängig, vom Vortrage epiſcher, ſatiriſcher Dichtungen und Verserzählungen, vom Spiel muſikaliſcher Inſtrumente, womit ſie adeligen, bürgerlichen und ländlichen Kreiſen auf Burgen und Märkten Unterhaltung ſchafften, und waren als ſolche teils wegen ihres Lebenswandels, teils weil ſie meiſt auch Künſte niederer Art, wie Tanz, gymnaſtiſche und Gaukelſpiele, mimiſch-dramatiſche Vorſtellungen, Produktion abgerichteter Tiere damit verbanden, bei allem Wohlgefallen, das ihre Künſte bereiteten, verachtet, ſodaß Kirchenbann und Landesverweiſung über ſie verhängt wurden. In Begleitung der tiefer ſtehenden, der eigentlichen Vorfahren unſerer Jahrmarktskünſtler, befanden ſich auch weibliche Kunſtgenoſſinnen (Jongleresses). Die an größern Höfen dienenden J. ſtanden gewöhnlich unter einem Roi des ménéstrels, Direktor oder Kapellmeiſter, und in den Städten bildeten die Spielleute eine beſondere Zunft (Corporation des ménétriers), die durch Ordnungen geregelt war. Dem franzöſiſchen J. entſpricht in Deutſchland der spilman. (Vgl. Freymond, «J. und Menestrels», Halle 1883; Vogt, «Leben und Dichten der deutſchen Spielleute», Halle 1876.) Gegenwärtig verſteht man unter J. lediglich die Meiſter in allen Übungen der Körpergewandtheit und Äquilibriſtik. Schon die Alten, namentlich die Römer, kannten dieſe Tauſendkünſtler, die man im allgemeinen Praestigiatores, d. i. Wundermänner, nannte. Bekannt waren beſonders die Meſſerwerfer (Ventilatores) und die in ſteter Bewegung ſich umhertreibenden Ballſpieler und Kugelwerfer (Pilarii). Die größten Meiſter dieſer Art aber lieferten aus tauſendjähriger Überlieferung Indien und zum Teil Vorderaſien. Von den Hindu zu einer Kunſt erhoben, wurden dieſe Jonglerien ein Gewerbe, das in China, an der Küſte Koromandel und auf den beiden Halbinſeln diesſeit und jenſeit des Ganges noch gegenwärtig betrieben wird.

Jönköping, Län und Stadt in Südſchweden. Das Jönköping-Län umfaßt den nordweſtl. unfruchtbarſten Teil des ſmäländiſchen Hochlandes und zählt (Ende 1883) auf 11575 qkm 196652 E. Gewäſſer nehmen 900 qkm ein; Wälder nehmen etwa 29 Proz. der Feſtlandoberfläche ein, 15½ Proz. ſind Wieſe, nur 9¼ Proz. angebautes Land. Die Viehzucht und der Ackerbau ſind von großer Bedeutung. — Die Stadt Jönköping liegt an der Südſpitze des großen Sees Wettern, zwiſchen dieſem und den kleinen Seen Munksjön und Rocksjön, in reizender Lage, von bedeutenden Höhen umgeben. J. iſt Station der Linie Falköping-Malmö der Schwediſchen Staatsbahnen, der Sitz des Landeshauptmanns, des Göta-Hofgerichts, einer Privatbank und einer Mobiliar-Feuerverſicherungsanſtalt und zählt (1883) 18321 E. Von den zahlreichen Fabriken ſind beſonders hervorzuheben: die Zündhölzchenfabrik, deren Erzeugniſſe weltberühmt ſind (die Produktion 1881 ward auf 3½ Mill. Reichsmark geſchätzt), und die Fabrik für Aſphaltpappe; ferner Damaſt- und Drillichwebereien, Dampffärberei, mechan. Werkſtätte, Parfümerien, Cigarren und Schnupftabak u. ſ. w. J. iſt eine uralte Stadt; 1809 ward hier Frieden mit Dänemark geſchloſſen.

Jonquille, ſ. unter Narciſſe.

Jonſon (Benjamin), gewöhnlich Ben Jonſon genannt, berühmter dramatiſcher engl. Dichter und Shakſpeares Freund, geb. 11. Juni 1574 (nach andern 1573) zu Weſtminſter, mußte, nachdem er in der dortigen Schule ſeine erſte Bildung erhalten hatte, das Handwerk ſeines Stiefvaters, eines Maurers, ergreifen. Er wurde jedoch dieſer Beſchäftigung bald überdrüſſig, ließ ſich anwerben und machte den Feldzug in Flandern mit. Nachdem er in ſeinem 20. Jahre nach England zurückgekehrt, beſuchte er die Univerſität zu Cambridge. Mangel an Subſiſtenzmitteln führte ihn jedoch alsbald von dort auf die londoner Bühne, und ein Zweikampf,

in welchem er seinen Gegner tötete, brachte ihn ins Gefängnis, wo er katholisch wurde, später jedoch zum Protestantismus zurückkehrte. Nach seiner Freilassung wurde er Dramaturg und schrieb unter anderm die zwei geistreichen Lustspiele «Every man in his humour» (1596) und «Every man out of his humour» (1599). J. war indes kein Nachahmer seines großen Zeitgenossen Shakspeare, indem er die Sitten und Eigentümlichkeiten seiner Landsleute in derber Natürlichkeit schilderte, ohne sie, wie jener, im Lichte der Romantik zu verklären. Das Publikum zollte dem neuen Dichter Beifall. Auch die Königin Elisabeth begünstigte ihn, und er schrieb für diese «Cynthia's revels», denen er den «Poetaster» (1601) folgen ließ. Dadurch wurde er in einen heftigen Federkrieg mit Dekker und Marston verwickelt. Zu dem von Raleigh gestifteten Mermaid-Klub, an welchem Shakspeare, Beaumont und Fletcher teilnahmen, gehörte auch J. Nach der Thronbesteigung Jakobs I., der ihn zuerst wegen des in Gemeinschaft mit Chapman und Marston gedichteten satirischen Schauspiels «Eastward Hoe» einkerkern ließ, wurden seine poetischen Talente vielfach zur Verherrlichung von Hoffestlichkeiten in Anspruch genommen, und so entstanden seine allegorischen, unter dem Namen Masken (Masques) bekannten Gelegenheitsstücke. Neben seinen wenig dramatischen Trauerspielen «Sejanus» und «Catiline» schrieb er seit 1605 einige seiner vorzüglichsten Lustspiele, wie «Volpone», «Epicoene» und den «Alchymist». Das Schäferspiel «The sad shepherd» blieb unvollendet. Jakob I. ernannte ihn 1619 zum Hofdichter mit einem Gehalt von 100 Mark, welche Karl I. auf 100 Pfd. St. erhöhte. J. starb 16. Aug. 1637 und ruht in der Westminster-Abtei. Sein Grabstein hat die Inschrift «O rare Ben Jonson». Seine Werke wurden am vollständigsten von Gifford (7 Bde., Lond. 1816; in 3 Bdn. 1872), von Procter (Lond. 1838) und von Cunningham (3 Bde., Lond. 1870) herausgegeben. Vgl. Baudissin, «Ben J. und seine Schule» (2 Bde., Lpz. 1836), und Mézières, «Contemporains et successeurs de Shakspeare» (2. Aufl., Par. 1864).

Jonvalturbine, auch Henschelturbine genannt, eine von Jonval nach Henschels Angaben ausgeführte Turbine, bei welcher das Wasser in axialer Richtung hindurchströmt. (S. unter Wassermotoren.)

Joppe, s. Jaffa.

Joram oder Jehoram, König des Reiches Israel 893—880 v. Chr., Bruder und Nachfolger des Ahasja, konnte sein Land von dem unter seinem Vater Ahab eingeführten Baalsdienst nur zum Teil reinigen, und führte gemeinschaftlich mit Josaphat von Juda einen ziemlich erfolglosen Unterjochungskrieg gegen den abtrünnigen Moabiterkönig Mesa. Auch in dem von Ahab überkommenen Erbkriege mit Syrien wurde das von dem Syrerkönig Benhadad II. belagerte Samaria nur wie durch ein Wunder befreit. Den letzten Feldzug machte J. mit Ahasja von Juda gegen Benhadads Mörder und Nachfolger, Hasael von Syrien-Damask, dem er Ramoth-Gilead entriß. Im Kampfe jedoch verwundet, erlag er alsbald zu Jesreel dem mörderischen Pfeile des inzwischen zum König ausgerufenen Jehu, welcher jetzt am Hause Ahabs die religiöse Rache zu vollziehen begann.

Joram oder Jehoram, König des Reiches Juda 889—881 v. Chr., Sohn und Nachfolger Josaphats, war ein gewaltthätiger und abgöttischer Regent, welcher großes Unglück über sein Land brachte. Alsbald nach seinem Regierungsantritt ließ er seine sechs Brüder und mehrere Fürsten mit ihnen umbringen, und verführte sein Volk zum ausländischen Götzendienst seines Weibes Athalja, einer Tochter Ahabs. Zum innern Verfall kam der äußere. Die abgefallenen Edomiter vermochte er nicht wieder zu unterwerfen. Philistäer, verbündet mit Arabern und Phöniziern, fielen in Juda ein und plünderten Jerusalem. Nach all diesen Unglücksfällen starb J. an einer Eingeweidekrankheit, die ihm als Strafe der Prophet Elias angedroht haben sollte.

Jorat (Le, deutsch Jurten) heißt das breite, waldige, von zahlreichen Flußthälern und Bachschluchten durchschnittene Molasseplateau, das nordöstlich von Lausanne im schweiz. Kanton Waadt die Wasserscheide zwischen den Gebieten des Neuenburger- und des Genfersees (Rhein und Rhône) bildet. Nach N. geht der J. allmählich in die Hochebene des Gros de Vaud über; südlich senkt er sich mit steilerm Abfall gegen das Ufergelände des Genfersees. Der höchste Punkt erhebt sich 9 km nordöstlich von Lausanne bei Montpreveyres zu 928 m Höhe über dem Meere, 453 m über dem Genfersee. Der Name J. ist nach Gatschets ortsetymologischen Forschungen (Bern 1867) keltisch und bedeutet wie Jura, Jour u. s. w. Wald.

Jordaens (Jak.) oder Jordaans, niederländ. Maler, geb. zu Antwerpen 19. Mai 1593, war ein Schüler des Adam van Noort. In Antwerpen kopierte er Werke von ital. Meistern. Bald sah er sich mit Bestellungen überhäuft, zumal da Rubens selbst ihn an seinen Werken teilnehmen ließ. Unter anderm fertigte er die Kartons zu Tapeten, welche der König von Spanien bei Rubens bestellt hatte. Seine Ölgemälde gingen fast an alle europ. Höfe. Eine große Sicherheit und Leichtigkeit der Darstellung, eine bedeutende, obwohl nicht vielseitige Kraft der Charakteristik und ein reiches, volles, aber auch grelles Kolorit sind fast an allen seinen Gemälden zu bemerken. Ihre Gegenstände sind außer den bestellten heiligen Geschichten namentlich große Bacchanalien. Besonders gern behandelte er das Bohnenfest (schönstes Bild in der wiener Galerie). Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen (Berlin), die Vertreibung der Händler durch Christus (Paris). J. starb 18. Okt. 1678.

Jordan (hebr. Jarden, bei den Klassikern Jordanes, bei den jetzigen Anwohnern Scheriat-el-Kebir genannt) ist der Hauptfluß Palästinas, dessen Bodenrelief er durch sein tief eingesenktes Längenthal El-Ghôr ein ganz eigentümliches Gepräge gibt. Der in seiner Art überhaupt einzige Strom ist ein Binnenwasser, das sich in die tiefste Kluft der Erdrinde ergießt, zugleich ein Längenbegleiter des syrisch-palästinischen Gebirgszugs im fast vollständigen Parallelismus mit der nahen Küste. Sein Quellbezirk liegt am südl. Ende des Antilibanon (s. d.). Dort entspringt am Großen Hermon oder Dschebl-esch-Schêch in 563 m Höhe sein längster und wasserreichster Arm, der Nahr-Hâsbâni bei Hâsbaja. Südlicher, in 383 m Seehöhe, bei Bâniâs, dem alten Paneas oder Cäsarea-Philippi, entfließt einer ehemals dem Pan heiligen Grotte (Paneion) der Nahr-Bâniâs, der östl. und berühmteste Quellarm. Diesem nahe westlich, in 185 m Seehöhe, bei Tell-el-Kâdi (Dan der Bibel), nimmt seinen Ursprung der Nahr-Leddan, der Kleine J. bei Josephus

genannt. Das vereinigte Waſſer der beiden letztern Arme ergießt ſich in den Hauptarm Häsbâni innerhalb einer 15 km langen und 6 km breiten unpaſſierbaren Sumpfebene (Ard-el-Hûleh), die ſüdwärts in den 5 km langen und ebenſo breiten, etwa 8 m tiefen, ſchlammigen Schilfſee Bahr-el-Hûleh (d. h. See der Thalebene), den See Merom der Bibel oder Samachonitis der Klaſſiker, übergeht. Von hier beginnt die merkwürdige Depreſſion des Ghor. Nach dem Austritt aus dem Schilfſee iſt der Fluß träge und trüb, klärt ſich aber bald und tritt in den größern, ſchönen See von Tiberias oder Gennezareth (ſ. d.), der 190 m unter dem Meeresſpiegel liegt und von der üppigſten Vegetation umgeben iſt. Aus dem Südende desſelben ſtrömt der J. 30 m breit und 1,5 m tief in Zickzackwindungen, mit ſtarkem Gefälle und 27 gewaltigen Stromſchnellen, an den Ufern mit Tamarisken und Schilfröhricht bewachſen, durch das 7—20 km breite Ghor, das teils mit kahlen Hügeln bedeckt iſt, teils überall da, wo Waſſer vorhanden, eine in üppigſter, faſt tropiſcher Vegetation prangende, an andern Stellen aber, beſonders auch im Süden, eine nackte und wüſte, ſalzige Thonebene bildet. Der J. mündet 109 km in direkter Entfernung vom Tiberiasſee 170 m breit, aber nicht tief, in zwei Armen in das Tote Meer (ſ. d.). Von den zahlreichen, aber nur periodiſchen Nebenflüſſen des J. ſind bemerkenswert an der linken Seite der Wadi Jarmûk oder Scheriat-el-Mandhûr (Hieromax), welcher vom Haurangebirge kommt und 7,5 km unterhalb des Tiberiasſees mündet, und der Serka (Jabok der Bibel). Als die tiefſte Depreſſion der Erdoberfläche zeigt die Jordanſpalte eine große Anzahl heißer Quellen. Der J. gewährt bei ſeinem ſtarken Gefälle und der wechſelnden, oft ſehr geringen Tiefe keine Verkehrsſtraße; doch iſt er neuerdings mehrfach befahren worden. Abgeſehen von der Brücke der Töchter Jakobs (Dſchiſr-benât-Yakûb) gleich unterhalb des Bahr-el-Hûleh (Merom), über welche die Landſtraße von Damascus nach der Meeresküſte führt, und von einigen Brücken der Quellenarme oberhalb des Huleh, hat der J. jetzt und ſeit lange auf ſeinem ganzen Laufe abwärts von Gennezareth keine einzige gangbare Brücke, doch an drei oder vier Stellen Reſte zerſtörter Brücken. Dafür gibt es eine Anzahl Furten, deren mehrere auch bei hohem Waſſerſtande zu paſſieren ſind. Solche Übergänge werden, auch abgeſehen von dem wunderbaren Durchzuge der Israeliten unter Joſua (Joſ., Kap. 3), ſchon im Alten Teſtament öfters erwähnt. Vgl. außer den Werken über Paläſtina: Lynch, «Narrative of the United States' expedition to the river J. and the Dead Sea» (Philad. 1849; deutſch von Meißner, Lpz. 1850), und deſſen offiziellen «Report» (Baltimore 1852); Karl Ritter, «Der J.» (Berl. 1850); «The river J., pictorial and descriptive» (Lond. 1858); Adams, «The J. and its valley» (Lond. 1880).

Jordan, Kanal zwiſchen dem Salt-Lake (ſ. d.) und dem Utahſee.

Jordan (Henri), namhafter Altertumsforſcher, geb. 30. Sept. 1830, ſtudierte in Bonn und Berlin, habilitierte ſich hier als Privatdocent und wurde 1867 Profeſſor in Königsberg. Er veröffentlichte: «Catonis praeter librum de re rustica quae extant» (Lpz. 1860), «Forma Urbis Romae» (Berl. 1874), «Topographie der Stadt Rom im Altertum» (Bd. 2, Berl. 1871; Bd. 1: Abteil. 1, 1878, Abteil. 2, 1882 fg.), «Kritiſche Beiträge zur Geſchichte der lat. Sprache» (Berl. 1879), und bearbeitete die 3. Aufl. von Prellers «Röm. Mythologie».

Jordan (Joh. Peter), ſlaw. Philolog und Publiziſt, geb. 15. Febr. 1818 in Ziſchkowitz in der ſächſ. Oberlauſitz, ſtudierte in Prag ſlaw. Sprachen unter Hanka und Schafarik, und gab eine «Grammatik der wendiſch-ſerb. Sprache in der Oberlauſitz» (Prag 1841; nach Dobrowskys Syſtem) heraus, auch ſchrieb er einiges in ſeiner wendiſchen Mutterſprache. Im J. 1842 begab er ſich nach Leipzig, begann die «Jahrbücher für ſlaw. Litteratur» herauszugeben und habilitierte ſich zugleich als Docent der ſlaw. Sprachen an der dortigen Univerſität. Auch iſt er der Verfaſſer der anonymen Schriften: «Slawen, Ruſſen, Germanen» (Lpz. 1842) und «Der zweifache Panſlawismus» (Lpz. 1847), die ſeiner Zeit viel Aufſehen machten. Die offene Parteinahme J.s für die öſterr. Slawen in den Wirren von 1848 hatten ſeine Abſetzung von der Univerſität zur Folge. Er begab ſich nach Prag, gründete und redigierte dort die «Slawiſchen Centralblätter» und war einer der Veranſtalter und Leiter des dortigen Slawenkongreſſes (1848). Nach Einbruch der Reaktion 1850 zog ſich J. ganz von der litterariſchen Thätigkeit zurück und befaßte ſich mit induſtriellen Unternehmungen. Im J. 1867 ſiedelte er nach Wien über, redigierte bis 1873 die dortige Zeitſchrift «Zukunft» und iſt überhaupt vielſeitig in der dortigen föderaliſtiſchen und kath. Preſſe thätig. Von J.s Schriften ſind noch zu nennen: «Geſchichte des böhm. Volkes und Landes» (3 Bde., Lpz. 1844), ein poln.-deutſches (Lpz. 1845) und ein böhm.-deutſches Taſchenwörterbuch (1847), «Handwörterbuch der böhm. und deutſchen Sprache» (2 Bde., Prag 1866), «Schematismus der geſamten kath. Kirche Öſterreich-Ungarns» (Bd. 1, 2 Abteil., Wien 1880—82).

Jordan (Ludw. Andr.), deutſcher Reichstagsabgeordneter, geb. 24. Febr. 1811 zu Deidesheim in der Bayr. Pfalz, Weingutsbeſitzer und 1848—52 Bürgermeiſter daſelbſt, wurde 1857 Präſident der pfälziſchen Handelskammer. Er war 1845—55 und 1862—72 Mitglied des bayr. Abgeordnetenhauſes, wo er ſich der freiſinnigen und deutſchnationalen Partei anſchloß. Zu Landau wurde er 1868 in das Zollparlament und 1871 in den Deutſchen Reichstag gewählt; hier war er Mitglied der nationalliberalen Partei. Er ſtarb 1. Juli 1883 zu Deidesheim.

Jordan (Max), Kunſtſchriftſteller, geb. 19. Juni 1837 zu Dresden, ſtudierte in Jena, Berlin, Bonn und Leipzig und widmete ſich nach einer ital. Reiſe der Kunſtgeſchichte. Er wurde 1870 Direktor des ſtädtiſchen Muſeums in Leipzig, habilitierte ſich 1872 an der Univerſität daſelbſt und wurde 1874 Direktor der königl. Nationalgalerie zu Berlin, 1875 auch Docent an der Univerſität daſelbſt und 1880 Geh. Regierungsrat und vortragender Rat im Miniſterium der geiſtlichen ꝛc. Angelegenheiten. J. verfaßte die deutſche Ausgabe der «History of painting in Italy» von Crowe und Cavalcaſelle (6 Bde., Lpz. 1869—76) und von deren «Tizian» (2 Bde., Lpz. 1877) und ſchrieb: «Das Malerbuch des Lionardo da Vinci» (Lpz. 1873), «Beſchreibendes Verzeichnis der Kunſtwerke in der königl. Nationalgalerie zu Berlin» (Berl. 1876).

Jordan (Rud.), ausgezeichneter Genremaler, geb. 4. Mai 1810 zu Berlin, begann ſeine Studien unter Wach, wandte ſich 1830 nach Rügen, wo er Studien nach der Natur machte. Schon mit dem erſten Bilde, das Innere einer Lotſenhütte (1831),

im Besitz des Kaisers Wilhelm, bekundete er sein besonderes Talent für die Darstellung des Lebens an der See in Natur und Menschen. Seine eigentlichen Kunststudien begann J. 1833 zu Düsseldorf unter der Leitung von Schadow und Sohn. Im J. 1834 trat er mit seinem Heiratsantrag auf Helgoland hervor, welches Bild rasch allgemeine Popularität erlangte (Berlin, National-Galerie). Ein Meisterstück war auch sein Lotsen-Examen (1842). Eine längere Studienreise in die Normandie gewährte ihm die Motive zu einer Reihe größerer Bilder ernsten Inhalts, wie z. B.: alle Boote kehrten zurück, nur eins fehlte (im Besitz des Lord Ellesmere zu London), die Schiffbrüchigen, das Begräbnis des Seemanns (1874). Besonderes Interesse wandte J. dem Leben des holländ. Volks, vor allem den durch originelles Kostüm und scharf ausgeprägten Charakter ausgezeichneten Bewohnern der einsamen Inseln der Zuidersee (namentlich des Eilandes Marken) zu. Hierher gehören von seinen Bildern: die Witwe und ihr Trost, die Hochzeit auf dem Eiland Marken, in der Kirche, Begräbnis des jüngsten Kindes u. s. w. Eins dieser Bilder bezeichnet er selbst als Een oude mannen huis (1865). Später entstanden die Genrebilder: nach durchwachter Nacht, die junge Witwe, die erste Lüge, das glückliche Alter u. s. w. Eine größere Anzahl von Aquarellen, Radierungen und Illustrationen haben ebenfalls dazu beigetragen, J. den besten deutschen Genremalern anzureihen. Zu seinen Schülern gehören Benjamin Vautier, Geertz, Georg Diefenbach und Albert Kindler. Eine Frucht einer ital. Reise waren: die röm. Osteria, der Milchladen, die Bettlerin u. a.

Jordan (Sylvester), deutscher Rechtsgelehrter und Staatsmann, geb. 30. Dez. 1792 zu Omes, einem Weiler bei Innsbruck, studierte in Landshut die Rechte, war dann Hauslehrer in Wien, hierauf kurze Zeit beim Landgericht zu Rosenheim in Bayern angestellt. Später war er Sachwalter in Landshut und München, habilitierte sich 1821 in Heidelberg und folgte im Sept. desselben Jahres dem Rufe als außerord. Professor der Rechte nach Marburg, wo er im folgenden Jahre ord. Professor wurde. Im Okt. 1830 als Vertreter der Universität in die kurhess. Ständeversammlung gewählt, nahm er bedeutenden Anteil an der Entwerfung der Verfassung von 1831 und übte auch auf die Verhandlungen des ersten konstitutionellen Landtags entscheidenden Einfluß. Dadurch zog er sich aber das Mißfallen der Regierung zu, und als ihn nach Auflösung des Landtags die Universität wieder zu ihrem Vertreter wählte, gab ihm das Ministerium keinen Urlaub. Der Beschluß der Ständeversammlung, daß dem Eintritt J.s nichts im Wege stehe, war der Anlaß ihrer Auflösung (18. März 1833). Im Juni 1839 wurde J. plötzlich in Untersuchung genommen, vom Amte suspendiert und ins Gefängnis gesetzt, weil er in die hochverräterischen Verbindungen von 1832 und 1833 verflochten sein sollte. Die ungewöhnlich lange Dauer seines Prozesses und die endliche Verurteilung in erster Instanz (1843) zu Cassation und fünfjähriger Festungsstrafe verliehen dem Prozesse eine Berühmtheit. Endlich im Mai 1845 ward er gegen Kaution zunächst aus dem Gefängnis entlassen und im Okt. 1845 in oberster Instanz freigesprochen. Im J. 1848 nahm J. teil an dem Vorparlament und ward mit dem Titel eines Geh. Legationsrats als Bevollmächtigter Kurhessens an den Bundestag gesandt. Auch saß er als Abgeordneter eines kurhess. Wahlbezirks in der Deutschen Nationalversammlung, wo er im gemäßigten Sinne zu wirken suchte. Später lebte J. zu Frankfurt, dann zurückgezogen in Kassel, wo er 15. April 1861 starb. Vgl. außer seiner «Selbstverteidigung in der wider ihn geführten Kriminaluntersuchung» (Mannh. 1844) die drei «Verteidigungsschriften» J.s von A. Boden (Frankf. 1843—44). Ferner schrieb er: «Versuche über allgemeines Strafrecht» (Marburg 1818) und «Lehrbuch des allgemeinen und deutschen Strafrechts» (Marburg 1831).

Jordan (Wilh.), namhafter deutscher Dichter und Ästhetiker, geb. 8. Febr. 1819 zu Insterburg in Ostpreußen, studierte 1838—42 in Königsberg, wo er auch promovierte, und widmete sich dann erst zu Berlin, seit 1844 zu Leipzig der schriftstellerischen Thätigkeit. Wie seine ersten poetischen Arbeiten, darunter die «Irdischen Phantasien» (Königsb. 1842) und «Schaum» (Lpz. 1846), bekunden, huldigte er dem ostpreuß. Liberalismus und der junghegelschen Philosophie. Gründliche Studien verrät seine «Geschichte der Insel Haïti» (2 Bde., Lpz. 1846—49). Mit seiner Monatsschrift «Die begriffene Welt» (Lpz. 1844—45) suchte er mit zuerst die populäre Darstellung der Naturwissenschaften in die Unterhaltungslitteratur einzuführen. Im Herbst 1846 wegen eines angeblich atheistischen Toastes aus Leipzig und Sachsen verwiesen, wandte sich J. zunächst nach Bremen, im Frühjahr 1848 nach Paris und dann nach Berlin, wo ihn der oberbarnimsche Kreis in die Deutsche Nationalversammlung wählte. Hier gehörte er erst zur Linken, bis er in der Folge mit seiner Partei brach und sich mehr der Gagernschen zuwandte. Schon im Mai 1848 war er in den Flottenausschuß und von diesem zum Sekretär erwählt worden. Im Herbst 1848 berief ihn hierauf Duckwitz als Marinerat in das Reichsministerium des Handels. Vom Reichsverweser durch definitives Patent als Ministerialrat bestätigt, blieb J. in dieser Stellung bis zur Auflösung der deutschen Flotte. Von der Bundesversammlung pensioniert, lebt er seitdem zu Frankfurt a. M.

J.s erste größere poetische Arbeit ist «Demiurgos. Ein Mysterium» (3 Bde., Lpz. 1852—54), eine umfängliche, episch-dramatisch-metaphysische Dichtung, voll tiefer Gedanken und poetischer Partien, in der er auch die Darwinsche Theorie von dem Ursprung der Spezies dichterisch ahnend vorwegnahm. Von seinen dramatischen Arbeiten sind die Tragödie «Die Witwe des Agis» (Frankf. 1858), die Lustspiele «Die Liebesleugner» (Frankf. 1856), «Tausch enttäuscht» (1856; 2. Aufl. 1884) und «Durchs Ohr» (1865; 5. Aufl. 1884), sowie die Schauspiele «Der falsche Fürst» (1856), «Graf Dronte» (1856) und «Arthur Arden» (Frankf. 1872) zu nennen. Übertragungen lieferte J. von Sophokles (2 Bde., Berl. 1862), sowie von den «Gedichten» Shakspeares (Berl. 1861) und mehreren Schauspielen desselben: «Macbeth», «König Lear», «Richard III.», «Romeo und Julie», «Othello», «Cymbeline» (Hildburgh. 1865 fg.). Sein Hauptwerk ist das Doppel-Epos «Die Nibelunge» (erstes Lied: «Sigfridsage», Frankf. 1868; 12. Aufl. 1884, zweites Lied: «Hildebrants Heimkehr», Frankf. 1874; 7. Aufl. 1884). J. hat diese Dichtung schon mehrere Jahre vor ihrem Erscheinen als reisender Rhapsode mit großem Erfolg in über 200 Städten der Alten und der Neuen Welt frei vor-

getragen. Der Geschichte und Technik des Epos gewidmet sind seine Schriften: «Der epische Vers der Germanen und sein Stabreim» (Frankf. 1868), «Das Kunstgesetz Homers und die Rhapsodik» (Frankf. 1869), «Epische Briefe» (Frankf. 1876), «Andachten» (Frankf. 1877), «Erfüllung des Christentums» (Frankf. 1879). Ferner sind zu nennen: «Strophen und Stäbe», eine Sammlung kleinerer Gedichte (Frankf. 1871), und seine neue Übersetzung und Erklärung der Odyssee (Frankf. 1875), sowie der Ilias (Frankf. 1881).

Jordan (Wilh.), Geodät, geb. 1. März 1842 zu Ellwangen in Württemberg, studierte an der Polytechnischen Schule zu Stuttgart Ingenieurwissenschaften und wurde 1868 Professor der Geodäsie am Polytechnikum in Karlsruhe. In den J. 1873—74 nahm er teil an der Expedition von Gerhard Rohlfs in die Libysche Wüste und veröffentlichte über seine astron. und geodätischen Beobachtungen das Werk «Physische Geographie und Meteorologie der Libyschen Wüste» (Kassel 1876). Im J. 1881 wurde er Professor an der Technischen Hochschule in Hannover. J. hat noch mehrere Schriften geodät. Inhalts veröffentlicht, und ist seit 1872 Hauptredacteur der «Zeitschrift für Vermessungswesen».

Jordanes, Geschichtschreiber des 6. Jahrh., auch Jornandes genannt, von Geburt ein Alane, der sich aber selbst zu den Goten rechnet, war in seinen jüngern Jahren Notar, später aber Geistlicher, und zwar vermutlich Bischof von Croton. Er schrieb 551 zwei noch erhaltene Werke, welche von einer ausgebreiteten Belesenheit in der griech. und röm. Litteratur Zeugnis geben und für uns von großem Werte sind. Das erste, einem Vigilius, vielleicht dem damaligen röm. Papste, gewidmete Werk: «De origine actibusque Romanorum» oder «De summa temporum», ein Abriß der Weltgeschichte bis auf seinen Zeitgenossen Justinian, hat nur noch mittelbare Bedeutung. Dagegen ersetzt das andere: «De origine actibusque Getarum», eine Geschichte der Goten von ihrem Ursprunge bis gegen den Sturz der Ostgotenherrschaft in Italien, den Verlust mehrerer bedeutender Quellenwerke, namentlich der 12 Bücher gotischer Geschichte des Cassiodor, und es dient mithin, bei aller Mangelhaftigkeit des Inhalts und der Form, als einzige unschätzbare Quelle für eine Reihe von Begebenheiten aus der got. Geschichte und der Völkerwanderung. Von den letzten Zeiten berichtet er teils nach der Chronik des Marcellinus Comes, teils aus eigener Kenntnis. Unter den vielen Ausgaben des J. ist die beste die von Theod. Mommsen, «Jordanis Romana et Getica», in «Monumenta Germaniae historica auctorum antiquissimorum» (Bd. 15, Berl. 1882) mit litterarischer Einleitung.

Jordansfest, soviel wie Wasserweihe (s. d.).

Jörg (Joh. Christian Gottfr.), ein besonders um die Geburtshilfe verdienter Mediziner, geb. 24. Dez. 1779 zu Predel bei Zeitz, studierte zu Leipzig, wo er sich 1805 als Privatdocent habilitierte. Anfangs war er als praktischer Arzt, Geburtshelfer und besonders auch als Orthopäd thätig. Auf letzterm Gebiete erwarb er sich nicht geringe Verdienste, indem er mildere Methoden und Maschinen einführte und dieselben in mehrern Schriften, wie «Über die Klumpfüße» (Marburg 1806) und «Über die Verkrümmungen des menschlichen Körpers» (2. Aufl., Lpz. 1816), verbreitete. Eine bleibende Stelle hat sich jedoch J. besonders in der Geschichte der Geburtshilfe gesichert, indem er hier, durch die Schriften Boërs geleitet, die willkürlichen geburtsärztlichen Operationen zu beseitigen, dagegen aber der Naturthätigkeit im Geburtsakte ihr Recht wiederzugeben suchte. Dabei gründete er seine Ansichten auf eine ausgebreitete Kenntnis des physiol. und pathol. Lebens des Weibes. Seit 1810 Professor der Geburtshilfe und Direktor der Entbindungsschule zu Leipzig, wirkte er in dieser Stellung bis zu seinem Tode, der 20. Sept. 1856 erfolgte.

Von J.s fachwissenschaftlichen Arbeiten sind besonders hervorzuheben: «Über das Gebärorgan des Menschen und der Säugetiere» (Lpz. 1808), «Über das physiol. und pathol. Leben des Weibes» (2 Bde., Lpz. 1807), «Die Zeugung des Menschen und der Tiere» (mit 10 Tafeln, Lpz. 1815), «Die Fötuslunge im geborenen Kinde» (Grimma 1835), «Die Geburt als gesundheitsgemäßer Entwickelungsakt» (Lpz. 1854), «Lehrbuch der Hebammenkunst» (5. Aufl., Lpz. 1855), «Handbuch der Geburtshilfe» (3. Aufl., Lpz. 1833), «Handbuch der Krankheiten des Weibes» (3. Aufl., Lpz. 1831), «Handbuch der speziellen Therapie für Ärzte» (Lpz. 1835), «Handbuch zum Erkennen und Heilen der Kinderkrankheiten» (2. Aufl., Lpz. 1836), «Die Zurechnungsfähigkeit der Schwangern und Gebärenden» (Lpz. 1837). Für ein größeres Publikum berechnet sind die Schriften: «Der Mensch auf seinen körperlichen, gemütlichen und geistigen Entwickelungsstufen» (Lpz. 1845), «Zehn Gebote der Diätetik» (Lpz. 1847; 2. Ausg. 1858), «Gesundheitskatechismus» (Lpz. 1850) und «Die Erziehung des Menschen zur Selbstbeherrschung» (4. Aufl., Lpz. 1853).

Jörg (Jos. Edmund), einer der Führer der ultramontanen Partei in Bayern, geb. 23. Dez. 1819 zu Immenstadt im Algäu, machte seine theol. Studien in München. Als mehrjähriger Amanuensis Döllingers ward er zum histor. Fach angeleitet, trat 1847 in den Archivdienst und erhielt 1852 das Amt eines Kreisarchivars von Niederbayern auf Schloß Trausnitz bei Landshut. Als Frucht seiner fleißigen Quellenstudien erschien sein Hauptwerk: «Geschichte des großen Bauernkriegs» (Freiburg i. Br. 1850). Später veröffentlichte er noch die Tendenzschriften: «Geschichte des Protestantismus in seiner neuesten Entwickelung» (2 Bde., Freiburg i. Br. 1857) und «Geschichte der sozialpolit. Parteien in Deutschland» (Freiburg i. Br. 1867). J. übernahm 1852, nach Guido Görres' Tod, die Redaction der «Histor.-polit. Blätter», für welche er zahlreiche Abhandlungen verfaßte und in deren «Zeitläuften» nachher seine ganze schriftstellerische Thätigkeit aufging. Seit 1865 Mitglied der bayr. Kammer, sah er sich durch den Ausfall der Landtagswahl von 1869 neben Ludwig Weis u. a. an die Spitze einer oppositionellen Majorität, der Partei der «Patrioten», gestellt und veranlaßte durch die von ihm verfaßte, gegen den Ministerpräsidenten Fürsten von Hohenlohe gerichtete Adresse (Febr. 1870) den Sturz desselben, konnte aber im Juli 1870 die bewaffnete, von ihm als Referenten beantragte Neutralität Bayerns in dem ausbrechenden Kriege und im Jan. 1871 die Verwerfung der Versailler Verträge nicht durchsetzen. Im Okt. 1875 verfaßte und verteidigte er als Referent die Adresse der neugewählten Kammer, worin in schroffem Ton die Entlassung des Ministeriums gefordert wurde. Aber der König nahm die Adresse nicht nur nicht an, sondern versicherte auch die Minister seines vollen Vertrauens.

Der von J. eingebrachte Initiativgesetzentwurf wegen Erlassung eines neuen Landtagswahlgesetzes, zu dessen Annahme eine Zweidrittel-Mehrheit gehörte, wurde 28. Juni 1876 verworfen. Im J. 1881 zog er sich vom parlamentarischen Leben vollständig zurück. J. war auch 1868 Mitglied des Zollparlaments, in welchem er sich der Süddeutschen Fraktion anschloß, und 1871—78 Mitglied des Reichstags, in welchem er der Centrumspartei angehörte.

Jorio (Passo di San, deutsch Jöriberg) heißt ein Saumpaß der ital. Schweiz, der in circa 9 Stunden von Bellinzona im schweiz. Kanton Tessin nach Gravedona am Comersee in der ital. Provinz Como führt. Der Weg zum J. zweigt bei Giubiasco (7 km südlich von Bellinzona) von der Gotthardbahn und Straße ab und steigt östlich durch Val Morobbia zur Paßhöhe (1956 m) hinauf, welche die Grenze zwischen der Schweiz und Italien und die Wasserscheide zwischen dem Ticino und der Adda bildet. Auf der ital. Seite gabelt sich der Weg, um einerseits über Brencio, andererseits über Garzeno und Germaseno Gravedona zu erreichen. Rauh, schattenlos, schlecht unterhalten, wird der früher belebte Paß, trotz der prächtigen Aussicht, welche die Paßhöhe und der Abstieg zum Comersee bieten, wenig mehr begangen.

Joris (Pio), ital. Maler, geb. 1843 zu Rom, wo weniger der akademische Unterricht als das Vorbild des ausgezeichneten Vertreters span. Genremalerei, Fortuny, Einfluß auf seine Richtung hatte, in der eine fröhliche Farbenpracht, lebendige Komposition und zierlicher Geschmack die vorherrschenden Momente bilden. J. bewegt sich mit gleicher Gewandtheit auf dem Felde des Genres wie auf dem der Landschaft. Zu seinen frühesten Arbeiten gehört das römische Bauermädchen und der trinkende Hirt, dann entstanden: das Konzert von Genazzaro, der Sonntagsmorgen, die Heimkehr zum Kloster (1873), Forio d'Ischia, die Taufe auf Ischia (1878), beim Antiquar u. s. w. J. machte viele Reisen, sowohl in Deutschland, Frankreich und England als auch in Spanien und im eigenen Vaterlande. Die span. Reise 1871 reifte in dem toledaner Bettler und dem span. Tanz zwei seiner gelungensten Schöpfungen. Neben der Öltechnik zeichnet er sich als Aquarellist besonders aus.

Jorissoon und **Joristen**, s. David Joris.

Jork, Hauptort der Marsch Altes Land (s. d.).

Jörmungandr oder **Midhgardhsschlange** ist in der german. Mythologie die große Schlange, welche um die ganze Erde herumliegt. Sie ist die Personifizierung des Weltmeeres. Nach der Edda ist sie die Tochter Lokis und der Riesin Angrbodha; ihr Hauptgegner ist Thor, welcher einst beim Weltuntergang von ihr getötet wird.

Jörmunrek, got. König, s. Ermenrich.

Jornandes, s. Jordanes.

Joruba, s. Yoruba.

Jorullo (spr. Choruljo), ein Vulkan in Mexiko, Staat Michoacan unter 18° 53′ 30″ nördl. Br. und 103° 21′ 45″ westl. L. von Greenwich, entstand in der Nacht zum 29. Sept. 1759 unter großem Erdbeben. Weithin bedeckte sich die Ebene mit Hunderten von brennenden Auftreibungen, ähnlich kleinen Kegeln, welche man Chornitos (d. h. Schmelzöfen) genannt hat, und in der Mitte dieser Erhebungen erschien ein Berg aus Schlacken und Asche, dessen Gipfel (1225 m) die umgebenden Gefilde um 517 m überragte. A. von Humboldt untersuchte 1804 den Vulkan und beschrieb den Vorgang nach noch lebenden Zeugen.

Josaphat, König von Juda 914—889 v. Chr., Sohn und Nachfolger des Assa, suchte als eifriger Verehrer Jahves eine religiös-sittliche Reform durchzuführen, die Rechtspflege zu ordnen, den Wohlstand durch Handel zu heben. Vor allem beseitigte er den Sonnen- und Astartendienst. Gleichwohl leistete er dem israelit. Könige Ahab, dessen Schwester Athalja auch von J.s Sohn Joram zur Ehe genommen wurde, wider die damascenischen Syrer, und dessen Sohne Joram wider die abtrünnig gewordenen Moabiter Kriegshilfe, und machte von den verbündet ins Land Juda eingefallenen, dann aber uneins gewordenen Ammonitern, Moabitern und Maonitern in dem seitdem nach J. benannten «Thale Josaphats» bei Thekoa reiche Beute.

Josaphat-Thal, bei Thekoa auf dem Gebirge Juda, ungefähr in der Mitte zwischen Bethlehem und Hebron, erhielt diesen und andere Namen: «Thal des Königs», «Thal des Gerichts», «Thal des Segens», von der Segnung mit Beute, welche König Josaphat von Juda hier den Ammonitern, Moabitern und Maonitern abgenommen hatte. Früher hieß es «Thal der Pyramide» (nämlich: Absoloms, 2 Sam. 18, 18). Ohne Zweifel wegen der Bedeutung des Namens Josaphat (d. h. Jahve richtet) verlegte der Prophet Joel in dieses «Thal des Gerichts» die Entscheidungsschlacht der Endzeit gegen die heidnischen Völker. Erst zur Zeit der Kirchenväter wurde das J. östlich bei Jerusalem gesucht.

Josefinos, s. Afrancesados.

Joseph, nach der hebr. Tradition der spät geborene Sohn Jakobs (s. d.) und der Rahel, wurde von seinen Brüdern, die ihn wegen der Liebe des Vaters beneideten, an midianitische Händler verkauft, durch welche er in das Haus Potiphars, eines vornehmen Staatsbeamten in Ägypten, kam. Der keusche Widerstand gegen die Zumuthungen der Frau Potiphars brachte ihn zwar ins Gefängnis; doch die trostvolle Auslegung, die er dem gleichfalls verhafteten königl. Mundschenken von einem Traume gab, bahnte ihm den Weg zum Glücke. Denn da der Mundschenk wieder zu Gnaden gekommen, erinnerte er sich bei Gelegenheit eines Traums, den Pharao gehabt hatte, des Traumdeuters im Kerker. J. wurde gerufen, deutete den Traum des Königs von sieben fetten und sieben magern Kühen auf sieben fruchtbare und sieben unfruchtbare Jahre, die Ägypten nacheinander zu erwarten habe, und gab dem Könige den Rat, in den fruchtbaren Jahren Vorräte für die Zeit des Mangels zu sammeln. Zum Großvezier ernannt, führte er seine Vorschläge so geschickt aus, daß in den Hungerjahren das Volk, um nicht Hunger zu leiden, gegen Kornlieferungen aus den königl. Magazinen leibeigen wurde. Dafür nannte ihn der König «Erhalter des Lebens» und gab ihm die Tochter des Oberpriesters zu Heliopolis, Asnath, zur Frau, die ihm zwei Söhne, Manasse und Ephraim, gebar. Die ihm eingeräumte höchste Gewalt nach dem Könige benutzte er, wie die Sage weiter erzählt, um seinem Vater Jakob und seinen elf Brüdern, die er nach Ägypten gezogen, das Land Gosen zur Wohnstätte einzuräumen, wofür Jakob den beiden Söhnen des J. gleiches Erbrecht mit seinen eigenen Söhnen gewährt habe. Wie viel Geschichtliches der Sage zu Grunde liege, ist nicht gewiß; jedenfalls ist sie als ältere Sittengemälde von großem Interesse und durch

ge und anziehende Darstellung ein für die
de und bildende Kunst sehr geeigneter Stoff.
eph, der Gatte der Maria (s. d.) und Vater
war ein Zimmermann zu Nazareth in Ga-
Die ältesten Geschlechtsregister Jesu machen
einem Nachkommen Davids und setzen die
che Erzeugung Jesu in rechtmäßiger Ehe
. Als aber die Sage von der jungfräulichen
Jesu, die sich schon bei Matthäus und Lukas
aufgekommen war, galt J. nur noch als der
te Marias und Pflegevater Jesu. Aus dem-
dogmatischen Interesse bildete sich später die
ng, er habe auch nach Jesu Geburt mit
keinen ehelichen Umgang gepflogen, son-
ieselbe erst als 80jähriger Greis und als
von sechs Kindern, die er mit der Salome
, zum Weibe genommen. Dafür brachten
den die Sage auf, Maria habe mit einem
en Panthera in Beziehung gestanden und
m außer der Ehe geboren. Abenteuerliche
über J. finden sich auch noch in der ara-
eschriebenen apokryphischen «Historia Jo-
fabri lignarii». Sein Gedächtnis wird in
h. Kirche 19. März gefeiert.

eph von Arimathia, d. i. von Ramathaim,
ach der Erzählung der Evangelien (Mark.
Beisitzer des Synedriums zu Jerusalem und
eimer Freund Jesu, dessen Leichnam er sich
latus erbat und in einem neuen Felsengrabe
em Garten beisetzen ließ. Nach der spätern
ion hat J. zu den 70 Jüngern gehört und in
d zuerst das Evangelium verkündigt.

eph Barsabas, mit dem Beinamen Justus,
n der Apostelgeschichte (1, 23) als ein ange-
Mitglied der ältesten Christengemeinde zu
lem genannt, welcher mit Matthias (s. d.) bei
gänzung des Apostelkollegiums zur Wahl ge-
urde. Das Los entschied jedoch für seinen
erber.

eph I., röm.-deutscher Kaiser, 1705—11,
ere Sohn Leopolds I. (s. d.), geb. zu Wien
li 1678, empfing schon 1689 die ungar. und
ie röm. Königskrone. Mit Kraft und Eifer
den von seinem Vater überkommenen Spa-
Erbfolgekrieg gegen Frankreich fort, und es
ihm auch, durch Eugens und Marlboroughs
siege die Franzosen nach und nach aus Ita-
nd den Niederlanden zu vertreiben, ja Lud-
IV. so gefährlich in dessen eigenen Grenzen
rohen, daß dieser wiederholt um Frieden bit-
ßte. Um aber während der Zeit des Kampfs
ehindert zu werden, verglich er sich unter
ds Vermittelung mit dem Schwedenkönig
II., der 1706 auf dem Wege von Polen nach
n rücksichtslos seinen Weg durch Schlesien
men hatte, und gewährte in den 1707 ge-
nen Traktaten den schles. Protestanten Re-
freiheit und die Rückgabe von 220 ihnen von
suiten früher entrissenen Kirchen. Zugleich
er den Papst, seinen Bruder Karl als König
panien anzuerkennen. J. sprach über die
sten von Bayern und Köln 1706, sowie über
erzog von Mantua 1708, weil diese ihren
pflichten zuwider mit dem Reichsfeinde sich
den hatten, die Acht aus, bemächtigte sich
urfürstentums Bayern und begann dasselbe
teilen. Auch gelang es ihm, den Aufstand
ngarn, der noch bei Lebzeiten seines Vaters,
rankreich angeschürt, sich erneuert hatte, zu
besiegen. Seine Fürsorge für das Reich bewies er dadurch, daß er die Fortdauer des Reichstags von Regensburg befestigte, die Thätigkeit des Reichskammergerichts neu belebte und die Reichsstandschaft der im Dreißigjährigen Kriege durch Bayern mediatisierten Stadt Donauwörth wiederherstellte. Dem Bauernstande suchte er bereits manche Erleichterungen der Leibeigenschaft zu verschaffen. J. war ein kenntnisreicher und einsichtsvoller Herrscher, voll deutscher Gesinnung, bei aller Anhänglichkeit an die Lehren seiner Kirche gegen Andersdenkende tolerant. Leidenschaftlich liebte er die Jagd. J. starb 17. April 1711 an den Blattern. Ihm folgte als Kaiser sein Bruder Karl VI. (s. d.).

Joseph II., röm.-deutscher Kaiser, Sohn Kaiser Franz' I. und Maria Theresias (s. d.), wurde in Wien 13. März 1741 geboren. Am 6. Okt. 1760 vermählte er sich mit der Prinzessin Marie Luise von Parma, welche schon 27. Nov. 1763 starb. Auch seine zweite Ehe, die er mit der Prinzessin Marie Josephe von Bayern 22. Jan. 1765 schloß, ward bald wieder (28. Mai 1767) durch den Tod aufgelöst. Seine einzige Tochter starb im achten Lebensjahre 23. Jan. 1770. Nach dem Hubertusburger Frieden wurde J. zum röm. König gewählt und gekrönt (27. März und April 1764), und nach dem Tode seines Vaters folgte er diesem auf dem Kaiserthrone (18. Aug. 1765). Zugleich erklärte Maria Theresia ihn zum Mitregenten der österr. Monarchie. Doch behielt sie die eigentliche Regierung und überließ dem Sohne vollständig nur die Oberleitung des gesamten Kriegswesens. In diesem Wirkungskreise machte er mit Hilfe des Grafen Lascy, zum Teil nach dem Muster Friedrichs II., viele zweckmäßige Einrichtungen. Um sich für seinen Regentenberuf umfassender vorzubereiten, unternahm er Reisen ohne Gepränge, meist unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein. So besuchte er Ungarn, Böhmen, Mähren, Italien, Spanien, Frankreich, Holland, und benutzte eine dieser Reisen, um 25. Aug. 1769 Friedrich d. Gr. im Lager bei Neisse einen Besuch zu machen, den derselbe 3. Sept. 1770 im Lager zu Mährisch-Neustadt erwiderte. Aller Herzen gewann J. durch sein leutseliges Wesen, namentlich bei seinem Besuch in den Niederlanden 1776 und bei seiner Anwesenheit zu Paris 1777. Ein Beweis seiner landesväterlichen Fürsorge war es, daß er bei Gelegenheit einer Hungersnot in Böhmen und Mähren 1770 die Kriegsmagazine öffnen, wohlfeiles Getreide aus Ungarn nach Böhmen einführen und die reichen Landbesitzer gegen festgesetzte bare Zahlung zur Auslieferung eines bestimmten Quantums Korn zur Verteilung an die Armen zwingen ließ. In der auswärtigen Politik war es vorzugsweise J.s Einfluß, welcher die bedächtige Maria Theresia bewog, bei der ersten Teilung Polens mitzuwirken. Damals erwarb Österreich das Königreich Galizien und Lodomerien (1772), und bald darauf erzwang man von der Türkei die Abtretung der Bukowina (1777). Dagegen schlugen J.s Pläne auf Bayern infolge der Intervention Friedrichs II. (s. Bayrischer Erbfolgekrieg) fehl, und im Frieden zu Teschen (1779) mußte Österreich sich mit dem Innviertel begnügen. In der innern Regierung der österr. Staaten hatte Maria Theresia sich die Entscheidung vorbehalten und gestattete ihrem Sohne, abgesehen von dem Militärwesen, nur einen sehr geringen Spielraum für seine Reformpläne.

Nach dem Tode Maria Theresias (29. Nov. 1780) ward J. Alleinherrscher der österr. Monarchie. Bezüglich der auswärtigen Politik war er seit dem Frieden von Teschen gegen Preußen erbittert und suchte dagegen eine Stütze an Rußland. Im Juni bis Juli 1780 besuchte er die Kaiserin Katharina II. zu Mohilew und Petersburg, und hier ward eine polit. Verbindung angeknüpft, welche sich mit der Zeit noch enger gestaltete. Zunächst begann J. Händel mit der Republik Holland, indem der sog. Barrière-Traktat gekündigt wurde und die holländ. Besatzungen die Grenzfestungen in den österr. Niederlanden (Belgien) räumen (1781) mußten. Auch forderte er, daß die vertragsmäßige Sperrung der Schelde aufhöre, und als Holland dies verweigerte, drohte er mit Krieg. Doch kam unter franz. Vermittelung zu Versailles 8. Nov. 1785 ein Vertrag zu Stande, demgemäß die Schelde für die Schifffahrt geschlossen blieb, Österreich aber eine Entschädigungssumme von 10 Mill. Fl. erhielt. Um dieselbe Zeit nahm J. mit Unterstützung Rußlands seine Pläne gegen Bayern wieder auf, indem er einen Austausch von ganz Pfalz-Bayern gegen die österr. Niederlande in Vorschlag brachte. Die Sache scheiterte indes abermals an dem Widerstande Friedrichs II., welcher 1785, um weitere österr. Übergriffe in Deutschland zu verhindern, den Fürstenbund (s. d.) stiftete. Zuletzt dachte J. sich im Osten zu vergrößern. Nach einem abermaligen Besuche bei der Kaiserin Katharina II. zu Cherson Mai 1787 erklärte er als russ. Bundesgenosse im Febr. 1788 den Krieg gegen die Türkei, der von österr. Seite mit wechselndem Glück geführt wurde, aber J. erlebte das Ende desselben nicht; erst Leopold II. schloß 1791 den Frieden zu Sistowa.

Wichtiger und erfolgreicher war die Regententhätigkeit J.s im Innern seines Reichs, wo er sich als entschiedenster Vertreter des aufgeklärten Despotismus bewies und ein System des Centralismus einführte. Um die Abgesondertheit seiner einzelnen Staaten, die der Anwendung gleichmäßiger Verwaltungsprinzipien und Reformen hinderlich war, aus dem Wege zu räumen, verband er zum ersten mal die österr. Länder zu einem in 13 Regierungsbezirke geteilten Staatsganzen (Gesamtstaat) und suchte dasselbe durch Gleichheit der Einrichtungen zu befestigen. Er verordnete Begründung der Abgaben auf die Grundsteuer, nach Umfang und innerm Wert des Bodens, drang auf Aufhebung der Leibeigenschaft, setzte die gegenseitige Freizügigkeit in den böhm.-österr.-deutschen Landen fest und veranstaltete seit 1783 die Ausarbeitung einer allgemeinen Gerichts- und Konkursordnung und neuer Gesetzbücher, in denen Gleichheit vor dem Gesetze und statt der Todesstrafen Zwangsarbeit, Brandmarkung und Anschließen im Gefängnis anbefohlen wurde. Große Fürsorge widmete J. auch den Interessen der Gewerbe und des Handels. Er ließ neue Fabriken anlegen, ermunterte die Industrie durch Geldvorschüsse und Belobungen, hob fesselnde Monopole auf, machte Fiume zu einem Freihafen, legte einen neuen Hafen zu Carlopago in Dalmatien an und verschaffte seinen Unterthanen die freie Schiffahrt auf der Donau bis ins Meer. Ebenso förderte er Künste und Wissenschaften und belebte die Akademie der bildenden Künste durch ausgesetzte Preise. Er stiftete Bibliotheken, Sternwarten, Wohlthätigkeitsanstalten und eine Menge Schulen für Bürger und Landmann, gründete die Universität zu Lemberg und die Medizinisch-chirurgische Militärakademie zu Wien. Er milderte den Preßzwang, indem er die Büchercensur aus den Händen der Geistlichen in die freisinniger Gelehrter übertrug und die Tagespresse ganz frei gab.

Hauptsächlich aber richtete sich seine reformatorische Thätigkeit gegen das überwuchernde Kirchenwesen. Der österr. Hierarchie wurde jede Verbindung mit Rom und jede Korrespondenz mit der päpstl. Kurie ohne höhere Erlaubnis untersagt. Alle päpstl. Bullen und sonstigen kirchlichen Erlasse wurden dem Placetum regium unterworfen. Insbesondere verordnete er, die Bullen Unigenitus (s. d.) und In coena domini (s. d.) aus allen Ritualen herauszunehmen. Auch begann er eine Reform des Klosterwesens. J. hob 1782—90 an 700 Klöster auf, verminderte die Zahl der Ordensgeistlichen von 63000 auf 27000 und stellte die ältern Mönchsorden unter die Aufsicht der Bischöfe, denen er auch alle zeither vor das Forum des Papstes gehörigen Dispensationen in Ehesachen übertrug. Zugleich erließ er 13. Okt. 1781 das berühmte Toleranzedikt, welches den Protestanten und nichtunierten Griechen freie Religionsübung verstattete. Selbst den Zustand der Juden verbesserte er. Papst Pius VI. glaubte durch persönliche Besprechung mit dem Kaiser diesen schnellen Gang der Reformen hemmen zu können, und kam Ostern 1782 selbst nach Wien. Derselbe vermochte jedoch nichts durchzusetzen. Indessen stieß die Durchführung der Josephinischen Reformen selbst in den deutschen Erblanden auf hartnäckigen Widerstand, der vom kath. Klerus möglichst geschürt wurde. Besonders in Tirol kam es zu offener Widersetzlichkeit.

Noch schlimmer gestalteten sich die Verhältnisse in den außerdeutschen Landen. In Ungarn verschmähte er es, sich als König besonders krönen zu lassen; er ließ die Krone des heil. Stephan nach Wien abführen. Das Land wurde als Provinz behandelt, nach deutsch-bureaukratischer Weise reorganisiert, und sogar die deutsche Sprache, als Universalsprache des Reichs, sollte hier in allen amtlichen Geschäften eingeführt werden. Die Beschwerden der Ungarn und die Bitten um Einberufung des ungar. Reichstags blieben unerhört, sodaß wiederholt Unruhen ausbrachen. Namentlich in Siebenbürgen entbrannte 1784 ein furchtbarer Aufstand der walach. Bauern unter Horjah gegen den magyar. Adel, welcher mit Waffengewalt niedergeschlagen werden mußte. In den österr. Niederlanden geriet J. zunächst mit der kath. Geistlichkeit in Konflikt durch seine Kirchenreformen und die Stiftung des Generalseminariums zu Löwen (1786). Dann wollte er auch das Gerichtswesen und die Verwaltung umgestalten, und da die Stände widerstrebten und gar Unruhen ausbrachen, wurde die alte Landesverfassung (joyeuse entrée) ganz aufgehoben (Juni 1789). Es brach darüber ein allgemeiner Aufstand los unter Leitung der Advokaten van der Noot und van der Vonck, und bis zu Ende 1789 waren alle belg. Provinzen insurgiert und erklärten sich für unabhängig; nur Luxemburg blieb in des Kaisers Gewalt. Auch in Ungarn war die Unzufriedenheit so hoch gestiegen, daß man einen Ausbruch befürchten mußte. Um diese Gefahr zu beschwören, erklärte J. im Jan. 1790 alle während seiner Regierung für Ungarn erlassenen Verordnungen, mit Ausnahme des Toleranzedikts und der Abschaffung der Leibeigenschaft, für aufgehoben.

als siechte der Kaiser schon hin, von körper-
n Leiden, Familienunglück und dem schmerz-
n Bewußtsein einer fruchtlosen Lebensthätigkeit
erieben. Er starb zu Wien 20. Febr. 1790.
Nachfolger in Österreich wie in der deutschen
erwürde war sein Bruder Leopold II. (s. d.).
dem ehernen Standbilde J.s, das ihm sein
, Kaiser Franz I., 1807 in Wien setzen ließ.
n die Worte: Josepho secundo, qui saluti
icae vixit non diu, sed totus.

gl. Groß-Hoffinger, «Lebens- und Regierungs-
ichte J.s II.» (Stuttg. 1835—37); Schlosser,
chichte des 18. Jahrh.» (5. Aufl., 8 Bde., Heidelb.
—66); Arneth, «Geschichte Maria Theresias»
de., Wien 1863—76); derselbe, «Maria Theresia
J. II.» (3 Bde., Wien 1867); derselbe, «J. II.
Katharina von Rußland. Ihr Briefwechsel»
n 1869); derselbe, «J. II. und Leopold von
ana. Ihr Briefwechsel 1781—90» (2 Bde.,
n 1872); Beer, «J. II., Leopold II. und Kaunitz.
Briefwechsel» (Wien 1873); Schmidt, «Kaiser
I. Ein Lebensbild» (Berl. 1875); Leistner,
ser J.s II. unvergeßliche Gedanken, Aussprüche
Bestrebungen» (Wien 1878); Beer, «Joseph II.»
«Neuen Plutarch», Bd. 9, Lpz. 1882). Eine
hende Würdigung von J.s deutscher Politik
Ranke in «Die deutschen Mächte und der Für-
und» (Bd. 1, Lpz. 1871).

Joseph, König von Neapel und später von
nien, s. Bonaparte.

Joseph, Fürsten von Liechtenstein, s. unter
htenstein.

Joseph (Friedr. Wilh. Hollandinus), Prinz
Hildburghausen, österr. Feldmarschall und des
lschen Reiches Feldzeugmeister, geb. 8. Okt.
, trat als Stabskapitän 1719 in das österr.
ment Seckendorf und war 1733 bereits Gene-
ajor, kämpfte 1734 bei Parma und Guastalla,
nete sich 1735 als Feldmarschalllieutenant beim
zug des Heeres mehrfach aus und vertrieb die
nier aus Mantua. Im J. 1736 unterdrückte
ls Feldzeugmeister einen Aufstand der Kroaten,
ßte 1737 in Bosnien gegen die Türken, wurde
Banjaluka zurückgeschlagen, entschied jedoch
Treffen bei Korina zu Gunsten der Kaiserlichen,
1739 den Rückzug nach dem Gefecht bei Krozka
trug 23. Juli 1739 wesentlich zum Sieg in der
dort gelieferten Schlacht bei. J. wurde 1739
sfeldzeugmeister und Ritter des Goldenen Vlie-
auch von der Kaiserin Maria Theresia zum
r. Feldmarschall ernannt, trat jedoch nach Aus-
des Österreichischen Erbfolgekriegs in bayr.
ste und verteidigte Braunau. In den J. 1746
kämpfte J. an der Spitze von 5000 in holländ.
e stehenden Bayern gegen die Franzosen, wäh-
des Siebenjährigen Kriegs aber auf Seite der
erin. Er befehligte die Reichsexekutionsarmee
wurde mit dem franz. Heere des Herzogs von
bise zugleich bei Roßbach von Friedrich d. Gr.
rtig geschlagen, daß er die Feldherrnlaufbahn
ab und sich ganz ins Privatleben zurückzog. J.
4. Jan. 1787.

Josephine (Marie Rose), Kaiserin der Fran-
, erste Gemahlin Napoleons I., geb. 23. Juni
auf der Insel Martinique, wo ihr Vater, Jo-
Tascher de la Pagerie, königl. Hafenkapitän
. Ihre Familie stammte aus der franz. Land-
t Blaisois (Blois); ihre Mutter, die jede Aus-
nung verweigerte, starb erst 1807. Obschon J.
nur die in den Kolonien gewöhnliche Bildung erhielt, glänzte sie doch frühzeitig durch natürliche Anmut des Geistes und Herzens. Im Alter von 15 J. kam sie nach Frankreich und heiratete 13. Dez. 1779 ihren Landsmann, den Vicomte Alexandre Beauharnais (s. d.). Die Sprößlinge dieser nicht glücklichen Ehe waren Eugen, der nachmalige Herzog von Leuchtenberg (s. d.), und Hortense, die nachherige Gemahlin des Königs Ludwig Bonaparte von Holland, die Mutter Napoleons III. Der Gemahl J.s wurde während der Schreckenszeit ins Gefängnis geworfen und hingerichtet. Die Schritte, die sie zu seiner Befreiung that, zogen auch ihre Verhaftung nach sich. Schon sollte sie vor dem Revolutionstribunal erscheinen, als die Katastrophe vom 9. Thermidor eintrat. Im Gefängnis hatte sie die Bekanntschaft der nachherigen Gattin Talliens, der spätern Fürstin Chimay, gemacht. Auf Verwenden derselben nahm Tallien auch sie am andern Tage aus dem Gefängnis, verschaffte ihr wieder einen Teil ihrer konfiszierten Güter und machte sie mit Barras bekannt, der fortan ihr Freund und Beschützer wurde. Barras, in dessen Gesellschaften sie glänzte, vermittelte auch ihre Vermählung mit Napoleon Bonaparte.

Dieser junge, damals noch unberühmte General hatte für die nicht sowohl durch regelmäßige Schönheit als durch Anmut ausgezeichnete Frau eine lebhafte Neigung gefaßt. Der Civilakt wurde 9. März 1796 vollzogen; die kirchliche Einsegnung soll erst 1804, drei Tage vor der Krönung, auf Verlangen des Papstes durch den Kardinal Fesch stattgefunden haben. Zwölf Tage nach der Vermählung begab sich Bonaparte als Oberbefehlshaber zur Armee von Italien. Mitten in den Schlachten und Siegen konnte er aber seine Gattin so wenig vergessen, daß er sie durch Junot nachführen ließ. Während der ägypt. Expedition lebte sie zu Malmaison, das sie an sich gebracht hatte. Nach der Rückkehr Bonapartes schloß sie sich noch enger an ihn. Sie half durch Einfluß und Verbindungen seine polit. Erfolge vorbereiten. Nach dem 18. Brumaire bezog sie mit ihm den Palast Luxembourg und 1800 die Tuilerien. An ihren kleinen Hof wußte sie nach den Absichten Bonapartes selbst die royalistische Partei zu fesseln. Mit Geschmack entfaltete sie einen außerordentlichen Luxus, der zwar die Industrie belebte, ihr aber schon damals die größten Geldverlegenheiten bereitete. Der Anlauf, den Bonaparte zum Thron nahm, erfüllte sie mit Besorgnis und dem Vorgefühl des Unglücks. Im Verein mit Fouché bot sie alles auf, den letzten Schritt wenigstens hinauszuschieben. Am 2. Dez. 1804 setzte ihr Napoleon die Kaiserkrone eigenhändig auf. Ihre Ehe war unfruchtbar geblieben; die Befestigung der neuen Dynastie machte aber einen Thronerben wünschenswert. Nach 1807 ließ Napoleon ihr den Vorschlag machen, die Ehescheidung von ihm zu verlangen; doch hierzu war sie nicht zu vermögen. Napoleon suchte ihr nun fortgesetzt, doch ohne Härte, die Notwendigkeit einer Trennung im Interesse Frankreichs und seiner polit. Schöpfungen einzureden. Endlich nach heftigen Scenen und harten Kämpfen gab sie ihre Einwilligung.

Die Trennung der Ehe wurde 16. Dez. 1809 gesetzlich ausgesprochen. J. lebte nun mit kaiserl. Titel und Luxus zu Navarre in der Nähe von Evreux, erst sehr eingezogen, bald aber umgeben von ihren alten Hofleuten. Sie bewahrte eine schwärmerische

Neigung für Napoleon, blieb mit demselben in Briefwechsel und empfing mehrmals dessen Besuche. Auch sah sie zuweilen den jungen König von Rom. Der Sturz des Kaisers brach ihre geistige und physische Kraft. Die fremden Monarchen, besonders Kaiser Alexander, bewiesen ihr große Rücksichten. Sie starb 29. Mai 1814 an einer Halsentzündung. In der Kirche zu Ruel, unweit Malmaison, wurde sie bestattet. Ihre beiden Kinder errichteten ihr daselbst 1822 ein Denkmal, auf dem sie in kniender Stellung dargestellt ist.

Vgl. «Lettres de Napoléon à J. pendant la première campagne d'Italie, le consulat et l'empire» (Par. 1827); «Lettres de J. à Napoléon et à sa fille» (2 Bde., Par. 1833; deutsch von Elsner, 2 Bde., Stuttg. 1838—39); Aubenas, «Histoire de l'impératrice J.» (2 Bde., Par. 1857—59).

Josephsbad, Bad bei Tetschen (s. d.).

Josephsehe (Engels- oder Jungfernehe, Matrimonium virgineum) nennt man im Hinblick auf die Ehe zwischen Joseph und Maria (Matth. 1, 25) eine Ehe, bei welcher nach einem vorhergegangenen Übereinkommen die geschlechtlichen Beziehungen ausgeschlossen bleiben.

Josephs Grab, s. unter Nablus.

Josephshöhe, Kuppe des Auerbergs (s. d.) im Unterharz.

Josephson (Jak. Axel), namhafter schwed. Tondichter, geb. zu Stockholm 27. März 1818, von jüd. Abkunft, trat in der Jugend zum Christentum über, absolvierte seine akademischen Studien in Upsala, wo er 1842 promovierte, widmete sich dann der Musik, erhielt nach mehrjährigen Studienreisen 1849 eine Anstellung als Musikdirektor an der obengenannten Universität und 1868 den Professorstitel. Als Dirigent der dortigen akademischen Kapelle und Philharmonischen Gesellschaft hat er eine erfolgreiche Wirksamkeit geübt. Seine melodiösen Lieder, Romanzen und Männerchöre (z. B. «Vårt Land», «Rings Drapa», «Islossning», «Korsriddarne», «Arion») sind allgemein beliebt; auch mehrere seiner Kompositionen im Kirchenstil (ein «Kyrie», ein «Quando Corpus» u. a.) sind von bleibendem Wert. Er starb zu Upsala 29. März 1880.

Sein Bruder Ludwig Oskar J., geb. 20. Febr. 1832 zu Stockholm, jetziger Direktor des neuen Theaters in Stockholm, hat als Bühnendichter und Dramaturg sich einen Namen gemacht.

Josephstadt, vormals Pleß genannt, Stadt und Festung in Böhmen, Bezirkshauptmannschaft Königinhof, Gerichtsbezirk Jaromer, an der Elbe und der Süd-Norddeutschen Verbindungsbahn, die hier nach Liebau abzweigt, hat (1880) 5963 E. Die 1781—87 erbaute Festung ist eine der wichtigsten in der österr. Monarchie, ward aber bisher noch nicht belagert. Sie bildet ein längliches, bastioniertes Achteck, das regelmäßig und stark befestigt ist; die Festung besitzt ein ausgedehntes Minensystem. Mit der Festung ist ein verschanztes Lager verbunden.

Josephsthal, böhm. Eisenwerk bei Chlumetz.

Josephus (Flavius), Sohn des Mattias, jüd. Geschichtschreiber, geb. 37 n. Chr. zu Jerusalem aus dem Priesterstande, schloß sich der Sekte der Pharisäer an. Bei dem Ausbruch des Aufstandes der Juden gegen die röm. Oberherrschaft übernahm er die Verwaltung von Galiläa und hielt in der Festung Jotapata eine siebenwöchentliche Belagerung unter Vespasian und Titus aus. Als die Festung durch Verrat überliefert worden war, floh er, wurde aber ergriffen und dem röm. Feldherrn überliefert. Dieser wollte ihn dem Nero übersenden, als es J. gelang, durch die Prophezeiung, daß Vespasian einst Kaiser werden würde, sich dessen Gunst und die Freiheit zu verschaffen. Als er mit Titus vor Jerusalem gezogen war, forderte er mehrere mal, obwohl vergeblich, seine Landsleute zur Unterwerfung auf. Nach der Eroberung Jerusalems ging er mit Titus nach Rom. Er schrieb hier seine «Geschichte des jüd. Kriegs» in sieben Büchern, erst in hebr. Sprache, dann griechisch, ein für die Geschichte jener Zeit außerordentlich wichtiges Werk, aber durchweg von dem Streben beherrscht, seine Landsleute den Römern in einem möglichst empfehlenden Licht erscheinen zu lassen. Weitere Schriften von ihm sind die «Jüd. Altertümer» in 20 Büchern, welche mit Benutzung der gelehrten Überlieferung und vieler jetzt verlorener Quellen die Geschichte der Juden von den ältesten Zeiten bis gegen das Ende der Regierung Neros behandeln; ferner zwei Bücher vom «Altertum des jüd. Volks», welche gegen Apion, einen alexandrinischen Grammatiker und erklärten Widersacher der Juden, gerichtet sind und wertvolle Bruchstücke aus alten histor. Schriftstellern enthalten; endlich auch eine interessante Geschichte seines eigenen Lebens. Die Schrift «De Maccabaeis» wird dem J. mit Unrecht zugeschrieben. Die beste Ausgabe seiner Werke ist von Havercamp (2 Bde., Amsterd. 1726); später wurden sie herausgegeben von Oberthür (3 Bde., Lpz. 1782—85), von Richter (6 Bde., Lpz. 1825—27), Dindorf (2 Bde., Par. 1847) und Murray (2 Bde., Lond. 1874). Ein «Topographisch-histor. Lexikon zu den Schriften des Flavius J.» veröffentlichte G. Boettger (Lpz. 1879), ins Deutsche übersetzt wurden die «Jüd. Altertümer» von Kaulen (2. Aufl., Köln 1883). Das in den «Jüd. Altertümern» enthaltene Zeugnis von Jesus rührt nicht von J. her, sondern ist interpoliert. Vgl. auch Destinon, «Die Quellen des Flavius J.» (Kiel 1882).

Josepin, röm. Maler, s. Cesari (Giuseppe).

Josia, König von Juda, 642—610 v. Chr., war als achtjähriger Knabe auf den Thron gekommen, erlebte den Einfall der Skythen in Palästina, schaffte den Götzen- und Gestirndienst seines Vaters und Großvaters, der Könige Amon und Manasse, wieder ab und führte nach Auffindung eines (neuen) Gesetzbuchs (des 5. Buchs Moses) durch den Hohenpriester Hilkia eine durchgreifende Reform des jüd. Kirchenwesens ins Leben (624—623 v. Chr.). In der Schlacht bei Megiddo (nicht Magdolos) fiel er als assyr. Vasall gegen den auf einem Kriegszug gegen Assyrien begriffenen Necho II. von Ägypten.

Josias (Friedr. J.), Prinz von Sachsen-Coburg, geb. 26. Dez. 1737 zu Coburg, der dritte Sohn des Herzogs Franz Josias, trat 1756 als Rittmeister in österr. Dienste, nahm am Siebenjährigen Krieg teil und erhielt 1786, inzwischen zum Feldmarschallleutenant aufgestiegen, das Generalkommando in Galizien. Im Türkenkrieg von 1788 befehligte er unter Laudon ein Armeekorps und besetzte die Moldau. Nach der Eroberung von Chocim und dem in Gemeinschaft mit Suwarow erfochtenen Siege bei Fokschani schlug er die türk. Hauptarmee bei Martinestie, wofür er zum Feldmarschall erhoben wurde, und zog in Bukarest ein. Nach dem Frieden mehrere Jahre kommandierender General in Ungarn, wurde er 1792 infolge

lage von Jemappes zum Oberbefehlshaber
err. Armee gegen die Franzoſen ernannt. Er
März 1793 bei Aldenhoven und Neerwinden
achte Belgien wieder in öſterr. Gewalt. Aber
heilvolle Politik Thuguts lähmte ſeine Krieg-
g und vereitelte den Erfolg dieſer Siege.
eroberte J. 1794 die franz. Plätze Condé,
ciennes, Quesnoy, Landrecies und warf die
oſen viermal über die Sambre zurück, doch
er 26. Juni bei Fleurus geſchlagen und mußte
n räumen. Er nahm darauf den Abſchied
g ſich nach Coburg zurück, wo er 28. Febr.
tarb. Vgl. A. von Witzleben, «Prinz Fried-
von Coburg-Saalfeld» (3 Tle., Berl. 1859).

ſika (ſpr. Johſchika, Nikol., Freiherr von),
. Romanſchriftſteller, geb. 28. April 1796
da in Siebenbürgen, beendigte mit 16 Jah-
ine juriſt. Studien, trat 1811 in die Armee,
1813 Lieutenant, 1814 Oberlieutenant, 1815
mann und nach dem Frieden königl. Käm-
. Im J. 1818 verließ er den Dienſt und
nach Ungarn zurück, wo er ſich der Land-
aft widmete. Im J. 1834 erſchien J. auf
iebenbürg. Landtage, wo er ſich aber durch
nergiſches Auftreten gegen die öſterr. Regie-
o unbeliebt machte, daß er zum Landtag nicht
einberufen wurde. Inzwiſchen hatte er auch
itterariſche Thätigkeit begonnen. Schon ſeine
Verſuche: «Jrány» («Tendenz») und «Vázla-
«Skizzen»), die 1834 erſchienen, fanden Bei-
Bis zum Freiheitskriege von 1848 veröffent-
r dann gegen 60 Bände Romane, die ſämtlich
dapeſt erſchienen und in fremde Sprachen,
ers ins Deutſche (die ältern von Herm. Klein,
ätern von ſeiner Gattin Julie J., einer Toch-
s Grafen Karl Podmanitzky) überſetzt wur-
Die bedeutendſten ſind: «Abafi» (2 Bde.,
deutſch 1839), «Zrinyi a költö» (4 Bde.,
deutſch: «Der Dichter Zrinyi», 1844), «Az
Bátory» (3 Bde., 1838; deutſch: «Der letzte
y», 1839), «A csehek Magyarországban»
., 1840; deutſch: «Die Böhmen in Ungarn»,
, J. István (5 Bde., 1847; deutſch: «Stefan
851). Nachdem J. 1847 wieder als Depu-
des ſiebenbürg. Landtags eifrig für die
Ungarns und Siebenbürgens gewirkt hatte,
er an der Bewegung von 1848 als Mitglied
agnatentafel lebhaften Anteil. Nach der Un-
gigkeitserklärung vom 14. April 1849 wurde
n Mitglied des in Peſt eingeſetzten Gnaden-
s ernannt. Nach der Kataſtrophe von Világos
ins Ausland und lebte bis 1864 in Brüſſel,
f in Dresden, wo er 27. Febr. 1865 ſtarb.
n ſeinen ſpätern Werken ſind die bedeutend-
e beiden in deutſcher Sprache verfaßten Ro-
«Eine ungar. Familie während der Revo-
» (4 Bde., Braunſchw. 1851) und «Die Fa-
Mailly» (2 Bde., Lpz. 1852); ferner in ungar.
he, aber ohne den Namen des Verfaſſers:
er» (3 Bde., 1853), «A szegedi boszorká-
(3 Bde., 1854; deutſch: «Die Hexen von
din», 1865), «II. Rákóczi Ferencz» (4 Bde.,
deutſch: «Franz Rákóczy II.», 1868), «A
riak» («Die Leute von Cegvár», 3 Bde.,
u. a. Die Treue und Lebensfriſche, mit wel-
., in der Manier W. Scotts, aber ohne anti-
che Breite, das polit. und ſoziale Leben der
ngenheit Ungarns ſchildert, treffliches Erzäh-
nt, reiche und von Bizarrerie freie Phantaſie
und tüchtige Charakterzeichnung ſind die Vorzüge ſeiner Romane, mit denen J. den ungar.-hiſtor. Roman begründete. Die Herausgabe ſeiner intereſſanten Memoiren «Emlékirat» (4 Bde., 1865) wurde durch ſeinen Tod unterbrochen.

Joſippon b. Gorion (daher Gorionides, auch Pſeudojoſephus) nennt ſich der Verfaſſer der mit einer Menge ſagenhafter Zuſätze und Ergänzungen verſehenen, in ziemlich reinem Hebräiſch geſchriebenen Bearbeitung des Flavius Joſephus, die wahrſcheinlich dem 10. Jahrh. angehört und aus Jtalien ſtammt. Die vollſtändige, mit lat. Überſetzungen und Anmerkungen verſehene Ausgabe iſt die von Breithaupt (Gotha 1707).

Josquin Desprez oder De Près, lat. Jodocus Pratensis, der größte Kontrapunktiſt und Komponiſt vor Orlando Laſſo und Paleſtrina, wurde zu Condé im Hennegau um 1450—55 geboren und erhielt frühzeitig von dem berühmten Ockenheim (ſ. d.) muſikaliſchen Unterricht. Nachdem er eine Zeit Muſikmeiſter an der Kathedrale von Cambrai geweſen, ging er unter dem Pontifikat Sixtus' IV. (1471—84) nach Rom, wo er als Sänger in der päpſtl. Kapelle angeſtellt wurde und ſein Ruf als Tonſetzer ſich feſt begründete. Nach dem Tode jenes Papſtes wandte er ſich nach Ferrara an den Hof Hercules' I. von Eſte, von da nach Paris, wo er bei Ludwig XII. in Dienſte trat und eine Pfründe in St.-Quentin erhielt. Dieſe vertauſchte er (etwa um 1515) mit einer andern in ſeiner Vaterſtadt Condé, wo er auch 25. Aug. 1521 ſtarb. J. hatte viele Schüler und war der überall anerkannte Lehrmeiſter ſeiner Zeit. Seine Kompoſitionen, hauptſächlich kirchlicher Art, wurden beſonders auch durch den um 1500 aufkommenden Muſikdruck in ganz Europa verbreitet.

Joſſelin, Stadt im franz. Depart. Morbihan, Arrondiſſement Ploërmel, 12 km im WNW. von dieſer Stadt, in 40 m Höhe, an der kanaliſierten Oust in reizendem Thale, hat Nagelfabrikation, Gerberei und wichtige Mahlmühlen, ein Schloß der Rohans aus dem 14. und 15. Jahrh. und zählt (1876) 2712 E. In der Kirche Notre-Dame befindet ſich das prächtige Grabmal des Connétable de Cliſſon, welcher hier 1409 ſtarb.

Joſt (Iſaak Markus), namhafter jüd. Hiſtoriker, geb. 22. Febr. 1793 zu Bernburg, beſuchte das Gymnaſium zu Braunſchweig, ſtudierte in Göttingen und Berlin Philologie und übernahm 1816 die Leitung einer Schule in Berlin, der er bis 1835 vorſtand. Sodann folgte er einem Rufe als Oberlehrer an die jüd. Realſchule zu Frankfurt a. M., wo er bis zu ſeinem Tode wirkte. Er ſtarb 25. Nov. 1860. Seine Hauptwerke ſind die «Geſchichte der Jsraeliten» (9 Bde., Berl. 1820—29), an welche ſich die «Neuere Geſchichte der Jsraeliten 1815—45» (3 Tle., Berl. 1846—47) anſchließt, und die «Geſchichte des Judentums und ſeiner Sekten» (3 Bde., Lpz. 1857—59). Von J.s übrigen Schriften ſind hervorzuheben: «Allgemeine Geſchichte des israel. Volks» (2 Bde., Berl. 1831—32) und eine Überſetzung der Miſchna mit Text und Kommentar (6 Bde., Berl. 1832—34). Er gab die «Jsrael. Annalen» (Frankf. 1839—41) und 1841—42 mit Creizenach die hebr. Zeitſchrift «Zion» heraus. J. gehörte zu den Begründern des Inſtituts zur Förderung der jüd. Litteratur und war nebſt Philippſon und Goldſchmidt Mitherausgeber des «Jahrbuchs für die Geſchichte der Juden» (Lpz.).

Jost von Mähren, s. Jodocus.

Josua (hebr. Jehoschua, Jeschua, d. i. Jesus), nach der hebr. Überlieferung der Eroberer Kanaans, das er schon zu Lebzeiten des Moses ausgekundschaftet haben soll, und als Anführer des Volks der Nachfolger Moses'. Er soll das Land Kanaan unter die 12 Stämme verteilt, das Volk 25 Jahre regiert und sein Leben bis auf 110 Jahre gebracht haben. Das im Kanon befindliche Buch, welches J.s Namen trägt, ist erst in der nacherilischen Zeit zusammengetragen worden und bildete ursprünglich einen Bestandteil eines zusammenhängenden Ganzen, das erst in der letzten Redaction von den jetzigen fünf Büchern Moses geschieden wurde. Die Samariter haben ein Buch J. (arab. und lat. von Juynboll, Leid. 1848), das die Ereignisse vom Tode des Moses bis zur Zeit des röm. Kaisers Alexander Severus chronikenartig erzählt und nur zum Teil mit dem alttestamentlichen Buch gleichen Namens übereinstimmt. Das Buch J. wurde mit Kommentar herausgegeben von Delitzsch und Keil (Lpz. 1863).

Jotham, ein Sohn des israel. Richters Gideon entging allein dem Blutbade, welches sein Halbbruder Abimelech unter den Gideonssöhnen anrichtete, und sprach in seiner berühmt gewordenen Fabel (Richt. 9) vom Berge Garizim herab einen Fluch aus über Abimelech und die Bürger von Sichem, der bald sich erfüllen sollte.

Jotham, König des Reichs Juda 758—742 v. Chr., führte schon für seinen aussätzig gewordenen Vater Usia die Regentschaft. Ein frommer König, baute er eine Pforte des Tempels und fuhr fort, wie sein Vater, Jerusalem und andere Städte zu befestigen. Gegen die Ammoniter führte er einen glücklichen Krieg und zwang sie zur Tributpflicht. Unter J.s Regierung trat der Prophet Jesaja auf.

Jötun, d. h. Fresser, ist die allgemeinste altnordische Bezeichnung für den Riesen in der german. Mythologie (daneben þurs, hüne). Sie wohnten in Jötunheim (der Riesenwelt), zeichneten sich durch ihre Größe und Stärke aus und waren die Gegner der Götter. Bald treten sie als dumm, bald als klug auf, sodaß sie selbst die Götter überlisten. Die J. sind verkörperte Naturkräfte, daher gehören zu ihrem Geschlecht Ägir, der Herr des Meeres, Hrsvelgr, der Windbeherrscher u. a. Meist hausten sie in Bergen; ihr Kopf und Herz war nicht selten aus Stein. Noch heute lebt im Volksmund eine Reihe von Sagen über die Riesen fort.

Jotunfjeldene (die Riesengebirge), eine ziemlich in der Mitte Norwegens gelegene wilde und öde Gebirgsgruppe, die höchste in Skandinavien, stößt im S. an Valders, im W. an Sogn und senkt sich nach O. und N. zum Gudbrandsthale herab. Ihre gesamte Länge beträgt 56—67, die Breite etwa 60 km. Von den vielen, durch einschneidende Thaltiefen, schöne Alpenseen (wie Gjendin, Tyin und Bygdin) und Gletscher voneinander getrennten Spitzen sind die bedeutendsten: Store-Galdhöpig (2560 m) und der schöne Glittretind (2550 m). Einer der interessantesten Punkte der in neuerer Zeit oft von Touristen besuchten J. ist der Beß-egg, ein ganz schmaler Kamm zwischen den Seen Besvandet und Gjendin, in beide steil hinabfallend.

Joubert (Barthélemy Catherine), franz. General, geb. 14. April 1769 zu Pont-de-Vaux (Depart. Ain), sollte zu Dijon die Rechte studieren, als die Revolution ausbrach. J. trat im Dez. 1791 in ein Freiwilligenbataillon und wohnte dem Feldzug von 1792 in der Rheinarmee bei, wo er Lieutenant wurde. Im J. 1793 zum Kapitän befördert, kämpfte er in der Alpenarmee und geriet in sardin. Gefangenschaft. Bald entlassen, wurde er 1794 in der Armee von Italien als Generaladjutant angestellt und 1795 zum Obersten und Brigadier und bald darauf zum Brigadegeneral ernannt. Im Feldzug von 1796 gewann er Bonapartes Vertrauen und wurde 1797 Divisionsgeneral. Ihm wurde die wichtige Stellung von Rivoli anvertraut, die er bei Alvinczys zweitem Entsatzversuch von Mantua 12. Jan. 1797 tapfer verteidigte, bis Bonaparte ihm Verstärkung brachte und 14. Jan. den Sieg bei Rivoli gewann. J. übernahm die Verfolgung und eroberte 3. Febr. Trient. Unter heftigem Widerstand drang er 20. März durch das Etschthal in das Eisack- und Pusterthal und vereinigte sich 8. April bei Villach mit Bonaparte. Nachdem er kurze Zeit den Befehl in Holland, dann in Mainz geführt, übernahm er im Okt. 1798 an Brunes Stelle den Oberbefehl über die Armee von Italien, besetzte Piemont und bewog den König von Sardinien zur Abdankung. Ebenso wollte er Toscana zur Republik machen. Allein das Direktorium trat dieser eigenmächtigen Handlungsweise entgegen. J. begab sich nach Paris, erhielt aber bald an Moreaus Stelle den Oberbefehl in Oberitalien. Im Juli 1799 ging er zur Armee ab mit dem Befehl, Suworow baldmöglichst eine entscheidende Schlacht zu liefern. Er versammelte dazu seine ganze Streitmacht in einer starken Stellung bei Novi, wo er 15. Aug. plötzlich angegriffen wurde. J. fiel gleich nach Beginn der Schlacht. Moreau übernahm den Befehl, wurde aber geschlagen. Die Gebeine J.s ließ später Bonaparte in dem Fort La Malgue bei Toulon beisetzen, das seitdem J.s Namen trägt.

Joudpore, s. Dschódpur.

Jouffroy (Théodore Simon), franz. Publizist und Philosoph, geb. 7. Juli 1796 zu Pontets, einem Dorfe des Jura, studierte 1814 auf der Normalschule zu Paris Philosophie und wurde 1817 Maître de conférences an der Normalschule. Im J. 1824 gründete er mit Paul François Dubois und Damiron das Journal «Le globe», 1829 wurde er als Suppléant zur Professur der alten Philosophie berufen, bis ihm nach der Julirevolution die Vorlesungen über die Geschichte der modernen Philosophie übertragen wurden. Zu gleicher Zeit wurde er auch bei der Normalschule Lehrer der Philosophie, 1832—37 war er am Collège de France Professor. Als Cousin Minister des Unterrichts wurde, ernannte er J. zum Mitglied des Universitätsrats. Als Deputierter von Pontarlier (Depart. Doubs), das er seit 1831 in der Kammer vertrat, gehörte er zu den Doctrinaires. J. gab die «Esquisses de philosophie morale» von Dugald-Stewart (Par. 1826) und die «Oeuvres» von Reid (6 Bde., Par. 1836) mit wertvollen Einleitungen heraus. Seine «Mélanges philosophiques» (Par. 1833; 5. Aufl. 1875), von denen nach seinem Tode eine neue Folge erschien (1843; 3. Aufl. 1877), enthalten die wichtigsten seiner im «Globe» erschienenen Artikel. Von seinen Vorlesungen an der Sorbonne erschien der «Cours de droit naturel» (4. Aufl., 2 Bde., 1866). Er starb 1. März 1842.

Jougne (Col de), Jurapaß an der Grenze des schweiz. Kantons Waadt und des franz. Depart. Doubs. Der Paß ist einer der ältesten übergänge des südwestl. Jura und verdankt seine Wichtig-

und Frequenz hauptsächlich dem Umstande, daß hier die Orbe und ihr Zufluß Jougnenaz die hohen Ketten am Ostrande des Jura quer durchschneiden und durch ihre Klusen leichten Zugang zu den niedrigern, plateauartigen Höhenzügen des westl. Jura gestatten. Zur Römerzeit führte die Heerstraße von Lousonna (Lausanne) über Urba (Orbe) nach Ariolica (Pontarlier) durch den Col de J., und auch im Mittelalter war derselbe einer der wichtigsten Verkehrswege des Jura, auf der Ostseite durch die Burg Les Clées in der Klus der Orbe, auf der Westseite durch die Felsenfeste des Fort de Jour gedeckt. Jetzt führen durch den Paß eine Fahrstraße von Orbe (452 m) über Vallaigues (858 m) und Jougne nach Pontarlier (870 m) und die 58 km lange Jougnebahn Cossonay-Pontarlier, die bei Daillens (443 m) von der Linie Lausanne-Yverdon der Schweizerischen Westbahn abzweigt, in großen Krümmungen nach Vallorbe (764 m) hinaufsteigt, dann in der malerischen Klus der Jougnenaz die franz. Grenze überschreitet und über Jougne und Touillon (1000 m Scheitelpunkt der Bahn) das Fort de Jour erreicht, bei dem sie sich mit der Linie Neuchâtel-Verrières-Pontarlier vereinigt.

Joujou (frz.), Spielzeug, besonders eine an einer Schnur auf- und niederrollende Scheibe.

Joujougold, Goldlegierung, welche zur Anfertigung geringwertiger Waren dient, mit einem Feingehalt von 130—250 Tausendteilen.

Joule (James Prescott), engl. Physiker, wurde 24. Dez. 1818 als Sohn eines Bierbrauers in Salford geboren und widmete sich erst spät wissenschaftlichen Studien. J. ist einer der Begründer der mechan. Wärmetheorie (s. unter Wärme), da es ihm fast gleichzeitig mit Julius Robert Mayer (s. d.), jedoch auf anderm Wege gelang, das mechan. Äquivalent der Wärme zu entdecken und festzustellen, daß ein Verhältnis der Äquivalenz bestehe zwischen Arbeit und Wärme. In Gemeinschaft mit Sir William Thomson begann J. 1852 eine Reihe von Untersuchungen über die Thermaleffekte bewegter Flüssigkeiten. Zugleich beschäftigten ihn Experimente über die Wirkungen des Magnetismus auf die Ausdehnung von Stahl und Eisen und die Erfindung eines Instruments zur genauen Messung elektrischer Ströme. Die Resultate seiner Forschungen machte er teils durch öffentliche Vorträge, teils in den Schriften der Royal Society bekannt; am wichtigsten sind unter den letztern die Abhandlungen «Discovery of the laws of the evolution of heat by electricity» und «Discovery of the mechanical equivalent of heat» (deutsch von Spengel, Braunschw. 1872).

Jour (frz.), d. i. Tag, davon du jour, womit im innern Dienst der Truppen die Funktion desjenigen Offiziers oder Unteroffiziers bezeichnet wird, welcher für den Tag die allgemeine Ordnung und den pünktlichen Dienstbetrieb zu überwachen hat. Gewöhnlich werden bei der Kompagnie (Eskadron, Batterie) ein Lieutenant und ein Unteroffizier, beim Bataillon (Kavallerieregiment) ein Hauptmann (Rittmeister) und ein Lieutenant täglich dazu kommandiert, in größern Garnisonen ein Stabsoffizier, in großen Truppenlagern und in den Angriffsarbeiten einer belagerten Festung noch ein General du jour. Bei dringenden Fällen hat der Offizier du jour die vorläufigen Befehle zu geben. Auch die Adjutanten fürstl. Personen haben wechselnd du jour. Ebenso wird der Ausdruck im Civildienst für die zur Besorgung laufender Geschäfte eines Tags bestimmten Beamten gebraucht.

Jourdan (Jean Baptiste, Graf), Marschall und Pair von Frankreich, geb. 29. April 1762 zu Limoges, wo sein Vater Chirurg war, trat, 16 J. alt, in ein Infanterieregiment, das mit dem Hilfskorps nach Amerika ging, wurde 1790 Kapitän in der Nationalgarde zu Limoges, 1791 Bataillonschef und zeichnete sich 1792 bei Namur unter Dumouriez aus, sodaß er in der Nordarmee erst zum Brigade-, dann zum Divisionsgeneral ernannt wurde. Nach der Absetzung Houchards erhielt er den Oberbefehl über die Nordarmee und besiegte 16. Okt. 1793 bei Wattignies die Österreicher. Sein Widerspruch gegen einen Winterfeldzug mit dem schlecht ausgerüsteten Heere veranlaßte den Konvent, ihn außer Thätigkeit zu setzen, doch wurde er schon im Frühjahr 1794 wieder zum Kommando berufen. Nach mehrern unentschiedenen Gefechten schlug er 26. Juni die Österreicher bei Fleurus und drängte dieselben nach der Einnahme von Brüssel bis an die Roer zurück, erstürmte hier 2. Okt. deren Verschanzungen und nötigte sie dadurch, bis hinter den Rhein zurückzuweichen. Am 6. Sept. 1795 ging er unter dem feindlichen Feuer bei Düsseldorf über den Rhein, belagerte Castel und Mainz, wurde jedoch von dem österr. General Clerfayt 11. Okt. bei Höchst geschlagen und mußte das rechte Rheinufer räumen. Bei Eröffnung des Feldzugs von 1796 setzte er von neuem über den Fluß, wurde aber vom Erzherzog Karl aufs linke Rheinufer zurückgetrieben. Ein zweiter Versuch verlief anfangs glücklicher; Erzherzog Karl stand gegen Moreau, der südlich der Donau vordrang. J. kam bis in die Oberpfalz, wurde aber durch den herbeieilenden Erzherzog bei Amberg 24. Aug. und Würzburg 3. Sept. geschlagen. Sein Heer floh in Auflösung bis Düsseldorf. J. legte das Kommando nieder und trat 1797 in den Rat der Fünfhundert. Im Frühjahr 1799 übertrug ihm das Direktorium den Oberbefehl über die Donau-Armee. Er überschritt den Rhein bei Basel 1. März, wurde aber vom Erzherzog Karl 22. März bei Ostrach und am 25. bei Stockach völlig geschlagen und darauf von der Armee abberufen. Bei den Wahlen im Mai gelangte J. wieder in den Rat der Fünfhundert, widersetzte sich dem Gewaltstreich vom 18. Brumaire und wurde zur Deportation bestimmt; doch übertrug ihm der Erste Konsul 1800 die Reorganisation Piemonts. Im J. 1803 trat J. in den Senat, erhielt 1804 bei Gründung des Kaiserreichs die Würde eines Marschalls und Sitz im Staatsrat und wurde dem König Joseph zur Seite gegeben, und in dieser Stellung war er 1806 in Neapel, besonders aber 1808 und 1809, sowie 1812 und 1813 in Spanien thätig. Als Majorgeneral des Königs Joseph hatte er an der Niederlage der Franzosen bei Vittoria 21. Juni 1813 wesentlichen Anteil. Ludwig XVIII. erhob ihn 1815 in den Grafenstand. Als Vorsitzender in den Kriegsrat berufen, der Ney verurteilen sollte, fiel er in Ungnade, als sich dieser Rat für nicht zuständig erklärte. Im J. 1816 erhielt er die 7. Militärdivision und 1819 die Pairswürde. Seiner Gesinnung nach Republikaner, wendete er sich mit Begeisterung der Julirevolution zu, übernahm einige Tage das Ministerium des Auswärtigen und wurde 11. Aug. 1830 Gouverneur des Invalidenhauses. J. starb 23. Nov. 1833. Er gab heraus: «Précis des opérations de l'armée du Danube sous les ordres du

général J.» (Par. 1799) und «Mémoires pour servir à l'histoire de la campagne de 1796» (Par. 1819).

Jourde (François), Mitglied der pariser Commune, geb. 1843 zu Chassagne im Depart. Puy-de-Dôme, besuchte eine Realschule, trat dann in ein Bankhaus ein und erwarb sich bedeutende finanzielle Kenntnisse. Während der Belagerung von Paris (1870) wurde J. zum Sergeanten in der Nationalgarde und im Febr. 1871 zum Sekretär des Verteidigungsausschusses des 5. Arrondissements ernannt; am 18. März gehörte er zum sog. «Comité central» und war, solange die Commune ihre Herrschaft in Paris behauptete, mit der Leitung des Finanzwesens beauftragt. Er verfuhr mit Mäßigung und Geschick, nahm zwar das Geld der Französischen Bank in Beschlag, widersetzte sich aber allen gewaltsamen Maßregeln. Als die franz. Truppen in die Hauptstadt eindrangen, wurde J. verhaftet (30. Mai) und zur Deportation nach Neucaledonien verurteilt. Nach der Amnestie kam J. nach Frankreich zurück.

Journal (vom franz. jour, Tag) bezeichnet im allgemeinen Tagebuch, beziehungsweise Tageblatt. In kaufmännischen Geschäften bezeichnet man mit J. teils ein Grundbuch der einfachen Buchhaltung (das Memorial, s. d.), teils das Sammelbuch der doppelten Buchhaltung für die am Ende des Monats auf das Hauptbuch zu übertragenden Posten. (Die Bildung dieser Posten bezeichnet man mit «journalisieren».) Das Schiffsjournal (frz. journal [livre] de bord, engl. logbook oder ship's journal, ital. diario) hat die Bestimmung, von Tag zu Tag für jede Reise Auskunft zu geben über alles, was sich auf die Vorbereitung zu derselben, deren Beginn, Fortsetzung und Schluß bezieht. Es wird unter Aufsicht des Schiffers von dem Steuermann, bei dessen Verhinderung aber von ersterm selbst oder von einem durch diesen zu bestimmenden Schiffsmann geführt und enthält in verschiedenen Rubriken die Beschaffenheit von Wind und Wetter, den eingeschlagenen Weg, die zurückgelegten Distanzen, die ermittelte geogr. Breite und Länge, den Wasserstand bei den Pumpen, ferner die durch das Lot ermittelte Wassertiefe, jedes Annehmen eines Lotsen und die Zeit seiner Ankunft und seines Abgangs, die Veränderungen im Personal der Schiffsbesatzung, die im Schiffsrat gefaßten Beschlüsse, die Beschreibung aller dem Schiffe oder der Ladung zugestoßenen Unfälle, endlich die auf dem Schiffe begangenen strafbaren Handlungen und die verhängten Disciplinarstrafen, sowie die vorgekommenen Geburts- und Sterbefälle. Bei Unfällen und daraus hervorgehenden Havarien hat es die Beweiskraft der kaufmännischen Bücher; aus ihm wird die Verklarung oder Erklärung über dergleichen Unfälle im Auszuge entnommen und diese von der Mannschaft beeidigt. Die Führung des Schiffsjournals ist von den Gesetzen der seefahrenden Nationen ausdrücklich vorgeschrieben; im Deutschen Reich können die Landesgesetze bestimmen, daß sie auf kleinern Fahrzeugen (Küstenfahrern ꝛc.) nicht erforderlich sei. Vgl. Art. 486—488 des Deutschen Handelsgesetzbuchs, sowie §§. 61—64 des deutschen Reichsgesetzes über die Beurkundung des Personenstandes.

Journal ist im Französischen, Englischen, Italienischen (giornale) und in andern neuern Sprachen auch die Bezeichnung für Zeitschrift im allgemeinen, namentlich für politische und täglich erscheinende Zeitschriften.

Journalière (frz.), früher gebräuchlicher Ausdruck für die regelmäßige Fahrgelegenheit zur Kommunikation zwischen zwei Orten.

Journalismus ist die Bezeichnung für das gesamte Zeitschriftenwesen, die periodische Litteratur; Journalisten heißen die Schriftsteller, die für Zeitschriften thätig sind.

Jouvenet (Jean), franz. Historienmaler, geb. zu Rouen 21. Aug. 1647, erhielt den ersten Unterricht in der Malerei durch seinen Vater, Noel J., einen mittelmäßigen Künstler, und machte dann in Paris seine Studien nach Poussin, wo er sich bald vielen Ruf erwarb. In seinem 29. J. malte er die Heilung des Gichtbrüchigen als Votivtafel für die Kirche Notre-Dame. Bereits 1675 in die Akademie erwählt, lieferte er als Aufnahmestück das Gemälde Esther vor Ahasverus. Bald darauf wurde er auch zum Professor, nachher 1707 zum beständigen Direktor der Akademie erwählt. Er starb zu Paris 5. April 1717. Die Hauptgemälde aus seiner Blüteperiode waren die Bilder für die Kirche St.-Martin-aux-Champs, die zwölf Apostel für die Invalidenkirche und seine berühmte Kreuzabnahme für die Kapuzinerkirche. In seinem 69. J. durch Schlagfluß an der rechten Hand gelähmt, gewöhnte er sich, mit der linken zu malen, worin er es zu einer solchen Fertigkeit brachte, daß er noch das Magnifikat im Chor von Notre-Dame ausführte. Seine bedeutendsten Gemälde, darunter auch die Kreuzabnahme, befinden sich im Louvre. Im ganzen besitzt er, abgesehen von zuweilen mangelhafter Perspektive, die korrekte Zeichnung der damaligen franz. Schule; in der Kraft des Ausdrucks, zumal des schmerzlichen, ist er zuweilen den übrigen Nachfolgern Poussins und Lebruns überlegen. Auch ist sein Kolorit hier und da von der größten Schönheit und Wärme.

Joux (Val de), Hochthal im westl. Teile des schweiz. Kantons Waadt an der Grenze der franz. Depart. Jura und Doubs, bewässert von der Orbe, die aus dem kleinen Lac des Rousses (1075 m) kommt, bei La Cure aus dem franz. Val des Rousses in das schweizerische J. übertritt und nach 60 km langem Lauf als Thièle (Zihl) bei Yverdon (437 m) in den Neuenburgersee mündet. Das J., links von dem bewaldeten Rücken des Mont-Risoux (1423 m), rechts von der Kette des Mont-Tendre (1680 m) umschlossen, erstreckt sich 20 km lang, an der Sohle 1—1½ km breit in nordöstl. Richtung von der franz. Grenze bis zur Dent de Vaulion (1483 m), deren felsige Vorstufen als Querriegel das Thal abschließen. Wie die meisten Längsthäler des Jura ist auch das J. eine einförmige Mulde, reich an Nadelwäldern und Bergweiden, mit rauhem Klima und spärlichem Ackerbau. Den Hauptschmuck der Landschaft bilden die beiden Seen (von zusammen 9,3 qkm Areal), welche die Orbe in dem Thale bildet: der Lac de Joux (1009 m über dem Meere, 9 km lang, 1—1½ km breit, 26 m tief) und der kleine Lac Brenet, der, mit jenem durch einen schmalen Durchlaß verbunden, keinen sichtbaren Abfluß hat, sondern sein Wasser durch Trichterlöcher unterirdisch gegen das Thal von Vallorbe entleert, wo dieselben 2½ km nördlicher und 226 m tiefer als Source de l'Orbe wieder zu Tage treten.

Die Wald- und Bergwildnis des J. wurde erst im 12. Jahrh. urbar gemacht, nachdem 1140 eine Prämonstratenserabtei (L'Abbaye du Lac de Joux)

in dem Thale gegründet worden. Bei der Eroberung des Waadt 1536 wurde das Kloster säkularisiert und das Thal kam an Bern, unter dessen Herrschaft die Bevölkerung namentlich durch Einwanderung franz. Protestanten rasch zunahm. Seit 1803 bildet es den Bezirk La Vallée des schweiz. Kantons Waadt und zählt (1880) auf einem Areal von 173 qkm in drei weit zerstreuten Gemeinden 5507 E. meist reform. Konfession und franz. Zunge, deren Haupterwerbsquellen neben ausgedehnter Alpenwirtschaft und etwas Ackerbau die Uhrenindustrie, die Bijouterie, die Spieldosen- und die Messerfabrikation und der Holzhandel sind. Hauptort des Bezirks ist das Dorf Le Sentier (1026 m) in der Gemeinde Le Chénit, an der großen Poststraße, die das ganze Thal der Länge nach durchschneidet und sich einerseits über La Cure und Les Rousses an die Poststraße von St.-Cergues anschließt, andererseits bei Le Pont (zwischen dem Lac de Joux und dem Lac Brenet) sich teilt, um bei Vallorbe, Croy und Cossonay die Jougnebahn zu erreichen. Eine Bahn von Le Pont nach Vallorbe ist projektiert. Direkt zum Genfersee führt die Fahrstraße Le Brassus-Rolle über den Col du Marcheiruz (1450 m).

Joux, franz. Sperrfort im Depart. Doubs, 7 km von der Grenze der Schweiz, 4 km im SSO. von Pontarlier, neuerdings umgebaut und verstärkt, sperrt im Verein mit Fort La Cluse die Eisenbahn und Straße nach Neuchâtel. Im alten, 1877 durch eine Dynamitexplosion zerstörten Fort J. starb 1803 der auf Befehl des Ersten Konsuls Bonaparte von Haiti weggeführte und hier gefangen gehaltene Toussaint Louverture. Auch Mirabeau war hier 1775—76 auf Veranlassung seines Vaters eingekerkert. Durch den hier beginnenden Engpaß bewerkstelligte die auf dem Rückzug befindliche franz. Armee Bourbakis 1. Febr. 1871 ihren Übertritt auf schweizer Gebiet.

Jouy (Victor Joseph Etienne, genannt de J.), franz. dramatischer Dichter, geb. in dem Flecken Jouy bei Versailles 1764, durchlebte als Militär eine sehr bewegte Jugend, verließ 1797 den Soldatenstand und begann die administrative Laufbahn, die er bald wieder aufgab, um sich ausschließlich der Litteratur zu widmen. Seit 1798 machte er sich durch Novellen und einige gute Vaudevilles bekannt. Später trat er als Dichter in der komischen Oper, in der großen Heldenoper und in der Tragödie mit vielem Erfolg auf. Nachdem seine «Bestalin» (1807) mit der Musik von Spontini ungewöhnlichen Beifall erhalten, erschienen nacheinander auf der Bühne: «Ferdinand Cortez» (Musik von Spontini, 1809), «Les Bayadères» (1810), «Les Amazones» (1812), «Les Abencerages» (Musik von Cherubini, 1813), «Guillaume Tell» (Musik von Rossini) und «Tippo Saib». Im J. 1812 begann er den «Ermite de la Chaussée d'Antin» in der «Gazette de France» zu veröffentlichen, und dieses Werk (5 Bde., Par. 1812—14), sowie die ähnlichen, als «L'ermite de la Guiane» (3 Bde., Par. 1816), «L'ermite en province» (14 Bde., Par. 1818—27), «Les ermites en prison» (2 Bde., Par. 1823) und «Les ermites en liberté» (2 Bde., Par. 1824), zu denen er jedoch verschiedene Mitarbeiter hatte, fanden eine sehr günstige Aufnahme, besonders bei dem liberalen Publikum. Es sind flüchtige Skizzen, welche damals die Tageschronik der Sitten, Moden und Abgeschmacktheiten der Zeit bildeten. Im J. 1815 wurde J. in die Französische Akademie aufgenommen. Unter der Restauration behauptete er seinen Schriftstellerruf durch neue litterarische Produktionen, und seine Tragödie «Sylla» (1822) erlebte zahlreiche Vorstellungen. J. war ein eifriger Vorkämpfer der liberalen Sache. Nach 1830 ernannte ihn Ludwig Philipp zum Bibliothekar des Louvre. J. starb zu St.-Germain-en-Laye 4. Sept. 1846. Seine «Oeuvres complètes» (27 Bde. mit Anmerkungen) erschienen zu Paris 1823—28.

Jovanović (spr. -itsch, Stephan, Freiherr von), österr. Feldmarschalllieutenant, geboren zu Pazariste im Ottokaner Bezirk der ehemaligen Militärgrenze 5. Jan. 1828, kroat. Abkunft, trat 1845 in das österr. Heer, kämpfte 1848—49 unter Radetzky in Italien und wurde 1850 in den Generalstab versetzt, in welchem er 1852 zum Hauptmann befördert wurde. Späterhin wurde er Adjutant des in Süddalmatien befehligenden Generals Rodich, dann 1861—65 österr. Generalkonsul in Sarajewo. J. kehrte als der beste Kenner von Bosnien, Montenegro, Herzegowina und Krivoscie 1865 als Oberst in den Militärdienst zurück, zeichnete sich 1866 im Kriege gegen Italien aus, erhielt 1869, als der Aufstand in Süddalmatien ausbrach, in Cattaro den Befehl über eine Gebirgsbrigade und blieb dort, nachdem die Aufständischen durch Verhandlungen zur Einstellung der Feindseligkeiten veranlaßt worden waren. Er wurde 1875 Freiherr, 1876 Feldmarschalllieutenant und übernahm 1877 in Spalato den Befehl über die 18. Truppendivision. Im folgenden Jahre führte er mit außerordentlichem Geschick die Besetzung der Herzegowina aus und unterwarf das ganze Land binnen wenigen Tagen und fast ohne Verlust. J. behielt dort den Oberbefehl und die Leitung der Verwaltung, unterdrückte 1882 den Aufstand in der Krivoscie und wurde danach zum Statthalter in Dalmatien und Militärkommandanten zu Zara ernannt.

Jovanović (spr. -itsch, Wladimir), serb. Staatsmann und Schriftsteller, geb. 28. Sept. 1833 in Schabatz, studierte in Ungarisch-Altenburg und Hohenheim Landwirtschaft. Darauf war er Beamter und Redacteur in Belgrad, mußte jedoch seiner freisinnigen Tendenzen halber 1860 seine Heimat verlassen, lebte in Belgien, England, Italien, der Schweiz; hier gab er zu Genf die serb.-franz. Zeitung «Sloboda — La Liberté» (1864—66) heraus. Im J. 1866 ging er nach Pest, war einer der Hauptbegründer und Leiter des jungserb. Nationalvereins «Srpska Omladina»; 1869 mit dem Bulgaren Karavelov zu Peterwardein verhaftet, wurden beide der Mitschuld an der Ermordung des Fürsten Michael von Serbien angeklagt, aber vom Gericht in Pest freigesprochen. Erst 1872 kehrte J. nach Serbien zurück, trat in den Staatsdienst und ward Mitglied der Skupschtina (Volksvertretung). Bei Ausbruch des serb.-türk. Kriegs ward er Finanzminister, brachte die zur Kriegführung nötige Anleihe zu Stande; auch führte er die Prägung serb. Goldmünzen nach franz. Münzsystem ein. Nach seiner Dimissionierung Ende 1879 ward er Präsident des Rechnungshofs, darauf im Juni 1880 wieder Finanzminister, doch trat er schon im Oktober 1880 mit dem Kabinett Ristić zurück. Neben einer Reihe nationalökonomischer und polit. Schriften in serb. Sprache, darunter Übersetzungen von Werken Roschers und Mills, schrieb J. «Les Serbes

et la mission de la Serbie dans l'Europe d'Orient» (Par. 1870), «The emancipation and unity of the Serbian nation» (Genf 1871) u. a.

Jovellanos (Don Gaspar Melchor de), eigentlich Jove-Llanos, span. Staatsmann und Schriftsteller, geb. 5. Jan. 1744 zu Gijon in Asturien, schlug anfangs die geistliche, dann die juristische Laufbahn ein und trat als Dichter zuerst mit dem Lustspiel «El delincuente honrado» auf (neueste Ausg., Madr. 1880, Bd. 61 der «Biblioteca universal»). Dann schrieb er «Pelayo», eine Tragödie im franz.-klassischen Geschmack, und gab unter dem Namen Jovino seine «Ocios juveniles», lyrische und satirische Gedichte, heraus. Im J. 1778 zum Beisitzer des obersten Kriminalgerichtshofs in Madrid befördert, wurde er Mitglied der drei Akademien. Doch ward er 1790 aus Madrid verbannt, weil er sich seines Freundes Cabarrus (s. d.) annahm. Im J. 1797 ernannte ihn Godoy, der Friedensfürst, zum Justizminister, entsetzte ihn aber alsbald wieder seines Amtes, verbannte ihn 1798 nach Gijon, ließ ihn 1801 nach der Kartause von Valdemuza auf der Insel Mallorca abführen und 1802 in das Staatsgefängnis von Bellver bringen. Hier schrieb J. unter anderm die poetischen Briefe «Sobre la vida retirada» und «Sobre los vanos deseos y estudios de los hombres». Nachdem er 1808 seine Freiheit erlangt, zog er sich in seine Vaterstadt zurück und wurde ein eifriges Mitglied der den Kampf gegen die franz. Usurpation leitenden Centraljunta. Als sich diese Anfang 1810 in Flucht auflöste, war er es, der die Ernennung einer Regentschaft und die Zusammenberufung der Cortes veranlaßte. Undank, Verfolgung und Verarmung waren indes sein Lohn. Er zog sich nach Muros zurück, wo er seine berühmte Verteidigungsschrift «A mis compatriotas» (2 Bde., Coruña 1811) schrieb. Im J. 1811 kehrte er nach Gijon zurück. Er starb 27. Nov. 1811. Vgl. Ceán-Bermudez, «Memorias para la vida de J.» (Madr. 1814); Antillon, «Noticias historicas de J.» (Palma 1812), und die Biographie J.' von Huber in «Zeitgenossen» (dritte Reihe, Bd. 3). Eine Sammlung seiner Werke besorgte Don Ramon Maria Cañedo (7 Bde., Madr. 1830—32; vermehrte Aufl., 8 Bde., Barcel. 1839; neueste Ausg. von Nocedal, 2 Bde., Bd. 46 u. 50 der «Biblioteca de autores españoles», Madr. 1858—59). Eine Sonderausgabe der «Oraciones y discursos» erschien 1880 in Madrid.

Jovial (lat.), auf den Planeten Jupiter bezüglich; daher, da den Astrologen Jupiter als Frohsinn wirkend gilt, soviel wie frohsinnig, aufgeräumt, lustig; Jovialität, heitere Laune, Gemütsart; Jovialist, am poln. Hofe ehemals eine Art Hofnarren; Joviallinie, eine angeblich Jovialität verratende Linie im Antlitz und zwar die zweite Hauptlinie von der Stirn nach unten.

Jovianus (Flavius Claudius), röm. Kaiser, geb. 331, der Sohn des Comes Varronianus, hochgestellter Offizier in der Leibwache des Kaisers Julian, wurde nach des letztern Tode auf dem pers. Feldzuge in Assyrien am 27. Juni 363 n. Chr. durch die Wahl der Offiziere an die Spitze des Reichs gestellt. Er erkaufte von den Persern den Rückzug über den Tigris durch einen schimpflichen Frieden. In den kirchlichen Zeitfragen zu Toleranz gegen Heiden und Arianer geneigt, persönlich ein Anhänger des Symbols von Nicäa, starb J. schon in der Nacht vom 16. zum 17. Febr. 364 auf dem Marsch nach Konstantinopel zu Dadastana (auf der Grenze von Galatien und Bithynien).

Jovilabium ist ein nach Art eines Telluriums konstruiertes bewegliches Modell des Jupiter und seiner Monde, mit dessen Hilfe sich die gegenseitigen Stellungen dieser Himmelskörper, sowie die Ein- und Austritte der Trabanten in den Schatten des Jupiter näherungsweise bestimmen lassen.

Jovinianus, röm. Mönch, trat um 388 gegen die in der Kirche um sich greifende Überschätzung äußerlicher Werke mit großer Kraft auf. Wie aus einem Briefe des Ambrosius, besonders aber aus mehrern Gegenschriften des Hieronymus hervorgeht, bekämpfte J. die Verdienstlichkeit des Fastens und des Mönchtums sowie den Cölibat des Klerus, überhaupt jede nicht mit heiliger Gesinnung verbundene Askese. Vom röm. Bischof Siricius, bald darauf auch von Ambrosius verdammt, wurde der Erfolg seines Strebens vereitelt. Vgl. Lindner, «De Joviniano et Vigilantio» (Lpz. 1840).

Joyeuse entrée, vläm. Blyde-Incomste, d. i. fröhlicher Einzug, hieß die staatsrechtlich wichtige Charte, welche seit Wenceslas (1355) die Herzöge von Brabant und Limburg vor ihrem Einzuge in die Residenz in Gegenwart der Stände beschwören mußten. Das historisch und faktisch bedeutendste unter den darin enthaltenen Privilegien war, daß, sobald der Herzog in irgend einer Hinsicht dem Wortlaute derselben zuwiderhandeln würde, kein Unterthan weiter zum Gehorsam gegen ihn verpflichtet sein sollte. Die ursprüngliche Charte, welcher die 1312 erlassenen Gesetze von Cortenberg Herzog Johanns II. von Brabant zu Grunde lagen, bestand aus 59 Artikeln, zu denen später noch drei Zusätze Philipps des Guten (1430, 1451 und 1457) und zwei Zusätze Karls V. (1515) kamen. Der letzte Beherrscher Brabants, der diese Charte, deren Geltung der Rastatter Vertrag von 1714 besonders anerkannte, beschwor, war Kaiser Franz II. (31. Juli 1792).

Juan, s. Don Juan und Johann von Österreich.

Juan-de-Fuca-Straße, s. San-Juan-de-Fuca-Straße.

Juan di Dio, s. Gott (Johann von).

Juan Fernandez ist der Name für eine aus zwei größern Haupt- und mehrern Nebeninseln bestehende, etwa 7 Längengrade im Westen der Küste von Chile und in der Breite von Valparaiso in 33° 38′ südl. Br. und etwa 79—81° westl. L. von Greenwich einsam im Großen Ocean gelegene Inselgruppe, welche zu Chile gehört und als ein Departement der Provinz Valparaiso betrachtet wird. Die beiden Hauptinseln sind J. oder Mas a Tierra (95 qkm) und Mas a Fuera (85 qkm). Unter den übrigen Eilanden der Gruppe ist Sta.-Clara oder Goat-Island (59 qkm) im SW. von J. die umfangreichste. Die Hauptinseln sind gebirgig (der Yunque auf J. 983 m hoch, Mas-a-Fuera hat 1840 m Höhe) und haben ein sehr angenehmes und gesundes Klima. Die Hauptinsel, stark bewaldet mit Waldbäumen zu Brennholz und wilden Obstbäumen, 565 km von Valparaiso entfernt, besitzt an der Nordostküste einen guten Hafen (San Juan Bautista oder Cumberland-Bay). Im 16. und 17. Jahrh. war sie ein beliebter Zufluchtsort für Buccaniers. Gegenwärtig wird sie vielfach als Wasserstation von den Schiffen benutzt und ist von der Republik Chile seit 1877 verpachtet an A. von Rod. Von dem Kapitän Harding des Schiffs Cinque Ports ließ sich 1704 ein schott. Seemann Alexander

Selkirk, mit Kleidung, Waffen u. s. w. versehen, auf J. aussetzen, wo derselbe einsam bis 1709 lebte. Die Geschichte dieses Mannes, die 1729 zu Edinburgh erschien, soll Defoe einen Teil des Stoffs zum Robinson (s. d.) gegeben haben.

Juarez (Benito), 1861—72 Präsident der mexik. Republik, geb. 21. März 1806 im Dorfe San-Pablo Guetatao im Staate Oaxaca als Sohn armer Indian. Eltern, welche er früh verlor, entlief nach Oaxaca, wo er in einem wohlhabenden Kaufmanne einen Gönner fand. Später studierte J. hier die Rechte und ließ sich 1834 als Advokat nieder. Schon früh nahm er an der Politik seines Staats regen Anteil und wurde Mitglied der Gesetzgebung, später Sekretär, dann Richter, zuletzt Oberstaatsanwalt des höchsten Gerichtshofs. Im J. 1846 trat er in den mexik. Kongreß, den er aber 1847 wieder verließ, weil er in diesem Jahre zum Gouverneur seines Staats gewählt ward. In dieser Stellung, die er bis 1852 bekleidete, bewährte er sein Geschick als Verwaltungsbeamter, sorgte für das Unterrichtswesen, baute Straßen und widmete dem vernachlässigten Bergbau seine besondere Aufmerksamkeit. Er war eben wieder ins Privatleben zurückgetreten, als er durch Santa-Anna, der inzwischen die höchste Gewalt von neuem an sich gerissen, verbannt wurde. J. hielt sich einige Zeit in Havana, dann in Neuorleans auf, kehrte aber, als sich der Indianergeneral Alvarez zu Santa-Annas Sturz erhob, im Frühjahr 1855 nach Mexiko zurück. Hier schloß er sich Alvarez an, der ihn als provisorischer Präsident im Okt. 1855 zum Minister des Auswärtigen, des Kultus und der Justiz ernannte. Als solcher erklärte J. in dem berühmten, nach ihm benannten J.-Gesetze alle kirchlichen und militärischen Privilegien für abgeschafft. Als sich Alvarez im Dez. 1855 von der Präsidentschaft zurückzog, legte auch J. seine Ämter nieder und wurde wieder Gouverneur von Oaxaca. Im J. 1856 trat er in den Kongreß und hatte in dieser Stellung den Hauptanteil an der Verfassung von 1857. Bei der ersten, auf Grund dieser abgehaltenen Präsidentenwahl siegte Comonfort, während J. zum Präsidenten des höchsten Gerichtshofs erwählt und als solcher zugleich Vizepräsident der Republik wurde.

Nachdem Comonfort Anfang Jan. 1858 die Flucht ergriffen, ward J. gemäß der Verfassung sein Nachfolger. Die vereinigte Priester- und Soldatenpartei stand gegen ihn und hatte die Hauptstadt und die bedeutendsten Städte des Landes inne. J. mußte von einem Orte zum andern fliehen, bis er endlich Anfang 1859 seinen Regierungssitz nach Veracruz verlegte, wo er im April von den Vereinigten Staaten als der rechtmäßige Präsident anerkannt wurde. Von hier aus führte er auch den Hauptstreich gegen seine Gegner durch Erlassung der sog. Reformgesetze, welche das ungeheuere Kirchenvermögen für Nationaleigentum erklärten und dessen Verkauf anordneten, sowie religiöse Freiheit und bürgerliche Eheschließung einführten. Es folgte ein Kampf auf Leben und Tod, der 22. Dez. 1860 durch die Niederlage Miramons bei San-Miguel-Calpulalpan zu Gunsten J.' sich entschied. Dieser hielt bald darauf seinen Einzug in die Hauptstadt und wurde von den europ. Mächten anerkannt, 11. Juni 1861 aber von einer ungeheuern Majorität zum Präsidenten gewählt. Zum ersten mal nach jahrelangen Kämpfen schien die Zukunft des Landes gesichert und glückverheißend, als Napoleon III., Entschädigungsfragen zum Vorwande nehmend, Ende 1861 in Mexiko einbrach und schießlich durch franz. Bajonette den Erzherzog Maximilian von Österreich zum Kaiser von Mexiko machte. (S. Mexiko.) Seitdem wütete im Lande ein erbitterter Guerrillakrieg, den die Fremden gegenüber J. unterhielten. Letzterer leistete einen zähen und zum Teil erfolgreichen Widerstand.

Unter diesen Umständen weigerte sich J. im Widerspruch mit der Verfassung vom 5. Febr. 1857, die Gewalt dem legalen Vizepräsidenten, General Jesus Gonzalez Ortega, zu übergeben. Solange noch die Franzosen im Lande und Maximilian den Kaiserthron behauptete, strebte die republikanische Nationalpartei nur die Vertreibung der äußern Feinde an und ließ die Frage, ob J. die Exekutivgewalt rechtmäßig innehabe, unerörtert. Als jedoch durch die Hinrichtung des Kaisers Maximilian 19. Juli 1867 in Queretaro, zu welcher J., durch die bestehenden Gesetze gezwungen und durch polit. Rücksichten bestimmt, seine Zustimmung gegeben hatte, die europ. Einmischung beseitigt worden war, machte sich sofort eine ziemlich starke Gegnerschaft bemerkbar, welche bei der im August ausgeschriebenen Zusammenberufung der Wahlkörper den General Porfirio Diaz als Kandidaten aufstellte. Indes siegte J. bei der Präsidentenwahl im Dez. 1867, wenn auch mit weit geringerer Mehrheit als 1861, trat nun die Regierung für die Zeit bis 30. Nov. 1871 an und unterdrückte sofort mit blutiger Strenge verschiedene Aufstandsversuche, die später wiederholt verstärkter ausbrachen. Bei der Präsidentenwahl von 1871 stellte sich weder für J. noch für seinen Gegenkandidaten Porfirio Diaz eine absolute Mehrheit heraus, sodaß dem Kongreß die Entscheidung zufiel. Dieser wählte J., welcher 16. Sept. für die nächste vierjährige Periode zum Präsidenten ausgerufen wurde. Der Friede wurde 1872 wiederhergestellt; J. aber starb bereits 18. Juli 1872 an einem Schlaganfall.

Juba, Fluß im nordöstl. Afrika, s. Dscheb.

Juba, König von Numidien, der Sohn Hiempsals II., eines Urenkels des Masinissa, stand in dem Kampfe zwischen Cäsar und Pompejus auf der Seite des letztern. Cäsars Legat, Quintus Curio, wurde mit zwei Legionen, die er nach Afrika übergeführt hatte, durch ihn und den Pompejaner Attius Varus 49 v. Chr. vernichtet. Nach der Schlacht bei Pharsalus sammelten sich bei ihm unter Quintus Metellus Scipio die Pompejaner. Mit diesen unterlag er den Waffen Cäsars in der Schlacht bei Thapsus 46, nach deren Verlust er sich selbst tötete. — Sein Sohn, Juba II., wurde in Rom erzogen. Augustus, der ihn mit der jüngern Kleopatra, einer Tochter des Triumvirs Antonius und der Kleopatra von Ägypten, verheiratete, gab ihm im J. 30 das väterliche Reich zurück, nahm es ihm zwar 25 wieder, gab ihm aber dafür Mauretanien. Er starb 23 n. Chr. Durch zahlreiche histor., kultur- und kunstgeschichtliche, geogr. und noch andere Schriften erwarb er sich großen Ruf. Die Fragmente derselben hat C. Müller in den «Fragmenta historicorum Graecorum» (Bd. 3, Par. 1849) gesammelt.

Jubaea *H. B. K.*, Pflanzengattung aus der Familie der Palmen. Man kennt nur eine einzige in Chile einheimische Art, die J. spectabilis *H.B.K.* Es ist eine hohe Palme mit gefiederten Blättern. Aus dem Stamme wird eine Art Sirup oder

Palmenhonig gewonnen, der zur Bereitung von Speisen verwendet wird. Zu ähnlichen Zwecken wird auch das Perikarp der gelblichen Früchte benutzt.

Jubal, nach 1 Mos. 4, 21 der Stammvater aller Tonkünstler und Erfinder der Musik.

Jubarte (Balaenoptera boops) heißt die Walfischart, welche die bedeutendste Länge (bis 30 m) unter allen lebenden Tieren erreicht. Die J. ist von schwärzlicher, nach dem Bauch hin weißlicher Farbe, ihre Kiefer sind schmal, der obere kürzer als der untere. Sie lebt in den nördl. Meeren und wird gelegentlich auch an die Küsten Deutschlands verschlagen.

Jubeljahr, Erlaßjahr oder Ablaßjahr, heißt bei den Juden das Halljahr (s. d.). Auch die kath. Kirche hat ein J. und verbindet damit einen Ablaß, Jubelablaß genannt. Papst Bonifacius VIII. versprach durch eine Bulle vom 22. April 1300 vollkommenen Ablaß allen Römern, welche 30, allen auswärtigen Pilgern, welche 15 Tage lang wenigstens einmal täglich die Kirchen der Apostel Petrus und Paulus zu Rom besuchen würden. Zugleich verfügte er, daß dies J. alle 100 Jahre wiederkehren solle. Aber die reiche Einnahme, welche die Stadt Rom wie der päpstliche Schatz durch diese Einrichtung gewonnen hatte, veranlaßte Papst Clemens VI. 1343, auf Bitten der Römer jedes 50. Jahr als J. zu bestimmen. Urban VI. verkürzte 1389 die Frist auf 33, Paul II. 1470 auf 25 Jahre. Papst Alexander VI. führte 1500 einen besondern Ritus ein. Am Christabend, 25. Dez., begibt sich der Papst in feierlicher Prozession in die Peterskirche, schlägt dreimal mit einem Hammer gegen die vermauerte heilige Pforte (Jubelpforte, goldene Pforte) des heil. Petrus, welche alsdann von Maurern bloßgelegt wird und bis zum 24. Dez. des nächsten Jahres geöffnet bleibt. Bonifacius IX. sandte Ablaßkrämer herum, welche vollkommenen Ablaß verkauften gegen Erlegung der Summe, welche die Reise nach Rom kosten würde. Außerdem wurden von den Päpsten in verschiedenen Ländern Kirchen bestimmt, deren Besuch denselben Ablaß einbrachte, wie die Wallfahrt nach Rom. Als Clemens VII. 1525 ein J. ausschrieb, trat Luther mit aller Entschiedenheit dagegen auf; doch hat die kath. Kirche diese Einrichtung bis auf den heutigen Tag festgehalten. Außer diesen regelmäßigen J. bewilligten manche Päpste ein J. beim Antritt des Pontifikats. Vgl. Hoche, «Geschichte des päpstl. J.» (Halberst. 1825); Paulus, «Geschichtliche und rechtliche Prüfung des Jubelablasses» (Heidelb. 1825).

Jubiläte (lat., «jubilieret») heißt der dritte Sonntag nach Ostern nach dem Anfangswort von Psalm 66.

Jubiläum (lat., vom hebr. Jobel, eine Art Posaune zum Blasen im Halljahr [s. d.]), Jubelfeier, Fest zur Erinnerung an ein Ereignis, welches vor einem oder mehrern Jahrhunderten, einem halben oder Vierteljahrhundert stattfand; Jubilär, derjenige, auf welchen sich das J. bezieht.

Jubilieren (lat.), jubeln, Jauchzen.

Jubis (frz.), an der Sonne getrocknete Trauben- oder Küstenrosinen aus der Provence.

Juca, s. unter Manihot.

Júcar, Fluß im südl. Spanien, entspringt in der Provinz Cuenca in 1646 m Höhe am Südabhange der Sierra de Albarracin, durchfließt die Provinzen Cuenca, Albacete und Valencia, nimmt links den Cabriel auf, gibt hierauf vier Kanäle zur Bewässerung der fruchtbaren Reisfelder seines Thals ab und mündet nach einem Laufe von 506 km bei Cullera in den Golf von Valencia.

Juchart, Juchert, Jauchert, ursprünglich soviel wie Joch (s. d.), hatte in Bayern (dort auch Morgen oder Tagewerk genannt) 400 Quadratruten = 34,073 a, in Württemberg und Hohenzollern (auch Mannsmahd oder Tagewerk genannt) 1½ Morgen oder 576 Quadratruten = 47,276 a; in der Schweiz 40000 Quadratfuß = 36 a.

Juchnow, Kreisstadt im russ. Gouvernement Smolensk, an der Ugra, einem linken Nebenflusse der Oka, mit (1882) 3072 E., hat große Branntweinbrennereien und Gerbereien.

Juchten, s. Juften.

Jück, s. unter Joch.

Juckausschlag oder Juckblattern (Prurigo), s. unter Jucken.

Juckbläschen, ein bläschenförmiger, mit heftigem Jucken verbundener Hautausschlag, beruht entweder auf Ekzem (s. d.), oder auf Krätze (s. d.), oder bildet eine eigenartige Hautkrankheit, den sog. Juckausschlag oder die Juckblattern. (S. unter Jucken.)

Jucken (pruritus) heißt eine eigentümliche schmerzhafte Empfindung (Hyperästhesie) der äußern Haut oder gewisser Stellen der Schleimhäute (After, Scheide u. s. w.), welche zum Kratzen und Reiben Anlaß wird. Die Empfindung selbst ist verschiedener Art: brennend, stechend, nagend, kriebelnd u. s. w. Ein geringerer Grad dieses Hautschmerzes ist der Kitzel. Das J. begleitet viele Hautausschläge und ist hier am bedeutendsten beim Nesselausschlag; der sog. Juckausschlag (Juckblattern, Prurigo), bei welchem sich flache stecknadelkopf- bis hanfkorngroße heftig juckende Knötchen auf der Haut bilden, hat von dieser Erscheinung den Namen. Dieser echte Juckausschlag findet sich besonders häufig bei der armen und dürftig ernährten Bevölkerung, beginnt fast ausnahmslos schon in der frühesten Jugend und bleibt nicht selten durch das ganze Leben bestehen; Lieblingsstellen der Juckblattern sind die Streckseiten der untern, in geringerm Grade der obern Extremitäten, die hintere Fläche des Rumpfes, die Brust und der Unterleib, wohingegen die Beugeflächen der Extremitäten immer von ihnen verschont bleiben. Auch die Umgegend von Geschwüren juckt oft. Nicht selten tritt auch das J. auf nach der Heilung von Hautausschlägen (Gürtelrose, nässende Flechte, Pocken u. s. w.), bei der Ablösung von Hautschorfen, in frischen und alten Narben. Die häufigste Ursache des J. sind aber Schmarotzer (Krätzmilben, Läuse, Madenwürmer im Mastdarme, in der Scheide), die oft übersehen werden, und Schmutz. Auch die Einwirkung reizender Substanzen auf die Haut bedingt oft J., so z. B. gar nicht selten das Auflegen von Heftpflaster. Zu den innern Ursachen des J. gehören Alkoholmißbrauch, der Genuß reizender und scharfer Nahrungsmittel und Gewürze. Manche Menschen bekommen auch nach dem Genusse anscheinend ganz unschuldiger Dinge (Krebse, Erdbeeren, Käse) mehr mit Nesselausschlag verbundenes Hautjucken. Ebenso stellt sich J. oft bei solchen ein, welche viel Tabak rauchen; nicht selten auch bei Gelbsüchtigen. Endlich kann das J. auch bedingt sein von Nervenerkrankungen, die entweder ihren Sitz haben an dem peripherischen oder an dem centralen Ende der Nerven. Das J. und Kitzeln in den Schleimhäuten

(Nase, Kehlkopf) hängt oft ab von dem entzündungsähnlichen Katarrh derselben.

Am häufigsten kommt das J. vor an den Geschlechtsteilen, an der Aftermündung (s. unter After, Bd. I, S. 199b), an den innern Schenkelflächen, den Waden, den Brüsten. Es setzt aus oder hält ununterbrochen an, wird beim Schwitzen, in der Wärme (im Bett), im Frühjahr, im Winter, auf Diätfehler stärker oder zeigt sich dann überhaupt erst. Das J. besteht in verschiedenem Grade, vom leichtesten Kitzel bis zum furchtbarsten Schmerz. Kratzen bis aufs Blut schafft oft Erleichterung; mitunter steigert sich der Schmerz bis zur Besinnungslosigkeit. In so schweren Fällen stellt sich nicht selten Gereiztheit, Schwermut ein, der Schlaf, die Ernährung leiden, es tritt zuletzt wirkliches Fieber ein, und solche Kranke werden leicht wahnsinnig oder enden die Qual durch Selbstmord. Die Behandlung muß sich auf die Hebung der Ursache richten: Töten und Entfernen der Schmarotzer, Reinlichkeit, Vermeidung schädlicher Genüsse; bei peripherischem Nervenschmerz Durchschneidung der Nerven. Wo dem Grunde des Übels nicht beizukommen ist, sucht man den Schmerz zu lindern durch schmerzstillende Mittel, Chloroform, Narkotika, Blasenpflaster, Eis, Essigwaschungen u. dgl. Gegen den chronischen Juckausschlag erweisen sich tägliche lauwarme Bäder, unter Umständen mit Zusatz von Schwefelleber, Sublimat oder Soda, sowie Einreibungen mit grüner Schmierseife, Leberthran oder Teerpräparaten nützlich.

Jucker, kleine, leichte Blutpferde engl. oder arab. Ursprungs.

Jucundi acti labores (lat.), d. h. Angenehm (sind) die gethanen Arbeiten, etwa soviel wie: nach gethaner Arbeit ist gut ruhen; Citat aus Ciceros «De finibus» (II, 32, 105).

Jucundität (lat.), Annehmlichkeit.

J. U. D., Abkürzung für Juris utriusque doctor, Doktor beider Rechte (nämlich des röm. und kanonischen Rechts), vgl. Utriusque juris.

Jud oder Judae (Leo), Mitarbeiter Zwinglis in der schweiz. Reformation, geb. 1482 zu Germar im Elsaß, studierte in Basel, wirkte später als Pfarrer zu St. Pilt im Elsaß, ward 1519 Nachfolger Zwinglis zu Einsiedeln, 1523 Pfarrer an der Peterskirche zu Zürich, wo er 19. Juni 1542 starb. Mit unermüdlichem Eifer stand er Zwingli zur Seite, übersetzte die meisten seiner Schriften ins Deutsche oder ins Lateinische, schrieb einen großen und einen kleinen Katechismus und war der eigentliche Urheber der schweiz. Bibelübersetzung. Vgl. E. Pestalozzi, «Leo J.» (Elberf. 1860).

Juda erscheint in der israel. Stammessage als der vierte Sohn Jakobs (s. d.) von der Lea und spielt in einer der beiden Überlieferungsreihen der Josephgeschichte eine hervorragende Rolle. Von ihm wird der beim Auszuge aus Ägypten zahlreichste und bevorzugte «Stamm J.» abgeleitet, welchem beim Eindringen des Volkes Israel in Kanaan der ganze Süden des Landes mit dem damals fruchtbaren «Gebirge J.» in der Mitte, der «Wüste J.» östlich davon bis zum Toten Meere, der reichgesegneten «Niederung» (Sephela) westlich bis zum Mittelmeere (größtenteils von Philistäern besetzt) und dem eigentlichen «Südlande» (Negeb) mit Weidetriften zufiel, die den Übergang zu den Wüsten des Peträischen Arabien bildeten und hauptsächlich von Simeoniten bewohnt wurden. In der zweiten Hälfte der Richterperiode hatte der Stamm J. die Hegemonie über die andern Stämme und gewann die größte Bedeutung, seitdem David aus demselben zum König erkoren wurde. Mit der Reichstrennung (975 v. Chr.) unter Rehabeam ging der Name J. auf das kleinere Südreich über, welches, aus den Stämmen J., Benjamin, Simeon und Levi bestehend, dem Königshause Davids treu blieb, sich unter den Segnungen der Erbmonarchie stetiger und glücklicher entwickelte als das Nordreich Israel, und seinen natürlichen, polit. und religiösen Mittelpunkt in Jerusalem mit seinem Tempel besaß. Gegen die Gefahren religiöser und polit. Art, von denen das Reich J. allerdings auch fast jederzeit bedroht war (Überhandnehmen heidnischen Wesens, äußerer Ceremoniendienst und Werkheiligkeit, Angriffe von außen und Parteiung im Innern), eiferten nicht nur die Propheten, sondern dagegen richteten auch theokratische Könige, wie Asa und Josaphat, Joas, Hiskia und Josia ihre Reformbestrebungen. Gleichwohl wurde das Reich J. schon seit König Ahas assyrischer, vorübergehend auch ägyptischer und zuletzt seit Eljakim chaldäischer Vasallenstaat. Schließlich eroberten und zerstörten die Chaldäer unter Nebukadnezar Jerusalem, führten den letzten König (den 19. der ganzen Reihe), Zedekia, mit dem größten Teile seines Volks ins Babylonische Exil (588—538 v. Chr.) weg und machten so dem Reiche ein Ende. Da das aus dem Exil zurückkehrende Volk fast ausschließlich den Stämmen J., Benjamin und Levi angehörte, so ging der Name J. auch wieder auf die auf den Trümmern Jerusalems und der Umgegend sich ansiedelnde neue Volksgemeinde über und hat sich als Nationalitätsbezeichnung bis auf den heutigen Tag erhalten.

Judäa, s. Palästina.

Juda ha-Levi (ben Samuel), arab. Abulhassan, jüd. Dichter, lebte um 1080—1140 in Castilien, von wo er gegen Ende seines Lebens nach Palästina wanderte. Dem Lebensberufe nach Arzt, war er einer der berühmtesten jüd. Dichter des Mittelalters. Von seinen Liedern, die sich durch Innigkeit der Empfindung und Wohllaut der Sprache auszeichnen, sind die meisten religiösen Inhalts und in fast alle Ritualien, zumal der orientalischen aufgenommen; eine Sammlung derselben ist von Luzatto begonnen, aber nicht zu Ende geführt worden. Nicht minder bekannt ist J. durch sein Werk «Kusari», welches in fünf Abschnitten die wichtigsten Gegenstände des Judentums in Gesprächsform behandelt. Das arab. Original ist bisher nicht veröffentlicht. Die hebr. Übersetzung durch Jehuda ibn Tibbon ist (seit 1506) oft gedruckt, kommentiert und übersetzt worden; von Buxtorf in das Lateinische 1660, von Dav. Cassel in das Deutsche 1853 und 1869. J. heißt nicht Juda Ben Halevi und ist nicht Verfasser des «Sabbatliedes Lecha Dodi», wie H. Heine im «Romancero» angibt. Vgl. Geiger, «Diwan des Abu'l Hassan Juda ha-Levi» (Bresl. 1851).

Judas der Galiläer, nach seiner Vaterstadt Gamala am Ostufer des Sees Gennezareth von Josephus der Gaulanite genannt, leitete in Gemeinschaft mit einem Pharisäer Sadduk den gegen den röm. Census des Quirinius gerichteten Aufstand der Galiläer (7 n. Chr.), die aber zersprengt wurden. Obgleich dabei auch J. selbst ums Leben kam, so gab es doch seitdem eine radikale pharisäische Partei unter den Juden, die sich an die Familie des J. anschloß, den gewaltsamen Widerstand

gegen die Römerherrschaft predigte und schließlich den großen Jüdischen Krieg der Jahre 66—70 n. Chr. herbeiführte. (S. Zeloten.)

Judasbaum, s. unter Cercis.

Judas Iskarioth, so genannt von seiner Vaterstadt Karioth im Stamme Juda, hieß derjenige unter den Jüngern Jesu, welcher ihn nach der evang. Erzählung an das jüd. Synedrium verriet, danach aber, von Reue über das Geschehene übermannt, sich selbst das Leben nahm. Nach Matthäus hatte er sich erhängt, die Apostelgeschichte läßt ihn einen Abhang herabstürzen und mitten entzwei bersten. Als Motiv des Verrats setzen der erste und der vierte Evangelist Habsucht voraus, was, abgesehen von allem andern, schon im Hinblick auf die geringe Summe, die Matthäus als Verräterlohn nennt (30 Silbersekel = 60 Mark), wenig wahrscheinlich ist. Daher erklären Neuere den Verrat aus der Absicht des Judas, Jesum dadurch zur schleunigern Aufrichtung des Messiasreichs zu zwingen, was freilich in den Quellen nicht angedeutet ist und psychologisch ebenfalls seine Bedenken hat. Am wahrscheinlichsten bleibt die Annahme, daß J. in Jerusalem bei dem Zögern Jesu, das Messiasreich aufzurichten, und unter dem mächtigen Eindrucke des Tempels und seiner Herrlichkeit an der Sache seines Meisters irre geworden und mit dem Fanatismus eines Renegaten der jüd. Obrigkeit die Hand geboten habe, ihn als Empörer wider die gesetzliche Ordnung zu richten.

Judas Jakobi, d. h. der Sohn des Jakobus, erscheint bei Lukas im Apostelverzeichnisse als einer der zwölf Jünger Jesu. Bei Markus wird an seiner Stelle Thaddäus, bei Matthäus Lebbäus genannt. Beide Namen hat man schon im Altertum für bloße Beinamen des Judas gehalten und ihn zu einem Sohne des Alphäus und Bruder des jüngern Jakobus gemacht. Nach der edessenischen Legende soll J. mit dem Apostel Thomas eine Person sein. Wieder eine andere Tradition identifiziert ihn mit dem Apostel Simon. Eine vierte, ebenfalls schon vor alters vollzogene Kombination jenes Judas mit dem gleichnamigen Bruder Jesu gab die Veranlassung, ihm den im Neuen Testament enthaltenen Brief beizulegen, dessen Verfasser sich «Bruder des Jakobus» nennt, d. h. des bekannten Jakobus des Gerechten, Bruders Jesu und angesehenen Gemeindehaupts in Jerusalem. Erst als Brief eines Apostels kam dieser Brief des Judas seit dem 4. Jahrh. in den kirchlichen Kanon. Die Umstände, unter welchen dieser Brief entstand, deuten auf die nachapostolische Zeit. Der Gedächtnistag des J. in der griech. Kirche ist der 19. Juni, in der römischen (mit Simon gemeinsam) der 28. Okt. Vgl. Lipsius, «Apokryphe Apostelgeschichten und Apostellegenden» (Bd. 1 und Bd. 2, 2. Hälfte, Braunschw. 1883 u. 1884).

Judas Lebbäus oder Judas Thaddäus, s. Judas Jakobi.

Judas Makkabi oder Makkabäus (d. i. Hammer), jüd. Heerführer, stammte aus dem Geschlecht der Hasmonäer und leitete nach dem Tode seines Vaters, des Priesters Mattathias, den Befreiungskampf der Juden gegen den syr. König Antiochus Epiphanes und dessen Nachfolger. Von dem J. 166 v. Chr. an schlug er die syr. Feldherren Gorgias, Lysias und Nikanor in mehrern Schlachten und war eben, wie es heißt, im Begriff, mit den Römern ein Bündnis abzuschließen, als ihn ein übermächtiges Heer der Syrer unter Bacchides zu einem neuen Kampfe nötigte, in welchem er (160 v. Chr.) sein Leben verlor. Der Bericht über seine Kriegsthaten im ersten Makkabäerbuche ist im ganzen geschichtlich treu, wenn auch im offiziellen Stile eines hasmonäischen Reichschronisten verfaßt; der im zweiten Buche, wo J. allein mit allen Ehren überhäuft wird, um die übrigen Glieder des Fürstenhauses in den Schatten zu stellen, ist nicht bloß sagenhaft, sondern auch durch tendenziöse Färbung beeinflußt.

Judeich (Joh. Friedr.), verdienter Forstmann, geb. 27. Jan. 1828 zu Dresden, besuchte die Kreuzschule daselbst und studierte dann an der Forstakademie in Tharand und an der Universität Leipzig. Seit 1849 war er bei der sächs. Forsteinrichtungsanstalt beschäftigt, trat 1857 als Forstmeister für die im böhm. Riesengebirge gelegene Waldherrschaft Hohenelbe in den Dienst des Grafen von Morzin und übernahm 1862 die Direktion der Forstlehranstalt zu Weißwasser. Im J. 1866 wurde er als Oberforstrat und Direktor an die Akademie zu Tharand berufen, 1876 zum Geh. Forstrat, 1878 zum Geh. Oberforstrat ernannt. Außer durch zahlreiche Abhandlungen in forstlichen Zeitschriften hat er sich als Schriftsteller einen Namen erworben durch sein Lehrbuch «Die Forsteinrichtung» (Dresd. 1871; 4. Aufl. 1885); er tritt darin für die von Preßler begründete «Reinertragslehre» ein. Das bekannte Handbuch von Ratzeburg: «Die Waldverderber und ihre Feinde», bearbeitete er in 7. Aufl. vollständig neu (Berl. 1876). Seit 1868 leitet er die Redaction des «Tharander forstlichen Jahrbuchs». Im J. 1873 erschien der erste Jahrgang seines «Deutschen Forst- und Jagdkalenders» (2 Bde., Berl.), seit 1882 fortgesetzt von J. und Behm unter dem Titel «Forst- und Jagdkalender».

Juden heißen die Israeliten oder Hebräer (s. d.) seit dem Babylonischen Exil als Nachkommen ihrer Vorfahren aus dem Königreich Juda. Seit 538 v. Chr. waren nach und nach mit Erlaubnis der pers. Könige Tausende von J. aus den babylon. Staaten nach Palästina zurückgekehrt. Hier hatten sie 521—516 v. Chr. den Tempel wieder erbaut, die verödeten Städte allmählich wieder bevölkert, das Mosesthum neu begründet und auf Veranstaltung Nehemias Jerusalem 444 mit einer Mauer umgeben. Von Hohenpriestern und Beamten regiert, lebten die palästinischen J., gleich ihren zahlreichen Brüdern in Babylonien, bis auf Alexanders d. Gr. Eroberungen 331 ungestört unter pers. Hoheit, dann kurze Zeit unter Antigonus und Seleukus, und seit Ptolemäus Lagi, welcher nach der Eroberung Jerusalems 301 eine starke Kolonie nach Alexandria abführte, fast 100 Jahre unter ägypt. Herrschaft. Die syr. Könige, denen Judäa anheimfiel, suchten die J. mit Erpressungen und seit 175 selbst mit Religionsverfolgungen heim. Antiochus Epiphanes ließ den olympischen Zupiter im Tempel aufstellen, verbot die Beschneidung, befahl Schweine zu opfern, verwüstete das Land und ließ viele dem Gesetz treu Bleibende hinrichten. Solches Elend weckte Begeisterung. Judas Makkabi sammelte die Rechtgläubigen um sich, schlug die Syrer, zog siegreich in Jerusalem ein und stellte 164 v. Chr. den Tempeldienst wieder her. Nach seinem Tode (160) vollendeten seine Brüder Jonathan und Simon das Befreiungswerk; der König von Syrien mußte Frieden schließen und Simon wurde als Hoherpriester und Volksfürst anerkannt. Simons

Sohn, Johannes Hyrkanus, erweiterte als König und Hoherpriester, 135—105 v. Chr., das Gebiet seines unabhängigen Landes durch Eroberungen in Samaria und Idumäa; doch schon unter seinen Enkeln, Hyrkanus II. und Aristobulus, büßte das Land seine Unabhängigkeit wieder ein. Pompejus, durch die um den Thron streitenden Brüder herbeigerufen, eroberte 63 v. Chr. Jerusalem und machte Judäa vom röm. Syrien abhängig. Antigonus, ein Sohn des Aristobulus, errang indes mit Hilfe der Parther 42 v. Chr. die Königswürde wieder.

Allein Herodes, der Sohn des Landverwesers Antipater aus Idumäa, behauptete sich mit Hilfe der Römer, eroberte 37 v. Chr. Jerusalem, ließ den Antigonus und dessen Anhänger hinrichten und endlich 30 v. Chr. auch den alten Hyrkanus, den letzten männlichen Sproß des Hauses der Hasmonäer. Nur durch Unruhen, Druck und ausländischen Beistand sich aufrecht haltend, blieb der Fremdling verhaßt, obwohl er 19 v. Chr. den Tempel prächtig aufbaute. Sein Sohn und Nachfolger Archelaus wurde 8 n. Chr. vom Kaiser Augustus abgesetzt, Judäa zu Syrien geschlagen und von Prokuratoren (Landpflegern) verwaltet. Kaiser Claudius erteilte allen J. des Römischen Reichs das Bürgerrecht. Doch die Willkürlichkeiten der Römer, die Gelderpressungen der Prokuratoren und der Parteienhaß mehrten die Unzufriedenheit, die 66 n. Chr. in offene Empörung gegen Rom ausbrach, welche nach einem, besonders durch die Zelotenpartei unterhaltenen hartnäckigen Kampfe im August 70 n. Chr. mit der Eroberung Jerusalems durch Titus, der Einäscherung des Tempels, der Niedermetzelung und Wegführung vieler Hunderttausende von J. endigte. Die Ländereien Judäas wurden zum Teil veräußert und die J., die bereits in Persien, Arabien, Kleinasien, Ägypten, Cyrene, Griechenland und Rom ziemlich zahlreich waren, vollends nach allen Ländern hin zerstreut. Vom Kaiser Nerva geschützt, hatten die asiatischen J. unter Trajan eine um so härtere Behandlung zu erdulden. Ihre letzten Versuche, das röm. Joch abzuschütteln, in Cyrene 115, auf Cypern 116, in Mesopotamien 118, in Palästina unter Bar-Cochba endeten 135 n. Chr. unter dem Kaiser Hadrian mit einem entsetzlichen Blutbad und der Verödung Judäas. Viele ihrer Lehrer wurden hingerichtet und scharfe Verordnungen gegen die J. erlassen, jedoch zum Teil durch Antoninus Pius wieder aufgehoben. Gegen Ende des 2. Jahrh. traten zwar wieder bessere Zeiten für die J. ein; seitdem aber mit dem Kaiser Konstantin 330 das Christentum zur Herrschaft gelangte, wurden sie durch kaiserliche Edikte und Konzilienbeschlüsse immer härter betroffen.

Um diese Zeit schon finden sich die J. in Illyrien, Spanien, den Balearen, Gallien und in einigen Städten am Rhein; sie trieben Ackerbau, Handel und Gewerbe, besaßen Grundstücke, wurden zu Ämtern und Militärdienst berufen und hatten eigene Gerichtsbarkeit. Im J. 418 wurden sie vom Militärdienst ausgeschlossen; auch erfolgte 429 die Aufhebung des Patriarchats zu Tiberias, und immer mehr sahen sie sich im Laufe des 5. Jahrh. eingeschränkt. Ungleich war ihr Los in den verschiedenen Ländern nach dem Untergange des Weströmischen Reichs. Während sie in Italien, Sicilien und Sardinien ziemlich unangefochten lebten, hatten sie im Byzantinischen Reiche viele Bedrückungen und in Frankreich und dem westgot. Spanien im 6. und 7. Jahrh. grausame Verfolgungen zu erdulden. Im Parthischen und seit 226 im Persischen Reiche war ungeachtet einzelner Verfolgungen im 5. und 6. Jahrh. ihr Los erträglich. Die J. in Palästina, welche mit Hilfe der Perser 614 Jerusalem einnahmen, träumten sogar die Wiederherstellung der alten Selbständigkeit, wurden jedoch vom Kaiser Heraklius gedemütigt. Die Herrschaft des Islam, der nach Besiegung der Judenstämme von Chaibar, 627, sich Westasien, Persien, Ägypten, Afrika, Spanien und Sicilien nach und nach unterwarf, änderte wesentlich die Lage der J. in jenen Ländern. Abgesehen von einzelnen Bedrückungen und Verfolgungen, wie in Mauritanien 790 und in Ägypten 1010, lebten sie unter den Kalifen und arab. Fürsten in ziemlicher Ruhe und nahmen im maurischen Spanien an Zahl und Bildung seit dem 8. Jahrh. zu. Mancher unterrichtete Jude war Rat, Schreiber, Astrolog oder Leibarzt der maurischen Könige, und die Stürme, die sie z. B. in Granada 1066 und in Cordova 1148 trafen, waren meist nur eine Folge anderer polit. Ereignisse. Jüd. Gemeinden gab es im 9. Jahrh. auch in Kairwan, Fez und Marokko; in Babylonien verringerte sich ihre Zahl seit dem 11. Jahrh., dagegen stieg sie in Palästina durch häufige Ansiedelungen; selbst bei den mongol. Chans standen sie in Ansehen.

Trauriger war ihr Schicksal in dem christl. Europa, zumal in den halbkultivierten, unter Lehnswesen, Faustrecht und Priestergewalt stehenden Westländern. Im Byzantinischen Reiche hatten sie im Anfang und gegen Ende des 8. Jahrh. Verfolgungen zu erleiden, die ihre Übersiedelung in das Land der Chasaren, eines hunn. Volksstammes an der Wolga, veranlaßten. Günstiger war für sie das folgende Jahrhundert; dagegen hatten sie zu Anfang des 11. Jahrh. unter Kaiser Basilius II. wieder harte Stürme zu bestehen. In Italien war gegen beträchtliche Geldopfer ihr Zustand leidlich. Glückliche Zeiten verlebten sie in Neapel, wo sie nur 1261 verfolgt wurden, in Trani, Otranto, Salerno, Rom, Lucca und, besonders in späterer Zeit, in Toscana, der Lombardei und Savoyen, wo erst 1435 eine Verfolgung gegen sie ausbrach. Die Päpste nahmen sich fast durchgehends ihrer an. Seit dem 13. Jahrh. mußten sie indes Absonderungszeichen tragen und seit dem 15. in eigenen Quartieren (ghetti) wohnen. Auf Sicilien, wo sie Grundeigentum und eine geregelte Kommunalverfassung besaßen, wurden sie weder von den Arabern noch von den Normannen bedrückt und auch von Friedrich II. geschont. Später aber mußten sie schwere Abgaben zahlen und seit 1296 auch Abzeichen an ihrer Tracht tragen. Nachdem man seit 1428 vergebens sie zu bekehren versucht hatte, wurden sie 1493 auf Befehl Ferdinands des Katholischen, 100000 Seelen an der Zahl, aus der Insel vertrieben; sie wendeten sich nach Neapel, während die heimlichen J. oder neuen Christen noch bis 1570 von der Inquisition verfolgt wurden. In blühendem Zustande befanden sie sich im 8. und 9. Jahrh. in Frankreich, namentlich in Paris, Lyon, Languedoc und Provence; sie hatten Grundbesitz, und ein magister Judaeorum verwaltete ihre Angelegenheiten. Bald aber fing die unter den schwachen Karolingern emporstrebende Geistlichkeit an, sie zu bedrücken. Königen, Bischöfen,

Lehnbesitzern und Städten mußten sie zugleich das Recht ihrer jämmerlichen Existenz abkaufen. Zur Rechtfertigung wiederholter blutiger Aufstände und Hinrichtungen, seit dem 11. bis in die Mitte des 14. Jahrh., wurden Geschichten von Hostiendurchstechungen, gemordeten Christenknaben und Brunnenvergiftungen gegen sie ersonnen. Abwechselnd vertrieben und wieder aufgenommen, erhielten sie endlich gegen hohe Summen Schutz und die Verlängerung ihrer Privilegien; doch schon 1395 wurden sie für immer aus dem mittlern Frankreich vertrieben. In England, wo sie schon im 9. Jahrh. vorkommen, brach am Krönungstage des Königs Richard Löwenherz (1189) ein blutiger Tumult gegen sie aus. Auch hatten sie trotz ihres von Johann ohne Land für 4000 Mark Silber erkauften Freibriefs unter Heinrich III. viel zu leiden, mit welchem Richard von York, Prinz Eduard und die Universität zu Oxford wetteiferten. Man nahm ihnen Habe und Synagoge und 1270 die Befugnis des Grundbesitzes, suchte sie seit 1280 zu bekehren und wies sie endlich 1290 aus dem Lande, worauf sie meist nach Deutschland und Frankreich auswanderten.

Im Deutschen Reiche waren die J. als sog. Kammerknechte Eigentum der Kaiser, die sie verkauften und abtraten. Man findet sie im 8. Jahrh. in den Rheinstädten, im 10. in Sachsen und Böhmen, im 11. in Schwaben, Franken und Wien, im 12. in Brandenburg und Schlesien. Sie mußten Leibzoll, Kopf-, Gewerbe- und Krönungssteuer und andere Abgaben zahlen und wurden von den Landesherren willkürlich verpfändet, verschenkt und verjagt. Großes Elend brachten über sie die Kreuzzüge, sowie die Volksaufstände und Austreibungen in Leobschütz 1163, Wien 1196, Mecklenburg 1225 und 1330, Breslau 1226 und 1319, Brandenburg 1243, Frankfurt 1241 und 1346, Pforzheim 1271, München 1285, Weißensee 1303, Überlingen 1331, Nördlingen 1290 und 1384, Deggendorf 1337, Weißenfels 1368, Nürnberg 1390, Prag 1391 und 1422, Regensburg 1476 und Passau 1478, und insbesondere die Verfolgung bei Gelegenheit des Schwarzen Todes in den J. 1348—50. Österreich ausgenommen, wurde Deutschland damals von J. fast entvölkert; sie wurden zu Tausenden gemordet, verbrannt, und viele stürzten sich selbst in die Flammen der brennenden Synagogen. Bald darauf siedelten sie sich wieder im Rheinischen und Fränkischen Kreise, in Hessen, Sachsen und Brandenburg an. Blutige Verfolgungen in Schlesien veranlaßte der Franziskaner Capistranus (1452—55). Seit dem 13. Jahrh. war ihnen eine auszeichnende Tracht auferlegt, und wiederholt wurden seit dem 14. Jahrh. alle ihre Schuldforderungen durch den Kaiser für nichtig erklärt. Nur hier und da hatten sie Bürgerrechte und unbewegliches Eigentum; im allgemeinen waren ihnen nur Handel und Wucher gestattet, und selbst das Gesetz hatte für sie härtere Strafen. In verschiedenen Orten mußten sie in eigenen Judenstraßen wohnen, und aus mehrern Reichsstädten, zumal seit dem 15. Jahrh., wurden sie völlig verwiesen: so aus Ulm 1380, Magdeburg 1384, Augsburg 1440, Liegnitz 1447, Bamberg 1475, Glatz 1492, Salzburg 1498, Nürnberg 1499 und Regensburg 1519. In der Schweiz, wo sie schon im 13. Jahrh. erwähnt werden, durften sie liegende Gründe besitzen; doch auch hier begannen 1348 die Verfolgungen. Im J. 1401 wurden sie in Winterthur und Schaffhausen bedrängt und 1424 aus Zürich gewiesen, wo sie jedoch 1451 und 1490 wieder sich aufhalten durften. Das Konzil zu Basel befahl 1434, allen J. das Christentum zu predigen. Aus Genf wurden sie 1490, aus Thurgau 1491 vertrieben. Mehr Ruhe und Schutz, ja seit 1264 sogar gewisse Vorrechte, genossen sie in Polen und Litauen. Von König Kasimir III. begünstigt, vermehrte sich ihre Zahl seit 1348 ansehnlich durch die aus der Schweiz und Deutschland einwandernden Flüchtlinge. In Rußland findet man sie im 10. sowie im 14. Jahrh.; doch wurden sie in späterer Zeit ausgewiesen. In Ungarn, wo sie seit dem 11. Jahrh. vorkommen und Grundbesitz haben durften, wurden sie in den letzten Jahren des 14. und 15. Jahrh. verfolgt.

Im christl. Spanien blieben die J. bis in die zweite Hälfte des 14. Jahrh. in ziemlich ungestörtem Genuß ihrer nicht unbedeutenden Rechte; sie fanden Anstellung, waren von den Königen bevorzugt, besaßen Ländereien und hatten eigene Gerichtsbarkeit. Doch mit der Armut des Adels, der Macht der Priester und den aus den Wuchergeschäften der J. entstandenen Mißbräuchen wuchsen Haß und Verfolgung. Allmählich nahm man ihnen die Befugnis, beliebig zu wohnen, schmälerte ihre Rechte und erhöhte ihre Steuern. In Aragonien wurden sie zur Zeit eines Regenmangels aus den Städten verwiesen; in Sevilla, Cordova, Toledo, Valencia, Catalonien und Mallorca richtete ein Aufstand in den J. 1391 und 1392 eine große Niederlage unter ihnen an; nur durch die Taufe oder durch die Flucht nach Afrika vermochten sie sich zu retten. Das ganze 15. Jahrh. hindurch waren Verfolgungen, gewaltsame Bekehrungen und Inquisitionstyrannei gegen die Getauften, die nicht auswandern durften, an der Tagesordnung. Zu Tausenden seit 1480 verbrannt, wurden sie endlich 1492 gänzlich vertrieben. Von den 300000, die nach Portugal, der Provence, Italien, Afrika und der Türkei auswanderten, hatte nach acht Jahren etwa der zehnte Teil, arm und elend, eine Zufluchtsstätte gefunden. In Portugal, wo sie schon im 11. Jahrh. vorkommen, lebten sie unter einem Großrabbinen in sieben Distrikte verteilt; eine absondernde Kleidung mußten sie seit 1429 anlegen. Im J. 1492 wurden 80000 aus Spanien geflüchtete J. gegen acht Goldpfennige Kopfgeld auf acht Monate in Portugal aufgenommen, nach deren Ablauf die Armern zur Taufe, die Wohlhabendern zur Auswanderung genötigt sahen. König Emanuel befahl 1495 die Verweisung aller J. aus Portugal und ließ den Armen die Kinder unter 14 Jahren wegnehmen und nach den Schlangeninseln einschiffen. Über 2000 getaufte J. wurden 1506 in Lissabon ermordet. Die Leiden der heimlichen J. auf der Pyrenäischen Halbinsel währten ohne Unterbrechung bis zur Aufhebung des Auswanderungsverbots 1629. Erst 1773 ward der Unterschied zwischen alten und neuen Christen gänzlich aufgehoben.

So war zu Anfang des 16. Jahrh. das weite Europa beinahe von J. entvölkert; die meisten lebten noch in Deutschland, Italien, Polen, in der osman. und afrik. Staaten. Nicht sehr beträchtlich war ihre Zahl in den entferntern asiat. Reichen, in Arabien, wo es noch gegenwärtig unabhängige J. in Hedschas, schwarze in Mokka, weiße in Senaa gibt; in Persien, wo sie unter Druck in Unwissenheit leben; in Afghanistan, wo sie von Kabul aus

bis nach China handeln; in Indien, wo sie in Cranganor schon um 500 erwähnt werden; in Cochinchina, wohin sie vermutlich mit den Portugiesen kamen, Ackerbau und Handwerke treiben; in der Bucharei, wo sie bürgerliche Freiheiten genießen und viele Seiden- und Metallwaren fertigen; in der Tatarei, in China, nach ziemlich zweifelhaften Berichten. Im nördl. Afrika, namentlich in Algier, Tlemsen, Oran, Tetuan, Tunis u. s. w., machten sich infolge der Ereignisse in Spanien in den J. 1391 und 1492 neben den bereits bestehenden ältern jüd. Gemeinden sehr viele der zahlreichen Flüchtlinge neben den ältern J. ansässig. In Fez erhielten sie 1504 ein eigenes Quartier in der Neustadt. Namentlich begünstigte sie in Fez und Tafilelt um die Mitte des 17. Jahrh. Muley Archey. In Marokko, wo ein Scheikh mit 12 Abgeordneten der Städte über die jüd. Bevölkerung gesetzt ist, bekleiden J., die hier Handel und Gewerbe treiben, nicht selten die obersten Beamtenstellen. In der Berberei litten sie 1790 an mehrern Orten infolge polit. Fehden. In Algier lebten sie unter dem schmählichsten Drucke, aus dem sie erst durch die Franzosen seit 1830 befreit wurden. Günstig war ihre Lage in der Türkei, wo sie, durch zahlreiche Ankömmlinge aus allen Ländern Europas vermehrt, bis auf die Erpressung der Paschas, die Insolenz der Janitscharen und verschiedene Kriegsleiden, namentlich in Morea, selten Anfechtungen erlitten. Beträchtlich sind ihre Gemeinden in Konstantinopel, Adrianopel, Salonichi, Smyrna, Aleppo und Damascus. In Palästina, wohin aus Polen viele J. auswanderten, leben sie bis zur Gegenwart in großer Armut.

In dem christl. Europa traten infolge des Aufblühens der Wissenschaften und der Reformation bessere Gesinnungen gegen die J. ein; doch erst seit dem letzten Viertel des 18. Jahrh. wurden sie in verschiedenen Ländern als Bürger aufgenommen. Gegen J. und jüd. Schriften wüteten in Italien vom 16. bis ins 17. Jahrh. Inquisition und Päpste. Wöchentlich wurden seit 1584 für sie zu Rom christl. Bekehrungspredigten gehalten, die sie anzuhören gezwungen waren, und noch die neueste Zeit bietet Fälle, wo jüd. Knaben, heimlich getauft, ihren Ältern entrissen wurden. Häufig wurden sie bis 1570 aus einzelnen ital. Städten verwiesen, wie z. B. aus Neapel 1540. Mehr Freiheit genossen sie in Venedig, Padua, Florenz, Pisa und seit 1600 in Livorno, wo sie noch gegenwärtig gute Schulen haben. In Sardinien konnten sie in den Ghetti Handel, Künste und Gewerbe treiben, aber bis 1848 keinen Grund und Boden erwerben. In Modena wurden sie den Beschränkungen, die 1814 aufgehoben waren, 1831 wieder unterworfen. Auch in der Lombardei und in Dalmatien gibt es jüd. Gemeinden, und zwar in ersterer schon früher mit bürgerlichen Rechten. Seit der Neugestaltung Italiens sind die J. in diesem Königreich staatsbürgerlich gleichgestellt; sie bekleiden Staatsämter, nehmen Lehrstühle ein und sitzen im Parlament. In Frankreich wurden bereits seit 1550 spanische und portugiesische J. in Bayonne und Bordeaux aufgenommen; die im Elsaß und Lothringen behielten unter der franz. Herrschaft so ziemlich ihre ältere Verfassung. Im J. 1784 wurde der Leibzoll abgeschafft und durch die Revolution 1791 den J., die man seitdem Israeliten nannte, das Bürgerrecht zugesprochen. Zur Befestigung dieser neuen Verhältnisse wurden 1806 eine Versammlung jüd. Notabeln und ein Synedrium einberufen. Die Beschränkungen von 1808 waren nur temporär. Durch die Verfassungen von 1814 und 1830 und das Gesetz von 1831, kraft dessen der Staat die Rabbinen besoldet, wurde die Gleichstellung oder sog. Emancipation der französischen J. vollendet. Gleiche Grundsätze herrschen in Belgien, wo sie ebenfalls vollständig emancipiert sind. Die seit 1655 wieder in England zugelassenen J. erlangten 1723 das Recht, Grundeigentum zu erwerben. Die Naturalisationsakte für sie von 1753 wurde zwar später wieder zurückgenommen; dennoch lebten sie in ungestörter Freiheit. Seit 1830 erhielten sie Zutritt zu den Korporationen, seit 1833 zur Advokatur und 1845 ging im Oberhause auch die Bill durch wegen ihrer Zulassung zur Aldermanswürde. Zum Parlament sind sie seit 1858 gleichfalls zugelassen worden. In dem frei gewordenen Holland fanden 1603 die portugiesischen J. ein Asyl; sie sowohl als die deutschen J. lebten hier frei, wiewohl vom Bürgertum ausgeschlossen, das sie erst seit 1796 erhielten. Das Staatsgrundgesetz von 1814 bestätigte ihre vollständige Emancipation. In Dänemark, wo sie seit 1600 auftraten, erhielten sie 1738 viele Freiheiten und 1814 fast unbeschränktes Bürgerrecht. In Schweden gibt es erst seit 1776 J. zu Stockholm und in drei andern Städten; nur einzelne von ihnen erhalten als Auszeichnung das Bürgerrecht. Die Umwandlung des Grundgesetzes im J. 1855 hat auch dort ihre Lage verbessert. Norwegen versagt ihnen bisjetzt jeden Aufenthalt.

Aus dem eigentlichen Rußland, wo Peter I. sie wieder aufgenommen hatte, wurden sie, 35000 Seelen an Zahl, unter der Kaiserin Elisabeth 1743 vertrieben. Unter der Kaiserin Katharina II. fanden sie sich wieder ein; von Alexander I. wurden sie mit gewerblichen Freiheiten begünstigt, von Nikolaus I. vertrieben. Dagegen wohnen sie unter dem russ. Scepter in Kurland, in der Krim (Odessa und Cherson), in Grusien, in Kaukasien und den ehemals poln. Landesteilen. Den günstigen Intentionen der Kaiser Alexander II. und Alexander III. entsprechen nicht immer die Maßregeln unterer Verwaltungsinstanzen. Der früher furchtbare Druck der Militärpflicht ist durch die neue Militärgesetzgebung Rußlands bedeutend gemildert. Auch in Polen fanden sie bei der Regierung Schutz, obgleich sie durch den Druck des Adels, die Vorurteile des Volks und zuweilen durch Aufstände, wie 1649 in der Ukraine und 1654 in Litauen, viel zu erdulden hatten. Unter eigener Gerichtsbarkeit, vom Staatsleben ausgeschlossen, als Handeltreibende, Branntweinschenker u. dgl. gestaltete sich hier ihre Lebensweise und Weltanschauung auf eigene Art, sodaß sie den spanischen und deutschen J. nachstanden. In Ungarn, wo sie 1685 Ofen verteidigen halfen, haben sie gesetzlich ihre volle Gleichstellung erlangt, desgleichen in Siebenbürgen. In der Schweiz waren sie nur in Endingen und Langenau geduldet; sie wurden 1543 und, nachdem sie wieder Eingang gefunden, 1616 aus Basel, 1622 aus Appenzell, 1634 aus Zürich, 1655 aus Schaffhausen entfernt; später thaten einige Kantone Schritte zu größerer Duldung. Infolge der Handelsverträge mit andern Staaten, welche fremden J. Aufenthalt und gewisse Verkehrsrechte in der Schweiz verstatteten, wurden in neuester Zeit die J. für die ganze Schweiz in gleiche Rechte mit den übrigen Einwohnern eingesetzt. In Spanien, wo sie erst seit 1837 wieder

geduldet sind, gibt es äußerst wenige J. In Portugal, wo sie keine Staatsbürgerrechte haben, gibt es fast nur deutsche und englische J. Durch Engländer und Holländer wurden die Einwanderungen der J. in Amerika veranlaßt, so 1625—54 in Brasilien und 1639—64 in Cayenne. Als freie Bürger leben sie in Surinam, wo sie 1664 einwanderten, in Jamaica, wo sie 1650 sich ansiedelten und 1831 emancipiert wurden, in Canada, wo 1832 ihre Emancipation erfolgte, und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo sie schon 1778 allen übrigen Konfessionen gleichgestellt wurden; ebenso in Australien, wo viele J. sich angesiedelt haben.

Das mannigfaltigste Bild gewährte seit dem 16. Jahrh. das Los der J. in Deutschland. Von Ehre und Bürgertum, Grundbesitz und Zünften, selbst von vielen Handelszweigen ausgeschlossen, zu Wucher und Kleinhandel genötigt, stets von harten Gesetzen gehemmt, erkauften sie ihre Existenz mit erniedrigenden, unter mehr als 60 Benennungen ihnen auferlegten Abgaben. In mehrern Orten wurden sie gar nicht geduldet, aus andern vertrieben und selten wieder zugelassen. Meist nahm man nur eine festgesetzte Zahl auf, und das Gesetz teilte sie in zahllose Klassen. Obgleich ihnen Kaiser Karl V. 1530 und 1541 den Reichsschutz gewährte, wurden sie doch aus verschiedenen Staaten vertrieben, namentlich 1551 aus Bayern, 1555 aus der Pfalz, 1573 aus der Mark Brandenburg und 1670 aus den österr. Erblanden. Auch gab es gegen sie gerichtete Volkstumulte, z. B. 1574 in Mähren, 1614 und 1615 in Frankfurt a. M. und Worms, 1730 in Hamburg und 1779 im Elsaß. Nur hier und da erhielten sie Vergünstigungen; seit 1528 wurden sie in Fürth, seit etwa 1604 in Hamburg und Altona (die portugiesischen J. mit Bürgerrechten) und 1671 in der Mark Brandenburg aufgenommen. In Österreich gab es um diese Zeit geadelte J. Die jüd. Gemeinde in Prag erhielt 1649 wegen ihres Wohlverhaltens bei der Verteidigung der Stadt einige Privilegien; auch gab es seit 1697 wieder eine jüd. Gemeinde in Wien. Im ganzen aber dauerten die harten, unduldsamen Schutzprivilegien und Judenordnungen, z. B. in Leipzig von 1682, in Preußen von 1730 und 1750, in Bayern von 1732, in Glogau von 1743, in Dresden von 1746 und 1772, in Lothringen von 1753, in Österreich von 1755 und in Schwarzburg von 1756, sowie die kränkendste Behandlung der J. fort, bis polit. und religiöse Freiheit als Gemeingut anerkannt wurden. Namentlich traten Lessing, Mendelssohn und Dohm seit 1778 kräftig für die J. auf, und das österr. Toleranzedikt von 1782 hatte in mehrern deutschen Staaten eine Reihe wohlthätiger Verordnungen für die J. zur Folge. Im J. 1797 wurde die Stellung der J. auch in Böhmen verbessert und seit 1803 in ganz Deutschland, Heldburg in Meiningen ausgenommen, der Leibzoll aufgehoben. Eine noch bessere Zukunft eröffnete sich den J. infolge der Auflösung des Deutschen Reichs. Nachdem Westfalen ihnen 1808 das Bürgerrecht und eine Gemeindeverfassung verliehen, folgten ähnliche Schritte in Hessen 1808, in Baden 1808 und 1811, in Anhalt-Dessau und Waldeck 1809, in Württemberg, Sachsen-Weimar, Sachsen-Meiningen und Frankfurt 1810 und 1811, in Mecklenburg und Bayern 1813. Das preuß. Edikt vom 11. März 1812 gewährte ihnen eine beinahe vollkommene Gleichstellung. Allein seit 1814 erfolgten in verschiedenen deutschen Staaten hinsichtlich der J. Rückschritte, obgleich die Deutsche Bundes-Akte die Aufrechthaltung der denselben verliehenen Rechte aussprach. Sie wurden in Hessen, Sachsen-Weimar und Mecklenburg in ihren Rechten beschränkt, in Hannover, Hamburg und Frankfurt des Bürgertums beraubt, aus Lübeck und Meiningen vertrieben und 1819 sogar mit Volkstumulten heimgesucht. In Preußen wurden sie von Lehr- und Gemeindeämtern wieder entfernt, von der Beförderung im Militär und in den Rheinlanden vom Geschworenengericht ausgeschlossen, auch ihnen 1824 untersagt, Verbesserungen im Gottesdienst vorzunehmen, und 1834 sogar in Berlin Bekehrungspredigten für sie eingeführt. Dagegen wurde ihnen in Württemberg mit weniger Einschränkungen durch das Gesetz vom 25. April 1828 das volle Bürgertum erteilt; in Kurhessen wurden sie 1833 emancipiert. Auch in Braunschweig, Hannover und Sachsen geschah einiges zur Verbesserung ihrer Lage.

Die deutschen Verfassungen und Gesetzgebungen, welche aus den polit. Stürmen des J. 1848 hervorgingen, insonderheit die Verfassung des preuß. Staats vom 31. Jan. 1850, sprachen auch die volle Gleichstellung der J. mit den übrigen Staatsgenossen aus. Mit der Abschaffung oder Abänderung jener Verfassungen wurde jedoch jene Gleichstellung mehr oder weniger wieder aufgehoben. Dennoch hat die Reaktion gerade in Betreff der J. sich weniger energisch und konsequent beweisen können. Nachdem schon in einigen deutschen Staaten (Hamburg, Frankfurt a. M., Baden, Württemberg) ihre Gleichstellung ausgeführt worden, hat die Gesetzgebung des Deutschen Reichs (von 1871 an) die Unabhängigkeit der Ausübung bürgerlicher und polit. Rechte vom Glaubensbekenntnis festgestellt. Dasselbe ist in Österreich-Ungarn der Fall und diesem Vorbilde ist auch die neueste Verfassung des Osmanischen Reichs gefolgt. In sämtlichen Kulturländern Europas und Amerikas hat sich die Gleichstellung der J. vollzogen. (Vgl. Judentum.)

In der neuesten Zeit waren die J. mehrfachen Verfolgungen ausgesetzt, namentlich in den südl. und südöstl. Gouvernements von Rußland, wo die untern Volksklassen das Eigentum der J. zerstörten, deren Läden plünderten und jüd. Einwohner mißhandelten, sodaß letztere zahlreich nach Amerika auswanderten. Auch Deutschland war seit 1880 der Schauplatz einer lebhaften antisemitischen Bewegung, als deren Wortführer namentlich der Hofprediger Stöcker in Berlin auftrat und welche zur Bildung von antisemitischen Vereinen in vielen Orten Deutschlands führte. Im Deutschen Reichstage kam anläßlich einer Interpellation 20. Nov. 1880 die Judenfrage zur Sprache, bei welcher Gelegenheit die Regierung erklärte, daß sie nicht beabsichtige, eine Änderung des bestehenden Rechtszustandes, welcher die Gleichberechtigung der religiösen Bekenntnisse in staatsbürgerlicher Hinsicht ausspreche, eintreten zu lassen.

Die Gesamtzahl der J. auf der ganzen Erde wird auf 8 Mill. veranschlagt. Nach den neuesten Zählungen kommen auf das Russische Reich 2 797 [illegible] (davon auf Polen 815 433), auf Österreich-Ungarn 1 643 708, auf das Deutsche Reich 561 612 (davon auf Preußen 363 790), europ. Türkei 70 000, Niederlande 82 470, Großbritannien und Irland 46[illegible] Frankreich 49 439, Italien 35 356, Schweiz [illegible]

Belgien 3000, Dänemark 3946, Schweden 2993, Norwegen 34, Spanien 402, Griechenland 2652, Rumänien 400000, Serbien 3492.

Vgl. über die Geschichte und Verfassung der J. außer den Schriften des Josephus (s. d.) die Werke von Leo, Zunz, Jost, Grätz und Cassel; ferner Depping, «Les juifs dans le moyen âge» (Par. 1834; deutsch, Stuttg. 1834); Weber und Holtzmann, «Geschichte des Volkes Israel» (2 Bde., Lpz. 1867); Palmer, «A history of the jewish nation from the earliest times to the present day» (Lond. 1874); Murray, «History of the jews» (2 Bde., Lond. 1874); Saulcy, «Sept siècles de l'histoire judaïque» (Par. 1874); die Monographien: Stobbe, «Die J. in Deutschland während des Mittelalters» (Braunschw. 1866); Kayserling, «Geschichte der J. in Spanien und Portugal» (2 Bde., Berl. 1861—67); Bloch, «Die J. in Spanien» (Lpz. 1875) und Cassel's Artikel «Juden» in der «Allgemeinen Encyklopädie» von Ersch und Gruber (Sekt. 2, Bd. 27); Engelbert, «Statistik des Judentums im Deutschen Reiche» (Frankf. a. M. 1875).

Judenbart, s. Saxifraga.

Judenbaum, s. unter Cercis.

Judenburg, Stadt in der obern Steiermark, liegt auf einer aus der Thalsohle aufsteigenden Hochfläche am rechten Ufer der Mur in reizender Umgebung, Station der Linie St. Valentin-Tarvis der Kronprinz-Rudolfbahn, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts und zählt (1880) 4039 E. deutscher Zunge. J. hat noch Reste der alten Befestigung in Ringmauer und Thor; seit dem Brande 1840 sind viele Häuser teils neu gebaut, teils in moderner Weise umgebaut worden. Bemerkenswert sind die vormalige herzogliche Burg, jetzt Regierungsgebäude, die Stadtpfarrkirche mit dem unter dem Namen Römerturm bekannten isoliert stehenden Stadtpfarrturme, die Magdalenenkirche mit alten Glasmalereien, die Gebäude der ehemaligen Klöster und das Haus der Landesbürgerschule. Eisenindustrie ist seit dem frühesten Mittelalter Hauptgewerbe der Stadt.

Judenchristen heißen die Christen jüd. Ablunft. Die älteste Christengemeinde bestand ausschließlich aus Juden und unterschied sich von den übrigen Volksgenossen nur durch den Glauben an die Messianität Jesu; wie sie daher das Messiasreich lediglich für Israel bestimmt glaubte, so hielt sie auch an der religiösen Verbindlichkeit des mosaischen Gesetzes fest. Als das Evangelium durch griechisch redende Juden unter ihren Volksgenossen in der Zerstreuung gepredigt wurde, gesellten sich den jüd. Messiasgemeinden in griech. Städten bald eine größere oder kleinere Zahl heidnischer Proselyten (s. d.) hinzu, welche nach den vom Gesetz für die Proselyten des Thores vorgeschriebenen Grundsätzen (3 Mos. 17 u. 18) behandelt und gleichsam als Schutzverwandte Israels betrachtet wurden. Aber als danach Paulus in Syrien, Cilicien, Lykaonien u. s. w. Gemeinden, die aus reinen Heiden bestanden, gesammelt hatte, verkündigte er die Gleichberechtigung von Heiden und Juden in der Messiasgemeinde und die Aufhebung der Verbindlichkeit zur Gesetzeserfüllung zunächst für die Heidenchristen, danach für alle Gläubigen ohne Unterschied. Die Folge dieser Heidenpredigt waren endlose Kämpfe zwischen J. und Heidenchristen. Unter erstern läßt sich eine mildere und eine strengere Partei unterscheiden. Jene gestand den Gläubigen aus den Heiden ihre Freiheit vom Gesetz zu, betrachtete sie aber als Proselyten, gewissermaßen als Christen zweiten Grades, und hielt für die J. die Pflicht der vollen Gesetzesbeobachtung aufrecht. Diese forderte einfach die Beschneidung und volle Gesetzeserfüllung der Heiden als Bedingung ihrer Teilnahme am Messiasreich. Anfangs zurückgedrängt, erneuerte die strengere Partei bald ihre Versuche, die Heidenchristen zur Beschneidung zu zwingen und gab, wie es scheint, in Jerusalem das Signal zu einer Reaktion, deren Folge der engste Anschluß der Urgemeinde an die Bestimmungen des jüd. Ceremonialgesetzes war. Petrus zog sich auf Andringen des Jakobus (s. d.), des Bruders Jesu, von den Heidenchristen zurück und stellte als Bedingung der wiederherzustellenden Gemeinschaft die Forderung, daß dieselben der jüd. Lebenssitte sich fügen sollten, während Paulus seinerseits die letzten Konsequenzen seines gesetzesfreien Evangeliums zog und jeden Gläubigen, der sich beschneiden lasse, des christl. Heils verlustig erklärte. Aber die J. suchten ihre nationalen Privilegien auch im Christentum zu behaupten, und es gelang allmählich, nicht nur die gläubigen Heiden an die auf ein förmliches Dekret der Apostel zurückgeführten Proselytengesetze (Apostelg. 15, 28 fg.) zu binden, sondern auch zahlreiche Heidengemeinden in größere oder geringere Abhängigkeit von Jerusalem und der Autorität der ältern Apostel zu bringen. Trotzdem trat unter den J. selbst unter alexandrinischen Einflüssen eine Richtung hervor, welche dem Paulinismus nahe verwandt war und bei der innern Entwickelungsfähigkeit des eigentlichen Judenchristentums war der Streit schon gegen Ende des 1. Jahrh. zu Gunsten zwar nicht der pauliniſchen Theologie, wohl aber des gesetzesfreien Heidenchristentums entschieden. Dazu kam, daß innerhalb des Judenchristentums noch eine dritte Richtung aufkam, die der essäischen J., welche zwar sehr eifrig für ihre dualistisch-ascetischen Grundsätze agitierte und wie es scheint unter den jüd. Christen allmählich die Oberhand gewann, aber dadurch nur die Kluft zwischen den beiden Hauptteilen der Messiasgemeinde erweiterte. Schon um die Mitte des 2. Jahrh. waren die J. eine kleine Minorität, die man duldete, soweit sie sich selbst als duldsam erwies. In diesen kleinen, hinter der Entwickelung der Großkirche zurückgebliebenen Kreisen erhielten sich die ursprünglichen Vorstellungen der Urgemeinde ziemlich unverändert. Aber eine spätere Zeit sah in ihnen arge Ketzereien. So namentlich in der Vorstellung, daß Christus kein Gott, sondern ein natürlich erzeugter Mensch gewesen, auf den erst bei der Taufe der Heilige Geist herabgekommen sei. Ein Teil der J. nahm allmählich das Dogma von Jesu übernatürlicher Zeugung an, lehnte aber seine Gottheit beharrlich ab. Noch bis ins 4. Jahrh. erhielten sich in Palästina und Syrien kleine judenchristl. Gemeinden, welche sich selbst mit dem ursprünglichen Namen Nazaräer oder auch Ebioniten (d. h. die Armen) nannten. Seit dem 5. Jahrh. ist die Sekte völlig verschwunden.

Judendeutsch heißt der bei den Juden deutscher und poln. Ablunft seit dem Ende des Mittelalters gebräuchliche Dialekt, welcher infolge der Abgeschlossenheit von dem allgemeinen Leben viele hebräische, nach verderbter und veralteter Form gebildete oder zusammengesetzte, überhaupt viele provinzielle, aus dem Leben verschwundene, auch aus

der Fremde stammende Ausdrücke enthält. Durch Übersetzungen der Heiligen Schrift, der Gebete und Erbauungsschriften, aber auch durch schlecht sprechende Eltern und Lehrer wurde er ausgebildet und verbreitet, beginnt aber seit Eintritt der Juden in die europ. Kultur allmählich zu schwinden.

Judendorn, s. unter Zizyphus.

Judenfolie, soviel wie Zinnfolie. (S. unter Folie.)

Judenfrischen oder auch fälschlich Anlauffrischen heißt diejenige Modifikation des Frischprozesses (s. unter Eisenerzeugung, Bd. V, S. 897), bei der man einzelne Brocken des gefrischten Eisens zu Stangen anschweißt und ausschmiedet.

Judengasse, s. Ghetto.

Judengenossen heißen in Luthers Bibelübersetzung die sog. Proselyten, d. h. Heiden, welche sich zur Verehrung des einen Gottes bekehrt und dem jüd. Gottesdienst angeschlossen hatten.

Judengold, s. Musivgold.

Judenhut, die Kopfbedeckung, welche im Mittelalter die Juden tragen mußten. Er läuft spitz zu und kommt in den verschiedensten Farben vor.

Judenkirsche, s. Physalis.

Judenmission, s. Mission.

Judenpech, soviel wie Asphalt (s. d.).

Judenquartier, s. Ghetto.

Judentum bezeichnet den Glauben und den durch diesen bedingten Inhalt der Religionsideen und Gesetze der Juden. Insofern der letztgenannte Name für dies Volk vornehmlich nach der Rückkehr aus dem Babylonischen Exil gebraucht wird (s. Juden), versteht man unter J. die Gestaltung des Hebraismus, wie er sich seit dieser Zeit entwickelt hat. Die Quellen für Erkenntnis des J. sind die heil. Schriften (des Alten Testaments) und die an diese sich anschließenden, erläuternden und erweiternden talmudisch-rabbinischen Schriften. Während die in den biblischen Schriften niedergelegten Ideen als der Kern des J. zu allen Zeiten festgehalten wurden, hat es doch im Lauf der Jahrhunderte und bei der Zerstreuung in so viele Länder in der Art, wie dieser Glaubenskern in die Erscheinung trat, mannigfache Entwickelungen erfahren. Das strenge Festhalten an dem Monotheismus, der Glaube an Gott als Schöpfer, Erhalter und Regierer der Welt, an die Allgegenwart und Allwissenheit desselben, vermöge deren das Schicksal und die Handlungen jedes einzelnen Menschen unter seiner Fügung und Vorsehung stehen, die Überzeugung von Gott, als dem Urbild der Heiligkeit und Tugend, dem der Mensch durch Erfüllung der göttlichen Gebote nachzustreben habe u. dgl., bilden diesen Kern des J. In der Entwickelung desselben können fünf Perioden angenommen werden.

Die erste Periode reicht von der Rückkehr aus dem Babylonischen Exil bis zur Auflösung des Reichs durch Titus und heißt die Zeit des «Zweiten Tempels» (530 v. Chr. bis 70 n. Chr.). Der Hang zu Götzen-(Natur-)Kulten ist gänzlich verschwunden, die heil. Schriften werden gesammelt und als unverbrüchliche Norm des Lebens anerkannt; die Aufgabe, das alte Gesetz mit den Bedürfnissen der Zeit durch Deutung (Midrasch) in Einklang zu bringen, beschäftigt jahrhundertelang die hervorragendsten Geister. Durch die Bekanntschaft mit dem Leben und den Schriften der Perser, Griechen und Römer werden die Geister angeregt, neue Ideenkreise erzeugt, und durch die abschreckenden Laster der heidnischen Völker die Neigung zur Abschließung gegen außen, das Selbstbewußtsein, im Besitz einer edlern, wahrhaft göttlichen, religiösen Erkenntnis zu sein, genährt. Neue Elemente schärften schon früher vorhandene Spaltungen und bilden sich zu selbständigen Parteien aus. (S. Pharisäer und Sadducäer.) Die gedrückten Zustände unter dem Joch röm. Gewaltherrschaft verstärken den Glauben an die Erfüllung prophetischer Verheißungen und kräftigen nicht minder das Ideal irdischer Herrlichkeit und sittlicher Größe, wie man es durch einen Gesalbten Gottes (Messias) erwartete.

In der zweiten Periode drängt der Untergang der staatlichen Selbständigkeit, die Zerstörung des Tempels, das Aufhören des Opferdienstes, die zunehmende Zerstreuung nach verschiedenen Ländern den Kreis jüd. Glaubensideen zusammen auf Abwehr gegen außen; das erstarkende und bald seligende Christentum auf Erhaltung des überlieferten Gutes, auf unablässiges Forschen und Sinnen über die göttlichen Vorschriften. Das Studium des Gesetzes ist das höchste Ziel geistiger Bestrebungen in einem Zeitraum von beinahe einem Jahrtausend. Die Grundlage, welche das J. im Laufe dieser Zeit durch den Talmud erhielt, hat sich ungeachtet des Widerspruchs der Karäer (s. d.) und anderer bald wieder verschwundener Sekten bei der großen Mehrheit der Juden behauptet und im 6. bis 10. Jahrh. von Palästina und Babylonien, später von Italien und Syrien aus sich über alle von Juden bewohnte Länder, soweit Nachrichten vorhanden sind, verbreitet.

In der dritten Periode, vom 10. bis 16. Jahrh., bringen zumal in den unter Mohammed. Herrschaft stehenden, später auch in christl. Ländern, wissenschaftliche Elemente, besondere philos. Studien in das J. ein. Es gilt, die Überlieferung mit den Ergebnissen freier Forschung in Einklang zu bringen. Heftige Kämpfe entspinnen sich. Die naivgläubige Anschauung, die an anthropomorphisierender Darstellung Gottes keinen Anstoß genommen, wurde von der philos. Spekulation reliziert. Andererseits bildeten sich zuerst in kleinem Umfang, dann in immer weitern Kreisen mystische (kabbalistische) Richtungen aus, welche den religiösen Vorschriften geheime, phantastische Bedeutungen beilegten, abergläubische Vorstellungen erzeugten und auf Abwege, die dem ursprünglichen J. fern liegen, hinleiteten. Mehr oder minder gewaltsame Versuche zu Bekehrungen forderten zur Abwehr heraus und leiteten zu einer Polemik, die der rohen Gewalt erliegen mußte.

Die vierte Periode, vom 16. bis gegen das Ende des 18. Jahrh., verlegt den Schwerpunkt des J. in die mittlern und östl. Länder Europas; der Westen dieses Erdteils ist durch grausame Verfolgungen fast von Juden entvölkert und die zahlreichen Keime höherer Entwickelungen vernichtet. Vom bürgerlichen Leben, vom Handwerk, vom Landbau, von öffentlichen Ämtern, vom regelmäßigen Gewerbebetrieb ausgeschlossen, auf Kleinhandel und Geldgeschäfte angewiesen, ist es die Aufgabe des J., die religiösen Schranken immer fester und enger zu ziehen. Wissenschaftliche Bearbeitungen der Religion traten in den Hintergrund; nur die nationale Litteratur, Talmud und Hagada, ward mit Zähigkeit festgehalten. Von erbarmungslosen Feinden rings umgeben, war die Gemeinde fast

von einem starken Geist der Zusammengehörigkeit und des Gemeinsinns, der Opferwilligkeit und des Brudersinns beseelt.

Die bessere Zeit, mit welcher die fünfte und neueste Periode des J. beginnt, gleichzeitig mit dem Aufgeben mittelalterlicher Vorurteile am Ende des 18. Jahrh., führte das J. auch zur Erkenntnis der im Laufe trauriger Zustände eingewurzelten Mißbräuche, zur Verbesserung gottesdienstlicher Einrichtungen, zur Einführung regelmäßiger deutscher Predigten, zur Reform des Religionsunterrichts für die Jugend. Solche Änderungen konnten nicht ohne heftige Kämpfe im Innern der Gemeinde vor sich gehen. Viele glaubten das Wesen des J. mit den hergebrachten Formen unlöslich verwachsen, und nicht selten stellten Regierungen sich auf die Seite derjenigen, welche die Treue gegen die ererbte Religion mit dem Festhalten an gewohnten Mißbräuchen verwechselten. Andererseits gaben viele der Gebildetern mit dem ihnen aufgezwungenen Mißbrauch auch den geistigen Inhalt des Glaubens auf. So kam es, daß fast alle Nachkommen Mendelssohns und sonstige hervorragende Geister, wie Ludwig Börne, Heinrich Heine, Eduard Gans, Rahel (Varnhagen) u. s. w., aus dem J. schieden. Mit dem Anfang des fünften Jahrzehnts des 19. Jahrh. fand das J. sein Selbstbewußtsein wieder. Man begann das Bleibende und Ewige von dem Vergänglichen und Zufälligen zu sondern, Mißbräuchliches und Unzeitgemäßes auszuscheiden, das religiöse von dem nationalen Element abzulösen. Die lebhafte Erregung der Geister ging in manchen Gemeinden bis zur Spaltung; es fehlte auch nicht an Mißgriffen, wie an der Eindrängung Unberufener. Zunächst handelte es sich um öffentliche, gemeinsame Institutionen, da im Privatleben es jedem unbenommen war, wieviel von den alten Normen, wie Speisegesetze, Sabbatfeier u. s. w. er beibehalten wollte; bald ging man aber auch zu den wichtigern Fragen über Geltung und Überlieferung, Verpflichtung auf den Talmud, Verbindlichkeit des Ceremonialgesetzes über. Der radikale Fortschritt wurde vertreten von Männern wie Holdheim und dem etwas gemäßigtern Geiger, während ihnen gegenüber S. R. Hirsch und Hildesheimer für das unbedingte Festhalten am Hergebrachten sich entschieden, andere wieder, wie Frankel, Mich. Sachs, einen Mittelweg einzuschlagen versuchten. Die mehrfach von 1844 und später von 1868 an wiederholten Rabbinerversammlungen und Synoden blieben bisjetzt ohne sichtliche Wirkungen. Fruchtbarer und förderlicher für Erkenntnis und Wissen sind die der neuern Zeit angehörigen Anstalten zur Ausbildung von Rabbinern und Predigern, wie das jüd.-theol. Seminar in Breslau (seit 1854), die Hochschule für die Wissenschaft des J. (seit 1872), das Seminar für das orthodoxe J. (seit 1873) in Berlin und die Landesrabbinerschule in Budapest (seit 1877).

Bei der Zerstreuung der Juden gibt es keinen religiösen Mittelpunkt, keine Centralorgane, keine oberste Autorität. Der Rabbiner ist der Lehrer, der Interpret des Gesetzes; seine Autorität beruht in seiner Gelehrsamkeit und der sittlichen Achtung, die er genießt. Die Selbstverwaltung der einzelnen Gemeinden ist ein Recht, das auch in den schlimmsten Zeiten nicht angetastet worden; dafür ist ihnen die Beschaffung der nötigen Geldmittel fast überall überlassen worden, nur selten haben die Regierungen ihnen materielle Beihilfe geleistet. Nach dem jüd. Herkommen ist jeder Jude verpflichtet beizutragen zur Erhaltung des Gotteshauses, der Lehranstalten, sonstiger für den Ritus notwendiger Institutionen, zur Armenpflege; außerdem bestehen in vielen Gemeinden Anstalten für Krankenpflege, Totenbestattung, auch wohl für Ausstattung armer Bräute, für arme Wöchnerinnen, für Versorgung von Armen mit Heizung, Brot u. s. w. In Frankreich, Belgien, Holland und manchen deutschen Ländern sind die Rabbiner mehr oder weniger Staatsbeamte und erhalten wohl auch ihren Gehalt oder einen Zuschuß von seiten des Staats; in Preußen fand bisher gesetzlich die Nötigung für einen jeden Juden statt, zu der jüd. Gemeinde des Ortes, dem er als Einwohner angehört, beizutragen.

Die Glaubenssätze des J. sind behandelt worden von Formstecher, Hirsch, Steinheim, Frankel und in neuester Zeit von Stein (3 Tle., Mannh. 1876 fg.) u. a. Außerdem vgl. Geiger, «Das J. und seine Geschichte» (3 Bde., Bresl. 1865—71); derselbe, «Allgemeine Einleitung in die Wissenschaft des J.» (herausg. von seinem Sohn Ludw. Geiger, Berl. 1875); Wahrmund, «Babyloniertum, J. und Christentum» (Lpz. 1882).

Judenviertel, s. Ghetto.

Judenzopf, s. Weichselzopf.

Juderia (span.), s. Ghetto.

Judex (lat.), Richter; J. ad quem (zu ergänzen: appellatur), der Oberrichter, an welchen, J. a quo, der Unterrichter, von welchem appelliert wird; J. curiae, in Ungarn Titel des Oberlandrichters.

Judhanf, soviel wie Jute (s. d.).

Judic (Anne), geborene Damiens, beliebte franz. Schauspielerin, geb. 17. Juli 1850 zu Semur (Côte-d'Or), bereitete sich auf dem pariser Konservatorium für das Theater vor, von Rozier im Gesang unterrichtet. Sie debütierte 1867 auf dem Gymnasetheater, ließ sich hierauf als Sängerin in dem Café-Concert Eldorado, 1871 in Belgien hören und nahm 1872 ein Engagement an dem Theater der Folies-Bergères in Paris an, das sie dann mit dem Gaîtétheater und endlich mit den Bouffes-Parisiens vertauschte. Auf den Bühnen dieser Theater feierte sie als Herzogin von Gerolstein, Königin Carotte u. s. w. bald Triumphe, die sich noch mehrten, als sie 1876 Mitglied der Variétés wurde und Partien wie die Schöne Helena, Perichole u. a. spielte.

Judica, Name des fünften Fastensonntags, nach dem Anfangswort von Psalm 43, 1.

Judicarien (ital. Giudicaria), der südwestlichste Teil Tirols, umfaßt das Thal der mittlern Sarca und dessen südwestl. Fortsetzung, das Thal des obern Chiese (Val Bona). Hauptorte sind Stenico, Tione und Condino.

Judicium (lat.), Urteil, Urteilsvermögen, auch Urteilsspruch, Gericht, Gerichtshof; judizieren, urteilen, beurteilen, entscheiden, richten, auch hinrichten; judiziös, scharfsinnig, verständig, sinnreich; judizial, gerichtlich; judiziär, gerichtlich, die Gerichte betreffend.

Judioum (Judicum liber, lat.), das alttestamentliche «Buch der Richter».

Judikät (lat.), Urteil; Judikation, Beurteilung, Aburteilung; judikatorisch, richterlich.

Jüdisch-deutscher Dialekt, s. Judendeutsch.

Jüdische Litteratur. Demselben Zeitalter, welches den Übergang aus dem Hebraismus zum Judentum bildet, gehört der Anfang der jüd. Litteratur an, die, auf der hebräischen wurzelnd und meist in der hebr. Sprache fortschreitend, bald pers. Religionsbegriffe, griech. Philosophie und röm. Recht, später arab. Poesie und Philosophie und europ. Wissenschaft in sich aufnahm, was aber alles dem väterlichen Glauben sich unterordnen mußte. Die jüd. Litteratur zerfällt in zehn Perioden.

Die erste Perinde reicht bis 143 v. Chr. Durch Esra vorbereitet, schloß die Intelligenz des jüd. Volks sich immer fester an den Inhalt des Pentateuch und der Propheten an. Es wurden Auslegungen und Zusätze der ältern Geschichte (Midraschim), sowie griech. Übersetzungen gefertigt und mehrere der sog. Hagiographa, einzelne Psalmen, Teile der Sprüche Salomos, Koheleth, die Bücher der Chronik, Teile von Esra und Nehemia, Esther und Daniel geschrieben; die ältern Bücher erfuhren mannigfache Ergänzungen und Umgestaltungen. Ebenso gehören die Leistungen der großen Synagoge (s. d.) dieser Epoche an, gegen deren Schluß (190—170 v. Chr.) auch Schriftsteller in ihrer Persönlichkeit, z. B. Sirach und Aristobulus, auftraten. Die Lehrer hießen Soferim (Schriftgelehrte) oder Weise, und das Aramäische war endlich Volkssprache in Palästina geworden.

Die zweite Periode geht von 143 v. Chr. bis 115 n. Chr. Der Midrasch oder die Erforschung der heil. Schriften teilte sich in Halacha und Hagada; jene begriff die Ausbildung des Gesetzes zu praktischer Anwendung, diese war der Inbegriff der religiösen, ethischen und geschichtlichen Auslegungen. Beide, anfangs nur mündlich vorgetragen und fortgepflanzt, schufen sich erst spät und allmählich schriftliche Denkmäler. Diese Entwickelung beförderten die öffentlichen Schrifterläuterungen in Schulen und Synagogen, die Autorität des Synedriums, der Sektenkampf und die Einwirkungen der griech. Kultur. In diesen Zeitraum fallen verschiedene griech. und aramäische Versionen (s. Targum), sämtliche biblische Apokryphen (s. d.) und die ersten christl. Schriften; auch wurden Gebete, Auslegungen, Lieder und Spruchsammlungen verfaßt. Zu bemerken sind der griech. Dichter Ezechiel, der Verfasser des ersten Buchs der Makkabäer, Jason, Josephus, Philo, Johannes, und als Gründer der mündlichen Gesetzeslehre Schamai, Hillel, Jochanan ben Saccai, beide Gamaliel, Elieser ben-Hyrcan, Josua ben-Chananja, Ismael und der berühmte Akiba. Rabbi oder Weisheitsschüler wurde ein Ehrenname der Gesetzkundigen.

Die dritte Periode umfaßt die J. 135—475. Die Unterweisung in Halacha und Hagada wurde jetzt die Hauptthätigkeit der namentlich seit Hillel im nördl. und südl. Palästina und seit 219 in Babylonien blühenden Schulen. Die hervorragendsten Männer waren diejenigen, welche die Mischna und den Talmud durch Rechtsbescheide, Unterricht und Sammlungen gründeten, z. B. Elieser ben-Jakob, Jehuda, Jose, Meir, Simeon ben-Jochai, Jehuda der Heilige, Nathan, Chija, Rab, Samuel, Jochanan, Hunna, Rabba, Rawa, Papa, Asche und Abina. Als letzte Autorität in dieser Beziehung ist Mar ben-Asche (gest. 25. Sept. 467) zu betrachten. Nächstdem wurden Auslegungen, Zusätze zum Sirach, ethische Abhandlungen, Erzählungen, Fabeln und Geschichtliches geschrieben, die Gebete bereichert, das babylon. Targum zum Pentateuch (gewöhnlich Onkelos genannt) und Propheten vollendet und durch den jüngern Hillel 360 das Kalenderwesen festgestellt; auch fehlte es nicht an massoretischen Leistungen und Versuchen im Fache der Heilkunde und Astronomie. Die meisten palästinensischen Lehrer verstanden Griechisch, und fast alle apokryphischen Bücher waren den Juden bekannt. Nach dem Untergange der Akademien in Palästina wurde Persien, namentlich die Schulen zu Sura, Pumbeditha und Nehardea, der Mittelpunkt jüd. Lehre. An Sabbat- und Festtagen hörte man in den Schulen Vorträge; die Gesetzlehrer hießen vor der Sammlung der Mischna Tanaim, die Vortragenden Weise und die Erklärer Amoraim, wie auch die nachmischnischen Lehrer genannt werden. Von der Litteratur der griech. Juden dieser Periode haben sich nur Fragmente, z. B. von den Bibelübersetzungen des Aquila und Symmachus, und einzelnes in Anführungen bei Kirchenvätern erhalten.

Die vierte Periode reicht von 475 bis 740. Damals redeten die Juden längst nicht mehr hebräisch, sondern die jedesmalige Landessprache. Im 6. Jahrh. wurde der babylon. Talmud abgeschlossen. Wenig hat sich von den Leistungen der jüd. Ärzte des 7. Jahrh. und der ersten Geonim oder Vorsteher der babylon. Schulen (seit 589) erhalten. Dagegen wurde vom 6. bis 8. Jahrh. in Palästina (Tiberias) die Masora (s. d.) ausgebildet, das palästinensische Targum zu verschiedenen biblischen Büchern abgeschlossen und außer den Sammlungen älterer Hagadas, z. B. Bereschith rabba, auch selbständige Auslegungen verfaßt, z. B. die Pesikta (um 700) u. s. w.

In der fünften Periode (740—1040) erweckten die Araber, welche die wissenschaftlichen Leistungen von Indien, Persien und Griechenland sich aneigneten, die Nacheiferung der morgenländ. Juden, unter denen Ärzte, Astronomen, Grammatiker, Schrifterklärer und Chronisten erstanden. Auch wurden religiöse und geschichtliche Hagadas, Sittenbücher und Erläuterungen des Talmud verfaßt. Gleichzeitig mit Anan (um 750), dem ersten Schriftsteller der Karäer, sind die ältesten talmudischen Kompendien. Die älteste Gebetordnung wurde um 880 und das erste talmudische Wörterbuch um 900 verfertigt. Die berühmtesten Geonim späterer Zeit waren Saadia (gest. 942), gleich bekannt als arab. Übersetzer und Erklärer der Schrift, Rechtslehrer, Grammatiker, Theolog und Dichter; Scherira (gest. 998) und dessen Sohn Hai (gest. 1038), der ein Wörterbuch lieferte und um die Gesetzkunde sich vielfältig verdient machte. Aus Palästina stammte die Vollendung der Masora und des Vokalsystems; zahlreiche Midraschim, die hagiographischen Targums und die ersten Schriften theol. Kosmogonie (Kabbala) wurden dort ausgearbeitet. Die künstlichen Festgebete (Piutim) nahmen dort ihren Anfang, in welcher Beziehung sich vornehmlich Elasar ben-Kalir auszeichnete. Vom 9. bis 11. Jahrh. gab es in Kairwan und Fez berühmte Lehrer und Schriftsteller, z. B. Isaak Israeli als Arzt, Dunasch ben-Temim und Jakob ben-Nissim als Theologen, Chefez als Rechtslehrer und Lexikograph, Nissim als Rechtskundiger und Ethiker, Chananel als Verfasser von Kommentaren zu Talmud und Pentateuch; ferner die Grammatiker Ben-Koraisch, Dunasch. Auch Italien hatte gelehrte

Rabbinen ſeit dem 8. Jahrh., z. B. Julius in Pavia, den Arzt Schabthai Donolo (geb. 913), der aſtron. Schriften, Joſippon, welcher Geſchichtsbücher, und mehrere, die Midraſchim zu den Pſalmen und poetiſche Feſtgebete lieferten. Bari und Otranto waren damals die Sitze jüd. Gelehrſamkeit. Nach dem Untergange der babylon. Akademien (1040) wurde Spanien, das ſchon im 10. Jahrh. jüd. Schriftſteller aufzuweiſen hatte, z. B. Menachem ben-Seruk als Lexikographen, Haſſan als Aſtronomen, Chasdai als Arzt und Forſcher und Chajudſch als Grammatiker, der Hauptſitz jüd. Litteratur. Nach Mainz, Lothringen und Frankreich kam das Wiſſen im 10. Jahrh. aus dem Orient. Aus dieſem Zeitraum ſtammen auch die älteſten erhaltenen hebr. Codices, die bis zum 9. Jahrh. hinaufreichen, der Reim (8. Jahrh.) und die neuere Proſodie der hebr. Verſe (10. Jahrh.).

Die ſechſte Periode (1040—1204) iſt die glänzendſte Epoche des jüd. Mittelalters. Die ſpan. Juden beſchäftigten ſich neben der Nationallitteratur, der Theologie, Exegeſe, Grammatik, Poeſie und Geſetzkunde auch mit Aſtronomie, Chronologie, Mathematik, Philoſophie, Rhetorik und Medizin. Es wurden Predigten, ethiſche und geſchichtliche Arbeiten geliefert. Man ſchrieb arabiſch, rabbiniſch und hebräiſch, und die Geſetzkundigen waren meiſt auch in andern Fächern bewandert. Es ſind hier anzuführen die Geſetzlehrer Samuel Halevi (geſt. 1055) und Iſaak Alfaſi (geſt. 1103); der Chronograph und Theolog Abraham ben-David, 1161; die Grammatiker Abulwalid, 1050, und Salomo Parchon, 1160; die philoſ. Theologen David Mokamez, im 11. Jahrh., und Joſeph ben-Zadik (geſt. 1149); der Sittenlehrer Bechai, ebenfalls im 11. Jahrh.; der Aſtronom und Geograph Abraham ben-Chija, 1123; der Reiſende Benjamin von Tudela, 1160; die Dichter Salomo Gabirol, 1050, und Moſes ben-Esra, 1130; die ausgezeichneten Gelehrten und Dichter Jehuda Halevi, 1140, und Aben-Esra (geſt. 1168), und endlich der gefeierte Maimonides, deſſen Tod dieſen Zeitraum beſchließt. Mehr national und großenteils in den Grenzen der Halacha und Hagada war die Thätigkeit der franz. Gelehrten. Im 11. Jahrh. ſchrieben talmudiſche und bibliſche Kommentarien, auch Feſtgebete: Gerſchom (1030) und deſſen Bruder Machir, der auch ein talmudiſches Wörterbuch verfaßte; ferner Simeon ben-Iſaak, Joſeph-tob-Elem, Jehuda Hacohen und der geprieſene Salomo ben-Iſaak, genannt Raſchi. Im 12. Jahrh. wurden, nächſt bibliſchen Kommentarien von Menachem ben-Chelbo, Joſeph Kara, Samuel ben-Meir, Menachem ben-Salomo und Moſes aus Pontoiſe, wichtige Zuſätze zum Talmud (Toſafot) verfaßt von Iſaak ben-Aſcher, Jakob ben-Meir, genannt Tam, Iſaak ben-Samuel und Simſon ben-Abraham. In der Provence, welche Spaniens und Frankreichs litterariſchen Charakter vereinigte, wo in Lunel, Narbonne und Nimes Akademien beſtanden, trifft man Talmudiſten, wie Abraham ben-David, Serachja Halevi, Abraham ben-Nathan; Hagadiſten, wie Moſes Haddarſchan, 1066; Grammatiker, wie Joſeph und ſeine Söhne Moſes und David Kimchi; Überſetzer, wie Juda Tibbon; Kommentatoren u. ſ. w. In Deutſchland, beſonders in Mainz und Regensburg, herrſchte große talmudiſche Gelehrſamkeit; namentlich zeichnen ſich aus Simeon, der Verfaſſer des «Jalkut», Elieſer ben-Nathan und Baruch ben-Iſaak, ſowie Samuel der Fromme als religiöſer Dichter und als Reiſebeſchreiber Petachja, 1187. Die berühmteſten ital. Gelehrten waren Nathan ben-Jechiel (geſt. 1106) und Hillel ben-Eljakim. Nur wenige Namen werden aus Griechenland und Aſien genannt; doch hatten die Karäer einen tüchtigen Schriftſteller an Juda Hadaſſi, 1148. Der größte Teil der Feſtgebete war vor Maimonides vollendet.

Die durch des Maimonides und ſeines Zeitalters Leiſtungen hervorgerufene Thätigkeit wurde in der ſiebenten Periode (1204—1492) teils im Gebiete der theol.-exegetiſchen Philoſophie, teils in der Bearbeitung des nationalen Geſetzes ſichtbar. Mit einer myſtiſchen Religionslehre wuchs zugleich der Meinungsſtreit zwiſchen Talmudiſten, Philoſophen und Kabbaliſten. Die ausgezeichnetſten Männer lebten in Spanien, ſpäter in Portugal, in der Provence und in Italien. Spanien gehören an im 13. Jahrh. die Dichter Jehuda Chariſi, Abraham ben-Chasdai und Iſaak Sahola; die Aſtronomen und Philoſophen Iſaak Lattef, Juda Cohen und Iſaak aben-Sid, der Verfaſſer der Alfonſiniſchen Tafeln; die Geſetzlehrer Meir Halevi, Moſes ben-Nachman oder Nachmanides und Salomo Adereth; der Naturkundige Gerſchom ben-Salomo; die Kabbaliſten Todros ben-Joſeph, Joſeph Gecatilia, Abraham Abulafia und Moſes de Leon; die Ethiker und Theologen Jona Gerundi, Schemtob Palquera und Bechai; im 14. Jahrh. die Aſtronomen Iſaak Israeli und Iſaak Alchadev; die Philoſophen Joſeph Valar und Moſes Vidal; die Geſetzlehrer Jomtob, Niſſim, Vidal, Iſaak ben-Scheſcheth und David Abudarham; die Theologen und Ethiker Chasdai Crescas, Joſua Schoaib, Iſaak Abuab, Joſeph Caſpi und David Kohen. Im 15. Jahrh. wurde ein Sinken bemerkbar. Hervorzuheben ſind Joſeph Albo und Schemtob ben-Joſeph, ſowie in Portugal Abraham Catalan. In der Provence waren als Dichter und Philoſophen berühmt: Joſeph Ezobi, Levi ben-Gerſon, Jedaja Penini und Kalonymos ben-Kalonymos; als Überſetzer Samuel, Moſes und Jakob Tibbon; als Grammatiker Profiat Duran, genannt Ephodäus; als Geſetzlehrer und Kommentatoren Menachem ben-Salomo, genannt Meiri, und Jerucham, ferner Iſaak de Latas, Abr. Fariſſol, Meir ben-Simeon und Iſaak Nathan, 1437, der Verfaſſer der hebr. Konkordanzien. In Italien waren jüd. Gelehrte mit Überſetzungen arab. und lat. Werke beſchäftigt; dort gediehen die eigentlich äſthetiſchen Werke, wie die Leiſtungen von Immanuel ben-Salomo, der die erſten hebr. Sonette lieferte, Moſes de Rieti, Meſſir Leon u. a. beweiſen. Auch gab es Geſetzlehrer, wie die beiden Jeſaia de Trani und Joſeph Kolon; Philoſophen, wie Hillel ben-Samuel, Juda ben-Moſes und Jochanan Alman; Kabbaliſten, wie Menachem Recanate; Aſtronomen, wie Immanuel ben-Jakob; Grammatiker, wie Joſeph Sark und Salomo Urbino, und in Padua hielt Elia del Medigo und Candida (geſt. 1493) öffentliche Vorträge über Philoſophie. Während aus Frankreich nur wenige Geſetzlehrer, wie die Sammler der Toſafot, Moſes de Coucy und Jechiel ben-Joſeph, Exegeten und Dichter, wie Berachja, bekannt ſind, brachte Deutſchland zahlreiche Bearbeiter des Geſetzes, wie Elieſer Halevi, 1240, Meir aus Rothenburg, 1280, Mordechai, Aſcher, nachher in Toledo, deſſen Sohn Jakob, 1339, und Iſſerlin, 1450,

hervor; ferner den Kabbalisten Elasar aus Worms, den Theologen Menachem Kara und den Apologeten Lippmann aus Mülhausen. In Griechenland zeichnete sich aus Mordechai Comtino als Astronom und Kommentator, 1470; in Palästina Tanchum ben-Joseph um 1260 durch sein talmudisches Wörterbuch und Jakob Sikeli; in Afrika Abraham, der Sohn von Maimonides, Juda Corsani und Simeon Duran; unter den Karäern aber Aaron ben-Joseph, 1294, Aaron ben-Elia, 1346, und Elia Beschitzi (gest. 1490).

Die achte Periode (1492—1755) ist charakterisiert durch die Zerstreuung der aus dem westl. und südl. Europa vertriebenen Juden und die durch die Buchdruckerkunst begünstigte Verbreitung der Geisteswerke, welche Schauplatz und Charakter der jüd. Litteratur änderten. Hebr. Buchdruckereien sind von Juden in Italien von 1475 an, in Spanien und Portugal noch vor der Vertreibung errichtet worden. Während die Kultur der span. Juden auf den Orient und der Aufschwung klassischen Wissens auf Italien einwirkte, verdüsterte der durch Bedrängnisse genährte Mystizismus die Gemüter, und die poln. Juden ergaben sich einem kleinlichen Talmudstudium, das ihre geistigen Kräfte nutzlos erschöpfte. Daher jene Masse des Mittelmäßigen in der biblischen Exegese, der Kabbala und der talmudischen Dialektik im 17. Jahrh., während Poesie, Grammatik und Wissenschaft fast daniederlagen. Mehr wurden die homiletische Schriftauslegung und die Gebiete der Rechtsgutachten und populärer Belehrung angebaut. In Italien und dem Orient, in Deutschland und Polen sowie in Holland wirkten jüd. Schulen, Druckereien, desgleichen zahlreiche Schriftsteller, die hebräisch, rabbinisch, lateinisch, spanisch, portugiesisch, italienisch und jüdischdeutsch schrieben, und unter denen große Talente und ausgezeichnete Gelehrte sich hervorthaten. Hier können nur angeführt werden: 1) Von 1492 bis 1540 der Theolog und Philosoph Isaak Abravanel und dessen Sohn Jehuda; die Philosophen Abraham Bibago und Saul Kohen; der Mathematiker und Kommentator Elia Misrachi; der Theolog und Kommentator Isaak Arama; der hagadische Ausleger Jakob Chabib; die Gesetzlehrer Jakob Berab, Joseph ben-Leb, David ben-Simra und Levi Chabib; die Grammatiker Abr. de Balmes, Elia Levita und Salomo ben-Melech; der Masoret Jakob ben-Chajim; der philos. Kommentator Obadia Sforno und die Karäer Kaleb Afandopulo und Juda Gibbor. 2) Von 1540 bis 1600 die Historiker Sam. Usque und Jos. Kohen; der Litterarhistoriker Gedalia Jachia; der Dramatiker Jehuda Sommo; die Dichter Sal. Usque und Israel Nagara; der Kritiker Asaria de' Rossi; der talmudische Lexikograph Moses Figo; der Mediziner Amatus; der Lexikograph und Apologet David de' Pomi; der Chronist und Astronom David Gans; der Grammatiker Sam. Archevolte; der Altertumsforscher Portaleone; der Chorograph und Ethiker Moses Almosnino; der karäische Apologet Isaak Troki; der Philosoph und Prediger Jehuda Muscato; die Kabbalisten Isaak Luria und Moses Corduero; die Kommentatoren, Prediger und Gesetzkundigen Joseph Karo, Moses Alschech, Samuel de Medina, Moses Isserles, Mordechai Jafe, Salomo Luria, Löw ben-Bezalel, Ephraim Lentschütz; ferner der Polyhistor Hendel Manoach und der Textkritiker Menachem Lonsano. 3) Von 1600 bis 1650 die Gesetzlehrer Jomtob Heller, Chajim Benbenaste, Joseph Trani, Joel Sirkis, die Theologen Jesaia Hurwitz und Abr. Cohen Herrera; der Kabbalist Chajim Vital; die Textkritiker Sal. Norzi und Sal. Adeni; Abraham ben-Asuer; die Mediziner Roderich de Castro und Abr. Zacut; Immanuel Aboab; die Statistiker Simcha Luzzato; der Antiquar Jak. Jeh. Leo; der span. Übersetzer Saadia Asnekot; der Dichter Abenatar; der Poetiker Jakob Roman; Joseph del Medigo; der Theolog Menasse ben-Israel; der Litterarhistoriker David Conforte; der Dichter und Lexikograph Leo de Modena und der Karäer Samuel. 4) Von 1650 bis 1700 der Prediger und Apologet Saul Mortera; der Polemiker Is. Orobio; die Gesetzlehrer Schabthai Kohen, Samuel Edels, Abr. Abele und Hiskia Silva; ferner Simcha ben-Gerson, Aaron ben-Samuel und Jakob Zahalon; Spinoza; de Barrios; der Bibliograph Schabthai ben-Joseph; die Lexikographen Benjamin Mussaphia und de Lara; der span. Übersetzer Jak. Cansino; der Apologet Isaak Cardoso; Thomas de Pinedo, der Herausgeber des Stephanus Byzantinus; Josel Witzenhausen, der Übersetzer des Alten Testaments ins Jüdischdeutsche; der span. Übersetzer Jak. Abendana; der Philosoph Moses Chefez; Gerson Chefez, der Verfasser eines «Reimlexikon», und der Litterarhistoriker der Karäer, Mordechai ben-Nisan. 5) Von 1700 bis 1755 die Talmudisten, Gesetzlehrer Jehuda Rosanis, Elia Kohen, Abr. Broda, Ezech. Katzenellenbogen, David Fränkel und Jonathan Eybeschütz; ferner der Apologet und Philosoph David Nieto; der Bibliograph Dav. Oppenheimer; die Mediziner Abr. Cohen, Schabthai Marini und Tobia Cohen; der Grammatiker Salomo Hanau; Jak. Emden; der Grammatiker und Apologet Jehuda Briel; Mos. Chajim Luzzato, Wiederhersteller der Poesie; Jechiel Heilprin ben-Salomo; Isaak Lampronte, der Verfasser eines talmudischen Reallexikons, Pereyra und der Karäer Simcha Isaak.

Die neunte Periode reicht von 1755 bis etwa 1820. Von dem Geist des 18. Jahrh. unterstützt, eröffnete Moses Mendelssohn seinen Glaubensgenossen eine neue Ära, in welcher, nicht unähnlich dem 11. und dem 16. Jahrh., eine junge Kraft der ererbten Litteratur neue Bahnen brach. Das Streben Mendelssohns und seiner Jünger ging vornehmlich dahin, ihre Glaubensgenossen in die Kultur Europas einzuführen und die Erzeugnisse deutscher Litteratur und humanistischer Bildung überhaupt ihnen zugänglich zu machen. Die Mendelssohnsche Übersetzung des Pentateuch hat einen Einfluß auf das deutsche Judentum geübt, der sich mit dem der Lutherschen Bibelübersetzung auf die deutsche Christenheit vergleichen läßt. Bald wurden auch die andern Teile der Heiligen Schrift in das Deutsche übertragen, andererseits aber auch aus den verschiedensten wissenschaftlichen Disciplinen, Grammatik, Naturwissenschaft, Geschichte, Geographie, Mathematik, Pädagogik, Werke in das Hebräische übertragen und der Masse des jüd. Volks zugänglich gemacht; noch war die hebr. Sprache in weiten Kreisen verstanden und das geeignetste Mittel, Bildungselemente einzuführen. So bereitete sich ein vollständiger Umschwung in wissenschaftlicher Erkenntnis wie im Leben vor, während im russ. Polen eine neue Mystik (Chasidismus) sich ausbreitete. An Mendelssohn und seine Zeit schließen sich an: als Bearbeiter biblischer Schriften und hebr.

Sprachkunde: Hartwig Wessely (gest. 1805), Salomo Dubno (1815), Isak Euchel (1804), David Friedländer (1832), Joel Löwe (1802), Herz Homberg (1841), Ahron Wolfsohn (1835), Benjeeb (1811); der scharfsinnige Salomo Maimon (1800); der Arzt Markus Herz (1803), dessen Frau die berühmte Henriette Herz (1847) war; für mathem. Wissenschaften: Rafael Levi (1779), Baruch Sklow, Abraham Cassel (1795), Meier Hirsch (1851), Lazarus Bendavid (1822); der Herausgeber älterer Werke: Isak Satanow (1805). Ferner die etwas jüngern Grammatiker und Übersetzer: Salomo Pappenheim (1814), Juda Zeitteles (1838), Schalom Cohen (1845), Wolf Heidenheim (1832), Rafael Fürstenthal (1855). Die Dichtkunst wurde gepflegt von Ephraim Moses Kuh (1790), Franco Mendez, Ephraim Luzatto (1792), Simcha Calimani (1784), Büschenthal (1818). Die talmudischen Studien fanden ihre Vertretung bis in die neuere Zeit durch Ezechiel Landau in Prag (1793), Elia Gaon in Wilna (1797), Maleachi Kohen in Florenz, Jesaia Berlin in Breslau (1799), Salomo Kohn in Fürth (1849), Jakob in Lissa (1832), Akiba Eger in Posen (1837), Moses Sofer in Preßburg (1834), Wolf Hamburg in Fürth (1850).

Als die zehnte und neueste Periode darf die Zeit von etwa 1820 bis auf die Gegenwart bezeichnet werden. Die Juden sind in den Kulturländern Europas vollständig in die Civilisation des Jahrhunderts eingetreten; hervorragende Leistungen von Juden auf den Gebieten der Kunst und der Wissenschaft gehören nur noch insoweit zur «Jüdischen Litteratur», als diese Arbeiten in unmittelbarer Beziehung zum Judentum stehen. Charakteristisch für diese Periode der jüd. Litteratur ist das Streben nach kritisch-wissenschaftlicher Erkenntnis des jüd. Altertums, an welches sich geschichtliche, sprachliche und philos. Studien, sowie Bearbeitungen von Ausgaben älterer, epochemachender Werke anschließen. Diese ganze Bewegung knüpft sich zunächst an zwei hervorragende Namen: S. J. Rapoport (geb. 1790, gest. in Prag 1867) und L. Zunz (geb. in Detmold 1794). Die von diesen Männern gegebenen Anregungen erweckten ein reiches, litterarisches Streben, das einen großen Wissenskreis bewältigt hat und hier nur in ganz allgemeinen Umrissen geschildert werden kann. Für Geschichte waren thätig: Jost (1860), Herzfeld, Wiener, Grätz, Kayserling; für Litteratur und Altertumskunde: S. D. Luzatto (1865), Reggio (1855), Michael Sachs (1864), J. H. Schorr, Abr. Geiger (1874), A. Jellinek, R. Kirchheim, Kämpf, D. Cassel, Senior Sachs; für Bibliographie: M. Steinschneider, Joseph Zedner (1871), Lebrecht (1876), Landshuth, Benjakob (1865); ferner: N. Krochmal (1840), Z. Frankel (1875), M. A. Levy (1871); für Lexikographie: J. Fürst (1873) und J. Levy; für Geschichte der Philosophie und philos. Bearbeitung des Judentums: S. Munk (1867), Samuel Hirsch, Formstecher, Creizenach (1842) und Joel; als Prediger: Salomon in Hamburg (1862), Noah Mannheimer in Wien (1865), Sam. Holdheim (1860), Michael Sachs (1864), Jellinek und Goldschmidt in Leipzig. Von Bearbeitern jüd. Kulturzustände in künstlerischer Form sind zu nennen: Berthold Auerbach, L. Kompert, A. Bernstein und Mosenthal; von Bearbeitern altjüd. Synagogalmelodien: Sulzer in Wien, Lewandowski und Wolf in Berlin. Bibelwerke für Juden: die in Berlin (seit 1837) unter Redaction von Zunz erschienene Bibelübersetzung durch Arnheim (1869), Michael Sachs und J. Fürst; die von Salomon in Hamburg, Herrheimer in Bernburg, L. Philippson, Fürst in Leipzig, Auerbach in Frankfurt. Zeitschriften, welche jüd. Interessen behandeln, erscheinen außer in hebr. Sprache und in jüdisch-deutscher Mundart in fast allen Kultursprachen Europas. Vereine zur Förderung der jüd. Litteratur wurden von Philippson in Bonn und Silbermann in Lyk gegründet.

Von neuern Darstellungen der Geschichte der jüd. Litteratur vgl. außer den Schriften von Zunz (s. d.): Steinschneider, «Jüd. Litteratur», in «Allgemeine Encyklopädie» (Bd. 27, Lpz. 1850); Cassel, «Geschichte der jüd. Litteratur» (Bd. 1 u. 2, Berl. 1872—73), und Löw, «Die Lebensalter in der jüd. Litteratur» (Szegedin 1875).

Jüdische Religion, s. Judentum.

Judith ist die Heldin einer unter den apokryphischen Büchern des Alten Testaments erhaltenen, ursprünglich hebr. Erzählung. Nach dieser Darstellung wurde die schöne Witwe J. in tiefer Bedrängnis die Retterin ihres Volks. Die Stadt Bethylua (Bethulia bei Luther) in Nordpalästina, J.s Vaterstadt, wird von Holofernes, dem Feldherrn «König Nebukadnezars von Assyrien», belagert. Schon verzweifeln die verzagten Volksobern an aller Hilfe, da geht J. ins feindliche Lager hinaus, berückt den feindlichen Feldherrn durch ihre Schönheit und schlägt ihm, als er des Nachts berauscht auf seinem Lager liegt, mit seinem eigenen Schwert das Haupt ab. Auf die Kunde von dem Geschehenen machen die Belagerten einen Ausfall, die Feinde, von jähem Schrecken übermannt, suchen ihr Heil in der Flucht. Daß die Erzählung unhistorisch, ist ebenso gewiß, wie ihre geschichtliche Grundlage streitig. Wahrscheinlich entstand die übrigens bei den Juden in verschiedener Gestalt umlaufende Sage in der makkabäischen Zeit und hat ursprünglich keine andere Grundlage als den nach ältern Vorbildern weiter ausgeschmückten Sieg des Judas Makkabäus über den syr. Feldherrn Nikanor (1 Makk. 7). Oder sie bezieht sich auf den Krieg des Lusius Quietus (= Holofernes) gegen die (Syrer und) Juden unter dem röm. Kaiser Trajan (= Nebukadnezar). Dann würde die durch die J., d. i. die Judenschaft, herbeigeführte Katastrophe des Holofernes den Untergang des Quietus abbilden, welchen Hadrian zu Gunsten der Judenschaft ermorden ließ. Die Heldenthat der J. ist vielfach künstlerisch dargestellt und unter andern von Hebbel in einer gleichnamigen Tragödie «Judith» (Hamb. 1841; 2. Aufl. 1873) dramatisch behandelt worden. Horace Vernet hat in seinem berühmten Gemälde J. und Holofernes (im Louvre zu Paris) den Moment nach der That dargestellt.

Judith, zweite Gemahlin des Kaisers Ludwig des Frommen seit 819, war eine durch Schönheit und Bildung ausgezeichnete Frau aus dem Hause der Welfen. Sie ward 13. Juni 823 die Mutter des spätern Königs Karl (des Kahlen) und die Ursache zahlreicher Wirrnisse im Frankenreiche, da sie auch diesem jüngsten Sohne Ludwigs einen Anteil am Erbe gleich den ältern aus dessen früherer Ehe zu verschaffen suchte. Man warf ihr auch ein ehebrecherisches Verhältnis zu dem am Hofe einflußreichen Grafen Bernhard von Septimanien vor; jedoch gelang es ihr durch einen Reinigungseid 831 die Gegner zum Schweigen zu bringen. Wiederholt

von den aufrührerischen Stiefsöhnen gefangen, wurde sie stets durch mächtige Freunde befreit. Ihr Rat bestimmte nach dem Tode ihres Gemahls 840 ihren Sohn, sich mit Ludwig dem Deutschen gegen den ältesten Stiefbruder, den Kaiser Lothar, zu vereinigen; sie selbst führte den Verbündeten Hilfstruppen zu und half so mit zu dem Ausgang der großen Schlacht bei Fontenoy 841, welche die schließliche Teilung des Frankenreichs zur Gewißheit machte. Sie starb 19. April 843 in Tours.

Judith, Tochter des Herzogs Arnulf von Bayern, wurde um 988 von Otto I. dem Großen mit seinem Bruder Heinrich vermählt, welchem er, als J.s Vaterbruder Berthold 23. Dez. 945 starb, das Herzogtum Bayern übertrug. Nach dem Tode Heinrichs (1. Nov. 955) trat sie in das Kloster Niedermünster in Regensburg und starb hier 987. Von ihren Kindern erbte Heinrich II. der Zänker das Herzogtum des Vaters, Hedwig wurde die Gattin des Herzogs Burkhard von Schwaben und Gerberga Äbtissin von Gandersheim. [wesen.

Judizialdepositorium, s. unter Depositen-

Judizieren, s. unter Judicium.

Juel (Jens), dän. Porträtmaler, geb. 12. Mai 1745 im Kirchspiele Gamborg auf Fünen, bildete sich in Hamburg, Kopenhagen, Rom, Paris und Genf zum Maler aus, erhielt 1784 eine Professur an der Kunstakademie in Kopenhagen und starb 27. Dez. 1802. Die meisten seiner Werke finden sich in den dän. Galerien; einige auch im Auslande, z. B. das Bild des Herzogs Karl August von Sachsen-Weimar in der weimarischen Bibliothek. Auch als Landschaftsmaler leistete J. Vorzügliches.

Juel (Niels), berühmter Admiral Dänemarks, geb. 8. Mai 1629 in Kopenhagen, studierte auf der Akademie von Sorõe und begab sich 1650 nach Frankreich und Holland, um dort nautische Theorie zu studieren. Bei Ausbruch des Kriegs zwischen Holland und England trat er in holländ. Dienste, nahm an dem ruhmvollen Seezuge von 1652 bis 1654 unter Tromps Oberbefehl teil und begleitete De Ruiter auf dessen Zug gegen die Barbareskenstaaten in das Mittelmeer; 1656 nach Dänemark zurückgekehrt, wurde er in dem Kriege Dänemarks gegen Schweden 1659 zum Geschwaderchef ernannt und zeichnete sich unter dem Oberbefehl De Ruiters, den Holland mit einer Flotte zu Hilfe geschickt, bei der Belagerung von Kopenhagen aus. Dem Friedensschluß von 1660 folgte 1675 ein neuer Krieg mit Schweden, in dem J. eine Hauptrolle spielte. Nachdem er 1676 mehrere Kreuztouren in der Ostsee gemacht, segelte er an der Spitze einer Flotte von 18 Schiffen nach Gottland, landete und bemächtigte sich der Insel, die von den mitgeführten Landtruppen besetzt wurde. Schweden rüstete infolge dessen eine mächtige Flotte von 44 Linienschiffen. J., dessen Flotte sich inzwischen auf 25 Schiffe vermehrt hatte, traf 4. Juni 1676 den Feind zwischen Bornholm und Rügen und zwang ihn zum Rückzug. Der König ernannte ihn hierauf zum Gouverneur von Gottland und sandte ihm eine Verstärkung von 9 Schiffen. Am 11. Juni kam es abermals bei der Insel Öland zur Schlacht, in der die schwed. Flotte in die Flucht geschlagen wurde. Im folgenden Jahre schlug J. in der Nähe von Warnemünde den schwed. Admiral Sjoeblad und lieferte dann 1. Juli 1677 die denkwürdige Seeschlacht in der Kjögebucht, wodurch er seinen Hauptruhm begründete. Die Schweden waren 36, die Dänen 25 Schiffe stark, trotzdem wurden erstere geschlagen, J. nahm ihnen 7 Schiffe, verfolgte sie bis Bornholm und zerstörte noch 3 Schiffe. Nach dem Kriege schenkte der König J. für sich und seine Nachkommen die Insel Taasing in der Nähe von Fünen. J. starb 8. April 1697 in Kopenhagen.

Ein Bruder J.s, Jan J., war ebenfalls Seeoffizier, kämpfte mehrfach unter seines Bruders Befehl, avancierte bis zum Vizeadmiral und war 1679 Bevollmächtigter Dänemarks bei dem Friedensschluß zu Lund. [Planeten.

Juewa, der Name des 139. Asteroiden. (S. u.

Juften oder Juchten (frz. cuir de Russie, engl. Russian leather), ein sehr festes, dichtes und geschmeidiges, mit Birkenteeröl eingeriebenes, daher stark riechendes Rinds- oder Roßleder, das früher ausschließlich in Rußland bereitet wurde, jetzt aber auch in andern Ländern, besonders in Österreich, fabriziert wird und, rot oder schwarz gefärbt, teils als Oberleder zu Stiefeln und Schuhen, teils zu Galanteriewaren, Bucheinbänden, Riemer- und Portefeuillearbeiten Verwendung findet. Über die Bereitung s. unter Lederfabrikation.

Jug, rechtsseitiger Nebenfluß der Suchona in russ. Gouvernement Wologda, 463 km lang, hat einen sehr geschlängelten Lauf und ein sehr verwildertes Bett, sodaß die Schiffahrt bei der reißenden Strömung des Flusses nicht gefahrlos ist. Bedeutendster Nebenfluß ist rechts die schiffbare Luza.

Juge (frz.), Richter; J. consulaire, Handelsrichter; Grand-J., im ersten franz. Kaiserreich soviel wie Justizminister; J. de paix, Friedensrichter. [(physiol.), Bd. I, S. 492.

Jugend, jugendliches Alter, s. unter Alter

Jugendschriften haben die Aufgabe, der Jugend eine unterhaltende und bildende Lektüre zu bieten. Eine besondere, ausdrücklich für die Jugend bestimmte Litteratur hat sich erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. unter dem Einfluß des Philanthropinismus gebildet. In diese Zeit gehören der «Kinderfreund» von Christian Felix Weiße, der in den Jahren von 1776 bis 1782 in 24 Bänden erschien, und Joachim Heinrich Campes Kinderschriften. An sie reihte sich Christ. Gotthold Salzmann mit seinem «Joseph Schwarzmantel» (1810), Kaspar Friedrich Lossius mit «Gumal und Ina» (1795—1800), Jakob Glatz mit «Rosaliens Vermächtnis». Der moralisierenden Richtung huldigten unter andern auch Wagnitz' «Moral in Beispielen» und K. Fr. Thienes «Gutmann», sowie die zahlreichen Schriften von Meynier (Salzmann). Mit besonderer Anerkennung ist aus jener Zeit J. A. C. Löhr hervorzuheben, dessen «Kleine Plaudereien für Kinder, welche sich im Lesen üben wollen» A. F. C. Vilmar neu herausgegeben hat. Eine neue Richtung schlugen ein Friedrich Jacobs («Edwin und Theodor», «Rosaliens Nachlaß», «Feierabende in Mainau» u. s. w.), namentlich aber die Gebrüder Grimm mit ihren «Kinder- und Hausmärchen» und Christoph von Schmid, der Verfasser der «Ostereier». Durch zahlreiche romanartige Jugendschriften haben sich in neuester Zeit am meisten Gustav Moritz, Franz Hoffmann und C. W. vom Horn bekannt gemacht. Unter den didaktischen Jugendschriften sind hervorzuheben B. G. Niebuhrs «Heroengeschichten», K. Fr. Beckers «Erzählungen aus der alten Welt», G. Schwabs «Sagen des klassischen Altertums», Grubes «Biographien aus der Naturgeschichte», Kastus' «Naturstudien» u.

Anzureihen sind hier Masius, «Des Knaben Lust und Lehre», Thekla von Gumpert, «Töchteralbum» und «Herzblättchens Zeitvertreib», F. Hoffmann, «Neuer deutscher Jugendfreund», die jährlich erscheinen, und die in kürzern Perioden erscheinenden Zeitschriften für die Jugend, namentlich «Deutsche Jugend» von Lohmeyer (Lpz., seit 1872). Eine große Zahl von J. ist mit Illustrationen versehen, ja bei manchen sind diese die Hauptsache. Zu erwähnen sind in dieser Beziehung namentlich die Fabeln von Hey, mit den Illustrationen von O. Speckter, und Heinrich Hoffmanns «Struwwelpeter», an den sich eine ganze Struwwelpeter-Litteratur angeschlossen hat.

Vgl. Bernhardi, «Wegweiser durch die deutschen Volks- und J.» (Lpz. 1852); Hopf, «Mitteilungen über J. an Eltern und Lehrer» (5. Aufl., Nürnb. 1874); Merget, «Geschichte der deutschen Jugendlitteratur» (3. Aufl., Berl. 1882); «Kritische Jugendschriftenverzeichnisse», herausgegeben vom Pädagogischen Verein in Berlin; der Artikel «Jugendlektüre, Jugendlitteratur» in Schmids «Encyklopädie des Erziehungs- und Unterrichtswesens».

Jugendspiegel (von Bernhardi), s. unter Geheimmittel.

Jugendwehren nennt man die militärisch organisierten Verbände von Schülern. Durch die Errichtung von J. gedachte man den kriegerischen Geist schon früher und vor der Erreichung des militärpflichtigen Alters zu wecken und die ganze männliche Bevölkerung wirklich wehrfähig zu machen, auch erwartete man, daß die eigentliche militärische Ausbildung durch die in den J. bereits empfangene Vorbereitung des Ersatzes erheblich erleichtert und daß deshalb die Dauer der aktiven Dienstpflicht verkürzt werden würde. Diese Erwartungen haben sich indessen nicht erfüllt, und gegenwärtig ist man ziemlich allgemein zu der Erkenntnis gekommen, daß nicht die Einübung der männlichen Jugend in taktischen Bewegungen oder in der Handhabung der Waffen, sondern deren körperliche Entwickelung durch Turnen und deren Gewöhnung an Ordnung und Gehorsam das Mittel bieten, schon während des Knaben- und Jünglingsalters durch die Schule die Wehrhaftigkeit und die späterhin im Heere stattfindende militärische Ausbildung zu fördern. Wo die Wehrverfassung auf dem Milizsystem beruht und die allgemeine Volksbewaffnung angestrebt wird, mögen J. unter Umständen einigen Nutzen gewähren, deshalb findet man in den größern Städten der deutschen Kantone der Schweiz J., welche dort Kadettenkorps genannt werden. In Süddeutschland, namentlich in Württemberg, entstanden infolge der 1859 drohenden Kriegsgefahr ebenfalls J., welche indessen bald nach den Ereignissen des J. 1866 und infolge der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht wieder eingegangen sind. In Frankreich sind seit 1878 ähnliche Einrichtungen mit staatlicher Unterstützung ins Leben gerufen worden, und namentlich in Paris aus den Schülern der öffentlichen Schulen für jeden Stadtbezirk ein Schülerbataillon aufgestellt worden. Die größern Städte Frankreichs sind diesem Beispiel gefolgt, der Unterrichtsminister hat einigen Schülerbataillonen Fahnen verliehen und der Kriegsminister beauftragte geeignete Offiziere mit deren Ausbildung und überwies anfänglich auch eine Anzahl Gewehre, welche jedoch 1884 wieder zurückgefordert worden sind. Die Schüler sind gleichmäßig bekleidet und ausgerüstet, wozu die Gemeindekassen den Bedürftigen Beihilfen gewähren. Vgl. «Vier Preisschriften über die Vereinigung der militärischen Instruktion mit der Volkserziehung» (Bern 1863); «Jugendwehr und Turnen» (Salzb. 1876); Walcker, «Notwendigkeit einer militärischen Jugenderziehung» (Lpz. 1873); derselbe, «Ein preuß. Unterrichtsgesetz oder ein Reichsgesetz über die militärische Jugenderziehung» (Berl. 1877).

Jugenheim, Dorf in der hess. Provinz Starkenburg, Kreis Bensheim, an der Bergstraße, 3 km östlich von Bickenbach, ist Sitz einer Oberförsterei und klimatischer Kurort, hat eine Stärkefabrik und eine Ölmühle und zählt 1003 E.; dabei das Schloß Heiligenberg des Prinzen Alexander von Hessen mit Park und die Burgruine Bickenbach.

Jugĕrum, im alten Rom die Einheit des Flächenmaßes, ein Rechteck von 240 röm. Fuß Länge und 120 Fuß Breite = 28800 röm. Quadratfuß = 2518,88 qm. 200 jugera bildeten eine centuria = 50,377 ha.

Juggurnauth, s. Dschaggarnath.

Juglandēen (Juglandeae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Dikotyledonen. Man kennt gegen 30 Arten, die in der nördl. gemäßigten Zone der Alten und Neuen Welt verbreitet sind und in den Tropengegenden Asiens und Amerikas nur im Hochgebirge vorkommen. Es sind hohe Bäume mit festem Holze und breiten, unpaarig gefiederten Blättern. Die männlichen Blüten stehen in Kätzchen, die weiblichen stehen einzeln oder in geringer Anzahl beisammen an den Enden von Zweigen. Der Fruchtknoten ist unterständig und trägt auf seinem Scheitel zwei fleischige etwas zurückgekrümmte Narben. Die Frucht ist eine Steinfrucht mit fleischiger Umhüllung und zweiklappiger Schale. Von den meisten J. werden die Früchte gegessen (s. Carya, Juglans) und auch wegen ihres Gehalts an Öl technisch verarbeitet; von vielen Arten wird auch das Holz in der Möbeltischlerei benutzt.

Juglans *L.*, Pflanzengattung aus der nach ihr benannten Familie der Juglandeen. Man kennt gegen acht Arten, die in der nördl. gemäßigten Zone Asiens, Europas und Amerikas vorkommen. Es sind Bäume mit großen, abwechselnd gestellten, unpaarig gefiederten Blättern von eigentümlich aromatischem Geruch, hängenden, dicken, grünlichen Kätzchen mit männlichen Blüten, welche sich an der Spitze der vorjährigen Triebe aus blattlosen Knospen zur Zeit des Laubausbruchs entwickeln, einzeln oder zu mehrern beisammenstehenden weiblichen Blüten, welche an der Spitze der neuen Triebe stehen und einen unterständigen Fruchtknoten und große, fleischige, rote Narben besitzen. Die Frucht ist eine einkernige, von einer fleischig-lederartigen, ungenießbaren Schale umgebene Steinfrucht, deren beinharte zweiklappige Kernschale einen zweilappigen, wulstigen, wohlschmeckenden Samen umschließt. Die bekannteste Art ist der gemeine Walnußbaum (*J. regia L.*). Einheimisch ist derselbe im südöstl. Europa in den Gegenden um das Kaspische Meer, ferner in Japan und Nordchina, vielleicht auch im nordwestl. Indien. Er wird vorzüglich in der südl. Hälfte Europas kultiviert, in milden, geschützten Lagen auch in Norddeutschland, Norwegen, Schweden u. s. w. Im Süden Italiens beginnt er am Gebirge erst bei 1300 m; auf der Südseite der Alpen liegt seine Höhengrenze bei 950—1150, auf der Nordseite bei 800—1000, in den Vogesen bei 650 m.

Stellenweise verwildert, kleine Wälder bildend, kommt er vor in Slawonien, der Banater Militärgrenze, Siebenbürgen, am Fuße des Bihariagebirges in Ungarn u. s. w. Er zeichnet sich durch eine sehr tiefgehende und weit ausstreichende Bewurzelung, eine umfangreiche, breitgewölbte Krone, kahle Blätter mit sitzenden, ganzrandigen Fiederblättchen und eine kahle, zuletzt braungrüne Fruchtschale aus. Der Baum verlangt zu seinem Gedeihen einen humusreichen, feuchten, tiefgründigen Boden und bei uns eine milde Lage, da er harte Winter nicht gut verträgt und namentlich durch Spätfröste sehr leidet. Man vermehrt den Nußbaum durch Aussaat der Nüsse und veredelt die erhaltenen Wildlinge später durch Okulieren. Seine Früchte (Walnüsse oder Welsche Nüsse) werden unreif in Zucker eingemacht gegessen, sind reif und von der fleischigen Schale befreit ein beliebtes Obst. Die Samen (Kerne) sind besonders nach der Entfernung der dünnen sie bedeckenden Haut wohlschmeckend und enthalten eine Menge fettes Öl (Nußöl). Sonst haben alle Teile des Baums einen scharfen bittern Geschmack und starken Geruch. Man pflegt deshalb mit den frischen Blättern die Pferde zu reiben, um sie vor Stechfliegen zu schützen. Offizinell sind die grünen fleischigen Schalen und die Blätter. Letztere und ebenso die Rinde geben eine sehr dauerhafte schwarzbraune Farbe. Der Stamm des Baums liefert ein schönes, hartes, dunkelbraunes Holz, das zu den besten europ. Tischlerhölzern gehört, jedoch von dem des schwarzen Walnußbaums (J. nigra *L.*) an Schönheit und Härte übertroffen wird. Dieser ist heimisch in den östl. Staaten Nordamerikas und in Texas, wird in Europa viel als Parkbaum angepflanzt; er unterscheidet sich von dem gemeinen Walnußbaum leicht durch die unterseits behaarten, kurzgestielten und gesägten Fiederblättchen des Blattes und durch schwarze Fruchtschalen, die Frucht ist länglichrund. Auch der in Canada und den östl. und mittlern Staaten Nordamerikas heimische graue Walnußbaum (J. cinerea *L.*) wird in Europa viel als Parkbaum angepflanzt; er hat gesägte, beiderseits behaarte Blättchen und eine längliche zugespitzte Steinfrucht.

Jugorische Straße, s. u. Karisches Meer.

Jugulär (neulat.), die Kehle betreffend; Jugulation, Erdrosselung.

Jugum (lat.), Joch (s. d.).

Jugurtha, König von Numidien, der Sohn des Mastanabal, eines unehelichen Sohnes des Masinissa, erhielt an dem Hofe seines väterlichen Oheims Micipsa, der dem Masinissa in der Herrschaft über Numidien folgte, eine so sorgfältige Erziehung wie dessen eigene Söhne Adherbal und Hiempsal. Er war schön und stark von Körper, mit großen Talenten begabt und bildete sich früh zum Krieger. Vor Numantia, wohin ihn Micipsa, der ihn zu fürchten begann, 134 v. Chr. den Römern zu Hilfe geschickt hatte, erwarb er sich durch Klugheit und Tapferkeit deren und ihres Feldherrn, des jungen Scipio, Achtung und Freundschaft. Als er zurückgekehrt war, suchte ihn Micipsa durch Güte zu fesseln, nahm ihn an Kindesstatt an und erklärte ihn mit seinen Söhnen zum gemeinschaftlichen Erben seiner Krone. J.s kein Mittel scheuende Herrschsucht zeigte sich bald nach Micipsas Tode. Bereits 117 v. Chr. ließ er den Hiempsal ermorden; Adherbal aber floh vor ihm nach Rom. Der dahin durch J. geschickte Gesandte gewann durch Bestechung den größten Teil des Senats. Die röm. Gesandtschaft, die unter Lucius Opimius nach Numidien zur Ordnung der Verhältnisse geschickt wurde, entschuldigte, von ihm gewonnen, Hiempsals Ermordung und gab bei der Teilung Numidiens zwischen Adherbal und J. diesem die bessere Hälfte. Nach ihrer Abreise fiel J. wieder in Adherbals Gebiet ein, eroberte, obwohl zweimal durch die Römer von der Belagerung abgemahnt, 112 die Stadt Cirta, in die er den Adherbal eingeschlossen hatte, und ließ diesen sowie die dort ansässigen Römer grausam töten. Da setzte der Tribun Memmius es in Rom durch, daß J. der Krieg erklärt wurde, den der Konsul Lucius Calpurnius Piso Bestia und sein Legat, der Konsular Marcus Aimilius Scaurus, mit Erfolg führten, bis sie beide von J. durch Bestechung gewonnen wurden. Doch ward der Friede in Rom nicht bestätigt, J. vielmehr auf den Antrag des Memmius nach Rom vor das Gericht des Volks beschieden. Zwar stellte er sich; als er sich aber verantworten sollte, legte ihm der Tribun Cajus Bäbius, den er erkauft hatte, Stillschweigen auf und vereitelte so eine Entscheidung der Sache. J. trieb seinen Übermut in Rom so weit, daß er den Massiva, einen unehelichen Sohn des Gulussa, Bruders des Micipsa, in welchem er einen Nebenbuhler durch Gunst der Römer fürchtete, ermorden ließ. J. verließ jedoch Rom unter sicherm Geleit. Der Krieg gegen ihn wurde 110 vom Konsul Spurius Postumius Albinus ohne Erfolg fortgesetzt; ja nach dessen Abreise gelang es dem J., zu Anfang des J. 109 des Konsuls Bruder, Aulus Postumius, samt dem Heere einzuschließen und durchs Joch gehen zu lassen. Quintus Cäcilius Metellus, der nun als Konsul nach Numidien kam, blieb allen Bestechungskünsten unzugänglich. J. wurde von diesem im J. 109 in der Schlacht am Flusse Muthul geschlagen und 108 nach einer zweiten Schlacht und der Eroberung von Thala genötigt, zum mauretanischen Könige Bocchus zu flüchten. Nachdem Metellus auf den Betrieb des Marius zurückberufen worden, führte dieser den Krieg wider J. und Bocchus. Nach einigen Erfolgen der Römer über J. allein und sodann auch, als Bocchus sich mit J. vereinigt hatte, über beide Könige lieferte Bocchus den J. an Sulla, damals Quästor des Marius, aus. Bei dem Triumph, den Marius 1. Jan. 104 in Rom feierte, wurde J. als Gefangener aufgeführt, dann in den Kerker geworfen und dem Hungertode preisgegeben. Eine Geschichte des Jugurthinischen Kriegs schrieb Sallustius (s. d.).

Jühlke (Joh. Bernh. Ferd.), ausgezeichneter Kunstgärtner, geb. 1. Sept. 1815 zu Barth (Pommern), wurde im botan. Garten zu Greifswald ausgebildet und kam 1834 als akademischer Gärtner an die staats- und landwirtschaftliche Akademie zu Eldena. In Verbindung mit dem Botaniker Langethal entwarf er die Pläne für den zu begründenden botan. Garten, richtete Baumschulen, Versuchskulturen u. s. w. ein und gründete 1845 den Gartenbauverein für Neuvorpommern und Rügen. Im J. 1846 wurde er in das Lehrerkollegium der Akademie aufgenommen, 1854 zum königl. Garteninspektor ernannt und mit der Leitung der akademischen Versuchsstation, 1857 vom Ministerium mit der Bearbeitung der Nivellements- und Gartenpläne für die landwirtschaftliche Akademie Waldau betraut. Nach Ankauf einer Handelsgärtnerei in Erfurt schied

er 1858 aus dem Staatsdienste, wurde aber 1864 zum königl. Gartenbaudirektor ernannt und 1866 Hofgartendirektor in Sanssouci.

Von seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: «Über die Stellung der Botanik zur Landwirtschaft und zum Gartenbau» (Erfurt 1865), «Die Hilfsmittel zur Verbesserung der landwirtschaftlichen Kulturpflanzen» (Berl. 1868), «Gartenbuch für Damen» (3. Aufl., Berl. 1876).

Juif errant (frz.), der Ewige Jude.

Juigalpa, Ortschaft im Depart. Chontales (s. d.) der Republik Nicaragua.

Juist, Nordseeinsel in der preuß. Provinz Hannover, Landdrostei Aurich, Kreis Emden, eine der sieben Düneninseln, 12 km von der Küste Ostfrieslands, 6 qkm groß, mit 170 E., einer Rettungsstation für Schiffbrüchige und kleinem Seebad. Vgl. Brandt, «Insel und Seebad J.» (Norden 1883).

Jujuben, s. Zizyphus.

Jujuy, die nordwestlichste Provinz der südamerik. Republik Argentina, von 62332 qkm Fläche, mit 66000 E., zerfällt in 18 Departements und grenzt im N. und W. an Bolivia, im S. und O. an die argentin. Provinz Salta. Das mitten in den Cordilleren gelegene Land ist sehr gebirgig. Der dritte Teil wird durch eine 3500—3800 m hohe dürre Hochebene gebildet, die Puna von Jujuy, von schneetragenden Gebirgsketten (Sierra de Cachi, Abra de las Cortaderas) durchzogen und umgeben und Salzseen enthaltend, sowie Asphalt- und Petroleumquellen; auch an sehr reichen, aber nicht ausgebeuteten Metalllagern fehlt es nicht. Viehzucht macht die wichtigste Beschäftigung der Bewohner aus, welche aber auch fleißige Bodenbebauer sind. Die meisten Bewohner sprechen noch jetzt Ketschua (quichua).

Die Hauptstadt San-Salvador de Jujuy liegt 1320 km im NNW. von Buenos-Ayres, 300 km im N. von Tucuman, rechts vom Rio Grande de J., in 1230 m Höhe, und hat etwa 3000 E. Die Stadt liegt hübsch, ist aber ein Fiebernest. Der Handel mit Bolivia in Maultieren, Eseln, Mais und Chicha (einem Getränk) ist ansehnlich. J. wurde 1580 gegründet und erhielt 1869 eine sog. Universität.

Juk, eine Summe von 1000 Piastern türk. Courant oder zwei Beuteln Silber.

Jukagiren, Nomadenvolk am nördl. Eismeer, im nordöstl. Sibirien, östlich von den Jakuten und nördlich von den Korjäken, an der Jana, Indigirka, Alasseja, Kolyma und an den Anadyrquellen. Es nennt sich selbst Odul oder Ododomni («Menschen») und lebt von der Jagd, namentlich wilder Renntiere, und vom Fischfang; sie betragen gegenwärtig höchstens 1000 Seelen. Ihre Sprache steht in keinerlei verwandtschaftlicher Beziehung zu den nächstangrenzenden Völkern. Vgl. A. F. Rittich, «Die Ethnographie Rußlands» (Gotha 1878).

Jukon oder Kwichpack, in seinem obern Laufe Lewis genannt, Strom im Territorium Alaska an der Nordwestecke Nordamerikas, entspringt im Küstengebirge und mündet nach einem Laufe von 2800 km in den Norton-Sund des Beringsmeers.

Jul, s. unter Julklapp.

Julap (arab.; frz. und engl. Julep, latinisiert Julapium), ein kühlendes Getränk, welches in England und namentlich in Amerika besonders beliebt ist. Man bereitet namentlich Pfefferminz- und Ananas-Julep. Früher war J. auch die Bezeichnung für eine Arzneiform von dünnerer Konsistenz als der Saft.

Julfest, s. Julklapp.

Jülg (Bernh.), Philolog und Sprachforscher, geb. 20. Aug. 1825 zu Ringelbach im Großherzogtum Baden, erhielt seine Vorbildung auf den Gymnasien zu Offenburg und Mannheim und widmete sich 1844—48 auf den Universitäten zu Heidelberg und Berlin dem Studium des klassischen Altertums und der vergleichenden Sprachforschung. Nachdem J. 1848—51 in Heidelberg, Freiburg und Rastatt als Gymnasiallehrer fungiert hatte, wurde er 1851 außerord. Professor der klassischen Philologie in Lemberg, wirkte dann 1853—63 als ord. Professor dieser Wissenschaft an der Universität zu Krakau und fungiert in gleicher Eigenschaft seit 1863 zu Innsbruck. Neben der vergleichenden Sprachwissenschaft, wobei er außer dem Sanskrit meist das Studium der ostasiat. Sprachen im Auge hat, liegt er auch der vergleichenden Sagenforschung ob. Von J.s wissenschaftlichen Publikationen sind die wichtigsten: «J. S. Vaters Litteratur der Grammatiken, Lexika und Wörtersammlungen aller Sprachen der Erde» (2. Aufl., Berl. 1847), «Die Märchen des Siddhikür» (Lpz. 1866), «Mongol. Märchen» (Innsbr. 1867), «Mongol. Märchensammlung. Mongolisch und deutsch» (Innsbr. 1868; die deutsche Übersetzung auch besonders: «Mongol. Märchen», Innsbr. 1868), «Die griech. Heldensage im Widerschein bei den Mongolen» (Lpz. 1869), «Über Wesen und Aufgabe der Sprachwissenschaft» (Innsbr. 1868), «On the present state of Mongolian researches» (Lond. 1882).

Juli, Monat, s. Julius.

Julia, der Name des 89. Asteroiden. (S. unter Planeten.)

Julia, die einzige Tochter des Kaisers Augustus von dessen zweiter Gemahlin Scribonia, geb. 39 v. Chr., ausgezeichnet durch Schönheit, Geist, Bildung und Leutseligkeit, wurde im J. 25 an des Augustus Schwestersohn Marcus Claudius Marcellus, nach dessen Tode im J. 22 an Marcus Vipsanius Agrippa verheiratet, dem sie drei Söhne und zwei Töchter gebar. Ihre Stiefmutter Livia, die ihr feindlich gesinnt war, weil sie durch sie ihre Pläne für ihren eigenen Sohn Tiberius gefährdet sah, bewog nach des Agrippa Tode den Augustus, seine Tochter im J. 11 an Tiberius zu vermählen, um diesem die Hoffnung auf Nachfolge in der Herrschaft zu sichern. Die Ehe bestand, trotz gegenseitigen Widerwillens der Gatten, bis zum J. 2 v. Chr., wo Augustus plötzlich dem Senate anzeigen ließ, daß seine Tochter sich so weit vergessen habe, das Forum zum Schauplatz ihrer nächtlichen Ausschweifungen zu machen, und sie nach der Insel Pandateria (jetzt Vandotena) bei Neapel verbannte. Mehrere angesehene Männer, die als ihre Buhlen bezeichnet wurden, erlitten Verbannung oder den Tod. Es scheint sicher, daß Livia, um ihren Haß zu befriedigen, durch übertriebene Schilderung der Vergehungen der J., von denen sie an sich nicht freigesprochen werden kann, und durch die unwahre Beschuldigung, daß an diese Vergehungen sich Verbindungen gegen die Herrschaft und das Leben des Augustus knüpften, diesen, der seine Tochter immer zärtlich geliebt hatte, zu dem raschen Schritte gegen dieselbe bewog. Von Pandateria wurde J. später nach Rhegium (Reggio) geführt, wo sie, von Tiberius in Mangel und Dürftigkeit gelassen, 14 n. Chr.

starb, bald nachdem Tiberius ihren Sohn Agrippa hatte töten lassen. Ihre beiden andern Söhne, Cajus und Lucius Cäsar, waren schon der erstere 4, der zweite 2 n. Chr. gestorben. Ihre Töchter überlebten sie. Die ältere, Julia, starb 28 n. Chr. auf der Insel Trimerus (jetzt eine der Tremiti-Inseln) an der apul. Küste, wohin sie 20 Jahre früher wegen Ehebruchs von Augustus verbannt worden war; die jüngere, Agrippina (s. d.), starb im J. 33, durch Tiberius nach Pandateria verbannt.

Julia Domna, röm. Kaiserin, geb. zu Emesa, wurde 187 die Gattin des spätern Kaisers L. Septimius Severus, dem sie 188 zu Lyon den Bassianus (Caracalla), 189 zu Mailand den Geta gebar. Nach des Septimius Tod (211) stellte sie ihr Sohn Caracalla, der neue Kaiser, an die Spitze seiner Kanzlei. Als dieser in Asien den Tod gefunden hatte (217) und sein Nachfolger Macrinus sie vom Hoflager und aus Antiochia nach ihrer Heimat verwies, suchte sie freiwillig den Tod.

Julianehaab (haab, spr. -hob, heißt Hoffnung), der südlichste Distrikt in Südgrönland, reicht von der Südspitze, Kap Farewell, 280 km weit nach N., hat (1878) 39 europ. und 2577 eingeborene E.; die Kolonie Julianehaab zählt 223 E.

Julianisches Jahr ist der von Julius Cäsar in seinem Kalender (s. d.) verwendete Ansatz des Sonnenjahres oder der Zeit, welche von einem Frühlingsäquinoktium bis zum nächsten vergeht. Sie beträgt in Wirklichkeit 365 Tage 5 Stunden 48 Minuten 47,8 Sekunden. Da aber Bruchteile eines Tags für die bürgerliche Zeitrechnung nicht zu verwenden sind, setzte Cäsar, wie schon die alten Ägypter, das Jahr zu 365 Tagen an und bildete aus dem Plus einen alle vier Jahre einzuschiebenden Schalttag; dieses Plus ist aber wieder ungenau zu 6 Stunden, also zu groß, angenommen und die Ungenauigkeit summierte sich im Laufe der Zeit allmählich so sehr, daß man bei der Kalenderreform von 1582 sich veranlaßt sah, um sie auszugleichen, 10 Tage auszulassen und auf den 4. Okt. sogleich den 15. folgen zu lassen.

Julianischer Kalender, s. unter Kalender.

Julianische Periode heißt eine von Justus Scaliger (gest. 1606) zur Ausgleichung der verschiedenen Zeitrechnungssysteme erfundene Universalära, deren Anfang er auf das Jahr 4714 v. Chr. setzte. Sie gewann, weil alle andern Ären sich ihr leicht anpassen lassen, schnell eine große Verbreitung in wissenschaftlichen Werken, kam jedoch gegenüber der vom Jesuiten Riccioli im 17. Jahrh. aufgebrachten Weise, die Jahre vor Christus rückwärts zu zählen, ebenso rasch wieder in Vergessenheit.

Julianisten, Partei der Monophysiten (s. d.).

Julianus (Flavius Claudius), röm. Kaiser, 361—363 n. Chr., von den Christen wegen seines Rücktritts vom Christentum Apostäta, d. i. der Abtrünnige, benannt, war 331 geboren und der Sohn des Julius Constantius, eines Bruders Konstantins d. Gr. Als nach des letztern Tod 337 dessen Söhne ihre meisten Verwandten aus dem Wege räumen ließen, wurden J. und sein Bruder Gallus verschont. Beide erhielten 345—351 auf einem Schlosse in Kappadocien eine mönchische Erziehung, welche in J. einen zähen Widerwillen gegen das Christentum hervorrief. Dagegen erweckten seit 351 seine Studien zu Nikomedia bei ihm eine leidenschaftliche Liebe zur griech. Poesie und Philosophie, vornehmlich der neuplatonischen. Der Gunst der Eusebia, der Gemahlin seines Vetters Constantius II., hatte er es zu danken, daß er seine Studien in Athen 355 fortsetzen durfte und daß er von Constantius 6. Nov. 355 zu Mailand zum Cäsar ernannt und nach Gallien geschickt wurde, um dieses Land gegen die Einfälle der german. Völker zu schützen. Die Alamannen wurden von ihm namentlich in der Schlacht bei Argentoratum (Straßburg) 357 geschlagen, die Franken zum Frieden genötigt, und dreimal ging er, die Feinde zu schrecken, über den Rhein. Auch für die innere Verwaltung Galliens wirkte er wohlthätig durch gute Rechtspflege und verständige Finanzwirtschaft. Im März 360 riefen ihn seine Truppen, deren teilweise Entsendung nach dem Orient der eifersüchtige Constantius verlangt hatte, zu Paris zum Augustus aus. Als sein Verlangen, als solcher für Gallien von Constantius anerkannt zu werden, von diesem zurückgewiesen worden, brach im Mai 361 J. mit seinem Heere aus Gallien auf und drang bis Naissus in Mösien vor, wo er die Nachricht von des Constantius 3. Nov. 361 in Cilicien erfolgtem Tod erfuhr. Als Alleinherrscher schaffte er nun viele Mißbräuche ab und linderte, namentlich durch Beschränkung des Hofstaats, die Steuerlast des Volks. Dagegen trat er öffentlich Ende 361 in Konstantinopel vom Christentum zum Heidentum zurück, suchte das letztere sittlich und geistig neu zu beleben und den Christen Abbruch zu thun. Um den von Constantius auf ihn vererbten Krieg gegen die Perser glücklich zu enden, machte er 362 zu Antiochia große Rüstungen und drang 363 bis Ktesiphon und weiter über den Tigris vor. Mangel an Lebensmitteln nötigte ihn zum Rückzuge, auf welchem er von den Feinden verfolgt wurde und an einer im Treffen erhaltenen Wunde 26. Juni 363 starb. Jovianus, der von den Truppen als sein Nachfolger ausgerufen wurde und im Febr. 364 starb, rettete das Heer durch einen schimpflichen Frieden, den er mit den Persern schloß, und hob die Verordnungen des J. gegen das Christentum wieder auf.

Der Rücktritt des J. zum Heidentum, um dessentwillen ihn namentlich die Kirchenväter seiner Zeit in den schwärzesten Farben malen, erklärt sich aus dem Bildungsgange seiner Jugend, aus seiner durch heidnische Rhetoren genährten phantastischen Frömmigkeit und aus dem Haß gegen seinen Vetter Constantius. Geschichtlich bedeutsam ist dieser Rücktritt als der letzte Versuch, dem Christentum ein zum Teil mit dessen eigenen Mitteln reformiertes Heidentum im Stil des Neuplatonismus gegenüberzustellen. J. trat selbst als Redner und Schriftsteller auf und kämpfte gegen das Christentum mit den Waffen seines glänzenden, ebenso scharfsinnigen als phantastischen Geistes. Verloren sind von seinen Schriften die Gedichte, die Geschichte seiner Feldzüge gegen die Germanen und, bis auf die Stellen, die in des Bischofs Cyrillus Widerlegung aufgenommen sind, seine Schriften gegen das Christentum. Die noch erhaltenen Schriften des J. tragen das Gepräge der damaligen Sophistik und zeichnen sich durch glänzenden Stil, durch Belesenheit und Witz mehr aus als durch Kraft, Wahrheit und Reichtum an innerm Gehalt. Dieselben bestehen teils aus sophistischen Aufsätzen, die er Reden nennt, teils aus Briefen, unter denen namentlich das Sendschreiben an die Athener über seine Erhebung gegen Constantius wertvoll ist, endlich aus zwei Satiren, die eine, «Caesares»

genannt, eine Beschreibung der Saturnalienfeier im Olymp und der Bewirtung der von den Römern vergötterten Kaiser am Tische der Götter, die andere, «Antiochikos» oder «Misopogon», gegen die Antiochier und ihre Verspottung seines cynischen Äußern gerichtet. Seine Werke wurden von Spanheimius (Lpz. 1696) und neuerdings von Hertlein (Bd. 1, Lpz. 1875), die «Epistolae» von Heyler (Mainz 1828) herausgegeben.

Vgl. Neander, «Über den Kaiser J. und sein Zeitalter» (Lpz. 1812; 2. Aufl., Gotha 1867); Strauß, «Der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren, oder J. der Abtrünnige» (Halle 1847); die Arbeiten von Mangold (Stuttg. 1862) und Semisch (Bresl. 1862); Rode, «Geschichte der Reaktion des Kaisers J. auf die christl. Kirche» (Jena 1877); Neumann, «Juliani imperatoris librorum contra Christianos quae supersunt» (Lpz. 1880).

Julianus (Marcus Didius Salvius), röm. Kaiser, s. Didius.

Julianus (Salvius), röm. Jurist aus Hadrumetum in Afrika, Prätor unter Hadrian, auf dessen Veranlassung er 132 n. Chr. das Edictum perpetuum abfaßte.

Julias, s. Bethharam und Bethsaida.

Jülich, ein auf dem linken Rheinufer gelegenes, zur preuß. Rheinprovinz gehöriges vormaliges Herzogtum, umfaßt in seiner größten Ausdehnung 4130 qkm mit ungefähr 400000 E. Dasselbe bildete sich zunächst aus dem Jülichgau, der von Grafen verwaltet wurde, die seit dem 11. Jahrh. zum erblichen Besitze ihrer Grafschaft und mit dem Verfall des Herzogtums Niederlothringen, welchem sie untergeben waren, zu reichsunmittelbarer Selbständigkeit gelangten. Unter diesen, den Gerhardingern, zeichnete sich nachmals besonders Graf Wilhelm V. aus, der 1336 vom Kaiser Ludwig IV. in seiner Reichsstandschaft bestätigt und zum Markgrafen und Reichsscepterträger, welchen letztern Vorzug er jedoch mit Brandenburg teilen mußte, erhoben wurde, auch von Kaiser Karl IV. 1357 den Herzogstitel erhielt. Von seinen Söhnen erheiratete der eine, Gerhard, die Grafschaft Berg (s. d.), der andere, Wilhelm VI., der dem Vater 1362 in J. nachfolgte, die Grafschaft Geldern, welche Ländermassen unter Herzog Adolf 1420 miteinander vereinigt wurden. Der letzte männliche Sproß dieses Fürstenstammes, Wilhelm VIII., hinterließ 1511 sein Land seiner Erbtochter Marie, welche an Johann den Friedfertigen, Herzog von Kleve, verheiratet war. So wurden, als dieser 1521 in Kleve zur Regierung gelangte, J. und Berg, nicht ohne lebhaften Widerspruch von seiten der Albertinischen Linie in Sachsen, die eventuell damit belehnt war, mit Kleve (s. d.) vereinigt. Nach dem Aussterben dieses klevischen Fürstenhauses mit Herzog Johann Wilhelm, 25. März 1609, begann der sog. Jülichsche Erbfolgestreit, welcher nach mancherlei Wechselfällen und vorläufigen Vergleichen 1666 definitiv dahin beigelegt ward, daß Kurbrandenburg Kleve nebst Mark und Ravensberg, Pfalz-Neuburg aber das schon seit 1614 in seinem faktischen Besitze befindliche Herzogtum J. nebst Berg erhielt. Sachsen dagegen führte die Titel sämtlicher Länder bis in die neuere Zeit herab fort. Nach dem Erlöschen jener Pfalz-Neuburgischen Linie 1742 gelangte J. samt der übrigen Verlassenschaft derselben an die Pfalz-Sulzbachische, nachmals Kurbayrische Linie und blieb im Besitze derselben, bis es 1801 durch den Lunéviller Frieden an Frankreich abgetreten und zum Depart. Roer geschlagen wurde. Durch den Wiener Kongreß fiel 1814 das Herzogtum J., mit Ausnahme einiger zu Limburg geschlagener Parzellen, Preußen zu und wurde unter die Regierungsbezirke Aachen, Köln und Düsseldorf verteilt. Der Kern desselben ist der Kreis Jülich im Regierungsbezirk Aachen, der auf 318,5 qkm (1880) 42007 meist kath. E. zählt.

Die Stadt Jülich, an der Roer, an den Linien München-Gladbach-Stolberg und J.-Düren der preuß. Staatsbahnen und an der Aachen-Jülicher Bahn, ist Sitz eines Amtsgerichts und eines Landratsamts, war Festung zweiten Ranges, deren Werke aber 1860 geschleift wurden, hat ein Progymnasium und eine Unteroffizierschule und zählt (1880) 5295 meist kath. E., welche Papier-, Holzstoff-, Leder-, Seifen-, Schirm- und Zuckerfabriken unterhalten. Vgl. Ritter, «Sachsen und der Jülicher Erbfolgestreit» (Münch. 1873).

Julien (Stanislas Aignan), ausgezeichneter franz. Sinolog, geb. 19. Dez. 1799 zu Orléans, widmete sich in Paris dem Studium der griech. Sprache und war bereits 1821 Gails Stellvertreter am Collége de France. Im J. 1824 veröffentlichte er eine Ausgabe des «Raub der Helena» von Koluthos. Um diese Zeit wandte er sich auch dem Studium des Chinesischen zu, erhielt 1832 den Lehrstuhl Abel Rémusats am Collége de France und wurde 1833 Mitglied der Akademie der Inschriften. Als Konservator übernahm er 1839 an der königl. Bibliothek zu Paris die Aufsicht über deren ostasiat. Bücherschätze. Seit Okt. 1859 war er Administrator des Collége Impérial de France. J. starb 14. Febr. 1873 zu Paris. Er veröffentlichte eine lat. Übertragung des Philosophen Meng-tsze (2 Bde., Par. 1824—26), übersetzte die beiden Dramen «Tschao-chi-kou-eul» («Der Waise vom Hause Tschao», Par. 1834) und «Hoei-lan-ki» («Der Kreidekreis», Par. 1832), ferner die Romane «Blanche et bleue» (Par. 1834), «Deux filles lettrées» (2 Bde., Par. 1860) und «Ju-kiao-li, ou les deux cousines» (2 Bde., Par. 1863), sowie die der «Avadânas» (3 Bde., Par. 1859), einer Sammlung von Novellen und Fabeln ind. Ursprungs. Schätzbare Beiträge zur Kunde der chines. Philosophie und Religion sind die Übersetzungen des «Livre des récompenses et de peines» (Par. 1835), welches die Lehren der Tao-sze kennen lehrt, und des «Tao-te-king» («Livre de la voie et de la vertu», Par. 1841) von Lao-tseu. Gleich wichtig für die Geschichte und Geographie Indiens wie für die Kenntnis des Buddhismus ist J.s Bearbeitung der «Histoire de la vie de Hiouen-Tsang et de ses voyages» (Bd. 1 u. 2, Par. 1856—58), an welche sich zunächst die Übertragung der «Mémoires sur les contrées occidentales» (Par. 1857) von Hiouen-Tsang und die «Méthode pour déchiffrer et transcrire les mots sanscrits que se trouvent dans les livres chinois» (Par. 1861) anschließen; auch veröffentlichte J. ein «Résumé des principaux traités chinois sur la culture des mûriers et l'éducation des vers à soie» (Par. 1837) und den «Traité sur l'art de fabriquer la porcellaine» (Par. 1856). Der chines. Sprache als solcher ist seine letzte Arbeit «Syntaxe nouvelle de la langue chinoise» (2 Bde., Par. 1869—70) gewidmet.

Julier (gens Julia), Name eines patricischen röm. Geschlechts, das aus Alba Longa stammte und seinen Ursprung von Julus, Sohn des Äneas,

herleitete; es trat besonders in den ersten und letzten Jahrhunderten der Republik hervor und die Familie des Julius Cäsar (s. d.), das Julische Kaiserhaus, hatte 31 v. Chr. bis 68 n. Chr. den röm. Kaiserthron inne.

Julier, Paß im schweiz. Kanton Graubünden, verbindet die Thäler Oberhalbstein und Oberengadin. Die Poststraße über den J., 1825 erbaut, ist ein Teil der 84 km langen Postroute Chur-Samaden, welche von Chur südwärts durch das Thal der Rabiusa über Churwalden und Parpan zur Paßhöhe (1551 m) der Lenzerheide ansteigt und sich über Lenz in das tiefe Thal der Albula hinabzieht, das sie bei Tiefenkastel (889 m über dem Meere, 29 km von Chur) erreicht. Von dem Straßenknoten Tiefenkastel steigt die Julierstraße südlich durch das Oberhalbstein (roman. Sur Saß) hinauf, durchbricht den Engpaß am Stein, berührt die Dörfer Schweiningen (roman. Savognin, 1237 m) und Mühlen (roman. Molins, 1461 m) und gelangt durch wilde Felslandschaften nach Stalla (ital. Bivio, 1776 m), wo rechts der schlechte Saumweg über den Septimer (2311 m) ins Bergell abzweigt. Die Julierstraße wendet sich nach Osten und steigt in vielen Windungen zum kleinen Bergwirtshaus Veduta und zur Paßhöhe (2287 m) zwischen den Crutscharöls (2963 m) rechts und Piz Valletta (2923 m) links. Nahe der Paßhöhe, links von den kleinen Julierseen, erheben sich zu beiden Seiten der Straße die ursprünglich zusammengehörenden Stücke des Mannelsteins, zwei rohe Säulen, denen bald kelt., bald röm. Ursprung zugeschrieben wird. Über die Julieralp, zuletzt in scharfen Kehren durch lichten Arvenwald, senkt sich die Straße nach Silvaplana (1816 m über dem Meere, 43 km von Tiefenkastel, 12 km von Samaden), wo sie in die Hauptstraße des Engadin einmündet. Der J., schon zur Römerzeit ein Hauptverkehrsweg der Rhätischen Alpen, ist einer der leichtesten und sichersten Alpenpässe.

Julier (Giulio), Münze, s. Paolo.

Juliflorae, s. Amentaceae.

Julifunda, s. Dschulifunda.

Julikäfer, s. unter Laubkäfer.

Julin, s. Vineta.

Juliopolis, späterer Name der Stadt Gordium in Galatien.

Julische Alpen heißen die Gebirge, die sich in der südl. Reihe der Ostalpen, zwischen der Fella, dem Tagliamento und der obern Save ausbreiten. Ihre Hauptgipfel sind der Monte-Canin (2582 m) im W., der Mangart oder Manhart (2678 m) im N. und der Terglou (2864 m) im O. Von N. nach S. wird das Gebiet der Julischen Alpen durch den Predilpaß (1165 m) und das Thal des Isonzo durchschnitten. (S. Alpen 36.)

Julius, Name einer röm. gens. (S. Julier.)

Julius oder Juli, der siebente Monat des Jahres, mit 31 Tagen, war nach der alten Zeitrechnung der Römer, die ihr Jahr mit dem März begannen, der fünfte und hieß daher Quintilis, bis er zu Ehren des Gajus Julius Cäsar, der in diesem Monat geboren ward, seit 45 v. Chr. den gegenwärtigen Namen erhielt. Nach andern steht der Name mit der Sonnenwende in Beziehung, wie das Julfest nordischer Völker. In allen german. Sprachen heißt der J. «Heumonat», weil gewöhnlich der Schluß der Heuernte in ihn fällt. Im Altfranzösischen hieß der J. «Juignet», d. i. kleiner Juni. Während der ersten zwei Drittel des Monats steht die Sonne im Zeichen des Krebses, während des letzten in dem des Löwen. Als Lostage (s. d.) gelten im J.: Mariä Heimsuchung (2.), Sieben Brüder (10.), St. Margareta (13.) und St. Jakob (25.). Der J. ist in Deutschland meist der heißeste Monat; die Sommerwitterung erreicht gewöhnlich ihre volle Höhe; der Himmel ist im allgemeinen noch heiterer als im Juni, obwohl heftige Gewitter mit starkem Regen nicht selten sind.

Julius hießen drei röm. Päpste:

Julius I. war 336—352 röm. Bischof. Daß auf der Synode von Sardica 343 die Partei des Athanasius J. als Schiedsrichter ansprach, ward, obgleich die Appellation nur seiner Person, nicht seiner Würde galt und von der andern Partei verschmäht ward, später die Hauptstütze der Ansprüche des röm. Stuhls.

Julius II., 1503—13, eigentlich Julianus della Rovere, aus Albizuola, der Neffe Sixtus' IV., wurde von diesem zum Bischof und Kardinal erhoben und bestieg 1. Nov. 1503 den päpstl. Stuhl. Fast seine ganze Regierungszeit füllten Kriege für die Unabhängigkeit und die Vergrößerung des päpstl. Gebietes. Er vertrieb Cesare Borgia (s. d.), eroberte Bologna und andere Städte, that den Herzog von Ferrara in den Bann, brachte das empörte Florenz wieder zur Ruhe und schloß hierauf gegen die Republik Venedig mit dem Kaiser Maximilian I. und dem König Ludwig XII. von Frankreich die Ligue von Cambrai. Kaum aber hatte Venedig ihn durch Abtretung einiger Städte zufrieden gestellt, so vereinigte er sich mit dieser Republik gegen Frankreich zu einem neuen Bündnisse, der Heiligen Ligue, der auch Spanien, England und die Schweiz beitraten. In eigener Person führte er nun den Krieg gegen Frankreich, gegen das er sogar ein türk. Hilfsheer aufbot. Dem von Ludwig XII. und dem Kaiser Maximilian behufs einer Reform des Papsttums 1511 nach Pisa berufenen Konzil stellte er 1512 eine allgemeine Kirchenversammlung im Lateran entgegen. Er starb 21. Febr. 1513. Vgl. Dumesnil, «Histoire de Jules II, sa vie et son pontificat» (Par. 1873); Brosch, «Papst J. II. und die Gründung des Kirchenstaats» (Gotha 1878).

Julius III., 1550—55, hieß eigentlich Gianmaria de' Medici, nannte sich aber nachher del Monte nach dem Stammorte seiner Familie. Er war wegen seines ausschweifenden Lebens berüchtigt. Unter Paul III. 1536 zum Kardinal erhoben, wurde er als Prinzipallegat zum Konzil nach Trient gesendet, wo er mit Eifer das päpstl. Interesse vertrat. In seinem 66. Jahre wurde er zum Papst gewählt. Im J. 1551 eröffnete er wieder in Trient das Konzil, das aber schon 1552 auseinander gehen mußte. Ein Bündnis mit dem Kaiser gegen Frankreich gab er bald nachher wieder auf. Mit Venedig geriet er wegen der Inquisition in Streit; mit den Nestorianern verhandelte er wegen einer Union. Er starb 1555.

Julius, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, geb. 29. Juni 1528, führte nach dem 11. Juni 1568 erfolgten Tode seines streng kath. Vaters, des Herzogs Heinrich des Jüngern, in seinem Lande die Reformation durch und gründete als Stütze derselben 1576 die Universität Helmstedt. Er wußte nicht nur die Schulden des Vaters zu tilgen, sondern auch den Wohlstand des Landes durch viele gemeinnützige Anstalten zu heben, trotz des

Widerstandes, den namentlich die Stadt Braunschweig dem fürstlichen Eingreifen entgegensetzte. Ebenso selbständig verhielt er sich gegenüber dem Adel und der luth. Geistlichkeit. J. starb 3. Mai 1589. Aus seiner 1560 geschlossenen Ehe mit Hedwig, der Tochter des Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg, hatte er sieben Töchter und vier Söhne, von welchen der älteste Heinrich Julius sein Nachfolger ward.

Julius Africanus, christl. Schriftsteller aus dem Anfange des 3. Jahrh., der gelehrte Freund des Origenes lebte am Hofe des Fürsten Abgar VIII. von Edessa. Unter seinen Schriften sind namentlich seine vielbenutzte, aber nur fragmentarisch erhaltene «Weltchronik» und seine Briefe an Origenes über die Geschichte von der Susanna und an Aristides über die Geschlechtsregister Jesu hervorzuheben. Außerdem schrieb er ein umfangreiches medizinisches Buch unter dem Titel «Kestoi». Vgl. Gelzer, «Sextus J. A. und die byzant. Chronographie» (Bd. 1, Lpz. 1880).

Julius Cäsar, s. Cäsar (Gajus Julius).

Juliusburg, Stadt in der preuß. Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, Kreis Öls, am Juliusburger Wasser, 8 km im NNW. von Öls, am Ostende der Katzenberge, an der Linie Öls-Gnesen der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1880) 780 E.; dabei liegt das Dorf J. mit 630 E.

Juliushall, besuchtes Solbad im braunschw. Kreis Wolfenbüttel, zehn Minuten von der Eisenbahnstation Harzburg (s. d.) entfernt, liegt am Eingang des reizenden Radauthals, 245 m über dem Meere, in romantischer und überaus gesunder Gegend. Die Solquelle enthält nach einer Analyse von Professor Heeren in 100 Gewichtsteilen 6,655 Chlornatrium, 0,040 Chlorkalium, 0,110 schwefelsaure Magnesia, 0,084 schwefelsauren Kalk, 0,030 Chlormagnesium und Spuren von Eisenoxyd, im ganzen über 6½ Proz. feste Bestandteile und gehört somit zu den stärksten Badesolen Deutschlands. Die Sole wird zu Bade-, Trink-, und Inhalationskuren benutzt; zu den weitern Kurmitteln gehören Fichtennadel-, Eisenschlamm- und mediz. Bäder aller Art, eine Kaltwasserheilanstalt, eine Molken- und Milchkuranstalt, sowie ein pneumat. Apparat.

Julklapp, ein in einigen Städten Norddeutschlands noch gegenwärtig üblicher Mummenschanz, erinnert an das Julfest, das dem Sonnengott Frô oder Freyr gewidmete Fest der Wintersonnenwende bei den alten Germanen, an dessen Stelle jetzt das Weihnachtsfest gefeiert wird. Das Sinnbild der Sonne war das Rad (altnord. hiol, jol), daher der Name. Es begann mit der Nacht zum 25. Dez., der heiligsten Weih- oder Mutternacht, um 12 Tage lang bis zum heiligen Lichttage oder Obersttage zu währen. Während desselben ruhte aller Streit und alle Arbeit, und die Götter hielten ihre feierlichen Umzüge. In den skandinav. Ländern und auch in einigen andern Gegenden (z. B. Mecklenburg und Pommern) werden nun die in der Weihnachtszeit üblichen Geschenke in eigentümlicher Weise verteilt. Man wickelt nämlich dieselben in unzählige Hüllen ein, schreibt auf jedes Packet den Namen der Person, für die es bestimmt ist, und läßt es dann von jemand unversehens in das Zimmer werfen, worin sich der oder die zu Beschenkende befindet. Da der Überbringer heftig an die Thür klopft, ehe er das Geschenk hineinwirft, wird es J. genannt. Natürlich bietet der eigentümliche Brauch vielfachen Anlaß zu freudigen, aber auch neckischen Überraschungen. Wie der J., so erinnern auch das Jullicht, der Juleber oder Julback (ein Backwerk), die Julgrütze, die Julkeule u. a. an das Heidentum. In England wird in dieser Festzeit ein gewaltiger Holzklotz, der Yulelog, ins Feuer gelegt und auch die schon den Druiden heilige Mistel aufgehangen, unter der dann die Männer jedes weibliche Wesen küssen dürfen.

Julus, s. Julier und Ascanius.

Jumel (Majo oder Mako), ägypt. Baumwolle.

Jumet, äußerst gewerbsame Gemeinde im Bezirk Charleroi der belg. Provinz Hennegau, Station der Linie Luttre-Chatelineau der Belgischen Staatsbahnen und der Linie Deschâssis-J. der Grand-Centralbahn, 5 km nordwestlich von Charleroi mit weitberühmten Glashütten und bedeutendem Kohlenbau, zählt (1881) 20997 E.

Jumièges, Dorf im franz. Depart. Seine-Inférieure, Arrondissement Rouen, 7 km im SSW. von Duclair, auf einer Halbinsel am rechten Ufer der Seine, mit 270 E. und Ruinen einer berühmten, 661 gegründeten Benediktinerabtei mit Kirche.

Jumna, s. Dschamna.

Jumne, s. Vineta.

Jumpers (engl., «Springer»), religiöse Sekte, s. unter Baptisten.

Jun., Abkürzung für Junior (s. d.).

Juncaceen (Juncaceae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Monokotyledonen. Man kennt gegen 200 Arten, die über die ganze Erde zerstreut vorkommen. Es sind krautartige Pflanzen mit meist perennierenden Rhizomen, linealischen grasartigen Blättern. Die Blüten sind zwitterig oder diöcisch und stehen in Knäueln, Köpfchen, Ährchen, Rispen, seltener einzeln; sie sind klein und unansehnlich, enthalten sechs, seltener drei Staubgefäße, einen ein- oder dreifächerigen Fruchtknoten, auf welchem ein fadenförmiger Griffel mit drei Narben sitzt, die Frucht ist eine dreifächerige Kapsel. Die J. wachsen vorzugsweise auf sumpfigem Boden und haben als Futterkräuter nur geringen Wert.

Juncus *L.*, Pflanzengattung aus der nach ihr benannten Familie der Juncaceen. Man kennt gegen 100 Arten, die über die ganze Erde zerstreut sind. Die in Deutschland am häufigsten vorkommenden Arten sind J. conglomeratus *L.*, effusus *L.*, glaucus *Ehrh.*, bufonius *L.*, dieselben wachsen sämtlich auf nassen Wiesen oder sumpfigem Boden. Von einigen, wie J. effusus und conglomeratus, waren früher die Rhizome als harntreibende Mittel offizinell. Die halmartigen Blätter von J. glaucus und effusus werden in manchen Gegenden zur Herstellung von Flechtwerk, Matten u. dgl. benutzt.

Jung (Jak. Friedr. Alexander), namhafter kulturhistor. und philos. Schriftsteller, geb. 28. März 1799 zu Rastenburg in Ostpreußen, besuchte das kath. Gymnasium zu Braunsberg, studierte in Berlin und Königsberg Theologie und Philosophie und widmete sich dann vorzugsweise der litterarischen Thätigkeit. Er starb 20. Aug. 1884 in Königsberg. Unter seinen Schriften, welche sämtlich einen optimistischen Idealismus athmen, sind hervorzuheben: «Briefe über die neueste Litteratur» (Hamb. 1837), «Vorlesungen über die moderne Litteratur der Deutschen» (Danz. 1842), «Vorlesungen über soziales Leben und höhere Geselligkeit» (Danz. 1844), «Königsberg und die Königsberger» (Lpz. 1846), «Frauen und Männer» (Königsb. 1847), «Charaktere, Charakteristiken und vermischte Schriften»

(2 Bde., Königsb. 1848), «Friedrich Hölderlin und seine Werke» (Stuttg. 1848), «Goethes Wanderjahre und die wichtigsten Fragen des 19. Jahrh.» (Mainz 1854), «Briefe über Gutzkows ‚Ritter vom Geiste'» (Lpz. 1856), «Das Geheimnis der Lebenskunst» (2 Bde., Lpz. 1858), «Panacee und Theodicee. Illustrationen, Karikaturen der Gegenwart» (2 Bde., Lpz. 1875). Unter seinen belletristischen Schriften, welche bei geistiger Vertiefung doch zu wenig individuelles Leben und spannende Handlung zeigen, sind die bedeutendsten: «Der Bettler von James Park» (Lpz. 1850), «Rosmarin. Roman» (5 Bde., Lpz. 1862), «Darwin, ein komisch-tragischer Roman in Briefen an einen Pessimisten» (3 Bde., Jena 1873).

Jung (Joach.) oder Jungius, einer der scharfsinnigsten Gelehrten des 17. Jahrh., geb. zu Lübeck 22. Okt. 1587, widmete sich anfangs der Mathematik und wurde 1609 Professor derselben zu Gießen, legte aber 1614 seine Professur nieder, lebte mit Ratichius und Helvich in Augsburg, begab sich 1615 nach Lübeck, dann nach Rostock, wo er bis 1618 blieb und Medizin studierte, und promovierte 1618 zu Padua. Im J. 1619 kehrte er nach Rostock zurück, gründete hier 1622 eine gelehrte Gesellschaft und wurde 1625 Professor der Mathematik an der Universität daselbst, 1628 Rektor des Johanneums in Hamburg. Er starb hier 17. Sept. 1657. J. gilt als ein Vorgänger Leibniz' in dem Bestreben nach einer Reform der Philosophie. Die Botanik verdankt ihm die erste richtige Feststellung der Begriffe Art und Gattung und die Grundlage einer Kunstsprache, die erst nach seinem Tode und nach einer Abschrift seiner Diktate (denn er selbst hat nichts drucken lassen) von Joh. Vaget in «Joachim J. isagoge phytoscopia etc.» (Hamb. 1678) bekannt gemacht und später von Linné ausgebildet wurde. Vgl. Guhrauer, «Joachim J. und sein Zeitalter» (Stuttg. 1851); Avé-Lallemant, «Des Dr. J. Jungius aus Lübeck Briefwechsel» (Lüb. 1863); derselbe, «Das Leben des Dr. med. Joachim Jungius» (Bresl. 1882) und Goethes «Fragment über Jungius» (Stuttg. u. Tüb. 1850).

Jung (Joh. Heinr.), genannt Stilling, ein durch seine Lebensschicksale merkwürdiger, tiefsinniger, aber religiös überspannter Schriftsteller, wurde zu Im-Grund im Nassauischen von armen Eltern 12. Sept. 1740 geboren. Er erlernte erst das Schneiderhandwerk, studierte dann Medizin zu Straßburg, wo er im nähern Umgange mit Goethe lebte, ließ sich dann zu Elberfeld als Arzt nieder und zeichnete sich besonders als Operateur des Stars aus. Im J. 1778 wurde er an der Kameralschule zu Lautern angestellt und bei Verlegung dieser Anstalt nach Heidelberg als Professor der Landwirtschaft mit dahin versetzt. Dann folgte er 1787 einem Rufe als Professor der Ökonomie und Kameralwissenschaften nach Marburg, kehrte aber 1803 nach Heidelberg zurück und lebte zuletzt ohne öffentliche Anstellung zu Karlsruhe, wo er als bad. Geheimrat 2. April 1817 starb.

Seine schriftstellerische Laufbahn eröffnete er mit der an tiefen Anschauungen reichen, von Goethe zum Druck beförderten Erzählung seines Lebens: «Heinrich Stillings Jugend, Jünglingsjahre, Wanderschaft» (3 Bde., Berl. u. Lpz. 1777—78), der er später «Heinrich Stillings häusliches Leben» (Berl. 1789) folgen ließ. Beide Werke ließ er dann in einer neuen Gestalt unter dem Titel «Heinrich Stillings Leben, eine wahre Geschichte» (5 Bde., Berl. 1806) erscheinen. Den Schluß dazu bildet «Heinrich Stillings Alter» (Heidelb. 1817), herausgegeben von seinem Enkel W. Schwarz. Seine kameralistischen Werke waren für ihre Zeit verdienstlich; berühmter aber machten ihn seine zahlreichen mystischen Schriften, wie «Theobald, oder die Schwärmer» (2 Bde., Lpz. 1782—85; 3. Aufl., Lpz. 1828), «Das Heimweh», «Der Volkslehrer», «Der christl. Menschenfreund», «Der graue Mann, eine Volksschrift» (Nürnb. 1795—1816), «Das Schatzkästlein», «Theorie der Geisterkunde» (Nürnb. 1808), «Apologie der Theorie der Geisterkunde» (Nürnb. 1809), «Scenen aus dem Geisterreiche» (Frankf. 1797—1801; neue Aufl., Stuttg. 1870). Von seinen frühern Romanen sind zu nennen: «Geschichte des Herrn von Morgenthau» (2 Bde., Berl. 1779) und «Geschichte Florentins von Fahlendorn» (3 Bde., Mannh. 1781—83); zuletzt ließ er «Erzählungen» (3 Bde., Frankf. 1814—15) erscheinen. Eine schöne Charakteristik J.s gibt Goethe: «Aus meinem Leben» (Bd. 2). Ausgaben von J.s «Sämtlichen Schriften» (14 Bde., 1835—39; 12 Bde., 1841—42 u. 1843—44), sowie seiner «Lebensgeschichte» (zuletzt 1859) sind zu Stuttgart erschienen. Vgl. Bodemann, «Züge aus dem Leben von Johann Heinrich J., genannt Stilling» (Bielef. 1868).

Jung (Marianne), der Mädchenname von Marianne von Willemer (s. d.), der Goetheschen «Suleika» im «Westöstlichen Divan».

Jungbreslau, soviel wie Inowrazlaw.

Jung-Bunzlau (böhm. Mladá Boleslav), Hauptstadt der gleichnamigen Bezirkshauptmannschaft im Königreich Böhmen, am linken Ufer der Iser, hat (1880) 9681 E., fünf Kirchen, von denen eine früher den Böhmischen Brüdern gehörte, ein Piaristenkollegium, ein Staatsobergymnasium, eine Bürger-, eine Gewerbe- und eine Ackerbauschule, und ein Schloß, das jetzt als Kaserne benutzt wird. Die Stadt ist der Sitz eines Bezirkshauptmanns, eines Bezirksgerichts, besitzt eine Schafwollwarenspinnerei und Färberei, zwei Kunstmühlen, ferner Stärke-, Seifen- und Spiritusfabriken und treibt einen regen Handel, begünstigt durch ihre vorteilhafte Lage an der Kreuzungsstelle der Linie Prag-Turnau der Böhmischen Nordbahn und der Linie Nimburg-J. der Österreichischen Nordwestbahn. Ihre Gründung verdankt sie dem Herzog Boleslaw II. um 995. Im 16. Jahrh. war sie ein Hauptsitz der Böhmischen Brüder, welche hier eine der ersten böhm. Buchdruckereien gründeten. In den Hussitenkriegen und dem Dreißigjährigen Kriege wurde die Stadt (1640 und 1643) arg verwüstet.

Jung-England, eine konservative Partei des engl. Parlaments, welche zu Anfang der vierziger Jahre des 19. Jahrh. von Benjamin Disraeli (s. Beaconsfield), Lord John Manners, George Smythe u. a. gebildet wurde, und deren Grundsätze Disraeli namentlich in dem Roman «Coningsby or the new generation» (1844) entwickelte.

Junges Deutschland, ein Name, der, ebenso wie die analogen Bezeichnungen Junges Frankreich, Junges Italien, Junges Polen u. s. w., in den Jahren nach der franz. Julirevolution von 1830 auftauchte und wie jene eine Verzweigung des sog. Jungen Europa (s. d.), einer polit. Verbindung mit revolutionärer Tendenz, bezeichnete.

Viel geläufiger ist jedoch die Benennung Junges Deutschland in einem andern Sinne geworden, in-

dem man sie einer rein litterarischen Richtung beilegte, die sich in Deutschland in der aufgeregten Zeit nach der franz. Revolution von 1830 geltend machte, und das in Leben, Kunst und Wissenschaft zu bekämpfen suchte, was ihr veraltet und für die Gestaltung einer neuen Kulturepoche hinderlich erschien. Diese Polemik wurde in Flugblättern und Zeitschriften, in der Lyrik und in Tendenznovellen, zumal aber in ästhetisch-kritischen Raisonnements aufgenommen. Wienbarg zuerst widmete seine in Kiel über Ästhetik gehaltenen Vorlesungen dem «Jungen Deutschland». Unter demselben Kollektivnamen stellte dann Kühne in der «Zeitung für die elegante Welt» die Schriftsteller Heine, Laube, Gutzkow, Mundt und Wienbarg als diejenigen zusammen, in denen der neue Geist der deutschen Jugend seinen entsprechendsten Ausdruck finde. Indem die Genannten aber häufig statt der Sache die Personen angriffen, gaben sie nach vielen Seiten hin Anstoß und Ärgernis. Es bedurfte daher nur der Denunziation des früher mit Gutzkow innig verbundenen Menzel, um die Regierungen zu dem Verbote der Schriften und litterarischen Unternehmungen des Jungen Deutschland, ja selbst der künftigen, zu veranlassen. Diese Maßregel hatte zur Folge, daß die litterarische Opposition an die radikalern Junghegelianer überging, während sich die meisten Schriftsteller des Jungen Deutschland positiven Kunstschöpfungen zuwendeten.

Junges Europa, Bezeichnung für eine 1834—35 bestehende Vereinigung mehrerer republikanischer Verbindungen. Der mißlungene Versuch, Mittelitalien in Aufstand zu versetzen, hatte 1831 und 1832 mehrere ital. Flüchtlinge in die Schweiz geführt, wo Mazzini (s. d.) eine engere, auch in Italien sich verzweigende Verbindung unter ihnen knüpfte. Schon Ende 1832 sprachen die in Rom erscheinenden «Notizie del giorno» vom Plane einer Nationalassociation zur Befreiung Italiens, welche Rom zum Mittelpunkte des Jungen Italien (Giovine Italia) machen wollte. Mazzini war auch Mitglied der Charbonnerie démocratique, die in Paris ihren Mittelpunkt hatte, und das Junge Italien scheint nur ein Zweigverein dieser Verbindung gewesen zu sein. Später veranlaßte Mazzini die Trennung des Jungen Italien, wodurch dieses in eine unabhängige, aber zugleich feindselige Stellung zur Carbonaria kam. Von seiten desselben Parteihaupts und seiner Verbündeten wurde zunächst 1833 eine große Thätigkeit in Bezug auf Savoyen entwickelt. Nach dem vereitelten Savoyerzuge schlug Mazzini geheime Verbindungen unter den Gleichgesinnten verschiedener Nationen vor, die miteinander im Zusammenhange stehen und einen gemeinsamen Centralausschuß haben sollten.

So entstand im Frühjahr 1834 neben dem Jungen Italien ein Junges Polen und ein Neues Deutschland, das sich später Junges Deutschland nannte. Diese drei republikanischen Verbindungen vereinigten sich durch Abgeordnete 15. April 1834 zum Jungen Europa. Ihre Verbrüderungsakte mit dem Wahlspruche «Freiheit, Gleichheit, Humanität» enthielt ein Bekenntnis des Glaubens der Verbündeten an eine Gleichheit und Verbrüderung der Menschen und Völker zu freier und harmonischer Entwickelung. Jede dieser Verbindungen sollte frei und unabhängig bestehen. Die Vereinigung der drei Nationalausschüsse oder ihrer Bevollmächtigten sollte den Centralausschuß bilden. Am 10. April 1835 und 24. Jan. 1836 kamen zu Lausanne Verbrüderungsverträge zwischen dem Jungen Europa mit den Abgeordneten der damals in Ste.-Pélagie zu Paris verhafteten Republikaner, sowie mit den ehemaligen Carbonari des Dikasteriums von Ajaccio zu Stande. Dieser neue Zweigverein hieß das Junge Frankreich. Neben dem Jungen Italien gewann das Junge Deutschland (meist aus Handwerkern und polit. Flüchtlingen bestehend) einige Ausdehnung, doch nur für kurze Zeit und nur in der Schweiz nebst einigen franz. Städten. Der leitende Ausschuß bestand aus wenigstens fünf Mitgliedern, und der Verein gliederte sich in Klubs von fünf und mehr Teilnehmern unter eigenen Präsidenten. Die Verbindung schrieb sich eine Gerichtsbarkeit gegen ihre strafbaren und zumal gegen die eines Verrats schuldigen Mitglieder zu. Einige Vorgänge in der Schweiz, wie der an Ludwig Lessing 4. Nov. 1835 bei Zürich verübte Mord und die Versammlung deutscher Handwerker im Steinhölzle bei Bern, veranlaßten die schweiz. Regierungen zu einer kursorischen Untersuchung über die geheimen polit. Verbindungen. Es erfolgten hierauf Ausweisungen von Mitgliedern des Jungen Europa, insbesondere des Jungen Deutschland, womit die Verbindung in ihrem formalen Verbande zerfiel. Nach Analogie der genannten polit. Verbindungen pflegt man in neuester Zeit auch in andern Staaten die Partei, welche eine Neugestaltung bestehender Verhältnisse anstrebt, durch den Beisatz «jung» zu bezeichnen. So spricht man unter anderm von einem Jungen England und einem Jungen Irland, sowie von den Jungtürken, Jungczechen u. s. w.

Junge Pfalz (Pfalz-Neuburg), s. unter Neuburg.

Jünger (Joh. Friedr.), deutscher Lustspieldichter, geb. 15. Febr. 1759 zu Leipzig, widmete sich anfangs (1773—77) in Chemnitz dem Handel, studierte dann in Leipzig bis 1780 die Rechte, wendete sich indes später ganz den schönen Wissenschaften zu. Nachdem er kurze Zeit Hofmeister zweier Prinzen gewesen, ging er nach Weimar und 1787 nach Wien, wo er 1789 als Hoftheaterdichter angestellt, 1794 jedoch entlassen wurde. Später verfiel er in Melancholie und starb 25. Febr. 1797. Seinem ersten Romane «Huldreich Wurmsamen von Wurmsfeld» (3 Bde., Lpz. 1781—87) schloß sich eine Reihe anderer Romane an, die mit dem vielgelesenen «Fritz» (4 Bde., Lpz. 1796—97) endeten. Am beifälligsten wurden aufgenommen: «Der kleine Cäsar», ein komischer Roman nach dem Englischen (3 Bde., Lpz. 1782), und «Vetter Jakobs Launen» (6 Bde., Lpz. 1786—92). Größere Verdienste als im Roman erwarb sich J. um die deutsche Bühne, da er sich mit Glück fremde Stoffe zu eigen zu machen wußte. J.s Lustspiele erschienen in drei Sammlungen, als «Lustspiele» (5 Bde., Lpz. 1785—89), als «Komisches Theater» (3 Bde., Lpz. 1792—95) in der «Deutschen Volksbibliothek» (2 Bde., Lpz. 1861), als «Theatralischer Nachlaß» (2 Bde., Regensb. 1803—4); seine «Gedichte» gab Eck heraus (Lpz. 1821).

Jungfernblei nennt man bei der Bleigewinnung das beim Rösten aus dem Bleiglanz (s. Blei) zuletzt sich abscheidende reinste Blei.

Jungfernehe, s. Josephsehe.

Jungfernengeburt, s. Parthenogenesis.

Jungfernglas, Marienglas, soviel wie krystallisierter, durchsichtiger Gips.

Jungfernhäutchen, s. unter Geschlechtsorgane, Bd. VII, S. 874a.

Jungfernherz, Pflanzenart, s. u. Dicltyra.

Jungfernhonig, s. unter Honig.

Jungferninseln, s. Virginische Inseln.

Jungfernkrankheit, soviel wie Bleichsucht (s. d.).

Jungfernmilch, eine wohlriechende, als kosmetisches Mittel dienende milchähnliche Flüssigkeit, bestehend aus 1 Teil Benzoëtinktur und 30 Teilen Rosenwasser; bisweilen wird auch noch etwas Tolubalsamtinktur zugesetzt.

Jungfernöl ist das bei der Bereitung des Baumöls durch Auspressen der Oliven zuerst abfließende feinste Öl.

Jungfernquecksilber ist natürlich vorkommendes [des gediegen Quecksilber.

Jungfernrede (engl. Maiden speech), die erste Rede eines neuen Parlamentsmitglieds.

Jungfernschaft, s. Jungfrauschaft.

Jungfernschwefel nennt man in den Hüttenwerken des Harzes den sich in Höhlungen von Rösthaufen absetzenden Schwefel.

Jungfernwachs ist das von jungen Bienen produzierte helle Wachs.

Jungfernwein, s. Ampelopsis.

Jungfrau, das Weib während des Zeitraums seiner geschlechtlichen Entwickelung. (S. unter Jüngling und Jungfrau; vgl. Jungfrauschaft.)

Jungfrau, die schönste und imposanteste Berggestalt der Berner Alpen in der Schweiz, erhebt sich im SSO. von Interlaken und Lauterbrunnen, im SW. von Grindelwald und im W. des Finsteraarhorns auf der Grenze zwischen Bern und Wallis zu 4166 m Höhe. Nach W. stürzt der Berg in mächtigen Felsterrassen zum Lauterbrunnenthal ab, nach N. zum wilden Trümmletenthal, welches von jenem schluchtartig gegen den Eiger ansteigt; den Ostabhang bekleidet der Jungfraufirn, der zum großen Aletschgletscher herabsteigt, und den Südfuß begrenzen das vergletscherte Roththal und das Lawinenthor (3700 m). Von N. gesehen, erscheint die J. als breite, eisgepanzerte Pyramide, deren großartiger Eindruck durch die vorgelagerten Bergstufen des Silberhorns (3705 m) und des Schneehorns (3415 m) noch verstärkt wird. Von S. und SO. gesehen dagegen, stellt sie sich ziemlich unscheinbar als schlanke Spitze dar. Der höchste Gipfel bildet einen schmalen, etwa 10 m langen Schneegrat. Während das Silberhorn der Juraformation angehört, besteht die Hauptmasse des Bergs aus Gneis. Der südlich von der J. verlaufende Grat bildet hart am Fuße der Spitze den Roththalsattel, schwingt sich jenseit desselben zum Roththalhorn (3946 m) auf und endigt am Lawinenthor, das die J. vom Gletscherhorn scheidet. Der nordöstlich abzweigende Grat scheidet den Jungfraufirn von den nördl. Gletschern und endigt am Jungfraujoch (3360 m) zwischen J. und Mönch.

Die Besteigung der J., zum ersten mal 3. Aug. 1811 von den Brüdern Rud. und Hieronymus Meier von Aarau in Begleitung zweier wallifer Gemsjäger ausgeführt, wurde seither, trotz ihrer nicht unbedeutenden Schwierigkeiten, häufig wiederholt; gewöhnlich steigt man von der Klubhütte am Mönchjoch oder von der Hütte am Faulberg aus über den Jungfraufirn zum Roththalsattel über den scharfen, vereisten Gipfelgrat zur Spitze hinauf. Weit schwieriger ist der Weg von SW. über die Felswände des Roththals zum Sattel und zur Spitze, der 3. Aug. 1864 zum ersten mal von den Engländern L. Stephen, Macdonald, Cranfurd und Grove zurückgelegt wurde, und der Weg von Norden, von der Wengernalp aus, welcher zuerst 29. Aug. 1865 von den engl. Klubisten Young und George gemacht wurde. Silberhorn und Schneehorn wurden zum ersten mal 1863 von E. von Fellenberg und Karl Baedeker bestiegen, das Lawinenthor vom Roththal zum Jungfraufirn 1860 von Tyndall und Hawkins, das Jungfraujoch 1861 von Leslie Stephen und fünf andern Engländern zuerst überschritten. Vgl. Studer, «Über Eis und Schnee» (Bd. 1, Bern 1869; Bd. 4, Bern 1883).

Jungfrau, großes Sternbild des Tierkreises zwischen den Sternbildern des Löwen und der Wage, und gleichzeitig das sechste Zeichen des Tierkreises, von 150° bis 180° der Länge reichend. Nach Heis enthält dasselbe 181 mit bloßem Auge sichtbare Sterne, darunter einen Stern erster Größe (Spica) und fünf Sterne dritter Größe. Einer von diesen ε trägt den Namen Vindemiatrix, ein anderer γ ist ein merkwürdiger Doppelstern von sehr geringer Distanz, dessen Umlaufszeit nach Thiele 185 Jahre beträgt. In der Nähe des Sternes η liegt der Herbstnachtgleichenpunkt.

Jungfrau (eiserne), s. Eiserne Jungfrau.

Jungfrau von Orléans, s. Jeanne d'Arc.

Jungfrauen (die elftausend), die Gefährten der heil. Ursula, s. unter Ursula.

Jungfrauschaft, Jungfernschaft, Jungfräulichkeit, der geschlechtliche Zustand des Weibes vor der Ausübung des ersten Coitus. Bei allen Völkern, selbst uncivilisierten, ist die weibliche J. in der Volksmeinung stets als Symbol weiblicher Scham und Sittlichkeit hochgehalten und die gewaltthätige außereheliche Vernichtung des jungfräulichen Zustandes (Entjungferung, Defloration) vielfach mit den strengsten Strafen bedroht worden. Als Kennzeichen der unverletzten J. werden gewöhnlich angeführt: pralle, derbe, dicht aneinander schließende große Schamlippen, rosige von den großen Lefzen ganz bedeckte kleine Schamlippen, ein unversehrtes, nicht eingerissenes Jungfernhäutchen, eine enge mit zahlreichen Runzeln versehene Mutterscheide, ein runder, glatter Muttermund und ein straffes Schambändchen, endlich derbe und feste, nach der Warze zugespitzte Brüste. Die subjektiven Erscheinungen während und nach der Defloration bestehen in Schmerzen und einer meist unbeträchtlichen Blutung. Als absolut sichere und untrügliche Merkmale der J. können jedoch die obenerwähnten Kennzeichen nicht gelten, da z. B. das Jungfernhäutchen auch ohne Beischlaf durch vorausgegangene Krankheiten der Geschlechtsorgane oder durch heftige Bewegung beim Springen, Reiten u. dgl. zerstört und umgekehrt, trotz erfolgten Beischlafs, ja selbst trotz eingetretener Schwängerung vollkommen unversehrt und erhalten sein kann. Unter diesen Umständen kann ein entscheidender Ausspruch über das Vorhandensein oder Fehlen der J. zu den schwierigsten Aufgaben der gerichtlichen Medizin gehören.

Jungfrau, Felsklippe, s. unter Öland.

Jungh., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Junghuhn (Franz Wilh.).

Junghans (Sophie), verehelichte Schumann, beliebte Erzählerin der Gegenwart, geb. 3. Dez. 1845 zu Kassel, war eine Zeit lang Lehrerin in

England und lebt gegenwärtig in Kassel. Sie gründete ihren Ruf durch die Romane «Käthe, Geschichte eines modernen Mädchens» (Lpz. 1876) und «Hans Ecburg» (Lpz. 1878), eine vorzügliche Sittenschilderung aus dem Dreißigjährigen Kriege. Ihnen folgten «Orsanna und andere Erzählungen» (Jena 1880), «Die Erbin wider Willen» (Kollektion Spemann, Bd. 7, 1881), «Die Schwiegertochter» (Berl. 1882), «Hella Jasmund und andere Erzählungen» (Kollektion Spemann, Bd. 53), «Neue Novellen» (Lpz. 1883), «Die Gäste der Madame Santines» (2 Bde., Lpz. 1884).

Junghuhn (Franz Wilh.), Naturforscher, 26. Okt. 1812 zu Mansfeld geboren, studierte zu Halle und Berlin Medizin, Botanik und Geologie und trat dann als Kompagniechirurg in die preuß. Armee. Infolge eines Duells zu 20jähriger Gefangenschaft auf Ehrenbreitstein verurteilt, entfloh er von dort nach 20 Monaten und kam über Frankreich nach Algier, wo er als Arzt in die Fremdenlegion eintrat. In einem Gefecht verwundet, nahm er seinen Abschied, wurde vom König von Preußen begnadigt und trat alsdann als Gesundheitsoffizier in die niederländ.-ostind. Armee ein. Auf Java im Okt. 1835 angekommen, gelangte J. sehr bald dazu, sich Gelegenheit zu Reisen und naturwissenschaftlichen Untersuchungen auf Java zu verschaffen. Im J. 1840 nach Padang auf Sumatra versetzt, bereiste er das damals noch wenig bekannte Land der Battas. Die Ergebnisse dieser Reise gab er später in dem Werke «Die Battaländer in Sumatra» (2 Bde., Berl. 1847; holländ., 2 Bde., Leid. 1847) heraus. Nach Java 1842 zurückversetzt, unternahm er die Untersuchung und topogr. Aufnahme verschiedener Teile von Java, bis die Regierung ihn 1846 mit der vollständigen geolog. Untersuchung dieser Insel beauftragte. Hiermit war er bis Juni 1848 beschäftigt. Fast alle Vulkane Javas sind von ihm erstiegen. Seiner geschwächten Gesundheit wegen begab er sich 1849 mit Urlaub nach Europa. Hier veröffentlichte er: «Java, seine Gestalt, Pflanzendecke und innere Bauart» (deutsch von Haßkarl, 3 Bde., Lpz. 1852—54, mit Atlas), das Hauptwerk über die Naturverhältnisse jener Insel, nebst «Landschaftsansichten von Java» (11 Blatt, Lpz. 1853) und einer vortrefflichen «Kaart van het eiland Java» (4 Blatt, Amsterd. 1855). Die Beschreibung und Abbildungen der zahlreichen von J. aufgefundenen fossilen Konchylien wurden von Herklots, die der fossilen Pflanzen von Göppert, die Bearbeitung von J.s Herbarium von Miquel, de Vriese, Bentham, Molkenboer, Haßkarl u. a. unter dem Titel «Plantae Junghunianae» (Leid. 1851 fg.) begonnen. J. kehrte 1855 nach Java zurück, wo er Direktor der Chinakultur wurde, aber schon 24. April 1864 zu Lembang in den Preanger-Regentschaften starb.

Von seinen Schriften sind, außer vielen Beiträgen zu Zeitschriften und Sammelwerken, zu nennen: «Topogr. und naturwissenschaftl. Reisen» (herausg. von Nees von Esenbeck, Magdeb. 1845), «Zurückreise von Java nach Europa» (deutsch von Haßkarl, 1851), «Licht- en Schaduwbeelden uit de binnenlanden van Java» (4. Aufl., Amsterd. 1866).

Junginus, Gelehrter, s. Jung (Joach.).

Jüngken (Johann Christian), verdienstvoller Chirurg und Augenarzt, geb. 12. Juni 1794 (nach andern 1793) zu Burg bei Magdeburg, habilitierte sich 1818 an der berliner Universität und wurde 1834 zum Professor der Chirurgie und Augenheilkunde, sowie zum Direktor der ophthalmiatrischen Klinik, später auch zum Direktor der chirurg. Abteilung der königl. Charité zu Berlin, sowie zum Geh. Obermedizinalrat ernannt. Er trat 1868 in den Ruhestand und starb 8. Sept. 1875 in Hannover. Unter seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: «Das Koreoncion, ein Beitrag zur künstlichen Pupillenbildung» (Berl. u. Lpz. 1817), «Die Lehre von den Augenoperationen» (Berl. 1829), «Die Lehre von den Augenkrankheiten» (Berl. 1832; 3. Aufl. 1842), «Über die Augenkrankheit, welche in der belg. Armee herrscht» (Berl. 1834), «Die Augendiätetik» (Berl. 1873).

Jungle, s. Dschangel.

Jüngling und **Jungfrau**, Bezeichnung für die menschlichen Individuen der beiden Geschlechter während der Periode ihrer geschlechtlichen Entwickelung. Das Jünglings-, resp. Jungfrauenalter umfaßt denjenigen Lebensabschnitt, in welchem sich die Geschlechtsthätigkeit zu entwickeln beginnt und ihre Reife erlangt, also etwa die Zeit vom 13. bis zum 18. oder 20. Jahre; an diese Periode schließt sich die Zeit bis zum vollendeten Wachstum, bis zum 25. bis 28. Jahre, an. Der Unterschied in den körperlichen und geistigen Verhältnissen beider Geschlechter tritt schon sehr früh hervor, indes auffallend eigentlich erst um die Mitte der Kindheit. Schon hier beginnt der Knochenbau der Knaben wesentlich stärker, die Muskulatur kräftiger, die Formen weniger gerundet und eckiger zu werden. Schon jetzt beginnt bei den Knaben das Bauchatmen, bei den Mädchen das Brustatmen vorzuwiegen, auch die Stimme bei den Knaben eine etwas tiefere Lage einzunehmen. In gleicher Weise neigt schon jetzt das Gemüt des Knaben mehr zu dem Kräftigen, Starken, das des Mädchens zu dem Zarten, Weichen. (S. Kind.)

In allmählicher Ausbildung dieser Unterschiede rückt die Zeit heran, in welcher die Geschlechtsthätigkeit beginnt. Bis dahin sind beide Geschlechter rasch in die Länge, weniger in die Breite gewachsen; von jetzt ab geschieht das Längenwachstum weniger schnell, und der Körper nimmt mehr an Breite und Fülle zu. Die Ausbildung des Knochengerüstes und der Muskeln wiegt beim Jünglinge bedeutend vor, seine Brust wird breit, der Kehlkopf ist stark entwickelt und die Stimmlage geht, oft ziemlich schnell, um eine Oktave und mehr herab; Bart- und Schamhaare sprossen, die Bildung des Spermas beginnt. Bei der Jungfrau füllen und runden sich die Formen immer mehr ab, das Becken gewinnt an Umfang, die Fortpflanzungsorgane bilden sich aus. Wie im ganzen Habitus und in den Gesichtszügen prägt sich auch im Charakter, in der geistigen und gemütlichen Sphäre der Unterschied immer stärker aus, welcher sich späterhin zwischen Mann und Frau so ausgesprochen und entschieden geltend macht; nur stehen die psychischen und physiol. Eigentümlichkeiten im Jünglingsalter noch in ihrer Entwickelung. Zugleich weckt die Pubertätsentwickelung zahlreiche neue Empfindungen und Begierden; die Unbefangenheit der ersten Jugend hört auf und es nehmen gemessene Beziehungen zu dem andern Geschlecht und zu den Erwachsenen Platz. Während der Jüngling seiner Anlage und Thätigkeit nach mehr zum selbständigen Handeln getrieben wird, schließt sich die Jungfrau mehr abwehrend von der Berührung mit Fremdartigem ab. Das Jünglingsalter ist die Zeit der Ausbildung aller Kräfte.

Das reiche Wachstum, die Umgestaltung von Körper und Seele, der Eintritt neuer Körpertätigkeiten können zeitweise Störungen im Gesundheitszustand bewirken. Häufig sind bei kräftigen Individuen Blutaufwallungen nach dem Kopf (Kopfweh, Nasenbluten), nach der Brust (Beklemmung, Herzklopfen, nervöse Herzerkrankung, Bluthusten, Brustentzündung), Tuberkulose, bei den Mädchen nach der Geschlechtsreife Schwere und Druck im Kreuz, Störungen der Eintritt der Regel. Ferner sind Rheumatismus und nervöse Krankheiten, im allgemeinen die Erkrankungen häufig, die Todesfälle indes unbedeutend. Die rasche Entwickelung des Gehirns ist oft verbunden mit erregbarer Stimmung, unklarem Schwärmen, religiösen und geschlechtlichen Verirrungen und häufig nervösem Ueberreiztsein. Daher die in diesem Lebensalter auftretende Melancholie, der erwachte und religiöse Wahnsinn, der Veitstanz, der Beginn der Epilepsie, bei Mädchen hysterische Krämpfe u. dgl., ferner Bleichsucht, Knochenleiden. Schwächliche erkranken aber immer oft und frühere Leiden heilen. Eine zu angestrengte körperliche und geistige Thätigkeit, geschlechtliche Aufregung muß vermieden, verkehrter Genußsucht energisch entgegengewirkt werden. Schwächlinge bedürfen besonderer Pflege: methodischer Übung der Kräfte, guter Luft, kräftiger Nahrung. In den spätern Jünglingsjahren sind die Erkrankungen seltener, aber schwerer, besonders häufig Entzündungskrankheiten der Brust und des Herzens, Rheumatismus, Typhus, Rotlauf; die Tuberkulose schreitet rasch fort. Bei den Mädchen ist besonders Geneigtheit zur Bleichsucht und zu verschiedenen Nervenleiden vorhanden; kräftige geistige und körperliche Anstrengung ist hier am Platze. (Vgl. Alter, physiol.). [schrittspartei.

Junglitauen (Fraktion), s. unter Fort-

Jungmann oder Leichtmatrose in der Handelsschiffahrt die Zwischenstufe zwischen Schiffsjunge und Vollmatrose. Der Jungmann muß zwei Jahre zur See gefahren haben und entsprechende Körperkräfte besitzen. Sein Gehalt beträgt 10—15 Mark weniger als das eines Matrosen.

Jungmann (Josef), bedeutender böhm.-czech. Sprachforscher und einer der Hauptbegründer der modernen czech. Litteratur, geb. zu Hudlitz in Böhmen 16. Juli 1773, studierte 1793—99 in Prag Philosophie und Jurisprudenz und wurde 1800 am Gymnasium zu Leitmeritz angestellt, 1815 Humanitätslehrer am altstädter Gymnasium in Prag und 1835 hier Präfekt. Seit 1845 in den Ruhestand versetzt, starb er 16. Nov. 1847 zu Prag.

J. hatte sich neben seinen Berufsgeschäften der neuerwachenden czech. Litteratur gewidmet und wirkte namentlich nach der formalen Seite (Ausbildung von Vers und poetischer Diktion), zunächst durch Übersetzungen, z. B. von Châteaubriands «Atala» (Prag 1805) und von Miltons «Paradise lost» (2. Aufl., Prag 1842), ferner durch Originalarbeiten in Vers und Prosa (seine gesammelten Werke dieser Gattung erschienen 1842), sowie durch das Werk «Slovesnost», eine Theorie der Redekünste mit Chrestomathie. Seine Hauptwerke indes, wodurch er sich auch über den engern Kreis der czech. Litteraturbestrebungen hinaus bleibende Verdienste erworben hat: «Historie literatury české» (1825, 2. Aufl., 1849), ein chronol. und sachlich geordneter Abriß der czech. Litteratur mit erläuternden Einleitungen zu den einzelnen Perioden; ferner «Slovník česko-německý» («Czechisch-deutsches Wörterbuch», 5 Tle., Prag 1835—39), das ausführlichste czech. Wörterbuch, das die gesamte Gelehrsamkeit der Sprache umfaßt und bis jetzt unübertroffen ist.

Jungmaß, s. unter Altmaß.

Jüngster Tag, Jüngstes Gericht oder Weltgericht bezeichnet in der kirchlichen Terminologie das bei der Wiederkunft Christi mit der allgemeinen Totenerweckung eintretende Ende der gegenwärtigen Weltperiode. Im Anschlusse an die jüd. Erwartungen vom Weltgericht und die urchristl. Hoffnung auf die Wiederkunft Christi bildete sich schon im apostolischen Zeitalter die Vorstellung von dem dereinstigen Weltenrichteramt Christi über Gute und Böse. Die Offenbarung des Johannes hat diese Erwartung noch weiter dahin ausgebildet, daß der Messias zunächst die Frommen erwecken und mit diesen, sowie mit den noch lebenden Gerechten und den inzwischen sich Bekehrenden in dem von ihm gestifteten irdischen Reiche 1000 Jahre lang leben werde. Am Schlusse dieser Periode soll ein neuer, furchtbarer Kampf mit dem Satan losbrechen, doch mit dem Siege des Messias enden, und nun die allgemeine Auferstehung der Toten und das Jüngste Gericht über die Völker erfolgen, damit aber das ewige, göttliche Reich mit dem neuen Himmel und der neuen Erde seinen Anfang nehmen. Mit den Symbolischen Büchern der prot. Kirche bieten allgemein die Theologen der ältern Zeit bei der Bestimmung stehen, daß Christus am Ende aller Dinge kommen werde, um über Lebende und Tote Gericht zu halten. Spätere Theologen hielten zwar die Vorstellung von einem sichtbaren Akte Jesu fest, erklärten aber alles andere, was sonst bei dem Gerichte am Jüngsten Tage erfolgen soll, für Bilder, die von menschlichen Gerichten entlehnt seien, und die man folglich nicht eigentlich zu nehmen habe. Da sich indes das eine von dem andern nicht trennen läßt, so betrachtet die freie Theologie der Gegenwart die dereinst sichtbare Erscheinung Jesu zum Weltgericht ebenso wie die übrigen Zukunftserwartungen nur als ein Bild der fortwährend durch den Geist Jesu sich vollziehenden Scheidung unter den Menschen, oder als Symbol des unerschütterlich siegenden Gottesreichs, wogegen die neue Orthodoxie jene Bilder sämtlich wieder buchstäblich faßt. Der Jüngste Tag ist sehr oft Gegenstand der künstlerischen Darstellung geworden. Als die herrlichsten Kunstwerke sind in dieser Beziehung zu nennen: Michel Angelos Jüngstes Gericht in der Sixtinischen Kapelle zu Rom und das von Cornelius in der Ludwigskirche zu München. Vgl. Jeßen, «Die Darstellung des Weltgerichts in der Kunst Michel Angelo» (Berl. 1883).

Juni, s. Junius.

Junikäfer (Rhizotrogus solstitialis), ein Blattkäfer, heißt ein dem Maikäfer nahe verwandter, indes nur halb so großer Käfer von meist gelbrauner Farbe und rauh teilweise starker Behaarung, der in Mitteleuropa in manchen Jahren namentlich als Larve der Wintersaat erheblich schadet.

Junin, Departement der südamerik. Republik Peru, im nördlichen Teil der peruan. Cordillere, 65014 qkm groß, mit 1876 (geschätzt) 271 E., ist reich an Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Zinnober und Steinkohle. Benannt wurde das Departement nach dem Dorfe Junin am See von Chinchaycocha.

bekannt durch den entscheidenden Sieg Bolivars vom 6. Aug. 1824. Hauptstadt ist Cerro de Pasco (s. d.).

Junior (lat., abgekürzt: jun.), der Jüngere, besonders als Zusatz zu dem Namen einer Person, die von einer ältern (senior) gleichen Namens unterschieden werden soll.

Juniorat nennt man bei Stammgütern und Familienfideikommissen diejenige Art der Successionsordnung, wonach unter zur Nachfolge berufenen Personen, z. B. Brüdern, das jüngere Alter den Vorzug gibt.

Junipĕrus, s. Wacholder.

Junius oder Juni, jetzt der sechste Monat, mit 30 Tagen, war nach dem alten röm. Kalender, in welchem das Jahr mit dem März anfing, der vierte und erhielt seinen Namen nach der Juno, daher er auch von Ovid mensis Junonius genannt wird; nach andern dagegen nach L. Junius Brutus, dem ersten röm. Konsul. Im deutschen Kalender heißt der J. Brachmonat, weil in ihm bei der Dreifelderwirtschaft das Brachfeld bearbeitet wird. Während der ersten zwei Drittel des Monats steht die Sonne im Zeichen der Zwillinge, während des letzten in dem des Krebses. Als Lostage (s. d.) gelten im J.: Medardus (8.), St. Vitus (15.), Johannes der Täufer (24.), Petri und Pauli (29.). Seine wichtigste landwirtschaftliche Verrichtung ist die Heuernte. Die Witterung ist während der ersten zwei Drittel des J. infolge von Regentagen und Nordwinden oft noch ziemlich kühl und wird meist erst im letzten Drittel, nach Eintritt des Sommersolstitiums, beständiger und gleichmäßig wärmer; gegen Ende des Monats steigt die Temperatur gewöhnlich schnell.

Junius ist in der röm. Sagengeschichte der Name der Mitglieder eines vornehmen patricischen Geschlechts. Dazu gehörte namentlich Lucius J. Brutus, welcher in der Sage von der Vertreibung der Tarquinier die Hauptrolle spielt. (S. Brutus.) In histor. Zeit gibt es nur plebejische Träger dieses Namens, die sicher nicht von einer patricischen Gens abstammten, wennschon zum Teil von ihnen selbst, zum Teil von Anhängern und Schmeichlern eine solche mehrfach beansprucht wurde. Schon unter den Führern der Plebs gegen die Decemvirn und den ersten Volkstribunen wird ein J. genannt; Decimus J. Brutus, Konsul 138 v. Chr., besiegte 136 v. Chr. die Galläcer und erhielt davon den Beinamen Gallăcus. Er war ein feingebildeter Mann, Freund des Dichters Accius. Am bekanntesten sind aber die beiden Brutus, welche mit Cassius an der Spitze der Verschworenen gegen Cäsar standen. (S. Brutus.)

Junius (Franziskus) der Jüngere, german. Sprachforscher und Archäolog, geb. zu Heidelberg 1589, studierte in Leiden Humaniora und Theologie, und erhielt 1617 eine Pfarre in Hillegomsberg, ging aber 1620 nach England und lebte dort mehrere Jahre als Erzieher im Hause des Grafen von Arundel. Hier schrieb J. sein Buch «De pictura veterum» (Amsterd. 1638). Von 1644 bis 1646 begleitete J. den Grafen von Oxford in die Niederlande, lebte darauf bis 1651 wieder in England und kehrte dann nach Holland zurück. Bald nacheinander erschienen die «Observationes in Willerami abbatis francicam paraphrasin Cantici canticorum» (1655) und «Caedmonis monachi paraphrasis poëtica Geneseos ac praecipuarum sacrae paginae historiarum» (Amsterd. 1655). Nachdem er durch seinen Neffen Isaak Vossius in den Besitz des berühmten «Codex Argenteus» gelangt war, befleißigte er sich des Gotischen; ihm ist die erste Ausgabe dieses Codex (Dordrecht 1661) zu verdanken. Im J. 1675 siedelte er noch einmal nach England über, wo er meist in Oxford verweilte und 19. Nov. 1677 im Hause des Isaak Vossius bei Windsor starb. Sein reicher litterarischer Nachlaß lieferte unter anderm die Materialien zu dem von Lye 1743 herausgegebenen «Etymologicum Anglicanum». Das Hauptverdienst des J. war, daß er nicht nur ein gründlicher Kenner der ältern german. Sprachen war, soweit dies in seiner Zeit möglich, sondern auch klare Anschauungen hatte über den etymolog. Zusammenhang dieser Sprachen, deren Verwandtschaft mit den klassischen ihm ebenfalls nicht entging.

Junius (Briefe des), eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der polit. Litteratur der Engländer. Dieselben erschienen unter dem Pseudonym Junius im «Public Advertiser» vom 21. Jan. 1769 bis 21. Jan. 1772 und griffen die Mitglieder des Kabinetts und andere Staatsbeamte, die Tribunale, das Parlament, selbst die Person des Königs schonungslos an, aber mit Talent, Sachkenntnis und Beredsamkeit. Ein deshalb wider den Herausgeber, den Buchdrucker Woodfall, 1770 von der Regierung erhobener Libellprozeß endigte ohne Resultat. J. veranstaltete selbst zu Anfang 1772 eine Gesamtausgabe seiner Briefe, für welche er eine Widmung an das engl. Volk und eine Vorrede verfaßte. Eine neue Ausgabe der Briefe des J. in drei Bänden publizierte Woodfalls, des ersten Verlegers, Sohn 1812; in derselben wurden zuerst die zahlreichen Privatbriefe des J. an seinen Verleger, sowie andere vom jüngern Woodfall großenteils auf durchaus unsichere Vermutungen hin dem J. zugeschriebene, unter den verschiedensten Pseudonymen publizierte Briefe polit. Inhalts abgedruckt. Eine fernere neue Ausgabe wurde von John Wade veranstaltet («Junius. A new and enlarged edition», 2 Bde.; Bd. 1, Lond. 1873; Bd. 2, Lond. 1865) und dieser eine ausführliche Darstellung der verschiedenen Hypothesen und Mutmaßungen über den Ursprung der Briefe, sowie die an den Demagogen Wilkes und an Lord Chatham gerichteten Privatbriefe beigegeben. Die Angriffe der Briefe des J. sind namentlich gerichtet gegen die Herzöge von Grafton und Bedford, die Lords Mansfield, North, Hillsborough und Granby, Sir William Draper, den berühmten Juristen Blackstone und andere Anhänger der Politik Georgs III. Doch wendet sich der Tadel des J. auch vielfach gegen die Mitglieder der Opposition, so gegen Wilkes, Horne Tooke u. a. Nur wenige werden geschont, wie Lord Holland und dessen Sohn Charles Fox; Lord Camden, George Grenville und Lord Chatham sind die einzigen, denen J. seine Anerkennung nicht versagt. Übrigens sind die Briefe trotz der Rücksichtslosigkeit ihrer Sprache und der in ihnen offen bekannten Nichtachtung des Königs ganz im monarchischen Geiste der brit. Verfassung geschrieben. Die Schreibart ist gedrängt, zuweilen epigrammatisch, nie unklar, im Ausdruck sicher und fest, sparsam in Metaphern und Schmuck und dabei sorgfältig genau, sodaß man den Verfasser den ersten Prosaisten Englands beizählen kann.

Das Publikum erschöpfte sich in Mutmaßungen über die Person des Autors. Man schrieb die Briefe General Lee, Glover, Edm. Burke, dem Genfer

[illegible] dem Herzog von Richmond [illegible] könne eine [illegible] Vermutung [illegible] zu [illegible]. Nach dem Erscheinen der [illegible] Ausgabe der [illegible] des J. [illegible] 1816 [illegible] («A discovery of the author of the letters of J.») [illegible] Francis habe die Briefe [illegible] 1816 («The identity of J. with a distinguished living character established») seine Vermutung dahin [illegible], daß der jüngere Francis, damals ein hoher Beamter [illegible] wegen des ihm verliehenen [illegible] in den Ritterstand erhoben, der [illegible] Urheber der Briefe sei. Der heftige und [illegible] Charakter dieses Mannes, der Stil seiner Reden und Briefe haben in der That so viel von dem eigentümlichen Tone des J. an sich, und seine [illegible] Francis' Handschrift mit der [illegible] verstellten Handschrift des J. so merklich überein, daß Macaulay in seinem Aufsatze über Warren Hastings (zuerst in der «Edinburgh Review», 1841) die Indizien für stark genug zur Begründung einer Kriminalanklage gegen Francis erklärt. John Jaques trat in seiner «History of J. and his works» (Lond. 1843) auf den [illegible] Briefe bekannten Lord George Sackville, jedoch ohne diese schon früher [illegible] Ansicht mit irgend welchen beachtenswerten Gründen unterstützen zu können. Sir David Brewster glaubte den wahren J. in dem [illegible] Laughlan Macleane, der 1768 Parlamentsmitglied für Arundel, 1773 Generalkriegskommissar war und 1777 bei der Rückfahrt von Ostindien verunglückte, erkannt zu haben; doch fand diese Meinung wenig Anklang. Dagegen brachte Sir Fortunatus Dwarris in «Some new facts as to the authorship of the letters of J.» (Lond. 1850) neue Beweise für die Autorschaft des Sir Philip Francis vor. Neuerdings 1859 hat J. Simons den Verfasser der Juniusbriefe in William Burke, dem Bruder des berühmten Parlamentsredners, erkennen wollen, ohne jedoch überzeugende Gründe für diese Vermutung anzuführen. In neuester Zeit ist die schon früher am gründlichsten verteidigte Autorschaft Sir Philip Francis' wieder von Edward Twisleton aufgenommen und durch die von demselben veranlaßte [illegible] Vergleichung der Handschrift des J. und des Sir Philip Francis die Thatsache, daß letzterer die Briefe geschrieben, zu einer kaum anfechtbaren Gewißheit erhoben worden («The handwriting of J. professionally investigated. By Mr. Charles Chabot. Expert. With preface and collateral evidence. By the Hon. Edward Twisleton», Lond. 1871).

Sir Philip Francis (geb. 22. Okt. 1740 in Dublin) war zur Zeit des Erscheinens der Briefe des J. First Clerk im Kriegsministerium. Seine Entlassung 1772 ist der Anlaß der unzweifelhaft von J. herrührenden, aber unter den Namen Veteran, Nemesis und Scotus publizierten, gegen den damaligen Kriegsminister Lord Barrington gerichteten Briefe. Die 1773 erfolgte Ernennung des entlassenen untergeordneten Beamten zum Mitgliede der obersten Regierungsbehörde für Bengalen hat Grund zu der bisher vollkommen unerwiesenen Vermutung gegeben, Francis habe sich die hohe und einträgliche Stellung durch das Geständnis seiner [illegible]

[illegible] 1818.

Vgl. «Memoirs of Sir Philip Francis, with correspondence and journals» [illegible] by Herman Merivale (Lond. [illegible]); [illegible] Sendschreiben [illegible] Lond. 1867 [illegible].

Junker [illegible]

Junker [illegible]

Junkerhöfe, [illegible]

Junkermann [illegible]

Junkerschulen [illegible]

beansprucht dagegen keinerlei Kenntnisse in einer alten oder fremden Sprache und stellt in allen übrigen Fächern geringere Anforderungen, als in Deutschland für die Zulassung zum einjährig-freiwilligen Dienst gestellt werden. Der Unterricht dauert, je nach der Vorbildung, zwei oder ein Jahr.

Junktur (lat.), Fuge, Gelenk; auch soviel wie Konjunktur.

Jün-nan oder Yunnan, die südwestlichste Provinz Chinas, 317162 qkm groß, wird gegen W. von Tibet und Birma, gegen N. von der chines. Provinz Sz'-tschwan, gegen O. von den Provinzen Kwei-tschou und Kwang-si und gegen S. von Birma und Tonking begrenzt. In seinem nordwestlichsten Teile ist J. wesentlich ein Gebirgsland mit alpinem Charakter, besitzt auch im allgemeinen nur wenige Ausdehnungen flachern Landes von geringem Umfange, die sich meistens nur längs der Ufer der zahlreichen Flüsse ausbreiten. Von letztern ist der in seinem obern Laufe Kin-scha oder Kin-scha-Kiang, d. h. «Fluß des Goldsandes», genannte Yang-tse-kiang der bedeutendste. Er durchströmt J. in seinem nördl. Teile in der Richtung von W. nach O. In der Richtung von N. nach S. wird J. von den obern Läufen des Saluen (Lu-kiang) und des Me-thong oder Lan-tsan, und in der Richtung von NW. gegen SO. von dem Flusse Song-ka (Ho-ti-kiang) durchströmt. An Fruchtbarkeit des Bodens steht J. als Gebirgsland hinter den meisten andern Provinzen von China zurück. Dagegen ist es reich an Mineralien und liefert Gold, Kupfer, Zinn, Rubinen, Saphire, Achate und andere wertvolle Gesteine. Die Bewohner, nach dem letzten Census 5561320, unter denen sich viele Bekenner des Islam befinden, weichen in mancherlei Beziehung von den eigentlichen Chinesen ab und zeigen in ihren Sitten, Gewohnheiten und Gebräuchen Übereinstimmung mit denen der Nachbarländer. Namentlich ist die Stellung der Frauen bei ihnen eine viel freiere als im eigentlichen China. In dem gebirgigsten Teile von J. finden sich noch Überreste der Urbevölkerung. J. wird in 14 Departements, 26 Arrondissements und 39 Kantone geteilt, zu denen noch vier direkt unter der Centralregierung in Peking stehende Arrondissements kommen. Hauptstadt der Provinz ist Jün-nan-fu, gelegen unter 25° 4′ nördl. Br. und 102° 35′ 40″ östl. L. (von Greenwich) auf dem nördl. Ufer eines Tien-hai genannten Landsees. Die Stadt ist befestigt, die Bevölkerung betriebsam, sie verfertigt namentlich eine eigentümliche Art sehr geschätzter Seidenstoffe und Teppiche, welche für die besten von ganz China gelten. J. wurde erst verhältnismäßig spät, unter dem Kaiser Wou-ti, 109 v. Chr., von China annektiert. Die Bevölkerung von J. hat in älterer wie in neuerer Zeit wiederholt den Versuch gemacht, das chines. Joch abzuschütteln, zuletzt in den J. 1857—68. Der im Mai 1884 zwischen China und Frankreich zu Tientsien abgeschlossene Vertrag eröffnet die drei chines. Provinzen J., Kwang-si und Kwang-tung dem freien Handelsverkehr mit den westl. Ländern. Den Engländern war es bis dahin nicht gelungen, sich von Birma aus über Ba-mo längs des Irawadi einen Handelsverkehr mit J. zu gründen.

Juno ist der röm.-italische Name der Göttin, welche im wesentlichen der griech. Hera entspricht. Diese, nach der allgemein angenommenen Sage die eheliche Gemahlin des Zeus (s. Jupiter), erscheint ihrer ursprünglichen Naturbedeutung nach bald mehr als eine Göttin des Himmels, der Luft oder des Mondes, bald als eine Erdgöttin. Die letztere Bedeutung tritt besonders hervor in der Sage von ihrer Hochzeit mit Zeus, welcher die Vorstellung der Befruchtung der Erde durch die Frühlingsregen zu Grunde liegt. Die argivische Legende insbesondere berichtete, daß Zeus die Gestalt eines Kuckucks (des Frühlingsvogels) angenommen und unter Sturm und Regenschauer sich in den Schos der Hera geflüchtet und, als diese ihn mitleidig aufgenommen, sich in seiner wahren Gestalt ihr offenbart und mit ihr vermählt habe. Auch die Erzählung in der Ilias, wie Hera, welche die Griechen begünstigt, auf dem Gipfel des Ida den Zeus, der den Troern Sieg verleihen will, mit Liebesverlangen entzündet, sodaß er die Kämpfenden vergißt, ist diesem Sagenkreise entnommen. Ebenso führt die Verehrung der Hera als Ehegöttin (Hera Teleia) auf diese Vorstellung zurück. Als Göttin der Luft dagegen, insbesondere des Wolkenhimmels, erscheint Hera in der Sage von Ixion, der statt ihrer ein aus einer Wolke geformtes Bild umarmt, endlich als Mondgöttin besonders in ihrer Verehrung an Neumondstagen und als Göttin der Entbindung, in welcher Eigenschaft sie freilich frühzeitig hinter Ilithyia und Artemis zurücktrat. Wahrscheinlich sind auf J. Eigenschaften von andern Göttinnen, wie von der Dione von Dodona übertragen und ist erst allmählich aus der Verbindung und Umbildung verschiedener Elemente die eigenartige Gestalt der Gemahlin des höchsten Gottes herausgebildet worden, die als solche dann vor allem Ehe- und Hochzeitsgöttin ist.

Die römische J. ist, wie schon ihr Name (der das Femininum zu Jovis genannt werden kann) zeigt, ursprünglich sicher eine Göttin des Himmels und des himmlischen Lichts, speziell des Mondes, und wurde als solche am ersten Tage (den sog. Kalenden) jedes Monats verehrt. Damit hängt aufs engste zusammen ihre Verehrung als Geburtsgöttin, welche die Kinder ans Licht der Welt führt (J. Lucina). Ferner wurde sie als Stifterin und Schirmerin jedes Ehebündnisses (als J. Pronuba) und überhaupt als Beschützerin der Hausfrauen (Matrona, daher das Fest Matronalia, welches Anfang März der J. Lucina zu Ehren gefeiert wurde), endlich als «Himmelskönigin» (J. Regina als Gemahlin des Jupiter Rex) verehrt. Außerdem gab es noch einige altitalische Kulte der J., welche die Römer von benachbarten Stämmen aufgenommen hatten, wie den der J. Lanuvina aus dem latinischen Lanuvium, den der J. Curitis (oder Quiritis) von den Sabinern, den der J. Cupra von den Picentinern.

Die bildende Kunst stellt die Hera dar als das Ideal gereifter weiblicher Schönheit, mit vollen, aber von Überfülle freien Formen, mit ehrfurchtgebietendem Ausdruck des Antlitzes, vollständig bekleidet mit Ober- und Untergewand, nur Hals und Arme entblößt, auf dem Haupt häufig den Schleier und regelmäßig einen diademartigen Kopfschmuck (Stephane); in der einen Hand trägt sie gewöhnlich das Scepter, in der andern bisweilen einen Granatapfel oder auch eine Schale; beigegeben ist ihr nicht selten der Pfau. Die berühmteste Darstellung der Göttin war im griech. Altertum das von Polyklet gefertigte Kolossalbild aus Gold und Elfenbein im Heraion bei Argos; unter den erhaltenen nehmen einige wohl mit Recht auf ein Original

des Praxiteles zurückgeführte Statuen, unter welchen die Kolossalstatue im Vatikan hervorragt, eine Büste strengen Charakters in Neapel, welche von einigen für eine Nachbildung nach Polyklet gehalten wird, und der großartige Kolossalkopf in der Sammlung der Villa Ludovisi in Rom (s. Tafel: Bildnerei III, Fig. 2) den ersten Rang ein.

Vgl. Overbeck, «Griech. Kunstmythologie» (besonderer Teil, Bd. 2, 1. Tl., Lpz. 1873; mit Atlas 1873—76); Roscher, «Studien zur vergleichenden Mythologie der Griechen und Römer» (Heft 2: «J. und Hera», Lpz. 1875).

Juno ist auch der Name des 3. Asteroiden. (S. unter Planeten.)

Junot (Andoche, Herzog von Abrantes), franz. General, geb. 23. Okt. 1771 zu Bussy-le-Grand, war beim Ausbruch der Revolution Student der Rechte, trat aber 1792 in ein Freiwilligenbataillon. Seine Unerschrockenheit während der Belagerung von Toulon (1793) verschaffte ihm die Gunst Bonapartes, zu dessen «Getreuen» er fortan gehörte. Er begleitete 1796 Bonaparte als Adjutant nach Italien, sodann nach Ägypten, wurde rasch Brigadegeneral, 1800 Kommandant von Paris und Divisionsgeneral und bei Errichtung des Kaiserreichs (1804) Generaloberst der Husaren und Großoffizier der Ehrenlegion. Napoleon schickte ihn 1805 als Gesandten nach Lissabon. Aber bald verließ er diesen Posten eigenmächtig, erschien bei der franz. Armee in Deutschland und schlug sich tapfer in der Schlacht von Austerlitz. Im Juli 1806 ernannte ihn der Kaiser zum Gouverneur von Paris und Kommandanten der 1. Militärdivision. In dieser Stellung kompromittierte er sich vielfach, sodaß ihm Napoleon 1807 das Kommando über ein bei Salamanca zur Besetzung Portugals gebildetes Armeekorps übertrug. J. führte dieses Korps im Nov. 1807 unter großen Beschwerlichkeiten von Spanien nach Portugal, langte am 23. mit einem Teil der Truppen zu Abrantes an und marschierte von hier mit 1500 Grenadieren auf Lissabon, das er 1. Dez. besetzte. Regierung und Volk unterließen in der Überraschung jeden Widerstand. Napoleon bestätigte J. als Generalgouverneur Portugals und erhob ihn zum Herzog von Abrantes. Als aber der Aufstand von Spanien nach Portugal übergriff und eine engl. Armee unter Wellington im Aug. 1808 landete, warf er sich ohne Vorbereitung den Engländern entgegen und schloß, nachdem er bei Vimeiro geschlagen worden, 30. Aug. 1808 die Konvention von Cintra ab. J. kämpfte dann 1809 gegen Österreich und wurde 12. Juni bei Verneck von General Kienmayer geschlagen. Er erhielt 1810 wieder ein Kommando in Spanien und drang unter Masséna Oberbefehl in Portugal ein, wo er während des Feldzugs schwer im Gesicht verwundet wurde. Im J. 1811 war er Gouverneur von Illyrien. Im Feldzuge von 1812 gegen Rußland führte er ein Armeekorps, ging 1813 als Generalgouverneur der Illyrischen Provinzen nach Venedig und verfiel hier in Geisteszerrüttung. Man brachte ihn nach Montbard im franz. Depart. Côte-d'Or, wo er sich 22. Juli 1813 aus dem Fenster stürzte und den Schenkel brach. Einige Tage darauf (29. Juli) starb er infolge der Amputation.

Seine Gattin, Laure, Herzogin von Abrantès, geborene Permon (geb. zu Montpellier 6. Nov. 1784), wurde zur Hofdame der Mutter des Kaisers ernannt und zerrüttete durch verschwenderisches Leben die Vermögensverhältnisse der Familie. Als Witwe lebte sie in dürftigen Verhältnissen vom Ertrage ihrer Feder, schrieb Feuilletons, Memoiren, namentlich «Souvenirs historiques sur Napoléon, la Révolution, le Directoire, le Consulat, l'Empire et la Restauration» (18 Bde., Par. 1831—35), und Romane, «L'amirante de Castille» (1832), «Scènes de la vie espagnole» (1837), «Histoire des salons de Paris» (1837), und starb 7. Juni 1838 im Nonnenkloster Abbaye-aux-bois bei Paris. — Napoléon Andoche J., Herzog von Abrantès, der älteste Sohn des vorigen, geb. 1807, erhielt von Ludwig XVIII. den Herzogstitel zurück und widmete sich der diplomatischen Laufbahn, die er aber zerrütteter Vermögensverhältnisse wegen aufgeben mußte. Er wandte sich sodann der Schriftstellerei zu, verfaßte kleine Theaterstücke und novellistische Arbeiten, darunter «Les boudoirs de Paris» (6 Bde., Par. 1844—45), und starb im März 1851 zu Paris. — Sein jüngerer Bruder, Adolphe Alfred Michel J., geb. 1810, erbte den Herzogstitel und starb als franz. Oberstlieutenant 23. Juli 1859 infolge seiner Verwundung in der Schlacht bei Solferino. — Die ältere Schwester der Brüder, Josephine J. d'Abrantès, verehel. Amet, geb. 6. Jan. 1802, hat moralische Erzählungen veröffentlicht, während die jüngere, Constance J. d'Abrantès, verehel. Aubert, geb. 12. Mai 1803, als Romanschriftstellerin und Journalistin bekannt geworden ist.

Junta, Buchdruckerfamilie, s. Giunti.

Junta, d. i. Vereinigung, heißt in Spanien jede zur Erledigung irgend einer politischen oder Staatsangelegenheit zusammengetretene oder niedergesetzte Versammlung. Ehedem nannte man so vorzugsweise die ohne Berufung durch den Monarchen eigenmächtig zusammengetretenen Versammlungen der Volksrepräsentanten und mitunter auch die ordentlich einberufenen Cortes selbst. Karl II. ernannte aus Staatsmännern eine Große Junta zur Bestimmung der Kompetenz der Inquisition. Am berühmtesten ist die von Napoleon 1808 nach Bayonne zusammenberufene J., sowie die von den aufgestandenen Spaniern gebildete Centraljunta mit ihren Provinzialjunten. Als im Herbst 1868 die Revolution den bourbonischen Thron stürzte, bildete sich in Madrid eine Centraljunta als Gesamtvertretung aller revolutionären Junten des Landes, welche sodann der provisorischen Regierung (Serrano, Prim, Topete) die Exekutive übertrug. Durch die unter Alfons XII. erfolgte Aufhebung der baskischen Fueros ist die sog. Junta foral, welcher die Wahrung der Sonderrechte der Baskenländer oblag, ihrer Bedeutung entkleidet worden.

Jupe (frz., aber arab. Ursprungs), Frauenrock von der Hüfte bis zu den Füßen (ein Frauenkleid besteht aus Taille und J.); J. de dessous, Anstandsrock, Unterziehrock unter die Krinoline. J. ist desselben Ursprungs wie das deutsche Joppe, welches jetzt nur noch einen bequemen kurzen Rock für Männer (besonders in Bayern und Tirol) bezeichnet.

Jupiter (zusammengesetzt aus Jovis [ursprünglich Diovis] pater) ist der röm. Name des von allen Völkern des indogerman. Stammes verehrten Gottes des Himmels und himmlischen Lichts, welchen die Griechen mit einem aus derselben Wurzel stammenden Worte Zeus (Genitiv Διός) nannten. In den ältesten Zeiten wurde er von diesen als reine Naturgottheit, besonders als der Urheber des Gewitters,

des befruchtenden Regens und der Winde angebetet in heil. Hainen (wie in Dodona in Epirus, wo man in dem Rauschen der Blätter eines mächtigen Eichbaums seine Offenbarungen zu vernehmen glaubte) und auf hohen Bergesgipfeln, die man als seinen Wohnsitz auffaßte (Zeus Akraios, Hypatos oder Hypsistos). Besonders wurde die Vorstellung, daß das hoch in die Wolken emporragende Haupt des Olympos an der Nordgrenze Thessaliens der Sitz des Zeus sei, frühzeitig bei den Griechen allgemein gültig, und der Kult des Zeus Olympios, unterstützt durch die Bedeutung der zu Olympia in Elis gefeierten großen Nationalspiele, über ganz Griechenland verbreitet. Der Mythus, durch welchen die alte Naturgottheit zu einer lebendigern, für das menschliche Vorstellungsvermögen faßbaren Persönlichkeit ausgeprägt wurde, machte den Zeus zum Sohne des Kronos, des Sohnes des Uranos (daher er Kronion oder Kronides genannt wird) und der Rhea, der Tochter der Erdgöttin Gaia, zum Bruder des Poseidon und Hades, der Hestia, Hera und Demeter. Nach der verbreitetsten Sage wurde er auf der Insel Kreta (einem Hauptsitze des ältesten Zeuskultus) in einer Grotte des Berges Ida geboren, wohin Rhea sich geflüchtet hatte, um das Kind vor dem Kronos, der seine eigenen Kinder verschlang, zu verbergen, und von der Ziege Amaltheia und den Bienen des Gebirgs mit Milch und Honig (oder von Tauben mit Ambrosia) ernährt, während die Kureten durch ihre Waffentänze das Schreien des Kindes übertäubten. Kronos verschlingt, durch Rhea überlistet, statt des Neugeborenen einen in Windeln gewickelten Stein. Sobald Zeus herangewachsen, nötigt er unter Beihilfe der Metis (der Personifikation der Klugheit) den Kronos, die früher verschluckten Kinder wieder von sich zu geben, und beginnt, unterstützt von diesen, von den Cyklopen (s. d.), den Hekatoncheiren (hundertarmigen Riesen), der Themis und dem Prometheus, den Kampf gegen seinen Vater, in welchem er Sieger bleibt. Kronos und die Titanen (s. d.), die auf dessen Seite gestanden, werden in den Tartaros gestürzt, und eine neue Weltordnung wird begründet, die Herrschaft der olympischen Götter, an deren Spitze Zeus als König und Vater der Götter mit seiner Schwester Hera steht, die er zu seiner Gemahlin erhebt.

Aus der Verbindung des Zeus mit verschiedenen Göttinnen gingen eine Anzahl Kinder hervor, welche dem Kreise der olympischen Götter angehören: Hera gebar ihm den Ares und Hephästos (letztern gebiert nach einer andern Sage Hera allein ohne Einwirkung eines Mannes) und außerdem Hebe und Eileithyia; Dione wurde durch Zeus Mutter der Aphrodite, Leto gebar ihm Apollon und Artemis, Maia den Hermes, aus seinem eigenen Haupte wurde Athena geboren. Ferner ist er Vater einer Anzahl anderer Gottheiten, die, wenn sie auch nicht in die Zahl der bekannten zwölf Götter aufgenommen sind, doch allgemein als Götter angesehen und verehrt werden: Demeter gebar ihm Persephone, Semele den Dionysos, Themis die Horen und Moiren (Parzen), Eurynome die Chariten (Grazien), Mnemosyne die Musen, Leda die Dioskuren. Während nun aber von diesen allen nur Hera und die mit dieser wohl auch identifizierte Dione als seine rechtmäßige Gemahlin galt, so sanken einzelne von ihnen, wie Leda und Semele, und vollends die Mütter von Söhnen, welche mit der Zeit nicht mehr für Götter, sondern nur für Heroen (s. d.) galten, in Sage und Dichtung zu sterblichen Frauen herab. Der gewaltigste von diesen Heroen ist Herakles, mit dessen Hilfe Zeus im Verein mit den übrigen Göttern die Giganten (s. d.), welche die neue Weltordnung umzustürzen versuchen, siegreich zu Boden wirft, den aber allerdings auch Zeus in den Olymp aufnimmt. Andere Zeussöhne sind Perseus (von Danaë), Minos, Rhadamanthys und Sarpedon (von Europa), Epaphos (von Jo), Aakos (von Ägina), Arkas (von Kallisto), Amphion und Zethos (von Antiope) u. a. m.; fast jedes der alten griech. Königshäuser rühmte sich eines solchen Heroen als Ahnherrn, der von Zeus abstammen sollte.

Aus den physischen und theogonischen Mythen entwickelte sich unter Einfluß des Epos, der lyrischen Poesie und der attischen Tragödie allmählich die würdige und erhabene Vorstellung von Zeus als dem höchsten, allmächtigen und allsehenden Weltherrscher, dem Urquell und Beschützer alles Rechts und aller Ordnung im Familien- und Staatsleben, eine Vorstellung, die besonders in zahlreichen Beinamen, mit welchen er angerufen wurde, sich ausgeprägt hat. So betete man zum Zeus Herkeios als dem Schirmer des Hauses, zum Zeus Polieus, Bulaios und Agoraios als dem Beschützer der Stadt, der Rats- und Volksversammlungen, zum Zeus Horkios als dem Wächter des Eides, zum Zeus Philios und Hetaireios als dem Urheber aller Freundschaft und Genossenschaft, zum Zeus Xenios und Hikesios als dem Beschirmer und Rächer der Fremden und Hilfesuchenden, zum Zeus Soter und Eleutherios als dem Erretter und Befreier von allem Übel, ꝛc. Dike, die Personifikation des Rechts, wird seine Beisitzerin genannt, alle Weissagung (Mantik) durch Orakel oder sonstige Zeichen geht von ihm aus. J. ist so der «höchste der Herrscher», der «König und Vater der Götter und Menschen».

Auch der italisch-römische Jupiter ist aus einem Naturgott des Himmelslichts, des Gewitters und befruchtenden Regens frühzeitig ein polit. Gott geworden, besonders in dem Kulte, welcher ihm seit alten Zeiten auf dem Kapitolinischen Hügel (als J. Kapitolinus) geweiht war. In Rom erscheint er zunächst als Gott der Schlacht, der Sieg und Beute verleiht (J. Stator, Victor, Feretrius), dann als Beschützer der Treue und des Rechts, indem die Kulte der Fides, des Dius Fidius und des Terminus mit dem seinigen aufs engste verbunden sind; endlich als Inbegriff aller Macht und Gnade, als J. Optimus Maximus («der Beste und Größte») wie auch als «J. Rex» («König J.»). Sein Priester, der Flamen Dialis, war der vornehmste unter den Flamines und sollte dem ganzen Volke ein Musterbild von Würde und Reinheit sein.

In der Plastik ist das Ideal des Zeus vornehmlich durch Phidias in der berühmten Kolossalstatue aus Gold und Elfenbein, welche er für den Tempel in Olympia ausführte, ausgebildet worden. Es sind zahlreiche Statuen (teils sitzende, teils stehende) und Köpfe (der berühmteste ist der von Otricoli, jetzt im Vatikan in Rom, von dem übrigens nur der Vorderkopf [die Maske] antik ist) erhalten, die freilich von der Erhabenheit jenes Meisterwerks, von dem sie sich alle mehr oder weniger stark entfernen, nur einen schwachen Abglanz erkennen lassen, während gewisse Münzen von Kopf und Komposition des Ganzen weit richtigere Abbildungen, aber freilich im kleinsten Maßstabe geben. Der Gott wird

dargestellt mit majestätischer Ruhe thronend oder stehend, einen milden Ernst in dem von gewaltigen Locken umsäumten Antlitz; die Brust ist meist entblößt, der Unterkörper mit einem einfachen Gewande bedeckt; auf der Rechten trägt er die Göttin des Siegs (Nike) oder eine Schale als Symbol des Kultus, oder er hält damit das Scepter, in der Linken den Blitz; neben ihm sitzt gewöhnlich der Adler.

Vgl. außer den Werken über griech. Mythologie: David, «J. Recherches sur ce dieu, sur son culte et sur les monuments qui le représentent» (2 Bde., Par. 1833); Overbeck, «Beiträge zur Erkenntnis und Kritik der Zeusreligion» (Lpz. 1861) und «Kunstmythologie» (besonderer Teil, 1. Bd., Lpz. 1871; mit Atlas 1872—73); Sybel, «Das Bild des Zeus» (Marburg 1876).

Jupiter (♃) ist der größte Planet unsers Sonnensystems und übertrifft an Masse und Volumen alle andern Planeten zusammengenommen. Seine mittlere Entfernung von der Sonne beträgt 5⅕ Erdbahnhalbmesser oder 773 Mill. Kilometer, die Excentricität der Bahn nahe ein Zwanzigstel der mittlern Entfernung, daher steht J. in seinem Aphelium (Sonnenferne) 808 und in seinem Perihelium (Sonnennähe) 734 Mill. Kilometer von der Sonne ab. Die Neigung der Bahn gegen die Ekliptik beträgt nur 1° 18,7′, die Länge des aufsteigenden Knotens (Durchschnittspunkt der Bahn mit der Ekliptik) ist 98° 54,3′ (1850). Seine Entfernung von der Erde schwankt zwischen 583 Mill. Kilometer in der Opposition und 959 Mill. Kilometer in der Konjunktion, sein scheinbarer Durchmesser zwischen 31″ und 51″. Der wahre Durchmesser beträgt 141 700 km, ist also 11 mal größer als der der Erde; seine Masse ist 1048 mal kleiner als die Sonnenmasse und 309 mal größer als die Erdmasse, seine Dichte ein Viertel der irdischen; die Rotationsdauer beträgt 9 Stunden 55 Minuten 34 Sekunden, seine Abplattung ein Sechzehntel. Die Umlaufszeit des J. beträgt siderisch 4332 Tage 14 Stunden, tropisch 4330 Tage 14 Stunden, synodisch 399 Tage. Letzteres ist also die Zeit, die im Mittel zwischen zwei aufeinander folgenden Oppositionen verfließt. Nach den Messungen Struves betragen die Durchmesser des J. in seiner mittlern Entfernung 38,3″ und 35,5″.

Im Fernrohr gesehen, zeigt der J. mehrere dunkle, dem Äquator parallele Streifen, die raschen Veränderungen unterworfen sind und welche wahrscheinlich der Atmosphäre angehören. Ferner hat man oft helle Flecke, 1878 auch einen roten Fleck auf dem J. gesehen, die mehrere Jahre lang sichtbar blieben. Man muß annehmen, daß der J. in sehr heißem Zustande sich befindet und daß in seinem Innern und auf seiner Oberfläche sehr bedeutende Umwälzungen vor sich gehen, da es nicht möglich wäre, die bedeutenden und raschen Veränderungen auf seiner Oberfläche durch die Wirkung der in so großer Entfernung nur geringen Sonnenwärme zu erklären. Wegen der sehr geringen Neigung der Ebene seines Äquators gegen die Ekliptik (3° 6′) verschwindet auf dem J. fast ganz der Wechsel der Jahreszeiten.

In seinem Laufe um die Sonne wird er von vier Trabanten begleitet, welche bald nach Erfindung des Fernrohrs fast gleichzeitig von Simon Marius und Galilei entdeckt wurden. Sie sind schon in schwachen Fernröhren sichtbar, einzelne von sehr scharfsichtigen Menschen wohl auch schon mit bloßem Auge gesehen worden. Da ihre Bahnen fast mit der Ebene der Ekliptik zusammenfallen, so scheinen sie immer nahe in einer geraden Linie zu stehen. Ihre Abstände vom J. betragen 6, 9⅔, 15½, 27 Halbmesser des J., ihre Umlaufszeiten 1¾, 3½, 7⅛ und 16⅔ Tage. Ihre Durchmesser hat man zu 3800, 3410, 5560, 4750 km bestimmt. Die drei innersten Monde werden bei jedem Umlauf, der vierte in der Regel verfinstert, indem sie durch den Schatten des J. gehen. Diese Verfinsterungen hat der Däne Olaus Römer 1675 benutzt, um die Geschwindigkeit des Lichts zu bestimmen; sie bilden auch ein bequemes, aber wenig sicheres Mittel zur geogr. Längenbestimmung. Für die Bewegungen dieser Monde sind von Laplace Gesetze aufgefunden worden, welche es verhindern, daß alle vier Monde gleichzeitig verfinstert werden können. Diese Gesetze lauten: 1) Für jede Epoche ist die Länge des ersten (innersten) vermehrt um die doppelte Länge des zweiten und vermindert um die dreifache Länge des dritten, gleich 180°. 2) Die mittlere siderische Bewegung des ersten vermehrt um die doppelte des zweiten, ist für jeden Zeitraum gleich der des dritten Mondes. Dagegen können alle vier Monde gleichzeitig unsichtbar werden, dies tritt nach d'Arrest alle 25 Jahre ein.

Jupon (frz., Diminutiv von Jupe), kurzer Frauenunterrock.

Jur., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Jurine.

Jura (Mehrzahl von Jus, s. d.), die Rechte.

Jura (Jura Mons oder Jurassus) heißt der etwa 730 km lange Zug von Mittelgebirgen, der, hauptsächlich aus Kalksteinen der Juraformation und der Kreide gebildet, sich vom Winkel zwischen Ain und Rhône nordöstlich bis zum obern Main erstreckt. Von den Alpen, mit welchen das Gebirge südwestlich von Genf eng verwachsen ist, wird dasselbe durch einen Molassestreifen geschieden, der südlich vom Genfersee das Hügelland des Genevois bildet und sich nordöstlich mit allmählich zunehmender Breite als schweiz. Hügelland und schwäb.-bayr. Hochebene bis zur Donau fortsetzt. Der Durchbruch des Rheins zwischen Schaffhausen und Basel teilt den Gebirgszug in zwei Hauptabteilungen, den Schweizer und den Deutschen J.

Der Schweizer Jura, auch Französischer Jura, in der deutschen Schweiz oft Leberberg genannt, etwa 320 km lang, 30—50 km breit, beginnt südwestlich von Genf bei dem Durchbruch des Rhône, der den eigentlichen J. von der sowohl der Gesteinsart wie den Bergformen nach verwandten Kette des Mont-du-Chat in der Voralpengruppe der Grande Chartreuse (s. Alpen 7 e) trennt, folgt dann der franz.-schweiz. Grenze und tritt endlich ganz auf Schweizergebiet über. Er besteht aus langgezogenen, nach NO. allmählich niedriger und breiter werdenden Parallelketten, an welche sich im W. und N. breite, durch tief eingeschnittene Flußthäler gegliederte Hochflächen anlegen. Der höchste Rücken ist der südöstliche, den Alpen zugekehrte, der mit steilen, mauerartigen Felswänden schroff aus dem schweiz. Hügellande aufsteigt; gegen die Thäler der Saône, des Doubs und des Rheins senkt sich das Gebirge stufenweise. In den Hochflächen des J. sind die Schichten des Gesteins horizontal gelagert; im Kettenjura bilden sie Gewölbe, bald geschlossene, bald geöffnete oder gesprengte, zwischen deren Schenkeln sich in der Längsrichtung Spaltenthäler (Combes und

Gewölbthäler) hinziehen. Zwischen den Hauptketten dehnen sich einförmige Längenthäler aus, Mulden, von synklinalen Schichten gebildet; seltener sind die Querthäler oder Klusen, welche, die wildesten und malerisch schönsten Partien des J. bildend, schluchtartig mit schroffen Thalwänden die Ketten durchbrechen; wenn dieselben eine Kette nicht der ganzen Breite nach durchsetzen, so heißen sie Halbklusen oder Gräben (frz. ruz). Der Bergcharakter des J. ist einförmig; die Ketten sind lange mauerartige Rücken, deren Gipfel sich nur wenig über die durchschnittliche Kammhöhe erheben; scharf ausgeprägte Gipfelformen, Nadeln, Hörner, Stöcke, Spitzen sind selten. Im Innern ist das Gebirge vielfach zerklüftet, von Höhlen und Trichterlöchern durchsetzt, in denen sich hier und da die Flüsse verlieren, um nach kürzerm oder längerm unterirdischen Laufe an einer andern Stelle wieder zu Tage zu treten; so z. B. die Orbe, die aus dem kleinen Brenetsee im Jourthale unterirdisch abfließt und erst 2,5 km nördlicher und 226 m tiefer wieder aus dem Fels hervortritt. Wie die Alpen, bildet auch der J. eine Wasserscheide zwischen dem Mittelmeer und der Nordsee; dem erstern werden die Gewässer durch den Rhône zugeführt, welchem die Venoge, die Valserine und der Ain direkt zufließen, während der Doubs sich in die Saône ergießt; zum Gebiet der Nordsee gehören die Birs, welche dem Rhein direkt zufließt, ferner die Zihl oder Thièle, als Quellfluß Orbe genannt, mit der Areuse aus dem Travers-thal, die Dünnern u. s. w., welche in die Aare münden. Mit Ausnahme des Neuenburger- und Bielersees am südöstl. Rande des Gebirges sind die Juraseen klein, meist Muldenseen mit einförmigen Ufern, wie der See von St.-Point im Gebiet des Doubs und der Joursee im Gebiet der Orbe; dagegen ist der malerische See, den der Doubs auf der Grenze zwischen Frankreich und Neuenburg bei Les Brenets bildet, ein Klusensee.

Das Klima des J. ist verhältnismäßig rauher als das der Alpen; die Winter sind lang und streng, reich an Schnee, aber fast frei von Nebeln. Torfmoore, Weiden und dichter Wald (Rottannen, Weißtannen, Kiefern, Buchen) nehmen den größten Teil des Bodens in Anspruch; der Ackerbau ist meist auf die Thalsohlen und die Vorstufen des Gebirges beschränkt, auf denen, wie im Solothurner, Baseler und Aargauer J., auch die Rebe und der Nußbaum gedeihen. Im ganzen ist das Gebiet schwach bevölkert, und nur die industriellen Hochthäler von Waadt, Neuenburg und Bern und die fruchtbaren Hochflächen östlich der Birs sind dichter bewohnt. Außer Ackerbau, Viehzucht und Bergbau sind im J. die wichtigsten Erwerbsquellen die Fabrikation von Eisen- und Stahlwaren in den franz. Departements J. und Doubs und im Waadtländer, Berner und Solothurner J., die Uhrenindustrie im Waadtländer, Neuenburger und Berner J. und im franz. Depart. Doubs, die Fabrikation von Spielwerken zu Ste.-Croix (Waadt), die Cementfabrikation im Val de Travers, die Glasfabrikation im Thal der Birs u. s. w. Von nutzbaren Mineralien liefert der J. vorzügliche Bausteine (solothurner Marmor), lithographische Schiefer, Gips, Steinsalz, Asphalt im Val de Travers, Bohnerz, Hupererde, Mergel und Thon.

Die höchsten Gipfel des J. erheben sich in der südöstlich zur Hochebene abstürzenden Randkette; fast alle gewähren prachtvolle Aussicht auf die Seen am Rande des Gebirges, die schweiz. Hochebene und die Alpen; von den nördl. Gipfeln schweift der Blick bis zum Schwarzwald und den Vogesen. Zu den wichtigsten Punkten gehören: der Grand Colombier (1534 m) bei Culoz, der Mont-Credoz (1624 m) bei dem Fort de l'Ecluse, der Mont-Reculet (1720 m), der Crêt de la Neige (1723 m) und der Grand Colombier de Gex (1689 m), die höchsten Gipfel des ganzen Gebirges, alle westlich von Genf in der Kette zwischen der Valserine und der schweiz. Hochebene, die Dôle (1678 m), der westlichste Schweizerberg; der Mont-Tendre (1680 m) und die Dent de Vaulion (1486 m) zwischen der Orbe und der Hochebene, der Mont-Suchet (1596 m) und die Aiguille de Beaulmes (1563 m), der Chasseron (1611 m) und der Creux du Vent (1465 m) mit gewaltigem Felscirkus zwischen dem Doubs, der Areuse, dem Neuenburgersee und der Orbe, der Chaumont (1175 m), oberhalb Neuchâtel, der Chasseral oder Gestler (1610 m) zwischen dem St. Immerthal und dem Bielersee, die Hasenmatt (1449 m) mit dem Weißenstein bei Solothurn, die Bölchenfluh (1100 m) in der Hauensteinkette, die Gysliflub (774 m) bei Aarau und die Lägern (862 m) im Kanton Zürich. Die westlicher und nördlicher gelegenen Ketten sind im allgemeinen niedriger, erheben sich aber immerhin noch hier und da bis über 1400 m Höhe. Ihre wichtigsten Gipfel sind der dichtbewaldete Mont-Risoux (1423 m), westlich vom Jourthale, der durch seine Käse berühmte Mont-d'Or (1463 m) bei Jougne, die Tête de Rang (1423 m) zwischen Chaux de Fonds und dem Val de Ruz; und im Bernischen J. der Moron (1340 m) links, der Mont-Graitery (1302 m) und der Raimeux (1309 m) rechts von der Birs, der Mont-Terrible (1000 m) zwischen Pruntrut und Delsberg, der Blauenberg (836 m) bei Basel. Der schroffe südöstl. Absturz des Gebirges, der Parallelismus und die gleichmäßige Höhe seiner Ketten, der Mangel an großen, das ganze System durchsetzenden Querthälern machen den J. ziemlich unzugänglich; nichtsdestoweniger wird er von einem ausgedehnten Netze von Kunststraßen und Eisenbahnen durchzogen, welche meist den Längenthälern folgen, bis eine Klus oder eine niedrige Wasserscheide einen Ausweg gestattet. Zu den wichtigsten Jurapässen gehören: der Col de la Faucille (1323 m) zwischen Gex und dem Thal der Valserine, der Paß von St.-Cergues (1263 m) am Fuß der Dôle, der Col de Marcheiruz (1450 m), der über die Kette des Mont-Tendre führt, der Paß von Jougne zwischen Orbe und Pontarlier, der Paß von Verrières (Val de Travers), der Paß von Ste.-Croix zwischen dem Neuenburgersee und dem Val de Travers, die Straße über die Tête de Rang von Neuchâtel nach Chaux de Fonds, die Pierre-Pertuis zwischen dem St. Immer- und dem Birsthal, die Straße über den Mont-Terrible (les Rangiers), der Paßwang, der Obere und der Untere Hauenstein im Solothurner J., die Staffelegg und der Bötzberg im Aargauer J. Manche dieser Pässe sind jetzt überschient, so der Col de Jougne, der Paß von Verrières, die Tête de Rang, die Pierre-Pertuis, der Mont-Terrible, der Untere Hauenstein und der Bötzberg. Die Schwierigkeit des Terrains machte viele Tunnel notwendig; die längsten derselben sind der Tunnel von Les Loges auf der Linie Neuchâtel-Chaux de Fonds, 3259 m lang, der Tunnel de la

Croix, 2919 m auf der Linie Delémont-Pruntrut, der Bötzbergtunnel auf der Linie Basel-Brugg (2517 m) und der Hauensteintunnel (2495 m) auf der Linie Basel-Olten.

Der Deutsche Jura, der sich mit dem Randen im Kanton Schaffhausen an den Schweizerischen J. anschließt, ist vom Rhein bis zum Main etwa 410 km lang, plateauartig, ohne Kettenbildung und Längenthäler, zeigt dagegen viele, zum Teil ihn ganz durchschneidende Querthäler, nimmt ebenfalls gegen N. an Höhe ab, hat aber seinen Steilabfall gegen NW., seine sanftere, oft terrassenartige Böschung gegen SO. Durch den Durchbruch der Altmühl wird er in zwei Abschnitte geteilt, den Schwäbischen J., zwischen dem Rhein und der Altmühl (s. Alp) und den Fränkischen J., zwischen der Altmühl und dem Main (s. Frankenjura).

Das franz. Departement Jura, ein Teil der alten Freigrafschaft Burgund (Franche-Comté), zählt (1881) auf 4994 qkm 285263 E. und liegt zwischen dem schweiz. Kanton Waadt und den französischen Dep. Doubs, Haute-Saône, Côte-d'Or, Saône-et-Loire und Ain am Westabfall des Juragebirges, dessen von wellenartigen Parallelketten durchzogene Hochflächen sich von den Kämmen der Dôle (1678 m) und des Noirmont (1560 m) an der Schweizergrenze westlich bis zu der kaum 200 m über dem Meere gelegenen Ebene der Saône abstufen. Mit Ausnahme des Val des Rousses, dessen kleiner See durch die Orbe zur Aare (Rheingebiet) abfließt, gehört das ganze Departement dem Gebiet des Rhône an, dem der Ain mit der Bienne direkt, der Ognon, der Doubs mit der Loue und die Seille durch die Saône zufließen. Über zwei Drittel der Bodenfläche sind wenig ergiebiges Bergland mit ausgedehnten Weiden und Nadelwäldern; die Ebene dagegen und die Thäler am Rande der Hochfläche sind fruchtbar und liefern Getreide und Wein, der nebst Walnüssen einen Ausfuhrartikel bildet. Die besten Sorten sind die von Arbois, Salins, Château-Chalon und Lons-le-Saunier. Der Boden ist reich an nutzbaren Mineralien: Marmor, Kalkstein, Bohnerz und Steinsalz. Die Haupterwerbsquellen der sehr thätigen und gewerbfleißigen Einwohner sind Acker-, Obst- und Weinbau, Viehzucht, die in den höhern Teilen als Alpenwirtschaft betrieben wird und vorzüglichen Käse liefert, die Ausbeutung der Waldungen und der Mineralschätze, ferner die Eisen- und Stahlindustrie, die Uhrenfabrikation, die Baumwoll-, Woll- und Seidenweberei, die Papierfabrikation, die Töpferei und die Gerberei. Alljährlich wandern ziemlich viele Gebirgsbewohner teils als Kleinhändler, teils als Arbeiter in das Innere Frankreichs aus und kehren zur Erntezeit mit ihrem Verdienst wieder zurück. Neben dieser periodischen Auswanderung findet aber auch eine ständige nach den großen Verkehrsmittelpunkten statt, sodaß sich die Zahl der Einwohner seit 1866 um 5 Proz. verringert hat. Das Departement zerfällt in die vier Arrondissements Lons-le-Saunier, Ste.-Claude, Dôle und Poligny, zusammen mit 32 Kantonen und 584 Gemeinden. Die wichtigsten Wohnplätze sind, außer der Hauptstadt Lons-le-Saunier (s. d.), der Eisenbahnknoten Dôle (s. d.) am Doubs, Arbois, der Mittelpunkt des Weinhandels, an der Cuisance, Salins mit wichtigen Salzwerken, Ste.-Claude an der Bienne und der industrielle Flecken Morez an demselben Flusse, unweit der franz. Grenzfestung Les Rousses, welche die Jurastraßen des Col de la Faucille, des Paß von St.-Cergues und des Val de Jour beherrscht. Von W. nach O. wird das Departement von der Bahnlinie Paris-Dijon-Neuchâtel, von N. nach S. von der Linie Besançon-Lons-le-Saunier-Lyon durchzogen. Eine wichtige Wasserstraße bietet der Rhône-Rhein-Kanal, der unweit Dôle den Doubs mit der Saône verbindet.

Jura, fränkischer, s. Frankenjura.

Jura, schwäbischer, s. Alp.

Juraformation (früher als Oolithformation bezeichnet) nennen die Geologen eine Abteilung der Sedimentär- oder Flötzgebilde, welche zuerst in dem Juragebirge als eine selbständige Bildung zwischen der Trias- und Kreidegruppe erkannt wurde. Dieselbe besteht auch in Deutschland von oben nach unten aus folgenden drei Hauptabteilungen: 1) Weißer Jura oder Malm, in welcher Abteilung hellfarbige dichte Kalksteine, Rogensteine und oft von Höhlen durchzogene Dolomite vorherrschen. Zu derselben gehören die berühmten lithographischen Kalksteine von Solenhofen in Bayern. 2) Brauner Jura oder Dogger, der aus bräunlichem und gelblichem Thon, Mergel und Sandstein mit Einlagerungen von Eisenrogenstein besteht, welche in der Schwäbischen Alp zu bedeutender Eisenindustrie Veranlassung geben. 3) Schwarzer Jura oder Lias besteht aus bituminösem Mergelschiefer, dunkeln Thonen und Kalksteinen, sowie aus Sandstein. Alle diese Abteilungen sind sehr reich an organischen Resten, namentlich an Korallen (zuweilen ganze Riffe bildend), Echiniten, zwei- und einschaligen Mollusken, Belemniten, Ammoniten, Krebsen, Fischen und Sauriern (Ichthyosaurus, Plesiosaurus, Pterodactylus). In Deutschland besitzt die J. drei größere Verbreitungsgebiete: in Franken und Schwaben bildet sie einen weiten Bogen, dessen stärkste Krümmung in der Gegend von Regensburg liegt und dessen Flügel wesentlich von der Rauhen Alp und von dem Fränkischen Jura repräsentiert werden. In Norddeutschland breiten sich die Schichten der J. in einer von Westen gegen Osten gerichteten Bucht aus, welche sich von der Grenze Hollands bis in die Gegend von Halberstadt erstreckt. In niedrigen Höhenzügen bilden sie den südl. Saum des norddeutschen Flachlandes. Das dritte deutsche jurassische Territorium ist das von Oberschlesien, welches ein Areal von über 22500 qkm einnimmt. Als äußerste Vorposten dieses Gebietes sind die aus dem Diluvium hervorragenden isolierten Juravorkommnisse an den Odermündungen zu betrachten. Auch in den Alpen, in Italien, Frankreich, England und Rußland sind Jurabildungen sehr verbreitet. Vgl. von Buch, «Der Jura in Deutschland» (Berl. 1839); Oppel, «Die J. Englands, Frankreichs und Deutschlands» (Stuttg. 1858); Quenstedt, «Der Jura» (Tüb. 1858); Brauns, «Der untere, mittlere und obere Jura im nordwestl. Deutschland» (Braunschw. 1869—74).

Juragewässerkorrektion heißt die von der schweiz. Eidgenossenschaft und den Kantonen Bern, Freiburg, Solothurn, Waadt und Neuenburg gemeinsam unternommene Entsumpfung des westschweiz. Seelandes durch Tieferlegung der großen Seen am Rande des Jura und Korrektion ihrer Abflüsse. Das Bedürfnis nach einer solchen Korrektion machte sich schon früh, namentlich aber seit dem Ende des 16. Jahrh. geltend, wo die Geschiebeablagerungen der Großen Emme an ihrer Mündung

bei Attisholz, unterhalb Solothurn, störend auf den Ablauf der Aare einzuwirken begannen. Die Aare wurde dadurch zurückgestaut und staute wieder die Zihl auf, welche der Aare die Wasser des Neuenburger-, des Murten- und des Bielersees zuführte. Durch diese Stauungen wurde das Niveau der drei Seespiegel gehoben, die Einmündung ihrer Zuflüsse, der Orbe (Thièle), der Broye u. s. w. erschwert und bei Hochwasser in den fünf beteiligten Kantonen ein Gebiet von circa 240 qkm überschwemmt und versumpft. Obwohl seit dem Anfang des 18. Jahrh. mehrere Pläne zur Hebung dieser Übelstände gemacht wurden, gelangte doch, da ein Zusammenwirken der beteiligten Kantone nicht zu erzielen war, keiner derselben zur Ausführung, bis endlich die Bundesbehörden sich der Angelegenheit annahmen und die Bundesversammlung am 5. Juli 1867 beschloß, es sei den beteiligten Kantonen zum Zweck der J. nach dem Plane der Ingenieure Lanicca und Bridel eine Bundessubvention von 5 Mill. Frs. zu bewilligen. Nach diesem Plane begreift die Korrektion folgende Hauptarbeiten in sich: Ablenkung der Aare von Aarberg in den Bielersee durch den Hagneckkanal, Ablenkung der vereinigten Aare und Zihl durch den Nydau-Bürenkanal nach Büren, Korrektion der obern Zihl (Thièle) zwischen dem Neuenburger- und dem Bielersee und Korrektion der untern Broye zwischen dem Murten- und dem Neuenburgersee. An diese großen Korrektionen, die auf 14 Mill. Frs. veranschlagt wurden und 1877 beendigt sein sollten, schließt sich als notwendige Ergänzung die Binnenkorrektion, d. h. die Trockenlegung der großen Sümpfe des Seelandes an.

Auf Grund dieses Programms wurden 1868 die Arbeiten begonnen; es zeigte sich aber bald, daß sowohl die Kosten wie der Zeitaufwand bei weitem zu niedrig angeschlagen waren. Die Bundessubvention wurde deshalb 1883 auf 5450000 Frs. erhöht. Ende 1883 war der Stand des Unternehmens der folgende: der Hagneckkanal, 8600 m lang, ist seit 1879 offen, aber noch nicht genügend erweitert und vertieft, um die ganze Aare aufnehmen zu können. Vom Nydau-Bürenkanal ist das obere Stück, Nydau-Meyenried, 9000 m lang, bis an die Anlage eines Schleusenwerks beim Ausfluß des Bielersees im wesentlichen beendigt, das untere Stück dagegen, von Meyenried bis Büren, 2600 m lang, wurde erst 1882 angefangen. Die Korrektionen der Zihl und der Broye sowie die Binnenkorrektion sind im Gange und 1887 soll das Werk vollendet sein. Obwohl demnach die Arbeiten noch lange nicht zu Ende geführt sind und der volle Erfolg namentlich in Bezug auf das zu gewinnende Kulturland noch zu gewärtigen steht, so hat doch die J. schon jetzt günstige Ergebnisse aufzuweisen. Durch den Nydau-Bürenkanal und die bisherigen Korrektionsarbeiten an der Zihl und Broye wurden die Spiegel der Juraseen tiefer gelegt, der Bielersee um 2,4 m, der Neuenburgersee um 2 m, der Murtensee um 1,8 m, das Gefälle und die Stoßkraft der vereinigten Aare und Zihl vermehrt und damit die Gefahr der Stauung der Aare durch die Geschiebe der Emme verringert. Durch die Ableitung der Aare in den Bielersee wurde den Geschiebemassen derselben ein weites und tiefes Ablagerungsbecken geboten und dadurch die Vertiefung des Ablaufs und die Aufstauung der Seen, sowie die Versumpfung der obern Gegenden verhütet, die Möglichkeit einer erfolgreichen Binnenkorrektion gegeben und zugleich infolge der Retentionskraft des ausgedehnten Seebeckens die Überschwemmungsgefahr für die untern Aargegenden wesentlich vermindert. Die Hauptförderer der Unternehmung, welche der berühmten Linthkorrektion Hans Konrad Eschers (s. d.) würdig zur Seite gestellt werden darf, waren der Arzt Dr. Joh. Rud. Schneider (1804—1880) und der Ingenieur Richard Lanicca (1794—1883). Vgl. Dr. J. R. Schneider, «Das Seeland der Westschweiz und die Korrektionen seiner Gewässer» (Bern 1881) und «Die Jahresberichte der J.» (I—XVI, Biel 1868—83).

Juramentum (lat.), Eid, Schwur.

Juräre in verba magistri (lat.), auf des Meisters Worte schwören, Citat aus Horaz' «Episteln» (I, 1, 14).

Jurät (lat.), ein Vereidigter, Geschworener; Juration, Beeidigung; juratorisch, eidlich.

Jurburg, Stadt im russ. Gouvernement Kowno, im Kreise Rossieny rechts am Niemen, 88 km westlich von Kowno, nahe der preuß. Grenze, mit (1882) 727 E., worunter viele Juden, ist ein Hauptverladungsplatz für Getreide, das nach Preußen geschafft wird, und ist Sitz eines Zollamts.

Jure, soviel wie De jure.

Juré (frz.), Geschworener.

Jureconsultus, s. Jurisconsultus.

Jurensis-Mergel werden die obersten aus Mergelkalk- oder Mergelthon bestehenden Schichten des Malm oder weißen Jura (s. Juraformation) genannt, weil in ihnen Ammonites jurensis häufig und für sie ein Leitfossil (s. d.) ist.

Jürgens (Karl Heinr.), deutscher Historiker und Publizist, geb. 3. Mai 1801 in Braunschweig, studierte in Göttingen Theologie und wurde 1824 Pfarrer in Amelunxborn, 1834 in Stadtoldendorf. Er war 1848 Mitglied des Vorparlaments, des Fünfziger-Ausschusses und der Nationalversammlung zu Frankfurt, wo er auf Bildung einer konservativen Partei hinarbeitete und sich an der Gründung der Großdeutschen Partei beteiligte. Im Sommer 1849 kehrte er auf seine Pfarrei zurück, gab dieselbe aber 1851 auf und siedelte nach Hannover über, wo er kurze Zeit die «Hannöversche Zeitung» redigierte. Er starb 2. Dez. 1860 in Wiesbaden. J. schrieb: «Luthers Leben» (I. Abteil. 1483—1517, 3 Bde., Lpz. 1846—47), «Zur Geschichte des deutschen Verfassungswerks 1848—49» (2 Bde., Braunschw. 1850—56), «Studien zur deutschen Geschichte und Politik» (Brem. 1856), «Deutschland im franz.-sardin. Kriege» (Basel 1860).

Jurgewskaja, Fürstin, s. Dolgoruky (Fürstin); vgl. Alexander II., Kaiser von Rußland.

Juridisch (lat.), der Rechtswissenschaft gemäß, rechtskräftig, oft auch für juristisch gebraucht.

Jurieff, der altruss. Name von Dorpat.

Jurien de la Gravière (Pierre Roch), franz. Vizeadmiral, geb. 5. Nov. 1772 zu Gannat (Depart. Allier), gest. 15. Jan. 1849 zu Paris, wurde 1798 Fregattenkapitän. Drei Jahre später befehligte er La Franchise bei der Verteidigung von Leogane, dem Schlüssel des Hafens Port-au-Prince, und rückte 1803 zum Schiffskapitän auf. Er wurde 1814 beauftragt, die Insel Bourbon wieder in Besitz zu nehmen. Im J. 1817 zum Kontreadmiral ernannt, erhielt er 1821 das Kommando der Seestation in Brasilien, 1824 den Oberbefehl über die Station der Antillen, und war 1825—27 Seepräfekt

zu Rochefort. Nach der Julirevolution 1830 Seepräfekt in Toulon, wurde er zum Vizeadmiral, Pair von Frankreich und Großkreuz der Ehrenlegion ernannt (1841).

Jean Pierre Edmond J., franz. Vizeadmiral, Sohn des vorigen, geb. 19. Nov. 1812, begann seine Laufbahn 1828. Fregattenkapitän seit 1841, gelangte er nach einer Seefahrt in den chines. Meeren zum Schiffskapitänsgrad (1850), nahm sodann Anteil an dem Krimkriege (1854) und wurde 1855 Kontreadmiral. Im Okt. 1861 wurde er nach Mexiko geschickt und zugleich mit der Vollmacht eines Gesandten und mit dem Oberbefehl über die franz. Land- und Seemacht betraut. Zum Vizeadmiral befördert, blieb er mit diesem dreifachen Posten bekleidet, bis die von ihm 19. Febr. 1862 gemeinschaftlich mit den beiden andern Repräsentanten der verbündeten Flotten abgeschlossenen und unter dem Namen »Konvention von Soledad« bekannten Friedenspräliminarien von der franz. Regierung verworfen wurden und die diplomatischen sowohl als die militärischen Vollmachten in andere Hände übergingen. Beim Ausbruch des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870 und 1871 erhielt J. kein Kommando übertragen. Während der Belagerung beteiligte er sich bei der Verteidigung von Paris und wurde 1871 zum Oberdirektor der Seekartensammlung des Marineministeriums ernannt. Seine Schriften verschafften ihm 1866 die Aufnahme als Mitglied in die Akademie der Wissenschaften. Er veröffentlichte: «Voyage en Chine pendant les années 1847, 1848, 1849 et 1850» (2 Bde., Par. 1850, mit Landkarten), «Souvenirs d'un amiral» (2 Bde., Par. 1860), die Lebensbeschreibung seines Vaters, nebst einem Überblick über die franz. Seegeschichte seit 1789; «Guerres maritimes sous la république et l'empire» (Par. 1862, mit Landkarten), «La marine d'autrefois» (Par. 1865), «La marine d'aujourd'hui» (Par. 1872) und «La station du Levant» (2 Bde., Par. 1876).

Jurine (Louis), Arzt und Naturforscher, geb. zu Genf 6. Febr. 1751, gest. daselbst 20. Okt. 1819, schrieb: «Nouvelle méthode de classer les hyménoptères et les diptères» (Par. 1807), «Mémoire sur le croup» (Genf 1810; deutsch, Lpz. 1816), «Mémoire sur l'angine de poitrine» (Genf 1815; deutsch, Hannov. 1816), «Histoire générale des monocles qui se trouvent aux environs de Genève» (Genf 1820).

Jurisconsultus, Jureconsultus (lat., abgekürzt J. Ctus), Rechtsgelehrter.

Jurisdiktion, s. Gerichtsbarkeit.

Jurisprudenz, s. Rechtswissenschaft.

Juris quasi possessio (lat.), Quasibesitz, Rechtsbesitz nennt man den dem «Sachbesitz» gegenüberstehenden Besitz, welcher nicht, wie der letztere, das Objekt der thatsächlichen Rechtsausübung in dessen sämtlichen Beziehungen, sondern nur in einzelnen derselben umfaßt, z. B. Besitz (Ausübung) einer Wegegerechtigkeit, einer Hypothek (gegenüber dem Sachbesitz, körperlicher Innehabung des ganzen Grundstücks). Auch der Besitz an Forderungsrechten wird zur Juris quasi possessio gezählt. Der «Sachbesitz» hat es mit körperlichen Sachen, die Juris quasi possessio mit unkörperlichen zu thun.

Jurist (mittellat.), Rechtsgelehrter, Rechtsbeflissener; juristisch, den Juristen oder der Jurisprudenz eigen, gemäß.

Juristenrecht. Mit der Vervielfältigung der Rechte zieht sich die Kenntnis derselben aus dem Volke mehr oder weniger zurück, um fortan die Berufsaufgabe für einen eigenen Juristenstand zu bilden. Dadurch, daß dieser vorzugsweise im öffentlichen Dienste die bestehenden Rechte und Gewohnheiten verwertet und daneben eine wissenschaftliche Jurisprudenz begründet, wird die Vertiefung und Fortbildung des Rechts sein Werk, und die Zeugnisse über die Praxis in der Rechtspflege und Verwaltung, die Streitschriften über zweifelhafte Fragen, die jurist. Abhandlungen, Monographien und Lehrbücher gestalten sich in ihrer Gesamtheit zu einer besondern Rechtsquelle. Im deutschen Mittelalter mußten die zur Aushilfe herbeigezogenen fremden Rechte (s. Deutsches Recht), schon weil sie durch ihre Sprache und nach dem Inhalt dem Volke unzugänglich waren, mit Notwendigkeit den gelehrten Juristen zur Ausnutzung überlassen werden, die nun durch Auslegung, Anbequemung und Ausscheidung jenen schwer zu bewältigenden Inbegriff von röm., päpstl.-geistlichen und einheimischen Vorschriften zusammenbrachten, der noch gegenwärtig als Gemeines Recht (s. d.) gilt. Später hat sich sowohl die ihre Aufgaben besser wahrnehmende Staatsgewalt als das volkstümliche Verlangen nach einer gemeinverständlichen Zusammenfassung der Gesetze jener stellvertretenden Thätigkeit der Juristen höchst abgeneigt bewiesen. Die neuern Gesetzbücher suchen daher nach dem Vorbilde der franz. Codes unter Ausschließung einer gehäuften Kasuistik und aller doktrinären Belehrung mehr durch die Aufstellung von ausgiebigen Prinzipien ihren Zweck zu erfüllen. Hiermit ist aber der Jurisprudenz die Aufgabe erteilt, die Rechtssätze dialektisch zu erschließen, deren Inhalt in Fluß zu bringen und die wissenschaftliche Form hinzuzufügen. Das in diesen Bahnen sich fortbewegende J. beruht nicht, wie das Gesetz, auf einer äußern Autorität, sondern auf seiner wissenschaftlichen Begründung und innern Wahrheit; es kann daher auch nicht die bloße Mehrzahl der in zweifelhaften Fällen abgegebenen Gutachten entscheiden. Ebenso wenig ist dasselbe als ein feststehendes, jede fernere Prüfung und Berichtigung ausschließendes Recht zu betrachten. Vgl. Beseler, «Volksrecht und J.» (Lpz. 1843—44); Thöl, «Volksrecht und J.» (Rostock 1846).

Juristentag (Deutscher) ist eine Vereinigung deutscher Juristen mit dem Zweck, den lebendigen Meinungsaustausch und den persönlichen Verkehr untereinander zu befördern, auf den Gebieten des Privatrechts, des Prozesses und des Strafrechts den Forderungen nach einheitlicher Entwickelung immer größere Anerkennung zu verschaffen, die Hindernisse, welche dieser Entwickelung entgegenstehen, zu bezeichnen und sich über Vorschläge zu verständigen, welche geeignet sind, die Rechtseinheit zu fördern. Durch die Juristische Gesellschaft in Berlin ins Leben gerufen, versammelte sich der J. zuerst 1860 in Berlin und ist bis Sept. 1884 siebzehnmal vereinigt gewesen. Die Verhandlungen des J. werden von dem Schriftführeramt der ständigen Deputation herausgegeben und bilden bereits eine große Reihe von Bänden mit zum Teil wertvollen Gutachten und Ausführungen. Vgl. «Verhandlungen des 1. bis 17. Deutschen J.» (Berl. 1860—84), dazu ein Generalregister: «Die Verhandlungen der ersten zehn Deutschen J. (1860—72)» von Kißling (Berl. 1873).

Juristische Personen, s. Moralische Personen.

Juris utriusque doctor (lat.), beider Rechte (des römischen und kanonischen) Doktor.

Jurjewez Powolshsky, Kreisstadt im russ. Gouvernement Kostroma, rechts an der Wolga, gegenüber der Einmündung der Unscha, mit (1882) 7262 E., ist ein Hauptstapelplatz an der Wolga und hat lebhaften Schiffbau, einen ansehnlichen Jahrmarkt, sowie Gartenbau, namentlich Gemüsebau.

Jurjew-Polsky, Kreisstadt im russ. Gouvernement Wladimir, an der Koloksha, einem linken Nebenfluß der Kljasma, mit (1882) 4769 E., hat zahlreiche Seilereien und Leinwebereien und Handel mit Flachs, Hanf und Getreide.

Juror (engl.), Mitglied einer Jury (s. d.).

Jurte (türk.), die Wohnung der Kirgisen und anderer sibir. Völkerschaften. Die Winterjurte aus stehenden, etwas geneigten Hölzern, äußerlich mit Erde oder Dünger bedeckt, hat ein ebenes Dach und fast immer Dielen. Auf dem Herd in Mitte der J. wird fortwährend Feuer unterhalten. Die Sommerjurte, in Kegelgestalt, besteht aus einigen langen, oben verbundenen Pfählen, mit Birkenrinde und nochmals mit Pfählen bedeckt; oben bleibt ein Loch zum Abzug des Rauchs. Bei den Mongolen ist die J. eine cylinderförmige, oben kegelförmig abgestumpfte Bretterbude, mit Filz bedeckt.

Jury (engl.), die Gesamtheit der Geschworenen, Schwurgericht; auch Ausschuß von Sachverständigen als Preisrichter (bei Ausstellungen).

Jus (frz., spr. Schüh), Brühe, besonders konzentrierte Fleischbrühe zum Färben und Verstärken der Suppen und Saucen; auch soviel wie Bratensauce.

Jus (lat.), Recht, die gesetzliche Norm, welche die Freiheit der Person im Staate nach Maßgabe gegenüberstehender Zwangsverbindlichkeiten beschränkt; subjektiv die gesetzliche Möglichkeit, eine solche Beschränkung zu fordern. Über den Unterschied zwischen philos. und positivem Rechte und die Einteilung des letztern, s. Recht.

Jus abstinendi (lat.), das Recht, eine Erbschaft abzulehnen.

Jus accrescendi (lat.), s. Accrescenzrecht.

Jus acquisītum (lat.), s. Jus quaesitum.

Jus advocatiae ecclesiasticae (lat.), das mit der Souveränetät unzertrennlich verbundene Recht des Staats, die Kirche und deren Institute zu schützen.

Jus albinagi, s. Aubaine (Droit d').

Jus alluvionis (lat.), das Recht der Anwohner auf das angespülte Land.

Jus archivi (lat.), Archivrecht, die auf der Rechtsvermutung der Echtheit beruhende Beweiskraft archivalischer Urkunden.

Jus armōrum (lat.), soviel wie Militärhoheit

Jus avocandi (lat.), Abberufungsrecht.

Jus canonicum, s. Kanonisches Recht.

Jus circa sacra und **Jus in sacra**, das Hoheitsrecht des Staats in Kirchensachen. Während dem Staate begriffsmäßig wie über alle öffentlichen Korporationen, so auch über die Kirche das Hoheitsrecht zusteht, kraft dessen er dieselben beaufsichtigt und seine Beziehungen zu ihnen regelt, so hat in der evang. Kirche die Übertragung der bischöflichen Gewalt auf die deutschen Landesherren diesen auch das Kirchenregiment übertragen, welches unter der Herrschaft des Territorialsystems mit dem Hoheitsrecht vollkommen verschmolzen wurde. Erst das Kollegialsystem begann wieder die beiden Arten der landesherrlichen Befugnisse zu sondern, und bezeichnete den Inbegriff der staatshoheitlichen mit dem Ausdrucke jus circa sacra, die kirchenregimentlichen mit dem jus in sacra oder jus sacrorum; diese rein sachlichen Bezeichnungen sind seitdem üblich geblieben.

Jus civīle (lat.), Civilrecht.

Jus civitātis (lat.), Bürgerrecht. (S. Civitas.)

Jus compascui (compascendi), s. unter Compascuum.

Jus congrŭi (lat.), Gespilderecht, s. unter Retrakt.

Jus connubii (lat.), bei den alten Römern die Fähigkeit, eine vollgültige und vollwirksame Ehe abzuschließen. (S. unter Ehe, Bd. V, S. 784a.)

Jus curiae (lat.), Hofrecht (s. d.).

Jus deliberandi (lat.), Deliberationsfrist. (S. unter Bedenkzeit.)

Jus de non appellando (lat.), Recht der letzten Instanz; im ehemaligen Deutschen Reiche das Vorrecht einzelner Fürsten und zuletzt aller Kurfürsten, selbst höchste Gerichte im Lande zu haben und somit der Berufung an die Reichsgerichte aus ihren Landen zu wehren.

Jus de non evocando (lat.), das ehemalige Recht deutscher Reichsstände, wonach aus ihren Territorien kein Rechtshandel in erster Instanz vor die Reichsgerichte gebracht werden konnte.

Jus detractus (lat.), Abzugsrecht. (S. Abzugsgeld.)

Jus devolutiōnis (lat.), Abberufungsrecht und Devolutionsrecht. (S. Devolution.)

Jus dominii impetrandi, das Recht des Pfandgläubigers, im Falle des notwendig werdenden Verkaufs der Pfandsache, falls sich kein Käufer findet, die Sache sich selber als Eigentum zuschlagen zu lassen. In der Regel hat der Schuldner hier ein Einlösungsrecht während gewisser Zeit.

Jus ominens ist das oberste Recht des Staates, kraft dessen derselbe in Fällen der Not oder dringender Gefahr oder eines unabweisbaren Bedürfnisses in Privatrechte einzugreifen befugt ist, insbesondere also das Enteignungsrecht (s. unter Expropriation), das Recht zur Anlage von Werken behufs der Landesverteidigung, von Straßen, Kanälen, Häfen ꝛc. Vgl. Bischof, «Das Notrecht der Staatsgewalt» (Gießen 1860).

Jus emporii (lat.), im Mittelalter das Recht mancher Städte, wonach alle durchgehenden Waren eine gewisse Zeit lang in der Stadt lagern und dort zum Verkauf gestellt werden mußten.

Jus eundi in partes, die im Westfälischen Friedensvertrag (Art. V, §. 9) enthaltene Bestimmung, daß auf dem Reichstage die Majorität nicht entscheiden solle in allen Angelegenheiten, welche die Religion unmittelbar oder mittelbar betreffen. Infolge dessen konnten die kath. und evang. Reichsstände sich nach der Religion in zwei Teile absondern (itio in partes) und in diesem Falle konnte ein Beschluß des Reichstags nur zu Stande kommen, wenn das Corpus catholicorum und das Corpus Evangelicorum sich vereinigten. Das Recht zur itio in partes stand jeder der beiden Religionsparteien zu, so oft sie durch einen Majoritätsbeschluß ihrer Mitglieder dasselbe verlangte. Ob die Angelegenheit die Religion betreffe oder nicht, hatte jedes Corpus für sich nach freiem Ermessen, also nach völliger Willkür zu entscheiden, und es bestand in der Praxis und in der Theorie kein Zweifel, daß das Jus eundi

in partes nicht nur in Religionssachen, sondern in allen polit. Angelegenheiten ohne Ausnahme ausgeübt werden konnte. Es bot ein bequemes Mittel dar, das Zustandekommen eines Reichstagsbeschlusses zu vereiteln. [Tod.

Jus gladii (lat.), das Recht über Leben und

Jus in sacra, s. Jus circa sacra.

Jus jurandum (lat.), Eid.

Jus Latii, s. unter Lateiner.

Jus manuārium (lat.), soviel wie Faustrecht.

Jus offerendi et succedendi (lat.), das Recht eines spätern Pfandgläubigers, durch Bezahlung der Pfandschuld eines vorhergehenden Pfandgläubigers in des letztern Stelle einzurücken.

Jus optionis (lat.), Wahlrecht.

Jus pascendi (lat.), Weide-, Hutrecht.

Jus postliminii (lat.), bei den alten Römern das Recht des Wiedereintritts eines aus der Kriegsgefangenschaft Zurückkehrenden in sein Besitztum und Recht. [Besetzung von Ämtern.

Jus praesentandi (lat.), Vorschlagsrecht bei

Jus primae noctis oder Jus connagii (lat., «Recht der ersten Nacht», Entjungferungsrecht, frz. droit de braconnage, de prélibation, cullage), im Mittelalter das angebliche Recht des Feudalherrn, bei neuverheirateten Leibeigenen in der Brautnacht die Stelle des Bräutigams einzunehmen; dasselbe läßt sich eigentlich nur nachweisen als Recht des Herrn, seine Einwilligung zu der Verheiratung des Leibeigenen zu erteilen und deshalb von ihm eine gewisse Abgabe zu erheben. Vgl. K. Schmidt, «Jus primae noctis» (Freiburg i. Br. 1881).

Jus primārum (primariarum) **precum** (lat.), Rechte der ersten Bitte, das Vorrecht des Papstes und mancher weltlichen Fürsten, in den Kollegiatstiften und Domkapiteln ausnahmsweise gewisse Stellen zu verleihen. Den deutschen Königen stand die Befugnis zu, an jedem reichsunmittelbaren Stifte für die erste nach ihrer Thronbesteigung zur Erledigung gelangte Pfründe einen Kandidaten zu präsentieren.

Jus primi liciti (lat.), Recht des Erstgebots bei Versteigerungen. [recht.

Jus protimiseos (protimeseos), Vorkaufs-

Jus quaesītum, erworbenes Recht, das einer bestimmten Person infolge eines Rechtsgrundes zustehende Recht, wenn der für den Erwerb desselben vom objektiven Recht erforderte Thatbestand vollständig verwirklicht ist. Den Gegensatz dazu bildet die abstrakte, allen oder einer Klasse von Personen gegebene Möglichkeit, gewisse Rechte zu erwerben oder gewisse Handlungen vorzunehmen, die zum Erwerb von Rechten führen, sowie bloße Erwartungen und Hoffnungen auf den Erwerb von Rechten (z. B. auf die Beerbung einer noch lebenden Person). Von praktischer Bedeutung ist der Begriff des Jus quaesitum wegen des Grundsatzes, daß sowohl die Verwaltung des Staats als auch die Gesetzgebung selbst erworbene Rechte achten müsse und daß deshalb neue Gesetze auf die unter der Herrschaft der frühern Gesetze bereits erworbenen Rechte nicht anzuwenden seien. Allein es fehlt an jeder, irgendwie feststimmten Grenzlinie, inwiefern die bei Begründung eines Rechtsverhältnisses geltenden Rechtssätze, welche für den Eintritt irgend eines Ereignisses bestimmte Rechtsfolgen anordnen, als ein Bestandteil des unter ihrer Herrschaft entstandenen Rechtsverhältnisses anzusehen seien. Sodann ist der Grundsatz, daß der Staat Jus quaesitum nicht antasten dürfe, ein keineswegs unbedingt geltender. Formell ist der Staat berechtigt, durch Gesetze die Rechtsordnung nach jeder Richtung umzugestalten, und wenn der Gesetzgeber die Fortdauer erworbener Rechte für unvereinbar mit der gedeihlichen Entwickelung der Gesamtheit oder mit den sozialen, polit. und sittlichen Zuständen erachtet, so kann sein Recht und seine Pflicht zur Beseitigung derselben nicht angezweifelt werden. So hat man unbedenklich die Leibeigenschaft, Gutsunterthänigkeit, die feudalen Rechte, die Fronen, das gutsherrliche Jagdrecht und unzählige andere Rechte aufgehoben. Inwieweit für solche vernichtete Rechte eine Entschädigung zu gewähren sei, ist lediglich Sache legislatorischer Erwägung, und es kann nur als eine Forderung der Billigkeit erachtet werden, daß wenn das Recht für den bisher Berechtigten einen Vermögenswert gehabt hat, ihm dafür ein Ersatz geleistet werde. Für polit. Rechte, z. B. Wahlrecht, Standschaft, Gerichtsbarkeit, Gutspolizei, und für alle mit der Verfassung des Staats unmittelbar in Zusammenhang stehende Rechte gilt der Grundsatz, daß neue Gesetze auf Jus quaesitum keine Anwendung finden, überhaupt nicht. Vgl. Christiansen, «Über erworbene Rechte» (Kiel 1856); Lassalle, «Das System der erworbenen Rechte» (2 Bde., Lpz. 1861). [s. Fallrecht.

Jus recadentiae oder **revolutionis** (lat.),

Jus reformandi (lat.), Reformationsrecht, das ehemalige Recht des Landesherrn, über die Zulassung einer Religionsgemeinschaft im Staatsgebiet zu entscheiden und deren rechtliche Stellung festzusetzen. (Gehörte unter die Jura circa sacra.)

Jus retorsionis (lat.), Vergeltungsrecht. (S. Retorsion.) [s. unter Talion.

Jus talionis (d. i. Recht der Vergeltung),

Jus vocandi (lat.), Berufungs-, auch Appellationsrecht.

Jüslik bedeutet im Türkischen Hunderter. Sarre-jüslik, d. h. gelber Hunderter, Goldmedschidieh (Medschidié) sind andere Namen für die türk. Lira (s. d.). Bejas-jüslik, d. h. weißer Hunderter, auch Jüs-pära (= 100 Para), ist der Name einer ältern, seit 1844 nicht mehr geprägten türk. Silbermünze, deren Edelmetallgehalt durchschnittlich 0,25 Mark beträgt.

Juspära, Jüspära, s. unter Jüslik.

Juss., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Jussieu (Antoine Laurent de).

Jussieu, eine franz. Familie, die eine Reihe berühmter Botaniker zählt. Der erste derselben war Antoine de J., geb. zu Lyon 6. Juli 1686, gest. zu Paris 22. April 1758. Von botan. Reisen in Spanien und Portugal 1716 zurückgekehrt, trat er als Schüler und Nachfolger Tourneforts am botan. Garten zu Paris auf und bekleidete die botan. Professur bis zu seinem Tode. Außer mehrern Abhandlungen gab er eine neue Auflage von Tourneforts «Institutiones botanicae» (Par. 1719) heraus. Nach seinem Tode erschien der «Traité des vertus des plantes» (Nancy 1771, Par. 1772).

Das berühmteste Mitglied der Familie ist sein Bruder, Bernhard de J., geb. zu Lyon 17. Aug. 1699, gest. zu Paris 6. Nov. 1776, ein Zeitgenosse Linnés und diesem ebenbürtig, studierte zuerst Medizin und wurde 1720 zu Montpellier Doktor, wandte sich aber der Botanik zu und ließ sich 1722 von seinem Bruder als Unterlehrer in der Botanik anstellen. Im J. 1758 wurde er Aufseher

des Gartens von Trianon, welchen er nach einer natürlichen Anordnung der Pflanzen einrichtete. Damit gab er die Anregung zur Aufstellung eines natürlichen Pflanzensystems, welches von seinem Neffen Antoine Laurent de J. ausführlicher begründet wurde. Dasselbe wird nach ihm Jussieusches System genannt und hat allen spätern natürlichen Anordnungen des Pflanzenreichs zur Grundlage gedient. Seine Werke sind nicht zahlreich und bestehen nur in ausgezeichneten, für die Akademie geschriebenen Abhandlungen, die ebenso wie sein System auf einer staunenswerten Kenntnis botan. Einzelheiten beruhen. Die Ergründung der Pflanzenverwandtschaften blieb die Aufgabe seines Lebens. Obgleich er nur wenig geschrieben hat, ist er dennoch das Haupt einer großen Schule geworden.

Der jüngste Bruder, Joseph de J., geb. zu Lyon 3. Sept. 1704, gest. zu Paris 11. April 1779, hatte ursprünglich Medizin studiert, wendete sich aber der Mathematik zu und schloß sich als Botaniker der Expedition an, welche Maurepas zum Behuf der Gradmessung unter dem Äquator 1735 nach Quito abgehen ließ. Während ihrer Dauer zu ärztlichen Leistungen genötigt, blieb er nach ihrem Schlusse allein in Peru zurück, um zu botanisieren, bereiste die Cordilleren bis Potosi, wurde aber, als er in Lima sich einzuschiffen versuchte, von den Spaniern gewaltsam zurückgehalten und zu Ingenieurdiensten gezwungen. Er verfiel infolge dieser Behandlung in Geisteskrankheit, die ihn nie verließ, obgleich er 1771 in sein Vaterland zurückkehrte. Seine Sammlungen gelangten später nach Paris.

Antoine Laurent de J., Neffe des vorigen, geb. zu Lyon 12. April 1748, hatte ursprünglich auch Medizin studiert, bekleidete aber seit 1770 die Professur der Botanik am Pflanzengarten zu Paris, die er jedoch 1785 niederlegte. Seit 1773 Mitglied der Akademie, seit 1777 zum Direktor des Gartens ernannt, wurde er 1808 unter Napoleon Titularrat der kaiserl. Universität. Unter Ludwig XVIII. wirkte er als Professor der Arzneimittellehre in der mediz. Fakultät und als Professor der Botanik am Museum der Naturgeschichte. Die Botanik verdankt ihm außerordentlich vieles, namentlich wurde von ihm erst das von Bernhard de J. aufgestellte System bekannt gemacht und zur wirklich praktischen und brauchbaren Klassifikation weiter ausgebildet. Die Ansichten, welche er in seinem berühmtesten Werke, «Genera plantarum secundum ordines naturales disposita» (Par. 1789), entwickelt, werden zu allen Zeiten als bestimmte Gesetze gelten. Seine Untersuchungen waren ebenso gründlich als zahlreich. Bis zu seinem 17. Sept. 1836 zu Paris erfolgten Tode war er bemüht, die natürlichen Verwandtschaften der Pflanzen immer weiter zu verfolgen und sein System nach Maßgabe neuer Entdeckungen zu verbessern.

Sein Sohn, Adrien de J., geb. zu Paris 23. Dez. 1797, seit 1826 Professor der Botanik am Pflanzengarten und Mitglied der Akademie, gest. 29. Juni 1853, hat sich durch viele tüchtige Arbeiten als würdiges Mitglied seiner berühmten Familie bewiesen, deren Andenken schon Linné eine artenreiche exotische Pflanzengattung (Jussiaea) gewidmet hat. Von seinen zahlreichen Monographien über einzelne Pflanzengattungen sind hervorzuheben die über die Ratuceen (Par. 1825), Meliaceen (Par. 1830), Malpighiaceen (Par. 1843) u. s. w.; seine «Botanique» (Par. 1843; 10. Aufl. 1875) wurde von Schmidt, Göbel und Pfund (Prag 1844), sowie von Kißling (Stuttg. 1845) übersetzt.

Laurent Pierre de J., Neffe Antoine Laurent J.s, geb. zu Lyon 7. Febr. 1792, hat sich vorzüglich um die Einführung des wechselseitigen Unterrichts und philanthropische Bestrebungen, wie die Verbesserung der Gefängnisse in Frankreich, verdient gemacht. Von seinen Schriften, die alle eine moralische Tendenz haben und teilweise von der Akademie gekrönt worden sind, ist besonders zu nennen das in vielen Auflagen verbreitete und mehrfach übersetzte Volksbuch «Simon de Nantua, ou le marchand forain» (Par. 1818; deutsch, Ulm 1849). J. starb zu Passy 23. Febr. 1866.

Jussion (lat.), Befehl; jussiv, befehlend; jussu, auf Befehl.

Jussuf (arab.), Joseph.

Jussuf Bei, franz. General, geb. 1805 auf der Insel Elba, wurde durch Seeräuber an den Bei von Tunis verkauft und im Islam erzogen. J. trat in die Leibwache des Bei, floh jedoch 1830 nach Algerien und trat in franz. Militärdienst. Er schlug 1836 den Emir Abd-el-Kader und trat 1845 in Paris zum Christentum zurück. Hiernach wurde J. Brigadegeneral und übernahm den Befehl über die in Algerien errichteten eingeborenen Truppen. Im J. 1854 erhielt J. den Auftrag, die türk. Baschi-Bosuks militärisch zu organisieren, kehrte jedoch im November aus der Krim, ohne viel erreicht zu haben, nach Algerien zurück; 1865 wurde J. Kommandeur der 10. Militärdivision zu Montpellier und starb 16. März 1866 zu Cannes. Er veröffentlichte «Sur la guerre en Afrique» (Par. 1850).

Just (vom frz. juste), eben, gerade, genau; früher auch adjektivisch gebraucht im Sinne von: richtig, so wie es sein soll, geheuer, besonders in der Formel: mir ist's nicht just.

Justament (Justamente, frz. justement), soviel wie Just (Adverbium).

Juste (San-), s. Geronimo de San-Yuste.

Juste (Theod.), namhafter belg. Geschichtschreiber, geb. zu Brüssel 11. Jan. 1818, trat nach beendigten Studien in die Verwaltung des Unterrichtswesens im belg. Ministerium des Innern ein, wurde 1859 zum Konservator des königl. Museums der Altertümer in Brüssel befördert, ist seit 1856 Mitglied der belgischen Akademie der Wissenschaften und seit 1870 Professor der Geschichte an der Kriegsschule. Von seinen größtenteils die vaterländische Geschichte behandelnden Werken, die sich durch gewissenhafte Forschung und klare und gemessene Darstellung auszeichnen, sind die hauptsächlichsten: «Histoire de Belgique» (4. Aufl., Brüss. 1868), «Histoire du Congrès national» (2. Aufl., 2 Bde., Brüss. 1861), «Histoire de la révolution des Pays-Bas sous Philippe II» (4 Bde., Brüss. 1855—63), «Histoire des États-Généraux des Pays-Bas» (2 Bde., Brüss. 1864), «La révolution belge de 1830» (2 Bde., Brüss. 1862), «Guillaume le Taciturne» (Brüss. 1873) und das bereits (1884) 27 Bände umfassende Werk «Les fondateurs de la monarchie belge».

Juste-Milieu (frz.), die rechte Mitte, war ein nach der franz. Revolution von 1830 vielgebrauchtes Schlagwort, womit man bald im guten, bald im bösen Sinne das polit. System Ludwig Philipps bezeichnete, der, um sich auf dem Throne zu befestigen und die extremen Parteien unschädlich zu machen, zwischen rechts und links die Mitte zu halten und

dadurch die große, vor allen Extremen sich fürchtende Masse des franz. Volks für sich zu gewinnen suchte. Das Wort kommt zuerst in Pascals «Pensées sur la religion» (3, 3) vor.

Justi (Karl Wilh.), freisinniger prot. Theolog, geb. 14. Jan. 1767 zu Marburg, studierte teils dort, teils in Jena. Nachdem er einige Jahre in Wetzlar als Hauslehrer gelebt, wurde ihm 1790 das Amt eines Predigers an der prot. Pfarrkirche zu Marburg, 1793 zugleich an der dortigen Universität eine ord. Professur der Philosophie übertragen. Im J. 1801 zum Archidiakonus, bald darauf zum Superintendenten und Konsistorialrat erwählt, erfolgte 1814 seine Ernennung zum Oberpfarrer und 1822 zum ord. Professor der Theologie. Als solcher erklärte er vorzugsweise die Schriften des Alten und Neuen Testaments und folgte dabei der Methode Eichhorns und Herders. Er starb 7. Aug. 1846. Seine Bearbeitung mehrerer Propheten des Alten Testaments, die «Nationalgesänge der Hebräer» (3 Bde., Lpz. 1803—18), die vermehrte Ausgabe von Herders «Geist der hebr. Poesie» (2 Bde., Lpz. 1825) und die «Sionitischen Harfenklänge» (Lpz. 1829) bewiesen, daß er in den Geist der hebr. Dichtkunst tief eingedrungen. Verdienst erwarb er sich auch als Historiker. Außer zahlreichen Schilderungen von Denkmälern und Biographien in den von ihm herausgegebenen «Hess. Denkwürdigkeiten» (Marburg 1799—1805) und der «Vorzeit» (1820—28 u. 1838) sind besonders zu nennen die Arbeiten über die Landgräfin Amalie Elisabeth (1812) und über die heil. Elisabeth (2. Aufl., Marburg 1835). Seine Dichtungen, von denen mehrere Sammlungen erschienen, erinnern an die elegische Naturschilderung Höltys und Matthissons und an die leichte Versifikation und den Balladenton Bürgers.

Karl J., Enkel des vorigen, geb. 2. Aug. 1832 zu Marburg, studierte in seiner Vaterstadt Theologie und Philosophie, habilitierte sich 1860 daselbst mit der Schrift «Die ästhetischen Elemente in der Platonischen Philosophie» (Marburg 1860), wurde 1867 zum außerord. und 1869 zum ord. Professor der Philosophie daselbst ernannt. Seine Biographie Winckelmanns, deren zweiter Teil die Frucht eines zweijährigen Aufenthalts in Rom und Italien war, erschien zu Leipzig 1866 und 1872. Im Herbst 1871 folgte er einem Rufe an die Universität Kiel und im Jahre darauf erhielt er in Bonn den durch Springers Weggang erledigten Lehrstuhl für die neuere Kunstgeschichte, der er sich seitdem ausschließlich gewidmet hat.

Ferdinand J., Bruder des letztern, geb. 2. Juni 1837 zu Marburg, widmete sich daselbst und zu Göttingen sprachwissenschaftlichen Studien. Im Febr. 1861 habilitierte er sich an der Universität zu Marburg, wo er 1865 zum außerord. und 1869 zum ord. Professor für vergleichende Grammatik und german. Philologie ernannt wurde. Er schrieb ein «Handbuch der Zendsprache» (Lpz. 1864), welchem sich eine kritische Ausgabe des «Bundehesch», mit Glossar, anschloß (Lpz. 1868), ein «Dictionnaire kurde-français» (Petersb. 1879), eine «Kurdische Grammatik» (Petersb. 1880) und eine «Geschichte der Perser» (Berl. 1879).

Justicia, ehemals im Königreich Aragonien der höchste unabhängige, nur den Ständen verantwortliche Richter, der selbst den König zur Verantwortung ziehen konnte, wenn er die Reichsgesetze verletzte, die er vor diesem Richter kniend beschworen hatte. Die Würde bestand mit Unterbrechungen bis auf Philipp II.

Justieren, im allgemeinen soviel wie Adjustieren (s. d.), insbesondere aber auch das durch Befeilen und Abschaben erfolgende Fertigmachen der Matern (Stempelabschläge) für die Schriftgießerei, sowie bei der Fabrikation einzelner Maschinen und Apparate (Nähmaschinen, Wagen, physik. Instrumente ꝛc.) das Zusammensetzen der einzelnen Teile und die genaue Einstellung derselben; in der Buchdruckerei heißt J. soviel wie die Satzkolumnen auf gleiche Länge bringen.

Justiermaschine, eine mechanische Vorrichtung, welche, indem sie entweder schabend oder drehend wirkt, die Münzplatten in dem bestimmten Gewicht herstellt. (S. unter Münzwesen.)

Justierwage, eine kleine Wage zur Bestimmung des Gewichts der runden Blechstücke, aus welchen Münzen geprägt werden sollen. (S. unter Münzwesen.)

Justifizieren (lat.), berichtigen, rechtfertigen; auch hinrichten; Justifikation, Rechtfertigung, insbesondere bei Rechtsmitteln die Ausführung und Begründung derselben; bei Rechnungen die Genehmigung der letztern (durch Erteilung eines Justifikatoriums, einer Justifikatur) nach vorgängiger Prüfung und Feststellung.

Justinianeische Novellen sind die von dem byzant. Kaiser Justinian (527—565 n. Chr.) vom Jahre 533 an publizierten, in seine Codifikation (Codex Justinianeus a 534) nicht mehr aufgenommenen Einzelgesetze. Neue Ausgaben von C. E. Zachariä von Lingenthal (1881) und Schöll (in Krüger-Mommsens «Corpus juris», Berl. 1880 fg.). (S. Novellen).

Justinianus I., Kaiser des Byzantin. Reichs, 527—565, geb. 11. Mai 482 in Dardanien zu Tauresium, stammte aus einer Bauernfamilie und hieß ursprünglich Uprauda. Seinem Oheim Justinus I., der sich vom Bauer und Gardesoldaten zum Kaiser aufgeschwungen und ihn erzogen hatte, folgte er 1. Aug. 527 auf dem Throne, nachdem er bereits 1. April desselben Jahres von diesem zum Mitregenten ernannt worden war. Großen Einfluß übte auf J. seine Gemahlin Theodora, früher Schauspielerin, eine schöne, talentvolle, energische, aber rachsüchtige und leidenschaftliche Frau, bis zu ihrem Tode 548 aus. Sie vornehmlich regte ihn zu der lange fortgesetzten, doch vergeblichen Bestrebungen an, die Monophysiten mit der orthodoxen Kirche zu vereinigen. Auch der Nika-Aufruhr der Faktionen der Rennbahn (s. Byzantinisches Reich), der, als J. 532 ihre Streitigkeiten mit Gewalt unterdrücken wollte, seinen Thron erschütterte und sein Leben bedrohte, der aber durch Belisar mit blutiger Gewalt gestillt wurde, war namentlich durch die parteiische Gunst, welche Theodora der Partei der Blauen erwies, verursacht worden. Nach außen wurden die Macht und die Grenzen des Reichs unter J. weit ausgebreitet, vornehmlich durch seine großen Feldherren Belisar und Narses. Im Osten mußte der Friede von dem Perserkönig Kosru Nuschirvan seit 531 immer von neuem erkauft werden, dagegen fielen im Westen durch die Zertrümmerung der Herrschaft der Vandalen, die Belisar 533 und 534 vollbrachte, Afrika, Sardinien und Corsica, durch die Zerstörung des Ostgotischen Reichs, das nach langem, von Belisar 535 begonnenem Kampf

durch Narses 553 vollendet wurde, Sicilien und Italien dem Byzantinischen Reiche wieder zu. Auch in Spanien wurde um 550 ein großer Teil des Küstenlandes den Westgoten abgewonnen. Freilich war die Folge dieser Eroberungen eine Überspannung der Kräfte des Reichs, und nur zu oft blieb die Balkanhalbinsel gegenüber den Einfällen der Slawen und Bulgaren nur schlecht geschützt. Die größte Berühmtheit hat J. durch sein für die Dauer der Herrschaft des röm. Rechts so folgenreiches Werk der Gesetzgebung, die sog. Justinianeische Gesetzgebung, erlangt, das von dem Justizminister Tribonianus und andern in den Jahren 528—534 durch die Abfassung der später unter dem Namen Corpus juris civilis vereinten Bücher der Institutionen, der Pandekten und des Konstitutionen-Codex, dem seit 535 Novellen folgten, ausgeführt wurde. (S. Römisches Recht.) Durch große Bauten wurde die Abgabenlast unter J. freilich gesteigert. Doch dienten diese Bauten nicht allein zur Verherrlichung der Kirche, wie denn in Konstantinopel 25 neue Kirchen, unter diesen 532—537 die prächtige Sophienkirche, erbaut wurden, sondern auch zum Nutzen des Staats, wie namentlich die Reihe von Festungswerken, durch welche er seit 530 die östl. Grenze, die Donaulinie und die verschiedenen Paßlandschaften zwischen dem Balkan und dem Isthmus von Korinth zu schützen suchte. Die Überreste antiken Lebens schwanden unter J. durch die von ihm befohlene Schließung der neuplatonischen Universität (529) in Athen und durch das Aufhören des Konsulats seit 541. J. starb 14. Nov. 565, acht Monate nach dem Tode Belisars, der noch 559 seine Hauptstadt gegen den Andrang der Bulgaren geschützt und dem er mit Undank gelohnt hatte. Zu den verschiedenen Ansichten über des J. Charakter hat vornehmlich der Widerspruch beigetragen, der zwischen des Prokopius offizieller und desselben geheimer Geschichte seiner Regierung stattfindet. Gewiß ist, daß er neben einem echt römisch-imperatorischen, auf Herstellung des alten Römerreichs gerichteten Zuge auch Sinn für Bildung, Thätigkeit und Streben nach Ordnung des Reichs besaß, ebenso aber, daß er eitel, mißtrauisch, tyrannisch und habsüchtig war. Den Namen des Großen, der ihm beigelegt worden, verdankt er nur den Thaten der Männer, die ihm dienten, nicht seinen persönlichen Verdiensten. Auf dem Throne folgte ihm sein Neffe Justinus II. Vgl. Isambert, «Histoire de Justinien» (2 Bde., Par. 1856).

Justinopolis, s. Edessa.

Justinus I., byzant. Kaiser, seiner Abkunft nach ein armer Bauerssohn aus Bederiana in Dardanien, der als Gardesoldat unter Kaiser Anastasius I. emporkam, zuletzt (ohne lesen und schreiben zu können) Kommandant der Garde und nach des Anastasius Tode durch die von ihm reich beschenkte Truppe am 9. Juli 518 n. Chr. zum Kaiser ausgerufen wurde. Schon 68 Jahre alt, persönlich ein eifriger Gönner der Orthodoxie, war J. politisch unbedeutend; schon bei Lebzeiten galt daher als ein Hauptfaktor seiner Regierung sein von ihm adoptierter Schwestersohn Justinianus (s. d.), der zuletzt auch formell zum Mitregenten ernannt wurde. J. starb 1. Aug. 527.

Justinus II., byzant. Kaiser, Sohn der Vigilantia, der Schwester des Justinian, vermählt mit Sophia, einer Nichte der Kaiserin Theodora, war zur Zeit der Herrschaft seines Oheims Curopalates oder Palastmarschall und wurde nach Justinians Tode (14. Nov. 565) Kaiser. Er stellte zu Anfang seiner Regierung viele der drückenden Mißstände der frühern Herrschaft ab. Bei der auswärtigen Politik dagegen machte die Überspannung der Kräfte des Reichs durch Justinian I. ihre schlimmen Wirkungen geltend. Seit 568 ging ein großer Teil von Italien an die Langobarden verloren. An der Donaugrenze wurden die Avaren sehr gefährliche Feinde, denen auch der tapfere Feldherr Tiberius Constantinus (574) nur unvollkommen zu begegnen vermochte. Der seit 571/72 erneute Krieg mit Persien verlief ungünstig, bis der im Spätjahr 574 zum Cäsar ernannte Tiberius diesen Kämpfen eine bessere Wendung zu geben vermochte. J. starb am 5. Okt. 578 und hinterließ dem Tiberius die Herrschaft.

Justinus (in einer Handschrift Marcus Junianus J. genannt), ein röm. Historiker, der wahrscheinlich zu Rom im Zeitalter der Antonine, um 160 n. Chr., lebte, ist der Verfasser eines Auszugs aus dem verloren gegangenen größern Geschichtswerke des Trogus Pompejus, der zur Zeit des Augustus in 44 Büchern nach griech. Quellen die allgemeine Geschichte von den ältesten Zeiten an, insbesondere aber die des macedon. Königs Philipp und der macedon. Herrschaft vom 7. bis 41. Buche ausführlich behandelte, weshalb er auch seinem Werke den Titel «Historiae Philippicae» gab. Dieses ursprüngliche Werk, auf dessen Umfang man noch aus den sog. Prologen oder Inhaltsanzeigen der einzelnen Bücher, die meist in den Ausgaben des J. enthalten sind, schließen kann, ist zeitig verloren gegangen. Die Darstellung bei J. selbst ist im ganzen nicht ungefällig, doch vermißt man oft die Einfachheit und Korrektheit des Ausdrucks. Außer frühern Ausgaben von Grävius (4. Aufl., Leid. 1701) und Abrah. Gronov (2 Bde., Leid. 1719 und 1760) sind zu erwähnen: die mit den Anmerkungen der ältern Erklärer versehene von Frotscher (3 Bde., Lpz. 1827—30), die kritischen Bearbeitungen von Dübner (Lpz. 1831), Johanneau und Dübner (2 Bde., Par. 1838) und Jeep (Lpz. 1859; kleinere Ausg. 1862), die Schulausgaben von Fittbogen (Halle 1835), Hartwig (Braunschw. 1860), Domke und Eitner (2 Tle., Bresl. 1865). Deutsche Übersetzungen lieferten Kolbe (2. Aufl., 2 Bde., Münch. 1824—28), Schaumann (5 Bde., Prenzl. 1830—32) und Schwarz (6 Bde., Stuttg. 1834—36). Vgl. Rühl, «Die Textesquellen des J.» (Lpz. 1872).

Justinus der Märtyrer, Kirchenlehrer und Apologet des Christentums, stammte aus Sichem oder Flavia Neapolis in Samarien und trat, nachdem er verschiedenen philos. Systemen, zuletzt dem des Plato sich zugewandt hatte, zum Christentum über. Doch blieb er auch als Christ noch Anhänger der Philosophie und suchte mit Hilfe der schon vorher gewonnenen philos. Weltanschauung das Christentum als die vollkommenste Philosophie zu erweisen. Seine Schriften sind für die Entwickelung der kirchlichen Glaubenslehre um die Mitte des 2. Jahrh., besonders für die Anwendung der Platonischen Logoslehre auf die christl. Weltanschauung von größter Wichtigkeit. Die Zeit und die nähern Umstände seines Lebensendes sind ungewiß. Wahrscheinlich erlitt er in Rom, wohin er sich schon frühzeitig begeben zu haben scheint, ums J. 160 den Märtyrertod. Seine um 145 verfaßte Schrift wider die Gnostiker seiner Zeit, welche noch Irenäus und Hippolyt benutzten, ist verloren gegangen, dagegen besitzen wir noch seine 147 verfaßte Apologie an die divi fratres mit einem bald nachher abgefaßten

Anhange (der sog. «zweiten» Apologie) und seinen «Dialogus cum Tryphone Judaeo». Was sonst unter seinem Namen auf uns gekommen ist, stammt nicht von ihm. Die beste Ausgabe sämtlicher unter seinem Namen erhaltener Schriften hat Otto (3 Bde., Jena 1842—46; 3. Aufl., 3 Bde., Jena 1876 fg.), ausführliche Monographien über ihn haben Semisch («J. der Märtyrer», 2 Bde., Bresl. 1840—42), Aubé («Saint-Justin, philosophe et martyr», Par. 1874), Engelhardt («Das Christentum J. des Märtyrers», Erlangen 1878) und Stählin («J. der Märtyrer und sein neuester Beurteiler», Lpz. 1880) geliefert. Um die Chronologie des J. hat sich Volkmar verdient gemacht.

Justitia, bei den Römern die Göttin der Gerechtigkeit, bei den Griechen Themis (s. d.) oder Dike genannt, erscheint auf röm. Münzen öfter als Jungfrau mit einer Schale in der einen Hand und mit einem Scepter in der andern, ausnahmsweise auch, wie sonst Äquitas und Moneta mit Füllhorn und einer Wage, welche sie neben dem Schwert in neuern Darstellungen regelmäßig hält.

Justitia regnōrum fundamentum (lat., d. h. Gerechtigkeit ist die Grundlage der Reiche, die Grundlage der Herrschaft), der Wahlspruch des Kaisers Franz I. von Österreich, daher auch die Inschrift der innern Seite des äußern Burgthors an der Hofburg zu Wien.

Justitiarius, s. Gerichtshalter.

Justitium (lat.) nennt man gänzlichen Stillstand der Rechtspflege, der durch außerordentliche Begebenheiten, wie Krieg, Pest, Erdbeben u. dgl., auf kurze Zeit eintreten kann. Durch ein J. werden in Gang befindliche Prozesse unterbrochen, während desselben (Civilprozeß-Ordnung, §§. 222, 226) laufen keine Fristen und es gehen durch deren Ablauf regelmäßig keine Rechte verloren.

Justiz (lat.), Rechtspflege.

Justizbeschwerde, s. unter Beschwerde.

Justizhoheit, der Inbegriff aller Rechte und Pflichten des Staats in Bezug auf die Rechtspflege. Dazu rechnete man früher nicht bloß die Organisation und Besetzung der Gerichte, die Visitation derselben, die Disciplinargewalt über die bei den Gerichten und andern Justizbehörden angestellten Beamten, die Vollstreckung der Urteile, sondern auch die Gesetzgebung über das gesamte Privatrecht, Strafrecht, Prozeßrecht und die nichtstreitige Gerichtsbarkeit. Dennoch unterschied man davon wieder die sog. Gesetzgebungshoheit, Amterhoheit u. s. w., die man als besondere Hoheiten neben die J. stellte. Andererseits wird J. gleichbedeutend mit Gerichtsbarkeit gebraucht und ebenso wie diese nach den verschiedensten Gesichtspunkten in der willkürlichsten und verwirrtesten Weise eingeteilt. Die J. rechnete man zu den «wesentlichen» und «ursprünglichen» Hoheitsrechten; dessenungeachtet hielt man das Bestehen einer standesherrlichen, gutsherrlichen, kommunalen, kirchlichen u. a. Gerichtsbarkeit damit für vereinbar und erklärte demgemäß nur die Gerichtsbarkeit letzter Instanz und die Gesetzgebung über die Patrimonialgerichtsbarkeit und die Beaufsichtigung der letztern als absolut wesentliche Hoheitsrechte.

Justizmord pflegt man den Mißbrauch der Kriminalgewalt durch Verurteilung eines Unschuldigen zum Tode zu nennen. Ein derartiger absichtlicher und böswilliger Mißbrauch kann nur unter tyrannischen Regierungen vorkommen. Ungerechte Verurteilungen aber, welche aus unverschuldetem Irrtum der Richter entstehen, dürfen, wie furchtbar auch ihre Folgen sein mögen, mit diesem Namen nicht belegt werden, denn über Irrtum ist der Mensch in keinem Gebiete erhaben. Noch weniger paßt dieser Ausdruck auf Verurteilung zum Tode in Gemäßheit eines Gesetzes, welches nach der Meinung einzelner oder auch mehrerer zu hart oder überhaupt dem Begriffe des Vergehens nicht angemessen ist. Am allerwenigsten aber kann man die Todesstrafe überhaupt einen J. nennen, solange nicht erwiesen ist, daß die Strafgewalt des Staats, wenn sie das Leben selbst aufhebt, der Gerechtigkeit widerspreche. Dagegen ist anzuerkennen, daß unter den gegen die Todesstrafe erhobenen Einwendungen diejenige von besonderm Gewicht ist, welche sich auf das wennschon sehr seltene Vorkommen irriger Todesurteile stützt. Das Wort J. wurde zuerst 1782 von Schlözer in seinen «Staatsanzeigen» gebraucht.

Justizrat, ein Titel, der früher in verschiedenen deutschen Ländern verschiedene Bedeutung hatte, jetzt aber meist als Ehrentitel für besonders verdiente Rechtsanwälte vom Landesherrn verliehen wird; in Sachsen führten früher die Mitglieder eines Spruchkollegiums diesen Titel.

Justizsachen sind alle von den Gerichten zu erledigenden Angelegenheiten; sie bilden den Gegensatz zu den Verwaltungssachen. In der Litteratur gibt es eine Menge von Versuchen, durch ein materielles Kriterium die J. von den Verwaltungssachen prinzipiell zu unterscheiden; dies ist aber ein vergebliches Beginnen, den Gerichten sind einerseits zahllose Verwaltungsgeschäfte übertragen, insbesondere Vormundschafts-, Nachlaß-, Hypotheken- und Grundbuchsangelegenheiten, Notariatsgeschäfte, sehr häufig Kassengeschäfte, Vermögensverwaltungen u. s. w.; andererseits gibt es Rechtsstreitigkeiten der verschiedensten Art, deren Erledigung vor andern Behörden als den Gerichten erfolgt, sei es vor den gewöhnlichen Verwaltungsbehörden, sei es vor sog. Verwaltungsgerichten. Insbesondere aber ist der Begriff eines «Gerichts» selbst a priori nicht festzustellen, sondern es ist in allen Fällen nur nach Maßgabe des positiven Rechts eines konkreten Staates und eines konkreten Zeitpunktes zu bestimmen, welche Behörden unter diese Bezeichnung fallen. Die Gerichtsverfassung ist bei verschiedenen Völkern eine so verschiedene und hat im Laufe der Jahrhunderte überall so eingreifende Umgestaltungen erfahren, daß sich allgemein gültige und spezifische Merkmale für den Begriff eines Gerichts nicht aufstellen lassen. Von der konkreten Gestaltung aber, welche nach dem Recht eines bestimmten Standes und einer gegebenen Zeitperiode die Gerichtsverfassung hat, hängt es ab, welche Geschäfte den als Gerichten bezeichneten Behörden überwiesen werden. Nur ganz im allgemeinen kann man sagen, daß nach den jetzt herrschenden Anschauungen Privatrechtsstreitigkeiten und Strafsachen in der Regel J. sind.

Justorium (neulat.), Werkzeug der Schriftgießer zum Justieren der Lettern.

Justo tempore (lat.), zu rechter Zeit.

Justo titulo (lat.), unter gerechtem Vorwand.

Justum et tenacem propositi virum (lat.), d. h. den treuen und an seinem Entschlusse festhaltenden Mann, Citat aus Horaz «Oden» (III, 3, 1).

Justum necare reges Italiae (lat., d. h. Es ist recht, die Könige [Fürsten] Italiens zu töten), das Losungswort der ital. Carbonari, absichtlich gewählt, um durch die als Erkennungszeichen

angenommenen Anfangsbuchstaben I. N. R. I. (dieselben, welche, als Anfangsbuchstaben von Jesus Nazarenus Rex Judaeorum, angeblich die Überschrift über dem Kreuze Jesu bilden) zu täuschen. Vgl. I. N. R. I. [in Hessen-Nassau.

Justushütte, Eisenwerk bei Gladenbach (s. d.)

Jute, auch Dschut, Judhanf oder nach dem Englischen Günny genannt, ist die Bastfaser zweier der Familie der Tiliaceen angehörenden Pflanzen, nämlich Corchorus capsularis und C. olitorius, welche aus Ostindien stammen, jetzt aber auch auf der Insel Mauritius, in Algier, Französisch-Guaiana und andern Orten angebaut werden. Die bei der Jutepflanze zwischen dem Bast und dem Stengel liegende Spinnfaser wird gewonnen, indem die Pflanzen einem Röstprozeß unterworfen werden (ähnlich wie er bei uns zur Gewinnung der Flachs- und Hanffasern angewendet wird), um den Bast von den Fasern und diese von dem holzigen Stengel zu trennen. Der Faserstoff erfährt keine weitere Zubereitung, als daß er einigemal durch Wasser gezogen und alsdann getrocknet wird, worauf er direkt zur Verpackung und zum Versand bereit ist.

Die Verarbeitung der Jutefaser zu Gespinst findet nach zwei Methoden statt. Nach dem ersten, nur in England gebräuchlichen Verfahren werden die Jutefasern zunächst in 760 mm lange Risten zerschnitten oder zerrissen und darauf wie Flachs verarbeitet; man nennt das so erzeugte Garn «gehecheltes» oder «Jute-Linen-Garn». Bei der zweiten, in Deutschland und Österreich ausschließlich üblichen Methode wird die zuvor in kurze Fasern zerrissene J. zunächst auf Karden verarbeitet. Das von denselben erhaltene endlose Band wird dann auf Streckmaschinen gestreckt, doubliert und auf Vorspinnmaschinen vorgesponnen, worauf das Feinspinnen auf Trockenspinnmaschinen erfolgt; dieses Verfahren liefert das im Handel «kardiertes Garn» oder «Jute-Tow-Garn» genannte Gespinst.

Beide Methoden erfordern vor der eigentlichen Verarbeitung noch eine Vorbereitung der Faser durch einen Einweichprozeß, darauf folgenden Quetschprozeß und zuweilen durch einen Schnippprozeß. Das Einweichen der Jutefasern erfolgt durch schichtenweises Lagern derselben und Besprengen mit Wasser und Robbenthran oder Petroleum. Hierauf hat der Quetschprozeß stattzufinden, bei welchem das eingeweichte Material zwischen eisernen, gerifften und stark zusammengepreßten Walzen einem wiederholten, kräftigen, stumpfen Flächendruck ausgesetzt wird. Jutesorten, die keine harten Wurzelenden haben, und solche, die zu mittlern und ordinärer Garnsorten bestimmt sind, können nach dem Quetschen direkt auf den Karden weiter verarbeitet werden. Zu bessern Garnsorten bestimmte und mit harten Wurzelenden behaftete Jute muß stets vorher von diesen befreit werden, was auf den Schnippmaschinen geschieht. Mit diesen Arbeiten ist die Vorbereitung der Jute bis zum Vorspinnen beendet. Durch die Kardierung werden die in den Risten noch zu bandartigen Bündelchen vereinigten, parallel nebeneinander liegenden Fasern voneinander getrennt, von den anhaftenden Oberhautzellen, dem Staube und den ganz kurzen Fäserchen, die sich bei der Zertheilung bilden, befreit, in kürzere, den Dimensionen der nachfolgend angewendeten Maschinen entsprechende, möglichst gleiche Längen zerrissen und darauf zu einem Bande vereinigt.

Zuerst gelangen die Juteristen auf die Vorkarde, welche eine vorläufige Zerkleinerung des Materials bewirkt; die weitere Zertheilung und Verkürzung, sowie die Parallellegung der Fasern findet auf der Feinkarde statt, wie eine solche von der Firma Combe, Barbour u. Combe in Belfast in nachstehender Fig. 1 gezeigt ist. Die Zuführung des Materials zu der sich in einer Mulde bewegenden Speisewalze geschieht durch drei Wickel L. Die durch die Trommel T von der Speisevorrichtung abgekämmten, zerteilten Fasern werden durch Vermittelung der Arbeits- und Wendewalzen A und W weiter verarbeitet und dann von den Abnehmewalzen D D aufgenommen. Von diesen werden sie durch die Abzugswalzen w w abgezogen, in Bandform übergeführt und weggeleitet. Zur Reinhaltung der Abnehmewalzen von hängengebliebenen Fäserchen dienen die Bürstenwalzen c c, deren Borsten etwas in den Beschlag derselben hineinragen. Die Wendewalzen sind zum Teil mit Deckeln umgeben, um das Herausfallen der Fasern zu verhindern; letzterm Zweck dienen auch die Blechcylinder G G. Auf die Verarbeitung mittels der Feinkarde folgt das Strecken und Doublieren der nun bis auf Längen von etwa 300 mm verkürzten Jutefasern.

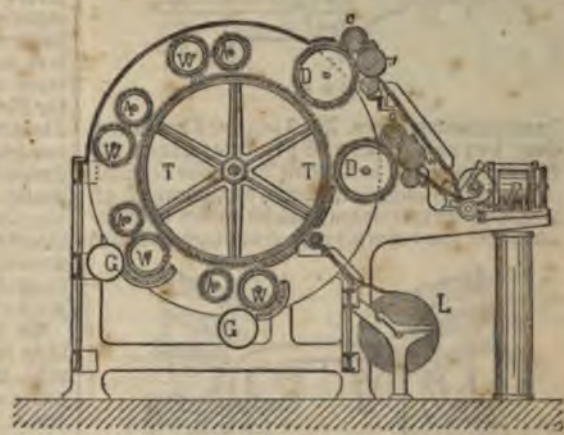


Fig. 1.

Die Streckmaschinen für Jute sind im Prinzip ebenso wie die für Flachs konstruiert und weichen von diesen nur hinsichtlich ihrer stärkern Bauart und durch die Anwendung gußeiserner, mit Leder überzogener Streckdruckwalzen ab. Außer den bei der Flachsspinnerei gebräuchlichen Streckmaschinen mit Schraubenführung verwendet man oft die in Fig. 2 dargestellte Streckmaschine mit Hechelstäben in Kettenführung von Lawson u. Sons in Leeds. Die Bänder werden hier durch die Einziehwalzen p in die Maschine eingeführt, passieren darauf die Hechelstäbe s, sodann das Streckwalzenpaar c und werden durch die Ablieferungswalzen g abgeleitet; mit a ist eine Doublierplatte bezeichnet. Die Hechelstäbe bewegen sich, soweit sie nicht im Ein- und Austreten begriffen sind, vollständig horizontal mit den Bändern vorwärts.

Das eigentliche Vorspinnen, d. h. die Bildung eines schwach gedrehten Fadens aus dem von der

letzten Streckmaschine erhaltenen Band findet auf dieselbe Weise und mit denselben Maschinen statt, wie in der Flachsspinnerei (s. d.). Die Feinspinnmaschinen sind immer nach dem System der Water- und Drosselmaschinen gebaut, und zwar sind sie stets

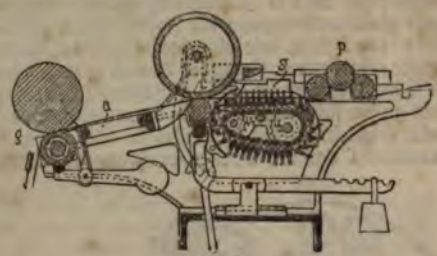


Fig. 2.

Trockenspinnmaschinen. Fig. 3 zeigt die Konstruktion einer doppelseitigen Spinnmaschine. Die Vorspinnspulen A_1 sind auf die Drahtstifte des Spulenrahmens A aufgesteckt. Durch die Führung l_1 gelangen die Vorgarnfäden zunächst zu den Einzugswalzen p_1, von denen die vordere durchgehend ist und

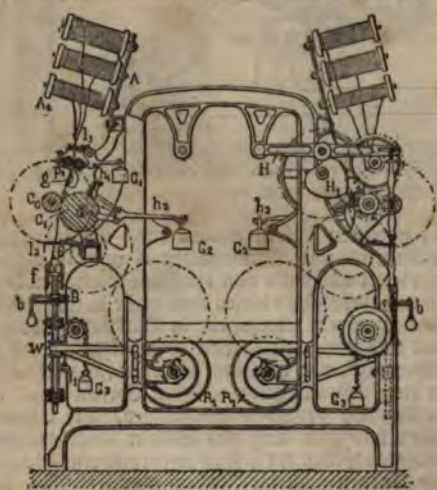


Fig. 3.

die Bewegung empfängt, während die hintern Walzen paarweise durch einen Hebel h_1 und Gewicht G_1, angedrückt werden; beide Walzen sind aus Eisen und tief und rund geriffelt. Die Führung l_1 ist seitlich verstellbar, um das Garn nicht immer auf dieselbe Stelle der Walze leiten zu müssen. Die weitere Führung des Fadens findet über die Fadenplatte g und über ein Leitblech statt, worauf er zwischen die Streckwalzen C_0 C_1 gelangt, von denen die vordere glatt und aus Gußeisen hergestellt ist, während die hintere aus Holz besteht. Die hintern Walzen C_1 sind durch Gewichte G_2 an Hebeln h_2 belastet. Die von den Streckwalzen kommenden Fäden werden durch die Augen des Fadenführers l_2 nach den auf den Spindeln S aufgeschraubten Flügeln f geleitet und so auf die Spulen gewickelt. Der Antrieb jeder Spindelreihe geschieht durch Bänder von den Trommeln R_1 auf die Wirtel w, sodaß jede Reihe für sich abgestellt werden kann. Die Regulirung des Reibungswiderstandes der Spulen erfolgt durch beschwerte Bremsschnüre b, welche auf der Spulenbank B befestigt sind. Die vertikale Bewegung der Spulenbank B wird durch Drehung der herzförmigen Scheibe H_1 bewirkt, welche den Hebel H auf- und niederbewegt und damit durch Vermittelung einiger Kettenrollen die Bank B, deren Eigengewicht durch an Ketten i_1 hängende Gewichte G_3 etwas ermäßigt ist.

Das Weben der J. erfolgt in derselben Weise wie das anderer Gespinste. (S. Weberei.) Die europ. Industrie stellt aus der Jutefaser verschiedene Gewebe her, von denen die hauptsächlichsten folgende sind: Baggings, ein ziemlich loses, nicht sehr dichtes, grobes Gewebe, das als wohlfeilstes Verpackungsmaterial benutzt wird; Tarpawlings, ein festeres, stärkeres, gleichfalls grobes Gewebe, welches besonders zu Säcken für solche Artikel gebraucht wird, bei denen es auf Stärke und Dichtigkeit ankommt, also für Mehl, feingemahlenen Zucker, Cement u. s. w.; Twilled-Sackings, ein Zwillich- oder Drillichgewebe von sehr großer Festigkeit und Dauerhaftigkeit, zum Emballieren schwerer Güter, gepreßter Ballen, von Wolle, Hopfen, auch Cement, Gips, Kaffee u. s. w. dienend; Hessians, das feinste und schönste derartiger Gewebe, welches man teils zum Emballieren feinerer Colli, aber auch zu Säcken für Salz, Rohzucker, künstlichen Dünger u. s. w., teils als Futterleinen, zur Herstellung von Matratzen u. s. w. verwendet.

Da sich die J. sehr leicht bleichen und alsdann schön färben läßt, werden aus derselben auch Teppiche, Läufer, Tischdecken und Vorhänge von sehr gediegenem Aussehen und großer Haltbarkeit hergestellt. Man benutzt ferner die Jutegarne, sowie aus denselben gefertigte Zwirne in rohem, wie in gebleichtem und gefärbtem Zustand zu den verschiedensten Artikeln, zu welchen man sonst Baumwolle verwendete, mit Baumwolle, Wolle oder Flachs vermischt als Kette in Hosenstoffen, Bettdrellen, Möbelripsen u. s. w.; außerdem zu Zündern, Lampendochten, Gurten, Kordeln, Stramin aller Art und zu vielen kleinen Artikeln. Die rohe J. findet vielfach Verwendung zum Umwinden unterseeischer Telegraphenkabel, in neuester Zeit auch in der Chirurgie als Verbandmittel, für welchen Zweck sie besonders zubereitet wird.

Vgl. Pfuhl, «Die J. und ihre Verarbeitung» (Augsb. 1878); Uhland, «Handbuch für den praktischen Maschinenkonstrukteur» (Bd. 3, Lpz. 1883); derselbe, «Kalender für Textilindustrie» (Lpz. 1884).

Jute-Linen-Garn, Garn aus Jute, auf dieselbe Art hergestellt, wie leinenes Garn aus Flachs.

Jüten, die Bewohner Jütlands, eine kräftig gebaute Menschenrasse, von beharrlichem und ernstem, aber auch humoristischem Gemüt, deren Idiom und Lebensweise viele Eigentümlichkeiten darbieten. Johannes Kok hat ersteres vortrefflich behandelt, und Blicher schilderte in seinen beliebten Novellen (und zwar zum Teil in Landesmundart) das Leben und Treiben auf der trüben Heide.

Jüterbog oder Jüterbock, Kreisstadt im Regierungsbezirk Potsdam der preuß. Provinz Brandenburg, 62 km im Südwesten von Berlin, am Aarbach gelegen, Station der Linien Berlin-Halle und J.-Röderau der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Landratamts und eines Amtsgerichts und zählt (1880) 6955, mit den unmittelbar anliegenden Dörfern Damm und Neumarkt 8728 meist prot. E., die bedeutende Spinnerei, Tuchfabrikation und Färberei, auch etwas Weinbau

treiben, ansehnliche Woll- und Flachsmärkte und sehr bedeutende Vieh-, namentlich Roßmärkte unterhalten. An den Ort knüpft sich eine Reihe geschichtlicher Ereignisse, so die Religionsgespräche von 1548, der Konvent wegen des Kryptokalvinismus 1579, der Vertrag Brandenburgs mit Sachsen wegen des Mitbesitzes der Jülich-Kleveschen Lande vom 21. März 1611; der Sieg Torstensons über Gallas 23. Nov. 1644; der Sieg der Preußen über die Franzosen 6. Sept. 1813 bei dem 4 km im Südwesten gelegenen Dorfe Dennewitz (s. d.).

Der Kreis Jüterbog-Luckenwalde zählt (1880) auf 1324 qkm 63455 meist prot. E.

Jutespinnerei, s. unter Jute.

Jute-Tow-Garn oder kardiertes Jutegarn, das mit Hilfe von Kratzmaschinen, ähnlich wie Baumwollgarn, aus Jute hergestellte Gespinst.

Juteweberei, s. unter Jute.

Juthungen, german. Volksstamm, zu den Alamannen (s. d.) gehörig.

Jütland (dän. Jylland), eine dän. Provinz, die, den nördl. Teil der Cimbrischen Halbinsel bildend, westlich von der Nordsee (der Westsee der Dänen), nördlich vom Skager-Rack, östlich vom Kattegat und südlich von Schleswig begrenzt wird. Mit den dazugehörenden Inseln, Hirtsholmene, Laesö, Anholt, Hjelm, Thunö und Endelave im Kattegat, Fanö und Manö in der Nordsee, umfaßt das Land 25265 qkm mit (1880) 868511 E. In der Mitte wird J. nach Osten hin von dem niedrigen Höhenzuge durchzogen, welcher die ganze Cimbrische Halbinsel ihrer Länge nach durchstreicht und in der jütländ. Ahlheide (s. d.) im Eiersbavnehöi bis auf 160 m sich erhebt. Auf der Ostseite ist das Land hügelig und steil ins Meer abfallend, auf der westlichen und nördlichen aber flach und längs der Küste von niedrigen Dünen und einem Streifen Flugsand umgeben. Der Boden, auf einer Unterlage von Gips und Kreide beruhend, welche auf der Ostseite, durch viele malerische Einschnitte (Fjorde) zerrissen, bis ans Meer hinantreten, ist auf dieser Seite höchst fruchtbar und mit schönen Laubholzwaldungen bedeckt, während die Mitte viele Moore und Heiden, doch zwischen diesen auch wohlbebaute Strecken hat, und die flache, kahle West- und Nordseite sich steril zeigt und viel von Flugsand leidet. Der nördlichste, ödeste Teil von J., der in der Landspitze Skagen endigt, ist durch den Durchbruch der Landenge, welche auf der Westseite den tief in das Land eindringenden Liimfjord (s. d.) von der Nordsee trennte, zur völligen Insel geworden. Das Land hat mehrere kleine Flüsse, von denen der Guden-Aa der bedeutendste ist, und einige zum Teil sehr schöne Landseen. Das Klima kommt mit dem Dänemarks und Schleswigs überein, ebenso die übrige Naturbeschaffenheit und die Produkte. Die Ostseite J.s erweist sich sehr reich an Getreide, Rindvieh und Pferden, welche zusammen die Hauptgegenstände der Ausfuhr bilden. Auch findet sich überall vortrefflicher Torf, und an den Küsten ist die Fischerei nicht unbeträchtlich. Die Industrie des Landes beschränkt sich nur auf den innern Verbrauch. Die Bevölkerung ist, abgerechnet einige deutsche Kolonisten und wenige Zigeuner, die unter dem Namen Tattere ein kümmerliches Vagabundenleben fristen, dän. Stammes. Das Land wird in neun Ämter geteilt, benannt nach den Städten Aalborg, Hjörring, Thisted, Viborg, Randers, Aarhus, Veile, Ringkjöbing und Ribe. (Vgl. Karte: Dänemark, Bd. IV, S. 841.)

In den ältesten Zeiten sollen die Cimbern in J. gewohnt haben, nach denen noch die ganze Halbinsel benannt wird. In den ersten Jahrhunderten des Mittelalters war das Land von den Jüten (bei den Angelsachsen Geotas) besetzt, einem Volke sächs. Stammes, das von eigenen Königen beherrscht wurde. Die Jüten siedelten zum Teil nach England über und führten später noch als Verbündete der Sachsen Kriege mit Karl d. Gr. Gegen Ende des 9. und zu Anfang des 10. Jahrh. bemächtigten sich die Dänen unter dem Könige Gorm des Landes, das seitdem ein Bestandteil des Königreichs Dänemark geblieben ist. Die ursprüngliche sächs. Bevölkerung ist schon frühzeitig in der eingewanderten dänischen aufgegangen, sodaß die heutigen Jüten einen Dialekt des Dänischen reden, der jedoch viele sächs. Eigentümlichkeiten bewahrt hat. Vgl. Wittken, «Studien über J.» (Berl. 1865).

Juturna (in älterer Sprache Diuturna) ist sowohl der Name einer lat. Quellgöttin, als verschiedener Quellen in Latium und Rom. Namentlich gab es eine solche unfern vom Flusse Numicius bei Ardea und Lavinium, und beim Tempel des Castor (und Pollux) in Rom, deren Wasser als das beste, reinste und heiligste, auch für Kranke gesundeste galt. Die Göttin heißt Gattin des Janus und Mutter des Fontus. In Rom wurde ihr zu Ehren am 11. Jan. von den Gewerben, die mit Wasser zu thun hatten, ein Fest gefeiert, die Juturnalia.

Juvantia (lat., zu ergänzen: remedia), Arzneimittel, die man zur Unterstützung und Verstärkung anderer hinzusetzt.

Juvävum (Juvavia), alter Name für Salzburg.

Juvenalia (lat.), scenische Spiele, welche von Nero aus Veranlassung seines Übertritts ins männliche Alter eingerichtet wurden. Unter den spätern Kaisern hießen J. die zu Jahresanfang im Palatium gegebenen Spiele, bestehend in Wagenrennen oder Tierkämpfen.

Juvenalis (Decimus Junius), einer der bedeutendsten röm. Satirendichter in der letzten Hälfte des 1. und der ersten des 2. Jahrh. n. Chr., aus Aquinum im Volscischen gebürtig, widmete sich anfangs der Beredsamkeit und dem Kriegsdienste und erst in seinen spätern Jahren unter Trajan und Hadrian der Dichtkunst, besonders der Satire. Infolge einer verletzenden Anspielung auf einen Schauspieler soll er eine Zeit lang in der Verbannung zugebracht haben. J. starb im Alter von wenigstens 80 J. Erhalten sind unter seinem Namen in 5 Büchern 16 Satiren, in denen die Thorheiten und die Sittenverderbnis seiner Zeit hart gezüchtigt werden. Ribbeck, «Der echte und der unechte J.» (Berl. 1865), wollte zeigen, daß die 10. und die 5 letzten Satiren dem J. nicht angehören, die 9 ersten und die 11. aber vielfach interpoliert auf uns gekommen seien. Diese Ansicht, die Ribbeck auch in einer Ausgabe (Lpz. 1859) durchgeführt hatte, ist aber auf fast allgemeinen Widerspruch gestoßen. Im allgemeinen ist der Ausdruck des J. nicht so gewählt, aber auch nicht so dunkel und ernst als der des Persius. Oft verrät der Dichter den Rhetor. Alle frühern Ausgaben sind durch die kritische Ausgabe mit den alten Scholien von O. Jahn (Bd. 1, Berl. 1851; Textausg., Berl. 1868) in den Hintergrund gestellt worden. Brauchbare Kommentare enthalten die Ausgaben von Heinrich (2 Bde., Bonn 1839) und Mayor (13 Satiren, 2. Aufl., 2 Bde., Lond. 1869—73). Eine kleine Handausgabe

mit Erklärung hat Weidner (Lpz. 1873) besorgt. Gute deutsche Übersetzungen lieferten besonders W. E. Weber (Halle 1838), von Siebold (mit lat. Text und Erläuterungen, Lpz. 1858), Berg (3 Bdchn., Stuttg. 1863) und Herzberg und Teuffel (3 Bdchn., Stuttg. 1864—67). Dötsch veröffentlichte auch eine «Chrestomathia Juvenaliana» (Lpz. 1875). Vgl. Widal, «J. et ses satires» (Par. 1869); Dötsch, «J. ein Sittenrichter seiner Zeit» (Lpz. 1874); Meißner, «Über das komische Element in den Satiren des J.» (Dresd. 1876).

Juvencus (Cajus Vettius Aquilinus), lat. christl. Dichter, war Presbyter in Spanien und starb 331. Nächst einer poetischen Umschreibung der Genesis in Hexametern lieferte er in demselben Versmaße eine Geschichte Jesu: «Historia evangelica», meist nach Matthäus. Die beste Ausgabe seiner Werke besorgte Gebser (2 Bde., Jena 1827). Andere dem J. zugeschriebene Dichtungen, die ihren Stoff ebenfalls der heiligen Geschichte entlehnen, wurden im «Spicilegium Solesmense» (Bd. 1, Par. 1852) herausgegeben. Vgl. Korn, «Die Handschriften der Historia evangelica des J. in Danzig, Rom und Wolfenbüttel» (Bresl. 1870).

Juvenil (lat.), jugendlich.

Juventas, die röm. Göttin der (männlichen) Jugend, hatte im Tempel des Jupiter, der Juno und Minerva auf dem Kapitol eine Kapelle, welche ihr nach der Legende eingeräumt wurde, weil damals, als jener Tempel errichtet wurde, die angestellten Auspizien (s. d.) ergaben, daß sie gleich dem Grenzgotte Terminus vor Jupiter nicht weichen wollte. Bei dem in Rom feierlich begangenen Übertritt aus dem Knabenalter in das des jungen Mannes (juvenis) war es Sitte, der J. zu opfern und eine Münze in den Kasten der Göttin auf dem Kapitol zu legen. Seit 193 v. Chr. hatte J. einen eigenen Tempel am Palatin beim Cirkus Maximus.

Juwēl, Kleinod, große Kostbarkeit, Schmuck, besonders der aus Edelsteinen bestehende Schmuck. Das Wort stammt wie das franz. joyau, ital. giojello, von dem lat. gaudium und bedeutet daher eigentlich das, was Freude bereitet. (S. Edelsteine und Juwelierkunst.)

Juwelengewicht, s. unter Karat.

Juwelenkäfer (Entimus imperialis) heißt ein prachtvoller Rüsselkäfer Brasiliens, der bisweilen zu Schmuckgegenständen verarbeitet wird.

Juwelierkunst ist die Kunst, edle Steine zu Geschmeide zu verarbeiten. Als solche ist sie ein Teil der Goldschmiedekunst (s. d.) und in den letzten Jahrhunderten mehr und mehr selbständig geworden, ohne sich von ihr ganz loszulösen. Im Altertum und im Mittelalter überwog für den Schmuck die Arbeit des Goldschmiedes. Griechen und Römer benutzten die Edelsteine vorzugsweise zur Gravierung von erhabenen oder vertieften Figuren (s. Gemmen), während das Mittelalter zahlreich Gefäße und Geräte damit besetzte, aber in «mugeliger», d. i. gerundeter, daher wenig wirksamer Form. Erst in der Renaissance oder kurz vor derselben bildete sich das eigentliche Geschmeide, seitdem man den Edelsteinen den facettierten Schliff zu geben und dadurch ihren Glanz, ihr Farbenspiel zu erhöhen verstanden hatte. Damit stiegen auch Wert und Vorliebe für Juwelen als solche. Je vollkommener und künstlicher der Schliff wurde, je mehr suchte sich der Juwelenschmuck vom Metall und vom Goldschmied zu emancipieren. Während im 16. Jahrh. der Schmuck überhaupt die farbige Erscheinung anstrebt und dazu neben den Steinen Email und Gold verwendet, geht im 17. Jahrh. das Bestreben dahin, den Schmuck bloß aus Steinen zusammenzustellen und das Metall so wenig wie möglich, nur zur Verbindung und zum Halten der Steine zu verwenden. Während Cellini und seine Zeitgenossen die Steine in eine Metallkapsel eingeschlossen und ihnen darin, das Feuer zu erhöhen, eine Folie gegeben hatten, nehmen die Juweliere des 17. und 18. Jahrh. nach Thunlichkeit beides und halten die Steine à jour, sodaß bloß das durchfallende Licht wirkt. Man kam auf diesem Wege auch dahin, die Steine zu häufen und die Zeichnung zu vernachlässigen. Man setzte die krystallförmig geschliffenen Steine in Rosetten, Sterne, Schleifen, Blumen oder sonst beliebige, meist aber ziemlich einfache, oft auch sehr unpassende Formen zusammen. Aus dem 16., 17. und 18. Jahrh. gibt es viele Muster dieser Art im Kupferstich. Von Holbein angefangen, haben viele Künstler ihre Phantasie der J. gewidmet, z. B. Etienne de Laulne, Theodore de Bry, Hans Collaert, Fr. Lefebure, Gilles L'Eggré, Simon Gribelin, Jean Guien.

In der neuern Zeit ist an die Stelle dieser krystallinischen oder mehr geometrischen Zusammenstellungen durch den franz. Geschmack eine mehr naturalistische getreten. Man ahmt Kornähren, Blumendolden, Blumen selbst entweder in der Art nach, daß sich die Diamanten wie Thautropfen auf den zarten Stengeln und Halmen wiegen, oder daß die Blumen rund in aller Fülle der Blätter aus den Steinen zusammengesetzt werden. In letzterm Falle hebt sich die Wirkung durch ihre ungeordnete Fülle häufig gegenseitig auf, während im erstern allerdings oftmals zarte Effekte entstehen. Aus Gold und Türkisen stellt man ganze Vergißmeinnichtsträuße für den Kopfschmuck zusammen und so Ähnliches. Der Effekt ist besser für sich, als wenn dieser Gegenstand auf dem Kopfe sich befindet und das Haupt zieren soll. Schlimmer ist es noch, wenn allerlei Tiere, bunte Käfer, Spinnen, Schmetterlinge u. s. w. in Steinen nachgeahmt werden. Man hat vergessen, daß der Schmuck schmücken soll und daß nicht mit Steinen ein fremder Gegenstand darzustellen ist, sondern daß der Stein zu eigener Wirkung und in der Zusammenstellung mit andern noch zu besserer und vorteilhafterer kommen soll. Die moderne Imitation oder Benutzung antiker Schmuckmotive hat auch auf die J. Einfluß geübt und namentlich jene verschiedenen Anhängsel von Steinen, die bei Diamanten zuweilen dem fallenden Wasser gleichen sollen, hervorgerufen.

Vgl. Kluge, «Handbuch der Edelsteinkunde» (Lpz. 1860); Kulmer, «Die Kunst des Goldarbeiters, Silberarbeiters und Juweliers» (Weim. 1872).

Jux (vom lat. jocus, s. d.), Spaß, Scherz; ein anderes (selten vorkommendes) Wort Jux ist nicht lat. Ursprungs und bezeichnet soviel wie Schmutz oder irgend etwas Wertloses.

Juxta (lat., daneben, dabei) heißt der an Lottozetteln, manchen Lotterielosen und andern ähnlichen kleinen Wertpapieren, meist an deren schmaler linker Seite, befindliche Streifen. Derselbe ist verschieden gemustert und wird bei Ausgabe des Loses teilweise derart von dem Wertpapier getrennt, daß der eine Teil an demselben bleibt, während der andere Teil von dem Aussteller (Kollekteur u. s. w.) zurückbehalten wird. Die J. dient dann, da die beiden getrennten Teile in Trennungsfläche und Muster

genau aneinanderpassen müssen, zur Kontrolle der Echtheit des Loses.

Juxtaposition (neulat.), Nebeneinanderstellung, z. B. von Ziffern, die dadurch verschiedenen Stellenwert erhalten; das Wachsen anorgan. Körper durch Ansetzen neuer Schichten von außen, im Gegensatz zu dem Wachsen organ. Körper von innen heraus.

Jyepoor, s. Dschaipur.

Jylland, der dän. Name für Jütland.

Jyntia, s. Dschaintia.

Jynx, s. Wendehals.

J'y pense (frz., «ich denke daran»), Losungswort bei einer Art Vielliebchen, auch substantivisch gebraucht: ein J. miteinander essen, ein J. verlieren, gewinnen.

J'y suis et j'y reste (frz., «hier bin ich und hier bleibe ich»), Worte des Marschalls Mac-Mahon, welche derselbe 9. Sept. 1855 auf dem erstürmten Malakow an den Oberbefehlshaber schrieb, als ihm von seiten des letztern durch einen Adjutanten mitgeteilt wurde, die Russen hätten Vorbereitungen getroffen, um den Malakow in die Luft zu sprengen.

K.

Artikel, die man unter K vermißt, sind unter C aufzusuchen.

K ist der elfte Buchstabe unsers Alphabets. Die semit. Sprachen besitzen zwei ähnliche Laute, von denen der eine unserm k entspricht, der andere tiefer im Kehlkopf (mit sog. Emphase) ertönende in neuerer Zeit bei Umschreibung morgenländ. Worte durch abendländ. Schriftzeichen gewöhnlich durch q wiedergegeben wird. Die Zeichen für beide Laute gelangten aus dem ältern semit., namentlich dem phöniz. Alphabet in das griech. Alphabet, wo der phöniz. Name des k (ϰ) in kappa, der des q (ϙ) in koppa umgestaltet wurde. Beide Buchstaben finden sich auf Münzen und Inschriften aus früherer Zeit noch unterschieden. Da aber ein lautlicher Unterschied zwischen beiden im Griechischen nicht vorhanden war, so kam das koppa bald außer Gebrauch. Nur als Zahlzeichen wurde es noch bis in spätere Zeit beibehalten und bezeichnete, gemäß seiner ursprünglichen Stelle zwischen den Buchstaben pi und rho, die Zahl 90. In dem röm. Alphabet, das ebenfalls beide Buchstaben aufnahm, ist K durch C, welches auch vor e und i stets wie k lautete, ersetzt worden; nur in einzelnen Fällen, wie z. B. im Worte Kalendae und im Namen Kaeso, pflegte man sich des k noch zu bedienen. Das q, welches jedoch nur in der Lautverbindung kv vorkommt, hatte im Lateinischen denselben Laut wie k. Dasselbe gilt auch von dem Gotischen, wie die Lautverbindung kv durch ein einziges Schriftzeichen, das q, bezeichnet wird, und den neuern german. Sprachen, wo man q vor v (u) in herkömmlicher Weise anstatt k zu schreiben pflegt. Der Laut k gehört nach der gewöhnlichen Einteilung der Konsonanten zu den Gutturalen (mit g und im ursprünglichen Indogermanischen gh) und bildet in dieser Reihe den tonlosen Laut (die tenuis). Das deutsche k entspricht stets einem ursprünglichen (auch lat.-griech.) g, z. B. lat. genu, got. kniu (Knie); das got. und niederdeutsche k ist durch die sog. zweite Lautschiebung im Hochdeutschen zum Teil zu ch geworden, z. B. griech. μέγας, got. mikils, althochdeutsch michil.

Als Abkürzungszeichen steht K (früher auch ka) im Lateinischen für Kalendae und für den Namen Cäso; Verleumdern wurde in Rom ein K als Abbreviatur für Calumniator auf die Stirn gebrannt. Auf franz. Münzen bedeutet K den Prägort Bordeaux, in der Chemie ist K das Zeichen oder Symbol für Kalium, in Österreich ist k. k. oder k. und k. allgemein üblich für kaiserlich (und) königlich (ungar.).

K., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Kunze (Gustav).

K ist im Englischen die Abkürzung für King (König) und für Knight (Ritter).

Ka, die früher gebräuchliche Abkürzung (chem. Zeichen oder Symbol) für Kalium (jetzt nur K).

Kaaba (Ka'ba), eigentlich Würfel, ist ein viereckiges, 11 m hohes und 8 m breites Gebäude in Mekka, welches, seit ältester Zeit von den Arabern als Hauptnationalheiligtum verehrt, von Mohammed zum Mittelpunkte des islamitischen Glaubens, zur allgemeinen Kibla, d. h. dem Orte, wohin man sich beim Gebet zu richten hat, und zum Ziele der religiös vorgeschriebenen Pilgerfahrt gemacht wurde. Der vornehmlichste Verehrungsgegenstand dieses vom Islam ausschließlich als «Beit Allah», Haus Gottes, bezeichneten Baues ist der angeblich vom Engel Gabriel dem Abraham als Geschenk überbrachte sog. Schwarze Stein, welcher, in die Ostwand neben dem Eingange eingemauert, von den Pilgern mit großer Ehrfurcht berührt und geküßt wird. Außerdem wird ein Fußstapfen Abrahams im Innern gezeigt. Die Araber führen die Geschichte der K. bis in die vorsintflutliche Zeit zurück. Der jetzige Bau soll von Abraham herrühren. Um den Besitz der K. wurden in heidnischer Zeit blutige Kriege geführt, denn ihr Besitz gab einen Vorrang unter den Stämmen. Der türk. Sultan Murad IV. ließ sie 1630 umbauen. Von den türk. Sultanen werden alljährlich die Seidengehänge erneuert, welche das Gemäuer den Blicken entziehen. Umgeben wird die K. von einem geräumigen Hofe, auf welchem sich der heilige Brunnen Zemzem befindet, und welcher, durch hohe Säulenhallen nach außen abgeschieden, den Namen Mesdjid-es-Harâm, Moschee des Heiligtums, führt. Die K. bezieht außer den Gaben der Pilger aus zahlreichen Widmungsliegenschaften ein großes Einkommen und gilt als die reichste religiöse Stiftung des Islam.

Kaab ben-Zuhair (spr. Suhair), berühmter arab. Dichter zur Zeit des Mohammed, Sohn des Dichters Zuhair, des Verfassers einer der sieben sog. Mu'allakât, beteiligte sich an den vielfachen Kämpfen seines Stammes, der Banû Muzaina, und war, wie dieser, dem Mohammed sehr feindlich gesinnt, den er mit satirischen Versen verfolgte. Mohammed erklärte ihn deshalb für vogelfrei, worauf er, um sein Leben zu retten, sich dem Propheten unterwarf, dem er sein berühmtes auf ihn verfaßtes Lobgedicht vorlas. Der Prophet war so

entzückt davon, daß er ihm seinen Mantel (al-Borda) zuwarf. Es ist dies angeblich derselbe Mantel, der noch heute in Konstantinopel aufbewahrt wird. K. starb, wie es scheint, sehr bald nach seiner Bekehrung. Ausgaben des Gedichts von L. Warner (Leid. 1748), G. W. Freytag (Halle 1823), Ignaz Guidi (Lpz. 1871, mit dem Kommentar des Dschemâl-el-dîn Ibn-Hishâm).

Kaaden, Stadt im nordwestl. Böhmen, mit 6332 E. deutscher Zunge, liegt in hügeliger Gegend an der Eger und ist Station der Eger-Komotauer Bahn, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts. Seit 1863 besteht dort eine Lehranstalt für Land- und Forstwirtschaft. Unter den Industriezweigen ist die Handschuhmanufaktur vorwiegend. K. zählt zu den ältesten Städten des Landes und büßte ihren frühern Wohlstand durch die Hussitenkriege ein. Die Stadtpfarrkirche zeigt noch interessante Reste aus dem 12. Jahrh. Das Rathaus mit schönem Turm wurde nach dem Brande 1811 neu hergestellt.

Kaafjord, Hafen in Finmarken (s. d.).

Kaaken (kaken, holländ.), den einzusalzenden Heringen die Eingeweide und Kiemen herausnehmen.

Kaalund (Hans Wilh.), dän. Dichter, geb. 23. Juni 1818 zu Kopenhagen, widmete sich anfangs der Bildhauerei und Malerei, wandte sich aber bald ganz der Litteratur zu. Von seinen Gedichten sind hervorzuheben: «Et Foraar» («Ein Frühling», 1858; 5. Aufl. 1877) und «Et Efteraar» («Ein Nachfrühling», 1877) und das Drama «Fulvia» (1875).

Kaama oder Haartebeest (Bulbalis caama), eine Art Antilope (s. d.).

Kaarta, Landschaft in Afrika, bildet den nordöstlichsten Teil des senegambischen Berglandes, etwa 60000 qkm groß, mit 300000 E.; Hauptstadt ist Nioro, eine hauptsächlich von Bambaras bewohnte Stadt, welche einen Malinkédialekt sprechen. K. und Segu bilden jetzt ein Fulbereich, welches El Hadsch Omâr von 1854 an durch Eroberungen gegründet hat.

Kaas (Clauson von), s. Clauson-Kaas.

Kabache (russ.), altes, baufälliges Haus, auch schlechte Schenke, Branntweinkneipe.

Kabale (frz., vom hebr. Kabbala), geheimer Anschlag zur Erreichung böser Absichten, Intrigue, auch die geheime Verbindung, welche solche Ränke schmiedet (vgl. Cabal); kabalieren, K. schmieden, Kabalist (Cabaleur), Ränkeschmied.

Kabara, Stadt in Afrika, im westl. Sudan, links am Niger, 8 km südlich von Timbuktu, dessen Hafenort es ist, zählt 2000 E.

Kabarda, Landschaft am nördl. Abhange des Kaukasus, erstreckt sich von W. nach O. von dem Elborus bis zum Berge Passis-mta und nach N. bis zu den Flüssen Malka und Terek; der südliche Teil ist daher bergig und enthält die höchsten, mit ewigem Schnee und Eis bedeckten Gipfel des Kaukasus, während der Norden mehr Flachland bildet. Die etwa 9000 qkm große Landschaft ist gut bewässert, waldig und fruchtbar, und wird von 32000 E. bewohnt. Die meisten derselben sind die mohammed. Kabardiner, tscherkessischen Stammes, ferner Balkaren, Besginen und Russen und einige andere eingewanderte Völker. Die Kabardiner beschäftigen sich hauptsächlich mit Viehzucht; Ackerbau wird nur zum eigenen Bedarf betrieben.

Kabatasch, Vorstadt von Konstantinopel (s. d.).

Kabbăla (hebr.), d. h. die empfangene Lehre, worunter man ursprünglich sowohl die nichtmosaischen heiligen Bücher als die mündlich überlieferte Lehre verstand, nennt man seit dem 12. Jahrh. die allmählich zu einer eigenen Schule und Litteratur ausgebildete Geheimlehre der Juden, deren Elemente schon in dem pers.-macedon. Zeitalter sichtbar werden und deren Grundlage die orient. Emanationslehre ist. Bei Philo, im Talmud und den Midraschim finden sich allerdings theol.-philos. Darstellungen, welche zum Teil von den Spätern aufgenommen wurden; doch das erste kosmogonische Buch ist das Buch «Jezirah» (deutsch von Meyer, Frankf. 1829) aus dem 7. Jahrh., das dem Akiba (s. d.) untergeschoben wurde. Indes erst seit der letzten Hälfte des 12. Jahrh. zog die Geheimlehre, die anfangs nur über Gott und Schöpfung sich ausbreitete, Exegese, Moral und Philosophie in ihre Sphäre und wurde so zu einer mystischen Religionsphilosophie. Die dieser Lehre in den folgenden drei Jahrhunderten gewidmeten zahlreichen Schriften lehrten den geheimen Sinn der Heiligen Schrift und ihrer Auslegungen, der Hagadas, die höhere Bedeutung der Gesetze, sowie durch Anwendung göttlicher Namen und heiliger Sprüche das Wundertum. Ein großer Teil der kabbalistischen Schriften ist anonym oder pseudonym. Das höchste Ansehen genießt das Buch Sohar (eine Art Kommentar zum Pentateuch), in aramäischer Sprache, angeblich von Simon ben-Jochai (im 2. Jahrh.), in der That aber dem Ende des 13. Jahrh. angehörig. Die Gegner der K. waren die Philosophen und zum Teil die Talmudisten. Mit dem Niedergange wissenschaftlicher Bestrebungen unter den Juden, besonders seit der Vertreibung aus Spanien (1492), unter dem Drucke unglückseliger Zeiten erhielten die kabbalistischen Studien in Palästina (Isak Luria, Chajim Vital) und Italien (M. di Lonsano, M. Ch. Luzatto) einen neuen Aufschwung, arteten jedoch in Magie und Buchstabenklauberei aus und haben abergläubische Gebräuche erzeugt. Trotzdem beschäftigten sich seit Reuchlin auch christl. Gelehrte, wie Knorr von Rosenroth, Helmont u. a. mit denselben. Vgl. Jellinek, «Beiträge zur Geschichte der K.» (Lpz. 1851—52); derselbe, «Auswahl kabbalistischer Mystik» (Lpz. 1853). (S. Jüdische Litteratur.)

Kabbalist, Kenner, Ausüber der Kabbala, Zauberer u. s. w.; Kabbalisterei (Kabbalistik), kabbalistische Kunst; Kabbalistikum, kabbalistische Schrift.

Kabbelung nennt man im Seewesen die Erscheinung auf der Wasseroberfläche, wodurch sich eine vorhandene Strömung kenntlich macht. Es ist dies das Aufwerfen von kleinen Wellen, wie sie auch schnellfließendes Wasser in Flüssen zeigt, wenn es seichte Stellen passiert. Die K. im offenen Meere entsteht gewöhnlich nur, wenn zwei Strömungen in einem Winkel aufeinander treffen oder eine Strömung gegen stillstehendes Wasser stößt.

Kabel, ein unter Wasser, in feuchtem Erdboden oder sonst durch feuchte Räume (z. B. Tunnel) zu führender Leiter für elektrische Ströme, daher namentlich Abkürzung für Telegraphenkabel bei unterirdischen und unterseeischen Leitungen. (S. Telegraphie.) Nachdem man vorher schon mehrfach Vorschläge zu unterirdischen Leitungen und auch Versuche im Kleinen gemacht hatte, entdeckte Werner Siemens in der Guttapercha einen geeigneten

Isolator für K. und konnte 1847 zwei je ½ Meile lange, mit reiner Guttapercha isolierte Telegraphendrähte als ersten Versuch versenken. Von 1848 an machte man sich dann in Europa zunächst an die Herstellung von unterirdischen Telegraphenleitungen, mußte dieselben aber bald wieder als unbrauchbar aufgeben, weil infolge des Schwefelzusatzes zur Guttapercha die Isolation bald mangelhaft wurde. Bessern Erfolg hatte man bei den wieder mit reiner Guttapercha isolierten Unterseeleitungen, deren erste 1850 (und 1851) zwischen England und Frankreich versenkt wurde. Seitdem verbreiteten sich die unterseeischen K., mit denen man rasch immer größere Meere zu überschreiten lernte, rasch über die ganze Erde, sodaß 1883 731 K. von 89481 Seemeilen Länge (mit 96058 Seemeilen Drahtlänge) im Betriebe standen, darunter 9 zwischen Europa und Amerika. Von diesen Seekabeln sind 185 von 82204 Seemeilen Länge (mit 86721 Seemeilen Drahtlänge) im Besitz von Privatgesellschaften. An die Legung von ausgedehnten unterirdischen Telegraphenleitungen ging man zuerst wieder in Deutschland und zwar vom J. 1876 ab.

Fig. 1.

Fig. 2.

In Deutschland sind alle Haupt-, Handels- und Waffenplätze im Gebiete der Reichspostverwaltung durch unterirdische K. verbunden, welche zu etwa gleichen Teilen von Siemens u. Halske in Berlin und von Felten u. Guilleaume in Köln fabriziert worden sind. Dieses unterirdische Leitungsnetz umfaßte am Ende des J. 1882 5471 km Linien mit rund 37400 km Leitungen, wovon 29742 km in steter Benutzung waren, teils mit Hughes-, teils mit Morseapparaten, teils mit Telephonen. Frankreich hat erst 1880 mit Herstellung eines unterirdischen Netzes begonnen und besaß Ende 1883 2500 km Hauptlinien in gußeisernen Röhren und 8000 km Nebenlinien mit Schutzdrähten, mit einer Gesamtdrahtlänge von 18000 km. — Jedes K. besteht aus drei Teilen: dem Leiter, der Isolierhülle und der Schutzhülle. Jeder mit einer isolierenden Schicht überkleidete Leiter wird eine Kabelader (ein überzogener Draht) genannt; die seilartige Verbindung mehrerer solcher Adern liefert eine Kabellitze. Als Material für den Leiter wird fast ausnahmslos möglichst chemisch reines und deshalb den Strom gut leitendes Kupfer genommen und zwar wird jeder Leiter gegenwärtig fast stets aus vier bis sieben Kupferdrähten von 0,6 bis 0,7 mm Dicke litzenförmig zusammengedreht, damit beim Reißen eines Drahts nicht die ganze Leitung versagt; einigen atlantischen K. hat man sogar eine 12drähtige Litze gegeben. Als isolierenden Stoff benutzt man fast ausschließlich Guttapercha; Kautschuk isoliert zwar besser, ist aber im Wasser nicht so haltbar wie Guttapercha, welche wieder durch die Luft und Wärme verdirbt und brüchig wird. Teils zur Verbesserung der Isolierung, teils um die einzelnen (gewöhnlich drei bis vier) Schichten Guttapercha zu vereinigen und fest aufeinander, sowie an den Drähten haftend zu machen, bringt man zwischen diese Lagen wie auch unmittelbar um die Drahtlitzen gewisse klebrige, aber ebenfalls isolierende Mischungen, von denen eine der gebräuchlichsten das «Chatterton Compound» (Guttapercha, Holzteer und Harz) ist. Je dicker der Leiter genommen werden muß, um so größer muß auch die Dicke der Isolierschicht genommen werden, wenn man denselben Isolationsgrad erreichen will; bei dem hohen Preise des Isolationsmaterials ist daher die Verwendung möglichst gut leitenden Kupfers so wichtig. Die Guttapercha muß sorgfältig gereinigt sein und soll die Kupferseele möglichst centrisch umschließen. Sehr sorgsam müssen die Verbindungen (Lötungen) zweier Adern zu einem längern Stück ausgeführt werden; es werden dabei die Drähte beider Drahtlitzen gereinigt und zusammengelötet, jede Litze darauf zugeschärft und beide verlötet, mit feinem Bindedraht umwickelt, wieder verlötet, nochmals umwickelt und verlötet und endlich mit Compound und mit mehrern Lagen Guttapercha sorgsam überkleidet. Die so fertigen isolierten Drähte werden in fast paralleler Lage, nur wenig umeinander gewunden, mit geteertem Hanf umwickelt und zu einem Tau vereinigt. Gewöhnlich ordnet man zwei solche, in entgegengesetzten Richtungen aufgewickelte Manilahanflagen an. Zur Sicherung endlich des Taues gegen äußere Beschädigungen kommt über die Hanfumwickelung noch eine Lage starker Eisendrähte oder Drahtlitzen, oder auch, da selbst verzinktes Eisen vom Meerwasser angegriffen wird, Streifen von Kupferblech (nach Siemens). Das Erdkabel der Reichstelegraphenverwaltung in seiner für die großen Linien angenommenen Bauart ist in Fig. 1 und 2 in Ansicht und im Querschnitt in ⅔ natürlicher Größe abgebildet. Die Seele des K. bilden sieben Guttaperchaadern $G_1 \ldots G_7$, welche die Leiter $L_1 \ldots L_7$ enthalten. Die mittelste Ader G_7 ist in Fig. 1 über die sie umgebenden sechs andern Adern vorragend gezeichnet, um die Bestandteile einzeln zu zeigen. Der Leiter ist eine aus sieben Kupferdrähten je von der Stärke des Drahtes l gebildete Litze und mit zwei Lagen Guttapercha isoliert, deren erste bei g sichtbar ist; die zweite hat einen Durchmesser von 6 mm. Um die einzelnen Adern voneinander unterscheiden zu können, sind G_1 und G_2 beim Umpressen der Guttapercha mit einer, beziehungsweise zwei feinen Längsmarken in Gestalt einer geringen Erhöhung des Isolationsmaterials versehen. Die übrigen außen liegenden Adern G_3, G_4, G_5 und G_6 werden in der Richtung, welche durch G_1 und G_2 angegeben ist (vom Anfang des K. gegen das Ende hin gesehen in der Richtung, wie der Uhrzeiger läuft), gezählt. Zwischen je zwei Adern liegt ein Jutefaden j der Länge nach, um den Zwischenraum auszufüllen, worauf dann die Umwickelung

mit Jutefäden J folgt. Über diese ist die Schutzhülle S, bestehend aus 20 je 3,75 mm starken verzinkten Eisendrähten mit gegen die Richtung der Jutefäden umgekehrt gerichtetem Drall aufgewunden, diese endlich wird von der Asphalthülle A bedeckt und bildet mit ihr das fertige K., dessen Stärke etwa 32,5 mm beträgt. Beim Überschreiten von Flüssen wurden die K. zum Schutz gegen Beschädigung durch die Schiffsanker in gegliederte gußeiserne Muffen eingeschlossen.

In der neuern Zeit wendet man zur Umhüllung bei Seekabeln häufig Stahldrähte an, welche selbst mit geteertem Hanf dicht bewickelt werden, oder auch man versieht das K. im ganzen mit einer äußern Hanfumspinnung, wodurch größere Sicherheit beim Reißen eines Umhüllungsdrahts erreicht wird. Der Durchmesser und die Anzahl der Leiter für ein K. sind sehr verschieden. Ersterer variiert etwa zwischen 2—6,5 cm, letztere zwischen 1 und 6 Leitern; Tiefseekabel erhalten jetzt in der Regel nur einen Leiter. Mit dem Durchmesser steigt die Festigkeit, aber auch das Gewicht. Man macht daher für Tiefseekabel die Eisendrahthülle so schwach, als es der Zug, welchen sie beim Versenken auszuhalten hat, erfordert; dagegen verstärkt man die Schutzhülle des K. in mehrfacher Abstufung bei Annäherung an die Küste, gibt dem K. in nächster Nähe der Küsten, wo es durch die Bewegung des Wassers auf Felsen gescheuert wird, eine sehr starke Schutzhülle, oder selbst eine doppelte, wie dies Fig. 3 und 4 in ⅔ natürlicher Größe veranschaulichen, von denen Fig. 4 das Tiefseekabel, Fig. 3 das eine Uferende des von Siemens Brothers in London angefertigten K. zwischen Hongkong und Shanghai (1871) darstellt. Während der Fabrikation muß die Isolierung und das Leitungsvermögen jedes einzelnen Kabelstücks sorgfältig geprüft werden; ähnlich beim Verlegen in die Erde und beim Versenken ins Meer, während dessen Verlauf man daher mit dem Lande in beständigem telegraphischen Verkehr durch das K. selbst bleibt. Da die Guttapercha in der Wärme leidet, so müssen die K. in den Zwischenpausen ihrer Fabrikation in großen, stets mit kaltem Wasser gefüllten eisernen Bassins gehalten werden; ebenso werden sie auf den sie verlegenden Kabelschiffen in dunkeln und kühlen Räumen aufbewahrt. Beim Auslegen des K. wird seine Geschwindigkeit durch Bremsen reguliert. Die Geschwindigkeit des Schiffs muß mit der des K. in richtigem Verhältnis stehen, damit weder das K. zu sehr gespannt wird, noch unnütz viel von demselben abläuft.

Fig. 3.

Fig. 4.

Auch in der Feldtelegraphie kommen oft biegsame und leichte, dabei jedoch möglichst haltbare K. zur Verwendung, welche die Telegraphentruppe auf Trommeln mit sich führt, entweder auf besondern Karren oder, besonders für den Gebrauch im Gebirge, auf Packtieren. Bei der Benutzung werden diese K. einfach auf dem Erdboden ausgelegt, auf Wegen aber zum Schutz gegen Beschädigung durch die Wagenräder in einen seichten Graben eingebettet und mit Erde bedeckt. Solche Feldkabel erhalten vielfach einen siebendrähtigen Leiter mit zwei Guttaperchahüllen, darüber eine doppelte Lage von Hanffäden und endlich ein Geflecht aus solchen. Militärkabeln gibt man oft zwei Leiter, die als Hin- und Rückleitung dienen, oder auch man benutzt die äußere Stahlhülle als Rückleitung. So ist in einem äußerst leichten Siemensschen K., von dem ein feldmäßig ausgerüsteter Mann 1 km zu tragen vermag, die sehr dünne siebendrähtige Kupferlitze mittels einer Schicht Guttapercha isoliert und mit Baumwolle besponnen; um diese sind die die Rückleitung bildenden acht Kupferdrähte gewunden, welche von einem feinen Geflecht aus sehr festem Hanfzwirn zusammengehalten und geschützt werden. Mitunter erhalten die Feldkabel eine aus Blechstreifen gebildete Schutzdecke. Die einzelnen Windungen der über die Jutedecke spiralgängig aufgewundenen Kupferblechstreifen überlappen sich gegenseitig halb und sind beim Bespinnen so kräftig gegeneinander gedrückt, daß sie sich ineinander eindrücken. Eine seitliche Verschiebung der einzelnen Lagen der Decke gegeneinander kann dabei nicht in weiterm Maße stattfinden, als zur Biegung in einem gewissen Radius notwendig ist. Auch bei andern technischen Verwendungen des elektrischen Stroms, namentlich zur Erzeugung elektrischen Lichts und für Kraftübertragung kommen Kabelleitungen vor. Diese K. schließen sich in ihrer Einrichtung den Telegraphenkabeln an, übertreffen sie aber häufig bedeutend bezüglich des Querschnitts des Leiters. So benutzt Edison für städtische Lichtanlagen K. mit zwei Kupferstäben von kreissegmentförmigem Querschnitt, welche mit Isoliermasse vergossen in schmiedeeisernen Röhren von 6 m Länge liegen; äußerlich sind die Röhren zum Schutz gegen Rosten mit geteertem Band bewickelt.

Vgl. Rother, «Der Telegraphenbau» (4. Aufl., Berl. 1876); Schellen, «Das atlantische K.» (Braunschw. 1867); derselbe, «Der elektromagnetische Telegraph» (6. Aufl., Braunschw. 1880); Galle, «Katechismus der elektrischen Telegraphie» (6. Aufl. von Zetzsche, Lpz. 1883); Russell, «The Atlantic Telegraph» (Lond. 1866); Zetzsche, «Handbuch der elektrischen Telegraphie» (Bd. 3, Berl. 1882); Zacharias, «Die elektrischen Leitungen und ihre Anlage» (Wien, Pest, Lpz. 1883).

Kabel nennt man im Seewesen allgemein dicke Taue, die einmal einen Umfang von über 15 cm haben und sodann in einer bestimmten Weise geschlagen sind. Gewöhnliches Tauwerk besteht aus dünnen Hanffäden, den Kabelgarnen. Diese haben fast stets dieselbe Stärke und werden in Stränge, welche Duchten heißen, zusammengedreht, wobei die Zahl der Garne die Dicke des Tauwerks bestimmt. Drei oder vier solcher Duchten werden dann zusammen geschlagen und bilden das Tau. Bei K. werden jedoch drei solche Taue, die dann in diesem Falle als Bestandteil des K., Kardeelen heißen, noch einmal und zwar den entgegengesetzten Weg, wie die Duchten zusammen geschlagen und man nennt diese Manier Kabelschlag, während die Anfertigung aus drei oder vier Duchten Trossen- oder Waatschlag heißt. Kabeltaue nannte man früher die Ankertaue,

welche bei großen Schiffen einen Umfang bis zu 60 und mehr Centimeter hatten. Seit 50 Jahren sind sie allgemein durch Ankerketten verdrängt. Kabelgatt heißt an Bord von Schiffen derjenige Raum im untern Schiffe, wo früher die Kabeltaue, jetzt aber das Tauwerk im allgemeinen aufbewahrt wird. Kabellänge ist die Länge, welche die Ankertaue früher hatten. Sie betrug 120 Faden à 6 Fuß, mithin 720 Fuß. Seit Einführung des Metermaßes rechnet man für eine Kabellänge 185 m (genau 185,5 m), d. h. den zehnten Teil einer Seemeile, welche 1855 m mißt.

Kabelgatt, s. unter Kabel.

Kabeljau oder Kabliau (Gadus morrhua) ist der Name eines für die menschliche Ökonomie sehr wichtigen Seefisches. Man findet ihn in allen nördl. Meeren zwischen 40—75° nördl. Br., auch an den engl. und norweg. Küsten, vorzugsweise jedoch um Labrador und Neufundland, wo sein Fang von vielen hundert Fahrzeugen betrieben wird und stets von solcher Bedeutung war, daß über die Berechtigung desselben Seekriege geführt worden sind. Der Ertrag der Kabeljaufischerei von Canada belief sich 1875 auf 765640 Ctr., wovon auf Neuschottland allein 420342 Ctr. kommen. Schottland lieferte (1873) 160000 Ctr., Norwegen (1874) 43½ Mill. Stück, 1877 aber 50—60 Mill. Der Wert des Exports dieser Fischerei war in Norwegen 1871—75 durchschnittlich jährlich 24½ Mill. Kronen (à 1 Mark 10 Pf.). Trotz dieser erstaunlichen Verfolgung hat sich jedoch noch keine merkliche Verminderung der K. gezeigt. In Europa allein beschäftigt sein Fang über 50000 Menschen. Das weiße und gesunde Fleisch kann nicht allein sehr mannigfach zubereitet werden, sondern besitzt auch eine lange Dauer. Nur im frischen Zustande heißt der Fisch K., an der Luft getrocknet wird er Stockfisch genannt und bildet als solcher einen wichtigen Handelsartikel. Gesalzen und nachher getrocknet nennt man ihn Klippfisch, und bloß eingesalzen (gepökelt) Labberdan. Aus der Leber wird der als Heilmittel angewandte Lebertran bereitet. Zur Gattung Gadus gehört auch der Schellfisch, der Dorsch und der Zwergdorsch (Gadus minutus), die sämtlich ein gutes Fleisch besitzen.

Kabeljaus (Partei), s. unter Hoeks.

Kabellänge, s. unter Kabel.

Kabeltau, s. unter Kabel.

Kabes, Stadt in Tunesien, s. Gabes.

Kabinda, Name einer Sprache im westl. Afrika am nördl. Ufer des Congoflusses längs der Meeresküste. Die Sprache heißt auch Ka-Kongo und ist wohl mit der Sprache der Ba-fiote identisch.

Kabine (frz.), auf Schiffen soviel wie Kajüte, Koje; auch Badekarren in Seebädern.

Kabinett (frz., Diminutivform zu cabane, engl. cabin, Hütte; ital. gabinetto), ein kleineres Zimmer neben einem größern, mit dem Begriff der Abgeschlossenheit und Zurückgezogenheit in Bezug auf Personen oder auf darin niedergelegte Sachen. Deshalb nennt man K. auch ein Zimmer oder eine Abteilung für ausgezeichnete, durch Kostbarkeit oder Seltenheit besonders wertvolle Kunstgegenstände oder Naturprodukte (Kabinettsstücke), und Kabinettmalerei die Malerei in kleinem Maßstab.

In fürstl. Schlössern ist K. das Wohnzimmer des Regenten, sowie auch das Zimmer, in dem er sich von seinen Räten Vortrag halten läßt. Hieran schließt sich derjenige Sprachgebrauch, welcher mit K. die höchste, in unmittelbare Beziehung zu dem Staatsoberhaupte gesetzte Regierungsstelle bezeichnet, die Ministerien und über denselben das Gesamtministerium in weitern und engern Ministerkonferenzen (so in England das Cabinet Council, wo die Minister und Geheimräte nur auf besondere Einladung erscheinen). Wenn nach der Verfassung von sämtlichen Ministern nur einer oder einige dem Souverän Vortrag erstatten, die andern als Departementsvorstände bloß an den Beratungen der Minister teilnehmen, so heißen jene Kabinettsminister, diese Konferenzminister. Kabinettsfrage heißt eine Frage, von deren Entscheidung es abhängt, ob Minister im Amte bleiben oder nicht. Kabinettssachen sind alle Angelegenheiten, auf deren Behandlung und Entscheidung der Regent unmittelbar einwirkt. Die in solchen Sachen erlassenen Kabinettsordres oder Kabinettsbefehle werden, insofern sie nicht als Beschlüsse eines Kabinettsrats in der Staatskanzlei zur Ausfertigung gelangen, von dem Regenten unterzeichnet. Mitteilungen an andere Fürsten oder auswärtige K. ergehen in der Form von mehr vertraulichen Kabinettsschreiben oder von feierlichen Kanzleischreiben. Wenn die endgültige Erledigung von Beschwerden bei dem Souverän gesucht wird, so bildet sein Geh. Rat die Kabinettsinstanz. Es erscheinen danach nur diejenigen Geschäfte als Kabinettssachen, welche verfassungsmäßig nicht von den gewöhnlichen Behörden, sondern durch das Staatsoberhaupt ohne Zustimmung der Volksrepräsentanten, aber unter Mitwirkung der verantwortlichen Minister, erledigt werden.

Kabinettkäfer (Anthrenus museorum), ein kleiner, 2,5 mm langer ovaler Käfer aus der Familie der Schabkäfer, von braungrauer Farbe mit drei weißgelblichen Wellenbinden über den Flügeldecken. Die K., mehr noch ihre braunen, starkbehaarten Larven sind zoologischen Sammlungen, besonders Insektensammlungen sehr gefährlich. Häufiges Besichtigen der aufbewahrten Objekte, nebst Anwendung von Quecksilber, Kampfer und andern Konservierungsmitteln verscheucht und vertilgt sie am besten.

Kabinettsjustiz nennt man die Einwirkung der Regierung auf die Leitung und Entscheidung von einzelnen Civil- und Kriminalprozessen. Unter den german. Nationen galt von Anfang her der Grundsatz, daß der König und der von ihm eingesetzte Beamte nur den Bann, d. h. die Gerichtsgewalt und die Vollstreckung der Erkenntnisse habe, während die Urteile über Rechtsfragen und Thatfragen von den Angehörigen eines jeden Rechtskreises, vom Volke oder von Männern aus demselben (Schöffen) gefunden wurden. Selbst diejenigen, welche, wie die Lehnsleute, Ministerialen und gutsherrlichen Unterthanen, in einem Abhängigkeitsverhältnisse standen, bildeten unter der Leitung des Ober- oder Schutzherrn das Gericht für ihre Genossen. Wenn nun auch im Fortgange der Zeiten die alten Volks- und Standesgerichte durch Justizbehörden ersetzt und die Urteile durch landesherrliche Beamte gefunden wurden, so galt doch die Unabhängigkeit der letztern, folglich der Ausschluß aller K., als unzweifelhaftes Grundrecht. Gegen die persönliche Teilnahme der franz. Könige an den Prozessen wider Große des Reichs machten die Pairs lebhafte Vorstellungen. Die außerordentlichen Kommissionen, welche in Frankreich aus unbedingten Anhängern des Hofs in solchen Fällen gebildet wurden, wo man sich einer Verurteilung durch die

ordentlichen Gerichte nicht versichert hielt, waren, wie die engl. Sternkammern (s. d.), Gegenstand allgemeiner Beschwerden. Die Kabinettsinstanz, in der man Beschlüsse der franz. Parlamente anfechten konnte, wurde bereits im Anfange der Revolution mittels des Dekrets vom 1. Dez. 1790 durch einen unabhängigen Cassationshof ersetzt. Auch die deutschen Reichsstände suchten die Reichsgerichte gegen den Einfluß des kaiserl. Hofs wiederholt sicherzustellen. Rücksichtlich des Kammergerichts war den Ständen ein Visitationsrecht eingeräumt, und wegen des Reichshofrats mußten die Kaiser in den Wahlkapitulationen geloben, daß sie sich jeder Einmischung in die Rechtspflege enthalten wollten. Trotzdem genoß der Reichshofrat wegen seiner engern Beziehung zum Kaiser nicht das gleiche Vertrauen wie das Reichskammergericht. In den deutschen Territorien war für die Unabhängigkeit der Gerichte durch den Standesgeist der Juristen, die Aktenversendung an selbst auswärtige Spruchkollegien und die Möglichkeit der Beschwerdeführung bei den Reichsgerichten, oder wenigstens bei landesherrlichen Obergerichten mit den nämlichen Attributen gesorgt. Das neuere deutsche Staatsrecht fand, abgesehen vom Geschworenengericht und von sonstiger Zuziehung des Laienelements zur Rechtsprechung, bezügliche Garantien sowohl in der Bundesakte (Art. 12) und der Schlußakte (Art. 29), als auch in den Grundgesetzen der meisten Einzelstaaten und deren Zusagen einer unabhängigen Justiz. Auch das Bestreben unserer Zeit, die sog. administrativ-kontentiösen Sachen der Entscheidung der Verwaltungsstellen zu entziehen und sie entweder den ordentlichen Gerichten oder einer besondern Behörde, den Verwaltungsgerichtshöfen, zu überweisen, gehört hierher. Für das Gebiet der ordentlichen streitigen Gerichtsbarkeit, d. h. in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten und in Strafsachen, ist jetzt durch die Bestimmungen der Reichsjustizgesetze (des Gerichtsverfassungsgesetzes, der Strafprozeßordnung, der Civilprozeßordnung und der Konkursordnung) jede Möglichkeit einer K. vollständig ausgeschlossen.

Kabinettsmalerei, Glasmalerei für profane Bauwerke im Gegensatz zu der monumentalen Glasmalerei für Kirchen.

Kabinettsstück, ein Kunstwerk kleinern Umfangs und besonders vorzüglicher Ausführung, für ein «Kabinett», d. h. eine Privatsammlung, geeignet.

Kabira, Stadt im Königreich Pontus, im O. Kleinasiens, Lieblingssitz Mithridates' d. Gr.; es ist höchst wahrscheinlich identisch mit dem spätern Neocäsarea, jetzt Niksar, das an den Hängen eines schmalen gartengleichen Seitenthals des Lykus liegt. Der nördl. Hügelrücken trägt die ausgedehnten Reste einer Burg.

Kabiren, geheimnisvolle Gottheiten, die in Ägypten, Phönizien, Kleinasien, namentlich aber in Samothrake, Lemnos, Imbros und Theben verehrt wurden. Überall waren mit ihrem Kultus Mysterien und mystische Weihungen verbunden, von denen die in Samothrake namentlich berühmt waren. Bedeutende Männer ließen sich hier nieder, unter diesen auch Lysimachos und Arsinoe, die ein Monument errichten ließen, dessen Ruinen die österr. Expedition unter Conze, Hauser und Niemann 1874 erforschte. In Lemnos fand alljährlich den K. zu Ehren ein neuntägiges Fest statt, während dessen alle Feuer ausgelöscht wurden; Äschylos' verlorenes Stück, «Die K.», in welchen die K. sich mit den Argonauten unterhielten, spielte auf Lemnos. In Kleinasien blühte ihr Kultus vorzüglich bei den Pergamenern, in Phönizien zu Berytos und in Ägypten zu Memphis. Infolge der sehr zahlreichen, aber sehr dunkeln und widersprechenden Nachrichten, welche uns die Alten über die K. hinterlassen haben, wurden sie ein Gegenstand gelehrter Untersuchungen. Es sind die verschiedensten Ansichten über die K. aufgestellt von Lobeck, Creuzer, Welcker und Otfried Müller; doch ist es völlig unmöglich, darüber vollkommen ins Klare zu kommen. Es geht im allgemeinen nur so viel mit Gewißheit hervor, daß sie ihren Sitz auf Erden hatten und mit den Kureten, Korybanten und Daktylen verwandte, unheimliche, vielleicht gnomenartige, geheime Naturkräfte darstellende Gottheiten waren, denen ein aus Asien stammender orgiastischer Naturkultus gewidmet war. Über die Arten der Mysterien ist gar nichts bekannt; auch nicht, ob sie, wie die Namen der K. selbst, pelasgischen oder phöniz. Ursprungs waren. In Lemnos beförderten die K. die Weinkultur. Nach einigen waren ihre Namen Axieros, Axiokersa, Axiokersos und Kadmilus, während ihr Vater Kamillus hieß. Andere nennen sie Dardanus, Jasion und Harmonia; auch mit dem Hermes hat man die K. in Verbindung gebracht.

Kabkabia, Handelsplatz in Darfor (s. d.).

Kabliau, s. Kabeljau.

Kabolzen, Kobold schießen, d. h. einen Purzelbaum machen, Rad schlagen u. dgl.

Kabri, soviel wie Gabelgemse, s. u. Gemse.

Kabriolett (frz.), leichter, einspänniger, zweiräderiger Gabelwagen. Bei Postkutschen heißt K. die vordere kleinere Abteilung mit nur einer Reihe Sitze.

Kabul, den Alten unter dem Namen Ortospana oder Kabura bekannt und von Alexander d. Gr. auf dem Zuge nach Indien (327) Nicäa genannt, ist die Hauptstadt von Afghanistan (s. d.) oder zeitweilig auch nur des nordöstlichsten und wichtigsten Teils desselben, d. i. von Kabulistan, welches im N. von dem Hindukusch und Kafiristan, im W. von den die Gebirgseinöden des Paropamisus (Ghurdjistan) bewohnenden Eimak und den Hezareh (s. Herat), südlich von Kandahar (s. d.), östlich von Peschawer und andern am rechten Ufer des Indus gelegenen, jetzt brit. Distrikten begrenzt und von W. gegen O. von dem reißenden Kabulflusse (Cophen der Alten) durchflossen wird, dem bedeutendsten westl. Nebenflusse des Indus, in den er Attok gegenüber mündet, nachdem er zwischen Dschellalabad und Peschawer das östl. Soleimangebirge durchbrochen hat. Die Stadt K. liegt etwa 2000 m über dem Meere in einer Schlucht am Kabulflusse, auf drei Seiten von Bergen eingeschlossen, die nur einen engen, auf die Hochstraße von Ghasna führenden Durchgang lassen, während das Thal des K. selbst, zwischen hohen Bergen eingeengt und kriegsgeschichtlich besonders durch die Khaiberpässe bekannt, die Hauptstraße zwischen Iran und Indien für die Handelskarawanen, sowie auch (Alexander d. Gr., Tamerlan, Babur und Nadir-Schah) für die Heereszüge bildet. Die Berge beherrschen die Stadt vollständig; über sie führt eine zur Verteidigung gegen den ehemaligen Hauptstamm der Ghildschi angelegte, von Westen aus jeden Eingang versperrende, jetzt aber verfallene, mit runden Türmen versehene Mauerlinie. K. selbst ist von einem

hohen, aber schwachen Erdwall umgeben. Südöstlich von der Stadt steht auf der Spitze eines Felsenvorsprungs das Fort Bala-Hissar, und am Abhang derselben Höhe liegen der königl. Palast und die dazugehörigen Gärten nebst einem großen Bazar, von einem Graben und Walle umgeben und so von der Stadt getrennt. Oberhalb des Fort steht auf einer Anhöhe, welche dieses und die ganze Ebene ringsum beherrscht, die Citadelle, in der ein Bruder von Dost-Mohammed einen Palast erbaut, den er Kulahi-Feringi oder den Europäischen Hut nannte. Die Eroberung und teilweise Zerstörung K.s durch die Engländer 1842 legte fast die ganze Stadt in Trümmer, und ein Erdbeben vom 14. Okt. 1874 zerstörte gegen 1000 Häuser. Die Stadt besteht aus engen, unregelmäßigen und schmutzigen Gassen mit hohen, plattgedeckten Häusern, von denen, trotz des Reichtums an Steinen in der Umgegend, kein einziges massiv ist. K. zählt 60 000 E., darunter viele Armenier und Juden, und ist ein wichtiger Stapelplatz für die Karawanen zwischen Persien und Indien und der Mittelpunkt eines bedeutenden Handels. Südlich von der Stadt erhebt sich das Grabmonument des Kaisers Babur (s. d.). In den neuern polit. Wirren Afghanistans hat K. eine hervorragende Rolle gespielt. (S. Afghanistan.)

Kabulfluß, Fluß, s. unter Kabul.

Kabulistan, s. unter Kabul.

Kabuse (niederdeutsch), Hüttchen, enges dunkles Gemach, Käfterchen, Verschlag, auch das Kernhaus im Obst.

Kabylen, eigentlich K'baïl, d. h. Verbündete (Plural des arab. Wortes k'bila, Bund, Vereinigung), heißen die Berbern (s. d.) in Algerien im allgemeinen, vorzugsweise aber die im Küstengebirge hausenden Stämme derselben, während ihre Stammgenossen im innern Gebirge Aures unter dem Namen Schauja (Chaouia), d. h. Hirten, in den südl. Oasen Wadi-R'ir, Temasin, Wargla u. s. w. unter dem Namen der Beni-Mezáb (s. d.) oder Mezabiten, in der Wüste Sahara als Tuareg oder Imoschagh, in Marokko als Amazirghen, Schilluh, Rifpiraten u. s. w. bekannt sind. Der Census von 1881 ergab für die gesamte einheimische, also auch die arab. Beduinen und Mauren umfassende Bevölkerung Algeriens 3310412 Seelen, wovon auf die Berbern die größere Hälfte der 2463040 (inkl. Araber) zählenden Eingeborenen kamen. So ausgedehnt aber auch der Verbreitungsbezirk des merkwürdigen Volks ist, nennt man Kabylenland oder Kabylien doch nur den meist sehr hohen, mit Felsspitzen besetzten östl. Teil der Küstengebirgszone vom Wed-Sahel, an dessen Mündung Bugia liegt, bis zur Mündung des Wed-Sebaou, und unterscheidet hier wieder Großkabylien (la Grande-Kabylie) oder den westlichen, fast ganz zur Provinz Algier gehörigen Teil, welcher vom Wed-Isser bis zur Mündung des Wed-Sahel reicht, und Kleinkabylien (la Petite-Kabylie), den östl. Teil in der Provinz Konstantine mit dem 1979 m hohen Großen Babor. Großkabylien, ein großartiges, fast alpines Bergrevier, ausgezeichnet durch Wasserreichtum, üppige Vegetation, dichte Bevölkerung und guten Anbau, wird durch den Hauptgrat des Dscherdschera, des wichtigsten Teils des tellischen Atlas, im Lalla-Chedidscha 2317 m hoch, in zwei Hälften geteilt. Kabylien hatte lange mit Hilfe seiner unzugänglichen Berge schon gegen die Karthager seine alte Unabhängigkeit fast gänzlich bewahrt. Die planmäßigen Expeditionen der Franzosen begannen zwar schon 1842 unter Marschall Bugeaud, aber erst mit der im Mai und Juni 1857 unter Randon erfolgten Unterwerfung des nördl. Teils von Großkabylien sah man die sämtlichen Stämme der K. als völlig unterworfen an.

Zur kaukas. Rasse gehörig, sind die K. im allgemeinen mittlerer Statur, mager, dabei von starkem Knochenbau. Ihre sonnverbrannte Haut spielt vom Dunkelbraun ins Schmutziggelbe. Sie haben feste Wohnsitze, treiben weniger Viehzucht als Spatenwirtschaft, Oliven- und Obstkultur und bebauen die Thäler und Bergabhänge mit großer Sorgfalt. Ihre Industrie besteht in Fertigung von Ackergeräten, Messern, Waffen, Schießpulver, Haiks und Burnussen, Teppichen, Leder, geflochtenen Matten, Holz- und groben Töpferwaren. Fast alle Stämme haben Wassermühlen und Ölpressen zur Verwertung der Früchte der das ganze Gebirge bedeckenden Olivenwälder. Charakteristisch ist ihr Handelsgeist und ihre Liebe zum Gelderwerb. Die Blutrache gilt ihnen als Ehrengesetz und kann nicht durch Geld abgekauft werden. Gastfreundschaft wird gegen jedermann, ohne Unterschied der Nationalität und der Religion, geübt. Bis jetzt gehört diese Region noch zu den militärischen Territorien Algeriens. Die Bewohner zerfallen in Stämme, welche von Kaïds regiert werden; diese dann in Ferkas oder Gemeinden, von Scheikhs verwaltet, und diese in Duârs oder Dörfer, unter einem Amin stehend, und Weiler. Mehrere vereinigte Stämme bilden eine von einem Aga überwachte Gruppe. Die K. haben nur Kopfsteuer zu zahlen. Die interessanteste Verbindung kabyl. Stämme war die der Suawah (Zouaoua) auf dem Nordabhange der Dscherdschera-kette, welche bis 1857 eine mächtige und gefürchtete polit. Körperschaft bildete. Als die Franzosen in Algerien nach dem Muster der brit.-ostind. Seapoys eine inländische Truppe gründeten, gaben sie derselben den Namen der kriegerischen Suawah, woraus das Wort Zuave (s. d.) entstanden ist. Vgl. Hanoteau und Letourneux, «La Kabylie et les coutumes kabyles» (2 Bde., Par. 1873); Farine, «Kabyles et Kroumirs» (Par. 1881).

Kachektik, soviel wie Kacherie.

Kacheln nennt man die einzelnen Bestandteile thönerner Öfen, aus denen der Hauptkörper der letztern zusammengesetzt ist. Sie bestehen aus gebranntem Thon, sind an der Vorderseite entweder eben (Plattkacheln), oder mit Vertiefungen (Napfkacheln), oder mit Reliefs versehen und in der Regel glasiert, auf der Rückseite dagegen mit einem erhöhten, umgebogenen Rand, dem Hals, Rumpf oder Zarge versehen. Die unglasierten matten K. nennt man Biskuit-, die glasierten Schmelzkacheln. Letztere werden vor dem Glasieren auf einer eisernen Platte mit Sand abgeschliffen. Außerdem unterscheidet man Eck-, Fries-, Simskacheln u. s. w. Der an der Rückseite befindliche Rumpf oder die Zarge verleiht den Kacheln größere Festigkeit und erleichtert das Aufsetzen, indem in die dadurch gebildeten Vertiefungen Lehm eingedrückt wird und Drähte oder Eisenblechklammern zur Verbindung der einzelnen K. eingelegt werden. Vor dem Aufsetzen werden die K. mittels des sog. Haueisens mit scharfkantigen Rändern versehen und auf einem Sandstein abgeschliffen. Das Mittelalter war in der Herstellung farbigglasierter und reich mit Ornamenten und Figuren verzierter K. sehr weit

vorgeschritten. Heutzutage liebt man die weißglasierten K., geht aber wieder zur Anwendung farbiger Kachelöfen über, welche neben dem schönern Ansehen mehr Wärmeausstrahlungsvermögen besitzen.

Kachelofen, s. unter Ofen.

Kachetien, Landschaft in Transkaukasien, nimmt den östl. Teil des Gouvernements Tiflis und den Nordwesten des Gouvernements Jelisabetpol, in der Ebene des Kur, ein und ist von jeher durch seine Weine berühmt gewesen.

Kachexie (vom grch. κακός, schlecht, und ἔχεσθαι, sich verhalten, im Gegensatz zur Euerie, dem Wohlbefinden) bedeutet die üble Beschaffenheit und das ungesunde Aussehen eines lebenden Wesens, im besondern die allgemeine Abmagerung, den abgezehrten Zustand eines Menschen, der eintritt, wenn der Körper mehr verbraucht, als er aufnimmt. Am auffälligsten ist die K. bei langsam verlaufenden Krankheiten, so bei Tuberkulose (Auszehrung), Leukämie, Krebs, Syphilis, Metallvergiftungen und gewissen Geisteskrankheiten (Melancholie, Manie). Dieselbe kann ferner zu Stande kommen bei sehr ausschweifender Lebensweise, bei Säufern, bei teilweisem Verschluß der Verdauungswege (Narben der Speiseröhre) und ist häufig nach sehr erschöpfenden fieberhaften Krankheiten (z. B. Typhus) vorhanden, namentlich wenn die Kranken nicht zeitig genug wieder kräftige Nahrung genießen. Die Abmagerung macht sich an allen Körperorganen geltend. Das Fett unter der Haut schwindet, die Haut läßt sich in langen Falten abheben und wird selbst runzelig, die Muskeln werden dünn und welk, die Ernährung des Nervensystems leidet Not und es kommt gewöhnlich sehr bald zu erheblicher Blutarmut, welche sich durch ein fahles Aussehen (habitus cachecticus), durch Kraftlosigkeit, rasche Ermüdung des Körpers und Geistes, nervöse Erregtheit und mürrische Gemütsstimmung zu erkennen gibt. Heilen läßt sich die K. durch Beseitigung der Ursache und gute Lebensweise. Ist das Grundleiden (z. B. Tuberkulose) nicht zu entfernen, so kann der Zustand doch oftmals durch gute Kost und Aufenthalt in reiner, gesunder Luft erheblich gebessert werden.

Kachiert (frz.), d. h. verdeckt, wird besonders zur Bezeichnung starker Papiere gebraucht, welche aus zwei aufeinander geleimten Bogen bestehen, meist von verschiedener Farbe. Das kachierte Papier dient zu Buchumschlägen und verschiedenen Accidenzarbeiten.

Kachonde (frz. cachondé, cachoudé), ein im Orient verbreitetes Kaumittel, um den Atem wohlriechend zu machen; es besteht aus Katechu, Zucker und Gewürz.

Kachou (frz.), Hustenmittel, gereinigter Lakritzensaft mit einem geringen Zusatz von Zucker und Anisöl zu ganz dünnen Stengeln (von der Stärke einer dicken Stricknadel) gerollt und dann in gleichmäßige kleine Stücke zerschnitten. — Oft wird mit K. auch der Catechu (s. d.) bezeichnet.

Kachowka, Stadt im russ. Gouvernement Taurien, im Dnjeprkreise, am linken Ufer der Konka, einem Dnjeprarme, gegenüber Berislaw, mit 772 E., ist bedeutend durch seine Jahrmärkte am 9. Mai und 1. Okt.; auf jedem derselben werden Hornvieh, Wolle und Getreide für 500000 Rubel verkauft. Auch ist K. ein bedeutender Stapelplatz für die Schiffahrt auf dem Dnjepr.

Kačić-Miošić (spr. Katschitsch-Mioschitsch, Andrija), einer der populärsten serb.-kroat. Dichter der ältern Zeit, geb. 1690 zu Brist (in Dalmatien), war Franziskanerpriester, später päpstl. Legat in Dalmatien, Bosnien und der Herzegowina. Als solcher faßte er ein lebhaftes Interesse an der heimatlichen Volksüberlieferung und dichtete im Geiste der Volkslieder eine Reihe histor. Gesänge: »Razgovor ugodni naroda Slovinskoga« («Angenehmer Trost des slaw. Volks», Veneb. 1756), die dann unter dem Titel «Pjermarica» («Liederbuch») 16 Auflagen erlebten und zuletzt 1875 in Agram gedruckt wurden. K. starb 1760 im Kloster Zaostrog. Zu seiner 100jährigen Jubelfeier 1860 erschien: «Vjenac uzdarja narodnoga Andriju K.» («Kranz nationaler Dankbarkeit für K.», Zara 1861) mit einer ausführlichen Biographie K.s.

Kadamiffch, mohammed. Sekte, s. u. Ansarier.

Kadapa, auch Cuddapah, Distrikt in der brit. Präsidentschaft Madras in Vorderindien, mit einem Areal von 21670 qkm und einer Bevölkerung von (1871) 1351194 Seelen, wird östlich von dem Distrikte Nelluru, südlich von dem Distrikt Nord-Arkadu, westlich von dem Distrikt Bellary und nördlich von dem Distrikt Karnulu begrenzt. Die gleichnamige Hauptstadt ist unter 14° 28′ nördl. Br. und 78° 52′ östl. L. (von Greenwich) auf dem rechten Ufer des Flusses Bogawanla gelegen. K. ist hauptsächlich des daselbst befindlichen militärischen für etwa 1000 Mann Truppen bestimmten Kantonnements wegen bemerkenswerth. Auch ist K. Sitz der civilen Distriktsbehörden und hat ein 1813 errichtetes Gefängnis für Eingeborene und zählt 16275 E.

Kadáver, s. Leiche.

Kaddisch (hebr., d. h. heilig), ein in aramäischer Sprache abgefaßtes, das Lob Gottes und das Herannahen des Gottesreiches behandelndes Gebet, das ursprünglich am Schlusse religiöser Vorträge gesprochen wurde, dann in die süd. Liturgie überging und seit dem Mittelalter bei Beerdigungen, im Trauerjahre und an «Jahrzeitstagen» von den Leidtragenden recitiert wird.

Kaden (Woldemar), Schriftsteller, geb. 9. Febr. 1838 zu Dresden, studierte Pädagogik, war Hauslehrer in Riga und Dorpat, ging dann ein Jahr zu philol. Studien nach Paris, wurde 1867 Direktor des Deutschen Instituts in Neapel, später Professor der deutschen Sprache und Litteratur am philos. Gymnasium daselbst; 1882 legte er diese Stellung nieder. Seinen vielfachen Wanderungen durch Italien verdankt eine Reihe von anziehend geschriebenen Werken ihren Ursprung, namentlich «Wandertage in Italien» (Stuttg. 1874), «Durstige Tage» (Stuttg. 1874), «Italiens Wunderhorn» (Übersetzungen ital. Volkslieder, Stuttg. 1878), «Unter den Olivenbäumen. Südital. Volksmärchen» (Lpz. 1880), «Italien. Eine Sommerfahrt nach dem Süden» (Glogau 1881), «Skizzen und Kulturbilder aus Italien» (Jena 1882), «Ital. Gipsfiguren» (2. Aufl., Oldenb. 1882), «Pompejanische Novellen» (Stuttg. 1882), «Die Riviera» (mit Illustrationen, Stuttg. 1884).

Kades (Kades-Barnea), Ort im äußersten Süden Palästinas, in der Wüste Zin, die vierzigste Station der Israeliten bei ihrem Auszug aus Ägypten; von hier sendete Moses Josua und Kaleb auf Kundschaft aus und hier starb Mirjam.

Verzeichnis

der

Abbildungen und Karten

zum neunten Bande.

A. Tafeln und Karten:

	Seite
Heizung	72
Das Herz des Menschen	167
Hirsche	258
Höhlen	325
Holzbearbeitungsmaschinen	349
Hühnervögel	447
Wilde Hunde und Hyänen	464
Hunderassen	466
Indischer Ocean. (Karte.)	572
Industriepflanzen. I.	588
Industriepflanzen. II.	588
Insekten. I.	616
Insekten. II.	616
Insekten. III.	616
Insekten. IV.	618
Schädliche Insekten	618
Insektenfresser	621
Insignien	622
Irland. (Karte.)	662
Isothermen. (Karte.)	696
Italien. (Karte.)	700
Ober- und Mittelitalien. (Karte.)	702
Unteritalien. (Karte.)	704
Das alte Italien. (Karte.)	712
Jerusalem. (Karte.)	838

B. Abbildungen im Texte:

Heizung. (3 Figuren.)	72
Helgoland, Topographische Lage	81
Heliometer	86
Helm. (12 Figuren.)	92. 93

Verzeichnis der Abbildungen und Karten zum neunten Bande.

	Seite
Hemimorphie. (2 Figuren.)	104
Heronsball.	157
Heronsbrunnen.	157
Hieroglyphen.	224. 225
Hindernismittel. (10 Figuren.)	246. 247
Hippuritenkalke.	256
Hirsch, Geweihe. (4 Figuren.)	259
Hobel. (4 Figuren.)	277. 278
Hobelmaschinen. (9 Figuren.)	279. 280
Hochkirch, Topographische Lage.	285
Hohlzirkel.	327
Holzschrauben. (3 Figuren.)	362
Holzstifte. (3 Figuren.)	363
Holzstoff. (2 Figuren.)	365
Holzverband. (28 Figuren.)	366. 367
Hongkong, Topographische Lage.	381
Honigameisen.	383
Hörmaschinen. (2 Figuren.)	396
Hufnägel. (4 Figuren.)	434. 435
Hull, Topographische Lage.	450
Hydrooxygengas-Mikroskop. (2 Figuren.)	496. 497
Hygrometer. (5 Figuren.)	500
Hypsothermometer.	514
Ichthyosaurus.	524
Impfung.	555
Induktion. (4 Figuren.)	583. 584
Induktionswage.	585
Inflexion. (4 Figuren.)	593
Influenzmaschine. (2 Figuren.)	594
Inhalation. (2 Figuren.)	602
Injektion. (2 Figuren.)	603
Inkunabeln.	607
Insolation. (2 Figuren.)	623
Interferenz. (4 Figuren.)	634
Irradiation. (2 Figuren.)	671
Irrigator.	674
Jalousien. (13 Figuren.)	789. 790
Jute. (3 Figuren.)	943. 944
Kabel. (4 Figuren.)	949. 950

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.